Zeriel's

des infernaliſchen Schauſpieldirectors

Reiſe

auf die Oberwelt.

Aus deſſen Tagebuche mitgetheilt

von

F. Nork.

Leipzig,
im Verlage des literariſchen Muſeums.

1830.

[illegible]

Inhalt.

Seite

Einleitung.

Eine Kaffeehausſzene. — Erbärmliche Kritik über ein noch erbärmlicheres Theaterſtück. — Wer der Recenſent geweſen! — Der bezauberte Seſſel. 5

Vorwort des Teufels. 26

Erſtes Kapitel.

Abſchieds-Audienz. — Menſchwerdung. — Folgen einer Ode. — Fahrt nach Peſth. — Somnambulismus. — Trockener Reiſebericht. . 37

Zweites Kapitel.

Wiederſehen. — Tragikomiſche Schilderung eines Prieſters der Göttin Penia. — Verſilberte Kritik. — Doppelzüngigkeit eines Recenſenten. — Satyriſche Skeptik. — Zuſtand der Bühne in Peſth. 49

Drittes Kapitel.

Der verſpätete Journalartikel. — Wann und wie ſollen Theater-Recenſionen geſchrieben wer-

Seite
den? — Der Journaliſt Saphir zum Erſtenmale auf die Bühne gebracht. — Sophiſtiſche Vertheidigungsſchrift. — Peſther Sittenſpiegel. 82

Viertes Kapitel.

Drei Tage auf der Landkutſche. 111

Fünftes Kapitel.

Die Theater Wiens. — Briefwechſel. — Literariſche Speculationen. 170

Sechstes Kapitel,

welches nichts als eine Bücheranzeige und eine pſychologiſche Abhandlung enthält. 223

Siebentes Kapitel.

Reiſe nach Prag. — Ankunft daſelbſt. — Die böhmiſche Oper. — Die Promenade auf dem Walle. 243

Schlußwort des Herausgebers. 253

Einleitung.

Eine Kaffeehausſzene. — Erbärmliche Kritik über ein noch erbärmlicheres Theaterſtück. — Wer der Recenſent geweſen? — Der bezauberte Seſſel.

Das Schauſpiel war zu Ende, die Theaterbeſucher welche an dieſem Abende ſich in größerer Anzahl als gewöhnlich eingeſtellt hatten, wogten aus den engen Hallen hinaus in die hellerleuchteten Straßen, wo ſich die Menge nach verſchiedenen Richtungen hin zerſtreuete.

Ich aber eilte in das dem Theatergebäude gegenüber befindliche Kaffeehaus: ,,Zur Traube'' genannt, um daſelbſt nach gewohnter Weiſe den Abendimbiß einzunehmen. Meinen gewöhnlichen Platz fand ich diesmal ſchon von einem Andern beſetzt, deſſen ſonderbares Aeußere aber nicht geeignet ſchien, die Zuneigung eines Fremden auf den erſten Anblick zu gewinnen. Sein finſteres dunkelbraunes Geſicht ward von ſchwarzen buſchigen Augenbrannen beſchattet, Haupthaar, Halsbinde und Kleider waren ſämmtlich von ſchwarzer Farbe. Dies wahrhaft dämoniſche Ausſehen ſchreckte mich keineswegs ab, mit dem räthſelhaften Unbekannten ein Geſpräch anzuknüpfen. Ich zweifelte nicht, daß er ebenfalls wenige Minuten vor mir das Schauſpielhaus verlaſſen habe, denn bei meinem Eintreten hatte er erſt ein Glas des nährenden Hopfenſaftes aus den Händen des dienſtwilligen und ſchnellfüßigen Kellners in Empfang genommen. Um mich zu überzeugen, ob meine Vermuthung auch gegründet ſey, ſtellte ich die Frage an ihn, ob er auch der heutigen Vorſtellung im Theater beigewohnt habe?

„Leider,“ entgegnete er in einem Tone, der Bitterkeit und Unwillen zugleich ausdrückte — „Leider gehöre auch ich zu den vielen Thoren, die ein vielverſprechender Titel diesmal in das Schauſpielhaus zu locken vermochte.“

„So?“ — fragte ich verwundert.

„Sie, mein Herr! ſcheinen ſehr leicht befriedigt zu werden!“ erwiederte barſch der Schwarze, indem er mich bei dieſen Worten mit durchbohrendem Blicke vom Scheitel bis zur Sohle maß. „Ich erwartete“ — fuhr er fort — „in dieſem Georg einen Spieler zu erblicken, welcher am Rande des Abgrunds, wohin ihn ſeine Leidenſchaft getrieben, vor der bodenloſen Tiefe zurückſchaudern, und einen beſſern Weg einſchlagen würde. Ein ſolcher verſöhnender Schluß wäre für manchen der Zuſchauer wohlthuend geweſen, der mit derſelben Geiſteskrankheit behaftet, durch dies gräßliche Gemälde erſchüttert, mit dem Helden des Stückes zugleich Beſſerung gelobte, ſtatt mit dieſem zu verzweifeln, und die ſchlechte Handlungsweiſe einem unverſöhnlichen Fatum aufzubürden, das den Menſchen zum Spielzeuge ſeiner Launen machen wolle. — Aber, der Verfaſſer jener Miſere gefällt ſich ſo ſehr in einer übermäſſigen Anhäufung von Gräuelſzenen, daß er ſich nicht mit dem ſchaudervollen Ende des Helden allein begnügt, ſondern auch ſein Vater wird, obgleich ſchuldlos, dem Tode geweiht. Wo blieb hier die ſogenannte poetiſche Gerechtigkeit?

Es iſt demnach klar, die Abſicht Scribe's war unverkennbar, durch das Schaudergemälde, die nur an Gräßlichkeiten ſich ergötzende, ausſchweifende Phantaſie des Pariſer Vorſtadtpöbels zu beſchäftigen, nicht aber durch eine lebendige Schilderung dieſes abſcheulichen Laſters manches zufällig im Parterre befindliche Opfer der Spielwuth noch zur rechten Zeit von ſeiner Krankheit zu heilen. Aehnliche Schöpfungen einer verwilderten Einbildungskraft überraſchen zwar Anfangs durch ergreifende Situationen und ſtark aufgetragene Farben eine ſchauluſtige Menge, aber dieſe Verblendung währt nicht lange. Mit Abſcheu wendet ſich die edlere Klaſſe nach der erſten Ueberraſchung von dieſen Bildern des Entſetzens weg, und verlangt nach dem Beſſern. Daher geben erfahrne Directionen ſogenannte Schauderſtücke in raſchen Wiederholungen hintereinander, fort, bevor die Menge Zeit gewinnt über die Werthloſigkeit ſolcher Produkte nachzudenken, und ſich des freigebig geſpendeten Beifalls zu ſchämen."

Ich hatte aus Höflichkeit die Rede des Fremden bisher nicht zu unterbrechen gewagt, länger dünkte mir jedoch unmöglich, ihm nicht mit einer Frage ins Wort zu fallen. Dieſe war, ob er auch dem Seriöſen Drama, welches ſo ſichtbare Wirkungen der Theilnahme auf die zahlreich verſammelten Zuſchauer hervorgebracht, das eben ausgeſprochene Prognoſticon ſtelle?

„Unbedenklich, und mit Grund!“ verſetzte er.

„Aber mit welcher Beſtimmtheit vermögen Sie dies voraus zu behaupten?“ fragte ich von Neuem.

„Weil ich“ — entgegnete er — „als Theaterdirector dieſes Fach vorzugsweiſe verſtehen muß, und ſehen Sie etwa in mir einen vom gewöhnlichen Schlage vor ſich?“ Dieſe Frage begleitete der Fremde mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln, welches jedoch einen mehr gräßlichen und ſchauderhaften denn angenehmen Eindruck in mir hervorbringen mußte als meine Augen den ſeinigen begegneten, denn die teufliſchen Züge in ſeinem Antlitze traten jetzt noch greller hervor.

„Ich bin wohl der einzige Schauſpielunternehmer“ — fuhr er fort — „der ſich mit ſeiner Unſterblichkeit brüſten darf. Das Angenehmſte bei der Sache iſt, daß ich bisher noch nie Urſache gehabt, dies ſchätzbare Geſchenk der Gottheit zu bereuen, denn meine Subjekte haben, ſo lange ich dieſes Amt auch verwalte, mir dennoch nie durch Grillen, Zwiſtigkeiten, Kabalen und Unpäßlichkeiten das Leben zu verbittern geſucht.“

„Avec permission, Herr Director!“ — fiel ich hier ins Wort — „Sie ſcheinen in Ihrer Behauptung wohl etwas vorſchnell zu ſeyn, welches ich mich damit nachzuweiſen getraue, daß bei uns in Deutſchland allein Mehrere dieſen Vorzug mit Ihnen theilen, wie namentlich: Iffland, Schröder u. a. m. Wie aber vermögen Sie mich glauben zu machen, daß Sie zu den Auserwählten gehören, da Sie ſogar noch am Leben ſind?"

„Ey welches tolles Zeug ſchwatzen Sie in die Nacht hinein?" — entgegnete der Fremde. — „Bedenken Sie doch, daß man nicht zugleich todt und unſterblich ſein kann. Und glauben Sie etwa, daß ich beim Theater aufgewachſen? Ich habe in meiner Jugend in den berühmteſten Schlachten, die jemals geliefert worden, mitgekämpft. Ich focht nämlich untrr den Fahnen des Höllenfürſten gegen die himmliſchen Heerſchaaren, und können Sie dies Alles ſehr ſchön in Ihrem Milton leſen, wofern in den Leihbibliotheken ſein „verlornes Paradies" zu finden ſeyn ſollte."

„Ei der Teufel!" rief ich ganz verwundert aus, indem ich dabei meinen Stuhl aus beſonderer Ehrfurcht etwas weiter zurückſchob — ſo wäre mir denn die allerhöchſte Ehre zu Theil geworden, endlich einmal —"

„Den Teufel ſelbſt zu ſprechen!“ — fiel Jener raſch ein. — „Wenn Sie mich aber in jenem Gedichte nicht genannt finden, ſo kann Sie dies nicht im mindeſten befremden. Ich hatte in dem erwähnten Feldzuge noch keine bedeutende Charge. Nebſtdem ward gleich nach erfolgtem Friedensſchluſſe der Corporalſtock von mir gegen das Szepter eines Schauſpieldirectors eingetauſcht. Meinen Sie aber in der That, es wäre mir ſo leicht geworden, mich zu dieſem bedeutenden Poſten aufzuſchwingen, als nämlich der eines Maitre des plaisirs Sr. infernaliſchen Majeſtät betrachtet wird? Mußte ich mir doch zuvor von dem Advocatus diaboli eine Bittſchrift aufſetzen laſſen, worin ich Sr. allertiefſten infernaliſchen Majeſtät die früher geleiſteten Kriegsdienſte in Erinnerung brachte, und nicht zu erwähnen vergaß, daß mein linker Fuß durch eine feindliche Kugel eine bedeutende Bleſſur erhalten, und ich demnach zu jeder bürgerlichen Beſchäftigung unfähig geworden. Ich fügte noch ſchlau genug hinzu, daß ich dieſe Begünſtigung um ſo gewiſſer erwarte, als ich durch meine Fußwunde feſt aufzutreten verhindert, folglich zum Schauſpieldirector nach dem Sinne meiner Subjecte am tauglichſten wäre. Dennoch ward ich mit meinem Geſuche abgewieſen, und ich würde das Amt welches ich gegenwärtig verwalte, nie erhalten haben, hätte ich nicht des Satans Großmutter durch einen Handkuß und noch verbindlichere Gefälligkeiten für meinen Zweck zu gewinnen gewußt. Die erheuchelte Sprache meiner Augen war beredeter als die des Mundes. Sie wendete ſich gleich an Aſtaroth, die ſchönſte aber auch verbuhlteſte Dame am Hofe, welche über den lebensluſtigen Belial alles vermag. Dieſem gilt der geheimſte Wunſch ſeiner Schönen als Befehl, und er übernahm es, meine Angelegenheit ſeinem Oheim dem Moloch, Miniſter der innern Angelegenheiten in Perſon vorzutragen. Auf dieſe Weiſe erhielt ich, nachdem ſieben hundert ſieben und ſiebenzig Jahre ſeit der Einrichtung meines Geſuches verfloſſen waren, das längſterſehnte Decret eines Directors des königl. infarnaliſchen Hoftheaters. — Gegenwärtig gereicht mir der Einfluß jener alten Dame auf ihren Enkel Satan dem einzigen Recenſenten der Hölle zu einem beſondern Vortheile, ſo daß —“

„Halten zu Gnaden, Ehrenwertheſter Herr Teufel!“ — unterbrach ich plötzlich den Redner — „verhielt es ſich wirklich ſo, wie jener brittiſche Dichter uns glauben machen will, daß Ihr Bürger der Finſterniß in Euerm Aufſtande gegen die Engel des Lichts ſchon den Gebrauch der Feuerwaffen gekannt haben ſolltet? Dieß geht aus Ihren eigenen Worten hervor, wofern ich die Schußwunde an Ihrem Fuße nicht als eine kleine Erdichtung —“

„Wie können Sie nur ſo fragen?“ — verſetzte der Bürger der Unterwelt — „Weiß denn nicht jedes Kind bei Ihnen, daß das Pulver eine hölliſche Erfindung ſey? Aber Sie ſcheinen überhaupt von unſerer unterirdiſchen Regierungsverfaſſung, Erfindungen, Künſten u. ſ. w. entweder ſehr falſche, oder doch nur dunkle Begriffe zu haben.“

„Allerdings“ — entgegnete ich — „o Sie würden mich durch eine ſkizzirte Schilderung Ihrer Sitten und Geſetze, bürgerlichen Einrichtungen, Theater, Wiſſenſchaften, Kunſt u. ſ. w. ſehr verbinden.“

„Mit größtem Vergnügen füge ich mich Ihren Wünſchen.“ — verſicherte mich der Schwarze, und fuhr fort:

„Unſer allergnädigſter Herr und König iſt Adramelech, in welchem Namen dieſe beiden Worte enthalten ſind. Ueber den Adel und die Regierungsverwaltung hier in einem öffentlichen Kaffeehauſe zu ſprechen, wäre eben nicht ſehr zu rathen. Ich will daher lieber zu dem auch bei Euch gewöhnlichen Gegenſtande des Tagsgeſpräches, nämlich zum Theater übergehen. Wir Einwohner der Hölle halten uns durch die Vergnügungen, welche das Schauſpiel gewährt, für eine andere Geiſteserholung: die Lectüre ſchadlos, die durch eine im Reiche der Finſterniß leicht zu erwartende Cenſurſtrenge ſehr beſchränkt wird. Hingegen iſt unſere Bühne jeder andern auf der Oberfläche der Erde unſtreitig vorzuziehen, denn der Monarch ſelbſt verwendet große Summen auf die Erhaltung derſelben, obgleich, wie Einige meinen, aus bloß politiſchen Gründen, damit das Volk durch einen andern Zeitvertreib gehindert werde, ſich um die Staatsverwaltung zu bekümmern. Ich beſitze auch wirklich in jedem Fache die ausgezeichnetſten Künſtler, und wenn ihr Ruf nicht bis auf die Oberwelt gedrungen iſt, ſo liegt dies nur an dem ſtrengen Verbote unſeres Monarchen, keine Theaterkritiken zu ſchreiben. Der einzige hölliſche Dramaturge iſt Satan, deſſen kritiſche Aufſätze in der von Lucifer redigirten „Höllenzeitung“ erſcheinen, und deſſen darin aufgeſtellte Meinungen als Orakelſprüche gelten. Aber um wieder auf unſere Schauſpielkünſtler zurückzukommen, ſo nenne ich Ihnen als die Zierde der Geſellſchaft meinen trefflichen Leviathan. Würden Sie dieſes ſeltene Genie perſönlich kennen, Sie hätten Ihre Freude an ihm. Dieſes ſonore Organ, das mit Recht ein Orkan genannt werden dürfte, dieſe Mimik, dieſe Aktion — nein! Sie müſſen ſelbſt in die Hölle fahren, um ihn zu ſehen, ſein Talent gehörig bewundern zu können. Da iſt nichts von jener ſtudirten Ruhe und fein berechneten Haltung und Wendung des Körpers, womit ſich Eure Heldenſpieler ſo ſehr brüſten. Nach ihm kommt Asmodi, als erſter Liebhaber —“

„Wie?“ — fragte ich — „ein Liebhaber, welcher hinkt?“

„Da ſehen Sie abermals“ — entgegnete Jener — „welche falſche Begriffe euch Menſchenkindern von uns beigebracht werden. Dieſer Leibesfehler iſt ihm von dem Schurken le Sage bloß angedichtet worden, der wie eure heutigen Schriftſteller, auf einen lockenden Titel ſinnen mußte, wenn ſein Buch nicht hinken, ſondern ſchnell abgehen ſollte.“

„Aber“, — fiel ich ihm wieder ins Wort — „Wie kam Asmodi in die Flaſche jenes Zauberers, aus welcher ihn der ſpaniſche Edelmann hernach befreyte?“

„Je nun“ — verſetzte der Redner — „auch wir haben unſere kleinen Schwächen. Dies eben iſt Asmodi's einziger Fehler. Er guckt zuweilen zu tief in die Flaſche, aber dies giebt ihm eigentlich Glut und Leben, daß er die pathetiſchen Stellen mit dem gehörigen Feuer vorzutragen vermag. Wie hätte er ſonſt bei der uns Teufeln angebornen Häßlichkeit ſich zum erſten Liebhaber aufzuſchwingen vermocht?

Belphegor, deſſen Schickſal auf der Oberwelt Ihnen wohl aus Ihrem Machiavelli bekannt ſeyn wird, ſpielt geplagte Ehemänner und Väter. Meiſter Urian gilt für unſern vorzüglichſten Komiker. Seine gelungenſte Leiſtung iſt: „Der geprellte Geitzige.“ Die Handlung dieſer Poſſe geht auf der Oberwelt in Wien vor, wo eine daſelbſt lebende Schauſpielerin um jeden Preis in der Welt ſich auch literariſche Berühmtheit zu verſchaffen ſucht. Als ſie alle ihre Bemühungen vergeblich angewendet ſieht, bietet ſie als ihre letzte Zuflucht einem unſerer Teufel ein Opfer, falls er ihren Wunſch zu erfüllen im Stande ſey. Der Bürger der Hölle fährt mit Extrapoſt auf die Oberwelt, langt in der erſten und ſchönſten Reſidenz Deutſchlands an, und läßt ſich jener Dame vorſtellen. Sie fragt, welchen Preis er für ſeine Dienſtleiſtung fordere? ,,Eine Seele, gleichviel welche“ — giebt Jener zur Antwort — ,,die Ihrige, oder die Ihrer Kammerzofe, für mich hat die eine denſelben Werth wie die andere. Nach einem Jahre und ſechs Wochen iſt der Wechſel fällig.“ Der Handel iſt abgemacht. Der Wucherer empfiehlt ſich, die Dame ſetzt ſich ans Pult, und ſchreibt in wenigen Tagen ein Spektakelſtück. Des Teufels Einfluß iſt ſichtbar, denn das Stück fliegt von einer Bühne zur andern und gefällt durch hölliſches Blendwerk. Ein Jahr verfliegt bald. Der Seelenmäkler klopft an die Thüre, wird eingelaſſen. Die Schauſpielerin tritt ihm gefaßten Muths entgegen. ,,Fra Diabolo“ — redet ſie ihn an — ,,was würden Sie ſagen, wenn ich ſtatt meiner mein eigenes Kind, meine ,,Röſel“ Ihren Händen übergebe?“ — „Tout egal Madame! c'est la meme chose!“ entgegnet freundlich ſchmunzelnd der Pferdefuß, und der Gimpel folgt den Kontrakt aus, welchen die Dame ſogleich in den Kamin wirft. Der Teufel hat ſich indeß neben ihr auf ein Sopha niedergelaſſen, und ſucht mit der Frau vom Hauſe ein Geſpräch anzuknüpfen. ,,Aber Madame“ — fragt er — ,,wie paßt Ihre Handlungsweiſe zu Ihrem Rollenfache? Auf dem Theater geben Sie zärtliche Mütter, und liefern Ihr Kind der Hölle aus, um ſich loszukaufen?" — „Ey Sie loſer Spötter!" entgegnete kichernd die Breterheldin, „es iſt ja kein körperliches, ſondern ein geiſtiges Kind meine Röſel." — Stumm und ſtarr glotzt der Geprellte die ſchlaue Dame mit hohlen Augen an, endlich macht er ſeinem Schmerze mit Schillers Worten Luft: „Den Dank Dame, begehr ich nicht," und kehrt in Zorn entbrannt in die Hölle zurück, nachdem er die beſchämende Erfahrung gemacht, daß Weiber ſelbſt die Teufel überliſten."

„Dieſes Luſtſpiel" — bemerkte ich — „gereicht dem Verfaſſer zur Ehre, Plan und Intrigue ſind gut ausgeführt, und die Charaktere glücklich gezeichnet. Aber ich dächte, nicht Jedem und zu jeder Zeit gelingt es den Charakter und Geiſt einer fremden Nation richtig aufzufaſſen. Warum beſchränken ſich Euere Dichter nicht darauf, bloß Perſonen aus ihrer Mitte auftreten zu laſſen, und die Szene des Stückes in die Hölle zu verlegen? Denn wenn Ihr Sitten und Charaktere ſchildern wollt, müſſen auch diejenigen unfehlbar am beſten gelingen, welche Ihr täglich zu beobachten Gelegenheit habt."

„Eben die Kenntniß unſrer eigenen Sitten und Lebensweiſe würde den Zuſchauer leicht eine verfehlte Zeichnung des Dichters bemerken laſſen. Dieſer handelt daher weit klüger, den Schauplatz in einem fremden Lande zu wählen, wo wir dem Poeten unbedingt auf ſeine Redlichkeit glauben müſſen, daß er ſich keine Verfälſchungen zu Schulden kommen laſſe.“

„Und wer iſt der Verfaſſer dieſes trefflichen Luſtſpiels?“ fragte ich wieder.

„Unſere Dichter nennen ſich nie,“ — verſetzte Jener — „denn ihnen iſt es nicht um die Unſterblichkeit zu thun, deren ſie ohnehin theilhaftig ſind, ſondern ſie haben nur die Unterhaltung des Publikums als ihren einzigen Zweck vor Augen. Mißlingt ihnen zuweilen ihr lobenswerthes Streben, ſo thun ſie, als ginge es ſie am wenigſten an, wenn ſie von unſerm Dramaturgen Satan recensendo geriſſen werden. Aber Mephiſtophel unſer Hofbuchhändler kennt ſie Alle, weil ſie ihm ihre Werke in Verlag geben. Er ſucht die Gelehrten ſelbſt auf, lockt ſie durch glänzende Kontrakte, ſie glauben ihn ſodann übervortheilt zu haben, und am Ende iſt Er es, der ins Fäuſtchen lacht. Euer Fauſt kann ein Lied aus eigner Erfahrung ſingen.“

„Aber“ — unterbrach ich abermals den Erzähler — „fühlt Ihr denn einen ſolchen Mangel an Gelehrten bei Euch, daß man ſie von der Oberwelt holen muß?“

„Dies eben nicht“ — entgegnete er — „jedoch auch in dieſer Hinſicht ſind wir den Adamskindern mit einem Beiſpiele vorangegangen, daß wir es vorziehen, Fremde mit großen Koſten zu verſchreiben, als unſere eigenen Landsleute zu beſchäftigen.“

„Wer ſind Eure Schauſpielerinnen?“ — „Wir bedürfen keines weiblichen Perſonals, und begnügen uns, wie Ihr in frühern Jahrhunderten gethan, mit jungen unbärtigen Leuten, welche Weiberrollen mit beſonderm Glücke ſpielen. Daß ſie dies vermögen, davon erzählen nicht nur euere Legenden, wie ſie auf der Oberwelt bei Heiligen und Eremiten in dieſen Parthien mit Beifall geſpielt, ſondern auch Milton giebt ihnen das Zeugniß, daß ſie auch weibliche Geſtalten nach Belieben annehmen können. Bei dieſer lobenswerthen Einrichtung bleiben alle Kabalen und Liebſchaften, Unpäßlichkeiten, Heiſerkeiten, Schwangerſchaften und wie die Peiniger der Theaterdirectionen ſonſt noch heißen mögen, gänzlich weg. Dieſes Amt, welches ich zu verwalten die Ehre habe, denkt man ſich aber auch bei uns von Kränkungen und Leiden ſo unzertrennlich, daß mir bei dem Antritte meines Amtes der Name Zeriel (Dulder Gottes) beigelegt worden, obgleich ich faſt gar keine Unannehmlichkeiten in meinem jetzigen Stande kenne.“

„Wie hoch“ — fragte ich abermals — „beläuft ſich wohl die Gage Ihres vorzüglichſten Subjektes, Herr Zeriel?“

„Mehr als funfzig tauſend Seelen des Jahrs —“ entgegnete Dieſer — „erhält Niemand von mir, und glauben Sie etwa, dies ſey nicht Geld genug? Denken Sie nur, der erſte Miniſter am Hofe, Se. infernaliſche Durchlaucht Fürſt Moloch von Molochsgluten hat keinen ſo ſtarken Jahrgehalt. Die jährliche Auszahlung der Gagen an die ſämmtlichen Mitglieder findet bloß an dem Tage ſtatt, wo euer Aſchermittwoch ausfällt, weil zu dieſer Zeit die größten Summen in die Staats-Kaſſe eingehen, von welcher, wie ich Ihnen bereits früher geſagt, unſere Subjecte als Hofſchauſpieler beſoldet werden. Die Beſtimmung der Gagen und deren Auszahlung bleibt meinem Kaſſier Herrn Mammon überlaſſen, der ſich auf ſeinem Poſten mit Ehren behauptet, und ſich noch keine Veruntreuung bisher zu Schulden kommen ließ.“

„Wer iſt Ihr Souffleur?“

„Beelzebub, ſpottweiſe die Fliege genannt, ſeiner winzigen Geſtalt wegen, daher ſchickt er ſich auch nur in den Souffleurkaſten, von wo aus er den Schauſpielern jedes Wort vorſummt.“

„Aber bald hätte ich Ihren Intriganten vergeſſen, wie nennt ſich der?“

„Eben Seinethalben“ — verſetzte Zeriel — „machte ich die beſchwerliche Reiſe auf die Oberwelt, um euere Bühnen kennen zu lernen, und den erſten beſten Intriganten ſeinem Publikum wegzuführen. Ich habe wohl nicht zu beſorgen, daß ich mit gleicher Münze bezahlt würde. Kontractbrüche ſind bei uns undenkbar, denn die Hölle iſt kein Fegefeuer, daß man aus ihr wieder entwiſchen könnte. — Der Zufall ſei geprieſen, der mich dieſen Abend in dem Darſteller des Danville den lange vergeblich geſuchten Intriganten, an welchem es in der Hölle noch immer mangelt, endlich finden ließ. Noch dieſe Nacht tritt ſeine Seele die Höllenfahrt mit mir an. Wundere ſich daher das hieſige Publikum gar nicht, wenn es ihn künftig immer ohne Seele ſpielen ſieht.“

Nachdem der Erzähler ſeine Rede geendet hatte, zog er ein ziemlich ſtarkes Manuſcript aus der Taſche, und überreichte es mir mit den Worten:

„Da Sie, mein Herr! der einzige Adamsſohn ſind, dem ich, weil der Zufall eben Sie zuletzt mir in den Weg führte, meinen eigentlichen Stand und Abkunft entdeckte, ſo will ich Ihnen auch mein Tagebuch als ein „Souvenir“ anbieten. Sie werden darin meine auf der Oberwelt erlebten Abenteuer und die dadurch veranlaßten Bemerkungen aufgezeichnet finden. Verfahren Sie übrigens mit dieſer Handſchrift nach eigenem Gutdünken, nur gebe ich Ihnen zugleich den freundſchaftlichen Rath, ſo lockend das Honorar auch wäre, ſie dennoch nicht dem Drucke zu übergeben. Es könnten ſodann Folgen eintreten, die Sie mein Souvenir als ein Geſchenk der Hölle betrachten ließen, denn Sie würden dann als Herausgeber des Werkes ſtatt meiner dem ganzen Recenſentenpack zur Zielſcheibe der Bosheit dienen.“

Ich hatte noch eine Frage auf der Zunge, als ich ſie aber an Mann bringen wollte, war dieſer ſchon verſchwunden. Ich blickte um mich, die andern Gäſte waren längſt nach Hauſe geeilt, und ich ſah mich mit dem Marqueur allein im Saale, der in einer Ecke deſſelben vernehmlich ſchnarchte. Eben ſchlug die Wanduhr Eins, ich weckte den Schläfer und verließ das Haus.

Unglücklicherweiſe iſt der Stuhl auf welchem der Teufel geſeſſen, nicht gleich bezeichnet, oder gar bei Seite geſchafft worden, denn dieſer erhielt an jenem Abende die geheimnißvolle Kraft, jeden Gaſt, der ſich auf ihm niederließ, von unten auf zu Theaterkritiken zu begeiſtern. Und ſo iſt es allein zu erklären, wie Leute aus allen ſelbſt den niedrigſten Volksklaſſen, ihre kritiſchen Orakelſprüche ausſtrömen ließen, ſobald ihre Sitztheile nur einmal mit dieſem verhängnißvollen Seſſel (auf welchem der Teufel Scribe's: „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers" recenſirend geſeſſen) in Berührung kamen. Da ein Kaffeehaus der Sammelplatz und Zufluchtsort aller Fremden und Müßiggänger des Ortes iſt, ſo verbreitete ſich dieſe epidemiſche Krankheit auch bald in andere Länder, und wird wie die Luſtſeuche nie ganz ausgerottet werden können, ſondern in alle fernen Zeiten zerſtörend fortwirken, als ein verderbliches Geſchenk der Hölle.

Uns und alle gottesfürchtigen, frommen Seelen aber wolle der Herr jederzeit vor den Anfechtungen des Böſen beſchirmen und beſchützen. Amen!

* * *

Da alle Heiligenlegenden und ähnliche zur Erbauung der Leſer verfaßte Bücher ſämmtlich übereinſtimmen, daß alle Sprüche des Teufels Trug und Lüge enthalten, ſo faßte ich den gewagten Entſchluß, das Manuſcript meines mitternächtlichen Geſellſchafters, ungeachtet ſeiner ernſtlichen Warnung dennoch abdrucken zu laſſen, um mich in der Folge zu überzeugen, ob der Teufel nicht auch zuweilen ehrlich denke, und die Wahrheit ſpreche?

Vorwort des Teufels *).

Wenn die Muſe zuweilen auch die Wünſche eines Teufels erhört, welche Frucht kann man aus dieſer Verbindung ſich verſprechen? — Ein Ungeheuer? allerdings! aber da dieſes nicht einen Staubgebornen Vater nennen muß, ſo kommt ihm mindeſtens die Ehre eines Prinzen von Geblüte zu, und weil die Geburt eines ſolchen durch Kanonendonner dem jubelnden Volke verkündigt, und reichliches Almoſen unter die Armen vertheilt wird, habe ich Sorge getragen, daß dieſe feſtlichen Gebräuche auch bei meinem Sprößlinge nicht fehlen ſollten. In der

---

*) Aus dem Inhalte dieſer Eingangszeilen zu Zeriels Tagebuche geht klar hervor, daß der Teufel voraus gewußt, wie der Herausgeber dieſes Manuſcriptes daſſelbe, der Warnung des Erſtern ungeachtet, dennoch dem Drucke übergeben werde.

That lauern und paſſen bereits drei geachtete *) Journaliſten auf das durch den Leipziger Meßkatalog zu gebende Zeichen, um durch das Abfeuern ihres großen Geſchützes die Geburt meines geiſtigen Kindes den freudig überraſchten Inhabern der Leſe-Inſtitute zu verkünden. Was die vielen Almoſen betrifft, ſo habe ich mich auf eine liſtige Weiſe aus der Verlegenheit gezogen. Bekanntlich muß auch ein Teufel ſobald er in den Orden der Schriftſteller eintritt, das Gelübde der Armuth ablegen. Ich habe daher in mein Manuſcript eine bedeutende Anzahl von Böcken eingepfercht, welche wie bei den alten Griechen die Ochſen vor der Erfindung der Münzen, die Stelle des baaren Geldes vertreten ſollen. Nun ſteht es hungrigen Kritikaſtern frei, ſo viele Böcke zu ſchießen, als ſie nur ſelbſt wollen; und ich habe Grund zu glauben, daß ſie Ausbeute genug finden werden, um wenigſtens ein halbes Jahr von dem daraus gelöſeten Honorare leben zu können, wofern

---

*) Vielleicht auch geächtete, denn die Schriftzüge ſind ſo unleſerlich, daß mit Gewißheit anzunehmen, die Feder ſey von keiner Menſchenhand, ſondern von einem Pferdehufe oder einer Bocksklaue geführt worden.

Der Setzer.

ſie die Beute nicht ſelbſt verzehren, ſondern in ganzen Lieferungen auf den literariſchen Wochenmarkt führen. Habe ich doch auf ähnliche Weiſe manche Pfefferdüte an Mann gebracht, indem ich ſie geſchickt in einen journaliſtiſchen Frachtwagen unter andern Waaren einzuſchmuggeln gewußt? So wurden meine Produkte den Leſern periodiſcher Blätter ins Haus gebracht, und ihnen gewaltſam aufgedrungen. Statt einer in Uhland'ſcher Form gehaltenen Romanze von den Liebesnöthen des Ritter Bemſen, oder der gehofften Entſagungsnovelle für empfindſame Seelen, erhielten die Herren und Damen einige Pfefferkörner, von welchen ich mehrere den Käufern dieſes Buches, (in welches ich ſie hie und da eingeſtreut,) auch zu koſten gebe, damit ſie ſelbſt zu entſcheiden vermöchten, ob die Klagen der getäuſchten Journalleſer und Leſerinnen nicht gegründet waren? — Ich beſonders habe Urſache, die Einführung der belletriſtiſchen Zeitſchriften in Deutſchland aus allen Kräften zu loben, da ich auf dieſe Weiſe zuerſt den Eintritt in die Leſewelt erhalten. Daß aber die Tugend der Dankbarkeit den Teufeln minder fremd ſey als den Adamsſöhnen, bezeugt die nächſtfolgende mir vom Dankgefühle diktirte Abhandlung über den

Nutzen der Journaliſtik.

Eppur da cosi torbida sorgente
Spesso il suffragio publico dipende.
Da tai fonti la fama assai sovente
Regola e norma unicamente prende,
Quando al giusto, al malvagio, al vile, al prodo
Distribuisce il biasmo e la lode.

Casti.

Obgleich die Ueberzahl der franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Journale den Nutzen derſelben hinlänglich bezeugt, ſo halte ich demungeachtet es nicht für überflüſſig in dieſen Zeilen meine eigenen Anſichten über die von ihnen ausſtrömenden Vortheile für die gebildete Leſewelt, hier niederzulegen.

Es iſt wohl Niemand unbekannt, daß die erſten Zeitungen, welche Europa zu ſehen bekam, eine politiſche Tendenz hatten, deren Bedürfniß durch den Wunſch der Menge nach Kriegsnachrichten geweckt ward. Man will daher vermuthen, daß das kriegs- und ſtreitſüchtige Verfahren unſerer Federhelden den Literatur- und belletriſtiſchen Zeitungen die Entſtehung gegeben. — Dieſer Schluß iſt jedoch grundfalſch, denn es liegt klar am Tage, daß die gelehrten Hahnenkämpfe einen weit edleren Zweck haben, als durch dieſe Katzbalgereien die Lachluſt eines müſſigen

Publikums zu erregen. Es wäre ſogar ein Leichtes zu beweiſen, daß ein ſolches Verfahren nur eine verſteckte gegenſeitige Anpreiſung ihrer Werke wäre, weil wir aus Erfahrung wiſſen, daß die Felder durch Bewerfen mit Dünger an Fruchtbarkeit zunehmen, und der Wachsthum der Pflanzen durch öfteres Beſchneiden von der Scheere des Gärtners merklich befördert wird; und folglich umgekehrt die jetzt ſo häufig werdenden Lobhudeleien nur dazu dienen ſollen, die Leute durch die entſtehenden Gegenreden auf die getadelten Bücher aufmerkſam zu machen, und ſie im Selbſtdenken zu üben. Denn wer könnte ſich ſo ſehr täuſchen, zu glauben, daß dieſe Männer, die auf der journaliſtiſchen Ruderbank ſitzen, ſo unverſchämt ſeyn ſollten, dem geehrten Publikum ihre eigenen Anſichten und Meinungen aufzudringen?

Es iſt daher eine grundfalſche Behauptung, daß unſere kritiſchen Journale nur Fiſch- und Gemüſemärkte wären, wo ſich die Gelehrten wie Höckerinnen einander beſchimpfen, oder gegenſeitig Einer des Andern Kohl anpreiſet. Ich würde demjenigen ſchlechten Dank wiſſen, der mich aus den ſüßen Wahne reißen wollte, daß Eintracht nicht auch unter Autoren ſtatt finde, und Neid und Mißgunſt ihnen fremd wären? Ein Menſchenfreund macht mit Vergnügen dieſe Bemerkung, und freuet ſich, daß unſer unſyſtematiſches Jahrhundert doch noch Ein Syſtem in Ehren halte, nämlich: das Lobhudelſyſtem, welches ſchon Horaz mit den Worten anempfiehlt:

„Hanc veniam damus petimusque vicissim!“

Da Niemand ein Buch mit größerer Aufmerkſamkeit lieſt, als der Verfaſſer ſelbſt, ſo ſind Selbſtkritiken nicht nur verzeihlich, ſondern ſogar löblich und den Recenſionen eines Andern vorzuziehen, weil hier der Verdacht wegfällt, als ließe ſich eine bezahlte Stimme, oder die der Mißgunſt vernehmen; und da — nach Jean Paul — Vorreden in Büchern vom Leſer gewöhnlich überſchlagen werden, ſo finde ich den Gebrauch der Selbſtkritiken ſogar nothwendig, da ſie in Journalen dem für ſeine eigene Belehrung ſo gleichgültigen Leſer mit Gewalt aufgedrungen werden, während der Redakteur die Pränumerationsgelder von ſeinen Abonnenten ſchon im Voraus einkaſſirt hat, und dieſe für ihr Geld doch Etwas leſen wollen.

Aber nicht nur die gleißenden, ſondern auch die beißenden Kritiken ſind höchſt nothwendig zum allgemeinen Beſten, denn da die Weisheit des

Schöpfers es eingerichtet, daß eine Thiergattung, deren zu ſtarke Fruchtbarkeit beſchwerlich fallen möchte, einer andern zur Speiſe dient, ſo lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß recenſirende Ichneumons, welche es in der wahren Bedeutung des Wortes ſind *) die allzuſtarke Vermehrung unſerer Schriftſteller-Krokodille dadurch verhindern, daß ſie die Fortpflanzung dieſer Gattung von Amphibien (denn ſie befinden ſich ſowohl in Trockenen als im Waſſer in ihrem Elemente) dadurch vermindern, daß ſie deren Eier als den ſchmackhafteſten Fraß aufſuchen, dem gefürchteten Thiere ſelbſt aber, da ihm ſeines ſchuppigen und (mit Arroganz) gepanzerten Aeußern wegen mit den Pfeilſchüſſen der Kritik nicht beyzukommen iſt, dadurch den Tod bringen, daß ſie, wenn es ſich im ſchlafenden Zuſtande befindet, ihm in den offenen Rachen kriechen, und ihm die Leber (oder das Herz) abfreſſen.

Da das Theater einen Zweig der Literatur bildet, ſo iſt es billig, daß ein nicht geringer Theil der Tagesblätter die Leiſtungen der Schauſpieler, Sän-

---

*) Ichneumon ein griechiſches Wort bedeutet Aufpaſſer. A. d. H.

ger und Tänzer zum Gegenſtande der Berichterſtattungen macht, indem die Bretterwelt eine Welt im Kleinen iſt, und Weltereigniſſe der eigentliche Stoff aller Zeitungen ſind. Könige auf der Schaubühne haben mit manchen auf der Weltbühne ſogar die Kunſt gemein, ihre Bewunderer in die angenehmſte Täuſchung zu verſetzen, und Beide verdienen für ihr gutes Spiel die Anerkennung ihrer Verdienſte in öffentlichen Blättern. Nur iſt ihnen nicht genug ein aufmerkſames Studium ihrer Rollen zu empfehlen, denn ſobald ſie ihren Einbläſern im Kabinette oder Souffleurkaſten zu nahe treten, oder dieſe ihren Majeſtäten die Worte zu vernehmbar in den Mund legen, iſt das Illuſionsvermögen geſchwächt, und die Achtung bei dem kritiſchen oder politiſchen Zuſchauer der Bühnen- oder Staatsereigniſſe für immer verſcherzt. Hier iſt der Nutzen der journaliſtiſchen Kritiken unverkennbar, weil deren jederzeit geſchwungene Geiſſel dem Künſtler ein beſſeres Memoriren und Einſtudieren ſeiner Rollen nothwendig macht, und wem ſonſt als dem recenſirenden Areopagus, welcher wie der Athenienſiſche nur im Finſtern richtet, haben wir es zu danken, daß manches Rollenfach an den meiſten Bühnen ſo gut beſetzt iſt? Wir wollen hier nur als Belege die Liebhaber und Liebhaberinnen, komiſchen Alten, Intriganten und geſchwätzigen Weiber anführen, welche den, Schauſpielern ſo oft gemachten Vorwurf, als ſey im bürgerlichen Leben ihre Handlungsweiſe, wie die mancher Kanzelredner mit ihren vor den verſammelten Zuhörern geäußerten Geſinnungen auf den Bretern nicht im Geringſten übereinſtimmend, durch ihr Verfahren außer dem Theater gründlich widerlegen.

Der ernſte und feierliche Ton mit welchem Darſtellungen auf Stadt- und Kriegstheatern beſprochen werden, zeigt nicht nur von welchem Einfluſſe beide auf die ſittliche Bildung der Völker ſind, ſondern auch, wie ſehr die Chineſen und andere aſiatiſchen Völker zu bedauern, welche Schauſpieler, Sänger und Tänzer nicht zu der geehrteſten, ſondern verachtetſten Volksklaſſe zählen, und überhaupt nichts von Tageblättern wiſſen, deren Wichtigkeit dem gebildeten Deutſchen ſo groß erſcheint, daß nicht nur Männer, ſondern wie bei einem öffentlichen Landſturm ſogar Weiber und Kinder Antheil nehmen, wie dies nicht nur die vielen Modezeitungen, ſondern auch Spindlers „Damenzeitung" und Ziehnerts „Jugendzeitung hinlänglich bezeugen.

Schwerlich giebt es eine Klaſſe von Leſern, die nicht in den meiſten jetzt erſcheinenden Zeitſchriften Etwas für ihren Gaumen fände. Ein modernes Zeitblatt iſt einem zweckmäßig beladenen Frachtwagen gar nicht unähnlich, wo die gewichtigſten Artikel als Erzählungen, hiſtoriſche, Biographiſche und Reiſeberichte in der Mitte, die leichtern Frachtſtücke aber an beiden Enden aufgepackt ſind. Wir wollen darunter zu Anfange des Blattes die lyriſchen Stoßſeufzer eines mondſüchtigen Jünglings über den von ſeiner wirklichen oder idealiſchen Dulcinea erhaltenen Korb verſtanden haben. Zu Ende vor dem Wagenſitze des journaliſtiſchen Automedon iſt aber ein eben ſo leichter als ſeichter Artikel: „Nachrichten über die meiſten Modethorheiten und Bühnenberichte aus den vorzüglichſten Reſidenzen Europa's" angebracht. Der redigirende Wagenlenker hauet mit ſeiner ſatyriſchen Peitſche in die Luft, welches mit dem monotonen Knarren des Cenſur-Hemmſchuhs, — beſonders wenn es mit dem Witze bergab geht — vereinigt, eine Disharmonie hervorbringt, die ihres Gleichen ſucht.

Für die ſchreibende Klaſſe dürfte der Nutzen der Journaliſtik noch weit ergiebiger als für die leſende ſeyn, denn Tageblätter laſſen ſich — abgeſehen von den darin enthaltenen Kritiken und Bücheranzeigen — als eine faſt täglich wiederkehrende Büchermeſſe betrachten, und dürften jungen angehenden Schriftſtellern, denen für ihre Erſtgebornen ſich kein Verleger als Gevatter findet, als Stufenleitern zur Erſteigung des Helicons dienen, während deren Produkte den Journal-Leſern, gleichviel mit oder ohne deren Einſtimmung vorgelegt werden. Wie lobenswerth dieſe Anſtalt in meinen Augen erſcheint, beweiſet dieſer Aufſatz zur Genüge, welchen, wie ich im Eingange bemerkt, mir die Dankbarkeit für den Erfinder derſelben in die Feder diktirte.

Erſtes Kapitel.

Abſchieds-Audienz. — Menſchwerdung. — Folgen einer Ode. — Farth nach Peſth. — Somnambulismus. — Trockener Reiſebericht.

„Sie ſind demnach feſt entſchloſſen, die Oberwelt zu bereiſen?" fragte mich huldreichſt Se. infernaliſche Majeſtät.

„So iſts!" — verſetzte ich — „und darf ich anders handeln Ew. Majeſtät, wenn an einem Hoftheater keine Lücke zum Vorſchein kommen ſoll? Iſt die Nothwendigkeit einen tauglichen Intriganten für unſere Bühne anzuwerben, nicht fühlbar genug? Und bieten die ſogenannten Kunſtfreunde doch ohnehin ihren ganzen Scharfſinn auf, an meinem Inſtitute Mängel zu entdecken."

„Ihr Eifer für die Kunſt iſt lobenswerth" — entgegnete Adramelech. — „Uebrigens werden

Sie auf Ihrer Reiſe oft zu bemerken Gelegenheit erhalten, daß auch Hofbühnen nicht von Mängeln ausgenommen ſind. Aber haben Sie auch bedacht, Ariel, welchen Gefahren Sie ſich durch die vorzuhabende Reiſe ausſetzen? Sie wollen unter die Menſchen? Gewiß! Sie würden von Ihrem Vorſatze abweichen, wenn ſie das Wort: Menſch! in ſeiner wahren Bedeutung kannten. Dieſe Weſen, die einzigen Geſchöpfe Gottes, welche ſich untereinander ſelbſt aufreiben, gegen ihre eigenen Brüder wüthen, (ein Uebermaß von moraliſcher Verderbtheit, welches den Bürgern der Hölle noch fremd iſt,) dieſe werden ihren angebornen Erbfeinden den Teufeln wohl noch ſchlimmer mitſpielen. Wahrlich das Schickſal eines Belphegor und mehrerer andern dummen Teufel, welche ſich auf die Oberwelt wagten, ſollte ihnen zum abſchreckenden Beiſpiel dienen.''

,,Sire!'' — rief ich aus — ,,mein Entſchluß iſt feſt. Ich komme mit einem neuen Komödianten, oder nicht mehr wieder.''

Die Audienz war zu Ende. Meine Kutſche vor welcher ein paar ſtattliche Drachen geſpannt waren, hielt an der Höllenpforte, und ein Haufen neugieriger Teufel, lauter Tiſch- und Zechfreunde, mit welchen ich manche Armen-Sünderſeele verſchmauſet hatte, ſtand um den Wagen, um mir das letzte Lebewohl nachzurufen.

Endlich rollte die Kutſche davon. Bald befand ich mich an den Gränzen des Höllenreiches, woraus kein Wanderer mehr zurückkehrt. Zur rechten Zeit bedachte ich, daß es meinen Augen, die von je an die Finſterniß der Hölle gewöhnt waren, nicht zuträglich wäre, wollte ich plötzlich in einem hell erleuchteten Lande meinen Aufenthalt nehmen. Ein Reich, wo die Finſterniß mit dem Lichte im ſteten Kampfe, und das, wie ich mir von gereiſten Teufeln erzählen ließ, auf der Oberwelt faſt aller Orten anzutreffen, mußte als ein wohlthätiges clair-obscur mir am meiſten zuſagen, bis ich etwas mehr an das Licht gewöhnt, auch hellere Staaten zu beſuchen im Stande ſeyn würde. — Ferner erinnerte ich mich in unſern Reiſebeſchreibungen geleſen zu haben, welchen Gefahren ein ehrlicher Teufel ausgeſetzt ſey, wenn er in den Leib eines Chriſten gefahren, denn wandelt ein Chriſtenleib auf ſeinen zwei Füßen in eine Kirche, ſo wird der Inwohner nolens volens ſein Quartier zu räumen gezwungen. Darum hielt ich für beſſer den Leib eines Juden zu meinem Wohnſitze zu wählen, denn dieſes Volk iſt ja zum Dulden geboren, und kömmt niemals in die Nähe von Weihwaſſer, Kreutzen, und andern ähnlichen Dingen, die einer Teufels-Conſtitution ſo gefährlich ſind. Ich beſchloß daher bei meinem Erſcheinen auf der Oberwelt die Niederkunft einer jüdiſchen Hausmutter abzuwarten, um eiligſt in dem Körper ihres Säuglings für die Zukunft meine Wohnung aufzuſchlagen.

Meinen Geburtsort verſchweige ich aus dem einfachen Grunde, damit mir einſt wie einer gewiſſen Theaterprinzeſſinn die Ehre widerfahren möchte, daß ſich mehrere Städte darum ſtritten, in welcher von ihnen ich das Licht der Welt zuerſt erblickt haben ſollte? Meine erſten Jugendjahre zeichneten ſich durch kein bedeutendes Ereigniß aus. Der einzige Vorfall welcher ſeiner Folgen wegen erwähnt zu werden verdient, iſt, daß durch eine Ode, in welcher ich den Bauch eines Rectors zu verherrlichen gewagt, mir nicht nur der fernere Beſuch des Gymnaſiums verweigert, ſondern mir auch die Aufnahme in allen andern ähnlichen Lehranſtalten meines Vaterlandes erſchwert wurde, weil das crimen laesae alvi, deſſen ich mich ſchuldig gemacht, überall in vielen Abſchriften verleſen wurde.

Ich ſollte mich nun nach dem Ausſpruche meiner Verwandten einem ernſten bürgerlichen Berufe zuwenden, aber das einförmige Philiſterleben begann etwas drückendes für mich zu haben, und ich ſtrebte:

„Hinaus in das feindliche Leben.“

Da fügte es ſich denn, daß einer der Schickſalsboten, die Tod und Leben, Glück und Jammer den Sterblichen bringen, mir einen Poſtbrief aus Peſth von einem dortigen Freunde überbrachte. Dieſer ein Jugendgeſpiele von mir, war kurze Zeit vor meinem Exil dahin gereiſet, um der Göttin Penia zu entfliehen, die ihm mit ihren Liebkoſungen beſchwerlich zu werden anfing. Sie konnte ihre Anhänglichkeit an dieſen Sterblichen nicht beſſer bezeugen, als daß ſie die weite Reiſe nicht ſcheute, und ihrem Geliebten ſelbſt in das Land folgte, wo Paprika*) in Ueberfluß wächſt. Dieſe Verhältniſſe des guten Apiſt waren mir bisher unbekannt geblieben, deſto umſtändlicher war der abweſende Jugendfreund von meinem Schickſale unterrichtet worden. Der Inhalt ſeines Briefes enthielt daher einen freundſchaftlichen Rath, meine Vaterſtadt zu verlaſſen, und ihm in ein Land nachzufolgen, daß nicht ſowohl wegen der Unſchuld ſeiner Bewohner ein zweites Arcadien genannt zu werden verdiente, als vielmehr wegen der dortigen Seltenheit eines Metalles, daß nur Jammer und Unheil unter die Menſchen zu bringen pflegt, und er erbitte ſich bloß als naturhiſtoriſche Seltenheit einige Stücke dieſes Metalles, die ich ihm vorläufig als Vorboten meiner baldigen Ankunft durch Poſtwagen überſchicken ſollte, damit er durch deren Vorzeigung einige ungläubige Gläubiger belehren und bekehren könnte. Ferner, thäte ich wohl daran, wenn ich die Fortſetzung meiner Studien wünſchte, ſobald als möglich dem von ihm geliebten Gegenſtande nachzufolgen, denn er kenne einen dortigen Gymnaſial-Profeſſor, in deſſen Herz die Pfeile des habendi-Cupido leichter einzudringen vermöchten, als in jenen, welche die Profeſſoren meiner Vaterſtadt mit ſich herumtrugen. Ich zweifelte nicht länger, daß die uneigennützigſte Freundſchaft dem guten Apiſt dieſen Brief diktirt habe, und pries mich als einen neuen Pylades, der ſeinen Oreſt gefunden, ließ mir jedoch nicht im geringſten träumen, daß Apiſt nur inſofern mit dem Sohne der Clytemneſtra verglichen werden konnte, als auch ihm die Schuldgöttinnen ſtets auf den Ferſen folgten.

---

*) Eine pfefferartige Frucht von rother Farbe, die in Ungarn zur Würze der Speiſen verbraucht wird.

Seit dem Empfange des Briefes bis zur Abreiſe verfloſſen nur zwei Tage. Die erſten Stationen meiner Fahrt dürfen freilich nicht genannt werden, wenn die Nachwelt über meinen Geburtsort in Ungewißheit bleiben ſoll. — In Preßburg angelangt ward ich in den Gaſthof zum grünen Baum gewieſen, wo die meiſten Reiſegelegenheiten nach Peſth zu erforſchen ſind. Ein breitſchultriger Magyar bot mir ſeine Dienſte an, welche ich mit Freuden annahm, da er am folgenden Morgen abfahren wollte, und Preßburgs Bewohner und Umgegend nicht beſonders geeignet ſind, Fremde auf länger als einen Tag an dieſen Ort feſtzuhalten.

Als Aurora mit ihren Roſenfingern die Pforten des neuen Tages geöffnet, ſtanden meine Reiſege ſäßten bereits um den Wagen. Dieſe waren eine pockennarbige Dame in jenem Alter, welches man bei Männern das beſte nennt, und ein Officier der Artillerie, der bis Comorn uns Geſellſchaft leiſten ſollte. Die Heterogenität unſerer Charaktere legte uns ein pythagoräiſches Stillſchweigen auf, welches nach dem unerforſchlichen Willen des Schickſals noch an demſelben Nachmittage durch einen neuen Reiſegeſellſchafter unterbrochen werden ſollte, der in dem Dorfe Zerdahell, wo wir das Mittagsmahl einnahmen, unſerer kleinen Karavane ſich anſchloß. Er war Beſitzer eines Bauernhofes in demſelben Dorfe, ein wohlbeleibtes Männchen, das durch die Beweglichkeit ſeiner Zunge unſern Ohren viel zu ſchaffen machte. Er war ein lebendiges Verzeichniß aller Korn- und Haferpreiſe, und konnte bis auf einen Pfennig den Werth eines Maſtochſen taxiren, indem er dabei eine ſpecielle Berechnung der Haut, des Fettes und der Hörner gewiſſenhaft nachſchickte, um die richtige Angabe der Hauptſumme ſeinen Zuhörern zu beweiſen. Sein Unterricht hatte nur das Unannehmliche für uns, daß er im Feuer des Vortrags mehr Schnupftabak in die Naſe führte, als dieſe zu faſſen vermochte, und ſo blies ein ſchalkhafter Zephyr uns ganze Staubwolken davon in die Augen.

Des Abends ſahen wir uns in die Nothwendigkeit verſetzt, in einer Dorfſchenke zu übernachten, obgleich wir nur noch drei Stunden von der Feſtung Comorn entfernt waren. Die Gaſtzimmer waren bis auf Eines, bereits von Fremden beſetzt. Die Dame fand ſich daher gezwungen, mit ihren männlichen Reiſegefährten in Einem Zimmer die Nacht zuzubringen. Da mehr als drei Betten nicht zu erhalten waren, beſchloß der Militair zu Fuße ſeinen Weg nach Comorn noch dieſe Nacht fortzuſetzen. Ich und die Dame erhielten bald Gelegenheit in dem Landwirthe auch eine bewegliche Speiſekammer kennen zu lernen. Seine rechte Rocktaſche bildete den Brodſchrank, die linke enthielt kalte Küche, Schinken, Würſte, ſelbſt gemahlne Kaffeebohnen und Salz fehlten nicht. Er lud uns auf eine höfliche Weiſe ein, an ſeinem Vorrathe Theil zu nehmen, und pries ſeine Vorſicht, da er mit der erbärmlichen Einrichtung dieſer Dorfſchenken ziemlich bekannt, nie ohne Proviant ſich auf eine Reiſe begebe. Dann bedauerte er, in einem und demſelben Zimmer mit uns ſchlafen zu müſſen, weil er ein Somnambuliſt ſey, und dadurch leicht unſere Ruhe ſtören, ja ſogar die Dame, dieſes Schauſpiels ungewohnt, in nicht geringen Schrecken ſetzen könnte. Ueberhaupt ſtände er in ſolchen Augenblicken für Nichts gut, und das Klügſte, was wir thun könnten, wäre, uns während einer ſolchen Scene ganz ruhig zu verhalten, denn riefe man ihn nur bei ſeinem Namen, wäre der Teufel los, und könnten für ihn und uns böſe Folgen daraus entſpringen.

Um Mitternacht — der Vollmond erhellte alle Gegenſtände im Zimmer — erhob ſich der Kranke wirklich aus dem Bette und näherte ſich auf den Zehen dem Lager der pockennarbigen Schönen, die von ihm ſanft geweckt, dem Wunſche des Kranken pünktlich Folge leiſtete, und lautlos wie eine Leiche, vielleicht aus Furcht oder Mitleid, ihm wie einem Sterbenden nichts zu verweigern wagte, ſondern ſich mit wahrhaft chriſtlicher Ergebung in ihr Schickſal fügte.

Ich, der ein unbemerkter Zuſchauer dieſer Pantomime war, bedachte, welchen bedeutenden Dienſt ich ſowohl der mediziniſchen Fakultät, als überhaupt der ganzen leidenden Menſchheit leiſten würde, wenn ich die vielfältig geſammelten Erfahrungen der Aerzte durch meine eigene Beobachtung einer ganz neuen Art von Somnambulismus einſt bereichern wollte.

Am folgenden Morgen fragte der Geſprächige mich und die Dame, ob er ſich wirklich des Nachts ruhig verhalten, und keine Störung veranlaßt hätte? Sollte dies nicht der Fall geweſen ſeyn, ſo bäte er inſtändigſt um Verzeihung, und appelire an unſer Mitleid, welches ſein Krankheitszuſtand in unſern Herzen erregt haben müſſe. Ich verſicherte ihn, daß ich die Nacht hindurch eines geſunden ununterbrochenen Schlafes genoſſen, folglich keine Auskunft zu geben im Stande ſey. Die Dame beruhigte ihn ihrer Seits mit den Worten, daß er ihr bisher nicht die geringſte Urſache zur Unzufriedenheit gegeben. Am dritten Tage fanden wir uns am Ziele der Reiſe, die auſſer der Krankenſcene mir auch nicht den geringſten Stoff zu Betrachtungen dargeboten hatte.

Die Medardimeſſe hatte bereits ihren Anfang genommen, und das Gewühl der Käufer und Verkäufer (die nicht nur aus allen Enden des Reichs, ſondern aus den entfernteſten Ländern herbeiſtrömten) wurde ſchon in dem alterthümlichen Ofen, durch welches uns der Weg führte, ſichtbar. Endlich rollte die Kutſche mit mächtigem Gepolter über die Schiffbrücke, welche die durch den majeſtätiſchen Donauſtrom getrennten Nachbarſtädte miteinander verbindet. Die Breter knarrten unter der Laſt des Wagens und den Hufſchlägen der eilenden Roſſe, die durch Peitſchenhiebe beflügelt, uns dem Gaſthofe ſchneller zuführen ſollten. Wir hielten vor dem König von Ungarn, die Thorklingel ward gezogen, ein dienſtbarer Genius erſchien in der Geſtalt eines Stubenmädchens, ſie ſchwebte wie eine Sylphide vor mir die breiten Treppen hinan, und verließ mich, nachdem ſie mir ein elegant möblirtes Zimmer aufgeſperrt, mit einem ſchelmiſchen Lächeln, das ſelbſt einen Cato aufzuheitern vermocht hätte, und alle die lieblichen Geſtalten, welche die letzten drei Tage meine Gedanken beſchäftigt hatten, waren, nebſt dem edelgebornen Wagenlenker, bald wie ein ſüßer Traum, aus meinem Gedächtniſſe entſchwunden.

Zweites Kapitel.

Wiederſehen. — Tragikomiſche Schilderung eines Prieſters der Göttin Penia. — Verſilberte Kritik. — Doppelzüngigkeit eines Recenſenten. — Satyriſche Replik. — Zuſtand der Bühne in Peſth.

Am folgenden Morgen beſchloß ich, die Wohnung meines Freundes zu erfragen. Der Weg führte mich vor Hölzels Kaffeehauſe vorbei. Ich trat hinein, fand aber eine ſolche Menſchenmaſſe darin, daß ich lange ſuchen mußte, bis ich nur ein Plätzchen zum Stehen gewinnen konnte. Einheimiſche und fremde Kaufleute hielten hier ihre Zuſammenkünfte, um Geſchäfte und Verträge abzuſchließen, und blieſen ſich gegenſeitig den Rauch aus ihren langen Pfeifenröhren zu, daß ſie gleich olympiſchen Göttern in Wolken verhüllt ſaßen, während ihre Verhandlungen den Erfolg der Meſſe beſtimmten. Auf der andern Seite tönte mir das Stoßen der Queue's und das Rollen der Kugeln ämſiger Billardſpieler entgegen, geſchäftige Kellner rauſchten hin und wieder, plötzlich erſcholl aus einer Ecke des Zimmers das laute Kichern der Kaffeehaushebe, mit welcher ein junger zierlich geputzter Fant zu ſchäkern beliebte, und der noch andere Süßigkeiten als Zuckerwaſſer von ihr erwartete. Ich hingegen erhielt bloß Tritte und Stöße der Kommenden und Gehenden zu meinem Antheile, denn der imposante Anblick, welchen die Pracht und Eleganz der innern Einrichtung dieſes Kaffeehauſes meinen Augen gewährten, beſchäftigten meine Gedanken dermaßen, daß ich einer Bildſäule in dieſem Augenblicke mehr als einem Kaffeehausgaſte ähnlich ſah. Der derbſte aller menſchlichen Fußtritte, der meine Entzauberung bewirken, und mich zur Beſinnung zurückbringen ſollte, ward eben jetzt ausgeſpendet. Ein unwillkührliches Oh! drängte ſich aus meiner Kehle hervor, und ich wollte dem milden Spender des herkuliſchen Trittes ſchon in die Flanke fallen, als ich meinen guten Aviſt in ihm erkannte. Jeder Groll verſchwand, wir lagen uns in den Armen, kamen aber wie auf der Bühne agirende Perſonen aus jenem ſüßen Rauſche des Wiederſehens glücklicher Weiſe noch zeitlich genug in die bürgerliche Anſtändigkeit der Weltleute zurück, bevor die mit ihren eigenen Angelegenheiten zu ſehr beſchäftigten Kaffeehausgäſte Zeit gewinnen konnten, an unſern mimiſchen Darſtellungen ihren Witz zu üben. Aviſt winkte mir in einen

Erker, wo wir Platz nahmen, und die ſeit unſerer Trennung erlebten Vorfälle uns gegenſeitig mittheilen ſollten. Apiſt begann zuerſt, ich bekam dadurch Gelegenheit durch die gänzliche Veränderung ſeines Aeußern mich in ein halbſtündiges Staunen zu verſenken. Quantum mutatus ab illo! dachte ich, iſt es wohl möglich, daß die friſchen Züge eines blühenden geſunden Jünglings, ſich in wenigen Monaten zu einem knochenſcheinigen blaſſen Gebilde des Hungers verzerren konnten? Apiſt errieth die Urſache, die meine Zerſtreuung und den Mangel an Aufmerkſamkeit für ſeine Erzählung hervorbrachte, und hielt mitten in der Rede ein, um mich mit einem erzwungenen Lächeln zu fragen, ob nicht ſein ärmliches Ausſehen meine Verwunderung erregt haben mochte? Ich geſtand ihm, daß er ſich in ſeinen Vermuthungen keineswegs betrogen habe, und er erzählte mir hierauf, daß die äußerſte Noth, mit welcher er ſchon in den erſten Monaten ſeines hieſigen Aufenthaltes zu kämpfen hatte, ihn gezwungen, ſeinen Kleidervorrath, womit ihn die zärtliche Mutter zur Abreiſe neu ausgeſtattet, an gewinnſüchtige Trödler zu veräußern, und der ſchäbige Rock, den er am Leibe trage, ſey eine milde Gabe des Balletmeiſters am hieſigen Theater. Nachdem er zwei Taſſen Chokolade mit mir als einen Morgenimbiß genoſſen, begaben wir uns nach ſeiner Wohnung, wo ich die Dürftigkeit in ihrer furchtbarſten Geſtalt kennen lernte. Eine einfache, auf den Boden ausgebreitete Matraze, war des Nachts ſein Lager. Spärlich drang das Sonnenlicht von auſſen durch ein kleines Fenſterchen, woraus man in den Hofraum ſah, in ſein Zimmer. Dieſes glich weit mehr einem Pferdeſtalle, als einer Menſchenwohnung, und von den ſchmutzigen Wänden, (obgleich mitten im Sommer,) trof das Waſſer, welches die Feuchtigkeit des Ortes auspreßte, herunter. Was den Anzug meines Freundes betraf, ſo lieferten ſeine Stiefel ein paſſendes Bild des Humors, denn während die Sohlen in dem niedern Staube wühlten, nahm das Oberleder ſeinen Schwung nach oben und blickte ſtets zum Himmel auf. Seine Hoſe hatte noch mehr Mitarbeiter beſchäftigt, als jene Zeitſchrift zu beſitzen ſich rühmte, der Apiſt zeitweiſe Recenſionen über das Theater des Orts einzuſenden pflegte. Ferner ließ ſich noch ein Vergleich ſeiner Hoſe mit jenem Tageblatte anſtellen, indem Apiſt, ſo gut als der Herausgeber jenes Journals ſeinen Mitarbeitern ein gutes Honorar bloß verſprochen hatte; endlich war dieſes Kleidungsſtück wie jene Zeitſchrift eben ſo unbekannt im Auslande, als wegen der Mannigfaltigkeit ihres Inhalts (der aus allenthalben geſtohlnem Zeuge beſtand,) beide deſto mehr in dem Orte ſelbſt, wo ſie verfertigt wurden, allgemein bekannt waren. Ein Hemd war nicht vorzufinden, weil Apiſi in einer Caſtelli'ſchen Ballade einſt geleſen zu haben ſich erinnerte, daß der wahrhaft Glückliche nie ein Hemd getragen.

Vom tiefſten Mitleid ergriffen, das mir der bedauernswerthe Zuſtand meines Freundes einflößte, theilte ich die Hälfte meiner kleinen Baarſchaft mit ihm, und verſuchte ihn, dahin zu überreden, daß er ſich einer ernſten Berufswiſſenſchaft widmen wolle, anſtatt die falſchen Wendungen eines Komödianten in Journalen aufzuzählen. Aber da ich tauben Ohren predigte, und er ſein Handwerk mit ſteigender Begeiſterung auch mir anzupreiſen ſuchte, tröſtete ich mich mit dem alten Spruche: „Kein Baum fällt vom erſten Streiche,“ und verließ ſeine Wohnung in der wohlmeinenden Abſicht, am nächſten Tage mein Bekehrungsgeſchäft von Neuem zu beginnen.

Meinem Vorſatze getreu, ſtattete ich meinem Freunde am andern Morgen wieder einen Beſuch ab. Ich fand ihn jedoch nicht allein. Ein Schauſpieler, der zu den diis minorum gentium der Peſther Bühne gezählt ward, hatte eben, als ich die Thüre öffnete, einen Speciesthaler auf den Tiſch gelegt. Ich war demnach zeitlich genug gekommen, um einen Zeugen jener feyerlichen Handlung abgeben zu können. Aber als fühlte ſich der ungariſche Roscius nicht wohl in meiner Nähe, ſuchte er bald einen ſchicklichen Vorwand, uns zu verlaſſen. Kaum hatte der Komödiant das Zimmer geräumt, als Apiſt lächelnd von ſeinem Sitze aufſprang, und triumphirenden Blickes mir den ſilbernen Vollmond vor das Geſicht hielt. Ich hatte wenig Urſache an ſeiner Freude Theil zu nehmen, denn es war leicht zu denken, daß dieß für ihn fröhliche Ereigniß alle meine Rhetorik zu Schande machen würde, wenn ich eben heute die wohl einſtudirte Bekehrungsrede an Mann zu bringen ſuchte. Apiſt weckte mich aus meinem Nachſinnen, indem er mich auf die Schulter klopfte und ſprach: „Es iſt ein wohlthuender Anblick und eine wahre Augenweide für einen von den proſaiſchen Verhältniſſen des Lebens niedergebeugten Theaterkritikus, zu ſehen, wie dieſe Bühnenkönige in eigener Perſon ihre Schätze in unſer Dachſtübchen hertragen müſſen.“

„Aber, guter Apiſi“ — fragte ich — „ſind dieſe Drey-Stunden-Fürſten denn eben ſo freigebig wie regierende Herren auf dem Welttheater?“

„Welche kindiſche Frage!“ — rief Jener verwundert und hellauflachend aus: „Biſt du ſo ſehr Neuling, um nicht zu wiſſen, daß Schauſpieler umſonſt Niemanden ihre Börſe öffnen? Gelobt wollen ſie ſeyn, daß ihnen ſelber ſchwindelt.“

„Aber wie fängſt du an zu loben, wo es nichts zu loben gibt?“

„Das iſt eben die ſchwere Aufgabe des Kritikers“ — verſetzte er — „daß er wie der Advokat ſein corpus juris, eben ſo ämſig die von den berühmteſten Aeſthetikern abgefaßten Regeln über dramatiſche Kunſt ſtudire, um dann nach ſeinem Brauche die vorgeſchriebenen Geſetze auszulegen. Wir Kritiker haben den Hexenſpruch aus dem Macbeth: „Was häßlich iſt ſoll ſchön, das Schöne häßlich ſeyn!“ zur Deviſe angenommen.“

„Wie aber“ — fragte ich wieder — „kann ein Vers des Dichters oder die Action eines Schauſpielers zugleich gut und ſchlecht, ſchön und unſchön befunden werden?"

„Thor!" — entgegnete er — „Ich will dir ſogleich eine Probe von Recenſenten-Scharfſinn ablegen. Die Wahl des Stoffes bleibe dir überlaſſen."

Ohne mich lange zu bedenken, ſagte ich: „der Teufel!" um einmal ein indirectes Kompliment und eine dito Grobheit auf mich ſelbſt leſen zu können.

„Es ſey!" — entgegnete Apiſt — „Stelle dich am Nachmittage wieder ein, und das Elogial-Pasquill ſoll ſich in deinen Händen befinden."

Mit geſpannter Erwartung eilte ich zur anbeſtimmten Zeit in die Wohnung meines Freundes und kletterte die ſchmalen Treppen behende zu ſeinem Dachkämmerchen hinauf.

Lächelnd trat er mir entgegen, und legte das Papier in meine Hand. Ich las:

„Ein paar Worte für den Teufel.

— toujours d'un corps femelle,
Remarquez bien, notre diable sortit.
La Fontaine.

Dem ſogenannten Erbfeinde der Menſchen iſt ſeit den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage ſo viel Böſes angedichtet worden, daß ich nur meine heiligſte Pflicht auszuüben glaube, wenn ich als **advocatus diaboli** auftrete, und daher auf die Dankbarkeit meines Clienten verzichte, wenn ich Beweiſe aufſtellen werde, daß er weit entfernt, den Adamsſöhnen jemals Schaden zuzufügen, ſeit Erſchaffung der Welt nur für das Wohl der Menſchheit bedacht geweſen; und wenn des weiſen Zoroaſters Behauptung nicht ganz ungegründet iſt, daß ein gutes und ein böſes Princip gemeinſchaftlich die Welt regieren, ſo iſt nicht zu leugnen, daß der Teufel als das ſcheinbar böſe Prinzip ſeinen Einfluß auf die Weltherrſchaft weit öfter als das gute Prinzip merken laſſe. Selbſt in den Schöpfungstagen, wo er auch nicht müſſig blieb, brauchte er ſich ſchon ſeiner Werke nicht zu ſchämen, denn:

„Der Schöpfung Meiſterſtück das Weib!“

iſt ſeine Arbeit, der in den Augen auch das Meiſterzeichen „Urian fecit“ eingravirt zu leſen iſt. — So wie Gott dem Menſchen durch den Verſtand die Oberherrſchaft über die andern Geſchöpfe der Erde gegeben, ſo ſiegte mit Schönheit ausgeſtattet die Kreatur des Teufels über den Mann.

Ein Wink für Philoſophen und Dichter den *Materialismus* dem *Rationalismus* und die *Form* dem *Geiſte* vorzuziehen, welches Letztere die Pariſer Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften bisher immer als Norm betrachtete.

Daher iſt ſeit Eva's Tagen das Weib ſtets der Werbeoffizier des Höllenfürſten, und hebt für ſeinen Dienſt Rekruten aus, die für ein geringes Handgeld: „Mugiſt" genannt, ſich ihm auf ewig verkaufen. Weil aber der *Schattenkönig* ſo vielen andern ſeines Gleichen auch darin zum Vorbilde dient, daß er die *Finſterniß* in ſeinem Reiche zu erhalten ſucht, daher auch *ſeine* Unterthanen mehr beſchränkten Geiſtes wünſcht, ſo iſt daraus ſeine Paſſion für Heilige, Frömmler und geiſtliche Herren überhaupt zu erklären, auf die er, den Legenden zufolge am meiſten Jagd macht.

Wenn das Ebenbild Gottes: Der *Mann*, dem Ebenbilde des Teufels dem *Weibe* ſich zu nähern ſucht, ſo erfolgt gewöhnlich die Ehe, zu deren Lobredner ſich *Hippel* gebrauchen ließ, aber vor andern Autoren vorzugsweiſe gerühmt zu werden verdient, daß er von dem durch ihn behandelten Gegenſtande auch gründliche Kenntniſſe beſeſſen, denn er ſtarb — unverheirathet.

Viele Dichter und Weiſe betrachteten den Aufenthalt diesſeits des Grabes als eine Vorhalle zum ewigen Leben. Mit noch größerm Rechte könnte man die Ehe eine Vorhölle nennen, in welcher die Kandidaten der ewigen Verdammniß ebenfalls von gefallenen Engeln durch einige kleine Proben, welche aber die wenigſten Leute aushalten, für die ewige Pein vorbereitet werden, ſo wie die Liebesflamme nur ein Theil des Höllenfeuers iſt, und Asmodi der Liebesteufel, vulgo Cupido genannt, nur deswegen für blind ausgegeben wird, weil er als ein Kind der Finſterniß das Licht nicht verträgt.

Größere Wahrſcheinlichkeit erhält obige Behauptung durch die von den Aerzten ſo vielfach gemachte Bemerkung, daß die Anzahl der Wittwen jene der Wittwer, ſo wie überhaupt die des ſchönen Geſchlechts, das unſrige hinſichtlich der Bevölkerung zu allen Zeiten überſtiegen habe. So ſucht der Teufel wie einſt Ferdinand der Katholiſche die neue Welt, auch ſein neu erobertes Reich: die Oberwelt mit ſeinen

Unterthanen mehr und mehr zu bevölkern, um in der Folge der Zeit die Eingebornen des Landes gänzlich zu ſchwächen, welches durch die beiderſeitigen ehelichen Verbindungen am eheſten bewerkſtelligt wird.

Aber auf dieſem Wege wär' eine Uebervölkerung unvermeidlich, ein Uebel, gegen welches weiland Dr. Weinhold die Infibulation anempfahl. Aber Se. infernaliſche Majeſtät, dem als einem guten Landesvater das Wohl ſeiner Unterthanen ſo ſehr am Herzen liegt, beſchloß daher in ſeiner väterlichen Weisheit dem allgemeinen Verderben huldreichſt vorzubeugen, und öffnete ſeine Schatzkammern die Metallgruben. Nun konnte der Teufel ſeine Hände ruhig in den Schoos legen, denn wo ſeine Miſſionäre die Weiber, mit aller Macht ihrer Reize keine Proſelyten zu machen im Stande waren, wirkte und blendete der Glanz des ſchimmernden Goldes, dem Jene ſelbſt erliegen müſſen, und ſieh, es kamen Spieltiſche und Guillotinen zum Vorſchein, Lotterien und Dolche — — — — bedurfte es da noch einer Infibulation?

Der Menſch, der ſpäter als die Thiere aus der Hand des Schöpfers hervorging, erhielt zwar ſpäter als dieſe, aber endlich doch ſeinen Werth, denn nun wird zuweilen auch ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt, und der Speculationsgeiſt, der einſt gerüſtet wie Pallas, aus dem Haupte des Teufels hervorgekommen, ſchätzt zur Ehre der Menſchheit nicht nur Zobel- und Hermelinpelze, Eiderdunen und Bibergeil, ſondern auch den aufrechtgehenden Bewohner Nubiens als einen einträglichen Handelsartikel, und ſo iſt der Beförderer der Induſtrie und folglich der Wohlthäter der Menſchen der — Teufel.

Nichtsdeſtoweniger finden auch die Gewerbeben ſo wie der Handelſtand ihren Protector an ihm, denn war es nicht ein Streich von ſeiner Art, die erſten Menſchen zum Genuſſe der verbotenen Frucht zu reitzen, weil, er voraus wußte, naſchten die Bewohner des Paradieſes einmal vom Baume der Erkenntniß, ſo würden ihnen die Augen aufgehen, und ſie ihrer Blößen ſich ſchämend, die Nothwendigkeit der Kleider fühlen? Unſtreitig erwarb ſich der Teufel durch dieſe Liſt den Dank aller Schneider, (die er ſchon durch manche Bocksattribute als Horn und einen Fuß dieſes Thieres für ſich zu gewinnen wußte,) und ſämmtlicher marchandes de mode. Schon die Vorliebe ſeiner Geſchöpfe zum *Putze* und deſſen verderbliche Folgen für die Ehemänner rechtfertigen dieſe Behauptung.

Manche Regierungen zogen aus dem Vorfalle im Paradieſe zwiſchen dem Teufel und dem erſten Menſchenpaare Vortheil, und machten den Wolf zum Hüter der Heerde, nämlich ſie übergeben dem Teufel zugleich das Amt eines *Seelenhirten* und eines *Cenſors*, damit dieſer, weit entfernt die ſündigen Erdenkinder zum Baume der *Erkenntniß* hinzulocken, und zum Genuſſe einer *verbotenen* Frucht einzuladen, vielmehr dieſe verderblichen Dinge den Augen der ſeiner Fürſorge anvertrauten Geſchöpfe zu entrücken, und wo möglich dichte Finſterniß zu verbreiten bedacht ſey, denn zu viel Licht ſchadet bekanntlich ſehr ſchwachen Augen und Köpfen.

Die ſchönen Künſte protegirt der Teufel eben ſo wie viele andere vornehme Herren, aus gutem Tone, denn obgleich er nicht mehr äſthetiſchen Sinn als Jene beſitzt, iſt dennoch trotz ſeiner modiſchen Abneigung gegen die Poeſie er es allein, der die meiſten Verſler in *Verſuchung* führt. Die halbe Lyrik, alle Wein- und erotiſchen Lieder verdankt man *ſeiner Eingebung*. — Beſonders zu rühmen iſt ſeine Vorliebe für das *Theater*. Erlangt ein Bühnenkünſtler den Beifall des Parterres, ſo entſteht gleich ein Teufelslärm. Aber iſt der Teufel nicht ſelbſt der Gründer der Schauſpielkunſt? Ich habe gar nicht nothwendig, mich auf die Verſicherung der Theologen zu berufen, die das Schauſpielhaus eine Schule des Teufels nennen, ſondern beziehe mich darauf, daß der Böſe, wie allgemein bekannt, zu ſeiner Antrittsrolle auf dem Welttheater die Rolle der Schlange im Paradieſe wählte, — demnach alſo die Thierkomödie eine hölliſche Erfindung iſt — und von ſeinen zahlreichen Jüngern ewig unerreichbar bleiben wird, als der Einzige ſeines Standes, der einen Souffleur entbehren konnte. Aber wie dieſe war auch Er ſchon der Kabale des Publikums unterworfen, denn dieſes — vox populi war hier vox dei — rief am Schluſſe der Komödie ſtatt des Helden des Stückes einen untergeordneten Schauſpieler heraus, nämlich den Adam mit den Worten: „Wo biſt Du?“ der aber ſeines ſchlechten Spiels bewußt, zuerſt nicht zu erſcheinen wagte, das Hervorrufen für Spaß und Ironie haltend, gleichſam als hätte er ein modernes Parterre vor ſich gehabt. Und von dem Erſten aller Hiſtrionen iſt die Ueberredungs- und Verführungskunſt ge-

gegen die Weiber auf alle Komödianten der Erde nach und nach übergangen, die auch ausſchließlich nur in ſolchen Rollen des Souffleurs glücklich entbehren. Ein Dramaturg würde die Bemerkung gemacht haben, daß das Koſtüme in welchem die erſten Menſchen erſchienen, weit natürlicher als das unſrer heutigen Mimen geweſen, und daß die Thiere damals noch keine Hauptperſonen des Stückes wie jetzt, ſondern bloß Figuranten abgegeben hätten.

Wenn Democrit Recht hat, daß der Wahnſinn den Dichter macht, ſo muß ich geſtehen, daß der Teufel, und nicht Apollo der Patron der Verſemacher ſey, weil ſchon Wenzel Link den Wahnſinn als ein Geſchenk des Teufels anſah, daher er vorzugsweiſe den Romantikern ſeine Protection angedeihen läßt, die wie jeder **mente captus** ſich an keine (äſthetiſchen) Geſetze binden, und in deren Werken der Teufel nicht ſelten eine bedeutende Rolle ſpielt. — Die Poeten der klaſſiſchen Schule wollen ihn hingegen gar nicht kennen, wenigſtens geſchah Seiner noch nie von ihnen Erwähnung, wahrſcheinlich, weil ſie noch nie von dem infernaliſchen Dichterpatron der Inſpiration des Wahnſinns gewürdigt wurden. Aber obgenannter Autor geht in ſeinen ſeltſamen Behauptungen noch weiter, und giebt ſogar das Fieber und einige andere Krankheitsſtoffe als Gratificate des Teufels aus, von welchen entweder nur er ſelbſt den Kranken befreyen kann, wenn er ihn mit Haut und Haaren abzuholen kömmt, oder er läßt ſich dieſen Dienſt von ſeinen Handlangern den Aerzten verrichten, die ihm in vielen Stücken gleichen, da ſie nämlich dem Patienten, wie der Teufel bei Seelenverſchreibungen, zuweilen Blut abzapfen und ihn jedesfalls — zur Hölle fördern. Der Teufel, der ſeine Leute am beſten kennt, trauet ihnen, ungeachtet der anſehnlichen Lieferungen, durch die ſie ihn ſich verbindlich zu machen ſuchen, doch ganz und gar nicht. So viel iſt gewiß, daß er ſich nie der Kur eines Arztes anvertraute, obgleich es ſchon eine Zeit gab, wo die Atheiſten ihm ſogar das Leben abſprachen, aber der Teufel hatte es bisher noch nicht bereuet, denn er lebt heute noch.

Seine beſondern Lieblinge ſind die Juriſten, welche durch die Spitzfindigkeit, womit ſie den Buchſtaben des Geſetzes zu ihrem Vortheile auszulegen wiſſen, ganz an ihren Gönner erinnern, der ſeinen juriſtiſchen Doppelſinn in den Verträgen und Verſprechungen bei den Klienten an Tag legte, die ihm zwar nicht ihr Geld doch ihre Seligkeit verſchrieben.

So liegt denn klar am Tage, wie auch die ernſten Berufs- und Fakultätswiſſenſchaften ſich des Schutzes Sr. infernaliſchen Hoheit erfreuen, daher es keiner weitern Aufzählung von Beweiſen mehr bedarf, um dem geneigten Leſer begreiflich zu machen, daß nicht nur der Teufel einen bedeutenden Einfluß auf die Weltherrſchaft habe, ſondern auch wie ſehr die Söhne des Staubes ihm für die unzähligen Wohlthaten ſich verpflichtet wiſſen ſollten, die er ihnen täglich in ſo reichem Maße zukommen läßt.“

Auf der Rückſeite des Papiers las ich:

„Ein paar Worte gegen den Teufel.

Die Alten glaubten wie bekannt, weder einen Gott noch einen Teufel. Der einzige Socrates hatte bloß einen dunkeln Begriff vom Schöpfer des Weltalls, aber den Teufel mochte er doch nicht ahnen, obwohl er ihn in der Geſtalt der Xantippe ſogar geheirathet hatte, um, wie er ſagte, ſich in der Geduld zu üben. Kann man es dem Höllenfürſten daher verdenken, wenn er um den Sophiſten für ſeinen Unglauben zu ſtrafen, in den Advokaten Lykon fuhr, deſſen wolfsmäßigen Namen und Gewerbe er annahm, um ihm ſodann deſto ſchneller den Prozeß zu machen? Dies argumentum ad hominem wirkte auf eine längere Zeit als der Teufel ſelbſt denken mochte, denn noch heute laſſen lieber unſere ſogenannten ſtarken Geiſter den Glauben an Gott als an den Teufel fahren. — Dieß finde ich aber auch aus einem andern Grunde ſehr natürlich, denn was die Augen ſehen, glaubt das Herz. Gott iſt noch nie geſehen worden, weil er unkörperlich iſt, aber zu allen Zeiten kam man überein, daß der Teufel ein Horn auf der Stirne, Fledermausflügel und einen Pferdefuß habe, folglich iſt er körperlich, denn er iſt geſehen worden. Zu dieſem Behufe beſitzt er eine reiche und gewählte Garderobe, um ſeine Figur ins Vortheilhafte zu ſetzen, und man wüßte nicht, ob ſowohl in der Unzahl als Pracht ſeiner Kleidungsſtücke ihm die putzſüchtigſte Kokette oder der berühmteſte Schauſpieler den Vorrang abgewönne?

Da er die meiſten und glänzendſten Rollen auf der Weltbühne ſpielt, ſo ſah er bei Zeiten ein, daß mit einigen abgetragenen Kleidungsſtücken, die ihm der Welttheaterſchneider, wie den andern Bühnenmitgliedern zuzuzählen pflegt, wenig Ehre einzulegen ſey, vorzüglich da durch ein ſchönes und glänzendes Koſtüme die Zuſchauer am leichteſten gewonnen werden. Weil er nun in jeder andern Kleidung öfter erſcheint, als in der ſchwarzen, ſo entſtand das Sprichwort: „Der Teufel iſt nicht ſo ſchwarz als man ihn mahlt!“

Ueberhaupt kleidet er ſich nur an Gallatagen ſchwarz, wenn er ein Opfer zum Altare führt, und handelt darin den Prieſtern vieler alten Völker ganz entgegen, die bei Opferceremonien nicht nur ſelbſt, ſondern auch ihre Diener weiß gekleidet erſchienen. Wie die Schauſpieler im ſechszehnten Jahrhunderte, verſucht ſich der Teufel oftmals auch in Weiberrollen, und zwar mit ſolchem Glücke, daß er dieſe am liebſten, daher auch am häufigſten ſpielt. Das jugendlich lockende Aeußere einer feurigen Brünette mit ſchelmiſch blitzenden Augen iſt der Fiſcherkittel, den er ſeiner Bequemlichkeit wegen anzieht, wenn er auf den Seelenfang ausgeht. In dieſer Geſtalt ward er von den Heiligen und Frommen des Mittelalters ſogleich erkannt und geſcheuet, daher er eine

Biſchofsmütze aufſetzen mußte, um ſich bei ihnen Reſpect zu verſchaffen.

In unſerer Zeit kömmt er mit der erſten Tracht beſſer fort, und ſtatt ſich, wie einſt vom heiligen Prokopius als Pflugochſe unter das Joch ſpannen zu laſſen, weiß er mit ſeiner Teufelsliſt ſo manchen Hageſtolz unter das Joch des Eheſtandes zu bringen, ſobald ſich Einer ihm für eine Summe Geldes auf Lebenslange verſchrieben hat, welches man: „den Ehekontrakt aufſetzen“ heißt. — Mit jedem Jahre fällt aber von dem glänzenden Flitterlappen, den er am Trauungstage angezogen, ein Stück nach dem andern ab, und ehe ſich es der Herr Gemahl verſieht, ſteht der Teufel unverfälſcht und demaskirt vor ihm da, und weiſet ihm einen Ehrenplatz auf dem — Friedhofe an. Er macht ſich aber noch den Spaß hinter der Leiche des Gatten als trauernde Wittwe herzugehen, und als Doppelfigur, während er mit ihm zur Hölle fährt, noch viele andere Männer auf der Oberwelt in einem Athem wegzuheirathen.

Obwohl der Teufel in frühern Jahrhunderten Helden und Könige vorzüglich gut ſpielte, ſo gehören demungeachtet Frauenrollen noch immer zu ſeinen Glanzpartheien, und die Rollen der Eva, Helene, Meſſaline u. ſ. w. giebt er ſo ausgezeichnet, daß er ſtatt wie andere Künſtler bei herannahendem Alter ſich auf Greiſenrollen einzuſchränken, im Gegentheile nicht nur jugendliche, ſondern ſogar Frauenrollen am meiſten und liebſten übernimmt. Es iſt auch faſt unglaublich, wie ſchnell und leicht er ſeinen Pferdefuß in einen niedlichen Damenfuß verwandelt. Da er als Frauenzimmer auch einen zarten Körperbau hat, ſo ſetzt er ſein Horn, das ihm das ſchwache Hirn dann zuſammendrücken würde, den Männern auf den Kopf, und iſt, obwohl er dann die Fledermausflügel ebenfalls abgelegt, dennoch als Dame am flatterhafteſten.

Um ſeine Rolle getreu durchzuführen, muß er auch deren Geſchwätzigkeit ſo gut als möglich nachzuahmen ſuchen. Dann heißt es: „Sie ſpricht wie der Teufel!“ Oder ſoll dieß auf den Advokaten zielen, mit welchem der Teufel nicht ohne Urſache ſo oft verwechſelt wird? Nur als armer Teufel zeigt er einige Verwandtſchaft mit dem Poeten, weit mehr aber mit den Recenſenten zu haben, denn er tritt vor dem Richterſtuhl der Kritik als Ankläger des Dichters auf, deſſen poetiſches Sündenregiſter er ihr vorlegt. Auch hat er, wie die Herrn Kunſtrichter mehrere Chiffren, als: Satan, Urian, Beelzebub, Lucifer u. ſ. w. Doch iſt nur der erſtere Name, welcher *Ankläger*, *Hinderer* bedeutet, ein paſſendes Epitheton; allein auch der letztere unter den hier angeführten Namen bezeichnet ihn vollkommen, denn quasi lucus a *non* lucendo verdient er dieſe Benennung inſofern, als die Zunft der Kritikaſter die Literatur *verfinſtert* ſtatt erhellt.

Mit Recht iſt auch die Buchdruckerkunſt von den Mönchen die *ſchwarze* Kunſt genannt, und als eine Erfindung des Teufels verſchrieen worden, da er durch die Entdeckung derſelben ein weiteres Feld zu ſeinen Uebelthaten erhalten hat; aber diesmal iſt er mit all ſeiner Liſt in ſeine eigene Grube gefallen, indem er, wofern dieſer Aufſatz einſt im Drucke erſcheinen ſollte, mir ſelbſt die Mittel in Händen gab, ihm vor aller Welt Augen die Maske vom Geſichte zu reißen.“

Zur heimlichen Freude des Pasquillanten vermochte ich nicht die Gefühle zu bezähmen, die der Inhalt dieſer Schmähſchrift in mir aufgeregt hatte. Nach Weiſe der Menſchen gedachte ich nur des Tadels, nicht des Lobes, welches er meinem Stande zuvor hatte zukommen laſſen, und mein Herz füllte ſich mit ſolcher Verachtung gegen ihn, daß ich es unter meiner Würde hielt, ihn der craſſen Unwiſſenheit zu zeihen, die er in den letzten Zeilen ſeines Aufſatzes an Tag gelegt hatte, indem er zu glauben ſcheint, daß nur Ein Teufel in der Schöpfung ſey, welchem er daher auch die Namen mehrerer anderer meiner Verwandten zuſchrieb.

Plötzlich wandte ich mich an ihn mit den Worten: „Guter Apiſt, glaubſt du etwa wirklich durch einen ſophiſtiſchen Witz einen vollkommenen Sieg über mich erhalten zu haben? Bedenke, daß du einige Stunden zur Ausarbeitung deines Thema's vor mir voraus hatteſt, ich hingegen mich einer noch ſchwerern Aufgabe unterziehe, nämlich dein eigenes Lob im Stegreife hinzuſchreiben.“

Apiſt ſah mich verwundert an, ohne ſich den Sinn meiner Worte deuten zu können, da er ja nicht ahnen konnte, mich mit ſeinem ſatyriſchen Stachel verwundet zu haben, der, ſeiner freigeiſtigen Denkungsart zufolge, nur ein Geſchöpf des Volksglaubens und der Phantaſie treffen ſollte.

Ich aber reichte ihm bald das geiſtige Kindlein hin, wobei die Rachegöttin die Stelle der Muſe vertreten hatte. Ich zwang ihn ſogar ſeinen eigenen Schimpf zu leſen, und er begann:

„Der Recenſent, eine Thiergattung.

Monstrum horrendum!
Virgil.

Es könnte Herrn Raff, wenn er noch lebte, dieſer Aufſatz unmöglich gleichgültig ſeyn, in welchem ich beweiſe, daß er, wie alle ſeine Confraters in der Naturhiſtorie eine höchſt wichtige Thiergattung, den Recenſenten mit Stillſchweigen übergangen habe, was mich vermuthen läßt, er müſſe ſein Werk ſelbſt unter aller Kritik gehalten haben, da er dieſes Thieres gar nicht erwähnte, und welches ſchon daraus zu ſchließen iſt, weil er ſein Buch: „für Kinder“ geſchrieben hat.

Da ihm jedes Thier ſeine Selbſtbiographie liefern mußte, ſo hätte ich für mein Leben gern die Selbſtbekenntniſſe des Recenſenten geleſen, und kann es dem Mann im Grabe noch nicht vergeſſen, daß er ſolch eine bedeutende Lücke in ſeiner Geſchichte der Thiere gelaſſen hat. Die Herren Recenſenten ſcheinen auch eine gegenſeitige Schonung beobachtet zu haben, da ſie, die jeden fehlenden Punkt ſogar nicht übergehen, dies nicht geringe Verſehen ſo ganz ungerügt ließen. Jederman wird ſich noch aus dem Büffon zu erinnern vermögen, daß der Wolf und die Hyäne ihrer Familienähnlichkeit halber zum Hundegeſchlechte gerechnet werden. Ich aber gebe hinlängliche Beweiſe, daß der Recenſent eben ſo vieler Aehnlichkeiten halber eine Abart dieſer Thiergattung genannt zu werden verdiene. Man theilt ihn füglich in drei Gattungen oder Klaſſen:

I. Der Selbſt-Recenſent iſt ſeiner Natur nach der zahmſte und gutmüthigſte ſeines Geſchlechtes, und ſaugt wie der Bär im Winter aus den eigenen Tatzen ſeine Nahrung.

II. Der Mieth-Recenſent iſt gewiſſermaſſen dem Schakal oder Goldwolf ähnlich. Er hat ein einſchmeichelndes Weſen, doch iſt ſeiner Sanftmuth weniger zu trauen, als dem Erſtern. Beide ſind in der Barbarey und am Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hauſe.

III. Der freimüthige Recenſent hat mit dem Hunde das Bellen und Beißen gemein, iſt wie dieſer dem Tollwerden und der Waſſerſcheu unterworfen, doch äußert ſich dieſe Krankheit nicht im Auguſt in den ſogenannten Hundstagen, ſondern meiſtentheils im Frühlinge und Herbſte, ungefähr nach

Oſtern und Michaelis. Er frißt wie der Wolf und die Hyäne vorzüglich Leichname, und der Geruch derſelben führt ihn auf die (literariſchen) Begräbnißplätze, wo er die Leichen (Fehler) ausgräbt. Er fällt auch Eſel und Schaafe an, nicht aber von Hunger gequält, ſondern aus bloßer Luſt. Seine Augen ſind ſcharf, drohen und funkeln im Finſtern. Schauerlich iſt ſein Geheule in der Mitternacht*) wenn er auf den Fraß ausgeht. — Die Stimme dieſes Thieres iſt von der Art, daß man mehrere zu vernehmen glaubt, und eine ganze Heerde dieſer Thiere im Anzuge wähnt**), wodurch die Bewohner der parnaſſiſchen Gegenden nicht wenig in Schrecken geſetzt werden.

Der freimüthige Recenſent hält ſich zumeiſt in den (kritiſchen) Wäldern — der Wald beſteht aus Bäumen, der Baum aus Blättern — Norddeutſchlands auf. Er iſt ſo ungeſellig wie der Wolf, und lebt ſelbſt mit Thieren ſeiner eigenen Gattung immer im Streite***). Mit der Schlange hat er hingegen das Ziſchen und den giftigen Athem gemein. Er häutet ſich eben ſo oft wie ſie*), und iſt ſelbſt dem Löwen in manchen Stücken ähnlich, ſo hat er deſſen ſtachlige Zunge, wird wie dieſer nur durch Feuer abgehalten, und beſitzt wie er auch ſeine ganze Stärke in der Tatze, mit welcher er — ſchreibt.

---

*) Mitternachtzeitung.

**) Anſpielung auf das im Recenſionsſtyl übliche Wörtchen: Wir.

***) Die ſich ſtets widerſprechenden Meinungen der Kritiker.

Da der Recenſent aus ſo verſchiedenen Thieren zuſammengeſetzt iſt, ſo kommt ihm mit Recht der Name eines Ungeheuers zu.

Nach einigen Andern ſoll es noch eine vierte Klaſſe, die der unpartheiiſchen Recenſenten geben, da aber noch Niemand dergleichen bisher geſehen haben will, ſo ſcheinen ſie wie die Vögel Greif, Phönix und Roch zu den fabelhaften Thieren zu gehören.“

Aviſt, der gegründete Urſachen hatte, das gute Vernehmen, welches zwiſchen uns ſtatt fand, nicht zu unterbrechen, machte bonne mine au mauvais zen, und glaubte mein tentamen satyricum mindeſtens als ein gelungenes Impromptü loben zu müſſen. Sodann forderte er mich auf, mit ihm das Theater zu beſuchen, welche Einladung ich nun ſo bereitwilliger annahm, als der eigentliche Zweck meiner Reiſe auf die Oberwelt war, einen tauglichen Intriganten aufzufinden, und daher meine Pflicht und Beſtimmung die verſchiedenen Bühnen kennen zu lernen, bis ich an einer derſelben das lange geſuchte Kleinod auffinden würde. Jedoch konnte ich dieſen Tag, an welchem eine Oper gegeben werden ſollte, noch nicht auf die Erfüllung meines Wunſches hoffen. Da ich aber, außer Mozarts und Glucks Compoſitionen, die Veſtalin immer als die herrlichſte Tondichtung gehalten, von welcher ich in meiner Geburtsſtadt nie eine Aufführung auszulaſſen vermocht hatte, ſo freuete ich mich, dieſen Abend auch einen der höchſten Kunſtgenüſſe zu feyern, weil mich Ariſt verſichern wollte, daß Hr. Babnigg den Licinius zu ſeinen gelungenſten Leiſtungen zählen dürfe.

---

*) Die verſchiedenen Chiffren mit welchen Recenſenten ſich abwechſelnd in den Literaturblättern unterzeichnen.

Auf dem Wege nach dem Schauſpielhauſe bekam ich vielfache Gelegenheit die Pöbelſcheu meines Führers kennen zu lernen, denn er wählte lieber die weiteſten Umwege, als in eine Straße zu gelangen, wo die proſaiſche Phyſiognomie eines Schuſters, Schneiders, Semmelweibes u. ſ. w. ihn durch ein unvermuthetes Begegnen in ſeinen äſthetiſchen Meditationen zu ſtören vermöchte.

Endlich ſtanden wir vor Thaliens Tempel, von deſſen Dache Apollo und ſeine neun Geſpielinnen, die ſämmtlich gelungene Proben der Bildhauerkunſt genannt werden konnten, freundlich auf uns herniederblickten. Das Innere des Gebäudes, beſonders die Vorhalle gewährt einen wahrhaft überraſchenden imposanten Anblick; nur ſind die Logen ſehr dürftig ausgeſtattet, und in akuſtiſcher Hinſicht iſt auch dies zu tadeln, daß die Stimmen der Sänger und Schauſpieler nicht von allen Seiten gleich gut gehört werden.

Die Vorſtellung dieſes Abends ließ für eine Provinzialbühne wenig zu wünſchen übrig, denn im Allgemeinen waren die Rollen ſo ziemlich glücklich vertheilt, und wenn auch Dlle. Roſer, welche die Julia ſang, für eine Bravourſängerin noch zu wenig Schule beſaß, ſo wußte ſie für dieſen Mangel durch ein lebenvolles leidenſchaftliches Spiel zu entſchädigen. Hrn. Zſchieſches Baß iſt klangvoll und metallreich. Auch gab er den Pontifex mit der für dieſe Rolle erforderlichen Würde. Den Licinius, welchen ich früher von Siboni, Wild und andern gefeyerten Künſtlern zu hören Gelegenheit erhielt, gab Hr. Babnigg nicht minder ausgezeichnet, und verdiente in gewiſſer Beziehung vor letzterm den Vorzug. Nur die Oberprieſterin und Cinna, welcher mehr den Steyrer als den Römer in Spiel und Haltung errathen ließ, bewährten den alten Spruch, daß nichts Vollkommenes auf der Erde zu finden ſey. Die Chöre und vorzüglich das Orcheſter, deſſen Mitglieder meiſt Böhmen ſind, hielten ſich wacker. Die Szenerie war ebenfalls lobenswerth. In den Zwiſchenakten gab ich Apiſt meine Zufriedenheit über dieſe faſt in allen Theilen gerundete Vorſtellung zu erkennen. Als dieſer mich verſicherte, daß das Spontiniſche Meiſterwerk zu den Lieblingsopern der Peſther gezählt werde, und daher ungeachtet häufiger Wiederholungen dennoch ſich immer ein zahlreiches Publikum einfinde, ſo meinte ich, daß die Vorliebe der Peſther für dieſes Kunſtwerk den vollgültigſten Beweis für ihren guten Geſchmack abzulegen vermöge. Er aber entgegnete: Ein Publikum beſtehe aus gar vielen Köpfen, und mein längerer Aufenthalt in dieſer Stadt würde mir die Ueberzeugung gewähren, daß Herolds „Marie“ und Aubers „Mauerer“ weit willkommenere und öfter geſehene Gäſte ſeyen, und daß „die Veſtalin“ ihre hieſige Beliebtheit bloß der vollendeten Leiſtung des Herrn Babniggs als Licinius verdanke, der ſeit vielen Jahren ein Liebling des Publikums iſt.

Da hier dem Theater einiger Raum gegönnt worden, ſo will ich dieſes Thema gänzlich ausführen, und meine während des Winters 1827 angeſtellten Bemerkungen über die Peſther Bühne hier niederſchreiben. Mozart iſt hier minder beliebt, und daher werden ſeine Werke ſeltener als an andern Orten gegeben, was deutlich für Apiſt's richtige Beurtheilung des Peſther Kunſtgeſchmacks zeugt, denn während meines ganzen Aufenthalts ward nur ſein „Titus,“ und zwar nur ein einziges Mal gegeben. Die Titelrolle war durch Herrn Babnigg, ſo wie Vitellia durch Dem. Roſer und Sextus durch Dem. Henkel klaſſiſch beſetzt. Letztere fand ich auch als eine treffliche Euryanthe und Amenaide. Der zweite Tenoriſt Herr Watzinger erkühnte ſich einmal den Sargin zu radebrechen, zu welcher Parthie, ſowohl ſeine coloſſale athletiſche Figur als auch ſeine damals noch unausgebildete Stimme ihn gänzlich unfähig machten. Herr Zöllner, der ſich als Buffo auch in komiſchen Operetten brauchen läßt, iſt eigentlich für Hauptrollen in Zauberſtücken und Localpoſſen engagirt, die vom Leopoldſtädter Theater die Donau herabſchwimmen. Er liefert aber ſolche Fratzen- und Zerrbilder, daß man bei den demungeachtet häufigen Darſtellungen jener Wiener-Vorſtadtprodukte auf deren Unentbehrlichkeit für das Peſther Publikum ſchließen ſollte, welches, aus Mangel eines Komikers von Berufe, ſich mit Zöllners Grimaſſen und Hannswurſtiaden begnügen muß. Hr. Grimm, welchem die Leitung des recitirenden Drama anvertraut iſt, ſorgt für die Zufriedenheit des gebildeten Publikums durch ein wo möglich claſſiſches Repertoire der beſten Luſt- und Trauerſpiele; auch iſt die Beſetzung des Schauſpiels in der Regel viel beſſer, als die der Oper und Poſſe. Hr. Grimm ſelbſt wird zu den vorzüglichſten Künſtlern im Fache der Intrigants gezählt, und ich ſpeculirte bereits darauf, mich ſeiner zu verſichern, um das Ziel meiner Erdenpilgerſchaft, die mir bereits läſtig fiel, zu beſchleunigen, da mußte ich zu meinem Verdruſſe erfahren, daß er dieſer Bühne als Director vorſtehe. Ich ſah mich daher gezwungen, von meinem Vorhaben diesmal abzuſtehen, denn welcher Theaterdirector hat ſich noch je freiwillig einen Collegen in ſeiner Würde beigelegt? Bekanntlich bringt eine Doppelregierung der Verwaltung einer Bühne mehr Schaden als ſelbſt die Launen und Grillen einer Prima Donna. Ich beſchloß demnach, da in Peſth nichts mehr für mich zu finden war, den Eintritt des Frühlings abzuwarten, hoffend, in Wien, wohin ich mich zuerſt wenden wollte, und das im Beſitze mehrerer Theater iſt, endlich doch das Ziel meiner Wünſche zu finden.

Drittes Kapitel.

Der verſpätete Journalartikel. — Wann und wie ſollen Theater-Recenſionen geſchrieben werden? — Der Journaliſt Saphir zum Erſtenmale auf die Bühne gebracht. — Sophiſtiſche Vertheidigungsſchrift — Peſther Sittenſpiegel.

Mehrere Monden waren ſeit jener Zeit verfloſſen, als ich nach gewohnter Weiſe mich eines Tages in die Wohnung meines Freundes verfügte, diesmal jedoch in der Abſicht, mich, eines eingetretenen bedenklichen Verhältniſſes halber mit ihm zu berathen. Ich ward unangenehm überraſcht, ihn ernſtlich krank zu finden. Auf meine Frage, was die Quelle ſeines Uebelbefindens ſey, und wie lange er ſchon das Bett hüte? erhielt ich zur Antwort, daß ein heftiger Wortwechſel mit dem Schauſpieler Franke, deſſen im vorigen Kapitel erwähnt wurde, ihn auf das Krankenlager geworfen habe. Dieſer hatte ſchon mehrmalen Apiſt in ſanftem Tone ſeine Saumſeligkeit vorgeworfen, weil er mit der Einſendung des verſprochenen Lobartikels in die bewußte Zeitſchrift noch immer zögere. Mein Freund entſchuldigte ſich zwar damit, daß er noch an jenem Tage die erbetene Theaterkritik abgeſchickt, als er die Bezahlung dafür empfangen hatte, und es läge die Schuld der Verzögerung allein am Redakteur jener Zeitſchrift, der alle Correſpondenzartikel abſichtlich lange liegen laſſe, um ſeinen Leſern das allgemein verbreitete Intereſſe ſeines Blattes damit zu beweiſen, daß, faſt unter ſämmtlichen Correſpondenzberichten, deren Aufnahme bekanntlich am ſchnellſten erfolgen ſollte, ein Sternchen, deren verzögerten Abdruck mit der Bemerkung: „Wegen Menge an Materialien verſpätet,“ den erſtaunten Pränumeranten des Journals begreiflich zu machen ſuche. Dieſen Redactionskniff — ſetzte er hinzu — kennt jeder Journallieferant, und weiß ſich darein zu fügen. Aber dieſe Betheurungen der Unſchuld fanden kein Gehör bei dem ergrimmten Roſcius. Er ſuchte Apiſt durch eine Frage in Verlegenheit zu ſetzen, warum deſſen Schimpfartikel ſtets eine Telegraphenartige Schnelligkeit bewährten? Apiſt wußte dagegen nichts einzuwenden, als daß den Redactionen, die ihre Blätter gern auf Koſten fremder Leute dem Leſer pikant zu machen ſtreben, dem Tadel weit bereitwilliger als dem Lobe ein Plätzchen gönnen. Vor zwei Tagen war Herr Franke über die fortwährende Verzögerung des gedruckten Lobes ganz entrüſtet, abermals zu Apiſt auf ſeine Stube gekommen, und hatte ihm ernſtlich gedrohet, ihn öffentlich zu blamiren, wofern er ihm ſeinen Thaler nicht gutwillig zurück erſtatte. Apiſt ſah ſich gezwungen, durch Zurückgabe des Silberſtückes den erzürnten Gott zu beſänftigen, der mit dem wiedererlangten Eigenthum ſich fluchend und ſchimpfend entfernte. Der unglückliche Theaterkritikus hatte dieſen Vorfall ſich ſehr zu Gemüthe gezogen, weil er befürchten mußte, durch den ergrimmten Komödianten, der dieſes Verhältniß ſchwerlich verſchweigen würde, auch bei den andern

Mitgliedern des hieſigen Theaters den Credit zu verlieren, ſobald ſie erfahren würden, wie ſchwach und unbedeutend ſein Einfluß auf die Redaction jener Zeitſchrift ſey, die als Fama ihrer Künſtlerproductionen diente. Als aber am darauf folgenden Tage Apiſt durch die Poſt das Blatt zugeſchickt erhielt, worin ſein Hrn. Franke geſpendetes Lob zu leſen war, ſchien dem Unglücklichen das Herz vollends brechen zu müſſen, denn er bedachte, daß man jetzt in der Stadt mit Fingern auf ihn zeigen werde, weil er ſich zum Lobredner eines allgemein bekannten Stümpers in der Kunſt hergegeben, der ſein Panegyricon nicht nur umſonſt erhalten, ſondern ſein Dankgefühl in Schimpfreden gegen den Wohlthäter hatte ausſtrömen laſſen.

Ich bot alle Mittel auf, dem Verzweifelnden Troſt zuzuſprechen; warnte ihn aber ernſtlich, in der Folge einen Theaterbericht zu eilfertig abzuſchicken, und lobte die Saumſeligkeit der Redaction, gegen die er fortwährend noch gräßlichere Flüche als gegen den Komödianten ausſtieß.

Ich rückte näher an ſein Lager und fuhr fort: „Nonum prematur in mensem!“ würde Horaz ausgerufen haben, wenn es im alten Rom ſchon Bühnenberichte gegeben hätte, denn partheiiſche und einſeitige Kritiken ſind jetzt nichts Seltenes. Die Geſchichtſchreiber der Könige und Helden auf dem Welttheater haben der Nachwelt genug Beweiſe ihrer Partheilichkeit hinterlaſſen; und in der That ſind diejenigen der Wahrheit am nächſten gekommen, die ein Jahrhundert ſpäter als Biographen auftraten, und die Annalen gleichzeitiger Hiſtoriker der verſchiedenen Nationen mit einander verglichen, um eine unbefangene und leidenſchaftloſe Schilderung der Sitten und Begebenheiten aus jener Zeit zu liefern. So würde ich es gern ſehen, wenn der Geſchichtſchreiber eines Landes, deſſen Berichten wir unbeſchränkten Glauben ſchenken ſollen, weder in der Zeit und unter dem Volke lebte, das er ſchildert, noch ein Theater-Correſpondent durch einen Sperrſitz im Parterre — wodurch er ſich einer vielfach vernommenen Warnung zufolge, die Maulſperre zuziehen könnte — von der Direction beſtochen, zu ſeinem Geſchäfte ſich hinſetzen möchte.

Du wirſt daher am beſten handeln, wenn du den Theaterbericht über ein aufzuführendes Stück, nicht wie die meiſten deiner Confraters am Tage vor der Vorſtellung, oder gar ohne derſelben beigewohnt zu haben, niederſchreibſt, oder etwa gleich nach der

Darſtellung des Schauſpielers brühwarm es recenſireſt, ſondern ſo ſpät als möglich und zwar aus folgenden Gründen:

1) Weil Du Deinen Gegenſtand in dieſem Falle reiflicher zu überdenken, Gelegenheit erhältſt.
2) Kannſt Du die Meinungen der Menge ausholen, und mit den Deinigen vergleichen, denn **vox populi vox dei!** und ſchützeſt Dich dadurch am leichteſten vor einſeitigen Urtheilen.
3) Muß der gute oder ſchlimme Eindruck, welchen ein Künſtler am Abende der Vorſtellung (durch ein zwiſchen ihm und Dir früher beſtehendes freundſchaftliches oder mißliches Verhältniß) auf Dich gemacht, durch die Länge der Zeit merklich geſchwächt, und der Partheilichkeit minder Nahrung gegeben werden.
4) Das übereilte Einſenden der Theaterkritiken iſt auch deßhalb zu abzurathen, weil Kritiker dem Weine ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften haben, da ihre Säure durch die Länge der Zeit mehr ab- als zunimmt, ſo wie ſie auch mehr den Muth niederſchlagende als erregende Wirkungen bei den Leuten verurſachen. Aus den obenangeführten Gründen iſt daher nicht genug zu wünſchen, daß

dieſe Inſecten ihre im Gehirn ausgeheckten Gedanken-Eier von der Zeit möchten ausbrüten laſſen.

Nachdem ich Dir angegeben, **wann** du Deine Meinungen niederzuſchreiben haſt, bleibt mir nur noch zu bemerken übrig, **wie** dieſe Aeußerungen abgefaßt werden müſſen.

Alle von Seiten des Decorationsmalers, Coſtumiers, Maſchineurs, Friſeurs, bis auf den Schauſpieler und Director herab vorgefallenen Fehler und Nachläſſigkeiten, die ſich Jemand zu Schulden kommen ließ, dürfen ſelbſt im **mildeſten** Tone nicht gerügt werden, höchſtens durch ein beſcheidenes:

1) „Wir **wünſchen**, daß künftig der Chor der **Veſtalinnen** aus mehr als drei Mitgliedern beſtehen möchte, weil die Direction durch unzeitige Sparſamkeit die ſchuldige Achtung ſowohl gegen das Publikum als gegen den genialen Compoſiteur aus den Augen ſetzt, und es zugleich das Ausſehen erhält, als ob man das alte Rom **moderniſiren** wollte, oder eine größere Anzahl dieſer Keuſchheits-Prieſterinnen ſelbſt für **jene** Zeit nicht als möglich hielte.“

2) „In dem letztgegebenen **muſikaliſch-dekla-**

matoriſchen Pot-pourri wäre zu wünſchen geweſen, daß in der Scene mit Chor aus der „weißen Frau“ die ſchottiſchen Landsleute, welche in ihren landesüblichen Plaids gehüllt erſchienen, keine griechiſchen Halbſtiefel angehabt hätten; wie auch der altdeutſche Ritterſaal im Vorſpiele zum „Käthchen von Heilbronn“ gewaltig die Illuſion getäuſcht, und den ernſten Eindruck des abzuhaltenden Vehmgerichts auf uns vermindert hat, als wir ſtatt der gothiſchen Pfeiler Baumcouliſſen an den Seiten bemerkten; oder ſollte der bunte Wechſel, den Pot-pourri's und Quodlibets darbieten, auch auf die ſceniſchen Einrichtungen ſich erſtrecken?“

3) „Wir hätten gewünſcht, daß die Rolle der „Emilie Galotti“ einem jüngern Mitgliede als der Mad. Veturia zugetheilt worden wäre, denn die erſte Forderung, die wir an die Bühnenkünſtler zu machen berechtigt ſind, iſt ein gutes Gedächtniß, und wir ſtellen mit Recht die Frage an ſie, ob ſie die zahlreichen in ihrer Rolle vorkommenden Worte zu memoriren fähig ſey, wenn ſie die bei weitem geringere Anzahl ihrer verlebten Jahre, die ſich höchſtens auf fünf

und ſechszig beläuft, nicht im Kopfe zu behalten vermag?“

Mit der Conjugation des beliebten Zeitwortes „wünſchen“ hilft ſich alſo ein Theater-Referent, am leichteſten aus der Klemme, und da ein ſolcher ohnehin mit vollem Rechte die Ruthe des Schauſpielers genannt wird, ſo könnten wir ihn leicht die Wünſchelruthe nennen, mittelſt welcher der Magier: Publikum, die Zauberſchätze der dramatiſchen Kunſt ans Lampenlicht hervorkommen läßt.

Da die Kunſt der Natur untergeordnet iſt, ſo wird ein vernünftiger Recenſent, der ſeiner Zunft Ehre machen will, immer ein größeres Verdienſt darin finden, die Gaben aufzuzählen, womit die Natur, als womit die Kunſt eine Schauſpielerin beſchenkt hat.

Da Novitäten in Journalen am liebſten beſprochen werden, ſo mußt Du Dir, guter Aviſt, beſonders angelegen ſeyn laſſen, die jüngern Mitglieder deiner Aufmerkſamkeit zu widmen, weil die Vorliebe für die Alten (Griechen und Römer) längſt abgenommen hat.

„Hätteſt Du alſo“ — fügte ich dieſer langen Rede hinzu — „ſo lange deine Kritik im Pulte liegen laſſen, als ein Kind im Mutterleibe zubringen muß, würde dich der Spott deiner Feinde nicht ereilt haben, noch Herr Franke ohne Speſen zum Genie promovirt worden ſeyn.“

Aber zu meiner Beſchämung gewahrte ich jetzt, daß ich den Kranken in den Schlaf gepredigt hatte. Ich beſchloß dieſe Verletzung des Schicklichen meiner Seits, wenn auch nicht mit gleicher Münze, mindeſtens mit einer ähnlichen zu bezahlen. Ich ſtahl mich auf den Zehen aus ſeinem Zimmer.

Als ich mich wieder auf der Straße befand, bog ich um die Ecke und ſchlug den Weg in die vor mir liegende Weiznergaſſe ein, um einem dort wohnenden Bekannten den längſt verſprochenen Beſuch abzuſtatten. Dieſer hatte jedoch eben ſeine Wohnung verlaſſen, und kam auf mich zugeſchritten. Nach einer wechſelſeitigen Begrüßung, fragte er mich, ob ich vielleicht im Begriffe geweſen, mich zu ihm zu verfügen? Ich bejahete ſeine Vermuthung, und er entſchuldigte ſich damit, mich diesmal nicht empfangen zu können, weil er dieſen Abend bei einem ſeiner Freunde zu Gaſte gebeten ſey. Dieſer — fuhr er fort — ſeyere heute den Geburtstag ſeines ihm vor Kurzem anvermählten Weibchens, und gedenke allen ſeinen Bekannten einen Schmaus zu geben, der bis in die tiefe Nacht währen ſolle. „Uebrigens“ — ſetzte mein Begleiter hinzu — „ſtehe ich mit dem Herrn vom Hauſe auf einem ſo vertrauten Fuße, daß er meine Freunde auch als die ſeinigen betrachtet, und haben Sie Luſt, mit einem Zecher von der vorzüglichſten Sorte Bekanntſchaft zu machen, ſo folgen Sie mir ohne Verzug in die Wohnung des wackern Mannes.“

Als ein Freund geſelliger Freuden ließ ich mich leicht bewegen, dieſe Einladung anzunehmen. Es war bereits dunkel geworden, als wir das Ziel unſeres Weges erreichten. Wir traten in die feſtlich erleuchteten Zimmer, wo ſich bereits eine zahlreiche Geſellſchaft beiderlei Geſchlechts eingefunden hatte. Ich ward von meinem Führer dem Herrn vom Hauſe vorgeſtellt, und als einem Fremden mir der Vorzug eingeräumt, meinen Platz zwiſchen der Königin des Feſtes und ihrem fröhlich geſtimmten Gatten einzunehmen.

Köſtliche Speiſen wurden aufgetragen, noch köſtlichere Weine, am köſtlichſten dünkten mir jedoch die Damen, welche das Feuer und die berauſchende Kraft jenes Getränkes beſaßen, ohne deſſen Säure angenommen zu haben.

Da unter dieſem Himmelsſtriche, auch das ſchöne Geſchlecht von beſonderer Güte iſt, ſo konnte ich mir es nicht erklären, warum die wackern Magyaren, welche alle Erzeugniſſe ihres ergiebigen Bodens als einen Handelsartikel betrachten, dennoch ihre Weiber nie unter die auszuführenden Waaren klaſſifizirten? In der That iſt das zuvorkommende Weſen dieſer Evenstöchter ſehr zu loben. Sie laſſen ihren Seladon nie zu lange an ihrem Liebesfeuer braten, ſondern genießen ihn am liebſten, wenn er noch halb roh iſt.

Der verheirathete Theil des ſchönen Geſchlechts zeichnet ſich durch einen ſeltenen pſychologiſchen Scharfblick aus, daher die Ehemänner in der Regel ihren Frauen die Wahl eines Erziehers, und Sprach- oder Muſikmeiſters für den Unterricht der Kinder überlaſſen. Das Wort Madame iſt den vermählten Schönen dieſes Landes noch verhaßter, als jenem deutſchen Kunſtrichter, der dem Corneille zum Vorwurfe macht, daß er ſeinen Cinna eine Römerin: „Madame!“

tituliren ließ. Mir ward ſogar ein junger Mann gezeigt, den dieſes verhängnißvolle Wort um eine vortreffliche Stelle gebracht hatte, die ihm mit Hülfe eines vorgezeigten Empfehlungsbriefes ſchon ſo viel als zugeſagt worden war.

Dieſe vielfältigen Erfahrungen beſchäftigten, durch den Anblick der mir vis-à-vis ſitzenden Schönen wieder in Erinnerung gebracht, meine Gedanken, als der heiter geſtimmte Wirth meine Zerſtreuung bemerkte, und ſie neckend einer andern Urſache Schuld gab.

Nachdem ich einige Minuten den übrigen männlichen Gäſten zur Zielſcheibe ihrer Witzpfeile gedient, lenkte ſich das Geſpräch auf einen Gegenſtand, der noch häufiger als das Wetter herhalten muß, wenn es an anderm Stoffe zur Converſation zu mangeln pflegt, nämlich: das Theater. Man erinnerte ſich an die einſt beliebte Schauſpielerin Mad. Walla, welche voriges Jahr dieſe Stadt verlaſſen, und deren Reize, wie die Sonne, alle Stände erwärmten. Man hatte ſie lange Zeit verkannt, und ſie ariſtokratiſcher Geſinnungen beſchuldigt, weil ſie nur den zahlreichen ungariſchen Adel ihre noch zahlreichern Schulden bezahlen ließ. Aber bald ward das verehrungswürdige Publikum von ſeinem Irrthume geheilt, wozu folgender Vorfall Gelegenheit gab. An einem ihrer Benefizabende hatten ſich ihre zahlloſen Bewunderer im Schauſpielhauſe eingefunden. Die Benifiziantin erlaubte ſich zu den in der Rolle ſtehenden Worten: „Alles verläßt mich“ noch hinzuzuſetzen: „ſelbſt der Wichsfabrikant in jener Ecke, obgleich er mir die Ehe verſprochen,“ und deutete zugleich mit dem Finger ins Parterre. — Durch dieſe naive Expectoration fanden ſich ſämmtliche Zuſchauer nicht wenig gerührt. Auch der Wichsfabrikant war es — vom Schlage, und er, der ſo viele Jahre die Schuldenlaſt der Künſtlerin ſtandhaft getragen, wurde jetzt ſelbſt mehr todt als lebendig aus dem Parterre getragen. Aber der Mann, dem alle Stiefel und Schuhe ſeiner Mitbürger ihren Glanz verdankten, ſollte nicht durch ein theatraliſches ex tempore untergehen. Er ſitzt noch bis auf dieſen Tag in ſeiner Bude in der Brückengaſſe.

Dieſer Theateranekdote ließ der heiter geſtimmte Wirth zum nicht geringen Ergötzen ſeiner Gäſte eine andere noch ſpaßhaftere folgen, die ſogar das Intereſſe des Auslandes in Anſpruch zu nehmen vermöchte.

„Als ſich“ — begann der Erzähler von Neuem

— „der Journaliſt **Saphir** noch in unſerer Stadt aufhielt, konnte es ihm hier wie überall nicht an Feinden fehlen, welche ihm ſeine verletzende Redeweiſe zuziehen mußte; aber Wenige achteten auf ihn, ſondern man ſuchte ihm bloß aus dem Wege zu gehen, und gänzlich ihn zu ignoriren. Die Schauſpieler jedoch, deren Beruf ſie täglich ſeinen boshaften Anmerkungen preis gab, wurden von ſeinem Geifer am meiſten beſpritzt, ohne ſich dagegen ſchützen zu können, denn Saphir beſaß das ſchätzbare Talent, ſelbſt dem Ehrwürdigſten eine lächerliche Seite abzugewinnen. Ein Schauſpieler, dem er am häufigſten zuzuſetzen pflegte, dichtete daher folgendes Epigramm auf ſeinen Recenſenten:

„Herrn **Saphirs** Witz iſt dem ....
Unähnlich nicht der kranken Alten;
Umſonſt ſucht er ſich abzumüh'n
Ein Weilchen nur ihn zu verhalten."

Es war voraus zu ſehen, daß der Journaliſt dadurch am wenigſten zum Schweigen gebracht werden würde. Er ſpendete ſeinen Witz gegen den Epigrammatiſten in den Zeitungen noch reichlicher als zuvor aus. Der beleidigte Künſtler rächte ſich aber auf eine noch eclatantere Weiſe. Er hatte zu ſeinem Benefice Ad. Bäuerle's Poſſe: „Die falſche Prima Donna“ gewählt. Dieſes Stück gehört zu den beliebteſten bei unſerm Publikum, und da es nach langer Abweſenheit wieder auf dem Repertoire erſchien, ſtrömte eine zahlreiche Maſſe in das Theater. Saphir, der niemals ausblieb, fehlte auch dieſen Abend nicht. Endlich beginnt das Stück. Die handelnden Perſonen kommen und gehen. Aber itzt erſcheint auch Zeitungsſchreiber Pfiffſpitz unter ihnen, deſſen Geſichtszüge auf eine auffallend ähnliche Weiſe an Saphir erinnerten, ſelbſt die ungeheuere Naſe fehlte nicht, ſo daß man zu glauben ſich geneigt fühlte, als hätte der Darſteller des Pfiffſpitz wie die Schauſpieler bei den Alten zu thun pflegten, ſich einer Larve bedient. Selbſt der Dialekt und die Haltung des Originals war dem Künſtler glücklich zu copiren gelungen. Schnitt und Farbe ſeines Kleides glichen vollkommen dem Rocke, welchen das im Parterre befindliche Original auf dem Leibe hatte. Ein allgemeines Gelächter war die Folge dieſer ſcherzhaften Ueberraſchung. Von Schaam und Wuth ergriffen ſtürzt Saphir aus dem Theater, erſcheint jedoch bald hernach in einem andern Kleide. Aber kaum hat er ſeinen Platz wieder eingenommen, als Pfiffſpitz in einem Gewande aus der Kouliſſe hervortritt, das an Schnitt und Farbe demjenigen, welches Saphir jetzt angelegt hatte, nicht minder gleich ſah, als das vorige Kleid des Schauſpielers dem erſten Rocke des Journaliſten. Der Tumult bricht in noch ſtärkerm Maaße aus, und der gute Mann, der ſich itzt ſelbſt zum Gegenſtande des allgemeinen Spottes herabgeſetzt ſieht, verläßt auf immer das Schauſpielhaus, und kurze Zeit hernach auch unſere Stadt.“ *)

Ich konnte nicht umhin den Erzähler aufmerkſam zu machen, daß ein einzelnes Individuum unmöglich den ganzen Stand der Recenſenten in Verruf bringe; und fügte hinzu, daß ich ſelbſt aus dieſer Stadt ihm einen Theaterkritiker als ehrenvollen Beweis meiner menſchenfreundlichen Behauptung aufführen könnte, der immer eher Lob als Tadel mit vollen Händen auszuſtreuen pflege. Auf die Frage: „Wer dieſer Wackere ſey?“ nannte ich meinen

---

*) Da lobe ich mir das ſchonendere Verfahren der Berliner, welche Saphir nur in der Geſtalt eines Affen, nicht aber in ſeiner eigenen auf die Bühne gebracht haben.

Anmerk. d. Setzers.

Freund Apiſt. Aber ein ſchallendes Gelächter war die einzige Antwort. Als der Wirth mein Erſtaunen bemerkte, nahm er eine ernſtere Miene an, und hielt ſich verpflichtet, mich aus einer angenehmen Täuſchung zu reißen. Er bemerkte, der Charakter meines Freundes ſey keinesfalls geeignet, dieſen in einem günſtigen Licht erſcheinen zu laſſen; am wenigſten bezeugte er aber Luſt, ihn als Muſter eines wahren Freundes aufzuſtellen, indem Apiſt an mehreren Orten mich zu verleumdem geſucht, und mich überhaupt auf eine Weiſe geſchildert habe, mit der ich ſchwerlich einverſtanden ſeyn könnte; und die Aechthe t ſeiner Ausſage wußte der edle Warner durch Anführung von Ohrenzeugen zu bekräftigen.

Dieſer ſchändliche Charakterzug erregte in mir einen ſolchen Unwillen, daß ich nicht nur für dieſen Abend verſtimmt wurde, ſondern den längern Aufenthalt in einer Stadt verleidet fand, in welcher ein Undankbarer lebte, dem ich durch meine Freigebigkeit ſeine Exiſtenz erträglicher zu machen geſucht.

Ich beſchäftigte mich daher mit dem Plane zu einer ſchnellen Abreiſe, da zum längern Verweilen mir ohnehin ein Vorwand mangelte. Doch beſchloß ich, noch einmal den Schändlichen zu ſprechen, und ihn ahnen zu laſſen, wie gut ich von ſeinen Geſinnungen gegen mich unterrichtet ſey.

Ich begab mich daher am folgenden Morgen zu ihm, und zeigte einen Aufſatz vor, welchen ich erſt um Mitternacht niedergeſchrieben. Ihn ſuchte ich aber glauben zu machen, daß ein Streit über die wirkliche Exiſtenz von Freunden und Geſpenſtern, der geſtern in einem ſchöngeiſtigen Zirkel entſtanden, mich zu dieſer Schrift veranlaßt hätte, in welcher ich die bezweifelte Exiſtenz eines wahren ungeheuchelten Freundes, durch das Beiſpiel meines guten Apiſt begeiſtert, zu beweiſen geſucht; und von dem glücklichen Erfolge meiner Dialektik aufgemuntert, auch zur Beweisführung für die Wirklichkeit der Geſpenſter überging.

Apiſt verſicherte mich, daß er ſich ungemein freuen würde, zu erfahren, auf welche Weiſe es mir gelungen ſey, dieſes ſchwierige Thema ſo glücklich zu behandeln. Ich nahm das Papier zur Hand und las:

Betrachtungen über die Worte: Freund und Geiſt.

—— Abſentem qui rodit amicum
Qui non defendit alio culpante ——

Horat.

„Nur ein Anfall von Spleen konnte Herrn Miſon auf die ſonderbare Behauptung bringen, daß ein Freund eben ſo unmöglich in der wirklichen Welt anzutreffen ſey als ein — Geiſt, und daß beide bloß in den Wörterbüchern zu finden; denn je reiflicher ich dieſen Gegenſtand bedenke, deſto gründlichere Beweiſe bieten ſich mir für die wirkliche Exiſtenz eines Freundes im bürgerlichen Leben dar, und inſofern es als wahre Freundſchaft betrachtet werden kann, wenn mein Gefährte trotz der von mir zu genießenden Vortheile ſich nicht ſcheuet, mir meine Mängel ſelbſt ins Angeſicht zu rügen, ſo muß Apiſt, der dieſe Pflicht eines wahren Freundes nie bei mir verabſäumte, mich in der That die Möglichkeit eines ſolchen glauben machen; und der Einwurf, daß Jener zuweilen in Geſellſchaften meine Fehler und Schwächen zum Beſten gegeben, verdient nur als ein neuer Beweis ſeiner Redlichkeit und Zuneigung gegen mich betrachtet zu werden, indem er mir zu Liebe die häßliche Rolle eines Spions zu übernehmen nicht verſchmähete, weil er es in der Ueberzeugung that, daß die Geſinnungen fremder Leute gegen unſre Lieben zu erforſchen, auf jenem Wege am leichteſten zu erlangen ſey, wenn man ſich für einen Ueberläufer ausgiebt, und zum Scheine die Schwächen des vorgeblichen Feindes mittheilt. Sind deren nicht viele, kann man einige zu dieſem Behufe erdichten, denn auf dieſe Weiſe gehen die guten Leute am eheſten in die ihnen gelegte Falle, und äußern was ein gewandter Spion nur zu hören wünſcht. Es läßt ſich ſelbſt denken, daß, ſobald Jene durch dieſe Kriegsliſt getäuſcht, zu einem feindlichen Ausfalle auf den Abweſenden Miene machen, deſſen Vertreter die Maſke nicht ſo ſchnell abnehmen dürfe, vielmehr muß, um noch mehrere Aeußerungen aus den Leuten herauszupumpen, der Spion die angenommene Rolle ſo lange als möglich durchführen, und ihre Streiche und Hiebe auf ſeinen Freund, der Täuſchung halber, wie ein gemeinſchaftlicher Feind zu unterſtützen bedacht ſeyn; und wenn Cicero recht hat, daß „Freundſchaft eine Seele in zwei Körpern ſey,“ ſo zeigt es zugleich von ſeiner Beſcheidenheit, Demuth und Selbſtkenntniß, wenn er die Fehler und Mängel ſeines entfernten Freundes, der Geſellſchaft als Sündenbekenntniſſe vorzulegen nicht ermüdet, denn iſt er nicht, dem Spruche jenes Römers zufolge, mit ſeinem Freunde Eine Perſon? Deshalb wäre es höchſt unſchicklich, Gutes von dem Abweſenden zu ſprechen, weil dies, wenn auch durch eine andere Zunge ausgeſprochen, doch für Eigenlob gelten würde, und: Propria laus sordet!

Da es meiner Vermuthung nach, mir gelungen, die Exiſtenz eines Freundes in dieſer Welt zu beweiſen, wird es mir wohl nicht ſchwer fallen, den weit leichtern Beweis für die Wirklichkeit der Geiſter dem hartnäckigen Zweifler abzulegen. — Um den ungegründeten Einwurf, als ſey ein Geiſt ein fabelhaftes Weſen, zu widerlegen, bedarf es nicht erſt, ſich auf das Zeugniß eines Swedenborg zu berufen, ſondern das Publikum ſelbſt fordere ich als einen Gewährsmann auf, und dieſes muß — wenn auch wider Willen — meine Behauptung als gegründet anerkennen, ſobald ich die Frage aufwerfe, warum vorzüglich jene Gattung von Schauſpielen und Romanen die meiſte Aufmerkſamkeit findet, in welcher ein Geiſt das Triebrad der Handlung iſt?

Verleger und Bühnendirectionen machten dieſe Bemerkung wohl noch früher als ich. — Iſt es überhaupt Jemanden noch zweifelhaft, daß der günſtige Empfang, deſſen ſich „die Ahnfrau“ und „der Freiſchütz“ in unſerer Zeit erfreuen, aus derſelben Quelle abzuleiten ſey, aus welcher anzunehmen, warum in einer ſchönern Kunſtperiode, wo der gute Geſchmack noch etwas galt, „Hamlet“ und „Don Juan“ zu begeiſtern vermochten? Sollte mir Jemand einwenden: Der Hang zum Wunderbaren und Uebernatürlichen ſey dem Menſchen angeboren, ſo verweiſe ich ihn auf die Sucht des Publikums zu Erzählungen und Melodramen, die durch einen Kriminalprozeß Leben erhalten, und die Exiſtenz der Schelme und Böſewichter zu leugnen, hat noch Niemand ſich einfallen laſſen. — Haben doch dieſe ohnehin mit den Geiſtern eine Vorliebe zur Nacht und Einſamkeit gemein. Ja die Hinneigung zum Geiſtigen geht jetzt ſo weit, vorzüglich in Deutſchland, daß man für einen Schriftſteller nicht eher ſeine Achtung zu geſtehen wagt, bis er ganz Geiſt iſt, und den irdiſchen Rock im buchſtäblichen Sinne ausgezogen hat. — Da nach den Worten des ſteinernen Gaſts im Don Juan „Geiſter nicht der irdiſchen Nahrung bedürfen," ſo halten Verleger und Leſer eines Autors mit Recht nichts für überflüſſiger, als dieſen mit Lebensmitteln zu verſorgen, ja ſogar für Sünde, weil dies ein Gebrauch vieler heidniſchen Völker des Alterthums geweſen, den Geiſtern ihrer abgeſchiedenen Verwandten Speiſen und Getränke auf das Grab zu legen. Sollte dieſe altrömiſche Sitte etwa zur Behauptung führen, daß Geiſter zuweilen auch nach irdiſcher Koſt Gelüſten tragen, was durch die in der Schillerſchen Ueberſetzung vorkommenden Worte Macbeths: „Mit Geiſtern habe ich zur Nacht gegeſſen" noch mehr Grund erhält, ſo ſehe ich nicht ein, wie dies auch auf die ſchönen Geiſter zu beziehen ſey, von welchen die tägliche Erfahrung lehrt, daß ſie die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens zu entbehren gelernt, was ſie der Gleichgültigkeit anderer Menſchenkinder für ihr Schickſal Dank wiſſen mögen, die ſo ſehr als möglich den Umgang mit Geiſtern ſcheuen, wenn dieſe phyſiſchen Augen ſichtbar umherwandeln. Eben ſo groß, als ihre Abneigung gegen ſolche, iſt jedoch ihre Verehrung der Unſichtbaren, welche nur das geiſtige Auge zu bemerken vermag. Selbſt die Gleichgültigkeit, guter Apiſt, welche Du für dieſe Abhandlung beweiſeſt“ — ſchloß ich — „gilt mir als der treffendſte Beweis, daß du keinen ſolchen Geiſt darin zu finden vermagſt.“

In der That hatte Apiſt nicht nur unverkennbare Beweiſe der Gleichgültigkeit, ſondern auch der Langeweile durch häufiges Gähnen an Tag gelegt, und die Gewiſſensprobe, welche ich auf dieſe Weiſe mit ihm, wie einſt Hamlet mit ſeinem Oheim vorgenommen hatte, konnte nur als ein neuer Beleg meines gänzlichen Mangels an Menſchenkenntniß angeführt werden, denn welcher Sterbliche hat noch im Spiegel der Satyre ſein eigenes Bild erkennen wollen?

Da auf eine indirecte Art dem guten Apiſt nicht beizukommen war, ſo erklärte ich ihm ohne Umſchweiſe, daß ſeine Handlungsweiſe mich zur Abfaſſung dieſer Schrift aufgefordert hätte, und ohne ſeine Vertheidigung abzuwarten, mied ich auf ewig ſeine Perſon.

Am Abende vor meiner Abreiſe ſchrieb ich noch folgende Bemerkungen über Peſth und ſeine Bewohner in mein Tagebuch:

„Der Magyar gleicht ſeinen Nachbarn den Türken in mehr als einer Hinſicht. Die ſinnlichen Vergnügungen erſticken in ihm den Reiz für geiſtige Zerſtreuungen. Die allgemeinen und beſuchteſten Verſammlungsorte bilden hier wie im Oriente die Kaffeehäuſer; an Pracht und Eleganz wetteifern ſie nicht nur mit denen Wiens, ſondern verdienen ſogar ihnen vorgezogen zu werden. Die Hofräume der Häuſer erinnern hinſichtlich ihrer weiten Ausdehnung gleichfalls an die orientaliſche Bauart. Den geräumigen Hausflur füllen zur Meßzeit die vielen Bauerwagen, vor welchen die Pferde ſelbſt in der kälteſten Jahrszeit zur Nacht angeſpannt bleiben, und die Eigenthümer der Pferde gehen ihren Thieren mit einem Beiſpiele der Abhärtung voran, denn ſie liegen die Nacht hindurch in ihre Schafpelze gehüllt unter freiem Himmel auf dem harten Pflaſter. Als ich mich über dies Schauſpiel verwundert zeigte, verſicherte mich ein Nachbar, daß auf der Straße nach Debrezin, das ſeiner ſtark beſuchten Meſſen wegen oft befahren wird, und demungeachtet eine ganze Tagreiſe weit zuweilen keine Schenke ſichtbar iſt, die Fuhrleute gezwungen werden, das Nachtquartier unter der Sternendecke aufzuſchlagen. Damit nicht irgend ein Schelm während ihres Schlafes Wagen und Pferde weiter führe, legen ſich ihre Führer zwiſchen die Räder. Dieſe heroiſchen Seelen ſind nicht ſelten Hochwohlgeboren, und geben an Ahnenſtolz den ſpaniſchen Bettel-Dons nichts nach.

Indeß iſt nicht zu läugnen, daß der dieſem Volke eigne Nationalſtolz manches Gute fördere, und das Streben, an großſtädtiſchem Sinne hinter ihren gebildetern Nachbarn, den Wienern, nicht zurückzubleiben, beweiſt, daß die übrigens erbärmliche Zeitſchrift: „Iris“ als ein vaterländiſches Inſtitut über Verdienſt unterſtützt wird. Aus dieſem Grunde iſt es zu erklären, daß die im Saale: Zu den ſieben Churfürſten häufig gegebenen Concerte faſt immer beſucht ſind, und die Schauſpielhäuſer zu Peſth und Ofen, obgleich in beiden täglich geſpielt wird, ſelten leer bleiben. Auch von der Erbauung eines dritten Theaters, auf welchem Stücke in ungariſcher Sprache gegeben werden ſollten, iſt oft ſchon die Rede geweſen. Reiſende Künſtler ſpeculiren daher ſelten ſchlecht, wenn ſie es nicht verwerfen auch dieſen entlegenſten Theil der cultivirten Welt zu beſuchen, denn giebt es unter den ungariſchen Großen auch wenige Kenner vom Fache, ſo ſind doch alle, was wünſchenswerther iſt, freigebige Mäcenaten. Hinſichtlich des großſtädtiſchen Sinnes darf ſich Peſth unbedingt mit den erſten Reſidenzen Deutſchlands meſſen.

Oeffentliche Gärten werden hingegen von Freunden der Natur hier ſtark vermißt. Nur das Stadtwäldchen, deſſen höchſt anmuthige Lage der Donau gegenüber, durch die langen Alleen und ſchattigen Gänge einen noch größern Reitz gewährt, erſetzt den Peſthern den Wiener Prater. Selbſt an ſchönen heitern Wintertagen findet man hier die elegante Welt verſammelt, und ſchon um die Mittagszeit ſetzt ſich der Zug der zahlreichen und glänzenden Equipagen dahin in Bewegung, welche die große Maſſe der Fußgänger auf beiden Seiten in dichte Staubwolken verhüllen, denn der ſandige Boden giebt den Wechſel der Witterung hier nur durch Staub oder Moraſt zu erkennen. In den Hauptſtraßen der Stadt ſind jedoch bereits ein beſſeres Pflaſter und ſchöne Trottoirs zu finden. An Denkmählern alterthümlicher Baukunſt mangelt es hier gänzlich, da Peſth unter die jüngſten Städte Europas gezählt wird. Die öffentlichen Gebäude gewähren — das vom Kaiſer Karl VI. erbauete Invalidenſpital ausgenommen — keinen imvoſanten Anblick. Die im Franziskanerkloſter befindliche Univerſitäts-Bibliothek iſt höchſt mangelhaft.“

Viertes Kapitel.

Drei Tage auf der Landkutſche.

Die Maſchine, in welcher ich von Peſth nach Wien geſchafft werden ſollte, war ſelbſt bis in den kleinſten Theilen einem bezauberten Schloſſe ähnlich. Auf der Außenſeite, dem Kutſchbock, hatte ſich ein rieſiger Ungar hinpoſtirt, deſſen Schnurbart von Sonnenaufgang bis Niedergang reichte, und deſſen hoch geſchwungener Peitſchenſtiel wie ein Zauberſtab zwei Pferde — nein! zwei Lindwürmer in Bewegung ſetzte, deren ſtets geöffneter Rachen vergeblich — nach Futter ſchnappte. Der Hunger hatte ihnen längſt die ſchlanke Taille der Würmer verſchafft, und ſie krochen auch wie dieſe. Den hintern Theil dieſes verzauberten Caſtells zierte ein in die Wolken ragender Thurm, jedoch nicht von maſſiven Quakerſteinen, ſondern von Koffern und Kiſten aufgeführt. Im Innern des Wagens, wo ich meinen Sitz genommen, fand ich eine verwunſchene Prinzeſſin, die, weil ſie die Forderungen der Fee „Mäßigkeit" nicht befolgt hatte, deren Zorn auf ſich geladen, und zur Strafe in dieſe häßliche Hülle verzaubert worden war. Als eine Prinzeſſin ſtammte ſie auch aus adeligem Blute, welches in Ungarn nicht ſelten in den Adern manches Schweinehirten zu finden iſt. Ihre Duenna eine betagte Holländerin, ſaß ihr als Ehr- und Tugendwächterin zur Seite, um an die ſeligen Zeiten zu erinnern, wo noch Angriffe auf die Unſchuld ihrer Gebieterin zu befürchten waren. Als ich mich nach Verlauf einer Stunde ſchon in Ofen ſah, zweifelte ich, da ich nicht das mindeſte Vorwärtsſchreiten bemerkt hatte, gar nicht mehr, daß ich mich in einem verzauberten Kaſtell befände, und ein ähnliches Abenteuer, wie einſt einen Don Galaor oder den tapfern Belianis, diesmal auch mich erwarte. In Ofen ließ der rieſige Wächter und Caſtellan die Zugbrücke (den Wagentritt) herab, und ein geiſtlicher Herr ſtieg ein, die Geſellſchaft zu vermehren. Er war aber nicht der Letzte, denn vor Alt-Ofen harrte ein modern gekleideter junger Mann an der Landſtraße dem Heranſchreiten des beweglichen Gebäudes mit Sehnſucht entgegen, um ſich ebenfalls einzuſetzen.

Dies veranlaßte mich zu der ſcherzhaften Bemerkung, daß eine Landkutſche einem Frauenzimmer in manchen Stücken zu vergleichen wäre, denn abgeſehen von dem ewigen Geraſſel und Geklapper, das beide ſo unerträglich macht, und zwar um ſo mehr, weil ſie dennoch nie zum Ziele kommen, ſind ſie ſich auch inſofern ähnlich, daß derjenige, welcher in das Herz einer Dame oder Landkutſche eingeſtiegen, ſich ſehr getäuſcht ſieht, wofern er ſich allein für den Glücklichen hält, denn jede Viertelſtunde macht er die Bekanntſchaft eines neuen Mitbewerbers, und man darf daher den Verſicherungen der Schönen und Landkutſcher, ſich für den Einzigen halten zu dürfen, niemals Glauben ſchenken.

Dies Gleichniß wollte dem weiblichen Theile der Geſellſchaft nicht beſonders gefallen. Ein ſolcher Eingang der Converſation gab den Frauen einigen Grund während der Reiſe jedes meiner Worte mit der Aengſtlichkeit eines Cenſors abzuwägen, auch waren ſie übrigens, wie alte und häßliche Damen gewöhnlich thun, die unerträglichſten Tugendheldinnen, ſo wie ungekehrt eine Sängerin, die zu hören das Publikum am wenigſten Verlangen trägt, den Theaterdirector am ſeltenſten durch Heiſerkeiten in Verlegenheit ſetzt. Und ſo würde Grabesſtille fortwährend in dem alten Kutſchkaſten geherrſcht haben, wenn nicht, die Langeweile von ſich abzuwehren, der Mönch mit gellender Stimme mittelſt einiger Kirchenlieder der Geſellſchaft einen Ohrenſchmaus zum Beſten zu geben, beabſichtigt hätte. Als er zum Stabat mater und Dies irae kam, ſtimmte ich herzhaft ein, und gewann mir dadurch die Zuneigung des Prieſters, welche mir ein Gleichniß bei den Damen verſcherzt hatte; ein ſprechender Beweis, wie weit beneidenswerther auf dieſer Erdenpilgerſchaft das Loos eines Sängers als das als eines Satyrikers ſey. — Der junge Mann, welcher die fünfte Perſon im Wagen war, ſah ſcheel wie ein alter Junggeſelle auf das Glück verehlichter Leute, auf den Prieſter und die Dame, von denen jeder einen Theilnehmer des Geſpräches gefunden. Er ſtrebte daher durch eine mir vorzulegende Frage meine Aufmerkſamkeit von dem Mönche abzuziehen. Er fragte mich nämlich, ob ich in Wien einige Zeit mich zu verweilen gedenke? Als ich ſeine Vermuthung beſtättigte, hatte er die Gefälſigkeit, mich auf einen dort mir bevorſtehenden Kunſtgenuß aufmerkſam zu machen, indem auf dem Hofburgtheater Shakeſpeare's: „Kaufmann von Venedig" neu einſtudiert werde, auch dem Vernehmen nach, Herr Coſtenoble die Rolle des „Shylok" übernommen habe, und von einem ſo ausgezeichneten Bühnenkünſtler ließe ſich allenfalls Außerordentliches erwarten. Das Gerücht hatte ſich — ſetzte er hinzu — ſchon vorigen Monat, bevor er noch die Reſidenz verlaſſen, unter den Theaterfreunden verbreitet. — Meine Replik auf dieſe Neuigkeit, die er mir mitzutheilen ſo gütig geweſen, befremdete ihn nicht wenig. Ich erwiederte nämlich, daß eine mittelmäßige Operncompoſition im Kärntnerthor-Theater mein Intereſſe eher in Anſpruch nehmen werde, als dieſer hochgeprieſene venetianiſche Kaufmann. „Bei aller Bewunderung für den unſterblichen Britten" — fügte ich hinzu — „werde ich mich doch nie verleiten laſſen, mit den blinden Enthuſiaſten auch ſeine verfehlten Geiſtesproducte als vollendete Meiſterwerke anzuſtaunen."

Der ſtarr auf mich gerichtete Blick des Wieners ließ mich vermuthen, daß meine kühne Aeußerung ſeine Verwunderung in einem nicht geringen Grade erregt haben müſſe. Ich ſuchte meine Anſicht durch die an ihn geſtellte Frage zu rechtfertigen, ob denn die in dieſem Schauſpiel allenthalben verletzte Wahrſcheinlichkeit etwa den großen Genius verriethe?

„Ich geſtehe“ — ſetzte ich hinzu — „daß zwei der gelungenſten Dramen dieſes großen Dichters „Hamlet“ und „Lear“ auch nicht ganz frei von dieſen Mängeln ſind, doch werden ſie — die Anachronismen ausgenommen — nur jenem Zuſchauer oder Leſer ſtörend entgegen treten, der mit kritiſcher Genauigkeit die Analyſis eines Kunſtwerks bis in die kleinſten Theile vorzunehmen beabſichtigt. Aber die ſorgfältige Anlegung des Plans, das bis zur Kataſtrophe fortwährend geſteigerte Intereſſe und die ſcharfe Charakterzeichnung verrathen auf den erſten Anblick die Schöpfungen des großen Meiſters. Nicht ſo gewiſſenhaft ſehen wie dieſe erſten Anforderungen an ein dramatiſches Kunſtwerk im „Kaufmann von Venedig“ erfüllt, denn hat es jemals einen Juden gegeben, der einige Tropfen Chriſtenblut einer ſchönen runden Summe Geldes, wenn ihm die Wahl zwiſchen beiden blieb, vorgezogen hätte? Muß nicht Jeſſica's Handlungsweiſe das moraliſche Gefühl weit mehr verletzen, als der durch ſo vielfältige Urſachen aufgereitzte Charakter ihres alten Vaters, dem ſein eigenes Kind noch ſchlimmer als die vielen Feinde mitſpielt, unter welchen er umher wandeln muß? Scheint nicht der Dichter ſogar alle ſeine Erfindungskraft aufgeboten zu haben, dieſes weibliche Ungeheuer, das den alten Vater und Wohlthäter ausplündert, und einem leichtfertigen Jungen ſich in die Arme wirft, in dem ſchönſten Lichte hervortreten zu laſſen, und dadurch gleichſam Jeſſikas doppelte Verletzung, der edlen Weiblichkeit ſowohl, als der heiligen Kindespflicht gewiſſermaaßen zu billigen? Iſt es wohl möglich, daß ein Prinz im heißen Afrika von der Schönheit einer venetianiſchen Bürgerstochter gehört, und ſich eiligſt auf den Weg gemacht hätte, um derſelben Herz und Thron anzubieten, ſodann aber, wie die Prinzen in Gozzi's Märchen, ſich mit Verſen abſpeiſen zu laſſen? Endlich frage ich, haben, um dem Dichter aus der Verlegenheit zu helfen, diesmal vielleicht die venetianiſchen Richter ihre ſonſt ſo ſteifen Amtshandlungen bei Seite geſetzt, und einem fremden milchbärtigen Advokaten ſo ganz ohne Umſtände ihren Platz eingeräumt, ohne von ihm die Vorzeigung ſeines Doctordiploms zu verlangen? Und ſollte Portia den ſonderbaren Rechtsvorfall voraus geahnt, und deshalb bei Zeiten ihre Rolle eines Advokaten einſtudiert haben, den ſie in Redeſtyl und Haltung ſo glücklich zu copiren weiß, daß die ganze Verſammlung einen practiſchen Advocaten vor ſich zu haben glaubt? Nebſtdem, iſt Portia wirklich die reiche Erbin, wie ſie durch Pracht und Freigebigkeit in der erſten Hälfte des Stückes zu beweiſen ſucht, ſo iſt ſie bisher gewiß nicht unbemerkt geblieben, und ihre Phyſiognomie den Bürgern Venedigs viel zu bekannt, als daß unter der im Gerichtsſaale anweſenden Menge ſie auch nicht Einer trotz ihrer Vermummung erkannt haben ſollte. Auch theilen die venetianiſchen Damen nicht die Eingezogenheit ihres Geſchlechts im Orient, um glauben zu laſſen, daß eine reiche heirathsfähige Dame den Einwohnern einer Stadt ganz unbekannt bleiben würde. Nebſtdem nähert ſich die Kataſtrophe des Dramas mit dem vierten Acte, und der letzte Aufzug iſt daher nur das fünfte Rad am Wagen. — Zweifeln Sie wohl'' — ſchloß ich dieſe lange Rede — ,,daß wenn ein angehender Dichter unſerer Zeit dieſes Produkt als ſein erſtes Erzeugniß einem Theaterdirector anböte, und falls ſich dieſer, was jedoch ſchwer zu glauben iſt, zur Annahme deſſelben geneigt fühlte, deſſen Aufführung ein allgemeines Zetergeſchrey der Kritiker zur Folge haben würde?“

Der junge Mann ſtimmte meiner Meinung gänzlich bei, und fügte die richtige Bemerkung hinzu, daß die enthuſiaſtiſche Bewunderung des Shakespeare dem Rufe des großen Dichters weit nachtheiliger ſei, als ſeine Verehrer wohl ſich träumen ließen, und daß ihre zu weit getriebene Vergötterung über kurz oder lange den Prieſtern ſammt ihrem Götzen gefährlich werden könnte. Schon hat Raupach durch dieſe herrſchende Thorheit unſerer Zeit einen dankbaren Stoff zu einem guten Luſtſpiele *) erhalten, und die Theilnahme, deſſen es ſich bereits auf mehrern Bühnen erfreuet, zeigt deutlich, daß Mancher bereits aus dem enthuſiaſtiſchen Taumel erwacht, und Löwenklau nicht ein Geſchöpf der dichteriſchen Einbildungskraft, ſondern ein aus dem Leben gegriffenes Bild ſey, von welchem mehrere Exemplare in großen Städten umherwandeln.

Von Shakespeare lenkte ſich das Geſpräch auf ſeine Commentatoren. — „Kein Dichter“ — bemerkte der Wiener — „iſt ſo oft mißgedeutet und

---

*) Kritik und Antikritik.

falſch verſtanden worden, als eben der große Britte. Wir Deutſchen verfahren aber noch unbarmherziger mit ihm als ſeine Landsleute. Die Sucht, ſich bemerkbar zu machen, und einen Vorgänger zu verdunkeln, verurſacht, daß wir uns exemplariſch abquälen, um dieſer oder jener Stelle einen andern Sinn unterzulegen, als ältere Commentatoren heraus finden wollten. Die Bewunderung des eigenen Scharfſinns geben wir dem Publikum als Aufmerkſamkeit und Staunen über die Geiſtesfülle des Dichters aus. Jeder Zote, die dem engliſchen Wollhändler entſchlüpfte, wird eine tiefe welthiſtoriſche Bedeutung untergeſchoben. Actäon ward von ſeinen Hunden nicht minder geliebt, als Shakespeare von ſeinen Auslegern. Aber der thebaniſche Jagdfreund und der engliſche Wilddieb mußten dennoch, der Erſtere mit dem Leibe, der Andere mit ſeinem Geiſte die hungrige Koppel füttern. Die Bibel und Homer haben vielleicht nicht ſo viele Ausleger erhalten, als ein einziges Trauerſpiel jenes Britten. Der Eine ſucht im Hamlet den Helden des Stückes, der Andere im König. Dieſem iſt der Prinz der Inbegriff aller zu einem Helden erforderlichen Eigenſchaften, Jener nennt ihn feige und weibiſch, der ſtatt den Tod ſeines Vaters zu rächen, wovon er ewig ſpricht, Schauſpielern dramaturgiſche Vorleſungen hält, und Höflingen Naſen dreht. Ein Fünfter hält Laertes für den Helden, den Prinzen aber als vollkommen verrückt, der blos lucida intervalla hat. Der Sechſte meint: Hamlets Wahnſinn ſey nicht von der ächten Sorte, ſondern bloß ein Deckmantel ſeiner Handlungen, auch findet er den König gar nicht ſo boshaft und verſtockt, als Einige ihn machen wollen. Der Siebente giebt den Prinzen für wirklich verliebt aus, was der Achte beſtreitet, und mit Gründen darthut, daß Hamlet, um den Oheim und die Mutter über ſeine Abſichten mit ihnen in Ungewißheit zu laſſen, Opheliens Herzensfrieden zum Opfer bringen mußte.

So haben die ernſthafteſten Nationen Europa's, Deutſche und Britten, keine wichtigere Angelegenheit als über ein Theaterſtück Folianten zu ſchreiben, und machen den Franzoſen Seichtheit und Oberflächlichkeit zum Vorwurfe, weil ſie die Gaben der Poeſie bloß genießen, und nicht darüber grübeln wollen. In Deutſchland muß jetzt die Dichtkunſt, wie in Athen ehemals die Philoſophie, ein Heer müßiger Sophiſten ernähren.

Dante, Taſſo und Göthe in ſeinem „Fauſt“

ſind von den Auslegern auf eine andere noch viel bequemere Weiſe interpretirt worden. Die Allegorie iſt der größte Tummelplatz für die Phantaſie eines Commentators. Wie leicht es ſey, jede beliebige Handlung eines Gedichtes in eine Parabel und Geſchichte in Mythen umzugeſtalten, will ich in einem Beiſpiele darthun. Ich finde mich bereit, der erſten beſten Erzählung, die Sie, mein Herr! vorzutragen die Güte haben wollen, nach meiner Weiſe eine Bedeutung unterzulegen, an die Niemand zuvor gedacht haben kann, und welche zu widerlegen, Sie dennoch nicht im Stande ſeyn ſollen.“

„Wohlan! ich gehe Ihren Vorſchlag ein!“ erwiederte ich, und ſchickte mich an, ihm eine Probe meines Erzählertalentes abzulegen. Ich dachte abſichtlich lange nach, um eine ſolche auszuſinnen, welche durch das Proſaiſche und Alltägliche ihres Inhalts, aller Reize des Abenteuerlichen und Märchenhaften entbehrend, das Interpretationsgenie in nicht geringe Verlegenheit ſetzen ſollte. Endlich begann ich, wie folgt:

„Die ſtürmiſchen Zeiten der franzöſiſchen Revolution hatten manchen friedliebenden Bürger bewogen, ſein geliebtes Vaterland auf ewig zu verlaſſen, und den Schutz fremder Regierungen anzuflehen, weil er den Wunſch eines ſo koſtbaren Geſchenkes als die franzöſiſche Freiheit war, die durch das Blut vieler Tauſende erkauft werden mußte, nicht gehörig zu ſchätzen verſtand. Jean Gontier, ein reicher Gutsbeſitzer aus der Provence miſchte ſich unter die zahlloſen Auswanderer, die den heimathlichen Boden und Frankreichs mildes Klima gegen die rauhe Luft des deutſchen Nordens und das neblige Eiland der Britten eintauſchen ſollten. Gontier hatte gleich beim Ausbruche der bürgerlichen Unruhen ſeine Landgüter zu verkaufen geſucht, und mit dem daraus gelöſeten Gelde ſich nach Deutſchland gewendet.

Obwohl in einem noch jugendlichen Alter war er dennoch ſchon beider Eltern beraubt, und er hatte in ſeinem ältern Bruder Maurice den einzigen Verwandten im Vaterlande zurückgelaſſen. Jean hatte bei ſeiner Ankunft in Berlin ein zum Verkaufe ausgebotenes Haus in dem belebteſten Theile der Reſidenz ſogleich an ſich gebracht, begann auf großem Fuße zu leben, und warf ſich zum Gönner und Beförderer der ſchönen Künſte auf. So konnte es nicht fehlen, daß jedes hülfsbedürftige Talent nicht nur durch ſeine Freigebigkeit vor Mangel und Armuth, dieſen Geiſt tödtenden Ungeheuern beſchirmt ward, ſondern es benutzte auch gern die heilſamen Winke eines Mannes, der ſo uneigennützig für das Gedeihen des Guten und Schönen zu wirken bemüht war, wenn es galt vor Abgründen zu warnen, die das vom Feuer der Begeiſterung beſeelte Genie, das nur ſelten den Boden prüft, über welchen es mehr fliegt als ſchreitet, zu beachten vermag. — Deutſchlands Talente bisher gänzlich verkannt, ſollten von einem Franzoſen zuerſt gewürdigt, und was noch weit mehr unterſtützt werden. — Goutier fand bald ein Weib würdig ſeiner Wahl, die ihm zwei hoffnungsvolle Knaben gebar, von welchen die Geburt des Jüngern der Mutter das Leben koſtete. Der Erſtgeborne folgte ihr ſchon im blühenden Jünglingsalter in das Grab. Auf dieſe Weiſe ward Goutiers häusliche Glückſeligkeit nur zweimal, aber heftig getrübt. Er lebte dann noch viele Jahre im Wittwerſtande, bevor er zu einer zweiten Ehe ſchritt, die jedoch minder günſtig als die erſtere ausfiel.

Maurice, der bisher nur durch Briefe von den Verhältniſſen ſeines Bruders in Deutſchland unterrichtet worden, trug ſich ungeachtet ſeines hohen Alters noch immer mit der Lieblingsidee, eine Reiſe zu ſeinem Bruder nicht zu ſcheuen, um den noch einzigen und letzten Verwandten vor ſeinem Tode zu umarmen. Er beſchloß jedoch ſeinen Plan geheim zu halten, um dem unverhofften Wiederſehen durch die Ueberraſchung einen deſto größern Reitz zu verleihen.

An einem ſtürmiſchen Herbſtabende langte er in der großen Reſidenz Norddeutſchlands an. Nur durch die aus Briefen ihm bekannte Adreſſe der Wohnung ſeines Bruders gelang es ihm noch an demſelben Abende dieſe auszufinden, denn der Name Gontier war in Berlin gänzlich unbekannt, wohl aber hatte Johannes Gutter durch ſein glänzendes Haus, das der Sammelplatz aller ſchönen Geiſter in der Reſidenz genannt wurde, ſich einen allgemeinen Ruf erworben. Auch klangen die Namen Gontier und Gutter ſo ziemlich gleich, daß Maurice durch das Abweiſen der Dienerſchaft auf die Frage, ob der Hausherr ſich Gontier nenne, zur Umkehr nicht vermocht werden konnte. Er beſtand darauf als ein Fremdling aus dem Vaterlande Gutters gemeldet zu werden, und bald ward ihm der Einlaß geſtattet. Bei ſeinem Eintreten erblickte er einen ehrwürdigen Greis an der Seite eines blühenden jungen Weibes. Gegenüber ſaß ſein noch lebender zweiter Sohn Hugo, ein Jüngling von etlichen und zwanzig Jahren, und ein phantaſtiſch gekleideter Mann von mittlerm Alter. Dieſer las mit beglaſtem Auge und wichtig thuender Miene dem kleinen Zirkel aus einem Buche vor, wobei er abwechſelnd alle möglichen Stimmen jedes Alters und Geſchlechts nachzuahmen ſuchte, und dadurch vermuthen ließ, daß der Gegenſtand ſeiner Lectüre ein Drama ſey, in welchem die redenden Perſonen durch die verſchiedenen Modulationen der Stimme des Vorleſers, den Zuhörern zu errathen wären.

Der Eintritt des Gaſtes unterbrach die Lectüre. Die kleine Familie ſtarrte den Fremden verwundert an, der in ſo ſpäter Nacht und in Reiſekleidern unvorbereitet in einen eleganten Zirkel einzutreten wagte. Aber Maurice, als wäre er ganz und gar nicht Franzoſe, fragte wenig nach gutem Tone, ſondern warf ſich ſeinem Bruder haſtig an den Hals. Ein Strom von Freudenthränen benetzte ſeine Wangen, und es war ein herzerſchütternder Anblick, als ſich die beiden Alten in den Armen lagen, nachdem ein Zwiſchenraum von mehrern Decennien ſie getrennt hatte, und Erinnerungen der froh verlebten harmloſen Kinderjahre in den Seelen der Greiſe auftauchten.

Die Frau vom Hauſe gab ſich, als ſie aus den Reden der beiden Brüder ihre nahe Verwandtſchaft abgemerkt hatte, alle Mühe, ein freundliches Geſicht zu ſchneiden, worin ihr der Declamator redlich beiſtand, dem aber die Gewandtheit der Weiber, ihre Gemüthsbewegungen zu verbergen, als einem Manne faſt gänzlich abging. Man las daher deutlich auf ſeiner Stirne die Unzufriedenheit, durch eine Kotzebue'ſche Rührſzene in einer intereſſanten Lectüre unterbrochen worden zu ſeyn. Nur der vortreffliche Champagner, der bei der Abendmahlzeit auf das Wohlergehen des Gaſtes und ſeines Wirthes geleert ward, verſchwemmte einigermaaſen den Ingrimm des Declamators.

Erſt gegen Mitternacht ward die Tafel aufgehoben. Der Gaſt, obgleich von den Beſchwerden einer langwierigen Reiſe ermüdet, wollte ſich dennoch die nöthige Ruhe nicht eher gönnen, bis der Wirth ihn mit ſeinen jetzigen Verhältniſſen und dem Charakter ſeiner Hausgenoſſen bekannt gemacht haben würde.

Jean konnte die geiſtigen Vorzüge ſeiner jungen Gattin gar nicht genug loben, obgleich, wie er hinzuſetzte, ſeine erſte Gemahlin Klara, eine geborne von Lobewitz, noch glänzendere Eigenſchaften beſeſſen hätte, denn die Redſeligkeit und Tadelſucht ſeiner Meroſa falle ihm zuweilen in der That beſchwerlich, was er auch gar nicht zu leugnen vermöge.

„Aber lieber Bruder“ — fragte Maurice — „was vermochte dich in dieſen Jahren, ein ſo junges Geſchöpf zu deiner Gattin zu wählen, als ob ſchon der Einfall, in einem vorgerücktem Alter ſich wieder zu vermählen, nicht thöricht genug wäre?“

„Mehr Mitleid“ — entgegnete Jener — mit einer hülfloſen Waiſe, die den Gram zum einzigen Geſellſchafter hatte, als gewöhnliche Sinnenluſt, bewog mich zu dieſem Schritte. Das unerfahrne Kind war ſchwach genug, ihr Heiligſtes, ihre Unſchuld einem Schurken zu opfern, deſſen glänzendes Aeußere die Augen der Armen zu blenden vermochte. Er hatte ſich für einen reiſenden Lord ausgegeben, und ihr verſprochen, bei ſeiner Rückkehr aus Italien, ſie als ſeine Gattin nach England zu führen. Der Schändliche war jedoch nur der Bajazzo einer herumziehenden Seiltänzertruppe. Röschens Unglück rührte mich zu Thränen. Ich nahm ſie in mein Haus auf, um im herannahenden Alter ihrer Pflege mich zu erfreuen, ja ich vertrat ſogar bei ihrem Baſtard Vaterſtelle. Aber der arme Wurm lebte nur wenige Tage, und Moroſa, der die ſüßen Mutterfreuden verſagt ſind, hält ſich dadurch ſchadlos, daß ſie die häßlichen Formen und ſchlechte Erziehung der Nachbarskinder niemals zu tadeln unterläßt. Sie hat ſich daher nicht wenig Feinde unter ihrem Geſchlechte zugezogen. Dies iſt der einzige Fehler, welchen ich während unſeres Zuſammenlebens an ihr bemerkte. Obwohl ich ſchon einige Jahre mit ihr vermählt bin, ſo verſichert ſie mir doch immer noch jeden Tag, daß ſie ohne mich unmöglich leben könnte, und mein Tod müſſe unfehlbar auch den ihrigen nach ſich ziehen.“

„Was hat dich jedoch zu einer Namensveränderung vermocht?“ fragte Maurice.

„Roſa's inſtändiges Bitten“ — entgegnete der Andere — „die aus beſonderer Abneigung gegen Deine Landsleute auch meinen Namen deutſch umſchaffen wollte. Wie oft warf ſie mir vor, weil ich immer Bedenken trug, auch in dieſem Stücke ihrem Willen mich zu fügen, daß jeder wandernde Perruquier Jean oder Jacques heiße.“

„Rouſſeau war kein Haarkräusler“ — verſetzte

Maurice — „und führte ſogar beide Namen. Endlich muß ich offenherzig bekennen, daß das Handwerk eines Friſeurs, der den Kopf in Ordnung bringt, weit ehrenvoller als das eines deutſchen Aeſthetikers ſey, welcher das Gegentheil unternimmt.“

„Da haſt Du meine Gemahlin doppelt angegriffen — entgegnete Jean — „denn ſie gehört zu den ſchöngeiſtigen Weibern, und meint als eine teutſche Johanna d'Arc, welche die Feder ſtatt des Schwertes führt, ſich von den Muſen berufen, wie ihre Vorgängerin die Britten aus Frankreich, ſie hingegen die Franzoſen aus Deutſchland zu verſcheuchen. Auch klagt ſie ſehr darüber, daß Deutſchland im vorigen Jahrhunderte ſo willig fremde Feſſeln trug. Du ſollteſt nur ihre Abhandlung über die Schädlichkeit des Alexandriners leſen, die ſie kürzlich niedergeſchrieben; gewiß! Du würdeſt ſodann den treffenden und ſcharfſinnigen Bemerkungen dieſer gelehrten Dame Deine Bewunderung nicht verſagen können, und mir Glück wünſchen, mich ihren Gatten nennen zu dürfen.“

„Ich kann zwar nicht leugnen“ — bemerkte Maurice — „daß auch wir Franzoſen an ſchreibenden Weibern keinen Mangel leiden. Doch hat

Deutſchland noch keine Dacier, du Bocage, Staël u. ſ. w. aufzuweiſen, und ſelbſt die Leiſtungen dieſer Damen werden mich nie überzeugen, daß ſchreibende Weiber nicht ihre eigentliche Beſtimmung verleugnen. Ja, auch die Kritik würde nicht ſo ſehr in Verruf gekommen ſeyn, wäre ſie kein Frauenzimmer. Aber laß mich erfahren Jean, was der Alexandriner Deiner Ehehälfte zu Leide gethan?“

„Wohlan Maurice“ — entgegnete Jean — „da Du mich gleichſam aufforderſt, Dir Langeweile zu machen, ſo wiſſe, daß Roſa vor Alexandrinern einen unüberwindlichen Ekel empfindet. Am wenigſten will ſie ihn im Lehrgedichte und der Tragödie toleriren. Sie klagt, und ich glaube, mit Recht, daß dies Versmaaß nur ein Pariſer Spielzeug ſey, und es theile nur die Mängel, nicht die Lebendigkeit und Beweglichkeit der Nation, die allein es noch in Ehren hält. Sie nennt den Alexandriner ſchleppend, monoton, und der Himmel weiß, was noch Alles. — Roſa verſicherte mich oftmals, daß ſie die Feder lieber niederlegen wolle, als ſich das kritiſche Richteramt damit zu erkaufen, daß ſie Hallers „Alpen,“ Lichtwers „Recht der Vernunft“ oder Cronegks „Codrus“ zuvor bis ans Ende leſen müßte. Der ſchwere Sylbenfall, der ernſte bedächtige Schritt des Alexandriners, behauptet ſie, vertrage ſich unmöglich mit den Anforderungen an ein ächtes poetiſches Talent, das im Feuer der Begeiſterung die Phantaſie des Leſers oder Zuhörers mit ſich fortreißen ſoll. Der freie Aufſchwung des begeiſterten Sängers wird durch dies Versmaaß nur gehemmt. —"

„Beantworte mir zuvor dieſe Frage," — unterbrach **Maurice** den Redner — „ſoll das Lehrgedicht etwa die Vorzüge der Ode oder Dithyrambe beſitzen? Ich dächte vielmehr, die didactiſche Poeſie ſey nur ein Zweig der epiſchen, und die philoſophiſchen Betrachtungen eines Pope, Boileau, Haller, erfordern einen ruhigen bedächtigen Gang. Daher hat der geiſtreichſte Kunſtrichter des alten Roms die Satyre und poetiſche Epiſtel als Zweige des Lehrgedichtes Eingebungen der musa pedestris genannt. Der Alexandriner würde, wäre der Reim auch ſchon bei den Alten eingeführt geweſen, ſicher dem zu beweglichen, rollenden Hexameter vorgezogen worden ſeyn, deſſen würdevoller Klang dem ernſten Heldengedichte allein zuſagt."

„Du wirſt wohl Mühe haben" — meinte

Jean — „dieſe Hypotheſe auch für die Brauchbarkeit des Alexandriners in der Tragödie aufzuſtellen?“

„Nicht ſo ſehr, als Du zu glauben geneigt biſt“ — verſetzte der Andere. — „Was iſt der Alexandriner ſonſt als ein ſechsfüßiger Jambus, der ſich durch den Reim von den gewöhnlichen unterſcheidet? Der Jambus ſagt wohl der Geſprächsform des Drama am meiſten zu. Wie hätten ihn ſonſt die alten und modernen Poeten, ſelbſt Schiller und Göthe nicht ausgenommen, jeder andern Versart vorgezogen? Der Trochäus, welchen einige neuere deutſche Tragöden als Nachtreter Calderons in ihren Werken einzuführen verſuchten, giebt dem Drama eine mehr lyriſche Form.“

„Aber“ — fragte der Erſtere wieder — „wie wirſt Du den Reim, ohne welchen der franzöſiſche Tragödiendichter nichts anfangen zu dürfen glaubt, füglich vertheidigen können? Geſchehe nur, wenn der Trochäus der Geſprächsform nicht zuſagt, muß der Reim offenbar die Illuſion noch mehr hindern, denn hat ſeit Menſchen denken ſich jemals ereignet, daß man ſeinen Nachbar angereimt ſtatt angeredet hätte? oder daß eine verzweifelnde Medea, ein von Gewiſſensbiſſen gefolterter Oreſt das Talent eines italieniſchen modernen Improvisatore beſeſſen hätte, um ſeine peinigenden Gefühle in den zierlichſten Reimen dem Zuhörer kund zu thun?“

„Sind etwa im „Yngurd,“ der „Ahnfrau,“ dem „Majorat,“ „Beliſar“ und ſo vielen andern neueſten Trauerſpielen der Deutſchen die Reime daraus verbannt?“ — entgegnete Maurice. — „Im Gegentheile, ſie erhalten hier durch den Trochäus eine noch weit größere Schädlichkeit, ſo daß wir wirklich ſtatt eines dramatiſchen Gedichtes eine dialogiſirte Dithyrambe zu hören glauben.“ —

„Weil Du mich an unſere neueſten theatraliſchen Erzeugniſſe erinnerſt“ — unterbrach ihn Jean — „ſo nenne ich Dir den „Hanns Sachs,“ welcher an denſelben Gebrechen leidet, die Du eben zu rügen wagteſt. Dennoch verſichre ich Dich, daß er zu den vortrefflichſten Erſcheinungen der neuern Zeit gezählt wird. — Herr Geckert, der an jedem Abende in unſerm kleinen Familienkreiſe dramatiſche Vorleſungen hält, und auf deſſen Urtheil Moroſa alles Gewicht legt, hat eben heute uns mit den vielen Schönheiten dieſes Drama's bekannt gemacht. Nur Deine plötzliche Ankunft konnte ihn vermögen, die Lectüre ſeines Lieblingsbuches zu unterbrechen.“

„Wer iſt dieſer Herr Geckert?“ — fragte Maurice — „vielleicht Dein Schwager?“ —

„Nicht doch!“ — entgegnete Jean — „Ihm war in früherer Zeit die Erziehung und der Unterricht meines Hugo anvertrauet. Er hat ſich aber, wie mich Roſa verſichern will, um die Geiſtesbildung meines Sohns ſo verdient gemacht, daß ſie mich ſo lange beſtürmte, ihn für immer als ein Mitglied unſerer Familie zu betrachten, bis ich mich endlich ihren Wünſchen fügte. Er hat gegenwärtig keine andere Beſchäftigung, als die Aufſicht über meine Bücherſammlung, und zeitweiſe dieſelbe mit den neueſten Leipziger Meßprodukten, die er der Anſchaffung werth hält, zu vermehren. Den Abend füllt er mit dramatiſchen Vorleſungen aus, in welchen er ſeine Stimme auf eine künſtliche Weiſe ſo vielfach modulirt, daß wir wirklich Perſonen von verſchiedenem Alter und Geſchlechte reden zu hören glauben. Dieſe Methode konnte er uns nicht genug anpreiſen, und beruft ſich ſtets auf die ſchnelle Verbreitung dieſer Gattung von declamatoriſchen Unterhaltungen in mehreren norddeutſchen Reſidenzen, wo der Vorleſer, in eigends dazu beſtimmten Sälen, einen Kreis von Herren und Damen aus der eleganten Welt als aufmerkſame Zuhörer um ſich verſammelt ſieht.“

„Welche Dichter“ — fragte Maurice — „findet er ſeiner Auswahl würdig?“

„Shakespeare, Calderon, Schiller und Göthe!“ war die Antwort.

„Mit dieſen macht „Hanns Sachs“ Brüderſchaft?“ — fragte Jener wiederum.

„Und weshalb nicht?“ — verſetzte Jean — „Für den poetiſchen Werth dieſes Drama's ſpricht die lebhafte Theilnahme, deren es ſich in ſo kurzer Zeit auf faſt allen Bühnen Süd- und Norddeutſchlands zu erfreuen hatte.“

„Der Beifall eines gemiſchten Publikums“ — entgegnete Maurice — „beweiſet ſelten den äſthetiſchen Gehalt eines Kunſtwerks, weil der günſtige oder ungünſtige Erfolg häufig von den unbedeutendſten Dingen abhängt, als die Beſetzung der Hauptrolle durch einen beliebten oder mittelmäßigen Schauſpieler, Comparſerie, Decorationen, Prachtaufzüge u. dgl. m. Sollte nur der poetiſche Werth entſcheiden, würde Göthes „Iphigenie“ und Schillers „Braut von Meſſina“ eben ſo einheimiſch auf den deutſchen Bühnen als die andern Werke dieſer Lieblingsdichter des Volkes ſeyn. Da ſie aber jedes gewöhnlichen Theaterpompes entbehren, ſo werden ſie nur einen kleinen Theil der Gebildeten, niemals aber die große Maſſe anlocken. Selbſt Shakespeare hätte das deutſche Theaterpublikum vielleicht minder angeſprochen als in England, wenn die Phantaſie ihm nicht oftmals als Geiſterbeſchwörerin zu Hülfe gekommen wäre. Daher haben die Luſtſpiele dieſes Dichters in Deutſchland eine bei weitem kältere Aufnahme als bei den Britten gefunden, denn ſein geſunder Humor iſt jenen zartfühlenden Seelen, die an überzuckerten Früchten des Modegeſchmacks ſich täglich den Magen überladen, eine zu derbe Koſt, um ſie genießbar zu finden. Wollte doch ein Theaterdirector es wagen ein Geiſterbanner zu werden, und Hamlet und Macbeth von den ihnen ſichtbaren Erſcheinungen den Zuſchauern in Worten Kunde geben laſſen. Wie lange würden ſich dann noch dieſe Meiſterwerke auf Euern Bühnen erhalten? — Dieſelben Urſachen walten in der deutſchen Oper vor. Die ſchwerſten Aufgaben haben ſich Mozart und Weber im „Figaro“ und der „Euryanthe“ geſetzt, und auch glücklich gelöſet. Dennoch haben dieſe Meiſterwerke einen weit geringern Kreis von Verehrern erworben, als die Schövſer jener herrlichen Tondichtungen mit Recht erwartet hatten. Haben ſich „Don Juan" und „die Zauberflöte" einer allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen, ſo ſind es nicht Annas Klagen um den gemordeten Vater, oder Elviras Seelenleiden, deren der Frevler noch zu ſpotten vermag, noch das großartige Finale, in welchem ſich die Pforten der Geiſterwelt unſerm geiſtigen Auge erſchließen, ſondern die tolle Wirthſchaft des ſpaniſchen Wüſtlings, und die Bierlazzi ſeines Bedienten, welche die eigentliche Aufmerkſamkeit erregen. So ſind in dem andern Meiſterwerke nur Papageno und Monoſtatos die eigentlichen Repräſentanten der Volksgunſt. — Ich berichte nur aus eigener Erfahrung, wie das durch die Sterbeſzene des Don Pedro gelangweilte Publikum, dem Don Ottavio ſeinen Racheſchwur gern erlaſſen hätte, um den einfältigen Gerichtsdiener mit ſeinem Gefolge einige Secunden früher zu empfangen. Endlich kam der ſo ſehr erhoffte Augenblick, und ein neues Leben durchſtrömte die Menge. Zwei Herren, die vom Anbeginne der Ouverture bis jetzt ein lebhaftes Duodrama mitten im Parterre geführt und welche meine vielfachen Bitten um Stillſchweigen mit Drohungen beantwortet hatten, wurden jetzt von dem allgemeinen Zauber mit ergriffen, und erlaubten ſich kaum zu athmen. Dieſe Bemerkung ſchien mir um ſo wichtiger, als P... den Ruf einer die Muſik mit beſonderer Vorliebe cultivirenden Stadt in ganz Deutſchland genießt. — Und hat „der Freiſchütz“ einem Andern als Samiel ſeine allenthalben freundliche Aufnahme zu verdanken? Ich bin begierig zu erfahren, wer ſonſt bei dem in Ahnungen und ſchauerliche Romantik eingewickelten Balge ſo bereitwillig Pathenſtelle vertreten hätte? Gewiß, es unterliegt keinem Zweifel, daß die Jägersbraut nur dem wilden Heere ihr Heer von Bewunderern zu danken hat, ſo wie nicht zu leugnen, daß Maſchinen und Dekorationen allein die Vortrefflichkeit eines „Oberon“ zu welchem die Muſik nur das geringſte Zubehör iſt, dem großen Haufen bewieſen haben. — Die Fabeln von Arion und Orpheus, welche durch die Macht der Töne allein Wunder verrichtet haben ſollen, werden mit Recht — Fabeln genannt.

Nichts aber iſt beluſtigender zu ſehen, als wie Ihr Deutſche Euch abquält, um zu beweiſen, daß Ihr endlich durch Spohr und Weber eine deutſche Muſik erhalten habt. Zugleich macht Ihr aber uns Franzoſen den Vorwurf, daß unſere Bühnenerzeugniſſe eine zu nationale Farbe trügen, um im Auslande ebenfalls das Bürgerrecht zu verdienen. Ihr ſtützt Euch dabei auf die Behauptung, daß das Wahrhaft Schöne überall Eingang finden müſſe, und kein eigentliches Vaterland habe, daher Ihr auch unſere Tragödien ungenießbar finden wollt. Ich frage, warum haben italieniſche und franzöſiſche Componiſten auch in England und Deutſchland Anerkennung gefunden, indeß Spohr und Conſorten mit all' ihrer ſogenannten Tiefe und Gründlichkeit ſelbſt nicht in ihrem Vaterlande allenthalben anzuſprechen vermochten? Berufe ſich doch kein Deutſcher auf Mozart und Gluck. Ihre Werke tragen keine Nationalfarbe, ſie ſind ein Gemeingut der ganzen gebildeten Welt.

Im recitirenden Drama beweiſet es ebenfalls wenig für die Lauterkeit des deutſchen Geſchmacks, daß, indem Racine's und Voltaires Meiſterwerke von Euern Bühnen verbannt ſind, Scribe's Scribeleyen, und die vielen Henker- und Galeerenſtücke dennoch auf den Bretern paradiren, obgleich ſie von ihren Fabrikanten in Paris nur für den Pöbel in den Vorſtadttheatern verfertigt wurden. Die Uebertragung des „Mahomet“ für deutſche Bühnen hat Göthen von

Schillern den Vorwurf zugezogen, daß er dem franzöſiſchen Götzen auch in Deutſchland Altäre zu errichten bemüht ſey. Sollte dieſe Tragödie etwa an dramatiſchem Werthe und tragiſcher Würde ſelbſt unter „Kabale und Liebe“ ſtehen? Iſt der Stifter einer Religion und Heerführer eines ſiegreichen Volkes ein für die Tragödie minder würdiger Stoff, als die deutſche Muſikantentochter, welche ſterben muß, weil ſie den Major mit der ſchönen Uniform nicht beſitzen kann? Sind die Worte, welche ſich der alte Müller gegen ſeine Frau erlaubt, um mich eines horaziſchen Ausdrucks zu bedienen: tragico digna cothurno?“ —

„Um des Himmels Willen, Maurice!“ — unterbrach ihn Jean — „halt' ein mit deinen Gotteslästerungen. Ziehe gegen gekrönte Häupter und Staatsverwaltungen los, und Du darfſt auf Nachſicht hoffen; nur Schillers Genius wage nicht anzutaſten. Selbſt dem Cromwell der deutſchen Literatur ſind alle ſeine kritiſchen und poetiſchen Sünden vergeben worden, nur die einzige Rüge, daß es Schillern nie mit der Zeichnung von Frauen-Charakteren beſonders gelungen ſey, hat einen Aufſtand von ganzen Legionen Scriblern in Deutſchland verurſacht, et adhuc sub iudice lis est.“

„Steht der Verfaſſer des „Hanns Sachs“ eben ſo hoch bei Euch?“ fragte Maurice.

„Ey bewahre!“ entgegnete Jean. „Nur die Todten werden bei uns vergöttert, oder wie Kotzebue und noch ein großer deutſcher Dichter der letzten Zeit erſt im Grabe gemißhandelt. Einen Mittelweg ſchlagen wir nie ein. Indeß, um auf den Dichter des „Hanns Sachs“ zurückzukommen, dieſer Mann wird noch zu den Lebenden gezählt, folglich iſt er verwundbar.“

„So höre denn Bruder!“ — nahm der Erſtere wieder das Wort — „ich habe auf meiner Durchreiſe durch eine große deutſche Handelsſtadt, einer Vorſtellung dieſes Schauſpiels beizuwohnen, Gelegenheit erhalten. Ein daſelbſt lebender Dramaturge hatte in einer Recenſion dieſes Stückes dem Verfaſſer einen ganzen Ehrentempel zuſammengezimmert, und ſein Publikum, das des Tages über im Comptoire ſchwitzt, daher des Abends nicht erſt die Mühe des Selbſtdenkens übernehmen mag, von der Unfehlbarkeit des „Hanns Sachs“ glücklich zu überzeugen vermocht. Mit deſto größerer Spannung ſah ich dem

Beginnen des Stücks entgegen. Aber ich bekam nicht den humoriſtiſchen Dichter, den ich erwartet hatte, ſondern einen ſentimentalen Schuſter zu ſehen, deſſen Reimwuth auch die andern handelnden Perſonen ergriffen hat, denn es wird im ganzen Drama kein einziger reimloſer Vers gehört. Kunigunde ſchmollt mit ihrem Geliebten in Reimen, daß er ſeinen Pfriemen weniger als ſie miſſen wolle. Eoban ſchimpft und bramarbaſirt in Reimen u. ſ. w. Sind dieſe Charaktere hiſtoriſch gehalten, oder poetiſch veredelt? Keines von Beiden. Nur ein einziges Mal giebt ſich Hanns als Dichter zu erkennen, in der Szene mit Maximilian, wo er ſeiner Eitelkeit geſchmeichelt ſieht, daß auch der Kaiſer von ſeinen Verſen gehört. Zwar ſteht es dem Poeten frei, den geſchichtlichen Stoff zu ſeinem Zwecke zu verarbeiten, doch dürfen die Grundzüge der darin enthaltenen hiſtoriſchen Charaktere nicht ganz verwiſcht werden, wie dies mit Sachs und Eoban im beſagten Drama geſchehen. Beſſer wäre geweſen, der Dichter hätte ihnen ganz andere Namen gegeben, und ſie als Geſchöpfe ſeiner Phantaſie dem Zuſchauer vorgeführt.“

„Aber guter Maurice“ — unterbrach ihn Jean — „iſt Dein Auge ſcharf genug, die Gebrechen eines Geiſteserzeugniſſes zu durchblicken, ſo ſtünde wohl zu erwarten, daß, den Sitz eines Geiſtes-Uebels auch bei lebenden Perſonen zu erſpähen, Dir ein leichtes ſeyn müſſe?“

„Befindet ſich etwa ein ſolcher Kranker unter Deinem Dache?“ fragte Maurice theilnehmend.

„Leider“ — entgegnete Jean — „iſt es mein eigner Sohn.“ — der unglückliche Greis ſeufzte bei dieſen Worten tief auf.

„Dein Hugo?“ fragte der Andere wiederum. „Eben Dieſer!“ — entgegnete Jean. — „Herr Geckert, deſſen geiſtiger Pflege ich den zarten Knaben einſt anvertrauete, hat durch eine falſche Geiſtesrichtung das Gemüth des Jünglings für Schwärmerey empfänglich gemacht, ſo daß ſeine Lebens- und Weltanſichten die verkehrteſten ſind. Nichts erſcheint ihm in einer heitern Farbe, die Erde iſt ihm ein Beinhaus, eine Gruft, das Bild der Verweſung und des Moders; der Horizont ein Leichentuch und die Menſchen ſchon im Mutterleibe dem Teufel verſchrieben. Er nennt den Himmel ſein Vaterland, und ſehnt ſich nach ihm zurück, ſich fremd auf der Erde fühlend. In ſeinem frömmelnden Eifer klagt er mich, ſeinen eigenen Vater, des härteſten Verbrechens gegen ihn an. Er macht mir zum Vorwurf, daß meine Sinnenluſt ſeine Seele aus den himmliſchen Sphären und dem Kreiſe der Engel ihren Geſpielen entriſſen, um ſie in die ſchmählichen Feſſeln des irdiſchen Leibes zu bannen. Seine kranke Phantaſie gefällt ſich im Schaffen gräßlicher Bilder. So glaubt er, daß der Teufel fortwährend auf ihn Jagd mache, und keine Verſuchungen ſpare, um das Wild ins Netz zu locken. Bei mitternächtlichen Gewittern ſtiehlt er ſich aus dem Hauſe auf den nächſten Leichenacker, und bringt zwiſchen Gräbern bis am frühen Morgen zu. Von dem Weſen der wahren Poeſie hat er eben ſo bizarre Begriffe als ſeine philoſophiſchen Anſichten eine ähnliche Richtung nehmen. Er hält dafür, vor Schiller und Göthe wäre in Deutſchland nichts Erhebliches geſchaffen worden. Wir hätten früher keine eigentliche National-Poeſie gehabt, und auf dem deutſchen Luſtſpiele laſte dieſer Vorwurf noch immer. Wir müßten — meint er — zur urſprünglichen Einfachheit der alten Minneſänger-Poeſie zurückkehren, um wahrhaft poetiſch zu werden. Alle Schätze deutſcher Dichtkunſt liegen, ſeiner Behauptung zufolge, in dem Schachte veralteter Volksſagen und Volkslieder verborgen, und wir hätten bloß nachzugraben, um dieſe zu unſerm Gebrauche zu gewinnen. Unſere Sprache iſt zu überbildet, zu verfeinert, zu bürgerlich und modern, daß ihr ſelbſt durch den Zauber der Dichtkunſt nicht mehr beizukommen iſt. Der kräftige altdeutſche Styl der Dichter des Mittelalters iſt allein geeignet, unſern Geiſteserzeugniſſen einen volksthümlichen Charakter zu verſchaffen. Dieſelben Klagen führt er über das Theater. Seinen Anforderungen zufolge, ſoll es nicht ein Spiegel der wirklichen Welt ſeyn, und Geſtalten aus dem öffentlichen und Familienleben dem Blicke der Zuſchauer vorführen, nein! dies thäte ja der Phantaſie Eintrag, daher ſind ihm Kotzebue, Iffland und Jünger elende Stümper, Heinrich von Kleiſt aber der erſte Dichter, und den Charakter einer Gurli findet er weit anſtößiger als jenen des Heilbronner Käthchens, das wie eine feile Straßendirne dem Liebhaber durch die weite Welt nachläuft, und ſich ſogar ihm aufdringt. Die edle Weiblichkeit findet er in der Handlungsweiſe der kaiſerlichen Schmiedestochter weit weniger verletzt, als durch die Redeweiſe einer naiven Wilden.“

„Du haſt mir ein treues Bild von einem Verrückten gegeben, Bruder!“ — bemerkte Maurice. — „Aber ich hätte große Luſt dieſem Herrn

Geckert eine Lücke in ſeinen hohlen Schädel zu bohren, da er dem armen Jungen ſo grauſam zugeſetzt hat."

„Du erinnerſt Dich wohl, Maurice!" — nahm Jean das Wort — „mit welchem Eifer ich in frühern Jahren dem Dienſte der Muſen lebte. Auch ich bin für die Zaubergaben der Poeſie empfänglich geweſen, aber es war die plaſtiſch-griechiſche, die in einem freundlichen Klima unter ewig heiterm Himmel erzeugt, nur wohlthätige Wirkungen auf die Gemüther ihrer zahlreichen Verehrer hervorbringen mußte. Die nordiſche Betſchweſter hingegen gefällt ſich bloß in Schreckbildern, deren Bewunderer wie die Wilden nur ſcheußlichen Götzen opfern. — Armer Heinrich! der du längſt heimgegangen in die Wohnungen des Friedens, du wäreſt der Troſt und Stolz meines Alters geworden. — Bruder! er war ein hoffnungsvoller Jüngling und ſein vielſeitiger Genius vermochte wie ein Proteus alle beliebigen Geſtalten anzunehmen. Griechiſche Grazie und ächt brittiſchen Humor wußte er in ſeinen Dichtungen mit gleichem Glücke zu repräſentiren. Machte er auch wie ſein jüngerer Bruder zuweilen einige kleine Streifereien in das Gebiet des Märchens, ſo verirrte er ſich doch nie, ſondern es war ihm nur darum zu thun, wie Arioſt durch gelungene und ſinnreiche Hervorhebung des Abſurden die Romantik zu verſpotten. Er hatte, um mich eines Ausdruckes des Ariſtipp zu bedienen, die Phantaſie, nicht ſie ihn. Peter Lebrecht, die ſchöne Meluſine, die Heymonskinder galten ihm nie als unantaſtbare Heiligthümer.

Aber mag die jetzige Generation im Bereiche der Aeſthetik noch ſchlimmern Unfug ſich erlauben, als bereits geſchehen; mich kümmere dies nicht mehr. Ich bin alt und lebensſatt, und ſehe der baldigen Vereinigung mit dem Lieblinge meines Herzens entgegen. Wollte ich auch der Vernunft das Wort reden, ich würde von meiner Frau, welche Geckerts Machtſprüche für Orakel hält, nur verlacht werden. Mindeſtens würde ſie mich ernſtlich ermahnen den tiefen Sinn ſeiner Worte, wie ſie ſich zu erklären beliebt, mehr zu würdigen, und meine läſternden Reden ließen ſich nur durch Alterſchwäche, welche auch den Geiſt gefangen hält, mit Mühe entſchuldigen. So bin ich ein Schatten in meinem eigenen Hauſe geworden.“

Bei dieſen Worten wiſchte der ehrwürdige Greis eine Thräne aus den grauen Augenwimpern, nahm aber plötzlich einen feſtern Ton an. „**Maurice**!“ ſagte er, „Deine Kräfte ſind von der langen Reiſe erſchöpft, nebſtdem iſt bald Mitternacht vorüber. Begebe Dich daher zur Ruhe, Dein Lager iſt längſt bereitet. Morgen hoffe ich Dich vom Schlummer neugeſtärkt zu finden.“

Maurice befolgte zwar den Wunſch ſeines Bruders. Aber tauſend Ideen beunruhigten ſeine Seele, welche ſich über die Undankbarkeit dreier Perſonen entrüſtete, die ſämmtlich dem edlen Greiſe ihre Exiſtenz verdankten. Er wälzte ſich Stundenlang ſchlaflos auf ſeinem Lager umher. — Plötzlich glaubte er in dem anſtoßenden Zimmer Stimmen zu vernehmen, welche zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes angehörten, die wahrſcheinlich über einen wichtigen Gegenſtand ſich beriethen, denn der Wortwechſel wurde von beiden Seiten ſehr lebhaft geführt. Sie liſpelten anfangs nur leiſe, halb unverſtändlich, aber durch die gegenſeitigen Einwürfe angeregt, wurden ſie endlich ſo laut, daß **Mauricen** der Inhalt ihrer Unterredung nicht mehr fremd bleiben konnte. Aus dem Zuſammenhange ihres Geſpräches erfuhr er, daß die Dame, welche wohl die Frau vom Hauſe ſeyn mochte, Herrn **Geckert** — denn ſie nannte ihn häufig — ihre Beſorgniſſe mittheilte, wie nämlich der zur Unzeit angekommene Bruder ihres Gatten ihr Erbe ſchmälern werde, auf welches der baldige Tod ihres bejahrten Gemahls ſie ſo lange hoffen ließ. Die Abſichten des ungebetenen Gaſtes zu vereiteln, wäre, nach ihrer Meinung, kein anderer Ausweg, als daß er, Herr Geckert, ſeinen vieljährigen Einfluß auf den blödſinnigen Eleven zu benutzen ſuche, um ihn zu einem Vatermorde zu verleiten, und deſſen Gewiſſensſcrupel dadurch zu beruhigen, indem er dem Jüngling beweiſe, wie er ſchon vor ſeiner Geburt zum Strafwerkzeuge ſeines ſündhaften Vaters vom rächenden Schickſale auserleſen worden ſey; und nöthigenfalls ſich auf Jaromir und Conſorten zu berufen, welche mit aller Tugend in der Welt dennoch zu Vatermördern geſtempelt wurden. Hugo würde dann für mente captus erklärt, dem Henkerbeile zwar entgehen, aber als einem Wahnſinnigen würde ihm die Verwaltung ſeines Vermögens entzogen, und die ganze Verlaſſenſchaft von den Gerichten der Wittwe allein zuerkannt werden. Sie aber wolle Herrn Geckert gern als Preis ſeiner Beredſamkeit ihre Hand am Altare reichen, und Herz und Reichthümer mit ihm theilen.“ —

„Sie können füglich“ — unterbrach mich jetzt das Interpretationsgenie — „mir den Schluß Ihrer Erzählung vorenthalten, ohne daß ich Ihnen darum gram ſeyn werde. Kein einziger darin aufgeſtellter Charakter vermag zu intereſſiren. Ueberdies leidet die Handlung an Unwahrſcheinlichkeit. Wäre es wohl möglich, daß Maurice nicht früher Zeit gewann, ſeinen in Deutſchland wohnenden Bruder zu beſuchen, und ſich eine ſo weite und beſchwerliche Reiſe auf ein hohes Alter aufſparen mußte? Doch ein Wunder kommt wie ein Mißgeſchick ſtets in Begleitung eines zweiten. Maurice der von Reiſeſtrapatzen Ermüdete findet, als ob er am folgenden Morgen eilend weiter müßte, höchſt nothwendig, noch am erſten Abende ſeine äſthetiſchen Meinungen auszukramen, und dieſe nehmen faſt die ganze Nacht in Anſpruch. Abgeſehen von dieſem allen, bleibt mir Maurice eine räthſelhafte Erſcheinung, denn obgleich er ſeine ganze Lebenszeit in Frankreich zugebracht, ſpricht er dennoch mit einer ſolchen Umſicht über deutſche Geiſteserzeugniſſe aus dem Gebiete der ſchönen Künſte, daß man vorausſetzen muß, er habe die Reiſe zu ſeinem Bruder mehr als eine Kunſtreiſe betrachtet, und ſich in den deutſchen Hauptſtädten wenigſtens ſo lange verweilt, als ſelbſt der ſcharfſichtigſte Mann bedarf, um den Geiſt und Geſchmack einer fremden Nation aus den Produkten ihrer Genie's kennen zu lernen. Wie ſoll ich aber von einem Manne denken, der ſelbſt über eine Dichtung abſprechend urtheilt, die im buchſtäblichen Sinne des Wortes Dichtung iſt, wie namentlich dieſer „Hanns Sachs,“ der, wäre er wirklich von einem Poeten in die Welt geſetzt worden, mir als einen eifrigen Beobachter des Schaffens und Wirkens im Bereiche der Literatur und Kunſt, gewiß nicht unbekannt geblieben wäre, zumal, wenn dieſes Drama, wie Maurice erwähnte, auf mehrern deutſchen Theatern geſehen worden ſeyn ſollte? *)

---

*) Der Commentator ahnte ſicher nicht, daß er dießmal zu der unverhofften Ehre gelangt ſey, mit dem Teufel ſelbſt zu converſiren, der gewiß mehr prophetiſchen Geiſt beſitzt, als ein **, und folglich wie Recenſenten vom Fache im Voraus einem Muſenkinde das Leben abſprechen durfte, welches erſt ein Jahr ſpäter zur Welt kommen ſollte. Falls aber dieſe Herren dem Teufel Mauricens Kritik des „Hanns Sachs“ als einen anachroniſtiſchen Schnitzer anrechnen wollten, ſo können ſie wenigſtens nicht leugnen, daß der Teufel in dieſer Hinſicht weit eher als Göthe eine Vergleichung mit Shakespeare aushalten dürfte.

Anm. d. Herausg.

Ueberhaupt, mein Herr! denke ich von Ihrem Verſtande viel zu vortheilhaft, um nicht mit Grund zu behaupten, daß Ihre Erzählung bloß ein Impromptů wäre, worin Sie, um mir die Löſung der Aufgabe zu erleichtern, Begebenheiten und Charaktere ſo zuſammenwürfelten, daß ich das, was ich bedurfte, leicht herauszufinden vermöchte.“

„Wie?“ — riefen Ich und der geiſtliche Herr ganz verwundert aus — „wäre es überhaupt möglich in dieſer ganzen Erzählung einen verſteckten Sinn herauszufinden?“

„Daß dies wirklich der Fall ſey“ — verſetzte der Commentator — „erbiete ich mich, ſogleich zu beweiſen. Den alten Hausvater, der unter dem Pantoffel ſeiner Frau ſeufzt, denke ich mir als den **guten Geſchmack** unter der Geißel der **Kritik**. Seine Abkunft aus Frankreich deutet darauf hin, daß die ältern deutſchen Klaſſiker ihre Ausbildung der Bekanntſchaft mit den Meiſterwerken der franzöſiſchen Literatur verdankten, ſo wie **Goutiers** Freigebigkeit gegen deutſche Talente auf Ludwig XIV. hinzielt, der früher als alle deutſche Fürſten daran dachte, obgleich Monarch eines fremden Landes, deutſche Gelehrte zu unterſtützen. Daß **Goutier** erſt bei dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution nach Deutſchland ausgewandert war, (obgleich der franzöſiſche Geſchmack ſchon früher unter den deutſchen Poeten dominirte,) wird mich von meiner Behauptung nicht abbringen, denn welcher Commentator hat, wenn es ihm gelungen, eine Stelle, wie er glaubt, paſſend auszulegen, von der Muſe Clio ſich ſeine Freude verderben laſſen? — Klara von Lobewitz, Goutiers erſte Gattin iſt die Vernunft, mit welcher ſich der gute Geſchmack vermählte, und die beiden Söhne, die ſie ihm geboren, Heinrich und Hugo ſind der Klaſſicismus und Romanticismus. Dem Namen nach erinnert der Erſtere an den ſeligen Voß, aber der Schilderung zufolge, die ſein Vater von ihm giebt, mahnt er an den unſterblichen Wieland. Daß die Geburt des Romanticismus der Vernunft das Leben gekoſtet, iſt nichts als ein ſatyriſcher Seitenhieb. Moroſa, die den guten Geſchmack ewig verſichert, daß ſie ohne ihn nicht leben könne, und der das Leben ihres Gatten dennoch zu lange währt, iſt die moderne Kritik. Ihre Jugend und Tadelſucht, ihr Neid, wenn ſie ein wohlgeſtaltetes geſundes Kind erblickt, bloß weil ihr eigener Baſtard nicht gedeihen konnte, bezeichnen ſie noch deutlicher. Der Seiltänzer, dem ſie ſich wie eine feile Dirne in die Arme wirft, weil er ſich für einen reiſenden Lord ausgiebt, iſt der deutſche Hannswurſt: Spaß genannt, der ſich als Lord Humor bei ihr aufführte. Wie wenig die moderne Kritik eine unbefangene Meinung habe, beweiſet, daß ſie nur ein Sprachrohr des Zeitgeiſts ſey, welchen Herr Geckert zu repräſentiren die Ehre hat. Der Romanticismus, der dem Namen nach an Victor Hugo in Frankreich, der von ſeinem Vater gegebenen Schilderung zufolge aber, an einen gewiſſen deutſchen Geſchmacksverderber erinnert, und aus Geiſtesſchwäche ein Spielzeug des Zeitgeiſts wird, iſt eine Erſcheinung, welche dem Blicke des unpartheiiſchen Beobachters ſich mit jedem neuen Tage wiederholt darbietet. Nur Maurice macht mich verlegen, wen ich unter ſeiner Maske ſuchen ſoll? Der franzöſiſche Geſchmack kann er nicht ſeyn, denn wie eifrig er auch den Alexandriner zu verfechten weiß, ſo iſt doch ſeine Geſchmacksrichtung mehr deutſch, als franzöſiſch. — Die Haupttendenz der Fabel kann wohl nur dieſe ſeyn: Obgleich die Kritik und der Zeitgeiſt mit vereinten Kräften dahin wirken, den guten Geſchmack von der Erde zu vertilgen, ſo fühlen ſie doch, daß ſie ihr Ziel viel ſchneller erreichen würden, wenn ſie auch den Romanticismus in ihr Intereſſe zu ziehen ſuchten.“

Ich konnte nicht umhin, dem Interpretator über die höchſt glückliche Löſung einer ſo ſchweren Aufgabe meine Bewunderung zu erkennen zu geben, worin der Mönch mit einſtimmte. „Vorzüglich treffend“ — fügte ich hinzu — „iſt der Gedanke, in der Perſon des Seiltänzers den für Humor ſich ausgebenden Spaß zu finden. In der That würde ich mir darunter eine allgemeine Bezeichnung ganzer Legionen von Hannswürſten in der ſchönen Literatur und auf den Bretern gedacht haben, die von feilen Recenſenten mit dem Prädicate „Humoriſten“ der gebildeten Welt empfohlen werden; aber aus dem Verhältniſſe des Pſeudo-Humors zu Moroſa, in welcher Sie Dame Kritik erkennen wollen, geht klar hervor, daß Sie auf den Journaliſten Saphir hindeuten, der, nachdem es ihm bei einer gewiſſen Klaſſe von Leſern geglückt iſt, ſeine Witze für Abſchnitzel eines ächten Humors auszugeben, endlich auch die Kritik, deren einzige Tendenz Belehrung ſeyn ſollte, zu einem Tummelplatze fader Wortſpiele und matter Späße herabgewürdigt hat. Welch einen ſchädlichen Einfluß dieß auf die Kunſt und Wiſſenſchaft hervorbringen mußte, war leicht vorauszuſehen. Auf der einen Seite machte es ſich das servum pecus eines Saphir bequem, indem es ſtatt mit haltbaren Gründen den Werth oder Unwerth eines Dichterwerkes zu beweiſen, oder die Leiſtung eines Schauſpielers mit Unbefangenheit und Ruhe zu beurtheilen, den ſeyn ſollenden Kritiken durch flache Späße und unzeitige Parodieen Schiller'ſche Verſe — denn weiter erſtreckt ſich deſſen Beleſenheit nicht — Intereſſe zu geben ſucht, und ſich im buchſtäblichem Sinne damit begnügt, die Lacher auf ſeiner Seite zu haben. Auf der andern Seite ſucht der getadelte Autor oder Schauſpieler, wenn er auch zuweilen eine Rüge verdiente, ſich mit dem Gemeinſpruche zu tröſten: Es ſey durch eine mißgünſtige Kritik noch nicht erwieſen, daß der Tadel auch gegründet wäre, da wie bekannt den meiſten Recenſenten nur darum zu thun ſey, durch einen pikanten Styl die Aufmerkſamkeit des Publikums zu erregen. So ſinkt der Werth der Kritik in den Augen des Publikums und des Künſtlers zugleich, und es iſt daher nicht zu bezweifeln, daß Saphirs Einfluß in der literariſchen Welt ein höchſt ſchädlicher geweſen, indem das Fortſchreiten auf der künſtleriſchen Laufbahn durch die Apathie des Künſtlers gehemmt wird, der durch die ſchädlichen Umtriebe unberufener Kritikaſter längſt verleitet werden mußte, den Glauben an die heilſame Tendenz der Kritik fahren zu laſſen.

Indeß iſt nicht zu läugnen, daß Saphir ſtets auch die Geißel unberufener Scribenten geweſen, die dadurch von allzu ſtarker Fruchtbarkeit abgehalten wurden; und ſo iſt er als ein kritiſcher Hercules zu betrachten, der den Augiasſtall der deutſchen Literatur zu reinigen, niemals müde wird. Er verwaltet daher im Bereiche der ſchönen Künſte daſſelbe Amt, welches ein —"

„Hausknecht!" — brüllte der Führer unſerer Karavane in dieſem Augenblicke; und wir befanden uns vor der Wagenſchuppe eines Gaſthofes in Raab, wo wir die Nacht zubringen ſollten, welche bereits ihren braunen Schleyer über die Erde ausgebreitet hatte. Die Kutſchen anderer Reiſenden, welche einen Theil des Hofraums einnahmen, wurden von dem rüſtigen Hausknecht auf die Seite geſchoben, um unſerer Reiſemaſchine die Aufnahme unter

Ihnen zu verſchaffen. Die Pferde wurden ausgeſpannt, und ihre Hufſchläge, welche auf dem ſpitzen Pflaſter des Hofraums widerhallten, vermiſchten ſich mit den Flüchen benebelter Fuhrleute, die aus der Wirthsſtube zu unſern Ohren drangen.

Sonſt blieb mir für dieſen Tag nichts mehr zu bemerken, als daß der Aufwärter des Gaſthofes und der Unterrock der Edelfrau in eine verwickelte Lage geriethen, denn als der Erſtere der Dame ſeinen Arm reichte, um ſie aus dem Kutſchkaſten zu heben, blieb beſagtes Unterkleid mit dem Rande ſammt dem Hemde an einem Nagel hängen, indeß die theure Laſt ſchon mit ihren Füßchen das Pflaſter erreicht hatte. Der Commentator fragte den dienſtfertigen Mann, ob wir wohl in dieſem Gaſthofe ein Zimmer erhalten könnten, welches eine reitzendere Ausſicht gewähre, als der Hofraum uns ſo eben dargeboten? Schmunzelnd verſetzte er: „Wir möchten diesmal Rückſicht nehmen, da —“

Die letzten Worte blieben mir unhörbar, denn die Edelfrau hatte an dem Wortſpiele des Aufwärters großes Aergerniß genommen, und würde, da ſeine Zunge ihr noch ſpitziger als der verhängnißvolle

Nagel zu ſeyn ſchien, ihm noch weit lieber als dem Nagel auf den Kopf getroffen haben.

Da nur die ſtrengſte Wahrheitsliebe meine Feder führt, ſo wird es mir unmöglich nach der Weiſe eines Cervantes, Scarron oder Fielding ein Schenkenabenteuer hier vorzuführen, denn im Gaſthofe zu Raab herrſcht eine ſo proſaiſche Ordnung und Regelmäßigkeit, daß jedes ungewöhnliche Ereigniß ſchon im Keime erſtickt werden müßte.

Am zweiten Tage der Reiſe ſollte nach dem unerforſchlichen Willen der Vorſehung der weibliche Theil der Geſellſchaft allein das Wort führen. Die alte Duenna theilte uns ein Bruchſtück aus ihrem Jugendleben mit, deſſen erotiſcher Inhalt mich bedauern ließ, daß Döring oder ſonſt ein geſchätzter Modenovelliſt nicht meinen Platz zum Nutzen der Leſerwelt eingenommen hatte. Welch einen prägnanten Stoff hätte der gute Mann zu einer Erzählung vorgefunden? Die Madame Birch-Pfeifer hätte die Novelle gewiß in ein Drama umgeſtülpt, und alles dies iſt für die Nachwelt verloren gegangen. Ich faßte den lobenswerthen Vorſatz, in Abweſenheit eines tauge lichen Novelliſten, der Duenna ſelbſt ein aufmerkſames Ohr zu leihen, um dieſen intereſſanten Stoff mindeſtens nach meinen ſchwachen Kräften zu bearbeiten, bevor er für die Leſewelt ganz verloren gehen ſollte. Da ein holländiſcher Maler die Hauptfigur des Gemäldes war, ſo konnte ich um ſo weniger an dem Effecte zweifeln, weil Malernovellen zu den gangbaren Artikeln gehören. Aber der Menſch denkt, und Gott lenkt! Ich weiß es nicht, kam es daher, daß ich an Döring und Birch-Pfeifer dachte, oder war es das einer Sägemühle nicht unähnliche Zungengeraſſel der Erzählerin, welches mich in den Schlummer wiegte? Soviel iſt jedoch gewiß, daß ich in einen ſo feſten Schlaf verfiel wie einſt Adam im Paradieſe, als der liebe Gott die bekannte Operation an der Rippe mit ihm vornehmen wollte. Die Geſellſchaft konnte über meinen veränderten Zuſtand nicht lange in Ungewißheit bleiben, und lenkte endlich den Gegenſtand der Converſation auf mich ſelbſt, denn als ich erwacht war — ich hatte jedoch die Augen noch immer geſchloſſen — vernahm ich einen ziemlichen Theil des Geſpräches. Die Edelfrau behauptete, daß ich ein Hebräer ſeyn müſſe, denn nicht nur hatte ſie dies mit Hülfe ihrer Phyſiognomik herausgebracht, ſondern auch meine gehäſſige Beurtheilung des „Kaufmann von Venedig" und meine Vertheidigung der Handlungsweiſe Shylocks dienten nur dazu, ſie in ihrer vorgefaßten Meinung zu beſtärken. „Unmöglich!" proteſtirte dagegen der Mönch. „Er hat ja geſtern mehrere Kirchenlieder mit mir abgeſungen, und —"

„Ew. Hochwürden können gar nicht irren!" — fiel ihm Wallner ins Wort — „denn der junge Mann ſcheint, wie wir aus ſeinen Geſprächen entnehmen konnten, nicht ohne literariſches Wiſſen zu ſeyn. Auch ſeine äſthetiſchen Anſichten —"

„Ein falſcher Schluß, Herr Wallner!" platzte ich zur nicht geringen Verlegenheit der Andern heraus. „Sie als Freund der Wiſſenſchaften ſollten am wenigſten geneigt ſeyn, ſolche Hypotheſen aufzuſtellen. Die Geſchichte der Literatur enthält ſo zahlloſe Beiſpiele von wiſſenſchaftlich gebildeten Juden, daß ich Sie bloß durch Anführung einiger berühmten Namen, die Ihnen nicht minder bekannt ſeyn dürften als mir ſelbſt, von Ihrem Irrthume abzubringen vermöchte. Ja, deſto größere Anerkennung verdient ihr Streben, als ſie auf der ſcientifiſchen Laufbahn mit der im Wege ſtehenden Hydra der Intoleranz zuvor manchen harten Strauß zu beſtehen hatten. In der That, Herr Wallner: Das Talent iſt weit freiſinniger und toleranter, als ſie wohl denken möchten. Es kehrt in jedes Gehirn ein, wo es ſich gut beherbergt glaubt, ohne den Wirth zuvor um ſeine Glaubensartikel zu befragen. Nebſtdem, ſind die Muſen nicht heidniſche Göttinnen? Iſt Ihnen jemals der Taufſchein eines Sadi oder Lokman, eines Plato oder Cicero zum Vorſchein gekommen? Wie leicht hätte der Zufall es fügen können, daß Sie von einer Jüdin auf die Welt geſetzt worden wären? Sie hätten dann gewiß Ihren eigenen Schatten zu meiden geſucht?''

Beſchämt bot mir Wallner die Hand zur Verſöhnung, und gab mir zugleich die Verſicherung, daß er ſich ernſtlich Mühe geben wolle, ſich von einem Vorurtheile zu reinigen, welches faſt jeder Chriſt mit der Ammenmilch einzuſaugen pflegt. Am Schluſſe dieſer Rede, bat er mich um meine Freundſchaft in einem Tone, der vom Herzen zu kommen ſchien, daher auch zum Herzen drang. — Der Mönch hingegen ließ die erwünſchte Gelegenheit, ſeinen Bekehrungseifer zu zeigen, ſich nicht ſo leicht entwiſchen; und als ſeine Bemühungen an meinem Unglauben ſcheiterten, murmelte er folgende inhaltſchwere Worte vor ſich hin: „Ich werde den mit Blindheit geſchlagenen Mann, der mich in der Seele dauert, von heute an täglich in mein Gebet einſchließen, damit die heilige Jungfrau bald ſeinen Geiſt erleuchten möge.“

Obgleich meine Philoſophie ſich mit der des geiſtlichen Herrn keinesfalls unter Einen Hut bringen ließ, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß dieſe flüchtig hingeworfenen Worte ihm meine Achtung gewinnen mußten, denn ich lernte in ihm einen Mann kennen, der keine Gelegenheit zu verſäumen ſchien, ſeine Berufs-Pflichten zu erfüllen. Wie Wenige dachte ich, mögen ihm wohl gleichen? Indeß konnte ich mir auch nicht verhehlen, daß die Mönche unſerer Zeit an Teufelskenntniß einem des Mittelalters weit nachſtehen. Ein Solcher hätte meine diaboliſche Natur gewiß im erſten Augenblicke gerochen; aber die Generationen werden ja, wie die Aerzte uns glauben machen wollen, mit jedem Jahrhunderte kraftloſer, und ſo iſt leicht zu erwarten, daß auch die Sinneswerkzeuge ſtumpfer werden, daher die häufigen Klagen über Verblendung, Taubheit für die Klagen der leidenden Menſchheit, Mangel an Geſchmack, Gefühlloſigkeit u. ſ. w.

Am Morgen des dritten Tages befanden wir uns ſchon auf öſterreichiſchem Boden. Die lachenden Fluren in der Umgegend des Städtchens Hainburg, und die freundlichen Phyſiognomien der Bewohner begeiſterten Wallnern dermaßen, daß er ſich nicht erwehren konnte, mich auf die mannigfaltigen Genüſſe vorzubereiten, die mich in der Reſidenz dieſes glücklichen Landes ſelbſt erwarten ſollten, von welcher wir nur noch eine halbe Tagreiſe entfernt waren. Zugleich ergoß er ſich in Lobpreiſungen dieſes Volkes, von welchem die Tugend der Geſelligkeit allein noch in der wahren Bedeutung des Wortes ausgeübt wird, denn das zuvorkommende Weſen gegen Fremde ſey nur bei dem Oeſterreicher mit der Biederkeit des Sinnes vereinigt anzutreffen. Der liebreiche herzliche Ton, welcher den Wiener charakteriſirt, iſt nicht die Sprache des berechnenden Eigennutzes, ein Vorwurf, welcher die Einwohner großer Städte ſelten unverdient trifft. Frohſinn und Heiterkeit bezeichnen den Charakter dieſes Volkes, aber es ſucht auch ſeine Gemüthsſtimmung auf Andere überzutragen, daher iſt die Mildthätigkeit in keiner andern großen Reſidenz ſo geſchäftig, die Thränen der Hülfloſen zu trocknen, als eben in Wien, daher gewahrt der Fremde hier ſo ſelten ein Bild des Jammers und der Armuth. Selbſtmorde und alle andere Beiſpiele verderbter Sitten ſind in Wien, das in dieſer Hinſicht ein Widerſpiel von London und Paris genannt werden darf, ſo ſelten, daß die für auswärtige Tageblätter gemietheten Notizenſchreiber häufig über Mangel an Stoff klagen. Dieſe hohe Stufe moraliſcher Bildung welche der Wiener einnimmt, iſt eine wohlthätige Folge der wahrhaft religiöſen Geſinnungen, die daſelbſt unter allen Ständen angetroffen werden. Der Menſchenfreund bemerkt mit Vergnügen, daß der hieſige Duldungsſinn gegen andere Confeſſionen manchem proteſtantiſchen Lande zum Vorbilde dienen dürfte. Der Beherrſcher dieſes glücklichen Volkes geht aber auch mit einem ſchönen Beiſpiele voran. Ein Landesvater im buchſtäblichen Sinne des Wortes, regiert er die verſchiedenen unter ſeinem Scepter vereinigten Nationen und Religionspartheien mit gleicher Milde; daher die in jedem Zeitverhältniſſe bewieſene Anhänglichkeit des Oeſterreichers an ſeinen Fürſten, welche im vorigen Frühjahr ſich abermals auf das ſchönſte bewährte. Kaum war die Nachricht der Wiedergeneſung des Monarchen unter die Bewohner der Reſidenz gelangt, als von der allgemeinen Betrübniß, welche, während der letzten Wochen der Krankheit, die angeſtammte heitere Stimmung aus den Herzen der treuen Unterthanen verdrängt hatte, der ſchnelle Uebergang zur zügelloſen Freude ſich auf tauſendfache Weiſe kund gab.

Künſte und Wiſſenſchaften werden in Wien nicht minder ſorgfältig gepflegt als bei unſern norddeutſchen Nachbarn. Eben dieſe, welche mit ihrem Lobe des Wiener Kunſtſinnes ſo ſehr geitzen, haben längſt das für ſie beſchämende Geſtändniß abgelegt, daß unſer Burgtheater, die erſte Bühne Deutſchlands genannt zu werden verdiene, denn die gefeyerteſten Künſtler aus allen Enden des deutſchen Vaterlandes werden mit bedeutenden Koſten für dieſes Inſtitut gewonnen, um hier im ſchönſten Vereine zu wirken; und der Einfluß des Hoftheater-Secretärs Herrn Schreyvogel*) auf dieſe Bühne iſt von weit vortheilhaftern Folgen geweſen, als der eines denſelben Standpunkt einnehmenden Tieck auf das Dresdner Hoftheater, wovon die factiſchen Beweiſe keinem Theaterfreunde unbekannt ſind. Auch iſt bekannt, daß der Monarch jährlich bedeutende Summen für die Erhaltung dieſer Kunſtanſtalt verwendet. Dieſem ſchönen Beiſpiele folgt der kunſtſinnige Adel Wiens, der zum Emporblühen der Oper und des Ballets durch reichliche Unterſtützung nicht minder beizutragen bedacht iſt. Die erſten Geſangskünſtler Italiens ſo wie die beliebteſten Tänzer aus Paris ſind gegenwärtig die Zierden des Kärntnerthor-Theaters. Auch im Gebiete der ſchönen Literatur wird Vieles und meiſt Erfreuliches geleiſtet. Die Aengſtlichkeit unſerer Cenſoren, über welche das proteſtantiſche Deutſchland klagen zu müſſen glaubt, bringt nur höchſt wohlthätige Folgen hervor, denn ſie wehrt dem Unfuge der in Norddeutſchland zuſehend überhand nehmenden Polemik, welche nicht etwa im Geiſte Leſſings gegen die Pygmäen der Literatur gerichtet iſt, ſondern den Journaliſten zum Tummelplatze ihrer Privatſtreitigkeiten die-

---

*) Ein unter dem Namen C. A. Weſt durch ſeine treffliche Bearbeitung der Donna Diana, und durch andere Schriften auch im Auslande rühmlichſt bekannter Schriftſteller. Seine bei Vieweg in Braunſchweig im Jahre 1829 in 4 Bänden erſchienenen geſammelten Schriften, enthalten eine geiſtreiche Schilderung des gegenwärtigen Zuſtands unſerer Theater, und mitunter manche treffende Bemerkung

---

über die Verirrungen der neuen Kunſtſchule in den verſchiedenen Zweigen der ſchönen Literatur.

Anmerk. d. Herausg.

nen muß, wobei weder das gebildete Publikum noch die Wiſſenſchaften gewinnen. Wie wenig unſere Cenſurbehörde das wahrhaft Gute zu unterdrücken beabſichtigt, geht aus der Menge von ſchönen Geiſtern hervor, welche Wien mit Stolz die Seinen nennen darf. Ich beſchränke mich bloß auf die Namen einiger wenigen noch Lebenden, deren Schriften auch in Nord-Deutſchland Anerkennung gefunden, als: Caſtelli, Grillparzer, Weſt, Zedlitz, Halirſch, Seidl, Kurländer, Bäuerle, die Damen Pichler und Weißenthurn, ja, ich könnte Ihnen noch weit Mehrere anführen, die ſämmtlich in unſern Mauern leben, und ſich als Dichter, Ueberſetzer und Kritiker ausgezeichnet, wenn ich ſtatt einiger Beweiſe für meine Behauptung ein Verzeichniß von Schriftſtellernamen hätte liefern wollen."

Fünftes Kapitel.

Die Theater Wiens. — Briefwechſel. — Literariſche Speculationen.

In der That beſtätigten meine eigenen Erfahrungen, die ich ſchon in den erſten Wochen meines Aufenthalts in der Reſidenz, zu machen Gelegenheit bekam, die treue Schilderung, welche mir Wallner vom blühenden Zuſtande der öſterreichiſchen Literatur entworfen hatte.

Etwas zum Lobe der erſten Reſidenz Deutſchlands hinſichtlich der ſchönen Gebäude, Palläſte, Gärten, Kunſtſammlungen u. ſ. w. ſagen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen, denn faſt alle Reiſenden, welche ſich in dieſer Weltſtadt umgeſehen, haben ſie als enthuſiaſtiſche Lobredner verlaſſen. Ich will mich daher bloß auf mein eignes Fach einſchränken, und zeichne nur das in mein Tagebuch auf, was ich über den Standpunkt der Wiener Bühnen ſagen zu müſſen glaubte.

Herr Wallner, der bei mir die Stelle eines Cicerone vertrat, führte mich am erſten Abende in die italieniſche Oper. Roſſini's: „Semiramide“ wurde gegeben. Die Titelrolle befand ſich in den Händen der Meric-Lalande, Aſſur war Lablache und Arſaz Dlle. Schechner, welche letztere ich wenige Tage hernach als weiße Dame im Boieldieuſchen Meiſterwerke in der deutſchen Oper zu hören bekam. Das Chor- und Orcheſterperſonale iſt hier ungemein zahlreich. Dirigenten wie Kreuzer, Weigl, Gyrowetz und Würfel ſind Männer, welche die Kunſtfreunde nicht nur zu den höchſten Erwartungen berechtigen, ſondern ſie auch zu befriedigen vermögen. — Die oben erwähnte Oper iſt ſo reich an muſikaliſchen Schönheiten, daß, obſchon die Vorſtellung von halb ſieben bis eilf Uhr Abends währte, ich mich dennoch nicht ermüdet fand, und obgleich das einmalige Anhören einer Tondichtung unmöglich genügen kann, um ein beſonnenes und gründliches Urtheil darüber ablegen zu können, ſo glaube ich dennoch nicht des Guten zu viel zu thun, wenn ich die „Semiramis“ ſelbſt dem

„Tancred“ vorziehe, und ſomit ſie als das gelungenſte Werk des Meiſters von Peſaro anerkenne, denn was hie und da an Originalität der Gedanken abgeht, wird im Ganzen durch die großartige Behandlung des Stoffes, durch treffliche Märſche und Chöre und durch den auch hier nicht fehlenden melodiſchen Zauber reichlich erſetzt.

Im Burgtheater ſah ich Raupachs: „Iſidor und Olga.“ Endlich eine Tragödie, in welcher ſtatt des Schickſals ein anderer, und zwar aus der Wirklichkeit entnommener Stoff der tragiſche Hebel iſt. Ich weiß nicht, ob der in Berlin wohnende Dichter dort die Beſetzung ſeines Stückes eben ſo vollkommen in den einzelnen Theilen finden mag als hier, wo eine Sophie Müller die Repräſentantin der Olga iſt, und ſo gefeyerte Kunſtheroen wie die Herren Korn, Löwe und Anſchütz die Darſteller der übrigen Hauptrollen ſind. Nur meinte ich, daß die eigentliche Meiſterſchaft eines Anſchütz mehr im Fache der Heldenväter zu ſuchen ſey, daher er als Oſſip einem Devrient nachſtehen müſſe. Auch ein anderes nicht minder geſchätztes Mitglied der hieſigen Hofbühne Hr. Wilhelmi wäre ein noch glücklicherer Repräſentant dieſer Rolle als Hr. Anſchütz geweſen, da derſelbe nicht nur in humoriſtiſchen Charakteren, ſondern auch im Fache der Intrigants ausgezeichnet iſt, und folglich hier ganz an ſeiner Stelle geweſen wäre. Meine unbegränzte Vorliebe für die guten Wiener, hielt mich allein von dem bereits gefaßten Plane ab, den vorgefundenen Intriganten zu meinem Reiſegefährten in die Heimath zu erwählen, denn ich zog es vor, meine läſtige Erdenpilgerſchaft noch länger fortzuſetzen, als den Wiener Kunſtfreunden einen ihrer Lieblinge zu entreißen. Ich hoffte auf die baldige Wiedereröffnung des zu jener Zeit geſchloſſenen Theaters an der Wien, wovon bereits viel im Publikum geſprochen wurde, faßte aber den feſten Entſchluß, ein zweites Mal nicht mehr auf Andere Rückſicht zu nehmen, denn das konnten die guten Wiener unmöglich verlangen, daß ſie im Beſitze mehrerer Intriganten ſeyn ſollten, indeß die Hölle auch den Einzigen hätte entbehren müſſen.

Das Repertoir ſowohl als das Perſonale des Joſephſtädter Theaters zeichnete ſich in dieſem Zeitpunkte durch Nichts aus, was mich ſelbſt zu einem einmaligen Beſuche deſſelben hätte verleiten können. Hingegen mußte das Theater in der Leopoldſtadt, als der treueſte Spiegel des Wiener Volkslebens mir ein vielfaches Intereſſe gewähren. Die meiſten der für dieſe Bühne geſchriebenen Localpoſſen hatten ſich, ſo wie die vorzüglichſten daſelbſt angeſtellten Künſtler einen Namen erworben, der ſelbſt in den entfernteſten Städten Deutſchlands bereits eben ſo allgemein bekannt als in der Heimath iſt. In der Poſſe: „Giſperl und Fiſperl“ ſo wie in der komiſchen Oper: „die ſchwarzen Frauen“ erhielt ich Gelegenheit, das vielſeitige Talent des Hrn. Schuſter kennen zu lernen, der in karikirten Charakteren und in natürlich komiſchen Rollen gleich unübertrefflich iſt. Als ich aber ſeinen mächtigen Rivalen in der Volksgunſt Hrn. Raimund und zwar in einem ſeiner eigenen Stücke, welches ſelbſt zu ſeinen beliebteſten gehört, auftreten ſah, ſchien er mir als Schauſpieler keinesfalls den Humor zu beſitzen, welcher einen erbärmlichen Notizenſchreiber zu der Paralleliſirung Raimunds, des Komikers eines Wiener Vorſtadttheaters, mit dem Titanen der Literatur, dem göttlichen Jean Paul aufgefordert haben ſoll, ein Gleichniß, welches jeden Gebildeten mit dem höchſten Unwillen erfüllen mußte. Raimund ſteht als dramatiſcher Künſtler, wie mir jeder Unbefangene zugeſtehen muß, tief unter Schuſter und Carl, denn ſeine Laune iſt forcirt, und ſeine Miene ſcheint das Publikum bittend aufzufordern, daß es um des Himmels Willen lachen möge. Findet Hr. Raimund dies Urtheil zu hart, ſo widerlege er es durch Kunſtreiſen, und es iſt die Frage, ob er auch auſſer Wien denſelben Enthuſiasmus erregen wird, welchen ſich Hr. Schuſter auf fremden Bühnen zu erwerben wußte. Hrn. Raimunds Dichtertalent verleitete mich zu folgenden Betrachtungen, welche zugleich eine Ueberſicht der Geſchichte dieſes Volkstheaters gewähren:

Bei dem gegenwärtigen kränkelnden Zuſtande des deutſchen Theaters iſt es nichts Befremdendes, wenn die Volkspoſſe ſich weit mehr Liebhaber als das feinere Luſtſpiel zu erwerben vermag. Viele unſerer Theaterdichter, denen es an dem erforderlichen Talente gebricht, Gebilde aus der wirklichen Welt täuſchend in ihre Dramen hineinzuzaubern, benutzen den Hang des Volkes zum Uebernatürlichen. Der Reiz des Wunderbaren wird ihnen zum dienſtbaren Genius, ihnen die Gunſt des Publikums zuzuſichern, das auch ſich weit lieber dem Spiele einer zügelloſen Phantaſie als dem Denken überlaſſen mag, und daher wie die Orientalen an Märchen ſo ſehr Gefallen finden. Aehnliche Produkte hat faſt die dramatiſche Literatur aller civiliſirten Nationen aufzuweiſen; aber der Zuſchauer wird, wenn er bei einigen dieſer Erzeugniſſe ſich an dem bunten Wechſel der Decorationen, dem abenteuerlichen Coſtüme, den von Schwänen gezogenen Wolkenwagen, und andern Flugmaſchinen ſatt geſtaunt, unfehlbar ſeinen Sinn für die folgenden Erzeugniſſe dieſer Gattung abgeſtumpft finden. Er wird wieder nach Witz, und intereſſanter Ver- und Entwicklung der Begebenheiten verlangen, die auch ſeinen Verſtand einigermaßen zu beſchäftigen vermögen. Es konnte daher nicht fehlen, daß ein denkender, des Bühneneffects kundiger Dichter auf den Gedanken verfallen mußte, in der heitern Volksposse den komiſchen Charakter ſeiner Perſonen, die zugleich in der modernen Welt leben und wirken, durch den Antheil überirdiſcher Weſen an ihren Unternehmungen noch ſtärker hervortreten zu laſſen, welches die beabſichtigte Wirkung um ſo eher hervorbringen muß, da dieſe aus der unterſten Volksklaſſe gewählt, durch den Proſaismus ihrer Sprache und Handlungsweiſe mit den Geſchöpfen höherer Art, die um ihre Verhältniſſe ſich kümmern, wunderbar contraſtiren, ſo wie die Verſchmelzung des Trivialen mit dem Erhabenen die Lachluſt zu erregen am geſchickteſten iſt.

Die ſogenannten „Volksmärchen" Henslers und ſeiner Zeitgenoſſen können nicht in dieſe Rubrik geſetzt werden, weil der Glaube des Mittelalters, in welche Zeitperiode Jener die meiſten ſeiner Stücke (wie „das Donauweibchen," „die Teufelsmühle" u. a. m.) verlegte, an die Einwirkungen von Genien und Dämonen und deren Antheil am Schickſal der Sterblichen, uns nur in eine ernſte Stimmung zu verſetzen geeignet iſt. — Bäuerle war der Erſte, der dieſe Bemerkung zu machen ſchien. In „Fauſts Mantel" und ähnlichen ſpätern Hervorbringungen ſeiner heitern Muſe hat er vielfältig bewieſen, wie geſchickt er ſelbſt im Reiche des Wunderbaren Stoff für die Lachluſt einzuſammeln weiß. So bietet er die Elementargeiſter zu ſeinen humoriſtiſchen Zwecken auf, und ſie müſſen ihre geiſtermäßige Würde auf einen Wink des muthwilligen Dichters niederlegen, um ein Wiener Vorſtadt-Publikum drei Stunden bei guter Laune zu erhalten. Der glückliche Erfolg ſeiner Verſuche läßt ſich aus der Schnelligkeit entnehmen, mit der ſeine Erzeugniſſe, die bisher alle

Bühnen uſurpirenden Kasperliaden, die ſich wie ein Ey dem andern ähnlich ſahen, in kurzer Zeit verdrängten, und durch eine überaus glückliche Aufnahme an den Ufern der Donau bald nach allen Gegenden Deutſchlands übergingen. Aber auch in dieſem Fache ſtanden Neuerer auf, welche wie gewöhnlich ſelten eine Verbeſſerung bewirken. So tiſcht Hr. Raimund ſeit einiger Zeit den Wienern eine neue Gattung von Zauberſpielen auf, deren ernſter Hintergrund mit der Heiterkeit des Plans ſchlecht übereinſtimmt, und die ſogar nicht ſelten, ſtatt ſich in der ſchlichten Volksproſa zu bewegen, in Calderon'ſchen Trochäen ſtolz einherſchreiten, und dem gebildeten Zuſchauer unwillkührlich Horazens: „Pulchre, bene, sed non erat his locus!" abnöthigen müſſen.

Zu ähnlichen Reflexionen veranlaßte mich die nähere Bekanntſchaft mit dem dermaligen Repertoir jenes Theaters, und es iſt leicht vorauszuſehen, daß ſobald die für daſſelbe ſchreibenden Dichter die ihnen geſteckten Gränzen überſchreiten, und ſich zu vornehm dünken, um prunkloſe, aber deſto treffendere Gemälde des Wiener Volkslebens zu liefern, ſie ſich zwar zu den Wolken erheben, aber auch nur Nebelgeſtalten erhaſchen werden. Nur durch ihren ſtereotypen Charakter hat ſich dieſe Bühne durch ein halbes Jahrhundert erhalten. Sobald ſie hingegen ihre beſcheidene Tendenz, nur ein Volkstheater ſeyn zu wollen, aufgiebt, iſt ihr Verfall die unausbleibliche Folge dieſer Veränderung.

So prophezeyt am 19. May 1827.

Ich ſah mich demnach in die Nothwendigkeit verſetzt, eines Intriganten wegen die Wiedereröffnung des Theaters an der Wien abzuwarten, bevor ich die Reſidenz zu verlaſſen, Vorkehrungen treffen konnte. Durch die Abweſenheit meines Freundes Wallner, der vor Kurzem eine Reiſe nach Dresden angetreten hatte, ward ich gezwungen, mitten in dieſer volkreichen Stadt in Ermanglung anderer Bekannten die Lebensweiſe eines Anachoreten zu führen. Wir hatten uns vor der Abreiſe meines Freundes wechſelſeitig gelobt, unſerer freundſchaftlichen Verbindung durch einen ununterbrochenen Briefwechſel eine feſtere Dauer zu verſchaffen, welche durch die Länge der Zeit geheiligt werden ſollte. An Stoff konnte es in einer ſo volkreichen Reſidenz meinen Briefen niemals fehlen. Das erſte Schreiben lautete wie folgt:

Wien, den 29. Juni 1827.

Geſtern ward das Theater an der Wien auf eine würdige Weiſe, nämlich mit dem Trauerſpiele: „Macbeth“ eröffnet. Eine auſſerordentliche Menge Schauluſtiger hatte ſich mit dem gebildeteren Theil des Publikums eingefunden, denn das Gerücht von einer überaus glänzenden äußern Ausſtattung des Shakeſpeareſchen Meiſterwerks wurde ſchon mehrere Tage zuvor in der Stadt verbreitet. Der Regiſſeur dieſer Bühne, Hr. **Rott**, war im Beſitze der Titelrolle. Seine impoſante Geſtalt und ein kraftvolles, aber auch wohlklingendes Organ eignen ihn vorzüglich für das Heldenfach. Aber ich glaube hinzufügen zu müſſen, daß dieſer Schauſpieler zu den Wenigen gehört, welche mit den ihnen von der Natur verliehenen Gaben auch ein durchdachtes Spiel verbinden, und durch ein vieljähriges pſychologiſches Studium endlich dahin gelangen, auch die ſchwierigſten Aufgaben glücklich zu löſen. Daß unter dieſen alle Shakespeareſchen Gebilde, insbeſondere aber ſein „Hamlet“ und „Macbeth“ mitbegriffen werden, unterliegt wohl keinem Zweifel, und die gelungene Ausführung einer einzigen dieſer Rollen vermag dem durch vieljährige Erfahrung geübten Theaterfreunde einen vollkommenen Begriff von dem Talente des Darſtellers beizubringen. Herr Rott werde für eine Hofbühne gewonnen, deren Repertoir, weil ſie nicht ſo ſehr der aura popularis ausgeſetzt iſt, aus mehr klaſſiſchen Stücken beſteht, wodurch dem wahren Künſtler ein größerer Wirkungskreis geöffnet wird, und — ich ſchwöre es bei der Leyer Apollos! — Herr Rott läßt auch dem hartnäckigſten Zweifler keine längere Friſt, als in welchem die Erde ihren Kreislauf um die Sonne vollendet, um dieſen zu der durch einen unverdienten Skepticismus meinem prophetiſchem Geiſte und ſeinem eminenten Talente ſchuldige Abbitte zu vermögen; und ihm das Geſtändniß abzulocken, daß Herr Rott zu den erſten jetzt lebenden Künſtlern ſeines Faches gezählt werden müſſe.

Mehrere, welche im Burgtheater Herrn Anſchütz zuvor in dieſer Rolle geſehen, verſicherten mich einſtimmig, daß der heutige Darſteller ein in allen Theilen vollendeteres Bild geliefert habe, denn in jeder Szene beurkundete Herr Rott auf eine andere Weiſe ſeine Meiſterſchaft. — Nicht ſo ganz vermochte Mad. Brede als Lady zu befriedigen. Nur in der Nachtwandelſzene genügte ſie einigermaßen, hingegen war der Monolog im erſten Acte, als ſie den Brief ihres Gatten empfing, ganz verfehlt zu nennen. Die übrigen Mitwirkenden berechtigten zu der Vermuthung, daß dem Director Hrn. Carl erſt in der Folge der Zeit möglich ſeyn würde, den Vorwurf einer mangelhaften Rollenbeſetzung von ſich abzuwenden. Jedoch muß zu ſeinem Lobe bemerkt werden, daß er viel auf eine glanzvolle Ausſtattung dieſes Trauerſpiels verwendet hatte, wobei auch der Maſchiniſt eine ehrenvolle Erwähnung verdient. So ſah man die Hexen nicht abgehen, ſondern ſich in die Luft erheben, da ſie freilich nur Maſchinen waren, welche ſo lange mit ihrem Aufſchwunge warteten, bis die unter dieſer Hülle verſteckten Sprecherinnen mit dem letzten Worte durch die Verſenkung ihren Weg in die Tiefe genommen hatten.

Bevor ich dieſe lange Epiſtel ſchließe, will ich Ihnen, wertheſter Freund! noch dieſe Neuigkeit mittheilen, daß ich nämlich ein großes Epos vollendet, woran zwei Jahre meines Lebens verwendet wurden. Es hat ſich in zehn ziemlich ſtarke Geſänge ausgedehnt, und ſoll — erſtaunen Sie über die kühne Idee! — den Deutſchen daſſelbe ſeyn, was Taſſoni's: **Secchia rapita** den Italienern, Voltaire's: **Pucelle** den Franzoſen und Butlers: **Hudibras** den Engländern iſt, nämlich: ein national-komiſches Heldengedicht, welches die deutſche Literatur noch immer nicht beſitzt. Da aber das deutſche Volk in zu viele kleine Staaten zerſtückelt iſt, um ein alle Partheyen gleich ſtark anziehenden national-hiſtoriſchen Stoff dem Bearbeiter eines ähnlichen Werkes darzubieten, ſo mußte mir die Literatur, welche in Deutſchland, wie bei den Britten und Franzoſen die Politik, das allgemeine Intereſſe zu beſchäftigen vermag, allein das wahrhaft dankbare Sujet zur Ausführung meines Planes dünken. Das Gedicht ſelbſt iſt betitelt: Die Dandiade, nach Dandy dem Helden deſſelben, welcher wie Achill und Aeneas von göttlicher Abkunft iſt; denn obgleich das Kirchenbuch ihn für den Sprößling eines deutſchen Reichsbarons ausgiebt, ſo iſt Dandy's Mutter dennoch weit beſſer in der Sache unterrichtet. Ein Gott und zwar der Deus tutelaris der franzöſiſchen Literatur: Belesprit genannt, hat in der Geſtalt eines Almanachs-Novelliſten den Helden des Gedichtes mit der Baronin erzeugt. Der Gott nimmt daher den lebhafteſten Antheil an den mannigfaltigen Schickſalen und Abenteuern Dandy's, aus welchen ihn dann die Maſchinengötter als: Briefe, Träume, Muttermäler u. a. m. befreien. Die Begebenheiten gehen abwechſelnd auf dem Parnaß und auf der Erde vor. Beleſprit hat viele Feinde unter den andern Gottheiten. So ſtehen ſeinen Unternehmungen feindlich entgegen: Humor der Schutzgott der engliſchen Literatur, Capriccio der dieſen Rang bei den Italienern einnimmt, ja ſogar der deutſche Sentiment, welcher ſchon durch ſeinen franzöſiſchen Namen den Charakter ſeiner Nation perſifflirt, macht dem von allen Seiten bedrängten Beleſprit zu ſchaffen, denn Alle ſuchen vereint die Bemühungen des Franzoſen zu vereiteln, und die ſchriftſtelleriſchen Talente Dandys, der in die Fußtapfen ſeines göttlichen Vaters tritt, zu verpfuſchen.

Das Versmaß iſt nach jenem des Hudibras geformt. Was halten Sie wohl von dem Plane, der dieſem Epos zu Grunde liegt? —“

Wallners fortwährendes Stillſchweigen auf meinen erſten Brief forderte mich zu einem zweiten Schreiben auf, worin er erfahren ſollte, daß unter den vielen Buchhändlern Wiens ſich kein einziger Verleger für mein Geiſteserzeugniß finden wollte, bloß weil es in Verſen verfaßt war, vor welchen das große Publikum wie man mich allenthalben verſicherte, eine gewaltige Abneigung empfinde. Hingegen gab mir einer der Wiener Soſii den ehrenvollen Auftrag: „Biographieen der berühmteſten deutſchen Opernſängerinnen" für ſeinen Verlag zu ſchreiben. Ein Plutarch von Theaterprinzeſſinnen zu werden, iſt noch nicht das ſchlimmſte, was einem ſchreibſüchtigen Autor ſeit der Erfindung der edlen Buchdruckerkunſt zugemuthet worden iſt, und ſo nahm ich den Antrag mit Vergnügen an. Aber die Verſeſcheu des Publikums, welche mein mit unermüdetem Fleiße ausgearbeitetes Heldengedicht noch als Embryo wieder ſeiner Auflöſung zuführen ſollte, mußte mich gegen die Leſewelt mit einer gerechten Indignation erfüllen, die ſich in folgender Satyre, wovon ich eine Abſchrift in den an Wallner gerichteten Brief einſchloß, Luft machte:

Ueber die Metrophobie.

Omnes hi metuunt versus, odere poetam.
Horat.

Wer die verſchiedenen Gattungen von Büchern und Menſchen kennen zu lernen Gelegenheit bekam, weiß, was er von ihnen zu halten hat, denn nicht ſelten führen die ſchlechteſten unter ihnen die glänzendſten Namen, und der Mißcredit, in welchen dieſe bei uns gekommen, ſowohl als die Erfahrung, daß an Titeln nur der — Titel etwas ſey, läßt ſich aus den zur Verſtändlichkeit derſelben nothwendig gewordenen Zuſätzen erklären, wovon ich diesmal nur Ein Beiſpiel anführen will, als: wirklicher Geheimrath. Glänzende Titel ſind daher flimmernde Irrlichter, die den Unerfahrnen in Sümpfe und Kothlacken führen.

„Quid tanto dignum feret hic promissor hiatu!“ könnte bei dieſer Stelle Mancher etwas vorſchnell fragen. Aber der Ungeſtüme ſoll es noch in der nächſten Sekunde erfahren, daß dieſer ſonderbare Eingang ein bloßes Präſervativ-Mittel ſey, womit ich mich gegen die Vorwürfe derjenigen zu verwahren ſuche, die ſich in ihren Erwartungen betrogen fänden, weil ſie aus dem Titel dieſer Schrift ſich eine pſychologiſche Abhandlung verſprochen haben, denn ich biete dem Leſer bloß einige Gedankenkörnchen an, die ich in der Vorrathskammer meines Gehirns einige Zeit aufbewahrt, jetzt aber eine ſo außerordentliche Gedankennoth verſpüre, daß ich von dem wohlgemeinten Rathe jenes Römers, den Vorrath neun Jahre aufzuſparen diesmal unmöglich Gebrauch machen kann. Ich zweifle auch nicht im Geringſten, daß er ſelbſt ſeiner eigenen Lehre zuwider gehandelt hätte, wäre ihm, ſo wie mir, ſein Ideenvorrath jemals ausgegangen.

Damit dieſer Aufſatz nicht wie manche vornehme Herren und gewiſſe, obgleich gern geleſene Werke, einen leeren Titel führe, will ich dies berückſichtigen und ſage demnach, daß die Metrophobie (Versſcheu) fälſchlich mit der Hydrophobie (Waſſerſcheu) verwechſelt wird, von welcher ſie ſich ſchon dadurch unterſcheidet, daß ihre nachtheiligen Wirkungen bloß auf die Gebiſſenen, nicht aber auch auf die Beißenden ſich erſtrecken; übrigens aber jener Krankheit insofern ähnlich iſt, als ihre Entſtehung gleichfalls von dem Genuſſe verdorbener Nahrungsmittel, hergeleitet wird.

Es giebt wenig Menſchenkinder, die nicht von dieſer Krankheit befallen würden. Am meiſten ſind ihr Damen, Stutzer, Beamte, Kaufleute, vorzüglich aber Buchhändler unterworfen, welches eben nichts Wunderbares iſt, weil dieſe am meiſten von den mit der Versewuth behafteten Geſchöpfen gebiſſen werden, daher ihr Vorurtheil gegen die Lieblingsthiere der Muſen ſich nicht nur auf die Kranken, ſon dern auch auf die Geſunden unter ihnen erſtreckt, und Phöbus hat demnach auf dieſe Leute den Einfluß, welcher dem Gott Phobos zugeſchrieben wird.

Um die groſe Anzahl der dichtenden Gattung daher ſo ſehr als möglich zu verkleinern, hält ſich das Publikum gewiſſe Leute, die man mit dem Ehrennamen: „Recenſenten“ belegt, und welche alle Fähigkeiten von der Welt beſitzen, die armen Geſchöpfe im wahren Sinne des Wortes zu verkleinern, und alle von ihnen, die keinen Herrn (Mäcenaten) haben, auffangen und tödten. Ein ſolches Aemtchen übernehmen in den meiſten deutſchen Ortſchaften die Henker. Unſere Ariſtarchen machen auch mit vollem Rechte auf dieſen Ehrentitel Anſpruch, und können, obwohl ſie früher als das Leſepublikum richten, dennoch Nachrichter genannt werden. Sie ſind daher der Schrecken aller poetiſchen Sünder, und erſcheinen, wie ihre Amtsgenoſſen in England, bei Verrichtung ihres löblichen Geſchäftes ſtets verlarvt. Sie richten wie dieſe auch nur mit dem Beile hin, daher ſie auch Scharfrichter heiſen dürften, und zwar um ſo eher, da ihr Urtheil nie gelinde ausfällt.

In der That wird die caſtaliſche Quelle von den

Meiſten für eine gewöhnliche gehalten, welche die Welt mit Waſſer verſorgt, und journaliſtiſche Reſtaurateurs verfahren wie alle andern, indem ſie ihren Gäſten zuerſt Suppe (ſelten Rumforder Kraftbrühe) vorſtellen, bevor ſie mit nahrhaftern Gerichten angerückt kommen, die meiſtens in Fleiſchſpeiſen beſtehen, welche Schaf- und Hornvieh liefern müſſen, wobei ſich die Köche vor dem Verſalzen beſonders in Acht nehmen. Das Deſſert beſteht aus andern Genüſſen, als Nüſſen (Charaden, Räthſel u. ſ. w.) die den Leuten zum Aufknacken gereicht werden, worunter ſich nicht ſelten manche taube Nuß befindet. Zum Schluſſe werden die Herren und Damen mit der histoire scandaleuse des Tages bewirthet. Dies ſind die ſogenannten Theaternotizen, und die meiſten ſaugen wie die Vampyre nur das Blut (die Correſpondenz-Nachrichten) aus dem journaliſtiſchen Körper, laſſen aber den übrigen Theil liegen. Allein was kümmert es den Wirth, ob dies oder jenes den Gäſten am meiſten mundet, wenn ſie nur die Zeche ganz bezahlen.

Wenn ich gegen den Leſer offenherzig ſeyn ſoll, ſo muß ich jetzt das freimüthige Geſtändniß ablegen, daß ich mit zu ſehr geſuchten Aehnlichkeiten und

Gleichniſſen ſo wenig als er ſelbſt zufrieden ſeyn kann, und mich damit entſchuldige, daß wir jetzt in einer literariſchen Sündflut leben, die nach dem Willen des über die verderbten Menſchenkinder erbitterten Muſengottes weit mehr Jahre währen ſoll, als die in der Bibel erwähnte, Tage.

Der Anfang dieſer Periode hatte ſchon mit Bodmers „Noachide“ begonnen. Gott Apollo war indeß bedacht, die literariſche Welt nicht ganz ausſterben zu laſſen, und bauete daher ſeinen Lieblingen eine Arche: „Nachruhm“ genannt, welche ſie vor den Fluten des Letheſtroms ſchirmen ſollte, und in welcher von allen lebenden Weſen Ein Paar aufgenommen werden ſollte, ſowohl von den reißenden Thieren, die in den (kritiſchen) Wäldern und vom (Ehren-) Raube leben, als auch die zahmen (Romanſchreiber), die von ihrem Brodherrn und Ernährer (dem Verleger) gefüttert werden, der eigentlich aber von ihnen lebt. Ferner alles Geflügel (die Epiker), welches ſich in die Wolken erhebt, (weil ſich die Kinder der Erde um dies nicht kümmern) und alles Gewürme, das auf der Erde kriecht (vor dem Theaterdirector, daß er die Aufführung des neuen Drama bewirke und vor den

Schauſpielern wegen guter Darſtellung deſſelben,) und den Fiſchen im Meere (die Lyriker), denn Arion, einer aus dieſer Kaſte, fand in einem Delphine ſeinen barmherzigen Bruder.

Alle dieſe gingen paarweiſe in die Arche, und der Parnaß iſt ihr Ararat-Gebirge, um den Fluten zu entrinnen, in welchen ihre Brüder den Geiſt aufgeben. Umſonſt richten die Elenden ihren Blick zum Himmel empor, und wollen ſich erheben. Fruchtlos iſt ihr Bemühen, denn ſie laſſen ſich vom Strome fort reißen, und kämpfen vergebens gegen die Wellen an, welche der herrſchende Geſchmack aufthürmt.

Alle, die hier mit dem Strome (des Zeitgeiſtes) ſchwimmen, ſind: Modedichter. Ein großer Theil des ſchönen Geſchlechts theilt ihr trauriges Loos. Dieſe ſchöngeiſtigen Schönen hält der Unkundige zwar für Nereiden, allein zu merkbar iſt der Zwang, womit ſie ſich auf der Oberfläche des Waſſers zu erhalten ſtreben, um nicht zu verrathen, daß ſie keineswegs göttlichen Urſprungs ſind, ſondern gleichfalls dem Sündervolke von dem zürnenden Dichtergotte beigezählt werden.

Weil ich hier in meinem eigentlichen Elemente bin, und mit Hülfe meiner Floß- oder Flußfedern mich ſo ziemlich fort bewege —

„So gehören Sie etwa zu den Fiſchen?“ — hör' ich einen Zoilus fragen. — Wohl! ich verſtehe den Wink und verſtumme.

Endlich langte ein Brief von Wallner an, und lautete, wie folgt:

„Mein Stillſchweigen auf Ihr erſtes nach Dresden gerichtetes Schreiben wurde durch eine Verzögerung meines Aufenthaltes zu Prag veranlaßt, und konnte, da es früher als ich ſelbſt in der Reſidenz Sachſens eintraf, auch nicht ſogleich beantwortet werden. — Die wenigen Wochen, welche ich in Böhmens Hauptſtadt verlebte, werde ich ſtets zu den angenehmſten meines Lebens zählen. Die zahlreichen öffentlichen Gärten und Beluſtigungsorte, ſo wie überhaupt die pittoresk-romantiſchen Umgebungen, welche dieſe dem Umfange nach größte Stadt Deutſchlands (Wien und Berlin ausgenommen) zieren, mußte mir, hätte ich mich auch nicht als Fremder innerhalb ihrer Mauern befunden, einen ſolchen Ort auch in dieſer Jahrszeit, wo die wohlhabendern

Einwohner Prags größtentheils noch in den Badeorten Zerſtreuungen ſuchen, zu einem höchſt angenehmen Aufenthalte machen. Auch die vielen Denkmäler alterthümlicher Baukunſt, die man in Prag allenthalben findet, geben dieſem einſtigen Königsſitze ein ehrwürdiges Anſehen, und mahnen den Reiſenden zugleich, daß er auf einem durch eine thatenreiche Vorzeit geheiligten Boden wandelt, welcher Jahrhunderte lang der oft blutige Schauplatz großer Thaten geweſen, auf welchen alle übrigen europäiſchen Völker nicht immer als müſſige Zuſchauer ihre Blicke gerichtet hatten.

Doch ich beſorge mit Recht, in Ihren Augen lächerlich zu erſcheinen, wollte ich dieſen für die Briefform ſo unpaſſenden feyerlich ernſten Ton nicht endlich unterbrechen, und ſtatt einer geſchichtlichen Vorleſung, lieber Prags Bewohner von einem durch ſo manchen Reiſenden ihnen unverdient gemachten Vorwurf, jenen der Ungeſelligkeit und Verſchloſſenheit, frey zu ſprechen ſuchen. Ich habe mich durch eigene Erfahrung von der Grundloſigkeit dieſer Beſchuldigung vielfach überzeugt. Jedoch will ich von den Familienzirkeln, die den Fremden durch den vorherrſchenden geſelligen Ton anziehen, nur einen einzigen namentlich anführen, und zwar deshalb, weil das Haupt jener Familie, Herr Kriegscommiſſär Schießler, Ihnen auch als Schriftſteller ehrenvoll bekannt ſeyn wird. Bereits zwei Decennien dient er den Muſen als einer ihrer eifrigſten Prieſter, welchen er jedoch nur Nachts ſeine Spenden bringt, indem er am Tage in ſeinem ehrenvollen Berufe als Staatsbeamter unermüdet zu wirken ſucht. Dennoch hat er erſt vor Kurzem zu einer vollſtändigen Sammlung der während eines Zeitraums von zwanzig Jahren in ſo vielen Zeitſchriften und Almanachen erſchienenen metriſchen Gaben ſeiner Muſe ſich entſchließen können. Dies Beiſpiel von Beſcheidenheit eines durch vieljähriges literariſches Wirken bereits accreditirten Schriftſtellers dürften wohl viele milchbärtige Muſenſöhne nachahmenswerth finden, die nicht genug eilen zu müſſen glauben, die halbreifen Erſtlinge ihres noch unausgebildeten Talentes dem Leſepublikum geſammelt anzubieten.

Unter den Gedichten des Herrn Schießler, welche drei ziemlich ſtarke Octavbände füllen, findet man die verſchiedenſten Blüthen der lyriſchen Poeſie, ſo wie kleinere Dichtungen in der erzählenden Form, das heitere Lied und die ernſte Ballade; ſcherzhafte, zur Deklamation geeignete Gedichte meiſt erzählenden Inhalts vermißt man eben ſo wenig, als die begeiſternde Dithyrambe. Die glückliche Behandlung dieſer heterogenen Stoffe zeugt eben ſo ſehr für das vielſeitige Talent des Dichters, als die leichte gefällige Verſification für die ſorgfältige Feile, mit welcher derſelbe zu Werke gegangen. In den zahlreichen hier enthaltenen Epigrammen erkannte ich in dem Dichter auch den witzigen und geiſtreichen Geſellſchafter wieder. Aber ſeine Legenden und Fabeln werden ſtets zu den beſten Muſtern der deutſchen Poeſie in dieſen Dichtungsarten gezählt werden. Die „Monatroſen,“ eine in mehreren Bändchen fortlaufende Reihe von Novellen und Märchen, bewähren wiederum das Erzählertalent des Verfaſſers. Als Redakteur mehrerer Almanache und Zeitſchriften (deren Fortbeſtehen durch Localverhältniſſe und andere meiſt aus derſelben Quelle fließenden Hinderniſſe gehemmt ward) hat Hr. Schießler vielfach die Gelegenheit benutzt, manches jugendliche Talent bemerkbar zu machen, und verdient in dieſer Hinſicht vor ſeinen vielen Amtsbrüdern das Lob, daß er mehr auf den poetiſchen Werth und die Gediegenheit des Inhalts der ihm eingeſandten Beiträge, als auf die Namen der Mitarbeiter Rückſicht nehme. Sein „neues deutſches Originaltheater“ wovon bisher nur drei Bände erſchienen ſind, ein der Tendenz nach bei der gegenwärtigen Armuth des deutſchen Repertoirs an guten Dramen gewiß lobenswerthes Unternehmen, ſpricht, aus der etwas lauen Aufnahme des Publikums, abermals für die herrſchende Thorheit der Zeit, daß allgemein mehr nach der Celebrität der Mitarbeiter, als nach der Gediegenheit des Inhalts gefragt wird.

Weil mein Brief bereits einen literar-geſchichtlichen Charakter angenommen, ſo laſſen Sie mich, geehrter Freund! dieſen Styl ferner beibehalten, und Ihnen in Beziehung auf Ihre „Dandiade,“ deren Abweiſung von Seiten des Buchhändlers Ihr Autorgefühl nicht wenig verletzt haben mag, einige wohlgemeinte Winke zur Nutzanwendung auf Ihrer ſchriftſtelleriſchen Laufbahn ertheilen.

Keinesfalls würde ich ihnen beiſtimmen, mit einem ſelbſtſtändigen Werke zuerſt in die Leſewelt zu treten. Wozu wären die fliegenden Blätter ſonſt nütze, wenn ſie nicht dichtenden Bellerophonten als Flügelroſſe dienten, um ſich mit ihnen zum Parnaſſe aufzuſchwingen? Eigentlich ſind dieſe Papiere nur gedruckte Einlaßkarten in den von tauſend Lichtern erhellten Feſt- und Prunkſaal des Ruhms. Wer, ohne eine ſolche vorzeigen zu können, ſich heimlich einzuſchleichen ſucht, zieht ſich die bittern Gloſſen und Anmerkungen der geladenen Gäſte zu, welche ſehnlich des Augenblicks harren, wo die Kunſtrichter auf ihren Blas- und Streich-Inſtrumenten ihnen die Tanzmelodie einblaſen und aufſpielen. An Tänzerinnen fehlt es gegenwärtig noch weniger als an Tänzern. Der minder Glückliche wird ſchon vor dem Eingange von den ſpitzen Stäben grober Portiers ernſtlich abgewieſen, welche, wie giftgeſchwollene Drachen oder ungeſchlachte Recken ſchöne Prinzeſſinnen in bezauberten Schlöſſern, eben ſo die Dame Poeſie im Tempel der Unſterblichkeit bewachen.

Die wichtigſte Frage hätte ich leicht vergeſſen, zu welcher Klaſſe von Schriftſtellern Sie ſich eigentlich rechnen? zu jenen, die mit einer momentanen Berühmtheit ſich begnügen, welche ſie von der Mitwelt ſich ſogleich auszahlen laſſen? oder zu denen, die der Nachwelt gegen einen anſehnlichen Profit von Celebrität auf Credit geben, und ihren Erben lieber die Einkaſſirung ihres berühmten Namens überlaſſen, wie Milton, Camoens? Aber dieſe Klaſſe von Dichtern iſt, wie der Mammuth unter den Thiergattungen, bloß — geweſen.

Ueberhaupt iſt es mit dem „für Honorar ſchreiben" eine ehrenwerthe Sache, denn wer möchte den Poeten zumuthen, ebenfalls von Luft zu leben, weil die Charaktere ihrer Helden aus der Luft gegriffen ſind? Nebſtdem iſt ein ſchaffendes (poetiſirendes) Geſchöpf auch unſtreitig das nützlichſte unter der Sonne. Anſtatt wie Spinn- und andere Maſchinen die Menſchen entbehrlich und brodlos zu machen, leben durch dieſe Schreibmaſchinen im Gegentheile weit mehr Leute, als in ihren Tragödien und Romanen ſterben. Dieſe ſind: der Verleger, Recenſent u. ſ. w. Ein Schöngeiſt ſteht daher einem Schafe wenig nach, welches dem Schäfer, Metzger u. ſ. w. die alimenta reicht. Ja er iſt den Seidenwürmern noch ähnlicher, indem er nicht nur wie dieſe die Induſtrie befördert, ſondern auch gleich ihnen (vor dem Verleger und Kritiker) kriecht, ſein Gewebe aus dem Magen' ſpinnt, und überhaupt wie jene Thierchen nicht für ſich, ſondern für Andere Seide ſpinnt.

Sie wenden mir vergebens ein, daß faſt die meiſten durch das Honorar ins Leben gerufenen Werke den gelben nicht aber den blondlockigen Gott als ihren Schöpfer anerkennen, und um vor den Pfeilen eines hämiſchen Kritikers als unverwundbar zu beſtehen, nicht wie der Sohn der Thetis in den Styx, ſondern in den Lethe, nie aber in die Hippokrene getaucht werden. Ich nehme ſelbſt nicht Anſtand, den Thierkreis zu Metaphern zu verbrauchen, bloß um zu beweiſen, daß der Waſſermann, nämlich der vom Waſſer lebende Verleger, weit klüger handelt, wenn er Fiſche zu angeln ſucht, die mit dem Strome (des Zeitgeiſts) ſchwimmen, als (die nach Oſtern anlangenden) Krebſe, welche faſt ausſchließlich unter dem Einfluſſe des Schützen (Apoll) und der Jungfrau (Minerva) in die Welt treten. Da der gute Mann ſich nicht um die kritiſche Wage kümmert, ſo fragt er mit Recht: Wenn ein Scorpion von Recenſent nicht die Steinböcke allein, ſondern ſelbſt Löwen ſeine Stiche empfinden läßt, warum ſollt' ich nicht auch Schafen und Ochſen, Stieren und Widdern, dieſen Zwillingen des Geiſtes, das Futter reichen, da ſie doch immer noch klug genug ſind, ihre Hörner zu Lob- und Kriegs-Poſaunen anzuwenden?

Um den Stoff bei Ihren Arbeiten ſoll Ihnen am wenigſten bange ſeyn. Er fällt wie Manna in der

Wüſte, und man braucht ihn nur aufzulöſen. Memoiren berühmter und berüchtigter Perſonen ſchreiben iſt freilich das einträglichſte Handwerk, denn wer bekümmert ſich nicht um die Lebensweiſe ſeines unbedeutendſten Nachbars, geſchweige ausgezeichneter Leute? Nur iſt bei Mangel an Erfindungsgabe nichts damit anzufangen. Ich empfehle ſolchen Geiſteskranken eine Tour durch Nord- und Süddeutſchland. In allen am Wege liegenden Städten durchſtöbere man Chroniken und Criminalakten, um über denſelben Novellen für Damen auszubrüten, und ich wette bei der Leyer Apoll's! es bedarf kaum ſo viel Zeit als in welcher Flachs Feuer fängt, oder ein Novelliſt in und aus der Mode iſt, ſo verpuppen ſich dieſe wieder zu Melodramen und ſogenannten Ritterſpectakels und flattern als bunte Schmetterlinge ſodann von einer Bühne Deutſchlands zur andern.

Ich läugne ferner nicht, daß ſich Künſtlerdramen, Malergeſchichten und Entſagungsromane auch ganz leidlich ausnehmen, allein überlaſſen wir ſolche Anſtands halber dem ſchwächern Geſchlechte, welches in dieſem Jahrhunderte auch zu Federn gekommen iſt, und ſey es auch noch ſo flatterhaft und unbeſtändig, es wird doch eher Schminke als Dinte entbehren können.

Giebt es doch auch noch andere Wege einzuſchlagen. So ziehen z. B., ſeit Fouqué die Straße gebahnt, alle (nicht Opern- ſondern) gefiederten Sänger nach dem Norden; und dieſe literariſche Eispol-Expedition hat bisher noch immer Beifall und Lobredner gefunden. Die Rieſen von Waſſerſpeyenden Wallfiſchen und Ungeheuer von Eisbären, mit welchen die muthigen Abenteurer jeden Augenblick einen Strauß zu beſtehen haben, geben von den Tapfern klein gehackt, ein gutes Leſefutter für Leihbibliothekare ab, welches ſie in ihren Krippen (Bücherfächern) in Häuflein aufſchichten, zum Beſten der leſehungrigen Schaf- und Rinderheerden, ſo daſelbſt ſich zur Tränke und Weide einfinden.

Ueberhaupt gefallen ſich unſere modernen Poeten in der Schilderung von Winterlandſchaften. Das Anſchauen ähnlicher Gemälde hat aber auch für das Heer der Bewunderer einen ungemeinen Reitz, denn der zu Gletſchern aufgethürmte Unſinn ſchimmert ja, die Nebelgebilde und Schneemänner, welche vor dem Sonnenſtrahl der Kritik zerfließen würden, ſind aber zum Glücke nur gemalt, aber ſo täuſchend, daß wir uns — ſolche Streiche ſpielt die aufgeregte Phantaſie — in jene kalte Zone verſetzt glauben, und beim Anſchauen derſelben wirklich über Froſt klagen.

Was die Namen der Bewohner jener Länder betrifft, ſo ſind ſie freilich ſelbſt für die geübteſten Zungen ſo unausſprechlich, als das Verdienſt der ſie verewigenden Dichter; aber dies iſt ja modern und nur der Mangel an dieſen, (da Walter Scott alle Schätze und Vorrathskammern rein ausgeleert hat,) mag einen Wilſon bewogen haben, als ein neuer Vasco de Gama Reichthümer in Oſtindien zu ſuchen, und vom Norden zum Süden zu ſteuern, um die Schätze eines fremden Landes ſich anzueignen, deſſen Helden auch Namen führen, die ſich prima viſta nicht leſen laſſen. Um ſo größer iſt deſſen Verdienſt, da die indiſche Literatur eine ergiebigere Goldquelle hoffen läßt, deren Dramen ſogar aus zehn Acten beſtehen. Ein geübter Seefahrer, der ſie vom heimathlichen Boden über das Weltmeer nach Deutſchland zu überſetzen vermag, ſteuert daher auf das Vorgebirge der guten Hoffnung zu, weil zehn Acte mehr Raum als fünf einnehmen, und Verleger halten ſich bloß an die Bogenzahl, weil die Gedanken ihrer Lohnſchreiber unzählbar ſind. Sobald der literariſche Pirat ſeine Beute ans Trockene gebracht, iſt es deſſen erſte Pflicht, zu ſehen, daß ſeine Helden, wenn ſie die Schiffsbretter gegen die Bühnenbretter vertauſcht, bei jeder Stelle, wo ſie in Zorn gerathen, eben ſo wie europäiſche Theaterfiguren uns anreimen, ſonſt werden ſie auch Niemanden anſprechen.

Ein anderes aſiatiſches Volk: die Perſer, ſind in den Perſonen des Sadi und Hafiz ihrer literariſchen Schätze nicht minder beraubt worden, nicht von wandernden Beduinen in der arabiſchen Wüſte, ſondern von wandernden Lyrikern in der Gedankenwüſte, die nicht wie Erſtere an Waſſer Mangel leidet. Wandernd iſt ihr paſſendſtes Epitheton, weil ſie „Wanderlieder" und „Reiſebilder" in Unzahl liefern. Obſchon ſie auf dieſe Weiſe ein Nomadenvolk bilden, und wie Harro Harring jeden Tag anderswo ihr Zelt aufſchlagen, ſo ſind ihre Verſe dennoch mehr Schaf- als Schäfergedichte, welche letztere überhaupt ganz aus der Mode gekommen ſind, eben ſo wie der Mond und der Abendſtern, die, ſeit die Nacht unſerer Poeſie ihren myſtiſch-romantiſchen Wolkenſchleyer um den weiten Horizont der Phantaſie gebreitet, zu leuchten aufgehört haben. Verehren unſere Dichterlinge auch nicht wie die Wilden, Sonne und Mond, ſo ſind ſie doch Sternanbeter, denn jedes Mädchenauge leuchtet ihnen als Leit- und Unglücksſtern zur Abfaſſung eines Klinggedichts, daher Verſuche in dieſer Dichtungsart zahllos wie die Sterne am Himmel ſind. — Manche, die ihre Schönen für mehr als einen Stern, nämlich für eine Sonne halten, deren Feuer ſie nicht erwärmt, ſondern ihre Herzenskammern in Brand geſteckt, fürchten ein gleiches Geſchick für ihre Gehirnkammern; und damit die verzehrende Glut nicht ihre ganze Lebensmaſchine angreifen möge, werfen ſie mit Sonettenkränzen um ſich, daß es eine Luſt iſt, weil dieſe, die entgegengeſetzte Kraft der Pechkränze beſitzend, ſelbſt die ſtärkſten Flammen zu löſchen vermögen.

Aber mit ganzen Bibliotheken ſolcher Sonette lockt man keinen Hund vom Ofen, geſchweige einen Buchhändler zum Ankaufe derſelben. Nur, wer Muth genug beſitzt, mit dem Teufel anzubinden, der hat den Verleger gefunden. Wie trefflich ſind nicht Hoffmanns „Teufelselixire“ und Hauffs „Satans Memoiren“ honorirt worden, obgleich im erſtern

Werke von dem Böſen faſt nur die Rede iſt, und im andern Buche der Satan von ſeiner diaboliſchen Natur ſo wenig verräth, daß nur daraus zu erklären, wie er auch bei Damen Eingang erhalten konnte. Der Geſchmack an Teufeleyen ward ſchon früher im Gebiete der Tonkunſt merkbar. Weber konnte nur durch den „Freiſchützen“ Furore machen, denn der Teufel, für welchen der Compoſiteur nach Spohrs vorangegangenem Beiſpiele mit einer nicht unbedeutenden Parthie in der Oper bedacht war, wollte nicht undankbarer als die Prima Donna genannt ſeyn, und erwiederte eine Ehre mit der andern. Euryanthe hingegen, welche für die Engel componirt worden, wie ſollte dieſe die Menſchen anſprechen?

Offenbar iſt der Teufel mit dem Zeitgeiſte vorwärts geſchritten, und für ein paar ihm zu Ehren verbrauchte Tropfen Dinte giebt er irdiſche Güter und Unſterblichkeit zugleich, während mit Blut Geſchriebenes nur etwas zeitliches Glück abwirft, ein neuer Beweis, daß ſchwarz und nicht roth die Lieblingsfarbe des Teufels ſey. Indeß bedarf es nicht immer einer Teufelsprotection. Auch die Empfehlungen anderer großen Herren nützen viel, doch exempla sunt odiosa. So viel iſt gewiß, daß Fortuna als die zehnte Muſe weit mehr Sterblichen die Unſterblichkeit ertheilt, als die andern neun zuſammen, denen ſie nur in dieſem Stücke gleicht, daß ſie nicht Allen, die um ihre Gunſt flehen, Gehör geben mag.

Nachdem ich Sie mit einer der gegenwärtigen Zeit angepaßten Piſoniſchen Epiſtel überraſcht habe, die ihrem alten Vorbilde wenigſtens an für die Briefform übermäßiger Länge nichts nachgiebt, ſo will ich denn auch Ihrer Satyre über „die Metrophobie" einen aus meiner Feder gefloſſenen Verſuch in demſelben Genre entgegenſtellen, um in Nichts hinter Ihnen zurückzubleiben. Die Betrachtungen, welche mir während meines obgleich kurzen Aufenthalts in Norddeutſchland, der gegenwärtige Zuſtand der ſchönen Literatur dargeboten, finden Sie in nachſtehendem Aufſatze enthalten:

Etwas über Schöngeiſter beiderlei Geſchlechts.

— In our verses monkish rhymes
Have tangled their fantastic chimes.

Prior.

Unſere ſüßen Herrchen, (welche, ich weiß nicht, ob von den ſüßen Worten, die ihnen von den Lippen fließen, oder von den Conditorwaaren, die ſie über dieſelben verführen, dies Epitheton erhielten,) ſind ganz wider ihr Verſchulden von bösartigen Satyrikern ſo oft zum Gegenſtande ihres Spottes verbraucht worden, daß ich weit mehr Ehre einzulegen glaube, wenn ich mich zu ihrem Anwalt anbiete; und anſtatt wie ihre Widerſacher ſie mit Hummeln zu vergleichen will ich ihre Aehnlichkeit mit jenem Thiere darzuſtellen, mich bemühen, welches als Symbol der Treue dient. So wie dieſes aus verſchiedenen Spielarten und Gattungen beſteht, können wir ein Gleiches auch bei den Stutzern wahrnehmen. Die meiſten unter ihnen gehören zu den Schooshündchen, welche nicht ſelten noch über dieſe in der Gunſt ihrer Gebieterin ſtehen, und mit Recht ſtolz darauf ſind. Sie bellen wie jene Thierchen auch jeden Fremden an, der ſich ihrer Herrin zu nahen wagt, und theilen dafür auch die Gunſt und Zärtlichkeit, welche die Dame auf zwei, der Meinung nach, ſo ganz verſchiedene Geſchöpfe ausſtrömen läßt.

Da es unter unſern Petitmaitres ſogar Verſemännchen giebt, ſo dürften wir dieſe Klaſſe füglich zu den Windſpielen rechnen, die am hohen Rücken (vom vielen Bücken vor ihren Mäcenaten) und am ſchmalen Bauche (vom häufigen Faſten) kennbar ſind. Ihre grimmigſten Gegner: die Recenſenten oder Doggen vulgo: Bullenbeißer verrathen ſich am geifernden Rachen, und fallen jeden ohne Unterſchied an. — Es iſt ferner nichts Seltenes, daß unſere Modeherrchen zugleich poetiſiren und kritiſiren, wie manche Federmeſſer, die mit doppelten Klingen verſehen, auch zum Radiren geeignet ſind; oder wie der Tod, welcher vernichtet, aus der Verweſung neue Geſchöpfe entſtehen läßt. Es iſt daher erklärbar, warum ſich ſchwärmeriſche Damen nach ihnen eben ſo ſehr, wie nach dem Tode ſehnen, — welche Beide aber von Vätern und Ehemännern gleich ſtark gefürchtet werden, — und ſo wie die Griechen ſich Freund Hain als einen ſchönen Jüngling denken, der eine umgeſtürzte ausgelöſchte Fackel (des Hymens) in Händen hält.

Da Apoll der ſchönſte unter den Göttern iſt, kann man es den Damen gar nicht verargen, wenn ſie ſich auch ſeine Jünger mit einem ſchönen Aeußern denken, und gleich dem Sohne des Sophroniscus die Behauptung aufſtellen, daß ein ſchöner Geiſt nur in einem ſchönen Körper einquartieren mag. Daher iſt mit Recht zu bezweifeln, ob Voltaire, Scarron, Delille, Pope, Johnſon, Churchill und der Verfaſſer — dieſes Aufſatzes auf irgend ein literariſches Talent Anſpruch machen dürften? die Urſache wird demnach klar, warum nur ein wohlgebildeter Faſhionable bei den Schönen ſich ohne Bedenken für einen Muſenprieſter ausgeben darf, weshalb ſich jene ſodann auch für die Muſen ſelbſt halten.

Darum nahm die Zahl der Schriftſtellerinnen zu keiner Zeit ſo ſehr als jetzt überhand, die anſtatt wie Sappho und Louiſe Brachmann ſich in die Höhe zu ſchwingen, nur wie dieſe ſich vom Gipfel des (Muſen-) Berges hinab in die Fluten ſtürzen, und die der Meinung ſind, daß, eben ſo wie ein römiſcher Triumphator erſt fünf tauſend Mann geſpeiſet haben mußte, bevor er auf einen Lorbeerkranz Anſpruch machen konnte, ſie in gleicher Abſicht eben ſo viele Verleger von Journalen und Taſchenbüchern ſpeiſen müßten. Und man weiß nicht, ſoll man mehr die Schnelligkeit der weiblichen Zungen oder ihrer Federn bewundern? Ja, dem griechiſchen Komödienſchreiber Euphron (Athenaeus Δειπν. I.) zufolge iſt es gleichviel, ob dieſe die Kochkunſt oder die Dichtkunſt perfectioniren, weil nach ſeiner Meinung beide Künſte viel Aehnliches haben, und da wie billig, der

Geiſt vor dem Körper den Vorzug verdient, warum ſollten wir den Geiſtesſpeiſen nicht eine größere Aufmerkſamkeit widmen?

Sollte man es wohl glauben, daß es Neidharde gebe, die von Schriftſtellerinnen auszuſprengen bedacht ſind, daß ſie vor ihren geiſtigen Geburten, wie vor den körperlichen in der Zeit der Schwangerſchaft, eine ſtrenge Geiſtesdiät beobachten, nur wenige, faſt gar keine nährende und kräftige Speiſen genießen? Ja, die Unverſchämten gehen in ihrer Bosheit noch weiter, und verweiſen das ſchreibende Damen-Corps ſogar zu — weiblichen Beſchäftigungen. Allein ſollten ſie nicht zugleich bedenken, daß Pallas nicht nur im Weben und Sticken ihres Gleichen ſuchte, ſondern auch den Wiſſenſchaften vorſtand? Inſofern aber Minerva den Charakter einer kriegeriſchen Gottheit annahm, iſt auch unſern Schönen das Gebiet der Kritik zu betreten erlaubt; und wie jene Göttin ſuchen auch dieſe, ungeachtet des gelehrten Handwerks, das ſie treiben, auch ihre Anſprüche auf Schönheit geltend zu machen. Es iſt nur zu beklagen, daß auch die neuern Pariden meiſtentheils den Aphroditen den Vorzug geben, und dieſe gewöhnlich umſonſt ſich in ihrer Blöße zeigen.

Uebrigens ſehe ich gar nicht ein, warum den Damen das Bürgerrecht im Reiche der Muſen, die ſelbſt zu ihrem Geſchlechte gehören, verweigert werden ſollte? Im Gegentheile, ihnen ſollten dieſe Vortheile weit eher als unſerm Geſchlechte eingeräumt werden, da ſie, von keinem bürgerlichen Berufe gedrückt, zum Schriftſtellern weit mehr Muſe haben. Wenn ſie auf dieſe Weiſe jedoch die Erziehung ihrer Kinder vernachläſſigen, ſo bringen ſie dem Staate durch ein Heer von Erziehungsſchriften für das weibliche Geſchlecht hundertfältigen Nutzen; und da es bekanntermaßen weit verdienſtlicher iſt, auf die Veredlung des Geiſtes als des Körpers zu denken, ſo iſt es billig, daß ſie ſich mehr um die Kinder ihres Geiſtes als des Leibes bekümmern. Sie gewinnen dabei ungemein an moraliſcher Bildung, denn es hat ſich noch nicht der Fall ereignet, daß von einer Geiſtes-Kindesmörderin zur Schande des weiblichen Geſchlechts gehört worden wäre.

Auch iſt das ſchöne Geſchlecht zur richtigen Charakterzeichnung der in ihren Dramen und Romanen handelnden Perſonen weit geeigneter als wir, weil ſie ſich mehr auf das Studium der menſchlichen Leidenſchaften legen. So wie Herodot die Länder ſelder bereiſete, deren Geſchichte er ſchreiben wollte, beſtreben ſich auch dieſe, aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen, welche ihnen aus der Thee- und Kaffeekanne ſprudelt, ſobald der Club ſeine Sitzung eröffnet hat; und die **histoire scandaleuse** des Tages reicht oft mit Stoff für eine ganze Ladung von Almanachen aus, denn Erfindungsgabe und Productionsvermögen iſt ihnen nicht abzuſprechen.

Macht man aber den meiſten Romanſchriftſtellerinnen mit Recht den Vorwurf, daß trotz der Sucht die Schattenſeiten einer Perſon herauszukehren, ſie dennoch in ihren Schriften nichts als edle Seelen mit Engelscharakteren erſcheinen laſſen, ſo ſieht man hieraus, mit welcher Schonung ſie gegen die Fehler des menſchlichen Geſchlechts überhaupt verfahren, bloß um dem Leſepublikum kein Aergerniß zu geben.

Kann man es ihnen übrigens verdenken, wenn dieſe von der Natur zu Sclavinnen der Mode verurtheilten Geſchöpfe, nicht nur deren Gebote in Bezug auf Kleiderformen ſtrenge beobachten, ſondern auch die in der Literatur herrſchenden Moden mitmachen, und nach dieſen die Form ihrer Geiſtesprodukte zuſchneiden? Es iſt zu dieſem Zwecke nicht genug die Entſtehung einer Modeliteraturzeitung zu empfehlen, um ſo mehr, da dieſe auch von Autoren unſeres Geſchlechtes benutzt werden könnten, einfache Modezeitungen hingegen ausſchließlich von Damen, Literaturzeitungen aber nur von denen zur Hand genommen werden, welche die Kritiken ihrer eigenen Werke zu leſen wünſchen.

Mit ohnmächtigem Grimme ſehen Federhelden unſeres Geſchlechts den Ruf und Credit der ſchreibenden Amazonen mit jedem Tage wachſen, gegen welche auch der brutalſte kritiſche Herkules mit ſeiner Keule nichts auszurichten vermag. — Ja, nach der Götter unerforſchlichem Rathſchluße, iſt den Weibern die Herrſchaft über uns verliehen, ſelbſt im Bereiche der Literatur. Und warum ſollten wir eben in dieſem Fache ihre Ueberlegenheit mit mißgünſtigen Blicken betrachten? Siegen ſie doch ſtets durch ihre Schwäche über die Männer, warum nicht auch im Gebiete der Wiſſenſchaften?

Klagen aber bei jeder Erſcheinung eines neuen Meßkatalogs die literariſchen Neidharde wiederholt über die ſtets ſteigende Anzahl weiblicher Scribenten, ſo freue ich mich hingegen nicht wenig, wenn unſer Geſchlecht gegen die poetiſchen Uſurpatricen ſo oft als möglich Repreſſalien gebraucht. Denn tragen die

Schönen kein Bedenken, uns Männern ins Handwerk zu pfuſchen, ſo geben wir uns alle erdenkliche Mühe literariſche Betſchweſtern zu werden, wie wir die deutlichſten Proben unſeres ſchönen Talentes in den neueſten belletriſtiſchen Erzeugniſſen häufig genug vorfinden. Mit innigem Bedauern blicke ich auf die zwei letzten Jahrhunderte zurück, wo Spinoza, Bolingbroke, Bayle und Voltaire Freigeiſterei zur Mode machten, ſo daß kein Menſch ſelig zu werden glaubte, der nicht atheiſtiſche Werke ſchrieb oder wenigſtens las. Wie konnte es aber auch in einer Zeit anders kommen, in welcher griechiſche und römiſche Literatur höher als unſere eigene geſchätzt ward; wo man mit den Schriften der Alten auch ihren Polytheismus angenommen hatte, und der Dichter dem Apollo und den Muſen, nicht aber ſich ſelbſt, jeden guten Gedanken zu verdanken glaubte?? Ja ſogar die Schönen, an welche ſie ihre Lieder und Geſänge richteten, mußten ſich die heidniſchen Namen Chloe, Doris, Sylvia, Cephiſe, Belinde, Lalage, Chloris, Amaryllis u. a. m. gefallen laſſen, unter welchen ſie in Verſen gefeyert wurden.

War es uns zu verdenken, wenn wir bei ſo vielen Göttern und Halbgöttern (jetzt halten wir uns ſelbſt für dieſe), mit welchen Deutſchlands poetiſcher Olymp in wenigen Jahren bevölkert ward, zuletzt, wie die Weiſen Athens, an gar keinen glauben wollten? Dieſer ſchnelle Uebergang von der Vielgötterey zum Atheismus, und endlich von dieſem zur Frömmeley, läßt ſich füglich daraus erklären, daß die deutſche Poeſie wie jede alternde Dame vor ihrem herannahenden Ende zum Beten Zuflucht nimmt.

Unſere Muſenprieſter ſind förmliche Ordensmönche, welche ihre Kloſtergelübde, das der (Geiſtes-) Armuth, des Gehorſams (gegen ihren Obern, den Stifter der neuen poetiſchen Schule) und der Keuſchheit, (indem ſie mit den Muſen keinen Umgang pflegen) nie außer Acht laſſen. Sie haben auf dem Gipfel des Parnaß, welchen ſie für den Berg Karmel hielten, den ſtolz prangenden heidniſchen Muſentempel im frommen Eifer niedergeriſſen, und ein zierliches Bethaus an derſelben Stelle errichtet, bei deſſen Bauart ſie dem ioniſchen Style den altdeutſchen vorzogen, das ganze Gebäude aber mit vielen mühſam und künſtlich angebrachten gothiſchen Schnörkeleyen zu verzieren geſucht, in der Meinung durch dieſes Verfahren ſich die Gunſt ihres Herrn und Meiſters deſto ſicherer zu erwerben.

Ihr Abſcheu gegen das Heidenthum ging ſo weit, daß ſie das Versmaaß der Alten mit Vergnügen für den Reimklang der Araber hingaben, welchen ſie ſich jedoch aus Spanien holten, mit der weiſen Bemerkung, daß das Schellengeklingel der Reime nicht nur auch den fadeſten Verſen Anmuth und einen unwiderſtehlichen Reitz verleihe, ſondern auch in Erfindungsnöthen zu Gedanken verhelfe. Für dieſe ſchätzbare Entdeckung ſind wir den Landsleuten eines Calderon nicht allein verpflichtet, ſondern auch für die frommen Erbauungsbücher, zu welchen dieſer reimreiche Dichter et Comp. uns die Modelle ſchufen, und nach welchen Zacharias Werner und andere Deutſche ihre eigenen Erzeugniſſe bildeten, dieſe Mode aber ſo ſehr zum Geſetze machten, daß mir die meiſten jetzigen Bühnenprodukte etwas ſpaniſch vorkommen.

Wir ſehen uns überhaupt jetzt ganz in das vielbelobte Mittelalter zurück verſetzt, woran uns nicht nur die unzählige Schaar von Sonetten, Minneliedern und Legenden mahnt, ſondern auch die in jenem Zeitalter üblichen, zwar nicht geiſtreichen, wohl aber geiſtlichen Dramen. So wird die Schaubühne in eine Kirche umgeſtaltet, wo zwar dem Volke Moral geprediget werden ſoll, nicht ſelten aber Predigten im Geiſte des Pater Abraham a santa Clara gehalten werden.

Wie in andern Gotteshäuſern iſt auch hier der Zuſammenfluß der ſchönen Welt, welche die heilige Stätte zu Cupido's Börſenhalle machen, wo Herzen, wie Papiere im Curſe, ſteigen und ſinken. Die jungen Leutchen, welche Wahrheit der Täuſchung vorziehen, wenden daher Aug' und Ohr nicht dem Kanzelredner, ſondern dem Nachbar im Kirchenſtuhle oder Sperrſitze zu, oder ſtellen ſich, um guten Ton zu zeigen, zerſtreuet, was ich jedoch für eine Liſt des Satans halte, der ſeine ſämmtlichen Zuhörer und Zuſchauer als ſeine eifrigſten und beſtändigen Kunden — die ihn wie den Wucherer und Advocaten zugleich ſcheuen und aufſuchen — zu verlieren befürchtet, wenn ſie ihn auf den Brettern in ſeinem Hauskleide agiren ſehen, wo er ſich nicht ſehr zu ſeinem Vortheile ausnimmt, wie als Mephiſtophel, Samiel, oder in Charakter-Masken als Gottlieb Cocke, Hauptmann Poſert, Franz Moor u. ſ. w.

Die Erfahrung lehrt jedoch, daß nur jene Poeten, welche aus (Geiſtes-) Armuth in Verzweiflung gerathen, ſich den und dem Teufel verſchreiben, und deſſen Portraitmaler werden. Die poetiſche Gerechtigkeit verurtheilt den armen Teufel wie Kuppler und anderes Geſindel zur Ausſtellung auf die Schandbühne, welches jetzt die deutſche Schaubühne iſt; und einige kurzſichtige Scribenten, welche ſein Horn für ein Geweih anſehen, hetzen ihn, wie einen Hirſchen auch im Reviere des Romans bis zum Ermüden mit einer Koppel wohlabgerichteter Moraliſten, deren feine Naſen das Wild bald in ſeinem Gehege aufſpüren, und durch Klaffen und Gebelle in die Flucht jagen.

Einer weit beſſern Behandlung hingegen genieſen die Heiligen. Wie alle Frommen meiden ſie das Theater, und kommen bloß in Epopöen, Romanen, Romanzen und erbaulichen Legenden zum Vorſchein, wie Schulzens „Cäcilie“ und andere minder bedeutende Produkte zur Genüge beweiſen.

Nur Dame Genovefa ließ ſich von Ludwig Tieck und Raupach bereden, zum Theater zu gehen. Der Empfang aber, welcher dieſer Franzöſin auf den deutſchen Bühnen zu Theile ward, war bei weitem nicht ſo glänzend als der, deſſen ſich eine deutſche Sängerin auf dem Pariſer Theater erfreute, und zeigte, wie ſchlecht eine Heilige auf den Bretern figurire, und welch ein Aergerniß das fromme Publikum an dieſer gottvergeſſenen Handlung genommen.

Mönche, welche bei dem Volke ſchnell in Ruf zu kommen ſtreben, ſuchen auf ungebahnten Wegen, in undurchdringlichen Wäldern, und auf unerſteiglichen Bergen ſich eine Eremitage zu erbauen. Es iſt ihnen ſodann ein Leichtes die Leſewelt glauben zu laſſen, daß es in ihrer Macht ſtehe, Wunder zu verrichten. Plötzlich ſieht der fromme Mönch eine Schaar von Blinden, Tauben, Krüppeln und andern Gebrechlichen vor ſeiner Klauſe, die durch beinah abgöttiſche Verehrung dieſes neuen Heiligen ſeinen ſegenreichen Einfluß ſich erbitten. Auch eine Anzahl unfruchtbarer Weiber richten ihre Gebete an ihn, um dadurch zu einer geiſtigen Schwangerſchaft zu gelangen. Solch ein: **Benedico tibi** womit der Angebetete die Gläubigen zu Dutzenden abſpeiſet, bildet den Inhalt der meiſten

Literaturzeitungen und kritiſchen Blättern, und iſt nicht zu verſchmähen, denn es hat bisher noch immer ſeine alte Kraft bewährt. Ja es giebt keinen erhebendern Anblick, als wenn Hunderte ſolcher Krüppel ſich den Segen des Klausners erbeten haben, und auf ein von ihm ausgeſprochenes Wort ſich von allen ihren Gebrechen befreiet ſehen.

Iſt es ein Wunder, wenn Satanas, über den fortwährend wachſenden Ruf des frommen Mannes erbittert, der Leichtgläubigkeit des Leſepöbels ſpottend, in der Maske eines gleißenden Kritikers ihn auf Abwege zu leiten bemüht iſt? Nicht ſelten mißglückt ihm aber ſein Unternehmer, und es geht dem Verſucher bei den modernen Heiligen nicht beſſer, als bei dem heiligen Anton von Padua, und wie bei dieſem Klausner muß er auch bei den Frommen unſerer Zeit die Stelle eines Leuchters vertreten.

Eine nicht geringere Achtung flößen mir die literariſchen Miſſionäre ein, welche man in, unter den verſchiedenen Himmelsſtrichen geleſenen, Journalen Schaarweiſe antrifft, und die den verſtockten Heiden die reine Lehre und den allein ſelig machenden Glauben aufdringen wollen, womit der Stifter der neuern poetiſchen Schule die Welt beglückte. Sollte man es wohl glauben, daß die bewundernswürdige Suada dieſer Leute an allen Orten ein Heer von Proſelyten wirbt, das ſich ſtolz zur Parthey der **Romantieckianer** bekennt?

Die erfreulichſten Folgen brachte dieſes neue poetiſche Glaubensſyſtem in den deutſchen Gauen hervor, und die literariſchen Erzeugniſſe unſerer **fratres in Apolline** ſind daher weit erhaben über die armſeligen Produkte jener Mönche, welche nach Pater Harduin's Verſicherung eine Iliade und Aeneide und ähnliche ſtümperhafte Erzeugniſſe mehr hervorgebracht haben ſollen.

Die Brüderſchaft der Flagellanten, welche nicht, wie ihre Namensverwandten im dreizehnten Jahrhunderte ſich, ſondern Andere, die Geißelhiebe fühlen laſſen, die ein frommer Eifer zur Pflicht macht, wird allgemein, ſowohl von Prieſtern als Laien, gehaßt und gefürchtet, da ſie nicht ſelten ſich auf den Biſchofs- und Richterſtuhl der Kritik ſetzen, und äſthetiſche Freidenker als Ketzer verſchreien, ja ſogar mit dem Bannfluche belegen. Dieſem Schickſale zu entgehen, ſchließe ich meinen Aufſatz mit einem Lobe auf die Unpartheilichkeit jener kritiſchen Päbſte, welche Niemanden vor ſeinem Tode heilig ſprechen, denn Heiligenſcheine ſtellen die Deutſchen erſt nach dem Tode ihrer Schriftſteller aus, ein Verfahren, welches den Britten und Franzoſen nicht genug empfohlen werden kann.“

Sechſtes Kapitel,

welches nichts als eine Bücheranzeige und eine pſychologiſche Abhandlung enthält.

Die von meinem Verleger ertheilte Aufgabe hatte ich nach zehn Monaten glücklich vollendet. Mit ſüßem Vatergefühle trat ich in den Buchladen, und legte das geiſtige Kindlein in die Arme ſeines Pathen, des Verlegers, erhielt aber von ihm den neuen Auftrag, eine im kaufmänniſchen Style abgefaßte Anzeige dieſes Werkes zu verfertigen, um dieſe in die Intelligenzblätter der verſchiedenen Zeitungen einrücken zu laſſen. Ich verſuchte zwar einige Einwendungen gegen dieſes harte Gebot zu machen, als aber der Wiener Soſius mir unzählige Beiſpiele von Autoren aufſtellte, welche dieſen Verpflichtungen gegen ihren Verleger bereitwilliger als ich nachgekommen, ſo mußte ich mich endlich den Wünſchen des Mannes fügen. Meine Anzeige lautete wie folgt:

Nachtigallen = Hain
oder
das ſingende Deutſchland.
Wien 1828 bei Goldlieb Preller u. Comp. 10 Thle.

— λιγυρῆ θέλγουσιν ἀοιδῆ.
Hom.

Gegenwärtiges Werk iſt als ein würdiger Pendant zu Meuſels „gelehrtem Deutſchland“ zu betrachten, womit ſich der geſchätzte Verfaſſerein monumentum aere perennius zu gründen hoffte. Auch iſt es nothwendig, das Völkchen der Enthuſiaſten bei Zeiten auf daſſelbe aufmerkſam zu machen, denn in dieſem Buche ſoll der Leſer erfahren, daß er ſich wahrhaft glücklich preiſen kann, in einem Jahrhunderte geboren worden zu ſeyn, wo die Tonkunſt auch in Deutſchland zu Ehren gekommen iſt, nachdem es ihr ſo lange erſchwert worden, die Alpen und Hinderniſſe zu überſteigen, welche die Vorurtheile der ernſtgeſinnten Nachkommen Teuts dieſer Tochter Italiens in den Weg gelegt hatten.

Endlich finden wir Teutonia's Eichenwälder in einen Nachtigallenhain verwandelt. Von allen Orten und Enden vernehmen wir das Lob, welches nun auch in Deutſchland, nicht minder als in fremden Ländern, deutſchen Kehlen gezollt wird. Endlich haben wir es erlebt, daß, wie einſt um die Sänger Homer und Camoens, vor Kurzem bei uns um eine Sängerin mehrere Städte hres Vaterlandes in Streit geriethen, da alle Anſprüche machten, der Geburtsort jener Kehlenvirtuoſin zu ſeyn. Es iſt Niemanden unbekannt, wie ſehr der Portugieſe ſowohl als der griechiſche Barde mit Mangel und Kummer zu kämpfen hatten, und welchen Tadel ſich unſere Vorältern durch ihre Gleichgültigkeit gegen jene Genie's bei ihren Enkeln zugezogen, als daß wir uns nicht alle Mühe geben ſollten, durch verſchwenderiſche Freigebigkeit gegen jetzt lebende Talente uns bei der Nachwelt in ein beſſeres Licht zu ſetzen, als unſere Väter bedacht geweſen ſind.

Wie weit ſind wir vor den Pariſern unter Ludwig XIV. voraus, welche die Vorurtheile der alten Römer hinſichtlich des Schauſpielerſtandes angenommen hatten, und das Gewerbe eines Hiſtrionen für ſchimpflich hielten, daher ſolchen Leuten in Frankreich ſogar ein ehrliches Begräbniß verweigert ward, eine Strenge, welche ſelbſt bei Moliere's Leichenbegängniß nicht gemildert wurde. Ein noch auffallenderes Beiſpiel des Abſcheues gegen Mimen — ein Wort, welches gegenwärtig nur den ausgezeichnetſten Bühnenhelden als ehrenvolles Prädicat beigelegt wird — im alten Rom hat uns Makrobius (II, 7.) aufbewahrt, welcher vom römiſchen Ritter Decimus Laberius erzählt, daß er über die von Julius Cäſar an ihn ergangene Aufforderung, bei den nach geendigtem Bürgerkriege eingeführten ſzeniſchen Spielen einen Wettſtreit mit dem berühmten Mimen Syrus einzugehen — welche Einladung ſein eigenes Talent in dieſer von ihm zu ſeiner Beluſtigung oft ausgeübten Kunſt ihm verſchafft hatte — ſich dermaßen beleidigt fand, daß er ſich nicht enthalten konnte, weil er die Einladung doch einmal annehmen mußte, zuerſt in einem Prologe ſich vor dem zahlreich verſammelten Volke wegen dieſer Handlung zu entſchuldigen, und hie und da ſogar anzügliche Anſpielungen auf den Sieger anzubringen. Obgleich Cäſar ihn mit dem Geſchenke eines koſtbaren Ringes und 500000 Seſtertien aus einem zum Mimen degradirten Ritter wieder in ſeine vorige Würde einzuſetzen glaubte, wollte der verſammelte Ritterſtand den Beſchimpften dennoch nicht mehr unter ſich dulden, und dehnte ſich in den ihm angewieſenen vierzehn Bänken ſo weit aus, daß der Beleidigte ſeinen Sitz nicht mehr einnehmen konnte.

Giebt es eine treuere Schilderung des Vorurtheils, welches jene Nationen gegen Künſtler dieſer Gattung beherrſchte? Wie ſehr aber haben ſich die Meinungen und Begriffe der Völker in ſo kurzer Zeit geändert? Unſere Enthuſiaſten, weit entfernt, über die Grabnachbarſchaft einer Actrice ſich entrüſtet zu zeigen, halten es im Stillen nicht nur für ein ſeltenes Glück, wie Romeo im Grabe mit ihrer Schönen vereinigt zu werden, ſondern würden ſogar ihr väterliches Erbe aufopfern, könnten ſie deren Leichnam als eine Reliquie an ſich kaufen, um die verſtummte Nachtigall, wie man oft mit andern Vögeln thut, als Zierde für ihr Kabinet ausſtopfen zu laſſen mit — Sonetten, von welchen ſie eine nicht geringe Anzahl, die das Lob ihrer Zauberkehle enthalten, aus den Journalen geriſſen, als wären es Schmähſchriften auf einen Dichter ihrer Parthey, und zu dieſem Zwecke aufbewahrt haben. Dies und noch mehr würden ſie thun, wenn Unbeſtändigkeit nicht die erſte und heiligſte Pflicht eines Stutzers wäre, deſſen Herz, wie Rom in den Zeiten der Republik, jährlich ſeine Herrſcher wechſeln muß.

Der römiſche Cato, wenn er heute aus dem Grabe auferſtünde, und in den Kaffeehäuſern ein Zeitungsblatt zur Hand nähme, das neben der politiſchen Tagesgeſchichte, welche die Siege eines feindlichen Generals berichtet, auch die einer Sängerin mittheilt, oder mit gleich wichtigem Tone von beiden Staatsübeln anzeigt, daß die Wunden die jener empfangen und dieſe gegeben, die Städte welche er, und die Herzen welche ſie erobert, ſeine fortwährenden Verwüſtungen und ihre anhaltende Heiſerkeit die Völker mit Beſorgniß erfüllen, oder zu deren großem Jubel die Verſicherung giebt, daß glaubwürdigen Nachrichten zufolge, zwiſchen beiden Krieg führenden Mächten es bereits zu Friedensbedingungen gekommen, wie auch, daß die Theaterdirection zu X. mit der weltberühmten deutſchen Sängerin Apollonia einen Contract abgeſchloſſen, obzwar nur von der Fortdauer der Vortheile beider Partheyen die Einhaltung der Friedens- und Contract-Bedingungen abhängt, der gute Cato, denke ich, würde beim Leſen dieſer mehr kriechenden als fliegenden Blätter unfehlbar einen Seufzer und die bittere Bemerkung nicht unterdrücken können, daß in unſerer Zeit, wo eine Silberſtimme mit Gold, und goldene Worte mit Eiſen belohnt werden, es eine noch tollere Welt gebe, als in ſeinen Tagen, wo ganz andere Leute als Trillerſchlägerinnen ſich um die Herrſchaft der Welt ſtritten. Ja hätte er die Regierung Nero's erlebt, der dem Vorurtheile ſeines Volkes ganz entgegen, darin eine Ehre ſuchte, auf dem Theater zu ſingen (Tacit. XIV, 14. 15. und XVI, 4. 5.), ſo würde der eifrige Republikaner ſich nicht haben enthalten können, hinzuzufügen, „daß wir ein verkehrtes Rom vorſtellen, wo anſtatt den Herrſcher als Sänger auf der Bühne zu bewundern, wir eine Sängerin von den Bretern herab uns beherrſchen laſſen.“ Und dieſe Herzenstyrannin, die ſich an den brennenden Herzen und Köpfen ihrer Unterthanen eben ſo ſehr ergötzt, als jener politiſche Tyrann an den brennenden Häuſern der ſeinigen, hat vor dieſem noch den wichtigen Vortheil voraus, daß alle Zeitblätter ſie zum Gegenſtande ihrer Aufmerkſamkeit machen, und auf dieſe Weiſe erhöhet die Gefeyerte ihre Reitze durch Druckerſchwärze in der That mehr als durch alle Schminke.

Der römiſche Grillenfänger würde aber mit ſeinen Gloſſen bei uns ſchlecht anfahren, und bei den Politikern, wo er es am wenigſten vermuthete, am ſchlimmſten, denn dieſe würden ihn damit widerlegen, daß man dem Volke ein Spielzeug geben müſſe, damit es nicht über gewiſſe, noch wichtigere Dinge ein Geſchrey mache. — Das Heer der Componiſten und Marchandes de Mode, der Recenſenten und Optiker (worunter nicht nur diejenigen verſtanden werden, welche den Erſtern die kritiſchen Brillen ſchleifen, ſondern auch die, welche mit Perſpectiven und Opernguckern Handel treiben,) und endlich auch die Sonettenſchreiber und Operndichter würden den alten Murrkopf nicht beſſer empfangen. Beſonders würden die Letztern den Märtyrer der römiſchen Freiheit um nichts weiter erſuchen, als ſich abermals einen Dolch durch den Leib zu bohren, damit ſie doch Etwas aus ihm machen könnten, nämlich ein — Opernſujet, und es würde großen Spaß geben, wenn dieſer beſagte Feind der heitern Kunſt Roſſini'ſche Rouladen herabgurgeln müßte. Allein eben die Mode, welche jenen Mann gewiß nie unter ihren Verehrern hatte, würde den Stoiker von ſolchem Schimpf dadurch befreyen, daß ſie die Nachfolger des Metaſtaſio und

Quinault an die ſeit den letzten Decennien eingeführte Sitte erinnern möchte, vermöge welcher kein Opernſujet mehr aus der Geſchichte alter Völker gewählt werden dürfe.

Da die Muſik die Sprache der Götter genannt wird, ſo iſt eine Sängerin mit vollem Rechte als eine Göttin zu betrachten, und hat daher unzählige Anbeter, die in den Tempeln, deren jede auch nur mittelmäßige Stadt, wenigſtens Einen zu ihrem Cultus hat, ſich feyerlich verſammeln, und die theuerſten Opfer (Geld, für die Entreebillets) darbringen. Die Prieſter der Göttin (die Recenſenten) laſſen auf ihren Altären (den Tageblättern) es nie an Weihrauch fehlen, und die Libationen beſtehen in — Sonetten.

Wie die Prieſter der phrygiſchen Göttin Cybele dieſer zu Ehren, bei ihrem Gottesdienſte mit verſchiedenen Inſtrumenten ein hölliſches Getöſe anſtimmten, ſo läßt ſich die Göttin des Geſangs auf eine ähnliche Weiſe durch die Enthuſiaſten verehren, die bei dem Erſcheinen der Angebeteten durch Zuſammenſchlagen der Hände ihre Andacht bezeugen, aber am Schluſſe der Oper mehr einigen Stämmen amerikaniſcher Wilden gleichen, indem ſie ihre Sonne wie jene den Mond, ſobald ihn ein Wolkenvorhang verborgen, durch Geſchrey hervorrufen.

Den Augenblick ihres Wiedererſcheinens ſucht ein modiſches Herrchen eiligſt zu benützen, um mit der ernſthafteſten Miene von der Welt durch ſein Fernrohr (den Opernzucker) ſie wie einen Planeten zu beobachten, um aus ihrer Stellung (zum Publikum) und Bewegungen zu erfahren, ob im kommenden Jahre ein anderer Planet an dem Bühnenhorizonte ſeiner Stadt regieren werde, oder ob die gegenwärtige Sängerin als ein Fixſtern an demſelben betrachtet werden könne.

Eine Prima Donna iſt folglich eine wichtige Perſon, vielleicht die wichtigſte im Staate. Dies ſchließen wir aus der abgöttiſchen Verehrung, womit ſie aller Orten empfangen wird, und die oftmals gemachte Bemerkung, daß eine, wenn auch nur mittelmäßige Sängerin, größere Einkünfte beſitze, als ſelbſt der geſuchteſte Advokat in der volkreichſten Reſidenz, hat noch Niemanden in die geringſte Verwunderung geſetzt, denn ſtehen nicht Nachtigallen höher im Preiſe als Raben?

Eine Geſangskünſtlerin hat daher unſtreitig die erſte Stimme in der Stadt, die ihr auch oft einen guten Sitz und einen vortheilhaften Ruf nach der Reſidenz verſchafft, falls ſie bisher nur ein Provinzial-Theater zierte. Ein vortheilhafter Ruf iſt aber auch weit verdienſtlicher als ein guter, denn die Erfahrung lehrt, daß eine Kehlenvirtuoſin ſich ſchlecht ſtand, ſelbſt mit dem beſten Rufe, ſobald ſie ihre Stimme verloren hatte, daher ſie mehr auf Erhaltung ihrer guten Stimme als ihres guten Rufes bedacht ſeyn muß.

Ueber das Lob der ungefiederten Nachtigallen iſt das des oben erwähnten Werkes: „Nachtigallenhain,“ welches die Welt in Erſtaunen ſetzen ſoll, ganz vergeſſen worden, obgleich dies der einzige Zweck gegenwärtiger Anzeige war.

Dieſe Abſchweifung von dem Hauptplane kann daher als etwas Außerordentliches in ſeiner Art betrachtet werden, und dem leſeluſtigen Publikum Grund zu Hoffnungen geben, daß es in dem „ſingenden Deutſchlande“ noch durch viele andere eben ſo ſeltſame Dinge überraſcht werden dürfte.

Da, wie bekannt, Bücher und Menſchen ohne einen glänzenden Titel keine freundliche Aufnahme unter den Leuten finden, ſo hat der Verfaſſer dieſes gemeinnützigen Werkes als ein treuer Vater für die künftige Exiſtenz ſeines Kindes geſorgt, und ihm den oben angeführten Namen gegeben, der an Pomp und Länge den ſpaniſchen wenig nachgiebt, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß nur ſolche Bücher und Perſonen mit Recht zu ſchätzen ſind, die ſich ſelbſt einen Namen erwerben.

Sollte dieſes Werk vom Publikum eben ſo rauſchend wie eine Bravour-Arie aufgenommen werden, wird ein ähnliches bald darauf unter dem Titel: „Biographieen der berühmteſten Tänzer und Tänzerinnen" einen Sprung in die Welt machen. — Die Erfahrung, daß Ballettänzerinnen mit ihren Füßen weit beſſer fortkommen, als die Mitglieder aller gelehrten Academien mit ihren Köpfen, und die Bemerkung, daß wir Deutſche franzöſiſche Tänzer, die Franzoſen aber keine deutſche Gelehrten beſolden, berechtigen zu den Erwartungen, daß auch durch die Herausgabe des Plutarchs berühmter Fußkünſtler einem im Publikum längſt gefühlten Bedürfniſſe abgeholfen werden müßte.

Mein Verleger war mit dieſer lobpreiſenden Anzeige ungemein zufrieden, welche ihn aber beſonders durch die neue Einkleidung anzuſprechen ſchien, die er für eine gewöhnliche Bücheranzeige viel zu gut finden wollte.

In der Freude ſeines Herzens überreichte er mir einen ältern Verlagsartikel: „Romanzen, Lieder und Sonette von M—ſ—" der ſeiner Verſicherung zufolge ſich aus einem Krebſe in einen Ladenhüter verwandelt hätte, und um ſich in klingende Münze umzugeſtalten, nur auf einen Magus warte, der wie ich, durch die Zauberformel einer Lobrecenſion, Kaufluſtige auf die Beine bringen könnte. Er fügte hinzu, daß er mit preiſenden Anzeigen, zur Zeit als das Buch durch den Preßbengel die Weihe erhielt, ſich gegen ſämmtliche Journale Deutſchlands ungemein freigebig bewieſen, aber die Kritiken hätten in Form und Styl eine ſo auffallende Aehnlichkeit gehabt, daß ſie ſogar mehr ſchaden als nützen mußten. „Auf Ihnen beruhet meine ganze Hoffnung!" — ſchloß der Speculationsgeiſt ſeine lange Rede — „nur einer ſinnreichen neuen Einkleidung bedarf es, wie Sie dies heute ſo trefflich bewieſen, und die Maculatur wird bald ihren Staub abſchütteln, und mir armen Manne wieder geholfen ſeyn."

Tief bewegt nahm ich aus der Hand des Bittenden das dargebotene Exemplar der M — ſ — ſchen Sonette, und verfügte mich, in philoſophiſche Betrachtungen verſenkt, nach meiner Wohnung. Ich dachte nämlich im Geiſte, wie das launenhafte Geſchick oft Könige in demüthiger Stellung von plumpen Bürgern um Schonung ihres nunmehr werthloſen Lebens bitten ließ, wovon die Geſchichte aus der alten und neuern Zeit gleich zahlreiche Beiſpiele aufſtellt, aber daß ein Verleger jemals mit einem armen homme de lettres in einem herablaſſenden Tone geſprochen, davon ſchweigen bisher noch immer die Annalen der Völker.

Als ich in meiner Wohnung angelangt war, ging ich zuerſt daran mit ſtoiſcher Geduld, wie es einem Mieth-Recenſenten geziemt, das winzige Büchlein zu überleſen. Als ich die herculiſche Arbeit glücklich vollendet hatte, ſetzte ich, mit dem lobenswerthen Vorſatze, jede Perſönlichkeit zu vermeiden, folgende Recenſion aufs Papier:

Die Metromanie,

eine pſychologiſche Abhandlung.

Call, if you will, bad rhyming a disease,
Pope.

In unſern Tagen, wo es ſo viele Naturſänger (vulgo Jodler) ohne vorhergegangene Schule und Ausbildung giebt, ſo wie Naturdichter, welche, wie einſt Gottlieb Hiller im Fuhrmannskittel mit den (Stall-) Muſen converſiren, und ſtatt des Schulſtaubs, in ihrer Jugend den Staub der Heerſtraße verſchluckten; jetzt, wo der Philoſophie wie einer Metze begegnet wird, indem ſchon die unterſten Volksklaſſen ſich eines vertrauten Umgangs mit ihr rühmen, und Schuſter und Schneider ſich ihre Glaubensformeln ſelbſt zuſchneiden, in dieſer überbildeten Zeit ſollte es nur den Aerzten allein verwehrt ſeyn, ſo lange ſie nicht den Doctorhut erhielten, öffentlich im Bereiche ihres Wirkens aufzutreten, ohne ſich das ehrenvolle Prädicat eines Charlatans zuzuziehen?

Warum ſollte das Leſepublikum mir ein Recht verweigern, das es jedem Reiſenden zugeſteht, nämlich Erfahrungen und Bemerkungen niederzuſchreiben? Um ſo lieber ſollte dieſe Begünſtigung zugeſtanden werden, als ich ſolche gratis ertheile, indeß die Cooks, Niebuhrs und andere ihre Reiſeſpeſen durch Pränumerationsgelder auf die herauszugebenden Reiſebeſchreibungen, die ihre Bemerkungen und

Entdeckungen geſammelt enthalten ſollen, einzukaſſiren pflegen, und ſo auf Koſten des Staates reiſen.

Wir Autoren, die mit dem ſchönen Geſchlechte Neid, Eitelkeit und andere lobenswerthe Eigenſchaften gemein haben, gleichen ihm auch darin, daß wir, wie dieſes die Promenaden und Aſſembleen, Conzerte und Theater liebt, um zu ſehen und geſehen zu werden, eben ſo gern Bemerkungen niederſchreiben, um — bemerkt zu werden. Und dies unſchuldige Vergnügen ſollte nur uns mißgönnt ſeyn?

Die Aufmerkſamkeit des Pſychologen dürften meine Bemerkungen zumeiſt in Anſpruch nehmen, zu welchen mich der Leidenszuſtand einer gewiſſen Gattung von Geiſteskranken: „Metromanen“ genannt, auffordern mußte, und dies um ſo mehr, da in civiliſirten Staaten die Metromanie am ſtärkſten graſſirt.

Vieljährige Beobachtungen lehrten mich, daß dieſe Krankheit bei den meiſten Leuten in dem noch ſehr jugendlichen Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren ſich einzuſtellen pflege. Die Symptome derſelben wird ein erfahrner Arzt aus dem Kauen an den Nägeln, ferner aus dem Jucken der Finger, wenn der Kranke Schreibmaterialien erblickt, erkennen, dasher iſt rathſam, ſolche Gegenſtände aus der Umgebung des Kranken ſorgfältig zu entfernen. Wird dieſem Uebel nicht bei Zeiten entgegen gearbeitet, ſo nimmt es die Geſtalt einer chroniſchen Krankheit an. Viele Individuen wünſchen ſich, ſobald ſie merkbar wird, dazu Glück, anſtatt ſich darüber zu entſetzen, weil ſie die blinde poetiſche Ader für die ſehende halten.

Das Verſefieber entſtehet wie jedes andere Fieber von Ueberladung des Magens und Schwäche deſſelben durch unverdauliche Nahrungsmittel, was dann zu Erbrechungen geneigt gemacht, theils auch umgekehrt von vielem Faſten und Mangel an nahrhaften Speiſen.

Das Leiden des Kranken iſt höchſt martervoll zu nennen, und das Uebel erreicht eine gefährliche Höhe, wenn nicht bei Zeiten demſelben entgegen gewirkt wird. Daher iſt es rathſam den Leidenden zwiſchen ſeinen vier Pfählen einzukerkern denn der unbedeutendſte Gegenſtand ſetzt ſeinen Paroxismus in Bewegung, ein Strauch, ein Bach, eine alte Ruine, eine junge Sängerin, ein Gänſeblümchen u. ſ. w. ja er bellt ſogar den Mond an, und könnte der reden, und wollte er ſich zu uns herablaſſen, mit uns ein Zwiegeſpräch zu führen, wir würden dann erfahren, daß auf ihn noch weit mehr Verſe als auf Dlle. Sontag ſelbſt gemacht worden ſeyen. Daraus kann man ſich ſein blaſſes Ausſehen erklären, und warum er ſich ſo oft in den Wolken verbirgt.

Die Recenſenten, die eigentlichen Aerzte des Metromanen — deſſen Leiden hier beſprochen werden, und der beim Erſcheinen jener Männer Patient im buchſtäblichen Sinne des Wortes wird — ſind ihren übrigen Zunftgenoſſen auch darin ähnlich, daß bei ihrem Verfahren entweder das Uebel, oder was noch häufiger der Fall iſt, der Kranke unterliegt. Die Kritici befühlen ihm den Puls, und erkennen aus ſeinen lyriſchen Ergüſſen, wie bei andern Krankheiten die Aerzte aus dem Harnabſatze den Grad der Krankheit, und urtheilen und — verſchreiben, und — tödten.

Sie ſind wie ihre andern Amtsbrüder: Vorarbeiter der Zeit, oder richtiger: ihre Helfershelfer. Dieſe Klaſſe von Aerzten liebt es ungemein, bei dem Patienten heroiſche Mittel anzuwenden. Dieſe ſind aber meines Erachtens nicht ſo ſehr zu empfehlen, als einfache Hausmittel, nämlich dem Leidenden, wenn ihn der furor poeticus ergreift, wie jedem Phantaſirenden die Hände zu binden, ihn ſorgfältig zu bewachen, keine Schreibmaterialien im Zimmer zu halten, alle Schriften, welche auf die Einbildungskraft wirken, mit der Strenge eines Cenſors zu entfernen, und nur wie dieſer Koch-, Gebet- und Rechenbücher aus der Proſcriptionsliſte zu ſtreichen. Zeigt ſich Beſſerung, dürfte man dem Kranken wieder Bewegung in der freien Luft erlauben, doch ihm keine andere Beſchäftigung geſtatten, als jene, die er, wie Thomſon, Delille und noch mehrere Dichter an Andern ſo ſehr lobt, nämlich hinter dem Pfluge herzugehen, und ſtatt der Schnitterlieder den Schnitter ſelbſt zu machen. — Der Dienſt der Ceres, die ihre Verehrer nie leeres Stroh dreſchen läßt, iſt daher weit eher anzupreiſen, als der des Apollo, deſſen Strahlen nur auf den Scheitel des Armen ſtechen, und ſein Gehirn austrocknen, ohne daß der Gott mit einem erquickenden Lorbeerſchatten für ihn bedacht iſt.

Dieſe Kur hat für die Herren Verſifere freilich ihr Unangenehmes, aber wir Aerzte halten uns an die alte Regel: „Contraria contrariis curentur.“

Noch können wir uns ferner der Bemerkung nicht enthalten, daß die *Metromanie*, gleich einer gewiſſen Krankheit, die den Namen eines gebildeten Volkes trägt, zuerſt bei den vornehmen Ständen allein zu finden war, jetzt aber auch die unterſten Volksklaſſen heimſucht.

Da ich lange Abhandlungen über keinen Gegenſtand ſonderlich liebe, ſo verweiſe ich diejenigen, die eine ausführliche Belehrung über den eigentlichen Charakter dieſes Uebels wünſchen, auf den Artikel: *Genie-Krankheiten.*

Siebentes Kapitel.

Abreiſe nach Prag. — Ankunft daſelbſt. — Die böhmiſche Oper. — Die Promenade auf dem Walle.

Eines Tages entſann ich mich, daß meine Reiſe auf die Oberwelt eine weit ernſtere Tendenz gehabt, als das ohnehin ſtarke Schriftſteller-Corps in meiner Perſon um ein Individuum zu vermehren. Ich bedachte, daß ich ſchon lange vor der Wiedereröffnung des Theaters an der Wien den Entſchluß gefaßt hatte, falls das für das Höllentheater noch immer fehlende Subject auch da nicht aufgefunden werden ſollte, meinen Wanderſtab zu ergreifen, und eine andere große Stadt zu beſuchen. Welche konnte ich jetzt wählen als Prag? Denn nicht nur, daß durch dieſe ſich die Straße nach Norddeutſchland zieht, wohin meine Reiſeroute führte, ſondern auch die reizende Schilderung, welche mein Freund in ſeinen Briefen mir von dieſer Stadt entworfen hatte, mußte jetzt meine Aufmerkſamkeit auf ſie lenken. Auch hatte Wallner mich an mehrere ſeiner daſelbſt lebenden Bekannten empfohlen, bei welchen ich auf meiner etwaigen Durchreiſe mich verweilen ſollte.

Ich beſtellte demnach einen Sitz auf der am nächſten Tage abgehenden Eilpoſt. Meine Reiſegeſellſchafter waren diesmal drei Männer, alle mittlern Alters, und dem Inhalte ihrer Geſpräche zufolge Kaufleute, denn in wenigen Stunden vermochte ich, obgleich ein nur unaufmerkſamer Zuhörer, dennoch genau den gegenwärtigen Preis des Indigo und die Urſache ſeiner plötzlichen Theuerung, anzugeben, als auch, welche Kattunmuſter jetzt die gangbarſten und geſuchteſten wären.

Hätte der Verfaſſer des Triſtram Shandy ſich ebenfalls in dieſer Geſellſchaft befunden, er würde gewiß den Tummler eines andern Steckenpferdes, als den Corporal Trim mit ſeinem ewigen Wiederkauen der Belagerung Namurs in ſeinem Meiſterwerke den Leſern vorgeführt haben, denn das gewöhnliche Lieblings-Thema der invaliden Martisſöhne, von den Feldzügen, denen ſie einſt beigewohnt, zu erzählen, iſt für den Zuhörer, da mit einem Kriege oft die wichtigſten Weltereigniſſe verkettet ſind, bei weitem kein ſo unbedeutender und daher gleichgültiger Stoff, als welcher nur auf das Intereſſe einiger Krämerſeelen ſeinen Einfluß bewähren mag.

Am Abende des andern Tages erblickten wir ſchon die Thürme Prags, deren Kuppeln ſich in der untergehenden Sonne ſpiegelten, die aus einem zerriſſenen Wolkenſchleyer noch einmal ihre ſchon matten Strahlen herabſchoß. — Bald befanden wir uns auch innerhalb der Mauern der ehrwürdigen Böhmen-Hauptſtadt.

Am folgenden Morgen hatte einer der Freunde Wallners von meiner Ankunft bereits Kunde erhalten, und ſich eiligſt in den Gaſthof verfügt, in welchem ich eine chambre garnie gemiethet hatte. Dieſer Mann war in frühern Jahren Offizier in kaiſerlich öſterreichiſchen Dienſten geweſen, lebte aber ſeit einiger Zeit von einer mäßigen Penſion, wovon er, da er eine Junggeſellenwirthſchaft führte, leicht ſeine kleinen Bedürfniſſe beſtreiten konnte. Eine mit jovialer Laune gemiſchte altdeutſche Biederkeit bildete die Grundzüge ſeines Charakters. — Ein anhaltendes Regenwetter hatte ihn verhindert, ſchon am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft bei mir das Amt eines Cicerone in dieſer Stadt zu übernehmen. Am folgenden Tage, auf welchen ein in dieſem Lande gefeiertes Kirchenfeſt ausfiel, überredete mich der Martisſohn mit ihm das Theater zu beſuchen, worin wie immer an Sonn- und Feiertagen, in den Nachmittagsſtunden vor der zur Aufführung deutſcher Stücke beſtimmten Zeit, böhmiſche Schauſpiele und Opern abwechſelnd gegeben werden. Ich ließ mich leicht bewegen dem Wunſche meines Führers nachzukommen, da heute „Don Juan“ in böhmiſcher Sprache gegeben werden ſollte.

Ich erfuhr ſodann, daß nicht nur dieſe Oper von dem unſterblichen Tondichter für die hieſige Bühne geſchrieben worden ſey, ſondern auch daß mehrere andere ſeiner Meiſterwerke die Prager Muſikfreunde zuerſt entzückt hatten, bevor ihr Ruf ſich in alle Weltgegenden verbreitete. Mein Geſellſchafter belehrte mich ferner, daß außer Mozart noch andere gefeierte Komponiſten, deren Reihe Carl Maria von Weber beſchloß, als Dirigenten des Orcheſters ſich mannigfache Verdienſte um die hieſige Oper erworben hätten. Auch dem gegenwärtigen Kapellmeiſter Herrn Triebenſee haben die Kunſtfreunde des ganzen gebildeten Europa die Ausbildung mehrerer eminenten Talente zu danken, wovon ich Ihnen bloß die Demoiſellen Sontag und Kainz, welche Letztere zu Florenz lebt, und Mad. Franchetti-Walzel als deſſen Schülerinnen nenne. Was unſer Orcheſter anbelangt, ſo iſt wohl jede Anpreiſung überflüßig, ſobald Sie erfahren, daß das Perſonale deſſelben theils aus Profeſſoren des hieſigen Conſervatoriums der Muſik, theils aus frühern Zöglingen dieſer jetzt vom verdienſtvollen Dyonys Weber geleiteten Lehranſtalt beſteht, welche faſt alle Orcheſter Deutſchlands mit einigen ihrer Schüler beſetzt. Nachdem er mir unter den berühmteſten Tonkünſtlern, die aus Prag in der neueſten Zeit hervorgegangen, Moſcheles, Tomaſchek, Kalliwoda, Würfel, Gyrowetz, Wolfram und noch viele Andere genannt, folgte das noch weit ſtärkere Namenregiſter der berühmteſten Schauſpiel- und Geſangskünſtler beiderlei Geſchlechts, welche, nachdem ſie hier ihre erſte oder ſpätere Ausbildung erhalten, Zierden der erſten Hofbühnen Deutſchlands geworden ſind, als die Damen Grünbaum, Löwe, Schröder, Piſtor und die Herren Eßlair, Löwe, Seidelmann, Schmelka, Wilhelmi, Siebert u. a. m. Selbſt bei dem gegenwärtigen Zuſtande iſt dieſes Theater noch glänzend genug, daß es mancher Hofbühne, welcher weit mehr Mittel zu Gebote ſtehen, unbedingt vorgezogen werden darf; und noch immer werden faſt jährlich mehrere der hieſigen Mitglieder für die Wiener Hofbühnen gewonnen, um dort nicht ſelten die erſten Plätze einzunehmen.“

Indeß hatte die Ouverture bereits ihren Anfang genommen, wodurch dem patriotiſchen Schwätzer tiefes Schweigen auferlegt wurde, welches ſelbſt im Zwiſchenacte zu unterbrechen, ihm durch mich erſchwert wurde, denn jetzt hielt ich es für Pflicht, ihm meine Zufriedenheit mit der Darſtellung im Allgemeinen zu erkennen zu geben, wobei ich Herrn Podhorſky (Don Juan) und deſſen Frau (Anna) nebſt Dlle. Knize (Zerline) eines beſondern Lobes werth hielt. Auch wunderte ich mich höchlich, daß eine Sprache ſlawiſchen Urſprungs, die aus ſo vielen Mitlautern zuſammengeſetzt iſt, ſich nicht nur zum Geſange ziemlich eigne, ſondern in dieſer Beziehung der deutſchen Sprache noch weit vorzuziehen ſey. Mein Geſellſchafter verſicherte mich, daß Mehrere dieſe Bemerkung vor mir gemacht hätten, daher auch die böhmiſche Oper hier mehr als das Schauſpiel unterſtützt werde, weil in der erſtern auch das der böhmiſchen Sprache unkundige Publikum ſich zahlreich einzufinden pflege, und es dadurch der Direction möglich gemacht worden ſey, in kurzer Zeit ein ziemlich ſtarkes Opernrepertoir zuſammen zu ſtellen, das meiſt aus böhmiſchen Uebertragungen deutſcher Operntexte beſteht.“ Jetzt wurde das Geſpräch durch das Aufrollen des Vorhangs abermals unterbrochen.

Am Schluſſe forderte mich der Cicerone auf, weil es noch hell am Tage ſey, mit ihm einen Spaziergang auf den Wällen der Stadt zu machen. Indeß wir den Roßmarkt heranſchritten, (welcher wegen ſeiner außerordentlichen Länge und Breite, und der zu beiden Seiten fortlaufenden ſtattlichen Häuſerreihen zu den ſchönſten Straßen dieſer Stadt gezählt, und mit Recht der Prager Corſo genannt wird), lieferte das Theater noch manchen Stoff zu Geſprächen.

Die Suada meines Führers hatte mir bisher nicht Zeit gelaſſen, nach dem böhmiſchen Ueberſetzer des „Don Juan“ zu fragen, und ſo holte ich das Verſäumte nach, worauf mir der Theaterdirector Herr **Stiepanek** genannt wurde, welcher ſich zugleich bedeutende Verdienſte um die böhmiſche Literatur erworben hat, in welcher er als der fruchtbarſte und zugleich vorzüglichſte dramatiſche Dichter den erſten Rang einnimmt. Der Kaiſer hat auch das rühmliche Wirken dieſes Literators durch Ertheilung der goldenen Verdienſt-Medaille auf eine würdige Weiſe belohnt. Die ſämmtlichen dramatiſchen Werke des Herrn Stiepanek, welche meiſt aus Originalien beſtehen, ſind bereits in zwölf Bänden geſammelt erſchienen, und können als eine ſchätzbare Bereicherung des dramatiſchen Theils der böhmiſchen Literatur betrachtet werden.

Unter ähnlichen Geſprächen waren wir an das Ziel unſeres Weges gelangt. Ich ward durch die herrliche Ausſicht, welche ſich hier darbot, angenehm überraſcht, denn während rechts das Auge in ein wahrhaftes Panorama zu blicken ſcheint, in welchem die langzeiligen ſymmetriſch gebaueten Straßen mit dem bunten Gewühle der Karoſſen und Fußgänger wechſelſeitig die Aufmerkſamkeit beſchäftigen, ſieht man zur Linken die reiche Landſchaft mit ihren zahlloſen Baumgruppen, Landhäuſern, öffentlichen und Privatgärten, vor dem erſtaunten Blicke ausgebreitet, indeß man ſelbſt in den anmuthigſten Alleen einherwandelt. Die noch jungen Bäumchen, aus welchen der größte Theil derſelben beſteht, veranlaßten mich, meinen Begleiter zu fragen, ob dieſe Promenade etwa zu den jüngſt errichteten gehöre? „Allenfalls!“ — verſetzte er — „es iſt kaum ein Jahr, ſeitdem den Pragern der Genuß zu Theil wird, in der Nähe der Stadt einen der herrlichſten Spazierplätze zu beſitzen, denn noch vor Kurzem erblickte man hier nur eine Reihe unförmlicher Hügel und Grasplätze, wo jetzt die ganze elegante Welt ſich jeden Abend zu verſammeln pflegt.“

„Wer war der menſchenfreundliche Unternehmer eines ſo gemeinnützigen Werkes?“ — fragte ich wieder.

„Der gegenwärtige Oberſtburggraf von Böhmen, Graf Karl von Chotek,“ — erwiederte mein Begleiter — „der nicht nur in dieſer Hinſicht für die Verſchönerung unſerer Stadt Bedeutendes geleiſtet, ſondern auch bereits den Plan zu einer Kettenbrücke über die Moldau am untern Ende der Stadt entworfen hat. Der Bau dieſer Brücke iſt mittelſt Actien eingeleitet worden, und wird demnach hoffentlich bald zu Stande kommen. Aber nicht nur für die Verſchönerung der Hauptſtadt hat der jetzige Landeschef viel gethan, ſondern wir verdanken ihm auch eine zweckmäßige Verbeſſerung der Armenanſtalten, und vieler andern wohlthätigen Einrichtungen.“

Die einbrechende Nacht ermahnte uns in die Stadt zurückzukehren. Als wir vor meinem Gaſthofe, am herrlich erleuchteten Graben (der ſchönſten Straße der Neuſtadt), angelangt waren, nahm mein Cicerone für dieſen Tag von mir mit der Frage Abſchied, ob ich wohl am nächſten Abende mit ihm das deutſche Schauſpiel beſuchen wolle?

„Was iſt auf morgen angekündigt?“ — entgegnete ich.

„Drei Tage aus dem Leben eines Spielers!“ verſetzte er, und empfahl ſich.

Schlußwort des Herausgebers.

Einen ziemlichen Theil meines im Kaffeehauſe mit dem Teufel geführten Geſpräches hielt ich aus einem triftigen Grunde für gut, zu einer Abſchiedsrede an Dich, lieber Leſer! aufzuſparen. So erfuhr ich unter anderm von ihm, daß er auf ſeinen Reiſen die Bemerkungen und Erlebniſſe des Tages nur um die Mitternachtsſtunde in ſein Tagebuch, das er mir überreicht hatte, aufzuzeichnen pflegte, und zwar, weil um dieſe Zeit er ſich am aufgeregteſten fühle, und (wie er ſcherzhaft hinzufügte), die Mitternachtsſtunde auch die Geiſterſtunde heiße, in welcher den Poeten zufolge, nicht nur die Geiſter aus den Gräbern, ſondern auch aus den — Dintenfäßern ſteigen, welche aber freilich mit dem erſten Hahnen-

und Recenſenten-Krähen wieder verſchwinden. Die Opernſäle ſind um dieſe Zeit bereits geſchloſſen, und der gemiethete Theater-Referent arbeitet ſo eben den Panegyricus der jungen Sängerin aus, die dieſen Abend einem Heere von Enthuſiaſten zum Erſtenmale als ein Stern am theatraliſchen Horizonte aufging, und daher mit eben ſo vielen Sonetten, als einſt der Abendſtern, in der Folge regalirt werden wird, welche ihren Reitzen die Entſtehung verdanken dürften, obgleich umgekehrt, die Göttin der Schönheit aus den Fluten emporkam.

Die Nacht bedeckt mit ihrem braunen Schleyer nicht nur die Erde, ſondern auch die Augen des Recenſenten, damit er die wenigen Fehler, welche er durch die Kartenwand des Freibillets dennoch an ihr bemerkte, mindeſtens jetzt überſehe, und da er ſie für eine übernatürliche Erſcheinung hält, ſo kann er ſich des Ausrufs nicht erwehren: „Alle guten Geiſter loben Dich!“ in welchen ſeine ſchlafenden Hausgenoſſen zitternd einſtimmen, da ſie, ſeine Stimme vernehmend, vom Teufel träumen.

Es giebt aber nicht bloß gute Dämonen und Recenſenten, ſondern auch böſe, jene nämlich, welche nicht über die Stimme einer jungen Sängerin ihre Stimme geben, ſondern über einen jungen Sänger auf dem Parnaß.

Wenn nicht das Publikum Leben an ihm (oder ſeinen Schöpfungen, was eben ſo viel iſt,) bemerkt, hält er ihn gern für todt, und geht an ihm vorbei; merkt er aber Bewegungen, dann ſchnaubt er, und droht dem Armen den Tod, denn Kritiker und Löwen können nichts Lebendes vor ſich ſehen, ohne ihrer ſtachligen Zunge einen Fraß zuzubereiten. Nur Feuer treibt beide in die Flucht, und gern halte ich die jetzt laut gellende Stimme eines Nachtwächters für die eines Kunſtrichters, der vor Feuer warnt, und anzeigt, wie tief es ſchon in der Nacht (unſerer Literatur) ſey.

Ein ſolcher, der ſeines Handwerks kundig iſt, weiß aus der Erfahrung und aus Mendelſohns Briefen über die Empfindungen, daß die Vernichtung der Schönheit durch die Zergliederung derſelben bewirkt werde. Er iſt daher immer bereit, die Schönheiten eines Buches zu analyſiren. — Den Beweis von der Behauptung jenes Philoſophen liefert in demſelben Hauſe, wo der gefürchtete Zergliederer zur Miethe wohnt, eine Dame, die ſo eben aus der Oper nach Hauſe gefahren, und deren Reitze auf gleiche Weiſe jetzt unter den geſchäftigen Händen ihrer Kammerzofe verſchwinden, denn das rechte Auge und zween Vorderzähne liegen bereits auf dem Nachttiſche, und die dienſtbare Iris hat nur noch ihrer Gebieterin den cul de Paris abzulöſen, ſo ſteht die verwandelte Meluſine in einer neuen Ausgabe vor ihren Blicken, welche Ludwig Tieck ſelbſt nicht vermuthet hätte.

So wie dem lateiniſchen Sprichworte zufolge die Morgenſtunde den poetiſchen Beſchäftigungen am günſtigſten iſt, ſo dürfte die Mitternachtſtunde den kritiſchen gewidmet ſeyn, denn ſind Recenſenten nicht eben ſo gut, als die Eulen Lieblingsthiere der Minerva? Haben ſie nicht mit dieſen Nachtvögeln auch dies gemein, daß ſie das Tageslicht ſcheuen, und nur anonym oder pſeudonym ſich ins Freie wagen, von allen Singvögeln geſcheuet und gefürchtet werden, und ihr Ruf, wie jener der Eulen nach dem Volksglauben, für den Todtenruf (eines neuen Werkes) gehalten wird?

Aus oben erwähntem Sprichworte leuchtet auch die Urſache hervor, warum dichteriſche Arbeiten zur Nachtzeit ſchlecht gelingen, wie Hoffmann's „Nachtſtücke,“ bekanntlich ſein ſchwächſtes Product, hinlänglich bezeugen. „Die Nacht iſt Niemands Freund!“ pflegt man oft ſprichwörtlich zu ſagen, und dies giebt die Warnung, daß Niemand zur Nacht, wenn das wilde Heer in den kritiſchen Wäldern auf die Sylbenjagd auszieht, ſeinen Weg durch den Muſenhain nehme. Als den kräftigſten Beweis von der Gültigkeit dieſer Behauptung, überreiche ich Ihnen mein Tagebuch.“

Dies waren eigentlich die letzten Worte des räthſelhaften Gaſtes, welche Du lieber Leſer! Seite 23 dieſes Werkes nach Belieben einſchalten kannſt, wofern es Dir um nichts ſo ſehr zu thun iſt, als den folgerechten Fortgang und Schluß meiner Unterredung mit jenem Kaffeehausgaſte zu wiſſen.

Druckfehler.

Seite 12 Zeile 8 v. u. ſt. infarnaliſchen lies infernaliſchen
— — ſ 6 v. u. ſt. dem l. den
— 16 ſ 8 v. o. ſt. onſt l. ſonſt
— 17 ſ 10 v. u. ſt. Diabole l. Diavolo
— 22 ſ 9 v. u. ſt. Danville l. Dalville
— 42 ſ 7 v. o. ſt. daß l. das
— — ſ 10 v. o. ſt. daß l. das
— 81 ſ 8 v. o. ſt. den l. die
— 96 ſ 10 v. u. ſt. .... l. klein
— 129 ſ 12 v. o. ſt. mir l. mich
— 144 ſ 8 v. o. ſt. der l. Der
— 152 ſ 9 v. o. ſt. einen l. einem
— 183 ſ 3 v. o. ſt. ein l. einen
— 193 ſ 6 v. u. ſt. jenen l. jenem
— 217 ſ 8 v. o. ſt. machen l. macht
— 220 ſ 1 v. o. ſt. Blättern l. Blätter

Die
Weihnachts- und Oſterfeier
erklärt
aus dem Sonnencultus der Orientalen.

Etwas für die Beſitzer der Strauß'ſchen Schrift:
„das Leben Jeſu."

Von
F. Nork.

> Scimus quod ascendente virgine natus fuit Dominus noster Jesus Christus ..... Omnia divinae incarnationis mysteria et arcana ab ejus conceptione usque ad ascensionem in coelum, per coelum significata fuisse, et per stellas praefigurata.
>
> *Albert. Magn. „de Universo."*

Leipzig, 1838.
Verlag von Ludwig Schumann.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Vorwort.

Der große Reformator auf dem Gebiete der neuteſtamentlichen Kritik, Herr Dr. Strauß, unternahm, wozu ſeinen Vorläufern nur der Muth gebrach, das kühne Wagniß, die Evangelien aus den Geſchichtskatalogen zu ſtreichen, und ihnen einen Platz in der Rubrik des Mythus anzuweiſen. Jedoch hatte dieſer wackere Kämpfer für wiſſenſchaftliche Wahrheit den Bereich des Mythus, in welchen die Berichte der Evangeliſten gehören, anzudeuten unterlaſſen; denn es giebt nicht nur eine historia sacra und profana, ſondern auch einen ἱερος λογος, der mit den contes arabes keine Gemeinſchaft eingeht.

Ich frage, welche Gründe hätten ein ganzes Kirchenconcilium beſtimmen können, einer aller ernſtern Bedeutung ermangelnden Volksſage durch die Aufnahme in den Canon ein ſo ungemeines Gewicht zu verſchaffen? Die einzig befriedigende Antwort hierauf iſt in der zweiten Frage enthalten: Iſt anzunehmen, daß die egyptiſchen Prieſter, die perſiſchen Magier, die Braminen, deren tiefe Weisheit nicht nur einem Pythagoras, ſondern auch unſerer modernen Philoſophie ſo manches Material lieferte*), iſt es anzunehmen, daß jene Denker des Alterthums, welche zu allen Gebieten der Naturwiſſenſchaft uns die Wege bahnten, als Erfinder der Göttergeſchichten kein höheres Ziel als das eines Märchenerzählers verfolgt haben ſollten? Man erwäge, daß Lucians Spöttereien nur in einer Zeitepoche Anklang finden konnten, wo die tiefſinnigen Räthſel des Cultus, die den in die Myſterien Initiirten gelöſt wurden, durch den Verfall dieſer Inſtitute in Mißcredit kommen *mußten*, weil die *Schale* des Myſteriums bei der fortſchreitenden Aufklärung der Völker nicht mehr genügen konnte. Die Reformatoren jener Periode ſagten, das Götterthum ſey *antiquirt*. Aber jeder Unbefangene hätte damals aus Plutarchs Tractat „de Iside“ ſich die nöthige Belehrung holen können, daß die religiöſen Feſte (obſchon als Motive zu ihrer Einſetzung die Schickſale der Götter von den Prieſtern vorgeſchoben wurden) durch die Zeit ihrer Feier, welche ſtets mit dem Wechſel einer Jahreszeit oder mit der Aſcenſion eines vorzüglichen Sternbildes zuſammentraf, von der tiefern Bedeutung der Götterſagen Zeugniß ablegten.

---

*) Fichte's Ich und Nicht-Ich, Hegels Zweifel über die Unſterblichkeit des Individuums ſind den philoſophiſchen Schriften der Indier entlehnt.

Darum alſo dürfte dieſes Schriftchen, wenn es ſich als ein Appendix zu dem Buche des Hrn. Dr. Strauß ankündigt, nicht als ein anmaßendes Streben des Verf., dem gefeierten Autor des „Lebens Jeſu“ in ſeinem Werke ſuppliren zu wollen, gedeutet werden (denn jenes Werk iſt ſeiner Tendenz zufolge ein abgeſchloſſenes Ganzes), ſondern nur inſofern dort mit der Beweisführung von dem Vorhandenſeyn des Mythus Alles abgethan iſt, hier aber die *Bedeutung* deſſelben zu entziffern verſuchen wird, ſoll das Erſcheinen dieſer Broſchüre als

Zugabe zu dem größern Werke des Dr. Strauß gerechtfertigt ſeyn.

Eine durchgeführte Nachweiſung, daß der chriſtliche Cultus in allen ſeinen Theilen eine Aſſimilation mit dem Zeitdienſte der alten Völker eingegangen, und daß das Bekenntniß Tertullians (Apologet. c. 16): „Alii plane verisimilius *solem* credunt *Deum nostrum*" nicht ohne vielfache Veranlaſſung ausgeſprochen worden ſey, bleibe einer ſpätern Schrift vorbehalten, welcher dieſe Broſchüre als Prodromus dient; daher ich mich hier nur auf die Erklärung der zwei chriſtlichen Hauptfeſte beſchränkte, deren ſie veranlaſſende Mythen, mit Hrn. Dr. Strauß zu reden, „die beiden Prachtthore ſind, durch welche man in die evangeliſche Geſchichte hinein und wieder herausfährt."

Zwar wird bei dem Erſcheinen dieſer Broſchüre der Recenſ. meiner Schrift: „der Prophet Elias", in der Tübinger Quartalſchrift für kathol. Theologie (Jahrg. 1838, 1tes Heft) triumphirend ausrufen: „Hab' ich es nicht ſchon früher geſagt, Hr. N. ſey mit einer fixen Kalender-Idee behaftet und habe den ſonderbaren Glauben, daß er Alles, was ihm vorkömmt, auf ſie reduciren, und in Allem nur ihre Abſpiegelung, d. h. in Allem nur Symbole des Sonnenlaufs, des Jahres und Mondwechſels ꝛc. erblickt!"

Ich aber würde dieſem frommen Mitgliede der allein ſeligmachenden Kirche — deſſen Befangenheit ſich ſchon S. 124 durch ſeine Mißbilligung kund giebt, daß ich den unter die Heiligen der kathol. Kirche aufgenommeinen Conſtantin den Mörder ſeiner nächſten Verwandten nannte — auf ſeinen Vorwurf nichts anderes zu entgegnen haben, als daß er ſich getroſt mit der Religionsphiloſophie und Naturanſchauung des Orients, mit dem hieratiſchen Stil der Legenden ſchreibenden Prieſter der alten Völker vertraut machen möge, ehe er ſich das Richteramt über Andere anmaße; wie auch, daß der jeſuitiſche Grundſatz: „der Zweck heiligt das Mittel“, von einem Offenbarungsgläubigen im Intereſſe der Kirche auf dem Gebiete der Kritik nicht ebenfalls anzuwenden ſey. Einer ſolchen Verfahrungsweiſe hatte ſich Rec. meiner Schrift in der That ſchuldig gemacht, indem er meine Hypotheſen ohne die ſie unterſtützenden Beweisgründe anführte, wodurch er die minder unterrichtete Klaſſe ſeiner Leſer allerdings gegen mich einzunehmen vermochte. Ich kann nicht umhin, aus den in Zeilen fortlaufenden Anklagepunkten des oft erwähnten Rec. gegen meine Wirkſamkeit hier ein Pröbchen zum Beſten zu geben.

(S. 125.) „Was nun den Hauptgegenſtand unſerer Schrift betrifft, von dem ſie ihre Benennung erhalten hat, ſo iſt der erſte (!) Beweisgrund dafür, daß Elias ein Sonnenmythus ſey, ein recht artiger. Der Prophet, ſagt er, ſey einſt dem Rabbi Jehuda erſchienen und habe zu ihm geſagt, er komme aus der Urſache, um in der Stadt Nehardea am Verſöhnungstage eine große Anzahl Mädchen um die Jungferſchaft zu bringen. Die Jungfrauen, meint Hr. N., bedeuten die Sterne, weil ihr Licht ein reines ſey; dieſes Licht aber iſt von der Sonne geborgt und die Sterne alſo gleichſam von der

Sonne geſchwängert, folglich Elias der Sonnengott.*) Hoffentlich wird Niemand die Beweiskraft dieſer allegoriſchen Exegeſe einer talmudiſchen**) Fabel in Zweifel ziehen.“

Als fernerer Beweisgrund für dieſelbe Sache wird angeführt, daß vor allen Dingen in der Schöpfung die Sonne geweſen ſey, deshalb habe ſie auch keinen Erzeuger gehabt. Nun hatte aber auch Elias keinen Vater, er alſo ſey einerlei mit der Sonne. Daſſelbe liege auch ſchon in dem Worte תשבי (Thesbit), welches den Begriff von שוב ausdrücke (eine für Grammatiker merkwürdige Neuigkeit***), und die endende wie die wiederbringende Zeit ſymboliſirt. Daß Elias keinen Vater gehabt, weil in der Bibel keiner genannt wird, iſt gewiß ein Satz, den Niemand verfechten wird. Und die Folgerung, daß, weil er vaterlos, auch der Sonnengott ſeyn müſſe, iſt gewiß nicht weniger über allem

---

*) [illegible] ähnlichen Mythen anderer Völker [illegible] II. W. [illegible] [illegible] 10,000 [illegible] Kapitel II v. 7.

**) [illegible] gegen die [illegible] der talmudiſchen [illegible], weil ſie nicht — in den Talmud aufgenommen ſind. [illegible]

***) Warum nicht! Stammt doch auch תושב von ישב, welches eine Reduction von שוב iſt wie ירק von ריק.

Widerſprüche. Zwar bekömmt man auf ſolche Weiſe eine ungeheure Anzahl Sonnengötter, weil gar viele Perſonen in der Bibel vorkommen, ohne daß ihr Vater genannt wird*), und ſelbſt, wo dies geſchieht, der Vater dieſes Vaters verborgen bleibt, ſo daß wenigſtens dieſer ſchon als Sonnengott erſcheint, und dann natürlicher Weiſe auch der Sohn, folglich alle in der Bibel vorkommende Perſonen, deren Geſchlechtsregiſter nicht bis auf Adam zurückgeführt wird**); allein dieſe große Zahl kann hier den ſtrengen Beweis nicht umſtoßen, und iſt nur wünſchenswerth, weil der ſegnende Einfluß der Sonne um ſo **ſtärker ſeyn wird**, je mehr Sonnengötter exiſtiren.***)

---

*) Der Rec. verſchweigt mit Abſicht meine Seite 81 citirte Beweisſtelle aus dem Talmud, daß Elias weder Vater noch Mutter gehabt habe, was die Rabbinen von keiner andern bibliſchen Perſon behaupteten. — Jedermann weiß, welchen Werth die Araber und ihre Nachbarn auf die Geſchlechtsregiſter legen. Noch bei den ſpätern Rabbinen iſt dem Namen jener des Vaters angehängt. Mindeſtens ſind es keine bedeutſamen Perſonen, welche in der Bibel mit Uebergehung ihres väterlichen Namens erwähnt werden.

**) Hier hatte mich der Rec. abſichtlich falſch verſtanden. Nicht nur das Stillſchweigen über die Eltern des Elias, ſondern auch daß er lebendigen Leibes gen Himmel fuhr, weiſet auf eine Perſonification der unſterblichen Sonne hin. Hercules ſtirbt zwar, ſteht aber wieder verjüngt aus dem Tode auf, denn die Sonne ſtirbt nur ſcheinbar.

***) Nun verräth ſich die Abſicht des Rec. deutlich, daß es ihm nicht um Aufdeckung von Irrthümern, ſondern nur um Erreichung eines unedlen Zweckes zu thun ſey.

Einleitung.

Der Graf von Volney verſuchte in ſeinem vielverbreiteten Werke: „Die Ruinen", welches auch in der deutſchen Uebertragung[*]) bereits acht Auflagen erlebt hat, ſeine Behauptung, daß auf die Geſtaltung des Chriſtenthums der Geſtirndienſt der Orientalen den größten Einfluß gezeigt habe, durch folgende Angaben zu motiviren:

„Umſonſt hatte Moſes, indem er ein abgeſondertes Volk ſtiftete, es vor dem Eindringen aller fremden Ideen zu ſchützen geſucht. Ein unüberwindlicher Hang, auf die Wahlverwandtſchaft eines gleichen Urſprungs gegründet, hatte die Hebräer ſtets zu dem Glauben der benachbarten Völker hingezogen, und die unvermeidlichen Verbindungen des Handels und der Politik, worin es mit ihnen ſtand, hatten den Einfluß dieſes Glaubens von Tage zu Tage verſtärkt. So lange das Reich ſich erhielt, arbeitete die Macht der Regierung den Neuerungen entgegen, und hielt ihre Fortſchritte auf. Als aber die Eroberungen der Könige von Ninive und Babylon das Band der öffentlichen Macht aufgelöſt hatten, legte das ſich ſelbſt überlaſſene, von ſeinen Eroberern angereizte Volk ſeinem Hang für die profanen Meinungen keinen Zwang mehr auf, und ſie wurden öffentlich in Judäa eingeführt. Zuerſt erfüllten die Aſſyriſchen Kolonien, welche die Stelle der weggeführten Stämme einnahmen, das

---

[*]) v. Forſter, Braunſchweig bei Vieweg.

Königreich Samarien mit den Lehrſätzen der Magier, die bald ins Königreich Juda drangen; in der Folge nach der Unterjochung Jeruſalems brachten die Egypter, Syrer und Araber von allen Seiten die Ihrigen mit, und ſchon fand Moſis Religion ſich zwiefach verfälſcht. Von der andern Seite ſogen die nach Babylon verſetzten, in den Wiſſenſchaften der Chaldäer erzogenen, Prieſter und Großen, in einem Zeitraum von 70 Jahren, ihre ganze Theologie ein; und von dieſem Augenblick an wurden die Lehren vom feindlichen Genius (Satan), vom Erzengel Michael*), von dem Alten der Tage (Ormuzd), von den rebelliſchen Engeln, von der unſterblichen Seele und der Auferſtehung — alles Moſes unbekannte oder, durch das hierüber beobachtete Stillſchweigen, von ihm verworfene Dinge — bei den Juden einheimiſch.

Bei der Rückkehr in ihr Vaterland erregten Anfangs dieſe Neuerungen heftige Streitigkeiten zwiſchen ihren Anhängern, den Phariſäern, und den Vertheidigern des alten Nationalglaubens, den Sadducäern; allein die Erſtern, durch den Hang des Volkes und ſeine ſchon angenommenen Gewohnheiten unterſtützt, auf das Anſehen der Perſer, ihrer Befreier und Herren fußend, behielten die Oberhand, und Moſis Kinder weiheten ſich der Religion Zoroaſters**).

Eine zufällige Analogie zwiſchen zwei Hauptideen begünſtigte vorzüglich dieſe Vereinigung, und wurde die Grundlage dieſes letzten Syſtems, deſſen Schickſal nicht minder bewundernswürdig war, als die Urſachen ſeiner Entſtehung. Seit der Zerſtörung des Königreichs Samarien durch die Aſſyrer, hatten helle Köpfe, welche daſſelbe Schickſal für Jeruſalem vorausſahen, nicht aufgehört, es anzukündigen und voraus zu ſagen. Ihre Vorausſagungen hatten alle das Eigenthümliche gehabt, mit Wünſchen für deſſen Wiederherſtellung und Regeneration, unter der Form von Prophezeiungen ausgeſprochen, zu endigen. Die Hierophanten hatten in ihrer Begeiſterung einen befreienden König geſchildert, der die Nation in ihren alten Glanz wieder einſetzen müßte. Die Hebräer ſollten wieder ein mächtiges, ſiegreiches Volk, und Jeruſalem die Hauptſtadt eines über die ganze Welt verbreiteten Reiches werden.

---

*) Die Namen der Engel und Monate, ſo wie Gabriel, Michael, Niſan, Tiſri u. ſ. w. kamen mit den Juden von Babylon, wie der Jeruſalemiſche Talmud ausdrücklich ſagt. Beauſobre (Hist. du Manich. T. II. p. 624) beweiſt, daß die Heiligen des Kalenders die 365 Engel der Perſer nachgeahmt ſind, und Jamblichus in ſeinen ägyptiſchen Myſterien sect. II. c. 3 ſpricht von Engeln, Seraphim u. ſ. w. als ein wahrer Chriſt.

**) Die ganze Philoſophie der Gymnoſophiſten, ſagt Diogenes Laertius, iſt aus jener der Magier entſprungen (die in der neueſten Zeit gewonnenen Kenntniſſe der Engländer in Indien laſſen glauben, daß die Perſer ihre Weisheit von den Braminen hatten), und Viele behaupten, daß auch die jüdiſche Philoſophie ihren Urſprung daher genommen (Lib. I. c. 9).

Da der erſte Theil dieſer Weiſſagungen, der Untergang von Jeruſalem, wirklich eingetroffen war, glaubte das Volk auch an den zweiten, und das um ſo mehr, da es im Unglück war. Die betrübten Juden erwarteten nun mit der Ungeduld des Verlangens und des Bedürfniſſes den ſiegreichen und freimachenden König, der da kommen ſollte, um das Volk Moſis zu erlöſen und Davids Reich wieder aufzurichten.

Von der andern Seite hatten die heiligen und mythologiſchen Traditionen der frühern Zeiten in ganz Aſien eine vollkommen analoge Lehre verbreitet. Man ſprach daſelbſt nur von einem großen Mittler, von einem letzten Richter, von einem künftigen Erlöſer, der König, Gott, Eroberer und Geſetzgeber, das goldene Zeitalter auf die Erde zurückführen*), ſie von dem Reiche des Böſen befreien, und den Menſchen das Reich des Guten wieder verſchaffen ſollte. Dieſe Ideen fanden umſomehr Eingang bei den Völkern, weil ſie darin einen Troſt über den unglücklichen Zuſtand und die wirklichen Uebel fanden, worein die auf einander folgenden Verheerungen der Siege und Sieger, und der barbariſche Deſpotismus ihrer Regierungen ſie geführt hatten. Dieſe Uebereinſtimmung zwiſchen den Orakeln der Nationen und der Propheten erregte die Aufmerkſamkeit der Juden; und ohne Zweifel hatten die Propheten die Kunſt verſtanden, ihre Gemälde dem Ton und Geiſt der bei den heidniſchen Myſterien gebrauchten heiligen Bücher anzupaſſen. Es herrſchte demnach in Judäa eine allgemeine Erwartung des großen Abgeſandten, des letzten Erlöſers, als ein ſonderbarer Umſtand den Zeitpunkt ſeiner Ankunft beſtimmte.

---

*) Das iſt der Grund aller heidniſchen Orakelſprüche, die man auf Chriſtus angewandt hat, und unter andern des 4ten Hirtengedichtes Virgils, und der bei den Alten ſo berühmten Sibylliniſchen Verſe.

In den heiligen Büchern der Perſer und Chaldäer war enthalten, daß die Welt, die aus einem gänzlichen Umlauf von „zwölf tauſend“ beſtände, in zwei halbe Umläufe getheilt ſey, wovon der eine das Zeitalter und Reich des Guten, nach Verlauf von ſechs tauſend, und der andere das Zeitalter und Reich des Böſen, wiederum nach ſechs tauſend verfloſſen ſeyn würde.

Die erſten Schriftſteller hatten hierunter den jährlichen großen Umlauf des großen Himmelskreiſes, die Welt genannt — welcher Umlauf aus 12 Monaten oder Zeichen beſtand, wovon jedes in tauſend Theile getheilt war — und die beiden regelmäßigen Perioden des Winters und Sommers verſtanden, die wieder jede ſechs tauſend Theile enthielten. Dieſe allerdings zweideutigen Ausdrücke waren unrecht verſtanden worden, und hatten, ſtatt ihres phyſiſchen und aſtrologiſchen Sinnes, einen abſoluten und moraliſchen bekommen, ſo daß der jährliche Umlauf für einen hundertjährigen, die tauſend Zeittheilchen für tauſend Jahre gehalten wurden. Nun aber ſchloß man aus den wirklichen Ereigniſſen, daß man im Zeitalter des Unglücks lebe*), und zog aus jenen Berechnungen die Folge, daß nach Verlauf der vermeinten ſechs tauſend Jahre dieſes Reich endigen müſſe.

---

*) Die vier Weltalter der Indier und Griechen ſind nichts anders als die Jahreszeiten, wie die 12 Jahrtauſende — Monate.

In den von den Juden angenommenen Berechnungen näherte man ſich der Zahl von beinahe 6000 Jahren nach der (vermeinten) Schöpfung der Welt*). Dieſes Zuſammentreffen brachte die Köpfe in Gährung. Alles beſchäftigte ſich mit einem nahen Ende, man befragte die Hierophanten und ihre myſtiſchen Bücher, die verſchiedene Zeitpunkte dafür angaben. Man erwartete den großen Mittler, den letzten Richter, man wünſchte ihn herbei, um ſo großem Ungemach ein Ende werden zu ſehen. Es wurde ſo viel von dieſem Weſen geredet, daß endlich ein Mann aufſtand, welcher, die aſtrologiſchen Anſpielungen der Propheten auf ſich beziehend, für den Meſſias erkannt wurde, und Anhänger fand, welche der Sache durch ihre Erzählungen von der wunderbaren Todesart ihres Oberhauptes einen Anſtrich von hiſtoriſcher Wirklichkeit gaben. Das Weltgericht ward zur beglaubigten Thatſache, das Weſen der Einbildungskraft ward verwirklicht; alle Umſtände der mythologiſchen Traditionen verſammelten ſich in dieſem Phantom, und es entſtand eine authentiſche und vollſtändige Geſchichte, woran Niemand länger zweifeln durfte."

So erklärt ſich Volney die Entſtehung des Chriſtenthums, aber auch der Verfaſſer des „Horus" behauptet von Jeſu, daß er zuweilen eine aſtrologiſche Sprache geredet habe (vgl. Matth. C. 24), wie das Buch Daniel, worin er ſo viele Beziehungen auf ſich gefunden haben wollte. Eigentlich waren jene 70 Wochen des Daniel nur die 70 Jahrhunderte der Dauer der Planetenwelt, indem ein Hierophant zu Babylon an die Stelle der 12 Sternbilder des Thierkreiſes die 7 Planeten einſetzte, und ſo die perſiſche 12tauſendjährige Weltdauer auf eine 7tauſendjährige reduzirte. Der alten Meinung zufolge, daß in der letzten Zeit die Macht des böſen Prinzips am ſtärkſten ausbleiben müßte, wurden von dem Redner der babyloniſchen Weltalter dem Daniel die natürlichen Verwüſtungen beſchrieben, welche die Planetenwelt, dem ewigen Lichtweſen zum Trotz, am Ende einer zwölftauſendjährigen Periode auf Erden ſowohl als im Himmel anrichten würden. Daniel fand eine Weiſſagung auf die heilige Stadt in ihr. Johann folgte dieſer Meinung, obgleich die alte Weiſſagung der Aſtrologen ſich auf die heilige himmliſche Stadt, deren Einwohner die Sterne ſind *), und auf den Thierkreis bezog, der den Tempel des reinen ewigen Lichtes vorſtellte, und mithin wieder gebaut werden müßte, nachdem er am Ende der Planetenwelt zerſtört wäre. Nun iſt zwar Jeruſalem, wie viele andere große Städte, zerſtört worden; folgt aber daraus, daß jene alte Tradition der Aſtrologen eine Weiſſagung auf dieſe heilige Stadt hat ſeyn müſſen? Hat ſie das heilige Welt wieder gebaut? Hat man den Judentempel wieder aufgerichtet? Die alten Aſtrologen, die dem ewigen Lichte dienten, den Planeten hingegen gram waren, ließen den verheerenden Götterkrieg noch vor Ende des letzten der ſieben Weltalter ausbrechen, auf daß von der Dauer des neuen Himmelreiches nichts verloren gehen ſollte, und alle Sternbilder unter Anführung der Sonne deſto eher wieder zum Beſitze des Himmelreichs gelangen möchten. Auf ſolche Weiſe wurden die Tage der gegenwärtigen Welt in den Köpfen der Aſtrologen verkürzt; und es iſt klar, warum bei Daniel das letzte Weltalter oder die letzte Woche in Anſehung der vorhergehenden von ſehr kurzer Dauer iſt, oder warum noch vor Ende der letzten Woche die Opfer abgethan werden. Die Prieſter des Mithras verglichen ſich mit Sternen, und hießen Auserwählte des Herrn, folglich mußten die Tage dieſer böſen Planetenwelt freilich bloß um der Auserwählten willen,

---

*) Die Berechnung der Siebenzig zählte 5000 und beinahe 600 Jahre. Man weiß, wie ſehr in den erſten Zeiten der Kirche dieſe Meinung vom Ende der Welt die Gemüther beſchäftigte.

---

*) Daher in der Offenb. Joh. 144,000 Bürger des himmliſchen Jeruſalems, weil auf jedes der 12 Zeichen des Himmels 12,000 Bewohner kommen.

d. i. der Sternbilder wegen verehrt wurden — und ſonderbar genug iſt es, daß manche Väter der chriſtlichen Kirche ſich ſogar auch noch mit Sternen verglichen haben.

Wenn Jeſus prophezeit: „Sonne und Mond werden ihren Schein verlieren, die Sterne werden vom Himmel fallen, die Kräfte der Himmel werden ſich bewegen“ u. ſ. f., ſo erkennt man die Sprache der Aſtrologen; denn kann wohl ein Stern auf die Erde fallen? Wie viele Millionen Jahre müßten da die allernächſten Fixſterne nicht fallen, ehe ſie unſern Erdball, dieſes unmerkliche Pünktchen der Schöpfung, erreichen könnten? Aber den Aſtrologen iſt dies Alles leicht möglich. Da überdies Jeſus die Weiſſagungen der Propheten ſeiner Nation, d. i. die alten aſtrologiſchen Traditionen, vom neuen Reiche des göttlichen Lebens oder des Segens auf ſich deutete, ſo konnte er in ſeinem Gemüthe auch überzeugt ſeyn, daß er, wie Daniel meldet, von dem Erdboden vertilgt werden müßte, hernach aber in den Himmel ſteigen und bald darauf in den Wolken wieder kommen würde, um ſodann die Welt, vorzüglich aber ſeine Nation in Frieden beherrſchen zu können. Wie dieſe aſtrologiſch-prophetiſchen Ausſprüche greifen, wie Kettenglieder, in einander.

Erhellt nicht auch aus den Worten: Ich ſah den Satan in Geſtalt eines Blitzes vom Himmel fallen, daß Jeſu die Traditionen der Aſtrologen von dem gefallenen Morgenſterne, d. i. vom öſtlich heliakiſchen Untergange der Venus, bekannt waren? Läßt der Zuruf an die Jünger: „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen!“ nicht an die 12 Sternbilder denken, die der Araber Häuſer der Sonne nannte (ſ. Geſen. hebr. Wörtb. 4te Aufl. Thl. 1 S. 1021), in welchen ſie alle Monate einkehrt? Gehören endlich die Worte: „Freut euch, daß eure Namen im Himmel geſchrieben ſtehen!“ nicht auch in die Sprache der perſiſchen Magier, die ſich für Sterne, für Auserwählte des Mithras, für zukünftige Bewohner des Himmels hielten, und bereits längſt vor Jeſu im jüdiſchen Lande mit ihrer Philoſophie tiefe Wurzel geſchlagen hatten? So hatte

Leben ſelbſt Veranlaſſung gegeben, daß nach ſeinem Tode von ihm als einer Incarnation der Gottheit geredet wurde; und Verwechslungen zwiſchen ihm und Mithras entſtehen mußten, die das Volksbuch anregten, eine parallele Kindheitsgeſchichte zu erdichten, durchwebt mit aſtrologiſchen Beziehungen, wie ſie für ein Symbol des Jahrgotts ſich paßten, ſeitdem der hiſtoriſche Buddha in eine mythiſche Perſon übergegangen war.

Erſte Abtheilung.

Das Verſtändniß der chriſtlichen Myſterien iſt nicht ohne nähere Bekanntſchaft mit dem Mithrascultus der alten Perſer zu erlangen, weil die theologiſchen Ideen der Chriſten mit jenen der Juden im engſten Zuſammenhange ſtehen, die letztern aber, wie bekannt, die geheiligten Allegorien des Zoroaſters in ihre Schöpfungsgeſchichte aufgenommen hatten, und das zweite Kapitel der Geneſis der Grund iſt, auf welchem das Religionsgebäude der Chriſten aufgeführt wurde. Chriſti Menſchwerdung war bedungen, um das Böſe, welches durch Adams Ungehorſam Macht über die Menſchheit erhalten hatte, wieder von der Erde zu bannen. Eine Incarnation der Gottheit zu dieſem Zwecke als geſchichtliches Ereigniß anzunehmen, zieht die Bedingung nach ſich, auch die Unterredung der Schlange mit dem erſten Weibe als hiſtoriſches Factum gelten zu laſſen, weil ſich jener Mythus zu dieſem wie die Wirkung zur Urſache verhält, denn jede Sühne ſetzt eine Schuld voraus. Wenn aber zu erweiſen iſt, daß in einem gewiſſen Sinne das eine Ereigniß gedeutet werden könne, muß offenbar auch das zu dieſem in Bezug ſtehende dieſelbe Auslegungsweiſe vertragen können. Es kommt hier Alles nur auf die Frage an, ob wir eine hiſtoriſche Begebenheit oder ein kosmiſches Factum, in den Schleier der Allegorie gehüllt, in dem Sündenfall des erſten Menſchenpaars erkennen wollen?

Im gewöhnlichen Sinne iſt es wohl nicht zu verſtehen, daß Adam und Eva urſprünglich zur Unſterblichkeit beſtimmt geweſen, und demnach ſo organiſirt waren, daß durch ſie die Welt fortgepflanzt werden ſollte, wodurch die Zahl der unſterblichen Weſen ſich ins Unermeßliche vervielfältigt haben würde, wenn die Folgen unmöglich vom Beſtehen derſelben ausgeſchloſſen ſeyn könnten. Im gewöhnlichen Sinne iſt es ſchwer zu glauben, daß der Apfelgenuß des erſten Menſchen ſeine ganze Nachkommenſchaft von vielen Millionen, die alle an dem Ungehorſam ihres Stammvaters keinen Antheil hatten, in die Gewalt des Satans liefern ſollte, und dieſes unbedeutende Vergehen nur durch das größte aller Verbrechen, durch einen Gottesmord getilgt werden konnte? ein Verbrechen, das ganz unmöglich iſt; ferner, daß Eva und ihre Töchter die Geburtsſchmerzen als Strafe des Ungehorſams erleiden ſollten, indem mit ihnen dieſe Leiden auch die Weibchen der Thiere gemein haben, welche an Eva's Sünde auch nicht den geringſten Antheil hatten. Der natürliche Menſchenverſtand weigert ſich, in der Geſchichte des erſten Menſchenpaars eine buchſtäbliche Deutung vorzunehmen; da aber mehrere Völker jene Schöpfungsgeſchichte in ihren heiligen Codex aufgenommen haben, ſo darf man anderer Seits ſie auch nicht ganz für ein vages Spiel der Einbildungskraft und aller tiefern Bedeutung entbehrend erklären wollen. Schon die Ehrfurcht, welche ſo viele Nationen vor jenem Buche ſeit Jahrhunderten bezeugen, dringt auf eine würdige und ernſte Behandlung dieſes Gegenſtandes. Wir ſind um ſo mehr dazu verpflichtet, als es ohnehin bekannt iſt, daß die Weiſen des Orients die Bilderſprache liebten. Ihre Mythen ſind tiefſinnige inhaltſchwere Räthſel, in deren Entzifferung die Alten einen großen Ruhm ſetzten. Die Parſen insbeſondere liebten die myſtiſche Behandlung ihrer Philoſophie, was ſchon Strabo bezeugte, indem er die erhabenen Tendenzen ihrer Mythologie ebenfalls anerkannt hatte*).

---

*) L. XV.

Origines fand ſich veranlaßt, den Celſus, der das Weſen der chriſtlichen Religion wohl zu kennen meinte, zu erinnern, daß auch die Egyptiſchen Weiſen ihre Gottheit dem Volke nie anders als im Schleier der Allegorie zeigten. „Celſus“, fügt er hinzu, „gleicht einem Menſchen, der zwar in jenem Lande gereiſt, aber, obgleich nur mit dem Pöbel verkehrend, ſich dennoch berechtigt glaubt, auch mit einer Kenntniß ihrer Religion zu prahlen. Alle orientaliſchen Völker, Inder, Perſer, Syrer, ſie bergen ſämmtlich unter Fabeln große myſtiſche Geheimniſſe. Der Weiſe jeder Nation durchdringt ihren innern Sinn, während der große Haufe nichts als die äußere Schaale bemerkt“ *).

Wir dürfen uns daher nicht verwundern, in den angeblich moſaiſchen Büchern jene räthſelhafte Prieſterſprache wieder zu finden, die einen ganz andern Sinn, als der Buchſtabe darbietet, dem aufmerkſamen Forſcher zu enthalten ſcheint. Dies haben jüdiſche und chriſtliche Gelehrte längſt zugeſtanden. Maimonides warnt vor einer wörtlichen Schriftauslegung, und indem er beſonders bei den Kapiteln, welche die Schöpfungsgeſchichte enthalten, die buchſtäbliche Deutung tadelt, fügt er die Bemerkung hinzu, daß dieſer doppelſinnige Styl auch in den Büchern der heidniſchen Weiſen vorkomme **).

Maimonides war nicht der einzige Bekenner des moſaiſchen Geſetzes, welcher ſo dachte. Früher ſchon hatte Philo ſich mit ähnlicher Freiſinnigkeit über die allegoriſche Sprache der heiligen Schrift vernehmen laſſen. Seiner Meinung nach iſt der Baum des Lebens, die Flüſſe, welche den Garten Eden durchſchneiden, und vieles andere in jenem Buche nur heilige Dichtung. Zwar kann man nicht zugeben, daß ſeine Art der Exegeſe Beifall verdiene, aber es genügt ſein Geſtändniß, daß man den Sinn der bibliſchen Schriften nicht buchſtäblich auffaſſen dürfe.

Die Therapeuten unter den Juden brachten ihr Leben in der Einſamkeit zu, wo ſie ſich ausſchließlich damit beſchäftigten, den verborgenen geheimnißvollen Sinn der Bibel zu entziffern. Sie behaupteten, der Buchſtabe ſey nur der Leib, und der verborgene Sinn die Seele. Die Eſſäer zogen gleichfalls die allegoriſche Auslegung vor*).

---

*) Orig. contr. Cels. L. I.

**) More Nevochim, pars II. c. 29. u. pars I. c. 17.

Auguſtin**) geſteht ebenfalls zu, daß die Geſchichte von Eva und der Schlange von den Meiſten nur als einer allegoriſchen Deutung fähig erachtet worden ſey. Dieſer Kirchenlehrer zeigte ſich daher ſehr inconſequent, in demſelben Augenblicke, wo er jenes Kapitel der Geneſis der allegoriſchen Auslegung preis giebt, die Miſſion Chriſti für eine Wirklichkeit zu erklären.

Die Weigerung der jüdiſchen Schriftgelehrten, den räthſelhaften Inhalt ihrer heiligen Bücher als von den Vätern auf die Enkel vererbtes Geheimniß zur Kunde anderer Völker zu bringen, iſt ohne Nachtheil für die Wiſſenſchaft, da die Quelle, aus welcher der Verfaſſer der Geneſis ſchöpfte, ein noch helleres Licht verbreitend, durch Anquetil du Perron auch den europäiſchen Gelehrten zugänglich gemacht wurde. Zoroaſters Schriften ſind der Schlüſſel zu den geheiligten Allegorien der Rabbinen. Auch der Geſetzgeber der Parſen ſetzt den erſten Menſchen in einen köſtlichen Garten; auch er läßt durch eine Schlange das Uebel in die Welt eindringen. Die perſiſche Urkunde ſind wir aber darum berechtigt für das Original zu halten, weil darin auch der Schlüſſel zu jenen Räthſeln enthalten iſt, und der in der moſaiſchen Kosmogonie vergebens geſucht wird. Folgendes lieſt man im Zend-Aveſta:

Ormuzd, das Lichtweſen, ſprach zu Zoroaſter: „Ich habe einen Ort der Annehmlichkeiten und des Ueberfluſſes erſchaffen. Käme dieſe Luſtgegend nicht von mir, kein Weſen hätte ſie ſchaffen können. Sie heißt Eeriene Veedjo und war ſchöner als die ganze Welt, ſo weit ſie iſt, nichts glich der Anmuth dieſer Luſtgegend. Ich wirkte zuerſt, aber nach mir Peetiare. Ich ſchuf dieſe erſte Wohnſtatt des Segens und Ueberfluſſes ohne alle Unreinigkeit. Darauf kam der Todſchwangere Ahriman und bereitete im Fluß, der Eeriene Veedjo tränkt, die große Schlange des Winters, die vom Dew kommt. Der Winter gießt Kälte aus über Erde, Waſſer und Bäume, ſehr hart iſt er mitten in Eeriene Veedjo, aber dieſe Peitſche wird der Menſchen Segen, denn kaum vergeht er, ſo wachſen alle Güter in Ueberfluß.“*)

---

*) Beausobre Hist. d. Manich. T. II. p. [illegible].

**) De Civit. Dei L. 13. c. 21.

Aus dieſer Stelle geht deutlich hervor, daß das Uebel, welches die Schlange in die Welt brachte, nichts anders iſt als der Winter, welchen man für ein Geſchenk des böſen Princips halten mußte, weil Kälte eine Wirkung der Abweſenheit des Lichtes iſt. Es iſt demnach nur von einem phyſiſchen Uebel die Rede, welches die Vegetation unterbricht, und die Gegend, worein der Menſch von der Gottheit geſetzt worden, ihrer Anmuth beraubt, folglich eine ganz einfache Beſchreibung der jährlich ſich wiederholenden Natur-Phänomene.

Die Parallele zwiſchen der perſiſchen und moſaiſchen Erzählung läßt ſich noch weiter ziehen, indem auch jüdiſche und chriſtliche Schriftforſcher in der Schlange des Paradieſes den Erbfeind des Menſchengeſchlechts erkannten. In beiden Kosmogonien erſcheint alſo, Gott als dem Urheber des Guten gegenüber, der Geiſt der Finſterniß, dort Ahriman, hier Satan genannt, die Wirkungen des Lichtweſens zu ſchwächen, zu vernichten, und ebenſo iſt in beiden Mythen die Schlange der Agent des Böſen. Auch iſt es kein weſentlicher Unterſchied, wenn der Perſer erzählt, daß der Menſch alsbald die Wirkungen der Kälte verſpürte, der Verfaſſer der bibliſchen Geſchichte hingegen anzeigt, daß Adam nach dem Genuſſe der verbotenen Frucht zum Erſtenmale das Bedürfniß, ſich zu kleiden, empfunden habe.

---

*) Zend Avesta, Vendidad, Farg. 1.

Wo ſo viele Aehnlichkeiten zuſammentreffen, darf die Verwandtſchaft zweier Mythen nicht mehr geläugnet werden, und eine Forſchung dieſer Vergleiche muß unſtreitig ihren Sinn entziffern helfen. Wenn beide Koſmogonien von einander abzuweichen ſcheinen, iſt dies, daß das perſiſche Religionsſyſtem dem Licht- und dem Nachtweſen gleiche Macht zuſchreibt, ein Wechſelkampf, in welchem bald das freundliche, bald das feindliche Prinzip den Sieg behält, während die jüdiſchen und chriſtlichen Theologen dem Geiſt der Finſterniß eine ſubordinirte Stellung anweiſen, obſchon die Manichäer, eine chriſtliche Secte wie die Perſer, dem Satan einen nicht minder wichtigen Einfluß auf die Weltregierung zugeſtehen wollten.

Origenes[*] nimmt ebenfalls zwei ſich entgegen wirkende Mächte geiſtiger Weſen an, wovon die einen dem Reiche des guten Prinzips, die andern dem Reiche der Finſterniß angehören. Die Letztern nennt dieſer Kirchenlehrer die Schaaren des Satans. Dies ſind die böſen Dews in der perſiſchen Koſmogonie, die Ahriman anführt, ſo wie die andern Geiſter von Ormuzd geleitet werden. Demſelben Origenes zufolge hatte die Schlange, deren Geſtalt der Geiſt der Finſterniß angenommen, die Materie geſchaffen[**].

Der Verfaſſer des Modjmel el Tavarikh erzählt, daß der Menſch und der Stier auf einer Anhöhe vom höchſten Gott geſchaffen worden und 3000 Jahre ohne Uebel daſelbſt geblieben. In dieſem Zeitraum herrſchten das Lamm, der Stier und die Zwillinge. Sie lebten noch drei tauſend Jahr auf Erden ohne Mühe, Sorgen und Zwieſpalt, und zu dieſem Zeitraum gehören Krebs, Löwe und Aehre (Jungfrau). Aber im ſiebenten Jahrtauſend, unter der Regierung der Waage, kam das Uebel. Der Menſch nannte ſich Kajomors. Dreißig Jahre (d. h.

---

[*] Comm. in Matth.

[**] Comm. in Johan.

Tage) baute er das Feld[*], zog Gewächſe und Kräuter. Damals vollendeten die Sterne ihren Lauf im Anfang des Monats Farvardin (in der Frühlingsgleiche), und durch eine Himmelsveränderung wurde Tag von Nacht geſchieden. So iſt des Menſchen Anfang.

An einer andern Stelle derſelben Schöpfungsgeſchichte lautet es, daß der höchſte Gott die Weltdauer auf 12,000 Jahre beſtimmt habe. In den erſten drei Jahrtauſenden blieb die Welt ihrem obern Theil nach (der Himmel) rein vom Böſen. Wie Gott Weſen in die niedere Welt (die Erde) ſchickte, hielt ſie ſich auch drei ganze Jahrtauſende unbefleckt. Da kam Ahriman, und mit ihm das Uebel. Im ſiebenten Jahrtauſend (dem Zeichen der Waage) miſchte ſich Gutes und Böſes.

Hiermit war alſo der Baum gemeint, welcher die Frucht der Erkenntniß des Guten und Böſen trug, denn jetzt erſt lernte der Menſch auch das Uebel kennen, als mit der Herbſtgleiche ſich der Winter näherte. Dieſe Zeiträume nennt das Buch Bundehesch die Tauſende des Lichtweſens und die Tauſende des Nachtweſens. Die Erſtern erſchienen im Zeichen des Lamms, des Stiers, der Zwillinge, des Krebſes, des Löwen und der Aehre. Im Jahrtauſend der Waage drang Peetiaré Ahriman in die Welt ein[**]. Im Zeichen des Schützen war es, wo Afraſiab das Uebel daher brachte u. ſ. w. Als Ahriman in der Welt erſchien, tödtete er den Stier.

Dieſe Tradition ſpielt offenbar auf die unter Ormuzd und Ahriman geſchehene Theilung des Weltei's an, ſo daß die erſten ſechs Jahrtauſende die Herrſchaft des Lichts bezeichnen, die andern ſechs die Herrſchaft der Finſterniß, alſo die Wechſelregierung des Sommers und des Winters. In beiden Kosmogonien tritt das Uebel mit der Herbſtgleiche im Zeichen der Waage ein. In der erſten, wo von einem lieblichen Garten die Rede iſt, in welchen der erſte Menſch geſetzt worden, iſt es die Schlange, welche den Winter herbeibringt. Beide Embleme, nur dem Scheine nach abweichend von einander, führen zu demſelben kosmiſchen Symbol zurück, wenn man ſich erinnert, daß neben der Waage im Herbſtäquinoctium die Schlange ſich befindet, und die Aufgänge des einen Himmelszeichens auch die des andern zur Folge hat. Denn die Schlange, bemerkt Theon in ſeinem Commentar zum Aratus, berührt mit ihrem Kopfe die Waage. Da aber auf der Erde eine ſolche Schlange, welche die kalte Jahrszeit bewirken ſoll, nicht zu finden iſt, ſo ſieht man ſich gezwungen, ſie am Himmel aufzuſuchen.

---

[*] Faſt gleichlautend iſt die Stelle 1 B. Moſ. 3, 23.

[**] Jüdiſchen Traditionen zufolge würde die Welt im 7ten Jahrtauſend zerſtört (Basnage Hist. d. Juifs. T. IV. c. 16.). Jene Chronologie, welche der Welt nur 6 Jahrtauſende gab, galt auch in der chriſtl. Kirche. Daher die allgemeine Angſt, welche ſich am Ende des 10ten Jahrhunderts nach Chr. Geb. der ganzen Chriſtenheit bemächtigt hatte.

Es leidet auch gar keinen Zweifel, daß die Zodiakalzeichen gewählt worden ſeyen, um den progreſſiven Lauf der Sonne beſtimmen zu laſſen, von welchem auch die Jahrszeiten mit ihren ungleichen Wirkungen die natürliche Folge ſind. Iſt die Umwälzung der Geſtirne periodiſch und der Winter eine Folge jener Bewegungen, ſo iſt zu erwarten, daß das Uebel nicht von Beſtändigkeit ſeyn werde. Indem dieſes alljährlich in der Herbſtgleiche wiederkehrt, muß die Frühlingsgleiche als jener Zeitpunkt angeſehen werden, wo die Macht des Böſen, d. h. der finſtern, kalten Jahrszeit, werde gebrochen werden. Dieß iſt die Oſterzeit, welche darum in den Lenzmonat fällt. Jener Wiederbringer des Guten kann alſo nur die Sonne ſeyn, welche Plato den Sohn des höchſten Weſens nennt, und der ſich in der Geſtalt des Lammes, jenes Zodiakalzeichens für den Lenzmonat, offenbart, ſo wie das Nachtprinzip in Geſtalt der Schlange ſeinen Platz neben der Waage im Herbſtäquinoctium einnimmt, wo die Finſterniß in den wiederkehrenden langen Nächten den Antritt ihrer Herrſchaft über die Welt andeuten will.

Man ſieht alſo, wie die chriſtliche Religion in ihren Grundzügen ein nothwendiges Erzeugniß der jüdiſchen Theologie, mit dieſer ihre Quelle in dem Sabäiſmus der Perſer finden muß; ſo wie auch der griechiſche Mythus vom Lichtgott, wenn er den Drachen Python beſiegt, nur eine Variation von der Völkermythe iſt, die den wiederkehrenden Sommer ſeine Ueberlegenheit über den Winter zeigen läßt.

Was die Eintheilung in tauſend Theile anlangt, ſo ſieht man wohl, daß dieſe Zahl nur allegoriſch ſey; die ſechs Jahrtauſende ſind in einer andern perſiſchen Mythe ſechs Monate, in der bibliſchen nur ſechs Tage; allein in der Wahrheit ſind Monate hier zu verſtehen. Jene Mythe, welche von Monaten ſpricht, ſagt: das Waſſer iſt im vierten Monat, welcher Tyr heißt, dies iſt im Zeichen des Krebſes, geſchaffen worden. Im ſechſten Monat erſchien die Erde, dies iſt im Zeichen der Jungfrau u. ſ. w.*) Man ſieht hieraus, daß die ſechs Jahrtauſende die ſechs Sommermonate ſind; im ſiebenten bricht das Uebel in Geſtalt der Winterſchlange herein, welche die Zeugungskraft der Natur zerſtört. Das Böſe wird aber nicht von Dauer ſeyn, denn am Ende der zwölf Jahrtauſende der Weltdauer, d. h. am Ende des Jahrs, muß das Lichtweſen wieder mächtig werden und den Geiſt der Finſterniß, d. h. den Winter, um die Herrſchaft bringen.

Hyde**) beſtätigt ebenfalls, daß die ſechs Schöpfungsperioden der Parſen, Gahanbars genannt, nur figürlich Gahtage heißen, weil ſchon das Wort Gahanbar einen längern Zeitabſchnitt bezeichnet. In der That beſtehen jene ſechs Perioden aus 365 Tagen, was auch das Buch Bundeheſch beſtätigt, weil es Ormuzd ſagen läßt, er habe die Welt in 365 Tagen geſchaffen, weshalb die 6 Gahanbars zum Jahre mitgerechnet werden. An einer andern Stelle lieſt man wieder, daß Ormuzd in einem Zeitraume von zwölf Jahrtauſenden die beſtimmte Zeit gemacht habe, aus welchen verſchiedenen Beſtimmungen ſich ein Schwanken erkennen läßt, welches dadurch entſtand, daß man bald die ganze jährliche Umlaufszeit der Sonne mit allen ihren Wirkungen im Sinne hatte, bald wieder die Einflüſſe der winterlichen Jahrshälfte nicht der Sonne, ſondern einem feindlichen Weſen zuſchreiben zu müſſen glaubte.

---

*) Zend-Aveſta Thl. II.

**) De rel. vet. Pers. p. 165.

Nachdem ich den allegoriſchen Sinn der ſechs Schöpfungs-Epochen — mögen ſie nun Jahrtauſende oder Tage heißen — erwieſen zu haben glaube, bleibt mir noch Einiges zu erörtern, in Bezug auf die Natur jener ſymboliſchen Schlange, deren Platz in der Himmelsſphäre iſt.

Die Aſcenſion des Geſtirns, die Waage, neben und mit welchem auch die Schlange heraufſteigt, findet in jener Jahreszeit Statt, wo die freundliche Jahreshälfte dem Winter weichen muß. Dieſe Wahrnehmung iſt allein ſchon genügend, jenes Thier zum Symbol des Weſens der Finſterniß zu machen. Nun will ich aber auch erweiſen, daß die perſiſche Kosmogonie an eine Conſtellation gedacht haben muß; denn das Buch Bundehesch berichtet: „Ahriman, der Geiſt der Finſterniß und des Böſen, habe, begleitet von den zerſtörenden Diws, in Schlangengeſtalt die Welt durchdrungen.“ Die Diws ſind die Genien der Finſterniß, welche mit der Schlange die langen Nächte auf unſre Hemiſphäre herbeibringen.

Eine andere Stelle des Zend-Aveſta nennt Ahriman geradezu das Schlangengeſtirn. Der ganze Satz lautet: „Als die Peris (die böſen Geiſter) die Welt durchſtreiften, damals bahnte ſich das Schlangengeſtirn einen Weg zwiſchen Himmel und Erde, d. h. ſtieg am Horizonte auf“ u. ſ. w.

Der Name Schlangengeſtirn bezeichnet unſtreitig eine Conſtellation, dieſe befindet ſich am Himmel neben der Waage, und ſteigt mit dieſem Geſtirn zugleich auf. Sagte man, die Schlange bahne ſich einen Weg zwiſchen Himmel und Erde, ſo wollte man das Aufſteigen jenes Geſtirns am Horizonte angedeutet haben, wo Himmel und Erde an einander zu gränzen ſcheinen.

Die Perſer wiſſen es heute noch, daß in der Gegend der Schlange an der Himmelsſphäre auch das Weib ſich befinde, welches mit der Schlange das Uebel in die Welt brachte, worunter wohl das Sternbild die Jungfrau zu verſtehen ſeyn möchte, wofern nicht, wie Andre meinen, die Frau das nächſtfolgende Sternbild, die Waage, iſt, weil auf alten Sphären eine ſolche die Waage in der Hand hält. Nach Chardin nennen die Perſer das Schlangengeſtirn Ophiuchus, Evens Schlange. Dieſe Schlange ſpielt als Ophioneus auch eine Rolle in der phöniziſchen Theologie. Pherecydes, der Lehrer des Pythagoras, weiß, daß Ophioneus Serpentinus das Oberhaupt der Rebellen gegen Jupiter geweſen ſey*). Alles dies iſt aber nur eine Anſpielung auf das Sternbild: die Jungfrau und den Bootes (Bärenhüter), die bei ihrem Untergang im Sommeräquinectium den Himmel den Wintergeſtirnen frei ließen; und, indem ſie unter den Horizont ſanken, den Genius des Böſen, Ahriman, unter dem Geſtirn: die Schlange vorgeſtellt, in die Welt einzuführen ſchienen.

Auch eine Tradition der Rabbinen bringt die Schlange Eva's mit der Himmelsſchlange in Verbindung. Dieſe erhebt ſich zugleich mit der Waage, wenn die Herbſtgleiche der winterlichen Finſterniß die Herrſchaft über die Welt einräumt. Zunächſt jener Schlange befindet ſich, nur mehr nördlich, noch das Geſtirn Hercules Ingeniculus, an deſſen Stelle die Sphäre der Araber ein Kameel hingezeichnet hat. Aus dieſer Annäherung war ein Symbol entſtanden, zuſammengeſetzt aus den Attributen des Kameels und der Schlange. Ein ſolches Monſtrum ſollte die Eva verführt haben, wie die rabbiniſche Tradition von Sammael (Giftengel) will**), welcher bei Eva das jus primae

---

*) Marſ. Ficin. apol. Socrat. p. m. 797 col. 2.

**) Sammael iſt auch Asmodi oder Asmodäus, eine Verſtümmelung weiſe geweſen, und mit ihr den Kain gezeugt haben ſoll. „Man meldet", ſchreibt Maimonides in ſeinem Werke: More Nevochim (l. II. c. 31.), „daß die Schlange unter der Geſtalt eines Kamels, auf welchem Sammael, der Fürſt der böſen Geiſter, ritt, die Eva verführt haben ſoll."

Da in den alten Sphären eine Frau in ihrer Hand die Wage hält, in deren Nähe das Schlangengeſtirn ſich befindet, bekommt jene Stelle der Geneſis die erforderliche Klarheit, welche lautet: Sie ſoll dich in die Ferſe beißen, und du wirſt ihr den Kopf zertreten; denn es läßt ſich dabei vorausſehen, daß die Schlange ſich unter ihren Füßen befindet, im Begriffe, ſie zu verletzen.

Haben wir nun die Gewißheit erlangt, daß die verführende Schlange in beiden Kosmogonien nur ein Geſtirn ſey, deſſen Aufſteigen mit dem Eintritte der böſen Jahrszeit zuſammentrifft, ſo ſind nur noch einige erklärende Worte über Natur und Bedeutung jenes Wunderbaumes nachzutragen, welcher Baum des Lebens hieß, ſo wie des andern, der die Frucht der Erkenntniß des Guten und Böſen trug. Auch hier begegnen wir einer [illegible]. Der Baum des Lebens, gepflanzt in den himmliſchen Garten, und welcher 12 Früchte trägt*), iſt der Thierkreis, welcher bei Ocellus Lucanus das Prädicat: circulus vitae führt. Die Blätter dieſes Baumes ſollen das Heilmittel der Völker ſeyn, das Uebel iſt aus der Welt gebannt, denn das Lamm wird alsdann wieder zur Herrſchaft gelangt ſeyn. Anders iſt es auf der Erde. Der Baum, der die Frucht zur Erkenntniß des Guten und Böſen trägt, gehört der Körperwelt an, wo Ahriman oder das Uebel ſich mit Ormuzd dem guten Prinzip in die Weltregierung theilen darf. Man wird hier an Homers Dichtung von den zwei Tonnen des Zeus

---

die perſiſchen Worte [illegible]: Schlange, und Dew, böſer Geiſt, wie man ſich davon [illegible].

*) S. Offenb. Joh. Kap. 22 V. 2.

erinnert, von welcher die eine das Gute, die andere das Böſe ausſtrömen läßt. Die beiden Bäume in der Geneſis bezeichnen etwas Aehnliches. Zwar iſt dort nicht der Zwölfzahl gedacht, aber der heilige Epiphan hat uns eine Stelle aus dem Buche Evangelium Evae aufbewahrt, wo dieſem Baume alljährlich zwölf Früchte angedichtet werden; ein myſtiſches Bild, das die Gnoſtiker noch verſtanden hatten.

Was den Baum des Lebens anlangt, welcher die Kraft beſitzen ſoll, ewige Glückſeligkeit zu gewähren, ſo weiß man, daß der Verf. der Offenb. Joh. ihm ſeinen Platz nächſt dem Throne des Lamms anweiſt, was ſo viel ſagen will, als bei dem Zeichen der Frühlingsgleiche, wo die Sonne mit erneuter Kraft wieder hervortritt. Dieſe Pforte — denn die beiden Aequinoctien hießen Thore der Sonne — iſt ſymboliſch gemeint, durch welche der Menſch, d. h. die Seele, als Lichtweſen und Emanation der Gottheit, nachdem er die körperliche Hülle, Ahrimans Werk, von ſich abgeſtreift haben wird, wieder in ſeine Lichtheimath einziehen ſoll; welche aber bis dahin von dem Cherub mit dem Flammenſchwert bewacht wird, bis der Verſöhner (das geopferte Lamm) Ahrimans Macht gebrochen haben wird. Und wirklich ſieht man noch in der Sphäre jenen geflügelten Wächter nahe bei dem Thore des Lammes, wie die Schlange am entgegengeſetzten Ende an der Herbſtpforte ſich lagert.

Jener Himmelswächter iſt Perſeus bei den Griechen, ein Schwert in der Rechten ſchwingend, und ſein arabiſcher Name Chelub: Hund und Wächter*) bedeutend, iſt das hebräiſche Cherub, wofür ſich keine genügende Etymologie findet, und bei der häufigen Alternation des l und r**) zuverſichtlich ein Dialect von Chelub ſeyn könnte. Die perſiſche Sphäre gedenkt

---

*) Tab. Alphons.

**) Z. B. לָחַן lachan und רָחַם racham, tadeln. מַזָּלוֹת mazaloth und מַזָּרוֹת mazaroth, Planeten, [illegible] u. [illegible], [illegible] u. alam u. ſ. w.

Sterne unter den Zeichen, welche mit den Plejaden zugleich aufgehen und an der äußerſten Seite des Widders, wo der Stier beginnt, ihren Platz einnehmen.

Man erwäge, daß der Zugang zum Baume des Lebens dem Menſchen erſt dann verwehrt wurde, als er die Frucht vom Baume der Erkenntniß ſchon gekoſtet hatte, und dies geſchah, damit er nicht ſeine Unſterblichkeit behalte, die ihm nicht entzogen worden wäre, wenn er dem Verſucher Widerſtand geleiſtet haben würde. Die Früchte vom Baume des Lebens ſollten ſo lange ungepflückt bleiben, bis das Lamm der Welt Sünde über ſich nehmen und den Menſchen von der Gewalt der Finſterniß befreien würde. Hier kann man ſich der Vermuthung nicht erwehren, daß der Erfinder jener Allegorie eine doppelte Tendenz vor Augen gehabt habe, neben der phyſiſchen auch eine moraliſche, indem er den Menſchen in dieſer ſublunariſchen Welt, wo das Böſe ſich mit dem Guten in die Weltregierung theilen darf, mit jenem Menſchen nach dem Tode, deſſen geläuterte Seele wieder mit dem Lichte, aus dem ſie emanirte, ſich vereinigen, und folglich durch die Pforte des Lammes oder Demuths einziehen darf, bildlich vergleichen wollte. Der Aufenthalt des Menſchen auf der Erde iſt durch die Winterhälfte des Jahres ſymboliſirt, ſo wie den Himmel, das Lichtreich, die Sommerhälfte verbildlicht. Dieſer Contraſt der beiden Jahreshälften ſoll den Menſchen an ſeinen frühern ſeligen Aufenthalt im Lichtreich erinnern, woher ſein geiſtiges Theil ſtammt, ehe noch die Seele in den Leib, Ahrimans Product, eingehen mußte, und ſomit zu einer Vergleichung mit ſeinem jetzigen Zuſtande in der Region der Finſterniß auffodern, wo das Böſe ſein Glück gefährden darf.

Indem man zugeben muß, daß alle metaphyſiſchen Theorien erſt den phyſiſchen aufgepfropft worden ſind, nicht aber umgekehrt, ſo iſt auch anzunehmen, daß jene in dem Mithrasmyſterium ſymboliſch dargeſtellten Wanderungen der Seele aus dem Himmel zur Erde und durch Läuterungszuſtände wieder zu erfolgende Rückkehr in das Lichtreich mit jenen aſtronomiſchen Bildern von den Aus- und Eingangspforten des Thierkreiſes (Aequinoctien) in Verbindung gebracht worden waren, da überhaupt nach indiſcher Meinung die Sterne Seelen ſeyn ſollen, die, vom All ſich trennend, vermöge ihrer Freiheit eigenen Willen angenommen und dadurch den Gegenwillen in die Schöpfung brachten, daher nach der perſiſchen Sage die mit den Sternen zugleich geſchaffenen Ferwers ([illegible]) und — weil Sterne als abhängig von der Centralſonne, ſo wie wieder das Beziehungsweiſe auf ſie Abhängige (Planeten, wieder von dieſen Trabanten) dem Alterthum Monde heißen — die Verwandtſchaft der Worte, μηνη Mond, μενος Wille, mens — mensis.

So muß die Aſtrognoſie alle Symbole erklären helfen, die auf der Erde keinen Gegenſtand zu ihrer Deutung finden. Das durch alle Religionen ſich hindurchziehende Grundthema von dem Falle des erſten Menſchenpaars iſt demnach nur eine bildliche Vorſtellung von der trauernden Natur in der Winterhälfte des Jahrs, daher in allen dieſen kosmogoniſchen Mythen die tröſtende Hinweiſung auf Sommers Wiederkehr und den Sieg des Lammes über den Drachen. Die vermeinten verſchiedenen Religionen ſind — wie ſchon der Verf. des Hermes bemerkte — ja alle aus dem großen Buche des Himmels geſchöpft. Sie vereinigen ſich auch alle in den Himmels- und Naturbegebenheiten, wie ausgebreitete viele Fäden, die in einen gemeinſchaftlichen Knoten zuſammenlaufen.

Zweite Abtheilung.

Mit der Geſchichte von Adams Fall im Paradieſe hatte die chriſtliche Dogmatik das Erlöſungswerk durch den Meſſias in Verbindung gebracht. Iſt aber die erſtere, wie auf den vorhergehenden Seiten gezeigt worden, ein phyſikaliſcher Mythus, hervorgegangen aus der Betrachtung der Natur und aus dem Anſchauen der Himmelskörper, der Beobachtung ihres Laufes u. ſ. w., ſo muß mit dem erſten Satz auch der zweite fallen, ſo muß man auch die Mythen Chriſti für eine Allegorie erklären, da die Sühne eines ſymboliſchen Vergehens nothwendig ſelbſt ſymboliſcher Natur ſeyn muß. In der That iſt unter jenem Beſieger des Böſen und der Finſterniß nur ein phyſiſches Weſen zu verſtehen, auf welches allein alle dem Meſſias beigelegten myſtiſchen Charactere ſich beziehen laſſen, wenn man einer vernünftigen Auslegung folgen will. Daß dieſer Wiederherſteller des Guten die Sonne ſey, welche mit Frühlings Wiederkunft die Dunkelheit des Winters verſcheucht, und der ganzen Natur die [illegible] Zeugkraft wiederbringt, die Weſen wieder in ihre frühere Pracht kleidet, das alles iſt ſchon oben angedeutet worden.

Die Geſchichte der Incarnation wie jene der Auferſtehung Chriſti gibt zwei große Mythen, welche nur auf dem hier eingeſchlagenen Wege zu einer befriedigenden Deutung führen. Zwar wird die Sonne in der Wirklichkeit weder geboren, noch kann ſie den Tod erleiden, denn ihr Glanz bleibt unveränderſich derſelbe. Allein die Betrachtung, daß die Tage wachſen und wieder abnehmen, hat den Mythen von Jahrgöttern die Entſtehung gegeben, deren Charakter zu verdeutlichen man nothwendig fand, die Abſtufung der Jahrzeiten durch die paſſendſten Symbole zu bezeichnen. Der Jahrgott iſt ein Kind, wie Harpokrates, welchen der Kultus an ſeinem jährlichen Feſte zu Butus durch alle Leute mit Milch füttern ließ*), liegt an den Brüſten der Mutter, wie Horus von der Iſis gezeugt, und wird von der Milch abgeſetzt, wie Pheridun im perſiſchen Mythus, wovon das Feſt der [illegible] oder [illegible] Weiße, und im griechiſchen Kalender noch der Monat Γαμηλιών (v. גמל gamal, ſäugen) als mensis ablactationis ſeinen Namen herleitet. Der Knabe wird Jüngling mit blondem Haar, goldlockiger Apollo, aber der bildliche Kultus kennt ihn auch als Graukopf (πολιός). So giebt die egyptiſche Hieroglyphe dem wankenden Greiſe den Stab in die Hand, der mit ihm ſtirbt, und an einem eigenen Tage wiedergeboren wird. Die Winterſonnenwende im Zeichen des Steinbocks, wenn die Tage wieder zu wachſen beginnen, wurde als Kindheitsperiode des Sonnengottes bezeichnet. In dieſe Jahrszeit fallen die von den Heiden gefeierten Geburtsfeſte des neugeborenen Gottes, deſſen Bild man in Egypten aus der heiligen Lade nahm, in Perſien aus der myſtiſchen Mithrashöhle, um ihn der Anbetung des Volkes hinzugeben.

Die Geburt des Gottes ließ man um Mitternacht vor dem erſten länger werdenden Tage erfolgen. Die Prieſter oder Magier ſtellten dem Neugeborenen das Horoſkop, indem ſie ihre Blicke nach dem geſtirnten Himmel richteten und ihre Aufmerkſamkeit auf jenes Zodiakalzeichen wandten, welches am öſtlichen Himmel in der Stunde der Geburt des Jahrgotts eben aufgegangen iſt. Jenes Zeichen war vor ohngefähr zwei Jahrtauſenden und einige Jahrhunderte vorher die Jungfrau, welche durch ſein Aufſteigen am Horizont den Gott des Tages gleichſam zu gebären ſchien. Die perſiſchen Magier wie die egyptiſchen Prieſter feierten in Hymnen die wieder erfolgte Geburt des Lichtgottes, den eine Jungfrau ohne Beiſtand eines Mannes geboren hatte.

---

*) Epiphan. expos. fid. cath. C. 1.

Bereits wurde die Bemerkung aufgeſtellt, daß man das Bild des Jahresgottes abwechſelnd nach den Jahrszeiten in den vier verſchiedenen Lebensaltern als Säugling, Jüngling, Mann und Greis gezeigt habe. Eine Stelle aus dem Macrobius, die ſich auf Bacchus, ein ebenbürtiges Sonnenſymbol, bezieht, welchen Gott man in den Myſterien als geſtorben, zur Hölle gefahren und wieder auferſtanden, lehrte, mag für die Wahrheit des vorhin aufgeſtellten Satzes zeugen. Sie lautet: Hae autem aetatum diversitates ad solem referuntur, ut parvulus videatur hiemali solstitio, qualem Aegyptii proferunt ex adyto die certa, quod tunc brevissimo die veluti parvus et infans videatur*).

In demſelben Sinne ſcheint jener chriſtliche Hymnus abgefaßt zu ſein, welcher Folgendes ſagt: „Parvulus hodie natus est nobis etc. Lux orta est nobis .... Populus, qui ambulabat in tenebris vidit lucem magnam“ etc.

So lieſt man auch bei Prudentius (Hymn. in Natal. Dom.):

Quid est quod arctum circulum
Sol jam recurrens deserit?
Christusne terris nascitur
Qui lucis auget tramitem?

Die Egypter feierten am Winter-Solſtitium die Geburt des Sohnes der Iſis**). Dem Macrobius zufolge***) war es Horus, die junge Sonne; das Haupt des Gottes ziert nur ein einziges Haar, womit man auf die geſchwächte Kraft des Tageslichts um jene Jahrszeit anſpielen wollte.

---

*) Saturnal. l. I. c. 18.

**) Plut. d. Isid.

***) Saturnal. l. I. c. 21.

Jenes Kind iſt gemeint, als deſſen Mutter ſich Iſis nennt (obgleich ſie die himmliſche Jungfrau, das bekannte Sternbild), zufolge jener Aufſchrift im Tempel zu Sais: die Frucht, welche ich geboren habe, iſt die Sonne*). Mit Recht hält Plutarch Iſis für identiſch mit der jungfräulichen Minerva, denn beide ſind auch Ceres, was auch Eratoſthenes der Alexandriner behauptete. Iſis eröffnet das Jahr, weil das Sternbild: die Jungfrau, in dem Momente am öſtlichen Himmel ſichtbar wird, wenn die Sonne ihren neuen Umlauf beginnt, folglich iſt ſie als die Mutter des neugebornen Jahrgotts zu betrachten; obſchon, wenn wir Iſis als Mondgöttin denken, ſie ebenfalls Jungfrau, wie Diana, und Mutter der Sonne zugleich heißen konnte. Dies kam daher, weil das Mondenjahr älter als das Sonnenjahr iſt, man konnte auch erſt durch das Zählen der Monate zur Berechnung eines Sonnenjahrs gelangen; darum heißt bei Herodot des Sonnengotts Adonis Vater: Manes, wie Manoah Vater des Simſon, der im Namen ſich als Symbol der Sonne (שֶׁמֶשׁ semes) kund giebt; denn מָנָה mana bedeutet in allen ſemitiſchen Dialecten: zählen, מְנִי meni heißt bei Jeſaia die Mondgöttin, wie Min-erva in der zweiten Hälfte ihres Namens עָרְפָּה erpha, die dunkle (עֲרִיף Wolkendecke, ἔρεβος, ὄρφνη) alſo, die Mondgöttin bei abweſendem Lichte, daher die lichtſcheue Eule ihr Lieblingsvogel wurde. Daß Iſis die Jahrgöttin ſey, iſt auch von Horapollo (T. I. c. 3) beſtätigt worden, und natürlich war es, die Zeit (ὥρα, hora) zur Mutter des Tages (Ὧρος) zu machen, daher auch der Iſis Sohn den Namen Horus führte.

Ein anderer Beweis, daß der Lichtgott für den Sohn der Jungfrau Iſis gehalten werden konnte, liegt in den alten Traditionen vor, welche den Horus von Icarus oder Bootes, dem ſteten Begleiter der Jungfrau, welcher mit ihr zugleich auf- und untergeht, erziehen laſſen.

---

*) Procl. in Tim.

Die Egypter nicht nur, ſondern auch die Römer begingen das Geburtsfeſt der Sonne in der Winter-Sonnenwende. Letztere feierten es am 8ten Tag vor den Kalenden des Januars durch die circenſiſchen Spiele, indem der Circus ſymboliſch das Jahr (annus — annulus) vorſtellte, und wie auch die olympiſchen Spiele am Ende eines Zeitabſchnittes Statt fanden. Jener Tag kommt mit unſerm 25ſten Dezember ſo ziemlich überein. Ihn bezeichnet Plinius (Hist. Nat. XVIII. c. 25.) als Winteranfang. Daher von dies brumalis (kürzeſter Tag) das Feſt Brumalia genannt wurde. Dieſe Solſtitialfeier macht aus leicht begreiflichen Gründen der Manichäer Fauſtus (Faust. ap. August. L. 20) den Chriſten zum Vorwurfe, und Beauſobre (Hist. du Manich. T. II. p. 691) ſagt geradezu, daß Fauſtus die Chriſtfeier, welche damals ſchon im ganzen Occident am 25ſten Dez. Statt fand, damit gemeint habe.

Unter Pabſt Leo I. gab es noch Männer, die jene Aeußerung auszuſprechen Muth bezeugten, daß weniger die Geburt Chriſti als die Wiedergeburt der Sonne dieſem Feſte ſeine Bedeutung gegeben habe; eine Meinung, welche der genannte Pabſt mit folgenden leeren Worten zu entkräften wähnte: Ne tentator vos aliquibus iterum seducat insidiis, et haec ipsa praesentis diei gaudia suae fallaciae arte corrumpat, illudens simplicibus animis de quorundam persuasione pestifera, non tam de nativitate Christi, quam de novi, ut dicunt, Solis ortu, venerabilis videatur*).

Wenn man zu Cäſars Zeit das Winterſolſtitium auf den 25ſten Dezember anſtatt auf den 21ſten anſetzte, ſo lag dieſer Zeitbeſtimmung, wie Beauſobre meint, nicht Unkenntniß zu Grunde, ſondern, weil bei Einſetzung öffentlicher Feſtlichkeiten man eben nicht befliſſen iſt, mit allzugroßer Aengſtlichkeit ſich nach dem aſtronomiſchen Calcul zu richten (Beausobre T. II. p. 697).

---

*) Serm. 21, de Nativ. Dom.

Uns genüge die Uebereinſtimmung der Gelehrten über die gleiche Zeitbeſtimmung der verſchiedenen Völker für die Geburtstagsfeier der Sonne, welche überall an dem erſten länger werdenden Tage im Winter-Solſtitium Statt fand. Mithra und Chriſtus ſind an Einem Tage geboren. Jener war Sonnenſymbol, dieſen nennt Johannes das Licht, welches die Welt erleuchtet (I. 9. XII. 46). Mithra kömmt in einer Höhle zur Welt, Chriſtus in einem Stalle, worunter aber das Sternbild stabulum Augiae zu verſtehen, welches Herkules mit dem Strom der Ekliptik reinigt. Auch ſind die Rinder, die ſich hier als im Wendezirkel verſammeln, wohl nur die Tage des Jahrs, die im Mythus bald Rinder- bald Schaafheerden werden, je nachdem ihr Führer der Stier oder das Lamm als erſter Monat iſt. Daß Augias (*αυγη* Glanz), im Namen der Glänzende, ein Sohn des Sonnengotts Hel (*Ἡλιος*) und der **Nacht** (Nyctäa, *νυξ*), ſo wie Dio-nyſos (Gott des Dunkels, dies bedeutet Nissa im Sanſkrit) ein Sohn des Sonnengotts Zeus und der **Kälte** (Semele, im Indiſchen bedeutet Schimala kalt, im Arabiſchen Schimali nördlich), Apollo ein Sohn des Zeus und der **Dunkeln** (Latona von latere abſtammend) iſt, will nichts anders ſagen, als daß der Tag oder die beſtimmte Zeit aus der Nacht, dem finſtern Chaos hervorging. Daher ſäugt, wie die Mondgöttin Jſis den jungen Horus, die Ziege Am-althäa, im Namen: Mutter der Dunkelheit (אם עלְמוּת) den neugebornen Zeus, der davon *Αιγιοχος* hieß. Und der Bock iſt ja das Zodiakalzeichen für den Monat, in welchem die Winter-Sonnenwende eintritt, wo die neue Zeit geſchaffen wird; auch entſpricht das stabulum Augiae dieſem Himmelszeichen. Hier iſt es am Orte, eine Stelle aus Volney anzuführen, welcher eines arabiſchen Manuſcriptes (Nr. 1166 der k. franz. Bibliothek) gedenkt, worin die 12 Zeichen gemalt ſind. „Das der Jungfrau zeigt ein Mädchen, mit einem Kinde neben ſich; außerdem iſt die ganze Scene der Geburt Jeſu im benachbarten Himmel dargeſtellt. Der Stall iſt das Sternbild des Fuhrmanns und der Ziege, vormals der Bock, ein Sternbild, das *praesepe Jovis* Heniochi (ἡνίοχος i. e. der Fuhrmann) genannt wird. Nicht weit davon iſt der Eſel des Typhon (der große Bär) und der Ochſe, die alten Gefährten der Krippe*).

Die drei Weiſen, welche kommen, um den neugebornen Meſſias anzubeten, wer ſind ſie anders als Prieſter des Zoroaſtriſchen Sonnencultus? Darum bringen ſie auch Gold, Weihrauch und Myrrhen**). Der gelehrte Kircher (Oedip. T. II. pars 2. p. 367) zählt die verſchiedenen Metalle und Pflanzen auf, welche die Araber, Chaldäer und andere Orientalen einem jeden Planeten zutheilten. Die drei hier angeführten Gaben wurden der Sonne (die ſelbſt im Ptolemäiſchen Syſtem noch zu den Planeten gezählt ward) geheiligt. Jene aſtrologiſche Eintheilung der Metalle iſt noch den Alchemiſten der neuern Zeit bekannt geweſen. Wer ſonſt als die Aſtrologie konnte die Magier auf die Geburt des Taggotts aufmerkſam gemacht haben? Wenn ſie der Evangeliſt ſagen läßt: „Wir haben ſeinen Stern geſehen im Morgenlande", ſo iſt unter dem Worte ἐν ἀνατολῇ, wie es der zweite Vers enthält, als Singularis nicht das Morgenland, ſondern die Morgenſeite, der Oſten zu verſtehen. Auch verräth ſchon der Ausdruck: „Wir haben ſeinen Stern geſehen!" zur Genüge die Sprache des Aſtrologen. Der aſtrologiſche Urſprung dieſer Fabel iſt noch in der Tradition zu erkennen, denn das Volk ſieht im Gürtel des Orion die drei Magier der Legende. Der Stern, welchen die Magier gemeint haben können, iſt die himmliſche Jungfrau; ein Kind, das ſie ſäugt, in den Armen haltend, wie ſie auf der perſiſchen Sphäre abgebildet iſt. Dupuis (Origine des cultes T. V. c. 2) äußert ſich zu dieſer Stelle des Evangeliums: C'est à l'orient, c'est-à-dire, au point même de l'horoscope, qu'ils reconnaissent la naissance du fils de la vierge. En effet, si l'on monte un globe de manière à mettre le capricorne, dans lequel entrait le soleil au solstice d'hiver, sous le méridien inférieur on verra que le premier signe du zodiaque qui se trouve alors monter sur l'horizon à l'orient, et fixer l'heure du moment natal du jour ou du Dieu-soleil, dont on fête la naissance à cette époque, c'est le signe de la vierge. Die Aehre, die man ihr in die Hand giebt, bezeichnet ſie als Ceres, welche Heſychius ἱερὰ παρθένος, i. e. die **heilige Jungfrau**, nennt. Dieſe Jungfrau, die einzige, welche, obſchon Mutter, dennoch Jungfrau bleibt, trägt auf den perſiſchen Sphären ein Kind auf ihrem Arm. Scaliger, in den Noten zum Manilius, giebt uns die Beſchreibung jener Sphäre mit folgenden Worten: Primus Decanus*): Virgo pulchra, capillitio prolixo, duas spicas manu gestans, sedens in siliquastro, educans puerum, lactans et cibans eum.

---

*) Die Krippe und der Eſel gehören zwar zur Conſtellation: der Krebs, in welchem das Sommer-Solſtitium ſtatthat.

**) Auf einem Mithras-Monumente in den Katakomben Roms erblickt man auch die drei Magier, dem neugebornen Mithra ihre Geſchenke bringend, in ihrer Kleidung durchaus dem Mithras anderer Denkmäler ganz ähnlich. Sie haben die phrygiſche Mütze, das ganze perſiſche Coſtüm, den weiten Rock mit einem Gürtel zuſammengehalten (Roma subterranea, T. I. p. 265. 328. 587. 617. T. II. p. 117.).

Dieſes Kind nennt Abulmazar, ein arabiſcher Aſtronom, unſern Chriſtus. Dieſes ſind ſo ziemlich ſeine eigenen Worte: Virgo signum … oritur in primo ejus decano, ut Persae, Chaldaei, Aegyptiique a primaeva aetate docent, puella, cui persicum nomen Seclenidos de Darzama, arabice interpretata Adrenedefa, id est virgo, munda puella, dico, virgo immaculata, corpore decora, vultu venusta, habitu modesta, crine prolixo, manu geminas aristas tenens, supra solium auleatum residens, puerum nutriens ac jure pascens, in loco cui nomen

---

*) Darunter verſtand man die zehn Tage, die ein Planet regierte, jeder Monat bekam deren drei.

Haebrea, puerum dico à quibusdam nationibus nominatum Jesum, significantibus Isa, quem nos graece Christum dicimus *).

Riccioli nennt in ſeinem „Almageſt" dieſes Sternbild: Virgo Deipara.

Dieſe Jungfrau iſt es alſo, welche einen Sohn gebären ſollte, deſſen Herrſchaft ſich über die ganze Erde erſtrecken würde. Zoroaſter hatte die Magier über die Ankunft des Meſſias belehrt, und ihnen, zum Zeichen ihrer Verehrung, Geſchenke darzubringen befohlen. Er verſicherte, in den letzten Tagen werde eine reine Jungfrau empfangen, und ſogleich nach der Geburt des Kindes werde ein Stern erſcheinen, ſelbſt am hellen Tage mit unverändertem Glanze ſtrahlend. Dieſe Mittheilung verdanken wir ſowohl dem Abulfaraſch (Hist. des Dynast. p. 47), als auch dem Hyde (de Vet. Rel. Pers. c. 31). Letzterer ſetzt hinzu: „Cumque nasceretur stellam apparituram, in cujus medio conspiceretur figura puellae virginis."

Auf dieſe Weiſſagung Zoroaſters beruft ſich auch das evangelium infantiae (Cap. VII). Jene Tradition hatte ſich bis ins chriſtliche Mittelalter erhalten. Albertus Magnus merkt daher in ſeinem Buche: „de Universo" Folgendes an: Scimus quod ascendente virgine natus fuit Dominus noster Jesus Christus .... Omnia divinae incarnationis mysteria et arcana ab ejus conceptione usque ad ascensionem in coelum, per coelum significata fuisse, et per stellas praefigurata.

Das bekannte Buch: Ovidius de vetula ad virginem Mariam, ſoll, den Citaten eines Selden (p. 105) und Beauſobre (T. I. p. 325) zufolge, folgende in unſere Beweisführung paſſende Stelle enthalten:

O virgo felix! o virgo significata
Per stellas ubi spica nitet! ....
(L. 3.)

---

*) L. 6. Introd. in astronomicon, caput 4 de natura signorum.

Man überſehe ferner nicht, daß die Zahl der Apoſtel, welche das Gefolge Jeſu während ſeiner Miſſion auf Erden bilden, der Zahl der Monate gleich kommt. Das ſind die Izeds der Perſer und zwölf Hauptgötter der Römer als Verſteher der Monate, wo jeder in einem derſelben mächtig iſt; und keine Zufälligkeit iſt es, daß Griechen, Egypter und Perſer ebenfalls als Anbeter des Tagsgeſtirns ihre zwölf Hauptgötter oder Schutzengel (Izeds, d. i. Gewaltige, in Perſien) hatten.

Wichtig iſt für uns die Meinung der Valentinianer über Chriſtus zu vernehmen, von welchem ſie vorgeben, daß er ſeine Miſſion erſt mit dem dreißigſten Jahre begonnen, alſo gerade ſo viel Tage, als ein Monat beträgt, und im zwölften Monat ſeines Wirkens geſtorben wäre (Iren. adv. haer. I. II. 3). Demnach hatte Chriſtus, wie die Sonne, ein Jahr ſich wirkſam gezeigt, daher auch Herkules, ein Symbol des Tagsgeſtirns, gerade zwölf Arbeiten vollbringen mußte.

Bei Clemens von Alexandrien (Eclog. Theod. c. 25.) lieſt man, daß der Valentinianer Theodotus die 12 Apoſtel mit den 12 Zeichen des Thierkreiſes darin verglichen habe, daß jene in geiſtlicher Beziehung dieſelben wohlthätigen Einflüſſe erkennen ließen, wie dieſe in der phyſiſchen Schöpfung.

Wie Janus, der erſte römiſche Monatsgott, den Schlüſſel, womit er das Jahr aufſperrt, in Händen trägt, daher er die Prädicate claviger und patulcius (i. e. der Oeffnende von patere) führt, ſo hat man auch Petrus den Himmelsſchlüſſel gegeben.

Siebenzig Jünger ſollte Chriſtus haben, eine Zahl, welche gleichfalls eine aſtrologiſch-allegoriſche iſt, daher auch Beauſobre (T. II. p. 319): „Zoroaſter lehrte, daß Gott, nachdem drei Jahrtauſende der Weltdauer verfloſſen waren, ſeinen Willen unter menſchlicher Geſtalt, obgleich in Licht gekleidet, zu den Sterblichen geſandt hätte. Die Begleitung beſtand aus ſiebenzig der mächtigſten Geiſter." So hat auch Moſes 70 Aelteſte um ſich. Im egyptiſchen Mythus hat Typhon, der Jahrgott in ſeinen feindlichen Wirkungen, wie Oſiris in der [illegible]*). Denn Plutarch zufolge 70 Gehülfen, denn 70 [illegible] von den 5 Tage oder Jahrestheil die Embolismen [illegible] Tage, welche die 5tägige Einschaltungsperiode bildeten. Hierauf bezieht es sich, wenn Jakob 70 Tage beklagt wird. Die eigentliche hermetische Zahl, die auch den 360 Tagen die fünf Schalttage [illegible], ist aber 72, welche Summe im Würfelspiel Hermes dem [illegible] abgewann, um daraus die 5 Schalttage zu machen. Joseph, im Namen: der Hinzufüger (יוסף [illegible]), [illegible], wovon das [illegible] gebildete Namen propr. יוסף Joseph, ebenso hatte der Sohn Jakobs geheißen, welcher zu den [illegible] Zählungen [illegible] in seinen Kindern Manasse und Ephraim die [illegible] zwei hinzufügte, mußte des Messias Vater sein, seines Handwerks ein Zimmermann, weil der Messias [illegible] ([illegible]) oder Hand ([illegible]) der Gottheit hieß, darum er zu Bethlehem, das früher Beth El (Gottes Haus) benannt war, geboren werden mußte. Zählt man von Seth (dem [illegible] Namen für [illegible]) die Personen in Lucas Geschlechtsregister bis auf Joseph, so hat der Messias 72 Vorfahren, also die Zahl des [illegible] Thaut ([illegible]), [illegible], mit der die Schalttage gebildet werden. Isaak, welchen die Zeichendeuter wegen [illegible] Opfers so oft mit dem [illegible] in Verbindung brachten, hatte zur Mutter Sarah, d. i. die Herrin (שרה sar, Herr, Fürst), und gleiche Bedeutung hat der Name Maria (מרא mar, chald. der Herr). Ihre Mutter Anna läßt Einige an die römische Göttin Anna Perenna denken, deren Fest das Jahr der Römer eröffnete. Insofern aber, dem Ovid zufolge (Fast. L. III. v. [illegible]), jene Gottheit auch die Themis ist, zu deren Füßen das Gestirn die Waage liegt, die man ihr in die Hand giebt, so haben wir in der Mutter wieder die Tochter, das Sternbild die Jungfrau.

---

*) [illegible] sieht man [illegible] eingeweihte Kinder mit den [illegible] genannt [illegible], die Zahl 12, [illegible] der Jahrzeit von den [illegible].

Iſt unſere Meinung, in dieſem Zodiakalzeichen die Mutter des Heilands wieder zu erkennen, begründet, ſo muß ſie auch dieſem Charakter weiterhin entſprechen. Daher muß im 8ten Monat der Sonne, d. h. wenn dieſe im achten Sternbilde angelangt und alſo groß geworden iſt, ſie mit ihren Strahlen die Mutter verdunkeln. Dieſe Erſcheinung, die ſich alljährlich um die Mitte Auguſt wiederholt, gab dem Feſte Mariä Himmelfahrt die Entſtehung, wo man annimmt, daß die Mutter Chriſti ihr Erdenleben beendigt und im Himmel ſich mit ihrem Sohne vereinigt habe. In dieſem Monat tritt die Sonne in das Sternbild: die Jungfrau. Der römiſche Kalender des Columella (L. I. c. 2.) ſetzt in dieſe Zeit das Verſchwinden der Jungfrau, die Auffahrt der Aſträa in den Himmel und — die chriſtliche Kirche die Himmelfahrt Mariä. Drei Wochen nachher verkündigt der Kalender die Geburt derſelben Jungfrau, worunter die Entfernung der Sonne aus dieſem Sternbilde, und folglich deſſen Selbſtſtändigkeit zu verſtehen iſt. Gerade auf dieſen Tag fällt das chriſtliche Feſt Mariä Geburt. Aber eben dieſes Zeichen des Zodiaks, welches im September geboren wird, regiert die Mitternachtsſtunde, in welcher der 25ſte Dezember beginnt; die Jungfrau ſcheint zu gebären, aber erſt am 15ten Auguſt vereinigt ſie ſich wieder mit der Sonne, ihrem Sohne, von deſſen Strahlen verdunkelt. Alſo findet auch nicht die geringſte Verſchiedenheit zwiſchen jenem Sternbilde und der Mutter des Heilandes Statt.

Chriſtus, im Stalle zu Bethlehem geboren, wie Mithra in der Höhle, iſt ein Myſterium, welches auch im egyptiſchen Kultus vorgefunden wird. „Bis auf dieſen Tag" — ſagt die Chronik von Alexandrien — „hat Egypten nicht unterlaſſen, alljährlich die Niederkunft einer Jungfrau und ihren Neugebornen, in einer Krippe liegend, den Andächtigen zur Schau auszuſtellen. Der König Ptolemäus erhielt, als er um die Urſache dieſes religiöſen Gebrauchs die Prieſter befragte, zur Antwort: ein Prophet habe ihren Vorältern dieſes Myſterium angeordnet.*) Es iſt aber bekannt, daß die Vorſteher bei den Initiationen in die Myſterien Propheten hießen.

Der heilige Hieronymus belehrt uns, daß der Sonnengott der Phönizier, Adonis, wie Mithra in einer Höhle geboren worden. Er klagt über dieſen Ritus als einer Profanation des Chriſtenthums, obgleich hier zu bedenken war, daß derſelbe Kultus nur einen andern Namen dem Gegenſtande ſeiner Verehrung gegeben hatte. Adonis ſtarb wie Chriſtus, fuhr wie dieſer ins Schattenreich hinab, und wie dieſer kam er wieder zur Oberwelt herauf.

Der Urſprung unſeres Weihnachtsfeſtes, wie jener heidniſchen Geburtsfeier des Sonnengotts, iſt, wie ſchon oben angedeutet worden, aus der Beobachtung des Sonnenlaufs herzuleiten, denn wie die Völker das Abſterben der Sonne in den immer kürzer werdenden Tagen zur Betrübniß ſtimmen mußte, ſo konnte ihre Wiedergeburt zu einem Freudenfeſte Anlaß geben, daher gerade dieſes Feſt unter allen Nationen des Alterthums, ſelbſt unter den Galliern**), einer vom Orient ſo weit entfernten Völkerſchaft, angetroffen ward.

---

*) [illegible]

**) Pellout. Hist. d. Celtes T. V. p. 15.

Dritte Abtheilung.

Nachdem der Mythus vom Fall des erſten Menſchen und der Entſtehung des Uebels ſeine durch Beweisgründe unterſtützte Deutung erhalten hat, iſt es unſchwer, auch den Schlüſſel zu dem andern Theile dieſes Myſteriums aufzufinden, worin von der Wiederherſtellung des menſchlichen Heils durch Jeſum Chriſtum die Rede iſt, und warum dieſer ein Sohn Gottes und Ueberwinder des Todes genannt werden konnte.

Die Myſtagogen des Alterthums hatten den Sonnengott, als deſſen alljährlich wiederkehrende Geburt ſie die Mitternacht des 25ſten Dezembers angaben, von jenem Zeitpunkte an, noch drei Monate in den winterlichen Zeichen der dunklen Hemiſphäre verweilen laſſen, bis zur Frühlingsnachtgleiche die Sonne, ins Zeichen des Lammes tretend, der ganzen Natur als Befreier von den Uebeln des Winters ſich ankündigen ſollte. Jene Zwiſchenzeit füllte eine erdichtete Hiſtorie von den Thaten des Jahrgotts, ihn ſchildernd in ſeiner Verkörperung auf Erden, allen phyſiſchen Bedürfniſſen und Schmerzen, wie jeder andere Sterbliche unterworfen, bis die wachſende Kraft des Tagsgeſtirns im wiederkehrenden Lenze den Allegoriſten geſtattete, dem Volke die frohe Nachricht zu verkünden: der verkörperte (d. h. verdunkelte) Gott habe ſeine irdiſche Hülle abgeſtreift, und in erneutem Glanze die Zeitherrſchaft wieder angetreten. Die Hierophanten in Egypten erſannen eine Leidensgeſchichte des Oſiris, wie man aus Bruchſtücken bei Diodor und Plutarch weiß, die Phrygier erzählten den Schmerzenstod ihres Attys, die Phönizier berichteten ein Gleider vom Adonis, die Griechen wußten von dem kläglichen Ende des Dionyſos auf der Inſel Naxos und den zwölf Arbeiten des Herakles, ſeinem Flammentode auf Oeta u. ſ. w.

Die Lebensgeſchichte Jeſu ähnelt allerdings weniger jenen Hiſtorien von Königen und Helden, als den indiſchen Legenden von frommen Büßern, welche umherziehen, die Verachtung alles Irdiſchen zu predigen; und wie Samanakodom in Siam, ſo findet auch der Prophet von Nazareth Jünger ſeiner Lehre. Doch enthalten die Evangelien auch manches Hiſtörchen aus den Göttergeſchichten der Hellenen, wie z. B. die Verwandlung des Waſſers in Wein, der Triumphzug nach Jeruſalem auf zwei Eſelinnen an Bacchus, ſo wie der Tod am Holze an den Sonnengott der Phrygier erinnern.

Demungeachtet läßt ſich nicht behaupten, daß die Verfaſſer jener Legende von Chriſto ſeine Erlebniſſe, nach den egyptiſch-griechiſchen Muſtern, dem Lauf der Sonne durch den Zodiak angepaßt hätten, ſo daß der verborgene Sinn durch den Schleier der Allegorie hindurch ſchimmerte. Dieſe Abweichung von ältern Vorbildern ſcheint dadurch entſtanden zu ſeyn, daß der aſtronomiſche Schlüſſel zu dem ſehr alten Myſterium vom geopferten Lamm den Verfaſſern der Chriſtuslegende fehlte. Dieſe mögen wohl zur Abfaſſung ihrer Hiſtorien keine andern Data gehabt haben, als ihren eigenen feſten Glauben an zwei Myſterien, nämlich an die Menſchwerdung Gottes im Schooße einer Jungfrau und deſſen Verherrlichung am Paſſahfeſte, unter dem Symbol des Lammes. Auf dieſem Boden wurden viele andere Geſchichten künſtlich aufgebaut, und der Gott mußte ſogar zum Tode geführt werden, damit nur die Gelegenheit nicht fehle, ihn wieder aufleben zu laſſen.

Daher iſt es für unſere Beweisführung nicht von Wichtigkeit, auch in die Einzelnheiten der Lebensgeſchichte Jeſu*) einzugehen; hier genügt es, die beiden Myſterien von der Leibwerdung und Auferſtehung des Gottes im Auge zu behalten, weil ſie die Grundpfeiler des ganzen Baues ſind.

---

*) Fauſtus (bei Auguſtin L. 32 und 33) will wiſſen, daß die Evangelien von unbekannten Verfaſſern herrühren, erſt lange Zeit nach dem

Oben iſt gezeigt worden, daß die Geburt Chriſti mit der Erneuerung des Jahrs auf Tag und Stunde zuſammentreffe; unſere gegenwärtige Aufgabe iſt, zu beweiſen, daß hingegen die Auferſtehungsmythe in jene Jahrszeit verlegt wurde, wo die Sonne ins Zeichen des Lammes tritt, und die belebte Schöpfung von den Wunden heilt, die ihr von der Schlange des Winters zugefügt worden waren. Ja, fortgeſetzte Vergleichungen müſſen zu dem Reſultate führen, daß nichts in der Legende von Chriſtus vermißt werde, was nicht ſchon Jahrhunderte vorher auf den Sonnengott bezogen worden war. Alles von dieſem Erwähnte paßt auch auf den andern, daher, nach Tertullians und Anderer Zeugniſſen, die erſten Chriſten von den Heiden auch für Verehrer der Sonne gehalten wurden.

In der Erklärung des Sündenfalls haben wir die Schlange im Paradieſe für ein Symbol des Winters erkannt, und daraus gefolgert, daß unter dem Ueberwinder dieſes Thieres, welcher die Welt vom Uebel erlöſen ſollte, Niemand anders als die wiederkehrende Frühlingsſonne gemeint ſeyn könne. Daher ſind wir auch gezwungen anzunehmen, daß für die Zeit des Heils keine andere als jene Jahrszeit gehalten werden müſſe, in welcher die Sonne mit erneuter Kraft erſcheint, die Herrſchaft über die Natur dem Winter zu entreiſſen und Heil über die ganze Schöpfung zu verbreiten. Dies geſchieht in der Frühlings-Nachtgleiche, genau um die Zeit, wo die Feier des Oſterfeſtes Statt findet, deſſen urſprüngliche Tendenz war, an den

---

Tode der Apoſtel und Jünger entſtanden wären, und daß, um ihren Büchern Aufnahme zu verſchaffen, ſie die Namen einiger [illegible] Jeſu und vorzüglichſten Schüler derſelben borgten, eine pia fraus, die auch bei einigen Büchern des alten Bundes (Pentateuch, [illegible]) nicht zum Erſtenmal vorkam, wie z. B. Orpheus und Homer, die [illegible] nie gelebt, dennoch Bücher geſchrieben haben ſollen.

Sieg des Lichtgotts über die Finſterniß zu erinnern, daher der Name Oſtern von Oſt, was im Sanſkrit (ostem) Licht, Morgen und Rind bedeutet, wie im Hebräiſchen boker der Morgen, bakar das Rind, weil früher, als das Lamm, der Stier im Zodiak das Jahr eröffnete, daher die meiſten Sonnengötter Stiergeſtalt hatten, und nur der jüngere Cultus der Phrygier und Chriſten den Attys und Chriſtus das Lamm nannte.

Niemand läugnet, daß die chriſtliche Oſterfeier mit dem Paſſah der Juden zuſammenfallend, aber auch in der Bedeutung des Opferlamms die Identität mit demſelben verrathe. Paſſah überſetzt man das Ueberſchreitungsfeſt, wie die chriſtlichen Oſtern das Auferſtehungsfeſt, anſpielend auf den transitus solis oder Durchſchreiten der Sonne durch das Zeichen des Lammes. Hier iſt zu erinnern, daß die aſtronomiſche Hieroglyphe die beiden Aequinoctien Thore der Sonne nannte, vor einem derſelben zeichnete man ein Lamm hin, und der Hebräer nannte von pethach (פתח) die Thür, pesach (פסח) das Ueberſchreitungsfeſt.

Dieſes Feſt war urſprünglich acht Tage vor den Kalenden des Aprils (25. März) angeſetzt, alſo genau drei Monat nach dem Geburtstag der Sonne, 8 Tage vor den Kalenden des Januar (25. Dez.). Um dieſe Zeit erwacht die Natur aus ihrem Winterſchlafe, die Finſterniß weicht dem Lichte, der Sommer tritt ſeine Herrſchaft über die Welt an und beginnt mit der Wiedererzeugung aller Dinge. Dieſe myſtiſche Vorſtellungsweiſe trifft man bei Cedrenus, welcher die urſprüngliche Schöpfung der Welt auf den 25. März angab, aber auch der Anfang einer neuen Zeitwelt ſoll einſt an dieſem Tage beginnen.

„Der erſte Tag des erſten Monats“ — belehrt Cedrenus — „iſt der erſte des Monats Nisan*), welcher Tag dem 25ſten März des römiſchen Kalenders entſpricht. An dieſem Tage hatte der Engel Gabriel der Maria angezeigt, daß ſie den Herrn in ihrem Schooße empfangen werde." An dieſem Tage war es aber auch, wo Jeſus, nachdem er ſeine irdiſche Laufbahn beſchloſſen hatte, von den Todten auferſtand, was unſere Altvordern das Paſſah oder die Auferſtehung des Herrn nannten. Derſelbe Tag iſt es auch, welchen unſere Theologen als denjenigen bezeichnen, an welchem die Wiederkunft des Heilands erfolgen wird, um Gericht zu halten über Lebendige und Todte, und an dieſem Tage hatte Gott zuerſt Himmel und Erde, die Luft und das Licht geſchaffen.

---

*) So heißt der erſte Monat des jüd. Kalenders. Sein Name bedeutet Blüthenmond, von nes, die Blüthe.

Dieſe Schilderung ſtimmt ſehr mit dem letzten Kapitel der Offenb. Joh., wo man vom Throne des (aequinoctial-) Lamms die neue Zeit ſich ergießen ſieht wie ein Strom, an deſſen Ufern iſt der Baum des Lebens gepflanzt, welcher zwölf Früchte nach der Zahl der Monate trägt.

An einer andern Stelle giebt Cedrenus als den Todestag Chriſti den 25ſten März im 19ten Regierungsjahre des Tiberius an, und am 25ſten deſſelben Monats läßt er den Heiland wieder auferſtehen. Daher, meint unſer Autor, ſchreibe ſich der Gebrauch, das Paſſah am 25ſten März zu begehen. An dieſem Tage, fügt er hinzu, iſt das wahre Licht aus dem Grabe wieder auferſtanden.*)

Die orientaliſche Chronik**) bringt ebenfalls das Paſſah mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders in Verbindung, und vergißt nicht zu bemerken, daß das Frühlings-Aequinoctium eines der wichtigſten Feſte auch in Egypten geweſen, was auch Plutarch in ſeiner Schrift: „De Iside" be-

---

*) [illegible] Cedr. p. 174. [illegible] Ibid. p. 190. (Dieſes Grab iſt die winterliche Hemiſphäre, das Reich der Finſterniß, in dieſer Gruft weilt Adonis, eingeſchloſſen bis zu ſeiner Auferſtehung.)

**) „Eratque dies paschalis iste, quo sol ingressus est primum signum arietis, eratque dies ille solemnis ac celeberrimus apud Aegyptios" (Chron. p. 7).

Kirche. In dem vorhergehenden Abſchnitt war auch gezeigt worden, daß die Egypter im Winterſolſtitium die Geburt des Sonnengottes unter dem Symbol eines Säuglings und die Niederkunft einer Jungfrau mit dieſem Kinde in den Myſterien darzuſtellen pflegten.

Auch der heilige Epiphanius ſpricht von einem Widderfeſte in Egypten, deſſen Einſetzung er in das höchſte Alterthum hinaufrückt. An jenem Feſte bezeichnete man die Häuſer mit rother Farbe, um damit auf den einſtigen Untergang der Erde durch einen allgemeinen Weltbrand anzuſpielen, und jene Feier traf mit dem Paſchafeſte im Anfange des Frühlings beim Eintritt der Sonne in das Thierbild: „der Widder“ zuſammen. Hier geben wir des Kirchenlehrers eigene Worte: „*Ovis et ariculae* in Aegypto *mactatae* ad hoc apud Aegyptios traditio celebratur, etiam apud idololatras in tempore eo, quando Pascha illic fiebat (est autem principium veris cum fit aequinoctium) omnes Aegyptii rubricam accipiunt per ignorantiam et illinunt oves, illinunt arbores ficus ac reliquas, praedicantes quod ignis in hac die combussit orbem terrarum (Epiphan. advers. Haereses, c. 18 c. 1). Die Rabbinen haben ebenfalls über das Widderfeſt der Egypter im Frühlings-Aequinoctium und die Heiligkeit des Monats des Lammes, uns Zeugniſſe hinterlaſſen. So belehrt Rabbi Bechai (in Exod. 12. c. 18): „Die Egypter fingen ihre Monate an von dem Zeitpunkt zu zählen, wenn die Sonne durch das Zeichen des Widders ſchreitet, daher dieſer ganze Monat einen feſtlichen Character hatte, und durch Heiligkeit vor den andern ausgezeichnet wurde.“*)

Zwar fällt die iſraelitiſche Oſterfeier gegenwärtig nicht mehr genau auf den erſten Tag im Monate des Widders, aber doch immer noch in dem erſten Zeichen, weil man beabſichtigte, am erſten Sonntag nach dem Vollmonde im Frühlings-Aequinoctium das Feſt des Lammes zu begehen. Urſprünglich hatte man den 25ſten März zu dieſer Feier beſtimmt gehabt, an welchem Tage man glaubte, daß die Auferſtehung Jeſu aus dem Grabe Statt gefunden hätte. Dieſe Meinung der erſten Chriſten findet ſich noch in einer Stelle des Theophanes verzeichnet, welche in der Uranologie des Pater Petau (T. 3. Auctar. p. [illegible]) mit abgedruckt iſt. Sie lautet: „Hunc enim invenit die 23 martii ejusdem ac parasceve, in salutiferam passionem incidisse, quam pro nobis sponte ille sustinuit, et sepultus a Josepho, qui ex Arimathea erat oriundus, et Nicodemo, tertia ab eadem parasceve die resurrexit, una sabbatorum et nisan primi apud Hebraeos mensis prima die, quae vicesima quinta martii una eademque semper incidit."

---

*) Daß die Egypter aber auch die Jahre mit dem Monat Thot nach dem Steigen des Nils rechneten, erklärt ſich aus dem doppelten Jahresanfange der Egyptier. Sie begannen die Jahre nach Aufgang des Sothis bei der Nilſchwelle, die Monate aber mit dem Frühlinge.

Warum aber ward der 25ſte März zum Tage der Auferſtehung gewählt? Weil auch die alten Römer an demſelben den Sieg der Sonne über die Finſterniß des Winters in dem Freudenfeſte, Hilaria genannt, feierlich begingen. Ohne hier bei Beweisſtellen zu verweilen, welche den 25ſten März als den ehemaligen Oſtertag beſtätigen helfen ſollen, merken wir bloß an, daß die Feier um die Mitternacht mit dem Beginn des erſten Tages des Monats Niſan, alſo genau drei Monate nach der Weihnacht, um dieſelbe Stunde der Nacht ihren Anfang nahm*), wie man im Theodor von Gaza nachleſen kann (c. 20)**).

---

*) [illegible] qui [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] martii [illegible] [illegible] [illegible] esse et circa illa [illegible] a media nocte incipiunt. ([illegible] T. I. p. [illegible]).

**) In Gallien und England [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. Die Gallier [illegible] mit großer Genauigkeit die [illegible] von der Geburt des Sonnengottes bis zu deſſen Feſte, und dieſe Zwiſchenzeit währte genau 3 Monate. Theophilus von Cäſarea, Biſchof in Paläſtina am Anfange des 2ten Jahrh., berichtet eine Conferenz

Der 25ſte Tag, ſowohl jener des Dezembers als des März, war für die Kalendermacher der Alten von großer Wichtigkeit; denn der erſte bezeichnete den Zeitpunkt, wo die Sonne, in der Wende des Winters anlangend, an wieder zunehmender Länge der Tage gleichſam ihre Wiedergeburt ankündigt; der andere ihren Eintritt in das Frühlings-Aequinoctium, der Augenblick ihres Sieges über den hinſcheidenden Winter. Behauptet man alles von Chriſto Berichtete als rein geſchichtlich, ſo kann man ſich über jenes ſonderbare Zuſammentreffen auf Tag und Stunde, ſowohl was den Moment der Geburt als die Zeit der Wiederauflebung im Grabe anlangt, nicht genug verwundern. Iſt aber der von den Evangelien gezeichnete Chriſtus ein Sonnenſymbol, dann iſt dieſe merkwürdige Uebereinſtimmung naturgemäß und begreiflich.

Jene Nacht des 25ſten März war für die erſten Chriſten von gleicher Wichtigkeit, als uns noch die Weihnacht iſt. Die Kirchenväter nannten ſie das pervigilium paschae. Der heilige Auguſtin hat eine Abhandlung darüber geſchrieben, unter dem Namen: „De eo quod in pervigilio paschae.“ „An dieſem Tage — belehrt uns jener Kirchenvater — hat das Lamm der Welt Sünden mit ſeinem Blute getilgt. Darum ſollen am heutigen Tage unſere Thüren mit dem Blute des Lammes beſtrichen ſeyn. Bereiten wir uns daher vor zum Opfer des Lamms.“

Iſidor von Sevilla (l. VI. c. 16) gedenkt ebenfalls dieſes pervigilii paschae oder der Oſternacht. In derſelben erwartete man die Auflöſung und Erneuerung der Dinge. Doch laſſen wir ihn ſelbſt ſprechen: „Paschae nox ideo pervigil. dicitur, propter adventum regis ac Domini nostri, ut tempus resurrectionis ejus nos non dormientes, sed vigilantes inveniat. Cujus noctis ratio est, sive quod in eâdem cum vitam recepit,

Die römiſche Kirche aber eine Frage, welche damals alle Gemüther beſchäftigte, nämlich wann man das Paſcha feiern ſolle? Sie lautet: Sicut Dominum natalem, quocumque die 8 Kal. Jan. venerit, ita et 8 Kal. April. quando resurrectionis [illegible] Christi debemus et pariter celebrare.

cum passus est, sic quod postea eâdem hora, quâ resurrexit, ad judicandum venturus est. Eo autem modo agimus pascha, ut non solum mortem ac resurrectionem Christi in memoriam revocemus, sed etiam caetera quae circa eum.“

Lactanz hält die Mitternachtsſtunde des 25ſten März als den Moment der Wiedererweckung Chriſti aus dem Tode, und ſeinem Vorgeben zufolge, wird der Sohn Gottes in derſelben Nacht jene geiſtigere Welt ſchaffen, und die Wiederbringung aller Dinge Statt finden. „Tum aperietur coelum medium intempesta et tenebrosa nocte“ — meldet dieſer Kirchenlehrer — „uti orbe toto lumen descendentis Dei tanquam fulgur appareat, quod Sibylla his versibus locuta est.

Ὅταν ἔλθῃ
Πῦρ, ἔσται σκότος ἐν τῇ μέσῃ νυκτὶ μελαίνῃ.

Hoc est nox quae a nobis propter adventum regis ac Dei nostri pervigilio celebratur, cujus noctis duplex ratio est, quod in ea et vitam recepit, cum passus est, et postea orbis terrae regnum recepturus est.“

Sämmtliche Ritualien, wie ſie in der katholiſchen Kirche am Charſamſtag oder Sonnabend der heiligen Woche Statt finden, insbeſondere die ſogenannte Oſterkerze, ſind nur Beziehungen auf den Sieg des Lichtgottes über die Finſterniß, da im Frühlings-Aequinoctium das Sonnenfeuer gleichſam vom Himmel herabzuſteigen ſcheint, um der erſterbenen Natur neues Leben einzuhauchen.

Die Kirche zum heiligen Grabe in Jeruſalem iſt noch immer alljährlich der Schauplatz einer Ceremonie, welche nur durch die hier aufgeſtellte Meinung Sinn und Bedeutung erhält. Der Reiſende Chardin berichtet, daß um die Zeit des Oſterfeſtes der Biſchof ſich in ein kleines Gewölbe einſchließe, welches das Grab Chriſti genannt wird.*) Daſelbſt zündet er ein Häufchen kleiner Kerzen an und bewirkt eine Lichtexploſion, den Pöbel glauben zu machen, daß himmliſche Feuer ſey auf die Erde herabgekommen. Hierauf tritt er aus ſeiner Verborgenheit wieder heraus, mit dem Ausrufe: „Das himmliſche Feuer iſt herabgeſtiegen aus den Wolken, die heilige Kerze iſt angezündet!“ Die gläubige Menge beeilt ſich, einige der heiligen Kerzen durch Kauf an ſich zu bringen.

---

*) Die Egypter würden es das Grabmal des Oſiris, die Kretenſer das Grab des Zeus genannt haben.

Ein anderer Reiſebeſchreiber, Pietro della Valle, verſichert, dieſes Gaukelſpiel werde mit ſolcher Geſchicklichkeit ausgeführt, daß ſelbſt heller denkende Zuſchauer getäuſcht werden müſſen. Man gewahrt die Flamme durch kleine Oeffnungen, die unmerkbar an die Decke der Kapelle angebracht ſind, mit Kraft hervorbrechen, ſo daß man ſie leicht für eine aus dem Himmel herabgekommene Erſcheinung halten könnte. Der gläubige Haufe begrüßt das heilige Feuer bei ſeiner Ankunft mit lebhaften Ausdrücken der Freude.

Dieſe Ceremonie erinnert an eine andere im alten Egypten, wovon eine Abbildung bei Montfaucon (Antiq. expliq. supplém. Apres. pl. 51) ſich befindet, als Nachzeichnung eines Monumentes, das noch in Egypten zu ſehen iſt. Man erblickt einen Holzſtoß, errichtet aus drei Reihen von Hölzern, jede derſelben aus zehn Stücken beſtehend; eine Zahl, welche mit den Tagen des Monats übereinſtimmt, der bekanntlich von den alten Aſtrologen in drei Decane abgetheilt wurde. Auf jedem dieſer Pfeiler erblickt man das Aequinoctial-Lamm, und über demſelben eine große Sonne, deren Strahlen bis auf die Erde reichen. Die Prieſter berühren ſie mit der Fingerſpitze, um das heilige Feuer zu gewinnen, welches den Holzſtoß des Lammes anzünden ſoll. Es braucht wohl nicht erſt angedeutet zu werden, daß auch hier eine Beziehung auf die Feier des Frühlings-Aequinoctiums vorzufinden iſt.

Der heilige Hieronymus belehrt uns über die eigentliche Urſache, welche das Wachen in der Oſternacht zum heiligen Gebrauche erhoben. Es hat, ſagt dieſer Kirchenvater, unter den Juden eine Tradition ſich erhalten, die auch unter den Chriſten Eingang gefunden, nämlich, daß der Meſſias in der Mitternacht des Paſſah erſcheinen werde. Deßwegen mochte ſich Niemand dem Schlafe überlaſſen. Bekanntlich erwarten die Juden in dieſer Nacht den Meſſias, der ſie als ein Befreier von der Tyrannei der Völker in das gelobte Land zurückführen und ſeine Herrſchaft über den Erdkreis ausdehnen werde. Dieſer Retter und Erlöſer iſt aber die Frühlingsſonne, vor welcher alle Uebel des Winters ſchwinden müſſen, und die Menſchheit hat daher von den ſchädlichen Wirkungen des böſen Prinzips nichts mehr zu fürchten, das Lichtweſen hat die Herrſchaft über die neue Zeit wieder angetreten.

Was aber hatte die Veranlaſſung herbeigeführt, Chriſtum das Lamm zu benamen? Weil die Sonne bei ihrem Eintritt in das Zeichen des Widders zuerſt ihre wiedergewonnene Kraft entfaltet, mit ihren nun mächtiger gewordenen Strahlen die erſtorbene Natur aus ihrem Todtenſchlafe weckend. Daher die Aſtrologen ſagen, daß das Tagsgeſtirn, in jenem Zodiakalzeichen angelangt, ſeinen Kreislauf durch den Thierkreis von neuem beginne. Daher war ſchon bei den alten Parſen das Lamm als Thierſymbol für die Sonne gewählt worden. Bei Jamblichus leſen wir, daß die Sonnenanbeter das Tagsgeſtirn mit Attributen von allen Zodiakalzeichen ſchmückten, woraus folgt, daß die Sonne im Frühlings-Aequinoctium ein Lamm oder Widder heißen mußte. Zuweilen malte man einen Jüngling, dem zur Seite ein Widder ſtand. Manchmal trug dieſer ſelbſt die Widderhörner, wie Jupiter Ammon in Libyen; bald wieder wählte man als Symbol ein geopfertes Lamm, wie ehedem vor der Präceſſion der Aequinoctien der getödtete Stier in den Mithramyſterien, die Erde mit ſeinem Blute feuchtend, die aſtronomiſche Hieroglyphe geweſen war.

In der erſten Abtheilung dieſer Schrift iſt erwieſen worden, daß das Nachtweſen oder böſe Prinzip unter dem Bilde einer Schlange dargeſtellt worden ſey, die in dem Herbſt-Aequinoctium bei der Wiederkehr der langen Nächte und dem Annähern des rauhen Winters, das freundliche Lichtweſen von der Weltherrſchaft verdrängend, am Horizont im Zeichen der Waage aufſteige. Das allegoriſche Genie, das dieſes Symbol erfunden hatte, mußte nothwendig das Lichtweſen, das im Frühlings-Aequinoctium wieder mächtig wird, zum Beherrſcher der andern Hemiſphäre machen, und nach dem Zeichen des Thierkreiſes benennen, in welchem die erneuerte Wirkſamkeit beginnt. Folglich war das Lichtweſen zum **Lamme** des Frühlings-Aequinoctiums geworden, wie das Prinzip der Finſterniß zur **Schlange**, ein aſtronomiſches Symbol für das Geſtirn, das neben dem Zeichen der **Waage** mit dieſem in der Herbſtnachtgleiche am Winterhimmel heraufſteigt *). War nun Jupiter Ammon mit den Widderhörnern die Frühlingsſonne, was durch das Zeugniß des Martian Capella in deſſen Hymnus an die Sonne erwieſen iſt, ſo mußte Chriſtus das Lamm ebenfalls Sonnenſymbol ſeyn, daher das Feſt ſeiner Auferſtehung in jenem Zeitpunkte, wo das Lichtweſen wieder mächtig wird. Sein Sieg über die winterliche Finſterniß, ſein Wiederbeleben der Natur erwirbt ihm das Prädicat eines Welterlöſers aus der Gewalt der Finſterniß. Wie ehedem das Blut des Stiers, ſo heißt jetzt des Lammes Blut als die Erde befruchtend, im myſtiſchen Sinne, für die Welt vergoſſen. Daher bei Ueberreichung der Hoſtie, welche den Leib Chriſti enthalten ſoll, die an den in die chriſtlichen Myſterien Eingeweihten gerichteten Worte des Myſtagogen: Ecce agnus Dei qui tollit peccata mundi. Von **dieſem** Lamme nur ließ ſich auch ſagen, daß es vom Anbeginn der Welt das Opferlamm geweſen: agnus occisus ab origine mundi. Die

---

*) Jener aſtronomiſche Bilderſtyl war ſchon in den früheſten Zeiten in die Sprache übergegangen, und hatte auf Wortbildung großen Einfluß geübt. So heißt Agni der auf einem **Widder** (lat. agnus das Lamm, ignis Feuer) reitende **Lichtgott** der Indier, und im Sanſkrit heißt naha die Schlange, nakaha Finſterniß, nactam Nacht, hebr. nachas die Schlange, [illegible] nox Nacht, noxa Schaden u. ſ. w.

Auſerwählten in der Apokalypſe, als Kinder des Lichts, nannten ſich auch die Gefährten des Lammes.

In der Apokalypſe ſehen wir das erwürgte Lamm in der Umgebung des Löwen, des Stiers, des Menſchen und des Adlers; welche Bilder auch am Firmamente an den vier Wendepunkten der Sphäre ihren Platz erhalten. Vor dem Lamme beugen ſich die vier und zwanzig Aelteſten. Nur dieſem erwürgten Lamme wurden die Attribute der Göttlichkeit, Weisheit, Macht und Verherrlichung. Alle Weſen vereinigen ſich, um laut denjenigen zu preiſen, welcher ſitzt auf dem Throne, und das Lamm, dem allein zukommt Preis, Ehre und Kraft. Das Lamm iſt es, welches die ſieben Siegel erbricht. Und die Völker des Erdkreiſes umſtehen den Thron des Lammes, angethan in weißen Kleidern und Palmen in Händen, preiſend mit lauter Stimme: Heil ſey dem, der auf dem Stuhle ſitzt, unſerm Gott und dem Lamm. Alle Jene, welche ihr Gewand in dem Blute des Lammes gewaſchen, ſtehen vor dem Throne Gottes, Tag und Nacht in ſeinem Tempel dienend, und ſie werden keine Bedürfniſſe mehr haben, denn das Lamm mitten im Stuhl wird ſie weiden, und leiten zum Brunnen des lebendigen Waſſers.

Später ſtimmen die Ueberwinder des Drachen den Hymnus des Lammes an, man ſieht die Feinde des Lammes zu Boden geworfen, ſeinen Triumph über dieſelben, denn es iſt der Herr der Herren und König der Könige. Alle, die in ſeinem Gefolge, heißen die Getreuen und Auserwählten.

Dann findet man auch eine Schaar von Eingeweihten, feiernd das Feſt Hilaria, und ſie ſtimmen ein Halleluja an zu Ehren dem Lamme, deſſen Hochzeit nun gefeiert werden ſoll. Heil denjenigen, welche gerufen ſind zum Abendmahle des Lammes.

Endlich erblickt man auch den Widerſacher des Lammes, die große Schlange, mit dem Gefolge von böſen Engeln, ſie alle geworfen in den Abgrund der Hölle.

Die Natur verjüngt ſich wieder, und man zeigt den Eingeweihten das Lamm und die heilige Stadt, deren Bewohner die Auserwählten ſeyn ſollen. Sie iſt, wie der Thierkreis, in zwölf Theile getheilt; Anführer iſt, wie im Zodiak, von den übrigen Zeichen das Lamm. Die zwölf Engel, deren jeder einem der zwölf Sternbilder vorſteht, heißen hier Apoſtel des Lammes oder des aries. Die Gründe der Mauern der heiligen Stadt ſind geſchmückt mit denſelben Edelſteinen, die auf dem Bruſtſchilde des Hoheprieſters prangten, und die, nach der Auslegungsweiſe eines Joſeph Flavius, Philo und Clemens von Alexandrien (Stromat. I. 5), die zwölf Zeichen des Thierkreiſes ſymboliſiren. Sie ſind es auch nach der Reihefolge jener Edelſteine, durch welche die arabiſchen Aſtrologen die zwölf Häuſer der Sonne andeuteten, wie man im Kircher (Oedipus Aegypt. T. II. p. 177) nachleſen kann.

Das Lamm iſt der Tempel und die Leuchte, welche dieſe Stadt erhellt. Nur diejenigen werden daſelbſt eingehen, deren Namen eingeſchrieben ſind im lebendigen Buche des Lammes, d. h. ausſchließlich die Eingeweihten des Lichtes, das ſiegreich iſt in dem Zeichen des Lammes.

Endlich ſieht man auch den Fluß der Zeit, welcher wie ein Strom klaren Waſſers vom Throne des aries oder des Lammes herabfließt, und an deſſen Ufer der Baum des Lebens, der zwölferlei Früchte, und dieſe alle Monate, trägt, gepflanzt iſt. „Es wird kein Verbanntes mehr ſeyn, und der Stuhl Gottes und des Lammes wird darin ſeyn, und ſeine Knechte (die Eingeweihten in die Myſterien des Lammes) werden ihm dienen, und ſein Name wird an ihren Stirnen ſeyn."

„Heil denjenigen, die ihre Kleider im Blute des Lammes waſchen, damit ſie Theil haben am Baume des Lebens."

Man ſieht alſo, wie oft in dieſem Buche von den Myſterien der Name des Lammes vorkommt; man ſieht, daß hierunter das Haupt der Myſterien verſtanden werden muß, das Symbol, unter welchem man den Beherrſcher des Erdkreiſes, den Beſieger des Drachen, den erſehnten Heiland, die Paſſahnacht, und mit ihm die Wiederbringung aller Dinge, alſo denjenigen erwartete, der ſeine getreuen Auserwählten ins Reich des Lichts verpflanzen ſoll. Mit Recht war dieſes Lamm zu allen Zeiten als das Symbol des Erlöſers betrachtet worden, deſſen Geburtstag genau in das Winterſolſtitium auf den 25ſten Dez. fällt, an welchem auch die Sonne wiedergeboren zu werden ſcheint.

Man merkt wohl, daß Chriſtus und das Lamm abwechſelnde Benennungen eines und deſſelben Gegenſtandes ſind, daß eines wie das andere einen Verſöhner bezeichne. Es folgt hieraus, daß die chriſtlichen Myſterien die des Lammes ſeyn müſſen, und daß die letztern mit jenen des getödteten Mithraſtiers von gleicher Bedeutung ſind, weil nur das Vorrücken der Nachtgleichen die Namensverſchiedenheit bewirkte, und das erwürgte Lamm an die Stelle des getödteten Stieres ſetzte. Deswegen aber muß hier der Mithrasmyſterien gedacht werden, weil außer den Chriſten die Perſer die einzigen waren, welche das erſte Zodiakalzeichen nicht aries, ſondern agnus nannten. Alſo iſt's die Religion Zoroaſters, welche uns ſchon den Schlüſſel zum Verſtändniſſe der Geneſis geliehen, und die Schlange der Zerſtörung des Guten uns deuten half, die den Widder des Thierkreiſes in ein Lamm umtauſchte, welche Benennung der Sonne das Chriſtenthum von der Theologie des Zoroaſters um ſo eher borgen konnte, weil ſchon die Mutter der chriſtlichen Kirche, nämlich die Synagoge, nur als eine Emanation des Zoroaſtrismus, jenes perſiſchen Lichtcultus gelten darf.

Man hatte unter den erſten Chriſten, die ſich Schüler des Lammes nannten, das Lammſymbol als ein gewiſſes Erkennungszeichen der in Chriſto Verbrüderten gewählt, wie z. B. noch jetzt die Freimaurer ihre charakteriſtiſchen Attribute und Symbole haben, an welchen ein Mitglied dieſer Corporation das andere zu erkennen vermag. Daher ſchreibt ſich der Gebrauch der erſten Kirche, die neu Aufgenommenen in die Myſterien des

Lammes, d. h. die Täuflinge mit einem Wachsabdruck von der Figur des Lammes zu beschenken.*) Die Christen aus jener Zeit ließen ihre Kinder anstatt einer Bulla, wie sie bei den heidnischen Römern Sitte war, das Bildchen eines Lammes am Halse tragen (Casali de vet. Sacr. Christ. ritib. c. 48. p. 267). Alle Welt kennt die agnus Dei.

Damals hatte man noch kein anderes Bild von Christus, als die Figur des Lammes. Zuweilen fand man dieses Bild an eine Säule angebracht, in welche das Blut des erwürgten Lammes träufelt (Casali de vet. d. Chr. rit. c. 3. p. 14), zuweilen auch zu den Füßen eines Kreuzes stehend, wie aus einem Verse der 12ten Epistel des St. Paulin, Bischofs zu Nola, an Sulpitius Severus gerichtet, hervorgeht, und welcher lautet:

„Sub cruce sanguinea niveo stat Christus in agno"

und wie er gleich nachher sagt: Sanctam fatentur crux et agnus victimam.

Dieser Gebrauch, das symbolische Lamm zur Anbetung des Volkes auszustellen, erhielt sich bis um das Jahr 680, unter dem Pontificat des Pabstes Agathon und unter der Regierung des Kaisers Constantin Pogonat. Auf der sechsten Synode zu Constantinopel, Can. 82 wurde beschlossen, an die Stelle des Lammes, des bis dahin einzig gekannten Christussymbols, einen Mann am Kreuze als das zur öffentlichen Verehrung bestimmte Bild zu erwählen, was unter Pabst Adrian dem Ersten die volle Bestätigung erhielt (Decret. de Consecr. Distinct. 3. Can. 100). Eben dieser Pabst besagt in seinem Schreiben an

---

*) [illegible] baptizatis in cera consecrata imagines agni [illegible] et [illegible] Romae [illegible] quod die [illegible] pontifex agnos e [illegible] alta voce clamat: Domine, Domine, Domine, isti sunt agni novelli qui etc. Alleluja modo venerunt ad fontes etc. (Casal. d. v. s. Chr. rit. c. 5. p. 98.)

Taraſius, Biſchof von Conſtantinopel, auch die Darſtellung des Chriſt unter der Geſtalt des Lammes.

Die ganze Chriſtenheit erkennt noch jetzt den Weltheiland unter dieſem Bilde. Alle Kirchenlieder, die zur Oſterfeier abgeſungen werden, handeln vom Lamme: Agnus redemit oves. Es läßt ſich alſo nicht läugnen, daß die Figur des Lammes oder des Zodiakalzeichens, in welchem die Erhöhung der Sonne und ihr Uebergang in die Sommerhälfte des Jahres Statt findet, durch einen eben ſo alten als unter allen Völkern bekannten Gebrauch, Chriſti Erhöhung und den Sieg des Heilands über die Mächte der Finſterniß, in dem Moment, wo er die böſen Wirkungen der Winterſchlange aus der wiedererweckten Natur verſcheucht, angedeutet haben müſſe. Es iſt auch gar nicht ſchwer, die Bemerkung zu machen, daß dieſes Symbol ſeine Entſtehung nicht der Willkür verdanke, ſondern daß es im Charakter des Sonnencultus bedingt ſey, und daher den Chriſten es nicht zuſtand, ein anderes Bild zu wählen. Chriſtus oder die Sonne, in dem Momente ſeiner Geburt Sohn der Jungfrau geheißen, mußte nothwendig auch Namen und Geſtalt des Lammes erhalten, in welchem Zeichen ſeine Erhöhung bemerkt wird; und er mußte ſtets als Widerſacher und Bekämpfer der Schlange geſchildert werden, weil dieſes Geſtirn, wie ſchon oben bemerkt, mit der Waage zugleich aufgeht, Waage und Widder aber die beiden Wendepunkte des Jahres ſind, wo abwechſelnd Licht und Finſterniß die Alleinherrſchaft antreten. In den Widder oder das Lamm ſetzten die Alten die Erhöhung der Sonne, in die Waage ihr Schwächerwerden.*) Daher fallen die Sonnenfeſte in den Zeitpunkt, wo das Taggeſtirn ins Frühlings-Aequinoctium eintritt, bei Heiden ſowodem Orte ſeiner Erhöhung, wie auch Hyde (p. 118 ex Ibn-[illegible] libro arabice ſcripto, de primis et poſtremis) bezeugt *). Das Wort Erhöhung, welches die alte Aſtrologie der Sabäer ſo oft gebraucht, war auch von den Kirchenvätern aufgenommen worden, welche die Auferſtehung Chriſti ſo beim rechten Namen nannten. Der heilige Athanaſius (Ath. contr. Arian. orat. 2. p. 530) hat ſich deſſelben bedient, und durch den Ausdruck Auferſtehung giebt er den Sinn in den Worten des Paulus wieder: Exaltavit illum Deus. Die beiden Worte: Auferſtehung und Erhöhung, ſind ihm in der heiligen Schrift ſynonym, und er nimmt an, daß es ſich hier um die Auferſtehung Chriſti von den Todten handle.

---

*) Sol exaltatur in ariete; in libra dejicitur — ſagt Julius Firmicus — altitudo solis circa partem 19 arietis:

„Libra ariesque parem reddunt noctemque diemque,
Hac erit in libra cum lucem vincere noctes
Incipiunt, vel cum medio concedere jam." —

Das Feſt Nuruz in Perſien fällt, wie das Oſterfeſt in die Frühlingsgleiche, bei dem Eintritt der Sonne ins Zeichen des Lammes. Dſchemſchid, ſagt man, habe den Jahresanfang in dieſen Zeitpunkt geſetzt, weil an jenem Tage das Licht und die Bewegung der Welt zuerſt gegeben worden wären (Hyde de Vet. Pers. Rel. c. 19. p. 237). Der Sinn dieſer Tradition iſt unſchwer zu entziffern, da nur eine alljährlich wiederkehrende Erſchaffung der Natur darunter verſtanden werden kann, nämlich die Wiederkehr der Sonne in unſere Hemiſphäre, und die dadurch gewonnene Herrſchaft des Tages über die langen Nächte. Die Perſer feiern das Nuruz mit glänzender Pracht. Auch ſingt man Lobgeſänge dem Lamme, welches den Sieg über den Winter errungen und die Natur zu neuem Leben erweckte, daher die Hoffnung: die Wiederherſtellung aller Dinge durch das triumphirende Lamm, ſo wie man alles Uebel der Schlange zur Laſt legte, weil [illegible] alljährlich die ſegensvollen Wirkungen des Lammes wieder zerſtörte. Aber alljährlich muß ſich dieſes Uebel auch vom [illegible] Lamme überwunden laſſen, und

---

*) [illegible] planetarum in domo [illegible]

dieß iſt die bekannte Wechſelherrſchaft zwiſchen Ormuzd und Ahriman in einer Periode von zwölf Jahrtauſenden oder — zwölf Monaten, die allemal mit dem Siege des Lichtweſens über den Geiſt der Finſterniß ſchließt, worauf eine neue Ordnung der Dinge eintritt.

Dieſe abwechſelnden Naturerſcheinungen ſind vorzüglich jenen Völkern bekannt worden, welche die nördlichere Weltgegend bewohnen. Dieſen mußte das Himmelszeichen, in welchem der Lenz wiederkehrt, als eine wohlthätige Gottheit erſcheinen, daher konnte dem Widder vor allen andern Zeichen im Zodiak die Auszeichnung werden, daß man mit ihm bei einigen Völkern das Jahr eröffnete, und daß die Sonne unter dem Bilde des Lammes ſo ausgebreitete Verehrung erhielt. *Dieſes* Lamm iſt auch in der Apokalypſe zu finden, denn nichts iſt von den Aſtrologen auf das Aequinoctial-Lamm bezogen worden, was nicht in den Hauptbeziehungen auch auf Chriſtum ſich anwenden ließe.

Vierte Abtheilung.

Paſſion, Tod, Höllenfahrt und Auferſtehung.

Nachdem im vorhergehenden Abſchnitte gezeigt worden, daß Chriſtus nicht allein durch das Bild des Lammes, das er bei ſeinem göttlichen Triumphe um die Frühlingsgleiche annimmt, ſondern auch durch die Jahreszeit, in welcher man dieſen ſeinen Sieg über die Schlange des Winters feiert, ſeine Identität mit dem Tagesgeſtirn vollſtändig zu erkennen giebt, bleibt nur noch über die Art ſeines Todes Einiges zu bemerken, ferner ſeine Höllenfahrt zu deuten, und endlich auch die Beweiſe zu liefern, daß die Leidensgeſchichte Chriſti, deſſen Tod und Auferſtehung ſich ſchon in den religiöſen Dichtungen der Sonnenprieſter aller alten Völker vorfindet, wie einige weiter unten folgende Beiſpiele zeigen werden.

Bekanntlich wurde die Sonne unter den verſchiedenſten Namen im Orient verehrt, was ſchon Martian Capella (de Nuptis Phil.) in dem Hymnus an die Sonne aufzuzeichnen nicht Bedenken trug. Dort heißt es: „Latiums Bewohner nennen dich Sol, den Griechen biſt du abwechſelnd Phöbus oder Dionyſos, am Nil weiß du als Serapis angerufen, in Memphis kennt man dich als Oſiris, den Perſern biſt du Mithras, den Phrygiern Atys, den Phöniciern Adonis, die Lybier rufen dich mit dem Namen Ammon an" u. ſ. w.

Macrobius*) beweiſt ebenfalls, daß die Theologie der Alten aus dem Sonnencultus hervorging, und das Tagesgeſtirn bei jedem Volke nur einen andern Namen führte. Euſebius in ſeinen „evangel. Vorbereit.", Plutarch in der Abhandlung über Iſis und Oſiris, Diodor Siculus, Diogenes Laertius, Suidas, Chäremon, kurz alle Geſchichtſchreiber, welche des Oſiris gedenken, ſtimmen darin überein, daß die Egypter unter dieſem Namen die Sonne verehrt haben; und die dem Oſiris angedichteten Thaten und Leiden paſſen in der That genau zu den im Laufe eines Jahres ſich zeigenden Wirkungen des Tagesgeſtirns, das als Zeitgott ein halbes Jahr hindurch ſiegreich die Welt durchzieht, in der andern Hälfte aber von ſeinem winterlichen Bruder Typhon und deſſen Gehülfen, den finſtern Monatsgöttern, überwältigt wird und abſtirbt; oder deſſen zerſtückte Glieder werden in einer Lade verwahrt, aus welcher demungeachtet Oſiris in der Folge zu neuem Leben auferſteht.

Oſiris

wurde, gleichwie Bacchus, mit welchem Herodot und Andere ihn verwechſeln, mit den Hörnern des Mithraſtiers abgebildet. Letzterer, was ſich durch das bekannte Sternbild erklären läßt, hat das entgegengeſetzte Zeichen, den Scorpion, welcher beim Eintritt des Winters das Haus der Sonne wird, zu ſeinem Gegner. Typhon muß daher mit ähnlichen Attributen geziert ſeyn, und in der That ſieht man auf der egyptiſchen Planiſphäre in Kirchers „Oedipus" Typhon ins Zeichen des Scorpions placirt, und ſtatt der Hände und Füße Schlangen ſich bewegen, damit auf die Schlange des Winters anſpielend (vgl. üb. dieſes Symbol die erſte Abth. dieſer Schrift). Jene Schilderung weiſet aber auf eine längſt verfloſſene Zeitepoche hin, als die Sonne noch im Zeichen des Stiers die Frühlingsgleiche, und im Scorpion die Herbſtgleiche bildete, alſo 2400 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Damals war es alſo der Scorpion, und noch nicht die Waage, welche den Sonnengott ſeiner Herrſchaft über die Welt durch die Dämone der Finſterniß berauben ſah, ſo wie die Wiedererlangung ſeines Reiches in den Monat des Stieres fiel. Darum ſetzt Plutarch den Tod des Oſiris und den Sieg des böſen Typhon in jene Jahreszeit, wo der Sommer dem Winter die Herrſchaft abtritt, nämlich in den Monat des Scorpions. Umſtändlich beſchreibt er das Klagefeſt, wozu der Tod des Jahrgotts die Veranlaſſung giebt, und ganz deutlich ſagt er, daß dieſe Trauer keinen andern Zweck gehabt, als das Hinſcheiden der freundlichen Jahreshälfte und die gewonnene Obergewalt des Nachtherrſchers zu beklagen. Derſelbe Schriftſteller vergißt nicht dabei die Bemerkung, daß die Griechen ein ähnliches Klagefeſt um dieſelbe Jahreszeit begingen, wo die Sonne in die untere Hemiſphäre hinabſteigt. Darum führte man anſpielend auf dieſe Naturbegebenheit, wo die Finſterniß des Winters über die ganze Natur hereinbricht, den Aequinoctialſtier, deſſen Bild Oſiris im Frühjahr hatte, bei jenem Trauerfeſte, mit einem ſchwarzen Schleier bedeckt, in Proceſſion umher. Macrobius (Sat. L. I c. 21) gebraucht für dieſe Ceremonie dieſelbe Erklärungsweiſe.

---

*) Saturn. L. I. c. 17. 18 etc.

Iſis ſorgt für die Beſtattung der Ueberreſte ihres Gemahls, deſſen Leib in vierzehn Stücke zertheilt worden ſeyn ſoll. An verſchiedenen Orten Egyptens wurden dem getödteten Gotte Grabmäler errichtet, und 360 Urnen um das Grab des Gottes gefüllt, alſo nach der Anzahl der Tage im Jahre, die fünf Schalttage abgerechnet, oder nach der Zahl der Grade im Zodiak, die der Sonnengott binnen einem Jahre durchlaufen muß. Iſis drückt das Bild ihres Gatten in Wachs ab, und der Dienſt des Oſiris wird Prieſtern anvertraut. In der Folge aber kehrt der Gott aus dem Schattenreiche wieder zurück, um ſeinem Sohne Horus, der Frühlingsſonne, im Kampfe gegen Typhon, den Repräſentanten des Winters, beizuſtehen.

Nachdem Oſiris vom Volke als todt beweint worden, ſingt man Hymnen zu ſeiner Wiederkehr. Der Tag, an welchem der Gott aus dem Grabe erwachte, wird mit gleicher Feier begangen als derjenige, an welchem man die Geburt des Jahrgotts verkündigte. Die Kirchenväter erwähnen in ihren Schriften oft genug dieſer dem wiedererweckten Oſiris zu Ehren gefeierten Feſte, und ſehen kein Bedenken darin, eine Parallele zwiſchen dem Oſiris und Chriſtus anzuknüpfen. So Athanaſius (contr. Gent. p. 12): „Certe in Aegypto etiam nunc de Osiride, Oro, aliisque, ut perditis et extinctis, solemnis deploratio peragitur, aeramentaque Dodonaea et Corybantes in Creta etc.“*), und Theophilus (ad Autolyc. L. I. p. 75): „Reperitur Deus imprimis decantatus Osiris nomine in cujus honorem quotannis initiationes fiunt, ut qui perierit et iterum inveniatur, dum continuo quaeritur. Nec, an interierit, intelligitur, nec si inveniatur, ostenditur.“ Man höre auch Minutius Felix über dieſes Thema: „Despice Isidis sistrum et dispersis membris tumulum tui Serapidis sive Osiridis. Considera denique sacra ipsa et ipsa mysteria; invenies exitus tristes, fata et funera et luctus et planctus Deorum miserorum. Isis perditum filium (ſo heißt den Egyptern die himmliſche Jungfrau) cum Cynocephalo suo et calvis sacerdotibus luget, plangit, inquirit et Isiaci miseri caedunt pectora et dolorem infelicissimae matris imitantur; mox invento parvulo gaudet Isis, exultant sacerdotes, Cynocephalus inventor gloriatur; nec desinunt annis omnibus vel perdere quod invenierunt, vel invenire quod perdant. Nonne ridiculum est lugere quod colas, vel colere quod lugeas?“ (Läßt ſich aber daſſelbe nicht auch von den Ceremonien der katholiſchen Chriſten in der Charwoche und dem darauf folgenden Oſterfeſte ſagen?) Auguſtin, wenn er in ſeiner Schrift

---

*) [illegible] ſoll erklärt werden, daß von chriſtlichen Kirchen die Rede ſey, weil — ſo [illegible] — [illegible]. Aber jener Kirchenlehrer hätte bedenken ſollen, daß man auch ihre Rückkehr zum Leben feierte, dies können doch nicht Chriſtliche geweſen ſeyn!

„De Civit. Dei“ (L. VI c. 10) in folgenden Worten: „Seneca, cum in sacris Aegyptiis Osirim lugeri perditum, mox autem inventum magno esse gaudio derisisset, cum perditio ejus inventioque fingatur, dolor tamen ille atque laetitia ab eis, qui nihil perdiderunt et nihil invenerunt, exprimatur, huic tamen furori, inquit, certum tempus est, tolerabile est semel in anno insanire etc.“ Den Spott jenes Römers billig wiederholt, hätte an den Ritus seiner eigenen Kirche denken sollen!

Alle heidnische und christliche Zeugnisse vereinigen sich in der Schilderung der jährlich wiederkehrenden Trauer-Ceremonien Egyptens um den im alten Jahre getödteten Osiris. Wahrscheinlich bildeten sie die Mysterien, die dem getödteten Gotte in den verschiedenen Theilen des Landes um diese Zeit errichtet wurden, die nächtliche Trauer des Volkes um ihn, und das darauf folgende Freudenfest um den wieder aufgefundenen Osiris. Herodot (L. II c. 170) erzählt von einer Darstellung der Leidensgeschichte des Osiris, von den Egyptern: „die Mysterien der Nacht“ genannt.

Es leidet also keinen Zweifel, daß die Egypter seit undenklichen Zeiten das Tagesgestirn unter dem Namen Osiris angebetet; man feierte seine jährliche Wiedergeburt, beklagte sein Leiden und sein Sterben, beklagte die mehrtägigen Folgen seines Wirkens, betrauerte seinen Tod und feierte bald darauf das Freudenfest seiner Wiedergeburt. Aber dies paßt auf die Sonne, welche nur scheinbar alljährlich geboren wird und stirbt. Alle diese Mythen, Opfer und Beschreibung sind sinnliche Attribute, die sich in den Göttern aller die Sonne verehrenden Völker wiederfinden.

Dionysos

oder Bacchus, welchen Herodot, Plutarch, Macrobius und alle alten Schriftsteller mit Osiris vermischten, muß folglich ebenfalls nur eine Personification der Sonne seyn. Dionysos wird geboren, stirbt, steigt zur Hölle hinab, wird wieder auferweckt, demnach in allen Stücken dem Oſiris und Chriſtus ähnlich. Bacchus ſtirbt den Tod des Oſiris, denn ſein Leib wird von böſen Rieſen zerſtückelt, und dennoch kehrt er wieder ins Leben zurück. In den Myſterien lehrte man, er ſey die verkörperte Gottheit, kehre aber wieder nach einiger Zeit zu dem Urquell des Lichts zurück, aus welchem alle Seelen emaniren; eine Vorſtellungsweiſe, die ſtark an den Fleiſch gewordenen Logos erinnert, der, vom Tode wieder erweckt, zu ſeinem Vater im Himmel zurückkehrt.

Nonnus (Dionysiac. L. VI) berichtet, Bacchus ſey von den Rieſen zerſtückelt worden, Zeus habe deſſen Tod durch eine allgemeine, die ganze Erde überſchwemmende Fluth geahndet, worauf die verjüngte Schöpfung einen neuen Bacchus erhalten habe. Diodor Siculus (L. V. c. 75), indem er die Sagen der Cretenſer anführt, erwähnt ebenfalls dieſes durch die Titanen erlittenen Todes des Bacchus. Dies lehrte man auch in den Orphiſchen Myſterien. Plutarch (de Iſide) geſteht es ſelbſt, daß die Dionyſos-Feſte der Griechen mit jenen um den zerſtückelten und wieder auferſtandenen Oſiris in Egypten identiſch wären. Euſebius (praep. Evang. L. 2) und Clemens (Alexand.) gedenken gleichfalls des von den Titanen getödteten Dionyſos. Der Erſtere fügt noch erklärend hinzu, daß Dionyſos mit dem Apollo zuweilen verwechſelt wurde. Einige Mythologen wollen wiſſen, daß die Titanen des Gottes zerſtückte Glieder in einem Keſſel ſieden ließen; Ceres (die himmliſche Jungfrau), ſeine Mutter, habe die theuern Ueberreſte des geliebten Sohnes geſammelt und bewirkt, daß derſelbe in verjüngter Kraft aus dem Keſſel wieder hervorgegangen wäre. Man ſieht hieraus, daß die Mythologen nur in Nebenumſtänden, nämlich was die Art des Todes des Gottes betrifft, von einander abweichen, ſo daß bald ein Kochkeſſel, bald eine Lade es iſt, worin die zerſtückten Glieder des Lichtgottes geſammelt wurden; anders erzählt man die Verſtümmelung und den Tod des Oſiris-Dionyſos, anders jenen von Atys; aber in der Hauptſache, nämlich der Auferſtehung des Jahrgotts, treffen ſie alle wieder zuſammen.

Man feierte die Dionyſiſchen Feſte im Frühlings-Aequinoctium, weil man in Elis den heiligen Stier anrief, daß er vom Himmel herabſteige. Die Chriſten hingegen ſchicken ihre Gebete zum Lamme empor, das nun die Stelle des Stiers in der Frühlingsgleiche einnimmt. Um die Leidensgeſchichte des Gottes zu verſinnlichen, wurde bei einem heidniſchen Feſte ein Stier in Stücke geriſſen, ganz wie die Titanen mit dem Dionyſos verfahren ſein ſollten; denn weil der Dionyſos-Cultus älter als der des ägyptiſchen Apis und der chriſtliche iſt, ſo wußte man noch nichts von einem ewiglichen Lamme, ein zerſtückter Stier ſinnbildete noch das hingeſchiedene Jahr, indem Anfang und Ende der beſtimmten Zeit, der Frühling damals noch beim Eintritt der Sonne in das Zeichen des Stiers begann, deſſen Platz im Zodiak jetzt der Widder einnimmt.

Julius Firmicus (de Profan. Error. Relig.) giebt von dieſem Feſte eine ausführliche Schilderung. Ihr zufolge wird der Vater des Bacchus von ſeinem durch die Titanen erlittenen grauſamen Tod durch Minerva unterrichtet, welche das Herz des Getödteten, das ſie allein noch den böſen Rieſen zu entziehen vermochte, als Beweis für jene entſetzliche That überbringt. Eine Bildſäule wird dem Getödteten errichtet, welche das Herz einſchließt, aber auch ein prachtvolles Grabmal und Prieſter zu deſſen Bewachung hingeſetzt. Alljährlich werden deshalb dem Vergöttlichten zu Ehren Feſte gefeiert, wobei man die von den Titanen verurſachten Leiden des jungen Bacchus dem Volke dadurch verſinnlicht, daß die Andächtigen einen lebenden Ochſen mit ihren Zähnen zerfleiſchen. Hingeriſſen von dem heiligen Schmerze zerſtreuen ſich die in die Myſterien des Gottes Eingeweihten in die Wälder und auf die benachbarten Berge mit lauten Klagen über den Tod des jungen Prinzen, deſſen Apotheoſe man demungeachtet nicht unterläßt. Man trägt das Behältniß, worin das Herz eingeſchloſſen iſt, in feierlicher Prozeſſion umher, wie in der katholiſchen Kirche das Ciborium, das den Leib Chriſti enthält, am grünen Donnerſtage herumgetragen wird.

Wie Chriſtus führte auch Bacchus das Prädicat: Heiland (Paus. Corinth.), wie dieſer verrichtete auch er Wunder (Ibid. Messen.), heilte die Kranken und ſagte die Zukunft vorher (Ibid. Phoc.). Nicht nur lehrte man in den Myſterien des Bacchus Tod und Auferſtehung deſſelben als Sonnenſymbols, ſondern auch von ſeiner Hinabfahrt ins Schattenreich (Paus. Cor.) erzählte man, was an die Höllenfahrt Chriſti erinnert. Wie Herodes dem Leben des kleinen Jeſus nachſtellt, ſo werden auch dem Bacchus in ſeiner Kindheit ſchon Schlingen gelegt (Paus. Achaic.). Wie Chriſtus ſammelt auch Bacchus nur tugendhafte Leute um ſich, die auf eine einſtige Wiederkehr deſſelben hoffen, wo er die Weltregierung übernehmen und die Glückſeligkeit des erſten Zeitalters wieder herſtellen ſoll (Freret, Acad. des Insc. T. 23. p. 276). Das Mirakel mit den Weinkrügen, wobei an jenes Wunder auf der Hochzeit zu Kana ſich denken ließe, wurde, wenn man dem Pauſanias (Eliac. II) glauben darf, in den Tempeln des Dionyſos gezeigt. Man bildete ihn gewöhnlich zur Seite der Demeter oder Ceres ab, die nach Einigen ſeine Mutter iſt, und eben dieſe Göttin iſt die himmliſche Jungfrau, welcher die Aſtronomen eine Kornähre in die Hand geben; daher das nach ihr benannte Sternbild Spica heißt, und eben dieſes iſt der Stern, welchen die drei Weiſen in der Geburtsſtunde Chriſti am öſtlichen Himmel erblickt haben ſollten, da deſſen Aufgang am Horizonte noch alljährlich um die Mitternachtsſtunde zwiſchen dem 24ſten und 25ſten Dezember Statt findet. Auch Bacchus führte das Prädicat: Sohn Gottes (Euripid. in Bacchis). In den Myſterien ſtellte man ihn unter dem Bilde eines neugebornen Kindes aus. Dieſer Bacchus der Orphiker war, nach des Macrobius Zeugniß, auch beim Eintritt der Sonne ins Winterſolſtitium geboren, mußte den Tod erleiden, ſtieg ins Schattenreich hinab, und wurde wieder zum Leben erweckt. Auch ſeine Verehrer erlitten Verfolgungen gleich der Secte des Serapis und den Anhängern Chriſti. Ihr myſteriöſer Cultus war in Italien oft Veranlaſſung zu Proſcriptionen geweſen (Tit. Liv. L. 39. c. 9. 18. Tert. Apolog.). Wenden wir uns nun zu

Adonis

dem Sonnen-Idol der Phönizier. Sein Name bedeutete der Herr (אדון Adon), wie auch Chriſtus heißt*), und wie dieſer wird auch er geboren, von einem Eber getödtet, ſteigt er zu den Schatten hinab und erwacht zu neuem Leben. Aber bevor man das Feſt ſeiner Wiederkunft feiert, gebietet der Cultus eine öffentliche Trauer als Erinnerung an die Paſſion und den Tod des Gottes (Lucian. de Dea Syr.). Auch Adonis hat ſeine Myſterien (Iustin. Apol. I. 11), ſeine Initiirten u. ſ. f. Corſini (Fast. T. I. p. 297. 300) ſetzt einen bedeutenden Zwiſchenraum zwiſchen der Trauerzeit um den geſtorbenen Adonis und dem Feſte ſeiner Wiederkehr ins Leben. Die Erſtere beſtimmt er gegen den Eintritt der Sonne in das Zeichen der Herbſtgleiche, acht Tage vor den Kalenden des October; das Feſt ſeiner Wiedererweckung aus dem Tode hingegen acht Tage vor den Kalenden des April, alſo auf denſelben Tag, an welchem die erſten Chriſten das Oſterfeſt begingen. Demungeachtet glaubt er auch an eine gleichzeitige Feier beider Feſte im Frühlingsanfang, wie dies noch in der chriſtlichen Kirche der Fall iſt. Er hält dafür, die Trauer-Ceremonien wären drei Tage vor der Auferſtehungsfeier abgehalten, alſo, obgleich man den Adonis in der Herbſtgleiche ſterben ließ, war doch das Begräbniß deſſelben in jenen Zeitpunkt hinaufgerückt werden, wo man ſchon Hymnen zu ſeiner Auferſtehung anſtimmte. Dieſem Beiſpiele folgten, wie Lucian berichtet, die Aſſyrier; aber noch jetzt findet man dieſen Gebrauch in der chriſtlichen Kirche vor.

---

*) Daher dies dominica der Sonntag, und von ihm als [illegible] das Gotteshaus [illegible], d. i. Haus des Herrn, Kirche; das [illegible] heißt der [illegible] (חירן Chur, [illegible] von איר Ur, Licht), das Princip der Finſterniß der [illegible]; ſ. meine „vgl. Mythologie, Leipz. Schumann“, S. 160.

In Alexandrien wurden die Trauer-Feierlichkeiten um den geſtorbenen Adonis mit vielem Gepränge begangen (Natal. Comes.). Ebenſo zu Athen (Plut. vita Alcib.), und zu Argos beweinten die Weiber dieſen Gott in einer Capelle, welche an jene des Zeus Σωτῆρ*) ſtieß. Auch der heilige Cyrillus (in Proph. Ezech.) gedenkt dieſer Trauer-Feierlichkeiten um den geſtorbenen Adonis, ſo wie des darauf folgenden Freudenfeſtes ſeiner Auferſtehung. Man zeigte den Gläubigen die große Wunde, welche der Eber ihm geſchlagen, ebenſo wie man heutzutage noch den Lanzenſtich zeigt, der die Seite des Heilandes durchbohrte. Hatte man nun den Adonis, wie wir unſern Chriſtus, als einen wirklichen Menſchen dem Volke geſchildert, ſo muß man den Prieſtern, die jene Göttersagen erfanden, doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie unter dem Adonis die Sonne verſtanden; und alle ihm angedichteten Erlebniſſe waren den Erſcheinungen angepaßt, welche der jährliche Umlauf der Sonne in der phyſiſchen Welt hervorbringt. Die Orphiſchen Hymnen geſtatten durchaus keine andere Erklärung, weil alles, was von Adonis berichtet wird, an die abwechſelnden Wirkungen der Sonne denken läßt, welche die eine Hälfte des Jahrs im Schattenreiche, die andere Hälfte auf der Oberwelt zubringt, und durch die Rückkehr in unſere Gegenden die Natur wieder aus ihrem Winterſchlafe weckt. Der abwechſelnde ſechsmonatliche Aufenthalt des Adonis bei Aphroditen und Proſerpinen iſt die am wenigſten dunkle Allegorie von den beiden Jahreshälften, wie umgekehrt der egyptiſche Mythus von der Iſis, die eine Jahrhälfte dem Oſiris vermählt iſt, die andere mit dem häßlichen Typhon verlebt, dennoch daſſelbe ſagt; je nachdem die Sonne oder der Mond, Adonis oder Iſis, als Hauptfigur der Fabel hervorgehoben wird. Da Iſis in ihrer freundlichen Bedeutung Aphrodite, in der feindlichen aber die Beherrſcherin der Schatten iſt, ſo wird es gleichbedeutend, ob Adonis bei Proſerpinen, oder Iſis bei Typhon, dem Prinzip der Finſterniß, weilt; beide Mythen laſſen die Winterhälfte des Jahres errathen, wo das Sonnenlicht gleichſam abweſend iſt. Mit der Wiederkehr des Sommers iſt Adonis der Liebesgöttin wiedergegeben, denn die wiedererwachte Zeugungskraft deutet auf dieſe Veränderung hin, oder der wiedererweckte Oſiris verdrängt den böſen Typhon, und dann wird Iſis zur Aphrodite, denn jetzt iſt der befruchtende Sonnenſtrahl wieder ihr Gemahl. Dieſe Meinung ſpricht Julianus Pentanius in folgenden, von Voſſius (de Idol. L. II. c. 20) uns aufbehaltenen Verſen aus:

---

*) Erhalter, Salvator, das Prädicat aller Sonnengötter.

Terra etenim solem queritur deserta cadentem,
Invidit quem tristis hyems, cui saevior apri
Horret cana gelu facies ....
Ipsa Venus postquam lacrymae effluxere genisque
Defecit liquor et capiti coma longa revulsa est,
Ter mensem exanimis jacuit, vix denique quarto
Sincera hausit vultus et adhuc suspirat amores.
Ergo ubi sol imo victor convertit ab austro,
Tum gravidos aperitque sinus et caeca relaxat
Spiramenta novas veniat qua succus in herbas
Et tandem complexa suum laetatur Adonin.

Die Geſchichte des Adonis kann alſo nicht für die eines Sterblichen gehalten werden. Die ſideriſchen Beziehungen ſind unmöglich zu verkennen, nur vom Wechſel der Jahreszeiten kann die Rede ſeyn, welche durch die Entfernung der Sonne aus unſern Gegenden in der Herbſtgleiche und durch ihre Wiederkehr in der Frühlingsgleiche bemerkt werden. Daher die Trauer um den geſtorbenen Sonnengott, und die darauf folgenden Freudenfeſte, wenn ſeine Wiederkunft auch die Wiederbelebung der ganzen Natur zur Folge hat. Er iſt dann der Heiland, weil er die Schäden des Winters heilt, die erſtarrte Schöpfung aus ihrem Winterſchlafe weckt, und die Wieſen mit neuem Grün bekleidet. Darum heißt Apollo *Παιαν*, Bacchus Ὑης und Σωτηρ.

Begreiflich wird es nun, daß die Myſterien des Adonis jene des Dionyſos oder Bacchus waren; es ſind die Myſterien des Lichtgotts und handeln von den Kämpfen des Lichtweſens gegen das Prinzip der Finſterniß, das alljährlich in der Frühlingsgleiche beſiegt wird. Plutarch findet mit Recht hierin die Baſis aller Religionen. Werfen wir einen Blick auf die Verfolgungen und Siege des

Horus

des Sohnes der Iſis, der verloren und wiedergefunden ſeyn ſollte, ſo erkennen wir auch hier den Grundſtoff der vorigen Mythen. Der Name dieſes Gottes ſtammt aus dem phöniziſch-hebräiſchen אור Or, welches Wörtchen Licht bedeutet. Daher verwechſeln ihn die Griechen ſtets mit Apollo. Von dieſem Horus, dem Sohne des Oſiris, erzählt die Fabel: Bootes, der am Himmel ſeinen Platz neben der Jungfrau (Iſis) hat, ſoll ihn erzogen haben; mindeſtens ſteht dieſes Geſtirn zugleich mit der Jungfrau der Geburt des Lichtgotts vor, denn es ſteigt mit ihr um Mitternacht vor dem 25ſten Dezember am öſtlichen Himmel auf und iſt ihr ſteter Begleiter.

Wie Apollo vom Drachen Python, ſo wurde Horus vom ſchlangenfüßigen Typhon*) verfolgt. Wie Apollo den Python, beſiegt Horus endlich auch den Typhon, obgleich Letzterer mit Beihülfe des wiedererweckten Oſiris (Plut. de Iside). Horus-Apollo hatte zu Delphi ein Grabmal, auf welchem ſein Tempel erbaut war (Cyrill. Alex. contr. Jul. L. 10). Aber vor ſeinem

---

*) *Τυφων* iſt auch nur Dialect von צפון Ziphon, die Schlange, wie *Θηβαι* die Stadt der ſieben Thore, von שבע ſeba, ſieben.

Triumphe iſt er wie Bacchus zerſtückt worden, worauf die Mondgöttin, ſeine Mutter, ihn wieder zum Leben erweckte und mit der Unſterblichkeit beſchenkte (Diod. Sic. L. I).

Die Kirchenſchriftſteller berichten uns von den Horus zu Ehren abgehaltenen Trauerfeierlichkeiten, die Iſis ſelbſt eingeſetzt haben ſoll, worauf das Freudenfeſt über den wiedergefundenen Liebling folgte. Dieſe Feſte gleichen ganz denjenigen, welche Demeter-Ceres in Eleuſis eingeführt hatte, als der Fürſt der Schatten ihre Tochter Proſerpine geraubt. Lactanz (L. I. c. 21) beſchreibt uns die Trauer-Ceremonien der Iſisprieſter, während der Zeit, wo die Göttin den ihr geraubten Sohn beweint, und die allgemeine Freude, die in jener Stunde erfolgt, wo es heißt: Horus iſt wiedergefunden. Epiphanius (adv. Haeres. L. III) erkennt an der Raſerei, welcher die Prieſter der Iſis um jene Zeit ſich ergeben, die Bacchanten wieder, wenn ſie den Dyonyſos ſuchen. Es unterliegt alſo keinem Zweifel, daß Horus mit Adonis und Bacchus nur Eine Perſon ſey. Macrobius (Sat. L. I. c. 21) ſagt es geradezu, daß Horus die junge Sonne ſey, daher die Völker das Bild deſſelben dadurch auszeichnen, daß ſie ihn mit faſt unbehaartem Haupte vorſtellen; nur auf der rechten Seite iſt ihm eine kleine Anzahl Haare gelaſſen, um damit den kürzeſten Tag im Jahre anzuzeigen, wo der Gott wiedergeboren wird, denn die Haare ſymboliſiren Tage und Strahlen.*)

Keine Zufälligkeit iſt es, daß der Sieg Apollo's über den Drachen Python, welcher die Einſetzung der Pythiſchen Spiele veranlaßte, wie jener des Orus über den ſchlangenfüßigen Typhon, wie jener des Zeus über die ſchlangenfüßigen Titanen, und jener des Chriſt über die alte Höllenſchlange, ſämmtlich in die Frühlingsgleiche Statt gefunden haben ſollen (Corsini Fast. Attic. T. I. p. 25. Plut. de Iside, Nonn. Dionys. L. III.

---

*) [illegible] in den Sprachen [illegible] jola, jolar.

v. 1 etc.). Nachdem eine Flut das alte Jahr von der neuen Zeit geſchieden, zur Zeit der Frühlingsgleiche, läßt auch Ovid (Met. L. I. fab. 12) den Lichtgott über den Drachen triumphiren, in dem Augenblicke, wo die Schöpfung ſich verjüngt. Um die Frühlingsgleiche feierten auch die Hyperboräer des Lichtgotts Wiederkehr, aber beim Eintritt der Sonne ins Zeichen des Widders, und jene Feſte wurden, dem Zeugniß Diodors zufolge (L. II. c. 47), bis zum Aufgang der Plejaden ausgedehnt. Das Verſchwinden dieſes Geſtirns in den Sonnenſtrahlen erfolgt nach vierzig Tagen (Hesiod. Op. et Dies 385), und ein gleich langer Zeitraum verfließt zwiſchen der Auferſtehung Chriſti und deſſen Himmelfahrt.

Vergleicht man dieſe Völkermythen von dem Siege des Lichtgotts über die Schlange des Winters, ſo erklärt ſich auch, warum in der Offenb. Joh. ſogleich nach der Feſſelung der alten Höllenſchlange man eine neue Erde und einen neuen Himmel erſcheinen ſieht (Apocal. c. 21). Zugleich iſt von der himmliſchen Stadt die Rede, die gerade ſo viel Thore hat, als Sternbilder im Zodiak ſind, und welche das Lamm mit ſeinen Strahlen erleuchtet, von deſſen Throne der Strom der Zeit ſich ergießt, an deſſen Ufern der Baum des Lebens gepflanzt iſt, welcher gerade zwölf Früchte, jeden Monat alſo eine, trägt.

Dieſe abwechſelnden Siege des Licht- und Nachtweſens, dieſe Wechſelherrſchaft des ſchaffenden und zerſtörenden Prinzips, welche man ſo oft durch Tod und Auferſtehung, durch Zerſtückung und wieder erfolgte Zuſammenſetzung des Gottes zu verbildlichen ſtrebte, finden wir bei den Phrygiern durch abwechſelnden Schlaf und Wiedererwachen des Sonnengotts angedeutet. Dieſes Feſt des Erwachens begingen ſie im Frühlinge. Die Paphlagonier hielten ihren Gott zur Winterszeit in Banden, um im Frühling Hymnen zu ſeiner Befreiung anzuſtimmen; oder auch, man verſinnlichte die im Winter gebrochene Kraft der Sonne durch die Fabel, der Lichtgott sey vom bösen Princip der Zeugungskraft beraubt worden. In Phrygien hieß der Sonnengott

Atys,

da seinen Namen entweder die Zeit (עת *eth*, *ἔτος*) andeutend, oder, wie die Meisten wollen, als Allzeuger, Vater (*Ἄττα*) genannt. In diesem Sinne hieß bei den Scythen Zeus *[illegible]*, und Apollon *[illegible]* (אב Ab). — Die Göttermutter Cybele*), welche die Fabel zur Tochter eines Königs von Phrygien macht, unterhielt ein Liebesverständniß mit dem jungen Atys (Diod. Sic. L. III. c. 58), und als sie von demselben schwanger wird, verläßt sie der strenge Vater; Atys muß seine Kühnheit mit dem Tode büßen und auf des Tyrannen Befehl bleibt sein Leichnam unbestattet. Die Prinzessin erfüllt Berge und Triften mit ihrem Klaggeschrei. Aber die Fluren Phrygiens sind seit Atys Tode mit Unfruchtbarkeit bestraft. Man befragt das Orakel der Sonne um Abhülfe von diesem Uebel, und erhält die Weisung, dem Atys eine Todtenfeier zu halten, Cybelen hingegen als eine Himmlische zu verehren. Man sucht die Ueberreste des Atys aber vergeblich, weshalb beschlossen wird, einem Bilde desselben die ihm zukommenden Ehren zu erweisen. Man beweint seinen Tod, und vergießt Thränen an seinem Grabmal; man errichtet ihm und der Cybele gemeinschaftlich Altäre, legt zu ihrer Feier jährliche Feste ein (Julian. Hymn. 5), in welchen man, nachdem man ihr Schicksal zur Genüge beweint, Hymnen anstimmt zur Wiederkehr des Atys ins Leben, und alljährlich beim Eintritt der Sonne ins Zeichen des Widders wird Atys drei Tage hindurch beweint, worauf er aus dem Tode aufersteht und in dem Glanze seiner Göttlichkeit erscheint.

---

*) Anspielung vielleicht auf die Mauerkrone, die ihr Haupt ziert, denn גבעל gibt [illegible] Erklärung.

Doch weichen die Legenden von ihm in einigen Stücken ſeiner Lebensgeſchichte von einander ab, denn nach Einigen verweigert er der Geliebten die Erfüllung ihres heißeſten Wunſches, und beſchließt, ihren Nachſtellungen zu entgehen, ſich ſelbſt der Mannheit zu berauben. Julius Firmicus (de Prof. Relig.) belehrt, daß die Phrygier, das Andenken an den Schmerz Cybelens wegen ihrer von Atys verſchmähten Liebe bis auf die ſpäteſten Zeiten zu erhalten, die jährlichen Trauerfeſte eingeſetzt hätten; ebenſo habe das gleich darauf folgende Freudenfeſt ſeine Entſtehung der Abſicht zu verdanken, daß alljährlich man an die Beſtattung des Atys durch ſeine Geliebte und deſſen wieder erfolgte Auferſtehung erinnert werde.

Unter dieſen verſchiedenen Legenden von Atys behauptet jene des Macrobius als die einzig wahre, weil in ihr die phyſicaliſchen Anſpielungen am deutlichſten hervortreten, den Vorzug vor den übrigen. Dieſer Autor rangirt die Atysfabel mit Recht in die Gattung der Auferſtehungsſagen des Oſiris, Adonis, Horus ꝛc., denn ſie alle beziehen ſich auf den Lauf der Sonne durch den Thierkreis. Die Annäherung oder Entfernung dieſes Geſtirns von unſerer Hemiſphäre bewirkt Freude oder Trauer, Wiedererzeugung oder Unfruchtbarkeit, welche letztere ſtets im Gefolge des Winters iſt. Macrobius (Sat. L. I. c. 21) geſteht es auch, daß alle dieſe Trauer- und gleich darauf folgenden Freudenfeſte der verſchiedenen Völker des Orients ſämmtlich nur auf die Entfernung und Wiederkehr der Sonne in frühere Klimate Bezug hatten, und er ſetzt das heidniſche Feſt der Wiederkehr der Sonne auf denſelben Tag, an welchem die erſten Chriſten das Auferſtehungsfeſt des Herrn begingen, nämlich auf den 25ſten März, alſo genau drei Monate nach dem Weihnachtstage, denn die Aſtronomen der Alten ſetzten den Frühlingsanfang auf den achten Tag vor den Kalenden des April (Petav. Uranol. T. III). An dieſem Tage feierten die Römer ihre Hilaria wegen der Wiederkehr der Sonne und ihres Sieges über die langen Nächte des Winters.

Das Oſterfeſt, welches man urſprünglich mit den Hilarien der Römer[*] an Einem Tage feierte, iſt auch den Chriſten ein Freudenfeſt, denn alle für dieſen Tag anbeſtimmten Kirchengeſänge tragen den Charakter der Freude an ſich. Hallelujah iſt ein Ausruf der Freude, und dieſer wird oft genug wiederholt. Man ſingt: „Dieſen Tag hat Gott gemacht, laßt uns frohlocken" ꝛc. Haec dies etc. Unzählige Anrufungen des Lammes folgen. Die Prieſter erſcheinen in Weiß, der Farbe des Lichts, die Reihen Kerzen werden verdoppelt, die Tempel ſchimmern von Freudenfeuern. Und wem gilt dieſe allgemeine Freude? Wem ſonſt als dem Lichtgott, der die Finſterniß überwand? Er iſt unſer Befreier, welchen Johannes das Licht und das Leben nennt. Unter welcher Geſtalt ſiegt er über die alte Höllenſchlange? Unter dem Bilde des Lammes, d. h. des Zodiakal-Lammes, in welches Sternbild die Sonne eintritt, wenn ſie die Frühlingsgleiche macht. Dies ereignet ſich acht Tage vor den Kalenden des April, wo die Sonne, in erneuter Kraft hervortretend, uns von der Herrſchaft der Nächte befreit, welche die Winterſchlange über die Welt gebracht, wo die Erde ihre frühere Fruchtbarkeit, die Wieſen ihren Schmuck wieder erhalten, deren der ſtrenge Winter ſie beraubt hatte.

Wie Chriſtus ſtirbt auch Atys suspensus in ligno, und die Verehrer dieſes Gottes unterließen nicht, die Paſſionsgeſchichte deſſelben damit zu verdeutlichen, daß ſie ſein Bild, an einen Baum befeſtigt, in Prozeſſion herumtrugen (Jul. Firm. de Prof. Relig.). Und wie man in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche das Myſterium der Paſſion Chriſti durch das Holz, an welchem er gekreuzigt worden, andeutete, und am Fuße deſſelben das Chriſtum verbildlichende Opferlamm anbrachte, ſo poſtirten auch die Bekenner des Atys das Aequinoctial-Lamm neben den Baum hin, an welchem ihr

---

[*] Auch dieſem Feſte gingen einige Trauertage vorher (Macrob. L. I. c. 21).

Gott geſtorben, und welchen die Prieſter um die Mitternacht, in welcher man das Myſterium der Leiden des Atys celebrirte, nach einem gewiſſen Rituale in Stücke hieben (Ibid.).

Julius Firmicus, der dieſen Gebrauch der Phrygier mit aller Umſtändlichkeit ſchildert, iſt naiv genug, bei dieſer Gelegenheit an das den Chriſten geheiligte Kreuzesholz zu denken; und dieſe Ideenverbindung findet man natürlich, denn Chriſtus und Atys, deren Tod am Holze und Auferſtehung im Frühlings-Aequinoctium, wenn die Sonne durch das Zeichen des Lammes ſchreitet, ihre Verwandtſchaft zu einander außer Zweifel ſetzt, ſind beide nur verſchiedene Perſonificationen der Sonne.*)

In jenen Myſterien ſpielte deshalb das **Lamm** eine ſo wichtige Rolle, weil das Feſt ſelbſt mit jenem Zodiakalzeichen in Verbindung gebracht wurde, das wir den **Widder** nennen. Nach ihm nannte man die Sonne, in jenem Monat, wo ſie, mit erneuter Kraft hervorbrechend, als Heiland der ganzen Schöpfung erſcheint. Wiedererweckend die erſtorbene Natur hieß es, die Sonne ſelbſt ſey aus dem Tode auferſtanden; daher das Freudenfeſt, womit man dieſes Naturereigniß feierte. Weil alles dies im Monat des Widders geſchieht, ward vom myſtiſchen Cultus das Lamm zum Symbol der Sonne gewählt. Ehedem, vor der Präceſſion der Nachtgleichen, hatte man einen Sonnenſtier. Die Taurobolien haben darum ein höheres Alter als der phrygiſch-chriſtliche Cultus des erwürgten Lammes.

Damaſcius**), wo er dieſer dem Atys zu Ehren gefeierten Hilarien gedenkt, will in der Einſetzung dieſes Feſtes eine ſymboliſche Hinweiſung auf die um dieſe Jahreszeit erfolgende Befreiung der Welt von der Herrſchaft der Finſterniß erkennen.

---

*) Darum räth Menelaus dem Paris (Iliad. III. V. 104) der Sonne ein weißes Lamm und der Erde ein ſchwarzes Schaf zu opfern, denn Troja gehörte zu Phrygien; die beiden Farben ſind alſo ſymboliſch.

**) Vit. Isid. Phot. cod. 242. p. 1054.

Hat aber dieſes Dogma nicht auch die chriſtliche Kirche ſich angeeignet, da ſie lehrt, Chriſtus habe durch ſeinen Opfertod die Macht der Hölle gebrochen, und uns in das Reich des Lichtes aufgenommen?

In der That iſt die Tendenz dieſes Feſtes keine andere, als den Sieg Ormuzds über Ahriman, des Lichtweſens über die Finſterniß, des Aequinoctial-Lammes über die Winterſchlange in Erinnerung zu bringen. Man feiert die Wiederkehr des Weltheilands, der als erwärmende Frühlingsſonne die Werke der Finſterniß zerſtört.

Die Trauer der Argiverinnen über den kläglichen Tod des Linus, deſſen Name darum in der Folge für jedes Klagelied gebraucht wurde, iſt wieder jene um den verſtorbenen Atys, denn dieſes Feſt (*Ἀρνίς*) war nach dem Lamme (*ἀρνός*) benannt, und fand im Frühlings-Aequinoctium Statt (Phot. cod. 186), der Monat hieß darum *Ἀρνεῖον*. Linus bedeutet im Namen den Verborgenen (von לין lun, verbergen), alſo die Winterſonne. Dieſe Auslegung iſt um ſo ungezwungener, weil die Fabel ihn zu einem Sohne des Sonnengottes Apollo machte. Auch ſoll er von Hunden zerriſſen worden ſeyn (Conon. Narrat. 19), wodurch die Art ſeines Todes auch ihn mit dem Oſiris, Bacchus, Adonis und Atys in Verwandtſchaft bringt, die der Mythus von böſen Rieſen oder wilden Thieren zerſtückeln läßt. Um wieder auf den Gott

Mithras

zurückzukommen, deſſen Myſterien wohl die älteſten aller hier gedachten der Nachbarvölker Perſiens geweſen ſeyn müſſen, weil der Wechſelkampf des Lichts und der Finſterniß die Grundlehre des Zoroaſtriſchen Religionsſyſtems iſt, Mithras alſo, wie in der zweiten Abtheilung dieſer Schrift gezeigt worden, mit Chriſtus unter gleichen Umſtänden, und in derſelben Stunde des Jahres geboren, iſt ihm auch in vielen übrigen Stücken verwandt; denn auch Mithras ſtirbt den Opfertod, auch an ſeinem

Grabe fließen Thränen der Gläubigen. Die Prieſter ſtimmen Klagegeſänge um ihn an, hierauf ſchüren ſie die heilige Flamme auf ſeinem Altar, wobei den Initiirten ganz ernſthaft zugerufen wird: „Richtet euch auf von eurem Schmerze, denn euer Gott iſt wieder vom Tode auferſtanden, den er für euch erlitten; ſeine Leiden haben euch das Heil erworben.“ (Jul. Firm. de Prof. Rel.)

Dieſe Beſchreibung endet Julius Firmicus mit der Frage: „Wozu dieſe falſchen Tröſtungen? Der Tod eures Gottes iſt bekannt, hingegen iſt ſeine Wiedererweckung noch zu beweiſen, denn wem hat ſich der Gott nach ſeinem Tode gezeigt, um ſeine Auferſtehung und folglich auch ſeine Göttlichkeit glaubhaft zu machen? Ein Idol iſt es, das Ihr beſtattet habt; ein Idol iſt es, dem eure Thränen fließen. Ein lebloſes Bild zieht ihr aus ſeinem Grabe; nicht der Gott ſelbſt hat ſich befreit, ſondern Ihr ſeid es, die Ihr ihn wieder an das Licht hervorzieht“ ꝛc. Die meiſten dieſer den Eingeweihten in die Mithramyſterien geltenden Vorwürfe paſſen auch auf das bekannte Ritual der katholiſchen Kirche, denn alljährlich weinen die Gläubigen an Chriſti Grab, und ſingen demungeachtet am darauf folgenden Oſtertage Lobgeſänge zu ſeiner Auferſtehung aus dem Tode. Spottet Firmicus in dieſem Tone weiter: „Wer hat jemals euern Gott mit Stierhörnern (Mithra) geſehen, deſſen Tod eure Betrübniß verurſachte?“ ſo könnte man mit gleichem Rechte auch an ihn und alle Verehrer des Agnus Dei die Frage ſtellen: „Und wer hat euern Gott mit Widderhörnern jemals erblickt, von dem ihr verſichert, ſein Tod habe euch von der Sünde erlöſt, und der, obgleich geſtorben, doch wieder auferſtanden ſeyn ſoll!“ — Die auffallende Verwandtſchaft des Mithracultus mit dem chriſtlichen iſt zwar von jenem Schriftſteller nicht unbemerkt geblieben, aber er weiß zwiſchen Heiligem und Profanem eine Grenzlinie zu ziehen, wobei er ſich des von Juſtinus Martyr und Tertullian ſchon verbrauchten Hülfsmittels bedient, nämlich, es habe der Teufel ein Vergnügen daran gefunden, die heiligen Gebräuche der Chriſten nachzuäffen, und weil ihm die Zukunft nicht verborgen iſt, ſoll er Jahrhunderte vor Entſtehung des Chriſtenthums die Heiden in den Dogmen und Ritualien der chriſtlichen Kirche unterrichtet haben, um in der Folge zweifelnde Gemüther durch dieſe überraſchende Aehnlichkeit beider Culte im Glauben ſchwankend zu machen. Der Unbefangene wird jedoch dieſe Aehnlichkeit ſich weit einfacher erklären, indem er in Mithras nicht den anticipirten Chriſtus, ſondern das älteſte aller uns bekannten Sonnenſymbole der ſabäiſchen Religionen erkennen wird. Darum konnten die Manichäer, jene chriſtliche Secte, welche allein noch den Faden behalten hatte, der aus dem Labyrinthe der Mithrasideen herausführte, immerhin die kühne, aber gegründete Behauptung, die ihnen von den Orthodoxen den Untergang zuzog, ausſprechen: Chriſtus iſt die Sonne! was die Kirchenſcribenten Theodoret (Haeres. Fab. L. I. 26, 21*) und Cyrillus von Jeruſalem (Catech. 15. §. 2) noch bezeugen. Dies beweiſt aber weiter nichts, als daß jene Secte das Element des Chriſtenthums richtiger erkannt hatte, als diejenigen, welche ſie zum Widerrufe dieſer Meinung zwingen wollten.

Schlußwort.

Nachdem in den vorhergehenden Kapiteln bewieſen worden, daß unter den verſchiedenen Völkern kein anderer als der Sonnendienſt geherrſcht, und nur in jedem Lande eine andere Perſonification für denſelben Gegenſtand der Anbetung gewählt werden ſey, ſo begreift man, warum die in Nebenumſtänden von einander abweichenden Götterſagen in den Hauptpunkten ſo ſehr übereinſtimmen, nämlich, daß die durch Namen, Rang und Schickſale ſo verſchiedenen Sonnen-Idole ſämmtlich einen kläglichen Tod ſterben, ſämmtlich wieder zum Leben auferſtehen, und daß ihre Wiedererweckung in einen und denſelben Zeitpunkt fällt, nämlich um die Frühlingsgleiche, wo auch die Natur aus ihrem Winterſchlaf erwacht. Daher die nothwendige Folge eines übereinſtimmenden Cultus, und warum jedes Volk ſeinem Sonnen-Idol ein Grabmal errichtete. So hat Oſiris das Seine (Athenag. Leg. pro Christ.), nicht minder auch Bacchus (Euseb. Praep. ev. L. II). Auf Kreta zeigte man jenes des Zeus (Minut. Fel. p. 213), und in Cadir die Gebeine des Hercules (Pomp. Mela). Alle dieſe Legenden, dieſes Wehklagen der Prieſter um einen geſtorbenen Gott und ihre Jubelhymnen ob ſeiner Wiedererweckung, beziehen ſich ſämmtlich nur auf die Sonne, die in der Herbſtgleiche von der Finſterniß beſiegt, in der Frühlingsgleiche aber wieder als Sieger erſcheint.

Zeigte man doch auch an verſchiedenen Orten die Geburtsſtätte des Dionyſos. Zu Nyſos ſollte er das Licht der Welt erblickt haben, aber auch zu Elis. Die Indier hatten ebenfalls ein Nyſa; die Araber machten gleiche Anſprüche geltend, Bachus ſey in ihrem Lande geboren (Diod. Sic. L. IV), und man nannte die Reiche, welche er ſich unterjocht haben ſollte; man beſchrieb mit Genauigkeit die Gegenden, welche er auf ſeinen Feldzügen berührt haben ſollte; man zeigte von ihm errichtete Monumente, Prachtwerke der Baukunſt. Konnte man länger noch an die wirkliche Exiſtenz eines ehemaligen Eroberers dieſes Namens zweifeln? Bedenklichkeit erregte es aber doch, daß man genau daſſelbe in Egypten auch von Oſiris erzählte. Auch er ſollte, wie Bachus, einen Feldzug nach Indien unternommen haben. Daher wagten ſchon die Aufgeklärten unter den Heiden ihre Meinung auszuſprechen, Oſiris, Dionyſos haben nie gelebt, und die ihnen angedichteten Eroberungen bezögen ſich nur auf die Wanderungen der Sonne über den ganzen Erdkreis. Fiat applicatio!

Daß in den erſten Jahrhunderten der Kirche die Bekenner Chriſti für Anbeter der Sonne gehalten worden, bezeugt noch Tertullian. Die Geoſtiker legten Jeſu den Namen Jao bei, und ſo nannten die Phönizier das Licht (Cedren. p. 169). Die Manichäer wendeten ſich beim Gebete nach der Morgenſeite (Augustin. de Haeres. c. 46). Noch giebt es im Orient zwei chriſtliche Secten, die man für Anbeter des Tagsgeſtirns hält. Sie bewohnen die Gebirge von Armenien und Syrien (Beausob. T. I. p. II. L. IX. c. I). Die Erſtern heißen Jezideer (Hyde de Rel. Pers. p. 551), nach Jeſum, die Andern Schemſi, nach der Sonne (שֶׁמֶשׁ shemes). Darum konnte der Kaiſer Hadrian das Chriſtenthum mit dem Cultus des egyptiſchen Serapis verwechſeln (Flav. Vopisc. in Saturnin.), der wie Oſiris ein Sonnenſymbol war, und wenn Serapis unter dem Bilde einer Schlange angebetet wurde, ſo vergeſſe man nicht, daß auch Chriſtus ſich mit dieſem Thiere verglichen hat (Ev. Joh. c. 3. v. 14). Auf alten Münzen lieſt man: Helios Serapis, und Martian Capella führt dieſen Namen in ſeinem Hymnus an die Sonne mit den bekannten Worten an: Te Serapim Nilus etc.

Im Eingange dieſer Schrift iſt dargethan worden, daß die Baſis des chriſtlichen Religionsgebäudes, der Sundenfall des erſten Menſchen, und das Uebel, welches dadurch über die Welt ausging, die Herrſchaft des Winters allegoriſire, deſſen Gefolge Kälte und Finſterniß ſeyen. Ein ſolches Uebel kann nur die wiederkehrende Frühlingsſonne heilen. Daher muß der Meſſias mit der Sonne an demſelben Tage geboren werden, und dieſelben Schickſale erfahren, welche man allen Sonnengöttern andichtete, ſein Tod um dieſelbe Jahreszeit erfolgen und ſeine Auferſtehungsfeier mit der Exaltation der Sonne an demſelben Tage zuſammentreffen, wo ſie, die Frühlingsgleiche bewirkend, im phyſiſchen Sinne ſelbſt dieſer Weltheiland wird, der allein die erſtorbene Natur aus ihrem Winterſchlafe zu wecken vermag, Licht, Wärme und Segen über die Erde verbreitend. Dieſer Chriſtus iſt die Sonne!

Leipzig, Druck von Hirſchfeld.

Ueber

Fatalismus

oder

Vorherbeſtimmung der menſchlichen Schickſale,

erwieſen in 222 Beiſpielen für das Vorhandenſeyn des Divinationsvermögens

nebſt

pſychologiſchen Erklärungsverſuchen jenes erhöhten Seelenzuſtands

von

F. Nork.

Motto:

Der Hypotheſen können wir entbehren,
Wo ſtündlich die Beweiſe ſich vermehren.

Weimar, 1840.
Verlag und Druck von Bernhard Friedrich Voigt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Diejenigen, welche dem Verfaſſer zuweilen auf dem Feld der bibliſchen Kritik zu begegnen pflegten, werden bei dem Anblick des Titels dieſer Schrift das alte Sprüchlein: „Unglaube und Aberglaube grenzen an einander“ bewährt zu finden glauben. Vor ſolcher Mißdeutung ſeiner Denkweiſe wahrt ſich der Verfaſſer durch die Erklärung, daß er nicht mit der **tuba philosophorum** jede Erſcheinung, an welcher unſere Phyſiker mit ihren Entzifferungsverſuchen ſcheitern, deshalb ſogleich ins Reich der Wunder zu verweiſen nothwendig findet. Nur was eine Völkerfamilie für wahr hält, auf keine andere Autorität hin, als weil es auch die Großväter glauben, mag des Zweifels ſcharfer Zahn benagen, was aber von allen civiliſirten Nationen, unter den verſchiedenſten Himmelsſtrichen und in den verſchiedenſten Kulturepochen geahnt worden, iſt wegen ſeiner Unwägbarkeit noch nicht in das Gebiet des Unmöglichen zu verweiſen.

Dieſer Satz gilt nicht nur von die Zukunft abſpiegelnden Träumen, Prophezeiungen ꝛc., die nicht zu allen Zeiten Gläubige gefunden haben würden, wenn die Beiſpiele für die Echtheit derſelben ſich nicht ſo oft zu wiederholen pflegten; ſondern auch der Einfluß der Geſtirne auf die Handlungsweiſe und Schickſale der Menſchen konnte, ungeachtet der phyſiſch unmöglichen Beweisbarkeit, darum nur von Gebildeten wie von Ungebildeten geglaubt werden, weil die durch den Erfolg bewährten Vorherverkündigungen der Aſtrologen und oft die eigene vieljährige Beobachtung gewiſſer an beſtimmten Tagen wiederkehrenden, frohen oder betrübenden Ereigniſſe den aſtrologiſchen Glauben gleichſam uns aufdringen.

Gleichwie die Seelenwanderung — gegen welche Lehre des Orients die chriſtlichen Gottesgelahrten zu Feld ziehen, um das Dogma von der leiblichen Auferſtehung der Todten in Ehren zu erhalten — unter Juden und Chriſten demungeachtet heimliche Bekenner und an einem Leſſing (Leben und Nachlaß, II. S. 77 und deſſ. Erziehung des Menſchengeſchlechts, S. 94) einen warmen Vertheidiger gefunden; ebenſo half es Moſe (**Deuteron. XVIII. 10. 11**) und den Propheten (Jerem. X. 2) nichts, vor Tagwählerei und Zeichendeutung zu warnen; die Kabbaliſten behaupteten dennoch, daß die Konſtellation bei der Zeugung und Geburt eines Kinds deſſen phyſiſche Anlagen nicht nur, ſondern auch ſeine geiſtigen beſtimme, und im Talmud (**Moed Katon** Fol. 28) heißt es: Kinder, Leben und Nahrung hängen nicht ab von der

Frömmigkeit eines Menſchen, ſondern von ſeinem Geſtirn. Die Kabbaliſten fanden es ſogar für gut, die Liturgie durch ein Gebet zu bereichern, welches auf die Zodiakalzeichen und die ſieben Planeten gebaut iſt. Und gaben dem Glauben an den Einfluß der Geſtirne auf das Schickſal der Menſchen die Bekenner des Chriſtenthums ſich weniger hin? Mit nichten! Selbſt der Pabſt fragte zu Keppler's und Schoner's Zeit die Aſtrologen und Philipp Melanchthon ſtellte die Nativität.

Mit Recht ſagt daher Pfaff, der als Phyſiker und Aſtronom rühmlichſt bekannte, erſt vor einigen Jahren verſtorbene Erlanger Profeſſor, in ſeiner „Aſtrologie" (Leip[illegible]18): „Meinungen, welche durch die Uebereinſti[illegible]g der Zeit verſchwunden ſind, faſſen nie wiede[illegible]zel, wenn auch ganze Völker ſich für dieſelben erl[illegible]n. Glaube aber, ſey er noch ſo lange unterdrückt g[illegible]ſen, erhebt ſich leicht wieder aus eigener Kraft, [illegible]h wenn Niemand für ihn als Vertheidiger auf[illegible]; denn nur was vergänglich iſt, vergeht."

Eben ſo treffend iſt ſeine Bemerkung: „Mathematiſch betrachtet iſt es blos ein relatives Wiſſen um das Wiſſen, wo ein Planet ſteht, und darin beſteht doch der Stolz der Aſtronomie?" Daſſelbe hatte ſchon früher, nur mit andern Worten, Aug. Wilh. Schlegel *), ein Gelehrter von europäiſchem Ruf,

---

*) Vorleſungen über Literatur, Kunſt und Geiſt der Zeit, abgedruckt in Fr. v. Schlegel's „Europa." Bd. II.

auszuſprechen kein Bedenken gehabt: „Die Aſtronomie muß wieder zur Aſtrologie werden. Wir wollen nicht blos die Geſtirne zählen und meſſen und ihrem Lauf mit den Ferngläſern folgen, ſondern die Bedeutung von dem Allen begehren wir zu wiſſen. Die dynamiſche Einwirkung der Geſtirne, daß ſie von Intelligenzien beſeelt ſeyen und gleichſam als Untergottheiten über die ihnen unterworfene Sphäre Schöpferkraft ausüben, dies ſind unſtreitig weit höhere Vorſtellungsarten, als wenn man ſie für todte mechaniſche Maſſen hält.“

Schließlich ſpricht der Verfaſſer die Hoffnung aus, unter den Bekämpfern ſeiner Denkweiſe nicht auch jene Klaſſe der Theologen anzutreffen, welche die Geburt des Erlöſers durch jenen auf ein Haus in Bethlehem ſich niederſenkenden Stern und den Tod des Heilands durch eine am Tag das ganze Land bedeckende Finſterniß — obſchon außer den Evangeliſten kein gleichzeitiger Schriftſteller dieſer merkwürdigen Naturerſcheinung gedenkt — ausgezeichnet wiſſen wollen.

F. Nork.

Inhalt.

Seite

Ueber Prädeſtination 1

I. Träume 11

II. Somnambulismus 125

III. Ahnungen, Prophezeiungen und Anzeichen . 151

IV. Das zweite Geſicht 199

V. Todesvorempfindung und ſich ſelbſt ſehen . . 267

VI. Ueber den Einfluß der Geſtirne auf die Schickſale des Menſchen 279

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ueber Prädeſtination.

Obgleich die Lehre des weiſen Zeno, daß Alles einer unvermeidlichen Nothwendigkeit unterworfen ſey, weshalb man das Unabänderliche ohne Murren ertragen müſſe, mit dem Begriff von der Allgerechtigkeit Gottes bei weitem nicht im Widerſpruch ſteht, als jenes Dogma der ſchweizerſchen Kirchenreformatoren, welchem zufolge der Menſch, er lebe tugendhaft oder laſterhaft, dennoch ſchon vorher zur Seligkeit oder Verdammniß beſtimmt ſey, ohne daß die Gottheit auf ſeinen Wandel Rückſicht nehme, ſo glaubten chriſtliche Theologen und Philoſophen dennoch die Prädeſtination als eine die Verantwortlichkeit des Sünders aufhebende, der menſchlichen Geſellſchaft Gefahr drohende Meinung bekämpfen zu müſſen.

Da aber die tägliche Erfahrung dem Fatalismus in unzähligen Beiſpielen das Wort redet, weil alle Ereigniſſe in der Welt nur nach beſtimmten Geſetzen des Lebens der Welt und des einzelnen Organismus geſchehen, alſo kein zufälliges Ereigniß möglich iſt, ſondern der Menſch, die göttlichen und organiſchen Geſetze verkennend, nur dann Zufall erblickt, wenn die Kurzſichtigkeit ſeines wachenden Verſtandeslebens *) den Grund des Ereigniſſes nicht zu begreifen vermag, ſo läßt ſich dieſe Wahrheit mit dem Begriff von der Allgüte Gottes nur dann vereinigen, wenn wir annehmen, daß jedes Naturereigniß durch den freien Willen des Menſchen modificirt werden kann, inſofern dieſer das Naturereigniß zu beherrſchen im Stand iſt. Alſo Naturnothwendigkeit (ἀναγκη, Fatum) und Naturfreiheit beſchränken ſich wechſelnd; darum iſt auch bei Vorausbeſtimmung eines Unglücks z. B. in den Ausſagen der Somnambulen ꝛc. das Eintreffen zu verhüten, daher das orientaliſche Sprichwort: „Der Weiſe beherrſcht das Geſtirn,“ welches von den Vertheidigern des aſtrologiſchen Glaubens ſelber ausgegangen iſt.

Die moraliſche Kraft im Menſchen, welche man das Gewiſſen nennt, deſſen Stimme vom Böſen abmahnt und zurückgedrängt wenigſtens das innere Richteramt über die Handlung der Seele ausübt, liegt ſtets mit dem Geiſt der Materie, der uns zur Erde zieht, im Kampf, es iſt der alte Streit Ormuzd's und Ahriman's, des Gottes in uns mit dem Erdgeiſt. Mag das Volk ihn mit dem Namen: Teufel belegen, oder die rationaliſtiſche Theologie die Exiſtenz eines ſolchen Weſens gänzlich leugnen, ohne zu bedenken, daß dadurch auch der Chriſtusglaube untergraben wird, weil die Nothwendigkeit des Arztes auf ein Vorhandenſeyn der Krankheit ſchließen läßt; ſo viel iſt als ſicher anzunehmen, daß

---

*) Dieſes alle Eindrücke nur durch die Sinne empfangend, daher der Täuſchung unterworfen, wird von vielen Pſychologen als ein untergeordnetes Wirken der Seele im Verhältniß zu jenem inſtinktartigen Gefühlsleben der Viſionärs bezeichnet, wo die Seele ihre Eindrücke nicht von außen empfängt.

die unvollkommene materielle Welt, deren Produkte ſchon im Augenblick des Entſtehens den Keim der Auflöſung in ſich tragen, in allen ihren Erſcheinungen errathen läßt, was die neuteſtamentlichen Schriftſteller mit dem Ausdruck „der Fürſt dieſer Welt“ als Prädikat des Satans gemeint haben wollten. Ihm gehört alles Irdiſche und Vergängliche, ſein Reich iſt eine Prüfungsſtätte der von Gott emanirten Seele, daß ſie hier den Einwirkungen des Erdgeiſtes widerſtehe, der den Einen durch Armuth, den Andern durch Reichthum, einen Dritten durch Krankheit u. ſ. w. in Verſuchung führt. So würde z. B. jener ungariſche Graf, welcher den Scharfblick des Fürſten Metternich täuſchte, die von Dr. Gall aus deſſen Organismus errathene Mordluſt bekämpft haben, wenn der beſſere Theil ſeines Ich's jemals zum Bewußtſeyn gekommen wäre; die manchen Leuten angeerbte Neigung zum Selbſtmord könnte, wenn der Materialismus ihre Seele nicht ganz umdüſtert hätte, ſie vor einem traurigen Ende bewahrt haben; und jener Straßenräuber, deſſen Amme im Zuchthaus ihr Leben beſchloß, möchte, ungeachtet mit ihrer Milch das Kind auch ihre laſterhafte Neigung eingeſogen, wenn er die Stimme des Gewiſſens nicht mit weltlichen Schlüſſen übertäubt hätte, vor dem Verderber gerettet worden ſeyn.

Beachtenswerth iſt, was Kieſer*) über die Möglichkeit der Willensfreiheit neben der Vorherbeſtimmung zur Sprache bringt: „Da der Entwicklung der Erſcheinungen nach innern Geſetzen der freie Wille des Menſchen gegenüber ſteht, welcher als Abbild der Gottheit das Naturgeſetz modificiren, das Fatum beherrſchen kann, wie umgekehrt der freie

---

*) Syſtem des Tellurismus II. S. 183.

Wille des Menſchen von dem Geſetz der Natur, das dann als Nothwendigkeit erſcheint, beſchränkt wird, ſo daß weder Naturgeſetz noch freier Wille unbedingt ſind und die Nothwendigkeit des Lebens (das Schickſal) mit der Freiheit des Menſchen (als Selbſtbeſtimmung) in gegenſeitigem Beſchränken erſcheinen; da alſo das Fernſehen in der Zeit als Anſchauung des in der Entwicklung der Naturgeſetze ſich nothwendig Zutragenden nur dieſe Entwicklung umfaſſen, nicht aber ſich über die Modifikation derſelben durch den freien Willen des Menſchen erſtrecken kann: ſo ſchaut der Somnambul die Zukunft und deren Ereigniſſe, nur inſofern die letztern nicht durch die Freiheit des Menſchen beſchränkt werden. Das Eintreffen des Geweiſſagten iſt daher immer bedingt von der ungeſtörten Entwicklung der Naturgeſetze; im Gegentheil kann jedes vorausgeſagte ſelbſt nothwendige Ereigniß verhütet werden, wenn die Kraft der Freiheit des Menſchen der Kraft der Beſtimmung durch das Naturgeſetz gleich iſt. Daher verklauſuliren Somnambulen der höhern Anſchauung ihre Vorherſagung gewöhnlich mit der Formel: wenn nichts Störendes dazwiſchen kömmt *). Daher nicht ſelten Somnambulen bei einem als nothwendig angeſchauten Ereigniß das Mittel angeben, durch welches es vermöge der Freiheit des Menſchen verhütet werden kann und daher in Fällen der Vorausbeſtimmung unglücklicher Ereigniſſe, Todesfälle ꝛc. die Somnambulen anzuhalten ſind, auch das Mittel aufzufinden,

---

*) Eine franzöſiſche Somnambule fügte bei der Angabe ihrer Lebensdauer hinzu: Si je ne suis pas frappée par quelque accident dont les causes sont hors de moi. (Kieſer's Archiv für Magnetismus. VIII. Heft 2 S. 141.)

durch welches das Ereigniß ungeſchehen gemacht werden kann!“

Indem alſo Naturnothwendigkeit und Willensfreiheit ſich wechſelſeitig beſchränken, weil nach dem allgemeinen Geſetz keine irdiſche Kraft unbeſchränkt ſeyn kann und nur die Gottheit außer aller Schranke exiſtirt, ſo iſt durch die Prädeſtinationslehre die Verantwortlichkeit der Handlungen des Menſchen nicht als aufgehoben zu betrachten.

Die Lehre von der Vorherbeſtimmung entwikkelte ſich zuerſt aus dem Glauben an den Einfluß der Geſtirne auf die Schickſale des Menſchen, was durch die tägliche Erfahrung, daß die phyſiſche Beſchaffenheit unſeres Körpers auf unſere moraliſche Thätigkeit influire, begreiflicher wird; dem aſtrologiſchen Syſtem aber bekanntlich die Idee einer organiſchen Wechſelwirkung des All's in ſeinen Theilen und die darauf gebauten Folgerungen über den beſondern Einfluß beſonderer Geſtirne auf die Erde und ihre Geſchöpfe zu Grunde liegt.

Cicero in ſeinem Buch „von der Divination“ nannte die Kunſt der Sterndeuter daher die andere oder künſtliche Art der Vorherſehung, welche ſich von der natürlichen Weiſſagungsgabe, womit einige Menſchen begabt ſind, unterſcheidet. Er ſagt (I. 18): „Die kunſtloſe Art der Vorherſehung iſt jene, wenn der Seher ohne Theorie, bei einer freien Bewegung der Seele Zukünftiges vorher empfindet. Dies geſchieht im Traum, oder wachend im Zuſtand der Extaſe, von welcher Art Leute der Böotier Bakis und der Kretenſer Epimenides waren.“ (30): „Wenn die Seele im Schlaf von dem Einfluß des Körpers frei wird, erinnert ſie ſich des Vergangenen und ſchaut Künftiges, denn der Körper liegt wie todt, die Seele aber iſt geſchäftig.“ Dem Zweifler an dem Ueberſinnlichen antwortet dieſer Philoſoph (39):

„Es kömmt nicht darauf an, wie, ſondern ob etwas geſchieht. Wollteſt du die Anziehungskraft des Magnets auf das Eiſen deswegen leugnen, weil du den Grund davon nicht angeben kannſt? Das Nämliche thuſt du bei der Vorherſehung. Dieſe ſehen wir mit eigenen Augen in Erfüllung gehen, wir hören und leſen davon, kennen ſie durch unſere Väter, auch war kein Weltweiſer von Anſehen anderer Meinung, denn Pythagoras, Demokrit und Sokrates, die Peripatetiker und Stoiker ſind dieſer Meinung, nur Epikur nicht, der aber auch an keine uneigennützige Tugend glaubt.“

Gegen den Einwurf, daß manche Vorausſagung nicht in Erfüllung gegangen, verwahrt er ſich (55): „Ich meine, daß, wenn ſich auch Einige, die durch Kunſt oder Vermuthung in die Zukunft zu ſehen ſcheinen, in vielen Stücken irren, es dennoch eine Vorherſehung gibt, nur daß die Menſchen, wie in andern Künſten, auch in dieſer irren können. Es iſt ſchon hinreichend, wenn ſich nur wenige Beiſpiele von Vorherempfindungen und Vorherſagungen finden und wenn nur Eine Sache ſo vorherempfunden und vorhergeſagt worden, daß der Erfolg nicht täuſchte und dabei offenbar nichts durch Zufall oder durch ein Ungefähr geſchah, ſo darf eine Vorherſehung zugeſtanden werden. Daß Alles nach dem Schickſal geſchehe, räumt ſchon die Vernunft ein. Schickſal iſt eine Reihe von Urſachen, deren Verbindung unter einander etwas hervorbringt. Dies iſt die von Ewigkeit herfließende beſtändige Nothwendigkeit. Demzufolge iſt nichts geſchehen, was nicht geſchehen ſollte, ſo wie nichts geſchehen wird, deſſen dies bewirkende Urſachen die Natur nicht enthielte. Hieraus ergibt ſich, daß das Schickſal die ewige Urſache der Dinge, warum das

Vergangene geſchehen, das Gegenwärtige geſchieht und das Künftige geſchehen wird. Dieſe Urſachen künftiger Wirkungen ſehen diejenigen ein, die ſie entweder in der Extaſe oder im Schlaf wahrnehmen.“

Der Einfluß der Geſtirne auf das Schickſal des Sterblichen wird in folgenden Sätzen bewahrheitet (49): „Was man durch die Geſtirne vorherempfindet, gründet ſich auf Bemerkungen und Reſultate einer langen Beobachtung. Die Länge der Zeit gewährt in allen Sachen dem fleißigen Beobachter reichliche Kenntniß, die auch ohne göttliche Begeiſterung ſtatt finden kann, indem man durch häufige Wahrnehmung hinter den Erfolg jeder Urſache und hinter die Anzeigen jeder Sache gekommen iſt.“

Die Gegner der Aſtrologie fragen zwar: „Iſt es denkbar, daß die Tauſende, welche in einem einzigen Tag auf dem Schlachtfeld hingemäht werden, alle unter dem Einfluß eines und deſſelben Sterns ſtehen ſollten?“ Dieſen antwortet Profeſſor Pfaff in ſeiner Aſtrologie (Nürnberg 1818): „Wenn in einer Schlacht viele Tauſende bleiben, ſo zerſtörte ſie nicht Ein Verhängniß. Dieſen trieb Muth, jenen Stolz, dieſen Unterjochungsgeiſt, jenen Leidenſchaft, andere Noth oder Zwang unter die Fahnen. Und wenn nicht alle Menſchen, die in demſelben Augenblick geboren werden, alſo einerlei Horoſkop haben, doch nicht daſſelbe Schickſal theilen, ſo iſt dies leicht zu vereinigen mit den Ausſprüchen: „Der Weiſe beherrſcht das Geſtirn“ und dem andern: „Die Sterne lügen nicht.“

Einem andern Einwurf der Spötter: „Welche Wirkungen haben die von neuern Aſtronomen entdeckten, daher als früher nicht gekannt, von den Aſtrologen der alten Welt mit Stillſchweigen übergangenen Himmelskörper, die noch zu unſerm Planetenſyſtem gehören, einzeln oder bei Konſtellationen auf die Erde und ihre Geſchöpfe? Muß nicht die Unkenntniß derſelben in der Sterndeutung weſentliche Störungen in der Berechnung hervorbringen? War alſo dieſe Kunſt ehedem lückenhaft, welche Erwartungen kann man von der Untrüglichkeit dieſer mit andern Wiſſenſchaften nicht im Fortſchritt begriffenen Lehre hegen?" ſo läßt ſich erwiedern, daß Ceres, Pallas, Veſta und Juno ohne Wirkung ſeyn müſſen, da ſie mißlungene Gebilde ſind, Uranus hingegen uns zu entfernt und ſchon in andere Sonnenſphären hinausreicht. Auch kann von den Saturn- und Jupiters-Monden in der Aſtrologie nicht die Rede ſeyn, weil nach Aehnlichkeit unſers Monds dieſe Art Geſchöpfe nur zum Dienſt ihres Planeten geſchaffen, alſo eine ſehr beſchränkte Wirkſamkeit haben.

Demungeachtet wird die Menge vom Standpunkt der modernen Bildung den Fatalismus als einen Wahn vergangener Jahrhunderte belächeln und das gemäßigteſte Urtheil über die Aſtrologie ſie als ein leeres Spiel des menſchlichen Witzes charakteriſiren. In dieſem Fall müſſen wir an die, nicht durch Trugſchlüſſe der gebrechlichen irrungsfähigen Vernunft, ſondern **afflatu divino** ertheilten Ausſprüche der Somnambulen appelliren. Horchen wir auf die Erklärungsweiſe des vierzehnjährigen Richard Görwitz[*]) über die wichtigſten aus dem Bereich der Metaphyſik in ſeinem clairvoyanten Zuſtand ihm vorgelegten Fragen:

S. 114: „Schickſal heißt die Folge des Vergangenen. Das Kleinſte hat eine Folge, die ſich immer weiter verbreitet und das Schickſal wird. Ihr kennt wohl das Schickſal, könnt aber nicht zurückſchauen und glaubt nun, es wäre Zufall. Das iſt es aber nicht, denn was ihr leidet und was euch freuet, das iſt ſchon lange vorher beſtimmt geweſen. Wie eine Blume aus dem kaum erkennbaren Samenkorn, wächſt das Schickſal der Menſchen aus tiefſter Verborgenheit. Daß ich krank bin, kommt nicht von Ungefähr, eines hängt vom andern ab und die Beſtimmung muß erfüllt werden. Wenn ich in die Zukunft blicke, ſehe ich die fortlaufenden Urſachen auf einmal voraus und der Geiſt des Schickſals ſteht vor mir."

---

[*]) Siehe Richard's natürlich-magnetiſcher Schlaf in protokollgemäßer Darſtellung herausgegeben von V. Görwitz, mit einem Vorwort von Profeſſor Kieſer in Jena. Leipzig, 1837.

S. 116: „Die Ahnungen ſind die Sprache der Geiſter, das kommt aus tiefſter Seele, gedankenſchnell und gerade dann im Leben tauchen ſie empor, wenn ſie uns noth ſind. Es gibt Augenblicke, beſonders die feierlichen, in denen das Licht der Zukunft uns aufgeht wie ein Blitz; dann aber wird es wieder Nacht. Dann habt ihr das Geſchick im Flug geſehen und wer es erfaßt, der hat die Wahrheit."

S. 118: „Der Mond hat nur auf die Körperlichkeit des Menſchen Einfluß, aber die Sterne auch auf die Seele, ſie leiten uns, daß wir glückliche Stunden wählen und die unglücklichen vermeiden. Das thun nun freilich die Geiſter, die auf den Sternen wohnen. Wir müſſen ſie nur verſtehen und darauf achten, ſonſt hilft es nichts und Alles geht verkehrt."

Wie iſt auf natürliche Art dieſe mit den Lehrſätzen der Prieſter des alten Indiens und Egyptens weit mehr als mit der chriſtlichen Weltanſchauung zu vereinigende Denkweiſe eines vierzehnjährigen Knaben, der auf einem weimar'ſchen Dorf, entfernt vom Einfluß der Gelehrten, erzogen worden, zu erklären?

Liegt hier nicht die Vermuthung nahe, daß, wie der Tempelſchlaf der Alten bezeugt, das magnetiſche Heilverfahren ſchon im Alterthum bekannt, alſo die Prieſter ihre Weisheit von den Ausſprüchen der Somnambulen entlehnt haben dürften, die ſie daher als göttliche Wahrheiten für die Nachwelt aufzeichnen konnten? Wohl fühlten ſchon jene Weiſen des Orients, was ein moderner Dichter in Worte kleidete:

„Was der Verſtand der Verſtändigen nicht ſieht,
Erkennt in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

I.

Träume.

Εὔδουσα γάρ Φρὴν ὄμμασιν λαμπρυνεται
'Εν ἡμέρα δε μοιρ' ἀπρόσκοπος βροτῶν.

Denn ſchärfer ſchaut der Sinn des Schlafenden,
Der Schein des Tags verbirgt des Menſchen Loos.

Aeſchyl. Eumen.

Die ſprichwörtliche Redensart: „Träume ſind Schäume“ gilt nur, inſofern die Mehrheit derſelben lediglich verwirrte Nachhälle des vom Körper gegebenen Impulſes, oder der Tagesbeſchäftigungen, oder die verkrüppelte Fortſetzung der Gedanken des Tags enthält. Dieſe niedrigſte Stufe der Traumgattungen meint Langenſchwarz*), wenn er den Traum als eine Entledigung ſchon vorhandener, überflüſſiger Vorſtellungen betrachtet. Dieſe Klaſſe von Träumen nennt Steinbeck**) paſſend: die Träume des Leibes als Abdrücke der Außenwelt, welche, den äußern Sinnen anklebend, in den Mittelpunkt des Ich's gebracht werden. Von dieſen Träumen ſpricht Baſilius***): „Wenn die herrſchende, das Gute klar beſchauende Thätigkeit der Seele nachläßt, dann erheben ſich die Affekten des Leibs gleich frechen Hunden und bellen die Seele an, ja ſie zertheilen die lebendige Kraft derſelben unter ſich.“ Dieſe Affekten gehen aber gewöhnlich von gewiſſen körperlichen Incitamenten aus.

Wenn aber im Schlaf eine allmählige Loskettung der Seele vom Körper eintritt, wenn die Seele dem höhern Geiſt zugekehrt, freier waltend das ausdrückt, was ihr der Geiſt mittheilt, indem ſie es verſchmäht, die durch den Körper und deſſen Sinne zu ihr gelangten Eindrücke der Außenwelt aufzufaſſen, ſo entſtehen Träume des Geiſtes; dieſe ſind es, die den Glauben an das Wahrſagen der Traumbilder ſchon in den früheſten Zeiten erweckt haben, da die Bilderſtereotypen der Seele durch ihre öftere Wiederkehr verſtändlich der Auslegung fähig wurden und häufig das eintraf, was die hellſehende Seele in Bildern voraus verkündigt hatte. Auf dieſe ſymboliſche Bilderſtereotypen der Seele ſind auch alle Traumbücher gegründet, welche bei den verſchiedenſten Nationen gefertigt wurden und die in den Hauptbezeichnungen und Bedeutungen faſt ſämmtlich übereinſtimmen. „Merkwürdig iſt es,“ ſagt Steinbeck (a. a. O. S. 424), „daß dieſe Traumbilder oft mit denen zuſammenſtimmen, welche die Poeſie gebraucht, um ihre Gedanken zu verbildlichen. So bedeutet ein dorniger Weg, Unannehmlichkeiten; Finſterniß, Betrübniß; ein vertrockneter Bach, Mangel u. ſ. w. Zu dieſen ſymboliſchen Träumen gehört der Traum Alexanders, den Cicero erzählt: „Als ſein Freund Ptolemäus in der Schlacht von einem vergifteten Pfeil getroffen war und an dieſer Wunde unter den größten Leiden ſterbend lag, wurde der dabei ſitzende Alexander vom Schlaf überwältigt. Da ſoll ihm im Traum die Schlange erſchienen ſeyn, die ſeine Mutter Olympias hielt, eine Wurzel im Mund tragend und dabei geſagt haben, an welcher Stelle ſie wachſe, deren Kraft aber ſo groß, daß ſie den Ptolemäus heilen werde. Alexander erzählte nach dem Erwachen ſeinen Traum und ſchickte einige Leute hin, die Wurzel zu ſuchen. Sie wurde gefunden und nicht blos Ptolemäus wurde geheilt, ſondern auch viele andere Krieger, die von ähnlichen Pfeilen verwundet waren.“ Nahe liegt hier die Vermuthung, daß die Mythen dichtenden Prieſter der Völker ihre Bilder der Traumſprache abgeborgt haben mögen. Denn wer denkt bei jener vom Tod rettenden Schlange nicht an die Heilſchlange des Serapis und Aeſculap's, wovon ein Reflex jene Geneſung der Iſraeliten in der Wüſte, wenn ſie nur die zu dieſem Behuf aufgerichtete Schlange anblickten? Sollte die Wahrnehmung, daß die Schlange ſo oft ihren Balg wechsle, ſie zum Bild der Verjüngung, der erneuten Lebenskraft geeignet befunden haben?

---

*) Arithmetik der Sprache S. 127.

**) Der Dichter ein Seher S. 418.

***) Caesar. constitut. Monastic. c. II. T. II. p. 541.

Noch merkwürdiger ſind die Traumbilder, welche gewöhnlich das Umgekehrte von dem bedeuten, was ſie darſtellen. So braucht die Seele oft fröhliche Bilder für traurige Begebenheiten und umgekehrt, mit entſetzlicher Ironie. Wenn ſie uns Lachen vormalt, deutet dies auf Traurigkeit; dem Kranken, welcher im Traum wähnte, zu gebären, ward dadurch der Tod angezeigt *) und für das Grab wird eine Hochzeitkammer hingezeichnet **). Indeß meint Schubert ***), wenn Tod und Hochzeit gleichbedeutend ſind und ſelbſt in der Sprache nach Gelegenheit eines für das andere geſetzt wird, ſo liegt dies in dem Umſtand, daß die Erzeugung und letzte Auflöſung der Körper in der ganzen Natur, ſowohl in Hinſicht der Erſcheinungen als der dabei hervorkommenden Stoffe, unmittelbar verwandt ſind. Jene ſeltſame Verſchwiſterung verſtand alſo die Vorwelt, wenn ſie den Phallus auf Gräber pflanzte, Iſis die Mutter alles Lebens zugleich Todtengöttin (Creuzer Symb. I. S. 378) und beim Tod des Oſiris den

---

*) Artemidor. Oneirocritic. 1, 14.

**) Sophocl. Antig. V. 892.

***) Symbolik des Traums S. 29.

Phallusdienſt ſtiftet (Ebendaſ. II. S. 667), oder der indiſche Schiba, der Gott des Lingams (Phallus) und Herr aller Zeugungen, ein Halsband von Todtenſchädeln trägt.

Alle dieſe Traumbilder klaſſificirt Steinbeck zu jenen Träumen, welche im Gegenſatz zur erſten Klaſſe, wo Ordnungsloſigkeit, Willkühr und Zerriſſenheit herrſchte, ſchon mehr Ordnung und Zuſammenhang in ihrer Bilderſprache zeigen und als der niedrigſte Ausdruck der hellſehend prohetiſchen Seele betrachtet werden müſſen.

Die höhern prophetiſch-hellſehenden Träume reden zwar auch dieſelbe Bilderſprache, aber in einem höhern Dialekt und mit geſteigerter Ordnung und Regelmäßigkeit der Traum-Hieroglyphen, welche der prophetiſchen Kombination der Seele vollkommen entſpricht. In dieſen prophetiſchen Träumen fügen ſich die Traumbilder ganz nach der Reihe unſerer erlebten und zukünftigen Lebensbegebniſſe. Es knüpft die Seele in dieſen Bildern geſchickt das Morgen an's Geſtern, das Schickſal ganzer künftiger Jahre an die Vergangenheit an, kurz „die äußerſten Fäden der Seele knüpfen ſich nach beiden Seiten hin an eine Ewigkeit, welche war, noch ehe das leibliche Leben ſeinen Anfang genommen, und welche ſeyn wird, wenn dieſes endet.“

Der Philoſoph Artemidorus, welcher große Reiſen machte, um Alles zu ſammeln, was über Träume geſchrieben worden, theilt ebenfalls die Träume des Geiſtes in zwei Klaſſen, in Traumgeſichte, von ihm ſpekulative (θεωρηματικοὶ) genannt, welche ein Ding dermaaſen vorſtellen, wie es geſchehen wird, und in Traumdeutungen, von ihm als allegoriſche (ἀλληγορικοὶ) bezeichnet, welche — indem die Seele, die von Natur eine Weiſſagerin iſt, dem Menſchen etwas Künftiges zu eröffnen wünſcht, ihm innerlich etwas andeutet — durch Figuren und Geſtalten Anzeigungen geben.

Ariſtoteles nimmt drei Gattungen der Träume an: 1) entweder ſie ſind Zeichen, 2) oder bewegende Urſachen, 3) oder ſie tragen ſich zugleich mit den Dingen zu, auf welche ſie Bezug haben.

Synesius, ein Platoniker, unterſcheidet ſogar fünf Arten von Traumerſcheinungen: 1) die Träumerei (ενύπνιος), ſie iſt ein Andrang der Sorgen und Tagsbeſchäftigungen; 2) das Traumbild (φάντασμα), ein buntes Gemiſch ſeltſamer Geſtalten beim Einſchlafen; 3) die Warnſtimme (χρηματισμος); 4) die Viſion (ὅραμα), wo der Seele ein zukünftiges Ereigniß gezeigt wird und 5) der ſymboliſche Traum (ὄνειρος), wo man Vergangenheit und Zukunft in räthſelhaften Bildern ſieht *).

Unter den Arabern machte ſich der Arzt **Achmet** durch ein Buch über Traumdeutung bemerkbar. Auch dürfen des Apomaſar „**Apotelesmata, sive: de significatis et eventis insomniorum, ex Indorum, Persarum, Aegyptiorumque disciplina** (**Frcf. 1577.** 8.)“ nicht unerwähnt bleiben. Von neuern Autoren in dieſem Literaturzweig ſind der Italiener Cardanus (über Auslegung der Träume, im 5. Thl. ſ. Werke), der Franzoſe Richard (**Theorie des songes**) und in der jüngſten Zeit Prof. **Dr.** v. Schubert in ſeiner „Symbolik des Traums“ als entſchiedene Vertheidiger der Bedeutſamkeit der Träume aufgetreten.

Unter den Aerzten ſprachen ſich für dieſe Anſicht, wie leicht zu erklären, diejenigen am günſtigſten aus, welche das magnetiſche Heilverfahren allen andern Kuren vorziehen. So läßt ſich Kluge vernehmen:

---

*) Nicephor. Schol. in Synes. de insomniis ed. Par. p. 407.

„Ahnungen entwickeln ſich am häufigſten während des Schlafs als Traum, weil hier der Menſch von der Sinnenwelt und deren gröbern Einwirkungen am meiſten entfernt, ganz ſich ſelbſt und ſeiner innern Welt überlaſſen, darum für feinere Einflüſſe empfänglicher iſt. Das große Anſehen, in welchem die Träume bei allen Völkern und alle Zeiten hindurch ſtanden, führt zu der Vermuthung, daß ſie mitunter mehr als bloße Träume ſeyn mögen und dieſe Vermuthung nähert ſich um ſo mehr der Gewißheit, da in ältern und neuern Zeiten mehrere Träume bekannt geworden ſind, welche ein ſolches Ahnungsvermögen vollkommen bewahrheiten *).“

Kieſer erklärt den Traum aus dem zur Nachtzeit überwiegenden telluriſchen Leben, welches um die Mitternacht den Kulminationspunkt erreicht. Dieſem entgegengeſetzt iſt das ſolare Leben, deſſen Wirkung Wachen iſt. Da aber der Mond nur als Theil der Erde anzuſehen iſt **), dem zufolge das Produkt deſſelben ebenfalls nur Negation des Sonneneinfluſſes, deren Produkt das wachende Leben, daher der Einfluß des Monds auf Schlafende, Nachtwandler u. ſ. w. Im wachenden Zuſtand herrſcht die Reflexion, im ſchlafenden Zuſtand die Phantaſie vor. Das Traumleben iſt alſo nur pſychiſche Thätigkeit des ſchlafenden Nachtmenſchen, welcher unter der Herrſchaft der Gefühlsſeite ſteht. Da das Gefühlsleben auch das niedere, plaſtiſche Leben der Seele iſt, deſſen Anſchauungen ſich in plaſtiſchen Geſtalten, in real ſcheinenden Bildern darſtellen, wie umgekehrt das intelligente Leben das höhere der Ideen iſt und nur dieſe producirt und da die Phantaſie nur die höchſte Potenz der Gefühlsthätigkeit der Seele iſt, ſo entſteht hieraus die phantaſtiſche Bilderſprache des Traums, welcher die ſie beherrſchende, die Idee derſelben erkennende Vernunft fehlt, daher deren Bilder als Geſtalten von den Träumenden genommen werden. Und da das Nachtleben der Gegenſatz des Taglebens iſt, daher die Ironie der Traumſprache, welche ſchon nach den älteſten Traumbüchern in der Bedeutung der Traumbilder fürs wachende Leben liegt.

---

*) Betrachtungen über den animaliſchen Magnetismus. S. 215.

**) In den Mythen der alten Völker erſcheint daher die Mondgöttin auch als Erdgöttin, wie Iſis, Artemis ꝛc. ꝛc.

Wie ferner die Vernunft des Wachenden die räumlichen und zeitlichen Verhältniſſe der Außenwelt erkennt, ſo wirkt auch die Phantaſie des Schlafenden in die entfernteſten Zeiten und Räume und ſchaut deren Verhältniſſe, ſo daß Fernfühlen Eigenthum des Nachtlebens iſt. Kieſer nennt dies den Inſtinkt des Traumlebens, weil bei Schlafenden nicht durch die Vernunft, ſondern als unmittelbares Gefühl die Offenbarung der Außenwelt ſich bildet.

Wenn nun die Thätigkeit des Taglebens zurückſinkt, alſo auch die äußern Sinne ſchlafen, bildet ſich ebenfalls ſtatt der höhern Entwicklung der individuell geſtalteten Sinnesorgane der niedere Sinn des Gefühls, welcher alle beſondern Sinne einſchließend, als Allſinn erſcheint. Dieſer vermittelt alle Offenbarungen, die im wachenden Leben durch die Organe der Tagſinne geſchehen. Die höhere Entwicklung dieſes Nachtſinns gibt dann die Erſcheinung des Traumweiſſagens und Traumfernſehens.

Da im Schlafe das pſychiſche Leben ebenfalls thätig iſt, aber in ſeiner Gefühlsſeite, wie im wachenden Leben in ſeiner intelligenten Seite; daher iſt die Meinung, es gebe Schlaf ohne Traum, eine irrthümliche; denn daß, was dafür als Beweis angeführt wird, die Rückerinnerung des Geträumten ſelten iſt, kömmt von der Verſchiedenheit des Nacht- und

Taglebens her, die wie Negatives und Poſitives, wie Niederes und Höheres ſich verhalten, weil das höhere, intelligente, wachende Leben wohl auf das niedere ſchlafende Gefühlsleben zurückwirkt, nicht aber das Niedere dem Höhern ſeine Thätigkeit mittheilen kann. So lieſt der Somnambul in der Seele des ihn beherrſchenden Magnetiſeurs, dieſer aber weiß nichts von den Gedanken des Somnambuls, weil er, als höher ſtehend, nicht von dem pſychiſchen Leben deſſelben beherrſcht wird. Das Vermögen des Schlaflebens, ſich des im wachenden Leben Geſchehenen zu erinnern, beweiſt daher nicht einen höhern Zuſtand als den des Taglebens, welches das im Schlafleben Geſchehene nicht weiß, ſo wenig als der Somnambul mit ſeinem vom Magnetiſeur beherrſchten Gefühlsleben deßhalb über dem Magnetiſeur ſteht, weil er in die Seele des Magnetiſeurs fühlt. Es gibt daher keine Rückerinnerung vom reinen Schlaf und deſſen pſychiſchen Leben (Traum) im wachenden Zuſtand. Je tiefer träumend (hellſehend) der Schlaf iſt, deſto weniger iſt Rückerinnerung deſſelben im wachenden Zuſtand und die gewöhnlichen Träume, deren ſich der Erwachte erinnert, ſind Morgenträume, in denen ſchon die erwachende Intelligenz hineinſpielt, oder Träume, die im unvollſtändigen, krankhaften Schlaf ſtattfinden. Könnte ein tief Schlafender ſich ſeines Traumlebens erwacht erinnern, oder könnte er zum Sprechen gebracht werden, ſo würden, da der hellſehende Somnambulismus nur die höhere Potenz des Schlafs iſt, hier alle Erſcheinungen des Fernſehens in Zeit und Raum auftreten, wie wir ſie bei hellſehenden Somnambulen vor uns haben. Nur in ſeltnen Fällen, vielleicht wenn plötzliches Erwachen aus dem tiefen Traum und durch ihn ſelbſt erfolgt, oder das wachende Leben ſelbſt ſich mehr zum Gefühlsleben neigt, Rückerinnerung im wachenden Leben findet ſtatt; daher man ſich der tiefern Träume gewöhnlich nur kurz nach dem Erwachen erinnert *).

Eine falſche Meinung iſt es, als ob nur die dem Schlafenden wichtigen Ereigniſſe, ſeyen es nun unvermeidliche oder abwendbare, bei deren Mittheilung der Traum das Geſchäft des Warners übernimmt, im Schlaf offenbart würden; denn oft ſind es ganz gleichgültige Dinge, die auf das Schickſal des Menſchen nicht den mindeſten Einfluß ausüben, welche der Träumende im Spiegel der Zukunft erblickt. So erzählt Kieſer von einer Kranken, die ſich zu ihm in die magnetiſche Kur begab, daß ſie, obwohl 11 Meilen von ihm entfernt wohnend, die Nacht vor ihrer Abreiſe geträumt habe, als ſehe ſie ſich in einer ihr ganz fremden Wohnung, mit einer Ausſicht auf einen freien mit Bäumen beſetzten Platz, deren übrige Eigenthümlichkeiten ſie ganz deutlich bemerke und in welcher ſie mit einer Freundin am Fenſter liege. Als ſie angekommen, wohnte ſie bei einem Verwandten, zog aber auf den von Kieſer ihr gegebenen Rath in eine von ihm (der den Traum noch nicht kannte) ihr beſorgte Wohnung, in welcher ſie vorher nie geweſen und als ſie in dieſelbe trat, bemerkte ſie zu ihrer größten Ueberraſchung, daß es dieſelbe Wohnung ſey, die ſie im Traum geſehen. Am folgenden Tag beſuchte ſie eine Freundin und als ſie mit dieſer ſich ins Fenſter legte, erinnerte ſie ſich auch dieſer Vorherſehung im Traum.

Hierher gehört auch der Traum jener Bäuerin aus einem Dorf in der Nähe des Städtchens Papa in Ungarn, welche, als ſie mit ihrem Kind ſchwanger ging, geträumt hatte, dieſes werde vom Blitz am linken Schenkel geſtreift werden. Sie erzählte dieſen Traum öfter, aber am Charfreitag 1839, als ihre

---

*) Syſtem des Tellurismus, II. S. 12, 14 u. 34.

bereits verheirathete Tochter an der Seite ihres Manns, während eines Gewitters am Fenſter ſtehend, im Gebet begriffen war, ging das längſt vorhergeſehene Traumbild in Verwirklichung über, ohne für die Getroffene bedeutende Folgen zu haben *).

Dieſes Vorherſehen ſowohl unbedeutender als folgenreicher künftiger Ereigniſſe im Traum beweiſt vielmehr, daß nur die Kurzſichtigkeit des Erdenſohns dieſes als wichtig, jenes als unwichtig klaſſificirt, obſchon alles ſich Ereignende ein Glied der großen Kette von Urſachen und Wirkungen iſt, deren Anfang mit der Erſchaffung der Welt zuſammentrifft und was die alten Weiſen das Schickſal nannten, unſere modernen Philoſophen aber, wiewohl unrichtig, als eine Folgereihe zufälliger (!) Begebenheiten zu erklären belieben.

---

*) S. Saphir's Humoriſt, Jahrg. 1839, Aprilheft.

1.

Göthe erzählt in ſeinem Leben (Dichtung und Wahrheit, erſter Theil) von ſeinem Großvater, daß derſelbe in Dingen, die ihn ſelbſt und ſein Schickſal betrafen, die Gabe, in die Zukunft zu blicken, beſeſſen habe. So behauptete er z. B. gegen ſeine Gattin, zur Zeit als er noch unter die jungen Rathsherren gehörte, daß er bei der nächſten Vakanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen werde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlag gerührt ſtarb, verordnete er am Tag der Wahl und Kugelung, daß zu Haus im Stillen Alles zum Empfang der Gäſte und Gratulanten ſolle eingerichtet werden und die entſcheidende goldne Kugel ward wirklich für ihn gezogen.

Den einfachen Traum, der ihn hievon belehrt, erzählte er ſeiner Gattin folgendermaaſen: Er habe ſich in voller gewöhnlicher Rathsverſammlung geſehen, wo alles nach hergebrachter Weiſe vorgegangen. Auf einmal habe ſich der verſtorbene Schöffe von ſeinem Sitz erhoben, ſey herabgeſtiegen und habe ihm auf eine verbindliche Weiſe das Kompliment gemacht: er möge den verlaſſenen Platz einnehmen und ſey darauf zur Thür hinausgegangen.

Göthe führt noch ein zweites Beiſpiel dieſer Art an und bemerkt dabei, daß die ihm bekannt gewordenen Träume ſeines Großvaters, durch welche ihm Blicke in die Zukunft geſtattet waren, eben ſo wenig phantaſtiſch geweſen ſeyen, wie der oben erwähnte.

2.

In den Breslauer Sammlungen von Natur und Medicin (Leipzig und Budiſſin 1723, Verſuch **XIX.** p. 100) wird als eine Traumahnung angeführt, daß die Frau eines Müllers von Lickewitz acht Tage vor Einziehung ihres Manns einen Traum gehabt, als ſähe ſie ihren Mann auf einem Richtplatz und würde ihm der Kopf abgeſchlagen, worüber ſie ſehr erſchrokken aufgefahren und es dem Mann erzählt, welcher auch, vom Gewiſſen gerührt, zur Antwort gegeben: das iſt kein guter Traum! Am 31. Januar 1722 wurde dieſer Müller zu Trebiz, wegen Ehebruch und Blutſchande mit der Schweſter ſeiner Frau wirklich enthauptet. Da dieſer Traum ſo genau beſtimmt war und auf ein blos zufälliges künftiges Ereigniß ſich bezog, ſo kann er nicht wohl nach den natürlichen Geſetzen der Pſychologie erklärt werden.

3.

Profeſſor **Kieſer** in Jena erzählt in dem von ihm herausgegebenen „Archiv für Magnetismus" (Bd. X. Heft 2) folgenden Traum, den er der Mittheilung eines Freunds verdankt:

Anfangs März 1804 ſaßen wir im väterlichen Haus Morgens beim Frühſtück, als meine ältere Schweſter unſere Aufmerkſamkeit für einen ſeltſamen

Traum in Anſpruch nahm, welcher, wie ſie ſagte, ſie in verfloſſener Nacht gequält hatte. Im Traum hatte ſie die Frau des uns gegenüber wohnenden, uns befreundeten Bürgermeiſters mehrere Mal in unſere Stube kommen und zurückgehen geſehen, ſie war allemal freundlich, wie ſie es in der Wirklichkeit zu ſeyn pflegte, ſetzte ſich aber bald und ſchlief ein. Der Traum machte nun einen Sprung: der Bürgermeiſter trat plötzlich heftig weinend in die Stube und kündigte den Tod ſeiner Frau an; Alle weinten mit ihm, da die Frau von Allen geliebt war. Dann bat er meine Schweſter für die Ausſchmückung der Leiche, meine Eltern für die Beerdigung zu ſorgen, indem es ihm unmöglich wäre, mit ſeinen Kindern dem traurigen Schauſpiel beizuwohnen. Meine Schweſtern hatten noch einige Nachbarinnen, welche namentlich angeführt wurden, herbeigezogen, die Leiche und der Ueberzug waren feſtlich geſchmückt, der Leichenwagen ſtand vor der Thür, der Sarg wurde von N... hinaufgehoben und der Zug der Leidtragenden ordnete ſich in folgender Art. (Hier beſchrieb meine Schweſter eine paarweiſe Reihe von mehr als 80 Perſonen, deren mehrere ihr nur wenig bekannt, einige über 40 Stunden entfernt wohnten.) Als man eben aufbrechen wollte, fiel plötzlich ein heftiger Regen ein, mein Vater ließ ſchnell den Leichenwagen unter unſern Thorweg bringen, die Geiſtlichen und noch einige der Leidtragenden traten in unſere Stube, wo ihnen ein Morgenwein vorgeſetzt wurde, bis nach einer Viertelſtunde der Regen aufhörte und die Beerdigung vor ſich ging.

Die Beſtimmtheit, mit welcher meine Schweſter dieſen Traum erzählte, machte mich aufmerkſam, ich ließ ihn mir nochmals erzählen und ſchrieb ihn ſogleich auf, wobei ich nicht unterließ, die Namen, Kleidung und was ſie ſonſt noch zur Bezeichnung der Perſonen angeführt hatte, mit zu bezeichnen. Dieſes Protokoll ließ ich meinem Vater zurück.

Etwa 14 Tage nachher ging ich zur Univerſität ab, ich nahm auch von der Abſchied, welche der Gegenſtand des Traumgeſichts meiner Schweſter war und verließ ſie in blühender Geſundheit. Als ich im Herbſt deſſelben Jahrs von einer Reiſe durch Franken nach Würzburg zurückgekommen war, fand ich einen Brief meines Vaters, worin er mir den Tod der Frau B. meldete und dabei ſchrieb: „Ueber die nähern Umſtände dieſes Todesfalls brauche ich dir nur zu ſagen, daß der Traum deiner Schweſter durchaus wirklich geworden iſt. Einige Zeit vor ihrem Tod hatte die Bürgermeiſterin Verhärtungen in der Bruſt geſpürt, dieſe waren bald ſehr ſchmerzhaft geworden, ſo daß ſie, von innerer Beängſtigung gequält, es an keinem Ort aushalten konnte. So war ſie auch häufig in unſere Stube gekommen, hatte ſich hingeſetzt und war eingeſchlummert. Die Aerzte riethen zur Abſonderung der Bruſt, was ſie nicht zugeben wollte und ſo ſtarb ſie bald an dieſem immer mehr zunehmenden Uebel. — Bei der Beerdigung fand Alles eben ſo ſtatt, wie es deine Schweſter im Traum vorhergeſehen.“

4.

Der Tod des berühmten Lord Littleton iſt wegen der ſonderbaren damit verbundenen Umſtände den meiſten Perſonen in England noch im Gedächtniß. Als ein leichtſinniger ausſchweifender Menſch ſpottete er über alle ernſthaften Dinge und würde es ſich zur Schande gerechnet haben, einen Traum zur Beſſerung ſeines Lebens zu benutzen. Indeß merkte er ſich doch den Tag, an welchem folgender Traum in Erfüllung gehen ſollte. Ungefähr eine Woche, ehe er ſtarb, legte er ſich völlig geſund zu Bett. Nicht lange, nachdem er eingeſchlummert war, träumte ihm, er erblicke eine weibliche Geſtalt, in welcher er die bereits verſtorbene Madame Armfield zu erkennen glaubte, deren beide Töchter der Wollüſtling verführt hatte. Sie kündigte ihm an, daß er nach Verlauf des ſechſten Tags gerade um Mitternacht ſterben werde. Sein Kammerdiener fand ihn früh mehr todt als lebendig. Erſt nach mehreren Stunden konnte der Lord ſeinen Geiſt wieder ſammeln, um ſeine Freunde holen zu laſſen und ihnen den ſonderbaren Vorgang zu erzählen. Alle, welchen er die Viſion erzählte, lächelten dazu, um ihn glauben zu machen, das Ganze ſey eine Wirkung ſeiner erhitzten Einbildungskraft geweſen. Der Lord, ſelbſt geneigt, ſich die Begebenheit jener Nacht auf dieſe Weiſe zu erklären, lud, um ſich zu zerſtreuen, täglich eine Menge Leute. Hr. Peter Andrews, einer jener Freunde des Lords, mußte in Geſchäften nach Dartford reiſen und beurlaubte ſich deswegen bald von ſeinem Freund, den er ſo ſehr gefaßt hielt, daß er ganz und gar nicht an die Zeit dachte, wo dem Lord ſein Abſchied von der Welt vorausgeſagt war. Etliche Tage nachher, als Andrews ſich eines Abends zu Bett begeben und etwa eine halbe Stunde, ohne zu ſchlafen, gelegen hatte, wurden plötzlich ſeine Bettvorhänge geöffnet und Littleton ſtand vor ihm im Schlafpelz und Nachtmütze. Andrews ſah ihn eine Zeit lang an und hielt den Spaß ſeines Freunds für ſo ſonderbar, daß er anfing ſich darüber zu ereifern, warum er denn, ohne ihm vorher zu ſchreiben, nach Dartford gekommen, da nun kein Bett für ihn in Bereitſchaft ſey. Er ſagte aber: ich will gleich aufſtehen und Anſtalt machen. Er wendete ſich auf die andere Seite des Betts, um zu ſchellen, doch Lord Littleton war — verſchwunden. Der Bediente kam. „Wo iſt der Lord?“ fragte ſein Herr. Der Gefragte verſicherte, den Lord nicht geſehen zu haben, ſeitdem ſie von Pitt Plair (wo derſelbe wohnte) weg wären. „Narr!“ ſagte Andrews, „er war ja dieſen Augenblick bei mir hier am Bett.“ „Sir“, erwiederte der Bediente, „das iſt unmöglich“. Andrews kleidete ſich an und durchſuchte ſammt ſeinem Geſinde Haus und Garten, aber ohne den Lord zu finden. Deſſenungeachtet glaubte Andrews, der Lord habe ihm den Streich geſpielt, weil er (Andrews) nicht an nächtliche Erſcheinungen glauben wolle. Nachmittag um 4 Uhr am folgenden Tag kam ein Eilbote mit der Nachricht von Littletons Tod an. Ein Augenzeuge gab ſie ihm wie folgt:

Am Morgen ſeines Sterbetags kam Lord Littleton zwiſchen 10 und 11 Uhr zum Frühſtück hinunter, ſchien über etwas nachzuſinnen und antwortete auf keine Frage ſeiner Freunde über ſein Befinden. Bei Tiſch war er heiter und als abgedeckt war, rief er aus Shakeſpeare: „Richard iſt nun wieder Er ſelbſt.“ Aber wie es Abend wurde, kehrte die Schwermuth des Morgens zurück. Da dies die Nacht des vorhergeſagten Hinſcheidens war, ſo hielten ſeine Freunde für rathſam, alle Uhren im Haus umzuſtellen. Der Haushofmeiſter hatte dies übernommen, ohne daß ſein Herr etwas davon merkte. Des Lords eigene Taſchenuhr, welche auf ſeinem Arbeitstiſch lag, war vom Kammerdiener geſtellt worden. Während des Abends verwickelte man ihn in angenehme Geſpräche, wobei er ſich zu ſeinem Vortheil unterſchied und ſehr witzig war. Um halb zwölf Uhr (eigentlich war es um eilf) klagte er über Müdigkeit und wollte zu Bett gehen. Er wünſchte den Freunden eine gute Nacht und alle freuten ſich über ſeine anſcheinende Gefaßtheit. Den ganzen Tag über wurde der Erſcheinung mit keiner Sylbe gedacht, aber ſobald er fort war, ſprach man natürlich gleich wieder davon. Dieſe Unterredung dauerte beinah bis Mitternacht, wo der Kammerdiener des Lords haſtig die Thür aufriß und leichenblaß ausrief: „Mylord liegt in den letzten Zügen!“ Seine Freunde eilten zu ihm ans Bett, aber er gab den Geiſt auf, ehe ſie ſich noch Alle um ihn verſammeln konnten. Littletons Kammerdiener erzählte ihnen folgende Umſtände: „Der Lord entkleidete ſich wie gewöhnlich, ſah aber dann und wann nach der Uhr. Als er im Bett war, ließ er die Vorhänge zu den Füßen deſſelben zuziehen. Es war nur noch ein paar Minuten vor zwölf nach ſeiner Uhr; ich mußte ihm meine Uhr weiſen und er ſchien ſich zu freuen, daß ſie mit der ſeinigen ſo genau übereinkäme. Er hielt ſie auch beide ans Ohr, um gewiß zu ſeyn, daß ſie gingen. Als es nach unſern Uhren über ein Viertel auf eins war, ſagte er: „„Die Erſcheinung war keine wahre Prophetin, wie ich ſehe.““ Als es aber wirklich zwölf Uhr war, ſagte er: „„Nun warte ich nicht länger, geh und bringe mir meine Arznei, ich will ſie einnehmen und ſehen, ob ich einſchlafen kann.““ Ich ging in das Anziehzimmer, um die Arznei zurecht zu machen und hatte ſie eben umgerührt, als es mich däuchte, Mylord hole ſehr tief Athem — ich lief zu ihm und ſah, daß er in den letzten Zügen lag *).“

5.

Der Schauſpieler Champsmelé ſtarb plötzlich am 22. Auguſt 1701. Zwei Tage vor ſeinem Tode träumt ihm, er ſähe ſeine verſtorbene Mutter und ſeine ihm vorangegangene Gattin, die letztere aber

---

*) Stilling, das geheimnißvolle Jenſeits. S. 244 ff.

winke ihm, auch dahin zu kommen, wo ſie jetzt ſey. Tags darauf ſang er im Foyer des Theaters, während des Zwiſchenſtücks, immer fort: **Adieu paniers, vendanges sont faites.** Am nachfolgenden Tag gab er dem Küſter in der Kirche 30 Sous, mit der Bitte, eine Seelenmeſſe für ſeine Mutter und eine andere für ſeine Frau leſen zu laſſen. Der Küſter wollte ihm 10 Sous zurückgeben; Champsmeslés aber ſagte: die „dritte ſoll für mich ſeyn, ich werde ſie ſelber anhören.“ Nach der Meſſe, als er ſich in die Verſammlung der dramatiſchen Künſtler begeben wollte, traf er nahe bei ſeinem Wirthshaus mehrere Freunde. Dieſe lud er zum Mittageſſen ein, in der Abſicht, zwiſchen Sallé und Baron eine Ausſöhnung zu Stand zu bringen, aber wenige Minuten nachher fiel er entſeelt nieder *).

6.

Johann Beaumont **) erzählt folgende Begebenheit, die ihm von dem Biſchof zu Glouceſter mitgetheilt worden. Sir Charles Lee zeugte mit ſeiner erſten Gattin eine einzige Tochter, über deren Geburt ſie das Leben einbüßte. Nach ihrem Verſcheiden verlangte ihre Schweſter Lady Everard, die Auferziehung des Kinds über ſich zu nehmen. Sie wurde auch bis in ihr mannbares Alter von der Lady erzogen, da man endlich beſchloß, zwiſchen der Miß und Sir William Perkies eine Heirath zu ſtiften, die aber auf eine außerordentliche Weiſe verhindert wurde. An einem Donnerſtag Nachts, als ſie im Bett lag, dünkte ihr, ſie ſähe ein Licht in ihrer Kammer, daher ſie nach ihrer Magd pochte und ſelbige, da ſie kam, fragte, warum ſie ein Licht in ihrer Kammer brennen laſſen? Dieſe wollte von keinem Licht wiſſen, daher äußerte die Fragende, es würde wohl das Feuer noch nicht ausgegangen ſeyn, das aber die Magd abermals leugnete und vielmehr zu erkennen gab, es dürfte die Vorſtellung wohl ein Traum geweſen ſeyn, welches auch die Dame als möglich zugab und ſich wieder ſchlafen legte. Aber um zwei Uhr wurde ſie wieder aufgeweckt und ſah die Erſcheinung einer kleinen Weibsperſon zwiſchen dem Vorhang und ihrem Hauptkiſſen. Dieſe kündigte ſich als ihre Mutter an und um zwölf Uhr deſſelben Tags ſollte ſie bei ihr ſeyn. Hierauf klopfte ſie ihrer Magd abermals, verlangte ihre Kleider und als ſie ſich angezogen, ging ſie in ihr Kabinet und kam nicht wieder heraus, bis um neun Uhr, wo ſie einen verſiegelten Brief an ihren Vater ihrer Baſe, der Lady Everard, überreichte, auch ihr das Traumgeſicht erzählte, mit der hinzugefügten Bitte, ihren Brief, ſobald ſie todt wäre, an ihren Vater zu ſenden. Die Lady glaubte, es möchte ſie ein Wahnſinn überwandeln und ſendete deswegen gleich nach Chelmsford, um von da einen Arzt und Wundarzt zu erhalten, die ſich auch beide ohne Verzug einfanden. Der Arzt aber konnte nichts Regelloſes finden, das als Anzeichen einer Krankheit zu betrachten geweſen. Doch wurde der vermeintlichen Kranken auf Zurathen der Lady zur Ader gelaſſen. Die Kranke verlangte auch einen Geiſtlichen, der auch mit ihr betete und nachdem ſolches geſchehen, nahm ſie ihre Cither und das Pſalterbuch, ſetzte ſich auf einen Stuhl ohne Lehne, ſpielte und ſang auf eine ſo reizende Weiſe, daß auch ihr Lehrmeiſter der Muſik, der zugegen war, ſich verwunderte. Mit dem Schlag zwölf ſtand ſie auf, ſetzte ſich in einen großen Lehnſtuhl nieder, holte einige Mal ſtarken Athem, verſchied auch augenblicklich und verlor ſo geſchwind die Lebenswärme, daß ſich der Arzt und Wundarzt ſehr darüber verwunderten. Sie ſtarb zu Watcham in der Grafſchaft Eſſex, drei Meilen von Chelnesford und der Brief wurde dem Sir Charles in ſeiner Behauſung zu Warwickſhire überliefert, der ſich dergeſtalt über den Tod ſeiner Tochter betrübte, daß er nicht eher dahin kam, bis ſie beerdigt worden. Dies geſchah um das Jahr 1662. Und dieſe Nachricht hat der Biſchof zu Glouceſter von Sir Charles Lee ſelbſt erhalten.

---

*) Stilling, das geheimnißvolle Jenſeits. S. 247.

**) Hiſtoriſch-phyſiologiſch-theologiſcher Tract. von Erſcheinungen rc. aus dem Engl. von Th. Arnold, nebſt einer Vorrede von Thomaſius. Halle 1721. S. 358 ff.

7.

Am 27. Januar 1809 träumte einer armen Irländerin, die unter den glücklichſten Geſundheitsumſtänden im Wochenbett lag, daß ſie in der folgenden Montagsnacht werde ſterben müſſen. Sie theilte dieſen Traum ihrem Mann mit und wünſchte deshalb den Beſuch eines Geiſtlichen, um zu beichten und Abſolution zu empfangen. Aber ſowohl der Mann als die andern, welche von dieſem Traum gehört hatten, achteten nicht darauf. In der Montagsnacht entſtand jedoch ein fürchterlicher Orcan, der die ganze Hauptſtadt in Schrecken ſetzte. Der Irländer hörte, daß das Dach ſeines Hauſes aus ſeinen Fugen wich und äußerte dieſe Befürchtung ſeinem ſchwachen Weib. Doch ſie war nicht im Stand, ſich zu helfen und bald darauf ſtürzte das Dach nieder, die Wöchnerin und den Säugling unter den Trümmern begrabend. Der Mann rettete nur mit äußerſter Schwierigkeit ſein Leben und arbeitete ſich glücklich aus dem Schutt heraus.

Dieſe Geſchichte gibt Stilling in ſeinem „geheimnißvollen Jenſeits, S. 286" vor, aus Londner Blättern entlehnt zu haben.

8.

Derſelbe Autor erzählt S. 234 des angeführten Buchs: Am 13. Juni 1773 ſtarb zu B... (Bern?) ein junger Mann und die Art ſeines Tods machte allgemeines Aufſehen. Er war der Zwillingsſohn eines wohlhabenden Handwerksmanns. Ein halbes Jahr lang hatte derſelbe über Kopfſchmerzen geklagt, aber nichts dagegen gebraucht, als daß er einigemal ſich ſchröpfen laſſen und purgirt hatte. Dabei hatte er das erlernte Handwerk fortgetrieben und iſt dabei ein Freund von geſelligen Vergnügungen geweſen. Den letzten Pfingſttag, alſo kurz vor ſeinem Ende, ging er mit einer Geſellſchaft ſeiner Bekannten auf ein nahes Dorf und machte ſich mit Tanzen luſtig, hielt ſich aber von jeder Unmäßigkeit fern, verließ auch die Geſellſchaft früh und kehrte noch bei Tag nach Haus. Man hatte alſo keinen Trübſinn an ihm bemerkt. Den letzten Sonntag vor ſeinem Ende beſuchte er das Grab ſeines vor ſieben Jahren geſtorbenen Bruders und ſagte zu ſeinen Freunden: „Am künftigen Sonntag könnt ihr mich auch hieher tragen."

In dieſer Woche nahmen die Kopfſchmerzen zu, er klagte an jedem folgenden Tag über größere Mattigkeit, arbeitete aber dennoch bis auf kommenden Freitag. Nachdem er des Morgens aufgeſtanden, ließ er ſich das Bett in die Stube bringen, erklärte gegen Jedermann, daß er morgen Nacht ſterben werde und verlangte von ſeinem Beichtvater das Abendmahl, das ihm auch gereicht ward und wobei er ſich nach dem

Urtheil aller Anweſenden ganz ſtandhaft benahm. Unterdeß kam ſein Vater nach Haus, der bei einem auswärtigen Arzt ſich Raths erholt hatte. Der Kranke ließ ſich zwar einen Umſchlag wider die Kopfſchmerzen um den Kopf binden, nahm aber innerlich nichts, ſondern blieb dabei, er müſſe morgen Nachts ſterben. Am Sonnabend trat Delirium ein, wobei er beſtändig mit den Fingern am Bett zupfte und viel irre redete. Endlich des Abends gerieth er in volle Wuth und konnte kaum von mehreren Perſonen gebändigt werden. Dieſer Zuſtand dauerte fort bis zu ſeinem noch in derſelben Nacht erfolgten Tod, der auf denſelben Tag eintraf, an welchem ſein Bruder ſieben Jahr vorher ſein Leben geendet hatte.

Nach ſeinem Tod hatte man in einem Kleiderſchrank von ihm eingeſchrieben gefunden, daß ihm geträumt, er werde nach drei Jahren an eben dem Tag ſterben, an welchem ſein Bruder verſchieden ſey, wie dies auch der Erfolg bewährte.

9.

Von mehreren hiſtoriſchen Perſönlichkeiten iſt zur Genüge bekannt, daß ihnen ihr Todestag im Traum vorher angezeigt worden iſt. So träumte Kaiſer Ferdinand I., daß er am Jakobitag ſterben werde; Chriſtian III. von Dänemark in der Weihnacht 1559, daß er am Neujahrstag ſterben werde; Lavater erzählte mehrere Mal, ihm habe geträumt, er werde eines gewaltſamen Tods ſterben und daß auf ihn geſchoſſen werden würde. Den 26. Sept. 1799 ging er über die Straße, ein Franzoſe ſchoß auf ihn und er ſtarb an dieſer Wunde. Beda träumte 50 Tage vorher, daß er am Himmelfahrtstag ſterben werde. Eine Menge ähnlicher eingetroffener Vorausbeſtimmungen übergehen wir, um nicht die Geduld des Leſers zu ermüden und führen nur folgende an, die wegen ihrer Nebenumſtände ein erhöhtes Intereſſe gewähren:

10.

Nach der ſiegreichen Schlacht bei Caſſowa (1389) ging der Sultan Amurat I. über das Schlachtfeld, um die Todten zu ſehen und ſeine Augen an dem ſchaudervollen Anblick ſo vieler in Blut ſchwimmenden und verſtümmelten Leichen zu weiden.

Sein Vezier begleitete ihn.

„Seltſam,“ ſprach er zu dieſem, „daß ich unter den erſchlagenen Feinden auch nicht einen bejahrten Mann finde; nichts als junge unbärtige Leute.“

„Das war eben ihr Unglück,“ erwiederte der Vezier, „es hat ihnen am klugen Rath bejahrter Männer gefehlt. Sich dem unüberwindlichen Schwert der Osmanen zu widerſetzen, verräth keine Klugheit des Alters, ſondern die Unbeſonnenheit der Jugend.“

„Noch ſeltſamer aber wäre es,“ fuhr der Sultan fort, „wenn mein Traum in der vorigen Nacht eintreffen ſollte. Ich ſah mich ſelbſt, wie mich eine feindliche Hand ermordete. Aber Träume ſind Hirngeſpinnſte,“ ſetzte er hinzu, „daran iſt nicht zu denken.“

Ein unter den Todten liegender, noch nicht entſeelter Soldat, aus der Parthei der Inſurgenten, hatte dies Geſpräch vernommen. Er erfuhr dadurch, daß der Eine von beiden Männern der Sultan war. Er beſann ſich nicht lange; kaum hatte der Sultan ſeine Rede geendet, erhob er ſich plötzlich und ſtieß ihm einen Dolch ins Herz.

Der Soldat ward nun in Stücke gehauen, aber nach zwei Stunden ſtarb auch der Sultan.

11.

Der große Weltweiſe **Ariſtoteles** erzählte, ſein Freund **Eudemus** von Cypern ſey auf einer Reiſe nach Macedonien nach Pherä gekommen, einer damals ſehr berühmten Stadt in Theſſalien. Daſelbſt habe er ſo ſchwer krank gelegen, daß die Aerzte ſein Aufkommen bezweifelten; ihm aber ſey im Traum ein ausnehmend ſchöner Jüngling erſchienen und habe zu ihm geſagt, er werde in ſehr kurzer Zeit wieder geneſen, der Tyrann **Alexander** aber in wenigen Tagen umkommen, er, **Eudem**, nach fünf Jahren in ſein Vaterland zurückkehren. Die beiden erſtern Punkte waren gleich nachher in Erfüllung gegangen, **Eudem** nämlich geſund und der Tyrann von den Brüdern ſeiner Gemahlin getödtet worden. Anfangs des fünften Jahrs aber, da dieſem Traum zufolge zu ſeiner Rückkehr aus Sicilien nach Cypern Hoffnung da war, war er in einem Treffen bei Syrakus geblieben, weshalb man dieſen Traum ſo gedeutet hatte, daß, da **Eudems** Geiſt den Körper verlaſſen, jener in ſeine Heimath zurückgekehrt ſey *).

12.

Der Kalif **Harun al Raſchid** befand ſich zu Rachah in Meſopotamien ganz wohl, als er plötzlich in eine Traurigkeit verfiel, welche man als Vorzeichen einer gefährlichen Krankheit nahm. Sein Vezier wagte es, um den Grund dieſer ſo ſchnellen Veränderung zu fragen und der Kalif antwortete ſeufzend:

„In den Zuſtand, worin du mich erblickſt, hat mich ein Traum verſetzt.“

---

*) Cicero de Divinat. I. c. 25.

„Ein Traum?“ fragte der Vezier verlegen und wagte nicht, ein Wort hinzuzuſetzen. Der Kalif aber fuhr fort:

„Ich träumte, einen Arm über mir zu ſehen, deſſen Hand eine Fauſt voll rothe Erde hielt und über ihm ging eine Stimme hervor, die ſprach: In dieſe Erde ſoll Harun begraben werden. Gleich darauf aber fragte eine andere Stimme: Wo iſt ſein Grab? Die erſtere antwortete: Zu Thus. Ich erſchrack, als ich das hörte und erwachte.“

Der Vezier und der Arzt, dem der Kalif dieſen Traum auch erzählte, ſuchten ihn zu beruhigen und riethen ihm, ſich zu zerſtreuen. Dieſem Rath folgte Harun und ſah wirklich die Schreckbilder, welche ſeine Seele füllten, nach und nach verſchwinden. Dazu kamen Nachrichten, die ſeine Gedanken von einem Traum ganz abzogen. Die Provinz Samarkand und die Länder am Oxus rebellirten. Sie waren zu fürchten, da ein verſuchter Krieger an ihrer Spitze ſtand. Dieſem zu begegnen, ſammelte der Kalif ſchnell ſeine Truppen und ging ihm entgegen. Nach ſtarken Märſchen kam er in Georgien an. Hier ſtieß ihm eine Unpäßlichkeit zu. Er machte Halt, erholte ſich bald wieder und ſetzte ſeinen Marſch nach Koraſſan fort. In dieſer Provinz nöthigte ihn eine Schwäche, zum zweiten Mal anzuhalten. Aber, wie erſchrack er, als er nach dem Namen des Orts fragte und erfuhr, er heiße Thus. Sogleich erinnerte er ſich ſeines Traums, wendete hoch bewegt ſich zu ſeinem Arzt und ſagte: Erinnerſt du dich noch meines Traums? Sieh, nun bin ich zu Thus, wo mein Grab iſt. — Sogleich befahl er eine Hand voll Erde vor der Stadt her zu holen und ihm dieſelbe zu bringen. Dies geſchah. Als der Kalif den Ueberbringer mit halbentblößtem Arm, in der Hand die rothe Erde, erblickte, rief er aus: „Ach, das iſt der Arm, das iſt die Er-

de, die ich im Traum geſehen.“ Er legte ſich nieder, ſtarb einige Tage darauf und wurde zu **Thus** begraben *).

13.

Kurz vorher, ehe die Fürſtin **Ragozky** von Warſchau nach Paris reiſte, hatte ſie folgenden Traum. Ihr ſchien, als befände ſie ſich in einem Zimmer, in welchem ſie noch nie war, wo ein ihr unbekannter Mann mit einem Becher zu ihr kömmt und ihr daraus zu trinken anbietet. Sie erwiedert, daß ſie keinen Durſt habe und dankt ihn für ſein Anerbieten. Der unbekannte Mann wiederholt ſeine Bitte und ſetzt hinzu: „ſie möchte den Trunk nicht weiter ausſchlagen, denn es ſey der letzte ihres Lebens.“ Sie erſchrack heftig hierüber und erwachte.

Im Oktober 1720 langte dieſe Fürſtin munter und geſund in Paris an und bezog ein Hotel, wo ſie bald nach ihrer Ankunft von einem heftigen Fieber überfallen wurde. Sie ſchickte ſogleich zu dem berühmten Arzt des Königs, dem Vater des **Helvetius**. Der Arzt kam und die Fürſtin gerieth in ein auffallendes Erſtaunen. Man fragte nach der Urſache deſſelben und ſie gab zur Antwort: daß der Arzt vollkommen dem Mann gliche, den ſie zu Warſchau im Traum erblickt hätte. Doch diesmal, ſetzte ſie hinzu, werde ich noch nicht ſterben, denn dieſes Zimmer iſt nicht daſſelbe, in welchem ich mich damals im Traum befand.

Die Fürſtin wurde bald darauf wieder völlig hergeſtellt und ſchien ihren Traum ganz vergeſſen zu haben, als ſie durch einen neuen Umſtand wieder mit der größten Lebhaftigkeit daran erinnert wurde. Sie war mit ihrem Logis nicht zufrieden und verlangte daher, daß man ihr eine Wohnung in einem Kloſter zu Paris zubereiten möchte, welches auch geſchah. Die Fürſtin zog in das Kloſter ein, allein kaum war ſie in das für ſie beſtimmte Zimmer getreten, als ſie laut zu ſchreien anfing: „Es iſt um mich geſchehen! Ich werde nicht wieder lebendig aus dieſem Zimmer herauskommen; denn es iſt ebendaſſelbe, das ich zu Warſchau im Traum geſehen habe.“

---

*) Marigny Hist. des Revolut. de l'Empire des Arabes. T. II. p. 418.

Sie ſtarb auch bald darauf, zu Anfang des Jahrs 1721 und zwar in dem nämlichen Zimmer an einem Halsgeſchwür, das durch die Herausnahme eines Zahns entſtanden war *).

14.

André Pûjon aus Ober-Auvergne reiſte durch Riom nach Paris und träumte, daß durch Verſetzung der Buchſtaben ſeines Namens der Sinn herauskäme: gehangen zu Riom (pendu a Riom). Den folgenden Tag bekam er Händel und ſchlug ſeinen Gegner todt. Sein Traum ging in Erfüllung. Er wurde als Mörder zu Riom gehangen **).

15.

Beſſer wußte einen ähnlichen Warnungstraum jener junge Mann zu benutzen, von welchem Profeſſor Stilling in ſeinem „geheimnißvollen Jenſeits, S. 236“ erzählt, daß ihn eines Nachts geträumt, er habe in ſein gewöhnliches Kaffeehaus gehen wollen, als er aber dahin gekommen, hätte er die Thür deſ-

---

*) Muſeum des Wundervollen, Bd. II. Heft 2.
**) Henning's v. Träumen, S. 366.

ſelben verſchloſſen gefunden. Da er nun ſehr ſtark angepocht, wäre ihm die Thür geöffnet worden, er ſey eingetreten, habe Einige beim Spiel gefunden, mit welchen er ſich in ein Spiel eingelaſſen, welches ſich aber in einen Wortwechſel verwandelt und bei welchem einer der Spielenden ihn dermaaſen gereizt hätte, daß er in der Wuth ſogleich nach einem Stuhl gegriffen und ſeinen Gegner damit auf den Kopf geſchlagen hätte, ſo daß dieſer alsbald zu Boden geſtürzt und auf der Stelle todt geblieben ſey. Nun hätte der Gedanke, als Mörder verhaftet und zum Tode verurtheilt zu werden, ihn ſo ergriffen, daß er hierüber erwacht ſey. Mehrere Wochen vergingen und dieſer Traum war allmälig aus ſeinem Gedächtniß entſchwunden. Endlich traf es ſich, daß er an einem Sonnabend in ein Kaffeehaus gehen wollte. Als er hin kam, fand er die Thür des Billardzimmers verſchloſſen — es ſpielten einige Juden daſelbſt, die ſich deshalb einſchloſſen, um nicht von ihren orthodoxen Glaubensgenoſſen überraſcht zu werden, da ihnen das Spielen am Sabbat verboten iſt — er pochte, es wurde aufgemacht; aber gleich nach ſeinem Eintritt die Thür wieder verſchloſſen. Derſelbe ſtellte nun den ſpielenden Juden vor, daß, wenn ſie bei verſchloſſenen Thüren ſpielen, ſie bei den Leuten den Verdacht erregen würden, daß ſie ſich mit Hazardſpielen abgäben und könnten dadurch nicht allein ſich, ſondern auch ihm als Zuſchauer Unannehmlichkeiten zuziehen. Er verlangte daher ausdrücklich, daß man die Thür wieder aufſchließe. Jene aber beſtanden auf ihren Eigenſinn, wodurch ein Wortwechſel entſtand, bei welcher Gelegenheit ſich einer der Spielenden Ausdrücke erlaubte, die ihn zum Zorn reizten, ſo daß er, ganz gegen ſeinen gewöhnlichen Charakter, nach einem neben ſich ſtehenden Stuhl griff, um den Streitſüchtigen damit zum Stillſchweigen zu bringen. Aber kaum war er im Begriff, mit dem Stuhl um ſich zu ſchlagen, da fiel ihm plötzlich ſein gehabter Traum ein; er faßte ſich ſogleich, ſetzte den Stuhl gelaſſen nieder und ging nach Haus.

16.

Folgende Beiſpiele bezeugen, wie die Nichtbeachtung von Warnungsträumen an denjenigen geahndet wird, welche die Winke der gütigen Vorſehung nicht zu benutzen ſtreben. So weiß der Herausgeber dieſer Sammlung ſich eines Vorfalls in ſeiner Geburtsſtadt (Prag) zu erinnern, welcher, ſeiner Seltſamkeit wegen, einige Tage die Gemüther beſchäftigte. Ein junger, ſeiner Kunſt wie ſeiner moraliſchen Eigenſchaften wegen allgemein beliebter Maler beſchloß eine Fußreiſe nach Karlsbad zu machen. Am Morgen vor der Abreiſe erzählt ſeine Schweſter, ihr habe geträumt, er wäre in einem Wald von Räubern überfallen, beraubt und getödtet worden. Der Bruder wollte ſich dieſen Traum aus der ſchweſterlichen Beſorgniß erklären, die ihre Phantaſie mit Schreckbildern erfülle. Da er nur wenig Geld mit ſich nehme, ſo würde er ſchwerlich die Blicke der Habſucht auf ſich ziehen. Auch ſey er einmal zur Reiſe vorbereitet und möge ſich durch ein Traumgebild nicht von ſeinem Vorhaben abbringen laſſen. Jetzt verſuchte auch die beängſtigte Mutter an dem Sohn ihre Ueberredungsgabe, indem ſie ihm vorſtellte, daß ſein Tod ſie in die bitterſte Hilfloſigkeit ſtürzen würde, weil nur ſein Fleiß ſie vor Mangel beſchütze. Der Unbeugſame entriß ſich, ungläubig lächelnd über das Gewicht, welches die Weiber einem Traum beilegten, den Armen ſeiner weinenden Mutter und Geſchwiſter und ward — wenige Wochen nachher an der Straße zwiſchen Elbogen und Karlsbad, erſchlagen und ſeiner Kleider beraubt, in einem Graben gefunden.

17.

Drei Tage vor ſeinem Tod träumte dem König Heinrich III. von Frankreich, es würde ſeine Krone, ſein Scepter und der Purpurmantel von einem Mönch mit Blut beſpritzt und mit Füßen getreten. Als er dieſen Traum dem Abt von St. Denys erzählte, rieth dieſer ihm, gute Wache halten zu laſſen. Der Monarch achtete nicht auf dieſen Rath und wurde von dem Dominikaner Clement ermordet *).

18.

Katharina von Medici, Gemahlin König Heinrichs II. von Frankreich, ſah am 29. Juni 1559 in einem Traum ihren Gemahl blutend am Boden liegen. Sie bat ihn daher, als ſie erwachte, das angeſagte Turnier aufzuheben, oder wenigſtens nicht ſelbſt mit in die Schranken zu reiten. Der König belächelte ihren Traumglauben und das Turnier ging vor ſich. Er ſelbſt brach mit dem Konnetable Montmorency eine Lanze, aber ſo unglücklich, daß ein Splitter ihm durchs Auge in den Kopf fuhr. Zwei Tage darauf gab er ſeinen Geiſt auf **).

19.

Als die königlichen Truppen die von den Liguiſten vertheidigte Stadt Laon im Jahr 1594 belagert hielten, träumte dem Chevalier Giuri, eine ſchöne

---

*) Ziegler's hiſt. Schaupl. S. 911.
**) Ebendaſ. S. 910.

Jungfrau nähere ſich ihm mit dem Warnungsruf; „Lieber! es iſt jetzt nicht Zeit, ſo ſanft zu ſchlafen. Steh auf und zieh von hinnen!“ Er verachtete dieſe Warnung, blieb im Lager und wurde von einer Stückkugel aus Laon erſchoſſen, als er eben vor ſeinem Gezelt ſtand *).

20.

Die Danziger Zeitſchrift „das Dampfboot, Jahrgang 1839, Nr. 28“ läßt ſich von ihrem Korreſpondenten in Hamburg unterm 20. Februar folgendes Ereigniß berichten: „Vor einigen Nächten hatte der Lehrburſch eines auf dem Deich wohnenden Schloſſermeiſters einen entſetzlichen Traum: ihm wurde nämlich in dieſem auf dem Weg nach dem drei Stunden von hier entfernten Städtchen Bergdorf die Kehle abgeſchnitten. Er erzählte am Morgen ſeinem Lehrherrn den gehabten Traum und dieſer antwortet ihm nicht ohne Beſtürzung: „„Das iſt doch um ſo ſonderbarer, da du heute wirklich nach Bergdorf gehen mußt, wo ich eine Geldzahlung zu leiſten habe.““ Der Knabe ſträubt ſich und fleht, allein er muß trotz dem den unglückſeligen Weg antreten. Etwa auf der Mitte deſſelben, in Bilwärder, ergreift ihn wieder eine ſolche Angſt, daß er zu dem ihm bekannten Vogt des Dorfs geht und bittet, ihm bis über eine einſame und gefährliche Stelle hinaus einen Begleiter mitzugeben. Der Vogt gibt ihm ſeinen Knecht mit, der wieder nach Haus umkehrt, ſo wie er den Knaben über die bezeichnete Stelle gebracht hat. Allein dieſer kann trotz dem nicht fort, ſondern kehrt, dem heimkehrenden Knecht nachgehend, wieder nach Bilwärder um, wo er den Vogt nochmals bittet, ihm

---

*) Aubigné hist. univers. T. II. p. 423.

den Knecht bis Bergdorf mitzugeben, er habe Geld bei ſich, einen entſetzlichen Traum gehabt und fürchte ſich ſehr. Der brave Mann willfährt ihm nochmals und der Knecht wird zum zweiten Mal ſein Begleiter. Am folgenden Tag bringt man die Leiche eines Ermordeten, den man mit abgeſchnittenem Hals an einer abgelegenen Stelle auf dem Weg nach Bergdorf gefunden. Neben ihm lag ein großes Meſſer, mit welchem vermuthlich die That verübt worden war. Schaudernd erkennt der Vogt in dem Ermordeten den unglücklichen Schloſſerburſchen und zugleich das Meſſer für eines, das er am Tag zuvor dem Knecht gegeben, um die Weiden damit zu beſchneiden, die eines ſeiner Ackerfelder einfaſſen. Als dem Knecht die Leiche und das Meſſer gezeigt werden, geſteht er ſogleich ſein Verbrechen ein, das er erſt dann beſchloſſen, als er erfahren, daß der Knabe Geld bei ſich habe."

In dieſer Erzählung war der durch einen Traum Gewarnte als Opfer nicht des eignen Leichtſinns, ſondern des Unglaubens eines Andern gefallen.

21.

Die meiſten Träume, in welchen dem Schlafenden ſein nahe bevorſtehender Tod oder andere für ihn wichtige Begebenheiten angezeigt werden, dürfte man jedoch nicht als warnende bezeichnen, welche immer nur Ausnahmen von der Regel ſind, ſondern als unwiderrufliche Schickſalsbeſchlüſſe. So erzählt Profeſſor Stilling in ſeiner Schrift „das geheimnißvolle Jenſeits," S. 242:

Im Jahr 1790 ward in Amſterdam eine ſchreckliche Mordthat begangen. Ein Uhrmacher ward an Händen und Füßen gebunden in den Kanal geworſen. Man zog ihn noch lebend aus dem Waſſer, doch wenige Stunden nachher ſtarb er, ohne etwas anders zu ſprechen, als: „Ach die Schurken!“ Unter ſeinen Papieren fand ſich nachſtehender Brief, der kurz vor ſeinem Tod geſchrieben worden: „Dieſe Nacht habe ich einen ſchrecklichen Traum gehabt. Ich träumte, daß zwei Männer mich faßten, banden und ins Waſſer warfen. Das iſt das vierte Mal, daß ich das in fünf Wochen träume. Gott behüte mich!“

Ein weiteres Billet, das ſich vorfand, enthielt Folgendes: „Sollte ich das Leben durch irgend ein Unglück verlieren, ſo erſuche ich diejenigen, die dieſes Billet finden werden, Nachricht von meinem Schickſal meinem tugendhaften Vater zu geben — Rathsherr zu Locle — damit er wiſſe, was ſeinem Sohn begegnet iſt.“

22.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte einſt dem Herausgeber dieſer Sammlung, daß in ſeiner Vaterſtadt Deſſau der Herzog einſtmals einigen erlauchten Gäſten das Vergnügen einer Schweinsjagd bereiten wollte und deshalb dem Oberförſter anſagen ließ, die geeigneten Vorbereitungen zu dieſer Luſtbarkeit zu veranſtalten. Der Letztere, als ein unerſchrockner Waidmann bekannt, erbat ſich jedoch diesmal an der Jagd nicht Antheil nehmen zu müſſen, weil er in verwichener Nacht durch einen Traum gewarnt worden, daß einer der grimmigſten Eber, welchen er zugleich mit dem Namen bezeichnete — da alles vornehme Gewild vom Herzog beſondere Namen erhalten hatte — ſeinen Tod herbeiführen werde. Nur die Thränen der für das Leben ihres Gatten beſorgten Oberförſtersfrau vermochten den Herzog, die Dispenſation für jenen Tag dem ſonſt muthigen Waidmann zu ertheilen. Als man nach beendigter Jagd das erlegte Wild in den Hofraum des Schloſſes angefahren brachte, konnte der Oberförſter der Luſt nicht widerſtehen, die getödteten Thiere zu beſehen. Obenauf lag der im Traum erſchienene Eber. Lächelnd ergriff er das Thier und brach in die Worte aus: „Alſo du haſt mich umbringen wollen?“ Der todte Eber glitſchte durch dieſe Bewegung vom Wagen herab, verwundete mit dem Hauer den Fuß des Oberförſters, ſo daß eine Entzündung an jener Stelle entſtand, welche ſo hartnäckig wurde, daß man nach wenigen Wochen zur Abnahme des Fußes ſchreiten mußte. Der Kranke aber erlag den Schmerzen der Operation.

23.

Ein ähnlicher Fall wird von Stilling in ſeiner Schrift „das geheimnißvolle Jenſeits,“ S. 284 erzählt. In Padua träumte Jemand, er werde von einem großen Löwen gebiſſen, der an der Kirche der heil. Juſtina in Marmor ausgehauen ſtand. Er lachte über dieſen Traum, trat hin zu dem Löwen, ſteckte ihm die Hand in den Rachen und ſagte ſpöttiſch: „Seht doch den grimmigen Löwen, der mich im Traum gebiſſen hat?“ In dieſem Augenblick fühlte er einen durchdringenden Schmerz und zog ſeine Hand ſchnell zurück. Er unterſuchte die Wunde und fand zu ſeinem großen Entſetzen, daß ein Skorpion in den Rachen des Löwen gekrochen war und ihm dieſe tödtliche Wunde beigebracht hatte. Er brauchte ſogleich alle erdenklichen Hilfsmittel, allein alle Mühe der Aerzte war vergeblich; nach einiger Zeit ſtarb er an ſeiner Wunde.

24.

Die Baroneſſe von St. träumte einſt, ein alter Mann in braunem Sammtkleid ſtände vor dem Bett ihres ſechsjährigen Söhnchens und küſſe es auf Augen, Mund und Bruſt. Im 16ten Jahr ſtarb der hoffnungsvolle Jüngling. Acht Jahr nach deſſen Tod bekam die Baronin aus einer Erbſchaft mehrere Familienbilder. Man wickelte die Rollen ab. Plötzlich ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und wurde ohnmächtig. Nachdem ſie ſich erholt hatte, fand ſich, daß der alte Mann im braunen Sammtkleid, deſſen Bild ſie unter den gefundenen Familienbildern ſo erſchreckt hatte, ihr Großvater war, mit täuſchender Aehnlichkeit ihres Sohns. Bei jeder Krankheit ihres Gatten und noch einzigen Sohns bebte ſie vor der Erſcheinung; doch fand ſie ſich nicht eher wieder, als einmal beim Anfang einer langwierigen Krankheit ihres Gemahls, der faſt zwei Jahr an der Gicht litt. Trotz dieſer Erſcheinung hatte ſie immer noch Hoffnung auf die Geneſung des Gatten. Als ihr aber der Baron eines Morgens ſagte: Dieſe Nacht träumte mir, als küſſe mich der Mann im braunen Sammtrock, da ſchwand ihre Hoffnung. Am dritten Tag darauf ſtarb der Baron *).

25.

Stahmann theilt in ſeinen „Ahnungen aus der Geiſterwelt“ (Heft 2, S. 53) aus den „Memoiren einer Erzieherin“ folgende in einem Brief ihm erzählte Thatſache mit:

Mamſell B. ließ mich bitten, ſie zu beſuchen, weil ich für eine gute Geſellſchafterin gelte und alſo

---

*) **Stahmann**, Ahnungen ꝛc. Heft 2, S. 46.

das beſte Recept gegen eine ſie jetzt anwandelnde hypochondriſche Stimmung ſeyn würde. Ich fand bei meiner Ankunft die Freundin etwas matt und in ihrem gewöhnlichen Huſtenzuſtand. Der erſte Abend ging recht vergnügt vorüber, ſie ließ meinetwegen Geſellſchaft bitten. Vor ihrem Bett wurde ſoupirt, dann ſchlief ſie von zehn Uhr bis früh ſechs, ſelbſt der Huſten unterblieb, auch der Tag ging leidlich hin, ſie war ſogar ärgerlich auf den Arzt, der ſie blos des Huſtens wegen ins Bett verwieſen hatte. Am Abend las ich ihr vor und ſie lachte oft über die witzigen Aeußerungen meiner Tochter und über meine Anekdoten.

Gegen 11 Uhr Nachts kam ſie mir ſchwächer vor. Meine Tochter hatte mehrere Nächte nicht geſchlafen. Ich nahm alſo ein Buch, um bei der Kranken zu wachen. Gegen 12 Uhr fuhr ſie im Schlaf auf und ſtreckte mit himmliſch-freundlicher Miene die Arme aus, als wolle ſie Jemand umfangen und rief erfreut: „Mutterchen! Mutterchen!“

„War Mutterchen nicht da?“ fragte ſie, nachdem ſie völlig munter geworden.

„Beſinnen Sie ſich,“ ſagte ich ihr, „Sie haben geträumt, Mutterchen iſt ja ſchon ſeit zwei Jahren todt.“ — „Ach ja,“ war ihre Antwort, „es war mir aber, als ob ſie vor mir ſtände und mir winkte.“ Nach einer Weile ruhigen Schlafs erzählte ſie mir einen Traum. „Sie ſey in ein enges Behältniß gepreßt worden, Kalkgeruch habe ſie umgeben, nur durch ein viereckig Loch habe ſie hinausſehen können; da hätten eine Menge Köpfe aus der Erde ſie angeguckt; beſonders aber einer und zwar der der Erzieherin ihrer jüngern Jahre und noch einige ihrer Bekannten, die aber längſt todt wären.“

Ich redete ihr Alles möglichſt aus, ſie ſchien ſich auch zu beruhigen. Gegen zwei Uhr fragte ſie mich, ob's bald um drei Uhr ſey? Ich ſagte: Nein! „Ach!" rief ſie wieder aus, „wenn's doch nur erſt drei Uhr wäre."

„Warum denn?" fragte ich.

„Ach, das werden ſie ſehen!" antwortete ſie, ſchlief wieder ein, trank eine Taſſe Thee und ſank, noch die Taſſe haltend, todt in meinen Arm zurück. Ein Lungengeſchwür war aufgegangen und hatte ſie erſtickt.

Wunderbar! — wer den Deſſauer alten Friedhof kennt, weiß, daß die Schwibbogen in der Mauer nur eine Stätte für Einen Sarg betragen, daß vorn ein viereckig Loch — das Uebrige iſt zugemauert — zum Einſatz einer Platte, den Ruhenden bezeichnend, angebracht iſt.

Die Ruheſtätte der Entſchlafenen mußte erſt eingerichtet werden, ehe die Leiche beſtattet wurde. Alle Todten wurden nach der Reihe beerdigt und gerade der bezeichneten Oeffnung gegenüber ruhte ihre Erzieherin nebſt mehrerrn ihrer Bekannten.

Für die Aechtheit dieſer Begebenheit ſtehe ich, fügt die alte Dame hinzu, Alles iſt ächte Thatſache; denn eine Reihe von 75 Jahren hat mich Wahrheit von Täuſchung unterſcheiden gelernt. Nun nennt ſie noch die Perſon, von der die Rede iſt, deren Name aber nicht veröffentlicht werden darf.

26.

W. Reiniger aus Stuttgart erzählt in ſeinem Tagebuch, daß ſein Vater einſt geträumt habe, er führe ihn an der Hand einem Strom entlang, plötzlich ſieht der Vater den Sohn im Strom untergeben, **W. Reiniger** erinnerte ſich, daß es ihm ſey, als habe er dieſen Traum ſelbſt ſchon gehabt.

W. Reiniger ertrank im Neckar zu Tübingen.

27.

Bonnet erzählt von einem vornehmen Mann zu Genf, daß derſelbe in ſeiner Krankheit einen Traum gehabt, in welchem er ſeinen verſtorbenen Freund erblickte, wie ihm derſelbe mit dem Finger gewinkt, ihm zu folgen. Er gehorchte und ſtarb nach einigen Tagen.

28.

Eine Witwe in Genf ſah ſich wenige Tage vor ihrem Tod, ehe ſie bettlägerig wurde, im Traum von ihrem verſtorbenen Vater bei der Hand durch die Gaſſen und Vorſtädte nach dem Kirchhof führen.

29.

Ein Profeſſor in Halle träumte vier Tage vor ſeinem Ende, daß er von Hoyersdorf bei Deſſau, wo er ſich damals aufhielt, in Geſellſchaft einiger Freunde nach Ragun zu einem Beſuch fahre und am Eingang des Städtchens von den daſigen zwei Predigern, dem Kantor, Küſter und der ganzen Schule in einer Leichenproceſſion wäre empfangen und nach dem Kirchhof begleitet worden, welche Umſtände insgeſammt pünktlich eingetroffen ſind *).

30.

Ein Mann träumte, er reite über Feld, hielt an einer Schenke an der Landſtraße, wo er mehrere

---

*) **Stahmann**, Ahnungen ꝛc. 3. Heft, S. 6.

Leute fand, die er gut gekannt, welche aber ſeit einem halben Jahr alle ſchon todt waren. Sie nahmen ihn freundlich auf und er verſprach, ſie in ſechs Wochen wieder zu beſuchen. Dieſen Traum erzählte er ſcherzend einigen ſeiner Freunde. Gerade ſechs Wochen nachher, auf den Tag pünktlich, ſtürzte er vom Roß und ſtarb an ſeiner Verletzung auf der Stelle *).

31.

Stahmann träumte in der Nacht vom 23. zum 24. Januar 1835, er befände ſich in einer baufälligen Mühle, welche an einem ſumpfigen Graben lag. Ein Unwetter zog herauf und der Blitz ſchlug in das Dach der Mühle. Erſchreckt ſprang der Herr der Mühle auf und trieb zum Löſchen an. Aus dieſem Traum erwachend, hörte er den Ruf ſeines Knaben: „Vater, da hat die Magd die Kohlenaſche in den Garten geſchüttet und der Wind treibt die Funken bis in den Hof.“ Nur mit Mühe konnte noch die drohende Feuersbrunſt unterdrückt werden.

32.

Friedrich III., Kurfürſt zu Sachſen, hatte am 31. Oktober 1517 zu Schweidnitz folgenden Traum. Ihm erſchien ein Mönch, welcher des Apoſtels Paulus natürlicher Sohn ſeyn ſollte und auf Gottes Geheiß an ihn geſchickt worden. Deshalb hatte er alle Heiligen zu Gefährten bei ſich, welche bezeugen ſollten, daß dieſer Mönch ein wahrhafter Geſandter Gottes ſey. Dem Kurfürſten ließ Gott gebieten, er ſolle dem Mönch verwilligen, etwas an ſeine Schloßka-

---

*) **Stahmann**, Seherblicke, S. 103

pelle zu Wittenberg zu ſchreiben, das ihn nicht gereuen würde. Hierauf ließ ihm der Kurfürſt durch den Kanzler ſagen, weil es Gottes Befehl wäre und er ſo wichtiges Zeugniß hätte, ſo möchte er ſchreiben, was ihm befohlen wäre. Der Mönch fing an zu ſchreiben und machte ſo große Buchſtaben, daß ſie der Kurfürſt zu Schweidnitz deutlich leſen konnte. Dabei führte er eine ſo lange Feder, die mit ihrem Ende bis nach Rom reichte und einen Löwen, der daſelbſt lag, alſo in ein Ohr ſtach, daß ſie zum andern Ohr wieder heraus ging. Auch ſtieß dieſe Feder an die päbſtliche dreifache Krone ſo ſtark, daß ſie zu wanken anfing und vom Haupt zu fallen drohte. Dem Kurfürſten kam es ſo vor, als wenn er mit ſeinem Herrn Bruder, Herzog Johann, nicht weit davon ſtünde und ſeine Hand ausſtreckte, um dieſe Krone zu halten, worüber er erwachte. Er ſchlief aber wieder ein und ſogleich ſtand ihm der Mönch wieder vor Augen, welcher immer fort ſchrieb und mit dem Ende der Feder noch ferner auf den Löwen zu Rom losſtach, daß auch alle Stände des römiſchen Reichs zuliefen, um zu erfahren, was vorginge. Der Pabſt begehrte von den Ständen, man ſollte doch dem Mönch das Schreiben verwehren und ſonderlich dem Kurfürſten zu Sachſen dieſen Frevel berichten. Hierüber erwachte der Kurfürſt zum zweiten Mal. Es ſchlief endlich der Kurfürſt zum dritten Mal ein und der Mönch ſtellte ſich wieder dar. Man war bemüht, die Feder zu zerbrechen und den Pabſt bei Seite zu ſchaffen. Je mehr man ſich aber Mühe gab, deſto mehr ſtarrte und knarrte die Feder, daß ſogar dem Kurfürſten die Ohren wehe thaten; bis endlich alle, von ihren Bemühungen ermüdet, nachließen und ſich einer nach dem andern verlor, weil ſie größern Schaden von dem Mönch befürchteten und ihm mehr als gewöhnliche Kräfte zutrauten. Deſſenungeachtet ließ der Kurfürſt den Mönch fragen, wo er denn zu ſolcher Feder gekommen und wie es zuginge, daß ſie ſogar unzerbrechlich wäre? worauf der Mönch dieſe Antwort geben ließ: ſie wäre von einer böhmiſchen hundertjährigen Gans *), die hätte ihm einer ſeiner alten Schulmeiſter verehrt und gebeten, er möchte ſie, weil ſie ſehr gut wäre, zu ſeinem Gedächtniß gebrauchen; er hätte ſie ſelber geſchnitten und daß ſie ſo dauerhaft wäre, käme daher, weil man ihr den Geiſt nicht nehmen, noch die Seele oder das Mark, wie aus andern Federn herausziehen könne, darüber er ſich auch ſelbſt ungemein verwundern müſſe. Bald hernach hörte der Kurfürſt ein Geſchrei, als wären aus dieſer langen Mönchsfeder noch unzählig viele Federn zu Wittenberg gewachſen, um welche ſich viele Gelehrte geriſſen und geglaubt, dieſe jungen Federn würden mit der Zeit eben ſo ſtark und lang werden, als der erſte Kiel des Mönchs. Hier wachte der Kurfürſt auf. Am folgenden Tag ſchlug Luther ſeine Theſes zu Wittenberg wider Tezeln an **).

33.

Ein ähnlicher in Symbolen die Zukunft darſtellender Traum wird im 5ten Band des Morizſchen

---

*) Dieſe Gans war Huß (der böhmiſche Name dieſes Vogels). In Heinſius unparteiiſche Kirchenhiſtorie (Jena 1755, Th. II. p. 15) lieſt man, daß Huß, als er den Scheiterhaufen zu Koſtnitz beſteigen mußte, die prophetiſchen Worte ausgeſprochen habe: „Heute bratet ihr eine Gans, über 100 Jahr kommt ein Schwan (Luther, der böhmiſche Name dieſes Vogels), den werdet ihr aber ungebraten laſſen.

**) S. H. Suden's gelehrt. Criticus über 227 Dubia und Fragen, S. 402 ff. Vgl. D. Hermanni dissert. de somnio divino, quod Frederico Saxoniae principi electori vulgo tribuitur.

„Magazin für Seelenkunde“ erzählt: „Der Profeſſor Meyer in Halle wurde eines Tags zu einem ſeiner Zuhörer gerufen, welcher gefährlich krank war. Der Patient verſicherte ſeinem Lehrer, daß er gewiß ſterben werde, weil er darüber einen ſonderbaren Traum gehabt habe und er habe ihn vornehmlich deswegen zu ſich bitten laſſen, um ihm dieſen Traum anzuvertrauen, welchen er ſelbſt wörtlich aufgezeichnet und in ſein Schreibpult verſchloſſen hatte. Er gab darauf Meyer den Schlüſſel dazu und bat ihn, die in einem gewiſſen Käſtchen befindlichen Papiere nach ſeinem Tod zu ſich zu nehmen und wenn ſein Traum eingetroffen ſey, ihn der Welt bekannt zu machen.

Der Student ſtarb auch wirklich kurze Zeit darauf, wie er vorhergeſagt hatte. Profeſſor Meyer öffnete das Schreibpult und fand ein verſiegeltes Päckchen, worin folgender Traum des Verſtorbenen aufgezeichnet war. „„Ich ging vor einiger Zeit auf dem Halliſchen ſchönen Kirchhof vor dem Leipziger Thor ſpazieren. Die vielen ſchönen Leichenſteine und Epitaphien gefielen mir außerordentlich, ich beſah eines nach dem andern, las ihre Aufſchriften und wollte mich endlich entfernen, als ich auf einen Leichenſtein ſtieß, welcher mir beſonders auffiel. Ich las nämlich mit dem größten Erſtaunen meinen eigenen Vor- und Zunamen darauf; aber noch beſtürzter wurde ich, als ich ſogar den Tag meines Tods darauf verzeichnet fand. (Es war auch wirklich der Tag des Monats, an welchem der Student ſtarb.) Es überfiel mich eine unbeſchreibliche Angſt, ich fing am ganzen Leib zu zittern und zu beben an. Nur das Jahr meines Tods war mir nicht deutlich genug, der Leichenſtein war hie und da mit Moos bedeckt und einer von dieſen Moosklumpen ſaß gerade auf der vierten Ziffer der Jahrzahl. Meine Neugier, ſo ängſtlich ſie mich auch machte, trieb mich an, vollends zu größerer Gewißheit zu gelangen, ich wollte das Moos wegkratzen, um auch die vierte Ziffer kennen zu lernen; — aber in dem Augenblick erwachte ich.““

Der Student vermuthete, daß die mit Moos bewachſene Ziffer der Jahrzahl die geweſen ſey, welche man eben damals ſchrieb, als er krank wurde. Profeſſor **Meyer** erzählte alsbald ſeinen Zuhörern dieſen Traum, welcher auf ihn ſelbſt einen tiefen Eindruck gemacht hatte.“

34.

Stahmann in ſeinem Büchlein „Ahnungen ꝛc.“ (Quedlinb. 1836, S. 38) erzählt: „Meinem Couſin, welcher ſchon ſeit Jahren am linken Fuß an einem alten Geſchwür litt und deſſen Meiſter und Frau, wo er als Geſell arbeitete, vor Kurzem geſtorben waren, träumte einſt in der Neujahrsnacht, er befände ſich auf dem Kirchhof, woſelbſt er ein offenes Grab und zwei zugemachte erblickte; aus dem geöffneten warf ihm die kürzlich verſtorbene Frau ſeines Meiſters bunte Lappen zu. Mitten im Traum dachte er bei ſich, das offene Grab ſey das ſeinige. Als ein beſonnener, vorurtheilsfreier Mann und bereits in den hohen vierziger Jahren, ſprach er mit vieler Gleichgiltigkeit und ohne Furcht von dieſem Traum. Er ſcherzte oft darüber und legte keineswegs auf dieſe Verkündigung irgend einen Werth. Kurz darauf drohte jedoch die Prophezeiung in Erfüllung zu gehen. Seine Fußgeſchwüre durch herzukommende roſenartige Entzündung und entſtandene Eiterbeule verſchlimmerten ſich ſo ſehr, daß er das Bett hüten mußte. Hierzu kam noch der Kummer, daß er das Haus, welches er von den Erben ſeines Meiſters nebſt dem darauf ruhenden Gewerbe in Pacht hatte, wegen öffentlichen Verkaufs meiden ſollte. Dies machte ihn immer kraftloſer und

Jedermann glaubte jetzt ſchon, daß ſein Traum in Erfüllung gehen werde. Nun kam noch hinzu, daß ihm ein Leiſtenbruch, woran er von Jugend auf gelitten, heraustrat und ſich ſo furchtbar einklemmte, daß er dem Tod ſehr nah war, die Aerzte ſogar ihn aufgaben, jedoch aber zur letzten, obwohl ſchon zweifelhaften Rettung, die Operation des Bruchs unternahmen und bereits ſchon Brand an den Eingeweiden und dem Netz entdeckten. Mit Mühe ward er gerettet. Er hatte alſo am Rand des Grabs hinabgeſchaut und die bunten Lappen, welche ihm die Frau ſeines Meiſters zuwarf, waren die vielen Verbandſtücke, die ſowohl zum Verband des Fußes, als auch des operirten Bruchs nöthig waren.“

35.

Unzer *) erzählt einen viermal wiederkehrenden ſymboliſchen Traum und verſichert, von der Erfüllung der letzten beiden ſelber Zeuge geweſen zu ſeyn. Er kannte nämlich einen Mann, der bei dem Tod jedes ſeiner vier Kinder einen Traum hatte, worin er dieſelben entweder bei der Hand ſpazieren führte, oder auf dem Arm trug und wo er dann ſolche plötzlich hinwegfallen ſah, ſo daß ſie ganz aus ſeinen Augen verſchwanden und er ſie vergeblich ſuchte.

36.

Einen andern ſymboliſchen Traum von wunderlicher Scenerie erzählt derſelbe **Unzer** **): „Ich hatte in einem Hauſe drei Kinder an den Blattern liegen. Eines Tags träumte mir, daß ich das Haus von fern ſähe. Es ſchien mir, als ob drei Schornſteine auf dem Dach brannten, doch ſchlug nur aus dem einen die helle Flamme. Meine neben mir liegende Frau hörte, daß ich laut ſagte, man ſolle nur den mittelſten zu löſchen ſuchen, die andern hätten keine Gefahr. In dieſem Augenblick klopfte man an die Stubenthür und ich ward eiligſt in dieſes Haus gerufen. Eins von den drei Kindern ſtarb noch denſelben Vormittag, die andern beiden genaſen glücklich."

---

*) Der Arzt, III. S. 590.

**) Samml. kl. Schriften. 2te Samml. S. 436.

37.

Auch die Alten haben uns in ihren Schriften Beiſpiele von ſymboliſchen Träumen aufbewahrt. Die Mutter des Phalaris, erzählt Cicero dem Heraklides von Pontus, einem Schüler Plato's nach, dachte im Traum, ſie ſähe Götterbilder, welche Phalaris ſelbſt in ſeinem Haus aufgeſtellt habe; unter ihnen ſey ein Merkur, der aus einer Schale, welche er in der rechten Hand halte, Blut gieße. Als dieſes die Erde berührte, ſchien es dermaaſen aufzugähren, daß das ganze Haus in Blut ſchwamm. Dieſer Traum der Mutter beſtätigte die Grauſamkeit des Sohns.

38.

Maria Medici, Gemahlin Heinrichs IV., Königs von Frankreich, ſah im Traum, kurz vor dem Tod ihres Gemahls, ihr Krongeſchmeide in Perlen verwandelt, von denen man ſagt, daß ſie Thränen bedeuten. Gleich darauf träumte ihr, ihr Gemahl werde von einem Erzbuben mit einem Meſſer tödtlich verwundet. Sie ſchrie laut auf im Schlaf. Ihr Gemahl fragte, was es gäbe? Sie erzählte ihren Traum.

„Gott ſey Dank, es iſt nur ein Traum!“ rief der König aus. Aber der Traum wurde zur Wahrheit. Der Monarch wurde von Ravaillac am 4. Mai 1610 in ſeinem Wagen erſtochen, von welchem Wagen ihm prophezeit worden war, er werde in demſelben ſterben *).

39.

Als Kurfürſt Friedrich II. zu Sachſen im Jahr 1455 ſeinen Hof zu Altenburg hielt, träumte ſeiner Gemahlin Margarethe, es käme ein wildes Schwein in einen ſchönen Garten und vernichte die darin wachſende junge Raute, ohne daß Jemand ihm wehren mochte, bis ein Bär herbei eilte, der mit ſeiner Tatze das Schwein zu Boden ſchlug. Sie erzählte dieſen Traum ihrem Gemahl und bat ihn, die vorhabende Reiſe nach Leipzig aufzugeben. Er aber lächelte: „es iſt ein Traum!“ und zog nach Leipzig. In der nächſten Nacht erſtieg Kunz von Kauffungen das Schloß und raubte die Prinzen, die nur ein kräftiger Schlag eines Köhlers befreite **).

40.

Georg Friedrich, Markgraf zu Brandenburg, befand ſich im Traum auf ſeinem Grab zu Heilsbrunn, welches er bei ſeinem Leben hatte errichten laſſen und ſah, daß auf demſelben ein Engelbild umgefallen war. Der dahin abgeſandte Kammerdiener beſtätigte die Wahrheit des Traumgeſichts, indem er den umgefallenen Engel mitbrachte. Kurz darauf ſtarb der Fürſt den 22. April 1603 ***).

---

*) Ziegler's hiſt. Schaupl. S. 508.
**) Ebend. S. 212.
***) Rentſch, Brandenb. Cedernhain. S. 686.

41.

Eine Frau von ſehr reizbarem Nervenſyſtem, erzählt der Geheimerath Horſt, Doktor der Theologie, hatte ein Söhnchen von vier Jahren, welches zur Zeit noch ganz friſch und geſund war. Dieſes ſah ſie im Traum luſtig im Hof herumſpringen, plötzlich jedoch ſtürzt es nieder, fährt mit der Hand nach dem Kopf, der blutet und verſchwindet ſofort gänzlich aus ihren Augen. Sechs Wochen darauf ſtarb das Kind plötzlich und unvermuthet *).

42.

Derſelbe Verfaſſer erzählt von derſelben Dame, ihr träumte einmal, als trüge ſie ihr ungefähr 1½ Jahr altes Kind auf ihren Armen. Plötzlich dringen Blutstropfen zur Stirn heraus, welche ſich im Fallen zur Erde ſogleich mit Fettmaſſen vermiſchen, die ſich vom Körper des wohlgenährten Kinds loslöſen, während daſſelbe im nämlichen Augenblick erſchöpft und abgezehrt ſeinen Kopf auf ihre Schultern ſinken läßt. Herr Horſt ſchrieb dieſen Traum ſogleich nieder; nach einigen Wochen erfüllte ſich die ganze Traumſcene vollkommen, ſelbſt das Sinken des Kopfs im Sterben auf die Schultern der Mutter.

43.

Der Regierungs- und Konſiſtorialrath Dr. Juſti **) erzählt folgenden ſymboliſchen Doppeltraum: Als im Juni des Jahrs 1812 mein zweiter Sohn

---

*) Horſt, Deuteroſkopie. Thl. II. S. 82.

**) Weimarſche Curioſitäten, Bd. V. St. 3. S. 274.

Karl in ſeinem 9ten Lebensjahr ſo gefährlich krank darnieder lag, daß der Gedanke an ſeinen möglichen nahen Verluſt bisweilen düſter durch meine und meiner Gattin Seele fuhr, wagten wir es aus gegenſeitiger Schonung dennoch nicht, das wahrſcheinlich baldige Hinſcheiden des Kinds laut auszuſprechen. In der Nacht vom 17. auf den 18. Juni hatte ich folgenden unvergeßlichen Traum: Ich führte meinen Karl auf einer blühenden Aue an der Hand; er ſchritt freudig-raſch einher und ſah mich lächelnd an. Wie? rief ich froh, du kannſt wieder gehen, lieber Karl?" (Schon ſeit vielen Monaten war ihm dies unmöglich geweſen.) Kaum hatte ich geredet, ſo erblick' ich einen großen prächtigen Pallaſt vor mir, der Knabe reißt ſich von mir los und eilt in jenen Pallaſt. „Ach," ſprach ich, „du wirſt mich doch nicht verlaſſen?" Ich verſuche es, ihm nachzueilen und kann nicht von der Stelle. Im ſchmerzhafteſten Gefühl erwache ich. Schlaf und Ruhe waren entſchwunden. Um meine Gattin nicht zu betrüben, verſchwieg ich ihr dieſen leicht zu deutenden Traum... Endlich erzählte ich ihr denſelben. Aber noch habe ich die Erzählung kaum geendet, ſo thut meine Gattin einen lauten Schrei und ruft unter heißen Thränen aus: „Mein Gott, denſelben Traum habe ich ja auch in der letzten Nacht geträumt." Das Dienſtmädchen beſtätigte es.... Drei Tage nach dieſem merkwürdigen Doppeltraum entſchlief unſer Liebling ſanft.....

44.

Der verſtorbene Oſiander in Göttingen erzählte folgenden Fall, den ich*) mit ſeinen eigenen

---

*) Steinbeck, der Dichter ein Seher. Leipzig 1836. S. 431.

Worten mittheilen will: „Im Sommer 1816 fuhr ein junger Gelehrter in Geſellſchaft von Frauenzimmern und ältern Gelehrten aufs Land und erzählte unterwegs, er ſey in vergangener Nacht durch einen Traum ſehr geängſtigt worden. Es habe ihm nämlich geträumt, er ſey auf einem Leichenacker mit ſeinem linken Fuß in ein Grab verſunken und könne ihn nicht mehr herausziehen, weil er ganz abgeſtorben ſey.

Die Geſellſchaft kam glücklich an Ort und Stelle an, war ſehr vergnügt und fuhr den folgenden Tag eben ſo vergnügt wieder zurück. Auf der Rückreiſe ſprang der junge Gelehrte vom Wagen, weil er eine Strecke zu Fuß gehen wollte; unglücklicherweiſe trat er in ein Wagengeleis, fiel nieder und brach den linken Fuß. Sein erſtes Wort war: „„Ach mein Bein, mein Traum! Mein Bein iſt verloren!““ — Er wurde nach Haus gebracht, kam in die Behandlung eines berühmten Wundarzts und Alles ließ ſich ſo an, daß man die völlige Heilung bald erwarten konnte. Aber viele Wochen nachher erklärte der Wundarzt, daß der Fuß wegen großer Eiterhöhlen und Knochenfraß unheilbar und das Leben des Kranken nur dann zu retten ſey, wenn er ſich ſchnell zum Abnehmen des Fußes verſtehe. — Der Kranke war ſchnell entſchloſſen; den folgenden Tag wurde der Fuß über dem Knie abgenommen und ins Grab verſenkt. Das Leben des jungen Manns wurde erhalten.“

45.

Der Gaſtwirth Ritzhaupt, ¼ Meile von Großkreuz, berichtete mir *) der Prediger des Orts, Dr.

---

*) Steinbeck, der Dichter ein Seher. Leipzig 1836. S. 432.

Friedrich, fuhr am 27. Juli 1833 nach Brandenburg und kehrte bei ſchlechtem, feuchtkalten, windigen Wetter gegen Abend zurück, wobei es ihm ſchien, als ſey ſein einer Arm, welcher dem Wind beſonders ausgeſetzt geweſen, von einem Rheumatismus befallen. Da er aber öfters an ſolchen flüchtigen Rheumatismen litt, ſo beachtete er das Uebel nicht und da er ſehr ermüdet war, ſo ſchlief er einige Stunden. Während dieſes Schlafs hatte er einen ſehr lebhaften Traum. Es erſchienen ihm nämlich ſein Vater und ſeine Mutter, beide ein großes Buch tragend, auf welchem mit Flammenſchrift ſtand: „die heilige Schrift.“ Sein Vater ſah ihn ernſt an und ſagte: „Mein Sohn, lies aufmerkſam Jeſus Sirach, 5tes Kapitel, 8ten Vers und thue darnach.“ Darauf verſchwanden beide Geſtalten und er erwachte. Sogleich nahm er die Bibel zur Hand, ſchlug nach und fand folgenden Vers, den er in ſeinem Leben weder geſehen noch gehört hatte: „Darum ſäume nicht, dich zum Herrn zu bekehren und verſchiebe es nicht von einem Tag zum andern.“ — Obgleich ſich nun der Ritzhaupt ganz wohl befand, ſo ließ er doch am folgenden Tag, den 28. Juli, den obengenannten Prediger um einen Beſuch bitten, bei welchem dieſer denn auch den Traum erfuhr. Da er aber den Mann vollkommen geſund ſah, derſelbe ſich auch im kräftigſten Alter befand, ſo ſuchte er die von dem Träumer darauf gelegte Wichtigkeit zu entkräften, empfahl ihm jedoch, ſein Inneres durch eine wahrhafte Reue und Buße von jedweder Sünde zu reinigen, was für jeden Menſchen zu allen Zeiten nöthig und gut ſey, ohne daß man gerade an den nahen Tod denken müſſe. Ritzhaupt blieb nun bis zum 1. Auguſt vollkommen geſund. An jenem Tag ſtellte ſich ſein Armrheumatismus wieder ein, am 4. hatte ſich rheumatiſches Fieber hinzugeſellt. Ein Aderlaß linderte den Zuſtand des Kranken. Gegen Abend 6 Uhr kam der erwähnte Prediger in Amtsgeſchäften vorbei und fand den Kranken zu ſeiner Freude anſcheinend wohl und heiter, ſo daß auch nicht die Ahnung eines möglichen übeln Ausgangs in ihm entſtand. Als er aber um 9 Uhr Abends zurückkehrte und noch einmal nachſehen wollte, fand er eine Leiche. Der Patient war plötzlich vom Nervenſchlag getroffen und leicht und lautlos verſchieden.

46.

Der Hofprediger Johann Andreas Gleichen zu Dresden ſchrieb im Jahr 1708 Folgendes nieder: „Ich ſah im Traum, ehe der ſelige Doktor Samuel Benedikt Carpzov erkrankte, einen Schein und hörte eine Stimme, die ſprach zu mir: Steh auf und halte dem Doktor Carpzov die Leichenpredigt über die Worte: „„Samuel aber ſtarb und Jedermann trug Leid um ihn."" (1. Sam. 25, 1.) Kurze Zeit darauf geſchah, was mir geſagt worden war."

Ein ander Mal wurde mir im Traum geſagt: Steh auf und halte dem Doktor Gottlieb Seligmann die Leichenpredigt aus Jak. 1, 22. „Selig iſt der Mann, der Anfechtung duldet ꝛc.," was nachher auch geſchah. Als ich nun nach ſeinem Tod ſeine Handbibel bekam, ſah ich zu meiner großen Verwunderung gedachten Spruch mit rother Dinte unterſtrichen *).

47.

Dem Prediger L'Enfant zu Berlin, der bei dem König ſehr in Gnaden ſtand, ließ dieſer einſt,

---

*) Meliſſantes Hiſt. S. 704.

wie es mehrmalen geſchah, anſagen, er möchte eine Predigt bei Hof halten. L'Enfant, der gern jede Gelegenheit ergriff, dem König zu ſagen, was zu ſeinem Frieden dienen möchte, wünſchte auch jetzt dies thun zu können. Er ſuchte lange vergebens nach einem paſſenden Text umher und konnte immer keinen finden, wie er ihn wünſchte. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, legte er ſich zur Ruhe und träumte: ein Mann, den er nicht kenne, käme zu ihm und ſagte: Wähle den Text Jeſ. 38, 1: „Beſtelle dein Haus, denn du mußt ſterben ꝛc." L'Enfant erwachte und fand den Text eben ſo paſſend zu einer Predigt für ſich ſelbſt, als für den König. Er predigte, ſchilderte das Leben als einen Weg durch eine dunkle Höhle ins Reich des Lichts, bereitete ſich ſelbſt zum Sterben vor und ſtarb wirklich etliche Tage darauf *).

48.

Dem Orientaliſten Hottinger träumte, er gehe mit ſeinem vertrauteſten Freund in die nächſte Stadt. Sie kamen in derſelben an und nahe bei der Kirche redete ſein Begleiter ihn mit den Worten an: Nun iſt das 14te Kapitel Hiobs erfüllt: „Der Menſch, vom Weib geboren, lebt kurze Zeit, iſt voller Unruhe, geht auf wie eine Blume, fällt ab, flieht dahin wie ein Schatten und bleibt nicht." Bald darauf fand Hottinger bei Zürich im Waſſer ſeinen Tod. Acht Tage vorher hatte er an ſeinem Katheder den von unbekannter Hand hingeſchriebenen Oviðiſchen Vers erblickt, welcher lautet:

Carmina jam moriens canit exequialia Cygnus *).

---

*) Hennings von Viſionen. S. 481.
**) Spitzel Felic. Lit. Comment. IX. p. 999.

49.

Im **Plato** leſen wir, daß **Sokrates** im Gefängniß zu ſeinem Vertrauten **Krito** geſagt haben ſoll, er müſſe nach drei Tagen ſterben. Es ſey ihm nämlich ein ſchönes Frauenbild im Traum erſchienen, habe ihn beim Namen genannt und folgenden Vers aus dem Homer geſprochen:

> Nach drei Tagen wohl magſt du zur ſcholligen Phthia gelangen *).

50.

Als die Tochter **Martin Luther's** ſehr krank darnieder lag, träumte der bekümmerten Mutter, es träten zwei ſchöne, junge, wohlgeſchmückte Geſellen herein und luden ihre Tochter ein zur Hochzeit. Als nun **Melanchthon** des andern Morgens kam, ſich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen, erzählte Frau Katharina ihm ihren Traum. Darüber erſchrack er ſehr und ſagte: „Die jungen Geſellen ſind die lieben Engel, die werden kommen und dieſe Jungfrau ins Himmelreich führen zur ewigen Hochzeit.“ Und ſo war es, denn noch an demſelben Tag ſtarb Magdalena **).

51.

Ein Markthelfer in Leipzig, deſſen Tochter bei dem Herausgeber gegenwärtiger Sammlung in Dien-

---

*) **Phthia** (Φθίη) wurde dem **Sokrates** als Wortſpiel mit φθίω (hinſchwinden, vergehen, ſterben) ein prophetiſches.

) **Meyer's Ehrengedächtniß der Frau **Katharina Luther**. S. 75.

ſten, ſah ſich im Traum auf einen Kirchhof verſetzt, woſelbſt ein Gerippe, dem Grab entſteigend, heftig nach ihm ſchlug. Dieſer Traum wiederholte ſich in beiden folgenden Nächten, vielleicht als Ankündigung des wenige Wochen nachher plötzlich erfolgten Tods dieſes Manns.

52.

Zu den ſymbolischen Träumen dürfte auch jener des Doktor Juſtus Jonas gezählt werden, von welchem Philipp Melanchthon erzählt: „Als ich eben mit Doktor Jonas auf einem Konvent war, erhielt ich einen Brief, in welchem mir ſeiner älteſten Tochter Tod kund gethan wurde. Ich wußte nicht recht, wie ich ihm das beibringen ſollte, ohne ihn zu erſchrecken. Deswegen fragte ich ihn, was ihm wohl dieſe Nacht geträumt habe.“ Jonas ſagte: „Es träumte mir, ich kam nach Haus. Alle die Meinigen kamen mir freudig entgegen, mich zu bewillkommnen, nur meine älteſte Tochter war nicht dabei und war auch nirgends zu ſehen und zu finden im Haus.“ Da ſagte ich: der Traum iſt wahr. Eure älteſte Tochter wird euch nirgendwo als im ewigen Leben empfangen, denn ſie iſt geſchieden von dieſer Welt *).“

53.

Dem Hofbuchhändler Hoffmann zu Weimar träumte: Sein Freund, der Oberkonſiſtorialaſſeſſor, führe ihn über einen grünen Anger hinab unter die Erde. Einige Zeit gingen ſie im Dunkeln fort, bald aber wurde es heller und ein glänzendes Zimmer wurde geöffnet, in welchem der alte Hoffmann ſich

---

*) Richteri Axiom. oecon. p. 455. N. 37.

befand. Dieſer ſah ſeinen Sohn unwillig an und ſprach: „Was willſt du? Jetzt haſt du hier noch nichts zu thun; aber du wirſt hieher kommen, wenn deine Freunde, König und Wahl, dir vorangegangen ſind.“ — Einige Zeit nachher ſtarb König. Im Sommer 1779 wurde der Superintendent Wahl krank und ſtarb zu Anfang des Jahrs 1780. Hoffmann verſiel ſogleich in eine tödtliche Krankheit. Während derſelben träumte ihm: „ein heftiger Orkan ſtürze ſein Hinterhaus über ihm zuſammen und er werde erſchlagen.“ — Nun ſterbe ich! rief er, als er erwachte und ſtarb den 30. März 1780 *).

54.

Ein Müller träumte, er befühlte einen ihm ſehr werthen Blumenſtock und zog ihn aus der Erde ſammt der Wurzel. Er erwachte und da ſeine Frau ſehr krank war, glaubte er, ſie zu verlieren, was ihn ſehr traurig machte. Doch ſchlief er wieder ein. Gegen Morgen träumte ihm, er träte aus ſeiner Mühle und glaubte, es habe geregnet, da ſeine Füße naß wären. Er watete gleichſam in der Näſſe und da es indeß heller wurde, war die Näſſe eine Blutſpur. Er erwachte troſtlos darüber. Einige Tage darauf kam das Geſchrei, ſein einziger hoffnungsvoller Sohn, ein Jüngling von achtzehn Jahren, welcher der Troſt ſeines herannahenden Alters war, ſey, indem er die Mühle habe ſtellen wollen, zwiſchen die Mühlräder und dadurch zu Tod gekommen. Arme und Beine waren zerſchmettert und das Genick gebrochen. Als der Müller ſeinen Sohn auf dem Rücken heimtrug und das Blut den Weg bedeckte, fiel ihm ſein Traum

---

*) Hennings von Viſionen. S. 463.

ein. Verlegen, wie er es der kranken Frau beibringen ſollte, ſann er hin und her. Nachdem er ſich vom Blut gereinigt hatte, trat er zur Kranken und dieſe fragte ihn: „Wo iſt Gottfried? Ich will ihn ſehen!“

Verlegen ſtotterte er: „Er hat ſich Schaden gethan auf der Mühle, es hat aber nichts zu bedeuten, nur muß er ruhen, um ſich zu erholen.“ — „Er iſt todt,“ ſprach ſie gelaſſen. „Heute Morgens 9 Uhr ſtarb er, ich ſah es im Traum und folge ihm bald nach!“

Am Begräbnißtag des Sohns ſtarb die Mutter, ohne ihren Sohn geſehen zu haben *).

55.

Stahmann erzählt im 2ten Heft ſeiner Ahnungen, S. 93: Meinem Couſin träumte, bevor die Cholera im Jahr 1832 ſich meinem Geburtsort (Nienburg) näherte, er ſähe in der Luft mitten durch die Stadt einen Kahn ſchweben; am vordern Ende deſſelben ſähe er (indem die Traumviſion von Norden nach Süden zog) eine ſchwarze Dame und hinter ihr einige Begleiter. „Die Cholera wird hier, ſollte ſie ja zu uns kommen, nicht viel Unheil anrichten,“ behauptete er, geſtützt auf ſeinen prophetiſchen Traum. Am 28. Juni 1832 brach dieſe Krankheit bei uns aus und forderte nur wenige Opfer, während ſolche zu Kalbe an der Saale, Magdeburg, in dem Dörfchen Neugattersleben (¾ Stunden von Nienburg) entſetzlich wüthete.

---

*) Fragmente aus den Memoiren einer Erzieherin, mitgetheilt von Dr. **Stahmann** in deſſen Seherblicken ꝛc. S. 56.

56.

Die Jungfrau **Margaretha Landrok** zu Elterlein, 24 Jahr alt, die ſich vor den feindlichen Einfällen der Schweden ſehr fürchtete, ſtand am Neujahrstag 1643 mit freudiger Miene vom Schlaf auf und verkündete im prophetiſchen Ton: „Nun bekommen die Schweden die Stadt Freiberg nicht; denn heute Nacht ſah ich im Traum den General Torſtenſohn die Stadt haltend an einer Kette, aber es kam ein ſtattlicher Ritter dahergeritten mit blankem Schwert und zerhaute mit einem Streich die Kette. Torſtenſohn taumelte zurück mit der halben Kette und ſeine Soldaten erſchraken ſo ſehr, daß ſie davon liefen.“ — Nach ſieben Wochen wurde der Traum erfüllt. Die Schweden mußten abziehen und konnten Freiberg nicht erobern *).

57.

Dem Kanzler Dr. **Brück** zu Gotha träumte, er trete in ſeines Fürſten Gemach, in welchem nichts zu ſehen war, als auf einem Tiſch ein goldnes Becken nebſt einer Spritze. Wie er nun in die Kammer ging, ſah er ſeine Freunde und ihre Weiber in derſelben, alle mit Blut beſpritzt. Er erſchrack und — erwachte.

Als er wieder einſchlief, träumte ihm, in ſeinem und ſeines Freunds Wilhelm Grumbach's Leibe ſey ein Bienenſtock und man nehme ihnen den Honig mit Gewalt heraus. Die Träume wurden erfüllt. Brück wurde nach der Eroberung von Gotha, der Grumbach'ſchen Händel wegen, hingerichtet, Grumdoch geviertheilt und das Herz ihm aus dem Leibe geriſſen *).

---

*) Lehmann's Beſchr. des Erzgebirges, S. 739.

58.

Auf einer kleinen Reiſe übernachtete Herzog **Johann Adolf** zu Schleswig, Holſtein ꝛc. zu Stockſlub, legte ſich frohen Muths und geſund zu Bett, hatte aber gegen Morgen folgenden Traum: Es kamen zu ihm drei Männer, von denen der eine ihm ein Buch überreichte und ihn dabei erinnerte, des Tods zu gedenken und zu einem ſeligen Ende ſich zu bereiten; der andere Mann zeigte ihm zwei weiße und zwei blaſſe Roſen und der dritte hielt eine beinah ausgelaufene Sanduhr in der Hand. Langſam gingen alle drei wieder davon und der Herzog erwachte. Die Deutung des Traums beherzigend, begab er ſich nach Ruheleben, disponirte über ſeine Hinterlaſſenſchaft, befahl ſeinen Körper ohne Prunk zu beerdigen, erwartete ſein Ende als Chriſt und ſtarb bald darauf den 2. Juli im Jahr 1704 **).

59.

Profeſſor **Grohmann** in Hamburg erzählt in **Kieſer's** „Archiv für Magnetismus“ von einem ſeiner Jugendfreunde, daß demſelben einmal geträumt habe, er ſehe ſich in einem Sarg unmittelbar neben ſeinem ſchon längſt entſchlafenen Vater liegen und ob er gleich in der kräftigſten Blüthe ſeines Alters war, ſo erfüllte ſich doch der Traum; denn bald darauf erzeugte ſich ein anſteckendes Fieber im Wohnort ſeines Freunds und raffte denſelben hinweg.

---

*) Zeiler Theatr. tragic. p. 187.

) **Meliſſantes Hiſt. S. 604.

60.

Profeſſor **Taubmann**, der bekannte Humoriſt, ſah im Traum einen Sarg vor ſeinem Bett, in welchem ein Leichnam lag, der ihm vollkommen ähnlich ſah. Er ſtarb einige Wochen darauf am 24. März 1613 im 48ſten Lebensjahr. Profeſſor **Erasmus Schmidt** hielt ihm die Leichenpredigt und erzählte in dieſer die merkwürdige Erſcheinung, die er aus ſeines verſtorbenen Freunds eigenem Mund hatte, vor mehreren hundert Zuhörern.

61.

Madame S., mit äußerſt ſenſibler Konſtitution und Bruſtſchwäche begabt und Tochter einer Frau, welche ſehr häufig vorherverkündende Träume gehabt hatte, träumte im Jahr 1831, ſie befinde ſich auf einem hohen Thurm und wandle mit einem kleinen Kind, das ſie nicht kannte und das ihr doch nach ihrem innerſten Gefühl ungemein werth war, auf dem ſchmalen Rand des Thurms mit der fortwährenden Gefahr, in die finſtere Höhlung hinabzuſtürzen, welche das ganze Innere des Thurms ausfüllte. Indem ſie ſich abmüht, das ſchwankende, ihr unbekannte und doch ſo theure Kind vor dem Fall in die Thurmhöhlung zu ſichern, erblickt ſie ihren Onkel, den Färber M., der damals noch ungemein korpulent und vollkommen geſund war, ganz entſtellt und abgezehrt auf dem gegenüberſtehenden Rand des Thurmkraters und hört von ihm die Worte: „Du ſuchſt das Kind zu hüten, daß es nicht in dieſe Höhle hineinſtürze; es wird nicht fallen, du aber hüte dich, daß du nicht hineinfalleſt, denn ich bin auch hineingeſtürzt.“ Auf dieſe Worte war die Geſtalt verſchwunden und die Träumerin befand ſich nach einem Traumſprung plötzlich am Fuß des Thurms, wo ihr ein Leichenzug entgegen kam. Voller Angſt und Verwunderung, ſo viele bekannte Geſichter dem Sarg folgen zu ſehen, fragt ſie den erſten Leidtragenden, wer denn die Leiche ſey, worauf ihr jener erwiedert, ob ſie nicht wiſſe, daß ihr Onkel todt ſey; denn dieſe Leiche ſey er ja ſelbſt. Vor Schreck erwachte die Träumerin und fand dies Traumgeſicht um ſo unglaublicher, als der Onkel noch ſehr wohl war. Nach einiger Zeit wurde die Frau wieder guter Hoffnung und auch der Onkel fing an zu kränkeln, was die Madam S. ſehr bald an ihren faſt vergeſſenen Traum erinnerte. Denn der Onkel ward immer kränker und die Verwandten ſuchten den Grund nicht in der durch verſchiedene Einflüſſe unheilbar gewordenen Krankheit ſelber, ſondern in der falſchen Behandlung des Arzts, weshalb ſie ſich auch, trotz aller Verſicherungen der Madam S., daß der Onkel dennoch an der Abzehrung ſterben würde, nicht abhalten ließen, um ſo eher mit dem Arzt zu wechſeln, als der neue Arzt ſie in ihrem Wahn beſtärkte. Indeſſen rechtfertigte der Erfolg die Vorausſetzung der Träumerin. Dieſe ward entbunden (von einem Mädchen) und wollte in deren Geſichtsbildung jenes Kind erkennen, für deſſen Wohl und Erhaltung ſie im Traum ſich ſo abgemüht hatte. Der Onkel wurde inzwiſchen immer kränker und ſtarb endlich, ſo daß er im Sarg ganz dem entſtellten abgezehrten Bild im Traum glich. — Als das Kind ein Jahr alt war, bekam es die Luftröhrenentzündung, eine damals unter den Kindern faſt epidemiſche Krankheitsform, in der Regel folgte ein abzehrender Zuſtand, in welchen das Kind der Madam S. ebenfalls verfiel. Die größte Sorgſamkeit der Mutter in der Befolgung der von uns gegebenen Vorſchriften war allein im Stand, das Kind zu retten, während die meiſten von jener Krankheit befallenen Kinder ſtarben.

Merkwürdig iſt es, daß die Mutter des Kinds früher ſchon öfters an der Bruſt litt und bei ihrem angebornen phthiſiſchen Habitus in Zukunft leicht ein Opfer jener Krankheit werden kann, was ſie auch ſelber glaubt und wodurch die Prophezeiung des Onkels im Traum leicht ebenfalls erfüllt werden dürfte *).

62.

Jakob Colonna, Biſchof von Lombez, war ein Gönner des Dichters Petrarca. Als der Letztere die Nachricht erhielt, daß der Biſchof ſehr gefährlich erkrankt ſey, befiel ihn eine große Unruhe, die auch auf ſeinen Schlafzuſtand einwirkte. Ihm träumte eines Nachts, als ſähe er den Biſchof, wie er durch den Bach ging und ſeinen Garten wäſſerte. Er lief zu ihm und ſagte: „Wo kommen Sie her? Wohin eilen Sie ſo geſchwind? Warum ſind Sie allein?" Der Biſchof ſagte ihm lächelnd: „Erinnern Sie ſich des Sommers, den Sie mit mir jenſeits der Garonne zubrachten? Das Klima und die Gascogniſche Laune mißfiel Ihnen, die Stürme der Pyrenäen waren Ihnen unerträglich. Ich denke wie Sie und kann nicht mehr da bleiben; ich habe dieſes abſcheuliche Land verlaſſen und kehre nach Rom zurück." Während er dies ſagte, ging er immer weiter und war endlich am Ende des Gartens. Petrarca wollte ihn zurückhalten und beſchwor ihn, wenigſtens ihm die Ehre der Begleitung zu gönnen. Der Biſchof ſtieß ihn ſanft mit der Hand zurück, veränderte die Geſtalt und den Ton und ſagte: „Nein, ich will nicht, daß Sie jetzt mit mir gehen." Darauf ſah er ihn mit unverwandten Blicken an.

---

*) Meliſſantes Hiſt. S. 433.

„Ich ſah an ihm,“ ſagte **Petrarca**, „alle Merkmale des Tods. Die Beſtürzung, welche mir dieſer Anblick verurſachte, preßte mir ein Angſtgefühl aus, worüber ich erwachte. Ich merkte mir den Tag, erzählte die Begebenheit meinen Freunden zu Parma und ſchrieb ſie meinen andern dahin und dorthin. Fünf und zwanzig Tage hernach erfuhr ich die traurige Nachricht, daß der Biſchof von Lombez geſtorben ſey und zwar am nämlichen Tag, da ich ihn im Traum geſehen hatte.“

Petrarca ſchrieb dieſes an **Johann Andreas**, Profeſſor zu Bologna, der ihn um Rath gefragt hatte, in wie weit man den Träumen Glauben beifügen könne *).

63.

Jakob Morfield, der 20jährige Sohn eines anſehnlichen Kaufmanns in London, machte in Aufträgen ſeines Vaters, als Aſſocié deſſelben, wegen bedeutenden Handels mit Kapweinen, eine Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Abſchied von ſeiner an Bruſtbeſchwerden leidenden Mutter war ſchmerzlich, weil beide die traurige Ahnung hatten, ſich einander nicht wieder zu ſehen. Unſer Reiſender ſchiffte ſich ein und beſuchte auf ſeiner Durchreiſe einen Geiſtlichen, der ein Jugendfreund ſeines Vaters war. Er wurde gaſtlich empfangen und hatte ſich länger, als er wollte, verweilt. Das vom Prediger ihm angebotene Nachtlager ſchlug er aus, weil er aus Artigkeit etwaige Störungen im Hausweſen, wegen des beſchränkten Raums im Haus, verhüten wollte. Er begab ſich nach einem Gaſthof vor dem Dorf, indem es zum Weiterreiſen ſchon zu ſpät war.

---

*) Minerva, v. Archenholz Dez. 1809. S. 449.

Der Reiſende fand den Wirth noch vor der Thür und ſeine Bitte, um ein Nachtlager, ward zugeſtanden; nur meinte der Wirth, das Gaſtzimmer müſſe erſt aufgeräumt werden, indem geſtern ein Gaſt darin logirt habe. Mitternacht war bereits vorüber, wie des Wirths Repetiruhr andeutete. Die bereits ſchlafende Wirthsfrau ward geweckt und während Morsfield, eine Cigarre rauchend, vor der Thür des Hoſpitiums auf- und abging, ward das Zimmer, worin er logiren ſollte, in Ordnung gebracht. Der Wirth führte den Gaſt in ein zierliches, mit Bett, Sopha, Stühlen, Tiſchen und Spiegel ausmöblirtes Zimmer. Jakob legte ſein Bündel ab und bat den Wirth, das Licht auf den Tiſch zu ſtellen, indem er ſich entkleiden und zur Ruhe begeben wolle. Die Zurücklaſſung des brennenden Lichts wurde jedoch vom Wirth ſtandhaft verweigert, der vorgab, es ſich ſeit drei Jahren zur Pflicht gemacht zu haben, keinem Reiſenden Licht zu laſſen, weil dadurch ſchon einmal ſein Haus in Brand geſteckt worden wäre.

Jakob ließ den Wirth gehen und meinte, er würde ſich auch im Finſtern ausziehen können. Als der Wirth ſich entfernt hatte, nahm unſer Gaſt indeß ſein Feuerzeug und einen bei ſich habenden Wachsſtock heraus und zündete ſich Licht an. Des Wirths Benehmen war ihm verdächtig vorgekommen, daher unterſuchte er das Gemach, fand indeß nichts Verdächtiges. Jedoch befremdete ihn, daß die Stubenthür verſchloſſen und auch die Laden nicht zu öffnen waren; weswegen er auf einem Stuhle ſitzend und wachend die Nacht durchbringen wollte. Allein der Schlaf übermannte ihn dennoch und da träumte ihm, ſeine Mutter zeige ihm mit einem blutigen Schnupftuch nach dem Sopha.

Aus dieſem furchtbaren Traum aufgeſchreckt, hob er die Gardine des Fußgeſtells am Sopha empor und entdeckte einen nackten, männlichen Leichnam, welcher mit einem Hammerſchlag ermordet zu ſeyn ſchien. Er war alſo in eine Mördergrube gerathen und an ein Entfliehen nicht zu denken. Noth macht erfinderiſch; er reinigte die Leiche vom Blut, nahm ein Hemd und eine Nachtmütze aus ſeinem Reiſebündel, bekleidete den Todten damit, legte ihn ins Bett, ſich ſelbſt aber unter das Sopha, um hier das Weitere abzuwarten. Der Geiſtliche, ſeines Vaters Jugendfreund, hatte verſprochen, ihn am folgenden Morgen in ſeinem Quartier aufzuſuchen. Kaum war der Leichnam ins Bett gelegt und der Gaſt unter dem Sopha geborgen, ſo öffnete ſich leiſe die Thür. Die Wirthsfrau trat mit einer Blendlaterne herein und fragte: „Schlafen Sie ſchon?“ Die Frage blieb natürlich unbeantwortet und das Schließen der Blendlaterne machte das Gemach wieder ſtockfinſter. Bald trat der Wirth herein, die Frau öffnete wieder ein wenig die Laterne und der Mann gab mit einem Maurerhammer dem Leichnam einen Schlag auf den Kopf, wodurch die Hirnſchale zerſchmettert wurde. Wirth und Wirthin vermeinten, den Gaſt getödtet zu haben und nahmen jetzt deſſen Habſeligkeiten, da er ſich, allen Verdacht zu vermeiden, entkleidet hatte und entfernten ſich.

Alles war jetzt ſtill; in Todesangſt erwartete Jakob den Morgen, der ihm endlich durch ein Loch im Laden kund ward. Er bemerkte auch jetzt eine Thür hinter dem Bett, welche in eine Kammer führte. Das Fenſter in der Kammer ſchaute nach dem Weg, woher der Prediger kommen mußte; doch war es mit Gittern wohl verwahrt. Schnell ſchrieb Jakob mit wenigen Worten den Vorfall auf ein Stück Papier und ſah der Ankunft des Geiſtlichen entgegen. Richtig traf dieſer zur beſtimmten Zeit ein. Jakob rief ihm zu und warf das Papier hinab. Der Geiſtliche kehrte, als er es geleſen, raſch nach dem Dorf zurück. Bald hatte er Vorkehrungen zur Rettung des jungen Manns getroffen.

Mit hinlänglicher Mannſchaft kehrte der Pfarrer zurück und ließ die Wirthsleute ſogleich feſtnehmen. Wirth und Wirthin gaben vor, den Schlüſſel zu der Stube im zweiten Stock, worin Jakob eingeſchloſſen war, verloren zu haben; daher ward die Thür geſprengt und Morfield kam wieder zum Beſitz ſeiner Freiheit und ſeines Vermögens. Wirth und Wirthin, den Gerichten überliefert, geſtanden, daß ſie ſchon oft auf ſolche Weiſe Gräuelthaten verübt hatten. Sie büßten ihre Verbrechen durch einen martervollen Tod.

Sonderbar war es, daß Jakobs Mutter, in der Nacht, wo er ſie im Traum geſehen hatte, an einem Blutſturz geſtorben war *).

64.

Einen andern Warnungstraum erzählt Schubert (Symb. des Tr.). Dem Erasmus Franziſci träumte in ſeinen Jünglingsjahren: Ein Menſch, der ihm auch im Traum mit einem bekannten Vornamen genannt wird, wolle ihn erſchießen, er werde aber durch ſeine Tante, die jenem das Gewehr zur Seite riß, gerettet. Am Mittag erzählt er ſcherzend ſeinen Traum eben jener Tante, bei der er im Haus wohnte. Dieſe aber, die Sache ernſter nehmend, bittet ihn, heute nicht auszugehen, um ſo mehr, da erſt vor Kurzem ein Kind durch einen Unvorſichtigen erſchoſſen war. Um den jungen Menſchen deſto leichter zum Zuhausbleiben zu bewegen, reicht ſie ihm die Schlüſſel zu der gleich über ſeinem Zimmer befindliden Obſtkammer. Jener geht nun auf ſein Zimmer, nachdem er noch vorher mit dem Bedienten ſeiner Tante, der an der ſeinem Zimmer gerade gegenüberliegenden Seite des Gangs zwei verliehen geweſene und jetzt erſt wieder ins Haus gebrachte Gewehre abgeraumt, geſprochen hatte und ſchon hier der nahen Gefahr durch die ihm im Traum gewordene Warnung ausgewichen war; denn jene Perſon, die ihn erſchießen wollte, war ihm im Traum mit demſelben Vornamen genannt worden, welchen der Bediente führte. Kaum hatte er ſich an ſeinem Schreibtiſch niedergelaſſen und kurze Zeit in einem ihm ſonſt angenehmen Buch geleſen, als ihm die von der Tante dargebotenen Schüſſel in die Augen fallen und ihn unwiderſtehlich von der ſonſt angenehmen Lektüre hinweg und zur Aepfelkammer ziehen. Und dies ſo ganz im rechten Augenblick. Denn nur eben war er aus ſeiner Stube gerückt, als gerade ihm gegenüber das ohne Wiſſen des Bedienten mit zwei Kugeln zu einer Wolfsjagd ſcharf geladene Gewehr losbrannte und die volle Ladung gerade über dem Sitz in die Wand fuhr, ſo daß ſie, wenn Jener nicht ſo eben weggerückt geweſen wäre, ihm unvermeidlich mitten durch die Bruſt hätte gehen müſſen. So war ein Traum Veranlaſſung zur Lebensrettung eines in der Folge ſehr gelehrten Manns geworden.

---

*) Beobachter an der Spree, 1829, zweites Stück, Beil. 2.

63.

Mit den beſten Lehren ſeines Vaters begleitet und voll guter Vorſätze kam der junge L... nach Paris. Sein Vater, der früher in dieſer Stadt gelebt, ein erfahrener Weltmann, konnte ſich nur ſchwer entſchließen, ſeine Einwilligung zu dieſer Reiſe zu geben, weil er die Gefahren aller Art kannte, die beſonders einem jungen Menſchen daſelbſt drohen. Als er jedoch den dringenden Bitten ſeines Sohns endlich nachgab, ſuchte er wenigſtens durch einige praktiſche Verhaltungsregeln möglichen Gefahren vorzubeugen, worüber die obenan ſtand: ſich „insbeſondere bei Nacht in kein unbekanntes Haus zu begeben, am wenigſten aber ſich mit den Bewohnern, wenn deren Charakter ihm nicht ganz bekannt ſey, in irgend ein Verhältniß einzulaſſen.“

In der erſten Zeit ſeines Aufenthalts zu Paris befolgte L... die Rathſchläge ſeines Vaters, ſpäter aber beſuchte er ohne Ausnahme nicht nur alle öffentlichen Vergnügungsorte, ſondern auch Geſellſchaften jeder Art und da ihm hierbei nie ein Abenteuer begegnete, ſo fing er bereits an, die väterlichen Ermahnungen einer übertriebenen, dem Alter eigenen Ängſtlichkeit zuzuſchreiben. In dieſer Meinung beſtärkte ihn Graf G...., der ſchon ſeit einem Jahr in Paris lebte, ohne viel mehr als die Theater, Reſtaurationen und Spielhäuſer beſucht zu haben und deſſen Bekanntſchaft L... zufällig gemacht hatte. Gleicher Hang zu Zerſtreuungen und Vergnügungen feſſelte Beide an einander und bald verging faſt keine Nacht, die ſie nicht zur Hälfte durchſpielt hätten. L... hatte auffallendes Glück und dies feſſelte ihn nur noch mehr an den grünen Tiſch.

Als er einſt nach einer beim Spiel zugebrachten Nacht auch wieder erſt gegen Morgen nach Haus kam und müde eingeſchlafen war, träumte ihm, er habe mit ſeinem Freund G.... ein Haus beſucht, in welchem er noch nie zuvor geweſen, er habe wie gewöhnlich geſpielt und mehr als je gewonnen. Als er aber, ſeinen Gewinn zuſammenraffend, habe nach Haus gehen wollen, ſey er gewaltſam zurückgezogen worden und als er ſich widerſetzt, hätten mehrere der Verlierenden Dolche auf ihn gezückt und ihm erklärt, daß er ſich zum Sterben vorbereiten ſolle, denn aus dieſem Haus ſey noch Keiner, der gewonnen, lebend fortgekommen. L... ſah ſich nach ſeinem Freund um, allein dieſer war verſchwunden, er verſuchte zu ſchreien — Niemand hörte ihn — in der Todesangſt wollte er nun ſeinen Mördern entfliehen, fand aber die Thür verriegelt. Jetzt warf er mit einem Schlag die brennenden Lichter vom Tiſch und benutzte die eingetretene Finſterniß, um in das offene Kamin zu eilen und den Schornſtein hinaufzuſteigen. Kaum aber hatte er einige Höhe erreicht, als er wieder herabfiel — und erwachte.

Die Lebhaftigkeit des Traums hatte auf L... einigen Eindruck gemacht, allein eine Promenade mit Graf G.... ins Boulogner Wäldchen, wo ſie einige bekannte Damen antrafen, die ihnen eine durch Schönheit und Geiſt ausgezeichnete Frau, die Madam Surville vorſtellten, hatte dieſen Eindruck wieder verlöſcht.

Die beiden Deutſchen wurden ſo ſehr von den Reizen der Madam Surville angezogen, daß ſie ihr nicht nur ausſchließend den Reſt des Tags widmeten, ſondern auch ihre Einladung, ſie recht oft bei ihren täglichen Geſellſchaften mit ihrer Gegenwart zu erfreuen, gleich für dieſen Abend freudig annahmen. L... und G.... eilten nach Haus, ſich umzukleiden, um gleich nach Tiſch in die Straße Quai St. Michel zu ihrer neuen Freundin ſich zu verfügen und die Thurmuhr von Notre-Dame hatte noch nicht acht geſchlagen, als ſie bereits im Salon der Madam Surville ſich befanden. Bald füllte ſich der Salon mit Herren und Damen und in kurzer Zeit war das Spiel im vollſten Gang.

L... und G.... ſpielten nicht mit gleichem Erfolg; während Erſterer auffallend vom Glück begünſtigt wurde, verlor Letzterer faſt all' ſein Geld, ſo, daß ihm kaum noch genug übrig blieb, einen Wagen miethen zu können, um nach Haus zu fahren. L..., ganz ins Spiel vertieft, hatte nicht bemerkt, daß G.... nicht nur, ſondern auch ein großer Theil der Geſellſchaft nach und nach ſich entfernt hatte. Er ſpielte mit gleichem Glück fort und war bald der letzte, welcher pointirte.

Er hatte eine bedeutende Summe gewonnen und wußte kaum, wie er ſie nach Haus bringen ſolle, denn längſt war die Stunde vorüber, an welcher dienſtfertige Fiakers in den Straßen auf Beſtellung harren. Madam Surville wußte jedoch Rath zu ſchaffen, indem ſie ihm mit vieler Anmuth erklärte: „der Fall komme öfters vor, daß ſich in ihrem Haus Fremde verſpäteten, ſie habe deshalb ein Appartement gemiethet, das, obgleich im vierten Stock, doch ſo bequem und wohnlich ſey, daß ein Kavalier, wie L..., es vielleicht nicht verſchmähen würde, daſſelbe eine Nacht lang zu bewohnen.“

L... nahm dankbar das gefällige Anerbieten an und freute ſich, der Sorge enthoben zu ſeyn, mit einer ſo bedeutenden Summe ſo ſpät in der Nacht durch ein entlegenes Stadtviertel ſich nach Haus ſchleppen zu müſſen, was doch nicht ganz gefahrlos geweſen wäre.

Er begab ſich daher mit dem gewonnenen Geld in den vierten Stock, wo er ein elegantes Zimmer fand, in welchem zwei Betten ſtanden. Das ihn begleitende Mädchen zeigte ihm das zu ſeiner Aufnahme bereitete und entfernte ſich ſchnell. Schläfrig und ermüdet warf L... die Kleider ab und wollte ſich eben niederlegen, als ihn die Neugier antrieb, von dem andern Bett die feſt zugezogenen Vorhänge zu öffnen. Aber wer beſchreibt ſein Entſetzen, als er in demſelben einen Leichnam fand, deſſen friſche Wunden zeigten, daß er noch kürzlich unter den Lebenden gewandelt hatte.

Nun ſtand der Traum der vergangenen Nacht lebhaft vor ſeiner Seele. Zu ſpät verwünſchte er nun die Unbeſonnenheit, welche ihn die Warnung dieſes Traums hatte vergeſſen laſſen. Unbewaffnet, wie er war, konnte er nicht hoffen, ſeinen Mördern zu entgehen. Er ſtürzte nach der Thür, allein ſie war von außen feſt verſchloſſen. Einen Verſuch, ſie mit Gewalt zu öffnen, durfte er nicht wagen, denn vielleicht erwartete ihn auf der Treppe der Tod. Die Fenſter gingen in einen abgelegenen Hof; ein Hilferuf hätte alſo nur ſeine Feinde herbeigeführt. Nichts hätte ihn retten können, wenn nicht ſein Traum ihm das Mittel zu ſeiner Rettung an die Hand gegeben hätte. Schnell legte er die letzten Kleider ab, ſchaffte den Todten in das für ihn beſtimmte Bett, zog am andern die Vorhänge wieder feſt zu, löſchte das Licht aus und ſchlüpfte in das Kamin, wo er ſich an einer eiſernen Stange, die zum Räuchern des Fleiſches beſtimmt war, anklammerte. Eine Stunde mochte er ungefähr in dieſer Lage zugebracht haben, als er das Oeffnen einer Klappe hörte und ein Lichtſchimmer in das Zimmer fiel. Jetzt hörte er leiſe Tritte, wie ihm ſchien, von zwei oder drei Männern, die ſich dem für ihn beſtimmten Bett näherten, dann vernahm er die Worte: „der hat ſeinen Theil und wird nichts mehr ausplaudern.“ Keck ſchritten ſie nun auf einen Tiſch zu, wo er abſichtlich ſein Geld hingelegt hatte, nahmen es weg und entfernten ſich mit der Aeußerung: „morgen Nacht wollen wir beide ſchwimmen laſſen.“ An den Stimmen erkannte er einige Spieler der vergangenen Nacht.

L... erwartete den völligen Anfang des Tags, dann ſprang er, wie er war, im Hemd die Treppe hinab und begegnete im erſten Stock der Hausfrau, welche mit dem Ausruf: „Himmel, ein Geiſt!“ in Ohnmacht fiel. — Verfolgt von einer Menge Neugieriger lief L..., ſo ſchnell er konnte, zum nächſten Wachtpoſten und erzählte dem Kommandant deſſelben ſein Abenteuer, der ſogleich das Haus beſetzen und Polizei berufen ließ. Man arretirte ſämmtliche Hausbewohner und kam nun den Verbrechern auf die Spur, die das ſeitherige unbegreifliche Verſchwinden mancher Perſonen erklärten. Madam Surville wurde lebenslänglich eingeſperrt, ihre drei Helfershelfer aber wurden enthauptet.

Noch jetzt leben viele Perſonen in Paris, die ſich dieſer Hinrichtung erinnern *).

66.

Doktor Abercrombie erzählt: Einer Dame träumte, eine alte Anverwandtin ſey von einem ſchwarzen Bedienten ermordet worden und dieſen Traum hatte ſie öfter. Derſelbe machte daher einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie ſich nach dem Haus ihrer Anverwandten begab und einen Herrn bewog, in einem daranſtoßenden Zimmer die folgende Nacht über zu wachen. Ungefähr um 3 Uhr Morgens vernahm der Herr Fußtritte auf der Treppe, verließ ſein Zimmer und fand den ſchwarzen Bedienten, der einen Korb Kohlen trug. Als er ihn fragte, wo er damit hin wolle, erwiederte er auf eine haſtige und verworrene Art: „er wolle das Feuer bei ſeiner Gebieterin unterhalten," was um 3 Uhr Morgens, mitten im Sommer, etwas offenbar Unnützes und ganz Unglaubliches war. Er unterſuchte daher den Korb und fand unter den Kohlen ein großes Meſſer verſteckt, worauf der Neger eingeſtand, daß er ſeine Gebieterin habe tödten und ſodann berauben wollen **).

---

*) Stilling, das geheimnißvolle Jenſeits. S. 68 ff.
**) Ebendaſ. S. 57.

67.

Ein Geiſtlicher, der nicht weit von Edinburg auf einem Dorf wohnte, kam nach dieſer Stadt und kehrte in einem Gaſthof ein, wo er auch übernachtete. Er träumte, er ſähe ein Feuer und eins ſeiner Kinder ſey mitten darin. Er erwachte durch dieſen Traum erſchreckt, verließ ſogleich Edinburg und kehrte nach Haus zurück. Als er ſo weit gekommen war, daß er ſein Haus ſehen konnte, fand er daſſelbe in Flammen ſtehen; er eilte fort und kam gerade noch zur rechten Zeit an, um eins ſeiner Kinder zu retten, das man in der Verwirrung in einer gefährlichen Lage vergeſſen hatte *).

68.

Robert Macniſch erzählt: Im Jahr 1731 kam mein Vater aus der Grafſchaft Kumberland nach Edinburg, das Gymnaſium zu beſuchen, weil er daſelbſt einen Onkel hatte, der bei dem Regiment diente, das auf dem Schloß lag. Tante und Oheim vertraten hier Elternſtelle bei ihm. Im Frühjahr machte er mit mehreren andern jungen Leuten Ausflüge, um Edinburgs Umgebungen kennen zu lernen. So ſagte er eines Abends, daß er am folgenden Tag mit ſeinen Freunden eine Waſſerpartie nach Jech-Leith verabredet habe und das Fahrzeug ſchon beſtellt ſey. Man ging hierauf zu Bett. — Bald nach dem Einſchlafen hatte die Tante einen fürchterlichen Traum und ſchrie heftig darin auf: „Das Boot ſinkt! Rettet ſie!" — Der Major weckte die Gattin und fragte: ob ihr die Waſſerpartie nicht anſtände? Sie erwiederte, daß ſie mit keinem Gedanken daran gedacht

---

*) **Stilling**, das geheimnißvolle Jenſeits. S. 57.

habe. Sie ſchlief wieder ein, aber von Neuem durch den Traum geweckt, rief ſie: „Ich ſehe das Boot untergehen!“ — Beide Eheleute ſprachen noch Einiges über den Traum und ſchliefen wieder ein. Da rief die Tante wieder im Traum: „Sie ſind untergegangen, das Boot iſt geſunken!“ — Und nun bat ſie den Oheim, meinem Vater die Waſſerfahrt nicht zu erlauben. Sie ſtand auf, warf den Mantel über und erzwang von meinem Vater das Verſprechen, der Waſſerpartie zu entſagen. Der Oheim meldete den Freunden meines Vaters, daß der Letztere der Waſſerfahrt nicht beiwohnen könne. — Der Morgen war ſchön und das Wetter blieb bis Nachmittags 3 Uhr heiter; dann erhob ſich ein fürchterlicher Sturm und warf das abgefahrne Boot um und alle, die darin waren, ertranken; meinen Vater hatte der prophetiſche Traum der Tante gerettet *).

69.

Eine Bürgerfrau wollte mit einer Summe Geld in eine benachbarte Stadt gehen. Ihr Mann, welcher wußte, daß ſie durch einen ſtundenlangen einſamen Wald, auch über Berg und Thäler gehen müſſe, bat ſie, nicht allein zu gehen. Sie aber beharrt auf ihren Vorſatz, Niemand mit ſich zu nehmen. Die Nacht vor ihrer Abreiſe erblickte ſie im Traum einen alten Jäger mit einem Gewehr, zugleich auch einen andern Jäger, der ſchön gekleidet und in Jünglingsgeſtalt erſchien. Der letztere empfahl ihr, ſich vor Jenem in Acht zu nehmen, er ſey ein ſehr böſer Menſch, der ſchon manchen Mord begangen habe. Die Frau läßt den Traum wieder aus der Acht. Am

---

*) **Stahmann**, Seherblicke in die Geiſterwelt. S. 99.

Morgen, als ſie ſchon einige hundert Schritte von ihrer Wohnung hinweg iſt, ſieht ſie einen alten wandernden Jäger, vollkommen von Geſtalt demjenigen ähnlich, den ſie im Traum erblickt hatte, wirklich aus einem andern Haus herauskommen und ihr nachfolgen. Dies machte ſie ſtutzig, ſie wollte aber doch nicht umkehren, weil ſie ſich vor ihrem Mann ſchämt, der ſie gewarnt, es auch heller Tag, ihr Weg ein nothwendiger iſt und ſie zum Ueberfluß bemerkt, daß der Jäger einen andern Weg einſchlägt. Sie ſetzte alſo den ihrigen fort. Unbegreiflicherweiſe aber verirrt ſie ſich eine Stunde weit. Nahe an der Stadt, in die ſie gehen will, findet ſie den wandernden Jäger ſitzen, der ſie fragt, warum ſie jetzt erſt komme? Da jetzt Leute genug um ſie herum waren, befürchtete ſie nichts weiter und fragte, woher er denn wiſſe, daß ſie dieſen Weg komme? Er erwiederte, er hätte ſie bemerkt und mit ihr gehen wollen; ſie ſey ihm aber aus den Augen gekommen. „Das iſt mir auch recht lieb,“ ſagte ſie, „daß es ſo gekommen iſt *).“

70.

Einem engliſchen Kavalier träumte, daß ſein Gärtner mitten in ſeinem hinter dem Haus gelegenen Garten ein tiefes Loch grübe, um einen todten Körper darin zu begraben. Er weckte ſeine Gemahlin mit der Erzählung dieſes Traums auf, verſuchte aber auf ihr Zureden wieder einzuſchlafen. Er wachte zum zweiten Mal von eben demſelben Traum auf und ging in den Garten, woſelbſt er auf dem durch den Traum bezeichneten Platz ſeinen Gärtner wirklich ein ſolches Loch, als er im Traum geſehen, graben fand,

---

*) Muſeum des Wundervollen. IV S. 459.

welches, wie der Gärtner ſagte, ein Gurkenbeet werden ſollte. Weil er aber nichts weiter ſah, war er damit zufrieden, dem Gärtner die unſchickliche Jahreszeit zu einer ſolchen Arbeit und daß er ſie des Nachts verrichtete, zu verweiſen. Er wollte wieder in ſein Schlafzimmer gehen, als ihm eine Magd, völlig angekleidet, auf der Treppe begegnete. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten geſtand ſie ihm, daß ſein Gärtner ihr die Ehe verſprochen, die Rechte des Mannes auch ſchon ſeit einiger Zeit genoſſen und da ſie die Folgen ihres vertrauten Umgangs an ſich verſpürte, ihr endlich ſein Wort gegeben, ſie zur ehrlichen Frau zu machen und ſie dieſen Morgen zu Pferd nach einem nahgelegenen Ort mitzunehmen, wo er ſich mit ihr trauen laſſen wollte, damit ſie, noch ehe Jemand im Haus aufgeſtanden, wieder zurück ſeyn könnten. Ihr Herr befahl ihr, ſich wieder zu Bett zu legen, ging wieder in den Garten, fand aber den Gärtner nicht mehr daſelbſt *).

71.

Am Oſtertag des Jahrs 1636 wurde ein Obriſt durch einen Musketenſchuß mitten durch den Kopf, ferner durch den Hieb einer Partiſane und einen Piſtolenſchlag ſo jämmerlich zugerichtet, daß Jedermann ihn aufgeben mußte. Dennoch wurden die Wunden, welche er hinten im Kopf vom Hieb und Schlag hatte, bald geheilt; nur die Schußwunde wollte nicht verharſchen. Eine Menge Knochenſplitter mußten aus dem Kopf gezogen werden; um die Wunde zu reinigen, fuhren die Aerzte mit ihren Inſtrumenten tief hinein; der Mund, welchen der Obriſt ſonſt mit

---

*) Stahmann, Ahnungen. S. 7.

genauer Noth ſo weit öffnen konnte, daß man ihm etwas Brühe einzuflößen vermochte, mußte unter den größten Schmerzen mit Schrauben geöffnet werden und ſo wie dieſe entfernt waren, fiel er wieder zu. Dieſe Leiden erneuerten ſich täglich. Endlich legten ihm die Aerzte ein goldenes Röhrchen, von der Länge eines halben Fingers, in die Wunde, um dadurch den Eiter abzuführen. In dieſem elenden Zuſtand kam der Obriſt mit ſeinem Regiment nach Schweidnitz ins Quartier und untergab ſich der Kur der dortigen Aerzte, jedoch ohne Nutzen.

Als er nun einſt unter dem Wunſch, daß Gott ſeinen Leiden bald ein Ziel ſetzen möge, eingeſchlafen war, träumte ihm, als riefe ihm eine Stimme zu: „Wirf das Gold aus dem Kopf und du ſollſt geneſen.“

Am folgenden Morgen erzählte er den Aerzten ſeinen Traum. Sie aber riethen ihm, auf einen Traum kein Gewicht zu legen und fügten hinzu, wie er ſich den Tod zuziehen würde, wenn er die Röhre aus dem Kopf nehmen wollte.

In der folgenden Nacht wiederholte ſich ſein Traum, er richtete ſich daher auf, riß das Pflaſter los, warf die Röhre weg, in der geduldigen Erwartung deſſen, was das Schickſal über ihn verhängen werde. Und ſiehe! als die Aerzte am Morgen die Wunde beſichtigen wollten, fanden ſie ſolche zu ihrer größten Verwunderung geheilt und den Mund ordentlich offen, wie er vormals geweſen.

72.

Als der Kanzler Calignan zu Bearne war, hörte er im Traum ſeinen Namen rufen, wachte auf und weckte ſeine Frau. Sie lauſchten vergebens und hörten nichts. Als er aber wieder eingeſchlafen war, hörte er zum zweiten Mal ſich rufen und zugleich wurde ihm gerathen, Bearne zu verlaſſen, weil die Peſt binnen wenig Tagen die Stadt heimſuchen werde. Er folgte dieſem Rath und entging wirklich der Peſt, die eine große Anzahl Menſchen zu Bearne hinwegraffte *).

73.

Als König Ludwig XIV. von Frankreich Rochelle belagerte, träumte ihm, einer von ſeiner Leibwache zücke den Dolch auf ihn, ihn zu erſtechen. Er hatte den Meuchelmörder im Traum ſcharf ins Geſicht gefaßt und als es Morgen wurde, ließ er die Leibwache aufziehen und erkannte unter derſelben ſeinen Mann ſogleich. Er ließ ihn in ſein Gezelt treten und rief ihm zu: „Du gehſt mit dem Gedanken um, mich zu ermorden!“ Der Gardiſt getroffen, warf ſich vor ihm nieder, bekannte ſeinen böſen Vorſatz und bat um Gnade **).

74.

Eines Morgens kam zu dem alten Parlamentsrath Salmaſius zu Dijon der Parlamentsadvokat Cettó und zeigte ihm folgende griechiſche Worte:

῎Απιϑι οὐκ ὀσφραίνῃ τήν σήν ἀψυχιάν,

die er mit lateiniſchen Buchſtaben auf ein Blättchen Papier geſchrieben hatte, indem er ſagte: „Dieſe Worte habe ich in der vergangenen Nacht im Traum gehört. Was mögen ſie wohl bedeuten?“

---

*) Amyrald sur les songes.

**) Harsdörfer's Geſchichtsplatz. K. 65.

Salmaſius antwortete ihm: „Dieſe Worte heißen: Geh' davon, ſiehſt du nicht, daß dir der Tod droht?“ Schleunig verließ Setté das Haus, welches in der folgenden Nacht zuſammenſtürzte *).

75.

In Newark am Trenn herrſcht noch jetzt die Sitte, daß man jedem, der am 11. März unters Rathhaus kommt und es verlangt, ein Pennybrödchen gibt. Dieſe Gewohnheit gründet ſich auf die Rettung des Aldermann Clay und ſeiner Familie während der Belagerung jener Stadt von dem Cromwell'ſchen Heer. Während der Belagerung träumte der Aldermann drei Nächte hinter einander, ſein Haus ſtehe in Feuer. Dies machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er mit ſeiner Familie das Haus verließ. Nach einigen Tagen wurde das Haus von den Belagerern niedergebrannt. Clay hinterließ in ſeinem Teſtament vom 11. Dec. 1694, daß ein Vermächtniß von hundert Pfund aus ſeinem Nachlaß geſtiftet werden ſolle, von den Zinſen müßte der Pfarrvikar verſorgt und von den andern hundert Pfund den Armen der Nießbrauch zukommen.

76.

Zu den rettenden Träumen gehören auch diejenigen, in welchen der Kranke, gleich den Somnambulen, im Schlaf das Heilmittel gegen ſeine Krankheit erkennt (vergl. den 71. Traum). So träumte einer Frau, die an fehlerhafter Menſtruation litt, als ſähe ſie, erzählt Kerner in der Seherin von Pre-

---

*) Grotii Epist. 405.

vorſt, acht Sauerbunnenkrüge, mit der Aufſchrift: „Fachinger Waſſer.“ Sie trank dieſes Waſſer mit gewünſchtem Erfolg.

77.

Melanchthon litt ſehr am Augenfluß; alle Arzneien, die er brauchte, wollten nicht anſchlagen. Da träumte er, als konſulire er den Doktor Philo, welcher ihm Euphraſia empfahl. Als er dieſen Wink befolgt hatte, ſoll er binnen zwei Tagen geſund geweſen ſeyn *).

78.

Aber nicht nur die Arzneien des Leibs zeigt uns die wohlthätige Vorſehung im Traum vorher, ſondern auch die Mittel, welche zur Verbeſſerung unſerer Glücksumſtände verhelfen, werden uns im Schlaf bald in deutlichen Bildern gezeigt, bald auch in der dem Traum gewöhnlichen ſymboliſchen Sprache angedeutet.

So erzählt Stilling **): Ein Rentant hatte das Unglück, daß ihm durch einen Bedienten eine beträchtliche Summe Kaſſengelder entwendet wurde. Der Thäter hatte ſich dadurch verdächtig gemacht, daß er plötzlich mit ſeinem Raub entwichen war, ohne daß man ſeinen Aufenthalt hätte entdecken können. Der Beſtohlene ſuchte alle begüterten Bekannten auf; die Zeit der Berechnungskaſſe nahte bis auf wenige Tage heran, ohne daß er Hilfe zu finden wußte. Nun träumte ihm eines Nachts, als ob ihm Jemand ſagte, er möchte in die ... Straße, in das ... Haus gehen; beides, Straße und Haus waren ihm ſo deutlich durch bekanntere Häuſer bezeichnet, daß er nicht irren konnte. In dem Haus nun ſollte er zwei Treppen hinaufgehen, ſich aber auf der zweiten in Acht nehmen, daß er nicht herunter falle und ſo würde er das nöthige Geld erhalten.

---

*) Camorarii Memorab. Medic. Cent. 2. p. 117.

**) Das geheimnißvolle Jenſeits. S. 238.

Am Morgen des folgenden Tags, da ihn dieſer Traum noch ganz beſchäftigt, kommt einer ſeiner Freunde zu ihm, dem er dieſe ſeine Traumgeſchichte erzählt und von dem er zugleich erfährt, wer in dem bezeichneten Haus in der zweiten Etage wohnt; denn ſelbſt wußte er dies nicht. Der Mann, den er da finden und der ihm Geld leihen ſollte, war ihm ſo ſehr unbekannt, daß er ſich nur erinnerte, ihn ein einziges Mal in einer großen Geſellſchaft geſehen zu haben und da er von Träumen und Ahnungen nichts hielt, fand er nicht rathſam, deshalb zu einem ihm völlig Unbekannten hinzugehen. Er ſucht alſo denſelben Tag aufs Neue Hilfe, aber vergebens. Am zweiten Tag nach ſeinem gehabten Traum glaubt er ſeiner Ruhe noch das ſchuldig zu ſeyn, zu dem Unbekannten zu gehen. Beſonders ermunterte ihn der Gedanke dazu, daß er nichts weiter zu befürchten habe, als allenfalls eine abſchlägige Antwort und die hatte er ſchon häufig genug erhalten. Er wagt es daher und geht in das geträumte Haus, kommt die erſte Treppe glücklich hinauf und indem er auf die zweite gehen will, erinnert er ſich der Warnung, nicht zu fallen. Er geht langſam und bedächtig fort und iſt nun faſt hinauf, als oben das eine Zimmer zur rechten Hand heftig und ganz geöffnet wird und durch die ſchnell aufgeriſſene Thür ſich zugleich eine kleine Gitterthür an der Treppe, die nicht befeſtigt war, einwärts nach der Treppe zu öffnet, ſo daß er durch dieſe ihm entgegenſtoßende Gitterthür leicht hätte in Gefahr gerathen können, getroffen zu werden oder herab zu fallen. Gleich nach der Oeffnung des Zimmers kommt Jemand heraus, der ihn um Verzeihung bittet, daß er durch die plötzliche Erweiterung ſeiner Thür ſein Herausgehen aufgehalten und gehindert habe und entſchuldigt ſich deshalb mit der Eilfertigkeit ſeiner Geſchäfte.

Der Rentant vermuthet, daß ebenderſelbe Mann es ſey, zu dem er wolle und trägt nun, da er doppelt beſtürzt iſt, ſein Anliegen ohne Umwege vor und man denke ſich ſein Erſtaunen, als er hört: „Warum ſind Sie nicht geſtern gekommen? Ich habe eine noch größere Summe verliehen und ich hätte ſie Ihnen eher gegeben, wenn ich es früher gewußt hätte. Doch Sie ſollen nicht ganz vergeblich Ihr Zutrauen in mich geſetzt haben. Sie brauchen jetzt Hilfe; derjenige aber, dem ich geſtern ein Kapital ausgezahlt habe, hat es gerade jetzt ſo nöthig nicht und ich werde ihn zu bewegen ſuchen, noch einige Zeit zu warten, weil ich ihm bald das noch Fehlende an der verlangten Summe geben kann.“ Dies geſchah und der Rentant wurde alſo durch einen Traum aus der Verlegenheit geriſſen.

79.

Stahmann theilt aus „Fragmenten aus den Memoiren einer Erzieherin“ in ſeinen „Seherblicken“ S. 78 folgenden Traum mit:

Die Mutter eines meiner Zöglinge führte in ihrer Jugend die Wirthſchaft ihres verwitweten Vaters, der eine große Domäne in Pacht hatte. Der Verwalter des Guts war ihr Geliebter. Er ſtützte ſich bei ſeiner Armuth auf die Erbſchaft einer Tante, die jedoch, erſt in den vierziger Jahren, noch keine Anlage zum Sterben hatte. Der Vater meiner Freundin war durch Unglücksfälle ſo heruntergekommen, daß er 4000 Thaler Pacht und noch mehrere Summen ſchuldete. „Morgen,“ ſagte er eines Tags betrübt, „will ich dem Fürſten meine Inſolvenz anzeigen. Da ich Arreſt befürchten muß, ſo will ich euch heute noch Rathſchläge für die Zukunft ertheilen; denn wenn ich meiner perſönlichen Freiheit auch nicht beraubt werden möchte, ſo jagt man euch doch in höchſtens vier Wochen vom Gut. Du, Vetter,“ ſagte er zu dem Verwalter, „kannſt bei deiner Jugend der Welt noch nützen, ſie ſteht dir bei deinen Kenntniſſen offen; du, Riekchen, kannſt als Wirthſchafterin fortkommen, was aber aus deinen beiden jüngern Schweſtern werden ſoll, muß ich Gott überlaſſen. Ich habe mich bei denen, die ſich ihres jetzigen Wohlſtands durch meine frühere Unterſtützung erfreuen, bis zum Flehen erniedrigt, nur fünf konnten etwas für mich thun. Ich gehe morgen meinem Schickſal entgegen; Gott weiß, wie es endet!“

Mit Thränen ſchied der Bekümmerte, kam Abends um 5 Uhr in D. an, wo er für immer ein kleines Dachſtübchen gemiethet hatte. Der Gaſthof war wegen des morgenden Getreidemarkts und der neuen Verpachtungen mehrerer Domänen ſtark beſetzt, ſo daß kein Unterkommen war. Da rief ihm ein alter Bekannter entgegen: „Gut, daß du kommſt!“

„Nimm dich meines Jammers an,“ entgegnete der Angeredete, „auf der Straße oder im Hof, wo mein armer Kutſcher mit den Pferden übernachtet, kann ich doch nicht liegen.“ Willig nahm ihn der Freund auf, theilte Wohnung und Bett mit ihm und bei einer Flaſche Wein wurden die Beiden geſprächiger. M. hatte ein herbes Schickſal erfahren, eine wackere Frau war ihm geſtorben, eine andere hatte ihn mit Untreue hintergangen und die Wirthſchafterin bekümmerte ſich nur um ihre Vergnügungen. — Auch mein Vater klagte ſeine Noth. „Närrchen, warum kommſt du nicht zu mir?“ fragte M. „Ich wollte eben 4000 Thaler morgen auf die Kammer geben, damit kann dir geholfen ſeyn. 2000 Thaler bezahlſt du auf die Pacht, mit der andern Hälfte befriedige deine Gläubiger. Mich kannſt du auch nach zehn Jahren bezahlen. Noch dieſen Abend kannſt du das Geld in Empfang nehmen, eine Verſchreibung mag ich nicht. Uebermorgen komme ich zu dir und will dein Töchterlein ſehen. Mag ſie den Zweiundvierziger, gut, wo nicht, ſo bleibt's unter uns und Alles beim Alten."

Der Vater kam hocherfreut zurück und kündigte einen lieben Gaſt an, dem er ſein erneuertes Glück zu danken habe.

Sonntags früh um 8 Uhr fuhr der Angekündigte vor, eben als Friederike einen Truthahn zu füllen beſchäftigt war. Man denke ſich ihr Erſtaunen, als der Mann den Mantel zurück in den Wagen warf und in dunkelrothem Rock, geſtickter Weſte, ſchwarzen Atlasunterkleidern, ſeidenen Strümpfen, Korduanſchuhen und auf dem Kopf eine zierliche Beutelperücke, ausſtieg. Zitternd warf ſie die Küchenſchürze ab, vertauſchte ſie mit einer blüthweißen über das blaugeſtreifte Leinwandkleidchen, trug den Kaffee auf und indem ſie ihren Knix machen wollte, zitterte ſie ſo, daß M. ihr entgegen ſprang, um ihr das Kaffeebret abzunehmen; denn nun ſah ſie ja den von Angeſicht, von dem ſie vor ungefähr 14 Tagen ſo lebhaft, wie er jetzt vor ihr ſtand — geträumt hatte. Es kam ihr damals im Traum vor, als klagte ſie und ihr Geliebter ſich im Garten ihre Leiden. Er machte ihr frohe Ausſichten, führte ſie einen Blumenweg, der aber nach und nach zu einer ſolchen Wildniß führte, daß Dornen ihre Füße ritzten, Schlangen auf dem ſumpfigen Boden krochen, ſo daß ſie oft glaubte, gar nicht fort zu kommen. Nun verfinſterte ſich auch der Himmel, es donnerte und blitzte, der

Regen floß in Strömen, endlich ſah ſie ſich auf ſchmalem Weg, vor ihr ein großer Sumpf und drüben — der Mann, wie er jetzt vor ihr ſtand. Er reichte ihr freundlich die Hand, half ihr glücklich darüber, auch dem Vater, der ihr, ohne daß ſie es bemerkt hatte, gefolgt war.

Der Himmel ward heiter, ſie gingen einen ſchönen Weg, wo Roſen blühten, aber die Dornen ſparſam nur hervorguckten und ſie wenig ritzten. Sie erwachte, ſchlief wieder ein und träumte von Neuem, da ſah ſie ihre Schweſter Louiſe mit Auguſt Hand in Hand einen ebenfalls blumichten Pfad wandeln, worüber ſie erwachte. Der Traum kam ihr nicht aus dem Sinn, ſie erfuhr noch ſpät am Abend des Tags, wo M. einſprach, Alles und gab aus Achtung und Dankbarkeit am andern Morgen dem braven Mann das Jawort. Wie glücklich war ſie, den edlen Vater zu retten und ihre Lieben alle zu beglücken. In vier Wochen wurde ſie vermählt und hat es nie bereut. Auguſt blieb beim Vater und heirathete nach neun Jahren Louiſen, weil die Tante geſtorben war; die große Erbſchaft war bis 6000 Thaler geſchmolzen, er übernahm des Schwiegervaters Gut. Der alte gute Mann, der ſpäter auch die jüngern beiden Töchter verheirathete, reiſte von einer Tochter zur andern, weilte aber am liebſten bei Friederiken.

80.

Eine Kaufmannsfrau auf dem Louvreplatz in Paris war am Tag vor Weihnacht des Jahrs 1750 ausgegangen, einer Obrigkeitsperſon wichtige Papiere anzuzeigen, verlor aber dieſelben auf dem Rückweg. Sie ging eiligſt an alle Oerter, wodurch ſie gekommen war, zurück und war überzeugt, daß ihr Verluſt nicht zu erſetzen war. Drei Tage darauf träumte ihr, daß ſie in der Gaſſe St. Honoré wäre und daß ein Mann in einem rothen Kleid ihre Papiere aufhöbe. Sie erzählte ihren Traum des Morgens einem Jeden und eben jene Perſonen, denen ſie ihn erzählte, haben mir dieſe Begebenheit als gewiß bezeugt *). Aber ſie achtete nicht auf ihren Traum. Am folgenden Tag, als ſie einiger Geſchäfte wegen ausgegangen war, erſtaunte ſie ſehr, daß ſie in der Gaſſe St. Honoré einen rothgekleideten Menſchen antraf und in ihm ihr Traumbild erkannte. Dieſe Aehnlichkeit veranlaßte ſie, den Unbekannten anzureden. Sie fragte, ob er nicht am Weihnachtsabend einige Papiere gefunden hätte? Der Fremde bedachte ſich etwas, fragte aber hernach, ob dieſe Papiere nicht von Spitzen redeten? Ja, antwortete ſie eilig und wenn Sie ſie haben, werden Sie mir einen großen Dienſt erweiſen, wenn Sie mir ſie wieder zuſtellen. Ich habe ſie nicht bei mir, verſetzte Jener, ſie ſind zu Nanterre, wollen Sie mir aber eine Anweiſung geben, wie Sie heißen und wo Sie wohnen, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß Sie ſie noch vor Ablauf des Tags haben ſollen. Der Mann hielt Wort.

81.

Eine Predigerswitwe wurde von den Obern ihres verſtorbenen Manns belangt, weil derſelbe keine Rechnung über ſeine Adminiſtration einer gewiſſen Sache abgelegt hatte. Die Witwe wußte, ihr Mann habe Alles bezahlt, aber die ihm ausgeſtellte Quittung konnte nicht gefunden werden. Man legte ihr auf, dieſelbe herbei zu ſchaffen. Sie durchſuchte alle

---

*) Der Verf. des „Magazins f. Natur und Kunſt.“ VIII. S. 119 ff.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Papiere und konnte die Quittung nicht finden. Da träumte ihr eines Nachts, ihr Mann erſcheine ihr und ſage, es liege die Quittung in ſeinem Schreibpult in einer kleinen verborgenen Schublade, die er bezeichnet, in einem rothſammtnen Beutel. Die Frau erwacht, ſucht nach und findet die Schublade, den Beutel und in demſelben die Quittung *).

82.

Mr. R—d, ein Gutsbeſitzer, hatte einen Proceß wegen einer bedeutenden Summe, die aus den Rückſtänden des Zehnten erwachſen war, auf welche ſeine adelige Familie Anſprüche erhob. R—d ſtand in der feſten Meinung, daß ſein Vater die geſetzpflichtigen Ländereien von dem Inhaber des Zehnten unter einer dem ſchottiſchen Recht eigenthümlichen Form erkauft habe, welche jene Anſprüche aufhebt; aber vergeblich durchſuchte er alle Papiere ſeines Vaters, ſo wie die öffentlichen Akten. Es war ihm unmöglich, die Dokumente aufzufinden, welche den Beweis für ſeine Meinung enthielten. Der Zeitpunkt kam heran, wo er den Verluſt ſeines Proceſſes vorausſah und ſchon hatte er den Beſchluß gefaßt, am folgenden Tag nach Edinburg zu reiſen und einen Vergleich zu treffen. In der Nacht hatte er jedoch folgenden Traum: Sein Vater, der lange todt war, erſchien ihm und fragte, was ihn beunruhige? R—d klagte nun, daß es ihm drückend ſey, eine bedeutende Summe zu verlieren, da er die Ueberzeugung hege, ſie nicht ſchuldig zu ſeyn, nur daß er die Beweismittel nicht geltend machen könne. „Du irrſt dich

---

*) **Büchner's** Abhandl. 1. Samml. S. 264.

nicht," antwortete die Erſcheinung, „ich erwarb das Recht auf dieſen Zehnten, zu deſſen Zahlung man dich zwingen will. Die bezüglichen Papiere beſitzt Mr. D..., der zu Inveresk bei Edinburg lebt. Sollte er die Sache ſchon vergeſſen haben, weshalb ich ihn damals brauchte, ſo erinnere ihn, wie wir Schwierigkeit ſanden, ein portugieſiſches Goldſtück zu wechſeln und daher genöthigt waren, das Aufgeld zuſammen in einem Wirthshaus zu vertrinken." — Als R—d des Morgens erwachte, hielt er es der Mühe werth, den Umweg über Inveresk zu machen. Als er dort anlangte, beſuchte er den Herrn, auf welchen der Traum ſich bezog, einen ſehr bejahrten Mann und fragte ihn, ohne ſeinen Traum im Geringſten zu erwähnen, ob er ſich nicht erinnere, für ſeinen Vater ein Geſchäft geführt zu haben? Bei der Erwähnung des portugieſiſchen Goldſtücks kehrte dem Greis die Sache ins Gedächtniß zurück. Er ſuchte die Papiere ſogleich und fand ſie. R—d brachte die Dokumente, die er ſchon verloren glaubte, nach Edinburg zurück. Der Verfaſſer *) hat dieſen Vorfall von Perſonen erzählen hören, welche die beſte Gelegenheit hatten, von den Thatſachen genau unterrichtet zu ſeyn, die nicht leicht hintergangen werden konnten und unfähig waren, ſelbſt zu hintergehen. Er kann daher nicht umhin, demſelben vollen Glauben zu ſchenken.

83.

Viele Jahre vorher, ehe der berühmte preußiſche Finanz-, Kriegs- und Domänenrath F. W. Schön-

---

*) Walter Scott in den Anmerkungen zur letzten Ausgabe ſeines „Alterthümlers."

berg von Brenkenhof den Deſſau'ſchen Dienſt verließ, erzählt **Meisner** in ſeiner Lebensbeſchreibung dieſes Staatsmanns, kam ihm einſtmals im Traum vor, als befände er ſich in einer ganz wüſten Gegend und in einer überaus großen Verlegenheit; aber eben als die letzte Hoffnung, ſich aus ihr zu ziehen, verſchwinden ſollte, trat zu ihm ein vorher noch nie geſehener Mann, rieth ihm, den Muth nicht zu verlieren, verſicherte, daß ſein Unternehmen glücklich für viele ſeiner Mitmenſchen und günſtigen Ausgangs ſeyn würde und verſprach ihm treulich Beiſtand. Er erwachte und das Bild dieſes Manns ſchwebte auch wachend ſo deutlich vor ſeinen Augen, daß er ſich nicht genug darüber verwundern konnte. Während dieſes Hin- und Herdenkens ſchlummerte er wieder ein und er erblickte den nämlichen Mann, abermals, jedoch auf dem Sterbelager, nahm rührenden Abſchied von ihm und indem jener ſtarb, ſah er eine Menge Menſchen in einer ihm ganz unbekannten Tracht und ihr Anblick ſchien ihm, ungeachtet ſeiner Betrübniß über den Tod ſeines Freunds, viele Freude zu erregen. Dieſer zweifache Traum blieb ihm nachher immer gegenwärtig, er erzählte ihn oft und verſicherte allemal: könnte er malen, ſo wollte er ganz gewiß den geſehenen Mann aufs ſprechendſte treffen. Viele Jahre darauf trat er in des Königs **Friedrich's** Dienſte und ſein erſter Auftrag war die Wiederherſtellung von Pommern und Neumark. Er kam nach Küſtrin, das damals die Ruſſen in einen Aſchenhaufen verwandelt hatten, ging von da nach Drieſen, das 10 Meilen von Küſtrin entfernt liegt und fand dieſen ganzen Zwiſchenraum als eine verödete Wüſte, die Dörfer abgebrannt, die Felder leer, die Menſchen weggeführt, kein Pferd, kein Haus, keinen Baum, faſt keine Staude mehr. Hier entſank ihm der Muth;

ſein Auftrag ſchien ihm unausführbar und unweit Drieſen entſchloß er ſich, an den König zu ſchreiben, ihn wiſſen zu laſſen, daß dies anbefohlene Geſchäft ſeine Kräfte überſtieg und daß er um deſſen Abnahme bitte. Indem er ſo den desfalls zu ſchreibenden Brief im Gedanken entwarf, kam ein Mann an ſeinen Wagen geſprengt. Brenkenhof ſchlug die Augen auf und ſah — den Mann, den er vor langer Zeit im Traum erblickt hatte. Es war dieſer der damalige Beamte zu Drieſen, Kriegsrath Beier, ein Mann von vielen Kenntniſſen des Lands und der Angelegenheiten, er hatte von Brenkenhof's Ankunft gehört, war ihm entgegen geritten und kam, ihm ſeine Dienſte anzubieten. Dieſer geſtand ihm ſeinen Vorſatz und Beier that auch jetzt, was Brenkenhof im Traum geſehen hatte; bat ihn, nicht an den König zu ſchreiben und verſicherte ihn eines glücklichen Ausgangs. Es iſt begreiflich, daß Brenkenhof viel auf dieſes Zureden achtete, daß der Brief an den König ungeſchrieben blieb und daß ſie als die vertrauteſten Freunde von einander ſchieden. Beier that wirklich Brenkenhof allen möglichen Vorſchub; aber bald darauf ward er krank und ließ, da er ſein Ende nahe fühlte, Brenkenhof, der damals nur zwei Meilen von Drieſen ſich aufhielt, inſtändigſt bitten, ihn noch zu beſuchen. Dieſer kam ſchleunig, fand ſeinen Freund ſchon ſterbend, erhielt von ihm noch mancherlei Nachrichten von verſchriebenen und bald zu hoffenden Koloniſten und trat, als Beier nun verſchieden war, um ſeine eigene Betrübniß der Witwe zu verbergen, mit weggewandten thränenden Augen ans Fenſter. Aber kaum war er hingetreten, als er die Männer in der nämlichen bisher ihm fremden Tracht einziehen ſah, als: zwei Dorfſchaften Mennoniſten, die mit Weibern, Kindern, Vieh und anderem Gut aus Polen herüber kamen und die nachher unter allen Koloniſten ſich als die arbeitſamſten und nutzbarſten erwieſen. Schon dieſes Traumgeſicht und ſeine ſo pünktliche Erfüllung hat mancherlei Wunderbares bei ſich; aber noch wunderbarer wär's, wenn Brenkenhof die Fähigkeiten wirklich beſeſſen hätte, die er wenigſtens zu beſitzen glaubte; die Gabe, nicht nur jedem Kranken es anzuſehen, ob er ſterben werde, ſondern auch ganz geſunden Menſchen, wenn ihnen ein Selbſtmord bevorſtand, es vorher zu ſagen. Merkwürdig iſt es immer, daß er dies letzte wirklich mehrmalen bei Perſonen, wo ein ſolcher Ausgang ſonſt ganz unvermuthbar war, richtig prophezeite und eben ſo ſonderbar, daß er immer verſicherte, kein anderes Merkmal zu haben, als daß er bei dem Kranken es aus den Haaren an den Schläfen und bei künftigen Selbſtmördern aus einem Zug zwiſchen Auge und Oberlippe ſchließe, daß ſie eines gewaltſamen Tods ſterben werden, ohne angeben zu können, worin dieſes innerliche Gefühl bei ſolcher Gelegenheit beſtehe.

84.

Martinus erzählt in ſeiner **Historia Sinica** (L. III. p. 71) einen Traum des chineſiſchen Kaiſers Un-Ting. Dieſer war noch ſehr jung, als ſein Vater, vom Tod abgerufen, ihm Reich und Krone überließ. Den Abgeſchiedenen würdig zu betrauern, zog ſich der junge Monarch in eine Klauſe unweit des Grabmals ſeines Vaters zurück, wo er ſich geiſtlichen Betrachtungen widmete. Hier bat er die Vorſehung, ihm einen würdigen Miniſter zu ſchenken, welcher ihm die Laſt der Regierung tragen helfen und der Unerfahrenheit ſeiner Jugend Beiſtand leiſten möchte.

Das Bild dieſes Manns gab ihm ein Traum. Der erwachte Kaiſer entwarf es mit Farben und ſendete das Porträt im Land umher. Das Original fand ſich wirklich und der junge Monarch erhielt in Yeu den gewünſchten Miniſter, der mit ihm gar löblich regierte.

Obgleich die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit der orientaliſchen Geſchichtſchreiber oft und mit Recht angezweifelt wird, ſo bilden doch die Geſchichtsbücher der Chineſen eine rühmenswerthe Ausnahme, weil man auch in den früheſten Zeiten dieſes Reichs nichts Mythiſches vorfindet. Auch beweiſt bei den alten Perſern die Wahl desjenigen zum König, deſſen Pferd, vor denen ſeiner Mitbewerber um die Krone, zuerſt wiehern würde, noch mehr als jenes Porträt, wie häufig der Aſiate auch in den wichtigſten Unternehmungen den Zufall entſcheiden läßt.

85.

Von einem Vorausſehen der Zukunft im Traum führt auch das „Magazin für Seelenkunde“ (Bd. III.) einen merkwürdigen Fall an, welchen der Pfarrer Ulrici zu erzählen pflegte: Ich hatte einen Freund, der eine Viertelmeile von mir wohnte, mit dem ich meine angenehmen und widrigen Schickſale theilte. Wir kamen, ſo oft es unſere Amtsgeſchäfte verſtatteten, wenigſtens die Woche einmal zuſammen, ja es ſchien uns Beiden etwas zu fehlen, wenn wir uns in acht Tagen nicht geſehen hatten. In den letzten vier Wochen vor ſeinem Ende aber ſprach er bei jeder Zuſammenkunft von ſeinem ſehr nahe bevorſtehenden Ende. Den Dienſtag vor Pfingſten 1776 kam er des Morgens ganz früh zu mir und ſagte: „Freund, ſind Sie heute von wichtigen Geſchäften frei, ſo bleibe ich den ganzen Tag bei Ihnen, vielleicht iſt es das letzte Mal, daß ich zu Ihnen komme. Ich bringe Ihnen daher meinen Leichentext und einige Umſtände von meinem Lebenslauf, die Ihnen nicht bekannt ſind. Sie werden mir doch wohl der Gewohnheit nach eine Leichenpredigt halten müſſen. Sie müſſen den zweiten Pfingſttag, wenn wir unſere Arbeiten gethan, bei mir zu Mittag eſſen." Ich verſprach, mit meiner Frau zu kommen.

Den zweiten Feiertag gegen Morgen träumte mir, ich würde von den beiden Kindern meines Freunds nach R. gerufen, um ſie bei ihrem harten Schickſal aufzurichten, da ſie in Geſellſchaft ihres Vaters nach der Heide gereiſt und jenſeits der Brücke durch die ſcheu gewordenen Pferde umgeworfen, ihr Vater mit dem Kopf an einen am Weg ſtehenden Fichtenbaum geſchlagen, der ihn zerſchmettert und er, ohne einen Laut von ſich zu geben, todt liegen geblieben ſey. Mein Traum verſetzte mich ſogleich nach R. in das Haus meines Freunds. Ich fand darin eine ziemliche Anzahl verſchiedener Perſonen aus ſeiner Gemeine, die ihren Prediger, der bei allen in ſo großer Achtung ſtand, mit vielen Thränen beklagten. Der damals daſelbſt wohnende A. R. H. kam mir entgegen und ſagte: „Ach welch' ein trauriger Anblick iſt hier. Ihr Freund iſt todt und es iſt gut, daß Sie kommen, wir wiſſen nicht mehr, was wir mit den Kindern unſeres Freunds machen ſollen, die über den ſo unglücklichen Tod ihres Vaters ganz untröſtbar ſind." Der A. B. kam dazu und führte mich zu meinem verunglückten Freund, der auf einem Tiſch lag und an deſſen Kopf deutlich zu ſehen war, daß er mit dem Kinn auf einen ſpitzigen Zacken gefallen, der durch den ganzen Kopf gedrungen und bei den

Schläfen wieder herausgekommen war. Ich ſuchte die Tochter meines ſeligen Freunds und fand ſie auf einem Lehnſtuhl ohne Troſt, den Sohn aber in gleicher Lage in dem Haus des B. A. R. Ich kehrte zu meinem todten Freund zurück und ſuchte noch einige, die darüber heftig beunruhigt waren, aufzurichten, mir ſelbſt aber floſſen die Thränen dabei aus den Augen, daß ich nicht im Stand war, weiter zu reden. In dieſer Lage kam meine Frau vors Bett und weckte mich. — „Es hat ſchon ſechs geſchlagen!“ ſagte ſie, „wie ſchläfſt du denn heute ſo ſanft? Du wirſt aufſtehen müſſen, der Wagen wird ſchon zurecht gemacht, um nach der Kirche zu fahren.“ Die Thränen liefen mir noch häufig aus den Augen; ich ſagte: „Ach! welchen traurigen Scenen entreißeſt du mich?“ — „Was iſt dir denn,“ ſagte ſie, „du weinſt ja?“ Ich antwortete ihr: ich reiſe heute nicht nach R... Sie bemerkte meine heftige Unruhe, trocknete mir die Thränen ab und ließ nicht nach, mich zu bitten, ihr meine Beunruhigung zu erzählen. Ich ſtand auf und erzählte ihr beim Anziehen meinen ganzen Traum, der mir aber ſelbſt immer trauriger wurde, je mehr ich ihn überdachte. Es blieb indeß dabei, nicht nach R. zu reiſen und wenn ich mich dazu entſchließen wollte, ſo überfiel mich jedesmal ein kalter Schauer. Ich reiſte nach meinem Filial und predigte. Aber das Bild meines verunglückten Freunds ſchwebte mir unabläſſig vor Augen. Ich kam zurück und predigte auch in hieſiger Kirche, aber noch immer in derſelben Unruhe. Meine Frau, der die Gegend, wo wir zu Mittag eſſen wollten, ſo ſchön beſchrieben war und die ſchon lange gewünſcht hatte, ſie zu ſehen, ſetzte aufs Neue an, mich zu bereden, mein mündlich und ſchriftlich gegebenes Wort — und noch dazu um eines Traums willen — nicht ſo leicht zu überſehen.

Aber ich war diesmal — und vielleicht zum Erſtenmal — in meinem Vorſatz unerbittlich und überwand alle die Vorwürfe, die ich mir größtentheils ſelbſt machte, mit einer Art von Hartnäckigkeit, in der ich diesmal nur allein einige Beruhigung fand. Ich wollte einigemal fortſchicken, um meinen Freund zu warnen und mich zu entſchuldigen, ich wußte aber nicht, wo er anzutreffen ſeyn würde. Und außer den ſchon erwähnten und mir ſelbſt gemachten Vorwürfen hielt mich das Geſpött eines Manns zurück, von dem ich wußte, daß er mit in der Geſellſchaft ſeyn würde, der mir in vielen Stücken zu neu dachte und zu alt ſpottete.

Später ging ich mit meiner Frau ins Feld und wie wir beinah das Dorf wiedeer erreicht hatten, ſo ſah ich meine Magd kommen. Meine Seele, die mit nichts als mit meinem verunglückten Freund zu thun hatte, war nur begierig, dieſe Nachricht von einem Andern zu hören und es war mir, als könnte ich nicht irren, daß mir die Magd die Nachricht von der ganzen Erfüllung meines Traums brächte. „Da haben wirs,“ ſagte ich zu meiner Frau, „die bringt uns Nachricht von N., von unſerm verunglückten Freund.“ Ich konnte indeß die Zeit nicht erwarten, ſondern rief ihr ſchon einige dreißig Schritte entgegen: „Bringſt du mir Nachricht aus N...“ „Ja,“ antwortete ſie mir, „Sie möchten doch ſo gütig ſeyn und noch heute dahin kommen.“ Es war ihr verboten, mir den ganzen Verfall zu ſagen und ganz umſtändlich wußte ſie ihn auch nicht. Ich fragte: „Was ſoll ich denn heute in N. machen?“ Sie antwortete mir: „Sie ſollen für den Herrn Pfarrer ein Kind taufen.“ „Und warum thut er das nicht ſelbſt?“ fragte ich. Sie antwortete: „er kann nicht.“ „Freilich,“ ſagte ich, „kann er nicht, denn er iſt todt." „So? wiſſen ſie das ſchon?" ſagte ſie, „und ich ſolls Ihnen nicht ſagen." „Ja," ſagte ich, „ich weiß es — und er iſt in der Heide verunglückt, nicht wahr?' „Das kann ich nicht ſagen," erwiederte ſie, „daß er aber todt ſey, ſagte der Bote, verbot mir aber ausdrücklich, es Ihnen zu ſagen, ſondern einen andern Vorwand zu machen, warum ſie hinkommen ſollten."

Ich befahl der Magd, voranzugehen und dem Knecht zu ſagen, daß er anſpannen ſollte, um uns ſogleich nach R. zu fahren. Wir fanden den Boten noch da, der uns die Nachricht von unſerm verunglückten Freund mit den Worten brachte, wie ich ſie ſchon im Traum erhalten und meiner Frau erzählt hatte, nur mit dem Beiſatz, daß er die Zeit beſtimmte, wenn dieſer unglückliche Fall geſchehen, nämlich heute Nachmittag gegen 5 Uhr. Die Pferde ſtanden vor dem Wagen, wir ſetzten uns und wir gingen ein und fuhren dahin. Meine präſagiſche Seele hatte mich ſchon mehrmals etwas vorausſehen laſſen, was genau eingetroffen, aber noch nie eine Sache ſo deutlich und umſtändlich, als dieſe, in welcher, ſo zu reden, die Probe ſo vollkommen war, als die Tragödie ſelbſt. Wir kamen dahin. Mir ſchauderte die Haut vor jedem neuen Auftritt, den ich immer ſchon vorher wußte und der meiner Frau aus meinem erzählten Traum auch ſchon bekannt war, da nicht einmal eine Veränderung des Anzugs von mehr als hundert Perſonen anzutreffen war, ſondern jeder ſo erſchien, als er mir ſchon 11 Stunden vorher erſcheinen mußte. Kurz, mein Freund war todt und er war um 5 Uhr Nachmittags ſo geſtorben, wie ich es früh um 6 Uhr nach allen Umſtänden im Traum vorhergeſehen hatte."

86.

Nicht ſelten haben Träume zur Entdeckung manches Mörders verholfen, wie mehrere nachſtehend angeführte Fälle beweiſen helfen. Der merkwürdigſte dieſer Art, weil er den Mörder ſchon vor der Ausführung ſeines Verbrechens als ſolchen bezeichnete, iſt folgender:

Adam Rogers, Gaſtwirth zu Portlaw in Irland (10 engliſche Meilen von Waterford), träumte einſt, er ſähe zwei Männer auf dem Raſen eines Hügels, unweit des Dorfs. Einer derſelben, klein von Perſon, hatte ein ſchwächliches Anſehen; der andere war ſehr groß und ſtark. Als er ſah, daß der Kleine den Großen ermordete, erwachte er in großer Angſt. Der Traum blieb ihm ſo lebhaft gegenwärtig, daß er ihm beſtändig vor der Seele ſchwebte. Er theilte ihn ſeiner Frau und einigen Nachbarn mit. Einige Zeit hernach ritt er mit Herrn Brown, dem Prediger des Orts, auf die Jagd, hielt plötzlich, als er den Raſenfleck am Hügel erblickte und erzählte ſeinem Gefährten das ängſtigende Traumgeſicht. Am folgenden Morgen ward er nicht wenig beſtürzt, als er gegen 10 Uhr zwei Fremde ins Haus treten ſah, welche genau den im Traum geſehenen Perſonen glichen, was er ſogleich ſeiner Frau ſagte. Sie überlegten hierauf die Sache mit einander und fürchteten, obgleich dem Geſicht gerade zuwider, am meiſten für das Leben des kleinern Manns. Nachdem die Fremden einige Erfriſchungen zu ſich genommen und ihre Reiſe weiter fortſetzen wollten, rieth Rogers dem Kleinen ernſtlich davon ab und verſprach ihm, falls er bis zum folgenden Tag bleiben wolle, ihn bis Carris, dem nächſten Dorf, zu begleiten, doch verſchwieg er das Motiv ſeiner Bitte. Als er aber bemerkte, daß der kleine Hickey Geld bei ſich führe, vermehrte das wilde, bösartige Ausſehen des großen Caulfjeld ſeine Furcht deſto mehr; er wiederholte nun ſeine Verſuche, Beide zu trennen, aber alle Vorſtellungen blieben fruchtlos. Caulfjeld überredete ſeinen Gefährten, die Reiſe mit ihm fortzuſetzen, indem er ſagte, er wünſche ihn gern geſund und wohl bei ſeiner Familie anlangen zu ſehen. Rogers Frau ward ſehr niedergeſchlagen und machte nachher ihrem Mann bittere Vorwürfe darüber, daß er die beiden Reiſenden nicht mit Gewalt getrennt habe.

Eine Stunde, nachdem ſie Portlaw verlaſſen hatten, ermordete Caulfjeld ſeinen Gefährten, dicht an dem Bergraſen, welchen Rogers im Traum geſehen hatte. Man erfuhr aus ſeinem ſpätern Bekenntniß dieſer abſcheulichen That Folgendes: Er hatte den armen Hickey mit einem Stein in den Nacken geſchlagen, als dieſer eben vor ihm über einen Steg geſtiegen war. Hievon war Letzterer betäubt in den Graben geſtürzt, wo Caulfjeld ihm noch einige Meſſerſtiche und einen ſo tiefen Schnitt in den Hals beibrachte, daß der Kopf ſich faſt vom Rumpf trennte. Hierauf hatte er ihm Alles geraubt, was er bei ſich hatte und dann ſeine Reiſe nach Carrik fortgeſetzt. Der noch warme Leichnam des Ermordeten ward kurz darauf von einigen Taglöhnern gefunden, die von ihrer Feldarbeit zum Mittageſſen nach Haus gingen. Bald erfuhr man auch den Mord in Portlaw. Rogers und ſeine Frau gingen nach dem Ort, wo die That verübt war, erkannten ſogleich den Leichnam und äußerten Beide ihre Muthmaaſung über den Thäter, worauf dieſer ſchon des folgenden Tags in Waterford ergriffen ward. Im Verhör ſagte er unter andern aus, daß er ſich gleich nach ſeiner Ankunft zu Carrik ein Reitpferd gemiethet und einen Knaben zum Wegweiſer genommen hatte, von dem er ſich einen Umweg, welcher an der nördlichen Seite des Fluſſes Suir nach Waterford geht, habe führen laſſen, um nicht auf der Landſtraße verfolgt und ergriffen zu werden. Von Waterford habe er mit dem erſten Schiff nach Neufoundland gehen wollen. Als der Knabe Blut auf ſeinem Hemd bemerkt hatte, habe er dieſem eine halbe Krone gegeben, damit er ihn nicht verrathen möge.

Rogers bewies nicht nur, daß Hickey mit Caulfjeld in Geſellſchaft und deſſen Reiſegefährte geweſen ſey, ſondern erkannte auch die neuen Schuhe, welche der Mörder trug und dem Erſchlagenen genommen hatte. Noch gewiſſer ward die Sache dadurch, daß man das alte Paar Schuh, welches Caulfjeld in Rogers Haus getragen hatte, an den Füßen des Ermordeten fand. Ferner beſchrieb Rogers mit der größten Genauigkeit die Kleidungsſtücke des Mörders, der ihm unter dem Verhör ſehr ſpitzfindig mit der Querfrage kam, ob es nicht ganz beſonders ſey, daß er als Wirth ſich die Kleidertracht der zufällig bei ihm einkehrenden Gäſte ſo genau merke? Rogers antwortete, er habe dazu ſeine giltige Urſache, die er jedoch anzugeben nicht für rathſam finde. Aber als das Gericht und der Gefangene ſelbſt auf eine nähere Erklärung drangen, erzählte Rogers ſeinen Traum, ließ den Paſtor Brown als Beſtätiger ſeiner Ausſage rufen und fügte hinzu, ſeine Frau habe ihm die ernſtlichſten Vorwürfe gemacht, daß er den Hickey habe mit dem Andern ziehen laſſen, da ſie auf dem kurzen Weg nach Carrik dem im Traum geſehenen Bergraſenfleck vorbei mußten. Es kamen nun noch mehrere Zeugen und die Beweiſe wurden endlich ſo ſtark, daß das Gericht den Caulfjeld endlich des Verbrechens ſchuldig erkennen mußte. Als etwas Beſonderes bemerkte man, daß er gerade von ſeinem Namensverwandten, Sir Georg Caulfield, dem damaligen Oberrichter, verurtheilt wurde, welches Amts dieſer ſich im Jahr 1780 entſagte.

Als das Urtheil gefällt war, geſtand Caulfield die That. Es kam heraus, daß Hickey ſich 20 Jahre in Weſtindien aufgehalten hatte, ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen aber mit einigem durch Fleiß und Strebſamkeit erworbenen Geld wieder nach ſeinem Geburtsort in Irland habe ziehen wollen. Das Schiff, mit welchem er zurückreiſte, ward durch widrige Winde aufgehalten und nach Minehead verſchlagen, wo Caulfield als armer, irländiſcher Matroſe ihn traf. Dem guten Hickey ging ſeine Lage ſehr zu Herzen und er unterſtützte ihn mit dem Nöthigen. Auf dieſe Weiſe wurden ſie vertraut und beſchloſſen, mit einander nach Irland zu reiſen. Auf der Reiſe von Minehead hatte man bemerkt, daß Caulfield immer verächtlich von dem kleinen Hickey geſprochen und oft geſagt habe, es ſey doch ein Jammer, daß ein ſo winziger Knirps ſo viel Geld haben ſolle, indeß er ſelbſt keinen Schilling beſäße. Sie landeten zu Waterford, wo ſie ſich einige Tage aufhielten, in welcher Zeit Hickey ſeinen Gefährten ernährte und ihm einige Kleider kaufte. Beide waren auf dem Rathhaus zugegen geweſen, als das Verhör über einen Schuhmacher, der ſeine Frau umgebracht hatte, gehalten worden war. Aber dies hatte nicht den mindeſten Eindruck auf die verhärtete Seele des Caulfield gemacht; denn gerade Tags darauf beging er daſſelbe Verbrechen an ſeinem Wohlthäter Hickey zwiſchen Waterford und Carrik, nah an dem Ort, wo die Verwandten des Letztern wohnten.

Er ging unerſchrocken und feſten Schritts zur Gerichtsſtätte; ſprach zu der ihn umringenden Menge und erzählte, daß er in einem Karthäuſerkloſter erzogen, von welchem er zum Diener William Iges Esq. in der Grafſchaft Kilkeney aufgehoben worden ſey. Von dieſem habe er ſich heimlich wegbegeben, weil man ihn einiger Verſehen wegen beſtraft hatte und ſey ſechs Jahr von Irland entfernt geweſen. Auch geſtand er, daß er mehrmalen die Abſicht gehabt, den Hickey auf dem Weg zwiſchen Waterford und Portlaw zu ermorden; aber, obgleich dieſer Weg nicht ſonderlich beſucht zu werden pflege, wären ihm damals doch immer Leute begegnet, wodurch die That verhindert worden ſey *).

87.

Zwei Freunde aus Arkadien reiſten nach Megara. Der Eine ging zu ſeinem Gaſtfreund, der Andere kehrte in einem Wirthshaus ein. Als der Erſtere ſich zur Ruhe gelegt hatte, kam im Traum ſein Freund zu ihm und bat ihn, ihm beizuſtehen, weil der Wirth ihn ermorden wolle. Er erwachte, ſprang vom Lager und wollte ſeinem Freund zu Hilfe eilen. Bald aber verwarf er dieſen Vorſatz wieder und legte ſich zur Ruhe. Abermals erſchien ihm ſein Freund im Traum, aber blutend, voll Wunden, ſtellte ſich vor ihn, bat ihn dringend, ſeinen Tod zu rächen, da er es verabſäumt habe, ſein Leben zu retten. Sein Körper werde ſo eben auf einem mit Miſt beladenen Wagen dem Thor zugefahren. Er-

---

*) British Mercury 1788.

ſchrocken ſprang der Schläfer auf, eilte zum Thor, ſah den Mißwagen, ließ ihn anhalten und fragte den Fuhrmann, was er geladen habe? Dieſer entſprang, der Todte ward hervorgezogen und der Wirth beſtraft *).

88.

John Stockden, ein Gaſtwirth in Grubſtreet, wurde am 23. December 1695 um Mitternacht in ſeinem Haus von drei Mördern überfallen, beraubt und getödtet. Bald hernach kam eine Weibsperſon in die Straße und ſagte, ſie glaube, daß einer Namens Maynard einer von den Mördern ſey, weil ſie gehört, daß er ſehr viel Gold und Silber hätte. Man befahl daher, ihn aufzuſuchen, allein man konnte ſeiner nicht habhaft werden. Kurz nachher träumte der Eliſabeth, des Thomas Greenwoods Weib, als ob ihr Stockden erſchiene und ihr ein Haus in der Thomasſtraße zeigte, zugleich ihr bedeutend, daß einer von den Mördern daſelbſt wäre. Sie ging hierauf am Morgen dahin und nahm die Maria Buggas, die neben ihr wohnte, mit ſich. Da ſie nun an dem im Traum ihr angezeigten Ort nach Maynard fragte, erhielt ſie zur Antwort, daß er zwar da wohne, aber ausgegangen ſey. Nach Ablauf einer kurzen Zeit erſchien Stockden der Frau Greenwood wieder im Traum, ſtellte ihr des Maynard's Geſicht, mit einem breiten Mahl auf der Seite ſeiner Naſe vor — obgleich ſie ſolchen niemals geſehen hatte — und meldete ihr, daß ihn ein Drahtzieher fangen müßte und er in ei-

---

*) Cicero de divinat. I. c. 27.

ner Kutſche nach Newgate geführt werden würde. Nach geſchehener Nachforſchung traf man einen von dieſem Handwerk an, der ſein vertrauter Freund war und für eine Belohnung von zehn Pfund ihn ins Garn zu bringen verſprach. Er ſchickte zum Maynard und ließ ihn erſuchen, gewiſſer Angelegenheiten wegen in einem öffentlichen Haus bei Hokley in the Hole zu ihm zu kommen. Der Gebetene erſchien und ſpielte mit dem Drahtzieher, bis ein Befehlshaber kam, welcher den Maynard zur Obrigkeit führte, die ihn nach Newgate in einer Kutſche bringen ließ. Als Maynard im Gefängniß war, bekannte er die ſchreckliche That und entdeckte ſeine Rottgeſellen, welche waren: Marſch, Bevil und Mercer. Er ſagte aus, daß Marſch der Anſtifter geweſen, weil er als der nächſte Nachbar des Stockdens gewußt, daß dieſer mit Gold- und Silbergeſchirr wohl verſehen ſey. Und obſchon Marſch bei dem Raub nicht gegenwärtig geweſen, ſo ſey er doch dazu gekommen, als ſolcher getheilt worden und habe Theil an der Beute genommen. Als Marſch argwöhnen mochte, daß ihn Maynard angegeben habe, verließ er ſeine Wohnung. Bald darauf erſchien Stockden der Frau Greenwood wieder und ſchien ſehr mißvergnügt. Er führte ſie zu einem Haus in Oldſtreet, wo ſie niemals geweſen und zeigte ihr eine Treppe, mit dem Vermelden, daß einer von den Thätern daſelbſt wohne. Am folgenden Morgen nahm ſie Maria Buggas mit zu dem Haus, das ihr im Traum war angewieſen worden. Sie fragte eine Weibsperſon, ob nicht einer Namens Marſch daſelbſt wohne? Worauf die Weibsperſon antwortete, daß er öfters dahin käme. Bald hernach ward dieſer Marſch an einem andern Ort in Verhaft genommen. Nach dieſem träumte der Greenwood, daß ſie Stockden über die Brücke, die Burg hinauf und in einen Hof führte, wo ſie Bevil, den dritten Uebelthäter — den ſie zuvor nie geſehen — nebſt einem Weib erblickte. Nach der Erzählung ihres Traums muthmaaſte man, daß es einer von den Höfen des Gefängniſſes wäre und hierauf ging ſie mit der Footmann — die des Stockdens Anverwandte und Haushälterin, auch zu der Zeit ſeiner Ermordung geknebelt worden war — nach Malſhalſea, wo ſie nach Bevil fragten und erfuhren, daß er unlängſt wegen Geldmünzens dahin gebracht und an der Seite des Waſſers gefangen worden, wie der Frau Greenwood ihr Traum angezeigt hatte, in welchem ſie ihn daſelbſt geſehen. Sie verlangten zu ihm gebracht zu werden und als er kam, ſagte er zu Frau Footmann: „Kennt ihr mich?“ Sie verſetzte: „Nein!“ worauf er von ihnen ging. Aber Frau Greenwood betheuerte, er ſey allerdings der Mann, den ſie im Schlaf geſehen habe. Sie begaben ſich hierauf in den Keller, wo die Frau Greenwood ein keckes Weib ſah und ſagte der Footmann heimlich ins Ohr: „dieſe iſt des Bevils Eheweib, die ich im Traum geſehen.“ Sie verlangten, daß Bevil zu ihnen kommen und erſtlich ſeine Perücke aufſetzen möchte, die er zuvor nicht auf hatte. Das kecke Weib ſprach hierauf: „Warum wollt Ihr nochmals mit meinem Mann reden, da Ihr doch ſagtet, Ihr kennt ihn nicht.“ Er kam zum andern Mal und ſagte: „Kennt Ihr mich nun?“ „Nein!“ erwiederte die Footmann. Allein es rührte von einer plötzlichen Furcht her, daß ihr vielleicht ein Schade zugefügt werden möchte, weil ſie, als ſie geknebelt worden, mit Mühe nur ſeinen Händen lebendig entkommen war. Aber ſobald ſie den Keller verlaſſen hatte, meldete ſie der Greenwood, wie ſie ſich erinnere, daß er der Mann ſey. Sie gingen hierauf zum Gerichtsſchreiber und verlangten, daß er nach Newgate geſchafft würde, allwo er die

That bekannte und ſagte: „Zu meinem Herzleid muß ich bekennen, daß ich ſein Mörder bin." Von Mercer träumte der Frau Greenwood nichts, obſchon dieſer auch bei der Ermordung geweſen, jedoch aber in die Ermordung nicht eingewilligt, auch die Footmann beim Leben erhalten hatte. Er war auch entflohen, ohne daß man ihn entdecken konnte, die drei übrigen aber wurden gehangen. Nachdem die Mörder in Gewahrſam gebracht worden, träumte der Greenwood, daß Stockden auf der Straße zu ihr käme und ſagte: „Eliſabeth, ich danke dir, der Himmel vergelte dir, was du gethan."

Dieſe Erzählung ward von dem Lord Biſchof von Glouceſter als wahr bekräftigt, welcher nebſt dem damaligen Diakonus zu York dem Master of the Charterhouse und dem Dr. Alix die Umſtände der vorhergehenden Erzählung von der Frau Greenwood und Frau Buggas vernommen hatte *).

89.

In Moritz „Magazin für Erfahrungsſeelenkunde" (I. 1—185) erzählt Jördens, Lehrer im Waiſenhaus zu Halle, folgenden Traum. Jördens hatte einen Oheim, der Prediger auf dem Land, unweit Halle und ihm, der früh den Vater verlor, mit außerordentlicher Liebe zugethan war. Jördens kindliche Zärtlichkeit mußte alſo auch dem wackern, väterlich ſorgenden Oheim zugethan ſeyn, mithin fand ein inniger magnetiſcher Rapport zwiſchen Oheim und Neffen ſtatt.

Als nun Jördens im zehnten Jahr nach Halle kam, träumte ihm einſt, daß Diebe ſeines Oheims

---

*) Hennings von Träumen. S. 419.

Haus beſtehlen; er ſah ſie einbrechen und die geſtohlenen Sachen fortſchleppen und bemerkte jede Scene der im Traum ihm vorgeſpiegelten Begebenheit. Angſt und Sorge quälten ihn und verließen ihn auch da nicht, als er am andern Morgen mit ſeinen Kameraden zur Schule ging, denen er den merkwürdigen Traum erzählte.

Da ließ ihn ein Fremder aus der Schule rufen. Es war der Oheim, dem er ſeinen beängſtigenden Traum erzählte und von dem ob der Erzählung befremdeten Oheim die Gewißheit empfing, daß er wirklich beſtohlen worden und Alles, wie im Traum ihm erſchienen ſey, ſich zugetragen habe. Der Onkel war aller Kleidungsſtücke, einen alten Rock ausgenommen, beraubt und war zur Stadt geritten, um ſich wieder Kleidungsſtücke zu kaufen.

90.

Ein ähnliches Beiſpiel von räumlicher Fernſicht der Schlafenden erzählt Stilling im „geheimnißvollen Jenſeits“ S. 84: Vor mehreren Jahren träumte die Tochter eines Wirths zu Bedale in Yorkſhire, daß, wenn ſie anderthalb engliſche Meilen weit von der Stadt in einen ihr bezeichneten Garten gehe, ſie unter einem Bienenſtock einen Topf mit Geld finden werde. Sie erzählte den Traum ihrem Vater, der darüber lachte. Bald darauf hatte ſie dieſen Traum noch einmal und bat ihren Vater, mit ihr zu gehen, aber dieſer ward darüber aufgebracht und wollte durchaus nichts davon hören. Sie träumte dieſen Traum zum drittenmal und jetzt wurde der Vater im höchſten Grad unwillig, als ſie ihn bat, mit ihr zu kommen.

Zwei Taglöhner, die in der Wirthsſtube ſaßen, hörten dies mit und verſprachen ihr, ohne des Vaters

Wiſſen mit ihr zu gehen, wenn ſie Niemandem etwas davon ſage. In der folgenden Nacht machte man ſich dahin auf den Weg und das Mädchen verſicherte nochmals vor Gericht, ſie wäre nie vorher an dem Ort geweſen, habe ihn aber, durch den Traum belehrt, gefunden.

Die beiden Männer gruben an der bezeichneten Stelle nach und ſtießen an einen Topf, den das Mädchen deutlich ſah; allein die Schelme ſagten, es ſey blos eine Scherbe, thaten dann, als ob ſie Geräuſch hörten und warfen das Loch ſchnell wieder zu. Man entfernte ſich eiligſt, weil das Mädchen ſehr erſchrocken war; die Taglöhner begleiteten es nach Haus und gingen dann allein in den Garten zurück, wo ſie das Geld wegnahmen.

Das Mädchen beobachtete über den ganzen Vorfall ein tiefes Schweigen, allein ſie merkte bald, daß die Taglöhner in ſehr gute Umſtände gekommen zu ſeyn ſchienen und einer derſelben ſeiner Tochter eine Ausſteuer von 50 Pfd. Sterling (gegen 400 Thlr.) mit gab. Sie theilte jetzt ihren Verdacht ihrem Vater mit, welchen ſie vom ganzen Vorgang unterrichtete.

Der Wirth ging zum Friedensrichter, welcher zugleich Grundherr war und erzählte ihm die Sache. Dieſer verhörte die Taglöhner und brachte ſie zu dem Geſtändniß, daß ſie 500 Pfd. Sterling und eine goldene Schaumünze gefunden hätten. Der Friedensrichter ließ ſich dieſe zeigen und ſie ſchien etwa 20 Pfd. Sterling werth zu ſeyn. Er erklärte ihnen nun, daß Alles, was in einer gewiſſen Tiefe gefunden werde, ihm als Grundherrn gehöre, daß er aber mit der Schaumünze zufrieden ſeyn wolle, wenn ſie von dem übrigen Geld dem Mädchen etwas geben wollten, was ſie ſodann auch thaten.

91.

Kürzlich las man in einer Korreſpondenz aus München in der in der Leipziger Allgem. Zeitung (Jahrg. 1889, Nr. 243): Ein armes Mädchen träumte, ſie ſähe 5 Ziffern im goldenen Schein und ſo deutlich, daß ſie am Morgen noch die Nummern wußte und ſogleich ihre kleine Barſchaft darauf ſetzte. Dieſe 5 Nummern erſchienen nun in derſelben Ordnung, wie das Mädchen ſie geträumt und man zahlte ihr einen Gewinn von 18,000 Gulden aus. Der Berichterſtatter ſchließt dieſe Mittheilung mit der Frage: „Mit welchem Organ kann die Seele in eine nur durch den willkürlichen Zufall beſtimmte Zukunft ſehen? Oder wäre wirklich nichts zufällig und läge Alles in Ordnung vorbereitet? und würde uns nur nach und nach durch verſchiedene Vermittlungen ſichtbar? Die Geſchichte iſt übrigens buchſtäblich wahr.“

92.

Wie ſelbſt in geringfügigen Dingen, der Seele, wenn der Schlaf des Leibs ihre Flügel freier zu entfalten geſtattet, ein ſicherer Blick in die Zukunft geſtattet wird, bezeuge folgendes Beiſpiel. Der Kaufmann W—ch in Leipzig erzählte neulich ſeiner Gattin beim Frühſtück, er habe in der Nacht geträumt, eine Schuldforderung von 100 Thalern, auf deren Wiedererſtattung er ſchon längſt Verzicht geleiſtet, überdies auch der Schuldner von Leipzig entfernt wohnte, werde noch am nächſten Mittag von demſelben und zwar die ganze Summe in Einthalerſcheinen entrichtet werden. Der Traum ging buchſtäblich in Erfüllung.

93.

Eines ähnlichen, nicht von ernſten Folgen begleiteten, ſondern nur die Zukunft abſpiegelnden Traums erwähnt die Herzogin von Abrantes im 2. Bd. S. 126 ihrer „Memoiren". Am Tag vor der Schlacht bei Lonato hatte ſich Junot, damals Adjutant Bonaparte's, viel mit einem Freund Murton beſchäftigt und in der Nacht träumte ihm, auf einem mit Todten und Sterbenden angefüllten Schlachtfeld zu ſeyn. Ein großer vermummter Ritter ſtand vor ihm und kämpfte mit ihm, eine Senſe ſtatt der Lanze führend. Einer ſeiner Hiebe traf ihn in den linken Schlaf. Endlich entfiel dem Ritter das Viſir und Junot ſah ein Skelet vor ſich. Da verſchwand die Rüſtung; der Tod mit ſeinen Hippe allein blieb und ſprach: „Ich habe dich heute nicht faſſen können, aber ich werde einen deiner beſten Freunde ergreifen." Junot erwachte und konnte nicht wieder einſchlafen. Die blutige Schlacht begann. Er ward tödtlich verwundet im Genick und am linken Schlaf, Murton, ſein Freund, hatte den Tod gefunden.

94.

Ein Handlungsdiener in Leipzig träumte kürzlich, als rufe Jemand ſeinen Namen. Er erwachte hierüber und weil er Niemand in der ohnehin verſchloſſenen Stube erblickte, ſuchte er wieder einzuſchlafen. Das Rufen weckte ihn abermals aus dem Schlaf. Wieder entſchlummerte er, als es zum drittenmal und noch lauter rief: Karl, Karl! Der Schläfer verließ nun, vollkommen ermuntert, ſein Lager, unterſuchte das Zimmer und als er Niemanden entdeckte, beabſichtigte er wieder das Bett zu beſteigen, als die Decke der Alkove, in welcher es ſtand, mit lautem Getös einſtürzte.

95.

Beiſpiele der beſtraften Nichtachtung von Warnungsträumen haben wir bereits mehrere dieſer Sammlung einverleibt, doch werden die geneigten Leſer uns nicht zürnen, wenn wir ſie mit einem Ereigniß derſelben Art noch zu vermehren bedacht ſind. Dr. **Criton Mather** theilt in ſeiner Kirchengeſchichte von Neuengland in einer derſelben beigefügten Abhandlung „**the wonders of the invisible world**," die im Jahr 1702 erſchien, folgenden merkwürdigen Traum eines Arzts mit:

„Erſt vor ungefähr 14 Tagen, ſeit ich dieſes ſchreibe, hatte ein Arzt in meiner Nachbarſchaft drei Nächte hinter einander höchſt qualvolle Träume, in denen es ihm vorkam, daß er ertrinke. In der dritten Nacht war der Traum ſo beängſtigend, daß ſein Körper ganz in Schweiß gebadet wurde, wobei er immer glaubte, mit den Wellen zu kämpfen. Noch voll Schweiß kam er am Morgen zu ſeiner Familie und erzählte, was ihn ſo beunruhigt habe. In dieſem Augenblick ſprachen zwei Freunde bei ihm ein, die ihn baten, ſie eine Strecke weit im Boot auf dem Waſſer zu begleiten. Anfangs erſchrack er über dieſe Bitte, weil ihm ſogleich ſein Traum einfiel. Da es jedoch ſehr mildes Wetter war, faßte er ſich und dachte: „„Warum ſollte ich auf Träume achten?““ Er ging alſo mit ihnen, aber noch ehe es Abend wurde, erhob ſich plötzlich ein heftiger Sturm und alle drei ertranken."

96.

Die Fähigkeit der Fernſicht im Traum, welche die Verwandtſchaft des gewöhnlichen Schlafzuſtands mit jenem geſteigerten Grad des Somnambulismus, in welchem der Seele eine freiere Entwicklung ihrer Kräfte möglich wird, beſtätigen hilft, bezeugt ein Mitarbeiter der **Times**, welche unter dem Datum des 16. Auguſt 1829 folgendes Ereigniß zur öffentlichen Kenntniß brachte:

„In der Nacht des 11. Mai 1812 träumte Mr. **Williams** zu Scorrierhouſe bei Redruth in Cornwallis, er ſey in der Vorhalle des Hauſes der Gemeinen zu London und ſähe da einen Mann, der mit einem Piſtol einen eben eintretenden Herrn niederſchöſſe, von welchem Letztern man ſagte, er ſey der Kanzler. Der Traum erſchütterte ihn ſo heftig, daß er darüber aufwachte und auch ſeine Frau weckte, um ihr den Traum zu erzählen. Dieſe bittet ihn, das Nachtgeſicht ſich aus dem Sinn zu ſchlagen. Er ſchläft wieder ein, fährt aber bald wieder auf und erzählt, daß ihm derſelbe Traum noch einmal geträumt habe. Nach dem Einſchlafen erſchreckt ihn das Traumbild zum drittenmal und er ſteht nun zwiſchen 1—2 Uhr auf und kleidet ſich an. Bei dem Frühſtück wird von jenem Traum geſprochen, welchen er am Vormittag zu Fellmuth jedem Bekannten mit allen Nebenumſtänden erzählt. Am folgenden Tag beſuchte ihn ſein Eidam Hr. Tucker von Tremton-Caſtle. Auch dieſem erzählte er den Traum, welcher aber lachend erwiedert, für ein bloßes Phantaſieſpiel der Nacht ſchicke es ſich wohl, daß der Kanzler in die Vorhalle des Hauſes der Gemeinen komme, in der Wirklichkeit aber geſchehe dieſes niemals. Da indeß Williams im weitern Geſpräch das Ausſehen des Gemordeten umſtändlich beſchreibt, erkennt darin Hr. Tucker mit voller Uebereinſtimmung Hrn. Perceval, den Kanzler der Schatzkammer, welchen Hr. Williams eben ſo wenig jemals, als die Vorhalle des Hauſes der Gemeinen geſehen und beſchrieben geleſen hatte. Noch während der Anweſenheit des Hrn. Tucker kömmt die Nachricht, daß am Abend des 11. Mai Hr. Perceval von einem Hrn. Billingham in der Vorhalle der Gemeinen erſchoſſen worden ſey. Später kam Williams nach London und bezeichnete beim Anblick der Vorhalle des Hauſes der Gemeinen genau die Stelle der Mordthat und jeden einzelnen begleitenden Umſtand, was alles mit der Wirklichkeit übereinſtimmte.

97.

Indem aber diejenigen Träume, welche verborgene Miſſethaten ans Tageslicht brachten und eine Beſtrafung des Verbrechers zur Folge hatten, das meiſte Intereſſe einzuflößen geeignet ſind, ſo wollen wir, obgleich auch von dieſer Gattung zwei Fälle in unſerer Beiſpielſammlung ſchon früher aufgenommen worden ſind, dennoch folgende Thatſache erwähnen:

Richard Baker erzählt in ſeiner „Chronik“ Fol. 448. „Im zweiten Regierungsjahr des Königs Jakob von England wurde eine Frau, mit Namen Anna Waters, durch ihren ehebrecheriſchen Liebhaber gereizt, ihren Ehemann zu erdroſſeln und unter den Miſthaufen in einem Kuhſtall zu verſcharren. Als die Nachbarn den Mann vermiſſen und die Frau ſelbſt eine Verwunderung blicken läßt, was ihrem Gatten wohl begegnet ſeyn möge, geſchah es, daß einem Nachbar deſſelben Orts, mit Namen Thomas Haworth, träumte, als ob der Vermißte erdroſſelt und in einem Kuhſtall ſey begraben worden. Die beſondern Umſtände des Traums hefteten die Achtſamkeit des Nachbars auf dieſen Gegenſtand und er hielt ſich verpflichtet, eine Anzeige zu machen. Man fand den todten Körper, nahm das Weib in Verhaft, die auch bei der Unterſuchung das Verbrechen eingeſtand und verbrannt wurde *).

98.

Den Beſchluß unſerer Traumſammlung bilde ein Zeugniß für die Aechtheit des bekannten Sprüchleins: Ehen werden im Himmel geſchloſſen! Dr. Steinbeck in Brandenburg theilt aus ſeiner Praxis fol-

---

*) Dieſelbe Geſchichte findet man bei Webſter in der Unterſuchung von Hexereien, S. 525, §. 19, mit einer kleinen Veränderung wiedererzählt.

genden hieher gehörigen Fall mit: Eine junge Gaſtwirthsfrau, deren Arzt ich ſeit fünf Jahren bin, hatte ſchon als junges Mädchen ſehr lebhafte, vorbedeutende Träume. So ſah ſie im Bild ihren eigenen künftigen Gatten und den ihrer Schweſter mit allen begleitenden Nebenumſtänden, ſelbſt in der ganz neuen Kleidung, in welcher ſie dieſelben, als zur Werbung eigends verfertigt, nicht geſehen haben konnte, vorführen und zwar in einer Zeit, als noch keiner der beiden Männer die Abſicht auch nur entfernt angedeutet hatte. Später litt dieſe Frau ſehr an der Bruſt, erholte ſich jedoch wieder und beſitzt dieſes prophetiſche Vermögen im Traum nach der Verheirathung in noch höherm Grad, ſo daß ſie alle Begebenheiten in der Familie und die anderer ihr befreundeten Perſonen im Traum vorausſieht und die Bilderſprache derſelben vortrefflich zu deuten verſteht *).

---

*) Der Dichter ein Seher. S. 438.

II.

Somnambulismus.

Mit Flammenzügen glänzt
In der Seele Abgrund der Vorwelt Bild
Und ſchießt weit über weiſſagend ſtarkes Geſchoß
In das Herz der Zukunft.

Herder.

Ueber das Schauen der Zukunft im magnetiſchen Schlafwachen läßt ſich Profeſſor Dr. Naſſe (Kieſer's Archiv f. d. thier. Magn. Bd. III. Heſt I. S. 27 ſſ.), wie folgt, vernehmen: In früherer Zeit, wo die Betrachtung der Erſcheinungen der Welt und des Lebens noch friſcher, wo die Geltung des vom Menſchen Erdachten noch geringer war, ſcheinen die Vorgänge des Schlafs, des Traums, des Wahnſinns ꝛc. einer ſolchen freiern Betrachtung die geheimnißvolle Tiefe ihres Weſens geöffnet zu haben, die ſich dem auf ein Begreifen und Erklären nach den Lehren der Schule ausgehenden Streben der neuern Zeit wieder verſchloß. Eben ſo findet man das ſich unter gewiſſen Bedingungen im Menſchen äußernde Vermögen, in die Zukunft zu ſchauen, im Alterthum unbefangener aufgefaßt, als von den Schriftſtellern einer ſpätern und vor allen der neuern Zeit. Durch die Nachrichten des Diogenes Laertius, Plutarch, Cicero u. A. wiſſen wir, daß Pythagoras und mehrere griechiſche Philoſophen nach ihm, an jenes Vermögen des Schauens zukünftiger Dinge geglaubt haben. Nach Cicero's Worten zu ſchließen, war der Pantheiſt Xenophanes aus Colophon der einzige Zweifler dieſer Wahrheit unter den philoſophiſchen Forſchern der Griechen. Daß noch ſpäterhin der Glaube an jenes Vermögen unter den Philoſophen allgemein geweſen, bezeugen Cicero's Worte: **Reliqui omnes, praeter Epicurum, balbutientem de natura Deorum, divinationem probaverunt.** Außer daß Plato im Phädrus ſowohl als im Timäus von jenem Vermögen, ohne einen Zweifel dagegen zu äußern, redet, ſpricht er zugleich dem Verſtand allen Antheil an demſelben ab. Beſonders war Zeno's Schule der Annahme eines ſolchen Vermögens der Seele günſtig. Mit dem Herannahen der neuen Zeit erſcheint die Zahl der Zweifler im Zunehmen, bis zuletzt von Cicero in ſeinem zweiten Buch **de Divinatione**, offenbar der übrigen damals geltenden Weltanſicht gemäß, das Vermögen, in die Zukunft zu ſchauen, als etwas ganz Nichtiges verworfen wird. — Zu Anfang der neuen Zeit ſehen wir indeß den zu Ende der alten hintangeſetzten Glauben in den geiſtig erfriſchten Gemüthern der Sache nach völlig gleich, wenn auch in der Form verſchieden, wieder hervortreten. Die Geſchichten der vorletzten Jahrhunderte ſind Zeugen, in welcher Ausbreitung er ſich, erfolglos angefochten, bei den europäiſchen Völkern erhielt, bis er in der neueſten Zeit bei einer Weltanſicht, deren Uebereinſtimmung mit der von Cicero nicht zu verkennen iſt, von Neuem völlig verworfen ward.

Bekanntlich unterſcheidet ſchon Plato im Phädrus eine Vorherſagung der Beſonnenen und eine der Begeiſterten. Nach Cicero nahmen die Stoiker zwei Arten der Divination an: **unum (genus) quod particeps esset artis, alterum quod arte careret** (eine künſtliche und eine inſtinktartige Weiſſagungsgabe), jene Art entſpringend aus der Beobachtung des Gegenwärtigen und der darauf geſtützten

Vermuthung; dieſe aus der Erhebung des Geiſts zu einem Vorempfinden des Zukünftigen. Alſo entweder ein Schauen oder ein Schließen, ein unmittelbares oder mittelbares Erkennen. Das Schauen der Zukunft hielten die Alten hoch, das Vermuthen derſelben mit Recht gering. Der frühern Anſicht gemäß ſagt Cicero von dem erſten: Carent autem arte ii, qui non ratione aut conjectura, observatis ac notatis signis, sed concitatione quadam animi, aut soluta liberoque motu futura praesentiunt *). Im Sinn der Neuern ſucht dagegen Mesmer (in ſeinen Erklärungen befangen von der mechaniſchen Philoſophie der Franzoſen, zu denen er, von ſeinen Landsleuten verkannt, Zuflucht nahm) die Möglichkeit, wie künftige Dinge vorempfunden werden können, durch die Vergleichung dieſes Empfindens mit demjenigen eines Manns deutlich zu machen, welcher von einer Anhöhe herab einen Fluß ſammt einem auf demſelben herabſchwimmenden Nachen gewahr wird und der nun zu gleicher Zeit den Raum, welchen der Nachen ſchon durchlaufen hat und den, welchen er noch durchlaufen ſoll, überblickend, die Wirkung in der Urſache empfindet (Mesmerismus, S. 203), alſo wie Cicero in der eben angeführten Stelle von der künſtlichen Divination ſagt: ratione aut conjectura, observatis ac notatis signis. Auf ähnliche Weiſe haben auch andere Schriftſteller über den Magnetismus ſchon vor Mesmer das bei dem magnetiſch Schlafwachenden zuweilen vorkommende Schauen der Zukunft zu erklären geſucht.

Aber von den ſchlafwachenden Perſonen, wenn ſie über die Weiſe, wie ſie zum Vorherwiſſen des Künftigen gelangten, befragt wurden, ſagte noch keine: ich berechne das künftige Ereigniß, ich ſchließe

---

*) De Divin. L. I. c. 18.

auf daſſelbe aus mir bekannten Urſachen, ſondern: ich ſehe das künftige Ereigniß voraus, oder: es kommt auf eine mir unbegreifliche Weiſe zu meinem Bewußtſeyn. Dieſes Erkennen des Zukünftigen geſchieht auch nicht allmählig, ſondern plötzlich.

Was die Schlafwachenden vorausſagen, kann von doppelter Art ſeyn. Entweder wird das vorausgeſehene Ereigniß von dem Augenblick ſeiner Vorherſagung an blos durch den Lauf der Natur außer dem Menſchen, d. h. ohne daß irgend ein menſchlicher Wille an der Vorbereitung deſſelben Antheil hätte, hervorgebracht; oder es iſt ein ſolches, woran eine Einwirkung dieſer Art nach dem Augenblick des Vorausſehens mehr oder weniger Antheil hat. Manche Entwicklungsvorgänge, ſo wie die Anfälle periodiſcher Krankheiten, die zu einer beſtimmten Zeit, auf eine beſtimmte Weiſe eintreten, ohne ſich von dem geiſtigen Einfluß des Menſchen irre machen zu laſſen, gehören zur erſten Klaſſe; zur andern aber, wo ein Ereigniß vorausgeſagt wird, deſſen Erfüllung erſt von einem menſchlichen Wollen abhängt, ohne daß dieſes Wollen zur Zeit der Vorausſage ſchon vorhanden iſt, weil ſelbſt zu dieſer Zeit noch die Urſache des vorausgeſagten Ereigniſſes fehlt; es kann alſo aus der noch nicht vorhandenen Urſache auch noch nichts erkannt oder empfunden werden.

Vergleicht man mit dieſen allgemeinen Bemerkungen die Vorausſagungen der Somnambulen, ſo iſt bemerkenswerth, daß, was die im Lauf der Natur außerhalb des menſchlichen Körpers erſcheinenden Ereigniſſe betrifft, jene Schlafwachenden ſelten Ereigniſſe dieſer Art vorausſagen. Von dem bevorſtehenden Wechſel der Witterung wiſſen ſie nichts Gewiſſes, obgleich man denken ſollte, bei der leiſen Empfänglichkeit ihres meiſt nervenkranken Körpers für atmoſphäriſche Einflüſſe müſſe die Berechnung eines Witterungswechſels ihnen vorzüglich leicht ſeyn.

Von den Vorausſagungen über Veränderungen des eigenen Körpers, wie ſie bei magnetiſch Schlafwachenden am häufigſten vorkommen, könnten ſich allerdings manche auf Berechnung gründen. Die vorausſagende Perſon kann ſich durch Aufmerkſamkeit auf die früher dageweſenen Anfälle der bei ihr vorhandenen Krankheit der Regel bewußt geworden ſeyn, nach welcher die Anfälle im Verlauf der Krankheit eintreten und dann aus Kenntniß dieſer Regel die Zeit des Eintritts der Anfälle vorausbeſtimmen. Wie aber erklärt man Vorausſagungen der Schlafwachenden, die von Verletzungen beſtimmter Theile ihres Körpers handeln, deren äußere Urſachen auf Tag und Stunde vorhergeſagt wurden? Fälle ſolcher Art hat bekanntlich Wienhold erzählt. Ein ähnlicher kam mir in dieſen Tagen bei einer unter meiner Leitung magnetiſch behandelten Kranken vor. Nachdem dieſe in ihrem Schlafwachen vorausgeſagt, ſie werde ſich am folgenden Morgen nach ihrer Rückkehr aus dem Krankenhaus in ihre Wohnung den Kopf blutig fallen, was, wie ſie hinzufügte, Niemand verhindern könne, ſandte ich am Morgen nach der Vorausſagung frühzeitig zu ihr hin, um das Ereigniß zu verhüten; allein der zu ihr geſandte Aufwärter fand ſie ſchon vor der Thür ihres Wohnzimmers mit blutiger Stirn auf dem Boden liegen. Die Möglichkeit, daß die Kranke die Vorausſage auf den Zuſtand ihrer Kräfte gebaut habe, läßt ſich bei der geringen Verſtandskraft und wenigen geiſtigen Bildung jener Kranken nicht denken.

Mag immerhin ein erfahrner Arzt ein nah bevorſtehendes Erkranken, einen nur wenige Tage entfernten Tod vorausſehen, aber den Tag eines erſt nach Monaten bevorſtehenden Krankwerdens oder Sterbens iſt er nicht vorauszuſehen im Stand. Hier hilft Mesmer's Gleichniß vom Mann auf der Anhöhe nicht aus; zu einer ſolchen Vorausſage durch Berechnung würde nicht blos eine Schätzung der Lebenskräfte der mit dem vorausgeſagten Ereigniß bedrohten Perſon gehören, wie ſie keinem Arzt möglich iſt; ſondern es müßten zu ihr auch alle körperlichen Einflüſſe, die nach der Zeit der Vorausſage auf das Leben jener Perſon verändernd einzuwirken im Stand wären, alle Einflüſſe der Nahrung, der Witterung, des Bodens ꝛc., ſo wie nicht minder alle geiſtigen Einflüſſe, die nicht blos von Seiten jener Perſon, ſondern auch von Seiten anderer Perſonen in die Entſtehung des vorausgeſagten Ereigniſſes einzugreifen vermöchten, alſo auch wieder die Handlungen anderer Menſchen und deren Beſtimmungsgründe in die Berechnung mit aufgenommen ſeyn und Berechnungen dieſer Art ſollen ſchlafwachende Mädchen ohne alle Vorbereitung in wenigen Augenblicken zu Stand bringen! So nimmt man ein Wunder zu Hilfe, um ein anderes aus dem Weg ſchaffen zu können.

Wo von magnetiſch Schlafwachenden Ereigniſſe vorausgeſagt werden, zu denen ein menſchliches Wollen erforderlich iſt, das aber erſt nach der Zeit der Vorausſage in That übergehen ſoll, da ſind unſere Erklärungen aus Vermuthung, Berechnung ꝛc. ebenfalls ſelten zureichend.

Ständen die erfüllten Vorausſagungen der magnetiſch Schlafwachenden für ſich allein da, ſo könnte das die Annahme für blos eingetroffene Vermuthungen etwas begründen helfen; allein wir ſind gezwungen, einzuräumen, daß ſie ſich andern in Erfüllung gegangenen Vorausſagungen, die in Zuſtänden verwandter Art ausgeſprochen wurden, auf das engſte anreihen und eben der Umſtand, daß es auch ſolche andere gibt, die mit ihnen eine große Aehnlichkeit zeigen, ohne aus Berechnungen und Vermuthungen erklärbar zu ſeyn, iſt ein Hauptgrund gegen jene Annahme.

Das Schauen des Zukünftigen, wie es in dem vom ſtörenden Einfluß des Körperlichen freiern Traum und in den letzten Augenblicken des zeitlichen Lebens ſchon ſo oft beobachtet worden, zeigt uns allen Merkmalen nach dieſelbe Erſcheinung, wie das Schauen des Zukünftigen im magnetiſchen Schlafwachen. Schwerlich möchte nun aber die Seele in jenen das Herausſtreben aus den irdiſchen Banden begünſtigenden Zuſtänden zu irgend etwas weniger geneigt ſeyn, als zu ſolchen faſt allein die Thätigkeit des Verſtands in Anſpruch nehmenden Beſchäftigungen, wie ſie zu einer Ausmittlung des Zukünftigen auf dem Weg der Berechnungen und Vermuthungen erforderlich ſeyn würden.

Vergleicht man die jetzt bereits nicht mehr unbeträchtliche Anzahl von Fällen, wo im Traum, im Schlafwachen, im Zuſtand vor dem Tod ein Schauen der Zukunft ſtatt gefunden, unter einander; ſo ergibt ſich aus allen ein gleichförmiges Geſetz. Der Kreis, in deſſen Umfang die Schauenden das Zukünftige erkennen, ſo wie der Grad von Gewißheit, womit ſie es erkennen, ſind allerdings verſchieden; einige magnetiſch Schlafwachenden ſehen nur die Dauer ihres Schlafs, ihre nächſten Krankheitsanfälle voraus; andere ſchauen weiter; ſie ſagen Krankheiten vorher, welche ſie erſt nach Jahren erleiden werden; in einem geiſtig beſchränktern Zuſtand ſieht die ſchlafwachende Perſon nur das voraus, was ſie allein betrifft, in einem freiern Zuſtand dagegen auch ſolche Ereigniſſe, die andern ihr bekannten Menſchen bevorſtehen, ſo wie nicht minder Handlungen, welche Andere verrichten ſollen; es gibt Fälle, wo die vorausbeſtimmte Stunde nicht zutraf, wo die vorausgeſagte Handlung nicht ganz ſo war, wie ſie vorausgeſagt wurde, dagegen wieder andere, wo die Vorausſagung auf das Genaueſte erfüllt ward. Aber immer, ſowohl in magnetiſchen, als in andern Zuſtänden, war der Blick in die Zukunft deſto freier, deſto ſicherer, je weniger die Seele in Verſtandsbeſchäftigungen, im Wahrnehmen körperlicher Eindrücke, in Luſt oder Schmerz befangen, je weniger ſie auf irgend eine Abſicht gerichtet, kurz je weniger ihre Aeußerung einer weniger beſchränkenden Form unterworfen war. Allerdings gibt es auch Fälle, wo die magnetiſch Schlafwachenden ſich in ihren Vorausſagungen irrten. Aber die, welche ſolche Fälle erzählen, ſollten nie anzugeben unterlaſſen, wie die ſchlafwachende Perſon in dem Augenblick des falſch-befundenen Vorausſehens ſich im Uebrigen verhielt.

Daß die magnetiſch Schlafwachenden neben dem Ereigniß gewöhnlich auch die Zeit, wo daſſelbe eintreffen wird, vorausſehen, dürfte mehr auf die niedere Natur des Zuſtands deuten, worin dieſes Vorausſehen geſchieht, wenn auch die Vorausſage dadurch allerdings beſtimmter wird. Der Geiſt, welcher das Kommende außer aller Zeitſchranke ſieht, iſt unſtreitig freier, als der, bei dem das Gegentheil ſtatt findet. In dem zeitfreieſten Weſen muß das Bewußtſeyn einer Zukunft nicht einmal mehr möglich ſeyn. In der That findet man auch in den Prophezeiungen ſolcher Menſchen, die durch eine höhere Vergeiſtigung, als die der magnetiſch Schlafwachenden iſt, nämlich durch eine dauernde ſelbſterrungene Reinigung zu dem Schauen der Zukunft gelangt ſind, die Zeit des verkündeten Ereigniſſes ſelten oder nie mit angegeben. Und hierin ſcheint eben ein Hauptunterſchied zu liegen zwiſchen dem im magnetiſchen Zuſtand vorkommenden Vorausſehen und jenen Prophezeiungen der höhern, mit unſern Schlafwachenden allerdings nicht zu verwechſelnden Seher.

Zu dieſer Verſchiedenheit Beider geſellen ſich noch andere. Wenn die magnetiſch Schlafwachenden in ihren Vorausſagungen ſelbſtſüchtig erſcheinen, wenn ſie hauptſächlich nur das ſehen, was ihren Körper angeht, ſo betreffen dagegen die Verkündigungen jener höhern Seher nur das, was das geiſtige Leben, was deſſen Reinigung, was die wahre Wohlfahrt Anderer angeht. Auf einen nicht minder bedeutenden Unterſchied hat Eſchenmeyer aufmerkſam gemacht, nämlich, daß von unſern magnetiſch behandelten Kranken nur einzelne Ereigniſſe, von jenen Sehern hingegen umfaſſende Weltbegebenheiten vorausgeſehen werden. Die magnetiſch Schlafwachenden bedürfen ferner zur Steigerung ihrer Geiſteskraft des Beiſtands eines andern auf ſie einwirkenden Menſchen; jenen Reinen iſt hingegen die Klarheit ihres Schauens durch Hilfe eines höhern Beiſtands zu Theil geworden. Jene ſind durch die zu reizbare Stimmung ihres Nervenſyſtems in den Zuſtand verſetzt worden, der zuweilen eine Erhebung zum Schauen zukünftiger Ereigniſſe möglich macht; dieſe haben ſich zu ihr durch ein gereinigtes Leben vorbereitet. Der höhere Seher ſieht endlich die Zukunſt mitten im Wachen, auch ſchon hier freier geworden von den Banden des Sinnenlebens, da hingegen die Schlafwachenden erſt künſtlich, durch den Zuſtand des Schlafs, den Sinnenſchranken entrückt werden müſſen.

Iſt es nun ein Irrthum, den höhern Weiſſagenden die niedern des magnetiſchen Schlafs gleich zu ſetzen, ſo dürften doch durch alle die angeführten Verſchiedenheiten der Entſtehungsweiſe, des Umfangs, der Zeitbeſtimmung u. ſ. w. jene von dieſen nicht in dem Maas geſchieden werden, daß beide nicht wenigſtens in pſychologiſcher Hinſicht zu Einer Gattung zu rechnen wären. Darum, weil es ein höheres Hellſehen gibt, braucht die Quelle, woraus das niedere entſpringt, nicht gerade eine böſe, nur Gefahr bringende zu ſeyn.

Die Behauptung, daß im Traum, der doch ein dem Schlafwachen verwandter Zuſtand iſt, nur der ſchlechtere Theil unſeres Selbſt geſchäftig ſey, kann blos von demjenigen Traum gelten, zu welchem krankhafte oder ſündhafte Rückwirkungen des Körperlichen auf das freiere Streben des Geiſts, wie es im Schlaf ſtatt findet, den Stoff bieten; nicht aber von dem reinen durch einen ſolchen Einfluß nicht getrübten *). Der Duft einer Blume iſt von gleicher Art, wenn auch von noch ſo verſchiedener Stärke, die Blume mag ſich in der künſtlichen Anſtalt eines Treibhauſes oder an dem allerquickenden Licht der Sonne entfaltet haben.

Die Art und Weiſe, wie das Zukünftige zum Bewußtſeyn kommt, dürfte für jede wahre Divination ſich gleich verhalten. Auch bei den höhern Sehern tritt das Schauen, ſo viel ſich aus ihren Erzählungen ſchließen läßt, auf einmal ein; auch bei ihnen geht kein Berechnen der Vorausſagung vorher. Auch die magnetiſch Schlafwachenden müſſen, wenn ſie das zukünftige Ereigniß ſchauen ſollen, im Augenblick des Schauens, wenigſtens in einem gewiſſen Maas, von den Banden des zeitlichen Lebens freier werden. Und daſſelbe muß unſtreitig auch bei der Divination im Traum und vor dem Tod geſchehen, zwiſchen welchen beiden Zuſtänden das Schlafwachen mitten inne zu ſtehen ſcheint."

Dieſer Erklärungsweiſe der geſteigerten Seelenkräfte des Somnambuls kömmt die von Kieſer im 2. Bd. ſeines „Syſtem des Tellurismus" (S. 174 ꝛc.) gegebene Divination am nächſten. „Das Fernſehen in der Zeit beim wachenden Menſchen, ſowohl der vergangenen als zukünftigen Zeit (Rückerinnerung und

---

*) Man ſehe über dieſe Verſchiedenheit der Traume ſchon Plato (de republ.) und Cicero (de Div. I. c. 29).

Vorausſage), geſchieht durch die Erkenntnißſeite der menſchlichen Seele. Der wachende Menſch erkennt und beſtimmt Vergangenes und Zukünftiges, erſteres durch Anreihen der ſpätern Ereigniſſe an die frühern in der Geſchichte, alſo durch geſchichtliche Erkenntniß, letzteres durch Kenntniß der Naturgeſetze, ſo daß Ereigniſſe beſtimmt werden können, die vor 1000 Jahren ſtatt gefunden haben, ſo wie ſolche, die nach 1000 Jahren ſtatt finden werden, z. B. Sonnen- und Mondfinſterniſſe. — Das Fernſehen in der Zeit beim ſchlafenden Menſchen iſt aber entgegengeſetzter Natur. Hier tritt ſtatt der Erkenntnißſeite die Gefühlsſeite der Seele auf, es iſt hier alſo von keinem Bewußtſeyn der Naturgeſetze, nach deren ungeſtörtem Verlauf ein Ereigniß geſchehen ſeyn muß, oder in Zukunft geſchehen wird, die Rede; eben ſo wenig von Schlüſſen und Begriffen des Verſtands, ſondern dies Offenbarwerden iſt ein inſtinktmäßiges Fühlen der Naturgeſetze, nach welchen ſich ein künftiges Ereigniß bilden muß.“

Diejenigen, welche die ihnen unbegreiflichen Erſcheinungen in der Natur in das Gebiet des Fabelhaften oder des Aberglaubens verweiſen, beriefen ſich zur Begründung ihrer Zweifel hinſichtlich der ſcheinbar übernatürlichen Seelenkräfte der Somnambulen im Zuſtand des Hellſehens darauf, daß in den gewöhnlichen Fällen der Kranke mitten unter den erhabenſten Sprüchen auch viel abſurde Viſionen zur Mittheilung bringt, welche die Erhebung des Gemüths nicht zu fördern geeignet ſind. Dahin gehören z. B. die Erſcheinungen von Schutzgeiſtern, Kobolden u. ſ. w., insbeſondere auch die faſt täglich wiederkehrende Erfahrung, daß die Anſchauungsweiſe jener Kranken ſelbſt im Zuſtand des Hellſehens von den Einflüſſen der Erziehung bedeutend gefärbt ſey. So drang der Knabe Görwiz auf die baldige Taufe eines Kinds und pries die Untrüglichkeit der Kirchenuhr ſeines Wohnorts vor allen Uhren der Weltleute *) und jene Berliner Jüdin empfahl die Wirkſamkeit eines in hebräiſcher Sprache abgefaßten Gebets **). Eine Mahomedanerin würde demnach im Zuſtand der Clairvoyance die Dämonen mit dem Koran vertreiben wollen. Und da nun in dieſer Welt der Täuſchung Jeglicher ſeinen Glauben als den wahren anpreißt, im Lichtreich aber der Irrthum ſchwinden muß, weil die Wahrheit ewiglich nur in Einer Geſtalt ſich zeigt, ſo dürfte der Gemäßigte allenfalls den Ausſpruch wagen: So wie die Ausſage eines Zeugen durch einen einzigen Widerſpruch verdächtigt wird, eben ſo iſt man berechtigt, nur mit Mißtrauen ſolche Mittheilungen aus der Region des Lichts zu vernehmen, die einen ſtarken Beiſatz von Aeußerungen haben, welche die Eindrücke der Erziehung verrathen.

Auf dieſe Einwendung gegen die Möglichkeit eines magnetiſchen Hellſehens ließe ſich mit Kieſer ***) Folgendes erwiedern: „Da der Menſch, er mag wachen oder ſchlafen, nur ſeinem Volk und ſeiner Zeit angehört, ſo kann, wie der wachende Vernunftmenſch ſeine Ideen nur in diejenige Form und Sprache einkleiden kann, die ſein Zeitalter und ſein Volk ihm darreicht, auch hier die plaſtiſch bildende Phantaſie ihre Anſchauungen nur in der Form geſtalten, die ihr das äußere Leben gibt, ſo daß die Ideenanſchauung des wachenden Lebens hier nur plaſtiſch verkörpert erſcheint. Die Phantaſiebilder ſind daher ihrer Form nach verſchieden in den verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern. Der Viſionär der alten Welt kleidet ſeine Anſchauungen in die Geſtalt ſeiner Götter; dem Patriarchen im A. T. erſchien der einige Gott; dem Hellenen die olympiſchen Gottheiten; dem aufgeklärten Römer ſein Schutzgeiſt; dem Seher der neuen Welt aber erſcheinen dieſe Geſtalten aus ſeiner Religionsmythologie entlehnt, als Heilige, Mutter Gottes, Chriſtus *). So bildete das Zeitalter der Hexenproceſſe, in welchem an perſönliche Einwirkung eines perſönlichen Teufels geglaubt wurde, auch in den Viſionen der Hexen die Geſtalt deſſelben und ſo unterſcheiden ſich ſelbſt in neuerer Zeit die Somnambulen der verſchiedenen Religionsformen auf merkwürdige Weiſe, indem nämlich die proteſtantiſchen Somnambulen auch ihre Phantaſiebilder in einfacher proteſtantiſcher Geſtalt ſehen, die katholiſchen hingegen ſie in die Einwohner ihres Heiligenhimmels hypoſtaſiren. Wenn daher Bendſens Somnambule **) nur eine Taube ſah, in welcher ſich ihre Anſchauung offenbarte, oder Gott den Herrn als die reinſte Sonne im höchſten Glanz ***), ſo ſehen katholiſche Somnambulen Heilige und Engel, die mit ihnen reden."

---

*) Richard's natürl. magn. Schlaf. Leipz. 1837. S. 114.

**) Selma, die jüdiſche Seherin. Berlin 1838.

***) A. a. O. II. S. 198.

„Hinſichtlich der größern oder geringern Ausbildung gibt es dann, wie im Reich der Ideen vom rohen Begriff des Kinds bis zur klaren philoſophiſchen Idee des höchſtgebildeten Weiſen unendliche Stufen ſind, gleichfalls eine große Mannichfaltigkeit. Im niedern Grad, wo das Phantaſiebild noch nicht objektiv geworden, entſteht die Anſchauung als unmittelbares Fühlen, deſſen Grund der Somnambul noch nicht anzugeben weiß. Iſt die plaſtiſche Kraft des

---

*) Daher erſcheint unſern Somnambulen niemals der heil. Geiſt, weil unſere Religionsmythologie denſelben nicht anthropomorphiſirt, ſondern höchſtens in ſymboliſcher Geſtalt als Taube darſtellt.

**) Kieſer's Archiv ꝛc. Bd. X.

***) Ebend. Bd. IX. St. 2. S. 188.

Phantaſielebens intenſiver, ſo glauben die Somnambulen eine fremde Stimme zu hören, die in ihrem Innern zu ihnen redet oder von Außen zu ihnen ſpricht, z. B. der Dämon des Sokrates, Plotin ꝛc. In noch höherm Grad bemächtigt ſich das plaſtiſch geſtaltende Phantaſieleben auch der äußern Sinne. Es entſtehen Sinnestäuſchungen des Auges, Ohrs ꝛc., wie beim zweiten Geſicht. Drückt ſich das innere Gefühl durchs Auge aus, ſo entſtehen die hypoſtatiſchen Geſtalten der Geſpenſter, der Viſionen von Heiligen, die zu ihnen reden und auf ſie einwirken. In andern Fällen iſt das Ohr das vermittelnde Sinnesorgan und der Somnambul hört blos einen Ton, Geräuſch, wie bei den Anzeichen und Vorbedeutungen. Auf der höchſten Stufe bildet das Phantaſieleben der Nacht ſeine Geſtalten auch ganz individuell und in geſchichtlicher Form aus, ſo daß es denſelben eine eigenthümliche Lebensgeſchichte leiht. Hieher gehören alſo die Lebensgeſchichten der Schutzgeiſter, die manche Somnambulen bis ins kleinſte Detail ausgeführt erzählen. Gleicherweiſe bilden ſich dann, wie hier die Produkte des pſychiſchen Gefühlslebens, ſo auch die Produkte des niedern weiblichen Gefühls plaſtiſch aus. Widerwärtige, örtliche Gefühle erſcheinen den Somnambulen als organiſche Fehler, Würmer, Polypen ꝛc., da ſie doch nur in abnormer Thätigkeit dieſer Organe begründet ſind; im höhern Grad des plaſtiſchen Phantaſielebens erſcheinen ſie ihnen als böſe Dämonen, als der Teufel ſelbſt, von dem ſie beſeſſen ſind, wie bei den Beſeſſenen, oder mit denen ihr Leben im Bund ſteht, wie bei den Hexen und Zauberern und die ihre Krankheit erregen *), welche Geſtalten alſo nur die Geiſter ihrer

---

*) So erſchienen dem Somnambulen Arß deſſen Krampfzuckungen als Schläge ſeines geiſtigen Begleiters. (Kieſer's Archiv, Bd. VI. S. 66.)

Krankheiten ſind, die das Phantaſieleben verkörpert; hingegen wohlthuende Gefühle nehmen die Geſtalt von Engeln, Freunden, Verwandten an, die ihnen Hilfe bringen und die Dämonen verjagen."

Auch daß mehrere Somnambulen von fremden Planeten Kunde hatten, darf nicht als abſichtlicher Betrug getadelt werden, ſondern es iſt dadurch ein Fernſehen des ſchlafenden Gefühlsmenſchen in unendliche Räume anzunehmen; ſo wie ja auch der wachende Menſch in unendliche Zeiten fernſehend iſt, weil die Zeitgeſetze anderer Himmelskörper ſeinem geiſtigen Auge offenbar, wenn er die Umlaufszeiten der Planeten und Kometen berechnet. Wie alſo hier durch wiſſenſchaftliches Fernſehen in Zeit und Raum räumliche und zeitliche Entfernung zur Gegenwart, Raum und Zeit durch die Vernunft des wachenden Menſchen beſiegt wird, ſo findet daſſelbe auf der höchſten Stufe des Nachtlebens im hell- und fernſehenden Somnambulismus ſtatt, nur daß jenes Fernſehen hier nicht mehr durch die Erkenntnißſeite der Seele geſchieht, ſondern durch die Gefühlsſeite vermittelt wird. Daher fühlt der ſchlafende Nachtmenſch vermöge der Thätigkeit ſeines pſychiſchen Gefühls die räumlichen Verhältniſſe auch der entfernteſten Dinge und beſtimmt ebenfalls durch ſeine äußern und innern Nachtſinne die räumlichen Verhältniſſe nicht nur des Erdkörpers, ſondern ſelbſt anderer Weltkörper *).

Eben ſo fühlt der Somnambul auch die zeitlichen Verhältniſſe ſelbſt der entfernteſten Begebenheiten rückwärts und vorwärts und ſelbſt die Zeitgeſetze des Lebens anderer Weltkörper müſſen ſeinem Gefühl offenbar werden, ſo daß er kosmiſche Ereigniſſe vorauszuſagen vermag; aber dies Fernſehen in der Zeit iſt nicht das der Geſchichte und Philoſophie, welches

---

*) Kieſer, Syſtem des Tellurismus. II. S. 341.

mit Bewußtſeyn ſeiner Thätigkeit die ganze Succeſſion der Begebenheiten vor ſich hat, ſondern es iſt das der Phantaſie, welches ſeiner ſelbſt unbewußt, den Abdruck der Begebenheiten in ſeinem Innern anſchaut. Das ſomnambule Fernſehen in Zeit und Raum iſt daher nicht unerklärlicher, als das Fernſehen in Zeit und Raum bei wachenden Tagmenſchen. Der Unterſchied liegt nur darin, daß der Somnambul reflexionslos fühlt, daher auch das zwiſchen der Gegenwart und Entfernung Liegende nicht achtet, hingegen der wachende Vernunftmenſch, als reflektirend, auch die Zwiſchenſtufen erkennt und ſie neben dem Entfernten, auf welches er ſeine Aufmerkſamkeit richtet, weiß, was dort nicht ſtatt findet und da nur das wunderbar iſt, was über die beſtimmten Geſetze hinausliegt, ſo iſt einerſeits allerdings das ſomnambule Fernſehen für den wachenden Menſchen, der nur die Geſetze ſeines Lebens kennt, aus denſelben unerklärbar, andererſeits iſt aber das intelligente Fernſehen für den ſchlafenden Menſchen aus den Geſetzen ſeines Lebens ebenfalls unerklärbar und nur die höhere Phyſiologie und Pſychologie, die wachendes und ſchlafendes Leben umfaßt und erklärt, kann das Wunderbare beider Lebensſphären aufheben, indem ſie die allgemeinen Geſetze der Natur in ihnen wiederfindet.

Auch muß ſich das Fernſehen in der Zeit und das Vorausbeſtimmen zukünftiger Ereigniſſe ſelbſt auf ſogenannte zufällige Ereigniſſe erſtrecken, indem der wachende Verſtand nur das zufällig nennt, deſſen Nothwendigkeit er nicht einſieht, aber Alles und Jedes nach genau beſtimmten Geſetzen geſchieht und es daher keinen Zufall geben kann; eben ſo kann auch das Eintreffen vorausgeſagter Ereigniſſe durch den freien Willen des Menſchen behindert werden, weil nach dem allgemeinen

Geſetz des Lebens Nothwendigkeit und Freiheit ſich gegenſeitig beſchränken *).

99.

Eſchenmeyer **) berichtet von zwei Somnambulen, die den Todestag des Königs von Würtemberg lange vorher prophezeihten. Die erſte Vorherſagung geſchah im Jahr 1812, am 12. Juli in Gegenwart des Hofmedikus Kl..., des Oberfinanzraths St...., deſſen Frau und Tochter. Sie lautete: „S.***) ſtirbt im Jahr 1816 zwiſchen dem 18. und 20. April auf ungewöhnliche Weiſe. (zu Kl...) Zu dir wird noch vorher geſchickt werden und eine andere Perſon (die ſie nannte) wird vorangehen.“ Oft ſagte dieſe Kranke, Mademoiſelle W....., daß die Anweſenden nur das von ihren Divinationen als wahr annehmen dürften, was ſie in den nachfolgenden Kriſen beſtätigen würde. Dies war der Grund, warum man ihre erſten Ausſagen immer wieder als Fragen in den folgenden Kriſen ihr vorlegte. Auf die gleiche Frage in einer ſolchen Kriſe, deren Datum unbekannt iſt, antwortete ſie: „Das Jahr des Tods ſey zuverläſſig, aber in dem Monat könne ſie ſich irren.“ Frau St..., die Pflegerin der Kranken, von welcher Eſchenmeyer nebenbei bemerkt, „daß ſie in den Annalen Würtembergs durch einen patriotiſchen Zug fortleben werde, der durch Stärke und Adel der Seele jedes Gemüth anſpricht und die nur genannt zu werden brauchte, um das Siegel der Wahrheit in ihren Worten zu finden,“ Frau St... alſo ſetzte in ihrer Erzählung zu dem Vorigen beſtimmt hinzu, daß nachmals ihr Mann ihr geſagt hätte, er habe noch beſonders herausgebracht, daß der Monat, in welchem der Monarch ſterben werde, der Oktober ſeyn könne. St... ſtand, wie ſich aus der Geſchichte von Kl... ergibt, in einem ſehr ſtarken Rapport mit der Somnambule und konnte daher ſich jeden Augenblick Fragen beantworten laſſen. Was es mit der letzten Aeußerung, „daß es der Monat Oktober ſeyn könne“ für eine Bewandtniß habe, konnte ich nicht weiter erfahren, weil St... nicht zu Haus war. So viel iſt aber gewiß, daß St... das Ende des Monats Oktober vom Jahr 1816 mit einer ſolchen Zuverläſſigkeit als den wahren Termin der Erfüllung annahm, daß er ſich gegen Mehrere meiner Bekannten äußerte: „Er biete ſeinen ganzen Weinvorrath als Wette auf dieſes Ereigniß an.“ — Wenn man die verſchiedenen Perioden der Vorherſagung zuſammenhält und annimmt, daß die letztere die erſtern rektificirt, ſo löſen ſich die anfänglichen Differenzen, welche ich in den Ausſagen von Kl... und St... fand, gänzlich auf und geben ein reineres Reſultat in dem Termin des letzten Drittels vom Oktober des Jahrs 1816.

---

*) Kieſer, Syſtem des Tellurismus. II. S. 343.

**) Kieſer's Archiv für den thier. Magnetismus. 1. Heft. S. 41 ff.

***) Ich deute die hohe Perſon, deren Tod der Inhalt der Divinationen war, mit S. und die Perſonen nur mit einigen Buchſtaben an. Derjenige, dem es um genauere Prüfung zu thun iſt, wird nicht ſchwierig finden, die blos angedeuteten Zeugen in ihren verſtändigen Namen aufzufinden. (Anm. Eſchenmeyer's.)

Die andere Somnambule iſt die durch Dr. N.. behandelte Kr.... Dieſes Mädchen ſah ich ſelbſt in der letzten Periode ihrer Anfälle, nach deren Beendigung ſie in ihren natürlichen Zuſtand zurücktrat. Alle merkwürdigen Erſcheinungen hatten ſich in den letzten Tagen zuſammengedrängt und ſowohl die körperlichen Zufälle, wie die Konvulſionen, als auch die geiſtigen Phänomene, wie die Ekſtaſen, erreichten eine ungemeine Höhe. Den Freunden des Magnetismus mußte Alles daran gelegen ſeyn, Bekräftigung von Thatſachen zu erhalten. Denn iſt etwas Wahres an der Sache des Somnambulismus, ſo müſſen auch die Ausſagen zweier Somnambulen über gleiche künftige Ereigniſſe völlig mit einander übereinſtimmen und an dieſer Probe fehlte es bisher im Feld der magnetiſchen Erſcheinungen. Dies erwogen, faßten die drei Freunde, die häufig an dem Bett der Kr.... zuſammenkamen, den Entſchluß, die für die höhere Anſicht des Magnetismus entſcheidende Probe mit ihr zu machen. Alle drei wußten die frühere Divination der W.... und dieſe legten ſie jetzt zu Grund, um zu ſehen, ob ſich gleiche Reſultate ergeben würden. Dieſem Entſchluß verdanken wir ein Faktum, das, wie ich glaube, die Krone des Magnetismus ſeyn muß. Ich gebe die Vorherſagung mit denſelben Worten, mit welchen die Somnambule nach der Verſicherung jener Freunde ſie ausſprach. Die Verkündigung geſchah am 17. April 1816 in Gegenwart des Hofmedikus Kl..., Dr. N.. und Prof. K....t. Sie. S. ſtirbt in dieſem Jahr, im Monat Oktober. Er. Iſt es der Anfang, die Mitte oder das Ende des Oktobers? Sie. Das Ende des Oktobers. Er. Du kannſt wohl den Tag beſtimmen, iſt es etwa der 26ſte? Sie. Nein. Er. Aber der 28. Oktober? Sie. Da trifft ihn ein Kopf- und Bruſtſchlag.

Dies iſt die Vorherſagung der zweiten Somnambule, wobei zu bemerken iſt, daß ſie nicht den eigentlichen Todestag beſtimmte, was jene Freunde fälſchlich dafür hielten, ſondern daß ſie nur den tödtlichen Anfall auf dieſen Tag angab, was mit der ins Publikum gekommenen Krankheitsgeſchichte aufs beſte harmonirt. Gewiß hätte die Somnambule, wenn ſie fortgefragt worden wäre, nicht nur den Tag, ſondern ſelbſt die Stunde und die Minute des Tods angegeben. Wie genau alles das am Ende des Oktobers 1816 eintraf, was von der erſten Somnambule

4 Jahr und von der zweiten 7 Monate früher prophezeit wurde, bedarf für denjenigen, der um das Ereigniß weiß, keiner weitern Verſicherung.

Wenn wir beide Divinationen mit einander vergleichen, ſo finden wir, daß die letztere aufs Beſtimmteſte ſich ausſpricht, während die erſtere in einem gewiſſen Schwanken begriffen iſt. In der erſtern iſt zwar das Jahr mit Beſtimmtheit, der Monat aber nach einer beſondern Rektifikation, über welche eigentlich St… noch Auskunft zu geben hatte, nur mit Wahrſcheinlichkeit angegeben. Wie es nun kam, daß St… gegen Jeden, der ihn darum fragte, mit der beſtimmteſten Zuverſicht auf den Oktober Wetten anbot, bleibt hier allerdings im Dunkel. Jene Somnambule ſagte zu Kl…: „Man wird vor dem Tod noch zu dir ſchicken“ und dieß geſchah auch wirklich. Kl…, der am 28. Okt. von Augsburg zurückkam, war kaum zu Haus, als ein königl. Laufer auf Geheiß der Aerzte ein Inſtrument bei ihm abholte. Wie Blitzesſchlag erinnerte ſich Kl… an dieſen Vorboten, der den Tod verkündige. Das Einzige aber, was nicht eingetroffen iſt, iſt die Nebenbeſtimmung, daß eine gewiſſe Perſon vorangehen werde. Nur kann hierbei die Frage gemacht werden, ob wohl dieſe Nebenbeſtimmung in den nachfolgenden Kriſen der W… wieder zur Sprache gekommen und bekräftigt worden ſey? Was in dieſer Vorherſagung noch ſchwankend iſt, das iſt dagegen in der zweiten aufs Beſtimmteſte ausgedrückt. Nicht nur Jahr und Monat, ſondern auch der Tag iſt angegeben, der bei der erſtern Divination nur in eine beſtimmte Grenze eingeſchloſſen iſt. Jahre liegen freilich entfernter, als Monate, ſollte dieß einen Unterſchied machen?

Fakta wollen, um beſtätigt zu ſeyn, Zeugniſſe haben. Ich habe zwar ſchon mehrere Zeugen angegeben und mir wurde von ihnen die Erlaubniß, das Publikum zu verſichern, daß ſie ihre Ausſagen nicht nur mit ihrer Ehre verbürgen, ſondern auch eidlich erhärten können. Ich brauche nun, zur Beſtätigung des Faktums, nur noch auf die **Mittheilungen** über zu gehen, welche längſt **vor** dem Ereigniß in das Publikum gekommen ſind. Ich berühre aber hier nur theils ſolche Zeugen, mit welchen ich mich während meines kurzen Aufenthalts in St..... beſprechen konnte und welche unmittelbare Mittheilungen von meinen Freunden erhielten, theils ſolche, welchen ich ſelbſt früher über dieſe Geſchichte einige Aufſchlüſſe gab.

Dr. Chriſtian N...ß. Dieſem übergab Prof. L...t mehrere Monate vorher einen verſiegelten Zettel, auf welchem die vorhergeſagte Begebenheit ſtand, mit der Bemerkung, denſelben nach Ablauf der Zeit zu erbrechen. Da aber ſpäterhin durch die allmählige Verbreitung des Gerüchts dieſe Vorſorge unnütz wurde, ſo ließ L...t durch Dr. N...ß den Zettel eröffnen Mit dem Inhalt und den Umſtänden vertraut, bekam Dr. N...ß ſelbſt Glauben an die Geſchichte, wettete darauf und gewann zwei Wetten. Einer der Wettenden iſt der Major C....; der Andere blieb mir ungenannt.

Miniſter v. W..... ſprach ſelbſt in Geſellſchaften von dieſer ſonderbaren Vorherſagung, um die Möglichkeit ſolcher Phänomene in wiſſenſchaftlicher Hinſicht zu beleuchten. Thatſache iſt, daß er mit Graf G...z eine Wette eingehen wollte.

Geheimrath v. St.... iſt Zeuge, daß St.... vier Monate vorher auf das letzte Drittel des Oktobers, mit Einſchluß bis zum 11. November, ſeinen ganzen Weinvorrath als Wette anbot.

Graf Gr...z erhielt die Mittheilung ziemlich früh von Prof. L...t.

Baron v. G...a — auf gleiche Weiſe.

Legationsrath v. B...r und

Legationsrath K...e ſprachen längſt vorher mit mir von dieſer merkwürdigen Prophezeiung.

Madame v. W.... theilte ich ſelbſt, etwa drei Monate vorher, auf beſondere Veranlaſſung dieſe Vorherſagung mit. Sie bekam ſpäter Gelegenheit, mit St.... darüber zu ſprechen, der ihr gleichfalls äußerte, daß er jede Wette darauf eingehe.

Fräulein Sch... ſchrieb mir bald nach dem Ereigniß: „Sie hatten Recht, auf die Prophezeiung zu bauen. Nun glaube ich Alles, was dieſe Perſonen ſagen.“

100.

Der Satz, daß die menſchliche Willensfreiheit das Eintreffen des Vorherbeſtimmten verhindern könne, möchte auch auf das Vorherwiſſen der Somnambulen anzuwenden ſeyn, welche durch ihre Seherblicke ihnen oder Andern beſtimmte Unglücksfälle abzuwenden vermögen. So wird Selma*) durch ihren Schutzgeiſt**) gewarnt: „Vor der Neun nimm dich in Acht. An einem Dienſtag wirſt du zuerſt ausfahren.“ Nun erzählt der Bruder der Kranken (der Herausgeber ihrer Krankheitsgeſchichte, Dr. M. Wiener): „In dem Monat November 1837 hatte es den Anſchein, als ſey die Kranke vollkommen geneſen. Sie wollte alſo in meiner Begleitung der Familie ihres Lebensretters am 21. Nov. einen Beſuch abſtatten. Höchſt beachtungswerth war hierbei der Umſtand, daß, als ich nach einem Fiaker ſchickte, gerade die Droſchke Nr. 9 ganz vereinzelt an der Straßenecke hielt. Hätte ich nicht, eingedenk der Warnung der Seherin, dem Boten eingeſchärft, dieſe Droſchke nicht zu nehmen, was wäre wahrſcheinlicher geweſen, als daß wir dieſes Fuhrwerk beſtiegen hätten?“

---

*) Selma, die jüdiſche Seherin. Berlin 1838.

**) Vgl. über Schutzgeiſter der Somnambulen die von Kieſer in der Einleitung zu dieſem Kapitel angeführte Erklärungsweiſe.

Sind die Kranken weniger hellſehend, ſo beſtimmen ſie zwar auch vorherbeſtimmte Unglücksfälle, oder Krankheitserſcheinungen und die Zeit ihres Eintritts, ſind aber nicht im Stand, die äußern Veranlaſſungen, die Verhütungs- oder Heilmittel mit anzugeben. So wußten es drei von Wienholt's Kranken eine geraume Zeit voraus, daß ſie ſich den Fuß luxiren würden und beſtimmten genau Zeit und Gelegenheit, bei welcher es geſchehen würde. Obgleich man ihnen im wachen Zuſtand nichts davon ſagte und ſie überdies noch ſehr in Obhut nahm, ſo traf ihre Vorherſagung dennoch jedesmal pünktlich ein *).

101.

Für die Wahrheit des Spruchs: „Ehen werden im Himmel geſchloſſen,“ welche ſchon oben durch ein Beiſpiel aus dem niedern Traumleben beſtätigt worden, fand der Herausgeber dieſer Sammlung auch einen Beleg in der ihm durch den Oheim eines clairvoyanten Knaben zu Halberſtadt gemachten Mittheilung jener Krankheitserſcheinung. Jener Somnambul ſah nämlich im hellſehenden Zuſtand ſeine künftige Braut, die bis dahin ihm und ſeinen Aeltern ganz unbekannt in einer andern Provinz lebte, nannte ihren Namen, Wohnort, ſchilderte ihre Figur, ihren Anzug ꝛc. Eben ſo ſagte er mit Beſtimmtheit die nächſt erfolgende unvermuthete Ankunft eines Verwandten aus Hamburg an jenem Abend voraus, er nannte das Gaſthaus, in welchem er abſteigen werde und andere Nebenumſtände. Alles traf ein.

---

*) **Wienholt's** Heilkräfte. Bd. III. Abth. 2. p. 128, 132. Abth. 3. p. 43, 71, 284.

102.

Die Somnambule **Auguſte Müller** in Karlsruhe verordnete ſich nicht nur ſelbſt die entſprechenden Mittel, ſondern gab auch andern mit ihr in Verbindung geſetzten Kranken Rath und Hilfe. Einer derſelben ſchlief in einem ihm von der Hellſeherin verordneten Fußbad ein, da träumte ihm, eine Perſon riefe zu ihm: „Eile, daß du noch vor dem eilften Glockenſchlag erwachſt und aus dem Bad ins Bett kommſt, ſonſt befällt dich eine ſchwere Krankheit.“ — Erſchrocken über den Traum, erwachte er, ſtieg aus dem kalt gewordenen Waſſer und hört in dieſem Augenblick die Glocke 11 Uhr ſchlagen.

Als man der Somnambule dieſen Vorfall in ihrem nächſten Schlaf erzählte, bemerkte ſie: „Ich weiß dies ſchon, denn ich habe den Traum veranlaßt.“

103.

Die Somnambule **Eleonore Lindenmeier**, welche Dr. **Depping** zu Frankenthal in Rheinbaiern im März 1819 behandelte, ſagte im hellſehenden Zuſtand in ihrem 18. Jahr vorher, daß ſie im 25. Jahr ſterben werde und zwar mit beſtimmter Angabe von Tag und Stunde, nämlich in der Mitternacht des erſten Oſterfeiertags; zwei Tage vorher, fügte ſie hinzu, bekäme ſie einen Fluß an den Beinen, der zöge in den Kopf und daran müſſe ſie ſterben *).

---

*) Kieſer's Archiv f. Magn. VI. Heft 2. S. 39.

III.

Ahnungen, Prophezeiungen

und

Anzeichen.

Warnungsſtimmen möcht' ich ſie nicht nennen,
Die nur das Unvermeidliche verkünden.

Schiller.

Als örtlichen ſenſitiven Somnambulismus einzelner Hirntheile erklärt Kieſer *) das Ahnungsvermögen, wovon die Prophezeiungen im wachenden Zuſtand der erhöhte Grad ſind.

Das Ahnen iſt ein inſtinktmäßiges Fühlen des Kommenden und Fernen, es ſteht parallel dem weiſſagenden Inſtinktvermögen der Thiere (Spinnen, Fröſche, Hühner ꝛc.), wodurch ſie die Witterungsveränderungen in ihren Handlungen vorherverkünden, dem Inſtinkt beim Wandern der Zugvögel, der Fiſche ꝛc., durch welchen ſie den kommenden Winter vorausfühlen, dem Inſtinkt der Bienen, Ameiſen, Hamſter ꝛc., der ſie Lebensunterhalt für den kommenden Winter ſuchen läßt und dem mütterlichen Trieb des ſein Neſt bauenden Vogels, Inſekts ꝛc. Beim Ahnen tritt mit Unterdrückung der intelligenten Seite, alſo ohne Reflexion, die Gefühlsſeite der Seele, alſo eine partielle Gehirnthätigkeit, iſolirt geſteigert auf, während der übrige Körper wacht, daher es im wachenden Zuſtand geſchieht und die Anſchauung des Gefühls entſteht als plötzliche, Fernes und Zukünftiges

---

*) Syſtem des Tellurismus. II. S. 42.

in unmittelbarem Daſeyn ſchauende Offenbarung. Daß die Kräfte der intelligenten Seite der Seele in dem Moment der Viſion ganz unthätig ſind, geht daraus hervor, daß der ein Ereigniß Ahnende, gleich dem prophetiſchen Seher, ganz ohne Reflexion iſt, daß die Offenbarung der Wahrheit nicht durch Begriffe und Schlüſſe gefunden wird; daher wahre Ahnungen noch vor dem Eintreffen ſich von falſchen dadurch unterſcheiden laſſen, daß die letztern mit Reflexion und Bewußtſeyn über dieſelben verknüpft ſind, daher man ſich wahrer Ahnungen häufig auch erſt im Moment des Eintreffens bewußt wird.

In den Viſionen der Propheten wird das weiſſagende dunkle Gefühl bis zur plaſtiſch bildenden Phantaſie geſteigert. Der Seher iſt daher ebenfalls ein partieller, wachender, aber vollkommnerer Somnambul, als der Ahnende; im Moment des Geſichts iſt er in einem extatiſchen Zuſtand, in welchem der ganze Menſch nur von dem Bild ſeiner plaſtiſchen Phantaſie beherrſcht iſt. Alle Seher ſind Menſchen mit vorherrſchendem Gefühlsleben, welches in einzelnen Momenten, oft durch äußere Veranlaſſung, oft durch Selbſtſteigerung der Andacht zur höhern Stufe des hellſehenden Somnambulismus gleichſam erwacht.

Zwiſchen den Ahnungen und Prophezeiungen mitten inne ſtehen die ſogenannten Anzeichen und Vorbedeutungen. Nur ſtellt ſich hier zuweilen das Fernfühlen mittels Sinnestäuſchung des Gehörorgans als Phantaſiebild des Ohrs dar, wenn es bei Viſionären als Phantaſiebild des Auges erſchien. Vom zweiten Geſicht unterſcheiden ſich die Anzeichen dadurch, daß mehrere Perſonen gleichzeitig den Ton zu vernehmen glauben, ſo daß anzunehmen, hier ſey das fernfühlende Gefühlsleben, von einer Perſon ausgehend, den andern durch Anſteckung mitgetheilt worden.

n) Ahnungen.

104 — 105.

Ernſt Wagner erzählt im 8. Band ſeiner Schriften *) mehrere Ereigniſſe aus dem Kreis ſeiner eigenen Erfahrung, welche ſein „Glaubensbekenntniß wegen des Geiſterreichs“ frei auszuſprechen ihm reichliche Veranlaſſung gegeben. Wir heben hier nur das Intereſſantere und am meiſten Ueberzeugende aus:

Ich ſaß einſt vor einem alten Gemäuer, einem Mädchen gegenüber. Sie ſtrickte und ich ſpielte mit ihrem Knäuel, hielt ihr auch ſchweigend zuweilen den Faden feſt, wenn ſie abwickeln wollte. Endlich bat ſie mich, ihr den Knäuel zu geben. In dieſem Augenblick bückte ich mich lächelnd, um ihn ſanft bis vor ihre Füße hinzurollen. Ich fühlte aber, als mein Arm ausholte, ein gewiſſes, plötzlich eintretendes Eilen in mir, weßhalb ich allen Scherz vergaß und daher im Eifer den Knäuel zu weit und bis an die äußere Seite ihres Stuhls rollte. Indem ſie ſich nach demſelben mit dem Stuhl weit zur Seite bückte und ich eben, ohne jene Eile wieder zu fühlen, im Begriff war, ſelbſt aufzuſtehen und nach dem Knäuel zu laufen, fiel ein großer viereckiger Stein oben von der ſchadhaften Mauer zwiſchen uns nieder, welcher die beiden in die Luft gehobenen Beine des Stuhls zerſchlug und Stuhl und Mädchen zur Erde warf, ohne Letzteres zu beſchädigen. Wäre meine Geſellſchafterin eine Sekunde länger in ihrem vorigen Sitz geblieben, ſo hätte der Stein ſie zerquetſcht.

---

*) Ausg. letzter Hand von Moſengeil. Leipzig 1828. S. 111.

Einſt ſtand ich mit einer Dame und ihrem Gemahl bei einer aus Felſenſtücken aufgemauerten, ziemlich hoch gewölbten Grotte, die etwa ſeit acht Tagen fertig und von ihrem Bogengerüſt befreit war. Schon etliche Mal hatte ich dieſelbe allein beſucht und ſtundenlang in der Tiefe auf ihren ſteinernen Seitenbänken geſeſſen. Auch heute blieben wir Männer darin; die furchtſame Dame wagte es nur auf einen Augenblick, ſie zu betreten und dies geſchah auch, wie ich glaube, heute zum erſten Mal. Plötzlich ſagte ſie mit ungewöhnlichem Eifer: „Wollt Ihr mir gefällig ſeyn, ſo geht aus der Grotte!“ Ich lachte wie ihr Gemahl. Er ging zuerſt ſcherzend hinaus. Ich blieb noch lachend ſtehen. Mitten in dieſem Lachen fühlte ich auf einmal den beſtimmteſten, ängſtlichen Drang, mit einem ſchnellen Sprung das Gewölbe zu verlaſſen und die vier Schritte, welche ich, um brav zu thun, ſehr langſam abmaaß, waren die grauenvollſten meines Lebens. Ich folgte dem abgehenden Ehepaar. Bei meinem dreizehnten Schritt — etwa neun Sekunden nachher — hörten wir, daß die Grotte mit fürchterlichem Gepraſſel zuſammenſtürzte.

106 — 108.

Stilling führt in ſeiner Schrift „das geheimnißvolle Jenſeits“ S. 230, 233 drei Beiſpiele dieſer Art auf, die man ein warnendes Vorgefühl nennen möchte und für die Thätigkeit der Seele auch beim Unterdrücktſeyn der intelligenten Seite Zeugniß ablegen:

Ein Bürger aus Bremervörde ging mit einigen Freunden aus, eine nahliegende Pulvermühle zu beſehen. Mitten in der Unterredung brach jener Mann plötzlich ab und die tiefſte Schwermuth zeigte ſich auf ſeinem Geſicht. Er ſuchte zwar dieſelbe zu verbergen, aber mit jedem Schritt nahm ſeine Angſt zu. Man unterſuchte, ob einer unter ihnen etwas Feuerfangendes bei ſich haben möchte; allein es wurde nichts gefunden und man war nun bis an die Thür der Pulvermühle gekommen. „Hier wurde“ — dies iſt das eigene Geſtändniß des Manns — „meine Angſt unendlich. Ich ſchwitzte am ganzen Leib, es war, als wenn der Himmel auf mir läge, als ich über die Thürſchwelle geſchritten war. Nun konnte ich mich nicht länger halten, ich bat die ganze Geſellſchaft um Gotteswillen, ſich mit mir ſchnell zurückzuziehen. Einige wunderten ſich über mein Begehren, Andere lachten mich als einen Furchtſamen aus. Indeß blieb ich bei meinen dringenden Bitten und die Geſellſchaft folgte mir auch aus Gefälligkeit nach. Noch ſcherzte man über meinen Mangel an Muth und wir waren noch nicht über tauſend Schritte von der Mühle weg, als ſie in die Luft ſprang.“

Ich fuhr mit mehreren Paſſagieren von N— nach S— auf der Poſt. Wir waren alle und der Poſtillon ſelbſt gegen Abend eingeſchlafen. Die ſich ſelbſt überlaſſenen Pferde waren aus dem Weg gekommen und hatten den Poſtwagen nach dem hohen Ufer eines Sees hingelenkt. Eines von den Pferden kletterte ſchon am abſchüſſigen Ufer hin, ſo daß es ſich kaum mehr halten konnte, zugleich hatte der Wagen auch ſchon eine ſolche tiefe Richtung gegen den See bekommen, daß wir gewiß in wenigen Augenblicken hinabgeſtürzt ſeyn würden. Ich ſchlief ziemlich feſt und es kam mir im Traum vor, als ob mich Jemand mit Gewalt rüttelte, daß ich doch geſchwind aufwachen möchte. Ich erwachte und ſah die Gefahr. Ich griff nach dem Zügel, hielt die Pferde an und rettete uns Alle von einem nahen Tod.

Ein junger Gelehrter hatte ſeine Aeltern in Meklenburg beſucht und war im Begriff, auf der Poſt zurückzureiſen, als ~~ihm~~ zwei Officiere, die den nämlichen Weg zu nehmen geſonnen waren, ihm einen Platz in ihrem Wagen anboten. Beim Einſteigen bemerkten ſie eine ſichtbare Veränderung an dem mitreiſenden Gelehrten. Sie fragten, ob ihm etwas fehle? Er antwortete: Ich weiß nicht, wie mir wird, ich empfinde am ganzen Leib ein gewaltiges Schaudern; — ich kann nicht mitreiſen, es iſt, als ob eine unſichtbare Hand mich von Ihnen wegzöge. Die Officiere überredeten ihn vergeblich zu bleiben, er nahm Abſchied von ihnen und eilte nach der Poſt, die noch nicht abgefahren war. Eine halbe Stunde ſpäter holte er die Officiere ein. Die Poſt mußte über die Elbe bei B.... und kaum war ſie angelangt, als man eine Menge Menſchen am jenſeitigen Ufer erblickte, die bald auf dieſe, bald auf die andere Seite des Fluſſes wieſen. — Eine Viertelſtunde vorher waren die Officiere auch über die Elbe auf der Fähre gefahren; die Pferde waren ſcheu geworden, hatten ſich mit der Kutſche ins Waſſer geſtürzt und die beiden Officiere waren ohne Rettung ertrunken.

109.

Jung-Stilling theilt in ſeiner „Theorie der Geiſterkunde" S. 101 folgendes Faktum mit: Prof. Böhm in Gießen war eines Nachmittags in einer angenehmen Geſellſchaft ſehr vergnügt, als er auf einmal eine Anregung im Gemüth empfindet, nach Haus zu gehen. Wie oft er ſich auch vorredete, daß er für den Augenblick dort nichts zu thun habe, wurde die innere Stimme doch immer ſtärker und dringender, ſo daß Böhm ſich endlich entſchloß, derſelben zu folgen. Er trat in ſein Zimmer, konnte aber nichts Beſonderes darin entdecken. Dagegen fühlte er eine neue Aufforderung in ſeinem Innern, die Bettſtelle, in welcher er zu ſchlafen pflegte, von ihrem Ort weg in eine entfernte Ecke zu bringen. Auch hier wußte er ſich durchaus keine Rechenſchaft zu geben, welchen Zweck dieſe Veränderung haben ſolle, da die Bettſtelle an dem ſchicklichſten Platz ſtand, den das Zimmer darbot. Er genügte zuletzt aber auch dieſer geheimnißvollen Aufforderung, rückte mit Hilfe der Magd das Bett weg und fühlte ſich nun vollkommen ruhig. Er kehrte zur Geſellſchaft zurück und verweilte hier bis ſpät am Abend; dann ſuchte er ſein Lager und ſchlief ruhig ein. Um Mitternacht wird er durch ein furchtbares Krachen aufgeweckt, fährt aus dem Bett und ſieht, daß ein ſchwerer Balken mit einem großen Theil der Zimmerdecke gerade da herabgeſtürzt war, wo vorhin das Bett geſtanden hatte.

110.

In dem Badorte Altwaſſer in Schleſien wohnte eine Witwe mit ihren zwei Kindern zuſammen in einer Stube, wo das eine derſelben, ein Mädchen, unausgeſetzt jede Nacht auf einem Sopha ſchlief. Am 19. Januar 1839 Abends läßt ſich das Mädchen nicht bewegen, das Sopha als Bettſtelle einzunehmen, beſteht vielmehr darauf, dieſe Nacht in einer Nebenſtube zu ſchlafen. Gegen Morgen bricht mit einem ſchrecklichen Getöſe die Stubendecke ein und ein Theil derſelben ſtürzt auf das leere Sopha. Das Mädchen würde erſchlagen worden ſeyn, wenn ſie diesmal ihr Nachtlager darauf gehabt hätte *).

---

*) Das Reich der Geiſter. I. S. 46.

111.

Am 21. Juni 1818 Abends ſammelten ſich über Chur am Horizont ſchwere Gewitterwolken, die ſich ſchnell zuſammenzogen und das Entladen eines langwierigen Donnerwetters verkündigten. Ungefähr um halb 8 Uhr ſaß die Frau des vom Haus abweſenden Erzählers mit drei Kindern, einer Näherin und einer Dienſtmagd bei Tiſch, als eine heftige Unruhe und Bangigkeit ſich der Frau bemächtigte; ſie ſtand vom Tiſch auf und forderte von den Anweſenden, ihr in das Zimmer ihres Manns zu folgen, ohne einen andern Grund angeben zu können, als daß ihr ganz unwohl werde. Die Anweſenden folgten ihr und kaum hatten ſie das Zimmer verlaſſen, als ein großer Theil der ſehr dicken gypſenen Decke gerade über dem Tiſch, wo ſie geſeſſen, mit heftigem Krachen herabſtürzte, den Tiſch und Alles, was ſich darauf befand, in Stücke zerſchlug, auch die Seſſel, die um den Tiſch ſtanden, zertrümmerte und mit Schutt bedeckte. An der Zimmerdecke war vorher nicht die mindeſte Spur von Riſſen oder ſonſt etwas zu bemerken, das jenes Ereigniß hätte vorherſehen laſſen *).

112.

Der Superintendent **Fabricius** reiſte einſt zur Kirchenviſitation auf ein Pfarrdorf und nahm ſein Nachtquartier im Pfarrhaus. Am ſpäten Abend überfiel ihn eine heftige Gemüthsunruhe, von deren Veranlaſſung er ſich durchaus keine Rechenſchaft zu geben vermochte. Er mußte das Haus verlaſſen, logirte ſich in einem nicht weit entfernten Bauerhof ein und ward hier ruhig. Am folgenden Morgen fand er, daß die Dämme des Teichs während der Nacht durchbrochen und die Gewalt der Fluthen den Pfarrhof mit allen darin befindlichen Leuten weggeſchwemmt hatte. Die Umgegend war durch eine plötzliche Springfluth unter Waſſer geſetzt und nur der Bauerhof, in welchem der Superintendent übernachtete, blieb mit einigen andern Gebäuden, der höhern Lage wegen, von der Ueberſchwemmung verſchont *).

---

*) Das Reich der Geiſter. II. S. 137.

113.

Johann Dodd, ein engliſcher Prediger, welcher im Jahr 1695 ſtarb, bekam eines Abends einen unwiderſtehlichen Trieb, zu einem ſeiner Freunde zu gehen, welcher eine engliſche Meile von ihm entfernt wohnte. Eines Grunds zu dieſer Reiſe war **Dodd** ſich durchaus nicht bewußt; er folgte lediglich der innern Stimme.

Als er in das Haus des Freunds kam, fand er, daß die Familie deſſelben bereits zur Ruhe gegangen ſey. Nur ſein Freund wachte noch und öffnete ihm auf wiederholtes Klopfen die Thür.

„Ich komme in dieſer ſpäten Stunde," ſagte **Dodd**, „ohne zu wiſſen, warum."

„Aber Gott wußte es, "entgegnete ihm der Freund, „hier in meiner Taſche iſt der Strick, an welchem ich mich aus Gewiſſensangſt aufhängen wollte **)."

114.

Jung-Stilling erzählt in ſeiner „Theorie der Geiſterkunde" S. 106: Ein Kaufmann, bei welchem er von 1763 bis 1770 in Dienſten war, welchen er

---

*) Das Reich der Geiſter. II. S. 158.
**) Ebendaſ. S. 159.

alſo als einen wahrheitsliebenden Mann kennen zu lernen während jener ſieben Jahre zur Genüge Gelegenheit hatte, theilte ihm einſtmals folgende Erfahrung aus ſeiner Jugend mit. Als er nämlich ſeine Handlung anfing, machte er eine Reiſe nach Holland, um ſich Kunden zu ſeiner großen Eiſenfabrik aufzuſuchen. Vorzüglich aber ging ſein Augenmerk auf Middelburg in Seeland, wohin er auch, ſo wie nach andern holländiſchen Städten, mehrere Empfehlungen von ſeinen Freunden hatte. In Rotterdam war er nun mit ſeinen Geſchäften fertig, er ging alſo des Morgens zu dem Middelburger Marktſchiff, beſtellte und bezahlte einen Platz für ſich und bat dann, daß man ihm einen Matroſen in den Gaſthof, den er benannte, ſchicken möchte, wenn das Schiff abgehen ſollte. Er ging nun in den gedachten Gaſthof, beſorgte ſeine Geſchäfte zur Abreiſe und bat ſich um 11 Uhr etwas zu eſſen auf ſein Zimmer aus. Als er beinah mit der Mahlzeit fertig war, ſo kam der Matroſe, um ihn zu rufen. So wie der Menſch die Thür öffnete und ihn der Kaufmann erblickte, ſo überfiel dieſen eine unerklärbare Angſt, nebſt einer innern Ueberzeugung, er dürfe nicht nach Middelburg reiſen. Alle Gegenvorſtellungen halfen nicht, er mußte dem Matroſen ſagen, er könne nicht mitfahren, dieſer erwiederte, ſo ſey das Fahrgeld verloren; aber das half nicht, er mußte bleiben. Nachdem der Matroſe weggegangen war, ſo überlegte der Kaufmann, was wohl die Urſache dieſer ſonderbaren Gemüthsbewegung geweſen ſeyn möchte? Eigentlich war er ſehr mißmuthig, daß er nun dieſen wichtigen Theil ſeiner Reiſe verſäumte, indem er das nächſte Marktſchiff nicht abwarten konnte. Um die Langeweile und den Unmuth zu vertreiben, ging er ſpazieren und gegen Abend zu einem Freund; als er hier einige Stunden geſeſſen hatte, entſtand ein großer Lärm auf der Straße. Man erkundigte ſich und erfuhr nun, daß der Blitz in das Middelburger Marktſchiff geſchlagen habe, daß es untergegangen und Niemand gerettet worden ſey.

115.

Im Muſeum des Wundervollen (Bd. II. St. 2. S. 153) wird ein noch auffallenderes Beiſpiel des Ahnungsvermögens erzählt, welches der Verfaſſer aus dem Mund eines glaubwürdigen Manns gehört zu haben verſichert. „Dieſer hatte einen Freund, der eine Stelle als Verwalter auf dem Land bekleidete. Da er nicht verheirathet war, ſo ließ er ſeine häuslichen Angelegenheiten durch eine Haushälterin beſorgen, welche ſchon viele Jahre bei ihm diente. Es trat ſein Geburtstag ein. Er hatte alle Anſtalten zu deſſen Feier getroffen und früh Morgens ſagte er zu ſeiner Haushälterin, daß, weil heute ein ſchöner Tag ſey, ſie die Laube im Garten reinigen möchte, indem er mit ſeinen Gäſten den Tag darin zuzubringen gedenke. Kaum hatte er ihr dieſen Auftrag gegeben, ſo war ſie ganz betäubt darüber und zauderte mit der Ausführung ſeines Befehls. Endlich bat ſie ihn, daß er doch lieber in irgend einer Stube ſeine Gäſte bewirthen möchte; es ahne ihr, daß es heute in der Laube einſchlagen werde. Er lachte über ihre Aeußerung, indem es gar keinen Anſchein hatte, daß dieſen Tag Gewitter kommen würden und da ſie ihm mit ihren Bitten noch weiter zuſetzte, ſo drang er deſto mehr darauf, daß ſie die genannte Laube zubereiten möchte, damit es nicht ſchiene, als wolle er ihrem Aberglauben Vorſchub geben. Sie ging endlich und führte den Auftrag ihres Herrn aus. Der Tag blieb heiter, die gebetenen Gäſte ſtellten ſich ein, man ging in die Laube und war vergnügt. Am fernen Horizont hatten ſich indeß Wolken geſammelt, welche der Wind mit Gewalt herbeitrieb, die Geſellſchaft war in ihre Unterhaltung ſo vertieft, daß ſie dies gar nicht bemerkte; allein kaum wurde die Haushälterin gewahr, daß ſich das Gewitter nähere, ſo bat ſie ihren Herrn, daß die Geſellſchaft doch die Laube verlaſſen möchte, denn ſie könne den Gedanken des Einſchlagens gar nicht los werden. Man wollte ihr anfänglich kein Gehör geben, allein ſie fuhr unaufhörlich mit ihren Bitten fort und da endlich das Gewitter mit Gewalt heranſtürmte, ließ man ſich bewegen, die Laube zu verlaſſen. Kaum war man einige Augenblicke in der Stube, ſo ſchlug der Blitz in die Laube ein und zertrümmerte Alles, was man noch da ſtehen gelaſſen hatte.“

116.

Frau von Beaumont pflegte zu erzählen: Meine ganze Familie beſinnt ſich noch auf einen Zufall, von dem mein Vater durch Hilfe der Ahnungen in ſeiner Jugend bewahrt ward. Eine von den gewöhnlichen Ergötzungen in der Stadt Rouen iſt die Spazierfahrt auf dem Fluß. Mein Vater fand an dieſen Spazierfahrten ein großes Vergnügen und ließ wenige Wochen vorbeigehen, ohne es zu befriedigen. Er verband ſich mit einer Geſellſchaft, nach Port-Saint-Ouen auf zwei Meilen von Rouen zu fahren. Man hatte ein großes Mahl und Inſtrumente in das Schiff gebracht und Alles machte zu einer angenehmen Fahrt Hoffnung. Als es nun Zeit war, auszugehen, ſtieß ſeine taubſtumme Tante eine Art Geheul aus, ſtellte ſich an die Thür und verſperrte ſie mit ihren Armen. Sie ſchlug die Hände zuſammen und gab ihm durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie ihn beſchwöre, zu Haus zu bleiben. Mein Vater, der ſich von dieſer Spazierfahrt viel Vergnügen verſprochen, trieb ſeinen Spott mit ihren Bitten. Allein das Frauenzimmer fiel ihm zu Füßen und bezeugte einen ſo heftigen Schmerz, daß er ſich entſchloß, ſeine Luſtpartie auf einen andern Tag zu verlegen. Seine Bemühung, die Andern zur Nachahmung ſeines Beiſpiels zu überreden, hatte nur Spott zum Erfolg. Kaum aber war das Schiff auf dem halben Weg, ſo hatten die darin waren Urſache, ihre Unfolgſamkeit zu bereuen. Ihr Schiff riß von einander, viele kamen dabei ums Leben und diejenigen, welche ſich retteten, wurden durch den erlittenen Schrekken in die äußerſte Lebensgefahr geſetzt *).

117.

Als der ſchwediſche General Torſtenſohn die Stadt Leipzig am 9. November 1642 mit Feuerkugeln beängſtigte und der damalige Superintendet Dr. Martin Geier **) eben aufgeſtanden war und in ſeiner Studirſtube ein Kapitel aus der Bibel zu leſen angefangen hatte, wurde er plötzlich von einer ſolchen Angſt überfallen, daß er, ohne es zu beendigen, aus der Stube herausgehen mußte. Kaum hatte er das Zimmer verlaſſen, ſo fiel eine Stückkugel hinein, ſo daß die Bibel, worin er geleſen, ſehr beſchädigt worden war ***).

118.

Ein Beiſpiel von Ahnungen, welche mehr Vorgefühl des unvermeidlichen Tods, als Eingebungen eines Unglück abwendenden Schutzgeiſts ſind, erzählt Depping *) von einem reichen Banquier, bei deſſen Sohn er die Stelle eines Erziehers verwaltete. Der Banquier konnte ſich des beängſtigenden Gedankens nicht entſchlagen, er werde auf ſeinem ſchönen Landgut ſterben müſſen. Er ſuchte daher und fand auch einen Käufer für daſſelbe, welcher jedoch die Bedingung machte, es erſt in acht Tagen beziehen zu müſſen. Mit Vergnügen willigte der Verkäufer in dieſe Bedingung, weil er nun überzeugt zu ſeyn glaubte, daß er hier nicht ſterben werde. Aber am ſiebenten Tag, wo vollends alles Mobiliar geräumt werden ſollte, rührte ihn der Schlag. Nur todt verließ er den Sitz, den er verkaufte, um nicht darin zu ſterben.

---

*) Magazin f. Natur und Kunſt. VIII. S. 117.

**) Er ſtarb am 12. März 1680 in Dresden als Oberhofprediger.

***) Der Unſichtbare. I. S. 285.

b) Prophezeiungen.

119 — 121.

Forbes **) erzählt: Aſtrologen gibt es in Indien eine ungeheure Menge, aber nur wenige Brahmanen üben die Vorherſehungskraft mit einer gewiſſen Würde aus. Von einem dieſer Brahmanen will ich hier einige Züge erzählen. Zur Verſtändigung des Nachfolgenden muß ich vorher bemerken, daß bei meiner Ankunft in Bombai 1766 drei Hauptpartheien daſelbſt waren. An der Spitze der einen ſtand Spencer, an der andern Crommelin, die dritte war dem Herrn Hodges zugethan, den man als einen bevortheilten und ungerechterweiſe um die Gouverneursſtelle gebrachten Mann beklagte. **Hodges** hatte wegen ſeiner Hintanſetzung einen heftigen Brief an den Gouverneur und den Rath der Kompagnie geſchrieben und wurde, da er denſelben nicht zuücknehmen wollte, ſeiner Oberhauptſtelle von Surate entſetzt, nach Bombai geſchickt und aus dem Dienſt der Kompagnie entlaſſen. Das Gouvernement von Bombai hatte einen Bericht über dieſen Vorfall nach England geſchickt. **Hodges** machte damals die Bekanntſchaft eines jungen Brahmonen, welcher den Engländern zwar wenig bekannt war, aber unter den Indiern ſchon große Berühmtheit erlangt hatte, mindeſtens auf der weſtlichen Küſte Indiens. Ich glaube, daß ihn **Hodges** zu Bombai kennen lernte, als er engliſcher Reſident daſelbſt war. Beide wurden ſo innige Freunde, als es der Unterſchied ihrer Religion und Kaſte zuließ. Der Brahman, ein rechtſchaffener Mann, ermahnte oft ſeinen Freund, den Pfad der Tugend nie zu verlaſſen, weil derſelbe ihn zur Wohlfahrt und zu Ehren führen werde. Um ihm dieſe Ermahnung einzuſchärfen, verſicherte er ihn, er würde ſich von der Stelle, die er zu Bombai begleitete, zu andern Oberhauptsſtellen im Dienſt der Kompagnie emporſchwingen; hernach werde er als Oberhaupt zu Surate angeſtellt und zuletzt gar zum Gouverneur von Bombai ernannt werden. Herr **Hodges** ſprach mit ſeinen Freunden zuweilen über dieſe vertraulichen Vorherſagungen, achtete aber doch im Grund wenig darauf. Nur als er nach und nach in den Ehrenſtellen emporſtieg, bekam er mehr Zutrauen zu ſeinem Brahmanen, beſonders als er Oberhaupt zu Surate wurde. Da aber in der Folge **Spencer** zum Gouverneur ernannt wurde und **Hodges** aus dem Dienſt der Kompagnie entlaſſen, ſandte er zu dem Propheten, der ſich damals zu Butpurra, einem Dorf am Ufer des Tapp, aufhielt. Er begab ſich zu **Hodges** und ließ ſich von dieſem den ſchlechten Ausgang aller ſeiner Hoffnungen und Bemühungen erzählen; dieſer beſchloß mit der Nachricht, daß er ſich nach Europa einſchiffen wolle und daher ſich keineswegs des Erfolgs der glänzenden Verſprechungen des Brahmanen gewarte. Er ſoll ſogar einige Vorwürfe über ſeine betrügeriſchen Vorherſagungen in ſein Geſpräch haben einfließen laſſen. Der Brahmane hörte Alles mit der größten Gelaſſenheit, verzog keine Miene und hob dann alſo an: „Ihr ſeht dieſe Vorhalle und das Gemach, wohin ſie leitet; Herr Spencer hat den Portikus erreicht, aber er wird nicht in den Palaſt gelangen. Er hat ſeinen Fuß auf die Schwelle geſetzt, aber er wird nicht in das Haus kommen! Alles Anſcheins vom Gegentheil ungeachtet, werdet Ihr die Ehren erlangen, die ich Euch vorhergeſagt habe und die erhabene Stelle bekleiden, wozu man ihn ernannt hat. Eine ſchwarze Wolke ſchwebt vor ihm.“ — Dieſe ſonderbare Vorherſagung wurde zu Surate und Bombai bekannt. Man ſprach in allen Geſellſchaften davon. Hodges hatte aber ſo wenig Zutrauen dazu gefaßt, daß er ſich zur Ueberfahrt nach Europa anſchickte. Indeſſen hatte man die Depeſchen von Bombai in England bekommen und mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit erfolgte die Antwort darauf.

---

*) Erinnerungen aus dem Leben eines Deutſchen in Paris, 1832. S. 145.

**) Oriental memoires. London 1813.

Der Hof der Direktoren mißbilligte Spencer's Verfahren als Gouverneur von Bengalen, widerrief ſeine Ernennung zur Gouverneursſtelle von Bombai, entließ ihn aus dem Dienſt der Kompagnie und Hodges ward Gouverneur. — Von nun an bekam der Brahmane auf den Geiſt deſſelben den größten Einfluß und dieſer unternahm nichts Wichtiges, ehe er ſeinen Freund um Rath gefragt hatte. Zu bemerken iſt, daß dieſer ihm nichts über das Gouvernement von Bombai hinaus verſprach und ihm nie ſeine Rückkehr ins Vaterland vorherſagte; man wußte hingegen, daß er über eine Zeit hinaus, die mit unſerm Jahr 1771 übereintraf, einen geheimnißvollen Schleier warf. Hodges ſtarb plötzlich in der Nacht des 22. Febr. 1771.

Die zweite Geſchichte, die ich erzählen will, betrifft ebenfalls dieſen Brahmanen. Als ich in meiner Jugend zu Bombai landete, fand ich daſelbſt eine äußerſt gütige Aufnahme in dem Haus eines edlen Manns, den ich um Gaſtfreundſchaft anſprach und der immer mein Beſchützer geblieben iſt. Er hatte eine Witwe geheirathet, welche mit ihrem erſten Mann einen Sohn und eine Tochter hatte. Der Sohn war in England erzogen worden; einige Jahre vor meiner Abreiſe aus meinem Vaterland hatte er ſich als Schreiber nach Bombai eingeſchifft. Die Bombaiſchiffe kamen gewöhnlich richtig an; nur dasjenige, was der zärtlichen Mutter ihren Sohn mitbringen ſollte, blieb aus. Das betrübte Weib ging häufig an den Strand und ſchaute ins Meer, um zu ſehen, ob das Schiff nicht ankäme. Auf dieſem Strand pflegten die Indier auch ihre Todten zu verbrennen. Bei dieſer Ceremonie ſind ſtets Brahmanen gegenwärtig. Einſt fand ich Hodge's Brahmanen (ſo nennt man ihn ſeit der erſten Geſchichte) unter denſelben und da er den Kummer der Witwe bemerkte, fragte er ſie um die Urſache. Die Witwe, welche ihn wohl kannte, verwunderte ſich darüber, daß ein ſo außerordentlicher Mann den Grund ihres Kummers nicht wiſſe. Der Brahmane ward gerührt und ſprach: „Wohl kenne ich den Grund eures Kummers; euer Sohn lebt; das Schiff wird bald glücklich ankommen, allein ihr werdet ihn nie wiederſehen.“ — Die Witwe erzählte dieſe Unterhaltung ſogleich ihren Freunden. Kurz darauf wurde ein europäiſches Schiff wahrgenommen. Die Freunde der Witwe eilten an den Strand, um Nachricht von ihrem Sohn zu erhalten. Die Reiſenden ſtiegen aus; allein ſtatt des erwarteten Sohns kamen blos Briefe. Er war in Braſilien geblieben, wo ſich das Schiff eine Zeit lang aufgehalten hatte. Dort war er mit den Jeſuiten in Verbindung getreten. — Der Sohn blieb zu Rio Janeiro und ſchrieb zuweilen bis zur Aufhebung des Jeſuitenordens. Er wurde bei dieſer Gelegenheit mit manchen Jeſuiten von Südamerika nach Portugal geſandt und ins Gefängniß geworfen. Von der Zeit an blieben ſeine Briefe aus. Seine Schweſter heirathete einen Mann, der Hodge's Nachfolger im Gouvernement wurde. Sie begab ſich ſpäter mit ihrer Mutter nach England und ſtarb dort, ſo daß die arme Mutter nun ohne Sohn und Tochter war. — Ein Freund ihrer Familie mußte ſich einſt nach Liſſabon begeben, wegen mehrerer portugieſiſchen Wechſel, die er in Indien bekommen hatte. Auf einem Spaziergang neben den Gefängniſſen wurde er auf Engliſch von einem Gefangenen, der in einem unterirdiſchen Kerker ſaß, um ein Almoſen angeſprochen. Er ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein und entdeckte zuletzt, daß dies der verlorne Sohn der Witwe war. Dieſe glückliche Entdeckung meldete er gleich nach England mit der tröſtenden Nachricht, er habe zur Befreiung des Gefangenen ſchon Anſtalten gemacht. — Die Witwe erheiterte ſich einen Augenblick, allein bald verfiel ſie wieder in Schwermuth und ſagte ſeufzend: „O der Brahmane, der Brahmane!“ Umſonſt ſuchte ihr Mann ſie zu tröſten, ſie antwortete immer: „ach der Brahmane, der Brahmane!“ — Durch die Verwendung des Freunds ward der Sohn in Freiheit geſetzt; man berichtete ihm, daß ſeine Mutter lebe und daß er ſie bald wieder ſehen würde. Aber der plötzliche Uebergang des

Kummers zur Freude wirkte ſo heftig auf den jungen Mann, daß er daran ſtarb.

Die dritte Geſchichte, dieſen **Brahmanen** betreffend, iſt kurz. Einige Monate vor meiner Abreiſe aus Indien landete zu Bombai ein Mann, der einen anſehnlichen Poſten zu Surate bekleiden ſollte, mit ſeiner Frau. Beide waren noch jung und hatten nur ein Kind. Der Mann ließ ſeine Frau bei einem Freund und begab ſich nach Surate, um dort ſeine Haushaltung einzurichten. Sie ſollte ihm in kurzer Zeit folgen. Am Abend vor dem Tag, als ſie ſich nach Surate einſchiffen wollte, hält der Hausherr eine große Geſellſchaft, worunter ſich auch unſer Brahman befand. Er ſtellte dieſen der Geſellſchaft vor und bat ihn ſcherzend, das Schickſal des eben aus Europa angekommenen jungen Paars zu weiſſagen. Zum Erſtaunen der Geſellſchaft, beſonders der jungen Frau, warf der Brahman einen mitleidigen Blick auf ſie und ſagte nach einer feierlichen Pauſe zu dem Hausherrn auf indiſch: „Ihr Glücksbecher iſt voll, aber ſchnell ſchwindend; ein bittrer Trank bleibt ihr, wozu ſie ſich bereiten muß!“ Ihr Mann hatte ihr geſchrieben, er wolle ſich mit einer Barke in Surat das einfinden. Er erſchien aber nicht, ſondern an ſeiner Statt kam einer meiner Freunde und berichtete der Frau, ihr Mann läge gefährlich krank. Als ſie ankam, hatte er einen heftigen Fieberanfall und verſchied in ihren Armen. Ich bin in demſelben Schiff, worin ſich die Witwe befand, zurückgekommen. Während der Ueberfahrt fiel der Jahrestag des Tods ihres Manns ein.

122.

Marie Roſa Joſephine Taſcher de la Pagerie, die Witwe des guillotinirten Generals Beauharnois, ſpäterhin Napoleon's Gemahlin, war eine Kreolin und wurde auf der Inſel Martinique geboren. Ihr Vater war ein reicher Edelmann und die Aeltern ſahen es für eine glückliche Vorbedeutung an, daß die Geburt dieſer Tochter durch den Donner der Kanonen gefeiert wurde in Folge des geſchloſſenen Friedens, durch welchen die Kolonie an Frankreich kam. Mit Freuden ſah man auch, daß den Scheitel des Kinds ſchon — eine Haarkrone zierte. Der Glaube der Aeltern an Vorbedeutungen und Prophezeiung pflanzte ſich auch auf die Tochter fort und ſelbſt kleine Steinchen, die ſie auf ihrem Weg fand und ſie wider den Stamm des nächſten Baums warf, ſollten dazu dienen, ihr das Dunkel der Zukunft zu enthüllen.

Auf der Inſel befand ſich eine Mulattin, die als Prophetin in großem Anſehen ſtand. Einſt ging ſie mit zwei Freundinnen zu derſelben, um ſich wahrſagen zu laſſen. Nachdem die kluge Frau den beiden Freundinnen ihr Glück verkündigt hatte, kam die Reihe an Joſephinen und dieſer ſoll die Seherin ihr Schickſal in folgenden Worten eröffnet haben:

„Ihr Stern verkündigt Ihnen zwei Ehen. Der erſte von Ihren Gatten wird in Martinique geboren ſeyn, aber in Europa wohnen und einen Degen tragen; er wird einige Zeit glücklich ſeyn; in Folge eines ärgerlichen Proceſſes werden Sie getrennt werden und in Folge der großen Unruhen, die im Reich der Franken ausbrechen werden, wird er eines tragiſchen Tods ſterben und Sie als Witwe mit zwei kleinen Kindern zurücklaſſen. Ihr zweiter Gemahl wird ſehr braune Haare haben, von europäiſchem Blut abſtammen, wenig begütert ſeyn, allein er wird berühmt werden, die Welt mit ſeinem Ruhm ausfüllen, ja ſogar mehrere Nationen ſeiner Macht unterwerfen. Sie werden dann eine hochanſehnliche Dame, werden umgeben von Glanz und Würde ſeyn; aber viele Undankbare werden die Wohlthaten, die Sie ihnen erzeigt, vergeſſen; nachdem Sie die Welt in Erſtaunen geſetzt, werden Sie unglücklich ſterben. Das Land, in welchem meine Prophezeiung in Erfüllung gehen wird, iſt ein Theil des keltiſchen Galliens und mehr als einmal werden Sie das ſtille friedliche Leben, das Sie auf dieſer Inſel führen, vor allen Ihren einſtigen Reichthümern zurückwünſchen. In dem Augenblick, wo Sie ſie, aber nicht für immer, verlaſſen werden, wird ein Zeichen am Himmel, der erſte Vorläufer Ihrer erſtaunlichen Schickſale, ſichtbar ſeyn.“

Die ſchöne Kreolin, der ſo erſtaunliche Dinge vorher verkündigt wurden, hatte ſchon in den Jahren der Kindheit die Regungen der aufwachenden Liebe gefühlt. Ein junger Engländer, mit ihr von gleichem Alter, deſſen Aeltern ſich in der Kolonie niedergelaſſen hatten, flößte ihr dieſe Leidenſchaft ein und theilte ſie mit ihr. Die Rückkehr des jungen Manns nach Europa, um dort ſeine Bildung zu vollenden, unterbrach das glückliche Verhältniß. Joſephine ſelbſt verließ im 15ten Jahr die Inſel und ging nach Frankreich zu ihrer Tante. Der junge Mann, welcher Joſephinen, dem Wunſch der Tante gemäß, heirathen ſollte, war der Major Vicomte de Beauharnois; er ſtammte aus einer auf Martinique anſäſſigen Familie und war in allen hohen Cirkeln, ja ſelbſt bei Hof in Paris angeſehen; bei Damen wegen ſeiner männlichen Schönheit wohl gelitten; ſelbſt die Königin Marie Antoinette nannte ihn nur den ſchönen Tänzer. Kurz Joſephine heirathete den Major Beauharnois. Sein Avancement zum General, der Umſtand, daß Beauharnois ein anderes Fräulein liebte und nur gezwungen Joſephinen heirathete, daß Letztere ihm Eugen, den Vicekönig von Italien, ſpäter Herzog von Leuchtenberg und Hortenſien, von Napoleon (ihrem Stiefvater) zur Königin von Holland erhoben, gebar; daß ferner Ohrenbläſer dem Beauharnois das Verhältniß Joſephinens mit dem jungen Engländer hinterbrachten und daraus ein Proceß, Trennung der Eheleute und Joſephinens Abreiſe nach Martinique entſtand; daß Beauharnois nach vollbrachten rühmlichen Thaten als Obergeneral am Rhein ſich auf ſein Schloß Fort Beauharnois im Loiredepartement begab und von da durch das Revolutionstribunal den Armen ſeiner Familie entriſſen und wegen Unthätigkeit von 15 Tagen an der Spitze der Armee und dadurch entſtandenen Verluſts der Feſtung Mainz, vorgeblicher Verſchwörung beſchuldigt, eingekerkert und im Juli 1794, fünf Tage vor Robespierre's Sturz, in einem Alter von 31 Jahren zu Paris guillotinirt wurde, iſt der Welt bekannt. Die Verheirathung Bonaparte's mit Joſephinen, beider Schickſale, ihre nachmalige Trennung bei der zweiten Vermählung Napoleon's mit Marie Louiſe, Tochter des Kaiſers Franz I. von Oeſtreich, iſt noch bekannter und ich kann die Leſer auf die große Akte der Weltgeſchichte verweiſen, um zu zeigen, daß die Prophezeiungen jener Mulattin auf Martinique aufs Genaueſte in Erfüllung gegangen ſind *).

---

*) Stahmann, „Merkwürdige Prophezeiungen ꝛc." Quedlinburg 1836. S. 35. Einen Theil dieſer Weiſſagung der Prophetin von Martinique lieſt man auch im Burg'ſchen Volkskalender für 1837. S. 94—98.

123.

An einem Herbſtabend des Jahrs 1783 ſaßen mehrere franzöſiſche Gelehrte bei einem Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, ſich bei gefüllten Bechern und heiterer Unterhaltung gütlich zu thun. Es waren auch Damen hohen Rangs in der fröhlichen Geſellſchaft. Da ſaß la Harpe, der Verfaſſer des Warwick, Timoleon ꝛc., neben ihm der von ſeinen Reiſen durch Frankreich, die Schweiz und Holland zurückgekehrte Malesherbes, der ſpäterhin ſo ehrenvolle Vertheidiger ſeines unglücklichen Königs vor Gericht. An der Seite des Letztern erblickte man den heitern, witzigen Champfort, Verfaſſer des „Muſtapha“ und vieler andern Schriften. Dann folgte Bailly, durch eine Geſchichte der Aſtronomie unſterblich geworden; nach ihm Nicolai, Cazotte und viele Andere. Unter den vielen liebenswürdigen und ſchön geputzten Damen befand ſich auch die Herzogin von Grammont.

Die Tafel war bis auf den leckern Nachtiſch beendet, der Wein mundete aus vollen Bechern, man ſtieß unter fröhlichen Toaſten auf Wiſſenſchaft und Kunſt, Freiheit und Vaterland an und der Jubel ward immer lauter, je mehr man des wonnigen Nektars zu ſich nahm. Doch, wenn das Maas zu voll iſt, läuft es zuletzt über, ſo auch hier; die Heiterkeit artete zuletzt in Ausgelaſſenheit und endlich in Zügelloſigkeit aus. Von Sarcasmen gegen die Religion ging es zu frechen Spöttereien und völliger Gotteslästerung über. So fröhlich und ausgelaſſen aber auch die Geſellſchaft war, um ſo finſterer und in ſich zurückgezogener ſaß der allgemein durch Heiterkeit, lebhafte, anziehende Offenheit und frommes ſolides Weſen geachtete Kabbaliſt und Myſtiker Jacques Cazotte da. In einer Ecke der Tafel ſitzend, wo durch ſeine beabſichtigte oder abſichtsloſe Nachläſſigkeit die Lichter tief herabgebrannt waren und nur einen düſtern Schein von ſich warfen, ſchien er an der allgemeinen, ausgearteten Stimmung der Gäſte keinen Antheil zu nehmen, ſondern im dumpfen Hinbrüten auf ſein kaum halb geleertes Glas hinzuſtarren. Kaum, daß er die fröhlich ausgebrachten Toaſte, weil es Schicklichkeit gebot, durch Aufhebung und Anklirren ſeines Glaſes beantwortete und dadurch auf Augenblicke aus ſeiner ſcheinbaren Lethargie aufgeſchreckt wurde.

Die verſammelte Geſellſchaft, gewohnt, ſeine angenehme und heitere Unterhaltung zu genießen, mußte, da er für alle Mittheilung abgeſtorben ſchien, endlich durch ſein ſchweigſames Weſen aufmerkſam auf ihn werden. Man neckte ihn von allen Seiten, er blieb ſich gleich, gab einſylbige Antworten, bis man der Fopperei überdrüſſig ward. Der Mann beſaß ſeltene, tiefe Kenntniſſe und einen Umfang vielſeitiger Gelehrſamkeit, man wußte von ihm, daß er oft die frappanteſten Sachen vorherſagte. Er glänzte in der Geſellſchaft unter den ſchönen Geiſtern und wußte ſich in jedem Cirkel, in welchem er ſich befand, durch anpaſſendes Betragen beliebt zu machen. Als Verfaſſer des **Diable amoureux**, des **Lord impromptu**, **les Sabots** und Ueberſetzer von arabiſchen Erzählungen war er am Horizont der franzöſiſchen Literatur als ein Stern erſter Größe bekannt. Kurz, wo Cazotte war, kehrte Humor und heitere Laune, nebſt angenehmer, belehrender Unterhaltung in den Kreis der Geſellſchaft und erweckte eine allgemeine fröhliche Stimmung. Um ſo mehr mußte ſeine heutige Verſchloſſenheit auffallen, da man dieſe durchaus nicht von ihm gewohnt war.

Der Rauſch der Freude brachte indeß die neckende Geſellſchaft wieder von ihm ab. Man pokulirte, ſang, witzelte, ſpottete nach wie vor. So ſchien er ganz vergeſſen. Als aber die Ausgelaſſenheit den Kulminationspunkt erreicht hatte, erhob ſich Cazotte plötzlich von ſeinem Seſſel und trat mit feierlichem Ernſt mitten in den Saal, der Geſellſchaft gegenüber. Das Erwachen aus ſeiner Theilnahmloſigkeit zog die Augen Aller auf ihn hin. Es entſtand eine Pauſe, in welcher Cazotte's Stellung und ſein ernſter, kaltblütiger Anſtand einen geiſterhaften Anſtrich erhielt. Keiner wagte zu reden, bis er endlich langſam und ernſt die allgemeine Stille mit folgender Anrede unterbrach:

„Meine Herren!" begann er und ſeine Züge verkündigten eine ſchauervolle, kalte, unumſtößliche Wahrheit, „freuen Sie ſich, denn Sie Alle werden Zeugen einer großen und ſublimen Revolution ſeyn, die Sie ſo ſehr wünſchen. Sie wiſſen, daß ich die unerklärbare Gabe der Prophezeiung beſitze!" Jetzt wandte er ſich an dieſen und jenen der verſammelten Gäſte und fuhr fort: „Sie, Herr Condorcet, werden ausgeſtreckt auf dem Boden eines unterirdiſchen Gefängniſſes den Geiſt aufgeben; Sie, Herr St., werden an Gift ſterben; Sie, Herr N., auf der Blutbühne durch den Henker umkommen."

Die Geſellſchaft erſtarrte einige Minuten. Es war, als ob man einem in Fieberhitze Raſenden einen Eimer eiskalten Waſſers über den Kopf ſtürzte, ſo war mit einem Mal auch das letzte Fünkchen von Frohſinn aus allen ausgelaſſenen Gemüthern verwiſcht. Champfort ermannte ſich zuerſt wieder von der allgemeinen Erſtarrung.

„Wer Teufel," unterbrach er den grauenhaften Propheten, „hat Ihnen denn das Gefängniß, das Gift und den Henker eingegeben? Was hat denn das Alles mit der Philoſophie und der Herrſchaft der

Vernunft gemein, welcher wir entgegenſehen und zu der Sie uns erſt Glück wünſchten?"

„Das iſt es gerade," verſetzte Cazotte, „was ich Ihnen ſage: Im Namen der Philoſophie, der Vernunft, der Menſchheit und der Freiheit wird Alles dieſes, was ich Ihnen ankündige, geſchehen, gerade dann, wenn die Vernunft allein herrſchen und ihre Tempel haben wird."

„Wahrlich!" entgegnete Champfort, „Sie werden keiner von den Prieſtern dieſer Tempel ſeyn."

„Ich wohl nicht!" antwortete Cazotte dem über ſeine Rede und über die unangenehme Umſtimmung der Geſellſchaft entrüſteten Champfort. „Ich wohl nicht, aber Sie, Herr von Champfort, welcher einer derſelben ſeyn wird und zu ſeyn verdient. Sie werden ſich die Adern mit zweiundzwanzig Einſchnitten mit dem Raſirmeſſer durchſchneiden und dennoch erſt einige Monate nach dieſer verzweifelten Operation ſterben. Sie, Herr Vicque-d'Azyr, werden ſich zwar, vom Chiragra gehindert, die Adern nicht ſelbſt öffnen, ſondern von einem Andern in einem Tag ſechsmal öffnen laſſen und in der Nacht darauf ſterben. Sie, Herr Nicolai, werden auf dem Blutgerüſt ſterben. Sie, Herr Bailly, gleichfalls und auch Sie, Herr Malesherbes!"

„Gott ſey gedankt," rief Herr Richet mit gezwungener Spötterei, „Herr Cazotte ſcheint es nur mit der Akademie zu thun zu haben!".

Cazotte kam nicht aus ſeiner ſchaurig kalten Faſſung. Ohne eine Miene zu verziehen und ohne den Ton ſeiner Stimme zu verändern, fiel er ihm in die Rede:

„Sie, Herr Richet, Sie werden gleichfalls auf dem Blutgerüſt ſterben! — und die, welche alſo gegen Sie und Ihres Gleichen verfahren werden, werden alleſammt nicht minder Philoſophen ſeyn."

„Und wenn ſoll Alles dieß geſchehen?“ fragten einige der Gegenwärtigen.

„Von heute an in der Zeitfriſt von weniger als ſechs Jahren!“ war die Antwort.

La Harpe nahm hierauf das Wort und fragte: „Und von mir ſagen Sie nichts, Herr Cazotte?“

Der Prophet erwiederte: „Mit Ihnen, mein Herr, wird ein großes Wunder vorgehen; Sie werden ſich bekehren und wieder ein guter Chriſt werden.“

Da ward die ganze Geſellſchaft, welche die blutigen Vorherſagungen verſtimmt hatte, wieder zur Fröhlichkeit umgeſtimmt; denn La Harpe's Bekehrung, meinte ein Jeder, ſey doch noch ziemlich fern.

Die Herzogin von Grammont ſagte hierauf: „Da ſind wir Frauen doch beſſer daran, als die Männer; denn wir Damen werden bei Revolutionen für nichts gezählt.“

„Ihr Geſchlecht,“ verſetzte Herr Cazotte, „wird Sie diesmal nicht ſchützen und Sie mögen ſich noch ſo ſehr in Nichts einmengen wollen, ſo wird man Sie dennoch gerade ſo wie die Männer behandeln. — Auch Sie, Frau Herzogin, werden das Blutgerüſt beſteigen müſſen, ſo wie viele andere Damen vor und nach Ihnen und zwar werden Sie auf dem Schinderkarren mit auf den Rücken gebundenen Händen dahin abgeführt werden.“

„Auf dieſen Fall,“ antwortete die Dame ſpöttiſch, „hoffe ich doch eine ſchwarz ausgeſchlagene Kutſche zu haben?“

„Nein, nein!“ antwortete Cazotte, „der Schinderkarren wird Ihr letztes Fuhrwerk; viel vornehmere Damen noch, als Sie, werden auf ſolche Weiſe zur Hinrichtung abgeführt werden.“

„Doch nicht Prinzeſſinnen von Geblüt?“ fragte ſie, in dem Ton beharrend.

„Noch vornehmere!“ antwortete Cazotte.

„Aber man wird uns doch einen Beichtvater nicht verſagen?“

„Nein!“ entgegnete Cazotte, „der Vornehmſte aller Hingerichteten wird allein nur einen erhalten.“

„Was ſoll endlich mit Ihnen ſelbſt werden, Herr Cazotte?“ fragten die erſtaunten Zuhörer.

„Es wird mir eben ſo ergehen,“ antwortete er, „wie es jenem Mann ging, welcher in der letzten Belagerung das Wehe! über Jeruſalem und endlich auch über ſich ſelbſt ausrief, indem ein feindlicher Steinwurf ihn tödtete.“

Mit dieſen Worten verbeugte ſich Cazotte und verließ die Geſellſchaft. Cazotte endete, wie ſämmtliche in dieſer Prophezeiung angeführten Perſonen auf die angedeutete Weiſe, gleichfalls auf dem Blutgerüſt am 25. September 1792 *).

124.

Ignaz Thomas Martin von Gallardon bei Chartres, ein Bauer, prophezeite dem König Ludwig XVIII. von Frankreich am 2. April 1816 eine neue Revolution. Obwohl Dr. Pinel ihn ins Irrenhaus nach Charenton bringen ließ, ſo konnte der Oberarzt daſelbſt, Roger Collard, keine Spur von Geiſtesverwirrung an ihm entdecken. Die Prophezeiung ging bekanntlich am 28. Juli 1830 in Erfüllung, wo König Karl X. den Thron ſeiner Ahnen verlaſſen mußte, weil unzweckmäßige Ordonnanzen das Volk empört hatten **).

---

*) Vergl. Jung-Stilling's Theorie der Geiſterkunde S. 168 und „Cazotte“ in der allgem. deutſchen Realencyklopädie. Bd. II. S. 523.

**) Benkert's Athanaſia. Bd. III. Heft 1. S. 97.

125.

Die Juli-Revolution hatte ſchon ein franzöſiſcher Dichter in einem Almanach von 1730 prophezeit und zwar in folgenden Verſen:

Or Français, écoutez!
Dans *cent ans* bien comptés
Après *trois jours de gloire*
Vous aurez trois ans de déboire.

Zu deutſch:

Sey's euch Franzoſen unverhehlt:
In hundert Jahren wohl gezählt
Müßt ihr nach drei Ruhmestagen
Noch drei (!) Jahr Mißgeſchick beklagen *).

126.

Als die Preußen 1806 nach Jena durch die Straßen von Deſſau zogen, ſingend: Schlagt den Kaiſer Bonaparte todt! ſagte eine Frau Schneider, deren Andenken in Deſſau noch nicht erloſchen iſt: „O, ihr werdet zurückkommen und noch um einen Trunk Waſſer betteln!“ Sie mußte dieſerhalb viele Verfolgungen erfahren. Sie widerrief aber nicht und nur zu bald traf es ein, was ſie vorher verkündet hatte.

Im Jahr 1813, als die Preußen wieder durch Deſſau zogen, prophezeite ſie Napoleon's Sturz und ließ es ihres hohen Alters wegen, da ſie ſtündlich den Tod erwartete, niederſchreiben. Sie erlebte aber den Sieg der Deutſchen über die fremden Eroberer **).

---

*) Allgem. Augsb. Zeitung. Jahrg. 1832. Nr. 317, S. 1268.

**) Stahmann, Ahnungen ꝛc. Heft 2. S. 58.

127.

Der Elbfiſcher **Chriſtian Häring**, aus Proßen bei Königſtein, gemeinhin der Proßner Mann genannt, galt 40 Jahre lang ſeiner Prophezeiungen wegen als Orakel; Vornehme und Geringe ſtaunten ſie an und auch Gelehrte würdigten ſie beſonderer Aufmerkſamkeit. Im ſiebenjährigen Krieg wurde er wiederholt nach Dresden gerufen und über zukünftige Ereigniſſe ausgefragt, ja ſogar gerichtlich darüber verhört. Generale ließen ihn vor ſich fordern. Er war ein guter, einfältiger Mann, den die Unparteiiſchen als eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung betrachteten und ihm ein ſehr feines Ahnungsvermögen zuſchrieben. Im Jahr 1746 zog er nach Proßen, wo er ſich verheirathete. Im Städtchen Königſtein offenbarte er ſeinem Beichtvater ſeine Viſionen, der dieſelben der Welt mittheilte.

Im Jahr 1744 prophezeite er, ein Held werde mit einem feindlichen Heer nach Sachſen kommen, in Dresden wie in einen offenen Garten einziehen, bald darauf aber zum obern Thor wieder hinaus marſchiren. Damals agirte die preußiſche Armee noch in Schleſien und Niemand dachte an eine Operation in Sachſen.

Im Jahr 1756 weiſſagte er den Sachſen ein jedoch nur vorüberziehendes, politiſches Ungewitter. Südoſt (Oeſtreich) und Südweſt (Frankreich) würden ſich wider Nordweſt (Preußen) verbinden, aber Südweſt werde gedemüthigt werden und Südoſt nichts enden.

Im Mai 1758 ſagte er wieder Perſonen voraus, daß auf dem Schandauer ſogenannten Kuhſtück am Elbufer geſchanzt und gegen das Krippner Horn über werde eine Schiffbrücke geſchlagen und fremde

Völker darüber gehen. Zwiſchen 14.—19. Auguſt ging dieſe Weiſſagung in Erfüllung.

Man erzählte ihm vom Hubertsburger Frieden. Er antwortete: „Ich ſehe aber ein Kind auf dem Thron.“ Bald darauf kam der minderjährige Kurfürſt Friedrich Chriſtian zur Regierung.

Auch den Erbfolgekrieg ſagte er vorher, nach dem Frieden aber ſchwieg er *).

128.

Cicero (de Divin. I. 32) erzählt, der Admiral der rhodiſchen Flotte, Cajus Coponius, ſey einmal von Dyrrachium zu ihm gekommen und habe ihm erzählt, daß ein Matroſe auf ſeinem Schiff geweiſſagt, Griechenland werde in weniger als 50 Tagen mit Blut befeuchtet, die Stadt geplündert werden, man würde flüchtig an Bord gehen und die Fliehenden hinter ſich den Anblick einer Feuersbrunſt haben, die rhodiſche Flotte aber würde bald nach Haus kehren. Wenige Tage nachher war Labienus von der pharſaliſchen Flucht zu ihm gekommen und nachdem derſelbe den Untergang der Armee berichtet, wäre auch alles Uebrige der Weiſſagung in Erfüllung gegangen; denn das aus den Kornhäuſern geſchleppte und verſchüttete Getreide bedeckte alle Straßen, die Römer gingen plötzlich unter Segel und ſahen, als ſie des Nachts nach der Stadt zurückblickten, die Laſtſchiffe brennen, die von den Soldaten in Brand geſteckt worden waren, weil ſie nicht hatten nachfolgen wollen.

---

*) Stilling, „das geheimnißvolle Jenſeits.“ Seite 248. ff.

129.

Der Mönch **Sebaldus** im Kloſter Lotharsleben bei Querfurt prophezeite im Jahr 1012 die zwei Jahrhunderte ſpäter erfolgte Erhebung eines Grafen **Habsburg** auf den Kaiſerthron und die Fortdauer dieſer Dynaſtie bis zum Jahr 1740, wo der männliche Stamm dieſes Hauſes mit **Karl VI.** ausſterben würde.

130.

Malachias *), Erzbiſchof von Irland, ſchrieb im Jahr 1130 im Kloſter zu Bangor folgende die Reihenfolge der Päbſte betreffende Prophezeiung nieder, welche wir aus **Steinbeck's** „der Dichter ein Seher" entlehnen, welcher aber, der Kürze wegen, nur diejenigen mit Namen anführt, deren Deutung ex post dem reflektirenden Verſtand leichter wird; doch iſt bei allen Bezeichnungen zu bemerken, daß ſie theils vom Charakter der Päbſte ſelbſt, theils von den Zeitumſtänden, theils von zufälligen äußern Umſtänden hergenommen ſind, wie es die Seele in ihrem nicht ganz klaren Erkennen zu thun pflegt.

13) **De schola exibit** Er wird von der Schule ausgehen.	**Clemens III.** 1188. (Er war vom Geſchlecht der Scolari.)
16) **Canonicus de latere** Der Kanonikus von der Seite.	**Honorius III.** 1216. (Er war Kanonikus v. St. Joh. de Laterano.)
32) **Ex undarum benedictione** . . . . Aus dem Segen des Waſſers.	**Bonifacius VIII.** 1294. (Er hieß mit dem Taufnamen Benedikt und

---

*) Sein eigentlicher Name lautete **Maelmedoic O-Morgar**. Er legte 1137 ſeine Würde freiwillig nieder und ging nach Rom, wo er 1148 ſtarb.

	führte Waſſerwagen im Wappen.)
55) Amator crucis . Der Liebhaber des Kreuzes.	**Felix V. 1439.** (Dieſer war Amadeus, erſter Herzog von Savoyen.)
56) De Capra et Albergo Von der Ziege und der Herberge.	**Pius II. 1458.** (Er war Sekretär geweſen bei den Kardinälen Capranico und Albergato.)
57) De cervo et leone Vom Hirſchen und Löwen.	**Paul II. 1464.** (Er war Biſchof von Cervia und führte einen Löwen im Wappen.)
59) Piscator Minorita Der Fiſcher ein Minoritenmönch.	**Sixtus IV. 1471.** (Er war Minorit und Sohn eines Fiſchers.)
60) Bos albanus in portu Der albaniſche Ochſe im Hafen.	**Alexander VI. 1492.** (Er war Kardinal von Albano und Porto und führte einen Ochſen im Wappen.)
61) De parvo homine Vom kleinen Menſchen.	**Pius III. 1503.** (Er war vom Geſchlecht der Piccolomini oder der Kleinmenſchen)
62) Fructus Jovis juvabit Jupiters Frucht wird helfen.	**Julius II. 1503.** (Er führte eine Eiche im Wappen, ein dem Jupiter geheiligter Baum.)
63) De craticula Politiana . . . . . Vom politianiſchen Bretſpiel.	**Leo X. 1513.** (Er war ein Schüler Politians.)

64) **Leo Florentinus** Der florentiniſche Löwe.	**Adrian VI. 1521.** (Sein Vater hieß Florentin, auch führte er einen Löwen im Wappen.)
66) **Hyacinthus Medicorum** . . . . Die Hyacinthe der Aerzte.	**Paul III. 1534.** (Das Wappen des Geſchlechts Farneſe, aus dem er abſtammte, iſt eine Hyacinthe. Auch war er Kardinal von den Mediceern Cosmus und Damian.)
67) **De corona montana** Von der Bergkrone.	**Julius III. 1550.** (Er hieß, ehe er Pabſt wurde, Johann del Monte und ſein Wappen beſtand aus einigen Bergen mit einer Krone darüber.)
68) **Frumentum flaccidum** . . . . . Das welke Getreide.	**Marcell II. 1555.** (In ſeinem Wappen waren einige Kornähren. Auch regierte er nur drei Wochen.)
69) **De fide Petri** . Vom Glauben Petri.	**Paul IV. 1555.** (Er hieß eigentlich Petrus Caraſſa und gab das Erzbisthum von Teatino auf, um in der Einſamkeit Gott beſſer verehren zu können.)

71) **Angelus nemorosus** Der waldigte Engel.	**Pius V. 1566.** (Er hieß Michael und war aus der Landſchaft Bosco gebürtig, die vom Wald ſo heißt.)
72) **Medium corpus pilarum** . . . . Der halbe Körper der Pillen.	**Gregor XIII. 1572.** (Er führte einen halben Drachen im Wappen und wurde zum Kardinal gemacht von Pius IV., der als Mediceer in ſeinem Wappen Pillen hatte.)
73) **Axis in medietate signi** . . . . . Die Achſe im Mittel des Zeichens.	**Sixtus V. 1585.** (Ein Balken, der über einem Löwen liegt, war ſein Wappen.)
75) **De antiquitate urbis** Vom Alterthum der Stadt.	**Gregor XIV. 1590.** (Er war nicht nur von altem römiſchen Geſchlecht, ſondern erwarb ſich auch Verdienſte um die Alterthümer Roms.)
78) **Undosus vir** . . Der Mann voll Waſſer.	**Leo XI. 1603.** (Er war waſſerſüchtig.)
83) **Custos montium** Der Wächter der Berge.	**Alexander VII. 1666.** (Sechs Berge machten ſein Wappen. Als Pabſt war er Wächter der Siebenhügelſtadt.)
85) **De flumine magno** Vom großen Fluß.	**Clemens X. 1670.** (Er war an einem Tag geboren, wo die Tiber Rom unter Waſſer geſetzt hatte.)

Die Zahl der von dem Propheten beſonders bemerkbar gemachten Päbſte ſchließt mit 111, unter dieſen iſt 103: **Ignis ardens**, wobei man in Verſuchung käme, eine Beziehung auf den jetzigen Pabſt zu finden, welcher durch ſeine Allocution gegen Preußen und als Urheber der kirchlichen Wirren in Belgien und Deutſchland jenes Prädikats würdig erſcheint und um ſo zuverſichtlicher dürfte man dieſer Vermuthung ſich hingeben, als der auf ihn folgende Pabſt oder vielmehr das Schickſal der römiſchen Kirche unter ſeiner Regierung durch die Worte: **Religio depopulata** angedeutet iſt. Wenn wir auf die jetzige Sachlage der Katholiken in Rußland ein Augenmerk richten, ſo bleibt es nicht zweifelhaft, daß der Nachfolger des jetzigen Pabſts ſeine Macht in den Ländern nichtkatholiſcher Herrſcher gebrochen ſehen wird.

131.

Jakob Uſher, Erzbiſchof von Armagh und Primas von Ireland äußerte gegen **Cromwell**, als dieſer noch Student zu Oxford war, er werde zwar berühmt werden, aber der Kirche viel Schaden zufügen. Auch verkündigte er ihm, daß ſeine Herrſchaft von nicht langer Dauer ſeyn werde, obgleich er (**Uſher**) keine Hoffnung habe, dieſe Zeit zu erleben. Auch ſoll **Uſher** über Ezech. 4, 6 gepredigt und die Worte: „Du wirſt Strafe von 40 Jahren geben für 40 Tage," auf die Irelånder bezogen haben, wobei er behauptete, daß die irelåndiſchen Proteſtanten binnen 40 Jahren die Sünden derer büßen werden, welche ſie jetzt duldeten. Dies geſchah im Jahr 1601 und es waren noch nicht 40 Jahr verfloſſen, als die Katholiſchen eine gewaltige Niederlage unter den Proteſtantiſchen verrichteten *).

---

*) Kieſer's „Archiv f. Magnetiſm." Bd. IX. H.3. S.318.

132.

In **Stahmann's** „Seherblicken“ S. 72 theilt eine Dame folgende merkwürdige Vorherſagung, den berühmten **Struenſee** betreffend, mit:

Struenſee, Sohn eines Predigers in Halle, wurde mit meinem Oheim konfirmirt und an jenem Tag mit ſeinem Vater zu meinem Oheim gebeten. Die beiden Väter, alte Freunde, ſprachen viel über Schickſal und Beſtimmung ihrer Söhne. Der alte **Struenſee** war ſehr verſtimmt, während mein Großvater ihm die lachendſte Ausſicht vorſpiegelte.

„Dein Sohn,“ ſagte mein Oheim, „wird durch Hilfe des Onkels — der Leibarzt des Königs von Dänemark war — ſorgenfrei ſtudiren können, dann unbezweifelt ſeinem Glück in Dänemark entgegen eilen. Mein Sohn aber — dieſer war mein Oheim — muß bei ſeinem 11 Geſchwiſtern mit Entbehrungen kämpfend, gegen ſeine Neigung Jura ſtudiren, wodurch er nur, meine Praxis einſt übernehmend, die Stütze der zahlreichen Familie ſeyn kann.“

Seufzend antwortete **Struenſee**: „Wollte Gott, dein Sohn wäre der Meinige, obſchon er ein minder fähiger Kopf iſt. Mein Sohn wird eine große Karriere machen, aber Galgen und Rad drohen ihm, dem letzten kann er nicht entgehen, wenn Gott nicht ein Wunder thut. Dein Sohn aber wird anfangs enthuſiaſtiſch ſein Fach ergreifen, hoffe aber keinen Juriſten in ihm. Der Kriegerſtand wird ihn eine Weile anziehen, dann zieht er es vor, als friedlicher Bürger zu leben. Eine Stütze wird er ſeiner Familie, nur nicht nach deiner Berechnung.“

Beide Prognoſtika trafen ein.

Struenſee ſtudirte emſig, ward Alles, was ein junger Arzt ſeyn konnte; er ging zum Oheim, trat in ſeinen Poſten, ward von ſeinem König ausgezeichnet und leider durch Talente und Schönheit auch von der Königin. Sein unglückliches Ende iſt bekannt.

Mein Oheim war in ſeinen finanziellen Verhältniſſen ſehr beſchränkt, aber mit Wenigem zufrieden, fühlte ſich glücklich, wenn er einem Aermern eine frohe Stunde bereiten konnte. Die älteſte Schweſter führte die Wirthſchaft und war — da die Mutter früh ſtarb — ſo zu ſagen die Mutter der Ihrigen.

Einſt kam er mit einigen Freunden nach Haus und bat ſie, ihr einen erſparten halben Gulden hinzählend, dafür ein Butterbrod und einige Flaſchen Bier aufzutiſchen. Sie aber war eben im Begriff, ſich zu putzen, um auszugehen. Dieſe Störung war ihr unangenehm, denn um die jungen Leute in Schranken zu halten, mußte ſie zu Haus bleiben. Aergerlich ſchimpfte ſie auf ihn und ſeine Gäſte, die hinter der Thür horchten. Sie vergaß ſich ſo weit, daß ſie ihn beim Rock nahm und ihn zur Thür hinauswerfen wollte. Ihn übereilte der Zorn und er gab ihr einige Ohrfeigen, blieb aber in der Fontange hängen, die herabfiel, ſo daß ſie in bloßem Kopf mit falſcher Toupe da ſtand, worüber die jungen Leute in ein heftiges Gelächter ausbrachen. Mein Oheim, ſehr verlegen, verabſchiedete ſeine Kommilitonen auf ein andermal und bat um Verſchwiegenheit. Mehr konnte der ſchwer gereizte Jüngling nach jener Uebereilung nicht thun.

Abends 10 Uhr kam der Vater. „Mein Sohn!“ redete er ihn an, „du haſt dich in Gegenwart junger Leute gegen deine mütterliche Schweſter vergangen. Sieh nun zu, wie du dies wieder ausgleichſt. Wärſt du ein Knabe, ſtünde dir der Stock zu Dienſte, ſo aber, als Student, finde ich es für recht, dich burſchikos zu behandeln.“ Bei dieſen Worten gab er ihm mit der flachen Klinge ein halbes Dutzend Hiebe zwiſchen die Schultern und begab ſich zu Bett.

Auguſt fand kein Ausgleichungsmittel. Der freie akademiſche Bürger war in ihm beleidigt. Er entſchloß ſich raſch, packte Rock, etwas Wäſche, einige gute, aber keine juriſtiſchen Bücher zuſammen und mit dem halben Gulden in der Taſche verließ er am folgenden Morgen das Vaterhaus.

Als er auf die Anhöhe kam, welche man damals die Breihahnſchenke nannte, drehte er, den Zufall zum Führer wählend, die Spitze des Huts, die ſtand nach Naumburg zu. Er ging alſo dahin, ward Soldat, in wenigen Wochen ſchon Unterofficier, aber höher konnte es ein Bürgerlicher damals ſo leicht nicht bringen. Er wurde bei dem Hofſattler einquartiert, blieb aber für immer daſelbſt. Er nahm ſich in freien Stunden der Wirthſchaft an, machte dem alten Mann die Rechnungen und wurde von ihm als ein Sohn gehalten.

Der Sattler wurde krank und fühlte ſein nahes Ende. Er ließ ſeine Frau, eine Brünette von erſt 25 Jahren und meinen Oheim an ſein Bett treten, ließ ſich von **Marien** den Trauring geben und gab den ſeinigen **Marien**, den ihrigen aber meinem Oheim, ſprechend: „Ihr wackern jungen Leute habt mir im Alter gute Tage bereitet, wollt ihr einander heirathen, ſo iſt Alles gemeinſchaftlich das Eurige, wo nicht, ſo theilt euch darein.“ Alles ward gerichtlich und im Beiſeyn des Beichtvaters abgemacht.

Bald hierauf ſtarb er und mein Oheim heirathete die junge Witwe. Nun lud er die Seinigen zur Hochzeit. So trafen beide Prophezeiungen des alten **Struenſee** ein. Auch wurde mein Oheim eine Stütze ſeiner Familie bis an ſeinen Tod. Er ging vom Militär ab, ward nach einigen Jahren in den Rath gezogen und brachte es durch ſeine Kenntniſſe bis zum Bürgermeiſter.

133.

Der jüdiſche Geſchichtſchreiber Joſephus Flavius rettete ſich nach der Eroberung Jatapats durch die Römer in einen Brunnen, der eine Seitenöffnung in eine Höhle hatte. Hier fand er 40 tapfere Juden. Eine Jüdin verrieth die Flüchtlinge dem Veſpaſian, welcher Nikanor ſandte und ſie aufforderte, ſich zu ergeben, was anfänglich abgeſchlagen wurde. Als aber Nikanor heftiger in ſie drang, erinnerte ſich Joſeph eines Traums, worin ihm die Niederlage der Juden durch die Römer verkündigt wurde. Er beſchloß daher, ſich zu ergeben, was ſeine Gefährten verweigerten und ihn daher umbringen wollten, dann aber ſich ſelbſt tödten. Er aber ſchlug ihnen vor, ſich gegenſeitig das Leben zu nehmen, damit Niemand die Schuld des Selbſtmords trage. Dies geſchah, Joſeph aber und einer ſeiner Gefährten blieben am Leben und übergaben ſich den Römern. Veſpaſian wollte Joſeph zu Nero ſenden, aber Joſeph erklärte, daß er ihm wichtige Dinge zu verkünden habe. Darauf ſagte er, daß er, Veſpaſian und ſein Sohn Titus Kaiſer werden und über Länder und Meere herrſchen würden. Der Prophet weilte dennoch als Gefangener in Rom, bis die Weiſſagung in Erfüllung ging, von welchem Zeitpunkt an Joſephus Günſtling und Vertrauter des Kaiſers wurde.

Den Einwohnern von Jatapat hatte Joſephus vorausgeſagt, daß der Untergang ihrer Stadt nach 47 Tagen erfolgen und er ſelbſt (Joſephus) von den Römern lebendig gefangen werden würde.

134.

Sueton erzählt im „Leben Diocletians,“ daß dieſem ſeine Wirthin einſt prophezeit hatte, er werde Kaiſer von Rom werden, wenn er einen Eber getödtet haben würde. Nun ging er ſtets auf die Jagd und tödtete viele Eber, wurde aber nicht Kaiſer. Da ermordete Arrius Aper den Kaiſer Numerian in der Sänfte und als das Volk nach dem Mörder ſchrie, rief Diocletian: „Hier iſt er!" und ſtieß dem Opfer das Schwert in die Bruſt. Er ward hierauf zum Kaiſer ausgerufen, wobei er in die Worte ausbrach: Nunc tandem *fatalem aprum* occidi! (Nun habe ich endlich den ominöſen Eber erlegt.)

135 — 138.

Es hat zu allen Zeiten Menſchen gegeben, welche an der Grenze dieſes Lebens Vergangenes und Zukünftiges im innern Licht hellſehend erſchauten und ſomit gleichſam ein höheres Daſeyn anticipirten. Auf der Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit iſt der halbentbundene Geiſt, dem das Erdenleben ein beſtändiges Heimweh war, raum- und zeitloſer Thätigkeit theilhaftig. Was die Sterbenden in dieſem erhöhten Zuſtand noch für dieſe Erde ſcheidend wirken und ſagen, hat tiefere Bedeutung, weshalb von jeher dem Segen oder dem Fluch der Sterbenden ein größerer Werth beigelegt wurde, weil ſie erſchütternde Wahrheit enthielten. Die Geſchichte iſt reich an Beiſpielen dieſer Art.

So antwortete der indiſche Kriegsgefangene Kalan, den Scheiterhaufen beſteigend, dem ſtolzen Weltbezwinger Alexander von Macedonien auf die an ihn gerichtete Frage: ob er ihm gar nichts mehr zu ſagen hätte? die Weiſſagung: „In acht Tagen werde ich dich wieder ſehen." Wirklich ſtarb Alexander wenige Tage nachher an Gift zu Babylon.

Als der Märtyrer Huß zu Koſtnitz den Scheiterhaufen beſtieg, drohte er in böhmiſcher Sprache:

„Heute bratet ihr eine Gans (Huß), in 100 Jahren wird ein Schwan (Luther) kommen, den werdet ihr ungebraten laſſen.“

Als Jakob Molen, der letzte Großmeiſter des Templerordens, durch Veranlaſſung König Philipp des Schönen von Frankreich und des Pabſt Klemens V., nebſt mehreren andern Templern am 18. März 1314 verbrannt wurde, ladete er auf dem Scheiterhaufen Philipp und Klemens binnen Jahresfriſt vor Gottes Gericht. Wirklich ſtarb der Pabſt ſchon am 19. April und der König am 29. November deſſelben Jahrs.

Urban Grandier war zu Anfang des 17ten Jahrhunderts Pfarrer zu St. Pierre du Marché in Loudun, einer Stadt im Departement Poilou. Er zog ſich durch ſeine einträgliche Pfründe, durch ſein ſanftes beſcheidenes Weſen im Umgang mit Andern und durch ſeine Rechtſchaffenheit den Haß ſeiner Amtsbrüder zu. Man ſuchte ihn alſo überall zu verdächtigen und beſchuldigte ihn endlich, da man nichts an ihm finden konnte, eines Bündniſſes mit dem Teufel. Um ihn nun hierüber zum Geſtändniß zu bringen, ſann man auf die ſchrecklichſten Martern und er wurde endlich zum Scheiterhaufen verurtheilt. Einer ſeiner heftigſten Feinde war der Pater Lactanz. Man hatte dem armen unglücklichen Mann verſprochen, ihn, ehe er verbrannt würde, erdroſſeln zu laſſen; allein die Patres hatten einen Knoten in den Strick gemacht und ehe man ihn erdroſſeln konnte, griff der Pater Lactanz den zur Exekution beſtellten Henkersknechten in ihr Handwerk und zündete den Scheiterhaufen ſelbſt an. Mit lauter Stimme rief jetzt Grandier: „Wo bleibt das mir gethane Verſprechen? Pater Lactanz, es iſt ein Gott im Himmel, der wird Richter ſeyn zwiſchen mir und dir!“ — Noch lebend fiel jetzt der Bedauernswürdige in die lodernde Flamme. Pater Lactanz ſtarb einen Monat darauf unter den fürchterlichſten Qualen ſeines erwachten Gewiſſens in einem eignen Zuſtand von Raſerei, wobei er doch ſein Bewußtſeyn bis auf den letzten Augenblick nicht verlor.

c) Anzeichen.

139.

Stahmann theilt in ſeinen „Seherblicken,“ S. 54 den Brief einer Dame mit, welcher auch hier eine Stelle verdient:

„Drei Wochen vor dem Tod meines Manns ſitze ich mit ihm auf dem Sopha ohne Licht, weil das Licht aus dem Laden hereinſchien, daß ich ſtricken konnte. Mitten im Geſpräch über unſer krankes Töchterchen (aus meines Manns erſter Ehe) höre ich einen hellen Klang und fühle ſogleich, daß mein Trauring geſprungen und mir in zwei Stücken vom Finger fällt. Eingedenk ſeines Aberglaubens verſchwieg ich ihm das Faktum, ſchickte am Morgen einen Boten an den Goldſchmied in Z., der die Ringe gemacht hatte und befahl dem Boten, darauf zu warten. Nothwendig muß ich jedoch erwähnen, daß der Ring gerade zwiſchen unſern Namen und der Jahrzahl geſprungen war. Mein Mann erfuhr nichts davon und ich danke dem Schickſal, daß er nichts wußte, da er gerade drei Wochen nach dieſer Begebenheit, den Tag und die Stunde, in welcher ich vor 50 Wochen mit ihm vor dem Traualtar ſtand, an der galoppirenden Schwindſucht ſtarb. Hätte er den

Sprung des Rings gewußt, hätte er die Zeit in Todesangſt verbracht und ich hätte mir bittere Vorwürfe gemacht. Soll ich den zerſprungenen Ring als Zufall oder als wirkliches Todesvorzeichen betrachten?"

140.

Dieſelbe Dame erzählt **a. a. O.** S. 65: Charlotte M., ein Zögling von mir, wurde todtenbleich am Traualtar, als der Pfarrer das Buch hin hielt, um bei der Trauung die Ringe zu wechſeln. „Er iſt weg!" ſagte ſie einer Ohnmacht nahe. Störung ſollte nicht ſeyn und ſo gab ihre Schwägerin ihren Ring her. Alles wurde durchſucht nach dem Ring, ſogar der Sand zwiſchen den Dielen hervorgekratzt, nirgends war der Ring zu finden. Da fiel mir endlich ein, ihr das Brautkleid auszuſchütteln und der Ring fiel aus einer der damals modiſchen Friſuren.

Welch' ein Jubel, beſonders bei der Mutter und Schweſter des Bräutigams, die ſehr abergläubiſch waren und erzählten, daß derſelbe bei ſeiner erſten Verheirathung auch vor dem Altar den Ring vermißt und nicht wieder gefunden, darauf die Frau im erſten Wochenbett verloren habe.

An den Vorfall wurde nicht weiter gedacht, die Braut war bisher heiter geweſen, wurde aber traurig, als der Ring, der vermuthlich etwas zu weit war, wieder bei Begleitung der Hochzeitgäſte bis an die Thür zum zweitenmal verloren und nie wieder gefunden wurde.

Ich, die ich gar nicht abergläubiſch war, vergaß dies Alles und hätte ſich in der Folge nichts ereignet, ſo wäre das Faktum in Vergeſſenheit gerathen. Kaum verfloſſen ſechs Jahre, da war Charlotten's Reiz für den Mann verſchwunden. Eine verſchmitzte Ausgeberin auf der großen Domäne hatte denſelben umſtrickt. Doch nach Flehen, Thränen und zärtlichen Liebkoſungen **Charlotten's** geſtand er ſeine Verirrung und beſchloß, daß die Ausgeberin fort ſollte. Um nicht Aufſehen zu machen, mußte die Frauensperſon noch ſechs Wochen im Dienſt bleiben, in welcher Zeit die Ausgeberin **Charlotten's** Gatten wieder an ſich zog, ſo daß es der trefflichen Gattin ſehr auffiel, zumal er wie ein Türke mit ihr umging und ſie endlich zu ihren Aeltern reiſte. Nach acht Tagen ſchickte er die Equipage, ſie aber ſchrieb ihm, ſie werde ſogleich wieder zurückkommen, alle Pflichten ihres Lebens ihm weihen, doch eher nicht, bis die Störerin ihrer ſonſt ſo glücklichen Ehe entfernt ſey. Er ließ ihr mündlich zurückſagen, **die könne er nicht entbehren.** Dieſe und noch andere ſchlechte Aeußerungen hatten die Folge, daß ſie geſchieden wurden.

Die unglückliche Gattin fiel bei der Nachricht, daß er die Ausgeberin geheirathet habe, in einen Zuſtand von Blödſinn. Er behielt die vier Kinder **Charlotten's**; doch lebte er nur fünf Jahr noch, denn die ſchlechte Perſon machte ihm nur das Leben ſauer, als er ſeine ſanfte **Charlotte** überall vermißte; ſie hintertrieb ſeine Abſicht, die arme Gattin zu ſehen und ihre Verzeihung zu erbitten, machte ſich ſeine Schwachheit zu Nutze und zur Erbin alles deſſen, was er beſaß, ſpielte auch hernach eine große Rolle bis an ihren Tod.

Die arme **Charlotte** war lebenslänglich auf eine mäßige Penſion angewieſen. So endigte die unglückliche Vorbedeutung des verlornen Rings.

141.

In einem andern Brief derſelben Dame an **Stahmann** a. a. O. S. 72 lautet es unter anderm: Es will mich bedünken, als ob ich Ihnen geſchrieben hätte:

Da ich in Altenburg im Stift war, daß das Glas der Probſtin (ihr von einer Dame mit dem Namen W. verehrt) ohne Veranlaſſung auf dem Tiſch gerade in der Mitte des Namenzugs ſprang, ſo daß die Namensziffer und der größte Theil des Glaſes in tauſend Splittern aufs Tiſchtuch flog. Acht Tage darauf kam die Nachricht, daß die Dame W. gerade an dem Tag und der Stunde auf einer Reiſe an den Folgen eines Wagenſturzes geſtorben war.

142.

Dieſelbe Dame erzählt a. a. O. S. 56: Als ich in Altenburg Erzieherin von drei kleinen Fräuleins war, fiel es den beiden größern ein, in der Neujahrsnacht *) zum Fenſter hinaus zu horchen, da ſie feſt glaubten, wenn es wie Glockengeläute klänge, ſo bedeute es Sterben. Ich trat, theils ihnen den Gefallen zu thun, theils aus Neugier, mit dem Glockenſchlag zwölf mit ans Fenſter. Da vernahmen wir einen deutlichen Schuß und gleich darauf das Läuten von Glocken und die Melodie eines Sterbeliedes. Ich könnte beſchwören, es gehört zu haben.

Meine Schülerinnen traten todtenblaß zurück und ich ſelbſt bei aller meiner gewöhnlichen Faſſung war von einem furchtbaren Grauen ergriffen. So viel ich mir auch Mühe gab, ihnen einzureden, daß es in der Gegend Gewohnheit ſey, das Neujahr einzuſchießen, von den Thürmen zu ſingen und zu läuten (was aber

---

*) Weit verbreitet iſt der Glaube an die magiſche Bedeutung der zwölf Nächte (von Weihnachten bis 6. Jan.). Daß die Seher ihre meiſten und reinſten Geſichte um dieſe Zeit erwarten, erklärt Kieſer daher, daß die Kulminationspunkte des telluriſchen und ſolaren Lebens der Erde die beiden Solſtitien ſind; folglich müſſen Träume und Viſionen als Erſcheinungen des telluriſchen Lebens vorzüglich um das Solstitium hiemale eintreten.

bei uns die Herrſchaft aus Furcht vor Feuer, weil das junge Volk immer benebelt war, verboten hatte), ſo konnte ich ſie dennoch faſt ein halbes Jahr lang nicht beruhigen.

Der Vater war höchſt hypochondriſch. Er ſagte oft zur Gemahlin, wenn er auf die Jagd ging: „Louischen, laß den Leibjäger mir in der Entfernung nachfolgen, ich habe heute einen Tag zum Erſchießen!“ — Fünf oder ſechs Monate darauf erhalten wir die Nachricht, der älteſte Sohn — Huſarenlieutenant bei einer am Rhein ſtehenden Truppenabtheilung (die wegen der Unruhen daſelbſt kampirte) habe ſich erſchoſſen. Er hatte ſich dem Trunk und Spiel ergeben, 1900 Thlr. ihm anvertraute Regimentsgelder, ſeine eigne Baarſchaft, 100 Louisd'or, Uhr, Ring, Doſe und zwei Reitpferde waren verloren, ſein neuer Reitknecht kannte die Schurken nicht, ſein Oheim, der ihn retten konnte, war 20 Meilen weit poſtirt; dem General, deſſen Tochter ſeine Braut war, wagte er nicht, ſich zu entdecken. Da blieb ihm nichts übrig, als — zu den Franzoſen überzugehen, das hielt er für zu ſchlecht und ſo vom Ehrgefühl beſtürmt, endete dieſer junge Mann ſein Daſeyn auf eine ſo ſchreckliche Weiſe. Ein mit Bleiſtift beſchriebenes Papier in ſeiner Schreibtafel ſagte der Familie die Bewegungsgründe ſeiner grauenhaften That.

143.

Am 24. Juli des Jahrs 1825 ſaß in dem Haus des Bürgers St. zu Nienburg an der Saale eine fröhliche Gevatterſchaft. Die vollen Humpen kreiſten von Mund zu Mund und mancher Toaſt ward auf das Wohl der Gäſte, des Kindleins und des gaſtgebenden Kindtaufenvaters und ſeiner Hausfrau, der Sechswöchnerin, ausgebracht, bis endlich die Gemüther höher geſtimmt wurden. So erhob denn auch, als alle Toaſte erſchöpft waren, der wackere Schwager in einer Anwandlung von heiterer Laune das Glas und rief: „die neue Brücke ſoll leben!“

Dieſe Brücke war aber noch nicht vollendet und von der Art konſtruirt, daß alle Einwohner des Städtchens an ihrer Haltbarkeit zweifelten; ja man murrte weit und breit über ein ſolches dem Anſchein nach unhaltbares Projekt.

Daher ſchien allen der Toaſt voreilig und unpaſſend und Niemand wollte mit dem braven Schwager, dem ſein Wort ſchon wieder leid war, anſtoßen. Das verdroß ihn, etwas unſaft ſetzte er ſein Glas auf den Tiſch und ſiehe da, es zerbrach und der Wein floß auf das Tiſchtuch. „Seht da!“ rief er lachend aus, ſeinen Unwillen über den verweigerten Beifall wegſcherzend, „die Brücke wird nicht halten, ſie zerbricht, da liegt ſie ja!“

Einige Monate nachher ging die Prophezeiung in Erfüllnng und der Einſturz der Brücke koſtete vielen Menſchen das Leben.

Stahmann erzählt dieſes Ereigniß in ſeinen „Seherblicken“ S. 91 und ſchließt mit den Worten: „Der Herausgeber dieſer Bogen und viele Andere, die das Faktum ſahen, ſind Bürge für die Wahrheit des Unglücks verkündenden Toaſts. Der Einſturz der Brücke ſelbſt machte damals in ganz Europa Aufſehen und erweckte ſelbſt in Amerika hilfreiche Theilnahme.“

IV.

Das zweite Geſicht.

Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden
Als unſre Weltweisheit ſich träumen läßt.

Shakeſpeare.

Zu den verſchiedenen Formen des aus der Phyſiologie des telluriſchen und Nachtlebens überhaupt zu erklärenden Gefühlslebens rechnet man auch das ſogenannte zweite Geſicht (second sight) der Einwohner der Inſel Skie und anderer weſtlichen Inſeln Schottlands, deſſen Weſen darin beſteht, daß das Vorgefühl zukünftiger Dinge ſich dem wachenden Seher unter irgend einem ſubjektiven Phantaſiebild darſtellt und wobei der Seher im Augenblick des Erſcheinens der Viſion zwar in einem ekſtatiſchen Zuſtand iſt, jedoch ſich des Geſichts ſpäterhin vollkommen erinnert, alſo auf gleiche Weiſe, wie bei den Viſionen habenden Menſchen überhaupt. Eigenthümlich iſt hierbei: 1) daß es vorzüglich nur auf Einer Inſel entſteht; 2) daß es in frühern Zeiten häufiger, in den ſpätern Jahren ſeltener geworden iſt; 3) daß es durch Berührung auf andere Menſchen, ſelbſt auf Thiere überzugehen ſcheint; 4) daß es nicht blos als Geſichtsbild, ſondern auch als Affektion des Gehörs, Geſchmacks, Geruchs erſcheint; 5) daß es gleichſam im Traum, oft durch Hieroglyphen und Symbole redet.

Eine ausführliche Nachricht über das Vorhandenſeyn des second sight gibt das Werk: Description of the Western Islands of Scotland, by M.

Martin (London 1716, second edition), aus welchem Hofrath Kieſer in ſeinem „Archiv f. d. thier. Magn.“ (Bd. VI. St. 3. S. 103 ff.) das Kapitel: An account of the second sight überſchrieben, in einer mit erklärenden Bemerkungen der bedeutſamern Stellen gelungenen Ueberſetzung mittheilte, von welcher wir hier einen Auszug geben.

Beſchreibung des zweiten Geſichts.

Das zweite Geſicht (second sight) iſt ein eigenthümliches Vermögen, unſichtbare Gegenſtände ohne andere angewendete Mittel zu ſehen. Die Viſion (vision) macht auf den Seher einen ſo lebhaften Eindruck, daß er nichts anders ſieht oder denkt außer dieſem Geſicht, ſo lang es anhält. Bei der Erſcheinung eines Geſichts ſind die Augenlider des Sehers aufgeriſſen und die Augen ſind ſtarr, bis das Geſicht verſchwindet. Dies iſt von Andern, welche zugegen waren, wenn Perſonen ein zweites Geſicht hatten, beobachtet worden, ſo wie mehr als einmal von mir ſelbſt und von denen, die mit mir waren. Auf Skie iſt Jemand, bei dem, wenn er ein Geſicht ſah, der innere Theil der Augenlider ſich ſo ſehr nach oben zog, daß er denſelben, wenn das Geſicht verſchwand, mit ſeinen Fingern niederziehen mußte, wozu er zuweilen Andere gebrauchte, weil es dann leichter geſchah *).

Der Seher kennt weder Gegenſtand, noch Zeit und Ort des Geſichts, ehe es erſcheint und derſelbe Gegenſtand iſt oft von verſchiedenen, in einer bedeutenden Entfernung von einander wohnenden Perſonen

---

*) Die Starrheit der Augen, ſo wie die krankhafte Affektion des nach oben gerichteten Augenlids kann nur aus Krampf erklärt werden, indem auch im Somnambulismus das Auge nach oben gewendet iſt.

geſehen worden. Erſcheint ein Ereigniß bei Tag oder bei Nacht, ſo trifft es nach dieſen Verhältniſſen früher oder ſpäter ein. Iſt ein Ereigniß früh Morgens geſehen worden (was ſelten iſt), ſo wird es wenige Stunden nachher eintreffen. Wenn zu Mittag, geſchieht es gewöhnlich noch denſelben Tag; wenn des Nachts, oft noch in derſelben Nacht; wenn nachdem die Lichter angezündet worden, ſo tritt es in ber Nacht ein und dies nach Tagen, Monden und zuweilen Jahren, nach den verſchiedenen Zeiten der Nacht, in welcher das Geſicht erſchien.

Wenn ein Leichentuch von Jemand geſehen worden, iſt es ein ſicheres Vorzeichen des Tods. Die Zeit deſſelben wird beurtheilt nach der Höhe, in welcher es die Perſon umgibt. Erſcheint es nicht über der Mitte, ſo wird der Tod nicht in dem Zeitraum eines Jahrs und oft noch einige Monate ſpäter erwartet. Erſcheint es aber höher nach dem Kopf zu, wie häufig geſchieht, ſo ſchließt man, daß der Tod binnen wenigen Tagen, wenn nicht Stunden, eintreffen wird, wie die tägliche Erfahrung beſtätigt. Mir ſind Beiſpiele gezeigt worden, wo die Perſonen, die dies betraf, der vollkommenſten Geſundheit genoſſen. Ein Ereigniß, betreffend den Tod eines meiner Bekannten, wurde nämlich von einem Seher, der noch Neuling war, vorhergeſagt. Es wurde blos Wenigen und nur insgeheim mitgetheilt. Ich, der unter dieſer Zahl war, achtete nicht darauf, bis der zur angegebenen Zeit eintreffende Tod der angezeigten Perſon mich von der Wahrheit der Vorausſage überzeugte. Der erwähnte Neuling iſt jetzt ein geſchickter Seher, wie ſpätere Ereigniſſe beweiſen. Er lebt im Kirchſpiel St. Mary, dem nördlichſten auf Skie.

Wenn ein Frauenzimmer zur linken Hand eines Manns ſtehend geſehen wird, iſt es ein Vorzeichen, daß es ſeine Frau werden wird, es mag nun zur Zeit der Erſcheinung an einen anderen verheirathet oder unverheirathet ſeyn. Erſcheinen zwei oder drei Frauenzimmer zugleich zur linken Hand eines Manns, ſo wird das ihm zunächſt ſtehende Frauenzimmer ſeine erſte Frau ſeyn u. ſ. w., alle drei oder der Mann allein mögen zur Zeit des Geſichts verheirathet ſeyn oder nicht; wovon ich mehrere kürzlich geſchehene Beiſpiele unter meinen Bekannten weiß.

Etwas Gewöhnliches iſt es, einen Menſchen zu ſehen, welcher kurz nachher in das Haus tritt; iſt er dem Seher nicht bekannt, ſo gibt dieſer eine ſo lebendige Beſchreibung von deſſen Statur, Temperament, Kleidung ꝛc., daß ſie bei der Ankunft deſſelben in jeder Hinſicht mit der Wirklichkeit übereinſtimmt; iſt die erſcheinende Perſon dem Seher bekannt, ſo nennt er auch deren Namen, ſo wie andere Eigenthümlichkeiten derſelben und er kann an deren Aeußern unterſcheiden, ob ſie in guter oder übler Stimmung kommt *). Ich ſelbſt bin auf dieſe Weiſe von Sehern beiderlei Geſchlechts in einer Entfernung von mehreren hundert (engliſchen) Meilen geſehen worden. Einige, die mich auf dieſe Weiſe ſahen, hatten mich nie perſönlich geſehen und ihre Viſion traf richtig ein, ohne daß ich vorher die Abſicht gehabt hätte, mich nach dieſem Ort zu begeben, indem ich ganz zufällig dorthin kam.

Eben ſo ſehen ſie Häuſer, Gärten und Bäume an Stellen, an denen von allen dreien nichts iſt und gewöhnlich trifft es im Verlauf der Zeit ein. Z. B. zu Mogtot auf der Inſel Skie, wo blos einige wenige ärmliche, mit Stroh gedeckte Kuhſtälle waren, traf einige Jahre nachher das

---

*) Alſo das lupus in fabula höher potenzirt, ſo daß das dunkle Gefühl des Nahenden ſich zum vollkommenen Phantaſiebild deſſelben ausbildet.

erſchienene Geſicht ein, indem mehrere ſchöne Häuſer an demſelben Platz, welcher dem Seher erſchienen war, gebaut und Obſtgärten daſelbſt angelegt wurden.

Einen *Feuerfunken auf Jemands Arm oder Bruſt fallen ſehen*, iſt das Vorzeichen eines todten Kinds in den Armen dieſer Perſon; wovon es mehrere neuere Beiſpiele gibt.

Ein *leerer Stuhl* zur Zeit, wenn Jemand auf demſelben ſitzt, bedeutet den kurz nachher erfolgenden Tod dieſer Perſon.

Wenn Jemand, der erſt vor Kurzem das zweite Geſicht erhalten hat, eine Viſion zur Nachtzeit außer dem Haus hatte und dann einem Feuer ſich nähert, fällt er ſogleich in Ohnmacht.

Einige glauben ſich unter einer Menge von Menſchen zu befinden, welche einen Leichnam mit ſich führen; nach einer ſolchen Viſion gerathen die Seher in Schweiß und beſchreiben die ihnen erſchienenen Menſchen. Sind Bekannte von ihnen unter denſelben, ſo geben ſie deren Namen, ſo wie den der Träger an, hinſichtlich der Leiche wiſſen ſie aber nichts.

Diejenigen, welche das Vermögen des zweiten Geſichts haben, ſehen dieſe Viſionen nicht zugleich, wenn ſie auch zu derſelben Zeit bei einander ſind. *Aber wenn ein mit dieſem Vermögen Begabter in dem Augenblick eines erſcheinenden Geſichts ſeinen Mitſeher abſichtlich berührt, ſo ſieht dann der zweite es eben ſo wohl, als der erſte.* Dies iſt oft von denen, die bei ſolchen Gelegenheiten zugegen waren, bemerkt worden *).

---

*) Die bezeichneten Worte geben den deutlichſten Beweis des Uebergangs der Viſion auf Andere, die hierzu geneigt ſind, alſo auf gleiche Weiſe, wie, nach häufigen Beobachtungen, der Somnambulismus anſteckt.

Es gibt noch eine andere Art der Vorherverkündigung des Tods durch einen Schrei, welchen ſie Taisk, in den Niederlanden aber Wrath nennen *). Sie hören nämlich draußen ein lautes Geſchrei, welches genau der Stimme derjenigen Perſon gleicht, deren Tod hiedurch vorherverkündigt wird. Das letzte Beiſpiel dieſer Art, was mir mitgetheilt wurde, trug ſich in dem Dorf Rigy, auf der Inſel Skie zu. Fünf Frauenzimmer ſaßen zuſammen in demſelben Zimmer und alle hörten einen lauten, durch das Fenſter kommenden Schrei. Sie hielten es völlig für die Stimme eines Mädchens, welches mit gegenwärtig war. Dieſes erröthete ſogleich, obſchon es ſich es nichts merken ließ, bekam am folgenden Tag ein Fieber und ſtarb in derſelben Woche.

Manche Dinge werden durch Geruch vorherverkündigt. Fiſche oder Fleiſch wird häufig am Feuer gerochen, wenn zur Zeit keins von beiden im Haus iſt, oder nach aller Wahrſcheinlichkeit in einigen Wochen oder Monaten nicht im Haus ſeyn wird; denn ſie eſſen ſelten Fleiſch und obgleich die See ihnen ſehr nahe iſt, ſo fangen ſie doch ſelten Fiſche im Winter und Frühling. Dieſen Geruch haben mehrere Perſonen, welche nicht mit dem zweiten Geſicht begabt ſind und das Vorherverkündigte trifft allemal bald nachher ein **).

---

*) Hier erſcheint das Phantaſiebild in der Aktion des Gehörorgans. Parallele Zuſtände ſind die durch Schall, Thürenſchlagen ꝛc. ſich ankündigenden Vorbedeutungen künftiger Ereigniſſe. Keine äußern Gegenſtände erregen hier das Geräuſch, ſondern das innere weiſſagende Gefühl des Hörenden erzeugt die Sinnesempfindung des Schalls.

**) Wie früher das prophetiſche Gefühl die Form einer Geſichts- oder Gehörsaffektion annahm, ſo erſcheint es hier als Geruchsphantasma. So träumt ein Menſch, er eſſe ſüße Dinge und erwachend hat er noch den ſüßen Geſchmack im Mund.

Kinder und Pferde ſehen das zweite Geſicht, ſowohl wie im Alter vorgerückte Männer und Weiber. Daß Kinder *) es ſehen, zeigt ſich dadurch, daß ſie in demſelben Moment laut aufſchreien, in welchem eine Leiche oder eine andere Viſion einem gewöhnlichen Seher erſcheint. Ich war in einem Haus gegenwärtig, als ein Kind plötzlich aufſchrie; nach der Urſache befragt, gab es an, es habe ein großes, weißes Ding auf dem Tiſch in der Ecke liegen geſehen. Man glaubte ihm indeſſen nicht, bis ein Seher, der gegenwärtig war, behauptete, das Kind habe Recht, denn, ſagte er, ich ſah eine Leiche und das Leichentuch um dieſelbe und der Tiſch wird als ein Theil des Sargs, oder auf andere Weiſe bei der Leiche gebraucht werden und wirklich wurde er zu einem Sarg verwendet für Jemand, der zur Zeit des Geſichts ſich in voller Geſundheit befand. Daß Pferde ſehen, zeigt ſich durch ihr ſehr heftiges, ſchnelles Stutzen, **wenn der Reiter oder Mitſeher eine Viſion bei Tag oder bei Nacht hat.** Beim Pferd iſt noch zu bemerken, daß es dieſen Weg nicht vorwärts gehen will, bis man es einen Umweg führt und dann iſt es ganz in Schweiß. Ein auf der Landſtraße bei Loch-Skerineß auf Skie angebundenes Pferd zerriß den Strick um Mittag und rannte ohne die mindeſte ſichtbare Urſache hin und her. Allein zwei Leute aus der Nachbarſchaft, welche zufällig in einer geringen Entfernung waren und das Pferd ſahen, **bemerkten in derſelben Zeit eine Menge Men-**

---

*) Wie hier nur Mittheilung als Anſteckung wirkt, geht daraus deutlich hervor, daß zur ſelben Zeit auch ein anderer erfahrner Seher das Geſicht hat. Dieſer hat alſo eigentlich zuerſt die Viſion und theilt ſie anſteckend andern, ſelbſt Thieren mit, was aber nicht erkannt wird; daher man glaubt, auch Thiere können ſelbſtſtändig das Geſicht haben.

ſchen um eine Leiche, welche nach der Kirche von Seiſort zogen. Dies wurde wenige Tage nachher erfüllt durch den Tod einer Edelfrau, welche 13 Meilen von dieſer Kirche lebte und aus einem andern Kirchſpiel, von welchem ſelten welche nach Seiſort kommen, hieher begraben wurde.

Jedes Geſicht, das geſehen wird, trifft genau nach den durch die Erfahrung bekannt gewordenen Geſetzen ein, obgleich Neulinge und unachtſame Perſonen es nicht immer nach dieſen Geſetzen erklären. Ich erinnere mich, daß die Seher mir dieſe Antwort auf meinen Einwurf gaben und ſie theilten mir zum Beweis folgendes Beiſpiel mit: Eine Frau auf Skie hatte häufig ein Geſicht, darſtellend ein Frauenzimmer mit einem bis auf die Mitte reichenden Leichentuch; allein es erſchien ihr immer mit zugekehrtem Rücken und die Kleidung derſelben ſchien ihrer eigenen ähnlich zu ſeyn. Dies blieb eine Zeitlang unerklärt, bis die Frau zur Befriedigung ihrer Neugier einen Verſuch unternahm, nämlich ſich ſelbſt verkehrt zu kleiden, d. h. ſie legte die Theile ihrer Kleider hinten an, welche gewöhnlich vorn gehören, indem ſie glaubte, daß das Geſicht bei der nächſten Erſcheinung deutlicher ſeyn werde. Es traf ganz ſo zu, denn die Geſtalt zeigte ſich bald nachher mit Geſicht und Kleidung die Frau anblickend; es glich ihr ſelbſt in allen Stücken und ſie ſtarb kurze Zeit nachher *).

Es gibt Geſichte von verſchiedenen Perſonen geſehen, welche während deren Lebzeiten nicht eintrafen und dies iſt eine der Urſachen, daß man geſagt hat, daß manche geſehene Ereigniſſe niemals eingetroffen ſeyen; eben ſo gibt es manche Geſichte, die nicht verſtanden werden, bis ſie eintreffen.

---

*) Ueber dieſe Ironie der Traumſprache verweiſe ich auf Schubert's „Symbolik des Traums," S. 18.

Das zweite Geſicht iſt keine neue Erſcheinung, welche von einer oder zwei Perſonen in einem Winkel oder in einer entfernten Inſel geſehen worden wäre, ſondern es iſt von vielen Perſonen beider Geſchlechter in verſchiedenen von einander über 50 Meilen entfernten Inſeln beobachtet worden. Die Einwohner mancher dieſer Inſeln haben nicht den mindeſten Umgang mit einander durch Sprache oder Schrift und daß dies Vermögen, Geſichte zu ſehen, ſich, wie wir durch Tradition gehört haben, ſeit der erſten Anſiedlung auf dieſen Inſeln fortgepflanzt hat, ohne durch die ſchärfſte Skeptik nach der genaueſten Unterſuchung widerlegt worden zu ſeyn, iſt ein klarer Beweis ſeiner Wirklichkeit. Folgende Beiſpiele ſollen das hier Vorgetragene beſtätigen helfen:

144.

Vier Männer aus dem Dorf Dlodgery auf Skie ſaßen bei Tiſch, als einer von ihnen plötzlich ſein Meſſer auf den Tiſch fallen ließ und mit ängſtlicher Geberde umherblickte. Die Geſellſchaft bemerkte es und fragte gleich nach der Urſache; aber er antwortete nicht bis nach dem Eſſen und erzählte ihnen dann, als er ſein Meſſer habe fallen laſſen, habe er eine Leiche mit dem Leichentuch auf dem Tiſch liegen ſehen, welches Geſicht ihn erſchreckt habe und in kurzer Zeit in Erfüllung gehen werde. Es traf völlig ein, denn einige Tage nachher ſtarb einer aus der Familie und wurde zufällig auf denſelben Tiſch gelegt. Dies wurde mir von dem Familienvater ſelbſt erzählt.

145.

Daniel Steward, ein Einwohner von Hole, im ſüdlichen Theil des Kirchſpiels St. Mary, auf der Inſel Skie, ſah um Mittag fünf Männer nordwärts reiten; er lief hin, um ſie zu treffen, als er aber auf die Straße kam, ſah er Niemand mehr, welches ihn ſehr verwunderte, ſo daß er es ſeinen Nachbarn erzählte. Den folgenden Tag ſah er dieſelbe Anzahl Männer und Pferde die Straße herkommen, war aber nicht ſo eilig, um ſich ihnen zu nähern, wie vorher; als er ſie ſprechen hörte, merkte er, daß es dieſelben waren, welche er Tags zuvor in der Viſion geſehen hatte. Die Geſellſchaft, welche er ſah, beſtand aus Donald Mac-Donald und deſſen Gefolge, welcher zur Zeit des Geſichts zu Armidil war, gegen 40 Meilen ſüdlich von dem Ort, wo er ſelbſt lebte.

146.

Jemand, der zu St. Mary an der Weſtſeite der Inſel Skie wohnt, erzählte M. Mac-Pherſon, dem Geiſtlichen und andern, daß er das Geſicht einer Leiche gehabt, welche nach der Kirche zu gekommen ſey, nicht auf dem gewöhnlichen, ſondern auf einem weit rauhern Weg; Etwas, welches die Sache unglaublich machte und Urſache war, daß die Nachbarn ihn einen Narren nannten. Er bat indeß, ſie möchten Geduld haben und würden dann in kurzer Zeit die Wahrheit ſeiner Angabe erfahren. Es traf richtig ein; denn es ſtarb Jemand in der Nachbarſchaft und die Leiche wurde auf denſelben ungewöhnlichen Weg hergebracht, indem die gewöhnliche Straße zu der Zeit mit tiefem Schnee angefüllt war. Dieſe Erzählung habe ich von dem Geiſtlichen und andern dort lebenden Perſonen.

147.

Mr. Mac-Pherſon's Knecht ſagte voraus, daß eine Darre brennen würde. Als er einige Zeit nachher von ſeinem Herrn geſcholten wurde, daß er ſo albernes Zeug rede, antwortete er, daß er nichts dafür könne, wenn er ſolche Sachen ſähe, die ſich ſeinen Augen auf eine ſo deutliche Art darſtellten. Er ſetzte hinzu: ich ſah jetzt eben einen Knaben am Feuer ſitzen mit rothem Geſicht, als wenn das Blut von ſeiner Stirn herunter gefloſſen wäre und ich konnte nicht vermeiden, es zu ſehen; was das Eintreffen deſſelben binnen 48 Stunden betrifft, fuhr er fort, ſo iſt hierüber kein Zweifel, da es am Tag erſchienen iſt. Der Geiſtliche wurde auf den Menſchen ſehr bös und befahl ihm, niemals mehr ein Wort von dem zweiten Geſicht zu reden, oder, wenn er ſeine Zunge nicht halten könne, ſich nach einem andern Herrn umzuſehen, indem er ihm ſagte, er ſey ein böſer Menſch, welcher leichtgläubige Leute durch falſche Weiſſagungen zum Beſten haben wolle. Es wurde hierüber nicht weiter geſprochen, bis am folgenden Tag, wo der Knabe, den der Seher genannt, zu Haus kam, das Geſicht ganz mit Blut bedeckt, indem er über einen Haufen Steine gefallen war. — Ich habe dieſe Geſchichte von dem Geiſtlichen und mehreren aus ſeiner Familie.

148.

Derſelbe Daniel Dow ſagte den Tod einer jungen Frau zu Minginis weniger als 24 Stunden vorher und demgemäß ſtarb ſie plötzlich auf dem Feld, obgleich ſie zur Zeit der Vorherſagung vollkommen geſund war. Er ſah das Leichentuch dicht um ihren Kopf und dies war die Urſache ſeines feſten Glaubens, daß ihr Tod nah war.

149.

Derſelbe Daniel Dow ſagte den Tod eines Kinds in ſeines Herrn Armen vorher, indem er Feuerfunken auf deſſen linken Arm fallen ſah. Dies traf ebenfalls kurz nach der Vorherſagung ein.

150.

Einige Einwohner von Harries ſegelten um die Inſel Skie, in der Abſicht, an das gegenüberliegende Feſtland zu gehen und waren durch die Erſcheinung zweier Menſchen ſehr erſchreckt, welche an den Seilen hingen, die den Maſt befeſtigen, konnten aber nicht die Deutung finden. Sie ſetzten ihren Weg fort, allein der Wind wurde widrig und nöthigte ſie, zu Broadford auf der Inſel Skie einzulaufen. Hier fanden ſie Sir Donald Mac-Donald, welcher Gerichtstag hielt, in welchem zwei Verbrecher zum Tod verurtheilt wurden. Die Seile und der Maſt deſſelben Schiffs wurden gebraucht, um dieſe Verbrecher zu henken. Dies iſt mir von mehreren Perſonen erzählt worden, welche dieſe Geſchichte von den Schiffsleuten hatten.

151.

Mac-Leods Pförtner ging bei einem Ruderſchiff vorbei, welches auf dem Werfte lag und ſah es mit Menſchen angefüllt, welche eine Leiche hatten und nahe dabei mehrere von Mac-Leods Verwandten. Dies ſchien ihm gewiſſermaaſen ein Zeichen zu ſeyn, daß ſein Herr bald ſterben werde und daß es deſſen Leiche ſey, welche in das Schiff gebracht wurde. Einige Monate nach dem Geſicht kam Mac-Leod mit mehreren ſeiner Verwandten auf die Inſell Mull wo einige Tage nachher Mac-Lean von Torloſk zufällig ſtarb, deſſen Leiche in dem Ruderſchiff nach ſeinem Begräbnißort gebracht wurde. Mac-Leods Verwandte waren am Bord, um das Leichenbegängniß zu beſorgen, während Mac-Leod am Ufer ſtand und mit der Leiche nach deren Landung weiter zog.

152.

Mr. Dougal Mac-Pherſon, Geiſtlicher auf der Weſtſeite von Skie, hatte ſeine Leute in der Darre, um Getreide zu dorren, als die Darre Feuer fing, welches aber bald gelöſcht wurde. Einige Monate nachher ſagte ihm einer ſeiner Leute, daß die Darre bald wieder in Feuer ſtehen werde; worüber er auf dieſen Menſchen ſehr zornig ward und ihn zu ſchlagen drohte, wenn er ihm durch dieſen Lügenweg des zweiten Geſichts Unglück prophezeien wolle. Deſſenungeachtet behauptete der Menſch mit großer Sicherheit, die Darre werde gewiß Feuer fangen, man möge auch alle erdenklichen Vorſichtsmaasregeln anwenden. Hierauf hatte Mac-Pherſon die Neugier, den Menſchen zu fragen, ob er errathen könne, binnen welcher Zeit die Darre Feuer fangen könne? Er ſagte: „vor Weihnacht.“ Mac-Pherſon forderte hierauf den Schlüſſel der Darre und ſagte dem Menſchen, er wolle, bis die angegebene Zeit verfloſſen ſey, ſelbſt für die Darre ſorgen und Keiner dürfe früher hineingehen. „Durch dieſes Mittel will ich den Teufel, wenn er der Urheber ſolcher Lügen iſt und euch beide zu Lügnern machen.“ Zu dem Ende nahm er den Schlüſſel der Darre in ſeinen Schrank, bis die Zeit vorüber war, worauf er ihn ſeinen Leuten wieder übergab und den Menſchen für einen Betrüger hielt. Seine Leute trockneten hierauf wieder Getreide in der Darre und mußten auf das Feuer beſonders Acht haben. Dennoch fing die Darre kurze Zeit nachher Feuer und ſtand ganz in Flammen, gemäß der Vorausſagung, obgleich ſich der Prophet in der Zeit geirrt hatte. Er erzählte ſeinem Herrn, daß einige Augenblicke, nachdem das erſte Feuer der Darre gelöſcht geweſen, habe er ſie wieder ganz in Flammen geſehen; und da ihm dies bei Tag erſchienen, ſey es ihm ein Zeichen geweſen, daß es bald in Erfüllung gehen würde.

153.

John Mac-Normand und Daniel Mac-Ewin ſahen während einer Reiſe auf der Landſtraße, zwei Meilen nördlich von Seiſorts Kirche, eine Menge Leute von Norden kommen, als wenn ſie eine Leiche nach Seiſort zum Begräbniß brächten. Dies beſtimmte ſie, nach dem ein wenig vor ihnen liegenden Fluß zu gehen und als ſie hier in Erwartung der Ankunft des Leichenzugs verweilt hatten, war Alles verſchwunden, ſo daß, als ſie rund um ſich her ſahen, es ihnen klar wurde, daß es nur eine Viſion geweſen ſey. Dies war Beiden ſehr überraſchend, denn ſie hatten nie vorher etwas vermittels des zweiten Geſichts geſehen. Als ſie nach Haus kamen, erzählten ſie es ihren Nachbarn und es traf ſich, daß zwei oder drei Wochen nachher eine Leiche auf dieſer Straße aus einem andern Kirchſpiel gebracht wurde, aus welchem ſelten oder nie eine nach Seiſort kommt, außer Perſonen von Anſehen, ſo daß hiemit die Viſion genau eintraf.

154.

Ein Herr, aus Skie gebürtig, beleidigte als Knabe einen Seher von der Inſel Raſey, warf ihm ſeine Häßlichkeit vor, indem er ſowohl von Namen als von Natur ſchwarz ſey. Zuletzt ſagte ihm der Seher ärgerlich: „Mein Kind, wenn ich ſchwarz bin, ſo wirſt du immer roth ſeyn.“ Der Vater des Kinds tadelte ihn deshalb und befahl ihm, ſeine albernen Vorherſagungen zu unterlaſſen, indem ihm Niemand glaube. Allein am nächſten Morgen, als der Knabe neben dem Haus ſpielte, fiel er über einen Stein und verwundete ſich an der Stirn ſo tief, daß bis auf dieſe Stunde an dieſem Theil derſelben eine Narbe iſt.

155.

James Beaton, Chirurgus auf der Inſel North-Wiſt, erzählte mir, daß, als er auf der Inſel Mull geweſen, habe ihm ein Seher im Vertrauen geſagt, daß er in Kurzem eine blutige Stirn haben werde; er habe aber nicht darauf geachtet und den Seher einen Narren genannt. Indeß, als dieſer James von einigen Mac-Leans aufgefordert worden war, mit ihnen zum Angriff eines dem Grafen Argyle gehörigen Schiffs zu gehen, welcher damals Mull gewaltſam beſaß, ſo griffen ſie das Schiff an und als einer von den Mac-Leans verwundet worden und derſelbe James mit dem Verband beſchäftigt war, rieb er ſich die Stirn, ſo daß Blut von dem Verwundeten an dieſelbe kam und ſo die Viſion erfüllt wurde.

156.

Ein Einwohner des Kirchſpiels St. Mary, in der Baronie Troterkeß auf der Inſel Skie, genannt Lachlin, lag mehrere Monate krank und nahm täglich ab, ſo daß alle ſeine Verwandten und Bekannten an ſeinem Aufkommen verzweifelten. Einer aus dem Kirchſpiel, genannt Archibald Mac-Donald, berühmt wegen ſeines Vermögens, zukünftige Dinge durchs zweite Geſicht vorauszuſehen, verſicherte beſtimmt, daß der Kranke nicht in dem Haus ſterben werde, in welchem er liege. Da man dies für unwahrſcheinlich hielt, ſo urtheilten alle Nachbarn, Archibald ſey ein falſcher Prophet, worauf dieſer leidenſchaftlich verſicherte, „wenn dieſer Menſch in dem Haus ſtirbt, in welchem er jetzt liegt, will ich meiner himmliſchen Seligkeit verluſtig ſeyn," wobei er noch hinzuſetzte, der Kranke werde lebendig aus dem Haus, in welchem er liege, gebracht werden, aber nie lebend in daſſelbe zurückkehren. Auch nannte er die Perſonen, welche den Kranken lebendig heraustragen würden. Da der Kranke einige Wochen länger gelebt hatte, als ſeine Freunde ſich einbildeten und dies für die ganze Familie unangenehm und beſchwerlich war, ſo glaubten ſie, Archibald habe Recht mit ſeiner beſtimmten Verſicherung und beſchloſſen, den Kranken in ein dicht anſtoßendes Haus zu bringen; allein der arme Menſch wollte auf keine Weiſe einwilligen, von einem Ort weggebracht zu werden, an welchem er niemals ſterben zu können glaubte; ſo ſehr vertraute er den Worten Archibald's, von deſſen Kunſt er viele Beweiſe geſehen hatte. Als aber ſeine Freunde Tag und Nacht durch des Kranken Leiden ermüdet waren, brachten ſie ihn gegen ſeinen Willen in ein anderes kleines Haus, welches blos durch einen Eingang von dem Haus getrennt war, in welchem er lag. Ihre Füße waren aber kaum über die Schwelle, als der Kranke den Geiſt aufgab und es war merkwürdig, daß die zwei Nachbarn, die ihn heraustrugen, dieſelben waren, die Archibald genannt hatte. Zur Zeit der Vorherſagung hatte Archibald den Kranken heraustragen ſehen, wie geſchah und als er in der Thür des andern Hauſes war, ſah er ihn ganz weiß und das um ihn befindliche Leichentuch gab ihm die angegebene Sicherheit ſeiner Vorausſagung. Dies iſt ein Faktum, welches Mr. Daniel Michelſon, der Geiſtliche, und eine große Menge der Einwohner des Kirchſpiels bezeugen können.

157.

Derſelbe Archibald Mac-Donald war einſt im Dorf Knoken des Nachts und erzählte vor dem

Abendeſſen der Familie, daß er ſo eben die ſonderbarſte Erſcheinung in ſeinem Leben geſehen habe, nämlich einen Mann mit einer garſtigen langen Kappe, der ſtetig den Kopf ſchüttelte; das Sonderbarſte von Allem aber ſey eine Art Harfe in deſſen Hand geweſen, blos mit vier Saiten und oben an derſelben zwei Hirſchgeweihe. Alle, die dies alberne Geſicht hörten, lachten Archibald aus und ſagten, er träume oder ſey nicht bei Sinnen, weil er etwas zu ſehen behaupte, was nicht vorhanden ſey und wovon man nirgends in der Welt etwas gehört habe. Alles dies konnte Archibald's Behauptung nicht ändern, welcher ihnen erwiederte, ſie möchten ihn entſchuldigen, wenn er ſie nach dem Eintreffen des Geſichts auslache. Archibald ging nach Haus und drei Tage nachher kam ein Menſch mit Kappe, Harfe ꝛc. in dies Haus und Harfe, Saiten, Geweihe und Kappe kamen ganz mit denen von ihm nach dem Geſicht beſchriebenen überein. Er ſchüttelte den Kopf, wenn er ſpielte, denn er hatte zwei Glocken an der Kappe befeſtigt. Dieſer Harfner war ein armer Mann, ſpielte, um Brod zu erwerben, den Narren und war niemals vorher in dieſer Gegend geſehen worden; denn zur Zeit der Vorherſagung befand er ſich auf der Inſel Barray, welche über 20 Meilen von dieſem Theil der Inſel Skie entfernt iſt. Dieſe Geſchichte iſt durch Daniel Martin, ſo wie von deſſen ganzer Familie und allen denen, die, als es ſich zutrug, gegenwärtig waren und in dieſem Dorf leben, bezeugt worden.

158.

Mr. Daniel Nicolſon, Geiſtlicher zu St. Mary auf Skie, dem Kirchſpiel, in welchem Archibald Mac-Donald lebte, war ſchon ein Witwer von 44 Jahren, als Archibald den Eingepfarrten erzählte, er habe in einem Geſicht ein junges Frauenzimmer in guter Kleidung häufig zu Mr. Nicolſon's rechter Hand ſtehen ſehen, woraus er ſchließe, daß ſie ſeine Ehefrau werde. Er gab auch eine detaillirte Beſchreibung des Temperaments, der Statur, Kleidung dieſer Dame. Als dies mehrere Perſonen dem Geiſtlichen erzählten, bat er ſie, nicht auf das zu achten, was ein alberner Träumer geſagt habe; denn, ſetzte er hinzu, es gilt zwanzig gegen eins, daß ich nicht wieder heirathe. Archibald ſah zufällig Mr. Nicolſon bald nach dieſer verächtlichen Aeußerung, blieb aber dennoch ſtets bei ſeiner Meinung und ſagte mit Sicherheit, Mr. Nicolſon werde gewiß heirathen und daß das Frauenzimmer in allen Stücken der von ihm gegebenen Beſchreibung entſprechen werde; denn er ſehe es, ſo oft er Mr. Nicolſon ſehe. Dieſe Geſchichte wurde mir über ein Jahr vorher, ehe ſie eintraf, erzählt. Mr. Nicolſon kam zwei oder drei Jahre nach Archibald's Vorherſagung zu einer Synode nach Boot, wo er die erſte Gelegenheit hatte, eine Mſtrs. Morißon kennen zu lernen, welche er ſogleich lieb gewann und nachher heirathete. Man ſah ſie kaum auf der Inſel Skie, als die Eingebornen, welche ſie nie vorher geſehen hatten, ſich freuten, daß ſie vollkommen mit der Beſchreibung, welche Archibald von ihr gegeben, übereinſtimmte.

159 — 160.

Daß die Gabe des zweiten Geſichts nicht an beſtimmte Orte gebunden iſt, bezeugt der Reiſende James Prior (Modern voyages and Travels, N. 2. Vol. 1 containing an original Narrative of a Voyage in the Indian Seas in 1810 and 1811). Er erzählt p. 41 des hier angeführten Buchs: „Auf der linken Seite des Hafens von Port Louis iſt ein kleiner Thurm zum Gebrauch der Piloten beſtimmt. Wenn ſich Schiffe auf der See zeigen, werden Zeichen von zwei Hügeln, welche Discovery heißen, gegeben. Es hat mich ſehr unterhalten, verſchiedene wunderbare Geſchichten, welche für Thatſachen ausgegeben werden, erzählen zu hören, nämlich von der großen Entfernung, in welcher zuweilen Schiffe von dieſen Hügeln entdeckt werden. Dies Vermögen des Fernſehens (farseeing) oder vielmehr Wahrſagens (divination) beſitzen nur Wenige. Es ſcheint dem zweiten Geſicht (second sight) der Schottländer ähnlich zu ſeyn. Mag es wahr oder falſch ſeyn, man ſagt, daß eine mit demſelben begabte Perſon vor einigen Jahren für dies ihr Talent eine Penſion empfing. Dieſer Mann meldete dem Gouverneur, daß er von der Inſel aus in einem der Häfen von Madagascar den Schiffbruch eines Schiffs beſtimmt geſehen habe, welches dorthin, Lebensmittel zu holen, abgeſendet worden war. Obgleich man ihn auslachte, ſo blieb er bei ſeiner Behauptung, gab Tag, Stunde und den genauen Vorgang des Schiffbruchs an; welches alles, treu aufgezeichnet, nachher als vollkommen wahr befunden wurde. Die Entfernung iſt blos gegen 400 (engliſche?) Meilen. Bei einer andern Gelegenheit wandte ſich ein junges Frauenzimmer, welches den Geliebten ängſtlich von der See zurück erwartete, an einen dieſer wunderbaren Menſchen, um zu erfahren, ob der theure Gegenſtand ſeiner Liebe innerhalb des Kreiſes ſeines umfaſſenden Geſichts ſey? Der Fernſeher erwiederte nach genauer Unterſuchung, daß derſelbe jetzt nicht weiter als drei Tagreiſen eines ſegelnden Schiffs von der Inſel entfernt ſey und in dem Augenblick, wo er ihn ſähe, ſich mit dem niedrigen Geſchäft befaſſe, ſeine Wäſche zu reinigen. Dies traf, zur großen Ehre ſeiner Sehkraft, gleicherweiſe ein. Es wurden noch mehrere andere

Geſchichten dieſer Art erzählt und von Vielen nicht bezweifelt. Ohne indeß auf unwahrſcheinliche Erzählungen Rückſicht zu nehmen, bin ich von glaubwürdigen Perſonen berichtet, daß Schiffe in einer Entfernung von 90 Meilen geſehen worden ſind, wie man ſich nachher durch Vergleichung der Zeit der Wahrnehmung mit der Ankunft derſelben am Land überzeugt hat. Selbſt dies iſt etwas Außerordentliches, wenn man bedenkt, daß alle Berge hier von ſehr mäßiger Höhe ſind.

Schon die Alten haben uns Fälle aufbewahrt, welche auf das Vermögen des zweiten Geſichts ſchließen laſſen. Plinius (H. N. VII. c. 52) führt ein ſolches Beiſpiel an: Reperimus inter exempla, Hermotinis Clagomenii animam, relicto corpore, errare solitam, vagamque, e longinquo multa enuntiare, *quae nisi a praesenti nosci non poterant*, corpore interius semianimi, donec cremato eo, inimici remeanti animae velut vaginam ademerint. Herodot (Melpom. Maxim. Tyr. Diss. 22 et 28) kannte einen Mann, Namens Aretäus, welcher das Vermögen des Fernſehens beſaß und Suidas (s. v. ἄπνους) nennt Empedokles, welcher dem Pauſanias eine Miſchung gelehrt, die dies Vermögen erzeuge.

161.

Kapitän Jobſon gibt in ſeiner Beſchreibung einer im Jahr 1621 gemachten Reiſe nach Afrika Nachricht über das Vorkommen des zweiten Geſichts in Afrika. Er erzählt: Indem ich von einer Reiſe zurückkam, traf ich am Ufer einen Portugieſen, Namens Gaſpar Gonſalvo, welcher mich ohne ein Zeichen von Ueberraſchung durch meine unvermuthete Ankunft empfing und mich ſogleich zu einem ſchon zu meinem Empfang bereiteten Mittagsmahl führte. Da ich nicht begreifen konnte, wie man meine Ankunft habe erwarten können, bezeugte ich hierüber Erſtaunen und Neugier. Der Portugieſe erzählte mir hierauf, daß er den Tag meiner Ankunft von einem Marabut (Prieſter) erfahren habe, den er mir zeigte und welcher vorgab, von meiner Ankunft durch einen Geiſt in Kenntniß geſetzt worden zu ſeyn. Dieſe Erklärung ſchien mir um ſo auffallender, da ich wegen meiner Abreiſe ſtets ungewiß geweſen und auf meinem Weg in mehreren Häfen eingelaufen war, ohne über die Zeit meines Aufenthalts in denſelben eine Beſtimmung zu haben.

In Kieſer's Archiv für thier. Magnetismus (Bd. VIII. Heft 3. S. 60 ff.) theilt Bende Bendſen mehrere Beiſpiele vom Vorkommen des zweiten Geſichts in Dänemark mit, die, wie der Herausgeber des Archivs bemerkt, von um ſo bedeutenderem Werth ſind, weil ſie größtentheils aus neuerer Zeit und von einem noch lebenden Augenzeugen beſchrieben ſind, der zugleich ein ſehr achtungswerther und glaubwürdiger Mann iſt.

162.

Ein jütländiſcher Prediger, Namens Wiebe, ward von ſeiner Pfarre nach einer etwa 20 Meilen entfernten Gemeine verſetzt und reiſte im Spätjahr dahin ab, um ſogleich ſein neues Amt anzutreten. Der unwegſamen Gegend, des ſchlechten Wetters und der eintretenden Kälte wegen ließ er ſeine Familie zurück und beſchloß, ſie im nächſten Frühjahr abzuholen.

In der Nachbarſchaft wohnte ein ſchon etwas ältliches Mädchen, Namens Katharina, welche häufig das zweite Geſicht zu haben pflegte und überhaupt eine geübte und zuverläſſige Seherin war. Da nun die Predigersfrau des Nachts nicht allein liegen mochte, ſo ließ ſie die Katharina rufen und bat ſelbige, den Winter über bei ihr in einem Zimmer zu ſchlafen, wozu dieſe ſich gleich bereitwillig finden ließ. Es ward zu dem Ende ein Feldbett, dem Nachtlager der Predigersfrau gegenüber, für ſie aufgeſchlagen. Als ſie hierin die erſte Nacht geſchlafen hatte, fragte die Paſtorin ſie des folgenden Morgens, ob ſie doch auch wohl geruht habe? Nein, erwiederte ſie, ich habe eine äußerſt unruhige Nacht gehabt und gar nicht ſchlafen können; zuletzt vermochte ichs nicht länger auszuhalten, mußte aufſtehen und mich nach der Küche verfügen, wo ich bis zum Anbruch des Tags auf dem Heerd geſeſſen habe. Als hierauf die Predigersfrau ſich näher nach der Urſache erkundigte, erzählte Katharina ihr Folgendes: Es ward hier dieſe Nacht Verſteigerung gehalten, wobei es große Unruhe gab und zuletzt wurden gar meine Bettlaken gewaltſam unter mir vorgezogen, weshalb ich endlich aufſtand. Die Verſteigerung wird aber nicht von dem Hardesprobſt Bützow (der es ſonſt von Amtswegen hätte thun müſſen), ſondern von Mönballe (dem Hauslehrer) gehalten werden. Paſtor Wiebe wird auch eine Weile daſelbſt gegenwärtig ſeyn, aber ich habe ihn nur eine ſehr kurze Zeit unter der Menge und zwar in ſeinem alten braunen Schlafrock geſehen. Die Laken werden aber an jenem Tag gewaltſam vom Bett gezogen werden. Dies war das Weſentliche ihrer Erzählung, da eine Menge kleiner Nebenumſtände, die ſich nur auf die Oertlichkeit bezogen, für den Leſer kein Intereſſe haben können. Die Predigersfrau fand das Eintreffen der angegebenen Umfände ſo unwahrſcheinlich, daß ſie ihr ſagte, obgleich ſie ſchon mehrere überzeugende Beweiſe von ihrer Vorſchauungsgabe habe, ſo bezweifle ſie doch hier die Richtigkeit des Geſichts. Wenn auch der Hardesprobſt am Verſteigerungstag nicht ſelber kommen könne, ſo würde er doch einem benachbarten Prediger den Auftrag dazu geben und falls auch da Hinderniſſe eintreten würden, ſo werde doch ihr eigener Mann die Verſteigerung eher ſelbſt unternehmen, als daß er den Hauslehrer dazu beordern ſollte; auch werde er gewiß an jenem Tag nicht in ſeinem alten braunen Schlafrock und in Pantoffeln unter der Menge einhergehen. Als aber gegen das Frühjahr die Verſteigerung gehalten werden ſollte, ſchrieb der Hardesprobſt, daß er krankheitshalber nicht kommen könne, Paſtor Wiebe ſelbſt, der zu ſeiner Familie zurückgereiſt war, mußte aus derſelben Urſache am Verſteigerungstag das Bett hüten und da nun einmal das Geſchäft nicht länger aufgeſchoben werden konnte, ſo übernahm es der Hauslehrer in Ermanglung eines Andern. Gegen 11 Uhr Vormittags wagte ſich der Prediger einige Augenblicke aus dem Bett, warf (obgleich ihm und allen übrigen Hausgenoſſen das Geſicht der Katharina bekannt war und jeder es, wo möglich, zu vereiteln ſuchte) den alten bezeichneten Schlafrock in Gedanken über und ging blos ein- oder zweimal durch das Verſteigerungszimmer. Die erwähnten Bettlaken aber wurden im Gedräng geſtohlen, ohne daß man je dem Dieb auf die Spur kam. — Dies iſt mir von einem Sohn des Predigers, dem noch lebenden Probſt Wiebe zu Rieſe, auf der Inſel Arröe, erzählt worden, der mir zugleich die Erlaubniß ertheilte, dieſe Erzählung bekannt machen zu dürfen, indem er die Wahrheit derſelben verbürge.

163.

Vor mehreren Jahren lebte in dem Pfarrdorf Schweſing, unweit der Stadt Huſum, eine Seherin, die unter vielen andern Dingen auch Folgendes vorherſagte: In kurzer Zeit käme eine Leiche aus dem Schulhaus, vor welcher das Lied: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende ꝛc." nur von dem Küſter und zwei Schülern geſungen werden würde, wobei ſie noch zugleich die Träger der Leiche alle namentlich bezeichnete. — Hierzu war nun nicht der mindeſte Anſchein vorhanden; denn wer in der Gemeine auch immer ſterben mochte, deſſen Leiche ward gewiß nicht ins Schulhaus gebracht, um ſo weniger, da es von den Kindern des Dorfs im Winter täglich beſucht wird. Ueberdies iſt es dort Sitte, ſelbſt bei der ärmſten Leiche, doch wenigſtens vier Schüler ſingen zu laſſen. Dies ſchienen Gründe genug, ſich über die Seherin luſtig zu machen und ſie für eine Närrin zu halten. Dennoch ging das Ereigniß, trotz aller ſpäter dawider angewandten Vorkehrungen, um es entweder gänzlich zu vereiteln, oder es doch wenigſtens anders zu geſtalten, als es von der Seherin angegeben war, pünktlich in Erfüllung. Kurz vor Weihnacht (vier Wochen nach dem Geſicht) kam ein kranker Bettler in die Dorfſchenke, wo er nach acht Tagen ſtarb. Da man hier für die Leiche entweder keinen Platz hatte, oder ſie vielleicht aus andern Gründen nicht im Haus haben wollte, ſo ward mit Zuſtimmung der Gemeindevorſteher beſchloſſen, ſie nach der Schule zu bringen, wo ſie jetzt, jedem unbehindert, am bequemſten ſtehen konnte. Als nun ſchon ſo viel von der Erſcheinung in Erfüllung gegangen war, thaten der Prediger und Küſter alles Mögliche, doch wenigſtens das Uebrige derſelben zu vereiteln. Im ganzen Dorf wurden Träger beſtellt, nur die vier von der Frau angegebenen erſuchte man nicht darum; aber alle gaben eine abſchlägige Antwort. Endlich mußte man ſeine Zuflucht zu den von der Seherin bezeichneten Männern nehmen, die ſich ſogleich dazu bereit finden ließen. Der Küſter hatte alle Knaben des Dorfs zum Singen anſagen laſſen; aber dennoch erſchienen am Morgen des Begräbnißtags nicht mehr als zwei. Von den übrigen hatte der eine ſich durch dieſe, der andere durch jene Entſchuldigung davon frei gemacht und manche hatten, dem ausdrücklichen Verbot ihrer Aeltern gemäß, nicht mitſingen dürfen. Nun hatte ſich aber dennoch der Küſter vorgeſetzt, das erwähnte Sterbelied nicht ſingen zu wollen und auch bereits den beiden Schülern eine andere Nummer des Geſangbuchs zum Singen angewieſen, als er deſſenungeachtet, ſich ganz vergeſſend, ſelbſt das Lied anſtimmte: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende ꝛc.“ und erſt ſich ſeines gefaßten Vorſatzes wieder erinnerte, als es bereits zu ſpät war, den vermeintlichen Fehler wieder zu verbeſſern. — Dieſe Geſchichte iſt mir von dem Hrn. Chriſtianſen, einem gebildeten Mann in meinem Geburtsort Rieſum, erzählt worden, der ſie von dem damaligen Prediger in Schweſing, dem Herrn Paſtor Bechwald, während deſſen Amtsführung ſich das Vorſtehende zutrug, ſelbſt gehört hatte.

164.

Als die erſte Frau des Gaſtwirths Karſten Steenſen zu Measbüll, im Kirchſpiel Rieſum geſtorben war, hüteten zwei Schweſtern, Hanna und Katharina Broderſen, die Kühe ihres Vaters in den Getreideäckern des Rieſumer Kornkoges, unweit des weſtlichen Dorfwegs, am Abend vor dem Begräbnißtag der Verſtorbenen. Es war ſowohl ihnen als jedem andern in der Gemeine bekannt, daß die verſtorbene Frau erſt des folgenden Tags beerdigt werden ſollte. Als aber Hanna zufällig nach dem Weg hinunterblickt, ſieht ſie mit einem Mal den ihr wohlbekannten Wagen des Gaſtwirths mit der Leiche zuſammt dem Gefolge und ſagt zu ihrer Schweſter: „Ich meinte, daß Karſten Steenſen's Frau erſt morgen beerdigt werden ſollte und nun fahren ſie ja ſchon dort mit ihr ab.“ Die jüngere Schweſter ſieht nun auch hin und erwiedert: „Ja, das thun ſie.“ Während der Leichenzug weiter rückt, verfolgen ihn Beider Augen nach dem gegenüberliegenden Kirchhof bis zum Einſenken des Sargs ins Grab. Eine Weile darauf ziehen ſie mit ihren Kühen nach Haus, wundern ſich aber nicht wenig, als ſie den Küſter und Schullehrer Peterſen in ſeinen Alltagskleidern und Pantoffeln bei ihrem Vater antreffen. „Wie? ſind Sie denn ſo bald wieder zurückgekommen, Peterſen?“ fragt Hanna. Dieſer: „Woher denn?“ — Hanna: „Sie waren ja doch eben mit im Gefolge der Leiche und ſangen ſie zu Grabe.“ — Er: „Ich glaube, du redeſt irre; die ſoll ja erſt morgen zur Erde beſtattet werden.“ — Hanna: „Das meinten wir auch, aber ſie iſt ja ſchon dieſen Abend begraben worden.“ — Der Vater und Peterſen lächelten, indem ſie glaubten, es habe ſich Jemand mit den Schweſtern einen Spaß machen wollen, ſuchten ſie nachher eines Beſſern zu belehren und fragten, wie ſie zu dieſer ſonderbaren Behauptung kämen? Hierauf erzählten nun Beide einſtimmig, daß ſie den Leichenzug wirklich ſelbſt geſehen hätten; daß zwei Frauenzimmer, in Trauerkleider gehüllt, voran auf dem Wagen geſeſſen und der Fuhrmann nebenher gegangen wäre; überdies ſey hier keine Irrung möglich geweſen, da ſie beide ſowohl den Wagen, als auch die Pferde und einzelnen Perſonen des Gefolges gekannt hätten. Als die Leiche vom Wagen genommen, aufgebahrt, durch die Pforten des Kirchhofs nach dem Grab gebracht und in daſſelbe geſenkt worden wäre, ſey gerade der Knecht des Predigers, Matthias, den Fußſteig hart am Kirchhof mit einem Korb am Arm daher gekommen und habe reckhalſend über den Wall nach dem verſammelten Leichengefolge hinaufgeſehen. Ferner ſey ja nur die eine Leiche in der Gemeine, es ſey noch hell am Tag und das Wetter ſehr heiter geweſen. (Es war mitten im Sommer zwiſchen 8 und 9 Uhr Abends.) Da beide Seherinnen ſich dies nicht ausreden laſſen wollten und noch weniger abſichtlicher Betrug von ihrer Seite vorausgeſetzt werden konnte, ſo beſchloß der Küſter Peterſen, dem ähnliche Erzählungen nicht unbekannt waren, des folgenden Tags genau auf die angegebenen Umſtände zu achten. Alles traf genau mit der Angabe des Geſichts zuſammen und als eben der Sarg ins Grab geſenkt worden war, kam des Predigers Matthias, der bei dem Schwager ſeines Brodherrn, dem Paſtor Klockmann, in einem benachbarten Dorf Niböll, einige Flaſchen Abendmahlwein geholt hatte, welche er in einem Armkorb trug, in demſelben Augenblick an der ſüdlichen Seite des Kirchhofs daher und reckte neugierig den Kopf über den Wall nach den Leichengäſten hinauf. — Dies iſt das einzige zweite Geſicht, welches dieſe beiden Mädchen je gehabt haben. Daß es aber ſehr lebhaft geweſen ſeyn muß, geht daraus hervor, daß ſie es, ſich ſelbſt täuſchend, für Wirklichkeit hielten. Die Wahrheit dieſer Erzählung iſt mir von jeder Seherin beſonders, von ihrer Mutter und dem Küſter Peterſen, einem wahrheitsliebenden Mann, verbürgt worden.

165.

In demſelben Kirchſpiel lebte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Seher, Namens Wilmſen.

Dieſer ſoll einſt ausgeſagt haben, er habe auf der Landſtraße bei Nordrieſum einen bedeutenden Leichenzug gerade vor ſich geſehen, könne ſich aber die Erſcheinung gar nicht erklären, da es ihm vorgekommen, als ob der Sarg ſich der Länge nach ſpalte und dennoch vier Träger zu jeder Seite des Wegs mit den Hälften des getrennten Sargs vorwärts gegangen wären, ohne daß dabei ein Halt gemacht worden ſey. Nach Kurzem ereignete ſich, daß zwei Perſonen in dem Dorf faſt gleichzeitig ſtarben und an Einem Tag zu Grab gebracht wurden. Beide Leichen wurden unmittelbar hinter einander getragen, mußten ſich aber an der bezeichneten Stelle des Wegs nach beiden Seiten trennen, da ſie des tiefen Koths wegen nicht durchkommen konnten. Dieſer Mann ſoll auch bei den vorgefallenen Predigerwahlen immer vorausgeſagt haben, welcher von den drei Präſentirten das Amt erhalten werde.

166.

In dem benachbarten Dorf Lindholm ſah ein Seher einen Mann mehrmalen an dem unweit belegenen Fluß jammernd und händeringend am Ufer auf- und abgehen, welches Geſicht er einigen Andern mittheilte, wobei er zugleich den Namen der geſehenen Perſon angab. Kurz nachher ertränkte ſich dieſe an dem bezeichneten Ort. Dies iſt mir im Sommer 1819, während meines Aufenthalts in Lindholm, vom Paſtor Hanſen daſelbſt mitgetheilt worden. Dieſer Mann gehört zu den Helldenkenden ſeines Stands.

167 — 170.

In dem benachbarten Dorf Klixbüll wohnte vor 15 Jahren ein Seher, unter dem Namen der ſchiefhalſige Peter bekannt. Einer ſeiner noch lebenden

Jugendfreunde, Peter Lorenz aus Niebüll, gegenwärtig Küſter zu Marſtall auf Arröe, hat mir von ihm Folgendes mitgetheilt:

1) Als wir eines Tags während meines mehrjährigen Aufenthalts in Klixbüll, wo ich damals Hauslehrer auf dem ſogenannten Klixbüller Hof war, mehrere in ſeinem Haus beiſammen ſaßen und uns gütlich thaten, blieb ich länger da, als die übrigen der Geſellſchaft. Als wir beide allein waren, ſagte er zu mir: Wer ſollte nun wohl glauben, daß ein ſo geſunder und blühender Mann als mein gegenüber wohnender Nachbar (der ſich eben entfernt hatte) ſo bald ſterben werde? Und doch kann es nicht anders kommen; er wird meine Schwelle nie wieder betreten und in wenigen Tagen ſchon wird man ihn begraben. Der Mann erkrankte des folgenden Tags, war am zweiten Abend ſchon todt und wurde am folgenden Sonntag beerdigt.

2) Ein andermal ſagte er, es werde innerhalb 14 Tagen eine Leiche aus einem gewiſſen Haus kommen, obgleich zu der Zeit in demſelben noch Niemand krank war. Auch werde es am Begräbnißtag ungewöhnlich heftig aus Südweſt ſtürmen, was er an dem ſtarken Wehen der Trauermäntel ſehen könne und beides traf innerhalb der angegebenen Zeit zu. Obgleich ich gegenwärtig war, als er vorgab, das Geſicht ſo eben gehabt zu haben, ſo konnte ich doch nicht das Mindeſte ſehen.

3) Zu einer andern Zeit ſagte er aus, es werde eine vornehme Leiche, wobei er auch zugleich die allergeringfügigſten Umſtände bezeichnete, aus einer andern Gemeine, Leck, nach dem Klixbüller Kirchhof gefahren werden. Obgleich nun hierzu nicht der mindeſte Anſchein vorhanden war, ſo ſtarb doch in jenen Tagen eine alte vornehme Frau von dem bei Klixbüll liegenden und zu dieſer Gemeine gehörigen adeligen

Gut Wragaard. Dieſe Frau war gerade damals zu Beſuch bei einigen ihrer in dem benachbarten Kirchſpiel Leck wohnenden Verwandten und wurde von da nach Klirbüll zu Grab gefahren.

4) Als er einſt ſagte, daß aus einem gewiſſen Haus des Dorfs bald eine Leiche kommen werde, verſicherte er zugleich, daß weder der Küſter des Orts, noch ſein ſonſt gewöhnlicher Stellvertreter dabei ſinge. Wer aber der Sänger ſey, könne er nicht angeben, obgleich ihm die Stimme nicht ganz unbekannt ſcheine. Der Todesfall traf bald hernach ein; jene beiden waren gerade verreiſt und man bat mich, das Singen bei der Leiche zu übernehmen.

171.

Paul Brederſen, in dem Dörfchen Bramſtedt, Amts Tondern, der Gemeine Ladelund, hatte einſt auf dem eine halbe Meile langen Kirchweg das Geſicht eines Leichenzugs, in welchem er nicht nur ſich ſelbſt nebſt den übrigen Perſonen des Gefolges, ſondern auch den Wagen ſeines Nachbars **Chriſtian**, ſo wie die weißen, einem andern im Dorf wohnenden Mann gehörigen Pferde genau erkannte. Als er dies Geſicht (er hatte es am hellen Nachmittag) zu Haus erzählt, theilte ſein Sohn es einem Andern, dieſer wieder mehreren u. ſ. w. mit, wodurch es am Ort bald ruchtbar wurde. Aus Allem zu ſchließen, ſagte der Seher, es ſey die Leiche der alten Mutter ſeines oben erwähnten Nachbars. Ueberdies gab er noch einen Umſtand an, den man der nachherigen Beobachtung beſonders werth fand. Dieſer beſtand nämlich darin, daß ſein Nachbar, auf der nördlichen Seite des Kirchwegs neben einem Andern gehend, ſich an einer bezeichneten Stelle quer über den Weg nach der entgegengeſetzten Seite verfügen werde. Nach drei

Wochen ſtarb die alte Mutter des Nachbars. Am Begräbnißtag wurden die braunen Pferde des Sohns vorgeſpannt, die Leiche auf den Wagen geſetzt und man fuhr ſchon mit derſelben ab, als plötzlich das eine der Pferde erkrankte, ſich niederwarf und nicht aus der Stelle zu bringen war. Eiligſt ſchickte man in das nur aus 12 Hufnerſtellen beſtehende Dorf, um andere Pferde zu bekommen, wo nun außer dem weißen Paar keine zu haben waren, da die andern ſämmtlich zur Feldarbeit gebraucht wurden. Eben ſo ging nachher der Sohn der Verſtorbenen an der angegebenen Stelle quer über den Weg nach der andern Seite. Mehrere dabei vorausgeſagte und eben ſo pünktlich in Erfüllung gegangene Umſtände ſind mir jetzt nach 15 Jahren entfallen; gewiß iſt aber, daß alle Vorausſagen des Sehers richtig eintrafen. Dieſen Mann kann überdies auch im täglichen Umgang Niemand einer Unwahrheit zeihen und er iſt, allgemein anerkannt, der beſte Menſch im ganzen Dorf.

172.

Von einem ältern Seher im Dorf Niebüll hat mir der Küſter und Schullehrer Nahnſen zu Lindholm Folgendes erzählt: Als Paſtor Peterſen, damals erſter Prediger der Gemeine, von dieſem Seher, deſſen Name nicht mit angegeben ward, erzählen hörte, ließ er ihn zu ſich kommen und fragte, ob es wirklich wahr ſey, was man von ihm in Bezug auf das zweite Geſicht ſage? Als der Seher dies mit Ja beantwortet, bittet der Prediger ihn, ob er nicht die Güte haben wolle, ihn das nächſte Mal herbeizurufen, wenn er wieder eine Erſcheinung in der Nachbarſchaft bekomme. Der Seher erwiedert, dies wolle er zwar herzlich gern, aber unterdeß könne ihm das Geſicht verſchwinden und er dadurch in den Verdacht gerathen, als ob er ihn (den Prediger) äffen wolle. Der Prediger aber meinte, es werde nicht fehlen können, daß ſich ihm (dem Seher) öfter und auch bald wieder ſolche Erſcheinungen zeigen würden und dann ſey es ihm ja leicht, ihn zu rufen, da er in der Nachbarſchaft wohne. Da ſein Haus hart an der Kirche gelegen, ſo ſey ein baldiges Geſicht deſto wahrſcheinlicher und es möge nun bei Tag oder bei Nacht ſeyn, ſoll er ſich nur von Keinem zurückweiſen laſſen. Dies verſprach der Seher und als ihm nach Verlauf einiger Wochen des Abends um 11 Uhr im hellen Mondſchein ein Geſicht ſich darſtellt, eilt er zu dem ſchon halb entkleideten Prediger und bittet ihn, mitzukommen, da er eben ein zweites Geſicht gehabt habe. Der Prediger eilt möglichſt und folgt ihm in Schlafrock und Pantoffeln. Der Seher führt ihn hierauf nach einem nur aus 8 bis 10 Häuſern beſtehenden Seitengäßchen, ſtellt ſich mit ihm der Hausthür eines gewiſſen Manns gegenüber und ſagte, aus dieſem Haus werde nächſtens eine Leiche kommen. Ferner bezeichnete er genau den Platz, wo die Todtenbahre ſtand, welche Perſonen aus- und eingingen u. ſ. w. Der Prediger ſelbſt ſah nichts, achtete aber deſto genauer auf die Angaben des Sehers und erkundigte ſich ſorgfältig nach Allem. Er fragte, welche Weiſen geſungen würden, wer den Sermon halte, welche die Träger ſeyen und in welcher Ordnung ſie gingen, was ihm der Seher alles genügend beantwortete. Jetzt, fuhr er fort, werden die Wachslichter ausgetragen; dieſe Perſon (namentlich angegeben) bringt das erſte und dieſe kommt mit dem zweiten nach; ſetzte aber in demſelben Augenblick hinzu: da gibt's einen Halt; denn der zweite Träger zerbrach aus Unvorſichtigkeit ſein Wachslicht durch Anlaufen gegen den obern Rand der Thüröffnung, doch nun bringt ein Frauenzimmer Zwirn und Papier getragen, womit es umwickelt und zuſammengebunden wird. Hierauf begibt ſich der Zug von dannen und wie er in die nahe belegene Kirche hineingegangen iſt, bittet der Geiſtliche den Seher, genau darauf zu achten, ob er ſelbſt oder der zweite Prediger des Orts die Rede in der Kirche halten werde. Der Seher, oder jetzt vielmehr Hörer erwiedert, es ſey die ihm wohlbekannte Stimme des erſten Predigers und gibt ihm nicht allein die Textesworte, ſondern auch den Hauptinhalt der Rede an. Nach Beendigung des Geſichts entfernen ſich Beide und der Prediger, welcher nicht das Geringſte geſehen, ſieht halb zweifelnd der Erfüllung der Erſcheinung entgegen. Als aber wirklich kurz darauf eine Perſon in dem bezeichneten Haus ſtirbt und nach einigen Tagen beerdigt werden ſoll, wählt der Prediger vorſätzlich einen andern Text und einen ganz andern Gedankengang in dem in der Kirche zu haltenden Sermon, als der Hörer angegeben hatte, um zu ſehen, ob ſich nicht Einiges darin abändern laſſen ſollte. Als nun Alles, bis zum Einzug in die Kirche, bis auf den geringfügigſten der angegebenen Umſtände eingetroffen war, beſtieg der Prediger die Kanzel mit dem feſten Vorſatz, ſeine treu memorirte Rede zu halten, verſank aber, ſeiner eigenen nachherigen Verſicherung zufolge, in einen Zuſtand gänzlicher Bewußtloſigkeit und in demſelben Augenblick, als ihm Sprache und Beſinnung wiederkehrte, ſagte er, wie von einer unſichtbaren Macht ergriffen, die von dem Seher angegebenen Textworte her und hielt nun über dieſe eine Rede aus dem Stegreif, zu der es ihm jetzt an Stoff und Gedankenfülle nicht mangelte. — Wenn in der dortigen Gegend die Leiche einer vornehmen Perſon zur Erde beſtattet wird, ſo pflegt der Prediger im Trauerhaus den erſten und in der Kirche den zweiten Sermon zu halten; die vor der Leiche hergetragenen

Wachslichter werden der Kirche zu Altarlichtern geſchenkt.

173.

Bei dem Krämer und Gaſtwirth Ludwig Suſemibl in Klaiſerkoge diente ein Mädchen aus Jütland, Namens Hanno, welche ſehr häufig das zweite Geſicht zu haben pflegte. Der Ausſage ihrer Brodherrin nach war ſie geſund und raſch, von blühendem Ausſehen, aber ſehr wild und ausgelaſſen. In der Wirthſchaft mußte, damit der Hausfriede nicht geſtört werde, ſich Alles nach ihrem Willen fügen. Eines Abends, als in der Nachbarſchaft ſchon Alles ruhig ſchlummerte, bat ſie ihre Wirthin, bei dem ſchönen Wetter noch ein wenig mit ihr auszugehen, wozu dieſe ſich gleich bereit finden läßt. Beide ſind aber kaum 50 Schritte vom Haus entfernt, als ſie ſich ſchweigend auf den Deich niederſetzt und auf Befragen ihrer Herrin, warum ſie ſich ſo bald niederſetze, zur Antwort gibt, ſie möge nur ſchweigen, denn es gäbe da etwas zu ſehen. Nachdem ſie ſich eine gute Weile in ihren Anſchauungen verloren gehabt, ſpricht ſie: Gott bewahre die Menſchen daneben vor einem Unglück! Eben ward eine Leiche auf den Wagen geſetzt und nur ein weißes Tuch über den Sarg gelegt, worauf man mit derſelben ohne alles Gefolge davon fuhr. Es kann keine Perſon aus dem Haus ſeyn, da ich ſonſt die Begleitung hätte ſehen müſſen. Ob ich zur Zeit des Eintreffens noch bei Ihnen dienen werde, iſt ungewiß. Um aber die Richtigkeit meiner jetzigen Ausſage auch dann noch beurtheilen zu können, brauchen Sie nur auf folgenden Umſtand zu achten. Unſere dicke Nachbarin, Antje Möllers, kommt mit einem entſetzlichen Geſchrei an den Wagen gelaufen, eilt dann zurück, kommt wieder aus dem Haus und legt nun das erwähnte Tuch über den Sarg. — Nicht lange darnach ereignete es ſich, daß der Schwiegervater des Manns, an deſſen Haus ſie die Erſcheinung wahrgenommen, in der Nähe mit dem Wagen umwarf und dabei den Hals brach. Dieſer ward nun in des Schwiegerſohns Haus gebracht und am dritten Tag darauf als Leiche nach ſeinem drei Meilen entlegenen Gut Fresmark gefahren, um in ſeiner eigenen Gemeine beerdigt zu werden. Der Hauslehrer des Verunglückten, Martin Peterſen, welcher beim Umwerfen mit auf dem Wagen geweſen war, erfuhr nun von der Madam Suſemihl das Geſicht der Hanna. „So will ich,“ erwiederte er, „es doch wenigſtens zu verhüten ſuchen, daß Antje Möllers das weiße Laken über den Sarg breite,“ erinnert ſich auch am Morgen der Abfahrt treulich ſeines Vorſatzes und verſteckt das dazu in Bereitſchaft gelegte Laken, wie es eben gebraucht werden ſoll. Als die Antje Möllers es an dem frühern Ort vermißte, eilte ſie nach dem Leichenwagen, in der Meinung, eine andere werde es vielleicht ſchon aufgelegt haben; wie ſie es aber auch hier nicht findet, geht ſie eilends wieder ins Haus und erhebt ein ſo ängſtlich durchdringendes Geſchrei, daß der Lehrer erſchrickt, das Laken ſchleunig wieder herbeiholt und es ihr ſelbſt darreicht.

174.

Im Pfarrdorf Niebüll lebt noch gegenwärtig ein Seher des zweiten Geſichts, ſeiner öftern Erſcheinungen wegen ſpottweis Boy Spuk genannt. Der Mann iſt ſeines Handwerks ein Glaſer. Als er vor einigen Jahren in einem der benachbarten Köge *) bei

---

*) Ein Kog iſt ein dem Meer abgewonnenes Stück Land, welches wieder durch Graben, die gewöhnlich voll

einem Mann, Namens **Wölffen**, auch einige Scheiben in die Saalfenſter ſetzte, ſah er gleichfalls deſſen 18jährige Tochter als Leiche im Saal ſtehen und hatte auf dem Rückweg die Erſcheinung des Leichenzugs bis zum Depbüller Kirchhof. Als er dies Geſicht ausgeplaudert und **Wölffen** daſſelbe von Andern erfahren hatte, ſchalt er den Seher einen abergläubiſchen Narren und fragte ihn, ob er auch wohl eine Wette darauf eingehen könne? „Wenn du gern mit Geld abwillſt, o ja!“ ſagte dieſer, nahm die vorgeſchlagene Wette an und fügte nun noch einige Nebenumſtände hinzu. Erſtlich werde die Tochter binnen einem halben Jahr ſterben; eine beſtimmte Anzahl Wagen *) in einer eben ſo beſtimmt angegebenen Ordnung werde den Leichenzug bilden; wenn man aber vor der Pforte des Kirchhofs den Sarg vom Wagen nähme, flögen die Späne überall umher, woraus abzunehmen ſey, daß es am Begräbnißtag ſtark wehen werde. Ferner, nach dem Einſenken des Sargs ins Grab müſſe man ihn wieder herausziehen, da er entweder mit dem Deckel nach unten oder ſonſt in eine verkehrte Lage kommen werde. Die Tochter, welche von dem Geſicht nichts erfuhr, blieb lange geſund und blühend und der Vater ſchien der Ausſage des Sehers nur wenig zu achten. Als aber das Mädchen nach einem kaum 8tägigen Krankenlager zu der vorausbeſtimmten Zeit ſtarb und auch die angegebenen Umſtände beim Leichenzug und dem Begräbniß derſelben pünktlich in Erfüllung gegangen waren, ging der Seher einige Tage darnach zu dem Vater der Verſtor-

---

Waſſer ſtehen, in kleinere Stücke abgetheilt iſt, die man Fennen nennt. Ein ſtarker Deich umſchließt das Ganze.

*) Da viele Kogſaſſen weit von der Kirche ihrer Gemeine wohnen und die Marſchwege oft äußerſt ſchlecht ſind, ſo werden die Leichen gewöhnlich zu Grab gefahren.

benen und verlangte ſeine Wette ausbezahlt, die er auch jetzt unverweigert bekam.

175.

Im 2ten Stück des 10ten Bands ſeines Archivs theilt Kieſer ein unterm 11. Oktober 1821 an ihn gerichtetes Schreiben mit, welches das Vorkommen des zweiten Geſichts auch unter den Bewohnern der Rheingegenden beſtätigen hilft. Der Briefſteller ſagt: Es gibt wenig Städte am Rhein, wo nicht ſolche Geſichtler, wie man ſie hier zu Land nennt, anzutreffen wären. Daß man bisher ſo wenig davon geredet hat, liegt in der nicht blos am Rhein bekannten Erfahrung, daß die Aufklärung der Schriftgelehrten bereits ſo weit vorgeſchritten iſt, daß man in ihrer Gegenwart kein Faktum mehr erwähnt, was nicht durch ſie anerkannt worden. Ich habe in meiner Vaterſtadt einen ſolchen Geſichtler gekannt, er war ein unbemittelter Taglöhner, welchen man, weil er für Metzger die gekauften Kälber herbeiholte, den Spitznamen Kälber-Gerhard gegeben hatte. Der Mann hieß in der Umgegend: der Geiſterſeher und er ſelbſt läugnete dieſe Eigenſchaft nie, ſchrieb vielmehr den Grund derſelben dem Umſtand zu, daß er in der St. Andreasnacht um 12 Uhr zur Welt gekommen ſey. Die Schriftgelehrten verlachten die häufigen Beiſpiele, welche man von dieſer Sehergabe erzählte, dagegen war unter den übrigen Einwohnern der Glaube an dieſelbe ſo groß, daß man ſofort auf eine Leiche ſchloß, wenn Gerhard zufällig in ein Haus trat, wo er dem Anſchein nach nichts zu thun hatte. Da dieſer Anſchein nicht immer richtig war, alſo ſehr oft ſein Beſuch in einem Haus ohne den erwarteten Erfolg blieb, ſo beſtätigte dies die Behauptungen der Aufgeklärten, welche die Möglichkeit eines ſolchen zweiten Geſichts läugneten. So oft indeß Gerhard ſeine Geſichte — meiſt kamen ſie bei Nacht — ſelbſt erzählte, ſo oft wurden ſie von dem Erfolg gerechtfertigt, welcher ſelten über acht Tage ſich erwarten ließ. Mir ſelbſt ſind drei Fälle bekannt, wo er den Tod damals völlig geſunder Einwohner vorherſagte, welcher auch binnen wenigen Tagen ganz unerwartet eintraf. Gerhard, um das bevorſtehende Abſterben einer Perſon anzukündigen, bediente ſich blos des lakoniſchen Ausdrucks: Dieſe Nacht habe ich den N. N. geſehen!

Das richtige und mir höchſt auffallende Eintreffen der drei erwähnten Vorherverkündigungen erſchütterte meinen bisherigen Unglauben an die Möglichkeit derartiger Erſcheinungen; ich ſuchte die Gelegenheit auf, den Mann näher kennen zu lernen, um von ihm ſelbſt, wo möglich, Aufſchluß über ſeine Sehergabe zu erhalten. Er beklagte ſich ſehr über das leidige Geſchenk, was ihm der heilige Andreas durch Verleihung jener Eigenſchaft gemacht und ihm dadurch viele Feinde erweckt habe, ſo daß er über Kummer und Verdruß vielfach ſeufzen müſſe. Gewöhnlich um Mitternacht, zuweilen aber auch bei Tag erblickte er — ſagte er mir — die Geſtalt derjenigen Perſon, welche binnen wenigen Tagen ſterben werde, an derjenigen Stelle, wo ſie den Geiſt aufgebe, bald in ihren gewöhnlichen Kleidern *), bald im Sterbegewand, bald ſitzend, bald liegend und es treibe ihn alsdann mit Gewalt in die Wohnung, wo die Perſon wohne, oder auf die Straße, wo der Leichenzug,

---

*) Es verdiente eine Nachforſchung, ob etwa die Erſcheinung der Perſonen in ihrer gewöhnlichen Kleidung einen plötzlichen Tod, im Leichenhemd aber eine mehr oder weniger lange Krankheit andeutet.

Kieſer.

bei welchem er alle Leidtragenden genau kenne, an ihm vorüber ziehen müſſe. Einigemal, da er von den Arbeiten des Tags übergewöhnlich erſchöpft geweſen ſey, habe er dem Trieb, dem Geſicht zu folgen, ſich mit ganzer Kraft widerſetzt und ſey wirklich im Bett geblieben; dieſer Ungehorſam ſey ihm aber theuer zu ſtehen gekommen, denn in der folgenden Nacht habe es ihn durch die Straßen und Felder peinigend umhergetrieben, daß er von kaltem Schweiß gebadet und vor Ermattung erſchöpft, krank nach Haus gekommen ſey. Anfangs habe er ſeine Geſichte arglos Jedermann erzählt, als aber der Erfolg ſo ſicher eingetroffen ſey, habe dies unter den Einwohnern ſeiner Klaſſe ſolche Angſt hervorgebracht, daß ſie — vergeſſend, wie er nur Werkzeug der Erſcheinung ſey — durch ihre Entfernung von ihm geglaubt hatten, ſich der Gewalt der Ereigniſſe entziehen zu können, ja es ſey endlich ſo weit gekommen, daß er bei hellem Tag in einige Häuſer, wenn auch in Geſchäften, ohne Furcht vor Prügeln ſich nicht habe wagen dürfen. Mir ſelbſt iſt bekannt, daß ein Glaſermeiſter ihm drohte, Arme und Beine zu zerſchlagen, wenn er es wagen würde, ſeine Schwelle zu betreten.

Seit meinem Abgang zur Univerſität iſt der Mann geſtorben und ich habe, da ich ſeitdem mich wenig in meiner Vaterſtadt aufgehalten, keine fernern Nachrichten mehr einziehen können.

176.

Auch folgende Thatſache berichtet Kieſer's Archiv: Abbé G..., ein Engländer von Geburt, hielt ſich im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts beſtändig zu Rom auf, wo ſeine Dienſtfertigkeit von allen vornehmen Engländern, die dieſe Stadt beſuchten, in Anſpruch genommen wurde. Ein noch junges Ehepaar aus England, von angeſehener Familie, kam nach Rom und Abbé G... war, wenn ſie die römiſchen Kunſtſchätze beſuchten, oft ihr Begleiter. Ungefähr ſechs Wochen, nachdem er ihre Bekanntſchaft gemacht, wurde der Ehemann krank und ſtarb. Seine Gemahlin, durch dieſen unerwarteten Verluſt aufs Heftigſte erſchüttert und von dem Gedanken peinlich ergriffen, ohne theilnehmende Verwandte und Freunde in einem fremden Land allein zu ſtehen, fiel auch in eine ſchwere Krankheit, von welcher ſie erſt nach mehreren Monaten allmählig genas. Während ihres leidenden Zuſtands beſuchte der Abbé ſie fleißig und trug durch ſeine Tröſtungen und Dienſtleiſtungen vieles zu ihrer Herſtellung bei. Seitdem ſie in der Beſſerung war, traf er zuweilen einen jungen Engländer bei ihr an, mit dem ſie und ihr Gemahl ſchon zuvor in Rom bekannt worden waren und der es ſich nun ebenfalls angelegen ſeyn ließ, ſie zu zerſtreuen. Eines Tags, da ihre Geſundheit ſchon ſo weit zugenommen hatte, daß ſie ausfuhr und Roms Villen beſuchte, trafen beide bei ihr zuſammen und auf ihre Einladung willigten ſie ein, bei ihr zu ſpeiſen. Man aß, der Kühle und Bequemlichkeit halber, im Vorzimmer. Bei Tafel war von den Kunſtwerken Roms, von den Spazierfahrten, die ſie gemacht hatten und von ähnlichen Dingen die Rede. Der Abbé freute ſich insgeheim über die Theilnahme und Heiterkeit, welche er an der Witwe bemerkte, als er plötzlich die finſtere Miene des Jünglings wahrnahm. In demſelben Augenblick wurde die Witwe ins Nebenzimmer gerufen und der Abbé benutzte ihre Abweſenheit, um dem jungen Mann ſeiner ſchwermüthigen Stimmung wegen Vorwürfe zu machen. Dieſer erwiederte: „Unfehlbar würden Sie nicht minder traurig und niedergeſchlagen ſeyn, als ich, wenn Sie wüßten, was dieſer liebenswürdigen jungen Frau bevorſteht. In zehn Tagen gibt ſie in jener Ecke dieſes Zimmers in unſern Armen den Geiſt auf.“ Der Abbé konnte kaum anders vermuthen, als daß ſein Geſellſchafter von einer Art Wahnſinn befallen worden ſey, zumal die Witwe noch wenige Augenblicke vorher verſichert hatte, daß ſie mit ihrem Befinden zufrieden zu ſeyn Urſache habe und da in dem Zimmer, in welchem geſpeiſt wurde, kein Bett ſtand, es auch zum Schlafgemach nicht wohl geeignet war. Er begnügte ſich daher, den jungen Mann zu erſuchen, ſeinen Kummer zu verheimlichen, weil ſelbiger auf die noch reizbare Kranke einen nachtheiligen Eindruck machen und ſie zur Traurigkeit umſtimmen könnte. Jener verſprach's und hielt Wort. Gleich nach Tiſch aber entfernte er ſich und Abbé G... eilte, ihn zu begleiten, immer in der Meinung, daß er irre geworden und ärztlicher Hilfe bedürfe. Unterwegs wurde er eines Andern belehrt, indem der junge Mann ihn verſicherte, daß er die wenig beneidenswerthe Gabe beſitze, gewiſſe zukünftige, beſonders unangenehme Vorfälle vorauszuſehen und daß das, was er in Betreff der Witwe vorhergeſagt, unfehlbar eintreffen werde. Seit jener Zeit beſuchte der Abbé ſelbige täglich. In den erſten Tagen fiel keine Veränderung vor, am vierten aber erfuhr er von ihr, daß ſie ſich unbehaglich gefühlt und deshalb auf ihre gewohnte Spazierfahrt habe verzichten müſſen. Am fünften Tag traf er einen Arzt und am ſechſten einen zweiten bei ihr an. Beide erklärten, daß ſie zwar einen Nachlaß der Kräfte an ihr bemerkten, daß die Krankheit aber noch keinen beſtimmten Charakter angenommen habe und ſie darum, derſelben zu begegnen, keine Anſtalt treffen könnten. Am ſiebenten Tag erſchrack der Abbé nicht wenig, als er in eben dem Vorzimmer, in welchem er mit der Kranken geſpeiſt hatte, ſie im Bett liegend antraf.

Als er ihr ſeine Verwunderung darüber bezeugte, erwiederte ſie, daß die Aerzte die Luft in ihrem Schlafzimmer zu dumpf und eingeſchloſſen gefunden und ihr gerathen hätten, ihr Bett im Vorzimmer aufzuſchlagen. Indeß bemerkte der Abbé eine noch bedenklichere Abnahme der Kräfte an ihr und kaum mehr zweifelnd, daß jene Vorherſage eintreffen werde, hielt er es für Pflicht, ſie an ihre Verhältniſſe und Familienangelegenheiten zu erinnern und ihr zu verſtehen zu geben, daß bei der Ungewißheit des Zeitpunkts unſerer Abſonderung aus dieſer Welt es wohlgethan ſey, Verfügungen zu machen, um allen Mißhelligkeiten vorzubeugen. Die Kranke verſprach ihm, falls ihr Zuſtand ſich verſchlimmern ſollte, darauf bedacht zu ſeyn. Am neunten Tag machte ſie unaufgefordert den Abbé mit ihren Verhältniſſen näher bekannt und bat ihn, Einiges, ihren letzten Willen betreffend, niederzuſchreiben. Am zehnten, nachdem ſie dem vorigen Aufſatz etwas zugefügt hatte, klagte ſie gegen Abend über Müdigkeit und verſchob das Uebrige auf den folgenden Tag. Der Abbé entfernte ſich. Etliche Stunden ſpäter, als er zu Haus eben im Begriff war, ſich zu entkleiden, brachte man ihm die Nachricht, daß die Kranke im Sterben ſey. Er eilte zu ihr, nahte ſich ihrem Bett, fand ſie ſchwer und tief athmend und indem er ſeinen Arm unter das Kiſſen ſtreckte, um durch Erhebung ihres Kopfs ihr das Athmen zu erleichtern, gab ſie den Geiſt auf. In demſelben Augenblick ſieht er auf der andern Seite des Betts den jungen Mann ſtehen, der wenige Minuten vor ihm bei der Kranken angelangt war und ihr einen gleichen Dienſt zu leiſten verſucht hatte. Auf dieſe Weiſe ſtarb ſie in Beider Armen und das Vorhergeſchaute ging pünktlich in Erfüllung.

177.

Folgendes Geſicht, wovon ein bekannter Geſchichtſchreiber eine genaue Erzählung von der Schweſter eines Fürſtbiſchofs von Würzburg in dem Archiv des Kloſters Unterzell gefunden zu haben verſichert, verdient gleichfalls hier Erwähnung.

Als der Fürſtbiſchof von Würzburg, **Konrad Wilhelm**, im Jahr 1684 den 14. Julius bei noch blühender Geſundheit eine Waſſerſpazierfahrt nach ſeinen Gartenanlagen zu Veits-Hochheim anſtellte und bei dem Kloſter Unterzell vorbei kam, ſah deſſen Schweſter, die Priorin dieſes Kloſters, aus den Fenſtern deſſelben eine mit einem ſchwarzen Leichentuch bedeckte Todtenbahre im Vordertheil des Schiffs dicht vor ihrem Bruder ſtehen, der, um die freie und ſchöne Ausſicht zu genießen, dieſen Platz auf dem Schiff gewählt hatte. Sie erblaßte, fuhr bebend zurück und war einer Ohnmacht nahe. Als man ſie fragte, was ihr ſo plötzlich zugeſtoßen, erzählte ſie, was ſie geſehen. Die Andern, welche in ihrer Umgebung geweſen, hatten nichts davon wahrgenommen. Man ſuchte ſie zu überreden, daß das Geſicht etwa auf einer Sinnentäuſchung beruht haben möchte und ſie ließ es geſchehen und ſchwieg. Aber bereits am 8. September deſſelben Jahrs ſtarb ihr Bruder, der Fürſtbiſchof, nach kurzem Krankenlager.

178.

Ein Officier bezog eine neue Wohnung und ließ durch ſeinen Diener, da er endlich gegen Abend ganz Beſitz nehmen wollte, noch einige Sachen ſich nachtragen. Beide traten auf die Hausflur, der Herr aber, ſtatt geradewegs auf die Treppe loszugehen, drängte an der Wand ſich hin; der Diener folgte auf dem offenen Weg und ihm ſtand kein Hinderniß entgegen. „Ich bedaure unſern guten Wirth," ſagte jener beim Eintreten in das obere Zimmer, „ſahſt du nicht, wie ich an der Mauer hinging? Da ſtand ja mitten im Weg ein kleiner Sarg auf ſeiner Bahre. Er verliert ein Kind, frag' einmal gelegentlich nach, ob eins krank iſt." Der Diener hatte nichts wahrgenommen. Auch krankte noch kein Kind im Haus. Bald aber trat eine Krankheit und der vorhergeſehene Todesfall ein *).

179.

In den „Blättern aus Prevorſt" (8[illegible] Sammlung) berichtet **Dr.** St(einbe)k unter d[illegible] Rubrik: „Mittheilungen aus dem Gebiet des innern Schauens aus Preußen" von der Bauersfrau Dorothea Schmidt aus Götz, einem Dorf 1½ Meilen von Brandenburg nach Potsdam zu, wohnhaft in Wuſt, dicht bei Brandenburg, daß ſie in ihrem 18ten Jahr auf dem Weg von Götz nach dem Dorf Feben Mittags 12 Uhr den Gutsherrn vom Dorf Kermiz ohne Kopf auf ſeinem Schimmel reitend und an einem Kreuzweg habe ſpurlos verſchwinden ſehen. Acht Tage nach dieſer Erſcheinung ſtarb der Gutsherr.

Bis zu ihrem 27ſten Jahr ſah ſie alle Todesfälle in Götz voraus. Den Tod ihrer eignen Schweſter wußte ſie vorher, indem ſie bei dem Anblick derſelben jedesmal eine unbeſchreibliche Angſt befiel. In der Minute, wo ſie ſtarb, erſchien ſie ihr in ihrer gewöhnlichen Kleidung, ſo daß die Viſionärin nichts Unheimliches ahnte, bis ſie bemerkte, daß die Erſcheinung ihre Frage nicht beantwortete und vor ihren Blicken verſchwand. Am andern Tag beſtätigte ſich die Ahnung, die Schweſter war in der Mitte der Schwangerſchaft befindlich, durch einen Fehltritt und Fall zu zeitig niedergekommen und unter Blutſturz geſtorben. In der Nacht vor dem Tod ihres 18jährigen Sohns trat jene Beängſtigung wieder ein. Am folgenden Tag ſah ſie einen hellen Schein um ſeinen Kopf und einige Stunden nachher war er todt.

---

*) Stilling, das geheimnißvolle Jenſeits. S. 287.

180.

Im 2. Stück des 11. Bands des Kieferſchen „Archivs f. thier. Magnet.“ erzählt der Herausgeber von dem Vorkommen des zweiten Geſichts im Nervenfieber. Dr. K., etliche 20 Jahre alt, von gangliös-animaliſchem Temperament und Konſtitution, öftern und heftigen Hämorrhoidalkongeſtionen unterworfen, mit beſonderer magnetiſcher Kraft begabt, daher ich ihn oft bei meinen magnetiſchen Kuren als Subſtitut gebrauchte, gegentheils aber auch von beſonderer Empfänglichkeit für telluriſche Einflüſſe, daher ſchon früher manche ſomnambule Andeutungen bei ihm vorgekommen, erkrankte am Nervenfieber, welches, gemäß der Konſtitution des Kranken, ebenfalls einen mehr gangliöſen Charakter zeigte, ſo daß nicht nur der Verlauf ſehr langſam war, ſondern auch die hervorſtechendſten Symptome ſich in den vegetativen und animaliſchen Gebilden zeigten, während das Gehirn völlig frei blieb und nie Delirium, Sopor oder andere Gehirnaffektion eintrat. Nachdem durch zweckmäßige Behandlung Geneſung eingetreten war, blieb mehrere Wochen hindurch neben der enormen körperlichen Schwäche große Reizbarkeit des Ganglienſyſtems als Hauptſymptom zurück, die zu mannichfaltigen Krankheitsproceſſen des Ganglienſyſtems Gelegenheit gab und auch die folgenden Erſcheinungen des zweiten Geſichts erzeugte und erklärt.

In der ſiebenten Woche ſeiner Krankheit erſcheinen ihm im Hellſchlaf des Abends zwei Einwohner der hieſigen Stadt, die er zwar wohl perſönlich kennt, mit denen er aber in keiner beſondern Berührung ſteht, in Trauerkleidern ihn beſuchend und ihm ihr Beileid über ſeine Krankheit bezeugend. Er erwiedert ihnen, bemerkt ihnen aber zugleich, wie er es unſchicklich finde, daß ſie einen von einer ſchweren Krankheit Geneſenen in Trauerkleidern beſuchen, worauf Erſtere ſich entfernen. — Am folgenden Morgen wird er durch einen Leichenzug, der vor ſeinem Fenſter vorbeigeht, aus dem Schlaf geweckt; er bittet ſeinen Bruder, ans Fenſter zu gehen und dieſer beſchreibt ihm den Leichenzug, unter andern auch die Leichenbegleiter, unter welchen ſich die beiden Einwohner in derſelben Trauerkleidung befinden, welche ihm Tags vorher im Traumſchlaf erſchienen waren. Dem Kranken war vorher nichts von der Krankheit und dem Tod des Manns bekannt geworden, der jetzt begraben wurde.

181.

Zu Helmſtädt hatte der Famulus des Prof. L. C. an der dortigen Hochſchule im Geſicht einen Sarg geſehen, in welchen man einen jungen ihm unbekannten Herrn legte. Derſelbe zeigte es dem Profeſſor und andern im Haus ſogleich an, wurde aber als ein Träumer ausgelacht. Acht Tage hernach bezieht ein junger Graf von Reuß-Plauen die Univerſität und nimmt bei demſelben Profeſſor Tiſch und Logis. Sobald der Famulus dieſes Herrn anſichtig wird, erkennt er in ihm denjenigen, den er hatte im Geſicht in den Sarg legen ſehen. Er ſagte dies dem Profeſſor, der ernſter werdend, ihm zu ſchweigen gebietet. Allein der Graf verfiel nach wenigen Tagen in eine ſchwere Krankheit und ſtarb, worauf ſich Alles ſo ereignete, wie der Famulus es geſehen hatte *).

182.

Auf dem alten Königsſchloß zu Stockholm befiel König **Karl XI.** (reg. 1660 — 96) folgendes Nachtgeſicht. Aus ſeinem Kabinet auf den gegenüberſtehenden geſchloſſenen Reichsſaal hinſchauend, erblickte er dieſen in einer ſehr finſtern Nacht zu ſeinem Erſtaunen hell erleuchtet. Schnell ward nach dem Kaſtellan geſchickt, den Saal zu öffnen und der König ſelbſt eilte mit dem Grafen Brahe, ſeinem Günſtling, und dem Leibarzt Baumgarten, die zufällig bis in die Nacht hatten bei ihm verweilen müſſen, dahin. Eintretend ſtellte ſich ihnen folgendes Geſicht dar: Der Saal war mit ſchwarzen Tapeten behängt und die vier Reichsſtände hatten ſich daſelbſt zu einer feierlichen Gerichtsſitzung verſammelt. Auf dem Thron ſaß ein blutiger Leichnam, zu ſeiner Rechten ſtand ein gekröntes Kind, zu ſeiner Linken ſtützte ſich ein bejahrter Mann im Ceremonienmantel eines Reichsverweſers auf die Lehne des Throns. In der Mitte des Saals, an einem mit Büchern und Pergamentbriefen beſetzten Tiſch, ſaß ein Kollegium von Richtern. Auf einen dreimaligen Handſchlag des Vorſitzenden auf das Geſetzbuch wurden einige vornehm gekleidete Jünglinge mit auf dem Rücken gebundenen Händen von einem in braunes Leder gekleideten Henker hereingeführt und ſofort auf dem Block enthauptet. Der Vornehmſte der Verurtheilten ſah beſonders muthig und entſchloſſen aus. Als ſein Kopf fiel und das Blut des Rumpfs den Fuß des Throns beſpritzte, fing der Leichnam auf dem Thronſeſſel neuerdings zu bluten und zu zittern an. Niemand aus der Verſammlung ſchien übrigens von dem eintretenden König und ſeinen Begleitern Notiz zu nehmen, bis endlich Karl XI. ſelbſt die Geſtalt des Reichsverweſers mit den Worten anredete: „Wenn du Gottes biſt, ſo rede!“ Worauf die Geſtalt erwiederte: „Dies Blut wird nicht unter dir, ſondern erſt unter dem fünften Regenten nach dir vergoſſen werden! Wehe, Wehe dem Haus Waſa!“

---

*) Horſt, Deuteroſcopie. I. S. 140.

Hierauf wurde die Stimme der Geſtalt undeutlich, die zahlreiche Verſammlung ſchien in ihren Formen durch einander zu ſchwimmen und verſchwand endlich ganz, ſo wie alle Beleuchtung, außer den Fakkeln der königlichen Begleiter. Mit dieſen befand ſich jetzt der König allein im leeren Saal, der wieder die alten farbig gewirkten Tapeten und das alte Getäfel von Eichenholz zeigte. Man hörte nur noch einige Zeit lang ein Geräuſch, welches einer der Zeugen mit dem Rauſchen der Blätter, der andere mit dem Klang zerriſſener Harfenſaiten verglich. Einſtimmig behaupteten aber alle, daß das Geſicht ungefähr 10 Minuten gedauert habe. Karl ließ alsbald eine Relation des Geſchehenen aufzeichnen und von ſeinen Begleitern unterſchreiben, ſo wie er ſelbſt ſeine Unterſchrift hinzuſetzte mit den Worten: „Wenn das, was ich, der König, hiemit bekräftige, nicht die redlichſte Wahrheit iſt, ſo leiſte ich Verzicht auf jede Hoffnung eines ſeligen Lebens, welches ich vielleicht verdient haben könnte durch einige gute Werke, durch meinen Eifer, mein Volk glücklich zu machen und durch meine Anhänglichkeit an die Religion meiner Vorfahren.“

Dieſe Erzählung ſoll noch im Originalmanuſcript vorhanden ſeyn. Lange wußte man keine Begebenheit anzugeben, welche dieſes Geſicht hätte präſigniren können. Jetzt glaubt man den Kommentar hierzu im Mord Guſtav's III. und in der Hinrichtung Ankerſtröm's zu finden *).

183 — 186.

Dr. Lyſius, Profeſſor der Theologie zu Königsberg, welcher im Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte, hat in der dortigen Univerſitätsbibliothek ein Manuſcript niedergelegt, in welchem auch mehrere von ihm gehabte wunderbare Geſichter aufgezeichnet ſind. „Einſt,“ erzählt er, „wollte ich des Abends nach der Mahlzeit aus der Wohnſtube heraus auf mein Studirzimmer gehen, da ſah ich eine in Parade ſtehende Leiche, auf eben die Art, wie dort die Leichen mit weißen und ſchwarzen Tüchern bekleidet zu werden pflegen, ganz dicht vor der Stubenthür ſtehen, ſo daß die Grabtücher vor dem Fuß des Sargs ſo weit bis vor die Stubenthür hinreichten, daß die Thür mit genauer Noth geöffnet werden und ich kaum hinaustreten konnte. Das Haupt vom Sarg erſtreckte ſich bis an die Treppe, die ich hinaufzuſteigen hatte und die Grabtücher noch weiter. Ich alterirte mich indeß gar nicht, ſondern rief nur meiner älteſten Schweſter und ſah unterdeß den Sarg mit ſtarren unverwandten Augen an. Als die Schweſter herbeikam, fragte ich dieſe, ob ſie auch die Leiche da ſehe? Sie ſah hin, erſchrack, ging eiligſt zurück, indem ſie mir bejahend zunickte. Ich aber blieb in der halb offenen Stubenthür ſo lange ſtehen, bis das Geſicht allmählig verſchwand und dunkler und immer dunkler wurde. Einige Tage ſpäter ſtarb meine Großmutter; deren Leiche wurde ohne mein Vorwiſſen und in meiner Abweſenheit ge-

---

*) Stahmann, Ahnungen ꝛc. Heft 1. S. 75.

nau auf denſelben Platz, den unbequemſten in der ganzen Hausflur, geſtellt und genau auf eben ſolche Art bekleidet, wie einige Tage vorher mir im Geſicht gezeigt worden, ſo daß im ganzen Vorhaus kein unbequemerer Platz hätte gefunden werden können, indem derſelbe den Eingang zu zwei unentbehrlichen Zimmern beſchwerlich machte *).“

In der Familie dieſes Manns ſchien die Gabe des zweiten Geſichts erblich zu ſeyn; denn ſchon ſeine Aeltermutter, Anna Lang, hatte, wie ihr Enkel verſichert, viele bedeutende Geſichte gehabt, ſo daß ſie wachend das ſowohl bei Tag als im Finſtern geſehen, was einige Tage oder auch längere Zeit hernach wirklich erfüllt worden. Einſt ſtand ſie gegen Abend vor der Thür ihres Hauſes und ſchaut die lange Gaſſe hinauf. Da ſieht ſie aus dem Poſthaus eine Leichenproceſſion herauskommen, welche vor ihrem Haus nach der nicht ſehr weit davon gelegenen Kirche nahe vorbeigeht. Sie kannte zum Theil die vorangehenden Schulknaben, beſonders die Schüler der erſten Klaſſe, welche brennende Wachskerzen mit ſchwarzen Flören und auf Blech gemalte Wappen trugen. Sie kannte ihren eignen Sohn, der als Paſtor, und meinen Vater, der als damaliger Diakonus nach der gewöhnlichen Ordnung unmittelbar hinter der Schule hergingen, auf welche die Leiche und ſodann ein ſtarkes Gefolge von Trauerleuten kam. Weil nun in demſelben Poſthaus Niemand wohnte, der nach den daſigen Rechten mit Flören, Wachslichtern und Wappenbildern konnte begraben werden, ſo war nicht abzuſehen, wie dieſes Geſicht in Erfüllung gehen könnte. Indeß er-

---

*) Stilling, das geheimnißvolle Jenſeits. S. 218.

zählte ſie daſſelbe alsbald ihrer Familie ganz zuverſichtlich und ausführlich, welche aber ſo wenig als ſie ſelbſt eine mögliche Deutung herauszubringen im Stand war. Allein wenige Tage hernach duellirten ſich nahe vor der Stadt Flensburg zwei holſtein'ſche Edelleute auf Piſtolen. Einer derſelben wurde tödtlich verwundet in das Poſthaus getragen, woſelbſt er kurz nachher an der empfangenen Wunde ſtarb und ganz auf dieſelbe Art, wie die alte Frau es geſehen hatte, mit Flören, Wachslichtern und Wappenbildern beſtattet wurde *).

Dem Dr. **Lyſius** erſchien ſeine Mutter in ihrer Todesſtunde, als er entfernt von ihr in Kopenhagen war. Auch ſah er im Geiſt die Kirche, in welcher er ſein Predigtamt zukünftig halten würde.

Nach ſeiner Aeltern Tod befand er ſich mit ſeinen acht Geſchwiſtern zu Flensburg. Da prophezeite ſeiner Schweſter eine Frau, die im Haus oft aus- und einging, ſie habe im Geiſt geſehen, daß ſieben Leichen aus dem Haus getragen würden und einige Zeit nachher werde eine **Braut** ins Haus kommen. **Lyſius** eiferte dagegen und verbot ſeiner Schweſter, ferner davon zu reden, da überhaupt alle Geſchwiſter geſund und wohl waren. Die Prophezeiung war vergeſſen. Nach etlichen Wochen aber legte ſich die Großmutter und **Lyſius** ſah im Geiſt ihren Sarg vor der Stubenthür ſtehen; auch ſeine Schweſter bemerkte mit Entſetzen das Spektrum. Bald darauf ſtarb die alte Frau. Nach dieſem Todesfall befiel ein Fleckfieber die Glieder der Familie und raffte noch ſechs Opfer dahin. So ging das Schauergeſicht in Erfüllung. Auch die Braut kam ins Haus **).

---

*) **Stilling**, das geheimnißvolle Jenſeits. S. 217.

) **Stahmann, Seherblicke. S. 48.

187.

Stahmann erzählt im 3. Heft ſeiner „Ahnungen ꝛc." S. 15 folgendes Faktum, für deſſen Wahrheit er ſich als Bürge erklärt. Der Oberamtmann L. zu M(einingen?), welcher daſelbſt die herzogliche Schloßdomäne in Pacht hatte, befand ſich im Auguſt 1834 noch ganz wohl, als in der Nacht vom 18. bis zum 19. Auguſt deſſelben Jahrs der Sohn des Stellmachers K. eine merkwürdige Erſcheinung hatte. Gegen Mitternacht wandelte denſelben der Drang an, ſeinen Urin abzulaſſen. In Ermangelung eines Nachtgeſchirrs und zu bequem, aus dem obern Stock, in deſſen einer Stube — die nach der Schäferei des Amthofs mit ihren Fenſtern hingerichtet war — er ſchlief, nach dem Hof hinabzugehen, machte er nach Art junger Leute wenig Umſtände und entledigte ſich ſeines Bedürfniſſes durchs aufgemachte Fenſter.

Der Mond ſchien hell und der ganze Platz vor dem Schäferhaus und deſſen Pforte war ſo erleuchtet, daß man in geringer Entfernung jeden Gegenſtand erkennen konnte. Da gewahrte der junge K. zu ſeinem höchſten Befremden eine merkwürdige Erſcheinung. Vor der Pforte des Schäferhofs hielt ein förmlicher Leichenzug mit Trägern, Leidtragenden und zwei ſchwarz und weiß gekleideten Frauen, welche die Bahrenſtützen zum Ausruhen trugen. Der Sarg war gelb angeſtrichen, mit dem Fußende nach dem Kirchhof hin gerichtet.

Der junge K. rieb ſich die Augen, indem er zu träumen glaubte; aber die Erſcheinung blieb, wie ſie war; Träger und Nachfolger hielten noch an und ruhten an der Pforte. Da überlief ihn ein Schauer, mit einem Satz flog er ins Bett, doch die Neugier zwang ihn, noch einmal nach der ſchauerlichen Erſcheinung hinzuſchauen und ſiehe, ſie ſtand noch da. Nun zog er furchtſam und vor Schrecken bebend die Decke über den Kopf zuſammen und als er ſpäter wieder hin ſah, war die Erſcheinung verſchwunden.

Dieſe Geſchichte wurde mir eines **Freitags** erzählt, mit dem Bemerken, es dürfte dieſes den Tod des Oberamtmanns L., welcher damals an einem gallichten Wechſelfieber litt, ahnungsvoll vorbedeuten. Zweifelnd an dem mir Mitgetheilten, begab ich mich zu dem kranken Oberamtmann L. und fand denſelben in einem leidlichen, keineswegs bedenklichen Zuſtand. Ich fand ſeinen Arzt bei ihm, mit dem er ſo wie mit mir ſcherzte und angelegentlich und zuverſichtlich von ſeiner Geneſung ſprach, woran auch den Umſtänden nach nicht zu zweifeln war. Als Wundarzt hatte ich bei des Patienten inneren Krankheit nichts zu thun und da allem Anſchein nach von der Krankheit nichts Erhebliches zu befürchten war, unternahm ich am andern Tag (Sonnabends) eine Reiſe, von welcher ich erſt **Montags** wieder zurückkehren wollte. Dies war im September 1834. Das Datum des Tags iſt mir entfallen, trägt aber nichts zur Sache bei, obwohl daſſelbe von den Hinterbliebenen auszumitteln mir möglich wäre und auch mehrere Zeugen um dieſe Geſchichte wiſſen. Die Erzählung von der Viſion hatte ich vergeſſen, an welche ich auch nicht glauben konnte, weil der Kranke nicht bedenklich krank war.

Ich kehrte Montags, wie vorher beſtimmt war, zurück. Meine Familie kam mir beim Eintritt ins Haus ſchon klagend entgegen; man hatte zu verſchiedenen Malen bereits vom Amthof geſchickt, weil meine chirurgiſche Hilfe zum Aderlaß und Anlegung von Blutegeln nothwendig ſey. Beides hatte der Arzt in Ermangelung meiner ſelbſt verrichten müſſen. Der Kranke lag in der Raſerei eines hitzigen

Nervenfiebers, ich mußte die Nacht vom Montag zum Dienſtag bei ihm wachen, ihm chirurgiſche Hilfe leiſten und ſeinen Zuſtand und den Verlauf der Krankheit beobachten. Bis 12 Uhr Nachts ſtieg das Fieber und fiel dann wieder, doch war es keineswegs gewichen. Der Kranke erwachte aus ſeiner Betäubung, forderte zu Trinken und Medicin, was ihm von mir verabreicht wurde.

Dienſtags war noch ſo viel Beſinnung da, daß der Patient ſeinen Willen gerichtlich niederſchreiben laſſen konnte. Gegen Abend ſtieg das Fieber wieder, die Beſinnung ſchwand, Irrereden ſtellte ſich ein, die Kräfte ſanken zuſammen. Ich beobachtete abermals in dieſer letzten Nacht den Kranken, deſſen Zuſtand immer bedrohender wurde. Der Kranke lag mit offenem Mund, halbgebrochenen Augen, röchelndem Athem.

Um ſeinen Zuſtand zu erleichtern, pinſelte ich ihm den heißen trocknen Mund mit Sahne aus und gab ihm zeitweis einen Löffel voll Mandelmilch. Drei Viertel auf zwölf Uhr ſchloß ſich ſein Auge auf immer, er war todt. Noch in ſelbiger Nacht erzählte ich die Geſchichte der ſonderbaren Erſcheinung einem der Verwalter.

Der Todte wurde in einem gelben Sarg zur Ruhe beſtattet und neben ſeiner ein Jahr vorher verſtorbenen Gattin in der Familiengruft beigeſetzt.

188.

Die Zeitſchrift „das Ausland“ enthält folgenden Artikel: Beinahe ſollte man glauben, die Gabe des zweiten Geſichts ſey auch in Indien heimiſch. Die in Kalkutta herauskommende Zeitung „the Indian Gazette“ vom 8. März 1830 enthält wörtlich folgende Stelle: „Sehr bedeutende Gerüchte ſind in der Stadt in Umlauf, die von einem Seher des zweiten Geſichts herrühren ſollen. Es heißt nämlich: Der König von England ſey todt geſehen worden und in Frankreich ſinde eine Revolution Statt. Mit Unruhe ſehen wir nähern Nachrichten entgegen. — Nun muß man wohl bemerken, daß die Krankheit Georg IV. in London erſt am 5. April bekannt gemacht wurde und zur Zeit, wo das am 3. März in Indien angekommene Packetboot England verließ, noch nicht das leiſeſte Gerücht vom Unwohlſeyn des Monarchen Statt fand. Die Kunde von den Vorfällen in Paris konnten früheſtens im November oder December 1830, alſo viele Monate ſpäter nach Kalkutta gelangen.

189.

Der „Berliner Figaro“ (Jahrgang 1839. Nr. 112) theilt aus dem Inverness Courier einen Fall von einem zweiten Geſicht mit, womit, wie oben angedeutet worden, die Hochſchotten und die Bewohner der Hebriden am häufigſten begabt ſind. William Mac Lead, Wildjäger der kleinen hebridiſchen Inſel Raſey, ging mit ſeinem Bruder nach Portren auf der benachbarten Inſel Skie. Auf dem Rückweg blieb Erſterer zurück und der Bruder kehrte, nichts Schlimmes ahnend, allein nach Haus. Indeß der Wildjäger kam nicht wieder und alle Nachforſchungen ließen keine Spur von ihm auffinden. Nach acht Tagen erklärte ein Mann aus Portren, als er vor vierzehn Jahren einmal das Vieh gehütet, habe er am hellen Tag das Geſicht von einem Mann gehabt, der von einem gewiſſen Felſen ſtürzte. Hierbei beſchrieb er das Ausſehen und die Kleidung des Manns, die denen des vermißten Wildjägers entſprachen, ſo wie auch den Felſen. Sofort fuhr eine Anzahl Leute mit dem Seher in einem Boot nach dem bezeichneten Felſen an der Seeſeite und wirklich ſand man die Leiche des Vermißten genau an der angegebenen Stelle. Er hatte ſich, wie es ſcheint, in der Dunkelheit eines ſtürmiſchen Abends verirrt und war hier über die Klippen gefallen.

190.

Ein ſchottiſcher Edelmann, als Seher allgemein bekannt, ward um das Schickſal des einflußreichen Georg Villiers, Herzogs von Buckingham, gefragt. Er antwortete, er ſähe einen Dolch in des Herzogs Bruſt. Wirklich ward bald nachher Bukkingham von dem Hauptmann Felton in die Bruſt geſtochen *).

191.

Tags zuvor, ehe Jakob V., König von Schottland, ermordet ward, ſah ein Menſch, Namens Jakob Londin, in der Fieberhitze die Todesgefahr des Königs und ſchrie den Seinigen zu, daß man den König umbringen wolle **).

192.

In Frankfurt am Main lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Frau eines wohlhabenden Handwerkers, die ſeit ihrem funfzehnten Jahr von jedem Todesfall, der ſich unter ihren Bekannten er-

---

*) Stahmann, Seherblicke. S. 36.
**) Ebendaſ.

eignete, nicht nur eine Ahnung, ſondern eine wirkliche Erſcheinung hatte. In ihrer Kindheit, ſagte ſie, habe ſie nie etwas geſehen, in ihrem funfzehnten Jahr aber ſey ihr ihre Großmutter in einem Zimmer erſchienen, wie ſie im Haus zu gehen pflegte, ſie habe auch wirklich geglaubt, es ſey die Großmutter und ſie habe ſie angeredet, allein das Bild ſey vor ihren Augen verſchwunden; ohne zu wiſſen, was es bedeute, habe ſie geglaubt, ſich getäuſcht zu haben; in einigen Wochen darauf aber ſey die Großmutter geſtorben, die zur Zeit der Erſcheinung noch vollkommen geſund geweſen.

Von dieſem Zeitpunkt an hatte ſie mehrere Erſcheinungen und die Erfahrung zeigte ihr, daß dieſelben jedesmal den nahen Tod der erſchienenen Perſon bedeuteten.

Die Erſcheinungen waren aber nicht immer gleich. Bald ſah ſie die Perſon ganz ſo, wie ſie im Leben war, bald aber nur ein weißes Bild, welches aber jederzeit die Geſtalt einer ihr bekannten Perſon hatte, deren Tod ſie dann auch immer vorherſagte.

Ein einziges Mal, im Oktober 1784, erſchien ihr eine Leiche völlig angekleidet im Sarg; es war eine noch lebende Bekannte; außer dieſer den Tod beſtimmt andeutenden Erſcheinung hatte ſie nie eine ähnliche gehabt. Ihr erſter Mann war ihr vor dreißig Jahren an einem Nachmittag vor dem Tiſch ſitzend erſchienen; ſie redete ihn an und das Bild verſchwand. Als ſie nun ihren Mann im Haus aufſuchte, ſagte man ihr, er ſey ſeit einer Stunde ausgegangen und komme erſt nach einer Stunde zurück. Nach ſeiner Heimkehr fragte ſie ihn, ob er etwa während der Zeit zu Haus geweſen ſey?

Er verneinte es. Drei Monate ſpäter ſtarb er; zur Zeit der Erſcheinung war er noch munter.

Einſt ging dieſe Frau in die Küche und ſah hier eines ihrer Kinder unter ihren Füßen liegen, ſo daß ſie der Magd zurief: „Nimm das Kind hinweg, ich trete darauf;" das Kind verſchwand und in vier Wochen war es todt. Dieſe Frau war wegen ihrer Sehergabe ſo bekannt, daß, wenn Jemand in einer Familie krank lag, man ſie bitten ließ, zu ſagen, ob der Kranke ſterbe oder nicht und ihre Vorherſagung traf jedesmal ein *).

193.

Ein Rittmeiſter von Gorex ritt mit ſeinem Bedienten ſpazieren und bemerkte unterwegs, daß das Pferd des Letztern ein Hufeiſen verloren habe. Während der Bediente am Eingang des nächſten Dorfs den Schaden ausbeſſern ließ, ſetzte der Rittmeiſter ſeinen Weg durch das Dorf langſam fort. Kaum war er einige zwanzig Schritte von der Schmiede weg, als ſich eine weiße Figur an der linken Seite ſeines Pferds einfand und den Weg mit verfolgte, ohne daß er die Geſichtszüge dieſer Figur erkennen konnte. Doch bemerkte er ganz deutlich, daß die Erſcheinung nicht der Körperwelt angehöre. Vergeblich ſetzte er ſeinem Roß auf der rechten Seite die Sporen ein; es ging nur einen langſamen Schritt und die Figur begleitete ihn bis zum Todtenacker am andern Ende des Dorfs. Hier verließ ſie ihn und ging auf dem gewöhnlichen Weg in den Kirchhof hinein. Die Neugier des Rittmeiſters war erregt, er

---

*) Das Reich der Geiſter. II. S. 126.

verfolgte die Geſtalt mit den Augen, indem er über die Mauer ſah. Sie ging ihren Weg fort, bis ſie an einem Baum ſtehen blieb und hier ganz langſam und ſichtbar in die Erde verſank.

Der Rittmeiſter war über die ſonderbare Erſcheinung nicht wenig verwundert, merkte ſich den Tag dieſes Vorfalls und machte blos ſeinen Freund Iphof zum Vertrauten deſſelben. Bald darauf heirathete er die junge Baroneſſe von Billwerter, die er ſeit längerer Zeit kannte und an der er ſchon heimlich mit großer Sehnſucht gehangen hatte. Das junge Ehepaar lebte in Potsdam und entbehrte nichts, was das eheliche Glück zu befeſtigen im Stand iſt. Ein halbes Jahr ſpäter ſah ſich der Rittmeiſter genöthigt, nach Schleſien zu reiſen und ſein Ausbleiben verzögerte ſich wider Erwarten um zwei Monate.

In der Zwiſchenzeit miethete ſeine Gemahlin, ohne ihn davon zu benachrichtigen, bei dem Prediger Zämerich auf einem Dorf bei Potsdam ein kleines Zimmer, um nach Gefallen einige Tage in der Woche die Landluft zu genießen. Im ſechſten Monat ſchwanger, fühlte ſie das Bedürfniß nach einer ſolchen Veränderung. Eines Tags, wo ſie in Begleitung ihres Mädchens von einem Spaziergang zurückkehrte, ereilte ſie hier ein Unglück, welches ihr das Leben raubte. Der Dorfbulle hatte ſich im Stall losgeriſſen, rannte im Freien umher, kam der jungen Frau in den Weg und ſtieß ſie zu Boden, ohne ſie aber zu beſchädigen. Das Kammermädchen hatte die Flucht ergriffen.

Die eilig herbeigeholten Aerzte vermochten es nicht zu ändern, daß die Frau von Gorer mit einem todten Kind niederkam und einige Stunden nach der Geburt ſtarb. Ein reitender Bote wurde mit der Nachricht von dieſem Unglück nach Schleſien geſchickt; allein er beſchädigte ſich auf dem Weg durch einen Sturz und kam zu ſpät an Ort und Stelle. Vier Tage waren verfloſſen und nähere Beſtimmungen über die Art des Begräbniſſes nicht eingegangen. Die Beerdigung konnte bei der heißen Jahrszeit nicht länger aufgeſchoben werden. Der Prediger traf daher aus eigener Machtvollkommenheit die nöthigen Anordnungen und ſuchte der Verunglückten noch dadurch eine letzte Auszeichnung zu geben, daß er ſie in der Mitte des Kirchhofs unter einem großen Baum beerdigen ließ.

Wiewohl der Rittmeiſter auf erhaltene Nachricht Tag und Nacht reiſte, kam er doch erſt zwei Tage ſpäter auf dem Dorf an. Sein ganzes Glück war ins Grab verſenkt und wo fand er dieſes Grab? In demſelben Dorf, auf demſelben Kirchhof, unter demſelben Baum, wo die Geſtalt vor ihm in die Erde geſunken war. Von der Stunde dieſer Erſcheinung bis zur Stunde des Begräbniſſes war gerade ein Jahr verfloſſen. Niemand hatte von der Erſcheinung gewußt, als der obgenannte Freund *).

194.

In meinen Jünglingsjahren — erzählt Jung-Stilling in ſeiner „Theorie der Geiſterkunde“ S. 176 — war in einem Dorf meines Vaterlands eine Kindtaufmahlzeit, auf welche auch der Prediger geladen war. Während der Mahlzeit wurde auch von dem dortigen Todtengräber geſprochen, der wegen des Leichenſehens ſehr bekannt war und auch ge-

---

*) Das Reich der Geiſter. II. S. 151.

fürchtet wurde; denn er ſagte es immer, ſo oft er eine Viſion gehabt, aus dem oder dem Haus werde nächſtens eine Leiche getragen werden. Da dies immer eintraf, ſo ſetzte dieſe Erzählung die Leute in dem benannten Haus in die äußerſte Angſt, beſonders wenn ſchon Jemand darin krank oder ſchwächlich war. Der Prediger drohte daher, wenn er noch ein einziges Mal eine Leiche ankündige, ſolle er ſeines Amts entſetzt und aus dem Dorf weggejagt werden. Von nun an ſchwieg der Todtengräber. Nach Verlauf eines halben Jahrs, in der Mitte des vierten Decenniums des verfloſſenen Jahrhunderts, kam der Todtengräber zum Prediger und ſagte: „Herr Paſtor! Sie haben mir verboten, keine Leiche mehr anzukündigen, das habe ich auch nun nicht mehr gethan, aber jetzt muß ich Ihnen doch etwas anzeigen, das beſonders merkwürdig iſt, damit Sie doch ſehen, daß mein Leichenſehen gewiſſe Wahrheit iſt: *In wenigen Wochen wird eine Leiche die Wieſe herauf kommen, die auf einem Schlitten mit Ochſen gefahren wird.*" Der Prediger ließ ſich nichts merken, ſondern nahm die Sache gleichgiltig und verſetzte: „Wartet lieber Eueres Berufs und laßt ſolche abergläubiſche Thorheiten bleiben, ihr verſündigt Euch damit."

Dem Prediger kam aber doch die Sache äußerſt ſeltſam vor; denn in meinem Vaterland iſt das Fahren einer Leiche mit einem Ochſen auf einem Schlitten äußerſt ſchimpflich, weil man Selbſtmörder und ſchwere Verbrecher auf Schlitten wegſchleift.

Einige Wochen nachher kam ſtarker Durchmarſch öſtreichiſcher Truppen, die nach den Niederlanden zogen. Während ihres Raſttags fiel ein halb mannstiefer Schnee. Zugleich ſtarb in einem Dorf unterhalb dem Kirchdorf eine Frau; alle Pferde aus der ganzen Gegend wurden von dem Kriegsvolk zur Vorſpann weggenommen. Indeß ſtand die Leiche da, keine Pferde kamen zurück, der Schnee ward immer höher, kein Wagen konnte durchkommen, die Leiche ging in Fäulniß über, Niemand konnte den Geſtank ertragen. Man war alſo gezwungen, die Leiche auf einen Schlitten zu laden und einen Ochſen vorzuſpannen.

Indeß kam der Prediger und der Schulmeiſter mit den Schulknaben der Leiche bis vor das Kirchdorf entgegen und als die Leiche in dieſem Aufzug die Wieſe heraufkam, trat der Todtengräber zum Pfarrer, zupfte ihn am Mantel, wieß mit dem Finger dorthin und ſagte kein Wort.

195.

Noch eine Geſchichte dieſer Art, deren Wahrheit Jung-Stilling ebenfalls verbürgt, erzählten ihm ſein Vater und deſſen Bruder, ſein Oheim. Dieſe hatten beide Geſchäfte in der weſtphäliſchen Grafſchaft Mark, wo ſie von einem proteſtantiſchen Prediger zum Mittageſſen eingeladen wurden. Während der Mahlzeit ſprach man auch vom Leichenſehen. Der Prediger beklagte ſich nun über den Todtengräber ſeines Orts, der mit dieſem Uebel behaftet war. Auch er hatte es ihm verboten, ſeine Geſichte Jemanden mitzutheilen, allein es half nicht.

Einſt kam dieſer Wahrſager zum Pfarrer und ſagte: Herr Paſtor! in kurzer Zeit kommt eine Leiche aus Ihrem Haus und Sie gehen hinter dem Sarg vor allen Leichenbegleitern her. Schrecken und Zorn bemeiſterten ſich des Pfarrers ſo, daß er den Unbeſonnenen zur Thür hinausjagte; denn ſeine Frau war ihrer Niederkunft nahe und ungeachtet aller vernünftigen Vorſtellungen, die er ſich machte, verlebte er doch eine traurige Zeit, bis endlich ſeine Frau glücklich niedergekommen und aller Gefahr entronnen war. Jetzt machte er nun dem Todtengräber heftige Vorwürfe und ſagte ihm, nun ſähe er, wie ſchlecht ſeine Träumerei gegründet wäre — allein der Wahrſager lächelte und antwortete: Herr Paſtor, wir ſind noch nicht fertig!

Gleich nachher ſtarb die Magd des Predigers plötzlich am Schlagfluß. Nun iſt es dort Sitte, daß der Hausvater zunächſt hinter dem Sarg vor den nächſten Verwandten der Leiche hergehen muß. Dieſem wollte der Prediger für diesmal ausweichen, um den Leichenſeher zu beſchämen. Da er aber die Aeltern der Verſtorbenen nicht beleidigen wollte, ſo fand er eine ſchickliche Auskunft darin, daß ſeine Frau, die den erſten Kirchgang nach dem Kindbett halten mußte, an ſeiner Stelle voranging und er dann, wie gewöhnlich, den Schulmeiſter und die Schüler begleitete.

Damit waren die Aeltern auch zufrieden. Am Begräbnißtag verſammelte ſich der Leichenzug im Pfarrhaus, der Sarg ſtand im Vorſaal auf der Bahre, der Schulmeiſter ſtand mit den Schulknaben vor dem Haus im Kreis und ſangen; der Pfarrer war im Begriff, heraus an ſeine Stelle zu gehen, die Frau Pfarrerin trat hinter den Sarg, die Träger faßten die Bahre und jetzt ſank die Frau des Pfarrers ohnmächtig zu Boden. Man brachte ſie in die Stube und wieder zum Bewußtſeyn, aber ſie war ſo übel, daß ſie nicht in die Kirche gehen konnte. Der Pfarrer war aber durch dieſen Zufall dergeſtalt geſchreckt worden, daß es ihm nicht mehr einfiel, den Todtengräber zum Lügner zu machen, ſondern er trat geduldig hinter den Sarg, ſo wie es der Wahrſager haben wollte.

Daß die Pfarrerin ohnmächtig wurde und daß es gerade an dem Ort und in dem Zeitpunkt geſchah, konnte natürliche Urſachen haben, das macht dies Ereigniß aber nicht weniger merkwürdig; genug, die Vorherſagung wurde pünktlich erfüllt.

V.

Todesvorempfindung
und
# ſich ſelbſt ſehen.

Hufeland erkennt an, daß es Fälle gibt, wo die Seele ein wirkliches Vorgefühl, ja ſogar eine pünktliche Beſtimmung der nahen Auflöſung hat. Beſonders finde man dieſes in langwierigen Krankheiten, wo die Lebenskräfte langſam und ſtufenweis abnehmen und das innere Gefühl unſeres phyſiſchen Daſeyns gleichſam mit jedem Tag die Summe des Verluſts berechnen kann.

Ebenſo rechtfertigt Kieſer die in das Reich des Aberglaubens verwieſene Meinung, daß ſich ſelbſt ſehen den baldigen Tod des Sehers bedeute, dadurch, daß das innere geſteigerte Gefühlsleben ſich ſelbſt in plaſtiſcher Geſtalt objektivirt und alſo dem Sehenden ſein eigenes Bild darſtellen könne; ſolche Steigerungen können aber nur als Abnormitäten des Lebens angeſehen werden, dieſe Abnormität muß aber den Tod zur Folge haben, daher erſcheinen ſie nicht ſelten für todt bedeutend. Drei hier nachſtehend angeführte Zeugniſſe mögen jenen Satz beſtätigen helfen:

196.

Baron de la **Motte Fouqué** erzählt in den von ihm herausgegebenen Blättern für deutſche Frauen Bd. III. Heft 3. S. 89 ff.: Vor etwa 60 Jahren hatte ſich in, den anhaltiſchen Fürſtenthümern, zwiſchen den kurbrandenburgiſchen und kurheſſiſchen Grenzen, eine Geſellſchaft junger Edelleute zur Feier eines fröhlichen Jagdtags vereinigt. Am andern Tag ließ man ſich zum Würfelſpiel nieder, einer aus der Geſellſchaft aber zog es vor, um eine freie Ausſicht über den Wald hier zu gewinnen, in das ziemlich verfallene obere Stockwerk des Forſthauſes hinauf zu gehen. Die Thüren waren unverſchloſſen. Das erſte Gemach öffnend, ſchreitet der Jüngling in die leeren Wände hinein. Aber erſtarrt bleibt er ſtehen. Er ſieht ſich ſelbſt als Leiche im offenen Sarg. Er bezwingt ſein Entſetzen und ſchaut genauer hin, doch erkennt er ſich Zug für Zug und auch an Kleidungsſtücken, Waffen, wie er es eben heute mit ſich führt. Ueberwältigt ſchlägt er die Schreckensthür zu. Unten erzählt er den Gefährten, die ſeine veränderte Stimmung erforſchen wollen, die Viſion.

Ein Ritt ins Holz ſollte ihm die Grillen vertreiben. Da ruft Einer aus dem Erdgeſchoß: „Was das für ein Einfall iſt, wenn nun das Mittagseſſen erſcheint, kann man die Ehre haben, zu warten.“ Der von der Viſion Befangene antwortet in gereiztem Ton und bald hat ſich der Streit zur ernſten Ehrenſache geſtaltet. Kein Vermitteln der Gefährten wollte fruchten. Bald gings, die Klingen im Arm, zur Vermeidung ſtörender Zeugen, in das unbewohnte Stockwerk hinauf; ein Hieb traf unerwartet mörderlich — in dem Gemach, wo er ſich als Leiche angeſtarrt hatte, lag er jetzt als Leiche hingeſtreckt.

197.

Vor mehr als dreißig Jahren ertrank in Merſeburg der Sohn eines dortigen Officiers, welcher einige Zeit vor ſeinem Tod ſich ſelbſt am jenſeitigen Ufer der Saale, wo er täglich im Sommer badete, geſehen haben wollte. Wie er ſich ausgezogen, hatte ſein Ebenbild alle Bewegungen nachgemacht, ſey, wie er, ins Waſſer geſprungen, habe ſich den Kopf naß gemacht und ſey ihm entgegen gekommen, ſo daß er's faſt hätte ergreifen können, noch näher ſey es endlich verſchwunden *).

198.

Ein Lehrer ſchied einſt um Mitternacht von ſeinen Eleven, um ſich in ſeine gegenüberliegende Wohnung zu begeben. Die Tochter vom Haus begleitete ihn bis zur Thür. Es ſchlug gerade zwölf, als er ſeine Schwelle erreichte. Mit Entſetzen trat er zurück und rief: „Ach Gott, ach Gott!“ Dann ging er gefaßt hinein und ſchloß die Thür hinter ſich. Am andern Morgen ließ er ſich krank melden und ſtarb am neunten Tag.

Unter ſeinen Papieren fand man folgenden Aufſatz, den er noch an jenem verhängnißvollen Abend niedergeſchrieben hatte:

„Da ich fühle, daß ich von einer ſchweren Krankheit befallen werde — indem ich ſchon jetzt von dem ſchauerlichen Auftritt ganz alterirt bin — die wahrſcheinlich meinem Daſeyn ein Ende machen wird, ſo ſchreibe ich nieder, was mir begegnet iſt.“

---

*) Stahmann, Seherblicke. S. 58.

„Als ich gerade mit dem zwölften Schlag die Hausthür aufſchloß, ſah ich mich ganz deutlich als Leiche im Sarg. Ich war ſchön friſirt, das feine Leichenkleid hing lang über den Sarg heraus. Das Haus war ſchwarz ausgeſchlagen, zwölf Gueridons mit Lichtern ſtanden um meinen Sarg, mein von mir ſelbſt gemaltes Bildniß hing zum Haupt über mir, zwei Leichenweiber ſaßen zu beiden Seiten. Ich bemerkte auch noch den koſtbaren Buſenſtreif, den ich vor Kurzem an meinem Geburtstag erhielt, an meinem Sterbekleid und das dazu gehörige Halstuch war in zierliche Schleifen gebunden, auch nach jetziger Mode ein ſchwarzes Moorband locker unter dem Buſenſtreifen befeſtigt. Auf der Kronenſtaffelei ſah ich deutlich 13 Kronen von allerhand Farben mit Gold und Silber und den Namen meiner Schülerinnen geziert, zwei Kronen waren mit den Buchſtaben A. Ph. und **D. A.** mit Perlen auf ſchwarzem Sammt geſtickt und noch einer Krone von weißen Perlen geziert, welche ſich von den andern beſonders auszeichnete."

„Sobald ich Alles geſehen, verſchwand es plötzlich und ich ſtand im Finſtern. Ich zündete mir ein Licht an und ſchrieb dies nieder. — Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!"

Als man nach vier Wochen dieſen Aufſatz fand, erinnerte ſich Jeder, daß ſeine Leichenparade genau ſo geweſen *).

---

*) Stahmann, Ahnungen, ꝛc. 2. Heft. S. 51. Auszug aus dem Brief einer Dame an denſelben.

Todesvorempfindungen.

199.

Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg antwortete denen, die ihm am Neujahrstag 1571 gratulirten: „Es kann vor Abend wohl anders werden, als es am Morgen geweſen iſt.“ In der Nacht des folgenden Tags wurde er plötzlich von Huſten, Herzensangſt und Ohnmacht überfallen und war auch gleich des Tods. Er war, wie ſich ſpäter aus dem Geſtändniß eines Inkulpaten ergab, mit einem Trunk vergifteten Malvaſiers getödtet worden. Die Veranlaſſung zu dieſem Fürſtenmord war die Furcht des Giftmiſchers, wegen Veruntreuung ihm anvertrauter Gelder zur Rechenſchaft gezogen zu werden *).

200.

Andreas Judith **) von Horehowicz, ausgezeichnet durch ſeine Würde, Schickſale und Rednergaben, wodurch er auf der Kirchenverſammlung zu Trident als Abgeordneter der ungariſchen Nation glänzte, hatte ein lebhaftes Vorgefühl ſeines nahen Tods. Am 21. Februar 1589, zwei Tage vor ſeinem Ableben, ſchrieb er an den Gelehrten **Prätorius**, daß ihm der Tod oder ſchwere Krankheit drohe, obgleich er ganz geſund ausſah. In der letzten Nacht ſeines Lebens ſetzte er in einer eigenthümlichen Bewegung ſeines Geiſts für ſeine Gemahlin folgende Verſe auf:

---

*) **Stahmann**, Seherblicke. S. 185.

**) Die erſte Novelle des Taſchenbuchs „Penelope“ für 1840 trägt den Namen dieſes als Vertheidiger der Prieſterehe berühmt gewordenen ungariſchen Biſchofs.

O caecas animi latebras et nescia corda
Crastina venturo quid ferat hora die;
Quis noctem me illam, convivia et illa putasset
Ultima tam charo ducere cum capite.

„Wie blind iſt der Geiſt, wie wenig weiß das Herz, was Tag und Stunde morgen bringen mag; wer hätte geglaubt, daß ich die letzte Nacht und das letzte Gaſtmahl mit einem ſo theueren Weſen zubrächte *)?"

201.

Joachim Feller, Profeſſor der Dichtkunſt in Leipzig, gerieth, als er des Nachts aufſtand, an das geöffnete Fenſter ſeines Zimmers und ſtürzte auf die Straße hinunter. Er ſtarb an den Folgen dieſes Falls am 6. April 1691. Lange vor dieſem Unfall hatte er ſich ſchon Pſ. 37, 24 zum Leichentext gewählt: „**Fällt** der Gerechte, ſo wird er nicht weggeworfen, denn der Herr hält ihn bei der Hand." Nach ſeinem Tod aber fand man unter ſeinen Papieren folgende Verſe:

Est extinctus olor mille inter candidos unus,
Sed qui veridico cantu odiosus erat.
Vos, qui ceu Cygni, Philyrae volitatis ad undas
Exequias niveae condecoretis avis.

„Dahin iſt er, der Schwan, unter Tauſenden der einzige ungefärbte, der aber, weil er Wahrheit ſang, verhaßt war. Ihr, die ihr wie Schwäne zu den Gewäſſern der Lindenſtadt flattert, ziert die Leichenfeierlichkeit des ſchneeweißen Vogels **)."

---

*) **Steinbeck**, der Dichter ein Seher. S. 576.
**) Ebendaſ.

202.

Marie E., eine Förſterstochter, war dem Adjunkt ihres Vaters verlobt worden, ſie liebte ihn von Herzen und ihre Liebe ward ebenſo erwiedert. Schon zwei Jahre hatten ſie auf den frohen Tag gewartet, wo ihre Hände durch den Prieſter vereinigt werden ſollten, wie ihre Herzen es ſchon längſt waren. Der erſehnte Tag kam, doch je näher er heranrückte, um ſo trauriger wurde Marie; als das Zeug zum Hochzeitkleid gewählt wurde, ſagte ſie: „ich muß eine Farbe wählen, die ich auch im Sarg tragen kann." Als ihre Freundinnen ihr Blumen und Myrthen brachten, theilte ſie dieſelben mit der Bemerkung, die eine Hälfte nehme ich zum Altar und die andere ins Grab; Aeltern, Geſchwiſter, Bräutigam und Freundinnen beſtürmten ſie mit Fragen, ob ſie krank ſey, oder was ihr fehle; ſie erwiederte immer: „ich bin ganz geſund, aber an meinem Hochzeittag ſterbe ich." — Vom Förſterhaus bis in die Kirche war eine gute Stunde; die Trauung war beſtellt, drei Wagen fuhren ab. Alles war fröhlich, nur die Braut ſcheinbar heiter, aber wenn ihr Blick auf den Geliebten fiel, kamen Thränen, die ſich nicht zurückhalten ließen. Die Trauung ging vor ſich; als das Lied geſungen wurde, hörte man fernen Donner. Sie verließen das Gotteshaus, ſetzten ſich in ihre Wagen und fuhren ab; die Braut wurde immer ſtiller und bläſſer. Es war kein Dorf oder Wirthshaus bis zur Förſterwohnung. man hatte das Gewitter im Dorf abwarten wollen, aber die Braut hatte mit Thränen gebeten, nach Haus zu fahren, weil die Angſt ſie tödtete. Der Wind erhob ſich, jagte mit Blitzesſchnelle das Gewitter herbei, kein Tropfen Regen fiel, die Pferde mußten Schritt vor Schritt gehen, die Braut war ganz ſtill, man ſah aber an ihren Lippen, daß ſie betete. Da geſchah ein Blitz mit ſolchem Feuer, als wenn der Wagen brannte und Marie war getroffen, ſie ſank leblos in ihres Geliebten Arme. Die Mutter, die neben ihr ſaß, war nur leicht getroffen, der Vater gar nicht, alle Hilfe vergeblich und Marien's Hochzeitkleid ward ihr Leichenkleid *).

203.

Die Gattin des Predigers Gilthey in Petersburg erkrankte im Januar 1765. Ehe noch der fünfte Tag anbrach, betheuerte ſie, aller ſcheinbar guten Umſtände ungeachtet, daß ſie an dieſem Tag ſterben werde. Sie beſchäftigte ſich mit geiſtlichen Betrachtungen, bat ihren Mann um Vergebung alles deſſen, wodurch ſie ihn während ihres 12jährigen Eheſtands gekränkt haben möchte und erſuchte ihn, noch einmal mit ihr und für ſie zu beten. Von körperlichen Schmerzen empfand ſie nichts, ſie klagte nur über Schwäche der Augen. Sie ſtarb an dieſem Tage, wie ſie vorher verkündet hatte **).

204.

Magiſter F. in M. predigte über das Evangelium: Ueber ein Kleines, ſo werdet ihr mich ſehen ꝛc. Er erinnerte die Zuhörer, daß er heute 39 Jahr in ihre Mitte getreten ſey, dankte ihnen für alle Liebe und ſchloß die Predigt mit den Worten: Ueber ein Kleines werdet ihr mich ſehen und aber über ein Kleines werdet ihr mich nicht ſehen und endete, doppelte Stärke auf die Worte legend: „denn ich gehe zum Vater!" — Da er auch noch Sterbelieder ſingen ließ und allgemein geliebt war, ſo blieb kein Auge trocken. Gleich nachher wurde er krank, doch nicht bettlägerig; Donnerſtag raſirte er ſich ſelbſt im Bett, wuſch ſich über den ganzen Körper, zog ſich Hemd, Nachtjacke, Unterhoſen, Strümpfe weiß an, rief ſeine Tochter — die einzige, die ihn zu lieben ſchien; gab ihr einen Gulden mit der Bitte, ſelbſt zum Thürmer zu gehen, ihm zu ſagen, daß er um 9 Uhr ſtatt eines Abendlieds mit Klarinetten das in M. bekannte Lied: Es iſt genug, ſo nimm Herr meinen Geiſt zu Zions Geiſtern hin u. ſ. w. blaſen ſolle. Dies geſchah, er ſang mit ſtarker Stimme nach. Doch beim dritten Vers war ſein Geſang ſchwächer und mit dem letzten hauchte er ſeine Seele aus *).

---

*) Aſcherslebner Wochenblatt. Jahrg. 1832. Nr. 38.

**) Das Reich der Geiſter. II. S. 60.

205.

Ein Kaufmann, der im Jahr 1816 nach Gallizien reiſte, kam nach M., wo er im Gaſthof zu den drei Kronen abſtieg und alle Hausbewohner mit der Einrichtung der Hochzeit der älteſten Tochter der Familie beſchäftigt fand. Mittags nöthigten ihn die freundlichen Wirthsleute, am Hochzeitsmahl Theil zu nehmen. Alle Anweſenden waren ſehr vergnügt, nur die zweite Tochter des Wirths, Marie, ſchien betrübt, ihre Geſichtsfarbe war bleich wie eine Lilie. Bei Tiſch wurden der Reihe nach Geſundheiten getrunken. Als ſie nun trinken ſollte, brachte ſie den Toaſt aus: „Den Todten eine ſanfte Ruhe!“ Alles war erſtaunt über dieſen Toaſt und beſtürmte ſie mit Fragen, wie ſie auf die Todten käme, da Jedermann ſo fröhlich ſey? Mit Thränen antwortete ſie: „Wenn ich ſterben ſollte, würden Sie alle, wie Sie hier ſind, mir nicht eine ſanfte Ruhe wünſchen?“

Die jungen Männer machten Scherz daraus und ſo gewann man die heitere Stimmung wieder; um

---

*) Aus den Briefen einer Dame, deren Beichtvater der Verſtorbene war, an Stahmann, ſ. deſſen Ahnungen, 2. Heft, S. 65.

11 Uhr Nachts endete das Zechen, damit der Ball beginnen könne. Marie hatte ſich, Unpäßlichkeit vorſchützend, entfernt. Der Reiſende zog es ebenfalls vor, ſein Lager zu ſuchen, weil er die vorhergehende Nacht unruhig zugebracht hatte. „Einige Stunden," ſchreibt der Kaufmann, „mochte ich geſchlafen haben, als ich zu dem der, warmen Sommernacht wegen offen gehaltenen Fenſter hinausblicke und bei dem hellen Mondſchein Marien erkenne, die im weißen Nachtgewand mir gegenüber auf dem Dach des Wohnhauſes herumgeht; hier erklärte es ſich mir, daß ſie eine Nachtwandlerin war. Kaum wagte ich zu athmen, ſo hatte der Schrecken mich ergriffen. Indem ſchlug es 3 Uhr, der Tag fing an zu grauen und plötzlich ertönt der Ruf „Feuer!" Ich eile hinab, das unglückliche Mädchen aufzufangen, wenn es durch den Lärm ſollte erweckt werden und hinunterſtürzen. Indem ich noch auf der Treppe bin, höre ich rufen: Marie! Marie! Ehe ich noch die Stelle erreichen konnte, ſtürzte das Mädchen vom Dach auf das Steinpflaſter des Hofs. Ihr Kopf war zerſchmettert, das Gehirn lag auf dem Pflaſter umher *).

---

*) Aus dem „Harzboten," Jahrg. 1834. S. 291 ff.

VI.

Ueber
den Einfluſz der Geſtirne
auf
die menſchlichen Schickſale.

Die Sterne lügen nicht.
Schiller.

Noch jetzt beſchließen die Fürſten Indiens und Perſiens, die Kaiſer von China und der Türkei nichts Wichtiges, ohne vorher den Hofaſtrologen um die günſtige Stunde zu befragen. Dieſe vier Völkerſtämme bekennen jeder eine beſondere Religionsform, aber der Glaube an den Einfluß der Geſtirne auf die menſchlichen Schickſale vereinigt dieſe durch Kultus und Sitte getrennten Völkerſchaften. Die weiſeſten Nationen des Alterthums beherrſchte der aſtrologiſche Glaube, die Bewohner des Ganges und des Euphrats brachten ihn in ein wiſſenſchaftliches Syſtem; in der Blüthenzeit der ägyptiſchen und arabiſchen Literatur wurde der Aſtrologie die meiſte Aufmerkſamkeit vor allen andern Wiſſenſchaften zugewendet. Unter den Römern traten Manilius, kurz vor dem Zeitalter des Auguſt, und in ſpäterer Zeit Julius Firmicus als aſtrologiſche Schriftſteller auf. Potolemäus, die Zierde der alexandriniſchen Schule, ſchrieb ein Werk „über den Einfluß und Charakter der Geſtirne.“ Vergebens ſtrengte ſich der aſtrologiſche Unglaube an, dem Helden der Aſtronomie dieſes Werk abzuſprechen, in der Meinung, dieſe Sonne von einem Flecken zu reinigen. Es iſt doch allgemein als ſeine Arbeit anerkannt. Klarheit der Darſtellung findet man hier vereinigt mit der Achtung für überlieferte Kenntniß des Alterthums. Jenes Buch beginnt mit dem Allgemeinen, ſchreitet nach der Bezeichnung und Darlegung der Kräfte, die den Geſtirnen innewohnen, den Weſen des Thierkreiſes, nach Darlegung des allgemeinen Einfluſſes auf die Zuſtände der Erde, in Jahreszeiten, Klima, Atmoſphäre, Witterung, wie aus den Konfigurationen der Geſtirne und ihrem Weſen hervorgeht, — auf das Beſondere hin, indem er die Fragen, die aus der Aufſtellung des Horoſcops über das Leben der Menſchen und ihre Schickſale gemacht werden, einzeln behandelt und Vorſchriften aufſtellt, welche der Grund aller folgenden Zeitalter geworden ſind. Buch III. Kap. 3 belehrt dieſer Mathematiker: „Was ſich aus der Natur der Dinge ergreifen läßt, das ergreifen wir dadurch, daß wir die Konfiguration der verwandten Oerter beobachten. Zuerſt beachte man den Ort des Zodiaks, der dem vorgelegten Gegenſtand verwandt oder angehörig iſt. Dann betrachte man die Geſtirne, welche an ſeiner Stelle eine Macht oder Herrſchaft beſitzen. Ferner die Beſchaffenheit deſſen, was uns angedeutet wird, zu erkennen, achte man auf das Weſen jener Geſtirne, auf ihre Stellung gegen den Horizont und gegen den Thierkreis. Endlich ſchließe man auf die Zeit im Allgemeinen, aus ihrer Morgen- und Abendſtellung gegen die Sonne und gegen den Horizont.“

Im Mittelalter waren die Aſtrologen Männer des Volks. Die Urtheile, welche ſie über wichtige himmliſche Begebenheiten hören ließen, griffen durch das ganze Weſen der chriſtlichen Welt, in alle Verhältniſſe des Staats und der Kirche ein. Die Prognoſtik, welche jedesmal dem Kalender beigefügt war, betraf ſowohl die mediciniſchen und atmoſphäriſchen Einflüſſe der beſondern planetariſchen Zuſtände jedes Jahrs, als auch warnungs- und aufmunterungsweiſe allerlei Anſicht und Meinung über Regiment und Volk, Menſch und Natur.

Außer dem Antheil, welchen das Volk am aſtrologiſchen Glauben nahm, hatten auch die Mächtigſten und Aufgeklärteſten der Zeit ihren Geiſt der Aſtrologie zugewendet. Kaiſer Rudolph II., welcher den däniſchen Aſtronomen Tycho de Brahe an ſeinen Hof nach Prag gezogen hatte — einen Mann, welcher durch ſein im Jahr 1592 herausgegebenes **Calendarium naturale magicum** eine merkwürdige, mit aſtrologiſchen Figuren ſehr überladene Maſchine ſeinen Glauben an die Bedeutung der Aſtrologie öffentlich bewährt — verlangte auch von Keppler eine aſtrologiſche Beantwortuug über die planetariſchen Geburten der nächſten Zukunft *). Selbſt der Pabſt fragte die Aſtrologen um Rath. Sie bildeten gleichſam das Mittelglied zwiſchen kirchlichem und weltlichen Rath.

Die Aſtrologie galt den berühmteſten Gelehrten jener Zeit als die vornehmſte der Wiſſenſchaften. Baco, einer der größten Denker ſeines Zeitalters, durfte dieſe Behauptung aufzuſtellen wagen, ohne eine entgegnende Stimme zu vernehmen **). Thomas Aquino, deſſen **Summa Theologiae** von ſeinen Freunden für inſpirirt ausgegeben ward, klagte nur über den Mißbrauch, welcher mit der Aſtrologie getrieben ward.

---

*) Keppler's Antwortſchreiben (Mai 1606) bezieht ſich auf den Streit zwiſchen Pabſt Paul V. und den Venetianern. Die Sache, worüber der Kaiſer um Rath fragte, war für ganz Europa wichtig.

**) Vergl. Baumgarten's „Leben Baco's in der krit. Biogr." IV. S. 616.

Hieronymus Cardenus, als Arzt und Mathematiker eines europäiſchen Rufs ſich erfreuend, hinterließ ſieben Bücher aſtrologiſcher Lehrſprüche. **Keppler's** Urtheil über ihn iſt jedoch nicht das günſtigſte. Es lautet: „Er (**Cardenus**) iſt in der Aſtrologie mit der beſte, ſo anders eine Wahl unter ſolchen Scribenten. Wenn er einer Sache mit größerm Fleiß hätte nachtrachten wollen, möchte er wohl ein **divinum ingenium** gehabt haben. Er hat aber ſeinen Einfällen vertraut, als wären's **oracula** und hierzu ſeinen erlangten Ruf mißbraucht."

Philipp Melanchthon, der ſelber oft die Nativität ſtellte, verſchmähte nicht eine Schrift des Nürnberger Aſtrologen **Schoner** — die zu Nürnberg 1545 in Folio erſchien und das Syſtem jenes Mathematikers, nämlich Entwickelungen über das von ihm geſtellte Horoſcop Kaiſer **Maximilian's** als Anwendung der aſtrologiſchen Lehrſätze enthielt — mit einer Vorrede zu begleiten. Er beginnt dieſe mit einer Bemerkung über jene Sonnenfinſterniß, welche eintrat, als **Perikles** in den peloponneſiſchen Krieg zog *) und empfiehlt **Schoner's** Buch „allen wiſſenſchaftlichen Liebhabern der Philoſophie und geſammter Gelahrtheit, für welche das Werk beſtimmt ſey."

---

*) Hiermit ſoll nicht angedeutet ſeyn, als wäre die Sonnenfinſterniß des **Perikles** wegen eingetreten, ſondern daß dies Naturereigniß mit dem Beginn jenes Kriegszugs in der Zeit zuſammentraf, iſt der bemerkenswerthe Umſtand. So glaubte gewiß kein Römer, der fehlerhafte Organismus der Eingeweide eines Opferthiers rühre davon her, daß die Gottheit vorher das Thier ſo beſchaffen, damit es den beſichtigenden Augur veranlaſſe, das Volk von einem wichtigen Unternehmen abzurathen, ſondern daß die Wahl eben auf jenes Thier von fehlerhaftem Organismus der verborgenen Theile gefallen, dieſes galt als ungünſtiges Vorzeichen, weil man glaubte, die unglückliche Wahl ſey Fügung der Götter.

Keppler, der Begründer der neuern Aſtronomie, hoffte der Wiederherſteller des aſtrologiſchen Glaubens zu ſeyn, indem er ihn als den Mittelpunkt aller Natur- und Himmelskenntniß aufſtellte, während er bisher blos als eine Ueberlieferung unbekannter Jahrhunderte, einzeln bei der allgemeinen Bewegung aller Kenntniſſe geſtanden hatte. So knüpfte ſich an ihn das neu erwachte Leben der Naturkunde und der alte Glaube war wieder ein Licht für die neue Vernunft. Keppler erklärte den aſtrologiſchen Glauben ſeiner Zeit dadurch, daß er in Darſtellung und Beweisgründen ſich über den Haufen der Aſtrologen, Prognoſtikenſchreiber und Kalendermacher eben ſo erhebt, als er in aſtronomiſcher und mathematiſcher Anſicht und Kunde über ſein ganzes Zeitalter hervorragt. Er kämpft gegen Irrthum, Unwiſſenheit und abergläubiſchen Unfug mit der Unabhängigkeit eines freien wiſſenſchaftlichen Geiſts. Unbezweifelt iſt es auch, daß er mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit die Lehre von der Einheit der Sterne und des Erd- und Menſchengeiſts nicht nur ſiegreich vertheidigte, ſondern herrlicher aufbaute.

In neueſter Zeit hat Pfaff, Profeſſor der Aſtronomie und Phyſik zu Erlangen, die Ehrenrettung der Aſtrologie als Wiſſenſchaft in einem, Nürnberg bei Campe 1818 erſchienenen, Buch übernommen. Er ſtrebt dahin, zu beweiſen, „daß der Glaube an den Zuſammenhang der Geſtirne mit dem Leben der Erde, dem Thun und Leiden ihrer Geſchöpfe, durch das Alter der Ueberlieferung, durch die Uebereinſtimmung der Erfahrung, durch den Zuſammenhang mit allgemeinen ihm verwandten Erſcheinungen, durch den Beifall der erſten Männer der Vorwelt, gehalten durch die Unterſtützung ähnlicher Begriffe des menſchlichen Geiſts, mit gleichem Recht auf Wahrheit fuße, als viele andere Begriffe des Menſchengeſchlechts, gegen die nie ein Zweifel erhoben worden iſt.“

Der Einfluß des Sonnen- und Mondlichts auf die Erde und ihre Geſchöpfe iſt unleugbar. Aber auch aus den Lichtergießungen der Planeten und anderer Sterne dachte Keppler auf Wirkungen derſelben zu ſchließen. Dies war einer ſeiner Grundſtützen für die Aſtrologie.

Immer iſt die wahre Bedeutung des Planetenſyſtems, wie es als Einzelnes und Ganzes zu betrachten, als das höchſte aller natürlichen Geheimniſſe betrachtet worden. Gemeinhin wird blos das Mathematiſche ergriffen, oder das Ganze nach Art und Weiſe des Lebens ſeiner einzelnen Glieder erfaßt, da es doch auffallender an der Einheit des Lebens ſeiner einzelnen Glieder Theil nimmt und auch als Ganzes einen höhern Grad des Lebens ausdrücken muß Damit ſtimmt der aſtrologiſche Glaube im Allgemeinen zuſammen. Ein entſchiedener Erfolg des gemeinſamen Lebens als Ganzes ſind die Perioden, die von Einzelnen gleichſam gefühlt, aber nur durch Vereinigung ihr Daſeyn erhalten. Nach Perioden regeln ſich eine Menge von Wirkungen in den allgemeinen und beſondern Naturen. Ein uralter Glaube hat hier einen Zuſammenhang zwiſchen den Planeten und dieſen periodiſchen Aeußerungen feſtgeſtellt. Dem Mond wurden die raſchern Entwickelungsperioden zugeſchrieben, nicht wegen eines materiellen Einfluſſes auf Organe der Menſchen, Thiere und Pflanzen, ſondern wegen des unerklärten Bands, das Himmel und Erde verbindet. Jedes Lebendige trägt Geſtirnsnatur an ſich; die Begegnungen des Monds an andern Planeten laſſen zuſammengeſetzte Perioden eintreffen. Weil alles Leben überhaupt planetariſch, in verſchiedenen Stufen und Entwickelungen iſt, ſo iſt die unendliche Menge der periodiſchen Wirkungen begreiflich. Gemeinhin iſt des Fiebers periodiſches Wirken Gegenſtand der Betrachtung, weil es die Gegenwirkung des geſammten Organismus gegen den Eingriff der Störung eines Theils iſt, zur Wiederherſtellung des Gleichgewichts oder der Ordnung. Dieſe Wirkung iſt gleichſam Geſammtwirkung eines Planetenſyſtems zu ſeiner Erhaltung; dieſe aber iſt bekanntlich an Perioden gebunden. Auch dieſe Erſcheinung hielt Keppler für eine Bürgſchaft der Echtheit des aſtrologiſchen Glaubens.

Der als Arzt und Chemiker bekannte Theophraſt Paracelſus behauptete, alle Monſtroſität der Zeugungen entſtehe durch Störung der Zeit, d. h. durch Nichtbefolgung der für das Zeugungsgeſchäft beſtimmten Zeiträume. Damit brachte dieſer Gelehrte das Gefühl gewiſſer Kranken für Konſtellationen in Verbindung. „Einige Kranke,“ ſagt er, „empfinden die Aſpekten, andere die Konjunktionen der Geſtirne; etliche werden durch die Dauer des Tags, andere durch das Verweilen des Monds angerührt in ihrer beweglichen und in ſchnellem Wechſelſtand begriffenen Empfindungsweiſe.“ Dieſer Meinung huldigt auch Pfaff durch die Bemerkung: „Geſammelte Beobachtungen der Aerzte lehren uns, wie der Einfluß des Tags und der Nacht, des Mondſtands und der Finſterniſſe auf Menſchen und Thiere einwirke.

Giuſeppe Teſta *) will in dieſer Wahrnehmung den Grund finden, warum man zu allen Zeiten gewiſſe Tage für gefährliche und unglückliche gehalten. Hieher gehören auch Mead's Beobachtun-

---

*) Bemerkungen über die periodiſchen Veränderungen im kranken und geſunden Zuſtand des menſchlichen Körpers. Wien 1791.

gen, welche er zu London theils ſelbſt machte, theils von andern Aerzten entlehnte, daß ſich nämlich Kranke bei Sonnenfinſterniſſen am gefährlichſten befanden. Baco bekam jedesmal bei Eklipſen Ohnmachten; Rammazini verſichert, daß während einer Epidemie zur Stunde der Verdunkelung ſehr viel Kranke ſtarben *). Dies erklärt, warum der Sonne fernſter Planet, Saturn, mit der Senſe abgebildet und von den Römern grave Saturni sidus in omne caput (Prop. 4, 1, 84) genannt ward. Andere behaupten, daß die Peſt zur Zeit des Neumonds am bösartigſten ſey. Die Argiver glaubten um dieſe Zeit die Mondgöttin erzürnt und opferten ihr daher am Neumond Böcke, wovon das Prädikat der Here: αἰγοφάγη (Ziegenfreſſerin). Ebenſo mußte Jehovah an jedem Neumond ein Bock zum Sühnopfer gebracht werden (4. Moſ. 28, 15). Und die Feier des Neumonds bei den Iſraeliten erklärt ſich daher wie die Feier des Saturnustags, weil der letzte Wochentag wie der letzte Monatstag an jene Macht erinnern mochten, welcher man Tod und Endlichkeit zuſchrieb. Die Braminen warnen ebenfalls vor dem Neumond und ſchreiben den Gebeten im Vollmond eine beſondere Kraft zu. Eine von ſo verſchiedenen Völkern angenommene Meinung kann nur auf eine vielfach wiederkehrende Erfahrung beruhen, daß die Ab- oder Zunahme des Mondlichts nicht blos phyſiſchen Einfluß übe, weshalb Paracelſus Recht haben mochte, wenn er einen doppelten Leib des Menſchen annimmt, einen elementariſchen und einen ſideriſchen, daher einen Geiſt der Elemente und einen Geiſt der Geſtirne ihm zuſchrieb. Im Schlaf iſt jener ſideriſche Leib in freierer Wirkung und ihm

---

*) Nicht zufällig iſt daher die Dialektverwandtſchaft von nex (Tod) und nox (Nacht).

ſind die Vorhergefühle, Ahnungen, Träume zugetheilt, hingegen am Tag, wenn der Elementarleib prädominirt, ruht der ſideriſche Leib. Vielleicht wäre der Einfluß der Geſtirne auf die Heilung mancher Somnambulen auf dieſem Weg zu erklären, ſo wie auch der Mond eine Steigerung der pſychiſchen Kräfte an den Nachtwandlern offenbart. Für jene Wahrheit hat Kieſer im „Archiv für Magnetismus" mehrere Beiſpiele geſammelt. So iſt beachtenswerth, was Bendſen in ſeinem „Tagebuch einer lebensmagnetiſchen Behandlung der Witwe Peterſen zu Arröeskjöping auf Fünen" (mitgetheilt im Archiv ꝛc. Bd. IX. Heft I. S. 86 ꝛc.) über dieſes Thema zur Sprache bringt. Er ſagt daſelbſt: „Eben ſo heilſame als ſtarke und entſcheidende Kriſen, die ſich weder durch menſchliche Einwirkung, noch durch die Kraft telluriſcher Subſtanzen mehr hervorrufen laſſen, ſind in einzelnen Fällen nur noch allein durch den ſterniſch-magnetiſchen Einfluß herbeizuführen. Beſonders ſtark wirkt die Sonne, daher wage man es nie, die Wirkung der Sonne auf den Kopf der Kranken zu richten, es ſey denn, daß es auf ausdrückliches Verlangen einer traumwachenden Perſon geſchähe, welcher es durch eine ſomnambuliſtiſche Anſchauung befohlen würde. Die Planeten wirken ſchon weit ſchwächer und wegen ihres größern Abſtands von der Erde ſind die übrigen Fixſterne noch weniger gefährlich. Bei dem magnetiſchen Heilverfahren würde ich mich daher vorzugsweiſe der Sterne zur Heilung der Kranken bedienen ꝛc." Auch Profeſſor Grohmann in Hamburg neigt ſich zu dieſer Anſicht. In einem im fünften Band des „Archivs" (Heft 2, S. 52 ꝛc.) von ihm mitgetheilten Aufſatz: „Sideral-Magnetismus oder ſympathetiſche Kur durch Geſtirne" rühmt er die glücklichen Kuren, welche eine Frau zu Itzehoe im Holſteiniſchen durch Sympathie der Geſtirne verrichtet. „Die Sympathie wird Abends oder Nachts unter ſternenhellem Himmel gemacht. Fünf Sterne nebſt dem Mond ſollen die magnetiſchen Leiter ſeyn. Sie werden gewählt, je nachdem die zu heilende Krankheit iſt. Die Kranken kommen in einem freien Raum zuſammen, entblößen ſich bis zu dem leidenden Theil. Die Helferin macht nun nach den Geſtirnen oder von dem gewählten Stern nach dem leidenden Theil des Kranken magnetiſche Striche. Die Kranken ſollen dabei Wärme und eine eigene Art des Lebensgefühls durch ihren Körper ſtrömen fühlen. Dieſe ſympathetiſche Kur geht, ohne daß irgend ein anderes ärztliches Mittel dabei gebraucht werden darf, vielmehr alle Medicamente bei Seite gelegt werden müſſen, in drei Zwiſchenräumen vor ſich. Jede Sympathie befaßt drei unmittelbar auf einander folgende Abende und je nach dem Zwiſchenraum von neun Tagen zwiſchen jeder Sympathie wird die zweite und dritte Anwendung in eben ſolchen drei Abenden wiederholt. Viele Kranke aller Art, wenn nicht das Uebel angeboren, ſind dieſen öffentlichen, von vielen namhaften Männern verbürgten Nachrichten zufolge geſund worden.“ Hierauf folgt von Herrn Grohmann ein ausführlicher Bericht über einen ſolchen Heilungsverſuch, welcher auch die Kriſen der Krankheit umſtändlicher beſchreibt und mit den entſcheidenden Worten ſchließt: „Die ſeit drei Jahren unheilbare Kranke iſt nun innerhalb drei Wochen durch die ſympathetiſche Kur mittels der Geſtirne geſund worden, eine Thatſache, welche von den unverwerflichſten Zeugen beſtätigt wird.“

Diejenigen, welche den phyſiſchen Einfluß der Geſtirne auf Menſchen und Thiere nicht in Abrede ſtellen, werden dem hier mitgetheilten Faktum vielleicht einen bedingten Glauben ſchenken, aber immerhin daraus keinen Beweis für den moraliſchen Einfluß der Geſtirne, auf welchen die Lehre von der Vorherbeſtimmung baſirt iſt, erkennen wollen. Allein in dieſem Fall fragt ſich, wie iſt die eigenthümliche Kraft der einzelnen Wochentage und ihr guter oder ſchlimmer Einfluß auf gewiſſe Unternehmungen auf blos ſinnliche Weiſe zu erklären? Und einen ſolchen Einfluß auf Heilung der Somnambulen beſtätigt der vorerwähnte **Bendſen** (Archiv für Magnetismus, Band IX. Heft 2. S. 60) in folgenden Worten: „Ferner ſprach ſie (die Kranke) über den heutigen Tag, an welchem ihre Krämpfe den Wendepunkt erreicht hatten und verſicherte, die lebensmagnetiſche Behandlung hätte beginnen mögen, wenn ſie wolle, früher oder ſpäter, *ſo wäre doch immer die Hauptkriſis auf einen Freitag gefallen, welcher unter allen Tagen der beſte für die magnetiſche Behandlung und die Brechung der Krankheit ſey.* Dieſem nächſt folge der Dienſtag und Donnerſtag, die übrigen Tage ſeyen weniger gut, unter dieſen aber noch der Sonntag am beſten. Ob dieſer Ausſage eine wahre Anſchauung zum Grund liege, konnte ich nicht erfahren. Ihre Antwort im klairvoyanten Zuſtand auf meine Frage war immer dieſelbe: Warum? kann ich nicht angeben, es iſt aber dennoch, wie ich geſagt habe.“

Dieſe Belegſtelle würde wenig Beweiskraft ausüben, wenn nicht dadurch der Berichterſtatter in einer unter dem Text beigefügten Note noch zwei andere auffallend ähnliche Erfahrungen mitzutheilen veranlaßt worden wäre. Wir geben ſie, um den Zweiflern an der Wahrheit ſinnlich unerklärbarer Ereigniſſe zu begegnen, hier unverkürzt wieder.

Ueber dieſe ſomnambuliſtiſche Tagwählerei hatten zwei meiner andern Schlafwachenden, etwa ein Jahr ſpäter, ganz dieſelbe Anſicht. Als die eine, Namens Hanna, von ihrer Krankheit hergeſtellt war und nur von Zeit zu Zeit noch des magnetiſchen Einſchläferns bedurfte, wählte ſie dazu den Dienſtag und Freitag. Hiebei fiel mir ſogleich die Ausſage der obigen Kranken ein, an die ich ſeitdem nicht gedacht hatte. Ich fragte Hanna, warum ſie gerade dieſe beiden Tage dazu auswähle? Ich ſähe lieber, daß ſie den Mittwoch und den Sonntag dazu nähme. Lächelnd verſetzte ſie: „Ich muß jene Tage wählen, welche ich als die beſten dafür erkenne und das ſind gerade die erwähnten.“ Im Ton der Befremdung fragte ich, ob denn nicht alle Tage gleich gut wären? — „Nein! für dieſen Zuſtand nicht. Nächſt den von mir angegebenen Tagen folgt der Donnerſtag; der Mittwoch, Sonnabend, Montag und Sonntag ſind weniger dazu geeignet.“ — Auch hier war der Grund dafür nicht herauszubringen. Noch denſelben Nachmittag befragte ich eine zweite Schlafwachende, Namens Agathe hierüber, weil ich beſtimmt wußte, daß ich mich auf die Wahrheit ihrer Ausſagen verlaſſen konnte. Sie war auch unter Allen die erſte, welche mir ſogleich offenherzig ſagte, auf welche Weiſe ſie zu ihren Anſchauungen im Schlafwachen gelangte. Aber auch ſie ſagte auf meine Anrede: Denk' einmal darüber nach, welche Tage die beſten für den magnetiſchen Schlaf ſind? „Dienſtag, Freitag und Donnerſtag.“ Als ſie über das Warum nachdachte, erfolgte keine Antwort. Da es oft der Fall iſt, daß Schlafwachende von den Anſichten ihres Magnetiſeurs befangen werden, ſo dachte ich: vielleicht kann ſich die Vorſtellung von den Ausſagen der andern beiden auf die Schlafende überſchleichen, weßhalb ich meinen Willen mit dem feſten Vorſatz auf ſie hinrichtete: Du ſollſt antworten: Alle Tage ſind dazu gleich gut; dennoch erfolgte die vorſtehende Antwort. Ein deutlicher Beweis, daß mein

Wille nicht auf ſie wirkte. Dieſe Uebereinſtimmung der Ausſagen von drei verſchiedenen Somnambulen — ſchließt der Berichterſtatter — möchte doch wohl einige Aufmerkſamkeit verdienen und Andere können gelegentlich ihre Schlafwachenden hierüber auch vernehmen.

Da nun die Selbſtverordnungen der Somnambulen und der glückliche Erfolg ſolcher Mittel, die ſie im klairvoyanten Zuſtand dem Arzt diktiren, zu den bekannteſten Dingen gehören *) und von ihnen die Natur der Krankheit, deren Entſtehung und Heilung blos durchs Gefühl inſtinktmäßig erſchaut, nicht aber durch die Vernunft erkannt wird, ſo iſt Bendſen's Bericht, daß ſeine Kranken die ihrer Kur günſtigern Wochentage, übereinſtimmend in den Ausſagen, zwar nannten, aber ohne die Gründe für ihren überwiegenden Einfluß angeben zu können, vollkommen glaubwürdig. Iſt aber durch ſolche Thatſachen zugeſtanden, daß jeder Planet an dem nach ſeinem Regiment bezeichneten Wochentag beſonders influire, ſo iſt zugleich die Einwirkung der Geſtirne auf die Geſchöpfe der Erde, auf den Menſchen auch in pſychiſcher Hinſicht denkbar und zwar, weil nach den Lehrſätzen der Aſtrologie jeder Menſch nicht nur unter der Einwirkung jenes Planeten ſteht, unter deſſen Zeichen im Thierkreis er geboren iſt und von deſſen Standverhältniſſen zu andern Planeten, ſo wie von deſſen Standort an einer gewiſſen Stelle des Himmels es abhängen ſoll, welches Schickſal ſeinen Schützling trifft, ſondern ſelbſt einzelnen Theilen des menſchlichen Körpers Planeten zu Wahlverwandten gegeben ſind, ſo iſt es bei der Einwirkung

---

*) Vergl. **Wienholt's** Heilkr. Thl. III. Abth. 2. S. 74, 76, 117, 224 und **Kieſer**, Syſtem des Tellurismus. Thl. II. S. 186.

des Bluts auf die Handlungen des Menſchen, bei der längſt anerkannten Verpflanzung der moraliſchen Eigenſchaften einer Amme durch ihre Milch auf den Säugling und bei der in vielen Fällen bewährten Behauptung Gall's, daß gewiſſen ausgezeichneten Geiſtesvermögen eine beſtimmte äußere Schädelbildung entſpreche, ſehr wohl anzunehmen, daß der Planet, unter deſſen Zeichen Jemand geboren iſt, nicht nur phyſiſch auf denſelben einwirken, ſondern auch die moraliſche Thätigkeit deſſelben leiten und ſomit auf ſein Schickſal influiren könne.

206.

Michael Noſtradamus, welcher als Profeſſor der Medicin zu Montpellier 1566 ſtarb, bediente ſich oft der Aſtrologie, um die Zukunft vorherzuſagen. Schon zu ſeiner Zeit bewährten ſich viele ſeiner Ausſprüche, wegen deren er oft und viel verſpottet wurde. Niemand verſtand das räthſelhafte Quatrain № 35 der erſten ſeiner zwölf (zu Amſterdam 1668 in Duodez herausgekommenen) Centurien, die er von 1550 — 1566 niederſchrieb. Jenes Tetraſtich lautete:

> Le Lyon jeune le vieux Surmontera,
> En champ bellique par singulier duël
> En cage d'or les yeux lui crevera
> Deux playes une, puis mourir, mort cruelle. —

Dies ging buchſtäblich an dem jungen Grafen Montgomeri in Erfüllung, indem ihn der König Heinrich II. zu einem Zwierennen genöthigt hatte, wobei ein Splitter der gebrochenen Lanze des Grafen unglücklicherweiſe durch das ſchlechtverwahrte Viſir ins Auge des Königs drang, ſo daß er 11 Tage darauf 1559 verſchied.

Folgender Vers findet ſeine Erfüllung und ſein Verſtändniß in der Verfolgung der Hugenotten:

> En grande cité, qui n'a pain qu'a dimy,
> Encor un couple saint Barthelemy.

Auch weiſſagte Noſtradamus die Erhebung Heinrich's IV. auf den Thron von Frankreich, die Hinrichtung Karl's I. von England und die Feuersbrunſt, die 1666 faſt ganz London verzehrte.

Als zur Zeit Ludwig's XIII., Königs von Frankreich, der Kardinal Richelieu die Zügel der Regierung ergriffen hatte, entſpann ſich eine Verſchwörung mit dem ſpaniſchen Hof; an der Spitze deſelben ſtand der Herzog von Orleans, Bruder des Königs, Cinqmarcs, Oberſtallmeiſter Ludwig's XIII. Der Zweck war, die Macht des Kardinals zu ſtürzen. Fontrailles hatte den Traktat mit Spanien abgeſchloſſen und Chevigny ihn dem Kardinal, der damals krank zu Taraskon, wenige Meilen vom Aufenthalt des Königs, lag, verrathen. De Thou, deſſen geheimer Briefwechſel mit der Herzogin von Chevreuſe der Kardinal entdeckt und ihn deshalb von allen Geſchäften bei Hof, wo er erſter Bibliothekar war, entfernt hatte, trat zu Cinqmarcs Partie gegen Richelieu über. Sobald das Komplot verrathen war, wurden Cinqmarcs und de Thou gefänglich eingezogen und bald darauf hingerichtet. Der ſchwache König wurde ſo von ſeinem mächtigen Miniſter beherrſcht, daß er nicht vermochte, ſeine Lieblinge vom Tod zu erretten. Noſtradamus hatte das traurige Ende dieſer Männer mit folgenden Worten prophezeit: „Wenn der Kardinalshut durch die Mauer gehen wird, wird Vierzig Unzen (Conc-marcs, fünf Mark, und jede acht Unzen, ſind vierzig Unzen) den Kopf verlieren und de Thou ſterben!" Um den Kardinal, als er krank war, in ein Bett zu bringen, mußte eine Mauer durchbrochen werden; folglich ward der Kardinal durch die Mauer in ſein Bett gebracht. Um dieſe Zeit wurden Cinqmarcs und de Thou verurtheilt und hingerichtet *).

Auf die Entſtehung, den Fortgang, die Richtung und das Ende der franzöſiſchen Revolution ſind ſo merkwürdig deutliche prophetiſche Quartrains vorhanden, daß man in der That darüber erſtaunen muß. Folgende Verſe ſind der dritten Centurie entnommen:

Quartrain 49.

Regne Gaulois, tu seras bien changé
En lieu estrange et translate l'Empire **)
En autres moeurs et Lois seras rangé.
Rouen et Chartres te feront bien de pire ***).

50.

La republique de la grande cité
A grand rigueur ne voudra consentir:
Roy sortir hors par trompette cité,
L'eschelle au mour, la cité repentir.

---

*) S. Unzer's Arzt, Bd. I. S. 526.

**) Ein Ungenannter machte in einer 1794 in Paris erſchienenen Schrift folgende Auslegungen: Der Regent würde bald in den Niederlanden, bald in Italien ſeyn.

***) Die beiden Hauptdemagogen Thouret und Sieyes waren von Rouen und Chartres gekommen.

51.

Paris conjure un grand meurtre commettre,
Bloys se fera sortir en plein effet *),
Ceux d'Orleans voudrons leur chef remettre **),
Angiers, Troye, Langre leur feront grand forfait ***).

53.

Quand le plus grand emportera le prix
De Nuremberg, d'Augsbourg et ceux de Basle
Par agrippine chet Francfort reprit
Transverseront par flamans jusque en Gale.

54.

L'un des plus grands s'enfuira aux Espagnes
Qu'en longue playe après viendra Saigner:
Passant copies par les hautes montagnes
Devassant tout et puis en paix regner.

59.

Barbare empire par le Tiers usurpé;
La plus grande part de son sang mettra à mort;

---

*) und **) Dies iſt vollbracht durch den Tod des unglücklichen Königs, ſo wie der Anhang des Herzogs von Orleans dieſen Böſewicht auf den Thron hat erheben wollen, allein das rächende Schickſal hatte ihm auch nicht einen Augenblick die Belohnung ſeiner Laſter erleben laſſen.

***) Hiebei will man an die Depoſitionen über die Mordnacht vom 5. Oktober durch die Deputirten der drei hier benannten Baillages abgelegt wiſſen. Der Marſch der Kaiſerlichen und Preußen, beſonders die Einnahme von Frankfurt, nebſt den Kriegsoperationen in den Niederlanden mag dem 53. Quartrain zur Auslegung dienen.

Par mort senile pour luis le quart frappé
Pour peux que sang par le sang ne soit mort.

Die möglichſt treue Ueberſetzung dieſer Verſe: dürfte etwa ſo lauten:

49.

Galliſches Reich, du wirſt ſehr verändert werden; nach fremdem Ort wird deine Herrſchaft verſetzt; du wirſt in Sitten und Geſetzen ſehr verändert; Rouen und Chartres werden dir viel Böſes zufügen.

50.

Die Republik der großen Stadt wird der großen Gewaltthat nicht beiſtimmen wollen; der König, im Begriff zu fliehen, wird öffentlich vorgeladen; die beſtürmte Stadt wird es bereuen.

51.

Paris verſchwört ſich, einen großen Mord zu begehen; Bloys wird ihn zur vollkommenen Erfüllung bringen; die Anhänger Orleans wollen ihren Chef auf den Thron erheben, Aegiers, Troyes, Langres werden ihnen große Schmach zuziehen.

53.

Wenn der Größte den Preis von Nürnberg, Augsburg und die Baſeler davon getragen hat, Frankfurt durch den begierigen Feldherrn genommen iſt, werden ſie Alles umkehren in den Niederlanden bis zum Gäliſchen Reich.

54.

Einer der Vornehmſten wird nach Spanien entfliehen und eine lange Wunde wird bluten; durch die hohen Gebirge ſtreifend und Alles zerſtörend, wird er nachher in Frieden regieren.

59.

Entſetzliche Herrſchaft durch den dritten Stand (**Tiers**) uſurpirt; der größte Theil ſeines Bluts wird gewaltſam vergoſſen werden; ein kleiner Theil nur ſtirbt durch natürlichen Tod (**mort senile**); für das wenige Blut ſey jenes Blut nicht umſonſt vergoſſen.

Noch einige andere Quatrains des Noſtradamus mögen hier, als höchſt bemerkenswerth, ihren Platz finden:

9.

Les exilez deportez dans les isles
Au changement d'un plus cruel monarque
Seront meurtris, et mis deux des scientilles
Qui de parler ne seront esté Parques.

10.

Un empereur naitra pres d'Italie
Qui à l'Empire sera vendu bien cher:
Diront avec quels gens il se ralie.
Qu'on trouvera moins Prince que boucher.

11.

La republique miserable infelice
Sera vastée du nouveau Magistrat:

Le grand amas de l'exil malefico
Fera suevo ravir leur grand contrat.

Die Ueberſetzung, die jedenfalls ſehr ſchwierig iſt, dürfte ſo lauten:

9.

Die Exilirten, beim Wechſel eines viel grauſameren Herrſchers nach den Inſeln deportirt, werden getödtet werden und zwei der Vornehmſten, welche ſo zu ſagen nicht die Parzen geweſen ſind, werden in ihre Rechte wieder eingeſetzt werden.

10.

Ein Kaiſer wird bei Italien geboren werden, welcher dem Reich theuer zu ſtehen kommen wird; fragt man, mit welchen Leuten er ſich beſonders verbindet, ſo wird man bei ihm weniger Prinzen als einen Schlächter (blutgierigen Menſchen) finden.

11.

Die elende unglückliche Republik wird von der neuen Regierung zerſtört; der große Haufe von verbrecheriſchen Exilirten wird ihnen entreißen einen großen Vergleich. (Die Emigrantenentſchädigung?)

Wie deutlich iſt hier Napoleon's Kaiſerthum vorausgeſagt *).

---

*) Der Anonymus der oben angeführten, 1794 in Paris erſchienenen Schrift bezieht dieſe Quartrains auf Kaiſer Franz, der in Italien geboren und ſo ſchnell auf den Thron gelangt ſey; nur die übrigen Verſe ſcheinen ihm nicht zu paſſen, weshalb er denn auch darauf ſpottet. Hätte dieſer Anonymus ahnen können, daß wenige Jahre ſpäter

207.

Friedrich II., genannt der Weiſe, Kurfürſt zu Heidelberg, wurde in der Stunde geboren, wo der Hundsſtern aufging. Ein Aſtronom prophezeite ihm, daß ein Hund ſeinen Tod herbeiführen werde. Im Jahr 1556 ſtolperte er über einen Hund und fiel, welcher Fall den Tod des Kurfürſten nach ſich zog *).

208.

Der Marquis von Pontalec ließ ſich, noch ſehr jung, das Horoſcop von einem Mann ſtellen, der es in der Kunſt ſehr weit gebracht haben ſollte. Dieſer Wahrſager verkündigte ihm, daß er 1719 durch das Meer ſeinen Tod finden würde. In dieſem Jahre ließ ſich der Marquis in eine Verſchwörung wider den Staat verſtricken. Solche wurde verrathen, ehe ſie zur Ausführung kam; alle Verſchwornen flüchteten ſich nach Spanien, nur Pontalec nicht, der es vorzog, ſich in ein Gehölz zu verſtecken. Dort fand ihn der Anführer der Maréchauſſee. Er wurde feſtgenommen und 1720 nach Nantes geſchickt, wo man ihm den Proceß machte. Er wurde zum Tod verurtheilt. Da er aber nach der ihm gemachten Prophezeiung nur durch das Meer ſein Leben beſchließen ſollte, ſo war er, feſt daran glaubend, überzeugt, er würde begnadigt werden. Aber die Begnadigung erfolgte nicht. Immer noch voll Zuverſicht auf dieſen Wahn, beſtieg er das Blutgerüſt in der Erwartung, daß die Begnadigung er-

---

Napoleon die verſpottete Weiſſagung ſo buchſtäblich erfüllen würde!

*) Stahmann, Seherblicke. S. 201.

folgen würde. Da aber dieſe ausblieb, ſo fragte er den Nachrichter, wie er heiße. Ich heiße Meer! erwiederte dieſer. „Ach!“ ſchrie Pontalec auf, „ich bin verloren!“ und legte ſein Haupt auf den Block *).

209.

Der Aſtrolog Pierre Türrel **) prophezeite Frankreichs neuere Schickſale in folgenden Verſen:

Astrologus vates haec nuntio moesta, *nepotes!*
Corpore qui grandis et *tertius* ordine fratrum
Praediras edet caedes lanio ipse suorum,
Qua propter surget civile Francia bello,
Proh dolor! et procerum praeceps cadet isto duello.
Non erit una fides, non lex, non unicus est rex,
Multi sed reges, leges et religiones!
Serviet haud minimis in partes scissa ruinis.
O Deus! a *variis* saeve lacerata *tribunis*,
Sic ruet infelix per *regem* Francia *civem*
Antea quae felix per *Reges* Francia divas ***).

Die Ueberſetzung dürfte ſo lauten:

Ich Sterndeuter verkündig' euch Enkel die traurige Botſchaft:
Jener Mann, wohlbeleibt, der dritte unter den Brüdern ****),

---

*) Beobachter an der Spree. 1829. Nr. 30. Beil. 30.

**) Er lebte zwiſchen 1498—1547.

***) Wolfii Lect. memorabil. et recondit. T. III. p. 237. Vergleiche auch neueſte Geſchichte der Staaten. 3. Stück. S. 177.

****) Die Geſchwiſter des hingerichteten Königs waren: 1) Maria Thereſia, 2) Maria Zephyrina, 3) Joſeph Xaver, 4) Xaver 1753—1754, 5) der König ſelbſt 1754—1793, 6) und 7) noch zwei Brüder, 8) und 9) noch zwei Schweſtern.

Wird, ſelbſt Schlächter der Seinen, nur blutige Thaten erwecken[*]);
Deshalb zum Bürgerkrieg erhebt ſich das ſämmtliche Frankreich
Und es ſinken in Staub in dieſem Kampfe die Großen
Nicht Ein Glaub', Ein Geſetz und ein Einziger König wird dann ſeyn,
Sondern der Könige viel', der Geſetz' und Religionen.
So nun vielfach zerſtückt wird's fröhnen den drohenden Reſten.
Ach, unbarmherzig zerfleiſcht von den verſchiednen Tribunen
Stürzt in's Unglück das Land durch einen Bürgerkönig[**]),
Glücklich durch Könige ſonſt entſproſſen der göttlichen Gnade.

210.

Der engliche Aſtronom Francis Moore machte in ſeinem zu Anfang des Jahrs 1807 in London erſchienenen Kalender bei dem 26. April die prophetiſche Bemerkung: „Um dieſe Zeit ſtirbt der Sultan Sein Volk iſt im Tumult. Kann er ſein Leben retten, ſo thue er's.“

Der Seher hatte ſich nur um vier Wochen verrechnet. Was er vorherſagte, geſchah genau, nur um einen Monat ſpäter.

---

[*] Edict, er wird ſie herausgeben ꝛc. die Revolution durch Zuſammenberufung der Notablen und durch Nachgiebigkeit gegen egoiſtiſche Räthe.

[**] Dieſer Vers iſt um ſo auffallender, als man zu Türrels Zeit (1798) noch keine Idee von einem Bürgerkönig haben konnte, welchem dann natürlich die „Könige von Gottes Gnaden“ gegenüber ſtehen mußten.

211.

Ein Aſtrolog des 17ten Jahrhunderts ſagt in der Schrift: **Statua Nabuchadenosaris** (mit vielen Kupferſtichen erklärt ꝛc. **MDCVI.** ꝛc.): „Es wird dem türkiſchen Reich um das Jahr Chriſti 2827 eine große Schwächung erfolgen *). Auch könnte geſchehen, daß der Türke im Ende ſeines wäſſerigen Trigoni noch ein großes Blutbad, aber zu ſeinem eigenen Verderben anſtellen möchte."

212.

Stahmann theilt im zweiten Heft ſeiner „Ahnungen ꝛc." einen unterm 23. September 1836 an ihn aus C(elle?) gerichteten Brief einer Dame mit, welchen wir, mit Hinweglaſſung des unſern Zweck nicht berührenden Eingangs jenes Schreibens, im Uebrigen aber ſeines merkwürdigen Inhalts wegen unverkürzt hier wiedergeben.

Ich weiß nicht mehr ganz genau, wie der Graf hieß, welcher, ungeachtet die Prophezeiungen ſeines Pfarrers ſtets eintrafen, ihn dennoch in allen Geſellſchaften verlachte. Einſt bei einem Jagdmahl, wo auch der Pfarrer als ein großer Jagdliebhaber zugegen war, wurde der Letztere vom Grafen über ſein Schickſal befragt. Der Pfarrer ſuchte auszuweichen. Allein der Wein wirbelte bereits in den Köpfen und der Witz des Grafen ließ dem Prediger keine Ruhe, er ſollte ihm durchaus die Art und Weiſe ſeines Tods vorherſagen. Trotz alles Sträubens mußte der Pfarrer ſich entſchließen, die Nativität des Grafen zu ſtellen. Er verfügte ſich in ein Nebenzimmer, woraus er nach einiger Zeit mit höchſt trauriger Miene herausgetrat, während ihm Alle jubelnd und witzelnd entgegenſtürmten.

---

*) Der Aufſtand der Griechen bewahrheitete dieſe Vorausſagung.

Nochmals drang der Graf in ihn und der Prediger verſetzte: „Weil Sie es durchaus wiſſen wollen, mein theurer Herr Graf, ſo muß ich Ihnen ankündigen, daß Ihr Tod durch ein kaltes Eiſen erfolgen wird.“ Der Pfarrer war ſehr ernſt bei dieſen Worten. Der Prophet wurde freilich ausgelacht und da zu jener Zeit Duelle an der Tagsordnung waren, ſo meinte der Graf, daß man ſich vor dem kalten Eiſen hüten könne. Um aber den Pfarrer lächerlich zu machen, fragte er ihn, ob er auch im Stand ſey, einem ſo eben geborenen Lamm das Horoſcop zu ſtellen?

„Warum nicht?“ entgegnete der Prediger, „wenn ich Tag und Stunde ſeiner Geburt weiß, um dadurch den Planeten zu erforſchen, unter welchem es geboren iſt, ſo würde auch dieſes möglich ſeyn!“

Der Schäfer wurde gerufen und befragt; der Pfarrer ſchrieb Alles nieder, machte ſeine Berechnung und erklärte: „Das Lamm würde vom Wolf gefreſſen werden.“ —

Alles lachte und der Graf befahl, das Lamm frei herumlaufen zu laſſen, der Prophezeiung zum Trotz. Die Sache ſchien vergeſſen. Das Lamm wurde zum Gaſtmahl bei einer großen Jagdparthie geſchlachtet, um gebraten ganz auf den Tiſch gebracht zu werden. Der Graf triumphirte ſchon über den Propheten und ließ ſeinem Witz den Zügel ſchießen.

Als er aber nun vielerlei Braten ſah und den Lammsbraten nicht bemerkte, fragte er hitzig auffahrend darnach. Da trat der Koch bleich herein und berichtete, „daß der angelegte zahme Wolf ſich wüthend losgeriſſen und das Lamm gefreſſen habe.“

Da ſtutzte die übermüthige Geſellſchaft und der Graf ward traurig. Zwar ſuchte er die ſchauervolle Prophezeiung zu vergeſſen, allein ſie ging in Erfüllung. Später ward er in eine Verſchwörung verwickelt und endete ſein Leben durch's Schwert auf dem Schaffot.

213.

Dieſelbe Dame erzählt in ihren bruchſtückweis von Stahmann mitgetheilten Memoiren unter anderm: In dem Alter von 11 bis 14 Jahren war ich oft zwei, auch drei Monate in Leipzig, woſelbſt ich einen jungen lebensluſtigen Baron aus Holland kennen lernte, welcher auf der dortigen Hochſchule ſtudirte. Dieſer ſtellte meinen Couſinen Henriette und Karoline die Nativität aus den Linien der Hände und Füße; pünktlich iſt das Meiſte eingetroffen. Auch mir prophezeite er, daß ich 77 Jahr alt werden würde. Ich glaubte ſchon im 66. zu ſterben, ward auch bedeutend krank, lebe aber heute noch *). Und wenn mir die Waſſerkur ſo bekömmt, wie jetzt, ſo können leicht die 77 voll werden.

Der älteſte Bruder meines Vaters hatte Theologie ſtudirt, aber nie die Kanzel betreten. Mit etwas eigenem Vermögen und dem damals reichlichen Ertrag der Schriftſtellerei, lebte er gemächlich ſich ſelbſt ein frohes Leben. Weib und Kind hatte er nicht, alſo auch keine Sorgen. Nun bekam er in ſeinem 60. Jahr die Nachricht, wenn er nicht ſelbſt ſchleunig nach G. käme, ſo könnte ſein Vermögen durch Banquerott des Kaufmanns, dem er es anvertraut hatte, verloren gehen. Er reiſte fort. Nach

---

*) Am 23. Sept. 1836 geſchrieben. Am 18. Januar 1836 hatte die Verf. dieſer Memoiren ihr 75 Jahr erreicht

einem halben Jahr erhielten wir ſeinen Todtenſchein mit der Anzeige, daß er den letzten Morgen ſeiner Reiſe todt im Bett gefunden wurde. Um dieſe Zeit war der Banquerott ausgebrochen und wir erhielten von dem Kapital von 8000 Thalern nur 800 Thaler und ſeine bei ſich habenden Effekten und Papiere.

Unter ſeinen Schriften befand ſich ein verſiegeltes Blatt, beurkundend, daß er ſich noch auf der Univerſität mit einem Freund die Nativität geſtellt und das Reſultat erlangt habe, er werde in ſeinem 60. Jahr auf einer Reiſe, fern vom Vaterland, in einem Tag und in einer Stunde mit ſeinem Freund ſterben, welches auch pünktlich eingetroffen iſt, wie uns von der Witwe ſeines Freunds berichtet wurde, indem ſie auch ein ähnliches Papier in ihres Gatten Nachlaß gefunden hatte.

214.

Alexander der Große wurde von einem perſiſchen Magier gewarnt, nicht nach Babylon zu gehen, weil er daſelbſt ſterben würde. Der Held von Macedonien achtete nicht jener Prophezeiung und ſtarb an Gift in jener Stadt.

215.

Der Aſtrolog **Spurina** warnte den **Julius Cäſar** vor den Idus des März. Der Konſul ging dennoch an dem ihm verhängnißvollen Tag auf die Kurie und endete daſelbſt ſein thatenreiches Leben unter 23 Dolſtichen.

216.

Sueton erzählt im Leben des Kaiſers **Domitian**, dieſem habe der Aſtrolog **Asclaterion** Art und Weiſe, Tag und Stunde ſeines Tods genau angegeben, worauf der Kaiſer ihn fragte, welchen Tod er ſelber ſterben würde. Mit furchtloſer Beſtimmtheit erwiederte der Aſtrolog: Ich werde in kurzer Zeit von Hunden zerriſſen werden. „Das ſoll nicht geſchehen,“ ſagte der Kaiſer, „alle Welt ſoll ſehen, daß deine Kunſt trügt!“ Er gab darauf insgeheim Befehle, den verhaßten Mann umzubringen und ſeinen Leichnam auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Man vollbrachte Alles nach vorgeſchriebener Art; doch kaum loderte der Scheiterhaufen empor, als ſolche Regengüſſe vom Himmel niederſtürzten, daß die Leute davon liefen, das Feuer verlöſchte und der halb verbrannte Körper von einer Menge Hunde, die wahrſcheinlich nur der Geruch herbeigezogen haben mochte, zerfleiſcht und gierig verſchlungen wurde.

217.

Der Mathematiker Proclus ſagte dem Kaiſer Anaſtaſius dem Großen vorher, er werde vom Blitz erſchlagen werden. Die Furcht rieth ihm, ſogleich ein Gewölbe mit dicht über einander vermauerten Schwibbogen aufzuführen, wo er ſich vor jedem Blitzſtrahl ſicher glaubte. Doch als er ſich bei einem ſtarken Gewitter in dieſe vermeinte Freiſtätte zurückgezogen hatte, fand man ihn nachher, vom Blitz getroffen, erſtarrt auf dem Boden liegen.

218.

Als der Kalif Hakin in der letzten Nacht ſeines Lebens die Sterne betrachtete und den Mars am Horizont herauf kommen ſah, murmelte er, ſich einer Weiſſagung erinnernd: „So iſt denn meine Stunde gekommen!" In dieſem Augenblick ſtürzten die in den Hinterhalt geſtellten Mörder über ihn her *).

219.

Don Alvarez de Luna, Günſtling Juans II., Königs von Kaſtilien, wurde von einem Aſtrologen gewarnt, er möge ſich vor Cadahalſo in Acht nehmen (welches ein Dorf bei Toledo iſt, ſonſt aber ein Schaffot bedeutet). Der Höfling verlor auch auf dem Schaffot ſein Leben **).

220.

Ferdinand dem Katholiſchen, König von Spanien, wurde vorausgeſagt, daß er zu Madrigal ſterben würde. Er vermied daher dieſen Ort ſorgfältig, fand aber ſeinen Tod zu Klein-Madrigal, einem kleinen Dorf, wovon er nie gehört hatte ***).

221.

Heinrich IV., König von England, war prophezeit worden, daß er zu Jeruſalem ſterben werde. In der Abtei zu Weſtmünſter fiel er plötzlich in eine Krankheit und ſtarb in einem Zimmer, das man Jeruſalem nannte ****).

222.

Der König von Dänemark ließ im Jahr 1644 ſeinen Viceadmiral Peter Gall, einen Greis von

---

*) Geſenius, Kommentar zum Jeſaia. Bd. III. S. 344.

**) Diction. d'anecdotes, unter der Rubrik Astrologues.

***) Ibid.

****) Ibid.

70 Jahren, auf dem Schloßplatz zu Kopenhagen deshalb enthaupten, weil er die in den Kieler-Hafen geflohenen ſchwediſchen Schiffe, der königlichen Ordonnanz zuwider unangegriffen hatte entwiſchen laſſen. Als er das Schaffot beſtieg, ſoll er ausgerufen haben: „Nun denke ich an Tycho de Brahe *), welcher vor vielen Jahren mir prophezeite, was mir jetzt in meinem hohen Alter widerfahren wird. Weil es aber der Allerhöchſte alſo gefügt, muß ich es wohl zufrieden ſeyn **).“

---

*) Der bekannte Aſtronom.

**) Stahmann, Seherblicke. S. 197.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Beim Verleger dieſes ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. Nork, die Apokalyptiker, oder was iſt von dem Jahr 1836 zu befürchten? Eine Gelegenheitsſchrift, veranlaßt durch des Prälaten Bengel und ſeines Geiſtesverwandten Hofrath Jung-Stilling's Prophezeinungen und zur Beluſtigung der Starken, wie auch zur Beruhigung der Schwachen am Geiſt, zum Druck befördert. gr. 8. ⅓ Rthl. od. 36 kr.

Der Prälat Bengel hat gegen die Mitte des verwichenen Jahrhunderts in ſeiner merkwürdigen Schrift: „Auflöſungen der apokalyptiſchen Weiſſagungen“ nachgewieſen, das Jahr 1836 ſey der große Termin, wo die in der Offenbarung Johannes enthaltenen Weiſſagungen in Erfüllung gehen würden. Dem Herausgeber dünkte es daher zeitgemäß, die dem weltlichen Treiben ſich hingebenden Kinder Belials (zu deutſch Fashionables) auf das ihnen drohende Gericht aufmerkſam zu machen.

Dr. J. F. Th. Wohlfarth, Abracadabra, oder die dritte und letzte Stufe der höhern Weihe in die geheimen Wiſſenſchaften oder die Magie. 8. 1⅓ Rthl. od. 2 fl. 24 kr.

Das Plauderſtübchen zur Dorfzeitung 1836 Nr. 15 ſagt: „Wer die Zauberei gründlich lernen will, dem können wir ein recht gutes Buch dazu verrathen. Es heißt Abracadabra und gibt ſehr viel Intereſſantes.“ — Die Jen. Litztg. 1836 Nr. 177 ſagt: „das Buch enthalte des Guten und Nützlichen gar viel und ſey wohl dazu geeignet, die gute Sache der Aufklärung zu befördern. Der Styl des Verf. ſey klar und fließend, Druck und Papier gut.“ — Die Litztg. für Volksſchullehrer 1837 1s Heft ſagt u. A.: „Dem Leſer wird hier ein lebendiges Gemälde eben ſowohl der Verirrungen des menſchlichen Geiſts, als auch ſeiner wunderbaren Schöpfungskraft vorgeführt und Niemand wird dieſes Buch ohne die reichſte Belehrung und Unterhaltung aus der Hand legen.“ — Vergl. Hanov. Schulfreund 1836 3s Heft, welcher zugeſteht, daß Jeder aus dieſem Buch Vieles werde lernen können. — Die Abendztg. vom 3. Mai 1837 ſagt: „Man findet in dieſem Buch vieles Tiefgedachte ꝛc., wie dieſes von dem gelehrten, längſt mit Auszeichnung genannten Verfaſſer nicht anders zu erwarten war. Das Buch iſt mit Geiſt

und Gemüth geſchrieben und wird denkende Leſer ſehr anſprechen."

Ludw. v. Alvensleben, wunderbare Prophezeiungen eines Wahnſinnigen auf die Zeit von 1810 bis 1830, welche zum Theil ſchon eingetroffen ſind. Nebſt der merkwürdigen Prophezeiung, welche ein engliſcher Schmied dem Herzog Carl von Braunſchweig vor ſeinem Regierungsantritt gethan. Nebſt den Weiſſagungen des Mönchs Hilarion im Kloſter Tſchenſtochau in Polen und einigen andern Vorherſagungen, welche auf die gegenwärtige Zeit Bezug haben und den Schleier der Zukunft lüften. (Motto: Ein hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel. Schiller.) 8. Geh. ⅓ Rthl. od. 36 kr.

L. H. Kelber (Verfaſſer der Schrift: „Das Ende kommt"), der Antichriſt, wer er iſt; ſein Aufſteigen aus dem Meer; ſein Nichtſeyn und ſein Wiederkommen aus dem Abgrunde bis zu ſeinem endlichen Sturz in den Feuerſee. Aus dem Worte Gottes und namentlich durch die Zahl 666, ſo wie durch die Geſchichte unſerer Zeit gründlich und überzeugend bewieſen. gr 8. broch. ¼ Rthl. od. 27 kr.

C. Friedrich, das Ganze der Geomantie, oder die Kunſt, auf alle nur denkbare, an das Schickſal gerichtete Fragen durch Entwerfung ungezählter Punkte eine ſchnelle und Beziehung habende Antwort zu erhalten. In 12 lithographirten geomantiſchen Cirkeln und 16 Figuren dargeſtellt. — Als ein geſellſchaftlicher Scherz für Jedermann. 4. Geh. ½ Rthl. od. 54 kr.

Die Zeitſchrift Hebe 1832 Nr. 40, 41, 42 ſagt: „Wir können dem Verf. für dieſen neuen Beitrag zur geſelligen Unterhaltung nur Dank wiſſen und ſeine Schrift, die mit den gewöhnlichen Punktirbüchern durchaus nicht zu verwechſeln und mit Sorgfalt, Scharfſinn und Laune ausgearbeitet iſt, mit dem größten Recht empfehlen." Hierauf werden als Beiſpiel eine Menge von Fragen angeführt, die Recenſent punktirt hat, ſo wie die höchſt paſſenden Antworten, die darauf erfolgt ſind.

Die

Exiſtenz der Geiſter

und ihre

Einwirkung auf die Sinnenwelt;

pſychologiſch erklärt und hiſtoriſch begründet

von

F. Nork.

Als Fortſetzung von des Verfaſſers Schrift
über „Fatalismus."

> Es iſt Vieles möglich, was uns doch wunderbar erſcheint, weil wir nicht ſogleich die Geſetze entdecken, nach denen es geſchieht. Der Aberglaube des Volkes ſtreift immer nahe an einem Naturgeſetz vorüber.

Weimar, 1841.
Verlag und Druck von Bernhard Friedrich Voigt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Die in des Weinsberger Arztes Schriften allenthalben eingeſtreuten practiſchen Belege zu des Philoſophen Eſchenmeyer's pneumatologiſchen Lehrſätzen hatten in der jüngſten Zeit eine heftige Oppoſition hervorgerufen. Nachdem Wirth und Fiſcher die meiſten Stimmen im kritiſchen Tribunale der Deutſchen für ihre Sache zu gewinnen vermochten, trat, als der Dritte in dieſem Bunde, ein Hr. Klenke mit einer Broſchüre „Ueber Dämonenglauben ꝛc.“ auf, worin er dem Dr. Kerner Folgendes zum Vorwurfe macht: „Seine Geſpenſter bewerfen uns mit Kalk und Steinen, wirbeln als blaue Dunſtſäulen vom Boden auf, beleidigen unſere Naſe mit Schwefelgeruch oder erzählen uns gar ihre Sünden und erſuchen uns gar um ein gemeinſchaftliches Gebet.“ So begründet alle dieſe Ausſtellungen an dem Syſteme ſeines Gegners ſind, eben ſo ſchwer dürfte ihm auch Seinerſeits die Aufgabe werden, die Mehrzahl denkender Leſer von der Unfehlbarkeit ſeiner eigenen Ausſprüche zu überzeugen, daß „die Trennung des Leibes und der Seele ein unphiloſophiſcher Begriff (S. 51)", und daß „die Annahme einer bei dem Tode des Körpers frei werdenden Seele eine irrige" ſey (S. 56), und ſollten auch die Bekämpfer ſeiner neuen Theorie vom Nervengeiſte mit dem Vorwurfe der wiſſenſchaftlichen Unzurechnungsfähigkeit bedroht werden.

Sollte nicht auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen? Die Partheien — ſoweit die ſchwachen Kräfte des Verf. ihm geſtatten — zu vermitteln, hat derſelbe in dieſer Schrift zu ſeiner Aufgabe gewählt, und theils die anerkannteſten Schriftſteller auf dem Gebiete der Pſychologie über die von jedem derſelben am befriedigendſten gelöſ'ten Streitfragen ſelbſt reden laſſen (wodurch dem verehrten Leſer eine Quinteſſenz deſſen, was die letzte Zeit Vorzügliches auf dieſem Felde der Wiſſenſchaft zur Reife gebracht, geboten werden konnte); theils aber die noch fühlbaren Lücken durch Hypotheſen, die den Geſetzen der Analogie nicht widerſprechen, und wozu die verwandten Erſcheinungen der verſchiedenen Abſtufungen des Schlaflebens und des Todes von ſelbſt auffordern, auszufüllen geſtrebt. Ob und wie weit ſein Vorhaben gelungen, möge jene Kritik entſcheiden, welche gleichfalls die Extreme in den Meinungen zu meiden liebt.

F. Nork.

Inhalt.

Seite

Erſcheinungen im Bereiche des animaliſchen Magnetismus bezeugen, daß die Seele ohne Beihülfe eines ſinnlichen Werkzeuges hellſehender iſt, als in ihrem Fleiſchkerker, ferner: daß ohne Beihülfe ſinnlicher Organe die Seele in der Nähe und Ferne auf Andere wirken könne . . . . 5—7

Schon im einfachen Schlafzuſtande vermag die Seele ſich des Erdenlebens von Anfang bis zu Ende vollkommen zu erinnern; nach ihrer Trennung vom Körper muß wohl in erhöhtem Grade dies Vermögen vorhanden ſeyn 9

Kann der Menſch bei lebendigem Leibe ſich an einem entfernten Orte zeigen? 10

Sympathie der Seelen begünſtigt das Fernwirken getrennt lebender Perſonen auf einander, auch bei geſundem Zuſtande 40

Seite

Sterbende können daher, von Sehnſucht nach entfernten Lieben erfüllt, denſelben ſichtlich oder nur pſychiſch durch erweckte Ahnung bemerkbar werden 40
Verwandtſchaft des thieriſchen Magnetiſmus mit dem Tode 107
Was iſt der Nervengeiſt? 110
Wie in jedem Spiegelreflex ſich zeigt, iſt eine den Sinnen ſtofflos ſcheinende Form kein Unding, daher nach dem Tode des Leibes die im Nervengeiſte enthaltene Form deſſelben ſeine Stelle vertreten kann 114
Können Geiſter ſich den Menſchen wahrnehmbar machen? . . . . —
Geiſtercitationen durch Räucherungen bewerkſtelligt, indem der Dampf ſich zu einer Geſtalt bildet, die demjenigen ähnlich, welchen man ſehen will. Beigebracht ſind Zeugniſſe aus der neueſten Zeit von Eckartshauſen und Schubert . . 117
Giebt es Geiſter? 123
Stehen Geiſter mit der Sinnenwelt in Verbindung? 125
Die Seelenthätigkeiten der Magnetiſchen ſind denen ganz ähnlich, wie wir ſie uns bei Geiſtern denken müſſen; ſie ſind gewiſſermaaßen ſelbſt abgeſchiedene Seelen 130
Vermag der Somnambul ſeine Tod bringende Krankheit auf Andere durch weite Entfernungen von ihm getrennte Perſonen zu übertragen, ſo iſt dies Anſteckungsvermögen noch leichter bei der freier wirkenden Seele des Verſtorbenen auf einen mit ihm im ſympathetiſchen Verhältniſſe ſtehenden geliebten Kranken . . . 131
Ideen, die ſich in den letzten Stunden eines Sterbenden bei ihm fixirt haben, beſchäftigen ihn,

Seite

wenn die Befriedigung derſelben unausführbar war, ſelbſt nach dem Tode 143
Die Seelen der Abgeſchiedenen bekümmern ſich zuweilen um die Angelegenheit ihrer hinterlaſſenen Lieben 152
Durch das Mitwiſſen um die irdiſchen Trübſale ihrer Kinder wird die Glückſeligkeit ihrer verſtorbenen Eltern jenſeits nicht geſtört; Gründe dafür 170
Warum beſitzen nur Wenige die Fähigkeit, Geiſter zu ſehen? weil ſich nicht in Jedem eine Diſpoſition zur Entwickelung des Ahnungsvermögens vorfindet; ſie beſteht in einer abnormen Steigerung der pſychiſchen Plaſtik des Inſtinctes bei geſteigerter Thätigkeit der Nachtſeite des Seelenlebens und iſt gewöhnlich die Folge organiſcher Abnormitäten oder künſtlicher Aufreizungen 170
Geiſtererſcheinungen werden durch den bewußtlos ſchaffenden Inſtinct hervorgebracht; gleich einem Schattenbilde des Hohlſpiegels treten ſie vor die erſtaunten Sinne 173
Die materielle Hülle der Geiſter, geglaubt von Plato und den Kabbaliſten 196
Wer hienieden nach der Befreiung von Irrthümern und Laſtern nicht ernſtlich geſtrebt, nimmt ſeine Wünſche, Geſinnungen, Vorurtheile und Leidenſchaften mit in's Grab; denn worauf der Sterbende ſeine Gedanken heftete, davon träumt ſeine Seele im Todesſchlafe 200
Verſtorbene tragen zur Entdeckung ihrer Mörder bei 218
Todte halten ihre Verſprechungen 229
Verabredete Erſcheinungen nach dem Tode . . 233
Beantwortung einiger von den Skeptikern am häu-

Seite

ſigſten vorgebrachten Einwürfe gegen die Exiſtenz der Geiſter 266
- a) Subjectivität der Viſionen . . . . —
- b) Die Zu- und Abnahme der Geiſteskräfte mit den körperlichen, desgleichen die oft durch phyſiſche Urſachen erfolgten Geiſteskrankheiten werden fälſchlich als Beweiſe gegen die Selbſtſtändigkeit des Seelenlebens angeführt 269
- c) Warum erſcheinen Geiſter gewöhnlich um Mitternacht? 271

Nachträgliches 273

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Seitdem jener Theil der Erfahrungsſeelenkunde, welche in das Gebiet der Pneumatologie hinüberſtreift, auch von Männern angebaut wird, welche in ihren Forſchungen ein theologiſch-dogmatiſches Intereſſe durchblicken laſſen, nämlich durch die aus denſelben zu erzielenden Reſultate der orthodoxen Glaubensrichtung neue Stützen zuzuführen, konnte die Oppoſition derer nicht ausbleiben, die von einer Vermählung des Glaubens mit der Wiſſenſchaft nur monſtröſe Zeugungen befürchten. Man beruhigte ſich nicht mehr mit Gegenſchriften, welche nur in die gelehrten Kreiſe mühſam einzudringen vermögen, ſondern glaubend, der wieder zum Vorſchein kommenden Hydra des Aberglaubens mit Einem Hiebe den Kopf abzuhauen, wollte man auch den auf die Maſſen influirenden Journalismus in's Mittel ziehen, indem man unter die vielen Artikel, welche er monats- und quartalweiſe auf den literariſchen Markt führt, auch ein Gegengift gegen Myſticismus und Wunderſucht einzuſchmuggeln ſich befleißigte. So erſchien, vor noch nicht 12 Monaten, in der Cotta'ſchen Quartalſchrift (1839 Heft III.) ein Artikel über: „Geiſter- und Geſpenſterglauben in Deutſchland", welcher, gegen Eſchenmeyer-Kerner'ſche

Tendenzen polemiſirend, in das andere Extrem überſchlug.

„Der Aufmerkſame" — lautete einer der Anklagepunkte — erkennt in der gegen den ſogenannten Vernunftglauben gekehrten Richtung denſelben uralten Geiſt, der bis jetzt noch durch die äußere raſche Entwickelung niedergehalten iſt, deſſen Exploſionen aber in der Zukunft nicht ausbleiben werden. Nachdem man Bücher, wie Jung's „Theorie der Geiſterkunde" für die letzten verglimmenden Funken einer auf immer erloſchenen Gluth hielt, mußte man wie über ein Geſpenſt erſchrecken, als plötzlich wieder in der Literatur die Geiſter- und Dämonenwelt in den klaren Tag unſerer Sinnlichkeit hineinragt. Ferner wird bedauert: „daß in der neueſten Zeit ſich Gelehrte, Aerzte [illegible] Philoſophen*) finden, welche nach den Viſionen [illegible]ambuler Weiber und Kinder und aus den Thatſachen ſelbſterlebten Spukes bewieſen, es ſey heilige Wahrheit, wenn die Völker von jeher des Glaubens geweſen, es ſey den Seelen der Abgeſchiedenen geſtattet, mit den hinterlaſſenen Ihrigen oder mit Fremden, warnend oder Liebesdienſte fordernd, zu verkehren."

Dagegen ließe ſich folgende Frage widerlegend vorbringen: Iſt es Pflicht der Wiſſenſchaft, gewiſſe

---

*) Obgleich nur Bader und Eſchenmeier, vielleicht auch Schubert, hier gemeint ſind, ſo dürfte doch auch der Weiſe des Nordens, der mit vor ihm nie gekannter Schärfe dem menſchlichen Geiſte ſeine Grenzen ſteckte, auf deſſen Schultern die neuern philoſophiſchen Syſteme ſtehen, denen beizuzählen ſeyn, welche über das Vorhandenſeyn einer Geiſterwelt, nicht negativ, beinahe affirmativ ſich äußern, ſ. Kant's verm. Schr. II. S. 341. Auch verdienen die Meinungen Lichtenberg's (in deſſen Lebensbeſchr.) über dieſe Materie zur Abfertigung der Geiſterläugner nachgeleſen zu werden.

Wahrheiten zu verheimlichen, weil der Geiſtesſchwache durch dieſelben Schaden leiden könnte? Abusus non tollit usum! Wer das Gebiet der Pſychologie nach allen Richtungen durchſtreifen will, darf ſich nicht von Rückſichten und Beſorgniſſen eines möglichen Mißbrauches ſeiner Ausſagen im Vorwärtsſchreiten aufhalten laſſen. Bei der Frage: Iſt eine Communication der Geiſter ohne ſinnliche Vermittelung denkbar? kommt es nicht auf die Beſorgniß an, daß der Aberglaube ſich dem Betruge dienſtbar zeigen werde, ſondern lediglich auf

a) die direct durch Analogie der Seelenfähigkeiten in den, dem Tode ſtufenweiſe ſich nähernden Zuſtänden des Schlafes, Scheintodes, Somnambulismus der verſchiedenen Grade ꝛc. und

b) durch glaubwürdige Zeugniſſe aus der Geſchichte aller Völker

geſtützten Beweisführungen an, welche die Fragen über die Möglichkeit eines Rapports der Seelen, eine Einwirkung ſelbſt abgeſchiedener Geiſter auf die noch Lebenden beſtätigen helfen.

Bevor wir zur Entwickelung dieſer beiden Hauptſätze übergehen, ſey es uns vergönnt, einige der vornehmſten Gründe für das Vorhandenſeyn eines Geiſterreiches aus Jung's obenerwähnter, ſo oft unverdient angefochtener, Schrift vorauszuſchicken.

Die gewöhnliche Phraſe der falſchen Aufklärer lautete bekanntlich von jeher: Was der Prüfung durch die Vernunft ſich entzieht, d. h., was nicht durch unſere Sinne wahrnehmbar, darf als in der Wirklichkeit nicht vorhanden, entſchieden behauptet werden. Darauf ertheilte ſchon Jung (l. c. S. 30) die paſſende Antwort: „Wären unſere Sinneswerkzeuge anders organiſirt, ſo empfänden wir die ganze ſinnliche Welt anders, als wir ſie jetzt empfinden. Man denke nur an die Ferngläſer, die Alles unſern Augen größer erſcheinen laſſen, und die, auf mancherlei Weiſe geſchliffen, Licht, Farben und alle Geſtalten verändern. Man wende dieſes auf die menſchlichen Sinne an, ſo erhält man das Reſultat: Unſere Vorſtellungen richten ſich ſtets nach der Eingebung unſerer Sinneswerkzeuge." Das Ueberſinnliche läßt ſich darum noch nicht aus dem Bereiche der Wahrheit verbannen, weil der Verſtand es nicht zu erklären vermag, indem ſeine Prämiſſen in den Denkformen nur für die Sinnenwelt gegründet ſind. „Der Verſtand" — ſagt Selma, die jüdiſche Hellſeherin in Berlin — „bildet ſich dadurch aus, daß er die Dinge in der Körperwelt vergleicht, ſie von einander unterſcheidet und nun von den Gegenſtänden in der Natur auf die über derſelben Schlüſſe macht. Darf aber der durch Irdiſches entwickelte Verſtand ſich vermeſſen, ſeinen Maaßſtab an das Geiſterreich zu legen?"

Denjenigen, welche zwar die Möglichkeit rein geiſtiger Weſen nicht geradezu in Zweifel ziehen, jedoch ihre Einwirkung auf die Bürger dieſer materiellen Welt deßhalb beſtreiten, weil ſie nicht auf ſinnliche Art uns ihre Nähe anzukündigen vermögen, antwortet Jung (l. c. S. 37) ebenſo treffend:

„Unſer Körper gehört zwar zur Sinnenwelt, unſer Geiſt aber zur überſinnlichen. Mit den Sinnen empfinden wir die Subſtanz unſeres Geiſtes nicht; aber ſeine Wirkungen auf den Körper empfinden wir. Da wir nun in unſerm eigenen Weſen finden, daß ein vernünftiger Geiſt auf die Materie wirken könne, wie darf man noch die Einwirkung überſinnlicher Weſen auf die Sinnenwelt läugnen? Schon in unſerer materiellen Welt giebt es ein Weſen, welches, obgleich Materie, doch dieſer entgegenſtehende Eigenſchaften beſitzt. Man denke nur an die millionenfachen Durchkreuzungen der Lichtſtrahlen aller leuchtenden und beleuchteten Körper, ohne ſich unter einander in ihren geraden Richtungen zu verhindern. Wie iſt dies aus den unwandelbaren Geſetzen der Materie zu erläutern? Nur dadurch, daß wir das Licht als Mittelglied in der Kette erkennen, welche die überſinnliche Welt mit der ſinnlichen verbindet; im Lichte geht die eine in die andere über.“

Ein bekanntes Sprichwort lautet: „Nur, was die Augen ſahen, glaubt das Herz.“ Dennoch lehrt die tägliche Erfahrung das Gegentheil; denn bekanntlich ſehen Somnambulen nicht mit den Augen, die krampfhaft geſchloſſen ſind, ſondern mit der Herzgrube*), zuweilen auch mit der Stirne**), bedürfen alſo des phyſiſchen Lichtes nicht, weil ſie in verſchloſſenen Briefen***) und Geſchriebenes, das durch viele dunkle Körper von ihnen getrennt iſt, zu leſen vermögen, ſobald nur das zu Leſende von einer Perſon gehalten wird, die mit dem Somnambul im magnetiſchen Rapport ſteht. Bürgen die vielen Thatſachen dieſer Art, von welchen die reiche Literatur des animaliſchen Magnetismus die bewährteſten Zeugen nennt, nicht für die Wahrſcheinlichkeit, daß die Seele ohne Beihülfe eines ſinnlichen Werkzeuges nicht allein ſehen, ſondern noch heller ſchauen kann, als in ihrem Fleiſchkerker? Wenn Somnambulen die Zukunft nicht verborgen iſt und ſie nicht nur ihr eigenes Schickſal, ſondern auch das anderer Perſonen vorherwiſſen****), wenn ſie die geheimſten Gedanken fremder Perſonen wiſſen, wovon Kluge (in ſeinen Betrachtungen über animaliſchen Magnetismus S. 141) und Wienholt (Heilkr. III. Abthl. 3, S. 305—308) mehrere Fälle erzählen; wenn ſie fremde Sprachen verſtehen (Werner's Schutzg. S. 425), was ſelbſt ſchon im gewöhnlichen Traumzuſtande möglich iſt, wo der Schlafende, bei aller Unkenntniß des Griechiſchen, Verſe in dieſer Sprache niederſchrieb, die er bei'm Erwachen aber nicht mehr verſtand, und ſich von Gelehrten entziffern laſſen mußte*); wenn Somnambüle mit ſo übernatürlichen Kräften ausgerüſtet ſind, deren Seele noch nicht vollſtändig von den Einflüſſen der Sinnenwelt frei geworden iſt, wie vermöchte man den Fähigkeiten jener Seelen, die die Schranken des Raumes und der Zeit bereits hinter ſich haben, gewiſſe Grenzen zu ſtecken, und zu behaupten, ihre Einwirkung auf die Sinnenwelt ſey unmöglich? Man hat den Somnambulismus bekanntlich für einen erhöhten Traumzuſtand erklärt; aber ebendeshalb iſt er dem Tode noch ähnlicher, als der Schlaf des Geſunden. Werner's Somnambule erklärte den magnetiſchen Zuſtand für ein theilweiſes Sterben. Sie ſagt S. 144 ff.: „Das Heraustreten der Seele aus dem Körper kann ich nicht erklären, ſondern nur ein Bild davon geben, wie ich es fühle. Jetzt iſt mir, als ob im wachen Zuſtande der Leib das Haus der Seele wäre, und ſie durfte bald durch dieſes, bald durch jenes Fenſter herausſchauen. Im ſomnambulen Zuſtande aber iſt ſie ausgegangen und hat die Thüre ihrer Wohnung wohl verſchloſſen. Darum ſehe ich jetzt dich und mich, wie ein Dritter eine Gruppe. Im Sterben aber iſt die Rückkehr der Seele in den Körper nicht mehr möglich. Auch den letzten Zugang hat ſie ſich da abgeſchloſſen."

---

*) Werner, die Schutzgeiſter oder Blicke zweier Seherinnen ꝛc. Stuttg. 1840. S. 83, 226, 319.

**) Ebend. S. 98, 110.

***) Ebend. S. 106.

****) Mehrere Beiſpiele findet man geſammelt in meiner Schrift: „Ueber Fatalismus“ S. 143 ff.

---

*) Ueber Fatalism. S. 80.

Wenn wir an den Somnambulen wahrnehmen, daß ſie ohne Beihülfe ſinnlicher Organe in der Nähe und Ferne auf Andere wirken können, wie, z. B., die Hellſeherin Auguſte Müller in Carlsruhe, welche mittelſt eines Traumes, den ſie in ihrem nächſten Hochſchlafe ſelbſt veranlaßt zu haben bekannte, einem ihr befreundeten Kranken Rath ertheilte*), was wird die Seele [illegible] vermögen, wenn ſie von der körperlichen Hülle gänzlich befreit iſt? Der Tod iſt eine Ohnmacht; im Sterben verliert ſich das Selbſtbewußtſeyn. Nur ſo lange weilt die Seele noch im Leibe, als die Blutmaſſe nicht geronnen; ſobald aber Gehirn und Nerven ihre Wärme verlieren, können ſie den ätheriſchen Theil der Seele nicht mehr anziehen, er löſ't ſich von den irdiſchen Banden und erwacht; jetzt iſt er im Zuſtande eines magnetiſch Schlafenden. Da er aber ganz vom Körper getrennt iſt, ſo muß ſein Zuſtand weit vollkommener ſeyn, er erinnert ſich ſeines Erdenlebens von Anfang bis zu Ende vollkommen und kann ſich die Sinnenwelt deutlich vorſtellen, obgleich er ſie nicht mehr empfindet. Daß ſchon im einfachen Schlafe des Sinnenmenſchen Aehnliches möglich iſt, bewährt das in der Schrift: „Ueber Lebensmagnetismus" von Paſſavant mitgetheilte Traumgeſicht eines Herrn von Seckendorf, das ihn längſt vergeſſene Begebenheiten wieder erkennen ließ.

Derſelbe hatte dieſen Traum ein halbes Jahr vor ſeinem Tode, welchen er auch gleich nach dem Erwachen aufgezeichnet hatte. Es erſchien ihm nämlich (am 26. April 1785) im Traume ein Mann von gewöhnlicher Geſtalt und Kleidung, welcher ihm ſagte, daß er ſich etwas von ihm ausbitten möchte, und daß er ſich nach ſeinem Gefallen eines von beidem wählen könnte, entweder ſeine vergangenen oder künftigen Schickſale ſich der Reihe nach vorgeſtellt zu ſehen. Die Zukunft, erwiderte Seckendorf, wolle er Gott überlaſſen; aber angenehm würde es ihm ſeyn, wenn er noch einmal ſein ganzes vergangenes Leben, wie in einem Gemälde, vor ſich ſehen könnte. Sein Wunſch wurde ihm ſogleich gewährt. Der Mann gab ihm einen Spiegel, und hierin erblickte er nun die Scenen ſeines vergangenen Lebens, deren er ſich im Wachen kaum bewußt war, mit einer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit, als wenn ſie den Augenblick erſt geſchehen wären. Er ſah ſich als ein Kind von drei Jahren auf's Genaueſte mit allen Umſtänden ſeiner Erziehung. Jede Schulſcene mit ſeinen Erziehern, jede verdrießliche Begebenheit, die er in ſeiner Jugend erlebt hatte, ging in dem Spiegel lebhaft vor ſeinen Augen vorüber. Bald darauf ſtellte ihm der Zauberſpiegel in der Folge ſeines Lebens auch ſeinen Aufenthalt in Italien vor. Dort hatte er eine Geliebte zurückgelaſſen, die er gewiß geheirathet haben würde, wenn ihn nicht ſein Schickſal aus Italien gerufen hätte. Dieſe erblickte er auch während ſeines Traumes auf einem Bette liegend. Sie winkte ihm freundlich zu und er näherte ſich ihr. „Wir müſſen uns trennen", ſagte Sie, „aber nicht lange, lieber Seckendorf, denn ohne ſie kann ich nicht lange ſeyn; aber jetzt müſſen Sie mich auf einige Zeit verlaſſen." Seckendorf ging aus dem Zimmer; als er aber einige Minuten nachher wieder hineintrat, lag ſie weit ſchöner und einer Verklärten gleich auf dem Bette. Es that ſich jetzt ein Vorhang auf, hinter welchem Seckendorf einen unbeſchreiblichen Glanz hervorſtrahlen und ſich eine Menge verklärter Geſchöpfe bewegen ſah, welche ihm alle ſehr vergnügt zu ſeyn ſchienen. Sein Auge war von dem Glanze ihrer Schönheit ganz geblendet. Eine von dieſen Verklärten faßte endlich ſeine Geliebte bei der Hand, zog ſie mit ſich fort, der Vorhang fiel nieder — und er erwachte. — Bald nachher ſchlief Seckendorf wieder ein. Derſelbe, welcher ihm den Zauberſpiegel gegeben hatte, erſchien ihm noch einmal und fragte ihn: ob er mit dem, was er ihm gezeigt habe, zufrieden ſey, und ob er auch noch einmal die Menſchen, welche er in ſeinem Leben gekannt, zu ſehen wünſche? Seckendorf erwiderte, daß ihm dies Vergnügen machen würde, und erhielt nun abermals einen Spiegel, in dem er wirklich alle ſeine Bekannten, todte und lebende, der Reihe nach, aber mit dem Unterſchiede vorübergehen ſah, daß die noch lebenden Glücklichen ſeiner Bekannten ihn alle freundlich anſahen und ſtehen blieben, diejenigen aber, von denen er ſchon wußte, daß ſie unglücklich und mißvergnügt lebten, Alle mit der Hand vor den Augen, ſchnell, ohne ſich umzuſehen, in dem Spiegel vorübergingen. Ihnen folgte noch eine Anzahl, welche gleichfalls die Hand vor's Geſicht hielten, von deren unglücklichen Schickſalen er aber keine Kunde hatte. (Er ſchrieb hernach an Mehrere von dieſen Letztern ſeinen Traum und erkundigte ſich nach ihrer jetzigen Lage, welche auch immer richtig mit ſeinem Traumgeſichte übereintraf.) Die Verſtorbenen, die er in dieſem Spiegel ſah, hatten eine ganz eigene und einförmige Kleidung, blieben einige Augenblicke vor ihm ſtehen und winkten ihm freundlich mit der Hand zu. Einige aber ſchwanden, die Hand vor ihren Augen haltend, blitzſchnell vorüber, doch ſo, daß er ſie erkennen konnte. Dieſes war ihm das Schrecklichſte bei dem Traume geweſen, und er brach immer, wenn er auf dieſen Punct kam, ſchnell in ſeiner Erzählung ab, ſo wie er überhaupt den ganzen Traum nicht ohne Rührung erzählen konnte.

---

*) S. meine Schrift: „Ueber Fatalismus" S. 150.

Kann der Menſch bei lebendigem Leibe ſich an einem entfernten Orte zeigen?

Dieſe Frage iſt unbedingt zu bejahen, da Beiſpiele aus den verſchiedenſten Zuſtänden des phyſiſchen Lebens zu demſelben Reſultate führen.

1.

Von einer Clairvoyante berichtet Wienholt *), er habe, weil ſie ein gewiſſes Heilmittel nicht nennen konnte, das zu ihrer Wiedergeneſung erforderlich war, ſie aufmerkſam gemacht, ſich in Gedanken in die Apotheke zu verſetzen, worauf ſie dann nach einigen Nachſinnen den Platz des Heilmittels gefunden und den Namen deſſelben geleſen haben ſoll, ſo daß, als man in die Apotheke ging, in welcher das Mädchen vorher nie geweſen war, man Alles der Angabe gemäß gefunden haben will.

---

*) Miſcellen S. 279.

2.

Dr. Wetzel *) ließ ſich von einem Actuarius in Leipzig folgende merkwürdige Geſchichte erzählen: „Mein Vater ſchnitt ſich einſt in meiner Kindheit ſo tief in den Daumen, daß er darüber in eine ſtarke Ohnmacht fiel, aus welcher er erſt nach ungefähr einer Stunde durch meine Mutter erweckt werden konnte. Zu dieſer ſagte er bei ſeinem Wiedererwachen: „Mutter, warum haſt Du mich aufgeweckt? Ich ſchlief, und mir war gar zu wohl! Es kam mir vor, als wäre ich bei meinem Bruder in Berlin, welcher mit ſeiner Familie und andern Freunden unter der großen Linde in der Laube Kaffee trank, mich zuerſt gewahr wurde und mir entgegen kam. — Nach einigen Tagen erhielt mein Vater von demſelben Bruder in Berlin einen Brief, worin der Oheim ſchrieb: „Lieber Bruder! ſage mir doch, was mit Dir an dem und dem Tage, zu der und der Stunde vorgefallen ſeyn mag? Wir ſaßen mit mehreren Freunden in der Laube unter der Linde bei'm Kaffee und waren ſehr vergnügt. Plötzlich ſah ich Dich zuerſt in einer kleinen Entfernung auf uns zu kommen und ſagte: „Ei, da kommt mein lieber Bruder! mein Bruder!“ Alle Anweſenden ſahen Dich ebenfalls. Ich ſtand auf, um Dir entgegen zu gehen und Dich zu umarmen; aber Du verſchwandeſt plötzlich vor unſer aller Augen, ehe ich mich Dir ganz nähern und Dich umarmen konnte.“ — Nach des Oheim's Briefe hätte ſich alſo der gedachte Vorfall an demſelben Tage und in derſelben

---

*) Meiner Gattin wirkliche Erſcheinung nach ihrem Tode. S. 215 der 4. Aufl.

Stunde zugetragen, als mein Vater in der Ohnmacht lag und nachher dieſe ſonderbare Erſcheinung, die er unterdeß in der Ohnmacht gehabt hatte, erzählte, wie mich dann beide Eltern, die nichts weniger als abergläubiſch waren, verſicherten. Da nun mein Vater — fuhr der Actuarius fort — noch bei Lebzeiten, während ſeiner Ohnmacht als ſein Körper noch da lag und fortvegetirte, dennoch ſeinem entfernten Bruder in Lebensgröße, in leibhafter Geſtalt und in Kleidern, ſogar am Tage und in Gegenwart einer ganzen Geſellſchaft erſcheinen konnte, wo keine Täuſchung und kein Betrug möglich war, ſo iſt leicht zu glauben, daß auch die Verſtorbenen uns erſcheinen können, weil deren Seele den Körper auf immer verlaſſen hat.

3.

Profeſſor Köſter in Gießen gab im Jahr 1777, doch ohne ſich zu nennen, eine Schrift heraus, in welcher folgender Brief, der aus M. an den Verfaſſer geſchrieben worden, enthalten iſt: „Alles, was ich Ihnen von der Geſchichte des D. und P. J. in H. melden kann, beſteht in einigen Erinnerungen aus meinen Kinderjahren. Ich habe ſeinen Bruder, einen Prediger, wohl gekannt. Er erzählte die Geſchichte einſtmals in meines Vaters Hauſe, wo ich zuhörte. Der D. J. hatte eine Frau, die in eine gefährliche Krankheit fiel. Nichts war derſelben empfindlicher, als daß ſie nun nicht, wie es beſchloſſen war, mit ihrem Gemahl in ſein Vaterland reiſen konnte, woſelbſt des D. J. Vater und Schweſter noch lebten. Sie ſprach ſehr oft von dieſer Reiſe und machte ſich noch immer Hoffnung darauf, obgleich ſie täglich ſchwächer wurde. Endlich fiel ſie in einen ſanften Schlaf, welcher ungefähr zwei

Stunden dauerte. Bei dem Aufwachen ſagte ſie ganz vergnügt zu ihrem Gemahl, daß ſie nun in ſeines Vaters Hauſe geweſen und ſeine Familie geſehen habe. Sie beſchrieb ihm das Haus, die Stube, die Perſon ſeines Vaters und ſetzte zum Wahrzeichen noch hinzu, daß ſeine Schweſter in der Küche geſtanden und einen Fiſch geputzt habe. Sie bat ihn, ſolches nach Hauſe zu ſchreiben, ſo würde er Alles, ihrer Ausſage gemäß, beſtätigt erhalten. Der D. J. ein berühmter Arzt, hielt die ganze Sache für einen Traum ſeiner Gemahlin. Wenige Zeit hierauf ſtarb ſie. Der D. J. berichtete den Todesfall an ſeine Familie und fügte die Erzählung ſeiner verſtorbenen Gemahlin hinzu. Ehe er aber noch ein Antwortſchreiben von ſeinem Vater erhalten konnte, kam ſchon ein Brief, worin derſelbe Nachricht verlangte, ob Jemand von den Seinigen krank wäre? Er berichtete ihm in jenem Schreiben, daß zu einer gewiſſen Stunde des Nachmittags, die er genau angab, ein Frauenzimmer in ſächſiſcher Tracht, die ihm jedoch dem Geſichte nach ganz unbekannt geweſen wäre — denn der Alte hatte ſeine Schwiegertochter nie geſehen — in ſeine Wohnſtube gekommen wäre. Der Kleidung nach habe er ſie für eine vornehme Perſon gehalten und ihr ſogleich einen Stuhl geſetzt, auf den ſie ſich auch niedergelaſſen habe. Sie hätte kein Wort geredet, obgleich er ſie etlichemal befragt, wo ſie herkomme und was ihr Verlangen ſey; ſondern ſie ſey ſogleich wieder aufgeſtanden und zur Thüre hinausgegangen. Er hätte nicht gewußt, was er von ihr denken ſolle, und wäre auf die Vermuthung gerathen, ſie ſey weggelaufen; als er ihr nachzuſehen ſich entſchloß, ſey ſie ſchon wieder fort geweſen. Die Tochter, welche ſie bei dem Eingange in das Zimmer nicht bemerkt hatte, fügte hinzu, daß ſie bei dem Herausgehen, wo ſie, die Tochter, mit dem Rücken inwendig an der Küchenthür geſtanden, über ihre Schulter geſehen habe, worauf ſie erſchrokken und ſich umgekehrt hätte; doch habe ſie weiter nichts, als eine Weibsperſon geſehen, die ſo eben zur Hausthüre hinausgegangen ſey. Der Vater war inzwiſchen aus der Stube gekommen, und als er Niemand mehr fand, ging er zur Hausthüre hinaus und fragte verſchiedene auf der Straße ſtehende Leute, ob ſie keine Weibsperſon aus ſeinem Hauſe hätten gehen ſehen? Man wollte aber von Nichts wiſſen. Indeß war des D. J. Brief an ſeinen Vater auch angekommen. Nun erinnerte ſich die Tochter ganz genau an den Umſtand mit dem Fiſche, und ſo wurden beide Theile völlig von der Wahrheit der Begebenheiten überzeugt." — Dieſer Erzählung fügt Profeſſor Köſter bei: „Ich weiß nicht, was ich aus dieſer Geſchichte machen ſoll, da ich ſie bloß der Mittheilung des Predigers verdanke. Sollte ſie gegründet ſeyn, ſo dürften die ſogenannten Ahnungen Vieles für ſich haben. Ja, man könnte behaupten, daß die Geſpenſter, denn wie ſoll ich dieſe Erſcheinung anders nennen, zuweilen auch die Seelen noch lebender Menſchen ſeyn könnten, obgleich ich die Möglichkeit dieſer Sache nicht zu erklären weiß." Dennoch ließe ſich dieſes Ereigniß ganz einfach durch ein bekanntes Naturgeſetz erklären, welches auch die Erſcheinungen von Doppelgängern begreiflich macht, worüber Kieſer *) Beachtenswerthes ſagt: „Von einer räumlichen Wanderung der Seele kann zwar nicht die Rede ſeyn, indem bei der Seele an ſich, als zeit- und raumloſer Idee des Menſchen, die Annahme von räumlichen und zeitlichen Verhältniſſen irrational iſt, ſondern es iſt die fernwirkende und

---

*) Syſtem des Tellurismus II. S. 66.

fernempfindende Thätigkeit des pſychiſchen Gefühlslebens, die auf den entfernten mit beſonderer Empfänglichkeit begabten Menſchen einwirkt und ſomnambule Anſchauung erzeugt, zuweilen auch die eigene fernfühlende Thätigkeit ſich plaſtiſch objectiv macht.“

In dieſer Erzählung findet man beide Fälle vereinigt. Da aber bekanntlich kurz vor dem Tode die Bande, die Leib und Seele zuſammenhalten, ſchon gelockerter ſind, und in der That die Frau des D. J. bald nachher ſtarb, ſo konnte während des Schlafes, der ähnliche Fähigkeiten der Seele ohnehin begünſtigt, dieſe bei noch lebendem Leibe ſich auf Momente frei machen, und getrieben von der Sehnſucht nach den Perſonen, die ſie zu kennen wünſchte, in ihre Nähe ſich verſetzen, um ſo wahrſcheinlicher, als ſelbſt geſunde Perſonen im Traume ſich oft an einen vorher nie geſehenen oder erſehnten Ort verſetzen und ihn nachher im wachenden Zuſtande genau beſchreiben konnten, wie folgende Beiſpiele zeigen.

4.

Der Obriſt v. P. erzählt in den Blättern aus Prevorſt: Ich kenne eine Dame, deren Träume ſich in ihren kleinſten Umſtänden als richtig bewahrheiten. Selten geſchieht in ihrem Haushalte etwas von Bedeutung, ohne daß ſie nicht zuvor eine Ahnung davon hätte. Einſt erzählte ſie ihrem Gemahl, ſie habe die vorige Nacht ſehr deutlich und umſtändlich geträumt und erinnere ſich ihres Traumes vollkommen.

„Ich reiſ'te mit Dir“ erzählte ſie, „nach einer mir unbekannten Stadt, die ich nun beſchreiben will. (Ihr Ehemann erkannte ſogleich eine von ihm oft beſuchte Hauptſtadt der Schweiz.) Du führteſt mich in ein Haus, wo der unterſte Gang, von oben bis unten, mit Familienportraits behangen war, was mir nicht übel geſiel. Ich dachte auch, wir könnten ſo einen Gang mit den Gemälden, die nun dem Staube und den Mäuſen preisgegeben ſind, ausſtaffiren.“

„Die im zweiten Stocke Wohnenden empfingen uns auf das Freundſchaftlichſte. Wir ſpeiſ'ten dort zu Mittag; hernach machten wir alle einen Spaziergang auf den Wall, von wo wir die prächtigſte Ausſicht über den See genoſſen. Eine alte Frau ſaß auf einer Bank und verſuchte eine Bürde Holz aufzuheben; es ſchien ihr aber ſauer zu werden. Ich wollte Dich bitten, ihr zu helfen, als ein wohlbekleideter Herr in weißſeidenen Strümpfen ihr dieſen Dienſt leiſtete. Da erwachte ich.“

Ihr Gemahl ſchien dieſem Traume keine große Aufmerkſamkeit zu widmen; doch nach einigen Wochen fragte er ſie, ob ſie ihn nach Zürich begleiten wolle. Es war ihr Namenstag, und ſie ging gern auf den Vorſchlag ein; *längſt hatte ſie jene Stadt zu ſehen gewünſcht.*

„Als wir“, erzählte ſpäter der Mann, „durch den Thalacher herumfuhren, war meine Frau ganz erſtaunt.“ „Hier muß ich ſchon geweſen ſeyn,“ ſprach ſie. Und als wir um die Ecke gegen das Zuchthaus zu fuhren, äußerte ſie wieder: „Jetzt kommt ein großes Haus mit ſchwarzen Thoren,“ was auch richtig eintraf.

Bei'm Gaſthofe zum Rappen fand ſie ſich ebenfalls gleich zurecht. Während wir die Treppen hinaufſtiegen, beſchrieb ſie mir das Mobiliar der Gaſtſtube und fand die rechte Thür, ohne Jemand zu befragen. Sobald wir uns umgekleidet hatten, führte ich ſie nach der Engelsburg. Als die Hausthüre aufging und ſie die alten Herren in Perrücken und die Damen in Zockelkappen ſah, wurde ſie leichenblaß, der Traum kam ihr auf einmal wieder in's Gedächtniß.

Die Familie empfing uns auf das Freundlichſte und behielt uns zum Imbiß. Während der Mahlzeit erzählte ich den Traum, der den Damen ſogleich einleuchtete, während der Hausherr ſchelmiſch lächelte und einen Blick auf meine Frau warf. Nach Tiſche nahm er mich auf die Seite. „Sie haben uns, lieber Obriſt, zum Beſten haben wollen, oder, was ebenfalls unter die möglichen Dinge gehört, Ihre Frau Gemahlin hat Sie zum Beſten gehabt. Nie werden Sie mich glauben machen, daß ein an ſich unbedeutender Traum ſich ſo mit allen Nebenumſtänden bewähre. Ihre Frau wäre gern nach Zürich gekommen, iſt vielleicht ſchon früher hier geweſen und kennt Ihren Hang zum Abentheuerlichen. Die Weiber, die wiſſen Alles auf's Klügſte einzufädeln."

„Möglich", ſprach ich, „doch der Traum iſt ja noch nicht in allen ſeinen Theilen in Erfüllung gegangen. Nach dem Kaffee kommen Sie mit uns auf die Promenade; ich ſelbſt bin begierig, ob die ſeidenen Strümpfe ſich einfinden werden, denn die wird doch eine Frau nicht beſtellt haben, da ſie am geſtrigen Morgen noch nicht wußte, daß wir heute abreiſen würden."

Als wir auf dem Walle die herrliche Ausſicht bewunderten und meine Frau ganz ernſthaft verſicherte, dieſelbe ſey ebenſo, wie ſie ſie im Traume geſehen habe, rief ſie auf einmal aus: „Sieh' da das Mütterchen! Ich würde Dich bitten, ihr die ſchwere Bürde aufzuheben, wenn ich nicht ſo zuverſichtlich an meinen Traum glaubte." Da kam Herr L. in ſeidenen, wie Schnee weißen Strümpfen daher getrippelt, ſprach mit der Alten, gab ihr ein Almoſen und half ihr das Holz aufnehmen.

Ich warf einen Blick auf Herrn L. „Sonderbar!“ rief er aus. „Das hätte ich doch nicht geglaubt!“

5.

Wenn die beiden vorhererzählten Fälle die Fähigkeit der Seele beweiſen helfen, ſich an ferne, ſelbſt nicht vorher mit wachendem Auge geſehene Orte zu verſetzen, wenn ſie innigſt dahin ſich ſehnte, ſo zeigen folgende Beiſpiele im weitern Sinne, daß die Seele noch bei'm Leben des Leibes von dieſem ſich zu trennen vermag, um gewiſſe Verrichtungen auszuüben, worauf ihre Gedanken ſich vorzugsweiſe hinneigen, oder Perſonen zu beſuchen, an welche ſie lebhaft denkt.

So erzählt Happach im 2. Hefte ſeiner „Materialien für Erfahrungsſeelenkunde“ S. 163 ff.: Ich hatte eine alte Magd, welche in dem, was ihr anbefohlen wurde, ein Muſter von Pünctlichkeit war. Um drei Uhr Morgens mußte ſie mir den Thee bringen. Es war keine Dorfuhr da, meine Stubenuhr nicht in Stande, und meine Taſchenuhr, welche allein ging, hing unter dem Spiegel. Wenn die Magd erwachte und nicht wußte, was es geſchlagen hatte, kam ſie in meine Stube, holte die Taſchenuhr, wonach ſie ſich aber nicht ſelbſt richten konnte, brachte ſie mir an's Bett und ich mußte ihr ſagen, was es geſchlagen hatte. Wenn es Mondſchein war, kam ſie ohne Licht, weil ſie wußte, daß ich ohne dies die Uhr beſehen und ihr Beſcheid geben könnte. Gewöhnlich, wenn ſie kam, hörte ich ſie ſchon vorher und war munter. Eines Morgens war ich ſchon aufgewacht — ich hörte nichts; plötzlich kam ſie zur Stube herein. Ich dachte, ſie käme auf den Strümpfen, weil ich ſie nicht gehört hatte. Sie ging nach dem Spiegel, holte die Uhr, welches ich Alles ſah, und kam auf mein Bett zu. Sie hatte ihre völlige Geſtalt und zeigte ein ganz analoges Weſen, wie ſie es ſonſt in dieſem Falle hatte. Doch fiel mir etwas auf, wovon ich ſelbſt nicht wußte, was es war und auch nicht weiter darüber dachte. Sie war meinem Bette ſo nahe, daß ich mich aufrichtete, um die Uhr in die Hände zu nehmen. Sie wendete ſich aber weg nach der Thüre zu; blitzſchnell ſchien ſie einen Seitengang nach dem Spiegel zu machen, blieb aber auf ihrem Wege nach der Thüre zu. Deutlich hörte ich, daß ſie die Thüre auf und zu machte. Schnell ſprang ich aus dem Bette, mit dem Gedanken, es wäre ein Fremder in der Stube geweſen. In dem Momente, als ſich die Thüre aufmachte, rief ich ſie beim Namen; ſie antwortete aber nicht. Sogleich war ich aus dem Bette und hinter ihr her. Ich rief, bekam aber keine Antwort. Eine Schweſter lag auch in meiner Stube; ich ging zurück und glaubte, ſie wäre es geweſen. Aber dieſe ſchlief und war nicht zu ermuntern. Ich ging wieder zur Thüre hinaus, und befühlte die Schlöſſer der Hausthüren, ſie waren zu. Ich wunderte mich; es ſchien mir nicht möglich geweſen zu ſeyn, daß die Magd nur zur Hälfte auf die hohe Treppe hinauf könnte geweſen ſeyn, ſo ſchnell war ich hinter ihr her. Sie ſchlief oben in der zweiten Etage und hatte ſonſt einen ſo leiſen Schlaf, daß ſie auf den geringſten Ruf antwortete. Ich ging hinauf, rief ihr mit einer ſtarken, unwillig tönenden Stimme zu, und erſt, nachdem ich dies etlichemal wiederholt hatte, holte ſie ſehr tiefen Athem, war, als wenn ſie ſich ſelbſt nicht hätte zurecht finden können und antwortete. Ich war genug bei mir. Um ihr alſo keine weitere Verlegenheit zu machen — denn ſie war feſt im Geſpenſterglauben — ſagte ich ihr bloß: Macht mir Thee, und ging fort. Ich war mir hiebei alles ſo lebhaft bewußt, dachte und handelte ſo frei, daß ich mir unmöglich ſagen konnte: du haſt dich getäuſcht. Was aber meine Aufmerkſamkeit noch mehr auf ſich zog, war Folgendes: Von nun an gewöhnte ich mich, wenn ich ſie kommen hörte und ſie die Thüre aufmachte, ſie bei'm Namen zu rufen, und ſie antwortete. Gewöhnlich war ſie ſchon in der Küche geweſen, wenn ſie kam. Nach einigen Tagen hörte ich ſie von der Treppe herab und gerade in meine Stube kommen. Sie machte die Thüre auf, ich ſah ſie und rief ihr zu; aber ſie antwortete nicht, ſondern machte wieder zu, und ich hörte ſie nicht weiter. Ich horchte einige Augenblicke, hörte nichts, ſtand auf, und rief ſie, aber ſie antwortete nicht, und ich ließ es dabei bewenden. Nach einigen Tagen ſagte ich ihr des Abends: „Verſchlaft es nicht, daß Ihr mir den Thee zur rechten Zeit bringt. Ich war etwa noch eine Stunde auf, kaum aber hatte ich mich niedergelegt, ſo hörte ich ſie kommen. Sie machte die Thüre auf, kam herein, ich ſah' ſie, rief ſie an — ſie machte die Thüre wieder zu, und ich hörte nichts weiter. Sie diente wohl noch drei Jahre bei mir, und ich habe dieſe Erſcheinung über hundertmal geſehen, ohne klug daraus zu werden. Sobald ſie meine Dienſte verlaſſen hatte, hörte es auf. Merkwürdig war es, daß die Erſcheinung ſich nach gewiſſen Umſtänden beſonders modificirte. Ich veränderte bald meine Schlafſtelle, ſo daß ich eine andere im Winter und eine andere im Sommer hatte. Der Anfang der Erſcheinung war mit dem Winter und dauerte auch gleichförmig im Winter und im Sommer fort. Im letzten Sommer aber, da ich durch einen andern Umſtand veranlaßt ward, des Nachts meine Thüre zu verſchließen, ſchlief ich auf meiner Studirſtube in der oberſten Etage, und die Magd in der unterſten. Wenn ich zu Bette ging, ſchloß ich meine Thüre ab und legte den Schlüſſel außen in den Kamin an einen nur ihr bekannten Ort. Nun hörte ich ſie die Treppe herauf kommen, den Kamin öffnen, den Schlüſſel in das Schloß ſtecken, aufſchließen und aufklinken, die Thüre auf- und zumachen. Ich ſchlief in der Kammer und konnte ſie alſo nicht durch die Thüre in die Stube eintreten ſehen; ſie kam aber bis an die Kammerthüre, welche gewöhnlich offen war, daß ich ſie nun ſah. Hatte ich die Kammerthüre zugemacht, welches ſelten geſchah, ſo machte ſie auch dieſe auf. Oft hörte ich den Schlüſſel herausziehen und in den Kamin legen, manchmal auch nur den Kamin zumachen. Ich ward des Dinges nach und nach ſo gewohnt, daß ſich die Neugier völlig dabei vergaß und mir nur der Sinn blieb, darüber zu forſchen. Ich bemerkte, wenn ſie bis an die Kammerthüre kam, daß wir die Frage: Was wollt Ihr? oder ihr Name oft unwillkürlich entfuhr, ob ich mir's gleich bewußt war, nicht die geringſte Furcht zu verſpüren. Auch wenn ich ſie die Treppe herauf kommen und den Kamin öffnen hörte, und mir vornahm, du willſt ſie ganz nahe zu dir herankommen laſſen, entfuhr mir die gleiche Frage; und nur manchmal, wenn ich mich ganz in meiner Gewalt hatte und ſie nicht fragte, trat ſie zur Kammerthüre herein. Sobald ich mich aber aufrichtete, um ſie recht anzuſehen, wich ſie zurück. Ich war geneigt, Alles für einen ſogenannten ſehr lebhaften Traum zu halten, obſchon meine eigene, ſo unleugbare ſinnliche Erfahrung, etwas Mehreres mir zu ſagen ſchien; z. B., in der erſten Zeit, wenn ich aufſtand und der Erſcheinung nachging, verſchloß ich einmal, da ich wieder zurückkehrte, meine Stubenthüre und nahm den Schlüſſel mit mir in die Stube, um mich ſelbſt des Morgens zu überzeugen, daß ich nicht geträumt hätte; und die Thüre war des Morgens auch noch ordentlich verſchloſſen, und der Schlüſſel lag in der Stube, wo ich ihn des Nachts hingelegt hatte. Der Umſtand blieb mir auch merkwürdig, daß ich es immer mit Beſonnenheit unterſchied. Die Erſcheinung war nicht wie ein gewöhnlicher feſter Körper, hatte aber den Schein, wie einem ein gewöhnlicher menſchlicher Körper in ſeiner Kleidung des Nachts vorkömmt, ſo daß von dieſer Seite kein Zweifel blieb, es ſey eine wahre menſchliche Geſtalt. Uebrigens war ich ſonderlich in der letzten Zeit, während dieſer Erfahrung, ſo geſund, daß ich weder vor noch nachher geſunder geweſen bin. Weil ich aber ſelbſt nicht wußte, was ich von der Sache denken ſollte, auch nicht für abergläubiſch gehalten ſeyn wollte, ſo ſagte ich keinem Menſchen etwas davon, als meinem Bruder; ich bat ihn, ſich zu mir in's Bette zu legen, ich ſagte ihm: wenn ich der Magd befehlen würde: ſie ſolle uns morgen ſehr früh wecken und es ja nicht verſchlafen — denn wenn ich ſolche Beſtellung auf dieſe Art machte, kam ſie jedesmal etwa eine Stunde nachher als ſie ſich niedergelegt hatte, manchmal auch zweimal — ſo würde ſie pünctlich erſcheinen. Aber er hatte keine Luſt, die Sache durch eigene Erfahrung zu prüfen. Weil ich mich nachher überzeugt zu haben glaubte, daß ich die Erſcheinung in einem Zuſtande zwiſchen Schlaf und Wachen gehabt, ſo würde er, wenn er auch bei mir geſchlafen hätte, doch nicht ebenfalls dieſe Erfahrung haben machen können, es ſey denn, daß er mit mir zu gleicher Zeit in einem gleichen Zuſtande geweſen wäre. Auch gehört zu ſolcher Erfahrung eine beſondere körperliche Diſpoſition. Ich ließ daher die Sache dahingeſtellt ſeyn. Als die Magd weggezogen war, hörten die Erſcheinungen auf. Indeß war ich doch noch zu erfahren begierig, ob ſolche Erſcheinungen in mir allein ohne von außen gegebene Veranlaſſung ihren Grund gehabt hätten. Ich bekam eine andere, auch betagte Magd und ſetzte ſie in gleiche Umſtände, worin jene geweſen war. Sie mußte früh auf ſeyn. Ich ſagte ihr manchmal, daß ſie die Zeit ja nicht verſchlafen möchte. Ich ſagte ihr dies manchmal an einem Abende zwei- und dreimal, daß ſie zuweilen wohl unwillig antwortete und ſagte: ich werde es ja nicht verſchlafen. Ich legte mich mit dem Gedanken nieder, und war nicht nur aufmerkſam, ſondern gleichſam geſpannt darauf, ob ſie nicht auch ein ſolches Nachtſpiel geben würde. Aber niemals merkte ich dergleichen."

6—7.

Die vorhererwähnten Fälle, welche die Möglichkeit von geiſterhaften Erſcheinungen ſolcher Perſonen beſtätigen helfen ſollen, die, noch der materiellen Welt angehörend, dennoch ihren Körper auf Augenblicke zu verlaſſen und an andere Orte ſich hinzubegeben im Stande ſind, würde man leicht dadurch erklären, daß die betreffenden Individuen, während jener Momente des Freiwerdens ihrer Seele, im Zuſtande des Schlafes, der Ohnmacht, des Somnambulismus ꝛc. geweſen; welche Erklärungsverſuche möchten jedoch in den nachfolgenden Fällen genügen, in denen gezeigt wird, daß auch die von Sehnſucht nach einer Perſon oder Sache bewegte Seele, ſich von ſelbſt vom wachenden Leibe auf einige Momente zu trennen vermöge? Hierher gehören zwei von Theodor Pommer im erſten Hefte von Stahmann's „Ahnungen ꝛc." niedergelegten Erfahrungen aus ſeinem und ſeines Freundes Beobachtungskreiſe. Laſſen wir ihn ſelbſt reden.

„Vor ungefähr einem Jahrzehend (1823) verlebte ich an der Seite meiner innigſt geliebten Gattin ein ſehr glückliches Jahr. Einige Monate waren uns ſo im heiterſten Stillleben verfloſſen, als mich ein Geſchäft auf kurze Zeit nach G. rief und alſo zum Erſtenmale eine, wenn auch kurze Trennung von Herminen mir gebot. Am dritten Tage hatte ich mit ungewöhnlicher Anſtrengung gearbeitet, in der Hoffnung, morgen die Geliebte überraſchen zu können; aber gegen Abend erhoben ſich neue Verwickelungen, die zu längerer Geduld verwieſen. Sowohl körperlich, als auch geiſtig abgeſpannt und verſtimmt durch getäuſchte Hoffnung, entzog ich mich dem geſelligen Abendverkehr und blieb auf meinem Zimmer, um mich ungeſtört in Erinnerungen und ſehnſüchtige Wünſche zu verſenken. Es war mir, als müſſe ich die Schranken des Raumes durchbrechen und augenblicklich bei dem Gegenſtande meiner Sehnſucht ſeyn. Ich gewann die Ueberzeugung, *es bedürfe nur meines entſchieden ernſten Willens für die Hinverſetzung meiner geiſtigen Perſönlichkeit zu ihr.* Ich fühlte mich nun gleichſam aus mir ſelbſt hervorgehoben, und ohne mir über das Wie und Wenn Rechenſchaft geben zu können, ſah ich mich wirklich zu der Erſehnten hinverſetzt. Sie ſaß mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt an ihrem Nähetiſche, und ich — wie ich's nach vollbrachtem Tagewerke wohl zu thun pflegte — buckte auf einem Fußbrette nieder, an ſie gelehnt, zu ihr aufblickend. Nach eiligem Bemühen, ihre Arbeit vor mir zu verbergen, die ich zwar flüchtig, doch deutlich als eine Börſe erkannte, ſah ſie ſelig lächelnd zu mir nieder. Ueber die Dauer dieſes geiſtigen Beiſammenſeyns kann ich keine Rechenſchaft geben; aber die Wachskerzen waren ziemlich herabgebrannt, als ich mich endlich wieder auf meinem einſamen Gaſtzimmer orientirte. Kaum war ich am folgenden Mittag mit meinen Mitarbeitern bei unſerem Geſchäfte, als ich abgerufen wurde und ein Bote mir draußen einen Brief Herminens einhändigte. Sie bat um Verzeihung, wenn ſie, von einer unbezwinglichen Unruhe getrieben, zur unpaſſenden Zeit mich ſtöre. Sie habe nämlich vorigen Abend, in Gedanken bei mir, an ihrem Tiſche gearbeitet, da ſey ich plötzlich, ohne daß ſie wiſſe wie, an ihrer Seite geweſen. Mit einer ihr jetzt unerklärlichen Ruhe habe ſie mir in's Auge geblickt, mit einer nie vorher empfundenen Seligkeit ſich meines liebenden Anblicks erfreut, bis nach längerer Zeit mein Vater aus ſeinem Nebenzimmer getreten; da ſey ich eben ſo unerklärlich fort geweſen, als vorhin gekommen. Jetzt ſey es ihr unbegreiflich, wie ſie darauf den ganzen Abend in Ruhe und Behaglichkeit habe zubringen können; erſt als ſie in der Nacht aus einem ängſtlichen Traume erwachte, da ſey ſie von dem Gedanken ergriffen worden, ich habe doch unmöglich bei ihr ſeyn können; mir ſey gewiß irgend ein großes Unglück zugeſtoßen. Dieſe Beſorgniß habe peinlich zugenommen, bis ſie ſich entſchloß, mir eiligſt einen Boten zu ſenden, welcher ihr von meinem Befinden Kunde brächte. Ich erfüllte ihren Wunſch, und nach meiner in kurzer Zeit erfolgten Rückkunft blieb uns kein Zweifel über dieſen Vorfall. Gerade in jener Stunde, als ich dem Geiſte nach bei ihr war, hatte ſie meine Anweſenheit empfunden, und daß nicht von beiden Seiten eine bloße, auffallend gleichzeitige, Täuſchung des aufgeregten Gemüthes ſtattgefunden habe, bewies der Umſtand: ich konnte Herminen die Börſe mit den Roſen und Vergißmeinnicht um unſern verſchlungenen Namenszug beſchreiben, die ſie mir doch, als für meinen nahen Geburtstag beſtimmt, ni gezeigt hatte, und ſie geſtand, ſo froh überraſcht ſie auch mein Sitzen an ihrer Seite wahrgenommen, ſo habe ſie doch unwillkürlich die heimlich gearbeitete Börſe ſchnell vor mir zu verbergen geſucht.

Der Doctor Herrmann, einer meiner vertrauteſten Jugendfreunde, vor 3 Jahren in W. anſäſſig, wurde von mir auf meiner Rückreiſe von Göttingen beſucht. Ich fand ihn als Verlobten. Der Gegenſtand ſeiner Wahl hatte ſchon vor ſeinen Univerſitätsjahren Eindruck auf ihn gemacht. Nach einigen Tagen vergnügten Zuſammenlebens verließen wir zu gleicher Zeit W., ich, um in die Heimath zu wandern, er, um eine Anſtellung in R. anzutreten. Kurz vor ſeiner Verſetzung nach W. wurde er in R. mit einem höchſt anziehenden Mädchen aus der Umgend bekannt, welche auf längere Zeit zum Beſuche in einem ihm befreundeten Hauſe lebte. Er ſah dort Chriſtinen täglich, und Beide kamen bald in nähere Beziehung. Mit zerriſſenem Gemüthe kam er nach W. zurück, indem er ſich heimlich anklagte, vor Louiſen, die mit der ganzen Freude herzlicher Liebe ihn empfing, gegen ſeine Braut äußerlich die Treue zur Schau zu tragen, die er ihr doch in ſeinem Herzen gebrochen hatte. Seine Lage war äußerlich bald ſo günſtig geworden, daß er, ohne Auffallen zu erregen, die gleichſam von ſelbſt und von allen Seiten her mit froher Eile betriebenen Hochzeitanſtalten nicht verzögern konnte. Wie betäubt wurde er fortgeriſſen; aber das entſcheidende Ja gab ihm die entſchiedene Richtung ſeines Characters wieder. Er liebte ſeine Braut, wenn auch nicht mit der Gluth völliger Jugendliebe, doch ſo zart und hingebend, daß ſie an ſeiner Seite ſich wahrhaft glücklich fühlte. Aber der Tod raubte ſie bald aus dem Kreiſe ihres Gatten und zweier lieblichen Kinder. Herrmann's Schmerz war aufrichtig. Die Erinnerung an die

Hingeſchiedene war ſo lebhaft, daß ſie Chriſtinens Bild aus ſeinem Herzen zu entfernen ſchien. — Etwa zwei Jahre hatten ihre Macht geübt, ſeine Trauer zu ſchwächen, da kam einer unſerer gemeinſchaftlichen Jugendfreunde aus R. gleichzeitig mit mir zum Beſuche nach W.; er war in dem Hauſe des Amtmannes heimiſch geweſen, hatte dort Chriſtinen kennen gelernt und ſprach mit einer ihm ſonſt nicht eigenthümlichen Begeiſterung von ihr. Ich ſah Herrmann's Wangen mit höherm Roth ſich färben und mit ſichtlich froher Theilnahme horchen. Genug, ſeine Erinnerung war geweckt, und nach wenigen Tagen erfuhr ich, daß er mit ungewöhnlicher Eile Anſtalten zu einer Reiſe auf längere Zeit treffe. Er hatte ſeine Geſchäfte geordnet, ſeine Kinder bei einer nahen Verwandten untergebracht. Das Packen des Reiſekoffers iſt beendet; nun wirft er im Dämmerlichte ſich auf's Sopha und überdenkt im Geiſte Vergangenheit und Zukunft. Mit der ganzen, jetzt von inniger Sehnſucht beflügelten Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes malt er ſich die Reiſe und das Wiederſehen aus. Er ſieht ſich in R. ankommen, er hört die wohlbekannte Hausklingel — der alte Franz leuchtet ihm die Wendeltreppe zum Geſellſchaftszimmer hinauf — er öffnet leiſe bebend die Thüre — Chriſtine ſitzt in einer Fenſtervertiefung, faſt mit dem Rücken gegen ihn gewendet, ſo daß ſie ihn nicht bemerkt — er hebt unwillkürlich die Arme und will zu ihr eilen — da geht vor ihm eine Thüre auf — ein aus früherer Zeit ihm bekannter Officier tritt herein — mit dem Ausrufe des Entzückens fliegt Chriſtine ihm entgegen, und mein armer Freund ſtürzt leblos zuſammen! . . . So fand ich ihn auf ſeinem Sopha; nur nach langer Anſtrengung konnte ich ſeine Lebensgeiſter wecken. Ermattet und reſignirt, erzählte er mir das Vorgefallene. Da half kein Einreden, kein

Deuten und Tröſten; er war feſt überzeugt, das Erzählte ſey eben jetzt in R. wirklich geſchehen. Ich verſprach bei ſeiner beharrlichen Weigerung zur Reiſe, mich und ihn an Ort und Stelle vom Gegentheil zu überzeugen, und obgleich er dazu nur kopfſchüttelte und ohne irgend eine Hoffnung von ſeiner Seite mich gewähren ließ, ſo war ich doch nach einigen Tagen in R. und erfuhr bald, daß Chriſtine wirklich Braut jenes Officiers ſey! — Ihre Bekanntſchaft zu machen, war mir leicht, und obgleich ich für unzart hielt, irgend eine Erinnerung an Herrmann in ihr wecken zu wollen, ſo kam ſie mir doch bald unter holdem Erröthen mit der Frage entgegen: ob ich ihn kenne? und äußerte dann eine ſo ängſtliche Theilnahme, daß ich dadurch noch eifriger wurde, mit großer Behutſamkeit alle Umſtände jenes verhängnißvollen Abends zu erforſchen. Sie hatte damals wirklich in dem bezeichneten Zimmer geſeſſen, und ihr Verlobter war unerwartet durch eine Seitenthüre eingetreten. Fröhlich hüpft ihm die Ueberraſchte entgegen, als plötzlich ein unbeſchreiblich wehmüthiger Schmerzlaut durch das ganze Gemach erklingt, ſo daß Beide erſchrocken umherſehen und Chriſtine, tief erſchüttert, in Thränen ausbricht. Seit langer Zeit hatte ſie nicht an Herrmann gedacht, aber gleich, ſo wie der Ton erklingt, flüſterte ein inneres Etwas ihr zu: das iſt Herrmann's Stimme! Und ihre Ueberzeugung, er ſey es geweſen, war ſo ſtark, daß ſie ſich nicht ausreden ließ, ihn müſſe damals irgend ein Unglück betroffen haben, bis ich ihr endlich zugeſtand, er ſey an jenem Abende ernſtlich krank geweſen — natürlich, ohne ihr die Urſache zu enthüllen, die ſie jedoch zu ahnen ſchien; denn lange ſoll ein leiſer Schmerz in ihrem ſonſt ſo heitern Auge unverkennbar geweſen ſeyn. Herrmann aber blieb ſeitdem ernſt und ſchwermüthig. Seinen Kindern eine Mutter wiederzugeben, dazu war er nicht zu bewegen. „Ich habe zweimal geliebt", pflegte er mir zu entgegnen, „jetzt liebe ich nur noch in der Erinnerung, und ohne Liebe würde ich meine Gattin um das höchſte Glück des Lebens betrügen."

8.

Die Mutter des Johannes B—r, Stiefvaters des Profeſſors R—n in St—g war in Sorge über dieſen ihren Sohn, während er ſich in Paris aufhielt. Voll Sehnſucht, über ſeine Lage Gewißheit zu erfahren, beſchäftigte ſie ſich mit ſeinem Bilde ohne Unterlaß. Einſt legte ſich B—r in Paris zu Bette, da erſchien ihm, als ſein Licht noch brannte, die Geſtalt ſeiner Mutter in einem Kleide, das er noch nie an ihr geſehen hatte. Der Sohn eilte bald nach Hauſe und erſchrak nicht wenig, als er ſeine Mutter in demſelben Kleide zum Erſtenmale bei ſeiner Ankunft ſah *).

9.

Der Förſter H—t zu E—z erzählte einſt dem Herausgeber dieſer Blätter, daß ſein Oheim von mütterlicher Seite, der verſtorbene Paſtor F—e in D—ſch einſt gegen Mitternacht zu einem Sterbenden gerufen worden ſey, um ihm das Abendmahl zu reichen. Als er zu dieſem Zwecke ſelbſt in die Kirche geht und mit der Hoſtie vom Altare ſich wieder entfernen will, bemerkt er den Kranken, den er eben beſuchen wollte, auf dem von ihm ſonſt eingenommenen Kirchenſtuhle. Bei'm Eintritt in das Kran-

---

*) Blätter aus Prevorſt, vierte Sammlung, S. 120.

kenzimmer redet der Patient den Geiſtlichen mit den Worten an: Nicht wahr, Herr Paſtor, wir haben vor einer Weile uns irgendwo ſchon geſehen?

10.

Ein Gutsbeſitzer, welcher ein ſehr leidenſchaftlicher Pferdeliebhaber war, ließ einſtmals ſeine Kutſche anſpannen, um bei dem Pfarrer des benachbarten Dorfes das Abendmahl zu nehmen. Da er bei demſelben den Tag zuzubringen beſchloß, ſchickte er Wagen und Pferde wieder nach Hauſe. Als der Kutſcher die Roſſe in den Stall führte, erblickte er ganz deutlich ſeinen Herrn in Schlafrock und Pantoffeln, mit einer weißen Mütze bedeckt (des Mannes Morgenanzug) langſam im Stall auf und abgehen, das Geſicht nach dem Vieh hingerichtet. Erſchrocken, weil er glaubte, daß dieſe Erſcheinung den nahen Tod ſeines Herrn verkündige, theilte er Abends demſelben die gehabte Viſion mit, um ihn an ſein mögliches Ende denken zu laſſen. Mehr noch war der Gutsbeſitzer durch dieſe Nachricht von der Nähe ſeines Todes beunruhigt; er läßt daher am nächſten Morgen wieder anſpannen, um dem Pfarrer ſeine Beſorgniß mitzutheilen. Dieſer fragte den Kutſcher, um welche Stunde er die Viſion gehabt habe. Dieſe war genau dieſelbe, in welcher der Geiſtliche ſeinem Communicanten das Abendmahl gereicht hatte. Er fragte daher jetzt auch den Gutsbeſitzer, woran er in jenem Moment gedacht habe? er möchte ihm es nicht verhehlen, was es auch ſey. Der Gefragte verſetzte kurz: „An mein Stallvieh, wenn ich die Wahrheit frei bekennen ſoll." — „Nun, da haben Sie den Grund der Erſcheinung"! ſagte der Geiſtliche*).

---

*) Kieſer, aus deſſen Archiv f. Magnet. VIII, 3 S. 121 dieſe Geſchichte entlehnt iſt, erklärte ſie für Fernwirkung

11.

Der Landrichter F. in Fr. ſchickte ſeinen Schreiber in einen benachbarten Ort. Bald aber kehrte dieſer in das Zimmer ſeines Herrn zurück und griff nach einem Buche. Der Herr fuhr ihn an: was er ſchon wieder hier thue? da verſchwand die Geſtalt, und das Buch fiel, wie es aufgeſchlagen war, auf den Boden. Abends ergab ſich, daß der Schreiber unterwegs mit einem Bekannten einen Streit über eine Waldpflanze gehabt und ſehnlich gewünſcht habe, wenn er nur ſeinen Linné da hätte, um ſeinen Gegner zu überzeugen. Es fand ſich, daß das Buch wirklich Linné, und die aufgeſchlagene Seite diejenige war, auf welcher die Beſchreibung der fraglichen Pflanze ſtand *).

12.

Einen Mann, Namens Meinike, ſah ich einmal im Jahre 1810, als er eben an einer heftigen Diarrhöe litt und der Oberbürgermeiſter zu ihm kam. Bei heftigem Stuhlandrange erlaubte es indeß die Sitte nicht, ſich zu entfernen, ſo lange der Oberbürgermeiſter zugegen war, und ſtets waren ſeine Gedanken nach dem Appartement gerichtet. Endlich entfernt ſich der Gaſt, und Meinike vermag jetzt dem dringenden Bedürfniſſe zu genügen. Er geht hinaus, öffnet die Thüre des Appartements,

---

eines durch die religiöſe Handlung aufgeregten Gefühlslebens auf den mit ihm in Rappert ſtehenden und für dieſe Fernwirkung empfänglichen und ſie im Phantaſiebilde darſtellenden Menſchen.

*) Bl. aus Prev. 4. Samml. S. 122.

und — ſieht ſich ſelbſt ſchon ſitzen. Ein Schreckensruf des Schauenden und die Geſtalt iſt verſchwunden.

Derſelbe war mit einer einſpännigen Fuhre ſpät in der Nacht in die Altmark gereiſ't. Eines Abends zehn Uhr hatte die noch unverheirathete Tochter desſelben alle Zimmerthüren, wodurch man in's Schlafgemach gelangen konnte, verſchloſſen und ſich in ihr, neben dem der Mutter ſtehendes Bett gelegt. In dieſem Augenblicke hört ſie die Zimmerthüren aufgehen, und ſieht ihren Vater in das Schlafgemach treten, das Geſicht voller Blut. Zugleich hört ſie deſſen Stimme: „Ach Gott, ich armer, verlaſſener Mann!“ worauf die Geſtalt verſchwindet und bei'm Nachſehen ſich dennoch alle Thüren wohl verſchloſſen zeigen. Als nach drei Tagen der Vater nicht zurückkam, ward die Familie wegen der Erzählung der Tochter beſorgt. Endlich gelangte nach 8 Tagen der Vater an; er läugnete zwar das gehabte Unglück und zürnte auf einen Freund, daß er ſeinen Unfall nach Hauſe berichtet habe. Da man aber den Empfang irgend einer brieflichen oder mündlichen Nachricht verneinte, ſo ward er auf die Erzählung von der Viſion der Tochter aufmerkſam und bekannte die Wahrheit der Sache. Er war in der Dunkelheit vom Elbwalle mit Pferd und Wagen in eine ſchlammige, ausgewaſchene Grube geſtürzt, wo ihn der auf ihn fallende Geldkaſten am Kopfe beſchädigt und einige Zeit der Beſinnung beraubt hatte. Durch den Bruch der Scheere am Wagen war indeß das Pferd frei geworden und nach dem Wirthshauſe gelaufen, wo man Herrn Meinike zu ſuchen begann und endlich auch fand. Beſinnungslos ward er noch in's Dorf getragen, von einem Wundarzte verbunden und zur Ader gelaſſen, worauf die Beſinnung wiederkehrte und er mit dem Gedanken an ſeine Tochter die Worte ausrief: „Ich armer, verlaſſener Mann.“

Ein anderes Mal hatte er befohlen, daß aus einer großen Deſtillirblaſe in ſeiner Brennerei das Waſſer nicht herausgenommen werde. Eines Abends hatte er nach vorgenommener Viſitation der Brennerei ſich zur Ruhe begeben und war mit dem Gedanken an ſein Brenngeſchäft eingeſchlafen. Seine Tochter war damals 18 Jahre alt und wollte, da ſie den Vater im Bette wußte, etwas warmes Waſſer aus der Blaſe holen. Welcher Schreck aber ergriff ſie, als ſie und ihre Magd bei'm Eintreten ihren Vater in ſeiner Hauskleidung oben auf der Blaſe ſitzen ſahen. Am andern Morgen ſagte dieſer ſeiner Tochter, geſtern habe ſie warmes Waſſer holen wollen, indem er ſo ſehr lebhaft davon geträumt habe *).

13.

Gerichtshofdirector Pfizer in Ulm verbürgt folgende Thatſache: Ein würtembergiſcher Oberamtmann hatte einen Sohn in Göttingen, der dort eine Diſſertation ſchreiben wollte. Dieſer wendete ſich brieflich an den Vater um eine gewiſſe juriſtiſche Monographie, die der Vater beſaß. Letzterer ſuchte in ſeiner Bibliothek und fand ſie nicht, was er dem Sohne mittheilte. Einige Zeit nachher arbeitete der Vater in ſeiner Bibliothek und erhob ſich, ein Buch aus dem Repoſitorium zu holen. Im Umwenden ſah er zu ſeinem Erſtaunen den Sohn an einem andern Fache, im Begriffe, ein in beträchtlicher Höhe befindliches Buch herabzulangen. „Woher mein Sohn?“ rief der überraſchte Vater! Aber in demſelben Augenblicke verſchwand die Geſtalt. Sofort griff der Vater nach dem Buche, das der Sohn hatte erfaſſen

---

*) Bl. aus Prev. 8. Samml. S. 116.

wollen, und ſiehe, es war das längſt vergebens geſuchte. Sogleich ſandte er es ſeinem Sohne, und im Wechſel mit dieſer Sendung erhielt er ein Schreiben von ihm, worin die Stelle bezeichnet war, wo das Buch ſtehen müſſe. Es war dieſelbe*).

14.

Görbing Frank, ein aus Thüringen gebürtiger Schauſpieler erzählte: er habe einſt auf der Reiſe zu den Seinigen es bedauert, das Kirchweihfeſt nicht mit ihnen halten zu können, indem er erſt nach demſelben bei ihnen habe ankommen können. Der Gedanke an die größten Freuden ſeiner Kindheit riß ihn ſo mächtig hin, daß er ſich ganz denſelben überließ, wie ein Träumender des Weges daher ſchlenderte und mit voller Seele bei den Seinigen war. Als er nun einige Tage nachher wirklich bei ihnen ankam, erfuhr er, daß ſie alle ſein, gerade zur Zeit jener ſo lebhaften Sehnſucht über den Hof daher ſchreitendes Bild für das wirkliche gehalten, welches ſie dennoch gleich darauf überall vergebens geſucht hätten**).

15.

Eine Madame H. in Potsdam lag einſt Morgens noch zu Bette, als ihre verſchollen geglaubte leichtſinnige Schweſter mit einem ſiebenjährigen Kinde in's Zimmer trat und ſich ihr bittend näherte. Dieſe halb im Traume ihr vorgeſpiegelte Viſion erfüllte ſich bald darauf, indem an einem der nächſten

---

*) Bl. aus Prevorſt 9. Samml. S. 176.
**) Kiesers Arch. VIII. 3. S. 122.

Tage Mittags die Schweſter wirklich mit einem ſiebenjährigen Kinde gerade ſo eintrat, wie ſie geſehen hatte*).

16.

Dr. Meier erzählt in Kieſer's Archiv f. Magn. (VI., 1. S. 35): Ein ſehr würdiger aufgeklärter Geiſtlicher, der längſt verſtorbene Kirchenrath .... in ..... hatte eine Schweſter in einem fernen Lande, ſeit zehn Jahren aber von ihr keine Nachricht. Einſt als er des Morgens wachend im Bette lag, öffnen ſich die Bettvorhänge, und vor ihm ſteht die Schweſter, die Arme nach ihm ausbreitend, mit den Worten: „Gott grüße Dich, lieber Bruder!" und verſchwindet. — Er erzählt ſogleich das Ereigniß ſeiner Frau und beſchreibt die Erſcheinung genau bis auf die Kleidung. Sie bleibt der Gegenſtand des Geſpräches bei'm Frühſtücke. Da hört man Pferde auf dem Hofe, die Thüre geht auf, und mit den Worten: „Gott grüße Dich, lieber Bruder!" fliegt die Schweſter ihm in die Arme; genau in derſelben Kleidung, wie er ſie vor wenigen Stunden als Erſcheinung ſah. — Es ergab ſich nun, daß die Schweſter gänzlich unbewußt, auf der Reiſe zu ihm begriffen, eine halbe Meile nur noch von ihm entfernt, von einem heftigen Gewitter überfallen, gerade in der Stunde der erwähnten Erſcheinung, getrieben von der heißeſten Sehnſucht nach dem geliebten Bruder, in einem Dorfe aufgehalten wurde.

Bei dieſer Gelegenheit ergeht ſich der Verfaſſer in folgenden Betrachtungen: Wollte man, um dieſe

---

*) Bl. aus der Prev. 8. Samml. S. 90.

Erſcheinungen begreiflich zu machen, auf einen Blick in den Spiegel verweiſen, und das getreue Bild, das unſer körperliches Auge von nahen und fernen materiellen Dingen erhält, ohne ſie ſelbſt zu ſehen; auf das ſtattfindende Auseinander von dem wirklichen Gegenſtande und dem Bilde deſſelben, welches, wie der Blick des im Spiegel abgebildeten Auges zeigt, dieſelbe treffende, durchdringende, erſchütternde Wirkung äußert, wie der Blick des wirklichen Auges, ſo würde zwar gezeigt, daß es in der Sinnenwelt für unſer leibliches Auge Wirkliches, Sichtbares und doch nicht Materielles giebt; das Begründende dieſer Erſcheinung aber und die Art, wie ſie zu Stande kömmt, wird immerdar in höhern, als den Geſetzen der gewöhnlichen Phyſik zu ſuchen ſeyn.

In dem letzten Falle war es heiße Sehnſucht, auf's Höchſte geſtiegen durch das unerwartete Hinderniß ſo nah' am erwünſchten Ziele, was dem Geiſte die Schranken des Körpers öffnete und ihn fortriß, dem Körper voraneilend, an das Ziel ſeiner Wünſche.

17—19.

Dieſe Kraft der Seele, auch bei wachendem Leibe von ihren phyſiſchen Banden ſich frei zu machen, entfernten Perſonen ſichtbar zu werden, wie ſchon in den vorher angeführten Fällen*) gezeigt worden, beſtätigen auch folgende Thatſachen, welche Stahmann (Ahnungen, 1. Heft S. 88 und 4. Hft. S. 40) verbürgt.

Der Kaufmann H. zu N. ſtand in Geſchäftsverbindung mit einem Handelsfreunde zu C. und hatte mit Letzterem verabredet, daß derſelbe an einem beſtimmten Tage ſich Mittags bei ihm einfinden ſolle. H. ſtand am Fenſter, den Freund ſehnlich erwartend; aber vergeblich ſieht er ſeiner Ankunft entgegen. „Endlich“, ruft er ſeiner Frau zu, „läßt er ſich ſehen.“ Und wirklich erblickt ihn H. die Straße heraufkommen in ſeiner gewöhnlichen Reiſekleidung. Der Gaſt kommt auf H's Wohnung zu. Doch kaum hat Letzterer wo anders hingeſehen, ſo iſt der Freund verſchwunden. H. hat noch keinen Zweifel, daß er richtig ſah, und denkt, er iſt etwa irgendwo hingegangen, obwohl er aus dem Fenſter jedes Haus beobachten kann. So vergehen Stunden, und der Erwartete läßt ſich nicht ſehen. Endlich Nachmittags langt der Erſehnte an, und verſichert, er habe wegen Unpäßlichkeit erſt einige Stunden ſpäter von C. weggehen können; aber ſeine Seele ſey von dem Gedanken unaufhörlich gequält worden, daß er nun zur beſtimmten Zeit nicht mehr ankommen könne.

---

*) Vergl. 12—14.

H's Tante wollte verreiſen, und mit ihr eine nahe Verwandte aus einem benachbarten Dörfchen. Die Anverwandte hatte verſprochen, den Wagen und Pferde zu der beabſichtigten Reiſe mitzubringen. Vor Tagesanbruch ſollte die Reiſe vor ſich gehen, um baldigſt an dem Orte der Beſtimmung anzulangen. Eben iſt es Morgens um 4 Uhr, wo die Verwandte ankommen wollte. Die Tante ſchlief oben im zweiten Stocke, war aber noch nicht angekleidet, wenn auch im völligen wachen Zuſtande die Couſine erwartend. Da erhebt ſich draußen Pferdegetrappel und Wagenrollen; es kommt immer näher und hält endlich vor dem Hauſe ſtill. Sie hört die Thüren aufgehen, hört deutlich die Fußtritte der Couſine die Treppe heraufkommen, über den Saal rauſchen, das Zimmer öffnen und eintreten; vernimmt das Geräuſch der Tamiſſaloppe (nach damaliger Mode), und ſieht die Erwartete in's Gemach treten in völliger Reiſekleidung. Doch die Geſtalt iſt ſtumm, ſie grüßt nicht. Die Tante redet ſie an, es erfolgt keine Antwort. Sie erlaubt ſich endlich einige Scherze darüber, daß die Angekommene nicht ſpricht; aber es erfolgt keine Antwort und ehe ſie ſich's verſieht, iſt die Figur verſchwunden. Vom Wagen iſt indeß keine Spur vor dem Hauſe, und als es Tag geworden, erhält die Tante Nachricht, daß die Couſine durch Abhaltungen an der Reiſe verhindert worden ſey. — Muthmaaßlich hatte dieſe lebhaft an die Tante gedacht und gewünſcht, daß ſie ihr die Urſache des Nichtworthaltens mittheilen könnte. Ihre Gedanken waren unabläſſig mit der entfernten Tante beſchäftigt, und ſo ließe ſich jenes Phänomen, wie ſo viele andere, aus ähnlicher Urſache erfolgte, erklären.

Der Wagner K. zu N. machte einſt eine Reiſe über die Elbe, um Nutzholz für ſeine Werkſtätte einzukaufen und herüber zu ſchaffen. Nach ſeiner Beſtimmung konnte er erſt am dritten Tage nach ſeiner Abreiſe wieder zurückkehren. Am andern Tage gegen Mittag ſaß die Hausfrau nebſt den Kindern und der Magd am Tiſche und verzehrten ihr Mittagsbrod. Plötzlich geht K. unter dem Fenſter durch in ſeinem Reiſeanzuge nach der Hausthüre zu. Die Magd rief: „Da kommt der Meiſter!“ die Kinder: „der Vater, der Vater!“ Auch die Frau ſieht ihn vorbeigehen. Man eilt hinaus, ihm entgegen, aber es iſt — Niemand da. Jetzt erhoben Frau und Kinder ein Wehklagen: „Er iſt verunglückt, ihm iſt etwas Böſes zugeſtoßen.“ Man lief zum Nachbar und erzählte das Vorgefallene. Der tröſtet, obgleich er auch von dem Glauben ergriffen iſt, daß, wenn Jemand's zweite Geſtalt ſich zeigt, ihm etwas Uebeles widerfahren ſey. Indeß kam am dritten Tage zur beſtimmten Zeit der ſehnlich Erwartete nach

Hauſe, und als man ihm den Spuk berichtete, ſagte er, daß er ſehr ſtark nach Hauſe gedacht und dann in einen feſten Schlaf gefallen ſey.

Die häufigſten Phänomene dieſer Art bietet der Somnambulismus. Die bekannte Hellſeherin Auguſte Müller in Carlsruhe behauptet öfter, außer ihrem Leibe perſönlich an einem andern Orte geweſen zu ſeyn, z. B. in dem 15 Meilen von ihrem Wohnorte entfernten Freiburg, bei dem Tode eines Verwandten von einem mit ihr in Rapport geſetzten Fremden; bei ihrem Bruder in Wien, dem ſie, wie ſie ſagte, ſich bemerklich machen könne, ohne daß er ſie durch die äußern Sinne gewahr werde, dem es, wollte ſie ihn bei'm Namen rufen, dünken würde, er höre eine Stimme im Innern ſeiner Ohren. Die Seherin Thereſe von B—y zu Veſárhely in Ungarn verſicherte, daß, wenn ſie an andere Perſonen denke, dieſe dann im Schlafe aufwachen und an ſie denken müſſen. Dieſe Kraft bewies ſie an einem Herrn, der einige Meilen von ihr auf einem Balle war, ferner an einem mehr als 30 Meilen entfernt lebenden Major. Nach Ausſage dieſer Männer empfanden ſie dabei eine dem Teutdrücken ähnliche Beklemmung (Graf Szapary: „Ein Wort über Magn.“, Leipzig 1840 S. 163). Bekannt iſt ferner, daß der Magnetiſeur durch den bloßen Willen der mit ihm im magnetiſchen Rapport ſtehenden Perſon auf meilenweite Entfernungen in dem Augenblicke, wo er an ſie denkt, ſeine Gedanken mittheilen kann. In Kluge's „Verſuch über den animal. Magn.“ S. 233 ff., lieſ't man mehrere Beiſpiele von Einwirkungen auf mehrere Meilen durch bloße Fixirung des Willens. Die Aehnlichkeit ſolcher Erſcheinungen im Bereiche des animaliſchen Magnetiſmus mit den vorher angeführten Fällen fordert von ſelbſt zu Vergleichungen auf, deren Reſultat nur dieſes ſeyn kann, daß das Fernwirken einer Seele auf die andere, auch bei normal geſundem Zuſtande des Leibes, ein magnetiſches Verhältniß zwiſchen den befreundeten Perſonen vorausſetzen laſſe, welches man mit dem oft gebrauchten Ausdruck:

Sympathie der Seelen

zu benennen pflegt. Die Betrachtung des magnetiſchen Helllebens, als Zwiſchenzuſtand eigenthümlicher Art der diſſeitigen Lebensſphäre angehörig, jedoch dem Jenſeits näher gerückt, leitet auf die Frage: Ob nicht der Uebergang, die Brücke aus dieſem Leben in das Jenſeits gleichfalls durch eine Art von magnetiſchem Zuſtande gebildet werde? ob nicht in beſtimmten Fällen der Zuſtand des Menſchen vor dem Tode und im Sterben ein dem magnetiſch-ſchlafwachenden ähnlicher ſey? Daraus erklärt ſich auch die den Somnambulen gleiche Fähigkeit der Sterbenden, die Schranken des Raumes und der Zeit zu überſpringen. Begreiflich iſt alſo auch, wie den Moment ergreifend, wo das Geiſtige die irdiſche Hülle durchbricht und frei wird,

Sterbende, von Sehnſucht nach abweſenden theuern Perſonen erfüllt, denſelben ſichtlich oder rein pſychiſch durch erweckte Ahnung bemerkbar werden.

Die Fähigkeit der Magnetiſchen auch Entfernten ihre Gedanken mitzutheilen, beſtätigt die von Wendſen behandelte Somnambule Hanna Chriſtianſen *). Dieſe Mittheilung wird aber nicht durch den bloßen Willen allein möglich, ſondern vermittelſt des freiwerdenden Nervengeiſtes. Beim Fernwirken iſt er loſer vom Leibe, als in niederen Graden des Magnetismus. Sie iſt, wie bei'm Anfange des Sterbens, ſagt Werner's Hellſeherin, aus dem Leibe herausgetreten, und es iſt nun dem Nervengeiſte, der dem Willen gehorcht und überall hin ſich bewegt, wohin dieſer will, allerdings möglich, auf einen fernen Nervengeiſt einzuwirken, ſich mit ihm gleichſam zu verſchmelzen, und ſomit zwei Seelen in einen magnetiſchen Kreis oder den engſten Seelen-Rapport zu ſetzen, wodurch die einwirkende Seele fähig wird, auf ihre Weiſe, d. h. in der Seelenſprache, der in dem fremden Leibe wohnenden Seele, in den ſie eingedrungen iſt, ſich mitzutheilen. Eine ſolche Communication iſt ein wirkliches Eindringen einer Seele mit ihrem Nervengeiſte in die Behauſung einer andern, iſt nicht dem gewöhnlichen Menſchen, ſondern nur dem hochgeſteigerten magnetiſchen möglich, und ſpricht ſich in der Seele deſſen, auf welchen dieſe magnetiſche Einwirkung geſchieht, etwa ſo aus, wie es der Fall iſt, wenn eine Ahnung, welche von einem höhern Weſen herrührt, uns mit einem Gedanken erfüllt, von dem wir bei'm beſten Willen uns nicht loszumachen vermögen, oder wie bei der Stimme des Gewiſſens. Dieſes Fernwirken einer Seele auf die andere äußert ſich jedoch häufiger, wenn die Letztere durch den Schlaf des von ihr bewohnten Leibes ſich freier zu bewegen vermag, folglich für geiſterhafte Einwirkung

---

*) Kieſer's Archiv XII., 2. S. 19.

empfänglicher iſt, als im Wachzuſtande des Körpers, welche viel ſeltenere Fähigkeit man das zweite Geſicht zu nennen pflegt, obgleich Ahnungen, die man Viſionen ohne Bild nennen möchte, nichts Seltenes ſind. Jener Rapport der Seelen wird darum regelmäßig bei Liebenden, Verwandten und Freunden (nur ausnahmsweiſe bei ſich gegenſeitig fremden Perſonen, bei welchen Letztern bereits eine gewiſſe Dispoſition für geiſterhafte Einwirkung vorhanden ſeyn muß) Phänomene folgender Art zu erzeugen vermögen.

1.

Im Jahre 1817 — erzählt Kieſer in ſeinem „Archiv f. Magn. VII., 2. S. 163 — ereignete ſich in meiner Nachbarſchaft ein Fall, welcher verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Ein Tiſchlergeſell in W. hatte ſich mit einem Mädchen verſprochen. Die Eltern des erſtern aber waren mit der Wahl ihres Sohnes nicht zufrieden, ſondern machten ihm zur Verheirathung Vorſchläge anderer Art. In einem Briefe hielten ſie ihm ſeine Unbeſonnenheit, mit einem armen Mädchen ſich zu verſprechen, in ſehr harten Ausdrücken vor und befahlen ihm, ſofort die Stadt zu verlaſſen und zu ihnen zu kommen. Der junge Menſch beklagte ſich bei ſeinem Mädchen über dieſe Härte ſeiner Eltern; verſicherte aber zum Schluſſe, daß er eher ſterben, als ſie verlaſſen würde. Noch hoffte er, daß die Eltern andern Sinnes werden dürften. Ein zweiter Brief benahm ihm aber ſo ganz alle Hoffnung, daß er ſich faſt der Verzweifelung hingab.

Um dieſe Zeit erwachte einmal das Mädchen, mitten in der Nacht, aus einem ängſtlichen Traume.

Sie ſah nämlich ihren Geliebten, wie er ſchwankend ſich dem Abhange eines vor der Stadt gelegenen Hügels näherte, und wie er endlich ſich hinabſtürzte in einen tiefen Sumpf, der ſich an dem Fuße dieſes Hügels ausbreitete. Da ſprang voll Angſt das arme Mädchen aus ihrem Bette, ging zu ihrer Herrſchaft, einer Wittwe und erzählte ihr den gehabten Traum. Allein ſo viele Mühe die gute Frau ſich gab, dem Mädchen den gehabten Traum auszureden, war doch Alles umſonſt. „So gehe hin nach des Tiſchlers Hauſe," ſagte ſie endlich verdrüßlich, „und frage nach, ob der Menſch da iſt und Du wirſt es dann wohl erfahren, daß Du eine Närrin biſt, die durch leere Träume ſich beunruhigen läßt." — Das Mädchen ging dahin — und der Geliebte war verſchwunden. Jammernd rief ſie nun aus: Ich weiß, wo er iſt! Gebt mir doch eine Leuchte und kommt mit mir! Sie kamen an den Ort, den ſie im Traume geſehen, und Alles beſtätigte ſich als wahr. — Der Kreisphyſicus des Ortes, ein ſehr geſchickter Arzt, erzählte mir dieſe merkwürdige Geſchichte."

So weit Kieſer, welcher dergleichen Erſcheinungen keineswegs für Einwirkung des frei gewordenen Nervengeiſtes auf den andern, ſondern lediglich für ſubjective Phantaſiebilder hält, welche durch Einwirkung einer Perſon auf eine andere entfernte entſtehen, welche Letztere gleichfalls als durch dieſe Einwirkung (des Willens) in einem dem Somnambulismus ähnlichen Zuſtande befindlich gedacht werden müſſe. Denn weil bei Somnambulen alle Gefühle zu Phantaſiebildern ſich formen, ſo ſchaut die Perſon, welche die Erſcheinung hat, dieſe als ſcheinbar wirkliche Geſtalt anthropomorphiſirt und als außer ihr befindliche Perſönlichkeit an. Die Empfindung des kräftigen Willens wird auf dieſe Weiſe in der entfernten

Perſon ſo lebendig, daß ihr die wirkliche Geſtalt derſelben wie gegenwärtig erſcheint, d. h. ſich als Bild eines zur Phantaſie geſteigerten Gefühles dargeſtellt hat.

2.

Eine Dame war mit einem Briefe in der Hand, den ſie des Abends von ihrem entfernten Manne empfangen hatte, eingeſchlafen. Dieſer verſicherte ihr in demſelben, daß er ſich vollkommen wohl befände. Plötzlich erwacht ſie mit lautem Geſchrei. Ihre Kammerfrauen finden ſie in kaltem Schweiße und in einem Strome von Thränen. „Mein Mann iſt dahin! ich habe ihn ſterben ſehen!“ wehklagt ſie, „er war an einer Quelle, um welche einige Bäume ſtanden. Sein Geſicht war todtenbleich. Ein Officier in einem blauen Kleide bemühte ſich das Blut zu ſtillen, das aus einer großen Wunde an ſeiner Seite floß. Er gab ihm darauf aus ſeinem Hute zu trinken und ſchien von Schmerz durchdrungen, als er ſeine letzten Seufzer hörte.“ So erſchrocken auch die Kammerfrauen über den Zuſtand ihrer Herrin waren, ſo bemühten ſie ſich doch, dieſen Traum als eine Folge der Beſorgniß um den entfernten Gemahl zu erklären. Ihre indeß auch aufgeweckte Mutter ſuchte ſie mit dem freundlich lautenden Inhalt des erſt vor wenig Stunden vom Gatten erhaltenen Briefes zu beruhigen. Allein alle Troſtreden halfen nichts. Die Bekümmerte blieb dabei, daß ihr Gemahl nicht mehr am Leben ſey. Ihre Mutter blieb am Bette ſitzen und ſah mit Vergnügen, daß ihre Tochter, durch einen Thränenſtrom ermüdet, wieder einſchlief; aber es dauerte nicht lange. Kaum hatte ſie eine Viertelſtunde geſchlafen, als ſie durch denſelben Traum wieder erweckt ward. Ein heftiges Fieber mit Geiſtesverwirrung hatte dieſer aufgeregte Zuſtand zur Folge. Nach 14 Tagen bekam man wirklich die Nachricht, daß ihr Gatte auf ſeiner Reiſe umgebracht worden ſey.

Vier Monate lebte ſie ſchon im Wittwenſtande, als ſie nahe bei ihrem Hauſe eine Meſſe hörte. Dieſe war faſt vorüber, als ihre Augen auf einen Mann fielen, der neben ihr einen Stuhl nahm, worauf ſie ſogleich ein lautes Geſchrei erhob und in Ohnmacht ſank. Man kam ihr zu Hülfe. Als ſie wieder die Augen öffnete, wünſchte ſie zuerſt, daß man den Mann aufſuche, der die Urſache ihrer Ohnmacht geweſen und ihn zu beſchwören, daß er zu ihr käme. Er war noch nicht aus der Kirche weg und da er hörte, daß dieſe Frau ihn zu ſprechen verlange, folgte er ihr nach. „Ach, meine Mutter!“ rief die Wittwe, als ſie nach Hauſe kam, ich habe eben denjenigen erkannt, der die letzten Seufzer meines armen Mannes gehört hat. Sogleich beſchwor ſie den Officier, ihr von den Umſtänden einer ſo traurigen Begebenheit Nachricht zu geben. Der Officier konnte nicht begreifen, wie eine Dame, die er nie geſehen, ihn kennen konnte. Er bat ſie um ihren Namen und ſtutzte, als er ihn gehört hatte. Indeß erzählte er ihr, wie ihn ein Zufall an den Ort geführt, wo ihr Gatte verwundet worden, und er ihm Hülfe zu leiſten geſucht hatte. „Ich ſah ihn ſterben“, ſetzte der Fremde hinzu, „und obſchon er mir unbekannt war, ſo konnte ich mich doch nicht enthalten, gerührt zu werden, da ich ſah, daß ſeine Rettung nicht mehr zu hoffen ſey. Ich verließ ihn, ſobald er geſtorben war, ohne zu wiſſen, wer er ſeyn mochte. Aber Ihr Name, den er bis auf den letzten Seufzer ausſprach, prägte ſich in mein Gedächtniß, und ich erinnerte mich deſſen, ſobald Sie mir ihn ſagten." Der Fremde gerieth in's größte Erſtaunen, als ihm die Wittwe nun die geträumten Umſtände von dem Tode ihres Mannes mit vollkommener Deutlichkeit beſchrieb. Er erkannte den Bach, die Bäume, ſeine Stellung und die Lage des Sterbenden, ſogar ſeine Züge waren ſo ähnlich, daß er ſie nicht verkennen konnte*)

3.

Auf ihren weitläufigen Beſitzungen im Gömörer Comitat in Ungarn ſich aufhaltend, war die edle Frau von M . . . . jeden Augenblick der Ankunft ihres einzigen Sohnes gewärtig, welcher aus Liebe zur Malerkunſt ſeit einiger Zeit in Rom gelebt, nun aber von dort ſeinen nahen Beſuch gemeldet hatte, und von der Mutter, wie ſchon der Umſtand vorausſetzen läßt, daß ſie ungetheilt war, mit außerordentlicher Zärtlichkeit geliebt wurde. In ſolcher Erwartung, und um dem Ungeſtüme derſelben in der freien Luft einigen Raum zu verſchaffen, ging Frau von M . . . . gegen das Ende des beſtimmten Tages in den Schloßgarten hinab, woſelbſt ſie, in Gedanken vertieft umherwandelnd, plötzlich zwiſchen zwei Bäumen wie einen Vorhang ausgeſpannt ſieht, aus deſſen Falten ihr Sohn, auf einem Ruhebette liegend, bleich und entſtellt, wie ein Sterbender hervorſchaut. Von Entſetzen erfaßt, weicht ſie zurück und hört im Umwenden von der bekannten, wie im Todeskampfe zitternden, ſchon halb gebrochenen Stimme des Sohnes die Worte: „Gott, meine Mutter, ſie flieht vor mir!“

---

*) Paſſavant, der in ſ. Unterſ. über den Lebensmagnetismus S. 212 dieſe Thatſache aus dem Magaz. für Natur und Kunſt VIII. S. 106 entlehnt, definirt das Hellſehen jener Frau durch den Rapport ihrer Seele mit der des von ihr geliebten Mannes. Die Leſung des Briefes hatte ihre Gedanken noch mehr auf ihn gerichtet, und dieſer dachte ſterbend an die Entfernte. So war durch gegenſeitige Wirkung das innigſte magiſche Band geknüpft.

Auf's Tiefſte erſchüttert, kehrt Frau von M.... in's Schloß zurück und harrt in fieberhafter Bewegung, ſchlaflos und von Angſt gequält, bis zum Morgen, wo die Angſt, als der Sohn immer noch nicht erſcheint, ſich zur Verzweifelung ſteigert, in welcher die Gewißheit eines widerfahrenen Unglückes auf herzzerreißende Weiſe ſich ausſpricht. So aber bringt die beklagenswerthe Mutter, faſt dem Wahnſinne nahe, ſieben Tage und ſieben Nächte zu, bis endlich am achten ein genauer Freund des Sohnes aus Rom mit der Nachricht vom Tode des Letztern im Schloſſe eintrifft, die er der armen, troſtbedürftigen Mutter perſönlich zu überbringen ſich für verpflichtet gehalten. Als nun nach den nähern Umſtänden jenes traurigen Ereigniſſes geforſcht wird, erzählt der Ankömmling als Zeuge deſſelben, daß der Verewigte, der während ſeines kurzen Krankenlagers ein unausgeſetztes Verlangen nach ſeiner Mutter geäußert, plötzlich im letzten Augenblicke dieſelbe vor ſich zu ſehen vermeint, wie ſie voll Entſetzen von ihm ſich abgewandt habe, und daher mit dem Rufe: „Gott, meine Mutter, ſie flieht vor mir!“ geſtorben ſey. Und ſo vernahm man nun auch, wie in derſelben Secunde über hundert Meilen entfernt die hoffnungsvolle, von aller Beſorgniß entfernte Mutter das Antlitz ihres ſterbenden Sohnes geſehen, und deſſen röchelnde Stimme dieſelben Worte ſtammeln gehört, womit jener auf ſeinem Sterbelager zu Rom verſchieden war *).

So wunderbar ſind aber dergleichen Phänomene nicht, als es, auf den erſten Anblick uns vorkömmt, wenn man weiß, daß es die plaſtiſche Kraft des Nervengeiſtes iſt, welche im Körper Bewegung und Empfindung hervorbringt. Nimmt man die Möglichkeit der Expanſion der pſychiſch-ſomatiſchen Atmoſphäre des Menſchen im magnetiſchen Zuſtande oder dem der nahen Auflöſung des Körpers an, und damit eine Befreiung des Nervengeiſtes, was iſt es dann noch Wunderbares, wenn man von Magnetiſchen behaupten hört, daß dieſelbe plaſtiſche Kraft auch in minder beengten Kreiſen ſich ihrer Natur gemäß äußere?

4.

In ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre hatte Freiherr Emil von Oefele die Univerſitätsſtudien beendigt, und begab ſich nun nach Paris, welches das Ziel ſeiner Wünſche war. Sein Vater hatte nur ungern die Erlaubniß zu dieſer Reiſe ertheilt, weil ihm nicht verborgen geblieben, daß ſein Sohn bei einem zwar guten Herzen, ſich doch ſehr zum Leichtſinne hinneige. Er hatte gehofft, der Sohn werde nach vollendeten Studien ihm in Verwaltung ſeines ſehr anſehnlichen Gutes beiſtehen und den Aufenthalt in ſeinem Schloſſe erheitern; denn er fühlte ſich als ein Wittwer, und Emil ſein einziges Kind nennend, oft recht einſam in dem weitläufigen Gebäude. Eine edle Selbſttäuſchung erlaubte ihm

---

*) Aſcherslebner Wochenblatt 1835 Nr. 9.

jedoch nicht, dieſen Wunſch kräftig auszuſprechen; denn er wollte nicht, daß Emil ſeinetwegen einer ſo viele Annehmlichkeiten verſprechenden Reiſe entſagen ſolle. So gab der zärtliche Vater, nicht ohne die eindringendſten Ermahnungen, ſeine Einwilligung und Emil reiſ'te mit den beſten Vorſätzen ab.

In der erſten Zeit lebte er auch jener Ermahnungen eingedenk; nach und nach aber verwiſchte der Eindruck ſich immer mehr, den die Warnungsreden ſeines Vaters auf ihn gemacht hatten; er wurde bekannter mit jungen Leuten, die ein ungezügeltes Leben führten, er konnte den Lockungen aller Art nicht widerſtehen, und die ſchmale Grenze war bald überſchritten, die den Leichtſinnigen vom Lüderlichen unterſcheidet.

Die Ermahnungen ſeines Vaters, dem einige dieſer Ausſchweifungen nicht verborgen blieben, wurden dringender; aber ſie machten nicht mehr den frühern Eindruck, und wenn er auch beſſere Vorſätze faßte, ſo riſſen ihn ſeine Genoſſen bald wieder mit ſich fort; in erneuter Luſt und im Taumel des Vergnügens waren dieſe Vorſätze ſchnell vergeſſen.

Als aber ein immer tieferer Kummer, eine immer ſtärker werdende Sehnſucht in den Briefen ſeines Vaters ſich ausſprach; und dieſer mit den rührendſten Bitten ihn zur Rückkehr aufforderte, da faßte endlich Emil den Entſchluß zur Heimkehr in's Vaterhaus. Jedoch zögerte er lange mit der Ausführung ſeines guten Vorſatzes, denn er hatte die Kraft nicht, die ſüßen Bande plötzlich zu zerreißen, die ihn an Paris feſſelten, und ſelbſt als er von dem Pfarrer des Gutes die Nachricht erhielt, daß ſein Vater krank darnieder liege und ihn bitten laſſe, in ſeine Arme zurückzukehren, verſchob er noch die Abreiſe, die ſo unendlich ſchwer ihm fiel, von einem Tage zum andern.

Emil konnte jedoch die Vergnügungen der Hauptſtadt Frankreich's nicht mehr mit frohem Herzen genieſsen; der Gedanke an ſeinen alten, tief bekümmerten Vater ſtörte ſeine Freuden, und jeder Augenblick, in dem er zu ſich ſelbſt kam, erinnerte ihn an ſeine Pflicht.

So ſaß er einſt auf einer Bank in dem Gehölze von Boulogne; es war ein ſchöner Herbſtabend, aber die Bäume verloren ſchon ihre Blätter, und die ganze Natur mahnte an die Vergänglichkeit des Lebens und an ein Abſterben alles Lebendigen. Alle ſüßen Erinnerungen der Kindheit wachten in ihm auf: die unermüdliche Zärtlichkeit ſeines Vaters, die Sehnſucht deſſelben, den theuren Sohn wiederzuſehen, alles dies trat vor Emil's Seele, der in tiefen Gedanken, den Blick auf den Boden geheftet, daſaß und unbewußt mit ſeiner Reitgerte ſpielte.

Als er jetzt unwillkürlich die Augen öffnete, ſah er die Geſtalt ſeines Vaters gerade vor ſich; näher und näher ſchwebte ſie auf ihn zu. Emil erſchrak heftig und — indem er ſchnell mit der Reitgerte gegen die Geſtalt fuhr, um ſie von ſich abzuhalten, war ſie verſchwunden Nachdem ſich Emil von ſeinem Schrecken erholt hatte, fand er es ganz begreiflich, daß die Phantaſie ihm ein Bild vorgemalt habe, mit welchem ſich ſeine Gedanken ausſchließlich und ernſtlich beſchäftigt hatten; doch konnte er ein Gefühl von Beklemmung, das ihn bis in ſeine Wohnung begleitete, nicht ſo leicht los werden.

Hier fand er einen Brief vor, der ihn zur ſchleunigen Abreiſe abforderte, wenn er ſeinen Vater noch lebend treffen wolle. Mit der ängſtlichſten Eile betrieb er nun ſeine Abreiſe und fuhr Tag und Nacht mit Extrapoſt. Er gönnte ſich keinen Augenblick Ruhe, und wie ſchnell auch die Poſtillone fuhren, es ſchien ihm viel zu langſam zu gehen; die

Angſt ſeines Herzens vermehrte ſich wie die Qual ſeiner Selbſtvorwürfe, und ſo kam er endlich erſchöpft in dem Schloſſe ſeines Vaters an, der — bereits in der Gruft lag.

Der Jammer Emil's und ſein nagender Kummer ſchienen nun ihren Höhepunct erreicht zu haben; die Rinde ſeines Herzens hatte ſich gelöſ't, aber zu groß war ſein Schmerz, um die zu ſpäte Reue durch Thränen wegſchwemmen zu können.

Stumm und in ſich gekehrt ſaß er an dem Sterbebette ſeines Vaters, deſſen letzten Seufzer er nicht gehört, deſſen letzten Händedruck er nicht erhalten, dem er nicht die Augen zugedrückt hatte. Und am meiſten quälte ihn der Zweifel, ob ihm ſein Vater noch verziehen habe. Er bat den Pfarrer und die Dienerſchaft, die Zeugen waren von den letzten Stunden ſeines Vaters, ihm jedes Wort zu erzählen, das der Verſtorbene noch geſprochen, und ſo erfuhr er, daß ſein Vater im letzten Augenblicke nicht mehr bei ſich geweſen, denn er habe, nachdem er noch tiefgerührt und mit unendlicher Sehnſucht von ſeinem Sohne in vollem Bewußtſeyn geſprochen und den glühenden Wunſch, ihn nur noch einmal vor ſeinem Ende zu ſehen, ausgedrückt habe, plötzlich gerufen: „Mein Gott! jetzt ſchlägt er mit der Reitgerte nach mir!“ und mit dieſen Worten ſey er verſchieden.

Die Erſcheinung, welche Emil im Boulogner Wäldchen gehabt, fiel in die Sterbeſtunde ſeines Vaters. „Ich habe ihn getödtet“, ſchrie Emil gräßlich auf und fiel ohnmächtig nieder. Als er wieder in's Leben erwachte — war er wahnſinnig und blieb es bis zu ſeinem früh erfolgten Tode.

Dieſe Begebenheit, welche Prof. Stilling in ſeinem „geheimnißvollen Jenſeits“ erzählt, und welche um ſo merkwürdiger, weil die Erſcheinung noch vor dem Tode des Vaters ſtattfand, erklärt der Erzähler aus dem pſychologiſchen Standpuncte damit, daß die Bande welche die Seele an den Körper feſſeln, theilweiſe ſchon gelöſ't, die Sehnſucht den Sohn noch einmal zu ſehen auf das Höchſte geſtiegen war, und ſo wäre das erhöhte Vermögen der Seele denkbar, auf eine andere Seele auch in der Entfernung zu wirken.

5.

A. Barter*) theilt in ſeinen „Geſchichten aus der Geiſterwelt" einen an ihn gerichteten v. 6. Juli 1691 datirten Brief des Pfarres Thomas Tilſon zu Aglesworth in Kent folgenden Inhaltes mit:

Mary, das Weib des John Goffe von Rocheſter, welche mit einer langwierigen Krankheit behaftet war, zog von da weg nach Weſt Mulling in das Haus ihres Vaters, das ungefähr 9 Meilen von dem ihrigen entfernt iſt. Hier ſtarb ſie am 24. Juni laufenden Jahres. Den Tag vor ihrem Tode wandelte ſie eine heftige Sehnſucht nach ihren zwei Kindern an, welche ſie unter der Obhut einer Wärterin in ihrer eigenen Wohnung zurückgelaſſen hatte. Sie bat ihren Mann, ein Pferd zu miethen; denn ſie müßte nach Hauſe, um bei ihren Kindern zu ſterben. Der Mann ſuchte ihr dieſen Gedanken auszureden, da ſie doch unfähig ſey, zu Pferde zu ſitzen; ſie fuhr jedoch fort in ihn zu dringen und ſagte: „Wenn ich nicht ſitzen kann, ſo will ich mich der Länge nach auf's Pferd legen; denn ich muß meine Kinder ſehen." Einem Geiſtlichen, der ſie beſuchte, und noch um 10 Uhr Abends bei ihr war, ſagte ſie, daß ſie auf die Gnade Gottes vertraue und gern ſterbe, „nur", fügte ſie hinzu, „quält es mich, daß ich meine Kinder nicht ſehen ſoll."

---

*) Ein presbyterianiſcher Geiſtlicher, der im J. 1691 ſtarb.

Zwiſchen ein und zwei Uhr Morgens fiel ſie in eine Verzückung. Eine Wittwe Turner, welche jene Nacht bei ihr wachte, ſagt, ihre Augen ſeyen dabei offen und ſtarr und die Kinnlade herabhängend geweſen, und als ſie die Hand an Mund und Naſe gebracht, habe ſie keinen Athem verſpüren können; ſie habe es für einen Anfall gehalten und nicht gewußt, ob ſie lebte oder todt ſey. Am folgenden Morgen erzählte die ſterbende Frau ihrer Mutter, daß ſie zu Hauſe bei ihren Kindern geweſen ſey. „Das iſt unmöglich,“ ſagte die Mutter, „Du warſt ja die ganze Zeit über in Deinem Bette.“ „Ja,“ verſetzte die Tochter, „aber dennoch war ich dieſe Nacht bei ihnen, während ich ſchlief.“

Die Wärterin zu Rocheſter erbietet ſich, vor der Obrigkeit einen Eid abzulegen und das Sacrament darauf zu nehmen, daß ſie an jenem Morgen, etwas vor zwei Uhr, die Geſtalt der Mary Goffe aus der Nebenkammer (wo das ältere Kind allein ſchlief, während die Thüre offen ſtand) habe kommen und ungefähr eine Viertelſtunde lang an ihrem Bette ſtehen ſehen, wo das jüngere Kind bei ihr ſchlief. Ihre Augen und ihr Mund bewegten ſich, aber ſie ſagte nichts. Die Wärterin ſetzte hinzu, daß ſie völlig wach war, denn da es um die Zeit des längſten Tages war, ſo war es um dieſe Stunde ſchon hell. Sie habe ſich in ihrem Bette aufgerichtet und die Erſcheinung feſt angeblickt. Unterdeß hörte ſie die Brückenuhr zwei ſchlagen und ſagte eine Weile darauf: „Im Namen Gottes, wer biſt Du?“ Hierauf wandte ſich die Erſcheinung weg und ging fort; ſie aber ſchlüpfte in ihre Kleider und folgte ihr, könnte aber nicht ſagen, was aus ihr geworden. Jetzt erſt wandelte ſie eine heftige Furcht an, und ſie verließ das Haus und ſpazierte am Ufer des Fluſſes vor den Häuſern auf und ab, indem ſie nur von

Zeit zu Zeit hinauf ging, um nach den Kindern zu ſehen. Um 5 Uhr klopfte ſie an das Haus eines Nachbars; ſie wurde aber erſt um 6 Uhr eingelaſſen und erzählte nun den ganzen Vorfall. Die Leute wollten ſie zwar überreden, daß ſie ſich getäuſcht und nur geträumt habe; ſie behauptete aber feſt: „Wenn ich ſie je in meinem Leben ſah, ſo ſah ich ſie heute Nacht.“

Eine der Perſonen, welcher ſie den Vorfall erzählte (Mary, das Weib des John Sweet) bekam an dieſem Vormittag einen Boten von Mulling, der ihr die Nachricht brachte, daß ihre Nachbarin Goffe am Sterben ſey und ſie noch zu ſprechen wünſche. Sie ging noch an demſelben Tage hinüber und traf ſie gerade im Sterben. Die Mutter erzählte ihr nun, wie ſehr ihre Tochter noch nach den Kindern verlangt und wie ſie dieſelben auch geſehen hätte. Dies erinnerte die Frau Sweet an die Mittheilung der Wärterin am Morgen, die ſie hatte verſchweigen wollen, da ſie es für bloße Einbildung bei ihr gehalten hatte.

Ich habe dieſe Geſchichte, ſchloß der Pfarrer ſein Schreiben, aus dem Munde des John Carpenter, des Vaters der Verſtorbenen, der ſie am Tage nach ihrem Begräbniſſe mir erzählte. Auch ſprach ich die Wärterin ſelbſt, ſo wie zwei von den Nachbarn, in deren Haus ſie an jenem Morgen kam. Zwei Tage ſpäter hörte ich es auch von der Mutter, dem Geiſtlichen, der den Abend zuvor bei ihr war und dem Weibe, das in der Nacht bei ihr wachte. Dieſe alle ſtimmen in ihren Ausſagen überein und beſtätigen dieſelbe gegenſeitig. Alle ſind verſtändige und nüchterne Perſonen, weit entfernt von der Abſicht, eine Lüge in die Welt auszuſtreuen. Auch könnte ich nicht begreifen, welchen Zweck ſie dabei hätten.

6.

Prof. Stilling erzählt S. 152 ſeines „geheimnißvollen Jenſeits“ von einem Banquier: Derſelbe kam mit einer ſehr bedeutenden Geldſumme von Frankfurt in ein Gaſthaus zu N . . ., wo er deshalb von zwei Lohnbedienten, die zuſammen in einem Bette waren, Wache halten ließ. Er ſelbſt ließ ſich noch ein zweites Bett in demſelben Zimmer zurecht machen. Um Mitternacht wird es hell und er erwacht. Plötzlich richtet er ſich auf — und nun ſieht er vor dem Bette, im Lichtglanze, ſeinen dreißig Stunden von ihm wohnenden Vater, welcher ſich umwendet und an der entgegengeſetzten Seite des Zimmers ſich langſam auf ein Sopha niederlegt und allmälig verſchwindet. Der Seher ruft ſeinen eingeſchlafenen Lohndiener, der Wirth kommt ebenfalls mit einem Nachtlichte, man ſucht und findet nichts. — Zwiſchen Koblenz und Bonn begegnet ihm ein Expreſſer mit der Nachricht, daß ſein Vater in E . . . um dieſelbe Stunde geſtorben ſey.

7.

Stahmann*) machte einſt eine Reiſe nach Thüringen und verließ ſeinen alten Vater noch in der blühendſten Geſundheit, obwohl er durch ein Brandunglück, welches ſeiner Tochter Haus betroffen, erſtaunend geiſtig gelitten und ſeine ihm angeborene Heiterkeit verloren hatte. Nach einigen Tagen — fährt der Erzähler fort — kehrte ich Abends in der Dunkelheit zurück. Als ich über die Stege der Bobegraben ging, überfiel mich eine unbeſchreibliche Angſt, die ich nicht zu unterdrücken vermochte, weil ich mir durchaus nichts Böſes bewußt war und dieſe Angſt mich ſo ganz unwillkürlich befiel. Als ich endlich in die große Amtsmühle eintrat, um einem Freunde, der daſelbſt war, Nachrichten aus Thüringen mitzutheilen, erfuhr ich, daß mein Vater dieſen Morgen — es war am 26. Juli 1820 — plötzlich am Schlagfluſſe geſtorben ſey. Zwar ſah ich keine Geiſtergeſtalt in meiner Nähe, vielleicht, weil nicht jede Natur dazu disponirt iſt; allein ich behaupte, daß der ſelige Geiſt meines Vaters mir in dem Augenblicke, als die Angſt mich befiel, nahe war und ſeinen Einfluß auf mich ausübte.

---

*) S. deſſen „Ahnungen ꝛc.,“ 4s Heft. S. 26.

8—9.

Die vorhergehende Erzählung ruft dem Herausgeber dieſer Sammlung zwei von ihm ſelbſt erlebte Wahrnehmungen derſelben Art in's Gedächtniß zurück. Am 11. Februar 1833 hatte ich, eine Berufsreiſe nach Sachſen antretend, das Vaterhaus verlaſſen, nicht ohne das bange Vorgefühl meiner Eltern zu theilen, daß man ſich in dieſem Leben nicht wiederſehen würde. Am 14. November deſſelben Jahres, um die vierte Nachmittagsſtunde, befand ich mich unfern der Thore Berlin's und war eben in einem lebhaften Geſpräche mit meinen Reiſegefährten begriffen, als plötzlich eine Ahnung in mir aufſtieg, der Wind, welcher ſich eben erhob, bringe mir die Kunde von dem in dieſer Stunde erfolgten Hinſcheiden meines Vaters.

Zwar lag derſelbe, den ich im geſunden Zuſtande verlaſſen hatte, bereits ſeit vier Monaten auf dem Krankenlager, wohin ihn Kümmerniſſe der verſchiedenſten Art, die in der letzten Zeit von allen

Seiten auf ihn eindrangen, gebettet hatten. Auch mochte vielleicht die Erinnerung an das einſt ausgeſprochene Verbot meines Vaters, daß ich Berlin nicht zum Zielpuncte meiner Reiſe wählen möchte, weil der Aufenthalt daſelbſt für mich nur unter Bedingungen möglich werden konnte, deren Erfüllung meine Eltern mit der tiefſten Betrübniß erfüllt haben würden, in meiner Seele aufgeſtiegen ſeyn; doch ließe ſich bei dem Gedanken, jener Stadt jetzt bereits ſehr nahe zu ſeyn, dieſe Ideenverbindung auf natürliche Weiſe erklären, und das mehrmonatliche Krankenlager des Vaters dürfte die Vermuthung in mir geweckt haben, es könnte eben jetzt die Seele desſelben ihre gebrechliche Hülle verlaſſen haben und, durch das Freiwerden von den Banden des Leibes die Schranken des Raumes überſpringend, ſich mir nahe befinden, um mir zuzurufen, daß bei ihren jetzigen Zuſtänden ſie meine geheimſten Gedanken zu leſen vermöge und über den Ungehorſam, der ſich in meiner Handlungsweiſe, in der Verletzung meines Verſprechens kund gebe, tief betrübt ſey; denn warum ſollte die von dem Leibe geſchiedene Seele, bei der Annahme ihrer Fortdauer, nicht die Erinnerung an die Perſonen, mit welchen ſie während des Aufenthaltes in der materiellen Welt in geiſtigem Rapport geſtanden, oder deren Schickſal ihre beſondere Theilnahme weckte, auch nach dem Tode des Leibes fortbewahren?

Indeß wurde dieſe Ahnung von dem Schickſale meines Vaters bald verdrängt durch die äußern Gegenſtände, welche meine Sinne in der Nähe der Hauptſtadt Norddeutſchland's gleichwie meine Phantaſie mit Plänen für die nächſte Zukunft beſchäftigten. Am zweitfolgenden Tage, als ich um die dritte Nachmittagsſtunde bei dem freundlichſten

Wetter in einer der lebhafteſten Straßen Berlin's promenirte, befiel mich abermals mitten unter ſo vielen zerſtreuenden Gegenſtänden die Ahnung von dem erfolgten Tode meines Vaters, und ich ſah im Geiſte mich hinter der Leiche hergehen, welche eben zur letzten Ruheſtätte gefahren wurde, und zwar von zahlreichem Gefolge begleitet, die von den ununterbrochenen Regengüſſen ſich nicht abhalten ließen, den weiten Weg bis zum Todtenacker, der von der Stadt etwas entfernt liegt, unter dem ſchwachen Schutze ihrer Regenſchirme mitzumachen. Als ich in Berlin dieſe Viſion hatte, war, wie vorher bemerkt worden, das heiterſte Wetter, und der Himmel, was in dem November ſo ſelten der Fall iſt, prangte im klarſten Blau. Vierzehn Wochen nachher, als ich ſchon lange wieder in Dresden war, da ein Zuſammentreffen von Umſtänden auch die Pläne meiner zweiten Berliner Reiſe vereitelt hatte, erhielt ich von meinem Bruder aus der Heimath die Nachricht, daß am 14. November in der 4. Nachmittagsſtunde das Ableben unſeres Vaters erfolgt ſey und die allgemeine Achtung, welche der Verſtorbene im Leben genoſſen, ſich am Begräbnißtage erſt in ihrem ganzen Umfange gezeigt habe, da trotz des ungünſtigen Wetters eine Menſchenmenge bei der Leichenbeſtattung zugegen geweſen, und die an der Trauer Theilnehmenden, worunter viele Perſonen von Diſtinction, den weiten Weg zu Fuße, unter dem ſchwachen Schutze der Regenſchirme, mitgemacht hätten.

Zwei Jahre und fünf Monate waren ſeitdem verfloſſen, als eines Tages, es war der 29. März 1856 — während der lebhaften Unterredung mit einem Freunde über eine wiſſenſchaftliche Materie plötzlich die Ahnung in mir auftaucht, es müſſe meiner Mutter in der fernen Heimath ein Unglück widerfahren ſeyn. Die Beängſtigung wächſt zuſehends, ſo daß ich eiligſt mich ankleide, um den Paß vom Polizeiamte zu holen, damit ich an der eilig gewünſchten Abreiſe auch nicht um einen halben Tag verhindert würde. Vier Jahre hatte ich mein Vaterland nicht geſehen, und dem plötzlichen Entſchluſſe folgte eben ſo raſch die Ausführung. Nach vier Tagen erreichte ich das Ziel der Reiſe; mit ängſtlich pochendem Herzen fragte ich nach dem Hauſe, das meine Mutter vor kurzer Zeit bezogen haben ſollte; eine Frau im Erdgeſchoſſe bedeutete mir, daß die Perſon, nach welcher ich fragte, geſtern — begraben worden ſey. Der 29. März war ihr Todestag geweſen, obſchon meine Ahnung am Vormittag, ihr Tod erſt an dem Abende erfolgte.

10.

Einige Fälle, welche das Fernwirken der Seele unmittelbar vor dem Tode belegen, führt Kerner (Seherin v. Prev. I. S. 170) an, andere Werner (die Schutzgeiſter, S. 406), welche, da ſie ſonſt nichts von ähnlichen Geſchichten ſie Auszeichnendes enthalten, hier füglich übergangen werden können; doch ſcheint ein verwandtes von Jarvis in ſeinen **accredited Ghost stories** angeführte Ereigniß, vieler Nebenumſtände wegen, die ihm ein erhöhtes Intereſſe verleihen, einer ausführlichern Mittheilung werth.

Miſtriß Veal, eine Dame von ungefähr 30 Jahren, wurde ſeit einiger Zeit von Krankheitsanfällen geplagt, welche man daran bemerkte, daß ſie in ihrem Geſpräche ſehr ſchnell zu Dingen überging, die gar nicht zu dem gehörten, wovon man ſich eben unterhielt. Sie wurde von ihrem Bruder ernährt, dem ſie zu Dover Haus hielt. Von ihrer Kindheit an war ſie eine vertraute Freundin der Miſtriß Bargrave. Miſtriß Veal's Umſtände waren damals ungünſtig; der Vater bekümmerte ſich nicht um ſeine Kinder, ſo daß ſie mancherlei Ungemach ausgeſetzt waren. Auch Miſtriß Bargrave hatte einen unfreundlichen Vater, obgleich es ihr nicht an Brod und Kleidung gebrach, während es der Miſtriß Veal an Beidem fehlte. Sie ſagte daher oft: „Miſtriß Bargrave! Sie ſind meine einzige Freundin auf der Welt, Nichts ſoll jemals unſere Freundſchaft trennen!“ Sie tröſteten oft einander in kummervollen Stunden und laſen zuſammen Drelincourt's Werk „über den Tod“ und andere moraliſche Schriften.

Einige Zeit nachher verſchafften Herrn Veal's Freunde ihm eine Stelle bei'm Zollamte in Dover, und dieſer Umſtand war Urſache, daß Miſteriß Veal in keiner ſo vertraulichen Freundſchaft mehr mit Miſtriß Bargrave lebte, obſchon niemals zwiſchen ihnen eine Uneinigkeit vorgefallen war. Allein allmälig trat eine Gleichgültigkeit ein, ſo daß endlich Miſtriß Bargrave ſie in dritthalb Jahren nicht geſehen hatte. Ueber ein Jahr war ſie von Dover abweſend, und das letzte halbe Jahr hatte ſie ſich in Canterbury aufgehalten und in ihrem eigenen Hauſe gewohnt.

In dieſem Hauſe ſaß ſie am 8. Sept. 1705 des Vormittags allein, dachte über ihr unglückliches Schickſal nach und überließ ſich in Ergebung der göttlichen Vorſehung, obſchon ihr Zuſtand hart zu ſeyn ſchien. „Sie hat,“ ſagte ſie, „bisher für mich geſorgt, und dieß wird ſie gewiß auch künftig thun; ich bin überzeugt, daß meine Leiden enden werden, wenn es für mich am vortheilhafteſten iſt.“ Dann nahm ſie ihr Nähzeug; kaum aber hatte ſie dies gethan, ſo hörte ſie an die Thüre pochen. Sie ſtand auf, um nachzuſehen, wer da ſey? Es war ihre — Freundin Miſtriß Veal im Reiſeanzuge. Eben ſchlug es 12 Uhr Mittags. „Liebe Freundin!“ — verſetzte Miſtriß Bargrave — „ich bin erſtaunt, Sie zu ſehen. Sie haben ſich ſo lange nicht blicken laſſen; jedoch freue ich mich, Sie zu ſehen.“ Bei dieſen Worten wollte ſie die Freundin umarmen; allein jetzt hielt Miſtriß Veal die Hand vor die Augen und ſagte: „Mir iſt gar nicht wohl!“ und ſo ſchwankte ſie zurück. Sie erzählte hierauf der Miſtriß Bargrave, ſie mache eine Reiſe*) und habe große Luſt gehabt, ſie zuerſt zu beſuchen. „Aber,“ fragte Miſtriß Bargrave, „wie kommt's, daß Sie allein reiſen? Ich wundere mich darüber, da ich doch weiß, daß Sie einen geliebten Bruder haben.“ — „O!“ verſetzte die Gefragte — „ich bin heimlich entwiſcht und kam hieher, weil ich große Sehnſucht hatte, Sie noch einmal zu ſprechen, bevor ich meine Reiſe antrete.“

Jetzt ging Miſtriß Bargrave mit ihr in ein anderes Zimmer, und Miſtriß Veal ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, auf welchem die Erſtere geſeſſen, als ſie hatte pochen hören. Dann fuhr die Beſucherin fort: „Liebe Freundin! ich komme in der Abſicht zu Ihnen, um unſere alte Freundſchaft zu erneuern und bitte Sie wegen ihrer langen Unterbrechung um Verzeihung; wenn Sie mir vergeben können, ſind Sie die beſte Frau von der Welt.“ — „O!“ entgegnete Miſtriß Bargrave — „erwähnen Sie dies nicht; nie habe ich einen unfreundlichen Gedanken deshalb gehabt; ich kann leicht verzeihen.“ „Was dachten ſie von mir?“ fragte Miſtriß Veal. — „Ich glaubte“ — lautete die Antwort — „Sie glichen der übrigen Welt und haben im Glücke ſich und mich vergeſſen.“

---

*) In der Traumſprache bedeutet eine Reiſe machen, die Reiſe in die andere Welt; und da, wie der Verfolg dieſer Erzählung zeigt, Miſtriß Bargrave nur eine Viſion, d. i. einen Traum in wachendem Zuſtande, gehabt, ſo iſt jenes Bild leicht erklärbar.

Hierauf erinnerte Miſtriß Beal ihre Freundin an die vielen Liebesdienſte, die ſie ihr früher erwieſen, an die vielen Geſpräche, die ſie zur Zeit ihres Ungemachs mit einander gehabt, welche Bücher ſie geleſen, was für Troſt ihnen beſonders Delincourt's Buch vom Tode gewährte. Sie erwähnte auch zweier holländiſchen Schriften über den Tod, die überſetzt worden ſeyen, und mehrerer anderer. Alsdann brach ſie in die Worte aus: „Liebe Bargrave! wären die Augen unſeres Glaubens ſo offen, als unſere leiblichen Augen, würden wir die Welt ganz anders beurtheilen, ſo wie unſere Vorſtellungen vom Himmel nichts Aehnliches mit dem haben, was wirklich iſt. Daher glauben Sie, daß der Allmächtige ſein beſonderes Augenmerk auf Sie gerichtet hat, und daß Ihre Leiden Beweiſe von Gottes Gnade ſind. Haben ſie den Zweck erreicht, zu dem Sie beſtimmt ſind, ſo werden Sie davon befreit werden. Glauben Sie mir, theure Freundin! eine Minute künftiger Glückſeligkeit iſt eine unendliche Belohnung für alle Ihre Leiden; denn ich kann nicht glauben, daß Gott Sie Ihre ganze Lebenszeit in dieſem traurigen Zuſtande laſſen werde; ſeyn Sie verſichert, daß Sie in Kurzem Ihre Leiden oder daß dieſe Sie verlaſſen werden.“

Hierauf äußerte ſie den Wunſch, daß ihre Freundin einen Brief an ihren Bruder ſchriebe und ihm meldete, er möchte denen und denen Ringe geben; auch wäre ein Beutel mit Gold in ihrem Schranke; ſie möchte ihn bitten, zwei große Stücke davon ihrem Vetter Watſon zu geben.

Bei dieſen Aeußerungen glaubte Miſtriß Bargrave, es komme ihr ein Unwohlſeyn an; ſie ſetzte ſich daher ſo in einen Stuhl gerade vor ihre Kniee, daß ſie nicht zu Boden falle, wenn ihre Krankheit, über welche ſie ſchon vorher geklagt hatte, dies veranlaſſen ſollte; denn ſie glaubte, der Lehnſeſſel werde ſie vor dem Fallen auf irgend eine Seite ſchützen, und um Miſtriß Beal zu zerſtreuen, wie ſie meinte, griff ſie mehrmals ihren Rockärmel an und lobte das Kleid. Miſtriß Beal verſetzte, es ſey ein von Flekken geſäuberter ſeidener Zeug und neu gemacht Trotz allem dem aber blieb Miſtriß Beal bei ihrer Bitte und erſuchte ſie, es ihr nicht abzuſchlagen; ſie würde ihrem Bruder ihr ganzes Geſpräch mittheilen, wenn ſie Gelegenheit hätte. „Liebe Miſtriß Beal!" erwiederte Miſtriß Bargrave, „dies ſcheint mir ſo unpaſſend, daß ich gar nicht weiß, wie ich es machen ſoll, und was für ein verdrüßlicher Gegenſtand würde unſer Geſpräch für einen jungen Mann ſeyn! Es dünkt mich beſſer, wenn ſie es ſelbſt thun!" — „Nein" verſetzte Miſtriß Beal, „obgleich Ihnen jetzt dies unpaſſend vorkommen mag, ſo werden Sie doch ſpäterhin mehr Grund hierzu gewahr werden."

Um ihren dringenden Wunſch zu befriedigen, ging Miſtriß Bargrave fort, um Feder und Tinte zu holen; allein Miſtriß Beal ſagte: Laſſen Sie es jetzt, thun Sie es nur, wenn ich fort bin; Sie müſſen es jedoch ganz gewiß thun. Dies war einer von den letzten Gegenſtänden, den ſie ihr bei'm Fortgehen einſchärfte, und ſo verſprach ſie das, was ſie verlangte.

Hierauf fragte Miſtriß Beal nach Miſtriß Bargrave's Tochter. „Sie iſt nicht zu Hauſe", erwiderte dieſe, „aber wenn Sie ſie zu ſehen wünſchen, ſo will ich ſie holen laſſen." „Thun Sie dies", verſetzte Miſtriß Beal. Alsdann verließ die Miſtriß Bargrave ſie und ging zu einem Nachbar, um ihre Tochter zu ſuchen. Während ſie wieder zurückkehrte, war Miſtriß Beal vor die Thüre auf die Straße, welche des Markttages wegen ſehr belebt war, gegangen. Da begegnet ihr noch zur rechten Zeit die vom Nachbar zurückkehrende Mißſtriß Bargrave. Sie fragte ſie, warum ſie ſo eile? Jene antwortete, ſie müſſe fort, obgleich ſie ihre Reiſe vielleicht erſt am Montag antrete, und verſicherte Miſtriß Bargrave, ſie hoffe ſie noch einmal bei ihrem Vetter Watſon, ehe ſie ihre Wanderung dahin antrete, wohin ſie wolle, zu treffen. Hierauf ſagte ſie, ſie wolle von ihr Abſchied nehmen und verließ ſie. Miſtriß Bargrave behielt ſie ſo lange im Auge, bis ſie um die Ecke war, die ihr ihren Anblick entzog. Es war gerade $1\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags.

Miſtriß Veal ſtarb den 8. September um 12 Uhr zu Mittag an ihren Anfällen, und war vier Stunden vor ihrem Tode noch bei Verſtande, als ſie das Abendmahl genoß. Der Tag nach ihrer Erſcheinung war ein Sonntag, und Miſtriß Bargrave konnte, eines Schnupfenfiebers halber, das ſie plagte, nicht ausgehen. Am Montage Morgen ſchickte ſie Jemanden zum Capitän Watſon, um ſich zu erkundigen, ob Miſtriß Veal da ſey. Sie wunderten ſich über dieſe Nachfrage und ließen ihr ſagen, ſie ſey nicht da und werde auch nicht erwartet. Auf dieſe Antwort verſetzte Miſtriß Bargrave gegen das Mädchen, ſie habe gewiß den Namen falſch verſtanden oder ſonſt einen Schnitzer gemacht. War ſie auch unpäßlich, ſo ſetzte ſie doch den Hut auf und begab ſich ſelbſt zum Capitän Watſon, obgleich ſie Niemanden von der Familie kannte, um zu hören, ob Miſtriß Veal da ſey oder nicht. Sie erwiderten, ſie wunderten ſich über ihre Nachfrage, denn ſie ſey nicht in der Stadt geweſen; wäre dies der Fall, ſo würde ſie ſie gewiß beſucht haben.

„Ich weiß es genau,“ verſetzte Miſtriß Bargrave, „da ſie am Sonnabende beinahe zwei Stunden bei mir geweſen iſt.“ Man verſetzte: „Wenn ſie da geweſen wäre, hätte ſie uns gewiß beſucht.“ — Während man ſo ſtritt, trat Watſon herein und ſagte, Miſtriß Veal ſey gewiß todt, ihre Wappenſchilde würden gemacht. Dies ſetzte Miſtriß Bargrave in außerordentliches Erſtaunen, und ſie ſchickte ſogleich zu dem Manne, der ſie beſorgte, und fand, daß die Sache wahr ſey. Hierauf erzählte ſie den Beſuch der Miſtriß Veal der ganzen Familie des Capitäns und was die Erſcheinung für ein Kleid angehabt habe, und wie es geſtreiſt geweſen ſey, und daß Miſteriß Veal zu ihr geſagt, man habe die Flecken herausgemacht. Hier rief Miſtriß Watſon aus: „Sie haben ſie wirklich geſehen; denn Niemand weiß, ausgenommen Miſtriß Veal und ich, daß das Kleid von Flecken geſäubert war.“ Miſtriß Watſon geſtand, daß ſie das Kleid ganz genau beſchreibe, „denn, ſagte ſie, „ich habe es ihr machen helfen.“

Dies alles breitete Miſtriß Watſon in der ganzen Stadt aus, und bekräftigte die Wahrheit der Ausſage der Miſtriß Bargrave, daß ſie die Erſcheinung der Miſtriß Veal geſehen habe. Sogleich brachte der Capitän Watſon zwei Herren mit nach dem Hauſe der Miſtriß Bargrave, um die Erzählung aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Die Sache ward jetzt ſo bekannt, daß Alles in Schaaren zu ihr ſtrömte, und ſie endlich genöthigt war, aus dem Wege zu gehen; denn man war im Ganzen mit der Wahrheit ihrer Erzählung ſehr zufrieden, und man ſah deutlich, daß Miſtriß Bargrave nicht milzſüchtig war; ſie hatte immer eine ſo freundliche, heitere Miene, daß ſie ſich die Gunſt und Achtung aller vornehmen Leute erwarb. Man hielt es für eine große Gunſtbezeigung, wenn ſie nur aus ihrem eigenen Munde die Erzählung vernehmen konnten.

Miſtriß Veal hatte Miſtriß Bargrave erzählt, ihre Schweſter und ihr Schwager ſeyen eben von London gekommen, um ſie zu beſuchen. „Wie konnten ſie aber abreiſen?" fragte ſie Miſtriß Bargrave. „Ich konnte mir nicht helfen," erwiderte Miſtriß Beal. Ihre Schweſter und ihr Schwager betraten die Stadt Dover, als Miſtriß Beal ihren Geiſt aufgab.

Miſtriß Bargrave fragte ſie, ob ſie nicht Thee trinken wolle, was Jene ihr abſchlug. Später erinnerte ſich Miſtriß Bargrave noch mehrerer Aeußerungen der Miſtriß Beal. Dieſe hatte ihr erzählt, der alte Breton habe ihr jährlich 10 Pf. Sterling gegeben, was ein Geheimniß war und auch Miſtriß Bargrave früher davon nichts wußte.

Mehrmals wurde ſie gefragt, ob ſie gewiß wiſſe, daß ſie das Kleid angefühlt habe. Beſcheiden erwiderte ſie: „Wenn ich mich auf meine Sinne verlaſſen kann, ſo bin ich vollkommen davon überzeugt."

Wahrſcheinlich hatte Miſtriß Beal, als ſie in ihrer Sterbeſtunde der entfernten Freundin erſchien, lebhaft an dieſelbe gedacht, und der Wunſch, ihr vor dem Scheiden aus dieſer Welt ihre Reue wegen der in den letzten Jahren eingetretenen Lauheit ihrer freundſchaftlichen Geſinnungen zu erkennen zu geben, gab ihrer Seele Kraft, auf die Seele ihrer Freundin einzuwirken, und jene Ideenreihe, jene lebhaften Dialoge zu veranlaſſen, wie ſie auch in Träumen häufig vor unſere Seele treten. Um die Miſteriß Bargrave nicht zu erſchrecken, hatte ſie es gemieden, ihr merken zu laſſen, wohin jene vorzuhabende Reiſe führe. Als ein leeres Phantaſiebild, das die Miſtriß Bargrave ſelber ſich geſchaffen, weil die Erſcheinung ſich in dem Augenblicke eingeſtellt, als ſie an ihre Freundin dachte, läßt ſich das Wunderbare in dieſer Geſchichte auch nicht ausgeben, weil, um von mehreren Beweiſen für die Wahrheit der Erſcheinung nur einen anzuführen, ſie jenes Kleid, das die Geſtalt anzuhaben ſchien, früher nicht geſehen, noch weniger wiſſen konnte, daß es Flecken gehabt und davon geſäubert ſey. Weit einfacher wäre folgende Erklärung: Sowie häufig in uns der Gedanke an den, der uns nahe iſt, ſich entwickelt, daß wir ihn erwähnen müſſen, und er bald hierauf vor uns vorbeigeht, oder in unſer Zimmer tritt, wenn wir abſichtslos durch Ausſprechung ſeines Namens ihn herbeigerufen, was man als einen geheimen Rapport der Seele zu deuten pflegt, ſo hatte das lebhafte Denken der ſterbenden Miſtriß Veal an ihre entfernte Freundin, deren Ahnungsvermögen dermaaßen geſteigert, daß ſie die Perſon, mit welcher ſie im ſympathetiſchen Verhältniſſe ſtand, wodurch die Uebertragung der Gedanken einer Seele auf die andere erleichtert wird, leiblich vor ſich zu ſehen glaubte.

11.

Friedrich von Meyer[*]) erzählte einſt ein Kaufmann, er habe eines Tages in B. auf der Meſſe Nachmittags um zwei Uhr in ſeiner Bude allein geſtanden. Im Augenblicke ſah er einen Schatten in Geſtalt ſeiner einen Schweſter an ihm vorbeiſtreichen. Er erſchrak; da er aber den Vorgang nicht erklären konnte, ſo ließ er ihn auf ſich beruhen. Am Sonnabend vor Pfingſten, da die N—r gewöhnlich von der Meſſe nach Hauſe gehen und ihre Freunde ihnen zum Empfang entgegen zu kommen pflegen, kam ſeine andere Schweſter in Trauer. Er ſagte, was das bedeute? und erhielt zur Antwort die Nachricht von ihrer gemeinſchaftlichen Schweſter Tode. Als er ſich um die Zeit ihres Ablebens erkundigte, nannte ihm die Schweſter denſelben Tag und dieſelbe Stunde, wo er jene geſehen hatte.

---

[*]) Bl. f. höh. Wahrh. I., S. 376.

12.

Ebendaſelbſt erzählt der Verf.: „Im Jahr 1811 ſchrieb mir mein Freund Z— aus A—: Mein Sohn Martin iſt von ſeinem Urlaub einberufen worden. Ehe er von hier zur Armee abging, äußerte er gegen ſeine Geſchwiſter, er werde nicht wiederkommen. Meine im Orte verheirathete Tochter hatte ein Kind von nicht ganz drei Jahren, welches ſeinen Vetter Martin ſehr liebte. Dieſes Kind ſtand eines Tages am Fenſter; auf einmal fing es an zu rufen: Martin! ei, Martin, komm doch herunter! Mutter, hier oben (mit den Fingern nach dem Himmel zeigend) iſt Martin und will nicht herunter." Die Mutter ſah nichts; indeß merkte ſie ſich den Tag genau. Vierzehn Tage ſpäter erhielt ich einen Brief von einem Landsmanne und Cameraden meines Sohnes, worin dieſer ſchreibt: „Wir waren in einer Attake; eine Kartätſchenkugel kam und nahm zwei Mann neben Euerem Sohne hinweg; Euerem Sohne aber ging ſie in den Leib und er blieb liegen. Er wurde noch eine Stunde weit transportirt, und nach einigen Stunden ſtarb er; ich habe ihn ſelbſt begraben. — Nach genauer Erkundigung war die Stunde ſeines Todes eben die, in welcher ihn das Kind geſehen hat.

13.

Die Ehegattin des Lehrers L. in U. hatte eine Erziehungsanſtalt für Mädchen, in welcher ſich auch die kleine Tochter eines dortigen Hauptmannes befand. Eines Abends kam der Letztere zum Beſuch, herzte das Kind ſehr innig und entfernte ſich dann.

In der Nacht gegen 4 Uhr erwachte die Frau des Lehrers und ſagte zu ihrem Manne: Hörſt Du nicht, daß Dir der Hauptmann ruft? Auch der Mann war erwacht und hatte, mit des Hauptmannes Stimme, ſeinen Namen dreimal rufen hören.

Der Lehrer ſtand auf und warf ſeinen Rock über, fand aber Niemand vor der Thüre. Am folgenden Morgen kam eine Bäuerin in das Haus und erzählte, daß ſich bei ihrem Wohnorte in der Nacht ein Officier erſchoſſen habe. — Es ergab ſich, daß das der Hauptmann war *).

14.

Profeſſor Grohmann in Hamburg erzählt von einem Freunde, daß dieſer im ſächſiſchen Erzgebirge mehrere Anverwandte hatte, welche er ungemein liebte, von denen er oft ſprach und mit denen er ſich daher auch oft beſchäftigte. Einſt kam er zu Grohmann und ſagte, daß er ſeinen Trauerflor hätte ſuchen laſſen, weil er gewiß binnen einigen Tagen die Nachricht erhalten würde, daß ſein Vetter geſtorben ſey. „Ich war," ſetzte er hinzu, „geſtern Abend in einer vergnügten Geſellſchaft, wo von nichts weniger als vom Tode und andern traurigen Dingen geſprochen wurde; ich kam zeitig nach Hauſe, aß nur einige Biſſen zum Abende, legte mich nieder und ſchlief ruhig ein. Mein Schlaf war ſo tief, daß mich kein einziges Traumbild beſchäftigte. Gegen drei Uhr wurde ich durch eine ſtarke, rauhe, dumpfe Stimme aufgeſchreckt, welche mir zweimal hinter einander den Namen meines Vetters rief und jedesmal das Wort todt hinzuſetzte. — Einige Tage ſpäter ging wirk-

---

*) Blätter aus Prevorſt 4. Samml. S. 111.

lich die Nachricht ein, daß der erwähnte Vetter zu eben der Zeit geſtorben ſey.

15.

Drei Schweſtern liebten ſich zärtlich, insbeſondere fand die innigſte Zuneigung und die größte Anhänglichkeit zwiſchen der älteſten und jüngſten Statt. Als jene an einen auswärtigen Kaufmann verheirathet wurde, war die Trennung ſehr ſchmerzlich. Mehrere Jahre entflohen, in denen man einen häufigen Briefwechſel unterhielt. Die Schweſtern unterließen nicht, ſich ihre verborgenſten Gedanken und geheimſten Wünſche mitzutheilen.

Die beiden Schweſtern blieben unverheirathet im väterlichen Hauſe und ſchliefen in einer Stube. Einſt war die jüngſte kaum eingeſchlafen, als ſie fühlte, daß eine eiskalte Hand ihr über das Geſicht fuhr und ſie ſtreichelte. Sie erwachte, ſprang auf und trat an's Lager ihrer Schweſter, indem ſie glaubte, daß dieſe bei ihr geweſen ſey. Die Schweſter aber lag im tiefen Schlafe und verſicherte, als ſie aufgeweckt wurde, nicht von ihrem Lager gekommen zu ſeyn.

Die Jüngſte legte ſich demnach ebenfalls wieder zu Bett, war aber noch nicht lange darin, als dieſelbe kalte Hand ihr mehrmals über das Geſicht fuhr. Außer ſich vor Schrecken, vermochte ſie nicht wieder einzuſchlafen, wiewohl ihr weiter keine Störung widerfuhr.

Am andern Tage lief die Nachricht ein, daß ihre älteſte Schweſter in der vergangenen Nacht plötzlich geſtorben ſey. Man erkundigte ſich und erfuhr, daß es genau zu der Zeit geſchehen, wo die jüngere Schweſter jene Berührungen gefühlt hatte *)

---

*) Muſeum des Wundervollen I., S. 179.

16.

Der Sohn des Rectors Vokeroſt aus Gotha ſtudirte in Halle, wurde in ein Duell verwickelt und getödtet. Wer mag die Angſt ermeſſen, mit der er in der Todesangſt an den Kummer ſeiner verwaiſ'ten Mutter und Schweſter dachte? Er ſtarb nicht mit beruhigtem, mit der Erde abgefundenem Herzen. Um dieſelbe Stunde, wo er auf der Saalbrücke bei Halle den Tod fand, ſaßen ſeine Mutter und Schweſter in Gotha auf ihrer Stube und hörten, wie Jemand mit ſtarken Schritten die Treppe heraufkömmt. Die Mutter ging hinaus und erblickte ihren Sohn, der vor ihr ſtand und eine blutende Wunde in der Bruſt hatte. Als ſie ihn anreden wollte, ſank die Erſcheinung vor ihr nieder und verſchwand. Am folgenden Tage erhielt ſie die briefliche Nachricht von der Art und der Stunde des Todes ihres Sohnes. Die Wahrheit dieſer Begebenheit wird von Rode bezeugt*).

17.

Der Prediger Happach erzählt in ſeinen „Materialien zur Erfahrungsſeelenkunde" (Bd. II. S. 155): „Ich hatte eine unverheirathete erwachſene Schweſter, welche eine gefährliche Krankheit gehabt hatte. Ich hatte ſie vor einigen Tagen beſucht, in der Beſſerung befunden, und verließ ſie in der Hoffnung, daß ſie bald würde hergeſtellt ſeyn. Ich lag im Bette und ſchlief; es war an einem Sommermorgen, ſehr frühe, und ich ward durch eine Empfindung und freundliche Stimme aufgeweckt. Ich ward munter und es lag Jemand hinter mir, mich um den Hals faſſend, mich haltend und drückend, daß es mir ſchwer ſchien, mich zu bewegen. Ich war mich meiner vollkommen bewußt, glaubte aber, meiner Empfindung zum Trotze, daß es bloß eine körperliche Erſtarrung wäre; ſie dauerte wohl fünf Minuten, während welcher ich ſchon darüber reflectirte und dachte, die Einbildung habe den freundlichen Ton damit verbunden und das Gefühl eines hinter mir liegenden Menſchen und des Halsumfaſſens mir vorgegaukelt. Ich bewegte mich und das Gefühl war weg. Ich wunderte mich, wie ſolches ſtarke Starren und Drücken durch eine ſo kleine Bewegung, als ich gemacht hatte, auf einmal verſchwunden wäre. Gegen Mittag bekam ich die Nachricht, daß meine Schweſter kurz vor der Zeit, da ich jene Empfindung hatte, geſtorben wäre.

---

*) Briefe über Geiſterlehre. Altenburg 1782, S. 136.

18.

Sir John Sherbroke und der General Wynyard ſtanden in ihrer Jugend als Officiere bei einem und demſelben Regimente, das ſich im auswärtigen Dienſte in Neuſchottland befand. Sie hatten einerlei Geſchmack, liebten dieſelben Studien und wandten ihre Mußeſtunden auf literariſche Beſchäftigungen.

Eines Nachmittags ſaßen ſie zuſammen auf Wynyard's Zimmer; es war völlig Tag, ungefähr um 4 Uhr. Sie hatten geſpeiſ't, aber keinen Wein getrunken und hatten ſich vom Tiſche entfernt, um zuſammen ihre Morgenbeſchäftigungen fortzuſetzen. Jenes Zimmer, in welchem ſie ſich befanden, hatte zwei Thüren, die eine ging auf einen Gang, die andere führte in Wynyard's Schlafſtube. Man konnte auf keine Art in das Zimmer, wo ſie ſaßen, kommen, als von dem Gange her, und die Schlafſtube hatte keinen andern Ausgang, als den durch das Wohnzimmer, ſo daß derjenige, der in die Schlafſtube ging, entweder darin bleiben oder wieder auf demſelben Wege zurückkehren mußte, auf dem er hereingekommen war. Dieſer Punct iſt hier von Wichtigkeit.

Indem die beiden Officiere ihre Beſchäftigungen fortſetzen, bemerkt Sherbroke, der zufällig vom Buche weg nach der Thüre hinſah, welche auf den Gang ging, einen ſchlanken jungen Menſchen von ungefähr 20 Jahren, der ein ſehr abgezehrtes Ausſehen hatte, und der neben ihm ſtand. Ueber den Anblick eines ganz fremden Menſchen betroffen, wandte er ſich ſogleich an ſeinen Freund, welcher bei ihm ſaß und machte ihn auf den Gaſt aufmerkſam, der ſie auf ſo ſonderbare Weiſe in ihrer Lectüre unterbrach. Sobald Wynyard's Augen auf den geheimnißvollen Gaſt fielen, wurde ſein Geſicht plötzlich verändert. „Ich habe, ſagte Sherbroke, von einem Manne gehört, deſſen Geſicht todtenbleich worden ſey, aber noch nie habe ich ein lebendes Geſicht das Anſehen eines Leichnames annehmen ſehen, ausgenommen jenes Wynyard's in demſelben Augenblicke.

Als Beide ſtillſchweigend die Geſtalt vor ſich anſtierten — denn Wynyard, welcher den Anblick zu fürchten ſchien, war der Sprache beraubt und Sherbroke fühlte keine Luſt, ihn anzureden, weil er die Unruhe ſeines Freundes bemerkte — ging ſie langſam in die anſtoßende Schlafſtube, und als ſie vor ihnen vorbeiging, warf ſie ihre Augen mit einem etwas düſtern Blicke auf den jungen Wynyard. Kaum war die Beklemmung, welche dieſe Erſcheinung bei Wynyard verurſachte, verſchwunden, ſo faßte er ſeinen Freund bei'm Arme, athmete tief auf und ſagte, als ob er ſich von der Erſchütterung, die in ſeinem Innern hervorgebracht worden, etwas erholte, in einem faſt unhörbaren Tone: „Großer Gott! mein Bruder!“

„Ihr Bruder?“ rief Sherbroke, „was wollen Sie Wynyard? Da muß Betrug dahinter ſtecken; folgen Sie mir!“ Sogleich nahm er ſeinen Freund bei'm Arme und ging vor ihm her in die Schlafſtube, die, wie oben erwähnt iſt, mit dem Zimmer in Verbindung ſtand, worin ſie ſaßen und in die der ſonderbare Beſucher offenbar gegangen war, da es nicht möglich war, aus der Schlafſtube anders als durch das Wohnzimmer herauszukommen, durch welches die Geſtalt ſichtbar gegangen und durch das ſie nie wieder zurückgekommen war. Wie erſtaunten nun die beiden Officiere, welche, als ſie ſich in der Schlafſtube befanden, ſahen, daß ſie ganz leer war!

Wynyard war gleich bei'm Anblicke der Erſcheinung feſt überzeugt, ſeines Bruders Geiſt geſehen zu haben. Sherbroke aber glaubte, daß man einen Betrug verübt habe. Sie ſchrieben den Tag und die Stunde auf, zu der ſie die Erſcheinung geſehen hatten; aber ſie wollten bei'm Regimente Niemanden davon etwas ſagen. Endlich überredeten ſie ſich ſogar, daß ſie durch irgend einen Kunſtgriff ihrer Kameraden hintergangen worden ſeyen, obſchon ſie ſich die Urſache hiervon nicht erklären und den Urheber nicht errathen konnten. Auch konnten ſie nicht begreifen, wie die Sache zugegangen ſey; indeß wollten ſie doch lieber jede Möglichkeit zugeben, als die Wirklichkeit einer übernatürlichen Erſcheinung zulaſſen. Ob ſie ſchon ſich alle mögliche Mühe gegeben hatten, dieſe Selbſttäuſchung zu erklären, ſo konnte ſich doch Wynyard nicht enthalten, ſeine Beſorgniß in Hinſicht ſeines Bruders zu äußern, deſſen Erſcheinung er entweder geſehen hatte, oder geſehen zu haben ſich einbildete. Die Aengſtlichkeit, mit welcher er Briefen aus England entgegen ſah, und die öftere Erwähnung ſeiner Beſorgniß für die Geſundheit ſeines Bruders, erregten endlich die Neugier ſeiner Kameraden, und verleiteten ihn unwillkürlich zu einer Erzählung der Umſtände, welche er zu verheimlichen ſich vergebens vorgenommen hatte.

Kaum war die Geſchichte von dem ſtummen Gaſte bekannt, ſo wurde das Schickſal von Wynyard's Bruder ein Gegenſtand von allgemeinem und ſchmerzlichem Intereſſe für die Officiere von dem Regimente. Es gab Wenige darunter, welche ſich nicht nach Wynyard's Briefen erkundigten, ehe ſie nach den ihrigen fragten, und die aus England anlangenden Paketboote wurden mit einer mehr als gewöhnlichen Begierde empfangen; denn ſie brachten ihnen nicht bloß Nachrichten von ihren Freunden zu Hauſe, ſondern ſie verſprachen auch den Schlüſſel zum Geheimniſſe zu liefern, das ſich unter ihnen zugetragen hatte.

Mit den erſten Schiffen konnte man noch keine Nachricht von der Sache erhalten; denn ſie waren in'sgeſammt vor der Erſcheinung des Geiſtes aus England abgeſegelt. Endlich traf das längſt erwartete Schiff ein; alle Officiere hatten Briefe, nur Wynyard nicht. Man durchſuchte die Zeitungen; ſie enthielten keine Nachricht von einem Todesfalle oder einem andern Umſtande, welcher Bezug auf ſeine Familie hatte, und welcher Aufſchluß über dies übernatürliche Ereigniß geben konnte. Noch war ein einzelner Brief an Sherbroke uneröffnet; die Officiere hatten ihre Briefe im Speiſezimmer zur Zeit des Abendeſſens erhalten.

Als Sherbroke das Siegel ſeines Briefes erbrochen und einen Blick auf ſeinen Inhalt gethan hatte, winkte er ſeinem Freunde und ging mit ihm auf ſein Zimmer. Alles ſchwieg. Die Erwartung war auf's Höchſte geſtiegen, und die Ungeduld nach

Sherbroke's Rückkunft war unausſprechlich. Man zweifelte nicht, daß der Brief die langerwartete Nachricht enthalte. Nach einer Stunde kam Sherbroke wieder. Niemand wagte ſich der Zudringlichkeit ſchuldig zu machen, und ihn nach dem Inhalte ſeines Briefes zu fragen. Man war daher in ſtummer Erwartung und hoffte, daß er ſich ſelbſt über den Inhalt auslaſſen werde.

Offenbar beſtürmten ſeinen Geiſt eine Menge trauriger Gedanken. Er trat näher an's Feuer, lehnte ſeinen Kopf an den Mantel am Kamine und ſagte nach einer Pauſe von einigen Augenblicken mit leiſer Stimme zu dem ihm zunächſt ſtehenden Officiere: „Wynyard's Bruder iſt nicht mehr!“

Die erſte Zeile von Sherbroke's Briefe lautete folgendermaaßen: „Theurer John! bringen Sie Ihrem Freunde Wynyard die Nachricht von dem Tode ſeines Lieblings, ſeines Bruders, bei.“ Er war an demſelben Tage und in derſelben Stunde geſtorben, zu welcher die Freunde ſeinen Geiſt ſo geheimnißvoll hatten durch das Zimmer gehen ſehen.

Man hätte glauben ſollen, dieſe Erſcheinung würde Sherbroke vollkommen von ihrer Wahrheit überzeugt haben; allein ſein Geiſt war ſo ſehr gegen die Wirklichkeit, ja ſogar gegen die Möglichkeit jedes übernatürlichen Verkehres mit den Seelen der Verſtorbenen eingenommen, daß er immer noch Zweifel an der Wahrnehmung ſeiner Sinne hegte, ſo genau auch ihr Zeugniß mit dem Zuſammentreffen der Erſcheinung und des Todesfalles übereinſtimmte.

Einige Jahre nach ſeiner Rückkunft in England ging er mit zwei Herren in Piccadilly, als er auf der andern Seite des Weges Jemanden erblickte, welcher die größte Aehnlichkeit mit jener Geſtalt hatte, die Wynyard und ihm erſchienen war. Seine Begleiter waren mit der Geſchichte bekannt und er lenkte ihre Aufmerkſamkeit auf den Herrn gegenüber, der ganz wie die Perſon ausſah, welche in Wynyard's Zimmer gekommen war und es wieder verlaſſen hatte, ohne daß man wiſſe, wie.

Voll von dieſen Gedanken ging er ſogleich über den Weg hinüber und redete den Herrn an. Er erwartete nunmehr einen vollkommenen Aufſchluß über das Geheimniß zu erhalten. Er bat um Verzeihung und entſchuldigte ſich, indem er den Vorfall erzählte, der ihn zu einem ungewöhnlichen Benehmen verleite. Der Herr empfing ihn als einen Freund; er war nie außerhalb England geweſen, aber er war der Zwillingsbruder desjenigen, deſſen Geiſt ſie geſehen hatten*).

19.

Als Heinrich der Vierte von Frankreich ſich im Jahre 1574 nebſt der Königin Catharina von Medicis zu Avignon befand, begab ſich die Königin am Abende des 23. Decembers früher, als ſonſt ihre Gewohnheit war, zur Ruhe. Unmittelbar vor ihrem Weggange befanden ſich in ihrer Umgebung der König, der Erzbiſchof von Lyon ꝛc. und die Hofdamen de Rez, de Ligneroles und de Sauves, welche die Königin nach ihrem Schlafgemache begleiteten. Aber kaum hatte ſie ſich niedergelegt, als ſie mit einem heftigen Geſchrei die Hand vor das Geſicht hielt und den Umſtehenden überlaut zurief: ſie möchten ihr zu Hülfe kommen, „denn der Cardinal von Lothringen ſtünde zu den Füßen ihres Bettes, wolle näher kommen und ſtrecke die Hände nach ihr aus.“ Sie ſchrie öfters in der größten Angſt: Monsieur le

---

*) Accredited Ghost Stories, collected by M. Jarvis, Esq. London 1823.

Cardinal! je n'ai que faire de vous! (Herr Cardinal! ich habe nichts mit Ihnen zu ſchaffen.)

Der König wurde ſogleich von dieſem ſeltſam Vorfalle unterrichtet und ſchickte augenblicklich einen der Edelleute aus ſeiner Umgebung nach der Wohnung des Cardinals ab, welcher mit der Nachricht zurückkam, der Cardinal wäre eben damals, als die Königin die Erſcheinung gehabt, geſtorben.

D'Aubigné verſichert in ſeiner histoire universelle, die Wahrheit dieſer Erſcheinung aus dem Munde der obgenannten drei Damen beglaubigt erhalten zu haben.

20.

Die Blätter von Prevorſt erwähnen folgender Thatſache, die wir hier im Auszuge wiedergeben. Ein junges Bürgermädchen, mit einem Forſtſecretär verlobt, grämte ſich über deſſen zunehmende Kälte gegen ſie. Am 1. Januar 1835 ſollte der Bräutigam endlich nach langem Warten die 20 Meilen entfernte Stelle beziehen, und deshalb war man im October 1834 mit den Vorbereitungen zur Hochzeit beſchäftigt. Um dieſe Zeit verfiel die Braut in ein Nervenfieber. Am 4. November fand ſie der Arzt Abends im Starrkrampfe; ſie richtete ſich empor gleich einer bleichen Marmorſtatue und blickte ſtier nach einem Puncte hin. In der Nacht vom 4. zum 5. rief ſie in höchſt erregtem Zuſtande, Nachts um 12 Uhr: „Ich muß hin, muß ihn noch einmal ſehen. Kutſcher vorgefahren!" Einzelne nachfolgende Worte drückten ihre Freude aus, die ſie genoß bei'm Anblick der Gegenſtände, welche ſie im Geiſte zu ſehen glaubte, indem ſie gleichſam geiſtig dieſe Reiſe machte. „Nun bin ich dort! hier wohnt er!" rief ſie endlich und verfiel wieder in den Starrkrampf, der ſich endlich löſ'te, und Spuren von tiefem Schmerze, Staunen und Verzweiflung in den Geſichtszügen zurückließ. Am folgenden Morgen hatte der Zuſtand ſich gebeſſert; aber die Kranke, noch immer bewußtlos, rief zuweilen leiſe: „Das hätte ich nicht gedacht!“ Am Abend des 5. Nov. traf der Arzt die Tante mit ihrem Manne aus dem Magdeburgiſchen bei der Kranken, welche erzählte, daß ſie die kranke Nichte in der Küchenthüre habe ſtehen ſehen. Die Thüre habe ſich von ſelbſt geöffnet, und nach der Erſcheinung ſey ſie knarrend zugeſchlagen.

In der Nacht vom 5. zum 6. machte die Kranke wieder eine phantaſtiſche Reiſe zu ihrem Bräutigam und ſagte in einzelnen Pauſen die Worte: ſterben, verzeihen, glücklich ſeyn! Mehr konnte man von ihrem Selbſtgeſpräche nichts verſtehen; außerdem hörte man ſie oft den Namen ihres Bräutigams nennen. Der Tod erfolgte 7 Uhr Morgens. Am 8. Abends kam ein Brief, der am 5. Morgens abgeſandt war, und in welchem der Bräutigam das Bekenntniß einer ſchweren Schuld niedergelegt hatte. Er war durch ein junges, nicht unbemitteltes Mädchen, die ſogar ihm nächtliche Beſuche abgeſtattet, verführt worden. Ein ſonderbarer Vorfall in der Nacht vom 4. zum 5. zwingt ihn zum Bekenntniſſe ſeiner Schuld und zur Verſicherung aufrichtiger Reue; er wolle ſich beſſern, rechne auf die Verzeihung ſeiner Braut, um mit frohem Herzen bald den Tag ihrer Vermählung feiern zu können. Jenes junge Mädchen ſey in der Nacht vom 4. zum 5. bei ihm geweſen, als Nachts um 12 Uhr beide, der Bräutigam und jenes verliebte Frauenzimmer, durch einen heftigen Schlag gegen die verſchloſſene Thüre aus ihrem Taumel geweckt worden, die Thüre ſich öffnete und eine weiße weibliche Nebelgeſtalt ſichtbar wird. Mit einem tiefen Seufzer verſchwand die Geſtalt, die Thüre ging wieder zu, und war nach wie vor feſt verſchloſſen. Der junge Mann hatte die Braut erkannt, und beſchloß nun, ſich zu beſſern und durch das reuevolle Bekenntniß ſein Herz zu erleichtern. Von der Krankheit der Braut wußte der Bräutigam Nichts, ahnte es aber, jedoch erſt in der Nacht vom 5. zum 6.*) durch zwei Träume. Im erſten Traume, wo die Kranke die zweite phantaſtiſche Reiſe machte, ſah er die Braut, welche ihm freundlich verzieh, ihm ſagte, daß ſie ſterben würde, er möge durch Beſſerung und Reue wieder ruhig und zuletzt glücklich werden. Nach dem Erwachen habe er ſeinen Namen rufen hören, und Morgens zwiſchen 6—7 Uhr (in der Sterbeſtunde) habe er wieder geträumt: Die Braut erſcheine auf dem Ufer eines reißenden Stromes und winke ängſtlich und ſehnend. Ueber den Fluß führte eine halb zerſtörte Brücke; auf dem noch ganz feſtgewölbten Bogen jenſeit ſtand die Braut am äußerſten Rande, und von da zum Bräutigam lagen nur einzelne Balken. Der Träumende wollte den einen Balken betreten; die Braut faßte dieſen (den Balken) feſt, als ob ſie des Bräutigams Herüberkommen befördern wolle. In fürchterlicher Angſt ſchritt er vorwärts; allein Alles wich unter ihm und er ſtürzte in den Fluß.

.21

In den „Fragmenten aus den Memoiren einer Erzieherin“, welche Stahmann im zweiten Hefte ſeiner „Ahnungen ꝛc.“ S. 48 mittheilt, erzählt dieſelbe Dame auch folgendes Ereigniß aus ihrem frühern Leben:

---

*) Dies ging aus ſpätern Briefen an die Mutter der Braut und an den Arzt hervor.

Ich war in meinem 16. Jahre mit einem wackern Manne verlobt; doch ſollte ich nach dem Willen meiner Mutter 20 Jahre alt werden, bevor ich heirathete. Die Mutter meines Bräutigams war ein completes Gegenſtück der meinigen. Soviel ich von ihrem Character erfuhr, wurde mir ihretwegen dieſe Verbindung zuwider, obwohl mir der Bräutigam unendlich theuer war. Sie hatte die Frau des ältern Bruders meines Geliebten todt geärgert, und dieſes Weib wollte ſich zu uns begeben, wenn wir getraut wären. Bei ihrer einzigen Tochter, als dieſe eine Sechswöchnerin war, hatte ſie ſich ſo ſchauderhaft benommen, daß der Schwiegerſohn ſie aus ſeinem Hauſe ſchaffte; die Frau kränkelte vom gehabten Aerger der boshaften Mutter ein ganzes Jahr und ſtarb. Dem Wittwer durfte die böſe Schwiegermutter nicht wieder vor die Augen kommen.

Dieſer Umſtand, nach der Verlobung erſt mir zu Ohren gekommen, machte die beabſichtigte Verbindung wieder rückgängig; ich ſuchte von meinem Bräutigam wieder loszukommen. Ein anderer junger Mann, von der Wiege an, mit Bewilligung der Eltern, an ein Mädchen gekettet, das, obwohl ſehr brav, ſeinen Anforderungen nicht entſprach, wurde mit mir bekannt; die Unmöglichkeit uns zu beſitzen, machte unſere Wünſche reizender, und ſo mußten wir uns wohl zu tief in die Augen geſehen haben.

Um fernern Trübſalen zu entgegnen, nahm ich die Stelle einer Erzieherin an und ſchied, von den Thränen jener beiden Männer begleitet, von hinnen. Mir und dem Geliebten allen Kummer zu erſparen, erwähnte ich weder in Briefen an meine Mutter und Freunde, noch mündlich etwas von dem Geliebten, fragte auch nicht nach ſeinem Leben und Walten.

Da war's in der Charfreitagsnacht, als ich in wachendem Zuſtande, bei offenen Augen und klarem Bewußtſeyn, — es war heller Mondſchein — den Geliebten im — Leichentuche hereintreten ſah. Er richtete ſein Angeſicht wie verklärt zum hellen Himmel, kam auf mich zu, beugte ſich über mich und verſchwand.

Nach den Feiertagen erhielt ich einen Brief von meiner Mutter mit der Nachricht: „Der gute W... endete in der Charfreitagsnacht ſeine Leiden; denn ſeit Deiner Abweſenheit war er weder froh noch geſund. Er ward am zweiten Feiertage früh um 6 Uhr zur Erde beſtattet. Man könnte von ihm ſagen: „Der Liebesgram hat ihn getödtet."

Bei Leſung ähnlicher Thatſachen wird der Stoffmenſch ſich eines ungläubigen Lächelns ſelten nur erwehren; der minder oberflächliche Denker wird jedoch mit dem berühmten Profeſſor v. Schubert folgenden Schluß ziehen: „Wenn ſchon im animaliſchen Magnetismus eine ſolche innige Vereinigung zweier menſchlicher Weſen möglich iſt, daß das eine an allen Bewegungen und Gefühlen des andern ſo Theil nimmt, als ob es ihm ſelbſt geſchähe; wenn dieſes tiefe Mitgefühl, das ſich zwiſchen Magnetiſeur und Somnambule zeigt, häufig noch in einiger Entfernung beider wirkſam iſt, und das, was mit jenem in unmittelbarer Beziehung war, auf dieſe einen eigen-

---

*) Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft, 3. Aufl. S. 292.

thümlichen Einfluß zeigt; ſo iſt von hieraus nur noch ein Schritt zu dem wunderbaren Mitwiſſen eines Entfernten um die Schickſale, vornehmlich aber um den Tod einer geliebten oder nahe verwandten Perſon.“

22.

Als einer der unverwerflichſten Zeugen für das Vorhandenſeyn jener Todesanzeichen, wo Kranke, während ihr kraftloſer Körper ſie feſt an das Sterbelager kettet, Andern, die oft an weit entfernten Orten wohnen, in ihrer Todesſtunde, der ganzen ihnen eigenthümlich geweſenen Geſtalt nach, erſcheinen, dürfte der unvergleichliche Wieland genannt werden, den ſchwerlich Jemand des Aberglaubens beſchuldigen wird, da Einige ſogar kein Bedenken trugen, ihn den deutſchen Voltaire zu nennen. Dieſer Heros der Literatur erzählt (im 37. Bde. ſeiner „ſämmtlichen Werke“, Leipzig 1805 S. 239):

Es werden nun fünfzig Jahre ſeyn, als ich während meines langen Aufenthaltes in H . . . . mit einer edlen Familie bekannt wurde, die in allen ihren Gliedern aus eben ſo ſonderbaren als achtungswürdigen Perſonen beſtand. Kurz zuvor, ehe ich mit dieſer Familie in nähere Verhältniſſe gekommen war, ſtarb die Frau vom Hauſe. Sie hatte bei allen Leuten in der Gegend, wo ſie wohnte, als eine der außerordentlichſten Perſonen ihres Geſchlechtes und ihrer Zeit gegolten; was mit dem Umſtande, daß ſie der Welt immer unbekannt blieb, ſehr wohl beſtehen kann. Etwas Excentriſches in ihrer Natur, das Leſen myſtiſcher Schriften und eine Kette von beſondern, ſelten zuſammentreffenden, äußern Umſtänden vereinigten ſich, eine ganz eigene Art von ehrwürdiger Schwärmerei zum Grundton ihres Characters zu machen. Wie bei allen reinen Seelen dieſer Claſſe, war auch bei ihr die Liebe zu Gott eine nie verſiegende Quelle von Werken der Wohlthätigkeit, zumal von ſolchen, die mit Beſchwerlichkeit verbunden waren. Und da ihr die Mäßigkeit ihres Vermögens nicht erlaubte, ihrem Triebe, allen Nothleidenden zu helfen, ein ſo unbeſchränktes Genüge zu thun, als ihrem Herzen Bedürfniß war, ſo hatte ſie ſich allerlei Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erworben, wodurch ſie den armen Landleuten, unter welchen ſie wohnte, nützlich ſeyn konnte. Sie beſaß viel Geſchick in Bereitung ſolcher Arzneien, deren dieſe Menſchenclaſſe am meiſten bedarf, und da ſie alles unentgeltlich gab, rettete ſie manche, die ſich aus Armuth oder unverſtändiger Sparſamkeit die nöthigſten Hülfsmittel verſagt haben würden, wenn ſie etwas dafür hätten geben müſſen. Vorzüglich war ſie eine eben ſo geſchickte, als glückliche Geburtshelferin. In einem Umkreiſe von etlichen Meilen war der Glaube an ihre beinahe wunderthätige Hand bei dem dürftigſten Theile des Landvolks eben ſo groß, als ihre Bereitwilligkeit, ihnen mit ihrer Gabe zu dienen, grenzenlos war. Nicht ſelten wurde ſie in der ſtrengſten Jahreszeit und bei dem unfreundlichſten Wetter mitten in der Nacht aus ihrem Bette geholt, um einer an Allem Mangel leidenden Gebärerin zuzueilen, und immer war ihre Ankunft in den Augen der armen Leute die Erſcheinung eines Engels, mit welchem Troſt und Rettung in ihre Hütte kam.

Dieſe allgemein verehrte Dame war dem Zuſtande des natürlichen Schlafwandelns häufig unterworfen. Man gewöhnte ſich aber um ſo leichter an dieſes ihr Umhergehen mit geſchloſſenen Augen und andere Beſchäftigungen in dieſer Verfaſſung, da ſie gewöhnlich nachher verſicherte, während denſelben unbeſchreibliche Herrlichkeiten geſehen und gehört zu haben. Obchſon Proteſtantin, ſtanden ſie und ihr Gemahl mit dem Beichtvater eines benachbarten Benedictiner-Nonnenkloſters, deſſen Lehnsmann Hr. v. K., der Gatte dieſer Dame, als Gutsbeſitzer war, in ſo vertrauten Verhältniſſen, daß der durch Vorzüge des Geiſtes und des Herzens empfohlene Pater als ein Glied jener Familie betrachtet wurde.

Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau v. K. wurde der Pater von ſeinem Fürſten nach Bellinzona verſetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus ſeinem Stifte verſehen werden mußte, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da dieſe Trennung dem wackern Benedictiner und dem Herrn und der Frau v. K. gleich ſchmerzlich war, ſo verſprachen ſie einander, ihre Freundſchaft wenigſtens durch einen traulichen Briefwechſel dauernd zu erhalten.

Nach Jahr und Tag fiel Frau von K. in eine Krankheit, worüber die Ihrigen ſich keine ſorglichen Gedanken machten, weil ſie dieſelbe Krankheit mit eben denſelben Zufällen ſchon mehrmals glücklich überſtanden hatte. Sie allein dachte anders und ſagte ihrer einzigen Tochter, die damals ſiebenzehn Jahre haben mochte, den Tag und die Stunde, wenn ſie ſterben würde, ganz beſtimmt voraus; doch mit dem ernſtlichen Verbote, Niemanden, ſelbſt dem Vater, etwas davon merken zu laſſen. Dieſer blieb auch ganz unbekümmert und zweifelte ſo wenig an der baldigen Geneſung ſeiner Gemahlin, daß er Bedenken trug, ſeinen Freund, den Pater, durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen.

Indeß war der Tag herangekommen, an welchem Frau von K., ihrer Vorherſagung zufolge, ſterben ſollte. Sie ſchien ſich um vieles beſſer zu befinden, war ſehr heiter und ſprach mit ihrer Tochter, der einzigen Perſon, die ſie an dieſem Tage um ſich haben wollte, von ihrem bevorſtehenden Tode ſo gelaſſen, als ob von einer kleinen Spazierfahrt die Rede wäre, wandte aber doch die wenigen Stunden, ſo ſie nach ihrem Vorgefühle noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwiſchen Angſt und Hoffnung ſchwebenden Tochter eine Menge guter Lehren zu geben. Dieſe ſchöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freiheit der Bruſt, womit die vermeinte Sterbende ſprach, immer mehr Hoffnung und erhielt dadurch die Faſſung, worin die Mutter ſie zu ſehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete ſich die Kranke auf und ſagte mit einem ihr eigenen holden Lächeln: „Nun iſt's Zeit, daß ich gehe und vom Pater Abſchied nehme."

Mit dieſen Worten legte ſie ſich auf die andere Seite und ſchien in wenig Augenblicken ſanft eingeſchlafen zu ſeyn. Nach einer kleinen Weile erwachte ſie wieder, wendete ſich mit einem Blicke voll Liebe und Ruhe zu ihrer Tochter, ſprach noch wenige einzelne Worte und entſchlief auf immer.

An demſelben Tage und — wie es ſich in der Folge zeigte — in eben dieſer Stunde ſaß der Pater zu Bellinzona in ſeinem Zimmer am Schreibtiſche bei einer Studirlampe mit Ausrechnung einer mathematiſchen Aufgabe, die er am folgenden Tage ſeinen Lehrlingen vortragen wollte, ernſtlich beſchäftigt und an nichts weniger als an ſeine Freundin denkend, von deren Krankheit er nicht die geringſte Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thüre des Zimmers hing ſeine Pandore, ein Inſtrument, das er liebte und ſehr geſchickt zu ſpielen wußte. Auf einmal hört er die Pandore einen ſtarken Knall, als ob der Reſonanzboden geſprungen ſey, von ſich geben. Er fährt auf, ſieht ſich um und erblickt mit einem Schauder, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau v. K. vollkommen gleichende Geſtalt, die ihn mit freundlichem

Ernſt anſieht und verſchwindet. Er faßt ſich wieder, iſt ſich auf's Deutlichſte bewußt, daß er wacht und die Geſtalt ſeiner mehr als 30 Meilen von ihm entfernten Freundin geſehen hat; er unterſucht die Pandore und findet den Reſonanzboden geſprungen. Er weiß eine ſo ſonderbare Erſcheinung ſich nicht zu erklären, kann aber doch die ganze Nacht durch den Gedanken nicht los werden, daß ſie ihm vielleicht den Tod der Frau von K. angekündigt habe. Er ſchreibt mit der nächſten Poſt an ihren Gemahl, erkundigt ſich mit einer Unruhe, deren Urſache er jedoch verſchweigt, nach ihrem Befinden, erhält die Nachricht von ihm, daß ſie in eben derſelben Stunde, da er die Erſcheinung gehabt, geſtorben ſey, und entdeckt ihm nun in einem zweiten Briefe, was ihm in derſelben Stunde begegnet war.

Dieſe Geſchichte habe ich aus dem Munde des damaligen Fräuleins von K. Dieſe war zur Zeit, da ſie mir bekannt wurde, eine unverfälſchte Tochter der Natur, die gewiß die Wahrheit ſagen wollte, d. i., kein Wort mehr, als was ſie ſelbſt für wirkliche Thatſache hielt und, allen Umſtänden nach, halten mußte. Nicht weniger Urſache habe ich, an die Wahrheitsliebe jenes wackern Geiſtlichen zu glauben, der in einem zu guten Rufe ſtand, als daß ſeine Verſicherung, von der Krankheit der Frau von K. nicht das Geringſte gewußt zu haben, bezweifelt werden könnte; zumal da ſich ſchlechterdings nicht abſehen läßt, was für einen Nutzen er von einer Lüge über dieſen Punct hätte ziehen können. Täuſchte ſich vielleicht die ſterbende Frau von K., da ſie ihrer Tochter ſagte: ſie wolle nun gehen und vom Pater Abſchied nehmen? Täuſchte ſich dieſer, als er plötzlich die Geſtalt ſeiner Freundin vor ſich zu ſehen glaubte? War es bloßer Zufall, daß die Stunde der Erſcheinung mit derjenigen, worin die Sterbende ihm erſcheinen wollte, zuſammentraf? Frau von K. ſagte, ſie wolle gehen, um von einem abweſenden Freunde Abſchied zu nehmen; und wenige Augenblicke darauf erblickt dieſer ihre Geſtalt in ſeinem Zimmer, und dies zu einer Zeit, als ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf eine mathematiſche Ausrechnung geheftet iſt, da er an nichts weniger, als an die Sterbende denkt und kein Wort von ihrem Krankſeyn weiß. Wenn ein ſolches Zuſammentreffen Zufall iſt, ſo möchte ich wiſſen, was man abſichtliche Urſache und Wirkung nennen kann. Wie hätte der Pater unter dieſen Umſtänden ſich ſelbſt täuſchen, oder getäuſcht werden können? Ueberdies war er durch das Zerſpringen der Pandore aufgeſchreckt und bewogen worden, nach dem Orte, wo die Geſtalt ſeiner Freundin ſichtbar war, hinzuſchauen. Ein Inſtrument kann wohl aus irgend einer Urſache einen Riß bekommen und einen Knall thun; aber daß dies gerade in dem Augenblicke geſchah, wo die Erſcheinende — welche dazu vermuthlich nur wenige Augenblicke in ihrer Gewalt hatte — ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen wollte, weiſ't deutlich auf ein abſichtliches Verhältniß von Urſache und Wirkung hin. Die Folgerungen, die daraus zu ziehen ſind, wären demnach: Erſtens: es ſey möglich, daß unſere Seele, wenigſtens kurz vor der gänzlichen Trennung von ihrem Körper, aus demſelben herausgehen und ihre Gegenwart anderswo offenbaren könne; zweitens: daß die Erſcheinung der eigenſten Geſtalt der Frau von K., da ſie ſich ſchwerlich auf eine andere Weiſe erklären läßt, für einen Beweis gelten müſſe, daß ſie es ſelbſt geweſen ſey, die ihm in dieſer Geſtalt erſchien; drittens: daß ſie alſo entweder die Gabe gehabt haben müßte, ſich in aller Eile aus einem ſichtbaren Stoffe einen neuen, ihrem irdiſchen Körper völlig ähnlichen Leib anzubilden; oder, daß es mit dem ätheriſchen Körper ſeine Richtigkeit habe, und daß dieſer das Vermögen beſitze, nach dem Willen der Seele, in wenig Minuten ſo viel gröbern Stoff aus der Luft an ſich zu ziehen, als nöthig iſt, um ſichtbar zu werden. Nur ſcheint mir Jenes ungleich weniger natürlich und begreiflich zu ſeyn, als dieſes; und ich halte mich alſo an das Letztere, glaube auch durch dieſe Erſcheinung der Frau von K. für die Exiſtenz des ätheriſchen Seelenorgans ein Großes gewonnen zu haben.

23.

Nachfolgende Anecdote verſichert Jung-Stilling*) mit möglichſter Sorgfalt nach der ehemaligen Erzählung des unten erwähnten kaiſerl. geh. Raths von Seckendorf mitgetheilt zu haben.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen ſtand mit dem Könige Auguſt II. von Polen in ſo freundſchaftlichen Verhältniſſen, daß ſie einander, wenn es möglich war, wenigſtens einmal des Jahres ſahen. Dies geſchah auch noch kurz vor dem Tode des Letztern; derſelbe ſchien ſich damals ziemlich wohl zu befinden, nur hatte er eine etwas bedenkliche Entzündung an einer Zehe. Die Aerzte warnten ihn daher vor jedem Uebermaaß in ſtarken Getränken, und der König von Preußen, welcher dies wußte, befahl ſeinem Feldmarſchall von Grumbkow — der den König bis an die Gränze begleitete, und ihn dort in einem königlichen Schloſſe ſtandesgemäß bewirthen ſollte — daß er bei jenem Abſchiedsſchmauſe Alles ſorgfältig vermeiden möchte, wodurch die dem Könige von Polen aus erwähnter Urſache von den Aerzten ſo ſehr empfohlene Mäßigung im Genuſſe des Weines überſchritten werden konnte.

---

*) Theorie der Geiſterkunde, S. 269.

Als aber der König Auguſt noch zuletzt einige Bouteillen Champagner verlangte, ſo gab Grumbkow, der dieſen Wein ſelbſt liebte, nach und genoß deſſen auch ſeiner Seits ſo viel, daß er ſich, indem er über den königlichen Hof des Schloſſes in ſein Quartier ging, an einer Wagendeichſel eine Rippe zerbrach und ſich daher in einem Tragſeſſel zum König Auguſt bringen laſſen mußte, als dieſer ſeine Reiſe des andern Morgens ſehr früh fortſetzen und ihm noch einige Aufträge an den König von Preußen geben wollte. Hierbei war der König von Polen, außer einem vorn geöffneten Hemde, nur mit einem kurzen polniſchen Pelze bekleidet.

In eben dieſem Anzuge, nur mit geſchloſſenen Augen, erſchien er am erſten Februar 1733 früh, ungefähr um drei Uhr dem Feldmarſchall von Grumbkow und ſagte zu ihm: „**Mon cher Grumbkow! je viens de mourir ce moment à Varsovie** *).“

Grumbkow, dem die Schmerzen des Rippenbruchs damals noch wenig Schlaf geſtatteten, hatte unmittelbar zuvor, bei dem Scheine ſeiner Nachtlampe und durch ſeine dünnen Bettvorhänge bemerkt, daß ſich die Thüre ſeines Vorzimmers, worin ſein Kammerdiener ſchlief, öffne, daß eine lange menſchliche Geſtalt hereinkomme, in langſam feierlichem Schritt um ſein Bett herumgehe und ſeine Bettvorhänge öffne. Nun ſtand die Geſtalt des Königs Auguſt gerade ſo, wie Letzterer nur wenige Tage vorher lebendig vor ihm geſtanden war, vor dem erſtaunten Grumbkow und ging, nachdem er obige

---

*) Mein lieber Grumbkow! ich bin ſo eben in Warſchau geſtorben.

Worte geſprochen, wieder zu eben der Thüre hinaus. Grumbkow klingelte, fragte den zur nämlichen Thüre hereineilenden Kammerdiener: ob er den nicht auch geſehen habe, der ſo eben gerade da herein und hinausgegangen ſey? — Der Kammerdiener hatte nichts geſehen.

Grumbkow ſchrieb ſogleich den ganzen Vorgang an ſeinen Freund, den damals bei des Königs von Preußen Hoflager befindlichen kaiſerlich öſterreichiſchen Geſandten, Feldmarſchall Grafen von Seckendorf, und bat den Letztern, die Sache dem Könige bei der Parade auf paſſende Weiſe zu hinterbringen. Bei dem öſterreichiſchen Geſandten befand ſich, als ihm das Grumbkowſche Billet ſchon früh um 5 Uhr zukam, deſſen Schweſterſohn und Geſandtſchaftsſecretär von Seckendorf, nachheriger Brandenburg-Anſpach'ſcher Miniſter und zuletzt kaiſerl. Geheimrath. Jener ſagte zu dieſem, indem er ihm das Billet zu leſen darbot: „Sollte man nicht denken, die Schmerzen hätten den alten Grumbkow zum Viſionär gemacht? Ich muß aber den Inhalt dieſes Billets noch heute dem Könige hinterbrigen.“

Nach 40 Stunden langte durch die von Warſchau nach Berlin von drei zu drei Stunden unterlegten polniſchen Uhlanen und preußiſchen Huſaren die Nachricht in Berlin an, daß der König von Polen in derſelben Stunde zu Warſchau geſtorben ſey, als Grumbkow jene Erſcheinung gehabt hatte.

Aus der „Geſchichte, Leben und Thaten des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's des Erſten“ (Hamburg und Breslau 1735, S. 454), kann noch Folgendes zur Erläuterung hier beigefügt werden: Hier wird auch beſtätigt, daß der König von Polen am erſten Februar 1733 geſtorben ſey, und daß man dieſe Nachricht ſchon am vierten in Berlin erhalten habe. Ferner wird auch bemerkt, daß der

König von Polen bei ſeinem Hin- und Herreiſen zwiſchen Dresden und Warſchau, ſeinen Weg von Dresden aus über Croſſen und Karga und von da vollends nach Warſchau genommen, bei welcher Gelegenheit der König von Preußen faſt jedesmal den General und Staatsminiſter von Grumbkow nach Croſſen ſchickte und den König da bewillkommen ließ.

Jung-Stilling, der in ſeiner Theorie der Geiſterkunde, S. 273, dieſe Anecdote mit möglichſter Sorgfalt nach der Erzählung des Geheimraths v. Seckendorf mitgetheilt zu haben verſichert, ſetzt am Schluſſe hinzu: „Die Wahrheit dieſer Geſchichte beruht auf der Glaubwürdigkeit ſolcher Perſonen, an deren Kopf und Herz zu zweifeln Verbrechen ſeyn würde. König Auguſt empfand bei herannahendem Tode gewiß ſehr, daß er bei Grumbkow's Gaſtmahle den Rath ſeiner Aerzte ſo ſchlecht befolgt hatte. Zugleich mochte er auch wohl dieſem ſeinem Wirthe den Vorwurf machen, daß er, da er den Sinn der Aerzte wußte und noch dazu von dem Könige von Preußen den gemeſſenen Befehl hatte, ſorgfältig Alles zu vermeiden, was ſeinen erhabenen Gaſt ſchaden könne, alles Schädliche hätte entfernen und in das Verlangen nach Champagner nicht hätte einwilligen ſollen. Mit dieſer tiefen Reue und gleichſam fixen Idee ſtarb er. Die Sehnſucht, dem Herrn von Grumbkow ſein Verſehen an's Herz zu legen, war vielleicht Urſache, daß er auf ſeine Einbildungskraft wirkte, ſein Ahnungsvermögen entwickelte, woher dann die Erſcheinung entſtand.

Bei ſolchen Erſcheinungen, ſchließt Jung, muß man ſich nicht etwa vorſtellen, daß die Seele des Königs von Warſchau nach Croſſen hätte reiſen müſſen; denn ſobald die Seele aus dem Körper geſchieden iſt, hört das, was wir Raum, Ausdehnung, Entfernung u. ſ. w. nennen, auf; aber die Vorſtellung, die ſie in dieſem Leben von den Gegenſtänden der Sinnenwelt erhalten hat, behält ſie. Nur empfindet ſie nun nichts mehr von ihr, es ſey denn, daß ſie in den Fall geräth, mit einem noch Lebenden*) in Rapport zu kommen und ihm zu erſcheinen.

24.

Lord Byron erzählt folgende Thatſache, die er aus dem Munde des Capitän Kidd ſelber vernommen zu haben verſichert. Dieſer ſchlief einſt Nachts in ſeiner Hängematte, da erweckt ihn ein Gefühl, als ob etwas Schweres auf ihm läge. Er öffnet die Augen und es däucht ihm, er ſähe bei dem ſchwachen Lichte, das die Cajüte erhellte, die Geſtalt ſeines Bruders, der damals als Seeofficier in Oſtindien war, gekleidet in ſeine gewöhnliche Uniform, quer über's Bett liegen. Er hält dies für eine leere Einbildung, ſchließt die Augen und bemüht ſich, wieder einzuſchlafen. Aber der Druck auf ſeinen Körper dauert fort und ſo oft er aufblickt, ſieht er dieſelbe Geſtalt quer über's Bett gelehnt. Er ſtreckt die Hand darnach aus, berührt ſie und hat das Gefühl, als ſey die Uniform ganz naß. Erſchrocken ruft er jetzt einen ſeiner Mitofficiere zu Hülfe, und ſobald dieſer hereintritt, verſchwindet die Erſcheinung. Wenige Monate nachher erhält Kidd die Schreckenspoſt, daß in derſelben Nacht, in welcher er die Erſcheinung gehabt, ſein Bruder im indiſchen Meere ertrunken ſey**).

---

*) Vorausgeſetzt, daß dieſer die phyſ. Dispoſition beſitze, überſinnliche Eindrücke in ſich aufzunehmen.

**) Schubert's Geſchichte der Seele, S. 654 der erſten Aufg., nacherzählt dem Monthley Review 1830, pag. 229.

25.

Die Kinder des Juweliers Hübſchmann in Stuttgart — erzählt Werner*) — rieſen einmal früh Morgens dem noch ſchlafenden Vater freudig zu: „Der Großvater iſt gekommen!“ Als er nirgends zu ſehen war, fragte man die Kinder über ihren Ausruf. Dieſe betheuerten, der Großvater ſey ſo eben an ihnen vorübergegangen. Hübſchmann's Bruder in Straßburg ging in derſelben Frühſtunde in ſeine Werkſtatt, wo er des Vaters Geſtalt ſich entgegen kommen ſah. Sogleich ſchrieb er nach Stuttgart und meldete den Vorfall. Nach 3 Tagen kam die Nachricht aus dem Voigtlande, daß der Großvater gerade in jener Stunde geſtorben ſey.

26.

Derſelbe Autor erzählt (l. c. S. 409) auch einen hierher gehörenden Fall aus ſeinem eigenen Erfahrungskreiſe: „Mein eigener Bruder G. lag in Stuttgart unrettlich krank. Ich verließ Nachts 11 Uhr ſein Lager und legte mich in einer andern Wohnung zu Bette. Früh zwiſchen 3 und 4 Uhr erwachte ich ſchnell an dem lauten, faſt gellenden Rufe meines Namens. Ich erhob mich und hörte ſo ganz wach meinen Namen noch zweimal rufen. Ich dachte meines Bruders, und nach einer halben Viertelſtunde erhielt ich die Nachricht, daß er ſo eben geſtorben ſey. — In derſelben Stunde ſah meine Mutter in Tübingen die Geſtalt ihres Sohnes deutlich im Nebenzimmer ſtehen und ſie einige Minuten anblicken, worauf ſie verſchwand.

---

*) Die Schutzgeiſter, Seite 406.

27.

Boswell, der Verfaſſer einer Biographie Johnſon's, erzählt von einem ſeiner Bekannten, auf deſſen Wahrheitsliebe er ſich verlaſſen zu können verſichert, derſelbe habe ihm geſagt, daß, als er einſt nach Kilmarnok nach Hauſe gegangen, er ſich aus einem Walde habe rufen gehört, und die Stimme ſey die ſeines Bruders geweſen, der nach Amerika gereiſ't war. Das nächſte Paketboot brachte die Nachricht mit, daß dieſer Bruder geſtorben ſey *).

28.

Um die Zeit, als der Viscount Dundee in der Schlacht bei Killiecranky fiel, erſchien ſein Geiſt dem Lord Balcarras, der damals wegen Verdacht des Jakobitismus auf dem Schloſſe zu Edinburg gefangen ſaß. Das Geſpenſt zog den Vorhang vor dem Bette ſeines Freundes weg, blickte ihn ſtier an, lehnte ſich eine Zeit lang an den Mantel des Kamins und ging dann aus der Stube. Der Graf, der damals nicht wußte, daß er ein Geſpenſt ſehe, rief dem Dundee nach, zu bleiben. Bald aber traf die Nachricht von dem unglücklichen Schickſale des Helden ein **).

29.

Wenn wir die bisher angeführten Fälle mit Kieſer: Phantaſiebilder des Geſichtsorgans nennen möchten, ſo dürfen einige der folgenden Beiſpiele ebenſo paſſend als Phantaſiebilder des Gehörorgans zu claſſificiren ſeyn. „Von dem Volke in Ehren gehalten“, — ſagt Kieſer *) — „ſind jene Todesanzeichen zwar von der falſchen Aufklärung der neuern Zeit, die nur das wachende intelligente, aber nicht das ſchlafende Gefühlsleben kennt (worunter der ſenſitive Somnambulismus einzelner Organe *] zu verſtehen), und Alles, was nach den Vernunftgeſetzen des wachenden Lebens nicht erklärbar iſt, als nichtexiſtirend verwirft, in die Kategorie des Aberglaubens verwieſen worden; allein die Menge ſolcher Erſcheinungen ſpricht für deren Wirklichkeit, welche phyſiologiſch nothwendig iſt, indem, wie es Anſchauungen des Gefühlslebens giebt, es durch's Auge objectiv werdende Gefühlsanſchauungen geben muß.“

---

*) Accredited Ghost Stories, p. 205.

**) Ibid.

Hierher gehört der ſogenannte Todtenſchrei, den die ſchottiſchen Hochländer Taisk, und andere in den Niederlanden Wrath nennen, wenn nämlich die Stimme derjenigen Perſon gleicht, deren Tod hierdurch vorherverkündigt wird. Ein Beiſpiel dieſer Art trug ſich in dem Dorfe Rigg auf der Inſel Skye zu. Fünf Frauenzimmer ſaßen zuſammen in demſelben Zimmer und Alle hörten einen lauten, durch das Fenſter kommenden Schrei. Sie hielten es völlig für die Stimme eines Mädchens, welches mit gegenwärtig war. Dieſes erröthete ſogleich, obſchon es

---

*) Syſt. d. Tellurism. II., S. 57.

**) Dieſer ſtellt ſich dar als abnorme Thätigkeit der einzelnen Organe des äußern und innern Sinnes im übrigens wachenden Menſchen. In den äußern Sinnen erſcheint er als abnorme Geſichts-Gehörs-Function, ohne äußeres Object des Sehens, Hörens, während der übrige Körper ſich im wachenden Zuſtande befindet. Das Auge ſieht, das Ohr hört hier wirklich, aber nicht das äußere Object, ſondern das innere neben und mitten im äußern.

ſich's nicht merken ließ, bekam am folgenden Tage ein Fieber und ſtarb in derſelben Woche*).

30.

Am Todestage des Inſpectors Paiſen zu Klokkries auf Fünen — erzählt Bende Bendſen in Kieſer's Archiv (VIII., 3, S. 97) — ſaß der jetzige Lehnsvogt Carſtens in Lindholm mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne am Mittagstiſch, als alle drei Perſonen deutlich ein Pferd auf den Hof trotten und die hohlen Worte hören: „De ole Paul is dod!“ — Dies hat mir nicht allein der Lehnsvogt, welcher nach Jenes Tode das Inſpectorat bekam, ſondern auch ſein Sohn, ein junger Rechtsgelehrter, der ſonſt nichts auf ſolche Erſcheinungen hält, feierlich verſichert. Eine Stunde hernach kam ein Knecht des Verſtorbenen auf den Hof geritten, der die Todesanzeige mit den vorigen Worten bekannt machte.

31.

Parallele Zuſtände ſind die durch Schall, Thürenſchlagen und andere Schälle ſich ankündigenden Todesfälle. Keine äußern Gegenſtände erregen hier das Geräuſch, wie in früher erwähnten Fällen das Geſichtsbild keinen realen Gegenſtand hat, ſondern der innere Sinn des das Geräuſch Hörenden erzeugt die Sinnesempfindung des Schalles. So gedenkt Stahmann (Ahnungen ꝛc. I., S. 90) eines Schullehrers, welcher bei jedem Todesfalle Spuk mit der Lade hörte, in welcher die Leichentücher lagen, ſo daß er zuletzt den Prediger bat, die bewußten Sa-

---

*) Kieſer's Archiv VI., 3. S. 109.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

chen an einen andern Ort bringen zu laſſen, um das ſchauerliche Gepolter nicht mehr zu hören.

32.

Die Wahrheit folgender Thatſache iſt dem Herausgeber dieſer Sammlung von einem Augenzeugen verbürgt worden. Als im Jahre 1813 die Ruſſen Dresden und die Umgegend überſchwemmten, hatten viele derſelben in der wenige Meilen entfernten Bergſtadt Freiberg ihr Winterquartier genommen. Es war um Advent, als einſt um Mitternacht man an einem Hausthore drei heftige Schläge zu vernehmen glaubte. Die Bewohner der gegenüber befindlichen Häuſer eilten, als nach zwei Pauſen von gleichen Zeiträumen die drei Schälle wiederholt vernommen wurden, an's Fenſter. Nachdem man nicht nur Niemand auf der Straße bemerkte, ſondern auch in dem ſehr hohen Schnee keine Fußtritte vor dem Hausthore entdecken konnte, gab man alle Hoffnung zu einer natürlichen Löſung dieſes Räthſels auf. In dem betreffenden Hauſe aber lag ein am Nervenfieber ſchwer erkrankter ruſſiſcher Officier, welcher lächelnd zu den ſein Lager Umſtehenden ſagte: Jene 9 Schläge gelten mir, denn morgen um die neunte Stunde werde ich nicht mehr ſeyn. — Seine Weisſagung erfüllte ſich buchſtäblich. Man möchte alſo geneigt ſeyn, hier die Einwirkung eines verſtorbenen Verwandten auf den Kranken anzunehmen, der ihm, wie dies ſo oft bei Sterbenden durch ein Phantaſiebild des Geſichts ſich anzukündigen pflegt, die baldige Vereinigung mit den früher geſchiedenen Lieben durch ein Phantaſiebild des Gehörs andeuten wollte.

33

Als im Februar des Jahres 1727 Langford Colie, Eſq., der damals zu York lebte, eines Abends nach Hauſe kam, zog er ſich ſogleich und zwar ſehr ſchnell aus und legte ſich zu ſeiner Frau in's Bett. Er war eben im Begriffe, ſie anzureden, als er durch ein plötzliches Pochen an der Straßenthüre überraſcht ward, das ſo ſtark war, als ob es mit einem großen Schmiedehammer geſchehe. Er ſprang alſo ſchnell wieder aus dem Bette, nahm ein Paar Piſtolen in die Hand und eilte über den Vorſaal nach dem Speiſezimmer hin. Allein ehe er noch die Thüre dieſes erreichte, hörte er zum Zweitenmale pochen. Er ward ungeduldig und fürchtend, es könnte ſeiner damals hochſchwangern Frau etwas ſchaden, lief er nach dem Fenſter hin, während welcher Zeit das Pochen zum Drittenmale nicht bloß von ihm, ſondern auch von mehreren Perſonen ſeiner Familie gehört ward. Er machte eilig das Fenſter auf, ſah aber Niemanden weder an der Thüre, noch an der einen oder andern Seite des Hauſes, obgleich es heller Mondſchein war und Nichts ſeine Ausſicht in eine beträchtliche Entfernung verhinderte. Noch immer glaubte er, es habe dies Jemand gethan, der vom Spiele oder Trinken nach Hauſe gegangen ſey; er äußerte daher den andern Morgen auf dem Kaffeehauſe ſeinen Unwillen darüber, und erklärte mit Wärme, wie ſehr er denjenigen züchtigen wolle, der ſich einer ſolchen Handlung ſchuldig gemacht, ſobald er Gewißheit über den Thäter erhielte. Dieſe Meinung änderte er nicht eher, als bis er durch die nächſte Poſt einen Brief erhielt, der ihm den Tod ſeines Vetters Thomas Smith von Nottingham meldete, der zu derſelben Zeit, als man das erwähnte Pochen gehört hatte, zu London geſtorben war.

Etwa drei Jahre ſpäter ſaß derſelbe Herr bei ſeinem kranken Bruder, Abel Smith, und hörte von zwölf bis ein Uhr in der Nacht einen ununterbrochenen Lärm, als ob Jemand in der Werkſtätte des Tiſchlers John Baker, der als Nachbar an ſeinen Hof ſtieß, Nägel in einen Sarg ſchlage. Er war ſehr unwillig darüber, weil er es für ſehr unartig von einem genauen Bekannten des Kranken hielt, als er bald darauf einen Lärm vernahm, als ob zwei bis drei Leute einen Sarg in das Zimmer über ihm ſchöben. Dieſes hielt er für einen Vorläufer des Todes ſeines Bruders, welcher präciſe ein Uhr am andern Tage ſtarb.

Eine eben ſo ſonderbare als wahre Geſchichte ließe ſich hier von der Familie des Capitain Wood beifügen. Einige Glieder derſelben hatten vor ihrem Tode Anzeigen vernommen, die in einem gewiſſen Pochen entweder außen an der Thüre, oder auf Tiſchen und Simſen im Hauſe beſtanden. Die Anzahl der Schläge und die Zwiſchenzeit, ſo wie der Ort und die Umſtände werden ſich aus folgender Erzählung ergeben. Der erſte Schlag, den man vernahm, erfolgte Nachmittags an oder auf der Thüre, welche offen ſtand. Die Mutter des Capitains, Eleonore Wood, hörte dieſes Pochen allein. Sie gerieth darüber ſehr in Unruhe und fürchtete, es werde ihr oder den Ihrigen ein Unglück zuſtoßen. Vierzehn Tage darauf bekam ſie die Nachricht vom Tode ihres Schwiegerſohnes Georg Smith.

Drei Jahre nachher vernahm jede Perſon im Hauſe ein dreimaliges ſtarkes Pochen. Dieſe Perſonen waren Eleonore Wood, Baſil Wood und ſeine Frau nebſt einigen Bedienten. Die Schläge waren ſo auffallend, daß Eine von den Mägden von dem

Brunnen, der ungefähr 20 engl. Ellen davon lag, zurückkam, um zu ſehen, was es gebe. Auf dieſes heftige Pochen eilten Baſil Wood und ſeine Frau, die damals im Saale waren, in's Milchhaus zu ihrer Mutter, welche ſie in großer Unruhe fanden. Sie konnte weiter nichts ſagen, als daß ſie das Pochen gehört habe. Baſil ſchloß, dies müſſe einige Perſonen aus der Familie, jenes aber an der Thüre einen Freund außer dem Hauſe bedeuten. Es ſtarben innerhalb eines halben Jahres, nach der Anzahl der Schläge, drei Perſonen von der Familie, als: Madam Heſter Wood, ein Kind von Herrn Wood's Schweſter und ſeine Mutter Eleonore Wood*).

34.

Hennings, der in ſeinem Buche „von Geiſterſehern" (Leipz. 1780) von der alles Ueberſinnliche läugnenden Philoſophie ſeines Jahrhunderts ſich beherrſchen ließ, ſo daß der berühmte Epigrammatiſt Käſtner auch dieſen Rationaliſten unter der turba philosophorum gemeint haben konnte, welche Erklärungen wagen, die ſo ungereimt ſind, daß ſie, wenn ſie wahr wären, noch ein größeres Wunder ſeyen, als das, was ſie wegerklären wollen, Hennings ſelbſt kann nicht umhin, S. 599 des oben angeführten Buches eine Thatſache mitzutheilen, welche ein Superintendent Schwarze in dem an Hennings abgelaſſenen Sendſchreiben: „Ungegründete Läugnung der Geſpenſter" (Jena 1779 S. 27, ff.) anführt. Dort erzählt jener Geiſtliche:

„Ich habe in den Jahren 1736 bis 1741 auf der Bergſchule zu Kloſter-Dondorf ſtudirt. Wir hatten damals noch keine Kirche auf dem Kloſter, ſondern mußten unſern Gottesdienſt in einer Dorfkirche, welche eine ſtarke Viertelmeile unter dem Berge in dem reizenden Thale der ſogenannten goldenen Au lag, abwarten. Doch hatten die Kloſterbewohner einen eigenen Leichenacker, auf welchem ihre Todten, ſowie die Verſtorbenen aus dem nahe dabei gelegenen Dörfchen Kleinroda, begraben wurden. Wenn nun bei einem Kloſterbegrabniſſe eine Leichenpredigt gehalten wurde, ſo mußte der Pfarrer zu Dondorf ſolche in unſerer Schulſtube verrichten. Es wurde unſere Schultafel von ihrer ordentlichen Stelle der Stubenthüre gegenüber gerückt, mit einem ſchwarzen Tuche und wieder mit einem weißen bedeckt, ein beſonderes Pult in die Mitte der Tafel darauf geſetzt, ſo auch mit einem ſchwarzen Tuche bedeckt wurde, hinter welches der Pfarrer trat, wenn er die Leichenpredigt hielt. Auch wurde unſer Speiſetiſch, der auch mit in der Schulſtube ſtand, in einen Winkel geſchoben, damit die Leichenbegleiter Platz hatten und ſich auf die dem Pfarrer gegenüber geſtellten Stühle und Bänke ſetzen konnten. So oft nun Jemand auf dem Kloſter oder in den benachbarten Dörfchen, der mit einer Leichenpredigt begraben werden ſollte, ſtarb, geſchah uns in der Kloſterſchule wohnenden, entweder in der Nacht, in welcher der Verſtorbene abgeſchieden, oder wenn er am Tage geſtorben, in der darauf folgenden Nacht jedesmal folgende Anzeige. Es verrichtete in der Nacht, gewöhnlich zwiſchen eilf und zwölf Uhr, alle Handlungen, die am Tage des Begräbniſſes in der Schulſtube zur Vorbereitung auf die Leichenrede angeſtellt wurden. Es rückte die Tafel, ſchob den Speiſetiſch, ſetzte die Bänke und Stühle; ſchlug die Schulſtubenthür auf und zu; kam die Treppe, wie wir Knaben herauf, wenn wir unſere Schulbücher von der Tafel herauf in unſere Zellen trugen, und machte ein Getrappel im Hauſe, der Stube und auf der Treppe. Rector Seibich wohnte gerade über der Schulſtube mit ſeinem Famulus — denn er war zur Zeit noch nicht verheirathet — und hörte nicht nur dieſen Lärm, ſondern auch wir zwölf Knaben in unſern 6 Zellen konnten ſolchen deutlich hören. Unten im Hauſe der Schulſtube gegenüber wohnten ein Paar alte 70jährige Eheleute, die das Einheizen, Betten und Reinigen unſerer Schulwohnung verrichten mußten, ſonſt Niemand mehr. Ich und ein anderer Knabe, Namens Eisfeld, der vor einigen Jahren als Diaconus im Schloſſe Heldrungen verſtorben iſt, bewohnten die erſtere Zelle. Einſt als es eine Zeitlang Nachts in der Schulſtube den vorherbeſchriebenen Lärm gemacht hatte, glaubten wir, ich und jener Eisfeld, ein Schlürfen auf dem Saale zu vernehmen. Es öffnete unſere Zellen. Wir meinten, es wäre der Rector, der viſitiren wolle. Doch weil er, wie ſonſt gewöhnlich, kein Licht bei ſich hatte, riefen wir Beide: Wer da? — Keine Antwort erfolgte, ſondern es ſchlürfte wie Jemand, der in Pantoffeln geht, vor unſern Betten vorbei. Wir wiederholten unſer Wer da? Anſtatt der Antwort wurde Eisfeld's Violine, die an der Wand ganz frei hing, dreimal nach einander, auf allen vier Saiten ſo, daß ſie von der Quinte nach einander ihren ordentlichen Ton angaben, berührt, wie es die Violinſpieler machen, wenn ſie ſtimmen wollen. Wir meinten, des Rectors Famulus, Quenzel, habe den Hauptſchlüſſel genommen und wollte uns zu fürchten machen, weshalb wir auf ihn ſchimpften. — Es ging darauf wieder zur Zelle hinaus, ſchlug die Thüre derb zu, begab ſich wieder die Treppe hinunter, lärmte nochmals in der Schulſtube; dann war es ſtill. Unſere Nachbarn in der zweiten Zelle hatten unſer Rufen, auch das Berühren der Violine und das Auf- und zumachen unſerer Zellthüre gehört. Sie fragten uns noch in derſelben Nacht — denn wir konnten wegen einer dünnen Bleichwand mit einander reden — was es in unſerer Zelle gegeben hätte? Wir erzählten ihnen den Vorfall. Als wir des Morgens in die Lection kamen, ſagte der Rector: „Kinder, habt Ihr dieſe Nacht den Lärm gehört, wir bekommen eine Leiche.“ Wir erzählten ihm hierauf unſere beſondere Begebenheit in der Zelle, und wie wir den Famulus als Urheber jenes Lärmes im Verdacht gehabt. Er verſicherte, daß Jener nicht aus ſeiner Schlafkammer gekommen ſey, und daß er mit ihm während des Lärmes darüber geſprochen, wer denn nur geſtorben ſeyn möchte, da man doch nicht gehört, daß Jemand auf dem Kloſter krank geweſen wäre. Nachmittag deſſelben Tags wurde es uns durch den Todtengräber, der es allezeit auf der Schule anzeigen mußte, gemeldet, daß in Kleinroda ein Muſicant — den Namen habe ich vergeſſen, weil es etliche dreißig Jahre her ſind, ſeit er verſtorben iſt — in der verwichenen Nacht das Zeitliche verlaſſen habe. Ich und Eisfeld, die wir beide muſicaliſch waren, machten mit jenem Muſicanten in der Kirche die Muſik; beſonders ſpielte Eisfeld mit ſolchem die Violine.

---

*) Jarvis, accreditied Ghost stories, pag. 165.

Dieſer Erzählung fügte der Superintendent noch folgende Fragen an Zweifelſüchtige bei: Sollte das greiſe Ehepaar, das im Schulhauſe wohnte, die wirkende Urſache geweſen ſeyn? Welche Abſicht ſollte dazu verleitet haben? Wie konnte man auch vorherwiſſen, wer an dieſem Tage oder in dieſer Nacht ſterben würde, aus dem Kloſter oder unter den Dorfbewohnern, die auf dem Leichenacker des Kloſters und zwar mit einer Predigt oder Sermon begraben wurden? Denn bei ſolchen Leichen, die bloß mit dem Segen begraben wurden, wo man auch nicht in die Schule kam, z. B., bei kleinen Kindern oder ſehr armen Leuten, geſchah die nächtliche Anzeige in der Schule nicht. Auch konnte keiner der Knaben, die nur 12 bis 17 Jahre zählten, ſchon weil ſie ſehr furchtſam waren, ſolchen Betrugs nicht fähig ſeyn, obgleich ſchon der Grund des nicht Vorherwiſſens einer Leiche jeden Verdacht von ihnen nahm. Auch wurde die Schule des Nachts wohl verſchloſſen. Und wie läßt ſich das Stimmen der Violine erklären? Zwar fehlte es in unſern Zellen nicht an Mäuſen und Ratten; aber die Violine hing an der Wand, damit jene Thiere ſie nicht berühren und zerbeißen konnten. Zwar waren wir auch in der Schulwohnung, in allen Kammern und Zellen mit ſchwarzen Kornwürmern geplagt, die an allen Wänden, Fußboden und Decken ſehr häufig krochen, weil über unſerer Schulwohnung die Schüttböden des Kloſters waren. Dieſe Kornwürmer fielen ſehr oft von der Decke herab; aber konnte das Ungeziefer das ſo ordentliche Berühren der Saiten auf der Violine dreimal nach einander bewirken? konnten ſie auch das Auf- und Zumachen der verſchloſſenen Zellthüre und das Schlürfen bewirken?

35.

August Lewald erzählt im erſten Bande ſeiner „Aquarellen" S. 86: „Ich ſaß mit meiner Frau im weiten Zimmer eines alten Hauſes auf dem Schrammenplatz in München. Es war im Spätherbſte; aber viele Jahre waren ſeit jenem Beſuche bei der Frau Rollwenzel*) vergangen. Es dunkelte bereits, Alles war ſtill um mich her, man vernahm das Picken der Taſchenuhr. Plötzlich ſagt meine Frau mit einem Ausdrucke der Bangigkeit: „Haſt Du nichts gehört?“ — „Es wird die Mutter ſeyn“ ſpreche ich, „ich höre draußen im Gange vor unſerer Thüre etwas raſcheln. Oeffne!“

---

*) Sie war die Beſitzerin eines Gaſthofes bei Baireuth, bei welcher Jean Paul täglich einſprach.

Meine Frau geſtand, daß ſie ſich fürchte. Lachend erhob ich mich. Vor der Thüre fand ich aber Niemand. Dafür raſchelte es jetzt am Ofen längs der Wand, wie wenn ein gelähmter Vogel mit den Flügeln in einem engen Raume um ſich ſchlägt.

„Es iſt jetzt im Zimmer — ein Thier!“ rief ich. Schnell wurde Licht gemacht — aber nichts gefunden. Das Geräuſch hatte aufgehört, Alles war wieder ſtill ringsum, und die Taſchenuhr pickte wieder vernehmlich.

Wir ſaßen uns ſtumm gegenüber; die Sagen von Anmeldungen Sterbender wurden in uns wach, und wir theilten uns darüber manche Erfahrung mit. Ich konnte nicht einſchlafen und quälte mich mit Gedanken von Ahnungen und Anmeldungen; bekämpfte ſie bald als Aberglauben, bald mühte ich mich ab, zu ergründen, auf wen ſich das Geräuſch bezogen haben könne? „Wen es wohl abforderte,“ wie die Leute ſagen.

Nach einigen Tagen finde ich in der Münchner Zeitung die Todesanzeige jener Dame, in deren Hauſe ich einſt in Baireuth ſo liebreich aufgenommen worden war. Sie hatte eine Reiſe nach München unternommen, um von den dortigen Aerzten ſich curiren zu laſſen, und war an jenem Abende, präcis um die Stunde — wie es in der Anzeige hieß — geſtorben, als wir das Geräuſch vor der Thüre und dann im Zimmer vernahmen.

Ich hatte nicht gewußt, wie nahe ich ihr damals war; ſie aber hat, wenn ſie des Bewußtſeyns fähig geweſen, Meiner gewiß im letzten Augenblicke gedacht.

Die Verwandtſchaft des thieriſchen Magnetismus mit dem Tode

haben mehrere Gelehrte bereits anerkannt, und muß daher zu Parallelen in den Erſcheinungen beider Zuſtände führen, welche über die Einwirkung der vom Leibe getrennten Seele auf die Sinnenwelt die befriedigendſte Gewißheit geben. Der Magnetismus iſt das im Kleinen, was der Tod im Großen. „Schon der Anblick des körperlichen Zuſtandes beſtätigt die Wahrheit dieſer Vermuthung", ſagt Werner *), „die Todtenbläſſe, der halbgeöffnete Mund, der gepreßte, oft lange unterbrochene Athem, das gebrochene Auge, das wirkliche Todesröcheln und die eigenthümlichen, weder denen des wachen, noch des vollkommen ſchlafwachen Zuſtandes ähnliche Geſichtszüge, ließen mich mehr als einmal den wirklichen Tod (jener Somnambule) als ganz nahe fürchten. Wenn aber auch ſolche Erſcheinungen nicht ſtattfänden, wie ſie auch wirklich nicht bei jeder Somnambule in gleichem Grade ſich zeigen, ſo ſprechen ſie doch für die Behauptung der A **), daß der magnetiſche Zuſtand dem Anfange des Sterbens ähnlich ſey, auch noch die damit verbundenen pſychiſchen Erſcheinungen und die übereinſtimmenden Ausſagen anderer Somnambulen. Im Tode wirft die Seele die Hülle ganz ab, welche im Erdenleben ihr Wohnhaus war. Im magnetiſchen Schlafe macht ſie, wie die A. ſagt, einen kurzen Ausgang aus ihrem Hauſe. Alle Erſcheinungen treten daher im letztern Falle bis zu einem gewiſſen Grade ein, welche mit dem Sterben verbunden ſind. Der Körper ſcheint todt, die Sinne ſind erloſchen, die willkürlichen Bewegungen hören auf, der Athem und Puls ſind in den höchſten Ecſtaſen oft nicht mehr erkennbar. Lauter Erſcheinungen des anfangenden Sterbens. Die Seele dagegen ergeht ſich indeß frei in höhern Räumen, und durch das leibliche Sprachorgan, das in vielen Fällen allein noch ihr zu Gebote ſteht, verkündigt ſie Dinge, welche darthun, daß ſie, unabhängig vom Leibe und der Sinnenwelt, in einem höheren Gebiete ſich heimiſch findet, das kein gewöhnliches menſchliches Auge erreicht, wo ſie ſich Erkenntniſſe aneignet, welche den Horizont des wachen Lebens weit überſteigen.“

---

*) Schutzgeiſter ꝛc. S. 206.

**) Die von Werner beobachtete Somnambule.

Schubert*) wird durch das innere Licht der Clairvoyants an den leuchtenden Zuſtand erinnert, welchen die Verweſung an den todten organiſchen Körpern hervorruft. Dieſes brennbare Weſen ſcheint die Hülle (der aſtraliſche Leib) und das noch ungeborne Organ des neuen künftigen Daſeyns in ſich zu faſſen, oder mit ihm verwandt zu ſeyn. Weil nun Ohnmachten, Scheintod und der magnetiſche Schlaf von einem Wonnegefühle begleitet ſind, wodurch ſich der Erwachende auf unbegreifliche Weiſe geſtärkt fühlt, ſo muß eine in dieſen Zuſtänden erhöhte Lebenskraft vermuthet werden. In der That ſieht man, von den Phänomenen der Electricität hinab bis hinauf zu denen der Vereinigung der Geſchlechter im Organiſchen, überall das brennbare Weſen auf dem höchſten Gipfel des Daſeyns und der Wechſelwirkung erſcheinen. Zugleich werden in jenen Augenblicken, wo der Phosphor in ihnen erwacht, die Weſen einer allſeitigern Wechſelwirkung mit der Außenwelt fähig. Auf der andern Seite ſehen wir durch Alles das, was das brennbare Weſen erweckt, die Lebensthätigkeit erhöht und in einem höhern Maaße das Leben ſelber zerſtört werden. So bewirken Gifte von der Verwandtſchaft des Phosphors augenblickliche Vernichtung des organiſchen Lebens. Wenn daher bei der Erhöhung der Lebenskräfte das brennbare Weſen deutlich hervortritt, muß dieſes auch anderwärts, bei jeder vorzüglichen Erhöhung der Lebenskräfte, wenn auch weniger nach Außen bemerkbar, erwacht ſeyn. Wie daher das Sehen bei dem Auge (welches ein Selberleuchten dieſes Organs, das durch dieſe Eigenſchaft mit der Außenwelt in Beziehung tritt, die man Anſchauen nennt), ſcheint auch jenes Sehen der Somnambulen nach Innen, und mit verſchloſſenen Augen nach Außen, und alle andern Phänomene des Hellſehens durch das Freiwerden jenes merkwürdigen brennbaren Weſens bewirkt zu werden. Auch bei jenen dem Tode öfters vorausgehenden Erſcheinungen einer hohen Begeiſterung, der Vorahnungen und anderer Zuſtände, die dem Hellſehen ſo nahe verwandt ſind, ſcheint jenes brennbare Weſen, das im Tode und in der erſten Periode der letzten Auflöſung ſo vorzüglich bedeutend wird, ſchon theilweiſe und auf Momente frei zu werden, und jene Momente ſind daher nicht Vorahnungen des Todes, ſondern der angehende, auf Augenblicke oder theilweiſe ſchon eintretende Tod ſelber. So iſt zugleich erklärt, wie Sterbende geliebten Perſonen, die durch weite Entfernungen von ihnen getrennt ſind, zu erſcheinen vermögen; denn jeder magnetiſche Zuſtand — und ein ſolcher iſt auch jener des Sterbenden wegen der Steigerung der Lebenskraft in dem letzten Aufflackern der Lebensflamme — iſt ein Losgebundenwerden der Seele vom Körper bis auf einen höhern oder geringern Grad der Expanſion. Das Mittel dieſer Lostrennung iſt eben das Freiwerden des Nervengeiſtes, der wie ein Lichtſtrahl die zu ſchauenden Gegenſtände erhellt, wodurch das innere Licht ſie erkennt; daher der Grad der Klarheit des Fernſehens auf dem Grade des Losgebundenſeyns des Nervengeiſtes beruht; daher auch der Somnambule, deſſen Zuſtand das Mittelglied zwiſchen Schlaf und Tod bildet, weitere Ausflüge in das Geiſterreich zu unternehmen im Stande iſt, als der bei geſundem Leibe Träumende; aber ein ganz ungetrübtes Schauen dürfte der Seele nur nach vollſtändiger Trennung vom Leibe, nämlich nach dem Tode deſſelben, möglich ſeyn. Es fragt ſich zuvörderſt:

---

*) Anſ. v. der Nachtſ. der Naturw., S. 300.

Was iſt der Nervengeiſt?

Kieſer läugnet zwar einen ſolchen, indem er alle geiſterhaften Erſcheinungen für ſubjective Phantaſiebilder hält, welche durch die Einwirkung des Sehers auf eine andere Perſon, die aber gleichfalls in viſionärem Zuſtande durch Einwirkung (des Willens) gedacht werden muß, entſtehen. Er hat jedoch die Meinung anderer Pſychologen und Phyſiologen, wie v. Schubert, Eſchenmeyer u. v. A., gegen ſich, welche die ältere Hypotheſe vom Seelenkörper in Schutz nehmen. Selbſt in dem von ihm herausgegebenen „Archiv f. Magn." (**VII.**, 2. S. 116 ff.) läßt ſich eine Stimme zu ihren Gunſten vernehmen. „Wir finden" — lieſ't man daſelbſt — „wenn wir in die Geſchichte der Phyſiologie des Nervenſyſtemes ſchauen, von Zeit zu Zeit ein letztes Vehikel aller Lebensactionen poſtulirt, das bei weitem ſubtilerer Natur wäre, als der Nerve ſelber, der ſich vielmehr nur als abſenderndes Organ und Gefäß deſſelben verhält. Man nannte dieſes Poſtulat bald Pneuma, bald Nervenſaft, Nervenäther, organiſchen Aether; und gewiß ſehr glücklich (wenn man dabei an den Uräther der Naturphiloſophie denkt, welcher die vollkommene Indifferenz von Kraft und Materie darſtellt). Wohl berechtigt die Section nicht zu deſſen Annahme; allein die Section zeigt Vieles in ganz anderer Geſtalt, als es ſich im lebendigen Körper findet; manches kann ſie nimmermehr zeigen. Ueberdies finden wir in der ganzen materiellen Natur in ſteter Ordnung ein Aufſteigen vom Gröbern zum immer Subtilern, ſo daß endlich die äußere Natur mit Licht (Aether) ſchließt, in unendlich feiner Atmoſphäre endigt. Nun findet ſich aber auch im menſchlichen Leibe eine vielgradige Aufſtufung vom Gröbern, Maſſereichern zum Subtilern, Feinern; ſollt' es denn auf einmal bei der Nervenmaſſe, wie grob abgeſchnitten, ſtehen bleiben? Auch ſprechen alle Somnambulen davon, daß ſie ein lichtförmig aus- und überſtrömendes Medium vom Magnetiſeur fühlen und ſehen. Endlich findet ſich von Stufe zu Stufe in der organiſchen Materie relativ Feſtes und relativ Flüſſiges einander gegenüber; warum ſoll Letzteres gerade auf der höchſten Stufe, dem Nervenmarke gegenüber, eine Ausnahme leiden? Nur zu ſtrenge Scheidung der Pſychologie von der Phyſiologie, wie überhaupt ein zu weites Auseinanderhalten der Kraft und der Materie konnten jene Sprünge ungerügt machen laſſen, vermöge deren man Lebensacte und Wechſelwirkungen erklärt haben wollte, ohne auf ein materielles Subſtrat Schritt um Schritt zurückzuweiſen. Wer kennt einen rein geiſtigen Lebensact, d. i., der ohne alle materielle Vermittelung wäre? Bei Erſcheinungen der Sympathie und Antipathie iſt die Wechſelwirkung bei weitem öfter rein organiſch, als geiſtig und moraliſch.

Der Nervengeiſt, welchen man auch den Seelenkörper*) nennt, iſt das Band, welches Geiſt und Seele zuſammenhält. Nach dem Tode begibt ſich der Geiſt nach Oben, die Seele aber bleibt noch bis zur gänzlichen Auflöſung des Leichnams der irdiſchen Region zugewendet. Alle Völker unterſcheiden Seele (ψυχή — ein Wort, das mit ψυχρός verwandt iſt; denn die Kälte beſitzt zuſammenziehende, conſolidirende Eigenſchaft, die Seele aber iſt materiell im Vergleich zum Geiſte, deſſen Heimath das Licht iſt) von Geiſt (πνεῦμα, von πνέω hauchen), dem Luftigen, Geſtaltloſen; die Lateiner verwechſeln nicht anima und spiritus, die Hebräer nicht Nephesh und Ruach mit Neschama; die Chineſen kennen eine empfindende (Pe) und eine denkende (Hang-Hoen) Seele; dem Apoſtel iſt ſeeliſch (ψυχικός), identiſch mit fleiſchlich (σαρκικός), dem geiſtigen (πνευματικός) entgegengeſetzt.

Der Menſch beſteht alſo aus 3 Theilen; a) aus dem Erdenſtoffe, b) aus empfindender Seele, der Nervengeiſt von Einigen genannt und c) dem unſterblichen Geiſte, das Göttliche in ihm. Auch die Somnambulen höherer Grade unterſcheiden zwiſchen Seele und Geiſt. Eine ſolche Kranke (Archiv. f. Magn. II., 3 S. 59 ff.) ſagte: Der Menſch lebt ein geiſtiges, niedergeiſtiges (ſeeliſches) und phyſiſches Leben; nur im magnetiſchen Zuſtande tritt das Erſtere am ſtärkſten hervor. Unter Nervengeiſt verſtand die Seherin von Prevorſt jene, die übrigen Lebenskräfte dirigirende, plaſtiſche Kraft, welche vom geiſtigen Gebiete einen Grad der Natur des Geiſtes, vom phyſiſchen den Stoff nimmt, daher ihrer Natur und Verbindung nach geiſtig-phyſiſch. Sie ſagt von ihm (I., 262): Er ſteht höher, als jede organiſche Potenz, ſey unzerſtörbar und geht mit der Seele nach dem Tode in's andere Leben über. Durch ihn bildet die Seele eine ätheriſche Hülle um den Geiſt; durch ihn kann ſie ſich nach dem Tode des Leibes noch in der Sinnlichkeit offenbaren durch Verbindung mit einem beſondern Stoffe aus der Atmoſphäre. Ziemlich daſſelbe ſagt eine andere Somnambule (Werner's Schutzgeiſter oder merkw. Blicke zweier Seherinnen in die Geiſterwelt S. 145): Der Nervengeiſt iſt, obgleich dem leiblichen Auge nicht ſichtbar, doch ſehr grob leiblich in Vergleichung mit dem Weſen, das Geiſt und Seele zuſammen bilden. Nach dem Tode kann die Seele nicht ſogleich ſich davon befreien; jede beinahe nimmt noch etwas von niederem Begehren mit ſich hinüber, und dies iſt der Zug zur Erde hernieder. S. 458: Der Nervengeiſt bildet im Tode die Hülle der Seele und des Geiſtes, durch welchen der Wille plaſtiſche Productionen hervorzubringen vermag. In ihm reflectirt ſich namentlich das Bild der Seele, das ſich auch durch Anziehung höchſt feiner materieller Stoffe aus der Atmoſphäre in der Sinnenwelt manifeſtiren kann. Jedoch iſt dies, in der Regel, nur bei moraliſch unvollkommenen Geiſtern der Fall, deren Nervengeiſt gröber und finſterer. Je höher die Seele in den Stufen dieſes Reiches ſteigt, deſto reiner, heller, immaterieller werde der Nervengeiſt. Er bleibt auch jenſeits das Werkzeug der Seele zu ihren Aeußerungen, und wirkt dort als eine dem Zuge des Willens folgende Lebenspotenz plaſtiſch fort. Uebereinſtimmend erklärt die Seherin von Weilheim den Nervengeiſt als das Leib und Seele Verbindende, ein unendlich feines Lichtweſen, den Sonnenſtrahl an Feinheit und Schnelligkeit noch übertreffend; durch den, während des wachen Zuſtandes im Gehirn, im Somnambulismus in der Magengegend angehäuften Nervengeiſt wird der Gedanke erzeugt, das Motiv aller ſeiner Bewegungen und Thätigkeiten iſt der *Wille*. Obgleich in der Geiſterwelt das Materielle bis auf ein Minimum abgefallen iſt, ſo ſchließt Eſchenmeier doch, daß, wenn auch der rohe Stoff weggefallen, die *Form* jenſeits ſeine Stelle vertreten könne. *Wie in jedem Spiegelreflex ſich zeigt, iſt eine den gewöhnlichen Sinnen ſtofflos ſcheinende Form kein Unding*, und denken wir uns, ſagt Werner, die Geiſtergeſtalten als Gebilde, welche an materieller Feinheit noch das Licht übertreffen, das den harten Kryſtall ohne Hinderniß durchdringt, ſo mögen die Geiſterſeher Recht haben, wenn ſie behaupten, daß die Seelen Verſtorbener nicht nur ſichtbar werden, ſondern auch alles Phyſiſche ohne Widerſtand durchdringen können, welche Fähigkeit ja ſchon im Somnambulismus ſich zeigt.

---

*) Borell, Caſſarelli und Kircher wollten durch Erwärmung der Aſche von Pflanzen in Gläſern Geſtalten dargeſtellt haben, die den Pflanzen vor der Verbrennung vollkommen glichen. Ein ſolches Spectrum wäre dann das vom Leibe abgeſtreifte dünne Häutchen (spectrum-species, Geſpenſt-Geſpinnſt), das der Seele, in ihrem freiern Zuſtande nach dem Tode des Körpers, dieſen als Scheinleib (durch Zuziehung imponderabler Stoffe aus der Luft) erſetzt und in die Sinne fällt.

Die Frage: *Wie iſt es möglich, daß Geiſter ſich den Menſchen wahrnehmbar machen können?* beantwortet Werner (l. c. S. 442) wie folgt: So lange wir an dem Wahne hängen, die objective Realität alles deſſen ſey mit Recht zweifelhaft, was wir mit unſern Sinnen nicht erreichen, ſo lange werden uns *Seelenkörper* als Widerſprüche, und alle Einwirkungen der Geiſter auf Menſchen unglaublich erſcheinen. Wie werden aber die Spötter die Einwirkung ihres eigenen Geiſtes auf ihren eigenen Körper, die ſie doch nicht läugnen können, ohne Annahme eines realen, der Materie verwandten, unſichtbar einwirkenden Mediums erklären wollen? Unmittelbar kann der menſchliche Geiſt nicht auf die Materie einwirken, er bedarf eines Mediums, wie des gedachten, ſonſt könnte, z. B., ſein Wille nicht auch belebte Stoffe außer dem Körper ohne Medium, für ſich, bewegen. Die Art und Weiſe darzuthun, wie unſere Organe und Empfindungen zuſammenhängen, iſt bis jetzt unmöglich geweſen. Aber die Thatſache der Einwirkung des Geiſtes auf den Körper liegt entſchieden vor, und es fragt ſich, welche der beiden Erſcheinungen, die letztgenannte Einwirkung oder die eines abgeſchiedenen Geiſtes auf den Menſchen wunderbarer oder erklärlicher ſey? Man wende nur nicht ein, daß es etwas Anderes ſey, wenn die Seele auf ihren eigenen, von ihr bewohnten, Körper einwirke; worin beſteht denn der Unterſchied? Iſt dieſer Einfluß nicht dennoch ein Einfluß des Geiſtigen auf's Körperliche? oder iſt er etwa darum begreiflicher, weil wir ihn gewohnt ſind? Beide Erſcheinungen ſind dem Weſen nach dieſelben, beide werden durch das vermittelnde movens bewirkt. Die Nerven ſpielen bei der durch die Seele angeregten Bewegung des Körpers eine Hauptrolle. Da ſie jedoch ſichtbar ſelbſt grob materiell ſind, ſo laſſen ſie ſich nur als Vehikel einer höhern Potenz betrachten, welche durch die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen, welche ſie hervorbringt, und die unbegreifliche Schnelligkeit, womit ſie dieſelben ausführt, beweiſ't, daß ſie, erhaben über das Grobſinnliche, ihrem Weſen nach der gemeinen Wahrnehmung und allem unmittelbaren Experimentiren an ihr entrückt, ätheriſcher Natur iſt und die feinſten Imponderabilien an Feinheit übertrifft. Dieſes ätheriſche movens iſt es nun, das die Verbindung zwiſchen Leib und Seele vermittelt, als auch dem empfindenden Princip der Seele unzerſtörbar anhängt und ſich ihr nach dem Tode des Leibes zu einem gleichſam ſeeliſch-leiblichen Organismus ausbildet, vermittelſt deſſen ſie auch jenſeits auf die Außen- und Sinnenwelt einzuwirken in den Stand geſetzt wird. Im Einklange hiermit ſtehen die unverdächtigſten Ausſagen vieler Hellſehenden, welche conſtant dieſes Agens, das ſie bald Lebens-, bald Nervengeiſt, bald Licht-, bald Feuerſtoff, bald Aether nennen, für das alle phyſiſche und pſychiſche Thätigkeit im Menſchen Bedingende und zugleich für das Medium erklären, wodurch abgeſchiedene Seelen, welche es im Tode als Seelenhülle mit ſich nehmen, ſich in der Sinnenwelt noch wahrnehmbar machen können.“

Die alten Kabbaliſten mochten mit der Bezeichnung Habal de Garmin den Nervengeiſt gemeint haben; denn ihre Schilderung deſſelben ſtimmt mit den Ausſagen unſerer Somnambulen auffallend überein. Sie ſagen: wenn auch der ſtoffliche Leib, als das äußerſte Gefäß, mit ſeinen phyſiſchen Lebenskräften verweſ't, ſo bleibt doch das innerſte geiſtige Princip oder der Grundtypus deſſelben als etwas Unzerſtörbares im Grabe zurück. Dieſes innere unzerſtorbare geiſtige Weſen des leiblichen Stoffes, welches die ganze Form und Geſtalt von jenem hat, iſt der ſogenannte Auferſtehungsleib: Habal de Garmin (d. i. Hauch der Knochen, weil, wie das myſtiſche Buch Sohar f. 169 ſagt: wenn der Leib verweſ't, die innere Lebensſubſtanz ſich in die Knochen verſenkt. Er iſt die eigentliche Elementar-Seele, welche ſich vom Tage ihrer Entſtehung nicht mehr von dem irdiſchen Stoffe trennt, ſondern in (und um das) Grab bleibt bis zur Auferſtehung. Dieſe Elementarſeele, durch deren Kraft der Leib gebaut wird, hat daher deſſen Geſtalt. Oft ſchwebt ſie über dem Grabe und kann von denen geſehen werden, deren Augen disponirt dazu ſind. Da nach der Lehre der Kabbala der Leichnam des Menſchen unter die Herrſchaft der finſtern Mächte fällt*), ſo ſteht auch der Habal de Garmin mit derſelben in gewiſſer Berührung. Deshalb können die finſtern Weſen auf denſelben einwirken und ihn erregen, und mittelſt ſeiner die Seele des Verſtorbenen bewegen, beſonders wenn ſolches, wie der Thalmud (**Tract. Sabbath. f. 152**) lehrt, im erſten Jahre geſchieht, wo die Seele ihre Verbindung mit dem Leibe noch nicht ganz verloren hat. Solche Beſchwörung eines Abgeſchiedenen iſt eine gewaltſame Aufregung für deſſen Seele, die ganz aus ihrer Ruhe gebracht wird, wie denn auch der Geiſt Samuels, als ihn die Hexe von Endor citirte, geſprochen: Warum haſt Du mich erſchüttert? (1. Sam. 28, 15).

Bekannt iſt, daß bei Geiſtercitationen man ſich der Räucherungen zu bedienen pflegt. Die gewöhnliche Erfahrung lehrt, daß Dämpfe zur Erzeugung des Hellſehens mitwirken, indem durch dieſelben die Sinnenthätigkeit vernichtet, die Seele von der Außenwelt abgeſchnitten und in ihre eigene innere Sphäre gewaltſam zurückgedrängt wird, um die ihr angebornen Kräfte zum ſelbſtthätigen Wirken aufzuregen. Narkotiſche Gifte verſetzen in einen dem Traum und dem Delirium ähnlichen Zuſtand, welchem meiſt der eines Aufloderns der Lebensflamme vorhergeht. Nun erzählt auch Eckartshauſen (Aufſchlüſſe zur Magie 2. Aufl. S. 57) von einem Schottländer, der ihm ein Kunſtſtück mittheilte, mittelſt deſſen man Geiſter citiren und ſehen laſſen könne. Nach gewiſſen Vorbereitungen wird aus Subſtanzen, die E. zur Verhütung des gefährlichen Mißbrauches nicht nennen wollte, in einem Zimmer ein Dampf gemacht, der ſich augenſcheinlich zu einer Geſtalt bildet, die derjenigen ähnlich, welche man ſehen will. Hierauf wird ein Beiſpiel dieſer Art erzählt, wovon hier der Schluß mit E's. eigenen Worten wiedergegeben wird: „Einige Zeit nach der Abreiſe des Schotten, machte ich daſſelbe Experiment für einen meiner Freunde. Die Beobachtung, die wir beide zugleich machten, war dieſe: Sobald der Rauch in die Kohlenpfanne geworfen wird, bildet ſich ein weißlicher Körper, der über der Kohlenpfanne in Lebensgröße zu ſchweben ſcheint. Er beſitzt die Aehnlichkeit mit der zu ſehen begehrten Perſon, nur iſt das Geſicht aſchfarbig. Wenn man ſich der Geſtalt nähert, fühlt man einen Gegendruck, wie wenn man gegen einen ſtarken Wind ginge, der einen zurückſtößt. Spricht man damit, ſo erinnert man ſich des Geſprochenen nicht mehr deutlich, und wenn die Erſcheinung verſchwindet, ſo fühlt man ſich, als erwachte man aus einem Traume; der Kopf iſt betäubt; überhaupt fühlt man ein Zuſammenziehen im Unterleibe; auch iſt bemerkenswerth, daß man die nämliche Erſcheinung wieder anſichtig wird, wenn man im Dunkeln iſt oder aus einem dunklen Körper ſieht.“

---

*) Dieſer Anſicht ſind auch die Braminen; ſie ordneten daher das noch von Griechen und Römern nachgeahmte Verbrennen der Todten an, weil Feuer das läuternde Element; daher, um das Böſe vollkommen zu vernichten, Jeſus die Seinen mit Feuer taufen (Luc. 3, 16) wird, die materielle Welt durch Feuer zerſtört werden ſoll (2. Petri 3, 7). Die himmelanlodernden Flammen ſymboliſiren überdies den Weg des ſich losmachenden geiſtigen Princips.

Aus dieſer Beſchreibung wird erſichtlich, daß auch die Seelen lebender Perſonen durch magiſche Kunſt citirt zu werden vermögen. Das neueſte Zeugniß für dieſe Wahrheit bringt einer unſerer ausgezeichnetſten Denker und Phyſiologen, Profeſſor von Schubert in München bei. Er erzählt als Augenzeuge (Reiſe in's Morgenland in den Jahren 1836 und 1837): „Ein in Kairo noch immer ſich forthaltender Stand jener egyptiſchen Zauberer, deren die Bibel und Profanſchriftſteller des Alterthums ſo vielfach erwähnen, mahnt durch ſeine ſchwer zu erklärenden Fertigkeiten an die Seher der Vorzeit. Ohne hier in's Einzelne gehen zu können, erwähne ich nur, daß dieſe Leute bei ihren Beſchwörungen ſich einer Art von Spiegel bedienen, der, in der Regel, nur eine ſchwarze Flüſſigkeit iſt, welche in die Hand eines unſchuldigen Knableins oder einer Jungfrau geſchüttet wird; denn nur auf dieſe Arten von Perſonen kann die Sehergabe übertragen werden *). Dem Knaben, oder wer ſonſt die Erſcheinung ſehen ſoll, wird geboten, unverwandt in dieſe ſpiegelnde Flüſſigkeit hineinzuſchauen. Wenn dann der Geiſterbeſchwörer ſeine vorbereitenden Künſte gemacht hat, unter welche auch ſtarke Räucherungen gehören, fragt er den Knaben, ob er nichts ſähe? Das erſte Geſicht, welches dieſe Frage hervorruft, iſt die Erſcheinung eines Mannes, der mit einem Beſen den Boden kehrt. Eine junge Engländerin, die aus Neugier ſich den Ceremonien des Geiſterbeſchwörens unterworfen hatte, erblickte auch in dem Spiegel der Tinte, welche der Zauberer ihr in die rechte Hand geſchüttet hatte, einen Beſen, welcher kehrte, erſchrak aber hierüber ſo heftig, daß ſie die Tinte wegſchüt-

---

*) Schon das der vorchriſtlichen Periode angehörende myſtiſche Buch Sohar III. f. 191 gedenkt ähnlicher Zauberproductionen in Syrien, wobei die Magier ſich ebenfalls zum Schauen männlicher Perſonen bedienen, die noch keinen Umgang mit Frauen gehabt. S. Molitor Phil. d. Geſch. III., S. 317.

tete und davonlief. Auch die kleinen Knaben, welche man willkürlich von der Gaſſe hereinruft und zum Geſchäfte des „Sehens" gebraucht, pflegen bei dieſer erſten Erſcheinung zu erſchrecken. Hierauf ſucht der Magier, dem Seher allerhand ihm wohlbekannte Dinge nennend, ſeine Phantaſie aufzuregen. Wenn nun der Rapport zwiſchen Beiden bis zu einem gewiſſen Grade geſteigert iſt, *heißt Jener die Anweſenden eine (ihnen bekannte) nahe oder entfernte, lebende oder verſtorbene Perſon nennen, von welcher ſie wünſchen, daß ſie ſich in dieſem Zauberſpiegel zeigen ſolle.* Einer nannte den berühmten Nelſon, und als der Knabe nach einigen vergeblichen Verſuchen die ihm ganz fremden Namen nachgeſprochen hatte, ſah er eine Geſtalt im Spiegel, die er ſo beſchrieb, daß man ſogleich Nelſon in ihm erkennen mußte, nur daß er dieſelbe in jener Stellung erblickte, wie man ſich ſelber oder andere Gegenſtände im Spiegel ſieht, ſo daß das, was rechts iſt, links erſcheint. Denn er berichtete, daß dem Manne im Spiegel der linke Arm fehle und der linke Aermel über die Bruſt gelegt ſey, während Nelſon den rechten Arm verloren hatte und gewöhnlich den rechten Aermel über die Bruſt angeſteckt trug. — In einem andern Falle beſchrieb ein ſolcher Seherknabe den Vater eines, an der ganzen Sache ungläubigen, anweſenden Engländers, den außer dem Frager Keiner unter allen Gegenwärtigen kannte, ſo genau mit ſeinem ſteifen Knie, mit ſeiner wegen des faſt beſtändigen Kopfweh's vor die Stirne gehaltenen Hand, daß jener die Thatſache, ſo unglaublich ſie ihm war, nicht mehr läugnen konnte. „Ich halte dafür," ſchließt Schubert dieſen Bericht, „daß in ſolchen Fällen etwas Aehnliches geſchehe, wie bei den Erſcheinungen des magnetiſchen Hellſehens."

Dieſer in Egypten heimiſchen Kunſt gedenkt ſchon der berühmte Arzt und Theolog Maimonides (More Nebochim III.). Er nennt ſie die Fähigkeit, durch phyſiſche Mittel und Manipulationen die Gedanken von der Außenwelt abzuziehen (folglich die Seele nach Innen zu concentriren, wodurch dieſelbe von der Innenwelt afficirt wird und Manches erfährt, was dem nach Außen gewendeten Sinne verſchloſſen iſt). Die Mittel zu einer ſolchen Concentration ſind verſchieden*). Dahin gehört aber vorzüglich das Hineinblicken in Spiegel, in blanke Pfeile (Ez. 21, 26) oder in Alles, was Glanz hat (ſ. Molitor, Philoſophie der Geſchichte mit vorzügl. Rückſicht auf die Kabbala **III.** S. 317). Bekannt iſt auch die magnetiſche Kraft der Edelſteine, insbeſondere des Diamanten auf Somnambulen (ſ. Kieſer's Archiv f. Magn. **XII.**, 1, 150). Wende erzählt von einer Somnambule, daß ein Brillantring, deſſen gefaßte Fläche einen Quadratzoll betrug und etwa 200 Speciesthaler werth ſeyn mochte, ohne alle weitern Mittel jene Kranke nicht nur in magnetiſchen Schlaf, ſondern in ſo einen intenſiven Rapport geſetzt hatte, daß ihr Leben in Gefahr gerieth, ſobald die Wirkung des Ringes auch an andern Perſonen verſucht wurde. Wende's Somnambule mahnt ſogar, veranlaßt durch einen auf ſie einwirkenden Geiſt, an das Urim und Thumim des Hohenprieſters im alten Bunde. Als Aeußerung jenes Geiſtes führt ſie an: „Von den 12 Edelſteinen auf dem Bruſtſchilde des Hohenprieſters habe jede Art ihre beſondern Kräfte, und alle ſeyen in beſondern Krankheiten heilſam. Welche Bewandtniß es mit den Antworten des Hohenprieſters aus dem Urim und Thumim hatte, wird wohl nicht mit Gewißheit geſagt werden können. Jedenfalls wurde auf ſeine Wirkſamkeit, welche Einige darin finden wollen, daß der Grad des Glanzes der Steine bei einer Anrufung Gottes die entſcheidende Antwort

---

*) Z. B. Blut. Borelli, Leibarzt des Königs von Frankreich, erzählt in ſeiner hist. rarior. observ. No. 62, daß der Seifenſieder Rechier zu Paris das Blut eines Menſchen deſtillirte, wobei er im Deſtillirkolben die Geſtalt eines Menſchen erblickte, von welchem blutige Strahlen auszugehen ſchienen. Er zerbrach das Glas und fand die Geſtalt eines Schädels in den noch übrig gebliebenen Hefen. Robert Flud (De Fluct. de myst. sang. anat. c. 6, p. 233) nennt einen Scheidekünſtler, Namens La Pierre zu Paris, der von einem Biſchof Blut bekam, um damit zu laboriren. Er ſetzte daſſelbe an einem Sonnabend auf's Feuer und fuhr mit abweichenden Hitzegraden eine Woche in der Arbeit fort. Da nun am folgenden Freitage dieſer Künſtler in einer Kammer nahe bei ſeinem Laboratorium um Mitternacht eingeſchlummert war, hörte er ein Geſchrei wie das Brüllen eines Löwen. Endlich verſtummte es und weil die Kammer vom Mondenſcheine ganz erleuchtet war, ſah der erwachte Scheidekünſtler zwiſchen ſeinem Bette und dem Fenſter eine dicke und lichte Wolke von länglich runder Geſtalt hervorkommen, die allmälig die Figur eines Menſchen annahm und nach einem lauten Schrei plötzlich verſchwand. Es hatten aber nicht nur die Leute in den anſtoßenden Zimmern, ſondern auch der Wirth und ſeine Frau, die im Erdgeſchoſſe ſchliefen, ja ſogar die gegenüber wohnenden Nachbarn den Schrei gehört. Der beſtürzte Künſtler erinnerte ſich nun, von dem Biſchof, der ihm das Blut gegeben, vernommen zu haben, daß, wenn einer von denen, welchen das Blut abgezapft worden, während der Fäulniß und Auflöſung ſtürbe, der Geiſt dieſes

---

Todten oft dem Scheidekünſtler ganz beunruhigt zu erſcheinen pflege. Er nahm am nächſtfolgenden Sonnabend die Retorte aus dem Deſtillirofen, und nachdem er ſolche mit einem kleinen Schlüſſel zerſchlagen, fand er in dem übriggebliebenen Blut einen natürlichen Menſchenkopf mit Geſicht und Haaren vorgeſtellt. Letzteres haben, nach Flud's Bericht, Hr. v. Bordalone, Secretär des Herzogs v. Guiſe und andere Perſonen in Augenſchein genommen, deren Namen daſelbſt angeführt werden.

gegeben habe, im alten Teſtament ein ſehr hoher Werth gelegt, und es iſt durch die Stellen 5. M. 8, 8., 4. M. 27, 21, 1. Sam. 28, 6. 30, 7. erweislich, daß dieſes Bruſtſchild zu Rathfragungen bei Gott von den Hohenprieſtern und nachher von den Königen gebraucht wurde. Es iſt möglich, meint Werner (l. c. S. 253), daß bei dem äußerſt ſtarken magnetiſchen Einfluſſe, welchen beſonders große Edelſteine ausüben, ein pſychiſch-magnetiſcher Effect mit dem Tragen jenes Schildes ſich verbunden hat, ſo daß die Entſcheidungen der Hohenprieſter auf, durch Magnetismus geſteigerte Geiſteskraft ſich gründeten, und es, wie im zweiten Geſicht, momentane Entzückungen waren, aus welchen ſie hervorgingen und denen, ungeachtet das Mittel zur Verſetzung in dieſelben ein natürliches iſt, doch, da daſſelbe eine göttliche Anordnung war, nichts von ihrem göttlichen Werthe benommen wird.

Auf die Frage: *Gibt es Geiſter?* antwortet Werner l. c. S. 431: Der rationaliſtiſche Schluß: „Ein Geiſt iſt etwas Immaterielles, alſo kann er nicht in die Sinne fallen,“ kann ſeine Schwäche bei näherer Prüfung nicht verbergen. Nimmt man eine perſönliche Fortdauer nach dem Tode an (denn gegen Pantheiſten iſt nicht zu ſtreiten), ſo fragt ſich: Iſt es denn ſo gewiß, daß das, was man die Seele des Menſchen nennt, nach ſeiner Trennung vom Körper abſolut immateriell ſey? Es gibt nur Ein abſolut Immaterielles, Gott, der reinſte einfachſte Geiſt. Von ihm emanirt alles außer ihm Exiſtirende. Alles Geſchaffene iſt unvollkommener als ſein Schöpfer. Aber von der tiefſten Bewußtloſigkeit bis zum abſoluten Selbſtbewußtſeyn, von der dichteſten Erdenmaſſe bis zu Gott iſt eine Kette gezogen, deren Glieder keine Kluft geſtatten. Alle Einzelweſen reihen ſich in unendlicher und unmeßlicher Stufenfolge naturgemäß an einander an, und von der Flechte am Felſen bis zum Ideale geiſtig körperlicher Vollendung, dem Menſchen, ſieht man in einer unendlichen Aneinanderſetzung von Gattungen und Geſchlechtern ein millionfältiges Verſchmelzen der natürlichſten Stufen, Schattirungen und Uebergänge. Wäre es alſo wahrſcheinlich, daß vom Menſchen aufwärts bis zu Gott, von demjenigen Weſen, das bei all' ſeiner hohen Vollkommenheit im Vergleich mit dem Höchſten wie ein Nichts erſcheint, auf einmal dieſe überall im Univerſum erkennbare Auſeinanderfolge aufhörte? Iſt es denkbar, das Geiſtige des Menſchen, ſobald es vom Leibe ſich getrennt hat, für eben ſo abſolut immateriell zu erklären, als es Gott ſelbſt iſt? Unendlich ſind noch die Zwiſchenräume zwiſchen der geiſtigen Perſönlichkeit des Menſchen und ihrem Schöpfer, und auch ſie ſind, wie abwärts vom Menſchen zur ſchweren Erdenmaſſe, ſo aufwärts von ihm zum Urgeiſte in natürlicher Stufenfolge von Weſen ausgefüllt, die, je mehr ſie der Urquelle alles Geiſtigen, dem Centrum alles Lebens ſich nähern, immer feiner organiſirt ſeyn müſſen. Und da nur Gott die abſolute Untheilbarkeit, d. h., Immaterialität, ſeyn kann, ſo folgt, daß alle andern Weſen außer ihm in den verſchiedenſten Miſchungen und Gradationen nur relative materielle Einheiten, ſomit Weſen ſind, welche, da alles Einzelleben auf einen Organismus ſich gründet, materiell organiſch gebildet ſeyn müſſen. Einfachheit iſt nur in Gott, dem abſolut Einen; die Vielheit, die Theilbarkeit, das Materielle iſt im Geſchöpfe repräſentirt. Abgeſchiedene Geiſter ließen ſich daher immer noch, als mit einer materiellen Organiſation überkleidet, denken, die, je Gott-ähnlicher ſie werden, deſto reiner und ätheriſcher ſich geſtalten. Der Einwand, der die Unſichtbarkeit des Geiſterorganismus für die ſinnliche Anſchauung gegen die Möglichkeit und Wirklichkeit deſſelben anführt, will gar nichts ſagen. Wer hat je den Geiſt geſehen, der dem Magnet das Eiſen entgegentreibt? wer den Geiſt, der den Keim der Pflanze organiſch geſtaltet? Sind die Infuſionsthierchen deswegen nicht da, weil wir ſie mit bloßem Auge nicht ſehen? Rollen im Univerſum dort keine Weltkörper, wohin unſere Teleſcope nicht mehr reichen? Wie nahe liegt nun die Frage: Soll es darum keine Geiſterorganismen geben, weil ſie für unſere Sinnenorgane zu fein conſtruirt ſind, als daß wir ſie wahrnehmen könnten? Daß wir das Weſen der Dinge überhaupt nicht ſchauen können, ſondern nur, wie ihre Oberfläche, ihre Form ſich uns darſtellt, davon trägt die eigenthümliche Bildung unſeres Organismus die Schuld. Aber ſind wir durch unwiderlegbare Thatſachen zur Annahme einer die gemeinen organiſchen Kräfte überragenden, pſychiſch-ſomatiſchen, im höchſten Grade plaſtiſchen Potenz genöthigt, welche alles Leben bedingt, ſo iſt der Schritt zur Annahme höherer, vollkommenerer, geiſtleiblicher Organiſationen gar nicht mehr gewagt, welche auf ganz andere, höhere Erkenntniß- und Anſchauungsweiſen angewieſen und mit einer übermenſchlichen Natur ausgerüſtet ſind.

Eine zweite Frage: Ob Geiſter mit der Sinnenwelt noch in Verbindung ſtehen können? glaubt Werner ebenfalls bejahen zu dürfen. „Denn," bemerkt er (l. c. S. 435), „ein Wahrſcheinlichkeitsgrund für die Bejahung dieſer Frage läßt ſich aus den bekannten Geſetzen entnehmen, welche in der Geiſterwelt gelten. Auch dort beſtehen Geſetze, welche den ſchon im Zeitleben geltenden zum Theil analog ſind. Nur einige derſelben, mit denen die des Erdenlebens die meiſte Aehnlichkeit haben, kennen wir; und wahrſcheinlich nur aus dieſem Grunde fallen ſie in unſere Erkenntnißkreiſe. Es ſind dies die Geſetze der Anziehung und Abſtoßung auch zwiſchen Seelen, auf welche alle Aeußerungen der Liebe und des Haſſes ſich gründen.“ Wer mag, wenn er weiß, welcher außerordentlicher Wirkungen die menſchliche Seele ſchon im Traume, in der Ohnmacht, im magnetiſchen Zuſtande außer ihrem Leibe fähig iſt*), die Möglichkeit läugnen, daß eine abgeſchiedene Seele zu einer noch im Leibe lebenden auf Momente ſo hingezogen werden kann, daß Beide in die innigſte Verbindung treten?

Einen Beleg für dieſe Wahrheit verſichert Stilling**) „einem hochgeachteten Manne, deſſen ſtrenge Wahrheitsliebe keine ſeiner geringſten Tugenden iſt, und deſſen Unglauben an alles Unerklärliche und Uebernatürliche erſt durch folgende Begebenheit beſiegt wurde,“ zu verdanken. Hier ſeine eigenen Worte:

„Im Sommer 1829 machte ich eine Reiſe durch Oeſterreich und einen Theil Italiens. Als ich in Venedig eintraf, fand ich daſelbſt unvermuthet meinen Freund H . . . ., der in Begleitung eines jungen Mannes, N . . . aus Prag, nur einen Tag früher daſelbſt eingetroffen war und den er mir als ſeinen bisherigen Reiſegefährten vorſtellte. Erfreut über dieſes unverhoffte Zuſammentreffen beſchloſſen wir, Mailand mit einander zu beſuchen, und von da aus entweder auf dem kürzeſten Wege nach Deutſchland zurückzukehren, oder wenn die Witterung uns begünſtige, die Schweiz zu bereiſen. H . . . . und ich hatten uns vielerlei mitzutheilen, denn wir hatten uns lange nicht geſehen, und auch unſere Correſpondenz war in der letzten Zeit in's Stocken gerathen. Solche Mittheilungen haben für einen Dritten weniger Intereſſe und ſo fiel mir's nicht auf, daß U...., der Begleiter meines Freundes H . . . ., ſich faſt gar nicht in unſer Geſpräch miſchte, was vielleicht auch in unſerer noch neuen Bekanntſchaft, ſo wie in der Schüchternheit, ſeinen Grund haben konnte. Im Verlauf der Reiſe bemerkte ich aber an U . . . eine zunehmende Schwermuth, die ihn für alle Schönheiten der italieniſchen Natur, ja überhaupt für alles Sehenswerthe unempfänglich machte. Obgleich er nicht zum Erſtenmale die Heimath verlaſſen hatte, fühlte er doch eine ſolche Sehnſucht nach Hauſe, daß er ſchon mit der nächſten Poſt nach Prag zurückkehrte. Mein Freund und ich ſetzten unſere Reiſe fort, und ehe wir noch Mailand im Rücken hatten, war die Erinnerung an U . . . durch neue Gegenſtände aus meinem Gedächtniſſe verwiſcht. — In die Heimath zurückgekehrt, lebte ich ſchon ſeit einigen Monaten wieder meinem Berufe, und obgleich ich dem herrlichen Italien die ſchönſten Erinnerungen bewahrte, ſo dachte ich doch nicht mehr an U . . . . Indeß war die Carnevalszeit eingetreten; mehrere Bälle, die ſich ſchnell auf einander folgten, hatten mich etwas ermüdet, und dies veranlaßte mich, einen glänzenden Ball bei'm —ſchen Geſandten, Fürſten K., ſchon gegen Mitternacht zu verlaſſen. Noch ganz in Gedanken an den Ball, öffnete ich die Thüre meines Schlafgemachs und erblickte mit Erſtaunen mitten in demſelben den ſchon ſo lange vergeſſenen U . . . . Er war in demſelben braunen Ueberrocke gekleidet und hatte eben das ſchwarze Käppchen auf dem Kopfe, wie ich ihn in Italien geſehen hatte, und ſo hell ſchien der Mond in mein Zimmer, daß ich ſelbſt ſeine Geſichtszüge auf's Deutlichſte erkennen konnte. Ueberraſcht von ſeiner unverhofften Gegenwart und ohne daß mir im Augenblicke die Sonderbarkeit auffiel, ihn zu dieſer Stunde in meinem Schlafzimmer zu treffen, begrüßte ich ihn mit den Worten: „Willkommen, U . . ., welch' unverhofftes Wiederſehen!“ Langſam erhob er nun ſeinen Arm und deutete mit ſeinem Zeigefinger auf einen im Zimmer befindlichen Tiſch; dann zog er ſich gegen das Fenſter zurück, wo er verſchwand. — Sinnend über dieſen ſonderbaren Vorfall, machte ich Licht und bemerkte nun wohl, daß außer mir Niemand im Zimmer ſich befinde, und als ich mich eben darüber wunderte, daß meine Phantaſie mir gerade U . . ., an den ich ſchon ſo lange nicht mehr gedacht hatte, und zwar ſo unbegreiflich deutlich vorſpiegelte, bemerkte ich auf dem von der Erſcheinung bezeichneten Tiſche einen an mich addreſſirten Brief, den mein Kammerdiener, wie ich bei ſpäterer Erkundigung erfuhr, während meiner Abweſenheit vom Hauſe in Empfang genommen und in der Hoffnung dahin gelegt hatte, daß ich ihn bei meiner Rückkehr daſelbſt finden würde. Erwähnter Brief war von meinem Freunde H . . . ., der mir unter Anderm Folgendes ſchrieb: Unſerer früherer Reiſegefährte U . . . aus Prag iſt nicht mehr. Er traf krank zu Hauſe ein und ſtarb wenige Tage nach ſeiner Ankunft an einem nervöſen Fieber. Aus ſeinem hinterlaſſenen Tagebuche geht hervor, daß es nicht Heimweh war, was ihn von uns trieb, ſondern Todesahnung, die ihn zwar ſchon befiel, als er noch geſund war, ihn aber ungeachtet ſeines anfänglichen Widerſtandes immer mehr und endlich ſo feſt von ſeinem nahen Tode überzeugte, daß er die Sehnſucht nach dem Vaterhauſe nicht mehr überwinden konnte. Da Du nur wenige Tage mit U . . . zuſammen wareſt, ſo bemerke ich Dir nur noch, daß derſelbe nicht zu jenen weichen Gefühlsmenſchen gehörte, die bei einer Entfernung vom Hauſe gleich vom Heimweh befallen werden, und bei denen die Empfindung vorherrſchend iſt. Er war vielmehr ein beſonnener und eher proſaiſcher Menſch." — Konnte ich nach allem dieſem die Erſcheinung des Verſtorbenen U . . . noch für ein Gebilde meiner Phantaſie halten? Ich hatte lange nicht an ihn gedacht und namentlich nicht am Abende ſeiner Erſcheinung. Ich wußte Nichts von ſeinem Tode, und als ich ihn erblickte, glaubte ich einen Lebenden vor mir zu ſehen. Sein Hindeuten auf den Tiſch, auf welchem der an mich gerichtete Brief lag, welcher mich von ſeinem Tode benachrichtigte, und ſein hierauf erfolgtes Verſchwinden, ſollte alles dieſes nur ein ſonderbares Zuſammentreffen unerklärlicher Umſtände ſeyn?

---

*) Die Beweisführung iſt ſchon oben in der durch 19 Thatſachen für die Möglichkeit einer ſolchen Kraft beantworteten Frage: „Kann der Menſch bei lebendigem Leibe ſich an entfernten Orten zeigen?“ gegeben.

**) Das geheimnißvolle Jenſeits, S. 38.

Wir wiſſen, daß im magnetiſchen Schlafe, dieſem unverkennbaren Anfange des Sterbens, das Band zwiſchen Leib und Seele locker wird und daß in ſehr vielen Fällen ein wirklicher perſönlicher Rapport der Somnambulen mit Abgeſchiedenen eintritt, der die außerordentlichſten Erſcheinungen darbietet, deren bis in's Einzelnſte gehende Uebereinſtimmung in ihrem Auftreten bei den verſchiedenſten in Zeit und Raum weit getrennten Somnambulen ihre Wahrheit verbürgt. So äußerte, z. B., Jemand gegen die Hellſeherin Auguſte Müller in Karlsruhe ſeinen Unglauben über ihr Fernwirken. Sie erwiderte: ſie werde ihn ſchon einmal überzeugen. Einige Zeit nachher wurde der Zweifler um die vierte Morgenſtunde erweckt; er ſah eine Helle im Zimmer und in einiger Entfernung von ſich das freundliche Bild der Somnambule eine geraume Weile, wo es dann verſchwand. Am andern Morgen beſuchte er ſie zur gewöhnlichen Zeit, ohne jedoch des Vorfalles zu erwähnen. Selbſt auf ihre Anrede in der Kriſe, ob ihm nichts Beſonderes zugeſtoßen ſey, antwortete er „Nein!“ Sie aber fragte nun: „Glaubſt Du jetzt an das Fernwirken?“ worauf er die Erſcheinung geſtand *). Eine ähnliche Einwirkung, denke ich mir, hatte der Geiſt des abgeſchiedenen U . . . auf ſeinen ehemaligen Reiſegeſellſchafter hervorbringen können. Mag man immerhin einwenden, daß, weil der Menſch, was bei Geiſtern nicht der Fall ſey, ſo ſtreng an die Bedingungen der Zeit und des Raumes gebunden iſt, eine Wechſelverbindung zwiſchen Beiden ſich nicht denken laſſe; ſind denn die Seelenthätigkeiten der Magnetiſchen nicht ganz denen ähnlich, wie wir ſie uns bei Geiſtern denken müſſen, auch mehr oder weniger von den Feſſeln der Sinnlichkeit, d. i. des Raumes und der Zeit, befreit? Sind ſie nicht eben darum gewiſſermaaßen als abgeſchiedene Seelen zu betrachten, die nun, während der Leib mit gänzlich geſchloſſenen Sinnen, einer Leiche ähnlich, daliegt, nach Geiſter Weiſe ſchauen und wirken? Und ſtehen ſie, wie die vorher erwähnte Thatſache bezeugt, nicht dennoch in dieſem erhöhten Zuſtande mit noch in geſundem Leibe befindlichen Menſchenſeelen in ſo inniger Verbindung, wie ſie zwiſchen zwei Menſchen im normalen Zuſtande gar nicht denkbar iſt? Wäre aber eine ſolche Verbindung und Einwirkung weniger wunderbar, als der Rapport zwiſchen Menſchen und abgeſchiedenen Seelen?

Wenn wir die Parallele zwiſchen den Phänomenen des animaliſchen Magnetismus und des Todes weiter fortſetzen, muß noch manches pſychologiſche Räthſel vor den Augen des Zweiflers ſeine Hülle abwerfen, und das ſcheinbare Wunder, in ſeiner Natürlichkeit ſich darſtellend, uns zu dem Geſtändniſſe bewegen: Es iſt Vieles möglich, was uns nur

---

*) Arch. f. thier. Magn. VI. 1. 54.

deßhalb wunderbar erſcheint, weil wir nicht ſogleich die Geſetze entdecken, nach denen es geſchieht.

So, z. B., erzählt Kluge (in ſeinen Betrachtungen über anim. Magn. 1ſte Aufl. S. 465.) von dem als Magnetiſeur bekannten Demougé, dieſer habe einſt zwiſchen einem entfernten Kranken und ſeinem Somnambul einen Rapport der Mitleidenſchaft errichtet, um über deſſen Krankheit und ärztliche Behandlung Aufſchlüſſe zu bekommen (weil der Clairvoyant die inneren Körperzuſtände der mit ihm in Rapport geſetzten Perſonen mit eben der Deutlichkeit, wie ſeine eigenen, zu durchſchauen, die jedesmalige Krankheit derſelben genau zu erkennen und darnach den Heilplan zu entwerfen vermag), worauf bei zunehmenden Leiden des Kranken und ſeinem endlich erfolgenden Tode der Somnambul gleichzeitig von den heftigſten Krämpfen befallen wurde, die der Magnetiſeur nur dadurch heben konnte, daß er Geiſtesgegenwart genug beſaß, mit höchſter Anſtrengung ſeines Willens dieſen Rapport plötzlich zu vernichten. Aehnliche Erfahrungen finden ſich auch bei Wienholt (Heilkr. III. Abthl. 3. p. 277. 280 sq.). Wenn nun mittelſt des Rapportes der Seelen ein

Somnambul ſeine Tod bringende Krankheit auf einen andern zu übertragen vermag; ſollte dieſes Anſteckungsvermögen nicht noch leichter bei der freier wirkenden Seele eines Verſtorbenen auf einen mit ihm im ſympathetiſchen Verhältniſſe ſtehenden geliebten Kranken ſich äußern können?

Einige hieher gehörende Fälle dürften dieſe Frage zu bejahen geeignet befunden werden.

1.

Als die Königin Ulrike von Schweden geſtorben war, wurde, wie bei königlichen Leichen gebräuchlich, der Körper der Entſeelten in einem offenen Sarge, in einem ſchwarz ausgeſchlagenen und mit vielen Wachslichtern erleuchteten Zimmer auf einem erhabenen Katafalk aufgeſtellt, und ein Detachement der königlichen Leibwache hielt in dem Vorzimmer die Trauerwache. An einem Nachmittag erſchien die erſte Palaſtdame und Favorite der Königin, nach welcher die Monarchin in ihren letzten Stunden lebhaft verlangt hatte, aber auf die Erfüllung dieſes Wunſches, ſowohl wegen der Entfernung von der Hauptſtadt, als auch weil die Gräfin Steenbock — ſo hieß jene Dame — in Stockholm ſelbſt krank darniederlag, verzichten mußte, vor dem Vorzimmer; der Befehlshaber der Wache ging ihr, verwundert über ihr unerwartetes Eintreffen, entgegen und führte ſie in das Trauergemach, wo er ſie allein ließ. Das tiefe Schweigen der Gräfin wurde der Lebhaftigkeit ihres Schmerzes zugeſchrieben, und die Officiere der Wache ließen ſie eine geraume Zeit in dem Leichenzimmer allein, um nicht durch ihre Gegenwart die Aeußerungen deſſelben zu ſtören. Als aber ihre Rückkehr aus demſelben ſich immer mehr und mehr verzögerte, befürchteten ſie, daß ihr ein Unfall zugeſtoßen ſey, und der Capitän der Garde eröffnete die Thüre, ſtürzte aber bald darauf äußerſt beſtürzt zurück. Nun eilten alle anweſenden Officiere herbei und bemerkten deutlich durch die geöffnete Thür die Königin aufrecht in ihrem Sarge ſtehend und die Gräfin umarmend. Die Erſcheinung ſchien zu ſchweben und löſ'te ſich bald darauf in einen dichten Rauch oder Nebel auf. Als dieſer ſich verzogen, lag der Leichnam der Königin in der vorigen Stellung auf dem Paradebette; allein die Gräfin war nirgends zu finden. Vergebens durchſuchte man das Gemach und die anſtoßenden Zimmer; nirgends eine Spur von ihr. Nun ſendete man ſchnell einen Courier mit der Nachricht dieſer außerordentlichen Begebenheit nach Stockholm und erfuhr daſelbſt, daß die Gräfin Steenbock die Hauptſtadt nicht verlaſſen habe und in dem Augenblicke geſtorben ſey, in welchem man ſie in den Armen der verſtorbenen Königin erblickte. Ueber dieſe Thatſache war ſogleich ein außerordentliches Protokoll aufgenommen und von allen Gegenwärtigen unterſchrieben worden. Es iſt noch jetzt dieſes Actenſtück in dem Stockholmer Reichsarchiv aufbewahrt.

2.

Der als aſtronomiſcher Schriftſteller, ſo wie im Gebiete der Unterhaltungsliteratur gleich ſehr thätige Hofrath Dr. Nürnberger theilt in Nr. 43 des Dresdner Mercurs, Jahrg. 1840, folgendes Factum mit:

Der Secretär des Marquis von C—de erzählt mir, daß bei'm kürzlich in England erfolgten Tode des Herzogs von Roxborough etwas überaus Merkwürdiges und wohl auch Unerklärbares ſich zugetragen habe. Der Herzog hatte einen alten Kammerdiener, der über 50 Jahre um ihn geweſen und an den er ſo attachirt, als umgekehrt der Diener an den Herrn war. Aus dem Schlafzimmer des Herrn ging eine Klingel in die Stube des Dieners. Letzterer erkrankte während der Krankheit ſeines Herrn ebenfalls. Der Herr ſtarb, und man ließ ſeine Leiche im Schlafzimmer, welches wohl verſchloſſen bleibt, im Bette, über dem die Klingelſchnur hängt. Plötzlich aber wird aus dieſem, alſo wohl verſchloſſenen Schlafzimmer des Herzogs, in welchem ſich ſein Leichnam, aber durchaus nichts Lebendes befindet, die angegebenermaaßen in's Gemach des kranken Kammerdieners führende Klingelſchnur angezogen, die Klingel ertönt, der Kammerdiener richtet ſich mit den Worten: „Ja Mylord, ich komme!" von ſeinem Lager auf, ſinkt ſogleich in daſſelbe zurück und iſt in demſelben Augenblicke verſchieden. Man eilt in's Sterbezimmer, keine Spur eines Grundes des Vorganges, am wenigſten einer etwaigen augenblicklichen Wiederbelebung des Herzogs. Die ſtrengſte Unterſuchung ergiebt Nichts. — „Ich geſtehe Ihnen," ſetzte der Legationsſecretär ſeiner Erzählung hinzu, „daß dieſes Ereigniß, welches mir, da ich mich in Familienangelegenheiten eben zu Paddington, nicht weit vom Schloſſe, wo ſich daſſelbe zugetragen, befand, ſogleich mitgetheilt wurde, trotz meiner Jugend einen unbeſchreiblich tiefen Eindruck auf mich machte. Ich bin ein entfernter Verwandter des Herzogs; ich eilte ſogleich nach Empfang der Nachricht von ſeiner Krankheit, ſeinem plötzlichen Tode und dieſem wunderbaren Umſtande nach dem Schloſſe und habe mir die Gewißheit verſchafft, daß ſich die Sache ganz in der erzählten Weiſe zugetragen und daß durchaus keine ſinnliche Erklärung des Zuſammenhanges aufzufinden geweſen iſt *)."

Nürnberger ſchließt dieſe Mittheilung mit folgenden Reflexionen: „Wenn die Verbindung zwiſchen dem Herzog und ſeinem langjährigen treuen Diener zu enge war, um durch den Tod zerriſſen oder auch nur unterbrochen zu werden, unter welcher Vorausſetzung die Abberufung des Dieners zum Herrn ſelbſt

---

*) Die Redaction jenes Blattes fügt hier anmerkend hinzu: Wir erinnern uns, von dieſem Ereigniſſe in engliſchen Blättern geleſen zu haben, in denen die Vergeblichkeit aller Bemühungen zur Auffindung einer „genügenden" (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) Erklärung auch hervorgehoben wurde.

erklärbar erſcheint; wie ward es angefangen, um dieſem rein geiſtigen Bezuge den ſinnlichen Klingelausdruck zu verleihen? Ich verſuchte, mir einen Theil dieſer Frage durch die Annahme zu beantworten, daß das Ohr des, dem Lebenden noch angehörenden Kammerdieners auf dieſen, im Leben ſo unzählige Male vernommenen Ton beſonders „geſpitzt" ſeyn mußte. Der Reſt der Frage iſt jedoch ſchwieriger. Man müßte annehmen, daß ſich die Innigkeit eines Verlangens bis zu dem Grade ſteigern kann, um ſelbſt ein materielles Hinderniß, wie hier, den Widerſtand der Klingelfeder, zu überwinden. Wenn dies einer unſerer jungen Philoſophen lieſ't, der wird wohl ſprechen, ich ſey ein Phantaſt, und ich bin doch vielmehr ein ſehr kalter, allen Illuſionen vollkommen unzugänglicher Mann und habe während eines langen, an Erfahrungen aller Art überreichen Lebens nur die ernſteſten Forſchungen getrieben, Vieles, was wirklich Täuſchung war, aufgeklärt. Das vorliegende Ereigniß aber darf ich nach meinen beſten Ueberzeugungen, nicht in dieſelbe Categorie verweiſen; ich habe mich zu viel auf dem Nachtgebiete der Natur umgeſehen, um den Sachen dieſer Art nicht bald anzumerken, wofür ſie zu nehmen ſeyen."

Ich frage, ſollte nicht die Sehnſucht des verſtorbenen Herzogs nach ſeinem Diener mittelſt des ſympathetiſchen Rapports, welchen ein durch viele Jahre ununterbrochenes Zuſammenleben zwiſchen Herrn und Diener bewirkt hatte, dieſen in das Jenſeits nachgezogen haben, welches um ſo leichter geſchehen konnte, als die Krankheit des Letztern eine plötzliche Befreiung der Seele aus ihren körperlichen Banden möglich machte?

3.

Wenn in den zwei vorerwähnten Fällen Krankheit das ſympathetiſche Band um zwei Seelen, die während ihres Erdenlebens ſo eng verbunden waren, noch feſter ſchlingen half, weil bekanntlich phyſiſches Wohlſeyn den magnetiſchen Rapport ſtört und die Fähigkeit, Eindrücke aus der überſinnlichen Welt zu empfangen, ganz aufhebt; ſo zeigen die beiden folgenden Beiſpiele, daß **Freundſchaft** und **Liebe** zuweilen an ſich ſelbſt eine ſolche magnetiſche Kraft beſitzen, daß ſie die noch feſten Bande des phyſiſchen Lebens zu ſprengen vermögen, um die nach der Wiedervereinigung mit dem geliebten Gegenſtande ſich ſehnende, im Reiche der Sinnlichkeit zurückgelaſſene Seele aus ihrem Fleiſchkerker zu befreien.

So erzählt Stilling im „geheimnißvollen Jenſeits": Zwei Knaben, die miteinander aufgewachſen und mit einer ſeltenen Innigkeit ſich ergeben waren, wurden in ihrem neunten Jahre getrennt, weil der Vater des einen, ein Staatsdiener, in eine drei Stunden entfernte Stadt verſetzt wurde. Sie waren in Eine Schule miteinander gegangen, ihre Spiele hatten ſie ſtets gemeinſchaftlich getrieben, nie ſtörte ein Zwiſt die Innigkeit dieſes freundlichen Verhältniſſes. Als ſie ſich nun trennen mußten, fühlten ſie zum erſten Male einen nicht bloß vorübergehenden Schmerz, und die beiderſeitigen Eltern waren kaum im Stande, ſie durch das Verſprechen zu beruhigen, daß ſie ſich in den Ferien immer abwechslungsweiſe gegenſeitig beſuchen dürften. Die Trennung ſchwächte ihre Liebe zu einander nicht, und die Eltern geſtatteten daher gern, daß Carl die Ferien bei Wilhelm und dieſer die darauf folgenden bei Carl zubrachte. So waren drei Jahre vorübergegangen, und die Innigkeit der beiden Knaben hatte eher zu- als abgenommen. Die Oſterferien waren vorüber; Carl kehrte von einem

Beſuche bei Wilhelm zu ſeinen Eltern zurück und fügte ſich wieder in die gewohnte Lebensweiſe. Als derſelbe am zweiten Tage ſeiner Ankunft gerade zur Mittagsſtunde mit der Magd in den Keller geſchickt wurde, wo Letztere jedesmal unter ſeiner Aufſicht den — zum Mittagseſſen beſtimmten — Wein in Flaſchen füllen mußte und Beide, im Geſpräche miteinander begriffen, über die Kellertreppe heraufſtiegen, rief plötzlich Carl mit ſichtbarem Entſetzen: „O Gott! Wilhelm iſt todt! Siehſt Du denn nicht? Hier, hier ſteht er. Er kommt mich zu holen, und in acht Tagen muß ich ſterben!“ — Mit großer Beſtürzung erzählte Carl, in's Zimmer tretend, das Vorgefallene. Sie ſuchten ihn zu beruhigen — die Magd hatte von der Erſcheinung nichts geſehen — und wendeten Alles an, um ihm begreiflich zu machen, daß er ſich getäuſcht, daß er ſeinen Freund erſt vor zwei Tagen geſund verlaſſen, daß ſeine Einbildung ihm nur das Bild deſſelben vorgeführt habe. Allein nichts fruchteten die liebevollen und beruhigenden Vorſtellungen der Eltern; Carl blieb bei dem Gedanken, Wilhelm ſey todt, er habe ihn geſehen, und in acht Tagen müſſe er ihm folgen. Die Alteration des Knaben war ſo groß, daß er ſich zu Bette legen mußte, und als die Eltern ſahen, daß der Schrecken auf ihren Sohn gefährlich einwirken könnte, den nichts in ſeinem Glauben wankend machte, entſchloſſen ſie ſich endlich, eine Staffette an Wilhelm's Eltern zu ſchicken, dieſen den Vorfall zu ſchreiben und ſie dringend zu bitten, den Wilhelm ſelbſt unverzüglich zu ihnen zu ſenden, damit ihr Sohn von ſeinem gefährlichen Wahne zurückkommen und ſich von dem Leben Wilhelm's durch den Augenſchein überzeugen könne. Noch war die abgeſandte Staffette keine Stunde fort, als ein Bote von Wilhelm's Eltern die Nachricht brachte, daß ihr Sohn, Mittags 12 Uhr, durch einen Sturz von einem im Baue begriffenen Hauſe um's Leben gekommen ſey. In derſelben Zeit hatte die Erſcheinung ſtattgefunden. So ſehr nun auch Carl's Eltern Alles aufboten, den Kummer und den Schrecken zu verbergen, den ihnen dieſe Nachricht verurſacht hatte und ſo ſehr ſie ſich auch Mühe gaben, ihren Sohn zu beruhigen und die Hoffnung zum Leben wieder in ihm zu erwecken, ſo half doch Alles nichts, Carl's Kräfte ſchwanden ſichtbar, und am achten Tage war er eine Leiche.

4.

An einem Abende des Monats Juni 1815 war eine glänzende Geſellſchaft bei Lady W— zu London, worin große Freude über die Siege der Engländer auf dem Continent herrſchte. Daſelbſt befand ſich ein junges, ſchönes Mädchen, die allein traurig und bekümmert ſchien. Man bat ſie dringend, die beliebte ſchottiſche Arie „die Ufer des Allan“ am Clavier zu ſingen, die mit ihrer Lage allzuſehr harmonirte; denn ſie war mit einem jungen Hauptmanne, der eben dem Feldzuge beiwohnte, verlobt. Erſt befangen und in Gedanken vertieft, ſpielte und ſang ſie dann die rührende Ballade zum Entzücken der Anweſenden. Als ſie aber kaum die Worte der zweiten Strophe: „Dem jungen Krieger giebt ſie ihre Hand“ vorgetragen, hörte ſie plötzlich auf und ſtarrte erſchrecken vor ſich hin. Ihre Schweſter eilte zu ihr, erhielt jedoch keine Antwort auf ihre Frage. Aber einige Augenblicke nachher ſtieß die Sängerin einen durchdringenden Schrei aus, blieb ferner regungslos ſitzen und ſtammelte endlich: „Ach, da ſind ſie! Da ſind ſie mit ihrer Laterne! Da kommen ſie um einen Leichenhaufen herum; ſie ſuchen den Todten. Seht, ſeht, wie ſie einen nach dem Andern unterſuchen.

Dort iſt er! . . . dort . . . ach! ſchaudervoller Anblick! das Herz iſt ihm durchbohrt!"

Tief ſeufzend ſank ſie ihrer Schweſter in die Arme, wurde bewußtlos zu Bette gebracht und durch reizende Mittel aus der Ohnmacht erweckt. In heftigem Schweiße und nach tiefem Seufzen murmelte ſie endlich: O ich Unglückliche! warum mußte ich das erleben? *Er rief mich zu ſich; ich wollte zu ihm und Ihr habt mich zurückgehalten; aber ich gehe zu ihm, ich gehe.*"

Indem man ſie zu beruhigen ſuchte und zu verſichern, Carl werde bald zurückkehren, erwiderte ſie: „Nie, nie! ich habe geſehen, wie ſie ihn geplündert. Carl iſt todt, ich habe ihn geſehen, er war durchbohrt, ſie plünderten ihn!"

Die Ohnmachten kehrten öfters wieder, ſie lag ſehr ſchwach und im dumpfen Hinbrüten, ſprach nicht und nur bisweilen hörte man ſie murmeln: „Ja, bald, Carl, bald, morgen!" Am vierten Tage ihrer Krankheit erhielt ihre Familie einen ſchwarzgeſiegelten Brief von dem Oberſten des Regiments, mit der Nachricht, daß Carl zu Ausgang der Schlacht von Waterloo durch eine Flintenkugel, die ihm das Herz durchbohrt, getödtet worden ſey. Der faſt ſchon hinſterbenden Louiſe wurde die Trauerbotſchaft von dem Arzte vorſichtig beigebracht; ſie errieth ſchnell und mit aufflammender Lebhaftigkeit den Inhalt des erblickten Briefes, den ſie ſich dann vorleſen ließ. Nach einem erſtickenden Drucke, den ſie empfand, wobei ſie ſich einen Trunk wünſchte, auf den man weinen könne, wurde ihr Athem langſamer und beſchwerlicher, und ſie gab den Geiſt auf *).

Die Sehnſucht des ſterbenden Kriegers nach der entfernten Geliebten hatte wahrſcheinlich ſeine ſcheibende Seele in jenem Momente der Auflöſung an den Ort verſetzt, wo der Gegenſtand ſeiner Wünſche ſich befand. Vielleicht influirte ſein Wille auf einen der Anweſenden, daß dieſer das Abſingen eines Liedes von der Concertſängerin verlangte, deſſen Inhalt am geeignetſten war, ihre Seele auf den Geliebten zu richten, wodurch die Einwirkung auf die Geliebte erleichtert und ſie fähiger wurde, ihre Seele aus dem Körper auf einige Augenblicke heraustreten zu laſſen und ſich im Geiſte auf das Schlachtfeld zu verſetzen; oder mit andern Worten: Durch jenes Lied, deſſen Inhalt ihr eigenes Verhältniß zu einem in den Krieg ziehenden Geliebten ihr in Erinnerung brachte, ſteigerte ſich ihr Ahnungsvermögen, welches, wie Kluge (Betr. über anim. Magn., S. 366) treffend deſinirt „ein bloßes inneres Wiſſen iſt, das plötzlich wie ein Lichtfunke aus der Dunkelheit entſpringt." Die darauffolgende Ohnmacht, welche der mit ihrem Geliebten im magnetiſchen Rapport ſtehenden Braut, das Schauen im Geiſte, wegen der nun lockern Bande des Körpers, noch erleichterte, erklärt das ſcheinbar Unmögliche noch befriedigender.

---

*) Nachtbilder, 1. Bdchn. Mergentheim 1840. S. 70.

Ja ſogar noch innerhalb der Grenze der rein phyſiſchen Welt offenbart ſich, mehr oder minder, jenes Verhältniß der Mitleidenſchaft. Das gleichgeſtimmte Inſtrument conſonirt gleichzeitig im Einklange bei'm Verhallen des in der Ferne dem andern Inſtrumente entlockten Tones. Stärker noch ſpricht ſich dies ſympathetiſche Verhältniß in der geiſtigen Natur aus. So erzählt Kluge (l. c. S. 358), ſtand einer meiner Freunde, ein junger, wahrheitsliebender Arzt, mit ſeiner mehrere Meilen von ihm entfernten und über alles geliebten Schweſter in einem ſolchen Verhältniſſe der Mitleidenſchaft, daß ihn jedesmal eine Unruhe befiel, ſobald dieſe krank wurde und ihn mit Sehnſucht herbeiwünſchte. Bekannt iſt ja das meilenweit extendirte Wirkungsvermögen des Magnetiſeurs auf ſeinen Kranken, das durch ſtetes Fixiren ſeiner Seele auf den vorhabenden Zweck ſich erklären läßt; und der magnetiſche Rapport des Clairvoyants mit andern Perſonen, bei welchen die Entfernung keinen Einfluß hat, ſo daß Wienholt's Hellſeherin von der Krankheit ihres über hundert Meilen entfernten Bruders eine genaue Kenntniß hatte (Heilkr. III. Abthl. 2.).

Ein Theil des Wunderbaren ſchwindet ſchon, wenn man in Erwägung zieht, daß das Nervenfluidum durch den Willen determinirt werden kann, und nächſt dieſem die Schnelligkeit und Weite berückſichtigt, in welcher das Licht und die Electricität ſich fortpflanzen, die gegen das Nervenfluidum doch immer nur zu den gröberen Imponedrabilien gezählt werden können, da ſie noch ſinnlich wahrnehmbar ſind, dieſes aber nicht.

Daß ſchon der Wille allein die Denk- und Handlungsweiſe anderer entfernter Perſonen zuweilen auch im normalen Geſundheitszuſtande beſtimmen könne, weiſ't Jung*) mit einem hieher gehörenden Beiſpiele, deſſen Wahrheit er ſelbſt verbürgt, nach. „Eine gemeine Handwerksfrau in S . . .,“ erzählt er, „wünſchte eine Freundin zu ſprechen, die in derſelben Stadt, aber weit entfernt von ihr, wohnte. Ihre dringenden Arbeiten erlaubten ihr nicht, auszugehen. Sie wandte daher ihren feſten Willen an, um ſie herbeizurufen. Die Freundin ſaß ruhig zu Hauſe und dachte nicht daran, auszugehen. Plötzlich fiel ihr ein: Du ſollteſt zu der W . . . . gehen; ſie ſchlug ſich aber dieſen Gedanken aus dem Sinne und dachte: ich habe nichts bei ihr zu thun, und es iſt abſcheulich Wetter, Regen und Wind.

---

*) Theorie der Geiſterkunde, S. 151.

Der Gedanke ſtieg aber wieder in ihr auf: Du ſollteſt zu der W.... gehen. — Ich will nicht, ich kann jetzt nicht ausgehen, antwortete ſie ſich. Jedoch der Gedanke ward immer ſtärker bei ihr, ſie hatte gar keine Ruhe mehr. Jetzt warf ſie voll Unmuth ein Oberkleid über ſich und ging. Als ſie die Thüre der Stube bei der W.... öffnet, lacht dieſe und ſpricht: Ich wußte wohl, daß Sie kommen mußten. Setzen Sie ſich da zu mir, ich habe etwas Nothwendiges mit Ihnen zu reden, und da ich unmöglich ausgehen kann, ſo dachte ich, ich wollte Sie mit meinem Willen hieher rufen."

Noch weniger wunderbar erſcheint alſo das vorerzählte Factum, wo die Willenskraft von einem Weſen ausging, das, aus der materiellen Welt ſcheidend, oder bereits verſchieden, ſich um ſo freier bewegen konnte, obſchon dies auch noch lebenden Perſonen bei momentanem Somnambulismus nicht unmöglich iſt, wie die vorhergehenden Beiſpiele darthun; weil der Raum nur eine Wirkung der ſinnlichen Werkzeuge iſt; denn außer ihr exiſtirt er nicht. Sobald die Seele dieſen verläßt, hören alle Entfernungen auf. Steht ſie daher mit einer Tauſende Meilen von ihr entfernt lebenden Perſon in Rapport, ſo kann ſie bei der Schnelligkeit der Gedanken ihr ihre Ideen und Wünſche in demſelben Augenblicke mittheilen.

Schon im täglichen Leben erhalten wir häufig Gelegenheit, die Kraft des menſchlichen Willens in der Beſiegung materieller Hinderniſſe zu erkennen. Wie oft wird nicht der Tod, ungeachtet des Vorhandenſeyns aller ſeiner phyſiſchen Bedingungen, dennoch durch ein moraliſches Hinderniß: den Wunſch, einen Entfernten erſt noch zu ſehen, ihm Geſtändniſſe zu machen, ſich mit ihm zu verſöhnen u. ſ. w., aufgehalten, und nur erſt nach Erfüllung dieſer Forderungen möglich! Der Geiſt kann den Leib eines ſolchen Sterbenden nicht verlaſſen, d. h., der Tod (die Trennung des geiſtigen und körperlichen Princips) wird aufgehalten, eben weil der Geiſt des körperlichen Mediums zur Erfüllung der von ihm als unerläßlich betrachteten Bedingung ſchlechterdings noch bedarf, daher die bekannte Redensart: „Er konnte nicht ſterben, bis er es vom Herzen hatte.“ Zugleich ſpringt hier das Uebergewicht der moraliſchen Potenz im Menſchen recht in die Augen: der Körper will ſterben, ſoll ſterben, alle Bedingungen ſind vorhanden; aber die Seele leidet es noch nicht; ſie beſitzt die Gewalt, das völlige Zuſammenſtürzen des gleichwohl ſchon ganz morſchen Gebäudes noch bis zu einem gewiſſen Augenblicke hin aufzuhalten. Die Gewalt der Seele, als des eigentlichen Regenten eines ihr nur zeitweilig untergebenen, alſobald von ihr zu verlaſſenden Körpers, ſpricht ſich hierbei ganz wunderbar aus; und das Höhere dieſer Seele: das Erkennen der unabweislichen Nothwendigkeit einer Pflichterfüllung, der Erfüllung einer Verbindlichkeit, im Kampfe mit dem phyſiſchen Drängen zum Aufgeben des Körpers, der Sieg darüber, kann nirgend ſinnlicher erkannt werden *).

Ideen, die ſich in den letzten Stunden eines Sterbenden bei ihm fixirt haben, beſchäftigen ihn, wenn die Befriedigung derſelben unausführbar war, noch nach dem Tode. Die abgeſchiedene Seele kann nicht zur ewigen Ruhe eingehen, bis ſie Jemanden aufgefunden, der ein leicht zu entwickelndes Ahnungsorgan hat, auf den ſie alſo zu wirken vermag, indem ſie ihre Gedanken auf ihn überträgt. Nach der größern

---

*) Nürnberger, Stillleben in Nr. 189 der Abendztg. Jahrg. 1840.

oder geringern Empfänglichkeit eines ſolchen Menſchen für geiſterhafte Einwirkung accommodirt ſich die abgeſchiedene Seele, um ihm im erſtern Falle bildlich zu erſcheinen, was wir Viſion zu nennen pflegen, im andern Falle aber durch einen Traum, den ſie veranlaßt, auf den Schlafenden zu wirken. Hierher gehörende Beiſpiele ſind folgende:

1.

„Mir träumte einſt,“ erzählt Ernſt Wagner im 8ten Bande ſeiner von Moſengeil herausgegebenen ſämmtlichen Schriften, „ich ſey zu einem entfernten Freunde gereiſ’t. Er hatte mir Hoffnung zum Beſitze einer Sache gemacht, die für mich von ſehr hohem Werthe war. Ich befand mich (träumend) in ſeinem Zimmer; unten ſtand ein großer Reiſewagen gepackt, und eben hatte er mir erklärt, das, was er mir zu geben verſprochen, gehöre ihm nicht mehr zu; und ſo ging er verdrießlich zur Thüre hinaus, um abzureiſen. Ich hielt Alles für verloren und wandte mich düſter ſchon nach der Thüre, um wieder fortzuwandern, als ſeine Gattin erſchien, mich ſehr freundlich am Arme zurückhielt und mir dasjenige zu geben verſprach, was ich wünſchte. Aber indem ſie mich, der ganz betroffen daſtand, zu einem Schranke hinführte, erwachte ich. Einige Zeit darauf erhielt ich die Nachricht, daß mein Freund zu jener Zeit plötzlich krank geworden und geſtorben ſey. Ich erſchrak und gab ſogleich alle Hoffnung auf, da die Frau mich gar nicht kannte, nichts von jener Sache wiſſen konnte und außerdem ganz freie Macht hatte, mein Kleinod zu ihrem eigenen Vermögen zu zählen. Doch wagte ich es, bloß auf Eingeben meines Traumes, ihr zu ſchreiben. Aber, mit welchem ſchauervollen Entzücken erbrach ich einige Poſttage darauf ein Paken, welches Alles, was ich wünſchte, unverſehrt enthielt. Es war ſchon vor dem Einlaufen meines Briefes gepackt geweſen. Sie hatte zufällig (?) einige Zeilen des Verſtorbenen darüber entdeckt und übrigens gar nicht daran gedacht, jene Sache in Anſpruch zu nehmen.

2.

Jarvis erzählt in ſeinen Accreditied Ghost stories dem Canonicus Fowler zu Glouceſter folgende Begebenheit nach:

Dr. Button, der als Pfarrer zu Deptford ſtarb, lebte ehemals in Herefordſhire und heirathete die Tochter eines Herrn S . . . Dieſe Frau war ſehr fromm, welches ſie nicht nur im Leben, ſondern ſelbſt nach dem Tode bewies. Sie hatte ein Mädchen, das ſie ſehr liebte, und welches an einen Nachbar verheirathet ward. Nicht lange nach ihrem Tode, als Alice, ſo hieß dieſe Frauensperſon, Nachts ihr Kind wiegte, wurde ſie von der Wiege durch das Pochen an der Thüre weggerufen. Als ſie dieſe öffnete, erſchrak ſie nicht wenig bei'm Anblick einer Dame, welche ſich von ihrer verſtorbenen Gebieterin weder in der Perſon, noch im Anzuge unterſchied. Sie war in einem Morgenkleide, welches ſie ihre ehemalige Gebieterin oft tragen geſehen. Bei'm erſten Anblick äußerte ſie ein ſehr großes Erſtaunen und ſagte: „Wäre meine Gebieterin nicht todt, ſo würde ich keinen Augenblick daran zweifeln, daß Sie es wären." Sie erwiderte: „Ich bin deine Gebieterin" und nahm ſie bei der Hand.

Die Geſtalt ſagte hierauf, ſie habe ſie zu einem ſehr wichtigen Geſchäfte nöthig, und ſie müſſe ſogleich eine kleine Strecke mit ihr kommen. Alice zitterte und bat ſie, ſie zu entſchuldigen und ſich an ihren

Gebieter zu wenden, der ſich weit beſſer hierzu eigne. Sie erwiderte, daß dies Denjenigen, welcher ihr Mann geweſen, gar nichts angehe, doch habe ſie gewünſcht, ſich Seiner hierzu zu bedienen; deshalb ſey ſie mehrmals in ſeiner Stube geweſen, aber er habe jedesmal geſchlafen; nie habe ſie mehr thun können, als ihm die Füße aufzudecken, um ihn zu wecken. Dr. Button erzählte, er habe zwar ein Gehen in ſeiner Stube in der Nacht bemerkt, ohne ſich dies bis jetzt erklären zu können*). Alice machte nun die Einwendung, ihr Mann ſey nicht zu Hauſe, er habe eine Reiſe unternommen, und es ſey Niemand da, der auf das Kind Acht gebe, das ſehr zum Schreien geneigt ſey. Auch fürchte ſie, daß, wenn es vor ihrer Zurückkunſt aufwache, es ſich zu Tode ſchreien werde, oder daß ihm ſonſt ein Unglück widerfahren könne. Das Phantom erwiderte, das Kind werde bis zu ihrer Zurückkunſt ſchlafen.

Als Alice ſah, daß ihre Einwendungen nichts halfen, folgte ſie der Erſcheinung, obſchon höchſt ungern, auf ein weites Feld, wo ſie zu ihr ſagte: „Gieb Acht, wie viel ich von dieſem Felde mit meinen Füßen ausmeſſe!“ Nachdem ſie einen ziemlichen Umfang ausgeſchritten hatte, ſagte ſie: „Alles dies gehört den Armen, denen man es durch ungerechte Mittel entzogen hat.“ Hierauf gab ſie ihr den Auftrag, zu ihrem Bruder, dem es damals gehörte, zu gehen, und ihm zu ſagen, daß er es den Armen zurückgeben ſolle, wenn er ſie und ihre verſtorbene Mutter liebe. Dieſer Bruder hatte die ungerechte Handlung nicht verübt, ſondern es war ihr Vater geweſen. Sie ſagte, es gehe ſie um ſo mehr an, weil man in dem Aufſatze, der ſich auf dies Stück Feld beziehe, ihren Namen mißbraucht habe.

---

*) Das Ahnungsvermögen war alſo bei ihm weniger entwickelt; daher bediente ſich der Geiſt jener Alice zum Organe ſeiner Wünſche.

Alice fragte ſie, wie man es anfangen müſſe, daß ihr Bruder nicht ihre Erzählung für erlogen oder als Täuſchung ihrer Einbildungskraft erkläre? Das Phantom erwiderte: Theile ihm das Geheimniß mit, von dem er weiß, daß nur er und ich es wiſſen, und er wird Dir glauben. Alice verſprach, dieſen Auftrag auszurichten; hierauf gab ihr die Erſcheinung gute Rathſchläge und unterhielt ſie die ganze noch übrige Nacht hindurch mit den erbaulichſten Reden. Als die Dämmerung anbrach, hörte Alice das Knallen der Fuhrleute und das Getön der Pferdeſchellen. Hierauf ſagte das Geſpenſt: „Alice! mich darf Niemand weiter ſehen, als Du!" und verſchwand.

Hierauf eilte Alice nach Hauſe, weil ſie für ihr Kind ſehr beſorgt war. Allein ſie fand, wie das Geſpenſt geſagt hatte, es noch ſchlafend, wie ſie es verlaſſen hatte. Als ſie es angezogen und einer Nachbarin übergeben hatte, ging ſie zu ihrem Herrn, dem Doctor, welcher über die Nachricht, die ſie ihm brachte, in Zorn gerieth und ſie zu ſeinem Schwager ſchickte. Anfänglich, als er Alice's Geſchichte und Botſchaft hörte, lachte er herzlich darüber; allein kaum hatte ſie ihm das Geheimniß mitgetheilt, ſo veränderte er ſeine Miene und erwiderte, er wolle den Armen ihr Eigenthum zurückgeben. Dies that er auch, und ſie ſind jetzt in deſſen Beſitze.

Dies iſt mehrmals ausführlich vom Dr. Button erzählt worden, welcher den Ruf eines ſehr aufrichtigen Mannes beſitzt. Eine umſtändliche Erzählung von dieſer Erſcheinung ſeiner Frau hat er zweien von meinen Freunden, zuerſt einer Mrs. Needham und kurz vor ſeinem Tode dem Dr. Whichcot mitgetheilt.

Einige Jahre — ſchloß Fowler ſeinen Bericht — nachdem ich jene Geiſtergeſchichte gehört hatte, kam ich mit drei verſtändigen Männern, die der höhern Geſellſchaft angehörten und die insgeſammt in der Stadt Hereford lebten, zuſammen und ich reiſ'te drei Tage lang in einer Landkutſche mit ihnen. Zufälliger Weiſe erzählte ich ihnen dieſe Geſchichte; allein als ich ihnen Deptford als den Schauplatz jener wunderbaren Begebenheit nannte, weil ich wußte, daß der Dr. Button daſelbſt wohnte, ſo berichteten ſie mich, daß zwar die Geſchichte in der Hauptſache ganz wahr ſey, jedoch hätte ſich dieſer Vorfall nicht in Deptfort, ſondern in Pembridge bei Hereford zugetragen, wo der Dr. früher Prediger war. Sie verſicherten mich auf ihr Gewiſſen, daß die Armen bis auf den heutigen Tag dies Stück Feld im Beſitz hätten. Sie ſetzten hinzu, der Vater und Dr. Button haben nie etwas davon hören wollen, daß ſeine Tochter ſich nach ihrem Tode habe ſehen laſſen, ſondern habe jederzeit ſehr ärgerlich zur Antwort gegeben, es ſey nicht ſeine Tochter, ſondern der Teufel geweſen.

3.

In den beiden vorhergehenden Fällen iſt es die nicht erfüllte Verbindlichkeit gegen eine andere Perſon, welche muthmaaßlich dem von dieſer Welt Scheidenden Kummer machte. Dieſe Gedanken nahm der Sterbende in das Jenſeits hinüber, und nur von der Erfüllung ſeiner Pflicht erwartet er die Ruhe im Grabe. Zuweilen iſt es der Wunſch, die gute Meinung, welche man bei den Leuten ſich erworben, auch nach dem Tode ſich zu erhalten; daher die Sorge zur Beſeitigung deſſen, was dieſe untergraben könnte.

So erzählt Hr. S. von C. im erſten Bändchen der „Blätter aus Prevorſt“: „Meine Mutter war die Gattin eines unbemittelten Mannes, der aber ſein Fach vollkommen verſtand. Anfänglich ging es im Hausweſen etwas kärglich zu; allein bei Fleiß und Sparſamkeit meiner Eltern wurden die Schulden allmälig vermindert. Ohngeachtet meine Mutter, eine ſehr gute Haushälterin, die Ausgaben ſehr beſchränkte, ſo wurde mein Vater, der oft etwas zu ſparſam und wunderlich war, doch häufig ungehalten, wenn die Mutter Geld forderte, ſo daß ſich nicht ſelten darüber ein kleiner Zwiſt entſpann. Einſt beſuchte ſie in meiner Begleitung ihren Vater, einen braven Geiſtlichen; dieſem klagte ſie ihre Noth in der erwähnten Beziehung. Er ſagte, daß er verſichert ſey, wie ſie für ihren Haushalt auf's Beſte ſorge und da ſie auch gleichen Anſpruch auf Erwerb habe, ſo meine er wohl, er dürfe ihr mit gutem Gewiſſen den Rath geben, ſich Schlüſſel zur Caſſe hinter ihrem Manne machen zu laſſen; es würde dadurch ihr und ihm gewiß mancher Verdruß erſpart. Dieſer Rath wurde nun auch befolgt, und meine Mutter machte einen mäßigen Gebrauch von den Schlüſſeln, wodurch es auch weniger Verdruß gab. Außer ihr wußte nur ich davon.

Auf dieſe Weiſe lebten meine Eltern zwei und zwanzig Jahre zuſammen; die Schulden wurden abgetrage,n und der Haushalt verbeſſerte ſich. Oft betete ich inbrünſtig, daß Gott die Mutter lange erhalten möchte. Ich war in eine Entfernung von achtzehn Stunden in die Fremde gekommen. Es war im Jahr 1796, als ich, der Kriegszeiten wegen, äußerſt viel zu ſchaffen hatte und ſeit mehreren Nächten nicht zu Bette gekommen war, da erhielt ich einen Brief von meinem Vater, in welchem er mir ſchrieb, meine Mutter ſey erkrankt, allein er erwarte ihre Beſſerung; ſollte es ſich, wider Erwarten, mit ihr verſchlimmern, ſo wolle er mir ein Pferd ſchicken, um mich abholen zu laſſen.

Obgleich dieſe Nachricht mich beunruhigte, ſo dachte ich doch nicht an den Tod meiner Mutter und wurde auch ruhiger, als ich nicht abgeholt wurde. Einige Tage nach der Nacht, in welcher meine Mutter ſtarb, wurde es mir ſehr übel, und ich legte mich angekleidet auf's Bett. Als ich in dieſem Zuſtande, ohne zu ſchlafen, bei vollem Bewußtſeyn lag — es war zwiſchen 11 und 12 Uhr — klopfte es ganz heftig an die Thüre meines Zimmers, und meine Mutter kam in ihrer gewöhnlichen Haustracht herein, wie folgt, mich anredend:

„Wir ſehen uns in dieſer Welt nicht wieder; ich aber habe noch ein Anliegen: der K. (einer Magd, die 19 Jahre bei ihr gedient hatte) gab ich jene Schlüſſel; ſie wird Dir ſolche zuſtellen; bewahre ſie, oder wirf ſie in's Waſſer; der Vater darf dieſe Sache nicht erfahren, es würde ihn nur betrüben. Lebe wohl und wandle auf guten Wegen.“

Mit dieſen Worten ging ſie wieder, wie ſie gekommen, zur Thüre hinaus und verſchwand meinen Blicken. Ich fuhr vom Bette auf, verſicherte mich, daß ich völle wache. Ich weckte die Menſchen und äußerte die Beſorgniß, daß nun meine Mutter, nach dem was mir ſo eben begegnet, gewiß geſtorben ſey. Man wollte es mir ausreden, ich aber ließ mich nicht abhalten und eilte noch vor Tagesanbruch nach Hauſe. Als ich unter das Thor meiner Vaterſtadt kam, begegnete mir ſchon jene Magd meiner Mutter und ſagte mir, daß dieſe in der Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr geſtorben ſey, ihr aber vor dem Verſcheiden noch etwas Beſonderes für mich geſagt habe.

Da ich in Begleitung eines Verwandten war, ſo eröffnete ſie mir ihren Auftrag noch nicht; aber nach der Beerdigung der Mutter übergab ſie mir heimlich jene Schlüſſel, mit der Erzählung: die Mutter habe ihr dieſe noch vor dem Verſcheiden zugeſtellt, mit dem Auftrage an mich, ſie bei mir zu behalten, oder in's Waſſer zu werfen; doch ſolle es der Vater nicht erfahren. Dieſe Sache habe die Mutter noch im Tode ſehr beſchäftigt.

Ich nahm die Schlüſſel zu mir, trug ſie einige Jahre auf meinen Reiſen, und warf ſie dann in die Lahne.

3.

Folgende Anecdote wurde dem Herausgeber dieſer Sammlung von einer Verwandten ſeiner Frau als wahr verbürgt. Jene hatte eine nun auch verſtorbene Schweſter, welche das liebſte Kind ihres Vaters war. Als dieſer auf dem Sterbebette lag, ſehnte er ſich überaus nach dieſer mehrere Meilen von ſeinem Wohnorte verheirathet lebenden Lieblingstochter. Als die durch Staffete Herbeigerufene ankam, fand ſie den Vater nicht mehr am Leben.

Mehrere Jahre waren ſeitdem verfloſſen. Als ſie eines Abends, um Gäſte, die aus der Fremde angekommen waren, zu bewirthen, in den Weinkeller hinabſtieg, erblickt ſie die Geſtalt ihres Vaters auf ſie zuſchreitend. Der Schreck entlockte ihr einen Schrei, und das Phantom verſchwand. Nie hatte ſie ſeitdem wieder eine Erſcheinung.

Das Verſchwinden der Geiſter, wenn der Viſionär einen Schrei ausſtößt oder wenn Jemand plötzlich in die Stube tritt, hatte ſchon Kieſer aus analogen Traumzuſtänden erklärt, wo das plötzliche Erwachen, den jede Viſion zerſtörenden, reflectiven Zuſtand wieder eintreten läßt. Indeß zeigt auch dieſes Beiſpiel, wie viele andere, daß

die Seelen der Abgeſchiedenen ſich zuweilen noch um die Angelegenheiten ihrer auf dieſer Welt hinterlaſſenen Lieben bekümmern.

4.

Der berühmte Joh. Aug. Erneſti, der Urheber theologiſcher Aufklärung, erzählt in der Lebensbeſchreibung ſeines Schwiegervaters*) folgende Begebenheit: „Der junge Apfelſtadt war ſechszehn Jahre alt, als plötzlich ſein Vater an einem hitzigen Fieber ſtarb. Die Hinterlaſſenen geriethen dadurch in Gefahr, ihr ganzes Vermögen zu verlieren. Der Vater hatte eine Einnehmerſtelle zu Erfurt und blieb jetzt eine beträchtliche Summe Geldes, die ſich nirgends vorfand, nebſt der Rechnung darüber, der kurfürſtlichen Kammer ſchuldig. Sie überſtieg bei weitem ſeinen geſammten Nachlaß. Dieſer ſollte nun nächſtens für die Kammer verſilbert werden. Matt von Betrübniß in der äußerſten Noth, legt ſich der Jüngling Abends zu Bette. Da erſcheint ihm im Traume die Geſtalt ſeines Vaters, der ihn in das Sitzungszimmer der Hofkammer führt und ihm hinter dem Seſſel des damaligen kurfürſtlichen Statthalters Boineburg einen kleinen Kaſten zeigt, in welchen er das Geld nebſt den Rechnungen gelegt habe. Der Jüngling erwacht ſchnell von ſeinem ſehr klaren Traume; er konnte die Sache vor Freude kaum glauben. Weil aber die Noth dringend war, wollte er nichts unverſucht laſſen, und faßte den Entſchluß, auf die Hofkammer zu gehen und ſich von der Wahrheit oder Falſchheit des Geſichts zu überzeugen. Er kommt in das Zimmer, das er vorher wachend nie geſehen hatte und erſtaunt ſogleich über die innere Einrichtung, welche völlig der nächtlichen Erſcheinung glich. Die Anweſenden wunderten ſich, was der junge Menſch wolle; er aber geht gerade auf die Stelle zu, die ihm im Traume war angezeigt worden, findet die Kiſte, und ſiehe! das Geld liegt vollſtändig mit den Rechnungen darin. Indeß die gegenwärtig befindlichen Perſonen ſtarr vor Verwunderung ſtehen, eilt er nach Hauſe mit der Nachricht zu ſeiner Mutter, und Beide ergießen ſich in Lob gegen Gott für dieſen augenſcheinlichen Beweis ſeiner Erbarmung. Dieſe Geſchichte war ihm ein Unterpfand der göttlichen Vorſicht, die ihn durch ſein ganzes Leben mit wunderbarer Güte leitete.

---

*) Memoria E. A. de Apfelstadt in Erneſtis Opusc. oratorior. Lips. 1791.

5.

Eine Predigerswittwe wurde von den Obern ihres verſtorbenen Mannes belangt, weil derſelbe keine Rechnung über ſeine Adminiſtration einer gewiſſen Sache abgelegt hatte. Die Wittwe wußte, ihr Mann habe Alles bezahlt; aber die ihm ausgeſtellte Quittung konnte nicht gefunden werden. Man legte ihr auf, dieſelbe herbeizuſchaffen. Sie durchſuchte alle Papiere und konnte die Quittung nicht finden. Da träumte ihr eines Nachts, es erſcheine ihr Mann und ſage ihr, die Quittung liege in ſeinem Schreibepulte in einer kleinen verborgenen Schublade, die er bezeichnet, in einem rothſammtnen Beutel. Als die Frau am folgenden Tage an der bezeichneten Stelle nachſuchte, fand ſie den Beutel und in demſelben die Quittung*).

---

*) Büchner's Abh. 1. S. 264.

6.

In Eichelberg bei Weinsberg wurde vor einigen Jahren der Bauer J. von einem Menſchen aus L. auf unrechtmäßige Weiſe genöthigt, ihm 100 Gulden abzutreten, wofür er von Jenem einen Schein, daß er die 100 Gulden erhalten und von J. nichts weiter zu fordern habe, ausgeſtellt erhielt. J. hatte dieſes Geld ohne Wiſſen ſeiner Frau und überhaupt eines andern Menſchen hingegeben, trug den Vorfall aber immer als einen bloßen Kummer bei ſich, wurde darüber krank und klagte jetzt erſt die Sache zwei anweſenden Männern, denen er auch erzählte, daß ſeine Gattin nichts davon wiſſe.

Er ſtarb. Erſt jetzt hörte ſeine Frau das Vorgegangene von den beiden Männern, die ſie zugleich tröſteten, daß das Geld wiederzuerhalten ſey, ſofern man nur den darüber ausgeſtellten Schein auffinden könne. Indeß war wegen des letztern alles Nachſuchen vergebens. Mehrere Wochen verſtrichen, da erſchien der Tochter, einem Mädchen von 17 Jahren, der Vater im Traume, ganz wie er lebte. „Ja,“ ſagte er, „es iſt wahr, ich wurde um dieſes Geld auf's Erbärmlichſte betrogen, und dies hat mir noch im Sterben vielen Kummer gemacht. Den Schein, den Ihr ſucht und den Ihr haben müßt, habe ich der Mutter wegen verſteckt. Sucht unter dem Dache, da ſchob ich ihn in die Spalte eines Balkens und nagelte vor dieſelbe ein Stück Latte.“

Das Mädchen erzählte den Traum ihrer Mutter, die aber die Mühe ſcheute, an dem bezeichneten Orte nachzuſehen. Erſt nach einigen Tagen, als ein wirthſchaftliches Bedürfniß ſie zufällig dahin führte und das Mädchen ſie an den Traum erinnerte, ſuchte man an den Balken des Daches nach, fand das aufgenagelte Lattenſtück, riß es herab und zog das geſuchte Papier aus der Spalte.

7.

Eines Nachmittags — erzählt Schubert — ungefähr ein halbes Jahr vor ſeinem Tode, lehnte der ſchon kränkliche Stadtſchreiber H. in Anſpach auf dem Sopha und ſchlummerte. Da träumt ihm, ſein vor einigen Monaten verſtorbener Bruder, der Doctor H., welcher ſich als practiſcher Arzt für ſeine armen Kranken oft aufgeopfert hatte, trete zu ihm in's Zimmer. Erſtaunt fragt ihn der Träumende, wo er denn ſo lange geweſen ſey, daß er ihn gar nicht geſehen? Der Bruder erwiderte, er habe jetzt gar viele ernſte Geſchäfte, die ihn verhinderten, zu kommen; doch mache ihm der Zuſtand einer armen Wittwe Kummer, deren Wohnung er genau bezeichnete. Sie ſey die einzige Verſorgerin und Erzieherin mehrerer Kinder, liege aber jetzt krank ohne Hülfe, ohne Pflege, ohne Nahrung. Würde ihr nicht bald von mitleidigen Herzen etwas gereicht, ſo müſſe ſie umkommen, und die Kinder verlören ihre letzte Stütze. Der Stadtſchreiber verſprach ſogleich für die Bedürftige zu ſorgen, worauf der Arzt freundlich Abſchied nahm und die Zeit des Wiederſehens auf 6 Monate hinaus beſtimmte. Der Traum war ſo deutlich, daß der Erwachte noch die Thüre durch den Hinausgehenden glaubte ſchließen zu hören. Am folgenden Tage findet ſich, daß die Wittwe wirklich an dem angezeigten Orte wohnt und der Hülfe dringend bedarf. Sie wird unterſtützt, die Mutter den Kindern erhalten und gerettet.

8.

An einem ſächſiſchen Hofe ſtarb der Hofprediger. Eben zu der Zeit, als er verſchied, kam er zum Herzoge in völlig prieſterlichem Schmuck und trat in's Zimmer mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

Der Herzog fragte nach ſeinem Verlangen; die Antwort beſtand aber bloß in einer abermaligen Verbeugung, ohne ein Wort zu ſprechen. Der Herzog wiederholte ſeine Frage, und als der Hofprediger abermals mit einer Verbeugung ſtillſchweigend antwortete, wurde er unwillig, und verbot ihm, künftig nicht mehr zu ihm zu kommen. Der vermeintliche Hofprediger ging hierauf mit einer nochmaligen ſtillſchweigenden Ehrfurchtsverbeugung aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und über den Hof.

Der Herzog ſah ihm durch's Fenſter nach und bemerkte, wie der Wind in ſeinem Mantel wehte. Gleich darauf ließ er durch einen Pagen fragen, was der Hofprediger gewollt? Dieſer brachte die Antwort zurück: der Hofprediger ſey ſo eben geſtorben. Der Herzog zweifelte hieran und ſchickte nochmals den Pagenhofmeiſter, damit er deſto gewiſſere Nachricht erhalte. Die Antwort des Letztern war mit jener des Pagen gleichförmig; außerdem ſetzte er noch hinzu, daß, als die Hofpredigersfrau die Größe ihrer Betrübniß gegen den Sterbenden geäußert, er dieſelbe mit der Vorſorge Gottes und der Gnade des Fürſten getröſtet, zugleich auch Feder und Tinte gefordert habe, damit er ſie dem Herzoge ſchriftlich empfehlen könne. Der Anfang des Schreibens, das wegen Kraftloſigkeit des Hofpredigers und eines ſchleunigen Abſchiedes aus dieſer Welt unvollendet blieb, wurde dem Fürſten vorgelegt, woraus man zu ſchlieſen ſich für berechtigt hielt, daß die Seele des Hofpredigers, indem ſie ſich in Gedanken mit dem Fürſten beſchäftigte, ſich zugleich auch dem Herzoge ſichtbar dargeſtellt habe*).

9.

Vor ungefähr 50 Jahren lebte in M . . . ein junger Mann aus guter Familie, Namens T . . . Er lernte daſelbſt den Chevalier Bernard L . . . kennen und fühlte bald die innigſte Freundſchaft zu dieſem liebenswürdigen Franzoſen, der ſich wegen eines Proceſſes gerade in M . . . aufhielt. Während dieſer Zeit lernte der Chevalier Fräulein Madelaine von S . . . kennen, für welche er bald eine glühende Liebe empfand. T . . . gelang es nach unabläſſigem Bemühen, die Schwierigkeiten zu beſiegen, die dieſer Verbindung im Wege ſtanden, und der Chevalier führte Madelaine als ſeine Gattin nach Paris, nicht ohne ſchmerzlichen Abſchied von T . . ., dem Gründer ihres Glückes.

Kurz nach der Ankunft des Chevaliers in Paris brach die Revolution aus, und mit ihrem Fortſchreiten mehrten ſich T . . . s Beſorgniſſe um ſeine entfernten Freunde, und nur in dem oft unterbrochenen Briefwechſel mit dieſen fand er noch ſeinen einzigen Genuß; denn in dem eigenen Hauſe hatte er jetzt mit Kummer und Sorgen zu kämpfen, da ſein Vater an einer unheilbaren Krankheit raſch dem Tode entgegen zu gehen ſchien.

Doch beachtenswerth iſt, was T . . . mit eigenen Worten aus ſeiner Lebensgeſchichte mittheilt:

---

*) Gallerie außerordentlicher Erſcheinungen aus der Natur- und Menſchenwelt. II. Bändchen. S. 78.

„Es war an einem Sonntage den 25 Juli; ich werde dieſen ſchweren Tag in meinen Leben nicht vergeſſen. Mein Vater ſchlief, nach einer faſt 48ſtündigen Kriſis, während welcher ich nicht von ſeinem Lager weggekommen war, den Schlaf der tödtlichſten Ermattung, und ich hatte mich in mein ſtilles Zimmer zurückgezogen. Die Natur verlangte ihre Rechte; auch ich wollte eine Stunde ruhen. Der Himmel aber war ganz mit Gewitterwolken überzogen, die mir keine lange Ruhe verhießen, und ich warf mich nur auf's Sopha. Es war gegen Mitternacht, als mich der Schlaf überwältigte. Da ſchien es auf einmal, als gehe meine Thüre plötzlich auf, und es trete der Briefträger herein, welcher mir das Zeitungsblatt bringe, wie dies in meiner Eltern Hauſe eingeführt war. Ich halte es noch in der Hand, ich ſtarre es noch an, dieſes Blatt. Eingangs ſtand: Tagesliſte der Guillotinirten, und mit einem Entſetzen, welches mir die Augen zu ihren Höhlen heraustrieb, las ich: „Bernard L . . . guillotinirt den 25. Juli 10 Uhr Morgens."

„Jetzt ward es lebendig im Zimmer; der Chevalier war um mich. Wie? das läßt ſich nicht beſchreiben. Der Geiſt ſieht und empfindet Geiſternähe durch ein anderes Organ, als das körperliche Auge, aber die Beſchreibung kann keine andern Worte aufbieten, weil ſie nur ſolche hat, welche in die menſchliche Begriffsſphäre fallen. „Rette Madelaine, rette Henri!" (dies war, wie ſich hernach ergab, der Name ihres Kindes) klang in Tönen an mein Ohr, die mein Blut in den Adern erſtarren machten. Denn es war nicht mehr der geliebte Freund ſelbſt, der zu mir ſprach, es war ſein blutiger Schatten, welcher mit einer letzten ernſten Mahnung nochmals rückwärts über die Grenze trat, die zwei ſonſt ſtreng geſchiedene Welten trennt, um vom Freunde die Erfüllung einer heiligen Pflicht zu fordern.“

„Der Chevalier ſchritt auf mich zu mit unhörbaren großen Schritten, mir eine Hand reichend, die doch keine war, gleichſam um die Darreichung der meinigen als Pfand zu verlangen, daß ich ſeiner Forderung genügen wolle. Die Erſcheinung trug das Symbol der gräßlichen Wunde an ſich, und ich ſtierte hin mit einer Miſchung von verzweifelndem Schmerze und Grauſen. Nichts war mir entſetzlicher, als die innige Vereinigung des Lebens an der Geſtalt mit dem geſpenſtigen Character, der dieſes Leben gleichſam in ein Leichentuch einwickelte, wodurch eine Beklommenheit in mir erzeugt wurde, deren namenloſe Angſt nicht zu beſchreiben iſt. Auch ſteigerte ſich der ſchreckliche Zuſtand dieſer Beklommenheit mit jedem Schritte, den die Erſcheinung mir näher that, und als die Geſtalt jetzt dicht vor meinem Sopha ſtand und der hohle Geiſterruf: „Rette Madelaine! rette Henri! nochmals an mein Ohr ſchlug, verlor ich die Sinne und weiß nicht weiter, was ſich in dieſen letzten Augenblicken des Vorgangs mit mir zugetragen hat.“

„Ein furchtbarer Donnerſchlag des unterdeß heraufgekommenen Gewitters brachte mich endlich wieder zu mir; ich ſprang auf; gleich nachher ertönte die Sturmglocke: der Blitz hatte in einem Nachbarhauſe gezündet. Wie ganz meine Seele von der eben erlebten Scene erfüllt war, ſo fiel mir doch jetzt mein todtkranker Vater und ſeine Gefahr bei der ſchnell überhand nehmenden Feuersbrunſt ein, und ich ſtürzte die Treppe zu ſeinem Zimmer hinab. Der alte Mann ſchlief noch; es war ſein letzter Schlaf vor jenem ewigen Schlafe, welcher dem finſtern Traume des Lebens ein Ende macht. Das Feuer drang unaufhaltſam vor, und erſt bei einer hohen

Mauer ward man ſein Herr. Während der Feuersbrunſt gab mein Vater den Geiſt auf; unſer Mädchen ſuchte mich unter den Löſchenden auf, um mich an das Sterbebette zurückzurufen, allein ich kam ſchon zu ſpät. Mein Gemüth war ſchon geſpalten zwiſchen zwei Intereſſen, — dieſem Schmerze und der Mahnung des Freundes, deſſen ſchaurige Geiſterworte ununterbrochen in meinem Innerſten nachklangen. Den Vorgang anders denn als ein wirkliches Hereinbrechen der Geiſterwelt in die materielle zu erklären, kam mir gar nicht in den Sinn; in meiner Erinnerung trug er die Spuren einer unvertilgbaren Gewißheit an ſich, und meine Verpflichtung, nach Paris zu eilen und Madelaine und Henri zu retten, ſchien mir entſchieden. Dennoch wagte ich nicht, mich meiner weinenden Mutter ſogleich zu entdecken, und Gott weiß, was ich in dieſen Tagen des Selbſtkampfes zwiſchen zwei Verpflichtungen, welche mir beide gleich heilig erſchienen, gelitten habe.“

„Am vierten Tage endlich, als ich meine Mutter etwas beruhigter fand, geſtand ich ihr Alles. Sie hörte mich zwar aufmerkſam, aber kopfſchüttelnd an. Mit allen möglichen Gründen ſuchte ſie mir zu beweiſen, daß es thöricht wäre, auf einen Traum, wie ſie die Erſcheinung nannte, ſo vielen Werth zu legen; ſie machte mich auf die Gefahren eines Aufenthaltes in dem unglücklichen Frankreich aufmerkſam und beſchwor mich, wenigſtens eine ſchriftliche Beſtätigung meiner geiſterhaften Kunde vom Tode des Chevaliers abzuwarten.“

Wenn ſie mich hierdurch auch nicht überzeugte, ſo erſchütterte ſie mich doch; der gewaltige Eindruck jener furchtbaren Nacht aber wirkte in meinem Innerſten fort, und — ich geſtehe meine Schwachheit — es war mir unmöglich, länger in meinem einſamen Zimmer, wo ich mich beſtändig vom Geiſte des

Chevaliers umſchwebt wähnte, auszudauern, und ich mußte ein anderes Zimmer beziehen. Schwankend, ob ich den Gründen und Bitten meiner Mutter oder einer innern unabweislichen Mahnung, die mich ſtets verfolgte, nachgeben ſolle, verſtrich längere Zeit.

Vierzehn Tage nach dem Ereigniſſe jener Nacht ließ ſich, ſchon zeitig, unſer Banquier, bei dem mein verblichener Vater einen Theil ſeines Vermögens deponirt hatte und der auch Vermittler einer Correſpondenz mit dem Chevalier geweſen und vom ganzen Verhältniſſe unterrichtet war, bei uns melden. Meine Mutter und ich ſaßen noch bei'm Frühſtück. „Ich bringe Ihnen," ſagte der Hereintretende, „eine der glücklichſten Nachrichten, die ich eben durch einen Handelscourier erhalten habe. Die Schreckensregierung in Frankreich iſt am 27. vorigen Monats geſtürzt worden; dieſes Schreiben eines Freundes enthält mehreres Detail." Er zog bei dieſen Worten einen Brief aus der Bruſttaſche und las uns einige Abſätze aus demſelben vor. Die Ueberraſchung verhinderte mich, gleich eine Antwort zu geben, auf welche er zu warten ſchien. Endlich nach langer Pauſe fuhr er, mit einem trüben auf mich gehefteten Blicke fort: „Schlimm nur, daß der Terrorismus noch in den letzten Tagen ſo manches Opfer forderte. Auch unſer Chevalier iſt, wie mir mein Correſpondent ausdrücklich meldet, unter der Guillotine gefallen." Er ſtockte. „Wann?" rief ich erſtarrend. Der Banquier ſah nochmals in den Brief. „Sonntags den 25. Juli, 10 Uhr Morgens." Hier verließen mich meine Sinne.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in den Armen meiner Mutter, welche bitterlich weinte. Sie geſtand mir, daß ſie durch die Uebereinſtimmung zwiſchen den Nachrichten des Banquier und meinem Traume ebenfalls erſchüttert worden ſey. Feſter wurde nun mein Entſchluß, Madelaine und Henri nach Deutſchland zu bringen. Ich eilte nach Paris und fand Frau von L . . ., verzweifelnd über ihren Verluſt, todtkrank an einem bösartigen Fieber, hülflos, indem ihre Verwandten theils guillotinirt, theils entflohen, die Güter aber eingezogen waren und zunächſt bekümmerter über die Abweſenheit ihres Kindes, welches der herzloſe Arzt unter dem Vorwande, daß jede Gemüthsbewegung vermieden werden müſſe, entfernt halten ließ. So, ein wahres Bild des Jammers, fand ich ſie. Sie ſtarrte mich, als ich endlich vor ihr Bett gelaſſen wurde, lange an; aber ſie erkannte mich, und indem ſie meine Hand an ihre Bruſt drückte, war ihr erſtes Wort: „Haben Sie Barmherzigkeit mit einer Mutter, ſchaffen Sie mir mein Kind.“

Dieſes war im Nachbarhauſe untergebracht worden, wo es ſich zwar gut aufgehoben fand, aber doch der unglücklichen Mutter fehlte, die es, nach dem Tode des Chevalier's, als das einzige Band betrachtete, welches ſie noch mit dem Leben zuſammenhielt. Der Mutter Sehnſucht nach dieſem geliebten Weſen war unbeſchreiblich; der ganze Reſt ihrer Exiſtenz ſchien ſich in dieſer Sehnſucht, deren längere Nichtbefriedignng ihr gewiß das Herz gebrochen hätte, zu concentriren; und ich lernte jetzt erſt recht fühlen, was die Geiſterworte jener Nacht: „Rette Madelaine, rette Henri!“ in dieſer Beziehung für einen eigentlichen Sinn gehabt hatten.

Ich brachte das Kind in die Arme der Mutter. Eines rührendern Momentes, als dieſer erſten Wiederumarmung eines ſo lange entbehrten Kindes durch eine ſolche Mutter und unter ſolchen Umſtänden, habe ich nie genoſſen. Die Wiederherſtellung der Frau v. L . . ging, ihrem Arzte zum Trotze, mit raſchen Schritten vor ſich, als nur Henri wieder an ihrem

Buſen lag. Mich aber bezeichnete ſie als ihren Retter und ſegnete den Zufall, als den ich ihr meine Ankunft in Paris im entſcheidenden Augenblicke erſcheinen ließ. Es gelang mir, ihren ſehnlichſten Wunſch zu erfüllen, und ſie und Henri nach Deutſchland zu geleiten, und ſo dem mir durch Traum und Ahnung gewordenen Auftrag in ſeinem ganzen Umfange zu genügen *)

10.

In einer deutſchen Provinz lebte ein Edelmann, welcher von ſeinem Freunde auf dem Sterbebette zum Vormunde ſeiner Kinder erbeten ward. Als dieſer nach einiger Zeit auch ſtarb und die Mutter ſeiner Mündel nun einen andern wählte, forderte dieſer der neuen Wittwe die vormundſchaftlichen Rechnungen und Documente, die dazu gehörten, ab. Sie waren nirgends zu finden. Da nun beinahe das ganze Vermögen jener Pupillen darauf beruhte, ward endlich dahin erkannt, daß das Gut des verſtorbenen Vormundes für ſie in Depot genommen werden ſollte. Dies verſetzte nun ſeine Hinterlaſſenen in den hülfloſeſten Zuſtand und verunglimpfte zugleich ſeinen Namen. Die Wittwe hatte in der Angſt ihren entfernten Bruder zu ſich geladen; er kam, und den Tag nach ſeiner Ankunft wurde die Commiſſion erwartet. Unter den obwaltenden Umſtänden konnte er ſeiner Schweſter wenig Beiſtand gewähren, und hierüber in Traurigkeit verſenkt, ſaßen ſie Beide einſam im geweſenen Wohnzimmer des Verſtorbenen beiſammen, wo ſie nochmals jeden Winkel vergebens durchſucht hatten. Plötzlich ſahen Beide in einer

---

*) Stilling, das geheimnißvolle Jenſeits, S. 274.

Ecke denſelben ſtehen und mit dem Finger auf eine Stelle an der Wand zeigen. Die Wittwe ward ohnmächtig; ihr Bruder aber, welcher mehr Geiſtesgegenwart hatte, ſah unverwandt nach der Stelle hin, bis die Erſcheinung verſchwand. Dann erſt leiſtete er ſeiner Schweſter Hülfe und ſobald dies geſchehen war, betrachtete er die vom Geiſte bezeichnete Stelle, fand kleine Nägel, in welche die Tapeten eingehakt waren und indem er dieſe losmachen wollte, rief ſeine Schweſter: Jeſus! an dieſen Wandſchrank hinter der Tapete hab' ich nicht gedacht! Nun wurde er geöffnet, die Papiere gefunden, der Verſtorbene gerechtfertigt und die Familie gerettet. Als ſie gefunden wurden, war das Kammermädchen der Wittwe, welches der Bruder ſeiner ohnmächtigen Schweſter zu Hülfe gerufen, auch noch zugegen*)

11.

Auf dem Joachimscollegium zu Berlin ſtarb zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges einer der Lehrer am hitzigen Fieber. Kurz vor ſeinem Tode, als er ſich ſchon krank fühlte, waren die Ruſſen nach Berlin gekommen. Jedermann hatte bei ihrer Annäherung ſein Geld und Koſtbarkeiten in Sicherheit zu bringen geſucht. Einige Wochen nach dem Tode des Lehrers erhob ſich ein Geſpräch im Gymnaſio, daß er ſich des Abends in einem der Gänge ſehen ließe. Faſt alle Schüler wollten ihn geſehen haben, ſo ſehr es auch die Lehrer ihnen auszureden ſuchten. Da nun jeden Abend einer oder mehrere Knaben den Vorgeſetzten erzählten, daß die Erſcheinung ſich wieder im Gange befände, begaben ſie ſich eines Abends ſämmtlich dahin. Nicht lange hatten ſie gewartet, als ſie den Geiſt daher ſchweben, endlich ſtill ſtehen und den Fuß bedeutend auf eine Stelle des Fußbodens ſetzen ſahen. Einer von ihnen nahte unerſchrocken und umſchrieb die Stelle mit Kreide, die er bei ſich trug, worauf die Erſcheinung verſchwand. Man verſchloß den Gang. Am andern Morgen öffnete man ihn wieder und fand, als man die Stelle aufgrub, ein Töpfchen mit Geld, auf dem ein Zettel lag, des Inhaltes: Für meine Mutter! Dieſe, eine arme Wittwe, in Croßen wohnhaft, erhielt das Vermächtniß*)

---

*) Geiſtererſcheinungen ꝛc., beſonders für unſere Zeiten merkwürdig. Leipzig 1796, S. 7.

12.

Zu Anfange des americaniſchen Kriegs (im Jahre 1774) erwartete man den Major Blomberg bei ſeinem Regimente, das damals auf der Inſel Dominica in Weſtindien ſtand. Die Zeit ſeines Urlaubs war vorbei, und ſeine Kameraden harrten auf ihn mit jedem Schiffe, das aus England ankam. Endlich ſagte Einer zum Andern: „nun müſſe er eintreffen, weil ſeine Gegenwart auf der Inſel nothwendig werde.“ Der Gouverneur, der über ſeine ſo lange Abweſenheit ungeduldig wurde, war im Begriff, einen Brief deshalb an die Behörden nach England zu ſchreiben. Als nun derſelbe einſt in der Nacht mit ſeinem Secretär in ſeinem Arbeitszimmer ſaß und ſich über das Benehmen des Abweſenden in keineswegs milden Ausdrücken äußerte, hörten ſie Jemanden die Treppe heraufſteigen und den äußern Gang herkommen. „Wer kann dies ſeyn?“ rief der

---

*) Ebendaſ., S. 9.

Gouverneur, „der noch ſo ſpät in der Nacht zu mir kömmt?“ — „Es iſt Blomberg's Tritt!“ verſetzte der Secretär. — „Ja, wahrhaftig, er iſt es ſelbſt,“ entgegnete der Gouverneur. Als er noch ſprach, ging die Thüre auf, und der Major Blomberg trat herein. Er ging nach dem Tiſche hin, an welchem die beiden Herren ſaßen und warf ſich in einen Stuhl, welcher dem Gouverneur gegenüberſtand. Es war etwas Haſtiges in ſeinem Benehmen und ein Hintanſetzen aller gewöhnlichen Formen der Höflichkeit. Endlich ſagte er in ſchnell abgebrochenen Worten: „Ich muß mit Ihnen allein ſprechen“ und gab dem Secretär einen Wink, ſich zu entfernen. Dieſer gehorchte. Es war in ſeiner Miene etwas Gebieteriſches, das keinen Widerſpruch geſtattete.

„Bei Ihrer Rückkehr nach England,“ begann jetzt der Major, als das Zimmer von dem läſtigen Zeugen frei war, „verfügen Sie ſich nach der Pachterwohnung bei dem Dorfe . . . in Dorſetſhire; hier werden Sie zwei Kinder finden; ſie ſind die Sprößlinge meiner geheimen ehelichen Verbindung. Seyen Sie der Schutz dieſer Waiſen. Zum Beweiſe ihrer rechtmäßigen Anſprüche auf mein Eigenthum verlangen ſie von der Frau, bei welcher ſie ſich in der Ziehe befinden, das Käſtchen, mit rothem Marokin überzogen, das man ihr übergeben hat. Sie machen es dann auf, denn es enthält die nöthigen Papiere. Leben ſie wohl! Sie werden mich nicht wiederſehen.“

Sogleich ging der Major fort. Der Gouverneur, der über dieſen Auftrag, über den unerwarteten Eintritt und die ſchnelle Entfernung erſtaunt war, klingelte ſeinen Leuten und ſagte zu ihnen, ſie möchten dem Major nachgehen und ihn erſuchen, wieder heraufzukommen. Niemand hatte ihn kommen, Niemand fortgehen ſehen. Es war höchſt ſonderbar.

Bald nachher traf die Nachricht ein, der Major habe ſich auf einem Schiffe nach Dominica eingeſchifft, das im Sturme ſeine Maſten verloren habe; und man glaubte, es ſey um die Zeit, als die Geſtalt vor dem Gouverneur und ſeinem Secretär erſchienen ſey, untergegangen, weil man nie wieder etwas davon gehört habe.

Alles, was der Major geſagt hatte, merkte ſich ſein Freund ſorgfältig. Bei ſeiner Ankunft in England, welche wenige Monate nach jener Erſcheinung erfolgte, eilte er ſogleich nach dem Dorfe in Dorſetſhire und nach dem Hauſe, in welchem die Kinder lebten. Er fand ſie und fragte nach dem Käſtchen, welches er ſogleich erhielt. Die Anſprüche von Blomberg's Waiſen wurden als begründet gefunden, und man ſetzte ſie ohne Widerſpruch in den Genuß aller ihrer Rechte ein.

Dieſe Geſchichte wurde der Königin Charlotte, Gemahlin Georg's III. erzählt, auf welche ſie einen ſo tiefen Eindruck machte, daß ſie ſogleich den Sohn Blomberg's als Gegenſtand ihrer beſondern Sorgfalt annahm. Man brachte ihn nach Windſor, wo er mit dem jüngſt verſtorbenen König von England, Georg IV., erzogen wurde, deſſen Günſtling, Gefährte und Freund er während ſeines ganzen Lebens geweſen iſt*)

13.

Eine Mutter mehrerer unverſorgten Kinder, die mit ihnen in der drückendſten Dürftigkeit ſchmachtete, ging einſt, von ihrem älteſten, 13jährigen Sohne begleitet, nach S., um für dieſen und ihre andern

---

*) *Jarvis*, accreditied Ghost stories, p. 13.

Söhne ein Unterkommen zu ſuchen. Doch waren ihre Mühen und Bitten vergebens. Auf dem Rückwege lagerten ſie ſich, von Hunger, Angſt und Thränen bis zum Tode ermattet, unter einen Baum, fielen hier auf die Kniee, ſchluchzten und ſchrieen laut zu Gott um Hülfe. Plötzlich glaubten Beide ſehr vernehmlich das Lied „Befiehl du deine Wege ꝛc.“ von einem ganzen Chore ſingen zu hören. Der Sohn meinte unter den vielen ſingenden Stimmen die ſeines verſtorbenen Vaters deutlich und unterſcheidend zu erkennen. Kaum waren ſie nach Hauſe zurückgekehrt, als ein Kaufmann aus Berlin, der hier Holz einkaufte, den Knaben erblickte, ihn ſtarr anſah und fragte, ob er Luſt habe, mit ihm nach Berlin zu reiſen und bei ihm die Kaufmannſchaft zu erlernen? Mutter und Sohn erſtaunten und nahmen das Anerbieten dankbar an; der Erfolg zeigte, daß es dem Knaben bei ſeinem Lehrherrn ſehr wohl ging.

Der Kaufmann war kaum mit dem Knaben abgereiſ't, als ein reicher, kinderloſer Bauer aus der Altmark, der ſeine hierorts lebenden Freunde beſuchte, zu der Mutter kam, welche jetzt ihren zweiten, 11jährigen Sohn bei ſich hatte. Der Bauer fragte ſie, ob es ihr recht wäre, wenn er den Knaben an Kindesſtatt annähme und in Allem gleichwie ſein eigenes Kind verſorge? Mit neuem Erſtaunen und neuem Dankgefühle wurde das Erbieten angenommen, und die troſtloſe Mutter ging einer beſſern Zukunft entgegen*).

---

*) Das Reich der Geiſter IV. Bdch. S. 165.

Niemand wird wohl im Ernſte glauben, daß abgeſchiedene Seelen proteſtantiſche Kirchenlieder ſingen. Man hat alſo auch hier durch analoge Schlüſſe aus dem gewöhnlichen Schlafleben, wo bekanntlich die geſchäftige Phantaſie, um ein Bild der Zukunft vor unſer geiſtiges Auge hinzuſtellen, eine ganze Begebenheit als Hülle für die Hauptidee componirt, Wahrnehmungen ähnlicher Art zu erklären. Die Seele des verſtorbenen Vaters hatte, um das Fernwirken auf die hinterlaſſenen Lieben zu erleichtern, ſich ihrer Vorſtellungsweiſe accommodirt. Jenes geiſtliche Lied, das ihnen ſo bekannt war, ſollte durch ſeinen Inhalt die Hoffnung einer nahen beſſern Zukunft in ihnen wecken, ſo daß, was die Betenden zu hören glaubten, nur eine plaſtiſche Verkörperung jener durch das Fernwirken des Verſtorbenen in ihnen zum Bewußtſeyn gekommenen Idee ſeyn mochte.

Daß die abgeſchiedenen Geiſter der Vollendeten uns nahe ſeyn und an unſerem Schickſale Theil nehmen können, widerſpricht der Vernunft keinesfalls. Wenn die Kräfte der Seele unvernichtet bleiben, ſo muß auch die Erinnerungskraft dableiben, ſchon deswegen, weil ſonſt auch die jenſeitige Vergeltung nicht möglich wäre; der Laſterhafte würde ſonſt nur allein glücklich ſeyn, wenn ihn das Bewußtſeyn der hier ausgeübten Schandthaten nicht im Jenſeits anklagte. Wie kann ich das Fortdauer nennen, wenn ich in geiſtiger Hinſicht deſſen mir nicht mehr bewußt bin, was im Irdiſchen mir geſchah. Ich bin in dieſem Falle ein neues Geſchöpf; denn würde Jemand ſagen: Du biſt ſchon da geweſen, würde ich nicht daran glauben, weil ich es nicht weiß. Folglich iſt Fortdauer ohne Rückerinnerung nicht denkbar, und ſteht dieſer Satz feſt, ſo iſt auch nicht unwahrſcheinlich, daß die uns vorausgegangenen Lieben, bei der Fähigkeit der Geiſter, dahin ſich zu verſetzen, wo ihre Gedanken ſind, auch von unſern Schickſalen Kunde haben können.

„Aber," lauten die Einwürfe der Materialiſten, „wie getrübt wäre unſere Glückſeligkeit im jenſeitigen Leben, wenn wir als ſelige Geiſter die Trübſale der Unſrigen, die noch auf Erden weilen, ſehen; wäre es da nicht beſſer, die Erinnerung fiele ganz weg?

Hierauf läßt ſich, mit Stahmann*), entgegnen: „Wir werden zwar als ſelige Geiſter die traurigen Schickſale der Unſrigen ſehen; indeß wird unſer Blick in die Ferne ſo erweitert ſeyn, daß es für uns keine Dunkelheit der Zukunft giebt und wir bei dem Unglück der Unſrigen, hier an dieſem Prüfungsorte, auch zugleich den Zweck und die Nothwendigkeit, warum es geſchehe, einſehen, und klar bemerken, daß es (wo nicht Strafe für verübte Sünden) nur (durch Prüfungen) zum Guten führe; folglich kann ein ſolches Uebel, das wir an den Unſrigen ſehen, uns nicht mehr betrüben. Daß nach dem weiſen Rathſchluſſe Gottes Nichts geſchieht, was nicht auch zugleich zum Guten führt, iſt uns ſchon hier klar, wenn wir die Weltgeſchichte prüfen und dann finden, wie die gräßlichſten Ereigniſſe mehrentheils Gutes im Gefolge hatten. Daher wird durch die Rückerinnerung die Glückſeligkeit der Fortdauer nicht getrübt ſeyn.

Einem andern Einwurfe der Materialiſten: warum Geiſter zu ſehen, nur die Fähigkeit weniger Menſchen ſey? begegnen wir, wie folgt: So wie prophetiſche, d. h., die Zukunft vorſpiegelnde Träume zu den ſeltenen gehören, deren Möglichkeit aber durch einzelne, wenn auch weniger oft vorkommende Fälle conſtatirt wird, ſo wird ſich zum Seher auch nur eine ſolche Perſon qualificiren, bei welchem ſich eine Dispoſition zur Entwickelung des Ahnungsvermögens vorfindet. Dieſe Entwickelung, lehrt Jung*), wird dadurch nach und nach bewirkt, daß die Seele, welche auf eine andere wirken, d. h., ihre Gedanken ihr ohne ſinnliche Vermittelung mittheilen will, dieſer im Schlafe, wo alle Sinne ruhen, ihr Bild vor die Einbildungskraft bringt und ſo lange eindrückt, bis es haftet. Dann kann ſich ein Geiſt dem Sinnenmenſchen anſchaulich machen, auch auf ſeine innern Sinne wirken und mit ihm reden. Der Seher wird alſo bis auf einen gewiſſen Grad Somnambul und kömmt mit dem Geiſte in Rapport; dieſer überträgt ihm dann ſeine Gedanken, die er wie Worte zu hören glaubt, ſo wie man im Traume ſprechen hört und es alſo ein Anderer, obgleich er gegenwärtig iſt, nicht vernehmen kann. Der Geiſt, der keine Organiſation mehr für die Körperwelt hat, lieſ't Alles, was in der Seele des Sehers vorgeht; ſo wie eine magnetiſirte Perſon, wenn ſie in hohem Grade hellſehend, auch die Gedanken deſſen deutlich erkennt, mit dem ſie in Rapport geſetzt wird. Wenn aber dieſer auch in der Seele der magnetiſirten Perſon leſen will, ſo muß er in eben den Zuſtand verſetzt und Somnambul, d. h., ſein Ahnungsvermögen muß entwickelt werden. Durch die Erfahrungen auf dem Gebiete des Magnetismus iſt man in den Stand geſetzt, das Unbegreifliche bei den Geiſtererſcheinungen zu erklären.

---

*) Ahnungen ꝛc. IV. Heft S. 24.

---

*) Theorie der Geiſterk. S. 257.

Dieſe ohne Vermittelung der Sinnenwelt erhaltenen Wahrnehmungen nennt Kieſer*) ein Fernfühlen, Eigenthum des Nachtlebens als Gegenſatz zum Fernerkennen, welches ein Eigenthum des Taglebens iſt. Während die Thätigkeit des Taglebens zurückſinkt, tritt die Thätigkeit des Nachtlebens auf. Es bildet ſich, ſtatt der höhern Entwickelung der individuell geſtalteten Sinnesorgane, der niedere Sinn des Gefühles, der, alle beſondern Sinne einſchließend, als Allſinn erſcheint, während die Thätigkeit der Tagſinne (Auge, Ohr, Naſe, Geſchmacksorgan) in Schlaf verſunken iſt, und dieſer Allſinn vermittelt nun alle Offenbarungen, die im wachenden Leben durch die Organe der Tagſinne geſchehen; die höhere Entwickelung dieſes Nachtſinnes gibt dann die Erſcheinung des Traumfernſehens und des Fernſehens des Somnambulismus. Das Gewahrwerden der entfernteſten Gegenſtände durch den alle Tagſinne erſetzenden Allſinn kann alſo nicht ein Sehen, Hören ꝛc. genannt werden; dieſe Ausdrücke gebraucht der Seher nur, um die Verſchiedenheit der Formen ſeines Gewahrwerdens zu bezeichnen. In der Wirklichkeit ſieht er weder mit den Augen des Leibes, noch erkennt er mit dem geiſtigen Auge der Vernunft, ſondern es iſt ein unmittelbares Schauen durch den geſteigerten, äußere und innere Sinne enthaltenden Allſinn des phyſiſchen Nachtlebens, nur bedient ſich der Seher der Sprache des wachenden Lebens. Daß die Ahnungen und Viſionen (welche letztere ebenfalls nur Ahnungen ſind, aber ſich von jenen dadurch unterſcheiden, daß die Idee plaſtiſch verkörpert erſcheint) ebenfalls den Traumzuſtänden beizuzählen ſind, weil auch hier die intelligente Seite unterdrückt iſt, indem, während der übrige Körper wacht, ein Somnambuliſmus einzelner Hirntheile ſtattfindet, verſteht ſich von ſelbſt.

---

*) Syſt. d. Tellurism. II., S. 14.

„Die Töne und Lichterſcheinungen bei Somnambulen und Viſionären," bemerkt Duttenhofer *), haben nach der einſtimmigen Beobachtung aller Zeugen, die man darüber hört, durchaus etwas Eigenthümliches; ſie unterſcheiden ſich weſentlich von allen ſonſt bekannten Tönen und Lichterſcheinungen; die Töne haben nicht die Reſonanz wie gewöhnliche Töne, die Lichterſcheinungen nichts Körperliches, ſie haben keinen Reflex und geben keinen Schatten, wie auch die Geiſter ſelbſt nach den Ausſagen der Geiſterſeher. Daraus geht klar hervor, daß *alle dieſe Wahrnehmungen, beſtehen ſie nun aus Ton, Licht, Geruch ꝛc., die größte Aehnlichkeit mit den Empfindungen haben, welche die Electricität auf die Sinnnerven macht.* Galvaniſmus und Magneto-Galvaniſmus bringen im Auge Licht-, im Ohre Ton-, im Munde Geſchmackseindrücke hervor, die genau den angeführten Character haben, ohne daß ein durch die genannten Sinne zu erkennendes Object vorhanden wäre. Hierin liegt aber der Beweis für die Subjectivität der Erſcheinungen."

Ferner bemerkt derſelbe Autor:

„Geiſtererſcheinungen werden durch den bewußtlos ſchaffenden Inſtinct hervorgebracht; gleich einem Schattenbilde des Hohlſpiegels treten ſie vor die erſtaunten Sinne.

Bei dieſen Vorgängen findet kein tiefer magnetiſcher Schlaf ſtatt; der Kranke (?) ſchaut mit wachen Augen die krankhaften Erzeugniſſe der Nachtſeite ſeiner Pſyche an. *Die Dispoſition zum Gei-*

ſterſeher beruht alſo auf einer abnormen Steigerung der pſychiſchen Plaſtik des Inſtincts bei mehr oder minder geſteigerter Lebensthätigkeit der Nachtſeite des Seelenlebens.“

Ebenſo beſtätigt Werner*), daß die Fähigkeit des Fernſehens in Zeit und Raum auch bei Nichtmagnetiſchen in höherem oder geringerem Grade im wachen oder Schlafzuſtande angetroffen werde. Manche haben von Natur oder in Folge organiſcher Abnormitäten oder künſtlicher Aufreizungen eine körperliche Diſpoſition, welche die leichte Befreiung des Nervengeiſtes begünſtigt; denn die Erſcheinung des magnetiſchen Fernſehens bedingt ſtets das Freiwerden der Seele aus den Banden des Leibes, daher der Grad der Klarheit deſſelben auf dem Grade des Losgebundenſeyns des Nervengeiſtes beruht, der wie ein Lichtſtrahl die zu ſchauenden Gegenſtände erhellt, wodurch das innere Auge ſie erkennt. Ein magnetiſcher Zuſtand bleibt es jedenfalls, auch wenn ſonſt nicht magnetiſche Perſonen Geſichte haben, weil das Einwirken einer Seele auf die andere, das Uebertragen ihrer Gedanken einen magnetiſchen Rapport vorausſetzen läßt.

Wenn nun die abgeſchiedene Seele, welche von der Materie nicht mehr verhindert iſt, die Zukunft zu durchblicken, ihren in dieſer Welt zurückgelaſſenen Angehörigen rathend oder warnend ſich mittheilen will, in dieſen aber keine natürliche Anlage zur Entwickelung des Ahnungsvermögens, d. h., keine Diſpoſition zum Geiſterſehen ꝛc., vorfindet, ſo ſucht ſie andere für den magnetiſchen Rapport empfänglichere Perſonen aus der Umgebung ihrer Angehörigen auf, um ihrer ſich zum Zwecke der Communication mit Jenen zu bedienen.

---

*) Blicke zweier Seherinnen ꝛc. S. 380.

Folgende hierher gehörende aus glaubwürdigen Quellen geſchöpfte Beiſpiele mögen dieſe Wahrheit beſtätigen helfen:

1.

Der bekannte Theologe, Dr. Scott, welcher 1821 zu London ſtarb *), ſaß einſt allein in ſeinem Studirzimmer in Brandſtreet, in einem Buche leſend. Da er ſeine Thüre feſt zugeſchloſſen hatte, ſo war er überzeugt, daß Niemand außer ihm im Zimmer ſeyn könne. Zufällig hob er den Kopf in die Höhe, und wie erſtaunte er, als er Jemanden in einem andern Stuhle ſich gegenüberſitzend erblickte! Es war ein alter Herr in einem ſchwarzen Sammtkleide mit großer Perrücke, der, freundlich auf ihn hinblickend, die Miene annahm, als ob er mit ihm ſprechen wolle.

Der Doctor hatte, wie er ſpäter ſelbſt geſtand, nicht den Muth, die Geſtalt anzureden, und ſo nahm dieſe zuerſt das Wort, vorherbemerkend, ſie wolle ihm nichts zu Leide thun, denn ſie komme bloß in einer Angelegenheit zu ihm, die für eine Unrecht leidende Familie von höchſter Wichtigkeit ſey, welche in der Gefahr ſchwebe, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Obgleich er (Scott) die Familie nicht kenne, ſo ſey er doch ſeiner Rechtſchaffenheit wegen der rechte Mann, auf welchen man ſich zur pünctlichen Ausführung einer mildthätigen und gerechten Handlung am eheſten verlaſſen könne.

Der Doctor war anfänglich nicht gefaßt genug, die Einleitung der Sache mit erforderlicher Aufmerkſamkeit anzuhören; das Phantom, das die Beſtür-

---

*) *Jarvis*, **accredited Ghoststories, p. 168.**

zung deſſelben wohl merkte, erſuchte ihn daher, ihm zu erlauben, die Sache nur gleich zu erwähnen, weshalb es hergekommen ſey; alsdann würde klar werden, daß alle Beſorgniſſe ohne Grund ſeyen.

Hierauf ward der Doctor ruhiger und nachdem er gefragt hatte: „was wollen Sie von mir?“ begann die Erſcheinung, als ob ſie mit der Frage zufrieden wäre, ihr Anliegen zu eröffnen:

„Ich lebte in der Grafſchaft . . . ., wo ich ein ſehr ſchönes Gut hinterließ, das mein Enkel jetzt im Beſitze hat; aber derſelbe iſt wegen deſſelben von meinen beiden Neffen, den Söhnen meines jüngeren Bruders, in Anſpruch genommen.“ Hier nannte die Erſcheinung ihm ihren Namen, ſo wie den ihres jüngeren Bruders und ihrer beiden Neffen. Jetzt unterbrach ſie der Doctor mit der Frage: wie lange der Enkel im Beſitze des Gutes ſey? „Seit mehreren Jahren,“ lautete die Antwort, und äußerte, daß ſie auch ſo lange todt ſey. Alsdann erzählte ſie, daß ihre Neffen bei dem Proceſſe mit ihrem Enkel zu hart verführen und ihn um das Wohnhaus und das Gut bringen würden; er liefe daher Gefahr, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden, und ſeine Familie würde der äußerſten Armuth preisgegeben.

Noch immer war dem Doctor die Sache nicht klar, und er konnte nicht begreifen, wie er dem Uebel abhelfen ſolle? Daher fragte er: „Was kann ich dabei thun, wenn das Geſetz gegen ihn ſpricht?“

„Die Neffen,“ verſetzte das Geſpenſt, „haben nicht etwa ein Recht; aber die Haupturkunde des Vertrags, welche von der Erbſchaft herrührt, iſt verloren gegangen.“

„Gott!“ rief der Doctor aus, „was kann ich nun in dieſem Falle thun?“ — „Wenn Sie ſich in meines Enkels Haus verfügen und ſolche Perſonen mit ſich nehmen wollen, auf die Sie ſich verlaſſen können, ſo will ich Ihnen ſagen, wie Sie dieſe Vertragsurkunde ausfindig machen können, die an einer Stelle verborgen liegt, wo ich ſie ſelbſt hingethan habe. Sie zeigen dann meinem Enkel, wie er ſie von dort in Ihrer Gegenwart wegnehmen ſoll.“

„Aber warum unterrichten Sie Ihren Enkel nicht ſelbſt, wie er dies machen ſoll?“ fragte der Doctor.

„Fragen Sie mich deshalb nicht,“ erwiderte die Erſcheinung; „es giebt verſchiedene Gründe, welche Sie nachher erfahren können. Ich darf mich auf Ihre Rechtſchaffenheit hierbei verlaſſen. Unterdeß will ich Alles ſo einrichten, daß Sie Ihre Auslagen erſetzt erhalten und für Ihre Unruhe eine ſchöne Belohnung bekommen ſollen.“

Nach dieſem Geſpräche und mehreren andern Erörterungen verſprach der Doctor, zu gehorchen. Als das Geſpenſt dieſes Verſprechen erhalten hatte, ſagte es ihm weiter, er möchte ſeinem Enkel Nachricht geben, er (der Doctor) habe einſt mit ſeinem Großvater geſprochen (aber nicht, daß dies erſt neuerlich geſchehen ſey, und auf welche Art), und das Haus zu beſehen verlangen. In einer Oberſtube würde er eine große Menge alten Gerümpels, alte Koffer, alte Kaſten und dergleichen Dinge finden, welche jetzt aus der Mode ſeyen und die man aufeinander geſetzt habe, um zu neueren Geräthſchaften Raum zu bekommen. In einem Winkel ſtehe ein alter Kaſten mit einem alten zerbrochenen Schloſſe daran und einem Schüſſel an dieſem, den man weder umdrehen, noch herausziehen könne. Hier gab ihm das Geſpenſt eine beſondere Beſchreibung des Kaſtens und der Außenſeite, des Schloſſes und des Ueberzuges, ſo wie auch des Innern und einer beſondern Stelle im Kaſten, zu der Niemand kommen und die Niemand ausfindig machen könne, wenn man nicht den ganzen Kaſten in Stücken zerſchlage. In dieſem Kaſten und an dieſem Orte — fuhr das Geſpenſt fort — liegt die Haupturkunde des Vertrags oder der Gutskauf, ohne welche drückende Armuth das Loos der Familie wird.

Da der Doctor verſprach, dieſen Auftrag auszurichten, ſo dankte ihm das Phantom mit einer ſehr freundlichen Miene und verſchwand.

Zur beſtimmten Zeit ging Dr. Scott auf das Land, fand nach der erhaltenen Anweiſung das Haus des Enkels, pochte an und fragte, ob der Herr zu Hauſe ſey? Weil die Bedienten ihn als einen Geiſtlichen bezeichneten, kam der Hausherr ſelbſt an die Thür, um ſeinen Gaſt einzuladen. Obgleich ein Fremder, wurde er doch ſehr artig aufgenommen. In einem ſogleich angeknüpften Geſpräche behauptete Dr. Scott, viel von der Familie (wie es auch der Fall war) und von ſeinem Großvater gehört zu haben; „auch weiß ich, mein Herr!" fügte er hinzu. „daß von ihm das Gut unmittelbar an Sie gekommen iſt."

„Ja," verſetzte Jener, ihm die Hand drückend, „mein Vater iſt jung geſtorben, und mein Großvater hat gewiſſe Dinge in einem ſo verworrenen Zuſtande hinterlaſſen, daß ich, aus Mangel einer Hauptſchrift, die man bis jetzt noch nicht hat auffinden können, von ein Paar Vettern, den Söhnen des Bruders meines Großvaters, viel auszuſtehen habe, die mich deßhalb ſchon in große Unkoſten brachten."

„Ich hoffe, mein Herr!" verſetzte der Doctor, „Sie werden dies Alles zu Ende bringen."

„Soll ich aufrichtig ſprechen," entgegnete Jener, „ſo hoffe ich wenig, wenn wir nicht die alte Urkunde auffinden; denn ich bin Willens, Alles zu durchſuchen."

„Ich wünſche von ganzem Herzen, daß Sie dieſe finden,“ verſetzte ſein Zuhörer.

„Ich zweifle nicht daran, daß dies geſchehen werde,“ erwiderte der Wirth; „denn ich träumte in der letzten Nacht davon *).“

„Ein Traum von einer Schrift!“ entgegnete der Doctor mit einer Miene der Verwunderung.

„Ich träumte,“ fuhr der Herr fort, „daß mich ein Fremder beſuche, den ich nie zuvor geſehen, und der ſie mir ſuchen half. Ich weiß nicht, ob Sie derſelbe Herr ſind? Ja, wenn Sie es nicht ungütig aufnehmen, ſo bin ich gewiß, daß Sie der Mann ſind, der ſie mir ſuchen helfen will.“

„Ich will,“ antwortete der Doctor, „und dies herzlich gern; aber ich würde noch lieber der Mann ſeyn, der ſie Ihnen finden hilft. Wann wollen Sie eine Nachſuchung darnach anſtellen?“

„Morgen!“ lautete die Antwort.

„Aber wie wollen Sie Ihre Unterſuchung anſtellen?“

„Wir ſind Alle der Meinung, daß mein Großvater zu ſehr für die Erhaltung dieſer Urkunde beſorgt war, als daß er ſie nicht an einem ſehr verborgenen Orte verſteckt haben ſollte; aber ich will ſie finden, ſollte ich auch das halbe Haus niederreißen.“

„Ja,“ verſetzte der Doctor, „er kann ſie wirklich auf eine ſolche Art verborgen haben, daß Sie das Haus einreißen müſſen, ehe Sie dieſelbe entdecken, und vielleicht finden Sie ſie auch dann noch nicht;

---

*) Weil der Geiſt des Großvaters bei ſeinem Enkel das Ahnungsvermögen weniger ausgebildet fand, ſo konnte er nur durch Träume auf ihn wirken, da im Schlafzuſtande die Seele für den magnetiſchen Rapport empfänglicher iſt.

denn mir ſind Beiſpiele bekannt, daß ſolche Sachen gänzlich verloren gegangen ſind, obſchon man ſich alle Mühe gab, ſie recht ſorgfältig aufzubewahren. Ich nehme an, daß Sie die Kiſten und Kaſten des alten Herrn durch und durch unterſucht haben?“

„Ja!“ verſetzte der Herr, „wir haben ſie alle um und um gekehrt; ſie liegen insgeſammt auf einem Haufen auf einem großen Boden, und es iſt nichts darin; ja wir haben drei bis vier in Stücken zerſchlagen, um zu ſehen, ob verborgene Fächer darinnen ſeyen, und ſie dann vor Aerger verbrannt, obgleich ſie von ſchönem Cypreſſenholze waren, das ſehr viel Geld koſtete, als ſie Mode waren.“

„Es thut mir leid, daß Sie ſie verbrannt haben,“ entgegnete der Doctor.

„Ich habe kein Stückchen davon verbrannt, bis Alles klein geſpalten war, und dann war es unmöglich, daß noch etwas darin verſteckt ſey.“

Dies erleichterte dem Doctor das Herz; denn er war ſehr verlegen geworden, als er gehört, man habe einige zerſchlagen und verbrannt.

„Gut, mein Herr!“ verſetzte er, „wenn ich Ihnen einen Dienſt leiſten kann, ſo will ich Sie morgen wieder beſuchen und Ihnen bei dieſen Nachſuchungen mit allen guten Wünſchen beiſtehen.“

„Ich bin nicht geneigt, von Ihnen mich zu trennen,“ antwortete der Wirth; „denn da Sie ſo gefällig ſind, mir Ihre Hülfe anzubieten, ſo müſſen Sie bei mir übernachten und früh der Erſte dabei ſeyn.“

Der Doctor willigte ein. Kurze Zeit vor dem Einbruche der Nacht bat ihn der Herr, mit ihm einen Spaziergang im Garten zu machen; allein er wies dieſen mit einem Scherze ab. „Ich ſähe es lieber, mein Herr! wenn Sie mir das ſchöne alte Wohnhaus zeigten, das morgen niedergeriſſen werden ſoll. Ich ſähe es gern, bevor Sie es einreißen.“

„Recht gern,“ verſetzte der Wirth, und ſo nahm er ihn ſogleich mit die Treppen hinauf, um ihm ſeine Zimmer und Möbeln zu zeigen; dann kamen ſie oben auf die Haupttreppe; hierauf wollte der Herr wieder heruntergehen.

„Wollen wir nicht noch etwas höher hinaufſteigen?“ fragte der Doctor.

„Da oben iſt Nichts,“ ſagte der Herr, „als Dachſtuben und alte Böcke voll Gerümpels, und ein Platz, wo man in den Thurm und in die Kammer ſieht, wo die Uhr iſt.“

„Ich würde mich freuen, dies Alles zu ſehen; da wir ſo nahe ſind,“ verſetzte der Doctor, „ſo ſähe ich gern die alten hohen Thürme und Thürmchen und die Pracht unſerer Vorfahren, obſchon ſie jetzt aus der Mode ſind; wir wollen alſo jetzt Alles beſehen, da wir ſo nahe ſind.“

Der Wirth gab dieſem Wunſche nach. Als ſie über den wüſten Theil eines alten Hauſes hinweg waren, kamen ſie an eine große Kammer, deren Thüre offen ſtand, und in der eine Menge alten Gerümpels lag. „Was iſt dies für ein Ort?“ fragte der Doctor, indem er durch die Thüre hineinſah, aber keine Bewegung hineinzugehen machte.

„Dies iſt die Kammer,“ ſagte der Herr ganz leiſe (weil ein Bedienter zugegen war, der ſie begleitete), „dies iſt die Kammer, von der ich Ihnen geſagt, daß ſich darinnen alles alte Gerümpel befinde — die Kaſten, Koffer und Laden. Sehen Sie nur, wie alles aufeinander geſchichtet iſt, beinahe bis an die Decke!“

Hierauf ging der Doctor hinein und ſah ſich um; denn dies ſchien der Ort zu ſeyn, den er zu ſehen wünſchte. Er war noch nicht zwei Minuten in der Kammer, als er Alles ſo fand, wie es ihm das Geſpenſt beſchrieben hatte. Er ging gerade auf den Haufen los und heftete ſein Auge auf den Kaſten, mit dem alten verroſteten Schloſſe daran, in dem ſich der Schlüſſel weder herumdrehte, noch aus dem er herausgezogen werden konnte.

„Auf mein Wort! Sie haben ſich Mühe genug gegeben,“ ſagte der Doctor, „wenn Sie alle dieſe Kaſten, Koffer und Laden weggeräumt und Alles durchſucht haben, was ſich in ihnen befindet.“

„Ja,“ verſetzte der Herr, „ich habe jeden Kaſten ſelbſt ausgeleert und alle alten dumpfigen Schriften eine nach der andern durchgeſehen, wobei ich zwar einige Hülfe gebraucht, aber jede iſt doch durch meine Hände gegangen und ich habe jede vor Augen gehabt.“

„Gut!“ verſetzte der Doctor, „ich ſehe, Sie haben die Sache ernſtlich betrieben und finde, daß dieſe für Sie von großer Wichtigkeit iſt. So eben kommt mir ein Gedanke in den Kopf; wollen Sie nicht einen kleinen Kaſten oder Koffer öffnen und leer machen laſſen, auf den ich meine Augen geworfen habe? Vielleicht iſt nichts darin; allein ich habe die ſonderbare Idee, es könnten einige verborgene Plätze darin ſeyn, die Sie nicht gefunden haben. Vielleicht iſt auch nichts darin, wenn man ſie entdeckt.“

Der Wirth ſah den Kaſten lächelnd an und ſagte: „Ich erinnere mich ſehr wohl, daß ich ihn geöffnet habe.“ Hierauf wandte er ſich an ſeinen Bedienten, ihn fragend: „Erinnerſt Du Dich nicht dieſes Kaſtens?“ — „O ja!“ erwiderte Wilhelm, „ich erinnere mich, daß Sie ſo müde waren, daß Sie ſich auf den Kaſten ſetzten, als man Alles herausgenommen hatte. Sie machten den Deckel zu, ſetzten ſich darauf und ſchickten mich an Ihre Gemahlin, um

Ihnen ein Glas Limonade zu holen. Sie ſagten, Sie wären außerordentlich müde, ja faſt bis zum Hinfallen!"

„Gut, mein Herr!" verſetzte der Doctor, „es iſt nur ein Einfall von mir; vielleicht iſt nichts darin."

„Wir wollen ihn vor Ihren Augen um und um wenden," erwiderte der Herr, „und ſo ſoll es mit allen übrigen geſchehen, ſobald Sie es verlangen."

„Ich wünſche bloß dieſen zu haben," entgegnete der Doctor, „und werde Sie weiter nicht bemühen."

Hierauf ließ der Wirth den Kaſten ſogleich herausziehen und öffnen. Als man alle Papiere herausgenommen, wandte der Doctor ſeine Augen wo anders hin, als ob er ſich unter den Papieren umſehen wolle; aber er kümmerte ſich gar nicht um den Kaſten, bog ſich nieder, und als ob er ſich auf ſeinen Stock ſtützen wollte, machte er den Deckel zu und ſetzte ſich darauf, als ob er müde ſey. Jedoch ergriff er die Gelegenheit, leiſe mit dem Wirthe zu ſprechen und ihn zu erſuchen, ſeinen Bedienten fortzuſchicken; denn er wünſchte einige Worte mit ihm allein zu ſprechen. Hierauf ſagte er laut: „Wollen Sie nicht einen Hammer und einen Meißel holen laſſen?"

Der Herr befahl ſeinem Bedienten, dies zu holen. Als dieſer fort war, ſagte der Doctor, „ich habe Ihre Schriften gefunden; ich wette um 100 Guineen, der Kaufbrief iſt in dieſem Kaſten."

Der Herr hob den Deckel wieder in die Höhe, nahm den Kaſten, beſah ihn von allen Seiten, konnte aber nichts entdecken und ſchien ſich zu verwundern. „Was meinen Sie?" fragte er, „ich denke doch nicht, daß Sie ein Tauſendkünſtler ſind; hier iſt nur ein leerer Kaſten."

„Ich ſoge Ihnen, die Urkunde iſt in dieſem Kaſten!" behauptete der Doctor.

Der Herr pochte und rief, als ob er erſchrocken wäre, nach dem Bedienten mit dem Hammer und Meißel; der Doctor aber ſaß ganz gelaſſen auf dem Deckel des Kaſtens.

Endlich brachte der Bediente die verlangten Werkzeuge und der Doctor machte ſich an die Arbeit. Er ſchlug auf den Boden. „Horchen Sie!“ ſagte er, hören Sie denn nichts? Der Kaſten hat einen doppelten Boden, einen falſchen Boden; hören Sie nicht, daß er hohl klingt!“

Sogleich nahmen ſie den äußern Boden weg, und hier lag das ganze Pergament über den Boden ausgebreitet, wie ein Buch Papier in einem Schubkaſten.

Unmöglich läßt ſich das freudige Erſtaunen des Herrn und bald darauf der ganzen Familie beſchreiben; denn der Herr ließ ſogleich ſeine Frau und zwei ſeiner Töchter heraufkommen, um nicht bloß die Urkunde, ſondern auch den Ort zu ſehen, wo man ſie gefunden hatte, und die Art, wie dieß geſchehen war.

So viel iſt gewiß, daß ihr Fund von der größten Wichtigkeit war; denn nicht nur das Wohl dieſer einen Familie, ſondern ihrer ganzen Nachkommenſchaft hing davon ab, was auch die Urſache geweſen ſeyn mochte, daß der alte Herr an einem ſolchen Orte ſie ſicher aufbewahren zu müſſen glaubte.

2.

Eine der wichtigſten Erſcheinungen iſt unbezweifelt die von Lord Clarendon (Histoire de la rebellion et des guerres civiles d'Angleterre, depuis 1641 jusqu'au rétablissement du Roi Charles II. par Edward Comte de Clarendon. Tome premier, à la Haye 1704, p. 55 sqq.) erzählte, in Lilley's „Bemerkungen über das Leben und den Tod Carl's I.“

und in den britiſchen Plutarch (3. Bd. S. 158 ff.) übergegangene, im Muſeum des Wundervollen (Bd. II. St. 2, S. 89 ff.) mitgetheilte Geiſtergeſchichte.

Der Herzog von Buckingham war Miniſter Carl's des Erſten von England, und da man ihn für den Urheber der Gewaltthätigkeiten hielt, die ſich der König erlaubte, ſo war er bei dem Volke ſehr verhaßt und büßte ſein Leben auf gewaltſame Weiſe ein. Er wurde im 36ſten Lebensjahre von dem Lieutenant Felton mit einem Meſſer erſtochen. Clarendon erzählt:

Unter denjenigen, die bei der königlichen Garderobe zu Windſor in Dienſten ſtanden, befand ſich ein Mann, Namens Parker, der wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Klugheit allgemein verehrt und damals etwa funfzig Jahre alt war. Dieſer Mann war in ſeiner Jugend in einem Collegium zu Paris erzogen worden, wo ſich zu derſelben Zeit George Villiers, der Vater des Herzogs von Buckingham, befand, mit dem er eine genaue Freundſchaft errichtet, den er ſeit damals aber nicht wieder geſprochen hatte.

Als ſich nun dieſer Garderobe-Aufſeher ungefähr 6 Monate vor der Ermordung des Herzogs bei vollkommener Geſundheit in ſeinem Bette zu Windſor befand, erſchien ihm um Mitternacht ein Mann von ehrwürdigem Anſehen, zog die Vorhänge ſeines Bettes auf und fragte ihn, ob er ihn nicht kenne? Anfänglich antwortete er nicht, weil der Schreck ſeine Zunge band. Auf die zweite Frage: ob er ſich nicht erinnere, ihn geſehen zu haben? dachte er an George Villiers, wegen der Aehnlichkeit der Figur und Kleidung. Er ſagte ihm daher, daß er ihn für George Villiers halte. Die Erſcheinung beſtätigte die Richtigkeit ſeiner Vermuthung und bat ihn, ihr die Gefälligkeit zu erweiſen, ſich in ihrem Namen zu ihrem Sohne, dem Herzog von Buckingham, zu verfügen und ihm zu ſagen, daß er Alles aufbieten möchte, ſich bei'm Volke beliebt zu machen, oder wenigſtens die gegen ihn aufgebrachten Gemüther zu beſänftigen; ſonſt würde man ihn nicht lange mehr leben laſſen. — Nach dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung, und der gute Mann, ſey es nun, daß er völlig erwacht oder nicht erwacht war, ſchlief bis an den Morgen fort.

Bei ſeinem Erwachen ſah er dieſe Erſcheinung für einen Traum an und würdigte ihn keiner beſondern Aufmerkſamkeit. Eine oder zwei Nächte darauf erſchien ihm dieſelbe Perſon nochmals an demſelben Orte und in derſelben Stunde, mit noch ernſthafterer Miene und verwies ihm, daß er jenen Auftrag nicht ausgerichtet habe; auch drohte die Erſcheinung, ihn ferner zu verfolgen, bis er ihr Verlangen befriedigt haben werde.

Der erſchrockene Garderobe-Aufſeher verſprach, zu gehorchen. Doch war er des Morgens unſchlüſſig. Er fand ſich in Verlegenheit, eine zweite ſo ſichtbare und deutliche Erſcheinung als einen Traum zu betrachten; zugleich aber bedachte er, wie ſchwierig es ſey, vor den Herzog zu gelangen, und noch ſchwieriger, dieſem die Sache glaubwürdig zu machen.

Er war einige Tage unentſchloſſen; endlich faßte er den Vorſatz, ſich eben ſo unthätig wie das erſte Mal zu verhalten. Es machte die Erſcheinung nun einen dritten Beſuch und verwies ihm ſehr zornig, ſein Verſprechen noch immer nicht gehalten zu haben. Der Garderobe-Aufſeher geſtand, daß er die Vollziehung deſſen, was ſie ihm aufgetragen, wegen der Schwierigkeit, vor den Herzog zu kommen, aufgeſchoben habe, indem er mit Niemandem bekannt ſey, durch welchen er Zutritt zum Herzog erhalten könnte. Sollte er dieſe Schwierigkeit auch überwunden haben, ſo würde ihm der Herzog doch nicht glauben, daß er einen ſolchen Auftrag erhalten habe; man würde ihn als wahnſinnig gelten laſſen, oder dafür halten, daß er entweder ſelbſt den Herzog zu hintergehen ſuche, oder das blinde Werkzeug böſer Menſchen ſey.

Die Erſcheinung beſchwichtigte nun ſein Bedenken, indem ſie verſicherte, daß der Zutritt zum Herzog leicht wäre und daß diejenigen, die ihn ſprechen wollten, nicht lange zu warten brauchten. Damit er aber Glauben fände, ſo wolle ſie ihm drei Umſtände ſagen, von denen er aber gegen Niemand etwas, außer gegen den Herzog, erwähnen dürfe. Sobald dieſer ſie vernehmen würde, müſſe er auch ſeiner übrigen Erzählung Glauben ſchenken.

Dieſer dritten Aufforderung glaubte er gehorchen zu müſſen und reiſ'te daher ſchon am nächſten Morgen nach London ab, und da er den Requetenmeiſter Sir Ralph Freeman, der eine nahe Verwandte des Herzogs geheirathet hatte, genau kannte, ſo machte er ihm ſeine Aufwartung und erſuchte ihn, daß er ihn mit ſeinem Anſehen unterſtützen möchte, damit er eine Audienz erhielte, indem er dem Herzog Sachen von Wichtigkeit zu hinterbringen habe, die eine große Verſchwiegenheit und einige Zeit Geduld, ſie anzuhören, erforderten.

Sir Ralph kannte die Beſcheidenheit dieſes Mannes und ſchloß aus dem, was er nur in allgemeinen Ausdrücken vernommen, daß etwas Außerordentliches die Urſache ſeiner Reiſe ſey. Er verſprach ihm daher, mit dem Herzog deshalb zu ſprechen. Bei der erſten Gelegenheit gab er dem Herzog auch Nachricht von dem guten Rufe und dem Verlangen dieſes Mannes und hinterbrachte ihm Alles, was er von der Sache wußte. Der Herzog gab ihm die Antwort, daß er den folgenden Tag früh mit dem Könige auf die Jagd gehen, und daß ihn ſeine Pferde bei der Lambethbrücke erwarten würden, wo er des Morgens um 5 Uhr zu landen gedächte, und wenn ihn der Mann daſelbſt erwarten wolle, ſo würde er ſich mit ihm, ſo lange es nöthig wäre, unterreden können.

Sir Ralph ermangelte nicht, den Garderobe-Aufſeher zur beſtimmten Stunde an den Ort zu führen und ihn dem Herzog bei dem Ausſteigen aus dem Schiffe vorzuſtellen. Der Herzog nahm ihn ſehr gefällig auf, ging mit ihm ſeitwärts und ſprach beinahe eine ganze Stunde lang mit demſelben. Niemand befand ſich an dieſem Orte, als Sir Ralph und die Bedienten des Herzogs; allein Alle ſtanden ſo weit entfernt, daß ſie nichts von der Unterredung vernehmen konnten, obſchon ſie ſahen, daß der Herzog oft und mit vieler Bewegung ſprach. Sir Ralph Freemann, der die Augen beſtändig auf den Herzog gerichtet hatte, bemerkte dies noch beſſer, als die Uebrigen, und der Garderobe-Aufſeher ſagte ihm auf ihrer Rückreiſe nach London, daß, als der Herzog die beſondern Umſtände gehört hatte, die er ihm entdeckte, um das Uebrige ſeiner Unterrredung glaubwürdig zu machen, er ſeine Farbe verändert und betheuert habe, „daß Niemand, als der Teufel, ihm dies habe entdecken können, indem nur er (der Herzog) und eine andere Perſon davon Kenntniß habe, von welcher er auch überzeugt ſey, daß ſie es Niemandem geſagt habe.“

Der Herzog ſetzte die Jagd fort; doch bemerkte man, daß er ſich beſtändig von den Uebrigen entfernte, in tiefes Nachdenken verſunken war und an dem Vergnügen keinen Antheil nahm. Noch Vormittags verließ er die Jagd, ſtieg in Whitehall ab und begab ſich in das Zimmer ſeiner Mutter, mit der er gegen drei Stunden lang verſchloſſen war. In den benachbarten Zimmern hörte man ihre laute Unterredung, und als er wieder herauskam, bemerkte man viele Unruhe in ſeinem Geſicht, mit Zorn vermiſcht, was man niemals vorher in einer Unterredung mit ſeiner Mutter, für welche er jederzeit die tiefſte Ehrfurcht bezeigte, wahrgenommen hatte. Die Gräfin fand man, nachdem ihr Sohn ſich wegbegeben hatte, weinend und im tiefſten Schmerze verſunken. — So viel iſt bekannt, daß ſie ſich nicht darüber zu verwundern ſchien, als ſie die Nachricht von der Ermordung des Herzogs, die einige Monate darauf von der Hand eines gewiſſen Felton in Portsmouth erfolgte, erhielt. Sie ſchien alſo dieſelbe vorausgeſehen zu haben, und ihr Sohn hatte ihr alſo von dem, was ihm der Garderobe-Aufſeher entdeckt, Nachricht gegeben. Auch nahm man in der Folge nicht die Betrübniß an ihr wahr, die ſie über den Verluſt eines ſo geliebten Sohnes empfinden mußte.

Insgeheim erzählt man ſich, die beſondern Umſtände, an die der Garderobe-Aufſeher den Herzog erinnert, hätten einen unerlaubten Umgang betroffen, den er mit einer ſeiner nahen Verwandtinnen unterhalten, und da aller Grund zu vermuthen war, daß die Dame nicht ſelbſt davon geredet haben würde, ſo glaubte er, daß außer ihr der Teufel nur davon wiſſen und geſprochen haben könne.

Parker erzählte nach des Herzogs Ermordung die prophetiſche Viſion, die er gehabt, um denſelben vor dem nahe bevorſtehenden Tode zu warnen, ſeinem Amtsgenoſſen, Henry Ceelery, der davon bei einem Geiſtlichen erwähnte, aus deſſen Munde dieſe Geſchichte an einen Herrn Douch überging, welcher ſie brieflich einem Herrn Glanvill mittheilte, von dem ſie der oberwähnte Geſchichtsſchreiber Clarendon erhalten zu haben vorgiebt.

Wahrſcheinlich war Georg Villiers deßhalb nicht ſeinem Sohne ſelbſt erſchienen, weil dieſer keine natürliche Diſpoſition zum Geiſterſehen hatte; oder weil der Herzog die ganze Sache als eine Täuſchung der Einbildungskraft angeſehen und nicht beachtet hätte, welcher Schluß nicht paßte, als ſein Vater Parker'n erſchien und ihm ein Geheimniß entdeckte, das dieſer ohne eine wahrhafte Erſcheinung unmöglich wiſſen konnte.

3.

Folgende, von Stilling*) mitgetheilte Begebenheit, ereignete ſich unter Ludwig XIV. Ein Hufſchmidt aus dem Dorfe Salon in der Provence, kam mit der Poſt nach Verſailles und wandte ſich an Briſſac, Major bei der Leibwache des Königs, von welchem er dringend eine Privataudienz wünſchte. Ohne ſich durch wiederholte Weigerungen irre machen zu laſſen, beſtand der Mann ſo hartnäckig auf ſeiner Forderung, daß der König endlich von der Sache unterrichtet wurde und dem Supplicanten zu wiſſen that, daß es nicht ſeine Gewohnheit ſey, Jeden, der ihn ſprechen wolle, anzuhören. Der Hufſchmidt blieb dennoch beharrlich und ſetzte hinzu, daß er, wenn er vor Se. Majeſtät gebracht würde, einen Umſtand anführen könne, von dem bisher der König allein gewußt habe und der zum Beweiſe dienen möge, daß er wirklich mit einer Sendung an denſelben beauftragt ſey, um ihm eine Sache von der höchſten Wichtigkeit mitzutheilen. Zuletzt verlangte er eine Audienz bei irgend einem Miniſter, weshalb der König befahl, ihn vor Barbeſieur zu führen, der ſein Vorbringen anhören ſolle. Zum Erſtaunen Aller weigerte ſich der Hufſchmidt, welcher nur eben in Verſailles angekommen war und ſein Dorf früher niemals verlaſſen, noch ſich bisher mit irgend etwas Anderem, als ſeinem niedern Handwerke beſchäftigt hatte — er weigerte ſich durchaus, mit Barbeſieux zu thun zu haben und erklärte mit feſtem Tone, daß er verlange, vor einen Miniſter geführt zu werden, daß Barbeſieux mit dieſer Würde nicht bekleidet ſey, und daß er zu Niemand Anderem, als einem Miniſter, ſprechen könne. Auf dies bezeichnete der König Pomponne als denjenigen, zu welchem der Hufſchmidt gebracht werden ſollte, was ſich dieſer denn auch ohne fernere Widerrede gefallen ließ. Was von der Ausſage dieſes Menſchen bekannt wurde, iſt nur Weniges; folgende Puncte ſind das Bedeutendſte:

---

*) Das geheimnißvolle Jenſeits, S. 31.

Nach ſeiner eigenen Erzählung wurde er, als er vor einiger Zeit Abends nach Hauſe ging, bei einem Baume in der Nähe von Salon plötzlich von einem hellen Glanze umleuchtet. Eine Geſtalt, weiß gekleidet und mit dem Zeichen königlicher Würde geſchmückt, von ſchönem und gütigem Ausſehen, rief ihn bei ſeinem Namen und befahl ihm, wohl aufzumerken, worauf ſie dann über eine halbe Stunde mit ihm ſprach und unter Anderem erklärte, daß ſie die frühere Gemahlin des Königs ſey. Die Erſcheinung gebot ihm ſodann, ſich augenblicklich zu dem Könige zu begeben und dieſen mit einer gewiſſen Sache, welche ihm mitgetheilt wurde, bekannt zu machen, indem ſie hinzuſetzte, die Vorſehung werde ihn auf ſeiner Reiſe ſchützen, *und die Erwähnung eines beſondern Umſtandes, welcher ſchlechterdings nur dem Könige allein bekannt ſeyn könne, werde Letztern von der Wahrhaftigkeit des Boten überzeugen.* Sollte es ihm anfänglich ſchwer fallen, den König ſelbſt zu ſprechen, ſo müſſe er bei einem Miniſter eine Audienz fordern, dürfe ſich aber durchaus nicht mit einem Andern einlaſſen und überhaupt gewiſſe Dinge nur dem Könige ſelbſt anvertrauen. Weiche er von irgend einem Theile ſeines Auftrages auch nur im Geringſten ab, ſo ſtehe ihm der Tod bevor.

Der Hufſchmidt verſprach zitternd pünctlichen Gehorſam, worauf die Königin alsbald verſchwand und ihn unter dem Baume in dichter Finſterniß zurückließ. Er ſprang auf und wußte nicht, ob er geträumt oder etwas Wirkliches erlebt habe? Endlich kehrte er nach Hauſe, überzeugt, daß Alles eine Täuſchung ſeiner Sinne geweſen, und entſchloſſen, ein tiefes Schweigen über die ganze Sache zu beobachten. Aber zwei Tage nachher, als er wieder an demſelben Orte vorbeiging, erſchien ihm jene Geſtalt abermals und erneuerte ihren Befehl; zugleich wurde ihm ſein Unglauben ſtreng verwieſen und er im Falle ferneren Ungehorſams hart bedroht. Auch gebot ihm die Erſcheinung diesmal, das, was er geſehen, dem Gouverneur der Provinz zu melden, welcher ihn ſodann mit dem nöthigen Gelde zu ſeiner Reiſe verſehen werde. Der Hufſchmidt zweifelte nicht länger an der Wirklichkeit der Erſcheinung; aber ſchwankend zwiſchen der Furcht vor den Drohungen des Phantoms und den Schwierigkeiten, die ſich der Ausführung des erhaltenen Befehles entgegenſtellten, wußte er nicht, was er thun ſollte und beſchloß, das Geheimniß ſeines Kummers dennoch in der Bruſt zu bewahren.

Acht Tage lang blieb er in dieſem Zuſtande peinlicher Verlegenheit, als ihm, da er eben wieder an jenem Orte vorüberging, die Geſtalt zum dritten Male erſchien. Der alte Befehl wurde erneuert und diesmal, für den Fall, daß er nicht gehorche, ſo fürchterliche Drohungen beigefügt, daß er gerathen fand, ſich ſogleich auf den Weg zu machen. Den Tag nach dieſer letzten Erſcheinung war er bereits in Aix bei dem Gouverneur, welcher ihn, ſobald er ſeinen Bericht gehört, dringend zur Fortſetzung ſeiner

Reiſe aufforderte und mit Geld verſah, um einen Platz in der Poſtkutſche nehmen zu können.

Dies iſt Alles, was man mit Gewißheit über die Sache erfuhr. Der Hufſchmidt hatte drei Audienzen bei Pomponne und blieb jedesmal über zwei Stunden mit ihm eingeſchloſſen. Nach jeder Unterredung hatte wieder der Miniſter eine geheime Audienz bei'm Könige, welcher wünſchte, daß das Weitere der Sache im Staatsrathe beſprochen würde, aber zu einer Zeit, wenn Monſeigneur nicht darin wäre, und bloß in Gegenwart der Miniſter, namentlich des Herzogs von Beauvilliers, Pontchartrain's und Torcy's. Die Mitglieder des Rathes debattirten lange hin und her, und das Reſultat war, daß der Hufſchmidt wirklich vor den König geführt wurde, der ihn in ſeinem Cabinette empfing. Man brachte ihn zu dieſem Zwecke die geheime Treppe hinauf, welche von dem Marmorhofe nach den königlichen Zimmern führt und deren ſich der Monarch gewöhnlich bediente, wenn er auf die Jagd ging oder eine Spazierfahrt vornahm. Wenige Tage nachher ließ ihn der König abermals kommen und blieb jedesmal beinahe eine Stunde mit ihm allein, wobei der gemeſſenſte Befehl gegeben war, daß Niemand in den benachbarten Gemächern ſich aufhalten durfte. Am Morgen nach der erſten Unterredung mit dem Hufſchmidte, als der Monarch die geheime Treppe hinabſtieg, glaubte der Herzog von Duras, der dienſtthuende Kammerherr, welcher faſt Alles, was er dachte, gegen den König herausſagen durfte, eben nicht nöthig zu haben, mit ſonderlichem Reſpecte von dem Hufſchmidte zu ſprechen, und brauchte deshalb das alte Sprichwort: „Entweder iſt dieſer Mann ein Narr, oder der König iſt kein Edelmann." — „In dieſem Falle bin ich kein Edelmann," erwiderte Ludwig, „denn ich habe mich lange mit dem Hufſchmidt unterhalten; er hat mit ſehr klarem Verſtande zu mir geſprochen, und ich kann Sie verſichern, daß er kein Narr iſt.“ Dieſe Worte, welche mit großem Ernſte ausgeſprochen wurden, ſetzten die anweſenden Hofleute in nicht geringes Erſtaunen.

Nach dem zweiten Geſpräche mit dem Hufſchmitt erklärte der König, daß dieſer außerordentliche Menſch eines Umſtandes erwähnt habe, welcher ihm, dem Könige, vor mehr als zwanzig Jahren begegnet ſey und ohne übernatürliche Dazwiſchenkunft nur ihm habe bekannt ſeyn können, indem er deſſelben gegen kein menſchliches Weſen erwähnt habe. Dieſer Umſtand, ſagte Ludwig, ſey die Erſcheinung eines Geſpenſtes, welches er einſt im Walde von St. Germain geſehen, als er ganz allein durch denſelben ritt, und deſſen er, wie er feierlichſt erklärte, nie gegen ein menſchliches Ohr erwähnte. Noch bei ſpäteren Gelegenheiten ſprach ſich der König auf's Günſtigſte über den Hufſchmidt aus, welchem ſeine Ausgaben auf Befehl Sr. Majeſtät erſetzt wurden und welcher, ungerechnet, daß er auf königliche Koſten wieder nach Hauſe geſchickt ward, noch ein anſehnliches Geldgeſchenk erhielt. Ueberdies bekam der Gouverneur ſeiner Provinz den Befehl, ihn unter ſeine beſondere Fürſorge zu nehmen und während ſeiner ganzen noch übrigen Lebenszeit an Nichts Mangel leiden zu laſſen. Jedoch ſollte er ihn nicht über ſein bisheriges niederes Gewerbe erheben. Sehr bemerkenswerth iſt, daß die damaligen Miniſter jede Mittheilung über dieſe Sache ſtets unabänderlich abgelehnt haben. Ihre vertrauteſten Freunde haben zu verſchiedener Zeit durch allerlei Kunſtgriffe hinter das Geheimniß zu kommen geſucht, aber vergeblich, nicht das unbedeutendſte Wort vermochten ſie zu entlocken. welches auf jenes Ereigniß hätte Licht werfen können.

Der Hufſchmidt mochte ein Mann von fünfzig Jahren ſeyn. Er hatte eine zahlreiche Familie; in ſeinem Betragen war nichts Auffallendes, und in ſeiner Provinz ſtand er im Rufe einer uneigennützigen Rechtſchaffenheit, eines beſcheidenen Weſens und eines hellen Verſtandes. Sein Benehmen bei Hofe entſprach dieſer Schilderung vollkommen. Beſtändig ſagte er, daß man ihn mit allzuviel Großmuth behandle, zeigte keine Neugier und ſchien, ſobald ſeine Audienzen bei'm Könige oder Herrn von Pomponne vorüber waren, durchaus nicht darauf aus zu ſeyn, zu ſehen oder geſehen zu werden; vielmehr war er ängſtlich beſorgt, bald wieder zu den Seinigen zurückkehren zu dürfen. Er verſicherte, daß jetzt, da ſeine Sendung vollbracht ſey, er nichts Weiteres zu thun habe, als nach Hauſe zurückzukehren. Verſchiedene Verſuche wurden gemacht, ihm ſein Geheimniß zu entreißen; aber er beobachtete durchweg ein hartnäckiges Stillſchweigen, oder ſchnitt alle Fragen mit ſeiner gewöhnlichen Antwort ab: „Ich darf Nichts ſagen." In ſein Dorf zurückgekehrt, nahm er ſeine gewöhnliche Beſchäftigung wieder vor, ſprach weder von Paris noch vom Hofe und zeigte durch ſeine kurzgefaßten Erwiderungen deutlich, daß Fragen ihm läſtig waren. Wenn man ihn über den König ausforſchen wollte, begnügte er ſich, zu deſſen Lobe zu ſprechen, aber ohne die leiſeſte Anſpielung auf eine der mit dem Monarchen gehabten Unterredungen.

Bei dieſer Geſchichte ſtand ein weites Feld zu Vermuthungen offen, gar Vieles über dieſen Gegenſtand ward zur Rede gebracht; aber ſelbſt die Zeit, die Enthüllerin des Verborgenen, hat zu dieſem undurchdringlichen Räthſel keinen Schlüſſel gegeben.

Daß der Geiſt der verſtorbenen Königin nicht unmittelbar dem Könige das ihm Wiſſenswerthe mitgetheilt und es vorgezogen, jenen Hufſchmidt zum

Ueberbringer dieſer Nachrichten zu wählen, läßt ſich nur dadurch erklären, daß bei jenem ſchlichten Landmanne, weil die Reflexion, wie bei allen Ungebildeten, in ihm weniger vorherrſchend war, das Viſionen ſchaffende plaſtiſche Gefühlsleben thätiger ſeyn konnte; denn bei'm Ahnen — ſagt Kieſer (Syſtem des Tellur. II. S. 43.) — tritt, mit Unterdrückung der intelligenten Seite, alſo ohne Reflexion, die Gefühlsſeite der Seele, iſolirt geſteigert, auf, und die Anſchauung des Gefühls entſteht als plötzliche, das Ferne und Zukünftige im unmittelbaren Daſeyn ſchauende Offenbarung. Einen ſolchen Menſchen nennt Kieſer „einen wachenden, aber unvollkommenen Somnambul, weil in ihm das intelligente Leben zurückgedrängt iſt; daher ſolche Zuſtände bei dem ſtets denkenden Vernunftmenſchen weit ſeltener ſind, als bei'm Gefühlsmenſchen.“ Wie nun der Magnetiſeur ſeine Gedanken auf die Clairvoyante und dieſe wieder auf die mit ihr in geiſtigen Rapport geſetzten Perſonen überträgt, ſo konnte der Geiſt der verſtorbenen Königin ſeine Ideen auf jenen Landmann übertragen, weil in ihm das Ahnungsvermögen, was man das Schauen des Geiſtes nennt, ſich leichter, als in vielen anderen Menſchen, zu entwickeln vermochte.

Die materielle Hülle der Geiſter

iſt zu allen Zeiten geglaubt und in den verſchiedenen philoſophiſchen Schulen gelehrt worden. Plato ſagt im Phädon: „Die reinen Seelen begeben ſich nach dem Tode des Leibes zum Göttlichen; die aber nur dem Körper gedient und ihn allein geliebt haben, trennen ſich nicht ganz von ihrem Leibe, der ſo in ſie hineingebildet iſt, daß ſie ſelbſt etwas Materielles an ſich behalten, das ſie an die Erde herniederzieht, wo ſie dann auch geſehen werden können.“

Auch die Kabbaliſten geſtanden den Geiſtern eine feine Hülle zu. Sie lehrten: „Obwohl das Nepheſch (Seele) durch des Leibes Tod das äußere Gefäß verliert, ſo iſt es doch nicht ohne alles Gewand, ſowie ſelbſt der Ruach und die Neſchama (Geiſt), jedes nach ſeiner Weiſe, eine gewiſſe Gewandlichkeit beſitzt. Denn dadurch allein ſind ſie miteinander verbunden und können ſowohl gegeneinander, als auf den äußern Stoff einwirken. Dieſe Gewänder, ſo die Mittelſtufen zwiſchen dem Höhern und Niedern bilden, heißen Zelamim, d. i., Schatten (Abbilder). Jedes Zelem (Schattenbild) zerfällt in drei Hauptſtufen: in ein inneres Geiſtlicht und in zwei umkreiſende Lichter: Makiſim genannt. In und durch dieſes Zelem beſteht das Leben nach außen. Auf demſelben beruht die ganze Lebensexiſtenz des in der Einheit von Nepheſch, Ruach und Neſchama auf Erden exiſtirenden Menſchen. Der ganze Proceß des Sterbens geht lediglich in dieſen Zelamim vor. Daher dreißig Tage vor dem Tode die Makiſim der Neſchama, nach und nach auch die übrigen Makiſim ſich zurückziehen, d. h., zu wirken aufhören*). Das Zelem des Nepheſch iſt, nach Iſaak Loria, ein Mittelding zwiſchen dem Geiſtigen der obern und dem Geiſtigen der untern Welt, oder dem Elementarleben, ſo wie der Habal Garmin (ſ. oben) wieder ein Mittelding zwiſchen dem Zelem und dem äußern leiblichen Stoffe iſt. Ferner lehrt die Kabbala: Das nach dem Tode mit dem Nepheſch aufſteigende Zelem *hat nach der Lebensweiſe des Menſchen eine verſchiedene Beſchaffenheit. Bei den Frommen iſt es rein und klar wie ſein Nepheſch, bei dem Sünder aber trübe und dunkel.* In dieſer Beziehung erklärt das Buch Sohar*): „Die Sünde macht ein Gewand für das Nepheſch.“ Mittelſt dieſes Zelem's (Schatten), in welchem das Nepheſch (die Pſyche) in jener Welt exiſtirt, ſteht daſſelbe mit ſeinem Leibe im Grabe in Verbindung, ſo wie mit der Sinnenwelt und kann auf dieſelbe einwirken, den Menſchen ſogar ſichtbar erſcheinen, weil jenes Zelem (der Nervengeiſt) die innere weſentliche Lebenskraft ausmacht, durch welche der Menſch auf Erden ſeine Glieder bewegt und in die Außenwelt einwirkt, wie es Pſ. 39, 7 heißt: „Nur im Zelem wandelt der Menſch hin und her.“ Wenn nun der Menſch ſtirbt, behält er jene innere lebendige Kraft und ſtreift bloß die äußere Stofflichkeit ab, mittelſt deren er in der materiellen Welt die innere geiſtige Bewegung auf mechaniſche Weiſe äußerlich effectuirt. Da dieſes Zelem aber bloß ein magiſch wirkendes Weſen iſt, ſo kann daſſelbe nicht unmittelbar in die äußere Welt der leiblichen Stoffe einwirken und den äußern Sinnen erſcheinen, ſondern muß ſich in die feineren Stoffe der Elementarwelt einkleiden. Was alſo geſehen wird, iſt nicht das Zelem ſelbſt, ſondern das Gewand, welches es aus den feinen Dünſten der äußern Welt angezogen hat. Dieſes gilt für alle Arten von geiſtigen Erſcheinungen, ſeyen ſie Engel oder Dämone, oder die Seelen der Verſtorbenen; denn alle exiſtiren jenſeits bloß im Zelem *).

---

*) Dies wird durch das Sichſelbſtſehen und von andern Perſonen an einem Orte Geſehenwerden, wo man ſich nicht befindet, d. i., wenn das Schattenbild (Zelem) eines Menſchen ſichtbar wird, beſtätigt, welche Erſcheinungen gewöhnlich den nahen Tod verkündigen.

---

*) Ein myſtiſcher Commentar zum Pentateuch.

Auch alle Somnambulen höherer Grade ſtimmen überein, daß die Seele bei der Trennung vom Leibe im Tode etwas Materielles mit ſich nähme, das unzerſtörbar an ihr haftet. „Im Nervengeiſte reflectirt ſich das Bild der Seele, in der Regel jedoch nur bei moraliſch unvollkommneren Geiſtern, deren Nervengeiſt gröberer und finſterer ſey. Je höher die Seele in den Stufen dieſes Reiches ſteigt, deſto immaterieller und heller werde die Hülle des Geiſtes. Der Nervengeiſt bleibt, wie er hier Werkzeug der Seele zu ihren Aeußerungen geweſen, es auch jenſeits und wirkt dort als eine dem Zuge des Willens folgende Lebenspotenz plaſtiſch thätig fort. Lebte die Seele hier ſchon ein höheres, göttliches Leben, fällt das Materielle allmälig von ihr ab, ihr Lichtleib wird immer verklärter. Liegt dagegen das ſchwere Gewicht der Sünde auf ihr, ſo bildet er ſich in ſchauerlichen Scheingeſtalten aus, welche, unvermögend in ätheriſche Räume ſich aufzuſchwingen, ihrer ſpecifiſchen moraliſchen Schwere erliegend, in der Sinnenwelt nahe liegende finſtere Gebiete herabgedrückt werden **). Man hat zu allen Zeiten die Seelen verſtorbener Laſterhaften für jene böſen Geiſter halten wollen, welche den Sterblichen erſchrecken. Noch in neueſter Zeit ſuchte Danz ***), auf Hugo Farmer's „Essay of the Demoniacs“ ſich ſtützend, dieſe Meinung in Schutz zu nehmen. Er beruft ſich dabei auf 1. Petr. 5, 19. Apoſtelgeſch. 23, 8. 9. Hebr. 12, 23. Epheſ. 6, 12., wo πνεῦμα von ἀγγελός und π. τῆς πονηρίας von ἀρχαὶ etc. unterſchieden werden.

---

*) Vgl. Molitor Geſchichte der Philoſophie. III. S. 527.

**) Werner, Blicke zweier Seherinnen ꝛc. S. 458.

***) Die Beſeſſenen im N. T. Reutlingen 1840.

Durch die bei'm Tode des Leibes erfolgende Trennung des Geiſtes von der Seele, wird die Letztere mehr zum Irdiſchen depotenzirt, und ſie vermag ihre Irrthümer nicht eher abzuſtreifen, bis der Leib, den ſie nicht ganz verlaſſen kann, und der ihre Blicke in das Reich des Lichtes trübt, ganz aufgelöſ't iſt. Dieſe Vorſtellung vom Zuſtande der Seele nach dem Tode ließ bei den alten Völkern die ſchnelle Vernichtung der irdiſchen Ueberreſte wünſchenswerth erſcheinen, und die Perſer, welche das Verbrennen der Leichen, um das Feuer, als Symbol des Schöpfers, nicht zu verunreinigen, deshalb ſündhaft fanden, ſetzten ihre Todten den wilden Thieren aus; die Juden begraben zwar ihre Leichen, aber ſie ſuchen am liebſten ſolche Orte aus, wo die Körper ſchnell verweſen. Wer nun hienieden nach Befreiung von Irrthümern, Vermeidung des Laſters ꝛc. nicht ernſtlich geſtrebt, nimmt ſeine Wünſche, Geſinnungen, Vorurtheile, Leidenſchaften u. ſ. f. mit in's Grab, und worauf der Sterbende ſeine Gedanken heftete, davon träumt ſeine Seele in dem Todesſchlafe. Zu dieſer Vermuthung berechtigt die Analogie; denn gewöhnlich träumen wir von Gegenſtänden, die vor dem Einſchlafen unſere Seele lebhaft in Anſpruch nahmen.

Den Geizigen quält auf dem Todtenbette die Vorſtellung, daß er ſeine Schätze verlaſſen müſſe, oder daß er fremdes Eigenthum unrechtmäßig behalten; wie dies nun wieder an den rechten Erben komme, iſt jetzt ſein lebhafter, ſein einziger Wunſch. Der Gedanke quält ihn um ſo ſtärker, weil er nun der Sinnenwelt abgeſtorben und alſo ſein Verlangen nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht befriedigen, keinem Lebenden entdecken kann. Es ſey denn, er finde Jemand, der die phyſiſche Dispoſition beſitzt, um einen Geiſt auf ſich einwirken zu laſſen, wie folgende Beiſpiele erweiſen helſen:

1.

Die 16jährige Tochter des im B—hofe zu H. arbeitenden W.'s erzählte ein von ihr erlebtes Abenteuer ſelbſt: „Ich wurde von der Herrſchaft des Hauſes angewieſen, Zwiebeln auf dem Speicher zu putzen. Es war da eine große, ſogenannte alte Gerümpelkammer mit einem großen alten Schloſſe, einige Schritte von dem Platze entfernt, wo die Zwiebeln auf dem Speicherboden lagen. Am erſten Tage, als ich auf dieſem Boden ſaß, hörte ich neben und hinter mir nieſen *), und da ich glaubte, es wolle mich anderes Geſinde aus dem Hauſe erſchrecken, ſagte ich, ohne umzublicken: „Ei, geht nur, was braucht ihr das zu thun!“ Als ich aber dies geſagt, ſah ich eine graue, wolkenartige Bewegung neben mir in den Boden ſinken, worauf ich einen Schauer fühlte und unwillkürlich hinunterging und dem Geſinde ſagte: wer denn ſo heimlich hinaufgeſchlichen und genieſ't habe? Als dieſe Aeußerung vor die Herrſchaft kam, ſo machte dieſe (Frau und Herr) mir den Vorwurf der Träumerei, Furchtſamkeit und Einfalt.

Den andern Tag um 11 Uhr wurde ich wieder angewieſen, oben Zwiebeln zu putzen, und ob ich gleich bis um dieſe Stunde einen Widerwillen hatte, hinauf zu gehen, ſo fühlte ich dagegen jetzt ein Verlangen darnach und ging, in geſpannter Erwartung der Andern, hinauf. Mehrere Perſonen ſchlichen mir bis in den zweiten Stock, unten an die Speicher-

---

*) Eine durch den Allſinn bewirkte, aber gewiß durch den Willen des Geſpenſtes veranlaßte, Gehörstäuſchung, um die Gedanken der Seherin auf ſich zu lenken.

treppe, nach, um zu ſehen, was es gäbe; denn den Leuten im Hauſe, und beſonders dem Gaſtwirthe H. und ſeiner Frau, war es bekannt, daß es oben nicht richtig ſey. Während ich nun wieder meine Arbeit verrichtete, nieſ'te es abermals neben mir und ich ſagte, wie geſtern: Wohl bekomm's! Hierauf ſah ich wieder, aber größer und deutlicher, eine graue, dunkle Geſtalt, die vor mir in den Boden ſank. Diesmal befiel mich ein größeres Grauſen, ich wollte ſchnell fortlaufen, erreichte aber nur die erſte Stufe der Treppe und fiel dann beſinnungslos hinunter. Ich wußte nun nichts mehr von mir, bis ich mich, wie erwacht, auf dem Zimmer meiner Frau auf ihrem Sopha liegen ſah, umgeben von dieſer, vom Manne und einem Arzte. Man ſtrich mich an, gab mir zu trinken, und ich mußte erzählen; aber man hieß mich wieder ein einfältiges Ding. An dieſem Tage ging ich an meine Arbeit in der Küche und ſonſt im unteren Stocke, und erklärte da Jedermann, daß mich Niemand mehr auf den Speicher bringe. Die Frau ließ mich nochmals zu ſich rufen, damit ich ihr in Gegenwart ihres Mannes die Sache nochmals erzähle. Die Frau rieth mir nun, wenn das Ding wieder nieſe, ſollte ich nur ſagen: „Helfe dir Gott!" Darauf ſagte ich: „Das bedarf ich nicht; denn ich gehe nie wieder da hinauf!"

Dieſer Entſchluß war feſt bis um 11 Uhr Vormittags; da wurde in mir auf einmal wieder eine dringende Sehnſucht rege, *ein unwillkürliches Ziehen* *), wieder hinauf zu gehen, mich auf den Boden zu ſetzen und Zwiebeln zu putzen. Bald hernach, und indem ich, wie gezwungen, auf die Thüre der alten Kammer ſehen mußte, raſſelte das große alte Schloß an ihr, und es ſtand die graue Geſtalt, aber ohne Kopf, vor mir und nieſ'te dreimal, worauf ich ſagte: „Helfe Dir Gott!“ Nachdem ich dies zum dritten Male geſagt hatte, wuchs die Geſtalt immer mehr *) und wurde dann ſo groß, wie ein gewöhnlicher Menſch, denn dies war ſie vorher nicht, und ſprach: „Marie! Du warſt beſtimmt, mich zu erlöſen. Ich wandle ſeit 85 Jahren hier auf dieſem Platze, wo ich eine Gurte Gold verſteckt habe. Nimmermehr, mein Kind, vergrabe Geld, und ſey es auch noch ſo wenig. Ich habe die ganze Zeit auf Dich gewartet und ſah den Baum Deiner Wiege pflanzen. Gieb mir die Hand und folge mir in die Kammer; erbrich den ſechsten oder ſiebenten Dielen, da liegt das Gold, es iſt für Dich!“

---

*) Der Geiſt influirte auf die Seherin, wie ein Magnetiſeur auf die Somnambule durch die bloſe Willenskraft.

Bis hierher hörte ich ohne Angſt zu und ſah dem Geiſte immer in die Gegend des Geſichts, wo die Worte von ihm herkamen, obgleich kein Kopf da war. Die Hand aber konnte ich ihm nicht geben, und nun ſank er wieder in den Boden, wo ich dann wie ein Häufchen Aſche liegen ſah. Nun erſt befiel mich ein Schauer, ich wollte forteilen, fiel aber an der Treppe und rollte bis in den zweiten Stock hinab. Ich wußte Nichts mehr von mir, bis ich im Zimmer der Herrſchaft wieder erwachte, aber erſt nach mehreren Stunden, wo ich zwei Aerzte erblickte, die mir Mittel reichten. Ich lag hier drei Tage; dann aber ſchaffte man mich in's Spital, wo ich

---

*) Dieſe Schilderung iſt der Lavater'ſchen Hypotheſe günſtig, welcher zufolge die Seele nach dem Tode ein zartes Leibchen vom feinſten Stoff erhält, vermittelſt deſſen ſie ſich ſo lang ausdehnen kann, als ihr beliebt (ſ. Hennings v. Geiſtern. S. 256.).

nach 6 Wochen hergeſtellt wurde. Ich hatte bald nach meinem Erwachen, was mir geſchehen, erzählt, und noch an demſelben Abende fuhr der Hausherr nach Speyer, holte einen Geiſtlichen und ſoll mit dieſem das Geld erhoben haben. Die Kammer ließ er abbrechen. Der Geiſt ſoll der Urgroßvater des Herrn geweſen ſeyn, man habe das ſogleich nach der Zeit im Kirchenbuche gefunden; ich aber bin ſeit dieſer Zeit krank.

Noch erzählte das Mädchen, daß ihre Eltern und Voreltern die Gabe des Sehens gehabt, und wie ſie ſchon in ihrem ſiebenten Jahre in der Spitalkirche zu H. oft die verſtorbene Verwalterin geſehen, wie ſie, als Leiche gekleidet, mit Päcken unterm Arm auf einem Steine unter der Treppe geſeſſen ſey.

Hierher paßt, was Jacob Böhme*) zur Erklärung ähnlicher, nicht ſelten vorkommender Erſcheinungen behauptete: „So der Leib zerbricht, behält die Seele ihr Bildniß als ihren Willensgeiſt; jetzt iſt er zwar von dem Leibesbilde weg, denn im Sterben iſt eine Trennung; alsdann erſcheint das Bild mit und in den Dingen, die es allhier hat in ſich genommen (in ſich hineinbilden ließ), denn denſelben Quell hat ſie in ſich. Was ſie hier geliebt, und darin der Willensgeiſt einging, nach demſelben figurirt (geſtaltet) ſich nun auch das ſeeliſche Bild (nicht bloß als Reminiscenz, bemerkt Kerner in ſeiner Seherin v. Prevorſt, bei Citation dieſer Stellen, ſondern vermöge wirklichen Rapports). So geht es nun dem Geizigen, welcher nach dem Tode in ſeinem Bilde die ihn noch beherrſchende Leidenſchaft magiſch hält, und dem immer in ſeinem Willensgeiſte das figurirt wird, womit er in ſeinem leiblichen Leben umging.

---

*) Menſchwerdung Chriſti, 3. Thl.

Weil ihn aber daſſelbe Weſen verlaſſen und ſein Weſen nicht mehr irdiſch, ſo führt er doch den Willensgeiſt in dieſer Geſtalt, plagt und quält ſich damit (und auch Irdiſch-Lebende), die er mit ſeiner Magie (d. i., mit ſeinen Gedanken) inficiren kann, ſo daß auch dieſe, wachend oder träumend, Geſichte von Schätzen haben.

2.

Stadtrath F. zu G—e hatte eine fleißige Frau, plagte ſie aber mit ſeinem Geize dermaaßen, daß ſie nur ein Laſtthier zu ſeinem Gewerbe war. Alles, was ſein Haushalt erforderte, zwang er ſie, einzig durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Mit einer Laſt, die ſie einmal herbeiſchleppen mußte, ſtürzte ſie die Treppe hinab und blieb auf der Stelle todt. Als ſie noch als Leiche im Hauſe lag, erſchien ſie des Nachts einer Schwägerin, die mehrere Tagereiſen vom Orte wohnte und noch Nichts von ihrem Tode wiſſen konnte, und ſagte dreimal nur die Worte: „In meinem Strohſacke!“ Als man auf der Schwägerin Veranlaſſung in dieſem nachſuchte, fand man in ihm ein blechernes Büchschen, und in demſelben etliche und zwanzig Kreuzer. Dieſe wurden dem Geizigen zugeſtellt. Wenige Monate hernach ſtarb dieſer; und obgleich man ihn, wegen der üblen Behandlung ſeiner Frau, für arm hielt, fand man doch in ſeinem Kaſten eine ganz bedeutende Summe baaren Geldes in Silber und Gold.

Kerner, aus deſſen Blättern aus Prevorſt (I. S. 79) wir dieſe Geſchichte entlehnten, ſchließt ſie mit folgenden Betrachtungen: „Wenn wir auch im Tode Fleiſch und Bein abſtreifen, ſo bleibt noch in der Seele das unzerſtörbare Moralgeſetz zurück. Die falſchen Neigungen ſtreiſt man nicht mit dem Körper ab, ſie ſind der Seele eingeprägt und bleiben in dieſer auch noch nach dem Tode. Die wenigen Kreuzer, die man im Strohſacke jener abgearbeiteten Frau fand, waren wohl ein Nothpfennig, den ſie vor dem habſüchtigen Manne verſteckt hatte; und da die Behandlung des Mannes machte, daß Gelderwerb ihr einziges Trachten war, ſo hing ſie auch noch nach dem Tode an ſolchen, ihr Geiſt konnte ſich noch nicht davon losmachen, auch die wenigen Kreuzer (für ſie im Leben ein großer Schatz) mußten noch ihrem Manne zugewendet werden. Vielleicht fühlte ſie auch Unruhe, ſie verſteckt zu haben.“

Es iſt äußerſt ſchwer, ſagt Jung*), eingewurzelte Paſſionen nach dem Tode loszuwerden. Die Erzählung, welche daſelbſt als Beleg für die Wahrheit dieſer Behauptung angeführt wird, welche von der ſehr bekannten Viſion des Herzogs Chriſtian von Sachſen-Eiſenberg handelt, möge hier durch ein in neueſter Zeit von dem um die Naturwiſſenſchaft vielfach verdienten Dr. Nürnberger in N. 187 der „Abendzeitung“ (Jahrgang 1840) mitgetheiltes Factum remplacirt ſeyn.

Die Gemahlin des Grafen von A., eine wackere muſterhafte Hausfrau, hatte jedoch eine große Leidenſchaft für Uhren, welche mit ihrer großen Pünctlichkeit in allen wirthſchaftlichen Geſchäften zuſammenhing. Kein Zimmer des Schloſſes war ohne zierliche Pendüle oder Tableau-Uhr, und ſie beſorgte das

---

*) Theorie der Geiſterk., S. 326.

Aufziehen allein. Unter dieſen Tableau-Uhren zeichnete ſich die im Wohnzimmer hangende ganz beſonders aus. Sie ſtellte eine gothiſche Kirche dar, an deren Thurme das Zifferblatt angebracht iſt; bei jedem Vollſchlage ſpielt ſie ein Kirchenlied. Es iſt ein Erbſtück von alter aber trefflicher Arbeit, welche Julie — ſo hieß die Gräſin — überaus werth hielt, ſo daß Niemand außer ihr dieſe Uhr berühren durfte. Bei ihrer dritten Niederkunft erkrankte die Gräſin, und nach ſieben ſchmerzvollen Wochen ging ſie in ein beſſeres Land hinüber. Während dieſer Zeit war alles nicht Unerläßliche im Hauſe ausgeſetzt geblieben; namentlich war, außer im Krankenzimmer, keine der übrigen Uhren, und beſonders nicht die erwähnte, immer nur durch Julie ſelbſt beſorgte Tableau-Uhr im anſtoßenden Wohnzimmer, aufgezogen worden, zumal da ihr Spielwerk die Kranke geſtört haben würde; ſie ſtand ſeit mehr als 6 Wochen. Es war im Auguſtmonat und die Hitze außerordentlich. Die Umſtände zwangen alſo den Wittwer, die auf den dritten Tag angeſetzte Beſtattung der Leiche ſchon am Abende vorher ausführen zu laſſen. Ueber den letzten Anſtalten war es ſpät geworden und ziemlich Mitternacht, als der Sarg aus dem Sterbezimmer durch die Wohnſtube, eben wo die Tableau-Uhr hing, getragen wurde. Der Wittwer folgte unmittelbar an der Hand des Dorfgeiſtlichen. In dem Augenblicke, als der Sarg vor dieſer ſeit mehr als ſechs Wochen nicht aufgezogenen und alſo ſtill ſtehenden Uhr vorbeigetragen wurde, fing dieſe plötzlich an zu ſchlagen, ſchlug aber dreizehn Schläge und ſpielte die Melodie:

„Laßt uns getroſt den dunklen Weg
Zum neuen Leben gehen*)!“ —

Der Geiſtliche, welcher kurz vorher mit dem Wittwer auf dem Sopha unter dieſer Uhr geſeſſen und ihr Stillſtehen bemerkt hatte, erſtarrte faſt vor Schreck. Der Graf vermuthete, die Verſtorbene ſpreche durch die Uhr zu ihm, ihre Mahnung ſey es geweſen; was ſie, verhindert durch Bewußtloſigkeit, ihm nicht mehr unmittelbar hatte ſagen können, dazu ermahnte ſie ihn jetzt mittelbar auf dieſe wunderbare Weiſe. Wie Schuppen, verſicherte er, ſey es ihm nun von den Augen gefallen, alle Frivolität ſeines frühern in weltliches Treiben verſenkten Lebens war plötzlich von ihm abgeſtreift, und die würdigſte Tendenz ſeines gegenwärtigen Handelns, behauptete er dieſer Mahnung, der Thurmuhr zu verdanken.

Ich erkläre mir dieſen wunderbaren Vorfall ganz einfach. Wenn die Verſtorbenen nicht ohne Grund mit Somnambulen höchſter Grade verglichen werden, ſo konnte die Leiche, als ſie durch das Wohnzimmer getragen wurde, mit ihrem geiſtigen Auge Perſonen und Gegenſtände in demſelben ſehr wohl erkennen. Zumeiſt mußte die Tableau-Uhr, welche ehedem ihre beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen pflegte, auch diesmal ihre Gedanken auf ſich lenken, welches beweiſ't, daß der Tod die Richtung des Geiſtes, welche dieſer bei des Leibes Leben eingeſchlagen, nicht leicht zu ändern vermöge. Ob die Uhr in der That jene Schläge gethan, möchte ich jedoch bezweifeln; wohl aber konnte die Seele der Verſtorbenen, die mit ihrem Gemahl in geiſtigem Rapport ſtand, ihm ihre Gedanken in's Gehörorgan übertragen, und ſo wie man im Traume zu hören glaubt, ſo vernahm er die Schläge der Uhr. Daß der Geiſtliche ſie ebenfalls hörte, erklärt ſich aus der Anſteckungsfähigkeit der Viſionen; der Graf war in jenem Momente bis auf einen gewiſſen Grad Somnambul, und bekannt iſt, daß ein ſolcher durch die bloße Annäherung eines andern empfänglichen Menſchen auf dieſen ſeine Anſchauungen fortpflanzen kann. Hier waltet daſſelbe Geſetz, wie im Reiche der Krankheiten, wo jeder Krankheitsproceß ſich in der Anſteckung durch ſeine mehr oder weniger ideelle, aber andern Subſtanzen mittheilbare Thätigkeit (durch das Contagium) in andern Organismen reproduciren kann, was, z. B., ſchon bei'm Gähnen ſtattfindet. Dieſes Contagium iſt die magnetiſche Kraft, die von dem Anſteckenden ausſtrahlt und ſeine Atmoſphäre bildet*). Wie bei übrigens wachendem Körper Somnambulismus eines Knaben, ſich in der höchſten Form als pſychiſcher und örtlicher des Gehirns darſtellend, eine Geiſtererſcheinung erzeugte, die auch daſſelbe Phantaſiebild bei einem andern Knaben hervorrief, iſt in Kieſer's Archiv f. Magn. VI. 1. St. S. 77, 118 nachzuleſen.

---

*) Anfangsworte eines bekannten ſchleſiſchen Kirchenliedes.

Oben wurde der Satz aufgeſtellt: Ideen, die ſich in den letzten Stunden eines Sterbenden bei ihm fixirt haben, beſchäftigen ihn noch nach dem Tode. Demzufolge wird, z. B., derjenige, welcher den Aberglauben mitnimmt, daß auf den Ort, wo der Körper verweſ't, etwas ankomme, nicht eher zur

---

*) Kieſer's Syſtem des Tellur. I., S. 216.

Ruhe gelangen, bis ſein Wunſch erfüllt iſt; daraus erklärt Jung*) das Wiedererſcheinen ſolcher Geiſter, die kein ordentliches Begräbniß haben. Von vielen Beiſpielen dieſer Art bei chriſtlichen Völkern iſt allenthalben zu leſen; hier möge nur ein Zeugniß aus dem heidniſchen Alterthume ſeinen Platz finden, welches einer der helldenkendſten Schriftſteller Rom's für dieſe Sache beibringt; ich meine den merkwürdigen an Sura gerichteten Brief von Plinius dem Jüngern im ſiebenten Buche ſeiner Epiſteln. Er lautet, wie folgt:

„Die jetzigen Ferien geben nur Gelegenheit, meine Kenntniſſe zu erweitern, Dir aber, mich zu belehren. Ich möchte gern Deine Meinung wiſſen, ob Du wirklich glaubſt, daß Geſpenſter etwas ſind, daß ſie eine ihnen eigene Geſtalt haben, oder ob ſie nur ein leeres und abwechſelndes Bild von unſerer Furcht bekommen? Ich, für meine Perſon, bin geneigt, an die Exiſtenz derſelben zu glauben — — — In Athen war ein prächtiges, großes Haus, aber in üblem Rufe; denn in der ſtillen Nacht ſoll man Lärm gehört haben, und wenn man darauf Acht gegeben, ein Geräuſch von Ketten, das zuerſt entfernt, alsdann aber mehr und mehr annähernd empfunden worden, worauf eine Geſtalt von einem alten, hagern, ganz düſtern Manne mit herabhängendem Bart und krauſen Haaren erſchienen, der an Füßen mit Beinſchellen und an Händen mit Ketten, mit denen er raſſelte, gebunden war. Die Inwohner des Hauſes hatten ganze Nächte ſchlaflos zugebracht, und Manche waren wegen zunehmender Furcht geſtorben. Das Haus ſtand bald ganz leer; man bot es zum Verkauf aus, in der Vorausſetzung, es könnte ſich Jemand finden, der von dem Unfuge nichts vernommen, und es alſo zu erſtehen Luſt bezeigen würde.

---

*) Theorie der Geiſterk., S. 349.

Zufällig lieſ't der Philoſoph Athenodor den Zettel, erkundigt ſich nach dem Preiſe, und weil ihm das allzuwohlfeile Gebot verdächtig vorkommt, ſucht er die Urſache zu erforſchen und erkundigt ſich, was es mit dieſem Hauſe für Bewandtniß habe. Man befriedigt ſeine Wißbegier; aber dieſe Nachricht wirkt als ein neuer Reiz, das Haus zu beſitzen, anſtatt, wie man beſorgte, von dem Kaufe ihn abzuſchrecken. Als es dunkel ward, ließ er ſich gleich im erſten Zimmer ſein Bett aufſchlagen, eine Pergamenttafel, einen Griffel und Licht bringen und die Seinigen in die innern Zimmer gehen, bereitet ſich zum Schreiben vor und richtet Herz und Augen bloß darauf, damit er nicht auf falſche Erdichtungen und eitle Furcht verfalle. Anfänglich war es ſtill; alsdann aber raſſelten Eiſen und Ketten; immer noch ſtand er nicht auf, legte den Griffel nicht weg, ſondern hielt ſich die Ohren zu und waffnete ſich mit Standhaftigkeit. Der Lärm wurde aber immer größer, das Geräuſch kam näher und ſchien bald vor der Thüre, bald innerhalb zu ſeyn. Er blickte auf, und das Geſpenſt ſtand vor ihm. Es ſtand und winkte. Athenodor giebt ein Zeichen, daß es warten ſolle und ſieht weiter ſchreibend auf ſeine Tafel. Nun rauſcht es ſtärker mit den Ketten; er ſteht wieder auf, und es winkte ihm nochmals. Nun ergreift er das Licht, um dem Geſpenſt zu folgen, das langſam vor ihm herſchreitet. Wie es in dem Vorplatze des Hauſes angelangt iſt, verſchwindet es plötzlich. Athenodor ſtreut Gras und abgeriſſene Blätter an den Ort. Am folgenden Tage ging er zur Obrigkeit und brachte die Bitte vor, man ſolle da nachgraben laſſen. Als ſeinem Wunſche Folge geleiſtet wurde, fand man an jener Stelle — Knochen in Ketten gewickelt, die der von der Zeit und der Erde vermoderte Körper bloß und abgefreſſen zurückgelaſſen hatte. Dieſe wurden geſammelt und auf öffentliche Koſten begraben. Nun erſchien der Geiſt nicht mehr*).

Catanäus, in den Noten zu der angeführten Stelle des Plinius, beruft ſich auf Lucian, der dieſe Sache (in **Philopseuda**) etwas verändert erzählt. Ihm zufolge hieß jener Philoſoph Arignotus; die Stadt, in welcher das von dem Geſpenſte beunruhigte Haus ſich befand, war Korinth, und als Eigenthümer deſſelben wird ein gewiſſer Eubadites genannt. Die Erzählung ſchließt dort ziemlich gleichlautend mit dem vorigen Berichte: „Den Leichnam gruben wir aus und beerdigten ihn ordentlich; das Haus aber wurde in der Zukunft nicht wieder beunruhigt.“

Eine Geſchichte von ziemlicher Verwandtſchaft mit der vorigen, nämlich inſofern auch dieſe von der Wichtigkeit zeugt, welche die Heiden ebenfalls auf ein anſtändiges Begräbniß legten, leſen wir bei Valerius Maximus im fünften Capitel des erſten Buches **de somniis**. Als der Dichter Simonides (geſt. 467 vor Chr. Geb.) nach einer Schiffſahrt anlandete und einen Leichnam, der unbegraben auf dem Lande lag, ſorgfältig beerdigen ließ, wurde er von dieſem Todten gewarnt, daß er den folgenden Tag nicht wieder zu Schiffe gehen, ſondern auf dem feſten Lande bleiben ſollte. Es geſchah auch wirklich hierauf, daß die, welche unter Segel gegangen waren, in einem Sturme, der nahe an der Küſte ſich erhob, vor den Augen des Simonides umkamen.

---

*) Dieſe Geſchichte dürfte die oben erwähnte kabbaliſtiſche Hypotheſe vom Habal de Garmin (Hauch der Knochen), welcher zufolge, nach Verweſung des Leibes, die innere Lebensſubſtanz ſich in die Knochen verſenkt, begründen helfen.

Wer mit dem Bewußtſeyn einer ungeſühnten Schuld aus dieſem Leben ſcheiden muß, nimmt dieſe Qualen eines beſchwerten Gewiſſens, weil ſie in den letzten Stunden die Seele am meiſten beſchäftigen, mit in's Grab; ihn flieht die Ruhe noch nach dem Tode, wie folgende Thatſache bezeugt.

Ein Profeſſor in Königsberg, welcher über Moralphiloſophie las, galt, obzwar Theolog, für einen Zweifler an der Offenbarung der h. Schrift. Doch wenn er auf die Natur des Geiſtes als eines von der Materie verſchiedenen Weſens zu ſprechen kam, um Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Seele und ihren Zuſtand nach dem phyſiſchen Tode anzuſtellen, ſchien er ſowohl in Hinſicht des Tones, als der zu wählenden Ausdrücke in einer ſo ſichtbaren Verlegenheit zu ſeyn, daß einer ſeiner Schüler ihn über die Urſache zu befragen ſich entſchloſſen hatte. Bald darauf fand dieſer ſich mit ihm allein, er wagte es daher, ihm ſeine Bemerkungen über das räthſelhafte Benehmen mitzutheilen und bat ihn ihm zu ſagen, ob jene bloß leere Vermuthungen oder begründet wären?

Die Verlegenheit, die Sie an mir bemerkt haben, erwiderte der Profeſſor, entſprang aus dem Kampfe, der in mir entſteht, wenn ich meine Ideen über einen Gegenſtand mitzutheilen verſuche, bei welchem mein Verſtand mit dem Ausſpruch meiner Sinne in Streit geräth. Aus Gründen der Vernunft und durch Nachdenken bin ich geneigt, die Wirklichkeit der Geiſtererſcheinungen mit Unglauben und Verachtung zu behandeln; allein eine Erſcheinung, die ich mit eigenen Augen geſehen und welche ſogar ſpäterhin eine Beſtätigung durch andere Umſtände erhalten hat, die mit den urſprünglichen Thatſachen in Verbindung ſtanden, läßt mich in einem Zuſtande von Zweifeln, der ſich bei meinem Vortrag über jenen, die Zukunft der Seele behandelnden Gegenſtand äußern muß. Ich will die Urſache davon erzählen. Ich hatte Theologie ſtudirt, um Prediger zu werden. Auch erhielt ich durch Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, im Innern des Landes in einer beträchtlichen Entfernung, ſüdlich von Königsberg, eine kleine Stelle. Ich begab mich dahin, um mein Amt anzutreten, und fand ein neues Pfarrhaus, wo ich die Nacht in dem Schlafgemache meines Vorgängers zubrachte.

Es war in den längſten Sommertagen, und als ich am folgenden Morgen, welches ein Sonntag war, wach im Bette lag — es war ſchon heller Tag — erblickte ich die Geſtalt eines Mannes in einer Art von Schlafrock, der an einem Leſepult ſtand, auf dem ein großes Buch lag, deſſen Blätter er bisweilen umzuwenden ſchien. Auf jeder ſeiner Seiten ſtand ein kleiner Knabe, denen er von Zeit zu Zeit mit ernſter Miene in's Geſicht blickte, und ſo oft er ſie anſah, ſchien er jedesmal einen tiefen Seufzer auszuſtoßen. Sein blaſſes Geſicht verrieth den Schmerz ſeiner Seele. Ich konnte Alles genau ſehen; aber da mich ein ſolcher Schreck ergriffen hatte, daß ich nicht aufſtehen oder die Erſcheinungen vor mir anreden konnte, ſo blieb ich eine Zeit lang ein athemloſer und ſtillſchweigender Zuſchauer, ohne weder ein Wort ſprechen, noch meine Lage verändern zu können. Endlich machte der Mann das Buch zu; hierauf nahm er die beiden Kinder, an jeder Hand Eins, und führte ſie langſam über die Stube weg. Meine Augen folgten ihnen neugierig nach, bis die drei Geſtalten nach und nach verſchwanden und ſich hinter einem eiſernen Ofen verloren, welcher in der entfernteſten Ecke der Stube ſtand.

So ſehr mich auch dieſer Anblick ergriffen, ſo unfähig ich auch war, ihn befriedigend mir zu erklären, ſo bekam ich doch allmälig die Faſſung zurück, kleidete mich an und verließ das Haus. Als ich meinen Weg nach der Kirche nahm, fand ich, daß ſie offen ſtand; allein der Küſter hatte ſie verlaſſen, und indem ich auf die Kanzel ſtieg, ſah ich mich allenthalben um, meinen Geiſt zu zerſtreuen, der noch voll von dem geſehenen Auftritte war. Ich betrachtete die Gegenſtände um mich her. Es iſt Sitte, faſt in allen lutheriſchen Kirchen Preußens, die Bildniſſe der daſelbſt angeſtellten Pfarrer an den Wänden aufzuhängen. Eine Menge ſolcher Gemälde, die jedoch ohne Kunſtwerth waren, hing in einem der Chorgänge; kaum aber erblickte mein Auge das Letzte in der Kirche, welches das Bildniß meines unmittelbaren Vorgängers war, ſo erkannte ich auch ſogleich daſſelbe Geſicht, das ich im Schlafgemache geſehen, obgleich es kein ſo düſteres Anſehen hatte. Als ich dieſen Kopf betrachtete, trat der Küſter herein, und ich knüpfte ſogleich ein Geſpräch an über die Männer, welche meine Vorgänger im Amte geweſen. Er erinnerte ſich verſchiedener Umſtände, über die ich ihn fragte, bis ich zum Letzten kam, auf deſſen Geſchichte ich beſonders neugierig war. Wir hielten ihn, ſagte der Küſter, für einen der gelehrteſten und liebenswürdigſten Männer, die jemals unter uns gelebt. Sein Character und ſein Wohlwollen machten ihn bei allen ſeinen Kirchkindern beliebt, die ſeinen Verluſt lange beklagen werden. In der Mitte ſeiner Tage wurde er von einer abzehrenden Krankheit weggerafft, deren Urſache zu ſo vielen unangenehmen Gerüchten unter uns Veranlaſſung gegeben, und welche noch immer Stoff zu Vermuthungen liefert. Jedoch glaubt man allgemein, er ſey vor Gram geſtorben.

Meine Neugier wurde durch dieſe Umſtände noch mehr aufgeregt, und ich bat ihn, mir das mitzutheilen, was er davon wiſſe oder gehört habe. „Ganz gewiß iſt davon nichts bekannt," erwiderte er; „allein man hat eine ärgerliche Geſchichte verbreitet; man ſagt, er habe mit einem Frauenzimmer aus der Nachbarſchaft in einem ſträflichen Umgange gelebt, mit welcher Perſon er ſogar zwei Söhne gezeugt. Als Beſtätigung dieſes Gerüchtes weiß ich, daß man zwei Kinder, Knaben von vier bis fünf Jahren, auf der Pfarre geſehen hat. Aber ſie ſind plötzlich einige Zeit vor dem Tode ihres angeblichen Vaters verſchwunden. Niemand weiß, wohin ſie gekommen ſind oder was aus ihnen geworden. Auch iſt es gewiß, daß die Vermuthungen und nachtheiligen Meinungen, welche man ſich über dieſen geheimnißvollen Gegenſtand machte, und welche unſerem verſtorbenen Prediger zu Ohren kommen mußten, die Krankheit, woran er geſtorben iſt, beſchleunigt, vielleicht ſogar veranlaßt hatten. Aber er iſt heimgegangen, um Rechenſchaft abzulegen, und uns liegt ob, das Beſte von dem Verſtorbenen zu denken.“

Dieſe Erzählung rief mir das am Morgen Geſehene lebhaft in's Gedächtniß zurück. Jedoch ſagte ich dem Küſter nichts von dem Umſtande, von dem ich Augenzeuge geweſen. Auch verließ ich die Stube nicht, wo ſich die Erſcheinung hatte ſehen laſſen. Ich blieb fortwährend da, ohne jemals wieder eine Viſion zu haben, und die Erinnerung an das Phantom fing an ſchwächer zu werden, ſowie der Herbſt vorrückte. Als die Annäherung des Winters das Einheizen nothwendig machte, befahl ich den eiſernen Ofen in der Stube, hinter den die Geſtalt nebſt den beiden Knaben zu verſchwinden ſchien, zu heizen, um die Stube warm zu machen. Als man dazu den Verſuch machte, hatte man mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem der Ofen nicht bloß unerträglich rauchte, ſondern auch einen häßlichen Geſtank verbreitete. Ich ſchickte daher nach einem Schloſſer, um ihn zu unterſuchen und auszubeſſern, und dieſer entdeckte inwendig am äußerſten Ende die Gebeine von zwei kleinen menſchlichen Leichnamen, die ſowohl in der Größe als in anderer Hinſicht der Beſchreibung glichen, welche mir der Küſter von den beiden Knaben geliefert, die man auf der Pfarre geſehen. Dieſer letzte Umſtand brachte mein Erſtaunen auf's Höchſte und ſchien der Erſcheinung eine Art von Wirklichkeit zu geben, die man ſonſt als eine Sinnentäuſchung hätte anſehen können. Ich legte meine Stelle nieder, verließ den Ort und begab mich nach Königsberg; aber dieſe Erſcheinung hat auf mein Gemüth den tiefſten Eindruck gemacht, und das Widerſprechende der Anſichten in mir veranlaßt, welche Sie in meinem letzten Vortrage bemerkt haben*).

Wahrſcheinlich träumte die Seele des verſtorbenen Pfarrers, den die Idee, der Mörder ſeiner eigenen Kinder geweſen zu ſeyn, bis zum Verſcheiden verfolgt hatte, im Todesſchlummer, wo alle Bilder der Vergangenheit in ihrer Friſche vor dem Geiſte vorüberziehen, von jener Zeit, wo er, in wiſſenſchaftliches Forſchen verſenkt, plötzlich von den ihn auf ſeiner Pfarre beſuchenden Knaben unterbrochen und durch ihren Anblick ſchmerzlich an ſeinen Fehltritt und ihre ſchimpfliche Zukunft erinnert ward. Dieſe Gedanken quälten ihn; noch laſtender war die darauf folgende Erinnerung, wie er die unſchuldigen Kleinen zum Ofen hingeführt, um mit eigener Hand ſie dem Feuertode zu überliefern. Jene Empfindungen, welche im Leben ein belaſtetes Gewiſſen dahin vermögen, die geheime Schuld dem Nebenmenſchen zu beichten, um durch dieſes Bekenntniß die Verzeihung des Allmächtigen hoffen zu dürfen, jene Empfindungen kannte auch die abgeſchiedene Seele jenes Verbrechers, die dort war, wo ihre Gedanken ſich befanden, nämlich im Schlafzimmer, dem einſtigen Schauplatze jener Frevelthat, und den Fremden, welcher ſein Nachfolger werden ſollte, hier gewahren. Sogleich entſtand der Wunſch, durch geiſtigen Rapport ſeine Gedanken auf den Fremden zu übertragen, der ihn aber nur unvollkommen verſtand; denn was konnte das Phantom durch das Verſchwinden hinter dem Ofen ſonſt für eine Abſicht haben, als die Aufmerkſamkeit ſeines Amtsnachfolgers auf dieſe Stelle hinzuleiten und Nachſuchungen zu veranlaſſen, die auf die nun von dem Geſpenſt ſelbſt gewünſchte Entdeckung führen mußten? Muthmaaßlich hoffte das Phantom, eine Nachſuchung werde zur Folge haben, daß die Gebeine ſeiner ermordeten Kinder nun eine würdigere Ruheſtätte erhalten würden. Die Empfänglichkeit des Profeſſors für geiſterhafte Einwirkung ſcheint aber ſehr unvollkommen geweſen zu ſeyn, weil er die Worte des Geiſtes nicht vernahm, und erſt ein Zufall bei'm Einheizen des Ofens ergänzen mußte, was das Geſpenſt, den Seher errathen zu laſſen, unvermögend geweſen war.

---

*) Die Quelle, welche wir benutzten, iſt mehrerwähnter Jarvis, welcher einen deutſchen Grafen, Namens Falkheim, dieſe Geſchichte, als aus dem Munde des Königsberger Profeſſors ſelbſt gehört zu haben, einem Sir Nathanael Wraxal erzählen laßt; mit unbedeutender Abweichung iſt ſie auch in Kieſer's Archiv (VIII.) aufgenommen.

Criminalacten enthalten zahlreiche Beiſpiele, daß Ermordete mittelbar durch einwirkende Träume auf andere Weiſe zur Entdeckung ihrer Mörder beigetragen. Wir beſchränken uns hier nur auf die Aufzählung einiger wenigen dieſe Wahrheit beſtätigenden Fälle.

1.

Herrmann führt in ſeinen **Responsis** (Thl. II. S. 90 ff.) aus den Inquiſitionsacten, die vor dem gräfl. Amte Reichenfels im Jahre 1720, 1721 ꝛc. ergangen, folgenden Bericht auszugsweiſe an:

„So geſchah zu Hohenleuben den 3. October 1720 die Ausſage und Anzeige von Jakob Jahn von Langen-Wezendorf, welcher der leibliche Vater des inhaftirten Mörders Hanns Adam Jahn war, daß ſeine ermordete Schwiegertochter Dorothea Jahnin, jetzt nach dem Tode in ſeinem Hauſe zu Langen-Wezendorf ſich ſchon zweimal habe ſehen laſſen, und zwar jedesmal an einem Sonnabend, an welchem Wochentage ſie ermordet worden. Das Erſtemal ſey es vor eben 4 Wochen geſchehen, da ihm ihr Geiſt, als er Abends um 9 Uhr in den Hof gehen wollen, erſchienen, der eben ſo ausgeſehen, wie ſeine ermordete Schwiegertochter, in ihrer Geſtalt und Kleidung, wie ſie in ihrem Leben gegangen war. Hinter dem Holzſchuppen ſey ſie hervorgekommen, und als er ſie erblickt, wäre er erſchrocken wieder in die Stube gegangen. Vierzehn Tage hernach, gleichfalls an einem Sonnabend, habe Deponent ſein Enkelchen, einen Knaben von 3½ Jahren, auf den Boden zu Bette gebracht; als er nun in die Bodenkammer hineingekommen, habe er die Ermordete abermals erblickt, die auf der Lade bei'm Bette geſeſſen und gleich nach ſeinem Eintritte geſagt: „Ach Vater! unſer Hanns Adam!“ Obgleich er hierüber erſchrocken, habe er doch ſo viel Muth behalten, das Kind zu Bette zu tragen und hineinzulegen, da dann die Ermordete wieder geſagt: „Ach, die Alte! die Alte! die hat ihn verführt;“ und glaubte Deponent, ſie habe hierdurch die mit ſeinem Sohne in Verdacht lebende und mit inhaftirte Sybilla Sterzelin gemeint. Indem Deponent das Kind in's Bett gelegt, habe auch der Geiſt geſprochen: „Ach! mein Kind, mein Kind!“ und ſey ihm ſo nahe geweſen, daß er ihn mit der Hand hätte greifen können. Hierauf habe er ſich zur Thüre gewendet, worauf der Geiſt abermals geredet und geſagt: „Vater, fürchtet Euch nicht!“ Er ſey alsdann in die Stube zu ſeinem Weibe gegangen, habe derſelben jedoch die ganze Begebenheit verſchwiegen, weil ihre Furchtſamkeit ſie dann gewiß aus dem Hauſe vertrieben hatte. Allein das Kind hatte es Tages darauf ſelbſt verrathen, indem es zu ſeiner Frau geſagt: „Großmutter, geſtern war meine Mutter droben und redete mit dem Großvater,“ worüber ſeine Frau auch ganz ſtutzig geworden, daß er genug zu thun gehabt, es ihr wieder auszureden. Deponent blieb dabei, daß es kein Blendwerk geweſen, ſondern alles ſey in der That geſchehen; er hätte mit ſeinen Augen, und da er Licht bei ſich gehabt, den Geiſt wirklich geſehen, auch mit ſeinen Ohren reden hören. Das dritte Mal erſchien ſie wieder Sonnabends vor 8 Tagen, als Deponent Abends 9 Uhr ſein Enkelchen auf dem Boden zu Bette brachte und er mit einem Unſchlittlicht eintrat. Der Geiſt ſaß am Fußende des Bettes des Kindes und ſah ebenſo aus, wie bei ſeiner vormaligen doppelten Erſcheinung. Er fing ſogleich zu reden an und ſagte: „Kommſt Du, mein Söhnle!“ Deponent ſey erſchrocken und habe etwas an der Thüre verweilt, jedoch ſich endlich ein Herz gefaßt und zu dem Geiſt geſagt: „Dore, ich frage Euch im Namen Gottes, was iſt Euer Begehren?“ worauf der Geiſt ganz deutlich geantwortet: „Weh' der alten Sterzelin, die meinen Mann verführte, daß er mir gram geworden und dieſe That an mir begangen.“ Gleich darauf habe ſie geäußert: „Ich bin Euch nun zweimal erſchienen, weil ich keinen beſſern Freund gehabt, als Euch; nehmt das Kind in Acht, Ihr werdet es nicht lange ziehen." Deponent habe hierauf unerſchrocken das Kind auf's Kopfende des Bettes gelegt und geſagt: „Im Namen Gottes!" Dabei habe er gezittert, geſeufzt und ſey zur Kammerthüre hinausgeeilt, worauf der Geiſt nochmals geſprochen: „Vater, weint nicht, befehlet es Gott, in meinem Leben habe ich es auch Gott befohlen." Hierauf ſey Deponent wieder in die Stube hinuntergegangen, wäre jedoch den ganzen Tag darauf kränklich geweſen, und ſey in der Kirche ihm ganz übel geworden. Dieſe Ausſage wurde vom Deponenten in Gegenwart des Pfarrers Subſtituti Jordans mit gewöhnlichen Ceremonien beſchworen."

Dieſe Geſchichte ſcheint, ſo wunderbar ihr Inhalt lautet, doch nicht gegen die Wahrheit zu verſtoßen; denn die dreimal wiederholte Erſcheinung, ſo wie der Umſtand, daß das Kind den Geiſt ebenfalls geſehen und gehört, laſſen die Vermuthung eines Spieles der müſſigen Einbildungskraft nicht aufkommen. Der Denunciant beſchwur auch gerichtlich die ganze Sache, und durch ſeine Ausſage konnte er unmöglich einen Vortheil erzielen. Was hätte ihn alſo zu einem falſchen Eide verleiten können?

2.

Webſter citirt in ſeiner Schrift „Unterſuchungen von Hexereien" S. 523 das Chronicon des Richard Baker, Behuf's folgender Anecdote: „Im Jahre 1663 war Johann Waters, Gärtner zu Lower-Darven im Herzogthume Lancaſter, vermöge ſeines Berufes geraume Zeit vom Hauſe abweſend. Sein Weib gerieth während dem in Verdacht, daß ſie mit einem Manne, Namens Aegidius Haworth, verbotenen Umgang pflege. Dieſer ſammt Waters's

Weibe beſchloſſen, ihren Ehemann aus dem Wege zu räumen, und erkauften daher einen armen Mann, Namens Ribcheſter, der die Mordthat vollziehen ſollte. Sie führten, als Waters nach Hauſe gekommen und ſich zu Bette verfügt hatte, den gedungenen Mörder zu Waters. Da aber jenem das Gewiſſen erwachte, als er den Waters zwiſchen zwei Kindern liegen ſah, wollte er ſeinem Verſprechen nicht nachkommen. Aegidius nahm daher ſelbſt die Axt und vollzog den Mord. Der Leichnam wurde in einem Kuhſtalle verſcharrt, und als die Wittwe um ihren Mann befragt wurde, entſchuldigte ſie ſich mit Unwiſſenheit über ſein langes Außenbleiben. In demſelben Dorfe lebte ein Bauer, Thoms Haworth. Dieſer erzählte ſeiner Frau, er habe ſchon mehrere Nächte unruhige Träume, deren Gegenſtand Waters wäre. Seine Frau bat ihn, keinen Gebrauch davon zu machen. Doch hatte er oft Gelegenheit, am Hauſe des Ermordeten vorbeizugehen. Einſt ging er in das Haus und fand daſelbſt einen Nachbar, der zu ihm ſagte: Man ſpricht, Waters ſoll unter dieſem Steine — er wies dabei auf den Heerd — liegen, worauf Haworth verſetzte: Und mir träumte, er ſoll unter einem Steine nicht weit von hier liegen. Weil nun der Richter des Dorfes, Myles Aſpinall, gegenwärtig war, nöthigte dieſer den Haworth, ſeinen Traum umſtändlicher zu erzählen, welcher darin beſtand, daß er binnen 8 Wochen — ſo lange war der Mord geſchehen — mehrere unruhige Träume gehabt, die alle zum Inhalt hatten, es wäre Waters umgebracht worden, und liege unter einem breiten Steine im Kuhſtalle begraben. Der Richter ließ hierauf nachſuchen und fand den Leichnam an der bezeichneten Stelle. Ribcheſter und Aegidius Haworth retteten ſich mit der Flucht; an der Anna Waters aber wurde das Urtheil, daß ſie verbrannt werden ſollte, vollzogen.

3.

Ebendaſelbſt, S. 529, erzählt Webſter eine ähnliche Begebenheit: Im Jahre 1632 wohnte nicht weit von Cheſter an der Landſtraße ein wohlbegüterter Mann, Namens Walker. Dieſer hatte eine junge Verwandtin, Maria Walker, als Haushälterin bei ſich. Die Nachbarn argwohnten, ſie ſey von ihm geſchwängert worden. Ihr Vetter dachte nun darauf, ſich ihrer zu entledigen. Sie wurde eines Abends mit dem Kohlengräber Marcus Sharp, welcher von Blakeburn, im Herzogthume Lancaſter, gebürtig, fortgeſchickt, von welcher Zeit an Niemand von ihr etwas ſah und hörte. Ungefähr 2 Meilen Weges von Walker's Wohnſitz lag eine Mühle, deren Beſitzer Jakob Graham hieß. Dieſer war im folgenden Winter in ſeiner Mühle noch ſpät zur Nacht allein und ſchüttete Korn auf. Als er nun die Mühltreppe herunterging, ſah er — obſchon alle Thüren verſchloſſen waren — unten eine Weibsperſon vor ſich ſtehen, deren Haare um den Kopf herumhingen, welcher ganz blutig ausſah, auch fünf große Wunden zeigte. Ueber dieſe Viſion zwar ſehr erſchrocken, beſaß er doch ſoviel Geiſtesgegenwart, um die Geſtalt anzureden: wer ſie wäre, und was ſie wolle? Sie antwortete: „Ich bin der Geiſt der Maria Walker. Nachdem mein Vetter, bei dem ich mich aufgehalten, mir die Unſchuld geraubt und ich einen Zeugen unſeres Fehltrittes unter dem Herzen trug, bediente er ſich mit verführeriſcher Sprache des Fallſtrickes, mir vorzuſpiegeln, er wolle mich an einen unbekannten Ort ſenden und mich daſelbſt ſo lange verpflegen laſſen, bis ich das Kind geboren habe und an Kräften wieder zunehmen werde, damit ich alsdann bei der Rückkehr die Haushaltung weiter beſorgen könne. Ich fand kein Bedenken, in Begleitung des von ihm mir empfehlenen Mannes, Marcus Scharp, an einem Abende mich zu entfernen. Dieſer führte mich an einen Moraſt — hier nannte das Geſpenſt den dem Müller wohlbekannten Ort — und ſchlug mich mit einer Picke, womit man Kohlen zu graben pflegt, auf das Haupt, gab mir fünf Wunden und warf meinen Körper hierauf nahe dabei in ein Kohlenbergwerk. Die Hacke verſteckte er unter einem Felſen, und weil ſeine Schuhe und Strümpfe ſehr blutig wurden, bemühte er ſich, dieſe abzuwaſchen. Indem aber ſein Vorhaben nicht recht vorwärts gehen wollte, verſteckte er die blutigen Schuhe an demſelben Orte." Der Geiſt verlangte, nachdem er dieſe Erzählung beendet, der Müller ſolle die Sache offenbaren, widrigenfalls ſie wieder erſcheinen und ihn mit ihrer Gegenwart beängſtigen werde. Traurig ging der Müller nach Hauſe, trug jedoch Bedenken, von dem Vorfalle etwas zu offenbaren. Kurze Zeit darnach begegnete ihm bei'm Einbruche der Nacht abermals dieſe Erſcheinung und drohte ihn ferner zu verfolgen, ſo er ihren Wunſch nicht erfüllen werde. Demungeachtet beharrte der Müller bis zum Thomastage vor Weihnacht im Stillſchweigen. Nach Sonnenuntergange erſchien der Geiſt wieder, beſtimmte aber diesmal den Müller, am folgenden Tage die Anzeige des Geſchehenen vor Gericht zu machen. Er unterrichtete wirklich am nächſten Morgen die Obrigkeit von allen dieſen Mord betreffenden Umſtänden. Man fand auch den Körper der ermordeten Maria Walker mit den fünf Wunden im Haupte in der Kohlengrube, ſowie auch die Hacke nebſt Schuhen und Strümpfen. Walker und Marcus Sharp wurde in Verhaft genommen, und obſchon ſie nicht bekennen wollten, erfolgte doch endlich die Verurtheilung und Hinrichtung.

Zweiflern könnte jedoch hier die Frage nicht verwehrt ſeyn, ob etwa der Müller auf unbekannte Weiſe Nachricht von den Umſtänden des Mordes erhalten, und um nicht die Perſon zu compromittiren, die ihn davon in Kenntniß geſetzt, eine Geiſteroffenbarung erdichtet haben möchte?

4.

Dr. Mather erzählt in ſeinen „Wonders of the invisible world*)“: Es war am 2. Mai 1687, als ein junger Mann, Namens Joſeph Beacon um 5 Uhr Morgens, wachend im Bette liegend, eine Erſcheinung von ſeinem Bruder hatte, der damals zu London war, während er ſelbſt um dieſe Zeit ſich tauſend Meilen davon zu Boſton befand. Dieſer ſein Bruder erſchien ihm Morgens 5 Uhr zu Boſton in einem bengaliſchen Oberrocke, welchen er gewöhnlich zu tragen pflegte, und ein Taſchentuch um den Kopf gewunden. Sein Geſicht war bleich und geiſterhaft und an der Seite der Stirne zeigte ſich eine blutige Wunde. „Bruder!“ rief Joſeph erſchreckt, „was iſt es? wie kommſt Du hierher?“ Die Erſcheinung antwortete: „Ich bin auf eine grauſame Weiſe von einem Menſchen ermordet worden, dem ich nie ein Leid zugefügt hatte.“ Hierauf folgte eine Beſchreibung des Mörders, und der Geiſt fügte hinzu: „Dieſer Mann wird unter einem fremden Namen nach Neuengland herüber kommen; ich bitte Dich nun, von dem Gouverneur einen Befehl auszuwirken, den Mann, ſobald er das Land betritt, verhaften zu laſſen. Dann klage ihn als den Mörder Deines Bruders an, ich will Dir beiſtehen und Deine Klage beweiſen.“

---

*) Ein Auszug aus deſſen, im Jahre 1702 erſchienener, Kirchengeſchichte von Neuengland.

Als die Erſcheinung verſchwunden war, zeig'te ſich Beacon über das, was er geſehen und gehört, höchlich erſtaunt, und die Seinigen bemerkten ſeitdem nicht nur eine ungewöhnliche Veränderung an ihm, ſondern gaben mir auch einen vollſtändigen Bericht über Alles, was er ihnen von der Erſcheinung mitgetheilt hatte. Lange Zeit erfuhr Beacon nichts über ſeinen Bruder aus England, als er zu Ende des Juni die Nachricht erhielt, daß ſein Bruder vergangenen April Abends ſpät noch ſchnell einen Ausgang gemacht habe, um für eine Dame eine Kutſche zu beſtellen, wobei er an einem betrunkenen Burſchen vorbeirannte, der ſein Mädchen am Arme führte. Dieſer glaubte ſich durch das ſchnelle Vorbeirennen Beacon's beleidigt, eilte in eine benachbarte Taverne, wo er eine Feuerzange vom Kamine nahm, mit der er Beacon am Schädel verwundete, gerade an der Stelle, wo die Erſcheinung die Wunde gezeigt hatte. In Folge dieſer Wunde ſtarb er nach einem kurzen Krankenlager am 2. Mai 5 Uhr Morgens zu London. Der Mörder mußte, wie die Erſcheinung zu verſtehen gab, im Sinne gehabt haben, die Flucht zu ergreifen; er wurde aber von den Freunden Beacon's ergriffen und vor Gericht geſtellt; durch den Beiſtand einiger Freunde jedoch kam er mit dem Leben davon. Seitdem hat man nichts Weiteres über die Sache vernommen.

Dieſe Geſchichte hat Mather von Joſeph Beacon ſelbſt einige Zeit vor deſſen Tode, der nicht lange nachher erfolgte, ſchriftlich und mit ſeiner Unterſchrift verſehen, mitgetheilt erhalten.

Bekannt iſt die auch auf chriſtliche Völker von dem alten Orient überkommene Meinung, daß das Bluten eines Erſchlagenen die Gegenwart des Mörders anzeige. Dieſer Gegenſtand hat auch eine wiſſenſchaftliche Behandlung zu verſchiedenen Zeiten erfahren *), und anſtatt aus Webſter **) Beiſpiele zur Begründung dieſer Meinung aufzuführen, beſchränken wir uns darauf, ein aus der Tagesgeſchichte entnommenes Zeugniß anderer Art für die Möglichkeit, daß der Körper des Ermordeten ſeinen Mörder verrathen könne, hier reden zu laſſen:

Die Wiener Theaterzeitung theilt unterm 2. Mai 1840 ihren Leſern aus Hamburg mit: „Ein intereſſanter Kriminalfall hat in dieſem Augenblicke die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Die Entdeckung einer Brandſtiftung auf einer ſogenannten Saalwohnung in der dichtbewohnten Neuſtadt im vorigen December, hatte die Verhaftung eines der Mitbewohner veranlaßt, gegen welchen im Laufe der wider ihn eingeleiteten Unterſuchung Anſchuldigungen und Verdächtigungen vielfacher anderer Verbrechen erhoben wurden. Hierzu gehörte die, vor drei Jahren ſeine damalige Braut vergiftet zu haben, um ſeine jetzige Frau zu heirathen. Nachdem er der Brandſtiftung überführt worden, gelang es auch, ihn zum Geſtändniſſe der Vergiftung zu bringen, und zwar unter Umſtänden, die freilich die Beibringung eines Giftes außer Zweifel ſtellen, nicht aber die Art des Giftes ſelbſt und ſeiner Wirkungen. Es mußte deshalb zur vollſtändigern Herſtellung des Thatbeſtandes eine Unterſuchung des Leichnams wünſchenswerth erſcheinen, deſſen Nachſuchung und Ausgrabung hierauf von den Behörden angeordnet wurde. Obgleich, wie erwähnt, ſchon ſeit drei Jahren unter der Erde, wurde die Leiche dennoch in unverſehrtem Zuſtande gefunden, ſo daß eine förmliche Obduction möglich war. So weicht die Natur zuweilen von ihren Geſetzen ab, um gegen einen Mörder Zeugniß abzulegen.“

---

*) Th. Kirchmayeri diss. phys. de cruentatione cadaverum, womit vgl. Greg. Horst de cruent. cadav.

**) Unterſuchungen von Hexereien S. 16 §. 28 ff.

Wenn uns die tägliche Erfahrung lehrt, daß der Wunſch, einen entfernten ſehnlichſt erwarteten Lieben vor dem Abſchiede aus dieſer Welt noch ſehen zu wollen, den eilenden Tod noch Tage hindurch aufzuhalten vermag, ſollte die nach der Trennung vom Körper kräftiger wirkende Seele nicht die Verweſung noch einige Zeit aufzuhalten vermögen, wenn ſie bei dem ihr nun möglichen freiern Blicke in die Zukunft das Schickſal ihres Beleidigers vorherſieht und daher den gegen ihn zeugenden Beweis bis dahin aufſparen will? Die Seele des Ermordeten nimmt das Rachegefühl gegen den Mörder mit in's Grab, eben weil im Verſcheiden des Körpers dieſer Gedanke den Ermordeten ausſchließlich beſchäftigte. Und ſo haben die alten Kabbaliſten Recht, welche behaupten, daß die ganze Natur des Ermordeten in Aufruhr gegen den Mörder gerathe, und aus 1. Moſ. 4, 10 zu beweiſen glauben, daß die Seele des Ermordeten um Rache zu Gott ſchreie; ferner, übereinſtimmend mit andern Völkern, daß das Blut des Ermordeten in großer Aufwallung gerathe, beſonders, wenn der Mörder ſich ihm nähert, und ſo lange der Mörder nicht gerichtet iſt, der Ermordete nicht zur Ruhe kommen, und nicht eher verweſen könne, bis der Mörder gerächt iſt *); und wenn ſie dabei auf Spr. 28, 17 ſich berufen, daß die Ver-

---

*) Molitor's Philoſ. d. Geſch. III. S. 344.

folgung des Mörders durch die Seele des Ermordeten eine fortwährende ſey. Daher hieß der nächſte Anverwandte des Getödteten, welcher den Mörder zu verfolgen verpflichtet war (4. M. 35, 19) Goel, d. i., Erlöſer, weil nur er, und zwar durch den Tod jenes Mörders, die Seele des Ermordeten zur Ruhe bringen konnte.

Todte halten Wort.

Von den magnetiſch Schlafenden iſt bekannt, daß ſie ſich nicht allein aller Umſtände, die ihnen während des Wachens begegneten, mit vorzüglicher Genauigkeit erinnern, ja ſogar in Zeiten zurück, wohin die gewöhnliche Erinnerung nicht reicht, die kleinſten Begebenheiten angeben können*). Sollte bei den vielen Aehnlichkeiten, die ſich in den Erſcheinungen des Somnambulismus und des Sterbens darbieten, nicht auch anzunehmen ſeyn, daß die abgeſchiedene Seele noch heller vor- und auch rückwärts zu blicken vermöge? Wohl wird ſie auch der geringfügigſten Handlung, des unbedeutendſten Wortes, das ſie geſprochen, ſich erinnern. An Beiſpielen für die Wahrheit dieſer Behauptung fehlt es keineswegs. Stilling im „geheimnißvollen Jenſeits (S. 22 und 203)," theilt zwei hierher gehörende Fälle mit.

1.

Zwei junge Leute waren auf der Univerſität Tübingen durch gleiche Studien und Sympathieen in ein Freundſchaftsverhältniß getreten, welches nach zwei Jahren durch einen Zufall geſtört wurde. Albert glaubte den Beweis einer Indiscretion von Seiten Eduard's erhalten zu haben. Albert machte dem Freunde heftige Vorwürfe und erklärte in einem Schreiben, daß er ihn nicht mehr als ſeinen Freund betrachten könne. Eduard fühlte nur zu ſehr, wie der Schein gegen ihn ſey. Auch konnte er ſich nicht verhehlen, daß er nicht mit derjenigen Offenheit an ſeinem Freunde gehandelt, die dieſer um ihn verdient. Er war ſich aber auch bewußt, daß ſein Fehler ein verzeihlicher und nicht ſo groß geweſen ſey, wie er in den Augen ſeines Freundes erſchien. Das einem Dritten gegebene heilige Verſprechen der Verſchwiegenheit erlaubte ihm jedoch nicht, Albert das Mißverſtändniß nach allen Theilen auseinander zu ſetzen. So begegnete er ſich, an Albert zu ſchreiben, daß, wenn er auch gegen ihn gefehlt habe, er doch ſeiner Freundſchaft nicht unwerth ſey, und daß vielleicht die Alles enthüllende Zeit ihm dies beweiſen werde. Albert fühlte ſich zu ſehr verletzt, um auf dieſe allgemeine Behauptung hin ſeine jetzigen Geſinnungen gegen Eduard zu ändern, an deſſen Schuld er nun um ſo weniger zweifele, da er nichts Genügendes zu ſeiner Rechtfertigung angeführt hatte. Eduard erhielt keine weitere Antwort, und Albert vermied es ſichtbar, mit Jenem irgendwo zuſammenzutreffen.

---

*) Schubert's Nachtſ. d. Naturw., S. 280.

Tief bekümmert, den geliebten Freund durch ein Mißverſtändniß zu verlieren, und ſchmerzlich von dem Gedanken gepeinigt, ſelbſt deſſen Achtung verſcherzt zu haben, ſchrieb Eduard nochmals an Albert, betheuerte wiederholt ſeine Unſchuld und ſchloß mit den Worten: „Du wirſt Dich einſt, und wäre es auch erſt nach meinem Tode, überzeugen, daß, ſo ſehr der Schein auch gegen mich iſt, ich doch im Ganzen ſchuldlos und Deiner Freundſchaft werth bin.“

Bald hierauf reiſ'te Albert nach Berlin, um daſelbſt ſeine Studien fortzuſetzen, Eduard aber kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück, um ſich dort für ſeine bevorſtehende Prüfung vorzubereiten.

Ein halbes Jahr war bereits verfloſſen, ohne daß die beiden getrennten Freunde etwas von einander gehört hätten; und es überraſchte daher Albert nicht wenig, als er, eben im Begriffe, in ein Collegium zu gehen, das von 11 bis 12 Uhr geleſen wurde, Eduard, den er weit von Berlin wegglaubte, in derſelben Straße gegen ſich kommen ſah.

Unſchlüſſig, ob er ſeinen frühern Freund, der ihm ſo unverhofft fern vom Vaterlande begegnete, grüßen oder ihn ignoriren ſollte, näherten ſich beide einander. Da aber Albert in Eduard's Geſicht eine Verlegenheit bemerkte, als ſie ſich Aug' in's Auge ſahen und er den erſten Gruß von Eduard erwarten zu können glaubte, dieſer aber nicht erfolgte, ſo gingen Beide, ohne ſich zu grüßen, an einander vorüber.

Albert trat nun, es ſchlug eben eilf Uhr, in das Collegium und theilte dort ſeinen Landsleuten die Ankunft Eduard's in Berlin mit. Keiner hatte ihn noch geſehen, und auch in den folgenden Tagen fand ſich keine Spur von demſelben; dagegen erhielt Albert einen Brief aus ſeiner Heimath, der ihn von dem ſchnellen Tode Eduard's in Kenntniß ſetzte, welcher an demſelben Tage und zu derſelben Stunde erfolgt war, wo die Erſcheinung Eduard's in der Straße zu Berlin ſtattgefunden hatte.

2.

Der Baron von K . . . hatte die Gewohnheit, ſowohl ſich ſelbſt, als Andern von Zeit zu Zeit die Haare vom Nacken kopfaufwärts zu ſtreichen. Sein Freund, der noch lebende Graf von M . . ., mochte dies nicht leiden und verbat ſich ſolches mehrmals allen Ernſtes, aber ſtets ohne Erfolg. Da erklärte er demſelben endlich, er werde ſich dieſe ihm äußerſt unangenehme Sitte nicht mehr gefallen laſſen. Gut, ſagte Baron von K . . . empfindlich, ſo werde ich Dir das Haar noch einmal in die Höhe ſtreichen, Du magſt es leiden wollen oder nicht und — ſollte es in meiner Todesſtunde ſeyn.

Beide lachten, und der Graf äußerte ſcherzend, wenn er ihm bis dahin Ruhe laſſe, dann möge er, wenn er könne, ſeine Drohung immerhin erfüllen, und ſomit war die Sache lachend abgethan. Einige Jahre hernach ward der Baron plötzlich krank, ohne daß der Graf etwas davon erfuhr. Frühmorgens eben im Begriffe aufzuſtehen, that der Graf plötzlich einen lauten, durchdringenden Schrei. „Was iſt's?“ ruft deſſen Gemahlin und eilte zum Bette. „Und haſt Du es denn nicht gehört?“ ſagte er, eben hat mir eine eiskalte Hand mit den Worten: „So ſtirbt man!“ meine Haare von dem Nacken in die Höhe geſtrichen. Er erinnerte ſich jenes Scherzes augenblicklich und ſetzte, gegen ſeine Gemahlin gewandt, betroffen und nicht ohne ſichtbare Gemüthsbewegung hinzu: „Unſer Freund hat Wort gehalten — jetzt iſt ſein Scherz, ſeine Drohung erfüllt — ja, ja! er iſt gewiß in dieſem Augenblicke geſtorben.“

Tag und Stunde dieſes bewundernswürdigen Ereigniſſes wurden ſogleich auf das Genaueſte aufgezeichnet. Nach ungefähr zehn Tagen kam die

Nachricht von ſeinem Tode. Er war in derſelben Stunde geſtorben.

Dieſe Geſchichte — fügt unſer Gewährsmann am Schluſſe hinzu — iſt durch glaubwürdige Perſonen außer Zweifel geſetzt. Freiherr von Benningen und ſeine Gemahlin, ſo wie Hofrath Heker, beſtätigen ſie auf's Feierlichſte.

In dieſe Categorie der Viſionen gehören auch die oft wiederkehrenden Beiſpiele von

Verabredeten Erſcheinungen nach dem Tode.

1.

Der bekannte Hiſtoriker Johannes von Müller erwähnt in ſeinen Briefen an Eltern und Geſchwiſter einer von Baronius in deſſen Annalen mitgetheilten Thatſache aus dem Leben des Michael Mercato. Dieſer erzählt: „Mein Großvater gleiches Namens war des Marſiglio Ficino *) vertrauter Freund. Einſt, als dieſer den Plato überſetzte, disputirten ſie bis in die Nacht über die Stärke oder Schwäche der Vernunftgründe für die Unſterblichkeit; endlich gingen ſie auseinander, nachdem ſie mit ge-

---

*) Ein berühmter Arzt, Philoſoph und Theolog, geb. zu Florenz 1433, lehrte an der von Cosmo um 1440 geſtifteten Academie die Platoniſche Philoſophie. In ſeiner Theologia Platonica führte er mehrere Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele aus. Er ſtarb zu Carregi bei Florenz 1499.

gebener Hand ſich gelobt, welcher von ihnen zuerſt ſterbe, ſolle, wo möglich, dem Andern ein Zeichen geben. Mehrere Jahre nach dieſem, eines Morgens, ſaß mein Großvater ſtudirend in ſeinem Zimmer. Plötzlich Geklapper eines in den Hof hereintrappenden Roſſes, und die wohlbekannte Stimme des Freundes: „**O Michael, Michael, vera sunt illa!**“ (O Michael, Michael, wahr iſt Jenes!) Er ſchnell an's Fenſter. Rücklings noch ſah er den Marſiglio im weißen Kleide auf dem Schimmel, vergebens ihm nachrufend. In derſelben Stunde war zu Florenz Marſiglio geſtorben.

2.

Friedrich von Meyer*) theilt aus einer handſchriftlichen Nachricht eine der vorigen Geſchichte ziemlich ähnliche mit: „In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ging der Würtembergiſche Magiſter der Theologie Sch. als däniſcher Miſſionär nach Oſtindien. Er hatte zu Hauſe einen vertrauten Freund. Beide verbanden ſich mit einander, daß derjenige, welcher von ihnen Beiden zuerſt ſterben würde, dem Hinterlaſſenen von ſeinem Befinden in der Ewigkeit Nachricht geben ſollte. Als Sch. einige Jahre in Oſtindien war, lag ſein Freund Nachts im Bette und wachte; plötzlich ging die Thüre ſeines Zimmers auf, und eine weiße Figur ſtand vor ihm, welche zu ihm ſprach: Ich bin Sch., ich fühle mich unausſprechlich ſelig, aber unſere Verabredung hat mir viele Seufzer ausgepreßt. — Ein halbes Jahr hernach kam die Anzeige, daß Sch., und zwar um eben dieſe Zeit, geſtorben ſey.

---

*) Blätter f. höhere Wahrheit, I., S. 374.

3.

Es war in Königsberg ſeiner Zeit eine überall bekannte Sache, daß der jüngere Dr. Dreier ſeinen Vater auf deſſen Todbette ausdrücklich erſucht hatte, daß er ihm drei Tage vor ſeinem Tode erſcheinen möchte, welches ihm denn der Vater auch heilig verſprochen hatte. Zwei Jahre hierauf ward gedachter Dr. Dreier krank, doch ſo, daß Niemand ſeine Krankheit für gefährlich hielt, indem er noch ein ſtarker junger Mann und etliche dreißig Jahre alt war. Während dieſes ſeines Krankenlagers beſuchten ihn eines Tages mehrere Freunde. Bei'm Abſchiede wurden ſolche von einem Hausgenoſſen und Bedienten bis zur Hausthüre begleitet, ſo daß ſich für dieſen Augenblick der Patient ganz allein im Zimmer befindet. Als aber die Domeſtiken wieder zurückkommen, treffen ſie ihn ſehr alterirt, ganz blaß, entſtellt und in einem merklich veränderten Zuſtande an, von demjenigen, worin ſie ihn kaum vorher verlaſſen hatten. Auf Befragen erzählte er mit zitternder Stimme: Sein ſeliger Vater ſey ihm während der Zeit erſchienen, und nun werde er, der getroffenen Verabredung gemäß, unfehlbar über drei Tage ſterben müſſen, wobei er (der Kranke) die Warnung hinzugefügt, daß doch ja Niemand dergleichen von Sterbenden verlangen möchte, weil er bei Erſcheinung ſeines Vaters ſelbſt in Schrecken und Entſetzen gerathen und auch die Geſtalt ſeines Vaters ihm wehmüthig vorgekommen, woraus er ſchließe, daß derſelbe nur höchſt ungern ſeinem Verſprechen nachgekommen und noch einmal auf dieſer Welt erſchienen ſey. Drei Tage nach dieſer Erſcheinung ſtarb der junge Dr. Dreier*).

---

*) Stilling's geheimnißv. Jenſeits, S. 194.

4.

Der Prediger Happach führt in ſeinen „Materialien zur Erfahrungsſeelenkunde“ (Bd. I., S. 97) ein ähnliches Beiſpiel aus dem Bereiche ſeiner eigenen Erfahrungen an: Herr Prediger Schubig ſtarb vor ein paar Jahren in Oranienbaum. Er badete ſich in einem flachen Waſſer und ward, darin ſitzend, todt gefunden. Er ſuchte bei der Hitze im Sommer gewöhnlich eine ſchnelle und ſtarke Abkühlung. Ich hatte ihm manchmal vorhergeſagt, daß er auf dieſe Art einmal leicht ſeinen Tod finden könne. Er war vorher Prediger zu Drohndorf in meiner Nachbarſchaft. Wir lebten in der genaueſten freundſchaftlichen Verbindung, und der Gegenſtand unſerer Unterhaltung war gewöhnlich wiſſenſchaftlich. Er ſprach gern vom künftigen Zuſtande des Menſchen nach dem Tode, ward aber gewöhnlich bei ſolchem Geſpräche ſehr unbehaglich, weil er in einzelnen Puncten die Gewißheit nicht fand, deren er nöthig zu haben glaubte. Weil mir in mancherlei Betracht die Reſultate ſolcher Unterredungen ſehr gleichgültig ſchienen, ſo behauptete ich ſehr oft das Gegentheil von dem, was er glaubte annehmen zu müſſen, theils das Geſpräch zu unterhalten, theils ihn vor übler Laune zu verwahren. Ich, älter als er und alſo nach Wahrſcheinlichkeit auch dem Tode näher als er, ſagte ihm alsdann öfters: „Warten Sie nur, wenn ich todt bin, werde ich Ihnen Nachricht geben.“ Dies erſchütterte ihn gewöhnlich, und er proteſtirte mit freundſchaftlicher Innigkeit ſo gegen dergleichen Nachricht, daß wir zuletzt Beide lachen mußten, und ich ihn dann wieder in eine ganz gute Laune verſetzen konnte, wenn ich ihm verſicherte, daß, wenn er eher ſtürbe, als ich und er mir Nachricht geben könnte, ich ſolches gar nicht verbitten wollte.

Er ſtarb, und ſein Tod afficirte mich ſo, als kaum irgend ein anderer Sterbefall eines Freundes es gethan hatte. Aus den angeführten Umſtänden kann man ſchließen, daß der Mann für mich viel Intereſſe hatte, und ich beſchäftigte mich auch jetzt noch viel mit ihm — aber ich kann verſichern, daß ich nicht weiß, ob in dieſer Zeit nach ſeinem Tode mir der Gedanke wieder lebendig geworden wäre: daß er mir Nachricht geben ſollte, wenn er eher ſtürbe, als ich.

Mehrere Wochen nachher, als ich über ſein tragiſches Ende ſchon wieder ganz kalt dachte, lag ich des Abends im Bette, ohne an ihn zu denken, in einem Mittelzuſtande zwiſchen Schlaf und Wachen, ſo wie man wachend wohl manchmal in einem Zuſtande der Abſtraction iſt, da man weiß, daß man wacht, da aber Organiſation und Seele nur ſcheinen bei einander zu liegen, ohne daß Eins auf das Andere wirkt, da man Seiner ſich bewußt und auch nicht bewußt zu ſeyn ſcheint, und wo das nachdenkende Bewußtſeyn erſt dann wiederzukommen ſcheint, wenn die Senſation durch einen andern ſinnlichen Gegenſtand gereizt und erweckt wird. Der lebende Freund, wenn er mir ſeine freundſchaftlich-gutmüthige Empfindung mit Worten nicht ausdrücken wollte oder konnte, legte ſich öfters an mich, drückte ſeine Wange an die meinige und ließ ſeine Empfindung durch einen unartikulirten ſanftlauten Ton in die meinige überfließen. Als ich, wie geſagt, im Bette, in dem beſchriebenen Zuſtande lag, kam Jemand und legte ſich von hinten an mich. Mit Bewußtſeyn fühlte ich, daß dieſes geſchah und dachte, wer iſt das? Ich lag allein; und in demſelben Augenblicke fragte ich auch gleich: Sind Sie es? und meinte, Schubig, ohne daß ich weiß, wie ich zu dieſer beſtimmten Frage kam, da ich vorher nicht an ihn dachte. Er drängte ſich nur noch näher an, legte das Geſicht an das meinige, wie er es, nach voriger Anzeige, manchmal lebend machte, und antwortete mit eben dem vorher angeführten Tone und ſchien ſich noch feſter anzudrücken. Ich wollte auf eine neue Frage denken, wegen des Worthaltens — aber ſie verlor ſich den Augenblick — und ich fragte etwas geſchwinde: wie geht es Ihnen? Er antwortete ſo leiſe, daß ich es nicht verſtehen konnte und ich mich anſtrengte, Etwas davon zu vernehmen. Nun wachte ich auf, blieb mir des Gefühls ſeines Naheſeyns noch einige Augenblicke bewußt — und es verſchwand ebenſo, wie das Gefühl eines uns umarmenden und ſich dann von uns trennenden Freundes, dem Etwas aus uns nachzuſtrömen ſcheint.

5.

Im März 1824 — erzählt Lüderitz — ſtarb meine Frau nach neunmonatlicher Krankheit an der Waſſerſucht. Der Annäherung ihres Todes, den ſie in dieſer Krankheit mit Gewißheit erwartete, ſah ſie mit freudiger Zuverſicht entgegen, indem ſie ſehnlichſt dieſen Befreier von ihren unerträglich gewordenen Leiden herbeiwünſchte. In unſerer letzten und traulichen Unterhaltung — am Vorabende ihres Hinſcheidens — als wir von Unſterblichkeit und Geiſterwelt und der uns nun bevorſtehenden Trennung geſprochen hatten, überwältigte mich das ſchmerzliche Gefühl des unvermeidlichen und gewaltſamen Scheidens von ihr, von einer Frau, mit der ich 20 Jahre hindurch Alles getheilt hatte, was unſer beiderſeitiges Geſchick an Leid und Freude, an Sorge und Hoffnung enthielt. Dies veranlaßte mich, ſie angelegentlich zu bitten, mir nach dem Tode zu erſcheinen; jedoch nur unter der Bedingung, wenn es ihrer jenſeitigen Beſtimmung nicht entgegen wäre.

Sie erwiderte mir darauf: „Warum ſoll ich Dir erſcheinen? Du würdeſt Dich ja vor mir fürchten.“ Ich antwortete: „Komme am Tage und nicht in der Nacht.“ — „Nun“, ſagte ſie, „wir wollen ſehen.“ Dieſes Geſpräch fand Statt zu einer Zeit, wo wir ganz allein und ohne Zeugen waren.

Da mir nach ihrem Begräbniſſe nun ſchon vierzehn Tage in vergeblicher Hoffnung und Erwartung ihrer Erſcheinung, und ohne die mindeſte Wahrnehmung ſolcher Art, vergangen waren, ſo wanderte ich eines Abends ſpät und in geſpannter Phantaſie zur Stadt hinaus, und war um Mitternacht auf dem Kirchhofe und ganz allein auf ihrem Grabe. Wenn mich damals und überhaupt in wachem Zuſtande eine erhitzte Einbildungskraft zu täuſchen vermocht hätte, ſo müßte es hier, unter den tauſend Gräbern, in meiner einſamen Trauer geſchehen ſeyn. Ich kniete auf ihrem Grabe; ich rief ſie und ſprach mit ihr, ich hoffte und erwartete ihr Erſcheinen; doch ich ſah und hörte nichts, ich empfand auch nicht den mindeſten Schauer.

Nachdem ich ſo eine Stunde am Grabe verweilt hatte, kehrte ich traurig in meine Wohnung zurück. Die Hoffnung, ſie hier wiederzuſehen, gab ich nun auf; auch waren wir ja ſinnlich geſchieden; aber meinem Gefühle nach war ich dennoch mit ihr verbunden, und dieſes verlor ſich auch erſt nach 6 Monaten. Es war in mir ein Gefühl der Unfreiheit, das ſich allerdings ſowohl der langen Gewohnheit des Beiſammenlebens, als einem fortdauernden Rapport zuſchreiben läßt; aber das iſt gewiß, daß ich mich erſt nach dieſer Zeit vollkommen von ihr geſchieden fühlte.

Einige Tage nach meinem Gange auf dem Kirchhofe, beſuchte ich mit meiner Tochter einige Freunde, und da ich vermuthete, etwas ſpät nach Hauſe zu kommen, ſo ſagte ich meinem Sohne, der nicht mitging und des Abends bei'm Leſen leicht einſchlief, er ſolle ſich ja wach erhalten und auf's Licht Acht geben, damit dadurch kein Schaden entſtehe. Er verſprach mir dies zwar, ſchlief aber dennoch ein. Da ſah er im Traume ſeine Mutter an den Tiſch treten und mit dem Finger auf das Licht zeigen. Er erſchrak darüber, erwachte, und das Licht war ſo eben im Erlöſchen.

Sechs und vierzig Tage nach dem Tode meiner Frau, hatte meine Tochter — damals ein Mädchen von 17 Jahren — folgenden Traum, den ſie mir ſogleich aufſchreiben mußte. Er lautet:

„Mir träumte, daß wir Alle zu Bette gegangen und eingeſchlafen waren. Da hörte ich im Schlafe, daß man mich einigemal bei'm Namen rief; auch kam es mir vor, als ob es die Stimme der Mutter wäre; doch achtete ich nicht weiter darauf. Aber bald nachher hörte ich wieder hinter meinem Lager rufen: „Betty, Betty!" Ich drehte mich um und ſah die Mutter auf dem Stuhle hinter meinem Bette ſitzen. Sie fragte: Iſt Dir nun auch bange durch mich? Ich antwortete und fragte: Wie könnte ich das? Aber wie kommſt Du denn hierher?" Sie erwiderte: „Ich habe mich in Körpergeſtalt verwandelt, um Dich zu ſehen; nun gieb mir auch Deine Hand." Ich ſtand auf, gab ſie ihr und freute mich ſehr, ſie wiederzuſehen. Nun fragte ich ſie: „Wie ſieht es im Himmel aus?" — „Herrlich!" — „Kann man dort wiſſen, was hier auf Erden geſchieht?" — „Ja wohl, Alles ganz deutlich." — „Aber wenn wir hier von Dir ſprechen, biſt Du dann bei uns?" — „Nicht immer." — „Hat Gott Dir aber auch erlaubt, daß Du hierher kommen kannſt?" — „Ja!" „Werde ich bald ſterben?" — „Dies darf ich Dir nicht ſagen."

„Darauf wurde es Tag, und ich führte ſie hin zum Vater, welcher zuerſt ſehr erſchrak, dann aber ſich herzlich freute, ſie wiederzuſehen. Sie ſetzte ſich zu ihm auf den Sopha, und wir ſprachen Vielerlei. Bald nachher kam Dr. W. (der Arzt, welcher ſie behandelt hatte) zu uns, und als ſie ihn ſah, ſagte ſie: Guten Morgen! guten Morgen! wie geht's? Er aber erſchrak ſehr und erwiderte: „Mein Gott, wie kommen Sie denn hierher, ſind Sie vielleicht lebendig begraben worden, oder wie iſt es?" Darauf erzählte ſie ihm, wie ſie hierher gekommen wäre, und ſagte dann: „Nun iſt es Zeit, ich muß fort." Ich fragte: Wann kommſt Du wieder? Sie antwortete: „Künftigen Monat um dieſelbe Zeit." Darauf ging ſie in's Nebenzimmer, man hörte etwas fallen; ſie rief: Adieu! und indem wir ein Geräuſch vernahmen, als ob etwas in die Höhe flöge, war ſie verſchwunden."

Dieſer Traum meiner Tochter ſchien mir, da er ſo zuſammenhängend und vollſtändig geträumt und ſo deutlich in ihrem Gedächtniſſe geblieben war, pſychologiſch bedeutungsvoll, denn ich mußte ſeine Entſtehung einem wirklichen Einfluſſe des mütterlichen Geiſtes zuſchreiben, da ich in ihm das Widerſpiel von jenen Worten fand, welche allein zwiſchen meiner Frau und mir gewechſelt waren, und von denen meine beiden Kinder keine Ahnung hatten und haben konnten. Man vergleiche nur meine Worte: „Erſcheine mir nach dem Tode, wenn es Deiner jenſeitigen Beſtimmung nicht entgegen iſt," mit jener Frage meiner Tochter im Traume: „Hat Gott Dir auch erlaubt, daß Du hierher kommen kannſt?" und jene Erwiderung meiner Frau: „Du würdeſt Dich vor mir fürchten," mit ihrer Frage an meine träumende Tochter: „Iſt Dir nun auch bange durch mich?" und mein und des Arztes geträumtes Erſchrecken bei ihrer Erſcheinung, auch meine Erwiderung: „Komm am Tage und nicht in der Nacht," mit der Traumerzählung meiner Tochter: „Darauf führte ich ſie hin zum Vater," ſo iſt die wirkliche Einwirkung des abgeſchiedenen Geiſtes auf die Träumende in Beziehung auf mich unverkennbar.

Außerdem aber hielt ich dieſen Traum auch für einen abſichtlichen Vorbereitungswink, auf eine mir nun noch bevorſtehende ſichtbare Erſcheinung meiner Frau. Ich äußerte aber nichts gegen meine Kinder über dieſe Vermuthung; denn ich wollte wiſſen, ob vielleicht ihre Phantaſie auch nochmals ohne meinen Beitrag wieder mit in's Spiel gezogen würde.

Im Traume hieß es: „Künftigen Monat um dieſelbe Zeit!" Das Datum ſchrieb ich mir auf, und endlich kam die ſo ſehnlich erwartete Nacht. Ich brachte ſie bis zum Morgen in geſpannter Erwartung zu. Doch ich empfand, hörte und ſah nichts, und blieb eben ſo unbefriedigt, wie damals am Grabe. Auch meine Kinder hatten in dieſer Nacht nichts von der Mutter geträumt.

Dieſe vereitelte Hoffnung betrübte mich tief, und ich mußte mir nun leider geſtehen, daß wirklich aller Verkehr zwiſchen ihr und mir aufgehört habe, daß das Band gegenſeitiger Verſtändigung für uns völlig zerriſſen ſey. In dieſer traurigen Ueberzeugung verlebte ich mehrere Tage.

Eines Abends kam ich gegen 12 Uhr nach Hauſe. Meine Kinder fragten mich, ob ich ſchon vor einer halben Stunde an der Thüre geweſen ſey; es habe an der Thürklinke gedreht und, wie ich, mit dem Stocke angeklopft (was ich immer that, um mich von Andern zu unterſcheiden); da aber nicht zugleich auch geklingelt wurde, ſo hatten ſie, weil es ſchon ſpät war, nicht gewagt, die Thüre zu öffnen. Meine Antwort war begreiflich verneinend. Am folgenden Abende geſchah dieſes wieder in meiner Abweſenheit, jedoch früher. Mein Sohn öffnete die verſchloſſene Thüre, fand aber Niemand draußen. Am dritten Tage geſchah daſſelbe des Mittags; meine Tochter, die allein zu Hauſe war, ſah ſogleich nach, und es war ebenfalls Niemand da.

Einige Tage nach dieſem dreimaligen Zeichen, das auch einer ungewöhnlichen Urſache zugeſchrieben ward, war ich, nachdem die Kinder ſchon ſchliefen, um Mitternacht allein in meinem Zimmer und ſehr angelegentlich mit philoſophiſchen Studien beſchäftigt. Plötzlich hörte ich rechts, dicht neben mir, ganz dumpf einige Worte, die ich aber nicht verſtand, obwohl ſie meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Da ich nun aber wiſſen wollte, ob nicht mein Ohr mich getäuſcht und nicht vielleicht dies Sprechen von Menſchen außerhalb des Hauſes herrühre, öffnete ich ſogleich das Fenſter, fand aber Niemand auf der Straße. So auffallend mir dieſes auch war, ſo beſchäftigte mich doch zu ſehr eine Idee, die ich ſo eben niederſchreiben wollte, und woran mich jene Laute verhindert hatten; ich dachte daher auch nicht weiter an das Gehörte und ſetzte mich nieder, um zu ſchreiben. Kaum hatte ich aber einige Worte auf dem Papiere, ſo wurde ich wieder durch drei ſehr vernehmliche Schläge geſtört, die im Nebenzimmer, wie mit einem Stocke, geſchahen, und zwar gerade ſo, wie ich es bei'm Nachhauſekommen zu thun pflegte. So wie ich dies hörte, erinnerte ich mich wieder des dumpfen Sprechens, und zugleich fiel mir auch unwillkürlich der Name meiner Frau ein, und die feſte Ueberzeugung entſtand: Sie iſt da und will ſich mir auf irgend eine Art zu erkennen geben.

Nun ergriff ich ſogleich ein Licht, um dahin zu gehen, wo die drei Schläge geſchahen. Doch zuvor ſah ich nach, ob die äußerſten Thüren gehörig verſchloſſen waren und ob die Kinder ruhig ſchliefen; und nachdem ich ſo keine anderweitig-mögliche Veranlaſſung dieſes Geräuſches auffinden konnte, ging ich ruhig nach dem mir durch den Gehörſinn bezeichneten Orte. In jenem Zimmer ſah ich zwar keine Erſcheinung, ſo gewiß ich ſie auch erwartet hatte; als ich aber an den Ort kam, wo ich die Schläge gehört hatte, da überfiel mich plötzlich ein ſo ſchauerliches Gefühl, wie ich es nie zuvor gehabt, und die ganze Oberfläche meines Körpers gerieth in die unangenehmſte Spannung. Hier blieb ich ſtehen und ſagte laut: „Ja ich weiß, Du biſt nun hier und willſt Dich mir zu erkennen geben.“ Kaum hatte ich dieſes ausgeſprochen, ſo verſchwand auch jenes ſchauerliche Gefühl und die geſpannte Empfindung, und verwandelte ſich in ein unbeſchreiblich heiteres und liebliches Gefühl, und mit ihm durchdrang mich eine höchſt angenehme Wärme.

In dieſem ſeligen Momente ſprach ich nun noch Manches aus dem Herzen zu ihr, als ſähe ich ſie lebendig vor mir ſtehen. Doch nach etwa zehn Minuten war auch dieſe ſo angenehme Aufregung plötzlich verſchwunden, und ich befand mich wieder in der ernſt beſonnenen Stimmung, in welcher ich kurz zuvor meditirte. Ich fühlte, ſie iſt nicht mehr da, und ich wußte, daß ein längeres Verweilen an dieſer Stelle ohne Zweck ſey. Heiter und befriedigt kehrte ich nun in mein Zimmer zurück und ſchrieb weiter.

Später noch ſah ich meine Frau dreimal im Traume. Sie war ſehr heiter; wir unterhielten uns über jenes Leben, und ſie beantwortete mir alle dahin zielenden Fragen; doch von dem Inhalte ihrer Rede ging bei'm jedesmal gleich darauf erfolgten heitern Erwachen Nichts in das Bewußtſeyn meines wahren Zuſtandes über.

6.

Dr. Wezel hatte, als ihm der Tod ſeiner an der Hautwaſſerſucht darnieder liegenden Gattin nahe ſchien, ſie gebeten, nach ihrem Hinſcheiden, wenn es ihr möglich ſeyn ſollte, ihm auf irgend eine ganz untrügliche, völlig überzeugende und befriedigende Art wieder zu erſcheinen, damit er von der Unſterblichkeit (der mit deutlichem Bewußtſeyn lebendigen Fortdauer) der Seele Gewißheit erhalte. — Die Kranke verſprach dies, hinzufügend: „ich würde alsdann Dir anfänglich nur auf die mir möglich ſanfteſte Art erſcheinen, um Dich nicht zu erſchrecken. Sollte ich Dir daher nach dem Tode wirklich erſcheinen können, ſo würde ich Dich ſo ſehr als möglich darauf vorzubereiten ſuchen und auf die möglichſt unerſchreckbare Art Dir erſcheinen; nur glaube ich an die Möglichkeit von Geiſtererſcheinungen eben ſo wenig, als Du.

„Vierzehn Tage nach dem Tode meiner Frau," erzählt derſelbe*), „als ich wegen Schlafloſigkeit noch nach 10 Uhr Nachts im Bette mit Meditationen zu gelehrten Arbeiten mich beſchäftigte, däuchte mir, als erhebe ſich, ungeachtet der ſchweigenden mondhellen Nacht, ein Sturmwind, der zuerſt zu meinem kleinen, oben an der Decke befindlichen Alcovenfenſterchen von dem vorderſten Saale an der Treppe aus dem Hofe ſo ſtark hineinzublaſen ſchien, daß ich aufſtand, um das Fenſter zu ſchließen. Aber draußen war kein Lüftchen zu fühlen, noch weniger zu hören. Als ich wieder in den vom Mondſcheine ziemlich erhellten Alcoven zurückkehren wollte, ſchlug mein wachſamer Hund an, der vorher bei dem Geräuſche munter war, ohne ſich zu rühren. Jetzt war es — obſchon ich bei aller Mondhelle nichts erblicken konnte — als wenn Etwas durch das Alcovenfenſterchen nach dem Vorſaale hinaus an der Treppe kletterte, und in dem Alcovenfenſterchen ging es, als wenn Jemand mit dem Finger daran ſchnippte. Sogleich ſprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock über, öffnete die Saalthüre, unterſuchte den vom Monde erhellten Vorſaal, die Treppen und im ganzen Hauſe herum, ſo weit es nicht verſchloſſen war; aber Alles vergeblich. Auch keine Thüre war offen, keine ging zu oder auf, obgleich ich auf Alles genau gemerkt hatte und jede Bewegung wahrgenommen haben würde.

---

*) Meiner Gattin wirkliche Erſcheinung nach ihrem Tode, 4. Aufl. S. 28 ff.

Ich kehrte alſo unverrichteter Sache in mein Schlafkämmerchen zurück, um reiflicher darüber nachzudenken. „Sollteſt Du es wirklich ſeyn" — ſprach ich mit leiſer Stimme — „ſo gieb, Geiſt meines geliebten Weibes, gieb mir Deine Gegenwart auf eine untrügliche Art zu erkennen, wie Du mir es im Leben verſprochen." — Alles blieb ſtill. — Ich ſtand wieder auf und ſchrieb mit Kreide dieſen Vorfall kurz auf den mit Wachsleinwand überzogenen Tiſch in der Stube, um mich früh Morgens davon feſt überzeugen zu können, daß kein Traum, keine Täuſchung meiner Phantaſie die Urſache meines Nachdenkens geweſen. Wer den hellen Klang des Alcovenfenſterchens veranlaßt haben konnte, beſchäftigte noch lange meine Denkkraft. Die Katze war es nicht, denn dieſe konnte eben ſo wenig von draußen an der Wand herein, als von innen hinaus, ohne, zumal im letzteren Falle, von meinem wachſamen Hunde bemerkt und verfolgt zu werden. Auch müßte ich ſie haben ſehen können, da es hierzu hell genug war und ich auch an das

Fenſterchen genau ſah, auch eben ſo munter war, als jetzt. Uebrigens kann ich hier jede Katze, und noch eher jeden Menſchen, draußen auf der Treppe ſchleichen hören. Folglich kann auch ein Schalk mir keinen Poſſen ſpielen wollen, am wenigſten aber das verurſachen, was hier im Alcoven geſchehen iſt. Ich unterſuchte ſpäterhin nochmals das Alcovenfenſter, ob etwa das Glas geſprungen, einen vorher nicht gehabten Riß bekommen und dadurch vielleicht den bemerkten Schall von ſich gegeben habe, aber nichts war zu entdecken.

Drei Nächte hatte ich vortrefflich geſchlafen und beſchloß, jeden Gedanken an die mögliche Wiederkehr meiner verſtorbenen Gattin zu unterdrücken. In der nächſtfolgenden Nacht floh mich wieder der Schlummer. Es war bereits 1 Uhr, als mir vorkam, es öffne ſich mein Alcovenfenſter, ein ſchwacher Strahl erhelle den Alcoven etwas; mit geſpannter Aufmerkſamkeit erblickte ich wirklich eine weißliche Figur in der Lebensgröße meiner verewigten Gattin, welche mit ſanfter, aber vernehmbarer Stimme mir zuliſpelte: „Ich bin unſterblich! Einſt ſehen wir uns wieder!“

Pfeilſchnell ſprang ich nach der Geſtalt, um mich von deren Wirklichkeit feſt zu überzeugen; aber noch ſchneller verſchwand ſie wie leichter Nebel, als ich ſie eben umfaſſen wollte, und etwas, gleich einem electriſchen Schlage, verſpürte, der wirklich meinen ganzen Körper noch mehr erſchüttert haben würde, wenn ihn nicht meine Entſchloſſenheit doppelt ſtark emporgehoben hätte, wie ein Palmbaum, der ſich bei jedem Drucke deſto mehr emporzuheben ſucht. Sogleich war ich mit der auf dem Camine verſteckten brennenden Laterne und mit den Geräthſchaften zur Saalthüre hinaus und unterſuchte, in Begleitung meines Hundes, abermals Alles genau; aber ohne das Geringſte entdecken zu können. Bei Ueberlegung aller Umſtände fand ich, daß dieſe Erſcheinung nicht von einem mir geſpielten Betruge herrühre; denn 1) wußte, da ich meine Schlafſtätte in den letzten Tagen fleißig gewechſelt hatte, Niemand, ob ich im hintern Theile meiner Wohnung, oder vorn heraus ſchliefe, ob ich munter ſey oder nicht; 2) konnte ich jeden Schleicher vor meinem Alcoven auf dem äußern Vorſaale an der Treppe ſelbſt dann hören, wenn er auch auf den Zehen und Strümpfen herumgeſchlichen wäre und mein Fenſterchen eröffnet hätte. Dieſes konnte auch kein Fremder öffnen, ohne den Vortheil zu wiſſen, den außer mir nur meine Hausmagd kannte. Aber ſelbſt dieſe konnte ohne Stuhl oder ohne Unterlage nicht gut hinauf gelangen. 3) Würde dies Alles mein wachſamer Hund ſicher bemerkt haben, ſelbſt wenn ein liſtiger Spaßvogel unterdeß entſchlüpft wäre, ehe ich den Saal zu öffnen vermochte. Dieſer konnte ſich auch hier nicht verbergen; denn ich fand alle Thüren feſt zu, ſelbſt das Haus- und Hofthor, durch welches letztere Keiner gehen konnte, ohne daß daſſelbe ſchellte. 4) Und wäre Jemand auch mit einigen Perſonen einverſtanden geweſen, mir durch einen Hohlſpiegel oder durch eine Zauberlaterne aus dem entgegenſtehenden Hauſe in meinem Alcoven eine ähnliche Geſtalt vorzugaukeln, während ein Anderer auf der Lauer am Fenſterchen geſtanden und dieſe Worte zu demſelben hineingeſagt hätte: ſo widerſtreiten einer ſolchen Annahme ſchon folgende äußere Umſtände; denn a) fangen ſich die Fenſter im Hauſe gegenüber beinahe erſt da an, wo die meinigen in der zweiten Etage aufhören. Daher iſt ſchon aus dieſem wichtigen Grunde eine ſolche Täuſchung eben ſo unmöglich, als daß ich mit dem Hunde nicht hätte hören und wiſſen ſollen, ob die Stimme ächt oder unächt ſey, an der Wand, in dem Alcoven oder durch das Fenſterchen rede; b) hätte dies als eine ſolche Vorſpiegelung mir weder entgehen, noch ohne verabredete Zeichen geſchehen können, die aber c) wieder nicht ohne offene Hausthüre hätten gegeben und verſtanden werden können, welches Alles nicht der Fall war. d) Auch vermochte Niemand zu dem oben an der Decke befindlichen Fenſterchen ohne Stuhl oder Unterlage hineinzuſehen, noch weniger zu ſprechen, was Alles nicht ohne Geräuſch möglich geweſen wäre. e) Auch fragt ſich: Woher wäre der eletriſche Schlag gekommen?

Täuſchung meiner Einbildungskraft läßt ſich nicht denken, weil ich *vor* dieſem ſonderbaren Ereigniſſe noch ſo munter, als bei dem Niederſchreiben dieſer Zeilen, war. Ueberdies, hätte auch wirklich Jemand ſeinen Scherz mit mir treiben wollen, ſo hätte er doch draußen ſelbſt auf keine Art, z. B., mit einem verborgenen künſtlichen Spiegel und Lichte, mit Phosphor u. dgl., dieſe meiner verewigten Gattin im Sarge ganz ähnliche Geſtalt im leichten Schimmer, noch weniger aber *dieſe vernehmlichen Worte* hervorbringen, und ſo ganz die *Stimme meiner verſtorbenen Gattin* dabei nachahmen, [illegible] wenigſten aber jetzt von mir unbemerkt bleiben können, da ich ganz Ohr war und ſelbſt draußen Alles ſogleich auf das Genaueſte unterſuchte, ohne daß hiebei abermals der Hund gebellt hätte. Schlief ich jetzt ein, dachte ich, als die Erſcheinung meiner verſtorbenen Frau vorüber war, würde ich nach einigen Stunden Alles ſicherlich für Täuſchung eines Traumes halten. Daher beſchloß ich, munter zu bleiben, ein Pfeifchen anzuzünden und ein wiſſenſchaftliches Werk zu leſen, deſſen Inhalt mich nicht zum Einſchlummern kommen ließ. Noch ſicherer zu gehen, ſchrieb ich auch dieſen Vorfall ſogleich mit Kreide auf den Tiſch. Ich blieb bis nach 5 Uhr, ohne einzuſchlummern. Die alte Haushälterin meines Wirthes ſtand eben auf und kam die Treppe herunter. Ich fragte ſie, ob ſie in der vergangenen Nacht Nichts gehört habe? „Nichts, gar nichts, ich habe beſtändig geſchlafen," war die Antwort. Von den übrigen Perſonen im Hauſe erhielt ich denſelben Beſcheid.

Nach einigen Tagen — ungefähr 6 Wochen nach dem Tode der Verewigten — ſtand ich Mittags gegen 1 Uhr in meiner Studirſtube nach dem Mittagsmahle von dem Tiſche auf und ſetzte mich auf's Sopha. Hier weilte ich neben meinem Hunde kaum einige Minuten, als ich Jemand über den Vorſaal leiſe kommen hörte; ich dachte aber, es wird die Aufwärterin ſeyn, um den Tiſch abzuräumen. Mein Hund, welcher ſonſt bei der Ankunft jedes Fremden, ſelbſt der Aufwärterin, zu bellen pflegt, ſpitzte bloß die Ohren, ohne anzuſchlagen, welches mir auffiel. Plötzlich öffnete ſich leiſe die bloß angelehnte Thüre meiner Studirſtube, und die Verewigte ſtand kaum einige Schritte von mir entfernt in Lebensgröße und in ihrer ehemaligen Geſtalt, mit demſelben weißen Gewand und freundlichen Blicke, mit dem ſie mir deutlich ſagte: „Ich bin unſterblich! Mehr darf ich jetzt Dir nicht offenbaren. Bis auf einſtiges Wiederſehen, lebe wohl!"

Sie ſchien bei'm Sprechen die Lippen kaum zu bewegen; vielmehr ſchienen dieſe Worte pfeilſchnell aus den ſanft geöffneten Lippen zu fließen. Die Geſtalt kam mir jetzt weniger, als in der Nacht, durchſichtig vor und ſchien ſogar die Stubenthüre hinter ſich zu decken *). Sie verſchwand ſogleich nach die-

---

*) „In dieſer Stube," fügt, auf dieſe Stelle ſich beziehend, Dr. Wezel in ſeiner Schrift: Nähere Erklärung und Aufſchlüſſe über meiner Gattin wirkl. Erſcheinung ꝛc. S. 174 noch hinzu: „welche nur ein auf die Allee gehen-

ſen Worten (d. h., ſie wurde plötzlich unſichtbar, ohne doch dabei kleiner oder größer zu werden, ohne in den Fußboden zu ſinken, oder in die Höhe zu ſchweben, oder auseinander zu ſtieben), als ich ſie eben faſſen wollte, um mich von ihrer Wirklichkeit feſter zu überzeugen. Ich eröffnete eben ſo ſchnell die noch angelehnte Thüre, ſprang durch den Vorſaal bis an die Treppe und unterſuchte Alles genau; ich konnte aber jetzt eben ſo wenig entdecken, als ich vorher draußen etwas weiter bemerkt hatte.

Auch der Hund bellte, gegen ſeine Gewohnheit, weder vorher, noch bei dieſer Erſcheinung, ſondern er ſprang vielmehr während dieſer Rede vom Sopha ſogleich freudig zu ihr hin, und zum Zeichen ſeiner Freude um dieſe Erſcheinung gerade ſo winſelnd herum, wie er es ſonſt bei Lebzeiten der Verewigten, wenn ſie ſonſt ausgegangen war, ihn nicht mitgenommen hatte und dann zurückkehrte, zu thun pflegte, als wollte er durch ſeine Freudensbezeigungen ſagen: „Ei, Du biſt auch recht lange weggeblieben und haſt mich nicht mitgenommen.“

Auch nach dem plötzlichen Verſchwinden der Erſcheinung bellte er nicht, ſondern ſprang mit mir zur Thüre hinaus, blieb auf dem Vorſaale an der Thüre der Schlafkammer, in welcher die Verewigte geſtorben war, ſtehen, winſelte und wollte hinein. Ich öffnete ihm auch die Thüre, durch welche er nun freudig auf das Sterbebette der Verewigten ſprang und winſelte, als er ſie auch hier nicht fand. Er

---

des halbes Fenſter mit Glastafeln hatte, waren meine Mobilien von folgender Beſchaffenheit ꝛc.“ Die Aufzählung und Beſchreibung derſelben ſchien dem Verf. wichtig, um die Vermuthung, als könnte die Localität einem Betruge günſtig geweſen ſeyn, zu beſtreiten. Für uns hat dies kein weiteres Intereſſe und wird hier beſſer übergangen.

ſchien ſie überall zu ſuchen und mehrere Tage nicht freſſen zu wollen, obgleich er vorher guten Appetit gezeigt hatte und jetzt nicht krank war. Er mußte alſo ſeine Frau jetzt wirklich geſehen und erkannt haben*); denn ſonſt hätte er ſich unmöglich ſo betragen können.

Auch bei dieſer ganz untrüglichen Erſcheinung war ich vollkommen munter und mir meiner wirklich ſo deutlich bewußt, daß ich in Gedanken zu mir ſagte: „Ich bin ja ich und Du, Erſcheinung, biſt außer mir; Du redeſt, nicht ich.“

Furcht, welche den Verſtand betäubt, konnte hier auch nicht zur Täuſchung mitgewirkt haben; denn es war heller Mittag, und demungeachtet traute ich meinen Sinnen ſo wenig, daß ich die Erſcheinung abermals mit Händen zu ergreifen ſuchte, um mich, ſo es möglich, von ihrer Wirklichkeit ſicher zu überzeugen.“

7.

Der Marquis von Rambouillet und der Marquis von Precy lebten miteinander in ſo vertrauter Freundſchaft, daß ſie ſich faſt gar nicht trennen konnten. Die Gleichheit des Alters, des Standes und der Geſinnung unterhielt unter ihnen die vollkommenſte Eintracht; ſie kannten weder Neid noch Eiferſucht gegeneinander, Beide beſeelte der gleiche Trieb, ſich im Kriege Ruhm zu erwerben.

---

*) Daß die Anſteckungskraft bei Viſionen, eben weil ſie ein partieller Somnambulismus ſind, auch auf andere Perſonen und ſelbſt auf Thiere übergehe, weiſen mehrere Beiſpiele in Kieſer's Archiv für Magnetismus (VIII. 3 S. 77—79) nach; daher der Glaube, Thiere könnten ohne mittelbare Veranlaſſung Geiſter ſehen, auf einem Irrthume beruht.

Einſt kamen ſie auf den Zuſtand der Seele nach dem Tode zu ſprechen, und aus ihren Worten ging hervor, daß ſie in Anſehung desjenigen, was man davon lehre und glaube, ſehr zweifelhaft ſeyen. Sie verſprachen daher einander, daß, im Fall es ein Leben nach dem Tode gebe, derjenige, der zuerſt ſtürbe, dem Andern von dem Zuſtande jenſeits des Grabes Nachricht geben ſollte. Sie reichten einander die Hände, als Pfand der Verſicherung, daß ſie ihr Verſprechen getreulich erfüllen wollten. Etwa drei Monate nachher ging Rambouillet nach Flandern, wo damals der Kriegsſchauplatz war; Precy aber mußte in Paris bleiben, weil er an einem Fieber darniederlag. Er wohnte dort bei dem Bader Dupin in der Vorſtadt St. Antoine.

Nach 6 Wochen ſchon ziemlich wieder hergeſtellt, hörte er früh um 6 Uhr, daß Jemand an ſeinem Bette die Vorhänge aufzog, und als er ſich umwandte, erblickte er ſeinen Freund Rambouillet in ledernem Collet und Stiefeln. Sogleich ſprang er aus dem Bette, um ihm ſeine Freude über die unverhoffte Zurückkunft zu bezeigen und ihn zu umarmen. Aber der Freund trat einige Schritte zurück und ſagte: „Ich habe nur mein Wort halten wollen, da ich geſtern in einem Scharmützel geblieben bin. Was man von der Ewigkeit ſagt, iſt nur zu gewiß; ändere alſo Dein Leben, zumal Du mir bald nachfolgſt und keine Zeit zu verlieren haſt.“

Precy glaubte, ſein Freund ſcherze, und verſuchte daher nochmals, ihn zu umarmen, umfaßte aber nur die Luft. Um den Zweifler von der Wahrheit ſeiner Behauptung zu überzeugen, wies ihm Rambouillet den Schuß, den er in die Lende bekommen; es ſchien aus der Wunde Blut zu fließen. Hierauf verſchwand die Erſcheinung, und Precy gerieth in einen unausſprechlichen Schrecken. Er rief dem Bedienten ſo laut, daß das ganze Haus aufgeweckt wurde und herbeieilte. Anfangs glaubte man, ſeine Erzählung ſey noch eine Wirkung vom hitzigen Fieber; ſuchte ihn zu beruhigen und bat ihn, ſich wieder zu Bette zu legen. Vergeblich behauptete Precy, daß er völlig wach geweſen ſey; man ließ ſich von dem Glauben einer Täuſchung nicht abbringen, bis die Poſt aus Flandern ankam und Rambouillet's Tod beſtätigte.

Nicht lange darauf blieb auch Precy in dem bürgerlichen Kriege, der ſich wegen des Cardinals Mazarin erhob, in der Schlacht bei St. Antoine*).

8.

James Douch erzählt (in Jarvis **Accreditied Ghost stories**) folgende Begebenheit, die er vom Dr. Thomas Dyke, einem nahen Verwandten des Capitäns William Dyke, von dem hier die Rede ſeyn wird, ſelbſt gehört zu haben vorgiebt:

Bald nach des Majors Georg Sydenham's Ableben bat man den Doctor, er möchte nach deſſen Hauſe kommen, wo ein Kind krank lag. Auf dem Wege dahin kehrte er bei dem Capitän ein, der ſich ſogleich, ihn dahin zu begleiten, erbot, weil er auch, wie er ſagte, in der künftigen Nacht dahin habe gehen müſſen, obſchon er keine ſo günſtige Gelegenheit haben würde. Als ſie im Hauſe des Majors anlangten, wurden ſie von den Leuten ſehr gefällig aufgenommen, und man brachte ſie zeitlich auf ihr Zimmer und bat ſie, zuſammen in Einem Bette zu ſchlafen. Nachdem ſie eine Weile darin gelegen, klingelte der Capitän und befahl dem hereintretenden Bedienten,

---

*) **Pitaval, Causes célèbres, II. p. 296.**

ihm zwei der größten Lichter, die er nur erhalten könne, angezündet herbeizubringen.

Der Doctor Dyke fragte ihn, was er damit machen wolle. Der Capitän gab zur Antwort: „Sie wiſſen, Vetter, was für Streitigkeiten der Major und ich über das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele gehabt haben. Nie konnten wir hierüber zur Gewißheit gelangen, ſo viele Mühe wir uns auch gaben. Endlich wurden wir mit einander einig, wer von uns zuerſt ſtürbe, der ſollte die dritte Nacht nach ſeiner Beerdigung, zwiſchen Zwölf und Eins, nach dem Häuschen unten im Garten kommen und dem Ueberlebenden vollſtändigen Aufſchluß über dieſe wichtigen Gegenſtände geben; dieſer ſollte ſich alſo zur beſtimmten Zeit da einfinden und volle Befriedigung erhalten. Dies iſt die dritte Nacht nach der Beerdigung des Majors — fuhr der Capitän fort — und ich bin in der Abſicht hierher gekommen, um mein Verſprechen zu erfüllen.

Der Doctor rieth ihm davon ab. Der Capitän erwiderte, er habe ſich feierlich verpflichtet, und nichts könne ihn von der Ausführung ſeines Entſchluſſes abhalten. „Wolle der Doctor,“ äußerte er, „eine Zeit lang mit ihm aufbleiben, ſo werde er es ihm Dank wiſſen, wo nicht, ſo könne er ruhig ſchlafen; allein ſein Entſchluß ſey gefaßt, wach zu bleiben, um ſich zur beſtimmten Stunde in dem Häuschen einfinden zu können.“

In dieſer Abſicht legte er ſeine Uhr neben ſich, und ſobald er ſah, daß es halb zwölf Uhr war, ſtand er auf, nahm in jede Hand ein Licht, ging durch eine Hinterthüre, wozu er ſich vorher den Schlüſſel hatte geben laſſen, und verfügte ſich nach dem Gartenhäuschen. Hier blieb er drittehalb Stunden, und bei ſeiner Zurückkunft erklärte er, er habe weder etwas Ungewöhnliches gehört, noch geſehen. „Allein ich weiß,“ behauptete er, „daß der Major gewiß gekommen ſeyn würde, wenn er es vermocht hätte.“

Ungefähr ſechs Wochen darauf reiſ'te der Capitän nach Eton, um ſeinen Sohn daſelbſt auf die Schule zu thun, wohin ihn der Doctor Dyke begleitete. Sie wohnten daſelbſt im Wirthshauſe zum großen Chriſtoph und blieben zwei Nächte daſelbſt, ſchliefen aber nicht, wie zu Dulverton, in Einem Bette, ſondern auf zwei verſchiedenen Stuben. Den Morgen vor ihrer Abreiſe von Eton, blieb der Capitän länger, als gewöhnlich, auf ſeiner Stube. Endlich trat er in's Zimmer des Doctors, aber mit ſehr veränderter Miene, die Augen ſtierten, er zitterte am ganzen Leibe.

Der Doctor fragte verwundert nach der Urſache ſeines Entſetzens. Die Antwort lautete: Ich habe den Major geſehen.

Der Doctor lächelte; allein der Capitän verſicherte die Wahrheit ſeiner Ausſage, indem er zugleich den ganzen Vorgang erzählte:

„Dieſen Morgen bei Tagesanbruch kam Jemand an mein Bette, zog die Vorhänge zurück und rief mich. Ich erwiderte ſogleich: „Major!“ Hierauf verſetzte er: Ich konnte nicht zur verabredeten Zeit kommen; allein ich ſehe Sie jetzt, um Ihnen zu ſagen, daß es einen Gott giebt, und zwar einen ganz gerechten und ſchrecklichen. Nach dieſen Worten verſchwand er plötzlich.“

Der Capitän war nicht nur überzeugt von dem, was er auf dieſe Art geſehen und gehört, ſondern man bemerkte auch, daß er von der Zeit an ſehr niedergeſchlagen war. Seine muntere Laune hatte ihn auf immer verlaſſen. Sein Tod erfolgte zwei Jahre darauf, und immer tönten die Worte ſeines verſtorbenen Freundes in ſeinen Ohren wieder.

9.

Ebendaſelbſt theilt Jarvis den Auszug eines Briefes des Hrn. Fowler an Dr. Henry Moore d. dat. 11. Mai 1678 mit, welcher, wie folgt, lautet: Dieſe Woche erzählte mir Hr. Pearſon, ein Prediger zu London, daß der Großvater ſeiner Frau, Namens Ferrar, Leibarzt des Königs, und ſeine Tochter (Pearſon's Mutter) auf ſein Anſuchen einen Vertrag gemacht, daß, wer zuerſt ſtürbe, dem Andern wo möglich erſcheinen ſolle. Einige Zeit nachher wurde die Letztere, welche zwei Meilen von Salisbury lebte, krank, und, weil man ihr aus Verſehen einen ſchädlichen Trank ſtatt eines andern gab, den man für ſie zubereitet hatte, ſtarb ſie plötzlich. Ihr Vater, der in London wohnte, ſah ſie in derſelben Nacht vor ſeinem Bette. Er hatte vorher Nichts von ihrer Krankheit gehört, und als er dieſe Erſcheinung geſehen, ſagte er im Vertrauen zu der Magd, ſeine Tochter ſey geſtorben, und zwei Tage darauf bekam er die Nachricht von ihrem Tode. Ihre Großmutter hat dies Mrs. Pearſon erzählt, ſo wie auch Einer ihrer Onkel und die erwähnte Magd. Ich kenne dieſe Mrs. Pearſon, die eine ſehr anſtändige Frau iſt.

10.

Das Journal von Trevoux (Jahrg. 1726) erwähnt eines ähnlichen Vertrages zweier Schüler, Namens Bezuel und Desfontaines, nämlich, daß, wer von ihnen früher ſtürbe, dem Andern erſcheinen ſolle. Dieſer Vertrag wurde von Beiden im Jahre 1696 mit ihrem Blute unterſchrieben. Bald wurden ſie von einander getrennt, und Desfontaines kam nach Caën.

Im darauf folgenden Jahre ſah Bezuel eines Tages eine nackte Geſtalt auf ſich zu kommen. Er erkannte ſeinen Freund, welcher ihm ſeinen am vorhergehenden Tage um dieſelbe Stunde bei'm Baden im Fluſſe zu Caën erfolgten Tod mit den einleitenden Worten anzeigte: „Ich verſprach Dir, wenn ich vor Dir ſtürbe, Dir von meinem Tode Nachricht zu geben, daher ꝛc.“

11.

Zwei Jünglinge, welche in Leipzig ſtudirten, harmonirten im Temperamente und Character ſo ſehr, daß ſie die vertrauteſten Freunde wurden. Indem ſie erſt über den Dr. Cruſius ſprachen, geriethen ſie in Streit über die Möglichkeit der Geiſtererſcheinungen. H. läugnete ſie und F. vertheidigte ſie; zuletzt wurde dieſer unwillig und erklärte dem Freunde feierlich, daß er ihm zum Beweiſe der Möglichkeit von Geiſtererſcheinungen im Augenblicke ſeines Todes ein Zeichen geben wolle. Er wurde bald darauf in einer Stadt des ſächſ. Erzgebirges als Prediger angeſtellt, und H. blieb in Leipzig. Sie unterhielten eine fortwährende Correſpondenz, die ſich jedoch nie auf Geiſtererſcheinungen bezog.

Nach einigen Jahren gab H., zwiſchen 11 und 12 Uhr Vormittags einem ſeiner Zöglinge Unterricht und wurde dabei ganz unerwartet durch ein heftiges Klopfen an der Stubenthüre unterbrochen. Er rief: Herein! und hatte dieſe Worte kaum ausgeſprochen, als die Thüre aufging, aber Niemand in die Stube trat. Er hielt die Sache für eine Neckerei und ſetzte den Unterricht fort. Nicht lange, ſo klopft es zum zweiten Male, heftiger als vorhin und reißt die Thüre mit Gewalt auf. Jetzt wollte H. dieſer Störung ein Ende machen und ging zur Thüre hin, indem er aber die Schwelle betritt, überfällt ihn ein Grauſen, er zittert am ganzen Leibe. Es zeigte ſich aber keine Spur von der Anweſenheit einer dritten Perſon.

Mehrere Wochen vergingen, und H. hatte die Sache bereits vergeſſen, als er den Tod ſeines Freundes F. erfuhr. Dieſer war an dem Tage und in derſelben Stunde geſtorben, in welcher jenes Ereigniß ſtattgefunden; unfähig aber, den Geiſt des Verblichenen zu ſehen, nahm H. nur die Wirkung ſeiner Anweſenheit wahr*).

12.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — erzählt v. Meyer in den Blättern für höhere Wahrheit — ging ein würtembergiſcher Magiſter der Theologie, Namens S., als däniſcher Miſſionär nach Oſtindien. Er hinterließ in der Heimath einen vertrauten Freund. Beide machten einen Bund, daß derjenige, welcher zuerſt ſterben würde, dem Hinterbliebenen von ſeinem Befinden in der Ewigkeit Nachricht geben ſollte.

S. war einige Jahre in Oſtindien geweſen. Da lag eines Nachts ſein Freund wachend im Bette, die Thüre ſeines Zimmers ging auf, eine weiße Geſtalt trat vor ihn und ſprach: „Ich bin S. — Ich fühle mich unausſprechlich ſelig, aber unſere Verabredung hat mir viele Seufzer ausgepreßt.“

Ein halbes Jahr ſpäter kam die Anzeige, daß S. und zwar um dieſelbe Zeit geſtorben ſey.

---

*) Das Reich der Geiſter, 3. Bändchen, S. 139.

13.

Bekannt iſt, daß die Herzogin von Mazarin die Geliebte des Königs Karl's II. von England war. Frau von Beauclair wurde von ſeinem Bruder und Nachfolger, Jacob II., eben ſo ſehr geliebt. Zwiſchen beiden Damen herrſchte eine ungewöhnliche Freundſchaft, wie man ſie ſelten bei an Höfen erzogenen Perſonen, beſonders bei ſolchen von gleichem Geſchlechte und in denſelben Umſtänden, findet. Wahrſcheinlich trugen hierzu die gleichen Verhältniſſe Vieles bei. Beide hatten ihre königlichen Liebhaber verloren, die Eine durch den Tod, die Andere durch Abdankung. Beide beſaßen einen ausgebildeten Verſtand und waren, wie der Verfaſſer dieſer Erzählung ſagt, als er zuerſt mit ihnen bekannt wurde, zu einem Alter gelangt, wo Pracht und Eitelkeit nicht mehr geachtet werden. Ohne weitere Einleitung folge nun die Mittheilung einer Thatſache mit den eigenen Worten des Verfaſſers, welcher, ein Augenzeuge von der Wahrheit derſelben geweſen zu ſeyn, verſichert:

Nach dem Brande von Whitehall wurden den beiden Damen ſehr ſchöne Zimmer im Stallhofe von St. James angewieſen. Da ſich damals die Geſtalt der öffentlichen Angelegenheiten gänzlich geändert hatte, und eine neue Art von Hofleuten und ein ganz anderes Benehmen an der Tagesordnung war, ſo hatten ſie ihren Umgang beinahe blos auf ſich allein beſchränkt.

Um dieſe Zeit war es, daß ſich die Vernunft dem Glauben entgegenzuſetzen begann. Gelehrte von hohem Rufe ſtreuten in ihren Schriften ſtarke Zweifel über die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Körpers aus, und die Scheingründe, deren ſie ſich bedienten, fanden in den gebildeten Cirkeln vielen Anklang. Bei einer dieſer Unterredungen, welche jene beiden Damen auch über die angeregte Frage hielten, beſchloſſen ſie gegenſeitig, daß, wer von ihnen zuerſt aus dieſem Leben abgerufen würde, wo möglich, wieder zurückkehren, und dem Andern Nachricht vom Zuſtande der Seele jenſeits des Grabes bringen ſollte. Als die Herzogin von Mazarin erkrankte, wurde ſie von der Frau von Beauclair an ihr gegenſeitiges Verſprechen erinnert. Die Herzogin erwiderte hierauf, ſie könne beſtimmt auf die Erfüllung deſſelben rechnen. Dieſe Aeußerungen fanden nicht über zwei Stunden vor ihrer Auflöſung ſtatt und wurden von mehreren im Zimmer anweſenden Perſonen gehört; allein dieſe hatten damals keine Ahnung von dem eigentlichen Sinne jener Zuſicherung.

Einige Jahre nach dem Tode der Herzogin beſuchte ich die Frau von Beauclair und verfiel im Geſpräche auf die Fortdauer des menſchlichen Geiſtes nach dem Tode. Sie äußerte ihren Unglauben darüber mit einer Wärme, die mich in Verwunderung ſetzte, weil ich der entgegengeſetzten Meinung über dieſe Materie war. Ich nahm mir daher die Freiheit, einige Gründe anzuführen, welche ich für treffend hielt, um die Gewißheit unſerer Fortdauer zu beweiſen. Sie gab zur Antwort: Nichts werde ſie jemals von dieſer Meinung überzeugen, und dann erzählte ſie mir den Vertrag, den ſie und ihre verſtorbene Freundin, die Herzogin von Mazarin, gemacht hätten.

Vergeblich führte ich an, es ſey mehr als wahrſcheinlich, daß Geiſter in einer andern Welt Verträge nicht erfüllen können, die ſie in dieſer Welt eingegangen, beſonders, wenn ſie von einer Beſchaffenheit wären, welche dem göttlichen Willen widerſtritte. Meine Worte machten nicht den geringſten Eindruck; die Frau von Beauclair wurde mit jedem Tage in der Meinung von dem Nichtſeyn nach dem Tode mehr beſtärkt, daher ich nun jedes Geſpräch über dieſen Gegenſtand mit ihr vermied.

Einige Monate nach dieſer Unterredung befand ich mich in dem Hauſe einer Dame vom Stande, mit der die Frau von Beauclair ſeit dem Tode der Herzogin von Mazarin in der größten Vertraulichkeit lebte. Wir ſetzten uns gegen 9 Uhr Abends zum Kartenſpiele nieder, als eilig ein Bedienter in's Zimmer trat und der Dame, bei der ich war, meldete, Frau von Beauclair habe geſchickt und bitte ſie, ſogleich zu ihr zu kommen, wenn ſie ſie noch einmal in dieſer Welt ſehen wolle; ſie dürfe jedoch ihren Beſuch keinen Augenblick verſchieben.

Eine ſo auffallende Nachricht ſetzte natürlich die Perſon, die ſie erhielt, in großes Erſtaunen, und da ſie nicht wußte, was ſie davon denken ſolle, ſo fragte ſie, wer ſie gebracht habe. Es hieß, es ſey der Kammerdiener der Frau von Beauclair; man hieß ihn hereinkommen und fragte ihn, ob ſich ſeine Gebieterin wohl befinde, oder ob ihm etwas Außerordentliches bekannt ſey, das ihr widerfahren, und das dieſe eilige Einladung veranlaſſe. Er erwiderte, er wiſſe hierüber nichts zu ſagen. Was die Geſundheit ſeiner Gebieterin betreffe, ſo habe er weder etwas geſehen, noch gehört, daß ſie über Unpäßlichkeit klage.

„So entſchuldigen Sie mich bei Ihrer Gebieterin," verſetzte die Dame verdrüßlich, „da ich von einem ſtarken Schnupfen geplagt werde, und beſorge, die Nachtluſt möchte ihn noch verſchlimmern; allein morgen würde ich ſehr frühzeitig bei ihr meinen Beſuch abſtatten."

Als der Kammerdiener fort war, fingen wir an, verſchiedene Vermuthungen über dieſe Botſchaft der

Frau von Beauclair zu machen; ehe wir aber noch Zeit hatten, uns über irgend eine wahrſcheinliche Urſache zu vereinigen, kam er in Begleitung ihrer Kammerfrau, der Mrs. Ward, wieder; Beide ſchienen ſehr beſtürzt und ganz außer Athem zu ſeyn.

„O gnädige Frau!“ rief die Letztere, „meine Gebieterin iſt außerordentlich betrübt, daß Sie ihr ihre Bitte abſchlagen, welche, wie ſie ſagt, ihre letzte ſeyn wird. Sie behauptet, ſie ſey überzeugt, daß ſie morgen nicht mehr im Stande ſeyn werde, ihren Beſuch anzunehmen; allein zum Pfande ihrer Freundſchaft vermacht ſie Ihnen das Käſtchen, welches ihre Uhr, ihr Halsband und einigen andern Schmuck enthält; ſie wünſcht, daß Sie ihn zu ihrem Andenken tragen mögen.“

Dieſe Worte waren mit der Ueberreichung des erwähnten Vermächtniſſes begleitet, und ſowohl dieſes, als der Mrs. Ward's Worte, verſetzten uns Beide in Beſtürzung. Gern hätte ſich die Dame in ein ausführliches Geſpräch hierüber mit Mrs. Ward eingelaſſen; allein ſie wich dieſem aus und ſagte, ſie habe blos ein untergeordnetes Dienſtmädchen bei der Frau von Beauclair gelaſſen und müſſe ſogleich zurück. Da rief die Dame plötzlich: „Ich gehe mit Ihnen, es muß gewiß etwas ganz Ungewöhnliches vorgefallen ſeyn.“ Ich erbot mich, ſie zu begleiten, weil ich eben ſo ſehr wünſchte, als ſie, einiges Licht über das zu erhalten, was uns jetzt ſo geheimnißvoll vorkam.

Wir machten uns ſogleich auf den Weg aber da von mir keine Rede war und Frau v. Beauclair wahrſcheinlich auch nicht wußte, daß ich bei der Dame ſey, als ſie ihren Bedienten hinſchickte, ſo nöthigte mich die gute Lebensart, in einem untern Zimmer zu warten, bis ſie mir zu kommen erlaubte.

Kaum vernahm ſie jedoch, daß auch ich da ſey, ſo ließ ſie mich erſuchen, hinauf zu kommen. Ich that es und fand ſie in einem bequemen Stuhle neben ihrem Bette ſitzen. Sie kam mir, wie allen Gegenwärtigen, ſo völlig geſund vor, als ſie es je geweſen. Als wir uns erkundigten, ob ſie einen innern Schmerz fühle, der ihr zu der traurigen Beſorgniß Veranlaſſung gebe, welche ihre Botſchaft verrathe, erwiderte ſie: „Nein," „aber," ſetzte ſie mit einem leiſen Seufzer hinzu, „Sie werden mich ſehr bald aus dieſer Welt in die Ewigkeit übergehen ſehen, an der ich immer zweifelte, von der ich jedoch jetzt vollkommen überzeugt bin."

Als ſie dieſe letzten Worte ſagte, ſah ſie mir ſtarr in's Geſicht, als ob ſie mich an die Unterredungen erinnern wolle, die wir oft mit einander über dieſen Gegenſtand gehabt hatten. Ich erwiderte ihr, ich freue mich herzlich, ſie in ihren Meinungen ſo verändert zu finden; allein ich hoffe, es ſey kein Grund vorhanden, warum ſie eine ſo ſchlimme Beſorgniß habe. Dieſe Bemerkung erwiderte ſie mit einem finſtern Lächeln. Da aber eben ein Geiſtlicher ihrer Kirche, nach welchem ſie geſchickt hatte, hereintrat, ſo verließen wir ins'geſammt das Zimmer, um ihn ungeſtört ſein geiſtliches Amt verrichten zu laſſen.

Es verging keine halbe Stunde, als wir wieder hineingerufen wurden; ſie ſchien heiterer, als vorher, nachdem ſie ihr Gewiſſen erleichtert hatte. Ihre Augen funkelten von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, und ſie ſagte uns, ſie werde mit großer Ruhe ſterben, da ſie ſich in ihrem letzten Augenblicke der Gegenwart zweier Perſonen erfreue, die ihr auf dieſer Welt am angenehmſten wären, und in jener Welt werde ſie die Geſellſchaft derjenigen genießen, welche in dieſem Leben ihr am theuerſten geweſen ſey.

Wir beide fingen nunmehr an, ſie zu tröſten, um ſie nicht Vorſtellungen zu überlaſſen, welche nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit zu haben ſcheinen, daß ſie in Erfüllung gehen würden, als ſie, plötzlich uns in der Rede unterbrechend, ſagte: „Sprechen Sie nicht mehr davon; meine Zeit iſt kurz, und ich wünſche nicht, daß die wenigen Augenblicke, die mir noch geſtattet ſind, mit leeren Täuſchungen hingebracht werden.“ „Ich muß Ihnen zu wiſſen thun,“ fuhr ſie fort, „daß ich die Herzogin von Mazarin geſehen. Ich hatte ſie nicht bemerkt, als ſie herein getreten war; als ich aber dort nach jener Ecke im Zimmer blickte, ſah ich ſie in derſelben Geſtalt und in demſelben Anzuge ſtehen, den ſie gewöhnlich im Leben trug. Vergebens verſuchte ich zu ſprechen, es war mir unmöglich. Sie ging in einem kleinen Kreiſe im Zimmer herum, und ſchien mehr zu gleiten, als zu gehen. Dann blieb ſie an jenem Büreau ſtehen, blickte mich mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth an und ſagte: „Beauclair, zwiſchen zwölf und ein Uhr in dieſer Nacht werden Sie bei mir ſeyn.“ Als die Ueberraſchung, in die ich anfänglich gerathen, etwas nachgelaſſen hatte, wollte ich einige Fragen über das Jenſeits an ſie richten; als ich aber meinen Mund in dieſer Abſicht öffnete, verſchwand ſie, ich weiß nicht wie.

Die Uhr wies jetzt beinahe auf zwölf, und da ſie nicht die geringſte Spur einer Krankheit verrieth, ſo ließen wir uns von Neuem angelegen ſeyn, alle Beſorgniß wegen ihres Todes zu verſcheuchen; kaum aber hatten wir zu ſprechen begonnen, als ſich plötzlich ihre Miene veränderte, und ſie ausrief: „Ach, ich bin ſehr krank!“ Mrs. Ward, welche die ganze Zeit über an ihrem Stuhle geſtanden, gab ihr einige Tropfen ein; aber dieſe halfen Nichts. Sie wurde immer ſchlechter und gab in einer halben Stunde ihten Geiſt auf. Dies war genau die Zeit, welche die Erſcheinung vorausgeſagt hatte.

Beantwortung einiger von den Skeptikern und Materialiſten am häufigſten vorgebrachten Fragen gegen den Geiſterglauben.

1) Subjectivität der Viſionen.

In den von Juſtinus Kerner und ſeiner Theorie ſich anſchlieſſenden Schriftſtellern beigebrachten Zeugniſſen für das Hereinragen eines Geiſterreiches in unſere Sinnenwelt, hat man nur zu oft Merkmale der individuellen Vorſtellungsweiſe des Sehers, ſeiner zeitlichen und räumlichen Umgebung u. ſ. w. erkennen wollen, und ein Recenſent im Morgen-Literaturblatte ſetzte beſtätigend hinzu: „Das Subjective in allen dieſen Viſionen bewährt ſich ſchon dadurch, daß ſie mit der Zeit, der Glaubensform und dem Klima den Character wechſeln, die heidniſchen Götter werden Heilige, dann Schutzgeiſter u. ſ. w.“ Mag auch in den gewöhnlichen Erſcheinungen des Traumlebens und ſeiner erhöhten Potenz, im Somnambulismus, das Subject ſich ſelber zum Object werden, ſeinen eigenen Phantaſieen Geſtalt leihen, ihnen ſeine eigenen Gedanken eingeben, ſo paßt doch dieſer Vorwurf der Subjectivität der Erſcheinungen nicht auf die höhern Grade des Hellſehens. Unzählige Beiſpiele bezeugen, daß nicht immer die Gedanken des Spectrums nur als unwillkürliche Gedanken des Sehers ſelbſt zu erklären ſind. Die gewöhnliche natürliche Erklärungsweiſe, welche die Seele in ſteter Abhängigkeit vom Körper ihre Thätigkeit entfalten läßt, reicht ſchon für den mit dem „zweiten Geſichte“ Behafteten nicht mehr aus, welcher fremde, ihm ganz unbekannte Perſonen, die erſt nach mehreren Jahren ihm zu Geſichte kommen werden, wovon Kieſer in ſeinem „Archiv f. Magn.“ einige Fälle anführt, voraus anmeldet und wichtige Ereigniſſe lange vor der Zeit ihres Eintreffens den ungläubigen Zuhörern verkündigte. Wie oft ſehen die mit dem zweiten Geſichte Begabten Häuſer, Gärten und Bäume an Stellen, wo von allen dreien Nichts iſt? und gewöhnlich trifft es im Verlaufe der Zeit ein; z. B., zu Mogſtot auf der Inſel Skie, wo blos einige ärmliche, mit Stroh gedeckte Kuhſtälle waren, traf einige Jahre nachher das erſchienene Geſicht ein, indem mehrere ſchöne Häuſer an demſelben Platze, welcher dem Seher erſchienen war, gebaut, und Obſtgärten daſelbſt angelegt wurden*). Wie viele hierher gehörende Beiſpiele bietet nicht ſchon das niedere Traumleben, wo Perſonen ſich an Orte verſetzt finden, die ſie nie zuvor geſehen, und als ſie in der Folgezeit eine Reiſe dahin machten, bis auf die kleinſten Nebenumſtände Alles ſo angetroffen haben, wie ihnen das Traumgeſicht dieſe Gegenſtände vorgeſpiegelt. Sind die prophetiſchen Träume deshalb als eine Illuſion der Phantaſie zu verlachen, weil die Mehrzahl der Träume Schäume ſind? In obigen Fällen konnte dem Seher doch unmöglich der Stoff von der Außenwelt gegeben ſeyn, weil ihm die gezeigten Perſonen und Gegenſtände gänzlich unbekannt ſeyn mußten. Zeugen Erſcheinungen dieſer Art nicht zur Genüge für die Fähigkeit der Seele, ſich noch bei des Körpers Leben an einen entfernten Ort zu verſetzen? was aber ſind die Geiſtererſcheinungen anders, als Fernwirken der Seele auf andere Perſonen? Selbſt die von Zeitſitten und Glaubensformen gefärbten Phantaſiebilder, um dieſe gewöhnliche Ausdrucksweiſe beizubehalten, ſind oft nicht ſolche, ſondern Accommodationen nach der Bildungsſtufe des Sehers; denn die dem denkenden Menſchen in ihrer Nacktheit genügende Idee muß ſich in ein Bild verſchleiern, um von dem Sinnenmenſchen bemerkt zu werden. Will nun die Seele auf eine andere wirken, muß ſie ihre Gedanken in eine der Perſon, welcher ſie ſich mittheilen will, verſtändliche Sprache einkleiden. Beſtätigte doch auch Kerner's Somnambule, daß die Gegenſtände der höhern Welt verſchiedenen Magnetiſchen und Geiſterſehern, je nach dem Grade des Schauens und der Receptivität, verſchieden erſcheinen? Sie ſagt: Die Geiſter können ſich in Geſtalten zeigen, welche ſie paſſend finden für die Sehfähigkeit derer, denen ſie ſich zeigen wollen. Auf den Einwurf, daß jede Somnambule in ihren Schilderungen der Geiſterwelt von der andern abweiche, ſagte ſie: Ich ſah die Seligen anfänglich auch in irdiſchen Bildern, da war aber mein Phyſiſches noch zu wenig getödtet; jetzt ſehe ich ſie als Lichtſtrahlen. Anderswo (II., S. 53) ſagt ſie, die Geiſtergeſtalten, die ſie ſehe, können wohl in der Wirklichkeit anders ſeyn, als ſie durch das Medium ihres mit dem Körper immer noch verbundenen Nervengeiſtes auffaſſen müſſe. Selbſt das geiſtige Auge im Fleiſchlichen ſey doch von dieſem immer etwas getrübt.

---

*) Kieſer's Archiv VI., 3. St. S. 407.

2) Die Zu- und Abnahme der Geiſteskräfte mit den körperlichen, desgleichen die oft durch phyſiſche Urſachen erfolgten Geiſteskrankheiten werden fälſchlich als Beweiſe gegen die Selbſtſtändigkeit des Seelenlebens angefürht.

Der Geiſt iſt jenes Etwas, das, wie ein inneres unbewußtes Leuchten, im Innerſten des Menſchen vorhanden, und ſich im normalen Zuſtande durch Ahnen, in der Begeiſterung und jedem erhöhten Zuſtande, namentlich dem höchſten Grade des Schlafwachens, durch unmittelbares Erkennen, durch Schauen ſich ausſpricht, welches Schelling bezeichnend ein intellectuelles nennt, zum Unterſchiede von der Verſtandesthätigkeit, welche auf dem Wege der Sinnenvermittelung geſchieht. Daß das Ahnungsvermögen zuweilen auch bei Kindern ſchon ausgebildet erſcheint, iſt oben in zwei Beiſpielen gezeigt worden. die für das Vorkommen des zweiten Geſichtes ſelbſt bei Individuen des zarteſten Alters Zeugniß geben. Die Weiſſagungsgabe der Wahnſinnigen iſt eine ſo häufige Erſcheinung, daß der Orient mit dem Worte Nabi einen Seher und einen Wahnſinnigen zugleich bezeichnet, und der Grieche aus dem Zeitworte μανιαω, raſen, das Subſtantiv μαντις, Prophet, bildete. Da nun der Verſtand die Eindrücke aus der Sinnenwelt durch den Körper aufnimmt, ſo kann bei Kindern, wo dieſer noch nicht ſeine Reife erlangt hat, ſowie auch wegen der noch mangelnden ſinnlichen Erfahrungen, aus welchen die Seele Schlüſſe bildet, und bei Narren, deren Blödſinn durch eine Verletzung des Organismus entſtanden, die von dem Wohlſeyn des Leibes abhängige Seelenthätigkeit ſich nicht frei entfalten. Daſſelbe Naturgeſetz erklärt auch das durch Abnehmen der phyſiſchen Kräfte erfolgende

Kindiſchwerden des Greiſes. Der Geiſt aber iſt Gottes Organ, und wenn auch, ſo lange er an das Zeitleben gebunden iſt, ſeine Aeußerungen im normalen Zuſtande des menſchlichen Weſens von dem Vermögen der Seele, in welchem ſie ſich reflectiren, modificirt und oft in dunkele Ahnungen vertrübt werden, ſo iſt er doch nicht, wie die Seele, von dem Körper abhängig; daher das häufig vorkommende Hellſehen der Sterbenden, eben weil das leibliche Leben, durch die Krankheit vollſtändig zerſtört, den geſunden Geiſt nicht mehr zu überwältigen vermag; denn der Geiſt kann nicht erkranken, nur der Spiegel deſſelben, die Seele, iſt getrübt, der Geiſt ſchaut gleichſam durch einen Nebelflor und kann die Functionen, wodurch das Göttliche im Menſchen hervortritt, nicht frei entwickeln; dieſe mangelhafte Entwikkelung des Geiſtes beweiſ't aber keineswegs das Nichtvorhandenſeyn deſſelben. Schon Plutarch ſagte: So wie die Sonne nicht erſt dann, wenn ſie in die Wolken entweicht, glänzend wird, ſondern es beſtändig iſt, und nur wegen der Dünſte uns unſcheinbar vorkömmt, ebenſo wird die Seele nur durch ihre Vereinigung mit dem Körper geblendet, und der Geiſt in ſeinem Wirken durch die Bande des Leibes gehemmt. Von Wahn- und ſelbſt Blödſinnigen weiß man, daß ihr trauriger Zuſtand zuweilen, namentlich aber unmittelbar vor dem Tode, Momente darbietet, wo ihre gefeſſelte Seele die Bande abwirft, frei um ſich ſchaut, des Weiſeſten würdige Reden führt und in eine höhere Welt verſetzt ſcheint. Damit wäre auch eine andere oft aufgeworfene Frage beantwortet, wie es mit der Geiſtesfortdauer von Irren und Wahnſinnigen beſchaffen ſey?

3) Warum erſcheinen Geiſter gewöhnlich um Mitternacht?

Man hat aus der den Täuſchungen günſtigen Dunkelheit der Nacht das häufiger um dieſe Zeit vorkommende Geſpenſterſehen erklären wollen und dadurch das Richtige in den Ausſagen der Viſionärs behaupten zu dürfen geglaubt. Abgeſehen davon, daß Menſchen, bei denen das Ahnungsvermögen in höherem Grade entwickelt iſt, ſelbſt um die Mittagsſtunde Geſichte haben und alſo das Erſcheinen der Geiſter an keine beſtimmte Zeit gebunden iſt, ſo muß ſchon deshalb die Mitternacht, weil um jene Stunde das telluriſche oder Schlafleben ſeinen Culminationspunct erreicht, der Entwickelung des Ahnungsvermögens günſtiger ſeyn. Denn ſowie das Product der Sonne das Wachen und die Sinnesthätigkeit iſt, ſo führen alle Weſen zur Nachtzeit ein antiſolares, telluriſches Leben, deſſen allgemeinſter Ausdruck Nacht iſt. Wie die Erde ſelbſt eine Somnambule der ſie beherrſchenden Sonne, ſo müſſen zur Nachtzeit auch alle Weſen mit ihr ein ſomnambules Leben führen. In dieſem telluriſchen Leben des Menſchen erſcheint dann die pſychiſche Sphäre als Traum, und der am tiefſten Schlafende träumt am lebendigſten. Daher zur Nacht am häufigſten die weiſſagenden Träume, die leichtere magnetiſche Einwirkung auf Schlafende, und die höchſte Form des Hellſehens meiſt im Traume des Nachtſchlafes*). Wenn die äußern Sinne ſchlafen, wacht der innere Menſch. Bekannt iſt auch, daß die magnetiſche Behandlung nur in einem nothdürftig erleuchteten Zimmer vorgenommen werden darf und alles Sonnenlicht entfernt werden muß.

---

*) Paſſavent, über Lebensm., S. 155.

Da nun das Fernwirken einer Seele (auch der abgeſchiedenen) auf die andere auch ein magnetiſcher Rapport iſt und die Träume gern in Bildern ſprechen, ſo wird die Erinnerung an eine Perſon ihr Bild dem geiſtigen Auge des Schläfers vorzaubern, welche Erſcheinung im Wachzuſtande eine Viſion genannt wird; denn bei übrigens wachendem Leibe iſt dann doch ein partieller Somnambulismus vorhanden, welches bei den Sehern des zweiten Geſichtes insbeſondere der Fall iſt.

Nachträgliches.

Nachdem bereits der Druck dieſes Werkchens ziemlich beendet war, ſind dem Herausgeber deſſelben von mehreren Perſonen, an deren Wahrheitsliebe zu zweifeln er keine Veranlaſſung findet, gleichzeitig mehrere der in ſeiner gegenwärtigen Schrift aufgeſtellten Sätze unterſtützende Thatſachen, ſämmtlich Ereigniſſe der jüngſten Zeit, mündlich mitgetheilt worden; und ſo mögen ſie hier, als nachträgliche Belege für die im Werke ſelbſt durch mehrfache hiſtoriſche Zeugniſſe befeſtigten Lehrmeinungen, ihre Stelle finden; da in ähnlichen Materien, wegen der Schwierigkeit ihrer Natur, in größern Kreiſen Anerkennung zu finden, der ihre Glaubwürdigkeit befeſtigenden Beiſpiele niemals zu viele geſammelt werden können.

I.

(Zu S. 82.)

Der Inſtrumentenmacher Feurig in Leipzig war um Weihnacht 1840 nach mehrwöchentlichem Krankenlager an einem Blutſturze verſtorben. Seine gleichfalls ſchwer erkrankte Gattin war einige Tage vor ſeinem Tode in ein anderes Zimmer gebettet worden, und obgleich ſie von dem ihr ſorgfältig verſchwiegenen Ableben des Gemahls nichts ahnen konnte, erzählte ſie dennoch den ſie abwartenden Perſonen am Morgen nach dem Hinſcheiden ihres Gatten, ſie habe im Traume einen (jedoch ihr unbekannten) Mann erblickt, deſſen Vorderkörper mit einem Blutſtrome befleckt geweſen ſey. Ihr geiſtiges Auge hatte alſo die Erſcheinung wohl bemerkt, obſchon der Blick getrübt geweſen war, weil ſie die eigentliche Perſon, die ſich ihr im Traume darſtellte, nicht zu erkennen vermochte.

II.

(Zu S. 97.)

Die zu Merſeburg lebende Schweſter der Frau des ebengenannten Inſtrumentenmachers hatte, durch Briefe über das Unwohlbefinden der beiden Eheleute gleichſam zur Steigerung ihres Ahnungsvermögens disponirt, an demſelben Vormittage, wo das Ableben ihres Schwagers in Leipzig erfolgte, zu Merſeburg in ihrer Wohnſtube einen dumpfen Schlag in der Gegend des Ofens zu vernehmen geglaubt, welchen ſie, da ſie die Veranlaſſung des Getöſes nicht zu ermitteln vermochte, als Todesbotſchaft eines ihrer Verwandten deutete, ſogleich nach Leipzig abfuhr und ſich alsbald von der Richtigkeit ihrer Deutung überzeugte.

III.

(Zu S. 97 u. 152.)

In der Nacht nach dem Begräbniſſe des obenerwähnten Feurig wollten gleichzeitig mehrere in verſchiedenen Stuben befindliche Perſonen die nach dem Krankenzimmer führende Vorſaalthüre, nach dreimaligem Ziehen der Klingel, haben öffnen hören, ohne daß die Urſache dieſer räthſelhaften Wahrnehmung von irgend Jemand ergründet werden konnte. In derſelben Nacht träumte die Wittwe, daß ſie an einem gewiſſen Orte nachſuchen ſolle, wo ſich verſchiedene Rechnungen über außenſtehende Geldſummen des ohne Teſtament Verſtorbenen, von denen die Wittwe gar nichts wußte, vorfinden würden, was ſich auch, nachdem die Nachſuchung vorgenommen worden, auf das Genaueſte zur nicht geringen Verwunderung der Erbin beſtätigte. Auch erſchien am folgenden Morgen ein Geſchäftsfreund des Hingeſchiedenen, welcher eine ihm vor längerer Zeit ohne Mitwiſſen der Gattin des Verſtorbenen geborgte Summe der Wittwe rückzahlte und ihre Ueberraſchung dadurch auf den höchſten Gipfel ſteigerte. Sollte nicht alſo der räthſelhafte dreimalige Klingelzug, der Traum der Wittwe und die plötzliche ſo lange aufgeſchobene Erfüllung der Zahlungsverbindlichkeit jenes Schuldners ein zuſammenhängendes Zeugniß für die Wahrheit ablegen, daß abgeſchiedene Seelen nicht gleich nach dem phyſiſchen Tode ihre irdiſchen Angelegenheiten zu vergeſſen pflegen?

IV.

(Zu S. 123.)

Eine wohlhabende Familie in Leipzig hatte ihr einziges Kind an den ſchwarzen Pocken eingebüßt. Mehrere Tage waren ſeit dem Begräbniſſe des Knaben verfloſſen, als gegen Mitternacht die Mutter deſſelben gegen ihre Schwiegermutter, mit welcher ſie an einer weiblichen Arbeit beſchäftigt war, den Wunſch ausſprach: Wenn ich doch nur einmal noch meinen Guſtav ſehen könnte! Nach einigen Minuten entfiel der Schwiegermutter die Nadel, und als ſie ſich nach derſelben unter den Tiſch bückte, gewahrte ſie das verſtorbene Kind in ſeinem gewöhnlichen Anzuge unter demſelben; erſchreckt über dieſe Erſcheinung, machte ſie die Mutter auf das Phantom aufmerkſam, aber als die Letztere ihre Arme nach dem Kinde ausſtreckte, war es verſchwunden. Erſtere erhielt, als Folge dieſes lebhaften Traumes, am andern Morgen eine Kopfgeſchwulſt, welche erſt nach 14 Tagen wieder geheilt werden konnte. Der Hausarzt jener Familie, Dr. Z—er, verbürgt die Wahrheit dieſes Vorfalles.

V.

(Zu S. 152, 171, 189 u. 200.)

Eine Frau S—bert in Dresden hatte im Herbſte des Jahres 1840 Erbſchaft halber ſich zu einer Reiſe nach W—g vorbereitet. Am Abend vor ihrer Abreiſe ſchickte eine Jugendfreundin zu ihr und ließ ſie dringend bitten, da ihr auszugehen unmöglich ſey, ſo möchte ſie ſich zu ihr verfügen, indem ſie ihr Wichtiges mitzutheilen habe. Frau S. beachtete dieſe Bitte nicht, weil ihr am Abende vor der Abreiſe die Zeit zu einer Viſite mangelte, die ſie auch nach einigen Tagen — denn ſo bald hoffte ſie ihre Angelegenheit in W—g zu beenden — abſtatten zu können glaubte. Wie der Erfolg zeigte, war dieſe Ungefälligkeit zu ihrem eigenen Schaden ausgefallen; denn als ſie nach verrichteter Sache von W. zurückgekehrt war und den verſprochenen Beſuch jetzt erſt abſtattete, eröffnete ihr die Freundin, nachdem ſie die Klage der Frau S. über getäuſchte Hoffnungen hatte anhören müſſen, weil die vorgefundene Hinterlaſſenſchaft in großem Mißverhältniſſe zu den bekannten Reichthümern der ohne leibliche Erben verſtorbenen Tante ſtand: — Daß ſie die Nacht vor der Abreiſe der Frau S. folgenden Traum gehabt, als befände ſie ſich in einem Keller; an der Treppe zu demſelben ſtände ein Fäßchen, und unter dieſem läge ein viereckiger Stein; dieſer ſolle aufgehoben werden, worauf ſich die von der Verſtorbenen daſelbſt aufbewahrten Documente vorfinden würden. Wer beſchreibt das Erſtaunen der Frau S. über dieſe genaue Localitätsbeſchreibung, welche, nach ihrer Verſicherung, genau mit der Wirklichkeit zutraf, obſchon ihre Freundin nicht nur nie in W. geweſen, ſondern auch die Verſtorbene nicht gekannt hatte! Frau S., eine Verwandte der Frau des Herausgebers dieſer Sammlung, hat ihm dieſes Factum ſelbſt erzählt, das ſich pſychologiſch leicht erklären läßt, wenn man annimmt, daß jene Dispoſition, geiſterhafte Eindrücke in ſich aufzunehmen, der Frau S., wie den meiſten Menſchen, abgehen mochte, und daß der Geiſt ihrer verſtorbenen Tante daher unter der Umgebung ihrer Erbin eine Perſon zum Organ ihrer Mittheilungen aufgeſucht hatte, deren Ahnungsvermögen ausgebildeter war, daß aber durch die Nichtbeachtung jener Bitte ihrer Freundin, die Fürſorge des Geiſtes für ſeine Verwandtin vereitelt wurde.

VI.

(Zu S. 96 u. 131.)

Im Sommer 1840 hatte ein Hr. v. Welk, Lieutenant in preußiſchen Dienſten, ſeine Eltern in Dresden beſucht, erkrankte jedoch am Nervenfieber und ſtarb. Sein jüngerer Bruder, der ſich in der Cadettenſchule zu Dresden befand, verfiel, vielleicht durch Anſteckung, in dieſelbe Krankheit, deren Opfer er gleichfalls wurde. Im Momente des Sterbens vernahm der Arzt des Cadettenhospitals, Dr. D—ch und der Krankenwärter zugleich, als ſie das Sterbebett des Jünglings umſtanden, ganz vernehmlich die Worte: „Bruder Welk, komm!" worauf auch der Kranke in die Kiſſen zurückſank und verſchied.

VII.

(Zu S. 40.)

Der bekannte Schriftſteller Herrmann Markgraff erzählte dem Herausgeber, daß, als man am Morgen nach dem Hinſcheiden ſeiner Mutter ſeinem eine Tagereiſe entfernt lebenden Bruder die Todesbotſchaft überbrachte, er die Beſucher nicht zur Anrede kommen ließ, ſondern ihnen ſowohl die Abſicht ihrer Reiſe, als auch die Stunde angab, in welcher die Mutter geſtorben war.

VIII.

(Zu S. 218.)

Folgenden merkwürdigen Criminalfall entnehmen wir aus der **Gazette des tribunaux** des vorigen Jahrg. Der Präſident von Albi, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, hatte ein kleines Landgut, einige Stunden von Toulouſe entfernt. Alljährlich, während der Ferien, brachte er dort einige Zeit zu. Da er die große Landſtraße verlaſſen und Seitenwege einſchlagen mußte, blieb er, um nicht während der Nacht zu reiſen, in dem Wirthshauſe zur Poſt, ſchickte ſeinen Bedienten mit dem Wagen voraus und legte am letzten Morgen die nächſte Strecke zu Pferde zurück, begleitet von ſeinem treuen Gefährten, dem Jagdhunde Kaſtor. Kehrte er nach der Stadt zurück, ſo wurde die Reiſe im umgekehrten Sinne ebenſo gemacht: er ſchickte Wagen und Bedienten bis zu dem Poſthauſe voraus. Die Ankunft des Präſidenten in dieſem Hauſe war ein Feſt: ſeit langer Zeit war er Beſchützer dieſer Familie; er hatte die jungen Leute verheirathen ſehen, welche ihn als ihre Vorſehung betrachteten.

Das Jahr, in welchem ſich folgendes Ereigniß zutrug, langte Herr von Albi zu Pferde an; er hatte Eile, nach Toulouſe zu kommen, und wollte nur anhalten, um ſich zu erfriſchen. Aber er war ſehr überraſcht, die ganze Familie in Verwirrung und Schmerz zu finden. Seit mehreren Tagen war der Herr des Hauſes verſchwunden, und alle Nachſuchungen blieben fruchtlos. Die braven Leute waren ſehr glücklich über die Ankunft des Präſidenten, der ihnen durch ſeine Rathſchläge und ſeine Autorität beiſtehen konnte. Er ließ auch in der That ſogleich den Führer der **Maréchaussée** kommen, und gab Befehl, in der Gegend die ſtrengſten Nachſuchungen anzuſtellen. Er ſah voraus, daß dieſe Angelegenheit ihn mehrere Tage aufhalten würde, und ſchickte daher ſeinen Diener mit einem Briefe an die Präſidentin ab, um ſie über ſein Ausbleiben zu beruhigen.

Alle dieſe Schritte hatten Zeit erfordert, und er war ermüdet; aber ehe er ſich auf ſein gewöhnliches Zimmer zurückzog, ging er, begleitet von ſeinem Hunde, nach dem Stalle, um zu ſehen, ob man auch in der Verwirrung nicht vergeſſen hätte, für ſein Pferd zu ſorgen. Als er nach dem Hauſe zurückkehrte, welches in geringer Entfernung lag, bemerkte er, daß Kaſtor nicht mehr bei ihm ſey; er kehrte um und rief ihn, aber er hatte große Mühe, ihn mitzunehmen; er drängte ſich in eine Art von Schuppen, der mit Reiſigbündeln angefüllt war und hinter dem Stalle lag; hier wollte er nicht fort. Nachdem es ſeinem Herrn endlich gelungen war, ihn von dieſem Orte zu vertreiben, machte er die Thüre zu und ging nach ſeinem Zimmer, um ſich ſchlafen zu legen. Da es noch früh war, wollte er leſen; aber die Müdigkeit überwältigte ihn, und er ſchlief feſt ein. Kaum hatte er einige Stunden geſchlafen, als ein Alp, ein fürchterlicher Traum, ihn aus dem Schlafe weckte. Er hatte im Traume den Gaſtwirth Franz geſehen, mit Blut bedeckt. Der Geiſt wollte eben reden, als ein Geheul des Hundes den Präſidenten erweckte und ſo dem Traume ein Ende machte. Er glaubte mit einigem Grunde, dadurch, daß er ausſchließlich mit dieſer Angelegenheit beſchäftigt geweſen ſey, wäre dieſer Traum entſtanden, und ſo ſchlief er wieder ein; aber derſelbe Traum zeigte ſich ihm wieder, diesmal mit größerer Deutlichkeit, und der Gaſtwirth ſprach:

„Ich wurde durch einen Stallknecht ermordet, welchen ich im vergangenen Jahre nach einem heftigen Streite, wobei ich ihn der Untreue beſchuldigte, fortgejagt habe. Er iſt ein Catalonier und bewahrt ein Gefühl der Rache in ſeinem Herzen. Er hat das Verbrechen begangen. Man wird meinen Körper in dem Schuppen hinter dem Stalle, den man nur ſelten betritt, vergraben finden. Man muß tief graben, um die Wahrheit dieſer Enthüllung zu entdecken. Laſſen Sie meinem Körper die Ehre eines Begräbniſſes erzeigen, und Sie werden dafür belohnt werden.“

Herr von Albi erwachte abermals, in kaltem Schweiße gebadet. Er war unzufrieden mit ſich ſelbſt, denn er ſchien ſich ein Gefühl der Feigheit zum Vorwurfe zu machen, welches, ſeinen Schlaf ſo beendend, ihm ſeine Schwäche offenbarte. Er wollte wieder einſchlafen, aber noch zweimal wurde er von derſelben Viſion verfolgt. Da er ſeine Angſt nicht beſchwichtigen konnte, zündete er ein Licht an, nahm ein Buch und ſuchte in Erwartung des Tages ſeinen

Geiſt zu feſſeln. Eitle Hoffnung; zehnmal begann er denſelben Satz, ohne zu verſtehen, was er geleſen hatte. Sein verworrener Blick ließ ſich nicht auf das Blatt feſſeln. Der Traum kehrte ſtets in ſeine Gedanken zurück, und es war ihm unmöglich, ſich mit etwas Anderem zu beſchäftigen. Unwillkürlich erinnerte er ſich an die kleinſten Umſtände; und ſo fiel ihm auch die Hartnäckigkeit ſeines Hundes ein, in dem von dem Ermordeten bezeichneten Schuppen zu bleiben.

Endlich konnte er ſeiner Unruhe nicht länger widerſtehen; er verließ das Bett, kleidete ſich an, und ſobald der Tag graute, ging er nach dem Stalle, begleitet von ſeinem Hunde, der laut bellend gerade nach dem Schuppen vorauslief. Herr von Albi empfand ein Gefühl des Schreckens; denn er konnte ſich nicht verhehlen, daß er auf dem Puncte ſtand, verwirklicht zu ſehen, was ſein Verſtand als etwas Unglaubliches verwarf. Wie konnte er, ein vernünftiger Menſch, ſich entſchließen, übernatürliche Ereigniſſe zuzugeben? Dieſe unerklärliche Thatſache ſchien indeß der Verwirklichung nahe. Sobald er das Benehmen ſeines Hundes ſah, rief er einige Bauern, welche mit ihrem Spaten an die Arbeit gingen; er ließ ſie geheimnißvoll in den Schuppen treten, und nachdem die Reiſigbündel bei Seite geworfen worden waren, da nachgraben, wo ſein Hund mit den Pfoten kratzte. Man denke ſich das Schrecken dieſer Leute und das Entſetzen des Präſidenten, als man einen halb verweſ'ten Leichnam fand. Der Präſident ließ die Thüren verſchließen und empfahl den Bauern das tiefſte Stillſchweigen, bis man ſich des Mörders verſichert hätte, damit bei dieſem kein Verdacht erweckt und ihm nicht die Mittel geboten würden, ſich der Gerechtigkeit zu entziehen.

Man entdeckte den Stallknecht in einem benachbarten Dorfe. Alle Angaben des Todten wurden genau beſtätigt, die Entdeckung aber dem Inſtinct des Hundes zugeſchrieben; denn, wie man ſich leicht denken kann, der Präſident ſprach nicht von dem Traumgeſichte, obgleich es ihn ſehr beſchäftigte.

Der Mörder wurde nach dem Stadtgefängniſſe gebracht, und der unglückliche Franz beerdigt. Nachdem der Präſident dem Leichenzuge beigewohnt und ſeine Familie getröſtet und unterſtützt hatte, eilte er nach Toulouſe, indem er zurückzukehren verſprach, wenn die Sache zum Urtheile käme. Die Geſchäfte des hohen Poſtens, den er bei dem Parlamente bekleidete, hatten bald die ſorgenvolle Miene verbannt, die man bei ſeiner Ankunft in ihm bemerkte; er dachte nur noch ſelten an dieſen merkwürdigen Umſtand.

Als der Proceß eingeleitet war, begab ſich Herr von Albi an Ort und Stelle, um die Sache zu verfolgen, und er ſah ſich dabei zu häufigen Reiſen von ſeinem Gute nach der Stadt Albi genöthigt. Der Catalonier, des an dem Gaſtwirth Franz begangenen Mordes überführt, wurde verurtheilt, und der Präſident traf Anſtalten zur Heimkehr; um aber ſeinen Leuten und ſeinem Wagen näher zu ſeyn, ſchlief er in dem Wirthshauſe zur Poſt. Er hatte ſeinen Hund nicht bei ſich; denn da der Bediente zurückgeblieben war, hatte dieſer ihn mit auf ſeine Stube genommen. Herr von Albi war alſo allein in ſeinem Zimmer, als eine neue Erſcheinung ſeine Sinne verwirrte. Diesmal war er zwar weniger erſchrocken, denn man gewöhnt ſich an Alles; aber es iſt dennoch wahrſcheinlich, daß der Präſident dem Todten gern die Dankbarkeit erlaſſen hätte.

„Sie haben mir ein ehrliches Begräbniß verſchafft," ſagte der Geiſt im Traume; „durch Sie erlangte ich Gerechtigkeit an meinem Mörder; was kann ich thun, um dieſen Dienſt zu vergelten?“ — Herr von Albi verlangte in dem Traume, auf ſeinen Todestag aufmerkſam gemacht zu werden. Der Geiſt verſprach es und verſchwand.

Seit dieſem neuen Ereigniſſe, welches man erſt lange Zeit nachher erfuhr, veränderte ſich der Character des Präſidenten; er ward finſter, trübe, nachdenkend, ohne je ſeiner Frau oder ſeinen vertrauteſten Freunden ſagen zu wollen, was dieſe Veränderung bewirkt hatte. Man wußte nichts von einer Zerrüttung ſeiner Angelegenheiten; er hätte ohne dieſen Mangel des Vertrauens, der die ihn zärtlich liebende Präſidentin zur Verzweiflung brachte, in dem Innern ſeines Hauſes der glücklichſte Menſch ſeyn können. Alle Verſuche blieben erfolglos; er behauptete ſtets, daß man ſich täuſche, daß er immer derſelbe ſey, daß das Alter mehr Ernſt und Nachdenken mit ſich bringe. In ſeinen Gewohnheiten hatte ſich nichts geändert, nur ging er ſelten noch auf ſein Landgut und ſchlief nie auf dem Wirthshauſe zur Poſt. Aber nur ſeine Leute und ſein Bedienter kannten dieſen Umſtand.

Zehn bis zwölf Jahre waren ſeit dieſer Zeit verfloſſen, und Herr von Albi war wieder heiterer geworden. Indem der böſe Eindruck mehr zurücktrat, begann er ſich zu verwiſchen, als der Präſident eines Nachts, nach einem höchſt anſtrengenden Tage, in feſten Schlaf geſunken war, ein verworrener Traum ſich plötzlich deutlicher geſtaltete und ihm den Gaſtwirth Franz zeigte. Er näherte ſich ihm, in ſein Leichentuch gehüllt, „Du haſt den Augenblick kennen wollen, wenn Deine letzte Stunde ſchlage,“ ſagte er mit Grabesſtimme; — dabei ſtreckte das Phantom den knochigen Arm gegen die Uhr aus, deutete mit dem Finger auf die Stunde der Mitternacht und ſagte: „In einem Monate an dem gleichen Tage.“

Der Präſident zog heftig an der Klingel, die am Kopfende ſeines Bettes hing, und man fand ihn in einem Nervenanfalle, beſtändig unzuſammenhängende Worte wiederholend, von denen man nichts verſtehen konnte; man ſchickte haſtig nach dem Arzte, und nachdem ihm dieſer Beruhigungsmittel gegeben hatte, verordnete er ein laues Bad. Mehrere Tage lang lag der Präſident bald im Delirium, bald in einer gänzlichen Abſpannung. Endlich beruhigte er ſich allmälig, und als ſein Kopf wieder frei geworden war, bat er ſeine Frau, ihn mit ſeinem Schwager allein zu laſſen, einem Manne von Geiſt und Verſtand, mit dem er ſich unterhalten wollte. Nachdem ſich alle Andern entfernt hatten, theilte er ſeinem Schwager die kleinſten Umſtände von dem mit, was ich jetzt erzählt habe. Man kann ſich leicht denken, daß der Schwager ſich anfänglich fragte, ob der Geiſt des Präſidenten nicht auch durch irgend eine Monomanie geſtört wäre. Indeß wurde Alles mit ſolcher Genauigkeit erzählt und die Umſtände detaillirt; es lebten noch Zeugen der Hauptthatſache; Herr von Albi war kein ſchwacher Geiſt; während der zwölf Jahre ſeit dieſem merkwürdigen Ereigniſſe hatte er ſo zahlreiche Gelegenheiten gehabt, ſeine Fähigkeiten und ſein ſcharfes Urtheil als Richter zu zeigen; aber eine fire Idee konnte ihn gleichwohl quälen; — ſein Schwager wußte daher nicht, was für Gründe er bei einem Menſchen anwenden ſollte, der ſo feſt überzeugt zu ſeyn ſchien.

„Wollen Sie meinem Rathe folgen,“ ſagte er, „ſo gehen Sie zu Ihrem Geiſtlichen; er iſt Ihr Beichtvater und der Ihrer Familie, ein Mann von Verdienſt, ein aufgeklärter Führer.“

Herr von Albi fand dieſen Rath ſehr verſtändig und ließ den Geiſtlichen ſeines Kirchſpiels bitten, zu ihm zu kommen. Er erzählte ihm von Punct zu Punct alle Umſtände dieſer Erſcheinung und wollte dann von ihm wiſſen, was er von der Sache dächte. Der Pfarrer, der in eben ſolcher Verlegenheit war, wie der Schwager, vermuthete einen kranken Geiſt in einem geſunden Körper; denn bis auf dieſe Nervenkriſis hatte die Geſundheit des Präſidenten nicht gelitten, ſondern nur ſein Geiſt.

„Die Gottheit,“ ſagte der Geiſtliche, „kann ſich uns offenbaren; ihre Wunder zeigen ſich unſern Augen täglich; gleichwohl iſt es ſelten, daß die Todten ihre Gräber verlaſſen, um mit den Lebenden zu verkehren; da Sie aber von dieſem Gedanken ergriffen ſind, wäre es verſtändig, wenn Sie ſich den Sacramenten näherten und ihre Angelegenheiten in Ordnung brächten. Man muß nur die weitere Verbreitung der Sache vermeiden; denn dies könnte die ſchwachen Geiſter erſchrecken und durch Leichtgläubigkeit tauſend abgeſchmackte Geſchichten verbreiten. Ihrer Frau darf keiner dieſer Umſtände unbekannt bleiben; denn ſie iſt eine Perſon von Geiſt und großer Frömmigkeit; Ihren Kindern aber muß man es verſchweigen.“

Der Geiſtliche, der Schwager und der Arzt verfuhren mit der größten Vorſicht gegen Frau von Albi, welche, gleich ihnen, in dieſer Angelegenheit nichts ſah, als einen kranken Geiſt, der geheilt werden müßte. Der Arzt war derſelben Meinung; aber als Mann von Kenntniſſen glaubte er, daß eine ſo heftig aufgeregte Einbildungskraft böſe Folgen herbeiführen könnte, und daß man den Präſidenten daher vor allen Dingen zerſtreuen, beſtändig beobachten und ſeinen Gedanken nie allein überlaſſen müßte. Je näher die bezeichnete Zeit rückte, deſto nachdenkender wurde der

Präſident. Sonderbar genug nahm ſeine Geſundheit demungeachtet nicht ab, und man unterließ nicht, auf dieſen Umſtand ihn aufmerkſam zu machen. Man ſcherzte ſelbſt zuweilen über die Unfehlbarkeit der Prophezeihung. Der Präſident beſaß Characterſtärke, und nachdem er ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, ſchien er das Ereigniß mit Ruhe zu erwarten.

Man war am Vorabende des verkündigten Tages, und er befand ſich vollkommen wohl. Seine Frau und die Freunde fingen an, ſich zu beruhigen, als ſie ſahen, daß er noch ſtets derſelbe ſey. In Folge einer Art abergläubiſcher Furcht, beſchloß man indeß, nicht nur alle Uhren im Hauſe zu ſtellen, ſondern man erlangte es auch leicht, daß auf allen Thurmuhren, die man von dem Hôtel des Präſidenten aus hören konnte, ſchon um 11 Uhr Mitternacht geſchlagen wurde. Man gab ſelbſt an dieſem Tage ein großes Souper, zu welchem ein Theil der Familie, die vertrauteſten Freunde, der Prediger und der Arzt geladen waren. Herr von Albi zeigte ſich auffallend unruhig und ſah oft nach der Uhr. Man ſcherzte, man ſuchte ihn und die Gäſte durch einige Gläſer Champagner zu erheitern. Der Geiſtliche ſelbſt ermuthigte ihn durch ſeine heitere Laune. Endlich ſah man die Zeiger der Taſchen- und Stutzuhren auf Mitternacht deuten. Durch einen ſonderbaren Zufall, an welchen man in dieſem Augenblicke nicht dachte, war die Uhr im Zimmer des Präſidenten nicht vorgerückt worden. Die Stadtuhren ſchlugen, man füllte die Gläſer, und ſtand auf, um auf die Geſundheit des Präſidenten zu trinken. Er ſtimmte freudig mit ein; er hatte ſeine Heiterkeit wieder gewonnen; der Champagner hatte ihn neu belebt. Sehr fröhlich nahm er die Neckereien hin, die man an ihn richtete, und improviſirte ſelbſt einen Vers über die Theilnahme, welche er erweckt hatte. Das führte nun das Geſpräch auf des Herrn von Albi Talent für Poeſie, welches er ſeit Jahren vernachläſſigt hatte. Er erzählte nun der Geſellſchaft von einer kleinen Dichtung, welche er über ſeine Geiſteskrankheit gemacht. Man quälte ihn, das Gedicht vorzutragen; er ging, es aus ſeinem Schlafzimmer zu holen. Niemand, als er, hätte es finden können. Er ſtand auf, nahm ein Licht und ging nach ſeinem Zimmer. Seine Familie und die Freunde freuten ſich, ihn wieder heiter zu ſehen, da hörte man plötzlich einen Piſtolenſchuß; der Kammerdiener hatte ſein Büreau aufgebrochen, um ihn zu beſtehlen. Von ſeinem Herrn überraſcht, ergriff er ein Piſtol und zerſchmetterte ihm den Kopf.

In dieſem Augenblicke ſchlug die Stutzuhr des Zimmers zwölf.

Ueber die Möglichkeit der Wiederkehr aus dem Geiſterreiche

möge zum Beſchluſſe des Ganzen nach ſo vielen gewichtigen Autoritäten, die in dieſer Schrift zu Gunſten des vom Herausgeber behandelten Gegenſtandes angeführt wurden, auch noch die Stimme eines franzöſiſchen Gelehrten aus dem Annuaire littéraire „**La Gerbe de M. Pavie**“ vernommen werden. Wir laſſen ihn ſelbſt reden:

„Alle Völker haben zu allen Zeiten an Geiſter geglaubt. Napoleon unterſtand ſich nicht, zu läugnen, daß ſie möglich wären. Auch ich bin davon überzeugt, nur glaube ich an keine materiellen Phantome, nicht an jene dem Grabe entronnenen Skelette, die Nachts, mit Ketten beladen, ihre Umgänge halten. Unſere Seelen leben nach dem phyſiſchen Tode fort, der

Feſſeln ihres materiellen Gefängniſſes entledigt; nur wohin ſie gehen, weiß ich nicht. Die Religion ſpricht von einem Straf- und Freudenorte, aber ohne uns dieſe Orte näher anzugeben. Der Philoſophie ſtände es daher zu, die Lücke der Offenbarung durch Syſteme zu ergänzen. Für mich habe ich eins angenommen; es iſt folgendes: Alle jene Planete und Sterne, die in unzähligen Myriaden im Raume rollen, ſind ebenſo bewohnte Kugeln, wie unſere Erde. Die einen ſind Sitze der Glückſeligkeit, die andern Orte des Leidens. So bilden ſie unter ſich eine unendliche Scala von Glück und Elend, die unſere Seele von Ewigkeit an, nach ihrem Verdienſte auf oder herabſteigend durchläuft; wir gehen unaufhörlich von einer Himmelskugel zur andern, nach unſerem vorhergehenden Leben beſtraft oder belohnt werdend, und jede Welt iſt ein Gericht der vorhergehenden Welt. *Der Planet, den wir gegenwärtig bewohnen, iſt unſtreitig ein Strafort; denn die Summe der Uebel überſteigt auf demſelben jene des Guten*, und wir alle tragen im Herzen eine dunkele Erinnerung von einer beſſern Heimath, die wir verloren haben. Ich erkläre mir auf dieſem Wege jene Zu- oder Abneigung, die wir, ohne uns den Grund angeben zu können, für gewiſſe Perſonen und Gegenſtände empfinden; denn es giebt Menſchen, die man bei'm erſten Gewahrwerden ſchon nicht leiden mag, obgleich ihre Phyſiognomie nichts weniger als abſtoßend iſt; Andere hingegen, die von der Natur ſehr ſtiefmütterlich behandelt wurden, liebt man bei'm erſten Anblicke. Sollten wir in dieſen Fällen nicht dunklen Erinnerungen aus einem frühern Seyn gehorchen?

Kehren wir nun zu unſern Geiſtern zurück! Die Frage, ob die Seelen der nach andern Welten geeilten Todten zu dieſer Erde zurückkehren und ſich mit uns in Verbindung ſetzen, verneinend zu beantworten, würde ich mir mit gutem Gewiſſen nicht getrauen. Wer weiß, ob die Seele im Augenblicke des Todes, ſtatt ſofort zu ihrer neuen Beſtimmung abzugeben, nicht noch einige Zeit auf dieſer Erde weilt? Oder wenn unſere Seelen der Erde plötzlich entriſſen werden, ſollten ſie nicht durch tauſend Erinnerungen oder Zuneigungen auf Momente wieder zu uns hingezogen werden? Die Realität dieſer Seelenwanderungen ſcheint ſelbſt durch die Analogie von demjenigen, was ſich täglich auf der Erde ereignet, erwieſen. Sind wir deſſen ganz gewiß, daß unſere Seelen bei Lebzeiten des Körpers immer bei uns auf der Erde bleiben? Was wird aus unſerer Seele während des Schlafes, der Ohnmacht, der Ecſtaſe, des Starrkrampfs? Kann man nicht annehmen, daß ſie ſich dann nach einer andern Welt begeben hat? Daß ihr die Erinnerung von dieſen Luftreiſen und von ihrer frühern Exiſtenz in andern Welten nicht zurückbleibt, findet eine Analogie in unſern Traumzuſtänden, wie in den Viſionen der Somnambulen, die nach dem Erwachen ſich der gehabten Geſichte ebenfalls nicht mehr erinnern können, obgleich die Kluft zwiſchen Schlaf und Erwachen bei weitem nicht ſo groß iſt, als zwiſchen Tod und Wiedergeburt.

Wenn nun die Seelen den Körper verlaſſen, um andere Welten zu beſuchen, warum ſollten die Seelen derjenigen, die dieſe Welten bewohnen, ihrerſeits nicht auch uns beſuchen? Es würde nicht leicht ſeyn, zu ſagen, wie die Seelen der Verſtorbenen ſich mit uns in Rapport ſetzen. Allein wer ſagt mir, wie die Seelen der Lebenden ſich einander mittheilen? Man wird mir wohl erſchütterte Nerven zeigen, die andere Nerven in Erſchütterung bringen und die Bewegung dem Gehirne zuführen; aber nachher? Wie wirkt das Gehirn auf die Seele? Giebt es überdieß nicht

Fälle, wo zwei Seelen noch lebender Perſonen eine auf die andere ohne Vermittlung der Sinne wirken? Der Magnetiſeur unterhält ſich mit dem Magnetiſirten bloß durch den Gedanken, oft ſelbſt, wenn ſie durch einen Raum von hundert Meilen getrennt ſind. Es ereignen ſich auch häufig Beiſpiele von Todesfällen, die in einer Entfernung von hundert Meilen ſich dennoch in demſelben Moment der andern Perſon anzeigten, mit welcher der Sterbende in ſympathetiſchen, freundſchaftlichen oder verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſtand. Wie ſind ſolche Facta auf natürlichem Wege zu erklären? Und wenn die Seelen von Lebenden ohne Vermittlung der Körper mit einander in Beziehung ſtehen, wer darf dann ſagen, daß die Seelen der Verſtorbenen ſich uns nicht mittheilen können?

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bei'm Verleger dieſes ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. Nork, über Fatalismus oder Vorherbeſtimmung der menſchlichen Schickſale, erwieſen in 219 Beiſpielen für das Vorhandenſeyn eines Divinationsvermögens, nebſt pſychologiſchen Erklärungsverſuchen erhöhter Seelenzuſtände. 8. 1⅓ Rthl. oder 2 fl. 24 kr. Hierüber ſagt die Abendzeitung vom 4. Juli 1840 Folgendes: „Der fleißige Verfaſſer hat hier einen wohl zu beachtenden Beitrag zur Löſung einer ſo wichtigen Frage geliefert. Die ſehr wacker zuſammengeſtellten Zeugniſſe aus der Geſchichte und Beweisgründe aus der Seelenlehre ſind unleugbar von dem größten Intereſſe.“ — Der Hamburger Correſpondent 1840 Nr. 61 ſagt: „Der einzige Weg, das dunkle Gebiet der Prädeſtination zu erleuchten und dereinſt die Löſung ſo vieler Räthſel zu finden, ſcheint bis jetzt noch Sammlung, Ordnung und Beglaubigung der vielen übernatürlichen und unbegreiflichen Erſcheinungen zu ſeyn, und dankbar nehmen wir daher die vorliegende Gabe eines bekannten Schriftſtellers an, der das Bekannteſte über Träume, Somnambulismus, Ahnungen, Prophezeihungen und Anzeigen, über das zweite Geſicht, Todesvorempfindungen, ſo wie über den Einfluß der Geſtirne auf die Schickſale der Menſchen, hier aus Quellen zuſammengeſtellt und geordnet hat, die den wenigſten Leſern zugänglich ſind. — Die äußere Ausſtattung des Werkes iſt recht gut.“ — Die Poſaune 1840 Nr. 72 ſagt: „Die Menge von Beiſpielen, welche dieſes Buch für das Vorhandenſeyn des Ahnungsvermögens geſammelt hat, iſt erſtaunlich. Wir bekennen, daß uns dieſe Sammlung von allerlei abentheuerlichen und ſeltſamen Geſchichten viel Vergnügen und Unterhaltung gemacht hat. Sie iſt eine Moſaik aus einer ganzen Bibliothek von Wundergeſchichten.“ — Der Helios 1840 Nr. 87, nachdem er die Principien des Verfaſſers beſtritten hat, ſagt: „Von dieſen abgeſehen, iſt dieſes Buch jedenfalls ſehr intereſſant, indem es dem Leſer eine große Menge von Fällen und Beiſpielen vorüberführt, daß ſich ſelbſt mancher Gelehrte freuen wird, hier mit ſichtbarem Fleiße ſo Manches zuſammengeſtellt zu ſehen, was ihm in früherer Zeit vorgekommen iſt. Gefährlich iſt dieſe Lectüre durchaus nicht, und daher wünſcht Recenſent ihr recht viele Leſer, die ihr bei der allgemeinen Neigung zum Wunderbaren, die hier volle Befriedigung findet, wohl auch nicht fehlen werden.“

Obſchon die Schickſalsfrage wichtiger als alle politiſchen, ſocialen ꝛc. Fragen der Gegenwart iſt, weil ſie Denker aller Zeiten und Völker beſchäftigte, ſo haben unſere modernen Toilettenphiloſophen ſie dennoch mit vornehm abſprechendem Lächeln als nichtig behandeln zu müſſen geglaubt. Dies entmuthigte den Verfaſſer obiger Schrift keineswegs, zu Schiller's Bekenntniß des Schickſalsglaubens:

„Noch Niemand entfloh dem verhängten Geſchick,
Und wer ſich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es ſelber bauend vollenden.“

gleichſam einen Commentar zu liefern, indem er ſich zur Aufgabe ſtellte, jenen Meinungen durch Zeugniſſe der Geſchichte und durch Beweisgründe aus der Seelenlehre feſten Boden zu verſchaffen; zugleich aber nachzuweiſen, daß die ſittliche Freiheit neben dem Fatalismus wohl beſtehen könne. Außerdem gewährt der beigefügte Reichthum an Thatſachen für das Vorhandenſeyn einer natürlichen wie auch künſtlichen Vorherſehungsgabe, von Träumen, Hellſehen der Somnambülen, dem zweiten Geſicht, Ahnungen ꝛc., ſo wie aſtrologiſche Prophetien eine ſo vielſeitig anziehende Lectüre, daß insbeſondere Beſitzer von Leihbibliotheken dieſe literariſche Erſcheinung nicht unbeachtet laſſen dürften.

D. G. Bräunlich, das Gemüth rückſichtlich ſeines wichtigen Einfluſſes auf das körperliche Befinden des Menſchen. 8. ⅓ Rthl. oder 36 kr. Die Mitternachtszeitung 1838 Nr. 4 ſagt: „Herrn Voigt's Verlag zeichnet ſich durch eine rein practiſche Tendenz aus, — auch Gegenwärtiges entſpricht derſelben. Keine pſychologiſchen Hyperbeln, keine philoſophiſchen Tiefblicke, aber belehrende Andeutungen über den Gegenſtand, die Jedermann verſtehen und ſich aneignen kann, die aber beſonders dem minder gebildeten Arzte zu empfehlen ſind.“ Die Altenburger mediciniſche Zeitung 1838 Nr. 2 ſagt: „Der Verfaſſer hat das Beſte, was über dieſe Materie vorhanden iſt, gut zuſammengeſtellt und namentlich hervorgehoben, daß nicht bloß Krankheit durch Gemüthsbewegungen, ſondern auch Geneſung durch dieſelben herbeigeführt werden kann.“ — Pölitz's Repertorium 1838 Nr. 7 ſagt davon: „Ein in unſern Tagen zu empfehlendes Buch, das durch beſonnene Prüfung ruhige Darſtellung, klare Auffaſſung einem größern Publikum beſonders zuſagen wird." — Die Leipziger Literaturzeitung 1833 Nr. 84 ſagt: „Nachdem leider Epidemieen unſerer Zeit die Betrachtung individueller Zuſtände verdrängt haben, iſt es erfreulich, daß hier ein Mann ſeine ärztliche und philoſophiſche Befähigung zur Zergliederung eines ſo höchſt allgemein intereſſanten Gegenſtandes verwendet und durch viele einzelne treffliche Bemerkungen ſeine große Sicherheit in dieſer Sphäre darthut." — Die Literaturzeitung für Volksſchullehrer 1835 38 Heft würdigt dieſe Schrift einer ſehr langen und ausführlichen Recenſion, worin ihre große Wichtigkeit hinreichend dargethan wird.

A. v. Blumröder, der Selbſtmord, pſychologiſch erklärt, moraliſch gewürdigt und in geſchichtlichen Beiſpielen anſchaulich gemacht, mit beſonderer Berückſichtigung der Urſachen von der gegenwärtigen Frequenz dieſes Uebels. Ein Beitrag zur Warnung vor Trübſinn und Verzweiflung und zur Empfehlung der ächten Lebenskunſt. Theils nach dem Franzöſiſchen, theils eigenthümlich bearbeitet. Erſter Theil enthält: Unterhaltungen über den Selbſtmord von M. N. Silveſter Guillon, Biſchof von Marokko, Almoſenier der Königin von Frankreich ꝛc. — Zweiter Theil: Der Selbſtmord im Spiegel der Geſchichte und in Bezug auf die Strafgeſetzgebung; nebſt einigen Beiträgen zur Lebenskunſt und zur Berichtigung der Urtheile über Zweikampf und Todesſtrafen. 8. 1½ Rthl. oder 3 fl. 9. kr. Gersdorf's Repertorium 1837 Nr. 5 ſagt: „Der Inhalt dieſer Ueberſetzung oder vielmehr Bearbeitung iſt vom allgemeinſten Intereſſe, wozu der zweite Band, der eine Origin.-Arbeit des deutſchen Herausgebers iſt, das Seine reichlich beiträgt." — Die Abendzeitung vom 3. Mai 1837 ſagt: „Dieſes Werk fand in Frankreich die günſtigſte Aufnahme und erlebte ſchnell 3 Auflagen. Eine deutſche Ueberſetzung von ſo geſchickter und befähigter Hand konnte nur willkommen ſeyn. Schon des Verfaſſers Schilderungen ſind voll Leben und Wahrheit; aber die treffliche freie Bearbeitung des Herrn v. B. läßt das Original weit hinter ſich. Er liefert uns etwas weit Vollſtändigeres, hauptſächlich durch die Zugabe ſeines zweiten Theils, der ſich mit Beiſpielen denkwürdiger Selbſtmörder aus alter u. neuer

Zeit, mit Betrachtungen über Strafbarkeit des Selbſtmörders, über die Beſeitigung des Lebensüberdruſſes, über Zuläſſigkeit der Todesſtrafen äußerſt lehrreich und anziehend beſchäftigt. Die Schrift iſt auch äußerlich trefflich ausgeſtattet.“ — Die Darmſtädter Kirchenzeitung 1839 Nr. 53 ſagt: „Dieſe Schrift muß als höchſt zeitgemäß und zeitdringend bezeichnet werden, da ſie die ſich mehrende Inclination dazu auf ſehr ſachgemäße Weiſe bekämpft. — Sie verdient in allen, auf dem Titel genannten Beziehungen die größte Beachtung. Recenſent geſteht, ſie nicht ohne mannichfache Belehrung geleſen zu haben, und hält es für Pflicht, ſie angelegentlichſt zu empfehlen. — Die Sprache iſt ſehr fließend und klar, wie ſie von dem deutſchen Bearbeiter nicht anders zu erwarten iſt, der auch hier mit bekanntem Geſchick und Glück gearbeitet hat. — Die äußere Ausſtattung verdient die aufrichtigſte Anerkennung.

Lud. von Alvensleben, wunderbare Prophezeihungen eines Wahnſinnigen auf die Zeit von 1840 bis 1850, welche zum Theil ſchon eingetroffen ſind. Nebſt der merkwürdigen Prophezeihung, welche ein engliſcher Schmid dem Herzoge Carl von Braunſchweig vor ſeinem Regierungsantritte gethan. Nebſt den Weiſſagungen des Mönchs Hilarion im Kloſter Tſchenſtochau in Polen, und einigen andern Vorherſagungen, welche auf die gegenwärtige Zeit Bezug haben und den Schleier der Zukunft lüften. (Motto: Ein hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel. Schiller.) 8. geheftet. ⅓ Rthl. oder 36 kr.

Biedenfeld, F. Freih. v., der letzte Tag eines Selbſtmörders. Nach dem Franzöſiſchen des Imberdis. 8. 1839. ⅔ Rthl. od. 1 fl. 10 kr.

Derſelbe, Denkwürdigkeiten und Geſtändniſſe des Scharfrichters zu London. Nach deſſen Dictaten niedergeſchrieben von dem Wundarzte des Newgate zu London. Mit dem Bildniſſe des Scharfrichters. 8. 1½ Rthl. oder 2 fl. 42 kr. Helios 1840. Nr. 41 ſagt: „Wir müſſen dieſe Memoiren Allen empfehlen, welche ſich für die Zuſtände England's, beſonders London's, intereſſiren und überhaupt Denen, welche moraliſch oder criminaliſtiſch den letzten Gründen der Unſittlichkeit in den unterſten Ständen nachgehen; denn ſie laſſen die klarſten Blicke in das Leben und Treiben der Gauner und Diebe werfen, welche namentlich London für ihr Paradies erkennen.“ — Die Roſen 1840. Nr. 41 ſagen: „Eben ſo aufrichtig wie das beigefügte Portrait ſind die Geſtändniſſe des Scharfrichters, der nicht blos in London eine Menge von Hinrichtungen vollzog, ſondern ſich auch in den Provinzen einen großen Ruf erwarb. — Beſonders tragiſch iſt die Hinrichtungsgeſchichte eines jungen Mannes wegen Ausgabe falſcher Banknoten, die er als Spielgewinnſt empfing.“ — Die Braunſchweiger Morgenztg. 1840. Nr. 10 ſagt: „Was auch zum Leſen dieſes Buches treiben möge, bloße Neugierde, die Memoiren eines ſo ſonderbaren Schriftſtellers kennen zu lernen, vielleicht auch, um Galgen und Strick einmal recht behaglich in der Nähe zu beſchauen, oder ein höherer Beweggrund; — in jeder Hinſicht wird man ſich durch dieſes merkwürdige Buch befriedigt finden.“ — Die Poſaune 1840. Nr. 139 ſagt: „Freunde einer grauſenhaften Lektüre dürfen dieſes Buch nicht ungeleſen laſſen. Der deutſche Ueberſetzer hat durch gute Anordnung und Gruppirung ſeiner Arbeit große Vorzüge vor dem engliſchen Original gegeben.“

Mehrere deutſche Zeitſchriften, namentlich die Europa, Miscellen der ausländiſchen Literatur ꝛc. machten bereits auf das Original empfehlend aufmerkſam. Es gehört unſtreitig in die Claſſe der edelſten Unterhaltungslectüre unſerer Tage; aber auch in die der populärſten Bücher: durch lebenvolle und getreue Schilderungen des Gerichts- und Volkslebens in England, durch die Enthüllung der intereſſanteſten Geheimniſſe aus dem Gebiete des in London ſo mächtigen Banditen- und Gaunerweſens in allen Abſtufungen, durch die treffendſten Winke über die Urſachen der Demoraliſation und Verwilderung der niedern Volksclaſſen, durch luſtige und tragiſche, aber immer ſehr pikante Züge aus Biographien und Gerichtsverhandlungen, alles ſo prägnant, klar, ſcharf und humoriſtiſch dargeſtellt, daß man ſich von dieſer Lectüre nicht wieder losreißen kann, und dabei dem dictirenden drolligen alten Kauz, John Ketch (dem Scharfrichter), gewiſſermaßen gut werden muß.

Schatten, die blutigen, eine Gallerie von Wundern, ſeltſamen Ereigniſſen, nächtlichen Erſcheinungen, ſchaurigen Träumen, geheimen Verbrechen, ſchrecklichen Phänomenen, geſchichtlich begründeten Freveln, beweglichen Leichen, blutigen und belebten Köpfen, grauſamen Nachethaten und fortlaufenden Verwickelungen des Verbrechens. Alles aus den Quellen der Wahr-

heit geſchöpft. Aus dem Franzöſiſchen. Zwei Bände mit Pariſer Kupfern. 8. geheftet. 1⅕ Rthl. oder 2 fl. 9 kr.

Das ungemeine Intereſſe und die außerordentliche Senſation, welche dieſes merkwürdige Werk in ganz Frankreich erregte, veranlaßte den Verleger zu einer deutſchen Ueberſetzung und er war ſo glücklich, ſie aus der Feder eines unſerer berühmteſten Schriftſteller, Obriſtlieutenant v. Blumröder, zu erhalten.

Train, J. K. v., Gemälde aus dem Mönchs- und Nonnenleben ritterthümlicher Zeiten. Nach Urkunden und Handſchriften aus dem Mittelalter. Erſter Band, mit einem Titelkupfer. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr. Der Komet 1833. Nr. 19. ſagt: „Die Darſtellung iſt nicht übel, beſonders aber eine gedrängte Geſchichte der Klöſter von ihrer Entſtehung bis zur Reformation ſehr leſenswerth.“

Man bittet dieſe Schrift nicht mit den, ebenfalls nicht unintereſſanten, 1809 zuerſt erſchienenen und kürzlich neu aufgelegten Münchner Gemälden aus dem Nonnenleben zu verwechſeln. Das hierdurch für den Gegenſtand ausgeſprochene Intereſſe wird vorſtehenden Mönchs- und Nonnengemälden in ungleich höherem Maaße zu Theil werden, da ſie von größerm Umfange ſind.

Deſſen Zuchthaus und Rabenſtein. Eine Gallerie merkwürdiger Verbrechen aus Kriminalakten gezogen. Erſtes Bändchen. Mit einem Titelkupfer. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Das Literaturbl. Nr. 82 zum Morgenblatt 1832 ſagt: „Dieſe Kriminalgeſchichten ſind höchſt anziehend, und die meiſten haben ein pſychologiſches, ja ſelbſt ein poetiſches Intereſſe. Sie ſind eben ſo gut erzählt, als an ſich ſehr lehrreich.“ Die Hamelnſchen gemeinnützigen Blätter 1832. November, ſagen: „Dieſe mit Fleiß und vieler Auswahl aus bisher wenig bekannten Kriminalfällen genommenen Erzählungen erwecken vieles Intereſſe. Sie belehren und unterhalten, und bei der Wahrheit der Thatſachen, der Lebendigkeit des geiſtvollen Vortrags müſſen ſie viele Leſer gewinnen. Das Aeußere iſt beifallswerth.“

Stimmen aus dem Jenſeits

oder

das Todtengericht im Grabe;

den mündlichen Mittheilungen eines wiedererwachten
Scheintodten getreu nacherzählt

von

F. Nork.

Motto:
Man kann annehmen, daß der wirkliche Tod da noch nicht eintritt, wo für die Umſtehenden das Leben ſchon vorüber zu ſeyn ſcheint, ſondern noch ein kurzer Akt des Schlafwachens vorausgeht, der vielleicht dem Sterbenden ſeltſame, nie geahnte Geheimniſſe entſchleiert. Vielleicht iſt es ein einziger concentrirter Rückblick auf das ganze vergangene Leben, ein täuſchungsloſes Selbſtgericht — —
Tutti Frutti (von Fürſt Pückler) II. S. 181.

Weimar, 1842.
Verlag und Druck von Bernhard Friedrich Voigt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

I. Das Portefeuille 1

II. Der Unbekannte erzählt ſeine Geſchichte. . . 9

III. Der Gutsherr 36

IV. Die Ueberraſchung 57

V. Die Operndame 62

VI. Die Heirath 85

VII. Was man gewiſſe Leſer zu überſchlagen bittet . 98

VIII. Die geſpenſtiſche Warnerin 126

IX. Das Concert. — Die gekränkte Unſchuld. — Das Correctionshaus 134

X. Nanni's Leidensgeſchichte. — Das Begräbniß . 160

XI. Der Horcher aus der Ferne. — Das erhörte Gebet 185

I.

Das Portefeuille.

Im Augarten zu Wien begegnete ich vor etwa zwei Jahren faſt täglich, in den Nachmittagsſtunden, einem düſter blickenden Manne von unterſetzter Geſtalt, deſſen bleiche, eingefallene Wangen auf geheimen Kummer oder allzuſtrenge Diät zu ſchließen geneigt machten, die aber, gegen die Landesſitte, eine freiwillige ſeyn mochte, weil der nette, obgleich nicht den Geſetzen der Mode huldigende, Anzug die Vermuthung gezwungener Entbehrungen bei dem Beobachter dieſer, in Oeſterreich's lebensluſtiger Hauptſtadt mehr, als anderswo, auffallenden Erſcheinung gar nicht aufkommen ließ. Die dunkle Farbe der Kleidung erhöhte den Ernſt ſeines Weſens noch bedeutend; und daß er Jedem ihm Begegnenden ſcheu auswich, Stunden lang nur den Zug der Wolken betrachtend oder Figuren in den Sand zeichnend, ſeinen Platz nur dann gegen einen andern vertauſchte, wenn er ihn ſchon beſetzt fand, wie noch viele andere ſeiner Eigenheiten, verriethen mir einen Sonderling, nach deſſen

Bekanntſchaft ich um ſo mehr Verlangen trug, weil der Character der Geſelligkeit, wodurch die heitern, gemüthlichen Bewohner des Donauufers hier ſich vor allen andern Deutſchen vortheilhaft auszeichnen, Exemplare, wie das eben geſchilderte, dort nur ſelten gedeihen läßt; die Seltenheit iſt es aber bekanntlich, die auch an ſich unbedeutenden Erſcheinungen einiges Intereſſe verleiht; und wie hätte ich eine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen laſſen ſollen, die mich in dem wichtigſten aller Studien, als welche mir ſtets Characterſtudien galten, um ein gutes Theil vorwärts zu bringen verſprach?

Ich hatte dem Räthſelhaften an dem obgenannten Orte ſchon oft begegnet, am häufigſten in den dunkleren und einſameren Parthien dieſes Gartens, ohne jemals den Muth zu gewinnen, auf die Gefahr hin, für zudringlich gehalten zu werden, mit dem Sonderling ein Geſpräch anzuknüpfen. Meine Grüße, ſo oft ich an ſeinem Lieblingsplätzchen vorüber ging, wurden ſtets nur mit einem leichten, halb unwilligen Kopfnicken oder flüchtiger Berührung der Hutkrempe erwidert. Wie freute ich mich daher, als mir eines Tages ein günſtiger Zufall die Ausſicht auf Erfüllung meines ſo lange gehegten Wunſches eröffnete! Ich erblickte nämlich auf der Bank, die der Sonderling gewöhnlich zu ſeinem Ruheplätzchen wählte, ein Portefeuille, welches ſogleich die Vermuthung in mir aufkommen ließ, daß es ihm gehören müſſe. Durch Uebergabe deſſelben hoffte ich auf dankbares Entgegenkommen von ſeiner Seite, und über ſeine perſönlichen Verhältniſſe konnte mir vielleicht der Inhalt dieſes Taſchenbuches Auskunft geben. In der That wurde ich durch das Blättern in demſelben für meinen guten Vorſatz ſchon reichlich belohnt, ehe ich noch den rechtmäßigen Eigenthümer meines Fundes zu Geſichte bekam.

Das Buch beſtand aus einzelnen eingelegten Blättchen, auf welchen Ideen und Reflexionen der verſchiedenſten Art, welche eine momentane Stimmung erzeugt hatte, flüchtig aufnotirt waren. Weil ſie jedoch über Character und Denkweiſe meines Sonderlings einiges Licht verbreiten halfen, ſo glaube ich, durch Auszüge einiger der vorzüglicheren Aufſätze, mir den Dank des geneigten Leſers zu erwerben. Das erſte Blatt verrieth durch Schriftzüge, die von denen der folgenden abwichen, nicht nur eine fremde Feder, ſondern auch eine weibliche, wie nachſtehend angeführte Zeilen durch ihren Inhalt zur Genüge erkennen laſſen:

„Ich habe Dich vor Vielen erwählt gehabt; Dein Glück zu machen, war mein ſchönſter Traum; dieſes ſtürmiſche Herz, dieſe Unbeſtändigkeit der Geſinnung, dieſe Flecken alle konnten das heilige Feuer meiner Anhänglichkeit nicht vertilgen. Ich hatte Dich im Stillen geliebt, als Du noch nicht daran dachteſt, durch das Band der Ehe mir Rechte auf Dich einzuräumen. Ich kannte Deine Schwächen, hoffte aber als liebende, zärtliche Gattin der Engel zu werden, der Dich vor ferneren Fehltritten bewahren werde; denn das iſt ja der Beruf der Frauen, die Verirrten mit liebevoller Hand bis an das Thor der ewigen Heimath zu geleiten; aber erſchöpft ſind meine Pflichten — — Schwäche, Einfalt und Kurzſichtigkeit ſcheint mir nun aus meinem Benehmen als Deine Gattin hervorzugehen. Aber war es nicht die Schwäche der Liebe, welche mich den erſten Stürmen dieſer Ehe unterwarf? Durch ſanfte Güte hoffte ich den Trotz des Unmuthigen zu entwaffnen, durch Pflichterſchöpfung das Herz des Pflichtvergeſſenen zu gewinnen. Die edelſte Freundin ſollteſt Du in mir finden und, von Seelenſchönheit überwunden, den Zauber der reizenden Störerin unſeres ehelichen Friedens würdigen und verachten lernen. Reineren, höheren Freuden, als jene, welche die eigenſüchtige Nebenbuhlerin zu bieten vermag, ſollteſt Du, im Genuſſe häuslicher Segnungen, begegnen. Ward Dir meine Hand zu leichtgläubig, zu raſch, zu willig gereicht, ſo habe ich wohl dieſen Mangel an Mißtrauen und Argwohn, dieſen ſchnellen freudigen Glauben an Redlichkeit und Treue, dieſe übereilte Hingabe in die Wünſche des geliebten Gegenſtandes mit allen Weſen meines Gepräges gemein. Ach, dieſe leben nur in dem argloſen Geiſt ihrer Herzensgüte, glauben und rechtfertigen, entſchuldigen und vergeben, bis der entzügelte Frevel der Duldſamen ſpottet und ſie zum Opfer ihrer ſanften, frech gemißbrauchten Tugenden macht!"

„Alſo ein melancholiſcher Meinau mit dem ſchuldbeladenen Gewiſſen ſeiner Eulalia in einer Perſon," dachte ich von dem Sonderling, als ich dieſe Zeilen durchflogen hatte. Die unglückliche Briefſtellerin lebt geſchieden, weit entfernt von dem Manne, der ihren Werth erſt nach dem Verluſte des Kleinods erkannt und daher betrauert, oder die Tiefgekränkte hat die Welt ſelbſt verlaſſen, in welcher ihr Ungetreuer mit gefoltertem Gewiſſen wie ein büßendes Geſpenſt noch einige Zeit umzugehen verurtheilt iſt, bis die Zeit ſeiner Buße abgelaufen ſeyn wird.

Ein anderes Blatt, das mir, wegen einer anziehenden Ueberſchrift, vor andern in die Augen fiel, enthielt mehrere kleinere oder größere Sätze, welche die Lebens- und Weltanſchauung des Verfaſſers zu erkennen gaben. Ich laſſe ſie hier unverändert folgen:

„Zuerſt kündigt ſich die Sünde nur an im Menſchen und klopft, ſo zu ſagen, an die Pforte, um eingelaſſen zu werden. Ein einziger Willensact iſt hinreichend, ſie abzuweiſen, ſo daß ſie vielleicht ſobald nicht wiederkehrt. Allein ſie läßt ſich die Mühe nicht verdrießen und pocht wieder an. Immer iſt der

Menſch nicht gleich wach in ſeinem Innern, immer iſt nicht der Wille gleich bereit zur Abweiſung des verführeriſchen Feindes, beſonders, wenn er ſich der Einbildungskraft bemächtigt, die ſich ſo leicht in die innerſten Tiefen des Herzens einſchleicht. Und ſo folgt der Menſch unvorſichtig dem ſüßen Zuge und — fällt. Wohl erfährt er nun den Schmerz der Reue und waffnet ſich zum Widerſtande gegen einen neuen Angriff. Allein dieſer erfolgt lange Zeit nicht, und ſo wähnt ſich der Menſch ſicher. In dieſem Momente der tiefſten Sicherheit aber bricht der Feind abermals ein und feiert ſeinen zweiten Sieg. Nun folgt eine kleinere Pauſe; der Feind kommt bald mit offener Gewalt wieder und fordert ſeinen Gegner zum Kampfe auf. Der Wille ſiegt, aber der Feind kehrt dennoch bald wieder zurück. Neuer Sieg, aber auch Ermattung nach dem Siege. Der Feind aber ermattet nicht, ſondern gewinnt, ſelbſt durch ſeine Niederlagen, neue Kräfte. Mit dieſen greift er unverſehens den Willen ſelbſt an, den er Anfangs klüglich umging, und ſiehe, jetzt iſt der Wille dem Feinde nicht gewachſen: er unterliegt. Von nun an wird der Kampf offener und heftiger, der Sieg des Willens ſchwerer, die Ohnmacht nach dem Siege fühlbarer, der neue Fall bei'm neuen Angriffe häufiger. Endlich giebt ſich der Wille überwunden, die Sünde zieht triumphirend in den Menſchen ein, und die folgenden Kämpfe ſind entweder Niederlagen oder bereiten ſie doch vor. Nun nimmt der Feind mit ſtürmender Hand eine Verſchanzung nach der andern ein, wo noch Vertheidigung ſtattfindet, und nur zu bald iſt der ganze Menſch, halb willig, halb widerwillig, ſein Eigenthum, bis zuletzt die volle Huldigung der Tyrannin Sünde erfolgt. Nun durchdringt ſie aber auch ganz eigentlich Nerven und Adern: kein Gefühl, kein Trieb, keine Bewegung, die ihr, der Herrſcherin, nicht angehörten. Alle Glieder ſind in ihren Dienſten; der zerrüttete Leib lenkt die kranke Seele nun und treibt ſie zu den unfreien Gefühlen, Vorſtellungen und Handlungen, die den Character der Seelenſtörungen aller Art begründen und von denen man — aus Unkunde des Entwickelungsganges dieſer Zuſtände — wähnt, daß ſie organiſche Leiden ſeyen, unverſchuldete, die Seele ſelbſt nicht berührende Zuſtände."

„Traue dir ſelbſt nicht, ob du auch zur Zeit nichts empfindeſt und auch in vielen Jahren keine Regungen der Sinnlichkeit empfunden hätteſt; denn dies fluchwürdige Laſter wirkt oft in einer Stunde, was es Jahre lang nicht wirkte; oft legt es ſeine Schlingen heimlich und verwundet um ſo unheilbarer, als freundlicher es ſich ſtellt und minderen Verdacht erregt. Darum fliehe den Verſucher, denn Spreu biſt du, die leicht Feuer fängt. Baue nicht darauf, daß du ganz bethaut von dem Gewäſſer des guten Willens, denn durch öftern Umgang mit den Weibern trocknet das Feuer der Leidenſchaft, durch ſeine Gluth, das Gewäſſer des guten Willens allmälig ganz auf; und wenn man ſich deſſen am wenigſten verſieht, wüthet die Flamme ſo ſehr, daß man weder Freundſchaft*), noch Verwandtſchaft**) achtet, weder Gott fürchtet, noch auf Ehre hält, ja das Leben und ſelbſt die Strafen der Hölle nicht achtet. Deßhalb fliehe,

---

*) Vergl. Cap. 11.
**) Vergl. Cap. 11.

A. d. H.

wenn du nicht willſt überwunden und dem geiſtigen Tode überliefert werden.“

„Wenn uns die irdiſche Noth beſtürmt, da rufen wir, an welchem Orte es auch ſey, den Schutz des Unſichtbaren an, in der Ueberzeugung, daß der Allgegenwärtige überall uns nahe ſey. So uns aber die Sünde beſchleicht, denken wir nicht, daß uns das Auge Gottes ſehe, und Handlungen, die wir auch nicht vor dem niedrigſten menſchlichen Geſchöpfe zu begehen wagten, verrichten wir ungeſcheut vor dem König der Könige.“

„Sich in die Einſamkeit begeben, heißt noch nicht die Weltluſt fliehen; aber mitten in der Welt von ſich ſelbſt abgeſchieden ſeyn, das heißt fliehen; denn unſer größter Feind hat in uns ſelbſt ſeine Wohnung aufgeſchlagen. Nur die Selbſtverläugnung führt zur vollkommenen Einſamkeit. Wenn wir das, was Ich heißt, von uns zu entfernen vermöchten, d. i., wenn wir den Dämon der Selbſtſucht zu ſcheuchen verſtünden, ſo könnten wir auch an den unheiligſten Orten einſam ſeyn. Denn keinen Werth hat die äußere Einſamkeit der büßenden Kloſterbrüder, weil ſie, ohne die innere, nichts bedeutet; dieſe letztere iſt die Abgeſchiedenheit von uns ſelbſt, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß die innere Einſamkeit durch die äußere erleichtert wird.“

Ich hatte aus dieſen Proben von der Art und Weiſe meines räthſelhaften Unbekannten, über Gott und Menſchen zu philoſophiren, Stoffs genug, um ſein geiſtiges Portrait zu zeichnen. Verglich ich die Aufſätze ſeiner eigenen Hand mit dem Briefe jener Dame, die muthmaßlich ſeine Gattin war, ſo mußte ihre Handſchrift den früheren Lebensabſchnitt des Gemahls geſchildert haben, und folglich früher abgefaßt ſeyn, als die frommen Betrachtungen, welche die andern Blätter des Taſchenbuches füllten, und die von einem bekehrten Gemüthe Zeugniß gaben, deſſen Umwandlung vielleicht zu ſpät für die Seelenruhe der guten Frau erfolgt ſeyn mochte.

II.

Der Unbekannte erzählt ſeine Geſchichte.

Schon am folgenden Tage las ich in den Localblättern, unter der Rubrik: „Verlorene Sachen“, folgende Anzeige:

> „Der redliche Finder einer geſtern auf dem Wege vom Augarten bis zur Taborſtraße verlorenen grünſaffianenen Brieftaſche, welche durch die auf einer Seite angebrachten vergoldeten Buchſtaben F. W. kenntlich iſt, und deren Inhalt nur für den rechtlichen Eigenthümer einigen Werth haben kann, wird gebeten, dieſelbe gegen eine angemeſſene Belohnung —ſtraße, Nr. —, drei Treppen hoch, Thüre rechts, abzugeben.“

Der Zufall war mir demnach abermals behülflich, um meine gewünſchte Bekanntſchaft mit dem räthſelhaften Unbekannten auf eine Weiſe einzuleiten, die den Schein der Aufdringlichkeit von mir entfernte. Um die achte Morgenſtunde begab ich mich auf meine

Entdeckungsreiſe in die bezeichnete Straße. Um jene Zeit hoffte ich meinen Sonderling noch in ſeinen vier Pfählen anzutreffen, ohne ihn allzufrüh aus einem Morgenſchlummer zu ſtören. Als ich bereits die hölzernen Treppen nicht ohne Geräuſch, das die faſt morſchen Breter, unter meinen Tritten erſeufzend, hatten vernehmen laſſen, erſtiegen hatte und auf dem dunklen, engen Vorſaale ſtand, kam die erwartete Erſcheinung, die einen ſo frühen Beſuch in ihrer einſamen Behauſung nicht vermuthen mochte, mit verwunderter Miene mir entgegen, und da ich den Oeffnenden ſogleich von dem Zwecke meines Beſuches unterrichtete, erhellte ſich ſeine ſonſt finſtere Miene und er nöthigte mich mit freundlichen Worten in ſeine Klauſe — ſo nur konnte man das Stübchen nennen, das die wenigen Bedürfniſſe ſeines einzigen Bewohners enthielt — deren Fenſter nach der Morgenſeite gingen und eine Ausſicht auf die Felder boten, welche die Mauern des Friedhofes dieſes Kirchſpiels, der ſich eine weite Strecke hinzog, wie ein weißer Saum abgränzten.

Dieſe Perſpective, welche dem Beſchauer auf ſo eindringliche Weiſe das Ende aller Dinge und die Nichtigkeit des menſchlichen Lebens in's Gedächtniß rief, paßte genau zu der kleinen Bücherſammlung, womit die eine Wand des Stübchens tapezirt war und die, einige Ueberſetzungen des Plato, Seneca und der philoſophiſchen Schriften Cicero's ausgenommen, nur Erbauungsbücher von katholiſchen Verfaſſern und myſtiſche Bibelcommentare enthielt. Die moderne Literatur wurde hier durch Bader, v. Schubert und einige andere Gleichgeſinnte repräſentirt. Das Meublement zeugte entweder von der Dürftigkeit oder den Entſagungstheorien des Beſitzers; denn ein Spiegel wurde ganz vermißt, und außer einem alten Lehnſtuhle befand ſich nur noch ein einziger

Seſſel im Zimmer, damit, wie mir der Beſitzer lächelnd aus eigenem Antriebe zu verſtehen gab, die Gelegenheit abgeſchnitten ſey, mehr als einen Gaſt unter ſeinem Dach aufzunehmen, weil zwei Perſonen niemals angetroffen werden, deren Geſinnungen übereinſtimmend wären; Meinungsverſchiedenheit führe zum Wortſtreit, und die aus Höflichkeitsrückſichten in ſolchen Fällen unvermeidliche Verläugnung der eigenen Meinung zur Heuchelei; die Zwietracht aber und die Lüge können unſerm Schöpfer, welcher ein Gott des Friedens und der Wahrheit iſt, nicht anders, als mißfällig ſeyn, daher er von ſeinen aufrichtigen Bekennern die Ausübung ihrer Tugenden mit Recht verlangt.

Ein Mann von ſo frommer Denkweiſe, die überdies von allem mönchiſchen Beiſchmacke frei war, gehört in Wien zu den ſeltenſten Erſcheinungen. Das Intereſſe, welches er mir daher einflößte, konnte im Laufe des Geſpräches, das der gewöhnlichen Converſation ſo gänzlich fern liegende Materien berührte, nur zu noch höheren Graden ſich ſteigern; und jeder meiner Blicke auf die noch übrigen Gegenſtände, die ſich dem Fremden in dieſem engen Raume darboten, ſammelte mir Stoff zu neuen Betrachtungen und Muthmaßungen. So beſtand das Lager des Einſiedlers in der volkreichen Stadt, gleich jenem eines Anachoreten in der thebaiſchen Wüſte oder eines Mönches von der ſtrengſten Obſervanz, nur aus einer Matratze, einem Strohkiſſen und einer Decke von Wollenzeug, damit, erklärte der Sonderling, meinen verwunderten Blicken mit der gewünſchten Erklärung ſeines ſonderbaren Hausreglements entgegenkommend, auch noch der Schlafende die Reinheit der Gedanken ſich zu bewahren vermöge und dem Einfluſſe der finſtern Mächte nicht anheimfalle, welche durch Erregung wollüſtiger Träume den Spiegel der Seele trüben, die, wenn die Sinne ſchlafen, ihre urſprüngliche Reinheit wieder gewinnt; daher die im Schlafe Redenden nicht den Trug und die Verſtellung kennen. „Sie lächeln verwundert, mein Herr," ſetzte der Sprecher hinzu, „über meinen Dämonenglauben und bezweifeln gewiß auch, daß die im Grabe Schlafenden ebenfalls zu träumen pflegen? aber ich, der früher wie andere Weltkinder dachte und lebte, den Todten mit einem von der Axt gefällten Baume verglich und darum des Lebens Wein in vollen Zügen aus dem Becher des Genuſſes ſchlürfte, ich bin, ſeitdem ich von den Pforten des Schattenreiches durch eine beſondere Gnade des Allerbarmers wieder zur Tageswelt der Lebenden zurückkehrte, eines anderen Sinnes geworden."

Meine Miene drückte die höchſte Verwunderung aus; aber ich wagte nicht, durch eine Unterbrechung des Redners mich nur um einen Laut zu beeinträchtigen, welcher jetzt des ſeltſamen Mannes Lippen verlaſſen mochte. Und dieſer war auch gar nicht gelaunt, ſich in ſeiner Rede unterbrechen zu laſſen, ſondern fuhr fort:

„Ich hatte bereits den Tod geſchmeckt, oder nennen ſie dieſen Zuſtand Scheintod, um den Schleier des Wunderbaren von dieſer Begebenheit abzuſtreifen; ich habe einen mehrtägigen Schlaf des Grabes durchgeſchlafen, aber auch während jenes Zuſtandes geträumt, und," ſetzte er mit einem furchtbar ernſten Lächeln hinzu, „die Träume waren auch darnach, um den Reſt meiner durch ein Wunder verlängerten Erdenpilgerſchaft nicht mehr durch eitlen Weltgenuß zu vergeuden, ſondern mich würdig vorzubereiten für ein beſſeres Leben in jenem Lichtreiche, in welchem die Seele, ausruhend von dem nichtigen Werkeltagstreiben auf dieſem Kothklumpen, den der kurzſichtige, rechnende Verſtand das Univerſum nennt, ihren heiligen Sabbath feiert. Ich erhebe mich daher alltäglich, wenn die Herrſchaft der nächtlichen Finſterniß durch die erſten Strahlen der Morgenſonne gebrochen wird, die das irdiſche Nachbild des geiſtigen Urlichtes iſt, aus welchem alle Seelen wie Strahlen ausſtrömen, empor auf den Schwingen des Gebetes zu meinem Schöpfer, dem Herrn aller Geiſter, dem Bildner aller Weſen, dem König der Könige, ihm inbrünſtig zu danken, daß er die Prüfungszeit meines Erdenlebens wieder um einen Tag verlängert habe und damit zugleich die Gelegenheit mir geboten, fortzuſetzen den Kampf gegen den Verſucher; denn der Friede der Seele wird nur durch Abtödtung der weltlichen Geſinnung erzielt. Weil aber dieſes Leben eine immerwährende, ununterbrochene Prüfung iſt, ſo flehe ich täglich auch um den göttlichen Beiſtand, bis mit dem Verhauchen des letzten Athemzuges auch jener innere Kampf geendigt ſeyn wird. Denn, tritt auch, nach heftigen Stürmen der Leidenſchaft, zuweilen eine Windſtille ein, ſo geſchieht dies nur durch des Teufels Liſt, um dann, wenn er uns einen kleinen Sieg vergönnt hat, uns in den Schlaf der Sicherheit einzuwiegen und uns deſto unvermutheter zu überfallen, wenn wir uns der Sorgloſigkeit einen Moment nur überließen.“

„So glauben auch Sie bei einer erleuchtetern Denkweiſe noch an die Exiſtenz eines perſonificirten Böſen, das Prieſterliſt erfand, als die Kindheit des Menſchengeſchlechtes noch eines Schreckbildes bedurfte, um das Naſchen ſchädlicher Früchte zu verhindern? Die Zeit unſerer Bevormundung iſt aber längſt vorüber —“

„Woran Sie mir,“ fiel Jener ſchnell in's Wort, „ſo lange zu zweifeln erlauben, als Thorheit und Bosheit noch immer unter dem Monde die wichtigſten Rollen ſpielen. Unſere moderne Zeit, obgleich nur materielle Intereſſen verfolgend, verachtet mit Unrecht jene Vorwelt, welche für die ferne Zukunſt wirkte, welche auf die Erſcheinungen der Natur ein aufmerkſameres Auge wandte und ganz richtig ſchloß: ſowie der Leib des Menſchen dem Geiſte zum Wohnſitze diene, ſo müſſe das Univerſum, als ein großer Weltleib, auch eine Weltſeele haben, die alle Gegenſtände durchdringe. Und wie das kleinſte Inſect eine Seele beſitze, ſo müſſe um ſo gewiſſer der Weltkörper beſeelt ſeyn. Wenn nun alle Geſchöpfe dieſes Erdballs Theilchen dieſer Erdſubſtanz ſind, ſo wird auch der Geiſt, der dieſe große Maſchine bewegt, mit Einem Worte: die Erdpſyche, mehr oder weniger ihren Einfluß auf jene Weſen ausüben und ſich am ſelbſtthätigſten in dem Menſchen äußern, wo das Seeliſche vorherrſchender, als in ſeinen Mitgeſchöpfen iſt. Während nun der Geiſt, der vom Himmel ſtammt, jener Strahl aus dem Urquell des Lichts, dem Menſchen beigegeben iſt, um als Stimme des Gewiſſens ihn an ſeine urſprüngliche Heimath zu mahnen, deren er verluſtig wird, wenn der Trieb nach der Materie, der Verſucher zu Werken der Finſterniß, mächtiger in ihm wird, ſo iſt dieſer Wechſelkampf zwiſchen Licht und Finſterniß, aus welchem unſer beſſeres Theil als Sieger hervorgehen ſoll, unſer eigentlicher Beruf, wie das Schlachtfeld der Wirkungskreis der Soldaten, und darum nannten ſich die erſten Chriſten: Streiter Chriſti gegen die Mächte der Finſterniß; und wer ſich dieſem Kampfe zu entziehen wünſcht oder in ihm unterliegt, iſt ein Feigling und hat ſeines Lebens Beruf verfehlt. Sehen Sie, dieſes gute und jenes böſe Gewiſſen ſind die beiden Begleiter jedes Menſchen auf der Erdenpilgerreiſe. Und weil der Aufenthalt des Menſchen auf der Erde eine Läuterung des Geiſtes durch den Kampf gegen die Erdpſyche zum Zwecke hat, die über alle ihre Geſchöpfe eine große Gewalt ausübt, ſo wäre der Kampf gegen die Sinnlichkeit, die nur in der Form des Ehebundes, durch die kirchliche Heiligung an geweihter Stätte und Veredlung des Zweckes, das Thieriſche und Selbſtſüchtige verliert, das die Handlungsweiſe jedes Wollüſtlings leitet, Zweck des Lebens, und Gottes Zulaſſung des Böſen zu größerer Verherrlichung der aus dem Kampfe mit dem Nachtprincip als Siegerin hervorgehenden Tugend nicht nur gerechtfertigt, ſondern auch nothwendig. Der Fürſt dieſer Welt hat unſere Sinne in ſeinen Dienſt genommen, damit ſie uns ſeiner Gewalt überliefern; er ſelbſt hat ſeinen Sitz in unſern Eingeweiden, was der Apoſtel nur mit andern Worten ausdrückt, wenn er vom Pfahl im Fleiſche ſpricht, wie auch, was die Sprache mit dem Worte „Schuld" bezeichnet, zu ſeinem Gegenſatze die „Unſchuld" hat. So iſt das Weib die oft ſchuldloſe, unwillkürliche Urheberin der meiſten, von Männern begangenen Verbrechen geworden, für welche Behauptung jede Seite im Buche der Weltgeſchichte die zahlreichen Belege bietet. Aber in's Millionenfache würden ihre Zeugniſſe ſich verlieren, hätte ſie auch die Schickſale eines jeden Individuums aufzeichnen wollen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß meine eigene Lebensgeſchichte leider nicht die Ausnahme von dieſer Regel bildet."

Ich benutzte dieſe Pauſe, um dem Sprecher meinen Wunſch zu offenbaren, daß er mir, durch Mittheilung ſeiner Erfahrungen, einen Beweis ſeines unbegränzten Vertrauens geben wolle, deſſen Mißbrauch durch meine Geſchwätzigkeit er nicht beſorgen möge, weil ich nur zum Heile meiner Seele eine Anwendung davon zu machen den ernſten Vorſatz habe; überdies die Wahrnehmungen eines Scheintodten von dem größten Intereſſe für jeden denkenden Menſchen ſeyn müſſen, der über die Angelegenheiten des irdiſchen Lebens die weit wichtigeren Fragen, unſere Zukunft nach dem phyſiſchen Tode betreffend, nicht zu vergeſſen im Stande iſt. Erſcheint uns doch ſchon der gewöhnliche Somnambul, wenn er im Hochſchlafe zu uns redet, als eine verklärte Erſcheinung aus jenen Regionen des Lichtes; wie muß dieſe Wirkung nun in weit höherem Grade ein Individuum hervorbringen, das ſelbſt die Schrecken des Grabes ſchon empfunden und folglich auch durch die ihm bereits geöffneten Pforten der Ewigkeit freiere Blicke in das uns ſo räthſelhafte Jenſeits ſchicken konnte!

Ich hatte durch dieſe Wendung, die ich dem Geſpräche gab, das geſunkene Zutrauen zu meiner Fähigkeit, auf die Ideen des Mannes einzugehen, wieder aufgerichtet; er begann Hoffnung zu ſchöpfen, daß manches ſeiner Worte ein Korn ſeyn könne, das auf fruchtbaren Boden fallen werde; wenn meine Seele, geſchwängert von den Schilderungen ſeiner Zuſtände im Grabe, dieſe Empfindungen auch durch meinen Mund auf andere ſorglos Dahinlebende unter meinen Mitbrüdern übertragen und ſomit mancher Kurzſichtige noch, wenn es Zeit iſt, vom Rande des Abgrundes weggezogen werden könnte, an deſſen Rande er ſich ſchon befindet. Nebſtdem fand der dem Leben Wiedergegebene keinen Grund, mir ſeine Erlebniſſe länger zu verſchweigen, weil er mit Recht vermuthen konnte, daß ich, während meines Beſitzes ſeines Taſchenbuches, manchen neugierigen Blick in daſſelbe gethan haben würde, worin das, an ihn gerichtete, vorwurfsvolle Schreiben jener Dame jeden Leſer zu Schlüſſen aufzufordern geeignet war, die kein günſtiges Licht auf die Perſon fallen ließen, an welche jene Zeilen gerichtet waren; und weil es in dieſem Falle noch am räthlichſten ſey, durch aufrichtige Selbſtbekenntniſſe des früheren Lebenswandels dem Zuhörer zu erkennen zu geben, wie ſehr die Rückerinnerung an ein durchgetolltes Jugendleben, das Andenken an die verlorene oder gar verſtorbene Herzensfreundin auffriſchend, ſie zu würdigen ſtrebe und die Unglückliche durch das bittere Gefühl folternder Reue, wenn auch nur im Geiſte, mit ſeinem Leichtſinn auszuſöhnen trachte. Er begann demnach, meinem Wunſche willfahrend, wie folgt:

„Gleich der Eingang in die Geſchichte meines ſehr bewegten Lebens, die ſo reichhaltig iſt, daß, wenn Ihr Intereſſe an derſelben nicht durch ihre Länge ermatten ſollte, mir, wegen der unvermeidlichen Eintheilung in Abſchnitte für mehrere Tage, mir die Ausſicht auf Ihre fortgeſetzten Beſuche verſchafft. Gleich der Beginn meiner Erzählung wird Sie von der Vermuthung abbringen, daß meine jetzige Lebensphiloſophie eine Folge der in meiner Jugend durch klöſterliche Erziehung empfangenen Eindrücke ſey. Im Gegentheile, mein Vater, welcher ein nicht unbedeutendes Materialgeſchäft in Ungarn's Hauptſtadt betrieb, wo die Firma „Andreas Willfried“ zu den angeſehenſten gehörte, war ein Materialiſt auch in der andern Bedeutung des Wortes. Denn außer der edlen Handlungswiſſenſchaft reſpectirte er nur noch die Mathematik, weil ſie alle ihre Sätze zu — beweiſen vermag; nebſt ihr die Chemie, entweder, weil mein Vater auch ein kleines Weingeſchäft nebenbei verwaltete, oder weil auch dieſe Wiſſenſchaft nicht an den Glauben verweiſ't, ſondern überzeugt. Hingegen war die, in ihren Dunſtſchleier gehüllte, philoſophiſche Speculation in ſeinen Augen eben ſo ſehr verachtet, als die merkantiliſche Speculation geachtet. Und verunglückte auch zuweilen die letztere während ſeiner langen Geſchäftspraxis, ſo tröſtete er ſich damit, daß auch der tüchtigſte Feldherr nicht immer des Sieges gewiß ſey, indem die launige Fortuna ſelbſt die Plane der Könige vereitelt. Von der Würde des Kaufmannsſtandes war er ganz durchdrungen; außer dieſem galt nur die Beſchäftigung der im Staatsdienſte angeſtellten Perſonen als ehrwürdig in ſeinen Augen; die Advocatur erſchien ihm als ein nothwendiges Uebel, denn ſein Beruf führte ihn jeden Tag mit den Rechtsgelehrten zuſammen. Meine Mutter hätte gern einmal Kanzelvorträge von ihrem einzigen Sohne vernommen; aber dem Vater erſchien der Beruf des Predigers, wie des Arztes, als zu abhängig von der Geſellſchaft, um ſeinem Leibeserben eine Carrière zu wünſchen, wo die Einkünſte nur tropfenweiſe zufließen und überdies wie Almoſenpfennige aus der Hand des Gebers kommen. Die Religion ſelbſt ſtand bei meinem Vater in hoher Achtung, und er duldete nicht die kleinſte Abweichung von den durch ſie vorgeſchriebenen Formen. In das Reich des Uebernatürlichen und Wunderbaren Streifzüge zu unternehmen, war niemals ſeine Sache, aber von den kirchlich ſanctionirten Dogmen durfte ihm nichts abgemäkelt werden; ſchon der leiſeſte Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit war im Stande, den freiſinnigen Schwätzer von ferneren Beſuchen zin unſerem Hauſe ausſchließbar zu machen. Freigebig gegen die Armuth in einem ſeine Geldmittel überſteigenden Grade, ſuchte er, durch ſtets neue Einſchränkungen im eigenen Haushalte, das Gleichgewicht in ſeinem Einnahme- und Ausgabe-Etat wiederherzuſtellen. Sein Sinn für Häuslichkeit ließ ihn nur auf Berufswegen dem Publicum ſichtbar werden, und die Folge dieſes eingezogenen Lebens war Mangel an Menſchenkenntniß; ſo daß in meinem Jünglingsalter ich an Liſt und Gewandtheit in der Erfindung von Begebenheiten, um mein längeres Ausbleiben über die beſtimmten Erholungsſtunden zu entſchuldigen, eben keines beſonderen Aufwandes von

Erfindungsgeiſt bedurfte, um meinen Vater die improviſirten Fabeln glaubwürdig finden zu laſſen. Zu dieſer moraliſchen Verderbniß hatte die von einem meiner früheren Hofmeiſter eingepflanzte Neigung zu Romanen und Schauſpielen ein Weſentliches beigetragen, welche zuletzt zu einer Leidenſchaft heranwuchs und ſelbſt die Ausübung der Berufspflichten in den Hintergrund ſchob. Ich ſuchte die Geſellſchaft von Schauſpielern auf, deren Beſchäftigung einem Manne von meines Vaters Denkweiſe noch als unehrlich galt; und wenn ich auf dem Comptoir länger vermißt wurde, als ein Ausweg in Geſchäften vermuthen laſſen konnte, ſo war ich eigentlich bei einer Generalprobe im Schauſpielhauſe zugegen geweſen, oder hatte in einem Weinhauſe einem Comödianten Geſellſchaft geleiſtet; und der gutmüthige Alte, dem jede Lüge zu verhaßt war, um ſeinem Sohne ein ſolches Laſter zumuthen zu können, ſchalt lieber meine Langſamkeit und Schläfrigkeit im Geſchäfte, bevor er an ſchlimmere Untugenden hätte denken mögen.

Weil in Romanen und Schauſpielen die Geſchlechtsliebe die erſte und wichtigſte Rolle ſpielt und die chevaleresque Galanterie der Spanier und Franzoſen jede Liebesangelegenheit gleichſam als eine der edelſten und rühmlichſten Aufgaben des Geiſtes erkennen zu laſſen pflegt, auch die germaniſchen Völkerſtämme überredete, ſo dachte ich keinen Augenblick daran, daß wir nur einem thieriſchen Triebe folgen, während wir einem geiſtigen Winke zu gehorchen glauben und eine unedle Herzensneigung in eine edle verwandeln, weil Plato einmal auch von einer reinen geiſtigen Liebe träumte, die man nach ihm die platoniſche nannte. Aber der Philoſoph wurde abſichtlich mißverſtanden, damit der Verſucher Gelegenheit erhielte, die Beſſergeſinnten unbemerkt von der Venus

Urania zur Venus Pandemos zu führen. Ich komme nun auf meine eigene Geſchichte.

Meine Vorliebe für das Romantiſche und Abentheuerliche hatte ſchon längſt in mir den Wunſch aufkommen laſſen, ein weibliches Weſen kennen zu lernen, das meinen bisher proſaiſchen Lebensweg in einen blumigen verwandeln möge. Ich ſtrebte, wie weiland der Ritter von la Mancha, mir eine Geliebte beizulegen; nicht, wie andere Menſchenkinder, von dem angebornen Triebe geſpornt, ſondern, weil eine Herzensangelegenheit die erſte Bedingung zur Entwicklung des romantiſchen Lebens iſt. Denn mein guter Genius hatte mir eine faſt unüberwindliche Abneigung gegen das weibliche Geſchlecht eingeflößt; daher ich in der erſten Periode meines Jugendalters es nicht über mich bringen konnte, in Geſellſchaften mit den Damen höflich umzugehen, ſo ſehr ich auch in der Idee das zartere Geſchlecht achtete.

Unter den Schauſpielern, die in meinem Wohnorte ſich einige Beliebtheit erworben hatten, wurde Wallbach zuerſt genannt. Seine Wohlgeſtalt, ſein einnehmendes Weſen öffneten ihm alle Häuſer in den erſten Bürgerfamilien. Meine Paſſion für das Theater war für mich noch ein beſonderer Grund, nach der Bekanntſchaft dieſes Künſtlers zu ſtreben, und dieſen beſtimmte vielleicht ſeine lockere Lebensweiſe, die ihn in Schulden ſtürzte, Geſchmack an dem Umgange mit reichen Kaufmannsſöhnen zu finden. Nach einiger Zeit hatte dieſer Prieſter Thaliens, wegen überſpannter Forderungen, dem Director gekündigt, in der Hoffnung, ſeine Beliebtheit im Publicum werde den Chef der Anſtalt zwingen, ſich in die Künſtlerlaunen zu fügen, wozu ein früheres, mit Glück ausgeführtes, Manoeuvre dieſer Art ihm Hoffnung einflößte. Diesmal aber hatte ſich mein Freund verrechnet, denn die Kündigung war angenommen worden.

Als er nun ſeine Anſtalten zur Abreiſe traf, fragte ich ihn, ob er ſein Pferd — denn das Reiten war meine einzige Leidenſchaft — und ſeinen Hund Caro mir käuflich abzulaſſen geneigt ſey. „Du ſollſt beide umſonſt haben, Freundchen,“ lachte er, „aber unter der Bedingung, daß Du auch ein Liebchen, das ich mir vor einiger Zeit angeſchafft habe, mit in's Futter nimmſt. Sie iſt mir auf der Reiſe ein beſchwerliches Möbel, das ich gern jetzt veräußern möchte. Wer mein Pferd und meinen Hund will, muß das Liebchen mit nehmen. Letztere erhält monatlich, zur Beſtreitung ihres Unterhalts, von mir 40 Thlr. Berechne Dir das; es überſteigt Deine Kräfte wohl nicht.“

„Aber, lieber Bruder,“ wendete ich ein, „ſo lieb mir auch der Schimmel iſt, was ſoll ich mit dem Frauenzimmer anfangen? Du kennſt ja meinen Abſcheu gegen das weibliche Geſchlecht; dies weiß auch die ganze Welt. Ich werde lächerlich, wenn ich eine Maitreſſe habe, und was das Schlimmſte bei dem Handel wäre, ſo etwas bleibt niemals verſchwiegen, und käme es meinen Eltern zu Ohren —“

„Ich kann nicht helfen,“ erwiderte Jener, „hier findet keine Wahl und keine Bedingung Statt. Genug, ohne das Weibsbild kein Pferd. Ich ſetze deßwegen dieſen Werth darauf, weil ich Beide gleich liebe. Ein Anderer würde mir die Hände dafür küſſen, und laſſe ich's nur bekannt werden, ſo habe ich Competenten in Menge. Das Mädchen iſt ſchön, und Jeder, wer ſie ſieht, muß ihr gut ſeyn. Geh' nur einmal mit zu ihr und Du wirſt entzückt werden.“

„Ich mag ſie nicht ſehen,“ lautete meine Antwort; aber ich befürchtete doch, ein Anderer möchte den Schimmel bekommen, welchen ich ſo ſehr zu beſitzen wünſchte. Ich verſuchte nochmals, meinem Freunde Vorſtellungen zu machen. Weil aber dieſer von ſeinem Vorſatze nicht abzubringen war, ging ich ſeine Bedingung endlich ein, nachdem er mir verſprochen, binnen ſechs Monaten, wo er an ſeinem neuen Aufenthaltsorte ſich bereits eingerichtet zu haben hoffte, die Schöne mir wieder abzunehmen.

Dieſe wurde noch an demſelben Vormittage von ihrem Anbeter benachrichtigt, daß ſie an mich abgetreten ſey. Ich ließ mir ihre Adreſſe geben, — denn eine perſönliche Bekanntſchaft ſuchte ich, aus leicht errathbaren Gründen, zu vermeiden, — um jener Dame ihren monatlichen Gehalt ſicher zukommen zu laſſen. Ich nahm bald darauf von Wallbach Abſchied, und Beide dankten wir uns gegenſeitig: Jener, daß ich ihm ſeine Dame verſorgen wollte; ich ihm, daß er mir den Hund und das Pferd überließ; obgleich für eine Summe von 240 Thlrn., die ich in ſechsmonatlichen Terminen an die unbekannte Dame auszuzahlen hatte, das Roß wohl etwas theuer erkauft war.

Ich ſtolzirte nun auf meinem Pferde daher. Jedermann bewunderte es, und ich war entzückt darüber. Auch der Hund gewöhnte ſich ſo an mich, daß ich bald meine Luſt an ihm hatte. Nicht ſo war es mit der Dame. Ich wollte nichts von ihr hören. Als der erſte des Monats herankam, ſchickte ich ihr die erſten 40 Thlr. Sie entzog ſich übrigens, wie ich erfuhr, jedem Anerbieten anderer Herren durch die Erklärung, ſie werde von mir unterhalten und ſie wolle mir nicht untreu werden. So ſehr dieſer Grundſatz geeignet war, mir eine beſſere Meinung von ihr beizubringen, ſo ſehr beunruhigte mich auch dieſe Nachricht, weil, wenn das Gerücht ſich verbreiten ſollte, daß ich eine Frauensperſon unterhielte, dies mir eine ſchlechte Empfehlung im elterlichen Hauſe ſeyn würde;

und um ſo mehr mußte ich dann den Ausbruch des väterlichen Unwillens beſorgen, da dieſer mit dem Plane umging, bei einer reichen Erbin für mich werben zu laſſen, beabſichtigend, das Geſchäftscapital dadurch zu vergrößern und ſeinem Speculationskreis eine weitere Ausdehnung zu geben.

Sechs Wochen waren vorüber, und noch hatte ich die Ariadne meines Freundes nicht beſucht. Bisher hatte ſie geglaubt, es wären vorübergehende Urſachen, die mich abhielten, ſie zu beſuchen. Genau hatte Wallbach ſie nie von meiner Denkweiſe unterrichtet. Auch zwar es nicht auffallend, daß er mich niemals bei ihr einführte, weil ſie wohl wußte, daß Eiferſucht das Grab der Freundſchaft ſey. Als er ihr die Veränderung ankündigte, weil er dieſe Stadt verlaſſen müſſe, dankte ſie ihm, daß er nicht ganz ihrer vergeſſen habe; auf ihre Bitte aber, ſie mit Demjenigen bekannt zu machen, den ſie in Zukunft beglücken ſollte, konnte er ihr nichts antworten, als: Sie werden monatlich 40 Thlr. erhalten. Die Dame verſtand den Wink und hoffte, das Uebrige werde ſich geben.

Sie war wirklich ſchön zu nennen, noch jung und in Allem erfahren, was zu ihrem Gewerbe gehörte. Sie hatte außerordentlich viel Neigung zu allen Arten von Verſchwendung, ſobald ſich nur Gelegenheit dazu zeigte; wenn es aber nicht ſeyn konnte, ſchränkte ſie ſich auch ein. Sie hatte eine gewiſſe Art von Treue, die ſelbſt unter den femmes entretenues eine Seltenheit iſt. Sie liebte nur ihren Geliebten und verſchloß allen Anderen ohne Unterſchied die Thüre.

Nach einiger Zeit dachte ſie endlich: ſey es Krankheit oder eine andere Liebſchaft, die ihren Wohlthäter abhielt, ſie zu beſuchen, ſo müſſe das endlich dennoch ein Ende nehmen, und 40 Thlr. monatlich umſonſt zu geben, ſey doch eine ſeltſame Laune. — Mein Character wurde ihr aber jetzt von einigen meiner Bekannten enthüllt, die darauf ausgingen, auf meine Diſcretion — denn mir war ja Alles an der Geheimhaltung dieſes Verhältniſſes, meiner Eltern halber, gelegen, ich alſo konnte die Lüſternen nicht zur Rechenſchaft ziehen — ihr Vergnügen zu pflanzen. Sie erreichten aber ihr Ziel nicht. Die ſchöne Blondine hoffte, ihrer Eitelkeit einen größern Triumph zu bereiten, wenn ſie dieſe zähe Eroberung zu Stande brächte. Sie verabſchiedete die Herren ſehr kurz und nahm ſich vor, ihren Wohlthäter zu ſprechen, es koſte, was es wolle.

Lange dauerte es, bis die Schöne den ihr günſtigen Zeitpunct finden mochte. Eine Redoute ſollte uns einander näher bringen. Sie hatte eine genaue Kenntniß meiner Maske ſich zu verſchaffen gewußt, und ſie war ſchlau genug, den Augenblick abzuwarten, wo ich in einem Nebenzimmer demaskirt ſtand. Sie riß die Larve herunter, und da wir ganz ohne Zeugen waren, ergriff ſie meine Hand, küßte ſie und ſagte: „So ſehe ich mich denn endlich im Stande, meinem unbekannten Wohlthäter danken zu können.“

Ich erſtaunte, ſetzte zitternd die Taſſe, die ich in der Hand hatte, weg und ſtammelte einige Worte heraus, die ſie aber gleich wieder unterbrach:

„Ja, mein Herr, Sie ſind es, der mir mein Leben erhielt; denn das Leben, welches ich ohne Ihre großmüthige Hülfe hätte führen müſſen, könnte ich nicht leben nennen, ſondern hundertfachen Tod. Sie haben mich vor Ausſchweifungen geſchützt, Sie haben, ohne es zu wiſſen, eine der großmüthigſten Handlungen begangen. Sie ſind der Erhalter einer Unſchuld geweſen — ſo nenne ich mich mit Recht, ſeitdem Ihr Freund mich verlaſſen. Meine Dankbarkeit ſteht auf dem höchſten Grade. Ich möchte Ihnen zu Füßen fallen, wenn ich nicht fürchtete, es könnte Jemand uns überraſchen und dies ein falſches Licht auf uns werfen."

Der Ton, mit welchem ſie das ſagte, die Grazie in ihrem Weſen, das Feuer ihrer ſchönen blauen Augen, das fliegende ſeidene Haar, der ganze romantiſche Anzug, das Alles brachte in meinen Adern eine Wallung, in meiner Seele eine Veränderung hervor, die ich nicht zu beſchreiben vermag.

Ich wollte die ſchönen Worte der Dame mit einigen Höflichkeiten erwidern, aber die Zunge verſagte ihren Dienſt, eine ſolche Verwirrung hatte ſich meiner Seele bemächtigt. Eine große Veränderung war in meinem Innern vorgegangen. Ich, der bisher jedem weiblichen Weſen ängſtlich aus dem Wege gegangen und nur in launigen Stunden, aus romanesker Abentheuerſucht, in eine Liebesaffaire verſtrickt zu werden mich ſehnte, in der Wirklichkeit aber nichts weniger wünſchte, als der Sclave eines Weibes zu ſeyn, ich fühlte, ſeit dieſem kritiſchen Momente, meine Abneigung gegen das andere Geſchlecht verſchwunden.

„Ich erkenne mein Unrecht," lauteten die erſten Worte, die ich hervorſtammelte.

„Unrecht? Nichts davon! Konnten Sie denn wiſſen, mit wem Sie es zu thun hatten? Konnte ich nicht eine verworfene Perſon ſeyn, die Ihrer Achtung unwürdig wäre? Konnte Ihr Freund nicht eine blinde Liebe zu mir gefaßt und mich höher geachtet haben, als ich's verdiente? Oder iſt mein Stand nicht ſchon dem Vorurtheile ausgeſetzt, er tauge gar nichts?"

Ich wurde immer verwirrter. Das vernünftige Raiſonnement dieſes Frauenzimmers kam mir ſehr unerwartet. Ich wollte wieder ſprechen und fand keine Worte, die dem Feuer der ihrigen entſprochen hätten.

„Laſſen Sie uns hier abbrechen,“ ſagte die Schöne, „wir könnten Aufmerkſamkeit erregen. Allein, wenn Sie meine ganze Seele vor ſich ſehen, wenn Sie die Achtung, das Gefühl, welches ich für Sie hege, mit Aufmerkſamkeit anhören wollen, ſo begleiten Sie mich nachher.“

Gern hätte ich ſie ſogleich weggeführt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß das, nach ſo langem Schweigen, eine zu ſchnelle Veränderung offenbart hätte. Je mehr ich ſie jetzt anſah, deſto mehr Vollkommenheiten entdeckte ich in ihr. Wenn die Liebe einmal Wurzel gefaßt hat, erſcheint ihr Alles liebenswürdig, was wir an unſerm Gegenſtande erblicken. Ich fand, daß ſie ſehr ſchön tanzte und konnte mich nicht enthalten, ſelbſt mit ihr zu tanzen. Wenn dann mein Körper ihrem Buſen zu nahe kam, ſo wirkte das auf mich wie electriſch. *Welche tiefe Wahrheit liegt doch in den Warnungsworten unſerer Sittenprediger, wenn ſie von der Kanzel gegen den Tanz eifern! In ſolchen Situationen iſt der Urheber der Sünde am Geſchäftigſten, unſere Sinne zu verwirren!* —

Bevor ich mit ihr wegging, befand ich mich einen Augenblick allein. Ich geſtand mir nun, daß ich Unrecht hatte, zu glauben, der Menſch wäre ſtark genug, dem weiblichen Geſchlechte ewig zu widerſtehen; jetzt würde ich hinzuſetzen: wenn er die Gefahr zu meiden nicht Willens iſt. Die Sünde zieht uns unwiderſtehlich an, wie das blendende Kerzenlicht die Mücken, und unſere Pſyche ſinkt mit verbrannten Flügeln zur Materie hinab, unfähig, ſich wieder aufzuſchwingen in die Regionen des geiſtigen Lichts. So war auch ich, der die ſchönſten Jahre meiner Jugend von den Siegen träumte, die ich noch über die Leidenſchaft erfechten wollte, in das Netz der Sinnlichkeit verfallen, ohne mich deſſen im Geringſten zu verſehen.

Ich kann hier nicht umhin, die Behauptung auszuſprechen, die ſchon Mancher, der auf ſeinen eigenen Lebensgang einen aufmerkſamen Blick geworfen, an ſich ſelbſt erfahren haben wird: „Wer ſich im Gefühle der eigenen Sicherheit und ſelbſtvertrauenden Kraft verliert, über einen ſolchen Menſchen gewinnt der Böſe Einfluß und Macht, die nur dann gebrochen wird, wenn man Gottes Beiſtand zur Ausführung guter Vorſätze erfleht.

Ich Thor dachte nicht, in jener gefährlichen Stunde mich der Obhut meines guten Genius zu empfehlen; vielmehr brannte ich vor Verlangen, die Dame nach Hauſe zu begleiten.

Daſelbſt angelangt, warf ſich die Schlaue mir zu Füßen. Sie beſchwor mich, den wärmſten, aufrichtigſten Dank von ihr anzunehmen. Sie verſicherte mir, ſeit dem Abſchiede Wallbach's auch nicht Einem Herrn eine Gunſtbezeigung gewährt zu haben; ſie habe ſo ruhig und zufrieden gelebt; ihr einziger Kummer hätte nur darin beſtanden, daß ſie von mir keine Nachricht habe erhalten können. Endlich habe ſie gehört, ich haſſe das weibliche Geſchlecht. Dadurch habe ſich der Werth meiner Handlung gegen ſie unendlich vermehrt; denn ſie ſey nothgedrungen geweſen, mir ihren Dank abzuſtatten; ſie halte dieſe Stunde für eine heilige, wo ich unter ihrem Dache wäre, und ſie wolle mir das feierliche Verſprechen thun, nicht aufzuhören, mich zu lieben. „Selbſt, wenn Wallbach zurückkehren ſollte und mich von Ihnen fordern würde," fuhr ſie in ihrer leidenſchaftlichen Rede fort, „ſo würde ich Alles aufbieten, ihn von ſeinem Vorſatze abzubringen. Und wenn Sie auch bei ihrem Entſchluſſe beharren, die Weiber zu haſſen, ſo werde ich Sie doch lieben und Ihren Haß ertragen.“

„Er iſt ſchon ausgerottet bis auf die Wurzel,“ erwiderte ich, ihr zulächelnd. „Ich ſehe wohl, man entläuft ſeinem Schickſale nicht. Alles Vorhergegangene gehörte dazu, um mich auf dieſen Grad zu ſtimmen. Sie ſind meine Gebieterin. Befehlen Sie über mich.“

Die Blondine fiel mir, bei dieſer Erklärung, mit allen Zeichen der wärmſten Empfindung um den Hals. „Ich war Gebieterin über das Herz Wallbach's, Sie aber ſind der Gebieter des meinigen!“ rief ſie wonnetrunken aus, und fuhr fort: „Ihr Betragen gegen mich hat mir Ehrfurcht erweckt, und ehrfurchtsvoll hätte ich mich dareingefunden, wenn Sie mir befohlen hätten, ohne Ihre Liebe zu bleiben. Sie ſchenkten Sie mir, und ich fühle mich überſelig!“

An ſolche Scenen nicht gewöhnt, ſah ich in dieſer kunſtreichen Verſtellung offene Natur, ſah in ihren verlangenden Blicken, in ihren wollüſtigen Küſſen Opfer der Dankbarkeit gebracht, und ich — erwiderte dieſe Opfer! Damals, in jener Nacht, war mein Schutzgeiſt auf immer von mir gewichen! Das böſe Princip hatte Beſitz von meinem Herzen genommen. Ich war dem Geiſte der Finſterniß verfallen.“

* * *
*

Hier beobachtete mein Erzähler eine lange Pauſe; ſein an den Boden gefeſſelter Blick verrieth mir deutlich die Urſache dieſes plötzlichen Schweigens, nämlich, daß es deſto lauter in ſeinem Innern tobe; verrieth mir den blutigen Schmerz, den das Reuegefühl auf ein gefoltertes Bewußtſeyn ausübt, und machte mir begreiflich, wie es Menſchen geben konnte, bei welchen dieſes Gefühl, allen Troſt von Außen abweiſend, nur in der Vernichtung ihres Daſeyns Ruhe und Erlöſung zu finden hofft und dem rächenden Gewiſſen durch einen Sprung in den Letheſtrom zu entrinnen glaubt, wähnend, daraus Vergeſſenheit aller früheren Zuſtände zu ſchlürfen. Solche Thoren entfliehen der Scylla und verfallen der Charybdis, denn die Seele empfindet noch weit ſtärker, wenn ſie die grobe Hülle von ſich abgeſtreift hat; ſie kann nicht ſich ſelbſt entfliehen, denn ſie findet ſich auch jenſeits der Gränze unſerer materiellen Welt wieder. Darum gehörte es für mich ſtets zu den dunkelſten Räthſeln, wenn ich von einem Selbſtmorde vernahm, welchen ein beſchwertes Gewiſſen zur Folge hatte.

Dieſe Ideen waren es, welche ich als ſchmerzſtillende Tropfen meinem Kranken jetzt einzuflößen ſuchte. Er ſchien gleichſam aus einem Traume zu erwachen, zeigte weder, daß er meine Anſicht theile, noch eine andere Meinung habe, ſondern knüpfte den abgeriſſenen Faden ſeiner Geſchichte, wie folgt, wieder an:

„Ich Thor kam nun nicht mehr von der Seite der argliſtigen Delila, die, mit ihrer Liebe flötenden Stimme, mein beſſeres Ich in einen Sinnenſchlaf geliſpelt, um mich meiner moraliſchen Kraft für immer zu berauben. Nach wenigen Tagen war mir ſo wohl in ihrer Nähe, daß ich, wie durch einen geheimen Zauber, mich an ſie gebannt glaubte. Ich erfand nun allerlei Vorwände, nicht nur die Abendſtunden außerhalb des elterlichen Kreiſes zuzubringen, ſondern auch mich während des Tages vom Comptoir wegzuſtehlen. Mein Vater bemerkte bald dieſe Veränderung, nur den Grund derſelben konnte er nicht errathen; theils weil meine Abneigung gegen das ſchöne Geſchlecht ſeine Vermuthungen von der rechten

Spur abbringen mußte, theils auch, weil Eltern ſtets geneigt ſind, nur das Beſſere von ihren Kindern zu denken, und nur durch die augenſcheinlichſte Ueberzeugung des Gegentheils von ihren günſtigen Meinungen abzubringen ſind.

Meine guten Eltern hatten oft, wenn vom Heirathen die Rede war, ſich mißbilligend gegen diejenigen geäußert, welche, bei dem wichtigſten Schritt ihres Lebens, dem Eigennutze Gehör geben, anſtatt der Stimme des Herzens zu folgen. Dies ermunterte mich, in einem Momente leidenſchaftlicher Aufwallung meiner Schönen die Ehe anzutragen, welches Anerbieten ſie, zu meiner nicht geringen Verwunderung, abwies; wie ich aber ſpäter entdeckte, war der Grund ihrer Weigerung keineswegs aus der Beſorgniß hervorgegangen, den Schein eigennütziger Abſichten dadurch auf ſich zu ziehen, ſondern, weil ſie als Maitreſſe die Welt auf eine ganz andere Weiſe genießen konnte, denn als Frau. Ich war ihr als ein junger Mann bekannt, der viel aufgehen laſſen konnte, ohne ſobald ſeine Börſe zu erſchöpfen, und ſo lange man eine Maitreſſe hat, iſt man zu allen Thorheiten leicht zu überreden, wegen der Furcht, die Herzliebſte durch Befolgung wirthſchaftlicher Grundſätze zu verlieren. Der Frau geſteht man aber nicht ſo leicht eitle Wünſche zu, denn man hat ſie ja feſt.

Meine Schöne ließ ſich gar nicht merken, daß ſie gern Aufwand machen, an öffentlichen Orten und in Spielgeſellſchaften erſcheinen möchte. Allein ſie erinnerte mich immer, daß ich meinen Reichthum nutzen und zuweilen eine Zerſtreuung mir vergönnen möge, von welcher ich nur durch ihre Geſellſchaft abgehalten würde.

Viele Gründe bewogen mich zur Nachgiebigkeit, beſonders, da ſie an dieſen Zerſtreuungen Antheil zu nehmen verſprach. Einige ihrer Freunde ließen ſich merken, daß ſie ſehr enge wohnte. Sie gab dies zu, bemerkte aber, daß ſie ihre ganze Einrichtung mir überließe, und wenn ich wünſchte, daß ſie ſich mit Einer Stube begnügen ſolle, würde ſie es auch zufrieden ſeyn. Dies wurde mir hinterbracht; ich fand die Beſcheidenheit dieſes Frauenzimmers außerordentlich und beſorgte für ſie eines der eleganteſten Quartiere. Ich mußte ſie ſtets bitten, Schmuckſachen von mir anzunehmen, und doch verſchwanden ſie eben ſo bald. Wenn ich fragte, ob ſie den Schmuck verloren, ſagte ſie, er ſey verkauft worden, um verſchiedenen armen Familien aufzuhelfen; und ich machte ihr gelinde Vorwürfe, daß ſie mich nicht um das Geld dazu angeſprochen. Sie bekam nun Summen zu dieſem Endzwecke, wovon die Armen freilich keinen Pfennig zu ſehen bekamen, ſondern dieſe, ſowie das für den verkauften Schmuck erhaltene Sümmchen, gingen alle in ihre Heimath, um ihr dort einſt eine ſorgenfreie Zukunft zu ſichern.

Mein Vater galt allgemein für wohlhabender, als er wirklich war, und nur der uneingeſchränkte Credit, deſſen er ſich in der Handelswelt erfreute, hatte bisher bewirkt, daß er mit ſeinem Verd enſte, ohne Betrüger zu werden, weiter wirthſchaften konnte. Er hätte ſich auch gewiß wieder aufgeholfen, wenn nicht eine ſtarke Poſt, die er in einem Fallimente verlor, dem Faſſe den Boren eingebrochen hätte. Es war von dem Reſte ſeines Vermögens gerade noch ſo viel vorhanden, daß die ungeheuere Schuldenlaſt, die er durch ſeinen Credit contrahirt, bezahlt werden konnte, und nun blieb ihm nichts mehr übrig. Er beſchloß, als rechtſchaffener Mann, lieber Alles hinzugeben und in Verborgenheit ſein Daſeyn hinzubringen, als durch einen Bankerott ſich ein Capital zu retten, das ihm keinen Segen bringen könnte. Das Unglück meines Hauſes wurde bald Stadtgeſpräch; auch meine

Blondine mußte etwas erfahren haben, denn als ich eines Tages mich bei ihr anmelden ließ, wurde mir von ihrer Wirthin der Beſcheid: ſie ſey Tags vorher verreiſ't. — Ich habe ſeitdem von ihr keine Nachricht einzuziehen vermocht.“

„Mein Herr,“ tröſtete ich, „Sie ſingen das ſeit der Weltſchöpfung mehr als Millionen Male angeſtimmte Klagelied der betrogenen Liebhaber, und es iſt Ihnen bisher nichts Ungewöhnliches auf Ihrem Lebenswege begegnet, was geeignet wäre, Ihre Weltverachtung, Ihre freiwillige Verzichtleiſtung ſelbſt auf die unſchuldigſten Lebensfreuden genügend zu rechtfertigen —“

„O, hören Sie mich weiter,“ unterbrach Jener meine Vorwürfe, „bevor Sie mich einen Thoren ſchelten,“ und machte eine Handbewegung, welche mir das peinliche Gefühl zu erkennen geben ſollte, welches diejenigen foltert, deren Kummer man mit einem Strome nichtsſagender Gemeinplätze, die gewöhnlich in der Vorhaltung eines Spiegels fremder Leiden oder in Fingerzeigen nach dem Himmel beſtehen, wegzuſchwemmen glaubt. Die Anwendung der erſten hier bezeichneten Heilmethode einer kranken Seele läßt vorausſetzen, daß der Arzt ſich zu jenen neidiſchen, ſchadenfrohen Naturen zähle, welche ihr eigenes Mißgeſchick minder drückend fühlen, wenn ſie Leidensgenoſſen ſehen. Das andere Heilverfahren würde erſt dann Vertrauen zu ſeiner Wirkung einflößen, wenn der Rathgeber das Mittel an ſich ſelbſt erprobt hätte; denn ſo freigebig wir gegen Unglückliche mit Anweiſungen auf den himmliſchen Vater zu ſeyn pflegen, ſo geven wir, wenn unſere eigene Perſon im Spiele iſt, doch der materiellen Aushülfe weit lieber den Vorzug. Ich ehrte daher in dem gegenwärtigen Falle den Schmerz des Erzählers durch

Stillſchweigen und horchte ſeinen weitern Bekenntniſſen entgegen. Dieſer fuhr fort:

„Mein Vater überlebte ſeinen Glückswechſel nicht lange, und ſein Tod blieb unbemerkt den vielen Verehrern des — Glücklichen, die, in früheren Tagen, ſich ſo angelegentlich nach dem Wohlbefinden unſerer Familie täglich zu erkundigen pflegten und an unſern Familienfeſten ſo aufrichtigen Antheil nahmen; ſie vermißten nicht den aus der Welt Geſchiedenen, deſſen unbedeutendſte Unpäßlichkeit ſonſt ihnen die lebhafteſte Beſorgniß einflößte.

Um meine Mutter keinen Mangel leiden zu laſſen, beredete ich ſie, mit mir nach Wien zu ziehen, wo ich bei einem ehemaligen Geſchäftsfreunde meines Vaters einen Buchhalterpoſten in deſſen Comptoir angewieſen erhielt, welchen zu übernehmen, wie ſich leicht denken läßt, ich nicht lange zauderte; denn es iſt ein demüthigendes Gefühl, an einem Orte leben zu müſſen, wo tauſend Erinnerungen an eine ſchöne Vergangenheit aus jeder Straßenecke zu uns reden und die blutenden Wunden, die das Schickſal uns geſchlagen, täglich wieder aufreißen. Aber wie das Unglück mir einen zärtlichen Vater geraubt hatte, ſo ſollte das plötzlich wieder auftauchende Glück meiner Mutter das Leben koſten. Ich hatte nämlich in der Güterlotterie auf eine in Steiermark auszuſpielende Herrſchaft mitgeſpielt, und das Gut war — mir zugefallen. Fortuna hatte alſo für eine kurze Zeit mich in einen tiefen Abgrund geſchleudert, um meine Erhebung noch glänzender zu machen. Für die arme, durch ihr Mißgeſchick tief gebeugte Mutter, die von dem Fleiße ihres Sohnes ihre Exiſtenz friſten mußte, dem ſie eine unabhängige Stellung und glänzende Zukunft geſichert glaubte, meine unglückliche, vom Kummer auch phyſiſch aufgeriebene Mutter beſaß nicht mehr die Kraft, den abermaligen Wechſel unſeres

Geſchickes zu ertragen. Bei der Nachricht, ihr Sohn habe das große Loos gewonnen, ſank ſie leblos zuſammen. So wahr iſt es, daß das Glück weit ſchwerer zu ertragen ſey, als das Unglück. Als noch das Loos in meinem Pulte lag, flehte ich täglich meinen Schöpfer an, daß er mir ſeine Gunſt wieder zuwenden möge! Ich wollte von dem Reichthume, wenn dieſer mir einſt beſtimmt wäre, nur zum Vortheile meiner unglücklichen Mitbrüder Gebrauch machen, die Thränen der Wittwen trocknen, den Hunger der Waiſen ſtillen, die Nackenden bekleiden — ach, was wollte ich Alles! Der Himmel hatte mein Gebet erhört, es kam nun bloß auf mich an, auch meine Verſprechungen zu halten. Wie ich mein Gelübde erfüllte, ſollen Sie morgen hören!"

Dies war das Zeichen, meine Beſuche fortzuſetzen, eine Einladung, die von mir bereitwillig acceptirt wurde; denn daß der räthſelhafte Erzähler noch viel Ungewöhnliches erlebt haben müſſe, um abermals von der Höhe des Glückes und irdiſchen Wohllebens zu jener bürgerlich-beſcheidenen Sphäre hinabgeſtiegen zu ſeyn, in welcher er ſich gegenwärtig befand, ließ ſich wohl denken. Aus Laune pflegt man eben nicht ein Landgut gegen eine Zelle, Reichthum gegen Dürftigkeit und Lebensfreuden aller Art gegen Entbehrungen einzutauſchen.

III.

Der Gutsherr.

Am folgenden Nachmittage fand ich meinen Unbekannten im Augarten auf ſeinem gewöhnlichen Platze, wie ſonſt, in Lectüre vertieft; aber ſogleich, als er mich gewahrte, ſchlug er das Buch zu und ſchritt eine ziemliche Strecke der Allee mir entgegen, die Hand zum herzlichen Willkommen bietend. Nach einigen zwiſchen uns gewechſelten Worten über Wetter und Tagsereigniſſe erinnerte ich ihn an ſeine geſtern mir ertheilten Hoffnungen, und er begann ſein Verſprechen, wie folgt, zu löſen:

„So große Luſt ich auch hatte, meinen Reichthum in Wien zu zeigen, wo ich, vordem unbekannt und unbeachtet, jetzt, mit großen Herren Arm in Arm, auf alle Arten von Vergnügungen und Auszeichnungen Anſpruch machen konnte, ſo zog ich doch vor, meine nächſte Zukunft auf eigenem Grund und Boden unter meinen Unterthanen zuzubringen, die den neuen Gutsherrn mit herzlicher Freude empfingen; denn mein Vorgänger, welcher den Schweiß dieſer wackern Landleute auch im Sommer in der Reſidenz verpraßte, mußte oft zu Bedrückungen Zuflucht nehmen, um die Einnahme ſeines Gutes mit den leichtſinnig gemachten Schulden in ein Verhältniß zu bringen, und man war herzlich froh, daß er es bis zum Aeußerſten gebracht und durch erfolgte Inſolvenz ſein Beſitzthum einem, wie die guten Leute hofften, würdigern Nachfolger abtreten mußte.

Ich begab mich alſo auf meine neu erworbene Beſitzung. Das Grün, die Schönheit meiner Waldungen ſchien mir tauſend Mal köſtlicher zu ſeyn, als der Schönbrunner Park, wo man dem Publicum nur den Zutritt erlaubt, damit es dieſe Begünſtigung mit ſeiner Bewunderung all', des Schönen bezahle, das daſelbſt der Kunſtſinn mehrerer Regenten zuſammenhäufte. Meine wackern Landleute ergötzten mich durch ihre herzlich-naive Sprache und unverdorbene, natürliche Lebensweiſe; ihre Weiber und Töchter ſchienen artiger und reizender, als die mit Schmuck überladenen Weſen der Reſidenz, welche das Schauſpielzbeſuchen, weniger um zu ſehen, als um geſehen zu werden. Wie liebenswürdig waren doch dieſe Bäuerinnen mit ihrer bezaubernden Einfachheit, mit ihren großen, breiten Hüten, die mit friſch gepflückten Blumen beſteckt waren!

Ich fand ein Vergnügen daran, jetzt, bei Sonnenaufgang, das Lager zu verlaſſen, während ich ſonſt nie dieſe am Horizonte ſo majeſtätiſche Erſcheinung begrüßt hatte. Dann durchlief ich das weite Feld, ohne einen andern Begleiter zu haben, als meine Betrachtungen, oder indem ich den erſten beſten Querſteig betrat, der mir die lachendſten Scenen eröffnete. Da bewunderte ich das ruhige Glück des Hirten mitten unter ſeiner Heerde, wie ſein Blick den Zug der Wolken verfolgte, anſtatt mit neidiſchem Auge Kleidung und Sitte anderer Menſchen zu bekritteln; ich fand Vergnügen daran, die Arbeiten des Landmannes mit anzuſehen, deren Mühſeligkeit ländliche Geſänge hinwegſcherzen ſollten. Die Mittagsſtunde überraſchte mich gewöhnlich im Parke, wenn ich mit dem Gärtner mich unterhielt, oder wenn ich, im Schatten hingeſtreckt, mit Lectüre meinen Geiſt zu nähren ſuchte. Sonntags erfand ich wieder andern Zeitvertreib. Nach der Vesper ließ ich das junge Dorfvölkchen unter einer alten Linde tanzen, indeß die Alten in einiger Entfernung herumſtanden und ſich von der nahen Ernte, von guten und ſchlechten Jahren beſprachen. Ich traf auch nach einiger Zeit die Einrichtung, Preiſe feſtzuſetzen, die alljährlich, im Herbſte, unter diejenigen Landleute vertheilt werden ſollten, die aus ihrem Acker oder Weinberge, vermittelſt ihrer Kunſt oder ihres Fleißes, am meiſten geerntet, oder die ein Arbeitszeug erfunden hatten, welches an Brauchbarkeit die bisher gebräuchlichen übertraf. Durch dieſe Stiftung hoffte ich den Wohlſtand meiner Bauern zu heben und folglich auch meine herrſchaftlichen Einkünfte zu vermehren.

Das gute Völkchen erwiderte meine Sorgfalt durch die aufrichtigſte Liebe. Den Ausdruck derſelben wollte es mir an meinem nächſten Geburtstage beweiſen, und zwar durch ein kleines ländliches Feſt, deſſen Anordnung der Pachter übernommen hatte. Die jungen Burſche und Mädchen ſollten, einen Doppelchor bildend, den der Schulmeiſter eingeübt hatte, an jenem Morgen unter den Fenſtern meines Schlafgemachs anſtimmen und mich durch ihren fröhlichen Geſang aus dem Morgenſchlummer wecken. Ich dankte für dieſe Aufmerkſamkeit damit, daß ich kleine Geldgeſchenke austheilte und die Sänger und Sängerinnen ſämmtlich, den Chordirector an der Spitze, auf das Schloß beſchied, wo ihnen ein herrliches Mahl vorgeſetzt war, woran Theil zu nehmen ich nicht verſchmähte.

Unter den Töchtern des Dorfes hatte eine in's beſondere meine Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt. Pachters Nanni war's, deren naives Anſehen und ſchalkhaftes Auge Wünſche in mir rege machte, die ich für immer ertödtet zu haben glaubte. Weil ich mich nach einer nähern Bekanntſchaft mit dieſem Mädchen ſehnte, beſchloß ich, an einem der nächſtfolgenden Tage, unter einem zu erſinnenden Vorwande, ihren Vater zu beſuchen. Ich traf Niemanden, als eine Frau, welche mich beſchied, daß alle Hausgenoſſen auf dem Felde wären, Nanni aber die Kühe auf eine nahegelegene Wieſe zur Weide getrieben habe. Ich verfolgte natürlich den letztern Weg und fand das holde Kind auf einem Raſen ſitzend. Sie war reinlich, obgleich einfach, gekleidet, oder vielmehr, der Glanz ihrer Reize erhob ihren beſcheidenen Anzug. Ich näherte mich ihr ganz ſachte, nahm eine halb ernſte, halb freundlich-lächelnde Miene an, um ihr jede Angſt vor mir zu benehmen und ſuchte, nach einigen vorausgeſchickten gleichgültigen Fragen, ein Geſpräch anzuknüpfen, das ihr den Eindruck ſchildern ſollte, welchen ſie auf mein Herz gemacht. Ich fügte hinzu, daß nur ihre Reize mich ſo viele Reize an dem Landleben empfinden ließen, daß ich ſie lange ſchon im Stillen beobachtet hätte, und daß ich nichts ſehnlicher wünſchte, als ihr Glück zu machen. „Was würde hier auf dem Dorfe Deine Zukunft ſeyn?“ fuhr ich in meinen Ueberredungskünſten fort; „grobe Arbeit würde Deine Jugend niederdrücken, ein Bauer würde Beſitzer ſo vieler Anmuth werden, die er nicht einmal zu ſchätzen wüßte. Zu den Unruhen der Wirthſchaft würden ſich täglich eine Unzahl Beſchwerden geſellen und eine Menge Kinder die eheliche Plage vermehren. Du biſt eines beſſern Schickſals werth, als im Schweiße Deines Angeſichts mühſam Deine Exiſtenz zu friſten. Erlaube, daß ich ſelbſt Dich mit dem Projecte bekannt mache, das ich für Dich entworfen habe. Du darfſt im Voraus von den Vortheilen überzeugt ſeyn, die daſſelbe für Dich im Gefolge haben wird. Am Sonntage biſt Du frei von der Arbeit; komme daher des Morgens zu mir auf das Schloß durch die kleine Thüre des Parks, Punct 8 Uhr; dann wollen wir das Weitere beſprechen.“ „Ich habe,“ ſagte ſie hierauf, als ſie, wie nachdenkend, den Blick eine Weile auf den Boden geheftet hatte, „zu dem gnädigen Herrn ein ſo unbegränztes Vertrauen, daß ich nicht Bedenken tragen kann, dieſen Auftrag zu erfüllen.“

Ich hatte zwar die beſten Abſichten gegen dieſes Mädchen und trug mich ſchon mit dem Plane, ſie zu heirathen; aber nach reiflichem Ueberdenken hielt ich es für rathſamer, ſie einige Zeit zu beobachten, was nur durch häufigere Zuſammenkünfte erzielt werden konnte, bevor ich einen Schritt zu thun im Begriffe war, der folgenreich für das ganze Leben iſt. Hatte doch meine erſte Erfahrung im Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte mich mit Mißtrauen gegen daſſelbe erfüllen müſſen!

Zur verabredeten Zeit fand ſich Nanni wirklich bei mir ein. Ich führte ſie in den Pavillon des Parkes. Die Einſamkeit unterſtützte den Verſucher, meine Tugend zum Weichen zu bringen; ich vergaß aller guten Vorſätze, die ich in der letzten Zeit gehegt, und durch ſchöne Worte, Verſprechungen und Schwüre brachte ich das unerfahrene Kind dahin, daß ſie bewegt, gerührt — Erlaſſen Sie mir das Uebrige von dem Bekenntniſſe meiner Sünden.“

Der Erzähler fuhr, nach einem tiefen Seufzer, fort: „Nachdem meine Seele aus der Ohnmacht, in welche ſie der Sinnentaumel geſtürzt, ſich wieder ermuntert hatte, da ſchämte ich mich tief vor mir ſelbſt; und zu ſpät erinnerte ich mich der Warnungsregel jenes frommen Prieſters: So lange du lebſt, mußt du mit deinen eigenen Neigungen Krieg führen; denn läßt der Verſucher mit ſeinen Nachſtellungen eine kurze Zeit nach, ſo geſchieht dies nur aus Liſt, um dich ſorglos zu machen und den Unbewahrten deſto leichter zu beſiegen. Ich hatte, ach, dieſe heilſame Lehre längſt vergeſſen!"

Die abermals eingetretene Pauſe benutzte ich, um den Sprecher aufmerkſam zu machen, wie ſeine Abſicht, das Mädchen nur ohne Zeugen zu ſprechen, anſtatt von ſeinen Planen, die er mit ihr vorhatte, ihren Vater zuvor zu unterrichten, die Sträflichkeit ſeines Vorhabens ihm zur Genüge habe zum Bewußtſeyn kommen laſſen müſſen. — Er konnte nicht umhin, mir Recht zu geben und ſich mit dem wohlbekannten Sprüchlein zu entſchuldigen:

Faßt dich der Teufel bei einem Haar,
So hat er bald dich ganz und gar.

Der Verfolg ſeiner Erzählung beſtätigte mir die Wahrheit dieſes Satzes vollkommen, weil dieſer eine Fehltritt alle ſpäteren nach ſich zog; denn Nanni's ſonntäglicher Beſuch erlebte mehrere Fortſetzungen; die guten Vorſätze ihres Verführers waren alſo wieder vergeſſen, obgleich das Gewiſſen, wie er mir bekannte, wegen dieſer Handlungsweiſe ihm herbere Vorwürfe, als bei ſeinen früheren galanten Abendunterhaltungen machte; denn Wallbach's an ihn abgetretene Geliebte war bereits dem Laſter verfallen, als er ſie kennen lernte; dies Mal aber hatte er eine noch unſchuldige Seele vergiftet.

„Ungeachtet aller Vergnügungen," nahm Jener wieder das Wort, „mit welchen ich mein aufgeregtes Gewiſſen in den Schlaf zu wiegen bemüht war, wollte mir dies dennoch nicht gelingen, weil ich zu ſchwach war, Nanni durch die Aeußerung eines Wunſches zu kränken, den ſie als eintretende Gleichgültigkeit gegen ihre Perſon hätte auslegen müſſen. Ein falſches Zartgefühl alſo, oder war es die Liſt des Satans, die uns erfinderiſch in der Kunſt macht, unmoraliſche Handlungen zu beſchönigen, beſtimmte mich, die Fortſetzung jener heimlichen Beſuche nicht nur zu geſtatten, ſondern ſogar zu verlangen, während die aufrichtige Reue ein anderes Heilmittel erfunden haben würde, nämlich der Verführten einen Brautſchatz zu geben und, zur Verhütung ihrer Schande, einen wackern Gatten aus ihrem Stande für ſie ſo ſchnell, als möglich, auszuſuchen, ſelbſt aber ihre Begegnung ſorgfältig zu meiden. So wäre mein Fehltritt mindeſtens zur Hälfte verbeſſert und Nanni dem Laſter entriſſen, ihrem greiſen Vater aber viele Thränen über die unausbleibliche Schande ſeiner Tochter erſpart worden.

Ich fing nun an, meine unbehagliche Lage der Einförmigkeit des Landlebens Schuld zu geben, und hoffte von den Zerſtreuungen der Reſidenz, was ich auf dem Dorfe vergeblich ſuchte, Ruhe vor den Vorwürfen meines Gewiſſens. Wien mit ſeinen mannichfachen Ergötzlichkeiten trat lebhaft vor meine Seele; ich konnte den Ideen, die in meinem Kopfe ſich durchkreuzten, nicht länger Widerſtand leiſten, und beſchloſſen ward, die Carnevals-Saiſon in der Reſidenz zuzubringen. Mein Gutsverwalter hatte die Rechnungen abgeſchloſſen und mir ein anſehnliches Plus gemacht. So ſchnell, als möglich, wollte ich abreiſen, um in den Mittelpunct der Feſte, der Pracht und der Verſchwendung zu fliegen, da ich mit meinen jetzigen Reichthümern überall eine glänzende Rolle zu ſpielen vermochte.

Doch wollte ich Nanni nicht zurücklaſſen. Ihre unſchuldigen und aufrichtigen Liebkoſungen hatten für mich einen gar zu köſtlichen Reiz, als daß ich ihrer in einigen Tagen ſchon hätte ſollen überdrüſſig werden. Ich beſchloß, ſie mit nach Wien zu nehmen. Bei unſerer erſten Zuſammenkunft entdeckte ich ihr mein neues Project. Ich ſagte ihr, daß ſie mit einer alten Frau abreiſen würde, welche ich bereits von ihrem Amte unterrichtet und ihr meine Abſichten bekannt gemacht hätte. Sie blieb eine Zeit lang in tiefſtes Nachdenken verſunken und vergoß Thränen in Menge. Ihr Stillſchweigen und die Anzeichen ihrer Betrübniß flößten mir ſchon Unruhe ein, als ſie mir endlich zur Antwort gab, daß ich Alles mit ihr machen könnte, was ich wollte, daß ſie mir ganz zugethan wäre, daß ſie mir überall folgen würde, ungeachtet es ihr vielen Kummer machen müſſe, ihren Vater und ihre Mutter zu verlaſſen. Mit vollem Herzen umarmte ich das liebe Kind. In derſelben Nacht entwiſchte ſie der Wachſamkeit ihrer Eltern, kam in den Park mit ihrem kleinen Päckchen, wie ich mit ihr verabredet hatte. Eine Poſtchaiſe ſtand ſchon auf einem abgelegenen Wege in Bereitſchaft; ſie riß ſich aus meinen Armen und ſtieg ein, ſetzte ſich an die Seite ihrer alten Geſellſchafterin und entfernte ſich vom Dorfe mit einer von Traurigkeit und Freude gemiſchten Empfindung.

Am andern Morgen beſchäftigte ich mich eben mit den Vorbereitungen zu meiner Abreiſe, als mein Bedienter den Vater meiner Geliebten anmeldete. Dies war ein ehrwürdiger Greis; ſeine Stirne deckte ſchon Silberhaar, aber er hatte noch die ganze Stärke des Mannesalters. Kaum hatte ich ſeinen Einlaß anbefohlen, als er vor mir niederfiel, meine Kniee ſeufzend umfaßte und eine von meinen Händen mit Thränen benetzte. „Was wollt Ihr, lieber Mann?"

redete ich ihn etwas verlegen an, denn den Beweggrund ſeiner Betrübniß hatte ich nur zu wohl errathen. „Welche traurige Begebenheit iſt die Urſache Eures Kummers?“

„Geben Sie mir meine Tochter wieder, geben Sie mir meine Tochter wieder!“ dies waren die einzigen Worte, welche er hervorbringen konnte. — „Habt Ihr Eure Tochter meiner Aufſicht anvertraut?“ fragte ich ihn, die Miene der Entrüſtung annehmend; „bringt der Schmerz und die Angſt Eure Sinne in Unordnung? Ich ſchwöre es Euch bei'm Himmel, daß ich nicht weiß, wo ſie geblieben iſt. Nie iſt mir eingefallen, der Hüter aller Mädchen des Dorfes zu werden. Ich bin nicht ſo unbeſonnen, eine ſo zerbrechliche Waare zu bewachen und denen dafür gut zu ſagen, welchen ſie gehört.“

Mit dieſen Gründen ſchien ſich der Alte nicht beruhigen zu wollen. Er fing an, mir in's Gewiſſen zu reden, als: ich ſollte mit ſeinen weißen Haaren Mitleid haben und bedenken, daß ich den Tod eines Mannes beſchleunigen würde, der ſchon am Rande des Grabe ſtände. Er bat mich dringend, zu bedenken, daß ich von meiner Handlungsweiſe dem himmliſchen Richter einſt werde Rechenſchaft geben müſſen, und dergleichen mehr. Ich vermuthete, der alte Mann ſpreche nur ſo, damit ich meinen Beutel öffnen möchte; denn in den großen Städten verkaufen ja ſo viele Väter die Reize ihrer Töchter. Hoffend, daß Geld das ſicherſte Beruhigungsmittel für ſeinen Schmerz ſeyn würde, lief ich an meinen Geldſchrank und nahm zwei Banknoten, jede von 100 Gulden, heraus, überreichte ſie ihm und ſagte dabei, daß ich hoffe, ſeine Betrübniß werde nun bald aufhören. Wie ſehr erſtaunte ich aber, als der Alte, bei'm Anblicke des Geldes zurücktretend, in die heftigſten Vorwürfe ausbrach. „Nie,“ ſagte er, „werde ich die Ehre meiner

Tochter, ſo wenig, als meine eigene, verkaufen; ich will ſterben, ohne mir ein Verbrechen vorwerfen zu müſſen. Aber Sie, gnädiger Herr, werden einſt, von Ihren Gewiſſensbiſſen gemartert, weit unglücklicher ſeyn, als ich jetzt bin!“

Kaum hatte er dieſe Prophezeihung ausgeſprochen, die in der Folge ſo furchtbar an mir ſich bewährte, als er raſch das Zimmer verließ.

Einige Tage nach dieſer mich demüthigenden Scene warf ich mich in einen ſehr bequemen Reiſewagen und kam mit vier Poſtpferden in der Reſidenz an, welche jetzt der Zielpunct aller meiner Wünſche war. Wenn Jemand mich mit der Schnelligkeit des Blitzes hätte fliegen ſehen, wobei die Pferde, der Poſtillon und ich ſelbſt Gefahr liefen, bei irgend einer Vertiefung den Hals zu brechen, der mußte allerdings glauben, daß ich eines äußerſt wichtigen Geſchäftes wegen nach Wien reiſ'te. In keinem Fall aus dieſer Abſicht, ſondern nur darum, um meine Kleider nach dem neueſten Geſchmacke tragen zu können, den Reichthum meiner Livrée, meinen Wagen, nach der neueſten Mode, zeigen zu können; nur deßhalb hatte ich das einfache Landleben mit dem Aufenthalte in der Abwechſelung bietenden Hauptſtadt vertauſchen mögen. Ich hatte deßhalb meine Befehle den Sattlern und Wagnern, den Schneidern u. ſ. w. bereits kund thun laſſen und zweifelte nicht an der pünctlichſten Befolgung. In Wien fahren die Modeherrchen ſo ſchnell durch die Straßen, als die Stärke der Pferde es nur verſtattet und laufen dabei Gefahr, jeden Augenblick die unglücklichen Fußgänger zu rädern. Was iſt der Beweggrund dieſer gefährlichen Schnelligkeit? Man hat es wohl ſchon hundertmal bemerkt. Man fährt in die Oper oder zur erſten Vorſtellung einer neuen Comödie, oder man ſtattet bei ſeiner Dame einen Beſuch ab. Allein der Weg, den ich fuhr, war nicht mit einer Menſchenmenge bedeckt. Ich lief bloß Gefahr, von einem ungeſchickten Fuhrmann umgeworfen zu werden.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft in Wien flog ich in die Arme meiner Geliebten, und ſie empfing mich mit einem ſo außerordentlichen Maaße von Entzücken, daß ich nicht zu unterſcheiden wußte, ob die Liebe oder die Dankbarkeit den meiſten Antheil daran hatte? Waren es aber nicht ſehr leichte Erkenntlichkeitsbeweiſe für alle meine Geſchenke? Hatte ſie mir doch von einem ſehr zerbrechlichen Schatze den Beſitz überlaſſen, den ein Anderer eben ſo gut, als ich, ihr entwenden konnte. Erſetzte der Aufenthalt in Wien ihr nicht hundertfältig ihre einſame Heimath? Iſt ein junger, feuriger und überdies freigebiger Liebhaber nicht ein vortheilhafter Tauſch gegen einen bäuriſchen, moraliſirenden, armen Vater? Mit ſolchen Betrachtungen ſuchte ich noch damals das zuweilen erwachende Gewiſſen wieder einzuſchläfern, das mir Vorwürfe zu machen ſuchte, weil ich ein unſchuldiges Kind aus dem Kreiſe tugendhafter Menſchen herausgeriſſen, um es in die vergiftete Atmoſphäre der großen Stadt zu verſenken.

Nanni wurde von mir als Gebieterin behandelt. Bei meinem erſten Beſuche fand ich ſie ſchon ſehr gut eingerichtet, in einem kleinen Hauſe auf dem Mehlmarkte, wo mir die Miethe dennoch 100 Gulden koſtete. Mit Wäſche und Kleidungsſtücken war ſie ſo gut verſehen, als wenn ſie ſich ſchon ſeit zehn Jahren eingerichtet gehabt hätte. Sie hatte einen Bedienten, einen Koch, eine Kammerjungfer und die alte Frau, welche bei ihr die Stelle einer Geſellſchafterin vertreten ſollte. Ein Miethswagen ſtand ihr jederzeit zu Gebote, wenn ſie in's Schauſpiel oder ſonſtwohin fahren wollte. War dies Alles — vertheidigte ich mich damals gegen die Anklagen meines Gewiſſens —

nicht weit beſſer für Nanni, als die Kühe ihres Vaters zu hüten?

Das Vermögen, das ich beſaß, erwarb mir in Wien, wo mich bis dahin nur ſehr wenige Menſchen aus meinem früheren Geſchäftsleben gekannt hatten, eine große Menge von Perſonen, ſelbſt aus den höheren Ständen, die plötzlich eine große Theilnahme an meinen Angelegenheiten affectirten, und deren Bekanntſchaft bei den unbedeutendſten Anläſſen gemacht zu haben, ich ſo unglücklich war. So war mir der Graf Steinsberg zum erſten Mal in der Bildergallerie begegnet. Einige zwiſchen uns ausgetauſchte Kunſturtheile waren ihm Berechtigung genug, mir ſeine öftere Geſellſchaft anzubieten, und als er mir nach einigen Tagen in der Soirée eines jüdiſchen Banquiers begegnete, ſteuerte er wie ein alter Bekannter auf mich zu, — vermuthlich hatte er daſelbſt über meine Vermögensumſtände Kunde eingezogen, — küßte mich und machte mir die verbindlichſten Vorwürfe, daß er mich ſeit drei Tagen nicht geſehen hätte. Das ſind die geſegneten Wirkungen der franzöſiſchen Revolution, dachte ich damals, als mir das Herz im Leibe darüber hüpfte, von einem ſtolzen öſterreichiſchen Cavalier in ſo familiärem Tone behandelt zu werden; das ſind die Wirkungen der Pariſer Gleichheitstheorien, die auch hier die Vermiſchung der Stände bereits zu Wege bringen. Wenige Tage nachher wurde ich in dieſem Irrthume durch ein Schreiben des Grafen noch mehr beſtärkt, deſſen Inhalt ungefähr folgender war:

> „Ich höre, daß Sie erſt ſeit Kurzem nach Wien gekommen ſind und ſich in einer Lage befinden, in welcher die Talente eines hoffnungsvollen jungen Mannes am eheſten bemerkt zu werden pflegen. Nehmen ſie meine aufrichtigen Glückwünſche hierüber an. Es würde

für mich höchſt befriedigend ſeyn, wenn ich Ihnen Beweiſe meiner Achtung und meines Intereſſes für Alles, was Sie angeht, geben könnte. Ich bitte, bei jeder Gelegenheit über mich und meinen Credit mit vollem Zutrauen zu disponiren. Alle Donnerstage ſpeiſ't ein kleiner Cirkel guter Freunde Mittags bei mir; mein heißer Wunſch würde in Erfüllung gehen, wenn Sie die Zahl derſelben vermehren wollten. Sie werden bei mir Perſonen antreffen, die ſich unendlich freuen werden, Sie genauer kennen zu lernen, und deren Bekanntſchaft auch Ihnen nicht ganz unangenehm ſeyn möchte."

Ich ging wirklich, auf die Einladung des Grafen, am verabredeten Tage zu ihm zum Diner. Er empfing mich wie ſeinen beſten Freund. Die ganze Geſellſchaft nahm mich auf ſehr ausgezeichnete Weiſe auf. Aber weil man mich nicht genau kannte, nicht aber aus Unfähigkeit, über geiſtige Materien zu converſiren, ſo, dachte ich, ſchränkte man die ganze Unterhaltung mit mir bloß auf die Eleganz meines Wagens, auf die Schönheit meiner Pferde und auf meine geſchmackvolle Livrée ein, die ich gab. Nach aufgehobener Tafel nöthigte mich der Graf, während man die Spieltiſche zurecht ſetzte, in ſein Cabinet und, nachdem er mich mehrmals umarmt hatte, rechnete er mir die ungeheuren Ausgaben her, welche die Reparatur ſeines Hôtels ihm verurſachte, und endigte zuletzt mit der Bitte, ich möchte ihm nur — 4000 Gulden Conv. M. borgen, und ich ſchickte ſie am andern Tage; nur geſtand ich mir jetzt bei reiflicher Ueberlegung, daß ich von dem Einfluſſe der franzöſiſchen Gleichheitsprediger auf den öſterreichiſchen Adel nun eine weniger enthuſiaſtiſche Meinung gewonnen hatte. Ich entſchloß mich, auf jene Summe gern und willig zu verzichten, weil ich durch ſie, wenn auch etwas theuer, die Ausſicht erkauft hatte, von einem Grafen, Angeſichts der vornehmen Welt, wie Seinesgleichen behandelt zu werden; und um mit einem gewiſſen Glanz in der Welt ſeine Rolle ſpielen zu können, muß man manche Geldopfer nicht ſcheuen, dachte ich damals. Verſchwendungen von einer gewiſſen Art, Schulden, die man mit Fleiß macht, eine Dame, die man mit vielem Aufwande unterhält, Alles dies trägt ungemein viel bei, ſich einen Ruf zu verſchaffen, der ſehr nothwendig iſt und den man ſchlechterdings haben muß. Es giebt auch noch andere Mittel, ſich vom gemeinen Haufen zu unterſcheiden; aber dieſe anzuwenden, mochte ich für mich zu unbequem finden. Nur wo die Wege mit Gold geſtreut werden, iſt das Ziel am ſchnellſten zu gewinnen, und ſo öffnete ich fleißig meine Börſe; aber nicht in der Abſicht, die ich im Anfange meiner Vermählung mit der Glücksgöttin gehegt, nämlich die Hütten der Armen aufzuſuchen, die Thränen der Wittwen zu ſtillen, die nackten Waiſen zu bekleiden und meinen Reichthum nur als das mir von der Vorſehung zur richtigen Vertheilung anvertraute Gut der Unglücklichen zu betrachten, deren Vormünder die Reichen ſeyn ſollen, und für deſſen Verwaltung ſie einſt Jenſeits verantwortlich werden; dergleichen Raiſonnements aus der guten alten Zeit hatte der Hoffahrtsteufel bis auf die letzte Spur mich vergeſſen gemacht, und die Selbſtſucht war nun die einzige Gottheit, der ich Opfer, und zwar große Opfer, brachte. Glänzen, Aufſehen erregen wollte ich, und um jeden Preis. Ich hielt daher viele Geſellſchaften, wodurch ich ſchnell in Ruf kam, und prunkte bei ſolchen Gelegenheiten mit den vielen Standesperſonen, die in meinen Salons ſich, aus leicht errathbaren Gründen, einzufinden nicht ermangelten. Auch gab ich vortreffliche Pferde zu einem

Wettrennen her, das nächſtens auf der Simmeringer Haide gehalten werden ſollte, und ließ mich in ſehr gefährliche Wetten ein, wo Summen auf dem Spiele ſtanden, die ganze verarmte Gemeinden wieder hätten aufrichten können. Ich geſtehe jetzt mit Beſchämung, daß ich ehedem ſo thörichte Meinungen haben konnte, wie die, die größere oder geringere Schnelligkeit eines Pferdes mir zum Verdienſte anzurechnen. Denken aber jetzt nicht noch viele vornehme Gecken ſo, die ſich demungeachtet unter die vernünftigen Leute, ja ſogar unter die Gebildeten zählen, weil — ſie Geld haben?

Ich war zu ſehr beſchäftigt, die kurze Spanne Zeit, welche uns hienieden zugemeſſen iſt, um uns auf die Ewigkeit paſſend vorzubereiten — deren Vorſaal man ſo oft die Welt unter dem Monde genannt hat — mit Soiréen, Spielparthien und Wetten auszufüllen, ſo daß mir alſo keine Muße blieb, an das unſchuldige Mädchen zu denken, das ſich von mir aus ihrem Bauernhofe hatte entführen laſſen. Es vergingen oft acht Tage, ehe es mir möglich wurde, ihr einen kurzen Beſuch zu machen, und zuletzt bekam ich ſie monatlich kaum einmal zu ſehen. Die Annehmlichkeiten und Zudringlichkeiten der Demoiſellen von gutem Tone, die zuvorkommenden Gefälligkeiten einiger Theatergöttinnen, ein Haufen Operntänzerinnen, und vornehmlich die ſehr bemerkbaren Einladungen verehelichter Weiber, verurſachten, daß ich es zu bereuen anfing, mich mit einem jungen Mädchen eingelaſſen zu haben, das nichts von den einladenden, verführeriſchen Künſten des Reitens, des Schmollens und der Vapeurs verſtand. Nanni meinte, die Kunſt zu gefallen beſtehe lediglich in Liebkoſungen und einer aufrichtigen, brünſtigen Liebe.

Obgleich dies unſchuldige Weſen mit ſeiner übertriebenen Zärtlichkeit mich ſo ſehr quälte, ſo machte mir es in einer andern Hinſicht wieder ein großes Vergnügen, wenn ich, an Nanni's Seite, auf der Promenade oder im Schauſpiel erſchien und ſie, in ihrem vollen Glanze, den jungen Laffen und alten Gecken die Köpfe ſchwindeln machte. Das Mädchen war gleichſam der einzige Stern, der am Horizonte der Frauen blitzte, die ſich unterhalten laſſen, und Niemand von den Näſchern vermochte bei ihr anzukommen. Auch waren alle in Abſicht ihrer angeſtellten Unterſuchungen und Ausforſchungen, wer und woher ſie ſey, vergeblich; die Liebhaber von dergleichen Neuigkeiten konnten nichts erfahren. Uebrigens bemerkte man an meiner Geliebten nicht das hochmüthige Weſen, wodurch dieſe glänzenden Schönheiten, die ihre Gunſt theuer zu verkaufen pflegen, ſo ſehr abſtoßen. Aus ihrer äußern Figur ſchloß man vielleicht ſogar, daß ſie nur wenig Verſtand haben müſſe.

Um ſie nach und nach mit dem Weltton und feiner Sitte bekannt zu machen, gab ich zuweilen meinen Freunden bei ihr kleine Abendmahlzeiten. Alle unſere Unterhaltungen hatten aber niemals die Beſtändigkeit in der Liebe zum Gegenſtande. Nanni hörte unſere Narrheiten mit hohem Ernſte an, weder eine Miene des Beifalls, noch der Mißbilligung verrathend, wahrſcheinlich, weil ſie dieſelben nicht verſtand.

Ich mochte thun, was ich wollte, ſie dachte und liebte wie eine Einfalt vom Lande. Jeden Morgen ſchrieb ſie mir einen Brief voll zärtlicher Vorwürfe und verliebter Klagen, gemiſcht mit Verſicherungen unverletzlicher Treue. Hätte ich jeden dieſer Briefe beantworten wollen, würde mein Secretair den ganzen Tag beſchäftigt geweſen ſeyn.

Bis jetzt hatte ſie ſich von dem Vorurtheile noch nicht losringen können, als gebührte der Tugend und dem Verdienſte allein die Achtung der Welt. Bald bemerkte ich aber die Folgen meiner Unterweiſungen;

denn ſie ſchien ſeit einiger Zeit über ihr freies Weſen weniger beſtürzt, ihr Anſtand bekam eine gewiſſe Würde; ſie legte ihre beſcheidene Miene ab, die zu nichts helfen konnte, und hatte Dreiſtigkeit genug, einen fremden Herrn anzuſehen, ohne roth zu werden, wenn er ihr Artigkeiten ſagte.

Einen neuen Beweis ihrer außerordentlichen Zärtlichkeit zu mir erhielt ich zu einer Zeit, wo ich es am wenigſten erwartete. Als ich nämlich eines Abends meinen gewöhnlichen Nachtbeſuch abſtattete, traf ich ſie in heftiger Gemüthsbewegung. Ueber die Urſache befragt, erfuhr ich, ein wohlgekleideter junger Mann ſey da geweſen, habe ſich als einen intimen Bekannten von mir ihr vorgeſtellt und ſey, nach den gewöhnlichen einleitenden Geſprächen, auf die Bemerkung gekommen, daß er mich für überaus glücklich halte, weil ich das Herz einer Dame beſitze, welche alle Naturgaben in ihrer Perſon vereinige, während das ſchöne Geſchlecht in Wien, in der Regel, ein falſches Herz und falſche Reize feilbiete. Dieſer kühne Lobpreiſer erkundigte ſich nachher, ob ich meiner Schönen gewiſſe und beſtimmte Jahreseinkünfte angewieſen; als er aber zur Antwort erhielt, daß meine Geliebte mit den Verfügungen, die ich über dieſen Punct getroffen, gänzlich unbekannt, daß ſie aber mit ihrer jetzigen Lage ſehr zufrieden ſey, rief er aus, ſie habe für die Zukunft Alles zu fürchten; denn ich wäre jung, unbeſtändig und würde bei der erſten ſich darbietenden Gelegenheit ſie in der hülfloſeſten Lage zurücklaſſen. „Dieſe verſchiedenen Bedenklichkeiten,“ fuhr der Kundſchafter fort, „hätten einen vornehmen Herrn, der zu leben wiſſe, veranlaßt, der Demoiſelle den Vorſchlag zu thun, daß er ihr eine Lebensrente anweiſen wolle, wenn ſie ſich entſchlöſſe, mich zu verlaſſen und ihn den erledigten Platz in ihrem Herzen einnehmen zu laſſen.“ Darauf habe die Kleine, ſo verſicherte ſie mir wenigſtens, die Unterredung ſogleich abgebrochen, den Bedienten und die Kammerfrau gerufen und in ſeiner Gegenwart ihnen verboten, dieſen Menſchen je wieder in's Haus zu laſſen.

Wer hätte mich nicht um den Beſitz eines ſolchen Weibes beneiden ſollen? Aber ich war deſſen unwürdig, denn ich konnte mit jenen Ehemännern verglichen werden, welche die Treue ihrer Frauen mit Undank belohnen. Indeß belobte ich Nanni für ihre ſeltene Treue, die mir im Grunde ſehr gleichgültig war, und verließ ſie ſogleich, um noch an demſelben Abend eine Intrigue auszuführen, die meine ganze Seele beſchäftigte, während ich ſie in der Meinung ließ, daß ich ſie nur allein liebte. Uebrigens ſollte mein Glaube an die Tugend des andern Geſchlechts bald noch durch ein anderes Beiſpiel befeſtigt werden. Ich hatte, in der letzten Zeit, die Bekanntſchaft eines Officiers gemacht, welcher mich in das Haus einer jungen und reichen Wittwe einführte, die er zu ehelichen beabſichtigte. Ich ſuchte mich ihr von der liebenswürdigſten Seite zu zeigen, in der Hoffnung, auf ihr Herz Eindruck zu machen. Da ſie eine Freundin der Muſik war, ſo ſang ich ihre Lieblingsnummern aus den neueſten Opern, die ſie auf dem Pianoforte begleitete, und ich gefiel ihr ſo, daß ſie mich bat, einige Nummern zu wiederholen. Sie nahm mein Beſtreben, ihr zu gefallen, mit freundlicher Erwiederung an; ihre lächelnde Miene verkündete mir ihre vollkommene Zufriedenheit mit meiner Aufführung. Vielleicht hielt ſie dieſelbe für einen bloßen Scherz ohne Folgen; aber ich glaubte ein Recht zu haben, daß die Folgen mit der Zeit ernſtlich werden möchten. Ich verdoppelte meine galante Aufmerkſamkeit und die Auskramung meiner Verdienſte. Ich bemühte mich um ſo mehr, zu gefallen, als ich merkte, daß der Officier dadurch in Schatten geſetzt wurde, ein Beweis, daß meine Geſchäfte bei der liebenswürdigen Wittwe ſehr gut vorwärts gingen. Es kam mir luſtig vor, daß ich den fortdrängte, der mich, ohne das geringſte Mißtrauen, in dieſes Haus eingeführt hatte und ſich, ohne Zweifel, ſchmeichelte, daß kein Anderer, als er, in demſelben gebieten dürfe. Alle meine Vorzüge brachten mir aber nichts weiter ein, als daß nun die Dame gegen mich mit kalter Höflichkeit und Zurückhaltung verfuhr und ſich zu fürchten ſchien, mit mir unter vier Augen zu ſeyn. Der Officier, ſeinerſeits, ſah ſehr mürriſch aus und hatte ganz das Anſehen eines Eiferſüchtigen. Nichts konnte ihn länger zurückhalten. Als er nun einſt von ſeiner Gebieterin mit mir den Heimweg antrat, ſchlug er mir unterwegs einen Spaziergang um die Stadt vor. Ich nahm den Vorſchlag an. Lange zauderte er, ein Wort über ſeine Lippen zu bringen. Als wir aber an einem einſamen Orte angelangt waren, ſchien er den Gebrauch der Sprache wieder zu bekommen.

„Als ich Sie mit meiner Freundin bekannt machte,“ brach er das lange Schweigen, „glaubte ich, daß Sie unmöglich ſich einen Mißbrauch des Vertrauens zu Schulden kommen laſſen könnten. Gleichgültig blieb ich bei der Bemerkung, daß Sie gegen dieſe Dame den Verliebten ſpielen, weil ich wohl weiß, daß Sie keine ernſtlichen Abſichten auf ſie haben. Sie beleidigen aber dadurch ein weibliches Weſen, das unſere Achtung in hohem Grade verdient, und Ihre Handlungsweiſe iſt um ſo tadelnswerther, weil Sie wiſſen, daß ich eine zärtliche und aufrichtige Zuneigung zu ihr offenbare. Auch ſie entſpricht dieſem meinen Wunſche, und wir warten nur noch auf die Beendigung gewiſſer Anordnungen, um uns auf die feſteſte Art zu verbinden.“

„Es iſt wohl ganz natürlich,“ gab ich ihm zur Antwort, „daß ich mich bemühe, einem artigen Weibe zu gefallen, und wenn ich das Glück haben ſollte, mehr als Sie in Credit zu ſtehen, ſo iſt ja das nicht mein Fehler.“

„Wie?“ verſetzte er mit vor Wuth zitternder Stimme, „beſtehen Sie wirklich darauf, ſich als Liebhaber meiner Braut zu erklären, ohne zu bedenken, wieviel Schaden Sie Ihrem guten Rufe dadurch zufügen, die gerechten Vorwürfe über Ihr Betragen nicht einmal mitgerechnet, die ich Ihnen allerdings machen müßte!“

Als ich ihm nun verſicherte, daß ich nicht die geringſte Luſt bezeige, einer Eroberung zu entſagen, deren ich gewiß zu ſeyn hoffe, bemächtigte ſich ſeiner ein raſender Zorn; er zog den Degen, den ich ihm geſchickt entwand und in ein nahes Gebüſch ſchleuderte, aus welchem die Waffe herauszufinden das Dunkel der Nacht unmöglich machte. Wir bedienten uns dann der Fäuſte, in Ermangelung tauglicherer Waffen; denn mein Gegner ſchien es auf den Untergang eines von uns Beiden abgeſehen zu haben. Ich gewann auch diesmal den Vortheil über ihn, indem ich ihm einen Schlag auf die Bruſt applicirte, daß er ſogleich niederſtürzte und Blut auszuwerfen begann. Ich überließ ihn ſeinem Schickſale, um dem Examinatorium der weitſpürenden Polizei mich zu entziehen. Die Dame, welche die unſchuldige Urſache unſeres Zwiſtes geweſen, wagte ich nicht wieder zu beſuchen, weil ich befürchten mußte, daß ihr unglücklicher Liebhaber ſie von dem Vorfalle unterrichtet haben dürfe, welcher keineswegs geeignet war, ihre Meinung von mir zu verbeſſern. Indeß, ohne hier die gehofften Früchte einzuernten, belaſtete ich nur mein Gewiſſen, indem, nach ſpäter eingezogenen Erkundigungen, der Officier in der Blüthe ſeines Lebens an einem vermehrten Blutauswurfe, der nachhaltenden Folge jenes von mir ihm beigebrachten Schlages, ſterben mußte. Ich kann mir unmöglich verhehlen, daß ich mich als die alleinige Urſache des frühzeitigen Todes eines wackern Militairs anklagen muß, deſſen freundliche Zuvorkommenheit gegen mich auf die boshafteſte Art von mir belohnt ward. So bewährte ſich denn wiederum die Wahrheit jenes Spruches:

„Faßt einen der Teufel bei einem Haar,
Gehört er ihm ſchon ganz und gar;“

denn die böſe Luſt, das Verlangen nach des Freundes liebſtem Gute, hatte mich zu ſeinem Mörder gemacht; und konnte auch, aus Mangel an Zeugen, kein weltlicher Richter mich damals zur Verantwortung laden, ſo habe ich doch, bis auf dieſe Stunde, mich nicht vor der Anklage des innern Richters zu retten vermocht.“

* * *

Dieſe Betrachtungen verſenkten ihn, wie immer, wenn die Gewiſſensbiſſe den unglücklichen Mann heftiger zu foltern begannen, in ein dumpfes Hinbrüten, in welchem er mit ſeiner Phantaſie ſich an einen andern Ort verſetzt glaubte. Er vergaß in ſolchen Augenblicken, daß er beobachtet werde; ſeine Seele ſchien gleichſam ihre Hülle auf Minuten verlaſſen zu haben. Nach einer ziemlich lange anhaltenden Pauſe weckte ich ihn aus dieſem Zuſtande, indem ich ihn darauf aufmerkſam machte, daß die Nacht mit ſtarken Schritten heranziehe und der Garten bald geſchloſſen werden würde. Mechaniſch reichte er mir die Hand. Als wir vor ſeiner Hausthüre ſtanden, war er nicht abgeneigt, in meiner Geſellſchaft noch den übrigen Theil des Abends zuzubringen. Ich errieth ſeine Abſicht, mir noch ein Stück aus ſeiner Lebensgeſchichte zu erzählen und folgte.

IV.

Die Ueberraſchung.

Willfried gehörte zu jenen Characteren, die ihren Gram Jahre lang der Welt zu verbergen trachten; iſt es aber Jemandem gelungen, ihnen einen Ton zu entlocken, ſo ſpielen ſie wie gewiſſe Uhrwerke, die in Unordnung gerathen, ununterbrochen fort. Willfried ſchien froh zu ſeyn, einen Mann gefunden zu haben, gegen welchen er ſeinem gepreßten Herzen Luſt machen durfte, und er fand ein Labſal darin, ſich ſeinen qualvollen Erinnerungen ganz überlaſſen zu können; an mir, wußte er, hatte er einen theilnehmenden Zuhörer gefunden. Ich ſuchte das Geſpräch wieder in Fluß zu bringen, indem ich mich nach Nanni's Schickſale erkundigte.

„Dieſe,“ ſagte er, „hatte ich während meiner anderweitigen Liebesangelegenheiten doch nicht ganz ſo aus dem Auge gelaſſen, wie Ihre Frage mir vorzuwerfen ſcheint. Ich gab dieſem naiven Landmädchen immer noch den Vorzug vor allen den feingebildeten Stadtdamen. Ueberdies war ſie jetzt gleichſam

Königin in meiner Haushaltung. Sie machte mir in der That mit jedem Tage mehr Ehre, ſie bildete ſich zuſehends und zwar ſo ſehr, daß ſie zuletzt ganz unkenntlich ward, in einem ſo hohen Grade ließ ſie die Geſetze der Mode walten. Bald verſteckte ſie ihren Kopf unter einem Hute, der nicht viel größer war, als eine Auſterſchale, bald ſchmückte ihr Haupt ein Barett mit einer weithin wehenden Reiherfeder; zu Hauſe floß ein leichtes Negligé von ihren Schultern herab, ſo daß es das Anſehen gewann, als ob ſie in's Bad gehen wollte. Dann war aber auch ihr Blick unwiderſtehlich verführeriſch. Sie war oft bis zur Ausgelaſſenheit luſtig, lachte laut auf und wußte ſelbſt nicht warum. An einem andern Tage war ſie bei übler Laune und ſchien nicht einmal gemeinen Menſchenverſtand zu beſitzen; an einem dritten Tage war ſie ernſthaft wie ein Philoſoph und ſchwatzte über Alles. Eine andere gute Eigenſchaft, die ſie ſich mit vieler Mühe erworben hatte, beſtand darin, daß ſie mir ſeltener Vorwürfe über meine ſparſamen Beſuche machte, und daß es ſchien, als wenn ſie bei aller meiner Untreue gefaßt wäre, die ihr übrigens nicht unbekannt ſeyn konnte, da ich öfters mit ihr darüber ſcherzte. Aber ich bildete mir noch ſtets ein, daß nichts ihre Liebe zu mir auslöſchen könnte, und blieb der vollen Ueberzeugung, daß ihre Standhaftigkeit jede Probe aushielt. Ich beſuchte noch immer dies bezaubernde Bauermädchen; meine Laune führte mich oft zu ihr, wenn ſie es am wenigſten erwartete. Sie glaubte daher, daß es nöthig ſey, an mich folgendes artige Billet zu ſchreiben, deſſen Inhalt mit unvertilgbaren Schriftzügen auf die Tafel meines Gedächtniſſes ſich eingedrückt hat. Es lautete:

„Mein lieber Freund, ich bin heute ſehr krank; meine Unpäßlichkeit, die ich einem zurückgetretenen Schnupfen zuſchreibe, verurſacht mir eine unangenehme Bewegung durch den ganzen Körper. Ich kann nicht einmal das Tageslicht vertragen; beſonders iſt der Kopf angegriffen. Es koſtet mir unſägliche Mühe, nur dieſe wenigen Zeilen zu ſchreiben. Allein ich glaube, nach einer ruhig durchſchlummerten Nacht wird ſich, mit Einſtellung des Schweißes, das Uebel wieder geben. Beſuchen Sie mich daher heute Abend nicht. Ich ſpreche dieſe Bitte aus, ſo ſchwer ſie mir auch wird. Aber meine Vernunft ſagt es mir, daß mir dieſe Ruhe höchſt nothwendig iſt, um meine Geſundheit wieder zu erhalten, wodurch ich in den Stand geſetzt werde, das Glück eines Mannes auszumachen, den ich höher liebe, als mein Leben."

Ich antwortete hierauf, daß ich ſie zu ſehr liebe, um ſie in ihrer Ruhe zu ſtören, und daß ich nichts ſo ſehr, als die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit wünſche, welche auf ihre Reize einen neuen Glanz werfen würde.

Indeß war ich nicht frei von aller Unruhe. Ich beſorgte, daß ſie weit kränker wäre, als ſie mir gemeldet, oder als ſie es ſich ſelbſt vorſtellte. Daher konnte ich mich nicht enthalten, mit meinen eigenen Augen mich davon zu überzeugen. Ich befahl meinem Kutſcher, als ich aus dem Theater fuhr, mich nach dem kleinen Hauſe, das er ſchon kannte, zu bringen. Es war ſchon nahe an Mitternacht; ich wollte bloß die Domeſtiken nach ihrem Befinden fragen, um mich wenigſtens bis morgen beruhigen zu können. Ich ließ die Kaleſche, in einiger Entfernung vom Hauſe, halten, um weniger Geräuſch zu machen und ging, vermittelſt eines Hauptſchlüſſels, den ich immer bei mir zu haben pflegte, hinein. Nachdem ich alle Thüren geöffnet hatte, kam ich endlich zum Vorzimmer, worin der Bediente ſchlief. Es brannte hier Licht, und der arme Junge ſchien über meine plötzliche Ankunft ſehr beſtürzt und wollte mich geradezu bereden, ſogleich wieder umzukehren. Da ich Aufklärung hierüber verlangte, wurden durch meine heftige Sprache die Alte und das Kammermädchen aus ihrem Schlafe ermuntert und — erblaßten, als ſie mich gewahrten. „Umſonſt,“ redete ich ſie an, „bemüht ihr euch, mich in meinem Vorſatze zu hindern, den die zärtlichſte Liebe mir eingegeben hat.“ Sogleich drang ich in das Zimmer meiner geliebten Kranken. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich den mir ſo ſehr befreundeten Grafen Steinsberg bei ihr fand! Ich wollte meiner ärgerlichen Stimmung Luft machen, als der wackere Cavalier, welcher ſo lebhaften Antheil an mir nahm, daß er nicht nur meine Börſe, ſondern auch meine Geliebte mit mir zu theilen ſuchte, mit einem bewundernswerthen Phlegma ſeine Handlungsweiſe zu entſchuldigen ſuchte. „Sie ſind Mamſell überdrüſſig,“ ſagte er, „und ich liebe ſie; haben Sie mir darüber Vorwürfe zu machen?“

„Ja,“ verſetzte die undankbare Geliebte, „ſchon längſt habe ich bemerkt, daß Sie mich nicht lieben. Dieſe traurige Entdeckung hat unvermerkt meine Neigung zu Ihnen vermindert und endlich völlig erſtickt. Haben Sie das Recht, mir untreu zu werden, ohne daß ich zu einem Andern Zuflucht nehmen dürfte? Zuletzt würden Sie mich ganz verlaſſen haben, und was würde dann mein Schickſal ſeyn? In dieſer mißlichen Lage ſchickte mir der Himmel den Grafen, welcher ſich erbot, mich noch beſſer zu halten, als Sie gethan. Soll ich meinen Wohlthäter zurückſtoßen, der mich vor Mangel und Verzweiflung rettet? Uebrigens darf ich ſagen, wären Sie weniger unbeſtändig geweſen, ich hätte nie aufgehört, Sie zu lieben.“

Was konnte ich auf dieſe triftigen Gründe antworten? Der Mann will ſo gern allein ungetreu ſeyn; aber wenn die Geliebte ſich nach ſeinem Beiſpiele richtet, ſo ruft ihm eine innere Stimme zu, daß er Unrecht hat, ſich zu beklagen, weil er ſein Schickſal wohl verdient. Ich geſtand alſo meinem Nebenbuhler, daß ſeine Gründe keinen Widerſpruch aufkommen ließen und nahm von Nanni auf immer Abſchied, indem ich zuletzt noch zu ihr ſagte, daß ich nicht geglaubt hätte, ein junges Landmädchen, welches ich nur erſt kürzlich von ihrem Dorfe nach Wien verſetzt, würde ſchon die Kunſt verſtehen, ſich wegen Untreue zu rächen!

Ich malte mir im Geiſte ihre Zukunft aus, welcher ſie entgegen gehen müſſe, wenn ſie einem ſo herzloſen, ſelbſtſüchtigen, launenhaften und unbeſtändigen Manne, als ihr neuerwählter Beſchützer war, Ehre und Exiſtenz in die Hand legte. Dergleichen Egoiſten werfen die von ihnen ausgepreßte Citrone gleichgültig in den Winkel und ſpotten noch der Leichtgläubigkeit des ſchwachen Weſens, das ihre Lüſte befriedigte. Wenn aber eine ſolche Zukunft auch das Mädchen bedrohte, das den erſten Fehltritt durch meine Veranlaſſung beging, mußte ich mich dann nicht als die eigentliche Urſache ihres moraliſchen Todes anklagen? Lebte ſie nicht noch jetzt als die Freude eines greiſen Vaters, umgeben von unverderbten, tugendhaften Seelen, in ländlicher Abgeſchiedenheit von dem Sammelplatze aller Laſter, wenn ich nicht Gift in ihr Herz geträufelt hätte? — Ach, die Zukunft rechtfertigte nur allzuſehr meine Beſorgniß!“

V.

Die Operndame.

„Um den Affront, welchen Nanni mir zugefügt, mir ſchneller aus dem Sinne zu ſchlagen," ſetzte Willfried bei unſerer nächſten Zuſammenkunft die Geſchichte ſeiner Verirrungen fort, „ſuchte ich, nach Wiener Sitte, in den Tempeln Thaliens und Melpomenens meine gehoffte Zerſtreuung. Da man mich nur in den Hoftheatern bemerkte, hielt man mich bald für einen Kunſtfreund, der eben ſo viel Geſchmack, als Kenntniſſe verrieth. Wie wenig gehört doch dazu, in den Ruf zu kommen, daß man ein Mann von Geiſt ſey! Oft wollte man meine Meinung über eine Tragödie wiſſen, oder auch über eine Oper, wovon ich in drei Viertelſtunden kaum eine Scene gehört hatte; denn meine Blicke waren, wenn die reizgeſchmückten Heldinnen oder Zofen auf einige Minuten in die Couliſſen abgingen, ſtets in den Logen, um den dort prangenden Blumenflor mit meinem Operngucker zu muſtern. Wie hätte ich, bei ſo häufigen Unterbrechungen, den Gang der Handlung auf der Bühne verfolgen und die Schönheiten eines Kunſtwerks anders, als bruchſtückweiſe wahrnehmen können? Demungeachtet war ich nie um ein Urtheil verlegen und ſprach in einem ſehr zuverſichtlichen Tone über die Mängel und Schönheiten der Dichtung oder einer Tonſchöpfung ab. Ich kam immer glücklich durch, weil ich mich hütete, meine Meinung über ein Werk auszuſprechen, wovon ich nicht vorher aus den bereits über das Stück erſchienenen gedruckten Kunſturtheilen mir das Material, zur Unterſtützung meiner Behauptungen, geholt hätte. Daß ich eine fremde Meinung für die meinige ausgab, wurde ſchwerlich bemerkt, indem nicht Jeder, wie ich, den ganzen Nachmittag in den Café's über den vielen Theater-Journalen brüten mochte, um aus der großen Maſſe eine Quinteſſenz von Ideen für den eigenen Privatgebrauch zu deſtilliren.

Mehrentheils beſuchte ich die Oper und das Ballet, weil dieſe beiden Kunſtzweige allen Sinnen Befriedigung bieten. Es ging ganz natürlich zu, daß ich mich bald um die Ehre bewarb, einer von Denen zu ſeyn, welche den Triumphwagen der Theaterprinzeſſinnen ziehen helfen; denn als ein Mann nach der Mode war ich mir auch der Verpflichtung bewußt, eine Theaterliebſchaft zu beſitzen, eben ſo wie in der von unſern Romantikern geprieſenen Ritterzeit jeder Eiſenfreſſer auch ſeine Dame haben mußte, und ſollte ſie ſo wenig ſinnliche Beſtechungsmittel, als jene Dulcinea von Toboſo, aufzuweiſen haben.

Zur Steuer der Wahrheit wird aber ein Jeder, welcher den Gegenſtand meiner neuen Wahl gekannt hat, mir das Zeugniß ablegen müſſen, daß Jenni — dies war der Name meiner Göttin — zu den bezauberndſten Geſtalten, die damals das Theater nächſt dem Kärnthnerthore zierten, gezählt wurde, und daß dieſe Naturgabe den Mangel der Kunſt ſo geſchickt verdeckte, daß kein äſthetiſcher Grübler vor dem enthuſiasmirten Publicum ſeine Wenns und Abers auszukramen wagte.

Ich hatte bald eine Gelegenheit erſonnen, mich der Vielgehuldigten nähern zu dürfen. Ich überbrachte nämlich an einem Tage eine von mehreren Kunſtfreunden unterzeichnete Adreſſe, auf welcher mein Name, wie ſich von ſelbſt verſteht, obenan prangte, und deren Inhalt eine preiſende, mit Dankesfloskeln verzierte, Anerkennung ihrer Verdienſte um die Kunſt ausſprach, welche ſich mehr, als jemals, in der letzten Vorſtellung der „Montecchi und Capuletti", in welcher ſie die Geliebte Romeo's mit ſo bezaubernder Anmuth dargeſtellt und die Parthie mit ſo lieblichem Schmelze geſungen, kund gegeben habe.

Ich ward von der Mutter der Sängerin empfangen, welcher ich, auf die Frage nach der Veranlaſſung meines Beſuches, die Bitte vortrug, ihrer liebenswürdigen Tochter meine Huldigung darzubringen, wobei ich zugleich die Dankadreſſe vorzeigte, nicht ohne eine koſtbar gearbeitete ſilberne Zuckerdoſe hinzuzufügen, auf welcher, in zierlichen Verſen, die Virtuoſität der Bewunderten geprieſen wurde, und deren Einfaſſung überdies ein Buchſtabenkreis bildete, welcher Jenni's ſämmtliche Glanzrollen in alphabetiſcher Folge aufzählte. Ich brauche wohl nicht erſt zu erinnern, daß einige flüchtige Bekanntſchaften aus den Café's ihre Namen zur Adreſſe beigeſteuert, von der Doſe aber keine Kenntniß erhalten hatten, deren Anfertigung ich lediglich aus meinen Mitteln beſtritten, da ich auch alle aus dieſer Doſe zu hoffenden Süßigkeiten für mich zu behalten Willens war; denn ich zweifelte gar nicht, wie einſt der Patriarch Jacob, nach abgelaufener Dienſtzeit, mit den Reizen meiner Rahel mich bezahlt machen zu dürfen.

Die Mutter meiner Angebeteten gab mir, nachdem ſie die Abſicht meines Beſuches erfahren, zur

Antwort, daß unter ſolchen Umſtänden ſie ſich des gröbſten Undanks ſchuldig machen würde, wenn ſie nicht diesmal von ihrem Grundſatze, fremden Herren den Zutritt zu ihrer Tochter zu verweigern, abweichen wollte. Sie rief ſogleich ihre ältere Tochter, — welche den beſcheidenern Wirkungskreis, die Führung des Hausweſens, erwählt hatte, — daß ſie mir ſo lange Geſellſchaft leiſte, bis Jenni ihre Toilette ſo weit in Ordnung gebracht haben würde, um mich empfangen zu können.

Thereſe, ſo hieß die ältere Schweſter der Sängerin, ließ mich in ihren Zügen die nahe Verwandtſchaft mit Jenni auf den erſten Augenblick erkennen, obgleich Wohlgeſtalt nicht zu ihren Vorzügen gehörte. Aber der Mangel an körperlichen Reizen wurde durch ein herzliches, gemüthliches Weſen, das im Verlaufe unſeres Zwiegeſpräches zum Vortheile dieſer Dame ſich bemerkbar machte, gänzlich verdeckt. Man konnte über die gleichgültigſten Dinge von der Welt ſie lange reden hören, ohne eine Anwandlung jener Empfindung, die man Langeweile nennt, zu verſpüren. Ihre treffenden Bemerkungen verriethen einen natürlichen Verſtand, der von dem gekünſtelten, blendenden Eſprit ſich leicht unterſcheiden läßt. Zur Hausfrau würde ſich Thereſe gewiß beſſer eignen, als eine von der Volksgunſt verhätſchelte, in ihrer Selbſtſucht verhärtete Couliſſendame, dachte ich, und würde ich damals ein Ehebündniß beabſichtigt haben, ich hätte gewiß Thereſen vor Jenni den Vorzug gegeben, obgleich die Letztere mir nur von den Bretern her bekannt war und ich über ihre häuslichen Tugenden noch gar kein Urtheil haben konnte. Aber die Blume der ehelichen Eintracht gedeiht nicht wohl in der Theaterluft, wo die Stürme der Leidenſchaft unausgeſetzt toben und die Kälte der Selbſtſucht alle zarten Empfindungen ſo leicht gefrieren macht. Ich jedoch war in Jenni's

Haus nicht mit den Geſinnungen eines Philiſters getreten, ſondern mit den Abſichten eines Mannes von gutem Tone, welchem, um allen Anforderungen der Mode zu genügen, nur noch eine Theaterliebſchaft abging.

Jenni war kaum zur Thüre hereingetreten, als ſie alle Betrachtungen, die ich zu Gunſten Thereſen's angeſtellt, durch ihre bloße Erſcheinung in den Grund meiner Seele verſenkte und nur ſich zum Mittelpuncte meiner Gedanken machte. Ich empfahl mich bald wieder, bezaubert von Allem, was ich geſehen und gehört, nachdem ich vorher die Erlaubniß erhalten, meine Beſuche ſo oft, als ich wollte, zu wiederholen.

Meine Zuneigung zu der Geſangskünſtlerin wurde mit jedem Tage ſtärker, und mein Wunſch, eine eigentliche Herzenseroberung zu machen, war der einzige in dem gegenwärtigen Zeitraume. Jenni ſchien auch nicht mehr ſo kalt und abgemeſſen in Wort und Benehmen, wie bei meinen erſten Beſuchen; ſie legte ſehr oft ihre zarte Hand in die meinige und machte mir allmälig leiſere Vorwürfe, wenn ich Miene machte, ihr einen Kuß zu ſtehlen. Endlich wagte ich eine Liebeserklärung; ſie hörte ſie ohne Zorn an und ward ſogar etwas roth darüber.

Nach einigen Tagen wollte ich ihrer Mutter auf eine feine Art meine geheimen Abſichten entdecken, als ich ſie in Thränen fand. Ich drang in ſie, mir die Urſache ihrer Betrübniß zu entdecken. Lange ließ ſie ſich zum Geſtändniſſe nöthigen; endlich bekannte ſie mir, indem ſie noch ſtärker zu weinen anfing, daß ſie von einem hartherzigen Gläubiger gequält würde, ihm eine Schuld von 50 Gulden Conv. M. zu bezahlen, die Jenni auf ihren Namen hätte erborgen müſſen, um koſtbaren Sammetſtoff, nebſt Zubehör, zu einem Theateranzuge ſich zu verſchaffen, den ſie zu ihrer letzten Benefiz-Vorſtellung gebraucht hätte. „Denn obgleich meine Tochter,“ ſetzte ſie hinzu, „eine anſehnliche Gage hat, iſt ſie doch kaum zu den nothdürftigſten Bedürfniſſen hinreichend. Sie wiſſen, mein Herr,“ fuhr ſie in dieſem Tone fort, „den ungeheuern Preis der unentbehrlichſten Sachen, Sie wiſſen auch, wie koſtſpielig die Toilette eines jungen Mädchens iſt, welches etwas aus ſich machen will.“

Dies Letzte beſtimmte mich, ihr meine Dienſte anzubieten. Die Alte bedachte ſich einige Augenblicke, ehe ſie mir eine Antwort gab; endlich aber erklärte ſie ſich, daß die äußerſte Noth ſie zwinge, mein Anerbieten anzunehmen; doch wolle ſie dies nur, wenn ich ihr Hoffnung gebe, das Geliehene mir zurückzahlen zu dürfen. Ich überſchickte die verlangte Summe und empfing dafür tauſend Verſicherungen ewiger Erkenntlichkeit. Nur Jenni konnte mir nicht danken, denn ſie mußte den Proben einer neu einzuſtudirenden Oper beiwohnen; und ſo verließ ich die Mutter, ehe noch die Tochter nach Hauſe gekommen war.

Den andern Tag flog ich zu ihr; ich war ſo glücklich, Jenni allein anzutreffen. Ihr kleiner Mund ſagte mir in den bezauberndſten Ausdrücken den wärmſten Dank. Ich ſtellte ihr den geringen Werth des Geſchenkes vor, im Vergleiche mit dem glücklichen Zuſtande, den ich ihr gern verſchaffen möchte, und ſchilderte ihr dabei meine Liebe mit einer Wärme, welche ſie ſichtbarlich rührte.

Ich wollte ihr zugleich eine jährliche Revenue anweiſen, um ihr eine ſorgenfreie Zukunft zu verſchaffen. Ich brachte ihr dies mit möglichſter Schonung ihres Zartgefühls bei, ſo daß ſie endlich ihre Einwilligung gab, ſo ſehr ſie Anfangs mein Anerbieten ablehnte, und bloß deßhalb gab ſie meinem Wunſche nach, um mir, wie ſie ſagte, einen ausgezeichneten Beweis ihrer Freundſchaft zu geben. Doch ſchränkte ſie alle ihre Wünſche auf hundert Gulden monatlicher Einkünfte ein und verbot mir dabei ausdrücklich, nie, unter welchem Vorwande dies auch geſchehen möchte, meine Wohlthaten zu vermehren. Unſere Einrichtungen waren nun getroffen, und ſie gab ihrer Mutter davon Nachricht.

Als ich die gute Alte wieder zu ſehen bekam, machte ſie mir gelinde Vorwürfe über das Vorgefallene und ſetzte lächelnd hinzu, daß ſie in den, dem Anſcheine nach, ſo rechtſchaffenen Mann, wegen dieſer überraſchenden Beweiſe von Freigebigkeit, ein gewiſſes Mißtrauen zu ſetzen genöthigt wäre. Jenni fiel ihr um den Hals, bat für mich, auf eine ſehr naive Art, um Vergebung, und der mütterliche Zorn verſchwand; ich erhielt Gnade, und wir verſöhnten uns miteinander durch drei Küſſe.

An Jenni's Geburtstage überreichte ich ihr koſtbare Armbänder, mit Diamanten beſetzt; das liebe Kind weigerte ſich, dieſelben anzunehmen, indem ſie ſagte, es bedürfe nicht der Geſchenke, um mir ein Herz zu gewinnen, das ich bereits beſitze; ſie wolle einen Freund und keinen Unterhalter. „Handeln Sie als ein Mann," fügte ſie hinzu, „der wirklich meine Zärtlichkeit verdient und der nichts von mir, als inbrünſtige Gegenliebe fordert. Ueberhäufen Sie mich nicht weiter mit Geſchenken. Ich muß ſchon über die grauſame Nothwendigkeit erröthen, welche mich in die Lage verſetzte, von Ihnen einen Jahrgehalt annehmen zu müſſen um meinem Stande gemäß leben zu können. Kurz, Ihre Geſchenke, die immer an Werth und Größe ſteigen, ſtürzen mich in Verzweiflung und demüthigen mich zu ſehr. Ich muß befürchten, daß Sie zuletzt glauben, als wenn meine Freundſchaft eine eigennützige wäre. Schenken Sie mir weniger und lieben Sie mich deſto mehr. Was war

Ihre Abſicht, als Sie mir dies koſtbare Armband kauften? Können Sie ſo wenig mein Herz erforſchen? Meine abſchlägliche Antwort hat Sie mit Unwillen erfüllt? Möchte dieſer unangenehme Vorfall uns weiter keine trübe Stunde machen. Verſprechen Sie mir das und ich will keinen Ihrer Wünſche abſchlagen. Sie verſprechen mir dies? Gut, ſo nehme ich das Armband an, um Sie wieder zu beſänftigen. Aber ein weit köſtlicheres Geſchenk erwarte ich von Ihnen, deſſen Annehmlichkeit wir Beide genießen können; ſind Sie außer Stande, mir es alle Tage zu bieten, ſo ſagen Sie mir wenigſtens die drei Worte: „ich liebe Dich!“ die mir angenehmer ſind, als alle neue Wohlthaten, womit Sie mich überhäufen.“ —

Kann man wohl mit größerer Delicateſſe ſich ausdrücken? Eine ſo wahre, reine Liebe verdoppelte täglich meine Zuneigung. Ich empfand einen unendlichen Reiz in Jenni's Geſellſchaft; mein unſteter Character ſchien ſich dergeſtalt geändert zu haben, daß ich in einen pastor fido verwandelt zu ſeyn ſchien. Mein einziges Vergnügen, außer dem Hauſe meiner Geliebten, beſtand jetzt in dem regelmäßigen Beſuche aller Opern-Vorſtellungen, in welchen ſie beſchäftigt war, ſowie darin, nach dem Theater diejenigen Herren zu bewirthen, welche als Claqueurs im Dienſte meiner Schönen ſich tapfer gehalten hatten.

Einſt machte ich im Theater die Bekanntſchaft eines bejahrten Militairs, der, als täglicher Beſucher dieſer Bühne, alle Mitglieder derſelben wohl kennen mußte. Ich bemerkte, daß er mit allen Anecdoten, welche die Bühnenmitglieder betrafen, genau bekannt war. Ich hörte auf ihn mit größerer Aufmerkſamkeit, als auf das Stück, das man ſpielte. Als Jenni die Bühne betrat, ſagte er zu mir:

„Dies junge Frauenzimmer verräth ein bedeutendes Geſangtalent und dürfte zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen; aber die Libertinage hindert bei ihr alles Streben nach künſtleriſcher Fortbildung. Wie eine aufgeblühte Roſe, durch die Sonnenſtrahlen verbrannt, dahinwelkt, ſo — unterbrechen Sie mich nicht,“ herrſchte er mich an, als ich eine ungläubige, entrüſtete Miene zeigte, „und Sie ſollen Sachen erfahren, die Sie vielleicht noch nicht wiſſen werden. Jenni verließ mit ihrer Mutter, einer Tiſchlerswittwe aus der Provinz, ihre Geburtsſtadt, wo ſie zuerſt die Breter betrat, um in der Reſidenz aus ihrem Talente noch größeren Nutzen zu ziehen. Der Vater, ein Biedermann aus der guten alten Zeit, weigerte ſich anfänglich, ſein Kind für das Theater zu beſtimmen. Er hatte das alte Vorurtheil nicht überwinden können, welches ehemals noch auf dem Stande der Schauſpieler laſtete. Jenni hatte Privatunterricht in der Muſik erhalten, um, der Sitte gemäß, in die Abendunterhaltungen der Tiſchlerfamilie, die zur Winterszeit daſelbſt alle Donnerstage Statt fanden, auch künſtleriſche Würze zu bringen; denn auch die untern Stände halten es ſchon für unpaſſend, Gäſte zu bitten, ohne ihnen eine Portion Dilettantismus als Zugabe zum Thee zu bieten. Thereſe, die ältere Tochter, ſpielte dann ſtets auf dem Flügel und accompagnirte die jüngere Schweſter, welche die ſchwierigſten Geſangsſtücke von Roſſini und Bellini der entzückten Verſammlung zum Beſten gab. Einer der Zuhörer vermochte den Alten, daß er ſeiner Tochter die Erlaubniß ertheile, ihr Talent einmal von einem größeren Publicum, in einem öffentlichen Concerte, darzulegen. Der Erfolg war glänzend, und ein Engagement bei dem Stadttheater, von demſelben Bewunderer in Ausſicht geſtellt, hatte die Bedenklichkeit des Alten, nach wochenlangem Zureden, mit der Hoffnung auf glänzende Gage, zum Schweigen gebracht; und als auch dieſe Schwierigkeit beſiegt war, wurde dem eifrigen Bewunderer von Jenni's Talent, deſſen Bemühungen allein ſie die Begründung ihrer ſpäteren glänzenden Carrière verdankt, ſeine Theilnahme an dem Wohle dieſes Frauenzimmers damit erwidert, daß ſie läugnete, ihn jemals gekannt zu haben. Eine Theaterdame wird, in der Regel, immer Anbeter finden, weil die öffentliche Anerkennung ihres Talentes von Vielen theilweiſe als eine Wirkung ihrer äußern Erſcheinung erklärt wird, und man iſt dann erfinderiſch, Reize zu entdecken, wo deren früher gar nicht bemerkt worden waren. Auch Jenni, deren Figur, vor ihrem Betreten der Breterwelt, unbemerkt geblieben, hatte bald Anbeter in Menge, und der Graf Cz. iſt jetzt Beſitzer dieſer Donna, die ſchon durch manche Hand gegangen iſt. Ich kenne dieſen Herrn nicht, aber ſo viel weiß ich, daß er ſich gewaltig hat betrügen laſſen, da er mit hohen Summen ein Vergnügen bezahlt, welches einige Herren vom Theater, in der Qualität von Cameraden, gratis erhalten."

Ich war in der unbeſchreiblichſten Verwirrung, als der Hauptmann ſeine Skizze beendet hatte. Sollte ich die unglückliche Aufklärung benutzen, oder eine Gelegenheit abwarten, welche die Schilderung meines Platznachbars bewahrheiten würde? Ich hatte nicht Beſinnungskraft genug, mich ſogleich zu beſtimmen. Ich glaubte aber endlich, daß es klüger gehandelt wäre, wenn ich das ſo eben Vernommene Jenni und ihrer Mutter wieder erzählte. Ihre Unruhe und Verwirrung, in dem Falle, daß ſie ſich ſchuldbewußt fühlten, müßte ſie ja doch verrathen. Ich traute mir Scharfblick genug zu, in den Geſichtszügen meiner Geliebten Unſchuld und Verbrechen leſen zu können, ſelbſt wenn ſie ſich noch ſo gut zu verſtellen wüßte.

Nachdenkend und mißmuthig kam ich in Jenni's Wohnung an und wurde nach der Urſache meines ängſtlichen, zerſtreuten Weſens befragt. Ich wiederholte nun wörtlich, was ich geſtern im Theater erfahren mußte, und beobachtete genau die Wirkung, welche meine Erzählung auf ihr Geſicht haben würde. Ich ſah wohl, daß ſich Mutter und Tochter einander verſtohlene Blicke zuwarfen, daß ſie eine gewiſſe Faſſung anzunehmen ſchienen, welche nur deſto ſtärker ihre Unruhe zu erkennen gab, weil die Kleine zu weinen anfing, indeß die Mutter in tiefes Nachdenken verſunken ſchien. Thereſe war eben abweſend, was mir lieb ſeyn konnte, indem dieſes beſſer geartete Weſen die Beſchämung ihrer nächſten Verwandten gewiß am lebhafteſten gefühlt und mehr als die Schuldigen gelitten haben würde.

Als ich mit meiner ſeltſamen Geſchichte zu Ende war, fragte mich die Alte, blutroth im Geſichte und mit wildem Blicke, was ich denn nun machen wollte? „Ich möchte wohl Ihre Vertheidigung hören," antwortete ich, „wenn ſie ſich vertheidigen können." — Dieſe Worte ſchienen die Mutter zu beunruhigen. Sie gab mir zur Antwort, daß ich wohl von ſelbſt glauben könnte, es müſſe ihr etwas Leichtes ſeyn, alle dieſe ſchrecklichen Verläumdungen zu widerlegen; denn wenn, was man mir geſagt, wirklich wahr wäre, würde ich es wohl eher erfahren haben, weil etwas Böſes ſich unglaublich ſchnell fortzupflanzen pflege; und wenn wirklich ihre Tochter eines ſo vornehmen Grafen Auserkorene wäre, würde ſie meiner Hülfe gewiß nicht bedurft haben. Während ich dieſe Gründe zu prüfen beſchloß, ſtreichelte und liebkoſ'te mich Jenni mit ſo verführeriſcher Miene, daß auf einmal alle meine Zweifel verſchwanden.

Ihr zutrauliches Weſen brachte Ruhe in meine Seele zurück. Wenn ich an dieſem Tage den Hauptmann angetroſſen hätte, würde er mir haben Rechenſchaft ablegen müſſen, wegen ſo arger Verläumdung einer weiblichen Tugend. Da ich auf keine andere Art den Schaden ſogleich wieder gut machen konnte, ſo machte ich Jenni ein Geſchenk mit einer goldenen Uhr und prächtigen Kette. Bei der ehrwürdigen Mutter ſuchte ich die frühere Geneigtheit durch eine andere werthvolle Gabe wieder zu erwerben. Gewiſſe Umſtände verhinderten mich diesmal, meine Freigebigkeit in größerem Glanze erſcheinen zu laſſen. Ich wagte es kaum noch, mich ſolchen Empfindungen zu überlaſſen, wenn man mich nicht bei gewiſſen Gelegenheiten daran erinnerte. So war ein ganzer Monat verfloſſen, ohne daß ich Jenni ein Geſchenk gemacht hatte, bloß, um ihre Delicateſſe zu ſchonen. Allein ich hörte die Mama ganz leiſe ſagen, daß zu der neuen Rolle, welche ihre Tochter ſpielen ſollte, ſie auch ſchlechterdings ein neues Kleid haben müſſe. Den andern Morgen freuten ſich die Beiden nicht wenig, als ich ihnen das Kleid, den Gegenſtand ihrer Wünſche, in's Haus ſchickte. Diesmal kam ich bloß mit einem leiſen Vorwurfe weg. Ein anderes Mal redeten ſie miteinander, indem ſie glaubten, ich höre es nicht, daß es ein großes Unglück ſey, in der nächſten Rolle, die ſie zu ſpielen habe, der diamantenen Ohrringe entbehren zu müſſen; weßhalb ſie gewiß den Aerger haben werde, von ihrer Nebenbuhlerin in der Gunſt des Publicums verdunkelt zu werden. Ich ging nach Hauſe, ohne daß mir ein Wort von dieſer ganzen Unterredung entfallen war, und mein Juwelier brachte ihr die zierlichſten Ohrringe. Ach! diesmal wurde ich gewaltig angefahren, und es koſtete mir viele Mühe, Vergebung zu erlangen.

Bezaubert von der Uneigennützigkeit der liebenswürdigen Jenni und der Ehrlichkeit ihrer Mutter, würde ich gewiß nicht unterlaſſen haben, ſie noch mit vielen andern Geſchenken zu überhäufen; aber es begegnete mir ein Unſtern, der mich nöthigte, meiner Freigebigkeit Gränzen zu ſetzen. Ich machte überall Schulden und dachte, daß wer einen ſo anſehnlichen Aufwand machte, wie ich, nicht nöthig habe, die Ehrlichkeit eines Philiſters zu beobachten, und die Schulden auch zu bezahlen. In dieſer Vorausſetzung ließ ich den Verwalter meines Gutes nach Belieben ſchalten. War er doch, wie er ſelbſt ſagte, ein Mann, der ſeinem Fache vorſtehen könne. Ich verſchwendete doppelt ſo viel, als meine Einkünfte betrugen, weil es — Mode war. Das Spiel koſtete mir mehr, als alle meine übrigen Verſchwendungen zuſammengenommen. Ich empfing Mahnbriefe und gerichtliche Zuſchriften mit Lachen; die Gerichtsdiener fanden mich nie zu Hauſe, und die Gläubiger wurden niemals vorgelaſſen.

Eines Tages war ich eben im Begriffe, in einem Wagen nach dem neueſten Geſchmacke, zu einer Fête des reichen Barons Geymüller zu fahren, als einige Herren auf mich zukamen, während ich im Einſteigen begriffen war, mir einen Wechſel präſentirten und auf meine Erklärung, daß ich außer Stande ſey, denſelben heute einzulöſen, mich mit Wechſelarreſt bedrohten. Man brachte mich auch in meiner prächtigen Equipage, in welche die Herren mit mir eingeſtiegen waren, wohlbehalten in ein Gefängniß.

Hier hatte ich Muße, über meine Lage nachzudenken. Ich ſchrieb an meinen Verwalter, daß er wieder einige Summen auf mein Gut erborgen ſollte; denn eine Aushülfe dieſer Art hatte ich ſchon bei früheren Geldverlegenheiten mir verſchafft. Seine Antwort, die ich mit nächſter Poſt erhielt, war jedoch nicht geeignet, mir Hoffnungen zu einer günſtigen Wendung meines Schickſals einzuflößen. Sie lautete ohngefähr, wie folgt:

„Ich zeige Ihnen hiermit an, daß ich entſchloſſen bin, aus Ihren Dienſten zu treten, da ich keine Ausſicht mehr weiß, für meine Mühe eine ehrliche Belohnung zu erzielen. Ich gebe es zu, daß Ihre eigenen Geſchäfte nicht in ſo guter Verfaſſung ſind, wie die meinigen. Aber würde ich klug gehandelt haben, wenn ich, zu meinem größten Nachtheile, Ihnen den Vorzug gegeben hätte? Ueberdem, gnädiger Herr, beobachten Sie bei Ihren eigenen Ausgaben nicht die geringſte Ordnung. Warum hätte ich ſie alſo bei Ihren Einkünften beobachten ſollen? Ich wünſche, daß meine Freimüthigkeit Ihnen die Augen öffnen möge, um öconomiſcher zu werden, die Rechnungen und die Noten, die man Ihnen vorlegt, ſelbſt genau zu unterſuchen, und vornehmlich empfehle ich Ihnen, Ihr eigener Intendant zu ſeyn, wenn Sie jemals wieder ſo reich werden ſollten, daß Sie glauben, einen nöthig zu haben; Sie müſſen ja jedesmal den, welchen Sie dazu nehmen, reich machen, und dadurch muß ſich Ihr eigener Reichthum ſchlechterdings vermindern.“

Eine ſolche Impertinenz beſaß der Schurke von Verwalter, den Dieb und Strafprediger in ſeiner Perſon zu vereinigen. Sein grober Brief wurde mir jedoch weniger empfindlich durch die Hoffnung, einen Freund zu finden, der als der Erretter aus der Noth ſich kund geben werde. Ich ſchrieb an Alle, die für mich den ſtärkſten Eifer, die größte Zuneigung geäußert hatten. Von den Meiſten erhielt ich nicht einmal eine Antwort. Diejenigen, welche mich einiger Zeilen würdigten, überhäuften mich mit Verſprechungen ihrer Dienſte und ihrer nachdrücklichſten Verwendungen. Aber reelle Dienſte erfolgten nicht.

Der Graf Steinsberg, dem ich einſt eine große Summe geliehen hatte, ließ mir ſagen, daß er diesmal nicht im Stande wäre, mir zu dienen; aber er wollte einen Wald aushauen laſſen und von dem daraus gelöſ'ten Geld einen Theil zur Bezahlung ſeiner Schuld verwenden. Aber der Graf muß entweder ſein Verſprechen vergeſſen, oder der Wald muß nicht die erforderliche Größe gehabt haben.

Eines Tages, als ich in dumpfes Hinbrüten über meine troſtloſe Lage verſenkt war, meldete man einen Militair, der mich zu ſprechen wünſchte. Ich erkannte in dem Eintretenden jenen Hauptmann, welcher im Theater die Aufführung meiner Schönen einer ſo ungünſtigen Kritik unterworfen hatte. Unter vielen Entſchuldigungen, daß er bis in dieſen Aufenthalt gedrungen, mich aufzuſuchen, äußerte er mir ſein Bedauern über das Unglück, welches, wie er eben im Kaffeehauſe vernommen, mir durch Ausbleiben meiner Renten widerfahren, und daß unſere kurze Bekanntſchaft ſeine Theilnahme für mein Wohl lebhaft genug geſteigert habe, um mir ſeine Gelder zur Aushülfe anzubieten, bis meine Angelegenheiten wieder geordnet ſeyn würden. Ich umarmte den Wackern, der mir ſeinen helfenden Arm entgegenſtreckte, während Diejenigen, auf deren Dankbarkeit ich Anſprüche hatte, mich verlaſſen hatten, und nahm ſeine gerechten Vorwürfe ruhig hin, daß ich ſo thöricht geweſen, einer betrügeriſchen Comödiantin unverdiente Aufopferungen zu machen und meinen Ruf dafür in die Schanze zu ſchlagen. Ich ſtellte hierauf meinem „Freunde in der Noth" eine einfache Schuldverſchreibung aus, für die von ſeinem Edelmuth mir dargeliehenen Summen, mit welchen ich meine Wechſel einlöſ'te und ſodann wieder auf freien Fuß geſtellt ward. Wie ſich von ſelbſt verſteht, hatte ich dem Darleiher noch beſonders mit Hand und Mund die pünctlichſte Zahlung angelobt; allein „**promettre est un, tenir est un autre**“, ſagt Lafontaine. Im Augenblicke der Gefahr hat man die redlichſten Abſichten, ſein Verſprechen zu halten; ſind aber die Wolken hinter dem Horizonte verſchwunden, iſt der Sturm und der rettende Schiffer, der den Wellen, mit Gefahr des eigenen Lebens, ihr Opfer entriß, vergeſſen.

Während ich im Gefängniſſe verweilen müſſen, hatte ſich in der Familie meiner Angebeteten eine große Veränderung begeben. Ein reicher, griesgrämiger Oheim der beiden Schweſtern, der einzige Bruder des bereits vor ihm heimgegangenen Tiſchlermeiſters, war in Prag verſtorben und hatte, weil er, als geiſtlicher Herr, den Schritt Jenni's, zum Theater zu gehen, ſtets heftig gemißbilligt, auch ihre Aufführung mit ſeiner altmodiſchen Denkweiſe ſehr collidirte, ſeine ganze Zuneigung der ältern Schweſter zugewendet und dieſe als Univerſalerbin ſeines Vermögens, das in mehr, als 40,000 Gulden Münze beſtand, gerichtlich beſtätigen laſſen. Thereſe, die bisher von Jedermann überſehen worden, fand man, ſeit der Bekanntmachung dieſes Teſtaments, angenehm, reizend und mit Vorzügen noch anderer Art weit verſchwenderiſcher ausgeſtattet, als der Ruf von der bisher vergötterten Jenni erzählt hatte.

Bei einem Familienfeſte, das einer der vornehmſten Kaufleute der Reſidenz veranſtaltete, dem ich beizuwohnen Gelegenheit erhielt, bemerkte ich ſelbſt, wie ein ſüßer Gardeofficier den Ball mit Thereſen eröffnete, die mit ihrer Mutter und Schweſter ebenfalls gebeten war, und man wollte bemerken, daß ein Rechnungsrath, welcher zu den längſt erklärten Verehrern der Sängerin gezählt ward, plötzlich auf ihre ältere Schweſter ſeine Huld geworfen, ja ſogar bei der Alten ſchon um Thereſen feierlich angehalten haben ſollte. Die glückliche Mutter nahm eine ſehr gnädig-vornehme Miene an, in'sbeſondere gegen mich, an welchem ſie früher ſo viele herrliche moraliſche Eigenſchaften entdeckt zu haben glaubte, als meine Börſe ſich noch jederzeit bereitwillig ihren Wünſchen zu öffnen pflegte. Aber mein Glückswechſel war ihr nun eben ſo wenig mehr unbekannt, als mir der ihrige; Fortuna war mir ja untreu geworden, um mit ihrer Gunſt eine Familie verſchwenderiſch zu überſchütten, die bis jetzt von meinem Fette gezehrt hatte. Jenes Legat war alſo ein Talisman, der Alles um Thereſen her verwandelte. Sie, welche, obgleich die ältere Schweſter, bis jetzt das Aſchenbrödel der kleinen Familie geweſen, verlaſſen, verläugnet, ausgeſchloſſen von den Kreiſen der Genießenden, zu welchen der Mutter ſtrenger Wille den Zutritt ihr verſagt, und wenn die von Genüſſen überſättigte Jenni den ſüßen Rauſch verſchlief, gleichſam an ihrem Bette der Schlummernden die Fliegen abwehren mußte; Thereſe, die Zurückgedrängte, Verachtete, war plötzlich die Sonne geworden, die den andern Sternen ihren Glanz verlieh. Thereſen's edle Geſinnung lernte ich erſt jetzt kennen. Hatten ihre Mutter und Schweſter mich durch froſtig gewordene Mienen an meine zerrütteten Vermögensverhältniſſe fühlbar erinnert, ſo glaubte Thereſe, dieſe Indiscretion ihrer nächſten Verwandten wieder gut machen zu müſſen, indem ſie jetzt häufiger, als ſonſt, ja ganz gegen ihre gewohnte Weiſe, ſich mit mir zu unterhalten pflegte. Und ſo geſtand ſie an dieſem Abend, während die andern Gäſte ſich der rauſchendſten Freude überließen, ſich in einen Erker ſtehlend, wo ſie mit ihrer herzlichen Sprache mich in ein von ihr angeknüpftes Geſpräch verwickelte, — ſo geſtand ſie mir das drückende Gefühl, das ſeit dem Wechſel ihrer Glücksumſtände ſich ihrer bemächtige, indem das veränderte

Benehmen aller Bekannten gegen ſie, die ſonſt Ueberſehene, die eigennützige Denkungsart der ſogenannten gebildeten Welt ihr in der ganzen Blöße zeige und ihr erſt jetzt recht bemerkbar mache, wie der eigentliche Werth des Menſchen nur nach dem Golde abgeſchätzt werde, das er zufällig beſitzt.

„Wie doch die jungen und vornehmen Gecken plötzlich ſo viele Reize an mir entdecken, die ich ſelbſt bisher nicht bemerkte,“ ſpottete ſie; „wohl aber weiß ich, was dieſe Anziehungskraft ausübt; der Mittelloſen nahte ſich Keiner, nur um mein Geld werben ſie Alle. Da hat mir geſtern ein Kammerherr ſeine Hand angetragen; iſt es aber nicht beſſer, glücklich, als gnädig, gemacht zu werden? Jener Rittmeiſter, deſſen ſchmachtende Blicke und ſüßliche Redensarten mir vorhin vielen Spaß machten, ſcheint ſo viel Gemüth, wie ein ehemaliger Werbeofficier, zu beſitzen. Leute dieſes Schlages ſehen in den Damen, um welche ſie werben, nur den künftigen Rekruten. Hat die Bethörte erſt am Altare das Ja geſprochen, kehren ſie die rauhe Seite ihres Characters heraus.“

„Was ſetzen Sie aber an dem Rechnungsrath aus?“ fragte ich, ihre Geſinnung über ihn ſondirend.

„O viel, ſehr viel,“ entgegnete ſie mit edlem Zorne, „fand er doch an meiner jüngern Schweſter bisher die Vorzüge, die plötzlich ich acquirirt haben ſoll. Warum wechſelte er ſo ſchnell ſeine Meinung über Jenni's gute Eigenſchaften, die ſich — ich möchte hinzufügen: leider — in ihren Neigungen und Geſinnungen ganz gleich geblieben iſt? Nebſtdem iſt mir der Mann zu jung; mir aber ſcheint es, als gehöre unſer Frühling für den Herbſt des Mannes, unſer Herbſt für ſeinen Winter. Die Männer vergleichen. Wehe der Verglichenen, wenn weder Jugend noch Reiz in ihre Schale fallen! Wir klagen dann über Beſtandloſigkeit und bedenken nicht, daß das ſinnliche Herz, in ſeinen ſympathetiſchen Gefühlen, über kalte Grundſätze hinweg, vom ewigen Naturgeſetze getrieben, dem Gleichgeſtimmten, von dem es angezogen wird, zufliegen muß. Ich ertheilte allen Bewerbern die für Jeden gleichlautende Erklärung: daß theils kindliches, theils ſchweſterliches Gefühl mir die Pflicht auflege, das reiche Erbtheil, welches mir ſo unverhofft zufiel, der Mutter, der Schweſter und einem blutarmen, uns nahe verwandten Hauſe zu überlaſſen, und daß der Reſt nur eben hinreichen werde, mich vor Dürftigkeit zu ſchützen. Vergebens ſtellten die Herren Gegengründe auf, vergebens alle Genüſſe, Vorzüge und Freuden, die mir zugedacht wären. Als ich unerſchütterlich blieb, nannten ſie meine Großmuth Saat für den Undank, meine Freigebigkeit Verſchwendung und drohten mir endlich, daß ſie in dieſem Falle dem Glücke, mir anzugehören, entſagen müßten. Es ſcheint aber, als hielten ſie meine Erklärung für eine leere Ausflucht, um der Bewerbung eines Begünſtigten freieren Spielraum zu gönnen. Darum wollen ſie es mit mir noch nicht ganz verderben und umflattern mich nach, wie vor. Ich aber lache in meinem Herzen ihrer vergeblichen Huldigungen; denn mein Entſchluß ſteht feſt."

Aufgemuntert von Thereſen's zuvorkommendem Weſen, das ich, in meiner damaligen Eitelkeit, meinen perſönlichen Eigenſchaften zu verdanken glaubte, obgleich nur das Mitgefühl mit meinem letzterlittenen Unglücke die Edle zu dieſem liebreichen Entgegenkommen vermochte, weil ſie die undankbare Zurückſetzung, mit welcher ihre Mutter und Jenni mir, dem früheren Wohlthäter der Familie, jetzt begegneten, wieder gut zu machen ſtrebte, aufgemuntert von Thereſen's liebreichem Benehmen gegen mich, wagte ich es am folgenden Tage in einem Billette, die Reihe ihrer Bewerber zu vermehren; denn ich glaubte nicht an den Ernſt ihrer Worte, ſondern hielt ihre Ausflüchte für eine Probe, auf welche ſie die uneigennützige Geſinnung ihrer Freier ſtellen wollte; und ſollte ſie von dem heroiſchen Entſchluſſe, ihr Eigenthum zu verſchenken, wirklich nicht abſtehen wollen, ſo erwartete ich doch von ihrer Klugheit, daß ſie heimlich ſo viel zurückbehalten würde, als hinreichen müßte, mein ländliches Beſitzthum von einem großen Theile der darauf haftenden Schulden frei zu machen; denn daß ich Jenni mir für immer aus dem Sinne ſchlug, brauche ich nicht erſt zu erzählen. Hatte doch die Falſche ihre eigennützige Denkweiſe ſeit meiner Inhaftnahme zu verbergen ſich gar nicht mehr die Mühe genommen und in jener Abendgeſellſchaft, zu welcher auch ich gebeten war, ohne Umſtände die Huldigung der fremden Herren erwidert, als hätte ſie mir niemals Rechte auf ihr Herz zugeſtanden! Die Falſche!

Das inhaltſchwere Briefchen, das ich an ihre edelgeſinntere Schweſter abgehen ließ, lautete ungefähr, wie folgt:

> „So lange ich Sie kannte, nöthigten Sie mir Verehrung ab. Und wenn auch Jenni früher einen Platz in meinem Herzen eingenommen, ſo wirkte der Zauber ihrer Stimme, der Schimmer, den der Ruf eines von dem ganzen Publicum gefeierten Talentes wie einen Nimbus um das Haupt der Gehuldigten erſcheinen läßt, und dergleichen Aeußerlichkeiten dahin, der Sängerin meine Huldigungen zuzuwenden, welche paſſender der im Verborgenen blühenden Tugend hätten dargebracht werden ſollen. Die einzige Entſchuldigung, die ich für meine unpaſſende Wahl von damals anführen könnte, war, daß ich das Glück

> Ihrer Bekanntſchaft ſpäter, als das Ihrer Schweſter machte. Indeß möchte ich der Vorſehung Dank ſagen, daß ſie die Ereigniſſe für mich ſo günſtig wendet; denn vermag auch Jenni durch Jugend und Schönheit und ſelbſt, durch die Großmuth ihrer Schweſter unterſtützt, mit einem bedeutenden Vermögen die Freier anzulocken, ſo iſt ſie doch nicht im Stande, ſchmerzhafte Erinnerungen von der Tafel meines Gedächtniſſes zu verwiſchen; denn ihre Reize zerrütteten mein Vermögen und führten meinen Credit untergrabende Folgen herbei. Weiſer durch Erfahrung, ſtrebe ich fortan nach dauerndern Gütern, nach beglückendern Vorzügen. Mit Ihrer Hand würde ich dieſe empfangen. Und wenn nun dieſe Hand die reiche Erbſchaft ausgetheilt und manchen Glücklichen gemacht hat, dann mache ſie einen zum noch Glücklichern, dann biete ſie das reinſte und trefflichſte aller Herzen ſeinem ewigen Verehrer."

Wer beſchreibt mein Entzücken, als ich am andern Tage meinen Brief in einer Weiſe beantwortet erhielt, die auch meine kühnſten Erwartungen übertraf! Thereſe geſtand, daß ich ihrem Herzen nie gleichgültig geweſen, daß meine ihren Angehörigen erwieſenen Wohlthaten mich ihr noch werthvoller gemacht, daß ihre frühern untergeordneten Verhältniſſe ihr nicht zu mir aufzublicken geſtatteten, um ſo weniger, als meines Herzens Stimme ſchon früher zu Jenni's Gunſten entſchieden hätte; daß ihr Herz bei dem Gedanken blutete, meine ihrer Schweſter dargebrachten Opfer mit Undank vergolten zu ſehen, daß ſie aber, um den Hausfrieden zu erhalten und nicht den Schein der Eiferſucht auf ſich zu ziehen, ihrem Herzen Schweigen auferlegen müſſen; weil aber

Jenni ſey ihre Wahl entſchieden, und zwar für einen Andern als ihren Wohlthäter, dem ſie nur ſo lange Treue gelobte, als er ihre ungemäßigten und zahlloſen Bedürfniſſe befriedigen konnte, ſo zaudere ſie, Thereſe, nicht länger, die Pflichten ihrer Schweſter gegen den Wohlthäter der Familie zu übernehmen, und trage keine Beſorgniß, ihre ſchnelle Einwilligung gemißdeutet zu ſehen, weil das Glück in der letzten Zeit mich mißhandelt habe; auch hoffe ſie, daß meine auf ſie gefallene Wahl nicht aus einer trüben Quelle hergeleitet werden könne, da ſie von der reichen Erbſchaft nur den unbedeutendſten Theil für ſich behalten würde.

Mich ſchreckte dieſe Verfügung nicht ſo ſehr nieder; denn nach der Mutter Ableben ſollte der Genuß ihres Vermögens zu gleichen Theilen auf ihre Kinder fallen, oder, mit andern Worten, die Hälfte der Verlaſſenſchaft wieder in Thereſens Caſſe zurückfließen.

Die Mutter, welche, ſeit Thereſe über Summen zu verfügen hatte, ſich jeder ſelbſtſtändigen Meinung entäußerte, verſicherte mich, daß Thereſens Wahl ihres künftigen Gatten von ihr am meiſten gebilligt worden ſey; daß ſie aber Thereſens Vorſchlag, mit mir auf das Land zu ziehen, eben ſo ſehr lobe, und daß ſie mit lebhafter Ungeduld dem Augenblicke entgegenſehe, wo ſie mein Beſitzthum, von dem ſo oft die Rede war, mit eigenen Augen zu ſehen bekommen werde.

Der Rechnungsrath hatte kaum von Thereſens Ceſſion eines Theils ihrer Erbſchaft an ihre Schweſter Nachricht erhalten, als er ſeine Bewerbung um Thereſen aufgab und wieder um Jenni anhielt, welche durch ihn von der künſtleriſchen Laufbahn abgelenkt wurde und ſich nun in's Privatleben zurückziehen ſollte, welche Nachricht unter der eleganten Welt eine große Bewegung hervorbrachte. Drei Tage hindurch gab dieſer Entſchluß in allen kunſtliebenden Zirkeln Stoff zum Geſpräche, das, mit den witzigſten Commentaren ausgeſtattet, an Intereſſe noch mehr gewann und mit gleicher Wichtigkeit, wie ein politiſches Ereigniß, behandelt wurde.

VI.

Die Heirath.

„Herangenaht war der glückliche Tag, an welchem
ch Thereſen zum Altare führen ſollte“, fuhr Willfried
ei'm nächſten Beſuche in der Meuſterung ſeiner Er-
nnerungen fort; „Freundinnen kamen, die Braut zu
ekränzen; aus jedem Blicke ſprachen Wünſche, jede
Lippe hatte heute ein ſüßes Wort, jedes Auge eine
Thräne. Da ſtand Thereſe mit der Myrthe im Haar,
m Gefühle ihrer jungfräulichen Würde, gefärbt von
er Gluth der Empfindung, geſchmeichelt von ſüßen,
hnungsvollen Schauern, von ſeltſamen Eindrücken
rhoben, ganz Religion, ganz Liebe. Selbſt Jenni
and ſie verwandelt, die Freundinnen allerliebſt; die
Mutter hatte zum Erſtenmale auch für dieſe Tochter
Empfindungen. Die Gäſte wünſchten ihr Glück zu
rer Wahl; denn Thereſe hatte zum Erſtenmale Sorg-
alt für ihren Anputz gezeigt. War es ein Wunder,
enn alles, was ſie und Andere bisher überſehen,
der nur durch Vernachläſſigung verborgen geblieben,
tzt in ſeine Rechte trat und überraſchte?

Auch dem Rechnungsrathe wurde Glück gewünſcht;
enn Jenni war heute ſo reizend, ſo naiv überdies,

daß ich nicht ein Auge von ihr abwenden konnte und, alle Kränkungen vergeſſend, auch bald Gelegenheit fand, mit ihr in ein Geſpräch ſich zu vertiefen. „Sie ſind die Begründerin unſeres Glückes!“ lispelte der Rechnungsrath, zu Thereſen ſich wendend, und führte ihre bebende Hand zum Munde. „Wohl,“ ſprach ich und neigte mich froſtig gegen die Schöpferin ſeines Glückes, welche eben einem ſpottenden Blicke begegnete, den Jenni ihrem Bräutigam zuwarf. „O die Undankbare!“ ſchien Thereſens Blick zu ſagen, und betreten ließ der Rechnungsrath die Hand fallen; welche ſeine Braut ausſtattete.

Ich führte die Neuvermählte auf mein Gut nach Steiermark. Dringend hatte ich den Rechnungsrath zur Begleitung eingeladen. „Ihres Lebens ſchönſte Monate,“ ſprach ich zu Jenni, „fallen paſſend genug in den Wonnemond; doch iſt er das nur auf dem Lande. Laſſen Sie uns ihn dort im Kreiſe der Liebe und Freundſchaft feiern.“ Jenni war, da es im Mai weder Bälle noch Caſſino's in der Reſidenz giebt, mit Freuden von der Partie, und ihr Gatte verſicherte, daß nur ſie zu befehlen habe.

Thereſe gefiel ſich in der neuen Situation auf eigenem Boden, in der herrlichen, von Blüthen des Frühlings beſchneiten Gegend. Um ſo weniger gefiel ihr aber der finſtere Ernſt, der in einſamen Stunden auf meiner Stirne ſich lagerte, und der Kopfſchmerz, der mich in dieſen Momenten für ihre Sorgfalt und Liebkoſungen gleichgültig machte. Am wenigſten aber gefiel ihr die Zärtlichkeit, mit welcher ich, trotz meines brieflichen Geſtändniſſes, trotz meiner durch Erfahrungen gewonnenen Ueberzeugung, um Jenni herumſchwärmte. Früh genug ſah ich zwar den Lieblingswunſch meines Herzens, durch die gänzliche Unfähigkeit des ihrigen, meine Empfindungen zu erwidern, vereitelt; aber um ſo drückender fiel, im Gefolge jener Täuſchung, mein Stundenkummer auf ein Herz zurück, das die reinſte, innigſte Liebe erfüllte, aber denjenigen nicht gefunden hatte, der dieſe Empfindungen zu erwidern verſtanden hätte.

Mit voller Bruſt und ſanften Vorwürfen warf ſie ſich eines Abends an meinen Hals. „Iſt das Deine Güte?“ rief ich, als Thränen ihre Stimme erſtickten, „das Deine Einfalt? Deine duldſame Sanftmuth? Eiferſucht alſo? Nein, nur Mißgunſt! — Laß mich los!“ Ich entriß mich ihren Armen und ging ſtürmiſch aus dem Zimmer.

Jenni's Gatten entging nicht, was in dem Herzen ſeiner Schwägerin vorging. Er fand ſich ſo wenig, als ſie, durch meine Wärme in Jenni's Nähe geſchmeichelt, und dieſe drückte Thereſen in einer vertrauten Stunde durch die Vermuthung zu Boden, daß die Mutter, beſorgt, Thereſe möchte ſich alle Freier verſcherzen, mir einen Wink wegen der Prüfung habe geben laſſen, welcher die frühern unterworfen wurden. „Gewiß,“ ſagte ſie, „das Liebe athmende Geſtändniß ſeines Briefes iſt nur eine kaufmänniſche Liſt geweſen, und er trat, als Du wider ſein Erwarten Ernſt mit der Schenkung machteſt, nur aus falſcher Schaam nicht zurück, weil er auf den Tod der Mutter und die Halbſchied der Summe rechnete, die ihm dann zufallen mußte.“ In dieſem Tone perorirte Jenni, welche Thereſen's Heirath ſehr verſtimmt hatte, weil ſie berechnete, wie nach deren Ableben nicht die ganze Verlaſſenſchaft auf ſie, als die jüngere Schweſter, zurückfallen würde. Und dieſem zweizüngigen, gleißneriſchen Geſchöpfe, das mich ſchon früher getäuſcht hatte, konnte ich die beſte Gattin opfern, die das Glück mir Unwürdigem in den Weg führte!

Immer wärmer ward ich gegen die Gäſte, immer kälter der Rechnungsrath, Jenni immer ſehnſüchtiger, die Kreiſe wieder zu ſehen, für die es die Mühe, ſich anzukleiden, lohnte. Vergebens gab ich ein ländliches Feſt, verbrannte fruchtlos ein Feuerwerk, bei dem das J. in weißem Feuer glühte. Mit naſſen Augen ſah Thereſe den Raketen nach, die wie ihre Hoffnungen feurig emporrauſchten und eben ſo ſchnell verſchwunden waren. Der Rechnungsrath dankte ſehr und reiſ'te ab. Wir blieben allein. Einſam ſaßen wir in dem öden, weiten Zimmer; der Regen ſchlug die Fenſter, der Sturm die Wipfel, und einer Wetterwolke gleich, ging ich, von innern Empfindungen getrieben, die Stube auf und nieder. Mein Herz war mit Jenni beſchäftigt, mit der Falſchen, von der ich nicht laſſen konnte. Meine Gattin ſchien die Gefühle, die in mir ſtürmten, zu errathen, ihre Augen verfolgten mich, nach Erklärungen ſtrebte ihr bebendes Herz, und leiſe nannte ſie meinen Namen. — „Willſt Du was?“ frug ich, während ſie mich liebevoll umſchlang. „Es wird ſpät,“ entſchuldigte ich, „und ich habe zu thun; der Beſuch hat mich Manches zurückſetzen laſſen, was ich nun einbringen muß. Ginge es ſo fort, ſo ginge meine Wirthſchaft zu Grunde.“ — „Ich will Dir beiſtehen,“ entgegnete ſie ſanft auf meine rauhen Töne. — „Die Landwirthſchaft iſt wohl Dein eigentliches Fach!“ ſpottete ich, und machte mich los. — „Ich verreiſe morgen!“ ſprach ich bei der Abendmahlzeit des folgenden, in ſtummer Einförmigkeit verlebten Tages. „Ach, Reiſen ſind mein Element! Um wie manche Zerſtreuung dieſer Art hat uns Dein gutes Herz gebracht.“ Erröthend legte ſie das Meſſer nieder und ſchwieg. Betroffen warf ich einen ſanften Blick auf ſie, den ſanfteſten, der ihr noch zufiel, und verſöhnt fragte ſie mit milder Stimme: „Kommſt Du bald wieder?“ — „Ich hoffe,“ erwiderte ich, „der Zuſchuß, welchen uns die gütige Mutter von den Zinſen Deines Vermögens reicht, iſt fällig, und ich bin eben nicht bei Caſſe.“ — „Alſo dahin? zu Jenni alſo?“ ſeufzte ſie auf, und eine Thräne drängte ſich in ihre Augen. — „Jammer, nichts als Jammer!“ rief ich unwillig aus und ſtand auf. „Dieſe widrige Empfindelei iſt es eben, die mich aus dem Hauſe treibt.“ — „Lieber Mann,“ klagte ſie, „Du biſt ſehr ungerecht.“ — „Floskeln!“ fiel ich ihr in's Wort und leerte mein Glas. „Und ich ſehr unglücklich!“ fuhr ſie fort. — „Nur langweilig!“ entgegnete ich, „launiſch, trübſinnig, eine Prüde!“ — „Es wäre das Beſte,“ äußerte ſie jetzt, „wenn eins von uns ginge. Dies Haus iſt das Deine, laß mich die Gehende ſeyn. Jene Probe, der meine Einfalt Dich unterwarf —“ — „Beſtand ich nicht?“ fiel ich ihr bitter in's Wort; „Du haſt Summen verſplittert, die ſelten ein Fürſt verſchenkt — es ſey! Ich hielt mein Wort. Verlangſt Du mehr?“

In der Reſidenz angekommen, trat ich in ein Trauerhaus; Jenni und ihr Gemahl ſtanden um die Leiche meiner plötzlich verſtorbenen Schwiegermutter. Ich erfuhr, daß die Alte wenige Stunden vor ihrem Verſcheiden in ihrem letzten Willen das ganze Erbtheil auf Thereſen hatte zurückfallen laſſen, mich zu ihrem Univerſalerben ernannte, und daß Jenni nur eine jährliche Leibrente von drei hundert Gulden angewieſen ſey. „Wir müſſen daher an Ihre Großmuth appelliren, verehrter Herr Schwager,“ ließ ſich der Rechnungsrath vernehmen, „daß Sie ein ſo ſeltſames Teſtament nicht anerkennen und der Stimme der Billigkeit Gehör geben. Von Thereſens Gutmüthigkeit dürfen wir erwarten, daß ſie ihre Abtretung des halben Erbtheils an die jüngere Schweſter billigen wird; wenn Sie ſich aber dazu nicht verſtehen wollten, bin ich ein verlorner Mann. Sie kennen meine Lage. Jenni hatte bisher ſo manches Bedürfniß, ſo manchen dringenden Wunſch, eine ſo glühende Sehnſucht nach Dieſem und Jenem, daß mein jährlicher Gehalt kaum für die Forderungen der Modehändler ausreichte. Ich habe Schulden, theuerſter Schwager, und behält der letzte Wille der ſeligen Frau Schwiegermutter ſeine volle Kraft, ſo bin ich, wie geſagt, ein verlorner Mann.“

Ich ſchwankte, ob ich im Namen meiner Frau, ſchon bevor ich ſie in's Verſtändniß gezogen, eine Zuſicherung geben ſollte; denn wenn die gewünſchte Schuldentilgung meines Schwagers ihm ein Recht auf dieſen Gunſtbeweis ertheilen ſollte, ſo hatte ich dagegen ein gleiches Motiv, meines Vortheils mich nicht zu begeben; denn noch immer hatte ich das Darlehen des wackern Hauptmanns, der mich einſt aus dem Schuldthurme befreite, nicht zurückerſtattet, ſeine Mahnbriefe unbeantwortet gelaſſen, obgleich von dem Edelmuthe meiner Gattin zu erwarten geweſen, daß ſie Rath geſchafft haben würde, meine Verbindlichkeit gegen den Hauptmann zu erfüllen, wenn nicht falſche Schaam mich abgehalten hätte, ſie zur Mitwiſſerin dieſer Schuld zu machen. Jetzt war die beſte Gelegenheit vorhanden, ihr dieſe Mittheilung zu machen, weil nun gar keine Schwierigkeit ſich zeigte, die dem Hauptmanne ſchuldige Summe zurückzuzahlen; aber ein bittender Blick Jenni's kämpfte alle meine guten Vorſätze nieder: die Hoffnung, wenn ich mich in ihren Wunſch fügte, ihre Neigung mir wieder zu erwerben, und ihren Gatten durch das Gefühl der Abhängigkeit von mir gegen mich gefälliger und nachſichtiger zu ſtimmen, dieſe Betrachtung entſchied zum Vortheile des Rechnungsraths.

In einem Briefe meldete ich meiner Gattin den Tod ihrer Mutter und bat ſie, wegen baldigſter Regulirung der Erbſchaftsangelegenheiten die Poſt zu nehmen. In zwei Tagen mußte ſie, nach meiner Berechnung, in unſerer Mitte eintreffen. Wer hätte ſich ihrer Ankunft noch an demſelben Abende verſehen ſollen? Wie ein Geiſt trat die Entferntgeglaubte in unſere Mitte, als ich, an Jenni's Schulter gelehnt, mit Blicken ſehnſüchtiger Begierde zu ihr aufſah und ihre Wange die meine berührte. Der Schwager hatte eben einen Gang auswärts gemacht.

Mit einem Schrei fuhr ich empor; erblaſſend zwang Jenni ſich zu lachen, in deren Arm die von Zorn und Schmerz erſchöpfte Thereſe zurückſank. Unter Ausrufungen des Erſtaunens über deren ſeltſame Erſcheinung führte die Hausfrau ihren unerwarteten Gaſt in's Cabinet. Ich ſtürzte hinterdrein und warf mich mit einem Thränenſtrome zu den Füßen der tief gekränkten Gattin nieder.

„Das iſt ja herrlich, daß Du da biſt," rief Jenni aus, ihre Verlegenheit zu bemänteln trachtend, „wir hatten heute an Dich geſchrieben," und um ihre Gedanken von mir abzuwenden, theilte ſie ihr die Nachricht von dem Ableben der Mutter mit. Dieſe doppelte Ueberraſchung wirkte auf die bereits Erſchöpfte zu ſehr, und eine Ohnmacht war die Folge. Klagen, bittere Klagen waren ihre erſten Laute, als das Bewußtſeyn ſich wieder einfand. „O ich Thörin!" rief ſie aus, „ich Leichtgläubige, die ich getäuſcht ſeyn wollte, ſo geſchah mir denn nach meinem Willen," und an Jenni richtete ſie folgende Worte: „Nicht immer, Gleißnerin, die Du Schweſterliebe mir heuchelſt, nicht immer wird der Zauber Deiner Augen wirken. Und wenn die Thränen, die Du mich koſteſt, auf deine Seele fallen, dann wirſt Du nicht mehr die Verſpottete belächeln, welche lieber gut als ſchön, lieber treu als buhleriſch, lieber das Opfer als der Götze dieſes Opfers ſeyn will."

„Du thuſt mir wehe, Schweſter," vertheidigte ſich Jenni, „ſchon jetzt beneide ich Dich, wie Du auch zürnen magſt. Aber lebe meine Jugend, tritt mit dieſem

Empfehlungsbriefe in die tugendloſe Welt, mit dieſer Gefallſucht, mit dieſem offenen Ohre, mit dieſem unſteten Herzen unter das laſtervolle, begehrliche Geſchlecht, und Du wirſt genau auf demſelben Puncte ſtehen, wo ich mich befinde."

„Giebſt Du ihn denn nimmer auf?" fuhr Thereſe in ihren Vorwürfen fort, „ſein Vermögen ſchmilzt unter Deiner Hand, und Zwietracht ſäeſt Du zwiſchen ihm und mir, der einzigen Schweſter, die Dir Alles gab, und der Du Ungenügſame mehr noch raubteſt, das Herz des Gatten. Jede beſſere Regung ſeines wandelbaren Herzen vertilgte Deine buhleriſche Gluth. Ja, Du ſpotteſt noch der unglücklich Vermählten, die ihr entweihtes Eigenthum aus Deiner Hand zurücknehmen möchte?"

Jenni hinterbrachte mir noch in derſelben Stunde den Inhalt dieſer Unterredung und beſchwor mich, ſie von der Gegenwart ihrer Schweſter durch ſchleunige Abreiſe zu befreien, deren trübe Stimmung auch auf die ganze Umgebung ihre Wirkung äußere. So angenehm ihr meine Nähe auch ſey, möchte ſie doch nicht irgend ein Vergnügen der Welt um den Preis erkaufen, die Bußpredigerin mit ihrer traurigen Geſtalt noch einen Tag länger um ſich zu haben.

Ich mußte nachgeben; aber was war nun natürlicher, als daß mein Unmuth auf die Störerin meiner Freuden ſich entlud? Vier bange Wochen waren wieder in dieſer Stimmung verfloſſen, als Thereſe in folgende Klage abermals ausbrach: „Dein Betragen ſpricht zu deutlich aus, was ich Dir gelte. Du beleidigſt mich durch Mienen und Worte. Anſtatt eines Bekenntniſſes Deiner Schuld, überhäufſt Du mich noch mit Vorwürfen; ach, wie unglücklich bin ich!"

Ich legte nun die Maske ab und entgegnete: „Für Beſtändigkeit bin ich nicht geſchaffen, Deine Vorwürfe ſind gerecht, Thereſe; aber ich kann auf

Deine Anſicht von der bindenden Kraft der Ehe nimmermehr eingehen. Wir können im beſten Einvernehmen miteinander leben, nur müſſen wir nicht einer des andern Vergnügen ſtören. Meine Abſicht, liebe Thereſe, war, uns Beiden ein freies, zwangloſes Leben zu verſchaffen, Dich in eine Welt einzuführen, welche der Freuden zu viele hat, die Conventionen uns rauben, als daß wir nicht ſeinere Mittel anwenden ſollten, uns dieſen zu entziehen. Es könnte mir nur ſehr leid thun, wenn ich mich getäuſcht haben ſollte."

Thereſe antwortete mit einem Thränenſtrome. „Der Augenblick iſt gekommen," fuhr ich fort, „in dem ich meines Herzens Meinung Dir entdecken muß. Ich will frei leben. Ich kenne kein Geſetz, als das meiner Wünſche." — „Mein Gott, was habe ich hören müſſen!" ſchluchzte ſie, „und der Mann, der mir das ſagt, den betet jetzt noch meine Seele an! Ich fühle es, ich kann nicht von Dir laſſen! Mein! guter, böſer Mann! Das ſoll Niemand von mir erfahren, was Deine Lippen jetzt mich vernehmen ließen. Es ſoll mein Triumph ſeyn, Dir mit Liebe Deinen Undank zu vergelten; ich will ſchweigen und dulden."

Sie brachte wirklich noch ein halbes Jahr damit zu, mir die ſtärkſten Proben ihrer aufopfernden Liebe zu geben. Aber ich erwiderte mit Kaltſinn, wurde immer härter und mürriſcher. Nicht Jenni allein war es, auf welche meine Wünſche gerichtet waren, ich ließ meine lüſternen Blicke an jeder Schürze haſten, was die Bauerndirnen auf meinem Dorfe nur zu bald bemerkten. Daß ihre Väter und Mütter heimlich über mich murrten und meine tugendhafte Frau bemitleideten, war, was mir den geringſten Kummer machte.

Eines Abend hatte Thereſe ihren lange verhaltenen Klagen wieder Luft gemacht. „Ich werde nach Wien zurückkehren," drohte ſie, „um nicht länger dem

Spotte jeder Bauernmagd ausgeſetzt zu ſeyn, welcher Du die Rechte Deiner Gattin einräumſt; ich werde einen Mann zu vergeſſen ſuchen, der ein treues Weib ſo leichtſinnig ſeinen Launen opfern konnte."

„Daran wirſt Du ſehr wohl thun, und am beſten, wenn Du gleich gehſt," verſetzte ich, „denn ich bin müde und ſehne mich nicht nach Predigten. Ich nahm eine Frau, um die Stunden, die ich anderwärts nicht angenehm zuzubringen wußte, durch ſie mir zu erheitern. Eiferſucht will ich durchaus verbannt wiſſen; dieſe kann aber nicht unterdrückt werden, ſo lange noch der Mann ſeines Weibes einziger Geliebter iſt."

„Was mutheſt Du mir zu?" rief ſie bebend aus, „bedenkſt Du die Glückſeligkeit nicht, die darin beſteht, im Beſitze einer treuen Frau zu ſeyn? — Ich verſpreche indeß, von jetzt an nie eine Regung von Eiferſucht zu verrathen, und wenn ich ſelbſt den Mädchen, die Deine Gunſtbezeigungen erfahren, einen Gefallen thun kann, ſo will ich mich bereit finden laſſen, nur ſchenke mir Dein Herz."

„Fort mit ſolchen romantiſchen Ideen!" herrſchte ich ſie an! „Weg mit dem Weibe, das der platoniſchen Liebe die phyſiſche opfern will. Nochmals, Du mußt daran Dich gewöhnen, mich nie anders zu ſehen, und beharrſt Du auf Deiner Grille, ſo werde ich Dich bald haſſen."

Bei dieſen Worten riß ich mich von Thereſen los, flog in mein Zimmer und ſchloß es hinter mir zu. Sie brachte eine halbe Nacht auf den Knieen vor meinem Zimmer zu, bat und flehete, ich möchte nur noch einmal ſie anhören. Umſonſt war ihr Jammer, ich öffnete nicht. In Verzweiflung zog ſie ſich auf ihre Kammer zurück. Sie ſchien laut mit ſich ſelbſt zu ſprechen. Ich konnte aber nichts vernehmen, bis auf die wenigen Worte: „Er ſoll mich nicht lange mehr peinigen; eine Laſt, deren Ende wir nicht abſehen können, brauchen wir nicht ferner zu tragen.“ Ich kümmerte mich wenig um den dunkeln Sinn dieſer Worte.

Nach einigen Tagen reiſ'te ich in Geſellſchaft Thereſens zu einem benachbarten Gutsbeſitzer, der das Vermählungsfeſt ſeiner Tochter feierte. Daß ich die Einladung annahm, verwunderte Thereſen nicht, die meine Vergnügungsſucht kannte; deſto mehr überraſchte es mich, daß ungeachtet ihrer melancholiſchen Stimmung ſie ſich entſchließen wollte, in heitere Kreiſe einzutreten. Was anders, als das Gefühl der Eiferſucht, das ſeinen Gegenſtand nicht gern aus den Augen läßt, konnte ſie zu dem Entſchluſſe vermocht haben, mich an den Ort der Freude zu geleiten?

Der frohe Tag wurde mit einem Balle beſchloſſen. In raſenden Tänzen brachte Thereſe den ganzen Abend zu. Auf's Aeußerſte erhitzt, ließ ſie ſich Waſſer mit Eis geben und verſchlang einige Gläſer begierig. Sie ſetzte ſich hernach an ein Fenſter, wo Zugluft war, und hoffte auf einen jähen Tod, weil auf ähnliche Art eine ihrer Geſpielinnen das Leben verloren hatte. So ſchnell, wie ſie ihn hoffte, erſchien aber der Tod nicht. Indeß ward ſie den andern Tag engbrüſtig und bekam einen trockenen Huſten. Sie befand ſich dabei ſehr übel. Sie ließ bei unſerer Rückkehr ihren Arzt rufen. Seine Mittel wollten nicht anſchlagen. Alle Zeichen verſchlimmerten ſich; es entſtand eine völlige Schwindſucht, die mit Rieſenſchritten vorwärts ging. Ich erſchrack, als ich die untrüglichen Kennzeichen eines unvermeidlichen Todes an der Kranken gewahrte, denn ich mußte ja dann den größten Theil ihres Vermögens wieder an den Rechnungsrath herausgeben, der mir die Geliebte und einen nicht unbedeutenden Theil von Thereſens Vermögen bereits früher entzogen hatte.

Ich bat daher meine Gattin dringend, ihre Geſundheit zu ſchonen, und ſich mir zu erhalten. „Mich Dir zu erhalten?“ fragte die Kranke verwundert, „ſollte das Gefühl der Reue und der Wunſch, Deine Kränkungen wieder gut zu machen, wirklich in Deinem Herzen Platz gefaßt haben? O wenn das Dein Ernſt,“ ſetzte ſie tief aufſeufzend hinzu, „ſo bin ich tauſendfach geſtraft. Dann iſt meine Handlung ſo ſchwarz vor meiner Seele, daß ſie ſogar die Hoffnung zur Seligkeit auslöſchen kann; dann muß ich ganz verzweifeln.“

„Welche Handlung? welche Strafe?“ unterbrach ich, „ſage mir Thereſe, was dieſe Worte für einen Sinn beherbergen? Ich verſtehe nichts davon. Kann ich etwas beitragen, um Dich zu erhalten?“

„Zu ſpät iſt dieſe Sprache der Liebe!“ jammerte ſie; „wiſſe! Dein hartes Betragen, meine verlorne Hoffnung, je wieder Deine Liebe zu gewinnen, reiften den ſchrecklichen Entſchluß in mir, mich von der Bürde meines Lebens zu befreien. Ich bin Mörderin meiner Geſundheit, ich habe abſichtlich meinen nahen Tod veranlaßt und mir dadurch den Himmel verdorben.“

Ich ließ mir Alles ausführlich erzählen. Als Thereſe geendet hatte, lachte ich aus vollem Halſe. Sie wurde beſtürzt und fragte mich um die Urſache dieſer unzeitigen Luſtigkeit.

„Ich belache mein günſtiges Schickſal,“ lautete meine teufliſche Antwort, „das mich im Augenblicke, wo ich mit Dir Dein Vermögen zu verlieren erwarten mußte, ein Mittel finden läßt, mich dieſes Schatzes zu bemächtigen. Ich lobe Deinen Heldenmuth, und Du verlierſt nichts; denn bliebeſt Du geſund, ſo blieb ich, der ich war. Auf meine Sinnesänderung konnteſt Du nicht rechnen. Meine heutigen Schmeicheleien galten einzig und allein Deinem Vermögen. Jetzt verlange ich von Dir ein geſetzliches

Vermächtniß, oder ich mache der Welt noch, während Du lebſt, Deine ſelbſtmörderiſche That bekannt.“

„So bin ich denn wieder betrogen!“ ſchluchzte die Tiefgekränkte. Aber ich bitte Dich, weil Du denn einmal nichts für mich thun kannſt und willſt, werde für die Zukunft beſſer. Mache die Uebelthaten, die Du an mir verübt, an Andern wieder gut.“

„Ich bedarf keiner Bußpredigt,“ brummte ich, „das Teſtament iſt's, was ich verlange!“

„Harter Mann!“ beſchwichtigte ſie, „Du ſollſt es haben; ich will's gern geben.“

„Ob gern oder ungern, iſt mir einerlei, wenn ich's nur erhalte,“ verſetzte ich; „andernfalls aber mache ich Deinen Selbſtmord bekannt.“

„O, mein Gemahl,“ klagte ſie, „Du wäreſt im Stande, ſterbende Sanftmuth noch in Zorn umzuſchaffen. Wähne nur nicht, daß der Rächer für ſolche Bosheit ſchläft. Sonſt pflegt man wenigſtens am Krankenbette Mitleid zu fühlen. Du biſt dieſes Gefühls nicht fähig. Elender! ſo muß ich Dich jetzt nennen, Du haſt von Dir geſtoßen, die Dich liebte, die Dein Glück befördern wollte —“

„Sprich nicht ſo viel, mein Schatz, die Krankheit könnte ſich ſchnell verſchlimmern und durch einen ſchnellen Tod mir mein Geld entriſſen werden,“ ſpottete ich, „ich will die Gerichtsperſonen hierher ſchicken, daß ſie Deinen letzten Willen aufſetzen; noch heute muß Alles in Ordnung kommen.“

Thereſe gab meinen Bitten nach, ſo wenig ich es auch verdiente. Ich erhielt das Document in der beſten Form und ging nicht einmal, der edlen Seele dafür zu danken, die im Tode noch ſo viel Liebe für den fühlte, der deſſen Urſache war. — Aber der Rächer ſchlief nicht, wie Thereſe richtig prophezeihet hatte.

VII.

Was man gewiſſe Leſer zu überſchlagen bittet.

„Dieſe Junggeſellenwirthſchaft paßt ſchlecht für einen Gutsbeſitzer," tadelte, vier Monate nach dem Begräbniſſe ihrer Schweſter, die theilnehmende Jenni den eben nicht ſehr betrübten Wittwer. — „Ihre häufigen Beſuche geben meiner Nachbarſchaft jetzt mehr Stoff zum Nachdenken, als ehemals, nachdem das verwandtſchaftliche Band zwiſchen uns durch Thereſen's Ableben zerriſſen iſt; wir müſſen uns öfter in Ihrer Behauſung einfinden, und dies iſt nur denkbar, wenn auch unter Ihrem Dach eine Hausfrau waltet. Wiſſen Sie was," ſetzte ſie mit einem boshaften Lächeln hinzu, „überlaſſen Sie mir die Sorge, eine Frau für Sie zu ſuchen. Sie haben es mit einer ſentimentalen verſucht gehabt, jetzt ſollten Sie's mit einer geiſtreichen probiren. Schön darf ſie nicht ſeyn; ich würde ja gegen mich ſelbſt wüthen, wollte ich Ihnen ein hübſches Lärvchen zuführen, und es ginge Ihnen dann wohl auch gar wie meinem herzliebſten Gemahle, der zu den vielen Beſuchen ein ſüßſaures Geſicht macht, weil er ſich nicht verhehlen kann, daß ſeine eigene werthe Perſönlichkeit nicht ſo vieler Theilnahme von Ihnen und andern ſeiner Hausfreunde ſich verſichert halten darf. Kurz und gut, Sie heirathen die Sängerin Balzani, welche ſchon lange mit dem Plane umgeht, in's Privatleben ſich zurückzuziehen; eine lebhafte Dame, die bis jetzt noch nicht ſich entſchließen konnte, ihr Herz zu vergeben, obgleich ſie ſchon an der Gränze des dritten Jahrzehends ihres Lebens ſteht; aber die Willensfreiheit ging ihr bis jetzt über die Schickſalsidee. Doch möchte ſie dem Schickſal einer alten Unvermählten bei fortdauernder Beobachtung ihrer Grundſätze ſchwerlich zu entgehen hoffen, alſo: raſch gefreit, nicht bereut! Ihr verſchuldetes Beſitzthum wird durch die Erſparniſſe Ihrer zukünftigen Gemahlin aus den Händen der Wucherer geriſſen; aus Dankbarkeit werden Sie die Witze und Calembourgs dieſes rettenden Engels trefflich finden, die Reize der Dame günſtig recenſiren und ihr zuweilen die Pfeife ſtopfen, denn ſie raucht ſo excellent, wie Madame Dudevant, und ihre Baßſtimme klingt mindeſtens wohlgefälliger, als jene der Madame Birch-Pfeifer; ihr brunetter Teint erinnert an die Rahel, Varnhagen's vielgenannte Gemahlin, in deren Salons ſo viel Geiſt fabricirt wurde, daß die ſchriftſtellernde jeune Allemagne mit ihrem Lobpreiſen noch lange nicht zu Ende kommen wird. Auch die Salons meiner Ihnen geſchilderten Freundin werden von den ſchönen Geiſtern unſerer Hauptſtadt ſehr beſucht, und ich werde Sie nächſtens dort einführen."

Ich benutzte dieſes Anerbieten und fand die Schilderung, die Jenni von der Italienerin — die aber eine deutſche Erziehung genoſſen und den italieniſchen Familiennamen bei der Oper verzinſ't hatte, um das günſtige Vorurtheil für welſche Kehlen in Deutſchland auszubeuten — entworfen, ganz der Wahrheit getreu. Die aufgeweckten, pikanten Geſpräche waren ganz nach meinem Geſchmack; es wurde auch unter der Firma unſerer Wirthin von den Herren, die in ihren Abendzirkeln ſich einzufinden pflegten, viel Witz und Literatur conſumirt, ſo daß es zum guten Ton gehörte, in dieſen Kreiſen aufgenommen zu ſeyn, wo alle ſchönen und ſtarken Geiſter ihren Spiritus dampfen ließen.

Dießmal wurden die Fragen der Religion und ob eine geiſtige Fortdauer ſich gründlich beweiſen laſſe, Gegenſtand unſerer Debatten. Die erotiſchen Schelmereien der tonſurirten Ligorianer, welche den Reſidenzbewohnern zur gewöhnlichen Zielſcheibe der Mediſance dienen mußten, ſollten geeignet ſeyn, die Wahrheiten der Metaphyſik in Zweifel zu ziehen! Ich gehörte zu jener Claſſe von Gecken, auf welche der weiſe Baco zielte, als er ſagte: Oberflächliches Denken führt zum Unglauben; tieferes Forſchen läßt das Ahnen des Göttlichen in unſerer Bruſt wieder aufkommen. Sie wundern ſich, mein Herr, daß ich plötzlich von meiner Operndame auf ſo ernſte Materien übergehe! Und doch war dieſer Uebergang ſehr natürlich. Wenigſtens führte uns ein Mitglied der fröhlichen Geſellſchaft darauf, als wir im beſten Zuge waren, die ſpiritualiſtiſchen Grundſätze, die Jemand aus unſerer Mitte mehr aus Oppoſitionsluſt, als aus wirklicher Ueberzeugung geltend machen wollte, mit den Pfeilen des Sarkasmus zu beſchießen. Der Oppoſitionsmann hatte nämlich auf die Bemerkung hin, daß der Geiſterglaube der Theatercaſſe größere Summen einbringe, als die geſchmackvollſten poetiſchen Kunſtwerke, wobei Grillparzer's „Ahnfrau“ und deſſen „Sappho“, welche der Dichter ſelbſt für ſeine vorzüglichere Arbeit erklärte, als Belege angeführt wurden, die Frage aufgeſtellt, ob eine Rückwirkung der abgeſchiedenen Seelen auf ihre hier zurückgelaſſenen Lieben denkbar ſey? eine Frage, zu deren Gunſten das in ſo vielen Menſchen vorwaltende Traumleben und Ahnungsvermögen zu entſcheiden vermöchte; und wäre dieſes erwieſen, dann ließe ſich ja auf die Fortdauer der Seele nach dem Tode ſchließen. Ein Tiſchnachbar von mir bat hierauf um die Erlaubniß, mit einer Geiſtergeſchichte debütiren zu dürfen, die er eben heute in den „Memoiren der franzöſiſchen Schauſpielerin Hippolyte Clairon" geleſen, und unſere Wirthin forderte ihn mit einem zum Spotte verzogenen Munde auf, es nicht bloß bei dem Anerbieten bewenden zu laſſen, indem er mit Zuverſicht auf eine aufmerkſame Zuhörerſchaft rechnen dürfe, weil Geſpenſtermährchen ja auch die Neugier ſolcher Perſonen anzuregen verſtehen, die im Voraus auf die Wahrhaftigkeit derſelben verzichten. „Sie erlauben, mein Herr, daß ich dieſe Epiſode aus einem fremden Buche, die ich überdies nur vom mündlichen Anhören nacherzähle, meine Lebensgeſchichte auf eine Viertelſtunde unterbrechen laſſe, denn die Nothwendigkeit dieſer Einſchaltung ergiebt ſich aus ihrem Zuſammenhange mit dem Folgenden."

„„Die Schauſpielerin Clairon,"" begann nun jenes Tiſchmitglied ſeine Erzählung, „welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, das man das philoſophiſche nannte, in dem freigeiſtigen Paris großes Aufſehen machte, zählte zu ihren Anbetern den Sohn eines Kaufmanns aus der Bretagne. Ungefähr dreißig Jahre, — ſchreibt ſie in einem Briefe an einen Baron Grimm, — von angenehmem Aeußern, machte er auch Verſe und war Einer von Denen, die ihr in Wahrheit zugethan ſchienen. Sein Anſtand und die Wahl der Materien, über welche er zu ſprechen liebte, verkündeten die ſorgfältigſte Erziehung und die Gewohnheit einer gewählten Geſellſchaft; ſeine Zurückhaltung und Schüchternheit, die ihm nur durch Zuvorkommenheit und Blicke ſich verſtändlich zu machen erlaubten, machten, daß ſie ihn vor allen Andern auszeichnete. Sie erlaubte ihm endlich, ſie zu beſuchen, und ließ ihm keinen Zweifel über die Zuneigung, die er ihr einflößte. Als er dieſe Wahrnehmung machte, gab er ſich der Hoffnung hin, die Zeit werde noch zärtlichere Gefühle für ihn herbeiführen. Gekränkt in dem Gefühle, nur dem Bürgerſtande anzugehören, hatte er ſein Vermögen mobil gemacht, um in Paris in höherer Eigenſchaft davon zu leben. Dies mißfiel der Dame; über ſich ſelbſt erröthen, iſt ein Mittel, die Geringſchätzung Anderer zu rechtfertigen.‟‟ — „Ich wurde etwas verſtimmt bei dieſen Worten, denn mein Gewiſſen deutete ſie auf mich, der ich den Beruf des Kaufmanns ſeit meiner Glücksverbeſſerung aufgegeben und, den hohen Herren nachahmend, in der Reſidenz Zeit und Geld todtſchlug. Als aber der Erzähler, ohne durch Blicke oder veränderte Betonung jener Note Nachdruck zu verleihen, in ſeiner gewöhnlichen Weiſe fortfuhr: „‚Seine Laune war melancholiſch, feindſelig; er verachtete und floh die Menſchen, wollte Niemanden mehr ſehen, als ſeine Dame,‟‟ da athmete ich wieder auf, denn ich liebte ja die geräuſchvollen Zerſtreuungen gar zu ſehr; auf mich konnte die Zeichnung alſo nicht paſſen. „„„Der Clairon,‟‟ fuhr der Erzähler in dem Tone fort, „„wollte dieſe ausſchließlich ihr zugewendete Aufmerkſamkeit wenig behagen; ſie wollte, wie ſie ſagte, ſich wohl mit Blumen, aber nicht mit Ketten, binden laſſen; ſie erkannte daher die Nothwendigkeit, die täglichen Beſuche des wunderlichen Liebhabers nach und nach immer mehr zu beſchränken. Aus Kummer darüber fiel er in eine ſchwere Krankheit, während welcher ſie ihm alle mögliche Aufmerkſamkeit bewies. Doch ihre ſtandhaſte Verſagung machte ſeine Wunde noch tieſer und, zum Unglück für ihn, wollte ſein Schwager, dem er offene Vollmacht zur Erhebung und Ueberſendung ſeiner Einkünfte gegeben, das Heirathsgut ſeiner Frau verdoppeln und ließ ihn in ſo drückender Noth, daß er gezwungen war, das wenige Geld anzunehmen, was ſie hatte, um ſeine Nahrung und die für ſeinen Zuſtand erforderlichen Heilmittel zu beſtreiten. Endlich erlangte er ſeine Güter wieder, aber nie mehr ſeine Geſundheit, und da Mademoiſelle Clairon dieſem Liebhaber einen Dienſt zu leiſten glaubte, wenn ſie ihn von ſich entfernte, ſo weigerte ſie ſich ſtandhaft, ſeine Briefe und Beſuche anzunehmen. Dritthalb Jahre waren zwiſchen dieſer Bekanntſchaft und ſeinem Tode verfloſſen. Er ließ die Geliebte bitten, ſeinen letzten Augenblicken das Vergnügen zu gewähren, ſie noch einmal zu ſehen; ihre Umgebung hinderte ſie aber, ihm zu willfahren. Er ſtarb und hatte Niemanden bei ſich, als ſeine Dienſtboten und eine alte Dame, die ſeit langer Zeit ſeine einzige Geſellſchaft ausmachte. Er wohnte damals auf dem Walle bei der Chauſſée d'Antin, wo man eben zu bauen anfing, die Geliebte aber in der Straße Buſſy, bei der Abtei St. Germain. Sie hatte gerade ihre Mutter bei ſich, und mehrere Freunde beſuchten ſie zum Abendeſſen. Als täglicher Gaſt befand ſich unter denſelben auch ein Intendant, deſſen ſie ſtets bei den Kammerherren und Schauſpielern bedurfte. Sie hatte eben geſungen und den Beifall ihrer Zuhörer entgegengenommen, als auf den Schlag 11 Uhr ein äußerſt ſcharfer Schrei erfolgte. Seine klägliche Modulation und ſeine Dauer ſetzten Jedermann in Erſtaunen; Hippolyte ſank in Ohnmacht und war faſt eine Viertelſtunde bewußtlos. Der Intendant, verliebt und eiferſüchtig, ſagte ihr, nachdem ſie wieder aus ihrer Ohnmacht erwacht war, die Zeichen ihrer Zuſammenkünfte wären allzulaut. Sie antwortete: Da ſie in ihrem Hauſe das Recht hätte, zu jeder Zeit, wer ihr gut dünke, zu empfangen, ſo wären die Zeichen für ſie unnütz, und was er ſo nenne, ſey zu zerreißend, um eine Ankündigung der ſüßen Augenblicke zu ſeyn, die ſie wünſchen könnte. Ihre Bläſſe, ihr Zittern, das noch eine Folge der Ohnmacht war, einige wider Willen herabrollende Thränen und ihr Wunſch, daß man einen Theil der Nacht bei ihr bleiben möge, waren ein hinlänglicher Beweis, daß ſie nicht wußte, was es ſeyn könne. Man beſprach ſich viel über die Art dieſes Schreies und beſchloß, in der Straße aufpaſſen zu laſſen, um bei etwaigen Wiederholungen den Grund und Urheber zu entdecken. — Die ganze Nachbarſchaft, ſogar die Polizei, hatte dieſen Schrei gehört, immer zu derſelben Stunde, immer unter Hippolyten's Fenſtern ertönend, und ſo, daß er bloß aus dem leeren Luftraume zu kommen ſchien. Hippolyte durfte nicht zweifeln, daß er nur ihr allein galt. Selten aß ſie des Abends außer dem Hauſe; wenn es aber geſchah, hörte man nichts; fragte ſie bei der Rückkehr in ihr Zimmer ihre Mutter darnach aus, ſo ertönte der Schrei mitten unter ihnen. Einſt wollte ein Präſident, bei dem ſie zu Nacht geſpeiſ't, ſie nach Hauſe bringen, um ſich zu verſichern, daß ihr unterwegs nichts begegnet ſey. Indem er an ihrer Thüre ihr gute Nacht wünſchte, ertönte der Schrei zwiſchen ihm und ihr. Er wußte dieſe Geſchichte ſo gut, wie ganz Paris; dennoch hob man ihn mehr todt als lebendig in ſeinen Wagen. Ein anderes Mal bat ſie den Schauſpieler Roſely, ſie nach der Straße St. Honoré zu begleiten, um Stoffe auszuſuchen und ſodann einen Beſuch bei einer Bekannten zu machen, die am Thore St. Denis wohnte. Der einzige Gegenſtand ihrer Unterhaltung auf dieſer doppelten Fahrt war das Geſpenſt. Der junge geiſtreiche, ungläubige Menſch war dennoch über ihr Abentheuer betroffen; er drang in ſie, die Erſcheinung zu berufen und verſprach, daran zu glauben, wenn ſie ihr antwortete. Sie that, was er verlangte, und der Schrei ließ ſich drei Mal hören, gleich ſchrecklich durch Stärke, wie durch Geſchwindigkeit. An der Thüre von Hippolyten's Wohnung angelangt, bedurfte es der Hülfe aller Bewohner des Hauſes, um ſie und ihren Begleiter aus dem Wagen zu holen, worin ſie beide beſinnungslos ſaßen. Nach dieſem Auftritte vergingen mehre Monate, ohne daß ſie weiter etwas hörte. Schon hielt ſie ſich für immer von der Aufmerkſamkeit des Geſpenſtes befreit; aber ſie irrte. Die Schauſpieler waren, wegen der Vermählung des Dauphin's, nach Verſailles befehligt, wo ſie drei Tage zubringen ſollten. Man hatte mehrere Quartiere vergeſſen, nd ſo bot Mademoiſelle Clairon einer Madame Grandval an, das Zimmer mit zwei Betten zu theilen, welches man ihr am Wege nach St. Cloud zugerichtet, und dieſe nahm es an. Während die Kammerfrau ſich auszog, um ſich neben Hippolyten zu legen, ſagte dieſe zu ihr: „Wir ſind hier am Ende der Welt, es iſt das abſcheulichſte Wetter; der Schrei möchte wohl Mühe haben, uns hier aufzuſuchen.“ Da ertönte er auch ſchon; Madame Grandval meinte, die ganze Hölle ſey im Zimmer; im Hemde lief ſie von oben hinab durch's Haus, wo die übrige Nacht Niemand ein Auge zuthun konnte; aber es war wenigſtens das letzte Mal, daß er ſich hören ließ. Nach dritthalb Jahren kündigte Hippolyte ihr Logis, um eine andere Wohnung zu beziehen. Der heraushängende Zettel führte auch eine bejahrte Dame zu ihr, die ihre Zimmer ſehen wollte. Nachdem ſie auf einem ihr angebotenen Stuhle ſich niedergelaſſen, begann ſie gegen die Schauſpielerin mit folgenden Worten ſich zu expectoriren:

„Seit langer Zeit hege ich das lebhafteſte Verlangen, Mademoiſelle kennen zu lernen. Da ich nicht in's Schauſpiel gehe, Niemand von denen kenne, denen Sie das Glück vergönnen, Sie zu ſehen, und mich nicht ſchriftlich erklären wollte, ſo fürchtete ich, ein Brief, der Ihnen Zweifel über meine Beweggründe ließe, möchte eine abſchlägliche Antwort erhalten; der Zettel, der wegen Ihrer Wohnung ausgehängt iſt, verſchafft mir endlich dieſen angenehmen Augenblick; verzeihen Sie. Ich geſtehe Ihnen, daß mich die Wohnung nicht herbeizieht; ich bin nicht reich genug, um mich damit zu befaſſen. Ich werde Sie aber dennoch bitten, mich ſie ſehen zu laſſen; den Ort Ihres Aufenthaltes zu kennen, iſt intereſſant. Ihre Talente haben eine Celebrität, die mir keinen Zweifel über Ihren Verſtand läßt; ich ſehe, daß man mich über Ihr Geſicht nicht falſch berichtet hat; und ich möchte nun auch wiſſen, ob die Schilderung des Ortes eben ſo treu iſt, um von Stelle zu Stelle meinem unglücklichen Freunde, in ſeinen Hoffnungen und in ſeiner Verzweiflung, zu folgen." Hippolyte wünſchte hierauf, daß die Unbekannte über ihre Perſon ſowohl, als auch über denjenigen, auf welchen ihre letzten Worte Bezug zu haben ſchienen, Auskunft gebe. Sie erfuhr nun, daß dieſe Dame die beſte Freundin ihres, ſelbſt nach dem Tode noch unruhigen, Liebhabers geweſen, und die einzige, die er in dem letzten Jahre ſeines Lebens ſehen wollte. Dieſelbe geſtand ferner, wie ſie den Verſtorbenen oft dringend gebeten, daß er Mademoiſelle zu vergeſſen ſich bemühen ſolle — wie er aber ſtets verſichert habe, *er werde ſie auch jenſeits des Grabes lieben.* „Ihre thränenfeuchten Augen erlauben mir, Sie zu fragen, warum Sie ihn ſo unglücklich gemacht haben, und wie Sie bei einem empfindſamen Herzen ihm den Troſt verſagen konnten, Sie zu ſprechen, Sie noch einmal zu ſehen?" —

„Dem Herzen läßt ſich nicht gebieten,“ antwortete Hippolyte; „mein Liebhaber hatte Verdienſte und ſchätzbare Eigenſchaften, aber ſein finſterer, gehäſſiger, deſpotiſcher Character machte mir in gleichem Maaße ſeine Geſellſchaft, ſeine Freundſchaft und ſeine Liebe furchtbar. Um ihn glücklich zu machen, hätte ich allem menſchlichen Umgange, ſelbſt meinem Talent entſagen müſſen. Ich war arm und ſtolz; ich wollte, wie noch immer, nur mir Alles verdanken. Die Freundſchaft, welche er mir einflößte, hieß mich Alles verſuchen, um ihn auf ruhigere und billigere Geſinnungen zu bringen; es mißlang mir. Ueberzeugt, daß ſein Eigenſinn weniger von der Stärke ſeiner Leidenſchaft, als von der Heſtigkeit ſeines Characters herrührte, bewahrte ich den feſten Entſchluß, mich gänzlich von ihm zu trennen. Ich habe verſagt, ihn in ſeinen letzten Augenblicken zu ſehen, weil dieſes Schauſpiel mein Herz zerriſſen haben würde, weil ich fürchtete, zu barbariſch zu erſcheinen, wenn ich verſagte, was man von mir verlangen konnte, und zu unglücklich, wenn ich es zugeſtand. Dies, Madame, waren die Beweggründe meines Handelns; ich darf mir ſchmeicheln, daß ſie mir keinen Tadel zuziehen werden, von wem es auch ſey.“ — Die Fremde entgegnete hierauf: „Wer würde Sie verdammen dürfen: Opfer iſt man nur ſeinen Schwüren, ſeinen Eltern, ſeinen Wohlthätern ſchuldig, und was dieſen letztern Punct betrifft, ſo weiß ich, daß Sie keine Erkenntlichkeit ſchuldig waren; verſichere Sie aber auch, daß ſeine Seele durchdrungen war von dem, was er Ihnen verdankte; aber ſein Zuſtand und ſeine Leidenſchaft übermannten ihn, und Ihre letzte Verſagung beſchleunigte ſein Hinſcheiden. Er zählte die Minuten, als um halb eilf Uhr ſein Bedienter kam, ihm zu ſagen, daß Sie entſchieden nicht kommen würden. Nach einer kleinen Pauſe ergriff er meine Hand mit geſteigerter Verzweiflung, die mich erſchütterte. „Die Barbarin!" rief er aus, „ſie wird Nichts dabei gewinnen; ich werde ſie eben ſo ſehr nach meinem Tode verfolgen, als ich ſie im Leben verfolgt habe!" — Ich wollte ihn zu beſänftigen ſuchen, aber er war nicht mehr.""

„Als der Erzähler ſeine Spukgeſchichte beendet hatte, richtete unſere Wirthin die ſcherzende Frage an mich, ob ich nach meinem Tode mit gleicher Beharrlichkeit den eiferſüchtigen Wächter der Gedanken und geheimſten Handlungen meiner Dame abgeben würde, in welchem Falle ſie es für rathſam hielte, von der Grauſamkeit der Hippolyte Clairon ganz abzuweichen; denn ſey ein eiferſüchtiger, leidenſchaftsglühender, argusäugiger Liebhaber, der jeden Schritt ſeiner Angebeteten beobachtet, bei Leibesleben ſchon ein Plagegeiſt der Frauen, um wie vielmehr müſſe er dies nach dem Tode ſeyn?"

„Mein Fräulein," replicirte ich hierauf, „möchten für dieſe Verſicherung auch dann keinen Glauben finden, wenn wirklich die Geiſterfurcht der Hebel Ihrer Handlungen ſeyn würde; um ſo weniger darf ich die Gewährung meiner heißeſten Wünſche hoffen, als ich den Geſpenſterglauben bei einer Dame, die auf einer ſo hohen Stufe der Bildung ſteht, nicht erwarten dürfte."

„„Mit dieſer Erklärung,"" fiel ein anderer Tiſchgenoſſe, welcher bisher als lautloſer Beobachter figurirt hatte und, ſeinem Air zufolge, dem überſtudirten Völkchen anzugehören ſchien, mir in's Wort, „„mit dieſer Erklärung haben Sie einem nicht geringen Theile des denkenden Publicums ſeinen Platz in der Ammenſtube angewieſen; und Sie werden mich wohl nicht der Unbeſcheidenheit zeihen, wenn ich mich ſelbſt dieſer Claſſe der Geſellſchaft beizähle. Obſchon ein

Feind des Aberglaubens, gleich Ihnen, ſetze ich dieſes Zeichen von Verſtandesſchwäche doch nur in die eitle Geſpenſterfurcht, keineswegeſ aber in den Glauben an die Möglichkeit eines ſelbſt mit unſern Sinnen zu empfindenden Einfluſſes geiſtiger Weſen auf uns. Weder meine Erziehung, noch eigene Geſpenſtererfahrungen, ſondern nur unbefangene und reifliche Erwägung der Sache hat mich vermocht, dieſe Möglichkeit nicht zu verwerfen. In der That ſehe ich nicht ein, wie ſich dieſes mit kathegoriſcher Gewißheit thun laſſen ſollte. Die Gründe der Geſpenſterläugner ſind gewöhnlich folgende: „Es iſt noch keine einzige Erfahrung bekannt, welche die Möglichkeit der Geſpenſtererſcheinungen unwiderſprechlich bewieſe;“ denn wenn auch bei einer oder der andern Erfahrung der natürliche Aufſchluß nicht zu finden iſt, ſo folgt ja daraus noch nicht, daß ein natürlicher Aufſchluß derſelben unmöglich wäre, weil ja viele Geſchichten den Beweis liefern, daß oft ein Ungefähr den wahren Aufſchluß giebt, welcher leicht auch hätte verborgen bleiben können.“ Ferner läßt ſich mit der Weisheit Gottes nicht vereinigen, daß ſie den abgeſchiedenen Seelen erlauben ſollte, zwecklos die Menſchen zu beunruhigen. Endlich läßt ſich auch nicht einſehen, wie ein Geiſt unſern, an Raum und Zeit gebundenen, Sinnen wahrnehmbar ſeyn ſollte. Hierauf antworte ich: Durch alle dieſe Einwendungen wird keine kathegoriſche Gewißheit begründet. Es kommt auf eine Prüfung der Vernunftgründe an, auf welche ſich die Geſpenſterläugner berufen. Sagt man mir, es widerſpreche der göttlichen Weisheit, den abgeſchiedenen Seelen zu geſtatten, daß ſie die Lebenden beunruhigen, ſo frage ich: Könnte nicht auf eben die Art von einem Stubenphiloſophen, der ſich nie um die Vorgänge der Außenwelt bekümmerte, behauptet werden, es gäbe keine Selbſtmörder, weil Gott den Selbſtmord gewiß nicht zulaſſen würde. Iſt doch die moraliſche Freiheit der Weſen unverletzbar; mißbrauchen ſie dieſelbe, ſo iſt es ihr eigener Schade. Wie, wenn es nun zu der unverletzlichen Freiheit der Geiſter, deren Natur uns ſo wenig bekannt iſt, gehörte, ſich, nach ihrem Belieben, auch dem ſinnlichen Auge noch darſtellen zu können? Was die letzte hier vorgebrachte Einwendung gegen das Vorhandenſeyn der Geiſter betrifft, ſo hat die Philoſophie, nachdem ſie das Bekenntniß abgelegt, die menſchliche Vernunft könne vom Ueberſinnlichen nichts faſſen, ſich des Rechts begeben, über die überſinnliche Welt ein abſprechendes Urtheil ſich zu erlauben. Wir können uns hier nur mit Vermuthungen behelfen. Dieſe gründen ſich erſtlich auf eine innere Erfahrung, die den meiſten Menſchen gemein zu ſeyn ſcheint. Denn was iſt das ſogenannte Grauen, das den Herzhafteſten bisweilen unwillkürlich überfällt? Iſt doch nichts lächerlicher, als ſich brüſten wollen, von der Geſpenſterfurcht nichts zu wiſſen, während man heimlich vor einer Erſcheinung zittert! Ich habe Leute gekannt, die mit ſichtbarem Grauen eine Geſpenſtergeſchichte erzählten, die Zuverläſſigkeit des Geſchehenen verbürgten und dann hinzuſetzten, daß ſie, für ihre Perſon, an keine Geſpenſter glaubten. Was thut die Mode nicht? ſie kann den Menſchen dahin bringen, ſeinen innigſten Glauben zu verläugnen und aller Conſequenz Trotz zu bieten, bloß um du bon ton zu ſeyn. Laſſen Sie mich zum Belege das Geſtändniß des witzigen Lichtenberg, das man unter ſeinen nachgelaſſenen Schriften auffand, hier anführen: Er lag einmal, Abends 11 Uhr, im Bette und war noch ganz munter, denn er hatte ſich eben erſt niedergelegt. Plötzlich wandelte ihn eine Angſt wegen Feuer an. Er fühlte eine immer zunehmende Wärme an den Füßen, wie von einem nahen Feuer. In dem Augenblicke fing die Sturmglocke an, zu ſchlagen und es brannte in — einem ziemlich entlegenen Hauſe. Dieſe Bemerkung geſteht er deßhalb, nie erzählt zu haben, weil er ſich nicht die Mühe geben wollte, ſie durch Verſicherungen gegen das Lächerliche, das ſie zu haben ſcheint und auch gegen die philoſophiſche Herabſetzung mancher der Gegenwärtigen zu ſchützen.““

„Ich ſuchte den Schutzredner des Geiſterglaubens darauf aufmerkſam zu machen, daß die Geſpenſterfurcht, auf deren Vorhandenſeyn bei den meiſten Menſchen er ſich berief, eine Folge verkehrter oder thörichter Erziehung ſey; mußte aber folgende Einwendung vernehmen: „Wäre dies in der Wirklichkeit ſo, warum iſt der Knecht Ruprecht und der Bärwolf, womit die Wärterinnen ihre Zöglinge unterhalten, in jenem Alter, wo die Gedanken der Kinder ſich zu entwickeln beginnen, ſchon vergeſſen? Wo iſt irgend ein verſtändiges Kind, das an die ihm erzählten Feenmährchen glaubte? Nur die Geſpenſtergeſchichten machen einen ſo tiefen Eindruck in der Seele des Kindes, daß Nichts in der Folge ihn zu verlöſchen vermag; — und ſelbſt der Gebildete, der die völlige Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Geſpenſtererſcheinungen erlangt zu haben glaubt, kann dennoch dieſen Eindruck nicht ganz in ſich vertilgen. Scheint es alſo nicht, daß das unwillkürliche Grauen bei dem Gedanken an einen Geiſt einen beſonders tiefen Grund in unſerer Seele habe? Wie, wenn hier eine heimliche Ahnung der Verbindung und Gemeinſchaft zum Grunde läge, in welcher vielleicht unſer Geiſt, uns ſelbſt unbewußt, mit andern Geiſtern ſteht, und die uns nur wegen der Feſſeln der Sinnlichkeit, in denen wir gleichſam gefangen ſind, nicht deutlich wird? Wir kennen ja unſern eigenen Geiſt nicht genug, um die Organe zu prüfen, durch welche er vielleicht mit andern Geiſtern in Gemeinſchaft ſtehen kann. Tägliche Erfahrung lehrt uns, daß unſer Geiſt in genauer Verbindung mit unſerm Körper ſteht, obgleich auch dieſe unſerer Vernunft ein Räthſel bleibt. Wenn alſo eine Gemeinſchaft zwiſchen andern Geiſtern und dem unſrigen möglich iſt, wer bürgt uns dann dafür, daß es nicht Augenblicke geben könne, wo uns dieſelbe auf einmal deutlich wird, und zwar ſo deutlich, daß, vermöge der Gemeinſchaft unſeres Geiſtes mit unſerm Körper, auch ſogar unſere Sinnlichkeit davon Eindrücke erhält? Uebrigens wäre auch der Schluß nicht von aller Wahrſcheinlichkeit entblößt, daß ſo, wie unſer Geiſt auf eine uns unerklärliche Art auf unſern Körper wirke, ebenſo auch ein anderer Geiſt einen ähnlichen Einfluß auf denſelben haben könne. Bekannt iſt ja, und durch unzählige Beiſpiele außer Zweifel geſetzt, daß Somnambulen ihre Gedanken, auf wen ſie wollen, übertragen können; bei geringerer Dispoſition iſt dies freilich nur in Traumzuſtänden, bei Wachenden im bildlichen Vorgefühle möglich. Wenn der magnetiſche Rapport der Seelen die Gedanken des Magnetiſeurs auf die Somnambule, des Sterbenden auf die hinterlaſſenen Lieben, wovon faſt in jeder Familie Fälle vorkommen, überträgt, und Sehnſucht die entfernt Lebenden in Rapport ſetzt, warum ſollte die ganz vom Körper entbundene Seele des Todten weniger Kraft auf noch Lebende äußern? Und endlich iſt noch ein anderer Fall möglich, nämlich, daß wir gar nicht einmal unſerer Sinnlichkeit zur Erblickung eines Geiſtes bedürfen; ſondern mit den auf einige Augenblicke geöffneten Augen des Geiſtes ſehen, was wir mit ſinnlichen Augen zu ſehen wähnen; mit den Ohren des Geiſtes hören, was wir mit ſinnlichen Ohren zu hören wähnen; ganz wie im Schlafe, wo die Sinneswerkzeuge unthätig ſind, wir aber dennoch Gegenſtände zu ſehen, Töne zu vernehmen glauben. Man hat dieſe Fähigkeit der Schlafenden und Viſionärs den Allſinn genannt, weil er den Träumenden und Nachtwandlern die Stelle der gewöhnlichen Sinneswerkzeuge vertritt.“ “

„Unſere Wirthin unterbrach hier den Redner mit der Frage, wie man ſich zu erklären habe, daß außer der Mademoiſelle Clairon auch andere Perſonen ihrer Umgebung, welche überdies nicht immer dieſelben waren, den Schrei ihres Liebhabers eben ſo deutlich, als ſie ſelbſt vernehmen konnten? Alle konnten doch nicht für geiſterhafte Eindrücke gleich empfänglich ſeyn, und der Rapport der Seelen, welcher als Verbindungsmittel zwiſchen zwei Liebenden nicht unmöglich ſey, könne doch nicht auf andere Leute ausgedehnt werden, die den Verſtorbenen gar nicht einmal kannten.“

„„Auch dieſe Schwierigkeit werde ich zu heben ſuchen,“ “ lächelte der Geiſteradvocat; — „„es iſt ja bekannt genug, daß die Berührung mehrerer Perſonen durch den Magnetiſeur die Gedanken der Somnambule weiter fortpflanzt, wie auch die Seher des zweiten Geſichtes durch Berührung ihre Viſionen auf Andere übertragen.“ “

„Sollte aber ein verklärter Geiſt ſeine irdiſchen Leidenſchaften auch im Jenſeits noch nicht ablegen können, wie der Liebhaber unſerer Clairon, der ſie auf jedem ihrer Schritte verfolgt?“ fragte die Zweiflerin wieder.

„„Sie müſſen wiſſen,“ “ replicirte der Gefragte, „„daß die Ideen, die ſich in den letzten Stunden eines Sterbenden bei ihm fixirt haben, ihn noch nach dem Tode beſchäftigen, ſowie der Schlafende von denjenigen Gegenſtänden träumt, an welche er vor dem Einſchlafen dachte; denn der Tod iſt der Zwillingsbruder des Schlafes, und von der Möglichkeit beunruhigender Träume im Grabe hatte ſchon Shakeſpeare eine Ahnung. Meine Erklärungsweiſe kommt Ihnen allen ſeltſam und hypothetiſch vor, weil noch kein Todter aus dem dunkeln Lande wiederkehrte, ſeine Wahrnehmungen uns mitzutheilen, folglich man nur mit Analogien und Muthmaßungen ſich begnügen muß. Aber iſt das Irrthümliche derſelben ſchon erwieſen, weil ſie außerhalb unſeres Erfahrungskreiſes liegen? Daraus folgt ja noch nicht ihre Unmöglichkeit; denn wie oft iſt der Menſch nicht durch ſpätere Erfahrungen belehrt worden, daß Dinge ſind, die man ehedem für unmöglich hielt? Man denke doch nur an die Ferngläſer, die Alles unſern Augen größer erſcheinen laſſen und die, auf mancherlei Weiſe geſchliffen, Licht und Farben und alle Geſtalten verändern. Man wende dieſes auf die menſchlichen Sinne an, um den Schluß zu machen: unſere Vorſtellungen richten ſich ſtets nach der Eingebung unſerer Sinnesorgane. Wären dieſe anders beſchaffen, ſo würden wir die ganze ſinnliche Welt auch ganz anders, als jetzt, empfinden. Man erzählt von einem gewiſſen Kaiſer von Marokko, daß er einſt einen europäiſchen Conſul als einen Lügner von ſeinem Hofe jagen ließ, weil er ihm erzählt hatte, daß man zu einer gewiſſen Jahreszeit in Europa die größten Laſtwagen über Flüſſe und Landſeen hinwegfahren könne. Er ſchloß ganz richtig nach ſeiner Phyſik, allein er war dennoch in einem großen Irrthume; und ſo laufen wir Alle Gefahr, zu irren, wenn wir uns bloß von dem Grundſatze leiten laſſen, daß Alles, was nicht in dem Kreiſe der hinlänglich beſtätigten Erfahrungen liege, unmöglich ſey. Was für einen Begriff kann ſich wohl der Blindgeborne vom Geſichtsſinne machen? Dennoch wird er die Möglichkeit deſſelben glauben, weil das einſtimmige Zeugniß aller ſeiner Mitmenſchen ſein inneres Gefühl überwältigt, welches jederzeit dieſem Glauben zuwider iſt. Man nehme aber an, daß die Menſchen faſt alle blind geboren würden, und daß nur wenige Sehende unter ihnen wären, wie bald würden dieſe als Schwärmer, oder gar als Betrüger verſchrieen ſeyn? Worin fehlen hier die Blinden? Bloß darin, daß ſie zu voreilig nach jenem Grundſatze ſchließen. Wie nun, wenn wir in moraliſcher oder geiſtiger Rückſicht in demſelben Falle wären? Wenn nun Einer oder der Andere unter uns mit der Behauptung auftritt, mehr zu ſehen, als wir, ſo können wir freilich nicht wiſſen, ob er wirklich mehr ſehe oder ſich nur einbilde, mehr zu ſehen und alſo ein Schwärmer, oder endlich, ob er nur vorgebe, mehr zu ſehen, und alſo ein Betrüger ſey? Aber gerade, weil wir hierüber nicht entſcheiden können, dünkt es mich in ſolchen Fällen am gerathenſten, mit unſerm Urtheile zu zögern, bis wir ſelbſt eine deutlichere Einſicht erlangen; weil die Vernunft da nicht entſcheiden kann, wo ihr die Erfahrung nicht zur Hand geht. Nach dieſen Grundſätzen wird ſich alſo über die heute beſprochenen Ideen nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden oder abſprechen laſſen; denn denkbar ſind ſie wohl, weil ſie keinen Widerſpruch in ſich ſchließen. Mehr habe ich auch nicht behaupten wollen; denn ich werde mich wohl hüten, mir die Miene zu geben, als wollte ich ihre Wirklichkeit erweiſen. Mein Endzweck war, nur zu zeigen, daß, weit gefehlt, Geiſtererſcheinungen für ſchlechterdings unmöglich zu erklären, die Möglichkeit derſelben ſich vielmehr auf ſehr verſchiedene Art denken laſſe.““

Als dieſer Herr ſeine Stimme über den Geiſterglauben abgegeben hatte, erhob ſich ein anderer Gaſt, welcher bis jetzt den ſtillſchweigenden Beobachter gemacht, um die nach dem Tode noch fortdauernde und ſich merkbar machende Anhänglichkeit jenes verſchmähten Liebhabers an Mademoiſelle Clairon aus dem Rapport der Seelen, welchen Mesmer's Syſtem zuerſt uns zum Bewußtſeyn brachte, vollſtändig zu erklären. Er holte etwas weit aus, indem ſein Exordium von einer mehr als gewöhnlichen Länge uns eine gute Weile auf den gewünſchten Uebergang zu dem eigentlichen Thema warten ließ, das aber mir des Intereſſanten dennoch ſo viel zu enthalten ſchien, daß ich mir erlaube, ſo weit mein Gedächtniß mich nicht zu verlaſſen droht, im Auszuge ſeinen Ideengang Ihnen mitzutheilen. Er begann damit, daß er ſeine Hypotheſe auf die Analogie ſtützte, welche ſich zwiſchen der Sinnen- und Geiſterwelt aus mehrfachen Gründen annehmen läßt; indem in der Geiſterwelt ebenfalls alles nach gewiſſen Geſetzen gehe und es alſo eine Naturlehre der geiſtigen Erſcheinungen geben müſſe, wie es eine Phyſik der ſinnlichen Natur giebt. Wenn wir jene, die allein mit Recht den Namen der Metaphyſik führen würde, nicht ſtudiren können, ſo iſt lediglich die Beſchränktheit unſerer Vernunft daran Schuld. Vermuthen läßt ſich aber Manches, beſonders, wenn wieder eine gewiſſe innere Erfahrung, die von unſerer eigenen geiſtigen Natur herrührt, unſere Vermuthungen zu beſtätigen ſcheint. So, z. B., ſehen wir, daß die beiden Hauptgeſetze in der ſinnlichen Natur, nächſt der Impulſion, die Attraction und die Verwandtſchaft ſind. Vielleicht könnten wir dieſe Geſetze mit einigen kleinen Abweichungen in der Geiſterwelt finden? Dieſes Vielleicht wird nicht etwa durch die bloße Behauptung widerlegt, daß die Attraction, ſowie die Undurchdringlichkeit, ihren Grund bloß in der Materie habe; denn dieſes gilt nur von der uns bekannten phyſiſchen Attraction, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß die magnetiſche Kraft in der Geiſterwelt, wenn ſie hier wirklich ſtattfindet, der Geiſternatur angemeſſen ſeyn müſſe. Es läßt ſich begreifen, daß nicht alle Geſetze der ſinnlichen Phyſik auf die Geiſterwelt anwendbar ſeyn können, weil die

Materie immer ihr Eigenthümliches behält, welches ſie vom Geiſtigen unterſcheiden muß. So, z. B., können die Geſetze der Undurchdringlichkeit und Theilbarkeit keine Anwendung in der Geiſterwelt finden, weil ſie der Natur eines Geiſtes geradezu widerſprechen würden, indem ſie ſchlechterdings den Begriff des Raumes vorausſetzen, welcher bei einem Geiſte nicht gedacht werden kann. Dahingegen liegt gewiß nichts Unwahrſcheinliches in dem Gedanken, daß wir vielleicht manche andere phyſiſche Geſetze nur deshalb in der ſinnlichen Natur entdecken, weil ſie ihren erſten Grund in der geiſtigen Natur haben, aus welcher die ſinnliche erſchaffen wurde. Vielleicht gehört nun die oben erwähnte magnetiſche Kraft mit zu dieſer Anzahl? Wenigſtens widerſpricht der reine Begriff des Anziehens und Zurückſtoßens keineswegs dem Begriffe eines Geiſtes, indem er weder Raum noch Materie als nothwendig vorausſetzt. Wenn man ſich etwa einbilden wollte, daß der Begriff des Anziehens eine Annäherung im Raume nothwendig vorausſetze: ſo iſt dieſes nichts weiter, als eine Täuſchung, die daher rührt, weil wir überhaupt bei unſerer eingeſchränkten Vorſtellungskraft unvermögend ſind, uns einen deutlichen Begriff von dem Daſeyn eines Weſens und von der Mitexiſtenz mehrerer Weſen außerhalb des Raumes zu machen. Wir ſind immer geneigt, uns einzubilden, daß Alles, was da iſt, auch an einem gewiſſen Orte und in einer gewiſſen Zeit da ſeyn müſſe. Eben ſo ſind wir geneigt, uns zu überreden, daß Annäherung und Entfernung unter Geiſtern nicht anders als im Raume ſtattfinden könne. Allein, wenn eine Mitexiſtenz der Geiſter außerhalb des Raumes möglich iſt, von der unſere Vernunft Nichts begreift, ſo iſt auch eine geiſtige Annäherung und Entfernung unter ihnen außerhalb des Raumes möglich, von der wir uns eben ſo wenig einen deutlichen

Begriff machen können. Die Vermuthung, daß es wirklich eine magnetiſche Kraft in der Geiſterwelt gebe, ſcheint wirklich eine gewiſſe innere Erfahrung zu beſtätigen, ich meine jene, die wir bei Haß und Liebe, bei Feindſchaft und Freundſchaft machen, und was wir mit den Worten Sympathie und Antipathie bezeichnen, eine Zu- oder Abneigung gegen Perſonen, die wir oft ſchon in dem Augenblicke empfinden, wo wir ihnen zum Erſtenmale begegnen. Scheint es nicht, als ob unſer ganzes Weſen ſich zu dem Gegenſtande unſerer Liebe hingezogen fühle? Nur die Feſſeln, die unſern Körper an Raum und Zeit binden, ſcheinen uns abzuhalten, jederzeit dem allgewaltigen Zuge zu folgen. Iſt aber der Gegenſtand unſerer Liebe vollends körperlich gegenwärtig, dann möchten wir ihn gerne ganz mit uns vereinigen, wir drücken ihn an unſer Herz. In der That, was könnte anders der Grund der heftigen Umarmungen ſeyn, als das innerſte Verlangen unſeres Geiſtes nach gänzlicher Vereinigung? Aeußert alſo hier die Liebe nicht eine wirkliche magnetiſche Kraft? Wenn man nun annimmt, daß durch den Tod unſer Zuſtand nur inſofern abgeändert wird, als wir unſerer ſinnlichen Natur beraubt werden, ohne daß irgend eine weſentliche Veränderung in unſern Geſinnungen und Neigungen vorgeht — denn wer wird heutzutage noch der falſchen Aufklärung des vorigen Jahrhunderts huldigen wollen, das die Fortdauer der Seele in das Reich der Hypotheſen zu verweiſen ſich erkühnte? — ſo läßt ſich nicht einſehen, *warum nicht zwiſchen einer abgeſchiedenen Seele und einem noch lebenden Menſchen daſſelbe geiſtige Verhältniß*, z. B., der Liebe, ferner *eben ſo wechſelſeitig ſtattfinden könne*, als es zur Lebenszeit derſelben ſtattfand. Nichts trennt die beiden Liebenden, als die freilich ungeheure Kluft der Sinnlichkeit. Allein wer bürgt uns dafür, daß nicht die anziehende Kraft der Liebe mächtig genug werden könne, um auf einige Augenblicke dieſen Nebel der Sinnlichkeit zu zerſtreuen? Wer mag es berechnen, was der Menſch vermag, wenn er mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes — deſſen wunderſame Thätigkeit uns bei andern Gelegenheiten in Erſtaunen ſetzt, wenn einige von den uns unbekannten, gleichſam ſchlafenden Triebfedern deſſelben plötzlich durch irgend Etwas erweckt werden — jener geliebten abgeſchiedenen Seele entgegenſtrebt? Wie oft betreffen wir nicht den menſchlichen Geiſt auf unleugbaren Thatſachen, wo er ganz unerklärliche Kräfte und Fähigkeiten an den Tag legt, die nicht von ſeiner Willkür abzuhängen ſcheinen, ja deren er ſich nicht einmal bewußt iſt! Das auffallendſte Beiſpiel hiervon gewährt der Somnambüle. Dieſer überträgt ſeine Gedanken auf ihm befreundete Perſonen und warnt ſie vor Handlungen, die ſie zu unternehmen im Begriffe ſind und deren Erfolge ihnen nachtheilig werden können. Dies Leſen in der Seele anderer Perſonen kann nur durch die ſogenannte Sympathie erklärt werden, ſowie durch die freiere Regſamkeit der Seele ſolcher Kranken, in denen das Leibliche zeitweiſe ſo gut als todt iſt und daher den Flug des Geiſtes nicht zu hemmen vermag. Dann kann dieſer ſich an die entfernteſten Orte verſetzen; denn der Raum iſt ja nur eine Wirkung der ſinnlichen Werkzeuge; außer ihnen exiſtirt er gar nicht. Sobald die Seele dieſen verläßt, hören alle Nähen und Entfernungen auf. Steht ſie daher mit einer Seele in Rapport, die Tauſende Meilen von ihr entfernt iſt, ſo kann ſie ihr Gedanken mittheilen, oder von dieſer empfangen, in derſelben Geſchwindigkeit, wie dieſe aufeinander folgen. Wie viele Kranke überfällt die Sehnſucht, einen entfernten Freund oder Verwandten zu ſehen; ſie gerathen bald darauf in Ohnmacht, und während dieſer Zeit erſcheinen ſie dem Gegenſtande ihrer Sehnſucht. Fälle ähnlicher Art kommen zu häufig vor, als daß ich ſie durch Anführung von Beiſpielen erſt beglaubigen helfen müßte. So viel geht aber aus allem dieſem hervor, daß in dem menſchlichen Körper ein feines Lichtweſen ſey, — eine ätheriſche Hülle des Geiſtes möchte man's nennen, — das ſich im Magnetism, Galvanism, in der Electricität, in Sympathie und Antipathie darſtellt und auf mancherlei Art wirkſam zeigt. Hiermit iſt der vernünftige Geiſt verbunden, und dieſen innern Lichtmenſchen nenne ich die Seele. So lange dieſe noch im Körper weilt, iſt es ihr nur in gewiſſen Krankheiten des Körpers, am häufigſten in der Ohnmacht, möglich, dieſen auf Augenblicke zu verlaſſen und auf entfernte Perſonen einzuwirken. Sobald aber die ſtärkſte Ohnmacht, der Tod nämlich, eingetreten iſt, ſobald Gehirn und Nerven ihre Wärme verlieren, können ſie den ätheriſchen Theil der Seele nicht mehr anziehen, er löſ't ſich von den irdiſchen Banden, er erwacht; jetzt iſt er im Zuſtande eines magnetiſch Schlafenden. Da er aber ganz vom Körper getrennt iſt, ſo iſt ſein Zuſtand weit vollkommener: er kann ſich die Sinnenwelt deutlich vorſtellen, obſchon er ſie nicht mehr empfindet; er lieſ't in der Seele ihm befreundeter Perſonen, welche noch in der Welt des Raumes ſich befinden, und kann durch den bloßen Willen ſich ſtets bei ihnen befinden, eben weil der Raum keine Schranke für den Bürger der Geiſterwelt iſt. Etwas Aehnliches findet man oft in höchſt wunderbaren Träumen. Derjenige, der jeden Traum als nichtsbedeutend zu verwerfen gewohnt iſt, bloß weil es die Mode ſo will, giebt zwar Alles ohne Unterſchied dem Zufalle Schuld; allein er bedenkt nicht, daß ein ſolcher Zufall oft viel wunderbarer ſeyn würde, als die Sache ſelbſt. Warum ſollten wir nicht lieber eingeſtehen, daß es gewiſſe geheime Kräfte unſerer Seele giebt, deren Geſetze wir ſchlechterdings nicht kennen, weil ſie zu tief in unſerer geiſtigen Natur verborgen liegen? Mancher aufgeklärte Denker hat dies nicht in Abrede geſtellt. Selbſt Leſſing hat aus eigener Erfahrung den Vertheidigern dieſer Anſicht ſich anzuſchließen nicht geſchämt —""

„Leſſing?" tönte es aus Aller Munde zugleich, und die Mienen ſämmtlicher Anweſenden ſahen dabei ſehr ungläubig aus. „Nennen Sie uns doch die Quelle," redete ein Schöngeiſt den Sprecher an, „nennen Sie uns doch die Quelle, die ſo Etwas zu verbürgen im Stande iſt; denn ich erinnere mich nicht, in irgend einer Biographie dieſes Gelehrten eine Sylbe, dieſen Gegenſtand betreffend, aufgefunden zu haben."

Beleidigt durch dieſe Verdächtigung ſeiner Wahrheitsliebe verſetzte der Gefragte: „„Sie werden, als ein Freund der Literatur, eben ſo gut als ich wiſſen, daß manche wichtige Begegniſſe aus dem Leben berühmter Männer anderswo, als in ihren eigenen Biographien zur Sprache zu kommen pflegen, entweder, weil der Biograph nicht im Beſitze aller auf den Verſtorbenen bezüglichen Materialien war, oder aus ſubjectiven Gründen nicht Alles zur Mittheilung geeignet hielt. Genüge Ihnen aber hier die Verſicherung, daß ſich die Sache wirklich ſo verhielt; denn Leſſing pflegte jenen Traum oft zu erzählen, und obzwar er ihn einem Freunde zuſchrieb, ſo konnte doch Niemand, der mit Leſſing's Verhältniſſen und Neigungen bekannt war, daran zweifeln, daß er ſelber dieſer ungenannte Freund ſey. „„Ein junger Mann,"" erzählt er, „„ohne eigenes Vermögen, verſchwendete ſeinen zufälligen Erwerb in wilder Geſellſchaft und hohem Spiel. Einmal, als er ſeinen letzten Heller zugeſetzt, kam er betäubt, erſchöpft, ſpät gegen Morgen nach Hauſe. Zu ermüdet, um ſich zu entkleiden, warf er ſich auf einen Lehnſtuhl an ſeinem Bett und entſchlief. Da träumte ihm, ſein geliebtes Windſpiel lege ſanft eine ſeiner Pfoten auf ſeine Hand, blicke ihn freundlich an und ſpreche: „Was treibſt Du? wohin ſoll das führen? Du verſchleuderſt Deine Kräfte, Deine Geſundheit, Dein Geld und die Achtung der Menſchen. Du verwandelſt die Erwartungen derer, die Deiner Jugend pflegten, in Gram, und die Hoffnungen Deiner Geſchwiſter in Beſchämung. Du machſt, daß Freunde und Gönner an Dir irre werden und vermengſt Dich mit Geſindel, das Dich nicht einmal für ſeines Gleichen hält, weil der Betrüger immer auf den Betrogenen verächtlich herabſieht. Was wird Dir bleiben? Nicht die Theilnahme redlicher Seelen, die Du zurückweiſeſt; nicht einmal die Wenigen, welche die Natur an Dich gebunden hat, denn ich werde mich niederlegen und ſterben, wenn ich Dich leiden ſehe. Weil ich noch das einzige Weſen bin, an deſſen Treue und Unterwürfigkeit Du nicht zweifelſt, löſ't Dein Schutzgeiſt das Band meiner Zunge. Unſer Geſchlecht verſteht die Sprache des Eurigen; aber ihm iſt nicht vergönnt, ſie zu reden, ſo lange Ihr wacht. Dadurch zerriſſe ein Band, das Euch zuſammenhält, und Euer Eigenſinn wählte ſeine Vertrauten nur aus uns. Wer ſoll Dir zeugen,, daß wirklich ich zu Dir geſprochen habe, nicht Dein eigner Sinn? Das Buch der Bibel, das Capitel, der Vers!“ “ — Leſſing nannte ſie. — Der Schläfer erwachte. Sein Hund ſtand wirklich vor ihm, eine Pfote auf ſein Knie geſtützt, die andere faſt redneriſch erhoben, und ſah ihm liebevoll in's Auge und leckte ihm die Hand. Das fiel ihm doch etwas auf — denn unſere thieriſchen Umgebungen ſchonen den Schlaf ihrer Pfleger ungleich behutſamer, als die menſchlichen — und erregte ſeine Neugier auf die Bibel-Gelehrſamkeit des Verſtummten. Er ſelbſt beſaß keine Bibel. Er klingelte ſeinem Bedienten. Dieſem gelang es, eine aufzutreiben die dann mit Ungeduld aufgeſchlagen ward. Was enthielt nun der bezeichnete Vers? „Ich will meine Worte in ſeinen Mund legen.“ Müſſen wir alſo nicht eingeſtehen, daß die Seele verborgene Kräfte und Fähigkeiten beſitze, von denen wir wenig oder gar nichts wiſſen. Was berechtigt uns denn, keck zu behaupten, daß die Fähigkeit nicht in ihr liegen könne, ſchon in dieſer Welt, wenn auch nur auf Augenblicke, ſich in das Geiſterreich hineinzuſchwingen? Dies mag willkürlich oder unwillkürlich geſchehen, verderblich oder heilſam ſeyn, ich weiß nichts davon; — allein die Unmöglichkeit davon ſehe ich nicht ein. So — ſchloß der Sprecher ſeine Beweisführungen — ſo glaube ich evident Ihnen gezeigt zu haben, wie ungerecht es ſey, denjenigen, der ſich nach ihm genügenden Gründen berufen fühlt, an eine Wechſelwirkung der ſinnlichen und überſinnlichen Welt zu glauben, abergläubiſch zu nennen.““

„Sehr überzeugend geſprochen!“ lobte unſere Wirthin und fügte hinzu: „Weil einmal von Träumen die Rede iſt, ſo kann ich nicht leugnen, daß auch ich zu denen gehöre, welche an die Bedeutſamkeit einiger derſelben glauben. Und warum ſollte ich mich dieſes Bekenntniſſes ſchämen, da ſelbſt der allzufreigläubige Fürſt Pückler in dem zweiten Bande ſeiner Tutti Frutti, welche mir der Buchhändler vor wenigen Tagen als eine intereſſante Neuigkeit der letzten Leipziger Meſſe zugeſchickt hat, mit einem Tone, der von der ihm eigenthümlichen Ironie ganz entfernt iſt, zwei Beiſpiele von eingetroffenen Tod verkündenden Ahnungen und Träumen aus ſeinem frühern Soldatenleben anführt, die nicht den mindeſſen Zweifel zurücklaſſen, daß der Erzähler ſelbſt an dieſe zuweilen erfolgende Manifeſtation ſonſt verborgener Seelenkräfte glauben mochte.“

Der Schöngeiſt bemerkte widerlegend, wie in demſelben Buche der Fürſt auch ganz entgegengeſetzte Anſichten zu verbreiten ſuche, indem er die Meinung ausſpricht. „„Hätte Gott gewollt, daß die Bewohner dieſer Erde mit dem Himmel und den Sternen verkehren ſollten, ſo hätte er ihnen gewiß auch phyſiſche Mittel dazu gegeben haben, wie er ſie ihnen gab, von einem Welttheile zum andern, über Flüſſe und Meere zu ſchiffen. In die Luft hat er ihnen freilich zu fliegen erlaubt, aber nicht weiter — dieſen Wink ſollten wir benutzen und uns auch im Moraliſchen mit dem Bereiche der Erfindung Montgolfier's begnügen.““

„„Dies beweiſ't nur,““ erhob ſich einer der beiden Metaphyſiker wieder, „„daß der Fürſt ſich von der großen Maſſe der Weltkinder nicht im Geringſten unterſcheidet, die, unerachtet ſie theils aus ihrem eigenen Erfahrungskreiſe, theils durch Mittheilungen ihrer nächſten Bekannten einzelne Zeugniſſe für das Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſrige beizubringen pflegen, was im Ganzen eine hübſche Summe von Beiſpielen giebt, bedeutend genug, um den Glauben an eine überſinnliche Welt zu befeſtigen, dieſe demungeachtet nur als müſſige Spiele des Zufalls anſehen, die man wie Stadtgeſchichtchen in Geſellſchaften zum Beſten giebt, übrigens aber nach wie vor ihren Geſchäften nachgehen und, nur das Wäg- und Meßbare als die alleinige Wahrheit in der weiten Gotteswelt anerkennend, nicht ahnen mögen, daß dieſes zuweilige Lüften des die Lichtwelt von unſerer materiellen Welt abſcheidenden Vorhangs nur dazu dienen ſoll, in uns die Ahnung an eine Fortdauer der Seele aufkommen zu laſſen, und daß die Vorſehung nur aus dem beſondern Grunde einen klarern Blick in das Jenſeits dem Sterblichen verſagt, damit der Zweck ſeines Erdenlebens, der Kampf gegen die ſündhafte Neigung, mit Einem Worte: der Prüfungszuſtand nicht geſtört werde; denn wer würde ſich dem Laſter in die Arme werfen, hielte er ſich von der Vergeltung im Jenſeits mit vollſtändiger Gewißheit überzeugt?""

„Leider" — ſchloß Willfried ſeine diesmalige Abendunterhaltung —" gehörte ich damals noch zu den ſogenannten Incroyables, und belächelte, wie die Andern, die den Abendzirkel unſerer Wirthin bildeten, das Raiſonnement des überſtudirten Mannes, wie wir ihn in der Folge zu nennen pflegten; indem wir uns einander des Polonius Worte zuflüſterten: „„Es iſt doch ein Syſtem in dieſem Wahnſinne!""

VIII.

Die geſpenſtiſche Warnerin.

„Als die Frühlingsſonne den letzten Schnee von den Dächern der Reſidenz weggeküßt hatte" — ſetzte Willfried bei meinem nächſten Beſuche die Memoiren ſeiner frühern Lebensepoche fort — „fuhr mir eines Morgens der Gedanke durch den Kopf, meiner Signorina einen Heirathsantrag zu machen, aber zugleich damit die Bedingung zu verknüpfen, daß ſie von der Bühne ſich zurückziehe und mir allein ihre Zukunft widme; denn wenn an den Geſellſchaftsabenden des verfloſſenen Winters die Herren ihre Süßigkeiten an meine Angebetete verſchwendeten, beſchlich mich jederzeit eine gewiſſe vorher nie gekannte Empfindung, die ſich leichter fühlen, als beſchreiben läßt, und die einzugeſtehen ein unerklärbares Etwas uns abhält, weil man nicht auch noch für die Echtheit des Sprichworts Zeugniß ablegen will: „Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen." Allerdings hätte ich bei einem ſolchen Naturell nicht an die Verehelichung mit einer Theaternymphe denken ſollen, welcher die Liebesintriguen durch Gewohnheit zum Lebensbedürfniſſe geworden ſind. Aber eines Theils erwartete ich vorzugsweiſe von einer Dame, die durch ihre bisherige Lebensſtellung von der Intrigue eine Ueberſättigung empfinden mußte, ſie werde, wie man von den ausgedienten Liebesjägern zu ſagen pflegt, daß ſie in muſterhafte Ehemänner ſich verwandeln, den in eine Hausfrau geſetzten Hoffnungen eher entſprechen, als jene Bürgerstöchter, die in der Ehe für den früher erduldeten Zwang ſich ſchadlos halten wollen. Andern Theils hoffte ich die Reſidenz eine Zeit lang von mir reden zu machen, wenn ich den Theaterfreunden einen ihrer erkornen Lieblinge auf immer entziehen würde. Mußte nicht der Name desjenigen, der eine ſo plötzliche Verdunkelung an ihrem Bühnenhorizonte veranlaßt, wie ein Königsmörder, Wochen hindurch die Journaliſten und das Publicum beſchäftigen? Wenn eine Bühnen-Notabilität ein Engagement in einer andern Stadt annimmt, ſo tröſten ſich die Enthuſiaſten, die verehrte, vergötterte Perſon werde einſt als Gaſt in ihre Mitte, wenn auch nur auf Tage, zurückkehren. Ein ſolches Scheiden läßt die Hoffnung des Wiederſehens zurück; ein Schauſpieler hingegen, der in das Privatleben ſich zurückzieht, weckt eine ähnliche Stimmung, wie Sterbende; denn der Abſchied gilt für die Ewigkeit, das Grab giebt ſeine Todten nicht zurück.

Ich hatte ſchon letzthin angedeutet, daß die Beherrſcherin meines Herzens weder durch Jugend, noch durch Körperreize zu imponiren vermochte und ſelbſt als Künſtlerin nur eines mäßigen Rufes genoß. Aber ihr Rollenfach bekundete ihre Vorliebe für die italieniſche Geſangsweiſe, welcher ich, wie faſt die ganze Wiener Modewelt, vor der ernſten deutſchen

Muſik, die man dort ſeit der Bekanntſchaft mit Weber's „Euryanthe" die „ennuyante„ zu nennen liebt, und ſelbſt vor der franzöſiſchen den Vorzug einräumte, und dieſe Eigenſchaft zauberte einen Hof von Verehrern um ſie.

Ich erzählte meiner Angebeteten jetzt mehr als ſonſt von den Freuden des Landlebens, und wie wir die ſchöne Jahreszeit auf meiner Beſitzung in Steyermark zubringen wollten und daſelbſt eine wahrhaft idylliſche Zukunft genießen würden; ich ſtellte ihr ferner vor, wie Bühnenkünſtler, gleich ſchriftſtelleriſchen Berühmtheiten, vom Schauplatze ihres Wirkens abtreten müſſen, wenn ihr Stern am hellſten glänzt; wie gefährlich es für Beide ſey, mitten unter ihren Siegen ſich vom Alter überraſchen zu laſſen; ich erinnerte an die Unbeſtändigkeit der Volksgunſt, und wie der nächſte Tag ſchon eine Nebenbuhlerin ihres Glückes von irgend einer Provinzbühne herbeiführen könnte, die, wenn auch keine andern Reize, als der Reiz der Neuheit, die wechſelluſtigen Wiener für ſie einnehmen könnten, immer doch eine ärgerliche Stimmung in den bisherigen Lieblingen des Publicums erzeugen müßten. Allen dieſen Fatalitäten zu entziehen, böte ich Hand und Vermögen, und diejenige, welche bis jetzt über die Gemüther der Kunſtfreunde und der ganzen eleganten Welt geherrſcht, ſollte jetzt in einem reellern Sinne über meine Gutsunterthanen gebieten. Solche Vorſtellungen verfehlen ihren Eindruck niemals, und nach wenigen Tagen ſchon unterhielten die Tagsblätter ihre Leſer mit dem Gerüchte, die Sängerin Balzani werde des Nächſten die Breter verlaſſen und ſich in's Privatleben zurückziehen, um einem reichen Gutsherrn auf ſeine Beſitzungen zu folgen.

Sagte ich, meine Auserwählte habe durch Wohlgeſtalt ſich eben nicht vor ihren Kunſtſchweſtern auszuzeichnen vermocht, ſo war doch ihre Geſichtsbildung regelmäßig, ihre Augen voller Lebhaftigkeit, und die Kleinheit ihrer Figur gab ihr, bei der Lebendigkeit ihrer Bewegungen, ein ſylphenartiges Ausſehen. Ihre ſtets geſchmackvolle Toilette trug nicht wenig dazu bei, ihre äußere Erſcheinung zu einer anmuthigen zu machen, und ſie beſaß die Kunſt, durch eine nur zur paſſenden Zeit angebrachte Coquetterie die Anmuth ihres Benehmens zu erhöhen und durch einen einzigen zündenden Strahl ihres flammenden Auges die Begierden in Andern zu wecken, die ſie ſelbſt zu empfinden ſchien. Mehr noch beſtach ſie durch ihren einſchmeichelnden Witz, wie durch ihre geſchmeidige Gemüthsart und durch die Gabe, ſich leicht in die Einfälle Anderer zu ſchicken.

Der 24. November des Jahres 1834 war zu unſerer Vermählungsfeier anberaumt. Drei Nächte vorher träumte mir, als ſäße die Geſtalt meiner verſtorbenen Mutter mit einer betrübt ernſten Miene an meinem Lager; aber nachdem ſie mich einige Zeit ſprachlos angeblickt, ſchien ſie, wie ſeufzend, und mit abgewendetem Geſichte ſich zu entfernen. Unwillkürlich drängte ſich das Traumbild der verfloſſenen Nacht noch den ganzen Tag hindurch vor meine Phantaſie; denn ſelten pflegte ich zu träumen, und nie vorher hatten mir die Geiſter der Abgeſchiedenen einen Nachtbeſuch gemacht. Ich ſuchte mich zu überreden, daß, wenn die Erſcheinung vor einem mir bevorſtehenden Unglücke mich hätte warnen wollen, ſie dies gewiß nicht unterlaſſen haben würde. Weil dies aber nicht geſchehen, ſo wäre mein Nachtgeſicht, das ſich ſo zwecklos eingeſtellt, offenbar nur eine müßige Ausgeburt leerer Träume, und ein denkender Menſch müſſe ſich vor aller Welt blamiren, welcher davon nur eine Minute ſprechen wollte.

Indem ich ſo dachte, begegnete mir in der Dorotheenſtraße jener Geiſteradvocat, wie ſpottweiſe in den Winterabendzirkeln bei meiner nunmehrigen Braut derjenige Herr genannt worden war, welcher die Glaubwürdigkeit der Geſpenſterexiſtenz aus pſychologiſchen und andern gelehrten Materien ſo geſchickt zu demonſtriren wußte. Im Nu war mein Vorſatz vergeſſen, ich brach das Stillſchweigen, das ich über meinen Traum zu beobachten mir gelobt hatte, und Dr. Kleemann — ſo hieß der Metaphyſiker — verſicherte mit gewichtigem Kopfſchütteln, daß der Umſtand zum Nachdenken auffordere, weil, nach meiner Ausſage, der Geiſt der verſtorbenen Mutter mir vorher niemals erſchienen war. „„Sollte ſie etwa vor der bevorſtehenden Heirath ſie haben warnen wollen?““ fragte er, mir forſchenden Blickes in's Antlitz ſehend. — „Ja, dann hätte die Erſcheinung es nicht bei einem müßigen, ſprachloſen Beſuche bewenden laſſen, da ich jetzt ſo viel weiß, als einen Tag vorher, was der Geiſt beabſichtigte,“ gab ich lächelnd zur Antwort. „„Die Schuld liegt nur an Ihnen,““ verſetzte Kleemann ernſthaft; „„wären Sie für geiſterhafte Eindrücke empfänglicher, Sie würden den Geiſt auch reden gehört haben. Das Ahnungsvermögen, oder richtiger die Dispoſition zur Entwickelung dieſes Vermögens, ſcheint Ihnen abzugehen. Ich will mich hierüber deutlicher zu erklären verſuchen. Im Schlafe, wo alle Sinne ruhen, wird dieſe Entwickelung am leichteſten bewirkt; dem Schlummernden ſtellt ſich das Bild des Geiſtes ſo oft vor, bis es haftet und ſich der Geiſt dadurch dem Träumenden anſchaulich machen, auch auf ſeine innern Sinne wirken und mit ihm reden kann. Der Träumende kommt, gleichwie ein Somnambul, mit dem Geiſte in Rapport; dieſer überträgt ihm dann ſeine Gedanken in's Gehörorgan, ſowie man im Traume ſprechen hört und es auch ein Anderer nicht vernehmen kann, obwohl er gegenwärtig iſt. Der Geiſt lieſ't in der Seele des Träumenden; was alſo dieſer hört, hört auch der Geiſt in der Vorſtellungskraft des Erſtern, ſowie eine magnetiſirte Perſon, wenn ſie in hohem Grade hellſehend iſt, auch die Gedanken und Vorſtellungen Deſſen deutlich erkennt, mit dem ſie in Rapport geſetzt wird. Wenn aber dieſer auch in der Seele der magnetiſirten Perſon leſen will, ſo muß er in eben den Zuſtand verſetzt, d. h., ſein Ahnungsvermögen muß entwickelt werden. Bei Ihnen war dies nur theilweiſe der Fall; denn der Geiſt Ihrer Mutter konnte ſich Ihnen zwar bemerkbar machen, aber nicht auch ſeine Gedanken auf Sie übertragen.""

Ich äußerte hierauf ein neues Bedenken, die Erſcheinung für mehr als ein Spiel der Phantaſie zu halten, weil ſonſt der Geiſt mir nicht im gewöhnlichen Anzuge, welchen meine Mutter in der letzten Zeit ihres Lebens zu tragen pflegte, ſondern im Leichentuche erſchienen wäre.

„„Wunderliche Einrede!"" ſpottete Kleemann, „„wenn die Geiſter die Gewalt haben, den Eindruck ihres Erſcheinens auf unſere Seele hervorzubringen, ſo iſt es gleichviel, auf welche Art dies geſchieht, wenn es nur in einer Geſtalt geſchieht, in welcher wir ſie wiedererkennen. Ich würde es in der That lächerlicher finden, wenn Sie mir erzählten, daß Ihrer Mutter Geiſt mit ſeiner bekannten Geſtalt und ſeinen bekannten Zügen in einem Ihnen unbekannten Gewande erſchienen ſey. Alles, was ich, durch die Erzählung dieſes Traumgeſichtes veranlaßt, Ihnen rathen möchte, wäre, Ihre Vermählung noch auf einige Zeit aufzuſchieben. Vielleicht ereignet ſich indeß etwas, was Sie bewegen könnte, dieſe Verbindung ganz aufzugeben.""

Ich trennte mich von dieſem Rathgeber nicht ohne den Verdacht gegen ihn, daß ſein perſönliches Intereſſe ihn zu dieſer Warnung verleitet haben möge. Da er zu den Verehrern meiner Dame gehörte, in ihren Abendzirkeln ſo oft zu erſcheinen pflegte, konnte er leicht eine Neigung zu ihr in ſeinem Buſen nähren, und wenn auch ohne Ausſicht, ihre Hand zu erhalten, ihren Beſitz auch jedem Andern mißgönnen. Ich zweifelte nicht mehr, daß er über mein Bedenken wegen des Traumes ſich gegen Andere luſtig machen und ihnen erzählen werde, mit welcher Liſt er mich von meinem Vorſatz abgebracht habe. Seinen Triumph zu vereiteln, beſchloß ich, den Hochzeitstag ja nicht länger zu verſchieben. So erfinderiſch iſt der Menſch, die Motive zu beſchönigen, welche zum Ziele ſeiner Wünſche leiten, und Alles zu verdächtigen, was ſeine Lieblingsplane zu durchkreuzen droht.

Was aber meine kaum verſcheuchten Bedenklichkeiten mit verdoppelter Kraft aus dem Hintergrunde der Seele wieder emportauchen ließ, war der ſeltſame Zufall, daß ich, am Hochzeitsmorgen, vergeblich auf den Fiaker wartete, der mich und meine Braut zur Kirche fahren ſollte. Noch am Abend des vorhergehenden Tages war ihm die Stunde genau angeſagt worden, in welcher er vor meiner Wohnung halten müſſe; und erſt nachdem zwei Boten ausgeſandt worden waren, hatte man ihn aufgefunden, aber an ſeinem gewöhnlichen Standorte. Er entſchuldigte ſich, daß er den Auftrag rein vergeſſen gehabt. Wohl war dies Alles eine Laune des neckiſchen Zufalls, aber es beunruhigte mich doch des Tages über. Giebt es denn wirklich einen Zufall? oder liegt die Schuld nur an dem beſchränkten Blicke des Sterblichen, der, in der Zeit lebend, die weiten Räume der Vergangenheit und Zukunft nicht zu überblicken vermag, durch welche ſich, gleichſam wie eine Kette, die lange Reihe von Urſachen hindurchzieht, deren Verbindung untereinander wir das Schickſal nennen. Nur wer in die Zukunft zu ſchauen vermöchte, würde die fortlaufenden Urſachen alle auf einmal voraus erblicken und am eheſten uns begreiflich machen können, daß es keinen Zufall giebt. Hätte aber wohl das Unglück weiſſagende oder doch abmahnende Vorzeichen mich beſtimmen dürfen, den Geiſtlichen, der am Altare bereits des Brautpaares harrte, wieder unverrichteter Sache nach Hauſe zu ſchicken? mit dem Ausbleiben eines Fiakers die Rücknahme eines Eheverſprechens gegen meine Braut zu beſchönigen, und ſie den in giftigen Vermuthungen ſich erſchöpfenden Läſterzungen des Publicums preiszugeben?

Nenne man es nun Zufall oder Vorzeichen, die Folge rechtfertigte die üble Vorbedeutung, die ich in dem Ausbleiben des Hochzeitswagens finden wollte, vollkommen, wie Sie aus dem Verfolge meiner Lebensgeſchichte, die ich bei unſerer nächſten Zuſammenkunft Ihnen zu erzählen hoffe, in mehr als einer Hinſicht anzuerkennen ſich veranlaßt fühlen werden."

Dieſer Schluß war das Zeichen, daß unſere heutige Abendunterhaltung beendet ſey. Der Erzähler entließ mich, nicht ohne den Wunſch zu erkennen zu geben, mich am folgenden Tage wieder, als ſeinen Gaſt, bewillkommnen zu dürfen; denn zu ſeinen Sonderlingsmanieren gehörte auch, daß er nie die Beſuche ſeiner Bekannten erwidern mochte und ſich überhaupt, außer dem Augarten, an keinem andern öffentlichen Orte zu zeigen pflegte.

IX.

Das Concert. — Die gekränkte Unſchuld. — Das Correctionshaus.

„Pauline, dies war der Name meiner künftigen Ehegenoſſin,“ eröffnete Willfried die Geſchichte ſeines neuen Eheſtandes, „kam mir als Neuvermählte noch lebhafter, aufgeräumter, blendender und artiger als jemals vor. Es gab jedoch jetzt ſchon Momente, in welchen ich mich des beunruhigenden Gedankens nicht erwehren konnte, daß die jetzt noch ſorgfältigere Toilette meiner Frau nicht als eine mir gewidmete Aufmerkſamkeit zu deuten ſey. Ich kaufte Kundſchafter, die beiden Partheien dienten, ohne daß ich es ſobald bemerkte. Ich verdarb meine Zeit damit, daß ich Paulinen vergötterte, bewachte und unterdeß alle ihre zahlreichen Launen befriedigte, ihr nie etwas abzuſchlagen wagte. Was iſt doch unerforſchlicher, als das Herz eines Weibes? Wie viel Eigendünkel muß Derjenige beſitzen, welcher ſich zu rühmen wagt, er kenne dieſes Geſchlecht! Doch laßt uns uns glücklich preiſen, ob ſolcher Unkenntniß, es trägt wenigſtens dazu bei, das Unabänderliche ruhiger zu ertragen. Ich war wirklich ſehr froh, daß ich keine Ueberzeugung erlangen konnte, meine Glückſeligkeit wäre nur um einige Wochen früher untergraben worden.

Man ſchmeichelte Paulinen, aber man meinte es nicht aufrichtig; denn mit ihren liebäugelnden Blicken, mit ihren grillenhaften Einfällen, mit ihren witzſprühenden Bemerkungen, mit ihrer äußerſt hoch getriebenen Kunſt in der Coquetterie ängſtigte ſie die andern Damen in den Geſellſchaften, die ſie gab, oder wo ſie empfangen wurde. Die Gekränkten thaten dagegen auch ihrerſeits das Mögliche, ihr ſolche Bitterkeiten zuzufügen, die, wie zugeſpitzte Pfeile, deſto tiefer eindringen, je weniger die Wunde ſichtbar iſt.

Eines Tages wurde in der jetzt angedeuteten Abſicht, in der Gegenwart meiner Frau, einer jungen Dame, Mademoiſelle Dommeier, deren Vater ein geachteter Staatsbeamter war, ſowohl wegen ihrer perſönlichen Reize, als auch ihrer Beſcheidenheit wegen, eine einſtimmige Lobrede gehalten. Man erſchöpfte ſich gleichſam in der Aufzählung ihrer Vorzüge, von welchen man nur ſolche beſonders hervorhob, an denen Pauline weſentlich Mangel litt. Sie mochte wohl fühlen, daß man nur eine indirecte Satyre auf ſie ſelbſt bei der ſorgſamen Ausmalung dieſes Characterbildes beabſichtigte. Von dieſem Augenblicke an wurde die ſo unmäßig Gelobte der Gegenſtand ihres Haſſes, bevor ſie dieſelbe noch zu Geſichte bekommen hatte. Sie faßte den Vorſatz, dieſe Nebenbuhlerin zu erniedrigen, und nahm, um ihren Plan zur Ausführung zu bringen, die Miene an, als bezeige ſie großes Verlangen, ſich durch eine perſönliche Bekanntſchaft von der Aufrichtigkeit eines ſo ungewöhnlichen Lobes zu überzeugen. Man nannte ihr deshalb die muſikaliſchen Abendſoiréen des Barons Heberle, worin jenes Fräulein an einem beſtimmten Tage allwöchentlich ſich einzufinden pflege.

Pauline hatte ſich nun die Ueberzeugung verſchafft, daß, was der Ruf Günſtiges von Demoiſelle Dommeier gemeldet, die Gränzen der Wahrheit nicht überſchritten habe. Sie ſelbſt zog anfänglich durch den Schimmer ihrer Juwelen und Diamanten, ſo wie durch ihren geſchmackvollen Anputz, Aller Augen auf ſich; aber ſie mußte auch die Demüthigung erfahren, daß ihr eben dieſe Augen gar bald wieder ungetreu wurden und ſich die ganze übrige Zeit, ſo lange das Concert währte, auf ihre beſcheidene Nebenbuhlerin hefteten. In der That beſaß das Fräulein natürliche Annehmlichkeiten, die ihr allein zugehörten. Man verlor ſich immer wieder zu ihrem lächelnden Munde; ſie entzückte, ohne es ſelber zu wiſſen. Ohne Kunſtgriffe, ohne Stolz verbreitete die Unſchuld ihres Herzens über alle ihre Bewegungen denjenigen Zauberreiz, welcher alle Gemüther anzieht. Ihr Witz war ungeſucht und harmlos, während Paulinen's saillies einen ſtechenden Nachgeſchmack hatten und auf Bitterkeit des Herzens ſchließen ließen; Brandraketen, welche blitzten, praſſelten, aber nicht wärmten und ſchnell wieder in die Finſterniß untertauchten. Ein junger Ungar von altem Adel, Baron Drey, hatte vor allen ihren geheimen Anbetern allein das Glück gehabt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, und das zärtliche Verhältniß der beiden Liebenden war bisher ein ungetrübtes.

Das Concert nahm ſeinen Anfang; verſchiedene Tonkünſtler ließen ihre Geſchicklichkeit hören; Pauline hatte die Gnade, eine Beifallsmiene zu ſpenden. Nun kam die Reihe, ſich hören zu laſſen, an ihre Nebenbuhlerin; ein leiſes Gemurmel erhob ſich unter der Verſammlung, und die Erwartung des Kunſtgenuſſes gebietet Stillſchweigen; Dlle. Dommeier wählte eine Arie von Donizetti, vielleicht, weil dieſer Componiſt damals in die Mode gekommen war; aber der Wohllaut ihrer Stimme, die Volubilität ihrer Kehle, ſowie die blumigen Verzierungen dieſes eleganten Muſikſtyls ließen dem Auditorium die Gedankenleere der Compoſition weniger bemerken, und als die Sängerin geendet hatte, brach die lange genug zurückgehaltene Entzückung in einen tauſendmal wiederholten Beifallsſturm aus. Pauline erglühte vor Zorn, als ſie eine Zeugin des Triumphes der von ihr Beneideten ſeyn mußte. Schon der bloße Wettſtreit über ihre körperlichen Vorzüge würde ſie zur Rachgier angefeuert haben; jetzt war nun noch ein anderes Motiv dazu gekommen, denn Niemand unter den Anweſenden hatte ſie aufgefordert, auch ihr Geſangstalent hier geltend zu machen, das aus ihrer erſt vor Kurzem abgelaufenen Theaterperiode her allgemein bekannt ſeyn mußte. Sie glaubte, die glückliche Nebenbuhlerin nicht empfindlicher kränken zu können, als indem ſie ihr den Geliebten zu entfremden ſuchte und dadurch die Ruhe ihres Gemüthes am ſicherſten untergraben würde. Sie bezeigte daher gegen den Baron Drey den Wunſch, ein zuletzt vorgetragenes Duett zu beſitzen, das von ihm ſelbſt gedichtet und in Muſik geſetzt worden war. Der Baron erbot ſich, es ihr ſelbſt zu bringen. Das war es, was Pauline wollte; denn ſie hatte ſich vorgenommen, die Aufmerkſamkeit des Barons von ſeiner Geliebten abzuziehen. Mich beunruhigte die Sache weniger, als es bei einem andern Ehemanne der Fall geweſen ſeyn würde, weil ich die Motive, welche meine Frau leiteten, wohl kannte und wußte, daß eine Herzensneigung hier gar nicht im Spiele war. Denn hätte der Baron durch Häßlichkeit und Albernheit Jedermann abgeſtoßen, ſie würde ihn dennoch zu feſſeln geſucht haben, um nur Mademoiselle Dommeier zu quälen, weil dieſe die Verwegenheit hatte, den Herren weit mehr zu gefallen.

Der ſchimmernde Witz, welcher Paulinen's Mangel an andern geiſtigen Vorzügen verdeckte und bewirkte, daß die Herren ſich gern in ihrer Geſellſchaft befanden, hatte auch auf den jungen Ungar dieſelbe Anziehungskraft ausgeübt; was zur Folge hatte, daß er die Erwählte ſeines Herzens zu vernachläſſigen anfing und unbewußt den Plan meiner Gattin zur Ausführung kommen ließ; denn faſt alle Abende brachte der Baron jetzt in meinem Hauſe zu. Indeß konnte die größere Auszeichnung, mit welcher Pauline dieſen jungen Mann vor den andern Beſuchern unſerer Abendzirkel behandelte, des Geredes wegen, das dadurch entſtehen mußte, mir nicht auf die Länge gleichgültig bleiben; denn obwohl ich einen Treubruch von Paulinen eben nicht befürchtete, weil ich die Abſicht kannte, welche dieſes Benehmen gegen den Ungar hervorgerufen hatte, ſo mußte ich doch auf die öffentliche Meinung Rückſicht nehmen, die ſo gern nach dem Schein urtheilt. Der nahe Frühling gab mir auch bald eine paſſende Gelegenheit an die Hand, dieſem frivolen Treiben ein Ende zu machen. Ich beredete meine Frau, mir auf mein Landgut nach Steiermark zu folgen, wo ich hoffte, daß ſie, fern von der großen Welt, durch die Zerſtreuungen und Eitelkeiten des Reſidenzlebens nicht mehr gehindert ſeyn würde, den edleren Vergnügungen, die der Aufenthalt auf dem Lande darbietet, Geſchmack abzugewinnen.

Paulinen dünkte mein Plan eben nicht ſo anlockend, denn der Strudel der großen Welt war ihr eigentliches Element; aber mit Bäumen und Bauern läßt ſich nicht über die Geſetze der Mode debattiren; die neuen Erſcheinungen auf der Bühnenwelt zu verſäumen und ſo hinter dem Zeitgeiſte zurückbleiben zu müſſen, konnte einer Dame aus der Reſidenz für dergleichen Entbehrungen der gewohnteſten Lebensgenüſſe die einfache Natur Erſatz bieten? Ich war unerſchöpflich an Beweisgründen, um die Vorzüge des Landlebens geltend zu machen; ich erinnerte, wie die läſtigen Feſſeln der großſtädtiſchen Etikette uns auf dem Lande nicht mehr beengen würden, wo man denken dürfe, was und wie man wolle, weil die Ungezwungenheit unſere Rede eingiebt; wie man dort keine Anſprüche auf das Lob des Witzes, welcher die fürchterlichſte Geißel unſerer modernen Converſation und der unbarmherzigſte Störer der natürlichen Heiterkeit iſt, zu befriedigen habe; Niemand ſey da mit dem beſchwerlichen Amte beläſtigt, die Honneurs zu machen, Jeglicher könne die Wahl ſeiner Vergnügungen ſelbſt beſtimmen u. ſ. w. Wenn Pauline meinen Wünſchen nachzukommen verſprach, ſo mochte jedoch weniger die dem Gatten zugewendete Liebe an dieſem Entſchluſſe Antheil haben, als die Hoffnung auf gewiſſe anmuthige Zerſtreuungen, welche ſie ſich von der Neuheit der Situation daſelbſt verſprach.

Noch waren nicht drei Wochen ſeit unſerem Aufenthalte auf dem Lande verſtrichen, als ich eines Tages, meine Morgenpromenade unternehmend, vor den ſchon heißen Strahlen der erſtarkenden Frühlingsſonne Schutz ſuchend, den Schatten eines am Wege liegenden Gehölzes aufſuchte. Ich hörte ſprechen, und die Neugier veranlaßte mich, einige Zweige, welche mir die Ausſicht verweigerten, leiſe auf die Seite zu biegen. Ich erkannte ſogleich den Gärtnerburſchen, der auf dem Edelhofe zuweilen Arbeit zu verrichten pflegte, neben einer rothwangigen Bauerdirne, welche, wie aus dem Inhalte ihres Geſpräches ſich ergab, ſeine Herzenserkorene war. Bei meiner Ankunft wurde die Unterredung plötzlich abgebrochen, aber nicht, weil man meine Nähe bemerkt haben mochte, denn Hanns trällerte ein Liedchen im ſteiriſchen Volksdialecte, wovon jede Strophe durch einen Kuß abgetheilt wurde, welchen er ſeiner Auserwählten, ohne daß dieſe ſich dagegen ſträubte, auf die friſchen Lippen drückte. Das glückliche Lachen der Zufriedenheit beſeelte Beider Geſicht. Sodann ſetzte er ermuthigt ſeinen Geſang fort, worauf wieder ein Stillſchweigen erfolgte, welches beredter war, als der Ausbruch einer noch ſo lauten Fröhlichkeit. Hernach erzählte er ſeiner Geliebten, wie ihn vorgeſtern die gnädige Frau auf ihr Zimmer gerufen, irgend einen kleinen Dienſt von ihm verlangte, und als er, zu ihrer Zufriedenheit, die Sache beendet hatte, ſie ſeine Geſchicklichkeit gelobt und ihm die Frage vorgelegt, ob er wohl Luſt habe, in ihre Dienſte zu treten, wodurch er Gelegenheit erhielte, den Herbſt und Winter über in dem ſchönen Wien zuzubringen, wie ſie ihm eine prächtige Livrée für den ſchlichten Bauerkittel auszutauſchen verſprochen, wie ſie ihm verſichert, daß er wenig Arbeit und gute Zeit haben werde, wie ſie ihn darauf bei dem Kinne genommen und ihn eben ſo freundlich angeblickt, wie ſeine liebe Tony zu thun pflege, woraus er zuerſt Verdacht geſchöpft und ihren Vorſchlag abgewieſen habe. Tony wurde ganz tiefſinnig bei dieſer ſie eben ſo, wie mich, unangenehm überraſchenden Mittheilung. Schon der Gedanke an die Möglichkeit, daß ihr Schatz ſie verlaſſen könnte, hatte plötzlich Thränen aus ihren Augen gelockt. „Glaub' Du mir, guter Hanns," ſchluchzte ſie, „es ſteht für einen Burſchen Deiner Art viel beſſer, hier, auf dem Lande, das Feld zu beſtellen, als in Wien ein gallonnirter Bedienter zu ſeyn. Iſt das doch ein häßlicher Titel: Bedienter; Ackersmann oder Winzer klingt doch viel beſſer, und einfache Leinwand kleidet beſſer, als die närriſche Tracht, welche ſo ein herrſchaftlicher Lakai zur Schau tragen muß.“ — „Ja,“ verſetzte er, „ein Lakai muß wohl etwas Verächtliches ſeyn, wie ich mir einmal erzählen ließ.“ Und Tony fiel ihm lebhaft in's Wort: „Ich bin einmal nur einen Tag in der großen Stadt geweſen, was habe ich da für närriſche Gebräuche ſehen müſſen! Drei große Kerle ſtanden, einer an den andern geſchloſſen, hinten auf einer Kutſche, und indem ſie ſo auf den Zehen ſtanden, hüpften ſie immer und lachten über die Leute, welche vorbeigingen. Sie dienten doch zu Nichts, als das Fuhrwerk ſchwer und den Pferden es ſauer zu machen, die ſie auf dem ſchlüpfrigen Pflaſter herumſchleppen mußten. Der Kutſcher ſchrie ſich ganz heiſer, und bei jeder Wendung des Rades fehlte wenig, daß er einen Menſchen überfuhr. „Sage mir,“ ſetzte die naive Tochter des Landes hinzu, „heißt das nicht den lieben Gott beleidigen, daß Einer ſein Brod auf ſo ſchlechte Art verdient, obſchon er geſunde Arme hat?“ — „Nein, ich will mein Lebtage kein Lakai werden,“ beruhigte Hanns, „und wenn auch das Brod noch theurer werden ſollte. Ich will nicht aus dem Dorfe kommen, wo ich Dich zum erſtenmal erblickte, wo ich Dich lieb gewonnen, wo ich Dich zeitlebens lieb haben will, wo uns der Herr Pfarrer miteinander trauen ſoll;“ und hier wurde auch ſeine Stimme zunehmend wehmüthiger, „vergiß nur nicht, was Du mir verſprochen haſt,“ fuhr er fort, „was mich betrifft, ſo kannſt Du ruhig ſeyn, ich habe es der gnädigen Frau ſelber geſagt, daß ich mich von meiner gewohnten Beſchäftigung nicht trennen mag. Ich werde jederzeit vergnügt an mein mühſames Tagewerk gehen, wenn Du mir nur verſtatteſt, daß ich Dich ferner noch küſſen darf.“ Eine gewiſſe offene Ehrlichkeit, die in ihren zärtlichen Blicken ausgedrückt war, verrieth die Unſträflichkeit ihrer Herzen. Wie ſehr beneidete ich das glückliche Loos dieſes ſimpeln Bauerburſchen, deſſen erſte Liebe ſchon eine glückliche Wahl verrieth, während ich mit vielem Golde noch kein einziges Weiberherz mir dauerhaft gewinnen konnte, wenn ich meine erſte Frau ausnehme, an welche mich aber nicht das Band der Sympathie feſſelte, ſondern zu welcher mich nur der Glanz des Goldes hinlockte, den ihr Erbſchaftsverhältniß durch die Nacht meiner finanziellen Plane leuchten ließ; ein Irrwiſch war's, der mich in einen Sumpf geführt hatte.

Die heutige Entdeckung war eben nicht geeignet, meiner jetzigen Frau vor der verſtorbenen den Vorzug zu ertheilen; denn wenn die Letztere durch allzu große Tugendhaftigkeit mir das Leben farblos machte, ſo überſchlug meine jetzige Gattin in das andere Extrem, indem ſie, alle Standesrückſichten überſpringend, ihre Blicke ſogar auf die niedriggeſtellteſten Perſonen warf, mein Anſehn als Gutsherr in den Augen der Untergebenen compromittirte. Ich machte meiner Stimmung, nachdem ich von dem Morgenſpaziergange zurückgekehrt war, gegen die Unbeſtändige Luft. Sie aber verſetzte ſehr erbaulich: „Unter Standesperſonen, die ſich nicht aus ſinnlicher Liebe, ſondern aus andern Gründen geheirathet haben, iſt es eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, ſich gegenſeitig nicht zu ſtören oder Zwang anzuthun, ſie mögen nun Gutes oder Böſes im Sinne haben. Auf einem ſolchen Fuße lebt, z. B., der Rechnungsrath mit ſeiner Gemahlin, welche die Eheſtifterin zwiſchen uns geweſen, und von deren Vorzügen Ihr Mund täglich noch überfließt. Sie hat immer ihren erklärten Liebhaber, wie ſie ſelbſt vollkommen überzeugt ſind," fügte ſie mit ſatyriſchem Lächeln hinzu; „kömmt dieſer, ſo iſt der Herr Gemahl ſo galant, ihm Platz zu machten; er verreiſ't oder kommt ihm wenigſtens nicht zur ungelegenen

Zeit in den Weg. Dazu gehört nun freilich viel Gefälligkeit, denn die gnädige Frau iſt ſehr veränderlich und wechſelt faſt mit jedem Neumond ihre Anbeter. Aber dafür iſt ſie auch dankbar und thut wieder alles Mögliche, um ſein Vergnügen zu vermehren. Mit ihrer Bewilligung hält er ſich immer eine oder mehrere Schönen, und nicht ſelten führt ſie ſelbſt die armen Weſen, die ſein lüſternes Auge zur Kurzweil ſich erſehen hat, ihm entgegen. Sie lobt oder tadelt ſeinen Geſchmack ganz unpartheiiſch und findet es höchſt ſpaßhaft, daß ſie meiſt alle Vierteljahre genöthigt iſt, ein anderes Kammermädchen zu nehmen. Wie wäre es nun, mein Herr Gemahl, wenn wir in keiner andern Abſicht, als unſerm Gärtnerburſchen eine Wächterin ſeiner Treue an die Seite zu geben, ſeinen Schatz in's Schloß nähmen? Ich bin in der That ſehr begierig, ſeinen Geſchmack kennen zu lernen; und da der gute Junge ihren Reizen die meinigen hintanſetzt, ſo wird mein verehrter Herr Gemahl gegen meine hier in Vorſchlag gebrachte Vermehrung der Dienerſchaft gewiß nichts Erhebliches einzuwenden haben; wie?"

Ich geſtand hierauf, daß die Bauerdirne mir als eine allerdings gefährliche Nebenbuhlerin ihrer gnädigen Frau gleich bei'm erſten Anblicke vorgekommen wäre, und daß es den Teufel an die Wand malen hieße, wollte man ſie auf das Schloß nehmen.

„Pfui," ſchmähte meine Frau, „wer doch einen Engel mit dem Teufel vergleichen möchte."

Mein Herz, wovon die ſündhafte Begier ſchon wieder Beſitz genommen, freute ſich heimlich über dieſe laxen Grundſätze, welche meine Frau über eheliche Treue entwickelte, weil darin das Sprüchwort: „was dem Einen recht iſt, muß dem Andern billig ſeyn," die vollkommenſte Würdigung erhielt. Dieſer Vorſchlag war eigentlich aus dem Beweggrunde erzeugt, daß der Gärtnerburſche weniger abgeneigt ſeyn würde, uns in die Stadt zu folgen, ſobald auch ſeine Geliebte nicht zurückbleiben würde, und nicht weniger hoffte ſie von dem öfteren Beiſammenſeyn der beiden Liebenden eine früher ſich erzeugende Gleichgültigkeit unter ihnen, die ihr die Qualen der Eiferſucht erſparen würde; überdieß rechnete ſie darauf, daß ich dafür ſorgen würde, des Mädchens Beſtändigkeit gegen ihren Liebhaber demſelben nur zu bald in einem zweifelhaften Lichte erſcheinen zu laſſen, wodurch dieſer Schäferroman etwas früher ſeinem Ende entgegengebracht werden könnte.

Ich glaubte hier die Schwierigkeit nicht unerwähnt laſſen zu dürfen, daß ſich uns keine Gelegenheit biete, jenem Bauermädchen auf eine unverdächtige Art begreiflich zu machen, warum eben auf ſie unſere Wahl einer Kammerjungfer gefallen ſey, ein Amt, wozu man doch ſonſt nur Perſonen wählt, die eine ſtädtiſche Erziehung genoſſen haben.

Auch dieſes Bedenken wußte die muſterhafte Gattin ſchnell aus dem Wege zu räumen. „Wir beſuchen noch dieſen Nachmittag,“ ſagte ſie, „die Eltern des Mädchens; ihr Vater iſt der Küſter im Dorfe, und als Vorwand unſeres Beſuches ſoll uns ſein Nelkenflor dienen, auf deſſen Pflege er ſich ſoviel einbildet; und die Blumenliebhaberei des Alten hat auch die Bekanntſchaft zwiſchen unſerem Gärtnerburſchen und ſeiner Tochter herbeigeführt, die der Vater nicht ungern ſich entwickeln ſieht, weil er nur einen ſolchen Eidam ſich wünſcht, der das von ihm geſchaffene Blumenreich unter ſeinen Händen zu erweiterter Vollkommenheit führen könnte. Sie ſehen alſo, mein Herr Gemahl, wie gründlich ich von der Perſon und den Familienverhältniſſen meiner Nebenbuhlerin unterrichtet bin, und wie wenig die Vorſtellung von einem getheilten Herzen meine Genüſſe zu ſchmälern vermag."

Noch an demſelben Nachmittage verfügte ich mich mit meiner Gemahlin in die Küſterwohnung, wo ich die über einen ſo vornehmen Beſuch überraſchten Alten von der Urſache deſſelben in Kenntniß ſetzte, wie nämlich die koſtbare Blumenſammlung, die hier zu ſehen ſeyn ſollte und von welcher der Ruf ſo Vieles erzählt, auch meine Begierde, ſie in Augenſchein zu nehmen, rege gemacht habe. Ich hütete mich dabei ſehr, durch meine Blicke zu verrathen, um welche Blume es mir eigentlich zu thun ſey. Tony trat in dieſem Augenblicke zur Thür herein, und ihr ob unſerer unerwarteten Erſcheinung ganz verdutztes Geſichtchen machte ſie mir noch lieblicher. Meine Frau ſah mich lange mit ihren forſchenden Augen an und warf mir einige franzöſiſche Worte zu, welche Tony auf ſich zu beziehen ſchien; denn daß ſie ſich als den Inhalt derſelben vermuthete, ſagten uns ihre Blicke. Hierauf folgten wir ihrem Vater, der vor gutmüthiger Ungeduld brannte, ſeiner gnädigen Herrſchaft die koſtbaren Schätze des Gartens zu zeigen. Tony folgte uns mit ihrer Mutter.

Ich gab mir die Miene eines Kenners; um ſo mehr ſchmeichelte der laute, entſchiedene Beifall, mit dem ich Alles überhäufte, was ich ſah, und die bewunderungsvollen, frohen Ausrufungen der gnädigen Frau vollendeten den Triumph des Blumenvaters, den die Lobſprüche, die man ihm ertheilte, in die heiterſte Stimmung verſetzten. In einer Hollunderlaube hatten wir uns niedergelaſſen. Meine Frau ſpielte mit ihrem Arbeitsbeutel und lächelte Tony freundlich entgegen, die ihr, im Auftrage des Vaters, einen Nelkenſtrauß überreichte.

„Komm näher, liebes Mädchen," redete die Beſchenkte das ſchüchterne Kind an, „komm näher und erkläre mir Deinen Willen. Ich habe den böſen Vorſatz, Dich zu entführen, weil ich glaube, daß Anlagen in Dir liegen, die eine Entwickelung verdienen und die Dich weiter bringen können, als Dein verborgenes Leben hier unter den Deinigen. Ich will Dich mit mir nehmen und wenn Du Dich gut aufführſt, werde ich treulich für Dich ſorgen. Dein Vater iſt mit meinem Plane zufrieden; nur Deine Mutter hat noch Bedenklichkeiten, die Du aber leicht widerlegen kannſt, wenn Du nur Luſt haſt, zu mir zu ziehen."

Tony war verlegen; endlich antwortete ſie: „Die Entſcheidung kommt nicht mir, ſondern meinen Eltern zu. Ihre beſſere Einſicht wird für mich wählen, was zu meinem Frieden dient."

„Auf dieſe Art kommen wir niemals auseinander," verſetzte meine Frau; „denn Deine Eltern ſind unter ſich nicht einig darüber."

„Es iſt das erſte Mal, daß ich mit meinem Manne verſchiedener Meinung bin," ſagte Tony's Mutter; „wir haben nur dies einzige Kind noch um uns; es iſt unſere Stütze, unſere Freude. Wenn ich Tony auch in der Wirthſchaft entbehren könnte, wo ſie mir manche Sorge abnimmt, manche wenigſtens mit mir theilt, ſo würde ſie doch immer nicht zu Ihnen paſſen; denn ſie iſt in allen den Geſchicklichkeiten ununterrichtet, welche die Kammerjungfer einer vornehmen Dame wiſſen muß."

„O das thut nichts," unterbrach meine Frau ſie lächelnd, „die Phyſiognomie müßte ſehr trügen, wenn die Kleine nicht Lernbegierde und Fähigkeiten hätte. Die Mühe, ſie in dieſen Kenntniſſen zu unterrichten, nehme ich gern auf mich, und ich hoffe, ſie ſoll nicht vergebens angewendet ſeyn."

„Ich werde Tony eben ſo ſehr vermiſſen, wie Du," ſagte der Greis zu ſeiner Frau; „indeß glaube ich, es iſt unſere Pflicht, unſer Kind nicht von der guten Verſorgung abzuhalten, die ſich ihm darbietet, und die vielleicht die Grundlage ſeines künftigen Glückes werden kann. Ich bin überzeugt, wir können Tony, ohne Bedenklichkeit, der gnädigen Frau anvertrauen. Sie wird Nachſicht mit ihr haben, wenn ſie fehlt, und im Anfange nicht zu ſtreng in ihren Forderungen ſeyn. Für Fähigkeit und guten Willen ſtehe ich."

Die Mutter ſeufzte und betrachtete Tony mit unruhigen, ungewiſſen Blicken. „Nun denn," ſagte ſie, zu ihrem Manne ſich wendend, „wenn Du wirklich glaubſt, daß es für Tony ein Glück iſt, ſo will ich mich nicht länger weigern. Gott weiß, daß nur die Beſorgniß für ihr wahres Wohl mich ſo bedenklich machte; denn ich bin der Meinung, daß ein junges, unerfahrenes Mädchen nirgends mehr am Platze und ſicherer iſt, als in dem Hauſe und unter den Augen ſeiner liebenden Eltern. Aufgeben kann ich dieſe Meinung ſo leicht nicht; aber ich will thun, was ich kann, ich will ſie der Deinigen unterordnen. So ziehe denn in Gottes Namen zur gnädigen Herrſchaft, mein Kind!" fuhr ſie mit Rührung fort; „es wird Dir auch bei fremden Leuten wohl gehen, denn Du warſt immer ein gutes, dankbares Kind!" Bei dieſen Worten umarmte ſie mit Herzlichkeit ihre Tochter, und ihre Thränen miſchten ſich mit denen ihres Kindes.

Meine Frau überhäufte Tony mit Liebkoſungen und wollte ſie gleich mit ſich nehmen; aber ihre Eltern ſowohl, als Tony ſelbſt, beſtanden auf eine Friſt von vierzehn Tagen. Dieſer kurze Aufſchub, der nur ungern bewilligt wurde, ſollte das Bittere der Trennung mildern, indem er die Familie nach und nach an die Nothwendigkeit des Scheidens gewöhnte; aber ſolche Wirkung iſt ſehr zu bezweifeln, indem eine ſchnelle Trennung minder peinvoll iſt, als die langen Vorbereitungen zu derſelben.

Die erſten Wochen, nachdem Tony ihren Dienſt bei meiner Frau angetreten hatte, ließen ihr nichts zu wünſchen übrig. Ich behandelte ſie mit Güte und Herablaſſung; meine Frau betrug ſich ebenfalls weniger wie die Gebieterin, als wie eine gütige Freundin. So verfloſſen wieder einige Wochen, wo ich endlich hoffte, daß Tony mit ihrem neuen Verhältniſſe bekannt genug geworden ſey, um jedes Mißtrauen gegen die Geſinnung ihrer Dienſtherrſchaft zu beſeitigen. Da klopfte ich eines Tages leiſe an ihrer Thür. „So allein, mein Kind?“ fragte ich, als ſie mir geöffnet hatte, „wenn ich nicht irre, ſo haſt Du geweint? Was iſt Dir, Tony? Ich will nicht hoffen, daß Dir Jemand im Hauſe Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben? Rede freimüthig,“ fuhr ich fort, „Du ſprichſt mit einem Freunde, der warmen Antheil an Dir nimmt, und dem Du ganz offen den Gram und die Sorgen Deines Herzens entdecken kannſt. Hat Dich Jemand beleidigt? Iſt Dir ſonſt etwas Unangenehmes widerfahren? O reiß mich aus der Unruhe, in der ich Deinetwegen bin, und ſey verſichert, daß ich Dein Zutrauen verdiene.“ Ich blickte dabei die Verlegene unverwandt an, die es nicht wagte, ihr ſchüchternes Schweigen zu brechen; meine ernſte Miene verlor ſich endlich in ein gütiges Lächeln. „So willſt Du mir denn nichts geſtehen?“ fragte ich, indem ich ihre Wange ſtreichelte, über welche noch immer Thränen herabfloſſen; „ich muß mich alſo auf's Rathen legen. Glaube mir, Tony, ich kenne das menſchliche Herz und ſeine Regungen; und wenn dies auch nicht wäre, dieſe lieben Augen, die der Spiegel Deiner Seele ſind, verrathen Dein Geheimniß nur allzu deutlich, ſelbſt wenn Deine

Lippen ſchweigen. Du liebſt, iſt es nicht wahr, Tony? Du liebſt den Gärtnerburſchen Hanns?"

Tony antwortete nicht, aber ſie weinte deſto heftiger. Ich führte ſie freundlich zu einem Stuhl und ließ ſie ſich ſetzen, da ſie von Betrübniß ganz erſchöpft war. „Gutes Mädchen," fuhr ich fort, „die Empfindungen Deines Herzens waren mir längſt klar, und jetzt muthmaße ich auch die Urſache Deiner Thränen. Du kommſt von Hannſen's Mutter; — mütterlich, glaubteſt Du, würde ſie Dich empfangen, und die thörichte Frau, die keine Schwiegertochter mit leeren Händen mag, ließ Dich ihre ganze Albernheit fühlen. Iſt es nicht ſo, meine Liebe?"

Tony bejahete es mit einem Kopfnicken, denn ſie war unvermögend, zu ſprechen.

„Beruhige Dich," ſprach ich ihr tröſtend zu, „noch ſind Deine Ausſichten ſo trübe nicht, wie Du vielleicht denkſt, und meine Verwendung bringt Dich am ſchnellſten und ſicherſten zum Ziele Deiner Wünſche, wenn Du ſie annehmen willſt."

Die Allgewalt der Freude ergriff das Mädchen. Mit der Hoffnung fand ſie die Sprache wieder. „Ob ich will!" rief ſie aus, „o gnädiger Herr, wie kann ich jemals Ihre Güte vergelten? Ich läugne es nicht, mein ganzes Herz hängt an Hanns, und die Unfreundlichkeit ſeiner Mutter hat es zerriſſen, weil ſie die Wahrſcheinlichkeit vernichtete, mit ihrer Einwilligung dereinſt die Seinige zu werden. Wenn Sie ſich unſerer annehmen — ach Gott! lohnen können wir es Ihnen nicht, aber als unſern Schutzgeiſt werden wir Sie ewig verehren, und lebenslang will ich für Ihre Wohlfahrt mit dem dankbarſten Herzen zum Himmel beten!" Sie fiel vor mir nieder und umfaßte meine Kniee.

„Hier haſt Du meine Hand," verſetzte ich lächelnd, „ehe ein halbes Jahr vergeht, biſt Du Hannſen's

Weibchen; freilich nur unter Einer Bedingung — aber dieſe iſt zu billig, und Du biſt viel zu klug, als daß Du ſie nicht gern erfüllen ſollteſt.“

Beſtürzt ſah ſie mich an. In meinen Blicken brannte plötzlich ein ſo düſteres Feuer, daß der Argwohn in ihr argloſes Herz einzog. „Und was iſt das für eine Bedingung?“ fragte ſie bebend. „Ich denke,“ antwortete ich, „daß ſie Dir nicht ſchwer fallen wird; ſie beſteht darin, daß Du mich liebſt.“

Dieſe Worte, der Ausdruck, mit dem ich ſie ſprach, die Miene, mit der ich ſie begleitete, jagten einen Fieberfroſt durch ihre Glieder. Ihr ahnte nichts Gutes; doch ſah ſie wohl ein, daß ihre Lage eher ſchlimmer, als beſſer, werden könne, wenn ſie die Angſt verriethe, die ihr Inneres beklemmte. Darum ſuchte ſie dieſelbe zu verbergen und that, als hätte ſie mich nicht verſtanden, wiewohl mein brennendes Auge ſelbſt ihrer Unerfahrenheit keinen Zweifel mehr übrig ließ.

„Ja, ich werde Sie lieben,“ antwortete ſie zitternd, „als meinen Wohlthäter, als den Schöpfer meines Glücks. Mehr verlangen Sie gewiß nicht von einem armen Mädchen, deſſen Weſen Sie genau genug erforſcht haben, um zu wiſſen, daß Hanns ſein Eins und ſein Alles iſt.“

„Kleine Närrin!“ erwiderte ich, „ich will Hannſen keinesweges Deinen Beſitz ſtreitig machen. Warum ſiehſt Du mich ſo zaghaft an? Verliere nicht das Vertrauen zu mir. Ich verſpreche Dir feierlich, Du ſollſt Deinen Geliebten haben; aber da unſere beiderſeitige Glückſeligkeit recht wohl nebeneinander beſtehen kann, warum wollteſt Du mir da wohl Grillen in den Weg legen, die unter vernünftigen Leuten längſt aus der Mode gekommen ſind? die nur Dir ſelbſt ſchaden, indem ſie die Erfüllung Deines Lieblingswunſches ſoweit hinausſchieben, als möglich iſt? Ich ſchaffe Hannſen einen Dienſt, der euch Beide anſtändig ernährt, ich bewege die Mutter zur Einwilligung, Dir gebe ich eine artige Ausſteuer: kann ich mehr thun, Dir meine Neigung zu beweiſen? und wollteſt Du wirklich ſo grauſam ſeyn, ſie mit Nichts als Deinem Gebete zu belohnen?"

„Ich habe geglaubt," verſetzte ſie, „daß Wohlthaten, die aus einem edlen Herzen kommen, auf weiter nichts Anſprüche machen dürften, als auf Dank. Sonſt verlieren ſie ihren höchſten Werth, den Werth der Uneigennützigkeit."

„Du kennſt den Lauf der Welt noch nicht," erwiderte ich lächelnd, „Niemand thut was umſonſt; wie kannſt Du von mir verlangen, daß ich für meine Mühe leer ausgehen ſoll, da mir Deine Liebenswürdigkeit eine ſo reiche Vergeltung gewähren kann? Du beſinnſt Dich wohl noch eines Beſſeren; ich gebe Dir Bedenkzeit. Ich habe mir wohl eingebildet, daß ich Hinderniſſe bei Dir antreffen werde; indeſſen denke ich ſie zu bekämpfen. Schwierigkeiten erhöhen den Reiz der Liebe, und die Früchte, die langſam reifen, ſind am ſüßeſten. Du wirſt ſchon einen Entſchluß faſſen, der Deiner Vernunft Ehre macht, wenn Du überlegſt, welch' einen Ausgang Deine Liebſchaft nehmen könnte, wenn Du mich zum Feinde bekämeſt, und das wäre ja unvermeidlich, wenn Du meiner heißen, innigen Zärtlichkeit das Afterbild jener lächerlichen Tugend vorziehen wollteſt, die man Dir einprägte, wie man Kinder mit dem Knechte Ruprecht fürchten macht, und die jetzt der gebildetere Theil der Menſchen nur für das, was ſie iſt, für einen abergläubigen Wahn erklärt, den frömmelnde Matronen ergreifen, wenn die Jugendfreuden an ihnen vorübergeeilt ſind."

„Iſt Ihnen," ſuchte ſie mir zu widerlegen, „der Gedanke nicht Belohnung genug, zwei gute Menſchen glücklich gemacht zu haben, ſo kann ich Ihre Verwendung nicht annehmen. Lieber will ich unglücklich ſeyn, als die Grundſätze verläugnen, die mir unverbrüchliche Treue zum heiligſten Geſetze der Liebe machen.“

„Hanns hat Dich wohl mit dieſen Schwärmereien angeſteckt,“ unterbrach ich die Tugendheldin; „bedenke Alles recht genau; nur in Deiner eigenen Hand ſteht das Glück oder das Unglück Deines Lebens. In einigen Tagen ſprechen wir uns wieder. Eher will ich keine Maaßregeln treffen, und ich ſchmeichle mir, Dein Betragen wird mich niemals nöthigen, welche zu ergreifen, die Deinen Wünſchen entgegen ſind. Ich befehle Dir Verſchwiegenheit gegen Jedermann, ſelbſt gegen Hanns; überhaupt,“ ſetzte ich lachend hinzu, „ſoll und muß für ihn Alles ein Geheimniß bleiben, was zwiſchen uns vorfällt.“

Mit dieſen Worten ging ich fort und ließ ſie in einer größeren Hoffnungsloſigkeit zurück, als ich ſie angetroffen hatte. Als Tony meine Frau des Abends ausgekleidet hatte, hielt dieſe ſie — ich horchte im anſtoßenden Cabinet — mit folgender Unterredung noch einige Zeit vom Weggehen ab: „Nun, Du kleiner Tugendſpiegel,“ ſagte ſie, „Du biſt wohl recht ſtolz auf den Sieg, den Du erfochten zu haben Dir einbildeſt? Wenn ich Dir aber freundſchaftlich rathen ſoll, ſo ſpanne die Saiten nicht höher. Mein Mann iſt des Widerſtandes ungewohnt und kann ihn nicht vertragen. Du könnteſt Dich leicht durch Deine Sprödigkeit zeitlebens unglücklich machen. Gieb ihm nach, das iſt das beſte Mittel, ihn bald los zu werden. Ich ſtehe Dir dafür, in einigen Wochen iſt er Deiner ſo müde, daß er Dich keines Blickes mehr würdigt, und dann kannſt Du ja ganz ungeſtört für Deinen Hanns leben. Er giebt Dir eine anſtändige Ausſteuer, und auch ich will gern etwas dazu beitragen, nur mache, daß er beſſerer Laune wird; denn wer kann die verdrießlichen Geſichter aushalten, mit denen er ſeit einigen Stunden im Hauſe herumtobt, und welche die einzigen Worte ſind, die ich auf meine luſtigen Vorſchläge erhalte.“

„Wie, gnädige Frau,“ verſetzte ſie, „Sie können im Ernſte verlangen, daß ich meine Ehre aufopfern ſoll, um den Verdruß zu verſcheuchen, den der gnädige Herr darüber empfindet, daß ich beſſer denke, als er?“

„Gemach, gemach, meine ſchöne Tugendhafte!“ ſpottete die Herrin, „wer nicht hören will, muß fühlen. Ich denke, mein Mann hat noch ganz andere Mittel in den Händen, Dich zahm zu machen, als meine Vorſtellungen, die ich nicht weiter bei Dir verſchwenden will.“

Die nächſten beiden Tage vergingen, ohne daß ſich etwas zutrug, was von Neuem das Kammermädchen hätte ängſtigen können. Wenn ich Tony zufällig begegnete, ſo that ich kalt und gleichgültig. Am dritten Tage, gegen Mitternacht, als ſie es gewiß am wenigſten erwartet hatte, klopfte ich an die bereits verſchloſſene Thüre des Kammermädchens; in einen Mantel gehüllt, trat ich mit einer Blendlaterne vor die Erſtaunte hin und zog den Hauptſchlüſſel aus dem Schloſſe.

„Nun, Tony,“ redete ich die Beſtürzte an, „ich komme, Deinen Entſchluß zu vernehmen.“

„In dieſer Stunde?“ rief ſie entrüſtet.

„Sie iſt der Liebe am günſtigſten,“ verſetzte ich, „keine Ziererei mehr! Du mußt mein ſeyn, ich habe mir es zugeſchworen.“ Bei dieſen Worten näherte ich mich ihr und wollte ſie in meine Arme ſchließen.

„Verworfener!“ ſchrie ſie mir zu, indem ſie mit allen Kräften mich wegſchob, „glauben Sie, daß Ihre Drohungen, die Dunkelheit dieſer Stunde und das

Alleinſeyn mit Ihnen mich ſchrecken? Nein, Böſewicht! ich trotze Ihrer Gewalt.“

Ich umfaßte ſie abermals, aber ſie riß ſich los und ſtürzte zum Fenſter, um Hülfe zu rufen. Ich hielt ihr den Mund zu und ſchleppte ſie in die Mitte des Zimmers. „Mädchen,“ ſagte ich, „ſey keine Närrin, ich bitte Dich darum. Bei dem kleinſten Lärm, den Du machſt, biſt Du verloren. Giebſt Du mir aber nach, ſo ſchwöre ich Dir bei allen Heiligen, daß ich nicht eher ruhen will, bis ich Dein Glück vollendet und Dich mit Hanns verbunden habe. Beharrſt Du aber bei Deiner Thorheit, ſo betheuere ich Dir, daß ich nicht mehr die Stimme der Menſchlichkeit, ſondern nur die der Rache hören werde. Dein ganzes übriges Leben ſoll dann der Reue und den Thränen über das Schickſal geweiht ſeyn, das ich Dir bereiten will.“

Meine Worte ſchienen auf ſie keinen Eindruck zu machen. Nur die leichten Bebungen des Zornes, nicht der Angſt, durchſchauerten ihren Buſen. Ihre Tugend erhob ſie ſo weit über mich, daß ſie meine Drohungen nicht beachtete. „Frevler,“ antwortete ſie, „Sie denken, daß ich ſelbſt meine liebſten Wünſche um einen ſo niedrigen Preis erkaufen möchte? Nein, und wenn Hanns nie der Meinige würde! Ich liebe ihn über Alles, ich würde höchſt elend ohne ihn ſeyn; dennoch würde ich ſeinem Beſitze freiwillig entſagen, wenn nur das Laſter ihn mir verſchaffen könnte.“

Ich biß die Zähne zuſammen und lachte vor Wuth. „Nun denn, Thörichte,“ ſagte ich, „ich habe Dich gewarnt. So werde denn das Opfer Deiner Dummheit und Deines Starrſinns. Es wird noch manche Stunde kommen, wo Du bedauern wirſt, dieſen Augenblick verloren zu haben. Deine Verzweiflung ſoll mein Triumph ſeyn!“

Tony mochte, durch meine Drohungen ängſtlich gemacht, beſchloſſen haben, das Schloß heimlich zu verlaſſen und zu ihren Eltern zurückzukehren, oder, da ſie auch dort nicht aus dem Bereiche meiner Macht war, einen entfernteren Zufluchtsort zu ſuchen; dies ſchloß ich daraus, daß einer der Hausbedienten eines Nachts in mein Schlafzimmer trat, um mir ſein Bedenken mitzutheilen, daß er um dieſe ungewöhnliche Zeit Tony begegnet ſey, als ſie die Thüre der Garderobe meiner Frau leiſe und vorſichtig zu ſchließen im Begriffe geweſen. „Was konnte ſie um dieſe Stunde der Nacht dort gewollt haben?“ fragte er ſich kopfſchüttelnd — und glaubte, ſein Bedenken mir um ſo eher mittheilen zu müſſen, weil er, ihr begegnend, in ihrem Geſichte Angſt oder Verlegenheit zu leſen glaubte, er deßhalb ſie belauſcht und ſie bald darauf, mit einem Päckchen unter dem Arme, leiſe und vorſichtig durch die Gartenthüre habe ſchlüpfen ſehen. Ich ließ, da es bald dämmerte, mein Reitpferd ſatteln, um in eigener Perſon der Flüchtigen nachzuſetzen. Sie hatte denſelben Weg eingeſchlagen, den ich vermuthet hatte. Kein Geſträuch, keine Anhöhe gab es hier, das ſie den Blicken ihres Verfolgers hätte entziehen können. Endlich mußte ich ſie gewahren, und zwar in dem Augenblicke, wo ſie, an einem kleinen, trockenen Graben angelangt, der ſeitwärts die halb aufgeſchoſſenen Kornfelder theilte und über welchen Brombeerranken und Neſſeln ihren kurzen Schatten warfen, ihr Bündel hineinwarf. Eben wollte ſie ihm nachfolgen, als meine donnernde Stimme ſie ereilte.

Obgleich ich im erſten Augenblicke Tony in meinem Herzen von dem Verdachte des Diebſtahls frei ſprach, ſo war mir des Bedienten Vermuthung doch erwünſcht gekommen, da die Rache, die ich ihr gelobt hatte, bisher noch planlos war und hier nur am eheſten Gelegenheit fand. Der Schreck, der ſich auf Tony's Geſicht malte, als ſie ſich von mir eingeholt ſah, die Angſt, mit welcher ſie das Päckchen in den Graben geworfen hatte, gleichſam, als ob das böſe Gewiſſen ihr rieth, es zu verſtecken, — Alles dies und das ſtarre Schweigen, welches ſie meiner Anklage ihres Diebſtahls entgegenſetzte, hätte vielleicht auch einen unbefangenen Menſchen wider ſie eingenommen. Wie eine Bildſäule ſtand ſie da, ohne ſich zu vertheidigen. Mein Bedienter, der mir zur Seite geritten war, ſtieg jetzt von ſeinem Pferde und zog ihr Reiſebündel hervor, um ihn mir zur Unterſuchung hinzureichen. Sie ſah es ruhig an; das Bewußtſeyn ihrer Unſchuld goß wieder einen Strahl von Lebenswärme in ſie, und die Ueberzeugung, ſich gerechtfertigt zu ſehen, verſcheuchte ihre Betroffenheit. Ich aber wandte mich mit dem Ausruf: „O, die Diebin!“ zu meinem Begleiter, der das Mädchen, indeß ich ſuchte, feſtgehalten, und kam mit flammenden Blicken der höchſten Wuth auf ſie zu, ihr zugleich ein Armband von Juwelen unter die Augen haltend, das meiner Gemahlin gehörte und das ich, vor meinem Ausritte, zu mir geſteckt hatte, um es unter Tony's Sachen zu miſchen, da ihre Flucht einmal Verdacht erregt hatte, welcher aber, bei fehlendem Beweiſe, noch nicht zur Anklage diente.

Dies war mehr, als die von Angſt und Kummer ohnehin Erſchöpfte zu ertragen vermochte; ſie fiel in eine tiefe Ohnmacht, aus welcher ſie erſt nach einer halben Stunde erwachte. Der Gerichtsdiener, nach welchem ich ſogleich geſchickt hatte, erhielt den Befehl, für das Mädchen zu haften. Man brachte einen Bauerwagen herbei, da ſie ſich vor Mattigkeit nicht auf den Füßen erhalten konnte. Ich ritt mit meinem Bedienten voraus, und langſam folgte ihm das Fuhrwerk, das der Gerichtsdiener mit grimmigen Blicken bewachte.

So kamen wir wieder auf meinem Schloſſe an. Das Verbrechen, deſſen ich Tony beſchuldigte, war ſchon vor ihrer Ankunft von meinem Bedienten auf dem Hofe verbreitet worden. Alles lief zuſammen, um die ertappte Diebin zu ſehen. Ein ganzer Zug von Kindern und gemeinem Volk aus dem Dorfe folgte ihr, theils mit lauten Schmähreden, theils mit leiſem Spotte, bis vor das Schloß, und Hannſen's Mutter lehnte ſich triumphirend weit zum Fenſter heraus und ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf, als ſie die vermeintliche Diebin erblickte. Ihr Sohn war abweſend; ich hatte ihn am Tage zuvor Botenwege über Feld geſchickt. Man warf die Unglückliche in ein feuchtes Gewölbe, das zum Gefängniß diente und ſeltener vom Ungeziefer, als von Miſſethätern leer war. Die Unglückliche mußte nun zu ſchmerzlich erfahren, daß die Rache eines Wollüſtligs unverſöhnlich iſt, bis ſie ihren Gegenſtand geopfert und zertreten hat; ſie erkannte jetzt erſt, daß in dieſem Falle die Armuth, ſey auch die reinſte Tugend ihr Schild, in der Gewalt eines mächtigen Böſewichts ſich nur ſträubt, wie ein wehrloſes Lamm in den Klauen des Wolfes, um zerriſſen zu werden.

Als Tony vor mich gefordert wurde, trat ſie mit all' dem Muthe und Stolz, den ihr das Selbſtgefühl gab, unter meine triumphirenden Augen. Neben mir ſaß meine Gemahlin und tändelte mit ihrem Schooßhunde. Das ſämmtliche Hofgeſinde ſchloß einen Kreis um ſie und uns. Es herrſchte eine feierliche Stille. Der Gedanke, weßwegen Tony hier gleichſam vor Gerichte ſtand, färbte ihre Wangen mit dem brennenden Roth der unwilligen Beſchämung, der gemißhandelten Ehrliebe.

„Ei, ei! Du haſt Deine Sachen gut gemacht," redete meine Gemahlin die Inculpatin an; „wenn Du denn doch einmal ſtehlen wollteſt, warum gerade ein Kleinod von ſo entſchiedenem Werthe, den Du gar nicht einmal zu ſchätzen verſtehſt? Tauſend andere Dinge, die man weniger vermißt hätte, wären Dir nützlicher geweſen, und die Verantwortung ihretwegen würde Dir jetzt leichter ſeyn."

„Ich habe nicht geſtohlen!" rief Tony mit überwallendem Zorne. „Nur die abſcheulichſte Bosheit, die ſchwärzeſte Verläumdung, kann mich eines Verbrechens beſchuldigen, an das ich nie gedacht habe."

„Das geht zu weit," unterbrach ich ſie, „vor dieſem Zeugen" — ich wies auf den Bedienten, der mich am Morgen begleitet hatte — „habe ich das Armband aus Deinen Kleidern gezogen, in die Du es liſtig verborgen hatteſt, und deſſenungeachtet biſt Du ſo unverſchämt, noch zu läugnen? Willſt Du mich blind machen? Schon Dein heimliches Entlaufen, Dein Schreck, als man Dich ergriff und die Aengſtlichkeit, mit der Du Dein Bündel über die Seite ſchaffteſt, ſchon dies allein würde Dich verdammen, auch wenn ich den Beweis nicht in Händen hätte, der Dich vor aller Welt zur Diebin brandmarkt. Elendes Geſchöpf! Aus Rückſicht gegen Deine braven Eltern will ich milder gegen Dich ſeyn, als die Geſetze des Landes, die Dir wenigſtens das Spinnhaus auf Lebenslang zuerkennen würden. Jedermann zum Beiſpiel und zur Warnung ſollſt Du heute den ganzen Tag am Schandpfahle ſtehen; den Abend ſoll Dich der Gerichtsdiener mit Ruthen ſtreichen und Dich dann aus dem Hofe bringen, den ich Dir bei ähnlicher Strafe verbiete, jemals wieder zu betreten."

„Pfui, laſſen Sie das Ruthenſtreichen nur weg,“ ſagte meine Frau mit einem Geſichte voll Abſcheu, das aber nicht der kleinſte Zug von Mitleid verſchönerte, vielleicht, weil ſie ſelbſt nicht an dieſer Schuld zweifelte, indem ich auch ihr den wahren Beſtand der Sache verſchwiegen hatte, obgleich ich es eben nicht nöthig hatte, mich meiner Geſinnungen wegen vor ihr zu ſchämen, da ſie ganz übereinſtimmend mit mir dachte; „es iſt genug, wenn ſie am Schandpfahle der verſammelten Menge beweiſ't, wieviel an der hochgeprieſenen Tugend war, mit welcher ſie ſo zu prahlen liebte.“

Auf ihr Zureden milderte ich das Urtheil. — Mit hämiſchem Triumphe befriedigte ich meine Rache. Vergeblich betheuerte Tony unter Schwüren und Thränen die Falſchheit meiner Anklage. Man überſchrie und mißhandelte ſie und ſchleppte ſie endlich fort. In der Mitte des Hofraums ſtand der ſogenannte Schandpfahl, an welchem Hausdiebe und ähnliche Verbrecher geſchloſſen wurden, um durch die damit verbundene Beſchimpfung dem Pöbel, deſſen Muthwillen ſie preisgegeben waren, ein warnendes Exempel zu ſeyn. In dumpfer Betäubung ließ ſie Alles mit ſich machen, ſie wußte nicht, was um ſie vorging; im Uebermaaße ihres Schmerzes ſank ſie endlich zu Boden, — denn ſie hatte ihren Geliebten erblickt, der ſo eben von ſeiner Reiſe zurückgekommen war.

Gegen Abend wurde ſie von dem Gerichtsdiener zu ihren Eltern gebracht, die am andern Ende des Dorfes wohnten, das ſelbſt von dem Edelhofe etwas entfernt lag. Ich erkundigte mich fleißig nach dem Befinden der Kranken und erfuhr, daß ſie in den erſten fünf Wochen ganz ohne Hoffnung auf Wiedergeneſung gelegen, in einem Zuſtande, wo ſie auch die Perſonen ihrer gewöhnlichen Umgebung nicht kannte.

Die wilden Phantaſieen, in denen ſie ſchwärmte, die Ausrufungen und Klagen, in denen, trotz der Verwirrung ihrer Sinne, doch ein gewiſſer Zuſammenhang war, der den Stempel der Wahrheit trug, verrieth den Ihrigen gewiß, wie unverdient ſie litt; aber wer hätte gewagt, den Gutsherrn eines partheiiſchen Verfahrens gegen ſeine Untergebene anzuklagen, zumal hier, wo Niemand einen Grund zu mir ungünſtigen Vermuthungen auffinden konnte, da Tony über meine Zumuthungen an ſie, entweder aus Furcht gegen ihren Oberherrn oder aus Edelſinn, gegen Niemand ſich jemals eine Aeußerung hatte verlauten laſſen. Ihre, in der Fieberhitze geſprochenen Worte konnten alſo nur die Vermuthung eines ungegründeten Verdachtes, unter dem ſie gelitten, bei den Leuten aufkommen laſſen, keinesfalls aber mich des ihr abſichtlich zugefügten Unrechtes zeihen. Als ſie wieder zum erſtenmale die Gegenſtände und Perſonen, die ſie umgaben, unterſcheiden konnte, war der erſte Tropfen, der ihr im Becher der Geneſung blinkte, mit neuer Bitterkeit vermiſcht, der ihre ganze Zukunft mit ſtillem, zehrendem Grame vergiften mußte. Ihr am Bette ſitzender Vater, nach dem ſie ihre Arme ausſtreckte, mußte auf ihre Frage nach der Mutter den zermalmenden Beſcheid geben, daß der Schrecken über die beſchimpfende Strafe, die ihrem Kinde widerfahren, oder als Folge des Gedankens, Tony dürfte eines ſo entehrenden Verbrechens nicht grundlos beſchuldigt worden ſeyn; vielleicht auch die Vorwürfe, die ſie ſich gemacht, daß ſie ihr einziges Kind von ſich gelaſſen, ſie, nach einem kurzen Krankenlager, dem ein Nervenſchlag vorausgegangen war, in's Grab geſtürzt haben; ein Jahr darauf folgte ihr der unglückliche Gatte vor den Thron des ewigen Richters, wo er, als Ankläger, den Urheber ſeines Elends erwartet."

Hier hielt Willfried in ſeinem Bekenntniſſe inne und holte mit zur Erde geſenktem Blicke einen Seufzer aus tief bewegter Bruſt. Ich benutzte dieſe Pauſe, um mich nach dem fernern Benehmen Hannſens gegen ſeine ſchwer gekränkte Geliebte zu erkundigen.

„Dieſer,“ verſetzte Willfried mit einem traurigen Lächeln, „war ein Menſch; ob er Tony wirklich einer niedrigen Handlung fähig hielt, ob die Umſtände, die wider ſeine Geliebte ſprachen, auch ihn zu ihrem Nachtheile ſtimmten, ob die Schande, die ſie öffentlich erduldete, oder der Wille ſeiner Mutter eine unüberſehbare Kluft zwiſchen die beiden Liebenden warf, das habe ich niemals ermitteln können. Nur das weiß ich, daß nach Verlauf eines halben Jahres Tony das nun öde Vaterhaus verließ und zu einer mehrere Meilen entfernt wohnenden Muhme zog, wo, wie man mir erzählte, ſie in Thätigkeit und ſtill andächtigem Lebenswandel jene ſanfte Ergebung zu erringen ſuchte, die ſich ruhig auch in harte Schickſale fügt. Sie ſoll einſt gegen Jemand, mit dem ſie über ihre Jugendliebe geſprochen, über Hannſens Zurückziehung von ihr, folgende Aeußerung gethan haben: „Es iſt mir eine Art von Troſt, zu glauben, daß Hanns nur die Meinung meines Unwerths, nicht aber der Wankelmuth von mir getrennt habe; denn feſt und innig iſt der Glaube in meine geprüfteſten Grundſätze verwebt, daß eine Liebe, die von ſelbſt aufhören kann, keine Liebe war. Und die Gewißheit, daß Hanns mich nicht ſo mit ganzer Seele geliebt habe, als ich es meinte, die könnte ich ſchwerer ertragen, als all mein gehabtes Unglück, ſtürmte es auch noch einmal über mich zuſammen; denn ſie iſt der einzige Strahl, der meine ſtille Abgeſchiedenheit erheitert, wenn ich an die vorigen ſchönern Tage meiner Jugend denke.“ — Und eine ſo reine Seele habe ich vor der Welt mit unverdienter Beſchimpfung zu brandmarken vermocht, verlockt durch eine ſtrafbare Leidenſchaft, ihr die ſchätzbarſten Güter, die Eltern, den Geliebten und den Frieden ihres Gemüthes rauben können! Wer möchte einem ſo edlen Character den Zoll des Mitleids und der Bewunderung verſagen?“

„Hannſens Betragen,“ äußerte ich, „verdient dagegen die tiefſte Verachtung; denn war die Geliebte ihm ſo wenig werth, daß er nicht einmal das treueſte Herz durch die Nachforſchung ehren mochte, ob es auch wirklich ſchuldig war? Konnte er ſie einem Verdachte opfern, den nur leiſe zu faſſen, ſchon Beleidigung für dieſe reine Seele war? Nicht allein die Innigkeit ſeines Verhältniſſes mit ihr, auch die Pflicht des redlichen Mannes, dünkt mich, hätte ihn auffordern ſollen, die Entdeckung der Wahrheit zum Ziele ſeiner regſten Thätigkeit zu machen, ihre Unſchuld der Welt zu beweiſen, auf die Gefahr hin, ſich dadurch die Ungnade ſeiner Herrſchaft zuzuziehen.“

„Das iſt es eben,“ entgegnete Willfried, „dieſe moraliſche Kraft, ſeine gute Verſorgung einer tugendhaften Handlung hintanzuſetzen, fehlte ihm; wollen Sie aber von dem Egoismus der kleinen Seelen einen ſimplen Bauerſohn frei wiſſen, weil er zufällig in ſeinem Stande ein moraliſches Juwel gefunden, auf deſſen Werth ſich Naturen ſeiner Art niemals verſtanden haben? — Ach! fern ſey es von mir, daß ich, der Mörder des beſten Weibes, die ich noch auf ihrem Sterbelager zu kränken vermochte, nachdem ſie Leben und Vermögen mir geopfert, — daß ich Verworfener, den Thereſe einſt ihren Gatten nannte, einen leichten Burſchen der bei weitem kleineren Miſſethat anzuklagen wagte, weil er nicht das ſüße Gefühl der Aufopferung kannte, oder den Zuſprüchen ſeiner Mutter mehr gehorchte, als der Stimme des Gewiſſens!

Hanns entſchied ſich für das materielle Gute, was die Gunſtbezeigungen meiner Frau ihm darboten, und hat ſich ein artiges Sümmchen zuſammengeſpart, um einſt ein kleines Grundſtück bewirthſchaften zu können.

Weniger machte ſich meines Weibes Freigebigkeit am rechten Orte bemerkbar; denn die Verpflichtungen, welche ich aus früherer Zeit gegen edle Menſchen hatte, die meine durch Spielſchulden und andere Ausgaben der Verſchwendung zerrüttete Finanzen in Ordnung zu bringen ſtrebten, unter welchen jener wackere Officier, der mich aus dem Schuldthurme befreite, in meinem Gedächtniſſe den erſten Platz einnahm, ſie Alle waren bis jetzt noch nicht in ihren Hoffnungen auf meine Wiedererſtattung der dargeliehenen Capitale auch nur durch die kleinſte Partialzahlung aufgemuntert worden. Nur die Ungeſtümen und Zudringlichern unter meinen Gläubigern wurden, wenigſtens durch pünctliche Zinſenzahlung, zur Nachſicht geſtimmt; aber die Capitalien ſelbſt blieben fortwährend in meinen Händen. Oft war mir eine Gelegenheit zum Verkaufe meines Beſitzthums angeboten worden, welche ich aber unter den nichtigſten Vorwänden zu verwerfen pflegte, weil bei einer Veräußerung meines ſchon ziemlich verſchuldeten Grundſtücks nur diejenigen meiner Gläubiger gewonnen haben würden, welche durch hypothekariſche Verſchreibung geſichert waren. Mir ſelbſt wäre nur ein geringer Ueberſchuß geblieben; denn das von meiner erſten Frau erheirathete Vermögen hatte ihre Nachfolgerin mir verpraſſen helfen, ohne jedoch mit ihrem mir zugebrachten Heirathsgute mir ſelbſt in dringenden Fällen zu Hülfe kommen zu wollen. Sie erklärte dann geradezu, ſie habe mir in keiner andern Abſicht die Hand gereicht, als durch die Ausſicht gelockt, für den Fall meines frühern Ablebens, Beſitzerin meines Gutes zu werden, das ſie ſchuldenfrei geglaubt; ein

Geſtändniß, das dieſelben Empfindungen in mir weckte, die ich auf dem Sterbelager Thereſens ihr durch meine Drohungen verurſacht hatte. Ich erkannte nun die Hand des unſichtbaren Richters, der durch meine Frau zweiter Ehe die Wiedervergeltung meines liebloſen und egoiſtiſchen Verfahrens gegen meine an einem von mir gebrochenen Herzen verſtorbene erſte Gattin üben ließ. Und jetzt war auch an mir die Reihe, ruhig zuzuſehen, wenn meine Ehehälfte ſich an fremdem Liebesfeuer wärmte und mich nicht nur mit meinem Gärtnerburſchen, ſondern auch mit andern Perſonen der dienenden Claſſe ihr Herz zu theilen zwang, wobei ich nur der ländlichen Einſamkeit es verdankte, daß die Zahl ihrer Galane ſich nicht noch auffallender vergrößerte. Aber eben dieſe Abgeſchiedenheit von der großen Welt erweckte, wie einſt bei mir aus gleich laſterhaften Beweggründen, in meiner Gemahlin oft die Sehnſucht nach dem Reſidenzleben, wo kein nachbarlicher Sittenrichter die Befriedigung ſtrafbarer Wünſche ſtört.

In dieſen Betrachtungen verſunken, ſtand ich auf einem meiner nun gewöhnlich einſamen Spaziergänge vor dem Pachterhäuschen, wo einſt der Gegenſtand meiner erſten Liebe lebte. Ich beſchloß, hineinzutreten und den Alten zu beſuchen, welcher, als ich zum Letztenmale ihn auf dem Schloſſe ſah, mich den Urheber ſeines und ſeiner Tochter Unglück nannte. Wie es Nanni jetzt gehen mochte? ob der Alte von ihrem Schickſale mir werde Auskunft geben können? Ich gedachte in dieſen Augenblicken, wie ſie den Vater, der ſie wie ſeinen Augapfel hielt, um meinetwillen verlaſſen konnte, wie ſie den lockenden Verführer, der ihr eine glänzendere Ausſicht in die Zukunft eröffnete, verächtlich von ſich wies, weil ſie mir ewige Treue gelobt, obgleich ich nicht durch den Segen des Prieſters ſie gegen die Möglichkeit meines Wortbruchs geſichert hatte. Sie konnte gegen den Wankelmüthigen nicht, wie die mir angetraute Ehegattin, den Schutz der Geſetze anrufen, wenn ſie ſich verſtoßen fand. War das nicht eine vergeltende Nemeſis, welche mir eine Gattin zuführte, die durch ihre tadelhafte Aufführung unbewußt das Strafwerkzeug werden ſollte, welches Nanni's Verführer verdient hatte?

Unter dieſen marternden Gewiſſensvorwürfen war ich in die Pachterwohnung getreten. Aber anſtatt des Greiſes, wie ich erwartet hatte, — denn ich beabſichtigte, alle ihm zugefügten Herzenswunden durch die Erklärung möglichſt zu heilen, daß ich durch ein bedeutendes Heirathsgut einen wackern Gatten für ſein Kind zu finden hoffe und nur zuvor von ihm Auskunft über Aufenthalt und Schickſal ſeiner Tochter zu erfahren wünſche — anſtatt des Greiſes öffnete eine ältliche, mir unbekannte Weibsperſon die Thür, auf meine Nachfrage mit einem Thränenſtrome antwortend. Sie gab ſich für die Schweſter des frühern Bewohners aus, der ſeit einigen Wochen das Zeitliche mit der Ewigkeit vertauſcht hatte. Der Gram um ſein einziges Kind, das in ſeinem Alter ihn böswillig verlaſſen, hatte lange Zeit an ſeinem Herzen genagt und endlich ſeine kräftige Natur übermannt, ihn auf das Krankenlager geworfen, von welchem der Schwergeprüfte nur zu einem beſſern Leben auferſtehen ſollte. Erſt wenige Tage vor ſeinem Tode hatte er Nachricht von dem Aufenthaltsorte ſeiner Tochter erhalten, aber nicht durch dieſe ſelbſt, welche als reuige Sünderin wieder hätte zurückkehren ſollen, zu den Füßen ihres tiefgekränkten Vaters Verzeihung für ihre tadelnswerthe Aufführung zu erflehen — „o der Gute, er hätte ihr ſo willig vergeben, denn nie kam eine Anklage über ſeine Lippen! —“ „Und woher,“ fiel ich der Alten haſtig in's Wort, „woher erhieltet ihr Kunde über ſie?

iſt ſie vielleicht auch ſchon aus dem Reiche der Lebenden geſchieden?“ — „O hätte doch der Tod ſie in ſeine Arme genommen, bevor die Nachricht von ihrer Schande das Ende ihres unglücklichen Vaters beſchleunigen ſollte.“ — „Sprecht, wo iſt ſie, nennt mir ihren Aufenthalt, vielleicht bin ich im Stande, ihr Loos freundlicher zu geſtalten?“ — „Im Zuchthauſe,“ tönte es langſam und hohl aus dem Munde des Weibes, und ihre ſtarr auf mich gehefteten Augen klagten mich als den Urheber dieſes Elends an. „Im Zuchthauſe, ja im Zuchthauſe zu **,“ wiederholte ſie mit Nachdruck; „die dortigen Gerichte hatten an das hieſige Amt die Nachfrage ergehen laſſen, ob die Ausſagen der Inquiſitin, ihre Herkunft betreffend, ſich der Wahrheit gemäß verhielten; denn man hatte keinen Paß und ſonſtige Legitimationen bei Nanni vorgefunden.“

„Nanni eine Verbrecherin?“ rief ich beſtürzt aus, und beſchloß, ſchon am nächſten Tage die Reiſe nach jenem Orte anzutreten, wo die Unglückliche — die durch meinen Leichtſinn dem Elende und der Verworfenheit Preisgegebene — ſich jetzt befand und in jedem ihrer Seufzer einen Ankläger meiner Handlungsweiſe zu Gott emporſchicken mochte, zum Rächer alles Unrechts, deſſen Langmuth nur den Blitz zurückhielt, der den Verführer der Unſchuld früh oder ſpät zermalmen ſollte. Konnte ich den würdigen Greis auch nicht aus dem feſten Todesſchlafe wecken, ſo war es doch mein heftigſter Wunſch, die Thränen der Lebenden zu trocknen und zu helfen, wo die Hülfe noch nicht zu ſpät käme. „Alſo Nanni zur Verbrecherin herabgeſunken?“ murmelte ich auf dem Rückwege aus der Pachterwohnung, mich ſelbſt vor meinem Gewiſſen anklagend — „ha, das iſt mein Werk, denn ich war es, der jenen ſchlüpfrigen Weg ihr zeigte, der immer tiefer bis in den Abgrund der Hölle führt! So wahr iſt des Dichters Spruch:

„Das iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, Böſes muß gebären!“

Gewiß, nimmermehr wäre Nanni ſo tief geſunken, wenn ich die, welche ich herzlos aus den Armen ihrer Eltern geriſſen, nicht ſelbſt nachher verſtoßen hätte, nachdem die Unglückliche mir ihre theuerſten Gefühle zum Opfer gebracht! Was ſonſt, als harte Entbehrungen, konnten das ſonſt ſo edelgeſinnte Mädchen verleiten, ſelbſt die ſchimpflichſten Mittel nicht mehr zu verſchmähen, die ihre Exiſtenz auch nur momentan zu friſten verſprachen?

Am folgenden Tage ſchon bei dem Anbruche der Morgenröthe trat ich meine Reiſe nach — dem Zuchthauſe an. Meine Roſſe legten die zwei Tagereiſen in der Hälfte der Zeit zurück; ſo ſehr ſtachelte meine Ungeduld, daß ich auf die Vorſtellungen des Kutſchers, die Thiere nicht zu übermüden, gar nicht achtete. Am Ziele der Reiſe angelangt, ließ ich mich bei dem Aufſeher des Zuchthauſes melden. Ein finſteres, ſchauerliches Gebäude war's, wohin man mich führte. Die Thür war mit Wache beſetzt, der Hof mit einer äußerſt hohen Mauer umgeben; ſtatt der Fenſter ſah man Oeffnungen, die mit ſtarken eiſernen Stäben verwahrt waren. Der Aufſeher des Zuchthauſes, begleitet von einem Knechte, der mit einem ungeheuern Bunde Schlüſſel und einer Knotenpeitſche verſehen war, führte mich durch einen langen, kellerartigen Gang. Von einer ſtarken Thür nahm er erſt einige dicke eiſerne Stangen weg und ſchloß mehrere Schlöſſer auf. Unwillkürlich ſchauderte ich zurück, da ich das halbdunkle Gewölbe vor mir ſah; es war der Aufenthalt der Weiber. Scheu ſah ich mich in dieſer Stätte der Frechheit und des Jammers um, ich fürchtete die zu finden, um derentwillen ich doch hierder gekommen war. Der Aufſeher führte mich zu einer Perſon, die auf einem Bunde Stroh lag und einen Waſſerkrug vor ſich ſtehen hatte. Ich ſah die Elende genauer an. Himmel, wie erſchrak ich, als wirklich Nanni dieſe Leidensgeſtalt war! Ich war kaum im Stande, den Jammerblick zu ertragen. Das ſchöne Mädchen war jetzt eine lebendige Leiche. Schmuz und Gram hatten die Unglückliche ganz entſtellt. Sie erwachte wie aus einem tiefen Traume; ſie erkannte mich und mit einem Schrei, der mir bis in's innerſte Mark drang, daß alle meine Nerven zuckten, fiel ſie, einer Todten gleich, auf ihr dürftiges Lager zurück.

X.

Nanni's Leidensgeſchichte. — Das Begräbniß.

Als Nanni durch einen Thränenſtrom ihrem ſchwer gepreßten Herzen Luft gemacht hatte — begann Willfried bei meinem nächſten Beſuche — erzählte ſie ihre ſeit meiner Trennung von ihr erlebten Schickſale mit folgenden Worten: Der Graf Steinsberg hatte von jenem Abende, als ich ihn bei meiner Geliebten überraſchen mußte, mit meinen Anſprüchen an ihre Perſon auch die Ausgaben übernommen, die Nanni's geſonderter Haushalt erforderte. Den ganzen Winter hindurch pflegte er mit mehreren ſeiner lebensluſtigen Freunde die Abende bei Nanni zuzubringen, wahrſcheinlich, weil die Beſchäftigung, die daſelbſt getrieben wurde, den Character der Oeffentlichkeit zu vermeiden liebte; wo man alſo keine unerwarteten Beſuche uneingeweihter Perſonen liebte. Der Graf pflegte nämlich nur Spieler von Profeſſion daſelbſt einzuführen, wo er ſicherer als in ſeinem Hötel der

Aufmerkſamkeit der Polizei entgehen konnte. Es wurde zu hohen Summen geſpielt. Unter den Herren, welche mit dem Grafen in Nanni's Wohnung allabendlich ſich einfanden, hatte ein Officier, der im Spiele das meiſte Glück hatte, vor allen Andern ſeine Aufmerkſamkeit der Wirthin zugewendet und ihr eines Tages den Vorſchlag gemacht, ſie aus dem bisherigen ungeſicherten Zuſtande durch ein Eheverſprechen herauszuziehen. Nur müßte ſich die Braut entſchließen, ihm in ſeine Heimath, nach Baiern, zu folgen, wo er ein kleines Beſitzthum habe. Nanni ließ ſich durch dieſes Anerbieten beſtimmen, dem Grafen untreu zu werden, gegen welchen ſie keine Verpflichtungen zu haben glaubte, ſobald ſich die Ausſicht, in den ehrbaren Stand der Ehe zu treten, ihr eröffnete. Aber nur zu bald erfuhr ſie, daß das Spiel das eigentliche Handwerk ihres zukünftigen Gatten ſey und ſie nur das Lockmittel zu ſeinen Betrügereien abgeben mußte. Aus ihrem Vaterlande hatte der Elende ſie unter dem Vorgeben gelockt, in ſeinem Geburtsorte ſie zum Altare zu führen; aber da ſie ſeine Liebesſchwüre zu früh erhört hatte, ſo zögerte er auch mit der Erfüllung ſeines Gelöbniſſes und verweilte unter den nichtigſten Vorwänden in den bevölkertern Ortſchaften, die ſie auf ihrer Reiſe berührten, um Opfer der Spielwuth zu ſammeln; und Nanni ſollte durch ihre Wohlgeſtalt der Köder für die Goldfiſche ſeyn, die er zu angeln gedachte. In Baireuth wußte er einen jungen Kaufmann in ſein Netz zu ziehen. Er nahm ihm viel ab; jedoch ſeine Habſucht wurde nicht befriedigt; daher verlangte er von ſeiner Braut, daß ſie den Fremden durch Sinnlichkeit feſſele, um ihn dann ſicherer zu berauben. Das wollte Nanni nicht. Der Jüngling hatte ihr ein Intereſſe eingeflößt, welches dieſe Bosheit vereitelte. Nanni weigerte ſich entſchieden, auch diesmal ein Werkzeug derſelben zu ſeyn; ihr Widerſtand hatte einen heftigen Streit zur Folge, wobei ſie durch die Hitze ihres Verführers beinahe in Lebensgefahr kam. Um der Heftigkeit ſeines Zornes zu entgehen, ſtahl ſie ſich weg von dem Elenden und blieb mehrere Stunden aus. Während deſſen hatte er mit ihren beſten Kleidern und wenigen Habſeligkeiten ſich aus dem Staube gemacht. Nanni ſuchte nun bei dem jungen Kaufmanne, der unbewußt die Urſache des Streites mit ihrem Verlobten geweſen, zuerſt Zuflucht. Er unterſtützte ſie auch mit einem kleinen Sümmchen, nachdem ſie ihm den Hergang der Sache erzählt hatte; rieth ihr aber, die Stadt zu verlaſſen. Sie kehrte wieder nach den öſterreichiſchen Erblanden zurück, ungewiß, in welcher Stadt ſie ihr entſchwundenes Glück aufſuchen ſollte; denn zu dem väterlichen Heerde zurückzukehren, trug ſie umſomehr Bedenken, da ſie jetzt Spuren ihres regelloſen Umgangs unter ihrem Herzen zu bemerken glaubte und den greiſen Vater, welchem ſie herzlos entflohen und in ſo langer Zeit keine Nachricht von ſich gegeben, nicht durch ihren jetzigen beſchimpfenden Zuſtand noch mehr kränken wollte. Nanni war in der That in einer bedauernswerthen Lage; denn an weibliche Arbeit nicht mehr gewöhnt, wer hätte ſie brauchen können? Hülflos kam ſie in ein Gaſthaus, das an der Linzer Straße lag. Hier bot ſie ihren Beiſtand im Hausweſen an. Der Drang der Umſtände — denn die Linzer Meſſe, die bedeutendſte in den öſterreichiſchen Herzogthümern, ſtand bevor — begünſtigte ihr Geſuch. Man nahm ſie auf. Ihre Aufmerkſamkeit bei jedem Geſchäfte machte ſie bei allen Hausgenoſſen beliebt. Auf baare Belohnung konnte ſie nicht rechnen; aber ſie hatte Koſt und Wohnung, das genügte für den Augenblick. Nur konnte dies Verhältniß nicht lange währen, denn die Niederkunft rückte heran.

Der Wirth machte ihr entehrende Anträge und beredete ſie zuletzt zu einem Mittel, das die Geburt abzutreiben geeignet ſeyn ſollte und, — was thut das Gefühl der befürchteten Schande nicht? — ſie willigte ein, die Arzneien zu ſich zu nehmen, die ein altes Weib aus der Umgegend zu dieſem Zwecke, auf Anrathen des Wirths, ihr in's Getränk miſchen ſollte. Aber die verkäufliche Barbara mußte ſich diesmal in ihren Gaben vergriffen haben; denn ihr Endzweck wurde nicht erreicht, und das unwohle Ausſehen der Schwangern, das ſie günſtig auf die zerſtörenden Wirkungen ihres Geheimmittels deutete, war nur die natürliche Folge der Schwangerſchaft. Ihre Thätigkeit im Dienſte hatte ſie anfänglich auch bei der Hausfrau beliebt gemacht; plötzlich aber änderte ſich ihr Betragen. Alles, was Nanni unternahm, war ihr jetzt nicht mehr recht, und plötzlich ſagte ſie ihr, ehe ſie ſich's verſah, den Dienſt auf. Die Unglückliche hielt ſich nun ganz verlaſſen. Keinen Menſchen auf der Welt hatte ſie, bei dem ſie Rath und Zuflucht ſuchen konnte. Sie wagte es, ihrer Hausfrau eine Vorſtellung zu machen, womit ſie ſich denn eigentlich ihren Zorn aufgeladen habe? Dieſe gab ihr aber nur die kurze und ſehr ungenügende Antwort, daß die Domeſtiken nicht darnach zu fragen hätten, was ihre Herrſchaft wolle. Sie konnte auch wirklich dieſe Frage nicht beantworten, weil nichts als ungegründete Eiferſucht jenes auffallende Betragen veranlaßt hatte. Sie glaubte, Nanni erwidere die Geſinnung ihres zu Untreue geneigten Ehemanns, und der Zuſtand ihrer Schwangerſchaft half die Reinheit ihres Herzens noch mehr verdächtigen; denn ſollte ein weibliches Weſen, das die Würde ſeines Geſchlechts einmal vergeſſen, nicht auch ferner ſtraucheln? Der Wirth erſtaunte nicht weniger, als Nanni, wie er hörte, daß ihr der Dienſt gekündigt ſey. Da er aber ſeiner Frau niemals zu widerſprechen wagte und diesmal durch Einwendungen ihren Verdacht gegen die eigennützige Abſicht ſeiner Fürſprache nur beſtärkt haben würde, ſo beſchloß er, ſich neutral zu verhalten. Nanni ſtellte ihrer Herrſchaft vor, wie ſie nicht durch eine Miene, geſchweige durch Wort oder That, irgend eine Urſache zur Unzufriedenheit gegeben, und ſpielte dabei auf die eigentliche Urſache der veränderten Geſinnung gegen ſie an; dies beſtärkte aber nur den Verdacht gegen ſie; denn nun ſchloß die Eiferſüchtige, Nanni müſſe mit ihrem Manne davon geſprochen haben, und das war ihr hinreichender Beweis eines Verſtändniſſes. Auf ihres Eheherrn Verſicherungen baute ſie auch nicht viel; doch ließ ſie ſich bewegen, weil er in die Abdankung des Mädchens willigte, die wenigen Tage ihr noch gütig zu begegnen.

Nanni's Niederkunft rückte jedoch immer näher, wer ſollte ſie nun in Dienſt nehmen? So traf Alles zuſammen, um die Arme auf den höchſten Gipfel des Unglücks zu bringen. Sie wurde ſelbſt ihrer Hausfrau ein Gegenſtand des Bedauerns, dies verrieth mancher mildere Blick, manches freundlichere Wort, das jetzt geſpendet ward; aber die Aufkündigung des Dienſtes wurde dennoch nicht zurückgenommen. Der fürchterliche Tag erſchien, welcher der letzte ihres Verweilens in dieſem Hauſe ſeyn ſollte, und der ihr die Landſtraße zum Wochenbette in Ausſicht ſtellte. Man kann ſich denken, wie das Herz der Unglücklichen gepocht haben mußte. Sie muß ſich ihrer kaum noch bewußt geweſen ſeyn, als die Frau ihr ſagte: „Nanni, gehe Sie nun auf den Boden, hole Sie die trockene Wäſche, und dann kann Sie abziehen.“ Nanni ging, aber ihr langes Verweilen auf dem Boden erregte Verdacht; als man hinauf kam, um die Urſache ihrer Saumſeligkeit zu erfahren, fand man die Unglückliche erdroſſelt; ſie hatte aus dem Leinenzeuge eine Schlinge gemacht und ſich damit an einem der vorragenden Balken des Daches erhängt.

Das Entſetzen, welches der nachgeſandte Domeſtik bei dieſer Ueberraſchung durch einen Schrei verrathen hatte, zog eine Menge Neugieriger, theils auch nützlicher Perſonen herbei, deren ſogleich angewandte Rettungsverſuche nicht vergeblich waren; aber das Ereigniß hatte zu viel Volks herbeigezogen, um der Aufmerkſamkeit der Behörden entzogen werden zu können. Auf den beabſichtigten Selbſtmord wurde die Zuchthausſtrafe erkannt und Nanni in dieſe Anſtalt transportirt, wo ſie von einem todten Kinde entbunden wurde, aber bereits ein Jahr ſchmachtete, als ich die Unglückliche an dieſer Stätte des Elends aufzuſuchen kam. Ich tröſtete ſie mit der Verſicherung, daß ſie nach überſtandener Strafzeit von mir verſorgt werden ſollte. Bis dahin glaubte ich mein aufgeregtes Gewiſſen, das mich als die erſte Urſache eines ſo verfehlten Lebenslaufes jener Unglücklichen anklagte, durch Hinterlaſſung einer nicht unbedeutenden Summe Geldes zu beſchwichtigen, womit Nanni eine beſſere Nahrung und freundlichere Behandlungsweiſe ſich erkaufen zu können im Stande ſeyn würde.

Ich verfügte mich hierauf in den beſuchteſten Gaſthof des Ortes, um dort mein Mittagsmahl einzunehmen, bevor ich die Rückreiſe antrat. An der Wirthstafel machte ſich ein Militär bemerkbar, weniger durch ſeinen martialiſchen Körperbau, als durch den Gegenſtand, womit er das Tiſchgeſpräch zu beleben ſuchte. Er erzählte, daß er einen unglücklichen Waffenbruder, der heute in die Strafanſtalt hierher abgeliefert worden, bis zu der Pforte, die ihn jetzt von der großen Welt auf immer abſperren würde, als treuer Jugendfreund begleitet habe, nun aber wieder zu ſeiner Garniſon zurückkehren werde. Der

Unglückliche verdiene mehr das Mitleid ſeiner Nebenmenſchen, als ihre Verachtung; denn er habe der Freundſchaft das koſtbarſte Gut: die Ehre, zum Opfer gebracht. Und als die Gäſte vereint deſſen Lebensgeſchichte zu hören wünſchten, vernahmen wir Folgendes von dem redſeligen Tiſchgenoſſen:

„Mein Freund hatte während ſeines ganzen Lebens ſich nicht eines Beſuches von Seiten der Dame Fortuna rühmen können. Selbſt im Befreiungskriege, wo wir beide gemeinſchaftlich die erſten Waffenthaten auf unſerer langen militäriſchen Laufbahn verrichteten, und wo mein Kamerad ſein Leben oft muthwillig wagte, hatte er doch keinen einzigen Coup gehabt, durch welchen ſeine Glücksumſtände ſich hätten verbeſſern können. Entweder hatten Vorgeſetzte oder Waffengefährten vor ihm das Glück, den Lohn wegzutragen, wo er die Arbeit gehabt, oder er war zu gewiſſenhaft, manchen Fall ſo zu benutzen, wie Andere zu thun verſtanden und an ſeiner Stelle gehandelt haben würden. Selbſt kein äußeres Kennzeichen ſeiner Tapferkeit war ihm zu Theil geworden, und kannte man dieſe Eigenſchaft auch bei der ganzen Armee an ihm, ſo war doch Keiner, der darauf dachte, ſie zu belohnen, weil bei der großen Menge zu Viele die Hände nach dem wenig Auszutheilenden ſtreckten und die Schreier den Vorzug behielten. Jetzt traf ihn aber die Reihe, Hauptmann zu werden, und übergangen werden durfte Niemand. Auch waren alle Mitdienenden damit zufrieden und wünſchten ihm Glück dazu. Er lebte jedoch bei erhöhtem Range ſo einfach, als zuvor, und war außer dem Theater, das er leidenſchaftlich liebte und daher täglich beſuchte, ſelten an öffentlichen Orten zu ſehen. Er lebte ſehr mäßig, ſpielte nicht, war nicht für das Frauenzimmer paſſionirt, machte überhaupt keinen Aufwand, und dennoch hat er die ihm anvertrauten

Gelder der Regimentskaſſe unterſchlagen, und dieſe Defraudation war die Veranlaſſung, daß er, mit Verluſt ſeines militäriſchen Ranges, heute in das Zuchthaus hierher abgeführt worden iſt, welches er nur als Bettler einſt verlaſſen wird, wenn die bereits zerrüttete Geſundheit nicht in dem Tode vor der Zeit einen Befreier zuſchickt. Vergebens beſtürmte man den Unglücklichen mit Fragen über das eigentliche Motiv ſeiner räthſelhaften Handlungsweiſe; die müſſige Neugier wurde immer unbefriedigt abgewieſen. Nur mir öffnete ſich des Freundes Herz, aber erſt dieſen Morgen, und ſo erfuhr ich, daß er vor längerer Zeit einem befreundeten Gutsbeſitzer, welcher wegen plötzlicher Kündigung von Capitalien, die er auf Wechſel erborgt und nicht herbeizuſchaffen vermochte, vom Wechſelarreſte durch Vorſtreckung jener Summen befreit hatte. Als aber der Gerettete zur Zeit nicht an die Erfüllung ſeines Verſprechens denken mochte, mußte der getäuſchte Biedermann ſich unter die Hände der Wucherer begeben, um nur die fehlenden Summen wieder zur Stelle ſchaffen zu können. Immer ungemeſſener wurden die Forderungen dieſer Geldſeelen, je öfter ihr Schuldner ſeine Wechſel prolongiren zu laſſen gezwungen war; denn immer noch hoffte er auf die Pflichterfüllung ſeines Freundes, der im äußerſten Falle ſein Beſitzthum veräußern würde, um nur die fehlende Summe herbeizuſchaffen. Die Wucherer weigerten ſich allmälig, weitern Credit zu gewähren; der Löhnungstag erſchien, der zweite, dritte nach ihm, die Soldaten murrten, der Adjutant kam mit dem Verhaftsbefehle, der Hauptmann wurde verhört, verurtheilt, bedauert, und im Zuchthauſe ſitzt nun ein Biedermann, den der Glaube an die Würde der Menſchheit zum Opfer der Freundſchaft eines Unwürdigen machte."

„Und wie lautet der Name des unglücklichen Hauptmannes?“ fragte ich den Erzähler, dem ich mit lebhafter Ungeduld bis zu Ende ſeines Berichtes Wort für Wort zugehorcht hatte. Und der Name, der jetzt an meine Ohren tönte, klang wie der Donner des Weltgerichts, der die Sünder zu ewiger Pein verurtheilt; denn, ach! wieder hatte das Haus des Elends und der Schande ein Opfer meines Leichtſinnes aufgenommen!

Allen Tiſchgenoſſen war die ungewöhnliche Theilnahme, die ich dem Schickſale jenes Militärs bezeigte, nicht unbemerkt geblieben. Die zunehmende Bläſſe meiner Wangen, der zitternde Ton, mit dem ich den Erzähler um den Namen ſeines unglücklichen Freundes befragte, alles dies berechtigte zu der Vermuthung, daß mehr als müſſige Neugier die Urſache meiner Sorge geweſen ſeyn müſſe. Der Erzähler fand ſeine Muthmaaßung nur allzubald beſtätigt, als ich ihm — nachdem die Mehrzahl der Anweſenden von ihren Sitzen aufgeſtanden und zum Theil auch den Speiſeſaal verlaſſen hatte — den Wunſch nach einem Geſpräche ohne Zeugen zu erkennen gab. Er war bereit, mir in das anſtoßende Cabinet zu folgen, wo ich ſogleich mit einem Schuldbekenntniſſe vor ihn hintrat und mich bereit erklärte, jene dem Hauptmann ſchuldige Summe durch Verpfändung meines Beſitzthums herbeizuſchaffen, um nur wieder gut zu machen, was durch meine Schuld der wackere Mann verloren habe.

Die Wuth, welche ſich bei meiner Erklärung auf dem Antlitze meines Zuhörers malte, gab ſich nun in folgenden herben Vorwürfen kund: „Wie, glauben Sie, mein Herr, mit einem Geldſacke die verlorne Ehre eines Biedermannes wieder erkaufen zu können? Die Regungen Ihres Gewiſſens hätten ſich früher anmelden müſſen, wenn geholfen werden ſollte; jetzt kommen ſie viel zu ſpät, denn die Handlung, deren ſich mein Freund ſchuldig machte, iſt kein Wort, das, ohne Zeugen ausgeſprochen, ſich widerrufen läßt, ſondern eine That, die zur Kenntniß des Publicums gekommen iſt. Die öffentliche Meinung kümmert ſich ſo wenig, als das Kriegsgericht, um die Lauterkeit der Motive, welche eine an ſich unerlaubte Handlungsweiſe zur Reife brachten." Meine beſänftigenden Erwiderungen hatten den entgegengeſetzten Erfolg, der Mann gerieth mit jedem Worte in größere Hitze; auch ich blieb nun keine Beleidigung ſchuldig und äußerte, daß ihm kein Recht zuſtände, mich wegen der Angelegenheit ſeines Freundes zur Verantwortung zu ziehen und beklagte, daß ich ſelbſt von einem vornehmen Militär um eine bedeutende Summe gerupft worden ſey. Dies ſtieß dem Faſſe den Boden aus. Es folgte von Seiten meines Gegners eine Herausforderung, um, wie er ſagte, den Schimpf, den ich dem ganzen Kriegerſtande mit dieſem Vorwurfe zugefügt, in meinem Blute abzuwaſchen.

Indeß hatte die zornige Aufregung, in welche mich die beleidigende Sprache des Tiſchgaſtes, unterſtützt durch den mehr, als räthlich, genoſſenen Wein, mit welchem ich meinen Aerger wegzuſchwemmen glaubte — welcher um ſo heftiger iſt, je mehr uns das Bewußtſeyn, ihn verſchuldet zu haben, quält — verſetzt hatte, gegen Abend ihre Wirkungen auf meinen Körper in ſehr bedrohlichem Maaße zu äußern angefangen. Ein eigenes Gefühl von Druck im Kopfe, ein Jucken in der Stirne, ein Ziehen im Nacken ließ ſich gleichzeitig verſpüren, das Auge ſchien ſeinen Dienſt mir aufzukündigen, das Zeitungsblatt, das ich, in eine Ecke des Tafelzimmers gelehnt, eine Weile geleſen hatte, entfiel meiner plötzlich zu zittern beginnenden Hand, ich ſah nur noch unſicher flimmernde Lichter, und der Schein der nahen Kerze kam mir nur noch wie ein rothglühender Punct auf dunkelſchwarzem Grunde vor. Der Boden ſchien unter mir zu wanken, ich fühlte nur noch, daß ich von den Armen der Nächſtſtehenden aufgefangen ward. Bald hatte auch jede Sinnesthätigkeit aufgehört. Der einſchlafenden Seele ſchwebten jetzt Bilder vor, welche an den Letheſtrom der griechiſchen Fabel erinnern, auf welchem der finſtere Fährmann die eben Verſtorbenen in das Schattenreich hinüberfährt. Es gemahnte mich wie ein Brauſen großer Gewäſſer, wie ein Bewegen von toſenden Fluthen, über welche der einſame Weg zum räthſelhaften Lande führt*), aus welchem noch kein Geborner wiedergekehrt iſt. Wohlthätiger Schleier, der den Lebenden den Blick in jenes dunkle Reich der Schrecken verſagt, deſſen Geſtalten kein irdiſches Auge zu ertragen vermöchte!

Einige Minuten mochten in vollkommener Fühlloſigkeit verfloſſen ſeyn. Plötzlich war es mir, als erblicke ich einen matten Dämmerſchein. Er wurde immer heller und heller. Ich befand mich wie umfluthet von einem magiſchen Lichte. Um mich her ſchwebten ſonderbare Geſtalten. Sie waren leuchtend, phantaſtiſch, körperlos. Ich ſah dies Alles wie durch einen Sonnenſtrahl, der alle Farben des Regenbogens ſpiegelte. Ich wollte mich bewegen, es war unmöglich. Von allen Sinnen ſchien mir nur das Gefühl, das innere Geſicht geblieben zu ſeyn; aber zarter, als je zuvor und durchdringender zugleich. Plötzlich durchzuckte mich ein electriſches Feuer. Ich gewann das Bewußtſeyn meiner Exiſtenz wieder, jedoch ohne beſondere frühere Erinnerung, nur ausſchließlich auf die Gegenwart beſchränkt. Bei alledem war ich nicht im Stande, die mindeſte Bewegung zu machen. Ich fühlte mein Blut im Herzen ſchleichen, aber ohne ſchmerzliche oder angenehme Bewegung. Gleich darauf eröffnete ſich mein Gehör, ebenfalls plötzlich. Ich hörte Stimmen über mir; die eine rief: „Er iſt todt!" worauf ſogleich eine andere ſich vernehmen ließ: „Man unterſuche nun die Taſchen in den Kleidern des Fremden; vielleicht finden ſich darin die für uns wichtigen Papiere, die über ſeine Heimath, bürgerlichen Charakter und ſeine Vermögensumſtände nähern Aufſchluß geben, damit wir ſowohl die gerichtliche Anzeige an ſeine Ortsbehörde einzuſenden im Stande ſind, als auch die Begräbnißkoſten, dem Stande des Verblichenen gemäß, veranſchlagen können."

---

*) Schubert führt in ſeiner „Geſchichte der Seele" mehrere Beiſpiele von Scheintodten an, die in ihren Schilderungen eines die Ober- und Unterwelt abgrenzenden Stromes, deſſen Brauſen ihre vom Körper frei gewordene Seele zu vernehmen glaubte, wunderbar übereinſtimmen. Wem ſollten dieſe Viſionen nicht die Worte Hiob's (26, 5.): „Die Todten ängſten ſich unter den Waſſern" und Charon's Nachen in's Gedächtniß rufen? ſowie die Fabel, welche den Waſſergott Poſeidon zum Thürhüter des Hades beſtimmte und deſſen Tochter Kymopoleia (Wellenwandlerin) dem in dem Tartarus weilenden Rieſen Gyges ſich vermählen läßt?

Es iſt mir ganz unmöglich, das Gefühl zu beſchreiben, das bei dieſen Aeußerungen meiner Umgebung, die mein wirklich erfolgtes Ableben gar nicht bezweifelte, ſich meiner bemächtigen mußte. Bald äußerte ſich eine neue Kraft in mir. Ich vermuthe, daß es diejenige geweſen ſey, die wir den Willen nennen; denn ich bemühte mich, alle mir zu Gebote ſtehenden Mittel zuſammenzuraffen und zu handeln. Aber ich war unfähig, die geringſte Zuckung zu erzielen. Ich war ſtarr wie ein Marmorblock. Mein Körper ſchien mir nicht mehr zu gehören.

Nach einiger Zeit fühlte ich wieder eine Hand über mein Geſicht gleiten und folgte mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit allen ihren Bewegungen. Sie verweilte über meinen Augen, drückte ſie feſt zu und zog ſich zurück. Eine Art Ohnmacht überfiel abermals mein inneres Leben. Das Feuer, das mich zu durchſtrömen ſchien, zog ſich enger zuſammen. Ich ſah und hörte nichts mehr. Nach einigen Minuten erhob ſich die Lebensflamme wieder, denn ich konnte deutlich hören, und mein Empfinden war ſtärker, als zuvor. Die Wehmuth, die mich überſchlich, brachte eine merkliche Stockung in meinem Herzen hervor.

In ſolchem Wechſel der Empfindungen mochte wieder eine geraume Zeit vergangen ſeyn, als in der That jene Perſonen erſchienen, denen die letzte Beſorgung der Todten anvertraut iſt. Dies ſchloß ich daraus, daß mein erſtarrter Körper von ihnen ergriffen, ziemlich ungeſtüm auf einen Tiſch geworfen, entkleidet und gewaſchen wurde. Während deſſen unterhielten ſie ſich über mancherlei gleichgültige Dinge oder ſcherzten über die Conſtitution meines Körpers und einzelner Theile deſſelben, wobei ſie ein für mich unbeſchreiblich ſchmerzliches Gelächter ausſtießen. Sie ſchrieen mir auch lachend in die Ohren, kitzelten mich in die Naſe und wendeten mich mit Heftigkeit bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Sodann kleideten ſie mich in die Todtenkleider und gaben mir die ſchickliche Lage auf dem Paradebette, um von allerlei Volk, das in dem Gaſthofe, wo ſich mein Unglück ereignet hatte, ſich zu jeder Stunde einfand, begafft zu werden. Viele dieſer Schauluſtigen beſchrieben einen Kreis um mich her, während des Tages, wo ich auf ſolche Weiſe ausgeſtellt blieb. Andere traten mir näher und beobachteten mich noch genauer. Ich hörte ihr Flüſtern. Zwei berührten mich ſogar mit dem Finger. Unmöglich — fügte hier der Erzähler hinzu — können Sie, mein Herr, ſich eine treue Vorſtellung von den Empfindungen eines Scheintodten machen, welche ihn, den äußerlich Erſtarrten, durchſtrömen, wenn ſein Ohr die Berathſchlagungen über das Begräbniß anhören, die Behandlung empfinden muß, welche die Leichenwäſcher und andere mit einem Todten beſchäftigten Perſonen gegen dieſen ſich erlauben. Schrecklich iſt der Zuſtand eines ſolchen Unglücklichen, der Zeuge von allen den Anſtalten ſeyn muß, die man zu ſeiner qualvollen Ermordung trifft. Er ſieht ſich gezwungen, den Zeitpunct des entſetzlichſten Todes abzuwarten, und ihm bleibt nur die Wahl, durch Umwälzung im Sarge zu erſticken, oder durch Aufbeißung der Adern die Verblutung zu bewirken und dadurch das Leben ſchneller entfliehen zu laſſen.

Am zweiten Tage brachte man den Sarg und ich wurde hineingelegt. Der Beſitzer des Gaſthofes ſprach mit einem dieſer Leute, worauf dieſer wieder an mich hintrat, meinen Kopf anfaßte und ihn zurecht legte. Später wurde es ſtill um mich her. Endlich traten zwei Männer herein, ergriffen den Sargdeckel und ſchraubten ihn feſt. Der Eine ging hinaus, um ein vergeſſenes Werkzeug zu holen; der Andere pfiff zuerſt ein luſtiges Stückchen, dann vollendete er ſchweigend ſeine Arbeit.

Ich wurde wieder allein gelaſſen; meine innere Lebenskraft blieb dieſelbe. Noch durfte ich hoffen, meine Verſenkung durch irgend ein Zeichen zu verhindern. Obgleich unbeweglich, kalt und in der tiefſten Finſterniß, hoffte ich dennoch. Aber die Stunde des Begräbniſſes hatte geſchlagen. Ich bemerkte, daß man den Sarg erhob, daß man ihn trug. Im Hofraume wurde er auf eine Bahre geſtellt. Ich merkte wieder Leute in meiner Nähe, aus deren Geſpräch ich errieth, daß ſie ſich damit beſchäftigten, die übliche ſchwarzſammetne, mit einem von Goldfäden eingeſtickten Kreuze gezierte Leichendecke über den Sarg zu breiten. Bald vernahm ich auch den einförmigen Geſang der Chorknaben, zuweilen durch die in lateiniſcher Sprache gemurmelten Gebete des Prieſters unterbrochen, zuweilen durch einige Poſaunenſtöße, die daſſelbe Inſtrument hervorbrachte, welches die Eigenthümer bei Tanzmuſiken in den Schenken zu verwenden pflegen, mit welchen Tönen auch das Ganze ſchloß. Ich hörte jetzt das Läuten der Kirchenglocke, die mich zu Grabe rief; ich fühlte, wie man den Sarg in den Leichenwagen ſchob. Selbſt die untereinander wogenden Stimmen der zahlreichen Gaffer, die bei ſolchem Schauſpiele ſich einzuſtellen pflegen, drangen noch zu meinen Ohren; aber die Wenigſten wählten meine Perſon zum Gegenſtande ihres Geplauders.

Der Leichenwagen rollte fort. Ich wußte, daß jeder Hufſchlag der Pferde, jedes Umwenden der Räder mich meinem Grabe näher bringe. Meine Angſt vermehrte ſich von Minute zu Minute. Ich raffte allen meinen Willen zuſammen, um mich der Erſtarrung zu entreißen. Der Leichenwagen hielt, der Sarg wurde herausgezogen, und an der Ungleichheit der Bewegung bemerkte ich, daß man mich zur Gruft trage. Der Sarg wurde an ihren Rand geſtellt; es trat eine Pauſe ein. Die Flamme in meinem Innern flackerte wild und ungleich. Bald erhob ſie ſich, und meine ſchreckliche Lage war mir vollkommen klar bald ſenkte ſie ſich und ich war nur noch eines dumpfen, wehmüthigen Gefühls mir bewußt.

Ich hörte die Stricke um den Sarg ſchlingen. Er wurde gehoben und blieb einen Augenblick ſchwebend. Es war mir, als erhebe er ſich, ſtatt ſich zu ſenken. Ich glaubte mit ihm die Luft zu durchfliegen, bis er endlich auf dem Gipfel eines hohen Felſens verweilte, den keiner Derjenigen, welche mich beerdigen wollten, erreichen konnte. Dieſe Illuſion dauerte kaum eine Secunde. Der Sarg ſtieß mit Heftigkeit gegen etwas Hartes, Ungleiches. Ich bemerkte, daß ich den Boden berührte. In dieſem Augenblicke machte ich mit größter Kraftanſtrengung eine Bewegung, oder vielmehr, ich glaubte ſie zu machen — mein Körper blieb ſtarr und unbeweglich.

Bald nachher hörte ich einige Hände voll Erde auf meinen Sarg fallen; wieder eine Pauſe entſtand, dann wühlten die Schaufeln in der Erde über mir. Sie ſtürzte zuerſt krachend wie der Donner über mich her; dann immer dumpfer und dumpfer, bis ich nichts mehr vernahm. Noch einmal verſpürte ich einen ſtarken Stoß. Ich erkannte, daß die Todtengräber die Erde mit den Füßen feſttraten, um den kleinen Hügel des Grabes zu bilden. Nachher vernahm ich nichts mehr, keinen Laut, kein Rauſchen, keine Bewegung der menſchlichen Natur. Alles war ſtumm und ſtill und todt.

XI.

Der Horcher aus der Ferne. — Das erhörte Gebet.

Am folgenden Tage verſicherte Willfried, gleich nach dem üblichen Bewillkommnungsgruße, dem Eintretenden, daß er heute endlich das vielleicht längſt gewünſchte Ende jener Mittheilungen des Denkwürdigſten aus ſeinen Erlebniſſen zu hören bekommen werde.

„Ich mußte wohl in eine tiefe Ohnmacht verſunken ſeyn,“ eröffnete er ſeinen Vortrag, da die Ermattung und das entſetzliche Gefühl, lebendig begraben zu ſeyn, gleich ſehr auf meine Nerven gewirkt haben mochten; denn, beſchäftigt mit dem Gedanken an Paulinen, war ich eingeſchlafen, und nun ſah ich mich plötzlich, wie im Traume, in meinen gewohnten Räumen; meine Gattin ſaß im Sopha und empfing ein Schreiben mit Amtsſiegel, worüber ſie ſich verwundert gegen eine vor ihr ſtehende weibliche Perſon äußerte; ſie erbrach es haſtig und las die amtliche Anzeige von meinem plötzlich in *** erfolgten Ableben, mit der Weiſung, die aufgelaufenen Begräbnißkoſten und ſonſtige Speſen ungeſäumt an den Magiſtrat daſelbſt zu übermachen. Ueberraſchung malte ſich in ihren Zügen; aber wenn irgend eine Empfindung von ihrem Herzen jetzt Beſitz nahm, ſo war es nicht Betrübniß, ſondern die Freude, wie ſehr ſie auch das Gegentheil ihrer innern Stimmung dem Hausgeſinde, das auf dieſe Nachricht ſchnell in die Zimmer der Gebieterin ſtrömte, vorheuchelte.

Als das Geſinde den Saal wieder verlaſſen hatte, war nur ihr erklärter Günſtling, Hanns, noch zurückgeblieben. Vor dieſem legte ſie die Maske ab. Mit einer außerordentlich freudigen Bewegung erhob ſie ſich nun von ihrem Sitze, fiel, im Uebermaaß ihrer Gefühle, dem Burſchen um den Hals und erdrückte ihn faſt, indem ſie ausrief: „Nun iſt Alles gut, Du wirſt Dein eigener Herr und ziehſt mit mir in die Reſidenz; denn wir Beide ſtehen nicht mehr unter der Controle jenes Griesgrämigen, ihn hat das Grab verſchlungen, und dieſes giebt nie wieder zurück, was es einmal beſitzt. Mauſetodt, ſage ich Dir, iſt er, am Schlage geſtorben. O! was für eine glückliche Sache iſt doch dieſer Schlagfluß! Der iſt zur rechten Zeit gekommen, denn ich dachte ſchon mit Schrecken daran, den bevorſtehenden Winter, wie den vorigen, auf dem Dorfe hier verſeufzen zu müſſen. Nun hat es weiter keine Noth. Ich muß Dich küſſen, Hanns, vor Freude! Er iſt ohne Teſtament verſtorben, ich kann Dir's verſichern; denn er hat ſich nichts weniger verſehen, als einen ſolchen plötzlichen Zufall. Blutsverwandte hat er nicht, außer mir, hinterlaſſen, da fällt ſein ganzes Vermögen mir zu —“

„Iſt es denn wirklich wahr?“ unterbrach ihr Buhle ſie, „ſollte es nicht etwa ein Fallſtrick, ein Irrthum, eine Liſt ſeyn? Hat ſich nicht vielleicht Jemand einfallen laſſen, mit Ihnen, meine Gnädige, ſeinen Spaß zu haben?“

„O dieſer Todesfall iſt gewiß genug!“ beſchwichtigte ſie den Zweifler, „der Brief iſt ja ein amtliches Papier, die Gerichte melden ſeinen Tod, datirt vom 27ſten des vorigen Monats; man hat ihn an den Fußſohlen geſchröpft, ihm gleichzeitig zur Ader gelaſſen, aber da war keine Bewegung. Auch lag den Papieren ein Zeugniß des Todtenbeſchauers bei; ſieh, Zweifler, da lies.“ Bei dieſen Worten hielt ſie ihm das erwähnte Papier mit toller Luſtigkeit vor die Augen und fuhr fort: „Kannſt unbeſorgt ſeyn, Hanns; die Gerichte verſtehen ſich ſchlecht darauf, Scherze zu erfinden, eben ſo wenig, als deren von Andern anzunehmen. Sind gar geſetzte Perſonnagen mit langweiligen Geſichtern, dieſe Actenmenſchen! Aber um auf Dich zu kommen, Du heißt von nun an nicht mehr Hanns ſchlechtweg, ſondern wirſt bei Deinem Familiennamen angerufen, und wenn wir nach Wien kommen, kaufe ich Dir einen Titel, und einen faſhionablen Anzug ſoll Dir der Schneider beſorgen, der eben dort in der Mode iſt. Kurz, Du biſt ein gemachter Mann und ſollſt Dein blaues Wunder ſehen, wie herrlich und in Freuden es jetzt hergehen wird. Aber darum will ich den armen Mann doch nicht ganz vergeſſen; ſobald ich in Wien ankomme, laſſe ich mir ein ſtattliches Trauerkleid machen, wie man es jetzt zu tragen pflegt, und für die arme Seele laſſe ich eine muſikaliſche Meſſe leſen, dies wegen der großen Achtung, die mein Seliger, als Liebhaber der Muſik, immer bewieſen hat. Hole der Henker das Dorf! wir reiſen nach Wien.“

Ich erinnerte mich nun der Worte, die ich am Sterbebette meiner erſten Frau, der durch mich unglücklich gewordenen Thereſe, geſprochen, wie ich das Teſtament ihr unter Drohungen abgetrotzt, und wie auch ich nur aus Eigennutz ihr Liebe geheuchelt und ſchonungslos noch vor ihrem Tode mich in meiner wahren Geſtalt gezeigt; ich, ich hatte ſie gemordet, die mir ihr Leben und ihr Beſitzthum anvertraute, nun iſt die Stunde des Gerichts über mich gekommen. „Wie Du gemeſſen, ſo wird Dir gemeſſen!“ tönte es jetzt vernehmbar und ein bleicher Schatten ſchwebte vorüber, ich glaubte Thereſen zu erkennen. „Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten!“ klagte es jetzt mich von mehreren Seiten an; ich erkannte unter den luftigen Geſtalten, die, wie die Furien um den Oreſt, ſo jetzt um mich einen Kreis bildeten, die Mutter Tony's, jenes unglücklichen Mädchens, das meine Verläumdung um ſein Lebensglück betrogen, weil es in meine ehebrecheriſchen Lüſte nicht willigen mochte; ich erkannte ferner Nanni's Vater, der meine lügneriſchen Worte, womit ich ihn einſt bethören wollte, mir jetzt in's Gedächtniß rief, als er ſein einziges Kind von ihrem Räuber forderte: „Habt Ihr Eure Tochter meiner Aufſicht anvertraut,“ und wie ich in meiner ſündhaften Vermeſſenheit ſelbſt den Allwiſſenden zum Zeugen meines Meineides angerufen: „Ich ſchwöre es Euch bei'm Himmel, daß ich nicht weiß, wo ſie geblieben iſt.“ „Wer tödtet, ſoll des Gerichts ſchuldig befunden werden!“ donnerte eine dritte Geſtalt aus dieſer furchtbaren Gruppe mir entgegen, und ich erkannte in meinem letzteren Ankläger jenen Officier, deſſen freundſchaftliche Geſinnungen gegen mich ich verhöhnte, als ich ſeine Braut zu beſitzen trachtete und ihm ſelbſt durch einen Schlag mit meiner Fauſt dem Tode überlieferte. „Du gelobteſt dem Ewigen,“ hörte ich eine andere Stimme ausrufen, „ſo er Dich aus dem Staube der Armuth durch Gaben des Glückes wieder aufrichten würde, nur zum Vortheile der Unglücklichen Deinen Reichthum zu verwenden, und der Himmel erhörte Dein Flehen. Haſt Du getrocknet die Thränen der Wittwen, haſt Du geſtillt den Hunger der Waiſen, haſt Du bekleidet die Blöße der Nackenden? Du zertrateſt mit muthwilligem Fuße die Hoffnungen der Menſchen, die Dir ſich anvertrauten!“ tönte es von dieſer Seite; „Du vergifteteſt die Unſchuld!“ klagte es von der andern; „Du mißbrauchteſt die Hülfe des Freundes!“ ſeufzte es von oben; „Du mordeteſt durch Gram, die Deinem Herzen am nächſten waren!“ ſtöhnte es von unten. Wohin ſollte ich mich retten vor der Menge der Sünden, die, Geſtalt annehmend, jetzt kamen, mich anzuklagen vor dem Throne deſſen, der da richtet die Lebendigen und die Todten?

„Vater im Himmel!“ flehete ich, „gehe nicht in's Gericht mit dem Sohne des Staubes, denn nichts Geſchaffenes beſteht vor Deinem Zorne! Wehe über mich bethörten Sünder, der ich nicht glaubte an Deine Gerichte, weil Deine Langmuth mit der Vergeltung bis nach dem Tode zauderte. Wehe mir, daß ich die Friſt, die zur Buße mir gegeben, ungenützt verſtreichen ließ! Wehe mir, daß ich die Warnungen meines guten Genius überhörte und die mahnende Stimme des Gewiſſens durch die Jubeltöne der tollen Luſt übertäubte! Wer rettet mich nun aus den Schlünden der Hölle? O, daß das Grab mich noch einmal dem Leben wiedergäbe! daß ich noch zu tröſten vermöchte diejenigen, deren Thränen ich fließen machte, und die jetzt noch nicht getrocknet ſind, weil ſie der Tod noch nicht zur ewigen Ruhe gebettet! O, daß ſich an mir erfüllte des Propheten Spruch: Der Ewige hat keinen Gefallen am Tode des Miſſethäters, ſondern daß er verlaſſe die Wege des Laſters und, ſich bekehrend, das Leben gewinne!"

Ich hörte jetzt ein dumpfes Geräuſch über mir. Es war mir, als durchwühle man die Erde. Das Geräuſch kam immer näher und näher. Die Erde, die mich bedeckte, ward bei Seite geſchafft, ein Meißel drang durch die Fugen des Sarges, der Deckel ſprang auf. Man riß mich ſchnell und heftig empor, ſchlang mir einen Strick um die Bruſt, unter den Armen hinweg und zog mich aus der Gruft.

Ich fühlte das Anwehen der Luft, ſie war kalt und durchdringend. Dies verurſachte mir ein äußerſt ſonderbares, unbeſchreibliches Gefühl. Man ergriff mich an den Schultern und Füßen und trug mich raſch fort. Ich konnte mir nicht erklären, was man mit mir vorhabe. Endlich erhob mich Derjenige, welcher mich an den Schultern gefaßt, und ich wurde mit Heftigkeit in einen engen Raum geſtoßen. Gleich darauf ergriff man mich wieder am Obertheile des Körpers und ſtieß mich ſehr unſanft in einen Winkel, der nicht ganz ſo hart war, als jener enge Raum, in welchem ich einige Secunden gelegen. Ich hörte Geräuſch, bemerkte eine Vorwärtsbewegung und überzeugte mich endlich, daß ich mich in einer Kutſche befinde und wahrſcheinlich von Leichenräubern geſtohlen ſey.

Die Kutſche ſtand ſtill. Ich wurde etwas behutſamer herausgehoben, als man vorher mich hineingeſtoßen. Man trug mich fort, eine Treppe hinauf und legte mich auf einen Tiſch. Ich ſpürte eine Veränderung der Temperatur. Man riß mir haſtig Hemd und Strümpfe ab und ließ mich liegen.

Durch ein Geſpräch der um mich Stehenden erfuhr ich, daß ich noch in derſelben Nacht ſecirt werden ſolle.

Bald nachher vernahm ich Stimmen; es waren die der jungen Aerzte, die in meinen Eingeweiden wühlen wollten. Sie verſammelten ſich allmälig. „Ein gutes Exemplar!“ ſagten Einige, indem ſie mich mit den Fingerſpitzen in die Seite und in die Bruſtgegend ſtießen. Sie machten dann ihre Inſtrumente bereit. Der Profector machte den Vorſchlag, vor der Section mit mir einige galvaniſche Verſuche vorzunehmen. Der erſte Schlag erſchütterte alle meine Nerven. Der zweite Schlag riß mir die Augen auf. In demſelben Augenblicke war es mir, als ſchieße das Feuer in meinem Innern plötzlich gegen dieſen Punct. Ich ſah die um mich ſtehenden Perſonen. Aber mein ganzer übriger Körper war und blieb todt. Ich konnte meine Augen weder rechts, noch links wenden.

Von den galvaniſchen Phänomenen befriedigt, ergriff der Profector ſein Meſſer und bohrte mir die Spitze langſam in die Bruſt. Ich empfand ein ſtarkes Aufwallen, welches ſich äußerlich durch ein convulſiviſches Beben verkündigte. Alle Anweſenden ſtießen einen Schrei des Entſetzens aus. Der Doctor ließ ſein Meſſer fallen. Die Eisrinde des Todes war durchbrochen. Man verband mich und ließ mir alle mögliche Pflege angedeihen. Nach Verlauf einer Stunde war ich meiner Sinne wieder mächtig.

Man ſchaffte mich, auf mein Verlangen, wieder in den Gaſthof, wo das Unglück mich betroffen. Dort verweilte ich bis zu meiner vollſtändigen Reconvalescenz. Der Wirth, der über meine Vermögensverhältniſſe durch die bei mir vorgefundenen Papiere die befriedigendſten Aufſchlüſſe erhalten hatte, unterſtützte mich mit den erforderlichen Geldmitteln, um meine Rückreiſe in die Heimath antreten zu können. Unterwegs überdachte ich, wie die Vorſehung gefügt, daß an demſelben Orte, wo Nanni und der Hauptmann, die beiden Schlachtopfer meines Leichtſinnes, weilten, die göttliche Ahndung den Verbrecher treffen ſollte; daß aber die wunderbare Rettung aus dem Grabe nur in einem Orte erfolgen konnte, wo, weil ich ganz unbekannt, bei den Leichenräubern keine Bedenklichkeit vor der Ahndung meiner Verwandten aufkommen konnte und ſie daher bei meiner Ausgrabung und Grabſchändung nichts zu wagen glaubten. Obgleich mir das Recht zuſtand, gegen Diejenigen, welche die Todtengräber zu ſolchen unrechtlichen Handlungen verleiten, eine Denunciation bei den Gerichten einzureichen und den Profector zur Verantwortung laden zu laſſen, ſo berückſichtigte ich doch, daß eben dieſe Leichenſchänder die nächſte Urſache meiner Wiederbelebung geworden.

In meinem Wohnorte angekommen, traf ich die Leiche — meiner Frau, die, von ihrem Schooshündchen vor wenigen Tagen gebiſſen, faſt gleichzeitig mit dem vierbeinigen Lieblinge ſelbſt geſtorben war, da die Zeichen der Tollwuth bei dieſem Thiere, nachdem ſeine Herrin ſchon zwei Tage an der erhaltenen Wunde krankte, ſich einzuſtellen begannen. Die Hülfe kam zu ſpät. Ich erfuhr nun, wie die Viſion im Grabe mir ſchon kund gethan, meine Gemahlin habe bereits alle Vorkehrungen getroffen gehabt, in Geſellſchaft ihres Hanns eine Reiſe in die Reſidenz zu unternehmen und dort, wie ſie unverhohlen gegen Mehrere geäußert, ihrem Günſtlinge, nach abgelaufener Trauerzeit, die Rechte eines Gatten einzuräumen.

Mein erſtes Vorhaben, nachdem Pauline zur Erde beſtattet worden war, welche der vermeintliche Tod ihres Gemahls ſo ſehr erfreuen konnte, beſtand darin, die ganze Gutsherrſchaft licitando ausbieten zu laſſen, und von dem gelöſ'ten Ertrage meine ſämmtlichen Schulden, auch die Forderung des unglücklichen Hauptmanns an mich, zu tilgen, von dem ausfallenden Ueberreſte aber die Zinſen für mich in Anſpruch zu nehmen, das Capital ſelbſt hingegen der durch mich in die Schande getriebenen Nanni gerichtlich zu verſchreiben, um wenigſtens Derjenigen ein heiteres, ſorgenfreies Alter zu bereiten, deren Lebensſommer durch mich ſo unfreundlich ſich geſtaltet hatte. O ich hatte viel gut zu machen! Das Wenigſte behielt ich für mich ſelbſt zurück; denn die eigene Erfahrung hatte mich nun belehrt, daß der Evangeliſt eine der größten Wahrheiten ausſprach, als er Reichthümer das Hinderniß der Seligkeit nannte, daß Ovidius Recht hatte, Schätze die Reizmittel zum Böſen zu nennen, und daß die drei Kloſtergelübde: Armuth, Demuth und Keuſchheit, die ſicherſten Präſervative gegen den Beſchädiger unſerer Seele ſind. Der Eindruck, den die wenigen im Grabe zugebrachten Stunden auf mich bewirkten, hat von ſeiner Kraft noch nichts verloren, ich werde nie wieder Frohſinn und Lebensluſt in mein Herz einziehen laſſen. Ebenſo ſchnell, als mein Scheintod erfolgte, kann ich ja täglich aus dem Leben abgerufen werden, und ſo finde mich der Engel des Todes nicht wieder unvorbereitet. Durch ſtrenge Diät und Enthaltſamkeit jeglicher Art ſchwäche ich den Leib, daß er nicht wieder die Herrſchaft über die Seele gewinne; dieſe aber ſtärke ich zu jeder Tageszeit durch geiſtliche Nahrung, daß ſie Kraft gewinne, dem Verſucher

Widerſtand zu leiſten; und fern halte ich mich von dem Getreibe der eitlen Weltkinder, denn die Krankheiten des Geiſtes beſitzen eine noch größere Anſteckungskraft, als die phyſiſchen Uebel. Und ſo will ich fürder wachen und mich gürten mit Gottesfurcht; denn kein Menſch weiß, wenn ſeine Stunde kommt, die ihn abruft zu der großen Reiſe in das Land der Ewigkeit.

Das Kloſter.

Weltlich und geiſtlich.

Meiſt aus der ältern deutſchen
Volks-, Wunder-, Curioſitäten-,
und vorzugsweiſe
komiſchen Literatur.

Zur Kultur- und Sittengeſchichte in Wort
und Bild.

Von
J. Scheible.

Siebenter Band:
25 bis 28 Zelle.

Stuttgart, 1847.
Verlag des Herausgebers.
Leipzig: Expedition des Kloſters.

Der

Feſtkalender,

enthaltend:

Die Sinndeute der Monatszeichen,

die Entſtehungs- und Umbildungsgeſchichte
von Naturfeſten in Kirchenfeſte;

Schilderung der an denſelben vorkommenden Gebräuche

und Deutung ihrer Sinnbilder;

Charakteriſtik der an den 366 Tagen des Schaltjahrs
verehrten Blutzeugen und Glaubenshelden mit Wort und
Schwert; Deutung vieler Wundererzählungen ꝛc.

Von

F. Nork.

Mit 37 Tafeln Abbildungen.

Stuttgart, 1847.
Verlag des Herausgebers.

Leipzig: Expedition des Kloſters.

Druck von Fr. Henne in Stuttgart.

Einleitung.

Die Apologeten des Chriſtenthums ſuchten unter andern Gründen, welche die Vorzüge deſſelben vor dem Heidenthum zur Anerkennung bringen ſollten, auch dieſen hervorzuheben, daß jenes als eine Religion des Geiſtes (!) auch in ſeinen Feſten jede Spur von einer Naturverehrung verwiſcht habe. „Wir feiern nicht," ſagt Auguſtin in einer Weihnachtshomilie, „an dem heutigen Tage, wie die Heiden, das Feſt der neugebornen Sonne, ſondern den Geburtstag deſſen, der die Sonne erſchaffen hat." Aber der Kirchenvater unterließ weislich die hier ſich Jedermann aufdrängende Frage zu beantworten: warum an keinem andern Tage als eben an jenem, wo die Sonne wieder ihren Kreislauf im Thierkreis von Neuem beginnt? Denn daß genau am 25. December Chriſtus geboren ſeyn ſollte, wird Niemand zu beweiſen im Stande ſeyn, da lange vor Auguſtin ſchon die Väter des zweiten Jahrhunderts geſtanden, der eigentliche Geburtstag Jeſu ſey unbekannt. Ueberdieß iſt es gewiß kein zufälliges Zuſammentreffen, daß die meiſten Kirchenfeſte mit heidniſchen Naturfeſten ſich begegnen *), ſo daß ſchon der Mani-

---

*) Baronius (ad ann. 58. §. 77.) rechtfertigt dieß Verfahren aus der Schrift, wo den aus Aegypten ziehenden Iſraeliten die Entwendung der goldenen und ſilbernen Gefäße der Aegypter geboten wird — um ſie zum Dienſte Jehovahs umſchmelzen zu laſſen.

chäer Fauſtus dem Auguſtin (**Opp. c. F. XX., 4.**) die Abhängigkeit der Kirche von heidniſchen Einrichtungen mit folgenden Worten entgegen hielt:

„Ihr Katholiken ſeyd nur eine Abart (**Schisma**) der Heiden, nur die geſellige Verfaſſung (**conventus**) iſt geändert, nicht das Weſen. Die Opfer habt ihr in Liebesmahle umgewandelt, die *Götter in Märtyrer**), die Verſtorbenen ſühnt ihr, wie die Heiden, mit Weinſpenden und Mahlzeiten. *Ihre Feſte feiert ihr noch mit ihnen in den Sonnenwenden* ꝛc.“

Daß gewiſſe, mit natürlichen Jahresabſchnitten zuſammentreffende Kirchenfeſte, welche aus der bibliſchen Geſchichte ſich auch gezwungen nicht herleiten laſſen, als Märtyrertage bezeichnet wurden, wie z. B. die Aequinoctialfeſte Georgi und Michaelis, rechtfertigte den

---

*) Ja noch mehr, während die alten Römer ihren Götterſtaat dem Jupiter **maximus** unterordneten, die Griechen den Zeus: *μεγιστος* und *βασιλευς* hießen, weil ſie ihm die Supremation über die ganze Bevölkerung des Olymps zugeſtanden, wurde von den Chriſten im Mittelalter darüber geſtritten, ob das der Gottheit geweihte Feſt oder das Feſt aller Heiligen das größere ſey? (**Henri Etienne Apol pour Herodote, à la Haye 1735, II. p. 154: . . . quelle est la plus grand feste, où la feste Dieu ou la feste de la Toussaincts; les uns alleguans, que Dieu est plus grand que les saincts, les autres, que Dieu** *ne peut estre sans ses saincts* **non plus, qu'un roy sans sa cour.**) Alſo Gott kann ohne Heiligen nicht beſtehen? Was that er aber, bevor das Chriſtenthum mit ſeinen Legionen Heiligen in die Welt gekommen war? Da iſt doch der indiſche Schiwa ein ganz anderer Gott, denn von ihm ſagen die Brahmanen: Am Ende der Tage werde er von allen Göttern allein übrig bleiben.

Vorwurf jenes Manichäers: „Ihr habt die Götter in Martyrer verwandelt.“ Der Einwendung: in dieſem Fall hätte der Michaelstag am 22. September, alſo um eine ganze Woche früher gefeiert werden müſſen, iſt damit zu begegnen, daß auch die chriſtlichen Religionspartheien untereinander nicht zu einer Harmonie in dieſem Punkte zu bringen ſind. So wird von der griechiſchen Kirche der Geburtstag Chriſti und das Kreuzerhöhungsfeſt an andern Tagen gefeiert, als in der abendländiſchen, Petri Stuhlfeier in Rom am 18. Jan., in Antiochien am 22. Febr. u. ſ. w. Selbſt der römiſche Kalender differirt oft in der Angabe des Gedächtnißtags eines Heiligen und der Feier deſſelben. So z. B. wird in Palermo das Feſt der heil. Roſalia im Juli begangen, obſchon das **Calendarium Romanum** den 4. Sept. anſetzt; das Feſt der heil. Brigitte feiern die Wiener im Juli, während — wenn die ſchwediſche gemeint iſt — es am 8. Oct. gefeiert werden ſollte, wo aber die iriſche und hetruriſche, am 1. Febr. Das Feſt des Ungarkönigs Stephan iſt vom Kalender auf den 3. Sept. angeſetzt, die Ofner feiern es aber ſchon am 20. Auguſt.

Wie Brigitte, im Namen die Leuchtende (engl. **bright**: Glanz), darum am 1. Febr. verehrt wird, weil zur Zeit des keltiſchen Heidenthums an jenem Tage das Sonnenwendenfeuer angezündet wurde, und Lichtmeß nur um einen Tag ſpäter gefeiert wird, weil man den bibliſchen Grund von deſſen Einſetzung nicht aufgeben wollte — denn vom 25. Dec. bis 1. Febr. ſind nicht 40, ſondern nur 39 Tage verfloſſen — ebenſo wurde ehedem in Nordfriesland und in der Lauſitz bis 1523 am Vorabend von Petri Stuhlfeier (22. Febr.) auf dem

Markte ein großes Feuer angezündet, das man „Biikenbrennen“ und „Empfahen des Sommers“ hieß. Der Schulmeiſter ging mit den Schülern in Proceſſion durch die Gaſſen, der Richter und die Stadtdiener folgten mit Lichtern, und die Fenſter der Häuſer waren erleuchtet. Wenn man zum Feuer auf dem Markte kam, ſo ſang der Schulmeiſter: **Jam ver oritur!** (Nun kommt der Frühling!) Gewiß rührte dieſes Feſt aus der vorchriſtlichen Zeit her, und wurde ſpäter mit Petri Stuhlfeier in Verbindung gebracht, welche (vergl. S. 171) den Sieg der von Chriſto eingeſetzten, und nun vom Papſt verwalteten Kirche über die Mächte der Finſterniß in Erinnerung bringen ſollte. Aber zur Zeit der Reformation, wo in Sachſen Alles, was an die Oberherrſchaft Roms mahnen könnte, bei Seite geräumt wurde, und Niemand die urſprünglich heidniſche Frühlingsfeier dieſer Feier mehr ahnen mochte, wurde mit vielen Ueberreſten veralteter Bräuche, deren Einſetzungsgrund nicht mehr bekannt war, auch dieſe Sitte abgeſchafft. Der als Tag des Donnerers Thor geheiligte Donnerſtag behielt auch im Chriſtenthum ſeinen bevorzugten Charakter durch das Fronleichnamsfeſt, das auf keinen andern Tag der Woche fällt. Der aus der Heidenzeit verrufene Mittwoch und Freitag wandelten ſich den Mönchen und Nonnen in Faſttage um. In den Dörfern Gödewitz, Gorsleben, Fienſtädt, Zörnitz und Krimpe feierte man am Himmelfahrtstag noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein eigenthümliches Feſt, deſſen Unterlaſſung die Gemeinden verpflichtete, der Obrigkeit einen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern zu entrichten. (Neue Mittheil. des churf. ſächſ. Vereins V., 2, 130.) Da auch dieſes Feſt auf einen

Donnerſtag *) fällt, ſo iſt wohl erlaubt, an den Gott dieſes Tages (Thor) zu denken, deſſen Wagen zwei Böcke zogen, und dem man im Frühling — weil Thor die erſten Gewitter bringt — ſein Lieblingsthier geopfert haben mochte; eine Vermuthung, welche dadurch befeſtigt wird, daß in den genannten fünf Dörfern keine andern Frühlingsgebräuche vorkommen. Von den Sorbenwenden wurde noch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts an verſchiedenen Orten ein mit Bändern geſchmückter Bock mit vergoldeten Hörnern am Jacobitag (25. Juli) von einem Kirchthurm oder vom Rathhauſe herabgeſtürzt. Sobald er unten ankam, ſtach man ihm das Blut ab, welches, gedorrt, für ein Heilmittel in vielen Krankheiten galt. Außer dem Bock waren die vorerwähnten Gemeinden auch noch ferner an die Obrigkeit ein ſchwarzes Rind mit weißen Füßen und ein Fuder Semmeln zu entrichten verpflichtet. In dieſen Gaben wären alſo auch Viehzucht und Ackerbau vertreten. Die Obrigkeit war in der chriſtlichen Zeit an die Stelle der Gottheit getreten, wie wir am Martinitage in einem andern Beiſpiel ſehen, denn die Gans, das ehemalige Opferthier Odins, des Gebers der Ernte und der Weinleſe, kam nun ebenfalls an die „von

---

*) Von der Verehrung des Thor oder Donar iſt noch im Mecklenburgiſchen eine Spur übrig geblieben, wo früher die Landleute es für unrecht hielten, am Donnerſtag gewiſſe Arbeiten vorzunehmen. (W. Müller, altt. Rel. S. 120.). Da Thor in Schweden am meiſten verehrt wird, ſo befremdet es nicht, daß noch jetzt dieſer Tag dort durch Unterlaſſung des Holzhauens, Spinnens ꝛc. gewiſſermaßen gefeiert wird, angeblich, weil es der Hausgeiſt nicht leiden kann. (Grimm S. 476). Man vgl. hier auch S. 995 u. 997.

Gott eingeſetzte" Obrigkeit (vergl. S. 685 Anm.), mochte ſie nun weltlich oder geiſtlich ſeyn.

Wie jede heidniſche Stadt ihre Schutzgottheit haben mußte [*]), ſo traten in der chriſtlichen Zeit die Heiligen in jenes Amt. In Rom ward Jupiter Capitolinus durch den Apoſtelfürſten verdrängt, daſelbſt Minervens Tempel in die Kirche **St. Maria della Minerva** umgeſtaltet, der Tempel der Veſta iſt jetzt der Santa Maria del Sole geweiht, der Tempel der Fortuna der ägyptiſchen Maria, in den Tempel des Bachus zog St. Urban ein, in einen angeblichen des Romulus der heil. Theodor, das Pantheon wurde in die Kirche Aller Heiligen verwandelt; Ceres in Rom als **Bona Dea**, in Catanea in Großgriechenland als *Ἀγαθή* (die Gute) verehrt, iſt jetzt daſelbſt eine heil. Agathe, und ſchützt die Bürger jener Stadt noch gegen alle Uebel, deren Abwehr die heidniſchen Bewohner von der Göttin gleichen Namens erflehten. Und wie jeder Tag des heidniſchen Kalenders einer beſondern Gottheit geweiht war **), ſo mußte man auch hier auf einen Erſatz von

---

[*]) πολιουχός (Städtebeſchützer) und ἀστύναξ (Stadtkönig) hießen die Schutzgottheiten der Städte. In dieſem Sinne heißen die Reliquien der Heiligen: Pignora *sanctorum, qui urbem* muniunt (Gregor Tur. VI, 7.). Zu Auguſtins Zeit wurde dieſe Aehnlichkeit allgemein anerkannt, nicht nur von den vernünftiger denkenden Chriſten (Nec video, quod sit discrimen inter eorum opinionem de sanctis et id quod gentiles putabant de suis Diis *Augustin* C. D. VIII, 27), ſondern auch von den Heiden ſelber (Bene, si jam incipiunt Deos suos nostris mortuis hominibus comparare. *Aug.* l. c. XXII, 10).

**) Theodoret (de martyr.) geſteht es geradezu: Statt jener Feſte, die ihr unter dem Namen Pandia, Dioebenſo vielen Heiligen Bedacht nehmen. Da man jedoch in den erſten Jahrhunderten der Kirche nicht gleich über ein ſo ſtarkes Heer von Märtyrern verfügen konnte, ſo half das Erfindungstalent nach*).

---

nyſia ꝛc. den Göttern weihtet, begehen wir jetzt die Tage des Petrus, Paulus, Thomas, Sergius, Marcellus, Leontius, Antonius, Mauritius u. A. Die Sache zu verhüllen war aber auch nicht möglich. Ueberall traten die chriſtlichen Olympier in die Rechte der heidniſchen ein. Die Schiffahrt ſtand ehedem unter dem Schutze der Dioſcuren, jetzt beſitzt dieſes Amt der heilige Phocas, von dem es zweifelhaft iſt, ob er je gelebt hat. Phocas gibt guten Wind und beſchwichtigt die Wuth der Elemente. Dafür ſind die Schiffer dankbar. So oft die Mahlzeit auf griechiſchen Schiffen eingenommen wird, ſtellt man einen beſondern Napf mit Speiſe für Phocas hin. Vieles wiſſen die Schiffer von ſeinen Erſcheinungen zu erzählen. Oft ſoll ſeine Hand den Steuermann geweckt haben, wenn er Nachts, über dem Steuer gelehnt, entſchlummert war, oft hat Phocas auch die Segel gerichtet.

*) Bei den Perſern hatte jeder Tag ſeinen beſondern Jzed (Schutzengel), und Hyde zählt alle Engel mit Namen auf, deren Jeder einem beſondern Tag vorſteht. (**Vet. rel. Persar. c. 15. p. 192.**) Die gnoſtiſche Secte der Baſilidianer zählte 365 Engel (**Beausobre hist. des Manich. II. p. 9.**), wie die Araber der vormahomedaniſchen Zeit, die in der Kaaba zu Mekka das Bildniß ihres Hobal (des Zeitgotts Saturn) von 360 kleinern Bildern umſtehen ließen, die an die 360 Gefährten des Herakles im Tempel zu Nemea erinnern. Allein die Baſilidianer waren Ketzer, mit denen die Rechtgläubigen nichts gemein haben wollten. Da ſich aus der Schrift die Zahl 360—365 der Engel nicht beweiſen ließ, und man doch, um jeden Tag im Jahre zu beſetzen, eine ſo große

Wie die Heiden jeder Gottheit eine beſondere Aufſicht über gewiſſe Geſchäfte und menſchliche Angelegenheiten

---

Summe brauchte, ſo warb man auch Perſonen de A. T. an, unter dieſen auch die dem Rebenſaft allzuſehr huldigenden Noah und Lot, obſchon ſie wie die Erzväter und Propheten von dem kommenden Welterlöſer keine Ahnung hatten. Und als auch dieſe nicht zureichen wollten, ſo erfand man viele Martyrer und Heilige, wie den h. Chriſtoph, die h. Veronica, Urſula, Katharina, Cäcilia u. a. m. Oft ſogar hielt man es nicht der Mühe werth, den heidniſchen Göttern neue Namen zu geben; nicht nur Bacchus wurde ein Heiliger, ſondern auch ſein Prädicat: Eleuther und ſein — Thyrſus. Saturn wurde Saturnin, Dionyſus zum Dionyſius, Mars zum Martin, Apollo zum Apollonius, Hercules zum Herculanus u. ſ. w. Auch wurde jeder Heilige gleichſam ein anderer Gott, wenn er an einem andern Ort verehrt wurde. Beſonders fand dieß bei der h. Jungfrau Statt, welche man mit unzähligen Beinamen belegte und auf unzählige Arten vorſtellte. Man benannte ſie von Städten *), Bergen und Thälern, von Wäldern, Bäumen und Brunnen **), wo man ſie

*) Maria Hülf zu Szegedin, zu Dubniz, zu Kemend in Ungarn, zu Tuchow in Galizien, zu Kulm in Böhmen, Maria Hitzing bei Wien, zu Tramin in Tyrol, zu Scharfenberg in Krain, Unſere liebe Frau zu Uſcharge in Karnthen, unſere Frau in Startberg in Krain, Maria Heimſuchung zu Skotſchiz in Böhmen, das Frauenbild zu Stein in Böhmen, Unſere liebe Frau zu Weißwaſſer ꝛc.

**) Unſere liebe Frau zum heil. Berg in Böhmen, Maria von Thale bei Preßburg, Unſere liebe Frau auf der Alp, Maria zu Siebeneichen bei Bern, Maria vom Brunnen (del pozzo) in Rom (unter welchem Namen ſie eine Kirche erhielt, weil ein Bild von ihr in einem Brunnen gefunden worden! wahrſcheinlicher, weil ſie die Brunnennymphe Aegeria oder Juturna erſetzen ſollte.) Maria Brunn bei Wien, Maria von den heiligen Waſſern in Spanien, Maria vom Geſtade zu Windpaſſing in Oeſtreich, Maria beim Fiſchteich in Palaſtina ꝛc.

zuſchrieben, wenn aber ihnen Handlungen und Begebenheiten vorkamen, die den bekannten Göttern noch nicht

verehrte; von den Wohlthaten, welche ſie erwies *), von den Freuden, die ſie gewährte, ~~zu~~ man wallfahrtete von der einen Mutter Gottes zur andern, als wenn ſie an jedem Orte eine neue Göttin geweſen wäre. Die Eine war jung und ſchön, die Andere ſchwarz oder häßlich, die Eine groß oder klein, die Andere heitern oder ernſten Blickes; die Eine bekleidet, die Andere faſt ganz entblößt wie eine Venus. Auch hatte ſie Benennungen nach den verſchiedenen Eigenſchaften, die man ihr an verſchiedenen Orten beilegte. So beſitzt Ravenna eine „ſchweißige“ Maria, Landshut eine „ſattelnde“ Maria, Rom eine „launige“ Maria, ferner eine „weinerliche“ (**del pianto**); unter dieſem Namen wurde ihr deßhalb eine Kirche erbaut, weil ſie in einer Straßenecke beſchimpft worden, und darob weinte. Die h. Jungfrau vom Capitol erhielt darum eine Kirche, weil ſie ſich Nachts aus einer Niſche wegſtahl, wo ſie nicht bleiben wollte. Ferner gibt es daſelbſt eine „Sonnenjungfrau“ (**Maria del Sole**), die vorerwähnte chriſtianiſirte Veſta, die den Tempel der alten Göttin aus folgender Veranlaſſung im Beſitz erhielt. Jemand, der am Ufer der Tiber ſpazierte, ſah ein gemaltes Bild der Maria auf der Flut ſchwimmen, hob es heraus und ſchenkte es einer Römerin, die es in eine Schachtel legte. So oft ſie aber dieſelbe öffnete, brach ein Glanz aus derſelben hervor. Ein ſolches Bild wollte ſeine Kapelle haben. Es fuhr aber fort, noch lange wunderthätig zu ſeyn, und wurde nun in den Tempel der Veſta deponirt, um dort die heidniſche Göttin des Feuers, die jungfräuliche Wächterin der Keuſchwaren angewieſen worden, ſie als allegoriſche Weſen perſonificirten, unter deren Obhut ſie die noch unausgetheilten Geſchäfte ſtellten, und ihnen neue, auf ihre eigenthümliche Verrichtungen ſich beziehende Namen gaben *); ebenſo verfuhren die Chriſten mit ihren Heiligen. Da gab es keine Lebensart und Beſchäftigung **), kein

---

*) Maria die Kindbetterin zu Osnabruck, Maria von der Peſt zu Padua, Maria die Barmherzige zu Meſſina, Maria vom guten Rathe in der Auguſtinerkirche, Vorſtadt Landſtraß zu Wien, Maria die Tröſterin zu Lizzana in Tyrol ꝛc.

---

heit zu erſetzen. Die Schiffer rufen eine Maria della Navicula, die Soldaten eine Maria de Victoria an. Von den aus einer Krankheit Geneſenen erhält Maria della Salute ihren Dank. Den größten Unterſchied unter den gleichnamigen Heiligen oder Gottesmüttern machte der Ruf, in welchem die Gnadenbilder derſelben ſtanden. Wenn Könige und Fürſten auch fünfzig und noch mehrere Mütter Gottes in ihren Landen finden konnten, ſo wandten ſie ſich doch oft an die Mutter Gottes zu Loretto, Marſeille, Czenſtochau, zu Einſiedeln, Zell, Würzburg ꝛc., weil ſie dieſe für gnädiger oder wunderthätiger als Andere hielten.

*) Dergleichen waren die Dea unxia, cinxia, potua et victa, die Dea praestana, panda, perfica, pertunda, der Deus consus, nemestrinus, ajus locutius u. a. m. (Arnob. adv. Gent. III, 23. 25. IV, 3, 7.).

**) So ſtanden Cosmus und Damian, ſowie Renatus Foutain, Aegidius ꝛc. der weiblichen Fruchtbarkeit vor, Honoratus erhört die Bäcker, Arnold die Müller, Adrian die Brauer, Theodot die Gaſtwirthe, Laurentius (wegen ſeines Roſtes) die Köche, Euſtach und Hubert die Jäger, Sebaſtian die Schützen, Urban die Weingärtner Lucie die Bauern, Wendelin die Schäfer, Chriſtoph die Schiffer, Barbara die Feuerwerker und Kanoniere, Dunſtan die Goldſchmiede, Jacobus Allemannus die Glaſer, Gualfard die Sattler, Kriſpin die Schuſter, Theobald die Schuhflicker, Johann der Täufer und Homobonus die Schneider, Eligius die Schloſſer und Schmiede, Reinold die

Bedürfniß *) und keine Krankheit **), keine Thiergat-

Steinmetzen, Joſeph die Zimmerleute, Goar die Töpfer, Criſpinian die Weber, Gregor die Schüler, Auguſtin und Thomas Aquin die Theologen, Yvo die Juriſten, Pantaleon die Aerzte, Katharina die Philoſophen, Lucas die Maler, Cäcilie die Muſiker, Geneſius die Schauſpieler, Veit die Tänzer, Afra die Huren, Martin die Säufer, Georg die Soldaten, Dismas die zur Hinrichtung geführten Verbrecher, Anna die Stallknechte, Hunna die Wäſcherinnen ꝛc.

*) Die h. Felicitas und der h. Fiacre verſchaffen Leibeserben, Serenus gute Witterung, Deſideratus und Medard fruchtbaren Regen, Vincenz ſchafft verlorene Sachen wieder ꝛc., Florian ſchützt gegen Feuersbrünſte, Nepomuk gegen Waſſersnoth, Johann der Täufer und Paulus gegen Hagel, Nicolas gegen Stürme, Genovefa gegen Dürre, Jodocus gegen den Brand im Getreide, Barbara gegen den Blitz, Phocas gegen Schlangen- und Scorpionenbiſſe; Felix und Lupus beſtrafen falſche Eidſchwüre ꝛc.

**) Agathe ſchützt gegen Bruſtkrebs, Apollinaris gegen den Mutterkrebs, Hiob gegen den Ausſatz, Ottilie und Lucie gegen Augenübel, Caſilde gegen Blutflüſſe, Cornelius und Valentin gegen Epilepſie, Romanus gegen das Beſeſſenſeyn, Erasmus gegen Eingeweidekrankheiten, Lorenz gegen Rückenſchmerz, Athanaſius gegen Kopfſchmerz, Petronella gegen Fieber, Burkhard gegen Gliederſchmerz, Fiacre gegen Hämorrhoiden, Blaſius gegen Halsweh, Hubert gegen Hundswuth, Mathurin gegen Wahnſinn, Rochus gegen die Peſt, Antonius gegen Viehſeuchen, Balbina gegen den Kropf, Quintin gegen Huſten, Maurus gegen Schnupfen, Briccius gegen Leibweh, Wolfgang gegen Lähmung, Antonius gegen Entzündungen, Johann Evangeliſt gegen Vergiftungen, Apollonia gegen Zahnweh, Martin gegen die Pocken, Eutrop und Liborius gegen Waſſerſucht, Mauritius gegen Podagra, Flaccius getung *) und kein Gewächs, über welches man nicht einen Heiligen oder eine Heilige geſetzt glaubte.

Vielen Heiligen wies man ſolche Geſchäfte an, deren Benennungen mit dem Namen des Heiligen Aehnlichkeit hatten **). Die Heiden ſchmückten die Bildniſſe der Götter und bekleideten ſie, als ob ſie die Unbequemlichkeit der Witterung empſänden oder menſchliche Eitelkeit beſäßen. Sie ſetzten die Statuen der Götter an den Lectiſternien, welche ſie ihnen zu Ehren veranſtalteten, entweder auf koſtbare Seſſel, oder legten ſie auf weiche Polſter hin, als ob die Götter Hunger und Durſt empſänden. Sie trugen oder fuhren die Götterbildniſſe in prächtigen Umzügen umher, und räumten ihnen Ehrenſtellen bei glänzenden Schauſpielen ein, als ob die Götter, dadurch ergötzt, alſo gewonnen oder verſöhnt würden. Sie erzählten, daß die Bildniſſe der Götter ſich oft willkürlich bewegt, deutlich geſprochen oder geſchwitzt, geblutet, geweint ꝛc. hätten. Wenn ſie den

---

gen die Luſtſeuche, Apollinaris gegen den Stein, Leucius gegen Seitenſtechen, Wolfgang gegen den Schlagfluß, Machutius gegen Schwindſucht, Margaretha hilft den Gebärenden ꝛc.

*) Der Täufer beſchützt die Schafe, Hubert die Hunde, Anton von Padua die Pferde, Pelagius das Hornvieh, Anton der Abt die — Schweine, Gallus die Hähne, Feriolus die Gänſe, Gertrud und Udalrich die — Mäuſe, Urban den Weinſtock, Jodocus die Feldfrüchte ꝛc. Maria beſchützt die Eichen und Linden, Lilien und Roſen ꝛc.

**) So ſtand Renatus (Wiedergeborner) der Erzeugung von Leibeserben, Serenus (Heiter) dem freundlichen Wetter, Mathurin der Heilung von Narren (italien. Matto) ꝛc. vor.

Bildniſſen der Götter ſich näherten, fielen ſie anbetend auf die Kniee, küßten die Füße oder den Mund derſelben, der oft durch die häufigen Küſſe abgeſchliffen wurde, und flüſterten den Statuen ihre heimlichen Wünſche leiſe, oder ſchrieen ſie ihnen mit lauter Stimme zu. Waren die Götterbildniſſe taub gegen das Flehen ihrer Verehrer, ſo drohte man ihnen oder geißelte ſie; wenn ſie ſehr große Unfälle nicht abgewandt hatten, zerſchlug man die Bildniſſe der Götter, oder warf ſie in die Flüſſe. Ganz gleich handelten die Chriſten des Mittelalters. Das Bekleiden und Schmücken der Bilder von Heiligen, das Umhertragen derſelben bei feſtlichen Aufzügen, und das Zuziehen zu Schauſpielen, ihre willkürlichen Bewegungen, ihre Reden, Winke und andere animaliſche Functionen, das Küſſen und Niederknien vor denſelben ſind zu bekannt, weniger aber, daß man die Heiligenbilder eben ſo mißhandelte, wenn ſie den Wünſchen der Andächtigen nicht zu entſprechen ſchienen (vgl. S. 368). Noch im 16. Jahrhundert trug man in mehrern Städten des Königreichs Navarra bei anhaltender Dürre das Bildniß des heil. Petrus umher. Während der Proceſſion ſang man: Heiliger Peter, hilf uns: einmal! Heiliger Peter, hilf uns: zum zweiten Mal. Heiliger Peter, hilf uns: zum dritten Mal. Wenn der Heilige nicht antwortete, ſo ſchrie das Volk, daß man ihn in's Waſſer werfen ſolle. Gegen dieſe Drohungen ſtellte die Geiſtlichkeit mit ſchmeichelnder Beredtſamkeit vor: daß man es doch mit einem ſo guten Patron, als der heil. Peter ſey, nicht bis zu einem ſolchen Extrem treiben möge, indem er gewiß bald helfen werde. Das Volk beruhigte ſich aber nicht eher, bis die Geiſtlichkeit ſich für die baldige

Hülfe des heil. Petrus verbürgt hatte *). Wie die Griechen bei den Götterfeſten auch an üppigen Tänzen und berauſchenden Orgien es nicht fehlen ließen, ſo finden wir es auch bei den Kirchen- und Heiligenfeſten im chriſtlichen Mittelalter **). Dieß Unweſen fing

---

*) St. Foix Mem. sur Paris V. 103. 104. Aehnliches erlebte Della Valle auf einem portugieſiſchen Schiff mit dem h. Anton von Padua (Viaggi VII, p. 409). Ein Touriſt ſchildert im Mrgbl. (1832 Nro. 260) den neapolitaniſchen Pöbel wie folgt: Er behandelt ſeine Heiligen wie ſeine Geliebten, er ſchmeichelt ihnen, ſtreichelt, küßt ſie. Die tägliche Gewohnheit bringt eine gewiſſe Familiarität hervor, und ſchmilzt den Reſpect in Freundſchaft. Man erlaubt ſich Vieles einem Heiligen zu ſagen, was man ſich hüten würde, Gott ſelber zu ſagen, daher San Domingo Unrecht hat, wenn er ſagt, daß in Neapel Gott Vater weniger Kredit habe, als der h. Januarius ꝛc., man ſcheut ſich nur vor ihm, man iſt mit ihm nicht auf ſo vertrautem Fuße, wie mit den kleinen Herren. Aus dieſem vertrauten Umgang mit dem Heiligen ergeben ſich hin und wieder ganz ſonderbare Auftritte, eigentliche Liebesſcenen, Eiferſuchten ꝛc. Man findet ſich von ſeinem Heilgen kalt behandelt, vernachläßigt, man droht mit ihm zu brechen, man wird unverſchämter in der Beſchuldigung, wie man es im Begehren war, man ſchimpft ſeinen Heiligen einen Knicker, nicht ſelten wird man handgreiflich und ſchlägt ihn ins Geſicht; aber dann bereut man wieder, weint, erbittet ſich Verzeihung und macht Friede. Es gibt ſehr Wenige, die mit ihrem Heiligen für immer brechen, er müßte ſie denn gewaltig angeführt haben.

**) Nicolaus de Clemangis klagt in ſeiner Schrift de novis celebritatibus non instituendis p. 145.: quis gentilis sacrilegorumque peritus, sacrorum (si eum interesse contingeret) non magis Floralia Veneris aut Bacchi Orgia agi crederet, quam sancti ſchon in den Vigilien an, wo noch größere Gräuel als an den Feſten ſelbſt ausgeübt wurden. Und die Kirchen ſelber waren der Schauplatz dieſer unzüchtigen Tänze und Geſänge. Andere ſpielten unter beſtändigen Flüchen und Gottesläſterungen in Karten oder Würfeln; ja ſogar die Prieſter gingen mit ſolchem Beiſpiel ihren Gemeinden voran *). In den Städten und Dörfern erſchallten Straßen, Plätze und Häuſer vom Geſchrei der Singenden und der rauſchenden Muſik, die den wilden Geſang begleitete. An ſolchen, zur Ehre eines Heiligen ausgezeichneten Tagen zogen die liederlichen Dirnen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, um die männliche Jugend zu verführen. Und doch hielt man es für eine größere Sünde, an ſolchen Feſten der Märtyrer das Feld zu beſtellen, oder andere nützliche Handthierungen zu verrichten. Der fleißige Landwirth oder Gewerbsmann wurde als ein Entweiher des Feſtes ſogar mit harten Strafen belegt. Gibt es wohl etwas Widerſinnigeres, als an einem Tage der rohen Sinnenluſt zu fröhnen, welcher ſeine Weihe dadurch erhal-

---

aliсujus solennia. cum tales ibi turpitudines aspiceret, quales in simulacrorum illorum festis agi solerent. Nec solum illis *Bacchi* et *Veneris* foeda exerceri videtur obscoenitas, verum etiam *Martis* et *Bellonae*. Trita jam vulgo fama percrebuit indecoram esse festivitatem, quae non pugna et sanguinis effusione respersa sit.

*) Alii in templis ipsis cum impudicis carminibus choreas ducunt, alii totis noctibus cum Dei in verbis singulis abnegatione, sanctorumque iniuriosa exerratione ad talos ludunt, et quod indignissimum est, hoc sacerdotes plerique faciunt, utque etiam fama vulgavit, pastores nonnulli inhonesta in hoc suis ovibus exempla tribuentes.

ten hat, daß an ihm ein Held des Glaubens im Kampfe gegen die Materie dieſe überwunden und ſeiner Ueberzeugung das Leben ſelbſt zum Opfer brachte?

Die Kirche nahm zwei Gattungen von Märtyrern an: Zur erſten Gattung zählt man ſolche, welche als Blutzeugen den Opfertod ſtarben, wozu die vielen Chriſtenverfolgungen Gelegenheit genug boten. Dieſe bedurften nicht einmal einer vorhergegangenen feierlichen Aufnahme in den Bund der Chriſtenheit, denn die Bluttaufe erſetzte die fehlende Waſſertaufe. Während die Seelen anderer Chriſten bis zur Wiederkunft Chriſti auf Erden im Hades verweilen müſſen, ſteigt die Seele des Märtyrers ſogleich nach der Trennung vom Leibe zum Himmel auf. Faſt gleicher Ehre genoſſen die, welche Chriſtum vor der heidniſchen Obrigkeit bekannt hatten, ſie hießen daher: Bekenner (ὁμολογηται, confessores). Der Todestag wurde jährlich auf ihren Gräbern begangen. Man errichtete auf denſelben kleine, den Tempeln der Heiden in der innerlichen und äußerlichen Einrichtung ganz ähnliche Gebäude *), die „Martyria“ genannt wurden. — Zur zweiten Gattung der Märtyrer gehörten die Selbſtquäler, Leute, welche wie Simon Stylites Jahre lang, Sommer und Winter hindurch auf einer Säule ſtanden, oder ſich in einen ſehr engen Raum einſchloßen, daß ſie weder aufrecht ſtehen, noch ausgeſtreckt liegen konnten, nackt auf den Feldern umherliefen, Hunger und Durſt ſtandhaft ertrugen, ſich den Schlaf verſagten, ſich blutig geißelten, in Höhlen und Wüſteneien lebten. Kurz, je weniger Aehnlichkeit Jemand mit einem vernünftigen Menſchen

---

*) Die Beſchreibung eines ſolchen Tempels gibt Euſebius (de vita Constantini III, 35.).

hatte, deſto eher konnte er hoffen, den geehrteſten Platz unter den Glaubenshelden zu erhalten *).

Bei der allgemeinen Duldung, durch welche ſich der Polytheismus dem Fanatismus der monotheiſtiſchen Religionen gegenüber auszeichnete **), muß jeder Unbefangene die Frage aufwerfen, wie ſo viele Chriſtenverfolgungen in oft ſehr kurzen Zeiträumen möglich werden konnten? Da wir faſt nur chriſtliche Berichterſtatter über jene blutigen Vorgänge zu nennen im Stande ſind, ſo darf man Uebertreibungen im Voraus erwarten. Der Beweggründe zu jenen Grauſamkeiten gab es mehrere: Zuerſt mußte die den Juden ähnliche Abſchließung von der allgemeinen Gleichheit des Menſchengeſchlechts, der Stolz auf den ausſchließenden Beſitz göttlicher Erleuchtung den Haß der herrſchenden Parthei herausfordern. Die Rechte der Duldung bezogen ſich auf gegenſeitige Nachſicht, und mußten alſo bei eintretender Verweigerung von den Heiden als verwirkt angeſehen werden. Dazu kamen ausgeſtreute Gerüchte gegen die Sitten der Chriſten. Die Heimlichkeit, mit welcher ſie ihre geheiligten Einrichtungen, um ihnen in den Augen der Heiden einen höhern Grad von Würde zu geben, bedeckten, erzeugte die Vermuthung, daß ſie verbargen, was ſie zu entdecken ſich ſelbſt ſchämen mußten. Man beſchuldigte ſie, ein neugebornes, mit Mehl beſtreutes Kind, werde als ein myſtiſches Symbol der Einweihung dem Meſſer des aufzunehmenden Proſelyten dargeboten, der, ohne es zu wiſſen, dem unſchuldigen Schlachtopfer ſeines Irrthums manche geheime und tödtliche Wunde beibringe. Sobald die grauſame That vollbracht ſey, werde das Blut deſſelben von den Anweſenden getrunken, die zitternden Gliedmaßen gierig zerfleiſcht, um ſich durch dieſes gegenſeitige Bewußtſeyn eines ſolchen Verbrechens zum ewigen Stillſchweigen unter einander zu verpflichten. An Zeugen dieſer erdichteten *) Schandthat vor den Gerichten fehlte es eben ſo wenig, als in unſerer Zeit an Subjecten, welche der Juden vorgebliches Schlachten von Chriſtenkindern, um mit deren Blut die Oſterkuchen anzufeuchten, in Büchern und Zeitungen geſchäftig zu verbreiten ſtreben, damit von den Herrlichkeiten des geprieſenen Mittelalters wenigſtens etwas der Gegenwart gerettet werde. Ferner wurden die Chriſten von den Heiden angeklagt, daß auf jenes unmenſchliche Opfer ein anſehnlicher Schmaus folge, bei welchem Unmäßigkeit den Reiz thieriſcher Lüſte wecke, bis dann zur beſtimmten Zeit die Lichter plötzlich ausgelöſcht und die Finſterniß der

---

*) Jean Paul ſagt treffend: Es iſt dem eiteln Menſchen leichter, die Lumpen der Mönche anzulegen als ein ſimples Kleid. Man ſollte denken, wenn man lieſt, daß ſo viele unſerer Heiligen ſich todt geißelten, todt beteten, todt hungerten, ſolche Aufopferungen müßten die kleinern, die die Tugend fordert, vorausſetzen, und es müßte eben ſo viele Tugendhafte als Märtyrer und Heilige geben. Und doch iſt dem nicht ſo. Die Urſache iſt: Alle jene Büßungen vertragen ſich leicht mit der größten Wildniß des Herzens.

**) Dieß kömmt daher, weil die Heiden wußten, daß die vielen Götter nur aus Prädicaten des einigen Gottes entſtandene Namen waren, daher der *θεος μυριωνυμος*. Der Monotheismus behandelt die fremden Culte hingegen, als ob ſie Anbeter mehrerer Weſen wären.

---

*) Dafür hält ſie Gibbon (Verf. d. röm. Reichs). Daß aber dieſe Beſchuldigung nicht aus der Luft gegriffen, dafür folgen Belege auf den folgenden Seiten.

Nacht durch blutſchänderiſche Vermiſchungen von Schweſtern und Brüdern, von Söhnen und Müttern entweiht werde. (Justin. Mart. Apol. I, 35. II. 14. Tertull. Apol. c. 7., 8., 9. Min. Felix c. 9., 10., 30., 31.) Daß aber die letztere Beſchuldigung, welche freilich nur einige gnoſtiſche Secten angieng, die aber doch ſich Chriſten nannten, nicht aus der Luft gegriffen, beſtätigen die Kirchenväter ſelbſt, Epiphanius (adv. Haer. 26. §. 3., 4) als Augenzeuge, ferner Irenäus (Haer. 1, 24) und Auguſtin (Haer.). Aber Euſebius (H. E. V, 1) tadelt es, daß die heidniſche Polizei in Rom ſolchem Unfug wehrte, weil er die chriſtlichen Sclaven entſchuldigt, daß ihre Ausſage eine durch Gewalt erzwungene, folglich unwahre geweſen ſey. Anklagen ähnlicher Art wurden der orthodoxen Kirche von den Schismatikern zurückgegeben. Als Tertullian ein Montaniſt wurde, erlaubte er ſich ſelbſt Verunglimpfungen gegen die Moral der Kirche, die er mit ſo vieler Entſchloſſenheit vertheidigt hatte*). Der 35ſte Canon des Conciliums zu Illiberis iſt gegen die Aergerniſſe gerichtet, die nur zu oft die Vigilien der Kirche entweihten und den chriſtlichen Namen bei den Heiden ſchändeten. Der heidniſche Richter hatte aber weder Muße, noch Fähigkeiten, die unmerkliche Grenzlinie wahrzunehmen, welche die orthodoxe Lehre von ketzeriſcher Ausartung abſondert und konnte nur auf den Verdacht kommen, daß die gegenſeitige Erbitterung dieſer Partheien ihnen die Entdeckung ihrer gemeinſchaftlichen Schuld abgelockt habe. Tertullian (Apol. c. 2) bezeugt aber, daß demungeachtet Plinius als obrigkeitliche Perſon mit mehr Mäßigung gegen die Chriſten zu Werke gegangen ſey, als ſich gewöhnlich bei religiöſen Antipathieen zu finden pflegt. Die Kaiſer Hadrian und Antoninus Pius verboten ausdrücklich auf die bloße Anklage des Volkes*) die Beſtrafung ſolcher Perſonen, die man des Uebertritts zum Chriſtenthume beſchuldigte (Euseb. IV., 26). Aber ſelbſt die vollkommenſte Ueberführung zog nicht gleich unmittelbare Strafe nach ſich. Denn wenn die Angeklagten ſich entſchloſſen, einige Körner Weihrauch auf den Altar zu ſtreuen, wurden ſie entlaſſen und ihr Gehorſam gebilligt. Der Richter nahm, je nachdem das Alter, Geſchlecht oder die Lage der Gefangenen es zu erfordern ſchien, in ſeinen Vorſtellungen einen verſchiedenen Ton an, und ließ ſich nicht ſelten herab, ihnen jeden Umſtand, welcher das Leben angenehm, den Tod abſchreckend machen kann, vor Augen zu ſtellen, ſie aufzufordern oder wohl gar zu bitten, ſie möchten doch mit ſich ſelbſt, mit ihren Verwandten und Freunden Mitleiden haben**). Erſt wenn gütige Zuſprache und ſelbſt Drohungen unwirkſam blieben, nahm man zu gewaltſamen Mitteln Zuflucht, aber auch nur in der Abſicht, nicht ein Geſtändniß, ſondern einen Widerruf des angeſchuldigten Verbrechens zu erhalten. Die Mönche der ſpätern Zeitalter, welche es ſich in ihrer ruhigen

---

*) De Jejuniis c. 17: Sed majoris est Agape, quia per hanc adolescentes tui cum sororibus dormiunt, appendices scilicet gulae lascivia et luxuria.

---

*) Wie im Mittelalter die Juden als die vermeintliche Urſache von Elementarunglück und Landplagen verfolgt wurden, ſo ſah auch der heidniſche Pöbel in der Kaiſerzeit Ueberſchwemmungen, Peſt, Hunger, Erdbeben ꝛc. für Strafgerichte der Götter in Folge der von der Regierung bewieſenen Milde gegen die Chriſten an.

**) Man ſehe das Reſcript Trajans und vergleiche hiemit das Betragen des Plinius.

Einſamkeit zum Geſchäft machten, die Leiden der erſten Märtyrer des Chriſtenthums zu vervielfältigen, haben ſehr oft Qualen von einer noch feinern und ſcharfſinnig ausgedachten Beſchaffenheit aus ihrer eigenen Erfindung hinzugethan. Beſonders hat es ihnen gefallen, anzunehmen, daß der Eifer der römiſchen Obrigkeit, ohne Rückſicht auf öffentliche Schicklichkeit, ſich habe angelegen ſeyn laſſen, diejenigen zu verführen, die man nicht überwinden konnte; daß man ſich gegen die Standhaften die ſchändlichſten Gewaltthätigkeiten erlaubt habe, und daß ſtets ein Wunder die keuſchen Bräute Chriſti vor einer unwillkührlichen Niederlage errettet. Aber Tertullian (ad **Scapulam** c. 3) ſelbſt bekennt, daß nur die Bekehrung der eigenen Gattin die ungewöhnliche Strenge des Statthalters von Cappadocien gegen die Chriſten aufgereizt habe, daß aber die Richter, die über Leben und Tod entſcheiden ſollten, mit den Lehren der Philoſophie vertraut, die Grundſätze der Gerechtigkeit ehrten, Anklagen mit Verachtung zurückwieſen, oft dem Angeklagten eine rechtliche Ausflucht an die Hand gaben, durch welche er der Strenge der Geſetze entgehen konnte. (Mehrere Beiſpiele dieſer Art erwähnt der genannte Kirchenvater in ſeinem Briefe an den Statthalter von Afrika). Die wenigſten Angeklagten wurden verurtheilt, Todesſtrafen ſelten angewendet; man begnügte ſich mit Gefangenſchaft oder Verbannung der Hartnäckigen und ließ ihnen alſo die Hoffnung, daß ein Thronwechſel oder die Vermählung, der Triumph eines Kaiſers, ſie bald wieder, vermittelſt allgemeiner Amneſtie, in ihren vorigen Stand einſetzen könnte. Das Zeugniß des Kirchenvaters Origenes (adv. **Celsum** III.), daß die Anzahl der Märtyrer ſehr unbeträchtlich war (*Ολιγοι κατα καιρους*.

καί σφοδρα ἐναριθμητοι, περί τῶν Χριστιανῶν Θεοσεβειας, τεθνηκασι), könnte allein ſchon hinreichend ſeyn, jenes große Heer von Märtyrern wieder in ſein Nichts zu verwandeln, deren größtentheils aus den römiſchen Katakomben ausgegrabene Reliquien ſo viele Kirchen angefüllt*), und deren wunderbare Thaten den Stoff zu Martyrologien gaben**). Aber dieſe allgemeine Behauptung des Origenes wird noch durch das beſondere Zeugniß ſeines Freundes Dionyſius erläutert und beſtätigt, welcher in der unermeßlich großen Stadt Alexandria und unter der ſtrengen Verfolgung des Decius bloß 10 Männer und 7 Weiber angibt, die wegen ihres Bekenntniſſes des chriſtlichen Namens leiden mußten, und unter dieſen ſiebenzehn Chriſten war einer zugleich wegen — Straßenraubes angeklagt! (**Dionysius apud Euseb. VI., 41**). Dabei bedenke man, daß die grenzenloſe Hochſchätzung der Märtyrer die Gemüther ſo ſehr erhitzte, daß viele ſich ſelbſt bei der Obrigkeit als Chriſten anklagten, um nur des Märtyrertodes gewürdigt zu werden. Sie ſtörten in dieſer Abſicht ungeziemender Weiſe — wie die Geſchichte des

---

*) Wenn man bedenkt, daß nicht alle Plebejer von Rom Chriſten, und daß nicht alle Chriſten Heilige und Märtyrer waren, ſo kann man die Zweideutigkeit der Anſprüche beurtheilen, welche jene Gebeine, die ohne weitern Unterſchied aus den öffentlichen Begräbnißplätzen Roms genommen ſind, auf religiöſe Verehrung machen können.

**) Als ein Beiſpiel dieſer Legenden genügen die 10,000 chriſtlichen Streiter, die auf Befehl eines Kaiſers an Einem Tage auf dem Berge Ararat gekreuzigt wurden (!) Die Abkürzung des Wortes Mil. welches eben ſowohl Soldaten (milites), als Tauſend (mille) bedeuten kann, gab zu ſonderbaren Mißdeutungen Anlaß.

Polyeuct belehrt — den öffentlichen heidniſchen Gottesdienſt, verſammelten ſich in wilden Haufen vor dem Richterſtuhle der Magiſtratsperſonen, und forderten dieſe auf, das Verdammungsurtheil gegen ſie auszuſprechen. Die Richter bezeugten aber eine Milde, welche den chriſtlichen Inquiſitor beſchämen würde; denn wenn eine Anzeige kam, daß Jemand zur Secte der Chriſten überging, wurde dem Angeklagten hinlanglich Zeit zugeſtanden, ſeine häuslichen Geſchäfte in Ordnung zu bringen, und ſich auf eine Antwort in Anſehung des ihm Schuld gegebenen Verbrechens vorzubereiten*). Wenn der Angeklagte ſich ſelbſt nicht hinlänglichen Muth und Beſtändigkeit zutraute, ſo bot ein ſolcher Verzug ihm die Gelegenheit dar, ſein Leben durch die Flucht zu retten, und in ſeinem unbekannten Aufenthaltsort die Rückkehr des Friedens abzuwarten. Dieſe Maßregel wurde bald ſelbſt von den heiligſten Prälaten benützt, und obſchon Tertullian die Flucht bei eintretender Verfolgung als eine ſehr ſtraffällige Art des Abfalls, als ein Beſtreben, ſich dem göttlichen Willen zu entziehen, tadelt, ſo hat er für ſeine Perſon es — vielleicht des Spruches Matth. 10, 23. eingedenk — doch nicht für gut befunden, ſich ſelbſt die Märtyrerkrone zu erwerben. Die ſogenannten zehn Chriſtenverfolgungen darf man ſich überhaupt nicht ſo heroiſch denken, als ſie von den Kirchenhiſtorikern des 5ten Jahrhunderts geſchildert werden. Auch mochten die 10 ägyptiſchen Plagen und die

---

*) Ein merkliches Beiſpiel dieſer geſetzmäßigen Friſt findet ſich in der zweiten Apologie Juſtins. Die gleiche Nachſicht wurde auch bei der Verfolgung unter dem Kaiſer Decius geſtattet, und Cyprian (de lapsis) erwähnt ausdrücklich des „dies negantibus praestitutus.“

10 Hörner des apokalyptiſchen Thieres die erſte Veranlaſſung geboten haben, auch bei den Chriſtenverfolgungen die Zehnzahl zu reſpectiren*). Durch ein ſonderbares Schickſal hat es ſich gefügt, daß die Drangſale, welche die Chriſten unter der Regierung des tugendhaften Marcus Antoninus erlitten hatten, mit der Thronbeſteigung eines Tyrannen ſogleich aufhörten, und daß, ſowie ſie nur allein ſich über die Ungerechtigkeit des Marcus zu beſchweren hatten, ſie wieder auch die einzigen waren, welche ſich der Milde des Commodus rühmen konnten, weil Marcia, ſeine Beiſchläferin, die Ausübung des Laſters mit den Lehren des Evangeliums vereinigen zu können wähnend, ſich als Beſchützerin der Kirche aufgeworfen hatte. Unter ihrem Schutze brachten die Chriſten 30 Jahre einer der grauſamſten Regierungen in Sicherheit und Ruhe hin; und als hierauf das Kaiſerthum an das Haus des Severus kam, begünſtigte auch dieſer ſie, weil ihm in einer Krankheit das heilige Oel, womit er von einem chriſtlichen Sclaven beſtrichen worden, gute Dienſte geleiſtet hatte. Als jedoch die zunehmende Anzahl der Proſelyten ſeine Aufmerkſamkeit erregte, machte er eine Verordnung bekannt, die ihrer Beſtimmung nach bloß die Neubekehrten treffen ſollte, aber ſich doch nicht ſo genau vollziehen ließ, ohne die eifrigſten Bekehrer der Beſtrafung auszuſetzen. Aber dieß Geſetz verlor mit dem Tode des Kaiſers an Kraft, und ſo traten nach dieſer milden Verfolgung wieder 38 Jahre der Ruhe ein**),

---

*) Sulpicius Severus war der Urheber dieſer Berechnung, und doch war er geneigt, die zehnte und größte Verfolgung für die Zukunft des Antichriſts aufzuheben.

**) Dieſe Berechnung beſtätigen die Schriften Cyprians und die Geſchichte des Euſebius.

in welchen den Chriſten ſogar geſtattet wurde, gottesdienſtliche Gebäude zu errichten und einzuweihen, Ländereien ſelbſt in Rom für ihre Geſellſchaft zu kaufen, und die Wahlen ihrer Kirchenbeamten öffentlich vorzunehmen. Am Hofe des Alexander Severus ſah man ſogar Biſchöfe. Das Blutbad unter ſeinem Nachfolger, dem Tyrannen Maximin, hat man ſehr uneigentlich eine Chriſtenverfolgung genannt, weil es nur den Lieblingen und Dienern von Maximins unglücklichem Wohlthäter galt, worunter die Mehrzahl Heiden waren. Unter Decius ging es den Chriſten freilich ſchlimmer, als je zuvor, und doch ſind die Tugenden dieſes Fürſten von unpartheiiſchen Geſchichtsſchreibern anerkannt worden. Vielleicht hatte ſein Scharfſinn unter dem Gewande der chriſtlichen Demuth den verborgenen Stolz herausgefunden, der die Nachfolger des Petrus beſtimmen werde, die Nachfolger des Auguſtus einſt um die Herrſchaft der ewigen Stadt zu bringen? Valerian war in der erſten Periode ſeiner Regierung den Chriſten ſo geneigt, daß man ihn einer geheimen Anhänglichkeit an ihre Religion heidniſcher Seits beſchuldigte. Seine veränderte Geſinnung werden alſo die Chriſten ſelbſt verſchuldet haben. Unter Gallienus athmeten ſie wieder auf, die alten Strafgeſetze geriethen in Vergeſſenheit, und 40 Jahre der Ruhe waren für die Tugend der Chriſten gefährlicher, als die ſtrengſten Prüfungen der Verfolgung. Die heftigſte Verfolgung erlitt die Kirche unter Diocletian, und dennoch war dieſer Fürſt anfänglich ſo tolerant, daß er Chriſten zu den anſehnlichſten Hofämtern erwählte, und ſie Kraft ihrer Stellung die Aufſicht über Kleider, Hausgeräthe, Juwelen und ſelbſt die Schatulle des Kaiſers führten. Die wichtigſten Stellen beſetzte er oft mit Perſonen, die aus ihrem

Abſcheu für die Verehrung der Götter kein Geheimniß machten. Die Biſchöfe wurden ſelbſt von der heidniſchen Obrigkeit mit Achtung behandelt, beinahe in jeder Stadt mehrten ſich mit den Proſelyten auch die gottesdienſtlichen Gebäude. Dieß ſowohl, als der weltliche Ehrgeiz, welchen die Biſchöfe in ihren Rangsſtreitigkeiten verriethen, erweckte allmählig die Polytheiſten aus ihrer Gleichgültigkeit in Anſehung jener Gottheiten, deren Verehrung ihnen Erziehung und Gewohnheit zur Pflicht gemacht hatte. Sie ärgerten ſich über die Dreiſtigkeit der Chriſten, die ihre Mitbürger des Irrthums beſchuldigten und ſie nach dem Tode zu ewigen Qualen verdammten. Dazu kam der unvorſichtige Eifer der Chriſten auch in Handlungen, welche aus dem Standpunkte der Politik gemißbilligt werden mußten. Denn welche Regierung würde den Hauptmann Marcellus nicht beſtraft haben, der an einem öffentlichen Feſttag ſein Degengehenk, ſeine Waffen und das Zeichen ſeiner Offiziерswürde hinwegwerfend, mit lauter Stimme ausrief: er wolle keinem andern, als dem ewigen König Jeſus Chriſtus gehorchen, und für immer dem Dienſte eines abgöttiſchen Monarchen entſagen? Die Soldaten bemächtigten ſich ſeiner, und als er vor Verhör geſtellt, den Grund der Anklage eingeſtand, ward er als des Verbrechens der Deſertion ſchludig, zum Tode verurtheilt. Beiſpiele dieſer Art haben weniger das Anſehen von Verfolgung, als des Verfahrens nach dem Kriegsgeſetze. Die Folge war, daß Galerius, des Kaiſers Eidam, vielen chriſtlichen Offizieren den Abſchied gab, daß die Meinung von der Unbrauchbarkeit der Chriſten für die bürgerliche Geſellſchaft ſich verbreitete, und daß ſie dem Staate ſogar gefährlich werden könnten. Diocletian war noch immer zu gelinden Maßregeln gegen die Chriſten geneigt, obſchon er ſie von allen Stellen bei Hofe und beim Heere ausſchloß, aber der aus Perſonen des bürgerlichen und des Kriegsſtandes von Galerius zuſammenberuſene Staatsrath nöthigte durch Stimmenmehrheit den Kaiſer, zu einem Vertilgungsedict ſeine Einwilligung zu geben. Man ſtellte ihm vor, daß die Chriſten einen Staat im Staate bilden, der jetzt, wo er noch kaum eigene Kriegsmacht zu Gebot habe, noch unterdrückt werden könne: doch werde er ſchon durch eigene Geſetze und Obrigkeiten regiert, beſitze einen öffentlichen Schatz, und ſey in allen ſeinen Theilen durch die häufigen Verſammlungen der Biſchöfe, deren Beſchlüſſen die zahlreichen und begüterten Anhänger unbedingten Gehorſam leiſteten, aufs innigſte verbunden. So ward denn das Feſt des Gottes Terminus (23. Februar) als der Termin anberaumt, um die Chriſten zu exterminiren. Am folgenden Tage wurde das Edict einer allgemeinen Verfolgung publicirt, geheime Verſammlungen zum Behufe religiöſer Verehrung mit Todesſtrafe bedroht, das Kircheneigenthum eingezogen und die einzelnen Beſitzungen, aus denen es beſtehen konnte, entweder dem Meiſtbietenden zugeſprochen oder den kaiſerlichen Domainen einverleibt oder Städten und Gemeinen zugetheilt. Kaum war dieſes Edict an den vornehmſten Orten Nicomediens angeſchlagen, als es durch die Hand eines Chriſten abgeriſſen wurde, der zugleich in den beleidigendſten Ausdrücken gegen den Monarchen deſſen Maßregel tadelte. Ein ſolcher Schritt war, auch nach den gelindeſten Geſetzen, eine Art von Hochverrath, und verdiente den Tod. In der That war dieſer ſeine Strafe; und die außerordentlichen Lobſprüche, welche die Chriſten dem Andenken dieſes Glaubenshelden *) ertheilten, trugen gleichfalls das ihrige bei, im Gemüth Diocletians einen tiefen Eindruck von Furcht und Haß zurückzulaſſen. Die Beſorgniſſe des Kaiſers wurden durch eine Gefahr, der er nur durch Zufall entging, noch mehr in Bewegung geſetzt. Der Pallaſt zu Nicomedien und ſelbſt das Schlafzimmer Diocletians gerieth in Zeit von 14 Tagen zweimal in Brand. Die Wiederholung deſſelben konnte nicht mehr für eine Wirkung des Ohngefährs oder der Nachläßigkeit gelten. Der Verdacht fiel natürlich auf die Chriſten, die, von der Beſorgniß künftiger Drangſale beunruhigt, mit ihren gläubigen Brüdern, den Verſchnittenen des Pallaſtes, ſich gegen das Leben des Kaiſers und ſeines Eidams, der ihre Verfolgung herbeigeführt, verſchworen hätten. Nun wurden auch mehrere Hinrichtungen vorgenommen. Galerius entfernte ſich aus Nicomedien mit der Aeußerung, daß wenn er ſeine Abreiſe noch länger verſchöbe, die Wuth der Chriſten ſein Leben fordern würde. Die Verfolgungen, welche ſeitdem unter verſchiedenen Regierungen ſich folgten, mögen die Anzahl chriſtlicher Märtyrer bedeutend vermehrt haben. Da aber der vornehmſte unter den Kirchenhiſtorikern jener Zeit, Euſebius ſelbſt geſteht, daß er Alles erzählt habe, was der Kirche zur Ehre gereicht, und Alles unterdrückt habe, was derſelben ſchimpflich wäre (Tillemont l. c. VIII. 1. pag. 67), ſo iſt anzunehmen, daß die Qualen mancher Schlachtopfer von ihnen durch Beleidigungen gegen den Kaiſer und deſſen Stellvertreter auf dem

---

*) Die griechiſche Kirche feiert ſein Andenken unter dem Namen Johannes. (Tillemont, Mem. eccles. V. 2. pag. 320).

Richterſtuhle provocirt worden ſeyen*). Indeſſen ſind zwei Umſtände erwähnt, welche — wider die Abſicht der Erzähler — ſchließen laſſen, daß die gewöhnliche Behandlung der von der Obrigkeit eingezogenen Chriſten erträglicher war, als man ſich dieſe zu denken gewohnt iſt. Erſtlich erhielten die zur Arbeit in den Bergwerken Verurtheilten die Erlaubniß, in dieſen furchtbaren Wohnungen ihre Religion frei auszuüben und zu dieſem Behuf Kapellen zu erbauen. (**Euseb. de Mart. Pal. c. 13**). Zweitens waren die Biſchöfe genöthigt, dem voreiligen Eifer der Chriſten, welche ſich den Magiſtratsperſonen freiwillig in die Hände lieferten, durch ihre Vorſtellungen Einhalt zu thun. Einige derſelben waren Leute, die ſich durch Armuth und Schulden im tiefſten Elend befanden, und nur bedacht waren, ihr elendes Daſeyn durch einen rühmlichen Tod zu endigen: Andere wurden durch die Hoffnung angelockt, daß eine kurze gefängliche Haft die Sünden eines ganzen Lebens abbüßen werde: noch Andere beabſichtigten, durch die Almoſen, die das Mitleid der Gläubigen den Gefangenen ertheilte, ſich ein reichliches Auskommen zu verſchaffen. (**Augustin Collat. Carthagin. III., 13. Tillemont l. c. V. 1. pag. 46**). Die Sucht nach dem Märtyrertode veranlaßte zuweilen die Schwärmer, die heidniſchen Feſte zu unterbrechen, die Tempel der Götter zu entweihen, bloß um die Verehrer derſelben zu reizen, daß ſie die Beleidigung rächen. Zuwei-

---

*) Der Bericht von den Leiden des Tarachus und ſeiner Begleiter (**Ruinart Act. Sincer. p. 419 — 448**) enthält ſehr ſtarke Ausdrücke der Verhöhnung, die den Richter aufbringen mußten. Das Betragen des Andeſius gegen den Präfect von Aegypten war noch verletzender. (**Euseb. de Mart. Pal. c. 5**).

***

len drangen ſie mit Gewalt in die Gerichtshöfe ein, und zwangen den Richter, ſie ſogleich zum Tode zu verurtheilen. Oft hielten ſie die Reiſenden auf öffentlicher Straße an, um aus ihren Händen den Märtyrertod zu empfangen, indem ſie dieſelben durch das Verſprechen einer Belohnung für ihre Bereitwilligkeit und im Weigerungsfall durch die Drohung eines unvermeidlichen Todes aufforderten, ihnen einen ſo ſonderbaren Dienſt zu erzeigen. Wenn alle andern Mittel fehl ſchlugen, kündigten ſie im Voraus den Tag an, wann ſie ſich von einem Felſen herabſtürzen wollten. Und man zeigte verſchiedene Abgründe jener Gegenden, welche durch die Menge religiöſer Selbſtentleibungen berühmt geworden ſind.

Nachdem die Kirche über ihre Feinde geſiegt hatte, machten Eigennutz und Eitelkeit die Gefangenen geneigt, das Verdienſt der von ihnen überſtandenen Leiden zu vergrößern. Entfernung der Zeit oder des Ortes gab der Dichtung freies Spiel. Die abgeſchmackteſten Legenden wurden mit Beifall aufgenommen, ſobald ſie nur zur Ehre der Kirche beitrugen, durch die Macht der Geiſtlichkeit unterſtützt und durch das zweideutige Zeugniß der Kirchengeſchichte beſcheinigt. Die unbeſtimmten Schilderungen von Landesverweiſung und gefänglicher Haft, von Schmerz und Qual laſſen ſich durch eine gewandte Feder leicht übertreiben. Man muß daher mißtrauiſch manche Thatſache unterſuchen, die von einer beſtimmtern Beſchaffenheit iſt, nämlich die Anzahl der Perſonen, welche ſeit der Diocletianiſchen Verfolgung und derer der ſpätern Kaiſer hingerichtet worden ſind. Die neuern Legendenſammler erzählen von ganzen Armeen und Städten, welche mit Einem Schlage von den Heiden vernichtet wurden. Die ältern Schriftſteller hingegen halten es, troz ihrer wilden Declamationen, nicht der Mühe werth, die eigentliche Anzahl der Märtyrer aus jener Zeit anzugeben. Doch läßt ſich aus der Geſchichte des Euſebius darthun, daß bloß 9 Biſchöfe mit dem Tode beſtraft wurden, und deſſelben Schriftſtellers umſtändliche Aufzählung der Märtyrer Paläſtina's überzeugt uns, daß nur 92 Chriſten den Märtyrertod daſelbſt ſtarben. Er ſchließt nämlich (de Mart. Pal. c. 13) mit der Verſicherung, dieß wären die Leiden und Hinrichtungen der Märtyrer, welche in Paläſtina während der ganzen Zeit der Verfolgung über die Chriſten ergangen wären. Der Abtheilung der römiſchen Provinzen zufolge, kann Paläſtina als der 16te Theil des morgenländiſchen Reiches betrachtet werden*). Die Anzahl ſämmtlicher Märtyrer möchte alſo ungefähr 1500 betragen, eine Anzahl, die, zwiſchen die 10 Jahre der Verfolgung in gleicher Maſſe vertheilt, eine jährliche Hinrichtung von 150 Märtyrern geben würde. Nimmt man daſſelbe Verhältniß für die Provinzen Italien, Afrika und Spanien an, in welchem letztern Lande die Strenge der religiöſen Strafgeſetze nach Verlauf von 2 oder 3 Jahren entweder ausgeſetzt oder abgeſchafft wurde, ſo wird die große Anzahl der Chriſten in dem römiſchen Reiche, welche durch richterlichen Ausſpruch zum Tode verurtheilt wurden, auf etwas weniger als 2000 Perſonen herabſinken. Da es faſt keinem Zweifel unterworfen iſt, daß die Chriſten in Diocletians Zeitalter zahlreicher, und ihre Feinde in einem hohern Grade gegen ſie erbittert waren, als bei irgend einer vorhergehenden Verfolgung, ſo kann dieſe ſehr gemäßigte Berechnung zugleich zu einem Maßſtabe dienen, um die Anzahl der frühern Heiligen und Märtyrer, welche ihr Leben für die Einführung des Chriſtenthums aufopferten, nach demſelben zu ſchätzen. Gewiß iſt ſie ſehr unbedeutend im Verhältniſſe zu den großartigen Schlächtereien, welche Karl der Große, Wladimir der Große, Kanut der Große u. a. „Großen“ mehr unter den Heiden verübten, deren Tod für die angeſtammte Religion wohl auch der Märtyrerkrone werth war. Und wollte der Proteſtantismus unter den Albigenſern, Hugenotten ꝛc. ſeine für den Glauben gefallenen Opfer durch Martyrologien verewigen wollen, welche Summen würden dann zu Tage gefördert werden!

---

*) Als Paläſtina in drei Provinzen getheilt war, enthielt die Präfectur des Morgenlandes deren 48.

Im 9. Jahrhundert begann der Eifer für Heilige und Märtyrer in einem ſolchen Grade zuzunehmen, daß jede Gemeinde, ja faſt jede Perſon das Bedürfniß nach einem beſondern Fürſprecher im Himmel *) zu empfinden glaubte. Die in dieſem Punkte ſtets dienſtfertigen Geiſtlichen creirten daher täglich neue Heilige, und da die

---

*) Man bildete ſich ein, die Märtyrer tilgten die Sünden Anderer nicht durch das Blut Chriſti, ſondern durch ihr eigen Blut (Clem. Alex. Strom. IV.) Daher glaubte man auch, daß ſie als Unſchuldige unmittelbar nach dem Tode in den Himmel kämen; (weil ſie nicht durch Krankheit dahingerafft, ſondern in blühender Lebensfülle geopfert, mit der Gottheit folglich ſich vereinigen konnten; conſequent war alſo die Annahme, daß ſie durch ihr eigenes Blut die Sünden Anderer ſühnen konnten; ſämmtlich Vorſtellungen, die aus der heidniſch-jüdiſchen Opferidee hergefloſſen waren. Als in die Gottheit aufgehend, konnten ſie freilich der göttlichen Regierung theilhaftig werden, als Richter Gott zur Seite ſitzen, durch ihre Fürbitte wirkſam ſeyn ꝛc.).

Zahl derſelben noch immer nicht dem Bedarf des Publikums entſprach, ſo ſahen ſie ſich veranlaßt, nicht nur die erſten beſten Knochen für die eines Heiligen auszugeben, ſondern auch Gräber*), Namen und Geſchichten von nie geſehenen Heiligen zu erdichten**), ja

---

*) Man vergrub an entlegenen Orten blutige Gebeine, und behauptete hernach, durch einen Traum unterrichtet zu ſeyn, daß dort der Leichnam eines Heiligen ruhe (Augustin. Sermo 318.).

**) Arnold (IV. 23) erzählt, es hätten Einige bei Nacht die Gebeine des h. Bernhard von Hildesheim geſammelt, bei Vorzeigung derſelben war aber von einigen Brüdern des Capitels die Frage aufgeworfen worden: quis me certificabit, ne pro veris reliquiis caput vel scapulas vel tibias *alicujus potatoris aut cujuslibet peccatoris* accipiam? Mabillon führt von zahlloſen Beiſpielen, wie man in Rom Heilige macht, folgendes an, das ſich noch zu ſeiner Zeit in Toloſa zugetragen. In den römiſchen Katakomben fand man eine römiſche Inſchrift, die folgendermaßen lautete:

D M.
Julia Evodia Filia Fecit
Castae Matri Et Benemerenti
Quae Vixit Annis LXX.

Kraft dieſes Epitaphiums, welches die Julia Evodia ihrer „züchtigen und wohlverdienten Mutter“ errichtet, und welches durchaus keine Spur des Chriſtenthums, ſondern eher das Gegentheil enthält, wurden die in dieſem Grabmale gefundenen Gebeine für heilig erklärt, und der heiligen Julia Evodia anſtatt deren „keuſcher Mutter“ zugeſchrieben. Obgleich die älteſten Kirchenväter alle Sagen über ein Conterfei des Heilands für bare Erfindungen erklären, namentlich aber Auguſtin hervorhebt, daß weder vom Erlöſer, noch von der Jungfrau Maria, noch von der heil. Familie, noch von den Apoſteln jemals ein Abſogar Straßenräuber in Märtyrer zu verwandeln (Sulp. Severi vit. Mart. c. 8.) Dieſer willkürlichen

---

bild genommen worden ſey, ſo zeigte man dennoch im Mittelalter ein Schweißtuch vor, in welchem Jeſu Bild ſich abgedrückt habe, als eine Matrone in Jeruſalem daſſelbe ihm auf ſeinem Leidensgang zum Abtrocknen geborgt. Die Empfehlung des „wahren Bildniſſes“ (Vera Icon) auf jenem Tuche half der Matrone zu dem Namen Veronica; ihr in der Peterskirche zu Rom befindliches rieſenhaftes Standbild wurde Gegenſtand der Verehrung, und das Anſchauen des Antlitzes Chriſti unter dem Herplappern eines 1316 von Johann XXII. dazu verfaßten Gebets*) erwirkte Ablaß auf 10,000 Tage. So beherbergt die Kirche zu St. Juſt in Suza den Leichnam dieſes Heiligen, von deſſen Märtyrertod man weder die Epoche noch die Beweggründe anzugeben weiß. (Sacchetti Memorie della Chiesa di Suza, 57.) Rudolph Glaber (bei Bouquet, Rerum Francicarum Script. X, 46.) erzählt die Geſchichte der Auffindung ſeines Leichnams wie folgt: Es ſey nämlich ein Betrüger geweſen, der Namen und Vaterland verläugnet, und Todtenknochen auf Kirchhöfen geſammelt habe, um ſie, in Särge vertheilt, für

*) Dieſe Hymne lautet:

Salve, sancta facies
Mei redemptoris,
In qua nitet species
Divini splendoris.
Impressa panniculo
Nivei candoris
Dataque Veronicae
Signum ob amoris.
Salve, decus seculi,
Speculum sanctorum,
Quod videre cupiunt
Spiritus coelorum.
Nos ab omni macula
Purga vitiorum,
Atque nos consortio
Junge beatorum etc.

Vermehrung der Heiligen ſuchten die Kirchenverſammlungen Schranken zu ſetzen, und verordneten: daß Niemand für „Heilig“ (**Sanctus**) oder „Selig“ (**Beatus**) gehalten

---

entdeckte koſtbare Ueberreſte von Martyrern und Heiligen auszugeben! Er habe jedoch räthlich gefunden, die Alpen zwiſchen ſich und den Ort ſeines geſpielten Betrugs und jener verbreiteten Lügen zu ſetzen. Unter dem angenommenen Namen Stephan — ſein wirklicher war Johann — ſey er nach Suza gekommen, und habe dort die Ausſage verbreitet: daß ein Engel, der ihn alle Nächte zu beſuchen pflege, ohne daß ſeine Frau etwas merke, ihm den Ort angezeigt, wo der h. Juſtus begraben läge. Wirklich habe auch Stephan die Gebeine eines Unbekannten in einen Sarg zuſammen gerichtet. Manfred habe dieſe Reliquien einſtweilen im Schloß aufſtellen laſſen, bis der Bau der eigends dazu beſtimmten Kirche vollendet ſeyn würde. Die Prälaten hätten zwar Betrug vermuthet, weil Stephan, über die nähern Umſtände zur Rede geſtellt, in ſeinen Antworten Verdacht erregte, man hätte aber doch für klüger gehalten, dieſen Betrug nicht zu entdecken, ſondern die Kirche nach erfolgter Einweihung mit den von Stephan gelieferten Reliquien zu bereichern. Es ſey jedoch mehrere Nächte nacheinander Feuer aus der Niſche herausgeſprüht, in welcher dieſe Gebeine ſich befunden, und mehrere Ordensgeiſtliche ſollen durch nächtliche Erſcheinungen verfolgt worden ſeyn. Demungeachtet habe das Volk im Glauben an die Heiligkeit dieſer Reliquien beharrt. Flavigny (**Chronic. Verdun. ad ann. 1027**), Baronius (**Ann. Eccl. 1027**), Mabillon (**Ann. Benedict. 1027**) und Muratori (**Ant. med. aev. Diss. 58. T. V. col. 11**) haben dieſe Erzählung für wahr angenommen, Terraneo (**Adelaide Illustr. II, 13.**) hat ſie wieder gegeben und Saccheti ſie überſetzt. Der Leichnam des h. Juſtus wird trotz jenes Spukes, der ihn verdächtigen ſollte, heute noch verehrt.

werden ſolle, den nicht der Biſchof auf einem Provinzialconcil in Gegenwart des Volkes dieſer Ehre für würdig erklärt hätte. Aber es gab ſchon damals Leute, welche es für billig hielten, daß die Urtheile der Biſchöfe und Kirchenverſammlungen, auch ohne Vorwiſſen des Papſtes alle die, welche ſie für würdig hielten, unter die Zahl der Schutzpatrone oder Fürſprecher der Gläubigen im Himmel aufnehmen. Allein Alexander III. ſchaffte dieſes Recht der Kirchenverſammlungen und Biſchöfe für immer ab, dem römiſchen Stuhl allein das Recht der Heiligſprechung vorbehaltend *). Die erſte von einem Papſt unternommene feierliche Canoniſation war die Ulrichs, Biſchofs von Augsburg, welche Johannes XV. i. J. 993 unternahm. Er war dazu vom Domcapitel dieſer Stadt erſucht worden, damit Ulrich nicht bloß in ſeinem Sprengel, ſondern in der ganzen Chriſtenheit verehrt werden möchte.

In den Kreuzzügen wurde der Hauſe der Heiligen in der abendländiſchen Kirche noch um ein Bedeutendes durch die Betrügereien der Syrer und Griechen, mit denen die Kreuzfahrer in Berührung gekommen, vermehrt **), denn in ihrem Intereſſe lag es, den Handel

---

*) Zwiſchen Sanctus und Beatus unterſcheiden die Päpſte, je nachdem die Angehörigen des Heiligen bezahlen konnten, oder nach der Menge und dem Einfluß ſeiner Freunde. Daher erklärt ſich, warum kein einziger Beatus, keine einzige Beata unter fürſtlichen Perſonen angetroffen wird, hingegen lauter Sancti und Sanctae.

**) Die h. Katharina, deren Exiſtenz ſo oft angezweifelt worden, iſt eine ſolche, von den Orientalen dem Abendlande aufgedrungene Heilige. Richard, König von England, kaufte im Jahr 1191 alle Reliquien mit Reliquien emporzubringen *). Die Mönche verbreiteten eine Menge Mährchen von den Wundern,

---

zu Jeruſalem vom Sultan Saladin. Die Genueſer beſitzen als ein Geſchenk Balduins, des zweiten Königs von Jeruſalem, die Schüſſel, aus welcher Chriſtus bei ſeinem Abſchiedsmahl mit den Jüngern gegeſſen. Von der großen Menge Reliquien, die Ludwig der Heilige aus Paläſtina nach Frankreich brachte, leſe man Labat **Voyage en Espagne** II. p. 63. Ein gewiſſer Befehlshaber brachte 12 Haare der h. Jungfrau aus Paläſtina mit, welche er einer Kirche Rouens ſchenkte, deren Geiſtlichkeit ſie in Proceſſion an den Grenzen des Stadtgebiets einholte. Als ob die Morgenländer noch nicht vollſtändig das Knochengeſchäft für Europa zu beſorgen verſtanden, mußte ſogar ein junges Mädchen aus Vallerie nach Aegypten gehen, um für ihre Vaterſtadt zwei Finger des Täufers von dort zu holen, die ſie auch wirklich in einer goldenen Kapſel mitbrachte. (Ring, Reiſe nach Savoyen ꝛc. I. S. 75).

*) Dieſer Handel blühte übrigens ſchon mehrere Jahrhunderte vor den Kreuzzügen. Ein neubekehrter König der Weſtgothen, Recared, überſchickte Gregor dem Großen reiche Geſchenke an Gold und Edelgeſtein; als einträgliche Erwiderung erhielten die Abgeſandten vom Papſte die Haare Johannis des Täufers, ein Kreuz, in welchem ſich ein kleines Stückchen des wahren (?) Marterholzes befand, und einen Schlüſſel, der einige abgefeilte Theilchen von den eiſernen Ketten St. Peters enthielt. (Baronii ann. eccl. A. D. 599). Eine Probe von der unbegränzten Leichtgläubigkeit jener Zeiten liefert folgendes Factum: Unter den Reliquien, welche der Abt Engelbert von Centula, Zeitgenoſſe Karls des Großen, aus der Schatzkammer ſeiner Kirche aufzählte, befanden ſich auch Trümmer von den drei Hütten, welche die Jünger auf dem Berge der Verklärung bauen wollten. (Gfrörer K. G. III, 2. S. 939).

welche die Reliquien auf ihrer Reiſe zu den Kirchen und Klöſtern, für welche ſie beſtimmt waren, verrichtet hatten *). Daß ſogar ſolchen Gebeinen Wunder zugeſchrieben wurden, von denen man nicht einmal wußte, welchem Heiligen ſie angehörten, kann bei dem Aberglauben jener finſtern Zeiten gar nicht befremden. Zu den unauflöslichen Räthſeln gehört es, daß die Heiligen als Helfer ſtets nur gegen ſolche Uebel angerufen werden, denen ſie ſelbſt erlagen. So Florian, deſſen eigene Kapelle abbrannte, gegen Feuersgefahr; der erſäufte Nepomuk gegen Waſſersgefahr; die heil. Arollonia, der bei der Marterung ein Backzahn ausgebrochen worden, gegen Zahnſchmerzen; der mit Peſtblattern behaftete Rochus gegen die Peſt u. ſ. f. Wahrſcheinlich gilt den frommen Luzernern der Jeſuitenbeſchützer Leu, der vor einigen Jahren in ſeinem Bette erſchoſſen gefunden ward, als ein Opfer ketzeriſcher Verfolgungen, der Märtyrer-

---

*) So wußten Ochſen, wo der h. Sebaldus begraben ſeyn wollte, und in Beziehung auf die Reliquien des Sixtus wußte ein Eſel es beſſer als der Papſt, denn obgleich Innocenz II. dieſen Heiligen den Bürgern von Aliſe verkauft hatte, ſo trug das Thier die Knochen dennoch in die Kirche von Alatri. So zweifelte ein Eſel zuerſt an der Infallibilität des Papſtes! Weit gewiſſenhafter als Innocenz hatte Papſt Lucius gehandelt. Er entſchied nicht vorher die künftige Wohnſtätte heiliger Leiber, ſondern fragte die Knochen, ob und wohin ſie transferirt ſeyn wollten. So wünſchten die Polen im Beſitze eines Heiligen zu ſeyn. Der Papſt wandte ſich der Reihe nach an alle Heiligen, die in ſeiner Kapelle ruhten, und fragte, wer von ihnen mitzugehen Luſt bezeuge? Da reckte der Leichnam des h. Florian die Hand aus, und gab dadurch ſeine Bereitwilligkeit zur Reiſe zu erkennen. (Baronius ad ann. 1184).

krone würdig, daher ſie conſequent ſchon jetzt Scharpien aus dem Hemde des Erſchoſſenen als Präſervative gegen Schußwunden verkaufen *).

Eine ganz eigenthümliche Theorie zur Erklärung vieler Unbegreiflichkeiten in der Geſchichte der Heiligen und ihrer Reliquien, zugleich auch der eigenthümlichen Feſtgebräuche an den vorzüglichern Heiligen- und Kirchenfeſten ꝛc. hat jüngſt Daumer in ſeinen „Geheimniſſen des chriſtlichen Alterthums“, die ſich an deſſen frühere Schrift „der Molochdienſt der alten Hebräer“ anſchließen, aufzuſtellen verſucht. Er ſpricht ſich Bd. II. S. 92 ff. wie folgt aus: „Die auffallende Menge von menſchlichen Leibern, Gerippen, Köpfen und an-

---

*) Dieſe Nachricht leſe ich ſo eben im Stuttgarter „Beobachter“ (1847 Nro. 215), dem ein Correſpondent de dat. 7. Auguſt ſchreibt: „Gegenwärtig, wo man in der Schweiz ſo viel mit einem bevorſtehenden Zuge gegen den Sonderbund ſich beſchäftigt, iſt ein in einem Luzerner Blatt erſchienener Aufſatz characteriſch. Es werden dort nämlich von den Hinterlaſſenen des Leu, deſſen Hemden in kleine Streifchen geſchnitten, und den Leuten als Amulete gegen Schußwunden um theueres Geld verkauft, und koſten die Stückchen aus dem hintern Theil deſſelben weit mehr als jedes andere, da dieſelben von dem Seligen beſſer erwärmt werden konnten. Dieſelbe Nachricht wird von mehrern Reiſenden beſtätigt, welche eben vom Rigi kamen und den Verkauf mit anſahen.“ So hätten denn unſere Enkel im nächſten Jahrhundert wieder eine Heiligſprechung zu erleben, welche auf die Vorausſetzung ſich gründen wird, daß Leu ſich nicht ſelbſt entleibt, ſondern von einem Jeſuitenfeind, alſo einem Ketzer erſchoſſen, er folglich um Chriſti willen das Leben laſſen mußte.

dern Körpertheilen, die von Heiligen herrühren; der Umſtand, daß manche unter gleichen Einzelnamen an verſchiedenen Orten gezeigt werden, obſchon nicht anzunehmen iſt, daß mancher Heilige ein Glied doppelt oder mehrfach beſeſſen habe *), läßt noch nicht an einen Betrug, wenigſtens keinen totalen denken **). Ein durchgängiger Betrug wäre nur möglich geweſen, wenn die Geiſtlichkeit aus lauter irreligiös verſchmitzten Individuen, die übrige Welt aber aus lauter religiöſen Schwachköpfen, die ſich von jener auf die plumpeſte Manier hätten mitſpielen laſſen, beſtanden hätte. Solch eine Scheidung der Menſchen eines Zeitalters in zwei innerlich völlig auseinanderfallende Theile und Maſſen iſt unhiſtoriſch und unphiloſophiſch zugleich. Die chriſtliche Menſchheit beſtand nicht ſämmtlich von unten bis oben aus ſo blödſinnigen Geſchlechtern und Individuen, daß ſie die Herrſchaft ihres Clerus, wenn ſeine Stellung zu ihr eine rein lügenhafte geweſen wäre, ſo viele Jahrhunderte lang ertragen hätte. Was Alles zuſammenhielt, war der allgemeine, die Geiſtlichkeit nicht weniger als die Laien durchdringende religiöſe Wahnſinn der Zeit. Der Clerus opferte Menſchen *) und

---

*) Weber (Möncherei II, S. 35) führt aus Blainville's Reiſebeſchreibung 6 Köpfe des Täufers an, und ſelber will er 2 Leiber, 4 Köpfe und 5 Hände des h. Dionyſius geſehen haben. Lang (Memoir.) ſah die h. 3 Könige zu Köln, obſchon ſie auch zu Mailand und Lyon gezeigt werden, demnach es 9 h. Könige geben müßte. Damit vergleiche man S. 33 den Streit der Städte Antwerpen und Rom, wer von beiden die echte — Vorhaut Chriſti beſitze!

**) Die vielen Kreuze, Kreuzfragmente, Nägel ꝛc., die man um ihrer Vielfältigkeit willen nicht für echt halten kann, deutet Daumer wie folgt: Man ließ Menſchen, die am Charfreitag den leidenden Chriſtus ſpielten, das Schickſal deſſelben wirklich erfahren, die Nägel, mit welchen ſie ans Holz geheftet wurden, erhob man zum Gegenſtande der Verehrung u. ſ. w. †). Aehnlich deutet in Beziehung auf andere Formen des Martyrertodes der Verfaſſer das Schwert Petri, das die Domkirche zu Siena, die Marcuskirche zu Venedig und die Kirche St. Denys in Frankreich, beſitzen. Die an verſchiedenen Orten gezeigten Tiſche, auf welchen Chriſtus ſein Abendmahl gehalten, erklärt Daumer als ſolche, die zu kannibaliſchen Opfermahlen dienten. Nicht ſelten finden ſich unter den Heiligthümern einer Kirche Meſſer, wobei freilich die Legende ihre trügeriſche Rolle ſpielt. So ſind im Kloſter Neuburg bei Wien zwei Meſſer (Küchelbeckers Beſchreibung Wiens und der umliegenden Oerter

†) Dieſe Theorie würde auch die ihrer Vielheit wegen verdachtigten Grabtücher rechtfertigen.

1732), im Schatze des h. Marcus zu Venedig ein Meſſer und zwei Büchſen mit Blut (Blainville Reiſ. IV. S. 44). Des Meſſers ſoll ſich Chriſtus bei ſeinem Abendmahl bedient haben. Das Blut ſoll vom Heiland ſeyn, wahrſcheinlich war erſteres ein Opfermeſſer, und das Blut rührt von geopferten Menſchen her.

*) Die Beweiſe für dieſe entſetzliche Anklage füllen zwei Bände der citirten Schrift. Der Verfaſſer geht darin von dem Satze aus, daß das geglaubte Verdienſtliche *) des ſtellvertretenden Opfertodes, theils viele Schwärmer zum Selbſtmorde reizte, theils die Geiſtlichkeit bewog, durch Kauf, Liſt oder Gewalt, ſolche

*) „Sollte Gott" ruft der fromme Pater Cochem (S. 211 ſeines Werkes „Meſſerklärung") aus: „ſollte Gott, der verſprochen hat, auch einen Trunk kalten Waſſers zu vergelten, uns unbelohnt laſſen, wenn wir ihm einen Kelch voll warmen, göttlichen Blutes, ſo wie es in der Meſſe von neuem vergoſſen wird, andächtig aufopfern?"

zählte ſie den allgemein geehrten Märtyrern zu. Stimmten mit den Namen der Letztern die der Geopferten

---

Opfer, in dem Wahn, daß ihr Tod Andern zu gute komme, oder gewiſſer abergläubiſcher Zwecke halber †) ſich zu verſchaffen. Stellen, wie Römer 12, 1. II. Timoth. 4, 6. Coloſſ. 1, 24. Philipp. 2, 17. ſollen die Meinung von der Heiligkeit einer ſolchen Handlung verbreitet haben ††). Dazu kommen die Aeuße-

†) Bodinus (de magorum daemanomagia II. c. 3.) erzählt von einem chriſtlichen König, der, um ſich über die Zukunft zu belehren, einen Mönch kommen ließ, der einem zu ſeinem Werke erleſenen erſtgebornen Knaben den Kopf abſchlug, dieſen auf eine Hoſtie ſetzte, und ihm die Frage des Königs vortrug; die Hoſtie beweist, daß ſolche Opfer nicht für unchriſtlich galten. —

††) Der Verf. will ſogar den Urſprung der Kinderſchlächterei im altchriſtlichen Cultus im Evangelium ſelber vorfinden, indem er Jeſu Worten: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht" eine ſolche Auslegung gibt, wie ſie ſeine Anklage zu unterſtützen geeignet iſt; denn, ſagt er, der Zuſatz: „ihrer iſt das Himmelreich" leidet keine andere Deutung, als die der unmittelbar nach dem Opfertod erfolgenden Seligkeit. Darum führen die Jünger diejenigen an, die ſie (die Kinder zur Opferung) brachten, nicht aber, weil ſie ärgerlich darüber geweſen, daß durch die Kinder eine für ſie intereſſante Unterhaltung abgebrochen worden. Die Berührung der Kleinen durch den Meſſias ſey kein ſegnender Act, ſondern eine Weihe zum Tode geweſen, ſo daß ſie in Folge derſelben zum Opfer fielen. Und weil nicht alle Eltern ihre natürlichen Gefühle zu unterdrücken vermögen, darum ſoll Jeſus geſagt haben: „ich werde den Sohn von dem Vater ꝛc. reißen ꝛc.", „wer Vater und Mutter mehr liebt als mich iſt mein nicht werth ꝛc." (Matth. 10. 35 ff.) „Feuer kann ich auf die Erde bringen, und wie wünſchte ich, daß es ſchon brennte, meint Ihr, daß ich kam, um Frieden zu bringen? nein, ſage ich, ſondern Zwietracht" (Luc. 12, 49. 51.) An einer andern Stelle wirft ſich Hr. Daumer zu einem Vertheidiger des Judas auf, ſo ſagt er (S. 79 Anm.) „Indem Jeſus mit ſeinen Jüngern das von ihm angeordnete Abendmahl hält, erkennt er, daß ihn einer derſelben verrathen werde. Auf die Frage: welcher es ſey? antwortet Jeſus: der iſt's, dem ich den Biſſen eintunken und geben werde. Und er tunkte den Biſſen ein, und gibt ihn Judas, Simons Sohn, dem Iſcharioten. Und nach dem Biſſen fuhr der Satan in

überein, ſo erhielt man Heilige zweideutiger Art, ſo daß, was die Prieſterſchaft heimlich als ein von ihr

---

rungen der Kirchenväter. Ignatius ſagt im Brief an die Römer: „Ich bin ein Weizen Gottes, und muß unter den Zähnen der wilden Thiere gemahlen werden, damit ich als ein reines Brot Chriſti erfunden werde. Flehet für mich zu Chriſtus, daß ich durch dieſe Werkzeuge als Opfer erfunden werde." Origenes (**In Levitic. homil. 2.**): „Für die Juden bluteten Schafe, Böcke und Stiere, für uns iſt der Sohn Gottes geſchlachtet, dieſe Einſchränkung des Opfers könnte in Verzweiflung ſtürzen, doch ſind im Chriſtenthum noch mehrere Mittel der Sündentilgung, z. B. die Erduldung des Martyrerthums." Ferner (**Exhort. ad mart.**). „Wie wir durch Jeſu Blut erkauft ſind, ſo werden es auch vielleicht Einige durch das koſtbare Blut der Martyrer;" und (**In Numer. Homil 24.**): „Weil es vielerlei Sünden gibt, ſo werden auch vielerlei Opfer erfordert;" endlich (**contra Cels. 1. §. 31.**): „der

ihn." Es verläßt ſodann Judas dieſe heilige für ihn ſo wenig paſſende Geſellſchaft und vollbringt den Verrath (Joh. 13, 26 ff.) Dies ließe ſich ſo auffaſſen: Der Umſtand, daß ihm Judas gefährlich ſey, erkennt Jeſus daraus, daß jener an dem allzueigenthümlichen Mahl, das hier gehalten wird, gar nicht oder nur unvollſtändig Theil nimmt. Um nun zu zeigen, von welchem Sinn und Geiſt dieſer von ihm durchſchaute unächte Jünger ſey, dringt er ihm einen Biſſen von der Speiſe auf, die ſelbiger nicht genießen will, und die er nur mit Schauder und Abſcheu zu genießen vermag. Nach dieſer Scene eilt Judas empörten Herzens hinweg, und macht Anzeige von dem, was dort im Stillen geſchehen iſt." Bekanntlich hatte Strauß den Verrath des Judas überhaupt bezweifelt, und die ganze Anſchuldigung nur aus dem Streben, Prophetenſtellen (Zach. 11, 12.) auf das Leben Jeſu zu beziehen, hervorgegangen erklärt. Dreißig Silberlinge ſind eine zu unbedeutende Summe, um ſie als Preis für die Einlieferung eines ſtaatsgefährlichen Mannes zu beſtimmen, oder die Habſucht anzulocken, zumal Judas nicht für ſich, ſondern nur für die Heilandskaſſe das Geld einſammelte.

gemachtes, doch wahres Heiligthum ſelber ehrte, dem Volke als ein von alter Zeit her überkommenes Gut

---

freiwillige Tod eines Menſchen iſt ein Mittel, Unglücksfälle und Landplagen, Peſt, Unfruchtbarkeit u. dgl. abzuwenden.“ Der Verfaſſer geht nun zu den Heiligenlegenden über, „ſchon längſt hatte der heil. Cyriacus ſich für ſeine Brüder zum Opfer dargebracht“ (Poſtelmayer, Leben d. Heil. S. 311): „der h. Guntram, König von Burgund, bot Gott, da ſein Volk mit Peſt und Hunger heimgeſucht war, ſich ſelbſt zum Opfer dar, damit jenes verſchont würde.“ Weil nun das Myſterium der Meſſe, die ſchon ihrer Benennung zufolge ein Opfermahl iſt (engl. mess, eſſen, mass, Meſſe halten, im kirchlichen Sinn, engl. und franz. massacre ein Blutbad, eigentlich: heilige Speiſe von mass und sacre lat. sacer), ein Menſchenleben forderte, darum ſagt Auguſtin (Exposit. in ps. 103): „Unſere Werke mögen die Heiden ſehen, nicht aber unſere Sacramente“ und Chryſoſtomus (Homil. 23. in Matth.): „Die Myſterien vollziehen wir bei verſchloſſenen Thüren, nachdem die Uneingeweihten entfernt ſind.“ Was jene Kannibalismen auffallend beſtätigt, bringt der Verfaſſer Thl I, S. 78 bei, nämlich „die in Kunſtwerken und Legenden ausgedrückte Vorſtellung des Abendmahls und der Meſſe, als des Opferns, Zerſtückelns, Austheilens und Genießens eines Kindes. In Würzburg befindet ſich ein altes Bild, worauf das Abendmahl Chriſti wie gewöhnlich dargeſtellt, in der Schüſſel aber ein Kind liegt. In Büſchings „Erzählungen, Dichtungen u. ſ. w. des Mittelalters“ befindet ſich ein Auszug aus einem altfranzöſiſchen Werk (hist. du St. Graal), darin lehrt Chriſtus dem Joſeph von Arimathia unter Donner, Blitz und Erdbeben, wobei ſich die Geſtalt des Herrn am Kreuze zeigt, die Geheimniſſe der Meſſe. Joſeph ſegnet, wie ihm geheißen wird, das Brod und den Wein, alsbald ſieht er erſteres in ein Kind verwandelt, und letzteres in noch warm der Kirche galt *). Der Verfaſſer macht uns bei dieſer

ſprudelndem Blut. Er theilt das Kind, wie ihm ebenfalls befohlen wird, in drei Stücke; als er niedergefallen iſt und gebetet hat, erblickt er auf der Patene nichts als ein Stück Brod; ſowie er es jedoch in den Mund nimmt, verwandelt es ſich wieder in ein Kind. Einer Legende zufolge miſchte ſich, als St. Baſil das Abendmahl austheilte, ein Jude unter das Volk, ſah, wie Baſil ein Kind zerſtückte, communicirte auch mit den anweſenden Chriſten, empfing ein Stück Fleiſch und trank wahrhaftiges Blut aus dem Kelche; von beiden heiligen Stoffen nahm er nach Hauſe mit und zeigte es ſeiner Frau. (Amphilochius im Leben des heiligen Baſilius bei Rosweyd Vit. patr. I. Fol. 156.) „Der heilige Bernhard aß mehrere Tage lang ſtatt Butter geronnenes Blut, das ihm aus Irrthum (!) gebracht worden war, denn er hatte durch geiſtliche Uebungen ſeinen Geſchmack dermaßen abgeſtumpft, daß er kaum eine Speiſe von der andern unterſchied.“ (Leben der Heiligen, X. Seite 44). Wie, fragt hier Hr. Daumer, ſollte er auch nicht geſehen haben, was er aß? Nun kommt das Stärkſte: Bei einem in einer ſyriſchen Stadt veranſtalteten großen Feſte ſtellte ſich ein Saracene in der Kirche an den Altar, um den chriſtlichen Cultus zu beobachten. Da ſah er, daß der Prieſter ein Kindlein tödtete, mit einem Meſſer in vier Theile zerſchnitt und auf die Patene legte, das ausfließende Blut aber in den Kelch goß. Ferner ſah er, wie

---

*) Die Reliquien Derjenigen, welche an ihren Namenstagen ihren Namensheiligen zum Opfer fielen, wurden als dieſe ſelber verehrt. So erklärt ſich der Verfaſſer das Vorkommen von mehrern Köpfen, Leibern ꝛc. eines Heiligen als ein (vielleicht abſichtlich vom Clerus genährtes) Mißverſtändniß, vgl. Th. II. S. 7 ff.)

Gelegenheit mit der Myſterienſprache der Prieſter be-

---

der Prieſter ein Stück von dem Kindlein aß, und deſſen Blut aus dem Kelche trank und alle Communicirenden mit dem blutigen Fleiſch dieſes Kindes ſpeiste. Als er, entrüſtet, den Prieſter zur Rede ſtellte, ihn einen Mörder nannte, und auf die Anweſenden hinwies, die noch das blutige Fleiſch in ihrem Munde hatten, ſagte der Prieſter: das ſey Alles nur Brod und Wein, welches man conſecrire und wunderbar in Chriſti Leib und Blut verwandle; er aber, der Prieſter, ſehe von dieſem großen Geheimniß, das den Saracenen geoffenbart worden, mit ſeinen leiblichen Augen nichts, indem er fortwährend nur Wein und Brod erblicke. Bolland ad vit. St. Georgii martyris und „Meßerklärung Cochem“ S. 127). Pater Cäſarius aus dem Kloſter Heiſterbach erzählt: „Bei uns war ein Mönch, aus dem Schloſſe Wolmenſtein gebürtig, mit Namen Gottſchalk, der las in der Chriſtnacht Meſſe auf einem Nebenaltar und hatte nach der Wandlung in den Händen ein ſchönes Kind (Cochem's „Meßerklärung,“ Köln 1808, S. 142). Eine auf das Feſt Mariä Himmelfahrt fallende Begebenheit der Art hat das Eigenthümliche, daß der Meſſe leſende Prieſter, dem das Glück zu Theil wird, Chriſtum in Geſtalt eines Kindleins in den Händen zu haben, der ſelige Johannes von Fermo oder Alvernia die Worte: hoc est enim corpus meum — nur ſtammelnd und mit größter Mühe ausſprechen kann, in Ohnmacht fällt, ſich mit Hülfe Anderer, die ihn ergreifen und mit Balſam beſtreichen, zwar ſo weit erholt, daß er das hochwürdige Fleiſch und Blut zu genießen im Stande iſt, dann aber dermaßen von Sinnen kommt, daß er für todt in die Sacriſtei geſchleift werden muß (Cochem a. a. O., S. 82). Daraus — ſetzt Daumer hinzu — merkt man, daß nicht alle chriſtlichen Prieſter die Kraft hatten, gewiſſe ſchreckliche Dinge zu thun, die ihres Amtes waren. Wenn die Legende vom kannt. So bedeutet Tod Leben, und Leben Tod *).

Franz Seraphicus berichtet, er habe ſich bei einer einſam gelegenen heiligen Kirche niedergelaſſen, die **Portiuncula** hieß und der ſeligſten Jungfrau Maria zu den Engeln geheiligt war, und welcher Stammkirche des Franziskanerordens der Portiuncula-Ablaß zu Theil wurde, ſo etymologiſirt Daumer: Portio bedeutet eine kleine Portion vom Fleiſche eines Geopferten, wie man ſie dort zu empfangen und zu genießen pflegte. Der Beiſatz „zu den Engeln“ kommt daher, daß man hier Engel machte, denn zu ſolchen wurden dem Glauben der Zeit nach die Seelen der Geopferten (vergl. das Lied im Wunderhorn II. S. 215, wo Maria eine Schaar von Kindern, die Seelen der ihr Geopferten, in den Himmel führt). Wo die Legende von ganzen Märtyrergeſellſchaften ſpricht, z. B. von der aus 6666 — die Zahl iſt, wie die apokalyptiſche 666 nur myſtiſch zu faſſen — Perſonen beſtehenden thebäiſchen Legion, deren hiſtoriſche Bedeutung ſchon Hottinger (helvet. Kirchengeſchichte I. S. 100 ff.) negirte, ſo verſucht Daumer unter ihnen durch Opferung erſt gemachte Märtyrer.

---

[*] In dieſem Sinne will der Verfaſſer die in den Heiligenlegenden ſo häufig erwähnten Todtenerweckungen verſtanden wiſſen, denn phyſiſches Leben iſt dem chriſtlichen Spiritualismus Tod; wie nun der Todestag eines Märtyrers als ſein Geburtstag (ἡμέρα γενέθλιος, **natalitia martyrum**) von der Kirche gefeiert wird, ſo muß die Stelle vom h. Franciscus: „er tödtete oft Jemand, nur um ihn wieder aufzuerwecken“ (Renault, Begebenh. d. heil. Franz v. Aſſiſi, Köln 1732, Seite 182) von der Erweckung zum ewigen Leben mittelſt des Opfertodes verſtanden werden, wodurch auch die neuteſtamentlichen Todtenerweckungen das gehörige Licht erhalten (ſ. I., Seite 198 bis 200).

Lämmer: geopferte Kinder *), Taufe: Bluttaufe **), Hochzeit der Opfertod ***) u. dergl. m.

> „Erwachſene männliche Individuen opferte die Kirche, aus dieſen erwuchs ihr die Märtyrerſchaar und die Reliquienfülle, der ſie die mythiſche Vorſtellung der thebäiſchen Legion zur exoteriſchen Hülle gab.“ Daß es nicht römiſche Soldaten waren, beweist ſchon eine Aeußerung des Reiſenden Blainville, der in der Gereonskirche zu Köln, wo 408 Särge mit den Gebeinen der thebäiſchen und mauriſchen Märtyrer gezeigt werden, die Köpfe wie von 7 oder 8jährigen Kindern vorfand, und als dieß Verwunderung erregte, ſo hieß es: andere Köpfe hätten die Mohren in alten Zeiten nicht gehabt. Hiernach wäre auf Kinder- und nicht auf Männeropfer zu ſchließen. Nach einem alten

---

*) Vergl. I. S. 222—224.

**) Weil 2. Moſ. 4, 24. die Beſchneidung eine Bluttaufe heißt, ſo ſoll auch „taufen“ überhaupt „zum Opfer tödten“ bedeuten, I. S. 25 u. 282.

***) Der Verfaſſer will unter gewiſſen Chriſtusbräuten nicht Nonnen, ſondern freiwillig geopferte Schwärmerinnen gedacht wiſſen, jede ſolche iſt eine „Katharina,“ d. h. eine Reine, eine beſondere Heilige dieſes Namens läugnet er, ſiehe I. S. 101 ff. Ebenſo ſind die der Maria Verlobten nicht Mönche, ſondern ihr Geopferte. Man muß nämlich wiſſen, daß es auch eine ſchwarze, zürnende, nur durch Blut zu ſühnende Maria gibt. Hieher gehört der in Grimms Mährchen II. S. 303 ff. erzählte Fall von dem in einer Kirche verpflegten Knaben, der, von einem Muttergottesbild auf den kommenden Sonntag zur Hochzeit geladen, am Sonntag bei'm Empfang des Abendmahls am Altare ſtirbt. Daraus will Herr Daumer zugleich bewieſen haben, daß man in Kirchen und Klöſtern Knaben und Jünglinge in Bereitſchaft hielt, um ſie an Feſttagen zu tödten.

LIII

Weil nun die chriſtlichen Prieſter Molochsdiener, ſo erklärt ſich daraus, warum „der chriſtliche Geiſtliche

---

„Tractätlein" vom Tode der 11,000 Jungfrauen, deſſen Wicelius (chorus sanctorum Köln 1554, S. 562) gedenkt, waren auch ſchwangere Frauen darunter. Hier tödtete man alſo das Kind im Leibe der Mutter. An vielen Orten †) ließ man ganze Kinderleiber oder Kindergerippe ſehen, ſogenannte „unſchuldige Kinder," mit dem Beiſatze, ſie ſeyen von der im bethlehemitiſchen Kindermord umgekommenen Kinderſchaar. Am lauteſten reden aber folgende Facta: „Im 15ten Jahrhundert hatte ſich eine Parthei gegen die Umzüge der Wilſenacker mit blutigen Hoſtien, die man in einem Altarſchreine bewahrte, erhoben. Es gab bei einem Umzug am Sonntag Miseric. Dom. bei der ſeitdem ſogenannten „ſcharfen Ecke" einen Kampf, wobei ein Schüler des Partheiführers, des Schulrectors Hoppiu[illegible]ie Hoſtien zertrat, dabei aber von einigen gläu[illegible]rauen getödtet wurde. Hoppius, nebſt denjenig[illegible]einer Schüler, die ſich nicht durch die Flucht retteten, wurden in's Gefängniß geworfen; der Landeshauptmann, Burggraf v. Plattenburg, nahm ſich des Rectors an, die Geiſtlichen wurden vertrieben, die Hoſtien auf dem Markte verbrannt und Hoppius wurde Stadtpfarrer. (Schlag v. Rugenroth, „Gott und Welt" Leipzig 1822, I. S. 154 ff. „Das Wunderblut zu Wilsnack." Treu nach einer Chronik). Eine andere hieher gehörige Thatſache ereignete ſich i. J. 1507 zu Bern. Dominikaner gaben einem in ihren Orden aufgenommenen Schneider, Namens Detzer,

†) Bei den Barfüßern in Hannover (Sprenger Geſch. von Hameln S. 67), in der Sebalduskirche zu Nürnberg (Müller Annalen S. 147), und ebendaſelbſt bei den Dominicanern, in einer Kapelle zu München, in der Stephanskirche zu Wien; in der Sacriſtei der Petri-Paulkirche zu Stettin hingen zwei Hände ſolcher Kinder, die Kirche Maria Annunziata zu Neapel bewahrt zwei vollſtändige Exemplare, unter dem Hauptaltar der Franciscanerkirche in Bologna liegen ſogar 33 „unſchuldige Kinder!"

ein „Kinder und Leuteſchreck“ (l. S. 162 ff.) und warum „den Prediger die Kinder in vielen Dörfern fürchten“ (Grimm Mythol. Anh. S. LXXXVII. N. 511). Weil nun der das blutige Amt verwaltende Geiſtliche ſein Geſicht ſchwärzte (S. 165), daher gibt es mehrere chriſtliche Heilige, mit deren Namen man kinderſchreckende Geſpenſter belegte, die, von vermummten, berußten Knechten geſpielt, zu heiliger Zeit *), an Weihnachten oder ſchon am 6. December

---

eine rothe, wie ſie ſagten, von Chriſti Blut gefärbte Hoſtie, er aber forderte eine andere, wohl aus Scheu vor dem Genuſſe menſchlichen Opferbluts. Auch reichten ihm die Mönche einen Trank, zu deſſen Bereitung Chryſam, Oſtertaufwaſſer, Oſterkerzenwachs, geweihtes Salz und — Haar und Blut von einem Kinde gedient hatte. In Folge dieſer die Kirche allzuſehr compromittirenden Ereigniſſe wurden mehrere Dominicaner in Bern lebendig verbrannt. Der bei der Verurtheilung und Hinrichtung anweſende päpſtliche Legat ſoll ſich dabei geäußert haben, daß der Orden ein großes Verderben für die Kirche ſey. Eine lateiniſch und deutſch erſchienene Darſtellung dieſer Vorfälle wurde von den Dominicanern in Maſſe aufgekauft. Sie ſelbſt geſtanden, daß ihre Ordensbrüder verbrannt worden ſeyen, das Verfahren ſey aber zu ſcharf geweſen.“ (Hottinger, helv. Kirchengeſch., II. S. 553 ff. 566 ff. Graenneirus Chronik 1585, Seite 615 ff.)

*) Belege dafür, daß viele Heilige an hohen Feſten und Marientagen einen gewaltſamen Tod durch Prieſterhand oder heiligen Selbſtmord ſtarben, ſind Thl. II., Seite 22—38 geſammelt. Der Aberglaube, daß am Chriſttag, Johannistag ꝛc. die Schaden ſtiftenden Dämonen mächtiger als ſonſt ſind, ſoll, nach Daumers Meinung, die an denſelben angezündeten Feuer — verſteht ſich als Opferfeuer, was ſie doch ſchon in der Heidenzeit waren — und die blutigen Meſſen

zu erſcheinen pflegten, ſo daß ein gewiſſer zwiſchen dieſer

als Präſervative wünſchenswerth gemacht haben. Dieſer Hypotheſe wäre der Umſtand günſtig, daß man in Häuſern, die durch Spuk verſchrieen waren, Meſſe leſen ließ, und daß bei Einweihung von Gebäuden ꝛc., um ſie gegen Einſturz und andern Schaden zu wahren, ein lebendiges Weſen, nicht ſelten Menſchen — wofür Theil I. S. 137 ff. die Belege — eingemauert wurden, alſo überall die Vorſtellung herrſchend, daß ein Menſchenopfer die zerſtörungsluſtigen geiſtigen Gewalten beſänftige. Die Menſchenopfer am Chriſttag, Oſterfeſt, Gründonnerſtag, Charfreitag, an marianiſchen Tagen, betrachtet der Verfaſſer als Bluthochzeiten zwiſchen Chriſtus oder Maria und ihren Verlobten; ebenſo tritt an Heiligenfeſten der oder die Heilige an die Stelle von Chriſtus oder Maria. Weniger kann man mit dem Verfaſſer einverſtanden ſeyn, daß die am Todtenſonntag (Laetare oder Judica) ausgetragene Puppe einen dem Opfertod Verfallenen, anſtatt eine Perſonification des ſcheidenden Winters vorſtelle. Seine gegen Grimm's Anſicht vorgebrachte Einwendung, daß die romaniſchen Völker, wenn ſie „die Alte (la Velha, la Vecchia) ſägen," nicht den in ihrer Sprache männlich gedachten Winter (inverno) meinen können, hebt ſich durch die S. 850 von uns aufgeſtellte Vermuthung auf, daß dieſe Sitte von den ſlawiſchen Krainern, bei denen der Winter weiblich iſt, in das benachbarte Italien, von hier erſt nach Spanien vorgedrungen ſey. Ebenſo wird eine andere Perſonification des ſcheidenden Winters, der Schellenmoritz (vergl. S. 954) von Hrn. Daumer für einen Opferprieſter des chriſtlichen Alterthums gehalten. Die aus Schülern erwählten Biſchöfe altchriſtlicher Kinderfeſte betrachtet Daumer als zum Opfer erſehene Knaben, die man vor ihrem Tode zu Prieſtern weihte. Das Unhaltbare dieſer Behauptung geht aus einer Vergleichung deſſen, was S. 712 über die Kinder- und Narrenbiſchöfe geſagt worden iſt, klar hervor.

Art von Popanzen und jenen Heiligen Statt findender genetiſcher Zuſammenhang nicht wohl abzuweiſen ſeyn dürfte. Dergleichen Heilige ſind Bartholomäus *), Rup-

---

*) Das Meſſer und die abgezogene Menſchenhaut, die bekannten Attribute dieſes Heiligen, ſollen ſein Amt als Opferſchlächter erkennen laſſen. Die Legende hat jene Attribute falſch ausgedeutet, und auf ein Leiden, anſtatt auf ein anſtößiges Thun bezogen. Auch verräth ſein dunkelrothes Gewand auf einem Nürnberger Gemälde in der Lorenzkirche ſein blutiges Amt †). Man denke, ruft der Verfaſſer S. 185 aus, an den in der Bartholomäusnacht Menſchen jagenden wilden Jäger, der als Jagdbeute Menſchenſchenkel austheilt (Grimm Myth. p. 883), an die berüchtigte Bartholomäusnacht in Frankreich und die 1614 um dieſelbe Zeit im Jahre ins Werk geſetzte Judenverfolgung in Frankfurt (Schudt II., 6, 4, S. 53 ff.)

†) Hier mag ein Pendant zu Hrn. Daumers (Bd. II. S. 180) erwähnter Menſchenopfergrotte des heil. Laurentius, Erzbiſchofs von Dublin († 1181), Platz finden. Th. v. Wedderkop beſchreibt nämlich im I. Thl. S. 263 ff. ſeiner „Bilder aus dem Norden“ (Oldb. 1844) eine ſolche dem h. Laurentius geweihte Krypte oder unterirdiſche Kirche in Lund. Ich laſſe ihn ſelbſt reden: „Was man ſich bei dem Baue dieſer und ähnlicher Krypten gedacht hat, zu welchem Zwecke ſie haben dienen ſollen, weiß ich nicht. Molbech in den „Briefen über Schweden“ meint: ſie ſeyen urſprünglich über dem Grabe eines Märtyrers gebaut worden, alſo eine Art Grabkirche zu Seelenmeſſen für Verſtorbene. Drei Gegenſtände feſſeln hier die Aufmerkſamkeit: das Grabmal des Erzbiſchofs Birger († 1519), deſſen Bildniß in Lebensgröße und im vollen Ornat auf dem ſteinernen Sarkophag erſcheint; ferner die Einfaſſung eines uralten Brunnens, deſſen Waſſer man mittelſt Röhren und Pumpen ſich auch außerhalb der Kirche zugänglich gemacht hat. Mehrere höchſt ſeltſame Basreliefs zieren dieſe ſteinerne Einfaſſung: eine ungeheure Laus an der Kette, die ein knieendes Schaf in den Hals beißt, ein Mönch mit Flügeln, vor ihm eine Nonne, der eine Thräne über die Wange rollt; ein König, vor dem ein Mann auf einem Stuhle ſitzt, der in der

recht *) und Nicolaus **), die als Schmutzbarthel, als rußiger Knecht Ruprecht, als Pelznickel, Polterklaas ꝛc. der Schrecken der Kinder ſind.

---

*) Für dieſen Heiligen wird eine Legende aus Vogts rhein. Sagen 1817, III. S. 103 ff. als Beleg angeführt und geſchloſſen: „es iſt ſehr zu fürchten, daß das beſchriebene Reinigungsbad die Bluttaufe des Opfertodes, der unmittelbar in den Himmel verſetzen ſoll, andeutet, und daß Rupert ſich deßhalb ſo eifrig um arme Kinder bemühte, um ſie dieſes Heiles menſchenopfernd theilhaft zu machen. So konnte dieſer Kinderfreund zum Kinderſchreck werden.“

**) Der Kübel, in welchen die Legende die von Nicolas wiedererweckten, obſchon bereits zerſtückten Kinder enthalten ſeyn läßt (vergl. S. 720 und die darauf bezügliche Abbildung) ſoll ein Taufkübel Behufs einer vorgenommenen dreifachen Bluttaufe ſeyn. „Zur Be-

Hand einen Becher, in der andern einen Beutel hält. Daneben ſieht man eine Flaſche und noch einen Beutel. Endlich enthalten zwei der Tragpfeiler ein aus mehrern Figuren beſtehendes Bildwerk, wozu eine von Tegner behandelte Volksſage den Stoff hergegeben, aus welcher man erfährt, daß und warum der h. Laurentius dieſe Krypte erbaut habe. Hier drängen ſich nun noch mehrere Fragen zugleich auf: Starb jener Erzbiſchof hier einen freiwilligen Opfertod, worauf ſein Anzug im Ornat ſchließen läßt? War das in den Hals gebiſſene Lamm ein blutiges Menſchenopfer? Gab der geflügelte Mönch ſich für einen Engel aus, der auf göttlichen Befehl der Nonne die blutige Verlobung mit ihrem himmliſchen Bräutigam anzeigte, wie Erzengel Gabriel einſt der Maria ihre myſtiſche Empfängniß? Verrath die Thräne auf ihrer Wange, daß ſie unwillkürlich ihr Leben hingab? daß der Mönch ſie in das Grabgewölbe gelockt, und ſie mit dem ihr aufgedrungenen ehrenvollen Martyrerthum erſt überraſcht habe? War der König des Landes bei dem Opfer als einem muthmaßlich zur Zeit einer Landplage ſtattgefundenen, deßhalb gegenwärtig, um als Repräſentant ſeines ganzen Volkes dieſes Sühnopfer darzubringen? und der vor ihm ſitzende Mann der geiſtliche Veranſtalter des Opfers? war der Becher in ſeiner Hand zur Aufnahme des Opferblutes, die Flaſche zur Aufbewahrung des Ueberreſtes beſtimmt? Welche Beſtimmung hatten aber die beiden Beutel?“

Das Reſultat, welches Hr. Daumer aus dieſer Summe von Anklagen der alten Kirche zieht, faßt er in folgende Sätze: „Was die den Ketzern und Hexen vorgeworfenen Unthaten des Kinderraubs, Kinderfreſſens ꝛc. betrifft, ſo verhält es ſich mit ihnen, wie mit denjenigen, um welcher Willen man die Juden verfolgte *), ſie gehören der *rechtgläubigen* Kirche an, und wurden auf oppoſitionelle Seiten *verläumdend hinübergewälzt*. Und ſo ſchließt er ſein Buch — aus welchem hier ſo vielfache Stellen lediglich in der Abſicht excerpirt wurden, um auch unſerer Seits zur weitern Verbreitung deſſelben beizutragen, indem die Wichtigkeit ſeines Inhalts durch bloße Namhaftmachung des

---

ſtätigung dient die gleich der Perſon dieſes Heiligen an ſich zum Schreckbild für Kinder gewordene Taufe deſſelben; noch jetzt erſcheint in Kinderbüchern (in Kinderlieb's droll. Bildern, Frankfurt, ohne Jahrzahl) Nicolaus mit einigen Kindern im Arme, die er wegen verübter Unarten in's Tintenfaß taucht. Die 3 Brode, welche zu den Attributen dieſes Heiligen gehören, deuten daſſelbe in anderer Form, mit Beziehung auf altchriſtliche Euchariſtien von Fleiſch und Blut der Geopferten an, denn der Laib bedeutet den Leib, die Speiſe des Abendmahls den Waizen Gottes, wie Ignatius ſich ſelber nannte, als er ſich nach dem Märtyrertod ſehnte“ (S. 173—175).

*) Die Gründe, welche die Unwahrſcheinlichkeit des den Juden zur Laſt gelegten Kinderraubs Behufs ihres geheimen Cultuszwecks hervorheben, ſind Bd. II. S. 257—264 nachzuleſen.

Titels keineswegs die allgemeine Aufmerkſamkeit daſſelbe in einem ſolchen Grade anregen würde, wie es das, ungeachtet vieler mitunterlaufenden unhaltbaren Hypotheſen, immer noch ſehr werthvolle, und zu weiterm Nachdenken anregende Werk verdienen möchte — mit folgenden Sätzen: „Die chriſtliche Religion muß untergehen, weil ſie eine böſe, verderbliche iſt. Die wahre, gute, heilbringende Art von Religion beſteht in dem Glauben an die Natur, als an eine im Weltall waltende göttliche Macht und Weſenheit, und in der Hingebung an ſie als eine ſolche. Denn die Natur iſt keineswegs todt und blind, ſondern Leben und Geiſt — gutartig affirmativer Geiſt im Gegenſatz des bösartig negativen des Chriſtenthums ꝛc. Gegen ſie macht das Chriſtenthum die feindſeligſte Oppoſition. Es iſt daher die unſinnigſte Empörung gegen das, was in Wahrheit gut und göttlich iſt, die tiefſte innerſte Sünd- und Schuldhaftigkeit, der vollendete Frevel der Gottentfremdung, die abſolute Gottloſigkeit, die wir, in reuiger Rückkehr zu der in jenem großen Sinne gefaßten Natur, vollkommen abſchwören und abthun muſſen, um uns dem Verderben zu entreißen, und dem uns von der bezeichneten Macht und Gottheit beſtimmten harmoniſchen Ziele unſeres Daſeyns zu nähern" *).

---

*) Der Verfaſſer hat ſehr wohl gethan, mit dieſer öffentlichen Erklärung ſeiner Art von Gottesbewußtſeyn zu ſchließen, da die Feinde der Vernunft, welche ſo gern Unſinn mit dem myſtiſch klingenden „Ueberſinnlich" umzutaufen trachten, Jeden, der nicht zu ihnen hält, einen Gottesläugner ſchimpfen, und die Naturverehrung, welcher ſich der ſinnlich erſchaffene Menſch gar nicht entziehen kann, für Sünde halten. Millionen

Rechtgläubiger ſanden noch vor wenigen Jahren keinen Anſtoß daran, dem Rock Gottes ihre Andacht zuzuwenden. Sollte, wenn ſchon ein abgetragenes Kleid der Anbetung würdig befunden wurde, der Leib des wahren Gottes, die ganze ſichtbare Schöpfung, nicht ein noch würdigerer Gegenſtand der Verehrung jenes unſerer Erkenntniß ſich entziehenden erhabenſten Weſens ſeyn, das ſich nur in ſeinem Wirken uns offenbart, wie die Seele durch die Verrichtungen der leiblichen Glieder?

Fünfundzwanzigſte Zelle.

Januar.

Sinndeute des Monatszeichens:
„der Waſſermann“
oder
„die Urne“

von den Indern **Cumbha** (Krug), von den Arabern **Delev** (Eimer) genannt.

> „Junonis *Aquarius* astrum.“
>
> *Manilius.*

Alle Völker dachten ſich ein doppeltes Sterben der Zeit. Um Mittewinter geht die Welt durch Waſſer unter, um Mitteſommer durch Feuer; denn im Orient, wo Eis und Schnee unbekannt ſind, iſt der Winter die naſſe Jahreshälfte im Gegenſatz zur trockenen oder heißen Sommerhälfte; in der Winterwende ſpielt Deucalion (d. i. der Taucher: *δευκαλος*), unter dem die Flut kam, ſeine Rolle, in der Sommerwende der durch ſeine Ungeſchicklichkeit die Welt verbrennende Phaethon. Chaldäer und Syrer, deren Hauptfeſte nicht in die Sonnenwenden fielen, ſondern in die Tag- und Nachtgleiche, ließen die Sündfluth in die Zeit der Herbſtregen, in den unſerm October = November entſprechenden Monat **Bul** (1. M. 7, 11., der ſeinen Namen vom Ueberſtrömen hat) eintreten; und den großen Weltbrand am Ende der Tage — denn die Weltdauer heißt: das Jahr Gottes, und beſteht darum bei Zoroaſter aus 12 Jahrtauſenden, die unſern Monaten entſprechen — den Weltbrand, welchen der Prophet Maleachi (4, 1.) prophezeite, erwarten die Juden in der Paſſahnacht. Darauf anſpielend, wird am Tage vor dem Feſte alles Geſäuerte verbrannt — denn der Sauerteig iſt Symbol der Sünde, d. h. der Materie, des Körperlichen und Unreinen *) — und in der Paſſahnacht Elias als Vorläufer des Meſſias, der unmittelbar nach ihm eintreffen ſoll, erwartet. Der Kirchenvater Hieronymus iſt ehrlich genug, zu geſtehen, daß dieſe jüdiſche Tradition auch die erſten Chriſten beſtimmt habe, die Wiederkunft Chriſti zum Weltgerichte um Oſtern zu erwarten, dann werde er mit Feuer taufen. Um conſequent zu ſeyn, hätte man die Waſſertaufe **), d. h. das Andenken an die Taufe Jeſu, welche in der griechiſchen Kirche durch die am Tage des Täufers (Mitteſommer) und am Epiphanientage (Mittewinter) vom vornehmſten Geiſtlichen vollzogene Waſſerweihe verſinnlicht wird, in der Herbſtgleiche vornehmen ſollen; aber der heidniſche Kalender influirte zu ſehr auf den chriſtlichen, und ſo mußte ſich Noa's Arche gefallen laſſen, mit der Barke des Deucalion — die am Parnaſſus landete, wie jene Arche am Berge Ararat — nunmehr im Januar ihre Rolle zu ſpielen. Es muß hier die Bemerkung vorausgeſchickt werden, daß die Taube, welche dem Noah, wie dem Deucalion ebenfalls (Plut. de solert. anim. c. 28.) das Ende der Fluth verkündet hatte, der (jüdiſch-) chriſtlichen Tradition zufolge der heil. Geiſt ſelber war, welcher zu Anfang der Schöpfung auf dem Urwaſſer ſchwebend, nicht nur bei der Wiederſchöpfung nach der Sündfluth, ſondern auch bei dem Taufbade des Meſſias als Symbol der geiſtlichen Wiederſchöpfung ſich eingeſtellt hatte. Der Urſprung aller Dinge aus der Feuchte läßt es begreiflich finden, warum der Vogel der Liebesgöttin — obgleich das Waſſer nicht ſein Element iſt — von Griechen und Römern nach dem Schiffen (πλέειν von πλέω, fluo) und Schwimmen (columba von κολυμβάω, vgl. Taube = Taufe) benannt wurde, obgleich von den Hebräern nach der Zeugung und Zeit (jona Taube, gona Zeit, Zeugung). Ich will hier nicht *jona* (die Taube) mit *Juno*, der Göttin, welche dem Januar vorſteht — **Junonis Aquarius astrum** ſagt **Manilius Astr. II, 146** — und dem Janus zuſammenſtellen, denn dieſe Art zu etymologiſiren iſt mit Recht verrufen; aber auffallend bleibt es, daß Juno, im Jungfernbrunnen Parthenius badend, ihre Jungfrauſchaft wieder erhielt, was doch nur auf die Wiedergeburt (Juno für Juvino, die ſich Verjüngende) der Zeit ſich beziehen kann; außerdem Juno — wie wir aus ihrer von Homer und Virgil erwähnten freundlichen Beziehung zu Neptun, und aus ihrer Zuflucht zum Ocean vor den Verfolgungen ihres Vaters (Iliad. 14. 201), aus ihrem Prädicat: Pelasgia (Meerfrau), aus der jährlichen Prozeſſion der Samier zum Meere am Feſte dieſer Göttin, und aus dem Umſtande, daß ſie das Schiff Argo (Arche) lenkt (Plin. H. N. III. 9), ſchließen dürfen — die Göttin des Waſſers (Juno marina) iſt. Der Januar hieß bei den Griechen „Gamelion“, weil Here oder Juno (Pronuba) der Ehe — als einem Verjüngungsinſtitut — vorſtand; und ſo dürfen wir abermals an die zärtliche Taube als Symbol der ehelichen Eintracht denken. Dieſes Bild der Ehe oder geſchlechtlichen Einigung ſollte, nach Böttiger, auf etruriſchen Münzen das Doppelgeſicht des Janus — ein männliches und ein weibliches Geſicht — vorſtellen, was uns Gelegenheit bietet, ſowohl daran zu erinnern, daß der Tempel des Janus ein Tempel des Friedens war, worunter man ſich zuerſt den ehelichen Frieden, die Vereinigung des Entgegengeſetzten zu denken hat — daher Harmonia die Tochter des Krieges (Mars) und der Liebe (Venus) iſt — alſo Janus, wie Juno, Patron der Ehe[*]; zugleich aber auch war Janus (bei Hygin Astr. II. c. 29.) nebſt dem ebenfalls doppelgeſichtigen Cecrops, welcher der erſte Herrſcher von Attica, wie Janus von Latium war — denn mit beiden beginnt die Reihe der Monate — Cecrops alſo, der auf atheniſchen Münzen mit einem bärtigen und einem unbärtigen Geſichte abgebildet iſt (Rasche Lex. num. I. p. 1230), der Waſſermann im Kalender. So wird freilich des Cecrops Verehrung in dem ſandigen Attica neben Theſeus*), dem Sohne Neptuns (Poſeidons) oder des Aegeus) — von dem das ägeiſche Meer den Namen erhielt, weil Aegeus ſelber die Welle (αἰγαί=aequor) iſt — begreiflich, zumal Cecrop der Vater der drei Thauſchweſtern war, deren eine die Geliebte des Hermes iſt, welcher als Planet (Mercur) ſowohl feuchte als warme Eigenſchaft beſitzt, und nicht ohne Grund mit der Liebesgöttin den Hermaphrodit (das Symbol der geſchlechtlichen Vereinigung) zeugte. Ich könnte hier ſehr wohl an den λετροφορος (Krugträger) bei den Hochzeiten der Griechen erinnern, ſo wie daß der Waſſerkrug ein Bild des Eheſegens auch in den Händen des römiſchen Camillus war, wovon die griechiſche Sitte, auf den Grabhügel unverheiratheter Perſonen einen Krug zu ſtellen, zum Zeichen, daß ſie das Brautbad nicht empfangen und kinderlos geſtorben ſeyen. (Pollux VIII, 7, 66.) Dieſer Jungfernkrug (ὑδρεια παρθενική) dürfte das Wunder mit den ſechs**) Krügen auf der Hochzeit zu Kana, — welche Begebenheit gewiß nicht zufällig mit jener von der Taufe Jeſu am Epiphanienfeſte (6. Januar) den Gläubigen in Erinnerung gebracht wird — vielleicht erklären helfen; zumal der Pſalmiſt die Ehefrau mit einem fruchttragenden Weinſtock verglich (128, 3.), welchen Spruch noch heute der Pope in

---

*) Daher heißen bei den LXX die am Paſſah zu eſſen gebotenen ungeſäuerten Brode: reine Brode (καθαροὶ ἄρτοι).

**) Ehedem tauchte man während dieſer Ceremonie viele Kinder in die Newa, an Stellen, wo man zu dieſem Zwecke das Eis aufhackte, was aber wegen der tödtlichen Folgen in neuerer Zeit ſelten vorkommt. Aber auch die römiſche Kirche ſetzt den Dreikönigstag als angeblichen Tauftag Jeſu mit dem Waſſer in Verbindung. Des beſchränkten Raumes wegen hier nur Ein Beiſpiel. Hartwig berichtet in ſeinen „Briefen aus Tyrol" (Berlin, 1846): Das am Dreikönigstag geweihte Waſſer wird für beſonders kräftig gehalten, daher man mit demſelben Aecker, Wieſen und Gärten beſprengt. Der Wedel bleibt das ganze Jahr über auf eine hohe Stange geſteckt, neben dem Hauſe ſtehen. Iſt eine Kuh erkrankt, nimmt man zu dieſem Waſſer Zuflucht ꝛc.

---

[*] **Augustin. C. D. VII. 9: Varro enumerare deos coepit a**

---

conceptione hominum, quorum numerus exorsus est a Jano.

*) Der Name bedeutet den Näſſenden (Θησεὺς, von θάω: thauen, vergl. Θητύς).

**) Dieſe Zahl hatte bei den Rabbinen Beziehung auf die Ehe, weil am ſechsten Schöpfungstage das Weib erſchaffen wurde, und als Folge deſſen der Sündenfall eintrat; daher iſt auch in der Apokalypſe Nr. 666 die Nummer des Antichriſts.

der griechiſchen Kirche, mit einem Glaſe Wein in der Hand, während der Trauung recitirt. Camillus oder Carmilus war bekanntlich ſpäter die Bezeichnung eines menestrator deorum, d. h. des bei Cultushandlungen adminiſtrirenden Knaben geworden, weil der Götterbote Hermes in den ſamothraciſchen Myſterien zuerſt dieſen Namen geführet hatte, alſo Hermes ein Kruggott, denn die κάλπις (der Waſſerkrug) war das Auszeichnende des Carmilus oder Camillus. Wie Hermes wurde auch Dardanus in Arcadien verehrt, er iſt demnach nur ein Prädicat dieſes Gottes, zumal Dardanus einen Fruchtſpender bezeichnet (daher dardanarius ein Kornhändler). Die Goldfrucht iſt es ja, welche Hermes oder Mercur hervorbringt, daher der Erfinder des Ackerbaues, Jaſion, ein Bruder des Dardanus. Letzterer war ein Sohn des Paris (Schol. Iliad. 3, 40) und Pharis ein Sohn des Hermes (Paus. IV. 30, 2.) Da Paris und Pharis ſchwerlich zwei verſchiedene Namen ſind, ſo erklärt ſich hieraus, warum Dardanus mit Hermes in Arcadien die Verehrung als Landesgott theilen durfte. Dieſer Dardanus erhält aber für unſern Zweck eine große Wichtigkeit, inſofern er auf einem Schiffe nach Etrurien gekommen ſeyn ſoll; daſſelbe erzählte man aber auch von dem Erfinder des Ackerbaues in Latium, nämlich Saturnus hatte ſich, nachdem Jupiter ihn entthront, auf einem Schiffe nach Italien geflüchtet *). Da nun unter den Planeten Saturnus dem Monat des Waſſermanns vorſteht **), ſo brauchten wir uns nicht weiter umzuſehen, wenn wir uns nicht gerade jetzt einer Sage erinnerten, welcher zufolge Janus das erſte Schiff gezimmert haben ſollte, daher die Barke oder doch ein Schiffsvordertheil unter ſeinen Attributen auf Münzen, was von hiſtoriſirenden Auslegern (Servius zur Aeneis 8, 357.) auf ſeine außeritaliſche Herkunft jenſeits des Meeres bezogen wurde („quod navi exul venit“); von Plutarch (Qu. Rom. 41) iſt aber mit Recht Saturn an die Stelle des Janus geſetzt, da gar kein Grund vorhanden iſt, warum Janus — ein ächt lateiniſcher Name — für einen aus Hellas Verbannten gelten ſollte. Alſo die Barke des Janus gehört dem Saturn, der wie Hermes-Jaſion Erfinder des Ackerbaues, wie Hermes-Dardanus auf einem Schiffe aus Griechenland nach Italien kam. Uebrigens ſtand auch Janus dem Ackerbau vor, denn er beſaß das Prädicat Consivius. Die Mitregentſchaft des Saturn im Reiche des Saturnus („Saturnia tellus“) erkläre ich mir aus der Identität beider Weſen; nur blickte Saturn ins alte Jahr, und Janus in das neue, daher ſteht Saturn dem December und dem Januar vor. Aber Saturn iſt auch Hermes, welcher das Prädicat „Chthonius“ von ſeinem abwechſelnden Aufenthalt im Tartarus hatte, wohin Saturnus von Jupiter verbannt worden war. Unter der Erde iſt das Gold und das Saatkorn, das, im Sommer an die Oberwelt hervorkommend, zur Goldfrucht aufſchießt, darum iſt Hermes nicht nur Getreide-, ſondern auch Schätzeſpender; und Saturn, der Gott mit der Getreideſichel, der Erfinder des Ackerbaues und des Weinbaues, ſoll die erſten Münzen geprägt haben, das Aerarium war zu Rom in ſeinem Tempel. Hermes, der bald auf der Oberwelt, bald in der Unterwelt weilt, die Todten dem Charon zuführt, aber die gereinigten Geiſter wieder ans Licht bringt, war demnach der rück- und vorwärts ſchauende Janus; und die Identität beider Gottheiten läßt es allein begreiflich finden, warum die Wechsler, deren Patron Mercur (Hermes) war, in Rom unter der Janualis porta ihre Bänke hatten (Hor. Ep. II, 3, 19.), denn Plutus iſt Pluto, für welchen Charon von jedem Todten den Obolus fordert. Charons Nachen war die Barke des Janus. Aber das Todtenſchiff kehrt um die Winterwende, wenn die Tageslänge wieder zunimmt, ins Lichtreich zurück. Die Urne, welche den Griechen die Aſche der Todten barg, war in den Gräbern der Aegypter ein Bild der Erquickung im dunkeln Schattenreiche, und in der myſteriöſen Bedeutung des Sternbildes die „Urne“ (Καλπη), gewöhnlich „Waſſermann“ (Aquarius) genannt, weil dieſer ſich in der Hanhält, auch den Griechen ein hoffnungsvolles Zeichen für die nach der Rückkehr zum Lichte ſich ſehnende Seele. Hug (Myth. S. 263) hatte ſchon die myſteriöſe Bedeutung der Urne oder des Kruges — wir ſahen ihn oben auf den Gräbern der Unverehlichten — aus der Aſtronomie erklärt. Er ſagt: „die Sternkundigen Aegyptens ſchufen ſich vermittelſt eherner Waſſertöpfe ein Zeitmaaß, — hier ließe ſich auch an die 360 Milchkrüge auf dem Grabe des Oſiris denken! — einer derſelben, der unten eine leichte Oeffnung hatte, wurde mit Waſſer angefüllt und über einen zweiten Topf geſetzt, der von derſelben Ausmeſſung, leer und ohne dieſe Oeffnung war. In dem Moment, wo ein zu beobachtender Stern den nächtlichen Horizont betrat, wurde der obere Topf aufgeſetzt und der Schluß vor der Oeffnung weggenommen, damit das Waſſer freien Lauf in den untern Topf gewinne. Nun floß es die ganze Nacht über und unter Tag fort, bis am folgenden Tag derſelbe Stern wieder zum Vorſchein kam. Das abgefloſſene Waſſer, ſo viel deſſen in den untern Topf ſich entleert hatte, war nun die Größe, an der man einen ganzen Umlauf des geſtirnten Himmels, als an einem dritten, ausgemeſſen hatte. Dieſes Waſſer, genau in 12 gleiche Theile abgetheilt. gab eine Größe an die Hand, ein Zwölftheil des Umlaufs zu meſſen; ſodann das Sterngewölbe in 12 gleiche Theile zu ſondern, und den 12 Zeichen ihren Umfang zu beſtimmen. (Macrob. Somn. Scip. I. c. 21. Cleomedes de sphaera II. p. 205. edit. Hopper.) Ein ſolches Gefäß, welches ein Maaß der Bewegung enthielt, die Zeitverhältniſſe derſelben in einem dritten vergegenwärtigte, und nach den Einheiten von mehreren oder wenigern Waſſergrößen beſtimmte oder für ſie eine Zahl angab, trug den Namen Canopus.“ Bevor ich über dieſen vielbeſprochenen myſteriöſen Krug mich deutlicher ausſpreche, erinnere ich an die 50 Fäſſer der Danaiden, die immer wieder gefüllt werden müſſen — als Sinnbilder der ſich ſtets erneuenden Zeit — und an die 360 Milchkrüge auf des Oſiris Grabe, von denen täglich einer ausgegoſſen wurde; wie die Danaidenfäſſer die Wochen des Mondenjahrs, ſo repräſentirten dieſe Krüge die Tage. Aber auch in Italien zählte man Jahre und Monate nach Bechern, daher bei den Neujahrswünſchen am Feſte der Anna Perenna eine Becherzählung ſtattfand. Es iſt nun klar, warum der Repräſentant des erſten Monats, der Waſſermann, die Urne ausgießt, denn er bildet die Strömungen der Zeit. Darum gilt der „Quellengott" Fontus für den Sohn des Janus. Oben ſagte ich, daß Paris und Cadmilus Prädicate des Hermes waren, daß Cadmillus oder Cammillus ein Kruggott war; nun iſt aber Cadmilus nur eine Diminutivform von Cadmus, wie der Schrifterfinder Hermes in Theben hieß. Paris war der Vater des Bechergottes Aganus (hebr. agan: Becher), und Cadmus Brüder des Bechergottes Kilir (κιλιξ: calix). Theben, wo Cadmus herrſchte, hieß nach dem Schiffe*), wie die gleichnamige ägyptiſche Stadt, wo Seſoſtris dem höchſten Gott ein goldenes Schiff von 280 Ellen Länge geweiht hatte (Diod. 1, 57), und wo Hercules verehrt wurde, welcher im Namen der „Wandler" (ſ. Nork's myth. Realwtb. u. d. Art.), der Held der 12 Monatsarbeiten, der mit den 50 Theſpiaden die 52 Wochenſöhne zeugte, zu Nemea 360 Gefährten hatte (Aelian. V. H. 4, 5.), und mit einem vom „Waſſermann" Nereus (v. ναρω, ſtrömen), — der 12 Söhne und 50 Töchter hatte — erhaltenen Becher über den Ocean ſegelnd, zu Erythrä ſchiffend abgebildet war. In Theben feierte man die Myſterien der Todtenbeſchützer in Iſis Sotera, deren heiliges Schiff die Prieſter in den Iſisprozeſſionen trugen. Derjenige, welcher den hundsköpfigen Anubis vorſtellte, dieſen unzertrennlichen Begleiter der Iſis, trug den oberwähnten Kanopus oder myſteriöſen Krug, deſſen Deckel das Bild eines Hunds- oder Wolfskopfs hatte. Im Monat Thybi, welcher dem Januar entſpricht, hatte Anubis, der die Reſte des Oſiris ſuchenden Iſis, ihres Gatten Grab gezeigt, und die Prieſter feierten nun die Auferſtehung des Gottes an dem Tage, wo das Licht der Sonne wieder zunimmt. Anubis oder Thaut war der Erfinder der Schrift, der

---

*) Macrob. Sat. I. 7.

**) Der dem Januar entſprechende Monatsname des jüdiſchen Kalenders: Schebath, iſt unſtreitig aus Sabbathai, wie der Planet, der am Sabbath regiert, bei den Rabbinen heißt, corrumpirt.

---

*) ΘΗΒΗ (memphit.) THBE (Seitiſch): arca, arcella, Arche (ἀρχη = arcens), alſo das Θηβη der LXX und תבה (Bunſens „Aegypten" I. S. 524).

Sternkunde (inſofern die älteſten Schriftzüge hieroglyphiſche Zeichen für Stern- und Götterbilder) und der Verehrung der Götter [*]), alſo identiſch mit dem Götterboten Hermes, der als Cadmus Schrifterfinder und Bruder des Bechergottes Cilix, oder als Cadmillus den Krug ſelber beſaß. Dieſer Krug war Canopus, von welchem der ſegelnde Hercules, der Beſitzer des Nereidenbechers: Canopeius hieß. Der Hund oder Wolf auf dem Deckel findet ſich im ägyptiſchen Thierkreis an beiden Sonnenwenden, er führt die Todten ins Schattenreich, aber Hercules brachte den Cerberus auch an die Oberwelt herauf. Der Hund, als Symbol des hellleuchtenden Hundsſterns, war Lichtſymbol, der Wolf war es ſchon dem Namen zufolge (λυκος = λυκη : lux), daher ein ehernes Bild deſſelben im Tempel des delphiſchen Apollo; und Oſiris war ſeinem Sohn Horus gegen den böſen Typhon als Wolf zu Hülfe geeilt. Auch den heidniſchen Deutſchen war das Begegnen eines Wolfes — ein Wolfgang — glückbringend, und die heidniſchen Slawen trugen am Geburtstag der Sonne (am 25. Dez.) das Abbild eines Wolfes in Proceſſion herum (ſ. Hanuſch ſlaw. Myth. S. 192). Alſo deutete der Wolf die Wiedergeburt des Lichtes an. Auf den Gemälden in Mumienſärgen iſt er Führer der Seelen ins Lichtreich, alſo Hermes der Seelenführer durch Nacht zum Licht. Ein Strom trennt die Unterwelt von der Oberwelt. Charons Nachen gibt, in des Janus Barke ſich verwandelnd, die Todten wieder heraus, darum war der Hahn, als Verkündiger des Tages, ebenfalls Lichtſymbol, nicht nur der Begleiter des Aeſculap, welcher Todte erweckte, ſondern auch Attribut des Mercur — und des Janus Matutinus auf Münzen (Graev. Thesaur. Antiq. Rom. VIII.) Mercur als Grenzgott ſteht an der Scheide der alten und neuen Zeit, und Janus ſieht rückwärts und vorwärts. Wie Mercur, ſtand auch Janus den Verträgen und Bündniſſen vor (Serv. Aen.), weil dieſe an der Landesgrenze zwiſchen den Völkern abgeſchloſſen wurden, wo das Recht gleich vertheilt war. Muthmaßlich iſt Mercur in Italien erſt durch die einwandernden Griechen bekannt worden, daher behielt Janus ſeinen Platz als Solſtitialgott, und Mercur wurde Aequinoctialgott. Indeß war auch Janus ein Todtengott, denn Cluſius war ſein Prädicat, weil er, wie Pluto, die Schlüſſel des Hades *) beſaß, und Cluſium daher eine Todten- oder Gräberſtadt in Etrurien. So ſind wir denn wieder bei Saturnus, dem kinderfreſſenden Gott mit der Todesſenſe, angelangt. Im Tode iſt Ruhe, im Grabe ſind ſich alle Menſchen gleich, dort gibt es weder Herren noch Knechte. Darum ward am Jahresende, am kürzeſten Tage, das Feſt des Saturnus gefeiert, wo die Sclaven frei waren. Dies iſt das goldene Zeitalter, wo mit dem Aufhören der alten Zeit die neue beginnt. Der Todte iſt ein in die Erde gelegtes Saatkorn, das zu neuer Frucht aufgeht. Darum hieß es, Saturn, der nur an Zerſtörung alles Seyenden Gefallen findet, habe den Lateinern den Ackerbau gelehrt; auch den Weinbau, inſofern aus dem Becher des Dionyſus, nach Plato, die in die Geburt und zur Materie ſtrebenden Seelen nippend, ſich berauſchen, und ſogleich ihre himmliſche Abkunft vergeſſen. Eine Stelle im Horaz (Ep. II. 1, 140.) hatte zu der Behauptung verleitet, daß die Saturnalien auch auf die Ernte Bezug hätten. Nur die Ernte, welche die Sichel des Todes hält, kann um Mittewinter — wo die längſte Nacht an die Grabesnacht mahnt — gemeint ſeyn; das Freiheitsfeſt der Sclaven ſollte die Sabbathruhe der Seligen verſinnlichen **), die ihnen abgenommenen Feſſeln

---

[*]) Der Prieſterſtand hatte darum den Thaut (Hermes) zum Patron, weil der Hund Wegweiſer ins ewige Leben war.

---

*) Der Schlüſſel des Janus deutet freilich auch auf den Pförtner des Jahres hin, aber dieſe Deutung entſtand erſt durch die Ableitung des Wortes janua, von Janus.

**) Eine gleiche Bedeutung hatten in Griechenland die Kronien — Kronos iſt der griechiſche Name des Saturn — ſie wurden aber in Attica nicht in der Winterwende, ſondern in der Sommerwende, im Monat Hecatombäon, gefeiert, welcher in den älteſten Zeiten Kronios hieß (Plut. Thes.). Und der alte Dichter Accius ſagt von dieſem Feſt, daß an demſelben der Unterſchied zwiſchen Herren und Sclaven aufgehoben war. Ferner hatte verwandte Bedeutung das Jobeljahr der Iſraeliten. Schon der dies Saturni — der Sabbath, nach welchem der Planet Saturn Sabbathai hieß — hatte die Ruhe zum Zweck, welche, dem Decalog zufolge, auch dem Knechte an dieſem Tage zu Theil werden ſollte; in höherm Grade das die Befreiung aus des Leibes Banden. Elyſium (ἤλυσις v. λύω löſen) heißt der Ort der „Befreiung“ *). Aber aus dem Tode erzeugt ſich neues Leben. Auf die Saturnalien, welche nur ein Todtenfeſt ſeyn konnten **), denn Saturn

---

ſiebente Jahr — eine ächt ſaturniſche Zeitperiode — wegen des Aufhörens des Dienſtverhältniſſes, daher auch Erlaßjahr genannt; im höchſten Grade aber das 7mal 7te oder Jobeljahr, wo die irdiſche Wiederbringung aller Dinge ſtattfand, und verſchuldete Grundſtücke wieder in den Beſitz des Schuldners zurückkamen. Wegen dieſer allgemeinen Ausgleichung von Reich und Arm ward das Jobeljahr von den Rabbinen mit dem meſſianiſchen Jahrtauſend verglichen, welches auf die Zerſtörung der ſechs Jahrtauſende beſtehenden Körperwelt folgen, und einer neuen Schöpfung vorhergehen ſoll. Dieß Alles erklärt ſich daraus, daß die Stellung des Planeten Saturn auf der Grenze iſt, wo die Sphäre der Wandelſterne in die höhere Ordnung des Fixſternhimmels übergeht, ſo wie den Gegenſatz der im ſteten Wechſel begriffenen irdiſchen Schöpfung und der bewegungsloſen Ruhe des Schöpfers, den Gegenſatz der vielfach getheilten und bewegten untern Welt, und der göttlichen Einheit der obern Welt andeutet. Im Tode herrſcht Ruhe, Kampf iſt Leben, darum iſt Saturnus, wie der mit ihm identiſche Mitregent Janus in Latium, ein Gott des Friedens. Es befremdet dann nicht mehr, warum der zu Salem (d. i. der Friedensſtadt) oder Jeru-Salem — die Identität beider Orte bezeugt Joſephus Arch. I, 10, 2. — verehrte Gott, welcher den ſiebenten Wochentag, den dies Saturni, ſeinen Tag nennt (2 Moſ. 31, 13), ſeinen Tempel auf dem Berg Moria hatte, wo der Tradition zufolge Abraham das ſaturniniſche Kinderopfer darzubringen entſchloſſen war, und warum Salamis auf Cypern von Teucer, dem Enkel des Charon mit dem Todtenſchiffe, und des Todtenrichters Aeacus beherrſcht ward, und welcher dem Zeus Menſchen opferte (Lactant. instit. I, 21.), ſo wie auch die Inſel Salamis, Athen gegenüber (Iliad. 2, 557.), mit der gleichnamigen Stadt (Thucyd. II, 94.) auf ſaturniniſchen oder molochiſtiſchen Cultus ſchließen läßt, weil der Höllenrichter Minos auf Creta von dort her alle neun Jahre ſieben Jünglinge und ſieben Jungfrauen als Opferſpenden erhielt.

*) Der Tod des Gerechten wird auch von den Rabbinen „die Befreiung“ genannt, weil nun der Kampf mit dem Verſucher, der Krieg des Geiſtes mit der Materie aufhört.

) Darauf laſſen die Wachskerzen ſchließen, welche am Saturnalienfeſt den Altar Saturns ſchmückten (Macrob. I, 7: aras Saturnias accensis luminibus excolentes), und womit Clienten ihren Patron — dieſen weltlichen Stellvertreter des Gottes — an jenem Tage beſchenkten (Macrob. I, 7: mos per der Todtenrichter mit der Waage *) im Tartarus iſt identiſch mit ſeinem Sohn Pluto **), mit dem er auch etymologiſch verwandt iſt *). — auf die Saturnalien alſo folgte unmittelbar der *juvenalis dies*, oder das Feſt der Jünglinge, und „Jüngling“ heißt bei Manilius das Sternbild der „Waſſermann“ †).

Dieſe Anſpielung des „Feſtes der Jünglinge“ ††) auf

Saturnalia missitandis cereis). Die Wachslichter waren, wie noch jetzt in der römiſchen Kirche, Seelenlichter, und galten, wie die wächſernen Menſchenfiguren, die zuweilen als ſtellvertretende ſymboliſche Opfer dienten, hier dem gleichen Zweck, wobei man nicht überſehen darf, daß Honig, aus dem doch das Wachs gewonnen wird, dem Pluto, der Hecate und den Erinnyen geopfert zu werden pflegte (Apollon. Rh. 3, 1034; Eurip. Iph. Taur. 165. 636.), weil man dem Honig wie dem Mohn einſchläfernde Kraft zuſchrieb. Dieſe Anſicht beſtätigt auch Moritz (Anthuſa S. 228): „Am 19. December Morgens wurden im Tempel des Saturn eine Menge Wachslichter angezündet, mit welcher Ceremonie dieſes Feſt deßwegen anhub, weil man ſtatt der frühern Menſchenopfer den Gott durch Anzündung dieſer Kerzen zu verſöhnen ſuchte.“

*) So erſcheint Saturn in arabiſchen und perſiſchen Kalendern, vergl. die Einleitung zum Monat „September“ (die Sinndeute des Sternbildes: „die Waage“).

**) Macrob. Sat. 1, 7: Humanis capitibus Saturnum et Ditem (Plutonem) placare. Als unterirdiſchen Gott kennt ihn auch Plutarch (Röm. Frag. 34): „Dieſer Monat iſt von den Römern dem Saturnus geheiligt, weil er zu den Göttern der Unterwelt gezählt wird — denn in dieſem Monat wurde auch der Larentia (der Mutter der Laren = abgeſchiedene Seelen) das Todtenopfer gehalten.“

***) Im Phöniziſchen iſt sathar — und Saturn kam ja von Tyrus den Italern zu — mit πλάτω (wovon Pluto) oder λάθω, lateo, gleichbedeutend; daher Saturn auch Jupiter Latiaris; Latinus, der Vater des geſpenſtiſchen Faunus; darum heiſchte Jupiter Latinus Menſchenopfer. Die von Virgil (Aen. 8, 323) verſuchte Etymologie von „Latium“ iſt blos Erfindung des Dichters.

†) Dort, wo er (im erſten Buche ſeiner Aſtronomie) die Glieder des menſchlichen Körpers in die 12 zodiakale Provinzen eintheilt, lautet ein Vers:

„Cruraque defendit Juvenis, vestigia pisces.“

††) Sueton ſagt im Leben Caligula's: Dieſer Monarch hatte das Feſt eingeſetzt, ut laetitiam publicam in perpetuum augeret quoque adjecit diem Saturnalibus appellavitque Ju-

die Verjüngung der Zeit verbildlichte die Mythe von dem in Böotien — aber im Frühlingsäquinoctium! — aus dem Meer hervorgerufenen jugendlichen Dionyſus Hebon, deſſen Gegenbild der greiſe Silen; ferner der Mundſchenk der Olympier, Ganymed, an deſſen Stelle im andern Solſtitium, wo Hercules den nemeiſchen „Löwen“ beſiegt, und um dieſelbe Zeit den Tod überwunden hatte, Ganymede oder Hebe*) die Göttin der Jugend trat, mit welcher der aus dem Feuertode**) verjüngt hervorgehende Hercules vermählt ward. Ganymed mit der Nectarſchale, der den Göttern aufwartet, war alſo der Kruggott Kadmilus, Cammilus als menestrator deorum in den Myſterien auf Samothrace (ſ. S. 7), der ägyptiſche Hermes (Thaut), welcher die Verehrung der Götter einführte, und den myſtiſchen Krug Kanopus zur Inſigne hatte. Und wenn Saturn jetzt aus dem Menſchenopfer heiſchenden Jupiter Latinus in den Janus ſich umwandelnd, die Greiſesgeſtalt beibehielt, alſo kein Ganymed wurde, ſo überſehe man nicht, daß Janus neben dem bärtigen Geſicht auch ein jugendliches hatte, worauf ſein Name: „der Verjüngte“ anſpielt; in Indien heißt nämlich der Planet Saturn: Janu***), wovon das Etymon jan = γενω, gi-*gno* zeugen; zu ihm betet man: „Möge das göttliche Waſſer uns günſtig ſeyn zu erfri-

---

venalem. Die ludi Juvenales waren mit kriegeriſchen Tänzen verbunden (Alex. ab Alex. VI. c. 19.), daher Einige ſie von den Waffentänzen auf Creta zur Geburtsfeier des (Jahrgottes) Zeus herleiten wollten, an deſſen Stelle Saturn (Kronos) einen Stein verſchluckt hatte, ſo daß er am Leben blieb, während die von Rhea vorher geborenen ſechs Kinder der Gott verſchlungen hatte. Das waren die ſechs ägyptiſchen Zuſatztage (zu den 360), die nicht mitgerechnet werden, weil ſie zwiſchen die alte und neue Zeit eingeſchaltet waren, daher Ferialtage; das waren die ſechs erſten Saturnalientage; am 7. und letzten beging man das Jünglingsfeſt (dem Zeuskind) dem wiedergeborenen Jahrgott.

*) ἥβω, grünen = ἔπω, ſickern, ſanſkr. apa, latein. aqua, aequor. Die Jugend iſt die Friſche = Feuchte.

**) Um Sommermitte größte Hitze, um Wintermitte Austreten der Gewäſſer.

***) Auch Sanu genannt (vergl. Indhu = Sindu, Himalaja = Shimalaja.

ſchendem Getränk und zur Vermehrung der Güter“ (Asiat. Res. VII. p. 239). Alſo auch dort Saturn der Waſſermann und Segenſpender, obgleich als unheilbringender Planet gefürchtet. Das ihm entſprechende Sternbild heißt dort Cumbha (Humpen). Das iſt der Krug Kanopus. Der auf ſeinem Deckel abgebildete Hundskopf erinnert nicht nur an den Cerberus, ſondern auch an den mit ihm identiſchen Hund Karbura im indiſchen Mythus, welcher dem Todtengott und Richter der Schatten, dem Schiwa Dharma ſo wenig von der Seite weicht, als Cerberus von Pluto. Hermes iſt nur weichere Ausſprache für Dharma, und wie Schiwa auch Gott des Lebens, der Phallus ſein Symbol, ſo wird der Todtenführer Hermes zuweilen auch als Jüngling phallo erecto abgebildet. Er iſt dann nicht mehr der Todtengott Serapis, den Schlangen des Todes umzüngeln, ſondern der Todtenerwecker Aeſculap mit der Heilsſchlange und dem Hund des Lebens zur Seite. Nun aber iſt Janu oder Sanu, im Namen der Erzeuger (Schiwa Linga) dennoch, die Nachtſeite des Schiwa, er wird mit Schiwa's Bruder, dem Todtengott Jama verwechſelt. Und ſo iſt er der böſe Rieſe*) Bali, welchen Wiſchnu überliſtet hatte. Da jene Mythe das indiſche Sternbild die „Urne“ (cumbha) erklären will, ſo führe ich ſie hier vollſtändig an: Bali war — wie der von Apollodor (I, 6, 2.) erwähnte Feuerrieſe Pallas — ein Feind der Götter. Pallas war ein Sohn des Tartarus und ein Gemahl der Nacht (Nyx), und Bali wurde von Wiſchnu in das Schattenreich verwieſen. Sein Name bedeutet: den Brennenden (v. bal = pal brennen). Alſo die Identität des Bali mit dem Pallas iſt unverkennbar, und da auch Saturnus oder Kronos in den Tartarus verbannt wurde, weil er mit den Titanen die Götter bekriegt hatte, ſo gehört auch dieſer zu jenen Beiden, er iſt alſo Janu oder Sanu, der gefürchtete Planet („grave Saturni sidus infestum in omne caput“ wie römiſche Dichter den Saturn ſchildern). Indeß unterſchied ſich Bali von dem Rieſen Pallas und Kronos[*] zu ſeinem Vortheil dadurch, daß er unter allen Umſtänden ſeinen Zuſagen treu blieb. Wiſchnu kam einſt in Geſtalt eines Brahmanenknaben zu Bali, und bat ihn um ein Plätzchen, nur 3 Schritte groß, ſich eine Hütte darauf zu bauen. Der Rieſe Bali ſpottete des Kindes, und ſagte, er ſollte nicht um eine ſolche Kleinigkeit bitten, indem er ihm wohl einen größern Platz ſchenken könne. Nana (d. i. Däumling) verſetzte: da er ſo klein ſey, ſo reiche das Erbetene für ſein Bedürfniß hin. Der Rieſe goß ihm nun zur Beſtätigung der Schenkung, wie es in Indien noch Brauch iſt, Waſſer in die Hand. Nun ward der Knabe plötzlich ſo groß, daß er die ganze Welt mit ſeinem Körper bedeckte — alſo die im Eingang dieſer Abhandlung erwähnte jährliche Ueberſchwemmung — nun erkannte Bali den Gott in ihm, und bot zur Buße für den frevelhaften Spott ſeinen Kopf dar. Wiſchnu war mit ſeiner Demüthigung zufrieden, ſchenkte ihm das Leben, beſtrafte ihn aber mit der Verweiſung ins Schattenreich (Patal), und gab ihm nur die Erlaubniß, alljährlich im November auf die Oberwelt zu kommen[**].

---

*) Der Tod wird immer als Rieſe aufgefaßt, die bibliſchen Raphaim ſind im Schattenreich. (Jeſ. 14, 9. Hiob 26, 5.)

---

[*] Homer nennt ihn den „Verſchmitzten" (ἀγκυλομήτης) wörtlich: der krumme Gedanken hat.

[**] Sonnerat (Reiſ. in Ind.) berichtet: Man zündet um dieſe Zeit zum Andenken an eine Begebenheit vor den Tempeln Lichter an, erleuchtet Straßen und Häuſer, und die Kinder mit Fackeln einherlaufend, rufen: Maha Bali! (Großer Bali). Die Beleuchtung erklärt die hiſtoriſirende Sage dadurch, daß Bali ein beſonderer Liebhaber von Beleuchtungen geweſen — vielleicht eine Anſpielung auf ſeinen Namen, der: leuchten, brennen, bedeutet? — ſo daß er während ſeiner Regierung in jedem Hauſe ſeiner Unterthanen habe Oel austheilen laſſen, um ſeine Neigung zu befriedigen. Bei ſeiner Verweiſung in die Unterwelt ſoll er nun Wiſchnu gebeten haben, die von ihm eingeführten Gebräuche fortbeſtehen zu laſſen, und damit er ſich ſelbſt von der Erfüllung dieſes Wunſches überzeuge, ſollte ihm geſtattet ſeyn, jährlich an dieſem Tage auf die Erde zurückzukommen. Hier hätten wir alſo den Urſprung des ſchon im heidniſchen Scandinavien gekannten Allerſeelenfeſtes, das man aus der römiſchen Vorſtellung herleitete: im November — weil um dieſe Zeit die Nächte am längſten ſind — kamen die Manen auf die Oberwelt. Dar-

Nach einer andern Relation war Bali kein Götterverächter, im Gegentheil war an ſeiner Glücksveränderung nur allzugroße Güte ſchuld. Denn unter ſeiner Regierung herrſchte — wie unter dem Scepter des Saturnus in Latium im goldenen Zeitalter — vollkommene Gleichheit aller Stände. (Der Tod gleicht Alles aus.) Es gab noch nicht Herren und Knechte. Man kannte aber auch keine Furcht vor den Göttern (weil dieſe nur Zeittheile ſind oder die durch ihren Umlauf die Zeit machenden Sterne, die das Schickſal der Sterblichen beſtimmen, die Todten aber ſind auſſerhalb der Zeitſchranken, folglich auch von den Geſtirnen oder den Göttern nicht abhängig). Wiſchnu, welcher den Gottesdienſt heben wollte, beſchloß nun die Verſchiedenheit der Glücksgüter (Schickſale) einzuführen, und den Bali ſeiner Herrſchaft zu entſetzen. Um ſeinen Zweck zu erreichen, nahm er zur Liſt Zuflucht. Er nahm die Geſtalt eines Brahmanenknaben an, nannte ſich Vamana, und bat um ein Almoſen. Bali bot ihm Königreiche, aber Vamana antwortete: er bäte ihn um nichts als 3 Fuß breit Erde, worauf er mit ſeinem Geräthe wohnen könnte; dieß beſtände in einem Sonnenſchirm, einem Andachtsbuch und einem Waſſerkrug *). Er forderte, zugleich, daß Bali zur feierlichen Verſicherung ihm Waſſer in die Hand göße; Bali vollzog ſeinen Wunſch, goß es in des Brahmanen Hand, der es trank (als Zeichen der dadurch eintretenden Rechtskräftigkeit des Vertrags), darauf ſeine Gottheit wieder annahm, mit dem einen Fuß die Erde, mit dem andern den Himmel bedeckte; und als er ſich eben anſchicken wollte, das Letzte noch in Beſitz zu nehmen, was ihm Bali von der Erde zugeſtanden, den Fuß auf deſſen Hals ſetzte, und ihn in den Abgrund drückte, der durch die Größe Bali's ganz ausgefüllt wurde. — Hiſtoriſirende Erklärer berufen ſich zwar auf die noch jetzt ſichtbaren Ruinen einer einſtigen Stadt Mahabalipuram, welche der Austritt des Oceans zerſtörte, — angeblich

---

um ſchloß man in jenem Monat — wie noch jetzt die Papiſten in der Adventszeit — keine Ehen, da die Todten der Zeugung feindlich ſind.

*) Dieſe drei Stücke bilden die ganze Haushaltung eines indiſchen Bettelmönchs.

aus Neid der Götter über die Pracht, welche Bali in ſeiner Reſidenz aufgehäuft hatte, ſo daß ſie durch ihren Ruhm die Götterſtadt zu verdunkeln anfing — allein das Wörterbuch Amarasinha, das den Bali als Herrſcher der Unterwelt bezeichnet, verdient mehr Glauben als die Fabeln des großen Haufens. Ein wichtiger Beweis zu Gunſten der mythiſchen Auffaſſung iſt die von W. Jones erwähnte Dynaſtie des Mahabad (Mahabal) in Perſien, welche noch vor Kajomors (dem Urmenſchen der Zoroaſtriſchen Schöpfungsgeſchichte) daſelbſt geherrſcht haben ſoll! Es iſt alſo Grund vorhanden, die Dynaſtie des Mahabali als die des Kronos oder Saturn zu betrachten, als die ſelige Zeit, wo es noch nicht Herren und Knechte gab, bis endlich Zeus ſeinen Vater entthronte und in die Unterwelt verwies, wie Wiſchnu den Bali — der obiger Sage zufolge auch nach Perſien auswandert, wie der in den Tartarus geſtürzte Saturn nach dem Lande der „Verborgenheit" (Latium von lateo) — und zwar in gleichem Lebensalter, denn nur Ein Jahr ſollte der ſiegende Zeus alt geweſen ſeyn, und Wiſchnu hatte als Däumling das Gleiche gethan. Wiſchnu heißt in der einen Form der Sage Nana, in der andern Vamana. Letzteres Wort iſt das lateiniſche vomer, welches Lucrez für Phallus gebraucht, ſo daß wir hier an das Kind Tages in der altitaliſchen Legende denken dürfen, welches ein Landmann in einer Furche (sc. die Mutterſcheide) gefunden haben ſollte. Auch Telemach war in eine Furche gelegt worden, als man den Ulyſſes (Odyſſeus) auf die Probe ſtellen wollte, ob ſein Wahnſinn unverſtellt ſey, in welchem Falle er den Pflug auch über dieſe Scholle hätte ziehen müſſen. In den Mythen iſt der Sohn ſtets ſein eigener Vater, Telemach folglich auch Ulyſſes, welcher beim Scholiaſten des Lycophron (1244) Nanus heißt. Im Griechiſchen bedeutet dieſes Wort (νάνος) ſ. v. a. Bübchen, wie Ibys (ἶβυς) ebenfalls. Darum fährt alſo Ulyſſes ſchlafend auf dem Todtenſchiff*) der „dunkeln" Phäaken**) in Einer

---

*) Für ein ſolches hat es ſchon Welcker erkannt.

**) φαιαξ hat die Bedeutung fuscus.

Nacht in ſeine Heimath Ithaca, die er nicht wieder erkannte, weil — man ſich des frühern Lebens nicht zu erinnern vermag. In Ithaca wird der Jahrgott — ein ſolcher iſt Odyſſeus als Beſitzer von 360 Schweinen an 12 Kufen (Odyſſ. 14, 20) und wegen des Umſtandes, daß der „Lichthund“ Argus (ἄργος Glanz), welcher mit dem von Hermes getödteten gleichnamigen Hüter der Mondkuh Io und der Sternenheerde identiſch iſt, bei des Ulyſſes Ankunft in Ithaca ſtirbt, denn der eine Solſtitialhund verdrängt den andern, was aus der Stellung Beider auf dem ägyptiſchen Zodiak begreiflich wird — in Ithaca alſo wird Ulyſſes wiedergeboren, nämlich als Hermes Ithyphallicus, welcher auch Zwerg heißt (Athen. XII, 16). Nanus iſt zwar auf den Irrfahrer gedeutet worden, allein ſchon die Griechen haben dieſes Wort von einem Däumling verſtanden (Plut. Andr. Poet. 7). Er iſt alſo das Kind Eros oder Harpokrates, der neugeborne Jahrgott als Kind. So dachte ſich der Aegypter die beginnende neue Zeit. Und da abwechſelnd Hermes und Ulyſſes dem Pan zu Vätern gegeben ſind (vergl. Theocr. 1, 123 mit 7, 109), ſo ſind wir wieder genöthigt, in dem Ulyſſes den Hermes Ithyphallicus, das Kind mit ſtarrendem Schamglied zu erkennen; Wiſchnu als Lingamzwerg; Eros, der bei der Weltſchöpfung aus dem Chaos hervorgegangen. Aber auch Janus, obſchon eines ſeiner beiden Geſichter ein Greiſenantlitz war, iſt, nach der von Feſtus verſuchten Etymologie das perſonificirte Chaos geweſen, oder doch als Janus pater die erſte Manifeſtation aus demſelben. Da nun Janus ein bärtiges und ein unbärtiges Geſicht hatte, ſo repräſentirte er den Saturn, welcher der „Alte“ (γερων) heißt, oder Bali und den Lingamzwerg Wiſchnu zugleich, als das Ende der alten und der Anfang der neuen Zeit. Der Waſſerkrug (die Urne) des Wiſchnu iſt hier die Barke des Janus, und Saturn, welcher als trockener, Unfruchtbarkeit bewirkender, kalter Planet nicht ſelber der „Waſſermann“ ſeyn könnte — in der Janusbildung nur deſſen ältere Hälfte, das bärtige Geſicht — wird hier Bali, der nur auf Wiſchnu's Anſuchen das Waſſer ausgießt. Bali iſt der, wie

Saturn dem Zeuskinde, dem jungen Leben weichende Tod. Er zieht ſich daher in ſein eigentliches Reich, in die Unterwelt zurück. Daß Bali ein Todtengott ſey, belehrt uns ſogar der ſcandinaviſche Kalendermythus. Um das Erſtaunen derjenigen Leſer zu mäßigen, welche dieſe Brücke von Indien nach dem europäiſchen Norden als einen zu kühnen unſichern Bau verdächtigen könnten, ſchicke ich hier die im Aftonblad vom 30. October 1846 mitgetheilte Notiz voraus, daß Profeſſor Holmboe zu Chriſtiania als Reſultat einer mehrjährigen Arbeit die Verwandtſchaft des Sanſkrit mit dem Altnordiſchen nachgewieſen hat. Sprache und Mythus ergänzen ſich bekanntlich gegenſeitig. Wenn ich nun annehme: Bali ſey in der nordiſchen Götterhiſtorie des zerſtörenden Feuergotts Loki (Lohe) Sohn: Wali, und daß dieſer Name den Tod bedeute, weil Walhalla die Todtenhalle iſt, Walkyren die Jungfrauen heißen, welche die in der Schlacht Gefallenen in die Walhalla geleiten, und noch jetzt in der deutſchen Sprache Walſtatt ein Schlachtfeld, mit Beziehung auf die daſelbſt Erſchlagenen heißt, Odin, zu dem alle Todten kommen, Walfadhr, d. i. Vater der Todten genannt wird, ſo wird dieſe Vermuthung noch um ſo mehr dadurch beſtärkt, daß Wali's Mutter Rindar heißt: ſie iſt aber die auf die ſommerliche Ceres folgende Proſerpine, die Todtenkönigin, denn im Winter iſt die Erde ſtarr vom Froſte, und noch jetzt wird in Island eine unfruchtbare Landſtrecke Rinda (Rinde) genannt (Müller altt. Rel. S. 279 Anm.). Die Göttin iſt alſo die perſonificirte Froſtdecke, die ſich um die Erde legt. Ihr Sohn folglich der winterliche Bali, d. h. das um Mittewinter geborne Sonnenfeuer, denn der Winter iſt der blinde Hödr — im Winter iſt das Sonnenlicht matt, trübe — welcher den Lichtgott Baldr mit einer Miſtel, weil dieſe den Winter über dauert, umgebracht hatte, wie Saturn den Uranus entmannte. Aber der Wechſel der Jahreshälften läßt den Saturn das gleiche Loos durch den Jupiter erfahren, und Hödr wird wieder von Wali erſchlagen. Wie Jupiter als Beſieger des Saturn erſt Ein Jahr alt, ſo Wali als Beſieger des Hödr Eine Nacht — die Scandinavier, Germanen und Kelten rechneten bekanntlich nicht nach Tagen, ſondern nach Nächten, daher ſie ſtatt des kürzeſten Tages nur einer Mutternacht (Weihnacht) erwähnen — und daß Wali wirklich derjenige ſey, welcher an der Grenzſcheide des alten und des neuen Jahres ſteht, alſo der bärtige Janus oder Saturn der Bedeutung ſeines Namens und ſeiner Abkunft zufolge*), hingegen der jugendliche unbärtige Janus oder Hermes als Beſieger der winterlichen Finſterniß, wird in Folgendem bewieſen. Er iſt nicht bloß Rächer des erſchlagenen Lichtgotts, ſondern das neue Licht ſelbſt — oben haben wir auch Bali als einen Freund von Illuminationen kennen gelernt — daher Suhm den Wali mit dem wiedergebornen Lichtgott Wili identificirte, welcher in der nordiſchen Kosmogonie eine wichtige Rolle ſpielt, nachher aber gänzlich verſchwindet. Die wichtigſte Beweiskraft, daß Wali der nordiſche Janus oder erſte Monatsgott ſey, geht daraus hervor, daß unter den 12 Aſen gerade ihm dasjenige der 12 Sonnenhäuſer (oder Monatsſtationen) zugetheilt iſt, deſſen Dach die Götter — der jüngern Edda zufolge — mit Silber deckten, worin Legis (Fundgr. d. Nord. II. S. 139) „eine poetiſche Schilderung der Beſchaffenheit der nördlichen Luft und Erde unter dem Zeichen des Waſſermanns“ erkennt, „denn da pflegen auch die Sterne wegen der ſchon kürzern Nächte, mit einem mehr ſilbernen Glanze als früher auf die ſchneebedeckten Felſen hinabzuſchauen.“ Das Bild des „Waſſermanns“ oder der „Urne“ darf man im ſcandinaviſchen Kalender begreiflicher Weiſe nicht erwarten, da das eiſige Klima des Nordens keine Winterſtröme, ſondern nur eine ſchimmernde Schnee- oder Eisdecke um dieſe Jahrszeit kennt. Schließlich erinnere ich noch daran, daß die oberwähnten Solſtitialhunde im ägyptiſchen Zodiak, die ſich gegenſeitig vom Platz drängen, Hermes und Hermanubis, im griechiſchen Mythus Hermes und (ſein Sohn) Odyſſeus, jener abſichtlich, dieſer unabſichtlich den Tod des (Hundes) Argus veranlaſſend, die beiden Hunde ſind, von denen der Eine — der Sommerſolſtitialhund — die Todten in die Unterwelt geleitet, der Andere — der Winterſolſtitialhund — die Gereinigten ins Lichtreich wieder zurückbringt, offenbar Wali und ſein Bruder Nari ſind, welche in Wölfe verwandelt wurden, Wali aber den Nari zerriß. (Mone Hdth. I. S. 434.) Letzterer bedeutet dem Namen zufolge den Verborgenen oder Finſtern *), er iſt alſo der Winter, welchen Wali, der Repräſentant der nun beginnenden Lichthälfte des Jahres erſchlug **).

---

*) Seine Mutter Rindr iſt ſowohl mit Saturns Gemahlin Ops (die Bedeckende, vgl. das Ztw. operio) als mit Proſerpinen zu vergleichen.

* * *

Der erſte Tag des Jahres fällt nicht nur bei den verſchiedenen Religionsparteien in eine abweichende Jahreszeit, ſondern ſogar unter den Bekennern des Chriſtenthums ſelbſt hat man Jahrhunderte lang in dieſem Punkte ebenſo ſehr als in ihrer Dogmatik eine Uebereinſtimmung vermißt. Ungeachtet das Neujahr das einzige Feſt iſt, welches alle Völker zugleich feiern könnten, da es weder von ihrem Glauben, noch ihrer Geſchichte, ſondern vom Sternenhimmel beſtimmt wird, ſo iſt dennoch deſſen Feier von jeher auf die verſchiedenſten Zeiten verlegt worden. Der Natur der Sache nach tritt der aſtronomiſche Zweck dieſes Feſtes am deutlichſten hervor. Dieſer Charakter weiſt ihm zwei verſchiedene Zeiten an. Die Frage war immer: ob das Erſterben oder das Aufleben der Schöpfung als Neujahr gefeiert werden ſollte? Alſo die Herbſt-Tag- und Nachtgleiche (wie bei den Juden und Moslemen) oder die des Frühlings (wie bei den Indern und Parſen). Viele Völker der Vorzeit feierten, wie die Römer, das Neujahr am 1. März, wo die Natur erwacht. Bei näherer Beobachtung der Natur iſt die Frühlings-, Tag- und Nachtgleiche nur der in die Sinne fallende Anfang des neuen Naturlebens; die Sonne, welche es erweckt, iſt ſchon viel früher uns näher gerückt, und ſo ſchien es gemäßer, die Rückkehr der Sonne als Geburtstag des Jahres zu feiern. So fiel denn die Wahl auf das Winterſolſtiz, bei den Aegyptern nicht nur in der Feier des wiedergefundenen Oſiris, ſondern auch im heidniſchen Europa. Die Chriſten der morgenländiſchen Kirche wählten, wie die Aegypter, den Tag, wo die Sonne wieder, hinſichtlich der zunehmenden Tageslänge, gleichſam zu wachſen beginnt, alſo das Feſt der Erſcheinung Chriſti, oder das ſogenannte große Neujahr; die abendländiſche Kirche hingegen, durch den Einfluß des auch in Rom und die Provinzen ſich ausbreitenden Mithrasdienſtes beherrſcht, zog den Geburtstag des Gottes Mithras vor, d. h. den 25. December, an welchem die Tage nicht mehr abnehmen, gleichſam ein Stillſtand eintritt. Dieſen Zeitanfang fanden die Bekehrer auch bei den heidniſchen Deutſchen, Scandinaviern, und den mehrſten ſlawiſchen Stämmen vor, konnten alſo dieſe Sitte um ſo leichter auch nach der Bekehrung zum Chriſtenthum fortbeſtehen laſſen. Doch entſtand der Gebrauch, von Weihnachten an zu zählen, erſt im 10. Jahrhundert, wie Urkunden von Kaiſer Konrad II. beweiſen, denn unter Karl dem Großen fing man das Jahr am 25. März, als dem Tage Mariä Verkündigung an, von welchem man annahm, er ſey Chriſti Todestag, und zugleich die Verkündigung ſeiner Geburt, alſo Ende und Anfang des Jahrs zugleich. Was jedoch bei kaiſerlichen Urkunden im Gebrauch war, gilt nicht als Regel: denn zu derſelben Zeit, wo man in Trier den 25. März das Jahr eröffnete, beging man in Köln, wie in der Schweiz, am Oſtertag das Geburtsfeſt der neuen Zeit, in Lüttich ſogar am 19. März. König Philipp der Zweite von Spanien gebot 1575 ſämmtlichen Niederlanden, fortan das Neujahr am 1. Januar zu feiern. In Florenz beharrte man noch bis 1745 mit der Neujahrsfeier am 25. März, wo ein Befehl Kaiſers Franz I. ſie ebenfalls zur Feier des 1. Januar verwies. Venedig blieb am längſten heidniſch geſinnt, denn, wie Urkunden beweiſen, feierte es noch 1652 den 1. März als Neujahrstag. Die Spanier feierten den 25. März, bis 1350 Alphons II. für Arragonien den Weihnachtstag zur Neujahrsfeier beſtimmte. England feierte ſein Neujahr vom 7. bis zum 13. Jahrhundert am Weihnachtstag, wie die heidniſchen Germanen und Scandinavier, doch ſchon im 12. Jahrhundert zeigen ſich Spuren, daß es hie und da am 25. März gefeiert wurde. Uebrigens hatte der Einfluß der fremden Herrſcher, die nach einander die Inſel in Beſitz nahmen, einen dreimaligen Jahresanfang daſelbſt veranlaßt. Man datirte nämlich das hiſtoriſche Jahr vom 1. Januar, das bürgerliche, womit alle öffentlichen Schriften unterzeichnet wurden, am 25. März, und das liturgiſche Jahr ward vom erſten Advent an gezählt. In Frankreich feierte man vom 9. bis 10.

---

*) Damit ſtimmt auch, was die Theogonie von ihm weiß, denn ſeine Kinder ſind Audhr (Oede) und Nott (Nacht), ſeine Schweſter Hela (Hölle), die Todtenbeherrſcherin.

**) Auch Janus hat auf Münzen, wenn auch nicht die Wolfs- oder Hundsgeſtalt, ſo doch das Bild des Hundes neben ſich. (Klauſens „Aeneas," II. S. 714. Anm. q.) Da er nicht den um Sommermitte heliakiſch aufgehenden Hundsſtern repräſentiren kann, ſo dürfte hier nur der Hund des Winterſolſtitiums gemeint ſeyn. Anubis, der das Grab des Oſiris entdeckt, die Wiedergeburt des Jahrs anzeigt, der Sirius hingegen, welcher in den Hundstagen, wo die Nächte an Länge zunehmen, ſichtbar wird, führt in die dunkle Jahrhälfte, in das Schattenreich, iſt Cerberus. Letzterer weiblich aufgefaßt, nämlich die mit drei Hundsköpfen abgebildete böſe Hekate, war die Mutter des Janus (Arnobius bei Klauſen a. a. O. S. 713), denn das eine Solſtitium erzeugt das andere.

Jahrhundert den Weihnachtstag als Jahresanfang, hierauf bis zum 13. Jahrhundert den 25. März, ſpäter wählte man den Oſtertag. In den, lange Jahre von den Engländern in Beſitz behaltenen Provinzen behielt man die Neujahrsfeier am Weihnachtstag bei, 1448 findet man den 23. März als Anfang des gallicaniſchen Jahrs bezeichnet. In Aquitanien, dem Delphinat, Beſançon feiert man den 25. März; in Narbonne, der Provence den Weihnachtstag u. ſ. f. Nach Du Freſne (Gloß. I. p. 203) verordnete in Frankreich Carl XI. 1564 zuerſt den Anfang des bürgerlichen Jahrs auf den 1. Januar zu verlegen. In Deutſchland kannte man die heutige Zeiteintheilung ſchon im 8. Jahrhundert, denn im Jahr 742 unterſagte Pabſt Zacharias in einem Schreiben an Bonifaz den Deutſchen die Feier des 1. Januar als heidniſchen Brauch (ſ. Schäffer's Jahrzeitbu[illegible]. 68). Am ſpäteſten nahmen die Ruſſen (unt[illegible]r dem Großen 1706) den 1. Januar als Neuja[illegible]g an.

1. Januar.

Die kirchliche Bedeutung dieſes Tages gibt ſich durch die Benennung festum circumcisionis Domini, d. h. „Chriſti Beſchneidungsfeſt" zu erkennen. Nachdem man angenommen, der 25. December ſey der Geburtstag Chriſti, ſo folgte daraus, daß die Beſchneidung des Jeſuskindes — da dieſe Ceremonie, der moſaiſchen Vorſchrift zufolge, am achten Tage ſtatt finden ſoll — auf die Octave des Weihnachtsfeſtes angeſetzt werden mußte. Gegen das Jahr 450 findet man als Aufſchrift einer Homilie des Biſchofs Maximus von Tours zuerſt den Ausdruck: in circumcisione Do-

mini. Was konnte aber eine Erinnerung an Chriſti Beſchneidung, als lediglich moſaiſche Ceremonie, von welcher Paulus die Chriſten dispenſirte, für religiöſes Intereſſe haben? Ich vermuthe daher, daß man, in der Abſicht zur Beibehaltung des altrömiſchen Feſtes zu Ehren des Gottes Janus, einen kirchlichen Vorwand, wenn auch aus ziemlicher Entfernung herzuholen, nicht verdroſſen war*). Am Feſte des Janus beſchenkte man ſich gegenſeitig mit den Früchten des Feigenbaums, des Palmbaums und mit Honig, welches ſämmtlich Symbole der Wiedergeburt und Auferſtehung waren (ſ. Norks Realwrtb. u. d. Artt.) Die Beſchneidung des Zeugegliedes, als deren Belohnung dem Abraham eine zahlreiche Nachkommenſchaft zugeſichert ward, iſt ein Ueberreſt des heidniſchen Phalluscult's, indem man den Schöpfer in dem ſchaffenden Organ verehrte. Es iſt, wie Janus ſelber, der Genius Roms, ebenſo Anfang alles Lebens. Die Inder und Aegypter verbildlichten den erſten Tag des Jahrs, weil er der kleinſte iſt, als einen Knaben oder Däumling (Wiſchn als Nana, Schiba als Lingamzwerg, Harpokrates, Hermes Cadmilus u. a. m.) Weil die Geſchlechtsluſt die Urſache alles Gebornen, alles Zeitlichen, ſo iſt Eros der Weltſchöpfer, Amor, wie der indiſche Liebesgott Kama — ein Kind**). Dieſe Vorſtellung blieb auch der

---

*) Schon Tertullian beklagte ſich, daß einzelne Chriſten an der heidniſchen Neujahrsfeier Theil nahmen. Dieſelbe Klage wiederholt ein jüngerer Zeitgenoſſe Auguſtins, Peter Chryſologus, indem er beifügt: die Gläubigen pflegten ihre Theilnahme durch die Ausflucht zu entſchuldigen: die Neujahrsfeſte ſeyen keine religiöſe, ſondern bloß eine bürgerliche Feier. (Gfrörer Kirchengeſch. II. S. 758.)

**) Der neugeborne Jahrgott als Kind, kommt auch in

Chriſtenheit nicht fremd, denn zwiſchen Mons und Brüſſel befindet ſich eine Kapelle, worin das Jeſuskindlein unter dem Bilde eines Priaps verehrt wird. Dahin wallfahrten nur unfruchtbare Frauen, die mit einem Meſſer etwas von der Spitze des phallus erectus abſchaben, in ein Glas Waſſer ſchütten, und von dieſem Trunk Befruchtung erwarten *). Zwar iſt der Phallusdienſt bei den Bekennern des Evangeliums beinahe **) ganz verſchwunden, doch hat ſich hie und da auch in dieſer Hinſicht Horazens Sprüchlein bewährt:

„Naturam expellas furca tamen usque redibit.“

oder zu deutſch: das Bedürfniß einer Verehrung der Regenerationskraft in dem paſſendſten Bilde derſelben macht ſich unter ſinnlichen Völkern zu allen Zeiten geltend, wie der Verf. des 1805 in Paris erſchienenen Buches: Des Divinités generatrices ou *de culte de Phallus chez* les [illegible] et *les modernes* ch. XII. p. 238—254 ausführlich gezeigt hat. Ebenſo iſt längſt dargethan worden, wie das berühmte

---

einem deutſchen Neujahrsliede des 14. Jahrhunderts vor. (Grimm Myth. p. 716.)

*) Entre Mons et Bruxelles se trouve une chapelle [illegible] l'on honore une image de l'enfant Jésus, sous la forme d'un priape. Les femmes stériles, ou qui desirent avoir des enfans, racient avec un couteau la partie la plus apparente de l'image. Elles mettent cette raclure dans une verre d'eau et avalent le tout, fermement persuadées qu'elle fera son effet. (*Schayes*, essai hist. sur les pratiques relig. des Belges anc. et modernes, Louvain 1834. p. 237).

**) Den Ausdruck „beinahe“ rechtfertigt das Damiansfeſt im Königreich Neapel am 27. September.

Portiunculafeſt zu Antwerpen (**Becani. Origines Antverpianae** p. 26. 201) keine andere Tendenz als die hier bezeichnete hatte. Und dieſe Betrachtung führt uns auf eine ſeltſame Prozeſſion in jener Stadt, in welcher als Gegenſtand der Verehrung das wieder aufgefundene Präputium des Jeſuskindes herumgetragen wurde. „Während die Kirchengemeinde Antwerpens“ — ſagt der ehrwürdige Pater Dierxens — durch die Ketzerei eines Tanchelin (Tankhelm*), der über das Sacrament der Euchariſtie herabſetzende Meinungen zu verbreiten ſuchte, in verſchiedene Partheien ſich zu zerſtückeln drohte, hat die Barmherzigkeit des Herrn, um die Einwohner in dem wahren Glauben zu erhalten, ſie mit einem äußerſt ſchätzbaren Heiligthum beſchenkt, nämlich mit einem Stückchen von der Vorhaut Jeſu Chriſti, die in Paläſtina aufgefunden worden, und für deren Aechtheit der Kaplan Gottfrieds von Bouillon, des erſten Königs von Jeruſalem, ſich verbürgt hat**). Jener Kaplan übergab die werthvolle Reliquie, an deren Aechtheit zu zweifeln keinem recht-

---

*) Dieſer Sectirer erregte 1115 in Brabant die größten Unruhen. Er verachtete Taufe und Abendmahl, hielt heimlich gottesdienſtliche Verſammlungen, und zog heftig gegen den geiſtlichen Stand los, weßhalb er auch von einem Mitgliede deſſelben in **majorem Dei gloriam** — ermordet wurde. Die Kirche Antwerpens hatte damals nur einen einzigen Prieſter, der ſein Amt nachläſſig verwaltete, und wegen ſeines ärgerlichen Lebens ſehr verachtet wurde. Schon dieſer Umſtand konnte Tankhelm in Hitze bringen, und ihm, dem begeiſterten Redner, einen ſolchen Zulauf erwecken, daß, wenn er über die Straße ging, mehr als tauſend Bewaffnete ſeine Schutzwache bildeten.

) **Dierxens Antverpia Christo nascens et crescens. I p. 104.

gläubigen Antwerpner einfallen wird, dem Kaplan Arnold Heerbrand, mit dem Auftrag, ſie nach Antwerpen zu bringen. „Dieſer koſtbare Schatz,“ — ſagt er — „wurde den Händen der Ungläubigen entriſſen, weil ein ſolches Heiligthum im längern Beſitz derſelben entweiht worden wäre.“ Der wackere Kaplan beeilte ſich, den Wünſchen der frommen Antwerpner entgegen zu kommen, und überbrachte ihnen im Jahr 1114 die „heilige Vorhaut“ (sacrum praeputium *). Der Clerus und das Volk kamen zur Uebernahme dieſes Unterpfandes der Rechtgläubigkeit vor die Thore der Stadt in feierlichem Aufzug entgegen, und brachten die ſehnlich erwartete Koſtbarkeit nach der Michaeliskirche. Tanchelins Anweſenheit hinderte, dieſem Prätioſum die gebührende Verehrung vollſtändig zu erweiſen, aber nach ſeiner Ausweiſung im Jahr 1124 beeilte man ſich, dieſen Schatz im Pompe zur Kirche U. L. Frau zu transferiren. Die Canonici, welche im Jahr 1410 damit beauftragt waren, die Aechtheit der Reliquie zu

---

*) Einen auffallenden Contraſt bilden die Vorſtellungen der Juden von der Vorhaut. Sie iſt ihnen der Inbegriff alles Unreinen, daher ſie den hohen Grad der Heiligkeit des Enoch, Moſe, Aaron, Elias ꝛc. damit bezeichnen, daß dieſe Männer, ihrer Verſicherung zufolge, ohne Vorhaut geboren worden ſeyen. Die Kabbala lehrt, daß das praeputium dem Menſchen nicht anerſchaffen, ſondern, daß er ſie an ſich ſelber hervorgebracht, indem er durch ſündhafte Begier das heilige Organ difformirte, deſſen animaliſche Form ſich durch den vorherrſchend gewordenen ſündhaften Trieb dergeſtalt in die Zeugung imprägnirt hat, daß ſie nun zu einem feſten Typus und erblichen Zeichen der Urſünde geworden. Ohne Hinwegnahme der Vorhaut kann man alſo nicht in die Gemeinſchaft mit Gott treten. (Molitor über die Tradition III. S. 351).

erweiſen, gedenken in ihrem dahin abzielenden Schreiben eines Wunders, das damals dem Biſchof von Cambrai auf ſeiner geiſtlichen Bezirksumſchau in Antwerpen begegnete. Das Factum erzählt Einer derſelben, wie folgt: „Als der ehrwürdige Vater die Kirche beſuchte, wünſchte er, bevor er die Meſſe celebrirte, daß man ihm die koſtbare Reliquie herbeibringe, und ſie auf das Meßtuch ausbreite, deſſen er ſich bei der Amtshandlung bediente, damit ſein Blick mit Andacht und Ehrfurcht darauf verweile. Der Biſchof ermahnte hierauf die Verſammlung zu gemeinſchaftlichem Gebete, während er das Hochamt halte, damit der Herr ſie eines Mirakels würdigen möge. Und o Wunder! der Biſchof ſah erſtaunt, daß von der Vorhaut unſeres Herrn drei Blutstropfen, die man noch heute dem Volke zeigt, auf das Meßtuch fielen ꝛc." *).

---

*) Contigit equidem dudum venerabilem patrem et dominum nostrum cameracensem, pastoralis solicitudinis more ecclesiam nostram visitare. Hic celebraturus inter missarum solemnia *sacrosanctum* Domini *praeputium*, de quo sermonem vobis facimus, praesentialiter sibi afferri et corporali, quo utebatur, superponi praestolabatur, ut idipsum cum metu et reverentia valeret aspicere.

„Cujus devote petitioni, dum praedecessores nostri, qui pro tempore astabant, juste annuerunt, indictis tamen prius populo per eundem orationibus communibus, dum et ipse intra misse sue (sic!) secrete oraret, si forte dominus eidem signum aliquid mittere dignaretur. Mira res! Ecce ex praefato Domini Praeputio in corporale, cui impositum fuerat, tres sanguinis guttulas, que (sic!) in hoc usque evum (aevum) apparent et permanent, stupens conspicit resudasse, statimque totam circa rem hanc, si quid inhaeserat dubie-

Wer möchte noch länger bezweifeln — ſchließt Dierxens ſeinen Bericht — daß dieſes Mirakel am wirkſamſten die Ketzereien und Irrthümer Tanchelins zerſtörte? (Antverp. I. p. 146). — Drei Jahrhunderte hindurch hatte Antwerpen ſich des Beſitzes eines ſo koſtbaren Schatzes erfreut gehabt, in welchem man das Palladium *) der guten Stadt verehrte; drei Jahrhunderte hatte Niemand die Aechtheit der „göttlichen" Vorhaut (praeputium *divinum*), die alljährlich in feierlicher Prozeſſion (processio sanctuarii) umhergetragen wurde, anzuzweifeln gewagt; drei Jahrhunderte hatte man Tauſende von Pilgrimen aus den entfernteſten Gegenden zur Anbetung dieſer Reliquie nach Antwerpen ſtrömen ſehen, darunter eine Menge Frauen, die vergeblich durch menſchliche Kunſt das Uebel der Unfruchtbarkeit zu entfernen ſuchten, und die bald nach der Wallfahrt die wunderbaren Wirkungen des Anblicks der Reliquie an ihrem Leibe verſpürten. Ueberdieß hatte ja ſchon das dem Biſchof von Cambrai wiederfahrne Wunder alle Zweifel zerſtreut gehabt. Da hatte plötzlich die heilige Brigitte, die ſo reich an Viſionen war, die guten Antwerpner, insbeſondre aber die reichen Canonici der Frauenkirche, durch eine ihr im Traum

---

tatis vulgus, de ejus pectore praeputatum est: orabat tamen poenitentia ductus pius pater, dominum populumque pro se orare fecit, veritus, si forte in hac re Deum temnendi vitium ullatenus incurrisset." (Canonicor. litterae testimoniales etc. apud Dierexsens, I. p. 145).

*) Nicht zufällig hatten auch die Griechen und italiſchen Völker dieſelbe Vorſtellung von ihren Palladien, die richtiger Phalladien heißen ſollten, weil an die Fortdauer ihres Beſitzes die Fortdauer der Bevölkerung des Orts geknüpft war.

gewordene Offenbarung in nicht geringe Beſtürzung verſetzt. Ihr träumte nämlich, daß das heilige Präputium nicht in Antwerpen, ſondern in Rom ſich befinde! Dieſe Offenbarung der heiligen Brigitte führen wir aus dem 4. **Buche** (Kap. 112) der Revelationen St. Brigittens wegen ihrer hohen Wichtigkeit hier wörtlich an, im Voraus überzeugt, daß der Dank der Leſer ob ſolcher Treue des Berichts uns nicht ausbleiben werde. Maria hat geſagt: „Von dem Moment der Beſchneidung meines Sohnes habe ich ſeine Vorhaut ſorgfältig aufbewahrt, und ſie überall mit mir herumgetragen. Als die Zeit heranrückte, wo ich von der Welt abgerufen werden ſollte, vertraute ich das koſtbare Gut dem heiligen Johannes, meinem Beſchützer, zugleich mit dem geheiligten Blute an, das in den Wundenmahlen bei der Kreuzabnahme meines Sohnes zurückgeblieben war. Nach des Johannes und ſeiner Nachfolger Ableben ſuchten die Gläubigen bei zunehmender Gottloſigkeit der Weltkinder jenes Kleinod ihren Blicken durch Aufbewahrung in geheiligter Erde zu entziehen. Dort blieb es, bis ein Engel die Freunde Gottes von dem Vorhandenſeyn dieſes Schatzes in Kenntniß ſetzte. Rom! Rom! wie groß würde deine Freude ſeyn, könnteſt du dich in dem Beſitze eines ſolchen Schatzes ſehen! Doch nein! vermöchteſt du zu weinen, ſo würden deine Thränen ununterbrochen fließen, und zwar deßhalb, weil du ein Kleinod birgſt, das mir ſo werthvoll iſt, von dir aber nicht geachtet wird“*). Dieſe Offenbarung diente

---

*) „**Maria ait: cum filius meus circumcideretur, ego membranam illam in maximo honore servabam ubi ibam. Cum tempus vocationis meae de hoc mundo instaret, ego ipsam commendavi Johanni custodi meo cum sanguine illo benedicto, qui remansit**

[illegible], unter den Einwohnern von Antwerpen großes Mißtrauen gegen ihr bisheriges Palladium zu verbreiten, und die Canonici bemerkten es gar bald an der Abnahme der Wallfahrer, und folglich auch an ihrer Einnahme, die ſeitdem ſich bedeutend vermindert hatte. Sie erſchöpften ſich daher an Argumenten für die Echtheit ihrer Reliquie. Sie verfaßten überdieß eine ſehr gelehrte Abhandlung, in welcher ſie auf die Tradition und alterthümlichen Handſchriften, auf das Mirakel des Biſchofs von Cambrai, auf Mittheilung einer Beſeſſenen und einer Königin von Cecilien (? regina Cecilie) ſich beriefen, um zu erweiſen, daß die Vorhaut von Antwerpen die einzige, folglich auch die echte ſey. Ueber die Königin von Cecilien, wo und wann ſie regierte, haben die Canonici uns keine weitern Aufſchlüſſe zu geben für nöthig erachtet.

Eines ſo unbedeutenden Umſtandes halber wird aber hoffentlich Niemand einen Skepticiſmus zur Schau tragen, welcher an Ketzerei grenzt, und von dem jeder Rechtgläubige, deſſen vornehmſte Tugend doch die Gefangennahme der Vernunft unter der Herrſchaft des Glaubens iſt, mit Abſcheu ſich abwenden muß. Demnach triumphirten die Canonici nach einer nur kurzen Herrſchaft des Unglaubens auf's Neue, und die Pilger

---

in vulneribus ejus, quando deposuimus eum de cruce. Post hoc S. Joanne et successoribus ejus sublatis de mundo, crescente perfidia, fideles qui tunc erant, absconderunt illa in loco mundissimo sub terra et diu fuerunt incognita, donec Angelus Dei illa amicis Dei revelavit. O Roma! O Roma! si scires, gauderes utique, imo si scires flere, fleres incessanter: quia habes thesaurum mihi carissimum et non honoras illum.“ (Lib. IV. revelat. St. Brigittae c. 112. Dierexsens T. II. p. 173.)

ſtellten ſich mit ihren Opferſpenden wieder ſo zahlreich, wie früher, ein. Es bildete ſich 1427 ſogar eine „Brüderſchaft der heiligen Vorhaut", welcher Geſellſchaft die Päbſte unbeſchränkten Ablaß zu ertheilen das Recht zugeſtanden, und wir würden noch gegenwärtig die Proceſſion der allerheiligſten Vorhaut unſeres Herrn, die in einer reichgeſchmückten Kapelle der Frauenkirche zu Antwerpen aufbewahrt wurde, zu ſehen bekommen, wenn nicht die ketzeriſchen Lutheraner und Calviniſten im Jahr 1565 ſich an dem Heiligthum vergriffen hätten. Aber im vorigen Jahrhundert war, des Verluſtes deſſelben ungeachtet, die Kapelle noch in gutem Stande erhalten, die jährlichen*) Umgänge fanden noch immer ſtatt, und auch die zu Ehren der heiligen Reliquie errichtete Brüderſchaft**) hatte ſich damals noch nicht aufgelöst gehabt. Ich kann dieſe Beſchreibung der Vorhautverehrung zu Antwerpen nicht wohl ſchließen, ohne gegen diejenigen, welche in derſelben nichts anders, als eine übertriebene Hochachtung alles deſſen erblicken, was zur Perſon des Erlöſers in irgend einer Beziehung ſteht (wie z. B. die Anbetung des Rockes in Trier), meine Behauptung, daß hier lediglich ein chriſtianiſirter Priapsdienſt zu verſtehen ſey, noch mit einem andern Zeugniß meines Gewährsmannes zu befeſtigen, daß nämlich ehedem an der Stadtmauer von Antwerpen eine Priapsfigur ausgemeißelt war. (Schayes a. a. O.)

---

*) Dieſer Proceſſion mangelte es nicht an Wagengerüſten und emblematiſchen Figuren, nebſt ſonſtigem Schaugepränge.

**) Die Zahl der Mitglieder dieſer Körperſchaft erſtreckte ſich auf vierundzwanzig Perſonen, an der Spitze derſelben ſtanden der Biſchof und der Stadthauptmann (Diercxsens II. p. 200).

Nach dieſer etwas langen Abſchweifung vom Ziele, die in der kirchlichen Benennung des Neujahrsfeſtes) ihre Entſchuldigung findet, ſey noch der in allen Ländern der Chriſtenheit ziemlich gleichartigen Feier dieſes Tages mit einigen Worten gedacht. Das Auszeichnende desſelben iſt das von den Römern überkommene gegenſeitige Beſchenken*), was urſprünglich des guten Omens wegen geſchah, nämlich weil man hoffte, wie das Jahr gewinnbringend angefangen, ſo werde es bereichernd auch endigen; das Zechen aber leitet ſich von den Julfeſten unſerer heidniſchen Vorfahren her, die, anſtatt die neue Zeit mit ernſten Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft hinzubringen, ſie durch Unmäßigkeit, namentlich im Trinken, entweihten, wobei es ſo laut herging, daß einige Germaniſten in allem Ernſte von Johl oder Jul (Kreislauf), wie das Neujahrsfeſt bei den alten Deutſchen hieß, das Johlen oder Brüllen der Angetrunkenen herleiten wollen! Die ehedem in Paris**) üblichen, der Sittenloſigkeit und dem Uebermuth des Pöbels volle Freiheit gewährenden Narrenfeſte am Neujahrstage, welche in Deutſchland ſchon einige Tage vorher am Unſchuldigen Kindleinstag ſtatt fanden, ſuchen die Antiquare aus den Verkleidungen der alten Römer am Janusfeſte — womit die flotten Saturnalien abſchloßen — herzuleiten, und berufen ſich dabei auf Horazens (Sat. II. 7, 4): „Age libertate Decembri." Wie alt dieſer Unfug ſeyn müſſe, ergibt ſich auch daraus, daß gegen jene Mummereien und Poſſen ſchon der H. Maximus und Peter Chryſologus eiferten. (Maeri Hiero-Lexicon p. 156).

---

*) Hospinian. de Fest. Orig. Fol 32^b.

**) Ausführlich hierüber handelt Tilliot (Mem. pour servir a l'hist. de la fête des fous).

Cäſarias von Arles, der im 5ten Jahrhundert lebte, gibt eine weitläufige Beſchreibung der Neujahrsmummereien, und ſpricht ſeinen Unwillen darüber aus, daß Gläubige, untermiſcht mit den Heiden, ſich in Thiergeſtalten *) verkleiden, und andere „teufliſche Narrenpoſſen" treiben. Aber nicht nur in Rom, ſondern auch in Gallien fand man denſelben Unfug vor. Eligius predigte gegen die „**vetulos cervulos**" und „**jolicos.**" **) Wenn Jemand den 1. Januar nach heidniſchem

---

*) Dionyſius von Halicarnaß nennt ſie ſpottweiſe **solemnitas Cervuli.** Da man in den Myſterien des Dionyſus, welche die Seelenwanderung lehrten, ſich mit Hirſchkalbfellen bekleidete, um auf die Wiedergeburt nach dem Tode anzuſpielen, wozu der Hirſch durch das alljährliche Abwerfen des alten Geweihes das paſſendſte Sinnbild abgab, ferner es eine Myſterienlehre war, daß die Seelen der Frommen am Ende ihrer Wanderungen durch den Thierkreis im Zeichen des Waſſermanns — wo die Sonne ſich vor der Präceſſion der Nachtgleichen in der Winterwende befand — der deßhalb die Heilsurne in der Hand hat, durch die Sonnenpforte ins ewige Licht eingehen, ſo erhellt aus allem dieſem, wenn man damit unſern Volksglauben vergleicht, daß das wilde Heer, das aus den Seelen Ungetaufter ſich recrutirt — dieß iſt ſpätere chriſtliche Entſtellung der alten heidniſchen Sage — in den zwölf Nächten umgeht, daß jene Thiermummereien urſprünglich einen ernſten heiligen Zweck hatten, aber ſchon in der Kaiſerzeit mißverſtanden, in Unfug ausarteten, welcher den eifernden Kirchenvätern die beſten Waffen gegen das Heidenthum in die Hand ſpielte. Das ſpöttiſche Prädicat *vetuli* **cervuli** verräth aber doch, daß ihnen die urſprünglich myſteriöſe Bedeutung der Hirſchfelle, als Hüllen der Verjüngung oder Wiedergeburt, nicht ganz unbekannt geweſen.

**) Im Anhang zum 5ten Bd. der Werke Auguſtins S. 225.

Brauch begeht*) oder durch die Dörfer und auf den Straßen Geſänge und Tänze aufführt, der ſoll in den Bann gethan werden**). Wer den 1. Januar nach heidniſchem Brauch zu feiern ſich unterfängt, der ſoll Buße thun***). Dieß Verbot hatte die ſeltſame Wirkung, daß die Kirche, zu ſchwach, die Neujahrsmummereien auszurotten, jene Luſtbarkeiten mindeſtens unter ihre Aufſicht nahm. Dies geſchah nach Flögel (Geſch. d. Groteskkom. S. 163) auf folgende Weiſe: „Man erwählte in den Domkirchen einen Narrenbiſchof unter lächerlichen Ceremonien und führte ihn mit großem Pomp in die Kirche. Auf dem Wege dahin tanzte und gaukelte die Geſellſchaft, die Geſichter beſchmiert, und als Frauen oder Thiere verkleidet. In Kirchen, welche unmittelbar unter dem Papſt ſtanden, wählte man einen Narrenpapſt mit eben ſo lächerlichen Ceremonien. Der Narrenbiſchof hielt alsdann einen feierlichen Gottesdienſt und ſprach den Segen. Die vermummten Geiſtlichen betraten das Chor mit Tanzen und Springen, und ſangen Zotenlieder. Die Diacone und Subdiacone aßen auf dem Altar in Gegenwart des Meſſe leſenden Prieſters Würſte, ſpielten vor ſeinen Augen Karten und Würfel, thaten ſtatt des Weihrauchs Flecke von alten Schuhſohlen in's Rauchfaß, damit ihm der Geſtank in die Naſe fahre. Nach der Meſſe lief, ſprang und tanzte Jeder in der Kirche herum und erlaubte ſich die größten Ausſchweifungen. Einige ſogar entkleideten ſich und ſetzten ſich auf Karren mit Koth beladen, ließen ſich durch die Stadt fahren, und warfen den ſie begleitenden Pöbel mit Koth. Oft ließen ſie ſtill halten und machten mit ihrem Körper die geilſten Geberden, die ſie mit unzüchtigen Witzen begleiteten." Dieſe zu Paris am Neujahrstage — an andern Orten am Epiphaniastage, an noch andern am Feſt der unſchuldigen Kinder (28. Dec.) — gegebene Poſſe hieß davon **Festum Hypodiaconorum**, franz. **la fete des Sousdiacres**, ſpottweiſe: „das Feſt der beſoffenen Diaconen." (**Saouls Diacres**). Dieſes Feſt, gegen welches ſchon Auguſtinus eiferte (**in Homil. de Kalend. Januar.**) und das, ungeachtet es im Jahr 633 zu Toledo verboten wurde, nicht nur in Spanien und Frankreich fortbeſtand, ſondern im 10ten Jahrhundert vom Patriarchen zu Conſtantinopel Theophylact auch in die griechiſche Kirche eingeführt wurde (**Cedren. Hist. p. 639.**), dieſes Feſt nannte die Kirche alſo eine

---

*) Darunter verſtand Eligius auch die Etrennes. Die Sitte der Neujahrsbeſcheerung hat ſich aus der Römerzeit bei den Pariſern erhalten. In Deutſchland tritt die Beſcheerung ſchon um Weihnachten ein, an manchen Orten werden die Kinder ſogar ſchon am St. Niklasabend beſchenkt, aber die Etrennes der Franzoſen wollen nicht bloß die Strenae der alten Römer dem Namen nach ſeyn, ſie wollen auch dieſelbe Zeit eingehalten wiſſen. Wenn ein armer Client ſeinem reichen Patron das Neujahrsgeſchenk überbrachte, mußte er demſelben noch eine Silbermünze beifügen, wie es ſeine Mittel erlaubten. Der Senat, die Ritter und das Volk ermangelten nie, am Neujahrstag dem Kaiſer Auguſtus die Strenae zu bringen. War er abweſend, ſo ließen ſie ihre Gaben auf dem Capitol zurück. Die erſten chriſtlichen Biſchöfe erhoben ein gewaltiges Geſchrei gegen die Neujahrsgeſchenke, weil ſie eine — heidniſche Sitte. Da aber ihre Nachfolger ſich wohl dabei befanden, ſo hielten die frommen geiſtlichen Herren, gleichwie die alten Heiden, die Etrennes in Ehren, und ſo hat ſich dieſer Brauch bis auf die Gegenwart vererbt.

**) Ivo Decret. XI, 43. Burchard Decr. X, 16.

***) Ivo XI, 58.

Unſchädlichmachung heidniſcher Gebräuche, obgleich aus der vorhergehenden Anmerkung einleuchtet, wie deſſen urſprüngliche Tendenz eine ſehr ernſte geweſen; und ſchon dadurch, daß es an den Saturnalien gefeiert wurde, die wir S. 12 für ein Freiheitsfeſt der Geiſter erkannten, nachdem ſie des irdiſchen Lebens Laſt, Schickſal und Tod überſtanden, alſo eine dramatiſirte Unſterblichkeitslehre war; aber die im Tode aufhörende Standesverſchiedenheit, welche in dem Rollentauſch der Herren und Sklaven an jenem römiſchen Feſte veranſchaulicht wurde, könnte man darin, daß die Subdiacone in die Stelle der Aebte und Biſchöfe am chriſtlichen Narrenfeſte traten, auch bei dem feinſten Forſcherſinn nicht mehr herausfinden. Dennoch behauptete Gerſon, Doctor der Theologie zu Auxerre, öffentlich: Dieſes Feſt ſey Gott eben ſo wohlgefällig, als das Feſt der Empfängniß Mariä, und darin hatte er — wirklich recht.

2. Januar.

Macarius von Alexandrien, ein Jünger des heil. Antonius, hielt ſich meiſt in der ägyptiſchen Wüſte auf. Er aß ſieben Jahre hindurch nichts Gekochtes, und das Gewicht ſeiner täglichen Speiſe-Ration betrug nicht ganz fünf Unzen, auch brach er einen großen Theil der Nacht dem Schlummer ab, alles dieß, um die Triebe des Fleiſches zu dämpfen. Dennoch ließ der Verſucher nicht ab von ihm, obſchon er ihn immer durch Gebet glücklich verſcheuchte. Als er einſt beſchloſſen hatte, das Grab der ägyptiſchen Zauberer Jannes und Mambres*) aufzuſuchen, um daſelbſt ſich mit den böſen Geiſtern zu meſſen, verſperrte ihm Satan den Weg. Daß er viele Wunderheilungen verrichtete, iſt von einem Heiligen im Voraus zu erwarten. Er war ſo mitleidigen Characters, daß er aus Penitenz, weil er eine Mücke unvorſätzlich getödtet, ſich künftig den Stichen ihrer Mitſchweſtern freiwillig ausſetzte. Auch mochte er die Sprache der Thiere verſtanden haben, denn als er einſt lange Zeit gefaſtet hatte, erbarmte ſich eine Kuh des frommen Mannes, und bot ihm ihre vollen Euter an. Er ſtarb um 400. Ein halbes Jahrhundert ſpäter ſtarb ein anderer Heiliger, gleichen Namens, der ebenfalls am heutigen Tage verehrt wird. Auch dieſer war ein Einſiedler, der nichts als Kräuter und Wurzeln aß, und nur Waſſer trank, folglich auch ſehr alt wurde. Er liegt in der Xyſtuskirche zu Piacenza begraben. Ihm rühmt man nach, daß er die Gewitter vertreibe, ſobald er von einem Gläubigen angerufen wird.

---

*) Dieſe durch den Apoſtel Paulus auch dem chriſtlichen Publikum bekannt gewordenen Magier ſollen, dem Talmud zufolge, mit Moſe am Hofe Pharao's im Her-

3. Januar.

Genovefa von Paris war in Nanterre geboren, ſie verrieth ſchon in früheſter Kindheit, daß ſie eine berühmte Heilige werden würde, denn als ſie einſt gegen den Willen ihrer Mutter die Kirche beſuchen wollte, deßhalb eine Ohrfeige erhielt, wurde die gottloſe Frau ſogleich blind, und erhielt erſt nach ſieben Vierteljahren durch ein von der ſanften Tochter geweihtes Waſſer das Licht ihrer Augen wieder. Nach dem Tode ihrer Eltern begab ſie ſich nach Paris zu ihrer Pathin, wo ſie tödt-

---

vorbringen des Ungeziefers ihren künſtleriſchen Wetteifer gezeigt haben, auch waren ſie es, die Pharao zur Ausrottung aller israelitiſchen Knaben beredeten.

lich erkrankte, und bei dieſer Gelegenheit Viſionen hatte, in welchen ſie der Offenbarung göttlicher Geheimniſſe gewürdigt wurde. Als Germanus, der Biſchof v. Auxerre, davon Kunde erhielt, ließ er ſich durch das ausgeſprengte Gerücht, Genovefa ſey eine Heuchlerin, nicht abhalten, ihr ſeinen Beſuch abzuſtatten, und ſtellte auch ihren Ruf in der öffentlichen Meinung her. Den durch die Invaſion der Hunnenſchaaren erſchrockenen Pariſern, die vor dem heranziehenden Attila aus der Stadt fliehen wollten, rieth Genovefa, daß ſie zu Faſten und Gebet Zuflucht nehmen ſollten. Die Pariſer, welche ſchon damals Incroyables waren, nahmen dieſen Rath als Verhöhnung auf, und wollten ſich an der Jungfrau vergreifen, was der Biſchof durch Intervention verhinderte. Von den vielen glücklichen Kuren, die ſie an Beſeſſenen und Taubſtummen verrichtete, will ich, da in dieſer Hinſicht noch viele andere Heilige ſich mit ihr vergleichen können, nichts erwähnen, und nur einen Fall hervorheben, der ſeiner Eigenthümlichkeit wegen dieſe Auszeichnung verdient. Als ſie nämlich einſt unter ihrer Hausthüre ſtand, und ein Mädchen gewahrte, das eine eben gekaufte neue Lampe vorbeitrug, bemerkte ſie den [illegible] vorn auf der Lampe ſitzen. Sie rief das Mäd[illegible] herbei, und als ſie ihr nahe genug gekommen war, blies ſie den Teufel ſo kräftig hinweg, daß ein Stück von der Lampe mit ging. Sie ſtarb 580, nachdem ſie beinahe 80 Jahre alt geworden. König Chlowig erbaute ihr eine Kirche. Bei den vielfältigen Translationen ihrer Reliquien geſchahen ebenfalls viele Wunder. Eine derſelben ward dadurch beſonders merkwürdig, daß der Abt [illegible]ert, als er unter Weges der Leiche einen Zahn ausgeriſſen — unfehlbar in der wohlmeinenden Ab[illegible], ihn an ſeinem Wohnorte der Ver-

v. Genovefa

ehrung auszuſtellen — mit einer Krankheit beſtraft wurde, die nicht eher abließ, bis er den Zahn wieder herausgab; woraus man ſchließen ſollte, daß die jungfräulich geſtorbene Heilige mit *keinem* Theile ihres Leibes Handel treiben laſſen wollte. Ihre Reliquien ſollen einmal Paris vor einer Peſt geſchützt haben, auch durch deren Berührung hundert Perſonen plötzlich geneſen ſeyn. Daher wurden in Zeiten allgemeiner Noth ihre Reliquien in Proceſſion zu Paris herumgetragen.

4. Januar.

Titus, Apoſtel der Cretenſer, wurde durch den erſten Vers des 41ten Capitels im Jeſaia zum Chriſtenthum bekehrt, denn als er die Bibel aufſchlug und ihm die Worte: „Laß die Inſeln vor mir ſchweigen und die Völker ſich ſtärken, laß ſie herzutreten, und nun reden," hielt er ſich ſogleich für überzeugt, daß der Prophet damals an ihn gedacht habe. Er ſchloß ſich an Paulus an, um unter den Augen eines ſo tüchtigen Heidenbekehrers ſich zu ſeinem künftigen Berufe vorzubereiten. Seinen ungläubigen Schwager Rutilus überzeugte Titus von den Wahrheiten des Evangeliums dadurch, daß er ſeinen *eben erſt* geſtorbenen Sohn wieder in's Leben rief; worauf die ganze Familie die Taufe begehrte.

5. Januar.

Unter den Helden des Mönchslebens iſt *Simon Stylites**) durch die Erfindung einer *Luftbuße*

---

*) S. Theodoret (Vit. Patr. l. IX. p. 848—854). Antonius (Vit. Patr. l. I. p. 239—253). Kosmas (im

[illegible]olgt worden. Dieſer junge Syrer verließ im 13ten Lebensjahr das Geſchäft eines Hirten, und warf ſich in ein ſtrenges Kloſter. Nach einem langen, qualvollen Noviciat, ſchlug er ſeinen Aufenthalt auf einem 40 Meilen von Antiochien gelegenen Berge auf. Hier kletterte er im Umfang eines Kreiſes von Steinen, an die er ſich mit einer ſchweren Kette befeſtigt hatte, auf eine Säule hinan, die allmählig von 9 Fuß Höhe bis zu 60 Fuß von der Erde emporſtieg. Auf der äußerſten Spitze derſelben ertrug der Anachoret die Hitze von dreißig Sommern und die Kälte von dreißig Wintern. Gewohnheit lehrte ihn, ſich in dieſer gefährlichen Lage ohne Schwindel zu behaupten, und nach und nach alle die verſchiedenen Stellungen der Andacht anzunehmen. Er betete bisweilen aufrecht ſtehend und mit kreuzweis ausgeſtreckten Armen, ſeine gewöhnlichſte Art aber war, ſich mit ſeinem ausgemergelten Körper vom Kopfe bis zu den Füßen herab zu beugen. Ein Zuſchauer, der ihn beobachtete, hatte bereits 1244 wiederholte Verbeugungen gezählt, als er aufhörte, eine ſo endloſe Rechnung weiter fortzuſetzen. Ein zunehmendes Geſchwür an ſeinem Schenkel *) führte ſeinen Tod herbei, ohne daß er zuvor von der Säule herab geſtiegen wäre. Dieſe wurde ſpäter mit einem Tempel und andern heiligen Gebäuden eingeſchloſſen, der Körper des Heiligen jedoch nach Antiochien gebracht, um der Stadt, da ſie ohne

---

Assem. Bibl. or. I. p. 239—253). Evagrius (I. 13. 14).

*) Satan ſoll, als er in Engelsgeſtalt den Heiligen einſt beredet, ſich, gleich dem Elias, in einen feurigen Wagen zu ſetzen, und dieſer den Fuß zu ſchnell aufhob, die Gelegenheit benützt haben, ihn an dem Gliede zu verwunden, welches im Culte der ſyriſchen Venus durch eine Säule verbildlicht ward.

Mauern war — zur Befeſtigung zu dienen. Einige meinen, nicht Eine, ſondern fünf Säulen (wovon die eine 6, die andere 12, die dritte 22, die vierte 36, und die fünfte 40 Ellen hoch war) habe Simon abwechſelnd bewohnt. Einer dritten Meinung zufolge wäre er nicht einmal der erſte Säulenheilige geweſen, ſondern hätte nur ſeinem Vorbilde Johann Stylites (?) nachgeſtrebt, und vom Nachahmungseifer getrieben, habe er der Johannes-Säule gegenüber ſich ſelber eine errichtet gehabt. Er verkündigte auch des Johannes Tod zuvor, und hatte dadurch, daß er einen ganzen Monat dem Schlaf entſagte, einen ſo hohen Grad von Heiligkeit erworben, daß man nur ſeinen Namen auszuſprechen brauchte, um die Thiere der Wildniß zu verſcheuchen. Seine Säule ſoll Chriſtus eingeſegnet, und Gott ſelbſt ihn ſodann beſucht haben. Dieß Alles iſt aber nichts, im Vergleiche zu dem Wunder, deſſen er gewürdigt ward, nämlich daß aus ſeinen ausgefallenen Kopfhaaren — denn die Sonne brannte auf ſeinem hohen Standpunkte ihm gewiß oft auf den Scheitel — ein Kirchlein gebaut wurde, in welchem durch jene Haare viele Mirakel geſchahen. Bei dem Allen trieb Simon die Demuth und Beſcheidenheit ſo weit, daß er nur nach langer Weigerung ſich vom Dionyſius, Biſchof zu Seleucia, zum Prieſter weihen ließ, und zwar nur auf die Verſicherung des Biſchofs, daß er unmittelbar von Gott zu dieſer an ihm vorzunehmenden Amtshandlung beauftragt worden ſey.

6. Januar.

Dieſer Tag wird das große Neujahr genannt, weil nach den 12 Tagen von Weihnacht bis um dieſe Zeit die Nächte zwar nicht mehr ab-, aber auch noch nicht zunehmen, jetzt aber der Tag, wenn auch noch unmerklich, zu wachſen beginnt, daher erſt heute der eigentliche Jahresanfang gefeiert, dieß ſchon bei einigen Völkern des alten Orients, von denen der kirchliche Name des Tages Epiphania (Feſt der Erſcheinung) entlehnt iſt, denn der Jahrgott wurde im Cultus von den Prieſtern am Jahresende — wie Oſiris — geſucht, welche Handlung man ζητεσις nannte, und dann von den Prieſtern (in ihrem mythiſchen Vorſtand dem Hund Anubis) aufgefunden. Dieſe Handlung hieß εὑρησις. Als im Chriſtenthum derjenige, welcher (wie Hercules) durch den Tod den Tod überwunden, und (wie dieſer) davon das Prädicat „Heiland“ (σωτηρ) erhielt, an die Stelle des Sonnengottes trat, ließ man ihn (in der orientaliſchen Kirche) an dieſem Tage geboren werden, alſo der Welt erſcheinen, nahm aber auch dieſen Tag als den ſeiner geiſtigen Wiedergeburt, als ſeinen Tauftag an, weßhalb in Rußland Sitte, ohne Rückſicht auf die Witterung, Kinder an dieſem Tag in den Flüſſen unterzutauchen*), die man zu dieſem Zwecke an vielen Stellen vom Eiſe frei macht. Die abendländiſche Kirche trennte jedoch den Tauftag vom Geburtstag (25. Dec.) und bezog die Epiphanie (die Erſcheinung) auf den, den drei Weiſen erſchienenen Stern,

---

*) Am Dreikönigstag (des ruſſiſchen Kalenders, alſo am 18. Januar) verſammelt ſich in Petersburg ein großer Theil der Geiſtlichkeit in der Kapelle des kaiſerlichen Pallaſtes, der Kaiſer, die Kaiſerin, und der ganze Hof wohnen dem hier vom Metropoliten abgehaltenen Gottesdienſte bei, der von halb eilf bis Mittag dauert. Unterdeß belagert eine Menſchenmenge die Quais und die Newa, wo vor der Eremitage ein großer runder Pavillon von rautenförmigem Gitterwerk und buntem Holz erbaut iſt, der acht Oeffnungen hat. Vier große Gemälde ſchmücken die vier Seiten der mit einem Kreuze gekrönten Kuppel. Das davon dem Pallaſte zugekehrte Bild ſtellt

---

die Taufe Chriſti im Jordan vor. Ein aus Pfahlwerk beſtehender Damm von etwa fünfundzwanzig Fuß Länge bildet den Zugang des Baues, in deſſen Mittelpunkt eine große Oeffnung in das Eis gemacht iſt. Um Mittag kommt die Proceſſion aus einer Pforte des Pallaſtes. Voran Fahnen, Heiligenbilder und die Sänger der Kapelle, dann die Geiſtlichkeit, der die Pagen, und die von Unteroffizieren getragenen Fahnen aller Garderegimenter folgen. Der Kaiſer beſchließt den Zug, und hat die Großfürſten, Generaladjutanten, Großbeamten der Krone, Kammerherren u. ſ. w. in ſeinem Gefolge. Sobald der Kaiſer an einem der Eingänge des Pavillons ſeinen Platz eingenommen hat, beginnt der Metropolit die Gebete, welche von den harmoniſchen Stimmen des Chors erwiedert werden. Nach dem Te Deum weiht er das zu ſeinen Füßen befindliche Waſſer, indem er ein ſilbernes Kreuz in die Flut wirft, und den Schutz des Himmels für die Schiffahrt anfleht. Er überreicht ſodann dem Kaiſer ein großes, mit ſolchem Waſſer gefülltes Gefäß, und ſchreitet zur Fahnenweihe. Jetzt gibt eine Rakete der am rechten Flußufer liegenden Feſtung das Signal zum Feuern, augenblicklich donnern die Kanonen, und Feuer und Rauch verhüllt die Wälle, die Gebete dauern fünfundzwanzig Minuten, etwas lange, wenn die Kälte auf fünfundzwanzig Grad geſtiegen iſt. Noch großartiger iſt dieſe Ceremonie, wenn die Garde daran Theil nimmt, 50.000 auf der ungeheuern Eisfläche in Reih und Glied geſtellte Menſchen, die ſich mit ihren Waffen während der Weihe demüthigen, dann jedes Regiment einzeln am Pavillon vorüberziehend, um die geheiligte Fahne zu empfangen; außerdem noch 100,000 Zuſchauer, die Prachtgebäude zu beiden Seiten des der ſie aus fernem Perſien nach Bethlehem geleitet, damit Bileams Weiſſagung (4. Moſ. 24, 17) erfüllt werde: „Ich werde ihn ſehen, aber jetzt nicht, ich werde ihn ſchauen, aber nicht von Nahem, es wird ein Stern aus Jakob aufgehen“, und der ſich dort über den Stall niedergeſenkt hatte, in welchem der neugeborne Weltheiland lag, durch welche Verrätherei des Sterns die Bethlehemitiſche Kinderſchlächterei dem Herodes erſpart worden wäre, wenn ſeine Späher nur zur rechten Zeit aufgepaßt hätten*). Jene drei Magier wären, dem Traditionen-Sammler Fabricius (Pseudepigr. I. p.

Fluſſes, der Donner der Kanonen, eine Menge Fahnen und Heiligenbilder, zwei bis dreihundert reich gekleidete Prieſter, die herrlichen Stimmen der Hofſänger, die Unzahl hoher Beamten und Würdenträger, welche den Zugang zum Pavillon füllen; — iſt dies nicht ein unvergleichliches Schauſpiel, das man nur hier genießen kann? — Sobald ſich die Proceſſion wieder entfernt, drängt ſich das Volk in den Pavillon. Mütter eilen herbei, ihre Kinder in die Newa zu tauchen, andere füllen Gefäße mit dem geweihten Waſſer, und die Strenge der Jahreszeit thut dieſen Beweiſen der Frömmigkeit keinen Eintrag. Unter Katharina gewährte dieſe Feierlichkeit ein noch glänzenderes Schauſpiel. Nie verfehlte die Kaiſerin ihr beizuwohnen, und die Proceſſion ſoll ſogar einen längern Weg eingeſchlagen haben, um die Feierlichkeit zu erhöhen. Jetzt befinden ſich die Kaiſerin und die Großfürſtinnen auf den von Glasfenſtern geſchützten Balkons des Pallaſtes, und das diplomatiſche Corps, nebſt den Gemahlinnen der Miniſter begeben ſich in einen, nach dem Fluſſe ſehenden, Saal der Eremitage. (Rußland, wie es iſt I. S. 112 ff).

*) Gfrörer (die heilige Sage) meint: ein Stern, welcher den Raum einer menſchlichen Wohnung von oben herab anzeigt, könne nicht höher in der Luft ſchwe-

153) zufolge, eine erbliche Prieſterkaſte, die als ſolche, nach orientaliſcher Sitte, die Sternkunde zum Lebensberuf erwählend, ſchon vor Jahrtauſenden auf den, die Geburt des Meſſias anzeigenden Stern aufmerkſam gemacht, ſeitdem — der Sohn an die Stelle des Vaters tretend — den Horizont unabläßig beobachtete, damit, ſobald der Stern bemerkbar würde *), ſich drei aus ihrer Mitte ſogleich nach der Geburtsſtätte des eben gebornen Welterlöſers aufmachen ſollten, um dem geweiſſagten Welterlöſer Geſchenke darzubringen. Letzteres ſupplire ich nach dem Araber Abulfarag, den Hyde (de rel. vet. Pers. c. 31.) citirt, wo von einer Prophezeiung Zoroaſters die Rede iſt, die auch der Verfaſſer des „Kindheitsevangeliums" (Evangelium infantiae Jesu c. 7.) kannte, und welcher zufolge in den letzten Tagen (d. h. vor dem Eintritt der meſſianiſchen Zeit) eine reine Jungfrau empfangen, und ſogleich nach der Geburt des Kindes ein Stern erſcheinen werde, ſelbſt am hellen Tage mit unverändertem

---

ben als ein Kinderdrache. War es ein Komet, ſo hätte er in ſolcher Nähe von der Erde ihren ſofortigen Untergang bewirkt.

*) Bileam, lautet die Tradition, war ein berühmter Zauberer. Damit ſeine Wiſſenſchaft nicht mit ihm untergehe, ſtiftete er in Meſopotamien eine Schule von Magiern — ihre Erblichkeit ſchließe ich aus Fabricius Worten: et si quis moriebatur filius ejus in loco constituebatur defuncti — in der ſich die Prophezeiung des Meiſters und die Kunde des Sterns, aber auch der Auftrag erhielt, ſobald der Juden Meſſias erſcheine, ſeine vom Stern beglaubigte Ankunft der Menſchheit zu verkünden. Durch die Augen ſeiner Jünger ſollte der Meiſter, nicht von Nahem, den Stern aus Jakob ſchauen.

Glanze ſtrahlend, „dieſem — verlangt der Seher — ſollt ihr folgen, ſobald ihr ihn gewahrt, er wird euch zu dem geheimnißvollen Kinde leiten, dem ihr eure Gaben als Zeichen der Verehrung darbringen ſollt." Da aber das Geburtsfeſt des perſiſchen Sonnengottes Mithra (Mihira) am 25. December begangen wurde, und auf einem noch jetzt in den Katakomben zu Rom — wohin der Mithrasdienſt unter Pompejus dem Großen ebenfalls eingewandert, unter den Kaiſern aber noch größere Ausbreitung erfuhr — befindlichen Mithrasmonument drei Magier mit ſpitzer Mütze, dem perſiſchen Coſtüm, dem weiten, von einem Gürtel zuſammengehaltenen Rock ꝛc. zu ſehen ſind, wie ſie dem neugebornen Gotte Geſchenke bringen *), ſo wäre man geneigt, hier aus noch andern Gründen chaldäiſchen Einfluß auf die Bildung von Sagen anzunehmen, welche die Kindheit Jeſu behandeln, weil Zoroaſters Weiſſagung hinzuſetzt: „in der Mitte dieſes Sterns werdet ihr das Bild einer Jungfrau erblicken" **), dieſe Jungfrau aber iſt das bekannte Sternbild im Thierkreiſe ***), das in

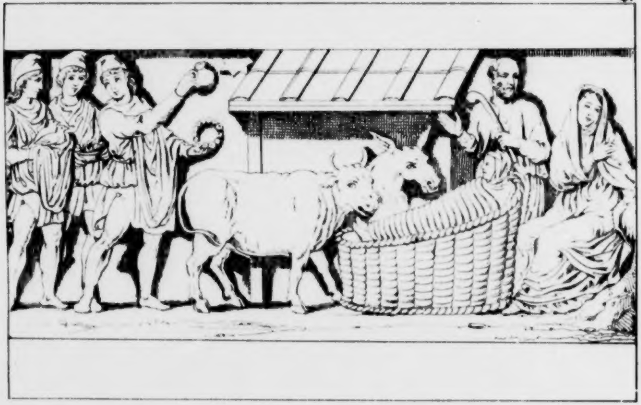
---

*) Kircheri Roma subterranea.

**) „Cumque nasceretur stellam apparituram, in cujus medio conspiceretur figura puella virginis."

***) Dieſe Jungfrau (Ceres), welche die „heilige Jungfrau" (ἱερα παρθενος) heißt, obgleich ſie, Demeter, mit dem Dionyſuskinde der Myſterien (Jacchus) niederkömmt, der von der myſtiſchen Wanne, in welcher er liegt, Liknites genannt wurde; dieſe Jungfrau, welche in der Tempelaufſchrift zu Sais „Mutter der Sonne" heißt (Procl. in Tim. l. 1.); dieſe Jungfrau, in welcher Eratoſthenes von Alexandrien die Mutter des Horus erkannte; dieſe Jungfrau meinten die Magier, denn auf der perſiſchen Sphäre trägt ſie ein Kind auf ihrem Arme, und Scaliger beſchreibt ſie:

2.



der längſten Nacht des Jahres heliakiſch aufſteigt, und vielleicht erklären hilft, warum die heidniſchen Germanen und Scandinavier in der Julnacht der Freia opferten. Daß auf dem vorerwähnten Bilde auch das Mithraskindlein in einer Höhle von einem Ochſen und einem Eſel umſtanden iſt, wie das Jeſuskind in der chriſtlichen Legende*), daß die Geſchenke, welche die drei Magier darbringen, ſämmtlich Gaben ſind, die man dem Sonnengott zu opfern pflegte, alle dieſe überraſchenden Paralellen könnten in ſchwachen Gemüthern leicht die Frage anregen, ob nicht die Geburtsgeſchichte des Erlöſers nach heidniſchen Vorbildern zugeſchnitten worden ſey? Glücklicher Weiſe beruhigt uns der h. Juſtinus darüber, deſſen Scharfſinn dieſen gordiſchen

---

Virgo pulchra, capillitio prolixa, duas Spicas manu gestans, *puerum lactans.* (Not. ad Manil. Astron.) Albertus Magnus (de Univ.) wußte es, daß „ascendente virgine natus fuit Dominus noster Jesus Christus", und bei Selden (de diis Syr. Synt. I. p. 104) ſpricht ſich auch Roger Baco in dieſem Sinne aus: „quod Beata Virgo habet figuram et imaginem infra decem primos gradus Virginis et quod nata fuit quando Sol est in Virgine et ita habetur signatum in Calendario, et quod nutriet filium suum Christum Jesum in terra Hebraeorum. welche Stelle aber freilich mehr das Feſt „Mariä Geburt" erklären hilft, das noch vor Ausgang jenes Monats gefeiert wird, in welchem die Sonne im Zeichen der „Jungfrau" weilt.

*) Der Chaldäer dachte hier an die beiden Aequinoctien, deren aſtriſche Repräſentanten der Plejadenſtier und der Weineſel (oder Polarbär) ſind, der Jude aber an den (in Moſis Segen) mit dem Stier verglichenen joſephiniſchen Meſſias, und an den davidiſchen aus dem Stamm Juda, der die Eſelin an den Weinſtock bindet.

Knoten mit der Behauptung durchſchneidet, daß der Satan lange vor Chriſti Geburt, um Skepticismus unter den Rechtgläubigen auszuſäen, dieſe Sachen den Heiden anticipando eingegeben habe. Nichts deſtoweniger wollte Dupuis, ein Zeitgenoſſe der franzöſiſchen Revolutionsmänner, die der Vernunft einen Altar errichteten, bei dieſer Erklärung ſich nicht beruhigen. Er ſuchte nämlich die drei Weiſen aus dem Morgenlande nicht in Cöln, wo man ihre Reliquien bewahrt, ſondern am Firmament auf, und fand ſie auch wirklich im „Gürtel des Orion*).“ Dieſem aſtriſchen Character

---

*) Dupuis gibt von dieſem Sternbild folgende Beſchreibung: „La constellation d'Orion renferme deux etoiles de la premiere grandeur et plusieurs de la seconde. Elle occupe un champe tres-vaste aux cieux, au midi du taureau et des gemeaux. Elle a *trois belles etoiles* vers le milieu, qui sont de seconde grandeur, et posées en ligne droite, l'une près de l'autre. Le peuple les appelle *les trois rois*. On donne aux trois Rois Mages les noms de *Magalas*, Galgalat (ſo heißt auch die Sonne bei den Chaldäern von ihrem ewigen Kreislauf), Saraim (Glanz; Sar i. e. σειριος); les Catholiques les appellent *Gaspard*, *Melchior* et Balthasar.“ Wenn Dupuis ferner in dem Stall zu Bethlehem den Stall des Augias (Glanz) wieder erkennt, deſſen Mutter Noktäa, d. h. die längſte Nacht, iſt, alſo das Sternbild Stabulum Augiae, ſo wage ich ihm nicht ſo weit zu folgen, weil Lucas die Krippe offenbar der Geſellſchaft Jeſu wegen brauchte, die zwar nicht durch ihn, aber doch aus einem apokryphiſchen Evangelium bekannt geworden iſt. Das Evangelium der Geburt Mariä (Kapitel 13.) verwandelt den Stall in eine Höhle, wie jene des Mithras, die aber dort, wie bei den Platonikern, die dunkle Körperwelt als Gegenſatz des Lichtreichs bedeutet.

entſprechen auch die hebräiſchen Namen Kaſpar (Glanz) und Melchior (Lichtkönig), was jedoch Balthaſar [*] bedeute, der als Mohrenkönig ohnehin keine leuchtende Erſcheinung ſeyn kann, habe ich vergebens zu erforſchen geſtrebt. Baal-Sar [illegible]

So wie alle hohen Feſte wurde auch Epiphanias (der Tag der Erſcheinung Chriſti) mit Aufzügen und Darſtellungen in den Kirchen gefeiert. Drei Knaben in Seide gekleidet, goldne Kronen auf den Häuptern, ein goldenes Gefäß in den Händen, ſtellten die Weiſen aus dem Morgenlande vor. Durch die Hauptthüre hervortretend, ſangen ſie langſam gehend dieſe Strophe:

> **O quam Signis celebranda dies ista laudibus,**
> **In qua Christi genitura propalatur gentibus,**
> **Pax terrenis nunciatur, gloria coelestibus,**
> **Novi partus signum fulget Orientis patria,**
> **Currunt reges et adorant Deum ad praesepia,**
> **Tres adorant reges unum, triplex est oblatio.**

Während dieſes Geſanges näherten ſie ſich dem Altar. Dort erhob der Erſte ſein Gefäß und ſagte: ***aurum* primo**, der Zweite: ***thus* secundo**, der Dritte: ***myrrham* dante tertio**. Hierauf wieder der Erſte: ***aurum* regem**, der Zweite: ***thus* coelestem**, der Dritte: **mori nutat unctio**. Dann zeigte einer von ihnen mit der Hand den vom Kirchengewölbe herabhängenden Stern, und ſang in einem hohen Tone: **Hoc signum magni regis**, und alle drei gingen jetzt zum Opfer, den Antiphon ſingend: **Eamus, inquiramus eum et offeramus ei munera, aurum thus et myrrham** [**]. Nach Beendigung dieſer Antirbone erhub ein jüngerer Knabe hinter dem Altar ſeine Stimme, welche die eines Engels vorſtellen ſoll, und ſang: **Nuntium vobis fero de supernis, natus est Christus dominator orbis in Bethlehem Judae, sic enim propheta dixerat ante.** Hierauf gingen die drei Könige in die Sacriſtei zurück, ſingend: **In Bethlehem natus est rex coelorum etc.**

---

[*] Die chaldäiſche Form (offenbar die ältere) iſt Baalſchaſar.

[**] Schon oben wurde erinnert, daß Gold, Weihrauch

In mehreren Kirchen waren die Repräſentanten der

---

und Myrrhen die dem Sonnengott gewöhnlich dargebrachten Opfergaben waren. Hier folge das Zeugniß des Jeſuiten Athanaſius Kircher. Dieſer zählt in ſeinem **Oedipus aegyptiacus** II. p. 2. pag 367. die verſchiedenen Pflanzen und Metalle auf, welche die Orientalen einem jeden Planeten zutheilten, zu denen noch Ptolemäus die Sonne zählte. Die hier angeführte Stelle lautet im Originale: **Res solares: Ex mineralibus** *aurum*, **ex lapidibus ambra e vegetabilibus** *thus*, **mel**, *myrrha*. Warum aber wählte man eben dieſe Stoffe? weil Chriſtus an die Stelle der Sonne trat, daher der Sonntag nicht nur ihm geheiligt, wie bei den alten Aſtrologen jener Wochentag der Sonne, ſondern auch der **dies nativitatis** Solis ſein, wie des Mithras Geburtstag, und am Tag, an welchem die Sonne ins Frühlingszeichen des Widders eintritt (22—25 März), ehedem das Oſterfeſt gefeiert, als die Päpſte noch nicht es zu einem beweglichen gemacht hatten; der Tag des Wiederfindens (εὕρεσις) des Oſiris iſt das heutige Erſcheinungsfeſt, der Heide verſtand darunter die nach der Winterwende wieder in die obere Hemiſphäre heraufziehende, alſo aus der Verborgenheit wieder hervortretende Sonne. Alle Sonnengottheiten (Zeus, Helios, Dionyſus, Apollo, Aeſculap, Hercules ꝛc.) führten das Prädicat: „Heiland“ (σωτήρ), weil ſie den Winter verſcheuchten ꝛc.

Könige aus Morgenland drei Chorherren, mit Kronen geziert; ſie traten von drei verſchiedenen Seiten her vor den Altar. Der Mittlere zeigte mit einem Stabe gen Morgen auf einen Stern, und ſang dazu einige Worte ab, die ſich auf den Stern bezogen. Die andern Beiden ſangen gleichfalls einige Lieder ab, worauf alle drei einander umarmten. Nun kam der Chor mit Lichtern zu den Königen, es wurde geſungen und der Leuchter mit Kerzen beſteckt, welche die Geſtalt eines Sterns bildeten. Darauf zogen alle zu einem Altar, auf welchem ein Muttergottesbild ſtand. Ein Vorhang ward hinweggezogen, das Kind kam zum Vorſchein und ward angebetet. Nun ſtrömte Alles in der Kirche herbei und brachte Opfer d. i. Geſchenke. Dieſe erhielten — die geiſtlichen Herren *).

Auch außerhalb der Kirche wurden die drei Könige, welche, dem Stern folgend, dem neugebornen Meſſias ihre Verehrung bezeugen wollen, Gegenſtand für die dramatiſche Behandlung. Die Akteurs bekleideten ſich mit langen weißen Hemden, die mit Goldpapier verbrämt waren, Wehrgehänge mit Säbeln über der Schulter **). Zwei trugen vergoldete Spieße, der dritte den „Stern.“ Der Repräſentant des Mohrenkönigs war an den Händen und im Geſicht geſchwärzt, hatte einen mit Federn gezierten Turban auf, und trug einen ſteifen langen goldenen Zopf, die beiden andern aber goldene Kronen. Der ſogenannte Stern war eine Stange, auf welcher ein Brett befeſtigt war. Auf dieſem ſah man im Hintergrunde ein Schloß ſtehen, mit Buchsbaum und Gold reich geſchmückt, auf einer Seite eine Laube, in welcher drei kleine heilige Dreikönige ſo lange verborgen ſtehen, bis das geſungene Lied ihre Erſcheinung fordert. Auf der andern Seite des Schloſſes ſah man einen Stall, in welchem Maria vor der Krippe ſaß, in welcher ihr Kind vor ihr lag, zwiſchen Ochs und Eſel, und Joſeph daneben. Im Schloſſe ſelbſt war ein großes Fenſter, hinter welchem gewöhnlich Herodes ſtand, mit ſchwarzbraunem, fürchterlichem Geſichte, eine große ſchwarze Perücke auf dem Haupte. Alle Figuren waren beweglich, und wurden von den auf beiden Seiten ſtehenden Königen zu ~~ſeiner~~ Zeit in Bewegung geſetzt. Ueber dem allem ſchwebte ein großer vergoldeter Stern von Pappdeckel, mit Erbſen gefüllt, der ſtets herum gedreht wurde. Das Ganze wurde durch mehrere Lichter erleuchtet. Sobald ſich dieſe Repräſentationskönige geſtellt hatten, fingen ſie an zu ſingen:

---

*) In der Kapelle des Pallaſtes zu St. James in London findet am Dreikönigstage folgende Feierlichkeit ſtatt, bei welcher die Leibwache aufzieht. Zwei Kammerherrn haben im K. Kabinet die Aufwartung. Kurz vor dem Schluſſe des Gottesdienſtes ſteigen ſie heran, nähern ſich dem Altar, und bringen Gefäße mit Gold, Weihrauch und Myrrhen dar, die der Geiſtliche auf einer goldenen Schüſſel empfängt. Dann entfernen ſich die Kammerherrn in derſelben Ordnung wie ſie gekommen ſind, und ein angemeſſener Geſang beſchließt das Gepränge. (Mgbl. 1819. S. 396).

**) Journ. v. u. f. Deutſchland 1789. I. S. 156.

Die drei Könige:

Wir kommen her aus fremdem Land
Einen guten Abend geb euch Gott!
Einen guten Abend, eine frohe Zeit,
Die uns Herr Chriſt mit Freuden bereit'.

Der Mohr:

Ich bin der König aus Mohrenland,
Jetzt komm' ich aus Aegyptenland.

Die drei Könige:

Kaſpar, Balzer, Melchior auf einmal
Treten hier auf dieſen Saal.
Wir kommen vor Herodes Haus,
Herodes ſchaut zum Fenſter h'raus.
Herodes ſprach: wo wollt ihr hin?
Nach Bethlehem ſteht unſer Sinn,
Nach Bethlehem in Davids Stadt,
Wo Jeſus Kind geboren ward.

Der Mohr:

Herodes ſprach: Komm h'rein zu mir,
Ich will euch geben Wein und Bier,
Ich will auch geben Stroh und Heu,
Und auch die ganze Zehrung frei.

Die drei Könige:

Ach nein, ach nein, wir müſſen fort,
Wir haben ein klein Kindlein dort,
Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erd erſchaffen hat.

Der Mohr:

Herodes ſprach mit trotz'gem Sinn:
Wollt ihr nicht bleiben, zieht immer hin.

Die drei Könige:

Wir gingen einen Berg hinan
Da mußt der Stern wohl ſtille ſtahn,
Der Stern ſtand ſtill, wir gingen hinein
Und fanden die Marie mit dem Chriſtkindlein,
Wir knieten nieder und beteten's an
Und haben gute Geſchenke gethan,
Weihrauch, Gold und Myrrhen.

(Hatten nun die freigebigen Könige ihre Schätze verſchenkt, nahmen ſie eine kleine Wegzehrung willig an, und dankten dafür ſingend:)

Ihr habt uns eine Verehrung gegeben
Gott laß euch das Jahr in Freude verleben,
Mit Freude verleben immerdar!
Dies wünſchen wir zum neuen Jahr.

Dem Herrn wünſchen wir einen goldnen Tiſch,
Auf allen vier Ecken gebratene Fiſch,
Und mitten drein einen Becher mit Wein,
Das ſoll' dem Herrn ſein Schlaftrunk ſeyn.
Der Frau wünſchen wir einen goldenen Ring
Und alle Jahr ein kleines Kind,
Dem Sohn wünſchen wir ein grünes Kleid
Und übers Jahr ein junges Weib!
Der Tochter wünſchen wir einen goldnen Kamm
Und übers Jahr einen Bräutigam.

Sowohl in Thüringen als in andern Ländern fand dieſer Aufzug zur großen Beluſtigung des Volkes ſtatt und iſt erſt vor 50—60 Jahren von den Polizeibehörden unterſagt worden.

Daß die Anfangsbuchſtaben der drei Könige (C M B) in katholiſchen Ländern an die Thüren der Wohnungen geſchrieben werden, beweist deutlich, daß ſie als Dämonen (und überhaupt ſchädlichen Zauber) abwehrende Amulete galten. Eben ihnen ſchrieb man dieſen heilſamen Einfluß zu, weil ſie am Ausgang der zwölf Nächte erſcheinen, innerhalb welcher Zeit der wilde Jäger und Frau Holle ihren Umgang halten. In jener Zeit, wo die Nächte am längſten ſind, dachte man ſich die Mächte der Finſterniß am einflußreichſten. Schon die Alten hatten vor dieſer Zeitperiode der Winterwende eine große Scheu, daher in Rom das Lemurenfeſt gefeiert, an welchem man die unſeligen Geiſter auf der Oberwelt umgehend dachte. Dieſe, weil ſie noch nicht ganz verklärt, mit ihren Wünſchen noch an die materielle Welt gebunden, dachte man ſich mit Scheinleibern ausgeſtattet, weil ſie Geſtalt annehmen. Der Leib iſt die Hülſe der Seele *). Dieſe Art von

---

*) Daher ward am Feſte der Nymphe Carna, welche dem Körper Wachsthum verleiht, in Rom Bohnen-

Weſen, welche, im Gegenſatz zu den lichtglänzenden reinen Geiſtern, aus der Luft ſich eine Hülle weben,

---

muß gegeſſen, und dieſer Tag (1. Juni) davon fabariae Calendae genannt. **Fabius**, d. i. der Bohnenmann, war der Sohn des Hercules von jener Carna. Aus dieſem Grunde wurden an dem von den Ehefrauen gefeierten Matronalienfeſte, wo man die Juno Lucina um Leibesſegen anflehte, Bohnen gegeſſen, hingegen am Feſte der jungfräulichen Ceres war dieſe Speiſe verboten; aus demſelben Grunde den Brahmanen, ägyptiſchen Prieſtern, Pythagoräern ꝛc., weil ſie das Gelübde der Keuſchheit beobachtend, nichts genießen wollten, was ſchon dem Namen nach an die Zeugung erinnert (denn von φακη = faba ſtammt pro*pago*, facio — wovon facies — fabrico in dem Sinne: Familien erbauen; von phol, wie die Bohne im Hebräiſchen heißt: polleo und φιλω, filio Kinder zeugen, umgekehrt von κυω ſchwängern, κυαμος die Bohne ꝛc.). Piſa hieß die Stadt der Erbſe (πισον, pisum), denn ihr Palladium war des Pelops „unalterndes Scepter," d. h. ſein Schulterknochen geweſen, den die Erdgöttin verſchluckt hatte, weil er das Sinnbild des zur Saat aufſchießenden Samenkorns, nämlich der Phallus; und der Seelenvater Dionyſus, aus deſſen Becher die in die Geburt ſtrebenden Seelen ſich berauſchend, Vergeſſenheit ihrer himmliſchen Heimat trinken, Dionyſos, den die Athener an ſeinem Feſte durch Herumtragen eines Phallusbildes ehrten, hieß bei ihnen: Bohnenmann (κυαμιτης). Einer Tradition zufolge, ſollen aus dem Urſchlamm Bohnen und Menſchen zugleich hervorgekommen ſeyn (Diog. Laert. VIII, 12). Nun dachte ſich aber der Orient die Dämonen als Seelen derer, die noch mit ihren Gedanken an der Erde hafteten, deren ſündhaftes Leben ſie zur Strafe der Wiedergeburt verurtheilen ließ. So war das Bindeglied zwiſchen Zeugung und Tod gegeben.

in welcher ſie den Sterblichen erſcheinen, haben davon ſehr paſſend in der rabbiniſchen Dämonologie den Namen Keliphoth erhalten, d. h. Hülſen (*κελυφαι*), und der dämoniſche Eſau heiſchte darum ein Linſengericht, welches noch die heutigen Juden nach dem Begräbniſſe eines Verwandten, an des Todten Statt eſſen, denn rücklings Bohnen werfend, glaubte auch der römiſche Hausvater die geſpenſtiſchen Manen zu verſcheuchen. Ebenſo ſpielten bei den Todtenmahlen der Griechen Bohnen und Erbſen ihre Rolle (**Plut. Probl.**) Eine geſpenſtiſche „Erbſenmuhme“ im deutſchen Volksglauben, die den Erbſen naſchenden Kindern feindlich iſt, erwähnt Müller (Altt. Rel. S. 378.) Und wie der Römer ſchwarze Bohnen den geſpenſtiſchen Lemuren opferte *), ſie zum Wohl der Menſchen in Gräber warf **), aber wer der Nähe der Gottheit in weiſſa-

---

*) — — *nigras* accepit ore *fabas*.
Aversusque jacit, sed dum jacit: haec ego mitto,
His, inquit, *redimo meque meosque fabis*.
Haec novies dicit, nec respicit: umbra putatur
Colligere et nullo terga vidente sequi.

Ovid.

Der Prieſter des Jupiter in Rom durfte die Bohne nicht einmal nennen und berühren, eben weil ſie zu den Todten in Verbindung ſteht, deren Anblick ſchon ihn verunreinigen würde, daher man vor ein Sterbehaus eine Cypreſſe als Warnungszeichen aufſtellte, damit der flamen **Dialis** ſich nicht nähere, wenn ihn etwa der Weg durch dieſe Straße führte. Da ihm auch geſäuertes Brod zu eſſen verboten war, weil der Sauerteig nach Plutarch (Q. R.) an den Gährungsprozeß der Verweſung mahnt, ſo erklärt ſich vielleicht hieraus, warum der Talmud den Juden am Feſt der ungeſäuerten Brode auch den Genuß der Hülſenfrüchte verbietet. Als ein Feſt der aus der genden Träumen gewürdigt ſeyn wollte, wie die Beſucher des Tempels des Amphiaraus, ſich der Bohnen enthalten mußte (Lobeck Aglaoph. pag. 251) gleich der prophetiſchen Biene*), dieſem prieſterlichen Thiere**), das ſich nie auf Bohnen ſetzt (Porphyr. de antr. c. 19); ebenſo trachtete man in den 12 Nächten, welche prophetiſche Träume bringen ſollen***), ſich aller Hülſenfrüchte zu enthalten. Der Volksglaube lehrt: wenn man während den Zwölfen Hülſenfrüchte genieße, werde man krank, bekomme man Hautausſchläge †). Die blähenden Speiſen verhindern allerdings hellſehende Zuſtände, welche die Seele nur dann erfahren kann, wenn ſie vom Körper keine ſtörenden Einflüſſe erleidet. Daran dachte der weiſere Prieſter, das Volk hingegen nahm die mittelbare Urſache für eine unmittelbare, d. h. anſtatt durch Vermeidung unverdaulicher Speiſen einen

---

Finſterniß des Körperlebens befreiten Geiſter, hatte ſchon Philo das Erinnerungsfeſt an den Auszug aus Aegypten gedeutet gehabt, und Chriſti Wiederkunft zum Gericht am Ende der Tage wird ja auch in der Oſternacht erwartet.

*) Im Hebräiſchen heißt die Biene: Debora, d. i. die Sprecherin, im Cultus des Zeus gab ſie Orakel im Eichenhain.

**) Die Prieſterinnen der Ceres hießen Meliſſen (Bienen), der Prieſter des Zeus: Meliſſeus.

***) Kieſer (Syſt. d. Tellur.) erklärt ſich daraus, daß das telluriſche oder Schlaf- und Traumleben in der Mitternacht des Jahres noch ſtärker vorwaltet, als in der täglichen Nacht.

†) Keller, „das Grab des Aberglaubens" I. S. 175., dort werden ganz im Geſchmacke des flachen Rationalismus des vorigen Jahrhunderts, in welchem der Verfaſſer lebte, die ſeichteſten Erklärungsverſuche gemacht.

unruhigen Schlaf und beängſtigende Träume, die man für dämoniſche Einflüſſe nahm — denn was iſt das Alpdrücken anders? — zu verhüten, ſcheute es die Hülſenfrüchte als Dinge, welche unmittelbar die böſen Geiſter anlocken. Da aber in der Dreikönigsnacht die gefürchtete Periode ihr Ende erreicht, ſo bringt die Bohne keine Gefahr mehr, man darf ihren Genuß nicht mehr ſcheuen; oder auch man aß den Bohnenkuchen an der Todten Statt, wie die Juden Linſen und die Griechen Erbſen bei Trauermahlen, indem die Hülſen den Manen geopfert wurden, wie Kuchen ebenfalls. Hier erreichte man alſo im Bohnenkuchen den doppelten Zweck einer Todtenſpeiſe. Daß aber die Dreikönigsnacht gleichſam die Sterbeſtunde des alten Jahrs iſt, geht daraus hervor, daß an dem Feſttag ſelbſt das große Neujahr gefeiert wird, weil an dieſem Tag zum Erſtenmal ein Wachſen der Tageslänge bemerkt wird. Darum werden die Bohnenſcherze auch am Vorabend jenes Tages vorgenommen, welcher als Wiedergeburt der Sonne (oder der Zeit) Tag der Erſcheinung heißt.

In einem alten Kalender der römiſchen Kirche findet man, daß am Vorabend des Epiphanienfeſtes Könige durch Bohnen gewählt werden. Der 6. Januar hieß der Feſttag der Könige, und die Wahl derſelben wurde feierlich begangen. In Franken bäckt man am Tage Epiphanias einen Kuchen von Mehl und Honig, und wählt ſich auf folgende Art einen König. Die Hausmutter knetet den Kuchen, legt eine Münze hinein, bäckt ihn alsdann im Ofen, bricht ihn in ſo viele Stücke, als Perſonen in der Familie ſind, und jedes erhält ſeinen Antheil, ſo wie auch das Chriſtkind, die Mutter Marie und die drei Könige, deren Theile aber in's Almoſen gegeben wurden. Wer die Münze findet wird König, auf einen Thron geſetzt, und dreimal mit Frohlocken in die Höhe gehoben. In Schleſien vertritt die Stelle der Münze eine Bohne, im Uebrigen iſt die Ceremonie dieſelbe. Ein Gemälde aus der niederländiſchen Schule erklärt dieſe auch in der Niederlande übliche Sitte, wo es aber darauf angelegt iſt, daß ein Kind aus der Familie die Bohne finden muß, welches dann auf den Tiſch gehoben, und die Krone aufgeſetzt erhält. In ſeiner rechten Hand hat es ein Stück Kreide, womit es bei jedesmaliger Erhebung ein Kreuz an die Decke macht, durch dieſe Kreuze hofft man Abwehr aller Uebel *). Bei dieſem Feſte wurden Lieder geſungen, die vermuthlich Spottlieder waren, daher das Sprichwort: „Das geht noch über das Bohnenlied hinaus." Die Spottlieder ſcheinen gleich jenen, welche die römiſchen Soldaten dem als Triumphator in Rom einziehenden Feldherrn anſtimmten, eine Art von Abfindung des neidiſchen Geſchickes geweſen zu ſeyn, das

---

*) In Epiphania Domini singulae familiae ex melle, farina libum conficiunt, et Regem sibi legunt hoc modo: libum materfamilias facit, cui absque consideratione inter subigendum denarium unum immittit, postea amoto igne supra calidum focum illud torret, tostum in tot partes frangit, quot homines familia habet: demum distribuit, cuique partem unam tribuens. Adsignatur etiam Christo, beataeque Virgini, et tribus Magis suae partes, quae loco Eleemosynae elargiuntur. In cujus autem portione Denarius repertus fuerit, hic Rex ab omnibus salutatus, in sedem locatur et ter in altum cum jubilo elevatur. Ipse in dextera cretam habet, qua toties signum crucis supra in Triclinii laquearia delineat: quae Cruces quod obstare plurimis malis credantur. (J. Boemus Aubanus Mores et Ritus omn. gentium Genev. 1620. p 266).

auf unerwartetes Glück ein noch größeres Unglück folgen zu laſſen pflegt. Der Bohnenkönig war alſo durch dieſes Verfahren vor dem „Beſchreien" geſichert, da ſeine Freude nicht ganz ungetrübt blieb. Oder wollte man in den Spottliedern an die Satyren, welche bekanntlich fauniſche, dämoniſche Weſen mit Bockshörnern ſind, an die boshaften Schwänke der Kobolde erinnern, weil in dieſer Nacht die Hölle los iſt? Denn bekanntlich ahmte man in den Spielen an gewiſſen Jahresfeſten die Handlungen jener göttlichen oder geiſterhaften Weſen nach, die man um dieſe Zeit thätig dachte. Die Kreuze an der Decke verrathen ohnehin, daß man in jener Nacht ſich gegen Einflüſſe der Dämonen ſchützen zu müſſen glaubt. Ich wiederhole nochmals, es war ein Todtenfeſt der ſterbenden Zeit, deren Wiedergeburt man ſchon am nächſten Morgen (Epiphanias = Wiedererſcheinen) feiert. Der Bohnenkuchen iſt alſo ein Leichenkuchen, und wo die Bohne wegbleibt, fehlt doch der Honig nicht, den die Griechen den Todtengottheiten opferten, und die Bohne wird durch die Münze erſetzt, welche nicht bloß bei den alten Völkern, ſondern noch im heutigen Sardinien, Korſika, Griechenland, Rußland ꝛc. und ſelbſt bei einigen deutſchen Stämmen (ſ. geſtr. Rockenphiloſophie III. c. 20) dem Todten in den Mund gethan wird, weil das Metall (Plutus) wie der Todte (Pluto) unter der Erde ſeine Behauſung hat. Der Gewinner der Münze oder der Bohnenkönig iſt der Repräſentant des geſtorbenen, aber eben ſo ſchnell ſich verjüngenden Jahres. König heißt hier nichts anderes als die Zeitherrſchaft antreten, in ähnlichem Sinne iſt an Maifeſten der Repräſentant des Frühlings der „Maikönig", oder, wie die Engländer ſagen, the lord of the May. Neben dieſem gibt es aber auch eine **lady of the May**, eine Roſenkönigin, die unter ihren jungfräulichen Geſpielen hervorragt.

In England iſt der Dreikönigstag ausſchließlich den Kindern geweiht. Die Unterhaltung fängt Abends an; den man aber ein paar Stunden früher anbrechen läßt, damit die Kinder nicht zu lange aufbleiben. Es beginnt gewöhnlich mit Tanzen. Nachdem dieß eine Stunde gedauert und leichte Erfriſchungen herumgereicht wurden, fängt man verſchiedene Spiele an, von der Art, daß alle daran Theil nehmen können. Nach einiger Zeit kommt das Abendeſſen, gewöhnlich kalt, woran die ältern Gäſte Theil nehmen; dann kommt der große Gegenſtand der Verſammlung, die Feier des Gebrauchs, welcher ehemals in ſo vielen ändern Theilen Europa's herrſchte, der aber jetzt beinahe überall aufgehört hat, oder doch in ein Kinderſpiel verwandelt worden iſt, obgleich es ſonſt eine Hoffeierlichkeit war. Es iſt dieß nämlich das Auftragen des großen Königskuchen, und das Ziehen von Looſen für die Namen und Perſonen, welche die Geſellſchaft für den übrigen Theil des Abends zu ſpielen hat, und für die größern oder kleinern Stücke Kuchen, die mit jedem Looſe, je nach dem Range, welchen es bezeichnet, verbunden ſind. Der große Augenblick, wo die Hände der Kleinen in den Hut greifen ſollen, um das entſcheidende Loos herauszuziehen, iſt eine Periode in ihrem kleinen Leben. Während dieſes Ziehens muß Alles ſtille ſeyn, und Niemand darf in ſein Loos blicken, bis alle Uebrigen bereit ſind, die ihrigen zu öffnen; dann wird das Zeichen gegeben, und ein Jeder hat der Geſellſchaft ſeinen ihm zugefallenen Titel bekannt zu machen, bei welchem er dann für den Abend genannt wird. Die Unterſuchung der Looſe und die daraus entſtehenden Scherz dauern eine Stunde, dann ſchließt ein mehr Gelächter erregendes Spiel „Snap-dragon“ den Abend. Man trägt eine irdene Schüſſel auf, die zur Hälfte mit Arak, in welcher Roſinen geweicht ſind, angefüllt iſt. Die Schüſſel wird auf einen runden Tiſch mitten im Zimmer geſtellt, Feuer und Kerzen werden verdeckt, das Zimmer gänzlich verfinſtert und der Branntwein angezündet. Der Spaß beſteht in dem drolligen Anblick, welchen das blaue Licht des brennenden Weingeiſts denen gibt, welche die Roſinen aus der Schüſſel holen und ſie brennend verzehren. Iſt dieß vorüber, werden die Lichter angezündet, und die Kleinen begeben ſich nach Hauſe, um noch Wochen lang von ihrer Unterhaltung zu ſchwatzen und zu träumen*). In der Normandie in Frankreich hält ſich ein Kind unter dem Tiſch verborgen, deſſen Decke, bis an die Erde reichend, jenes dem Anblick der im Zimmer Anweſenden ganz entzieht. Wenn nun der Kuchen aufgeſchnitten wird, ruft Derjenige aus der Geſellſchaft, welcher das erſte Stück erhält, aus: „**Fabe Domini pour qui?**“ und das Kind antwortet: „**Pour le bon Dieu!**“ Dann looſt man die andern Theile aus. Derjenige, in deſſen Portion ſich die Bohne befindet, wird zum König ausgerufen. Trifft es ſich, daß die gewinnende Perſon eine Dame iſt, ſo gibt es eine Bohnenkönigin**). In einigen Kirchſpielen, zu Glouceſterſhire in England, zündet man zwölf kleine Feuer und ein großes Feuer von Strohbündeln an dieſem Tage auf den Feldern an, um, ſagt man, die alte Hexe zu verbrennen (!), worunter man in der Druidenzeit wohl die alte Zeit ſich gedacht haben mochte, ſowie man noch heute in manchen ſlawiſchen Orten am Sonntag Lätare den Winter in Geſtalt einer Strohfigur verbrennt.

---

*) Morgenblatt 1823 Nr. 310. S. 1239.

**) Es wird dadurch der obige Erklärungsverſuch nicht beeinträchtigt, denn wie Götter und geiſterhafte Weſen, namentlich Kalenderfiguren, häufig das Geſchlecht wechſeln, Gode (Wodan als wilder Jäger) auch als „Frau Gode“ (Holle) erſcheint, und neben Perchta oder Berta ein geſpenſtiſcher Berchtold, Bertold, ſo ſind auch ihre irdiſchen Repräſentanten bald Mann, bald Weib.

Erwägt man, daß das Epiphanienfeſt ſchon vor der Einführung der Weihnachtsfeyer den Character eines Neujahrsfeſtes als Geburtstag der wiederkehrenden Sonne hatte *); erwägt man ferner, daß die Aequinoctien abwechſelnd mit den Solſtitien durch Freudenfeuer ausgezeichnet wurden — ſo entſpricht dem Oſterfeuer der Wenden und dem Maifeuer der Kelten zu Ehren des Lichtgottes Belen, das am erſten November dem Sighe angezündete Herbſtfeuer, und beide Feuer hießen in Wales coelcerth, d. i. das Heilige, vergl. Grimm Myth. p. 580 — ſo daß dem Johannisfeuer die noch heute in Frankreich gefeierte souche de noel **) gegenüber

---

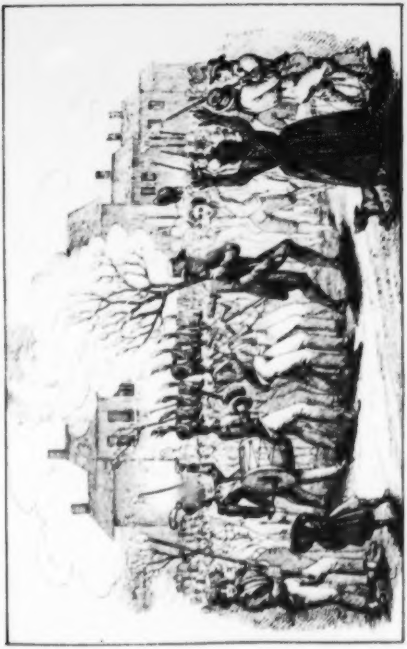
*) Weihnacht fiel in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten mit Epiphanias zuſammen, bis die Kirche von Alexandria die beiden Feſte ſchied, und das erſte Feſt auf den 25. December verlegte. (Bingham Orig. ecclesiast. IX. p. 65).

) Noel corr. aus novellus für novus sc. annus, bedeutet Neujahr, und die an dieſem Feſte in Deutſchland und Frankreich ſtatt findende feſtliche Erleuchtung der Häuſer galt dem Jahresgott. (Eckermann, Religionsgeſchichte III. 1. S. 62). In Marſeille zündete man den calendeau oder caligneau, einen großen Eichenkloß an, dem Hausvater gebührte die Flamme anzuſtecken. In der Dauphinée, chalendal genannt, galt er für heilig, und man mußte ihn ausbrennen laſſen. Weihnacht hieß Chalendes (provenc. calenſteht, ſo erklärt ſich leicht, was das Herumtragen angezündeter Bäume zu Brough in Weſtmoreland für eine Bedeutung hatte. In Hone's **Every Day Book T. III. p. 26 finde ich dieſe Sitte, wie folgt, beſchrieben: „Um acht Uhr Abends bewegt ſich der Volkshaufe unter lautem Jubel und Huſſah! in feierlichem Zuge, mit einer endloſen Schaar gaffender Zuſchauer einem vorangetragnen Baum folgend, an deſſen Aeſten eben ſo viele brennende Lichter befeſtigt ſind, durch die Straßen der Stadt. Zum Träger deſſelben wählt man einen rieſigen, knochenfeſten Mann aus. Eine Muſikbande zieht hinter ihm her mit klingendem Spiele. Man bemerkt aber noch mehrere ſolche mit Lichtern geſchmückte Bäume, nur von minder imponirender Größe, in den Händen einzelner Privaten, die ſich dem Zuge anſchließen. Wenn die Kerzen heruntergebrannt ſind, ſtellt man den Baum im Mittelpunkt der Stadt hin, und nachdem die Menge einen Kreis um ihn gebildet, wirft man ihn in den Haufen. Jeder reißt ſich darum, einen Zweig zu erhaſchen, weil die Glücklichen von den andern mit Bier und geiſtigen Getränken regalirt werden müſſen."

Wenn ich vorhin den Königskuchen als ein Todtenmahl oder Seelenbrod bezeichnete, weil die darin enthaltene Bohne oder Münze das **Viaticum** der Todten iſt; wenn ich denjenigen, dem das dieſelbe enthaltende Kuchenſtück durch's Loos zufällt, als den Repräſentanten

---

das), weil Neujahr am 25. Dec. begann. Für Deutſchland weiſt Grimm die gleiche Sitte aus dem 12. Jahrhundert nach. In einer Urkunde von 1184 (Kindl. Münſt. Beitr. II. Urk. 34) heißt es von dem Pfarrer zu Ahlen im Münſterland: „et arborem in nativitate domini *ad festivum ignem suum* adducendum esse dicebat. (Grimm a. a. O. S. 594).



des abgeſchiedenen Jahrs bezeichnete — weil der Kuchen an dem geſpenſtiſchen Vorabend des Epiphanienfeſtes gebacken und verſchnitten wird — zugleich aber auch, weil er am Feſttag ſelbſt den Königstitel führt, als Repräſentanten des neuen Jahres, der Wiedergeburt der Zeit; wenn ich in dem Bohnenlied ſeiner Umgebung die Aeußerungen der neckiſchen Kobolde erkannte, die als unſelige Geiſter den Sterblichen neidiſch ſind, ſo erſcheinen dieſe Behauptungen Manchem noch viel zu kühn, um Glaubwürdigkeit beanſpruchen zu dürfen. Ich muß mich alſo nach feſtern Stützen umſehen. Hinſichtlich des Bohnenkuchens erinnere ich an die Seelenbrödchen, die noch jetzt in Frankreich*), Italien und andern Gegenden Europa's am Allerſeelenfeſte (ſ. w. u.) im Namen der Todten, denen man ſie darbringt, verzehrt werden. Das allgemeine Todtenfeſt am Allerſeelentag beweiſt ſchon, daß man die Idee des Todes mit dem Sterben der Vegetation in Verbindung brachte. Daß man um jene Jahreszeit die Todten umgehend glaubte, leuchtet auch aus dem Verbot der Hochzeitfeier in der Adventszeit her, weil die Todten allem, was auf Zeugung und Leben Bezug hat, feindlich ſind, ihren ſchädlichen Einfluß alſo offenbaren könnten. Die Römer feierten ihre Lemuralien, d. h. Feſte den abgeſchiedenen Seelen, am Schluſſe des aſtronomiſchen Jahrs, in der

---

*) Am Allerſeelenfeſt bäckt man in Bonneval Todtenbrode eine halbe Hand hoch, die in jedem Hauſe das Frühſtück bilden. Urſprünglich gab man ſie den Todten mit auf die Reiſe. (Eckermann Religionsgeſch. III. 1. S. 24). In der Bretagne wird, wenn noch die Leiche im Hauſe iſt, das „Mahl der Seelen“ um **Mitternacht** aufgetragen, und der Bettler nimmt hier Platz neben dem Reichen, weil der Tod Alles ausgleicht. (Eckermann l. c. S. 42).

Winterwende, in welche eben das Weihnachts- und Epiphanienfeſt fallen, aber auch im Frühlingsäquinoctium zur Zeit, wo im deutſchen Volksglauben die Hexen ihre Ausfahrt auf den Blocksberg beginnen, denn um dieſe Zeit ſtirbt das Jahr mit dem Scheiden des Winters, um ſich ſogleich wieder zu verjüngen. In der That fordert auch die ſterbende Zeit in dieſen beiden Jahreswenden, daß man ihr das Todtenmahl halte. Nämlich die geſpenſtiſche Perchta, von welcher der Dreikönigstag Perchtag oder Perchtentag genannt wird (Scheffer's Jahrzth. S. 75) heiſcht, daß man in ihrer Nacht, am Dreikönigsheiligenabend Klöſe eſſe (Grimm Myth. p. 250, 251), und Perchta von Roſenberg, die weiße Frau von Neuhaus, ſoll eine Fundation hinterlaſſen haben, aus welcher alljährlich die Koſten des „ſüßen Brei's" beſtritten werden, welchen die Bauern der Umgegend, wo ſie im Leben wirkte, am grünen Donnerſtag verzehren müſſen. Unterbrechungen dieſer Obſervanz ſoll ſie ſchwer gerügt haben. Da am Oſtermorgen ſich das Jahr verjüngt, und die zwei vorhergehenden Tage ſich durch die ſtrengſten Faſten auszeichnen, ſo konnte das Abſchiedsmahl der ſterbenden Zeit nicht anders als auf den grünen Donnerſtag angeſetzt werden. Der ſüße Brei iſt eben der Honigkuchen, der bei allen heidniſchen Völkern den Todtengöttern dargebracht wurde. Die ſlawiſchen Völkerſchaften nannten ſogar dieſen Kuchen, wie die Todesgöttin ſelbſt — denn der Tod ward bei ihnen als altes Weib dargeſtellt — nämlich Baba; und da das Todaustragen noch jetzt in ſlawiſchen Ländern auf den Todtenſonntag, kurz vor Oſtern fällt, ſo iſt auch daraus zu erſehen, daß die weiße Frau der böhmiſchen Volksſage aus dem hier angeführten Grunde ihr Gedächtnißmahl am grünen Donnerſtag fordert, während die Dreikönignachtsklöſe nur bei den deutſchen Stämmen in Thüringen, Baiern, Oeſtreich, Schweiz ꝛc. Geltung haben, wo nicht das Frühlingsäquinoctium, ſondern die Winterwende die Zeitgrenze bildet. Man wird zwar erſtaunt fragen, wie die Gräfin von Roſenberg und Neuhaus in eine Kalenderfigur verwandelt worden ſey? Das Wahre an der Sache iſt aber, daß wie ſo oft, auch hier ein mißverſtandenes Kalenderbild zu einer menſchlichen Perſönlichkeit herabgeſunken iſt. Die Belege dafür weiter unten. Vorerſt ſehen wir uns wieder nach der Geſellſchaft des Bohnenkönigs um. In der letzten Anmerkung hatte ich den Bohnenkönig und die Bohnenkönigin mit dem Gode, den Müller (Altt. Rel.) für Woutan und Odin hält, und der Frau Gode, die derſelbe Forſcher als Frau Holle oder Berchta, Berta ausgibt, verglichen. Gode iſt der wilde Jäger, Berchta die Frau Venus aus dem Hörſelberge, Beide ziehen an der Spitze eines luſtigen Heeres in der Weihnacht aus jenem Berge aus, und halten in den zwölf Nächten ihren grauenvollen Umzug. In den Bergen wohnen die Verdammten*), daher auch die Elfen, Kobolde, die der Irländer das „ſtille Volk" nennt — wie Virgil und Ovid die Todten: **Silentes** — denn Schweigen iſt die Sprache der Geiſter. Der Sage zufolge recrutirt ſich das wilde Heer aus den Seelen der Selbſtmörder, ungetauften Kinder und Ertrunkenen. Der letztere Begriff läßt uns errathen, daß die böſe Holle auch die Meerfrau, Hulda, die Donaunixe iſt, die ſterbliche Jünglinge anlockt, wie Frau Venus den Ritter Tannhäuſer. Unten im Strome hält ſie ihn gefangen, wie jene ihren Geliebten im Berge. Alſo unſelige Geiſter bilden den

---

*) Daher auch Friedrich Rothbart, weil er im päpſtlichen Bann geſtorben.

Zug von Gode und Frau Gode. Was bedeutet aber Gode? Hierauf antwortet Grimm (Myth. p. 715): Das ſlawiſche god. godina iſt den Ruſſen und Serben: annus (Jahr), während das polniſche God und böhmiſche hod, hodine, die Zeit im Allgemeinen ausdrückt. Alſo iſt Gode der Jahrgott, Frau Gode die Jahrgöttin, und ihre Geſellſchaft die einzelnen Tage und Stunden des Jahrs. Alſo darum haben alle Familienglieder ihren Antheil am Bohnenkuchen als der Todtenſpeiſe, und ihre Scherze ſind die unheimlichen Schwänke der Elfen. Jene 12 Strohfeuer, um das größere dreizehnte am Dreikönigsheiligen-Abend angezündet (ſ. oben S. 67), können ſich demnach auf den Jahrgott nebſt ſeinen Monatsgöttern beziehen, nicht aber, wie Einige annehmen, auf Chriſtus und die Apoſtel, was hier eben ſo wenig paßt, als die Wahl des Bohnenkönigs von den drei Königen herzuleiten. Dergleichen Deutungsverſuche beweiſen nur, wie der urſprüngliche Sinn heidniſcher Gebräuche in der chriſtlichen Zeit, wo ſie nur noch durch die Macht der Gewohnheit fortbeſtehend, ein Scheinleben führen, und die frühern Beziehungen mit dem Cultus zugleich erſtarben, deßhalb mißverſtanden werden mußte. Von den Elfen oder Elben heißt es im Volksglauben, daß ſie jene abgeſchiedenen Seelen ſind, die dem Irdiſchen noch zugewendet, daher beſuchen ſie Nachts die Todtenfelder, ſtreiten ſich, wenn Jemand ſtirbt, wo er begraben werden ſoll. Der Tod des Menſchen iſt für ſie ein Feſt, wo einer der Ihrigen in ihre Geſellſchaft eintritt. Des Todten Beſtattung feiern ſie wie ein Hochzeitfeſt auf ſeinem Grabe. Man findet ſie außer den Kirchhöfen auch auf Kreuzwegen. Sie ſind eigentlich gefallene Engel, die zwar nicht in die Hölle geſunken, aber ungewiß ſind, ob ſie am jüngſten Tage begnadigt werden. Daher ſind ſie empfänglich für Gutes und Böſes, in Erinnerung des urſprünglichen Lichtes wohlwollend gegen die Menſchen, treibt ſie doch das böſe Element ihrer Natur zu verderblichen Streichen. Manche Elfen halten, wie die Banſhi in Irland, bei einer Familie aus, ſo lange ein Glied davon lebt, die aber auch dieſes Hausgeiſtes nicht los werden kann. Wenn ein Familienglied mit Tod abgehen ſoll, ſo erſcheint ſie in der Nähe des Kranken und ſchlägt jammernd die Hände zuſammen. Sie trägt einen weißen Mantel und einen Schleier auf dem Kopfe. Die Brownie, eine andere Elfenart, hat einen großen Wuſt von Haaren auf dem Kopf (wie die wilde Berta, ſ. Grimm D. Sag. Nr. 268.) Hier hätten wir alſo das Urbild der weißen Frau. Auch heißen die Elfen oder Elben, Alfen, Alben: Die Weißen (lat. albus), daher noch in der Sprache: Alp ein weißes Geſpenſt, Alpen: Schneegebirge, hingegen albern: blödſinnig, weil dieß die Wirkung iſt, wenn man von den Elfen geſchlagen oder auch nur angerührt wird. Es gibt zwar auch ſchwarze Elfen, nämlich die in Bergen wohnen, dem Mondlicht entzogen, das die Lichtelfen ſo ſehr lieben, daß ſie nur bei ſeinem Silberſtrahl ihre Tänze aufführen. Die Lichtelfen ſind durchſichtig und tragen weiße, ſilberfarbige Kleider. Da das Waſſer-Element durchſichtig, ſo gehören auch die Waſſernixen zu ihnen, die manchen Flüſſen (Elbe, Aube in Frankreich) den Namen gaben. Die Elfen leben in großen Genoſſenſchaften, in Irland und England unter einer Königin, im ſchottiſchen Hochland, Schweden und Norwegen unter einem König. Oberon (**Auberon**, franz. Form für Alberon, Alberich, Elberich) trägt eine Krone. Die Elfen halten zweimal jährlich, bei'm höchſten und tiefſten Sonnenſtand (alſo um Walpurgis und Weihnacht) ihre Umzüge. Am 1. Mai, Morgens, ſteigt in Irland Odonoghue (den Müller mit Odin vergleicht), aus dem See Killarney, gefolgt von leuchtenden Elfen, er reitet auf milchweißem Pferde. Seine Erſcheinung verkündet ein fruchtbares Jahr. Hingegen um Weihnacht brauſen die grün bekleideten Elfen durch Wald und Haide dahin, man hört Hörnerklang, Pferdegetrappel, ihr Anführer iſt „Grön Jette“ (Thiele, dän. Sage I., 196). Die Pferde, welche dieſes Heer reitet, ſind ſchwarz und zerzauſt; der Anblick dieſer Geſtalten gefährlich. Auf den Faröerinſeln heißen noch jetzt die Elfen Huldevolk, in Norwegen die Elfinnen: Huldrer. In einer Schweizerſage verbergen die Elfen ihre Füße, wie die ganze Geſtalt in weite Mäntel. Neugierig ſtreut einer Aſche und findet ihre Füße wie Gänſefüße. Dieß erklärt ſich daraus, daß die Gänſe den Todtengöttern (Pluto und Proſerpine) geopfert wurden, noch im deutſchen Volksglauben Gänſebeine, wie Todtenknochen zur Zauberei dienen, welche Kunſt man den Elfen zuſchreibt. So wäre denn auch Bertha mit dem Gansfuß (Bertha a gran pié, la Reine pédauque), die man in Frankreich auf mehrern Steindenkmalen antrifft (Schreiber, Taſchenbuch f. Geſch. Süddeutſchl. 5. Jahrgang. S. 11 Anm.), und die für die Mutter Karls des Großen ausgegeben wird, erklärt. Grimm deutet zwar den Gansfuß als Schwanfuß, weil der Schwan ein Waſſervogel, und die Bertha urſprünglich eine Meerjungfer iſt, womit allerdings ſtimmt, daß auch die in einem Fiſchſchwanz endigende Meluſine in einer badiſchen Sage als weiße Frau, und in Frankreich als Familiengeſpenſt und ſchützende Ahnmutter auftritt. Später wandelte ſich Bertha's Gansfuß in einen Plattfuß um, den das deutſche Ammenmärchen aus dem Treten des Spinnrads erklärt. (Grimm, Altd. Wälder III., 47). Daß Bertha*) oder Holle dem Spinnen vorſteht, fleißige Mägde mit goldenen Spindeln beſchenkt, denjenigen aber, die in der Dreikönigsnacht den Flachs noch nicht abgeſponnen haben, den Bauch aufſchneidet, erklärt ſich daraus, daß wie die oben erwähnte ſlawiſche Baba einen doppelten Charakter hat, daher als Geburtsförderin, Kindermuhme, Segenſpenderin die „Goldene" (**Zlata Baba**), als Peſtweibchen aber **Jezi Baba** heißt, ebenſo die weiße Frau bald ſich der Kinder annimmt, bald Todesbotin iſt, und Holle die ſpinnende Parze, die den Lebensfaden ſpinnt, aber auch abſchneidet. Bei Homer heißt die von Kreißenden angerufene Artemis die Göttin mit der goldenen Spindel, die Nymphen weben in Klüften (das Gewand des Leibes Pſ. 139, 13. Hiob 10, 11. in der Schaamhöhle). Das Gewand (Peplus), welches Athene geſponnen, enthielt, wie das Gewebe der Prokne (Schwalbe, als Frühlingsbotin) oder Philomele (Nachtigall) die Geſchichte der Jahreszeiten, aber Nachts trennt Penelope (d. i. die Weberin der Hülle von *πήνη* und *λώπη*) wieder auf, was ſie am Tage verfertigt. Zeug (Gewebe) ſtammt von zeugen (wie *τέκος*, *τέκνον* von *τεύχω*), denn Venus Urania war die älteſte Parze. In der Dreikönigsnacht, an der Jahresſcheide, muß daher alles abgeſponnen ſeyn, und die kalendariſche Bedeutung erhellt aus Hulda's oder Holles 12 Spindeln und Mägden (Grimm Myth. p. 252), wie aus den 50 ſpinnenden Gehülfinnen der Penelope, deren Ge-

---

*) Dieſe Spinnerin iſt bei den Franzoſen und Italienern Bertha mit dem Plattfuße, daher die Redensart: **Au temps, que la reine Berthe filait, „nel tempo ove Berta filava."**

mahl Ulyſſes an 12 Kufen 360 Schweine ſtehen hat. Alſo Monate, Wochen, Tage des Jahrs. Ich komme hier noch einmal auf den Bohnenkuchen zurück, den ich oben mit Bertha's ſüßem Brei und Hollen's Klöſen vergleichend, als Todtenmahl des abgeſchiedenen Jahrs bezeichnete. Die Todten zürnen, wenn man ihnen die Opferſpeiſe nicht auf das Grab legt, daher der Urſprung der Seelenbrode; auch die Elfen nahmen es übel auf, wenn (in Irland) die Schüſſel Milch oder (im heidniſchen Preußen) das ihnen beſtimmte Bier und Brod des Nachts nicht an eine beſtimmte Stelle hingeſetzt wurde. Bertha aber beſcheidet ſich, einmal des Jahres beſchenkt zu werden, auch dann nahm ſie es, ſo wenig als die Todten, für ſich ſelbſt in Anſpruch, ſondern ihre Verehrer ſollten zu ihrem Andenken die ihr beſtimmte Opfergabe verzehren. Bei den Italienern heißt ſie Fuatscha grassa, bei den Franzoſen Gateau de Rois, (der Königskuchen), bei den Engländern Cakes of the twelfthe day; und in ſo fern alle Mondgöttinnen (Juno, Diana, Minerva, Venus, Urania ꝛc.) Spinnerinnen ſind, auch die deutſchen „Hörnlein", inſofern ſie die Mondſichel verbildlichen. Berchta oder Bertha füllt den Leuten die Bäuche mit Heckerling, wenn ſolche an ihrem Feſttage etwas anders zu ſich nehmen, als die ihr geheiligte Speiſe. Im Voigtlande, wo ſie den Namen Werre*) erhalten hat, reißt ſie denen den Leib auf**), die an dem Dreikönigsabend einen Mehlbrei

---

*) Sollte vielleicht „Werg" von der ſpinnenden Göttin benannt ſeyn?

) In Oberbaiern droht man unfolgſamen Kindern am Vorabend Epiphanias, wenn ſie böſe ſeyen, werde Berche (ſ. Berchta) kommen, und ihnen den Bauch aufſchneiden. An dieſem Tage werden fette Kuchen zu eſſen unterließen, und verunreinigt den noch nicht abgeſponnenen Flachs (Grimm Myth. p. 251). Auch ein Gericht Fiſche fordert ſie (Grimm D. Sag. Nr. 267) und zürnt, wenn es unterbleibt. In Thüringen beſchließt man den letzten Tag im Jahr mit Knödel und Häringen, wobei fälſchlich Grimm an die deutſche Faſtenſpeiſe denkt, da in den zwölf Nächten keine Faſtenzeit iſt. Die Fiſche bezögen ſich demnach auf die weiße Frau als Meluſine oder ſyriſche Venus, die bekanntlich einen Fiſchſchwanz hatte, und zugleich Mondgöttin war. Schreiber vermuthet: urſprünglich ſey nicht der ſechste Januar, ſondern der zweite*) Tag dieſes Monats der Bertha geweiht geweſen, weil Letzterer noch jetzt in der Schweiz Bechtelitag heißt. Bekanntlich iſt dieſer Tag ein **Dies aegyptiacus, an dem die Rückkehr der Iſis aus Phönicien gefeiert, und die Iſisbrödchen gebacken wurden; und Iſiscult fand in der Schweiz und in Schwaben durch die römiſchen Feldzüge Eingang. Auch Iſis hat einen milden Charakter als Gemahlin des Oſiris, und einen wilden als deſſen trauernde Wittwe. Obgleich als Geburtenförderin — daher die Lotusblume ihr geheiligt — angerufen, da ſie, ſtets

---

gebacken, und die Knechte ſagen: Damit müſſe man ſich den Bauch ſchmieren, dann werde „Frau Berche" mit dem Meſſer abglitſchen. Wenn Bertha, zürnend wegen an dieſem Tage genoſſener anderer Speiſe, den Ungehorſamen den Leib aufſchnitt, die Speiſe herausnahm, und den leeren Raum mit Wirrbüſcheln ausfüllte, ſo nähte ſie den Leib nicht wieder mit einer Nadel zu, ſondern mit einer Pflugſchaar. Bezieht ſich dies auf die Mondgöttin, die als Thauſpenderin den Ackerbau begünſtigt? alſo Ceres, Ciza, Hertha?

*) Wenn aber Neujahr auf den Sonnabend fällt, der dritte.

das Horuskindlein ſäugend abgebildet wird, ſo ſtanden doch auch die Todten unter ihrer Obhut. Wahrſcheinlich bezieht ſich das „Berchtenlaufen“ in der Schweiz zur Zeit der Rauchnächte, wo im Pinzgau gegen 300 Burſche, die Berchten geheißen, in ſeltſamer Vermummung, mit knallenden Peitſchen bewaffnet, einherziehen (Reiſ. d. Oberdeutſchl. p. 243), auf den Umzug des wilden Heeres, das bald Holle, bald der wilde Jäger anführt, denn es gab auch einen männlichen Bercht oder Berchthold, Berthold, der ſich mit Wuotan berührt, woraus in Schwaben wieder eine Prechtölterin (Schmid, ſchwäb. Wtb. 93) wurde. Und nach ſchwäbiſcher Sage iſt Berchtold das weiße Männchen, welches Spulen zum Beſpinnen bringt (Mone's Anz. d. Vorz. VIII. S. 179), gerade wie Berchta (Grimm Myth. S. 252). Berchta entſtand aus Perahta (Pracht, Glanz), was auf das Mondlicht Bezug hat, denn die weiße Frau iſt Mondgöttin, und wenn in Italien in der Dreikönigsnacht daſſelbe Weſen als kinderſchreckende Fee Befana (entſtanden aus Epiphania, wie ihr Feſttag heißt) erwartet, in Geſtalt einer ſchwarzen Puppe an's Fenſter geſetzt wird, aber doch wie Bertha, Geſchenke bringend*), ſo ſieht man ein

---

*) In Venedig wird am Dreikönigsheiligenabend der Strumpf des Kindes in den Kamin gehängt, am andern Morgen findet es denſelben mit Aepfeln und Nüſſen gefüllt. Die **Marantega** oder **Aredodese** ſoll ihn gefüllt haben. Iſt das Kind unartig, ſo droht man, es werde den Strumpf mit Aſche und einem Stecken gefüllt finden. In Florenz wird der Tag la festa delle befane genannt. Man führt auf mit Zweigen bedeckten Wagen ſchwarze Puppen, mit Fackeln und gläſernen Trompeten herum. (Martens Ital. II. S. 570).

daß die günſtige oder ungünſtige Vorſtellung von dieſer Göttin an einem Orte vorwaltender, als am andern, in der Hauptſache aber zwei ganz verſchiedene Völker übereinſtimmen, nämlich, daß der Epiphanientag dieſem Weſen überall geheiligt war, weil Befana aus jener Benennung des kirchlichen Feſtes verſtümmelt, in einigen Gegenden Deutſchlands aber der Dreikönigstag auch Berchtag, alſo nach der Berchtha oder Bertha genannt iſt. Zwar könnte das altdeutſche brechen, d. h. glänzen*) auch eine Ueberſetzung von *φαίνω* (wovon Epiphania) ſeyn, und der erſte Tag des Jahrs, als Feſt der wiederkehrenden Sonne, verdiente allerdings dieſe Benennung: dann aber brauchte man nur das höhere Alter des „weißen Männchens“ Berchtold, Bertold vorauszuſetzen, das jedoch durch ſein weibliches Seitenſtück: Berchta, Bertha, die weiße Frau, in der Erinnerung des Volkes verdrängt worden iſt. Wie aus dem „wahren Bildniß“ (vera icon) des Erlöſers, das in einem Schweißtuch abgedrückt ſeyn ſoll, eine heilige Veronica geworden, ſo in der chriſtlichen Zeit aus der Mondgöttin mit dem Silberſchleier eine weiße Frau, auf welche die böſen, wie die guten Eigenſchaften der heidniſchen Göttin — die ſowohl die Kinder ſchreckt, als ſich ihrer annimmt, hie und da helfend auftritt, obgleich ihr Anblick Tod weiſſagend — übertragen wurden. Weil die Wittwen vor dem 16ten Jahrhundert noch weiße Trauerkleider trugen **), ſo war es eine natürliche Folge, eine verwittwete Fürſtin **la Reine blanche** (die weiße Königin) zu benennen ***). Mit

---

*) Das Vocabularium von 1482 gibt prehend (ſcheinend) durch rutilus.

**) Daher Waiſe, und Wittib (v. wit, engl. white: weiß).

***) Carpentarii Glossar. v. Blanca.

Unrecht wurde der Mutter Ludwigs des Heiligen der Name „Blanca“ beigelegt, da ſie doch Clementia hieß, aber nur ihr langer Wittwenſtand erklärt den aufgedrungenen Namen. Die Redensart: „Ich habe die weiße Frau geſehen,“ wird alſo anfänglich einen figürlichen Sinn gehabt haben, man wollte nämlich, wenn der Fürſt gefährlich erkrankt war, ſagen: „Es wird bald eine Wittwe am Hofe ſeyn. Dazu ſtimmt, daß nach dem Volksglauben die Erſcheinung der weißen Frau einen männlichen Todesfall bedeutete. Warum aber die Legende eben den Namen Perchta, Bertha, der weißen Frau gegeben, kömmt lediglich daher, weil in der Geiſterlehre des Volksglaubens ſchon aus der Heidenzeit her an dieſen Namen der Begriff des Geſpenſterhaften angeknüpft war. Der Schlüſſelbund in der Hand der weißen Frau läßt noch nicht auf die wirthſchaftliche Hausmutter ſchließen, die ihre frühere Beſchäftigung ſelbſt nach dem Tode fortſetzt, denn ſo oft auch dieſes Attribut ihr gegeben wird (Grimm, D. S. Nr. 12, 221. Harry's ſächſiſche Sagen I. Nr. 30. II. Nr. 19, 23. Kuhn, märk. Sagen, Nr. 67, 169, 190. Mone, Anz. d. Vorz. III., 90. V., 321. VII., 370. VIII., 304, 310), iſt es ein Erbſtück der Naturgöttin Freia, die wie Cybele oder Ops als Fruchtſpenderin die Schatzkammern der Erde aufſchließt*). Schon ihr halb weißes, halb ſchwarzes Gewand (Mone, Anz. III., 258. VII., 368. Kuhn, märk. S. Nr. 99) gibt ſie als die im Sommer und im Winter, im Vollmond und im Neumond waltende Naturgöttin zu erkennen, die mit der halb ſchwarzen, halb menſchfarbenen Todtengöttin Hela verwandt iſt; wenn ſie mit Blumen (Mone V., 321. VIII., 304) oder dem goldenen Spinnrad (Märk. S. Nr. 165) erſcheint, iſt ſie die „leuchtende“ Bertha, Berchta, wenn aber mit dem Schlüſſel, ſo iſt ſie die „dunkle“ Holle (altn. hulda: Dunkelheit), die des Hades Pforten aufſchließt.

---

*) Oder bezieht es ſich auf den Aberglauben, das Ende eines Sterbenden durch Auflegen eines Schlüſſels auf die Bruſt ſchneller herbeizuführen? (Schreiber l. c. I. S. 326.)

7. Januar.

Raymund de Pennaforti, dritter General des Predigerordens, ein Catalonier aus einem Königsgeſchlecht von Arragonien abſtammend, empfahl Jakob I. König von Arragonien die Einführung der Inquiſition. Als aber der Monarch Ehebruch beging, verließ er ihn, breitete in Ermanglung eines Schiffes, wie Elias altteſtamentlichen Andenkens, ſeinen Mantel auf das Meer, und fuhr darauf von der Inſel Majorca bis Barcellona, trat durch die verſchloſſene Thür in ſein Kloſter, und alle Kranke, die ſeinen Mantel anrührten, genaſen alsbald. Er ſtarb 1275, zwar ſchon am 6. Januar, wird aber am 7. verehrt. Seit 1542 hat er zu Barcellona einen Altar, aber canoniſirt wurde er erſt 1601 von Clemens VIII. Man zählt 40 durch ihn bewirkte Todtenerweckungen, 4 bei ſeinem Leben und 36 nach ſeinem Tode.

8. Januar.

Erhard (Eberhard) Biſchof zu Regensburg im 8. Jahrhundert. Von ihm erhielt die heilige Ottilie ihr Geſicht wieder.

9. Januar.

Julian und **Baſiliſſa**, ein keuſch lebendes Ehepaar, die nur, dem Willen der Eltern ſich fügend, in den Stand der Ehe traten, aber gleich nach deren Tode ſich trennten, und Klöſter für Mönche und Nonnen bauten. Sie ſtarb in Frieden, er aber unter der Regierung Diocletians durch das Schwert, nachdem weder die Folter, noch die wilden Thiere ihm etwas hatten anhaben können.

10. Januar.

Paulus, genannt **Eremita**, weil er der erſte Einſiedler war *), entging der Chriſtenverfolgung des Decius in die thebaiſche Wüſte, wo ein Palmbaum ihm 89 Jahre — denn im 29. trat er ſein Einſiedlerleben an, und ſtarb im 113. Lebensjahre um die Mitte des 4. Jahrhunderts — Kleidung und Speiſe gab. Kurz vor ſeinem Ende beſuchte ihn Antonius, der in einer andern Gegend dieſer Wüſte ſeit vielen Jahren dieſelbe Lebensweiſe führte, und ward ſein Todtengräber. Da er aber kein Werkzeug hatte, eine Grube zu graben, ſo kamen zwei Löwen, die gerade auf die Leiche zuliefen und ihr mit ihren Schwänzen ſchmeichelten. Durch Brüllen gaben ſie, zu ſeinen Füßen liegend, ihre Betrübniß zu erkennen. Nachdem ſie hinlänglich mit ihren Klauen die Erde aufgekratzt und den Sand herausgeworfen hatten, machten ſie ein Grab, in welches Antonius die Leiche legte, und dann Erde aufſchüttete. Bezahlt machte er ſich aber für ſeine Mühe mit dem Rock aus Palmblättern, die wie Korbe durch einander geflochten waren. Mit dieſer reichen Erbſchaft kehrte er nach ſeinem Kloſter zurück, und nur an hohen Feſten, Oſtern und Pfingſten, bekleidete er ſich mit dem Rocke des heiligen Paul. Sein Leichnam wurde ſpäter aus der Wüſte nach Venedig gebracht, blieb aber auch dort nicht lange, ſondern wanderte nach Ofen, und von hier wieder nach Clugny in Frankreich.

---

*) Hieronymus nennt ihn den Urheber des Einſiedlerlebens, aber dieſes war eigentlich nur eine Erweiterung des Aſcetismus, der in Indien ſchon lange vor Chr. beſtand.

11. Januar

An dieſem Tage begeht man zu Köln das Gedächtnißfeſt Balthaſars. Der 1. Januar gehörte dem Caſpar und der 6. dem Melchior. Da Letzterer als bärtiger Greis, Caſpar mit jugendlichem Geſichte abgebildet wird *), ſo könnte man verſucht ſeyn, in dieſen Beiden das Doppelgeſicht des Janus, welches Alter und Jugend vereinte, wieder zu erkennen. Daß Balthaſar hingegen als Mohr gedacht wird, obſchon er ebenfalls aus Perſien ausgegangen ſeyn ſollte **), hat

---

*) Der greiſe König Melchior,
Dem als der Stern, das Auge flammte,
Ging wie ein Prieſter Allen vor,
Im faltenreichen Purpurſammte.
Das blaue Stahlgewand umſchließt
Den Balthaſar wie angeboren;
Aus Rothgold wie aus Feuer, ſprießt
Das ſchwarze Haupt Kaſpars des Mohren.
G. Schwab. (Mgbl. 1822 Nr. 86)

**) Die LXX umſchreiben Balſchazar wie der babyvielleicht in dem Mißverſtändniß einer angewandten Bibelſtelle (Jeſ. 60, 6.), wo von Geſchenke bringenden Königen aus Aethiopien (Saba) die Rede iſt, ſeinen Grund; allein auch Arabien, woher die Myrrhe kommt, wird mit dem Namen Aethiopien zuweilen, obwohl irrthümlich, bezeichnet.

12. Januar.

Als Erzbiſchof Hildebold *) den Bau des St. Peters Münſter oder des Domes in Köln begann, berief er aus allen Gegenden Steinmetzen, Maurer und Werkleute, damit der heilige Bau raſch vollendet werde. In die Reihe der Arbeiter trat auch Reinold, derjenige von den vier Haimonskindern, deſſen Waffenruhm am weiteſten in Sang und Rede geprieſen ward. Aber er hatte ſich entſchloſſen, den Hof Karls des Großen, zu deſſen erſten Zierden er gerechnet ward, zu verlaſſen, und ſein Leben in freiwilliger Armuth zu enden. Seine Tage nunmehr ganz dem Dienſte des Herrn weihend, ging er den andern Arbeitern durch das Beiſpiel des unermüdlichſten Fleißes voran, er wirkte mehr als fünf der Rüſtigſten. Selbſt bei Nacht verließ er die Arbeit nicht. Immer konnte man ihn auf

---

loniſche König (bei Daniel 7, 1.) hieß, durch *Baltasar*. Demnach war auch der dritte Magier ein Chaldäer, und kein Mohrenkönig.

*) Das Volksbuch verwechſelt ihn mit dem Biſchof Agilolph, dem die heidniſchen Frieſen zur Märtyrerkrone verhalfen. Er war ein Zeitgenoſſe des Carl Martell. Die Reliquien dieſes Biſchofs ſoll der h. Anno i. J. 1061 in der Kirche zu Maria Stiegen (ad gradus) in Köln beigeſetzt haben.

der Werkſtätte oder im Gebete begriffen finden. Weil ihn der Werkmeiſter des Baues darum den faulen Gäuchen als Muſter des Fleißes vorſtellte, ſo warfen ſie ihren Haß auf Reinold. Sie beſchloßen, ihn heimlich aus dem Wege zu ſchaffen. Wohl wiſſend, daß er jede Nacht bei'm Bau im Gebete wache, kamen ſie unter ſich überein, ihm aufzulauern und ihn zu erſchlagen. Ein warnendes Traumgeſicht beachtete Reinold nicht, weil er ſich nach dem Märtyrertode ſehnte. Als er nun in einer Nacht auf ſeinem Bußgange — denn er beſuchte zuweilen Kirchen und geweihte Stätten — bis zu der Stelle gekommen, wo man ſpäter die jetzt niedergeriſſene Reinoldskirche erbaute, in der Nähe von St. Moriz wurde er von den Böſewichtern überfallen und erſchlagen. Die Leiche ſteckten ſie in einen Sack und warfen ſie in den Rhein. Aber an der Stelle, wo ſie die Leiche verſenkt hatten, vernahm man allnächtlich einen ſüßen Geſang, und hell glänzte der Strom wie am Mittag. Keiner konnte das Wunder erklären, als eine — alte Frau, der Nachts ein Engel erſchien, und die Mordthat entdeckte. Am andern Morgen kam ſie zum Ufer und ſah wirklich einen Sack auf den Fluten ſchwimmen. Sie zog ihn an's Ufer, und alsbald fingen alle Glocken der Stadt von ſelbſt zu läuten an: dieß währte ſo lange, als die Leiche am Ufer lag. Feierlichſt wurde ſie vom Biſchof und der Cleriſei in die Stadt gebracht, wo man den Helden, der vor Gott und Menſchen ſich gedemüthigt — denn in dem Gewand eines Bauern hatte er ſich zur Arbeit eingefunden, und weil Niemand ſeinen Namen wußte, war er dem Volke nur als Sanct Peterswerksmann bezeichnet worden — an einem gold'nen Gürtel erkannte, auf welchem die Worte „Reinold, Herzog von Montalban" geſtickt waren. Durch mancherlei Wunder, die bei dem heiligen Leichnam geſchehen, verkündigte der Herr den Gläubigen ſeine Macht, und als die Bürger von Dortmund dieſe Wunder vernahmen, wallfahrteten ſie gen Köln, und begehrten einen Theil der Reliquien, damit der Heilige ihre Stadt ſchütze. Der Biſchof ſchlug ihr Geſuch ab, und wieder geſchah ein Wunder, denn drei Morgen nacheinander fand man Reinolds Leichnam vor der Kloſterpforte ſtehen. Nun übergab der Biſchof den Dortmundern die Leiche, ſie wurde in einen Kaſten gelegt, und der Karren, der ihn trug, bewegte ſich nun von ſelbſt fort, und ſtand erſt in Dortmund ſtill, an der Stätte, wo das Reinoldsmünſter erbaut wurde. Oft will man in Kriegsnöthen geſehen haben, wie der Heilige in glänzender Rüſtung auf der Stadtmauer die Feinde vertrieb. Auch ereigneten ſich noch andere Wunder an ſeinem Grabe zu Dortmund. (Weyden Köln. Sagen S. 21).

13. Januar.

Hilarius, Biſchof zu Poitiers in Frankreich, lebte im 4. Jahrhundert. Er ſchrieb für die Dreieinigkeit und gegen die Arianer. Von ihm ſagt Mosheim in ſeiner Kirchengeſchichte, daß er lieber den Tertullian und Origenes plündern, als ſich ſeiner eigenen Gaben bedienen wollte. Obgleich er viele Wunderheilungen verrichtet, und ſelbſt ſeine Reliquien Todte erweckt haben ſollen, ſo konnte er dieſe ſelber doch nicht vor der im Jahr 1562 von den Calviniſten ihnen zugedachten Zerſtörung durch Feuer ſchützen.

14. Januar.

Felix in Pincis, es gab zwei Männer dieſes Namens, Beide Märtyrer, Beide an demſelben Tag verehrt, Beide lebten im 3. Jahrhundert, nur an verſchiedenen Orten, der Eine war Prieſter zu Rom, der Andere zu Nola; Jener hatte den Beinamen „in Pincis" von ſeiner Grabſtätte erhalten, weil er in der mit dieſem Namen bezeichneten Kirche zu Rom beigeſetzt, oder, wie das Kölner „Heiligenlexicon" (1719) meldet, weil er von Knaben mit Griffeln (!) todt geſchlagen worden. Petrus (de Natalibus II. 73) leitet den Beinamen „in Pincis" von pinea, einer Schuſterpfrieme her (vergl. Reichsanzeiger 1795 II. S. 2014). Die Verwirrung der Namen entſtand vielleicht weniger durch ihre Gleichheit, als weil das Seelenamt des nolaniſchen Felix mit dem des römiſchen Prieſters einerlei iſt. Aber auch der Nolaner ſpaltet ſich in zwei Perſonen. Von dem Einen berichten die Acta Sanctorum, daß er bei der in der erſten Hälfte des 4. Jahrhunderts ausgebrochenen Chriſtenverfolgung ſich in eine Höhle verkrochen, vor dem Eingang ein Spinngewebe ausgeſpannt, und hier drei Monate verweilt, nachdem die Verfolgung aufgehört, wieder zu den Seinen zurückgekehrt ſey. Er ſtarb einen ſehr friedlichen Tod. Wenn er demungeachtet unter die Heiligen aufgenommen worden, ſo verdankte er dieß lediglich dem Umſtande, daß alle auf ſeinem Grabe geſchwornen falſchen Eide ſogleich entdeckt wurden. Der andere Nolaner Felix, welcher um dieſe Zeit lebte, entſprach in ſeinen Schickſalen ſeinem Namen weniger, denn er wurde um Chriſti willen geſtäupt. Bei Andern hatte er mehr Glück, er trieb nämlich Teufel aus, und heilte einen Waſſerſüchtigen. Probus, Tribun von Nola, wurde durch ihn zum Chriſtenthum bekehrt; diejenigen, die ihn zum andern Mal gefangen nehmen ſollten, verlangten gleichfalls die Taufe, weil, als ſie nach ihm ihre Arme ausſtreckten, plötzlich ſo grauſame Schmerzen in den Händen empfanden, daß ſie nicht länger zweifelten, er predige den wahren Glauben. Außerdem erklärte dieſer Heilige vielen Götterſtatuen den Krieg, auch machte er das Orakel des Apollo verſtummen. Er ſtarb am 14. Januar.

An dieſem Tage wurde zu Beauvais bis in's 16. Jahrhundert zum Andenken der Flucht nach Aegypten folgendes Feſt gefeiert. Man wählte die ſchönſte Jungfrau der Stadt, gab ihr ein Kind auf den Schoos, ſetzte ſie geputzt auf einen geſchmückten Eſel, und führte ſie unter Begleitung der Geiſtlichkeit und des Volkes aus der Kathedralkirche zur Pfarrkirche zu St. Stephan. Ein feierlicher Zug begleitete die Schöne, und dieſe ritt in die Kirche. Nebſt dem Eſel wurde ſie an den Altar geſtellt. Ein feierliches Hochamt wurde gehalten, und der Eſel, dem das Knieen gelehrt worden war, kniete nieder, mit ihm die ganze Gemeinde. Es wurde ein ſehr unſinniges Lied geſungen, und am Schluſſe jeder Strophe ſchrieen alle chriſtliche Zuhörer, wie Eſel. Statt dem: „ite Missa est!“ yahnte der Prieſter dreimal, und das Volk, ſtatt: Deo Gratias! zu antworten, ſchrie auch dreimal: yah *).

Zum Beſchluß wurde noch dem „Herrn Eſel“ (Sire Asnes) zu Ehren ein halb lateiniſches, halb franzöſiſches Lied angeſtimmt, welches alſo lautet:

---

*) „Hac modulatione Hinham, Hinham, Hinham, concludebantur.“

1.

Orientis partibus
Adventavit asinus;
Pulcher et sortissimus,
Sarcinis aptissimus
Hez, Sire Ane, car chantez,
Belle bouche rechignez,
Vous aurvez du soin assez,
Et de l'avoine à plantez.

2.

Lentus erat pedibus,
Nisi foret baculus,
Et cum in clunibus
Pungeret aculeus,
Hez, Sire Ane etc.

3.

Hic in collibus Sichem
Jam nutritus sub Ruben
Transit per Jordanem,
Saliit in Bethlehem,
Hez, sire Ane etc.

4.

Ecce magnis auribus
Subjugalis filius
Asinus egregius,
Asinorum dominus.
Hez sire Ane etc.

5.

Saltu vincit hinnulos
Damas et capreolos,
Super Dromedarios
Velox Madianeos.
Hez etc.

6.

Aurum de Arabia,
Thus et myrrham de Saba

Tulit in ecclesia
Virtus asinaria.
Hez etc.

7.

Dum trahit vehicula
Multa cum sarcinula
Illius mandibula
Dura terit pabula.
Hez etc.

8.

Cum aristis hordeum
Comedit et carduum,
Triticum a palea
Segregat in area.
Hez etc.

9.

Amen dicas Asine *)
Jam satur de gramine,
Amen, Amen itera,
Aspernare vetera.
Hez etc. **)

13. Januar.

Maurus, ein franzöſiſcher Abt zur Zeit des Königs Clothar. Von ihm rühmt die Legende, daß er Blinde ſehend, Lahme gehend, Stumme redend machte, und als nach ſeinem Tode ſein Kloſter **Glanfeuil** zerſtört wurde, erſchien er dem Urheber des Frevels, König Gairulf (?), und ſchlug ihn dermaßen, daß er ſein Eingeweide ausſchüttete. Später kamen ſeine Reliquien in ein anderes Kloſter. Bei der Ueberbringung derſelben will man Engelchöre in der Luft vernommen, auch einen ungemein lieblichen Geruch verſpürt haben. Auch Köln und Prag beſitzen Reliquien von ihm; der Löffel aber, deſſen er ſich bei der Mahlzeit zu bedienen pflegte, wurde noch im vorigen Jahrhundert im Benedictinerkloſter zu Ochſenhauſen in Schwaben (zwiſchen Memmingen und Biberach) vorgezeigt.

---

*) Bei dieſen Worten mußte der Eſel, der dazu abgerichtet war, niederknieen.

**) Du Fresne Gloss. v. Festum Asinorum.

16. Januar.

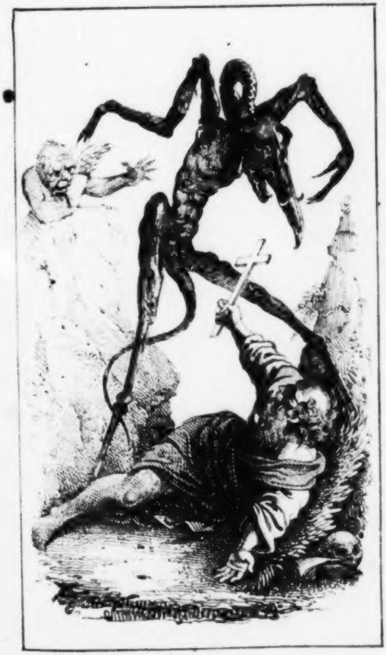
Marcellus, Pabſt und Märtyrer, von Geburt ein Römer, wurde von Maxentius als Stallknecht verwendet. Des Nachts von den Clerikern aus ſeinem ſtinkenden Aufenthalt befreit, ließ er gleich nachher eine Privatwohnung zu einer Kirche einrichten. Kaum aber hatte Maxentius davon Nachricht erhalten, als er dieß Gebäude in einen Stall verwandeln ließ, und den Marcellus darin zu ſeiner frühern Beſchäftigung verurtheilte, dabei ſich denn dieſer Pabſt ſo überarbeitete, daß er (i. J. 309) in ſeinem Berufe ſtarb.

Gibbon (Verfall d. röm. Reichs) nimmt hingegen den Maxentius gegen die Anklagen der Papiſten in Schutz. Er ſagt: Weil Maxentius von dem heiligen Conſtantin überwunden wurde, ſo habe es Lactanz ſeiner Abſicht angemeſſen gefunden, ihm eine Stelle unter den Verfolgern der Kirche anzuweiſen. Eigentlich aber habe Maxentius, obſchon gegen alle andern Klaſſen ſeiner Unterthanen ein Tyrann, ſich den Chriſten beinahe theilnehmend gezeigt. Er rechnete auf ihre Dankbarkeit, und ſetzte voraus, daß die Bedrückungen, welche ſie bereits erlitten, und die Gefahren, welche ſie von ſeinem Todfeind noch immer zu beſorgen hatten, ihm die Ergebenheit einer Parthei verſchaffen würden, die durch ihre Anzahl und Reichthümer damals ſchon beträchtlich war (Euſeb. H. E. VIII. 14). Sein Betragen gegen Marcellus kann nur als ein Beweis ſeiner zur Duldung geneigten Geſinnungen angeſehen werden, indem ſelbſt die rechtgläubigſten Fürſten in ähnlichen Fällen ähnliche Maßregeln gegen die Geiſtlichkeit ihres Landes ergreifen würden. Marcellus hatte nämlich durch die ſtrengen Bußen, welche er vielen Chriſten, die während der letzten Religionsverfolgung untreu geworden, aufzulegen für gut befand, die Hauptſtadt in Unruhe und Verwirrung geſtürzt. Die Wuth der Partheiſucht brach in öffentlichen Tumult aus, das Blut der Gläubigen wurde von ihren eigenen Händen vergoſſen, und die ſehr ſchonende Strafe des Marcellus, ſeine Verweiſung aus Rom, wurde für das einzige Mittel gehalten, die Ruhe in der Kirche wieder herzuſtellen.

17. Januar.

Antonius, Abt eines Kloſters in der thebaiſchen Wüſte. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts wurde er in einem Dorfe an der Grenze von Thebais geboren. Seine Eltern, koptiſche Landleute, gaben ihm eine Erziehung, welche ſeinem ſchwärmeriſchen Sinn mehr Nahrung als ſeinem Geiſte verſchaffte. Er verſtand nur koptiſch, und lernte weder leſen noch ſchreiben. Aber er beſuchte ſo fleißig den Gottesdienſt, daß er den größten Theil der Bibel aus den dort vernommenen Vorträgen im Gedächtniß behielt. Nach dem Tode ſeiner Eltern mußte er die Aufſicht über eine ausgedehnte Wirthſchaft und die Erziehung einer minderjährigen Schweſter übernehmen. Von dieſen neuen Sorgen niedergedrückt, hörte er eines Tages in der Kirche das Evangelium vom reichen Jüngling (Matth. 19, 21.) vortragen, und beſchloß ſogleich, ſeine Ländereien unter die Dorfbewohner zu verſchenken, die beweglichen Güter zu verkaufen, und den Preis derſelben unter die Armen zu vertheilen, nur Weniges zum Unterhalt ſeiner Schweſter zurückbehaltend. Später, als er abermals beim Gottesdienſt vernimmt, „daß man nicht ſoll ſorgen für den nächſten Morgen“ (Matth. 6, 34.), gab er auch das Letzte den Armen, vertraute ſeine Schweſter einem Vereine frommer Jungfrauen, baute ſich eine Zelle, nährte ſich von Korbflechten, und lag der ſtrengſten Kaſteiung ob. Wenn er hörte, daß irgendwo fromme Männer leben, ſuchte er ſie auf, um von ihnen chriſtliche Tugend zu lernen. Den Anfechtungen des Verſuchers nicht zu erliegen, beobachtete er ſehr ſtrenge Faſten. Leute ſeines Dorfes fanden ihn eines Tages bewußtlos auf der Erde liegen. Sie trugen ihn in ihre Wohnung. Nachdem er geheilt war, zog er ſich um das Jahr 285 in die Trümmer eines verfallenen Schloſſes auf einem weit entfernten Berge zurück, wo er 20 Jahre als Einſiedler ausharrte. Zur Zeit der diocletianiſchen Chriſtenverfolgung war ſein Ruf als Heiliger bereits durch ganz Aegypten gedrungen. Seine Lebensweiſe erregte Bewunderung und Nachahmer, die ihn mit Bitten beſtürmten, ſie unter ſeine Obhut zu nehmen und zur Uebung mönchiſcher Tugend anzuleiten. Die Wüſte bevölkerte ſich mit Einſiedlern, die ihn als ihr Vorbild verehrten. Aber auch Weltleute ſtrömten herbei, um ihm ihre Streitigkeiten zur Entſcheidung vorzulegen, oder ſich durch Händeauflegung und Gebet von ihm heilen zu laſſen.

Ueberdrüſſig der Bewunderung der Menſchen, floh er, um ganz dem Gebet und der Beſchauung leben zu können, auf einen Berg, wo eine Quelle von etlichen Palmen umgeben war. Hier baute er ſo viel Korn, als für ſeine Bedürfniſſe genügte, und hatte keine andere Geſellſchaft als die der Teufel, welche ihn unter allerlei häßlichen Geſtalten verſuchten, und die der Engel, die ihm gegen jene beiſtanden. Endlich fanden ſeine Bewunderer dennoch ſeine Retraite auf. Wieder ſammelten ſich Einſiedler um ihn, doch erſchien er nur zu gewiſſen Zeiten unter ihnen. Er fuhr fort, Wunder zu verrichten und Kranke zu heilen. Man beſitzt ſogar eine vollſtändige Anweiſung aſcetiſchen Kampfes gegen die Anfälle der Dämonen von ihm, welche Athanaſius ſeiner Lebensbeſchreibung des Heiligen einverleibt hat. Unter dieſen von ihm anempfohlnen Schutzwaffen nimmt das Kreuz den vornehmſten Rang ein, denn ſo oft er es dem Feind entgegen gehalten, hatte er die Flucht ergriffen. Als er in ſeinem 105. Lebensjahre die Nähe des Todes fühlte, nahm er ſeine in der letzten Zeit von ihm unzertrennlichen Lieblingsſchüler, Amalus und Macarius, mit ſich in die wildeſte Einöde, und ſtarb daſelbſt (356) in ihren Armen, nachdem er ſie zuvor beſchworen, Niemandem zu ſagen, wo ſein Leichnam ruhe; denn er fürchtete, daß die Mönche ſeinen Gebeinen, nach der damals in Aegypten ſchon üblichen Sitte, Verehrung erweiſen möchten. Aber ſeinen Wunſch und das Stillſchweigen jener Mönche vereitelte eine göttliche Offenbarung, die im Jahr 561 die Leiche des Antonius auffinden ließ. Man brachte ſie mit großem Gepränge nach Alexandrien. Von dort kam ſie 635 nach Conſtantinopel, und endlich von hier im Mittelalter nach Frankreich in den Ort St. Didier



la Mothe im Sprengel von Vienne in der Dauphine, wo ſie ſich noch befindet. (**Tillemont Mem. eccl. VII, 133**). Einige ſeiner Reliquien ſind auch zu Köln, Antwerpen und Rom. Im Jahre 1090 ſoll er in Frankreich mit dem Wein, in welchen ſeine Reliquien eingetaucht worden, viele Leute von der Roſe geheilt haben, die daher nach ihm, das „Antoniusfeuer“ genannt iſt. Ein ihm gewidmetes Kloſter in Nowogrod in Rußland hat auf der äußern Mauer einen Mühlſtein, auf welchem der Heilige von Rom (?) aus auf der Tiber über's Meer geſchifft, und den Fluß Wolga hinauf in dieſe Stadt gekommen ſeyn ſoll. Hier angelangt, habe er mit den Fiſchern gehandelt, um alles dasjenige zu kaufen, was ſie mit dem erſten Zuge ihres Netzes herausbringen würden. Da hätten ſie nun einen Kaſten voller Schmuck zum Meſſeleſen, Bücher und Geld (?) herausgezogen, was dieſem Heiligen gehörte, und er hätte daſelbſt eine Kapelle bauen laſſen, in welcher er — wie die Ruſſen behaupten — begraben iſt, und woſelbſt ſein Leichnam noch unverſehrt ſeyn ſoll. Hinein zu gehen erlaubt man Niemandem, und muß ſich der Fremde mit dem Anſchauen des Mühlſteins an der Kloſtermauer begnügen, der aber doch ſo viele Wallfahrten dahin veranlaßte, daß man ein prächtigres Kloſter bauen konnte. (Heliot, Geſch. d. Klöſter I. S. 257).

Bekanntlich iſt Antonius nicht bloß ein Helfer gegen die Roſe*), ſondern auch der berühmteſte Viearzt, insbeſondere ſtehen die Schweine unter ſeinem Schutze, daher wird er in Italien **Antonio del Porco** genannt, und auf Gemälden erſcheint ein Ferkel ihm zur Seite. Auf ſeinen Namensverwandten, den heiligen Antonius von Padua, wurde die von den Meiſten ihm zugeſchriebene Fiſchpredigt übertragen, zu welcher er ſich durch Marc. 16, 15. „Predigt das Evangelium aller Creatur!" angeregt fühlte. Ein Gemälde im Palaſt Borgheſe ſtellt ihn dar, wie er den Fiſchen predigt. Der Lachs auf demſelben ſieht den Prediger mit einer Miene an, welche die fromme Erbauung deutlich ausſpricht, und ein Klippfiſch ſcheint mit ſeinen emporgerichteten Augen ängſtlich nach dem neuen Lichte der Aufklärung zu forſchen. Dieſe merkwürdige Predigt ſelbſt iſt in mehrern römiſchen Kramläden zu verkaufen, in welcher der heilige Anton die Fiſche mit den Worten anredet: **Cari ed amati pesci!** Daraus wäre zu ſchließen, daß es italieniſche Fiſche geweſen, folglich der Prediger nicht der ägyptiſche Anachoret, ſondern ſein jüngerer Namensbruder, der Franziskanermönch von Padua, was ſchon daraus beweisbar iſt, daß die Legende ausdrücklich den Ort Rimini in Italien nennt, wo der Heilige in Ermanglung anderer Zuhörer die einmal hier beſchloſſene Predigt den Fiſchen zum Beſten geben wollte, und die durch ihre Aufmerkſamkeit — denn ſie ſtreckten die Köpfe hervor — viele Ketzer beſchämten, und, was die Hauptſache iſt, auch bekehrten. Dennoch glaube ich die Fiſchpredigt dem ägyptiſchen Anachoreten vindiciren zu müſſen, ungeachtet es in der Wüſte keine Fiſche gibt. Denn Alexandrien, wo An-

---

*) Sollte vielleicht eine Anſpielung auf ſeinen Namen (Ἀνθων von ἄνθον die Blume) dieſen Glauben verbreitet haben? Wie oft etymologiſche Grillen die Verehrung eines Heiligen auf einen gewiſſen Tag feſt

---

ſetzten, der in kalendariſcher Hinſicht zu ſeinem Namen paßte, iſt bekannt.

tonius ſich einige Zeit aufhielt, ſtand ſchon in der vorapoſtoliſchen Zeit mit den paläſtiniſchen Juden in Verkehr, von welchen manche Vorſtellungen und Bilder in die morgenländiſche Kirche übergiengen. Das reine Waſſerelement gab in den Augen der Juden den Bewohnern deſſelben einen heiligen Charakter, man dachte ſie ſich im fortwährenden Zuſtande der Reinheit. Daher nennt der Talmud den ſündloſen Meſſias den Fiſch, und Auguſtinus fand in dem Worte *ἰχθύς* (Fiſch) die Anfangsbuchſtaben des Namens und der Eigenſchaften Jeſu, nämlich *Ἰ(ησοῦς) Χ(ριστὸς) Θ(εοῦ) Υ(ἱός) Σ(ωτήρ)*. In der Geſchichte des Tobias kam das Heil vom Fiſche; und der Führer in's Land der Verheißung, Joſua, im Namen der „Heiland" hieß der Sohn des „Fiſches" (Nun). Die jüdiſchen Frommen heißen Fiſche, ebenſo die Chriſten bei den Kirchenvätern, daher auf chriſtlichen Kunſtwerken man ihnen als Delphinen begegnet. Das Prädicat „Menſchenfiſcher", das Jeſus ſeinen Jüngern, ihren künftigen Beruf anzeigend, beilegt (Marc. 1, 17.), konnte auch hieher gezogen werden, ſo wie der Fiſcherring des Papſtes, um zu beweiſen, daß nur Mißverſtändniß die fromme Zuhörerſchaft des Prädicanten in der Folge der Zeit in wirkliche Fiſche verwandelt hat. Weniger begreiflich iſt, wie das Schwein, deſſen Körper Jeſus zum Aufenthaltsort der Dämonen beſtimmte, ſich der Protection des berühmten Teufelsbanners Antonius erfreuen konnte! Oder hat man auch dieſes Bild mißverſtanden? das die arabiſche Sprache erklärt, welche für „Schwein" und „unreiner Geiſt" nur Ein Wort hat, indem der in der Wüſte, dem Aufenthalt der Dämonen (Tob. 8, 3.) dem Anachoreten ſtets Geſellſchaft leiſtende Teufel, in Geſtalt eines Schweines

Bayerische Staatsbibliothek München

neben ihm erſcheinend, anſtatt durch ſeine Nachbarſchaft an den Sieg des Heiligen über den Dämon zu erinnern, im Gegentheile eine Vorliebe des Antonius für dieſes Thier herausdeuten ließ? In Aegypten, wo Typhon, der Repräſentant des böſen Princips, mit einem Schweinskopf abgebildet wurde, konnte dieſe verkehrte Auslegung gewiß nicht entſtanden ſeyn, ſondern nur im Abendlande, wo der Abſcheu gegen jenes Thier der Anerkennung ſeiner ökonomiſchen Nützlichkeit Platz machte. Bekanntlich ſchreibt man alles Sterben, Peſt und Viehſeuche der Thätigkeit der Dämonen zu. Was war alſo natürlicher, als den heiligen Antonius, der uns ſo viele Recepte, wie man die Teufel verjagen könne, hinterlaſſen hat, zum erſten Viehdoctor zu creiren? Am 17. Januar, als an dem Gedächtnißtag unſeres Einſiedlers, werden daher in Rom neben der am Esquilin, unweit von Maria Maggiore gelegenen Kirche dieſes Heiligen an der Schwelle der Kapelle, in welcher die Büſte des heiligen Anton ſteht, die Hausthiere unter dem Jubel des Volkes und unter Muſik mit dem geweihten Waſſer — welches bekanntlich kein Teufel vertragen kann — ſegnend beſprengt. Wer ein Thier zur Weihe bringt, erhält ein kleines Bild des Heiligen, das zur Abwehr von Unglücksfällen an die Stallthüre genagelt wird. „Wir fuhren zur Kirche des Heiligen" — ſchreibt die Gräfin von der Recke in ihrem Tagebuch — „konnten aber kaum durch die Straßen kommen, ſo gedrängt voll waren ſie von Pferden, Maulthieren, Eſeln, Kühen Schafen, Ziegen und Hunden, die alle nach dem Orte der Weihe hinzogen, und Schwänze, Köpfe und Hälſe mit bunten Bändern und anderem Flitter geziert hatten. Eine ungeheure Menge war auf dem großen freien Platze vor der Kirche verſammelt und gab dem Ganzen das Anſehen eines Viehmarkts. An der Thüre ſtand der ſegnende Prieſter in der Amtskleidung mit einem Wedel in der Hand, den er in einer großen Kufe mit Weihwaſſer tauchte, und ohne Unterlaß die herzukommenden Thiere damit beſprengte, wobei er ſein Käppchen abnahm, und jedesmal murmelte: „**Per intercessionem beati Antonii Abbatis haec animalia liberantur a malis, in nomine Patris et Filii, et Spiritus Sancti. Amen!**“ Der arme Prieſter ſtrengte mit ſeinem Segnen ſich ſo übermäßig an, daß er ganz erſchöpft ſchien. Der Reiter, Fuhrmann oder Treiber des Thieres gab immer ein Stück Geld, mehr oder weniger, je nach Willen und Vermögen, und erhielt dafür ein Bild des Heiligen und ein kleines metallenes Kreuz. Martens (Italien II. S. 570) ſchreibt: „In Neapel hängt man am 17. Januar den Pferden und andern Thieren Kränze von gebackenen Ringen, Ciambelle, Kaſtanien und Haſelnußkernen um den Hals und führt ſie dreimal um die Kirche herum. Daſſelbe ſollen die — heidniſchen Neapolitaner gethan haben, nur habe damals ein Pferd von Erz*), deſſen Kopf noch im bourboniſchen Muſeum aufbewahrt wird, die Stelle der Antoniuskirche eingenommen.“

18. Januar.

An dieſem Tage begeht man in Rom Petri Stuhlfeier, d. i. ſeine Erhöhung auf den biſchöflichen Stuhl.

---

*) Erz diente der Zauberei, eigentlich der weißen Magie, daher die eherne Schlange, welche Moſe aufzurichten befahl, durch ihren Anblick von der Peſt heilte.

Es wird auch **Festum B. Petri Epularum** genannt, weil es — ſagt Waſer — an die Stelle der Todtengaſtereien der Heiden eingeſetzt wurde. Da die Feralien aber, wo den Manen Milch und Honig auf die Gräber geſetzt wurde, wovon das, angeblich — nach Diodor — von Pluto ſelbſt angeordnete Todtenfeſt a *ferendis* epulis ſeine Benennung erhalten haben ſoll, erſt am 18. Februar im alten Rom ſeinen Anfang nahm und bis zum Ende des Monats, mit welchem das römiſche Jahr abſchloß, alſo 12 Tage währte, ſo ſcheint das Feſt — da am Jahresende (an den 12 Tagen, die die Olympier [im erſten Buche der Ilias] bei den unſträflichen Aethiopen zubringen) die Götter, als perſonifizirte Zeittheile, unthätig ſind, weil die Schalttage weder zum alten, noch zum neuen Jahre gehören, daher „geſtohlne“ und „geliehene“ Tage hießen, an welchen auch ein Stillſtand der Geſchäfte herrſchte — aus den hier angegebenen Gründen urſprünglich „Feralien“ geheißen zu haben. Und weil die Manen um dieſe Zeit auf der Oberwelt umherſchwärmen, ſo erwartete man für keine Unternehmung Gedeihen. Allein die 12 Tage, welche dieſer Schilderung entſprechen, zählt man im chriſtlichen Kalender von Weihnacht bis Epiphanias *). Wollte man auch die Rechnung mit Epiphanias nicht ſchließen, ſondern anfangen, ſo würde der 18. Januar dieſe Zeit abſcheiden, nicht aber beginnen, wozu doch eine Vergleichung mit den Feralien nöthigen müßte. Aus dieſer

---

*) Dann wäre freilich Epiphanias ſchon der 13. Tag, es ſey denn Weihnacht — wozu aber kein Grund vorhanden iſt — wäre nicht in dieſen Zeitraum mitbegriffen, allein man erinnere ſich hier der Spruchweiſe, „nach 14 Tagen“ während die Franzoſen „apres 15 jours“ ſagen.

Verwirrung hilft nur die Annahme: Petri Stuhlfeier müſſe zur Zeit der Einſetzung dieſes Feſtes in demſelben Monat gefeiert worden ſeyn, wo die Heiden ihre Feralien begingen. Dieſe Vermuthung beſtätigt ſich auch wirklich, denn in Gfrörers „Kirchengeſchichte" (II. S. 771) lieſt man: „Im Abendlande wurde die Stuhlfeier Petri (**festum cathedrae Petri**) als Anfang des römiſchen Hirtenamts begangen. Dieſes Feſt fiel auf den 22. Februar, drei Tage ſpäter als die römiſche Todtenfeier, an welcher die Heiden Trankopfer auf die Gräber der Verſtorbenen auszugießen pflegten. Auch dieſe Sitte ging in die chriſtliche Feier über. In einer Predigt aus dem 5ten Jahrhundert, die fälſchlich Auguſtin (**Vol. V. append. serm. 190**) zugeſchrieben wird, heißt es: „ſie ſtellen an jenem Tage Speiſen auf die Gräber der Todten, als ob die vom Leibe abgeſchiedenen Seelen noch fleiſchlicher Nahrung bedürften." Aus dem 22. Canon des zweiten Concils von Tours (561) erhellt, daß derſelbe Gebrauch noch im 6. Jahrhundert fortbeſtand, denn die zu Tours verſammelten Biſchöfe ſahen ſich genöthigt, mit Drohungen dagegen einzuſchreiten. Es drängt ſich aber hier unwillkührlich die Frage auf: In welchem Zuſammenhange ſteht die (mythiſche*) Erhebung Petri auf den römiſchen Stuhl mit der Todtenfeier der alten Römer? Die Sache erklärt ſich durch ſich ſelbſt. Man opferte den im Me-

---

*) Die Tradition der nachapoſtoliſchen Zeiten läßt Petrum — den die Apoſtelgeſchichte (15.) in Jeruſalem, der Brief an die Galater (2, 11.) in Antiochien wirkſam ſeyn läßt, und der, wie aus 1. Pet. 5, 13. zu ſchließen, ſich ſpäter nach Babylon begeben hat, wo die zahlreiche Judenſchaft Anlaß genug zu einer Miſſionsreiſe für den Judenapoſtel gab — auch nach Rom reiſen, dort die in den folgenden Jahrhunderten ſo wichtig gewordene Chriſtengemeinde gründen, und den erſten Biſchof derſelben ſeyn. Aber es iſt

---

erweislich, daß wenigſtens der letztere Theil dieſer Angabe an unheilbaren Mängeln leidet. In dem Briefe Pauli an die Römer findet ſich nicht die geringſte Spur von Petri Wanderung nach der Weltſtadt, oder davon, daß die dortige Gemeinde von dem Judenapoſtel gegründet worden wäre, ſondern Alles ſieht ſo aus, als ob ſie ohne Zuthun eines Apoſtels ſich von ſelbſt gebildet habe, was bei dem lebendigen Verkehr zwiſchen Rom und Jeruſalem, und bei der ſchnellen Verbreitung der Kunde von den Vorgängen in Judäa nach der Hauptſtadt der römiſchen Welt ſehr begreiflich iſt. Aber auch von der Zeit, da Paulus Rom als Gefangener betritt, berichtet die Apoſtelgeſchichte kein Wort über die Anweſenheit Petri, und ebenſo wenig findet ſich in den von Rom aus geſchriebenen Briefen des Heidenapoſtels eine Spur von Petrus, oder ein Gruß von ihm. Damals kann er alſo nicht daſelbſt geweſen ſeyn, und ſo bleibt nichts übrig, als den etwaigen Aufenthalt Petri in den Zeitraum nach der Gefangennehmung des Paulus, und nach ſeinem wahrſcheinlichen Tode zu verlegen. Aber dieſer Ausweg ſtimmt nicht mit den Ausſagen der Väter, welche Petrus zugleich mit Paulus in Rom wirken laſſen. Endlich iſt die ganze Nachricht darum verdächtig, weil die römiſche Gemeinde des zweiten Jahrhunderts das größte Intereſſe hatte, ihren Urſprung auf Petrus zurückzuführen. Sehr oft hat kirchlicher Vortheil Sagen, die keinen hiſtoriſchen Boden haben, ins Leben gerufen, und dies iſt hier auch der Fall. Wie Paul vorzugsweiſe für den Heidenapoſtel galt, ſo betrachtete es Peter als Aufgabe ſeines Lebens, das Chriſtenthum unter den Juden zu verbreiten. Sobald daher eine Gemeinde Gründe hatte, ſich einen jüdiſch-apoſtoliſchen Stammbaum beizulegen, verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie Peter für ihren Gründer ausgab. (Gfrörer a. a. O. I.

nat Februar — der von Pluto **Februus** ſeinen Namen borgte — auf der Oberwelt herumſchwärmenden Seelen

---

S. 235). Fragt man nun, worin das römiſche Intereſſe beſtanden, die Gründung des Papſtthums auf Petrum zurückzuführen? ſo finden wir auch hierüber die Aufſchlüſſe bei Gfrörer (1. S. 256 ff.), die wir aber unſern Leſern, der gebotenen Raumerſparniß wegen, nur im Auszuge hier mittheilen können: Schon vor Origenes circulirten Schriften, welche unter dem Namen κηρύγματα Πέτρου dem Judenapoſtel zugeſchrieben, den Zweck hatten, die Gültigkeit des moſaiſchen Geſetzes für die chriſtliche Kirche, und die ausſchließliche Wahrheit der petriniſchen Lehre darzuthun, und dem pauliniſchen Dogma entgegen zu arbeiten. Sichere Spuren weiſen auf Rom als den Entſtehungsort dieſer von Judenchriſten geſchmiedeten Schriften. Origenes führt, in ſeiner vor dem Jahre 231 verfaßten Erklärung der Geneſis, Verhandlungen des römiſchen Clemens mit ſeinem Vater zu Laodicea an, die aus dem 14. Buche der oben genannten, dem Petrus zugeſchriebenen Schrift entnommen ſeyen. Origenes betrachtet dieſe Schrift als chriſtlich anerkannt, folglich iſt ſie von bedeutendem Alter, etwa aus dem 2. Jahrhundert. Nun iſt aber eine doppelte Recenſion eines ganz ähnlichen Werkes, wie das von Origenes angeführte, in deſſen Abſchnitte ſich dieſelben Verhandlungen des römiſchen Clemens mit ſeinem Vater finden, vorhanden. Die eine Bearbeitung, in der griechiſchen Urſprache erhalten, wurde von Cotelier zum Erſtenmal herausgegeben, und trägt den Titel Clementinen. Die andere, eine lateiniſche, von Rufin beſorgte Ueberſetzung kennt man unter dem Namen Recognitionen (**Recognitiones S. Clementis ad Jacobum, fratrem Domini**). In minder weſentlichen Dingen vielfach von einander abweichend, ſind doch beide Bearbeitungen in der Hauptſache einig, und die Grundlage dieſelbe, wie in jenem von Origenes der Abgeſchiedenen, um ſie zu verſöhnen, daß ſie den Lebenden nicht Schaden zufügen möchten; denn nur die

---

als kirchlich anerkannten Buche. Die Clementinen enthalten unter andern ein Schreiben Petri an Jacobus, Biſchof der Gemeinde zu Jeruſalem, worin ein mitfolgendes Werk, die oben genannten κηρύγματα Πέτρου Letzterem anempfohlen wird. Als Zweck deſſelben hebt er hervor, daß ſie die Verläumdung, als ob ſeine, des Petrus, Lehre, die doch ganz mit der moſaiſchen übereinſtimme, auf Untergrabung des Geſetzes ausgehe, hintertreibe. Jene Verdrehung gibt er den Heidenchriſten ſchuld, *welche der geſetzwidrigen Lehre des Feindes* (d. h. des Paulus) *folgen*. (Buchſtäblich überſetzt lautet der Brief ſo: „Einige Heidenchriſten haben meine geſetzmäßige Predigt verdorben, indem ſie ſich an die geſetzliche Lehre des feindlichen Menſchen hielten.“). Ein anderes Schreiben des römiſchen Clemens an Jacobus berichtet den Märtyrertod Petri, und die Anordnungen deſſelben für die römiſche Kirche. Weiter berichtet Clemens, daß Petrus ihn zu ſeinem Nachfolger auf dem römiſchen Biſchofsſtuhl ernannt, und ihm den Auftrag gegeben habe, zugleich mit der Nachricht von dieſen Dingen eine Beſchreibung ſeiner eigenen Lebensſchickſale, ſo wie der Lehrvorträge und Thaten Petri, deren Zeuge er, Clemens, als der Reiſegefährte des Judenapoſtels geweſen, an Jacobus einzuſenden. Der Brief ſchließt mit folgenden Worten: „Dem gemäß habe ich, da Petrus es gefordert, nicht zögern wollen, einen großen Theil ſeiner in den Städten gehaltenen Vorträge in Bücher abzutheilen und unter Hauptſtücke zu faſſen mit dem Titel: „des Clemens Auszug aus den Vorträgen, die Petrus auf Reiſen gehalten.“ Nach dieſem Schreiben kommt das Hauptwerk, enthaltend die Lebensſchickſale des Clemens, und in dieſe die Erzählung von Petri Thaten verflochten, worunter mit beſonderer Vorliebe des Petrus Kampf

Geiſter Derer, welche ein laſterhaftes Leben geführt, dachte man ſich am Jahresende auf die Oberwelt zu-

---

mit Simon Magus hervorgehoben. In die Streitreden Petri gegen Simon und andere Gegner findet ſich die Theologie des Buches eingewoben, als: Moſe hat das Geſetz den ſiebzig Aelteſten zur mündlichen Fortpflanzung übergeben. Dennoch haben die Aelteſten es ſpäter ſchriftlich abgefaßt, und ſo die Offenbarungsurkunde durch fremde, ſogar widerſprechende, Beſtandtheile verfälſcht. Darum erſchien Jeſus um die Menſchen zu belehren, wie jene unreinen Anhängſel auszuſcheiden ſeyen. Die urſprüngliche moſaiſche Lehre iſt alſo eine und dieſelbe mit der chriſtlichen. Jene Miſchung des Echten mit dem Unechten hat Gott als Prüfungsmittel zugelaſſen, damit es ſich zeige, ob die wahrhaft Gottesfürchtigen die Kraft hätten, auch gegen das Anſehen des Buchſtabens falſche, Gottes unwürdige, Verſtellungen zu überwinden. Daß es dem Verf. des Buches vorzugsweiſe um Vergöttlichung Moſis und ſeines Geſetzes zu thun war, erſieht man auch aus ſeiner zwar verdeckten, aber dennoch gereizten Polemik gegen Paulus, den Beſtreiter der fortdauernden Gültigkeit des Geſetzes. Pauliniſche Grundlehren werden dem Erzketzer Simon Magus in den Mund gelegt, in welcher Geſtalt ſie dann als fluchwürdige Irrthümer bekämpft werden. Paulus beruft ſich z. B. in der Apoſtelgeſchichte und den Briefen manchmal auf Viſionen und Offenbarungen, als Beglaubigungsmittel ſeiner apoſtoliſchen Würde. Dieſelben Beweisgründe braucht auch Simon Magus, aber Petrus zeigt ihm dann triumphirend, daß dieſe Art des Beweiſes trüglich ſey, daß nur die unmittelbare Erwählung durch Chriſtus, nur der perſönliche Umgang mit ihm, apoſtoliſche Würde verleihe. Röm. 5, 12 ff. ſtellt Paulus Adam und den Chriſt als zwei uranfängliche Gegenſätze einander gegenüber, aber den Clementinen zufolge war Chriſtus einſt in Adam vor dem Falle, alſo Beide (wie nach den Rabrückkehrend, weil die Seelen der Gerechten unmittelbar nach dem Tode in's Elyſium eingingen. Alſo um die ent-

---

binen ebenfalls) dem Weſen nach ſich gleich, denn Sünde und Tod ſind nicht von Adam, ſondern von der weiblichen Urkraft, Eva, ausgegangen. Auch tritt in den Clementinen ein hierarchiſches Streben überall hervor. Der Biſchof, ſagen ſie, iſt Stellvertreter Chriſti. Die ihm erwieſene Ehre oder Unehre fällt alſo auf Chriſtum zurück. (**Hom. III. 66.**) Daher ſoll dem Feinde des Biſchofs kein Gemeindeglied befreundet ſeyn (Brief des Clemens 18); zwar liegt dem Biſchof ob, nur Gutes zu befehlen, aber Chriſti, wie Moſis Stuhl, iſt, auch wenn ein Schlechter darauf ſitzt, durch Gehorſam zu ehren. (**Hom. III. 66. 70.**) Der Biſchof ſoll zwar, nicht wie die heidniſche Obrigkeit, gebieteriſch, ſondern als Hirt die Heerde Chriſti lenken, aber doch zugleich die äuſſere Ehre nicht aus falſcher Demuth verſchmähen; da nur durch ſie die Menge im Zaum gehalten wird (**Hom. III. 64.**) Hierarchie bildet alſo den Grundgedanken des Buches. Um ihretwegen wird das Geſetz ſo hoch erhoben, weil auf demſelben die Vorrechte des levitiſchen Standes beruhen. Hinneigung zur prieſterlichen Gewalt hat auch die Behauptung eingegeben, daß nach dem Sinne Moſis das Geſetz nie hätte ſchriftlich abgefaßt werden ſollen. Man begreift, daß mündliche Ueberlieferung, bei der Unbeſtimmtheit, die ihr nothwendig zukommt, prieſterlichen Eingriffen einen gar weiten, faſt unabſehbaren Spielraum eröffnet. Hierin ſtimmen die Clementinen mit der Synagoge überein, die ihren Zaun (Sijug) um das Geſetz aus Grundſatz ſo lange als möglich bloß mündlich vorgetragen hat, und zu ſchriftlicher Abfaſſung deſſelben nur durch die Uebermacht der Umſtände, namentlich durch die Zerſtörung Jeruſalems und den Sturz der Gewalt des Sanhedrin (*συνεδριον*) genöthigt worden iſt. Daß die Clementinen, ſo gut wie jene unterſchobenen petriniſchen Bücher von Judenchriſten abgefaßt wurden, jeſeiten Höllengeiſter unſchädlich zu machen, beſänftigte man ſie durch die ihnen dargebrachten Todtenopfer. Die Kirche aber ſtellte den Satz auf: Jeſus hat über die Dämone Gewalt, und er hat Petro die Schlüſſel-

---

iſt alſo gewiß, ebenſo aber, daß Rom ihre Geburtsſtätte. Denn aus welchem andern Grunde wird Alles an den Namen des römiſchen Clemens geknüpft? Blickt man in die frühern Jahrhunderte zurück, ſo bemerkt man vom erſten Jahrzehent des zweiten Säculums bis zu Ende deſſelben eine Reihe von Schriften unter dem Schilde des römiſchen Namens, die den Zweck haben, der römiſchen Gemeinde die Lehre einzuimpfen, daß die moſaiſche Geſetzgebung ihren Hauptzügen nach auch für die chriſtliche Kirche bindend ſey; demgemäß dringen ſie auf Unterordnung der Laien unter geiſtliche Obere, und auf eine, der levitiſchen nachgeahmte Kirchenverfaſſung. Dieſelben Anſichten und Beſtrebungen zeigen ſich vor der Zerſtörung Jeruſalems in der dortigen Mutterkirche. Etwa 20 bis 30 Jahre nach dem Untergang des Tempels brechen ſie ſich in Rom unter vielen Kämpfen Bahn, mit mehr oder minder verdeckten Angriffen gegen Paulus und ſeine Anhänger. Daraus iſt zu ſchließen, daß dieſe Denkweiſe aus dem zerſtörten Jeruſalem nach Rom — das ſeit dem Falle der heiligen Stadt die einflußreichſte Chriſtengemeinde enthielt — übergeſiedelt worden ſey. Wäre Jeruſalem ſtehen geblieben, ſo würde die judenchriſtliche Parthei die heilige Stadt zum Mittelpunkte ihrer Wirkſamkeit gemacht haben. Nachdem Zion gefallen, erſchien ihr die Hauptſtadt der Welt, der Sitz jener Gemeinde, die ſeit dem Untergang Jeruſalems anerkannt die wichtigſte und größte war, für ihre Zwecke der paſſendſte Ort. Wenn die fraglichen Schriften den Namen des römiſchen Clemens voranſtellen, ſo iſt daraus zu folgern, daß Clemens — wahrſcheinlich ein von Paulus bekehrter Heidenchriſt — zuletzt den Judenchriſten beigetreten ſey.

gewalt übertragen, d. h. den Himmel zu öffnen und die Hölle zu ſchließen*). Darum wurde Petri Stuhlfeier alſo ſtellvertretend für die Feralien, weil man dadurch zu verſtehen geben wollte: Seitdem Rom die Reſidenz des irdiſchen Stellvertreters Jeſu geworden, beſäßen die Dämonen keine Macht mehr zu ſchaden, alſo ſey auch das zu ihrer Sühne gefeierte Feſt zwecklos geworden. Nach Erledigung dieſer Frage müſſen wir zu einer zweiten übergehen: Was mochte zu der Verrückung des Feſtes vom 22. Februar auf den 18. Januar die Anordner der Kirchenfeſte beſtimmt haben? Auch hier muß eine Vermuthung die Stelle der Gewißheit vertreten, nämlich es muß dieſe Anordnung ſchon zu einer Zeit ſtattgefunden haben, wo Chriſti Geburtsfeier oder die des neuen Jahrs, wie in der morgenländiſchen Kirche, noch am 6. Januar abgehalten wurde. Somit hatte der 18. Januar dieſelbe Beſtimmung, wie jetzt der Dreikönigstag, an welchem die die Dämonen verſcheuchende Bohne und der mit der Todtenmünze gefüllte Honigkuchen eine Rolle ſpielt.

Lady Morgan ſchildert als Augenzeugin dieſer Kirchenfeier dieſelbe mit folgenden Worten: „Die Gedächtnißfeier der Einſetzung des päpſtlichen Stuhls (**la festa di Cattedra**) iſt eine der wenigen **Funzioni** (Ceremonien), welche in der Peterskirche begangen werden. Die reiche Uniform der Truppen, welche bei dieſem Feſte den Kreuzgang beſetzen, die mannigfaltigen und prächtigen Gewänder der verſchiedenen weltlichen und geiſtlichen Beamten, der Aebte, Prieſter, Stiftsherren, Prä-

---

*) Petrus trat an die Stelle des **Janus patulcius**, der alten Stadtgottheit Roms, die wie oben S. 12 gezeigt worden, auch Cluſius in der Todtenſtadt Cluſium, Beſitzer der Schlüſſel des Hades, war.

laten, Cardinäle, Doctoren, Senatoren, Dragoner und Grenadiere, die auf einmal in Proceſſion durch den ungeheuern Raum dieſes Tempels ziehen, dieß Alles bietet ein Schauſpiel dar, das im übrigen Europa nicht ſeines Gleichen findet. Mitten unter Schwertern und Hellebarden und Crucifixen, von Fahnen umgeben, und ſeufzend unter dem Gewichte der ſchimmernden Tiara, erſcheint endlich der alterſchwache Papſt in einem Seſſel von Karmeiſin und Gold, von Geiſtlichen getragen, und von Leuten umringt, deren Amt es iſt, dem matten Greis ſtete Kühlung zuzuwehen. Alles fällt auf die Kniee, während er durch die Kirche zieht, und ſich auf einen kleinen Thron begibt, der für dieſe Ceremonie unter dem Stuhle des heiligen Petrus oder vielmehr — Mahomets errichtet iſt. Denn man muß wiſſen, daß, als bei der Invaſion der Franzoſen die Raubſucht auch dieſer Reliquie ſich bemächtigt hatte, auf welcher einſt der Apoſtelfürſt in eigener Perſon ſein Amt als Statthalter Chriſti verwaltet haben ſoll, man nach Abnahme der koſtbaren Hülle auf dem morſchen beſtaubten Holze Spuren von eingegrabenen Zeichen fand, welche Buchſtaben glichen; und als der Stuhl an's Tageslicht gebracht, von Spinngeweben gereinigt, und die Innſchrift — denn dieß waren die Zeichen — ſorgfältig abgeſchrieben wurde, ſo entdeckte man, daß es arabiſche Schriftzüge, die das bekannte Glaubensbekenntniß der — Mahometaner enthielten: „Es gibt nur Einen Gott und Mahomet iſt ſein Prophet!“ Man vermuthet daher, dieſer Stuhl ſey eine Beute der Kreuzfahrer geweſen, und der Kirche zu einer Zeit geſchenkt worden, wo das Studium der arabiſchen Sprache in Europa noch nicht betrieben wurde.“

19. Januar.

Kanut, der zweite Sohn des däniſchen Königs Svend, welcher wegen des Gewimmels von Baſtarden von allerlei Art Müttern an ſeinem Hofe „König Vater“ von dem Volkswitz genannt zu werden pflegte, Kanut alſo wurde, wegen ſeiner Sympathieen für die Geiſtlichkeit, die er mit ſeinem nicht nur wollüſtigen, ſondern auch frömmelnden Vater theilte, von dieſem, mit Uebergehung des ältern Bruders, zum Thronfolger ernannt. Der gerechte Sinn des Volkes rief zwar dennoch den Erſtgebornen, Harald, wegen ſeines Stilllebens „Heim“ zubenamſt, zum König aus, aber er ſtarb nach vierjähriger Regierung kinderlos, und nun ergreift Kanut — der indeß mit ſeinen Schiffen gegen die entfernten Heiden der Oſtſee gekreuzt hatte — die Zügel der Herrſchaft. Mit ſteigender Ungeduld hatte er des Bruders volksfreundliches Walten betrachtet gehabt. In Kanuts Abſichten lag es, daß die Geiſtlichkeit aufhöre, Fremdling im Lande zu ſeyn, daß ſie einen eigens befeſtigten Stand für ſich mit beſondern Rechten bilde. Vom Zehnten war bisher noch gar nicht die Rede geweſen, jeder Gerichtstag fröhnte noch dem heidniſchen Grundſatz, daß ein Verbrechen zunächſt gegen den Verletzten verbrochen ſey, und, bei Vermeidung der Blutrache, dieſem oder ſeinen Angehörigen gebüßt werden müſſe. Nach den Lehren der Geiſtlichkeit war aber jedes Verbrechen gegen Gott begangen, und mußte vor Allem durch kirchliche Strafen gebüßt werden, z. B. durch Erbauung von Klöſtern, fromme Schenkungen ꝛc. Plötzlich traten die acht Biſchöfe Dänemarks aus ihrer rang- und würdeloſen Stellung in die erſte Standſchaft des Reiches, gleich den Mitgliedern des Königl. Hauſes ein, man erblickte ſie ſeitdem auf den Reichs- und Landtagen als den erſten Stand, häufig, beſonders als Kanzler, im engſten Rath des Königs. Zugleich ward ihnen die Gerichtsbarkeit über die bei ihnen eingeſeſſene, zum Theil noch undotirte, niedere Geiſtlichkeit beigelegt, ſo daß kein Prozeß zwiſchen Geiſtlichen mehr an die Bauerngerichte kommen durfte. Nur der König und der Biſchof durfte einen Geiſtlichen vor ſich laden. Schon war auch dem geiſtlichen Gericht vergönnt, Vergehen gegen die Religion an Weltlichen mit Brüchen zu ahnden, die einen Theil der biſchöflichen Einnahmen bildeten, wodurch auf einmal die geiſtliche Gerichtsbarkeit über die Weltlichkeit die Oberhand gewann. Aber noch viel mehr lag darin, daß der König bei Einweihung der Lorenzkirche in Lund dem Biſchof nicht nur den vierten Theil der königlichen Einnahmen aus der Stadt Lund ſchenkte, ſondern auch zur Verſorgung des Capitels, d. h. des Probſtes und ſeiner zehn Kanonici, faſt alle Einkünfte ausſetzte, die von den Grundholden der Kirche bisher an den König bezahlt wurden. In der Stille brütete Kanut über Einführung auch des Zehnten. Die Ungerechtigkeit der Beamten vermehrte den Druck. Man wog falſch, ſchlug bewegliche Habe, die altgeſetzlichen Zahlungswerth hatte, wie eigengemachtes Zeug, Vieh, auf's Niedrigſte an, „ließ, was den Werth von Unzen hatte, kaum für Schillinge gelten.“ So überſchritt Kanut das Maß. Dieſer gewiſſenhafte Herr, dem es ſonſt ſo ernſt am Herzen lag, daß ſeine Dänen ja keinen Faſttag weniger hätten, als die übrige Chriſtenwelt, war jetzt im Begriffe, dadurch, daß er die auf Verlaſſung des Heeres*) ſtehende Buße auf das ſchärfſte eintreiben ließ, wodurch manches Vermögen dahin ſchwand, ſeine Unterthanen in Bettler zu verwandeln, zumal die Beamten bei dem Eintreiben der Strafgelder auf die eben geſchilderte Weiſe verfuhren. Als Kanut im folgenden Jahre die nördlichen Gegenden ſeines Reiches beſuchte, nach Vendſyſſel kam, wo die ärmſten Landesbewohner in Haide, Moor, Sumpf und Waldung hausten, die nur vom Fiſchfang und vom Ertrag der Schiffbrüche lebten, und er auch hier die Strafgelder verlangte und die Grundſtücke veranſchlagte, erlitten die Steuer-Ein-

---

*) Kanut hatte nach der Eroberung von England getrachtet. Im Frühling 1085 eben zur Abfahrt ſich rüſtend,

---

traf ihn in Schleswig die Nachricht, daß die Wenden dieſen Sommer Dänemark zu überziehen gedachten Er ſuchte durch Geſandte mit glimpflichen Anerbietungen ſie zum Frieden zu ſtimmen, ſetzte ihnen ſieben Tage zur Antwort, und ließ der Flotte ſagen, daß er bald zur Stelle ſeyn werde. Die Antwort aber blieb aus, die Flottenmannſchaft, eng zuſammen liegend, auf eigene Koſten zehrend, ward ungeduldig, und Oluf Jarl von Südjütland überbrachte ſeinem königl. Bruder die Klagen des Heers, er wurde aber ergriffen, ſchimpflich gebunden, und in engem Gewahrſam nach Flandern geſchickt, weil man ihn durch engliſches Gold beſtochen glaubte. Jetzt löste ſich die däniſche Flotte auf, und die Krieger ſchifften jeder in ſeine Heimat. So fand Kanut, als er, nachdem die Wenden ſich friedlich erklärt, in dem Limfiord einlief, kein Schiff mehr vor. Da beſchloß er ein ſtrenges Gericht über ſeine Unterthanen. Er forderte, da auf Verlaſſung des Heers das Landesgeſetz ſogar den Tod ſetzt, Ablöſungsſummen oder Bußgelder, die das Volk für unerſchwinglich hielt, und denen das Volk nur entgehen ſollte, wenn es ſich dem Kirchenzehnten unterwürfe. Dieſer ward aber umſonſt als Lohn der Folgſamkeit ausgeboten, man zog die Buße vor, „denn dieſe richte einmal zu Grunde, der Zehnte aber ſey eine bleibende Belaſtung.“

nehmet den Tod. Es ſey kein Mittelweg mehr übrig, ſagte man, zwiſchen Knechtſchaft und Losſagung von dem hartherzigen Könige. Kanut mußte fliehen, aber man verfolgte ihn, und während er auf einer Beſitzung des Biſchofs nur mit Mühe Schutz gegen Angriffe fand, brach die bewaffnete Menge in die königlichen Pfalzen ein, erſchlug und ertränkte Beamte und Dienerſchaft, zerbrach und plünderte Alles. Flüchtigen Fußes nach Wiborg gelangt, fand er keine anhänglichere Geſinnung. Der Sturm von Norden, durch ganz Jütland brauſend, verfolgte ihn bis Fünen, aber auch dahin folgten die entbrannten Jüten. Er wollte nach Seeland, da hielten ihn ungetreue Freunde mit der Hoffnung auf Beiſtand aus der Gegend von Odenſee und auf gütliche Vermittlung feſt, und er begab ſich mit drei Brüdern in den dortigen Königshof. Kaum aber war er am Abend zur Veſperzeit in die nahe St. Albanskirche getreten, als gleichzeitig ein Anfall auf den Königshof und die Kirche geſchah. Dieſe war von Holz, man ſuchte die Wand einzubrechen, Andere legten Feuer an, das aber vom Regen gelöſcht ward. Der König merkte, daß ſeine Stunde gekommen ſey, und beichtete; dann, als Pfeile ihn ſchon und Steine durch die Kirchenfenſter trafen, umfaßte er mit vorgeſtreckten Armen den Altar und empfing den Todesſtoß in die Seite durch einen hineinfliegenden Speer*).

20. Januar.

Nicht ohne Abſicht ſcheint die Kirche faſt unmittelbar nach der, aus dem heidniſchen, von Pluto geſtifteten, Todtenfeſt hervorgegangenen Petri Stuhlfeier (vergl. Seite 100) einen und denſelben Tag der Erinnerung den Märtyrern Fabian*) und Sebaſtian**) gewidmet zu haben, denn Erſterer iſt im Namen der Bohnenmann, alſo ein chriſtianiſirter Hercules Fabius, und daß die Bohne zu dem Tode in Beziehung ſteht, haben wir ſchon bei der Erklärung des Bohnenkuchens (S. 64) weitläufig auseinander geſetzt. Der andere Heilige beſitzt gewiſſermaßen das Prädicat Plutos ſelbſt, der an dem **festum epularum** (vergl. oben S. 100) verehrt wurde, denn von dem indiſchen Todtengott und Höllenrichter Schiwa oder Siwa leitet Bohlen (Alt. Ind.) das griechiſche Beiwort σεβης her, wovon σεβαστος und **Sebastianus** abſtammen; σεβω = σειω, hat aber zur urſprünglichen Bedeutung: zittern (**tremo**), alſo σεβος: **terror**, σεβης: der Zittern und Furcht erweckt, der Furchtbare, Scheu erregende, erweiterte Bedeutung: der Ehrwürdige.

---

*) Dahlmann Geſchichte Dänemarks I. S. 295 ff.

---

*) Er war ein geborner Römer, wurde römiſcher Biſchof, ließ ſich die Begräbniſſe der Märtyrer angelegen ſeyn, und wurde im Jahr der Regierung des Decius (250, angeblich am 20. Jan.) ſelbſt ein ſolcher.

**) Vertheidiger der römiſchen Kirche, wurde mit Pfeilen erlegt, unter Diocletian (287). Er erlitt alſo jene Todesart, die man von Pluto ausgehend glaubte. Er wird in Rom, Capua und Mailand gegen die Peſt angerufen. Nach dem heidniſchen Grundſatze ſandte ja der Uebel abwehrende Gott, wie der Peſtpfeile entſendende Apollo σμινθευς, zuvor ſelbſt das Uebel; Serapis wandelte ſich in den Aeſculap um, und der vorerwähnte Schiwa hat darum unter ſeinen Attributen den Kranz von Todtenſchädeln, aber auch den zeugenden Lingam; Päan heißt: Beſchädiger (v. παιω), dann: Arzt.

21. Januar.

Die h. Agnes ſollte ſich in ihrem 13. Jahre mit dem Sohn des Landpflegers zu Rom verheirathen, ihr keuſcher*) Sinn ſträubte ſich dagegen, ungeachtet ihr Liebhaber aus unbefriedigter Sehnſucht in eine Krankheit verfiel. Um die Spröde zu demüthigen, führte man ſie in ein Bordel, ſobald aber als ihr die Kleider vom Leibe gezogen waren, ſtand ein Engel an ihrer Seite, der ihr ein Gewand vom Himmel brachte. Agneſens Bräutigam ſtarb indeß vor Bekümmerniß, aber das Gebet der Geliebten erweckte ihn aus dem Tode. Dennoch warf man ſie in's Feuer, dieß konnte ihr jedoch nichts anhaben**), daher wurde ihr zuletzt die Kehle zerſchnitten. Aber acht Tage nachher erſchien ſie ihren Eltern in glänzendem Weiß, von Jungfrauen umgeben und ein ſchneeweißes Lämmchen ihr zur Seite. Ihr Leichnam liegt zu Rom, doch beſitzen auch Paris, Rouen, Meaux, Brüſſel, Antwerpen und Köln Reliquien von ihr. Ungeachtet ſie aus Liebe zur Jungfrauſchaft den Märtyrertod erlitten, ſo glaubte man früher doch, daß heirathsluſtige Mädchen in der Nacht vor dem St. Agnestag ihren künftigen Gatten im Traume ſehen *), wenn ſie 1) den Tag vorher gefaſtet, 2) wenn ſie während eines Vater Unſer aus einer Nadelreihe eine Nadel nach der andern ausziehen und die letzte in den Aermel ſtecken! In Rom begeht man an dieſem Tage folgende Ceremonie: Man bringt in die der h. Agnes geweihte Kirche zwei Schafe, ein Prieſter ſegnet Salz und Waſſer ein, lieſt dann laut aus dem Evangelium die Worte: „Uns iſt ein Kind geboren worden ꝛc.“ Dann recitirt er wieder: „Ihr Männer aus Galiläa ꝛc.“, das dritte Mal beginnt er: „Ich bin der gute Hirt ꝛc.“ zuletzt: „In dieſen Tagen ꝛc.“ Jedesmal lieſt er, an einer andern Ecke ſtehend, das betreffende Evangelium ab. Hierauf ſprengt er Weihwaſſer auf die vor ihm vorbeigeführten Schafe, und ſpricht dazu: „Der Segen Gottes, des allmächtigen Vaters im Himmel, ſenke ſich auf euch herab, und bleibe bei euch, im Namen des Vaters, des Sohns und des heil. Geiſtes, Amen!“ Dann bezeichnet er alle Schafe mit dem Zeichen des Kreuzes und betet ein Vater Unſer und Ave Maria. Die ſo geweihten Thiere werden ſpäter geſchoren, und aus ihrer Wolle die Pallien für die Biſchöfe verfertigt. Dieſe Sitte wird aus dem altheidniſchen Dienſt der Göttin Pales hergeleitet, unter deren Schutz das Wollenvieh ſtand. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß die Hirten Latiums ihre Schafe auf den Feldern ließen, die chriſtianiſirten aber ſie zur Einſegnung in die Kirche treiben.

---

*) Wie die Sprache das Lamm (engl. lamb, öſterr. Lampel) mit dem Feuer (λάμπω leuchten, wovon: Lampe) in Beziehung brachte, und ignis (ſkr. agni Feuer) wie agnus (Lamm) vom ſanſkrit. Zeitwort ag (brennen), abſtammt, ebenſo die Keuſchheit, daher jenes Kraut, deſſen Wirkungen im Dämpfen der Liebeshitze beſtehen: Keuſchlamm (agnus castus) genannt. Denn das Feuer verzehrt alles Unreine, daher ἅγιος heilig, ἁγνός Lamm, ἅζω brennen.

**) Warum? darauf antwortet die vorhergehende Anm.

22. Januar.

Vincenz, ein Spanier, geboren zu Valentia, ſtarb

---

*) Darauf ſpielt Ben Jonſon in folgenden Verſen an:

den Märtyrertod unter der Regierung Diocletians. Ein engliſcher Spruch lautet:

Merk wohl auf am St. Vincenztag,
Ob da die Sonne ſcheinen mag*).

Daraus ſchließe ich, daß der Name des Heiligen die Anordner des Kalenders veranlaßt haben mag, ihm eben jenen Tag zu widmen, welcher präciſe einen Monat nach dem Eintritt des Winterſolſtitiums folgt. Die Sonne hat nun wieder an Kraft zugenommen, iſt „Sol *invictus*" geworden. Nicht zufällig alſo geht das gewöhnliche Sonnenſymbol, das Lamm (Agnes hat es auf Abbildungen neben ſich) dieſem Tag voraus, und der folgende, nämlich der

23. Januar,

iſt der h. Emerentia, der Geſpielin der h. Agnes, die mit ihr zugleich, oder an ihrem Grabe betend, geſteinigt wurde, gewidmet.

24. Januar.

Timotheus, erſter Biſchof zu Epheſus, Sohn eines Heiden und einer Jüdin, Schüler Pauli. Er wurde im Jahr 97 unter Nero getödtet. Unter Conſtantin's Regierung wurden ſeine Reliquien nach Conſtantinopel

---

And on sweet St. Agnes night
Please you with the promisd sight,
Some of husbands, some of lovers,
Which an empty dream discovers.

*) Remember on St. Vincents Day,
If that the sun his beams display.

gebracht. Ein Theil derſelben wird zu Rom in der Kirche St. Johannis vom Brunnen gezeigt.

23. Januar.

Die wunderbare Veranlaſſung zu Pauli Bekehrung iſt zu bekannt, um an ſie hier eine andere Betrachtung anzuknüpfen, als dieſe, daß eben jener Tag welcher die Unbeſtändigkeit des religiöſen Charakters des Schülers vom Rabbi Gamaliel durch die Gedächtnißfeier ſeiner Bekehrung uns in Erinnerung bringen ſoll[*], gewiſſe Witterungsregeln für das ganze Jahr an die Hand gibt und ſomit der Witterung größere Beſtändigkeit zugeſteht. Ein weitverbreiteter lateiniſcher Vers lautet:

Clara dies Pauli bona tempora denotat Anni,
Si fuerint Venti designant proelia Genti.
Si fuerint Nebulae pereunt animalia quaeque.
Si Nix, si Pluvia, designant tempora cara.

Zu deutſch:

Gute Zeiten verkündet heiterer Himmel am Paulstag,
Iſt er windig, verkündet er nahe politiſche Stürme,
Iſt er neblig, bedroht er mit Seuchen alle Geſchöpfe,
Schnee oder Regen bedrohen mit theuren Zeiten und
Hunger.

---

[*] Voltaire gibt einen gar zu natürlichen Bekehrungsgrund an, Gamaliel ſoll ſeinem Schüler die Hand der Tochter verweigert haben. Aus Rache ſoll er anſtatt wie Archilochus Jamben zu erfinden, eine neue Religion erfunden haben, denn als eigentlicher Begründer der chriſtlichen Dogmatik iſt unſtreitig Paulus zu betrachten; Chriſtus hatte das moſaiſche Ceremonialgeſetz nicht aufheben, nur reformiren wollen. Sollte Voltaire nicht aus zu trüben Quellen ſeine von der allgemeinen Meinung abweichende Nachricht

Ein in Baſel im Jahr 1672 erſchienener franzöſiſcher Almanach überſetzt:

De St. Paul la claire journée
Nous denote une bonne année,
S'il fait vent, nous aurons la guerre,
S'il neige ou pleut, cherté sur terre,
S'on voit fort epais les brouillards,
Mortalite de toutes parts.

Der Britte Willsford (Nature's Secrets p. 145) gibt uns folgende Uebertragung jener Witterungsregel

If St. Paul's Day be fair and clear,
It does betide a happy year;
But if it chance to snow or rain,
Then will be dear all kind of grain,
If clouds or mists do dark the skie,
Great store of birds and beasts shall die;
And if the winds do fly aloft,
Then wars shall vex the kingdome oft.

26. Januar.

Polycarp, ein Jünger des Apoſtels Johannis, ein eifriger Ketzerrichter, beſiegelte ſeinen Glauben an Chriſtum auf dem Scheiterhaufen im Jahr 170 unter dem Kaiſer Varus.

27. Januar.

Johannes Chryſoſtomus (Goldmund, ein ſeiner Beredſamkeit wegen ihm gegebenes Prädicat), von Ge-

---

geſchöpft haben, ſo ſähe man ſich — in Anbetracht, daß die anglicaniſche Kirche einer vom Papſte verweigerten Eheſcheidung, und die lutheriſche dem Druck des Cölibats ihre Entſtehung verdanken — genöthigt, auszurufen: Nicht der Sündenfall allein, ſondern auch das angebliche Heilmittel gegen ihn iſt vom Weibe ausgegangen.

burt ein Heide, und Schüler des Rhetors Libanius, entſagte dem ſchon bereits gewählten Beruf eines Rechtsgelehrten, um die Taufe anzunehmen, und in der Wüſte durch ſtrenge Büßungen die Lüſte des Fleiſches zu bekämpfen. Seine Kränklichkeit führte ihn wieder in die menſchliche Geſellſchaft zurück, und das Anſehen des Meletius beſtimmte ihn, ſich der Kirche zu widmen. Aber ſelbſt im Schooße ſeiner Familie und auch nach ſeiner Erhebung auf den biſchöflichen Stuhl von Conſtantinopel, blieb er noch der Ausübung der Mönchstugenden befliſſen. Seine Einkünfte verwendete er zur Stiftung von Hoſpitälern und zur Unterſtützung der Armuth. Da er aber von der Kanzel der Sophienkirche ſeine Donner ſelbſt gegen die Ausartung hochſtehender Perſonen ſchleuderte, da er bei Bereiſung der aſiatiſchen Provinzen 13 Biſchöfe in Lydien und Phrygien abſetzte, und die Aeußerung hören ließ, daß der ganze biſchöfliche Stand von der Sittenloſigkeit ergriffen ſey, ſo wurde er bald von ihnen als ein Tyrann der morgenländiſchen Kirche verſchrieen. Die Beleidigten fühlten, daß ihre eigene Sicherheit von ſeinem Falle abhänge. Die kirchliche Verſchwörung wurde von Theophil, Erzbiſchof von Antiochien, geleitet, der die Kaiſerin Eudoxia gegen Chryſoſtomus einzunehmen wußte. Sie ſchickte ihn in die Verbannung, aus welcher er bald nachher zur Freude des Volkes zurückberufen wurde. Da er aber jetzt gegen Eudoxia ſelber das Schwert ſeiner Zunge richtete, ſo zog er ſich eine abermalige Verbannung zu, während welcher er ſtarb.

28. Januar.

Es iſt ungewiß, ob Carolus Magnus den Titel der Große und ſeine Aufnahme unter die Heiligen der

Erkenntlichkeit der Geiſtlichen — die ſo reichlich von ihm mit Schenkungen*) bedacht wurden, und denen zu Liebe er in ſeinen Staaten die Abgabe des Zehnten anordnete — oder ſeinem Bekehrungseifer verdankt, welcher die Heiden mit Feuer und Schwert überredete, und die große Zwangstaufe des ſächſiſchen Heers in der Elbe anbefohlen hatte. Man leſe nur, was ein glaubwürdiger Zeitgenoſſe, Alcuin, für Gründe anführt, welche ſich bei den Sachſen der Annahme des Chriſtenthums entgegenſtellten, und wie verkehrt die mit ihnen umgegangen ſind, welche Geſandte Chriſti an ſie ſeyn wollten**). „Wer unter den Sachſen ſich taufen zu laſſen weigert und ein Heide bleiben will, der ſoll ſterben!“ lautete ein von Carl damals erlaſſenes Edict. Drohungen und Anerbietungen zeitlicher Vortheile wurden wechſelweiſe zur Erreichung dieſes Zweckes angewandt***). Um den Abfall zu verhüten, wurden überall in Sachſen

---

*) S. das Teſtament Carls in Steph. Baluzii Capitul. Reg. Francorum I. p. 487.

**) Er ſagt (Ep. CIV.): Si tanta instantia leve Christi jugum et onus ejus leve durissimo Saxonum populo praedicaretur, quanta *decimarum* redditio vel legalis pro parvissimis quibuslibet culpis edictis necessitas exigebatur, forte baptismatis sacramenta non abhorrerent. *Sint tandem aliquando doctores fidei apostolicis eruditi exemplis. Sint praedicatores, non praedatores!* Und dieſe Apoſtel ſollen Wunder gethan haben!

***) Bei Wilhelm v. Malmesbury (de gest. Angelorum L. I. c. 4.) ſagt Alcuin: Antiqui Saxones et omnes Fresonum populi, instante rege Carolo, alios *praemiis* et alios *minis* sollicitante, ad fidem Christi conversi sunt.

Biſchöfe eingeſetzt und Klöſter erbaut. Die Hunnen in Pannonien erfuhren daſſelbe Schickſal. Wegen dieſer dem Chriſtenthum geleiſteten Dienſte wurde Carl vom Papſt Paſchalis III. heilig geſprochen, obgleich es klar iſt, daß er bei der Nöthigung der Hunnen, Sachſen und Frieſen zum Chriſtenthum, mehr die Abſicht gehabt, dieſe Völker ſeiner eigenen Herrſchaft, als der Kirche, zu unterwerfen. Trug er doch ſonſt kein Bedenken, ſelbſt die Freundſchaft der Saracenen zu ſuchen, als er von dieſen Feinden ſeines Glaubens zur Bedrückung der Griechen, die doch Chriſten waren, Hülfe hoffte *). Auch ſteht mit Carls Heiligkeit in argem Widerſpruche, daß er nicht weniger als neun Beiſchläferinnen hatte **), mit welchen er eine Menge Bankerte zeugte, die er der Kirche ſchenkte; ferner die Unſittlichkeit ſeiner Töchter ***), die er mit zu zärtlicher Leidenſchaft zu lieben im Verdacht war. Am Tage der Vergeltung werden wohl die Söhne ſeines Bruders, Karlmann, Aquitaniens Merovingiſche Fürſten, und die 4500 auf Einer Stelle niedergehauenen Sachſen †) gegen dieſen Heiligen zeugen. Der beſiegten Sachſen Behandlung war Mißbrauch des Eroberungsrechts *), ſeine Geſetze waren nicht minder blutig, als ſeine Waffen, und bei Unterſuchung ſeiner Beweggründe fällt, was von Frömmelei abgezogen wird **),

---

*) Basnage hist. des Juifs IX, c. 2. p. 40. sq.

**) Weltins Geſicht, von einem Mönch eilf Jahre nach Carls d. Gr. Tode beſchrieben, ſieht ihn im Fegfeuer mit einem Geier, der beſtändig das ſündigende Glied benagt. (Gaillard Hist. de Charlemagne II. pag. 319 — 360).

***) Eginhards Ehe mit Emma, Carls Tochter, iſt durch das probrum und suspicio, das dieſe edlen Frauen befleckt, ohne ſein eigenes Weib auszunehmen (c. XIX.), hinlänglich verworfen.

†) Dieſe Angabe iſt die der fränkiſchen Annaliſten, Saxo mindert ſie auf 2500. Aber ſchon die kleinere Berechnung iſt empörend genug. Man bedenke, daß der Aufruhr, welcher Karls Rache aufreizte, nur ein

---

ungeſtümer Ausbruch des durch Wittekind angeregten Mißvergnügens einiger Oſtſachſen war, nicht aber ein Werk der Nation; es iſt nirgend die Rede, daß das gegen die Sorben abgeſchickte ſächſiſche Contingent mit den Empörern gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte, und die Volksvorſteher ſuchten, um Beweiſe ihrer Treue zu geben, die einzelnen Leute zuſammen, welche als Theilnehmer beſchuldigt wurden. Die herbeigeführten Schlachtopfer würden auf mancherlei Weiſe dem Verderben zu entſchlüpfen gewußt haben, wenn der Gedanke an ein ſo widriges Schickſal in ihrer Seele erwacht wäre.

*) Auſſer den Niedermetzelungen und Deportationen nach andern Gegenden des Reiches war auf folgende Verbrechen Todesſtrafe geſetzt: 1) Weigerung gegen die Taufe, 2) falſches Vorgeben der Taufe, 3) Rückfall in Götzendienſt, 4) Prieſtermord, 5) Menſchenopfer, 6) Fleiſcheskoſt in den vierzigtägigen Faſten. Aber jedes Verbrechen konnte durch die Taufe, oder durch Geldbuße verſöhnt werden (Gaillard II. p. 251—257).

**) Hier nur einige Proben: Wo das Chriſtenthum eingeimpft werden ſollte, waren Prieſter unerläßlich, dieſe brachten eine Menge von kirchlichen Anſtalten mit ſich. Wo die Prieſter ſtanden, mußten ſie genährt werden, zur Ausführung ihrer amtlichen Verrichtungen bedurften ſie einer Kirche. Den erforderlichen Aufwand konnte die Staatskaſſe nicht erſchwingen, alſo mußte ſie der Einwohner tragen, durch Frohndienſte, durch den mit Strenge von den neubekehrten Sachſen geforderten, obgleich erſt bei den Franken mit Widerſpruch eingeführten Zehnten. Die ganz ungewohnte [illegible]lage dünkte dem Sachſen Knechtſchaft, mit dem ſeiner Gemüthsart zur Laſt. Sein Kriegsruf muß durch Unterſuchung ſeiner Truppen, Feinde und Unternehmungen geprüft werden. An der Spitze ſeiner überlegenen Heere unterdrückte er entartete, zur gemeinſchaftlichen

---

Zehnten warf er immer das ihn herbeiführende Chriſtenthum weit von ſich, ſo wie ſich die Möglichkeit zeigte, Beides abwerfen zu können. Ströme Blutes mußten noch fließen, das Leben von Hunderttauſenden vergeudet werden, ehe Carls harter Sinn ſeine Abſicht durchſetzen konnte. Als es bei dem Feldzuge gegen die Sachſen ſchwer hielt, die nöthigen Lebensbedürfniſſe herbeizuſchaffen, weil das verfloſſene Jahr ein Mißjahr geweſen, verſicherte Carl in dem erlaſſenen Capitulare — anſtatt die Urſache in den ununterbrochenen ſtarken Aushebungen des Heerbanns (Kriegsdienſte) zu ſuchen, wodurch der Feldbau nicht betrieben werden konnte — der Teufel habe die Aehren gefreſſen, wegen unrichtiger Ablieferung der Zehnten (Capitul. **Francof. a. 794. Tit.** 23). Von der Kriegsbeute aus dem Feldzug gegen die Avaren gab er die Hälfte dem Papſt, in die andere Hälfte theilten ſich die vornehme Geiſtlichkeit und ſeine Höflinge. Die Krieger, denen er den Gewinn verdankte, gingen leer aus, daher ſie ſich durch Raub ſchadlos hielten. Als der Biſchof Petrus ſich in eine Verſchwörung gegen Carl einließ, war er der Einzige, welcher durchſchlüpfte, die weltlichen Verſchwornen hingegen wurden ſämmtlich an Leben und Vermögen geſtraft. Der Papſt vollends galt ihm, als Peters Nachfolger, mit unbeſchränkter Vollmacht den Himmel auf- und zuzuſchließen. Alle geiſtlichen Sprüche von Rom aus nahm er als von Gott eingegeben an. Daher kündigte er in einem Capitulare aller Welt an: „Wenn der Papſt auch ein kaum zu ertragendes Joch auf unſere Schultern legt, ſo ſollen wir mit frommem Gemüth es tragen, denn er hat keinen Vorſtand, nur Gott kann ihn richten.“

Rettung ſich zu verbinden unfähige Völker; nie traf er auf einen Feind, ihm gleich an Zahl, Kriegszucht oder Waffen. Nach ſeinem ſpaniſchen Feldzug wurde ſein Nachtrupp in den Pyrenäen erſchlagen, und die Soldaten, deren Lage unabhelflich, deren Muth unnütz war, mußten ihres Anführers Mangel an Geſchicklichkeit büßen*). Carls Geſetze bilden kein Ganzes, ſondern eine Reihe gelegentlicher Verordnungen zur Verwaltung ſeiner Ländereien, Beſorgung des Federvieh's und ſelbſt zur Verkaufung ſeiner Eier**). Man hat Carln Einführung der Künſte***) und Gründung von Bildungsanſtalten nachgerühmt; er ſoll ſogar noch am Tage vor ſeinem Tode die Evangelien nach dem griechiſchen und ſyriſchen Texte redigirt haben†), aber aus der Lebensbeſchreibung, die ſein Geheimſchreiber Eginhard von ihm geliefert hat, weiß man, daß er die Grundlinien der Wiſſenſchaften mehr aus Unterredungen, als aus Schriften einſog, und daß dieſer hochmüthige Fürſt, dem Jedermann den Fuß küſſen mußte *), erſt im reifen Alter ſchreiben lernte **).

---

*) In dem Gefecht wurde der berühmte Rutland (Roland, Orlando) erſchlagen — cum pluribus aliis (S. Eginhard c. 9. p. 51—56). Die Geſchichte ſchreibt dieſen Sieg den Gascognern zu!

**) Carl und ſeine Nachfolger lebten wie Privatleute von ihren Gütern. Der Bedarf zu ihrer Haushaltung mußte von den Maierhöfen nach Hof geliefert werden.

***) Zur Verſchönerung Aachens mußte er Baukünſtler aus Italien berufen, in Frankreich und Deutſchland war nicht Eine gut gebaute Stadt, ſelbſt in den anſehnlichſten, wie in Tours, die Dächer mit Stroh gedeckt (Alcuin. Ep. XIII).

†) Von dieſer Angabe des Theganus weiß Eginhard nichts. Sie iſt unwahrſcheinlich, da Carl des Griechiſchen nur wenig, und noch weniger des Syriſchen mächtig war, ſelbſt das Schreiben ihm Schwierigkeit machte. Wahrſcheinlich haben andere Männer unter ſeiner Aufſicht der Sache ſich unterzogen. Ueberdies war er ſchon ſieben Tage vor ſeinem am 28. Januar 814 erfolgten Tode bettlägerig.

29. Januar.

Valer, Biſchof zu Trier, vom Apoſtel Paul zum Sendboten Frankreichs ernannt, hatte anfänglich in Trier ſchwere Kämpfe mit den dortigen heidniſchen Einwohnern zu beſtehen. Als ſie aber, ihm mit Mißhandlungen drohend, plötzlich ihre Glieder erſtarrt fühlten, und durch das Gebet des Bekehrers aus dieſem peinlichen Zuſtand befreit wurden, ſo — glaubten ſie, und verlangten die Taufe. Die Reliquien dieſes Heiligen befinden ſich theils im Matthiaskloſter zu Trier, theils in der Jeſuitenkirche zu Liſſabon.

30. Januar.

Adelgunde, eine im Jahr 684 im Geruche der Heiligkeit zu Maubauge im Hennegau verſtorbene Jungfrau.

31. Januar.

Vigilius, ein für Geld zu jeder Schandthat fähiger Mönch, erwarb die päpſtliche Würde durch Mitwirkung am Umſturz der von der Kaiſerin Theodora gemißbilligten chalcedoniſchen Beſchlüſſe, in welchen Jeſu neben der menſchlichen Natur auch eine göttliche beigelegt wird. Sobald aber der ehemalige Diacon ſich im Beſitze des Stuhls Petri wußte, überſchickte er dem Kaiſer und dem Patriarchen von Conſtantinopel ein chalcedoniſches Glaubensbekenntniß. Theodora merkte nun, daß ſie betrogen ſey; doch der Ausbruch einer noch ſchändlichern Hofkabale gab ihr Gelegenheit, den Papſt zu zwingen, daß er doch zuletzt ihren Willen thun mußte. Später verkaufte ſich dieſer Stellvertreter Jeſu dem Kaiſer Juſtinian, der ihn zu manchem Widerrufe veranlaßte. Weswegen er unter die Heiligen aufgenommen wurde, iſt eine noch nicht gelöſte Frage.

---

*) Nur einige der Vornehmſten hatten das Privilegium, ihm bloß die Knie zu küſſen, unter dieſen ſelbſt die Königin dazu verpflichtet (Schmidt d. G. I. S. 214

**) Eginhard (c. 25).

Februar.

Sinndeute des Monatszeichens:

„die Fiſche.“

„Agnoscitque *Neptunus* suos in aethere *pisces.*“
MANILIUS.

Die Römer nannten den letzten Monat des Aequinoctialjahrs, weil man gereinigt in die neue Zeit hinüber zu kommen wünſchte, den Sühnmonat oder **Februarius**, von **februare** ſühnen, reinigen ꝛc. mit Feuer tauſen — denn **Februus**[*]) iſt Präd. des Pluto — als Gegenſatz von **lustrare** mit Waſſer taufen, deſſen Etymon **luo** überſchwemmen, **lues** die Sündfluth, daher **lustrum** ein Sühnopfer, erweiterter Begriff: Zeitabſchnitt, weil jede Periode mit einer Sühne ſchloß. Die Feuertaufe war nur, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine ſymboliſche, und aus dieſer altrömiſchen Ceremonie bildete ſich die chriſtliche Lichtmeß oder Mariä Reinigung, worauf ich bei Beſchreibung dieſes Kirchenfeſtes zurückkommen werde. Da im Februar viele Fieber herrſchen, ſo mochte vielleicht Pluto auch in dieſer Beziehung der Held des gedachten Monats ſeyn; daher auch im jüdiſchen Kalender dieſer Monat den Namen des ſyriſchen Mars (Adar d. i. der Brennende[**]) trägt, welchem als Adra-Melech Kinder geopfert wurden (2. Kön. 17, 31.) und deſſen Name als Todesgott noch in der von Phöniziern erbauten Stadt Adra-Muth und in Hazar-Adar (4. Moſ. 34, 4.) erhalten iſt. Aber nicht das plutoniſche Element allein iſt das zerſtörende, ſondern auch das neptuniſche. Die lateiniſche Ueberſchrift dieſer Abhandlung belehrt uns, daß zur Zeit des Manilius die Römer dem Neptun dieſen Monat geweiht hatten, im Widerſpruch mit den orientaliſchen Aſtrologen, die den Mars ihm zum Regenten ſetzten. In dieſem Monat ſoll Neptun oder Poſeidon ein Meerungeheuer ausgeſandt haben, das die Heſione, nach einer andern Sage die Andromeda, verſchlingen ſollte, als Sühnopfer für das Reich, dem er mit einer Ueberſchwemmung drohte. Die Erſtere rettete Hercules, die Andere Perſeus. Beide ſind Söhne Jupiters, alſo deſſen Prädicate, beide Heroen waren von Müttern geboren, welche Perſonificationen der winterlichen verſchloſſenen, gefrornen Erde ſind, denn Alkmene konnte nicht gebären, bis ein Wieſel den Zauber löſte, und Danae ward von ihrem Vater in ein ehernes Zimmer unter der Erde geſperrt, aber der befruchtende Regen, der ſich in ihren Schoos ergoß, brachte dennoch eine goldene Saat hervor. Wer dieſen Mythus noch nicht deutlich genug fände, der erinnere ſich, daß Zeus auch Georgus (Ackerer) und Chryſaoreus (Goldſchwert ſc. Pflug, von ſeinem hohen Werth: golden zubenannt) unter ſeinen Prädicaten zählte. Nach der winterlichen Ueberſchwemmung folgt die Ausſaat, darum iſt ein Chryſaor auch unter den Söhnen Neptuns; die durch ihren Anblick Erſtarrung bewirkende Meduſe — alſo die Kälte — ſeine Mutter; und auch ihr hieb, wie jenem Meerungeheuer, der Lenzbote Perſeus den Kopf ab. Im Orient war jedoch der Fiſch nicht das Zeichen der vernichtenden Fluth, ſondern ihrer ſchaffenden, befruchtenden Wirkungen. In Babylonien erblicken wir den wohlthätigen Oannes, von dem man Geſetz und Wiſſenſchaft ableitete; bei den Philiſtäern hieß er Dagon; in Syrien, wie jener mythiſche König Babylons: Ninus; in Indien das Zodiakalzeichen des Fiſches: Mina. Auch dort war der Fiſch die Maske des rettenden Gottes; denn Wiſchnu hatte zwar die alte Welt durch eine Sündfluth zu vernichten beſchloſſen, aber dem frommen Satyawrata und ſeinen Söhnen war er in Geſtalt eines rieſigen Fiſches als Warner vor der nahenden Gefahr erſchienen, und zu ihm geſagt: „Von jetzt an in ſieben Tagen ſollen alle ſündhaften Menſchen durch eine Fluth vertilgt werden, du aber begib dich mit allen Heilkräutern und der ganzen Menge der Saamen, auch von allen Thieren ein Paar, in Begleitung der 7 Riſchi's in ein Schiff ꝛc.“ Weiter ſagte der Gott: „Wenn ein Wind das Schiff umhertreiben würde, ſollſt du es mit einer großen Meerſchlange an mein (des fiſchgeſtalteten Wiſchnu) Horn befeſtigen ꝛc.“ Dieſes Horn, an welches Satyawrata das Schiff band, war die Meerſchnecke oder heilige Muſchel (Sancha), deren Ton die böſen Geiſter vertreibt, wie Tritons Muſchel im Gigantenkrieg die Feinde der Götter erſchreckte; und darum noch jetzt ſolche Hörner in den Tempeln der Buddhiſten die Gläubigen zur Andacht rufen, ſowie auch bei Leichenceremonien ihren Dienſt verrichten. Dieſes Horn, welches Satyawrata aus dem Waſſergrab rettete, war das Horn des Heils, d. h. des Ueberfluſſes (cornu copiae), welches Hercules dem Flußgott Achelous ausbrach, denn das Waſſer iſt der Urſprung der Fruchtbarkeit. So wären wir ſchon nahe daran, den altdeutſchen Monatsnamen „Hornung“ zu erklären, welchen der Februar bei den deutſchen Stämmen führt. Daß aus Hörnern getrunken wurde, beweist ſchon, daß man in Flüſſigem das Heil erkannte. Aber ich muß zuvor noch bei einem ſlawiſchen Mythus verweilen, weil dieſer ſich an den indiſchen am engſten anſchließt. Nachdem Bopp in ſeiner „vergleichenden Grammatik“ die Abſtammung der ſlawiſchen Dialecte aus dem Sanſcrit bis zur Evidenz erwieſen hat, können auch Berührungen in der Sagengeſchichte dieſer geographiſch ſo weit geſonderten Völker nicht mehr befremden. Hören wir Hanuſch. Dieſer ſagt in ſeiner „Wiſſenſchaft des ſlawiſchen Mythus“ S. 115. Von dem Gott Krodo heißt es in Kranz „Saxonia“ (Köln 1574 p. 99): In arce Hartesborg idolum coluere Saxones, cui nomen *Crodo*: Saturnum hunc dixere Latini: Senem *in pisce* stantem, qui rotam teneret et urnam

---

[*]) Das Etymon ſcheint φέβω = paveo (wovon φόβος, alſo Pluto der Furchterreger) zu ſeyn, und febris hinſichtlich des ſchüttelnden Fieberfroſtes mit φέβω verwandt.

[**]) Vergl. Ἄζωρ — wie die griechiſchen Schriftſteller ihn nennen — mit ἄζω heizen.

(in rota unionem populi! in urna rerum significans abundantiam). Seine Baſis — der Fiſch — könnte eben ſo auf den Urſprung alles Seyns (nach indiſcher Lehre d. h. auf das Waſſer), als auf die Rettung der Menſchheit durch den Fiſch deuten. Krodo's Rad, das er mit der Hand emporhebt, iſt ein Symbol der Sonne[*]) und die Urne (Waſſergefäß), welche mit Blumen gefüllt iſt, kann das neue Aufblühen der Welt nach dem Fiſch-Awatar (nach der großen Ueberſchwemmung) bezeichnen. Die Deutung Krodo's auf Saturn iſt etwas gezwungen, denn Saturn, d. i. der indiſche Satyawrata, iſt eine von Wiſchnu verſchiedene Perſon[**]). Satyawrata, d. i. die perſonifizirte Menſchheit[***]), wird bei einer großen Ueberſchwemmung, welche ihm Wiſchnu vorherſagt, durch dieſen Fiſch gerettet. Krodo mag allerdings in einigen außerſlawiſchen Ländern verehrt worden ſeyn, allein nichtsdeſtoweniger nennen ihn Neſtor u. A. unter den ſlawiſchen Göttern. Daher hat Ritter in ſeiner Vorhalle (S. 62, 69) Recht, wenn er „in Krodo dem Slawengott" den indiſchen Fiſch-Awatar erblickt. Die Analogie zwiſchen Krodo und Wiſchnu wird noch auffallender, wenn Wiſchnu bei Paullinus (Syst. Brahm. p. 284) als Blumen und Rad tragend, vorkommt. Enge hängt mit Krodo auch der ſlawiſche Sytiwrat zuſammen, ſo daß manche, z. B. Jungmann, im „Krok" ihn mit Krodo identifiziren. Bei Wacerad (Casop. cesk. Mus. 1827. Heft IV. p. 73 sq.) findet ſich: Saturnus = Sytiwrat, qui primus ab Olympo venit arma Jovis fugiens. Wenn nun auch das viele Gemeinſame, welches der ſlawiſche Mythus mit dem indiſchen hat, nicht darauf aufmerkſam machen würde, ſo wäre es ſchon die ungemeine Aehnlichkeit der Ausdrücke Sytiwrat und Satiawrata, die genügend zur Vergleichung einladen würde (vergl. Jungmann's „Slownjk" IV. p. 429). Satyawrata ſteht im indiſchen Mythus als Wiederherſteller des Menſchenlebens aus den alles Leben verſchlingenden, aber auch erzeugenden Gewäſſern da. Dieſer Anſicht entſpräche die Etymologie von Syti-wrat, denn Sitj bedeutet Leben und wrat Umkehr, Rückkehr (Jungmann's „Slownjk" V. p. 173). Im Indiſchen iſt Satyawrata der Sohn der Sonne, dieß iſt ein allgemeines Lebensprinzip, Satyawrata alſo die Wärme, welche durch ihre Einwirkung auf das Feuchte, aus den Gewäſſern den Lebenskeim zur Wirklichkeit entwickelt; als Sonnenſymbol aber auch der Frühling, der nach der Herrſchaft des Winters, d. i. im heißen Klima der Regen- und Ueberſchwemmungszeit, die Natur verjüngt."

---

[*]) Falſch: das Rad bedeutet, wie das Jul Rad, welches die alten Scandinavier und Germanen in den beiden Solſtitien rollen ließen, den Kreislauf des Jahrs.

[**]) Wenn auch dies zugegeben wird, ſo iſt doch Krodo der griechiſche Kronos — denn δ und ν alterniren häufig — alſo Saturn. Das Wort iſt urſprünglich indiſch, denn Krodha bedeutet Zorn (davon noch die böſe Kröte), und der lebenfeindliche Planet begegnet uns noch ſonſt in der griechiſchen Mythe als Krotus, der Peſtpfeile ausſendet, denn bei Eratoſthenes (Cat. c. 28) repräſentirt er den „Schützen" im Zodiak — wenn man ihm Eupheme zur Mutter gab und ihn zum Liebling der Muſen machte, ſo trug die gezwungene Deutung ſeines Namens aus dem Griechiſchen (κροτειν lärmen, tönen) die Schuld dieſes Irrthums — und als Krotopus (κροτ-ωπος iſt wörtlich das ſanſkritiſche krodh-apa: Zorngeſicht), welcher eine Peſt verurſachte (Paus. I. 43, 7. Conon. Narrat. 19). Auch das lateiniſche crudus ſtammt von krodha (Zorn).

[***]) Falſch! Satya-wrata heißt: Periode des Gerichts, v. sat: ſetzen, feſtſtellen, ordnen, satya: Geſetz, Gerechtigkeit, und wrata: Umkreis. Satyawrata iſt alſo eine Perſonification des Strafgerichts, das Wiſchnu über die ſündige Menſchheit beſchloſſen hat. Schon als Sohn oder Enkel des ſtrafenden Schiwa iſt er Saturn, alſo nicht die perſonificirte Menſchheit, ſondern das Gericht, welches über ſie ergeht. Wie Schiwa der Rächer, ſo iſt Wiſchnu der Retter, darum iſt er hier von Satyawrata getrennt, eine beſondere Perſönlichkeit. Satyawrata bleibt am Leben, weil er das göttliche Weſen Schiwa, der Urheber aller Zeugung wie des Todes, ſelber iſt. Im Grunde ſind Wiſchnu und Schiwa nur die verſchiedenen Thätigkeitsäuſſerungen des göttlichen Weſens (der Trimurti)

Oben hatte ich das Rad des Krodo auf das den Jahreskreis verbildlichende Jul-Rad bezogen *). Da aber noch

---

Jener das heilende, dieſer das zerſtörende Princip, in der Idee alſo Eins; folglich konnte Krodo der ſlawiſche Repräſentant des Wiſchnu und des Schiwa geweſen ſeyn.

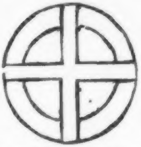
*) Schon die Aegypter beſaßen dieſe Jahr-Hieroglyphe, und im „raſenden Hercules" ſagt der Tragiker Seneca: „Kehret das Rad des kurzenden Jahres ſich um."

jetzt die Meinung herrſchend iſt, als ſey das Julfeſt um Mittewinter gefeiert werden, ſo will ich zwar dieſen Satz nicht beſtreiten, möchte aber wie die „Hörnl", ſo auch die „Bretzel" oder Ringelbrode nicht, wie Andere annehmen, zu den um Mittewinter von dem heidniſchen Cultus gebotenen Backwerken zählen, ſondern zu unſern Faſtenbretzeln, die im Hornung gebacken werden. Schon Falkenſtein (in den nordgauiſchen Alterthümern, S. 294 Anm. t.) rügt jene Verwechſelung mit folgenden Worten: „Man hält insgemein dafür, das Julfeſt ſey zu Anfang des Januars gehalten worden; ich aber erkläre mich für den Februar, denn obſchon die Sonne bei dem Ausgang Decembers ihre Rückkehr antritt, ſo merkt man es doch noch nicht. Je weiter man gegen Norden kommt, deſto ſpäter merkt man, daß der Tag zunimmt. Daher iſt anzunehmen, das Julfeſt ſey zu Ausgang Januars und zu Anfang Hornungs gehalten worden, um welche Zeit das Jahr ſchloß, um im März das neue Jahr zu eröffnen." Ebendaſelbſt ſagt er: „Wenn das (um Mittewinter zu Ehren des Freir oder der Freia verfertigte) Backwerk, worauf man des Ebers Geſtalt abdrückte, Julagalt genannt worden ſeyn ſoll, ſo hieß es — da Jul ein Rad bedeutet — nicht Schweinsbrod, ſondern Ringelbrod, Radbrod. Es geſchah auch dieſes Feſt nicht des Schweins wegen, denn dieſes wurde zum Opfer dargebracht, und wie wollten die Bauern ſo kunſtvoll die Schweinsform am Backwerk ausgedruckt haben?*) Das Ringelbrod bezieht ſich aber auf das Sonnenrad, das um dieſe Zeit wieder gegen unſere Länder ſich wendet, und von neuem der Früchte Wachsthum befördert. Das Julagalt oder Ringelbrod**) wurde nicht nur die Zeit des Feſtes über gegeſſen, ſondern auch bis auf die Saatzeit aufbehalten, dann klein gerieben und unter das zum Säen

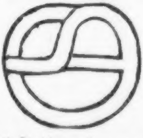
---

*) Backwerke mit dem Bildniſſe des Schweines gab es allerdings, nur nicht im Hornung, ſondern im „Heiligenmonat" (December) zur Feier der der Göttin Freia geweihten „Mutternacht" (Weihnacht), wovon noch jetzt Spuren im Holſteiniſchen vorzufinden.

**) Gräter hat (in der Zſchr. „Iduna und Hermode 1816. Nr. 5) eine gedrängte Geſchichte der Faſtenbretzel zu geben verſucht. Urſprünglich hatte ſie folgende Geſtalt:



Die Kreisform verbildlichte das Sonnenjahr, und die vier Speichen die Jahreszeiten. Die Ringform gab den Namen Ringelbrod, in den nordiſchen Mundarten Kringla genannt. Wegen der vier Speichen war dieſes Backwerk ſehr zerbrechlich. Wurde eine Speiche herausgenommen, ſo nannte man ſie ihrer Brechlichkeit wegen Brezeln. (Die Ableitung vom lateiniſchen brecilla ſchmeckt nach mönchiſcher Gelehrſamkeit, das Wort aber iſt mit der Sache vom heidniſchen Cultus gegeben, folglich älter als das Chriſtenthum, alſo urdeutſch.) Als aber der Urſprung und die Bedeutung der Brezeln vergeſſen waren, hörten auch die Bäcker allmählich auf, ſich mit vier vollen Speichen zu bemühen. Sie begnügten ſich mit drei, die ſie leicht in einander ſchlingen, und dabei befeſtigen konnten. So entſtand folgende Figur:



Jemehr dieſe drei Speichen zuſammengedrückt wurden, deſto ähnlicher wurden ſie übereinander geſchlagenen Armen, daher ſie in den Kloſterverzeichniſſen „Aermchen" (bracchiola) heißen. Als Ueberbleibſel heidniſcher Opferfeſte von der Kirche verboten, wurde dieſer Brauch auf chriſtliche Feſte übertragen. Man behielt die Geſtalt und beſtimmte Zeit bei, im Herzen (anfänglich) ſogar die Erinnerung an den Gott, dem man, um die Bekehrer zu täuſchen, mündlich entſagt hatte. Dies iſt die Urgeſchichte der Faſtenbrezel." Wen jedoch die hier gegebenen Ableitungen des Wortes „Brezel" nicht beerwählte Getreide gemiſcht, wodurch man eine reiche Ernte zu erzielen hoffte.“ Hier folgt eine Beſchreibung des in des angeführten Autors Buch abgezeichneten Götterbildniſſes, das i. J. 1711 in Frankreich in der ausgegrabenen Erde gefunden worden.

„Dieſe Figur,“ belehrt Falkenſtein, „ſtellt einen Greis vor, welcher am Kopfe zwei Hörner hat, an denen zwei Ringe hängen. Die Hörner beziehen ſich auf die hornförmigen Trinkbecher bei dem Opfermahl am Julsfeſte, wovon auch der Monat Hornmonat oder Hornung genannt worden. Die Ringe beziehen ſich hingegen auf das Ringelbrod, das um dieſe Zeit gegeſſen wurde. Und dieß geſchieht noch jetzt bei uns, indem man auf Faſtnacht anfängt Bretzeln zu backen, die mitten im Kreiſe oder Ringe zweimal zwergüber belegt ſind, ſo des Rades Felgen anzeigen ſoll. In Thüringen

---

friedigen, dem ſtellen wir noch die Wahl zwiſchen dem auch zu Lüttich und Namur gebackenen keltiſchen Nationalbrod Braschatella, das Büſching (Erdbeſchreibung V. S. 586) als das gewöhnliche Hausbrod der romaniſchen Völker beſchreibt; (Braschatella bedeutet nämlich: Umarmung, eine der Geſtalt der Bretzel vollkommen entſprechende Bezeichnung), und der von Adelung aus dem Lateiniſchen verſuchten Herleitung: preciuncula (weil die Kinder für das Ringelgebackene beten mußten), endlich denkt auch Schreiber (hiſt. Taſchb. 2. Jahrg.) an Brechſel (weil der Teig bei der Zubereitung gebrochen wurde), und Brettſtell (weil man dieſes Backwerk auf Brettern ausſtellt). Lichtenberg (Schr. Bd. VI. S. 365, der letzten Ausg. 1844) will in ihnen den Ueberreſt der spirae finden, die zur Erinnerung, daß Jupiter in Schlangengeſtalt mit der Proſerpine den Bacchus gezeugt hatte, dieſem Gott geopfert wurden. Die chriſtlich gewordenen Bacchusdiener behielten die Kringeln bei, füllten aber die innere Rundung mit der Figur eines Kreuzes aus. Dieſes Kreuz ſoll auch die Form der beſonders im Meklenburgiſchen gewöhnlichen „Heetweggen“ beſtimmt haben, die nach einer geſetzlichen Verordnung Herzogs Heinrich des Löwen gebacken wurden. Sie ſind rautenförmige Brode aus feinem Mehl, die in ſiedender Milch abgekocht, mit Eier, Butter und Gewürz zugerichtet, verſpeiſt werden, wodurch ſich ihre Benennung „Heetweggen (geheißene Wecken)“ erklärt. (Vielleicht „heiße Wecken?“). Indeß wird dieſe Herleitung aus dem griechiſch-römiſchen Götterdienſte demjenigen ſchwer einleuchten, welcher ſich erinnert, daß die Ringelbrode im ſcandinaviſchen Heidenthum, wohin römiſche Sitte doch niemals gedrungen war, eben die wichtigſte Rolle ſpielten.

nennt man ſie „Hornaffen“, weil man ſie im Monat Hornung, wo die Faſtnacht Narren oder Affen wohlfeil macht — denn ein Narr macht mehrere, die ihm nachaffen — gebacken werden. Das Mehl zu dieſem Backwerk wurde zuvor in den Tempel getragen, wo es der Prieſter aus dem vorbeifließenden heiligen Brunnen mit Waſſer beſprengt. Dies gab Veranlaſſung zu einem Concil, auf welchem die Geiſtlichkeit den Neubekehrten dieſen Gebrauch als einen Ueberreſt aus dem Heidenthum verbot, und gegen das Ringelbrod, weil es das Rad am Sonnenwagen in der Stadt Julin in Pommern darſtellte, als gegen ein simulacrum oder Götzenbild eiferte.“ Daß die alten Deutſchen aus Hörnern getrunken, melden ſchon die römiſchen Schriftſteller jener Zeit (Plin. H. N. XI, 37. Caes. B. G. VI. 28.) Auch Saxo Gr. im 7. Buch ſeiner däniſchen Geſchichte, im Leben des Königs Sigar, deſſen Gemahlin dem zum Tode verurtheilten Herzog Hagbert ein Horn mit Getränk brachte. Bevor man bei den Opfermahlen aus ihnen trank, wurde aus dem Horn den Göttern eine Libation gebracht. (Arnkiel Cimbr. Heidenrel. p. 99). Dem ſlawiſchen Sonnengott Swantewit war ein großes Horn geheiligt, das, mit Wein gefüllt, ihm in die Hand gegeben wurde. Aus dieſem trank der Prieſter dem Gotte zu. Ein ſolches heiliges Opferhorn war das bekannte Oldenburgiſche, und das i. J. 1639 bei Tundern gefundene, das von Arnkiel einer beſondern Abhandlung gewürdigt wurde. (In York wird ein ſolches aufbewahrt, das 27 Zoll hoch und an der Mündung 25 Zoll breit iſt). Daß dieſe Trinkgeſchirre — es waren gewöhnlich große Büffelhörner — nicht ſelten mit Gold und Perlen eingefaßt geweſen, berichtet Cramer (Pommer'ſche Chron. Kap. 21, p. 52). Keyßler führt in ſeinen Antiq. Septentr. p. 367 aus der „Olafs Saga“ an, es ſey im heidniſchen Schweden alljährlich im **Februar** ein ſolennes Opferfeſt gefeiert worden, bei welchem das ganze Volk anweſend ſeyn mußte. Aus dem Runenkalender fügt er in Kupfer geſtochen das Bild eines bei dieſem Feſte gebrauchten Horns bei. Die Tage, an welchen das Opfer und die Trinkgelage Statt fanden, iſt das Horn nach oben gerichtet, an den Tagen, wo nicht gezecht wurde, nimmt es eine verkehrte Stellung ein. Weil nun faſt alle Tage in dieſem Monat mit Hörnern bezeichnet ſind, ſo entſtand die Meinung, der Monat habe vom Abwerfen der Hirſchgeweihe um dieſe Zeit den Namen Hornung erhalten. Wie thöricht dieſe Ableitung ſey, zeigt Falkenſtein durch folgenden Einwurf (S. 273): „Ich habe Hirſche geſehen, die erſt im März ihre Hörner abwarfen. Sollte wirklich die Benennung der Monate ſich auf die Thiere und ihre Verrichtungen beziehen, ſo müßte Januar der Kälbermonat heißen, weil dann die meiſten Kühe kalben, März der Katzenmonat, weil um dieſe Zeit die Katzen rammeln, April der Schafmonat von wegen der Schafſchur, Mai (wie bei den Angelſachſen) der Milchmonat, weil um dieſe Zeit dreimal täglich gemelken wird u. ſ. w. Da dieß aber nicht der Fall iſt, ſo muß der Hornung eher von den Trinkhörnern, die in dieſem Monat ſo häufig gebraucht wurden, als von den Hirſchhörnern ſeinen Namen haben.“ Hornen hieß ſ. v. a. bechern. Das Backwerk Hornaffen, in wendiſchen Gegenden „Hörnl“ „Hörnchen“ genannt, war ein Bild des Füllhorns, aus dem der Frühling ſeine Gaben über die Erde ausſchüttet, und wurde deßhalb jene Speiſe auch an andern Naturfeſten gebacken, worauf wir an dem geeigneten Orte zurückkommen werden. Indeß dürfte hier die Vermuthung geſtattet ſeyn, daß das Horn des Gottes Krodo ſich nicht bloß auf agrariſche Fruchtbarkeit, ſondern auch auf animaliſche und Eheſegen bezogen habe, denn die Kalender der Buddhiſten haben ſtatt des, wegen ſeiner Fruchtbarkeit ſprichwörtlich gewordenen, Fiſches (1. Moſ. 48, 16.) einen Haſen, welcher bekanntlich ſeiner ſtarken Fortpflanzung wegen, gleich dem Fiſche — daher trägt der indiſche Liebesgott Kama ihn im Banner, und Amor reitet auf einem Fiſche, „Venus sub pisce latuit“ ſagt Ovid — der Venus geheiligt war (Philostrat. Heroic. Erot.). Und in den herkulaniſchen Gemälden kommt ein mit Haſen ſpielender Amor vor (Böttiger Kunſtm. II. S. 443). Nun ſagt Juvenal in der zweiten Satyre: Vitreo bibit ille *Priapo*. Daraus erhellt, daß das Horn des Heils auch als Talisman gegen Unfruchtbarkeit gedient haben müſſe. Nachdem wir das Horn des Heils oben ſchon im indiſchen Mythus mit dem rettenden Fiſch in Verbindung gebracht ſahen, im ſlawiſchen Götterbilde Krodo den Fiſch und das Frucht- oder Blüthenhorn unter den Attributen dieſes Idols, ſo richten wir den Blick auch nach dem ſcandinaviſchen Zodiak. Die Station, in welcher die Sonne ſich im Himmelszeichen der Fiſche aufhält, heißt **Soecquabeck**, welches Wort Legis (Fdgr. II. S. 140) durch „Sturzbach“ überſetzt (alſo das ausgeſchüttete Füllhorn) „weil da Schnee und Eis aufthauen, und in Bäche aufgelöst von den Bergen ſtürzen. In dieſe Zeit fiel das altheidniſche Frühlingsfeſt zu Upſal, wobei große Trinkgelage Statt hatten, die man durch feierliches Recitiren von Gedichten zum Lobe der Götter verherrlichte. Daher iſt es Saga, die Göttin der Sage, welche hier mit Odin gemeinſchaftlich von dem in goldene Becher geleerten Quell der Zeit trinkt.“ Das Brauſen der Wellen iſt öfter mit dem tactmäßigen, melodiſchen Geſange verglichen worden, ῥέειν bedeutet nicht nur rinnen, ſondern auch reden, die Muſen wohnen deßhalb an Flüſſen, und die Meergötter Proteus, Nereus, Mimir beſitzen die Gabe der Weiſſagung. So paſſen denn die im „Grimnismal“ bei Saga's Götterburg erwähnten Gewäſſer ſehr gut zu den „Fiſchen“ der ſüdlichen Himmelsſphäre, ſo wie zu den „Waſſerquellen“, welche unter dieſem Zeichen auf dem ägyptiſchen Thierkreiſe von Dendra abgebildet ſind. **Mone** (Hdth. I. S. 390) deutet dieſes Monatsbild auf eine entgegengeſetzte Weiſe. Der Sturzbach iſt ihm weder der Zeitſtrom, noch das Symbol der Befruchtung, ſondern der Todesſtrom — wie die von Wiſchnu und Neptun herbeigeführte Ueberſchwemmung ein Strafact — was bei der Betrachtung, daß mit dieſem Monat das Aequinoctialjahr abſchließt, auf Beifall Anſpruch macht. „Odin und Saga“ heißt es weiter „trinken da Meth (Blut), dieß will nach deutſchen Begriffen ſo viel ſagen als: ſie nehmen die Seelen der geſtorbenen Kräfte in ſich auf, die dadurch alle Jahre wiedergeboren werden.“ Dieſe zwiefache Deutung der Fluth, als zerſtörend und befruchtend, gilt auch von dem Fiſche. Sowie dem Wiſchnu als rettenden Fiſch das von Neptun ausgeſandte, Verderben drohende, Meerungeheuer entgegen geſtellt werden kann, ſo dem babyloniſchen Fiſchgott Oannes, dem erſten Geſetzgeber der Chaldäer, jener Fiſch Hajagriva, welcher die Veda's (das indiſche Geſetzbuch) verſchlungen hatte, die, um den Untergang der Welt zu verhüten, Wiſchnu ihm wieder entreißen mußte; und ebenſo dem philiſtäiſchen Dagon — den Philo, wegen ſeiner Fruchtbarkeit verbreitenden Wirkſamkeit, Siton, d. i. Kornſpender nannte — der ägyptiſche Laten, welcher von den in den Nil geworfenen Ueberreſten des Oſiris die Zeugungstheile verſchluckt, und dadurch die ganze Schöpfung in Trauer verſetzt hatte. Daß der Fiſch des indiſchen Zodiaks in unſern Kalendern ſich verdoppelte, möchte ich mir damit erklären, daß die Griechen und Römer, bei ihren Deutungsverſuchen dieſes Sternbildes (vgl. Eratoſthenes, Diodor, Kteſias, Hygin, Nigidius ꝛc.), nach Syrien und Babylonien hinblicken. Der fiſchreiche See bei Ascalon, der Euphrat ꝛc. ſind der wechſelnde Schauplatz für die Thätigkeit der verſternten Fiſche. Jene Völker aber rechneten, wie noch jetzt die Juden — deren Monate ſämmtlich ſyriſche Namen haben, folglich den babyloniſchen Urſprung des hebräiſchen Kalenders verrathen — nach Mondenjahren *). Um dieſe mit dem Sonnenjahr auszugleichen, ſchalten ſie bekanntlich in jedem dritten Jahr einen dreizehnten Monat ein, welcher aber mit dem zwölften gemeinſchaftlich denſelben Namen führt. Dieſem Umſtand möchte der zweite Fiſch ſeine Entſtehung verdanken.

---

*) Daher iſt auch dieſelbe Anordnung in der Vertheilung der zwölf Stämme Iſraels nach den Sternbildern getroffen, daß auf das Sternbild die Fiſche zwei Stämme kommen, Manaſſe und Ephraim, die ſchon Jakobs Segen (1. Moſ. 48, 16.) in dem Ausdruck wejiddegu mit den Fiſchen vergleicht, wie Joſeph's Traum ſeine Brüder mit den Sternbildern. Nicht zufällig iſt es, daß von den zwölf Aſen der nordiſchen Götterlehre gerade das Sonnenhaus, wo die Sonne weilt, wenn ſie im Zeichen der Fiſche ſich befindet, nicht, wie die andern, von Einer Perſon bewohnt iſt, denn der Saga leiſtet Odin, der freilich alle Aſen in ſeiner Perſon vereint, Geſellſchaft.

1. Februar.

Brigitte, eine iriſche Jungfrau, gab ſchon in früher Jugend *) Zeichen ihrer künftigen Heiligkeit von ſich, auch ließ ſich über ihrem Wohnhauſe oft eine Flamme **) ſehen. Die Legende weiß, daß Engel ihre ſteten Begleiter waren, welche ihr auch einſt das Weihwaſſer brachten, das ſie zur Heilung eines Ausſätzigen bedurfte. Ihr Gebet verſchaffte dem König Illando (Irland?) den Sieg in einer Schlacht; und wieder war es ihr Gebet, kraft deſſen ſich eine leere Scheune mit Frucht füllte. In Flenſtreet iſt ihr eine Kirche gewidmet. Kildare in Irland ſoll von einer Eiche den Namen haben, neben welcher ſie ein Nonnenkloſter ***) erbaute. Sie iſt daher auch Irlands Schutzpatronin †). Butler ſetzt ihre Wirkſamkeit in das 6. Jahrhundert. Ihr Körper wurde erſt im 12. Jahrhundert aufgefunden *).

---

*) Weiter unten werden wir ſie als das weibliche Naturprinzip der heidniſchen Irländer, als die Ceridwen erkennen.

) **Brigitta (engl. **Bride** ausgeſprochen) bedeutet ſ. v. a. bright: Pracht, Glanz, to bright: glänzen, leuchten. Ihr wurde daher in Irland bei dem jetzigen Kloſter Kildare, wie in Rom der Veſta, ein ewiges Feuer unterhalten, ein geflochtener Zaun umgab es, welchem Männer nicht nahen durften. Das Feuer durfte, damit das heilige Element nicht durch den Hauch des Mundes verunreinigt würde, nur mit Bälgen angeblaſen werden. (Grimm D. M. p. 578).

***) Die Eiche war der Druiden, die Irlands heidniſche Prieſterſchaft waren, heiliger Baum. Das Nonnenkloſter trat an die Stelle des ehemaligen Tempels der Göttin, den kein Mann betreten durfte.

†) Die Heidenbekehrer verſtanden ſich auch im übrigen Europa auf die Kunſt, die Gottheiten in Heilige

2. Februar.

Die zum Chriſtenthum übergetretenen Römer vermißten die im Februar dem Pluto **Februus** und der Juno **Februa** (d. i. der Proſerpine) gefeierten Feſte, an welche ſich der Dienſt der Manen und unterirdiſchen Gottheiten, die **sacra amburbialia** und die **Lupercalia** anſchloſſen, gar ſehr. Zur Zeit des Papſtes Gelaſius (492—496) verlangte nämlich eine Parthei im römiſchen Senat die Wiederherſtellung der dem fauniſchen ſatyrfüßigen Bock Pan geheiligten Lupercalien, deren Beſtimmung es war, durch magiſche Fruchtbarmachung der Frauen mittelſt der Berührung ihres Leibes mit Bocksriemen dem Tode entgegen zu arbeiten. Wider dieſe Parthei ſchrieb der Pabſt ein noch erhaltenes Buch **), in welchem er ſich über die Scham-

---

umzuwandeln. Oft behielten ſie nicht nur ihre alten Cultusſtätten, ſondern auch ihre frühern, zuweilen nur ſchwach veränderten Namen bei.

*) Um dieſe Zeit verſchwanden erſt die Druiden, die ſich neben den chriſtlichen Mönchen noch lange bei'm Volke in Anſehen zu erhalten gewußt. So lange dieſe Körperſchaft fortbeſtand, durfte die Legende ſich noch nicht der Beſchützerin des heidniſchen Irlands — in einem alten Gloſſar heißt ſie **Bridgit, the daughther of** *Dagha*, **a** *Goddess* **of Ireland** d. h. Brigitta, Tochter des Tages, und Göttin von Irland — bemächtigen, ohne die Glaubhaftigkeit ihrer von der heiligen Brigitte entworfenen Lebensſkizze auf's Spiel zu ſetzen.

) **„Adversus Andromachum Sennatorem ceterosque Romanos, qui Lupercalia secundum morem pristinum colenda constituebant.“

loſigkeit derer verwundert, die ſich Chriſten nennen, und doch behaupten, daß darum Krankheiten entſtehen, weil man die Dämonen nicht mehr ehre, dem Gott Februarius die Reinigungsopfer vorenthalte. Indeß die Kirche gab nach, und ſchenkte, wie ſo oft, auch dießmal dem heidniſchen Scrupel eine zarte Aufmerkſamkeit, und entſchädigte das Volk für den Verluſt der Lupercalien durch ein ebenfalls der Reinigung geweihtes Feſt. Wie einſt die Rabbinen Plato's doppelgeſchlechtigen Urmenſchen aus dem Pſalmvers: „Hinten und vorn haſt du mich gebildet" bewieſen, ſo ward es auch dem Pabſt nicht ſchwer, aus Luc. 2, 22. die Nothwendigkeit einer Reinigungsfeier herzuleiten. Zwar bezog ſich das heidniſche Reinigungsfeſt auf die Entſündigung des Volkes, das, indem es dem Pan opferte, der als bocksfüßiger Dämon paniſchen Schrecken verbreitete (alſo ſein eigener Vater Hermes als chthoniſcher Gott, welchem Pluto deßhalb den unſichtbar machenden Helm gab), den furchtbaren Feind aller Kreatur durch Opfer zu beſänftigen ſtrebte; worauf er ſich — obſchon bisher Hermes, der Führer der Seelen in die Unterwelt, der euphemiſtiſch „Evander" (d. i. der gute Mann*) genannte Todbringer — jetzt hingegen in den Knaben Hermes umwandelte, welcher ſich durch ein ſtarrendes Glied auszeichnet, in den bocksfüßigen Heerdenmehrer Pan; der Todſender wurde Lebenſpender. Der Hund Cerberus, der alles Leben frißt, wurde urplötzlich ein „Wolfsabwehrer“ (Lupercus), weil man ihm Ziegen, jene Sinnbilder der Ueppigkeit, geopfert hatte; und von der Berührung der Felle dieſer Opferthiere hofften unfruchtbare Frauen die magiſche Einwirkung des Gottes. Das Reinigungsfeſt hatte alſo den Zweck einer Volksſühne, um das Ausſterben der Stadt zu verhüten. In welchem Zuſammenhange ſteht damit die Reinigung Mariä, welche ſich auf ein Individuum und auf kindbettliche Verhältniſſe bezog? Dennoch behauptet Beda der Ehrwürdige (temp. rat.): Hanc (Deos Manes) lustrandi consuetudinem *bene* (!) mutavit religio christiana (?). Demungeachtet fände ſich hier ein Berührungspunkt ſo verſchiedenartiger Tendenzen. Die von Moſe gebotene Reinigung der Kindbetterin am 40. Tage nach ihrer Niederkunft leitet das ältere Geſetz des Zoroaſter, mit dem die Juden während des babyloniſchen Exils bekannt geworden ſeyn mochten — und daß die Abfaſſung des Pentateuch in eine ſpätere Zeit fiel, haben de Wette, Bohlen, George und andere Forſcher längſt bis zur Evidenz erwieſen — aus der Nothwendigkeit her, ſich vom Einfluſſe Ahrimans, dem Urheber aller körperlichen, aber auch moraliſchen Unreinheit frei zu machen. Zu den erſtern rechnete man alle Ausflüſſe aus dem Körper, nicht nur Excremente, ſondern auch Samenentleerungen — daher der Beiſchlaf verunreinigend — und Blutausflüſſe, die der Wöchnerin insbeſondere *). Wer körperlich unrein, über deſſen Seele erhielt Ahriman um ſo leichter Gewalt. Ebenſo dachten die Griechen (Voss. Idolol. p. 380). Er iſt Urheber des

---

*) So hieß die Geliebte des geſpenſtiſchen Faun's Bona Dea, ſie war jene „Agathe" (die Gute), wie Ceres in Catanea hieß, wo man ihre Hinabfahrt in die Unterwelt feierte, um die geraubte Tochter aufzuſuchen. Das Feſt der Bona Dea ſtimmt in der Zeit mit der von Hexen gefeierten Walpurgisnacht.

---

*) Ausführlich hierüber handelt Nork's ſymb. Realwtb. u. d. Art. Reinigungsgeſetze.

Todes, alſo auch Pluto. Waſſer und Feuer ſind die reinigenden Elemente, nicht bei den Bekennern des zoroaſterſchen und moſaiſchen Religionsſyſtems allein, auch bei andern Völkern. Allmonatlich erhält Juno oder Here, im Jungfernbrunnen Parthenion badend, ihre Jungfrauſchaft wieder. Da die ihr in Argos an jedem Neumond gebrachten Ziegenopfer mit den jährlichen an den Lupercalien dieſelbe ſühnende Tendenz hatten, ſo iſt es geſtattet, anzunehmen, daß der an verſchiedenen Orten verſchiedene Cultus irgendwo das Bad der Juno Februa nicht an jedem Monatsende, ſondern nur am Jahresende, welches in Rom vor Numa der Februar war, vorgenommen haben wird. Das war alſo eine Waſſertaufe. Aber es fand auch eine Feuertaufe Statt, obſchon nur eine ſymboliſche. Nämlich von der Fackel, mit welcher ſich die über den Raub ihrer Tochter erzürnte Ceres in die Unterwelt leuchtet, um Proſerpine von dort heraufzuholen — alſo wieder Juno Februa als Gemahlin des Pluto Februus, ſo lange Ceres oder Proſerpine im Schattenreiche weilt, nämlich während des Winters — von jener Todtenfackel, welche die zürnende Furie, die rächende Eumenide ſchwingt, leitet man die Fackelfeſte zu Ehren der Ceres (Meuss. Eleus. c. 25.) her, die der chriſtliche Cultus in eine Lichtmeſſe umwandelte. Auch das Lampenfeſt der ägyptiſchen Minerva (Herod. II. 62.) gehört hieher, da Herodot (Her. II. 59.) ſchon in ihr die Göttin von Eleuſis wieder erkannte. Da auch die Kirche den Kerzen eine höhere Tendenz als die der Beleuchtung an dieſem Feſte zuerkannte, ſo war es conſequent, ihnen auch die Weihe zu geben, weßhalb ſie cerei benedicti heißen. Da der Honig den Manen und den Todtengöttern geopfert zu werden pflegte, ſo mußten folgerecht dieſe Kerzen auch aus Wachs geformt werden, worauf ſchon ihr Name **cerei** hindeutet. Eine myſtiſche Deutung derſelben hat Biſchof Elidius (i. J. 665) gegeben*). Und es darf bei dieſer Gelegenheit der Seelenlichter im katholiſchen Cultus erwähnt werden, die man zur Errettung ſchwer Erkrankter, oft von der Länge oder dem Gewichte des Kranken, als Sühne für ſeine Perſon in die Kirchen ſchickte. (S. Jac. Grimms Rechtsalterthümer). In Wodde's „**Dialogue**" lautet eine Stelle: „Wem nützen geweihte Kerzen? (**Wherefore serveth holye candels**) den Sterbenden auf dem Todbett" (**to bless men, when the lye a dying**). Blunt (Urſpr. rel. Cer. in der röm. Kirche S. 174) ſagt: „Die am Lichtmeßtag vom Prieſter eingeſegneten Kerzen hebt das Volk als eine Art von Zaubermittel auf, und zündet ſie nie an, außer im Fall einer gefährlichen Krankheit."

---

*) In der Weihformel heißt es deutlich, daß dieſen Kerzen die Kraft innewohnt, nicht nur die Finſterniß zu vertreiben, ſondern auch die Dämonen zu verſcheuchen, und Leib und Seele der Menſchen bei Geſundheit zu erhalten; auch erwartete man ihre Nützlichkeit bei Gewitter, Hagel ꝛc., wie Naogeorgus im 4. Buche ſeines Regnum papisticum in folgenden Verſen bei Hoſpinian (de Orig. Fest. Christian. 42^b) bezeugt:

„Mira est Candelis illis et magna potestas:
Nam *Tempestates creduntur tollere diras*
Accensae, simul et *sedare Tonitrua Coeli*,
Daemones atque *malos arcere, horrendaque noctis*
Spectra, atque *infaustae* mala *Grandinis atque* pruinae.
Quam facile hi possunt omnes *sedare tumultus*
Et Coeli et Terrae, Pelagique, ut credere Christo
Nil sit opus, veroque Deo committere cuncta."

Das Feſt der Kerzenweihe*) wird in der Kapelle des Quirinals gehalten, wo der Papſt ſelbſt das Weihamt verrichtet, und die Kerzen unter die ſämmtlichen anweſenden Diener der Kirche vertheilt. Jeder derſelden begibt ſich an den Thron und empfängt ſie knieend aus den Händen des Papſtes. Wenn der Letzte eine Kerze erhalten hat, empfangen auch die Conſervatoren, die Repräſentanten des römiſchen Volkes und Senats, die ihrigen. Iſt die Ceremonie beendigt, ſo werden die Kerzen angezündet, der Papſt beſteigt ſeinen Thron, und wird unter feierlichen Geſängen in Proceſſion um die Kapelle getragen. Die Kerzenweihe findet übrigens in allen Kirchſpielen zum Heile des Volkes Statt. Den heidniſchen Urſprung des Feſtes verhehlt die Legenda oder Sammlung der täglichen Lectionen beim Gottesdienſte in der alten römiſch-katholiſchen Kirche *) ſelber nicht: „Warum hat die Kirche verordnet, brennende Lichter an dieſem Tage in den Händen zu tragen? Um eine irrige (!) Gewohnheit aufzuheben (?). Denn vor Zeiten war die ganze Stadt Rom am erſten Februar mit Leuten umgeben, die Wachskerzen und Fackeln zu Ehren der Februa **) trugen. Auch hielten, wie Papſt

---

*) Die Weihformel lautet wie folgt: „Wir bitten Dich, o Herr, durch die Anrufung deines heiligen Namens und durch die Fürbitte der heiligen Jungfrau, deren Feſt wir heute feiern, du wolleſt heiligen dieſe Lichter zum Segen der Menſchen, zu ſeinem Heil an Leib und Seele."

Hierauf wird folgendes Gebet geſprochen: „Herr Jeſu, wir bitten Dich, heilige dieß, dein Geſchöpf, das Wachs, und verleihe demſelben deinen himml. Segen durch die Kraft deines heiligen Kreuzes, damit, gleichwie es dem menſchlichen Geſchlecht geſchenkt worden, die Finſterniß zu vertreiben, es jetzt durch das Zeichen des heiligen Kreuzes die Kraft erlange, daß der böſe Geiſt, wo es nur angezündet und hingeſetzt wird, zittere und dergeſtalt erſchrecke, daß er mit den Seinigen aus derſelben Wohnung fliehe und diejenigen nicht künftig weiter plage, die dir anhangen."

Darauf folgt die Beſchwörung: „Ich beſchwöre dich, du Creatur des Wachſes im Namen unſeres Herrn und der heiligen Dreifaltigkeit, daß du ſeyeſt eine Vertreibung und Ausrottung des Teufels und ſeiner Schreckgeſtalten."

Nach vollendeter Weihe theilt der Prieſter die Lichter aus, und dieſe werden angezündet. Der Meßprieſter zündet ſein Licht zuerſt an, und ſpricht ein Gebet darüber. Hierauf ſingt der Cantor: Venite et accendite lampades! Während des Anzündens der Lichter ſtimmt der Vorſänger die Collecte an: Lumen ad revelationem etc. Darauf folgen die Proceſſionen mit den Lichtern, entweder aus einer Kirche in die andere, oder in derſelben Kirche zu verſchiedenen Plätzen, dieſe heißen Stationes. Antiphonirt wird: Ave Maria! gratia plena — Adorna Thalamum tuum.

---

*) Muſſard, gründliche Vorſtellung der aus dem Heidenthum in die Kirche eingeführten Ceremonien S. 109.

**) Wie jetzt zu Ehren der Maria. Welchen Werth die Himmelskönigin auf ſolche Aufmerkſamkeit legt, bezeugt die „goldene Legende“: Eine Frau hatte einſt einem Armen ihren Mantel geſchenkt, und konnte folglich am Lichtmeßtag nicht die Kirche beſuchen. Jedoch verrichtete ſie ihre Andacht in der Hauskapelle. Vor dem Altare knieend ward ſie von einem Schlaf befallen. Sie träumte, als befände ſie ſich in der Kirche. Ein Kreis von Jungfrauen mit ſchimmernden Kronen auf den Häuptern reihte ſich um ſie, dann erſchien ein Kreis von Jünglingen in gleicher Ordnung. Einer trat nun aus der Reihe hervor und theilte Wachskerzen aus, auch die träumende Frau überging er nicht. Dann trat St. Lorenz als

Innocenz ſagt, die römiſchen Weiber zum Gedächtniß der Entführung Proſerpinens ein Feſt, indem ſie mit Wachskerzen und Lichtern um die Stadt zogen. Weil es nun eine ſchwere Sache iſt, ſo tief eingewurzelte Gewohnheiten zu laſſen, ſo veränderte Papſt Sergius*) dieſe Feier dahin, daß die Chriſten an dieſem Tage mit geweihten brennenden Lichtern um die Kirche ziehen ſollten, der Mutter Gottes zu Ehren." Es dringt ſich aber hier die Frage auf: wenn die chriſtliche Feier die heidniſche erſetzen ſollte, warum findet ſie nicht auch am 1. Februar ſtatt, ſondern am folgenden Tage? Hierauf antwortet Gfrörer (Kirchengeſch. II. S. 759): „Die Tage der Reinigung betrugen laut dem Geſetze

---

Diacon, und St. Vincenz als Subdiacon auf, zuletzt erſchien Chriſtus ſelber in prieſterlicher Amtstracht, zwei Engel gingen mit Wachskerzen in den Händen vor ihm her. Dann begann die Meſſe, die Jungfrauen überreichten nun Jede ihre Kerze dem Prieſter. Als dieſer die Frau aufforderte, dem Beiſpiel der Andern zu folgen, und ſelbſt die „ruhmreiche Königin der Jungfrauen" vergeblich zum Gehorſam mahnte, befahl die Königin dem Boten, daß er ſie ihr mit Gewalt entreiße. Da es die Frau darauf ankommen ließ, ſo blieb ihr während des Kampfes nur ein Stück von der Kerze in der Hand. In dieſem Momente erwachte ſie aus ihrem Traum, und als ſie wirklich das Bruchſtück in ihrer Hand erblickte, dankte ſie der „ruhmreichen Jungfrau", daß ſie ſie daran verhindert hatte, das Lichtmeßfeſt ohne Meſſe zuzubringen. Jenes Fragment der Kerze bewahrte ſie von nun an als koſtbare Reliquie, und alle Kranken, welche ſie damit berührte, genaſen.

*) Baronius nennt den Papſt Gelaſius, was auch Gfrörer für glaubwürdiger hält, weil damals das Chriſtenthum noch mit dem Heidenthum im Kampfe lag.

(3. Moſ. 12, 2. ff.), auf das ſich das dritte Evangelium beruft, 40 Tage. Rechnet man vom 25. Dec. an, als dem Feſt, auf welches die Geburt des Erlöſers verlegt wurde, 40 Tage, ſo fällt der 40. auf den 2. Februar." Indeß hatte man auch dieſer kleinen Inconſequenz dadurch abgeholfen, daß man am 1. Febr. das Feſt der heiligen Brigitta feiert, die ja ſchon ihrem Namen zufolge eine Perſonification des *Lichtes* iſt. (S. S. 140 Anm.), weßhalb auch die Legende über ihrem Wohnhauſe eine Flamme erſcheinen läßt. Das andere Wunder, von dem ſie berichtet, das Füllen leerer Scheunen auf Brigittens Gebet, beweiſt, daß die Schutzpatronin der heutigen Irländer ihren heidniſchen Vorfahren die unter dem Namen Ceridwen verehrte Ceres war *); daher es auch erlaubt ſeyn dürfte, die Flamme

---

*) „Ceridwen iſt die Mutter Natur, ſie iſt die Geberin des Korns. Beauford fand am Weſtende der Kirche von Kiloſſy in der Grafſchaft *Kildare* in Irland, welche wie die meiſten iriſchen Kirchen auf *heiligem Druidiſchen* Grunde erbaut iſt, auf trockenem ſandigem Boden eine große Anzahl Höhlen, die miteinander im Zuſammenhang ſtanden. Dieſe Höhlen waren die *Kornmagazine* der alten Einwohner. Die Höhlen von Kiloſſy lagen innerhalb der Kloſtermauer, und wenn das Kloſter auf dem Grunde eines druidiſchen Heiligthums erbaut iſt, ſo war der Ceridwentempel ſelbſt ein Kornmagazin. (Transactions of the Irish academy III. p. 75, bei Eckermann Lehrb. der Rel. und Myth. III. 2 Abthl. S. 204). Ich habe hier nichts weiter zu erinnern, als daß Brigitte (vgl. S. 140 Anm.) in Kildare verehrt wird. Sobald die Göttin durch die chriſtlichen Bekehrer zur Sterblichen herabſank, konnte man nicht mehr ſie als unmittelbare Spenderin des Ernteſegens verehren, ſondern man verdankte es jetzt ihrer Fürbitte. Und daß ſich

über der Wohnung Brigittens für den Regenbogen zu halten, den die Irländer Ceridwens Stuhl nannten (Grimm D. M. p. 695). Die Identität Brigittens mit der heiligen Jungfrau, namentlich an dem Lichtmeßfeſte, möchte aus folgender von Brand (Antiquit.) mitgetheilten Notiz gefolgert werden dürfen. Er erzählt: Im nördlichen England heißt Lichtmeß „Weiberfeſttag“ und auf den weſtlichen Inſeln herrſcht folgender Brauch: In jeder Familie beſchäftigt ſich die Hausmutter mit ihren Mägden, an dieſem Tage ein Bündel Haſer zu einer weiblichen Puppe aufzuputzen, dieſe Figur legen ſie dann in einen Korb und einen hölzernen Keil daneben. Das nennen ſie „Brüd's Bett“, dabei ruft die Hausmutter und das Geſinde dreimal aus: „Brüd iſt gekommen, Brüd ſey willkommen! Dieß geſchieht vor dem zu Bette gehen. Am folgenden Morgen ſieht man nach der Aſche, und wenn man die Eindrücke von Brüd's Keil darin gewahrt, ſo gilt dieß als Vorzeichen einer guten Ernte, das Gegentheil deutet man als ein böſes Omen.“ Da nun Brigitte im Engliſchen, weil der Name Bright: Glanz bedeutet, ebenſo ausgeſprochen, folglich **Bride** geſchrieben wird, ſo läßt ſich an der Richtigkeit der hier vermutheten Identität nicht mehr zweifeln. Nebſtdem iſt zu beachten, daß faſt in allen europäiſchen Ländern der Sonnenſchein am Lichtmeßtag Beſcheid über die Witterung des künftigen Sommers gibt. In den „Vulgar Errors“ edit. fol. Lond. 1646 p. 289 lautet ein hieher bezüglicher lateiniſcher Reim:

---

nur zuweilen die Flamme über ihrer Wohnung zeigt könnte auch vielleicht auf das Prognoſticon des Sonnenſcheins am Lichtmeßtag anſpielen.

Si Sol splendescat Maria purificante,
Major erit glacies post festum quam fuit ante.

Der in Baſel 1672 erſchienene franzöſiſche Almanach überſetzt dieſen Vers, etwas ſtark paraphraſirend:

Selon les Anciens se dit:
Si le Soleil clairment luit,
A la Chandeleur vous verrez
Qu'encore un Hyver vous aurez:
Pourtant gardez bien votre foin,
Car il vous sera de besoin:
Par cette regle se gouverne
L'Ours, qui retourne en sa caverne.

Ebenſo kurz als das lateiniſche Original faßt ſich der Britte:

If Candlemas is fair and clear
There'll be two winters in the year.

Zu deutſch:

Scheint Lichtmeßtag die Sonne klar,
Gibt's Spätfroſt und kein fruchtreich Jahr.

3. Februar.

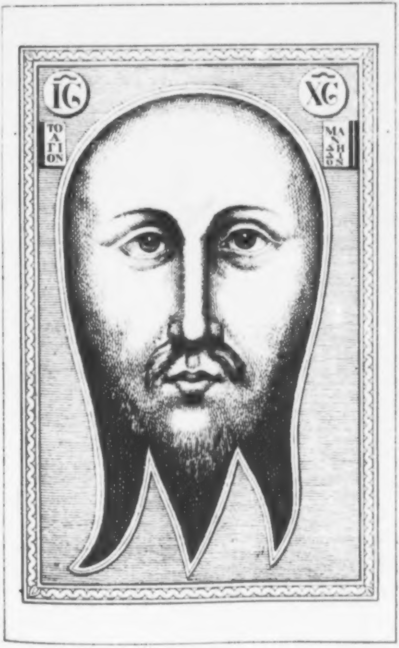
Blaſius (Baſilius), Biſchof zu Sebaſte in Armenien, ſoll an dieſem Tage (?) den Märtyrertod i. J. 316 geſtorben ſeyn. Die Legende läßt ihn im Gefängniß mit eiſernen Kämmen zerkratzt werden, was vielleicht Veranlaſſung gab, daß die Wollarbeiter ihn zu ihrem Schutzpatron erwählten, und zu Bradford in England alle 7 Jahre ihm zu Ehren eine Proceſſion anſtellen. Weil im Engliſchen **blaze** eine Flamme bedeutet, darum wird an dieſem Tage ihm von den Frauen Englands eine Kerze angezündet, indem der Aberglaube dieß Verfahren als ein Schutzmittel gegen Halsübel, Zahnweh und gegen — Viehkrankheiten anempfiehlt. Somit behauptet er nicht ohne Grund ſeinen Platz neben der Kerzen-Maria und der „flammenden" Brigitte. Ribadeneira gibt uns darüber Aufſchluß, wie dieſer Heilige in den Ruf eines Viehарztes gekommen ſey. Er ſoll nämlich, als er während einer allgemeinen Chriſtenverfolgung in einer Höhle ſich verborgen hielt, täglich von allerlei Gethier beſucht worden ſeyn, wo er Gelegenheit fand, ſeine Heilkunſt an ihnen zu üben, daher er auch immer mehr bei dem Vieh in Ruf kam. Eine Frau, deren Ferkel der Wolf abgeholt hatte, erlangte durch ſein Gebet, daß das Raubthier das Schwein unverſehrt wieder zurückerſtattete. Aus Dankbarkeit ſchlachtete es die Frau, und verehrte dem Heiligen den Kopf und die Füße, legte auch etwas Brod dazu, und weihte ihm eine Kerze. Dieſes Opfer ſetzte ſie alljährlich fort, und der Erfolg war, daß alle ihre Unternehmungen glückten.

4. Februar.

Die Legende führt unter dem Namen Veronica eine fromme Matrone zu Jeruſalem auf, deren Verdienſt darin beſtand daß, als der Heiland mit dem Kreuze vor ihrem Hauſe ermattet, wankend, ſchweißtriefend vorüberging, ſie ihm ihren Schleier reichte, mit welchem derſelbe ſich abwiſchte, und ſein Bildniß demſelben eindrückte, daher **Vera icon** (ächtes Bildniß) oder **Vera iconia**. davon der Name der Beſitzerin dieſer Reliquie: Veronica (!) Von dieſem heiligen Schweißtuch ſind mehrere Abdrücke, die an vielen Orten verehrt werden, vorhanden, natürlich alle das eine echte.

Die Bl. f. lit. Unterh. (1846 N. 265) hellen die Geſchichte dieſer mythiſchen Heiligen etwas mehr auf. Dort lieſt man: Im Mittelalter kam der Ge-

4


ΙϹ
ΧϹ
ΤΟ ΑΓΙΟΝ
ΜΑΝΔΗΛΙΟΝ

brauch auf, das Antlitz Jeſu auf Stückchen Zeug zu malen; die völlige Aehnlichkeit, mit dem Original oder der *εἰκών*, wie man das Bildniß nannte, wurde durch die darunter geſetzten Worte: **Vera icon** (wahre Abbildung) beglaubigt, was allmählig in Veronica verderbt wurde. Mabillon erwähnt der Bittſchrift einer Aebtiſſin der Ciſterzienſerinnen an den päpſtlichen Kaplan Jacob Trecis, aus dem Jahre 1249, worin ſie denſelben bittet, er möge ihr eine Copie des in der Peterskirche befindlichen Bildniſſes des Heilands ſchicken. Er entſprach ihren Wünſchen und erſuchte ſie, die Copie als eine „heilige Veronica, Chriſti getreues Abbild oder Gleichniß" anzunehmen. — Die nächſte Staffel der Legende war die Entdeckung, daß die urſprüngliche Veronica ein wirklicher Abdruck vom Antlitz des Heilands geweſen, der mittelſt eines Wunders bei irgend einer Gelegenheit ſollte ſtattgefunden haben. Zuletzt fand man endlich, daß Veronica der Name einer Heiligen ſey, die den Heiland nach Golgatha geleitet und als Lohn dafür, daß ſie ihm den Schweiß von der Stirn trocknete, das wunderbare Abbild ſeines Geſichtes erhielt. In der Peterskirche befindet ſich auch eine rieſengroße Statue derſelben, welcher Baronius den Namen „Verenice" beilegt.

5. Februar.

Agathe, eine heidniſche Jungfrau aus Catanea in Sicilien, wurde ſchon im 10. Jahre bekehrt, und flüchtete ſich, um ihre Jungfrauſchaft zu retten, nach Maltha, wo ſie ſich von Handarbeit nährte. Unter der Chriſtenverfolgung des Decius gefangen genommen und zu Catanea einer Kupplerin übergeben, vertheidigte ſie dennoch ihre Keuſchheit ſorgfältig, und ließ ſich unter andern Martern auch gefallen, daß man ihr eine Bruſt abſchnitt. Hierauf wurde ſie in's Gefängniß abgeführt, in welchem ſie vom Apoſtel Petrus beſucht, und wieder geſund gemacht wurde. Später wurde ſie auf glühende Kohlen gelegt, und weil während dem ein Erdbeben entſtund, ſo mißbilligte das Volk die Marter, und man mußte ſie wieder ins Gefängniß zurückbringen, wo ſie (251) ihren Geiſt aufgab. Ihre Leiche wurde einbalſamirt, 1040 nach Conſtantinopel geſchafft, aber ſchon 1126 wieder nach Catanea zurückgebracht. Man rühmt ihr nach, daß ſie den Ausbruch des Aetna oftmals verhindert, Hungersnoth abgewehrt, und den Untergang der Stadt abgewendet habe. In Rom wird ſie als Schutzpatronin der Frauen verehrt. — Soweit die Legende, ſie bedarf aber eines Commentars. In Rom wurde von den Matronen ehedem ein Feſt der **Bona Dea** gefeiert, wobei kein Mann zugegen ſeyn durfte. Nun aber iſt **Bona Dea** die lateiniſche Ueberſetzung des griechiſchen Namens Agathe (Ἀγαθή), wie die jungfräuliche Demeter (Ceres) in dem von Griechen bewohnten Sicilien hieß, und insbeſondere wurde ſie unter dieſem Namen in der ſiciliſchen Stadt Catanea oder Catina verehrt, als deren Schutzgöttin die Römer ſie auch **Ceres Catinensis** hießen, und von dieſer berichtet eben Cicero (in **Verr. IV.** 45), daß ſich ihrem Tempel kein Mann nähern durfte. Da haben wir alſo die keuſche Agathe. Bei den Proceſſionen zu Ehren der Naturgöttin (Iſis, Ceres ꝛc.) trug man unter andern Sinnbildern ihrer Wirkſamkeit auch eine Kugel herum, aus welcher Milch träufelte, um anzudeuten, daß die Feuchte des Mondlichts auf die Vegetation wohlthätig einwirke.

Da nur Eine Lichtkugel, nicht aber zwei Monde am Nachthimmel ſichtbar ſind, ſo nannte man Artemis: Ἀμαζών, weil ſie nur Eine Bruſt hätte, indem — ſetzte Mißverſtand hinzu — ihr männerfeindlicher Sinn ſie beſtimmt habe, ſich Eine Bruſt abzuſchneiden, um im Kriege gegen die Männer ſicherer den Bogen ſpannen zu können. Ceres hieß der obigen Beziehung wegen: **Mammosa**, da ſie aber keinen kriegeriſchen Charakter beſitzt, ſo verfiel man in das andere Extrem, und überſetzte die Vielbrüſtige, weil ein Iſisbild dazu Gelegenheit geboten. Indeß weiß man aus dem Vorhergehenden ebenſo gut die abgeſchnittene Bruſt der heiligen Agathe, als ihren Abſcheu gegen die Männer ſich zu erklären. Daß ſie der Hungersnoth abwehrt, entſpricht ganz dem Charakter der Ceres. Dieſe heißt aber auch Chthonia d. i. die in der Erde waltet, ſie iſt ſelber ihre dem Pluto vermählte Tochter. Wie der unterirdiſche Gott euphemiſtiſch: „Agathon" d. i. der Gute hieß, ſo die raſende Demeter (dieſe iſt ſie im Winter, wo ſie uns die Frucht entzieht, und als Göttin der Todten, die nach ihr „Demetrier" hießen): „Agathe", **Bona Dea**, deren Füße, wie die der Proſerpine Schlangen umwinden. Durch den Aetna ging man in die Unterwelt ein, was war alſo natürlicher als die vulcaniſchen Ausbrüche dem Pluto und der Ceres, dem Agathon und der Agathe beizulegen? Von der Geſtalt des Aſchenkegels *), der einem rauchenden Topfe gleicht, hatte Ceres, die vermeintliche Urheberin deſſelben: *κατανη*, catina (Topf) geheißen, und nach ihrem Cultus die dem Aetna benachbarte Stadt Catanea, davon wieder die Göttin ſelbſt Catinensis hieß. Wie man jene Gottheit, die das Uebel bringt, zur Entfernung desſelben anruft (vergl. oben die Doppelbedeutung des Wortes „Päan“), ſo erwartete man von Pluto und Ceres, die das plutoniſche Element in Gährung bringen, daß ſie das Toben des Berges auch zum Schweigen bringen können. Und inſofern ſchreibt das chriſtianiſirte Heidenthum heutzutage allerdings conſequent der heiligen Agathe auch dieſes Verdienſt zu, den durch Ausbrüche des Aetna ſo oft bedrohten Untergang von Catanea abgehalten zu haben.

---

*) Darauf ſpielen die Kohlen an, auf welche man die Heilige breitete. Man hat ſich dieſe auf gleiche Weiſe, wie die Pfeile des zu Tode gepfeilten h. Sebaſtian zu erklären. So ſchützt Apollonia, der die Zähne ausgeſchlagen wurden, gegen Zahnweh!

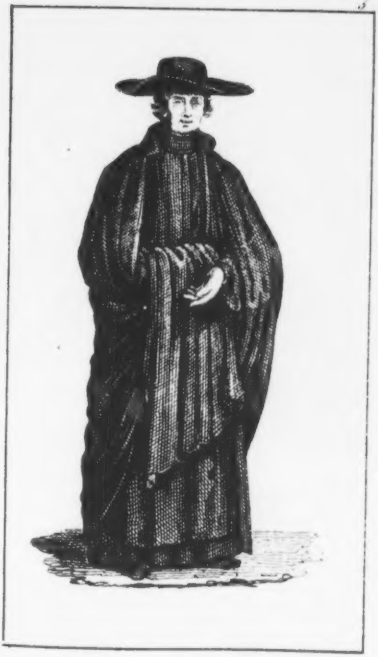
6. Februar.

Dorothea, eine Jungfrau aus Cäſaria, ſoll ebenfalls unter Diocletians Chriſtenverfolgung den Märtyrertod gelitten haben. An demſelben Tag verehrt die Kirche auch eine andere **Dorothea**, die den unzüchtigen Zumuthungen des Kaiſers Maximinus Galerius zu entgehen, aus dem volkreichen Alexandrien in die ägyptiſche Wüſte floh, und dort als Einſiedlerin ihr Leben beſchloß.

7. Februar.

Romuald, Stifter des Camaldulenſerordens, war aus Ravenna in Italien gebürtig, und ſtammte aus einem Herzogsgeſchlechte. Ein Duell, welchem er beiwohnte, erſchütterte ihn, den Unbetheiligten, anſtatt den Mörder. Er ging in ein Kloſter, und wandelte ſich aus einem Waidmann und eben ſo eifrigen Schürzenjäger in einen demüthigen Mönch um. Dann begab

3



er ſich zu einem Eremiten im Venetianiſchen, der ihn ſehr ſtreng hielt, und weil er alle Tage den Pſalter durchzuſingen pflegte, Romuald aber kaum buchſtabiren konnte, ſchlug ihn der Meiſter, ſo oft er fehlte, mit einem Stock heftig auf den Kopf. Der Schüler bat ihn jedoch, künftig auf die rechte Seite zu ſchlagen, weil er auf der linken ohnehin ſchwach höre. Später kamen Beide nach Catalonien in das Michaelskloſter von Cuſan. Als er es wieder verlaſſen wollte, betrübte es die guten Catalonier ſehr, und ſie entſchloſſen ſich, den Heiligen zu tödten, damit ſie wenigſtens ſeine Reliquien nach ſeinem Tode hätten, weil ſie ihn lebend nicht behalten könnten. Als Romuald davon Nachricht erhielt, beſchor er ſich den Kopf ganz, und als ſich die Mörder ſeiner Zelle nahten, fing er mit ſo großer Gier zu eſſen an, daß ſie ihn für einen Narren hielten und mit Verachtung ſich entfernten. Als er ſich gerettet ſah, ergriff er den Wanderſtab und zog durch Italien barfuß. Im Severuskloſter fand er ſeinen Vater Sergius, der ihm den Entſchluß mittheilte, wieder in die Welt zurückzukehren. Um dieß zu verhüten, ließ er ihn gefeſſelt in ein Gefängniß bringen, wo er ihn durch mehrtägiges Faſten auf beſſere Geſinnung brachte, ſo daß er noch mit vieler Erbauung ſein Leben in dem Kloſter beſchloß. Wieder wählte Romuald das Einſiedlerleben, bis ihn Kaiſer Otto III. gegen ſeinen Willen zum Abt des Kloſters Claſſe ernannte. Seine Strenge erregte das Mißvergnügen der Religioſen, daher er ſein Amt niederlegte und nach Iſtrien ging, um dort mehrere Klöſter zu ſtiften. Endlich ſtiftete er 1012 auf dem Berg Appenin in der Ebene Camaldoli*) einen eigenen Orden.

---

*) Eigentlich Campo Maldoli (Maldolisfeld, nach ſeinem Eigenthümer, einem Bürger von Arezzo benannt).

Man behauptet, es habe Romuald an dieſem Orte von einer Himmelsleiter geträumt, auf welcher ſeine Religioſen in weißen Kleidern zu Gott hinauf geſtiegen, was ihn bewog, die ſchwarze Ordenstracht in ihre jetzige Weiße umzuändern. Die Regel, die er ihnen vorſchrieb, war folgende: Sie wohnten in abgeſonderten Zellen und nur in beſtimmten Stunden vereinigten ſie ſich im Bethauſe zum Pſalmenſingen. In der Faſtenzeit gab es, mit Ausnahme des Sonntags, nur Waſſer und Brod. Einige ſetzten dieſe Enthaltſamkeit an jedem Montag, Mittwoch und Freitag des ganzen Jahres fort, oft auch Dienſtag und Sonnabend. Frauen durften ſich dem Orte nur bis zu einer gewiſſen Stelle nahen. Wie die Juden ſchnitt ſich Romuald den Bart nur mit der Scheere ab. Sein härnes Kleid wuſch er niemals. Wenn er nach einem guten Biſſen gelüſtete, ließ er ſich das Eſſen ſo zubereiten, wie er es gern haben mochte, und vor ſich hinſetzen, um ſich an dem Geruche zu laben, dann aber hieß er es unverzehrt wegtragen. Gegen Ende ſeines Lebens verſchloß er ſich im Kloſter Valle del Castro in eine Zelle, und ſtarb darin 1027. Als die Mönche nach einigen Tagen öffneten, fanden ſie ihn todt. Fünf Jahre nach ſeinem Tode war ſein Leib noch unverweſt. Dieß beſtimmte, ihm als einem Heiligen einen Altar zu errichten. Seine Reliquien kamen nach Fabiano, ein Arm aber nach Camaldoli.

8. Februar.

Paul, Biſchof von Verdun, aus adeligem Geſchlechte, ein Niederländer von Geburt, begann ſeine geiſtliche Laufbahn als Einſiedler auf dem Berg Faucilles, zwiſchen Lothringen, Burgund und Elſaß, jetzt Paulsberg genannt. Später wurde er Abt des Kloſters Tholey, und 621 gegen ſeinen Willen Erzbiſchof. Er ſtarb 649. Seine Reliquien kamen in die von ihm erbaute Saturninskirche, aus welcher ſie die Mönche von Tholey Nachts heimlich entwendeten. Sie konnten aber in einem Walde nicht von der Stelle, und wurden von denen zu Verdun ertappt, ſo daß ihnen nichts als ein Theil vom Kopf des Heiligen gelaſſen wurde *).

9. Februar.

Apollonia, eine Jungfrau aus adeligem Geſchlechte, ſtarb zu Alexandrien den Feuertod, nachdem die Heiden ihr aus Rache, daß ſie mit dem Hauch ihres Mundes die Götterbilder vernichtet (!), die Zähne eingeſchlagen hatten, weßhalb ſie auch als Helferin gegen Zahnweh (!) von den Gläubigen angerufen wird. Sie endete ihr Leben im Jahr 249. Ihre Reliquien ſollen zu Antwerpen, Mecheln, Brüſſel, Köln, Rom, Liſſabon und noch an vielen Orten von Spanien und Deutſchland anzutreffen ſeyn.

10. Februar.

Scholaſtica, eine Jungfrau zu Monte Caſſino in Italien, Schweſter des h. Benedict. Sie iſt Schutzpatronin von Mons, ihre Reliquien befinden ſich eben daſelbſt, ihre Kleider aber in Rom.

11. Februar.

Euphroſine, eine Jungfrau aus Alexandrien, hüllte ſich, um einer erzwungenen Heirath zu entgehen, in

---

*) In einigen Martyrologien ſteht ſein Todestag auf den 8. Januar und 9. Februar.

Mönchskleider, gab ſich in einem Kloſter für einen Verſchnittenen aus, und lebte alſo unter den — Mönchen. In ihrem Sterbejahr (470), nachdem ſie im Kloſter 38 Jahre zugebracht, entdeckte ſie zuerſt ihr Geſchlecht. Ihre Reliquien beſitzen Boulogne, und ein Kloſter St. Johannis in der Picardie. Da ſie nach Einigen Euphraſia geheißen haben ſoll, ſo folgt conſequent am

12. Februar

die mit ihr etymologiſch verwandte Eulalia, eine Jungfrau aus Barcelona, die die Geſchichte der Heiligen künſtlich in Tapeten ſtickte. Sie wurde von den Heiden, als ſie ſich für eine Chriſtin erklärte, mit Fackeln in die Seite gebrannt, und ſtarb 303 im 14ten Lebensjahre. Bei Auffindung ihrer Reliquien (878) ging ein lieblicher (?) Geruch aus ihrem Grabe. Ihre Gebeine kamen in die Hauptkirche von Barcelona. Warum ſie aber als Patronin der Matroſen verehrt wird, iſt eine kitzlige Frage, deren Löſung einem künftigen Jahrhundert vorbehalten bleibt.

13. Februar.

Jordan, General des Predigerordens, aus dem Braunſchweigiſchen gebürtig, ſoll das **Officium ecclesiasticum** und das Gebet **de Sto. Dominico** verfaßt haben, und kam bei einem Schiffbruch auf der Reiſe nach dem gelobten Lande (1236) in den Wellen um.

14. Februar.

Valentin, ein Prieſter zu Rom, welcher den Claudius zu bekehren ſtrebte, aber dieſes Ziel nur bei ſeiner blinden Tochter erreichte, welcher er durch Hände-Auflegung ihr Geſicht wieder gab. Auf des Kaiſers Befehl wurde er enthauptet, und an ſeiner Todesſtätte ſpäter vom Papſt Julius eine Kirche erbaut. — Ein anderer Märtyrer dieſes Namens wurde an eben demſelben Tage mit noch 24 Soldaten um Chriſti willen in Afrika hingerichtet. — Ein dritter Märtyrer dieſes Namens, Biſchof zu Tuente in Calada in Spanien, wurde an demſelben Tage unter Kaiſer Trajan hingerichtet. — Ein vierter Märtyrer dieſes Namens, an demſelben Tage verehrt, war der Biſchof zu Terni in Umbrien, der vom heil. Crato nach Rom berufen wurde zur Heilung ſeines kranken Sohnes, gegen das Verſprechen, im Falle die Kur glücklich ausfiele, ſich von ihm taufen zu laſſen. Als aber auch der Sohn des Präfecten dieſer geiſtlichen Wohlthat theilhaftig zu werden verlangte, mußte der Biſchof (273) es mit ſeinem Leben büßen, aber erſt 1605 fand man ſeinen Leichnam auf. Sein Haupt beſitzt ein Benedictinerkloſter bei Rouen. — Ein fünfter Märtyrer dieſes Namens war ebenfalls ein Römer, deſſen Leib zu Rom aus Caliſti Gottesacker unter Urban VIII. ausgegraben, und im Jahr 1640 den Barfüßern im Kloſter de Socuellamor in Spanien geſchenkt wurde. — Endlich noch ein ſechster Märtyrer dieſes Namens aus Rom, der im Jahr 1623 vom Papſt Gregor XV. einem Grafen Egmont geſchenkt, und in das Schloß Hamm in Hennegau gebracht wurde, ein Theil der Reliquien aber in ein Brigittenkloſter in Frankreich kam. — Da nun die Gedächtnißfeſte der Heiligen in der Regel auf ihren Todestag fallen, ſo dringt ſich die Frage auf, ob es nicht noch über das Wunderbare hinausſtreife, daß ſechs Heilige gleichen Namens, als hätten ſie ſich mit einander verabredet, ihren Märtyrertod an einem und demſelben Tag erlitten haben ſollten? Wer nicht an Wunder glaubt, wird dieſes ſeltſame Zuſammentreffen in der Bedeutung des Namens **Valentin** aufſuchen. **Valens** bedeutet zuvörderſt: kräftig, ſtark, zeugungstüchtig. Das Verbum **valere** ſtammt, wie **pollere** — woren **pollen**, Mehl *) und **pollutio** (das nicht aus **po** und **luo** zuſammengeſetzt iſt) — vom ſanſkritiſchen Zeitwort: **val** = **pal**: blühen, daher **Pollear** der indiſche Ehengott mit Kuchen und Phallus in der Hand erſcheint. Nun wird begreiflich, warum im indiſchen Kalender ein gewiſſer Tag des dem Februar entſprechenden Monats dem Gott Pollear geweiht, und in Perſien zu ehelichen Verlöbniſſen beſtimmt, warum im Oriente eine Tradition im Februar drei Tropfen vom Himmel fallen läßt, deren Wirkung iſt, die Natur wieder zu beleben ꝛc. **), und auch, warum die Volksſage am Valentinstage die Vögel ſich ihre Weibchen wählen läßt ***); ferner, daß die erſte unverheirathete Perſon, die einer

---

*) *ἀλφηστικος* Buhler, und *ἄλφιτον* Mehl ſtammen Beide von Einer Wurzel (alph: Kraft.) Im Hebr. bedeutet bar Sohn und Getreide (lat. far).

**) Der erſte Tropfen verdampft in der Luft, der zweite fällt ins Waſſer, der dritte vermiſcht ſich mit der Erde. Der erſte weckt die Zeugekraft der Atmoſphäre, der zweite die des Thierreichs, der dritte die des Pflanzenreichs. (Hammer i. d. Wien. Jahrb. 1818. III.)

***) Ein engliſcher Vers lautet:

Oft have I heard both youth and virgins say,
Birds chuse their mates, and couple too this day:
But by their flight I never can divine
When I shall couple with my *Valentine.*

Auch Gay ſpielt darauf an:

andern vom entgegengeſetzten Geſchlechte am Valentinsmorgen außerhalb des Hauſes begegne, dieſer zur Ehe beſtimmt ſey. In England ſchickt man noch jetzt an dieſem Tage, obſchon nur zum Scherz, ſich anonyme Liebesbriefe zu*). An den Fenſtern von Papierhändlern hängt man an dieſem Tage Papierbögen aus, welche Bilder folgender Art enthalten, z. B. Hymens Altar mit einem Brautpaar, oben ſchwebt der Liebesgott ꝛc. Miſſon, ein Touriſt des 18ten Jahrhunderts, ſchreibt: Am Valentinsvorabend, alſo in einer Jahreszeit, wo die Geſchlechtsluſt in allen Creaturen wieder erwacht, begeben die jungen Leute in England und Schottland ein Feſt, das

---

Last Valentine, the day when birds of Kind
Their paramours with mutual chirpings find,
I early rose, just at the break of day,
Before the sun had chas'd the stars away.
A-field I went, amid the morning dew,
To milk my kine (for so should house-wives do.)
Thee first I spied, and the first swain we see,
In spite of Fortune, shall our true love be.

Shakeſpeare im Sommernachtstraum:

— — St. Valentine is past;
Begin these wood-birds but to couple now?

Und im Hamlet läßt er Ophilia ſingen:

Good morrow! 'tis St. Valentin's day
All in the morning betime,
And I a maid at your window,
To be your *Valentine!*

*) Hone (Every-Day-Book I. p. 216) ſagt: Die Zweipfennigspoſt in London nimmt am Valentinstag über 2000 Briefe mehr, als an jedem andern Tage ein, woraus wenigſtens auf die Zahl der Liebespaare in dieſer Weltſtadt geſchloſſen werden kann, von denen gewiß nur ein ſehr kleiner Theil zu ſchriftlichen Erklärungen Zuflucht nimmt.

auf dieſe Aeußerungen der Natur Bezug nimmt: Jungfrauen und Junggeſellen kommen zuſammen, Jeder ſchreibt die wahren oder fingirten Namen auf beſondere Zettel, die man aufrollt und durch Looſe zieht, wobei die Mädchen die Zettel der Jünglinge, und dieſe die der Mädchen nehmen, ſo daß Jeder ein Mädchen erhält, das er ſeine Valentine nennt, und jedes der Mädchen einen jungen Mann, den ſie als ihren Valentin begrüßt. So kommt jede Perſon in der Geſellſchaft zu einem Doppel-Valentin. Der Mann aber hält ſich mehr zu der Valentine, die ihm zugefallen, als zu Derjenigen, der er zugefallen iſt. Nachdem das Loos die Geſellſchaft in Paare geſondert hat, geben die Jünglinge ihren Schönen Bälle, tragen mehre Tage lang ihre Namen auf den Aermeln, und dieſer Scherz endet oft mit einem Liebesbündniß *). Darauf ſpielt alſo der oben citirte

---

*) „Valentin, la veille du 14 Fevrier, jour de S. Valentin, et le temps auquel toute la nature vivante tend a l'accouplement, les jeunes Gens en Angleterre et en Ecosse aussi, par une coutume fort ancienne, celebrent une petite Fête, qui vise au meme bout. Nombre egal de Garçons et de Filles se trouvent ensemble: chacun et chacune ecrivent leurs vrais noms ou des noms empruntez sur des billets separez, roulent ces billets et tirent au sort, les Filles prenant les billets des Garçons, et les Garçons les billets des Filles, de sorte que chaque Garçon rencontre une Fille quil appelle sa Valentine, et chaque Fille rencontre un Garçon qu'elle appelle son Valentin. De cette maniere, chacun a double Valentin et double Valentine: mais le Valentin s'attache plus a la Valentine qui lui est echeue, qu'a la Valentine a la quelle il est echu. Le sort ayant ainsi associé le compagnie en divers couples, les Valentins donnent Bals, portent pendant

Vers aus Orbeliens Liede an. Die Sitte, an dieſem Tage den künftigen Eheconſorten durch's Loos zu erfahren, ſcheint ſehr alt zu ſeyn, denn ſchon ein lateiniſcher Dichter (Naogeorgus) bei Hoſpinian (**Orig. Fest. Christ. Vol. 152**) beklagt dieſe Sitte als heidniſches Ueberbleibſel*), und Buchanan hat ebenfalls

---

plusieurs jours sur la manche les billets de leurs Valentines, et assez souvent l'amour sy boute.

*) Illis divinant etiam inquiruntque diebus
Aptae connubio iam lascivaeque puellae
Nomine desponsi, quicunque est ille futurus.
Quatuor accipiunt *Caepas*, vel quinque vel *octo*.
Atque induunt certum nomen, prae aliisque cupitum
Cuisque dein propter *fornacem* ex ordine ponunt.
Et quae prima suum protrudit caepula germen,
Illius haud dubie nomen quoque sponsus habebit.
Inquirunt etiam sponsi moresque animumque
Sol postquam occiduus coelum terrasque reliquit.
Namque struem lignorum adeunt tum, perque tenebras
Fortuito inde sedem casu quaeque extrahit unam;
Quae fuerit si recta, et nullis horrida nodis,
Commodis ac comis speratur rite maritus.
Sin vero prava et notis incommoda duris,
Improbulum ac pravum sperat obtingere sponsum.
Ista ferunt et alunt scelerati impune papistae.

Zwiebel (caepa) und Ofen (fornax) ſind bei dieſem Spiel bedeutſam, denn Beide beziehen ſich auf die weibliche Schaam, was nicht nur die in den Geburtsgliedern ägyptiſcher weiblicher Mumien aufgefundenen Zwiebeln, und das der Venus beigelegte Prädicat: Zwiebelfrau (Acidalia bei Virgil v. ἀκιδαλις Zwiebel) beweiſen, ſondern auch die Herkunft des **Wortes** Zwiebel (βολβος, caepa) von **Weib** (vulva, κῆπος). Ebenſo der Ofen, denn die Weiſſagung bei Herodot: der König werde in einem kalten in lateiniſchen Verſen dieſes Brauches gedacht*). Butler im „Leben der Heiligen" tadelt ihn als heidniſchen Aberglauben, der bei den Römern der Juno Februa zu Ehren am 15. Februar Statt fand, und weil er nicht ſo leicht abzuſtellen ſey, hätte der fromme Eifer der Geiſtlichen die Namen von Heiligen in jenen Liebesbilleten den Namen der jungen Frauenzimmer, (die man auf Zettel geſchrieben, in eine Büchſe legte, aus welcher die Männer die Zettel herauszogen,) zu ſubſtituiren anempfohlen. Der h. Franz von Sales war es, welcher zuerſt dieſen Austauſch in Anregung brachte. Im Gentlemans-Magazine **1779 pag. 137** wird eines in Kent, im Februar üblichen Scherzes erwähnt, der darin beſteht, daß die Mädchen ein den Jünglingen entwendetes Bild unter dem Namen **Holly-Boy** im Triumph verbrennen, und die Jünglinge daſſelbe mit einer Figur vornehmen, die ſie **Ivy-Girl** nennen. (Die Namen ſind bedeutſam, denn **holly** bedeutet: Stechpalme, das bekannte Phallusſymbol, und **Ivy**: Epheu,

---

Ofen backen, erwies ſich in der Folge dadurch, daß die Königin in ſeiner Umarmung geſtorben war. Venus iſt die Ofengöttin (**Ov. Fast. 2. 526.**), nicht Ceres, denn **fornax** iſt **fornix**, das von *πορνη* ſtammt, daher **fornicari** Unzucht treiben. Das fascinum (Phallus) ſtand im römiſchen Wohnhauſe in der Nähe des Herdes, oder auf demſelben. In dieſem Sinne hieß Jupiter als Allvater: pistor (Bäcker).

*) Festa Valentino rediit Lux –
Quisque sibi Sociam jam legit ales Avem.
Inde *sibi Dominam per sortes quaerere* in annum
Mansit ab antiquis mos repetitus avis,
Quisque legit Dominam, quam casto observet
amore.

(Poemata, edit. 12^mo^ Lugd. Batav. 1628. p. 372).

deſſen Eigenſchaft als Schlingpflanze die an den Jüngling ſich anſchließende Jungfrau paſſend bezeichnet.)

15. Februar.

Fauſtin, Prieſter, zu Brescia geboren, wurde unter dem Kaiſer Aelius Hadrianus, weil er die Götter verachtete, den wilden Thieren vorgeworfen, die aber anſtatt des Prieſters die Gerichtsbedienten zerriſſen, wodurch ſich viele Leute bekehrten. Dem Fauſtin half es aber nichts, bei den Beſtien Schonung gefunden zu haben; man goß ihm nun geſchmolzenes Blei in den Hals, brannte ihn auf der Folter mit glühendem Eiſen, aber dieß Alles ſchadete nichts, wohl aber das kalte Eiſen, denn Fauſtin wurde ohne Schwierigkeit enthauptet (120). Seine Reliquien befinden ſich in Rom, Bologna und Verona.

16. Februar.

Die im Jahr 1208 ſelig geſprochene Juliane*) war 1193 zu Reſina, einem Flecken bei Lüttich, von reichen Eltern geboren. Eine fromme Matrone, Sapientia, unterwies ſie im tugendhaften Lebenswandel. Juliane diente zwar als Viehmagd, aber in Muſeſtunden las ſie die Schriften des heil. Auguſtin und heil. Bernard. Vieles Faſten bewirkte, daß ſie Viſionen bekam, in welchen ſie wunderbar prophezeite. Im Jahre 1208 hatte ſie, nach unermüdlichem Nachdenken über das Geheimniß des h. Abendmahls, im Traum den Mond mit einer großen Lücke erblickt. Zwei Jahre lang begegnete ihr jedesmal, wenn ſie ſich zum Gebet anſchickte, dieſe Viſion. Endlich deutete ſie den Mond auf die Kirche, und die Lücke auf einen großen Mangel, an dem derſelbe noch litt. Aber unter den vielen Mängeln, welcher war hier gemeint? Ein Feſttag, der dem Kalender noch fehlte. Dennoch verſchwieg ſie ihre Viſion 20 Jahre lang, und entdeckte ſie erſt als Priorin dem Kanonicus Jean de Lanſenna. Darauf ſetzte der Erzbiſchof Robert von Lüttich im Jahr 1246 ein beſonderes Feſt ein, das unter dem Namen „Fronleichnamsfeſt" eines der prachtvollſten der katholiſchen Welt geworden iſt. (**Zwinger Tract. de Festo Corp. Chr. Basil** 1685.) Es muß hier bemerkt werden, daß man der frommen Seherin ihre Viſion nicht ſo auf's Wort hin glaubte, denn Jacques de Troyes, der nachherige Papſt Urban IV., ließ ſie gelehrten Prüfungen unterwerfen, und fand ſie lauter und rein. Dennoch mußte ſie, um Verfolgungen zu entgehen, von einem Kloſter zum andern fliehen, bis ihr endlich in der Aebtiſſin von Salſines eine Beſchützerin aufſtand. Dennoch ſcheuchten ſie neue Verfolgungen auf, und ſie begab ſich nach Foſſa, wo ſie ſich in enger Zelle (**Reclusorium**) verborgen hielt, und ſich ſelbſt ihren Tod verkündete.

---

*) Die Acta Sanctorum ſetzen auf den 5. April ihre Gedächtnißfeier.

17. Februar.

Mariamne, Schweſter des Apoſtels Philippus. In den lateiniſchen Martyrologien findet ſie ſich nicht, aber die griechiſchen Menäen und die alten Kirchenhiſtoriker berichten, daß ſie, nach Chriſti Himmelfahrt, ſammt ihrem Bruder nach Hierapolis gereiſt, wo ihre Verfolger von der Erde verſchlungen worden ſeyen. Nach der Kreuzigung Philipps habe ſie ihn begraben, ſich hierauf nach Lycaonien begeben, und ſey daſelbſt geſtorben.

18. Februar.

Simeon, Biſchof zu Jeruſalem, Sohn des Kleophas, des Bruders vom h. Joſeph, wurde als Chriſt angegeben, und litt deßhalb den Martertod (107). In Brüſſel behauptet man, ſeine Reliquien zu beſitzen. Die dortigen Jeſuiten wollen ſie (1603) von einem ſpaniſchen Feldherrn, dem ſolche der Abt eines Benedictinerkloſters (1599) verehrt, geſchenkt bekommen haben.

19. Februar.

Conrad vor Piacenza, Eremit des dritten Ordens St. Franciſci, zu Noto in Sicilien, hatte ſich aus einem Waidmann in einen Mönch umgewandelt, und zwar aus folgender Urſache: Er zündete einſtmals einen Wald an, um das Wild, das ſich in denſelben geflüchtet hatte, herauszulocken. Als nun ein Unſchuldiger im Verdachte dieſes Frevels zum Tode verurtheilt wurde, gab er ſich ſelbſt an, erſetzte den Schaden, denn er war ſehr begütert, zog ſich aber bußfertig aus dem Weltleben zurück. Er baute ſich zu Noto in Sicilien eine Zelle, wälzte ſich in Dornen, verkündete künftige Dinge, und wurde ſehr geehrt von den — Vögeln. Als er (1351) ſtarb, läuteten von ſelbſt alle Glocken. Als die Einwohner von Noto ſeine Leiche abholen wollten, kamen die von Avola dazu, und das Fauſtrecht entſchied zu Gunſten der Letztern, die den Heiligen in der Nicolaikirche ihres Ortes begruben. Sein Leib wurde nach 134 Jahren noch unverſehrt gefunden, und geſchahen bei ſeiner Verſetzung ſehr viele Wunder. Der Regel zufolge, nach welcher jeder Heilige nur gegen jenes Uebel angerufen wird, vor dem er ſich ſelber nicht ſchützen konnte, muß Conrad einen Bruch gehabt haben, da nur von den mit dieſer Krankheit Behafteten ſeine Hülfe in Anſpruch genommen wird.

20. Februar.

Eleuther, Biſchof zu Tournai in den Niederlanden, machte ſeinen erſten Bekehrungsverſuch an einem Frauenzimmer, das ihn zur Unzucht verführen wollte, indem er ſie, die zur Strafe ihrer Handlungsweiſe eines plötzlichen Todes geſtorben, wieder lebendig machte, und ihr mittelſt dieſes Wunders eine Bürgſchaft für die Wahrheit des Evangeliums gab. In der Folge nahm ſein Ruf als Wunderthäter dermaßen zu, daß er im Jahr 497 in Einer Woche 11,000 Menſchen taufte. Als Hydropath bewährte er ſich, indem er den Ausſatz durch die Taufe heilte, aber mit dem einfachen Zeichen des Kreuzes machte er Blinde ſehend und Lahme gehend. In Rom wurde er jedoch von Ketzern durchgeprügelt, ohne daß es für ſie nachtheilige Folgen hätte, er ſelbſt aber holte ſich den Tod davon (531). Und weil er an einer Kopfwunde ſtarb, obgleich erſt nach 8 Jahren, darum nennen ihn Einige einen Märtyrer.

21. Februar.

Irene, Schweſter des Papſtes Damaſus, welcher ihr ſeinen Tractat von der Keuſchheit dedicirte. Sie ſtarb am 21. Februar 379.

22. Februar.

Petri Stuhlfeier wird bekanntlich auch am 18. Januar gefeiert. Urſprünglich gab es aber nur Ein ſolches Feſt, das an dem heutigen Tag begangen wurde, in der Folge unterſchied man zwiſchen der römiſchen (18. Januar) und der antiochaniſchen (22. Februar) Stuhlfeier. Dieſe Trennung geſchah 1558 durch Paul IV. Wegen des ehedem am heutigen Tag zu Antiochien, zur Nachahmung der römiſchen Feralien, gefeierten Todtenmahls, wurde dieſer Tag, nachdem das Feſt eine chriſtliche Wendung erhalten, **Festum St. Petri Epularum** genannt. In einer Urkunde des Otto Weath von Ylenburg vom Jahr 1348 findet ſich das Datum: „St. Peterstag, als man Meerrettig weihet.“ Dieſe ſeltſame Benennung des Tages glaubt Haltaus dadurch erklärt zu haben, „weil dieſes Feſt gewöhnlich in die Faſtenzeit fällt, wo das Volk mehr Rettig conſumirt, als ſonſt. Wie nun die Kräuter an Mariä Himmelfahrt und die Lämmer am Oſterabend, ſo wird der Meerrettig an dieſem Tag geweiht.“ Da aber bei der Kräuterweihe ein heidniſcher Grund unterliegt (vergl. 15. Auguſt), ſo wird es auch hier daſſelbe Bewandtniß haben. Petri Stuhlfeier trat wie S. 100—108 ausführlich dargethan worden, an die Stelle eines Todtenfeſtes. Die ehemalige Furcht vor der ſchädlichen Einwirkung der Dämonen, die man an dieſem Tage losgelaſſen glaubte, ſollte durch die Erinnerung an den Stellvertreter Jeſu auf Erden, der Macht über die Hölle hat, beſchwichtigt werden. Von den Rübengewächſen hatten ſchon die Alten eine abſchreckende Vorſtellung. Im Sanſkrit heißt **rupa** ein Schattenbild (woven *ῥωπος* Puppe, Popel, Popanz, *μ-ορφη* Traumgeſtalt ꝛc.), im Hebr. **rib.**: Zank, Streit, *ῥαπυς*, *ῥαφανος* Rübe, Rettig, *ῥαπτω*, **rapio** rauben, raufen, **rabio** raſen: die Rübe war die Zankwurzel, denn die Griechen und Römer ſtraften den Störer des Ehefriedens mit dem Rettig (ῥαφανος τιμωρος μοιχων), worauf außer Lucian auch Catull (Carm. 15, 18 sq.) Martial (III, ep. 85), Juvenal (10, 317) und Horaz (I. Sat. 2, 37) anſpielen. Dieſe ſeltſame Art der Beſtrafung entſtand aus der Anſicht, daß die Geiſter der Unterwelt — und zu dieſen gehören auch die mit Bocksattributen verſehenen geilen Satyre — zur Sinnenluſt reizen. Daß aber auch dem europäiſchen Heidenthum ſolche Vorſtellungen nicht fremd geweſen ſeyn können, beweiſt der Name „Rübezahl," der dem bekannten ſchadenfrohen Kobold des Rieſengebirges gehört. Alſo um die Zeit, wo man die Dämonen beſonders mächtig glaubte, ſuchte man ſich gegen ihre Einflüſſe mehr als ſonſt zu ſchützen, und ſo kam es, daß der Rettig geweiht, folglich unſchädlich gemacht wurde. Wie verrufen das Rübengeſchlecht überhaupt war, erhellt ſchon daraus, daß aus der weißen Zaunrübe (**Bryonia alba**) Galgenmännchen geſchnitzt wurden (Barth, Alt. Rel. II. S. 137.)

23. Februar.

Margaretha von Cortona, gebürtig aus Lavinia (einer Stadt im Gebiete von Perugia), hatte 9 Jahre als Erzhure gelebt; als ſie aber einen ihrer Galane *) in einer Grube halbverweſt erblickte, ward ſie ſo ſehr erſchüttert, daß ſie der Wolluſt für immer entſagte und in das Vaterhaus zurückzukehren beſchloß. Der Vater aber ſtieß ſie von ſich, und ſo beſchloß ſie, im Minoritenkloſter zu Cortona Zuflucht zu ſuchen. Hier machte ſie ihre Geſtalt ſo häßlich, als es ihr nur gelingen wollte, um damit zu zeigen, wie ſie im Ernſte der weltlichen Eitelkeit entſage, und trug ſeitdem bis an ihr Ende das Gewand einer Büßenden. Sie wechſelte Faſten und Nachtwachen mit Geißelungen und Thränen ab. Ihr Vermögen theilte ſie unter die Armen, und ſuchte den eigenen Bedarf zu erbetteln. Da erſchien ihr Chriſtus, mißbilligte dieß, und verſprach ihr Vergebung der Sünden, auch übertrug er den Minoriten ihre Verſorgung. Darauf beichtete ſie, und empfing das Abendmahl. Seitdem that ſie viele Wunder, erhielt auch fleißig Beſuche von Chriſtus und der h. Jungfrau; aber auch vom Satan, der ihr hart zuſetzte; ſie überwand jedoch durch Gottes Gnade. Ein andermal ſah ſie, wie der Teufel vor ihr hertanzte und ſie — zu verſchlingen drohte, aber ihr Schutzengel ſtellte ſich ſtets zur rechten Zeit ein. Weil ſie einen Strick um den Hals trug, heißt ſie auch **Margarita a corde.** Ihr vorausgeſagter Todestag traf am 22. Februar 1297 ein, aber wegen des Feſtes **Cathedrae S. Petri Antiochenae** wird von dem Franziscaner-Orden beiderlei Geſchlechts, gemäß einer päpſtlichen Bulle, ihr Gedächtniß am 23. begangen. Ihr Leben hat ihr Beichtvater, der Franciscaner Bevagnates, beſchrieben. Vierthalb hundert Jahre nach ihrem Tode fand man ihren Körper noch friſch. Zu Crotona wird derſelbe alljährlich an ihrem Gedächtnißtage dem Volke gezeigt.

---

*) Wadding ſagt, es ſey ihr Gatte geweſen.

24. Februar.

Matthias, der an des Judas Statt durch's Loos gewählte Apoſtel, deſſen Gedächtnißfeſt von den Mailändern ſchon am 7. Februar, von den Griechen aber erſt am 9. Auguſt begangen wird*), hat unter den Gelehrten, ganz ohne ſein Verſchulden, heftige Kämpfe veranlaßt, indem Einige behaupten, er ſey im Frieden zu Jeruſalem entſchlaſen, Andere hingegen: er ſey eines gewaltſamen Todes geſtorben. Aber dieſe letztere Parthei iſt unter ſich ebenſo wenig einverſtanden, indem dieſe ihn kreuzigen, eine zweite ſteinigen, eine dritte mit der Axt tödten läßt.

25. Februar.

Walburgis, Tochter des h. Richard, Königs von England, Schweſter des h. Willibald, wurde auf des h. Bonifaz Verlangen aus England als Aebtiſſin des Kloſters Heidenheim nach Schwaben berufen. Dieß geſchah 754. Ihr Todesjahr aber iſt 780. Berühmt iſt das Wunderöl, das ihrem Leib entfloß, und die Eigenſchaft beſeſſen haben ſoll, daß es, obwohl 200 Jahre aufbewahrt, dennoch nicht verdarb, und ſeine Heilkraft bei Kranken jeder Art bewährte. Ihre Translation nach Eichſtädt durch den Biſchof Otgar (870) ſteht in einigen Martyrologien den 25. Februar, 12. October, 21. September, wird aber gewöhnlich den 1. Mai gefeiert. Stuart behauptet, es ſeyen dieſer Heiligen ſo viele Kirchen, Kapellen und Altäre erbaut, daß man ſie nicht zählen könne, und ſollen ihre Reliquien in der ganzen Welt zu finden ſeyn.

---

*) Jedenfalls entſpricht dieſem eingeſchalteten Apoſtel der den Schalttag enthaltende Februar mehr als ein anderer Monat.

26. Februar.

Neſtor, Biſchof in Pamphylien, wurde unter der Diocletianiſchen Chriſten-Verfolgung (251) gekreuzigt. Die Griechen begehen ſein Gedächtnißfeſt am 28. Februar.

27. Februar.

Leander, Biſchof zu Sevilla, ließ ſich die Bekämpfung des Arianismus dermaßen angelegen ſeyn, daß er den rechtgläubig gewordenen Hermengild, der 572 von ſeinem Vater Leovigild zum Mitregenten von Spanien erwählt worden war, beredete, gegen ſeinen arianiſchen Vater die Waffen zu ergreifen. Dieſer Eifer erwarb ihm das Pallium, bei deſſen Uebersendung ihn Papſt Gregor auch wegen ſeines Podagra tröſtete. Auch dedicirte er ihm ſein Buch über Hiob.

28. Februar.

Romanus war der erſte Einſiedler in Frankreich; er wählte einen einſamen Ort im Walde Jura unter einer Linde an einem Brunnen; ſpäter nach Arles berufen, baute er für ſeinen Bruder und ſeine Schweſter ein Mönchs- und ein Nonnenkloſter. Zwei Ausſätzige heilte er einſt durch einen Kuß, wodurch ſein Ruf als Heiliger ſich ſchnell verbreitete. Er ſtarb 460. Er iſt mit einem Namensvetter, welcher ein Zeitgenoſſe des h. Benedict war, oft verwechſelt worden. Ein dritter Romanus, deſſen Gedächtniß auch am heutigen Tag begangen wird, war Erzbiſchof zu Rheims und Vetter des Papſtes Vigilius. Sein Todesjahr iſt 533.

29. Februar.

Oswald, Erzbiſchof zu York, war in der Dämonologie ſo ſehr erfahren, daß er den Teufel ſogar unter der Maske eines Engels erkannte, die Seele eines eben verſtorbenen Mönchs wieder aus dem Fegfeuer zurückholte, das Fieber durch geweihtes Brod vertrieb, und ſonſt noch viele Wunder verrichtete. Die Hoſtie mochte aber das Fieber eingeſogen haben, denn als eine Maus davon fraß, mußte ſie ſterben; ob am Fieber oder an einer andern Krankheit, darüber ſucht man bei den Martyrologen vergeblich Belehrung.

März.

Sinndeute des Monatszeichens:

„der Widder.“

Lanigerum Pallas (tuetur).
Manilius.

Im Gedicht „Grimnismal“ (V. 8) lautet es: „Gladsheim heißt die fünfte (Wohnung der 12 Aſen im Thierkreiſe), goldſtrahlend darüber breitet ſich Walhalla aus, dort wählt Hropter ſich alle Tage die vom Schwerte gefallenen Männer. (V. 9): Leicht können, die zu Odin kommen, ſehen die Burg, der Boden iſt mit Speeren belegt, der Saal mit Schilden bedeckt, auf die Bänke ſind Panzer geſtreut. (V. 10): Leicht erkennen den Saal, die zu Odin wandern, weſtlich vor dem Thor hängt ein Wolf, ein Adler ſchwebt darüber.“ Dazu gibt Legis (Fundgr. d. Nord. II. S. 141 ff.) folgenden Commentar: „Das fünfte*) nordiſche Sonnenhaus wird Gladsheim, d. i. die Wohnung der Freude (engl. glad: freudig) genannt**). Drüberhin breitet ſich die goldſtrahlende Walhalla aus, ſo daß Gladsheim (Freudenheim) gewiſſermaßen den Eingang bildet. Walhalla iſt nämlich der oberſte Theil der Himmelsſphäre und der gemeinſchaftliche Saal der Götter. Der Verfaſſer der jüngern Edda verwechſelt in einem Punkte Gladsheim mit Walhalla, denn nicht in erſterm, ſondern in Walhalla ſind die Sitze für alle 12 Aſengötter aufgeſchlagen, außerdem noch ein Hochſitz (Hlidskialf) für Odin[*]. Wie Gladsheim jene Beſtimmung erhielt, iſt leicht darzuthun. Gladsheim entſpricht nämlich dem Zeichen des Widders, deſſen Periode vom 21. März bis zum 21. April währt, und gerade mit der Frühlingsnachtgleiche beginnt. Wer ſich nun erinnert, daß die Morgenländer[**], die Griechen[***] und andere alte Völker[†] die Frühlingsnachtgleiche eine Pforte der Sonne nannten, der hat ſchon ſelber den ganzen Mythus von Gladsheim erklärt. Es iſt dieß jene Luftgegend, durch welche ſich die Sonne zum obern Theil der himmliſchen Hemiſphäre erhebt. Walhalla iſt hier die Halle der Erſchlagenen[††]. Die Decke iſt mit glänzenden

---

*) Die Scandinavier eröffneten die Monate mit dem „Schützen.“

**) Sollte mit Glad Glanz, Lenz verwandt ſeyn, ſo hätten wir den Lenzmonat ſchon in dem Worte Gladsheim enthalten.

---

[*] Da hätten wir denn das Lamm (den Marzwidder) mit ſeinen 12 (+ 12,000) Auserwählten! (Offenb. Joh.)

[**] Wir ſuppliren hier den Commentator, indem wir an die — angeblich wegen 2 Moſ. 12, 23. — Ueberſchreitungsfeſt genannte Aequinoctialfeier der Iſraeliten erinnern, welche ſich dadurch auszeichnete, daß jede Familie ein Lamm als ſtellvertretendes Sühnopfer in der Vollmondsnacht (2 Moſ. 12, 6.) des Lenzmonats (Nisan von nez Glanz, lat. nitor) darbrachte.

[***] Legis hatte hier an den Dionyſus δι-θυραμβος, d. i. den durch (δια) die Thüre (θυραν) ſchreitenden (ἰαμβος, αμβος v. ἀμειβω die Schritte abwechſeln) erinnern können — welcher, im Frühlinge aus des Todes Pforten wieder herauskommend, vom Cultus mit Siegesliedern (Dithyramben) begrüßt wurde, weil er den Tod überwunden hatte — und an den „Thürgott" Pylades (πυλη Thor), deſſen Vater und Sohn Strophius d. i. Wendegott, hießen (nach den beiden Tag- und Nachtgleichen, wo die Sonne ſich nach der obern oder untern Hemiſphäre zuwendet), welcher Pylades aber deshalb von Oreſt ſo unzertrennlich iſt, wie Caſtor von Pollux — deren Hüte oder Helme an die Stelle der beiden Sonnenpforten traten — weil Oreſt (d. i. der Sehende v. ὁραω) die Frühlingsſonne iſt. Dieſer mit dem Blute des Ferkels vom Muttermorde geſühnte Oreſt erklärt das im März ſtattgehabte Su-ovi-taurilium der Römer.

[†] Die Römer jedoch beſetzten nicht die Aequinoctien, ſondern die Solſtitien mit Thüren, daher iſt Janus Patulcus und Clusius (Oeffner und Schließer).

[††] Wir müſſen hier an eine Erklärung Suhms in Graters Bragur VII. S. 122 erinnern, weil ſie — was Legis nicht ahnen

Lanzen oder Speerſchäften getäfelt, eine Anſpielung auf das ſogenannte Zodiakallicht, das ein in der Rich-

---

möchte — ſeiner Deutung Vorſchub leiſtet. Dort lieſt man: „Darum zogen nur die in der Schlacht gefallenen Helden in Walhalla ein, weil ſie nicht an einer Krankheit verſtorben, ſondern in blühender Kraft der Gottheit zum Opfer fielen. Weil nur gewaltſamer Tod ſelig machte, daher läßt die Sage den Odin ſich auf ſeinem Sterbebett mit neun Speerſtichen bezeichnen. Deshalb erkaufte ſich der greiſe Starkodder einen Mann, der ihm den Kopf abhauen ſollte." An dieſe Vorſtellung von dem ſühnenden Zweck des Todes, der daher ein freiwilliger ſeyn mußte, laſſen ſich folgende religions-philoſophiſche Ideen des alten Orients anknüpfen. Das Erdenjahr dachte man ſich als ein großes Weltjahr im verkleinerten Maßſtabe, daher Zoroaſter demſelben zwölf Jahrtauſende gibt, die Aegypter aber 36,525 Jahre (d. h. $365 \frac{25}{100}$ oder $\frac{1}{4}$ Tag) annehmen. Die erſte Hälfte dieſer Periode ſchloß mit einer Sündflut ab, die andere Hälfte wird mit einer Feuertaufe enden, denn „es wird der Tag wie ein Ofen brennen, da werden alle Gottloſen Stroh ſeyn" (Mal. 4, 1.), und nach Zoroaſter wird am jüngſten Tage Ahriman (der Urheber der Sünde d. i. die Materie, die Körperwelt) in ſiedenden Metallſtrömen geläutert werden, alſo eine allgemeine Ekpyroſis. Um dieſe Kataſtrophe ſo lange als möglich hinauszuſchieben, halfen ſich die Aegypter mit einer im Monat des „Widders" vorgenommenen ſymboliſchen Ausbrennung, ſie bezeichneten alle Schafe mit rother Farbe. So erzählt Epiphanius. In Oberägypten opferte man alsdann dem gehörnten Zeus Ammon oder Hammon (d. i. Sonne v. ham heiß) einen Widder, in deſſen Fell ſich der Gott hüllte. Daß es ein Buß- oder Sühnfeſt war, leuchtet aus Herodots Beſchreibung hervor. Auch das Widderopfer der Brahmanen um dieſelbe Zeit — wovon das Zodiakalzeichen Mesha (Widder) heißt, hatte ſühnenden Zweck, denn von dem Opferfeuer nimmt der Oberprieſter mit ſich nach Hauſe, und muß es zeitlebens unterhalten, weil der Scheiterhaufen, der einſt ſeine Leiche verzehren wird, mit dieſem Feuer angezündet werden ſoll. Als charakteriſtiſch muß aber hier bemerkt werden, daß nicht nur bei den Indiern, ſondern auch bei den Juden, und ſogar bei den heidniſchen Slawen der Tod des Oberprieſters (Hoheprieſters) als Sühne für ſein ganzes Volk galt. Und ſo eng iſt der Begriff der Sühne mit Feuer und Widder verknüpft, daß vom ſanſkritiſchen Zeitwort ag, brennen, das Hauptwort agni: Widder (lat. agnus = ignis), und das griechiſche αγιος: heilig (von αζω heizen, vgl. Feier = Feuer) ſtammt. Der indiſche Todtengott Schiwa wird auf dem Widder reitend abgebildet, und Kala heißt er als Verbrenner der Welt am Ende des Kali-Jug (des vierten Weltalters), wo außer ihm, ſelbſt von den Göttern Keiner übrig bleiben wird. Alſo lung des Thierkreiſes fortgehendes, ſpitz zulaufendes, weißliches Licht iſt, das beſonders zur Zeit der Nachtgleichen

---

auch hier der Widder mit dem Weltbrand am Ende der Tage in Verbindung gebracht. Auch den Todtengottheiten Pluto und Hecate wurden Lämmer, aber von der Todesfarbe, geopfert. Nach dem Schafe (bidens) nannte der Lateiner den vom Blitz getroffenen Ort: bidental, weil er für heilig galt. An die Stelle der Kinderopfer im Cultus des Moloch am Frühlingsfeſte trat im Moſaismus das ſtellvertretende Lamm, mit deſſen Blut die Thürpfoſten der Iſraeliten beſprengt werden mußten, damit kein Sterben der Erſtgebornen Statt finde. (Dieſe waren nämlich — mit Anſpielung auf den erſten Monat, in welchen das Feuerfeſt fiel — dem Moloch geweiht, werden nun aber von dem Prieſter ausgelöſt). Daß das Paſſah — an welchem der Sauerteig, dieſes Symbol der Sünde und materiellen Luſt, aus den Häuſern der Juden verbannt ſeyn muß — ein Vorbild der Erlöſung des Geiſtes aus den Banden des Irdiſchen ſey — weßhalb die Juden an dieſem Feſte ſich „Freie" nennen — hatten ſchon Philo und die Therapeuten erkannt, die den Auszug aus Aegypten als den Uebergang der Seelen aus der finſtern Sinnenwelt, als die Befreiung des Geiſtes aus der Gefangenſchaft des Leibes deuteten. Daher bringt die Schrift Joſ. Cap. 5. die Beſchneidung (in welcher ein Theil des Menſchen als pars pro toto geopfert wird) mit dem Paſſahlamm in Verbindung, eben weil es ein Sühnopfer iſt. In der Paſſahnacht erwarten die Juden den allgemeinen Weltbrand, in der Oſternacht die Kirche Chriſti Wiederkunft zum Gerichte, worauf das Lichtreich (die Geiſterwelt, wo der Sonne gleich der Mond ſcheinen wird, Jeſ. 30, 26.) folgt. Der Hellene verbildlichte dieſe Idee bald dadurch, daß er den Seelenführer Hermes als Widderträger abbildete, zur Erinnerung an die durch ein Widderopfer abgewandte Peſt in Tanagra; bald wieder durch den „Verbrenner" Phryxus (φρυγω roſten), der auf einem Widder nach Colchis (Ort des Verbrennens) reitet, wo Jaſon, der Finder des goldenen Vließes, das zwölfrudrige Zeitſchiff Argo verbrannte, und durch die Kunſt ſeiner Geliebten den Vater im Zauberkeſſel verjüngen ließ, als Symbol der Ausbrennung der Welt am jüngſten Tage. Aber nicht überall war das verzehrende Feuer als Mittel der Sühne gewählt, an vielen Orten war das Opfermeſſer Werkzeug des Todes. Dieſen Zweck erreichte man am einfachſten auf dem Schlachtfelde. Die 430 Jahre der Knechtſchaft Iſraels in Aegypten (2 Moſ. 12, 40 — eigentlich waren es 432, aber die Vorliebe der bibliſchen Schriftſteller zu runden Zahlen, die ſich faſt überall offenbaret, konnte die 2 hier eben ſo ausgeſchieden haben, wie ſie an einem andern Orte die Perſonenzahl von Jakobs Familie von 66 (1. Moſ. 46, 26) ſichtbar wird. Nicht nur aus dieſem Phänomen, ſondern auch aus der Milchſtraße und andern Lufterſcheinungen.

---

auf 70 ſteigert (2 Moſ. 1, 5.), die aber der Zwölftheit der Stämme zu Liebe in der Tradition bis zu 72 (6 + 12) anwachſen, wie die 70 Geſellen Typhons bei Plutarch zu 72, und die Theſpiaden, deren Diodor und Pauſanias nur 50 kennen, nach Apollodor 52 waren — die 430 Jahre der ägyptiſchen Dienſtbarkeit dürften mit den 432,000 Jahren der von den Chaldäern, und mit den 4,320,000 Jahren der von den Brahmanen angenommenen Weltdauer unbedenklich verglichen werden, um ſo mehr, als die Zahl der in der Walhalla wohnenden Helden ebenfalls 432,000 iſt (Mone Heth. im Eur. I. S. 405); denn dieſe ſind abgeſchiedene Seelen der Tugendhaften, Seelen aber ſind Sterne — Beides bezeichnet das ſlawiſche Wort dusha — darum halten die Eingeweihten in den Myſterien, die Harmonie der Sphären verbildlichende, Chortänze; und nicht bloß die Griechen wußten es, daß Seelen Sterne ſind (Aristoph. pag. 832), ſondern auch die Juden (Eiſenmenger II. S. 14.), daher die Rabbinen 600,000 Sterne annahmen, nach der Zahl der aus Aegypten ziehenden Iſraeliten. Man dachte hier wohl nur an die Lichthälfte des Jahres, die im Monat des „Widders" beginnt, d. h. an die 600,000, die den 6 Sommermonaten entſprechen, die Totalſumme wird aber 12,000 geweſen ſeyn, 1000 Sterne = Seelen auf jedes Zodiakalzeichen. Dieſer Calcul verräth den zoroaſteriſchen Einfluß auf die mit chaldäiſcher Weisheit genährten Rabbinen; die 432,000 Helden der Walhalla hingegen erinnern nicht an die Zoroaſteriſche, aus zwölf Jahrtauſenden beſtehende Weltperiode, ſondern an die 432,000 Jahre, aus welcher das jetzige (letzte) Weltalter der brahmaniſchen Zeitrechnung beſteht. Der Eber Goldborſte, der alltäglich von den Helden der Walhalla verſpeiſt wird, und alltäglich ſich wieder verjüngt, iſt, wie Jedermann erkennt, Freiers Sonnen-Eber, deſſen Borſten Strahlen, die ſchmauſenden Helden alſo Zeittheile = Sterne, deren Umlauf die beſtimmte Zeit bildet. Am Ende der Zeiten ſterben, zufolge der indiſchen und ſcandinaviſchen Eſchatologie, auch die Götter, weil ſie Sterne ſind. Steht nun feſt, daß die Helden der Walhalla — wie, nach Wünſch (in der Schrift „Horus oder aſtrogn. Endurtheil über die Offenb. Joh.)" die 12 + 12,000 Auserwählten am Throne des Lammes — Zeittheile ſind, die am Ende der Tage (am Jahresende oder Weltende) in die Walhalla eingehen, die neue Schöpfung aber wieder, wie nach Zoroaſter die alte, im Zeichen des „Widders" beginnt, ſo liegt auf der Hand, warum Gladsheim, als die dem „Widder" entſprechende Sonnenſtation im Zodiak, den Eingang der Walhalla bildet. Dahin kommen nur die in der Schlacht Erſchlagenen, weil nur ſolche als Opfergaben an Odin, den Oberſten der zwölf Aſen, zu betrachten, und folglich der Verwelche gleichſam das Sparrenwerk der klaren Himmelswölbung ausmachen, konnte die Phantaſie leicht ein mit Schilden und glänzenden Lanzen belegtes Dach bilden. Von derſelben Art und wahrſcheinlich Sternhaufen ſind auch die ſchimmernden Harniſche (Ringpanzer), die auf den Bänken verſtreut und für die ankommenden Helden beſtimmt ſind*). Den Emblemen über Walhallas Pforte iſt keine beſtimmte (?) Erklärung unterzulegen, ob nämlich unter dem ruhenden Wolfe einer der ſogenannten Sonnenwölfe oder der gefangene Fenriswolf**) oder vielleicht bloß ein Sternbild in oder nächſt dem Himmelszeichen des Widders zu verſtehen ſey. Eben ſo ungewiß iſt es auch, ob der hochſchwebende Adler auf irgend eine Conſtellation oder jenen, Ygdraſils hoher Himmelskrone zu oberſt ſitzenden Adler Bezug habe, oder ob derſelbe

---

einigung mit ihm gewürdigt ſind, wie in der Apokalypſe die Auserwählten des Lammes ſämmtlich Blutzeugen, die bis ans Ende beharrten, und dem Antichriſt ſiegreich widerſtanden. Denn daß dem Verf. der Apokalypſe nicht das jüdiſche Paſſahlamm, nicht das Lamm Gottes, ſondern das göttlich verehrte Lamm im Thierkreis vorſchwebte, verräth ſich durch die Zwölfzahl der Thore der himmliſchen Stadt, die den 12 Sonnenhäuſern entſprechen, mehr noch durch die Edelſteine, womit die Gründe der Mauern geſchmückt ſind, denn nur ſolche werden genannt, durch welche die arabiſchen Aſtrologen (bei Kircher Oed. aegypt. II. p. 177) die 12 Manſionen der Sonne andeuteten.

*) Inſofern das Zodiakallicht auch in der Herbſtnachtgleiche ſichtbar iſt, dürften hier nur die Strahlen der Lenzſonne gemeint ſeyn.

**) Der Wolf iſt Lichtſymbol (ſ. ob. S. 11.), darum ſpielt der Wolf Fenrir beim Weltbrand eine Hauptrolle, er verſchlingt Odin ſelbſt, dieſen Urheber alles irdiſchen Daſeyns, denn die Materie iſt Finſterniß, und wird von dem läuternden Feuer bei der allgemeinen Ausbrennung aller Dinge verzehrt. Auch Cerberus — denn Hund und Wolf ſind in der Idee Eins — verſchlingt alles Leben, aber er gibt es auch wieder von ſich, als Lichtbringer am Anfang der neuen Zeit (Hermes, der die Seelen in den Hades und wieder herausführt). So iſt es zu verſtehen, wenn Jakobs Segen ſeinen jüngſten Sohn Benjamin — der unter ſeinen Brüdern, die Joſephs Traum mit den 12 Himmelszeichen verglich, dem „Widder" entſpricht — einen Wolf nennt, der Abends die Beute verſchlingt, ſie jedoch in der Frühe wiedergeben muß.

bloß ein Symbol der höhern Luft ſey? *).“ Wenn wir aber im Cultus der Scandinavier, Germanen und Kelten das

---

*) Der Adler iſt wegen ſeines hohen Fluges ein Sinnbild der frei gewordenen Seele. Darum ließen die Römer aus dem Scheiterhaufen ihrer Kaiſer einen Adler aufſteigen. Man dachte hier vielleicht zunächſt an den Phönix, den Vogel der Wiedergeburt. Von der gefabelten Verjüngungskraft des Adlers wiſſen ſowohl die bibliſchen Schriftſteller (Pſ. 103, 5. Jeſ. 40, 31) als Terenz (Heaut. III, 2, 10: aquilae juventus). Dann erklärt ſich auch, warum Ganymed (vgl. ob. S. 15.) von dem Adler entführt wurde, denn er verbildlicht den Anfang der Zeit, und wegen ſeines ſcharfen Auges das Sonnenlicht. So iſt auch begreiflich warum die „Flügel der Morgenröthe“ Pſ. 139, 9. in der ſyriſchen, arabiſchen und äthiopiſchen Bibelüberſetzung einſtimmig „Flügel des Adlers“ lauten; ferner, warum Minerva, die Euſtathius (zur Odyſſ. I, 320.): „Lichtbringerin“ heißt (φωσφόρος θεὴ Ἀθηνᾶ), von Homer (Odyſſ. 3, 372.) mit dem Adler verglichen wird. Darum hatte ſie alſo auch den Widderkopf auf ihrem Helme (Creuzer Symb. 2. Ausg. II. S. 572.), darum beſitzt ſie den Blitz ihres Vaters (Serv. ad. Aen. 11, 259: Constat Graecos tempestate laborasse aequinoctio vernali, quando manubiae Minervales i. e. fulmina tempestates gravissimas commovent.); und das Ziegenſchild, die Aegide, welches ſie gemeinſchaftlich mit Zeus beſaß, vertrieb in der Gigantenſchlacht nur deshalb die Feinde der Götter, weil ſie die winterlichen Dämonen der Unfruchtbarkeit ſind, welche die Blitz-Ziege verſcheucht. Wie die Göttin kleideten auch ſich am Frühlingsfeſt in Libyen die Jungfrauen in Ziegenfelle (Herod. IV. 89.) Auch der Donnergott Thor fährt mit Böcken, derſelbe, deſſen Hammer (Donnerkeil) die Eisrieſen erſchlug. Wenn jedoch Manilius (Astr. I.) die Minerva unter den 12 olympiſchen Gottheiten dem Monat des „Widders“ („laniger“) zur Regentin gibt, ſo dachte er an die Witterung, welche den Frühling herbeiführt; der Schafbock wurde zum Sturmbock (aries), auf die Aequinoctialſtürme anſpielend. Deshalb war auch Minervens Günſtling, der Beſitzer der äoliſchen Windſchläuche, dem Widder verglichen worden (Iliad. 3, 197.), und verbarg ſich in der Höhle Polyphems (deſſen Name auf das Getöſe anſpielt, das die von ihm geſchmiedeten Donnerkeile hervorbringen) unter dem Bauche eines Widders, und des Ulyſſes Vater, Pan, der Bläſer der Windharfe, hatte einſt des Widders Geſtalt. Endlich dieß, weil Minerva als Beſitzerin des „goldenen Widders“ (Eurip. Orest. 802.) das goldene Jahrviertel eröffnete, die Göttin: Chryſe d. i. die goldene, wie der Sonnengott Apollo Chryſeo. Ihr Prädicat kann aber nicht auf ſie als Mondgöttin, was ſie ſonſt iſt, bezogen werden, da dem Monde das Silber geweiht war. Somit iſt hier Minerva als Licht überhaupt

Zodiakal-Lamm der Orientalen und Hellenen überall vermiſſen, ſo iſt es doch auch nicht bei den Slawen der Fall, in denen überhaupt der indiſch-parſiſche Einfluß (vgl. oben S. 130) noch lange, nachdem ſie in Europa eingewandert waren, fortwirkte. Zeuge dafür iſt Jungmann, welcher im „Krok“ (II. S. 343) ſagt: „Bei den Holſaten wurde in Hamburg zur Zeit Karls des Großen der Blitzgott Perun (der ſlawiſche Jupiter) unter dem Namen Hambog mit Widderhörnern verehrt.“ Die Gegend um Hamburg war bekanntlich wie Meklenburg, Schleswig ꝛc., ehedem von wendiſchen Volksſtämmen bewohnt. Ham Bob bedeutet ſ. v. a. der Gott Ham (Hammel?), und von ſeinem Cultus hatte nicht nur Hamburg (Hammonia), ſondern auch noch manche andere, ſpäter von Deutſchen in Beſitz genommene Stadt, wie Hammelburg, Hameln, Hamm ꝛc. den Namen erhalten. Und weil Ham der Blitzwidder war, darum dachten die Chroniſten an Jupiter Hammon, und nannten Hamburg: castrum Jovis (Hanuſch ſlaw. Myth. S. 211).

*

1. März.

David, Erzbiſchof zu Menevy in Wallis, welche Stadt, wie ihre Umgegend, nach dieſem ihrem Schutzpatron zuweilen genannt zu werden pflegt, war ein Königsſohn, und lebte im 5ten Jahrhundert. Gleich nach ſeiner Geburt entging er nur durch ein Wunder der Nachſtellung eines Tyrannen; bei ſeiner Taufe er-

---

gedacht, oder richtiger: als Eröffnerin der lichten Jahrhälfte im Monat des Widders. Darum gehörte ihr auch das goldene Lamm, nicht aber, weil ſie mit goldenen Waffen aus des Vaters Haupt hervorgekommen ſeyn ſollte. Das tubilustrium der Minerva fiel deshalb auch in die Frühlingsnachtgleiche vom 19. bis 23. März, denn am 19. ſollte die Göttin geboren ſeyn (Ovid. Fast. 3. 812.), und auch hier wählte man das Lamm als Sühnopfer (Varro L. L. VI. 14).

hielt durch das Weihwaſſer ein Blinder ſein Geſicht wieder. David ward himmliſcher Eingebungen gewürdigt, daher der h. Geiſt ſich öfter in Geſtalt einer Taube bei ihm einfand. Er baute 12 Klöſter, reiſte dann auf Geheiß eines Engels nach Jeruſalem, und wurde 519 zum Erzbiſchof geweiht. Als er 519 gegen die Lehre des Pelagius von der Verdienſtlichkeit guter Werke eiferte, und dafür den rechtfertigenden Glauben an die Wunder Chriſti als einziges Sündentilgungsmittel anpries, ſaß die Taube wieder auf ſeiner Schulter, und die Erde erhob ſich unter ihm zu einem Hügel, damit ihn Jeder deſto beſſer ſehen und hören könne. Später wurde er auch Erzbiſchof in Brittanien, erhielt einen Beſuch von Chriſtus, und bei ſeinem Hinſcheiden (544) hörte man Engelchöre. Seine Reliquien wurden nach Glaſtonburg gebracht. — Noch jetzt iſt es Sitte in Wallis, daß am Davidstage eine Proceſſion auszieht, wobei jedes Mitglied Lauch an den Hut ſteckt. Fragt der Fremde nach der Urſache dieſer ſeltſamen Ceremonie, ſo erhält er zur Antwort: Dieß geſchehe zur Erinnerung an den h. David, der den Walliſern vor einer Schlacht gerathen haben ſoll, Lauch zur Auszeichnung auf ihre Hüte zu ſtecken, damit ſie nicht mit den feindlichen Angelſachſen verwechſelt würden. Der gewonnene Sieg hatte nun das Feldzeichen aus Dankbarkeit in ein Nationalzeichen verwandelt. (Festa Anglo-Romana, 8°. Lond. 1678 p. 29). Schon frühzeitig hat dieſe hinkende Erklärung den Spott herausgefordert. So beluſtigt ſich die Diverting Post (1705 N. 19.) in folgenden Verſen darüber:

> Why, on St. Davids Day, do Welshmen seek
> To beautify their hat with verdant Leek
> Of nauseous smell? For *honour* 'tis 'hur say.

„*Dulce* et decorum est pro patria.“
Right Sir, to die or fight it is, J think;
But how is't *Dulce*, when you for it slink?*)

Daß dieſes Lauchtragen am 1. März eine Erinnerungsfeier des Sieges ſey, welchen im 6ten Jahrhundert die Wälſchen über die Angelſachſen erfochten haben ſollen, iſt in neuerer Zeit, wo der Forſchungsgeiſt der Antiquare lebendiger geworden, nicht nur bezweifelt worden, man wollte auch einen Reſt heidniſcher Frühlingsfeier in demſelben erblicken (**Gazette of Fashion, March 9, 1822**). Aber ſchon das Zeugniß des Plinius (**H. IV. 37, 71.**), daß die Druiden — die heidniſche Prieſterſchaft Großbrittaniens und Irlands — dem Knoblauch magiſche Kräfte zuſchrieben, läßt, wenn man damit eine Notiz des Plutarch (**Plut. Rom.**) zuſammenhält, welcher zufolge die Alten das Herumtragen von Meerzwiebeln zu den ſymboliſchen Reinigungsmitteln zählten, kaum noch an der heidniſchen Abſtammung jener wunderlichen Sitte, ſo wie an ihrer Beſtimmung, an dem Tage, welcher auch in Rom das Jahr eröffnete, als Sühnmittel zu dienen, zweifeln; denn bekanntlich nahm man die Reinigung des ganzen Volks an der Jahresgrenze vor. Weil aber das bekehrte Wales dieſe Sitte nicht mehr von den Druiden herleiten durfte, ſo nannte man die an ihre Stelle getretene chriſtliche Prieſterſchaft oder deren in der Erinnerung

---

*) Zu deutſch:
Warum doch am St. Davidstag
Man Lauch als Kopfſchmuck wählen mag,
Der doch ſo übel riecht? — Ja, ja
„Dulce et decorum est pro patria.“
Ganz recht, zur Ehre führt Sieg oder Tod, doch dünkt
Mich, dulce ſey es nicht, wenn man nach Knoblauch ſtinkt.

fortlebendes Oberhaupt, den Gebietsheiligen oder Stadtpatron als denjenigen, welcher dieſen Gebrauch eingeführt haben ſollte. Auf ähnliche Weiſe haben die Iren viele Druidiſche Eigenthümlichkeiten auf den Bekämpfer der Druiden, den heil. Patricius, übertragen. Indeß könnte auch der Lauch, weil er, wie die Zwiebel, auf den Zeugungstrieb wirkt*), als Sinnbild des eintretenden Frühlings gewählt worden ſeyn, deſſen Repräſentant am Pfingſtfeſt in manchen Gegenden Deutſchlands der Lattichmann heißt.

2. März.

Simplicius, Papſt, widerſetzte ſich dem Kaiſer Leo, weil er die Kirche von Conſtantinopel durch Privilegien begünſtigte, ebenſo den Kaiſern Baſiliscus und Zeno. Auch polemiſirte er gegen den Biſchof von Ale-

---

*) Darauf deutet ſchon das von Lauch abſtammende Laichen der Fiſche hin, ebenſo **porrum** (Lauch) von **fero** Frucht tragen (wie πορνος, πορνη fornix von φέρω in derſelben Bedeutung), daher Carmenta, welche Creuzer (Symb. II. S. 902 zw. Aufl.) für die Welthebamme Maja hält, die Schweſter der Porrima (**Ov. Fast. I., 633**), welche im Namen die Lauchgöttin iſt, was aber Ovid, wegen ſeiner Herleitung **quod** *porro* **fuerat (v. 635)**, nicht mehr zu wiſſen ſchien; ſchon als Schweſter der Poſtverta, wie Varro belehrt, iſt Porrima die Anteverta — die Geburtsgöttin, welche zu regelmäßigen Geburten verhilft. Darum alſo hütete ſich der keuſche Prieſter Aegyptens vor dem Lauch (**Juvenal. 15, 9.**), darum ſtand für den Braminen die Strafe der Ausſtoßung auf ſolche Koſt (**Menu V. 5, 19.**); darum endlich bildet Lauch den ſinnlichen Gegenſatz zum Manna als Himmelsbrod (4. Moſ. 11, 5.)

randrien, Timotheus Aelurus, welcher die ketzeriſche Lehre von der Einen (menſchlichen) Natur Chriſti vor ſeiner Himmelfahrt zu verbreiten trachtete, während die römiſche Kirche an der doppelten Natur Chriſti feſt hielt (¹).

3. März.

Kunigunde, Gemahlin Kaiſer Heinrichs des Heiligen, erhielt darum einen Tag im Kalender, weil ſie — obſchon wegen der Gebrechlichkeit ihres Gatten nicht freiwillig *) — ihre Jungfrauſchaft, die übrigens von vie-

---

*) Ein unbekannter Biograph Heinrichs (**Vitae Henrici additamentum** c. 3. Perz IV., 819 u. ff.), der um 1300 ſchrieb, erzählt recht weitläufig, daß öfter ein junger und ſchöner Soldat geſehen wurde, welcher Morgens die Schlafkammer der Kaiſerin verließ, und daß Kunigunde, um ihre Unſchuld zu erhärten, die Probe des glühenden Eiſens beſtehen mußte (gegen deſſen ſchmerzhafte Folgen die Mönche damals viele Präſervativmittel beſaßen.) Doch, verſichert der Biograph, der leidige Teufel hätte aus Neid über ihre unvergleichliche Keuſchheit, die Geſtalt des Soldaten angenommen, um ſie in's Verderben zu ſtürzen. Auch kommt Adalbert von Bamberg, welcher um 1150 die Lebensgeſchichte des Kaiſers ſchrieb (**Adalberti Vita Henrici** c. 21. Perz IV., 805) darauf zurück. Gfrörer (Kirchengeſchichte IV. 1., S. 197) meint: „Man muß dieſe Ueberlieferung für wahr halten, nicht bloß, weil ſchwer zu begreifen wäre, wie ein ſolches Gerücht ohne Grund entſtanden ſeyn ſollte, ſondern aus gewichtigern Gründen. In der einzigen Quelle, welche über die Stellung Kunigundens zu ihrem Gemahl urkundliches Zeugniß gibt, in einem Briefe des Erzbiſchofs Aribo an Kunigunde (in welchem er ihrer Gnade Alles, was er geworden, zu verdanken bekennt) erſcheint ſie als ein Weib, das hinter dem Rücken des

len Zeitgenoſſen angezweifelt, der Feuerprobe unterworfen wurde, in der Ehe zu bewahren trachtete. Der Himmel, welcher nicht, wie die Menſchen, nach dem Schein urtheilt, bewährte darum ihre Heiligkeit bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit durch — Wunder, denn die fromme Kaiſerin löſchte Feuersbrünſte mit dem Zeichen des Kreuzes; und als ſie einſt nach Verleſung des Evangeliums zum Altar zu opfern ging, und ihren rechten Handſchuh ausziehend, hinwarf, weil kein Nagel in der Nähe war, daran ſie ihn hätte hängen können, blieb derſelbe lange an einem durch das Fenſter dringenden Sonnenſtrahl hängen, bis ſie zurück kam. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn ihr Ruf ſich auch außer Deutſchland ſo ſehr ausbreitete, daß nicht bloß Bamberg, Köln ꝛc., ſondern auch das ferne Liſſabon Reliquien von ihr anzuſchaffen ſich beeilte.

4. März.

Kaſimir, Sohn des Polenkönigs Kaſimir III., welcher mit Matthias Corvinus um die Krone von Ungarn ſich, obgleich vergeblich, bewarb, ſtarb ſchon im 24. Jahre an den Folgen einer zu ſtrenge beobach-

---

Kaiſers Ränke ſchmiedet, und von der Parthei ihrer Brüder, ſeiner Todfeinde, iſt. Hat ſie in dieſer Beziehung ihre Pflicht verletzt, ſo wird es mißlich, auch in Betreff des andern Vorwurfs an ihre Unſchuld zu glauben. Die Unfruchtbarkeit ihrer Ehe, welche aus einem mönchiſchen Gelübde beider Gatten erklärt wird, dürfte daher ſtammen, weil der Kaiſer die Ungetreue zu berühren verſchmähete. Vor der Welt aber hat er, kaiſerlicher Würde eingedenk, den guten Schein bewahrt.“

teten Keuſchheit (1484), die er, ungeachtet ärztlicher Beſorgniſſe für ſein Leben, nicht aufgeben wollte. So ſtarb denn auch er den Märtyrertod, und ſein noch 1604 unverweſter Leib bewährte ſeine Heiligkeit ſicherer, als die von Polen dem Papſt Leo X. (1521) abgetrotzte Canoniſation des jugendlichen Keuſchheitshelden.

5. März.

Friedrich, Abt des Prämonſtratenſer-Ordens zu Mariengard in Frießland, mußte in ſeiner Jugend die Schafe hüten, aber ſchon damals verrieth ſich ſein ſpäterer Eifer für die Kirche dadurch, daß er aus Lehm kleine Kirchlein und Altäre baute. Als Prieſter befleißigte er ſich durch Anlegung einer härenen Kutte, und durch conſequent fortgeſetztes — nur Sonntags und Donnerſtags unterbrochenes — Faſten einer ſolchen Heiligkeit, daß die Fähigkeit, Wunder zu verrichten, nicht lange ausbleiben konnte. So erweckte er auch wirklich ein ungetauftes Kind aus dem Tode durch Anrufung der h. Jungfrau und taufte es. Er heilte einen zerbrochenen Schenkel, und als er einſt in's Kloſter Bethlehem gehen wollte, gebrauchte er ſtatt eines Steges über den zu paſſirenden Graben ſeine — Kutte.

6. März.

Der h. Fridolin war der erſte Glaubensbote aus Irland, der den Rhein überſchritt. Den erſten Weg jedoch nahm er nach Gallien, das er in verſchiedenen Richtungen durchzog, bis er ſich in Poitiers bleibend niederließ. Hier war vordem ein Kloſter des h. Hilarius, das aber um das Jahr 400 von den eindringenden Gothen und Vandalen zerſtört worden war. Fridolin wünſchte nichts eifriger, als die Ueberreſte von dieſem Heiligen aufzufinden und ſeine Kirche herzuſtellen. Er ging deßhalb zum Frankenkönig Chlodwig, der um dieſe Zeit Poitiers den Weſtgothen abgenommen hatte. Chlodwig leiſtete ihm kräftige Beihülfe. Die Reliquien des heil. Hilarius wurden aufgefunden, und Fridolin Abt im neu eingerichteten Kloſter. Nach einiger Zeit erhielt er im Traume von dem Heiligen die Weiſung, mit einem Theile der Reliquien nach Allemanien zu gehen, dort auf einer Rheininſel ſey das Ziel ſeines Wanderlebens. So zog er denn Jahre lang umher, durch die Moſelgegenden, durch die Vogeſen, durch Burgund und die Schweiz bis nach Chur. In allen dieſen Gegenden errichtete er Hilariuskirchen, jedoch die im Traume geſehene Inſel wollte ſich ihm noch immer nicht zeigen. Nach langem Umherirren gelangte er an den Rhein, und fand ſich am Ziel ſeiner Wünſche. Aber die Freude ſollte nicht lange dauern. Als er, in Plane vertieft, darauf herumwandelte, kamen die Bewohner des Ufers mit Prügeln daher, und verſcheuchten ihn mit Scheltworten und Schlägen. Sie hielten ihn für einen Dieb, der ihre auf der Inſel weidenden Heerden ſtehlen wolle. Fridolin wanderte nochmals zum Frankenkönig, und erzählte, was ihm widerfahren ſey. Der König ſtellte ihm nun eine Schenkungs-Urkunde aus, nach welcher die Inſel ihm eigen gehören, und Jeder, der ihm feindlich in den Weg träte, mit dem Tode beſtraft werden ſollte. Nun nahm er Beſitz von dem Eilande, und die Tochter eines Landmanns, die er mit ihrem Bruder getauft hatte, wurde Vorſteherin des von ihm daſelbſt errichteten Frauenkloſters. Als aber ſein Beſchützer Chlodwig ſtarb, empörten ſich die Landleute abermals gegen Fridolin. Da, erzählt die Legende, gab er dem Rhein einen andern Lauf, welches Wunder ihm das Bekehrungswerk ungemein erleichterte. Er errichtete 495 das Kloſter Seckingen für 8 Chorfrauen und 4 Chorherren, und Urſo, ein reicher Glarner, vermachte dem Kloſter ſeine ganze Erbſchaft. Nach ſeinem Tode forderte ſein Bruder Landolph das Vermächtniß von dem Kloſter zurück. Da ging der Heilige nach Glarus, weckte den Urſo von den Todten auf, und führte ihn von da bis ad pagum Rheticum RANQUIL, ſechs Meilen mit ſich, damit er ſeinem Bruder das große Unrecht verweiſe. Da ſtand Landolph von ſeinen Anſprüchen ab, und vermachte auch noch das Seinige dem Kloſter. So kam Glarus an Seckingen. Die Glarner führen deßhalb das Bildniß des Heiligen in ihrem Stadtwappen.

7. März.

Im 16ten Jahrhundert wurde jährlich an dieſem Tag zu Nola ein Kirchenfeſt in der Kathedralkirche gefeiert, an welchem ſich des Morgens alle Geiſtliche des biſchöflichen Sprengels nach der Stadt begaben, ſingend und von Spielleuten begleitet. Alle mußten mit Blumen bekränzt, einen Strauß in der Hand tragen, ſonſt wurden ſie nicht zum Stadtthor eingelaſſen. Wenn ſie in die Stadt kamen, eilten ſie in die Kathedralkirche, und ſtellten ſich in lange Reihen, ihre Blumenſträuße in der Hand. Der Pfarrer von Stabio aber mußte einen Widder mit vergoldeten Hörnern mitbringen. War die Kleriſei beiſammen, ſo ſetzte der Biſchof ſich auf ſeinen Thron, und ein Prieſter nach dem andern nahte ſich ihm, überreichte ihm ſeinen Kranz und Strauß, küßte ihm die Hand, und kehrte auf ſeinen Platz zurück. Der Pfarrer von Stabio präſentirte ſeinen Widder. Nach vollendeter Ceremonie ſchickte der Biſchof die erhaltenen Kränze und Blumen den vornehmſten Frauen der Stadt zu. (**Ambr. Seonis Opus de Nola** (**Venet. 1514. L. III. c. XI. p. 55.**) Es bedarf wohl nicht erſt einer ausführlichen Beweisführung, daß dieſer Widder nicht auf das Lamm Gottes, ſondern auf das dem Lenzmonat entſprechende Thier des Zodiaks ſich beziehe, jene Ceremonie folglich keinen kirchlichen, ſondern einen rein kalendariſchen Charakter an ſich trage. Wir können daher ſogleich zum Ochſen übergehen, wie Albertus Magnus ſeinen Jünger, den gelehrten Thomas von Aquino, deſſen Gedächtniß die Kirche an dieſem Tage feiert, zu nennen pflegte, freilich nur in dem Sinne, in welchem Chryſoſtomus einſt die gerechten Anſprüche der Geiſtlichkeit auf den Zehnten aus dem Bibelvers: „Verbinde dem Ochſen nicht das Maul, weil er driſcht" herleitete, d. h. weil der Pfarr der — Farr iſt*). Unter dem Gebrülle des Ochſen verſtand Albertus die Lehrvorträge, die einſt dem Thomas Aquino die Bewunderung aller Schulen ſichern würden. Und doch koſtete dem Aquino ſein Studium keine Anſtrengung. Das Thema zu ſeiner Doctordiſputation ſoll ihm Gott ſogar im Schlafe eingegeben haben. Die Doctorwürde erhielt er zu Köln (1254). Darauf ſchrieb er ſeine

---

*) Im alten Orient heißt der Stier (Dionysos θεσμοφορος, zugleich ταυρομορφος genannt, der geſetzgebende Minos als Stiervater) der Lehrer. Moſe, das Geſetz vom Sinai bringend, hatte cornutam faciem.

Summa Theologiae, nebſt mehrern theologiſchen und philoſophiſchen Schriften. Letztere athmeten den Geiſt des Ariſtoteles. Demungeachtet las oder hörte er täglich mehrere Meſſen, und vertheidigte die Unfehlbarkeit des Papſtes gegen die Ketzer; ja ſogar des Ochſenadvocaten Chryſoſtomi Homilien über das erſte Evangelium ſchätzte er höher, als die ganze Stadt Paris. Die Gegenwart Chriſti im Abendmahle erläuterte er der Pariſer theologiſchen Facultät ſo meiſterhaft, daß Chriſtus perſönlich erſchien, um ihm ſeinen Beifall zu ſpenden. Auch Peter und Paul machten ihm zuweilen die Viſite, nicht minder der Teufel als Mohr, den er aber mit dem Zeichen des Kreuzes in die Flucht jagte. Eine Hure, die ihn beſuchte, verſcheuchte er hingegen mit einem brennenden Holzſcheit. Uebrigens hatten ihn die Engel gegen unkeuſche Gedanken für immer dadurch präſervirt, daß ſie ihn an den Lenden ſtrichen, wodurch ſeine Nieren rein wurden*). Darauf ſpielt die 1649 zu Löwen unter dem Titel **Cinguli S. Thomae** aufgerichtete **Militia Angelica** an, weil ihn die Engel mit dem Gürtel der Keuſchheit umgürtet haben. Ein ſo geweihtes **Cingulum** thun die Frauen an, wenn ſie in Mönchsklöſtern verkehren müſſen.

8. März.

Johannes de Deo, Stifter des Ordens der Hoſpitaliter zu Granada, ein geborner Portugieſe, ſpielte die Rollen eines Hausverwalters, Kriegsknechts, Schafhirten, Hauſirers, Büchertrödlers ꝛc. mit wechſelndem Erfolge durch. Endlich verlor er den Verſtand, und wurde in's Spital gebracht, wo er als Reconvaleſcent das Amt eines Krankenwärters übernahm. Mit Genehmigung der Obern trat er ſodann eine Wallfahrt nach Guadelupe an. Hierauf kam er wieder nach Granada, und in ſeiner chriſtlichen Demuth die Spöttereien derer nicht achtend, die ihn immer noch für verrückt hielten, hing er einen großen Sack über die Schulter und einen Strick um den Hals, an welchem zwei überaus große Töpfe feſt gemacht waren, die er in ſeinen Händen hielt. So lief er in der Stadt herum und ſchrie Jedermann um Almoſen an. Freitags beſuchte er — weil es ein Venustag — regelmäßig die Hurenwirthſchaften, um daſelbſt reuige Magdalenen auszubilden, und allen, welche ſich bekehrten, bezahlte er mit ſeinem geſammelten Almoſen ihre Schulden, ſodann brachte er ſie in einem Kloſter an oder verſchaffte ihnen — Männer. Auch für die Armen bettelte er ein Reichliches zuſammen, ſo daß er ihrethalben bis nach Valladolid lief. Gegen ſich ſelbſt war er ſo ſtrenge, daß er nur auf der bloßen Erde ſchlief, einen Stein zum Kopfpolſter wählte, ſelbſt im Winter barhauptig und barfuß lief, nur leinene Hoſen und einen eben ſolchen Kittel trug; endlich auch beſaß er eine ſo hündiſche Demuth, daß er, als ihm einmal eine Ohrfeige verabreicht wurde, auch den andern Backen hinhielt. Den Beinamen de Deo hat er von einem Biſchof erhalten, weil ihm der Teufel in keinerlei Geſtalt beizukommen im Stande war. Er erkannte ihn in jeder Maske. Noch iſt zu merken, daß unter ſeinen Reliquien von den Gebärenden ſein Stab am meiſten geſchätzt wird. Er ſtarb 1550 und wurde von Urban VIII. 1630 ſelig geſprochen. Der von ihm geſtiftete Orden erhielt die Sanction des Papſtes Sixtus V. und ſeiner Nachfolger.

---

*) Ueber die Lenden und Nieren als Samenbehälter und Sitz der Wolluſt ſ. Scheible's Schatzgräber IV. Thl., Seite 327—344.

9. März.

Heute iſt der Gedächtnißtag der 40 Ritter, welche in der Stadt Sebaſte in Kleinaſien unter der Regierung des Licinius auf Geheiß des Landpflegers Agricola den Martertod erlitten. Ihre Namen haben die Martyrologien in folgender Ordnung aufbewahrt: Quirion, Candidus, Domitian, Domnus, Melito, Eunoicus, Siſinius, Heraclius, Alexander, Johannes, Claudius, Athanaſius, Valens, Helianus, Ecditius, Acacius, Vibianus, Helias, Theodulus, Cyrillus, Flavius, Severian, Valer, Chudion, Sacerdon, Priſcus, Eutychius, Eutyches, Smaragdus, Philoctimon, Aetius, Nicolaus oder Mitalleus, Lyſimach, Theophil, Xanthias, Augias, Leontius, Heſychius, Cajus und Gorgonius. Sie wurden zur Winterszeit in einen gefrornen See geführt, und durch Zerbrechung der Schienbeine die Marter vollendet. Einer aber zog das zeitliche Leben vor, ſtarb demungeachtet bald nachher in einer Badeſtube. An Seiner Statt meldete ſich ein Anderer als Glaubensheld, und erwarb die ſeinem Vorgänger zugedachte Marterkrone. Unter ihnen war Melito der jüngſte, dem ſeine Mutter fortwährend Troſt zuſprach. Als die Andern auf Karren zum Feuer geführt wurden, und man ihn allein in Hoffnung ſeines Abfalls vom Kloſter verſchonte, ergriff ihn ſeine Mutter und trug ihn auf den Schultern dem Karren nach. So gab der Knabe den Geiſt in der Mutter Armen auf. Sie aber warf den todten Leib auf die übrigen Leichen in's Feuer, damit auch er im Tode von den andern Märtyrern nicht abgeſondert würde. So ſind ihre Leiber zwar verbrannt, dennoch aber ihre Reliquien ganz erfunden und würdig begraben worden.

Schon der Gleichklang der Namen mehrerer dieſer Glaubenshelden, wie Helianus und Helias, Eutychius und Eutyches verräth die Abſicht des Legendenſchreibers, eine runde Summe herauszubringen, noch mehr verdächtigt er aber ſeine Wahrheitsliebe durch die Hervorhebung der Zahl Vierzig, die als Bußzahl die Faſtenzeit Moſis, Eliä und Jeſu, die Regenzeit der Sündfluth, die Wanderungszeit der Iſraeliten in der Wüſte, ihre Unterjochungsperiode unter den Philiſtäern, die Bedenkzeit der zur Buße aufgeforderten Niniviten ꝛc. beſtimmte. Damit wäre zugleich die Zuverläßigkeit der am

10. März

abermals hervortretenden Zahl Vierzig in der Summe der an dieſem Tag angeblich in Perſien den Glaubenstod geſtorbenen 40 Märtyrer gewürdigt, bei welchen Letztern ſich der Legendenſchreiber wenigſtens die unfruchtbare Mühe erſparte, ſie auch namhaft aufzuführen oder den Zeitpunkt, Veranlaſſung und Urheber ihres Todes anzugeben *).

---

*) Es ſind jene 40 Ritter und dieſe 40 Märtyrer nicht iſolirte Fälle von ganzen Heiligengruppen, deren Verehrer ſie alle an Einem Tage mit einer Gedächtniß-Feier abfinden, denn auch der 13. Januar iſt 40 Soldaten gewidmet, die im Jahr 262 zu Rom in der via Laricana mit dem Beile hingerichtet wurden; der 16. Juni gehört 40 andern Märtyrern, die zu Rom den Feuertod ſtarben; dreimal 40 Märtyrer unter König Sapor im Jahre 342 erhielten den 6. April zum Gedächtnißtag, und wem dieſe Zahl noch zu gering iſt, der mag am 19. Juni das Gedächtniß der 40,000 Carmeliter feiern, die zur Zeit des h. Berthold gemartert und getödtet wurden!

11. März.

Sophronius, Biſchof von Jeruſalem, aus Damascus gebürtig, trieb erſt das Gewerbe eines Sophiſten, trat dann als Mönch in ein paläſtiniſches Kloſter, wo er mit Johannes Moſchus, dem Verfaſſer des Paradiesgärtleins, ein reges Freundſchaftsbündniß ſchloß. In der Folge widerſetzte er ſich den Monotheliten, d. h. denen, welche von Einem Willen Chriſti zeugten. Er ſchrieb deßwegen an Sergius, den Patriarchen von Conſtantinopel, und dieſer überſchrieb des Sophronius Beſchwerden an den Papſt Honorius. In dem Berichte des Sergius lautet es: „Ich fand das Verlangen des Mönchs (Sophronius) ſehr hart, denn ſo muß man es nennen, wenn gefordert wird, daß die ſo wohl eingeleitete Kirchenvereinigung Alexandriens und des ganzen Landes, daß jener Friedensſchluß mit einer Parthei, die ſonſt nicht einmal die Namen des h. Vaters Leo und der Synode von Chalcedon hören wollte, jetzt aber bei'm öffentlichen Gottesdienſt Beide laut anerkennt, wieder aufgehoben werde.“ Nach einer langen Unterredung ſtellte Sergius das Anſinnen an den Mönch, aus klaren Stellen der Väter den Beweis zu führen, daß man zwei Wirkungen Chriſti behaupten müſſe. „Er vermochte es nicht,“ fährt Sergius fort. „Weil ich aber erwog, daß ſolche Wortſtreitigkeiten ſtets Partheien bilden, ſo bot ich Alles auf, damit das überflüſſige Zanken aufhöre. Ich ſchrieb daher an den Patriarchen von Alexandrien, er möchte jetzt, nachdem die Vereinigung vollbracht worden, Niemandem mehr geſtatten, von Einer oder zwei Willensäußerungen zu reden, ſondern man ſolle ſich mit dem von den ökumeniſchen Synoden vorgeſchriebenen Bekenntniſſe begnügen, daß einer und derſelbe Jeſus Chriſtus, eingeborner Sohn und wahrer Gott, ſowohl die göttlichen, als die menſchlichen Werke vollbringe, und daß demgemäß ſowohl die dem Menſchen, als dem Gotte zugehörige Wirkſamkeit von einem und demſelben Fleiſch gewordenen Logos unzertrennt ausgehe, und auf den Einen und ebendenſelben zu beziehen ſey.“ Gegen Ende des Berichts theilte Sergius die Nachricht mit, der Mönch hätte ſich zuletzt zu dem Verſprechen herbeigelaſſen, über den einen wie den andern Ausdruck keinen weitern Streit zu erregen, ſondern ſich an jene allgemeine Beſtimmung zu halten. Der Patriarch glaubte nun die Sache durch eine Uebereinkunft abgethan, die beiden Partheien Stillſchweigen auferlegte, und der Mönch war wirklich den Vertrag eingegangen. Dieſe Unterhandlung hatte 633 ſtatt. Noch vor Ablauf deſſelben Jahrs wurde Sophronius auf den durch den Tod des Patriarchen Modeſtus erledigten Stuhl von Jeruſalem berufen. Kaum hatte er ſich aber in der neuen Würde feſtgeſetzt, als er die Monotheleten für Ketzer erklärte. Da Sophronius ſeine neue Stellung gewiß nur der Zuſtimmung des Kaiſers verdankte, der der Erhaltung des Kirchenfriedens jedes Opfer brachte, und der bei der Auswahl der übrigen Metropoliten ſo große Umſicht beweiſend, gewiß auch bei Beſetzung des Stuhls von Jeruſalem nicht den Zufall hatte walten laſſen, ſo darf man nicht zweifeln, daß Sophronius ſich vorher gegen den Hof verpflichtet haben muß, den Plan der Monotheleten zu unterſtützen. Dieſe Vermuthung wird beſtärkt durch die Reiſe des Mönchs von Alexandrien nach Conſtantinopel, ſo wie durch die Unterhandlung in der Hauptſtadt, und durch das Verſprechen, welches Sophronius dem Sergius gab. Seine Erhebung auf den Stuhl von Jeruſalem war dann vielleicht theilweis das Werk des Oberhirten von Conſtantinopel, der damit die Nachgiebigkeit des Sophronius belohnen wollte. Verhält es ſich dem ſo, dann war es der ehrſüchtige Wunſch, als Hort der Rechtgläubigkeit eine glänzende Rolle zu ſpielen, was den Sophronius beſtimmt haben mag, gleich nach ſeiner Erhebung die übernommenen Verpflichtungen zu brechen, und den Hof ſammt der monotheletiſchen Parthei zu betrügen*).

12. März.

Gregorius der Große, um 540 geboren, war der Sohn des Senators Gordian. Frühzeitig wurde er zum Stadtpräfecten von Rom ernannt. Nach ſeines Vaters Tode widmete er einen großen Theil ſeines Vermögens der Errichtung von Klöſtern, ſechs gründete er auf ſeinen Gütern in Sicilien, das ſiebente im eigenen Hauſe, in welches er ſelbſt als Mönch eintrat. Bald darauf wurde er Diacon des Stuhls Petri; im Jahr 579 päpſtlicher Botſchafter in Conſtantinopel, 585 nach Rom zurückberufen, trat er jetzt als Abt an die Spitze ſeines Kloſters. Nach dem Tode des Papſtes Pelagius ſtimmte ganz Rom für Gregor, der, die hohe Würde ablehnend, aus Rom floh, dennoch ward er im September 590 geweiht. Die Legende ſetzt hinzu: Er habe ſich verſteckt, ſey aber durch eine über ihm erſcheinende feurige Säule, wie auch durch die über ſeinem Haupte auf- und abfahrenden Engel entdeckt worden. Den Kezern war er eben ſo wenig hold, als andere Päpſte, und als er einſt eine Kirche der Arianer wieder einweihte, ſah man den Teufel in Geſtalt eines Schweines herauskommen. Zweifler bekehrte er nicht durch Gründe, ſondern durch — Kunſtſtücke; denn als eine Frau an der Wandlung zweifelte, bekam auf ſein Gebet eine Hoſtie ſogleich das Ausſehen von Fleiſch, verwandelte ſich aber augenblicklich wieder in Brod. Als der Kaiſer Mauritius ſich beklagte, daß ſo viele Soldaten Mönche würden, ermahnte ihn Gregor, ſich, nach dem Beiſpiele Conſtantins, vor der Kirche zu — demüthigen. Als er einſt für den Kaiſer Trajan betete und erhört wurde, erinnerte ihn eine himmliſche Stimme, daß ſein Gebet für einen Ungetauften künftig nicht mehr angenommen werden würde. Er ſchrieb viele Bücher, und man will bei dieſer Beſchäftigung ſtets eine Taube (den h. Geiſt) auf ſeinen Schultern bemerkt haben. Aus den exegetiſchen Schriften dieſes Pabſtes erfährt man die theologiſche Denkweiſe des Zeitalters. Die Lehre vom Fegfeuer findet ſich bei Gregor vollkommen ausgebildet. „Wie Einer aus der Welt geht," ſagt er (**Dial. IV., 39. Opp. Gr. II. 441**), „ſo erſcheint er vor dem jüngſten Gericht. Doch iſt anzunehmen, daß gewiſſe leichtere Vergehen (der Seele) noch vor dem Gerichte durch ein reinigendes (materielles?) Feuer gebüßt werden." In demſelben Buche erzählt er viele Fegfeuerqualen, welche einzelne Seelen zu beſtehen haben. Auch gibt er ein wichtiges Heilmittel an, wodurch man ihre Pein lindern könne: „Wenn die Schuld eines Verſtorbenen nicht unverzeihlich*) iſt, ſo pflegen heilige Abendmahl-Opfer ſeiner Seele große

---

*) Gfrörer, Kirchengeſchichte III., I. S. 46 ff.

---

*) Dies iſt mit Rückſicht auf Matth. 12, 31. geſagt.

Linderung zu verſchaffen, daher auch die abgeſchiedenen Seelen von ihren Hinterbliebenen dringend Opfer verlangen*)." Endlich deckt er auch den Grund auf, warum jetzt ſolche Erſcheinungen viel häufiger ſeyen, als in frühern Zeiten. Der Diacon Petrus, mit dem er ſich unterredet, ſtellt (Dial. IV., 40.) die Frage: „warum in dieſen letzten Zeiten ſo viel über den Zuſtand der Seelen bekannt wird, was ſonſt doch verborgen war? Sieht es nicht ſo aus, als ob mittelſt dieſer Offenbarungen die andere Welt in die jetzige hereinrage?" Gregor erwidert: „Du haſt Recht, je näher die jetzige Welt ihrem Ende entgegenrückt**), deſto ſtärker wirkt die kommende auf uns, und enthüllt ſich durch deutliche Zeichen***)." Bekanntlich hat dieſe Anſicht bis auf den heutigen Tag der Geiſtlichkeit eine nie verſiegende Geldquelle eröffnet. Gregor nahm, conſequenter als Luther und Calvin, an, daß die Gabe, Wunder zu thun, ſich nicht auf die apoſtoliſchen Zeiten beſchränkt habe. (Dieß wird Jedermann ganz in der Ordnung finden, denn wer **A** ſagt, muß auch **B** ſagen). Seine Dialogen beſchäftigen ſich meiſt mit Wundern der Heiligen. Von den übernatürlichen Wirkungen der Reliquien iſt er feſt überzeugt, ſonſt würde der ehrliche Mann nicht einen vom König von Spanien für den Schatz des h. Petrus als Weihgeſchenk überſandten, mit Edelſteinen reich verzierten goldenen Becher mit Feilſpänen von der Kette des h. Peter, einigen Haupthaaren von Johannes dem

---

*) Schmeckt ſtark nach römiſchem Heidenthum, vergl. Seite 60.

**) Man erwartete immer noch den Antritt des tauſendjährigen Reichs.

***) Gfrörer a. a. O. II S. 1097.

Täufer, und einem Stück Holz vom Kreuze Chriſti auszugleichen geſtrebt haben. Hingegen ſtimmte er mit den heutigen Frömmlern, die außerhalb der katholiſchen Kirche ſtehen, darin überein, daß das Studium der heidniſchen Schriftſteller ſich nicht für einen Geiſtlichen zieme. In dieſem Sinne ſchreibt er (ep. XI., 54.) an den Biſchof Deſiderius von Vienna: „Zu meinem großen Leidweſen habe ich vernommen, daß du jungen Leuten die Grammatik vortrageſt. Ich kann dieß nicht billigen; denn die Lobſprüche auf Jupiter und auf Chriſtus paſſen nicht in einen und denſelben Mund!“ Die Ausſage eines Schriftſtellers aus dem 12ten Jahrhundert *), daß er die heidniſchen Bücher in der palatiniſchen Bibliothek habe verbrennen laſſen, bezweifelt Gfrörer, der freilich zu den Verehrern dieſes Papſtes gehört, aber der Wahrheit doch ſonſt die Ehre gibt, indem er nicht verſchweigt, daß der Papſt Gregor — wie der Halleſche Profeſſor Tholuk der Große, pietiſtiſchen Andenkens ebenfalls — ein elendes Latein ſchrieb, der aber, dieſer Unvollkommenheit ſich bewußt, ſie doch in der Vorrede zur Erklärung des Buches Hiob mit folgenden Worten entſchuldigen zu müſſen glaubt: „ob Barbarismen mit unterlaufen, kümmert mich nicht, ob die Hauptwörter immer richtig gebeugt ſind, ob die Präpoſitionen ſtets den richtigen Caſus hinter ſich haben, iſt mir gleichgültig, denn die Auslegung der heiligen Orakel (?) Gottes braucht ſich nicht den ſtrengen Regeln Donats zu fügen.“ Gregor ſchrieb demnach in der lingua volgare (wie die ältern Italiener ſagen), denn die „Volksſprache“ unterſchied ſich Anfangs von dem Lateiniſchen hauptſächlich dadurch, daß nicht mehr richtig declinirt,

---

*) Johannes von Salisbury.

und die Präpoſitionen mit falſchen Caſus geſetzt wurden. Hätte die Gottheit auf philologiſche Gelehrſamkeit zu irgend einer Zeit einen Werth gelegt, ſo würde ſie, da bald der h. Geiſt (als Taube), bald die Engel (ſiehe oben S. 200, 201) ſich in die Nähe unſeres Papſtes drängten, gewiß auch die Schreibweiſe deſſelben durch ein Wunder purifizirt haben. Dem h. Geiſt konnte es, da er ſchon früher einmal in 70 Zungen redete, gewiß nicht ſchwer fallen, dem päpſtlichen Schriftſteller ciceroniſches Latein zu dictiren. Was die Engel betrifft, ſo durfte von ihnen allerdings kein Beiſtand in dieſer Hinſicht erwartet werden, da nach dem Zeugniß der Rabbinen ſie nicht einmal Hebräiſch, ſondern wie Jeſus *) nur Chaldäiſch **) verſtehen, daher ſie nur in dieſem Idiom abgefaßte Gebete dem hochgelobten Gotte vortragen. Was aber Gregor an Gelehrſamkeit fehlen ließ, erſetzte er reichlich durch die Geſchicklichkeit, neue Ceremonien zu erfinden und zu empfehlen. Er gab der Meſſe ihre jetzige Geſtalt, und förderte den Bilderdienſt, deſſen abgöttiſche Wirkungen im Volke er in folgenden Worten läugnete: „Die Kirchen werden deßhalb mit Bildern geſchmückt, damit die der Buchſtaben Unkundigen das an der Wand dargeſtellt ſehen, was ſie in Schriften nicht zu leſen vermögen.“ Die für jede Zeit und jedes Feſt, jede Handlung in den römiſchen Miſſalien vorgeſchriebenen Gebete und Litanien erhielten nach ihm, als ihrem Urheber, die Benennung „Stationen des Gregorius.“ Auch die Conſecrationsformeln und andere um jene Zeit in der Abſicht erfundenen Anſtalten, daß Auge und Ohr durch einen gewiſſen Schein der Religion beſtochen würden, ſind das Werk dieſes Papſtes. Nicht allein ein Antiphonarium verfertigte er, ſondern er errichtete auch eine Schule von Kirchenſängern, in welcher er ſelbſt Lectionen gab (ep. 44), und ſein Biograph Johannes Diaconus, welcher im 9ten Jahrhundert lebte, berichtet (B. II. C. [illegible] „Noch heute zeigt man in Rom die Bank, auf welcher er ſitzend vorſang, und die Ruthe, mit welcher er den Singknaben drohte*). Er ſoll ſogar die Kirchengeſänge mit Melodien eigener Erfindung bereichert haben. Einer ſeiner Nachfolger, Gregor IV., welcher alle ſeine Neigungen theilte**), ſtif-

---

*) Daher ſprach er am Kreuze den Pſalmvers: „Herr, warum haſt du mich verlaſſen?“ nach der chaldäiſchen Verſion.

**) Da die Engel chaldäiſche Namen haben, eben weil ſie den Juden erſt im babyloniſchen Exil bekannt wurden, ſo war dieſe Behauptung der Rabbinen nicht aus der Luft gegriffen.

) Weiter erfährt man von ſeinem Biographen: „Vergeblich haben Gallier und Germanen den römiſchen, von Gregor eingeführten Geſang ſich anzueignen geſucht, denn die rieſigen Leiber der Alpenbewohner, deren Stimme wie der Donner brauſt, können die ſüßen Töne nicht nachahmen), weil die barbariſche Wildheit ihrer durſtigen Kehle**) trotz aller Anſtrengung, ſanft zu ſingen, Laute von ſich gibt, knarrend wie ein Laſtwagen, der über einen holperigen Weg dahin fährt***).

*) Gretry, Iſouard, Boieldieu ſowie Gluck, Mozart, Winter, Weigel ꝛc. haben ihre Landsleute ſeitdem von dieſer Anklage gereinigt.

**) Ei nun, cantores amant humores! dieſen alten Spruch hätte der Walſche nicht vergeſſen ſollen.

***) Faſt ſollte man in dieſer Anſchuldigung prophetiſche Hindeutungen auf gewiſſe deutſche Tondichter der romantiſchen Schule vermuthen, welche namhaft anzuführen für ihren Zeitgenoſſen ein großes Wagniß wäre.

**) Maimbourg Hist. du Pontificat de St. Gregoire. Par. 1686.

tete im Jahr 830 ſeinem Andenken ein Feſt, das ihn zum Schulheiligen*), und das Feſt zu einem Schulfeſte machte**). Allein Hoſpinian (**Orig. Fest. Christ. F. 50** b) leitet es aus dem altrömiſchen Kalender her, welcher auf den 20. März gleichfalls ein Schülerfeſt anzeigt***). Die Verſchiedenheit der Zeit, wo es ſich nur um die Differenz von einigen Tagen handelt, thut der Parallele ſchwerlich Eintrag, zumal auch andere verchriſtlichte Feſte der Römer, wie die Saturnalien (Weihnacht), Lupercalien (Lichtmeß) u. a. m. ebenfalls um einige Tage auseinander ſtehen.

Hier folge nun eine Beſchreibung dieſer, in Vergeſſenheit gekommenen Feier. „Ehemals,“ erzählt Vulpius (Curioſit. III., S. 519), „wurde in Deutſchland das Gregoriusfeſt an manchen Orten erſt am Pfingſtdienſtag gefeiert. Einige Zeit vorher wurden drei Knaben in der Schule gewählt, der eine zum Biſchof, die beiden andern zu ſeinen Pfarrern, der erſtere mußte eine ſogenannte Biſchofspredigt einſtudiren. Am Gregoriustag erſchienen die Knaben als allerlei Handwerker verkleidet in der Schule. Ihren Biſchof in der Mitte, zogen ſie von da zur Kirche, wo ſich dieſer mit ſeinen Pfarrern vor dem Altare auf bereitſtehende Bänkchen niederließ. Nach dem Liede: **Veni S. Spiritus**! und der vom Prediger gehaltenen Schulpredigt, wurde das Gregoriuslied: „Hört ihr Aeltern, Chriſtus ſpricht ꝛc." geſungen. Dann trat der vermeinte kleine Biſchof hervor und hielt ſeine (verſificirte) Rede. Nach der Kirche hielt er, von ſeinen Gefährten umgeben, den Umzug durch die Stadt, der Cantor und die Chorſchüler ſangen, die Einwohner beſchenkten die Kinder mit Brezeln, Kuchen und anderem Backwerk; den Tag beſchloß ein Schmaus. Die Erſcheinung der Schüler in allerlei Amtskleidungen und Handwerkskleidern verſinnlichte ihre künftigen Geſchäfte und Beſtimmungen *). An einigen Orten wurden die Verkleidungen übertrieben. Da ſtellte man Trunkene, Hahnreie, Narren, den Tod, den Teufel, Bacchus und allerlei tolle Weſen vor, was, wegen den daraus entſtandenen Unordnungen, zur Abſchaffung dieſes Feſtes Gelegenheit gab."

---

*) Dürr: de episcopo puerorum. Mogunt. 1755.

**) Weber: Origo Festi Gregoriani. Helmst. 1714.

***) In Quinquatriis, quae Romani solenniter celebrarunt XX. Martii, praeceptores et discipuli feriati sunt. Et discipuli quidem *Minervalia* sive διδακτρα persolverunt praeceptoribus, praeceptores vero discipulis spicas distribuerint, unde illud est Horatii:
„Crustula blanda dant praeceptores pueris.“

An einem andern Orte (Curioſit. VIII. S. 266) gibt Vulpius (nach einer Handſchrift) eine Beſchreibung dieſes Feſtzuges aus dem Städtchen Eiſenberg: „Den erſten Aufzug führten an der Zugherr mit einer Partiſane und dem ſächſiſchen Wappenſchild, ihm folgten Trommelſchläger und Fähnriche. Dann kam die Stadt Eiſenberg, gekleidet als eine ſchöne Frau, geſchmückt und bekränzt, von Engeln begleitet. Hinter ihr ging aber der Tod, begleitet von zwei Todtengräbern. Da wurde geſungen: Gedenket, daß ihr ſterblich ſeyd! Hinter dem Tode trat der erbitterte Kriegsgott mit gewappneten Trabanten auf. Dieſem folgten mehrere Bettler in Ve-

---

*) Daher Luthers Lehrer Trebonius in Magdeburg und der Rector Friedland zuweilen in einem Anflug von Laune ihre Schüler als zukünftige Kanzler, Räthe, Superintendenten, Rectoren, Schulmeiſter, Nagelſchmiede, Korbmacher, Bürſtenbinder ꝛc. in der Schule grüßten, anzuzeigen, was aus ihnen werden könnte.

gleitung des Hungers. Aber nach dieſem kamen Hygiea (Geſundheit), Irene (Friede) und Amalthea (Ueberfluß). Dieſe ſchloſſen den erſten Zug.“

„Den zweiten Zug eröffneten Fahnenträger, hinter welchen ein wilder Mann mit einer großen Birke herging. Dann aber kamen der Kaiſer, König, die Churfürſten ꝛc. nebſt ihrem glänzenden Gefolge. Dieſem folgte der Hausſtand, Künſtler, Handwerker, Bürger und Bauern. Einige Pickelhäringe liefen nebenher. Nun kam der Actus ſelbſt:

„Es trat auf die perſonificirte Stadt Eiſenberg, ſang und freute ſich ihres glücklichen Zuſtandes. Zwei Schutzengel freuten ſich ſingend mit ihr. Da kamen aber Tod, Krieg, Hunger und mißgönnten der Stadt ihren Wohlſtand, drohten, dieſelbe mit ihren Plagen zu überfallen. Erſchrocken über dieſe Drohungen, ſank Eiſenberg klagend darnieder. Da trat der Biſchof Gregor auf, ſie zu troſten. Mit ihm kamen Geſundheit, Friede und Ueberfluß, und ſangen der Stadt Troſt zu. Darauf gingen ſie dem Krieg herzhaft zu Leibe. Die Engelſchaar und die Pickelhäringe kamen ihnen zu Hülfe, überwältigten den ſchnaubenden Mars, den grinſenden Tod und ihr Gefolge, banden und führten ſie davon. Ein Tanz der Bauern, wilden Männer und Pickelhäringe, welchen die Schüler mit Geſang accompagnirten, beſchloß den Zug.“

Da die Feier dieſes Feſtes ſchon im Jahr 1698 abgeſchafft wurde, ſo dürfte ein für dieſes Feſt gedichtetes Lied (aus Petermanns chriſtlichen Geſängen auf das Gregoriusfeſt, lateiniſch und deutſch, Dresden 1654), als Reliquie früherer Jahrhunderte, auszugsweiſe hier einer Mittheilung werth ſeyn. Es lautet:

„Ein alter Brauch bei Chriſten iſt,
Daß ſie zu dieſen Zeiten
Die Jugend durch die Stadt auſzieht
Und in die Schul' thut leiten,
Mit Klang und Sang, lieblichem Ton
Und mehrern Ceremonien ſchon
Dies Schulfeſt wird begangen.

In weißen Kleidern treten rein
Die Knaben, hübſch gezieret.
In Händen führ'n ſie Fähnelein,
Gar ſüß wird ihnen hofiret:
So werden auch allda gezählt
Viel unterſchiedlich Ständ' der Welt
Niedrigs und hohes Stammes ꝛc."

13. März.

Ernſt, Graf von Hohenſtein, wurde Mönch im Kloſter Zwiefalten an der Donau. Sein Gedächtnißtag wird in einigen Martyrologien als der 27. Tag dieſes Monats angegeben.

14. März.

„**Leo** der Große," ſagt Gfrörer, „iſt der römiſche **Löwe**, der, was den kräftigſten Päpſten vor ihm nur als ein weitausſehender Plan vorſchwebte, zu verwirklichen wußte. Faſt ein Viertel Jahrhundert dreht ſich die Geſchichte der Kirche um ihn. Alle lateiniſchen Länder des römiſchen Reiches hat er dem Stuhle Petri unterthänig gemacht, und es fehlte wenig, daß ihm daſſelbe auch in Bezug auf den Orient gelang. Eine ſeltene Charakterſtärke, welche jede Kraft, ſelbſt alle Bequemlichkeiten des Lebens dem Einen Zwecke, der Herrſchſucht, unterordnet, ein unbeugſamer Muth, der vor Nichts zurückbebt, eine Verſchlagenheit ohne Gleichen, die in jeder Verwicklung die paſſendſten Maßregeln zu ergreifen weiß, ſetzten ihn in Stand, die kühnſten Unternehmungen auszuführen. Ueberhaupt läßt ſich ſein Verfahren recht gut mit den Eroberungszügen der alten Römer vergleichen. Zuerſt weiß er es einzuleiten, daß keine Seele, die nicht an den Papſt glaubt, länger in Rom weilen darf, dann überfällt er die Afrikaner. Nach ihnen kommen die unabhängigen Stühle Oberitaliens an die Reihe, hierauf die Illyrier. Nun trägt er ſeine geiſtlichen Waffen nach Gallien, wo er aber minder glücklich iſt, als einſt Julius Cäſar. Zuletzt bezwingt er die Spanier. Die kirchlichen Anſprüche Roms hat er in ein dogmatiſches Syſtem gebracht: „Nach dem Willen Jeſu Chriſti ſollte die Wahrheit durch das Organ der apoſtoliſchen Verkündung in alle Welt ausgehen. Dieſes Amt hat er zwar allen Apoſteln, insbeſondere aber dem Apoſtelfürſten Petrus übertragen, alſo, daß von ihm, als dem Haupte der Uebrigen, die Gnadengaben über den ganzen Leib der Kirche ausſtrömen. Von dem Geheimniß der himmliſchen Verſöhnung iſt daher ausgeſchloſſen, wer von der feſten Grundlage Petri abweicht. Petrum in die Gemeinſchaft ſeiner untheilbaren Einheit aufnehmend, hat Chriſtus ihm die göttlichen Eigenſchaften, die dem Sohne ſelbſt zugehören, beigelegt wiſſen wollen, ſofern er ſprach: „Du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen (πέτρα) will ich meine Kirche gründen. Der Bau des ewigen Tempels ruht alſo durch die Anordnung der göttlichen Gnade auf der Grundlage Petri." (**Ep. X. ad episc. prov. Vienn.**) Und (**ep. XIV. c. 11**): „Die Biſchöfe haben zwar dieſelbe Würde, aber nicht die gleiche Macht.

Denn auch unter den Apoſteln fand, obgleich ſie alle dieſen Namen trugen, doch eine merkliche Unterordnung ſtatt, alſo, daß nur der Eine (Petrus) den Vorrang beſaß. Daher ſtammt die Unterſcheidung unter den Biſchöfen. Es iſt ein Grundgeſetz der Kirche, daß nicht Alle Alles auf gleiche Weiſe anſprechen dürfen, ſondern in jeder Provinz iſt Einer (der Biſchof der Provinzialhauptſtadt), der die erſte Stimme unter ſeinen Brüdern hat. Wieder kommt Denen, welche die Stühle großer Städte einnehmen (den Metropoliten der Diöceſen) eine größere Gewalt zu. Die Oberleitung der ganzen Kirche aber iſt der Sorge des Stuhles Petri übergeben, und Niemand darf von ihm, als dem gemeinſamen Haupte, ſich lostrennen *).“ So wurde der Stuhl Petri — deſſen Inhaber ehedem auf die Anfragen der Provinzialbiſchöfe wegen apoſtoliſcher Sitte und Lehre nur im Tone eines Lehrers geantwortet, erſt allmählig die Sprache eines Vorgeſetzten angenommen hatten — nachdem er unter Conſtantin bloß über die ſogenannten zehn ſuburbariſchen Provinzen, welche zuſammen das politiſche Gebiet des Vicarius urbis ausmachten **), Metropolitanrechte ausgeübt hatte, zu einer Weltmacht erhoben. Seitdem beſitzt die abendländiſche Kirche an dem Papſte ein Oberhaupt, das, wie einſt die Conſuln der römiſchen Republik, als Grundlage für eine eigene Zeitrechnung dienen könnte.

15. März.

Ueber die Exiſtenz des heiligen Chriſtoph ſind viele

---

*) Gfrörer a. a. O. II., S. 469. 487.
**) Neander, Kirchengeſchichte II. B., 593.

Zweifel angeregt worden*); und man ſuchte die Legende von ihm ſymboliſch zu deuten. Demzufolge iſt Chriſtophorus der Repräſentant frommer Chriſten, die auch in Gefahren nicht Chriſtum verlaſſen; aber die **Acta Sanctorum** haben natürlich ſich die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, zu beweiſen, daß auch er gelebt habe. In Spanien, zu Paris, Rom, Ravenna, Genua, Wittenberg und Halle zeigte man Reliquien von ihm**). Die Formel des an ihn gerichteten Gebets lautet wie folgt:

„O du glorreicher Märtyrer, Chriſtophore! ſey immer unſer eingedenk bei Gott. Erhalte unſern Leib, unſere Sinne und Ehre, der du gewürdigt wurdeſt, die Himmelsblume auf deinen Armen über's Meer zu tragen. Gib, daß wir die Sünden meiden, und Gott von ganzem Herzen lieben, mit Lob und Gelübden. Und nach den Reizungen dieſer traurigen Welt laß uns eingehen zu dir in's himmliſche Reich***).

Weil der Anblick dieſes Heiligen gegen ſchnellen Tod ſchützen ſoll, wie aus dieſem Reimlein erhellt:

Christophori sancti specimen quicumque tuetur
Ista nempe die non morte male morietur.

darum ward ſein Bildniß nicht nur innerhalb der

---

*) Gleichii Diss. de Magno Christophoro. Villavincentii L. 3. rat. stud. Theol. c. 7.

**) Chamieri Panstrat. II. c. 16. Nr. 15. Vives ad L. XV. Augustini de civitate Dei p. 454. Mirabil. Urb. Romae p. 69. Piazza Hemorol. S. R. Christoph. p. II. p. 84. Franz v. d. Reliq. im Schloſſe Wittenb. S. 31. 58. 113.

***) Baronii Martyrol. p. 451.

Kirchen *), ſondern auch an den Kirchen und Häuſern angetroffen, damit man ihn immer vor Augen habe.

Das Glück, welches dieſem Rieſenheiligen wurde, den Weltheiland durch's Meer zu tragen, iſt in folgenden Knittelverſen verewigt:

O sancte Christophore!
Qui portasti Jesum Christum
Per mare rubrum,
Nec franxisti crurem.
Et hoc non est mirum,
Quia fuisti magnum virum.

Das ſogenannte „Chriſtophel-Gebet“, wodurch die Geiſter gezwungen werden ſollen, Schätze zu bringen, wenn der Heilige dadurch aus dem Himmel gezogen würde, dieſes ihnen anzubefehlen **), entſtand aus dem allgemeinen Glauben, Chriſtoph habe über alle Schätze Gewalt, die im Waſſer lägen ***).

Ehemals pflegte man in Touraine, wenn man von einem gewiſſen endemiſchen Uebel an den Fingern befreit ſeyn wollte, demſelben Heiligen einen Hahn zu opfern †).

Die meiſte Verehrung genießt er in Tyrol, wo er allenthalben das Chriſtuskind tragend — wovon ſein Name, welcher „Chriſtträger“ bedeutet — angemalt gefunden wird ††), vermuthlich wegen des oben angeführten Grundes, was den vielen Gemſenjägern in Tyrol ein ſehr beruhigender Anblick ſeyn mag, da ihr Gewerbe ſie einem plötzlichen Tode geweiht zu haben ſcheint.

---

*) Ein ſolches koloſſales Gemälde ſieht man im Erfurter Dom. Es erſtreckt ſich einige Ellen vom Fußboden bis unter die Deckenwölbung.

**) Moſer, Unterr. v. Reich d. Geiſter III. S. 501.

***) Suden gel. Crit. I. S. 420.

†) Meiners Mittelalter II. S. 219.

††) Gerning Reiſe III. S. 308.

Wie man aus den von der Geognoſie erklärten Gebirgsformationen nicht eine einſtige natürliche Revolution der Erdoberfläche, ſondern die noachidiſche Sündfluth als hiſtoriſch zu erweiſen ſucht, ſo ſchließt die Kirche umgekehrt aus der Geſtalt des Chriſtophorus, daß es einſt Rieſen gegeben habe *).

Kaiſer Maximilian, der bekannte Gemſenjäger, ſtiftete — vielleicht aus Dankbarkeit für ſeine wunderbare Errettung aus dem Abenteuer an der Martinswand — im Jahr 1517 einen Chriſtophsorden zu Grätz in Steiermark **).

Auf Münzen erſcheint Chriſtoph, das Chriſtkind durch's Meer tragend, auf Württemberger Thalern des Herzogs Friedrich v. d. J. 1605—1609 ***) auf einem Ducaten des Würzburger Biſchofs Franz Chriſtoph †), auf einem Thaler der böhm. Grafen Roſenberg ††) u. öft.

Legende des heil. Chriſtophorus.

(Aus einem 1517 in Straßburg gedruckten Legendenbuche wörtlich entlehnt.)

Chriſtophero war ein Heide und geboren zu Canaan, er war zwölf Ellen lang, und hatte einen großen Leib und ſtarke Glieder, und ein großes Angeſicht. Vor ſeiner

---

*) Torquemada Giardino di fiori curiosi p. 38.

**) Gropp. Entw. d. Ritterord. S. 247.

***) Thalerkab. S. 1625.

†) Köhler Ducatenkab. S. 1643.

††) Schmieder Münzb. S. 95.

Taufe hieß er Offero. Als er herangewachſen, beſchloß er umherzuwandern, und nach dem größten Herrn zu fragen, dem wollte er dienen. Da wies man ihn an einen König. Dieſer hatte einen Spielmann, der ſang vor ihm, und ſo oft er in ſeinem Geſang den Teufel nannte, kreuzte ſich der König, denn er war ein Chriſt. Als der Spielmann ſchwieg, fragte Offero den König, was es mit dieſem Zeichen von zwei Strichen zu bedeuten habe? Der König antwortete: Dieſes Zeichen verſcheucht den Teufel, darum mache ich es, damit er nicht Gewalt über mich habe. Da ſprach Offero: „Fürchteſt du dich vor ihm, und iſt ſeine Kraft ſo groß, daß er dir ſchaden kann, ſo habe ich dir lange genug gedient. Ich wähnte, es ſey kein Mächtigerer als du. Seit du ihn aber fürchteſt, ſehe ich wohl, daß ſeine Kraft mehr iſt als die deine, darum will ich ausgehen ihn zu ſuchen, und finde ich ihn, ſo will ich ihm dienen, weil er mächtiger iſt als du.“

So ging Offero aus, und ſuchte den Böſen überall, aber Niemand, den er fragte, konnte ihn ihm zeigen. Einſt wanderte er durch eine Wildniß, da ſah er eine große Ritterſchaft reiten, und mitten unter ihr einen ſchwarzen Ritter. Der ritt zu Offero jetzt heran, und fragte: wen ſucht du? Der antwortete: „Ich möchte gern dem Teufel dienen.“ Sagte der Feind: „Der bin ich.“ Da gelobte Offero ihm zu dienen, und der Teufel führte ihn mit ſich. Nun kamen ſie auf eine breite Straße, an der ſtand ein Kreuz, der Feind bog um, als er es ſah, denn er durfte den Weg nicht reiten. Offero wunderte ſich darüber und fragte: „Herr, ſage mir warum reiteſt du den krummen Weg? Sag mir, die Wahrheit ſonſt dien' ich dir keinen Tag mehr.“ Antwortete der Böſe: „Da an dem Weg ſteht das Kreuz, an dem Chriſtus gehangen ward, dies Zeichen fürchte ich, und muß es allezeit fliehen.“ Offero ſprach: „Wenn du ſein Zeichen fliehen mußt, ſo iſt er größer als du, darum nehme ich meinen Abſchied, und will Chriſtum ſuchen.“ — Nun wanderte er fort, fragte Jedermann, wo Chriſtus wäre. Da begegnete ihm ein Klausner. Dieſer erzählte ihm, wie Chriſtus ein großer König ſey, mächtig und ſtark, Herr über alle

Dinge, und geneigt, ſeine Freunde zu lohnen. Aber er iſt ſündlichem Leben feind, nur wer in Reinheit wandelt, dem ſchenkt er ſeine Gnade, darum heiſcht ſein Dienſt Faſten, Wachen und Beten. Da ſprach Offero: „Weiſ' mir ein anderes Mittel an, wie ich ihm diene.“ Sagte der Einſiedler: „In jener Felsſchlucht ſtrömt ein Waſſer, über das führt weder Brücke noch Steg, willſt du die Menſchen da herüber tragen um Gotteswillen, ſo erzeigſt du Chriſto einen Dienſt, denn du biſt lang und ſtark, und kannſt es wohl thun.“ Sprach Offero: „Das will ich gern thun.“ Darauf trug er Felsſtücke zuſammen an dem großen Waſſer, und baute ſich damit eine Hütte. Und es kamen viele Menſchen an dieſen Ort, die trug er alle herüber um Gotteswillen. Dabei führte er einen großen Stab in der Hand, und arbeitete Tag und Nacht. Nun begab es ſich einmal, daß in einer Nacht den Ermüdeten der Schlummer überraſchte. Da rief ihn ein Kind. Er ſtand auf und ſuchte das Kind überall beim Waſſer und fand es nicht. Darum legte er ſich wieder hin. Da rief das Kind abermals ſeinen Namen. Eilig lief er ans große Waſſer, ſuchte wieder vergeblich, und legte ſich nochmals hin. Da rief es zum drittenmal. Nun fand er das Kind, nahm es auf ſeine Arme, ergriff den Stab und ging in das Waſſer. Aber dieſes wuchs zuſehends, und das Kind ward ſo ſchwer, als wäre es von Blei. Er fürchtete zu ertrinken. Wie er nun mitten im Fluſſe ſtand, ſagte er: Kind, wie biſt du doch ſo ſchwer! mir iſt, als ob ich die ganze Welt trage. Da ſprach das Kind: „Du trägſt nicht allein die Welt, ſondern auch den, der ſie erſchaffen hat.“ Damit drückte das Kind den Offero unter das Waſſer, und ſprach: „Ich bin Jeſus, dein König und dein Gott, für den du arbeiteſt, nun taufe ich dich in dem Namen meines Vaters, und in meinem Namen, und des h. Geiſtes. Vorher hießeſt du Offero*), nun ſollſt du nach mir Chriſtofero**) heißen. Stecke hier den Stab in den Boden, trägt er morgen Blüthen, ſo erkennſt du daran meine

---

*) D. i. ich biete (meine Dienſte) an.

**) Ich trage den Chriſt.

Macht.“ Darauf verſchwand er. Chriſtophero that wie ihm geheißen, und der dürre Stab ſchoß in derſelben Nacht zum Baume auf, und trug Blüthen und Früchte. Darüber freute ſich Chriſtophero ſehr, und hing mit Liebe und Treue an ſeinem Herrn.

Einſt kam er in eine große Stadt, wo die Chriſten heftig um ihres Glaubens willen verfolgt wurden. Er wollte die Verfolgten ermuthigen, verſtand aber ihre Sprache nicht. Da bat er Gott, daß er ihm helfe der Leute Sprache zu vernehmen. Und der Herr erhörte ihn, daß er die fremde Sprache reden konnte. Er tröſtete nun die Chriſten, wodurch er aber die Heiden erbitterte. Einer derſelben, der ſich ſo hoch ſtellte, daß er an Chriſtophero's Antlitz reichen konnte, gab ihm einen Backenſtreich. Chriſtophero ſprach: Meinſt du, daß ich nicht ſtark genug wäre, dich unter meine Füße zu treten, wenn ich es nicht unterließe um meines Gottes Willen? — Darauf ſteckte er ſeinen Stab in die Erde, und bat Gott, daß er das Volk durch dieſes Zeichen bekehre. Und die Heiden, die ſolches ſahen, bekehrten ſich zu Chriſto. Darob erzürnte der König, und er ſchickte 200 Ritter ab, ihn zu fangen. Sie fanden ihn im Gebet, und Keiner war ſo kühn, daß er ſich ihm genaht hätte. Beſtürzt gingen ſie zum König zurück. Da ſandte er 200 andere Ritter, und dieſe fürchteten ſich eben ſo ſehr. Sprach Chriſtophero, als er die Ritter ſah: „Gelüſtets mich, ſo komme ich, will ich aber nicht, ſo möget ihr mich gebunden fortbringen.“ Die Ritter erſchracken noch mehr und ſagten: „Willſt du nicht mit uns kommen, ſo gehe wohin du willſt. Wir wollen dem König ſagen, wir haben dich nicht gefunden.“ Da ſprach Chriſtophero: „Bindet mir die Hände auf den Rücken, ich will gern leiden für meinen Herrn.“ — Sie banden ihn hierauf und führten ihn mit ſich. Unterwegs erzählte er viel vom Glauben an Chriſto, und bekehrte ihrer viele. Als er vor den König gebracht ward, wurde er von dieſem aufgefordert, den Göttern zu opfern. Den Weigernden ließ der König in den Kerker werfen, die er auf dem Wege bekehrt hatte, ließ er tödten; darauf ſandte er zwei Frauen von lüſternem Sinn und üppiger Geſtalt zu dem Heiligen ins Gefängniß, die ſollten ihn bethören. Er aber lehrte ſie den Weg des Heils, daß ſie Chriſtum bekannten, und ohne Furcht vor den Martern den Tod erlitten, den der König über ſie ausſprach. Wie der König dies vernahm, ließ er den heil. Chriſtophoro an einen Pfahl binden, und viele Pfeile auf ihn abſchießen. Aber ſie blieben in der Luft hangen. Wie der König darum tobte, fuhr einer der Pfeile zurück, und traf des Königs Auge, daß er erblindete. Sprach Chriſtophoro: Wenn ich morgen todt bin, ſo nimm meines Blutes ein wenig, ſtreiche damit dein Auge und du wirſt ſehen. Das hielt der König für Spott, und ließ den andern Tag den Heiligen enthaupten, nahm aber doch von deſſen Blute, beſtrich ſein Auge damit, und ward ſehend. Solches ging ihm zu Herzen, daß er ſeinem Helfer dankte, und den wahren Glauben bekannte *).

16. März.

Als Heribert, nachmaliger Erzbiſchof zu Cöln, das Licht der Welt erblickte, verkündete ein himmliſcher Glanz im Zimmer der Wöchnerin, daß der, den ſie geboren, einſt ein Licht der Kirche werden würde. Aber auch der Abend ſeines Lebens wurde durch ein Wunder verherrlicht, denn kurz vor ſeinem Ende wuchs in der Erde allmählig von ſelbſt ein Grab für ihn, in welches er auch nach ſeinem Tode (1021) beigeſetzt wurde. Die vielen Wunder, die er nach ſeinem Tode verrichtete, ſollen Herrmann, ſeinen Nachfolger im Bisthum, bewogen haben, beim Papſte ſeine Canoniſation zu beantragen, die auch Papſt Gregor vornahm.

---

*) Die gewöhnliche Sage nennt einen König Dagnus von Lycien, der den Heiligen gefangen nahm. Auch der Martertod wird anders berichtet. Erſt wurde Chriſtophorus mit Ruthen von Eiſen gegeißelt, dann eine glühende Sturmhaube ihm auf den Kopf geſetzt, ſein Leib hierauf mit Oel übergoſſen, doch weil das Feuer nicht fangen wollte, er enthauptet.

17. März.

Patricius, der Apoſtel der Irländer, hat das eigenthümliche Verdienſt, bei ſeinen heidniſchen Zeitgenoſſen durch den Klee — der bei den damals die geiſtliche und ärztliche Praxis des Volkes leitenden Druiden wegen ſeiner heilkräftigen Wirkungen in eben ſo hohem Anſehen ſtand, wie der Knoblauch, vgl. S. 185 — die Dreieinigkeit zu Anſehen, und durch dieſe wieder bei den zum Chriſtenthum bekehrten Enkeln jenes Geſchlechts den Klee in Reputation gebracht zu haben *). Denn als die ſtockblinden Heiden das Geheimniß der Dreifaltigkeit nicht begreifen wollten, machte er es ihnen dadurch faßlich, daß er ein Kleeblatt aufgriff, und ihnen die Sache mit drei Blättern, die an Einem Stengel wachſen, erläuterte. Zur Erinnerung an dieſe Begebenheit oder aus Dankbarkeit gegen den Klee, der ihnen die Himmelspforte öffnete, tragen an dieſem Tage, welcher dem Gedächtniß des Landespatrons geweiht iſt, die frommen Irländer ein Kleebüſchel, wie am Davidstag den Lauch am Hute **). Auch betrinken ſie ſich zu Ehren des Heiligen, dem ſie ihre Aufnahme in die Kirche verdanken, an ſeinem Namenstage, wie folgendes, an dieſem — auch in London, wenigſtens vom Hofe, gefeierten — Feſte abgeſungene Liedchen beweiſt:

---

*) Und zwar in ſo hohem Grade, daß Heiligenbilder und Kreuze mit Kleeblättern verziert werden. (Eckermann Religionsg. III. 2, 88).

**) Alte Weiber bieten an ſeinem Feſte unter dem monotonen Geſchrei: „Kauft Klee, grünen Klee!“ ihre Waare aus.

Saint Patrick's the holy and tutelar man:
His beard down his bosom like Aarons ran.
Some from Scotland, from Wales, will declare that he came.
But I care not from whence now he's risen to fame: —
The pride of the world and his enemies scorning.
I will drink to St. Patrick, **to-day, in the morning!**

So hatte denn, wie das obige Beiſpiel zeigt, St. Patrick den Druidismus mit denſelben Waffen geſchlagen, durch welche dieſer das Volk beherrſchte. Er war eigentlich nur der letzte Apoſtel des Chriſtenthums in Irland, ſchon vor Palladius waren viele Miſſionäre dort geweſen. Patrick iſt 341 geboren und 457 geſtorben, gefangen in Irland 352 und nach 6 Jahren wieder in Freiheit geſetzt. Aber ziemlich gleichzeitig lebte ein zweiter Patrick, geboren 372, gefangen 388, auch nach 6 Jahren befreit, und nach Palladius Tod 432 wieder als Erzbiſchof nach Irland geſchickt, wo er 492 ſtarb (**Transactions of the Irish academy Vol. 18 p. 84**). Rapin Thoyras (**Hist. d'Angleterre I. i. 2. p. 42** der Basler Ausg.) zählt ſogar drei Patricks, den ältern, welcher i. J. 449 ſtarb, und deſſen ein Chronicon der Kirche von Glaſſenburg gedenkt, den großen, welcher 492 ſtarb, und die irländiſche Kirche 60 Jahre hindurch regierte, und den jüngern, welcher ein Neffe des Vorigen, ſeinen Oheim um einige Jahre überlebte. Der Mittlere iſt wahrſcheinlich der eigentliche Held der irländiſchen Kirchengeſchichte. Seinem erſten Auftreten unter den Iren thürmten ſich große Hinderniſſe entgegen. Aber der faſt göttlich verehrte, fliegende Druide Lachra wurde — wie einſt Simon der Magier durch den Apoſtel Petrus — auf des Heiligen Gebet aus der Höhe herabgeſtürzt und zerſchmettert, und die Angriffe der empörten Heiden durch einen Sturm vernichtet (**Rolland Acta SS. ad. d. XVII. Mart.**) So kam Patrick trotz allen Nachſtellungen nach Teambair, taufte dort den Hofbarden, und leerte darauf den von einem Druiden gereichten Giftbecher ohne Schaden. Jetzt entſtand ein Wettſtreit mit übernatürlichen Kräften, der Druide zauberte und der Heilige beſiegte ihn durch Wunder, worauf der König die heiligen Bücher der Druiden der Feuer- und Waſſerprobe zu unterwerfen rieth. Wegen der Weigerung der Druiden ſchritt man zu einer andern Probe, welche nicht glücklicher für ſie ausfiel. Dennoch blieben Fürſt und Volk dem Chriſtenthum abgeneigt, und ein Götzenbild zu Teambair erhielt, weil es Orakel gab, nach wie vor ſeine Verehrung. Daſſelbe umſtanden 12 andere Götterbilder, und da Patrick durch Predigten nichts ausrichten konnte, ſo betete er, und das große Bild zerfloß zu Staub und Aſche (wie das goldene Kalb), während die kleinern bis an den Hals in die Erde ſanken, wo ſie noch jetzt zu ſehen ſind. An Connaughts Grenzen angekommen, ſuchten ihn wieder zwei Druiden, jedoch ohne Erfolg aufzuhalten, und der Druide Rochait, welcher ihn ermorden wollte, wurde von himmliſchem Feuer verzehrt. Einen andern widerſtrebenden Druiden verſchlang die Erde; das wirkte endlich auf die Bekehrung des Volkes. Einmal kam Patrick dazu, wie durch vieler Menſchen Kräfte ein Felſen zu einem Tempel geſchafft werden ſollte, da bewegte er ihn allein, und das Volk — glaubte. In Münſter, wo ſchon vor ſeiner Ankunft die Götzen in den Tempeln umgefallen waren, fand er willige Aufnahme. In Mona ſtürzte er einen zweiten fliegenden Zauberer Merlin (Myrddin) aus der Luft herab (**Rolland p. 50—79**). Ein Druidenhain verdorrte, Seen und Berge verſanken oder erhoben ſich, je nachdem es dem Heiligen paßte; aus einem Kieſel machte er weichen Quark, und Milch zum harten Stein, ein Druide, welcher ihm noch Wunder entgegen zu ſetzen wagte, wurde beſiegt — und bekehrt. Eine Mauer, welche Sonntags gebaut wurde, verſchlang das Meer (p. 89—99). Vor der Ankunft Patricks in Irland litt die dortige Bevölkerung an dreifachem Unheil, nämlich an giftigen Thieren *), an Erſcheinungen böſer Geiſter und an Zauberern. All dies Uebel verſcheuchte ſeine Gegenwart. Was das vielberühmte Fegfeuer des heiligen Patricks (im See Derg) anbetrifft, das der moderne Unglaube ſchon im Mythus des Hu **) vorfinden will (**Ledwich Antiq. of Ireland Tab. 35** citirt von Eckermann Religionsgeſch. **III. 2.** S. 242), ſo meldet die Sage, daß Patrick die groben Sünder in dieſe Höhle einſchloß. Sie ſtanden darin Höllenangſt aus, und klagten, ſie hätten den Teufel und andere Schreckensgeſtalten geſehen. Da aber die Engländer, welche in neuerer Zeit die Höhle unterſuchten, Nichts darin zu ſehen bekamen, ſo vermutheten ſie, die Angſt ſey künſtlich erregt worden. Denn die Höhle hat einige Löcher, durch welche man Feuer hineinwerfen konnte. Fegfeuer ward die Höhle genannt, weil die Sünder nach 24ſtündiger Angſt, die auf ihre Bekehrung wirkte, wieder herausgelaſſen wurden. Als aber i. J. 1494 ein Canonicus aus einem Kloſter in Holland ebenfalls eingelaſſen zu werden begehrte, und Nichts zu ſehen bekam, ward er ſo verſtimmt, daß er beim Papſt auf die Verſtopfung der Höhle antrug. Dennoch war im 16. Jahrhundert ſchon wieder ein großer Zulauf dahin. Manche Leute unterzogen ſich hier aller erdenklichen Pein, faſteten 9 Tage bei Waſſer und Brod, gingen ſiebenmal täglich barfuß um die dortige Kirche, und ebenſo oft inwendig herum. Am 9. Tag wurden ſie in die Höhle geführt, zuvor mit den Sterbeſacramenten verſorgt, und nachdem ſie 24 Stunden ohne Speiſe und Trank zugebracht, wurden ſie in einen benachbarten See geführt, darin gebadet, und nach dieſer Wiedertaufe als rein und heilig aus demſelben heraufſteigend, in die Kirche geführt. Dieſer Ort war lange im Beſitze der regulären Canonici, ſpäter ging er an die Franciſcaner über, bis er endlich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von den Proteſtanten zerſtört wurde. Wir können von St. Patrick nicht wohl Abſchied nehmen, ohne auch einen Blick auf ſein Jugendleben zu werfen. Dieſer Mann, bei deſſen Auftreten als Bekehrer erſt das Chriſtenthum in Irland Wurzel faßte, indem die Erinnerung an die Kämpfe der Kirche mit dem untergehenden Druidenthum ſich nicht an frühere Sendboten des Evangeliums, ſondern nur an ſeinen Namen heftet, Patrick alſo begann ſeine Laufbahn als Schafhirt, aber den künftigen Gottesmann verkündeten ſchon in dieſem Berufe vorbedeutende Wunder. Denn als er zur Winterszeit, mit andern Hirtenjungen ſpielend, Eisſchollen zuſammentrug, bewirkte er, daß ſie brannten, und die Kinder ſich daran wärmten. Daß ihm der Wolf freiwillig ein Schaf zurück brachte, könnte man verſucht ſeyn, im geiſtlichen Sinne aufzufaſſen, weil ein Seelenhirt Macht über den Teufel hat; folglich würden auch die brennenden Eisſchollen, wie das Höllenfeuer, bei welchem die Verdammten dennoch Zähnklappern, der Schrift zufolge, ausſtehen, als keine Nuß für Phyſiker zu nehmen ſeyn; allein die Legende ſagt es mit dürren Worten: „die Heerde, welche der kleine Patrick hütete, waren das Eigenthum ſeiner Seele,“ in welcher doch Niemand, wie in der Herzliebſten Salomonis, die Kirche vorgebildet erkennen wird; endlich meldet ſie auch, daß er im 16. Jahre aus ſeinem Vaterlande von Seeräubern nach Irland entführt, dort an einen Mann, Namens Milcho, verkauft, dieſem die Schweine hüten mußte. Dieſe wird man aber ſchwerlich für betrunkene Irländer halten wollen, bloß weil Patrick ihr Patron iſt *)

---

*) Daher auf Abbildungen Schlangen zu ſeinen Füßen.

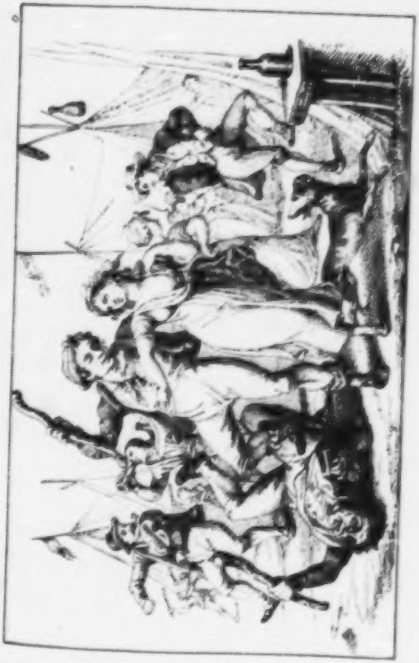
**) Das männliche Prinzip in der iriſchen Götterlehre, wie Ceridwen das weibliche.

---

*) Oben wurde die erſte Strophe eines Trinkliedes mitgetheilt, das die an ſeinem Feſte ſich noch reichlicher als ſonſt illuminirenden Irländer abſingen. Es ſey mir geſtattet, hier dem eine Feſtlichkeit dieſer Art illuſtrirenden Bilde noch ein anderes Trinklied zu Ehren des Heiligen beizufügen, und zwar, da es einer noch größern Popularität ſich erfreut:

St. Patrick was a gentleman
And he came from decent people;
In Dublin town he built a church,
And on it put a steeple;
His father was a Wollaghan,
His mother an O'grady;
His aunt she was a Kinaghan,
And his wife a widow Brady.
Tooralloo, tooralloo,
What a glorious man our saint was.
Tooralloo, tooralloo
O whack fal de lal, de lal etc.

Och! Antrim hills are mighty hill
And so's the hill of Horoth too,
But we all do know a mountain
That is higher than them both too



Ebenſo gut könnte man ſie, mit den ketzeriſchen Engländern, für Ochſen halten, weil dieſe Thiere ſich freiwillig vor den Wagen ſpannten, der die Leiche des Heiligen nach Downe abführen ſollte.

18. März.

Eduard, König von England, welcher auf Antrieb ſeiner Stiefmutter Elfriede, von der Jagd zurückkehrend, unter dem Trinken gemeuchelmordet wurde (i. J. 978), erhielt den Charakter eines Heiligen und Märtyrers von — ſeinem Bruder und Thronfolger, mit Einſtimmung von 15 Biſchöfen. Zur Motivirung dieſes Machtſpruchs erzählt die Legende von einer an der Stelle ſeines Todes erſchienen Feuerſäule, die den im Moraſt verſenkten Unglücklichen dem Volke entdeckt haben ſoll.

'T was on the top of that high mount
St. Patrick preach'd a sermon,
He drove the frogs into the bogs
And banished oll the vermin.
Tooralloo etc.

No wonder that we Irish lads,
Then are so blythe and frisky;
St. Patrick was the very man
That taught us to trink whiskey.
Och! to be sure, *he* had the knack
And *understood distilling*,
For his mother kept a sheebeen shop,
Near the town of Enniskillen.
Tooralloo etc.

Dieſe letzte Strophe bezeichnet alſo ganz deutlich den h. Patrick als einen chriſtlichen Stellvertreter des Bacchus, nur daß er ſeine Verehrer nicht mit Wein, ſondern mit Branntwein (whiskey) tauft.

19. März.

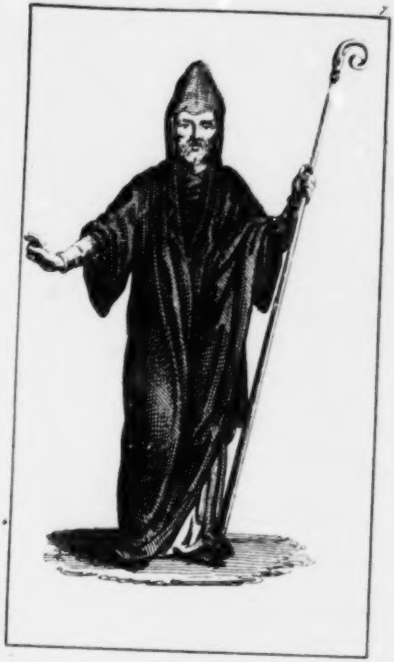
Am Feſte des heiligen Joſeph wird in Rom ein gewiſſer Teig, „Fritelle“ genannt, in ſiedendem Fette gebacken und in wunderbarer Menge auf den Straßen verzehrt; und in Prag halten die Honigküchler an dieſem Tage in Buden auf dem Joſephsplatz ihre Waaren feil. Da er Patron der Zimmerleute iſt, ſo befremdet es, daß dieſe ſich nicht an ſeinem Feſte bemerkbar machen. Vielleicht war er quasi lucus a non lucendo ein ſolcher? nämlich weil er mit Maria in keuſcher Ehe lebte. Es muß zur Verſtändlichkeit dieſer Anſpielung bemerkt werden, daß zimmern*), mauern**) und ſchmieden***) euphemiſtiſche Paraphraſen für: „Kinder zeugen“ ſind. Wirklich erſcheint auch Joſeph in einigen Sagen abwechſelnd als Maurer, Schmied und Goldſchmied, was auch Vorberg (Apokr. Ev. I. S. 94 Anm.) hervorhebt, hinzufügend: „Es ſcheint dieß ſeinen Grund in gewiſſen myſtiſchen Beziehungen zu haben.“ Dann darf man ſich auch nicht mehr verwundern, warum Joſeph auf Abbildungen

---

*) τεύχω zeugen, zimmern, davon τέκνον das Kind, τέκτων der Zimmermann, denn τέκω gebären iſt auch τεύχω, daher Τύχη die Göttin, welche Leibesſegen verleiht (ähnlich Fortuna, v. ferre, fertilis).

**) τεῖχος die Mauer, paries die Wand, pario gebären.

***) Faber der Schmied von φάγω = propago fortpflanzen, πήγω, pango, zuſammenfügen, bauen, Nebenform facio, wovon facies. Von Beiden ſcheint φακη = faba das Etymon zu ſeyn (vergl. S. 59 Anmerk.



7

die Lilie in der Hand trägt, welche das Symbol der Empfängniß *) iſt.

20. März.

Nicetas, Biſchof zu Apollonias in Nicomedien, wurde wegen ſeiner Vertheidigung des Bilderdienſtes in's Elend verwieſen, und ſtarb auch im Exil.

21. März.

Benedictus, der berühmte Stifter des Benedictinerordens, um das Jahr 480 zu Nurſi in Italien im Herzogthum Spoletto geboren, nahm, als ihn ſeine Eltern Studirens halber nach Rom ſchickten, „ohne in den Studien das Geringſte geleiſtet zu haben", von dort den Weg nach der Wüſte, wo er gleich Gelegenheit fand, ſein erſtes Wunder zu thun, nämlich die — Theile eines zerbrochenen Siebes wieder zu vereinigen. Benedict wählte ſich zu ſeinem Aufenthalte eine kleine niedrige Grotte, welche die Natur in der Tiefe eines Felſen gemacht hatte. In dieſe ließ ein anderer Einſiedler, der heilige Romanus, von Zeit zu Zeit ihm einige Stücke Brod hinab. Er hatte ein Glöckchen daran gebunden, damit deſſen Ton dem Benedict melde, daß er ſeine Nahrung abhole. Die Erinnerung an eine Frauensperſon, die er zu Rom geſehen, erfüllte ihn oft noch in ſeiner Einſamkeit mit ſündhaften Begierden; um ſich nun von denſelben zu befreien, legte er ſich nackt in Dornen, die man jetzt noch den Gläubigen zeigt. Der Ruf ſeiner Heiligkeit bewog die Mönche des Kloſters Vicouare bei Tivoli, ihn zum Abt zu wählen, aber ſeine ſtrenge Disciplin ließ ſie dieſe Wahl bald gereuen. Sie reichten ihm einen Gifttrank. Als aber der Heilige nach ſeiner Gewohnheit das Zeichen des Kreuzes darüber machte, platzte das Glas. Er floh daher aus dem Kloſter und ſuchte wieder die Einſamkeit auf; dort baute der Heilige wegen des Hinſtrömens vieler ſeiner Verehrer 12 Klöſter, deren jedes 12 Religioſen mit einem Superior erhielt. Um ſeinen Ruf zu erſchüttern, ſchickte Florens, ein unwürdiger Prieſter, ihm 7 nackte Mädchen in den Kloſtergarten; dieß beſtimmte ihn wieder zu einem Wechſel des Aufenthalts. Im zweiten Buche der Dialogen des heiligen Gregor ſind viele Wunder aufgezeichnet, die man dem Benedictus nachrühmt. Unter andern ſoll er durch eine Maulſchelle aus einem Mönch den Teufel ausgetrieben haben. Er ſtarb 543, und ſeine Seele wurde von Vielen geſehen, wie ſie auf einer hellen Straße in den Himmel fuhr. Seine Reliquien ſchmücken das Kloſter Monte Caſſino in Italien, Fleury in Frankreich, Paris, Lyon, Valladolid, Luxenburg in der Niederlande, Andernach am Rhein, Trier, Köln, Thorn in Polen und viele andere Orte. Für die Mönche des Kloſters Monte Caſſino hatte der Heilige ſeine bekannte Regel abgefaßt, welche bezweckte, die Mönche, die bisher nach dem Muſter der ſyriſchen und ägyptiſchen ein ſchwärmeriſches Leben geführt hatten, von ihren Träumereien abzuziehen. Deßwegen verpflichtete er die Fähigern zur Handarbeit oder zum Jugendunterricht. Zur Arbeit beſtimmte er ſieben, zum Leſen zwei, zum ſtillen Nachdenken eine Stunde. Die übrige Zeit war dem gemeinſchaftlichen

---

*) In Valencia ſoll das Bild der unbefleckten Empfängniß Mariä in einer Lilienzwiebel aufgefunden worden ſeyn! Die Hellenen leiten die Farbe der Lilie von der Milch der lilienarmigen Here ab (Böttiger Id. zur Kunſtm. II. S. 158. Anm.)

Gottesdienſt und der Ruhe gewidmet. Die Anordnung der Kleidung überließ er dem Abt eines jeden Kloſters. Ein Ungehorſamer wurde zuerſt von den Aelteſten ermahnt, das zweite Mal excommunicirt, das dritte Mal zu Faſten und Schlägen verurtheilt, endlich aus dem Kloſter gewieſen. Nach Benedicts Tode wichen die Mönche bald von der Vorſchrift ihres Stifters in manchen Dingen ab. Die Freigebigkeit der Fürſten verleitete ſie zur Schwelgerei, Faulheit und andern Laſtern. Sie mengten ſich in die Händel der Höfe, vermehrten die abergläubiſchen Ceremonien, und förderten die Macht des Papſtes nach Kräften. Benedicts Verdienſt bei der Stiftung ſeines Ordens beſteht darin, daß er das herumſchweifende Leben der Mönche aufgehoben und ihre Gelübde unwiderruflich gemacht hat. Die ſchnelle Ausbreitung ſeines Ordens erklärt ſich einfach daraus, daß ſeine Regel dem europäiſchen Klima angemeſſener iſt, daß die erſten Benedictiner durch Frömmigkeit und Nützlichkeit — denn überall verwandelten ſie Wüſteneien in urbares Land, führten Ackerbau und Viehzucht ein, lichteten Wälder und trockneten Sümpfe aus — dem Orden einen günſtigen Ruf allenthalben verſchafften. Ihr Hauptverdienſt beſteht aber darin, daß, da ſie nach ihrer Regel zum täglichen Leſen verbunden waren, die klaſſiſche Literatur und Gelehrſamkeit durch ſie uns erhalten worden iſt. Einige Mönche mußten die Schriftrollen der Alten copiren, woher die Abſchriften kommen, die noch in manchen Kloſterbibliotheken anzutreffen ſind. Aus ihren Klöſtern gingen die berühmteſten Gelehrten des Mittelalters hervor, von denen Viele als Kanzler, Vicekanzler, Geheimſchreiber ꝛc. an Höfen eine Rolle ſpielten. Manche Fürſten, die dort ihre erſte Ausbildung erhalten hatten, bezeugten ſich dem Orden dankbar, wenn ſie den Thron beſtiegen hatten. Wie die Großen für den dort genoſſenen Unterricht ſich erkenntlich zeigten, was den Benedictinern bald zu Reichthümern und politiſcher Bedeutung verhalf, ſo glaubte hingegen das Volk ihnen aus anderer Urſache dankbar ſeyn zu müſſen, weil es ihre Fürbitten für beſonders kräftig hielt.

22. März.

Nicolaus von der Flühe, auch vom Felſen **(de rupe)** genannt, ein Schweizer, der dadurch, daß ihn der Teufel in einen Dornbuſch geworfen, einen Wink erhalten zu haben glaubte, der Welt entſagen zu müſſen und in die Einöde zu gehen, verließ deßhalb ſeine Frau und 10 Kinder, um den Reſt ſeines Lebens im Gebete zuzubringen. Seine eigentliche Stärke beſtand aber im Faſten, denn auf ſeinem Grabſtein lieſt man: „Bruder Nicolaus vom Felſen verließ Weib und Kinder, und begab ſich in die Einöde, er diente Gott ohne leibliche Speiſe neunzehn Jahre und ſechs Monate, und ſtarb am 21. März 1487.“ Wegen des an dieſem Tage einfallenden Feſtes zu Ehren des heiligen Benedict, wird Nicolaus erſt am 22. gefeiert.

23. März.

Eberhard, Erzbiſchof zu Salzburg, i. J. 1090 in Nürnberg geboren, auf der Schule zu Bamberg erzogen, ſpäter Benedictinermönch, führte ein ſtrenges Leben unter Faſten, Wachen und Beten; 1147 zum Erzbiſchof von Salzburg wider ſeinen Willen erwählt, fuhr er fort in der Ausübung frommer Werke. Wenn er in der Kirche betete, legte er ſich auf's Angeſicht, und rutſchte mit den Knieen ſo lange fort, bis Haut und Fleiſch in Fetzen waren und das Blut über das Steinpflaſter floß. Iſt es daher ein Wunder, daß er viele Wunder that? daß dieſe Eigenſchaft ſogar auf ſeinen todten Körper überging? — denn an ſeinem Grabe genaſen Alle, die mit körperlichen Gebrechen behaftet hinkamen, doch ſollen nur die leiblich Tauben und Blinden wieder hörend und ſehend geworden ſeyn — und daß ein frommer Geiſtlicher zu Salzburg ihn in der Nacht, wo er verſtorben war (1164 in einem Ciſtercienſerkloſter in Steiermark) in einer Viſion im Schooß der Mutter Gottes ſitzen ſah?

24. März.

Wie der Erzengel Michael am Eingange des Winters (29. Sept. am Tage der Herbſtnachtgleiche) gegen die alte Schlange (die an dieſem Tage am Horizonte heliakiſch aufgeht) Wache hält, ſo ſteht ihm gegenüber am Ausgang des Winters (denn ehedem eröffnete man das Kirchenjahr am Tage Mariä Verkündigung) der Erzengel **Gabriel**, nicht ſo ſehr ein Verkündiger der Geburt des Weltheilands, als der Wiedergeburt des Lenzes, welcher die Natur von der Herrſchaft der Finſterniß und des Winters zu erlöſen berufen iſt. Unbegreiflich bleibt es aber, wie — anſtatt dem aus dem Buche Tobiä als wohlthätig gekannten, und ſeinem Namen *) durch die That entſprechenden Erzengel Raphael — der von den Juden als Repräſentant der Strenge

---

*) Rapha-el: der **Heil** bringende **Engel**. Als Augenarzt documentirt er ſich in dem erwähnten Apocryphum.

und rächenden Thätigkeit Gottes, der ſeinem Namen durch ſeine Wirkſamkeit*) entſprechende Gabriel bei dem Evangeliſten, wie ſpäter im Koran, zu Sendungen gebraucht wird, die einen mildern Charakter vorausſetzen laſſen?

25. März.

Das Feſt Mariä Verkündigung, welches auf Luc. 1, 26—35 gegründet iſt, mußte, ſobald die Kirche den Chriſttag auf den 25. December feſtgeſetzt hatte, nothwendig auf den heutigen Tag verlegt werden, denn vom 25. März bis zum 25. December ſind es 9 Monate, alſo genau ſo viele, als die Frucht im

---

*) Gabri-el: der Engel der Stärke. Mit dieſem Worte ſcheint man die Gewalt bezeichnet zu haben, denn der wilde Jäger Nimrod beſitzt ebenfalls das Prädicat Gibbor (chald. Gabra). Die Rabbinen denken ſich Raphael als die barmherzige, ſchonende Eigenſchaft Gottes, Gabriel als die richtende, ſtrafende, daher ſteht Erſterer zur Rechten Gottes, Letzterer zu Linken; Michael (d. i. wer iſt gleich Gott?) aber in der Mitte. Dieſer, ſagt die Tradition, welche auch der chaldäiſche Bibelparaphraſt und Joſephus kennen, war es, welcher von den drei ungenannten Beſuchern Abrahams im Haine Mamre ſprach: ich der Ewige; Raphael ging ſodann aus, Lot zu retten, Gabriel aber, Sodom zu zerſtören. Seltſam genug, daß bei jenem Beſuche noch nicht Gabriel der Sara einen Sohn verkündete, welches doch ſeine Miſſion im Evangelium iſt, ſondern jener Auslegung zufolge Michael, der hinſichtlich ſeiner Wirkſamkeit ebenſo gut für Raphael genommen werden könnte. Als Vollſtrecker göttlicher Strafgerichte erſcheint Gabriel auch im Talmud (Tract. Sanhedrin an mehrern Stellen).

Schooße der Mutter bleibt. Man nahm dabei an, daß Maria an demſelben Tage, an welchem der Engel Gabriel ihr die frohe Kunde brachte, auch wirklich den Sohn Gottes empfangen habe. Dieſes Feſtes wird zuerſt vom heiligen Athanaſius (340) gedacht, aus ſeinen Worten ergibt ſich aber, daß die Feier damals noch nicht der Maria, ſondern dem Erlöſer gegolten *). Weil dieſes Feſt öfter in die Charwoche und Oſterfeier fällt, ſo wurde es nach dem 7. Jahrhundert auf den 18. December verlegt. Auch zu Rom feierte man es lange Zeit an dem letztern Tage, bis es zuletzt wieder auf den heutigen Tag verlegt wurde. In neuerer Zeit haben ſowohl Proteſtanten als Katholiken die Anordnung getroffen, daß, wenn dieſes Feſt in die Char- oder Oſterwoche fällt, ſeine Feier 8 oder 14 Tage vorher Statt finde.

In Rom geht es an dieſem Tage etwas pomphaft her. Der Verf. des Buches „Rom im 19. Jahrhundert“ beſchreibt eine ſolche Prozeſſion als Augenzeuge, wie folgt: „Die Straßen fanden wir bereits mit Schauluſtigen überfüllt, die Fenſter der Häuſer, an welchen der Zug vorbeikommen ſollte, mit halbſeidenen oder karmeſinfarbenen Draperien verziert. Aus ihnen blickten die Damen im glänzendſten Schmucke. Wir hielten endlich an der Kirche, wo die päpſtliche Leibwache zu Pferde in geſchmackvoller Uniform den Platz beſetzt hielt. Auf ihren Mützen bemerkte man

---

*) Hoc festum, ſagt er, est unum e *Dominicis*, adeoque primarium . . . quippe quo de filii e coelo descensu agatur. (Cf. Durand. Ration. Temp. VII. 9.) Ebenſo ſagt Eccius (in Homil. III, h. 6.) „quamvis hoc festum appellationem habeat a beata Virgine, tamen peculiare est festum Christi.“

ein Myrthenreis, das Sinnbild der Freude. Nachdem wir eine kurze Zeit gewartet, erſchien der Zug, an deſſen Spitze ſich ein anderes Detachement der Leibwache zeigte; ihnen, die ſämmtlich auf Rappen ritten, folgten Pauker und Trompeter, in ſolcher Anzahl, und verbreiteten einen ſo ſtarken Lärm, daß man eher ein kriegeriſches Feſt als ein kirchliches vermuthet hätte. Auf dieſes martialiſche Corps folgte ein barhäuptiger Prieſter auf weißem Maulthier, die Hoſtie in einer goldenen Kapſel mit ſich führend, bei deren Anblick alle Anweſenden die Kniebeugung verrichteten. Ehedem ritt der Papſt ſelbſt das Maulthier, aber der alterſieche Pius VII. zog es vor, in einer Staatscarroſſe hinter dem Prieſter herzufahren, deren Anblick uns eine vor zwei Jahrhunderten herrſchende Mode in's Gedächtniß zurückrief. Der Papſt trug eine mit Silber verzierte weiße Tunica, und hielt drei Finger, mit Anſpielung auf die drei Perſonen in der Gottheit, dem Volke Segen ſpendend, entgegen, der kleinſte Finger repräſentirte den Geiſt. Auf der vergoldeten Rückſeite der Kutſche, die einzige, welche nicht von Glas war, gewahrte man ein Bild des Pabſtes auf ſeinem Throne, die Jungfrau Maria zu ſeinen Füßen. Dieſes ſeltſame Fuhrwerk wurde von 6 Rappen gezogen, deren Bekleidung von Karmeſin und Gold ſtrahlte, die Kutſcher reich in Silber gallonirt, mit karmeſinſammtnen Beinkleidern, ihr Haar ſtark gepudert, aber kein Hut bedeckte es. In drei folgenden Kutſchen von gleich alterthümlicher Façon ſaßen die Kardinäle. In der Kirche angelangt, nahm der Papſt ſeinen Sitz auf einem Staatsſeſſel ein, die Kardinäle näherten ſich der Reihe nach zum Handkuß, verbeugten ſich vor ihm, dann rechts und wieder links, was ebenfalls auf die drei

Perſonen der Gottheit Bezug haben ſollte, die linke Seite galt dem Geiſte, der Pabſt repräſentirte Gott Vater! Die Prieſter untergeordneten Ranges mußten ſich mit dem Küſſen der Zehe begnügen, nämlich des Kreuzes, das auf des Papſtes Pantoffel an dieſer Stelle eingeſtickt iſt. Nun begann das Hochamt. Während die Hoſtie in die Höhe gehoben ward, betete der Papſt knieend ein ſtilles Gebet vor dem Hochaltar, dann richtete er ſich auf und las etwas aus einem großen Buche ab, das man ihm herbeigeholt hatte. Vor ihm brannte eine Wachskerze. Nachdem auf dieſe Ceremonie noch mehrere andere gefolgt waren, ſchloß der Papſt die Feierlichkeit, wie er ſie begonnen, mit dem — dreifingrigen Segen, und das Volk ging wieder aus einander.“

Wenn man ſich erinnert, daß die heidniſchen Römer den Monat des Widders, wie dieſes Thier ſelbſt, der jungfräulichen Minerva gewidmet hatten, zur Erinnerung an ihren bei dem Eintritt des Frühlingsäquinoctiums in der großen Götterſchlacht mit ihrem Ziegenſchilde *) über die zeugungsfeindlichen Giganten (Wintergeiſter) erfochtenen Sieg, ſo wird folgende all-

---

*) Es iſt hier an das „triste Minervae“ sidus d.h. an die Stürme bringende Frühlingsziege zu denken, welche, die erſten Gewitter herbeiführend, den letzten Kampf mit den winterlichen Dämonen, den Feinden aller Vegetation, auskämpft. Eine andere Mythe läßt zwar Zeus ſelbſt den Sieg entſcheiden, aber doch nicht ohne das Ziegenfell, woraus Minervens Schild gefertigt iſt, ſich umgehängt zu haben. Man vergl. hier die Worte des Servius zur Aeneide 11, 259. Constat. Graecos *tempestate* laborasse *aequinoctio vernali* quando *manubiae Minervales* i. e. *fulmina* tempestates gravissimas commovent.

jährlich in der Kirche **St. Maria** *della Minerva* zu Rom an dieſem Tage Statt findende Ceremonie, die in der unten folgenden Anmerkung *) vom Prinzen

---

*) Die päpſtliche Ausſtattung armer Mädchen in Rom:

„Zu dieſer zog der Papſt in großer Pracht, und hielt Station in der Minerva. Voraus zogen viele Mönche, dann kamen Soldaten, Reiterei und Fußvolk, darauf kamen dreizehn weiße Roſſe, deren eines jährlich der König von Spanien, Neapels wegen, dem Papſte verehrt. Darauf kamen die Prälaten und Monſignors, und die ausländiſchen Botſchafter. Nach dieſen der Papſt in offener Sänfte von zwei Maulthieren getragen, in einem weißen Habit, den Leuten auf der Straße die Benediction gebend. Hinter ihm ritten die Kardinäle Paar und Paar auf Maulthieren, in ihren rothen Kleidern, rothe Hüte auf dem Haupte, unterm Kinn mit breiten rothen Bändern zugebunden, an welchen zwei rothe Quaſten hingen. Einige konnten ihre Maulthiere ſelbſt regieren, andere aber ließen dieſelben durch ihre Reitknechte führen.“

„Als ſie in der Kirche waren erfolgte eine große Prozeſſion von 300 Jungfrauen, die paarweiſe gingen, einander führend, tragend weiße Wachskerzen, die Geſichter ganz vermummt. Zwiſchen und neben denſelben Geiſtliche und Soldaten, damit keine entführt werde. Sobald ſie in der Kirche waren, wurde die Meſſe durch einen Kardinal-Prieſter celebrirt. Nach Vollendung derſelben beichteten die Jungfrauen, und empfingen die Communion. Hierauf gingen ſie paarweiſe in den Chor und knieten vor Sr. Heiligkeit nieder. Neben dem Papſte wurde ein Becken gehalten, in welchem kleine Säckchen von weißem Doppeltaffet lagen. In dieſen befanden ſich Scheine zu 50 und 100 römiſchen Thalern, die unter die Jungfrauen vertheilt werden. Denen, welche das Kloſterleben erwählen, werden die Hundertthalerſcheine gegeben, denen, welche den Eheſtand erkieſen, die Fünfzigthaler-

Wilhelm von Naſſau-Dillenburg in ſeiner 1694 in Fol. herausgegebenen Reiſebeſchreibung ausführlich geſchildert iſt, keiner weitern Erklärung bedürfen. Die vom Engel der heiligen Jungfrau an dieſem Tage verkündete Empfängniß deutet die vom Papſte beſorgte Ausſteuer der eheluſtigen Jungfrauen an, die Himmelsbräute hingegen wollen wir zur jungfräulichen Minerva in Beziehung bringen, welche ſo wenig als Maria ihren jungfräulichen Ruf einbüßte, obſchon die Tempelaufſchrift zu Sais ſie „Mutter der Sonne“ nennt.

Ehedem fand am Verkündigungsfeſte in den Kirchen Belgiens folgendes Schauſpiel Statt: Ein junger Mann, welcher den Engel Gabriel vorſtellte, näherte ſich der jugendlichen Darſtellerin der heiligen Jungfrau Maria, und redete ſie mit dem Gruße: **Ave gratia plena, dominus tecum etc.** an. Die Jungfrau ſenkte verſchämt den Blick zur Erde, und erwiderte dieſes Compliment mit der beſcheidenen Frage: **quomodo istud fiet etc.?** Im Jahre 1686 wurde dieſe Comödie abgeſchafft, aber an manchen Orten erhielt ſie ſich länger. In Louvain hatte dieſe Ceremonie in folgender Weiſe Statt: Auf der Chorbühne der Hauptkirche war das Bild der Jungfrau angebracht, hinter demſelben ſtand ein Chorknabe, der für ſie das Wort nahm. Von der Decke der Wölbung ſtieg ein anderer Chorknabe, als Engel coſtümirt, mittelſt eines Seiles herab, um aus der Luft an die Jungfrau ſeinen engliſchen Gruß zu richten. Einſtmals riß das Seil, und Gabriel brach

---

ſcheine. Zur Unterſcheidung waren den Himmelsbräuten grüne Kränze auf die Köpfe geſetzt. Dieſer Fond iſt vom Papſt für diejenigen geſtiftet, die nicht Mittel genug zu einer Ausſteuer haben.“

den Hals *). Dieſer Unglücksfall, welcher ſich vor 80 Jahren ereignete, hatte die Abſchaffung dieſer Farce, bei welcher ein großer Theil der Zuſchauer aus Kindern beſtand, zur Folge.

26. März.

Wer der heilige Emanuel, dem dieſer Tag geweiht iſt, eigentlich geweſen, darüber gibt Matth. 1, 23. Auskunft.

27. März.

Rupert, erſter Biſchof zu Salzburg † 723. Ihm zu Ehren ſtiftete Graf Thun, als Erzbiſchof von Salzburg einen Rupertsorden, deſſen (unverheirathete) Mitglieder die Feinde des Katholicismus bekämpfen ſollten. Der Orden beſtand gerade ein Jahrhundert (1701—1802).

28. März.

Guntram, Nachfolger Clothars auf dem Throne von Burgund und Orleans, baute Kirchen und Klöſter, ließ an der Tafel ſich die Pſalme vorſingen — obgleich er die Juden verfolgte — und redete — obgleich ein weltlicher Fürſt — nur von geiſtlichen Dingen, faſtete und wachte ganze Nächte hindurch im Gebete, und befahl ſeinen Höflingen, desgleichen zu thun, hielt mehrere Kirchen-Concilien, wachte über die Heilighaltung des Sonntags, und — was ſeine ſpätere Canoniſation am ſchnellſten begreiflich macht — beſchenkte die Kirche reichlich. So arbeitete er ſich denn zum Heiligen hinauf.

---

*) Noch jetzt bemerkt man an der Kirche zu Aarſchot in der Decke die Oeffnung, aus welcher Gabriel herabſtieg.

ungeachtet er mehrere uneheliche Kinder zeugte, ſich — gegen Jeſu Verbot — von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin ſcheiden ließ, weil ſie ſeiner Concubine nicht anders vergeben wollte, als mit Gift, und ungeachtet er, bloß wegen verletzter Eitelkeit, ſeine beiden Schwäger zum Tode verurtheilt hatte.

29. März.

Die „goldene Legende,“ ein Buch, das ehedem ſtatt des Neuen Teſtaments geleſen wurde, aber jetzt ſehr in Abnahme gekommen iſt, erzählt von dem Heiligen, welcher an dieſem Tage verehrt wird, nämlich von dem Ritter Euſtachius, daß er von vornehmer Geburt, aber wie der Adel ſeiner Zeit, ſehr unwiſſend geweſen ſey. Um einen beſchaulichern Lebenswandel anzutreten, ging er in eine Abtei. Aber da er nicht leſen konnte, ſo vermochte er nichts anderes herzuſagen, als **Ave Maria**. Dieſe Worte wiederholte er, wo er ging und ſtand. Nach ſeinem Tode wurde er auf dem zur Abtei gehörigen Kirchhof begraben. Kurze Zeit nachher wuchs aus ſeinem Grabe eine Lilie — bekanntlich Mariens Blume*) — hervor, und auf jedem Blatte dieſer Lilie ſtand in Goldbuchſtaben **Ave Maria**! Die Mönche, welche ob des Mirakels nicht wenig erſtaunten, öffneten das Grab, und fanden die Wurzel der Blumen im Munde des Todten. Nun merkten ſie, daß ſeine Devotion für die heilige Jungfrau durch das beſtändige Recitiren des **Ave Maria** ihm dieſe Auszeichnung verſchafft habe.

---

*) Vergl. S. 227 Anm

30. März.

Quirinus, römiſcher Tribun, ſtarb den Märtyrertod i. J. 130 zu Rom, welche Stadt der erſte Quirinus (Mars) erbaut haben ſoll. Der Grund, warum der Namensvetter des römiſchen Kriegsgotts ſich zum Chriſtenthum bekehrte, war, weil er geſehen, wie der von ihm gefeſſelte Pabſt Alexander von einem Engel hinweggeführt wurde.

31. März.

Balbina, des vorerwähnten Quirinus Tochter, hatte — einen Kropf, wurde aber von einem Engel, der trotz ihres Kropfes ihre Tugend in Gefahr glaubte, von jenem Halsübel befreit, aber unter der Bedingung, daß ſie die Blume ihrer Jungfrauſchaft bewahre. Sie ſtarb in demſelben Jahre wie ihr Vater, den Märtyrertod. Köln beſitzt ihre Reliquien. Als man einmal ihren Kopf hinwegnahm, erloſchen die Wachskerzen auf dem Altar von ſelbſt, und entzündeten ſich wieder als man den Schatz an ſeinen Ort legte.

April.

Sinndeute des Monatszeichens:

„der Stier.“

Taurum Cytherea tuetur.
Manilius.

Daß der chriſtliche **Oſtermonat** der heidniſchen Göttin **Oſtera** ſeine Benennung verdankt, bezweifelt Niemand mehr, denn Beda, der Angelſachſe, ſagt (in ſeinem Buche de ration. temp. c. 13), daß die Angeln (in England) den April Eoſturmonat nennen, nach ihrer vormaligen Göttin Eoſtre, der ſie in jenem Monat Feſte feierten, deren Namen ſie jetzt der Zeit des Paſcha geben, mit einem alten, ehrwürdigen Wort der neuen Feier Freuden benennend. Dieſe Stelle, meint Barth (Altd. Rel., S. 117), beweist, daß die Angeln im angehenden Frühjahr ein Oſterfeſt gefeiert, an deſſen Stelle dann das chriſtliche Auferſtehungsfeſt trat. Da, nach Beda, das Jahr am 25. December anfing, wenn der Tag zum Erſtenmal ſich wieder verlängert, ſo mußte auch der Oſtermonat am 25. März anfangen (wo die Befruchtung der Erde durch die Lenzſonne ſtatt findet). Die Oſterfeier war die des eintretenden Frühlings, wenn die Sonne die Nachtgleiche überwunden. Das will man auch aus dem Namen ſchließen: East heißt aufgehend, Oſt: Morgenſeite, urſprünglich wie oriens, das Entſtehende, Hervortretende (von ὁράω, ſehen, ὄρος, hebr. Or, [illegible] Licht), latein. os, oris die Oeffnung, ostium Ausgang, ὄσσομαι ſehen, ὄσσε Augen, Singularform ὄκκος, oculus ſanskr. aksha Auge, womit verwandt oksha Ochſe, denn wie das Horn = κέρας dem Bliz = κεραυνός den Namen gab, ſo der Stier = ταῦρος, taurus dem Stern = τήρας, ſanskr. taras, perſ. stara, ἀστήρ, astrum, stella, (corr. aus sterla Stirn und Hirn — κεραύνιον, ceraunium — als Lichtſeite des thieriſchen Körpers, verſtirnen ſ. v. a. verſternen.) Wenn jedoch Frankenſtein in den Nordg. Alterth. Oſtra mit der ſyriſchen lukgebornten Mondgöttin Aſtara oder Aſtaroth, Aſtarte zuſammenſtellte, ſo iſt dieſer Vergleich zwar an ſich ſelbſt nicht unpaſſend, aber nicht etymologiſch gerechtfertigt, denn in dem orientaliſchen Namen iſt *star* (Stern), in der Oſtra aber Oſt die Stammſylbe. Da die Angeln urſprünglich Sachſen waren, und der Sachſenbekehrer Karl der Große, nach ſeinem Biographen Eginhard, den Monaten vaterländiſche Namen gegeben hatte — alſo bis dahin ſchon beſtehende, heidniſchen Urſprungs — denn die Franken hatten bis dahin lateiniſche oder andere fremde Namen gebraucht, er aber den April Oſtermonat nannte, ſo iſt die heidniſche Abſtammung des Namens „Oſtern“ erwieſen. Mit Barth zu reden: „iſt Oſtar eine deutſche Benennung, welche bei den unter einer Ueberzahl romaniſirender Gallier ſich verlierenden Franken außer Uebung gekommen war.“ So iſt Oſtern durch ganz Deutſchland die Benennung des Auferſtehungsfeſtes (der Natur) geworden und geblieben. Aus England kann es nicht herübergegangen ſeyn, ſondern dort lernte man es durch ſächſiſche Einwanderer (Angelſachſen) kennen, und der mit dem Feſte längſt verknüpfte Begriff der Heiligkeit beſtimmte die chriſtlichen Bekehrer, wenn auch widerſtrebend, es beizubehalten. *Ostoron* war die Benennung des Heidenfeſtes (Otfried in dem Evangelium I., Cap. 22). Auch die etymologiſche Verwandtſchaft von Feier und Feuer weiſt darauf hin, denn auf dem Oſterberg*) bei Gandersheim brannten der Oſtera Freudenfeuer, die ſich noch jetzt in dem Oſterfeuer an einigen Orten erhalten haben. Die Landleute an der Weſer und Elbe zünden am dritten Oſtertag noch jetzt ein Oſterfeuer*) an (Reynitzſch, über Truthenſteine S. 147), wie ſolche am Feſte der Oſtera auf den ihr geweihten Anhöhen, z. B. auf dem Oſterberg bei Gandersheim, ſtattfanden. Die größere Heiligkeit der Flamme ſuchte man durch Reiben zweier Hölzer zu erzielen**). Wer durch daſſelbe lief, Menſch

---

*) Es gibt in Deutſchland noch ſehr viele Orte, deren Name ſich auf die Frühlingsgöttin der Sachſen bezieht, als: Oſterbeck, Oſterborn, Oſterberg, Eſterberg, Oſterhagen, Oſterholz (in der Gegend von Seinsheim), Oſterwald, Oſterwieſen, Oſterhofen, Oſterloch (eine Höhle im Landgericht Sulzbach), unweit davon der Markt Oſternohe, Oſtra (Vorwerk bei Dresden), Oſtrau (Dorf bei Halle a. d. S.), Oſtergard (wie

---

auch eine ſchwediſche Inſel heißt), Oſterburg (in der Altmark), Oſterkuppe (in Thüringen) u. a. m. Der Eggerſtein im Lippeſchen wird fur eine der Eoſtra geheiligte Stelle gehalten, die jetzige Benennung verdorben aus Eoſterſtein (Grater Bragur IV. S. 36); dann wird ein im Schaumburgiſchen auf einem alten Stein gefundenes Bild mit nicht zu entrathſelnder Schrift auf dieſe Gottheit bezogen. (Barth S. 269.) Der Oſterſtein im Blankenburgiſchen, achtzehn Fuß hoch, vierzig Fuß im Durchſchnitt, hat behauene Löcher, welche anzeigen, daß dort Altar und Bild der Göttin geſtanden habe.

*) In Norddeutſchland fanden ſie zu Oſtern Statt, alſo der Oſtra zu Ehren, welche in Sachſen, Thüringen und im Harz vorzugsweiſe verehrt ward, in Süddeutſchland hingegen am Johannistag, dort bezeichnen ſie Frühlingsanfang, hier Sommermitte.

**) Dieſer Brauch ſtammt vom Feuerdienſt der alten Parſen, und fand ſich auch bei den Hellenen vor, denn das Feuerfeſt auf der, dem Hephaſtos heiligen, Inſel Lemnos im Frühlinge zeigt dieſelbe Erſcheinung. Dort verlöſchten alle Feuer vor Beginn des Feſtes, und durch Reiben zweier Hölzer wurde das neue gewonnen, und damit verſorgten ſich die Haushaltungen. Damit vergl. man den am Charſamſtag herrſchenden Aberglauben über die Kraft des in der Kirche zum h. Grabe in Jeruſalem entzündeten Feuers, ebenſo S. 179. über das Opferfeuer der Brahmanen am Frühlingsfeſte Hul. Auch das im Frühlingsanfang gefeierte Palilienfeſt der Römer ware hieher zu ziehen, weil die Hirten nebſt ihrem Vieh über das Feuer ſprangen, damit das Jahr hindurch keine Krankheit Macht über ſie habe. Aus dieſem Grunde nahm man zu dieſem Mittel auch bei großen Seuchen und Viehſterben Zuflucht, und nannte es Nothfeuer. Ignis fricatus de ligno wird es in den Capitularibus Caroli M. V. c. 2. genannt. Karl der Große hatte es als heidniſchen Brauch verboten. Nichts deſtoweniger „reiten noch jetzt unſere rechtgläubigen Bauern am Oſtertag die Pferde ins Oſterbad" (Reynitzſch a. a. O. S. 143), und v. Eckhardt berichtet in den Comment. de reb. Franc. Or. I. p. 425., daß am Oſtermorgen er einige Pferdejungen geſehen, welche durch ſtarkes Reiben mit und Vieh, blieb geſund durch das ganze Jahr. Neben dem Oſterfeuer ſpielte auch das Oſterwaſſer im Cultus der Oſtra eine wichtige Rolle. In der Nacht ihres Feſtes oder beim Beginn der Morgenröthe wuſchen in der ihr geheiligten Quelle die Jungfrauen ſich das Geſicht, um es ſchön zu erhalten, denn Oſtra war die ſächſiſche Venus. Aber ſchweigend, ohne den Begegnenden zu grüßen, noch dem Grüßenden zu danken, mußte es geſchehen, wie jede myſteriöſe Handlung, ſonſt war die zauberhafte Wirkung vernichtet. Dieſer Glaube an die Kraft des Oſterwaſſers*) iſt in den ſächſiſchen Landen, wie auch in der Alt-

---

dürrem Holz Feuer hervorbrachten, damit Kräuter kochten und ſolche aßen, des Glaubens, wer davon eſſe, ſey das ganze Jahr hindurch vor dem Fieber geſchützt. An vielen Orten der Altmark, lieſt man in Kuhns „märk. Sagen“ S. 312., werden am Abend des erſten und zweiten Oſtertags Feuer angezündet. Man errichtet auf den Anhöhen Standarten, an denen man oben Theertonnen, Bienenkörbe u. dgl. befeſtigt. Um die Stange herum werden ebenfalls leicht Feuer fangende Gegenſtände gelegt. Während des Brennens umtanzt das junge Volk das Feuer, nachher ſammeln die ältern Dorfbewohner die Aſche, die ſorgfältig aufbewahrt wird, weil ihr bei Viehkrankheiten heilende Kraft zugeſchrieben wird. Man glaubt auch, daß ſoweit das Feuer leuchte, im folgenden Jahre das Korn gedeihe, und keine Feuersbrunſt entſtehe.“ Bonifaz, der Apoſtel der Franken und Heſſen, nennt dieſe Oſterfeuer ignes paschales, aber, wie Grimm bemerkt: „aus der Oſterkerze, die an demſelben Tag in der Kirche entzündet wird, laſſen ſie ſich nicht ableiten.“ Beweis dafür iſt, daß in dem Verzeichniß deutſcher heidniſcher Gebräuche, welche Biſchof Ferdinand von Paderborn im Vatikan entdeckt hat, der 15. Titel vom Nodfyr ſpricht. Die im Jahr 742 in Deutſchland gehaltene erſte Kirchenverſammlung machte den Biſchöfen die Abſchaffung der „Nothfeuer“ zur Pflicht, und das Kapitular Karlmanns ſetzte auf deſſen Uebertretung 2½ Unzen Goldes (20 Thlr.) Strafe. Indeß blieb es doch beim Alten und die Kirche geſtattete es, weil es geſchah um — die Hexen zu vertreiben.

*) Die Entſtehung dieſes Aberglaubens verdankt man wohl der Beobachtung, daß das im März, wo die Erde ſtark dünſtet, geſammelte Waſſer ſeiner beſondern Eigenſchaften halber die Kraft hat, der Fäulniß zu widerſtehen, daher auch Tinte, die von Märzſchnee angeſetzt wird, nicht leicht ſchimmlig wird. Märzwaſſer in Gefäßen erhält ſich Jahrelang friſch. Sammelt man es überdies vor Sonnenaufgang, ehe noch die wärmenden Sonnenſtrahlen im Waſſer und in der ſie um-

mark jetzt noch nicht verſchwunden. Auch hier ließe ſich nach Indien hinweiſen, wo die Einwohner an ihrem Frühlingsfeſte ſich wechſelſeitig anſprützen. Oder ſollte den Sachſen durch die unter ihnen wohnenden Sorben, einer ſlawiſchen Völkerſchaft, dieſe Sitte zugekommen ſeyn? denn wie bei den Perſern, fand auch bei den heidniſchen Slawen am Frühlingsfeſte ein gegenſeitiges Waſſerbegießen in Rußland, Polen, Ungarn, Böhmen u. a. O. ſtatt (Hanuſch, ſlaw. Myth. S. 197). Grimm weiſt dieſen Brauch auch bei den celtiſchen Bewohnern der Pyrenäen nach. Wollte man vielleicht eine ſymboliſche Feuer- und Waſſertaufe damit bezwecken? denn geſühnt, gereinigt, wünſchte man in die neue Zeit hinüber zu kommen. Ebenfalls perſiſcher Abſtammung ſind die Oſtereier*), denn in Zoroaſters Schöpfungsgeſchichte wird erzählt, daß der Erſtgeborne der Schöpfung, der Ur-Stier, das Welt-Ei mit ſeinem Horne geſprengt habe, woraus dann die einzelnen Weſen hervorgekommen. Dieſe Mythe, welche übrigens auch in Japan gekannt iſt, paßt genau

---

ſelben befindlichen Luft eine Veränderung hervorbringen, iſt es deſto beſſer. Nun fällt Oſtern in den März, oder zu Anfang April, daher verlegte man das Waſſerholen auf eine heilige Zeit, weil an den Begriff der Heiligkeit ſich auch jener der Unverweslichkeit knüpft.

*) Auch unſere gefärbte Eier kannten ſchon die alten Parſen. Am Frühlingsfeſte (Nurus: Neulicht) wurden ſie ausgetheilt (Hammer, W. Jahrb. III. p. 153). Roth waren ſie, um auf das Sonnenfeuer anzuſpielen. In einem alten polniſchen Liede wird der Sonne am Frühlingsfeſt Letnice ein Ei angeboten. (Hanuſch a. a. O. S. 197.) Dies erinnert an das Ei des im Feuertode ſich verjüngenden Phönix, welcher ſchon im Namen der rothe (φοινίκειος) iſt; und daß dieſer fabelhafte Vogel das ägyptiſch-phöniziſche Symbol des abſterbenden und ſich wieder erneuernden Sonnenjahrs war, iſt ja eine bekannte Sache. Die beiden Hälften des geborſtenen Eies ſind die Helme oder Hüte, der aus dem Ei entſtandenen Dioſcuren Caſtor (Nacht = Winter), und Pollux (Tag = Sommer) geworden, denen zu Ehren die Griechen an ihrem Feſte in einem eirunden Kreiſe nach Eiern um die Wette liefen. Daß ſie, wie die Oſterfeuer — die ſchon oben mit den Sühnopfern am römiſchen Palilienfeſte, und denen auf der Inſel Lemnos verglichen wurden — reinigende Tendenz haben mochten, ließe ſich wenigſtens aus Juvenals Worten (Sat. 6, 517): „Nisi se centum lustraverit ovis“ vermuthen.

auf das Zeichen des „Stiers“, in welchem die Sonne im April weilt, welcher Monat nicht ab aperiendo terram, ſondern von der Aphrodite (oder Afra, wie Venus zuweilen bei den Römern hieß,) den Namen hat, und dieſe war von den Aſtrologen als Planet dem Monat April zur Regentin vorgeſetzt, was ſich wegen ihres Prädicats „genitrix“ (als Urheberin aller Weſen) vollkommen für ſie ſchickt. Dem April alſo ſteht Venus vor, „taurum *Cytherea* tuetur“ ſagt der römiſche Poet; aber ihre Verbindung mit dem Stier läßt vorausſetzen, daß ſie um dieſe Zeit Kuhgeſtalt annimmt. Daß ihr an ihrem Feſte Kühe geopfert warden (Herrmann „Feſte v. Hellas“ I. S. 151) wäre ſchon ein ſtarker Beweis für ihre Identität mit der „ochſenäugigen“ Here, deren Prieſterin in Argos zwei weiße Kühe vor ihren Wagen ſpannte; wenn uns auch nicht Pauſanias (III., 13.) belehrte, daß Here auch Aphrodite heiße, weshalb auch Cypris, wie Venus auf Cypern hieß, bei den Tuskern in der latiniſirten Form Cupra, das Prädikat der Juno oder vielmehr ihr anderer Name war (Sil. 8, 434). Daß Juno die von ihr in eine Kuh verwandelte Io ſelber ſey, kann um ſo weniger bezweifelt werden, weil Beide in Argos gleicher Verehrung genoſſen. Wie nun im Vollmonde des „Widdermonats“ Pan als Widder ſich mit der Luna begattete (Georg. 3, 393), ſo ward die Conjunction der Sonne und des Mondes im „Stiermonat“ unter dem Bilde einer Hochzeit des Sonnengottes und der Mondgöttin in der Geſtalt von Stier und Kuh dargeſtellt. In Aegypten feierte man um jene Zeit, wo Zeus mit der Io den Epaphus gezeugt hatte, das Feſt der Empfängniß der Iſis durch Oſiris, in Samos das „heilige Beilager“ (ἱερος γαμος) des Zeus und der Here, in Böotien die Entführung der Europa durch den Zeusſtier, bei Theben im Teumeſſus zeigte man noch die Brauthöhle (Welker, kret. Kol. in Theb. S. 21), in Kreta buhlte um dieſe Zeit Paſiphae mit dem Stier ꝛc. Das Brautbett der Juno oder Here zeigte man aber nicht nur in Samos (Lactant. I., 17), ſondern auch in Argos (Paus. II., 17), überhaupt an allen Orten, wo der Cultus am Frühlingsfeſte die Begattung des Sonnengotts mit der Erd- oder Mondgöttin, die jährliche Wiederſchöpfung der Natur dramatiſch vorſtellte. Auch die alten Deutſchen nannten die Oſterzeit eine Hochzeit. Doch ich will hier einen gefeierten Forſcher auf dem Gebiete germaniſcher Vorzeit ſelbſt reden laſſen. „Hochzeit iſt, nach dem gewöhnlichen Wortverſtand, ein Unſinn, denn die Zeit iſt weder hoch, noch tief, und als bildlicher Ausdruck ganz verfehlt, weil der Vergleichungspunkt mangelt. Dennoch iſt Hochzeit eines der älteſten Wörter unſerer Sprache, aber das Alter rechtfertigt einen tauſendjährigen Unſinn nicht. Der Sinn des Wortes muß daher ein anderer ſeyn. Wenn es am Himmel Zeit iſt, ſo kann man ſie eine hohe nennen, um dadurch Ort und Zeit in ihrer Verbindung zu bezeichnen, und das iſt der alte Begriff von Hochzeit. Wann iſt es am Himmel Zeit? In der Frühlingsgleiche, denn verſäumt der Sonnenheld dieſen Punkt, ſo beherrſcht der Winter das ganze Jahr.“ (Unterſ. z. Heldenſ. Seite 195). An demſelben Orte (S. 168. 170) ſagt Mone: „Wenn es im Lied vom hörnen Siegfrit heißt, daß der Drache an einem Oſtertage ein Menſch ward (Nr. 22) und der Chriemhielt verkündigte, daß er über fünf Jahre ſeine menſchliche Geſtalt wieder bekäme, und ſie dann heirathen würde (26., 27), dann müſſe ſie mit Leib und Seele zur Hölle fahren bis an den jüngſten Tag (28), ſo ſind unter Jahre Monate zu verſtehen. Die älteſte Ueberlieferung war dieſe: der Drache (die Winterſchlange Ahriman, der von Apollo beſiegte Python, der von St. Georg im Frühling — am 23. April — erlegte Lindwurm) beſitzt Chriemhielt 6 Wintermonate 6 Klafter unter der Erde und verliert ſie um die Oſterzeit, dann beſitzt ſie Siegfried ebenfalls 6 Monate, und wird wegen ihr (wie Hagen) ebenfalls umgebracht, wie der Drache (durch ihn). Mit dem Begriff der Oſtern iſt die höchſte Wonne ausgedrückt, vorzüglich wird das Wort für Liebesverhältniſſe gebraucht*). Daß dabei der Tag (Oſtertag) herausgehoben wird, verräth planetariſche Bedeutung, denn im natürlichen Jahreslauf beginnt Licht, Wärme und Sommer nicht mit dem Oſtertag, ſondern früher oder ſpäter, je nach der Witterung. Aus der Anwendung dieſer Begriffe erſieht man, daß dieſe Vorſtellungen nicht mit Chriſti Auferſtehung zuſammenhängen und keinen chriſtlichen Urſprung haben. Die Stelle beweiſt auch eine alte und volksmäßige Wichtigkeit der Oſtern, deshalb iſt die Erwähnung der Oſtern im hörnen Siegfrit keine müßige Zugabe. Bedenkt man ferner, daß Oſtra eine Göttin war, ſo ſcheint der Zuſammenhang klar. Siegfrit (oder wer es ſonſt war) kämpft mit dem Winterdrachen 6 Monate um die eingeſperrte Oſtra, der Winter wird beſiegt, der Held vermählt ſich mit der Göttin, und der Hochzeitstag heißt davon Oſtertag. So können freilich Liebende ſich gegenſeitig Oſterwonne heißen[*], ſo kann man die höchſte Luſt Oſtertag nennen, das Oſterlicht Heilszeichen ſeyn[**])". Iſt nun mit dem Oſtertag der Begriff Hochzeit verknüpft, ſo wird das von der Jugend unternommene Oſtereierſuchen in den Gärten, wo man ſie in die Büſche verſteckt, welchen Scherz Kreißler (Altſächſ. Alterthümer Seite 83) vom heidniſchen Oſtrafeſt herleitet, nur erotiſche Bedeutung[***] haben; am wenigſten wird dann in dem Oſterfladen der Hochzeitkuchen verkannt werden *), denn an den Frühlingsfeſten

---

*) Triſtan V. 926.

---

[*] Titurel 49b.

[**] Auch die winterliche Beſitznahme der Chriemhild durch den Drachen konnte man Hochzeit nennen, da ja bei den Hellenen der Raub der Proſerpine durch den Höllenfürſten als eine Hochzeit dargeſtellt wurde (Prellers „Demeter" S. 123).

[***] Dies ergibt ſich auch daraus, daß in manchen Gegenden, wie in Würtemberg, neben den Eiern auch vom Zuckerbäcker gelieferte Häschen in die Büſche geſteckt werden. Den Haſen wird aber Niemand eine Beziehung zur Oſterfeier zugeſtehen, wohl aber ſollen ſie als tüchtige Märzhaſen, d. h. als Helden im Dienſte der Venus, an die Wiederſchöpfung der Natur um die Oſterzeit mahnen. Deswegen war der Haſe der Aphrodite heilig, und die Stadt Aphrodiſias wurde an der Stelle erbaut, wo ein Haſe in einen Myrtenbuſch geſchlüpft war (Paus. III 22, 9.), denn auch die bräutliche Myrte war der Venus geweiht, daher die Abneigung der keuſchen Diana gegen jene Pflanze (Callim. Art. 200). Vollends war der Garten der eigentliche Bereich der Venus, ſie ſtand (wie Priap) den Gärten vor, und hieß deshalb ἱεροκηπίς. Die Bilderſprache der Vorzeit verſtand unter dem Garten das weibliche Organ, dorthin gehören allerdings die Eier. Ein ſolcher Bezirk war Eden (Wolluſt = ἡδονή) in deſſen Mitte der Baum des Lebens ſtand, der ſich nach der Tradition in den Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen umwandelte, als Eva von der Frucht gegeſſen hatte, welche

---

ihr Geburtsſchmerzen verurſachte, und — was die Folge des Geborenwerdens iſt — der Unſterblichkeit verluſtig machte. Ein ſolcher Garten war es, aus welchem Hercules die Aepfel der Heſperiden ſtahl, mit welchen Hippomenes ſeine Geliebte beſiegte. Was die Adonisgärtchen, welche die Weiber am jährlichen Todtenfeſte des Adonis in Syrien beſorgten, für ein Symbol waren, iſt nun klar, ſie ſollten nämlich eine Bürgſchaft ſeyn, daß aus dem Tode neues Leben entſtehe, die abgeſtorbene Zeit ſich wieder verjünge. Weil nun κῆπος nicht bloß einen Garten, ſondern auch das weibliche Organ bedeutet, darum hielt der Cultus auf Cypern der Venus heilige Gärten, in Athen hieß ſie die „Garten-Aphrodite" (Paus. I. 19. 2. vergl. Petron. Sat. c. 28.), und in Rom Puta (Colum. R. R. 10. 286., Plin. XIX. 19. 1.). Priap beſchützte die Gärten (Horat. Sat. I. 8. 7.). Auch im europäiſchen Heidenthum konnte dieſe Vorſtellung nicht unbekannt ſeyn, wie die Verjüngungsäpfel der Iduna — deren Namen an Eden (chald. Form: Idna) erinnert — belehren, denn Aepfel können doch nur aus einem Garten geholt werden. Die Göttin bewahrt ſie aber in einer Schachtel, nämlich in der Büchſe der Pandora, aus welcher alle Uebel (Krankheit und Tod als Folgen des Geborenwerdens) entſtrömten, und in welcher nur die Hoffnung (in welcher ſich ſchwangere Frauen befinden) zurückgeblieben war. Die Götter (Aſen) ſind Zeittheile, darum ſie beim allgemeinen Weltbrand ebenfalls nicht verſchont, und ſchon in jedem gewöhnlichen Jahre würden ſie dem Tode verfallen, wenn ſie nicht durch den Genuß von den Aepfeln Idunens ſich verjüngten. Iduna iſt aber ſelber die in den Gärten Waltende, weil ſie zur Winterszeit im Beſitze des Froſtrieſen Thiaſſi unwirkſam iſt. Von goldenen Aepfeln auf dem Baum des Lebens wiſſen auch Grimms Kindermährchen (Nr. 17. 121.)

*) Man darf beim Kuchen zugleich an den Mutterkuchen (placenta drückt Beides aus) denken, darum wurden von den Frauen Jeruſalems der Mondgöttin Kuchen geopfert (Jerem. 7, 18.), damit ſie die Unfruchtbarkeit von ihnen nehme. Aus gleichem Zwecke auf Samos der Here als Beſchützerin der Ehen, und der Aphrodite auf dem Berge Eryx in Sicilien; die der Veſta an ihrem Feſte geopferten hatten ſogar die Figur des männlichen Gliedes eingedrückt; die Iſisbrödchen aber das weibliche Organ. Im Frühlingsanfang feierten die Römer ein Feſt der „Kuchenfrau" Anna Perenna, die bei Bovilla dem Volke warme Kuchen brachte (Ov. Fast. 3, 660). Sie war die Geliebte des Mars, alſo Venus ſelber. In Indien werden dem Ehegott Pollear Kuchen dargebracht, auf Delos opferte man ſie dem Apollo; beachtenswerth aber bleibt es,

aller Völker findet ſich dieſe Opfergabe vor. Man könnte zwar die Frage aufwerfen: wem die Oſtera vermählt worden ſey? Die Mythologie der alten Sachſen ſchweigt allerdings von einem Geliebten dieſer Göttin. Wie aber, wenn ſie, wie Venus auf Cypern, androgyniſch, d. h. in Einem Bilde beide Geſchlechter repräſentirend, gedacht worden wäre? Um die Conjunction der Sonne und des Mondes, oder die Einwirkung des befruchtenden Sonnenſtrahls auf die neugefurchte Erde zu verbildlichen, paßte eine hermaphroditiſche Gottheit, eine Venus barbata, wie ſie die Römer nannten, am beſten. Hinſichtlich der Oſtera iſt zwar kein Zeugniß ihrer mannweiblichen Natur vorhanden, beachtenswerth iſt aber für unſern **Zweck** folgende Notiz in Dollen's Bibl. hist. Schaumburg (p. 418—428): „Auf dem Hauſe „Arnd" (nämlich auf einem vorherbeſchriebenen Platze zwiſchen **Bückeburg und Minden**, wo vormals ein feſtes Schloß, das Haus Arnd geheißen, ſtand) haben viele Jahrhunderte hindurch Räuber gewohnt, welche ihre Beute daſelbſt in Sicherheit brachten. Der letzte Beſitzer nannte ſich Graf Arnim. Sein Pferd war immer verkehrt beſchlagen, damit, wenn ihn Jemand aufſpüren wollte, er verfehlen mußte; an ſeinen Schuhen trug er vorn eine lange ſtählerne Spitze, auf daß er im Vorüberjagen einen mit den Füßen ermorden, oder, wenn einer ſeinem Pferde zu nahe

---

daß er dort das Prädicat: **Erzeuger** (γενέτωρ, regenerator) führt. Ein rabbiniſches Mährchen läßt den Rieſen Og ſich in die Sara verlieben, als er ſie beim Kuchenbacken antraf, und in der h. Schrift (1. Moſ. 18, 16.) wird der unfruchtbaren Sara von den drei Männern, denen ſie Kuchen vorſetzt, V. 10. ein Sohn verſprochen „wenn die Zeit wieder auflebt" (wörtl. Uebertragung, Luther überſetzt fälſchlich: ſo ich lebe!) Das waren alſo Oſterbrode. Ueberdies haben die ungeſäuerten Kuchen der Juden (wie die Schaubrode im ehemaligen Tempel zu Jeruſalem) die Nabelform der Süßbrode (πόπανα, πολυόμφαλα Clem. Al. Protr. ι. Was aber in der myſtiſchen Sprache der Nabel bedeutete, ſagt uns der Scholiaſt des Nicander: ὀμφαλόεσσαν τὴν τροφόεσσαν παρὰ τὸν ὀμφαλόν· βρῶσις γὰρ ὁ ὀμφαλός, ἐπεὶ δι' αὐτοῦ τὰ ἔμβρυα πάντα τὴν τροφὴν δέχεται καὶ ἀναπνεῖ.

kommen wollte, ſolchen abwehren konnte. Er durchſtrich alle Länder, und wurde zuletzt ein Seeräuber. Obgleich zu ſeiner Zeit Karl der Große jene Gegend mit Gewalt zur chriſtlichen Religion bekehrte, indem er nur zwiſchen der Taufe und dem Feuertode wählen ließ, ſo verehrte Arnim doch lieber Sonne und Mond. Erſterm Gott zu Ehren hatte er auf ſeinem Schloſſe einen Altar, und opferte demſelben zu gewiſſen Jahrszeiten ein Schwein*), wobei er während der Verbrennung deſſelben nebſt ſeiner Gemahlin auf den Knieen vor dem Altar zu liegen und die Sonne anzubeten pflegte. Wie er einſt eine weite Reiſe angetreten, beredeten die Heidenbekehrer die Gräfin, ſich taufen zu laſſen. Da ſie aber nicht in Bauerhäuſern den chriſtlichen Verſammlungen beiwohnen mochte, ſo baute ſie zu Prezen (einem Dorfe zwiſchen Münden und Bückeburg) ein Kirchlein, ſetzte ihren Kirchenſtand gerade vor die Kanzel, oben die Thür gegen Süden, ließ ihres Gemahls Bildniß, mit einer Lanze in der Hand und einem Opferferkel in Stein gehauen, zwiſchen die Schalllöcher am Thurm gegen Süden und zum Abſcheu erregenden Andenken (!) ihres vormaligen Heidenthums, ihren Götzenaltar in Stein gebildet, mitten vor den Thurm gegen Weſten ſetzen, ihr eigenes Bildniß zur Rechten und ihres Gatten Bildniß zur Linken am Altar auf den Knieen liegend, ein Schwein in der Flamme auf dem Altar, den Mond in Form einer Kugel gerade darüber, die Sonne in Kugelform ſchief in der Höhe dabei einmauern, welches alles noch heutiges Tages zu ſehen, nur daß der Stein geborſten iſt." Auf den erſten Blick erkennt man, daß dieſer Erklärungsverſuch der ſteinernen Bilder keine Glaubwürdigkeit verdient. Warum ſollte die Gräfin ihre eigene Schmach auf einem Kirchthurm zu verewigen geſucht haben? Hier hat man zweierlei zu berückſichtigen: erſtlich, daß noch ſehr viele Kirchen in Deutſchland Heiligthümer der heidniſchen Vorzeit bewahren, vielleicht, weil ſie ſchon früher gottesdienſtliche Gebäude waren, und nur die Form des Cultus in ihnen eine Veränderung erfahren hatte. Man wollte die

---

*) Dem Sonnengott Kreit wurde ſtets ein Eber geopfert, darum auch als Brandopfer dargebracht.

Neubekehrten durch Zerſtörung gewiſſer, ihnen heiligen Sinnbilder nicht verletzen, und machte die Kirche ſelber zu Depoſitorien derſelben; ſpätere Generationen, welchen die urſprüngliche Bedeutung dieſer Symbole nicht mehr bekannt war, weil ſich kein chriſtliches Intereſſe daran knüpfte, verſuchten ſich daher in den unſinnigſten Auslegungen. Zweitens iſt zu erinnern, daß die Mythen des geſammten heidniſchen Alterthums die Gottheiten oft als die Prieſter ihres eigenen Cultus darſtellten. So iſt der Apolloprieſter Chryſes in Troas aus einem Prädicat des Apollo, und Iphigenia aus einem Prädicat der Diana entſtanden. Im heidniſchen Europa begegnen wir ähnlichen Anthropomorphien der Götter. Aus Grimms D. Myth. (2te Ausg. Seite 599 Anm. 2) iſt erſichtlich, daß arnar ham ein Prädicat der Rieſen, wie z. B. der Winterdämon Thiaſſi, der im Herbſte — wie einſt Pluto die Proſerpine — die Göttin der Jugend, Iduna geraubt hatte, aber im wiederkehrenden Frühling — wie Pluto dem Zeus — die Geraubte dem Feuergott Loki zurückſtellen mußte, Thiaſſi alſo, als Urheber der Winterſtürme, hatte eine Adlerhaut (weil Schnelligkeit und Kraft des Aars auch die Eigenſchaften des Sturmes ſind) und dieſe bedeutet das Wort Arnar ham (Aar's Hemd). Daraus konnte verkürzt Arnim geworden ſeyn, welchen Namen Andere: Arnheim, Adlersheim deuteten. Um Mittewinter ward dem Freir ein Eber geopfert, alſo war Graf Arnim der Prieſter ſeines eigenen Cultus, hatte aber von dem Monate, in welchem das Schwein geweiht wurde, vom Windemonat (November, im December oder Julmonat fand die Opferung ſtatt) den Namen entlehnt; oder auch kann hier an den Sonnenadler Odin's gedacht werden, welcher mit ſeinem Adlerblick, wie die Sonne, die ganze Welt überſchaut. Im Winter ſcheint die Sonne ſich im Ocean zu verbergen, darum ward in Böotien Bacchus als Frühlingsſtier aus dem Meer hervorgerufen. Von Arnim heißt es nun, er habe öfter Seerauberei getrieben, eine vom chriſtlichen Intereſſe eingegebene Verunſtaltung der heidniſchen Götterſage. Das Pferd war bei den Germanen, Kelten und Slawen dem Sonnengott heilig. hier konnte Arnims Roß Odin's Schimmel geweſen ſeyn, und das verkehrt eingeſetzte Hufeiſen hatte offenbar die Beſtimmung, einer Verwechslung mit gewöhnlichen Hufeiſen vorzubeugen, wie auch noch jetzt an mehrern Kirchen als Wahrzeichen befindliche Hufeiſen die ehemalige Heiligkeit deſſelben als Symbol der Mondſichel andeuten. Die ſtählerne Spitze an den Schuhen Arnim's verbildlichte den erſten Sonnenſtrahl. Der Schuh war dem heidniſchen Norden Heilszeichen und Becher der Wiedergeburt, hier mit dem Jahrsanfang in Beziehung gebracht. Das Schwein in der Altarflamme war wieder der goldene Borſten ausſtrahlende Sonnen-Eber, der täglich von den Bewohnern der Walhalla gekocht und verzehrt wird, und täglich wieder auferſteht. Der Mond in Form einer Kugel gerade darüber und die Sonne in Kugelform ſchief in der Höhe, deuten auf die Conjunction beider Himmelskörper zu irgend einer Feſtzeit des Jahres. Die knieende Stellung Arnim's darf uns eben ſo wenig abhalten, ihn für die Sonne ſelber zu halten, ſowie auch die bekehrte Gräfin die Mondgöttin war, welche, wie Iſis von Oſiris, im Winter verlaſſen iſt, weil die um dieſe Zeit unbemerkten Wirkungen der Sonne auf ihre Abweſenheit ſchließen laſſen. Dieſes hier beſchriebene Denkmal hat aber für unſern Zweck noch eine beſondere Wichtigkeit, derenthalben wir ſo ausführlich es beſchreiben mußten. Unſer Gewährsmann fügt nämlich erläuternd hinzu: der Mond ſey die Oſtra. Und Valvaſor (Geſch. v. Krain I. p. 62) erwähnt eines männlichen Gottes Eaſter, dem die Deutſchen im Oſtermond zu opfern pflegten. Da die Deutſchen ſich den Mond zuweilen auch männlichen Geſchlechts, als Deus Lunus dachten, und die Namensverwandtſchaft von Oſtera und Eaſter offenbar iſt, ſo könnte Oſtera, wie Venus auf Cypern, ein Herm-Aphrodit geweſen ſeyn, und dieß eben wollte ich beweiſen. Paulus gibt in ſeiner „Geſchichte des Möllenbecker Kloſters“ dem Bildniß der Oſtera, die er als ein weibliches Weſen ſchildert, auch Hörner, als Symbole der Mondſicheln, im erſten und dritten Viertel. Da hätten wir alſo die ſyriſche Aſtarte und die mit dem Kuhkopf geſchmückte Iſis im europäiſchen Norden. Das von Paulus beſchriebene Denkmal iſt ein gegen Ausgang des 15ten

Jahrhunderts in dem Schaumburgiſchen gefundener Stein mit Figuren und Rundſchrift. Tief im Gebirge hatte ihn ein Bach ausgeworfen. Ein gewiſſer Ludolf hatte dieſen Stein copiren laſſen, die Schrift war aber von den Gelehrten ſeiner Zeit nicht mehr zu entziffern, zumal der Stein ſehr verſandet geweſen. Der von ihm gegebenen Beſchreibung zufolge, hielt man damals das untere Zeichen für ein Hufeiſen, und die obere runde Figur für eine umgedrehte brennende Bombe. Was aber konnten Bombe und Hufeiſen anders bedeuten, als Sonne und Mondſichel? (Kreusler Altſ. Alt. S. 91 ff.) Was Ludolf für eine Bombe anſah, war offenbar ein Ball, der die Sonnenkugel verbildlichen ſollte. Kuhn erzählt in den „märk. Sagen“ S. 313, daß auf dem Kinz bei Köpenik ſich die Jugend am Oſtermorgen noch vor Sonnenaufgang mit Ballſpielen beluſtigt; daſſelbe, ſagt er, geſchieht noch an mehrern Orten, obwohl nicht zu derſelben Tageszeit, ſo z. B. in Lagendorf in der Altmark, weder Regen noch Schneegeſtöber hält davon ab. Da dieſe Beluſtigung vor Sonnenaufgang und auch bei ungünſtiger Witterung vorgenommen wird, zu dem chriſtlichen Charakter des Feſtes aber in keiner Beziehung ſteht, ſo wird Niemand in dieſem Spiele der Jugend ein Ueberbleibſel heidniſcher Cultgebräuche am Feſte der Frühlingsgöttin verkennen. Ich erinnere hier daran, daß auch die armeniſchen Chriſten noch am Oſtertag ſich mit dem Ballſpiel beluſtigen, und dieſe helfen uns auf die Spur dieſes ſeltſamen Brauchs. Da die Armenier den Gegenden Griechenlands ſo nahe wohnen, daß dieß ein Recht gibt, auf das Ballſpiel am Feſte des Apollo aufmerkſam zu machen, ſo iſt die ſinnbildliche Bedeutung des Balls ſchon gegeben. Wenn Apollo den nach der Feuchte benannten Hyacinth (Ὑακινθος von ὑακος, ὑω) bei'm Discuswerfen unwillkürlich mit dem Ball erſchlug, ſo iſt dieß eine allegoriſche Schilderung der alle Bäche austrocknenden Juliusſonne, daher die Hyacinthien auch um Sommermitte gefeiert wurden. Ihr düſterer Charakter bezieht ſich auf die nach der Sommerwende abnehmende Tageslänge, auf das Scheiden der Sonne aus den nördlichen Gegenden. Als Sieger (Ἡλιος ἀνικητος, Sol invictus) zieht die Sonne bei beginnendem Frühling auf, am Oſtermorgen, wo Chriſtus den Tod, und ſein Urbild den Winter überwunden hat. Alsdann iſt der Sonnengott Sieger im Ballſpiel, was der Cultus in den ihm zu Ehren angeſtellten Kampfſpielen bildlich darſtellte. Daß bei denſelben es nicht auf eine bloße Unterhaltung abgeſehen war, erhellt daraus, daß die Ephoren in Sparta einen Menſchen geißeln ließen, weil er am Ballſpiel eine Neuerung gewagt hatte (Ottfried Müller's Dorier II. S. 302, 408.) War auch der Diſcus eine runde Metallſcheibe, und nicht ein Ball in unſerm Sinne, ſo ändert dieß an der Bedeutung der Sache doch nur wenig. Eben weil man die Sonnenkugel ſich darunter dachte, iſt es dieſer Spielball, an dem ſich Zeus als Kind auf Kreta ergößte. (Apollon. Rh. Argon 3. 132—141); und Clemens Alexandrinus führt ihn auch unter den Spielſachen des jungen Dionyſus Zagreus auf. Bei Euripides (Phoen. 3) wälzt der Sonnengott Helius einen Feuerball vor ſich her, ſo daß man alſo an der Richtigkeit dieſer Anſicht nicht zweifeln kann. Symbol der Sonnenſcheibe war der Diſcus, den der Sonnengott von einem Ende des Himmels zum andern fortſchleudert. Nach dem Jahre (ἔτος) hieß der Heros Eetion (Ἠ-ετίων), welcher eine ſolche Kugel beſaß (Iliad. 23. 826 sq.) Im Cultus konnte der Diſcus allerdings nicht von einem Ende der Erde zum andern, ſondern nur nach einem gewiſſen Ziele geſchleudert werden. Am Jahres- oder Frühlingsanfang, überhaupt bei dem Eintritt einer neuen Zeitperiode, paßte die Vornahme des Ballſpiels am beſten, weil auch die Sonne an einem ſolchen Tage ihren Kreislauf von Neuem beginnt. Ehedem, wo der Oſtermorgen das Kirchenjahr eröffnete, wurde deßhalb auch dieſes Spiel bedeutſam. Ein anderes Spiel der Hellenen war der Sprung. Aus der Odyſſee (8, 103. 129) iſt zu ſchließen, daß das Springen eine religiöſe Handlung war, denn es kommt nur im Cultus der Lichtgottheiten vor, nicht aber bei'm Neptun oder Pluto; was iſt ſchneller, als der Lichtſtrahl? Dieſe Hindeutung auf Wettkämpfe des griechiſchen Heidenthums wird nicht als Abſchweifung von meinem Ziele gemißbilligt werden können, weil dieſe Nachahmung der hüpfenden Bewegung des Sonnenſtrahls allein die Freudenſprünge der Sonne am Oſtermorgen (Grimm, D. M. p. 268) zu erklären vermag. Die Bewegungen der Geſtirne werden ohnehin von den Alten als Sphärentänze geſchildert. Noch wäre hier des Oſtergelächters zu gedenken, welches zu erregen die Geiſtlichkeit ehedem zu Oſterpredigten im Geſchmack des Abraham a Sancta Clara veranlaßte. Man glaubte bisher, dieſer Brauch verdanke ſeine Entſtehung dem Beſtreben, die Gemeinde nach der traurigen Faſtenzeit wieder aufzuheitern. Ich aber werde auch hier an das helleniſche Alterthum gemahnt, denn in Attica wurde im Frühlingsfeſte, das die Rückkehr des Bacchus und der Ceres aus der Unterwelt dramatiſch darſtellte, der Gott mit Spottliedern (Jamben) empfangen, und die Göttin, welche ſich auf den „Stein des Nichtlachens“ geſetzt hatte, durch eine komiſche Bewegung der Magd Baubo zum Lachen genöthigt. Iſaak, an deſſen Stelle ein „Widder“ geopfert wurde, alſo ein Repräſentant des Oſtermonats, hieß der „Lachende;“ auch ſeine Mutter hatte gelacht, als ihr die Geburt deſſelben „wenn das Jahr wieder um ſey“, von den drei Männern*) geweiſſagt wurde, denen ſie Kuchen und ein Kalb vorgeſetzt hatte. Dieß waren nämlich die unblutigen und blutigen Opfergaben am iſraelitiſchen Paſchah oder Oſterfeſte, Kuchen von den Erſtlingen der Weizenernte, — daher dieſer Monat auch der Aehrenmonat genannt — und ein Stier zum Brandopfer. Was bedeutete aber das Lachen der aus dem Hades zurückkehrenden Gottheiten? Den Eintritt der heitern Jahrszeit. Im Winter weilte die Sonne in der Unterwelt, auch die Erdgöttin (Ceres), wenn ſie ihre Saaten uns entzieht, iſt im Schattenreiche. Alſo Pluto, der ſein Reich nie verläßt, iſt der perſonifizirte Winter, und eben er heißt der „Nichtlachende“ (ἀγέλαστος). Im perſiſchen Mythus iſt der Repräſentant des Winters und des Todes die Schlange Ahriman, aber auch Pluto ſcheint als ſolche gedacht worden zu ſeyn, weil der mit ihm identifizirte Serapis von Schlangen umwickelt iſt, gleichwie Pluto's Gemahlin Proſerpine

---

*) Bekanntlich haben die Kirchenväter in ihnen die drei Perſonen der Gottheit erkannt.

— Beide deuten dieſe ihre Eigenthümlichkeit ſchon in ihren Namen[*]) an — und Letztere ſoll von dem in Schlangengeſtalt ſie befruchtenden Zeus den Dionyſus empfangen haben, welcher mit Pluto das Prädicat „Zagreus“[**]) gemeinſchaftlich hatte, ſo lange er in der Unterwelt weilte, d. h. im Winterhalbjahr, welches mit Herbſtanfang, wenn das Schlangengeſtirn (Ophiuchus) heliakiſch aufſteigt, beginnt. Aber im Frühlinge iſt Bacchus gehörnt, heißt „Hebon“, d. i. der Jugendliche, und hat einen Stierfuß. Davon das aus den Myſterien des Dionyſus ausgegangene Sprichwort: „Der Stier hat den Drachen gezeugt, und der Drache den Stier.“ (Taurus draconem genuit et draco taurum), zu deutſch: Der hörnerne[***]) Siegfried erſchlug den Lindwurm und Hagen[†]) den Siegfried, denn Sommer und Winter löſen ſich gegenſeitig ab. Ich führte dieſe Sätze nur deshalb hier auf, um zu zeigen, wie uralt die Vorſtellung vom Frühlingsſtier, die ſich nicht blos bis zum Urſtier des Zoroaſters hinauf verfolgen läßt, dieſem Urheber aller Weſen, dem die Schlange Ahriman den Tod brachte, ſondern bis zum indiſchen Stier Dharma, der in jedem ſpätern Weltalter (Jahreszeit) ein Bein verliert, ſo daß er in dem jetzigen letzten nur noch auf Einem Beine ſteht, während er im Frühlingsalter der Welt noch auf allen Vieren ſtand. Dharma (Gerechtigkeit) heißt aber der ſein Zeugeglied in der Hand tragende Stierreiter Siwa, als Urheber aller Zeugungen, welcher aber auch ein Halsband von Todtenſchädeln trägt, um anzuzeigen, daß er mit ſeinem Bruder Jama, der Beherrſcher der Todten, welcher die Seelenwaage in der Hand hält, Ein Weſen iſt. Dieſe Umwandlung des einen in den andern iſt im indiſchen Kalender durch den nach dem Dämonenbeſieger Kartkaya (der Starke) — deſſen 6 Ammen die 6 Plejaden auf dem Rücken des Stiers ſind — benannten Monat des „Stiers“ (wrisha), im chriſtlichen Mythus durch den Kampf Michaels mit der alten Schlange erſetzt; und daß der Sieg des Erzengels um Oſtern Statt gefunden haben müſſe, ſchließe ich aus dem Beſchluſſe des im Jahr 633 zu Toledo abgehaltenen Concils, das jedem Geiſtlichen bei Strafe der Excommunication zur Pflicht machte, in den Predigten am Oſterfeſte auf die Offb. Joh. Rückſicht zu nehmen, doch wohl nur, weil jener Kampf und Sieg darin beſchrieben iſt? Auf 1000 Jahre wurde die alte Schlange in den Abgrund geſchleudert und mit Ketten gebunden, nachher aber wieder losgelaſſen. Iſt das nicht wieder die abwechſelnde Herrſchaft der freundlichen und unfreundlichen Jahrhälften? Dieſe Betrachtungen führen mich auf die mit indiſch-perſiſchen Elementen ſo reichlich geſchwängerte Mythologie der Slawiſchen Völker. Urſprünglich kannten ſie nur einen weißen Gott (Bielbog) und einen ſchwarzen Gott (Czernobog), alſo Sommer und Winter. Letzterer heißt auch Czernitracica, d. i. der ſchwarze Drache (Hanuſch a. a. O. S. 186). In Maſch's „obotrit. Alterth.“ Fig. 4. hat er zwar ein Menſchen-Antlitz, aber zwei Schlangenſchwänze hängen von ſeinem Geſicht herab, was ihn als den perſiſchen Zohak zu erkennen gibt, aus deſſen Schultern zwei Schlangen hervorwuchſen, welche täglich mit Menſchenhirn gefüttert werden mußten, bis endlich der Prinz Faridun jenen Tyrannen mit einer Stier-Keule erſchlug, nach andern Angaben jedoch ihn zerſägte, eine Handlung, die ſchon Grimm (D. M. p. 742) auf die Scheidung der Jahreszeiten deutet. Aus Legis „Alkuna“ (Anh. Seite 45) erſehe ich, daß jener ſlawiſche Repräſentant der alten Schlange oder des Winters, von den Wenden als Lindwurm verehrt wurde, und daß ſie ihn auf ihrer Kriegsfahne angebracht, damit er ihren Feinden Verderben und Tod bringe. Dieſe Standarte hieß Staniza (von stan, ſtehen). „Unter den Alterthümern von Rhetra findet ſich jener geflügelte Drache wirklich vor. Er iſt von Metall und auf dem Rücken mit einer Röhre verſehen, der aufgeſperrte Rachen hat zwei Zahnreihen, die kurzen Füße haben Schuppen und Klauen, unter denen ein Scorpion (das auf die „Waage“ folgende, dem October entſprechende Monatszeichen) und ein Menſchenkopf (Andeutung des nun eingetretenen Sterbens der Natur) liegt. Der Schwanz endlich ringelt ſich zwiſchen den Bugen hinauf.“ Vorhin war der weiße Gott Bielbog als Gegner des ſchwarzen drachengeſtaltigen Czernobog aufgeführt worden. Bielbog iſt aber ſchon oft mit dem Lichtgott Belen, welchen die keltiſchen Gallier verehrten, identifizirt worden, was für unſern Zweck aus nachſtehenden Gründen hier zu bemerken von Wichtigkeit iſt. Mone wird nämlich bei ſeiner im „Anzeiger der Vorzeit“ (1837 S. 236 ff.) gegebenen Nachweiſung von Spuren des galliſchen Heidenthums in Deutſchland auf den „Farrenberg“ geleitet, an deſſen Fuße das Dorf Belſen zwiſchen Tübingen und Hechingen liegt, deſſen alte Kirche aus dem 8. Jahrhundert an dem Giebel Stier- und Widderköpfe ausgemeißelt zeigt. Aus Namen und Bildern ergab ſich, daß der galliſche Belen zu Belſen verehrt ward, zur Zeit, als die Gallier unter römiſcher Herrſchaft Schwaben bewohnten. Daß hier galliſches Heidenthum vorauszuſetzen ſey, ergibt ſich daraus, daß in der Gegend von Epinal in Frankreich, am Fuße eines gleichnamigen Berges, ein Dorf Bousemont i. e. Bovis mons (Ochſenberg) liegt. Dort nun grub man zwei ſteinerne Stierbilder aus, die im Antiquarium zu Epinal ausgeſtellt ſind. Wenn alſo die Stiergeſtalt des Bielbog auch nicht nachgewieſen werden kann, ſo iſt — bei den vielen Berührungspunkten in der Religion der Kelten und Slawen — doch wohl erlaubt, den Bielbog mit dem Belen, der doch auch gewöhnlich Menſchengeſtalt hat, hier aber, wie ſo eben gezeigt worden, zum Stiercultus in Beziehung ſteht, inſofern zu vergleichen, als ihre Herrſchaft, d. h. die des Sommers, im Monat des „Stiers“ ihren Anfang nahm. Das um dieſe Zeit gefeierte Frühlingsfeſt der Slawen hieß Turice von Tur-Stier (lat. taurus), welcher dabei in einem Abbild herumgeführt wurde (Hanuſch S. 194) Tur bedeutet in allen ſlawiſchen Idiomen einen Buckelochſen. Im Polniſchen bezeichnet Tur ſeit Einführung des Chriſtenthums ein feindliches Weſen, als welches in dieſer Zeit jede heidniſche Gottheit erſcheint. (So wurde die reizende Freia aus einer Holde eine Unholde.) Kollarz ſagt in Hinſicht des Ausdrucks Tur: Es bedeutet urſprünglich bei den Slawen: Licht, Feuer. Der Blitzeſchleuderer Perkunas, deſſen Haupt 12 Strahlen umgeben, lehnt auf Bilderwerken, die rechte Hand auf einen Stier, während die linke Hand eine Fackel hält, an welcher zwei Blitze hervorſchießen (Hanuſch S. 213). Und weil im Frühling die Wiederſchöpfung der Natur beginnt, darum wurde Tur in Kiew als Priap verehrt, was an den Stierreiter Siwa mit dem Lingam oder Phallus im Munde erinnert. Das Stierhaupt im Wappen Mecklenburgs*) würde alſo auf ehemaligen Stierdienſt in jenem Lande hinweiſen, ſo wie der Name Steyermark (Styria — Hagek ſchreibt Styr, wo andere Epochen Tyr ſetzen), welche Provinz ehedem auch eine ſlawiſche war**). Im ſcandinaviſchen Norden hätte man das Bindeglied in dem Namen des Donnerers Thor, deſſen zwei Böcke, wie die Ziege des Donnerers Zeus — aus deren Haut das Schild Aegis verfertigt war, welchem er den Sieg gegen die Feinde der Götter (Winterſtürme) verdankte — auf das in der Nähe des „Stiers" befindliche Sternbild, die „Ziege" Bezug haben. Dieſes Geſtirn verkündet bei ſeinem Aufgang die Aequinoctialſtürme und die Entladung der erſten Gewitter, in welchen der Winter Abſchied nimmt. Thrymheim (von Thrym Getöſe, was ſich ſowohl auf das Rollen des Donners, als auf das Brauſen des Sturms beziehen kann), iſt darum das Sonnenhaus, in welchem die Sonne im Monat des „Stiers“ weilt. Zuerſt, heißt es, waltete der Rieſe Thiaſſi hier, der die Jugend- und Frühlingsgöttin Iduna während des Winters in Gefangenſchaft hielt. Aber im wiederkehrenden Lenze hatte Thor mit ſeinem Hammer (dem Donnerkeil) dieſen Froſtrieſen erſchlagen, und ihn mit ſeinem Feuer nächſt Asgards Mauern verbrannt. Weiter lautet es, Thiaſſi's Tochter Skade (die den luftreinigenden Frühlingswinden, welche um dieſe Zeit eintreten, vorſtand, und die man darum unter die wohlthätigen Wirkungen der ſommerlichen Elementargeiſter zählte), Skade alſo ergriff Helm und Panzer, um des Vaters Tod zu rächen. Sie ging einen Vergleich mit den Aſen ein, und erhielt Niord zum Gemahl, mit dem ſie aber nicht harmonirt, da ſie am liebſten in ihres Vaters ſchneeigen Alpenthälern wohnt, er aber als ſommerlicher Gott — wie ſchon ſein Name andeutet, der auf das Verweilen der Sonne in nördlicher Hemiſphäre während der zunehmenden Tageslänge anſpielt — den Seefahrern günſtig, das unter ſeiner Herrſchaft ſtehende Meer vom Eiſe und den Stürmen befreit. Da Skade's Wohnung ferner ſo beſchaffen iſt, daß ſie, wie die j. Edda ſagt, oft auf Schlittſchuhen mit ihrem Bogen nach Thieren läuft, ſo iſt ſie unbezweifelt die ſich in heftigen Windſtößen zu erkennen gebende Göttin, die vom 1. bis 12. Mai in den letzten Fröſten ihren Grimm austobt. Ihr Vater hingegen, deſſen Augen Thor, nachdem er ihn erlegt hatte, an den Himmel warf und ſie in Sterne verwandelte, iſt jene Conſtellation im Zeichen des „Stiers,“ wo das Auge dieſes aſtronomiſch-mythiſchen Thiers noch jetzt durch einen ſehr ausgezeichneten Stern vorgeſtellt wird.

---

[*]) Serapis iſt der Seraph, die feurige Schlange, welche das Sterben der Iſraeliten in der Wüſte verurſachte. Proſerpine iſt die Höllenfrau Prasarpani (d. i. die von Schlangen umſchlungene) im indiſchen Mythus.

[**]) Iſt hebr. oder chald. Urſprungs, bedeutet: den Schließer. Pluto mit den Schlüſſeln des Hades, aber auch der Winter verſchließt die Erde, daß ſie ihre Gaben vorenthalte.

[***]) Sollte die Hornhaut Siegfrieds vielleicht einem Mißverſtändniß der alten Sage ihre Entſtehung verdanken, das dadurch entſtand, als man dem Repräſentanten des Frühlings Menſchengeſtalt verlieh?

[†]) Hagen iſt ſchon von Andern als der Stachel (Haken) des Todes erkannt worden.

---

*) Roſtok, Dobran (Gut), Strelitz (Pfeil) und ſelbſt Meklenburg (vergl. Mügeln in dem Lauſitzer Gebiet von Sachſen, Mogeln in Schleſien — das Wort bedeutet: „Gräbern" von den vielen Todtenhügeln, die bei den Wenden dieſen Namen führten —) ſind ſammtlich ſlawiſche Benennungen. Ein Ort Roſtok findet ſich auch in Böhmen.

**) Der Name der Hauptſtadt „Graz" (vergl. Windiſchgraz in Böhmen, und Glaz in Schleſien) bedeutet wie das ruſſiſche Gorod und das böhm. Hradek einen ummauerten Ort. Auch Görz in Tyrol wäre hieher zu ziehen.

*

1. April.

Hugo, Biſchof von Grenoble, verdankte ſeine geiſtliche Würde der Fürſprache der berüchtigten Gräfin Mathilde von Eſte bei Papſt Gregor VII. Er half auch dazu, daß Kaiſer Heinrich in den Bann gethan wurde (1112), weil er den Papſt Paſchalis zu hart drückte (?). Von dieſem Hugo erzählt ſein Biograph, daß er, „mit ſeinen Augen einen Bund gemacht", nie nach einer Frauensperſon zu ſehen, daher er „in 50 Jahren nur Eine Frau kannte". Wahrſcheinlich war es die vorerwähnte Concubine des Papſtes. Da aber der fromme Biſchof, der „faſt ſtets weinte" ſein Leben auf 80 Jahre brachte, ſo fragt ſich's, ob jene 50 von der Frühlingszeit oder von dem Reſt ſeines Lebens in Abzug gebracht werden müſſen? An dieſem Tage wird noch ein anderer heiliger Hugo, Abt des Ciſtercienſerkloſter zu Bonneval in Frankreich, verehrt, deſſen Wirkſamkeit eine der des vorigen Hugo entgegengeſetzte war, denn er verſöhnte Papſt Alexander **III.** mit Kaiſer Friedrich dem Rothbart (1177). Sonſt weiß ſein Biograph nichts Merkwürdigeres als ein Geſpenſtergeſchichtchen — das ſich vermuthlich am 1. April zugetragen — von ihm zu berichten. Der Beichtvater des Kloſters, dem Hugo als Abt vorſtand, wies einſt einen todtkranken Kloſterdiener, welcher ihm beichtete, wegen einer ſchweren Sünde, die er ſich nicht zu vergeben traute, an den Abt. Der Kranke jedoch ſtarb, ehe Hugo zu ihm kam. Er erſchien ihm aber bei ſeiner Ankunft, beichtete ihm, „mit Thränen", klagte über die große Qual, die er ausſtehen müſſe, und bat um ſeine Fürbitte. Hugo weinte zugleich mit, ſo ſehr, daß ſeine ganze Kutte davon naß wurde; als er aber den Beichtenden anrühren wollte, merkte er, daß er von ihm — in den April geſchickt ſey, denn es war nichts mehr zu ſehen und zu hören.

Ueber den Urſprung des „in den April Schickens" ſagt Hampſon in ſeiner Chronologie: die Sitte, ſich am 1. April gegenſeitig zum Narren zu haben, iſt ſehr alt. Der Britte ſagt: **making him an April** fool. d. h. ihn zum Aprilnarren machen. Unter „Aprilfiſch“ (poisson d'Avril) verſteht der Franzoſe ſowohl den Gefoppten als den Streich, den man ihm ſpielt. In Liſſabon iſt es Sitte, die Vorübergehenden mit Waſſer zu beſpritzen oder ihnen Pulver in's Geſicht zu blaſen (**Southy Lettres from Spain and Portugal p. 497**). Die Alterthumsforſcher wollten dieſe Sitte von den Quirinalien herleiten, in welchen man doch nicht das Geringſte zu einer ſolchen Parallele vorfindet. Warum dachten ſie nicht, da doch der April von der Täuſchgöttin Aphrodite (**Afra**) den Namen hat, an ihr Prädicat „Apaturia“ (die Täuſcherin)? oder an Dionyſos Apaturios (der Täuſcher), der die Seelen als „Seelenvater“ (**Liber pater**) in die Sinnenwelt einführt, wo ſie getäuſcht werden durch die groben zerbrechlichen Gewänder, welche die täuſchende Göttin (Proſerpine, Venus Urania, die Parze) webt (Creuzer Symb. III. S. 524 d. zw. Ausg.) Denn das leibliche Leben, ſo erzählt ein alter Weiſer, iſt nicht das wahre Seyn, jene Götter alſo, welche die Seelen in die Geburt herablocken, in dieſe Scheinwelt ſie herabſchicken, ſind trügeriſche Götter. Im Beginne des Frühlings, wo die Wiederzeugung aller Dinge beginnt, um dieſe Zeit, wo das Feſt des Dionyſus aus ebenerwähntem Grunde ſich durch Umtragen eines Phallusbildes auszeichnete, um dieſe Zeit wurden auch die Apaturien (das Täuſchefeſt) gefeiert, und mit dieſen war zu Samos die Feier der „Kinderfreundin“ (κουροτροφος) Demeter verbunden. Zwar legt die gewöhnliche Meinung den Apaturien einen politiſchen Beweggrund unter, aber man erwäge, daß bei dem Beſtehen des alten Glaubens der innere Sinn der meiſten Gebräuche nicht offenbar werden durfte, zumal von ſolchen, die, wie die Apaturien, mit den Myſterien zuſammenhingen. Diejenigen, welche die Feier der Apaturien in den October verlegen, wo das andere Hauptfeſt des Dionyſus begangen wird, und welchem Monat ebenfalls Aphrodite vorſteht, entwerthen zwar nicht unſere Deutung des Apaturienfeſtes, da der October vor allen andern durch Feſte ſich auszeichnete, die auf Eheſegen hinzielen — wie z. B. das Ehefeſt der Matronen zu Eleuſis, zu Ehren der Demeter θεσμοφορος, das Feſt der Pallas, Skirrophorien genannt, wobei die Frauen ausriefen: Nun iſt es Zeit, Häuſer (Familien) zu erbauen, das Hüttenfeſt der Töchter in Babylon, wo der unkeuſche Dienſt der Mylitta florirte u. ſ. f., — aber die Verlegung einer religiöſen Feier von einem Aequinoctium in's entgegengeſetzte, iſt im Alterthum keine vereinzelte Erſcheinung. Wenn wir aber auch dieſe*) griechiſche Quelle den Zweiflern preisgeben, ſo bietet doch der alte Orient manche in der Jahreszeit der Feier übereinſtimmende Paralelle. Oberſt Pearce *) hat nachgewieſen, daß es ſeit undenklichen Zeiten in Indien Brauch iſt, während des **Hul** **), das in den März oder April fällt, und ein Feſt der allgemeinen Luſt iſt, Aufträge ausrichten zu laſſen, und Unternehmungen zu beſtimmen, welche mit einer Täuſchung enden, und den Abgeſendeten oder damit Beauftragten zum Gelächter machen. Vornehm und Gering nimmt hieran Theil, und der Raya Dowlah fand, wie Hrn. Pierce erzählt worden iſt, ein großes Vergnügen daran, Hulnarren zu machen. Man treibt den Spaß hier ſo weit, daß man ſchriftliche Einladungen und Beſtellungen im Namen von Perſonen macht, von denen man weiß, daß ſie zu der im Billet anberaumten Zeit nicht zu Hauſe ſind. Und Gelächter und Spott ſtehen ſtets im Verhältniß mit der bewirkten Störung und Verwirrung. Das Hul iſt eine Frühlingsfeier, da nun das Jahr ehemals in Brittanien

---

*) Inſofern Aphrodite, die Lucrez mater rerum nennt, mit der Göttermutter Rhea Ein Weſen iſt — dies bezeugen Heſychius: Κυβηλη ἡ μητηρ τῶν θεῶν και ἡ Ἀφροδιτη und Photius s. v. Κυβηβος: Χαρων ὁ Λαμψακηνος τὴν Ἀφροδιτην ὑπο Φρυγῶν καὶ Λυδῶν Κυβηβην λεγεσθαι — ſo darf man wohl das kretenſiſche Frühlings- und Täuſchefeſt hieher ziehen. Rhea oder Cybele hatte bekanntlich ihrem gefräßigen Gatten einen in Ziegenfell gewickelten Stein, anſtatt des von ihr in der idäiſchen Höhle ſo eben gebornen Zeus zu verſchlucken gegeben. Sie hatte alſo den Zeitgott (Kronos) getäuſcht. Um welche Zeit ſonſt als im Anfang des April, wo Venus als Plejadentaube über dem Rücken des „Stiers" erſcheint, deſſen benachbartes Sternbild die „Ziege" iſt? (vergl. S. 260). Nun wird Zeus ſpäter ein Stier, eine Ziege reicht ihm

---

die erſte Nahrung mit ihrer Milch, und Tauben führen ihm Honig zu. Auch war es um dieſe Zeit, wo dem kretiſchen Minotaur, dem Moloch = Saturn Kinder geopfert wurden, welche Unterlaſſung in Aegypten das Sterben der Erſtgebornen zur Folge hatte, das Moſe mit dem Paſcha in Verbindung bringt. Der von Rhea gebotene Stein war ein ſymboliſches Kinderopfer. — Auch der nordiſche Thor täuſchte um dieſe Zeit, als Freia (Venus) verkleidet, den Winterrieſen Thiaſſi, um ſeinen entwendeten Donnerkeil wieder zu erhalten.

*) As. Res. II. p. 334.

**) Das altteutſche oder ſcandinaviſche Jul, dieſes bezeichnet die Wiederkehr des Solſtitialjahrs, das Hul die Wiederkehr des Aequinoctialjahrs.

um dieſelbe Zeit begann, ſo ſchließt Maurice (**Indian Antiquities**) daraus, daß die Ergötzlichkeiten des 1. Aprils — vielleicht auch unſer Oſtergelächter? — in Brittanien ſowohl als in Indien einen gemeinſchaftlichen Urſprung in der alten Feier der wiederkehrenden Frühlings-, Tag- und Nachtgleiche haben. Aus demſelben Grunde iſt dieſe Bemerkung aber auf jedes Land anwendbar. Die Kelten, deren Sprache und Cultus ſo viele Berührungspunkte mit Indien darbieten, konnten hier, wie in Frankreich und Deutſchland, die Vermittler dieſer ſcherzhaften Frühlingsfeier geweſen ſeyn. Daß in Indien die Quelle dieſes ſeltſamen Brauches geſucht werden müſſe, erhellt aus dem Umſtand, daß dieſer Monat dort der Maja (der indiſchen Venus) gewidmet iſt. Maja iſt im Namen die Täuſchende (v. **mag** täuſchen, davon *μαγεία* optiſcher Betrug), aber aus demſelben Grunde, wie Aphrodite, denn ſie iſt Welthebamme, Göttermutter, Urheberin des Sinnlichen, ſie iſt der Plejadenfiſch (**Venus sub pisce**, die ſyriſche Fiſchgöttin, Venus in Aſcalon mit dem heil. Fiſchweiber); und wie die Plejaden in Griechenland Tauben, in Indien aber Fiſche ſeyn konnten, erklärt der Mythus von Semiramis, die aus einem Taubenei entſtanden, das Fiſche an's Ufer gebracht hatten. Auch waren ja der Venus Fiſche und Tauben zugleich heilig; denn Beide bezeichnen den bei dem heliakiſchen Aufſteigen der Plejaden im Frühlingsäquinoctium wieder erwachten Zeugungstrieb der Natur. Dieſe Plejaden, von deren Erſcheinen viele Völker den Jahresanfang datiren, dieſe Plejaden ſind in Indien — Aprilfiſche. Somit wäre die franzöſiſche Redeweiſe **poissons d'Avril** ebenfalls erklärt.

2. April.

Zu Paolo, einer kleinen Beſitzung in Calabrien in Neapel, wurde dem Jacope Montevilla i. J. 1416 ein Knabe geboren, der zu Ehren des heiligen Franz v. Aſſiſi den Namen Franziscus erhielt. Im 13. Lebensjahre wurde er den Franziscanern zu S. Marco übergeben. Zwei Jahre ſpäter finden wir ihn plötzlich als ſtrengen Einſiedler in einer felſigen Einöde Calabriens. Im Jahre 1435 verließ er mit andern frommen Männern, die an ſeinem beſchaulichen Leben in der Wüſte Antheil nahmen, die Felsgegend, um ſich nach Paolo zu begeben, wo er den Grund zu ſeinem Orden legte. Er ließ eine Kapelle erbauen, die er ſeinem Schutzpatron, dem Heiligen von Aſſiſi weihte, und ringsum ſtanden die Zellen für ihn und ſeine Schüler. So lebte er mit ihnen 10 [illegible]. Im Laufe der Zeit ſtiftete er viele Klöſter ſeiner Regel zu Coſenza, Cortona, Milazzo u. a. O. Papſt Sixtus V. gab dem Orden den Namen der Einſiedler des heiligen Franz (v. Aſſiſi) und beſtellte i. J. 1474 den heiligen Franz von Paolo oder Paula*) zum Generalſuperior ſeiner Congregation. Im Jahre 1497 ſandte er auf den Wunſch des Kaiſers Max ſeine Religioſen nach Deutſchland. Seine erſte Regel hatte er 1493 entworfen, die Papſt Alexander VI. beſtätigte, und auch befahl, daß die Brüder des Ordens von nun an Pauliner genannt werden ſollten. Die ſpätere Regel des Stifters des Paulinerordens beſtätigten die Päpſte Julius II. und Leo X. Drei Monate nach Ausarbeitung ſeiner letzten Regel (für Frauen) erkrankte er und ſtarb als 90jähriger Greis am Charfreitag 1507 in ſeiner Zelle im Kloſter Pleſſis-les-Tours, und ſchon i. J. 1519 wurde er von Leo X. heilig geſprochen. Daß ein ſo berühmter Heiliger ſeinen Ruf auch durch etwelche Wunder bewährt habe, verſteht ſich von ſelbſt. Nicht nur lockte ſein Gebet einen Quell aus der Erde hervor, nicht nur bediente er ſich auf der Fahrt nach Sicilien ſeines Mantels anſtatt eines Schiffes, ſondern er bewirkte auch, daß ſein ihm entwendetes Lieblingsſchaf, nachdem es von diebiſchen Taglöhnern geſchlachtet und Haut und Knochen in einen Ofen geſteckt worden waren, aus demſelben lebendig wieder hervorkam, als der Heilige es bei ſeinem ſonſt gewöhnlichen Namen gerufen hatte. Als er in der Diöceſe von Policaſtro ſeinen Eſel beſchlagen ließ, und kein Geld hatte, um den Schmied zu bezahlen, befahl er dem Eſel, dem habſüchtigen brutalen Schmied das Hufeiſen wiederzugeben, worauf das kluge Thier ſogleich das Eiſen abſchüttelte, und noch 8 Meilen mit ihm lief, bis ein anderer Schmied umſonſt es beſchlug. Als er einſt bei dem Bürgermeiſter einer Stadt ſpeiſte, die ſein Gebet von der Peſt befreit hatte, ſchnitten die dankbaren Einwohner viele Stücke von ſeinen Kleidern, aber ſie blieben dennoch ſo ganz wie zuvor. Und als ſeine Schweſter Brigitte ein Andenken von ihm wünſchte, riß er ſich einen Backzahn aus, den ſie ſpäter dem Kloſter zu Paola als Heiligthum vermachte.

---

*) Deutſche Umänderung des Namens Paolo.

3. April.

Richard, 13. Biſchof zu Cheſter in England, gebürtig aus Worcheſter, ſtudirte zu Orford und Paris die Philoſophie, in Bologna das Kirchenrecht, und bei den

Dominicanern in Orleans die Theologie, kehrte hierauf in ſein Vaterland zurück, wo er Canzler des Erzbiſchofs von Canterbury wurde, ſodann zum Biſchof von Cheſter avancirte. Von einer ſpätern Reiſe nach Rom brachte er Litteras Apostolicas des Papſtes Innocenz IV. mit, die nicht nach dem Geſchmack des Königs waren, ihm daher deſſen Ungnade zuzogen. Ungeachtet der nun auf ihn einſtürmenden widrigen Schickſale ſetzte er ſeinem frühern Wohlthätigkeitsſinn keine Schranken, unterſtützte die Armen mit Hingebung ſeiner Habſeligkeiten, und ſpeiste in theurer Zeit 3000 Perſonen mit — Einem Brode, ohne daß dieß ganz aufgezehrt wurde! Später predigte er auf des Papſtes Wunſch den Kreuzzug in allen Städten Englands. Er ſtarb 1253, und wurde ſchon 9 Jahre nachher von Urban IV. heilig geſprochen, vermuthlich wegen der wunderbaren Armenſpeiſung (?).

4. April.

Iſidor, Biſchof von Sevilla, war römiſcher Abkunft, ſein Vater bekleidete eine hohe Stelle als Beamter zu Carthagena. Eine Verfolgung der Katholiken unter dem König der Weſtgothen, Agila, brachte jene Stadt und auch Iſidors Familie in Unglück. Dieſe flüchtete ſich nach Sevilla, wo Iſidor (560) geboren wurde. Der Wohlſtand Severians — ſo hieß der Vater — mochte durch jenen Unglücksfall zerrüttet worden ſeyn, denn er widmete alle ſeine Kinder der Kirche. Der Erſtgeborne, Leander, wurde Erzbiſchof von Sevilla, Fulgentius Biſchof von Aſtigis (Ecija in Andaluſien), der dritte: Iſidor folgte Leander in ſeinem Bisthum nach. Iſidor war der gelehrteſte

Mann ſeines Jahrhunderts, denn es gibt kaum eine Wiſſenſchaft, in der er nicht durch werthvolle Schriften excellirt hätte. Einige darunter haben, als Auszüge aus verlornen Büchern der Alten, wie z. B. aus Varro und Sueton, noch einen beſondern Werth. Nicht minder erfolgreich als die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit Iſidors, war ſein kirchliches Wirken. Indem er die Lehre von der Dreieinigkeit gegen die morgenländiſchen Ketzer vertheidigte, welche die Monophyſiten auch in Spanien unterbringen wollten, machte er ſich um den Papſt verdient, durch reichliche Almoſenſpenden hingegen um das Volk, die Gelehrten achteten ihn wegen ſeiner vielfachen Verdienſte um die Wiſſenſchaft. So war es begreiflich, daß Iſidor in Spanien ſchon bei Lebzeiten nicht nur die Bewunderung, ſondern ſogar die Andacht des Volkes für ihn erweckte. Unmöglich konnte dieſe nur nach Einer Richtung hin ſich äußern, ſie trat Sagen bildend auf, ließ Iſidor auf Verlangen des Papſtes der ihn perſönlich kennen zu lernen wünſchte, in einer Nacht von Sevilla nach Rom zu einer Unterredung durch die Luft und wieder zurückreiſen: ein Blinder ſollte durch Berühren ſeiner Handſchuhe das Geſicht wieder erhalten haben; eine im Kindbett verſtorbene Frau durch Iſidor vom Tode erweckt worden ſeyn ꝛc. Er ſtarb am 4. April 636. Nach ſeinem Tode wurde ſeine Gruft ein Schauplatz der Wunder. Die ſpaniſche Armee rief den Beiſtand des Heiligen in ihren Kämpfen gegen die Mauren an, und jede gewonnene Schlacht, jede eroberte Stadt glaubte man ihm zu verdanken. Dem Biſchof zu Leon, Cyprian, ſoll er einſt im Traume geſagt haben, wie Toledo den Mauren wieder abgewonnen werden könne. Einen Prieſter zu Leon, Namens Martin, ſoll er mit Gelehrſamkeit buchſtäblich geſpeiſt haben, er ließ ihn nämlich einen Codex verſchlingen, wodurch er große Wiſſenſchaft erlangte. Dieſes Mährchen iſt der verkörperte Ausdruck der Bewunderung, welche Iſidor als Polyhiſtor in ſeinem unwiſſenden Zeitalter erworben hatte, wo der Fleiß nur Anſtaunen, aber nicht Nachahmung erweckte.

5. April.

Vincenz von Ferrara wurde zu Valencia in Spanien 1357 geboren, trat, nachdem er in den Studien ſich ſo ſehr hervorgethan, daß die Gelehrteſten auf ſein Urtheil in Fragen, welche die Philoſophie und Theologie betrafen, achteten, in den Dominicanerorden, und docirte ſpäter in ſeiner Vaterſtadt. In der Folge wurde er Beichtvater Benedicts XIII. zu Avignon. In einem Dominicanerkloſter daſelbſt erhielt er während ſeiner Krankheit einen Beſuch von — Chriſtus, Dominicus und Franciscus nebſt vielen Engeln, die ihn ſämmtlich zum Prediger des Evangeliums beſtellten, daher ſchlug er die ihm angebotene Cardinalswürde aus und trat nach erlangter päpſtlicher Autorität ſein Lehramt an. Er ordnete auf ſeinen vielen Reiſen in Großbrittanien und Irland, Frankreich, Spanien und Italien, überall Geißlerproceſſionen an, ſo daß oft bei 80,000 Menſchen ſich um ihn ſammelten. Obſchon er nur ſeine Mutterſprache redete, ſo wurde er doch von jedem Zuhörer verſtanden. Er beſaß aber die Gabe, ſich unſichtbar zu machen, wie die Königin von Arragonien ſich überzeugte, als ſie gegen ſeinen Willen in ſeine Zelle eindrang. Wenn er predigte, ſah man ihn von Engeln umgeben, und wenn er betete, gingen Strahlen von ihm aus. Er weiſſagte auch Zukünftiges, was ſtets eintraf. Er las die Gedanken anderer Leute und beſchämte die Hurer auf dieſe Art. Vielen ſagte er die Zeit ihres Todes voraus, erweckte aber auch Todte zum Leben. Er trieb Teufel aus, war Herr der Witterung und ſättigte Viele mit etwas Brod und Wein, ohne daß der Vorrath abnahm. Stummen gab er die Sprache wieder, und Frauen machte er durch das Zeichen des heiligen Kreuzes — fruchtbar.

6. April.

Sixtus I., Papſt und Märtyrer, liegt im Vatican neben Petrus (?) begraben, wo auch ihm Altar und Kapelle zu Ehren aufgerichtet ſind. Als 1132 die Peſt in Italien wüthete, baten ſich die Bürger zu Aliſe von Innocenz II. einen Heiligen aus, und weil damals ein Balken in der Peterskirche herunterfiel und des Sixtus Altar zerſchlug, ſo daß die in demſelben enthaltenen Reliquien geſehen werden konnten, gab ihnen der Papſt ſolche. Der Eſel aber, der ſie trug, mißbilligte die Schenkung des heiligen Vaters, denn als er auf dem halben Wege nach Hauſe war, lief er von der Straße ab, über Gebüſch und Geſträuch nach Alatri zu in die dortige — Kirche, und ließ ſich durch Schläge nicht auf andere Gedanken bringen. So kam es, daß die zu Aliſe von den koſtbaren Reliquien nur einen Finger behalten durften!

7. April.

Hegeſippus, ein Judenchriſt, Zeitgenoſſe des Papſtes Anicetus († 180), war der Erſte, der eine Geſchichte der chriſtlichen Kirche ſchrieb.

8. April.

Irenäus, der bekannte Gegner der Gnoſtiker, Biſchof zu Lyon gegen Ausgang des 2. Jahrhunderts, ſuchte in dem Streit der morgenländiſchen und abendländiſchen Chriſten wegen der Oſterfeier*) den römiſchen

---

*) Die Chriſten jener Zeit feierten im Paſcha den Kreuzestod Jeſu, anſpielend auf die griechiſche Ableitung des Wortes Πασχα, von πασχω leiden. Man nahm dabei an, Chriſtus ſey am jüdiſchen Paſcha (ſyriſche Form des Wortes Pesach, chald. Pischa, wie das Frühlingsfeſt der Hebräer, mit Anſpielung auf des Herrn ſchonendes „Ueberſchreiten“ [Pasach] der Wohnungen der Iſraeliten, 2 Moſ. 12, 13. genannt worden iſt), den Verſöhnungstod geſtorben, was aber falſch iſt, da die Juden an hohen Feſten keine Hinrichtung vornahmen. Nur die Vergleichung von Jeſu Opfertod mit dem Opferlamm, deſſen Tod ein jährliches Sühnopfer des Opferers ſeyn ſollte, gebot jenem Anachronismus zum Anſehen eines Dogma zu verhelfen. Bei der Feier des Paſcha unterſchieden ſich alſo die Chriſten in Kleinaſien von den übrigen Chriſten, beſonders den römiſchen. Beide faſteten in der Leidenswoche, und hielten zum Andenken der letzten Mahlzeit Jeſu ein heiliges Mahl, oder ſie aßen das Paſchalamm, das ſie, wie die Zeit des Todes Chriſti: Paſcha nannten. Aber die aſiatiſchen Chriſten hielten ihre Oſtermahlzeit am 14. Tag des erſten Monats (nach dem erſten Neumond) des jüdiſchen Jahrs, gleichzeitig mit den Juden, und am 3. Tag nach dieſer Mahlzeit feierten ſie die Auferſtehung Jeſu. Hingegen die andern Chriſten verſchoben ihre Oſtermahlzeit auf die Nacht, die vor dem Tag, welcher der Auferſtehung Jeſu gewidmet iſt, herging, und verbanden alſo das Andenken ſeines Todes mit dem Andenken ſeiner Auferſtehung. Jene beriefen ſich bei

Biſchof Victor mit folgenden denkwürdigen Worten zur Nachgiebigkeit zu bewegen: „Die Apoſtel haben verordnet, daß wir Niemand Gewiſſensſcrupel machen über Feiertage, Neumonde und Sabbathe. Wozu alſo die Spaltungen? Wir feiern Feſte, aber im Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, indem wir die Kirche Gottes zerreißen; wir beobachten das Aeußerliche, um das Höhere, Glauben und Liebe fahren zu laſſen. Und doch haben wir aus den Propheten vernommen, daß ſolche Feſte dem Herrn mißfallen.“ Victor mußte ſich hierauf gedulden, und die Ruhe blieb — bis zum Concil von Nicäa hergeſtellt.

9. April.

Maria, Gattin des Cleophas, [illegible] ~~Mutter~~ des heiligen Jacobus, des Bruders Jeſu, half dieſem Salben und Specereien zu ſeinem Begräbniß einkaufen. Ihr Leichnam ward aus Jeruſalem nach Conſtantinopel gebracht und in die Jacobskirche beigeſetzt. Dies hindert aber nicht, mit Italienern und Spaniern die Ankunft jener

---

ihrem Verfahren auf die Apoſtel Johannes und Philippus, dieſe auf Petrus und Paulus als Urheber ihrer Einrichtung. Die Gewohnheit der aſiatiſchen Chriſten erſchien aber den römiſchen aus zwei Gründen unerträglich. Zuerſt unterbrachen ſie durch Begehung der Oſtermahlzeit an jenem Tage, wo Chriſtus das Oſterlamm (?) gegeſſen haben ſollte, die Faſten der großen Woche; zweitens mußten ſie, da ſie ſtets den 3. Tag nach der Mahlzeit das Auferſtehungsfeſt feierten, meiſt an einem andern Wochentag als am Sonntag die Oſtern feiern, welche Verſchiebung die übrigen Chriſten für eben ſo unrecht hielten, als jene Unterbrechung der Faſten.

Heiligen bei dieſen Nationen und ihren Tod an ſo verſchiedenen Orten anzunehmen, denn da jedes dieſer Völker eine andere Stätte angibt*), ſo müſſen wohl Beide für wahrheitsliebend gelten, indem von ihnen daſſelbe behauptet werden darf, wie von den Evangeliſten: Widerſprechende Angaben ſchützen gegen den Verdacht der Verabredung.

10. April.

Ezechiel hat vielleicht von allen Propheten den wichtigſten Einfluß auf die chriſtliche Dogmatik gehabt; denn die Sünden abwaſchende Kraft der Taufe bewies man aus ſeinen Worten (36, 25): „Ich will reines Waſſer über euch ſprengen, daß ihr rein werdet von euern Unreinigkeiten", und für die leibliche Auferſtehung nach dem Tode berief man ſich auf 37, 7—10: „Siehe, es regte ſich, und die Gebeine gingen wieder zuſammen, ein Jeglicher zu ſeinem Gebeine. Und ich ſah, es wuchſen Adern und Fleiſch darauf, und er überzog ſie mit Haut, es war aber noch kein Odem in ihnen. Und es ſprach der Herr zum Winde: Komm und blaſe dieſe Getödteten an, daß ſie wieder lebendig werden. Da kam Odem in ſie, und ſie wurden wieder lebendig, und richteten ſich auf ihre Füße, und ihrer war ein ſehr großes Heer ꝛc." Die blinden Heiden, welche freilich nicht begreifen, wie Waſſer den Schmutz der Seele wegzuſpülen vermöge, und wie Gebeine, die von wilden Thieren zernagt, oder zu Knochenmehl verpulvert, ihre frühere Vollſtändigkeit wieder erlangen ſollten, oder wie das vor unſern Augen in das Blut anderer Thiere oder in Pflanzenſtoffe übergehende Fleiſch am jüngſten Tage das Gerippe wieder zu bekleiden fähig ſeyn würde — die blinden Heiden alſo müſſen ſich mit dem Syſtem der Seelenwanderung behelfen, wobei ſie den Vortheil voraus haben, die Seele nicht müßig bis zum jüngſten Tage ſchlafen, ſondern zu ſteigender Vervollkommnung ihre Reiſe durch den Weltraum fortſetzen zu laſſen *); zugleich aber auch eine treffliche Theodicee dadurch beſitzen, indem das Leiden der Thiere, die ungleichen Schickſale der Menſchen ꝛc. nicht aus einer Laune des Schöpfers **), ſondern als Folge von Verſündigungen in einem frühern Leben betrachtet werden. Dadurch wird das vollkommenſte Weſen gegen den Vorwurf geſchützt, als ſey ſeine Welt ein Schauplatz der Willkür, Ungerechtigkeit, Planloſigkeit und Mangelhaftigkeit. Das Ziel dieſer Wanderungen der Seele iſt das Aufgeben des Individuums in das All, der Zuſtand der Seligkeit: der Ort, wo Niemand mehr „Ich“ ſagt; der Zuſtand der Unſeligkeit: die Wiedergeburt, denn die Leiblichkeit iſt die Unvollkommenheit; der Leib, wie Plato ſagt, das Grab der Seele. Aber die Kindertaufe und der Reliquienhandel haben der Kirche große Summen eingebracht, ſo mußte ſie wohl, um nicht als undankbar zu gelten, den Ezechiel, auf den ſie ſich für die Rechtmäßigkeit Beider berufen konnte, unter die Heiligen aufnehmen.

---

*) Die Italiener nennen Veroli, die Spanier hingegen Cividad, wohin ſie mit St. Jacob gekommen ſeyn ſoll. An beiden Orten zeigt man Mariens Leichnam vor.

---

*) Die Verſetzung auf andere Weltkörper, die ſchon die Alten ahnten, weil ſie von einer Wanderung der Seele durch alle Sternbilder des Thierkreiſes ſprechen, iſt den Beſitzern der Offenbarung allerdings unbegreiflich, da ſie die Erde für den Mittelpunkt der Schöpfung halten.

**) Wenn Geburt und Tod, der nothwendig eine Folge der Zeugung iſt, nicht eine Strafe für eigene Schuld, ſondern für Adams Apfelbiß, warum ſind denn auch die Thiere den Geburtsſchmerzen und dem Tode unterworfen? Hat doch Ezechiel (18, 20.) ſelbſt geſagt: „der Sohn ſoll nicht tragen die Miſſethat des Vaters ꝛc.“

11. April.

Leo II. *), Papſt, aus Meſſina gebürtig, bezeichnete ſeine kurze Regierung (1 Jahr 7 Monate) durch nichts Erhebliches, als durch die Verdammung der Ketzer: Cyrus, Sergius, Honorius und Pyrrhus auf der ſechsten Synode von Conſtantinopel. Er ſtarb 684.

12. April.

Julius, Papſt (337), nahm ſich des vertriebenen Athanaſius, des Verfechters der Trinitätslehre gegen die Arianer, an. In einigen Martyrologien ſteht er den 8. Febr.

13. April.

Hermengild, König von Spanien, Bekämpfer des Arianismus, wurde von den Gegnern der katholiſchen Lehre in Sevilla belagert, entfloh nach Cordova, wurde gefangen, und weil er das Nachtmahl von einem arianiſchen Biſchof zu empfangen ſich weigerte, auf Befehl ſeines Vaters (586) hingerichtet.

---

*) In einigen Martyrologien kommt Leo I. an dieſem Tage vor, deſſen ſchon am 14. März von uns gedacht worden iſt.

14. April.

Ardalion war ein Schauſpieler, welcher chriſtliche Comödien ſpottweiſe auf die Bühne brachte. Als aber einſt einer, der den Göttern zu opfern ſich weigerte, aufgehenkt wurde, ſo bewirkte dieſer Heroismus, daß Ardalion noch während des Stückes ſich bekehrte, die chriſtliche Religion annahm, und zur Strafe unter Kaiſer Maximian (wo? und in welchem Jahr?) zum Feuertod verurtheilt *) wurde.

15. April.

Anaſtaſia und **Baſiliſſa**, zwei römiſche Matronen, beſtatteten die Körper Petri und Pauli nach ihrem Märtyrertode zur Erde, wurden darum gefangen geſetzt, ihnen die Brüſte abgeſchnitten und die Zungen ausgeriſſen, worauf man ſie aufhenkte, mit Feuer brannte, und dann enthauptete **). Dies geſchah am 15. April d. J. 66.

16. April.

Turibius, Biſchof zu Aſtorga in Spanien (420), erhielt wegen ſeines Ketzerhaſſes — er bekämpfte die

---

*) Im Zürcher und Leipz. Kalender ſteht **Tiburtius**, über welchen jedoch ich keine Nachrichten auffinden konnte. D. Verf.

**) Was für ein zähes Leben doch die Heiligen haben! Doch könnte die Wahrheitsliebe des Biographen jener heiligen Matronen leicht von denjenigen in Zweifel gezogen werden, die ſelbſt eine natürliche — weil unhiſtoriſche — Begebenheit, Petri Martertod in Rom zu beſtreiten ſich erdreiſteten.

Priſcilianer und Manichäer — von Papſt Leo ein Belobungsſchreiben. Von einem Verdachte reinigte er ſich durch Herumtragen einer glühenden Kohle um eine Kirche.

17. April.

Rudolph, ein Knabe zu Bern in der Schweiz, ſoll um das Jahr 287 von den Juden*) ermordet worden ſehn. Der Leichnam wurde mit Gepränge in die Hauptkirche geführt und neben den Altar des heil. Kreuzes begraben. Als 1440 dieſe Kirche renovirt wurde, ſetzte man den Leichnam auf den Altar, aber 1528 wurde er von den Ketzern in die Erde begraben.

---

*) Im 3. Jahrhundert gab es noch gar keine Juden in der Schweiz. Indeß iſt der Volksglaube an das Kinderſchlachten der Juden um die Oſterzeit noch heute zu beliebt, um dagegen anzukämpfen. Der im Jahr 1840 erfolgte räthſelhafte Tod eines Geiſtlichen in Damaſcus, für welchen der franzöſiſche Conſul Briſſon aus nun bekannten unlautern Gründen die dortigen reichen Juden verantwortlich machte, hatte zu ſeiner Zeit in Europa eine eigene Literatur ins Leben gerufen, deren Erfolg jedoch nur das alte Sprichwort bewährte: „Mohren wäſcht man nicht weiß." Ungeachtet zwei Säulen der Kirche, der Domprediger zu St. Stephan in Wien, Pater Emanuel Veit, ehemaliger Prior der Redemtoriſten, katholiſcher Seits, und der Kirchenhiſtoriker Auguſt Neander in Berlin proteſtantiſcher Seits, weil ſie Beide im Judenthum erzogen, von ihren reſpectiven Regierungen um ein Gutachten in dieſer Sache angegangen, einſtimmig den Ungrund eines ſolchen den Juden angedichteten Bedürfniſſes nach Chriſtenblut zum Anfeuchten der Oſterkuchen behaupteten — was ſchon aus dem moſaiſchen, mit Todesſtrafe belegten Verbot des Blutgenuſſes (ſelbſt von Thieren) einleuchten mußte, das der Talmud noch mehr verſchärft, indem er auch auf Beſeitigung von Eiern dringt, bei deren Eröffnung ſich ein Blutstropfen vorfand — ſo haben doch alle dieſe und andere erhebliche Einwendungen den gelehrten und gebildeten Pöbel ebenſo wenig zu überzeugen vermocht, als den großen Haufen. Dieſe durch Jahr-

18. April.

Apollonius, ein Rathsherr in Rom, der wegen ſeines Glaubensbekenntniſſes 185 enthauptet wurde.

19. April.

Werner, ein Knabe zu Weſel, von den Juden des Blutabzapfens wegen ermordet (1287), aber die Leiche ſpäter in einem Gebüſche vorgefunden. Seine Reliquien ſind in Bacharach, aber auch an mehrere Orte Deutſchlands, der Niederlande und Italiens vertheilt worden.

20. April.

Sulpitius und **Servilianus**, zwei vornehme Römer, fanden in dem plötzlichen Tod des Chriſtenverfolgers Aurelian den Beweis für die Wahrheit des Chriſtenthums, verlangten deßhalb die Taufe, wurden aber unter dem Kaiſer Trajan von Aurelians Bruder Luxurius angeklagt, und auf Befehl des Präfecten Arian enthauptet.

---

hunderte ſich hindurchziehende Lüge hat aber namentlich im Mittelalter, in welche Zeit der Tod des am 19. April verehrten, angeblich für denſelben Zweck geſtorbenen Werner fällt, Fürſten und Völkern das paſſendſte Mittel an die Hand gegeben, ſich, ſo oft es ihnen beliebte, als Erben der von ihnen verbrannten oder vertriebenen Judengemeinden zu erklären.

21. April.

Anſelm, Erzbiſchof zu Canterbury, geb. 1063, wirkte anfänglich als Schriftſteller, hatte aber ſchon frühzeitig Offenbarungen und Geſichte. Dadurch erlangte er ſchnell Popularität, der Mönch wurde bald Abt ſeines Kloſters, und Wilhelm von England hoffte ſchnelle Geneſung von einer ſchweren Krankheit, wenn er den Mann Gottes zum Erzbiſchof ernannte. Aber dennoch verließ er England bald wieder, und verrichtete auf der Reiſe durch Frankreich viele Wunderkuren, heilte Ausſätzige und Sterbende. Aber auch nach ſeinem Tode dauerten die Wunderwirkungen fort, denn das Balſamgefäß, mit deſſen Inhalt man den Körper balſamiren wollte, und da ganz leer war, füllte ſich von ſelbſt, und der Sarg, worein man ihn legen wollte, aber etwas zu klein befunden worden, dehnte ſich hierauf von ſelbſt aus.

An dieſem Tage begeht man auch die Gedächtnißfeier des h. Arator, Märtyrers in Alexandrien.

22. April.

Soter, Märtyrer unter der Regierung des Kaiſers Antonin (behauptete ſich 9 Jahre auf dem päpſtlichen Stuhl) und Cajus, gleichfalls Papſt und Märtyrer, der in der Diocletianiſchen Chriſtenverfolgung ſich in einer Höhle verborgen hielt, aber dennoch 296 getödtet ward. — Warum wohl Soter und Cajus in Geſellſchaft an dieſem Tage verehrt werden? Vielleicht gehen ſie ſowie Arator nicht zufällig dem h. Georg vorher? Doch das Nähere hierüber am geeigneten Orte, wenn wir von dem Charakter und der Beſtimmung des letztgenannten Heiligen eine ſo vollſtändige Kenntniß erlangt haben werden, daß die einfache Ueberſetzung der Namen Soter und Cajus ihre Beziehung zu Georg (und Arater) außer Zweifel ſtellen kann.

23. April.

Georg, der wegen ſeiner Erziehung den Beinamen: „von Kappadocien" erhalten hatte, war zu Epiphanien in Cilicien, in dem Laden eines Walkmüllers geboren. Aus dieſem niedrigen Stande arbeitete er ſich durch die Talente eines Schmeichlers allmählig empor, und die Gönner, welche er durch ſein kriechendes Benehmen für ſich einzunehmen wußte, verſchafften ihrem demüthigen Diener das einträgliche Geſchäft eines Lieferanten, der die Armen mit geräuchertem Fleiſche zu verſehen hatte. Sein Geſchäft war niedrig; durch die Art, wie er es betrieb, wurde es entehrend. Er erwarb ſich mittelſt der niedrigſten Betrügereien und Beſtechungen anſehnliche Reichthümer, aber ſeine Unterſchleife waren ſo allgemein bekannt, daß Georg gezwungen war, ſich den Nachforſchungen der Gerechtigkeit durch die Flucht zu entziehen. Nach dieſem Unfalle, bei welchem er ſein Vermögen auf Koſten ſeiner Ehre gerettet zu haben ſcheint, warf er ſich den Glaubenslehren des Arianismus in die Arme. Aus Neigung zur Gelehrſamkeit, oder aus Eitelkeit, legte er eine ſchätzbare Bücherſammlung an, die aus rhetoriſchen, philoſophiſchen und theologiſchen Werken beſtand. Und die Stimmen der herrſchenden Parthei erhoben Georg auf den Biſchofsſitz des heil. Athanaſius. Der Eintritt des neuen Erzbiſchofs glich der Beſitznahme eines barbariſchen Eroberers, jeder Augenblick ſeiner Regierung wurde durch Geiz und Grauſamkeit bezeichnet. Die Katholiken in Alexandrien und

Aegypten ſahen ſich der Willkür eines Tyrannen überlaſſen, den Natur und Erziehung geſchickt gemacht hatten, das Werk der Verfolgung zu betreiben. Allein ſeine Bedrückungen blieben nicht auf jene eingeſchränkt, ſondern erſtreckten ſich mit einer gewiſſen Art von Unpartheilichkeit über alle die mannichfaltigen Bewohner ſeines ausgebreiteten Sprengels. Der Primat von Aegypten nahm die Würde und den Uebermuth ſeines hohen Standes an; aber jeder ſeiner Schritte zeigte noch immer die Laſter ſeiner niedrigen und knechtiſchen Herkunft. Die Kaufleute von Alexandrien wurden durch die unrechtmäßigen und faſt allgemeinen Monopolien, welche er ſich in Anſehung des Salpeters, des Salzes, Papieres, der Leichenbeſtattungen und anderer Dinge zu verſchaffen gewußt hatte, in ihrem Wohlſtande äußerſt zurückgeſetzt; und der geiſtliche Vater eines großen Volkes ließ ſich herab, das ſchändliche Handwerk eines Angebers zu betreiben. Nie konnten die Alexandriner die Auflage vergeſſen, die auf Georg's Veranlaſſung von allen Häuſern der Stadt entrichtet werden mußte, und zwar unter dem längſt vergeſſenen Vorwande, daß der königliche Stifter derſelben das von ihnen beſeſſene Grundeigenthum auf ſeine Nachfolger, die Ptolemäer und Cäſaren, ein für allemal übergetragen habe. Die Heiden, welche ſich mit der Hoffnung der Freiheit und Duldung geſchmeichelt hatten, reizten ſeine fromme Habſucht, und die reichen Tempel Alexandriens wurden von dem Prälaten geplündert und verhöhnt, der mit drohender Stimme ausrief: wie lange ſollen dieſe Gräber hier noch beſtehen dürfen? Unter der Regierung des Kaiſers Conſtantius war Georg durch die gerechte Ahndung des Volkes aus der Stadt vertrieben worden, und es koſtete einen harten Kampf, ehe die bürgerliche und militäriſche Gewalt des Staats ihn wieder in ſeine Stelle einſetzen und zur Befriedigung ſeiner Rache behülflich ſeyn konnte. Der Bote, welcher Julians Thronbeſteigung zu Alexandrien bekannt machte, verkündigte zugleich den Fall des Erzbiſchofs. Georg wurde, nebſt zwei ihm ergebenen Beamten, Diodor und dem Münzmeiſter Dracontius, in Ketten geworfen und in's Gefängniß abgeführt. Am 24. December 361, — nach 24tägiger Haft — wurde durch die Wuth der Menge, welche der langſamen Formalitäten einer gerichtlichen Unterſuchung müde war, das Gefängniß aufgeſprengt. Die Feinde der Götter und Menſchen mußten ihr Leben unter den grauſamſten Beſchimpfungen aufgeben. Die todten Körper des Erzbiſchofs und ſeiner Mitſchuldigen wurden auf dem Rücken eines Kameels im Triumph durch die Straßen geſchleppt. Die Ueberreſte dieſer Böſewichter wurden in's Meer geworfen, und die Anführer des Tumults erklärten, daß es ihnen darum zu thun ſey, die Erwartung der andächtigen Chriſten zu täuſchen, und die Ehrenbezeugungen zu verhindern, welche man vielleicht in der Folge dieſen Märtyrern (!) erweiſen möchte, die, gleich ihren Vorgängern, von den Feinden ihrer Religion zur verdienten Strafe gezogen worden wären*). Die Beſorgniſſe der Heiden waren gegründet, aber ihre Maßregeln hatten den Zweck verfehlt. Der Tod des Erzbiſchofs vertilgte das Andenken

---

*) Cineres projecit in mare, id metuens, ut clamabat, ne, collectis supremis, aedes illis exstruerent; ut reliquis, qui deviare a religione compulsi, pertulere cruciabiles poenas, adusque gloriosam mortem intemerata fide progressi, et nunc *martyres* appellantur. (Ammian. Marcellin. XXII, 11.)

ſeines vorigen Lebens. Der Nebenbuhler des Athanaſius war den Arianern theuer; und die ſcheinbare Bekehrung dieſer Secte verſchaffte der Verehrung deſſelben den Eingang in den Schoos der katholiſchen Kirche. Der verhaßte Fremdling, deſſen wirkliche Geſchichte vergeſſen oder verborgen wurde, zeigte ſich unter der Maske eines Märtyrers, eines chriſtlichen Helden und eines Heiligen *). So wurde der berüchtigte Georg von Kappadocien in den berühmten Drachentödter, den Schutzpatron der Waffenübungen des Ritterweſens und des engliſchen Ordens vom blauen Kniebande (**of the garter**) verwandelt. Der Ruf, den dieſer Heilige in England erhalten hat, ſchreibt ſich erſt von den Kreuzzügen her, aber ſchon im 6ten Jahrhundert wurde er bereits in Paläſtina, Armenien, Rom und zu Trier in Gallien verehrt, wie man aus Heylins **Hist. of St. George, Lond. 1633 p. 429 in 4°.** ſich belehren kann, ebenſo aus den Bollandiſten (**Act. Sanct. III. p. 100—163**). Der Drache, welcher in der Legende vom heil. Georg eine ſo große Rolle ſpielt, wird zuerſt in einer Handſchrift des 14ten Jahrhunderts erwähnt. Dieſe abendländiſche Auffaſſung Georgs als eines Kriegers, geharniſcht und zu Roſſe *), iſt von der ältern

---

*) Baſilius und die beiden Gregore wußten nichts von dieſem ihrem heiligen Mitbruder. Papſt Gelaſius (494), der erſte Katholik, welcher den Georg als Heiligen anerkennt, ſetzt ihn unter die Märtyrer „qui **Deo magis quam hominibus noti sunt?**“ Er verwirft die **Acta** deſſelben als ein Werk der Ketzer. Einige dieſer unächten Lebensgeſchichten Georgs, wohl nicht die älteſten, ſind noch vorhanden.

) In England wurde Georg ordentlich als ein Schlachtengott aufgefaßt. „Sanct Georg!“ war der alte Schlachtruf (Toffsbroke's Dict. Antiq.**). Darum griechiſchen, die ihn nur als geiſtlichen Streiter gegen das Heidenthum darſtellt, wohl zu unterſcheiden. Nach der letztern wird der Kaiſer Diocletian durch Apollo, dem er vor andern Göttern huldigt, angeregt, gegen die Chriſten zu wüthen, wider welche des Kaiſers Statthalter im Orient wegen der Verbreitung des chriſtlichen Glaubens heftige Beſchwerden führten. Er läßt daher ein ſcharfes Edict gegen ſie ausgehen. Damals befand ſich in des Kaiſers Heer im Orient Georg, von chriſtlichen Eltern geboren. Nach des Vaters Tod begab er ſich aus ſeiner Heimath Kappadocien mit ſeiner Mutter nach Paläſtina, wo ſie Länder beſaß. Sie ſtarb. Da wandte ſich Georg zu des Kaiſers Heer. Hier ſah er die Wuth gegen die Chriſten. Da theilte

---

läßt Shakeſpeare in Richard III. den Richmond ſeine Soldaten mit folgenden Worten zum Kampfe ermuthigen:

Sound, drums and trumpets, bold and cheerfully
God and *Saint George*, Richmond and victory.

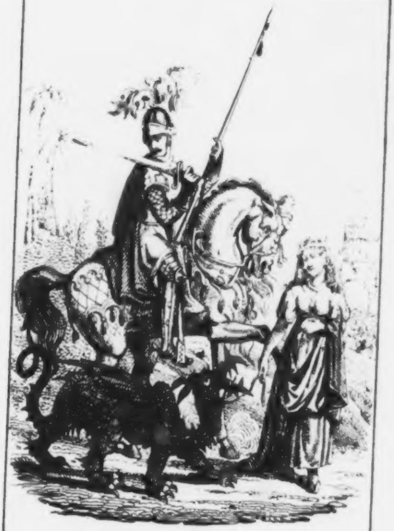
Und als Richard von Stanleys Abfall die Nachricht zukömmt, ruft er aus:

Advance our standards, set upon our foes,
Our *ancient word of courage*, fair *Saint George*,
Inspire us with the spleen of fiery dragons!
Upon them!

In Bezug auf ſeinen militäriſchen Charakter nahm Eduard III. Georgs Namen als Loſung bei Crecy, und ſeine Geſtalt als Ordenszeichen am Halsband, oder an der Halskette der Ritter des Hoſenbandes. Auch in Deutſchland ſteht der ritterliche Heilige in gleichem Anſehen. So errichtete die fränkiſche Ritterſchaft im 14. Jahrhundert eine Georgengeſellſchaft, die zum Zweck hatte, gegen die Ungläubigen zu fechten.

er ſeine Habe unter die Armen, entläßt ſeine Diener bis auf Einen, und zeugt für die Chriſten. Dieß erzürnt den Kaiſer. Er läßt Georg gefangen nehmen und abführen. Die gegen ihn gerichtete Lanze biegt ſich wie Blei. Gefeſſelt im Kerker, muß er einen ſchweren Stein auf der Bruſt ertragen, von dem ein Engel ihn befreit. Nachher wird er auf ein Rad gebunden, mit ſchneidenden Werkzeugen verſehen, die ihn zerfleiſchen. Ein weißgekleideter Jüngling richtet ihn wieder auf, und er entſteigt dem Rade. Der Kaiſer erkennt ihn nicht als Georg, aber zwei Hauptleute und die Kaiſerin Alexandra zeugen für ihn. Der Kaiſer läßt erzürnt Georg in eine glühende Kalkgrube werfen, aus welcher er unverſehrt in glänzender Kleidung hervorſteigt. Der Kaiſer erklärt ihn für einen Zauberer und heiſcht Wunder von ihm. In glühenden Schuhen mit Stacheln wird er zum Kerker geführt und mit Ruthen gepeitſcht. Auch jetzt noch bleibt er unverſehrt. Zwei giftige Tränke eines Zauberers ſchaden ihm nicht. Dann begleitet er den Kaiſer zum Tempel des Apollo, und bringt den Gott durch das Kreuz zum Geſtändniſſe, daß er kein Gott, ſondern ein gefallener Engel ſey. Die Prieſter binden ihn und zum Schwert verurtheilt, endet er durch Enthauptung.

Hier tritt alſo der h. Georg in den Rang des Apollo ein, der als entlarvter Dämon — was ſchon in der griechiſchen Bibelüberſetzung (**Deuteronom.**) alle Götter der Heiden ſind — ſeine Rolle ſeit dem Triumph des Kreuzes ausgeſpielt hat. Weil aber Apollo ein Drachenbeſieger war, ſo finden wir in der Erlegung des Python das Bindeglied zwiſchen der griechiſchen und lateiniſchen Legende vom h. Georg. Nämlich Jacobus de Voragine, Biſchof zu Genua im 13ten Jahrhundert, hat in ſeiner **Legenda aurea** zuerſt Georg als Drachentödter auftreten laſſen. „In Libyen", berichtet er, „hauste in einem Sumpfe ein wüthender Drache, welcher die ganze Flur mit ſeinem Hauche vergiftete. Um ihn von der hier liegenden Stadt abzuhalten und ſeine Gier zu ſtillen, gaben ihm die Bewohner täglich zwei Schafe. Da dieſe bald ſich verringerten, ſo legte man dem Drachen neben einem Schafe ein Kind vor, und das Loos mußte entſcheiden, weſſen Kind dem Drachen dargebracht werden ſollte. Solches Loos traf auch des Königs einzige Tochter. Da wurde großes Leid. Der König bat das Volk um Schonung, bot ihm Gold und Silber, um die Tochter zu retten. Da ergrimmte das Volk und ſprach: Du ſelbſt gabſt das Geſetz des Looſes, alle unſere Kinder ſind dahin, und du willſt deine Tochter verſchonen. Da mußte der König nachgeben, und nur 8 Tage Aufſchub wurde ihm geſtattet. Und als die Friſt um war, forderte das Volk des Königs Tochter. Da ſchmückte ſie der König mit ſchönen Kleidern und ſie wurde auf die Haide geführt. Bald kam Georg, der Ritter, heran, fragte die Jungfrau, warum ſie weine, und als ſie ihm Alles erzählt, bat ſie ihn, ſie zu verlaſſen, damit nicht auch er ein Raub des Ungeheuers würde. Er aber erbot ſich zu ihrem Beiſtand. Plötzlich zeigte ſich der Drache. Georg, ſein Roß beſteigend, drang heftig auf den Drachen ein, durchbohrte ihn mit ſeinem Speere, und ſtürzte ihn zu Boden. Nimm, ſprach er zur Jungfrau, deinen Gürtel und binde den Drachen. Sie that, was er ſagte. Dann führte ſie den Drachen zur Stadt. Erſchrocken flohen die Bewohner, aber Georg verſprach den Drachen zu tödten, wenn ſie an Chriſtum glauben wollten. Es geſchah. Zu derſelben Stunde wurden an 20,000



getauft. Georg tödtete den Drachen, der auf der Haide verſcharrt wurde. Darauf ließ der König zu Ehren der Maria und des h. Georg eine Kirche bauen, aus deren Altar eine Heilquelle entſprang. Der König bot Georg Schätze, die dieſer aber unter die Armen vertheilte und von der Gegend ſchied; den König aber ermahnte er, Gott ſtets treu zu dienen, die Prieſter zu ehren und den Armen beizuſtehen." Nun erſt läßt der Verfaſſer der „goldenen Legende" den Ritter zu den Heiden ziehen, wo Diocletian und Maximinian durch ihren Statthalter Dacian gegen die Chriſten wüthen, und der Ritter bei Vertheidigung der Chriſten die Martern erleidet. Es konnte nicht anders ſeyn, als daß auch in Deutſchland dem h. Georg göttliche Ehre erwieſen wurde. An vielen Orten errichtete man ihm Kirchen, die bildende Kunſt beſchäftigte ſich mit ihm, in Sculpturen und Gemälden ſeine Thaten darzuſtellen, aber auch in Dichtungen wurde er geprieſen, in Liedern*) und Legenden. Eine gereimte

---

*) **Ritter St. Georg.**

(Aus einem geiſtlichen Liederbuch vom Jahre 1601.)

In einem See ſehr groß und tief
Ein böſer Drach ſich ſehen ließ.

Dem ganzen Land er Schrecken bringt,
Viel Menſchen und viel Vieh verſchlingt.

Und mit des Rachens böſem Duft
Vergiftet er ringsum die Luft.

Daß er nicht dringe zu der Stadt
Beſchloß man im gemeinen Rath,

Zwei Schaf' zu geben alle Tag,
Um abzuwenden dieſe Plag.

Legende von Reinbot von Dorn, einem Dichter des 13. Jahrhunderts, hat von der Hagen im erſten Band der

---

Und da die Schaf' ſchier all dahin,
Erdachten ſie noch andern Sinn,

Zu geben einen Menſchen dar,
Der durch das Loos gewählet war.

Das Loos ging um ſo lang und viel,
Bis es aufs Königs Tochter fiel.

Der König ſprach zu'n Bürgern gleich,
„Nehmt hin mein halbes Königreich!

Ich gebe auch an Gut und Gold
Von Silber und Geld ſo viel ihr wollt,

Auf daß mein Tochter die einzig' Erb'
Noch lebe, nicht ſo bös verderb'.“

Das Volk ein groß Geſchrei beginnt:
„Einem andern iſt auch lieb ſein Kind'.

Hältſt du mit deiner Tochter nicht
Den Schluß, den du ſelbſt aufgericht',

So brennen wir dich zu der Stund
Sammt deinen Pallaſt auf den Grund.“

Da nun der König Ernſt erſah,
Ganz leidig er zu ihnen ſprach:

„So gebet mir doch nur acht Tag',
Daß ich der Tochter Leid beklag.“

Darnach ſprach er zur Tochter ſein:
„Ach Tochter, liebſte Tochter mein!

So muß ich dich jetzt ſterben ſeh'n,
Und all mein Tag in Trauern ſtehn.“

Da nun die Zeit verſchwunden war,
Lauft bald das Volk zum Pallaſt dar,

Und drohet ihm mit Schwert und Feuer,
Sie ſchrien hierauf gar ungeheuer:

„deutſchen Gedichte des Mittelalters" bekannt gemacht. Die Quelle derſelben iſt eine franzöſiſche Legende von

„Willſt du um deiner Tochter Leben
Dein ganzes Volk dem Drachen geben?"

Da es nicht anders ſollte ſeyn,
Gab er zuletzt den Willen drein.

Er kleidet ſie in königlich Wat,
Mit Klag' und Weinen er ſie umfaßt.

Er ſprach: „Ach weh mir armen Mann!
Was ſoll ich jetzend fangen an?

Die Hochzeit dein war ich bedacht,
Zu halten bald mit herrlicher Pracht,

Mit Trommeln und mit Saitenſpiel,
Zu haben Luſt und Freuden viel.

So muß ich mich nun dein verwegen,
Und dich dem grauſen Drachen geben.

Ach Gott, daß ich vor dir wär todt,
Daß ich nicht ſäh dein Blut ſo roth."

Er gab ihr weinend manchen Kuß,
Sein Töchterlein fiel ihm zu Fuß.

„Lebt wohl, lebt wohl, Herr Vater mein!
Gern ſterb' ich um des Volkes Pein."

Der König ſchied mit Ach und Weh,
Man führt ſein Kind zum Drachenſee.

Als ſie da ſaß in Trauern ſchwer,
Da ritt der Ritter Georg daher.

„O Jungfrau zart, gib mir Beſcheid,
Warum ſtehſt du in ſolchem Leid?"

Die Jungfrau ſprach: „Flieh bald von hier!
Daß du nicht ſterben mußt mit mir."

Er ſprach: „O Jungfrau fürcht' dich nicht,
Vielmehr mit Kurzem mich bericht',

Richard. Sie enthält allein das Märtyrerthum Georgs und ſchweigt von dem Kampfe mit dem Drachen. Aber

---

Was deut's, daß ihr allein da weint,
Ein großes Volk herum erſcheint?“

Die Jungfrau ſprach: „Ich merk' ohn Scherz,
Ihr habt ein männlich Ritterherz;

Was wollt ihr hier verderben
Und mit mir ſchändlich ſterben?“ —

Dann ſagt ſie ihm, wie hart und ſchwer,
Wie alle Sach' ergangen wär.

Da ſprach der edle Ritter gut:
„Getröſtet ſeyd, habt freien Muth!

Ich will durch Hülf' von Gottes Sohn
Euch ritterlichen Beiſtand thun.“

Er bleibet feſt, ſie warnt ihn ſehr,
Da kam der arge Drach' daher.

„Flieht Ritter, ſchont das junge Leben,
Ihr müßt ſonſt euern Leib drum geben.“

Der Ritter jetzt geſchwind zu Roß
Und eilet zu dem Drachen groß.

Das heilge Kreuz macht er vor ſich,
Gar chriſtenlich und ritterlich.

Dann rannt' er an mit ſeinem Spieß,
Den tief er in den Drachen ſtieß,

Daß gähling er zur Erde ſank,
Und ſaget Gott dem Herren Dank.

Da ſprach er zu der Jungfrau zart:
„Der Drache läßt von ſeiner Art.

D'rum fürcht' euch gar nicht dieſes Fall's,
Legt euern Gürtel ihm um den Hals.“

Als ſie das thät, ging er zur Stund
Mit ihm wie ein gezähmter Hund.

das zu Nürnberg herausgekommene Paſſionale (Blatt VI. bis XII.) enthält nicht nur die Martern, die Georg durch Dacian erlitt, es verbreitet ſich auch über den Kampf mit dem Drachen, und gibt daher das ganze Leben des Ritters. Was darin von Martern berichtet wird, iſt ohne Zweifel dem Reinbot'ſchen Gedicht nach-

---

Er führt ihn ſo zur Stadt hinein,
Da flohen vor ihm groß und klein.

Der Ritter winket ihnen, ſprach:
„Bleibt hie und fürchtet kein Ungemach.

Ich bin darum zu Euch geſendt,
Daß ihr den wahren Gott erkennt.

Wenn ihr euch dann wollt taufen lahn,
Und Chriſti Glauben nehmen an,

So ſchlag' ich dieſen Drachen todt,
Helf' euch damit aus aller Noth."

Alsbald kam da durch Gottes Kraft
Zur Tauf die ganze Heidenſchaft.

Da zog der Ritter aus ſein Schwert
Und ſchlug den Drachen zu der Erd'.

Der König bot dem heil'gen Mann
Viel Silber und Gold zu Ehren an.

Das ſchlug der Ritter alles aus,
Man ſoll's den Armen theilen aus;

Als er nun ſchier wollt' ziehen ab,
Die Lehr' er noch dem König gab:

Die Kirche Gottes, des Herren dein,
Laß dir allzeit befohlen ſeyn."

Der König baute auch mit Fleiß
Der Mutter Gottes zu Lob und Preis

Eine Kirche ſchön und herrlich groß,
Aus der ein kleiner Brunnen floß.

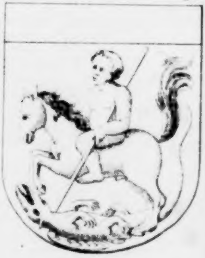
gebildet. Der Erzählung vom Kampf mit dem Drachen aber liegt die lateiniſche Legende des Jacobus de Voragine zum Grunde. Der deutſchen proſaiſchen Legende, welche — im Vergleiche mit Reinbots dichteriſch ausgeſchmückter, von langen Reden der handelnden Perſonen und eingeſchalteten Zwiſchengeſängen häufig unterbrochener Erzählung — kurz und gedrängt, einfach und ungeſchmückt, dieſer alſo iſt der Drachenkampf nach der Marter Georgs einzuſchalten, bei der ihm die Nägel abgeſchnitten und vergiftete Dornen in die Finger geſtoßen werden, die der Ritter aber, gleich den vorigen Martern, ſiegreich überſteht. Nach dem Kampf mit dem Drachen zieht Georg wieder zu den Chriſten, die unter Dacian noch immer Verfolgungen erleiden. Aber er muß neue Martern erdulden, bis er endlich enthauptet wird. Auch bei dieſer Erzählung ſcheint Reinbots Gedicht das Vorbild zu ſeyn.

Oben ſagten wir, daß St. Georg im Abendlande erſt im 13. Jahrhundert bekannt geworden. Dieß bezeugt auch das Paſſionale. Die Chriſten hatten vor Jeruſalem mit einem mächtigen Heere ſich gelagert, ſie wurden aber von den Heiden ſehr gedrängt. Da erſchien einem Prieſter ein ſchöner Jüngling und ſprach: „Ich verkünde dir gute Mähr, bringt St. Georgs Reliquien vor die Stadt, ſo wird er euer Helfer ſeyn.“ Man befolgte den Rath. Da zeigte ſich der heilige Georg als Ritter, im ſchneeweißen Kleide, eine weiße Fahne mit rothem Kreuze tragend, ging er den Chriſten voran, erſtieg die Mauern der Stadt, und bereitete den Sieg. Dies erhöhte nicht wenig die Verehrung Georgs. Und ſo wie bereits im Morgenlande ſeine Siege über die Heiden, deren er eine ungemeine Anzahl dem Chriſtenthum zugeführt, die Frommen aufforderten, ihm Kirchen zu weihen, in Legenden aller Art ſeine Thaten zu preiſen, ſo geſchah dieß auch im Abendlande, wo man ihm öffentlichen Gottesdienſt weihte, wo dem Volke ſein Beſtreben, das Chriſtenthum auszubreiten, in Liedern und Romanzen verkündet wurde. Die bildende Kunſt hob Georgs Kampf mit dem Drachen hervor, denn die alte Schlange iſt das allbekannte Sinnbild des Antichriſts, des Feindes der Kirche, ihn erlegt der Glaubensheld, und befreit von ihm die Jungfrau, die das Sinnbild der chriſtlichen Gemeinde iſt.

Dieſe geiſtliche Deutung konnte aber erſt nach der Chriſtianiſirung der offenbar orientaliſchen Heldengeſchichte vorgegangen ſeyn. Die Kreuzfahrer hatten ſie zweifelsohne von den Saracenen überkommen. Im Morgenlande, wo die Drachenkämpfe ein Lieblingsthema der dortigen Dichter ſind, muß auch St. Georg ſeine Heimath haben, vielleicht in Perſien, wo die Fabelthiere von jeher eine große Rolle ſpielten, dort, wo Prinz Feridun den ſchlangenumgürteten Zohak im Zweikampf überwand — Zohak, deſſen Schlangen, wie Georgs Drache, täglich ein Menſchenleben forderten — und den Beſiegten auf tauſend Jahre in die Wüſte Demavend bannte, wie der ritterliche Erzengel Michael die alte Schlange auf tauſend Jahre in die Hölle. Von Perſien verbreiten ſich ähnliche Kampfſagen von tapfern Rittern mit Fabelthieren zu dem benachbarten Reitervolke, den Tartaren, die ſtets in Wüſteneien und Steppen leben, wo auch die Wirklichkeit zu ähnlichen Proben des Heldenmuths Gelegenheit bietet. Dieſe Vermuthungen erhalten in Folgendem einen ſtarken Schein der Probabilität. Nämlich ruſſiſche Münzen, welche einen Reiter im Kampfe mit einem Drachen vorſtellen, verrathen ein hohes Alterthum. Insbeſondere jene, welche den

Namen Michael Androwiez trägt, ſcheint i. J. 1305 geprägt worden zu ſeyn. Die Ruſſen konnten den Ritter Georg entweder auf kirchlichem Wege aus der griechiſchen Märtyrerlegende erhalten haben, oder durch Verkehr mit ihren heidniſchen Nachbarn, den Tartaren, die ein ſolches Bild als das ihrer Gottheit verehrten. Auf einer Villa des Fürſten Dolgoruczko in der Nähe von Moskau befindet ſich ein altes Basrelief, welches Georgs Drachenkampf darſtellt. Man will es in einer verfallenen Kirche in der Krim aufgefunden haben. Die Inſchrift, in griechiſcher Sprache abgefaßt, iſt beinahe verwiſcht, nur die Buchſtaben *ΑΓΟΟ ΓΕΟΡΓΟΟ* (oder St. Georg) und die Jahrzahl 1330 ſind lesbar. Die Verehrung dieſes Heiligen in der Krim fällt alſo in die Zeit, wo Kiew die Reſidenz des Großfürſten von Rußland war. Nicht unmöglich iſt, daß die von den Tartaren beſiegten Ruſſen durch dieſe mit dem Ritter Georg bekannt geworden ſeyn möchten, denn die erſten Münzen prägten ſie unmittelbar, nachdem ſie von den Tartaren unterjocht worden. Zudem haben die älteſten ruſſiſchen Münzen tartariſche Inſchriften auf der einen Seite und ruſſiſche auf der andern Seite. Das Cabinet zu Petersburg beſitzt mehrere ſolcher Münzen, die einen Reitersmann mit einem Drachen im Kampfe darſtellen; in ruſſiſchen Schriftzügen liest man den Namen des Großfürſten, auf dem Revers aber eine tartariſche Inſchrift. Die Mohamedaner verehren einen Propheten Gergis unter ähnlichem Bilde. Unſtreitig haben mehrere orientaliſche Völker eine Gottheit unter dieſer Geſtalt verehrt. Herberſtein hat auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Moskau i. J. 1518 unter Waſili Ivanowitſch eine Münze vorgefunden, von welcher er ſeinem Werke einen Holzſchnitt beifügte. Sie zeigt

9



einen nackten Reiter mit offenbar tartariſcher Geſichtsbildung, mit der Lanze einen Drachen anſpießend. Das Bild iſt ſo kunſtlos, daß man ſchließen muß, nicht von den Griechen, ſondern von einem ſehr unciviliſirten Volke müſſe dieſes Bildniß abſtammen. Schon die Nacktheit des Reiters verräth die nichtgriechiſche Herkunft, denn bei den Griechen erſcheint Georg ſtets vollſtändig gewappnet.

Daß der Drachenkampf Georgs auch den griechiſchen Chriſten bekannt geweſen ſey, möchte man aus einer walachiſchen Sage ſchließen, welche die giftigen Columbaczer Fliegen dierecte von Georgs Drachen abſtammen laſſen. „Eine Tagreiſe oberhalb Orzowa, wo der mächtige Donauſtrom nach langem Laufe durch die ungariſchen Flächen wieder in's Gebirge tritt, erheben ſich rieſige Bergriſſe von tiefen Höhlen durchklüftet. In eine derſelben warf der heilige Georg, nachdem er dem Teufel zum Trotz den Drachen erſchlagen hatte, deſſen Kopf. Aus der verweſenden Zunge in dem faulenden Rachen des Ungeheuers bilden ſich noch jetzt verheerende Schwärme kleiner Fliegen, deren giftigem Biß alles Vieh auf den Weiden erliegen muß. So giftig war der Geifer des Drachen.“ (Schott wallach. Sag. S. 285). Aus Dankbarkeit haben die Wallachen, da ſie vorherrſchend ein Hirtenvolk, St. Georg zum Schutzpatron erwählt. An ſeinem Tage werden die Heerden gezählt, und von ihrem Herrn dem Hirten förmlich übergeben. Am Georgitag, einen vor und einen nachher, zählt der Wallache in gerade fortſchreitender Zahl ſeine Heerde, was er ſonſt nie thut. Zählt er ſie zu einer andern Zeit, ſo rechnet er nur von 10 zu 10. An dieſem Tage werden auch die Schafe zum erſtenmal gemolken, und zwar in reingeſcheuerte, mit Blumen bekränzte Gefäße. (Schott a. a. O. S. 300). Dieſe Gegend liegt den Bulgaren, die von den griechiſchen Kaiſern (863) zum Chriſtenthum bekehrt wurden, zu ſehr benachbart, um nicht Einflüſſe der orientaliſchen Kirche hier vorausſetzen zu laſſen. Zwar hatte zu Anfang des 13. Jahrhunderts das lateiniſche Chriſtenthum gleichfalls Hoffnung in der Moldau, wo ſchon 1186 nach Gründung des wallachiſch-bulgariſchen Reiches, lateiniſcher Gottesdienſt iſt eingeführt worden, Wurzel ſchlagen zu dürfen, zumal 1204 Conſtantinopel ſelbſt in die Hände der Lateiner gerieth, aber das lateiniſche Bisthum zu Milkow in der Wallachei (1374 geſtiftet), das immer eine künſtliche kränkelnde Pflanzung blieb, beweiſt, wie das griechiſche Bekenntniß hier längſt Beſtand hatte.

Der Apoſtel der Bulgaren war Methodius geweſen, welcher ſpäter auch den Böhmenherzog Borziwog taufte. Die Hauptgottheit der Böhmen war bis dahin der (von den Lauſitzern als St. Veit, wie Georg von den Wallachen als Schutzpatron der Hirten verehrte) Lichtgott Swantewit, deſſen vom Cultus gepflegtes weißes Roß nur der Oberprieſter reiten durfte. Nun begreift man, warum auf dem Hradſchin in Prag, in der unmittelbaren Nähe der Domkirche zu St. Veit (Sanctus Vitus), die urſprünglich ein Tempel des Swantewit geweſen, eine bronzene Statue Georgs im Kampfe mit dem Lindwurm zu ſehen iſt. (Ehedem ſtand auf dieſem Platze auch eine Kirche St. Georg). Georg war nämlich der Wiederbringer des Lichts, der auf weißem Roſſe *) wie Swantewit reitend, im Frühling den

---

*) Dieſes weiße Pferd ſpielt auf die lichte Jahrhälfte, und auch auf den Schimmel des erwarteten Welterlöſers Soſioſch an, welchen die Eſchatologie der Per-

Winterdrachen beſiegt, weil die Frühlingsſonne die giftige Thiere erzeugenden Sümpfe austrocknet, als deren Bewohner man ſich den Lindwurm *) dachte. Georgus bedeutet im Griechiſchen, wie Arator im Lateiniſchen, einen Ackerbauer, ein paſſendes Prädicat des Sonnengottes, daher Zeus ſowohl: Georgos (*Γεωργος*) als Soter (*Σωτὴρ*: Heiland) zu Prädicaten hatte, eben weil er die Schäden heilt, welche der Froſt der Vegetation geſchlagen. Nun begreift man auch, warum der heilige Soter zwiſchen Arator (vergl. S. 281) und Georg ſich befindet, und warum mit Soter zugleich auch Cajus genannt iſt. Cajus war das Prädicat des Feuergottes (Cajus, v. *καίω* brennen) Mars, welcher als Lenzbringer auch Wärmeſpender, und wie der indiſche Kriegsgott Kartikaya — deſſen 6 oder 7 Ammen die in der Frühlingsgleiche heliakiſch aufſteigenden Plejaden ſind — als Beſieger der götterfeindlichen Winterrieſen, ein Krieger, wie Georg ebenfalls. Mars, der Geliebte der Blumengöttin Flora, war durch den Geruch einer Blume, und ganz ohne Beihülfe eines Mannes, im Schooße der Juno entſtanden, woraus man erſieht, daß Mars

---

ſer am Ende der Tage erſcheinen läßt; und daß Ormuzd und Ahriman im Belbog (weiße Gott), und Czernebog (ſchwarze Gott) der heidniſchen Böhmen wieder zum Vorſchein kommen, beweiſt den urſprünglichen Zuſammenhang beider ſo weit getrennten Nationen. Weiße Roſſe gehörten allen Lichtgöttern, ſo dem Jupiter Capitolinus in Rom, der als Sol invictus im Frühling der erſte Triumphator in der „ewigen“ Stadt war. Auch dem Mars, wie ſeinem Sohne Diomedes ebenfalls, wurden weiße Roſſe geopfert, in Rom das ſogenannte Oktoberroß bei ſeiner Herbſtfeier.

*) Lind bedeutet Sumpf (lutum).

urſprünglich nicht an Tod und Verheerung, wie Ahriman, ſondern nur an Vernichtung der Vegetationsfeinde ſeine Luſt fand. Darum buhlt er auch mit Aphroditen, der Allgebärerin, und die Frucht ihrer Verbindung ſind der Liebesgott Amor und Harmonia, alſo nicht Zwietracht, ſondern Eintracht. Bedarf es noch mehr Beweiſe, daß Mars das Sonnenfeuer ſey, das Blumen und Früchte aus dem erwärmten Boden hervorlockt? Ob die Blume, welcher Mars ſeine Entſtehung verdankte, eine Georgine geweſen? darüber ſchweigen die alten Schriftſteller. Aber man ſieht doch aus dem Vorhergehenden, daß, wie Mars, auch Georg, welcher Letztere von den Britten in der Schlacht angerufen wurde, ein Kriegsmann, auch ſonſt als Helfer in der Schlacht verehrt ward*). Dieſelbe Wirkſamkeit legten aber auch die heidniſchen Böhmen ihrem Swantewit bei. Bekanntlich wurde auch das benachbarte Sachſen von ihnen mit ſlawiſchen Coloniſten verſorgt; und ſo befremdet es nicht mehr, daß eine Leipziger Legende von St. Georg, welche in ihrer getreuen Nachbildung der von Jacob de Voragine gebotenen Erzählung die Feder eines lateiniſchen Mönchs verräth, dem heidniſchen Herzog, deſſen Tochter Georg vom Drachen errettete, einen ſlawiſchen Namen gibt. Der Lindwurm ſoll an der Stelle getödtet worden ſeyn, wo Georg, mit ihm kämpfend, an einem Hauſe auf dem Thomaskirchhof zu Leipzig abgemalt zu finden iſt. In der Ritterſtraße ſoll der Ritter den fliehenden

---

*) Ich erinnere hier an Uhlands Gedicht, in welchem St. Georg in der Geſtalt des Paſcal Vivas — während dieſer „Preis der caſtiliſchen Ritterſchaft“ in der Kapelle dieſes Heiligen ſeine Andacht verrichtet — den Spaniern den Sieg über den Maurenkönig Almanzor erkämpft.

Drachen ereilt haben, doch ſein Roß verlor hier ein Hufeiſen*), das in eine alte Linde**) fuhr, die da blühte, wo jetzt die Nicolaikirche ſteht. Als man den Baum fällte, um die Kapelle des heiligen Nicolas zu bauen, mauerte man das Eiſen zum Andenken an St. Georg in eine der Wände, und als die Kapelle der jetzigen Kirche weichen mußte, fand das Eiſen ſeinen Platz, wo es noch jetzt anzutreffen iſt. Der Drache ſetzte ſich aber immer noch zur Wehre (obſchon er auf dem Thomaskirchhof getödtet worden*), erlag jedoch ſeinem Schickſal da, wo über dem Portale des Georgenhauſes abermals der mit dem Lindwurm kämpfende Georg zu ſehen iſt***). Auch die Niederlande rühmt ſich, der Schauplatz von jener Heldenthat geweſen zu ſeyn. In der Nähe von Audenaerde iſt eine Kapelle „de Keſel“, da hing noch vor 12 Jahren die Haut des Drachen, welchen Georg bekämpfte, als er eben im Begriffe war, die ihm ausgeſetzte Königstochter zu verſchlingen. Zum Danke für die wunderbare Rettung ſeines Kindes, ließ der König — ſein Name iſt von der Sage (wohlweislich) nicht überliefert — jene Kapelle bauen, und hing das Fell des Ungeheuers darin auf. (Wolf, deutſche Sagen N. 424). Daß Georg mit ſeinem weißen Roſſe, wie den Slawen ein chriſtianiſirter Swantewit, ſo den Germanen ein metamorphoſirter Odin war, für deſſen Schimmel die Schnitter in Schonen und Blekingen auf dem Acker eine Gabe zurückließen *), eben weil Odin in der That, wie Georg ſeinem Namen zufolge, der Beſchützer des Ackerbaues iſt, leidet keinen Zweifel. Butler hat Georg mit dem Erzengel Michael, der die himmliſchen Heerſchaaren einſt gegen die gefallenen Engel anführte, verglichen. An Beider Identität möchte ich um ſo weniger zweifeln, da der militäriſche Charakter dieſes Erzengels aus der Apokalypſe bekannt iſt, auf welche ein Concil zu Toledo (633) die Geiſtlichkeit in ihren zwiſchen Oſtern und Pfingſten zu haltenden Predigten, bei Strafe der Excommunication, Bezug zu nehmen verpflichtete. Nun fällt aber das Georgsfeſt genau in dieſe Zeit, in welcher, nach Dupuis, von den heidniſchen Griechen Perſeus celebrirt wurde, der ebenfalls eine Fürſtentochter von einem Ungeheuer befreit hatte, derſelbe Perſeus, welchen Zeus Inorgos in der Geſtalt eines goldenen (d. h. fruchtbringenden Frühlings-)Regens mit der in einer unterirdiſchen Kammer eingeſchloſſenen Danae (Erde) gezeugt hatte.

---

*) Das Hufeiſen war faſt allen germaniſchen Völkern ein heiliges Symbol, darum finden ſich dergleichen noch jetzt in mehrern Kirchen als Reſte der Heidenzeit.

**) Unter einer Linde hatte der hörnerne Siegfried den Lindwurm beſiegt. Nicht ohne Beziehung zu St. Georg erhielt vielleicht der Ort den Namen: Lindenſtadt (ſlawiſch: Lipsko = Leipzig).

***) Backhaus, Sagen Leipzigs S. 128.

24. April.

Albert, Biſchof zu Vercelli 1184 und Patriarch zu Jeruſalem (1204), zugleich von Innocenz III. zum päpſtlichen Legaten ernannt, ging mit der genueſiſchen Flotte dahin ab, mußte aber wegen der obwaltenden politiſchen Verhältniſſe 8 Jahre zu Ptolemais bleiben, woſelbſt er in einer Proceſſion von einem Böſewicht, deſſen gottloſen Wandel er gerügt, mit einem Meſſer erſtochen wurde (1214). Um das Jahr 1500

---

*) Geijer, ſchwediſche Geſchichte I. S. 110.

begann man ihn allmählig zu verehren, und 1672 wurde es vom päpſtlichen Stuhl öffentlich gebilligt.

25. April.

Marcus, der bekannte Patron von Venedig, hat als zweiter Evangeliſt von den Künſtlern einen Löwen zum Gefährten erhalten, und zwar aus folgendem Grunde: Jeder Evangeliſt ſollte einem der vier himmliſchen Thiere entſprechen, von welchen Ezechiels Viſion — welcher Offenb. Joh. 4, 2—9. nachgebildet iſt — handelt. Der Ordnung zufolge mußte, wenn auf die 4 vorzüglichſten Sternbilder (welche die Jahreszeiten bilden) Rückſicht genommen wird, der Löwe auf den Stier folgen, mit dem der Jahresmorgen beginnt, was aber inſofern nicht beobachtet wurde, weil nicht der erſte, ſondern der dritte Evangeliſt ſich in der Geſellſchaft des Ochſen befindet. Weil nun Marcus der Löwe, darum hat Venedig den geflügelten Löwen in ſeinem Wappen. Von Alexandrien hatten die Venetianer die Reliquien des Evangeliſten heimlich fortgeſchafft, und damit es nicht gemerkt würde, den Körper in einen Korb geſteckt, und mit Schweinfleiſch überdeckt; ſo wurde den Viſitatoren eine Naſe gedreht, und der Schatz glücklich in die Marcuskirche eingebracht, um daſelbſt als Unterpfand des Wohls der Stadt zu verbleiben. Die Venetianer ſetzen nämlich voraus, daß Alexandrien der Ort ſey, wo Marcus den Märtyrertod erlitt. Nimmt man doch auch an, daß er mit Petrus nach Rom (!) gegangen, hält man ihn doch auch für den Verf. des nach ihm genannten Evangeliums! Die Berichtigung dieſes Irrthums gibt Gfrörer (K. G. I. S. 167) ungefähr in folgenden Worten: Wie die pauliniſche Parthei (die Heidenchriſten) ſich auf das Lucas-Evangelium für die Richtigkeit ihrer Anſichten berief, weil Lucas der ſtete Begleiter Pauli geweſen, und man deßhalb ihm die Verfaſſerſchaft unter Mitwirkung ſeines Lehrers Paulus beilegen zu dürfen glaubte, ſo lag auch der petriniſchen Parthei (den Juden-Chriſten) der Gedanke nahe, daß, wenn Paulus ein eigenes Evangelium habe, auch Petrus das ſeinige zu beſitzen verdiene. Was man für recht hielt, galt bald für wirklich. Allmählig ward daher das 2. Evangelium Petro zugeſchrieben, aber nicht unmittelbar, ſondern durch die Hand eines dritten, weil auch Paulus das ſeinige nicht ſelbſt verfaßt, ſondern durch Lucas beſorgt haben ſollte. Da aber keiner in ſo innigem Verhältniſſe mit Petrus ſtand als Marcus (dies ſchloß man aus 1. Petr. 5, 13), ſo mußte eben dieſer der Urheber des 2. Evang. nach Petri Angaben ſeyn.

26. April.

Cletus (Anacletus) war, wie Marcus, Schüler und Gehülfe des Petrus, in der Reihe der Päpſte deſſen zweiter Nachfolger auf dem römiſchen Stuhl. Er litt den Märtyrertod unter Diocletian zu Rom (91). Dieſer Tag iſt aber zugleich dem Papſte Marcellinus (ein kleiner Marcus) geweiht, weßhalb vielleicht der St. Cletentag (in Urkunden) auch auf den 13. Juli geſetzt wird.

27. April.

Anthimus, Biſchof zu Nicomedia in Bithynien, ſtarb den Märtyrertod (302) in der Chriſtenverfolgung unter Maximian.

28. April.

Vitalis und Valeria, ein Ehepaar, das gemeinſchaftlich den Märtyrertod ſtarb; ſie werden zu Ravenna und Mailand verehrt. Reliquien von Beiden beſitzen außer dieſen Städten auch Bonn und Prag.

29. April.

Petrus Martyr, aus dem Predigerorden, von Gregor IX. zu Mailand zum Ketzerrichter beſtellt, und von Innocenz IV. confirmirt, erlitt den Märtyrertod (1252) durch — die Ketzer. Schon im folgenden Jahr wurde er canoniſirt, weil — ſein Leib unverweſt gefunden worden.

30. April.

Katharina v. Siena, eine Färberstochter aus Siena, genoß ſeit ihrem 8. Jahre nichts als Brod und Kräuter, ſeit ihrem 20. Jahr nur Kräuter, trug um den Leib eine eiſerne Kette und ſprach außer der Beichte kein Wort, daher ward ſie gewürdigt, daß Chriſtus ſein Herz mit dem ihrigen vertauſcht, wie ſie ſelbſt ausſagte, und ihr aus ſeiner Seite Blut zu trinken gab, und ſeine 5 Wundenmahle ihrem Körper eindrückte, was Urban VIII. ausdrücklich im römiſchen Brevier aufzuzeichnen befahl.

Sechsundzwanzigſte Zelle.

Mai.

Sinndeute des Monatszeichens:

„die Zwillinge.“

Formosos Phoebus *Geminos* (tuetur).

Manilius.

In Indien ſind die Zwillinge ein Jüngling, der ein Scepter ſchwingt, und eine auf der Vina (Lyra) ſpielende Jungfrau; in Perſien das aus dem Reibabaume hervorgegangene erſte Menſchenpaar, Meſchia und Meſchiane, die ſich dadurch mit einander begatten, daß Erſterer ſeine Hand in das Ohr der Letztern ſteckt (eine Art der Empfängniß, welche die Buddhiſten der jungfräulichen Mutter Buddha's und der h. Auguſtin der Jungfrau Maria nachrühmte); bei den Hellenen ſind es abwechſelnd Caſtor und Pollux, Pylades und Oreſtes, Eteocles und Polynices, Atreus und Thyeſtes ꝛc., alſo ein durch unzertrennliche Freundſchaft oder durch unverſöhnliche Feindſchaft ſich auszeichnendes Brüderpaar; Andere rathen wieder auf Herakles Dactylos (alſo Pollux cum pollice, wovon polliceri, denn bei'm Pollux ſchwur man, wie bei'm Hercules) und Apollo Condylos (κονδυ, ein becherartiges Gefäß, bedeutet das Gegentheil des aufgereckten Zeige- und Zeugefingers, den weiblichen cunnus neben dem phallus erectus, denn auch bei letzterm wurden Eide geleiſtet, 1. Moſ. 24, 3. 47, 29). Die gewöhnliche Deutung verfiel auf Apoll und Diana. Hier alſo trat der Gott an die Stelle des Herakles und die Göttin an den Platz ihres Bruders. Die Zwillinge ſind alſo Bilder des Dualismus in der Natur, des geſchlechtlichen, insbeſondere aber der Tag- und Nachtzeiten, der

Hitze und Feuchte. Zum Herakles Dactylos oder medius fidius, wie die Römer den Gott mit dem ſchwörenden Mittelfinger nannten, verhält ſich der oben erwähnte Oreſtes (d. i. der Sehende) mit dem abgebiſſenen Finger (wovon das δακτύλου μνῆμα bei'm Tempel der arcadiſchen Furie in der Nähe von Megalopolis), da ja auch Herakles ſeinen Sieg über den nemeiſchen Löwen durch einen Finger erkaufen mußte (daher zu Lacedämon auf der Grabſtätte des Fingers ein Löwe abgebildet iſt. Ptol. Heph. 2.), wie Caſtor — deſſen Namen ſchon ſeine ſchädlichen Wirkungen verräth*), obſchon der Mythus ſie verſchweigt — zum Peſtſender Apollo, der ſich im erſten Buch der Ilias, wo er ſeine verderbliche Thätigkeit äußert, in nächtliches Gewölk hüllt und deßhalb Päan (von παίω tödtlich berühren) heißt, ſpäter aber euphemiſtiſch in den Arzt umgedeutet, denn nur Herakles iſt der „Uebelabwehrer.“ Indem nun das Scepter den Alten auch Symbol jenes phallus erectus war, von dem die Kraft und Macht ausgeht — weshalb des Pelops Scepter „unalternd,“ da die Menſchheit nicht ausſtirbt, und Juda's Scepter als „Geſetzgeber zwiſchen den Füßen“ (1. Moſ. 49, 10) bezeichnet iſt sc. das Holz des Lebens, der Stab oder Stamm, welcher zum Stammbaum ward — ſo erkennt man leicht die Bedeutung des Scepters in der Hand jenes Jünglings auf dem indiſchen Monatsbild; er ſelbſt iſt der Phalluszwerg Schiwa, der Urheber aller Weſen; wie Oreſt den Zorn der Furie und Herakles jenen des Löwen, ſo hatte auch Schiwa den Zorn der Todesgöttin Kali mit einem Finger büßen müſſen, eine Variation der andern Sage, welcher zufolge auf den Fluch eines beleidigten Frommen dem Schiwa ſein Phallus abfiel, wodurch die ganze Natur in Trauer verſetzt ward. Der Finger, wie der Phallus, iſt aber Zeitſymbol, denn wegen des dreitheiligen Jahrs (Diod. I. 26) hieß Schiwa tripalas, d. i. der drei Phallen habende, und Kreta kannte deshalb anfänglich nur drei Dactylen (Fingergötter); erſt als man die Zahl der Finger an der Hand berückſichtigte, fing man an 5 Dactylen zu zählen, bis die heilige Neun.

---

*) Καστωρ ſtammt von καζω, κάδω ſchaden.

die ſich in der Zahl der Muſen und in dem neunjährigen Minos (Μινως ἐννεωρος) auf Kreta zu erkennen gibt, dem Hercules das Prädikat: der „Neunfinger“ (ἐννεαδακτυλος) verſchaffte. Man ſagte dann: der Löwe habe ihm den zehnten Finger abgebiſſen, oder er habe ihn durch einen Rochenſtachel (κεντρῳ τρυγονος) verloren. Letzteres will ich lieber glauben, weil die Scheere des „Krebſes“ zwiſchen den „Zwillingen“ und dem „Löwen“ mitten inne ſteht. Im Mai hat die Sonne ihre höchſte Kraft, der Tag die größte Länge erreicht, dieß drückte das Kalenderbild bald mit dem Scepter, bald mit dem Finger des Gottes aus*); im folgenden Monate, wo die Tageslänge wieder abnimmt, die Zeit den Krebsgang geht, oder im „Löwen“, wo vor der Präceſſion der Nachtgleichen die Sommerwende eintrat (wie die Frühlingsgleiche im „Stier“), büßte der Gott den Finger ein, und weil dann die Vegetation abnimmt, trauert die Natur. Götter ſind unſterblich, darum büßt Schiwa nur ein Glied ſeines Körpers ein; dennoch weiß die Mythologie zwei merkwürdige Ausnahmen, denn um Sommermitte ſterben Adonis und Balder, der ſchönſte unter den 12 Aſen; davon ſoll ausführlicher in der Erklärung des folgenden Monatszeichens die Rede ſeyn; in dem gegenwärtigen iſt Schiwa's Phallus oder Finger noch nicht abgefallen, ſondern ſtarrt kräftig empor, ſeine Gemahlin iſt noch nicht die ſchwarze Kali, ſondern die Geburten fördernde Bhavani, die zugleich ſeine Schweſter iſt, und weil ſie von den Liebenden angerufen wird, ſo errichtet man ihr zu Ehren in dieſem Monat in Indien Stangen mit Blumen und Bändern geziert (Maurice Ind. Antiq. VI.), welche den (Zeige- und Zeuge-) Finger ihres Gemahls und Bruders Schiwa, d. i. die ſtrotzende Kraft und Lebensfülle, die ſich in dieſem Monat in der Natur kund geben, verbildlichen ſollen. Hier iſt alſo der Urſprung der in faſt ganz Europa verbreiteten Sitte der Aufpflanzung von Maibäumen zu ſuchen. Bevor ich darüber ausführlicher werde, habe ich nur noch anzumerken, daß Bhavani, zugleich Brahma's Schweſter und Gattin, die muſikaliſche Saraſwati (d. i. die Tonfrau) iſt, folglich ihre Vina (Lyra) neben dem Scepter (Phallus) ihres Bruders auf dem indiſchen Sternbilde: die Zwillinge, erklärt. Auf dem griechiſchen Bilde erſcheint Apollo mit ſeiner Lyra neben Herkules mit dem aufgereckten Zeigefinger (δακτύλος, medius fidius). Was aber ſoll neben dieſem ein muſikaliſches Inſtrument? Die Harmonie der — beiden Geſchlechter anzuzeigen. Der Brahmaniſchen Kosmogonie zufolge war der Ton (oder das Wort) Weltſchöpfer. Dem im ganzen Orient verbreiteten Volksglauben zufolge werden die Dämonen, die lebenfeindlichen Geiſter, durch Töne verſcheucht. Vielleicht brachte auf dieſe Idee die häufige Beobachtung des beſänftigenden Einfluſſes der Muſik auf Raſende (von Dämonen Beſeſſene)? Daher heiſchen die wohlthätigen Götter, daß Muſik einen weſentlichen Theil ihres Cultus bilde, und obſchon bei Leichenfeierlichkeiten ebenfalls muſikaliſche Inſtrumente erfordert werden, ſo iſt es doch nur zur Vertreibung der Dämonen, wie die Poſaune bei den Indern und Römern, die Flöte bei den alten Hebräern und Hellenen, die Glocken bei den Buddhiſten und — Chriſten. Von der Muſik im Dienſte der Heilkunde hat ſchon Plutarch (de music. 42) gehandelt. Zeit und Zeugung (Anfang alles Seyns) ſind in der Idee Eins, darum ſchuf der Weltbaumeiſter, der demiurgiſche Hermes, die ſiebenſaitige oder dreiſaitige Weltlyra aus der Schale der Schildkröte, welche Erfindung mit größerm Rechte von den Indern ihrem muſikaliſchen Gott Narada vindizirt wird, weil nur bei ihnen jenes Thier Sinnbild der Welt[*]) und Zeit iſt, woraus ſich vielleicht erklärt, warum die Schildkröte der Venus geheiligt, und neben dieſer Göttin auf ihrem Bilde zu Elis angetroffen ward (Paus. VI, 25, 1.) Und wenn auch Pan in ihrem Beſitze war, ſo iſt es eben daher, weil er Heerdenmehrer, der zeugungskräftige, bocksfüßige Satyr, und an ſeinem Feſte, den Lupercalien, ſeine Prieſter der Unfruchtbarkeit der Frauen abhalfen. So ward auch Pans Syrinx*) wie Apollo's Lyra, Bild der Zeit, und Pans Geliebte, die Schallnymphe Echo, das Weltſchaffende Wort, das die Brahmanen ſchon in der Göttin Wakſch (lat. vox) perſonifizirt hatten, die aber mit der oben erwähnten muſikaliſchen Saraſwati, und der durch Tactſchlagen die Welt ſchaffenden Göttermutter Bhawani identiſch iſt. Dieſelbe Göttin, welche wir oben mit ihrem Bruder und Gemahl Schiwa als Repräſentanten der Zwillinge erkannten, hatte unter dem Namen Parwati (Bergfrau) in Aſkaliſtan, um Weſen zu ſchaffen, die Geſtalt der Taube angenommen, und alſogleich hatte der zärtliche Schiwa als Täuber ſie verfolgt. Daß dieß nur im Mai geſchehen ſeyn konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Die Pleiade (das Taubengeſtirn) iſt ja das bekannte Frühlingszeichen, ſie ſitzt auf dem Rücken des „Stiers“, der das Jahr beſtimmt (Herrmann a. a. O. II. S. 244). Daß nun unſere Pfingſttaube die Schützenfeſte veranlaßt haben ſollte, wird man jetzt um ſo weniger glauben, wenn ſich vorerſt die vorchriſtliche Entſtehungszeit dieſer Volksbeluſtigung nachweiſen läßt. Was ſollte auch der heil. Geiſt für eine Beziehung zu einem ſo überaus weltlichen Zeitvertreib haben? und wem würde es einfallen, den heil. Geiſt von einer Stange herabſchießen zu wollen? Bevor ich zur Geſchichte des Pfingſtvogels übergehe, ſey mir eine kleine Abſchweifung geſtattet, weil ſie das Mittelglied der Beweiskette auffinden ſoll. Vorerſt erinnere ich an das am Pfingſtſonntag in der nach dem Drachen benannten Stadt Tarascon in Frankreich abgehaltene Drachenfeſt. Was dort die Einwohner als Grund für die Aufführung der jährlichen Poſſe angeben, nämlich es ſey eine Erinnerungsfeier an die Heldenthat der Martha, der Schweſter Maria Magdalena's, die nach Frankreich gekommen, und mit ihrem Gürtel einen die Umgegend verwüſtenden Drachen getödtet haben ſoll (Thibiage, Geſch. d. ber. Schlöſſer, deutſch v. Hein I. S. 186), dieſe Urſache des Feſtes wird Niemandem einleuchten *). Eher wird man in dieſem Drachen St. Georgs Lindwurm erkennen,

---

*) Ich erinnere hier an die 12 Stäbe der iſraelitiſchen Stammfürſten, an die hasta frondescens des Romulus, die 12 neue anſchießt, und an die neuntägige Woche der Griechen und Römer wegen des neunfingrigen Hercules.

---

*) Die harte Schale der Schildkröte ſpielt auf die Entſtehung des Feſten und Körperlichen aus dem Feuchten, dem Elemente jenes Thieres, an.

---

*) Aber auch die Schildkrötenleier hatte Pan beſeſſen, und warum ſie auch mit der Venus in Verbindung gebracht wurde, darüber gibt Herrmann in den „Feſten von Hellas“ I. S. 259. einen von unſerer Erklärung kaum noch abweichenden Grund an: „Die Schildkröte, auf welcher Aphrodite im Tempelhauſe vor Elis ſteht, iſt Bild des Himmelsgewölbes, des Himmelsbogens, den Venus Urania nächtlich beſchreibt; gehört aber auch dem Pan, weil der Bock, vermöge ſeiner Geilheit, das Sinnbild eines Weſens iſt, das in ſteter Zeugung von — Tagen und Nächten begriffen iſt. An der Statue der Urania oder an ihrem Gnomon erſichte man den Jahreskreis, darum ſtand ſie auch in dem Tempel.“

---

*) Ein Seitenſtück zu dieſer mährchenhaften Erklärung des Tarasconer Feſtſpiels erzählt Wolf in den Niederländiſchen Sagen Nr. 84: „In der Gegend des Dorfes Wasmes hauſte um 1133 ein gräulicher Drache, der einen gewaltigen Schaden anrichtete, und ſelbſt Menſchen verſchlang. Nachdem ſich viele fruchtlos an das Ungethüm gewagt hatten, tödtete ihn endlich Gilles de Chin unter Anrufung der heil. Jungfrau mit ſeinen eigenen Händen. Das Haupt dieſes Drachen iſt noch heute in der Bibliothek zu Mons zu ſchauen; auch zeigt man in Wasmes die Höhle, in welcher er ſich gewöhnlich aufhielt. Ebenfalls bewahrt man dort in der Kirche ein altes Gemälde, auf dem der Ritter knieend vor dem Bilde Maria's gezeichnet iſt. Es trägt die folgenden Verſe:

Sainte Vierge, en ce jour je viens pour t'implorer.
De detruire en ce jour un dragon qui vient nous devorer.

In der jährlichen Prozeſſion zu Wasmes wird eine Fahne umgeführt, auf der auch eine Abbildung des Drachenkampfes mit der Inſchrift:

Attaques, Gilles de Chin, ce dragon furieux,
Et tu seras de lui par moi victorieux.

Zu Mons iſt alljährlich am Feſte der Dreifaltigkeit — alſo an der Pfingſt-Octave — eine gleiche Prozeſſion zum Dank für den Sieg des Gilles de Chin. In derſelben trägt man ein Bild des Drachen von Pappe, zu deſſen Seite mehrere Männer, Chin-Chin genannt, reiten. Nach Beendigung des Umzugs kämpfen dieſelben auf dem Markte mit dem papiernen Unthiere und erlegen es, nachdem es ihnen einige Hiebe mit dem langen Schweife gegeben.

Ich könnte hier noch auf das Grab des heil. Amandus bei Valenciennes aufmerkſam machen, wo man einen Stein erblickt, der auch dieſen Heiligen — deſſen Name gewiß der paſſendſte für den „liebenswürdigen“ (amandus) Lenz iſt — als Drachenerleger darſtellt.

nicht etwa den Antichriſt, ſondern den Feind des Sommers. Zu Pfingſten, wo die ſegenvollen Wirkungen der Sonne ihren Gipfelpunkt erreicht haben, iſt der Tod der Winterſchlange am natürlichſten. Daß die Schützenfeſte aus den heidniſchen Maiſpielen hervorgegangen, wäre nun leichter zu beweiſen, ſobald erſt feſtgeſtellt iſt, daß die letztern mit unſerm St. Georg in Beziehung ſtehen, obſchon dieſer eine volle Woche vor dem erſten Mai gefeiert wird, welche Verſchiedenheit ſo gut als keine iſt, ſobald man den Frühling mit dem 21. April (oder März), und nicht mit dem erſten Monatstag eröffnet denkt. Wir müſſen aber zuvor nicht nur die Taube, ſondern auch den Drachen auf einige Zeit aus den Augen laſſen, und uns zuvörderſt nach dem Schimmel umſehen, welchen der Heilige an dem Tage ritt, als er den Lindwurm beſiegte. Ich ſtelle vorerſt die Vermuthung auf, es ſey das weiße Roß geweſen, welches den Gott Odin oder Wodan zu tragen pflegte, und zwar beſtimmen dazu folgende Gründe: Georg iſt ſchon dem Namen zufolge ein Feldbauer (Zeus γεωργος), nämlich die Frühlingsſonne, welche die Moräſte, aus denen Python entſtand, austrocknet, und in brauchbare Aecker umſchafft, folglich Beſieger des Lindwurms, denn lind bezeichnete im Altdeutſchen eine Sumpfgegend. Nun iſt aber auch Odin ein Beſchützer des Ackerbaues, unter dem Namen Bölverkr hatte er ſogar ſelber dem Rieſen Baugi Feldarbeiten einen Sommer hindurch verrichtet. (Müller, altt. Rel. S. 187). Alſo iſt Georg: Odin. Kuhn weist in Haupts „Zeitſchrift f. deutſch. Alterth. 1845 S. 485 ff.“ für den Kampf St. Georgs mit dem Lindwurm ſogar eine indiſche Quelle nach. Ich laſſe ihn ſelbſt ſprechen:

„In den Veda's ſowohl, als in der epiſchen Poeſie, wird häufig der Kampf des Indra (er ſteht der Aetherregion und der höhern Luft vor, ſein Name bedeutet ſ. v. a. Aether), mit dem Vritra erwähnt, und von der Beſiegung deſſelben heißt der Gott: Vritratödter. Dieſen Kampf ſchildert nun ein Hymnus des Rig-Veda am Ausführlichſten. Es wird berichtet: Vritra (d. i. der Verhüllende, von rat verdunkeln, ratram Nacht) die perſonifizirte Wolke, halte das Licht von der Erde ab; da zieht Indra (der Aetheriſche, Glänzende*) mit der Schaar der Maruts (die perſonifizirten Winde) gegen ihn zum Kampfe, und erſchlägt ihn mit dem Donnerkeil. Sobald er erſchlagen iſt, ſtürzen ſich die Waſſer von den Bergen herab, oder, wie es auch ausgedrückt wird, Ahis (d. i. die Schlange**), der bis dahin ſeine Zuflucht auf den Bergen geſucht, ſtürzt von ihnen herab, und nun zieht die Sonne wieder am Himmel herauf. Im ganzen Hymnus wechſeln aber die Namen Vritras und Ahis ſtets mit einander, und in der Weiſe, daß unzweifelhaft nur Eine Perſon darunter zu verſtehen iſt. Vritras iſt er nur ſo lange, als er verhüllt, das Licht von der Erde abhält. Sobald ihn Indras mit dem Donnerkeile trifft, den Blitz gegen ihn ſchleudert, ergießt ſich die Wolke als Ahis, als Schlange***), von den Bergen herab, und ſucht dort nicht länger ihre Zuflucht, weshalb es im 32ſten Hymnus V. 8. ausdrücklich heißt: „Die Waſſer, welche Vritras durch ſeine Macht umfangen hielt, zu deren Füßen lag jetzt Ahis hingeſtreckt.“ Nun herrſcht aber Indra, wie es die Ausleger der Veda's ausdrücklich ſagen, in der heißen Jahreszeit (grisma); dieſer voran geht, unſerm Winter entſprechend, die regnigte Jahrszeit (varsa); der Gott oder vielmehr der Dämon derſelben iſt Vritra, der den Himmel mit Wolken verhüllende, dieſen erſchlägt Indra; da ſtürzen ſich die Waſſer oder Ahis von demſelben†), die Sonne erſcheint wieder am Firmament und der Sommer iſt da. Die Veda's nicht nur, ſondern auch das Epos Maha Bharata im fünften Buche ſchildert dieſen Kampf als einen Streit um die Herrſchaft, und daß die Götter fürchten, Indra, der Herrſcher des Himmels, könnte von ſeinem Throne verdrängt werden. Zwar erwähnt jene Stelle des Epos nicht des Vritra, aber in andern Erzählungen deſſelben Gedichts erſcheint er an der Spitze der

---

*) αἰϑήρ von αἴϑω, ſkr. idh: leuchten, Indra Licht.

**) ἔχις.

***) Die vom Keulenträger Hercules erlegte Hydra hieß die Waſſerſchlange.

†) Vielleicht hat auch dieſe Idee ihren Weg nach Europa gefunden. Dann erklärte ſich von ſelbſt, was die Drachen als Waſſerableiter an ſo vielen gothiſchen Kirchen bedeuten mögen.

Aſuren (Lichtloſe = Dämone), die unter dem Meer hauſen. Hier iſt der Sieger entweder Indra ſelbſt oder ſein Sohn Arguna, die perſonifizirte Morgenröthe *), hier auch als Jahresdämmerung aufgefaßt. Arguna heißt der Glanz = Lenz. Daß er in dieſen Kämpfen an die Stelle ſeines Vaters, des Lenzbringers — daher beſitzt Indra den Donnerkeil — getreten ſey, zeigt der Umſtand, daß der dem März entſprechende indiſche Lenzmonat **Phalguna** heißt (von **phalgu** Frühling) und auf den Vollmondstag deſſelben das Huli, das große Frühlingsfeſt fällt. Ferner erfahren wir aus dem Maha Bharata (1, 1190), daß das Roß, welches Indra in dieſem Kampfe reitet, ein weißes iſt. Ein ſolches iſt nun in der Legende auch jenes des h. Georg.“ Weiße Roſſe waren darum überall den Perſonificationen der ſiegenden Frühlingsſonne gefeiert, ſo in Rom dem capitoliniſchen Jupiter, in Arcona dem Swantowit, in Schweden dem Freyr u. a. m. Hier können wir noch, unſern Gewährsmann ſupplirend, hinzufügen, daß auch das Roß, welches Wiſchnu am jüngſten Tage als Weltheiland reiten wird, das Roß Kaliki, von weißer Farbe ſeyn ſoll, und St. Georg iſt ja auch ein Heiland, denn der Heilige, welcher an dem ihm vorhergehenden Tage im Kalender ſeinen Platz einnimmt, heißt Soter (σωτήρ = Heiland). Warum aber das Roß von weißer Farbe ſeyn muß? Weil Weiß die Farbe des wiederkehrenden Lichtes iſt. In den helleniſchen Mythen ſind die Leucippen (Schimmel) und Menalippen (Rappen) Perſonificationen des Sommers und des Winters. Wo Tacitus **) von dem Pferdecultus der Deutſchen ſpricht (Germ. IX, 10), ſtimmt ſein Bericht von der Heiligkeit weißer Roſſe auffallend mit den Berichten des Grammatikers Saxo über den ſlawiſchen Gottesdienſt überein. Ich laſſe nach dieſen ſupplirenden Zwiſchenbemerkungen meinem Gewährsmann wieder das Wort; er beruft ſich auf den Schimmelreiter in einigen noch jetzt üblichen engliſchen und deutſchen Volksfeſten, der ſeiner Ueberzeugung nach urſprünglich den Wodan oder Odin vorſtellte, womit zugleich der heidniſche Urſprung jener Feſtaufzüge angedeutet iſt. „In der Mark“ beginnt er, „wie im übrigen Norddeutſchland, bis zu den Gebirgen aufwärts, bindet man einem Burſchen Siebe vor die Bruſt und auf den Rücken. Am vordern Sieb wird eine kurze Stange befeſtigt, auf deren Spitze ein dazu ſtets aufbewahrter Pferdekopf geſteckt wird. Ueber die Siebe werden weiße Betttücher gebreitet, ſo daß das Ganze kenntlich genug einen Reiter auf einem Schimmel vorſtellt. An einigen Orten wird am Unterkiefer des Pferdekopfs eine Schnur ſo befeſtigt, daß durch Anziehen und Loslaſſen derſelben der Reiter ein klapperndes Geräuſch hervorzubringen im Stande iſt. Dieſe Geſtalt heißt kurzweg der Schimmel. Zuweilen kommt noch ein Bär hinzu, ein in Erbſenſtroh vollſtändig eingehüllter Burſche, der gewöhnlich an einer eiſernen Kette geleitet wird, ferner der Schmied, welcher dem Pferde nach den Hufen ſehen muß, ob auch Alles in Ordnung ſey. An einigen Orten der Mark auch noch Feien, d. i. Burſchen in Weiberkleidern mit geſchwärztem Geſicht. In den Dörfern bei Sangerhauſen wird am Pfingſtmontag ein Hutreiten veranſtaltet. Der Erſte am Ziel iſt König, und erhält als Preis einen aufgeſteckten Hut, ein ſeidenes Tuch u. dergl. An dieſen Gebrauch ſchließt ſich ein Tanz an, bei dem gewöhnlich der Schimmel auftritt. Ebenſo zeigt ſich derſelbe in Bockenem im Hildesheimiſchen, bei dem in jedem Sommer gehaltenen Freiſchießen. Ein

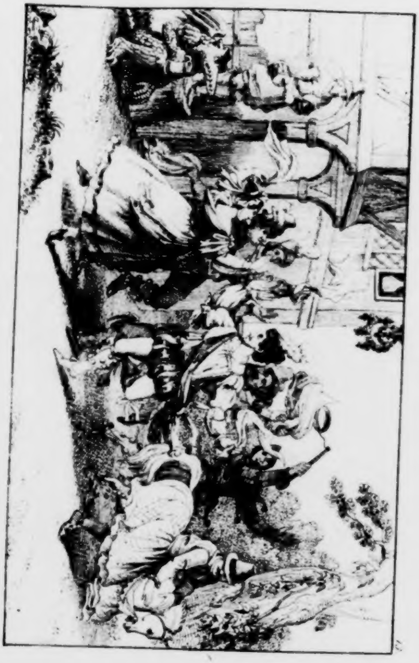
---

*) Ich kann hier nicht umhin, an den in einen Pfau verwandelten hundertaugigen Argus zu erinnern, der mit Arguna dem Namen nach verwandt, aber ſeiner Natur zufolge Indra iſt, welcher auf einem Pfau reitend, abgebildet wird. Der Pfau iſt Frühlingsſymbol, weil er im Herbſt ſeine Farbenpracht verliert, im Lenz wieder erhält.

**) Seine Worte lauten: Proprium gentis, equorum quoque praesagia ac monitus experiri. Publice aluntur, iisdem nemoribus ac lucis, candidi et nullo mortali opere contacti, quos pressos sacro curru sacerdos ac rex vel princeps civitatis comitantur, hinnitusque ac fremitus observant. illos enim deorum conscios putant. Damit vergleiche man Saxo: „Huic idolo (dem Swantewit) trecenti equi pascebantur.

---

inter quos unus candidus, in quem nemo nisi summus sacerdos ascendebat. Auch hier Pferde-Orakel: equum, qui maximus inter alios habetur et ut sacer ab his veneratur, per hunc quasi divinum augurantur etc. Daß dieſe Pferde-Orakel aus Perſien ſtammen, weiß Jedermann aus der Krönungsgeſchichte des Darius.



eben ſolcher Reiter auf weißem Roſſe erſcheint auch in England, wie man aus der Zeitſchrift the Mirror (1. Mai 1826) im erſten Bande erfährt, wo eine ſolche in Padſtow in Cornwall abgehaltene Feſtivität: Hobbyhorse genannt, beſchrieben wird*). Die Ceremonie heißt dort „hoodening“, die beſchriebene Figur „*hooden* or *wooden* horse“, und der Verfaſſer vermuthet, ſie ſey ein Reſt „of some *religious* ceremonies practised in the early ages by our saxon ancestors“, alſo deutſcher Erfindung. Die heidniſche Abkunft verräth ſchon der Name hooden, den der Reiter führt, und welcher wegen des wooden horse für Wodan oder Odin genommen werden darf. Das alte o iſt in oo übergegangen, und der Uebergang des w in h iſt in England vor dem h-Laut ſo natürlich, daß man zahlreichere Beiſpiele erwarten ſollte. Der ſicherſte Beleg iſt to whoop — auch hoop geſprochen. Aus hooden für woden iſt hoodening, der Name des Gebrauchs gerade ſo gebildet, wie maying aus May. Uebereinſtimmend mit dem Namen Hooden, weiſen auch andere Umſtände darauf hin, daß dem Wodan die 12 Tage*) heilig geweſen, daß er in ihnen ſeinen Umzug hielt, daß man ihn unter dem Reiter auf weißem Roſſe zu denken hat. Da aus Woden : Goden geworden, und die ſpätere chriſtliche Zeit ſo vielfältig auf die Göttin übertrug, was urſprünglich der männlichen Gottheit zukam, daher Holle und Bertha, die ihren Umzug ebenfalls in den 12 Tagen halten, in Mecklenburg „Frau Gode“ genannt werden, ſo iſt Hooden auch der wilde Jäger Wod auf weißem Roſſe. Weitere Beſtätigung liefert das ebenfalls weiße (obwohl 8füßige) Roß Sleipnir des Odin in der Edda. Da nun der erwählte Maikönig zu Pfingſten auch häufig zu Pferde erſcheint, und ſich an ſein Feſt Pferdewettrennen anſchließen, endlich auch in England Hobbyhorse am 1. Mai auftritt, ſo iſt dieſe Uebereinſtimmung beachtenswerth. Daß ſich im Hildesheimiſchen der Reiter auch bei'm Schützenfeſt findet, ſtimmt mit den Mai- und Pfingſtſpielen zunächſt darin überein, daß dort ein König meiſt durch das Loos, hier durch den beſten Schuß beſtimmt wird. Im Hildesheimiſchen iſt die Feſtzeit keine beſtimmte, nur in den Sommer fällt die Feier. In der Mark aber findet ſie ſich häufig zu Pfingſten. So in Berlin. Hier ſchließt ſich ein großer Markt, der ſogenannte Schützenplatz, an das Feſt an. In neuern Zeiten hat man das Schützenfeſt vielfältig auf die Geburtstage fürſtlicher Perſonen verlegt. Daß Pfingſten aber die urſprüngliche Zeit war, bezeugt Kehrberg (hiſt. chronol. Abriß von Königsberg in der Neumark S. 230) mit den Worten: „wann aber das Scheibenſchießen oder die Schützenbrüderſchaft hier entſtanden, weiß man nicht. Noch um das Jahr 1589 nannte man es die Freiheit der Uebung mit dem Schießen zum Vogel, weil damals hin und wieder im Gebrauche war, nach einer emporgerichteten Taube oder hölzernem Vogel zu ſchießen, welcher Ritus aber, weil er aus dem

---

*) Mir iſt jenes Buch, aus welchem mein Gewährsmann ſchöpfte, nicht zur Hand, hingegen zwei andere, welche die befriedigendſten Aufſchlüſſe über Hobbyhorse geben. So beſchreibt es J. Strutt (The Sports and Pastimes of the people of England, Lond. 1830 p. 224): „the resemblance of the head and tail of a horse with a light wooden frame of the body — covered with trappings reaching to the ground, so as to conceal the feet of the actor, and prevent its being seen that the supposed horse had none,“ demnach iſt es mit dem Steckenpferd, jenem bekannten Spielzeug der Knaben, am nächſten verwandt. In Brand's „Observations of popular antiquities chiefly illustrating the origin of vulgar customs etc. Lond. 1841. vol. I. p. 143 leſe ich, dieſes Pferd ſey frettet with gold, the golden bit, the purple bridle, with a golden tassel, and studded with gold. Von dem „Maikönig“ (king of the May), ſeinem Reiter iſt der Anzug wie folgt beſchrieben: the man's purple mantle with a golden border, which is latticed with purple, his golden crown, purple cap, with a read feather and with a golden Knop. „Our Hobby“ fügt er hinzu: „is a spirited horse of pasteboard, in which the master dances and displays tricks of legerdemain, such as the threading of the needle, the mimicking of the whigh-hie and the daggers in the nose etc. Hinſichtlich der Farbe des Thieres belehrt er uns: The colour of the Hobby Horse is reddish white, like the beautiful blossom of the peachtree. Noch mehr Licht hierüber gibt ein Dialog zwiſchen dem Müller von Ruddington und Ball in William Sampſons Luſtſpiel The Vow-Breaker or the fayre Maid of Cliston (1636).

---

*) Von Weihnacht bis Epiphanias, wo das Solſtitialjahr abſchließt, aber auch vom 1. bis 12. Mai, wo die letzte Kalte den Abſchied des Winters verkündet.

Heidenthum herkommen und dem h. Geiſt zur Unehre eingeführt ſeyn ſoll, wie billig, mit dem Scheibenſchießen verwechſelt worden. Man hat es auch hier, wie anderswo, am Pfingſttag vorgenommen, da denn derjenige, ſo die meiſten Schüſſe in der Scheibe bekommen, als König ausgerufen wurde u. ſ. w." Ebenſo werden auch die Freiſchießen am Pfingſtfeſt an der altmärkiſch-hannöverſchen Grenze und im Braunſchweigiſchen bis zum Harz hinauf gehalten, wobei beachtenswerth, daß die meiſten dieſer Ortſchaften keine weitern Pfingſtgebräuche, wenigſtens nicht die Ausſchmückung eines Pfingſtkönigs haben; und Orte, die früher eine ſolche hatten, an deren Stelle ein Freiſchießen angenommen haben. In gleicher Weiſe treten auch in England bis ins 16te Jahrhundert hinauf nachweisbare Schützenfeſte bei den Maiſpielen auf. In einem Bericht des „Mirror" (XIX. pag. 260) erfährt man, daß im Mai alle Stände in London, gewöhnlich 2 oder 3 Kirchſpiele vereinigt, ihre several Mayings halten, daß bei dem Einbringen der Maibäume with divers warlike showes, with good archers (alſo ein Schützenfeſt!) auch die Morris dancers *) nicht fehlen, und daß Schauſpiele

---

*) Die Morris dancers beſtanden gewöhnlich aus einer Geſellſchaft von vier Perſonen (vergleiche S. 125), darunter ein Mädchen, Maid Marrion genannt — Blount vermuthet, ſie habe urſprünglich Morian geheißen, „from the Italian Morione, a head-piece, because her head was wont to be gaily trimmed up." — Die Schellen an den Kleidern dieſer Tänzer dienten, wie Strutt im oben angeführten Buche (p. 223) anmerkt, nicht zur Zierrath, ſondern damit ſie während des Tanzes ertönten. Die Glöckchen waren ſich an Ausſehen nicht einander gleich. Man unterſchied ſie durch die Benennungen: „the fore bell, the second bell, the treble, the tenor", auch der double bells wird einmal erwähnt. Der Haupttänzer war, wie aus einer Stelle in dem Drama the blind beggar of Bednal Green (1659) zu ſchließen, vornehmer gekleidet, als die andern. In Johnſons „Dictionary" s. v. Art. Morris-dance gab es auch Geſellſchaften, die aus 10 Köpfen beſtanden, wobei die Maid Marian und der Pfeifer noch nicht mitgezählt ſind. Ein neuerer Reiſender beſchreibt die morris dancers wie folgt:

„Die morris dancers am Maitag beſtehen aus einer Anzahl Mädchen und Jünglinge, die erſtern zeigen ihre Geſchicklichkeit im Tanz, die andern im Ballſpiel. Sie kommen in Proceſſion, je zwei und zwei in drei Abtheilungen. Voran und

und Illuminationen in den Straßen den Tag beſchließen. Weiterhin wird in demſelben Aufſatz eine Nachricht aus der Zeit Heinrichs VIII. (a. d. J. 1516) gegeben, aus welcher man erfährt, daß Robin Hood und viele in Grün gekleidete Landleute den König und die Königin zu einem Freiſchießen einladen, und dann den Hof mit Wein und Wildpret bewirthen, welches Mahl unter einem künſtlich gebildeten Laubdach unter Blumen eingenommen wird. Auf der Heimkehr begegnet das königliche Paar zwei Frauen in einem von 5 Roſſen gezogenen, zierlich geſchmückten Wagen. Auch auf jedem Roſſe ſitzt ein Fräulein, im Wagen ſitzen nämlich die „Maifrau" *) und „Lady

---

zuletzt die Jünglinge, gekleidet in Jacken oder Wamſer von weißer Farbe und geziert mit Bändern an Hüten und Aermeln. Die Mädchen ſind gleichfalls in hellfarbigen Kleidern herausgeputzt, zwei von ihnen tragen einen grünen Kranz, in welchem verſchiedene neue Schleuderbälle hangen, ein Maigeſchenk der Mädchen an die Jünglinge; der Kranz iſt geſchmückt mit langen Bändern oder bandweiſe ausgeſchnittenem Papier. Muſik geht voran, manchmal eine Sackpfeife, gewöhnlich eine Soldatenquerpfeife und eine Trommel. Ein Narr mit furchtbarer Maske darf nicht fehlen. Er trägt eine lange Stange, an deren einem Ende Zeuglappen feſt genagelt ſind. Dieſe taucht er in eine [illegible] und beſpritzt damit jeden aus dem Haufen, der ſich an ſeine Geſellſchaft zu ſehr andrängt, zum großen Ergötzen der jugendlichen Zuſchauer, welche ſeine Thaten mit ſchallendem Gelächter begrüßen. Dieſer Aufzug der Vermummten geht den ganzen Tag über durch die benachbarten Dörfer oder von einem Edelhof zum andern; vor dem Herrenhaus wird getanzt, wofür ſie eine Belohnung in Geld erhalten. Der Abend wird mit Trinken zugebracht."

*) Dieſe iſt die vorerwähnte **Maid Marian**. Tollet in ſeiner „**Description of the Morris Dancers**" beſchreibt ſie: „**a golden crown on her head, and in her left hand a red pink, as emblem of summer.**" Shakespeare (**Henry** IV. p. I. act. 3 sc. 3.) erwähnt ihrer in ihrem bereits herabgewürdigten Zuſtande, wo ſie nicht mehr von einer hübſchen Perſon ihres Geſchlechts, ſondern von einem Clown repräſentirt ward, der aber noch im jugendlichen Alter ſtand. Waldron in ſeiner Beſchreibung der Inſel Man ſchildert ein dort alljährlich aufgeführtes Maifeſt, das durch eine Schlacht verherrlicht ward, welche zwei Frauen einander lieferten. Die Eine war die „Maikönigin" (**Queen of May**), in dem reizendſten Anzug von der Welt, ihr Gefolge bildeten zwanzig Ehrenfräuleins, gleicher Weiſe ein Hauptmann an der Spitze, von einer ziemlichen Anzahl untergeordneter Krieger ihr zur Seite. (War es Robin Hood?) Ihr Gegenpart war die „Winterkönigin

Flora“*) in reichem Coſtüm. Sie begrüßen das hohe Paar mit Liedern und der Zug geht bis Greenwich.

(Queen of Winter), dargeſtellt von einem Mann in Weibskleidern, in wollene Kappen eingehüllt, überhaupt winterlich verwahrt; auf ähnliche Art war ihr Gefolge coſtümirt; auch ihr fehlte nicht eine Schaar männlicher Beſchützer. Es kommt auf einem beſtimmten Platze zum Gefechte, wobei, wie man im Voraus errath, der Sommer den Winter in die Flucht ſchlägt.

*) Seltſam, daß mein Gewährsmann durch den Namen dieſer Maske nicht an das altrömiſche Maifeſt, die „Floralien“ erinnert ward, woraus er hätte entnehmen können, daß Flora und die Maikönigin Ein Weſen ſind. Die Floralien wurden in Rom in den beiden letzten Tagen des April und am 1. Mai gefeiert. Ovid gedenkt derſelben in ſeinen Fastis 4, 941 sq.

Cum Phrygis Assaraci Titania fratre relicto
Sustulit immenso ter jubar orbe suum,
Mille venit variis florum Dea nexa coronis;
Scena joci morem liberioris habet.
Exit et in Majas sacrum Florale Calendas etc.

Lactanz (de fals. rel.) und Valerius Maximus (II. 5.) leiten zwar das Feſt von einer Hure (!) Namens Flora her, die ihre erbuhlten Schätze dem römiſchen Volke unter der Bedingung vermacht haben ſoll, daß ihr jährlich eine Feier unter dem Namen Floralia angeſtellt werde. Plutarch (Romul. u. Problem. 35.), und Macrobius (Sat.) hingegen laſſen die Hure zwar gelten, nennen ſie aber Larentia; von ihr ſagt Cato, daß ſie mit ihren unehrlich geſammelten Reichthümern Ländereien erworben, und den Römern die Aecker Furax, Semurius, Lincerius und Solinius vererbt habe. Dieſen Widerſpruch hinſichtlich der Perſönlichkeit ſucht Hoſpinian dadurch auszugleichen, daß er ſagt: der römiſche Senat habe ſich geſchämt, der Hure Larentia ein Feſt zu feiern, deswegen habe er eine Namensveränderung der Erblaſſerin ſich erlaubt. Da aber Ovid ausdrücklich ſagt, Flora ſey die Chloris der Griechen, alſo eine Blumengöttin, und damit auch der Name Cypris (κυπρις Blüthe), welchen Venus auf Cypern führte, etymologiſch ſtimmt, ſo iſt Flora Venus ſelber, die dem April vorſteht, daher am Ausgang des Monats ihr Feſt den Anfang nahm, und am Anfang des Mai endete, denn Maja, die Mutter Mercurs, iſt von Venus nicht verſchieden, wie an einem andern Orte gezeigt werden ſoll. Begreiflicher Weiſe mußte daher das Feſt der Flora von Freudenmädchen gefeiert werden; nicht aber, wie Lactanz meint, thaten ſie dieß, um die Blumenkönigin zu beſänftigen. Man darf hier überhaupt nicht an Blumen denken, ſondern Flora bedeutet, wie flos, die Blüthe, Kraft, nicht bloß der Pflanzen, ſondern auch der animaliſchen Weſen, alſo die Zeugungsluſt. Wenn Juvenal

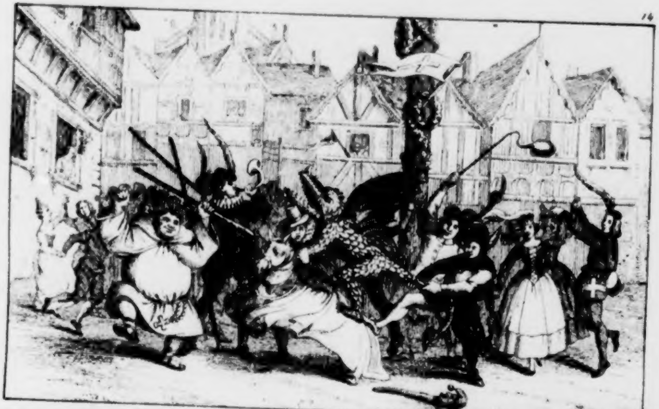
In dieſem Bericht iſt alſo mit dem Maiſpiel ein Schützenfeſt verbunden. Wie tief dieſe Spiele im Volke wurzeln, zeigt eine andere Nachricht in demſelben Aufſatz. Biſchof Latimer (1547—53) berichtet, wie er auf der Heimreiſe nach London, an einem Orte, wo er ſich zur Predigt angemeldet, die Kirche dennoch verſchloſſen, und den Ort leer gefunden, weil Robin Hoods Tag wäre, wo Niemand zur Kirche käme. Dieſer Tag iſt nun im engl. Kalender der 1. Mai *). Die verſchiedenen Berichte über die Maiſpiele ſtimmmen meiſt in Erwähnung Robin Hoods und ſeiner Maid Marian, welche dabei auftreten, überein. Bis zu Ende des 16. Jahrhunderts ſollen ſie noch über ganz England und Schottland verbreitet geweſen ſeyn. (Mirror XX. p. 205), aber auch in neueſter Zeit finden ſich Spuren davon. Iſt nun hooden aus Woden entſtellt, ſo wird auch Robin Hood durch ſeinen Namen, der nur eine weitere Entſtellung aus Hooden iſt, auf Woden führen. Die von ihm ausgehenden Sagen machen ihn vollſtändig zu einer mythiſchen Perſon (Mirror XX. p. 180, 204). Er ſoll als ein Geächteter (outlaw) im Walde von Sherwood mit ſeiner Schaar gehauſt, und vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis in die Mitte des 13. Jahr-

---

VI. 249. des unzüchtigen Charakters jenes Feſtes ſpottet, ſo darf man dabei nicht überſehen, daß die Berichte der römiſchen Satiriker (vergl. auch Horaz Sat. II. 3. 182., und Perſius 5. 175.) aus einer Zeit der geſunkenen Zucht ſtammen. Bedenkt man, daß Venus auch die Leichenfrau (Libitina) hieß, weil Tod und Zeugung die beiden Pole des Lebens ſind, daß mit der Walpurgisnacht der Winter Abſchied nimmt, daher an der Scheide der Jahreszeiten die Geiſter der Finſterniß, die Laren noch einmal ihren Umzug halten, ſowie am 336. Tag des altröm. Jahres, der in unſere 12 Nächte fällt, ſo wird begreiflich, daß Venus als Mutter der Laren (Manen) d. h. als Larentia, ebenfalls Flora war, daher die Larentalien ſich an die Floralien anſchloſſen, daher das Bewerfen mit Bohnen an den Feſten, denn die Bohne war ja den Dämonen (die Hülſen heißen) und Manen geweiht; rückwärts Bohnen werfend, glaubte der Römer die Manen zu verſcheuchen (vgl. oben S. 60). Plutarch (Q. R. 86) meint: aus dieſem Grunde verehre man den Sohn der Maja (Mercur) in dieſem Monate, wo man den Geſtorbenen opfert, weil er der Seelenführer iſt.

*) Im deutſchen Kalender iſt es der 27. März.

14



hunderts gelebt haben. Sein wahrer Name ſoll Robert Fitzoothes, Graf von Huntington, geweſen ſeyn. Er wird als Bogenkundig *) gerühmt, ebenſo ſein Genoß Kleinhanns (Little John), dem er einen Pfeil vermacht haben ſoll. Auch zeigt man im Kirchſpiel Halifax einen Felſen, Robin Hood's Pfennigſtein genannt, mit dem er zur Kurzweil nach einem Ziel geworfen haben ſoll. In einer andern Felſengruppe bei Bitchover heißen ein Paar der höchſten Spitzen Robin Hoods Stride. Sein Bogen nebſt Pfeilen, ſein Stuhl (ſo heißt ein Felſenſitz in den Kirkby Crags, Mirror XXVI. p. 13) und einer ſeiner Schuhe wurden noch im vorigen Jahrhundert gezeigt **). Eine Hügelreihe und eine Quelle in der Umgegend von Nottingham tragen ſeinen Namen. Unter ſeinen Gefährten werden beſonders ſeine Geliebte Maid Marian, Bruder Tuck ***) und Kleinhanns genannt. Um des Letztern Grabſtätte ſtreiten England und Irland *). Die hier berichteten Züge zeigen deutlich, daß die Volksſage auf Robin Hood übertragen hat, was urſprünglich einer andern, in ihrer Ueberlieferung lebenden Perſon zukam. Der Name Hood, der aus Fizoothes entſtellt ſeyn ſoll, führt alſo auf Wodan, und am wahrſcheinlichſten wird dieß dadurch, daß er in allen den Gegenden Englands und Deutſchlands, wo er bei den Maiſpielen erſcheint, auch zu Weihnachten dieſe Rolle durchſpielt. Keine beſondere Tradition iſt darüber vorhanden, weßhalb man in England gerade den 1. Mai zur Feier des Andenkens von Robin Hood gewählt, und dieſe würde doch vorhanden ſeyn, wenn ein ganzes Volk Veranlaſſung hatte, den Tag zu einer allgemeinen Feier zu erheben und durch ſeinen Namen zu verherrlichen. Außer dem Namen Hood ſcheint aber auch ſein Vorname Robin beachtenswerth. Da in der Umgegend von Halle jener Reiter den Namen Ruprecht führt — wie jener Kinderpopanz, der zu Weihnacht die unfolgſamen Kleinen ſchreckt, und Robin nur die Koſeform jenes Namens iſt — ſo dürfte Ruprecht — weil Hruodperaht: der Ruhmglänzende heißt — als Beiname Wodans zu faſſen ſeyn. Die Frühlingsſpiele zeigen noch häufig den Sieg des Sommers über den Winter. An die Stelle des ruhmreichen Siegers, des Lord of the May, tritt Robin Hood, deſſen Geliebte die Lady of the May, Maid Mary, iſt.“ Weiter ſucht Kuhn noch gegen die gewöhnliche Meinung, die Morris dancers: Mohrentänzer überſetzt **), den Namen auf Maid Mary zurückzuführen, weil die Maifrau die Königin des Feſtes iſt, ich möchte aber in dieſer Benennung eine Anſpielung auf Geiſter der Finſterniß erkennen. Denn auch die Satyrn der Alten waren dämoniſche Weſen. Die Maskenſcherze werden jenen geſpenſtiſchen Weſen — masca heißt im mittelalterlichen Latein eine Unholdin — in den Mund gelegt, deren Umzüge in der Dreikönigsnacht, am

---

*) Daher alſo Huntington (von hunting: Jagend) ſein Beiname?

**) Wie in Deutſchland die Rüſtung des wilden Jägers Hakelberg.

***) Tollets Beſchreibung zufolge trägt er den vollſtändigen Mönchshabit, auch die Tonſur fehlt nicht, und in der Rechten hält er den Roſenkranz, der Blick iſt demüthig auf den Boden geheftet. Seine braune Kutte und der Gürtel kündigen ihn als Franziskaner an, ſeine Strümpfe ſind von rother Farbe, ſein rother Gürtel iſt mit einer goldenen Schnur und goldener Quaſte verziert. An dem Gürtel hängt eine Quertaſche, um Mundvorrath einzuſammeln, worauf ſich die ganze Einnahme der Bettelmönche beſchränkt. Unter der Regierung Heinrichs VIII. findet ſich bereits dieſer Charakter unter den Perſonen, welche die Maiſpiele aufführten. Chaucer in der Einleitung zu den Canterbury-Erzählungen ſagt:

„Tucked he was as is a frere aboute"

alſo ſcheint er ihn ſchon gekannt zu haben. Und in Warner's Albion, welches unter der Regierung Eliſabeths erſchien, wird Tuck ſchon in Robin Hoods und Maid Mary's Geſellſchaft aufgeführt:

Tho' Robin Hood, little John, frier Tucke, and Marian deftly play.

In einem alten Schauſpiel, das den Titel Play of Robin Hood führt, und zur Aufführung an den Maifeſten beſtimmt zu ſeyn ſchien, ſpielt Bruder Tuck eine Hauptrolle. Er geht in den Wald, um Robin Hood aufzuſuchen, im Begriffe, ſich mit ihm zu ſchlagen, wird aber durch die Ausſicht, Maid Mary's Hauskaplan zu werden, beſänftigt. (Lyson's Environs of London I. p. 233).

---

*) Douce ſagt, Little John (Kleinhanns) werde von dem ſchottiſchen Hiſtoriker Fordun, einem Schriftſteller des 14. Jahrhunderts, zuerſt in Robin Hoods Geſellſchaft genannt. Er bemerkt aber bloß, daß die Balladen, welche von ihnen handeln, damals am populärſten waren.

**) Man leitet das Wort vom ſpaniſchen moresco ab.

Anfang des Faſchings, beginnen. Die alten Römer ließen die Manen nicht nur am Ende des Solſtitialjahrs in den 12 Nächten auf der Oberwelt herumſchwärmen, ſondern auch am Ende des Aequinoctialjahrs in den 12 Nächten vom 1. bis 12. Mai, wo die Kälte in den Maifröſten erſt am Servatiustag Abſchied nimmt*). Um dieſe Zeit begingen die römiſchen Frauen das myſteriöſe Feſt der guten Göttin, um deren Gunſt der geſpenſtiſche Faunus, der Sohn des Todtenrichters Saturnus, ſich bewarb, und nur Euphemismus ſcheint den Namen **Bona Dea** gegeben zu haben, denn ſie iſt in ihrem Charakter von der Eumenide wenig verſchieden. Warum würden denn ſonſt um die Zeit, wo auf dem Blocksberg die Hexentänze beginnen, und Woden und ſeine Frau Gode oder Holle abermals ihren Umzug halten, die Laralien, das Feſt der geſpenſtiſchen Lemuren, zum andern Mal im Jahre gefeiert? Alſo iſt Ruprecht, Robin Hood der wilde Jäger Woden, ſeine Maid Mary Frau Gode, er Faunus, ſie die **Bona Dea**; aber der Winter wandelt ſich jetzt in den Frühling um, Faunus und Odin beſchützen den Ackerbau; die gute Göttin, Frau Gode, Maid Mary, die Maifrau, iſt nicht mehr die ſchädliche Hexe, ſondern die Fruchtſpenderin. Dieß beſtätigt ſich durch die Aufſtellung des Maibaums auch am ſlawiſchen Frühlingsfeſte (Hanuſch a. a. O. S. 196) und durch die Etymologie, denn palus, φαλος bedeutet nicht nur Pfahl, ſondern auch Phallus, männliches Glied, das porrectum inguen, als Symbol der ſtarrenden Kraft. Dieß war der Grund, warum der Lingamgott Schiwa, um ſeine Ueberlegenheit dem Brahma und Wiſchnu zu zeigen, ſich in eine Säule verwandelt hatte. Dieſe Säule hatte mit dem Scepter im Bilde der Zwillinge (ſ. oben), welches ja auch dem Schiwa gehört, gleiche Bedeutung, ebenſo mit dem Finger des Hercules medius fidius, der in Aegypten Som, in Rom auf der Tiberinſel Semo hieß, d. i. der Hohe, daher die Büßer unter den Schiwaiten Säulenheilige, wie Simon Stylites (ſ. S. 44.) Ich erinnere hier an die Säule der ſyriſchen Venus, auf deren Spitze ein Mann ſeinen Segen dem Volke ertheilte; ich erkläre mir hieraus die Bedeutung des Samibaums, unter dem Schiwa und ſeine Gemahlin Parwati als Taubenpaar lebten. So wären wir wieder bei den Schützenfeſten angelangt, wo der beſte Schütze eine Taube von der Stange ſchießt. Auch Schiwa war ein ausgezeichneter Schütze, ſeinen Bogen vermochte kein anderer Gott zu ſpannen, begreiflich, denn er iſt ja ſelber der Welt-Phallus. An einem ſolchen Bogen hatte Penelope die Kraft ihrer Freier ſich erproben laſſen. Er hatte dem Ulyſſes gehört, dieſer trug ihn aber nie im Kriege, ſondern nur in der Heimath. Alſo war ſeine Beſtimmung nicht, Tod auszuſenden, ſondern die entgegengeſetzten Wirkungen zu äußern. Es war Amors Bogen, den auch der indiſche Liebesgott, Kama, ſpannt. Daß das Pfingſtfeſt, wie das Maifeſt, eine Liebesfeier war, wo der Pfingſtkönig ſich eine Maibraut wählte — daher derjenige, welcher die Taube, das Sinnbild der Liebe, den geheiligten Vogel der Venus trifft, der Schützenkönig — beſtätigen ſchon die Minneſänger, welche die Pfingſtage die „Minnegerende Maizeit“ nennen, und im Lied der Nibelungen V. 5195 lautet es:

---

*) Der Maiabend wird als eine beſonders gefährliche Zeit betrachtet. In Irland glaubt man, die Elfen hätten dann Neigung und Macht, alle Arten von Uebel anzurichten. Das böſe Auge (evil eye) hat dann eine mehr als gewöhnliche Kraft. eine Amme, die in freier Luft mit dem Kind im Arme auf und abginge, würde als ein Ungeheuer geſchmäht werden. Jugend und Schönheit ſind beſonders der Gefahr ausgeſetzt. Daher wagt von tauſend Frauen kaum Eine, ſich drauſſen ſehen zu laſſen. Die grauen Haare des Alters retten nicht immer die Wange vor dem Anhauch (the blast). Dieſer iſt eine große runde Beule, welche ſich plötzlich an der Stelle erhebt, die von dem giftigen Athem berührt wird, den einer von dem „ſtillen Volk“ im Moment rachſüchtiger und eigenſinniger Bosheit darauf richtet. Die Irländer nennen den Maitag la na Beal tina, und den Maiabend neen na Beal tina d. h. Tag und Abend von Beals Feuer, denn in der heidniſchen Zeit war dieſer Tag dem Lichtgott Beal (Belus, Belen, Belbog) geheiligt. Die Sitte, am Maiabend eine Kuh über angezündetes Stroh oder Reiſig ſpringen zu machen, iſt ein Ueberbleibſel der alten Verehrung dieſes Gottes. Jetzt wird ſie gewöhnlich angewendet, um die Milch vor den Diebereien des ſtillen Volks zu ſichern. (Grimm, Ir. Elfenmährch. S. 228).

„Diu Hobeit waz gevallen an einen phinxtag,
Da der Kunig eccel bi Krimhilden lag.“

Die Rolle des lord of the May in England ſpielte in Deutſchland der Maigraf oder Blumenkönig, der, mit Kränzen geſchmückt, in die Ortſchaften einzog, und dort von ihn umtanzenden Jungfrauen empfangen, ſich eine zur Maikönigin wählte. Das war alſo eine ſymboliſche Vermählung des Lenzgottes, nämlich Odins oder Wodans, von deſſen Gunſt man den Erfolg der Ernte abhängig glaubte. Er beförderte den Wuchs der Pflanzen, daher das Mai- und Pfingſtfeſt ein Blumenfeſt, daher der Maibaum und die Pfingſttanne eine ſo hohe Wichtigkeit erhielten, daher pilgerte man an jenen Tagen in's Gehölze, und am Rhein heißt davon der Pfingſttag auch Hölzltag *). Aus dem Vorhergehenden wird nun erklärlich, wie die gefürchtete Bona Dea ſich in die gute Göttin, die ſtumme Lara, nach welcher die abgeſchiedenen Geiſter Laren hießen, in die Maifrau, in die Blumenkönigin, in die liebliche Flora — buchſtäblich: über Nacht — ſich umwandeln konnte. Walpurgisnacht war dieſer entſcheidende Wendepunkt der Zeit. Wie in der erſten Mainacht die römiſchen Matro-

---

*) Die Stadt Köln beging dieſes Feſt immer am Donnerſtag nach Pfingſten, die Bürger zogen im feſtlichen Schmucke mit Sang und Spiel aus der Stadt, auf einem Anger vor dem Severinsthor wurde ſodann ein Tanz aufgeführt. Aber ſchon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beging man dieſe Feier nicht mehr mit dem urſprünglichen Glanze, und in neuerer Zeit iſt ſie ganz abgekommen. So war es zu Evreux in Frankreich (im 12ten und 13ten Jahrhundert) gebräuchlich, daß ſich das Domkapitel am 1. Mai in den nah gelegenen Wald begab, um Aeſte abzuhauen, womit die Bildniſſe der Heiligen in den Kapellen der Domkirchen geſchmückt werden ſollten. Anfänglich verrichteten die Domherren dieſe Ceremonie ſelbſt, ſpäter traten die Chorgeiſtlichen und Kaplane an ihre Stelle. Sie gingen, unter Begleitung der Chorſchüler und der Aufwärter der Kirche, paarweiſe, jeder mit einem Meſſer in der Hand, und hieben die Aeſte ab, die ſie theils ſelbſt, theils das ſie begleitende Volk trug. Wenn die ſchwarze Proceſſion, ſo wurde ſie genannt, aus dem Walde kam, trieb ſie tauſend Poſſen, warf den Vorübergehenden Kleie in die Augen, ließ Einige über einen Beſen ſpringen, und Andere mußten tanzen. Man verlarvte ſich auch — erinnert dieß nicht Alles an die Morristänzer? — die Domherren ſchoben indeß Kegel über den Gewölben der Kirche, ſpielten Farcen und tanzten ſogar. (Tilliot Mem. I. p. 27. edit. 1751.)

nen im altitaliſchen Cult der Bona Dea, bei ſtrengſter Abhaltung jeder Perſon männlichen Geſchlechts, unter Leitung der Veſtalinnen, die das heilige Feuer hüteten, ein myſteriöſes Feſt feierten *), und das Vorur-

---

*) Damit iſt das am 1. Mai gefeierte Feuerfeſt in Hochſchottland und Irland in Verbindung zu bringen. In Schottland wird es Bel tein, in Irland Beil-tine genannt, weil es ehedem dem Lichtgott Belen, der an dieſem Tag den Sommer einführt, angezündet wurde. In der heidniſchen Zeit pflegten die Druiden mit großer Incantation zwei Feuer anzuzünden, und das Vieh, weil ein Paar von jeder Thierart als Eigenthum des Gottes angeſehen wurde, gleichſam ſymboliſch opfernd, zwiſchen die Flammen hindurch zu treiben, wähnend, dadurch gegen das Mißgeſchick des Jahres es zu ſchützen. (Eckermann, Religionsgeſch. III. 2. S. 120). Ausführlicher beſchreibt Schreiber (Taſchenb. f. Geſch. Südd. II Jahrg. S. 76 Anm.) nach dem Dict. Scoto-Celticum dieſen Ritus: „Am 1. Mai verſammeln ſich die jungen Burſche eines Fleckens auf der Heide. Daſelbſt ziehen ſie in den Raſen einen Kreis, der groß genug iſt, um alle aufzunehmen. Inmitten deſſelben zünden ſie ein Feuer an, und bereiten zuerſt einen Fladen (Custard) von Eiern und Milch (den fetten Kuchen). Sodann kneten ſie einen Kuchen von Habermehl, den ſie an einen Stein lehnen und auf der heißen Aſche braten. Nachdem ſie den Eierfladen aufgegeſſen, theilen ſie den Haberkuchen in ſo viele Stücke, als Anweſende ſind, von möglichſt gleicher Form und Größe. Ein Stück färben ſie mit Kohlen ſchwarz, und werfen daſſelbe mit den übrigen in eine Mütze, worauf allen Feſtgenoſſen die Augen verbunden werden, und Jeder ſein Stück zieht. Wer die Mütze hält, bekommt das Letzte. Derjenige, welcher das ſchwarze zieht, erhält dadurch die Weihe, dem Belen geopfert zu werden, damit dieſer das laufende Jahr fruchtbar mache für Menſchen und Vieh. Es iſt kaum daran zu zweifeln, daß dieſes Opfer (wie im Orient dem Baal, Moloch) wirklich vollführt wurde; jetzt aber wird die dem Gott geweihte Perſon nur noch gezwungen, dreimal durch die Flamme zu ſpringen, womit die Ceremonien dieſes Feſtes geſchloſſen ſind." Weiter vermuthet Schreiber: „Wahrſcheinlich wurde dieſer Feuercult urſprünglich um einen Holz- oder Steinpfahl (Phallus) oder um zwei ſolche Pfähle in der Mitte, nachdem das heilige Feuer durch Reiben aus dem Holze gelockt war, mit Geſang und Tanz und dem kreiſenden Becher der (Naturgöttin) Ceridwen begangen. Dieſer wegen der frühern Menſchenopfer für heilig gehaltene, noch im ſpätern Hexenweſen unentbehrliche, urſprünglich gewiß eherne Keſſel, in den der frühere Ofen des Götterbildes ſich umgewandelt haben mochte, hängt mit dem zuſammen, was Grimm (D. M. p. 50) von den Trolden anmerkt, daß die norwegiſche Sage ihnen einen Kupferkeſſel beilegt, und wor-

theil gegen im Mai geſchloſſene Ehen ſich daraus erklären läßt ††), daß der Maimonat den Namen der gefürchteten

---

unter das Saturni dolium gemeint ſeyn könne, von dem die chriſtlichen Schriftſteller des Mittelalters berichten. Dieſes „Saturnsfaß" iſt wohl eine Feuerkufe. Grimm denkt zwar nur an ein Sieden des Opferfleiſches, aber die erſten Opfer waren nicht Thiere, ſondern Menſchen. Gegründet jedoch iſt ſeine Vermuthung: „Das Kochen, die Keſſel und die Töpfe der ſpätern Hexen mögen damit zuſammenhangen." Auffallend bleibt, warum Schreiber nicht den ſeiner Hypotheſe günſtigen Keſſel der Medea in den Kreis ſeiner Betrachtungen zog; denn die Mythen laſſen nur von der Zauberin zerſtückte menſchliche Glieder darin ſieden. Zwar wird Aeſon wieder verjüngt, aber nur als Repräſentant des ſcheinbar ſterbenden Jahrs. Doch war ja der Zweck der Menſchenopfer kein anderer, als durch das eine hingegebene Leben das ganze Volk für das kommende Jahr zu ſchützen. Ferner meint Schreiber: „Das Grauſige und Empörende, welches die Chriſten in jenen Opfern erblickten, mag aus dem Bewußtſeyn entſtanden ſeyn, daß das Opferthier nur ein Erſatz des frühern Menſchenopfers war. Wo Völker, oder Stämme wenigſtens, nur tattowirt waren, und davon ſogar ihren Namen (Briten = Picti) trugen, die Spuren davon noch jetzt in ihrer buntgewürfelten Kleidung (der ſogenannten ſchottiſchen Tracht), die den gebildeten Völkern der Vorwelt ein Gräuel war, zeigen; wo es ferner volksthümlich iſt, den Kopf oder doch die Kopfhaut (Scalpe) des erſchlagenen Feindes über Thüren und in Hütten aufzunageln und als nationales Schildzeichen herumzutragen (Diod. V, 29), wo endlich in geheiligten Hainen aufgehangte Menſchenköpfe erſt ſpät, und wohl nie ganz, mit Thierköpfen vertauſcht wurden (vergl. Grimm, S. 67), da liegt nicht blos das Menſchen-Opfer, ſondern auch Theilnahme der Prieſter und des Volkes am Genuſſe deſſelben nicht fern, wenn auch die alten Schriftſteller dies nicht ausdrücklich beſtätigen. Uebrigens dürfte bei dem Religionscult der männlichen und weiblichen Druiden, zumal in ſpäterer Zeit, mit ſeinem öffentlichen Hervortreten nicht zugleich auch ſeine geheime Wirkſamkeit im Dunkel der Wälder und der Nacht als abgeſchloſſen zu betrachten ſeyn." „Die Prieſterinnen der Cimbern" führt Schreiber aus dem Strabo (VII. 2.) an, „waren altergraue, wahrſagende Prieſterinnen in weißen Gewändern, ſie zogen in das Feld mit, und den Gefangenen über einen ehernen Keſſel ziehend, der ungefähr 20 Amphoren hielt, ſchnitt ſie ihm die Kehle ab, um aus ſeinem Blute zu weiſſagen, eine Sitte, die

---

††) Ovid. Fast. 5, 487—490. In Frankreich (Bayle Pensées div. p. 166) und Schottland (W. Scott „Br. üb. Dämonol." 1. S. 140) herrſcht noch jetzt dieſes Vorurtheil, ſelbſt in den höhern Ständen.

„Maifrau“, nämlich der männerfeindlichen Bona Dea trägt, obſchon ſie — wie Lara auch die von Freudenmädchen

---

Tacitus (Annal. XIV, 29, 30.) auch von den Galliern, wie von den Briten (Ibid. XIV, 32) berichtet.“ Bei ſolchen Gelegenheiten trat auch noch ſpät die ganze Wildheit der alten Feen hervor, welche den Druiden zur Seite die Handhaberinnen urſprünglicher Nationalität, auf den Schutz des Volkes bei jenen Menſchenopfern rechnen durften. Feen (Fatuae) hießen ſie vom Weiſſagen (fari, daher fatum, Schickſalsſpruch). Das Sträfliche eines Menſchenopfers war den Begriffen dieſer Völker fremd, im Gegentheil glaubte man dem Unglücklichen dadurch einen wichtigen Dienſt zu erweiſen, indem man glaubte, das Schlachtopfer werde ſogleich nach dem Tode mit der Gottheit vereinigt (Prudentii Peristephanon Hymn. I, 98 sq. Dieſe Vorſtellung herrſchte auch im ganzen Orient, daher der Fleiſchgenuß nur dann gebilligt wurde, wenn das Thier zuvor geopfert, d. h. ein Theil deſſelben den Prieſtern nach der Opferhandlung überlaſſen wurde.) Dieſe Prophetiſſen oder weiſen Frauen wurden zuweilen mit der Göttin, welcher ſie dienten, verwechſelt. So ſpricht Tacitus von der Welleda: numinis loco habita est (Germ. 8.) und (Hist. IV., 61.) von Frauen, die anfänglich für Prophetiſſen und nachmals ſogar für Göttinnen gehalten wurden (plerasque feminarum fatidicas et augescente superstitione arbitrantur Deas). Da nun die heiligen Stätten an Quellen waren, ſo erklären ſich die vielen Feenquellen (wie der Jettabrunnen bei Heidelberg), deren Heilkraft Brunnengeiſtern zugeſchrieben wurde, und die Salzquellen, mit denen, ſo wie mit den übrigen Mineralquellen, die Feen als urſprüngliche Waldbewohnerinnen, vorzugsweiſe bekannt ſeyn mochten. Grimm führt (D. M. S. 1000) aus einem mittelhochdeutſchen Gedichte die Unholden auf, die auf einer Ofengabel „nach Salz zu Halle“ fahren, und bemerkt dabei: „Wenn nun Frauen oder Prieſterinnen die Bereitung des Salzes verwalteten, wenn der Salzkeſſel unter ihrer Aufſicht ſtand, ſo wäre die ſpätere Vorſtellung von dem Salzſieden der Hexen erklärt. An gewiſſen Feſttagen ſtellen ſich die Hexen im heiligen Wald auf dem Berge ein, wo das Salz ſprudelt, Kochgeräthe, Gabeln und Löffel mit ſich führend. Nachts aber glüht ihre Salzpfanne an.“ Obiges Halle lag im keltiſchen Noricum, wo ſich die Sage von der dortigen Feenbeſchäftigung auf die ſpäter eingewanderten Germanen fortgepflanzt haben mochte, und von dieſen auf die Hexen übertragen wurde. An ſolchen ihnen geweihten Stätten (daher gefeite Orte, lieux faés) läßt nun die Sage ihre Feen, ſowohl einzeln, als in Geſellſchaft auftreten, wo ſie dieſelben bald mit allen Reizen der Schönheit, bald mit allen Schreckniſſen zauberiſcher Kräfte, oder mit Beiden ausrüſtet. Im erſtern Falle zeigen ſie ſich gütig, ſie empfangen, bei ſchweren Entbindungen helfend, das Neugefeierte Flora — auch die Welthebamme, die wohlthätige, den Geburten vorſtehende Fee (Fata die Bona Dea, hieß, dem Macrobius Sat. 1, 12. zufolge auch Fatua), und Kinderwärterin (Bona, Bonne), die von den Kindern zwar gefürchtete, aber dennoch ſie beſchenkende Befana, welche zwar von ihrem Auftreten am Epiphanienabend den Namen hat, aber dennoch auch die Maifrau iſt, was die Volksſage dadurch andeutet, daß ſie der Befana den Calendi-Maggio zum Bruder gegeben hat. Die Italiener haben nämlich den Maitag, ſo wie den Epiphanientag, Mittefaſten und die Auguſtferien*) perſonificirt, die Letztern aber in die Geſchichte des Erſtern verflochten. So erzählt Caſtellan (im 3. Bd. der Lettres sur l'Italie): „Auf einem meiner Spaziergänge in der Umgegend von Florenz, gegen die alte Stadt Fieſole hinauf, begegneten mir Schaaren von Landleuten in ihren ſchönſten Feiertagskleidern, den Weg nach einem Pachthof nehmend, vor deſſen Eingang man ſo eben einen jungen Baum aufgepflanzt hatte, von deſſen Zweigen Schleifen von Bändern und Wimpel von Rauſchgold herabwehten. Die Thüre des Hauſes, von grünen Zweigen, die man auf ähnliche Weiſe verziert hatte, und von einem Blumenkranze überſchattet, öffnete ſich,

---

geborne, verleihen ihm Gaben, man bittet ſie zu Pathen, heimlich reichen ſie nächtlicher Weile, durch das Kamin einfahrend, dem Säugling ihre Bruſt. Im andern Falle ſtehlen ſie das Kind, und legen einen Wechſelbalg an deſſen Stelle hin. Dieſe vergötterten Frauen waren nun Nachtfrauen, gute Frauen (Dominae nocturnae, bonae mulieres etc.), ſie bildeten eine Hierarchie unter ihrem Oberhaupt, der Himmelskönigin (Regina coeli, Virgo coelestis, Bona Dea sanctissima coelestis etc.) Zu ihrer Ehre führten ſie Fackeltänze bei nächtlichen Verſammlungen auf.“ Die erſte Mainacht war eine Zeit uralter religiöſer, wie politiſcher Verſammlungen. Mit Recht hat man daher das Hexenfeſt mit dem Feſt der Bona Dea im altitaliſchen Cultus verglichen. Folgerichtig ergäbe ſich auch, daß der Monat der Maia, der Hebamme und Kinderfrau (Bona, Bonne) mit dem Hauptfeſte der Weiber, in chriſtlicher Umgeſtaltung; mit dem Hexenſabbat eröffnet worden wäre.

*) Ein Ueberbleibſel der Auguſteiſchen Spiele, nur in Rom und Toscana gefeiert, in letzterer Provinz erſt bei Anlaß eines vom Großherzog Kosmus I. am erſten Auguſt erfochtenen Sieges.

indeß Muſik und lauter Jubel in den Lüften wiederhallte, und drei reizende Mädchen, friſch wie die Jahreszeit, die ſie verherrlichten, traten im höchſten Staat hervor; bald ward die bäuriſche Muſik lebhafter. Die Jugend, beiderlei Geſchlechts, fing an, um den Baum herum eine Kette zu bilden; es folgten ſchnelle Tänze und taktmäßige Sprünge, und die Eltern begannen in dem Schatten einer langen als Vorhof dienenden Laube ein Frühſtück zu rüſten.

Man hatte mich bemerkt — fährt Hr. Caſtellan fort — und ich ſelbſt mich erinnert, daß das ländliche Feſt der Feier des erſten Mai's (Calendi-Maggio) gelte. Der Pächter lud mich zur Theilnahme am ländlichen Mahle ein, und eine der Tänzerinnen trat aus der Reihe, um mich bei der Hand zur Geſellſchaft und zugleich in den Reigen hineinzuziehen, der ſich alsdann mit verdoppelter Lebhaftigkeit erneuerte. Bald ſetzte man ſich um den Tiſch herum, und nun wurde ein altes Männchen mit kahlem Scheitel, um welchen einige graue Haare kaum noch einen Kreis zogen, von der Jugend aufgefordert, die wundervolle Geſchichte der Brüder Ferragoſto und Calendi-Maggio und ihrer beiden Schweſtern Befana und Mezza-Quareſima zum Beſten zu geben. Der Alte hatte ſchon früher durch mehr als ein luſtiges, von ihm ſelbſt mit der Baßgeige begleitetes, Liedchen das Morgeneſſen erheitern geholfen, und war um ſo bereitwilliger, ſich den Bitten der Geſellſchaft zu fügen, da ich auch ein Probeſtück von der Beredſamkeit dieſer bäuriſchen Improviſatoren zu erhalten, den Wunſch geäußert hatte. Mit einer Mütze von Goldpapier und einer kattunenen Bettdecke angethan, die ſtatt eines Mantels dienen ſollte, wurde der Alte auf die Tafel gehoben. Er ſetzte eine Flaſche neben ſich hin und rief mit lauter Stimme: Hört ihr Knaben und Mädchen, und ihr übrigen alle, ſo viel euer ſind, merkt auf! die ſchöne und wahrhafte Geſchichte, die ich euch erzählen will, habe ich aus Ferragoſto's eigenem Munde. Auf ſeiner letzten Erdenreiſe hat er mir ſie erzählt, und er iſt's, der anfangen wird zu ſprechen. Ich, rief er dann mit verſtärkter Stimme, ich bin alſo dieſer Ferragoſto. Er begann nun wie folgt:

„In alten Zeiten lebte ein mächtiger König, der auch Kaiſer von Rom war, mit Namen Karl der Große. Nachdem er viele Eroberungen gemacht, kam er auch in unſer Land mit einer Menge ſeiner Großen, unter denen ſich auch mein Vater befand. Dieſer war ein Wurſtkrämer aus Belgioſo, aber Meiſter in ſeiner Kunſt. Und weil der König Leute von Talent, aus welcher Klaſſe ſie auch ſeyn mochten, liebte, ſo wollte er ihn an ſeinen Hof ziehen; aber mein Vater ſtarb unterwegs. Zuvor hatte er jedoch ſeine Kinder noch dem Schutze des Königs Karl empfohlen, der uns wirklich erlaubte, ihn bis nach Florenz zu begleiten. Vor ſeiner Abreiſe wünſchte er noch die Umgegend zu beſichtigen. Wir begleiteten ihn, meine Brüder, Schweſtern und ich, nach Fieſole. Was uns dorthin lockte, war der hohe Ruf der Feen, welche dieſe Stadt von jeher bewohnten. Jetzt näherte ſich der Hof dem Eingang ihres Aufenthalts, der noch jetzt das Feenloch (Le buche delle Fate) genannt wird *). Karl legte daſelbſt reiche Geſchenke nieder, die jedoch ihm und ſeinen Begleitern erwidert wurden. So z. B. machten die Feen den Paladin Roland unverwundbar, folglich iſt ohne Grund behauptet worden, daß er ſolches von Geburt an geweſen ſey. Maugis wurde mit allen, für einen Zauberer erforderlichen Kenntniſſen ausgeſtattet. Auch ich wurde beſchenkt. Ebenſo mein Bruder Calendi-Maggio und meine Schweſter Befana. Meine jüngere Schweſter Mezza-Quareſima, in der ſich kein Ehrgeiz regte, war die Einzige, welche von den Feen nichts haben wollte, dafür aber auch im Verfolge grauſam beſtraft ward. Ich für meine Perſon bat mir von den Damen Unſterblichkeit zum Geſchenk aus, wobei ich mich jedoch begnügte, alljährlich nur die acht erſten Tage des Auguſt's zu leben, und mir einzig ausbat, daß dieſe Epoche zu einem

---

*) Es ſind dieß unterirdiſche Conſtructionen, in denen die Einen Ueberreſte eines Amphitheaters, die Andern Säle von Bädern zu erkennen glauben.

Feſte erhoben und Jedermann verpflichtet werden möchte, während derſelben meine Rückkehr in's Leben durch Luſtbarkeiten zu verherrlichen. Wollt ihr wiſſen, wie ich es anſtelle, um mich dem Tode zu überliefern, damit ich ſo alle Jahre wieder in's Leben zurückkehren könne? Ich begebe mich um Mitternacht zu den Feen, deren Thür mir jederzeit offen ſteht. Daſelbſt finde ich in einem Fäßchen das ſüße Gift, das mir das Leben rauben ſoll. Von dieſem trinke ich, bis der Schlaf mich überflügelt, alsdann ſterbe ich ganz ſanft und unvermerkt, und iſt die Zeit meiner Auferſtehung vorhanden, ſo beſitzen die Feen das Geheimniß, mich mein kurzes, aber luſtiges Daſeyn wieder von vorn anfangen zu machen *)."

„Mein Bruder, Calendi-Maggio, erhielt das Geſchenk der Muſik, und wirklich hört man alle Jahre auf den heutigen Tag ihm zu Ehren Lieder ſingen, und ſieht Maibäume aufpflanzen."

„Meine älteſte Schweſter Befana erkühnte ſich, den Wunſch zu äußern, daß ſie ſelbſt in eine Fee verwandelt werden möchte. Auch ihr wurde willfahrt, nur mit der Bedingung, daß ſie alljährlich in der Nacht vom 6. Januar ſich aufmache, die kleinen Kinder zu ſchrecken und ihnen zu drohen, ſie wolle diejenigen von ihnen entzwei hauen, die nicht gutwillig ihren Brei äßen, oder die ihre Ammen halb zu Tode ärgerten **)."

„Meine zweite Schweſter Mezza-Quareſima ſollte es bereuen, die Geſchenke der Fee verſchmäht zu haben. Hätte ſie nur wenigſtens auch, wie ſo viele Leute thun, ſich die Erlaubniß ausgebeten, zur Faſtenzeit Fleiſch zu eſſen, wäre ſie nicht eines ſo kläglichen Todes geſtorben. Nun aber, da ſie ſich mitten in jener Bußzeit ſchwanger befand, wandelte ſie ein heftiges Verlangen an, eine Bologneſer Wurſt zu verſpeiſen, und um das Maß ihrer Unvorſichtigkeit voll zu machen, verſchlang ſie dieſelbe roh und in haſtiger Eile. Das Verbrechen ward entdeckt, angezeigt, für unverzeihlich erklärt, und die arme Schweſter durch ein Strafurtheil verdammt, lebendig von einander geſägt zu werden *). Die einzige Gnade, die man ihr angedeihen ließ, war, daß ſie incognito unter der Kutte einer Nonne ſterben durfte. Zum Gedächtniß dieſer ſchauervollen Kataſtrophe wird auf dem Platze Parella, wo dieſelbe Statt fand, alljährlich um Mittefaſten dieß jammervolle Schauſpiel an einer Holzfigur, die noch heutzutage die Nonne heißt, erneuert."

---

*) Dies Geheimniß wird in der burlesken Schreibart des 16ten Jahrhunderts alſo beſchrieben: Morte che son' io, le Fate avan quivi una bella troia grande salata, dove mi sotterano, e poi ricuciono lo sparato da capo a piè. Quando io mi ho a far vivo, vengon le fate con un papon di legnaia, e ponendo il fiore al niffolo, ovvero grugno della troia, le tengon vi fermo un gran pezzo onde io a quel odore, passando mi al cerebro subito mi rivengo: Sdrucono lo sparato della troia ed io rizzato, mi allora su, son bello e vivo.

**) Man erinnere ſich hier, daß Frau Perchta, welche in dieſer Nacht umgeht, ebenfalls Kindermuhme iſt, und verlangt, daß man ihr zum Gedächtniß Klöße eſſe, vergl. oben S. 70. 76. 79.

Dieſe Erzählung war aber keineswegs improviſirt, man findet ſie ſchon bei dem Hiſtoriker Buonarotti, und der Text des Akademikers della Crusca enthält den Urſprung aller Lazzi, Wortſpiele und Pasquinaden, welche das Volk in Betreff Ferragoſto's und ſeiner Familie zum Vorſchein bringt. Jene Erzählung gehört zu denen, welche die Italiener Fataggini und die Franzoſen Féeries nennen. Uebrigens beweist ſchon der Name Calendi-Maggio, daß das heutige Feſt ſich aus ſehr alten Zeiten und von dem Gebrauche herſchreibe, die Calenden des Mai feierlich zu begehen. Die auf dieſen Anlaß gedichteten Lieder hieß man Maggiolate, und Majo das Laubwerk, womit die Liebhaber das Fenſter ihrer Geliebten zu überſchatten pflegten. Eben dieſes Feſt, das ſich bloß noch auf dem Lande erhalten hat, wurde in ältern Zeiten auch in Städten gefeiert, und gab zu Feſtlichkeiten Anlaß. Dieß beweiſen die zahlreichen, von vielen Dichtern, ſelbſt von Lorenzo dem Prachtliebenden verfertigten Maggiolate. Bekannt iſt das Gedicht dieſes Fürſten, welches mit den Worten anfängt:

> Ben venga maggio
> El gonfalon selvaggio;

---

*) Ueber die Bedeutung ſ. die Beſchreibung der Gebräuche am Roſenſonntag u. a.

und ein anderes, in welchem er auf eben dieſe Feſtlichkeit anſpielt, mit folgenden Worten:

Se tu vò appicare un maggio
A qualcuna che tu ami …

Eine der ſpäteſten Epochen der Maifeier in Florenz wurde durch einen Maibaum bezeichnet, der i. J. 1612 im Palaſt Pitti zu Ehren der Erzherzogin von Oeſtreich aufgerichtet und beſungen ward. In Mailand ſind die Maibäume in neuerer Zeit ebenfalls verſchwunden, aber am Montarnita, erzählt Santi, wird noch immer am 1. Mai unter großem Volksjubel ein Maibaum auf dem Platze vor der Kirche aufgepflanzt. In Pian Caſtagnaio geben die ſtärkſten Jünglinge in den Pigeletto, hauen eine Tanne, und richten ſie im Flecken auf, je größer, ſchöner und dichter der Baum, deſto lauter der Beifallsruf der Zuſchauer. In Frankreich wird der Maipfahl ſchlechtweg der „Mai“ genannt, aber wovon er ein Symbol ſey, gibt ſich auch dadurch zu erkennen, daß der Liebhaber ihn unter die Fenſter der Geliebten aufſtellt*). In England ſcheint das Zeitalter der Königin Eliſabeth die letzten Feſtlichkeiten dieſer Art geſehen zu haben**), denn dem Puritanismus waren ſolche Ueberbleibſel des Heidenthums ein Gräuel, aber im katholiſchen Irland hat ſich dieſer Brauch am längſten erhalten. In Dublin trug die Jugend vor noch nicht einem Jahrhundert ſogar Pferdeknochen, und was die Hauptſache iſt, einen Pferdekopf herbei, um dieſe in dem Feuer, wenn zuletzt der Baum angezündet ward, mitverbrennen zu laſſen***). Das wäre alſo das vollſtändige, dem Belen dargebrachte Maifeuer, Behufs einer guten Ernte, die man von Odins Roß (vergl. S. 302) erhoffte.

---

*) La veille du premier jour de Mai, pendant la nuit, on plante, sous les fenêtres des personnes que l'on affectionne, un jeune arbre feuillé et quelquefois orné des fleurs, que l'on appelle Mai. Ce Mai est ordinairement planté par un amant sous les fenêtres de sa maitresse. (Mem. de l'Acad. celt. III. p. 446.)

**) Shakeſpeare ſpricht (noch aus eigenem Anſchauen?) im „Sommernachtstraum" Act. III. Sc. 2. von gemalten Maibäumen.

***) Hone Every day book, Vol. II. p. 595.

1. Mai.

Die Kirche hat dieſen Tag den Apoſteln Philippus und Jacobus d. Jüng. geheiligt. Erſterer ſoll an dieſem Tag zum Apoſtelamt berufen worden ſeyn, und vergleicht man die Bedeutung ſeines Namens (Roßfreund) mit der Sage (Abdias Apoſtelgeſch. Cap. 2.), daß er in Scythien einen giftigen Drachen erlegte, ſo hätten wir in ihm den würdigen Repräſentanten des erſten Mai, an welchem Tage, wie oben gezeigt wurde, das **Hobby** *horse* und der **Snap**-*dragon* zu den unentbehrlichſten Requiſiten engliſcher Volksluſtbarkeiten gehören. Dieſer Nachzügler Odins und St. Georgs iſt allerdings kein Doppelgänger des Apoſtels, der mit den Ebioniten über das Weſen des Meſſias ſich herumſtritt und ſich unter Domitian ſo gutwillig mit den Füßen nach oben kreuzigen und ſteinigen ließ; noch weniger mit ihm für identiſch zu halten, doch — der Sage iſt nichts unmöglich. Was den Jacobus anbetrifft, ſo hat er in der That die Ehre dieſes Tages mit einem Namensvetter zu theilen, mit dem er, obſchon ſonſt kein Grund zur Vertauſchung ſich bietet, oft verwechſelt worden iſt. Der Leſer hat nämlich die Wahl, ob er ſich an den Zöllner, welcher ein Bruder des Apoſtels Matthias war, oder an den nachherigen Biſchof von Jeruſalem halten will. Letzterer führt den Zunamen „der Gerechte" weil er — nach Einigen ein Sohn Joſephs, von einer frühern Frau — verlangte, daß bei der Vermögenstheilung des mütterlichen Erbes auch Jeſus, obſchon nur ein Stiefſohn, Miterbe ſeyn ſolle. Auch dieſer Jacobus heißt der Kleinere, nicht aber zur Unterſcheidung von Jacobus d. ält., ſondern weil er nicht unter der Zahl der Apoſtel war. Seine Mutter ſoll Maria Cleophä, eine Schweſter der heil. Jungfrau geweſen ſeyn. Die Legende rühmt ihm nach: er ſey ſchon im Mutterleibe heilig geweſen. Nur ſo iſt zu begreifen, wie er, von den Zinnen des Tempels herabgeworfen, unverletzt bleiben konnte, obſchon eine gewöhnliche Gerberſtange ſeinem Leben ein Ende machte.

Anm. 1. Der heutige Tag wird von Einigen auch als Gedächtnißtag der h. Walburgis gefeiert, da aber die meiſten Märtyrologien ihr den 25. Februar anweiſen, ſo iſt ihre Lebensgeſchichte S. 174 nachzuleſen.

Anm. 2. Ueber Maifeſte ſ. S. 313—332.

2. Mai *).

Siegmund, König von Burgund, hat die Ehre eines Heiligen und Märtyrers (!) erlangt, ungeachtet ſein Tod in gar keiner Beziehung zum Chriſtenthum ſtand, ungeachtet dieſer Heilige ſeine Hände mit dem Blute ſeines eigenen unſchuldigen Sohnes beſudelt hatte, indem er ihn dem Stolz und der Rachgier einer Stiefmutter aufopferte. Als er ſeinen Irrthum entdeckte, glaubte er ein übereiltes Bluturtheil durch freigebige Schenkungen an das Kloſter Agaunum oder St. Moriz in Wallais, welches er zu Ehren der erträumten Märtyrer der thebaiſchen Legion geſtiftet hatte **), ungeſchehen zu machen. Der fromme Mörder verordnete einen vollen Chor zu immerwährender Pſalmodie; er lag gefliſſen ſtrenger Mönchsandacht ob, und flehte demüthig, daß der Himmel ihm die Strafe ſeiner Sünden in dieſer Welt auflegen möchte. Seine Bitte ward erhört, die Rächer waren nahe und ſein Land wurde von den Franken überwältigt. Nach verlorner Schlacht verbarg ſich der fromme Feigling, voll des Wunſches, ſein Leben zu friſten, mit einer Ordenstracht in eine Wüſte, bis ſeine eigene Unterthanen ihn entdeckten und verriethen. Der gefangene Monarch ward mit ſeiner Gemahlin und zwei Kindern nach Orleans gebracht und in einen tiefen Brunnen lebendig begraben. (Gregor. Tour. II. p. 188, 189.)

---

*) Die katholiſche Kirche feiert heute das Gedächtniß des heil. Athanaſius, dem der Kalender der Proteſtanten den 20. d. M. widmete (S. 353).

**) Im 5. Jahrhundert ward Agaunum durch die Kirche des heil. Moriz und ſeine thebaiſche Legion eine Wallfahrtsſtätte. Vermiſchte Gemeinſchaft beider Geſchlechter veranlaßte Werke der Finſterniß, welche (i. J. 515) durch das regelhafte Kloſter von St. Siegmund abgeſtellt wurden. Innerhalb 50 Jahren thaten ſeine Engel des Lichts öfter einen nächtlichen Ausfall, ihren Biſchof und deſſen Geiſtlichkeit zu ermorden (Bibl. rais. XXXVI. p 435 sq.).

3. Mai.

Das Feſt der **Kreuzauffindung** iſt im 8ten Jahrhundert von Papſt Gregor II. zur Erinnerung an folgende Begebenheit eingeſetzt worden. Helene, die Mutter Conſtantins, der durch ein Kreuz in der Luft zum Chriſtenthum bekehrt worden, weil darin die Worte: „Dadurch wirſt du ſiegen!" lesbar waren; Helene alſo behauptete: es ſey ihr im Traume befohlen worden, eine Reiſe nach dem Grabe Chriſti zu machen, wo ſie auch wirklich drei Stücke vom Kreuze mit einer Aufſchrift fand; das Eine rief eine ſterbende Frau in's Leben zurück, woraus geſchloſſen wurde, daß es das Kreuz Chriſti ſey; ſie ließ einen Theil deſſelben der Stadt Jeruſalem; das andere ſchickte ſie dem Kaiſer als Palladium für ſeine neue Stadt — die aber doch im Laufe der Zeit in den Beſitz der Ungläubigen kam. Jene Begebenheit ſoll ſich im Jahr 326 ereignet haben. Zwar Euſebius, der Zeitgenoſſe, weiß nichts von dem Funde, denn weitläufig beſchreibt er die Aufräumung des heil. Grabes, wo nach der ſpätern Sage das Kreuz zum Vorſchein gekommen ſeyn ſoll, von dem Kreuze jedoch weiß er nichts. Erſt fünfzig Jahre ſpäter reden Ambroſius, Chryſoſtomus, Paulinus von Nola, Socrates, Sozomenus und Sulpicius Severus davon, jeder aber auf verſchiedene Weiſe.

4. Mai.

Florian, der bekannte Schutzpatron gegen Feuersbrünſte, litt den Märtyrertod in dem Fluſſe Ens in Oeſtreich, wo bei der gleichnamigen Stadt (einſt die Burg Lorch, Laureacum), jetzt das Chorherrnſtift St. Florian ſteht. Man ſetzt ſeinen Tod in das Jahr 290. Obgleich Diocletians Statthalter in dieſer Gegend, Paulinus (Adler), ihn wegen ſeines Bekenntniſſes der chriſtlichen Religion das Schickſal des h. Nepomuk erfahren ließ, ſo war doch ein anderer Adler, aber ein gefiederter, milder geſinnt, denn er ſchützte den Leichnam, den das Waſſer ausſpülte, ſo lange, bis ihn eine Frau zur Erde beſtatten ließ. Unter Weges ereignete ſich noch ein anderes Wunder, die Pferde des Leichenwagens zu erquicken quoll plötzlich ein Brunnen hervor. Als Jemand die dem Heiligen zu Ehren erbaute Kapelle abbrannte, ſtarb er eines plötzlichen Todes, woher vielleicht die Kirche Veranlaſſung nahm, Florian als Beherrſcher des Feuer-Elementes zu preiſen. Warum aber vermochte der Heilige ſein eigenes Haus nicht zu ſchützen? Florian wird vorzugsweiſe in Oeſtreich und Polen verehrt.

5. Mai.

Gotthard, Biſchof von Hildesheim, baute viele Kirchen und Klöſter, und endete dieſes thatenreiche Leben in der Nacht vor dem Himmelfahrtstag, eben als man ſang: Ascendo ad patrem meum etc. Von ihm berichtet die Sage: Er habe einſt allen Excommunicirten, die in ſeiner Kathedrale begraben waren, befohlen, daß ſie ſich aufrichten und die Kirche verlaſſen ſollten, was ſie denn ſogleich gethan haben, und zwar im Angeſichte der verſammelten Gemeinde. Demnach darf dieſes Wunder von den Rationaliſten nicht einem lebhaften Traume zugeſchrieben werden. Quod bene est notandum!

6. Mai.

Der Gedächtnißtag der Marter des Evangeliſten Johannes, als er zu Rom vor der porta latina (daher die Benennung: Joh. vor der Pforte) in ein Gefäß mit ſiedendem Oel geſetzt, aber wunderbar erhalten worden. (Gfrörer Kirchengeſchichte I. S. 301 hält dieſe Begebenheit für erdichtet!).

7. Mai.

Stanislaus, Biſchof von Krakau und Schutzpatron von Polen, zumeiſt in Wilna verehrt, wurde von ſeiner Mutter, nachdem ſie 30 Jahre unfruchtbar geweſen, ohne vorhergegangene Wehen geboren. Als er zu Gneſen ſtudirte, wurde er einſt tüchtig durchgeprügelt, die Böſewichter entgingen aber nicht der göttlichen Strafe, ungeachtet er für ſie gebeten hatte. In Paris erhielt er den Doctorhut, und wurde ſpäter Coadjutor im Bisthum Krakau, endlich nach Lamberts Ableben, von Alexander II. zum Biſchof confirmirt. Daß er den König Boleslaw wegen ſeines unkeuſchen Lebenswandels mit dem Bann bedrohte, hatte (1079) ſeinen Tod zur Folge. Der Monarch legte ſelber Hand an ihn, „während er in der Kirche Meſſe las." Sein Leib wurde in tauſend Stücke zerhauen, und während die Glieder zerſtreut auf dem Boden lagen, war eine Fingerſpitze von einem Fiſch verſchlungen worden (!). Da kamen vier Adler (in die Kirche zu dem Fiſch?) um die zerſtreuten Glieder zu bewahren. Auch „ließen ſich um dieſelben brennende Lampen ſehen." Als man ſie nach drei Tagen zuſammen geleſen hatte, „wuchſen ſie wieder an einander," ſo daß „an dem ganzen Leibe kein Merkmal der Zerſtümmelung erblickt wurde," auch das Fingerglied hatte der Fiſch — der, man weiß nicht wie, eben ſo wunderbar wieder in ſein Element zurück, als vorhin in die Kirche gekommen — wiedergegeben. Das Waſſer, worein er ſelbes ausgeſpieen, erlangte große Heilkraft für alle Menſchen. Der König entging dem Bann dennoch nicht, er wurde nun vom Papſte ſelber auf ihn geſchleudert. Heimlich wandte ſich Boleslaw, der allgemeinen Verachtung zu entgehen, nach Ungarn, wo er in Wahnſinn verfiel und nach ſeinem Tode von den eigenen Hunden gefreſſen wurde. Die Heiligſprechung Boleslaws erfolgte aber erſt auf Antrieb der Biſchöfe, denen er als Geiſt erſchien, und ſie mit Krankheit und Tod bedrohte, wenn ſie nicht bei'm päpſtlichen Stuhle ſeine Canoniſation durchſetzen würden. Das Geſpenſt ſchien ſeine Leute gekannt zu haben, denn im Jahr 1250 wurde es von Innocenz II. unter die Heiligen verſetzt.

8. Mai.

Michaels Erſcheinung, ein erſt nach dem 12ten Jahrhundert eingeſetztes Feſt, über deſſen Veranlaſſung

Hoſpinian (de Fest. Christian. Fol. 70^{b}) Auskunft gibt.

9. Mai.

Obſchon der Talmud (Tract. Baba Bathra Fol. 15 col. ^{a}) mit Beſtimmtheit ausſpricht: „Hiob war kein erſchaffenes Weſen, ſondern nur ein Gedicht" *), ſo iſt doch ſelbſt die proteſtantiſche Kirche hinter dem Scepticismus der als leichtgläubig verſpotteten Rabbinen zurückgeblieben, denn in ihrem Kalender findet man den Namen Hiob für dieſen Tag verzeichnet. Schon der Name Hiob, d. i. der (vom Satan) „Angefeindete", bezeichnet ein allegoriſches Weſen, ebenſo entſprechen die Namen ſeiner Töchter und Freunde dem Charakter und der Handlungsweiſe, in welcher ſie im Gedichte erſcheinen. Hat aber Hiob nicht gelebt, ſo war auch der Glaube derer eitel, die, im Zeitalter des Johannes Chryſoſtomus (Opp. II., 59) „nach Arabien wallfahrteten, um den Miſthaufen zu ſehen und zu küſſen, auf welchem ſitzend Hiob geduldet hat."

10. Mai.

Gordian, Gerichtsverwalter unter Kaiſer Julian,

---

*) Welches nicht einmal das Verdienſt der Originalität anſprechen darf, da es nach des Miſſionärs Peter Bouchet (The religious Ceremonies and customs of the various nations p. 283.) Verſicherung eine Umarbeitung einer brahmaniſchen Erzählung iſt, in welcher Indra, der Gott des Luftkreiſes und „Götterherr", die Rolle Jehovah's, Schiwa Rutren der zerſtörende Feuergott hingegen die Rolle des Satans übernommen. Hiob wird durch Atſchandira (Sandra den tadelloſen Schüler des weiſen Vaſiſchta) repräſentirt. Auch dort räumt der Ankläger zuletzt das Feld.

von dem h. Januarius zum Chriſtenthum bekehrt, erlitt den Martyrertod 366.

11. Mai.

Mamertus, Biſchof von Vienna, hat ſich dadurch verewigt, daß er drei Bettage in der Woche Rogate angeordnet hat, welchem Beiſpiel mehrere Kirchen in Frankreich nachgefolgt ſind.

12. Mai.

Pancratius, in der Diocletianiſchen Chriſtenverfolgung verhaftet, aber erſt unter Maximian Galerius (304) enthauptet. Seinen Kopf beſitzt die Kirche des Lateran zu Rom, die älteſte Kirche zu Canterbury iſt ihm geweiht.

13. Mai.

Servatius, Biſchof zu Maſtricht (346), geſtorben 384. Das Beweismittel ſeiner Heiligkeit zeigte ſich auf ſeinem Grabe, inſofern man nie Schnee darauf bemerkte, ſowie auch, daß durch bloße Anrufung ſeines Namens Todte erweckt wurden.

14. Mai.

Bonifacius von Tarſi in Sicilien, ein Zeitgenoſſe des Kaiſers Diocletian, verwaltete die Stelle eines praefectus procuratorum bei einer Frau, Namens Aglaé, mit welcher er in wilder Ehe lebte, aber als dieſe ſich bekehrte und ihn ausſchickte, ihr die Reliquien einiger Martyrer zu holen, verkündigte er ihr, daß er ſelbſt ein Märtyrer werden würde, legte alsbald das chriſtliche Glaubensbekenntniß vor dem Richter ab, lachte ſeiner

Drohungen wegen ihm in's Angeſicht, wurde daher aufgehangen, mit Nägeln zerkratzt, und ſpitzes Eiſen ihm unter die Nägel geſchlagen, ferner (weil er noch nicht genug hatte) geſchmolzenes Blei ihm in den Mund gegoſſen, hierauf wurde er in einen Topf mit kochendem Pech geſetzt; was ihm aber Alles nicht ſchadete, daher er zuletzt enthauptet wurde. Als ſeine „Mitbedienten“ ſein Schickſal erfahren hatten, kauften ſie den Leichnam an ſich, brachten ihn ſeiner geliebten Aglaé, die bereits „von einem Engel“ ſeinen Märtyrertod erfahren hatte, und die ihn in Rom begrub.

15. Mai.

Sophia (Weisheit), eine Römerin, erlangte um das Jahr 120 mit ihren Töchtern Fides, Spes und Charitas (Glaube, Hoffnung und Liebe) gemeinſchaftlich die Märtyrerkrone. Nach Einigen ſtarb ſie allein eines natürlichen Todes, und zwar aus Gram über das martervolle Ende ihrer noch in ſehr jugendlichem Alter ſtehenden Töchter. Alle drei litten den Feuertod nach vorausgegangenen andern Martern.

16. Mai.

Johannes Haſil, geb. 1336 zu Pomuk (NePomuk), Schutzpatron der Böhmen, und gegen Waſſersnoth angerufen, obgleich er ſelber ertrank — wie Florian, Helfer in Feuersgefahr, obſchon er ſeine eigene Kapelle abbrennen ließ — Nepomuk alſo hatte, nebſt dem Officialen Niklas Puchnik, wegen treuer Anhänglichkeit an den Erzbiſchof von Prag, Johann von Jenſtein *), den Haß des Königs Wenzel ſich zugezogen.

---

*) Wegen verweigerter Rückgabe der verſetzten Krongu-

Der Wüthende vergaß ſeine Königswürde ſo weit, daß er ſelber Hand an die Gefolterten legte, eine Fackel ergriff und Beide brannte. Als er deſſen ungeachtet kein Geſtändniß erzwingen konnte, ließ er den verehrten Pomuk oder Nepomuk (von Pomuk) in der Moldau erſäufen. Bald darauf, aber freilich ſchon zu ſpät, überfiel ihn die Reue. Er demüthigte ſich eben ſo unköniglich vor dem Erzbiſchof, als er vorhin grauſam war, und ſuchte den Buchnik durch vieles Gold für die ausgeſtandenen Folterqualen zu entſchädigen, indem er ihm ſelbſt die Stiefeln noch damit anfüllte.

Hormayr, aus deſſen „Taſchenbuch für Geſchichte“, Jahrgang 1812 obige Zeilen entlehnt ſind, gibt in dem Jahrgang 1833 deſſelben Taſchenbuchs auch die gewünſchte Auskunft auf die Frage: wie es gekommen, daß bei dem Volke Nepomuk als Märtyrer für das unverletzbare Siegel des Beichtgeheimniſſes in Ruf gekommen ſey? Der Sage nach büßte der fromme Prieſter im Moldauſtrom das Leben ein, weil er dem eiferſüchtigen Monarchen nicht verrathen wollte, was deſſen Gemahlin in der Beichte ausgeſagt hatte. Gründliche Forſchungen ziehen das Daſeyn dieſes Beichtvaters in Zweifel, eben ſo die Gleichzeitigkeit der Kataſtrophe mit jener Königin, und kennen nur einen Johann von

---

ter, wegen Ausdehnung ſeiner Gerichtsbarkeit über königliche Lieblinge, und wegen erlaſſener Bannflüche über dieſelben war Wenzel auf das Bitterſte mit dem Erzbiſchof zerfallen. Wenzel hatte ihm deshalb folgende laconiſche Zeilen zugeſchrieben: **Tu archiepiscope! mihi castrum Rudnis** (Raudnitz) **et alia castra mea restituas et recedas mihi de terra mea Bohemiae. Et si aliquid contra me vel meos attemptabis, volo te submergere, litesque sedare. Pragam veni!**

Pomuk, Märtyrer für die Immunität der Prager Kirche, nicht aber für das Beichtſiegel.

Die Jeſuiten waren es, welche dieſe auffallende Erſcheinung in's Leben riefen, denn ſie hatten die vernünftigſten Gründe, gerade dieſem Heiligen ſolche Celebrität zu verſchaffen. Jenen Cultus fanden ſie bei ihrer Ankunft in Böhmen unter Ferdinand I. bereits vor, ob zwar noch völlig unentwickelt und dunkel, und ihr Scharfſinn ließ ſie augenblicklich erkennen, welcher Vortheil für ihre ſpeciellen Intereſſen daraus zu gewinnen ſey. Ihnen war es darum zu thun, den Schlüſſel zu allen Staats-, Privat- und Familiengeheimniſſen zu erobern. Jedes Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes mußte willkommen erſcheinen; und da Nepomuk bereits ein gewiſſes Anſehen im Volke genoß, ja faſt ſchon im Rufe der Heiligkeit ſtand, ſo fanden es die Jeſuiten für zweckmäßig, die Selig- und Heiligſprechung jenes frommen Prieſters eifrig zu betreiben *), und ihn ſelbſt zum zweiten Schutzpatron ihres Ordens zu erwählen. Daraus erklärt ſich, wie einer der jüngſten Heiligen der römiſchen Kirche faſt durch alle Welttheile gefeiert, und weit mehr verehrt wird, als — um im Sinne der Geiſtlichkeit zu ſprechen — jene Vermittler und Fürbitter es ſind, deren Anſprüche zu ſolcher Feier ungleich begründeter zu ſeyn ſcheinen. Der Plan der ſchlauen Väter trug bald die gewünſchten Früchte; bei keiner andern geiſtlichen Verbrüderung ſchienen nunmehr die Beichtgeheimniſſe ſo ſicher niedergelegt, als bei ihnen. In jedem einzelnen Jeſuiten ſah man von jetzt an einen zweiten

---

*) Was ſie auch 1729 vom Papſt Benedict XII. erreichten.

Johannes, wodurch ſich die verborgenſten Gedanken von Jung und Alt, Reich und Arm allmählig im Schooße der Schüler Loyola's vereinigten, die es aber auch nicht daran fehlen ließen, den ihnen ſo förderlichen zweiten Schutzpatron in allen ihren durch ganz Europa verbreiteten Collegien, in allen überſeeiſchen Miſſionsanſtalten mittelſt glorreicher Schriften und Predigten Jedermann innigſt zu empfehlen, ihm überall Statuen zu ſetzen, Kapellen und Kirchen errichten zu laſſen. Vorzüglich ihrem Eifer verdankt man, daß bis auf die neueſten Tage alljährlich Hunderttauſende hauptſächlich zum Grabe des heil. Johannes nach Prag, und zur Geburtsſtätte deſſelben nach Nepomuk wallfahrteten. Bis zur Aufhebung des Jeſuitenordens erhielt ſich auch die Verehrung des Heiligen auf bedeutender Höhe; ſelbſt noch ſpäterhin wirkte der durch ſie gegebene Impuls lange Zeit fort. Wer aber Zeuge des letzten Jubiläums (1833) dieſes Landespatrons war, konnte den allmähligen Verfall dieſes Cultus ſich nicht verhehlen.

17. Mai.

Torpes oder Torpetus, Märtyrer zu Piſa in Etrurien, wurde in der Chriſtenverfolgung unter Nero wegen ſeines Uebertritts zur neuen Lehre und da er Jeſum nicht verläugnen wollte, an ein Rad gebunden, dann einem Löwen vorgeworfen, und weil dieß Alles nicht ſchadete, zuletzt enthauptet. Sein Haupt wird zu Piſa verwahrt und bei dürrem Wetter an's Meeresufer getragen. Auch ſoll durch deſſen Herumtragen einſt die Peſt geſtillt worden ſeyn.

18. Mai.

Erich, König von Schweden, Erbauer der Hauptkirche zu Upſal. Ihn ſchildert Geijer (ſchwed. Geſch. I. S. 141) mit folgenden Zügen: „Drei Dinge nahm er ſich vor, Kirchen zu erbauen, den Gottesdienſt zu reformiren und die Feinde des chriſtlichen Glaubens zu überwältigen. Wider die heidniſchen Finnen unternahm er einen Kreuzzug, auf welchem Heinrich, erſter Biſchof von Upſal, ihn begleitete, und ſich den Ruf des Finnenapoſtels, aber auch den Märtyrertod holte. Endlich ward Erich in Upſala unvermuthet vom däniſchen Prinzen Magnus Heinrichsſon, während des Gottesdienſtes, angegriffen. Der König hörte die Meſſe aus, ging dann dem Feind entgegen, und fiel nach kurzer Gegenwehr bei dem jetzigen Upſal, den 18. Mai 1160 *). Sein Todestag ward alljährlich im ganzen Reiche gefeiert, Stockholm führt ſein Bild im Wappen, der Dom zu Upſal verwahrt noch ſeine vormals verehrten Reliquien. Die Kirche hat ihn nie canoniſirt, wiewohl 100 Jahre nach ſeinem Tode auch Rom, benachrichtigt von der Fortdauer ſeines Andenkens bei dem Volke, zu Wallfahrten nach ſeinem Grabe ermunterte. Der eigenen Zeit deſſelben näher, war der römiſche Hof ihm abgeneigt. In einem päpſtlichen Schreiben v. J. 1208 wird ſein ganzes Geſchlecht dargeſtellt als gewaltthätige Beſitznehmer des Reiches zum Schaden des rechtmäßigen Hauſes.“

19. Mai.

Dunſtan, Erzbiſchof von Canterbury, war anfänglich ein Goldſchmied. Als er einſt mit der Fertigung eines kunſtvollen Abendmahlskelchs ſich beſchäftigte, ſtattete ihm der Verſucher eine Viſite ab; verdrießlich über die unzeitige Störung, ſprang er von ſeinem Sitze auf, ergriff eine glühend gemachte Zange, und klemmte dem Teufel die Naſe ein, der darob entſetzlich brüllte. Zum Andenken an dieſe wahrhafte Begebenheit circulirt in England folgendes Liedchen:

---

*) Auf der Stelle, wo er vom Leben ſchied, ließ die Legende einen Quell entſpringen.

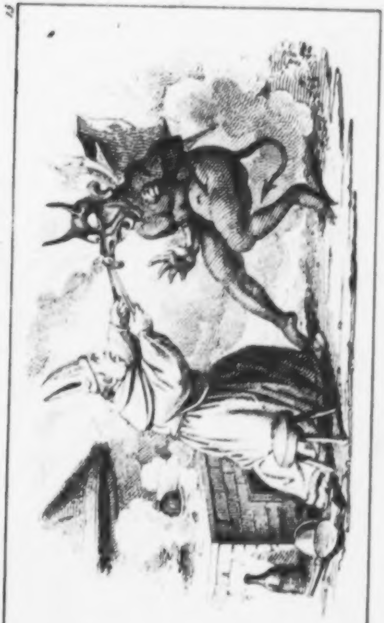
St. Dunstan, as the story goes,
Once pull'd the devil by the nose
With red-hot tongs, which made him roar,
That he was heard three miles or more.

(Sanct Dunſtan — lautet die Legend' —
Dem Teufel einſt die Naſ' einzwängt'
Mit ſolcher Kraft, daß auf drei Meilen
Man hörte den Geſchwänzten heulen).

Einige meinen, Dunſtan wäre zur Zeit, als er jenen Heldenmuth bewies, ſchon Abt in Glaſton geweſen *). Wie dem polniſchen Stanislaus bekam es auch ihm übel, daß er einem König (Edwin) das Naſchen vom Baum der Erkenntniß wehrte, denn, auf Anſtiften eines unkeuſchen Weibes, wurde er in's Elend verwieſen, aber durch ein nächtliches Geſicht über den Verluſt ſeiner Abtei getröſtet, in die ihn der folgende Regent (Edgar) wieder einſetzte. Aber auch dieſer erregte durch Unkeuſchheit Dunſtans Zorn, nahm jedoch die ihm von dem nun zum Erzbiſchof von Canterbury erhobenen Heiligen auferlegte 7jährige Buße reumüthig an. Später weihete er Edgars Sohn, Edmund, zum König, und ſtarb 988 am Himmelfahrtstag nach abgehaltener Meſſe. St. Dunſtan iſt, wie aus Obigem Jedermann

---

*) Dazu paßt die Biſchofsmütze auf dem hier beigegebenen Bilde.



einleuchtet, Patron der Goldſchmiede, wenigſtens in England.

20. Mai.

Athanaſius[*]), Biſchof zu Alexandrien, der berühmteſte Gegner des Arius, iſt durch das unter ſeinem Namen bekannte Glaubensbekenntniß, welches das Geheimniß der Dreieinigkeit und Menſchwerdung deutlich darſtellt, auch den Laien bekannt. Indeß iſt ſeine Verfaſſerſchaft dieſes Symbolums mehrfach angezweifelt, und daſſelbe als ein Product der africaniſchen Schule ausgegeben worden, die ihren eigenen polemiſchen Schriften gern ehrwürdige Namen des chriſtlichen Alterthums vorſetzte. Pater Quesnel hatte zuerſt dieſe Meinung auf die Bahn gebracht, aber die drei folgenden Wahrheiten ſind allgemein anerkannt: 1) Athanaſius iſt nicht der Verfaſſer des Glaubensbekenntniſſes, das in unſern Kirchen ſo oft abgeleſen wird. 2) Hundert Jahre nach ſeinem Tode ſcheint es noch nicht vorhanden geweſen zu ſeyn. 3) Es war urſprünglich in lateiniſcher Sprache, folglich in den abendländiſchen Provinzen verfaßt. Gennadius, Patriarch von Conſtantinopel, war über dieſe Schrift ſo erſtaunt, daß er des Unſinns wegen, den ſie ihm zu enthalten ſchien, frei den Ausſpruch that: ſie ſey das Werk eines Trunkenen[**]). Der merkwürdige Text, der die Einheit der Drei, die da zeugen im Himmel, behauptet (1. Joh. 5, 7.), wird durch das allgemeine Stillſchweigen der orthodoxen Kirchenväter, der alten Ueberſetzungen, und der authentiſchen Handſchriften (über 80, von denen einige über 1200 Jahre alt ſind, ſ. Wetſteins Anmerkungen zu ſeiner Ausgabe des griechiſchen Teſtaments *), verwerflich. Zum Erſtenmal wurde er von den katholiſchen Biſchöfen angeführt, die Hunnerich zur Conferenz von Carthago berief **). Eine allegoriſche Deutung, vielleicht in Form einer Randgloſſe, drang in den Text lateiniſcher Bibeln, die in einem finſtern Zeitraum von 10 Jahrhunderten wieder erneuert und berichtigt wurden ***). Nach Erfindung der Buchdruckerei gaben die Editoren des griechiſchen Teſtaments dem Vorurtheil des Zeitalters nach †), und der fromme

---

[*]) Im kath. Kalender iſt der 2. Mai ſein Gedächtnißtag.

[**]) Petav. Dogm. theol. II. l. VII, c. 8. p. 687.

---

*) Die orthodoxen Abſchriften des Vatican, der complutenſiſchen Herausgeber, des Robert Stephens, ſind unſichtbar geworden, ſ. Emlyn Works II. p. 227 bis 255. 269—299. Missy im Journ. brit. Tom. VIII. u. IX.

**) Eigentlicher von den vier Biſchöfen, die das Glaubensbekenntniß im Namen ihrer Brüder aufſetzten und kund machten. Sie nennen dieſen Text: luce clarius (Victor Vitensis de Persecut. Vandal. III. c. 11. p. 54.) Bald nachher wird er von den afrikaniſchen Polemikern, Vigil und Fulgenz, citirt.

***) Im 11. und 12. Jahrhundert wurden die Bibeln von Lanfranc, Erzbiſchof von Canterbury, und von Nicolaus, Cardinal und Bibliothekar der römiſchen Kirche secundum orthodoxam Fidem, verbeſſert (Wetsten. Prolegom. p. 84. 85.) Ungeachtet dieſer Verbeſſerungen fehlt die Stelle noch in 25 lateiniſchen Manuſcripten (Wetſtein ad. loc.)

†) Die drei Zeugen ſind in unſer griechiſches Teſtament gekommen, durch die Klugheit des Erasmus, die ehrliche Bigotterie der Complutenſiſchen Herausgeber, durch die überlegte Unwahrheit (oder Mißverſtand?) des Theodor Beza, und durch den typographiſchen Irrthum (?) des Robert Stephens in der Stellung

Betrug, der nicht nur in Rom, ſondern auch zu Genf und Augsburg mit gleichem Eifer angenommen ward, hat ſich in allen Ländern und Sprachen des heutigen Europa unendlich vervielfältigt."

21. Mai.

Nach der Strenge des chriſtlichen Sprachgebrauchs konnte der erſte chriſtliche Kaiſer auf dieſen Namen nicht eher Anſpruch machen, als im Augenblicke ſeines Todes, indem er nur erſt in ſeiner letzten Krankheit als ein Katechumen die Auflegung der Hände empfing und hierauf mittelſt der feierlichen Taufeinweihung in die Zahl der Gläubigen aufgenommen wurde*). Zoſimus erzählt: Conſtantin habe auf ſeinem Krankenlager, von Gewiſſensbiſſen gemartert, von ſeinen heidniſchen Prieſtern eine Reinigung von der Blutſchuld verlangt, die er durch anbefohlene Hinrichtung ſeiner Gemahlin Fauſta**), ſei-

---

einer Parentheſe. (Er hatte in der Ausgabe des N. T. von 1539 die Worte: „im Himmel — auf Erden" mit einem Obelus bezeichnet, zum Beweiſe, daß er ſie nicht in dem lateiniſchen Manuſcript gefunden; in der Ausgabe von 1550 aber nur die Worte: „im Himmel" eingeklammert, als verdächtig, da er doch die ganze Stelle: „im Himmel — auf Erden" hätte einklammern müſſen).

*) Die Taufe wurde nur den Katechumenen nach dreijähriger Vorbereitung mitgetheilt, aber Conſtantin war der Erſte, der ſie unmittelbar vor ſeinem Tode erhielt (Euseb. Vit. C. IV. 61.)

**) Sie wurde, eines Verhältniſſes mit einem Stallbedienten angeſchuldigt, durch die Dünſte eines ungewöhnlich heiß gemachten Bades erſtickt. (Chryſoſtomus läßt ſie nackt den wilden Thieren auf einen einſamen Berg ausſetzen.)

nes Sohnes Criſpus*), ſeines Schwagers und Mitregenten Licinius und deſſen unſchuldigen Sohnes, nebſt der Verurtheilung einer großen Anzahl ehrwürdiger Freunde**), die in den Untergang von jenen verwickelt wurden, begangen habe. Und da ihm die Prieſter geſagt hätten, das ſey unmöglich, ſo hätte ein nach dem Tode des Licinius aus Spanien nach Rom gekommener Aegypter***) dem Kaiſer in der ſündenvergebenden Kraft der chriſtlichen Taufe ein Mittel dieſer Reinigung gezeigt, und dieß habe ihn zur Annahme des Chriſtenthums bewogen. Dieſe Angabe von der ſpäten Taufe Conſtantins erhält einige Glaubwürdigkeit durch das in den nächſten Jahren nach der Beſiegung des Maxentius ausgeſtellte Reſcript an den Anulinus (Euſeb. H. E. X, 7), worin er ſehr unrichtige Begriffe von Chriſtus und ſeiner Religion verräth. Die Legende von Conſtantins dreißig Jahre vor ſeinem Tode erfolgter Taufe zu Rom iſt bekanntlich eine Erfindung aus dem 8ten Jahrhundert, als ein ſchicklicher Beweggrund für Karl den Großen zu ſeiner Schenkung Roms und des römiſchen Gebiets an den päpſtlichen Stuhl, die man auf Conſtantin zurückführte, und von ſeinem fränkiſchen Nachfolger nur erneuern zu laſſen behauptete; denn gegenwärtig findet dieſe Lüge ſelbſt innerhalb der Gerichtsbarkeit des Vaticans nur noch ſchwache Vertheidiger Wahr iſt nur, daß Conſtantin ſich früher als Beſchützer des Chriſtenthums ankündigte, ehe er deſſen Proſelyt wurde. Politik mochte auch hier ſeine Handlungsweiſe geleitet haben, er wußte die Hoffnung und die Furcht ſeiner Unterthanen in einem künſtlichen Gleichgewicht zu erhalten, indem er in einem und demſelben Jahre (301) zwei Edicte gab, deren eines die feierliche Beobachtung des Sonntags — er nennt ihn dies Solis, um bei den heidniſchen Unterthanen keinen Anſtoß zu erregen — einſchärfte, und das andere die gewöhnliche Zuratheziehung der Auſpicien beſtimmte, was der Cardinal Baronius (Annal. Eccl. a. 321) heftig rügt. So lange dieſe wichtige Veränderung noch zweifelhaft blieb, beobachteten die Chriſten und die Heiden das Betragen des Monarchen mit gleicher Aengſtlichkeit, obſchon mit ſehr verſchiedenen Geſinnungen. Die Erſtern fühlten ſich aus Eitelkeit angeſpornt, die Zeichen ſeiner Gunſt und die Beweiſe ſeines Glaubens zu übertreiben. Die Letztern ſuchten, ſo lange ihre gegründeten Beſorgniſſe noch nicht in Verzweiflung und Unwillen übergingen, es vor der Welt und vor ſich ſelbſt zu verbergen, daß die Götter Roms den Kaiſer nicht länger unter die Zahl ihrer Verehrer rechnen dürften. Dieſe Leidenſchaften und Vorurtheile bewogen die partheiiſchen Geſchichtſchreiber jener Zeiten, das öffentliche Bekenntniß zum Chriſtenthum an den glorreichſten oder an den ſchimpflichſten Zeitpunkt der Regierung Conſtantins anzuknüpfen. Was für Anzeichen chriſtlicher Frömmigkeit auch aus den Reden und Handlungen Conſtantins hervorſchimmern mochten, ſo blieb er doch bis gegen das 40. Jahr ſeines Alters ein Heide. Seine Freigebigkeit erfuhren die Tempel der Götter, die er mit Geſchenken bereicherte; die in ſeiner kaiſerlichen Münze geſchlagenen Schauſtücke ſind mit den Bildniſſen und Attributen des Jupiter, Apoll, Mars und Hercules bezeichnet, beſonders war ſeine Andacht dem Sonnengott Apoll zugewendet, deſſen Altäre er mit Weihgeſchenken krönte. Die Lobrede des Eumenius (Panegyr. Veter. VII.) enthält viele unzweifelhafte Beweiſe von ſeiner Apolloverehrung, auf welche auch Julian (Orat. VII.) anſpielt. Der Chriſten Gott war ihm einer der vielen, welche die Hierarchie des Himmels ausmachen *). Bei ſeinem letzten Beſuche in Rom gab er freilich einen öffentlichen Beweis ſeiner Abneigung gegen das Heidenthum, indem er ſich weigerte, an der Spitze der militäriſchen Proceſſion des Ritterſtandes zu erſcheinen, und auf dem Altar des capitoliniſchen Jupiter die öffentlichen Gelübde darzubringen (Zosim. lib. II.). Auch hatte er viele Jahre vor ſeinem Tode erklärt, daß weder

---

*) Fauſta ſoll dem Criſpus die Rolle des Hippolyt, und ſich die der Phädra zugetheilt haben. Als aber die Unſchuld des Jünglings an den Tag gekommen, ſoll der bereuende Vater ihm eine Bildſäule mit der Inſchrift haben aufrichten laſſen: „meinem Sohne, welchen ich unrechtmäßiger Weiſe verurtheilt habe.“ Aber jene Bildſäule iſt eine Erfindung des Codinus, der ſich dafür auf zwei verdächtige Zeugen beruft, um dadurch die Anklagen der Arianer gegen Conſtantin verſtummen zu machen. Conſtantins Haß gegen ſeinen Sohn hatte eine andere Quelle als die Eiferſucht, nämlich deſſen ſteigende Popularität. Zufolge Julian (Or. 1.) war Fauſta die Mutter des Criſpus und ſehr tugendhaft.

**) Interfecit numerosos amicos. (Eutrop. X, 6.)

***) Baumgarten (Ausz. d. Kirchengeſch. II. S. 691) vermuthet, es ſey Hoſius Biſchof von Corduba geweſen, der ein geborner Aegypter war, und ſich damals an Conſtantins Hofe aufhielt, um die Wiederherſtellung der eingezogenen Kirchengüter zu erbitten.

---

*) In einer Lobrede Conſtantins, die 8 Monate nach dem den Chriſten günſtigen mailändiſchen Edict gehalten wurde (Pan. Vet. XX. c. 26.), kommt folgende Wendung vor: „Summe rerum sator, cujus tot nomina sunt, quot linguas gentium esse voluisti, quem enim te ipse dici velis, scire non possumus.“

ſeine Perſon, noch ſein Bild jemals mehr innerhalb der Mauern eines Tempels der Götter geſehen werden ſolle. Gleichzeitig wurden Münzen und Gemälde ausgetheilt, auf welchen er in der demüthigen Stellung chriſtlicher Andacht abgebildet erſchien (Euseb. vit. c. IV, 15. 16.) Warum aber verſchob er bei ſolchen Grundſätzen die Taufe bis an den Tod? Weil man glaubte, eine gänzliche und unbedingte Vertilgung der Sünde durch dieſe Ceremonie zu erlangen. Die Seele trat dadurch plötzlich in den Zuſtand der urſprünglichen Reinigkeit zurück. Durch die Verzögerung der Taufe ſah man ſich in den Stand geſetzt, den Leidenſchaften im Genuſſe weltlicher Freuden freies Spiel zu laſſen, indem man das Mittel einer ſichern und leichten Vergebung in der Gewalt behielt. Welche Frucht einer ſolchen Geſinnung entkeimte, iſt daraus erſichtlich, daß daſſelbe Jahr ſeiner Regierung, in welchem er die nicäiſche Kirchenverſammlung zuſammenberief, um dem Dogma von der Dreifaltigkeit zu allgemeinem Anſehen zu verhelfen, durch die Ermordung ſeines Sohnes Criſpus befleckt ward. (Zosim. II.) Das Beiſpiel und der Ruf Conſtantins brachten den Aufſchub der Taufe noch mehr in Anſehen. Die Tyrannen ſpäterer Zeiten wurden aufgemuntert, zu glauben, daß das unſchuldige, während einer langen Regierung von ihnen vergoſſene Blut durch das Waſſer der geiſtlichen Wiedergeburt augenblicklich hinweggewaſchen werde. Wenn demungeachtet die griechiſche Kirche den Conſtantin einen „Mitgenoſſen der Apoſtel“ nennt (Tillemont hist. des Emp. IV. p. 429), ſo ſpielt ſie damit auf ihre evangeliſchen Siege an, da ihren Bekehrungen Conſtantins Glück in dieſer Rückſicht das Gleichgewicht hielt. Denn dieſer Kaiſer räumte durch ſeine Toleranzedicte alle weltlichen Nachtheile weg, die bisher den Fortgang des Chriſtenthums aufgehalten. Das genaue Gleichgewicht zwiſchen Chriſtenthum und Heidenthum dauerte nur einen Augenblick, und das ſcharfſichtige Auge der Ehrſucht entdeckte gar bald, daß das Bekenntniß zum Chriſtenthum ein Mittel ſey, das Intereſſe des gegenwärtigen Lebens ebenſo gut als des künftigen zu befördern*); die Hoffnungen auf Reichthümer und Ehrenſtellen konnten nicht verfehlen, unter dem feilen und kriechenden Haufen der Höflinge plötzlich eine neue religiöſe Ueberzeugung zu verbreiten. Die Städte, welche durch freiwillige Zerſtörung ihrer Tempel ihren chriſtlichen Eifer zeigen wollten, wurden durch Municipalvorrechte ausgezeichnet und durch Geſchenke, die man unter die Einwohner vertheilte, belohnt. Da die niedern Stände durch Nachahmung regiert werden, ſo zog die Bekehrung derjenigen, die durch Geburt, Macht oder Vermögen über andere erhaben waren, bald die von ihnen abhängige Menge nach ſich. Den Sclaven ſoll ſogar, wenn ſie Chriſten werden wollten, die Freiheit angeboten worden ſeyn. Die Seligkeit des großen Haufens wurde um einen wohlfeilen Preis erkauft, da in Einem Jahre, außer einer verhältnißmäßigen Anzahl von Weibern und Kindern, 12,000 Männer getauft wurden, und jedem Neubekehrten gab der Kaiſer ein weißes Gewand nebſt 20 Goldſtücken (**Acta S. Sylvestri. — Hist. Eccl. Nicephori Callist. VII., 34. ap. Baronium Ann. Eccl. A. D. 324**). Ich ſtelle nun die Frage auf: War Conſtantins eigene Bekehrung aufrichtig? und glaube ſie aus folgendem Grunde mit „Nein!“ beantworten zu dürfen. Die häufigen

---

*) Er pflegte zu ſagen: Chriſtus möge zum Schein oder in der Wahrheit gepredigt werden, ſo freue es ihn gleich ſehr (Eus. Vita Const. III, 58).

Verſchwörungen des Heeres unter den letzten Kaiſern hatten ihn frühzeitig die den Tyrannen dienſtbare Lehre des Evangeliums ſchätzen gelehrt, welches einen alles Widerſtandes ſich begebenden Gehorſam predigt, der ſich unter das Joch des Anſehens, und ſelbſt der gewaltthätigen Unterdrückung, demüthig beugt. Die erſten Chriſten leiteten die Einſetzung der bürgerlichen Regierung aus den Rathſchlüſſen des Himmels her. Der regierende Kaiſer mochte immerhin den Scepter durch Mord oder Verrath an ſich gebracht haben, er wurde darum nicht minder als Stellvertreter der Gottheit betrachtet. Nur dieſer allein war er Rechenſchaft für den Mißbrauch ſeiner Macht ſchuldig. Seine Unterthanen waren durch den von ihnen geleiſteten Eid der Treue unauflöslich an einen Tyrannen gebunden, der jedes Geſetz der Natur und der Geſellſchaft übertreten hatte. Der Lehre des Apoſtels getreu, der unter Nero die Pflicht der unbedingten Unterwerfung gepredigt hatte, hielten die Chriſten der drei erſten Jahrhunderte ſich von aller Schuld geheimer Verſchwörung oder offenbaren Empörung rein und unbefleckt. Ungeachtet der über ſie verhängten ſtrengen Verfolgung, ließen ſie ſich doch nicht einfallen, ihren Tyrannen die Spitze zu bieten. Der Werth einer ſolchen Religion in den Augen unbeſchränkter Fürſten iſt auch in andern Ländern anerkannt worden, und hat am meiſten zur Ausbreitung des Chriſtenthums in Europa beigetragen. Wie ſyſtematiſch Conſtantin bei der Bekehrung ſeiner heidniſchen Unterthanen zu Werke ging, beweiſt die von ihm vorgegebene Viſion. In der Nacht vor dem letzten Treffen gegen den Maxentius wollte er in einem Traume den Wink erhalten haben, die Schilder ſeiner Soldaten mit dem himmliſchen Zeichen der Gottheit, dem Monogramm des Namens Chriſti, zu verſehen.

Dieſem Befehl des Himmels gehorchte er, und der Erfolg war der entſcheidende Sieg bei dem **pons milvius.** So erzählt Cäcilius (**de Mort. persecut. c. 44**). Die Fabel des Euſebius iſt in eine ſorgfältigere Form gegoſſen. Conſtantin ſoll auf einem ſeiner Heereszüge mit eigenen Augen das Siegeszeichen des Kreuzes, über der Mittagsſonne ſtehend, erblickt, und als Inſchrift deſſelben die Worte: **In hoc vinces!** (Durch dieſes wirſt du ſiegen) geleſen haben. Sein Erſtaunen wurde durch das Geſicht der folgenden Nacht in Glauben verwandelt. Chriſtus erſchien vor ſeinen Augen, ließ den Conſtantin daſſelbe himmliſche Zeichen des Kreuzes erblicken, und befahl ihm, eine ähnliche Fahne verfertigen zu laſſen, und mit Zuverſicht des Sieges gegen Maxentius vorzurücken. Dieſen außerordentlichen Vorfall ſeines Lebens ſoll der Kaiſer dem Biſchof von Cäſarea in einer vertrauten Unterredung erzählt, und die Wahrheit deſſelben durch einen feierlichen Eid bekräftigt haben. Dieſes Zeugniß führt Euſebius nach dem Tode Conſtantins an. Die morgenländiſche, wie die abendländiſche Kirche hat dieſes Wunder, da es die Verehrung des Kreuzes begünſtigt, ohne Bedenken angenommen. Wie, wenn Conſtantin durch dieſe Fiction die natürliche Abneigung der heidniſchen Römer gegen jenes Zeichen zu unterdrücken beabſichtigte? Ein Inſtrument der Qualen, die man ſich blos gegen Sclaven und Fremde erlaubte, war in den Augen der römiſchen Bürger ein Gegenſtand des Abſcheu's, und die Begriffe von Schuld, Schmerz und Beſchimpfung mußten mit der Vorſtellung eines Kreuzes ſehr genau verbunden ſeyn *). Die

---

*) **Nomen ipsum *crucis* absit non modo a corpore civium Romanorum, set etiam a cogitatione, oculis, auribus. (Cicero pro Rabirio c. 5.)**

Kreuzesſtrafe wurde von Conſtantin bald abgeſchafft, und um den am Kreuze haftenden Begriff der Schmach ganz zu verdrängen, hatte er mitten in Rom ſeine eigene Bildſäule, mit einem Kreuze in der rechten Hand und der Inſchrift, durch welche der Sieg ſeiner Waffen und die Befreiung Roms der Kraft dieſes Zeichens zugeſchrieben wurde, aufrichten laſſen (Euseb. vit. Const. I, 40). Durch das Vorgeben, mittelſt eines Traumes zur Verehrung dieſes Zeichens gekommen zu ſeyn, konnte Conſtantin am eheſten auf Glauben im Heere rechnen, da der übernatürliche Urſprung der Träume von den Nationen des Alterthums allgemein angenommen wurde. Ein großer Theil des galliſchen Heers war bereits darauf gefaßt, das Vertrauen auf jenes heilbringende Zeichen zu ſetzen. Nur der Ausgang konnte die Viſion widerlegen, aber der Held, welcher über die Alpen und Apenninen gegangen war, konnte die Folgen einer Niederlage unter den Mauern Roms mit der Sorgloſigkeit der Verzweiflung betrachten. Als nun der Erfolg zu ſeinen Gunſten ausfiel, geſtand der Senat und das Volk, daß ein ſolcher Sieg übernatürlich ſey, man wagte aber nicht, dem Kaiſer zu verſtehen zu geben, daß er durch den Schutz der Götter erfochten worden.

22. Mai.

Helene, des Vorigen Mutter, hat ihr hohes Verdienſt um die Kirche durch die (vorgebliche*) Auffindung des Kreuzes Chriſti in Jeruſalem documentirt. In der Hauptkirche des Orts wurde es ſeitdem aufbewahrt, wo es der Biſchof alljährlich am Oſterfeſt der allgemeinen Verehrung ausſtellte. Ausnahmsweiſe zeigte er es auch zwiſchen der Zeit, wenn nämlich Wallfahrer kamen, die nur, um das Kreuz zu ſehen, die weite Reiſe gemacht hatten. Dem Biſchof von Jeruſalem ſtand auch das Recht zu, Splitter des Holzes zu verſchenken. Da ſich Tauſende um eine ſolche Gabe drängten, ſo machte er einen ſehr ausgedehnten Gebrauch von ſeinem Rechte. Allein ſo viel er auch abſchnitt, dennoch o Wunder! blieb des Kreuzes Holz immer ganz (**Paulin. Nol. epist. 31**).

---

*) Vergl. S. 341.

23. Mai.

An dieſem Tage begeht man die Gedächtniß-Feier zweier franzöſiſchen Biſchöfe gleichen Namens. Der eine **Deſiderius**, wirkte im dritten Jahrhundert zu Langres in der Champagne, und fiel bei der Invaſion der Vandalen nebſt andern Mitbürgern unter dem Schwert des eindringenden Feindes. Seine Reliquien zeigt man außer obgenannter Stadt auch in Arles, Avignon, Boulogne, Genua, ſogar zu Ellwangen in Schwaben. Der andere **Deſiderius**, Erzbiſchof zu Vienne im 7ten Jahrhundert, wurde in's Exil verwieſen, weil er eine Ehe der Königin, wegen allzunaher Verwandtſchaft mit ihrem Gemahl, getadelt hatte, und, obſchon bald wieder von König Sigebert zurückberufen, ließ ihn dennoch die immer noch erzürnte Brunhilde, diesmal, weil er den König Theoderich zu einer ihr mißliebigen Heirath beredet hatte, im Jahr 608 um's Leben bringen. Sie aber wurde darum auf Befehl des Königs Chlothar hingerichtet.

24. Mai.

Johanna, das Weib Chuſä, des Pflegers Herodis zu Jeruſalem, unterſtützte Jeſum öfter mit ihrem

Lehre, ſorgte für deſſen Begräbniß, und erfuhr deſſen Auferſtehung durch eine göttliche Offenbarung.

23. Mai.

Nicht abſichtlos wird an dieſem Tage ſowohl ein Dionyſius, als ein Urbanus gefeiert. Erſterer, Biſchof in Mailand zur Zeit Conſtantins und Feind der Arianer, erinnert im Namen an den Weingott Dionyſus. Deſſen auf dem Lande begangene Herbſtfeier nannte man *τα κατ' αγρους* i. e. *Rustica*, hingegen die in der Stadt begangene Frühlingsfeier*): *ἀστικα* i. e. *Urbana*. (Corsini Fast. Attic.) Daraus erklärt ſich, warum Urbanus, Biſchof von Langres in Frankreich, mit Weinſtock und Traube abgebildet wird und aus etymologiſchen Gründen Patron von Valencia iſt. Am heutigen Tag blüht nämlich in einigen Gegenden der Weinſtock bereits, daher das Sprichwort:

„Hat Urbanstag ſchön Sonnenſchein
Verſpricht er viel und guten Wein.“

So ſagt Flemming**): „Man findet faſt im ganzen Jahre keinen Tag, an dem die Alten des Weins halber ſo viel erſehen, als an eben dieſem, da ſie St. Urban für den rechten Wein-Heiligen gehalten, deßwegen auch ſein Bildniß an etlichen Orten herumgetragen wird. Bei heiterm Wetter ſind ſie mit großem Frohlocken in's Wirthshaus gezogen und haben ſich allda mit dem Trunke ſehr erfreut, weil ſie es für ein gutes Vorzeichen gehalten, daß es ein reiches Weinjahr geben werde. Iſt aber Regenwetter eingefallen, ſo haben ſie ihren Weinheiligen in den Brunnen geworfen, zum Zeichen, daß die Weinerndte mißrathen und man dafür Waſſer trinken müſſe."

---

*) Die Einwendung, daß die Griechen ihre Frühlingsfeier des Dionyſus um mehrere Wochen früher begingen, ſchwindet bei der Betrachtung, daß in Europa, wo der Sommer ſeine Wirkungen nicht ſo frühzeitig äußert, erſt die zweite Hälfte des Mai jener Feier entſpricht.

**) Vollkommener deutſcher Jäger III. S. 230.

In Nürnberg trugen, nach Roth's Beſchreibung im Nürnberger Taſchenbuch I. S. 232, die Weinausrufer noch im 17ten Jahrhundert am Urbanstag das Bild des Weinheiligen im Gepränge umher. Einer der Weinausrufer ſtellte den Patron des Weines vor, reitend auf einem weißen Pferde*), in einem rothen**) Biſchofsrock, beſtreut mit Blumen, Narrenkappen ꝛc. und hielt vor jedem Weinhauſe ſtill. Hier wurde ihm und ſeinen Begleitern ein Trunk Wein und ein Geldgeſchenk gereicht.

---

*) Die Wahl dieſer Farbe iſt ſchon S. 299 erklärt.

**) Das glänzende Roth iſt die Farbe des Feuers, daher der Sonnengott (Ov. Met. 2, 23.) den Purpur trägt, aus gleichem Grunde Jupiter Capitulinus als Repräſentant des triumphirenden Lenzes. Auf das Sonnenfeuer ſpielt aber auch, was uns hier zumeiſt wichtig, die zinnoberfarbene Statue des Dionyſus *ἀκρατοφόρος* an. Roth iſt aber nicht bloß Feuerfarbe, ſondern auch Blutfarbe, d. h. die ſinnbildliche des phyſiſchen Wohlſeyns (Hohel. 4, 3.), daher trug die zum Lebensgenuß lockende Buhlerin röthliches Gewand (Jer. 4, 30.), daher ſind die Schnitzbilder Priaps, Pan's und der geilen Satyre roth (Creuzer Symb. I. S. 126. der 2. Ausg.), dieſe bildeten nun das Gefolge des Weingotts, deſſen Sohn eben Priap war. Indeß könnte hier einfach auch an das Blut der Traube gedacht werden.

Vulpius (Curioſit. IV. S. 221) beſchreibt den Zug wie folgt: Voran ging ein Stadtdiener, ihm folgten Muſikanten mit Sackpfeifen und Schalmeien, hierauf ein roth gekleideter Mann mit rundem Hute, einen jungen Fichtenbaum*) tragend, der mit Spiegelchen**) und allerlei Glaskügelchen behangen war. Dann kam St. Urban ſelbſt, auf ſeinem Roſſe hin und her wankend***), einem Trunkenen gleich zuweilen ausrufend: Juchhei! Juchhei! (das „Evan Evoe!" der Griechen). Ihm zur Seite ging ein Mann, der ihn zuweilen zu ſtützen ſchien†) und einen ſilbernen Becher trug, aus welchem St. Urban zuweilen einen Zug that. Dem Trinkpatron zur andern Seite ging eine Frau††), einen Korb auf dem Rücken, gefüllt mit Spiegelchen und Glaswaaren, die der Heilige theils verkaufte, theils verſchenkte. Hinter ihm gingen zwei roth gekleidete Männer mit rothen Hüten, an einem Rohre über die Achſel große Flaſchen tragend, in welche ſie den geſchenkten Wein füllten. Dem Zuge nach ſtrömte die Volksmenge und ſchrie: „Urban, Urban, du mußt in den Trog!“ Regnete es an dem Tage des Umzugs, ſo wurde der Repräſentant des Heiligen in einen der Lorenzkirche gegenüber befindlichen Waſſertrog geworfen*).

---

*) Die Fichte war, wegen des phallusgeſtaltigen Fichtenzapfens, dem Vater des Priaps geweiht. Bekanntlich zeichnete ſich das Feſt des Dionyſus durch Phallophorien aus. Darum trug die römiſche Braut eine Fackel von Fichtenholz, darum war die Fichte der Göttermutter ſo lieb (Ov. Met. 10. 103).

**) Der Spiegel gehörte als Symbol der täuſchenden Sinnenwelt, in welche die zur Geburt herabkommenden Seelen, berauſcht vom Trunke aus dem Lethebecher des Seelenvaters Liber pater, einziehen, unter die Spielſachen des Dionyſus (Aristoph. Thesmophor. 140.) Als Demiurg (Weltbaumeiſter) ſah Dionyſus im Spiegel ſein eigenes Bild, und nach dieſem ſchuf er die bunte formenreiche Welt (Platon. Tim. p. 163).

***) Gerade wie der trunkene Silen, der des jugendlichen Dionyſus greiſe Hälfte iſt. (Das eine bärtige Antlitz des jugendlichen Janus, die Herbſtſeite des Lenzgottes).

†) Wie bei einem Bacchuszuge.

††) Eine moderniſirte Baccha.

26. Mai.

Conſequent folgt auf den Urbanstag, an welchem auch das Gedächtniß des Papſtes Urban gefeiert wurde (welcher im Jahr 230 von dem Kaiſer Alexander Sever des chriſtlichen Glaubens wegen verfolgt, den Märtyrertod ſtarb), der Gedächtnißtag des Papſtes Eleutherius (eines gebornen Griechen und Zeitgenoſſen der Kaiſer Aurelius und Antoninus, und Verfolger der Montaniſten und anderer Ketzer † 185), denn Eleuther (Befreier) iſt ein Prädicat des Dionyſus im Frühlinge, wo er die Vegetation von den Feſſeln des Froſtes löst, im myſtiſchen Sinne: Befreier der Seelen aus den Banden des Leibes, daher die Chriſten das Auferſtehungsfeſt der Natur in ein geiſtliches Auferſtehungsfeſt, zur Erinnerung an die Befreiung der Seelen durch den Erlöſer (Befreier, Lyäus) vom geiſtlichen Tode, umwandeln konnten. Die Römer überſetzten Eleuther durch *Liber* **pater**. Folglich wird es Niemanden überraſchen, am

---

*) Eben weil ein guter reichlicher Herbſt folgt, wenn es am Urbanstag nicht regnet.

27. Mai

den heil. Liberius in den **Actis Sanctorum** angeſetzt zu finden. Ihnen zufolge war er ein Pilgrim zu Ancona, aus Jeruſalem dahin gekommen, und daſelbſt geſtorben, wo er auch jetzt noch verehrt wird. Er ſoll ein Zeitgenoſſe des Papſtes Gregor X. geweſen, und die Werthſchätzung des gedachten Heiligen eine Folge der von ihm verrichteten Wunder ſeyn.

28. Mai.

Wilhelm, Sohn eines Grafen Theoderich, trat früh als Edelknabe in die Dienſte Carls des Großen, zeichnete ſich bei allen Gelegenheiten aus, und empfing vom König, unter dem Titel eines Herzogs von Toulouſe, den Oberbefehl gegen die Saracenen. Er befehligte das Heer, das ſeit dem Spätſommer 801 Barcellona belagerte und im folgenden Frühling die Stadt einnahm. Dieſer Held, der noch heute in den Liedern und Sagen von Languedoc lebt, faßte um 806 den Entſchluß, der Welt zu entſagen. Nachdem er die Einwilligung Carls und Ludwigs erhalten, ſuchte er in einer der wildeſten Parthieen der Cevennen, wo das Thal von Gelone in das des Herault einmündet, eine Stelle zu einem Kloſter aus, das er mit Mönchen aus der Nachbarſchaft bevölkerte. Sobald die nöthigen Gebäude aufgeführt waren, reiste Wilhelm nach Aachen ab, um den Hof Carls zum Letztenmal zu ſehen. Sein Entſchluß, Mönch zu werden, erregte das größte Aufſehen, konnte aber durch keine Vorſtellungen erſchüttert werden. Auf der Heimreiſe nach Gelone legte er zu Brives auf den Altar der Kirche des heil. Julian die Waffen, die er mit ſo vielem Ruhm im Dienſte des Chriſtenthums gegen die Saracenen geführt, Helm, Schild, Schwert, Bogen und Köcher als Weihgeſchenk nieder. Seitdem ſtand Wilhelm dem neugegründeten Kloſter vor, und erfüllte alle Pflichten eines Mönchs. Ardo, Schüler Benedicts von Aniane und deſſen Biograph, erzählt (bei Mabillon act. Ord. Sanct. Benedict. IV., a pag. 77) folgenden Zug von Wilhelm: „Oft ſah ich, wie er in der Ernte mit einer großen Flaſche Weins unter den Schnittern herumritt und denſelben zum Trinken reichte*).“ Wilhelm ſtarb im Jahr 812. Das von ihm gegründete Stift erhielt im Munde des Volks den Namen: „Kloſter zum heil. Wilhelm in der Wüſte.“

29. Mai.

Bona war eine Jungfrau aus Piſa: auf des Heilands ausdrücklichen Befehl, der ihr wiederholt durch einen Engel — mittelbar durch einen Prieſter, Namens Johannes — kund gethan wurde, und welcher darin beſtand, daß ſie allein ſchlafen ſollte, kaufte ſie ſich ein härenes Gewand, das ſie unter ihren andern Kleidern trug, und begann ein ſtrenges Leben zu führen. Als ſie Chriſtum in ſeinem Bildniß grüßte, empfing ſie, von ihm angeblaſen, den heil. Geiſt, und erhielt auch in der Folge öftere Beſuche von ihm (!). In ihrem 13ten Jahre verlobte ſich Chriſtus feierlich mit ihr durch Ueberreichung eines Ringes, und er — führte ſie ſelbſt auf einer Reiſe nach dem gelobten Lande. In der *Faſtnacht* erſchien ihr Chriſtus in einer Höhle*) abermals, und zeigte ihr auf einem hohen Berge viele *kleine Kinder*, weiß wie Schnee, und ſagte, daß ſie eine Mutter derſelben werden würde. Auf Befehl Chriſti reiſte ſie auch nach Rom und nach San Jago de Compoſtella zum (vermeintlichen) Grabe des Apoſtels Jacobus, erkrankte aber daſelbſt und ſtarb in Piſa 1207, wo ſie in der Martinikirche begraben iſt.

---

*) Die Legende führt ſonſt noch als Probeſtück ſeiner Demuth an, daß er alle gemeinen Arbeiten wie Kochen, Mahlen und Backen ſelbſt verrichtete, auch einmal in den geheizten Ofen ſtieg, ohne jedoch Schaden zu nehmen.

30. Mai.

Ferdinand III., König von Caſtilien und Leon, führte glückliche Kriege gegen die Mauren, nahm Cordova und Sevilla den Ungläubigen, unterwarf ſich Murcia und Granada, und führte ſein Schwert überhaupt nur zur Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens. Dabei entwickelte er einen ſo mönchiſchen Charakter, daß er ſich während der Belagerung von Sevilla wöchentlich dreimal bis auf's Blut geißelte, und ein großes, härenes (?) Kreuz mit eiſernen Stacheln, das ihm über Bruſt und Arme reichte, auf der bloßen Haut trug. Das Bild der heil. Jungfrau führte er allenthalben mit ſich herum, zog auch mit demſelben im Triumph in Sevilla ein, und verrichtete — Wunder durch dasſelbe. In dieſer Stadt endigte er auch 1252 im 35. Jahr ſeiner Regierung ſein der Kirche geweihtes Leben. Die Päpſte Innocenz IV. und Alexander IV. erkannten ſeine Heiligkeit, zumal durch bloße Anrufung ſeines Namens viele Gefangene frei wurden, auch ſein Leib unverweſt blieb. Endlich ſetzte König Philipp IV. von

---

*) War es etwa die Höhle zu Bethlehem, wo die Gottesgebärerin in die welthiſtoriſchen Wochen kam? (vergl. S. 52, Anmerk.)

Spanien bei Clemens X. ſeine Heiligſprechung durch, und als man an ſeinem erſten darauf begangenen Gedächtnißtag die Glocken zu läuten anfing, wurde eine gichtbrüchige Frau curirt, ſo wie auch ein Mädchen, die ſich mit dem Vergolden ſeiner Statue beſchäftigte, vom Fieber befreit.

31. Mai.

Petronilla, eine römiſche Jungfrau, die der Apoſtel Petrus aus der Taufe gehoben haben ſoll, und zur Zeit des Domitian das Zeitliche geſegnete. Ihr Leib ruht im Vatican.

Juni.

Sinndeute des Monatszeichens:

„der Krebs."

Cyllenius *cancrum* (tuetur).

Manilius.

Nachdem die Sonne die Station „Breidablik" (weithinſcheinend), wo ſie vom 21. Mai bis zur Sommerwende weilte, verlaſſen hat, um nach „Himmiebjörg" (Himmelsberg) überzugehen, wo ſie ihren höchſten Standpunkt erreicht, weil ſie am längſten Tage daſelbſt ankommt, hat ſie den Zielpunkt ihrer nördlichen Reiſe gefunden, und muß nun wieder den Krebsgang machen. Auf der vorhergehenden Station, wo ſie im reizendſten Monat des Jahres zubringt, iſt ihr Repräſentant Balder, der ſchönſte unter den Göttern. Von ihm berichtet die jüngere Edda: „Er iſt ſo ſchön und reizend, daß er glänzt; es gibt ein Kraut, das mit Balders Augenbrauen *) verglichen wird, es iſt das ſchönſte aller Kräuter, woraus du auf ſein ſchönes Haar und Anſehen ſchließen kannſt." Balder iſt der jüngere Bruder des Donnerers Thor — weil der holde Mai auf den April folgt, in welchem die erſten Gewitter am Himmel heraufziehen, Frigga, die Nahrung ſpendende Erde, Beider Mutter, Odin ihr Vater. Aber das Schickſal, dem auch die Götter unterworfen ſind, hatte Balders Untergang beſchloſſen **).

---

*) Es iſt die hellſtrahlende **Anthemis Cothula**, welche zur Zeit der Sommerwende blüht. Auf Island, den Faröern, in Schonen, Jutland ꝛc. führt ſie noch jetzt dieſen Namen.

**) Gleichwie Balder dem ſchönſten Monat des Jahres vorſteht, der mit dem längſten Tage endigt, ſo wird er auch zuweilen

Schreckliche Träume verkündeten ihm ſein bevorſtehendes Ende. Frigga beſchwor nun alle Geſchöpfe, ihrem Sohne nicht zu ſchaden. Dadurch, daß ſie allen lebenden Weſen einen Eid abnahm, glaubte ſie ſein Leben geſichert. Aber ſie hatte die Miſtel überſehen, welche am Thore Walhalla's wächſt *). Der Eid beruhigte die Götter. Sie begannen ein fröhlich Spiel, und griffen neckend den Balder an, ſie ſchoßen nach ihm mit Pfeilen, oder warfen mit Steinen nach ihm, denn ſie wußten ja, daß er nun unverletzbar ſey. Der ſchadenfrohe Loke aber entlockte liſtig der Frigga, indem er die Geſtalt eines alten Weibes annahm, das Geheimniß, wie ſie nämlich Baldern unverwundbar gemacht, dadurch, daß ſie allen Weſen einen Eid abgenommen, ihm nicht zu ſchaden. Nur die Miſtel zählte ſie ihm nicht auf. Dieſe hatte ſie überſehen, weil ſie ihr zu unbedeutend ſchien. Als Loke dieß erfahren hatte, entriß er das Gewächs dem Boden und miſchte ſich unter die Götter. Er ging auf den blinden Höder, Balders Bruder **) zu, und fragte, weil er ihn außer dem Luftkreiſe bemerkte: „Warum magſt nur du nicht auf Balder ſchießen? Jener antwortete: Weil ich ihn nicht ſehen kann, auch habe ich keine Waffe. Loke: „Ich will dir ihn zeigen; wirf mit dieſer Ruthe nach ihm.“ Loke führte ihm den Arm, Höder zielt, und Balder ſtürzt getroffen nieder. Betrübt nahmen die erſchrockenen Götter Balders Leiche und führten ſie an den Strand, wo ſie verbrannt werden ſollte. Nachdem dieß geſchehen ***), ließ

---

für den ganzen Sommer geſetzt; wie ſein Verwandter Uller, der Repräſentant des erſten Wintermonats, für den ganzen Winter.

*) Weil in der Sommerwende das Licht abnimmt, die Zeit ſtirbt, darum wächſt die um dieſe Zeit blühende Miſtel am Eingang der Todtenhalle.

**) Blind iſt die Winterſonne, weil ſie ihres Glanzes beraubt iſt. Die unfreundliche Jahreshälfte heißt wegen ihrer Anfeindung der Vegetation: Hödr, d. i. Hader, Haß.

***) Der alljährliche Weltbrand erfolgt, wenn die Sonne ihre höchſte Kraft erreicht hat, dann ſterben Aeſculap (d. i. der Hundsmann, weil er den Hund Kapparis zur Seite hat), und Lycaon (der Wolf) vom Blitz vernichtet, weil der Hundsſtern um Sommermitte aufgeht, wo die heißen Hundstage eintreten; dann endet Phaethon (Glanz) auf die bekannte Weiſe, und Hercules ſtirbt den freiwilligen Feuertod.

Frigga bekannt machen: wer von den Göttern ſich ihre Liebe verdienen wolle, müſſe zur Todtengöttin Hela*) hinunter, um ihr Löſegeld für Balder anzubieten. Hermode, als der Schnellſte, erbietet ſich dazu, und erhält zu dieſer Reiſe ſeines Vaters (Odins) Wunderpferd**). Neun Tage und neun Nächte reitet er durch tiefe und finſtere Thäler, bis er die Brücke des Höllenfluſſes***) erreichte. Die daſelbſt Wache haltende Jungfrau Modgudr fragte ihn nach ſeinem Namen. Er macht ſie mit der Abſicht ſeiner Reiſe bekannt. Nachdem er die ihm bezeichnete Straße eingeſchlagen, kommt er an's Todtengitter. Mit einem Sprunge ſetzte ſein Roß hinüber. Nun findet er ſeinen Bruder Balder. Aber Hela will ihn nur unter einer Bedingung mit Hermode wieder aus ihrem dunkeln Reiche abziehen laſſen, wenn nämlich alle Dinge, auch die lebloſen, Balders Tod beweinen würden. Hermode bringt dieſen Beſcheid den Göttern. Dieſe ſchicken nun Boten in die Welt aus, und erſuchen Jedermann, Baldern aus dem Schattenreich herauszuweinen. Plötzlich thränen alle Weſen, ſelbſt Pflanzen, Steine, Metalle. Nur ein Jettenweib weigerte ſich†), und darum muß Balder bis zur Götterdämmerung unter den Todten weilen, dann aber ſollen auch die Pforten von Hela's Reich geſprengt werden††), und Balder wird einen neuen Himmel (Gimle) aufbauen und dort herrſchen. Heimdal, als der Nachfolger Balders, iſt der Monat Junius, und entſpricht dem Hermes oder Mercur der Alten, welcher, auf dem Berge Cyllene geboren, jener Cyllenius iſt, welcher nach Manilius dem Monat vorſteht, in welchem die Sonne im Zeichen des Krebſes weilt. Wenn alſo die Sonnenrinder des Helius von Hermes rückwärts in die Höhle gezogen werden, oder Hermes die Seelen in's Schattenreich führt, ſo iſt dieß ganz gleich mit Heimdal's Beſuch bei Hela. Er iſt wie Hermes, welcher die beiden Dämmerungen des Tages (Lucifer und Heſperus) und des Jahres (ſowohl die Aequinoctien als Solſtitien) repräſentirt, ein Grenzgott, er heißt darum Goldzahn (Gullintani), weil zur Zeit ſeiner Herrſchaft die Tage am längſten und hellſten, die Sonne am heißeſten *), aber auch: der ſich neigende (Hallinskidi) mit Beziehung auf die nach der Sommerwende kürzer werdenden Tage, wo die Sonne in die untere Hemiſphäre hinabſteigt, was auch Balders Gefangenſchaft im Reiche der Hela ausdrückt. Davon wußten auch die Alten zu erzählen, wenn ſie den Adonis, wie Balder der ſchönſte der Götter, um Sommermitte aus dem Beſitze der Venus, — dieſer entſpricht Balders Gattin Nana, die perſonifizirte Jugend — in die Gewalt der Proſerpine übergeben laſſen. Die Veranlaſſung dazu war eine Jagd, auf welcher Mars in Geſtalt eines Ebers (wie Typhon den Oſiris), jenen Liebling der Liebesgöttin, getödtet hatte. Adonis iſt der Thammus der Syrer, deſſen Todtenklage von den trauernden Weibern alljährlich in der Sommerwende angeſtimmt wurde, wobei ſie den Blick nach Mitternacht wandten (Ezech. 8, 14.), weil der Lichtgott in's Schattenreich hinabgeſtiegen. Noch jetzt heißt der Junius im ſyriſchen Kalender: Thammus d. i. der Zurückſchreitende (v. mush: retrogredi), die Syrer aber nannten ihn Chansiran d. i. der Schweinsmonat, anſpielend auf die Urſache von dem Tode des Lichtgotts Adonis, d. i. des Brennenden (v. ada = ἄζω, asso heizen, hitzen). Wirklich befindet ſich auch auf mehreren orientaliſchen Sphären ein Schwein an der Stelle des Krebſes. Wie letzterer in etymologiſcher Hinſicht — vielleicht wegen ſeiner die Beute einſchließenden Scheeren — ein Sinnbild der Einſchließung iſt, daher cancelli die Schranken, verwandt mit cancer, ebenſo das Schwein **).

---

*) Hela d. i. die Hehlerin, weil ſie die Todten unſichtbar macht.

**) Auf dieſem reitet der wilde Jäger den Todten voran.

***) Sie iſt der Gegenſatz der Himmelsbrücke, d. i. des Regenbogens, wohin Mercur und Iris die tugendhaften Seelen führen. Bekanntlich theilt ſich Iris mit Mercur auch in das Amt der Pſychagogie.

†) Aus dem Geſchlechte der Froſt- oder Eisrieſen kommend, kann ſie nicht weinen.

††) D. h. im Frühjahre, wenn die Natur auferſteht.

---

*) Sprachen und Mythen vereinigen ſich darin, daß der Zahn (ſ. d. Art. in Nork's ſymb. Wörtb.) Sinnbild des Feuers iſt.

**) חזיר v. חזר einſchließen, חצר atrium, Zimmer, ebenſo χοῖρος, porcus, Ferkel = χοιρίς das (einſchließende) Netz. Im Schweinsmonat wird der Lauf der Sonne gehemmt, ſie muß wieder den Krebsgang gehen.

Jene Hela, Proſerpine, iſt als Todesgöttin die ſchweinszähnige Tochter des Phorcys, die Göttin des Alters, oder die mit dem Ferkel in der Hand auf Münzen abgebildete Circe, die Göttin der Einſchließung (circus), welche die Gefährten des Ulyſſes in Schweine verwandelt, d. h. die Tage in winterliche umgezaubert hatte; ſie iſt auch die böſe Hecate, Artemis mit den Todespfeilen, die in die Weinberge des Oeneus (urſpr. Präd. des Dionyſus) den calydoniſchen Eber ſchickte (καλιδων i. e. caligo), das Thier der Finſterniß, das ſchlammige Orte liebt, deſſen kleines Auge, immer auf den Boden gerichtet, ein Feind des Lichts, und als wühlendes Thier auch Feind des Ackerbaues, der Vegetation überhaupt. Aber nicht bloß Adonis, der Geliebte der Venus, war vom Eber getödtet worden, ſondern auch ihr Gemahl Sichäus (König von Tyrus, denn Dido war ihr phöniziſcher Name, Sicca ihr Prädicat, Sicca Venerea die Stadt, welche phöniziſche Coloniſten erbaut haben). Und Adonis ſelbſt war der phöniziſche Name des Frühlingsgottes, deſſen natürlicher Feind der Erdaufwühlende, Saaten zerſtörende Eber iſt, daher das paſſendſte Symbol des Todes. Darum war es Adraſt (d. i. der Unentfliehbare, Präd. des Pluto als Tod), welcher den Jüngling Attes als Eber getödtet (Paus. IV, 11. 5.) Auch bei den Siameſen tödtete ein böſer Rieſe als Eber den frommen Gautama (Somona = Codoma); und da Balder nur eine der 12 Monatseigenſchaften ſeines Vaters, des Jahrgotts Odin war, ſo iſt auch er der vom Eber getödtete — Odin, aus deſſen zur Erde fallenden Blutstropfen im folgenden Jahre Blumen wurden. Das war alſo die Staude, auf welcher man einſt auch Balders Blut zu ſehen glaubte (Hypericon quadrangulare), jetzt Johanniskraut genannt, und auf die Enthauptung des Täufers bezogen. Damit vergleiche man Ovids Fabel (Met. 10, 726 sq.) von der Verwandlung des todten Adonis in eine Anemone, während die um ihn trauernde Göttin, ſich gleichzeitig an einem Roſenſtrauche ritzend, das Blut abging, die Verwandlung der vormals weißen Roſen in rothe verurſacht hatte. Daß die Anemone aus dem Blute des Adonis entſtanden, weiß auch der Scholiaſt des Theocrit (Idyll. 5, 92). Es iſt, als ob man Ovid's Beſchreibung des in eine Blume verwandelten Adonisblutes läſe:

> — — — cum flos de sanguine concolor ortus,
> Qualem, quae lento celant sub cortice granum,
> Punica ferre solent — — —

wenn man folgende Holſteiniſche Sage kennt: „Zu Kloſterſande bei Elmshorn lag früher zwiſchen dem Pilger- und dem Kuppelberg die ſogenannte Hexenkuhle. Hier ſieht man am Johannistag Mittags zwiſchen 12 und 1 Uhr alte Frauen wandeln, die auf den Pilgersberg wollen, um in dieſer Stunde ein Kraut zu pflücken, das allein da wächst. Dieſes Kraut hat in ſeiner Wurzel Körner mit einem purpurrothen Saft, der Johannisblut heißt *)“.

1. Juni.

Simeon, ein Reclusus zu Trier, geboren in Syracus, lebte abwechſelnd in einer Höhle am rothen Meere und in dem Marienkloſter zu Bethlehem, wanderte ſpäter nach Frankreich, um eine Schuld für das Kloſter einzufordern, traf den Schuldner nicht mehr am Leben, und — damit die Reiſe doch nicht ganz vergeblich ausfiele — ließ er ſich „auf göttliche Eingebung“ bei Trier in einen Thurm einſchließen, in welchem er alle „teufliſchen“ (weiblichen?) Anfechtungen überwand, und daſelbſt 1035 ſein Leben beſchloß. Sein Leib wurde, ſeiner eigenen Verordnung gemäß, in dieſem Thurm begraben und in Trier ihm eine Kirche erbaut. Im Jahre 1042 ward er kanoniſirt, aber 1400 fand man ſeinen Leib noch unverſehrt.

---

*) Müllenhof Sagen aus Schleswig und Holſtein S. 222.

2. Juni.

Erasmus, Märtyrer, Biſchof zu Antiochien, wurde in der Diocletianiſchen Chriſtenverfolgung gegeißelt, mit bleiernen Kolben zerſchlagen, darauf in einen Keſſel mit ſiedendem Pech, Wachs und Schwefel geworfen, und, weil wegen ſeiner wunderbaren Erhaltung unter ſolchen Martern ſich viele Heiden bekehrten, wieder in's Gefängniß geworfen, woraus ihn „Nachts" ein Engel erlöſte und nach Apulien geleitete. Als er aber auch hier mit Wundern viele Heiden bekehrte, ließ ihn Maximian verhaften, und, nachdem er abermals mit Schlägen „tractirt" worden, ward ihm ein glühender Panzer angelegt, er auch nochmals in einen Keſſel mit ſiedendem Pech und Oel geworfen, und weil ihm Beides nichts ſchadete, er abermals in den Kerker geführt. Auch aus dieſem befreite ihn „Nachts" ein Engel, ließ ihn in ein am Ufer bereit ſtehendes Schiff ſteigen, und geleitete ihn nach der Stadt Formia in Campanien, wo er ebenfalls mit Wundern bekehrte; endlich i. J. 301 wurde er „durch eine himmliſche Stimme" von der Welt abgerufen. Zu Rom, Vercelli und Warburg (in Weſtphalen) ſind ihm Kirchen erbaut, und in einem Kloſter zu Rom zeigt man einige ſeiner Reliquien, denn ſein Leib ruht in Formia.

3. Juni.

Ovidius, auch **Auditus** (Gehör) genannt — weil alle Tauben, die ſich der Kiſte nähern, in welcher ſein Leichnam zu Braga in Portugal aufbewahrt wird, ihr Uebel verlieren — wird fälſchlich für einen Biſchof und Märtyrer gehalten.

4. Juni.

Quirinus, Märtyrer und Biſchof in Kroatien, wurde unter dem Kaiſer Galerius, wegen ſeiner Weigerung, ein Heide zu bleiben, mit einem Stein am Halſe in einen Fluß geworfen. Bei der Invaſion der Barbaren in Pannonien wurden ſeine Reliquien nach Rom — deſſen Erbauer (Mars) ebenfalls Quirinus hieß — gebracht, das Haupt aber befindet ſich auf dem **Campus** *Martius*.

5. Juni.

Winfried, wegen ſeiner vielfachen Bemühungen zur Ausbreitung des Chriſtenthums vom Papſte Gregor II. Bonifacius (Wohlthäter) genannt, war i. J. 680 in Devonſhire in England geboren; er wurde Benedictinermönch, verließ 715 mit zwei Gefährten ſein Vaterland, um die heidniſchen Frieſen zu bekehren, verſah dann die Stelle eines Apoſtels bei den Thüringern und Heſſen, hier mit glücklicherm Erfolge, da der Schutz Karl Martells ſeinen Beſtrebungen Nachdruck gab. In Geißmar ließ er die dem Donnergott heilige Eiche, zu der weit und breit gepilgert wurde, umhauen, und erbaute aus ihrem Holze dem Apoſtel Petrus eine Kirche *).

---

*) Was mußte der Sturz jener geliebten, an das graue Alterthum erinnernden, Eiche für einen herzzerreißenden Eindruck auf die Bewohner jener Gegend machen! Doch waren ſie durch die Macht des Frankenkönigs, den man nicht ohne Grund einen „Hammer" (Martellus) nannte, gezwungen, ſich ihrem Schickſal zu fügen. Sie beteten dann in der Kirche, die aus dem Holze jener Eiche erbaut wurde! So muß man ſich die Sache verſtellen, nicht aber, wie ſie jene Heiden-

Von dort ging er nach Thüringen, wo er mit einigen Lehrern, die ſich ſeinem Anſehen widerſetzten, Streit bekam *). Er beſiegte ſie, und baute, um die Unterwerfung der Heſſen und Thüringer unter die Einrichtungen und Lehrſätze der römiſchen Kirche zu vollenden, Kirchen und Klöſter. Um die Herrſchaft des Papſtes noch mehr zu befeſtigen, rief er aus England viele Mönche und Nonnen nach Deutſchland. Dieſe Männer und Frauen mußten ihm, welchem als römiſch geſinnten Angelſachſen die Freiheit der Deutſchen gleichgültig war, als Gehülfen um ſo lieber ſeyn, da auch ſie in ihrem Vaterlande als Sclaven der römiſchen Kirche erzogen worden waren, und ihnen ihre deutſche Mundart nur dazu diente, auch andere Deutſche deſto leichter zu Knechten des Auslands zu machen. Als Gregor II. geſtorben und Gregor III. ſein Nachfolger wurde, belohnte er des Bonifaz Unterthänigkeit — denn auch in den geringſten Kleinigkeiten fragte er über das zu beobachtende Verhalten erſt bei'm römiſchen Stuhle an — mit dem erzbiſchöflichen Mantel, wofür er ſich durch Erbauung neuer Kirchen und Klöſter dankbar

---

bekehrer aus frommer Lügenhaftigkeit entſtellt haben. Denn wie ſehr der h. Willibald, des Bonifaz Schüler und Neffe, die Begebenheit verdreht und ausgeſchmückt hat, ſieht man daraus, daß jene Heiden ſo dumm geweſen ſeyn ſollen, erſt die Eiche von Bonifaz umhauen zu laſſen, und ihn dann, wenn ihnen ſein Tod nichts mehr gefrommt, umzubringen beſchloſſen, und daß er berichtet, die Eiche hatte ſich durch Bonifazens Hieb in vier gleiche Theile geſpaltet.

*) Er machte ihnen nämlich Unkeuſchheit zum Vorwurfe, aber aus Willibalds Worten: Clericorum *nefanda cum uxoribus conjunctio* erhellt, daß er den eheloſen Stand der Geiſtlichen durchſetzen wollte.

bezeugte. Im Jahre 733 wandte er ſich nach Baiern, um auch dort die Ketzer, d. h. die mit den Lehrſätzen und Einrichtungen der römiſchen Kirche Unzufriedenen zu bekämpfen. So ließ er mit Hülfe Karlmanns den Weſtfranken Adelbert und den Irländer Clemens deßhalb als Ketzer in's Gefängniß werfen, weil jener ſeine Bethäuſer keinem Heiligen widmete und die Wallfahrten nicht gut hieß; dieſen aber, weil er ſich gegen die Lehrſätze der katholiſchen Kirche auflehnte. Den bairiſchen Prieſter Virgil beſchuldigte er darum der Ketzerei, weil er an das Daſeyn von Gegenfüßlern glaubte, er behauptete nämlich, daß die Erde rund ſey *), folglich auch auf der andern Seite von Sonne und Mond beſchienen, alſo bewohnt. Der Papſt that auf die Vorſtellung Bonifazens den Angeklagten auch wirklich in den Bann. Auf einer Kirchenverſammlung, bei welcher er den Vorſitz führte, ließ Bonifaz, um das größte Maaß der Knechtſchaft zu füllen, die deutſchen Biſchöfe eine Schrift unterzeichnen, durch die ſie dem römiſchen Stuhle beſtändigen Gehorſam förmlich angelobten. Noch in hohem Alter verſuchte er es wiederholt, den treu an den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter hängenden Frieſen das Chriſtenthum aufzudringen, und verhalf ſich dadurch 755 zum Märtyrertod. Er hatte eben ein Zelt aufgeſchlagen, um einen großen Taufact zu verrichten, als er meuchleriſch überfallen wurde. Er parirte die Stöße mit dem Evangelienbuch, der Stich ging zwar durch das Buch, es wurde aber kein Buchſtabe darin verletzt! **).

---

*) Zufolge der bibliſchen Anſicht iſt die Erde ein Viereck.

**) Nach Hübner (im 7. Thl. ſeiner hiſt. Fragen) wird es zu Regensburg aufbewahrt.

6. Juni.

Der bekannte Stifter des Prämonſtratenſerordens war ein deutſcher Edelmann, Norbert*), geboren 1070 zu Xanten, lebte bis 1114 wie ein Weltkind am Hofe Kaiſer Heinrichs IV. Auf einem Ritte wurde er von einem Gewitter überraſcht — muthmaßlich an ſeinem Gedächtnißtage — eine Donnerſtimme rief ihm, wie einſt dem Apoſtel Paul, zu: „Norbert, warum verfolgſt du mich?" Sogleich that er Buße, machte ſich ſelber einen Rock von Schafpelzen, aus welchem hernach die von der heil. Jungfrau ſelber angegebene weiße Ordenskleidung entſtand und predigte Buße, ſelbſt wüſten Reitersknechten, die ihn natürlich verhöhnten, aber ihre Pferde dachten frömmer; wie Bileams Eſelin, gingen ſie trotz Peitſche und Sporen nicht vom Flecke, bis das „Amen" des geiſtlichen Herrn ihnen ankündigte, daß ſeine Bußpredigt zu Ende war. Aber den wilden Geſellen war ihre Unbußfertigkeit um ſo eher zu Gute zu halten, da ſelbſt die Kanonici des Biſchofs Bartholomäus von Leon dem Bußprediger in's Geſicht lachten. Er ging alſo in die Wüſte zu Coucy. Dort ſtand eine verfallene Kapelle, welche ihm die heil. Jungfrau ſelbſt zeigte. Daher **Pratum demonstratum** (franz. **Pré montre**, d. i. die gezeigte Wieſe**). Hier mehrte ſich die Zahl der Jünger des Heiligen bald bis auf 40. Sie waren ſo arm, daß ihre ſtrengen Faſten keine freiwilligen waren. Sie hatten nichts als ihren gemeinſchaftlichen Eſel, welcher Holz herbeitrug, wofür ſie Brod eintauſchten. Der Teufel erſchien hier öfters als Bär, der Heilige zwang ihn aber, die Schafheerde (weſſen?) gegen Wölfe zu ſchützen. Im Jahre 1120 ging Norbert nach Deutſchland und ſtiftete den Auguſtinerorden, den Papſt Honorius II. beſtätigte. Norbert wählte das ihm von der Himmelskönigin angegebene Ordenskleid, und ſah ſich als Ordensſtifter. Das ſagen in Kürze die Verſe im Norbertiniſchen Geſange:

---

*) I. C. v. d. Serre Vita S. Norberti, Antverp. 1622.

**) Ein franz. Schriftſteller leitet dieſen Namen von der unerwarteten Erſcheinung eines Bären ab. Norbert ſoll nämlich erſchrocken ausgerufen haben: „Grand Dieu! tu me l'as *trop près montré*!" Andere aber meinen: die Kapelle habe ſchon vorher Premontre (Praemonstratum) geheißen.

Cruce locus praemonstratus
Ubi struas regiam.
Sancta tibi virgo mater
Vestem praebet niveam.
Sanctus Augustinus Pater
Auro praescribit regulam.

Darauf predigte er zu Speier ſo beifällig, daß ihn Kaiſer Lothar zum Erzbiſchof von Magdeburg erwählte. Im Jahre 1126 wurde er nach Antwerpen berufen, wo ein gewiſſer Tanchelin, der gegen 3000 Anhänger hatte, fromme Seelen zu verführen ſuchte, durch die Lehre, daß man, um ſelig zu werden, weder Sacrament noch Prieſter bedürfe. Dieß war freilich nicht in Norberts Sinn geſprochen. Er zog daher gegen den Ketzer heftig los, und war ſo glücklich, das letzte Wort zu behalten, und noch zum Dank für ſeinen Orden einige reiche Klöſter zu erwerben. Hierauf beſtieg er ſeinen Eſel wieder, durchzog Belgien, Deutſchland und Burgund. Seine begeiſternden Reden bewegten viele Frommen, daß ſie ihre Güter ſeinem Orden weihten. Einer derſelben, Graf Kappenberg, zog ſich dadurch den Zorn ſeines Schwähers, des Grafen Arnsberg, zu, der ſeinem

Schwiegerſohn ſelber Fehde drohte, wenn er ſein Gut den Pfaffen gäbe. Norbert ließ er ergreifen und in's Burgverließ werfen, wo er bis zum Tode des Grafen 1123 ſchmachtete. Auf dem Schloſſe Wevelsburg bei Paderborn zeigt man noch jetzt das „Norbertsloch“. Als der Heilige 1134 ſtarb, „ſah man ſeine Seele in Geſtalt einer Lilie von Engeln gen Himmel getragen, der Leib aber blieb auf Erden mit einem ſo angenehmen Himmelsgeruch zurück, daß es nicht zu beſchreiben iſt.“ Der von Norbert geſtiftete Orden verbreitete ſich ſo ſchnell, daß man vor der Reformation 1300 Mönchs- und 1400 Nonnenklöſter deſſelben zählte. Derſelbe hatte das Eigene, daß — wie Bruſchius (Möncherei II. S. 137) ſagt — „nahe bei einer Mönchverſammlung auch eine Weiberverſammlung war, damit es den Mönchen nicht an einer Rippe fehle, die Gott dem Manne nahm, um dieſelbe mit Wucher wieder zu geben.“

7. Juni.

Robert, Abt des Ciſtercienſerordens in England, aus York gebürtig, las alle Tage den ganzen Pſalter durch; als Anerkennung ſo hohen Verdienſtes führten die Engel an ſeinem Sterbetage ſichtbarlich ſeine Seele gen Himmel, der Leib aber liegt in ſeinem Kloſter begraben — weil Reliquien ein vorzüglicher Handelsartikel ſind, was ſich auch dadurch erweiſt, daß an Roberts Gruft viele Lahme, Stumme und auch Blinde (?) gehend, redend und ſehend (?) wurden.

8. Juni.

Medardus, Biſchof zu Noyon, war ein ſo gewichtiger Mann, daß, als er einſt auf einen Stein, welcher Grenzſtreitigkeiten verurſacht hatte, ſeinen Fuß ſetzte, der ganze Fußſtapfen in dieſem Markſtein ausgeprägt war, welches Wunder die ſtreitenden Partheien verſöhnte. Er ſtarb, nachdem er zu Tournay viele Flanderer zum chriſtlichen Glauben bekehrt hatte, im Jahre 545, und ward in Soiſſons begraben. Bei ſeinem Begräbniſſe ſah man aus der Gruft eine weiße Taube hervorkommen, und von zwei gleichfarbigen Gefährtinnen, die eine Zeitlang über dem Sarge ſchwebten, nach dem Himmel abgeholt werden. Als die Normänner um das Jahr 900 in Frankreich einfielen, führten ſie den Leib des Medardus nach Dijon.

9. Juni.

Primus und **Felicianus** litten den Märtyrertod zu Rom unter Diocletian, weil ſie den Göttern zu opfern ſich weigerten. Zuvor wurden ſie mit bleiernen Kolben geſchlagen. Dem Primus wurden Hände und Füße durchbohrt und er auf dieſe Art an einen Stock gebunden, in welchem Zuſtande er drei Tage ohne Speiſe gelaſſen wurde. Hierauf wurde er wieder in's Gefängniß abgeführt, wo ihn ein Engel — tröſtete. Nun traf die Reihe Felician. Man wollte ihm glauben machen, ſein Genoſſe habe das Chriſtenthum verläugnet. Weil er an dieſer Mähre zweifelte, goß man ihm heißes Blei in den Mund, was ihm jedoch nicht ſchadete. Darauf warf man beide Glaubenshelden wilden Thieren vor, die aber — nicht anbeißen wollten. Da nun der Präſes Promotus einſah, daß er nichts mit ihnen ausrichten könne, ſo ließ er ſie enthaupten. Ihre heimlich von den Chriſten weggenommenen Leiber ruhen in der Stephanskirche zu Rom.

10. Juni.

Margaretha, Königin von Schottland, Tochter des Königs Eduard von England und Gemahlin des ſchottiſchen Königs Malcolm, trug täglich in höchſteigener Perſon 300 Armen das Eſſen auf. Vor Oſtern und Weihnacht faſtete ſie ſtets 40 Tage, übte auch andere Bußwerke und ſtarb 1093. Innocenz IV. canoniſirte ſie. Ihr Sterbetag iſt der 16. Nov. Innocenz ſetzte den 19. Juni zu ihrem Verehrungstag an, weil an ſolchem 1251 ihre Reliquien in einen andern Begräbnißort transferirt wurden, in der Folge wurde aber der 10. Juni zu ihrem Gedächtnißtage beſtimmt.

11. Juni.

Barnabas, einer der 70 Jünger Jeſu, aus dem Stamme Levi, in Cypern zu Salamis geboren, nebſt Paulus und Stephanus von den gelehrteſten Rabbinen unterrichtet, aber Jeſu Lehre beſtimmte ihn, ſeine irdiſchen Güter an die Apoſtel abzutreten. Hierauf reiſte er mit Paulus nach Antiochien, entzweite ſich aber mit ihm über die Frage wegen der Verbindlichkeit des moſaiſchen Geſetzes (vgl. Gal. 2, 13. mit Apoſtelgeſch. 15, 39.), und machte nun für ſich allein Bekehrungsreiſen. Endlich ſtarb er i. J. 53 als Märtyrer in Cypern. Seine Reliquien aber kamen nach Mailand, Pavia, Genua, Cremona, Florenz, Toulouſe, ja ſogar nach Prag.

12. Juni.

Leo III. war aus einem vornehmen Geſchlecht zu Rom geboren. Gfrörer (K. G. III., 2. S. 668) ſchildert ſeine Tugenden im Commentar der Verhaltungsregeln, die Karl der Große ſeinem Erzkaplan Engelbert mit auf den Weg gab, als er ihn zum neuen Papſt nach Rom ſandte, damit er in Gemeinſchaft mit Leo anordne, was „zur Erhöhung der Kirche" nöthig ſcheint. Sie lautet: „Du ſollſt den Apoſtel fleißig ermahnen, daß er ein reines Leben führe, erinnere ihn, wie kurz die Ehre dauert, die er jetzt beſitzt, im Vergleiche mit der ewigen Vergeltung, die uns dort erwartet. Auch treibe ihn an, die Simonie abzuſchaffen, welche jetzt den heiligen Leib der Kirche an vielen Orten befleckt." Man ſieht, fügt unſer Kirchenhiſtoriker hinzu, Karl kannte den neuen Papſt, denn er gibt in letztern Worten zu verſtehen, daß Leo — der ſchon 24 Stunden nach Hadrians Tode von einer Parthei zum Papſt gewählt — ohne Zweifel durch Beſtechung — auf den Stuhl Petri erhoben worden ſey. Sein Bündniß mit Karl war aus dem Bedürfniß des Schutzes gegen die eigenen Landsleute hervorgegangen, die ſich zweimal in Verſchwörungen gegen ihn einließen. Von der erſten berichtet der Diaconus an der Januariuskirche zu Neapel, Johannes (deſſen Geſchichte der Biſchöfe Neapels von der Gründung des Papſtthums bis zum Jahre 872 reicht): „Um jene Zeit brach eine Verſchwörung gegen Leo III. aus und man bemächtigte ſich ſeiner Perſon. Im Getümmel wurde ihm ein Auge leicht verletzt*). Er floh nun zu Karl und machte ſich verbindlich, Karl dem Frankenkönig die Kaiſerkrone aufzuſetzen, wenn ihn dieſer gegen ſeine Feinde ſchützen würde. Freudig nahm Karl das Verſprechen an, das ihm ſehr erwünſcht war.“ Nach Abſchluß des Vertrags entließ Karl den Pabſt unter ſtarkem Geleite nach Rom, wo ihn die Franken mit Gewalt wieder einſetzten. Jetzt erſt wurden Leo's Gegner verhaftet. Wie ſehr dieſe Letztern Grund zur Unzufriedenheit mit dem Papſt gehabt, leuchtet aus einem Schreiben des Erzbiſchofs Arno von Salzburg an Karls Hoftheologen Alcuin hervor, welches Auszüge aus einem Zeugenverhör enthielt, das ſehr nachtheilig für Leo gelautet haben muß, denn Alcuin ſchrieb i. J. 799 zurück: „Dein durch den Kleriker Balderich mir überſchicktes Schreiben, das Klagen gegen den Lebenswandel des Apoſtolicus enthält, habe ich in's Feuer geworfen, nachdem nur Candidus daſſelbe außer mir geleſen hatte. Denn ich wollte nicht, daß es in die Hände eines Andern komme und Aergerniß errege.“ Alcuin muß alſo die Klagen für wahr gehalten haben, weil er die Urkunde verbrannte, um dem Papſte nicht zu ſchaden. Weiter heißt es daſelbſt: „Wie ich höre, arbeiten Viele gegen den Apoſtolicus und ſuchen ihn zu ſtürzen, indem ſie ihn des Ehebruchs oder des Meineids beſchuldigen. Sie tragen öffentlich darauf an: Leo ſolle ſich durch einen ſchrecklichen Eid von den Vorwürfen reinigen, insgeheim aber rathen ſie ihm, lieber freiwillig abzudanken und ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, damit er den Eid nicht zu ſchwören brauche. Wäre ich dabei, ſo würde ich mit dem Evangelium ſprechen: Wer von Euch ohne Sünde, werfe zuerſt den Stein auf ihn.“ Dadurch iſt abermal eingeſtanden, daß die gegen Leo erhobenen Beſchuldigungen ihre Richtigkeit hatten. Alſo nur der Waffengewalt Karls des Großen, der eine Kaiſerkrone als Belohnung ſeiner Intervention in Ausſicht hatte, verdankte der päpſtliche Oberbrecher ſeine Wiedereinſetzung als Stellvertreter Jeſu auf Erden. Und Karl wie Leo prangen als Heilige im Kalender!

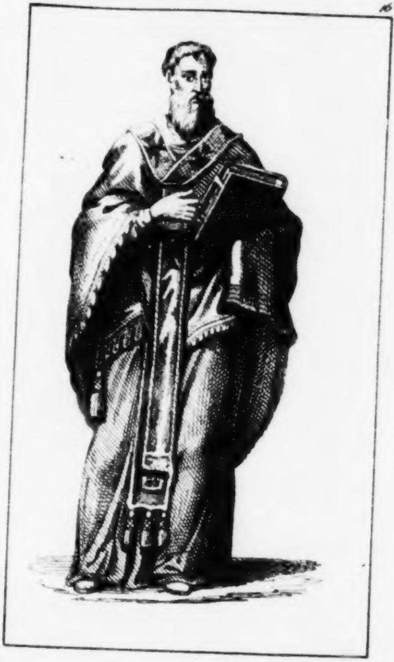
---

*) Die Acta Sanctorum laſſen ihn das Auge und die Zunge einbüßen, beide aber wieder erhalten!

13. Juni.

Antonius von Padua, dem irrthümlich die von Pater Abraham a Sancta Clara in Reime gebrachte Fiſchpredigt zugeſchrieben wird, war zu Liſſabon geboren. Im 20. Jahre verwechſelte er den Auguſtinerorden mit dem Franziscanerorden. Die Legende berichtet von ihm keine Wunder gewöhnlicher Art. Er wußte nämlich, was in weiteſter Entfernung vorging, und ſo begab er ſich im Geiſte aus ſeinem Kloſter zu Padua im Nu nach Liſſabon, um dort noch zu rechter Zeit einen von ſeinem Vater Erſchlagenen, um dieſen von der Strafe zu befreien, aus dem Tode zu erwecken. Ebenſo als ihn einſt in ſeinem Kloſter die Reihe zu ſingen traf, ſah ihn Jedermann dieſes Amt verrichten, obgleich — er mit dem Leibe ſich anderwärts befand. Für die Heiligkeit dieſes Mannes zeigt, daß die mit teufliſchen Anfechtungen Geplagten nur ſeine Kutte zu berühren brauchten, um von der Fleiſchesluſt befreit zu ſeyn. Daher ſteht er auch in ſo hoher Achtung ſelbſt bei den römiſchen Banditen, daß ſie keinem ein Leides zufügen, der bei dem heil. Antonius ſie um Barmherzigkeit anſpricht, während ſie keine andere Anrufung, ſelbſt die der heil. Jungfrau und ihres Sohnes, nicht reſpectiren. Antonius wird deßhalb „von Padua“ zubenannt, weil ſo viele Wallfahrten nach Padua zu ſeinem Leichnam geſchehen.

Das Feſt des heil. **Anton v. Padua**, dieſes volksthümlichſten Heiligen Italiens, wird in Rom in St. Maria Ara Cöli auf dem Capitol gefeiert. Abends



brennen die 100ſtufige breite Marmortreppe hinauf, welche in Folge der Peſt von 1378 angelegt wurde, Lichter bis zur Baſilika, deren Backſteinfacade von dem flackernden Schein unſtät beleuchtet wird. Am Fuße derſelben iſt ein Gerüſt für eine Muſikbande errichtet, und auf der Rampe wie auf dem Platze des Capitols wird ein brillantes Feuerwerk abgebrannt, deſſen Raketen und bengaliſche Lichter den alten Marc Aurel umſpielen. (Mgbl. 1842 S. 862).

11. Juni.

Baſilius, ſpäter der Große genannt, wurde i. J. 329 zu Cäſarea in Cappadocien geboren. Zu ſeiner Ausbildung nach Conſtantinopel geſchickt, genoß er dort den Unterricht des berühmten Sophiſten Libanius. 351 begab er ſich nach Athen, wo er mit Gregor von Nazianz in ein Freundſchaftsbündniß trat. Vier Jahre nachher kehrte er in die Heimath zurück, um dort als Rhetor aufzutreten. Aber ſeine Gedanken waren auf höhere Dinge, als den Ruhm gerichtlicher Beredſamkeit gerichtet. Kurz zuvor hatte Euſtathius, Biſchof von Sebaſte, das Einſiedlerleben im öſtlichen Kleinaſien verbreitet. Die neuen Mönche verhalfen ihrem Stifter zu Anſehen. Baſils Ehrgeiz erkannte in dieſer Laufbahn ein Mittel, ſich emporzuſchwingen, aber er wollte nicht ſchon betretene Pfade wandeln, und ſo beſchloß er, das Einſiedlerthum durch das Kloſterleben zu erſetzen. Deßhalb bereiste er Syrien, Paläſtina und Aegypten, um die gefeierten Helden der Abtödtung des Fleiſches perſönlich kennen zu lernen. In der Heimath wieder angekommen, verſchenkte er den größten Theil ſeiner Güter an die Armen, und errichtete ſeit 358 in einer Einöde unfern von Neu-Cäſarea eine Mönchsgeſellſchaft. An dieſem Orte hat er, außer mehreren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die Mönchsregeln*) zuſammengeſchrieben, die noch jetzt in der griechiſchen Kirche gelten.

Aber Baſil hatte das Kloſter nur als Brücke zu kirchlichen Würden behandelt. Er benützte den mönchiſchen Zwang, um die Welt auf ſeinen Werth aufmerkſam zu machen. Schon i. J. 359 überließ er die Mönche ſeines Kloſters ſich ſelbſt, ging nach Cäſarea zurück, und ward von dem dortigen Biſchof Dianius zum Vorleſer der Kirche ernannt, was die erſte Stufe auf der Leiter zu den hohen kirchlichen Ehren war. Er wurde ſpäter durch die Anſtrengungen ſeiner

---

*) Ihrer ſind zweierlei Arten. Die Einen ſind weitläufiger, an der Zahl 55, die andern kürzer, an der Zahl 313. Des Baſilius Stiftung breitete ſich bald im ganzen Orient aus; und obgleich es daſelbſt noch andere Regeln gab, ſo hat dennoch die des Baſilius die andern verdunkelt. Aber nicht nur im Morgenlande war ſie vorherrſchend, ſie kam auch nach dem Abendlande, ſeitdem Rufin ſie ins Lateiniſche überſetzt hatte. Und ehe noch der h. Benedict die ſeinige bekannt gemacht, gab es ſchon in Italien Klöſter vom Orden des Baſilius. Einige haben ſogar geglaubt, es hatte ſich Benedict derſelben unterworfen, weil er in dem letzten Kapitel ſeiner Regel, wo er ſeine Mönche zur Beobachtung derſelben ermahnt, ihnen die Regel des Baſilius, den er ſeinen Vater nennt, empfiehlt, und von dem er, nach der Meinung des Cardinals Torrecremata, ſeine Regel auch entlehnt hat, weil dieſer ſagt: educta est regula B. Benedicti tanquam fluvius quidam ex fonte Religionis, ex Regula illa toti saeculo clarissima, omnium virtutum splendore ornatissima B. Basilii. (Helyot Geſchichte der Kloſterorden. I. S. 219.)

Freunde Presbyter neben dem Biſchof Euſebius von Cäſarea, deſſen Nachfolger im Amte er nach ſeinem Ableben wurde. Baſil fuhr auch jetzt noch fort, wie ein Mönch zu leben; dadurch erſparte er von ſeinen ſehr bedeutenden erzbiſchöflichen Einkünften große Summen, welche er nach und nach dazu anwandte, um ſeine, nach ihm als ihrem Stifter: Baſilias genannte, Anſtalt zur Aufnahme von Armen, Kranken, Ausſätzigen, fremder Reiſenden ꝛc. einzurichten, und deren zweckmäßige und großartige Einrichtung die Bewunderung der Zeitgenoſſen auf ſich zog. Durch dieſe Schöpfung hatte er Popularität und die Liebe des großen Haufens erworben, deren er, von allen Seiten befeindet, auch bedurfte. Schon vor ſeiner Einweihung hatte die Gegenparthei mit ihm gebrochen, indem ſie Cäſarea verließ, ſobald der Sieg Baſils ſich entſchieden vorausſehen ließ. Als Vorwand des Haſſes wurde ſeine Rechtgläubigkeit angefochten, ein Vorwurf, der nicht unbegründet war. Denn da Baſil auf Uebergang zu einer andern Fahne hinarbeitete, konnte er keiner der beſtehenden Partheien völlig genügen. Den entſchiedenen Arianern galt er als Ketzer, die Halb-Arianer oder Homouſianer fanden ihn zu Nicäniſch, die Nicäaner zu wenig rechtgläubig. Baſil wandte Drohungen, Bitten, Verſprechungen auf, um die Widerſpenſtigen zu ſchrecken, die Wankenden herüberzuziehen, die Eigennützigen zu födern. Es gelang ihm auch allmählig, einen Theil der Gegner zu entwaffnen. Aber während er ſich auf der einen Seite befeſtigte, drohten von der andern Seite Stürme. Kaiſer Valens bereiste i. J. 371 Kleinaſien, nicht bloß als Regent, ſondern als theologiſcher Partheigänger. Nachdem er den Biſchöfen von Galatien und Bithynien Arianiſche Bekenntniſſe aufgedrungen, fragte er Baſil, ob er allein es wagen wolle, eine andere Religion zu bekennen als der Kaiſer? Baſil antwortete: er vermöge es nicht, Jeſum als ein Geſchöpf anzubeten, da er ſelbſt ein ſolches ſey. Drohungen fürchte er nicht, da man ihm keine Güter nehmen könne, und eine Verbannung gebe es für ihn nicht, da die ganze Erde Gottes ſey. Baſil gewann durch dies Betragen gegen den Kaiſer ſehr an Achtung. Es harrten aber ſeiner noch andere Widerwärtigkeiten. Den Weg zum Bisthum hatte er durch eine enge Verbindung mit den Homuſianern ſich gebahnt gehabt, die ſeit 358 den Nicäanern ſich allmählig näherte. An ihrer Spitze ſtanden Euſtathius von Sebaſte, Baſil von Ancyra, ſpäter auch Macedonius. Dieſe Parthei wollte den abendländiſchen Nicäanern nicht beitreten, weil dieſe den heil. Geiſt für gleichen Weſens mit dem Vater und Sohn erklärten. Darum hatte ſich eine, nach dem Concil von Lampſacus (365) angeknüpfte Unterhandlung mit dem Papſt Liberius wieder zerſchlagen, zumal dieſer mit der angebotenen Anerkennung des nicäaniſchen Concils nicht zufrieden, auch Unterwerfung der Griechen verlangte. Da Baſil ſchon als Presbyter an dem Kampf gegen die Göttlichkeit des heil. Geiſtes Theil genommen, folglich ſeine Genoſſen auch als Biſchof nicht verlaſſen durfte, ſo ſtrebte er jetzt, den Verſuch einer Ausſöhnung der aſiatiſchen Halbarianer mit den ägyptiſchen und lateiniſchen Nicäanern zu wagen. Die Verpflichtung Beider auf Ein Bekenntniß war die Aufgabe, durch deren Löſung er, wie vor ihm Athanaſius, ſich zu verherrlichen gedachte. Zugleich ſollte auch die Meletianiſche Spaltung in Antiochien beigelegt werden, denn mit Meletius ſtand Baſil ſchon lange im Bunde. Er eröffnete die Unterhandlung mit folgendem

Plan. Da die Halbarianer, denen er angehörte, ſich ſtets gegen die Annahme des Wortes „Homuſius" (d. i., der Sohn iſt gleich mit dem Vater) geſträubt hatten, ſo legte ihm die Rückſicht auf ſeine alten Meinungsgenoſſen die Verpflichtung auf, von den Nicäanern ihrer Seits ein Zugeſtändniß zu verlangen. Letztere ſollten durch die That offenbaren, daß ſie die Lehre des Sabellius *) verwerfen; dieß aber geſchehe, wenn ſie die Lehre des Marcellus von Ancyra förmlich verdammen würden, weil derſelbe, aus der Mitte der Homuſianer hervorgegangen, durch ſein Beiſpiel den Argwohn beſtätige, als ſeyen jene im Herzen Sabellianer. Wenn die Häupter der Nicäaner auf den gemachten Vorſchlag eingingen, ſo berechnete Baſil, könne auch ſeine Parthei dem Homuſion beitreten, ohne ihrer Ehre was zu vergeben. In dieſem Sinne beſchwor er in Briefen Athanaſius und den Papſt Damaſus, durch Annahme der in Bezug auf Marcellus geſtellten Bedingung und durch Anerkennung des Me-

---

*) Sabellius, Presbyter zu Ptolemais lehrte: „Wie in der Sonne ihre ganze Geſtalt, dann die Kraft der Wärme, die von ihr ausſtröme, endlich das von ihr ausgehende Licht zu unterſcheiden ſey, ſo verhalte es ſich auch mit der Gottheit. Ihrem Weſen nach Eins, erſcheine ſie, je nach dem Bedürfniß unter verſchiedenen Geſtalten. Als Vater erſchien Gott in den Zeiten des alten Bundes, als Sohn hat er im neuen Bunde Fleiſch angezogen, als h. Geiſt zu den Jüngern geſprochen." Damit war aber den Rechtgläubigen nicht gedient, denn wenn der Erlöſer nur eine vorübergehende Geſtalt iſt, die abwechſelnd aus dem Höchſten ausſtrömt und wieder in ihn zurückfließt, ſo iſt die ewige Perſönlichkeit Chriſti, welche mit dem Vater zugleich beſtehend, die Macht der Kirche vertreten ſoll, geläugnet.

letius als rechtmäßigen Biſchofs von Antiochien, den Orientalen die Hand zu reichen, damit dann die rechtgläubigen Abend- und Morgenländer vereint die Arianer bewältigen könnten. Da der Papſt, wie ſein Vorgänger, nicht Anerkennung der Dogmen, ſondern auch der römiſchen Gerichtsbarkeit verlangte, ſo ſchwebten die Unterhandlungen mehrere Jahre. Um nun den Abſchluß des Friedens zu erleichtern, näherte ſich Baſil allmählig dem vollkommenen Dogma der rechtgläubigen Nicäaner*). Ohne beſchrieen zu werden, gelang ihm dieß mit der Lehre vom Sohne. Er, der ſonſt das Homuſion mit den andern Halbarianern Sabellaniſch verworfen, bekannte ſich jetzt zu demſelben. Der Wechſel fiel nicht auf, weil auch die nicht ganz orthodoxen Orientalen allmählig an das Wort ſich gewöhnt hatten. Aber nicht ſo glücklich erging es ihm in Betreff des Dogma vom heil. Geiſte. Der große Haufe der Halbarianer, der Einiges von jenen Unterhandlungen wußte, belauerte mißtrauiſch alle Reden Baſils, ob er in dieſem Punkte die Farbe der Parthei halten werde. Daher vermied Baſil von dem Geiſte den Namen Gott zu gebrauchen, ſuchte aber anderer Seits das, was er durch ſolche Vorſicht dem Ruhme der dritten Perſon in der Dreieinigkeit entzog, dadurch wieder gut zu machen, daß er dem Verkürzten ſonſt alle möglichen göttlichen Eigenſchaften verſchwenderiſch beilegte. Durch dieſe Zweideutigkeit ſtieß er jedoch die zahlreichen Mönche vor den Kopf, welche in Cappadocien, wie ſonſt überall, Athanaſius als den Hort der Rechtgläubigkeit verehrten, und in ſeiner Weiſe die Identität des Geiſtes mit dem Vater und Sohn wüthend verfochten. Sie ſchrieen gegen Baſil, und in ihr Geſchrei ſtimmten auch einige Biſchöfe ein, ſo Atarbius von Neu-Cäſarea im Pontus, der Baſil geradezu Läugnung der Göttlichkeit des Geiſtes vorwarf. Baſil mußte daher, wenn er nicht die ihm unentbehrliche Gunſt der Mönche verlieren wollte, einlenken und dem nicäaniſchen Dogma noch größere Zugeſtändniſſe machen. Allein jetzt brachen die Halbarianer, namentlich ſein Partheigenoſſe, Euſebius von Sebaſte, gegen ihn los. Nun konnte Achſelträgerei nicht mehr helfen. Baſil ſah ein, daß die Fahne gewechſelt werden mußte. Er trat daher ganz zum Dogma der Nicäaner über, indem er 375 ſeine Schrift vom heil. Geiſt herausgab, die vollkommen der katholiſchen Lehre entſpricht. Sie iſt auch darum wichtig, weil Baſil in ihr die kirchliche Ueberlieferung nicht nur als Prüfſtein chriſtlicher Gebräuche, ſondern auch als echte Quelle dogmatiſcher Begriffe anerkennt. Hauptſächlich durch dieſes Buch hat Baſil bei der Nachwelt den Ruf katholiſcher Rechtgläubigkeit errungen. Aber die Vereinigung der Orientalen mit den nicäaniſchen Abendländern vermochte er dadurch nicht zu begründen. Der Schmerz über ſo viele mißlungene Plane beugte ſeinen Geiſt. Er ſtarb, kaum 50 Jahre alt, i. J. 379 im Geruche eines Heiligen *).

---

*) Die Synode zu Nicäa entſchied bekanntlich die Identität von Vater, Sohn und h. Geiſt.

15. Juni.

Sanctus Vitus (St. Veit) ſoll in der Diocletianiſchen Chriſtenverfolgung den Märtyrertod erlitten haben. Der Name iſt, wie ſchon Helmold (Chron.

---

*) Gfrörer's K. G. II. S. 314–336.

Slav. I., 6. §. 3—4) nachwies, aus der Umformung des Swantewit*), jenes ſlawiſchen Sonnengottes in einen chriſtlichen Heiligen entſtanden, zu deſſen Ehre die Mönche von Corvey i. J. 879 eine Capelle auf der Inſel Rügen aufführen ließen, und zwar zur Bekehrung der Rugier unter Ludwig II. Weil die Inſelbewohner nachher wieder zurückfielen in's Heidenthum, ſo glaubte man, ſie hätten aus dieſem St. Veit ſich einen neuen (?) Götzen gebildet. Allein die Verehrung des Swantewit reicht tief in die vorchriſtlichen Jahrhunderte hinauf. Er iſt der ſlawiſche Odin, denn beide Gottheiten ſtanden der Ernte vor, Beide reiten ein weißes Roß, und wie es von Odin (Gode, Wood) hieß, daß er in den zwölf Nächten auf weißem Roſſe daher toſe, ſo glaubte der Slawe, daß Swantewit auf dem weißen Roſſe, das ihm der Cultus hielt und das nur vom Oberprieſter beſtiegen werden durfte, Nachts gegen die Feinde ſeines Heiligthums zum Kampfe ausziehe**). Obgleich zu Arcona, auf der Inſel Rügen, der Hauptſitz ſeines Cultus war, daher — Ruſſen und Polen ausgenommen — alle Slawen dahin ihren Tribut ſchickten, wie ehedem die rechtgläubigen Chriſten den Peterspfennig nach Rom***), ſo beſaß doch auch

---

*) *Swanto-wit:* das heilige Licht (v. böhm. swate, heilig, und swiet, Licht). Maich überſetzt: heiliger Rächer! (v. wet, Rache, Wuth).

**) Es iſt das Sonnenpferd des Mars, des Jupiter Capitolinus ꝛc.

***) Auswärtige Kaufleute, die nach Arcona kamen, mußten einen Theil ihrer Waaren dem Götzen zollen, ſogar ein däniſcher König, Sven Otto, beſchenkte ihn mit einem goldenen Becher. Man muß aber auch wiſſen, daß die Rugier ihn als den mächtigſten aller die Böhmenhauptſtadt einen Tempel dieſes Gottes, der in chriſtlichen Zeiten in die Domkirche zu St. Veit umgenannt wurde. Und dieſer Tempel ſcheint nicht der einzige in Prag geweſen zu ſeyn; denn auf dem Wiſcherad zu Prag ſteht eine Kirche, ſonſt dem St. Veit, ſpäter dem Petrus gewidmet. In der Heidenzeit ſtand hier ein Tempel des Swantewit. Ihm wie dem Veit war der Hahn heilig — Erſterem, weil er das neue Licht, den werdenden Tag ankündigt, darum iſt Alectryo (Hahn) des Mars ſteter Begleiter; dem Petrus aber gehört der Hahn, weil er krähte, während der künftige Apoſtelfürſt ſeinen Heiland verläugnet hatte! — Und ſo machte ſich die Uebertragung der Stelle von dem Einen auf den Andern leicht, und um ſo leichter wegen des Gleichklangs von Swantewit und Sanctus Vitus (St. Veit). Die Kirche wurde von Wratiſlaw, Böhmens erſtem König, gebaut, durch die Huſſiten zerſtört, aber wieder hergeſtellt. Nicht zufällig folgen die Johannis-Feierlichkeiten in der Octave des Veitstags *), denn das Weſentliche

---

Götter verehrten, daher auch deſſen Oberprieſter, der Criwe, ein wahrer Hierarch und Beherrſcher, nicht nur des Volks, ſondern ſelbſt des Königs war.

*) In Echternach wird noch jetzt alljährlich (angeblich als Erinnerung an die Veitstanz-Epidemie, welche 1370 die Rheinlande heimſuchte) ein höchſt ſeltſamer Umzug gefeiert. Tauſende bilden Reihen von drei bis vier Perſonen, die ſich durch angefaßte Tücher mit einander verbinden. Nun ſpringen ſie von der, die preußiſche Grenze bildenden Brücke anfangend, einen Sprung rechts, einen links und einen vorwärts machend, nach dem Tacte einer eigenthümlichen Muſik, die dazu geſpielt wird, eine halbe Stunde Weges weit durch das Städtchen. Dieſer Umzug iſt einer der ſeltſamſten Gebräuche,

der Johannisnachtfeier beſteht in Böhmen noch jetzt in dem Anzünden lichter Flammenfeuer (Palaczky Geſch. Böhm. I. S. 183), um welche ehedem herumgehüpft, und wobei Lieder geſungen wurden. In dieſen Geſängen, vermuthet Hanuſch (ſlaw. Myth. S. 201), mag urſprünglich der Name Swato Wit (Heiliges Licht!) oft angerufen worden ſeyn, welcher nach der Bekehrung zum Chriſtenthum in den Namen: **Swiety Janie** (Heiliger Johannes!) verwandelt wurde, weil Johannistag nur 8 Tage ſpäter eintritt, daher **Swatojansky** ohen d. i. Johannisfeier. Daß dieſe Feſte dem Swantewit galten, bezeugen die **Scriptores rer. German. Francof. 1718 p. 508** **). Ein neueres Zeugniß gibt Knauth (Kirchengeſch. d. oberlauſitz. Sorbenwenden p. 52): „Noch feiern die Hirten von Begliza das Feſt des heil. Veit durch Anzünden wohlriechender Hölzer."

Wie die ſchwindelnden Rundtänze der Druiden den Kreistanz der Sterne um die Sonne verbildlichen ſollten, und ſchon bei den Gallenen die Tänze zu Ehren

---

welche das 19. Jahrhundert aus dem Mittelalter überkam. Nach der Erzählung eines Reiſenden ſollen im Jahre 1845 an dieſer „Echternacher Proceſſion" gegen 13,000 Menſchen Theil genommen haben.

**) „De Chorea *Swante Witi:* Fieri solet annuatim *in festo Joannis Baptistae* — ubi scamna in circum, quae transiliunt, proferunt, et serio cautum, ne quis *rubro* amictus conspiciatur, quem invadunt. Toto mense praecedente Joannem sunt timidi, et *choreas ducentes* timore liberentur. Add. Bodin. lib. V. de republ. c. c. S. Nunc ad descriptionem Idoli his obiter insertis, progrediemur. Inter multiformia Slavorum idola excelluit *Swante Wiet* etc."

der Sonne oft in „heilige Raſerei“ ausarteten, wovon die Mänaden im Bacchuscult den Namen erhielten, ſo dürfte es nicht übertrieben ſeyn, den „Veitstanz“ *) von den Tänzen zu Ehren Wit's abzuleiten (tanec Wjta), Chorea St. Viti (vgl. Linde's „Slownik“ VI. p. 250). Daß Tänze auch bei den Slawen zum Cultus des Lichtsgotts gehörten, beweiſt eine Stelle bei Eckhard („Monum. Jutreboc.“ p. 59), welche bei Gelegenheit der Erwähnung Jutrebogs, des Gottes der Morgenröthe, angeführt wird **). Daß man dem

---

*) Agricola (deutſche Sprichw. Nr. 497): „In deutſchen Landen ſind der Plagen viel geweſen, ſo wurden etliche Leute geplagt, daß ſie tanzen mußten oft Tag und Nacht aneinander, oft zween und drei Tag und Nacht. Es iſt nun eine Fabel (ja wohl!) St. Veit, der 14 Nothhelfer einer, habe (bei ſeinem Martyrertode) Gott gebeten, da er jetzt den Hals ſolle hinreichen, ſo wünſchte er, daß die an ſeinem Abend faſten und ſeinen Tag feiern, vor demſelben Tanz bewahrt ſeyn möchten, und alsbald iſt eine Stimme vom Himmel kommen: Vite, du biſt erhört!“

**) Sie lautet: In quolibet colle simulacrum quoddam idoli, peculiari nomine insignitum colendumque expositum erat, quod Slavi diebus festis, venerabantur et etiam *saltando colebant*, qui *mos est antiquissimus*. Deos inter cantandum choreas ducendo saltationeque honorandi, quod sacrarum pandectarum codex passim exemplis Aegyptiorum, Israelitarum et Baalitarum manifestissime commonstrat. Uti omnino hunc ritum ex pagenismo promanare arbitror, quando rustici in omnibus fere pagis hujus regionis Marchionatusque Brandenburgensis celebratis nuptiis, *rotam antiquam* ante domum vel in colle *accendunt* (das Feuerrad iſt ein Symbol der Sonnenſcheibe) et in *circuitu* ejus in *formam pyrae ardentis* solennes et publi-

Sonnengott in der Mitte des Junius — wo ſeine Kraft, ſowohl in der Länge des Tages, wie in der ſteigenden Hitze am meiſten ſich entwickelt, und die Sonne ihren höchſten Standpunkt im Zodiak erreicht hat — das Hauptfeſt gefeiert haben wird, bedarf keines Beweiſes.

16. Juni.

Benno, Apoſtel der heidniſchen Wenden, wurde 1010 in Hildesheim geboren, ſtammte aus einem ſächſiſchen Grafengeſchlecht, wurde zu Paris Doctor der Theologie, 1049 Chorherr in Goslar, 1066 Biſchof in Meißen, und ſtarb 1106. Hadrian VI. canoniſirte ihn. Nach der Reformation wurde ſein Leichnam aus der Gruft zu Meißen — wohin viele Kranke pilgerten, um ſich Geneſung zu holen, namentlich die „an Steinbeſchwerden und der Luſtſeuche ſiechten“ — nach München transferirt.

---

cas saltationes instituunt. Dieſe Rundtänze (kol = χορος) der Slawen beſchreibt Anton (Ver über Sitt. und Gebr. der alt. Slawen II. S. 97): „Man gibt ſich in einem Zirkel die Hände — daher der Name des Tanzes: kolo: Zirkel, Rad — ſpringt drei geſchwinde Schritte auf die linke, dann einen langſamen auf die rechte Seite; wenn aber die Männer allein tanzen, ſo bleiben ſie nach den drei linken Schritten etwas ſtehen und ſchleudern mit dem rechten Bein gegen den Mittelpunkt des Zirkels. Wenn aber dieſer Tanz mit Singen vorgenommen wird, ſo ſingt der eine Theil des Zirkels eine Strophe, und der andere wiederholt ſie. Der ſlawiſche Tanz iſt äußerſt wild, was man auch bei den Krainern und Kroaten findet.“

17. Juni.

Adolph, Biſchof zu Osnabrück in Weſtphalen, war zuvor Domherr in Cöln, † 1222.

18. Juni.

Marcellinus (oder **Marcellus**) und **Peter** der Exorciſt erwarben die Märtyrerkrone in der Diocletianiſchen Chriſtenverfolgung. Ihre Leiber brachte der Geheimſchreiber Karls des Großen, Eginhard, nach Seligenſtadt, aber ſie ſind Patrone der Stadt Cremona, weil auch dort Reliquien von ihnen ſich befinden.

19. Juni.

Gervaſius und **Protaſius**, Zwillingsbrüder, der eine wurde mit bleiernen Kolben zu Tode geprügelt, der Andere enthauptet, dieß geſchah im 1. oder 2. Jahrhundert. Ihre Leiber ſind in Mailand begraben, wo ihnen Ambroſius eine Kirche bauen ließ, eine andere aber Paulinus in Nola.

20. Juni.

Silverius, Pabſt, wurde unter dem Vorwand, als ob er das damals von den Gothen belagerte Rom dem Feinde in die Hände ſpielen wollte, nach Conſtantinopel abgeführt, um dem feilen Vigilius (vergl. S. 126) Platz zu machen. Obſchon der Kaiſer, als er zu Patras von ſeiner Unſchuld überzeugt wurde, ihn in ſeine Würde wieder einſetzte, ſo bewirkte Vigilius dennoch ſeine abermalige Verhaftung. Er wurde nach der Inſel Palmarola abgeführt, und daſelbſt ſo übel behandelt, daß er am 20. Juni 539 daſelbſt verſchied. Sein Leib liegt auf dieſer Inſel begraben.

21. Juni.

Aloyſius Gonzaga, Marcheſe von Caſtiglione, gelobte ſchon im 8ten Lebensjahre der heil. Jungfrau Maria eine ewige Keuſchheit. Er wurde zu Montſerrat Kapuziner, disciplinirte wöchentlich ſich dreimal bis auf's Blut, wobei er ſich anſtatt des härenen Kleides der Sporen bediente. Als er im 14ten Jahre an den ſpaniſchen Hof ging, zollte man ihm allgemeine Bewunderung wegen ſeines ſtrengen Lebenswandels. Anderthalb Jahre ſpäter wurde er zu Mantua Jeſuit, wo er im Kloſter aus Demuth die niedrigſten Dienſte verſah. Endlich ſtarb er zu Rom im 23ten Jahre ſeines Lebens, am 21. Juni 1591. Sein Leib wurde im Jeſuiten-Collegium daſelbſt begraben, ſein Kopf aber nach Caſtiglione gebracht. Mantua hat ihn zum Patron erwählt.

22. Juni.

Pontius Meropius **Paulinus**, geboren um 353, ſtammte aus einer der vornehmſten Familien von Bordeaux. Nachdem er den Unterricht des Rhetors und Dichters Auſonius empfangen, widmete er ſich mehrere Jahre dem Staatsdienſte. Die Unfälle der Zeit, noch mehr das Zureden ſeiner Gemahlin Theraſia, einer Schülerin des Ambroſius, bewogen ihn, ſich der Kirche zu weihen. Er empfing im 36ten Lebensjahr zu Bordeaux die Taufe, ging dann nach Barcellona, wo er ſeine Güter unter die Armen und die Kirche vertheilte und Presbyter ward. Fünf Jahre ſpäter zog er über

Mailand, wo ihn Ambroſius ſehr gut aufnahm, nach Campanien, der damaligen Zufluchtsſtätte Solcher, welche, zurückgezogen aus der Welt, der Buße leben wollten. Hieher ſteuerte auch Paulin, ließ ſich in Nola nieder, und unterzog ſich der ſtrengſten Kaſteiung. Im Jahre 409 wurde er zum Biſchof von Nola erwählt, und ſtarb 431 in tiefer Armuth.

23. Juni.

Edeltrude, Königin, Aebtiſſin und Jungfrau zu Ely in England, hatte ſchon in ihrer Kindheit Neigung zum Kloſterleben. Zur Ehe gezwungen, bewahrte ſie doch mit ihres Gemahls Einwilligung ihre Keuſchheit. Sein nach vier Jahren erfolgtes Ableben beſtimmte ſie nun, den längſt gehegten Wunſch auszuführen, und ſo begab ſie ſich mit etlichen Jungfrauen auf die Inſel Ely. Abermals drang man auf ihre Verheirathung. Der König Egfried ließ ſie endlich mit Gewalt an ſeinen Hof bringen, nachdem gütliche Geſandtſchaften nichts über ſie vermocht hatten. Sie mußte alſo die Vermählung mit ihm vollziehen, brachte es aber durch ihre Bitten dahin, daß er ſie niemals berührte. Nachdem ſie 12 Jahre dieſen ihren Entſchluß beharrlich ausgeführt, erhielt ſie die Bewilligung, in ein Kloſter zu gehen. Hinterher gereuete es den König, und er beſchloß, ſie mit Gewalt aus dem Kloſter holen zu laſſen. Als ſie davon Kunde erhielt, flüchtete ſie ſich an den Meeresſtrand, auf einen Berg. Sogleich umkreiste das Meer den Berg auf allen Seiten, ſo daß Egfried und die Seinen nicht heran konnten. Er ſtellte alſo ſieben Tage und Nächte Wachen hin, welche Jedermann abweiſen ſollten, der ihr Speiſe brächte; aber durch ein

Wunder ward ſie während dieſer Zeit mit ihren Jungfrauen auch ohne Nahrung erhalten. Auch entſprang auf ihr Gebet ein Brunnen auf dem Berge. Nach 7 Tagen zog Egfried mit ſeinen Rittern wieder ab, und Edeltrude begab ſich in ihr Kloſter, wo ſie ſich aber, nicht ſicher fühlend, fernern Gewaltthätigkeiten durch den Aufenthalt in einer Wildniß ſich zu entziehen ſuchten. Nach Jahresfriſt kam ſie wieder auf die Inſel Ely, wurde Aebtiſſin des Kloſters, und errichtete, mit dem Beiſtand ihres Bruders Adulf, auch ein Mönchskloſter auf der Inſel, damit der Gottesdienſt und andere geiſtliche Verrichtungen nicht länger entbehrt würden. Sie ſtarb 679, nachdem ſie ſieben Jahre ihrem Amte als Aebtiſſin treulich vorgeſtanden.

24. Juni.

Janusartig ſteht Johannis des Täufers Tag im Kalender. Er iſt ein Grenz- oder Schwellenfeſt eigenthümlicher Art, vielfachſter Bedeutung. Man feiert an ihm — ob ſich's die Leute heute noch bewußt ſind, iſt gleichgültig — den Augenblick, wo die Sonne in ihrem Steigen auf der ihr zugemeſſenen Grenze angekommen iſt, und nun zu andern Regionen, gleichſam heimwärts ſich wendet; man feiert an ihm den Tag, wo das Jahr, das Kind der Sonne, das Blüthenkleid des Frühlings auszieht, um mit dem ernſten Gewande des Sommers bekleidet zu werden. Die Kirche wird einen ſo profanen Urſprung der Johannisfeier freilich nicht eingeſtehen. Aber auffallend iſt es doch, warum von allen Heiligen nur der Täufer an ſeinem Geburtstage gefeiert wird, jene hingegen nur an ihrem Sterbetage? Schon Auguſtin hat dieß bemerkt: „Nur die Geburtstage Chriſti und des Täufers feiern wir, bei allen andern Propheten, Märtyrern, Apoſteln, Patriarchen die Todestage.“ Das Gleiche ſagt Maximus von Turin (Sermo 60). Dieſe Abweichung von der Regel muß wohl ihren Grund haben. Auguſtin belehrt uns hierüber, die wahre Abſicht nur verſteckt anzeigend: „Heute (am 24. Juni), wo die Tageslänge abzunehmen beginnt, iſt Johannes geboren worden, damit der Menſch erniedrigt werde; an jenem Tage (25. December), wo die Tageslänge wieder zunimmt, iſt Chriſtus geboren worden, damit Gott erhöhet werde, eine große heilige Sache, meine Brüder! *)“ Dieſe Worte erklären ſich ſelbſt. Nachdem die Winterwende, wo die Tage wieder zunehmen, dem Erlöſer aus den Banden der Finſterniß geweiht war **), ſprach auch die Sommerwende ein paſſendes Feſt an. Sie ward dem Täufer gewidmet, weil die Zeit des Johannisfeſtes auf die Grundlage des Geburtstags Jeſu beſtimmt wurde. Luc. 1, 26. lautet es: der Engel Gabriel ward im ſechsten Monat der Schwangerſchaft der Mutter des Täufers zur h. Jungfrau Maria geſchickt worden, um ihr anzukündigen, daß ſie den Weltheiland gebären ſolle. Demgemäß muß Johannes um 6 Monate früher in die Welt gekommen ſeyn, als Chriſtus. Hatte man einmal den 25. December als den Geburtstag Jeſu beſtimmt, ſo kam, wenn man ſechs Monate zurück rech-

---

*) „Ut humiliaretur homo, hodie natus est Joannes, *quo incipiunt decrescere dies;* ut exaltetur Deus, eo die natus est Christus, *quo incipiunt crescere dies.* Sacramentum magnum est!“

**) Noch Clemens Alexandrinus (Str. 1.) erklärt die Unterſuchungen über Jeſu Geburtstag für eine unfruchtbare Mühe. Erſt ſeit 376 iſt das Weihnachtsfeſt eingeführt.

nete, der 25. oder auch der 24. Juni heraus, und eben an dieſem Tag feierte man ſchon im 4ten Jahrhundert das Feſt des Täufers. Der 24. wurde anberaumt, weil der alte römiſche Kalender für das Sommerſolſtiz den 24. Juni, wie für das Winterſolſtiz den 25. December beſtimmte*). Zu dieſer aſtronomiſchen Beziehung paßten auch trefflich die Worte des Täufers: „Er (Chriſtus) muß wachſen, ich aber abnehmen" (Joh. 3, 30). Darauf ſpielt auch die noch an mehrern Orten (Sartori, Reiſe in Kärnthen II. S. 349) beſtehende Sitte an, ein mit Werg überzogenes Rad, das man anzündet, von einem Hügel hinabzurollen „ad significandum quod sicut sol ad altiora sui circuli pervenit, nec altius potest progredi, sed tunc Sol descendit in circulo, *sic et fama Joannis, qui putabatur Christus, descendit, secundum quod ipse testimonium perhibet dicens: me oportet minui, illum autem crescere* (Beloth. summa de div. offic.)." So wenig aber das von den Metzgern in Trier vom Gipfel des Paulsberges in die Moſel alljährlich hinabgelaſſene Feuerrad (Grimm D. M. p. 587) erinnert an die That des Einſiedlers Paulus, welcher um die Mitte des ſiebenten Jahrhunderts vom Geſennaberg bei Trier den Götzen Apollo in die Moſel ſtürzte, geſchieht, ebenſo wenig darf das Wälzen des Feuerrads auf jene Aeußerung des Täufers bezogen werden, ſondern der wahre Grund iſt der ſchon in früher Zeit von Hildebrand (de dieb. fest. p. 96) angegebene: „In quibusdam locis in festo Joh. Bapt. *rotam volvunt*, qua volutione indicant quod

---

*) Calend. J. Caes. bei Graevius thes. antiq. rom. VIII. p. 159. 162.

Sol in festo Joh. in Zodiaco jam ad summum gradum pervenit et descendere per diem Joh. incipiat.“ Das Volk glaubt in England: „**that all their ill-luck rolls away from them together with this wheel!**“ Die Gebräuche, die zum Theil noch heute an dieſem Tage ſtatthaben, das Feueranzünden auf Bergen, über welche Flamme Kinder und Erwachſene hinüber ſpringen, Weihungen durch Waſſer ꝛc. werden ſchon im fünften Jahrhundert vom h. Auguſtin erwähnt. Erſterer Brauch, von unſern heidniſchen Vorfahren das „Nothfeuer“ (Nodfire) genannt, heißt jetzt das „Johannisfeuer“ *). Es wird gewöhnlich ſchon in

---

*) Im ſüdlichen Deutſchland ſind die Johannisfeuer eine häufigere Erſcheinung als im nördlichen, wo ſie durch die Oſterfeuer erſetzt ſind. Sie wurden früher auf dem Markte oder vor den Thoren der Stadt angezündet. Die damit verbundenen Feierlichkeiten ſind allmählig erloſchen; früher ſah Alt und Jung, Hoch und Niedrig, das Anzünden derſelben als ein großes Feſt an. Dieſe Gebräuche hatten zum Theil agrariſche Bedeutung, da man noch glaubt, daß, ſoweit die Flamme des Feuers leuchtet, die Gegend fruchtbar werde. Daneben ſind nach dem alten Glauben dieſe Feuer wohlthätig für die Erhaltung des Lebens und der Geſundheit derjenigen, welche mit der Flamme in Berührung kommen. Darum tanzte man um oder ſprang über das Feuer *), trieb

*) Den Johannistanz (Concil. Agath. Can. 21.) wollte man von der Tochter des Herodias (Matth. 14., Marc. 6, 22.) herleiten (!!), den Johannes mit ſeinem Kopf bezahlte.) Davon „caput Joannis puellae saltiens lucar“ Tert. adv. Gnostic. „Pretium meretriciae choreae“ Chrysost. homil. 47 in Matth. 14 Niciphor. H. E. c. 19.). Darum alſo Johannes Patron der Hirten, weil das Tanzen und Durchführen der Heerden durch das Johannisfeuer ſo wohlthätig wirkt. Daher auch der Glaube, wo Einer Namens Johannes wohne, ſchlage der Blitz nicht ein, denn das Johannisfeuer ſchützt auch gegen Gewitter.

der Nacht vor dem Feſte des Täufers angezündet und zwar präciſe um Mitternacht. In Irland wählt man

---

auch die Hausthiere darüber. Kohlen und Aſche wurden ſorgfältig als Heilmittel bei Viehkrankheiten geſammelt. Aus gleichem Grunde pflegte man auch das Vieh, wenn es an Seuchen litt, über die durch Reibung zweier Hölzer entzündeten ſogenannten Nothfeuer zu treiben, für welches auch das Johannisfeuer gilt. Das Feuer iſt das heilige, reinigende, ſühnende Element, das alle Gebrechen hinwegnimmt. (Müller altt. Rel. S. 142). Ueber die Bereitung des Nothfeuers handelt ausführlich Grimm D. M. p. 571—580. Der Zweck deſſelben iſt der böſe Zauber, von dem auch Krankheiten und Viehſterben die Folge ſeyn ſollen, zu entkräften, daher nennt man im Appenzeller Land: ein Seil auf einem Stücke Holz ſo lange reiben, bis es Feuer fängt: „de Tüfel häle" d. h. den Teufel entmannen, ihm ſeine Kraft rauben, daher alſo tanzen die Menſchen um das Feuer, man treibt das Vieh zwiſchen zwei ſolchen Feuern durch, und beſtreut die Felder mit der Aſche, um ſie vor Ungeziefer zu ſchützen. Zu Gernsheim bei Mainz wurde das entzündete Feuer vom Pfarrer geſegnet, ſo lange es brennt, geſungen und gebetet; erloſch aber die Flamme, ſo ſprangen die Kinder über die glühenden Kohlen, ſonſt auch die Erwachſenen (Grimm S. 584). In Nürnberg betteln die Jungen Holzſcheiter zuſammen, fahren ſie an den Bleicherweiher bei'm Spittelthor, zünden ſie an, und wenn das Holz brennt, ſpringen ſie darüber. Man erhält dadurch Geſundheit auf das ganze Jahr. Sie laden auch Vorübergehende zum Sprunge ein, doch gegen Bezahlung. Im Fuldaiſchen wird bei'm Einſammeln des Holzes geſungen:

„Da kommen wir her gegangen,
Mit Spießen und mit Stangen,
Und wollen die Eier langen.
Feuerrothe Blümelein,
An der Erde ſpringt der Wein.
Gebt ihr uns der Eier Ein (ſ)

dazu einen Berg, welcher von dem Landespatron Patricius (vergl. S. 222) den Namen führt. In der

---

Zum Johannisfeuer:
Der Haber iſt gar theuer.
Haberja, Haberju,
Fri, fre, frid!
Gebt uns doch ein Schiet! (Scheit).

(Journ. v. u. f. Deutſchl. 1790 I. p. 313). Daß die Sonnenwendenfeuer auch in *Wien* Statt hatten, iſt außer Zweifel; „urkundlich kommen ſie aber erſt i. J. 1481 vor, wo, wenn nicht ſchon früher, der Bürgermeiſter und die Rathsherren daran Theil nahmen, indem ſie um das Feuer ritten, worauf dann den „gemeinen Frauen“ (Freudenmädchen), welche mit dem Volke um das Feuer tanzten, Bier gereicht wurde, während ſich die Rathsherren entweder im Bierhauſe, oder in des Bürgermeiſters Haus erquickten.“ (Schlager Skizz. a. d. Mittelalt. I. S. 271). Zu Onolzbach hob 1784 eine Regierungsverordnung das Johannisfeuer auf, was für Nürnberg ſchon 1653 ein Mandat des dortigen Raths bewirkte. Merkwürdig war das Feuerlied, welches die Knaben *unter Vortragung eines mit Blumen und Bändern geputzten Baumes* durch die Straßen ſangen indem ſie Holz zum Feuer einſammelten. Drei Heilige wurden in dieſes aus heidniſcher Zeit ſtammende Lied verwebt. Die Knabenſchaar ſang:

Da kommen drei Herren gegangen,
Mit Spießen und mit Stangen.
Florian! Florian! Florian!
Zünd' dem Marle den Rocken an
Daß ſie nimmer ſpinnen kann*)
Iſt ein guter Herr im Haus,
Langt ein Scheitlein Holz heraus.
Ei du lieber Six (Sixtus)
Gib uns fein ein dick's.
Ei du lieber Hanns! (Johannes)
Gib uns fein ein langs',

*) Da am Epiphanienabend die wilde Bertha Spinnerinnen ſtraft, ſ. S. 77, ſo iſt hier deutlich das Spinnen myſtiſch zu verſtehen, denn in jeder Sonnenwende iſt Jahresende.

den Berg umgebenden Ebene befinden ſich drei Brunnen, welchen der Aberglaube eine beſondere Kraft zu-

---

Ei du lieber Thuma! (Thomas)
Laß ein Scheitlein kuma (kommen),
Wir hören drei Schlüſſelein klingen,
Und uns ein Scheitlein bringen.
Thür und Thor iſt aufgegangen ꝛc.

Nach empfangenem Holz bedankten ſie ſich mit dem Verſprechen:

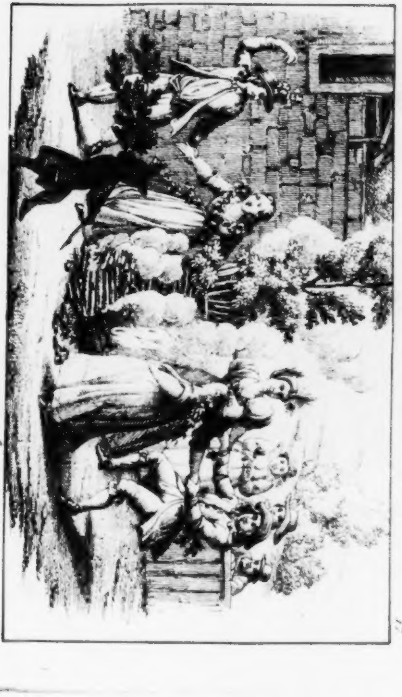
Wenn wir übers Jahr wieder 'rumſingen,
Wollen wir der Frau 'n Pelz mitbringen.

Im **Departement des hautes pyrénées**, meldet Grimm S. 588, wird der höchſte und ſchlankeſte Baum von jeder Gemeinde ausgeſucht, auf Bergen eine Fichte oder Tanne, in ebenen Gegenden eine Pappel. Nachdem alle Aeſte abgehauen, ſchlägt man eine Anzahl fußlanger Keile hinein und bewahrt ihn bis zum 23. Juni auf. Unterdeß ſpaltet er ſich rautenförmig, wo die Keile eingeſchlagen ſind, und wird nun auf einen Hügel gewälzt. Alsdann ertheilt ihm der Prieſter den Segen, man rammelt ihn in die Erde und ſetzt ihn in Flammen *).

In frühern Zeiten nahm auch die feine Welt, ſogar Fürſten und Könige, am Johannisfeuer Theil. Herp (in den Frankfurter Jahrb. zum Jahr 1489) berichtet, daß auf dem großen Platze vor dem Hauſe des Bürgermeiſters in Frankfurt ein Scheiterhaufen mit ſehr vielen, in die Scheiter eingeſteckten, bunten Fähnchen verziert wurde, rings um die Scheiter grüne Zweige, und war eine große Anzahl vornehmer Herren (chorea dominorum) bei dieſer Feſtlichkeit anweſend. In Augsburg zündete 1497, in Gegenwart des Kaiſers Maximilian, die ſchöne Suſanna Neithard das Johannisfeuer mit einer Fackel an, und machte dann zuerſt den Reigen um die Flamme an des Erzherzogs Philipps Hand. Der aus Baumäſten

---

*) Man vergl. hier den in der Winterwende in England angezündeten Weihnachts- oder Neujahrsnachtbaum S. 68.



ſchreibt. Zu beiden Seiten Steinhügel, um welche eine Volksmaſſe einen Kreislauf hält, während Andere bar-

---

und Reiſigbündeln beſtehende Scheiterhaufen war 95 Fuß hoch. Aus einer Münchner Urkunde von 1401 erfährt man, daß Herzog Stephan und ſeine Gemahlin in der „Sonnenwendenacht“ mit den Bürgerinnen bei dem „Sonnenwendfeuer“ tanzte. (Grimm l. c.) Im Jahr 1578 ließ der Herzog von Ligniz am Johannisabend ein Freudenfeuer auf dem Kynaſt halten, wobei er mit ſeinem Hof zugegen war. In Paris, Metz und andern Städten Frankreichs wurde der Scheiterhaufen noch im 17. Jahrhundert auf öffentlichem Platz vor dem Rathhaus errichtet, mit Laub und Blumen geſchmückt, und vom Maire ſelber angezündet. Viele ſüdliche Gegenden haben dieſe Sitte noch jetzt beibehalten. Zu Air und Marſeille werden auf Johannistag alle Straßen und Plätze gereinigt, das Landvolk trägt am frühen Morgen Blumen in die Stadt. Jedermann kauft ſolche, alle Häuſer ſind mit Kräutern geſchmückt, denen, wenn ſie vor Sonnenaufgang gebrochen, Heilkraft beigelegt wird. Einige dieſer Kräuter wirft man in die Flamme, und die jungen Leute ſpringen darüber. Vorbeigehende werden mit Zundern und verſteckten Schlangenfeuern geneckt. In den Dörfern reitet man auf Eſeln und Maulthieren, angebrannte Tannenzweige in der Hand tragend. (Millin Voy. dans le midi. bei Grimm p. 588). In Italien werden die Johannisfeuer nach dem angezündeten Baume: 'Falo (Pfahl), in Venedig auch mit einem griechiſchen Worte Pirole (v. πῦρ: Feuer) genannt. In Turin wird am Vorabende des Johannisfeſtes ein Scheiterhaufen auf der Piazza Caſtello aufgerichtet. Die ganze Garniſon der Reſidenz rückt in Parade aus. Nach Sonnenuntergang erſcheint der König mit ſeiner Familie, zwei Stadträthe zünden den Holzſtoß an, und das Militär feuert eine dreifache Muſketenſalve ab. (Martens „Ital.“ II. S. 573).

fuß, gleich Büßern, um dieſe herumknieen. Den Kopf turbanartig mit Tüchern umwunden, geben ſie ſieben

---

In Florenz wird das Johannisfeſt in folgender Weiſe begangen. Sobald der Abend angebrochen iſt, ſieht man plötzlich beide Kai's des Arno, die mit prachtvollen Gebäuden eingefaßt ſind, wie durch einen Zauberſchlag von zahlloſen Fackeln und Lampen erleuchtet. Der Arno ſpiegelt auf allen Seiten die mannigfaltigen, in immerwährender Bewegung begriffenen Lichter wieder, und iſt eigens zu dieſem Ende, oberhalb, wo er die Stadt betritt, und unterhalb derſelben, wo er ſie verläßt, aufgedämmt worden, um für dieſen Abend eine maleriſche Wirkung hervorzubringen, da der Fluß außerdem um dieſe Jahrszeit nur ein ſehr dürftiges Gewäſſer führt. Auf dieſem künſtlich gemachten Waſſerſpiegel bewegen ſich nun unaufhörlich zwiſchen dem **Ponte vecchio** und dem **Ponte alla Carraia** mit Flaggen geſchmückte, mit Muſikanten und Neugierigen beſetzte Barken hin und her. Die ganze Bevölkerung befindet ſich auf den Brücken und Kai's und füllt die Fenſter der umliegenden Gebäude. Ueberall vernimmt das Ohr Geſang und Muſik, wird das Auge von zahlloſen Lichtern geblendet. Auf den Terraſſen des Casino dei Nobili, der ſich amphitheatraliſch über dieſe Scene erhebt, findet ſich auch der Großherzog und der Hof ein, die Herren in Uniform, im Staatskleide, die Frauen im Ballſtaat, mit Blumen, Federn und Diamanten bedeckt. Auf den Terraſſendächern der Häuſer brennen in verſchiedenen Gruppen Feuerpfannen. Wenn der heranrückende Tag die unermeßliche Beleuchtung auszulöſchen droht, bilden ſich die Parthien zu verſchiedenen Soupers. Unter Trompetenſtößen und Ständchen begeben ſich die Gondeln nach den Ufern, die der Arno, bevor er in die Stadt tritt, beſpült. Die duftigen Gebüſche, die von Caſſino's überfüllten Wieſen, nehmen die Gäſte auf. Nach und nach kehrt die

Mal um jeden Steinhaufen herum, küſſen den Boden, bekreuzigen ſich, und ſteigen alsdann den Hügel hinan,

---

Bevölkerung zur Stadt zurück, der Morgen erſcheint nach der glanzvollen Nacht ziemlich abgelebt. (Ausl. 1833 Nr. 221). In Orvieto nahm man das Johannisfeuer von dem Verbot anderer Feuer aus. (Statuta urbevetana a. 1491 3. 51: quicunque sine licentia officialis fecerit ignem in aliqua festivitate de nocte in civitate, in XI. Sol. denarior. puniatur, *excepta festivitate s. Johannis Bapt. de mense Junii*, et qui in *illa nocte* furatus fuerit vel abstulerit ligna vel tabulas alterius in lib. X. den. puniatur).

„Alle Thürme," ſagt Fiſcher in ſeiner „Reiſe in Spanien", „alle Häuſer ſind in Spanien am Vorabend des Johannistags erleuchtet, alle Straßen mit Menſchen angefüllt, das ganze Madrid erſchallt von Muſik. Wer es nur irgend aufbringen kann, veranſtaltet ein Johannisfeſt. Man putzt das Vorhaus mit Spiegeln und Tapeten auf, man errichtet kleine Altäre, die mit Kränzen, Füllhörnern ꝛc. geſchmückt ſind, und gibt glänzende Abendmahlzeiten. Die Klöſter erleuchten ihre Kuppeln und laſſen die päpſtlichen Inſignien im brillanten Feuer brennen. Die Schenkwirthe wetteifern in komiſchen Illuminationen."

Da Franzoſen und Spanier, wie die Britten und Iren urſprünglich Druiden zu Prieſtern hatten, ſo iſt hier der Uebergang zu jenen Inſelbewohnern ein natürlicher. In Irland laſſen ſich nämlich die heidniſchen Spuren des Feſtes am eheſten nachweiſen, weil dort die Geiſtlichkeit im Vertilgen der druidiſchen Culteinrichtungen mindern Eifer zeigte oder im Chriſtianiſiren derſelben geringere Geſchicklichkeit bewies. Die Transactions of the Irish academy Vol. 18 belehren uns, daß die heidniſchen Iren das Jahr in 4 Rathas, d. i. Viertel, theilten, und dieſe hießen, wie noch jetzt, Sam-ratha Sommer, Forghmhar-ratha Herbſt, Geimh-ratha Winter, Jar-ratha Frühling. Bei dem Anfang jeder Ratha wurde ein Feſt aber mehr auf den Knieen rutſchend, als gehend, denn die Steile des Pfades gebietet dieſe Pein. Endlich haben

---

geſeiert, und dieſe Zeit ſo lange beibehalten, bis ſie nach Einführung des Chriſtenthums entweder aufhörten oder verlegt wurden. Alle heiligen Berge Irlands waren ſo angelegt, daß ſie mit einander in Verbindung ſtanden, und wenn nun am Abende des erſten Tages jeder Ratha die Feuer entzündet wurden, ſo war ganz Irland erleuchtet. (Daraus erſieht man, daß das Johannisfeuer keine Beziehung auf die Erleuchtung des Volkes durch den Täufer habe, wie Durand (Rat. Divin. Offic.) mit Beziehung auf Evang. Joh. 1, 7. vorgibt, ſondern nur eines der 4 Feuer iſt, welche den Eintritt einer neuen Jahrszeit verkündigen. In der That haben wir bereits S. 68 einen angezündeten Baum in der Epiphaniasnacht kennen gelernt, der an einigen Orten Irlands an die Stelle des Weihnachtsbaums oder des angezündeten Julklotzes tritt, ſo wie das Oſterfeuer der ſlawiſchen Bewohner Deutſchlands bei den keltiſchen Stämmen durch das Belenusfeuer erſetzt wurde, und die bei den letztern üblichen Allerheiligenfeuer wurden von andern Völkern auf den Martinіabend verſchoben). Jeder Ire hatte an einem ſolchen Tage ſein Feuer im Hauſe auszulöſchen, und dann neues von den Druiden zu erlangen *). Daher ſagt Cormac: Die Druiden

*) Bei den Indiern, Hellenen (auf der Inſel Lemnos), Römern und heidniſchen Slawen fand dieſer Brauch nur vor dem Frühlingsfeſte ſtatt. Die Brahmanen verſorgten das Volk von der Flamme des Hutopfers, welche durch Reiben zweier Hölzer gewonnen wurde (Paullin. Brahm. Religionsſ. S. 148.) Ebenſo bei den Slawen (Hanuſch Myth. p. 288.) Die Römer (nach Plutarch Numa 9) erhielten das neue Feuer durch Auffangen der Sonnenſtrahlen in thönernen Gefäßen. Auf welche Weiſe man es in Lemnos erhielt, iſt nicht bekannt. Es wird von Philoſtrat (Heroic.) nur berichtet, daß 9 Tage im Jahre alles Feuer gelöſcht war, bis ein Schiff vom heiligen Heerde Apollo's aus Delos neues brachte. Sobald es eingelaufen, wird Jedem von dieſem Feuer zum häuslichen Gebrauch mit-

ſie den Gipfel des Hügels erreicht, den man von ſeiner Geſtalt „Patricks-Kanzel nennt; es ſind dieß zwei im-

---

entzündeten zwei*) unermeßliche Feuer jedes Jahr mit großer Incantation, trieben das Vieh hinein, und zwangen es, hindurchzugehen. Das junge Volk und die Kinder, jedes einen Fackelbrand ſchwingend, folgten und führten dabei einen unregelmäßigen verſchlungenen Tanz auf, indem ſie die Fackeln über den Häuptern ſchwangen und einen rohen Chorus ſangen. Der Erzdruide (**Ard Draoi**) hatte ſein periodiſches Feuer auf dem Hügel Carn-Usnach in der Grafſchaft Meath, dem Centrum des Königreichs. Dabei war der **Flachd-gha** ein anderer Feuerberg unter des Erzdruiden unmittelbarer Jurisdiction, und auf beiden ſtanden ungeheure Feuertempel. Den Brand vom Carn (Altar) nahm in Tolands Zeit noch jeder Hausvater mit nach Hauſe für ſeinen Herd, aber das Johannisfeuer iſt in Irland das größte Feſt, und die Leute tragen dann die Brände um ihre Kornfelder, um eine reiche Ernte zu erzielen.“ (Eckermann Religionsgeſch. III. 2. S. 121). Im **Gentleman's Magazine** (**Febr.** 1795) wird als Urſache dieſes zähen Fortlebens heidniſcher Gebräuche in Irland der dort herrſchende Papismus angegeben, welcher das Chriſtenthum dem heidniſchen Ritus ſo trefflich anzupaſſen

getheilt. (Da Hephaſtos das auf dieſer Inſel verehrte Feuer war, ſo erklart ſich daraus, warum er 9 Tage brauchte, um, aus dem Himmel geſtoßen, auf der Inſel Lemnos anzukommen). Das Feuer durch Reiben zweier Hölzer zu entlocken, kennen auch die Araber (Hammer Fdgr. d. Or. I. S. 207.) Von den Perſern meldet Beauſobre (Hist. d. Manich. I. p. 315. 322.), daß ſie zwei kleine Rohre gegen einander reiben, bis ſie Feuer finden, durch dieſes ließen ſie ihre Kinder hindurch gehen. Man vergl. hier weiter unten die Charſamſtagsceremonie im heil. Grabe zu Jeruſalem, wo der Biſchof von dem geheimnißvoll bereiteten Feuer die ganze Gemeinde verſorgt. In Deutſchland wurde dies unter Kaiſer Heinrich V. in mehreren Kirchen durch Brennglaſer erzielt.

*) Hier ſind wohl nur die Solſtitialfeuer gemeint, die man in den Sonnenwenden anzündete.

menſe flache Steine in aufrechter Stellung. Sobald man zwiſchen dieſen ſich befindet, geht das Segnen und

---

verſiehe. Wäre dieſe Behauptung gegründet, ſo dürfte man in den von Proteſtanten bewohnten Gebietstheilen der engliſchen Krone das Johannisfeuer längſt erloſchen glauben. Dem iſt aber nicht ſo. Borlaſe geſteht in ſeinen „Antiquities of Cornwall“ p. 130: Of the fires we kindle *in many parts of England*, at some stated times of the year, we know not certainly the rise, reason or occasion, but they may probably be reckoned among the relics of the Druid superstitious Fires. Der Johannisfeuer in England gedenkt auch Strutt (Sports and pastimes etc.) Die Belege für Dänemark's und Norwegens Bekanntſchft mit dem Johannisfeuer gibt Grimm S. 589. Derſelbe führt auch Zeugniſſe aus Griechenland an. Dort rufen die Weiber, wenn ſie über das Johannisfeuer ſpringen, aus: „ich laſſe meine Sünden“ (alſo ein indirectes Geſtändniß einer Feuertaufe!) In Serbien hält man dies Feſt für ſo heilig, daß die Sonne dreimal vor Ehrfurcht ſtill ſtehe! (wie ſie Oſtern dreimal ſpringen ſoll). Am Vorabend binden die Hirten Birkenrinde zu Fackeln und umſchreiten mit den brennenden zuerſt Schafhürden und Ochſenzäune, dann ſteigen ſie auf die Berge und laſſen ſie verbrennen. Die Slawen im Friaul nennen dieſes Feuerfeſt kries, d. i. Feuerſchlag v. krjesati : Feuerſchlagen, poln. krzesak, und wie der iriſche Mai vom Belenfeuer mi-na-bealtine genannt, ſo der Juni vom Sonnenwendenfeuer bei den Slowenen kresnik. Bei Miacoba wird ein Scheiterhaufen angezündet und um denſelben getanzt, wobei ſich die Tanzenden bei den Händen halten und Lieder ſingen. In Rußland heißt das Feſt Kupalnice nach der Göttin Kupala, der Spenderin von Erdfrüchten. Wie in der Heidenzeit wird jetzt noch um das Feuer getanzt und über daſſelbe geſetzt. (Ausl. 1835 Nr. 326). Die Tänze beziehen ſich freilich nicht mehr auf die

Bekreuzen von Neuem an. Indeß drängen ſich Preßhafte, Krüppel, Lahme und Blinde um die Brunnen,

---

Feuerverehrung, denn die Einzelnheiten des Feuercultus verloren in der chriſtlichen Zeit ihre Bedeutung, und wurden theils zu bloßen Ergötzlichkeiten, theils wegen Zaubereien und abergläubiſchen Zwecken begangen, obſchon auch hie und da die Beziehung zur Sonne ſich äußert, z. B. in folgendem Liede: „Wüßte ich, wenn Johannis kömmt, würde ich mir Weiden legen nach drei Seiten des Feuers, die einen möchte ich gegen Sonnenaufgang legen, die andern gegen Sonnenuntergang, doch die dritten meinem Geliebten“ *) u. ſ. w. oder „Wajanu, Wajanu! erwecke uns zeitlich, frühe, am früheſten, wenn die liebe Sonne aufgeht“ **). Ein alter Geſchichtſchreiber ſchildert bei Kreyßler (Sorbenwendiſche Alterth. S. 223) die Feier des Johannisfeſtes bei den Böhmen: „Am Johannisabend gingen wir auf den Berg Gelz, um die Feuer, die dieſe Nacht in ganz Böhmen brennen, zu ſehen, und ſo viel als möglich von dieſem Schauſpiel zu genießen. Es war kein Dorf, kein Flecken, keine Stadt, welche nicht in dieſer Nacht ihr Feuer errichtete. An manchem Orte brannten ſogar mehrere Feuer, über welche die Jugend unter dem Beifallsgeſchrei der Zuſchauer hüpfte.“ Dieſe Feuer brennen auch in andern Ländern, deren Bewohner ſlawiſcher Abkunft, wenn auch ſeit Jahrhunderten germaniſirt ſind. So in Jena ***) und andern Orten Niederſachſens. In Budiſſin (Bauzen), der ehemaligen Hauptſtadt der noch von Wenden bewohnten Lauſiz †), wurde bis zum

*) Keby gu wedela, kedy bude Jana
Werby som nakladla na tri strany ohna
Gedon by nakladla od slnca zapadu
Druhy by naklada od slnca wychodu
Tretj by naklada mogemu milemu etc.

**) Zobudzag u cas rano u cas rano ranjeho
Ked wynde slniecko. Hanuſch D. M. p. 209.

***) Jena iſt ein ſerbiſches Wort und bedeutet: Eingang vom Thale her. (Unweit davon ein Dorf Sorbe.)

†) Luzice, Lužice, i. e. Sumpfgegend.

um mit dem vom h. Patrick geweihten Waſſer ihr Uebel wegzuwaſchen *). Und ſo ſtark iſt der Glaube an die

---

Jahre 1533 ein Feuer auf dem Markte angezündet, welches „Empfang des Sommers" hieß. (Kreyßler p. 227).

*) Wie dem Waſchen mit Oſterwaſſer vor Sonnenaufgang (vergl. S. 244) eine beſonders heilſame Wirkung zugeſchrieben wird, ſo verhält es ſich auch mit jenem in der Johannisnacht geſchöpften, und es fand nicht in einzelnen Quellen, ſondern auch in Deutſchlands größtem Fluſſe ſtatt. Daß dieſer Brauch zu Petrarchs Zeit auch in Köln, „der heiligen Stadt", heimiſch war *), beſtimmte Grimm „eine erſt durch chriſtliche Ueberlieferung eingeführte Gewohnheit zu vermuthen." Allein wäre dieſer Satz richtig, warum

*) Am Vorabend des Johannisfeſtes wurde in Köln alljährlich ehedem eine Ceremonie begangen, welche der Dichter Petrarch in einem, ſeinen Werken einverleibten, Briefe vom Jahre 1330 an den Cardinal Colonna, wie folgt, beſchreibt: „Kaum war ich bei meiner Ankunft zu Köln in der Herberge abgeſtiegen, wo meine Freunde mich empfingen, als ſie mich an den Rhein führten, um ein eben an dieſem Tage bei Sonnenuntergang aus dem Alterthume abgekommenes Schauſpiel in ihrer Geſellſchaft anzuſehen. Das ganze Ufer war mit einer langen Reihe von Weibern bedeckt. Ich ſtieg auf einen Hügel, um eine beſſere Ausſicht zu gewinnen. Unglaublich war der Zulauf. Ein Theil der Frauen war mit wohlriechenden Kräuterkränzen geziert, mit zurückgeſchobenem Gewande fingen Weiber und Mädchen plötzlich an ihre weißen Arme in den Fluß zu tauchen und abzuwaſchen. Dabei wechſelten ſie in ihrer mir unverſtändlichen Sprache lächelnd einige Sprüche mit einander.

Man antwortete mir, daß dies ein uralter Gebrauch unter der weiblichen Bevölkerung Kölns ſey, die in der Meinung lebe, daß alles Elend des ganzen Jahrs durch die an dieſem Tage bei ihnen gewöhnliche Abwaſchung im Fluſſe weggeſpült werde, und gleich darauf Alles nach Wunſch gelinge. Es ſey alſo eigentlich ein jährliches Reinigungsfeſt, welches von jeher mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit gefeiert werde."

Wallraf erzählt dieſen Vorgang in den Beiträgen zur Geſchichte Kölns I. S. 157., ſagt aber nicht, ob dieſes Reinigungsfeſt jetzt noch zu Köln gebräuchlich ſey?

wunderſame Kraft deſſelben, daß Diejenigen, welche nur an mäßiger Augenſchwäche oder Gliederwehe litten, wenn das Unwohlſeyn nach einiger Zeit verſchwindet, dieſer Quelle es zu verdanken wähnen (**Hibernian Magazine** Juli 1817). Was nun das Johannisfeuer betrifft, ſo unterſcheidet eine alte Homilie drei Arten deſ-

---

werden in einer andern Stadt der Rheingegend die Brunnen gerade am Johannistag gereinigt*)? Endlich bekennt Grimm auch ſelber, daß ſchon zu Auguſtins Zeit in Libyen das Volk am Johannistag zum Meeresſtrand ſich begab, der Taufe wegen (Christiani ad mare veniebant et se baptizabant), was der Kirchenvater ſelbſt als heidniſchen Aberglauben (solemnitas superstitiosa *pagana*) bezeichnet, und anderwärts das Baden in Quellen und Flüſſen am Johannistag als heidniſchen Brauch abgeſchafft wünſcht (ne ullus in festivitate s. Joannis in *fontibus* aut paludibus aut in *fluminibus* nocturnis aut matutinis horis *se lavare* praesumat, quia haec infelix consuetudo adhuc de *Paganorum* observatione remansit).

*) In Kreuznach und andern Städten am Rhein werden am Johannistag die Brunnen gereinigt, und neue Brunnenmeiſter erwählt, wobei ſich die Nachbarn zu einem kleinen Feſte verſammeln. An dieſem Tage ziehen die Kinder in der Nachbarſchaft herum, Eier zu ſammeln, die ſie in einen mit Feldblumen geſchmückten Korb auf Blätter legen, und ſie Abends zum Feſte backen laſſen. Beim Eierſammeln ſingen ſie folgendes Lied:

Gärtlein, Gärtlein, Brunnenzier,
Heut han wir Johannistag,
Grün ſind die Lilien,
Rufen wir Frau Wirthin an.
Draus auf den Leyen**)
Steht ein Korb voll Eier,
Sind ſie zerbrochen,
Gebt mir eure Tochter,
Sind ſie zu klein,
Gebt mir zwei für ein.
Erri, Ara, Arob,
Heut übers Jahr ſind wir all miteinander wieder da.

**) Schiefer.

ſelben, eines wird von Knochen genährt, das andere von Holz, das dritte von beiden Subſtanzen. Letzteres iſt das eigentliche Johannisfeuer. Das erſtere vertreibt die Drachen, welche den Geſtank der verbrannten Knochen nicht ertragen können. Das zweite Feuer bezieht ſich auf das Licht, welches der Täufer im Volk verbreitete (?), und man zündet es auf Bergen an, damit es allenthalben bemerkt werde. Das dritte Feuer bezieht ſich auf des Täufers Märtyrerthum, denn ſeine Gebeine ſind verbrannt worden (?). Gebelin merkt an, daß dieſe Feuer präciſe um Mitternacht entzündet werden, und daß ihr Urſprung in das fernſte Alterthum hinaufreicht. Damals benannte man ſie Freudenfeuer, vielleicht, weil die Sonne an dieſem Tage, als dem längſten im Jahre, ihren Höhepunkt erreicht und ihre ganze Kraft entwickelt. In der That nennen die Irländer noch jetzt dieſe Ceremonie: eine Beleuchtung der Sonne zu Ehren (the lighting of fires in honour of the sun.) Um Mitternacht beginnt dieſes Feſt, weil der Tag von der erſten Stunde an gerechnet wird, und weil jede Beleuchtung nur Nachts die beabſichtigte Wirkung hervorbringt, oder auch, weil man, wie in der Weihnacht, ſo auch in der Johannisnacht, die Geiſter umgebend glaubt*). Das Licht ſoll ſie verſcheuchen. Auch der von dem Wind verwehten Aſche des Brandes ſchreibt man dieſe Wirkung zu. Aus dieſem Grunde iſt es in

---

*) Nicht abſichtslos hat Shakeſpeare nicht in eine beliebige Sommernacht, ſondern in die „Mitteſommernacht“ (midsummernight) ſein Gedicht von Oberon und Titania verlegt, denn in dieſer Nacht ſind, wie in der Mittewinternacht oder Weihnacht, die Elfen am meiſten geſchäftig. Verſtändlich wird ſodann auch folgende von Cooper (Alhambra II. S. 186) mitgetheilte ſpaniſche Sage: „Der Johannisabend war herangekommen, und die ganze Bevölkerung der Alhambra beſtieg gegen Einbruch der Nacht den Berg,

---

um die Sommerwende auf ſeinem Gipfel zu feiern. Nach alter, aus der Maurenzeit herſtammender Sitte*), wurde oben ein Freudenfeuer angezündet. Die Bewohner der umliegenden Gegend thaten daſſelbe, und hie und da in der Ebene (Vega) und zwiſchen den Bergen flammten die Feuer empor. Auf einen kleinen Tanz folgten Geſchichten, die man ſich von den Wundern des Berges erzählte, auf welchem man ſaß, denn es war ein berüchtigter Geſpenſterplatz. Ein altes Weib beſchrieb weitläufig den unterirdiſchen Pallaſt im Innern des Berges, worin Boabdil und ſein ganzer mahomedaniſcher Hof verzaubert ſind. Unter jenen Trümmern, ſprach ſie, auf einige verfallene Erdwälle in einem fernen Theile des Berges zeigend, befindet ſich ein tiefer Schlund, der bis in den Mittelpunkt des Berges geht. Ein Ziegenhirt, der, um ein hineingefallenes Lamm herauszuholen, in den Schlund gekrochen war, kam ganz verwirrt heraus, und erzählte von geſpenſtiſchen Mauren, die ihn darin verfolgt hätten. Die kleine Sanchica, welche dieſer Erzählung aufmerkſam zugehorcht, verſpürte nun einen unwiderſtehlichen Trieb, in den Schlund zu blicken. Sie ſtahl ſich aus der Geſellſchaft, eilte nach den Ruinen, und gelangte zu einem Becken, dicht am Rande des Berges. Im Mittelpunkte des Beckens gähnte die Oeffnung des Schlundes. Sie wagte ſich

*) Levinus Lemnius bemerkt in ſeiner Abhandlung de Occultis Naturae Miraculis III. 8.: Natalis dies Joannis Baptistae non solum Christianis sed Mauris etiam ac Barbaris, quique a nostra religione alieni sunt, celebris est et sacrosanctus, tametsi nonnulli hujus noctem superstitioso quodam cultu congestis lignorum acervis, accensisque ignibus, strepitu ac furiosis clamoribus transigant etc. Er citirt bei dieſer Gelegenheit den Olaf Magnus, welcher daſſelbe von den heidniſchen Gothen berichtet. Darf man alſo noch länger den nichtchriſtlichen Urſprung der Johannisfeuer in Abrede ſtellen?

verſchiedenen Ländern Sitte, wie in der Weihnacht ebenfalls, in der Johannisnacht die Zukunft zu erforſchen.

---

hinunter in die pechſchwarze unendliche Tiefe. Endlich rollte ſie einen großen Stein über den Rand hinunter. Anfangs fiel er in tiefſter Stille herab, dann ſtieß er auf einen felſigen Vorſprung mit heftigem Gekrache auf, polterte von Seite zu Seite, gleich ferrem Donnergeroll hinunter, bis er in ein Waſſer fiel, tief, tief unten, worauf wieder Alles ſtill wurde. Bald ſchien es aber, als wäre etwas im Abgrund aufgeweckt worden. Ein Gemurmel erhob ſich gleich dem Geſumme in einem Bienenſtock. Es wuchs allmählig an, und klang wie die verworrenen Stimmen einer fernen Menge, ſchwaches Waffengeräuſch, Töne von Cymbeln und Trompeten-Geſchmetter ſtiegen empor, gleich als ſtellte ſich im Innern des Berges ein Heer in Schlachtordnung auf. Sanchica eilte erſchreckt zu dem Platze zurück, wo ſie ihre Geſpielen verlaſſen hatte. Alles war fort. Das Freudenfeuer war im Erlöſchen begriffen. Auf dem Wachtthurm der Alhambra ſchlug es Mitternacht. Die ganze Natur ſchien zu ſchlafen. Eben wiegte der Hauch der Luft ſie in Schlummer, als ihr Auge plötzlich ein ferner Glanz feſſelte, und ſie einen langen Zug mauriſcher Krieger zu Pferde über den Berg und durch die Allee hinziehen ſah. Einige waren mit Schild und Lanze, Andere mit Säbel, Streitaxt und geglätteten Panzern verſehen, die im Mondlicht ſchimmerten. Die Roſſe ſtiegen ſtolz empor und nagten am Gebiſſe, aber ihre Schritte machten ſo wenig Geräuſch, als wären ihre Hufen mit Filz umwunden. Die Reiter ſelbſt waren alle blaß wie der Tod. Dann folgte ein Zug von Höflingen in köſtlichen Gewändern und in Turbanen von allen Farben. In ihrer Mitte auf milchweißem Roſſe König Boabdil im juwelenreichen Königsmantel mit diamantſtrahlender Krone. Sanchica erkannte ihn an der Aehnlichkeit mit dem Portrait, das ſie ſo oft geſehen. Als der Zug vorüber war, folgte ſie nach.

In England glauben die Mädchen, daß in der Johannisnacht ihr künftiger Gatte ihnen im Traum erſcheine

---

Er ging bis zum „Thor der Gerechtigkeit,“ das weit offen ſtand. Der geſpenſtiſche Trupp ſchwebte geräuſchlos mit wehenden Fahnen hinein. Sanchica wollte nachfolgen, aber zu ihrem Erſtaunen bemerkte ſie innerhalb der Thorhalle Stufen, die in die Grundfeſte des Thurmes führten. Sie ſchritt auf denſelben eine Weile fort, und wurde dabei durch den Schein der ſilbernen Lampen, die einen lieblichen Duft aushauchten, ermuthigt. Sie wagte ſich immer weiter, und gelangte in eine große Halle im Mittelpunkte des Berges. Sie war in mauriſchem Styl eingerichtet, durch Cryſtallampen erhellt. Auf einer Ottomane ruhte ein Greis in mauriſcher Tracht, mit weißem Bart, einen Stab in der Hand, der jeden Augenblick dem Griff des Schlummernden entſinken zu wollen ſchien. Nicht fern von ihm ſaß eine Jungfrau in altſpaniſcher Tracht, auf dem Haupte eine diamantene Krone, das Haar mit Perlen durchflochten und auf einer Lyra ſpielend. Sanchica erinnerte ſich jetzt der Sage, daß eine gothiſche Prinzeſſin in dieſem Berge von einem alten arabiſchen Zauberer eingeſchloſſen wäre, den ſie durch die Gewalt der Muſik in magiſchen Schlummer verſenkt hielt. Die Jungfrau ſtaunte, als ſie eine Sterbliche in die bezauberte Halle treten ſah. „Iſt heute Johannisabend?“ fragte ſie. Sanchica bejahte. „Dann kann für eine Nacht der Zauber gelöſt werden. Komm hieher und fürchte dich nicht. Ich bin Chriſtin wie du, wenn auch durch magiſche Gewalt hier feſtgehalten. Berühre meine Feſſeln mit dem Taliſman, der um deinen Hals hängt, und für dieſe Nacht bin ich frei.“ Jetzt entfaltete ſie ihr Gewand, und zeigte eine goldene Kette, die ihren Leib umſchlang und ſie am Boden feſt hielt. Sanchica that, wie ihr geheißen, und ſogleich fiel die Kette zur Erde. „Folge mir nun,“ fuhr ſie fort, „und du ſollſt die Alhambra ſehen, wie ſie

— wenn ſie einen Kuchen unter das Kopfpolſter legen, der von zweien ſtillſchweigend gebacken worden; ferner,

---

in den Tagen ihres Glanzes war, denn du haſt einen Talisman, der jeden Zauber enthüllt.“ Sanchica folgte ſchweigend der Dame. Sie ſchritten zur Halle des Thores der Gerechtigkeit empor, von da über die Esplanade. Dieſelbe war voll mauriſcher Krieger, zu Roß und zu Fuß in Zügen aufmarſchirt und mit wehenden Fahnen. Königliche Garden und Schwarze mit gezogenen Säbeln ſtanden vor dem Thore. Niemand ſprach ein Wort. Sanchica's Verwunderung wuchs, als ſie den königlichen Pallaſt betrat, in welchem ſie aufgewachſen war. Der Mond erhellte die Gärten und Höfe, enthüllte aber ein anderes Schauſpiel, als ſie gewohnt war. Die Wände der Gemächer waren nicht mehr befleckt und geſpalten. Statt mit Spinnengeweben, waren ſie mit Seidenſtoffen behangen. Die arabiſche Vergoldung und die Gemälde ſtrahlten wie vor alter Zeit. Die Hallen voll Divans und Ottomanen, von Stoffen der köſtlichſten Art, mit Perlen und Edelgeſtein verziert. Alle Springbrunnen in den Gärten und Höfen ſpielten. Auch die Küchen waren in Thätigkeit. Köche bereiteten geſpenſtiſche Gerichte, brieten Phantome von Hühnern, und geſchäftige Diener eilten mit Schüſſeln voll Leckereien hin und her. Der Hof der Löwen war mit Leibwachen und Höflingen wie in der alten Maurenzeit vollgedrängt. Am obern Ende im Saale der Gerechtigkeit ſaß Boabdil auf dem Thron, umgeben von ſeinem Hofſtaat, für dieſe Nacht ſein Schattenſcepter ſchwingend. Troß des Gedränges vernahm man keinen Laut, mit Ausnahme des Geplätſchers der Springbrunnen. Sanchica folgte ihrer Führerin mit ſtummem Erſtaunen durch den Pallaſt bis zu einem Portale, das in die Gewölbe unterhalb des großen Thurmes führte. Die bezauberte Dame blieb ſtehen und winkte dem Kinde. „Hier, ſprach ſie, iſt ein großes Geheimniß, das ich dir zum Lohne deines Vertrauens wer am Tage gefaſtet und Nachts in der Kirche zubringt, ſieht die Geiſter derer, welche im künftigen Jahre

---

und Muthes entdecken will. Hier iſt in alter Zeit durch einen mauriſchen König ein Schatz vergraben worden. Sage deinem Vater, er möge auf dem Platze nachſuchen, und er wird finden, was ihn zum reichſten Mann in Granada machen wird. Jedoch können nur deine ſchuldloſen Hände, da du mit einem Talisman verſehen biſt, den Schatz heben. Sage deinem Vater, er möge denſelben weiſe gebrauchen, und von einem Theile deſſelben täglich Meſſen zu meiner Befreiung aus unheiliger Verzauberung leſen laſſen." Da krähte in den Hütten unterhalb des Berges im Thale der Hahn, ein blaſſer Lichtſtreif erſchien über den öſtlichen Gebirgen. Ein leichter Wind rauſchte durch die Höfe und Gänge, die Dame verſchwand, und Thor auf Thor ſchlug knarrend hinter ihr zu. Sanchica kehrte an die Plätze zurück, die ſie noch vor Kurzem mit Schattengeſtalten angefüllt geſehen, aber Boabdil war mit ſeinem geſpenſtiſchen Hofe verſchwunden. Der Mond ſchien in die leeren Hallen und Gallerien, welche, ihres vorübergehenden Glanzes beraubt, nun wieder von der Zeit angegriffen, mit Spinngewebe überzogen waren."

Aus dieſer Erzählung werden wir belehrt, daß in der Johannisnacht die Geiſter der Verſtorbenen, auf eine Stunde aus ihrer Ruhe aufgeſtört, umherwandeln, und daß nur dieſe Nacht Schatzgräbern günſtig, eben weil in dieſer Zeit der Zauber wirkſam iſt. Eine Parallele zu obiger Sage bildet eine andere aus Thüringen: „Auf dem Hausberge bei Eisleben ſtand einſt ein mächtiges Schloß, das nun in den Berg verſunken iſt, doch einſt aus ihm ſich wieder erheben wird. Das Burgfräulein iſt mit in den Berg verwünſcht, und wird nur in der Johannisnacht frei. Dann wandelt ſie auf dem Berge umher, trägt ein Schlüſſterben werden, der Reihenfolge nach an ſich vorübergehen. In einem „Traité des Superstitions“ (III.

ſelbund am Gürtel und iſt ganz grün*) gekleidet, weshalb ſie das Volk „die grüne Jungfer“ nennt. Wer ihr begegnet, den beſchenkt ſie reich. Das größte Glück iſt aber dem beſtimmt, dem es einſt gelingen wird, ſie zu erlöſen. Jedem nämlich, den ſie trifft, gibt ſie einen Schlüſſel, und führt ihn zu einer Fallthür auf des Berges Gipfel, die auch nur in der Johannisnacht zu ſehen iſt. Die Thüre heißt ſie ihn aufſchließen. Dann begleitet ſie ihn durch die weiten Gemächer des Schloſſes, zeigt ihm alle Herrlichkeiten, und führt ihn zuletzt vor ein Buch, welches ihre und des Schloſſes Geſchichte enthält. Dieſes Buch heißt ſie ihn leſen**), doch iſt es in ſo alter Schrift (Runen?) geſchrieben, daß noch Niemand es zu leſen vermochte. Wenn aber einſt Jemand das Buch wird leſen können, ſo wird das Schloß ſich aus dem Berge heben, und die Jungfer wird erlöſt ſeyn. Ein Amtmann las ſchon einige Seiten, da begann ſich das Schloß im Berge zu rütteln, und ein Schäfer, der gerade über den Berg ging, ſah die Thurmſpitze ſchon daraus hervorragen. Doch weil der Amtmann nicht weiter leſen konnte, ſank das Schloß in den Berg zurück.“ (Sommer's Sagen aus Sachſen I.) Die Bewohner von Kamenz in der Lauſitz wiſſen, daß in dem benachbarten Reinhardsberge eine mit Gold, Silber und andern Koſtbarkeiten gefüllte große Braupfanne vergraben iſt, die ein kleiner Kobold hütet, und wenn er erſcheint, die Leute auf mancherlei Art neckt und höhnt. In der Johannisnacht iſt der

*) Die grüne Farbe iſt die der Elfen und Hexen. Die Erdgeiſter der Schotten ſind grün, und nehmen es den Menſchen übel, wenn ſie ſich gleichfalls grün kleiden. (Mgbl. 1817 Nr. 190). Derjenige, welcher auf dem Hexenſabbat die Novize dem Teufel vermählt, hat ein grünes Meßgewand, der wilde Jäger kleidet ſich grün.

**) In der Nacht, wo man Geiſter ſieht, iſt man auch ſonſt hellſehend, das Buch alſo das Schickſalsbuch.

p. 455) lieſt man: Um zu wiſſen, von welcher Farbe die Haare unſerer künftigen Frau ſind? umkreiſe man

---

einzige Zeitpunkt, wo der tückiſche Gnome gütig iſt. Da finde man ſich um 11 Uhr an dem angegebenen Platz ein. Man wird ein bläuliches Flämmchen der Erde entſteigen ſehen, das allmählich menſchliche Geſtalt annimmt, und einen großen Schlüſſel in der Hand trägt, der das Schloß der eiſernen Thüre zum Gewölbe des unterirdiſchen Gemachs unterm Berge ſchließt. Schweigend nähere man ſich der Erſcheinung, verlange pantomimiſch den Schlüſſel, den man beim Verſchwinden des Männleins erhalten wird. Auf der Oſtſeite des Berges wird ſodann die Erde herabrollen, und ſich alte Trümmer mit einer Thüre zeigen, in welche jener Schlüſſel paßt. Man erſchließe die Thüre, und wird ſodann gleich die mit dem Schatze gefüllte Braupfanne erblicken rc. (Gräve, Volksſ. der Lauſitz S. 46). Oſtſüdwärts von Löbau erhebt ſich ein ſteiler Berg, auf deſſen Gipfel ſich am Johannistage Mittag *) um 12 Uhr eine Höhle öffnet, die ſich um die Mitternachtsſtunde wieder ſchließt. Wer zu dieſer Zeit eintritt, wird am Ende der labyrinthiſchen Gänge ganze Haufen Gold- und Silbermünzen finden, die er nach Belieben einſtecken kann. (Ebend. S. 108). Es iſt begreiflich, daß, wenn die Johannisnacht vorzugsweiſe den Geiſtern freies Spiel läßt, man ſich nach Präſervativen gegen ihre ſchädlichen Einflüſſe umſehen wird. Dazu dient eben das Johannisfeuer, das lichtſcheue Weſen ohnehin meiden, aber auch gewiſſe Kräuter, wie Beifuß, Eiſenkraut, Ritterſporn rc. in die Flamme geworfen. Man muß aber auch dazu ſprechen: „Mit dieſem Kraut verbrenne

*) Semler hat den chriſtlichen Volksglauben an Geſpenſter, die Mittags erſcheinen, aus einer mißverſtandenen Pſalmſtelle (91, 6. יָשׁוּד צָהֳרָיִם LXX δαιμονίου μεσημβρινοῦ, Vulg. diabolus meridianus) herleiten wollen, aber eine Theocritiſche Idylle (1, 15—18) verrath, daß auch die Heiden den Mittagsteufel kannten.

dreimal die Johannisflamme. Iſt der Scheiterhaufen zur Hälfte ausgebrannt, ſo ziehe man ein Scheit hervor,

---

all mein Unglück!“ (Seb. Franks Weltbuch, Auszg. bei Büſching, wöch. Nachr. III. S. 386.) In Poitou ſpringen die Jungen dreimal um das Johannisfeuer, einen Nußzweig in der Hand. Hausväter ſtreifen mit einem Büſchel Wollkraut und einem Nußbaumlaubaſt durch die Flamme, Beide werden nachher über die Thüre des Viehſtalls befeſtigt. Während die Jugend tanzt und ſingt, legen ſich Greiſe von der Kohle in ihre Holzſchuhe, als Schutzmittel gegen unzählige Uebel. (Grimm D. M. p. 588.) In Preußen und Litthauen iſt jetzt noch an vielen Orten das Johannisfeuer üblich, weil es gegen Hagel und Viehſeuche helfen ſoll, beſonders, wenn man am folgenden Morgen das Vieh über die Brandſtelle auf die Weide treibt. Auch ſchützt man ſich dadurch gegen Zauberei jeder Art, namentlich Milchbenehmung. Darum gehen die jungen Burſchen, welche das Feuer angezündet, am folgenden Morgen von Haus zu Haus und ſammeln Milch ein. Auch ſteckt man an jenem Abende große Kletten und Beifuß über das Thor, durch welches das Vieh geht, denn das iſt probat gegen Hexerei. (Tettau und Temme, Volksſ. Oſtpreußens und Litthauens S. 277). Das Calendarium Romanum empfiehlt in der „Vigilia natalis Joannis Baptistae“ „herbas diversi generis“ in's Feuer zu werfen, am wirkſamſten aber ſey Jungferndiſtel (Carduus puellarum). In der Johannisnacht muß auch die Wünſchelruthe geſchnitten werden, und zwar von einem Haſelnußſtrauch. Man muß zu dieſem Zweck rückwärts auf den Strauch zugehen und ſchweigend mit den Händen zwiſchen den Füßen durchfaſſen, und ſo eine gabelförmige Ruthe abſchneiden. Mit ihr kann man die in der Erde verborgenen Schätze finden. Noch wichtiger iſt das Kraut Rainfarren, das nur von 11—12 Uhr in der Johannisnacht blüht, und das, laſſe es verglimmen, und lege es ſich unter's Kopfkiſſen. Am Morgen wird man ſolche Haare in der Nähe deſſel-

wenn man es bei ſich trägt, unſichtbar macht *). Ungeachtet aber in der Johannisnacht die Dämonen losgelaſſen ſind, und die Feier dieſes Feſtes großentheils aus dem vermeintlichen Bedürfniß hervorgegangen iſt, gegen boshaften und ſchädlichen Zauber ſich ebenfalls magiſcher Kräfte und Gebräuche als Schutzmittel zu bedienen, ſo iſt doch auch — wie von einem Feſttag

---

*) So ging es jenem Bauer zu Brodewin in der Mark. Er fuhr gerade zu dieſer Zeit mit ſeiner Frau nach der Stadt, um Bier zu holen, und ſtieg, da die Pferde im Sande nur langſam gehen konnten, vom Wagen, um ein Weilchen nebenher zu gehen. Da bemerkt ſeine Frau, daß er verſchwunden iſt; gleichwohl ſieht ſie, daß die Zügel wie vorher gehalten werden. Sie ruft ihn, und er antwortet verwundert, ob ſie ihn denn nicht ſehe? er ſey ja dicht neben ihr am Wagen. Aber ſie ſah ihn nicht, und dabei wars doch ſo helle, daß man hätte eine Stecknadel finden können. So ging's fort bis nach der Stadt, ſie ſprach mehrmals mit ihm, er antwortete auch, blieb aber unſichtbar. In der Stadt hörte der Wirth und alles Hausgeſinde, bei dem der Bauer eingekehrt war, ihn zwar ſprechen, aber Niemand ſah ihn, ſo daß dem Bauer ganz angſt wurde, weil er nicht wußte, was er davon denken ſollte. Da ſagte der kluge Wirth, er ſolle doch die Schuhe ausziehen. Das that er auch, und augenblicklich war er wieder ſichtbar. Aber nun war an ſeiner Stelle der Wirth verſchwunden. Nach einer Weile kam auch dieſer wieder zum Vorſchein, und brachte dem Bauer ſeine Schuhe. Nun waren Beide wieder ſichtbar. Das war, wie der Wirth ſpäter einmal erzählt hat, daher gekommen, daß der Bauer während des Gehens mit ſeinen Füßen die Blüthen vom Rainfarren abgeſtreift hatte, und dieſe ihm in die Schuhe gefallen waren. Daher hatte ihm der Wirth gerathen, er ſolle dieſelben ausziehen, und hatte in ſeiner Kammer die Blüthen herausgeſchüttelt, die er darauf zu ſeinem eigenen Nutzen, da der Bauer nichts davon wußte, aufbewahrt hat. (Kuhn märk. Sag. S. 206.) Auch das oben citirte Calendarium Romanum rühmt dieſe Eigenſchaft des Farrenkrautſamens: Filix in pretio est propter semen. In Beaumont's und Fletcher's „Fair Maid of the Inn" wird darauf mit folgendem Doppelvers angeſpielt:

— — — Had you Giges 'ring?
Or the herb that gives invisibility?

ben erblicken, wie die Zukünftige trägt. Das kann doch wohl nur im Traume geſehen werden? Einige

---

zu erwarten, der die Grenze der hellen, fruchtbaren, wie der dunkeln, unfruchtbaren Jahreszeit bildet, — der Johannistag zugleich eine, wenn auch die letzte, Frühlingsfeier, und bildet gleich den Abſchluß der Mai- und Pfingſtfeier. „Die ehemaligen Wenden nördlich von Salzwedel richteten ſonſt am Johannistag den ſogenannten „Kronenbaum“ *) auf, der allein von den Weibern geholt werden durfte **). Keine ſchloß ſich davon aus, und ſelbſt körperliche Gebrechen hielten nicht von dem Zuge ab. Am Abend vor Johannis wurde eine Birke gehauen, und alle Zweige bis an den Gipfel, an dem man eine kleine Krone ſtehen ließ, fortgenommen. Am Johannistage ſelbſt wurde der alte Baum umgehauen, und der neue unter Abſingung wendiſcher Lieder — Männer waren gänzlich ausgeſchloſſen — aufgerichtet und mit Kränzen behängt“ (Kuhn M. S. p. 331). Daß die Birke nicht unabſichtlich vor andern Baumgattungen bevorzugt wurde, läßt ſich daraus ſchließen, weil man im Böhmerwald eine am Palmſonntag geweihte Birkenruthe mit Palmkätzchen aufbewahrt, in dem Glauben, daß ſie das Vieh vor Verwundungen bewahre. (Rank „Aus dem Böhmerwald“ S. 127.) Vielleicht hat die Birke wegen ihrer blendend weißen Rinde die Verehrer des Lichtprinzips in heidniſcher Zeit auf ſich aufmerkſam gemacht? Auch ihr Grünen mitten im Winter iſt nicht zu überſehen. Gewiß eignet ſich kein Baum beſſer, das Lichtprinzip in ſeiner Unzerſtörbarkeit auszudrücken, als die Birke in der nordiſchen langen Winternacht. Olaf Magnus gedenkt einer Birke, die im ganzen Winter ihr Laub behielt. Ein ſolcher Baum mußte ſich wohl am beſten zum Bollwerk gegen die Geiſter der Finſterniß und ihre

*) Alſo ein Maipfahl oder eine Pfingſttanne.

**) Weil er wie dieſe phalliſche Bedeutung hatte; vgl. S. 3[illegible] ſind der Meinung, daß die um Johannis zunehmende Hitze im Volke eine Beſorgniß vor fliegenden Drachen

---

unfruchtbar machende Thätigkeit eignen, die nach Johannis mit der zunehmenden Länge der Nächte ihren Anfang nimmt. Weil am Johannistag der Frühling Abſchied nimmt, ſo ſucht man ihn noch auf alle Weiſe zu ehren. In den meiſten ſächſiſchen Ortſchaften flicht man in der Johannisnacht Kronen von Laub und Blumen, und hängt ſie am Johannismorgen vor die Häuſer. Man glaubt, dies bringe dem Hauſe Glück für das ganze Jahr. Die Johanniskronen vertreten hier die Stelle der anderswo zu Pfingſten aufgehängten Maikronen. Bei einigen ſlawiſchen Völkern wird noch jetzt nach heidniſcher Art der Jahrgott im Feſtſpiel perſonifizirt. So verſammelt ſich in Weißrußland am Johannistag bei Sonnenaufgang eine Schaar mannbarer Jungfrauen, und wählen die dickſte und hübſcheſte als Kupalo-Mädchen aus, und wickeln ſie mit bereit gehaltenen Kränzen von friſchen Blumen vom Kopf bis zu den Füßen ein. Dieß iſt nach der Anſicht der Weißruſſen das Bild des Kupalo *). Dann wird das Kupalo-Mädchen von dem Chor an einen beſtimmten Ort im Walde geführt, wo eine tiefe Grube ausgegraben iſt, in der ſich eine Menge Kränze von friſchen und trockenen Blumen befinden. Das Mädchen wird mit verbundenen Augen in die Grube geführt, und der Chor umtanzt ſie in Reigen. Während deſſen nimmt das Mädchen ohne Auswahl Kränze auf, und vertheilt ſie, wie es ſich gerade trifft. Welchem Mädchen ein Kranz von friſchen Blumen zufällt, zeigt dieß eine glückliche Ehe und Reichthum an. Dann beginnt Sang und Tanz. Ein Kranz dürrer Blumen hingegen würde Armuth und eine unglückliche Ehe bedeuten. Dann tanzen und ſingen die Mädchen nicht.

*) Im Sanſkrit bedeutet kup blühen, wovon κυπρίζω. Daß wie die griechiſche Sprache auch die ſlawiſchen Idiome aus dem Sanſkrit abſtammen, hat Bopp (Vrgl. Gr.) gezeigt.

und Schlangen erzeugt habe*), deren verpeſtenden Hauch die Luſtreinigenden Johannisfeuer unwirkſam machen ſollen; daher die Holzſtöße in der Nähe der Quellen angezündet wurden, um die Schlangen von dort zu

---

ſondern ſetzen ſich alle um die Grube her, und ſingen mit bittender, traurig gezogener Stimme:

O Kupalo, Kupalo, ſag' uns doch jetzt,
Was ihr zugeſtoßen iſt, ſag' uns doch jetzt.

Worauf das Kupalomädchen in demſelben Ton antwortet:

Glück und Unglück kann ich nicht ſehen,
Im Unglück zu leben das iſt ihr Schickſal.

Dann beginnt der Reigen von Neuem und währt ſo lange, bis jedes Mädchen ihr Schickſal erhalten hat. Gegen Abend endlich läuft auf ein vom Kupalomädchen gegebenes Zeichen der ganze Reigen plötzlich von der Grube weg, ohne umzuſchauen, denn Kupalo könnte aus der Grube ſpringen und ſie ergreifen. Die von ihm Ergriffene darf in dieſem Jahre nicht heirathen. (Ausl. 1846 Nr. 313).

) Dr. Plott erwähnt in ſeiner History of Oxfordshire p. 349, daß man in Burford am Johannisabend unter großem Jubel die Figur eines Drachen durch die Stadt getragen), aber auch ein Rieſe**) durfte dabei nicht fehlen, aus welchem Grunde aber, das wiſſe er nicht.

*) Den heidniſchen Urſprung dieſer Sitte bezeugt Durand (VII, 14): Habent hoc a Gentibus, antiquitus enim Dracones hoc tempore ad libidinem propter calores excitati, volando per aerem frequenter in puteos et fontes spermatizabant, ex quo etc. (dadurch wurden alſo die Brunnen vergiftet). Quod attendentes Philosophi, ignem frequenter et passim circa fontes fieri et puteos et quaecunque immunda et immundum redderent fumum, ibi cremari etc. Et quia talia hoc tempore maxime fiebant, ideo hoc adhuc ab aliquibus observatur.

**) Aus King's Vale Royal of England p. 208, erfährt man, daß Henry Hardware Eſq. Major in Cheſter um das Jahr 1599 unter andern alten Bräuchen, die er abſchaffte, auch the going of the Giants at Midsommer nicht ausgenommen wiſſen wollte.

vertreiben; daher die dieſen Feuern zugeſchriebene große Heilkraft, wovon die conſequente Wirkung, daß der Thau in der Johannisnacht vorzüglicher, als zu jeder andern Zeit, ein Glaube, den man in England wie in Deutſchland verbreitet findet. Daher ſprang man über die Flamme hinweg, pflegte die Kinder darüber zu ſchwingen, trieb die Heerden hindurch, wie ehedem am Palilienfeſt in Rom (**Ov. Fast.** 4, 805), bewahrte ſorgfältig die Aſche und Kohlen, weil man heilſame, zauberhafte Wirkungen davon erwartete, ſtreute ſie auf die Felder, um Ungeziefer abzuhalten. Aber nur ein heiliges Feuer, d. h. ein ſolches, das noch nicht zu profanen Zwecken gedient hatte, ſo dachte man, könne ſolche ſegenbringende Wirkungen äußern, darum mußte auch die Bereitung eine ungewöhnliche ſeyn, d. h. man riß am Johannistag einen Pfoſten aus einem Zaun, und rieb ſo lange mit einem Stricke, bis das Holz ſich entzündete. Das nannte man „Nothfeuer,“ weil es ein durch die Noth erzwungenes iſt. Könnte es aber nicht auch eine ſymboliſche Feuertaufe geweſen ſeyn? Darauf führt die Sitte der alten Griechen, den Neugebornen zwiſchen zwei Flammen hindurchzuziehen, wovon dieſer Tag dies *lustricus* hieß, und an den an die Stelle des frühern Kinderopfers getretenen mildern Brauch des weſtlichen Aſiens erinnert, die Kinder dem Moloch hindurchzuführen, wogegen die Bibel wie gegen das Tödten ſelber, eifert (vergl. 5. Moſ. 18, 10. mit Ez. 23. 37) und die Beſchneidung (eine **Blut-Taufe** = das Bundesblut, 2. Moſ. 4, 26.) des Kindes an die Stelle der frühern Weihungs-Ceremonie ſetzte. Eine **Feuertaufe** mochte das Springen über die Johannisfeuer um ſo gewiſſer ſeyn wegen der obligaten Waſſertaufe, die in dem Beſuche der Quellen und Flüſſe am Johannistage ſich kund gibt. Das Schwingen über die Flamme könnte vielleicht auch als Lufttaufe*) gelten. In den Myſterien der Alten, deren Zweck war, gegen die Einflüſſe der (von den Chriſten in der Jo-

---

*) Ein nicht mehr verſtandener Reſt dieſes Brauchs iſt das noch jetzt bei der Johannisfeier in Eſthland übliche Schaukeln der Mädchen im Mondſchein der Johannisnacht, deſſen übrigens ſchon die Edda erwähnt. Die eſthniſchen Volkslieder leiten dieſe ſeltſame Sitte hiſtoriſch ab. Es ſoll einſt ein eſthniſcher Prinz, König (oder Gott), von heftiger Liebe zu einer Prinzeſſin (oder Göttin) die auf dem fernen Island wohnte, ergriffen worden ſeyn. Trotz der vielen Gefahren, die ihn auf der Reiſe zu einem ſo entlegenen Lande treffen mußten, machte ſich der Liebhaber, von Sehnſucht getrieben, auf den Weg, ſeine Geliebte heimzuholen. Er hatte aber in einem andern mächtigen Gott oder Zauberer einen argen Feind, der ihm ſein Glück, die isländiſche Prinzeſſin zu beſitzen, neidete, und ihn auf der Reiſe mit Verfolgung und Unglück begleitete. Der Prinz kämpfte ſich Anfangs muthig durch, allein endlich wurde er, ſchon nahe bei Island, doch noch von ſeinem Ziele verſchlagen und fiel ſeinem Feinde in die Hände, der ihn auf einem fernen öden Eiland gefangen hielt. Die Prinzeſſin, die ihren Geliebten längſt erwartete und über ſein langes Ausbleiben tief trauerte, erhielt endlich von der Urſache der Verzögerung und von dem Aufenthalte des Prinzen Kunde, und beſchloß ſogleich, ihn zu befreien. Sie baute am Strande von Island, nicht ohne Hilfe der ihr zu Gebote ſtehenden Zaubermittel, ein feſtes, unverwüſtliches Schiff, mit dem ſie allen Stürmen des böſen Zaubers trotzte, und endlich auch ihren Geliebten von der wüſten Inſel entführte. Da die mächtigere Gewalt der Zauberkünſte der ſchönen Prinzeſſin die Künſte des neidiſchen Zauberers ohnmächtig gemacht hatte, ſo kehrten dann beide Geliebten ungeſtört und triumphirend durch die beruhigte und grünlich ſchimmernde Woge des Meeres nach Eſthland zurück. Hier verbrannten ſie am Ufer das Schiff, weil ſie beſchloſſen,

---

fortan nun nirgends mehr, als in ihrem heimathlichen Paradieſe zu weilen. Der Tag ihrer Ankunft war der Johannistag, welchen auch alle Eſthen zum Andenken an jenes Ereigniß noch jetzt auf die beſchriebene Weiſe heilig halten. Die Schaukeln ſpielen dabei die wichtigſte Rolle. Die Mädchen ſitzen die ganze Nacht darin und ſchwingen ſich, indem ſie die alten Gedichte, welche jene Sage erzählen und in welchen Alles ſo genau geſchildert iſt, daß ſogar die Beſchreibung der Zuſammenſetzung des Schiffes, das die isländiſche Prinzeſſin baute, darin detaillirt wird, abſingen. Die Schaukeln ſtellen das Schiff dar, in dem die ſingenden Mädchen etwa als Begleiterinnen ihrer Königin zu ſegeln ſich einbilden. Die zuletzt angezündeten Theertonnen, welche die Feier beſchließen, bedeuten den Brand des Schiffes. So wie ſie ausgebrannt ſind, hat das Ganze ein Ende“*). Aehnliche Verſuche, altheidniſche Gebräuche, die in einer Feier des Jahrgottes ihren Urſprung haben, in chriſtlicher Zeit hiſtoriſch zu deuteln, ſind nicht ſelten, und entſtanden aus dem Beſtreben, den Schein zu vermeiden, als ob man noch der altheidniſchen Naturverehrung nicht ganz entſagt habe. So geben die Polen für ihre Johannisfeuer (Sobotka) folgenden Grund an: „In uralten Zeiten hatte ein Mädchen, Namens Sobotka, einen Krieger zu ihrem Geliebten. Er kehrte aus der Schlacht zurück, und zur Vermählungsfeier wurden ſchon Freudenfeuer angezündet und um ſie herumgetanzt. Plötzlich zeigte ſich ein neues Heer der Feinde, Alles rüſtet ſich zum Kampfe, in welchem aber Sobotka ihren Geliebten verliert. Zu ihren Ehren wird nun am Johannistage Aehnliches vorgenommen.“ (Hanuſch ſlaw. Myth. S. 204). Da aber auch eine Stadt in Böhmen den Namen „Sobotka“ führt, und der Zobtenberg in Schleſien auf den

*) Kohl, deutſchruſſiſche Oſtſeeprovinzen II. S. 269.

hannisnacht) gefürchteten Dämonen zu ſchützen — daher auch die großen Myſterien vor dem Eintritte der finſtern Jahreszeit gefeiert wurden — bediente man ſich aller dieſer myſtiſchen Reinigungsformen*).

Namen Sobota hinweist, wie bei den Slawen der ſiebente Wochentag (dies *Sabbati*) nach dem Planeten Saturn heißt, und eben im Cultus dieſes Gottes die Weihen in dem Durchführen der Kinder und Heerden zwiſchen zwei Feuern beſtanden, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich — zumal Saturnus auch Erntegott, daher die Sichel in ſeiner Hand — daß, wie ſo vieles Orientaliſche, auch dieſes Feſt von den heidniſchen Slawen aus ihrer aſiatiſchen Heimath nach Europa übertragen worden ſey. Jene Stadt und dieſer Berg waren vermuthlich Cultusſtätten Saturns. Der Gott der Zeit befördert das Wachsthum. Wie nun die Turice (vergl. S. 259) ein Feſt der Blüthen, eine Maifeier war, ſo das Kupalnice (die Johannisfeier) ein Feſt der Reife. Von dem beim Sobotkafeſt angezündeten Feuer rühmt noch jetzt der Volksglaube, daß ſchon die bloße Gegenwart bei demſelben durch das ganze Jahr von körperlichen Uebeln befreie. (Hanuſch S. 377.) Dies kann nur auf die ehemalige Feier des Feſtes zu Ehren einer Gottheit ſchließen laſſen.

*) Die Letztere bezeugt Servius, indem er Virgils (Aen. 6, 740): „Aliae panduntur inanes Suspensae ad ventos“ wie folgt commentirt: Aere ventilantur in Sacris Liberi. Auf die Feuertaufe — welche in den Myſterien nicht, wie bei den Palilien, durch ein Hüpfen oder Durchgehen zwiſchen zwei Feuern, ſondern durch ein Schwingen angezündeter Fackeln um den Kopf des Novizen verbildlicht wurde, ſpielt Virgil l. c. v. 742 in den Worten „scelus *exuritur* igni“ an*) und unmittelbar vorher bekennt er die ſühnende Kraft der Waſſertaufe: „sub gurgite vasto infectum *eluitur* scelus.“

*) Vergl. Ovid. Fast. 4, 785. „Omnia purgat edax ignis.“

25. Juni.

Proſper von Guienne (Aquitania), ein Verfechter der Auguſtiniſchen Lehre von der Gnadenwahl gegen die Pelagianer, ſcheint ſeine Canoniſation nur durch die gegen dieſe Secte geſchriebenen zahlreichen Controverſen — die aber, ungeachtet er die Bannſtrahlen des Papſtes Cöleſtin zu Hülfe rief, gegen die öffentliche Meinung in Frankreich zu jener Zeit nichts auszurichten vermochten — ſich verdient zu haben *).

26. Juni.

Johannes und **Paulus**, zwei Brüder, die am Hofe der Conſtantia, Tochter des Kaiſers Conſtantin, in Aemtern ſtanden, wurden, weil ſie dem Kaiſer Julian ſeinen Abfall vom Chriſtenthum zum Vorwurfe machten, in ihrer eigenen Behauſung enthauptet und begraben. Der Kaiſer Jovinian ließ auf ihrer Märtyrerſtätte eine Kirche erbauen. Reliquien von ihnen zeigt man an vielen Orten Italiens, Frankreichs und Deutſchlands **).

---

*) An dieſem Tage feiert man auch das Gedächtniß des h. **Eligius**, Biſchof von Soiſſons († 659), des Schutzpatrons der Schmiede, die daher in mehrern Gegenden Deutſchlands dieſen Tag auszeichnen.

**) Dieſe beiden Heiligen ſtehen im Rufe, daß ſie den Hagel abwehren, daher ſie die „Wetterherren“ heißen, und an ihrem Tage alle Pfarrer mit ihren Dorfgemeinden einen feierlichen Umzug mit dem Kreuze halten. (Münchner Intelligenzbl. 1778 S. 227.) Niemand wagt es, an dieſem Tage Feldgeſchäfte vorzunehmen.

27. Juni.

Als der Kaiſer Decius die Chriſten verfolgte, hatten ſich ſieben edle Jünglinge aus Epheſus in einer geräumigen Höhle an der Seite eines nahgelegenen Berges verborgen, und wurden von dem Tyrannen verurtheilt, ihr Leben daſelbſt einzubüßen, indem er befahl, daß man den Eingang derſelben durch Aufthürmung großer Steine feſt verſchließe. Die Jünglinge fielen ſogleich in tiefen Schlummer, der, ohne ihre Lebenskräfte auszulöſchen, durch ein Wunderwerk während einer Reihe von 187 Jahre verlängert wurde. Nach Ablauf dieſer Zeit räumten die Sclaven des Adolius, dem das Eigenthum dieſes Berges durch Erbrecht zugefallen war, die Steine hinweg, um ſie als Bauſtoff zu einem ländlichen Gebäude zu gebrauchen. Das Licht der Sonne drang in die Höhle und die ſieben Schläfer durften wieder erwachen. Nach einem Schlummer, der, wie es ihnen vorkam, nur wenige Stunden gedauert hatte, empfanden ſie Regungen des Hungers, und beſchloſſen, daß einer von ihnen, Jamblich, heimlich nach der Stadt zurückkehre, um für ſeine Gefährten Brod einzukaufen. Jamblich kannte ſich in ſeinem Vaterlande aber nicht mehr zu Rechte, ſein Erſtaunen wurde jedoch durch Erblickung eines über dem Hauptthor von Epheſus emporſteigenden Kreuzes noch mehr geſteigert. Seine ſonderbare Kleidung und ungewöhnliche Sprache befremdete den Bäcker, dem er eine alte Münze des Decius als gangbare Reichsmünze dargereicht hatte, und, in dem Verdacht eines heimlich aufgefundenen Schatzes, wurde er vor den Richter gebracht. Gegenſeitige Fragen führten zu der Entdeckung, daß beinahe 200 Jahre verfloſſen waren, ſeit Jamblich und ſeine Freunde ſich der Wuth des heidniſchen Tyrannen entzogen hatten. Der Biſchof von Epheſus, die Geiſtlichkeit, die Magiſtratsperſonen, das Volk, ja ſogar der Kaiſer Theodoſius ſelbſt, eilten nun, die Höhle der Siebenſchläfer zu beſuchen, die ihre Geſchichte erzählten, und in demſelben Augenblicke ruhig verſchieden. — Dieſe Legende wurde noch vor dem Ende des 6. Jahrhunderts durch die Bemühungen des Gregor von Tours, aus dem Syriſchen des Biſchofs Jacob von Serug, (der nur zwei Jahre nach dem Tode des jüngern Theodoſius geboren war), in's Lateiniſche überſetzt. Die gegen einander feindlich geſinnten Religionspartheien der Morgenländer halten das Andenken der 7 Schläfer noch gleich in Ehren, und ihre Namen ſind dem römiſchen, abyſſiniſchen und ruſſiſchen Kalender einverleibt. Auch blieb ihr Ruf nicht auf die chriſtliche Welt beſchränkt; denn es kommt dieſe Fabel als eine Offenbarung im Koran vor. Mohamed, der, als er ſeine Kameele auf die Meſſen von Syrien trieb, davon gehört haben mochte, fügte dieſem Mährchen noch den Hund (**Al Rakim**) der Siebenſchläfer hinzu; auch die Ehrfurcht der Sonne, die ihren Lauf des Tages zweimal änderte, um nicht in die Höhle zu ſcheinen, und die Vorſorge Gottes ſelbſt, der ihre Körper, dadurch, daß er ſie bald links, bald rechts umwandte, vor der Fäulniß bewahrte, iſt ſeine Erfindung. Die Geſchichte der Siebenſchläfer iſt von Bengalen bis Africa, von den Völkerſchaften, welche ſich zum Islam bekennen*), angenommen und ausgeſchmückt worden; und man hat ſogar in den äußerſten

---

*) S. Herbelot (Bibl. orient. p. 139.) und Renaudot Hist. (Patriarch. Alex. p. 39. 40.)

Gegenden von Scandinavien einige Spuren einer ähnlichen Sage entdeckt *).

28. Juni.

Benignus, Biſchof zu Chartres, ſoll (wann? und wo?) die Märtyrerkrone errungen haben. Seinen Leib ließ ſpäter König Clodwig in ein Kloſter an der Loire translociren. Aber i. J. 966 kam dieſer Schatz an Balderich, Biſchof von Utrecht.

In einigen Martyrologien wird das Gedächtniß des Papſtes Leo II. an dieſem Tage gefeiert. Ich verweiſe auf ſeine S. 277 gegebene Lebensſkizze.

29. Juni.

Petrus und Paulus ſind die beiden vornehmſten Apoſtel, der Eine hatte zur Bekehrung der Juden, der Andere zur Bekehrung der Heiden das Meiſte beigetragen. Die Kirche hat ihnen deßhalb ſchon frühzeitig (**Augustini sermo 298**) einen Tag geweiht, aber

---

*) Paul, der Diaconus von Aquileja, der gegen das Ende des 8. Jahrhunderts lebte, hat in einer unter einem Felſen am Ufer des Oceans gelegenen Höhle den Siebenſchläfern des Nordens, deren lange Ruhe von den Barbaren verehrt wurde, ihren Platz angewieſen. Ihre Kleidung zeigte, daß ſie Römer waren, und der Diaconus muthmaßte, daß ſie von der Vorſehung als die künftigen Apoſtel dieſer heidniſchen Länder erhalten worden ſind (**de Gestis Longobard. Lib. I, 4. p. 745. edit. Grot.**)

wegen des allgemeinen, obſchon unbegründeten Glaubens, daß Beide i. J. 66 gemeinſchaftlich zu Rom den Martertod erlitten *), hat das Feſt auch von Beiden den Namen. Prudentius, der im 4. Jahrhundert ſchrieb, berichtet, daß bei Vertheilung des Hochamts dieſer Heiligen zwei feierliche Meſſen, die eine in der Peterskirche im Vatican, die andere in der Paulskirche vom Papſt angeordnet worden iſt. Papſt Gregor änderte zu Ende des 6. Jahrhunderts es dahin ab, daß der Gottesdienſt des heutigen Tages nur dem Apoſtel Petrus zugedacht, die Verehrung des Paulus aber auf den folgenden Tag ausgeſetzt wird.

Ein engliſcher Touriſt beſchreibt als Augenzeuge die

---

*) Ulrich Valenus hat in einer Schrift: quo Petrus Romam non venisse demonstratur (1660. 4.) die gemeine Vorſtellung berichtigt, und Jeruſalem als Schauplatz ihres Martertods bezeichnet. Baläus (Centur. Script. Brit. p. 16.) läßt dies nur vom Apoſtel Petrus gelten. Prudentius (Peristephan. de passione beatorum Apostolorum *Petri et Pauli*) behauptet: Petrus habe ein Jahr zuvor (wo?), obgleich an demſelben Tage mit Paulus die Märtyrerkrone erworben. Ueber das Todesjahr, wie über den Todestag ſchwanken die Meinungen (Henschen Act. Sanct. April. T. I. Panebroch propyl. ad Act. Sanct. Maji. Pearson annal. Paulin. p. 25.) Daß Paulus zur Zeit der Neronianiſchen Chriſtenverfolgung gelitten, bezeugen Euſebius (H. E. II, 25.), und Lactanz (de mort. persecut. c. 2.) Die alte Meinung, daß ſie durch das ganze römiſche Reich ſich erſtreckt habe, nimmt Mosheim (K. G. I.) gegen diejenigen in Schutz, welche ſie auf die Grenzen der Hauptſtadt einſchränken. Auch das Jahr, in welchem die Verfolgung ihren Anfang genommen, iſt ſtreitig (Pagi crit. annal. Baron. I. p. 85.)

jährliche Illumination*) der Peterskirche an dieſem Feſttage wie folget: „Es war um die Zeit des **Ave Maria**, als wir auf dem Petersplatz ankamen. Die Lampen ſtrahlten ſchon ſeit einer Stunde ein Lichtmeer aus, jede einzelne hatte die Geſtalt einer Feuerkugel. Millionen Lichter ſpiegelten ſich, als wir den **ponte St. Angelo** paſſirten, in der Waſſerfläche der Tiber ab. Die unzähligen Carroſſen, die eine unüberſehbare Zeile bildeten, hinderten unſere Schritte; endlich erreichten wir aber doch den Platz vor der Kirche. Das Ganze dieſes immenſen Gebäudes, die Säulen, Capitäle ꝛc., der hohe Dom, der ſo ſtolz in die Wolken greift, Alles leuchtete im Feuer. Von der **Trinita de' Monti** aus überblickt, iſt die Wirkung unbeſchreiblich. Man glaubt einen in der Luft ſchwebenden Feuerpallaſt zu ſehen. Nun begann auch die Exploſion der Feuerſchlünde auf St. Angelo, ein Getöſe, das dem Ausbruch eines Vulkans gleich kam. Rothe Feuerſtrahlen ſchienen ihren Lauf nach dem Himmel zu richten. Hunderte von feurigen Rädern wälzten ſich mit ſolcher Schnelligkeit durch die Luft, als würden ſie von Dämonen in Bewegung geſetzt; feurige Cascaden nahmen ihren Weg in die Wolken. Das ganze Himmelsgewölbe ſchien ein einziges feſtes Lichtmeer, das unzählige Sonnen und Sterne erſt von der Erde zu empfangen im Begriffe war. Den Schluß dieſes pompöſen Feuerwerkes bildete ein Schauſpiel, welches allein eine treue Vorſtellung von dem allgemeinen Weltbrand am Ende der Tage zu geben im Stande war.“

Wenn der eigentliche Todestag des Petrus nicht ermittelt werden konnte, was beſtimmte wohl, ſein Feſt auf den Ausgang des Junius anzuſetzen? etwa weil der Sohn des Jonas *) als Schutzpatron Roms an die Stelle des heidniſchen Janus gerückt — den Schlüſſel hat er ohnehin mit ihm gemein, und die Barke auf den alten Janusmünzen konnte hier in den Nachen des ehemaligen Fiſchers, der aber nun ein Seelenfiſcher geworden, umgewandelt ſeyn — wegen des Beſchneidungsfeſtes Chriſti **) am Jahresanfang ſeinen Platz im entgegengeſetzten Solſtitium angewieſen bekam? Den erſten Juli überging man abſichtlich, weil man in dem Junius — den auch Gebelin, mit dem Majus vergleichend ***), als die Verjüngungsperiode

---

*) Sie erſetzt den Römern die ihnen mangelnden Johannisfeuer.

---

*) Petrus hieß eigentlich Simon und war ein Sohn des Jonas, daher Bar Jona genannt. Sein Beinamen lautete Kephas, welches Wort aus dem Syriſchen ins Griechiſche übertragen: Petrus (πετρος Fels) lautet, daher das Wortſpiel, welches ihn zum Fels der Kirche erhob, und nach Jeſu Tode allmählich der Name Petrus ſo vorherrſchend war, daß der eigentliche Name in den Hintergrund trat.

**) Muß doch ſelbſt ein Marienfeſt (25. März) dem Oſterfeſte weichen, ſo oft es mit ihm zuſammenfällt!

***) Seine Worte lauten: La premiere de toutes les années, la plus ancienne dont on ait quelque connoissance, s'ouvroit au mois de Juin. (Wenigſtens in Aegypten und Griechenland eröffnete man das Jahr im Sommerſolſtiz). De-là le nom même de ce mois *Junior*, le plus jeune, qui se renouvelle; tandis que celui qui le précede est le mois de Mai ou *major*, l'ancien. Darum galt auch der Mai noch den Römern als Todtenmonat, in welchem die Heirathen (die Anläſſe neuer Schöpfungen) nicht geriethen, weil der Mai das Ende der alten Zeit, als Todtenmonat durch das Lemurenfeſt bezeichnet. Die Frage, warum am 29. Juni und nicht ſchon am der Zeit bezeichnet — an den „**Janus Junonius**“ des Macrobius (Sat. I., 9) erinnern wollte, wodurch Creuzer verleitet wird, den Janusſchlüſſel auch für den Nilſchlüſſel des (dem Janus Cluſius verwandten) Serapis zu halten, denn Janus iſt der Gott des Jahresſegens, der die Schleußen des Waſſerreichs öffnet, und bekanntlich überflutet der Nil im Junius die Ebenen Aegyptens. Der Schlüſſel iſt aber auch ein Himmelsſchlüſſel, jener des Janus öffnet die Thore des Auf- und Niedergangs auf der Jahresbahn, welche auch die Bahn der durch den Thierkreis wandernden Seelen (Sterne) iſt — ihr Eingang in das Sonnenwendenthor des Krebſes iſt ihre Einpuppung in die Materie, ihre Rückkehr durch das Sonnenwendenthor des Steinbocks iſt die Befreiung von den Feſſeln des Leibes, Erſtere eine Anſpielung auf die im Juni erfolgende Abnahme des Lichts, das erſt im Januar wieder zunimmt — und wie die Sonnenwenden durch zwei Pforten (des Aus- und Eingangs der Seelen) verbildlicht ſind, ſo hatte auch der Janustempel zwei Thore. Darum iſt Janus, wie Mercur, Seelenführer, denn er führt die Seelen in den Mondkreis herab aus den höhern himmliſchen Wohnungen, daher er die erſte Münze geprägt — den Obolus, den man den Todten für den Charon mitgab, die Todten ſind hier die abſterbenden Tage, die einzelnen Theile des rückwärts ſchreitenden Jahrs — und auf ſie das (Todten-) Schiff (des Charon) angebracht hat. Aber Janus iſt nicht nur Cluſius, d. i. der Schließer (in der Todtenſtadt Cluſium), ſondern auch

---

24. die Kirche das Solſtitialfeſt beging, beantwortet ſich von ſelbſt durch die Vergleichung des 1. Januar mit dem Weihnachtsfeſt, und dieſes mit dem Johannisfeſte.

Patulcius, d. h. der Eröffner, er iſt utriusque januae coelestis potens, wie Macrobius anmerkt. Der Schlüſſel des Hades verwandelt ſich in einen Himmelsſchlüſſel, und da Petrus nicht nur bindet, ſondern auch löſet, ſo iſt er Himmelspförtner. Auch bei ihm vermißt man nicht das Schiff. Man findet es auf Münzen der Päpſte Nicolaus V., Alexander VI. und einiger ihrer Nachfolger, aber früher ſchon bemerkte man es mit dem fiſchenden*) Apoſtel im Fiſcherring, den die Päpſte ſeit dem 12. Jahrhundert zur Verſiegelung ihrer Breven brauchten. Der Hahn ſteht nicht nur dem Mercur und Janus zur Seite, ſondern auch dem Petrus, im Heidenthum mag er die neue Zeit angekündigt haben, hier das ewige Licht, welches den Seligen nach der Erdennacht anbricht. Der (Sonnen-) Stab des Janus (Ovid. Fast. 1, 99.) verwandelte ſich in den biſchöflichen Krummſtab. Endlich, damit auch der Janus *Geminus* des Macrobius (Sat. 1, 9.) nicht vermißt werde, mußte Paulus — obſchon er nicht unter die von Jeſus gewählten Zwölfe gehört — mit Petrus vereinigt werden; nicht allein durch das Feſt, ſondern auch auf allen Bildniſſen.

---

*) Mehrere Exegeten halten den Fiſchzug Petri (Matth. 4, 18—20) für eine ſagenhafte Ausſchmückung der von Johannes und Matthäus erzählten Berufung der beiden Männer, da es ſich nicht wohl denken läßt, daß Jeſus dieſelben, nachdem er ſie ſchon zu ſeinen Jüngern berufen hatte, noch durch ein Wunder zu ſeiner Nachfolge habe anreizen mögen, wie wenn ſie ihm noch ganz fremd geweſen wären. (Strauß „Leben Jeſu“ §. 70). Außerdem vergl. man hier das S. 97. über die Fiſchpredigt des heiligen Antonius Beigebrachte.

30. Juni.

Pauli Gedächtniß wurde von dem vorhergehenden Tag auf den heutigen verſchoben, damit der Papſt — welcher an dem Feſte der beiden vornehmſten Apoſtel den Kirchendienſt ſelbſt verſteht — nicht zwei Meſſen an Einem Tage leſen müßte.

Heute begeht die katholiſche Kirche auch das Feſt der Lucina, einer römiſchen Matrone, welche nach Einigen unter Nero, nach Andern unter Diocletian gelebt haben ſoll. Daß ſie als Märtyrerin geſtorben, wird von Vielen beſtritten, Alle ſtimmen aber darin überein, daß ſie die einzige Heilige ihres Namens ſey. Nun, **Juno** *Lucina* war ja auch eine römiſche Matrone, und ebenfalls die Einzige, an welche kreißende Frauen ihre Gebete richteten, damit ſie die Geburt an's Tageslicht (**ad lucem**) fördere. In dieſem Sinne hieß auch Diana: Lucina, weil ſie gleich nach ihrer Geburt der Mutter bei der Geburt ihres Zwillingsbruders Hebammendienſt geleiſtet. Der **Diana** gehört der (Erymanthiſche) Eber, von welchem (vgl. S. 376) der Junius im Orient: „Schweinsmonat" heißt. Die Hebamme Diana war aber, ihrem Amte unbeſchadet, eine jungfräuliche Göttin, wie Juno's Schweſter, die römiſche Veſta ebenfalls, in deren Tempel man das römiſche Palladium, d. i. die Bürgſchaft für die Fortdauer der Generationen, aufbewahrte *), und an deren Feſte **) Eſel mit Kuchen, welche der Fruchtbarkeit-

---

*) Das Faſcinum wurde von den Veſtalinnen unbeſchadet ihrer Keuſchheit verehrt (**Plin. XXVIII. 4, 7**).

**) Am 20. Junius, anſtatt am 24. oder 30., wie ja auch die Saturnalien ſchon am 352. Tag, anſtatt ſpenderin geopfert, durch die Stadt geführt wurden, auf welchen die Figur des Zeugegliedes eingedrückt war, Beweiſes genug, daß auch die keuſche Veſta eine Lucina in dem obigen Sinne des Wortes war, obſchon als Feuergöttin auch im buchſtäblichen Verſtande.

---

wie das Weihnachtsfeſt am 359. oder 360., oder wie das Neujahr am 366. oder 1. Tag des neuen Jahrs, gefeiert wurden. Der Eſel am Feſte der Veſta ſoll an die Eſelzwillinge im Sternbilde des Krebſes erinnern, in welchem Zeichen die Sonne im Junius weilt.

Juli.

Sinndeute des Monatszeichens:

„der Löwe.“

> Tuque pater (Jupiter) cum Matre
> Deum regis ipse *Leonem*.
>
> *Manilius.*

Wenn man das hier vorgeſetzte Motto berückſichtigt, ſo wundert man ſich, wie Jupiter, der als Planet den Monat des „Schützen“ regiert, von den Römern in den Julius verſetzt wird — welchem die Aſtrologen die „Sonne“ vorſetzten — und von welchem auch nicht bekannt iſt, daß irgend ein Cultus den Löwen als ſein Lieblingsthier bezeichnet hätte. Beachtet man aber, daß die Hellenen im Julius dem Zeus Hekatomben opferten, wovon der Monat: Hekatombäon genannt, und daß ſie mit dieſem das Solſtitialjahr eröffnend, die Reihe der Monate zu zählen begannen, ſo konnten die zwölf Götter keinen andern an ihrer Spitze erwarten, als den Göttervater, Jupiter ſelber. Aber in dieſem Monat nehmen die Nächte wieder zu, die finſtere Jahrhälfte beginnt, die Sonne flüchtet gleichſam in die ſüdliche nächtliche Hemiſphäre, deren irdiſches Abbild Latium, d. i. das Land des Verborgenſeyns, des Latentſeyns; darum heißt es: fünf Tage oder ſechs habe ſich Jupiter in Latium verborgen, nämlich in den Schalttagen, die das alte Jahr abſcheiden. Dieſe wurden, da Geſchäfte während dieſer Zeit nicht proſperiren ſollen, mit Spielen zugebracht, in Elis in jedem vierten Jahr mit den olympiſchen, in Rom mit den circenſiſchen; Jupiter hieß nun Latinus (Verborgener), ſeine Gemahlin Latuinia (Lavinia), Tochter des

Latinus von Latium. Einen Monat früher, im Junius (mensis Junonius) — wo die Regenzeit eintritt, daher dieſer Monat dem feuchten Monde gewidmet, der die Dünſte anzieht und in Regen verwandelt — war ſie noch Kreuſa, d. i. die Herrſcherin (des Monats) geweſen, und Jupiter ein Kreon. Im Brand von Troja war ſie ihm entſchwunden, aber Troja war ihr Geburtsort, dort, wo die idäiſche Mutter verehrt ward, Cybele, die in einem Wagen von Löwen gezogene Göttermutter mit der Mauerkrone. Ihre S. 264 Anm. nachgewieſene Identität mit Aphrodite, die ja auch in Troas verehrt ward, macht es begreiflich, warum Kreuſas Sohn Aſcanius von Dido (wie Venus in Tyrus hieß), wie ihr eigener Sohn betrachtet wurde, und warum Euryleon ſein anderer Name, eine Löwenhaut ſein Ueberwurf, Julus ſein dritter Name, denn er, d. h. der Cultus des lateiniſchen Jupiter, nicht aber erſt der Dictator Cäſar, hatte dem Monat Julius ſeinen Namen gegeben. Der Löwe gehörte der Venus, weil ſie als Cybele mit dem Löwengeſpann fährt. Aphrodite iſt ja auch die Buhlin des „Löwen“ Ares und des Löwenreiters Dionyſus; wegen ihrer Identität mit Here*) iſt ſie auch Hero, die Geliebte des „Mannlöwen“ Leander, nicht die Prieſterin der Aphrodite, ſondern dieſe ſelber, und ihr Wellentod erinnert an die Waſſergöttin Ino, deren Sohn Learch, d. i. der „Löwe“ als „Fürſt“ oder Anführer der übrigen Monate, d. i. der Julius; der Löwenfellträger Hercules wird von der Juno geſäugt, der nemeiſche Löwe auf der Juno Geheiß von der Mondgöttin genährt (Hermanns Myth. III. S. 193), oder iſt ein Sohn der Diana (Müllers Dor. I. S. 442), denn der Sonnenmonat Julius folgt auf den Mondmonat Junius, und geht dem Mondmonat Auguſt vorher. Hero's und Leander's Waſſertod bedeuten die ſommerliche Regenzeit, oder die Nilüberſchwemmung in den Monaten des „Löwen“ (Leander) und der „Jungfrau“ (Hero). In der Sonnenwende ſtirbt die alte Zeit, lebt aber unmittelbar als neue wieder auf.

---

*) Ἥρη Ἀφροδίτη (Pausan. III, 13). Darum warten die Horen auch der Venus, und die Grazien der Juno auf.

Jupiter wird um dieſe Periode in Latium geſucht, und endlich (als wiedergebornes Jahr) gefunden. Er iſt dann Triumphator (Capitolinus), und die vier Sonnenroſſe ſind durch die vom Cultus auf dem Capitol dem Jupiter gefütterten Roſſe, die nur in den circenſiſchen Spielen thätig waren, verbildlicht. Phaethon, deſſen Sonnenwagen durch ungeſchickte Lenkung in's Meer ſtürzt, iſt ebenfalls das abſcheidende Jahr. Sonſt wurde dieſelbe Idee auch durch eine Himmelfahrt ausgedrückt, wie in der Sage des Elias, über deſſen Identität mit Jupiter ich an dem Eliastage (20. Juli) mehrfache Zeugniſſe beibringen werde. Hier ſey nur gelegenheitlich bemerkt, daß Elias, welcher den kranken König von Iſrael (2. Kön. 1, 2) zur Rede ſtellte, daß er ſich an das Orakel des Beelzebub, und nicht an ihn wandte, Jupiter muscarius (Beel-Zebub) war, der in dem Fliegenmonat Peſt und Seuche bringt, ſie aber auch abwehrt, daher auch απομυιος: Abwehrer der Peſtfliege genannt. Und 1. Kön. 17, 1. gibt den Elias als Jupiter pluvius zu erkennen; der im Wetter gen Himmel fahrende Elias, im feurigen Wagen mit feurigen Roſſen (2. Kön. 2, 11) iſt Jupiter tonans; Eliſa, der Erbe ſeines Geiſtes und ſeines Prophetenmantels, den die Kinder „Kahlkopf" ſchalten: Jupiter Calvus, denn nach der Sommerwende, wo die Tageslänge abnimmt, verliert der Sonnengott ſein Haar (d. h. die Strahlen, die Wärmekraft), wie Niſus beim Ovid und der „Sonnenmann" Simſon, deſſen Tag ebenfalls in den Julius (30ſten d. Monats) fällt. Eliſa iſt Elia, denn das Jahr ſtirbt in der Sonnenwende, aber nur ſcheinbar. Delila, die dem Simſon in den Locken ſeine Kraft abſchnitt, Delila iſt wie Ariadela (anderer Name Ariadnens) die ſpinnende Parze, die den Lebens- und Jahresfaden webt, aber auch durchſchneidet. Im Monat des Waſſermanns, wo die Tage an Länge zunehmen, hatte Theſeus im Namen der „Waſſermann" (ſ. S. 6 Anm.), Theſeus, der Sohn Neptuns, von Ariadnen den aus dem Labyrinthe leitenden Faden erhalten, damals ward die neue Zeit geboren. Wie aber Proſerpine in jedem Halbjahr den Gatten wechſeln muß, erſt dem Jupiter, dann dem Pluto (Jupiter Stygius) vermählt, ſo tröſtet

Bacchus, der aus bekannten Gründen in der Winterhälfte des Jahrs wie Pluto: „Zagreus“ heißt, die Ariadne für den ihr untreu gewordenen Theſeus. Dies geſchieht nach der Sommerwende, wo die feuchte produktive Jahrhälfte der austrocknenden unfruchtbaren weichen muß. Der Löwe, den man zuweilen auf Abbildungen als Reitthier des Bacchus oder neben ihm bemerkt, gibt ihn hinlänglich als den Regenten des Julius zu erkennen, in welchem die Traube reift. Heißt er aber Liber, ſo wird Ariadne, deren Krone nicht ein Geſchenk der Venus, ſondern Beweis, daß Ariadne die ebenfalls ſpinnende, älteſte Parze, Venus Urania ſelber war — in Corinth ſtellte man die Liebesgöttin mit dem Spinnrocken auf dem Haupte dar — zur Libera, alſo des Todtenrichters Minos Tochter wird zur Todtenkönigin Proſerpina, und der Tag, an welchem dieſe von Pluto entführt wird, wo Ariadne in die Höhle zu Naxos (Schlangeninſel) eingeht, wo „Ariadnens Krone“, das dem „Schlangenträger“ benachbarte Geſtirn untergeht, unſichtbar wird, iſt, da Ariadne von jener hellleuchtenden Krone in dem Sternverzeichniſſe Theons auch die „Perle“ (Margarita) hieß, im chriſtlichen Kalender zur h. Margaretha geworden, deren Feſt auf den 13. Julius*) fällt (in einigen Kalendern auf den 20.).

*

1. Juli.

Am Vorabend des Theobaldstags, um 8 Uhr Abends, begeben ſich zu Thann im Elſaßiſchen der Pfarrer, der Maire, der Friedensrichter und die übrigen Ortsvorgeſetzten, im Gefolge einer unzählbaren Volksmenge, mit brennenden Kerzen aus dem Münſter und zünden nach und nach drei vom Ortspfarrer geweihte ungeheuer große Tannen an, die, von oben bis in die Mitte herab geſchlitzt und mit Holzſpänen ausgefüllt, vor dem Kirchplatz aufgeſtellt werden. So wie die brennenden Splitter herabfallen, ſtürzt ſich das Volk darauf, um ſich derſelben zu bemächtigen. Jeder ſucht ein Stück Holz oder eine Kohle zu erringen, denn ſie ſollen wunderthätig wirken *). Wenn ſich nun die Menge in heiligem Eifer um die brennenden Reliquien ſtreitet, läßt man die Feuerſpritzen unter ſie hineinſpielen, bis die letzte Glut erloſchen und das Feſt ein naſſes Ende nimmt. — Das Stadtwappen ſchmückt noch jetzt eine Tanne, auch die alten Münzen, welche die Stadt ſchlagen durfte, tragen eine Tanne im Gepräge (**Golbery**, **Antiq. du Haut-Rhin**, Art. **Thann**). Ein Zeugniß für die Frömmigkeit dieſer Stadt liefert die Geſchichte. Gegen Ende des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts wurden nämlich in Thann gegen zweihundert Hexen verbrannt. Leider ſoll auf dem Scheiterhaufen ſich auch nicht Eine bekehrt haben! Eine Biographie des Heiligen iſt 1628 zu Freiburg im Breisgau, und 1777 in neuer Auflage erſchienen unter dem Titel: „**S. Theobaldus**, d. i. Summariſcher Bericht des Lebens, der Translation des Hochheiligthums und etlicher Wunderwerke des h. Himmelsfürſten Ubaldi, ſonſt gemeiniglich Theobaldi genannt, der löbl. Stadt und Herrſchaft Thann im Oberelſaß hochverehrten Patrons.“

---

*) Ptolemäus ſetzt den Untergang dieſes Geſtirns auf den 17. Juli an.

2. Juli.

Das Feſt der Heimſuchung Mariä, oder nach dem Millſtädter **Calendario** des 15ten Jahrhunderts „Unſer Frauen Beſuchung,“ weil Maria und Eliſabeth in ihren wunderbaren Schwangerſchaften zuſammen kamen — wurde 1378 von Urban VI. eingeſetzt, weil er der h. Jungfrau ein Feſt ihrer Heimſuchung der Baſe Eliſabeth zu ſtiften gelobt hatte, wenn er des von den Franzoſen aufgeſtellten Gegenpapſtes Clemens VII. los werden könnte.

---

*) Aus dieſer Ceremonie iſt erſichtlich, daß in manchen Gegenden — wie Neujahr anſtatt Weihnachten — der 1. Juli anſtatt des 24. Juni das Solſtitialfeſt iſt.

Am Abend dieſes Tages ſieht Madrid eine wunderliche Proceſſion, die mit vieler Pracht von den Schauſpielern der Hauptſtadt begangen wird. Ein in reiche altſpaniſche Tracht gekleideter Herold reitet mit der Fahne des h. Stephans an der Spitze des Zuges, in welchem noch viele andere buntgeſtickte Fahnen prangen, an denen Roſenkränze hängen, die vorher in der Kirche geweiht worden ſind, und von denen das Feſt: **Rosario de los Comicos** benannt iſt. Thaliens Prieſter und Prieſterinnen folgen in feierlicher Tracht, und viele Kerzen erhellen auf beiden Seiten den Zug, den zwei Muſikchöre mit wechſelnden Harmonien eröffnen und beſchließen. Eine Menge Zuſchauer ſtrömen aus allen Theilen der Hauptſtadt zuſammen und begleiten die feierliche Proceſſion, die Abends 9 Uhr durch die Straßen zu wallen beginnt, und nach 11 Uhr zur Kirche zurückkehrt. Bei dieſer Proceſſion erſcheint aber kein anderer Prieſter, als die Ordensmönche der Brüderſchaft von der — Todſünde (**la confradia del pecado mortel.**) Mit Kerzen in der Hand ziehen ſie an beiden Seiten des Zuges, erwecken durch unaufhörlich ſchellende Klingeln die wohlthätigen Herzen der Zuſchauer zu reichlichen Opfern, und rufen dabei aus: **para dicer la missa por aquellos, qui estan en pecado mortel,** d. h. um Meſſe zu leſen für diejenigen, welche in der Todſünde leben! (Morgenblatt 1820 Nr. 219).

3. Juli.

Anatolius, Biſchof zu Laodicea, ſtarb im Jahr 250. Sein Name bedeutet: „Aufgang“ (ἀνατολὴ ꝛc.

eines Geſtirns), und eben an dieſem Tage nimmt man an, ſteige der Sirius *) am Oſthimmel auf, und die Hundstage nehmen ihren Anfang.

4. Juli.

Ulrich (Udalrich), Biſchof von Augsburg, wo er im Jahr 962 der heil. Afra, der Schutzpatronin dieſer Stadt, eine Kirche erbaute. Daſelbſt beſchloß er 973 ſein Leben. In England pflegte man vor der Reformation, aus welchem Grunde? läßt ſich nicht ermitteln, Fiſche vor ſeinem Altar zu opfern.

5. Juli.

Zoe, Gemahlin des Nicoſtrat, wurde nach ſechsjähriger Blindheit vom h. Sebaſtian ſehend gemacht, wodurch ſie und ihr Gatte ſich veranlaßt fanden, den chriſtlichen Glauben anzunehmen. Als ſie an dem Grabe des Apoſtels Petrus betete, ward ſie aufgegriffen, in's Gefängniß abgeführt, dann an einem Baume mit ihren eigenen Haaren erhängt. Dieß geſchah unter der Diocletaniſchen Regierung.

6. Juli.

Goar, ein Zeitgenoſſe der fränkiſchen Könige Childebert und Sigebert, kam aus Guienne nach Deutſchland, und verrichtete ſo viele Wunder, daß er von Sigebert gegen ſeinen Willen zum Biſchof in Trier erwählt wurde. Da er aber in ſeiner Demuth ſich gegen die

---

*) In den Gegenden nördl. Breite erſt gegen Ende Auguſt ſichtbar.

Annahme dieſer Würde ſträubte, erbat er ſich von Gott eine lebenslängliche Krankheit, um vor der Uebernahme des ihm aufgedrungenen Kirchenamtes geſchützt zu ſeyn und — ſeine Bitte ward erhört.

7. Juli.

Willibald, erſter Biſchof zu Eichſtädt, von Geburt ein Angelſachſe, kam ſchon im fünften Jahre in's Kloſter, pilgerte ſpäter nach Jeruſalem, und wurde zuletzt Benedictiner. Ein ſpaniſcher Prieſter beredete ihn zu einer Wallfahrt nach Rom. Dort wurde er vom Papſt dem Heſſenapoſtel Bonifaz empfohlen, welcher ſeinetwegen das Bisthum Eichſtädt gründete.

8. Juli.

Kilian, deſſen eigentlicher Name Kyllena iſt, ein Irländer, kam im vorletzten Jahrzehend des 7ten Jahrhunderts mit eilf andern ausländiſchen Chriſten in das innere Deutſchland, namentlich nach Würzburg. Vermuthlich verſtand er ſchon Angelſächſiſch, und erlernte daher leicht die Landesſprache, denn Würzburg wurde damals noch zu Thüringen gerechnet. Um aber eine höhere Weihe zu erlangen, reiſte er im Jahr 686 nach Rom. Kilian fand, als er von Rom mit zwei ſeiner Begleiter nach Franken zurückkam, einen andern Landesherrn, Namens Gosbert, den er mit dem größten Theil ſeines Volkes für das Chriſtenthum gewann, doch daß er dabei nicht offen und redlich zu Werke ging, koſtete ihm das Leben. Gosbert hatte nämlich die Wittwe ſeines Bruders, Giſela, zur Gemahlin. Daß der Monarch dieſe Ehe als Chriſt trennen müſſe, hievon ſchwieg

Kilian, bis Gosbert getauft war, damit der zärtlich liebende Gatte nicht abgeſchreckt werde. Kilians Abſicht blieb der Gemahlin des Herzogs nicht verborgen. Da ſie vernommen hatte, daß ihr Gatte, obwohl unter vielen Seufzern, den Ermahnungen des Irländers nachzugeben beſchloß, ward ſie untröſtlich über die bevorſtehende Trennung. Auf ihr Anſtiften fiel daher (687 oder 689) Kilian mit ſeinen Gefährten durch Meuchlerhand, und wurde heimlich begraben. Die zu Kilians Verherrlichung geſchriebene Legende beginnt von hier aus in's Wunderbare hinüber zu ſpielen, darum brechen wir hier ab.

9. Juli.

Cyrillus, Biſchof zu Gortyna, auf der Inſel Creta, wurde in ſeinem 84ſten Jahre, weil er den Göttern nicht opfern wollte, zum Scheiterhaufen verurtheilt. Da aber, ungeachtet alles Holz ſchon verbrannt, er dennoch unbeſchädigt geblieben war, kündigte man ihm die Freiheit an, worüber er ſich ſehr betrübte, da er als Märtyrer zu ſterben wünſchte. Als der Richter dieſen ſeinen Wunſch erfuhr, ließ er ihn wieder gefänglich einziehen und enthaupten (240).

10. Juli.

Felicitas nebſt 7 Söhnen (Felix, Januar, Philipp, Alexander, Silan, Vital und Martial) ſtarben unter der Regierung Antonius den Märtyrertod, die Mutter wurde enthauptet (160), die Söhne aber theils mit bleiernen Schlegeln todt geſchlagen, theils von einem Felſen geſtürzt, theils auf andere Weiſe hingerichtet.

11. Juli.

An dieſem Tage wird ſeit dem Jahre 1624 in Palermo das Feſt der h. Roſalia gefeiert. Im Dom werden, ſobald die Nacht eingetreten iſt, 20,000 Wachskerzen angezündet, und der Caſſaro wird zu beiden Seiten mit einer Menge Lampenpyramiden erleuchtet, bis Mitternacht dauert das Gedränge der Fußgänger, dann dürfen die Kutſchen eintreten, die Fußgänger verlieren ſich, und über tauſend, theils glänzende, theils alterthümliche Kutſchen, rollen mit Damen im höchſten Staate die ſchnurgerade lange Straße auf und ab. Die Proceſſion ſelbſt beſchreibt Alexander Dumas in der Revue de Paris, 8. Mai 1842, wie folgt:

„Endlich verkündete eine Artillerieſalve, das Gemurmel, welches die Stadt durchlief und die Bewegung unter den Umſtehenden, daß der Wagen der h. Roſalia ſich in Bewegung ſetze. Bald erblickten wir ihn auch am Ende der Straße Caſſero, er rückte langſam und majeſtätiſch vor, gezogen von 50 weißen Ochſen mit vergoldeten Hörnern; das Gerüſte auf demſelben war ſo hoch wie die höchſten Häuſer*), und außer den gemalten oder von Pappe und Wachs nachgemachten Figuren, mit denen er bedeckt war, konnte er auf ſeinen zwei Stockwerken und auf einer Art Schiffsſchnabel, der weit vorſtand, 150 Perſonen enthalten, die theils alle möglichen Inſtrumente ſpielten, theils ſangen, theils Blumen umherſtreuten. Obwohl dieſes ungeheure Gerüſte größtentheils nur aus Flitterwerk beſtand, ſo war es doch ungemein impoſant. Unmittelbar nach dem Wagen kamen die Reliquien der heil. Roſalia, in einem ſilbernen Schrein eingeſchloſſen und von etwa zwölf Perſonen getragen, die ſich ablösten und einen watſchelnden Gang annahmen. Ich fragte nach dem Grunde dieſer ſeltſamen Sitte, und man antwortete mir, ſie komme daher, weil die heilige Roſalia ein wenig gehinkt habe. Hinter dieſem Schrein zeigte ſich ein noch viel ſeltſamerer und unerklärlicherer Anblick, etwa 40 Perſonen trugen die Reliquien des heil. Jakob und des heil. Philipp, und ließen damit bald ſehr ſchnell, bald hielten ſie plötzlich inne. Durch dieß Anhalten gewinnen ſie einen Zwiſchenraum von etwa 100 Schritten zwiſchen den Reliquien des heil. Jakob und des heil. Philipp und denen der heil. Roſalie. Sobald ſie ſoviel Raum vor ſich haben, laufen ſie in möglichſter Schnelligkeit vorwärts. Dieß gründet ſich auf die Sage, daß das Vorübertragen dieſer Reliquien einſt einem Brande Einhalt gethan; wo derſelbe am ſtärkſten war, brauchte man nur einige Minuten ſtehen zu bleiben, wo der Brand ſchwächer war, genügte das langſame Vorbeitragen. Nach den Reliquien des heil. Jakob und Philipp kamen die des heil. Nikolaus, von etwa zwölf Menſchen getragen, hinter dieſen eine große Volksmenge ohne beſtimmte Ordnung. Dieſer Triumphzug, der gegen Mittag begonnen hatte, nahm erſt gegen 5 Uhr ein Ende; dann circulirten die Wagen auf's Neue, und die Spazierfahrt auf der Marina*) begann wie gewöhnlich."

---

*) Ein anderer Touriſt gibt dem Gerüſte 70 Fuß Länge, 80 Fuß Höhe.

---

*) Hier ſpiegeln ſich die Felſen des Monte Pellegrino in der Glut zweier großen Feuerwerke.

Lebensgeſchichte dieſer Heiligen.

Roſalie war die Tochter des Grafen Sinibald, welcher am Hofe des Königs Roger von Neapel lebte. Roſalie vereinigte Schönheit und Keuſchheit in ihrer Perſon, daher beſchloß ſie, heimlich den verführeriſchen Hof zu verlaſſen, und ſo begab ſie ſich in eine Grotte des Monte Pellegrino, welcher unfern von Palermo wild und ſchroff ſich erhebt. Fünf Jahrhunderte nach dem Tode der frommen Einſiedlerin (im Jahr 1624) wüthete die Peſt in Palermo. Da kam ein Mann vom Berge herab und verkündigte: eine himmliſche Erſcheinung habe ihm die Grotte angezeigt, wo ohne Begräbniß die Gebeine der heil. Roſalie ruhten, und fügte hinzu, daß an die Einbringung der heiligen Gebeine nach Palermo das Aufhören der Seuche ſich anknüpfe. Alsbald verfügten ſich die Behörden und die Geiſtlichkeit von Palermo nach dem bezeichneten Orte auf dem Monte Pellegrino und die Reſte der vergeſſenen Heiligen wurden nach Palermo zurückgebracht. Nach ihrer Grotte wurde eine Straße, **la Scala**, angelegt, die in 15 Windungen — daher ihr Name — bis auf das Plateau des Berges führt. Die Grotte ſelbſt wurde von einer Reihe Gebäuden umſchloſſen, die mit ihr einen Hof bilden, und worin die Mönche wohnen, deren Beruf iſt, auf dem verehrten Grabe unabläßig zu beten. Eine mit Weihgemälden und prächtigen Spenden angefüllte Kapelle öffnet ſich gegenüber der Grotte am andern Ende des innern Hofes, deſſen Hintergrund die ſtarre Felſenwand iſt. Kleine Quellen rieſeln aus den Spalten des Berges, der durch ſeine ſchauerliche Größe imponirt, aber ſeine Berühmtheit verdankt er der heil. Roſalie.

Oft ſchon ſoll dieſe Heilige Sicilien vor den Einfällen der Seeräuber geſchützt haben. Am bekannteſten iſt die hieher gehörige Sage vom Piraten Zampa. Dieſer wagte es, an der Küſte Siciliens zu landen, und zwar an einem Orte, wo der Landespatronin eine ſehr ſchöne Marmorſtatue errichtet war. Als nun das Schiffsvolk dieſes Bild erblickte, fühlte es ſich von banger Ahnung ergriffen und wagte es, den Anführer zu bitten, daß er die Inſel wieder verlaſſen oder mindeſtens an einem andern Punkte landen möge. Zampa lachte der Furcht ſeiner Gefährten. „Die ſchöne Heilige,“ rief er ſpottend, „wird euch nichts anhaben, und damit ihr ganz ruhig ſeyn könnt, will ich mich mit ihr verloben.“ Darauf zog er einen Ring vom Finger, nahte ſich der Heiligen, und ſteckte ihr ihn an die Hand. Aber das Marmorbild erfaßte die Seinige und hielt ſie feſt. Vom Schrecken gelähmt, ſtürzte er todt zu den Füßen der Marmorbraut nieder, und entſetzt flohen die Räuber davon.

12. Juli.

Heinrich II., deutſcher Kaiſer, konnte, da er, wie Conſtantin, Karl der Große und Kanut von Dänemark, keinen Martyrertod erlitt, wie dieſe Fürſten, nur ſeiner Begünſtigung der Geiſtlichkeit die Ehre der Heiligſprechung zu verdanken haben. Wirklich hatte ihm auch ſeine gränzenloſe Freigebigkeit gegen die Kirche den Beinamen „Mönchsvater“ verſchafft *). Seine Verſchwendung in dieſer Hinſicht war unbe-

---

*) *Cod. diplom. Laurisheim.* I. p. 153: „Henricus Rex tanto religionis amore ducebatur, ut *Monachorum pater* appellaretur.“

ſchränkt. Jede Kirche in ſeinem weiten Reiche wußte von ſeiner Wohlthätigkeit zu ſprechen. Mitunter ſcheint ihm das unaufhörliche Gebettel doch läſtig geworden zu ſeyn, denn er drohte dem Biſchof von Paderborn mit der göttlichen Ungnade, weil er ihn zum Schaden des Reiches immer zu plündern ſuche. „Glücklich biſt du,“ erwiderte der Biſchof, „für irdiſches Gut die ewige Seligkeit eintauſchen zu können.“ Ditmar von Merſeburg erzählt im mißbilligenden Tone, daß ſeine Kirche, von ſo vielen königlichen Beſitzungen in Thüringen, kaum ein Paar Bauernhöfe erhalten habe. Seine Bemerkung iſt treffend, wenn die Gabe in Berechnung mit andern Bisthümern kommt, wo Ditmar nicht vergißt, die Anzeige zu machen, was jeder Biſchof für ſeine Kirche zu erwerben gewußt, z. B. Arnold von Halberſtadt iſt geſtorben, dem h. Stephan hat er erworben 1200 Bauernhöfe und gar vieles Andere an Mühlen, Wäldern, Salinen! (**Annal. Saxon. a. 1023**). Heinrich ſtarb zu Grona am 13. Juli 1024, in ſeiner Lieblingsſtiftung Bamberg wurde er begraben, von der geſammten Geiſtlichkeit innig betrauert. Mit ſeiner andächtigen Gemahlin, Kunegunde von Luxemburg, lebte er in jungfräulicher Ehe, welche Enthaltſamkeit ihm nicht ſchwer fiel, da ſein Körper ein ganzes Magazin von Krankheiten bildete. Hinkend auf einem Fuße, war er von Jugend auf, daher ſein Beiname **Claudus** in den Geſchichtsbüchern; aber ſpäter entwickelten ſich in ſeinem Innern andere Uebel. Von der angebornen Kolik hatte er ſo zu leiden, daß er auf Reiſen lange liegen bleiben mußte, hierzu kam noch der Steinſchmerz und die fallende Sucht. Da mußten die Liebesgedanken wohl verſchwinden, und die Andacht konnte um ſo leichter befeſtigt werden. Seine Gemahlin fügte ſich in dieſe Enthaltſamkeit mit chriſtlicher Entſagung, doch verſicherten Hofleute, bisweilen im Halbdunkel einen ſtattlichen Rittersmann in ihre Gemächer aus- und eingehen zu ſehen. Das Gerücht wurde laut, ſeiner Ehre wegen mußte der Monarch ſich entſchließen, die Angeklagte der Feuerprobe zu unterwerfen. Ueber glühende Pflugſcharen ſchritt ſie unverletzt mit bloßen Füßen*). Noch höher verehrte ſie von nun an der überzeugte Gemahl, die Erſcheinung des Ritters war teufliſches Blendwerk geweſen, und ſie ſteht da als erklärte Heilige. Sie überlebte ihren Gemahl und ſtarb in dem von ihr geſtifteten Kloſter Kauffungen im Geruche der Heiligkeit.

13. Juli.

Margaretha, aus der Stadt Antiochia in Piſidien gebürtig, war die Tochter eines Götzenprieſters; aber von ihrem Vater, als mutterloſe Waiſe, einer Frau, 15 Meilen von ſeinem Wohnorte, zur Auferziehung übergeben, wurde ſie dort, im Umgange mit Chriſten, zum Abfall von der väterlichen Religion beſtimmt, weshalb ihr Vater einen Haß auf ſie warf und ſie zum Hüten der Schweine zwang. In dieſem Zuſtande traf ſie einſt Olybrius, Feldherr des Kaiſers Aurelian, und ungeachtet ſie im ſchlechten Gewande einer Bäuerin vor ihm ſtand, blendete ihre Schönheit dennoch ſo ſehr, daß er ihr, unter der Bedingung ihrer Rückkehr zum Heidenthum, ſeine Hand antrug. Weil ſie aber weder gütliches Zureden noch Drohungen achtete, wurde ſie mit Ruthen geſtrichen, und als dieß nichts fruchtete, mit eiſernen Zacken geritzt, der h. Geiſt heilte jedoch ihre Wunden. Als ſie in einem Keſſel erſäuft werden ſollte, erſchien ihr der h. Geiſt abermals in Geſtalt einer Taube und tauchte ihren Kopf unter — denn ſie war noch nicht getauft — ſogleich lösten ſich ihre Bande, und ſie ſtieg wohlgemuth aus der Kufe, um eine erbauliche Rede an das Volk zu halten. Darauf wurde ſie aber enthauptet (375). Als in den Kreuzzügen die Franzoſen Antiochien eroberten, brachten ſie ihre Reliquien nach Frankreich.

---

*) Die Vorbeugungsmittel gegen Brandwunden bei Beſtehung der Feuerprobe waren ſo wenig ein Geheimniß, daß in vielen Fällen Inculpat vor der Handlung eidlich verſichern mußte, ſich keines Zaubermittels zu ſeinem Schutze zu bedienen.

Da in einigen Kalendern ihr Gedächtnißtag als der 21. Juli angeſetzt iſt, ſo wird wohl die mittlere Zeit zwiſchen dem 13. und 21., d. h. der 17. Juli als ihr Tag angenommen werden dürfen. Auf dieſen fixirte der Ptolemäiſche Kalender (Petav. Uranol. III, p. 51) den Untergang des glänzenden Sternbildes: die Krone Ariadnens („Lucida Boreae corona occidit mane“). Nun aber bedeutet Margarethe eine Perle (μαργαρίτης), alſo eine Anſpielung auf den Glanz jenes Geſtirns, welches daher mit Recht *Lucida* corona und von Cäſius Margarita genannt wird. Folglich dürfte obgenannter Olybrius der Gott Liber ſeyn, welcher die Ariadne wegen der Untreue des Theſeus zu tröſten ſuchte. Denn da das Todesjahr Margarethens (wie ihr Todestag) verſchieden angegeben wird — von Einigen 275, von Andern 361 — und überhaupt ihre Perſönlichkeit in großes Dunkel gehüllt iſt, ſo wird man, bis unzweideutige geſchichtliche Beweiſe ihrer Exiſtenz aufgefunden werden, dieſe Heilige für Ariadne halten dürfen. Und da Ariadne urſprünglich nur ein Prädicat der Aphrodite war, welche mit Bacchus Liber den Priap zeugte, daher wird Margarethe von den Schwangern angerufen.

14. Juli.

Bonaventura, Cardinal und Biſchof zu Albano, Biograph des Franz von Aſſiſi, deſſen Orden er angehörte und reformirte († 1275). Man erzählt von ihm, daß er, im Gefühl ſeiner Unwürdigkeit, die Hoſtie nicht habe genießen wollen, da habe ſie ihm ein Engel, während der Meſſe, mit eigener Hand in den Mund geſchoben. Auch rühmt ihn die Legende als Geburtshelfer — freilich durch die Kraft des Gebetes.

15. Juli.

An dieſem Tage ſoll der Heiland die Apoſtel in alle Welt ausgeſendet haben, daher in den Kalendarien des 10. Jahrhunderts der **Apoſtel-Theilung** zuerſt unter dem Namen **Festum discipulorum Christi** (Feſt der 72 Jünger) gedacht iſt, in einer ſächſiſchen Chronik (bei Leibnitz **Access. hist. P. I. p. 276**): **Festum de dispersione Apostolorum**: „Zwölf Boten Tag.“

An dieſem Tage feiert man in England das Gedächtniß des h. **Swithin**, Biſchofs von Wincheſter, Prieſter des Königs Egbert (865). Wie Medardus in Deutſchland, ſo gilt Swithin bei den Britten als Regenheiliger. Man glaubt nämlich, von dieſem Tage an regne es ununterbrochen 40 Tage:

In this month is St. Swithins day,
On which, if that it rain, they say
Full forty days after it will,
Or more or less, some rain distill.

Eine Variation lautet:

St. Swithins Day if thou dost rain,
For forty days it will remain,
St. Swithins Day if thou be fair,
For forty days 'twill rain na mair (no more.)

Der Dichter Gay kleidete in ſeiner Trivia dieſe Witterungsregel in folgende Reime:

How if, on Swithins Feast the welkin lours,
And ev'ry pent house streams with hasty show'rs,
Twice twenty days shall clouds their fleeces drain,
And wash the pavements with incessant rain.

Und der Satyriker Churchill:

July, to whom the dog-star in her train,
St. James gives oisters, and St. Swithin rain.

Dieſer Glaube erklärt ſich aus dem engliſchen Klima, es hat alſo auf die Witterung anderer Länder dieſer Heilige eben ſo wenig einen Einfluß als der h. Medard auf jene von London. Die ſtets geſchäftige Sage ſuchte die von Swithin angeblich verurſachte 40tägige Regenzeit durch folgende von ihr erdichtete Begebenheit zu erklären: Dieſer Heilige ließ ſich auf dem Kirchhof vor der Kathedrale ſeines Biſchofsſitzes begraben, nach 100 Jahren wollten ihm die Prieſter eine größere Ehre erweiſen, indem ſie ſeinen Leichnam in die Kathedrale zu tragen verſuchten. Sie begannen ihre Arbeit am 15. Juli, wurden aber daran durch einen Regen gehindert, der immer wieder begann, ſobald ſie Hand anlegten. Dieß währte 14 Tage, worauf ſie ihren Verſuch aufgaben.

16. Juli.

Im proteſtantiſchen Kalender findet man auf dieſen Tag Ruth verzeichnet. Was konnte der Moabitin, die uns nur durch die Liſt bekannt iſt, mit welcher ſie ſich die ungeſetzlichen Umarmungen des Boas verſchaffte, einen Platz unter den Heiligen errungen haben? Etwa der Umſtand, daß ihr Name ſchon im Geſchlechtsregiſter des Heilands prangt? Nun dieſe Ehre theilen ja dort auch mit ihr die Huren Thamar (1 M. 38, 15.) und Rahab (Joſ. 2, 1.) und die, obſchon von David, dem „Mann nach dem Herzen Gottes“ zum Ehebruch mit ihm gezwungene, Bathſeba. Und dieſe vier ſind die einzigen Frauen, welche in der Genealogie Jeſu namhaft gemacht ſind! Was konnte den Evangeliſten bewogen haben, ſo zur Unzeit ihr Gedächtniß zu feiern? Gewiß wollte er die Juden, welche Jeſu die uneheliche Geburt vorwarfen, gelegenheitlich daran erinnern, daß es auch dem Glanze Davids und Salomos keinen Abbruch gethan, daß Erſterer von der Ruth abſtammte, der Andere ein Sohn der Bathſeba war. Aber auch Thamar und Rahab erſcheinen bei den rabbiniſchen Schriftſtellern in einem günſtigen Lichte. In **Genesis Rabba fol.** 85 col. 6. beweiſt Samuel, Sohn Nahama's, aus Jer. 29, 11. „Obſchon Juda nur fleiſchliche Gedanken hatte, als er mit der Thamar, ſeiner Schwiegertochter, Blutſchande trieb, ſo wird es ſich dennoch fügen, daß aus dieſer Verbindung einſt das Licht des Meſſias hervorgehen wird.“ Fragt man, durch welche Tugenden Thamar ſich eines ſolchen Glückes würdig machte, ſo antwortet der Talmud (**Megilla fol. 10** col. 6) darauf: „Weil ſie im Hauſe ihres Schwähers ſtets verſchleiert ging, ſo daß Juda ſie nie vom Geſichte kannte.“ Ebendaſelbſt fol. 14 col. 1 findet man die Propheten Baruch und Jeremias unter der Nachkommenſchaft der Thamar, deren Verdienſt darin beſtand, durch Verrath dem Joſua den Beſitz Jericho's in die Hände geſpielt zu haben, welcher zur Belohnung ſie zu ſeiner Gattin erhob (Kimchi's Comm. zu Joſ. Cap. 6.). Endlich weiſſagt auch der Talmud (Sanhedrin fol. 93 col. 6), daß von der Ruth ſechs Gerechte abſtammen ſollten: David, Daniel, Chananja, Miſchael, Azaria und — der Meſſias. Man ſieht aus dieſer Rückſichtnahme des Evangeliſten auf jüdiſche Vorſtellungen, daß er nur für Judenchriſten ſchrieb, die ſchwerlich eine andere Sprache im apoſtoliſchen Zeitalter als die aramäiſche verſtanden, woraus man weiter folgert, daß das Matthäusevangelium in ſeiner jetzigen Geſtalt nur eine griechiſche Verſion, vielleicht bloß eine freie Bearbeitung des verloren gegangenen aramäiſchen Originals iſt *).

---

*) Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß das Matthäusevangelium für die bekehrten Juden in hebräiſcher oder ſyriſcher Sprache verfaßt war, eine ganze Reihe von Kirchenvätern (Papias, Irenäus, Origenes, Hieronymus u. a. m.) bezeugen es, die Katholiken glauben es, und die proteſtantiſchen Kritiker Caſaubon, Grotius und Voſſius räumen es ein. Aber dieſes hebr. Original iſt höchſt unerklärlich verloren gegangen, und man muß die Treue der erſten Kirchen anzweifeln, die die unvergültigte Ueberſetzung irgend eines ungenannten Griechen vorgezogen haben. Erasmus, der den griechiſchen Text als Original-Evangelium ehrt, beraubt ſich des Zeugniſſes, welches daſſelbe für das Werk eines Apoſtels erklärt (ſ. Wetſtein Prolegom. in Nov. Test., und Simon Hist. Crit. III, 5—9. p. 47—101).

17. Juli.

Alexius, Sohn eines römiſchen Rathsherrn, wählte freiwillige Armuth und Keuſchheit, und lebte lange Zeit als Bettler unerkannt im — Vaterhauſe. Kurz vor ſeinem Tode (17. Juli 390) hörte man eine Stimme in der Kirche, daß derjenige, welcher im Hauſe des Euphemian — ſo hieß des Alexius Vater — für die Erhaltung der Stadt Rom bete, verehrt werden ſollte. Als das Volk hinkam, war er ſchon todt, aber ein Zettel in ſeiner Hand verkündete ſeine ganze Lebensgeſchichte. Der Vater ließ ihn hierauf in einen Marmorſarg in der Peterskirche begraben.

18. Juli.

Wie die h. Felicitas und die Mutter der Maccabäer hatte auch Symphoroſa mit 7 Söhnen ſich dem Martyrertode geweiht. Dies geſchah auf Befehl des Kaiſers Hadrian (120), weil ſie den chriſtlichen Glauben angenommen. Am Eingang des Herculestempels wurde zuerſt die Mutter gemartert, an den Haaren aufgehängt, endlich, einen Stein am Halſe, ertränkt. Den andern Tag kam an die Söhne die Reihe, ſieben Pfähle wurden an demſelben Platze in den Boden geſchlagen, hierauf Crescens in die Gurgel, Julius in die Bruſt, Nemeſius ins Herz, Primitius in den Nabel, Juſtinus durch den Rücken, Marteus durch die Rippen und Eugenius von unten hinauf gepfählt. Aber der Symphoroſa Bruder, Eugenius, ließ die 8 Leichen auffangen und in der Vorſtadt begraben. Jetzt ſind ihre Reliquien in der Michaelskirche zu Rom.

19. Juli.

Argenius, ein Einſiedler, aus Rom gebürtig, wegen ſeiner in Conſtantinopel erworbenen Gelehrſamkeit am Hofe des Kaiſers Theodoſius I. auf Empfehlung des Papſtes zum Erzieher der Prinzen ernannt, aber von einem derſelben, welchen er eines Verbrechens wegen hart beſtraft hatte, mit dem Tode bedroht, floh er, von einer Stimme aus dem Himmel ermahnt, zu den Mönchen auf dem Berge Scetes. Sein Aufenthalt daſelbſt wurde erſt unter der Regierung des Kaiſers Arcadius bekannt, der ihn, obwohl vergeblich, an ſeinen Hof berief. Er beſchloß ſein nun der Beſchaulichkeit gewidmetes Leben auf dem Berge Stromos (390), nachdem er 25 Jahre Mönch geweſen, im 120ſten Jahre.

20. Juli.

Wer A ſagt muß auch B ſagen, nachdem nun der Prophet Elias, zufolge der h. Schrift, in einem feurigen Wagen mit feurigen Roſſen leiblich gen Himmel gefahren, alſo gar nicht geſtorben, handelte der Talmud (Berachoth fol. 58 col. a) ſehr conſequent, indem er behauptete: Elias habe keine Eltern gehabt, denn nur der iſt unſterblich, der nie geboren ward *). Schon ſein aus zwei Gottesnamen El und Jah zuſammengeſetzter Name ſpielt auf ſeine göttliche Natur an, er mochte alſo nur einen Scheinkörper während ſeines Erdenwandels angenom-

---

*) Eine mönchiſche Quelle läßt ihn aus dem Geſchlechte Aaron in Arabien geboren ſeyn, und gleich nach der Geburt von weiß gekleideten Männern in feurige Windeln wickeln.

men haben *). In dieſem Falle wäre die Bürgſchaft Caſſian's (Einricht. d. Klöſt.) für des Elias unverletzte Keuſchheit nicht ſo unbegründet. Die Rabbinen wiſſen, daß Elias der in der Schrift ſo oft vorkommende „Bundesengel" ſey, daher er bei jeder Beſchneidung anweſend; am Ende der Tage wird er auf dem Eſel, welcher dem Abraham das Holz zum Sohnesopfer nach Moriah trug, dem Meſſias vorreiten, daher er ſchon jetzt in jeder Paſſahnacht erwartet und in allen Familien ihm ein Becher Weines hingeſtellt wird. Wer aus dieſen Anzeichen noch nicht überzeugt iſt, daß Elias nicht geſtorben ſey, den machen wir auf ſeine Schickſale aufmerkſam; wie Apollo *ἀλευρομάντις* weiſſagte er aus dem Mehl (1 Kön. 17, 13); der Rabe, welcher dem Apollo Waſſer brachte, ſpeiſt den Elias (V. 6). Wie Aeſculap, Apollo's Sohn, erweckt er Todte; wie Ariſtäus, des Apollo anderer Sohn, beherrſcht er das Waſſerelement (vgl. 2 Kön. 2, 8. mit Virgils Gedicht v. Landbau 4, 360). Wie Zeus *ὅρκιος* ein Bundesengel, iſt er auch Jupiter pluvius als Regenbringer (1 Kön. 17, 1. 18. 41. 45. Jac. 5, 17.); „im Wetter," ſagen die ſlawiſchen Völker, war er einſt gen Himmel gefahren. Den Liedern der Serben zufolge ſind Blitz und Donner in ſeine Hand gegeben, er alſo auch Jupiter tonans. Die Kaukaſier nennen Elias geradezu den Donnergott. In ſerbiſchen Liedern heißt er: **gromownik Ilia** (Donnerer Elias). Auch die Armenier kennen ihn als ſolchen. Von einem, durch den Blitz Erſchlagenen, ſagen die Oſſeten: Ilia (alſo der Eichengott Zeus *ἴλιος*, der mythiſche Erbauer Iliums) habe ihn zu ſich genommen. Die Hinterbliebenen erheben ein Freudengeſchrei, ſingen und tanzen um den Leichnam, Alle ſtrömen herbei und ſingen: „Ellai, Ellai, Herr der Felſengipfel!“ Neben dem Steinhaufen des Grabhügels wird eine große Stange mit dem Fell eines ſchwarzen Ziegenbocks aufgerichtet, denn auf dieſe Weiſe opfern ſie dem Elias überhaupt. Sie flehen ihn um eine geſegnete Ernte an, und daß er den Hagel (der die Gewitter begleitet) fern halte (Klaproth Reiſ. in d. Kaukaſus II, 601. 606.). Schon der perſiſche Reiſende Olearius berichtet, daß die caſpiſchen Circaſſier am Eliastag Ziegen opfern und das Fell an einer Stange unter Gebeten aufſpannen (Erdmanns Archiv f. Rußland 1841 S. 429). Das iſt alſo die Ziege, welche der nordiſche Donnerer Thor vor ſeinen Wagen ſpannte, das iſt die Blitzziege Amalthea, aus deren Fell die Aegide verfertigt wurde, welche dem Donnerer Zeus αἰγιοχος über die Winterdämonen den Sieg verſchaffte. Dann iſt es natürlich, daß Elias in der Paſſahnacht erwartet wird, weil mit dem „Widder“ die „Ziege“ — deren heliakiſches Aufſteigen die Aequinoctialſtürme verkündet, auf welche die erſten Gewitter folgen — daſſelbe Sternbild inne hat. Wie Zeus durch das Ziegenſchild einſt das naturfeindliche Prinzip in den Giganten bekämpfte, ſo wird am Ende der Tage ſeine Rolle Elias, als Beſieger des Erzteufels Sammael — welcher den Fall der Engel bewirkte — durchſpielen (Eiſenmenger Jdth. II, 696), wovon auch die chriſtliche Sage weiß, nur daß ſie ſeinen Gegner, was aber daſſelbe iſt, den Antichriſt nennt (Grimm D. M. p. 158). Dieſe künftige Begebenheit ereignet ſich aber in jedem Frühjahr, denn das Ende des groſen Weltjahrs und die Wiederſchöpfung muß von dem jährlichen Kampf des Sommers mit dem ſcheidenden Winter verſtanden werden. Jupiter hatte nur deßhalb über die Giganten, mittelſt des Ziegenſchildes, den Sieg erfochten, weil die mit dem „Widder" und dem „Fuhrmann" zugleich am Oſthimmel aufſteigende „Ziege" in den Aequinoctialſtürmen die erſten Gewitter herbeiführt, und ſomit die Herrſchaft des Frühlings erkämpfen hilft. Da müſſen freilich die vegetationsfeindlichen Winterdämone den Kurzern ziehen. Dann heißt es: Jupiters Blitz habe die Götterfeinde, Thors Hammer (Donnerkeil), die Eisrieſen überwunden. Dies wäre ohne das Ziegenſchild, ohne Thors Bocksgeſpann gar nicht möglich geweſen. Die Ziege iſt ein Regenverkündendes Geſtirn, Germanicus (c. 42) nennt ſie Pluvialis, Ovid (Fast. 5, 113): „signum pluviale" und (Met. 3, fab. 10): „sidus pluviale." Nonnus (Dionys. 1, 178) nennt ſie auch grandinosa, denn nicht nur Regen, ſondern auch Hagel ſoll ſie bewirken. Nun wäre ſchon erklärt, warum man den Elias um Regen und gegen Hagel anruft. Sein härenes Gewand ſpielt auf die Ziege an, ſeine um Oſtern erwartete Ankunft auf den Widder, ſein feuriger Wagen auf ihn ſelbſt, als den Fuhrmann, denn dieſe drei Geſtirne ſteigen zugleich am Oſthimmel auf. Einige wollten auch Phaetons Abenteuer als eine Frühlingsbegebenheit deuten, weil die Aegypter, den allgemeinen Weltbrand um Oſtern erwartend, ihre Schafe mit rother Farbe anſtrichen (Epiphan. adv. haer. 1, 13), alſo ein ſymboliſches Opfer, während die Juden ihre Paſſahlämmer wirklich brieten. Allein wie die Athenienſer den Tod des Adonis im Frühling, die Syrer ihn aber in der Sommerwende beweinten, ſo dürfte uns auch geſtattet ſeyn, den durch Phaetons ungeſchickte Lenkung des Sonnenwagens verurſachten Weltbrand von der Hitze der Hundstage zu verſtehen, wozu uns die bekannte Schilderung des Manilius *) ein Recht gibt. Somit wäre die Auffahrt des Elias im Feuerwagen mit vier Feuerroſſen eine Verbildlichung des Untergangs oder Unſichtbarwerdens des Geſtirns „der Fuhrmann" nach der Sommerwende. Und da die Bücher der Könige, welche die Lebensgeſchichte des Elias enthalten, auch des Sonnenwagens und der Sonnenroſſe im Salomoniſchen Tempel gedenken, ſo muß die aſtronomiſche Baſis der Mythe von des Eliä Himmelfahrt auch den Juden jener Zeit bekannt geweſen ſeyn. Noch mehr Beſtätigung gewinnt dieſe Muthmaßung durch die Epiſode von dem den Elias ſpeiſenden Raben. Dieſer Vogel ſoll von Apollo verflucht worden ſeyn, weil er ihm die Krähe Coronis, die Mutter des Aeſculap, verdächtigt hatte, oder weil er ihn, Apollo, ungeachtet der großen Hitze, auf den erſehnten Trunk warten ließ, indem er, auf einem Feigenbaum ſitzend, nach deſſen Frucht gelüſtend, die Reife der Feigen abwarten wollte. Des Raben Strafe war, daß er künftig, während der Zeit der Feigenreife, ſtets durſten müſſe, daher im Himmel der „Rabe" zwar neben dem „Becher" erſcheint, aber eine benachbarte

---

*) Daſſelbe behauptet Hieronymus von den Propheten Haggai (Sanctus) und Maleachi (Angelus).

---

*) *Exoriturque canis*, latratque *Canicula flammans*,
Qua subdente facem terris, radiosque movente
Dimicat in cineres orbis, fatumque supremum
Sortitur languetque suis Neptunus in undis,
Et viridis nemori sanguis decedit et herbis.
(Astronomic. 5, 214 sq.)

Dieſe Schilderung paßt nicht auf den Frühling, ſondern nur auf die Hundstage.

„Schlange“ (Hydra) verhindert ihn daraus zu trinken. Aelian (Anim. I, 47.) berichtigt die gewöhnliche Meinung, indem er ſagt: nicht die Reiſe der Feigen, ſondern der Kornähre, habe Apollo's Vogel abgewartet, und dadurch den Zorn des Gottes provocirt, ſo daß ſein ehemals weißes Gefieder zur Strafe in ein ſchwarzes verwandelt ward. Da nun der „Rabe“ in der Nachbarſchaft der „Jungfrau mit der Aehre“ angetroffen wird, dem letztern Sternbild der „Löwe“ vorhergeht, dieſer Repräſentant des Julius, d. h. des Monats iſt, in welchem die Sonne im Zeichen des „Löwen“ weilt, und welchem Monat Jupiter *) vorſteht; da ferner die Hundstage in dieſem Monat eintreten, weil angeblich der Hundsſtern zu Anfang des Julius aufgeht; da Aeſculap im Namen der „Hundsmann“ (hebr. Ish calbi, i. e. vir caninus), deshalb vom Hund Kapparis begleitet, Aeſculap, der Sohn der Krähe, der Hundsſtern ſelber iſt, deſſen Sichtbarwerden das ägyptiſche Jahr eröffnete, und ſo zur Fabel, von ſeiner Gabe, die Todten (die abgeſtorbene Zeit) zu erwecken, Veranlaſſung gab, ferner auch die Krähe

---

*) Aeneas, der Eidam des Latinus iſt ſelber Jupiter Latinus, folglich auch ſein Sohn der Träger des Löwenfells, Aſcanius, welcher auch Julus hieß, und ein Sohn der Kreuſa war; ſo hieß nämlich Here (Juno) im Monat des Krebſes, in welchem ſie herrſcht, denn der Juni iſt dem Monde geweiht, wie der Juli der Sonne. Aber weil nach der Sommerwende die Nächte zunehmen, darum wird der Sonnengott ein Verborgener (Latinus), und Kreuſa verſchwindet im (trojaniſchen) Weltbrand d. h. im heißen Julius, und an ihrer Statt vermählt ſich Aeneas — der in Lutium geſuchte, verborgene Jupiter — mit Latuinia (Lavinia), der Tochter des Latinus.

wie der Rabe Siriusſymbole ſind, weil dieſe Todtenvögel am paſſendſten das Sterben der Zeit, die Abnahme der Tageslänge in den Hundstagen, bezeichnen, der Durſt des Apollo in der Zeit, wo die Feige und die Aehre reifen, ſich nur auf die Hitze der Hundstage beziehen kann; endlich der Farbenwechſel in des Raben Gefieder nur von dem Eintritt der finſtern Jahrhälfte (der zunehmenden Länge der Nächte) unmittelbar nach dem Aufſteigen des Hundsſterns zu verſtehen iſt, ſo wäre nun begreiflich, warum der Gedächtnißtag des Propheten Elias — ein Julitag iſt. Daß die „Frühlingsziege“ mit dem „Löwen“ der Sommerwende, der „Fuhrmann“ der Frühlingsgleiche mit dem „Schlangenträger“ der Herbſtgleiche ſich wohl vereinigt denken laſſen, weiß man aus Heſiods Theogonie (V. 320). Auf den „Löwen“ folgt die „Jungfrau,“ darum borgt die Ziege Chimära auch von dieſen zwei Sternbildern, in welchen die Sonne während der Hundstage weilt, die Attribute. Die Schlange, welche den Gürtel des Schlangenträgers bildet, iſt der Gürtel des Elias, ſein Gewand die Ziege, er ſelbſt der Fuhrmann *). Der aſtronomiſche Charakter des Elias wird auch von den Sternkunde, als ihre Hauptwiſſenſchaft, betreibenden Arabern und Perſern verbürgt, weil auch ſie den Iljas um Abwendung der Gewitter anrufen (Olearius Reiſ. S. 522). Und wem unſere behauptete Identität des Elias mit dem Phaeton noch jetzt zu kühn erſcheinen ſollte, den verweiſen wir auf Grimms (D. M. p. 771) Citat aus

---

*) Dupuis belehrt: la Chimère, monstre Astronomique, formé du Lion solstitial et des deux Paranatellons des Equinoxes. le Cocher et la chèvre d'un coté, et le serpent du serpentaire de l'autre

einem altbairiſchen Dichter, welcher „von dem (beim Weltuntergang, am Ende der Tage, in Folge des allgemeinen Weltbrands Mal. 4, 1. und 2 Petr. 3, 7. 10. 12.) im Kampfe gegen den Antichriſt zur Erde triefenden Blute des todwunden Elias alle Berge entzündet werden läßt.“ Waren aber damals noch manche, offenbar aſtronomiſcher Deutung fähige Traditionen vom Elias bekannt, ſo darf man zugleich vorausſetzen, daß die Verfertiger des Kalenders in gleich wohlberechneter Abſicht, wie Margarethe, auch den Elias in dem Monat Juli gefeiert wiſſen wollten; denn wer möchte die Behauptung ausſprechen: Des Eliä Himmelfahrt ſey nicht nur hiſtoriſche Thatſache, ſondern ſie habe ſich auch präciſe am 20. Juli ereignet? Dann wäre es eine billige Forderung an die ſo gut unterrichteten Euhemeriſten *) unſerer Zeit, daß ſie uns auch das Jahr der Auffahrt beſtimmen.

Der Euhemerismus, welcher ſtets den Vertheidigern des hiſtoriſchen Rechts die kräftigſten Stützen zuführte, und daher allein den Weg zu Staats- und Kirchenämtern **) findet, der Euhemerismus war es, welcher auch dem Propheten Elias, als Begründer des Karmeliterordens, Geltung verſchaffte, welcher freilich das Breve des Papſtes Innocenz XII. den gehörigen Nachdruck gab. Der Einwendung eines Baronius und Bellarmin, daß dieſer Orden nicht über das 12. Jahrhundert hinaufreiche, wußte der Pater Franciscus von der guten Hoffnung, Exprovincial in Flandern, durch eine beſondere Schrift*) Schweigen aufzuerlegen; wozu noch ſpäterhin (1680), um alle Zweifel niederzuſchlagen, Peter Daniel von der Jungfrau Maria in vier Foliobänden mit neuen Verſtärkungstruppen**) anrückte. Pater Papebroch, welcher die Kühnheit gehabt hatte, die Abſtammung der Karmeliter von Elias in Zweifel zu ziehen, wurde in vielen Brochüren***) ano-

---

*) Euhemerus war der erſte „Geſchichtsnarr“, weil ſein Syſtem die Götter zu Menſchen degradirte, die von der Dankbarkeit oder der Furcht eines deſpotiſchen Zeitalters als höhere Weſen verehrt wurden!

**) Der Euhemerismus lehrt: Nicht der Nationalgott von Athen, Babylon, Rom ꝛc. — heutzutage würde man „Landespatron“ oder „Stadtpatron“ ſagen — war der erſte König eines Volkes, ſondern ſein erſter Monarch war der erſte Stellvertreter Gottes u. ſ. w. Ebenſo ließ die Kirche den Petrus in Rom ſterben, um die Begründung des Papſtthums und die Unfehlbarkeit der Päpſte als Stellvertreter Jeſu auf Erden von einem Ausſpruche Chriſti ſelber herzuleiten.

---

*) *Historico*-Theologicum armamentarium, proferens omnis generis scuta sive sacrae scripturae, summorum pontificum, sanctorum patrum, *geographorum* et *doctorum* tam antiquorum quam recentiorum authoritates, traditiones et rationes, quibus amicorum dissidentium tela sive argumenta in *Ordinis Carmelitarum antiquitatem, originem et ab Elia* sub tribus essentialibus votis *in Monte Carmelo haereditariam successionem* et huc usque legitime non interruptam vibrata, enervantur.

**) Ihr Titel lautet: Speculum Carmelitarum sive *Historia Eliani Ordinis* FF. B. M. V. de Monte Carmelo, in qua a sancto Propheta Elia origo, per filios prophetarum propagatio, per Essenos, Eremitas et Monachos diffusio et continuata successio exponuntur; Sanctorum acta, aliaque proponuntur; contra inpugnatores propugnacula et armamentaria etc. per admodum R. P. Danielem a Virgine Maria.

***) Die bekannteſten hießen „Sunda Harpocratis“, „Preco Marianus legis Evangelicae“, „Amiclae Jesuiticae“, „Papale Jesuiticum et non Papale Jesuiticum“ u. a. m.

nymen Zuſchriften, Pasquillen und ſatiriſchen Verſen angegriffen, die Hauptbombe für ihn wurde aber 1683 gegoſſen *). In einem andern Pamphlet ward jener

---

*) „Novus Jsmael, cujus manus contra omnes et omnium manus contra eum, sive P. Daniel Papebrochius Jesuita omnes oppugnans, orbi expositus per Dominum Justum Camum." Darin beklagte man, daß Papebroch die Behauptung aufſtelle: Bolland hätte ſich nur einen Scherz erlaubt, als er Jacob den Eremiten, der im 6. Jahrhundert lebte, für einen Carmeliter ausgab. Dieſes Buch war pſeudonym erſchienen. Pater Valentin von St. Amand, Geſchichtſchreiber des Carmeliterordens, aber wollte, daß vier andere unter ſeinem Namen erſchienen. Das erſte Schriftchen führte den Titel: „Prodromus Carmelitanus, sive R. P. Danielis Papebrochi Jesuitae, Acta Sanctorum colligentis erga *Elianum ordinem* sinceritas velitatim et remissive discussa e majori opere *Elias Heroicus* inscripto, excerpta, zelo et studio R. P. Valentini a Sancto Amando, ejusdem ordinis historiographi antehac S. Theologiae Professoris." Das zweite war betitelt: „Heroica *Carmeli regula, a sanctissimo propheta Elia* vita et exemplo tradita, ab Hierosolymitanis Joanne et Alberto conscripta, a cujusdam mustei scriptoris vilipendiis vindicata per R. P. Valentinum etc." Das dritte war: „Pomum discordiae, sive dissidii inter P. Papebrochium origo, progressus et fructus", das vierte endlich: „Harpocrates Jesuiticus P. Danielem Papobrochium Jesuitam, salutaris silentii debitaeque palinodiae monens." Der Leſer möge dieſe weitläufige Aufzählung längſt vergeſſener Streitſchriften der Euhemeriſten des vorletzten Jahrhunderts uns zu Gute halten. Wir beabſichtigten damit den Beweis, daß die gegen Strauß „Leben Jeſu" entſtandene euhemeriſtiſche Literatur nicht das erſte hiſtoriſche Zeugniß von der Giftigkeit der Geſchichtsnarren abgebe.

gelehrte Jeſuit von den Karmelitern ein „muthmaßlicher Geſchichtſchreiber“ (**historicus conjecturalis**) geheißen, welcher „gegen Päpſte, Cardinäle, alte Abläſſe, Bullen, Gebetbücher und alte Kloſterſtiftungen losfeuert“ (**bombardisans in summos Pontifices, Cardinales, antiquas indulgentias et Bullas, Breviaria et fundationes monasticas**). Papebroch antwortete mit Stillſchweigen, da griffen die Carmeliter endlich zu dem wirkſamſten Mittel, welches die Kirche beſitzt; ſie legten ſeine Schriften i. J. 1691 einem Ketzergerichte vor, der Pater Sebaſtian von St. Paul wollte nicht weniger als 2000 „Irrthümer“ darin aufgefunden haben, worunter die ärgſten: er hätte vorgegeben 1) daß Chriſtus, bevor er die evangeliſche Armuth gelehrt, ſich noch nicht zu derſelben bekannte, 2) daß er die Taufe des Kaiſers Conſtantin vom Papſte Sylveſter für eine Fabel halte; 3) daß er, mit Luther, Conſtantins Schenkung des römiſchen Gebiets an die Päpſte für untergeſchoben erkläre; 4) daß er bezweiſle, ob das heilige Antlitz Jeſu Chriſti auf das Schweißtuch der h. Veronica abgedruckt, und ob es gar eine Heilige dieſes Namens gegeben; 5) daß er der Kirche zu Antwerpen die Ehre geraubt, im Beſitze der Vorhaut Chriſti zu ſeyn *); ſo wäre er 6) der Meinung des von der Kirche verdammten Dominicaners Alexander gefolgt: daß Chriſtus 37 (anſt[illegible]3) Jahre gelebt habe; 7) daß er mit demſelben Geſchichtſchreiber das Recht der deutſchen Churfürſten, einen Kaiſer zu wählen, als vom apoſtoliſchen Stuhle ihnen gegeben, anzweiſle; 8) daß er die Acta der Kirchenverſammlung zu Sinueſſa für untergeſchoben, [illegible] den

---

*) Vergl. S. 32.

Papſt Nicolaus I., der ſie gebilligt, für nicht infallibel halte; 9) daß man der Bulle Johanns XXII. keinen Glauben ſchenken dürfe; 10) endlich, was für uns am wichtigſten, daß er, gegen die h. Schrift, den Berg Carmel nicht für einen Ort der Andacht in alter Zeit gelten laſſe*), daß, was die h. Schrift von Elias verſchweigt, als Fabel gelten müſſe**), daher er auch nicht der Stifter des Carmeliterordens ſeyn könne. — Die Aufzählung dieſer Ketzereien beweiſt deutlich, daß wer dem Dämon des Zweifels auch nur einen Finger reicht — d. h. die Begründung des Carmeliterordens durch den Propheten Elias läugnet — ihm ſchon mit Haut und Haar verfallen iſt, d. h. die Infallibilität des Papſtes ſelber antaſtet, was unſerm kritiſchen Zeitalter zur Warnung dienen mag. Die Kämpfe der Jeſuiten und Carmeliter pro **et contra Eliam qua Ordinis de Monte Carmelo institutore** würden vielleicht auch noch jetzt

---

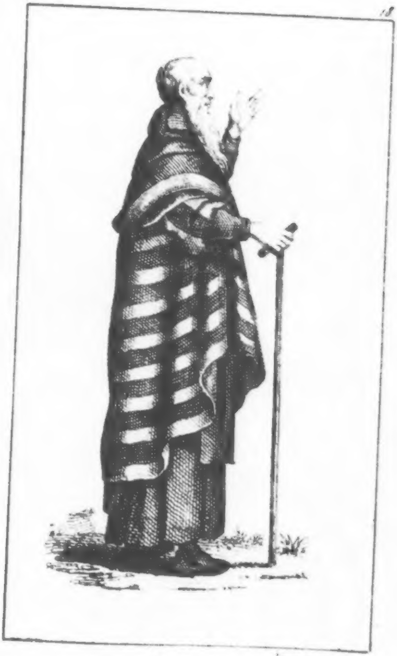
*) Diesmal müſſen wir den Anklägern Papebrochs beipflichten, obſchon unſer Zeugniß nicht in ihrem Sinne ausfallen mag. Carmel hieß der Berg, nicht etwa als Weinberg (cherem), denn ein ſolcher war er nie, ſondern als geweihter (herem), heiliger Ort, als *τοπος ἐρεμος*. Tacitus (Hist. II, 78) kennt ihn als heilige Opferſtätte (Carmelus, ita vocant *montem Deumque*, nec simulacrum Deo aut templum situm tradidere majores. *aram* tantum et *reverentiam*.) Hier war ein „Oraculum *Carmeli Dei*“ (Sueton. Vespas. c. 5.) Hier hatte Pythagoras ſich der Contemplation gewidmet (Jambl. vit. Pyth. c. 3). Alſo galt auch den Heiden dieſer Berg für heilig.

**) Folglich iſt die Himmelfahrt — hiſtoriſch. Aehnlich folgerte Luther von Jonas im Bauch des Fiſches: „Schier möchte man es für ein Mährlein halten — wenn es nicht in der Bibel ſtünde.“

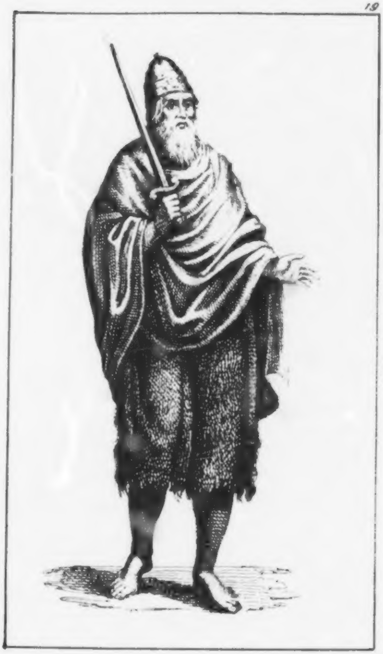
fortdauern, wenn nicht Innocenz **XII.**, durch ein am 8. März 1698 erlaſſenes Decret, zur Vermeidung des Aergerniſſes, welches dieſer Streit (um des Elias Kutte) verurſachte, Stillſchweigen wegen der Frage von der urſprünglichen Stiftung des Carmeliterordens durch den Propheten Elias aufgelegt hätte; und durch ein Breve vom 20. Januar d. Jahres bedrohte er diejenigen, welche dieſe Streitfrage noch ferner in Schriften oder mündlichen Vorträgen fortſpinnen wollten, ohne Unterſchied des Standes, mit dem Banne.

Aber auch unter den Carmelitern ſelbſt herrſchte keine Einigkeit in dieſer Frage; denn Johann le Gros von Toulouſe, um das Jahr 1411 General des Ordens, bezweifelte, daß Johann, Patriarch von Jeruſalem, eine Regel für die Carmeliter aufgeſetzt habe. Er behauptete, jener habe nur die Regel des Baſilius (vgl. S. 392) angenommen, und die Eremiten des Berges Carmel zur Beobachtung derſelben verpflichtet. Nachdem die Eremiten des Berges Carmel von den Apoſteln getauft worden, hätten ſie ſich auf dieſem Gebirge zerſtreut und ſich nach Jeruſalem, Acco und andern Orten Paläſtina's begeben, wo ſie überall Chriſtum predigten. So kam es, daß der h. Baſilius, der auch ein Eremit geweſen, für ſeine geiſtlichen Brüder eine Regel geſchrieben; einige, die auf dem Carmel wohnten, befolgten ſie; ſpäter habe Adrian I. den Bruder Johann, einen derſelben, wegen ſeines heiligen Wandels zum Patriarchen von Jeruſalem erhoben; dieſer habe ſeinem Lieblingsſchüler Capraſius und andern Waldbrüdern des Carmel die Regel des Baſilius anempfohlen, nach welcher ſie bis 1023 gelebt. Dies liest man in einem alten Manuſcripte, welches zu Heliots Zeit in der Kloſterbibliothek der Carmeliter in Frankfurt verwahrt wurde.

Allein in dem 1507 zu Venedig gedruckten Carmeliterſpiegel iſt dieſe Stelle weggelaſſen, weil — Adrian erſt 772 Papſt wurde, jener Patriarch von Jeruſalem aber ſchon ſeit 416 verſtorben war; jedoch dies blieb ſtehen, daß er den Eremiten des Berges Carmel die Regel des h. Baſilius gegeben, der auch den Heiligen des Ordens beigezählt wird. Und doch iſt bekannt, daß die Carmeliter keine andere Regel hatten als jene, welche Patriarch Albrecht (1204 zu ſeiner Würde erhoben) ihnen gab. Das Vorgeben jener Parthei, welche ihre Regel von Baſilius herleitete, gab den Baſilianern Urſache, ſie als ihre Brüder anzuſehn; allein die Carmeliter ſtießen bei den Baſilianern dadurch an, daß ſie behaupteten, Baſilius ſey nicht Stifter ihres Ordens, ſondern Elias ſelber. Ferner geriethen i. J. 1670 die Carmeliter mit den Baſilianern in einen Streit darüber, daß ſie in einem ihrer Klöſter *ein Gemälde hätten, welches den Propheten Elias vorſtelle, der aber nicht wie ein Carmeliter gekleidet ſey*. Roger, Graf von Sicilien, hatte 1080 eine Kirche dem h. Elias in der Nähe von Meſſina aus Dankbarkeit erbaut gehabt, weil er ihm — den Sieg über die Saracenen in einer Viſion zugeſichert. Der Kirche wurde ein Baſilianerkloſter beigefügt. Dieß aber drohte, wegen der vielen Erdbeben, die der nahe Aetna verurſachte, den Einſturz. Die Mönche erhielten daher 1670 die Erlaubniß, ſich an einem Orte niederzulaſſen, wo bereits eine Kirche ſtand, die dem h. Sylveſter, einem Mönch ihres Ordens, gewidmet war. Sie nahmen eine Copie vom Gemälde des Elias, als Patrons ihrer alten Kirche, mit, weil ſie das Original nicht hatten wegnehmen können, denn es war über 600 Jahre alt(!?)


18

19



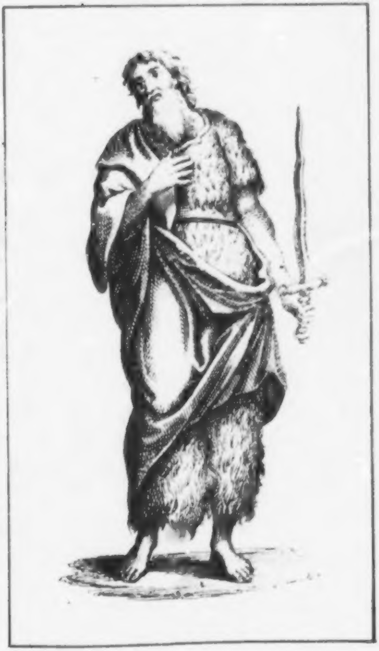
und vom Alter ganz verzehrt. Sie ließen das Nachbild in eine Kapelle ihrer neuen Kirche ſetzen. Es ſtellte den Propheten Elias, in einen feuerfarb'nen Mantel eingehüllt, mit einem Rocke von (Ziegen-) Fellen, welcher ihm bis auf die Kniee herabging und barfuß, vor. In der Hand hielt er ein Schwert, auf deſſen Spitze eine Flamme war, und das Haupt war mit einer goldbetreßten rothen Mütze bedeckt. (Vgl. d. Abbild.). Kaum hatten die Carmeliter es geſehen, als ſie einen großen Lärm erhoben. Sie fanden einen, von den Baſilianern ihnen zugefügten, Schimpf darin, daß ſie das Bild ihres Stifters, ohne die Carmeliterkleidung, öffentlich ausgeſtellt. Und weil ihre Beſchwerde unbeachtet blieb, erſuchten ſie den Erzbiſchof von Meſſina um Wegnahme dieſes anſtößigen Bildes. Die Baſilianer beriefen ſich zu ihrer Vertheidigung darauf, daß ſie keine Neuerung vorgenommen, ſondern der Andacht der Gläubigen bloß ein Nachbild von einem Gemälde des Elias hingeſtellt, das ſeit 600 Jahren in ihrer alten Kirche wäre. Uebrigens würden ſie nie zugeben, daß man in ihrer Kirche den Propheten Elias als Carmeliter gekleidet ſähe, weil es dem Alterthume des Baſilianerordens Nachtheil bringen könnte. Da die Carmeliter bei dem Erzbiſchof von Meſſina durchgefallen waren, wandten ſie ſich nach Rom an die Congregation der Gebräuche, und fügten ihrer Bittſchrift eine mit Farben gemachte Zeichnung des anſtößigen Gemäldes bei. Die Congregation entſchied: man ſolle das Gemälde wegnehmen, und durch ein anderes, das denſelben Propheten vorſtellte, erſetzen, nur dürfe man ihn nicht als — Carmeliter darſtellen. Aber welche Kleidung ſollte man ihm geben? Die Carmeliter gaben vielerlei Arten derſelben an, welche ſie, wie es ſich geziemt, mit Zeugniſſen aus der h. Schrift unterſtützten. Sie wurden aber demungeachtet ſämmtlich verworfen. Die Congregation billigte nur diejenige, die ihr — von den Baſilianermönchen überreicht ward. Dieſe beſtand in einem Rocke von Ziegenfellen, einem ledernen Gürtel und einem ſafranfarbenen*) Mantel. Der Kopf ſollte, wie die Füße, entblößt ſeyn. Die Congregation verordnete, er ſollte ſo gemalt und in die Baſilianerkirche aufgeſtellt werden. Auf dieſe Art endigte am 16. März 1686 ein Krieg, welcher eben ſo lang wie der trojaniſche gedauert hatte, nämlich zehn Jahre!

21. Juli.

Der Traumdeuter Daniel, welcher dem König Nebucadnezar geweiſſagt, daß er eine Zeitlang ein Ochſe ſeyn werde (Dan. 4, 12.), Daniel, welchem der Aufenthalt im glühenden Ofen ſo wenig als jener in der Löwengrube geſchadet, Daniel, welcher durch ſeine Prophetie von den ſiebenzig Wochen ebenſo viele Exegeten um ihren Verſtand gebracht, Daniel iſt aus dem nach ihm genannten bibliſchen Buche bekannt genug, um hier keiner Biographie zu bedürfen. Daß man ihm im Kalender einen Platz im Monat Julius anwies, mag vielleicht eine Anſpielung auf ſeinen Aufenthalt in der Löwengrube ſeyn, da er ſo wenig durch den Löwen Schaden litt, als

---

*) Dieſe Farbe gehört den Lichtgöttern, ſ. Norks ſymb. Realwtb. u. d. Art. Safran.



die Sonne von jenem Löwen, in deſſen Zeichen ſie im Julius weilt; und da dieſer Monat der heißeſte iſt, ſo kann man auch an ſein unbeſchädigtes Herauskommen aus dem Feuerofen gedacht haben. Ein Prophet, den die Hitze ſo wenig anficht, gehört mit Recht in dieſen Monat, darum folgt er auch unmittelbar hinter dem Feuerwagen des Elias. Was aber weniger bekannt ſeyn dürfte, iſt, daß Venedig einige Reliquien von dem h. Daniel, und Vercelli das dicke Bein eines Schenkels von ihm beſitzt!

22. Juli.

Maria, zubenannt Magdalena, weil ſie, wie der Talmud etymologiſirt, den Weibern die Zöpfe flocht (warum nicht lieber von ihrem langen Haare, womit ſie dem Erlöſer die Füße abgetrocknet?) wird von den Künſtlern, mit einem Salbenkrüglein neben ſich, abgebildet, was faſt die, von den Juden ihr angedichtete Beſchäftigung zur Wahrheit erhebt. Sie ſoll (nach Ludolf Saxo) die Braut auf der Hochzeit von Cana geweſen ſeyn, und der Bräutigam der jungfräuliche Apoſtel Johannes; als er jedoch die wunderbare Verwandlung des Waſſers in Wein geſehen, habe er der Ehe freiwillig entſagt! Weil ihn aber Tertullian (de Monogam. c. 17) den „Hämling Chriſti“ nennt, ſo hat man ein Recht, ſich um eine glaubwürdigere Urſache ſeines Rücktritts umzuſehen. In den canoniſchen Evangelien iſt Magdalena nirgends als die Sünderin *) ausdrücklich bezeichnet, nur das apokryphiſche Evangelium von der Kindheit des Erlöſers

---

*) Ihre Bekehrung feierte die Kirche ehedem an dem (ominöſen) 1. April. (Haltaus Jahrztb. p. 117).

(c. 5), gibt ihr ein Prädicat, welches ihr zu der zweideutigen Ehre verhalf, mit der h. Afra ſich in das Patronat der „ſchönen Sünderinnen“ zu theilen. Die Legende läßt die h. Magdalena von Jeruſalem eine Reiſe nach Marſeille antreten, von wo aus ſie weiter in die Provence vorrückte, um als reuige Schöne ihre Sünden in einer Höhle zu betrauern. Der Berg, in dem ſie ſich befindet, iſt 3000 Schritt hoch und hat die Geſtalt eines Doppelthurms. Hier ſoll ſie ihr bußfertiges Leben beſchloſſen haben. Noch zeigt man hier ihre Reliquien, ihren Kopf, der ſehr groß iſt (!), und an welchem man „noch die Stelle erkennen kann, wo Chriſtus ſie angerührt.“ In einem Glaſe werden daſelbſt ihre Haare aufbewahrt, auch ein Topf voll Erde, die Magdalena unter dem Kreuz Chriſti ausgegraben, „und ſieht man alljährlich am Charfreitag, wenn die Paſſion verleſen wird, Chriſti (?) Blut daraus hervorquillen.“ Auch ein Armbein zeigt man von dieſer Heiligen. Den König Karl II. von Sicilien, der auch Graf von der Provence war, hatte Magdalena, als er ihren Schutz anrief, aus der Gefangenſchaft der Saracenen befreit; zum Dank dafür hatte dieſer Fürſt ihre Reliquien — entdeckt.

23. Juli.

An dem heutigen Tage wird in Wien auf der Brigittenwieſe ein Volksfeſt gefeiert, auch in England war dieſer Tag der h. Brigitte geweiht, obſchon ſie am 1. Februar gefeiert wird*). Ich erkläre mir dieß

---

*) Im Diarium *Historicum* (!), das zu Frankfurt 1590 gedruckt iſt, wird p. 111. der heutige Tag als Todestag der ſchwediſchen Brigitte bezeichnet.

daraus, daß ſie urſprünglich eine Feuergöttin — die iriſche Veſta — war, vgl. S. 140; ihr zündeten die Druiden in beiden Solſtitien auf den Bergen ein „**bonefire**“ an; und weil an dieſem Abend Kuchen (**Bairing breac**) in Irland gebacken werden, ſo wollte Vallancey (**Essay of the Antiq. of the Irish Language, Dubl. 1772 p. 21.**) die h. Brigitte mit der Himmelskönigin im Jeremias (7, 18) identificiren, deren Kuchen eine ſpätere chriſtliche Secte auch der h. Jungfrau Maria darbrachte, und deßwegen Collyridianer hießen. Da wir der h. Brigitta ſchon am 1. Februar gedachten, ſo wenden wir dießmal unſere Aufmerkſamkeit einem andern Heiligen des heutigen Tages zu, dem Biſchof von Ravenna, Apollinaris. Leider berichtet die Legende, außer der Auferweckung eines (ſcheintodten?) Mädchens, nichts Erheblicheres von ihm, als daß er in der Lombardei aus einer Stadt fortgeprügelt wurde, aber in Ravenna, wo er ein Bisthum gründete, nach einer kurzen Friedenspauſe wieder geprügelt wurde, dießmal aber an den Folgen (601) verſtarb. Später wurde ihm an dieſer Stätte eine Kirche erbaut.

24. Juli.

Chriſtina, eine Jungfrau aus **Isola Bisentina** in Italien, hatte, weil ſie ihres Vaters Götzen zerbrochen, nach vielen, im Gefängniß erlittenen, „Ohrfeigen,“ ſich „durchpeitſchen“ laſſen müſſen. Endlich riß man ihr den Leib auf, woron ſie ganze Fleiſchfetzen ihrem anweſenden Vater ins Geſicht warf. Hierauf band man ſie auf ein Rad, goß Oel über ſie, und machte unter ihr ein Feuer an, ſo daß die um ſich greifenden Flammen über 1000 „heidniſche" Zuſchauer verzehrten. Chriſtine ſelbſt aber — wurde (mit zerriſſenem, verbranntem Leibe?) wieder ins Gefängniß zurückgebracht; daſelbſt von einem Engel geheilt, ſpäter mit einem Stein am Halſe in den See **di Bolsena** geworfen, aus welchem ein anderer Engel ſie herauszog. Zuletzt nochmals gemartert, betete ſie ein Apollobild zu Aſche, welches Wunder 3000 Heiden bekehrte. Auch mußte ſie noch „fünf Tage in einem feurigen Ofen aushalten," was ihr eben ſo wenig ſchadete, als ſpäter die giftigen Schlangen, daher man ſich entſchließen mußte, ſie zu Tode zu pfeilen, vorher aber ſchnitt man ihr die Zunge aus. Sie ſtarb im eilften Lebensjahre! (Welcher Glaubensmuth in ſo kindlichem Alter!) Ihre Reliquien zeigt man in Palermo.

25. Juli.

Jacobus d. Aelt. (zum Unterſchied von dem am 1. Mai gefeierten) war der erſte Apoſtel, welcher den Märtyrertod ſtarb, er wurde unter Herodes Agrippa zu Jeruſalem enthauptet. Dennoch findet ſich bei Iſidor u. A. die Sage: Jacobus habe auch in Spanien das Evangelium gepredigt, weßwegen er auch in dieſem Lande, vorzugsweiſe in St. Jago di Compoſtella, wohin aus allen katholiſchen Provinzen ehedem gewallfahrtet wurde, als Schutzpatron verehrt wird*). So-

---

*) Der friedfertige Fiſcher vom See Genezareth verwandelte dort ſich im 9. Jahrhundert in einen rüſtigen Ritter, der an der Spitze des ſpaniſchen Heers gegen die Mauren zu Felde zieht (**Mariana Hist. Hispan. VII, 13. T. I. p. 285.**)

gar einen ſeiner Leiber zeigt man dort als Reliquie. Eine andere Sage, welche Apſtlg. 12, 1 ff. nicht widerſprechen mag, berichtet: Der Leib wurde von den Jüngern heimlich begraben, aber ſpäter ging der h. Kteſiphon mit demſelben zu Schiffe, ohne Steuer und Ruder, erreichte aber doch in 6 Tagen Spanien, wo er durch Vermittlung einer reichen Matrone, an der Stelle, wo früher ein Götzentempel geſtanden, ein koſtbares Grabmal erbaute. Man ſieht alſo, daß Jacobus jedenfalls in Spanien geweſen iſt, wenn auch nach ſeinem Tode. In den Legenden wird er deßhalb als der erſte Pilgrim geſchildert, und von den Malern mit Stab und Muſchel dargeſtellt. Letzterer Umſtand erklärt allein, woher auch in England der Volksglaube ſtammt, daß man am Jacobitag Auſtern eſſen müſſe, wenn es des Jahres über nicht an Geld fehlen ſoll! Schwerer zu ergründen wäre hingegen, warum an dieſem Tage die Aepfel eingeſegnet werden *)?

---

*) Die Formel lautet wie folgt: „*Benedictio Pomorum* in *Die Sancti Jacobi.*“ „Te deprecamur omnipotens Deus, ut benedicas *hunc fructum* novorum pomorum: ut qui esu arboris letalis et pomo in primo parente justa funeris sententia mulcati sumus, per illustrationem unici filii tui Redemtoris Dei ac Domini nostri Jesu Christi et Spiritus Sancti benedictionem benedicta sint omnia; depulsisque primi facinoris intentatoris insidiis, salubriter ex hujus diei anniversaria solennitate diversis terris edenda germina sumamus per eundem Dominum in unitate ejusdem.“ („Deinde sacerdos aspergat ea aqua benedicta“).

26. Juli.

Dieſer Tag wird nach Gottes Großmutter benannt, ſchon im 6ten Jahrhundert feierte die morgenländiſche Kirche das Gedächtniß der heil. Anna, der Mutter der „Gottesgebärerin“ (Θεοτοκος, Deipara), erſt im 12. Jahrhundert folgte die lateiniſche Kirche jenem Beiſpiel nach, aber die allgemeine Feier wurde von Gregor XIII. im Jahr 1584 angeordnet, daher findet man das Feſt auch erſt ſeit dem 16ten Jahrhundert in allen Kirchenkalendern.

Das Annenfeſt wird zumeiſt in der öſterreichiſchen Monarchie glänzend begangen, die an dieſem Tage üblichen Illuminationen möchte ich aber, wie jene, welche an einigen Orten am Johannisabend, in Rom am Peterstage, anderswo wieder am Theobaldustage (1. Juli) ſtattfinden, als Naturfeſte betrachten, welche die frühere heidniſchen Solſtitialfeuer zu erſetzen beſtimmt ſind, von welchen man ſich, wie oben gezeigt worden, allerlei heilſame Wirkungen verſpricht. Zu dieſer Vermuthung berechtigt folgender, am Annentage in der Gegend von Rouen übliche Brauch: Auf jedem Dorfe wird daſelbſt ſo nahe als möglich bei der Kirche ein Holzſtoß aufgebaut. An dieſen Holzſtoß begibt ſich der Geiſtliche mit dem Kreuz und Banner, lieſt die Meſſe und weiht den drei Klafter hohen Scheiterhaufen. Dann zündet er denſelben an, geht dreimal um ihn ſingend herum und entfernt ſich. Jetzt beginnt ein Tumult. Die Volksmenge, die ſich ſtets in großen Schaaren zu dieſem Feſte drängt, und dem Gebete, wie den kirchlichen Ceremonien mit großer Andacht beiwohnt, ſtürzt ſich auf den brennenden Scheiterhaufen, und Jeder ſucht ſich eines Feuerbrandes zu bemächtigen, auf die Gefahr hin, die nächſten Gebäude anzuſtecken. Dieſe Feuerbrände ſieht man für koſtbare Reliquien an, welche die Eigenſchaft haben, die Bewohner der Häuſer, in welchen ſie aufbewahrt werden, vor dem Blitze nicht nur, ſondern auch vor dem Biſſe toller Hunde zu ſchützen.

27. Juli.

Pantaleon, Arzt am Hofe des Kaiſers Maximian, ließ ſich von einem Manne, Namens Hermelaus, der ein (ſchein-) todtes Kind wieder in's Leben gerufen hatte, dieſes Wunders halber für die Annahme des Chriſtenthums beſtimmen. Später gab er ſelber einem Blinden das Geſicht wieder, und bekehrte dadurch auch ſeinen Vater. Ueberhaupt glückten ihm ſeitdem alle Kuren ſo ſehr, daß er den Neid aller andern Aerzte aufregte, und dieſe ihn bei dem Kaiſer als einen Chriſten denuncirten. Der Monarch ließ ſeinen Leibarzt, als weder Bitten, noch Drohungen fruchteten, in einen Keſſel von geſchmolzenem Blei tauchen, ihn hierauf, einen Stein am Halſe, in's Meer werfen, ſodann wilde Thiere auf ihn hetzen, aber Blei und Waſſer ſchadeten ihm nicht, und die Beſtien bezeugten ſich ſehr fromm. Da blieb nichts Anderes übrig, als ihn auf's Rad zu flechten, das ſollte ſeine Glieder zermalmen. Der Kaiſer war ſelber zugegen. Aber, wer hätte es vermuthet? eine unſichtbare Hand machte ihn frei, während das in Schwung gebrachte Rad viele der umſtehenden Gaffer tödtete, welche uns aber keine Thräne koſten ſollen, da ſie verſtockte Heiden waren. Endlich ſollte Pantaleon enthauptet werden, da deprecirten wieder die Henkersknechte, und hätte er ihnen nicht viele gute Worte gegeben, daß ſie doch ihr Amt handeln möchten, er lebte vielleicht heute noch. Sie banden ihn alſo an einen Oelbaum, damit er nicht während der Operation ſeinen heroiſchen Vorſatz bereue, und kaum fiel ſein Haupt zur Erde, als auch ſchon der Baum Früchte trug; aber anſtatt des Blutes floß Milch aus der Wunde.

28. Juli.

Samſon, aus einem fürſtlichen Geſchlecht in Wallis abſtammend, mütterlicher Seits aber von einer fürſtlichen Familie aus der Bretagne, kam nach langer Unfruchtbarkeit ſeiner Mutter zur Welt, und ward — vielleicht wegen des ähnlichen Falles bei der Geburt ſeines bibliſchen Namensvetters, Richt. 13, 3. — auf Verlangen des Engels, welcher der betrübten Mutter die baldige Geburt eines Sohnes anzeigte, Samſon genannt. Schon in früher Jugend verrichtete er mit dem Zeichen des Kreuzes viele Wunder. Schweine verwandelte er in Böcke, und Säue in Ziegen, Gift machte er unwirkſam. Während er Meſſe las, fuhren Feuerflammen ihm aus Mund und Naſe, und die Engel adminiſtrirten ihm. Als ihm (560) im 120ſten Lebensjahr die Seele ausfuhr, hörte man die Engel, Patriarchen, Propheten, Apoſtel und Märtyrer eine „unvergleichliche Vocalmuſik“ anſtimmen. Dieß Alles jedoch kann bei einem Heiligen nicht überraſchen, wohl aber iſt hervorzuheben, daß auch dieſer Sampſon ein Löwentödter war. Dieß berechtigt ihn allerdings, ſeinen Platz im Kalender in dem Julius zu erhalten, in welchem Monat die Sonne im Zeichen des Löwen weilt. Um jene Zeit war es auch, wo Herakles (phöniz. **Haraggel**: der Wandler ꝛc. durch den Thierkreis) in Nemea den Löwen erſchlug, und ſich in ſein Fell kleidete, zum Zeichen, daß die Herakliden, d. h. alle Stämme, die in Hercules die Sonne verehrten, das Jahr in der Sommerwende eröffneten. Und weil um dieſe Zeit die Tageslänge wieder abnimmt, auch die dunkle Jahrhälfte, der hellen gegenüber, als die Frau neben dem Mann verbildlicht wird, darum iſt es Omphale, deren Name auf den Sonnenſtand im Julius anſpielt*), welche dem Löwentödter ſpinnend die Kraft raubt, wie Delila (im Namen: die Spinnende) dem andern Löwentödter durch Abſchneiden des Haupthaars, denn die Sonnenſtrahlen ſind in der Bilderſprache der Alten bald Flachs, bald Goldhaar. Samſon, ſchon im Namen: der Sonnenmann, läßt keine andere, als kalendariſche Deutung zu, und ſeine Wirkſamkeit fällt in die Hundstage, denn um dieſe Zeit jagte man in Latium, wie Simſon, Füchſe mit brennenden Fackeln an die Schwänze gebunden, durch die Felder, um (homöopatiſch) den Kornbrand abzuwehren, den man dem Hundsſtern Schuld gab. Dieſen repräſentirte hier der verwandte Fuchs, deſſen rothe Farbe auf den feurigen Sirius anſpielte, dem die Römer zur Abwehr der Hundswuth rothe Hunde opferten. Der Eſelskinnbacken, mit welchem Simſon die Philiſter ſchlug, wie jener andere Richter in Iſrael mit dem Ochſenſtecken (Richter 3, 31), ſpielt auf die Herbſtgleiche an, wo der Weineſel*) dieſelbe Rolle ſpielt, wie

---

*) Omphale heißt: die Nabelfrau, unter μεσ-ομφαλια γαῖς verſtand man Erdmitte, oder auch den Stand der Sonne im Meridian des Jahres, daher nannte ſich Delphi: „Nabel der Erde“, weil um Sommermitte Apollo (Sonne) von Hyperboräa nach Delphi kömmt (Himer. Orat. XIV. 10).

**) Dieſer iſt nicht nur des trunkenen Silens Reitthier, ſondern ſeiner wird auch 1. Moſ. 49, 11. gedacht, der Plejadenſtier in der Frühlingsgleiche, denn die Plejaden oder Hyaden bringen den Frühregen, zur Zeit der Weinleſe treten die Spätregen ein. Die Philiſter aber liebten ſchon in der bibliſchen Zeit das Trockene, ſie verſtopften ſchon dem Iſaak die Brunnen ſeines Vaters (1. Moſ. 26, 15), denn ſie ſind, als Verehrer des Sterns Seth oder Sothis, d. i. des Sirius — worauf ihr Name: Pele-Seth anſpielt — Repräſentanten der austrocknenden Hundstage. Darum ward ihnen der Eſelsbacken verderblich, denn aus ihm ſtrömte ein Quell (Richter 15, 19). Die beiden Säulen von dem Gebäude, welches Samſon einreißend, ſich und die Philiſter begrub, ſind, wie die beiden Stadtthore, die er um Mitternacht aushob (16, 3), vielleicht eine Anſpielung auf den allgemeinen Weltbrand am Ende der Tage, wo „Sonne und Mond nicht mehr leuchten werden“ (Jeſ. 60, 19), denn die beiden Solſtitien oder Aequinoctien hießen in der Myſterienſprache bald Säulen, bald Thore der Sonne (Sonnenpforte: Winterwende, Frühlingsgleiche), und des Mondes (Mondpforte: Sommerwende, Herbſtgleiche), durch welche Seelen und Tage in den Thierkreis *) ein- und wieder herausgehen.

---

wo von Silo die Rede iſt, und in der Sage des Rhampſinit. Silen iſt der herbſtliche Bacchus, der alternde Jahrgott, ihm gehört daher das träge Thier. Auch die Sprachen identifiziren den Eſel (ὀνος, asinus) mit dem Wein (οἰνος, asinusca die Traube.)

*) Plutarch (de Is.) nennt den Mond die Mutter der Welt (μητερα την σεληνην τȣ̃ κοσμȣ), weil durch die Mondpforte die Seelen in die Sinnenwelt einziehen, durch die Sonnenpforte kehren ſie erlöſt wieder in das Lichtreich zurück. Vrgl. Orig. c. Cels. VI, 23.

29. Juli.

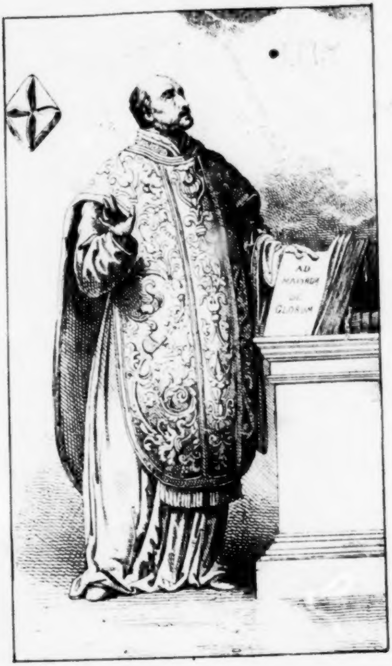
Martha, die Wirthin Chriſti und der Apoſtel, Schweſter des Lazarus und der Magdalena, ſoll nach Chriſti Auffahrt ſich nach Frankreich eingeſchifft haben, und als ſie in Marſeille gelandet, nach Tarascon gewandert ſeyn, welcher Ort von einem verheerenden Drachen, den ſie umbrachte, den Namen hat. Dort beſchloß ſie in Andacht ihr Leben; in ihrer Sterbeſtunde erſchien ihr Chriſtus.

30. Juli.

Abdon und Sennes, zwei Märtyrer unter dem Kaiſer Decius. Sie waren Perſer von Geburt und bekleideten den Obriſtenrang in ſeinem Heere, reizten aber des Monarchen Zorn, weil ſie den Leib des auf kaiſerlichen Befehl in Babylon getödteten Biſchofs Polychronius nicht nur, ſondern auch die Körper anderer Chriſten, die in der perſiſchen Stadt Chorodna (?) hingerichtet wurden, heimlich begruben. Abdon und Sennes wurden gefangen nach Rom abgeführt, dort dem Hauptmann Valerian überantwortet, mit Kolben geſchlagen, den wilden Thieren vorgeworfen, und endlich (250) enthauptet. Ihre Leiber hatte der Diacon Quirinus heimlich in ſeinem Hauſe begraben. Sie müſſen bald nach ihrem Tode verehrt worden ſeyn, denn man findet ſie ſchon in den älteſten Martyrologien und Kalendern. (Ehedem pflegte man dieſen Tag mit Kugelgießen hinzubringen).

31. Juli.

Während der Belagerung des Schloſſes zu Pampelona, der Hauptſtadt in Navarra, durch die Franzoſen im Jahr 1521, geſchah es, daß ein junger Krieger durch eine Stückkugel am linken Beine bedeutend verwundet wurde. Ein langwieriges Krankenlager erregte die Sehnſucht nach Lectüre: der Krankenwärter des Hoſpitals ging in das nahe Kloſter zum Bruder Bibliothekar, und brachte ein kleines, in Pergament eingebundenes Buch mit; es enthielt nicht die gewünſchte Rittergeſchichte, ſondern das Leben Jeſu. Dieß bewirkte in dem Kranken eine geiſtige Umwandlung. Der Krankenwärter wurde durch die Bekehrung des Soldaten erfreut und verdoppelte nun ſeine Sorgfalt für ihn, und nach wenigen Wochen konnte Ignatius, ſo hieß der Jüngling, das Hoſpital verlaſſen. Sein erſter Gang war zum Prior des Kloſters, dem er jenes Buch verdankte, und bat um die Gunſt, ihm beichten zu dürfen. Der Prior gewährte gern dieſen Wunſch, und erfuhr nun von ihm, daß er aus einer Adelsfamilie in Biscaya ſtamme und der jüngſte Sohn des Don Bertrand, Herrn von Loyola ſey, auf welchem Schloſſe er im Jahr 1491 geboren. Vom Vater für das Hofleben beſtimmt, daher als Page dem König Ferdinand V. zugeführt, habe er doch mehr Neigung zum Soldaten-, als zum Hofleben verſpürt, und ſey deßhalb in die Reihen des Heeres eingetreten. Darauf beichtete er. Nachdem er die Abſolution erhalten, verließ er das Kloſter und die Stadt, that zu Montſerrat Buße, gelobte ewige Keuſchheit, ſchenkte ſein Pferd dem Kloſter, hing ſeinen Degen an einen Pfeiler der Kirche neben dem Altare auf, tauſchte mit einem Armen ſeine Kleider bis auf's Hemd, und pilgerte baarhaupt nach Jeruſalem. Nach einem Jahre kehrte er nach Europa zurück, erlernte zu Barcelona die lateiniſche Sprache, ſtudirte zu Salamanca die Philoſophie, und ſpäter in Paris Theologie. Hier


AD
MAJOREM
DEI
GLORIAM

wurde er mit Franz Xavier und andern Gelehrten bekannt, mit denen er 1534 den Bund der Geſellſchaft Jeſu gründete, der durch eine Bulle des Papſtes Paul III. 1540 beſtätigt wurde. Ignaz von Loyola wurde zum erſten General ſeines Ordens erwählt. Nur auf vieles Zureden ſeines Beichtvaters, des Franziskaners P. Theodor, nahm er nach zweimaliger auf ihn gefallener Wahl dieſe Würde an. Er erlebte es, den Orden, den er geſtiftet, über alle Theile der Welt ausgebreitet zu ſehen, und ſtarb zu Rom, im 65. Jahre ſeines Alters, den 31. Juli 1556. Der Papſt Gregor XV. verſetzte ihn 1622 unter die Heiligen, und jetzt errichtete man ihm zu Ehren eine Capelle, welche zu Ende des 17ten Jahrhunderts mit vieler Pracht ausgeſchmückt wurde *).

---

*) Die hier beigegebene Abbildung ſtellt Ignatius in heiliger Verzückung vor, als er in der Kirche des heiligen Dominicus plötzlich über das Geheimniß der Dreieinigkeit eine Offenbarung erhielt. Rubens hat dieſe Scene ſeines Pinſels würdig befunden, und nach einer engliſchen Copie des berühmten Gemäldes iſt dieſer Nachſtich gefertigt.

Auguſt.

Sinndeute des Monatszeichens

„die Jungfrau."

Specifera est *Virgo* Cereris
Manilius.

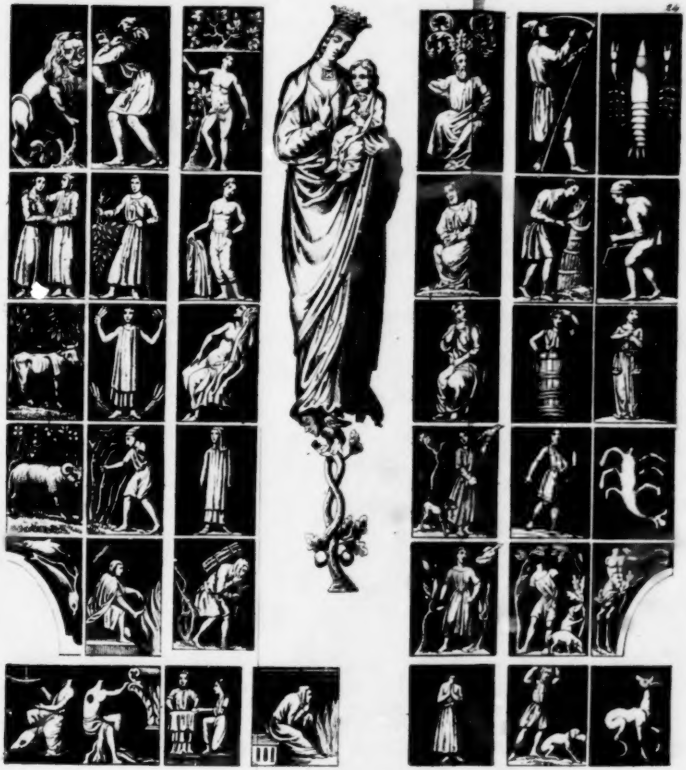
Auf den „Löwen" folgt die „Jungfrau"; wie der vorige Monat unter der Herrſchaft der Sonne ſtand, ſo dieſer unter der des Mondes. Bacchus wird durch Ceres verdrängt, welche, die Aehre in der Hand haltend, als Regentin des Erntemonats ſich ankündigt. Aber Ceres war in Attika nicht bloß als Getreideſpenderin bekannt, auch Fruchtbarkeit der Heerden und Frauen erwartete man von ihr, daher die Theſmophorien nur von verheiratheten Frauen gefeiert; und die Getreideſchwinge, in welche das Bacchuskindlein (Jacchus in den Myſterien) gelegt wird, wenn Ceres (Demeter Brizo), obſchon Jungfrau, ſeine Säugamme iſt, weiſt ebenfalls auf die Verwechslung beider Begriffe, des Leibes- und Ernteſegens hin. So kam es, daß in Augsburg die Erntegöttin Ziza, die von der nährenden Mutterbruſt den Namen hatte, in chriſtlicher Zeit an die am 7. Auguſt gefeierte Afra — welche im Namen wie im Beruf Aphrodite — ihr Stadtpatronat abtreten konnte. Auch der ſcandinaviſche Norden verwechſelte die Getreidegöttin Frigga mit der Liebesgöttin Freia, die er zur Bewohnerin des neunten Sonnenhauſes „Folkvanar", alſo zur Regentin der vom 21. Juli bis zum 21. Auguſt ſich hinziehenden Periode machte. Der Planet Venus hatte von Freia den Namen, aber auch der dies Veneris (Freitag **Freadagr**). Weil das Kind 9 Monate im Mutterleibe weilt, ſo nahm man auch darauf Beziehung, um den 9. Monat des ſcandinaviſchen Kalenders als den Monat der Freia, die man um Leibesſegen anrief, zu bezeichnen, denn er iſt Erntemonat, in welchem jede Frucht reif wird. **Folkvangr**, d. i. Volksanger, iſt aber kein Name von guter Vorbedeutung. Er bedeutet, wie Walhalla, eine Wahlſtatt, Todtenanger, wo alles Volk verſammelt wird. Dieſe Etymologie ſtimmt mit der Sage, daß Odin — den wir S. 74 als wilden Jäger mit einem Heere von abgeſchiedenen Seelen daher brauſend erkannten — nur die Hälfte der Gefallenen zum Antheil habe, Freia aber (Frau Holle im Venusberg) den andern Theil. Wie iſt dieß anders zu verſtehen, als dadurch, daß die Zeugung den Tod zur Folge hat? Daher iſt auch Venus die Todtenfrau (Epitymbia, Libitina, Proſerpine). Gräter deutete dieſen Antheil Freia's an den Todten durch ihre Identität mit Frigga: die Erde eignet ſich die Leiber der Todten zu, wie Odin, der Himmel, ihre Seele. Dann bliebe aber die andere Frage noch nicht gelöſt, warum eben der Erntemonat den ominöſen Namen erhielt? Weil die Sichel des Schnitters auch die des Todes iſt? Der Grund liegt tiefer. In den Hundstagen herrſchen Peſt und Seuchen, Ceres wird zur Furie, Erinnys, die Canicula iſt's, welche Hundswuth und Raſerei bringt. Darum ſühnte man ſie als Hecate mit Hundsopfern; denn ſie war Artemis, deren Todespfeile die 12 Kinder Niobens erlegten, ſie iſt die um ihren Gatten trauernde Iſis, welcher der hundsköpfige Anubis das Grab des Oſiris ſuchen hilft, denn der Hund iſt der Begleiter der Todten in die Unterwelt, Iſis iſt die Göttin des Todtenreichs, und ſpielt in den Todtenceremonien der Aegypter die vornehmſte Rolle. Aber eben deßhalb rief man ihren Beiſtand an. Dann wandelte die Zürnende ſich in die Heilbringerin um, Hecatens und Medeens Giftkräuter wurden Heilkräuter, die gegen Hundswuth und andere Krankheiten ſchützen. Nun erklärt ſich, warum der Marientag (15. Aug.) auch „Kräutertag“ und „Würzelweihe“ „Wurzmeſſe“ genannt, unmittelbar dem Tag des heil. Rochus vorhergeht, welcher vom Hunde (roquet) den

Namen habend, von einem Hunde begleitet, und gegen die Peſt angerufen wird. Es ſind Iſis und Anubis, in chriſtlicher Umgeſtaltung; wie Iſis ihre meiſten Prädicate und Attribute an Maria abgeben mußte, ſo Anubis ſeine Hundsmaske an Rochus. Anubis findet das Grab des Oſiris und bewirkt ſein Wiedererwachen. Er iſt alſo der Todtenerwecker Aſklepios, der nach dem Hunde (cheleb) heißt, und den Hund Kapparis (Sühner) zur Seite hat, Aesculap, den man in Rom eine Peſt abwehren ließ. Aesculap ſteht aber neben Hygiea (Minerva medica). Auch Ceres iſt die Heilbringerin, obſchon als Nemeſis, Aſträa, Dice, Themis, die Richterin der Schatten. Aſträa ſoll, über die Ungerechtigkeit der Menſchen ſeufzend, zum Himmel zurückgekehrt ſeyn. Die Aſtronomen wollen dieſe Begebenheit alljährlich im Auguſt, in dem Untergang des Sternbildes die „Jungfrau" erblicken *). Ihr Verſchwinden deutete man wie die Höllenfahrt der Ceres, um die von Pluto geraubte Tochter zu ſuchen, als Folge des Zorns der Göttin. Vorhin ward an die Uebertragung der Attribute der Iſis auf Maria in chriſtlicher Zeit erinnert. Bekanntlich war der Iſisdienſt, der in der Kaiſerzeit auch in Rom ſich einbürgerte, mit den römiſchen Legionen nach Gallien verbreitet worden. Die Prieſterinnen der Kelten, bei denen Kräuterkunde einen weſentlichen Theil ihres heiligen Berufes bildete, da ſie nicht nur hellſehende, ſondern auch in ärztlicher Hinſicht weiſe Frauen waren, fanden in der Iſis ihr Vorbild. Was der Göttin zugeſchrieben ward, verrichtete ihre Prieſterin. Nun macht aber Dupuis (Or. d. Cult. V.) auf eines der Seitenportale der bekanntlich aus einem Iſistempel in die jetzige Marienkirche umgewandelte eglise de Notre Dame in Paris aus folgendem Grunde aufmerkſam: Man gewahrt auf dem äußern Rande des Vierecks, welcher der Thüre gleichſam zur Einfaſſung dient, die 12 Sternbilder, auf jeder Seite 6, in perpendiculärer Richtung eingemeißelt **). Nur die „Jungfrau" wird ver-

---

*) Wenigſtens ſetzt der römiſche Kalender das Verſchwinden der Jungfrau, die Auffahrt der Aſträa, in den Auguſt.

**) Auf dem oberſten Ende der einen Reihe befindet ſich der Löwe, gegenüber in derſelben Richtung der Krebs, abwärts vom



mißt, ihren Platz hat der Bildhauer ſelbſt mit ſeinem Handwerkszeug eingenommen. Warum fehlt nur dieſes Sternbild? Dupuis antwortet: Weil die Jungfrau in der Mitte poſtirt iſt, das Kind in ihren Armen iſt Horus oder Harpocrates, der kürzlich geborne Jahrgott, denn das Solſtitialjahr beginnt im Juli, wie im Januar. Ihre von den übrigen Bildern abgeſonderte Stellung erklärt ſich daraus, daß ſie als Hauptfigur — denn ihr iſt ja der Tempel geweiht — in die Augen fallen ſoll*). Es fragt

---

Löwen die Zwillinge, die Fiſche und der Waſſermann (auf dem Meerungeheuer, ein Schiff über ſich). Auf der andern Seite unterhalb des Krebſes, den Zwillingen gegenüber, das der Jungfrau beſtimmte, aber von ihr nicht eingenommene Feld, unter demſelben die Waage in der Hand einer Frau (Themis, Libera, Nemeſis), nach dieſem der Scorpion, ihm folgt der Schütze, dieſe Reihe beſchließt der Steinbock. — Von den 24 andern Bildern entſprechen 12 dem Charakter der Monate, und den verſchiedenen Beſchäftigungen, welche die wechſelnde Jahreszeit veranlaßt. So erblickt man neben dem Krebſe einen Mann, der ſeine Sichel (zum Mähen des Heues?) ſchärft, neben jenem Felde, welches die Jungfrau einnehmen ſollte, einen Mann, der von einigen Kornähren die Büſchel abſchneidet; neben der Waage einen Traubenkelterer, neben dem Scorpion einen Mann mit Säen beſchäftigt, weil in dieſem Monat die Winterſaat beginnt, und ſo geht es die Reihe fort.

*) Unter den Füßen der Jungfrau bemerkt man eine Schlange, die ſich um einen Baum windet, deſſen Aepfel jene als den Drachen im Heſperidengarten verrathen, der die goldenen Aepfel bewachen mußte. Es iſt das Schlangengeſtirn, das neben der Waage ſich erhebt, und mit dieſem Geſtirn zugleich aufſteigt, wobei zu erinnern iſt, daß die „Jungfrau", die „Waage" in der Hand haltend, alſo zwei Sternbilder repräſentirt (Manil. II. 527.), daher ſie nicht nur Ceres mit der Aehre (spica), ſondern auch Themis mit der Waage (libra) iſt, alſo Ceres legifera, Demeter Thesmophoros. Der die Jungfrau verfolgende Drache iſt auch jener Verfolger des apokalyptiſchen Sonnenweibes. — Wendet man ſich nun zu dem Säugling, welchen die Jungfrau in ihren Armen hält, ſo iſt bemerkenswerth, daß dieſes Kind noch in 6 verſchiedenen Altersſtufen erſcheint, die genau jenen 6 Monaten entſprechen, während welchen die Tage zu wachſen beginnen bis zu ihrer gänzlichen Abnahme. Man ſieht nämlich auf der innern Seite jenes Pfeilers, welcher die Jungfrau mit dem Kinde trägt, einen zwölfjährigen Knaben, weiter hin einen achtzehnjährigen Jüngling, noch höher einen jungen Mann, um deſſen Kinn der erſte Pflaum ſpielt. Später gewahrt man ſchon einen Mann mit bärtigem Antlitz, neu

ſich nun, ob in dem Vermiſſen der Jungfrau an ihrem ordnungsgemäßen Standort nicht etwa auf die Auffahrt der Aſträa, auf das Verſchwinden der Iſis in jenem Monat angeſpielt ſeyn ſollte, in welchem der annus Isiacus, das Solſtitialjahr ſeinen Anfang nahm? Denn dieſes begann in Aegypten im Auguſt, nach dem Rücktritt des Nil, daher die „Löwenjungfrau" dort das vornehmſte Symbol, das an allen Tempeln zum Vorſchein kommt. Da noch jetzt unter allen Marienfeſten das Auffahrtsfeſt den erſten Rang einnimmt, ſo läßt ſich wohl denken, daß in der Druidenzeit die Dankbarkeit des Volkes das Erntefeſt zu einem der Hauptfeſte, vielleicht zum vornehmſten im Jahre erhoben hatte, und dieſe wichtigſte Jahresbegebenheit auf dem der Göttin geweihten Tempel durch den Meißel verbildlichte. Vielleicht galt das Erntefeſt auch bei andern Völkern als Mittelpunkt des Feſtkalenders, da nicht nur die Römer nach „Aehren" die Jahre zählten, ſondern auch die alten Deutſchen, und vielleicht auch die Hebräer *)?

---

hoher einen Andern, der auf ein noch reiferes Alter ſchließen läßt; endlich auch die abgelebte Greiſesgeſtalt. Dieſe in Aegypten beobachtete Weiſe, den Jahrgott auf ſeinen verſchiedenen Altersſtufen darzuſtellen, bezeugt Macrob (Sat. 1, 18: Hae aetatum diversitates ad Solem referuntur, ut parvulus videatur hiemali Solstitio, qualem Aegyptii proferunt ex adyto die certa, quod tunc brevissimus dies veluti parvus et infans videatur.) — Auf der andern Seite ſind die Abſtufungen der Sonnenwärme in den verſchiedenen Jahrszeiten ausgedrückt. Oben ein Jüngling mit ganz entblößtem Leibe. Er hat ſich unter den Schatten eines Baumes begeben. Weiterhin begegnen wir ihm, ein leichtes Gewand haltend; nun folgt eine Figur mit einem Doppelgeſicht des Jünglings und des Greiſes, das iſt die Sommer und Winter ſcheidende Herbſtgleiche. Unter dieſem Janus erſcheint der Greis, in ſeinen Mantel gehüllt, weiter unten tritt er gebückt unter der Laſt eines Reisbündels daher, noch tiefer wärmt er die erſtarrten Glieder am Reiſigfeuer, hier alſo das Winterſolſtiz, wo der Jahrgott abſtirbt.

*) Virgil ſagt: „post aliquot aristas" (für annos); Claudian: „decimas mensus aristas". Das deutſche Wort Friſt ſtammt von frit (oberſte Aehre) vergl. feiſt und fett. Die Hebräer nennen den erſten Monat: Abib, d. i. Aehrenmonat, daher 7 fette und 7 dürre Aehren (1. Moſ. 41, 22. 24) ſich auf fruchtbare und unfruchtbare Jahre beziehen. 11 Garben und 11 Sterne bücken ſich vor Joſeph, als dem 12. (1. Moſ. 37, 7.) u. a. m.

1. Auguſt.

An dem heutigen Tag begeht man Petri Kettenfeier als Erinnerung an die Gefangenſchaft dieſes Apoſtels in Jeruſalem, aus welcher ihn ein Engel befreite. Auf die Frage: Warum begeht man nicht auch eine Pauli Kettenfeier? antwortete Baronius, dieſe große Autorität, an welche man ſich zuerſt wendet, wenn über Märtyrer, Reliquien und Mirakel Aufſchluß gewünſcht wird: Nur Petri Ketten konnten dem Papſtthum einige Wichtigkeit verleihen, da ſie auf die Macht des Papſtes, des Nachfolgers Petri, zu binden und zu löſen, anſpielen. Die Kaiſerin Eudocia erwarb ſich im Jahr 439 das Verdienſt, die beiden Ketten Petri aus Jeruſalem geholt zu haben, mit der einen beſchenkte ſie Conſtantinopel, mit der andern Rom. Weil Chriſtus zu Petrus geſagt haben ſoll: „Gehe hin und weide meine Heerde!" darum werden an dieſem Tage die Schafe eingeſegnet *), davon der engliſche Name des Feſtes **Lambmass** (Lammmeſſe) und **Lammas Day** (Lammstag). Ehedem trieben alle Pächter ihre Heerden an dieſem Tage, Behufs der Einſegnung, zur Kathedralkirche von York. Weil aber auch die Pächter an dieſem Tage dem Gutsherrn Brode von der neuen Ernte überbrachten, ſo will Blount **Lammass** als verſtümmelt aus **Hlafmass** oder **Loafmass** (Laibmeß) entſtanden ſeyn laſſen.

2. Auguſt.

Stephan I. hatte kaum den päpſtlichen Stuhl beſtiegen, als er entſchloſſen war, um jeden Preis die andern

---

*) Raphael hat dieſe Scene durch ſeinen Pinſel verewigt. Während Chriſtus Petrum anredet, zeigt er auf eine Schaafheerde.

Gemeinden ſeinem Willen zu unterwerfen. Die aſiatiſchen Chriſten hatten im dritten Jahrhundert auf einigen Kirchenverſammlungen verordnet, daß alle zur wahren Kirche kommenden Ketzer neuerdings getauft werden ſollten *). Stephan ſchloß ſolche von der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche aus. Die afrikaniſche Kirche trat in der Perſon des Biſchofs von Carthago, Cyprian, auf die Seite der Morgenländer. Stephan nahm dieß übel auf. Cyprian erklärte auf einer neuen, zu Carthago gehaltenen, Kirchenverſammlung die Ketzertaufe abermals für unkräftig **). Stephan wurde jetzt noch erbitterter. Erſt ſein Tod (257) ſtellte den Frieden her, ohne daß man jedoch ſich über die Ketzertaufe vereinigt hatte. Noch im 4ten Jahrhundert folgten viele morgenländiſche Biſchöfe dem Cyprian; allmählig erhielt aber, unterſtützt durch das ſteigende Anſehen des Stuhls Petri, der römiſche Gebrauch allgemeine Geltung.

3. Auguſt.

Stephan's Märtyrertod iſt aus dem ſiebenten Capitel der Apoſtelgeſchichte bekannt genug, weniger bekannt aber die vielen Wunder, welche die Reliquien dieſes erſten Märtyrers verrichteten, denn zu Minorca allein bekehrten ſie in Zeit von acht Tagen 540 Juden, freilich mit Hülfe einer heilſamen Strenge, wie z. B. die Verbrennung der Synagoge, die Vertreibung der Ungläubigen, die in Felſenklüften verhungern mußten, u. ſ. w.[*]) Der Anhang zu Auguſtin's „Stadt Gottes“ enthält zwei Bücher des Biſchofs Evodius von Uzalis „über die Wunder des h. Stephanus.“ Kurz, man wußte deren ſo viele zu erzählen, daß ein galliſches oder ſpaniſches Sprichwort lautete: „Wer behauptet, von allen Wundern des h. Stephanus geleſen zu haben, der iſt ein Lügner[**]). Auguſtin, welcher nur diejenigen aufzählt, welche die Reliquien dieſes Heiligen in Afrika verrichteten, zählt deren nicht weniger, als ſiebenzig, von welchen drei nichts geringeres waren, als: Auferſtehung von den Todten, die ſich im Zeitraum von zwei Jahren und innerhalb der Grenzen ſeines eigenen Kirchſprengels (Civ. Dei XXII., 22) zugetragen hatten. Wie aber verſchaffte man ſich mehrere Jahrhunderte nach Stephans in Jeruſalem erlittenem Märtertode ſeine irdiſchen Ueberreſte? Auch hier hat man einem Traume dankbar zu ſeyn. Ein unter der Regierung des jüngern Theodoſius lebender Presbyter von Jeruſalem und Kirchendiener des etwa 20 Meilen von der Stadt gelegenen Fleckens Caphar Gamala, erzählte einen ſehr ſonderbaren Traum, der ſich ihm drei Sonnabende nach einander dargeboten. Er ſah in der Nacht eine ehrwürdige Figur mit einem langen Barte, im weißen Gewande, und einen goldenen Stab in der Hand, vor ſich ſtehen, die ſich ihm ſelbſt unter dem Namen Gamaliel ankündigte, und dem erſtaunten Presbyter entdeckte, daß ſein Leichnam, ſammt den Körpern ſeines Sohnes, ſeines Freundes Nicodemus und des erſten Märtyrers des chriſtlichen Glaubens, in einem nahe gelegenen Felde heimlich begraben liege. Er ſetzte hinzu, daß es Zeit ſey, ihn und ſeine Mitgenoſſen aus ihrem dunkeln Gefängniſſe zu erlöſen, daß ihre Erſcheinung einer unglücklichen Welt Segen bringen würde, und daß ſie ihn erwählt hätten, den Biſchof von Jeruſalem von ihrer Lage und ihren Wünſchen zu benachrichtigen. Die Zweifel und Schwierigkeiten, welche dieſe wichtige Entdeckung noch immer verzögerten, wurden allmählig durch neue Geſichte beſeitigt, und die Erde von dem Biſchof, in Gegenwart einer großen Volksmenge, geöffnet. Man fand die Särge Gamaliels, ſeines Sohnes und ſeines Freundes in der beſten Ordnung; aber als man den vierten Sarg, welcher die Ueberreſte des h. Stephan enthielt, an's Licht brachte, zitterte die Erde. Man bemerkte einen paradieſiſchen Geruch, der ſogleich die verſchiedenen Krankheiten von 73 Umſtehenden heilte. Man ließ die Geſellſchafter des h. Stephan in ihrem ruhigen Aufenthalte zu Caphar Gamala. Aber die Reliquien des erſten Märtyrers wurden in feierlicher Proceſſion in die ihnen zu Ehren auf dem Berg Zion errichtete Kirche abgeführt, und die kleinſten Theile derſelben, ein Tropfen Blut*) oder ein Beinſplitterchen, wurden faſt in jeder Provinz des Römerreichs für Dinge von göttlicher Kraft anerkannt.

---

*) Die älteſte fand in Carthago ſtatt, die zweite zu Iconien (235), die dritte zu Synnade.

**) In Rom herrſchte von jeher die Sitte, daß zum katholiſchen Bekenntniß übertretende Ketzer nur durch Händeauflegung geweiht wurden. Man hielt die Taufe auch ketzeriſcher Lehrer für gültig.

---

[*]) Man ſehe den Originalbrief des Biſchofs Sever in Minorca (ad calcem St. Augustini de Civ. Dei) und Basnage's (Hist. d. Juifs VIII. p. 245. sq.) Bemerkungen hierüber.

[**]) Basnage a. a. O. p. 249.

---

*) Zu Neapel wurde jährlich ein Fläſchchen vom Blute des h. Stephan fließend gemacht, bis dieſer Wundermann vom h. Januar abgelöſt wurde (Ruinart Hist. Persecut. Vandal. p. 529).

4. Auguſt.

Dominicus, aus Calaborra in Spanien, aus dem vornehmen Geſchlecht der Gusmans, regulirter Chorherr zu Osma, der Verfolger der Albigenſer und Begründer des Inquiſitions-Gerichts, bewährte durch ſeine ſpätere Wirkſamkeit den Traum ſeiner Mutter, als ſie mit ihm ſchwanger ging. Ihr träumte nämlich: ſie ſähe einen Hund mit einer brennenden Fackel in der Schnauze, welche die ganze Welt anzünde. Obgleich jedes Kind in dem Hund, wegen ſeines feinen Geruches, den Ketzerriecher, in dem Hundsmaule die feurigen Predigten des h. Dominik gegen Andersdenkende, und in der Fackel die Scheiterhaufen für die Ungläubigen erkennen würde, ſo hat die Geiſtlichkeit dennoch in dieſer Fackel die durch Dominiks Predigten weitverbreitete Erleuchtung der Gläubigen, in dem Hunde den treuen Hüter der chriſtlichen Schäflein deuten wollen, deſſen Bellen den Wolf abhält. Wie willkührlich dieſe letztere Erklärung ſey, zeigte ſchon Hoſpinian, der die Fackel des Dominik mit jener verglich, welche Hecuba ſah, als ſie den Paris gebar, durch deſſen Schuld Troja in Aſche gelegt wurde. Dieſem Gleichniß ließe ſich aber noch ein anderes anfügen; nämlich wie man dem ſterbenden Perſer einen Hund zeigte (Creuzer Symb. I. S. 424 — denn der Hund ſchützt die Seele des Gerechten beim Uebergang über die Geiſterbrücke), damit ſeine Seele nicht in die Hölle fahre; bei den Aegyptern der auf Mumiengemälden abgebildetete hundsköpfige Anubis, der Patron der Prieſter (Seelſorger) war; und auf Grabmonumenten der Römer der Hund unter dem Bette der Entſeelten erſcheint (Martin Explic. de div. Monum. pl. I. p. 1). wodurch ſich die Hundsſell der Laren (Plut. Qu. R. c. 51), die Hunde neben Jupiter Cuſtos auf der Grablampe bei Bellori (Lucern. Sepulcr. P. II. p. 1), und eine Stelle in des Petronius Satyren *) erklären, ebenſo glaubten die Chriſten im Mittelalter, daß wenn ſie ihre Leiche in die Kutte eines Dominicaners oder Franziscaners **) einhüllen ließen, ſie am jüngſten Tag einen gnädigen Richter finden würden ***). Aus dieſem Grunde ließen ſich oft Perſonen beiderlei Geſchlechts und von hohem

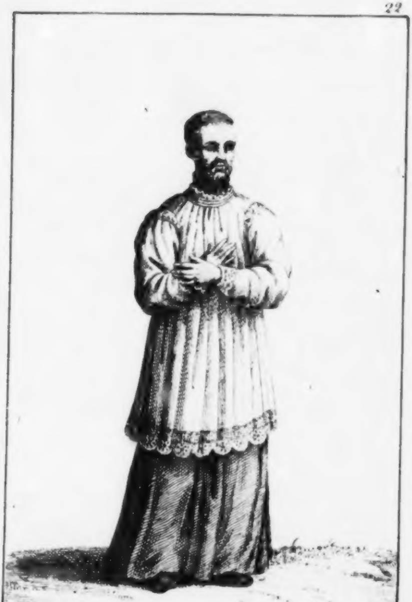
---

*) Valde te rogo ut secundum pedes statuae meae *catellam* pingas, ut mihi contingat tuo beneficio *post mortem vivere.*

**) Wenn auch der Mutter des h. Franz kein vorbedeutender Traum ihren Sohn als Hund gezeigt hätte, ſo ſind doch die Franciscaner Cyniker in der Kutte.

***) Für proteſtantiſche Leſer, denen nicht alle Tage eine ſolche Kutte vor Augen kömmt, ſind hier drei Muſter der Dominicanertracht beigefügt. Nr. 1. iſt die Kleidung, welche der Stifter des Ordens zuerſt trug, ein ſchwarzer Leibrock und ein Rochet darüber, wie man auf alten Gemälden ſieht, die den h. Dominik darſtellen. (Ich folge hier den Angaben des Michael Pio, Geſchichtſchreibers dieſes Ordens). Nr. 2. iſt die Tracht, welche Dominik i. J. 1219 annahm, ein weißer Rock und weißes Scapulier, an welchem das Käppchen hängt. Es iſt keine neue Erfindung, denn die h. Jungfrau ſoll dieſe Mode ſelbſt erdacht, und ſchon dem ſeligen Rinald von Orleans empfohlen haben. (Und in Sachen der Mode zeigen ja Damen ſtets den feinſten Geſchmack). Die Dominicaner in Portugall haben dieſen Schnitt und Farbe noch jetzt behalten. Gegenwärtig tragen die Dominicaner — um ſich von den Laienbrüdern, deren Scapulier und Kapuße ſchwarz ſind, zu unterſcheiden — das weiße Scapulier, nehmen aber nur, wenn ſie ausgehen, ein ſchwarzes Käppchen über die Kappe.

22



Range als Kranke oder Sterbende in einen dieſer beiden Orden aufnehmen, vorausſetzend, wer hier im Credit der Heiligkeit ſtehe, werde auch jenſeits dieſelbe Anerkennung finden.

5. Auguſt.

Maria Schneefeier iſt ein Feſt, deſſen Einführung man, nach Haltaus folgendem „Mährchen" verdankt. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts hatte ein kinderloſer Patricier zu Rom ſeine ſämmtlichen Güter der Maria vermacht, und ſie gebeten, ihm ſelbſt die Anwendung derſelben zu offenbaren. Nachdem in der Nacht des 5. Auguſt ein tiefer Schnee gefallen, der aber nur den Platz der ihr zu erbauenden Kirche bezeichnete, war Maria dem Papſt Liberius und dem Patricier Johannes erſchienen, und erklärte ihnen dieſes Wunder*), indem ſie ihnen zugleich die

---

*) Da unſere Quelle die Hauptſache, nämlich die von Maria gegebene Erklärung des Wunders, verſchweigt, ſo werden meine Leſer, ſo lange keine überzeugendere ſich darbietet, mit einer Hypotheſe Grimms (D. M. p. 246 Anm.) ſich begnügen müſſen. Dieſem Gelehrten zufolge hatte vor der Einführung des Chriſtenthums die Naturgöttin Holle, Holde oder Hilde, alle Aemter Mariens verwaltet. Daß Holle nicht bloß Regen, ſondern auch Schnee brachte, iſt aus der Thätigkeit eines Naturweſens erklärlich. Das Bindeglied zwiſchen der Schnee-Holle und der Schnee-Maria findet ſich nun in folgender Sage, welche den Namen Hildesheim erklären helfen ſoll. „Kaiſer Ludwig führte ſtets ein Marienbild an ſeinem Halſe; nun begab ſichs, daß er durch einen Wald ritt, und als er abſtieg, das Bild dieweil auf einen Stein ſetzte. Als er es wieder zu ſich nehmen wollte, ver-

Weiſung gab, auf der bezeichneten Stelle eine Kirche zu erbauen, welche auch 440 von Sixtus III., unter

---

mochte er es nicht von der Stätte zu bringen. Da fiel er auf die Knie, und betete zu Gott, daß er ihm kund thäte, warum das Bild nicht von der Stelle weichen wolle? Da rief eine Stimme: „So fern und ſo weit Schnee fallen wird, ſo groß und weit ſollſt du einen Dom bauen zu Mariens Ehre!“ Und ſogleich fing es an zu ſchneien auf die Stätte. Da ſprach Ludwig: „Dies iſt Hilde Schnee und es ſoll auch Hildeſchnee heißen.“ So weit nun der Schnee gefallen war, ſtiftete er einen Kirchenbau, und der Dom und die Stadt bekamen den Namen nach dem Schnee, der „do Hilde“ fiel. Das ward genannt Hildeſchnee und folgendes Hildesheim“ (D. S. Nr 456.) Aber dieſes Wunder ſteht nicht vereinzelt da. Müllenhoff berichtet in ſeinen Sagen von Schleswig und Holſtein S. 113 von mehrern Kirchen, die aus folgendem Grunde an unpaſſenden Stellen erbaut wurden: „Was man am Tage aufführte, ward Nachts abgebrochen. Da flehte man zu Gott um ein Zeichen, wo ſein Haus ſtehen ſolle. Und es iſt dann mitten im Sommer auf Johannistag an den Plätzen Schnee gefallen, wo jetzt die Kirchen ſtehen.“ (Fünf werden dort namhaft gemacht, bei allen daſſelbe Hinderniß und daſſelbe Zeichen!) „Als i. J. 1716 Prinz Eugen bei Peterwardein die Türken auf's Haupt geſchlagen, wurde zum ewigen Andenken die Erbauung einer Kirche beſchloſſen, welche den Namen Maria Schnee von einem Bildniſſe erhielt, das ein kaiſerlicher Offizier — im Schnee gefunden zu haben „vorgab“, allgemeiner jedoch iſt die Sage, daß dieſes Marienbild während der Schlacht ſich „zum Schutze der Oeſtreicher“ an demſelben Orte ſehen ließ ꝛc.“ (Kaltenbäck Marienſagen S. 284). Hier iſt uns nicht verwehrt, an Winterſchnee zu denken, weil nicht das Gegentheil bemerkt iſt. Was aber hat der Schnee zur Verehrung der Maria für Beziehung, dem Namen **Santa Maria maggiore**, eingeweiht wurde. Das Feſt aber findet man vor dem 14ten Jahrhundert in keinem Kalender.

---

daß die zufällige Auffindung des Bildniſſes im Schnee zu ſo wunderlichem Prädicat verhalf. In demſelben Buche S. 126 finde ich auch, daß in Kärnthen am 20. Auguſt 1536 eine Kirche den Namen „Maria Schnee“ erhielt, weil in jenem Orte „der Schnee viel und anhaltend zu ſeyn pflegt“ (!als ob es nicht viele ſolche Orte gäbe!) Dieſe in ſo verſchiedenen Ländern — denn auch in Frankreich gibt es einen Ort und Kirche „Maria Schnee“ (Nivelles bei Namur) und in Brüſſel beten am heutigen Tage die Spitzenmacherinnen zur Maria, damit ihr Werk weiß bleibe wie Schnee — verbreitete Vorſtellung von einer Schnee-Maria kann nicht als Erzeugniß einer bloßen Laune gelten, ſondern deutet an, daß man bei dem Beſtreben, alle Eigenſchaften der Holle auf Maria zu übertragen, auch den Schnee nicht übergeben wollte. Bei Holle, als Naturgöttin, verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Schnee von ihr kömmt. Sein Erſcheinen im Winter nöthigte Ludwig zum Ausruf: „Hilde Schnee.“ Zur Zeit, als dieſe Sage entſtand, war aber ſchon Maria an Holle's Stelle getreten, es mußte alſo durch ein Wunder darauf hingedeutet werden, daß Maria den Schnee geſchickt habe, und nicht Holle. Daß man zu Maria um Regen bittet, beweist nicht, daß man ſie auch als Naturgöttin verehre, denn auch den h. Lupus ruft man um Regen an. Wäre der Schnee im Winter gefallen, hätte alſo Niemand an Maria gedacht, aber im Auguſt! das war ein Wunder, und da konnte nur Maria Auskunft geben, denn ſie verrichtet die meiſten Wunder. So war durch jenes Mährchen der Weg gebahnt, um auch eine Schnee-Marie aufzufinden. Indeß könnte bei dem Schnee, wie bei der Lilie, auch an Mariens Fleckenloſigkeit und Reinheit gedacht worden ſeyn, vergl. Jeſ. 1, 18.

6. Auguſt.

Die Verklärung Chriſti wird von Gfrörer (Jahrhundert d. Heils 2. S. 368) wie folgt erklärt: Im Leben Jeſu wollte man keines von den Wundern Moſis vermiſſen. „Nun aber leuchtete Moſe — ſo erzählt Philo (Vit. Mos. III.) der Volksſage nach — als er das Geſetz vom Sinai brachte, ſo ſehr, daß Alle, die ihn ſahen, den ſonnenähnlichen Glanz, der ihnen von ſeinem Haupte entgegen ſtrahlte, kaum ertragen konnten.“ In der jüdiſchen Vorſtellung iſt das Leuchten des Angeſichts das Kennzeichen des geſetzeifrigen Rabbi. So berichtet der hieroſolymitaniſche Talmud (Schekalim III., 2): „Die Angeſichter der Rabbinen Jona und Abuja leuchteten, weil ſie eifrig in der Schrift forſchten“ und bezieht auf ſie Pred. 8, 1: „die Weisheit des Menſchen erleuchtet ſein Angeſicht.“ Alſo iſt hier die Quelle von Matth. 17. Moſe und Elia ſind bei Chriſtus, weil, der Kabbala zufolge, alle Drei Verkörperungen Eines Geiſtes ſind *).

---

*) Wie Elias und Jeſus war auch Moſe gen Himmel gefahren. Zwar der Pentateuch berichtet nichts davon, aber doch die Tradition (Genesis Rabba in Genes. 28, 17.): Dixit Josua filius Nuni: Illa die, qua adpropinquavit mors Mosis, *sustulit illum Deus ad coelum altissimum*, ostenditque ei donum praemii sui et quid esset ipsi venturum. Vergl. Joseph. Ant. IV, 8, 48: „Als Moſe dahin ging, wo er verſchwinden ſollte (*οὗ ἔμελλεν ἀφανισθήσεσθαι*) etc.“ Deutlicher Philo Vit. Mos. III. in fine: Da er eben hinaufgehoben werden ſollte, und ſchon den Anlauf genommen, um auffliegend ſeinen Schwung gen Himmel zu richten (*ἤδη γαρ ἀναλαμβανόμενος*) ꝛc.

7. Auguſt.

Zu Augsburg lebte zu Anfang des 4ten Jahrhunderts eine Ausländerin, Namens Afra, die ein unzüchtiges Gewerbe trieb. Eines Abends ſprach ein Fremder in ihrer Wohnung um Herberge an. Es war der ſpaniſche Biſchof Narciſſus, der im Lande umherzog, um Seelen für Chriſtum zu gewinnen. Als man ſich zu Tiſche ſetzen wollte, ſprach der Gaſt ein Gebet, das ſo mächtig auf die Gemüther der anweſenden Frauen wirkte, daß ſie ſich entſchloßen, dem laſterhaften Leben zu entſagen und die chriſtliche Lehre anzunehmen. Sie ließen ſich alſo taufen, und bildeten bald eine kleine Chriſtengemeinde, die in einem bisher der Unzucht geweihten Hauſe Gottesdienſt hielt. Augsburg war damals eine römiſche Colonie und dem Scepter des Kaiſers Diocletian unterworfen, welcher bekanntlich den Chriſten nicht geneigt war. Der Statthalter der Provinz, Cajus, ließ Afra mit ihren Mägden vorladen, und verlangte, daß ſie den Göttern opfern ſollten. Da ſie ſich aber deſſen weigerten, ſo verurtheilte er ſie zum Scheiterhaufen. Sogleich wurde Afra von den Gerichtsdienern auf eine Inſel, die der Lech bildet, geführt, und an einen Pfahl gebunden. Während ſie betete, wurde Holz um ſie gelegt und angezündet, und betend verſchied ſie. Wenn auch dieſe Erzählung den Forderungen hiſtoriſcher Kritik nicht ganz entſprechen mag, ſo knüpft ſich doch manches Denkmal an Afra's Namen, denn auf dem Platze, wo das Kloſter Sancta Afra erbaut wurde, ſoll die Heilige verbrannt worden ſeyn.

8. Auguſt.

Cyriacus, Diacon, litt unter der Chriſtenverfolgung des Diocletian den Märtyrertod.

9. Auguſt.

Romanus, ein römiſcher Soldat, wurde unter der Regierung des Decius, des chriſtlichen Glaubens wegen, enthauptet.

10. Auguſt.

Laurentius, ein Spanier von Geburt, Archidiacon des Papſtes Sixtus, wurde, weil er dem Tyrannen Decius die Kirchenſchätze nicht anzeigen wollte, die er unter arme Chriſten bereits vertheilt hatte, mit glühendem Blech gebrannt, endlich in Gegenwart des Kaiſers nackt auf ein eiſernes Bett hingeſtreckt, welches die Form eines Roſtes hatte *), hierauf ein Kohlenfeuer unter ihm angeſchürt. Und als er auf der einen Seite gebraten war, ſprach er zu Decius: **Assatum est jam, versa et manduca**! (Es iſt nun auf einer Seite wohl gebraten, wende es um und iß davon).

11. Auguſt.

Suſanna, eine vornehme Römerin, wurde vom Kaiſer Diocletian für ſeinen Sohn Maximian zur Ehe begehrt. Da ſie aber heimlich Chriſtin war, und auch ihre Keuſchheit behalten wollte, ſo war ihre Weigerung, des Kaiſers Wunſch zu erfüllen, die Urſache ihres von ihm anbefohlenen Todes (290).

---

*) Aus Dankbarkeit gegen St. Lorenz, an deſſen Tag Philipp II. eine Schlacht gewann, wurde der größte Pallaſt Europa's, das Eſcurial, erbaut, in welchem man unzählige gemalte, gemeißelte, marmorne ꝛc. **Roſte** erblickt. Man begegnet ihnen in den Vorräumen, Gallerien, an den Fenſtern, Thüren ꝛc. (**Robinson, Eccles. Research.**)

12. Auguſt.

Klar wie ihr Name, ſagt der Legendenſchreiber, war auch der Wandel der heil. Klara. Sie wurde dergeſtalt in der Liebe Chriſti entzündet, daß ſie gewürdigt wurde, in ihrem reinen Herzen die heil. Werkzeuge der Paſſion eingepreßt zu erhalten, daher ſie auch St. Klara zum Kreuze genannt wurde. Ihr himmliſcher Bräutigam reichte ihr mit eigener Hand die Communion *) und küßte ſie herzlich. Zuweilen nahm er ſogar die Geſtalt eines Lämmchens an, um mit ihr gar lieblich zu tändeln **). Da bat ſie ihn, daß er ihr die Gnade erzeigen wolle, ſie die unausſprechliche Pein und Marter, die er erduldet, mit den Sinnen des Leibes empfinden und ſehen zu laſſen. Da ertönte eine Stimme vom Himmel: „Klara! gibt es für dich nichts Lieberes und Angenehmeres, als daß du theilhaftig wirſt meiner Marter?“ Und ihr geſchah, was ſie wünſchte. Da erſchien ihr einſt Chriſtus als Pilgrim, grüßte ſie und ſprach: „Dieſes Kreuz wird deinem Gemüthe unendliche Süßigkeit gewähren, deßwegen nimm es an. Anders wohin kann ich es nicht ſtellen, daß es feſter und ſicherer ſtünde. Und ſo ende ich mit dieſem Heilszeichen deine Tage.“ Alsbald wuchs das Kreuz und die Geheimniſſe deſſelben in ihr Herz ein, wo es blieb, wie es war. Und bald darauf wurde ihr gezeigt, in welcher Majeſtät Chriſtus ſitzen werde am Tage des Gerichts. Auch ſah ſie die himmliſchen Freuden und die Martern der Hölle, und eine Stimme ertönte: „Bald, geliebte Klara, wirſt du die Freuden des Paradieſes ſchauen.“ Und Chriſtus zeigte ihr ſein Bildniß in einer Geſtalt, die Himmel und Erde erfüllte. Dann ſegnete er ihr heiliges Kloſter. Da legte ſie ſich nieder, zu ſcheiden von dieſer Welt, und ſie rief aus: „Chriſtus iſt gekommen, mein allerliebſter Bräutigam, mich zur ewigen Seligkeit einzuführen.“ Zu den Schweſtern aber ſprach ſie: „Suchet ihr das heil. Kreuz, ſo findet ihr es in meinem Herzen.“ Darauf beichtete ſie, hob ihre Augen gen Himmel und ging zu ihrem Bräutigam. Dieß geſchah, als ſie 40 Jahr alt war, an einem Sonnabend, den 17. (?) Auguſt 1307, zur Zeit Papſt Clemens V. Als nun ihr Leib geöffnet wurde, fand man in demſelben ihr Herz in der Größe eines Kindskopfes, und wie es getheilt wurde, ſtanden darin im Abdruck die Geheimniſſe und Werkzeuge des Leidens Chriſti. In der ſehr harten Galle aber fanden ſich drei runde harte, aſchfarbene Kugeln von einerlei Größe*), hübſch geordnet, in einem vollkommenen Triangel. Durch dieſelben wurde vorgeſtellt das Geheimniß der heil. Dreifaltigkeit. Die Kugeln waren alle von gleicher Schwere, dennoch wogen ihrer zwei ſo viel, als eine, und alle drei ſo viel als eine und zwei. Es iſt von Berengar über dieſe Kugeln ein Tractat geſchrieben worden, ſie aber wurden in ein cryſtallenes Käſtlein gethan, wo die Gläubi-

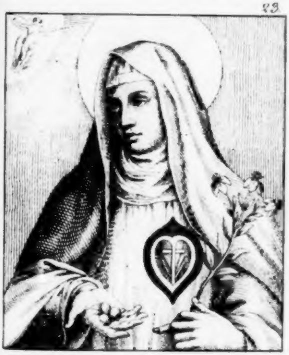
---

*) Chronic. Minor. II, 5. c. 41.

**) *Bagatta* Admiranda orb. Chr. II, p. 517.

---

*) **Tres lapilluli coloris informis fere et cinericii mortalibus incogniti, qui quia unum ponderis momentum et singuli et bini et universi habent, atque in numero Trinitatis. monadis unitatem exprimunt mire, ideo sunt accomodatissimi ut per eos in Deo trino et uno intelligatur parem et eandem esse Divinitatem.“ (Bagatta l. c. I. p. 320. n. 20. II. n. 185. p. 14.)**


83

gen ſie nebſt dem nach 300 Jahren noch unverweſten Leibe der h. Klara ſehen können *). Zu verſchiedenen Zeiten wird auch ihr Blut flüſſig und wallt auf **). Davon, ſo wie von andern Wundern, die nach dem Ableben der h. Jungfrau von ihr gethan worden, wäre gar viel zu ſprechen, wenn der Raum hier es erlauben wollte. **Ora pro nobis beata Clara, ut digni efficiamur promissionibus Dei! Mons Dei, mons pinguis, mons in quo beneplacitum est Deo inhabitare, beata Clara, ora pro nobis!** Alſo zu antiphoniren am Tage der Feier ihres Feſtes hat verordnet der h. Papſt Nicolaus der Fünfte ***).

Auf dieſe Lebensſkizze folge eine zweite aus der Feder eines nüchternen Biographen, der dem Wunderbaren gefliſſentlich aus dem Wege geht, dafür aber Klara's Denk- und Handlungsweiſe pſychologiſch durch Aufzählung der äußern Umſtände, die auf ſie einwirkten, erklärt. Dazu trug weſentlich bei, daß ſie mit dem Schwärmer von Aſſiſi in demſelben Orte geboren wurde. Schon als Kind vernahm ſie viel vom heiligen Franciscus, und welch ſtrenges Leben er in ſeinem kleinen Kloſter zu Portiuncula führte. Sie beſchloß, ſeinem Beiſpiele zu folgen, und ließ ſich am Palmſonntage 1212 von je-

---

*) **Signii Reliquarium c. 21.**

) **Bozii de Sign. XV. c. 10.

***) Das Leben und Wunderwerk der ſel. Jungfrauen Klarä von Montefalco, der Einſiedler St. Auguſtini-Ordens, durch den hochgeehrten Herrn **Mutium Petroni** von Trievi, der Rechte **Dr.**, in ital. Sprach beſchrieben, und anjetzt durch **Aegidium Albertinum** bayr. Hofraths-**Secretarium** verdeutſcht. Gedruckt zu München durch Nicolaum Henricum i. J. 1611. 4.

nem Heiligen zur Himmelsbraut weihen. Sie legte ihren koſtbaren Schmuck ab, ließ ſich ihre Haare abſchneiden, und barg die zarten Glieder in einen härenen Rock, welchen ſie mit einem Strick gürtete. Franciscus ſelbſt führte ſie nun zu den Benedictinern von St. Paul. Weil er ſie jedoch hier vor den Nachſtellungen ihrer erzürnten Eltern, die einen Fürſten zum Eidam gehofft hatten, nicht ſicher glaubte, ſo brachte er ſie ſpäter in das Kloſter St. Angeli in Ponſo nahe bei Aſſiſi. Sechszehn Tage ſpäter kam auch ihre jüngere Schweſter Agnes in gleicher Abſicht zu ihr, und Beide begaben ſich in die Damianskirche, wo ſie den Orden der Kloſterfrauen des h. Franciscus ſtifteten. Schon 1213 zählte Klara eine Menge Schülerinnen. 1219 ließ ihnen der Cardinal Hugolin ein Kloſter erbauen. Gleichzeitig erhielten ſie auch zu Burgos in Spanien ein ſolches, und im folgenden Jahr ein drittes zu Rheims in Frankreich. Dem von ihr geſtifteten Orden ſtand Klara 42 Jahre vor, bis ſie am 12. Auguſt 1253 aus dieſer Welt ſchied. Auf die Nachricht von ihrem Tode kam der Papſt ſelbſt mit allen Cardinälen und Prälaten nach Aſſiſi zum Leichenbegängniſſe. Der Leichnam der Heiligen wurde in die Stadt gebracht und, wie der Leichnam des h. Franz, in der Georgienkirche beigeſetzt. Als aber Innocenz IV. zu Ende des folgenden Jahres ſtarb, und der Cardinal von Oſtia, derſelbe, welcher ihr die Leichenrede gehalten, unter dem Namen Alexander IV. den päpſtlichen Thron beſtieg, wurde Klara von ihm unter die Zahl der Heiligen verſetzt. Einem Befehl des Papſtes Urban IV. zufolge wurden die Schweſtern des von der h. Klara geſtifteten Ordens nach der heiligen Stifterin, Klariſſinnen, benannt. Den Kloſterfrauen hatte auf ihr Anſuchen der heil. Franciscus ſelbſt ihre Lebensweiſe feſtgeſtellt. Er ſchreibt ihnen unter anderm vor: täglich zu faſten, mit Ausnahme des Tages, auf welchen die Weihnacht folgt, es mag nun auf welchen Wochentag fallen, als da wolle. Die Horas müſſen ſie nach dem Gebrauch der Minoriten verrichten, dazu noch täglich im Chore das Requiem ſetzen. Auch ein ſtrenges Schweigen iſt ihnen von der Complet bis zur Tertia des folgenden Tages auferlegt. Da die Regel der Clariſſinnen ſo ſtreng iſt, erregt es um ſo mehr Bewunderung, daß vorzugsweiſe Frauen aus den höchſten Ständen, wie Agnes, die Tochter des Böhmenkönigs Przimislaw, Hedwig, die Königin von Polen, Salome, die Königin von Ungarn, Kunigunde, die deutſche Kaiſerin Katharina von Oeſtreich (des Grafen Albrechts von Habsburg Tochter), und Anna von Oeſtreich, Königin in Polen, Blanca, Tochter des h. Ludwigs von Frankreich, Blanca, Tochter Philipps des Schönen von Frankreich, Katharina, Tochter Friedrichs von Sicilien, Conſtantia, Tochter des Manfred von Sicilien u. a. m. dieſem ſtrengen Orden angehörten.

13. Auguſt.

Hippolyt, ein Kerkermeiſter zu Rom, wurde vom h. Laurentius ſammt ſeiner ganzen Familie zum Chriſtenthum bekehrt, und deshalb vor den Kaiſer Decius geführt, der ihm ſeinen Abfall von der väterlichen Religion heftig vorwarf, den Unbeugſamen mit Dornen peitſchen, und 19 ſeiner Hausgenoſſen enthaupten ließ. Er ſelbſt ſollte von Pferden geſchleift werden, ſtarb aber noch kurz vorher (255). Andere nennen 304 als das Sterbejahr, und den Kaiſer Diocletian anſtatt des Decius. Schon dieſe abweichende Angabe erregt Mißtrauen, mehr noch das Verſchweigen der Todesart, denn an Dornenſtreichen ſtirbt Niemand. Was aber die hiſtoriſche Perſönlichkeit des Hippolyt am meiſten verdächtigt, iſt die Notiz: er ſollte von Pferden zerriſſen werden. Sein Name bedeutet einen von Pferden Zerriſſenen, d. h. dem die Glieder durch Pferde auseinander gelöst wurden. Dieſes Schickſal erfuhr Hippolytus, der Sohn des Theſeus, auch wirklich. Der Ausdruck des Legendenſchreibers: er ſollte, iſt wohl berechnet, er ſpielt nämlich auf die Namensbedeutung an, und läßt die eigentliche Todesart des Heiligen errathen. Warum ſein Gedächtnißtag faſt unmittelbar vor Mariä Himmelfahrt gefeiert wird, läßt ſich noch leichter errathen, wenn man, wie in der Sinndeute des Monatszeichens des Auguſt gezeigt worden, Mariä Auffahrt mit dem Verſchwinden der Aſträa vergleicht. Aſträa iſt ſchon etymologiſch mit Phädra, der Mutter des Hippolyt, und Phädra mit Phaethon verwandt, welchen wir S. 475 als das Sternbild der „Fuhrmann" bezeichneten. Dupuis erkennt in Hippolyt nur eine andere Perſonification deſſelben Geſtirns*), und wie Margaretha (13. Juli) und Mariä Himmelfahrt

---

*) Und mit Recht, denn in Athen ſtanden das Grabmal der Phädra und des Hippolyt neben dem Aeſculaptempel. Wie bald nachher gezeigt werden wird, verwandelte ſich Aeſculap in den heiligen Rochus, wie Phädra (Aſträa) in die Maria. Auf Mariä Himmelfahrt folgt unmittelbar der Tag des h. Rochus. Maria beſcheeret am 15. Auguſt Heilkräuter (daher dieſes Feſt: Würzweihe genannt), und Rochus ſchützt gegen die Peſt wie Aeſculap. Letzterer iſt das Sternbild Ophiuchus (Schlangenträger), in deſſen nächſter Nähe ſich der „Fuhrmann" befindet, den wir ſo eben für Hippolyt nahmen.

(15. Auguſt) zugleich den Untergang des glänzenden Sternbildes die „Jungfrau", ihr Unſichtbarwerden am Horizont verbildlichen, ſo dürfte die Todesart des Hippolyt (13. Auguſt) mit der Himmelfahrt Eliä (20. Juli) und dem Untergang des Phaethon verglichen werden. Die drei- bis vierwöchentliche Differenz der Zeit iſt in den Mythen keine, wie die Todten- und Auferſtehungsfeſte der Sonnengötter Attys, Adonis ꝛc. bezeugen, die einen Monat aus einander ſtehen, je nachdem die Sage von ihnen vor oder nach der Präceſſion der Nachtgleichen ſich ausgebildet; denn als noch der Frühling im Zeichen des Stiers eintrat, konnte der Sommer erſt im Zeichen des Löwen beginnen; als der Widder den Opfertod des Stiers ſtarb, zeigten ſich ſchon im Krebſe die Erſcheinungen, welche ehedem nur auf den Monat des Löwen paßten. Durch die der neuern Ordnung der Himmelsbegebenheiten angepaßten Legenden wurden aber die ältern nicht in Vergeſſenheit gebracht. So erhielten ſich Beide neben einander. Als nun die chriſtliche Kirche auf einen Erſatz für die heidniſchen Feſte dachte, hatte ſie auf die Anpaſſung derſelben zu den Himmelsbegebenheiten um ſo weniger Urſache, Rückſichten zu nehmen, da auch die Heiden dieſe Beziehung ihrer Gottheiten zu den Geſtirnen nicht mehr ahnten, daher alſo — die *doppelte* Beſetzung.

14. Auguſt.

Euſebius, ein Prieſter, welcher die Arianer verfolgte und vom Kaiſer Conſtantius deshalb in engen Gewahrſam gebracht wurde, worin er nach einiger Zeit (350?) verſchied.

15. Auguſt.

Wie die Auffahrt der Aſträa von der Kirche in die Himmelfahrt Mariä umgewandelt worden, habe ich ſchon S. 502 nachgewieſen, und dort zugleich die Identität der heil. Jungfrau mit der ägyptiſchen Iſis gezeigt, die in Griechenland und Rom zur Ceres (die Jungfrau mit der Aehre) wurde, aber in dem darauf folgenden Monat die Aehre mit der Wage verwechſelnd, ſich in Nemeſis, Aſträa verwandelnd, die Ceres legifera (Demeter *θεσμοφόρος*) wurde, woraus ſich die Sage bildete: die ſteigende Ungerechtigkeit habe Aſträa beſtimmt, die Erde zu verlaſſen, und ſich in den Himmel zurückzuziehen. Da aber die Höllenfahrt von Ceres Tochter — Proſerpine, die ja eben Nemeſis, die „ſchwarze" Demeter (*μέλαινα*) iſt — bald in die Herbſtgleiche, bald kurz nach der Sommerwende — wo die Vegetation abſtirbt — verlegt wird, ſo wird es auch mit der Himmelfahrt der Aſträa dieſelbe Bewandtniß haben. Beide Fahrten bezeichnen ein Verſchwinden, Unſichtbarwerden, beziehe es ſich nun auf den Untergang des Geſtirns oder auf das Aufhören der Vegetation, die in der Ceres perſonifizirt iſt. Das Abnehmen der Productionskraft der Pflanzen tritt ſchon in den Hundstagen ein, wo die große Hitze viele Krankheiten erzeugt, denen man durch Heilkräuter zu begegnen trachtet. Als noch das Heidenthum blühte, rief man den Beiſtand der Iſis *σώτειρα*, der Athene *ὑγίεια* oder Minerva **medica** an, in der chriſtlichen Zeit wurde Maria die Kräuterfrau, und ihr Himmelfahrtstag heißt darum in alten Urkunden auch Kräutertag; die Stadt ihres Cultus: Würzburg (**Herbipolis**); der 15. Auguſt: Tag „unſer Frauen Würzweihe," „Tag Maria Wurzelweihe" und

„Worzmeß.“ Darum iſt der folgende Tag dem Peſtabwehrer Rochus geweiht, der wie Aeſculap den (Sirius-) Hund neben ſich hat, gegen deſſen verderbliches Wirken er ſchützt*). Aeſculap iſt aber ſtets in der Geſellſchaft der Hygiea, welche eben Maria in der chriſtlichen Mythologie wurde (vergl. Grimm, D. M. p. 1143 und Görres chriſtl. Myſt. III. S. 243). In den Hundstagen opferte man dem Aeſculap und der Hygiea; Letzterer, als Ceres, galten zugleich die Erntefeſte im Monat der „Aehre.“ Wie nun die Auffahrt der Aſträa aus Unkenntniß der aſtronomiſchen Bedeutung in Ovids Metamorphoſen eine ganz andere Wendung erhielt, ſo darf es uns auch nicht betrüben, in der Himmelfahrt Mariä vom Laien nur das Hinſcheiden der Gottesgebärerin gedacht zu wiſſen. In der Eigenſchaft als ſolche konnte ſie keines gewöhnlichen Todes ſterben. Ihr Abſchied von der Welt mußte eben ſo glänzend ſeyn, als der ihres Sohnes. Im Laufe des 5ten Ja[illegible]erts, denn früher wußte man nicht, wann und welchen Todes ſie geſtorben**), kam unter dem Titel **transitus Mariae** eine Schrift zum Vorſchein, worin der wunderbare Tod der Maria und ihre Verſetzung in's Paradies erzählt wird. Mehrere Legendenſchreiber verarbeiteten dieſes Thema nach ihrer Art, am populärſten wurde folgende:

---

*) So hatten wir im Schwein des heil. Antonius S. 97. den von ihm beſiegten Teufel erkannt.

**) Das leere Grab der h. Jungfrau, das man in Jeruſalem den Pilgern zeigt, hat die Fabel von ihrer Auferſtehung und Himmelfahrt erzeugt, die von der griechiſchen und lateiniſchen Kirche gläubig angenommen wurde; obſchon die durch eine Synode beſtätigte Tradition den Körper der Jungfrau in den Mauern von Epheſus ruhen ließ. In den vier erſten Jahrhunderten wußte man den Tod und die Begräbnißſtätte der Maria überhaupt nicht.

Die Legende vom Tod der Maria.

(Nach Pater Cochem).

Je länger Maria lebte, deſto mehr nahm ſie an Heiligkeit zu, aber auch um ſo glühender ward ihre Sehnſucht, mit ihrem Sohne wieder vereinigt zu werden, ihn im himmliſchen Glanze zu ſehen. Wie ſie nun eines Tages auf dem Oelberge betete, ergriff ſie jenes Verlangen ſo unbegrenzt, daß ſie ihren Sohn bat, er möge ſie der Erde entrücken. Da trat der Erzengel Gabriel zu ihr, mit allem himmliſchem Glanze begleitet, in den Händen einen Palmzweig haltend, deſſen Blätter glänzten wie die Sterne des Firmaments. Er ſprach: „Gegrüßeſt ſeyeſt du Maria, gebenedeite Mutter meines Herrn! Derjenige, welcher den Frieden der Welt brachte, läßt auch dir ſeinen Frieden entbieten.“ — Maria ſprach: „Was ſoll das bedeuten, daß du mich ſo freundlich grüßeſt?“ Da antwortete der Gottesbote: „dein Sohn ſendet mich, dir zu verkünden, daß die Zeit nun da ſey, wo du zu ihm ſollſt gelangen, die dir bereitete Krone zu empfangen.“ Maria ſprach hocherfreut über dieſe Botſchaft: „Wenn ich habe Gnade funden vor den Augen meines Sohnes, ſo will ich ihn vor meinem Ende um drei Dinge gebeten haben: erſtlich, daß er in der Stunde meines Todes an meiner Seite zu ſeyn würdige; zweitens, daß ſeine Freunde, die Apoſtel, meinen Leichnam in's Grab legen; drittens, daß mir bei meinem Scheiden keine böſen Geiſter erſcheinen mögen.“ — Der Engel verkündete ihr die Gewährung ihrer Wünſche; dann reichte er ihr den Palmzweig und ſprach: „Nimm hin dieſen Zweig von den Palmen des Paradieſes, zum Zeichen des Friedens zwiſchen deinen Feinden und dir. Er werde vor deinem Leichnam hergetragen, ſo wird kein böſer Geiſt ſich ihm nahen.“ Hierauf neigte der Engel ſein Antlitz und entſchwebte gen Himmel. Die gebenedeite

Mutter aber ſank zur Erde und dankte für dieſe freudige Botſchaft.

Sobald ſie nach Hauſe kam, ließ ſie ihre Hütte reinigen und ihr Bett ſorgfältig zieren, ſie bereitete auch Alles, was ihr Begräbniß bedürfen könnte, und rüſtete ſich zur Reiſe in die himmliſche Heimath. Bald darauf ward ſie krank, daß ſie ihr Lager nicht mehr zu verlaſſen vermochte. An jenem Tage predigte der heil. Johannes zu Epheſus, und es ſank vor allem Volke eine lichte Wolke nieder, umhüllte ihn und trug ihn nach Jeruſalem vor die Hütte Mariens. Sie hieß ihn freundlich willkommen und ſagte ihm, daß ihr Sohn ihr durch ſeinen Engel ihren Tod über drei Tage verkündet habe. Dieſe Nachricht ging dem Apoſtel zu Herzen, und er weinte unausſprechlich. Wie ſie noch zuſammen redeten, da ſchwebten von allen Seiten die Apoſtel, von lichten Wolken in den Lüften getragen, einher, und fanden ſich an der Thüre der Jungfrau. Erſtaunt fragte einer den andern: Um welcher Urſache willen führt uns Gott alſo durch Wunder zuſammen? Dann gingen ſie herein zu der Mutter ihres Herrn, und da erfuhren ſie nur zu bald, was ihre Verſammlung bedeute. Da ſaßen die heiligen Männer um das Bett der Jungfrau. Sie lag da wie eine duftende Lilie in Frühlingstagen.

Wie aber die dritte Stunde des dreizehnten Tages im Monat Auguſt gekommen war, wurde Maria von der göttlichen Liebe dergeſtalt ergriffen, daß ſie bis in der dritten Nachtſtunde in einer Verzückung blieb. In dieſer ſah ſie ihren geliebten Sohn von unzähligen lichtglänzenden Engeln umgeben. Auch die Apoſtel ſahen ihn, ſie fielen auf ihr Angeſicht und beteten ihn an. Jeſus aber trat zu dem Bett ſeiner Mutter, gab ihr einen liebevollen Kuß und ſagte: „Sey gegrüßt, geliebteſte Mutter, und erfreue dich, denn die Stunde iſt gekommen, die dich mit mir in's Paradies erheben ſoll.“ Maria erwiderte: „Gebenedeit ſeyſt du, mein Herr und mein Gott, daß du mich würdigeſt, in der Stunde des Todes zu mir zu kommen. Aber, geliebteſter Sohn, tröſte auch deine armen Kinder, welche meines Scheidens wegen ſehr betrübt ſind. Lege deine Hand auf die meine, und gib ihnen deinen himmliſchen

Segen.“ Da nahm der Sohn ihre rechte Hand in die ſeine, und machte damit das Zeichen des Friedens über ſeine Jünger, und der Frieden drang in ihr Herz. Indeß ertönte die Luft leiſe, leiſe von der Engel himmliſchen Harmonien, und der Sohn ſagte den Apoſteln, wie ſie nach dem Hinſcheiden ſeiner Mutter ihren unbefleckten Leib in das Thal Joſaphat ſollten tragen, und in ein neues, daſelbſt befindliches Felſengrab legen, dann drei Tage daſelbſt warten, bis er ſelbſt ihnen wieder erſchiene.

Da nun die Mitternacht herbei kam, erfüllte Jeſus der Mutter Herz mit ſo unnennbarem Entzücken, daß ſie ihr Sterben nicht wahrnahm. Schmerzlos ſchied ihre Seele aus dem unbefleckten Leibe und neigte ſich zärtlich auf das Herz ihres geliebten Sohnes. Der nahm ſie aber ganz freundlich in ſeine heiligſten Hände, und trug ſie in Begleitung aller der tauſend Engel vor den Thron der Dreifaltigkeit. Wie aber die Apoſtel ſahen, daß Maria todt ſey, fielen ſie nieder und weinten um ſie, und mit Verwunderung ſahen ſie ihren blühenden Leib an. Ihr Fleiſch war zart und friſch, wie das eines Säuglings, ihre Glieder weich und bewegbar. Kranke, Lahme und Blinde, die ſich nahten und den Leib gläubig berührten, gingen geneſend davon. Die Apoſtel aber trugen dieſen heiligen Leib nach dem Thal Joſaphat, und legten ihn daſelbſt in das neue Felſengrab, ſie ſtellten viele Kerzen um ihn her, beräucherten ihn mit Weihrauch und Spezereien, dann ſangen ſie Lobgeſänge, und zu ihnen geſellten ſich Chöre zahlloſer Engel, die aus den Lüften ertönten.

Am dritten Tag — am fünfzehnten Auguſt — als die Apoſtel bei dem Grabe beteten, ſank eine lichte Wolke vor ihnen nieder, Wohlgerüche erfüllten das Gewölbe, und Jeſus, von tauſend Engeln begleitet, trat zu ſeinen Jüngern und ſprach: „Was bedünket euch, womit ich meine Gebärerin ehren ſolle?“ ſie antworteten: „Herr, deinen Dienern dünket, daß gleichwie du mit Leib und Seele zum Himmel aufſtiegeſt, ſo auch deine Mutter wieder erweckt werden und neben dir aufſteigen ſollte.“ Und der Herr ſprach: „Da habt ihr Recht! von der ich Fleiſch und Blut empfing, deren reiner Leib ſoll nicht verweſen, ſondern zu meiner Rechten thronen im himmliſchen Reich.“ Und ſiehe, der ſtarke Engel Michael nahte mit Maria's heiligſter Seele, und Jeſus rief den Leichnam und ſprach: „Komm her, du Gefäß des Lebens, du Tempel der Gottheit. Stehe auf von deinem Schlafe und erwache zum ewigen Leben.“ Und er einigte die Seele mit dem Leibe, und beide traten glänzend aus der Grabeshöhle hervor, und ſie entſchwanden gen Himmel dem Auge der ſtaunenden Jünger.

Es reichen aber alle Sprachen und Begriffe nicht aus, die Seligkeit Mariens zu ſchildern, wie ſie nun die Gottesſtadt zum Erſtenmal ſah, und wie der heiligſte Gott ſelbſt von ſeinem Throne ihr zurief: Komm, meine Braut, komm vom Libanon, denn du ſollſt gekrönt werden. Da brachten die Engel das Kleid des ewigen Heils herbei und die Krone mit den zwölf Sternen. Die heil. Dreifaltigkeit krönte ſie und kleidete ſie an, und ſetzte ſie auf den Thron, der ihr bereitet war von Anbeginn der Welt. Alle ſeraphiſchen Geiſter wurden bei ihrem Anblick noch mehr in der Liebe Gottes entzündet, alle Engel und Heilige nahmen an Klarheit und Glückſeligkeit bei dem Siegesfeſt der Himmelskönigin zu, und der ganzen Menſchheit iſt in ihrem Leben, Sterben und in ihrer Erhöhung Beiſpiel, Troſt und unausſprechliche Hoffnung verliehen.

Schon Epiphanius (am Ende des 4. Jahrhunderts) erklärte die Frage über das Lebensende Maria's für ein nicht zu löſendes Problem (adv. Haeres. 78, §. 11.) In der „Geſchichte Joſephs des Zimmermanns“ c. 18. (bei Borberg apokr. Ev. S. 115) ſpricht Jeſus bei'm Hinſcheiden Joſephs zu Marien: „Auch deiner, o meine jungfräuliche Mutter, harrt ebenſo, wie der übrigen Sterblichen, das Ende dieſes Lebens,“ woraus hervorgeht, wie man in den erſten Jahrhunderten noch nicht an eine Himmelfahrt Maria dachte. Papſt Gelaſius in ſeinem Erlaß über den Canon nennt das oberwähnte Buch „transitus Mariae“, das zuerſt den Glauben an Mariä Himmelfahrt in's Leben rief, für unächt;

und da er als Papſt unfehlbar, ſo iſt es kaum zu erklären, wie Gregor von Tours (**de gloria Mart. I., 4.**) als ausgemachte Thatſache hinſtellt, was jener für Fabel hielt! Laut dem Zeugniß des Nicephor Calliſt (**H. E. XVII., 28.**) ordnete ſchon Kaiſer Mauritius (582—602) ein beſonderes Feſt zu Ehren des Todes der Jungfrau in der griechiſchen Kirche auf den 15. Aug. an. Dieſe Ausſage des Byzantiners wird durch eine noch vorhandene Predigt des Andreas von Creta beſtätigt, welche den wunderbaren Hingang der Gottesgebärerin verherrlicht. (Gfrörer Kirchengeſch. II. p. 943). Daß die römiſche Kirche Maria's Tod am gleichen Tage beging, erſieht man aus dem **Calendarium Romanum.** Eine Feier ihrer Himmelfahrt war jedoch im Abendlande vor dem 9. Jahrhundert noch nicht üblich. Erſt die Mainzer Synode v. J. 813 befiehlt die allgemeine Feier dieſes Tages. Dennoch wurde er damals in Rom und Italien überhaupt noch nicht gefeiert, denn Anaſtaſius (**Vita Leonis IV., 26.**) meldet, erſt Leo (847—855) habe die Begehung der Himmelfahrt Mariä in Rom angeordnet.

In Meſſina wird die Sterbeſcene Mariens dramatiſch dargeſtellt. Ueber 100 Fuß hohe Maſtbäume tragen eine Altane von 50 Fuß Umfang, die auf Rädern ruht, und von mehr als 600 Männern gezogen wird. Im untern Stock erblickt man *Maria* auf dem *Sterbebett*, durch ein Mädchen vorgeſtellt, *von den 12 Apoſteln* und rauſchenden Muſikbanden *umgeben*. Im obern Stock bewegen ſich *Sonne, Mond* und *Sterne* durch Räderwerke. Silbernes Florgewebe, Rauſchgold und *himmelblaue Vorhänge* verbergen, *den Himmel und die Wolken vorſtellend*, das Holzwerk. Eine Anzahl als *Engel* gekleidete Kinder, mit goldpapiernen Flügeln, ſind überall an der Maſchine feſtgebunden, um den Hals ein Kranz von Backwerk zum Zeitvertreib, aber die meiſten erſchrocken, weinend und ſchreiend. Noch gefährlicher ſcheint die Lage desjenigen Mädchens, welches in der Kleidung der himmelfahrenden Madonna ſteckt. Es wird von der vorgeſtreckten Hand eines kräftigen Laſtträgers, der den ewigen Vater vorſtellt, in einer Höhe von 80 Fuß außerhalb der Maſchine gehalten. Starke Eiſenſtangen verhindern, künſtlich unter den Gewändern verborgen, den Fall dieſer himmliſchen Weſen. Alle Mitglieder der Regierung, die Gerichtshöfe, Mönche und Brüderſchaften begleiten das wandernde Gerüſte zum Dom, wo die erſchöpften Kinder abgenommen, und von ihren Eltern jubelnd nach Hauſe gebracht werden.

Am Tage Mariä Himmelfahrt gibt es in Rom keine Straße, in welcher nicht mehrere Tabernakel und Heiligenbilder an den Ecken, über den Thüren und ſonſt an den Häuſern ſich befinden, meiſt Madonnen, vor denen Lampen brennen. Vor den Tabernakeln bleiben Männer, Weiber und Kinder ſtehen, und ſingen zwiſchen der an poetiſchen Bildern ſo reichen Litanei der heil. Jungfrau ein Loblied, worin es unter anderm heißt:

Evviva di Roma
La gran protettrice
La madre felice
Che tanto ci amo.

und worin, mit einigen Veränderungen in der letzten Zeile, der gewöhnliche Refrain nach jeder Strophe:

Evviva Maria
Maria evviva,
Evviva Maria
Che Roma salvo.

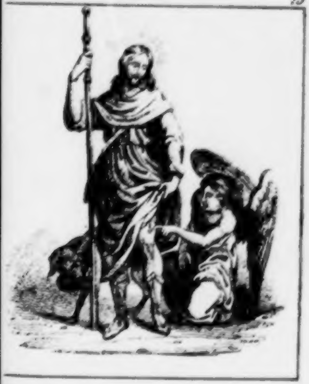
Am Vorabende des Feſtes ſind alle Madonnenbilder mit Blumen und Lichtern und ſeidenen Draperien geſchmückt, vor manchen ſind ganze Altäre aufgebaut, und an manchen Orten Gerüſte mit Muſikern aufgeſtellt, welche die halbe Nacht hindurch lärmende Militärmuſik erſchallen laſſen, während Litaneien und fromme Lieder abgeſungen werden, die Menge in einzelnen Haufen betend umherzieht, meiſt aber gaffend das Ganze als ein Schauſpiel angafft. (Mgbl. 1842 S. 866).

In der an dieſem Tage zu Antwerpen abgehaltenen Proceſſion figurirten der Magiſtrat, die Kleriſei und alle Mönchsorden, geiſtliche Brüderſchaften, die Zünfte der Gewerbe ꝛc. Das Bild der Jungfrau wurde abwechſelnd von ſechs Chorherren, von acht Kaplänen, von acht Mitgliedern der Brüderſchaft „zum Lobe unſerer lieben Frau“ (**Lieven Vrouwen Loff**) ꝛc. getragen. Seit dem Jahre 1399, wo dieſe Feierlichkeit zuerſt ſtattfand, hat ſie jedoch manche Abänderung erfahren. Auch die Narren, in grünen, gelben und rothen Farben gekleidet, betheiligten ſich an dieſer Feier. Die Kleider gab ihnen die Stadt, ebenſo erhielten ſie auf Gemeindekoſten vor der Proceſſion ein tüchtiges Frühſtück. Unter der Regierung der Maria Thereſia wurde dieſer letztere Mißbrauch abgeſtellt. (**Diercxsens Antv. Christo nascens et crescens II. p. 146 sq.**)

16. Auguſt.

Wie Florian in Feuersgefahr angerufen wird, obgleich ſeine eigene Kapelle abbrannte, und Nepomuk in Waſſersnoth, obgleich er ſelber ertrank, ſo wendet man ſich in Peſtzeiten an St. **Rochus**, den ein Engel von einem Peſtgeſchwür heilen mußte, da er nicht ſich

15



ſelber helfen konnte. Ausgeſtoßen von den Menſchen, die ihn wegen ſeines Schmerzgebrülles für toll hielten, ſchleppte er ſich in den nächſten Wald, wo er die Bekanntſchaft eines Hundes machte, der ihm täglich von ſeines Herrn Tiſche einige Brocken *) brachte, und auf dieſe Art ihm das Leben friſtete. Aus Dankbarkeit ward dieſer Hund auf Bildniſſen des Heiligen als ſein unzertrennlicher Gefährte vorgeſtellt. Auch Aesculap, der ebenfalls in Peſtzeiten die Gläubigen anlockte, hat einen Hund neben ſich, er heißt Kapparis, ein Wort, das im Phöniziſchen — auch Aesculap iſt ein phöniziſcher Name, und bedeutet: Hundsmann — „Verſöhner" heißt, weil man in den Hundstagen den Hundsſtern, der durch zu große Hitze die Hundswuth und andere Krankheiten erzeugt, mit Hundsopfern zu verſöhnen ſtrebte. Da aber der chriſtliche Cultus von dieſer Sühnmethode keinen Gebrauch macht, ſo iſt der Hund des Rochus eine Nachahmung ohne Sinn *). Im Uebrigen vgl. man hier S. 501. — In Speier verſammelt ſich alljährlich am heutigen Tage eine große Volksmenge bei der Rochuskapelle, wo der Pfarrer unter freiem Himmel das Lob dieſes Heiligen verkündet. Das Volk wird in der Proceſſion zweimal von der Pfarrkirche nach der Kapelle hin und her geführt, und der Zug zeichnet ſich durch viele ungeſtalte Figuren aus. Unter andern ſieht man auch einen Engel mit einem Schilde, auf welchem in goldenen Buchſtaben zu leſen

---

*) Auf der hier beigegebenen Abbildung, nach einer Zeichnung von Marriette, trägt er einen ganzen Laib in der Schnauze.

**) Roche heißt ſelbſt: Hund (Roquet), da er aus Montpellier gebürtig, alſo ein Franzoſe, daher auch ſein Name nur aus dieſer Sprache erklärbar.

iſt: „Wer meinen Diener Rochus anruft, wird von der Peſt befreit bleiben.“ (Haltaus Jahrztb. S. 130). Das thaten auch die frommen Väter auf der Kirchenverſammlung zu Coſtniz, als dort die Peſt ausbrach, und weil dieß einfache und wohlfeile Mittel geholfen haben ſoll, verſetzte ihn die dankbare Kirche unter die Heiligen.

17. Auguſt.

Liberatus, ein Abt, erlitt unter dem König Hunerich den Märtyrertod nebſt ſeinem Diacon Bonifaz, zwei Subdiaconen, zwei Mönchen und einem Knaben. Als das Feuer auf dem Scheiterhaufen auslöſchte, wurden ſie mit Ruderſtangen getödtet.

18. Auguſt.

Agapetus († 270), Zeitgenoſſe des Kaiſers Aurelian, erwarb ſchon im 15. Jahr die Märtyrerkrone. Im Gefängniß gegeißelt, daſelbſt 4 Tage den Qualen des Hungers ausgeſetzt, dann glühende Kohlen auf ſein Haupt geſtreut, bei den Beinen aufgehängt, mit einem unter ihm angeſchürten Feuer geröſtet, mit ſiedendem Waſſer auf dem Bauche begoſſen, ſodann die Kinnbacken zerbrochen, nachher den Löwen vorgeworfen, und weil ihm dieß Alles nichts ſchadete, zuletzt enthauptet, hatte er die ſchon in ſeiner Kindheit ausgeſprochene Luſt, ein Märtyrer des Glaubens zu werden, in vollem Maaße genoſſen.

19. Auguſt.

Sebaldus (Sewald?), Prinz von Dänemark, verließ den Hof ſeines Vaters, um drei Jahre in einer

Wüſte als Eremit zu verbringen, und wallfahrtete nach Rom, wo ihn Gregor II. (724) zum Predigtamt beſtimmte. Hierauf zog er in die Lombardei, von hier nach Nürnberg, wo er in einem benachbarten Wald eine Einſiedelei bezog, bei Tage predigte, und die Nacht mit Gebet hinbrachte. Dafür ward auch ſeine todte Hülle von zwei Ochſen — auf Bildniſſen dieſes Heiligen erblickt man ſie, ſeinen Sarg ziehend — zu dem von ihm gewünſchten Begräbnißort geſchleppt; und die Nürnberger, welche in der Anerkennung ſeiner Heiligkeit ſich nicht von Ochſen beſchämen laſſen wollten, erwählten ihn zu ihrem Stadtpatron.

20. Auguſt.

Bernhard, Abt von Clairvaux in Frankreich, beförderte durch ſein im ganzen chriſtlichen Europa herrſchendes Anſehen*) den Anwachs des Ciſtercienſerordens, dem er angehörte, und der von ihm den Namen Bernhardinerorden erhielt. Ihm haben 160 Klöſter ihre Gründung oder ihre Geſetze zu verdanken, und bei ſeinem Tode hinterließ er im Kloſter zu Clairvaux 700 Mönche. Unter ſeinen Schülern war außer vielen Erzbiſchöfen ſelbſt Papſt Eugen III. Bernhard verbarg unter der Maske der Frömmigkeit eine ungemeine Herrſchſucht, daher er Diejenigen, welche er nicht dulden wollte, mit falſchen Beſchuldigungen überhäufte. Unter denen, welche ſeinen Verfolgungen erlagen, gehört auch der gelehrte Abälard *), deſſen philoſophiſche Lehrart in der Theologie ihm mißfällig war. Den weſentlichſten Theil der von Bernhard im Jahr 1121 auf der Kirchenverſammlung zu Soiſſons, hernach im Jahr 1140 auf der zu Sens ihm angeſchuldigten Irrthümer **) bildete Abälards Lehre von der Dreieinigkeit und der doppelten

---

*) Der Ruf eines gründlichen Canoniſten verſchaffte ihm den großen Einfluß, den er in alle Kirchen- und Staatsangelegenheiten ſeiner Zeit hatte. Er gab aus ſeiner Zelle ganz Europa Orakelſprüche. Oft verließ er das Grabſcheit, mit welchem er ſeinen Kloſtergarten bearbeitete, um zwiſchen zwei Monarchen, wie zwiſchen Konrad und Lothar, Frieden zu ermitteln oder Spaltungen der Päpſte zu ſchlichten, und verließ ſein Kloſter, um an der Spitze einer Kirchenverſammlung halb Europa gegen die Saracenen in Waffen zu ſetzen, oder das Schickſal der Päpſte zu beſtimmen, oder die größten Fürſten in der Mitte ihres Hofes in Schrecken zu ſetzen.

---

*) Seine theologiſchen Vorleſungen erregten wegen ihres ſtarken Beſuches den Neid der Geiſtlichkeit zu Rheims. Bernhard ſchilderte ihn, weil er behauptet hatte, der in ganz Frankreich verehrte Dionyſius ſey nicht der Areopagite, und wegen ſeiner philoſophiſchen Denkart überhaupt, auf den Kirchenverſammlungen als Ketzer ab.

**) Wenn man dem Berengar von Poitiers glauben darf, ging es auf der Kirchenverſammlung zu Sens eben nicht am ehrbarſten zu. Die frommen Väter hatten ſich tapfer einſchenken laſſen, und als ihnen Abälards Schrift vorgeleſen wurde, ſtampften ſie mit den Füßen, lachten, ſcherzten, tranken immer mehr, und knirſchten, ſo oft ſie einen ungewöhnlichen Ausdruck hörten, wider den Urheber der Schrift mit den Zähnen. Endlich ſchlief einer nach dem andern ein, und wann der Vorleſer eine anſtößige Stelle fand, und fragte, ob ſie dieſelbe nicht verdammen wollten (damnatis?) ſo fuhren ſie ſchnell aus dem Schlafe auf, und ſagten mit ſchläfriger Stimme: damnamus! andere aber, die ſchon hinfälliger waren, ſtammelten nur die letzten Sylben: namus! (wir ſchwimmen).

Natur Chriſti. Faſt ein gleiches Schickſal mußte Gilbert Porretan, der zu Paris Philoſophie und Theologie mit Ruhm gelehrt hatte, und nachher Biſchof von Poitiers wurde, erdulden. Das ſchlimmſte Loos betraf aber den ebenfalls von Bernhard verfolgten Arnold von Brescia, der die Behauptung aufzuſtellen gewagt hatte: das Heil der Kirche und der Welt erfordere, daß die Geiſtlichkeit aller Güter und Einkünfte beraubt, und dieſe den großen Herren übergeben würden, daß der Geiſtlichkeit nichts als der Zehnte und die freiwilligen Gaben der Chriſten gelaſſen werden ſollten (**Bernhardi Ep. 195. 196**). Eine ſo gottesläſterliche Lehre konnte in der That nicht geringer, als mit dem Strang beſtraft werden; was im Jahr 1155 auch wirklich zu Rom geſchah, damit aber Arnolds Leichnam nicht von dem Pöbel verehrt werde, verbrannte man ihn und warf die Aſche in die Tiber.

21. Auguſt.

An dieſem Tage begeht die katholiſche Kirche die Gedächtnißfeier Joachims, deſſen Verdienſt darin beſtand, der Vater der heil. Jungfrau Maria zu ſeyn. Wie wir aber unter'm 8. December ſehen werden, war Maria, gleichwie ihr Sohn, vom heil. Geiſt gezeugt, obgleich Anna des Hirten Joachim wirkliche Ehehälfte war. Somit hatte Joachim, gleich dem heil. Joſeph und vielen andern Ehemännern, die ſich von der Schwäche eines Don Gutierre und Othello frei zu erhalten wiſſen, die ihm widerfahrne Auszeichnung ſeiner Frau Liebſten zu verdanken.

22. Auguſt.

Symphorian, ein Jüngling aus Autun, verdiente ſich die Märtyrerpalme in der Chriſtenverfolgung des Kaiſers Aurelian (250).

23. Auguſt.

Timotheus und Apollinaris litten unter Nero († 40), ihre Reliquien befinden ſich in Rheims, von ihnen ſelbſt weiß man weniger. Einer Legende zufolge ſoll der Letztere dadurch zum Chriſtenthum bekehrt worden ſeyn, weil er gewahrte, wie Timotheus während der Marterung von einem neben ihm ſtehenden Engel geſtärkt wurde.

24. Auguſt.

Bartholomäus (בר תלמי Filius Tholomaei), einer der 12 Apoſtel, den man allgemein für Eine Perſon mit Nathanael*) hält, wird fälſchlich für den Bekehrer der Indier gehalten, aber unter Indien begriffen die Juden, wie man aus dem Eingang des Buches Eſther erſehen kann, jenen Theil Arabiens (**Hodu**), welches Abyſſinien (**Cush**) benachbart iſt. Wenn Hieronymus an die Brahmanen denkt, ſo braucht man ſeine Meinung nicht unbedingt anzunehmen. Er ſagt: Pantänus habe das Ev. Matth. in hebräiſcher Sprache bei ihnen gefunden und mit nach Alexandrien gebracht; ſie ſollen es von Bartholomäus erhalten haben, der ihnen den erſchienenen Meſſias gepredigt. Nun aber bezeichnet Sophronius jenes Volk als die „glücklichen“ Inder, d. h. als die Bewohner des glücklichen Arabiens (**Arabia felix**) oder der Provinz Jemen, welche Provinz man, wie Aethiopien, damals auch mit dem Namen Indier belegte. Dort lebten viele Juden. Dieſe verſtanden ein in hebräiſcher Sprache geſchriebenes Evangelium zweifelsohne beſſer, als Brahmanen. Auch bezeugt Sokrates (Kirchengeſchichte 15): das Indien des Bartholomäus ſtehe in Verbindung mit dem Aethiopien (Nubien) des Matthäus. Hinſichtlich der Todesart des Bartholomäus lauten die Nachrichten ſehr abweichend. Die von Prätorius herausgegebenen „Fragmente der Apoſtel“ erzählen: Bartholomäus ſey in Lycaonien (einer Landſchaft Kleinaſiens) von Gottloſen „geſchunden“ worden. Daſſelbe berichten auch Beda und Iſidor. Unter den 4000 Statuen, welche den Dom von Mailand zieren, iſt auch ein Bartholomäus, der ſeine Haut in den Armen hält*). Die Griechen dagegen (**Combefisius Auct. novissim. I. p. 495**) erzählen, er ſey in Albanopolis in Großarmenien gekreuzigt worden. Sein Körper wurde in's Meer geworfen, ſchwamm aber von Hieropolis bis an die Lipariſchen Inſeln bei Sicilien (!), wo ihn der Biſchof, der von ſeiner bevorſtehenden Ankunft durch göttliche Offenbarung in Kenntniß geſetzt worden war, ehrerbietig aufnahm. Gegenwärtig ſoll er ſich in Rom befinden. — Die oben erwähnte Verwechslung mit Nathanael — der das einzigemal, wo er genannt wird (Joh. 21, 2. 3.) nebſt den Söhnen Zebedäi ſeinen Willen kund gibt, dem Petrus *fiſchen* zu helfen — dürfte allein erklären, warum der Stralauer Fiſchzug*) —, und wenn ich nicht irre, auch das Fiſcherſtechen der Halloren in Gibichenſtein bei Halle**) und in Ulm — am Bartholomäitage oder doch wenige Tage vor oder nach demſelben ſtattfindet.

---

*) Weil ſein Name auſſer dem Apoſtelverzeichniſſe nirgends vorkömmt, dagegen Nathanael (Joh. 21, 2.) Apoſtel geweſen zu ſeyn ſcheint, daher die Verwechslung.

---

*) In Michael Angelo's Darſtellung des jüngſten Gerichts hält Bartholomäus dem Heiland ſeine Haut entgegen.

23. Auguſt.

Ludwig IX., ſeit 1227 König von Frankreich, machte ſeinen Erziehern, Dominicanern und Franciscanern Ehre, denn er trug auch als Monarch auf bloßem Leib eine rauhe Kutte, und faſtete jeden Freitag. Dazu kam noch, daß er einen, wiewohl unglücklichen Kreuzzug nach Paläſtina mitmachte, wo er in Gefangenſchaft der Ungläubigen gerieth, und von ſeinem treuen Volke wieder losgekauft werden mußte — dieſe hier aufgezählten Tugenden waren für Bonifacius VIII. genügende Gründe, um einen König der Gemeinde der Heiligen einzureihen.

---

*) In Stralau bei Berlin feiert man an dieſem Tage das bekannte Fiſchzugsfeſt. Die Fiſcher der Gemeinde ziehen früh Morgens mit Muſik hinaus, und thun fünf Züge mit dem großen Garn, deren Ertrag für den Prediger des Dorfes beſtimmt iſt (ein deutlicher Beweis des religiöſen Urſprungs dieſes Feſtes). Nachher gehts zum Dorfe zurück, wo ſich bald die gedrängten Maſſen der Städter einfinden, und den Tag in Jubel hinbringen. (Kuhn märk. Gebr. S. 337.)

**) Das Fiſcherſtechen auf der Saale beſteht darin, daß die Halloren, in zwei Schaaren getheilt, mit Stangen, an deren Spitze runde Scheiben befeſtigt ſind, auf einander ſtechen. Wer aus dem Kahn geſtochen, ſich wieder in denſelben ſchwingt, erhält einen Preis aus der Kaſſe der Thalbrüderſchaft (Sommer ſächſ. Sag. S. 159). Auffallend ähnlich iſt das gleichzeitig begangene Fiſcherſtechen der Ulmer auf der Donau.

26. Auguſt.

Samuel, der bekannte Prophet und Richter in Iſrael, welcher mit eigener Hand den König der Philiſtäer, Agag „vor dem Herrn" in Stücke zerhieb (1. Sam. 15, 33), und welcher dem König Saul (1. Sam. 15, 11) verkündigt hatte, daß es Gott reue, ihn zum Herrſcher über ſein Volk gemacht zu haben, weil er des gefangenen Agag — geſchont hatte; dieſer Wackere, der von jeher die Huldigung der Könige verdient und gefordert hatte, genoß Jahrtauſende nach ſeinem Tode die Ehre der Translation aus Paläſtina nach Conſtantinopel. Die neue Hauptſtadt der morgenländiſchen Welt, unfähig, einige alte und einheimiſche Trophäen hervorzubringen, mußte auf die Erwerbung ausländiſcher Schätze aus den von ihr abhangenden Provinzen, ihres künftigen Ruhmes wegen, bedacht ſeyn. Schon hatte Conſtantin in die mit vieler Pracht an den Ufern des Bosporus aufgeführte Apoſtelkirche die Körper des heil. Andreas, des heil. Lucas und des heil. Timotheus, die ſeit drei Jahrhunderten in unbekannten Gräbern geruht, beiſetzen laſſen, als 50 Jahre nachher dieſelben Ufer auch mit der Gegenwart Samuels beehrt wurden. Seine Aſche, in einem goldenen Gefäße aufbewahrt, wurde von den Biſchöfen Hand in Hand überliefert. Die Straßen von Paläſtina bis Conſtantinopel zeigten eine ununterbrochene Prozeſſion, und der Kaiſer Arcadius ſelbſt erſchien an der Spitze der berühmteſten Glieder der Geiſtlichkeit und des Senats, um dieſen außerordentlichen Gaſt einzuholen.

27. Auguſt.

Gebhard, Biſchof zu Coſtnitz, aus gräflichem Geſchlecht, baute von ſeinem Erbtheil das Kloſter Petershauſen am Rhein (993), und reiſte dann nach Rom, um daſſelbe und die dazu gehörende Gregoriuskirche mit Reliquien zu verſorgen. Die boshaften Römer, als ſie die Abſicht ſeiner Reiſe vernahmen, verfolgten ihn bis Piacenza, in der Hoffnung, dieſe Schätze ihm wieder abzujagen. Am Po angelangt, die Verfolger hinter ſeinen Ferſen, kein Schiff in Bereitſchaft, das ihn über den Strom ſetzen könnte, nahm er Zuflucht zum Gebet, und ſiehe da! er ging mit ſeinen Reliquien trockenen Fußes hindurch, und die Römer hatten das Nachſehen. Gebhard ſtarb, nachdem er ſchon bei Lebzeiten viele Wunder verrichtet hatte, im Jahr 995 und im 16ten Jahre ſeines Bisthums.

Die Weißruſſen feiern am 27. Auguſt noch jetzt ein heidniſches Feſt zu Ehren des Gottes Jarylo, welcher, als ſchmucker Jüngling auf weißem Roſſe, in weißem Mantel, das Haupt mit Frühlingsblumen geſchmückt, in der Hand ein Aehrenbüſchel haltend, gedacht wird. Das Feſt wird in folgender Weiſe abgehalten. In der Abenddämmerung ſammelt ſich eine Schaar Mädchen in einem Haus, wählt hier ein Mädchen zum Jarylo, kleidet ſie ſo, wie ſie ſich den Jarylo vorſtellen, und ſetzen ſie auf ein weißes Pferd, das an eine Säule gebunden iſt. Während deſſen windet ſich der Reigen in langem Zug um den Jarylo und tanzt, jedes Mädchen hat einen Kranz von friſchen Blumen, wie man ſie eben um dieſe Jahrszeit haben kann, auf dem Kopf. Iſt das Frühjahr warm und günſtig, namentlich der Tag des Feſtes ſelbſt durch günſtige Witterung ausgezeichnet, ſo wird die Feier bei Tagesanbruch auf freiem Felde, oft ſelbſt auf den angeſäeten Fluren vorgenommen. Während des Tanzes ſingen die Mädchen einſtimmig ein Lied, worin die Thaten des Gottes geſchildert ſind, wie er durch die ganze Welt ſchreitet, das Korn zum Wachſen bringt, und den Menſchen Fruchtbarkeit verleiht,

„Und wo er hintritt mit dem Fuß,
Da wächſt der Roggen dicht empor,
Wohin ſein Blick ſich wenden muß,
Reift überall die Aehr hervor.“

Das Lied iſt ſehr lang. Bemerkenswerth iſt, daß in dieſen Tanzfeſten der Weißruſſen — wie am Johannistage zu Ehren des Blumengottes Kupalo — Mädchen die ausſchließliche Rolle ſpielen, nicht aber die männliche Jugend. In Woroneſh hingegen — wo der Biſchof Tycho das Feſt in ſeinem frommen Eifer zu unterdrücken ſtrebte — führte man einen jungen Mann unter Tänzen auf das Feld, wo das Feſt mit Trinken und Ringkämpfen gefeiert wurde*).

28. Auguſt.

Aurelius **Auguſtinus** wurde 354 zu Thagaſte in Numidien geboren. Sein Vater Patricius wurde erſt gegen ſein Ende Chriſt, aber ſeine Mutter Monica war es, die den erſten Samen des Chriſtenthums ſchon früh in ſein Herz pflanzte. Als Kind ward er durch das Zeichen des Kreuzes und das Sacrament des Salzes zum Katechumenen geweiht; in Folge einer Krankheit begehrte er die Taufe, die Mutter aber, da er ſchnell wieder genas, verſchob ſie, weil ſie fürchtete, er möchte dieſes Reinigungsmittels in der Folge mehr bedürfen. In ſeinen „Selbſtbekenntniſſen" geſteht der berühmte Verfechter der Erbſünde, daß in ſeinen Jugendjahren die Leiden der Heroen in den griechiſchen Tragödien ihn mehr geſchmerzt hätten, als ſeine Sünden, daß ein Kebsweib ihn ſchon in ſeinem 18. Jahre mit einem Sohne beſchenkte, daß er ſelbſt in der Kirche von unzüchtigen Gedanken beſchlichen wurde ꝛc., in der Philoſophie regten nur die Ideen der Schönheit und Liebe ſein Nachdenken an, die Frucht derſelben waren etliche Bücher „vom Angenehmen," die er einem damals berühmten Rhetor dedicirte. Seine fromme Mutter, die durch ein kleineres Uebel, wie Paulus die Ehe nennt, dem größern vorbeugen wollte, ſuchte eine Frau für ihren Sohn. Wegen der Jugend der Braut ſollte die Vermählung noch zwei Jahre aufgeſchoben werden. Einer ſo langen Enthaltſamkeit fühlte ſich Auguſtin unfähig; er legte ſich daher ein anderes Kebsweib bei, da er unterdeß die Mutter ſeines Adeodat verlaſſen hatte. Aber aus dem Strudel der Sinnlichkeit weckten ihn nur zu oft die Furcht des Todes und die Schrecken des jüngſten Gerichtes *). In den Platonikern, die er damals in lateiniſcher Ueberſetzung las **), ſuchte er ſich der grobſinnlichſten Vorſtellungen von der Gottheit zu entſchlagen, „aber durch dieſe Lectüre," klagt er, „ward ich nicht beſſer, ſondern nur aufgeblaſener. Die Evangelien hatte er zwar ſchon früher geleſen, aber ſie genügten ihm nicht, und im Verhältniſſe zu ihnen mundeten ihm die Platoniker beſſer. Dieß geht aus folgender Aeußerung hervor: Ich fand hier den Logos des Johannes wieder mit allen ſeinen Attributen, begriff nun, wie er von Ewigkeit her *ἐν κόλπῳ* der Gottheit exiſtire und wie unſer Heil durch ſeine Mediation zwiſchen uns und Gott bewirkt werde[*]. Nach jener Entdeckung bekannte ich mich vollſtändig zum Chriſtenthum[**]. Aber keine teſtamentliche Schrift zog ihn in gleichem Grade an, wie die Briefe Pauli, und in dieſen wieder der Satz (Röm. 5, 20): „Wo aber die Sünde mächtig geworden iſt, da iſt auch die **Gnade** viel mächtiger geworden.“ Dadurch ward er beſtimmt, den Kampf mit **Pelagius**[*]), dem Ritter der Tugend und Verfechter der Willensfreiheit[**]), aufzunehmen. Die

---

*) Ausl 1846 Nr. 314.

---

*) Alſo nicht die Liebe zur Tugend, um ihrer ſelbſt willen.

**) Seine wiſſenſchaftliche Ausbildung ſtand nämlich in keinem Verhältniß zu ſeinem Ketzerhaß, den er in der Verfolgung der Manichäer an Tag legte, obſchon er früher ſelbſt zu ihnen gehört hatte.

---

[*] Die Neuplatoniker ſind hier gemeint, die Platos Syſtem mit der Kirchenlehre zuſammenketteten.

[**] Alſo ein Mann, welchen die Evangelien nicht hatten überzeugen können, wurde durch die heidniſche Philoſophie von der Wahrheit des Chriſtenthums überzeugt, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil er den Johanneiſchen Logos in der Philoſophie dieſer Griechen wieder vorfand. Mit welchem Fug durfte er alſo den Heiden zumuthen, ſich durchs Wort Jeſu überzeugen zu laſſen, da er auf dieſe Leute nicht mit Platos Lehre, ſondern nur mit einem Evangelium losging, deſſen Unwirkſamkeit er doch an ſich ſelber erprobt hatte? Und wie mochte er, dem das Glauben ſo ſauer geworden, ein ſo intolerantes Lehrgebäude vom Glauben als Bedingung der Seligkeit aufſtellen? und kaum dem eigenen Unglauben entronnen, ſogleich zum Tyrannen werden an denen, welchen es zur Zeit noch ging wie vormals ihm? Wenn er die Ohnmacht der Vernunft, den dreieinigen Gott zu erklären, in dem Streben eines Kindes, den Ocean in eine Grube zu leiten, veranſchaulichte, ſo hätte er dieſes vielgerühmte Gleichniß eben ſo gut auf einen dreiendigen Stock anwenden können.

---

[*]) Wir geben hier ſein geiſtiges Porträt, wie es ſein heftigſter Gegner, Auguſtin, ſelber zeichnete: „Alle, welche für Tugend eiferten, drängten ſich zu den Predigten des Pelagius“ (**de gestis Pelagii** c. 25.) Zwei Jünglinge von edler Geburt, Timaſius und Jacobus, wurden durch ſeine Beredtſamkeit veranlaßt, ſich und ihr Vermögen Gott zu weihen. Wegen ſeines keuſchen Wandels nennt ihn Auguſtin (l. cit. c. 35): „veluti monachum,“ Paulin von Nola verehrte ihn wie einen Heiligen. Hören wir nun Pelagius ſelbſt. Im zweiten Kapitel der Abhandlung von Demetrias ſagt er: „So oft ich über Sittenzucht zu ſprechen habe, pflege ich zunächſt die Kraft und Beſchaffenheit der menſchlichen Natur hervorzuheben, und zu zeigen, was ſie ausrichten könne, dann erſt ermuntere ich das Gemüth des Zuhörers zu den verſchiedenen Arten der Tugenden, denn ſonſt könnte es ſcheinen, als fordere man Dinge von den Menſchen, die Mancher zum Voraus für unmöglich zu leiſten hält. Niemals vermögen wir auf dem Wege der Tugend fortzuwandeln, wenn uns nicht die Hoffnung als Gefährtin begleitet. Denn jedes Streben nach einem Ziel erlahmt, ſobald wir es zu erreichen verzweifeln.“

[**]) Die Behauptungen des Pelagius und ſeines Mitſtreiters Cöleſtius laſſen ſich auf folgende Sätze zurückführen: „Der Menſch iſt frei geboren, in ſeinem Willen ſteht es, das Gute zu üben, das Böſe zu meiden. Eine Erbſünde gibt es nicht. Der Tod den Adam litt, iſt nicht Folge ſeiner Schuld, ſondern der Tribut, den die Natur von allem Geſchaffenen fordert, weil jeder Anfang auch ein Ende haben muß, daher alles Geborne ſterblich. Er wäre alſo geſtorben, wenn

Waffe, mit welcher er die alte Schlange aus dem Paradieſe, welche Adam die Erkenntniß des Guten und

er auch nicht geſündigt hätte. (Sterben doch auch die Thiere, welche nicht geſündigt haben). Jeder Neugeborne befindet ſich in demſelben ſittlichen Zuſtande, in welchem Adam vor dem Falle war. Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde. Zum Heile führen verſchiedene Wege. Rechtſchaffene Heiden gefallen Gott durch ihre Tugend, und werden nach dem Tode der ewigen Seligkeit theilhaftig. Die äußere Bedingung des Eintritts in das Himmelreich iſt die Taufe. Sie bewirkt dem Täufling nicht die Erlaſſung der Erbſünde, denn eine ſolche exiſtirt nicht, ſondern ſie iſt nur eine Einweihung in das Chriſtenthum. Kinder, welche ungetauft ſterben, kommen daher nicht zu Chriſtus, aber ſie ſind doch, wie fromme Heiden, der Seligkeit theilhaft. Die innerliche Bedingung des Eintritts ins Himmelreich iſt ein aus guter Richtung des freien Willens entſproſſener frommer Wandel. Da ſo zu leben von uns abhängt, ſo folgt, daß die Erlöſung Chriſti ihrem Zwecke nach eine allgemeine iſt. Wenn die Schrift von einem ewigen Rathſchluß Gottes zur Verwerfung oder Erwählung ſpricht, ſo gründet ſich derſelbe auf Seine Allwiſſenheit. Weil Gott voraus ſah, daß Einige fromm, Andere gottlos handeln würden, ſo hat Er die erſtern ewig erwählt, die andern ewig verworfen. Solche, welche recht handeln, haben auch Chriſti Verſöhnungstod nicht nöthig, nur den Sündern kommt die Wohlthat deſſelben zu gut."

Den entſchiedenſten Gegenſatz bilden die Behauptungen Auguſtins: Der Tod iſt der Sünde Sold. Des Menſchen Trachten iſt böſe von Jugend auf, denn in Adam ſind alle ſeine Nachkommen gefallen. Aus eigenem Antrieb kann daher der Menſch nur Böſes thun, nicht aber Gutes. Die Fortpflanzung dieſes Verderbens erfolgt durch die ſinnliche Luſt bei der Zeugung, deren Abſcheulichkeit an ſich ſelbſt daraus

Böſen lehren wollte, zu erlegen hoffte, war die Bibel. Er rechtfertigte die Gnadenwahl (d. h. die behauptete

---

einleuchtet, daß jeder Menſch das Liebeswerk nur heimlich verrichtet, ſich folglich deſſelben ſchämt. (Iſt aber die Ehe nicht eine öffentliche Anerkennung des Gegentheils? Das Vorurtheil gegen uneheliche Verbindung entſprang nicht aus ſittlichem Gefühl, ſondern iſt die Macht der Gewohnheit einer von der Politik gebotenen Einrichtung). Als ein durch und durch verdorbenes Geſchlecht unterliegt die Menſchheit dem göttlichen Fluche. (Warum hat ſie aber Gott geſchaffen? oder wußte er nicht im Voraus ihre Aufführung, und ob Adam ſündigen werde?) Auf die Einwendung des Pelagianers Cöleſtius: Wenn die Sünde nicht vermieden werden kann, ſo ſey ſie ja keine, im andern Falle aber könne die moraliſche Kraft die Sünde fern halten; ſey die Sünde naturgemäß, ſo iſt ſie keine, wo aber zufällig, ſo kann ſie auch wegbleiben; ſollte der Menſch nicht ohne Sünde ſeyn, ſo iſt ſie erlaubt, im andern Falle muß ihm die Vermeidung derſelben möglich ſeyn — antwortet Auguſtin: Wenn Gott wollte, daß der Menſch ohne Sünde ſeyn ſoll, ſo hätte er ſeinen Sohn nicht geſandt, die Menſchen von der Sünde zu heilen! Es hat der Herr in ſeiner Barmherzigkeit von Ewigkeit her (alſo wußte er Adams Fall voraus, und dennoch hat er ihn geſchaffen!) den Beſchluß gefaßt, aus dieſer „Maſſe des Verderbens“ (perditionis massa) Einige zu retten. (Warum nicht Alle? das iſt die Laune eines Sultans). Denjenigen, welche er zu ſolcher Seligkeit vorher beſtimmte, gibt er die Mittel dazu (dann iſt es leicht, dem Verſucher zu widerſtehen), alle Andern, welche nicht zu der kleinen Zahl der Auserwählten (jede chriſtliche Secte bezieht dies Prädicat nur auf ſich, und zwar aus purer chriſtlicher Demuth) gehören, trifft wohlverdientes ewiges Verderben (!) Die Erlöſung erfolgt nur durch Chriſtum (d. h. wer nur den Va-

Handlungsweiſe Gottes nach vorgefaßter Neigung oder Abneigung gegen ſeine eigenen Geſchöpfe) aus Röm.

---

der bekennt, und dem Sohn nicht gleiche Ehre erweiſt, iſt verloren, denn — umſonſt iſt der Tod, nicht aber der ſtellvertretende Opfertod). Alle Heiden, ſowohl die, welche vor Chriſtus lebten, alſo nichts von ihm wiſſen konnten, ſo wie die, welche nach ihm lebten, und nichts von ihm wiſſen wollten (auch wenn ihnen die Gelegenheit fehlt, ſich mit ſeiner Lehre bekannt zu machen, oder wenn die nicht muſterhafte Aufführung vieler chriſtlichen Miſſionäre kein Verlangen nach dem von ihnen angeprieſenen Heilmittel in vernünftigen Heiden und, für Mahomed nicht minder fanatiſchen, Moslems aufkommen läßt), ſind ewig verloren. (Alſo auf eine in Sünde verlebte Secunde ewige Strafe, die nicht die Sünde allein, auch den Irrthum und die anders ſich bildende Ueberzeugung trifft). Dies gilt auch von den Juden (welche ſich auf die altteſtamentliche Lehre von Einem Schöpfer berufen, wie die Chriſten auf die nicht evangeliſche, ſondern erſt durch das nicäniſche Concil gewaltſam durchgeführte von der Dreifaltigkeit). Doch macht in Betreff ihrer Auguſtin die Ausnahme (denn er iſt ſo partheiiſch wie ſein Gott), daß er zugibt, die alten Gerechten, welche laut der Geſchichte des A. T. vor der moſaiſchen Geſetzgebung lebten (wie — wenn die Hiſtorien des Pentateuchs nur buchſtäblich gefaßt werden dürfen — der trunkene Noah, der blutſchänderiſche Lot, der betrügeriſche Jacob, der einen am Sabbat Holzaufleſenden zum Tode verurtheilende, im Jähzorn die „mit Gottes eigenem Finger“ geſchriebenen Geſetztafeln zerbrechende, nach ſo vielfach erlebten Wundern dennoch ſelber durch Unglauben ſündigende Moſe, ſo wie ſein Bruder, der Götzenbildner Aaron, Männer, welche ſämmtlich als Heilige im Kalender prangen), als auch jene nach der Geſetzgebung (wie Samuel, der mit eigener Hand einen gefangenen König ſpaltete, und der königliche

9, 10 ff.: „Auch da Rebekka von Iſaak ſchwanger ward, ehe die Kinder geboren, und noch weder

---

Schreiber des Uriasbriefes, welcher die Gefangenen theils zerſägte, theils in den Ziegelofen werfen ließ), hätten unter dem Beiſtand der Gnade gehandelt, und darum die Seligkeit erlangt. Die Gnade offenbarte ſich aber an ihnen dadurch, daß ſie (auch Moſe, der die Einheit Gottes als Axiom des Glaubens aufſtellt?) an Jeſum, den Künftigen, glaubten (?!) Dieſer ihr Glaube war der Gnade Werk. Seitdem Chriſtus auf Erden erſchien, iſt die Taufe unumgängliche Bedingung des Heils. Die (der Geiſtlichkeit einträgliche) Kindertaufe, (welche Jeſus und die Apoſtel nicht kennen) geſchieht ebenſo, wie die Taufe der Erwachſenen, zur Vergebung der Sünden, denn die Kinder ſtehen durch die Erbſünde (d. h. dadurch, daß ſie gezeugt ſind) unter der Gewalt des Teufels, aus welcher ſie nur die Taufe befreien kann. Daher Chriſtenkinder, die vor der Taufe ſterben, wie alle Nichtchriſten, ewig verdammt ſind. Aber die Taufe reicht nicht allein aus, da die Thatſache lehrt, daß viele Chriſten gottlos handeln, alſo unter dem Fluche ſtehen. Zur Taufe muß alſo noch die Gnade kommen, welche bewirkt, daß der von Natur gänzlich verdorbene Menſch fromm zu leben vermag. Dieſer Gnade Werk iſt jede gute Handlung. Innerlich wandelt ſie den Menſchen um. Es ſind aber zwei Arten zu unterſcheiden: die zuvorkommende Gnade, durch welche man zur Einſicht des Guten gelangt, und die mitwirkende Gnade, welche Kraft zur Ausführung frommer Vorſätze gibt. So wie der Menſch nichts ohne die Gnade vermag, ſo kann er ihr auch nicht entgegenſtreben. (Wie beſteht damit die am jüngſten Gericht erwartete Vergeltung eines Jeden nach ſeinen Werken, wenn der Eine zur Tugend, der Andere zum Laſter gezwungen wird, je nachdem die Gnade ihn kräftigt oder nicht?) Da wir von Natur verdorben ſind, ſo kann nicht

Gutes, noch Böſes gethan, auf daß der Vorſatz Gottes beſtände nach der Wahl, ward zu ihr geſagt: nicht aus Verdienſt der Werke, ſondern aus Gnade des Berufers alſo: der Größere ſoll dem Kleinern dienen, wie geſchrieben ſteht: Jakob liebte ich und Eſau haßte ich.“

29. Auguſt.

Johannis des Täufers Enthauptung wird zwar am heutigen Tag gefeiert, da ſie aber einige Zeit vor Oſtern, etwa im Februar, ſich ereignete, ſo nimmt der Martyrolog Uſuard an, es ſey heute die Gedächtnißfeier des Fundes von ſeinem Haupte — die man auch unter dem Namen **Inventio capitis** bemerkt findet — oder auch der Einweihung der von Kaiſer Theodoſius

---

die göttliche Gnade von der Rückſicht auf unſer Verdienſt abhängig ſeyn (Heiliger Satan!), denn vor Gott ſind wir Alle auf gleiche Weiſe nichts werth. Nach freiem Willen ertheilt Gott ſeine Gnade. (Freilich, wer kann ihn zwingen?) Welche er erwählen will, die erwählt er. (Darum iſt der Bruder-, Gattin- und Sohnesmörder Conſtantin ein Heiliger, und Socrates der Weiſe, und Ariſtides der Gerechte, ſchwitzen in der Hölle, wie dies auch Luther gegen Zwingli behauptete). Nur für dieſe Auserwählten (merkts euch, ihr 320 Millionen Buddhiſten; ihr aſcetiſchen Brahmanen trotz eurer harten Büßungen und Entſagungen; ihr nach Mekka pilgernden Moslems, die ihr alljährlich einen ganzen Monat des Tages über ohne Speiſe und Trank aushaltet; ihr vielgeplagten, nur durch unausgeſetzte Geldopfer eure verachtete Exiſtenz friſtenden Hebräer; ihr getauften Lichtfreunde und Vernunftanbeter nicht ausgenommen!) iſt Gott Fleiſch geworden und geſtorben!

dieſem Heiligen erbauten Kirche. (Haltaus Jahrzeitb. S. 132).

30. Auguſt.

Wer von uns hat nicht vom heil. Fiacre, dem Schutzpatron gegen Hämorrhoiden gehört, der unſern Kutſchen ſeinen Namen verlieh? Er ſelber fuhr nie in einem Wagen, denn er war ein armer Einſiedler, der in Ermanglung eines Pflugs mit ſeinem Stabe die Erde furchte, weswegen eine Frau, die es geſehen, ihn beim Biſchof von Meaux als Hexenmeiſter anklagte, was er doch gar nicht war, obſchon Anna von Oeſtreich nur ihm es verdankte, daß ſie von ihrer Unfruchtbarkeit mit einem Prinzen genaß. Er ſtarb 1640.

31. Auguſt.

Paulinus, Biſchof von Trier, wurde von dem arianiſchen Kaiſer Conſtantius in's Exil verwieſen, in welchem er, nach langem Umherirren, ein Opfer ſeines Glaubens an die Gleichheit (Homouſie) des Sohnes mit dem Vater, ſtarb.

Siebenundzwanzigſte Zelle.

September.

Sinndeute des Monatszeichens:

„die Waage.“

— — fabricataque *libra*
Vulcano. — — — —
Manilius.

Daß Vulcan, dem Hofkünſtler des Olympos, die Verfertigung der „Waage“ allein zuſtand, iſt begreiflich; hatte er doch auch die Krone der Ariadne, (von welcher S. 453 die Rede war), das Halsband der Harmonia (Iliad. 17, 401.), welches ſo viel Unheil über ſeine Beſitzer brachte [*]), das diamantene Netz (der Sinnlichkeit, oder auch der die Seele einſchließenden Leibesbande), in welchem er Mars und Venus fing, gefertigt; aus demſelben Grunde auch neben jenem Symbol der einſchließenden Materie zugleich das phalliſche, daher „unalternde“ Scepter des Zeus, das auf Pelops [**])

---

[*]) Harmonia, die Tochter des Mars und der Venus, war die aus der Verbindung zwiſchen Streit und Liebe hervorgegangene Weltordnung, ihr Halsband das Schickſalsband deſſen Macht alles in der Zeit Entſtandene anerkennen muß. Alles Geborne iſt in Folge der Sünden eines frühern Daſeyns in dieſe unvollkommene Welt gekommen. Die irdiſche Geburt, das Leibwerden iſt ein über die Seele — den aus Hochmuth gefallenen Engel — ergangenes Gericht. Vulcan, der aus dem Olymp geſtürzte rußige Bewohner des Aetna, war der Prototyp aller derer, die nun dem Schickſal unterworfen; jenes beengende Halsband und die Wage des Gerichts hat er noch ſelber fertigen müſſen!

[**]) Pelops, deſſen Schulter die Erdgöttin verzehrte, iſt das im Boden keimende Samenkorn, ein Phal-ops, das Mittel zu

übergïng gebildet; den ehernen *) Aequinoctial- oder Plejaden-Stier des Aeetes (Schol. Apollon. 3, 409.); den (Sonnenwenden-) Hund vor dem Tempel des cretiſchen Zeus (Schol. Odyss. 19, 518.) die Himmel, Erde und Unterwelt verbildlichenden Tripoden (Iliad. 15, 373.); den der Mutterbruſt entſprechenden Becher **) des Telephus; den dem Erdenſchooß entſprechenden Kaſten ***), worin Eurypylus den Schickſalſprecher Aeſymnetes nach Troja brachte u. a. m. Kurz, Vulcan iſt der Schöpfer aller Symbole der Zeitlichkeit, denn er ſelbſt war ſein Sohn Prometheus, der dem Schöpfer nachzuahmen ſich erkühnte, und zur Strafe an den Fels der Materie geſchmiedet wurde, der Repräſentant aller Creatur, deſſen ſtets abnehmende und wieder wachſende Leber — das ununterbrochene Sterben und Entſtehen neuer Generationen — die ewige Strafe des Hochmuths iſt, der dem Ewigen gleich zu werden ſich vermeſſen hatte. Im Aetna dachte ſich Virgil die Verdammten, Vulcan war der heidniſche Satan, häßlich wie der Teufel, daher die Repräſentantin der Sinnlichkeit ſeine Frau. In der That ſteht als Planet die Venus dem Monat der Waage vor, welchen unter den 12 Göttern Vulcan zum Antheil erhielt. Das hängt mit der Vorſtellung der Inder, Perſer und Juden zuſammen: die dunkle Körperwelt — die Strafanſtalt der gefallenen Engel — ſey um die Zeit der Herbſtgleiche, wo die dunkle Jahrshälfte beginnt, geſchaffen worden. Darum iſt die Wage, nicht wie man bisher wähnte, das Gleichmachungszeichen im Aequinoctium, ſonſt müßte ſie auch des „Widders“ Platz im Thierkreiſe einnehmen, ſondern die Waage des Gerichts,

---

neuen Zeugungen, daher ſein Scepter unalternd. Die perſiſche Kosmogonie läßt aus der Schulter des Urſtiers alle Weſen hervorkommen.

*) Ehern war der ſtiergeſtaltige Molochsofen, deſſen Opfer im Frühlinge dargebracht wurden.

**) Helene weihte der Minerva zu Lindus einen Becher „nach dem Maaße ihrer eigenen Bruſt“ (ex mammae suae mensura Plin. 33, 23.) Telephus (talpa), im Namen der Blinde, iſt der Sinnenmenſch.

***) In Noah's Arche wurde allerlei Samen geborgen zur Wiederſchöpfung nach der Flut. Eurypylus iſt der Tod als Saemann.

das über alle ſündigenden Geiſter erging, daß ſie aus ihrer Lichtheimath in die Finſterniß der Materie verſenkt wurden. Im ſiebenten*) Monat war es, ſagt die perſiſche**) Schöpfungsgeſchichte, wo Ahriman, der Urheber der Finſterniß, der Sinnlichkeit und des Todes, in die Welt einbrach. Ahriman iſt alſo der rußige Vulcan, der Bewohner des Dunkels; ſein Sohn: Prometheus, der den erſten Menſchen ſchuf und mit dem Weibe Pandora beſtraft wurde, aus deren Büchſe alle Uebel ausſtrömen, und nur die Hoffnung (der Schwangern) auf dem Boden zurückbleibt, um die Schären des Todes zu paralyſiren. Wie aber Venus im Herbſte ſich in die „ſchwarze" Venus (Ἀφροδιτη μελαινα), d. h. in die ſchlangenumgürtete Proſerpine, in Nemeſis mit dem verhängnißvollen Apfelzweige, in Dice, die Richterin der Schatten, in Themis mit der Waage umwandelte, ſo der Feuergott Vulcan in den von Zeus nach der Titanenſchlacht in den Tartarus geſtürzten Saturnus, wo er, der Gerichtete, dennoch Todtenrichter iſt***), wie bei den Indern der ſtierförmige Dherma†) mit dem Halsband von Todtenſchädeln, der im Patal die Seelen der Gerechten richtet; aber Yama††) heißt er, wenn ſeine

---

*) Mit dem Frühling beginnt bei den Juden das Zählen der Monate, im Herbſt iſt Jahresanfang. Die ſechs Schöpfungstage galten der Lichtſchöpfung der Geiſter, am Ende dieſes Zeitraums trat für anderes Jahrtauſende die materielle Schöpfung ein. Adams Sündenfall. Darum, ſagen die Kabbaliſten, beginnt die Schöpfungsgeſchichte mit dem zweiten Buchſtaben, weil nur von einer zweiten Schöpfung die Rede iſt.

**) Die Perſer eröffnen die Monate mit dem „Widder."

***) Unter dem Bilde eines zornigen Greiſes, welcher in der rechten Hand eine Waage, in der linken Hand das offene Schickſalsbuch hält, zeichnen den Saturn die Aſtrologen des Orients (Molitor Phil. d. Geſch. III. S. 161).

†) Dherma iſt der Seelenführer Hermes, aber weil aus dem Tod ſich neues Leben erzeugt, darum wird Hermes zuweilen auch mit ſtarrendem Gliede, und Dherma (Prat. Schiwa's) dieſes in der Hand tragend, abgebildet.

††) Yama, der Bruder des Dherma, und des in Bergen hauſenden Schatzgottes Kuverad iſt Plutus = Pluto, deſſen Prädicat Polydamas und Damaſtor iſt, auch Charon mit dem Obolus iſt er. Saturnus, der die erſte Münze prägte, in deſſen Tempel das Aerarium war.

Waage die Laſterhaften zu leicht befindet. Sein Strom Jamuna erinnert an den Styx der Griechen. Ueber dieſen müſſen die Todten in die Unterwelt. Die Aſtrologen zeichneten in den erſten Decan (das erſte Monatsdrittheil) des Zeichens die „Waage“ den Styx hin (**Firmic. VIII., 12.**), alſo iſt der allgemeine Tod der Seelen von der Idee in die Zeit der Herbſtgleiche geſetzt *). Da nun bei den Alten Zweck der myſteriöſen Weihen war: die Seele nach der Trennung vom Leibe vor neuen Wanderungen in an-

---

*) Nicht nur bei den Hellenen, ſondern auch bei den Indern, denn nach der Waage (**Tula**) heißt auch bei ihnen dieſer Monat, und bei den — Juden, die am Neujahrstage ſich das jährliche Weltgericht im Himmel denken, wo die Bücher des Schickſals geöffnet ſind, und jedem Sterblichen nach ſeinem Wirken im verfloſſenen Jahre vergolten wird. Dieſes Gericht ſchließt am Verſöhnungstag, der darum ein „doppelter Sabbat“ (3 Moſ. 16, 31.) heißt, da an ihm, wo der erſte Decan der Waage — in welchem Saturn wirkſam iſt — abſchließt, der Planet „Sabbathai“ (jüd. Benennung dieſes Planeten) ſeine Furchtbarkeit in ihrer ganzen Stärke äußert, weil an dieſem Tage der am Neujahrstag über Leben und Tod, Reichthum und Armuth entſcheidende Schickſalsſpruch „beſiegelt“ wird, alſo keine Appellation mehr ſtatt findet. Aber dieſe Vorſtellung vom jährlichen Weltgericht — welche die Juden von dem im Daniel (5, 27. vergl. mit 7, 19 ff.) geſchilderten himmliſchen Gerichte entlehnten, und welche auch bei den Indern heimiſch, da ſie in dieſem Monat Wiſchnu die Handlungen der Fürſten und Völker ſeinem Urtheil unterwerfen laſſen, in dieſem Monat an einem beſtimmten Tage — wie bei den Juden am Vorabend des Verſöhnungsfeſtes — die allgemeine Taufe im Ganges ſtatt findet, und in der darauf folgenden Nacht der Todesgöttin Kali das blutige Verſöhnungsopfer dargebracht wird — dieſe Vorſtellung kannte auch der ſcandinaviſche Norden, denn derjenige von Odins 12 Monatsſöhnen, welcher der „Wage“ entſpricht, heißt Forſete d. i. der Vorſitzende (im Gerichte). Von ihm ſagt die j. Edda: „Alle, die zu ihm mit ſchwierigen Sachen ihre Zuflucht nehmen, gehen immer ausgeſöhnt von ihm. Götter und Menſchen kennen keinen beſſern Richterſtuhl.“ Darin beſteht aber ſein Gerechtigkeitsſinn, daß, obſchon er ſelbſt ein Sohn Odins, einer der Lichtgötter (Aſen), dennoch diesmal zum Vortheil der (Eis-)Rieſen und Dunkelweſen entſcheidet. Zur Frühlingsgleiche tritt derſelbe Fall bei Odin zu Gunſten der Götter ein. Ein ſolches zwiefaches Gericht müſſen auch die Juden angenommen haben, weil im Talmud zwei Rabbinen über die Frage: ob das jüngſte Gericht in der Paſſahnacht oder am Neujahrstag eintreten werde, ſich nicht einigen konnte.

dere Körper zu wahren, und ſie zu demjenigen Stande, aus welchem ſie als aus ihrem natürlichen Sitze der Vollkommenheit gefallen, unmittelbar nach ihrem Scheiden aus der ſterblichen Hülle gelangen zu laſſen*), ſo erklärt ſich ſattſam, warum die größern Geheimniſſe**), in welchen die letzte Weihe ertheilt wurde, in dem Monat der „Waage“ begangen wurden, welcher Einrichtung Kaiſer Julian ſo ſchön das Wort redet: „Die Jahrszeit, wo die Finſterniß wieder die Weltherrſchaft erhält, kann auch auf unſere Seelen den Einfluß des nun wieder mächtig werdenden böſen Prinzips beſorgen laſſen. In dieſem Zeitpunkt ſtellt ſich alſo zumeiſt das Bedürfniß heraus, der ſich von uns entfernenden Sonne die Myſterienfeier zu begehen. Dieß iſt eine Art von Vorkehrung oder Heilsmittel, während die zur Frühlingszeit ſtattfindenden Myſterien nicht weſentlich nothwendig, da ja ohnehin die in unſere Gegenden wiederkehrende Sonne die Seelen zu ſich ruft, und ſich als ihr

---

*) Deßhalb heißt es von den Eingeweihten in die höhern Geheimniſſe, daß ſie dem Leibe nach der Erde abgeſtorben. Aus dieſem Grunde wurden am 9. Tage den Manen Libationen (Todtenopfer) dargebracht (Meurs. Eleus. c. 30.), denn durch Eingießen des Weines in eine Grube wurde den Unterirdiſchen geopfert; aus dieſem Grunde dem Epopten, in den Tempeln des Seelenvaters Liber pater (an den Dionyſien) und der Todtenfrau (Demeter), nach welcher „Demetrier“ alle Todten benannt wurden, an ihrem Feſte (den Eleuſinien) Styx und Elyſium gezeigt.

**) Die Myſterien (vom Weſen der Gottheit, Natur der Seele, Zweck unſeres Geborenwerdens, Unſterblichkeit ꝛc.) dieſe Myſterien, in welchen, wie Cicero (de Legg. II. 14.) ſagt, gelehrt wird „mit einer beſſern Hoffnung zu ſterben,“ daher ſelbſt der Spötter und Götterverachter Lucian (Concil. Deor.) ihr Lobredner war, ſie wurden dem Eingeweihten enthüllt; während die ehrwürdigen Väter der Kirche, welche einen Groll auf dieſes Inſtitut hatten, das ihrer Kundſchaft ſo viel Abbruch that, neben ihnen ein ähnliches Inſtitut etablirten, in welchem die Katechumenen an die Stelle der Novizen, die Täuflinge an die Stellen der Myſten ꝛc. traten, aber darin unterſchied ſich die disciplina arcani, daß die Myſterien das Chriſtenthums gar nicht enthüllt werden können, weil die Vernunft ſie nicht zu faſſen vermag.

Heiland zeigt *). Denn warum ſollte die wohlthätige Einwirkung des Tagsgeſtirns auf die Creatur nicht auch in ſittlicher Hinſicht möglich ſeyn? Iſt doch das materielle Licht eine Ausſtrahlung des göttlichen Lichtes! Warum ſollte es alſo nicht auch auf reine Seelen ſeine Anziehungskraft bewähren?" Alſo in dem Zeitpunkte, wo die phyſiſche Finſterniß zunimmt, fürchtete man auch in moraliſcher Beziehung den Einfluß des Böſen, dann hielt man es für die paſſendſte Zeit, zu demjenigen Weſen Gebete empor zu ſchicken, von dem der Pſalmiſt ſagt (91, 45.): „Er wird dich mit ſeinen Fittigen decken, daß du nicht erſchrecken müſſeſt vor dem Grauen der Nacht, vor dem Tod, der im Finſtern ſchleicht." Darum heißen die Juden die erſten zehn Tage des Monats der „Waage": die „zehn Bußtage", weil während dem das alljährliche Weltgericht ſtattfindet, ein Beyſpiel des furchtbarern nach dem Tode und des jüngſten Gerichts. Die chriſtliche Kirche feiert bei dem Eintritt der Sonne in's Zeichen der „Waage" das Schutzengelfeſt, deſſen die Reichsſtände zu Mainz im J. 813 unter dem Titel Kirchweihfeſt des heil. Erzengels Michael erwähnen. Am Sonntag der darauf folgenden Woche wurden vom Biſchof in Hildesheim Meſſen geleſen zur Erlöſung der abgeſchiedenen Seelen aus dem Fegfeuer. Dieſe Anordnung des Biſchofs Otto wurde ehedem auch in ganz Sachſen reſpectirt. Zwar tritt die Sonne ſchon am 22. Sept. in's Zeichen der Waage, und nicht erſt am 29. Dieß berückſichtigte auch der Anordner des Kalenders, aber in ſolcher Weiſe, daß er ſchon am 4. Sept. dieſe Kataſtrophe eintreten ließ, denn dieſer Tag iſt dem Geſetzgeber Moſe geweiht, von welchem die Epiſtel Judä im 9 Verſe berichtet: „Michael aber, der Erzengel, da er mit dem Teufel zankte, und mit ihm redete über den Leichnam Moſis, durfte er das Urtheil der Läſterung nicht fällen ꝛc." Die Juden nehmen an, daß wie das Neujahrsgericht über Leben und Tod des Menſchen entſcheidet, ſo das andere

---

*) Wenn die Tageslänge zunimmt, zeigt ſich die Sonne als Heiland der Natur, inſofern dieſe aus ihrem Todesſchlaf erweckt wird. Und weil die Idee Tage, Sterne und Seelen verbindet, ſo gilt das von jenen Geſagte auch von dieſen.

Gericht nach der Trennung der Seele vom Leibe, ob Paradies oder Hölle ihr Aufenthalt werden ſolle. (Eiſenmenger Jdth. II. S. 550). Dieſes Gericht nach dem Tode iſt ein Glaubensartikel, deſſen Urſprung im Zoroaſterſchen Religionsſyſtem zu ſuchen iſt, denn im Zend-Aveſta (II. p. 337. Vendidad Fargard VII.) lautet es: „Der Gerechte wird weder Stöße noch Wunden im Grabe leiden*), und der Tag ſeiner Lebensunterſuchung, der vierte**) nach ſeinem Tode, ihm ein Tag der Erquickung ſeyn." Zoroaſter ſpricht ausdrücklich von Schlägen (Tanafur), welche der todte Sünder nach Verhältniß ſeiner Uebelthaten erhält. Mit Zoroaſters Dämonologie wurden die Juden im babyloniſchen Exil bekannt, wo Ezechiel und Daniel ihre Viſionen hatten, und wo das an Engeln und Dämonen ſo überreiche apokryphiſche Buch Henoch entſtand, in welchem es Cap. 41, 1. lautet: „Nach dieſem ſah ich die Geheimniſſe des Himmelreichs***) je nach ſeinen Abtheilungen und die Werke der Menſchen, die ſie dort wägen auf Waagen." Alſo eine Seelenwaage! Hammer macht in den Fundgruben des Orients IV. auf eine Stelle in der türkiſchen Dogmatik aufmerkſam, welche lautet: „Es wird (bei'm jüngſten Gericht) eine Waage aufgerichtet werden zur Abwägung der guten und böſen Thaten. Diejenigen, deren tugendhafte Handlungen überwiegen, gehen in's Paradies, diejenigen, deren laſterhafte Handlungen ſchwerer ſind, in die Hölle.“ Der Korantext, worauf ſich dieſe Glaubenslehre bezieht, lautet: „Und die Waage an jenem Tage iſt Wahrheit, und derjenige, deſſen Waagſchale ſchwer iſt, unter den Seligen, derjenige aber, deſſen Waagſchale leicht iſt, gehört unter die, welche ihre Seele verderbt haben.“ Der zu Conſtantinopel i. J. 1804 (Hegira 1219) gedruckte Commentar des oberwähnten Katechismus ſetzt hinzu, daß Gabriel das Geſchäft des Wägens verrichte. Bei Beauſobre (Hist. d. Manich. II. p. 625) hält Michael die Waage in der Hand. Dieß erklärt ſich aus dem Spruche der Rabbinen: Michael richtet die Seelen der Iſraeliten (die Kirchenväter fügten das geiſtliche Iſrael hinzu) und Gabriel die der andern Völker. Die Letztern kommen aber ſchlimmer weg, denn Michael und Raphael ſind die barmherzige Eigenſchaft Gottes, Gabriel die richtende, verurtheilende, Michael die Milde, Gabriel die Strenge (vgl. S. 232 Anm.). Am Eingang des Verſöhnungsfeſtes richten die Juden ein Gebet an dieſes Engel-Triumvirat in der Eigenſchaft als Gerichtsbeiſitzer im Himmel. Michael iſt aber die Gottheit ſelber, ſein Name ſpielt darauf an. Die rabbiniſche Tradition (Midrash Rabba zu Exod. fol. 404 col. 3.) erkennt in allen Schriftſtellen, wo des Michael gedacht wird, die göttliche Schechina ſelber. Die chriſtlichen Ausleger identificiren Michael mit Chriſtus, denn der Ausdruck, den die Apokalypſe braucht, „ſeine Engel“, gibt dieß zu verſtehen, wem ſonſt gehorchen die Engel, als Chriſto? Auch, daß Gabriel von ihm ſpricht: „Michael, euer Fürſt“ iſt ebenfalls ein ſtarker Beweis für die Richtigkeit dieſer Vermuthung. Aus Daniel (12, 1.) weiß man, daß Michael der Schutzengel der Juden, folglich auch der Chriſten iſt; er trägt die Gebete zum Himmel, daher iſt er Hoheprieſter, wie Chriſtus im Hebräerbrief genannt wird. Als Schutzengel ein Streiter gegen die Dämonen, iſt er auch ein Krieger, alſo Prieſter und Soldat zugleich.

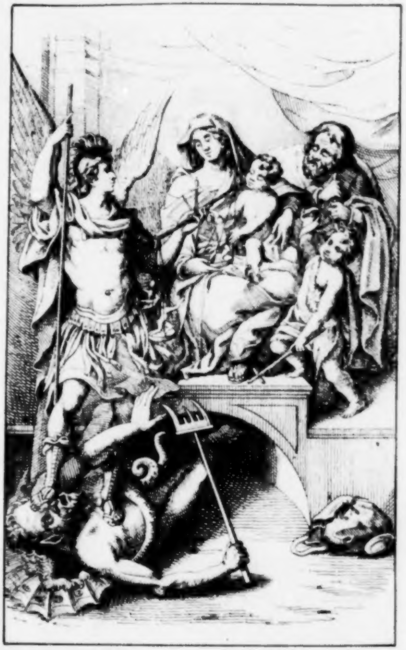
---

*) Von dieſem Stoßen der böſen Engel heißt der Act: Chibbut hakeber (Stoßen des Grabes). Dieſe Vorſtellung iſt in den Koran übergegangen, wo zwei Dämonen den eben Beerdigten beunruhigen. Der Eine martert ihn mit einer Eiſenkeule, und ſchmettert ihn mit einem Schlag auf den Kopf 10 Klafter tief in die Erde, der Andere zieht ihn mit einem glühenden Erzhaken ſogleich wieder heraus. War der Geſtorbene ein Gerechter, ſo entfernen ſich die Peinengel ſogleich, als der Verſtorbene ihnen Rechenſchaft von ſeinem Lebenswandel ablegt, und zwei Lichtengel beſetzen ihren Platz. (Offenbar eine Verdopplung des guten und des böſen Genius, die im Leben die Handlungen des Menſchen zu leiten ſtreben).

**) Erſt am 4. Tage tritt die Verweſung ein (Joh. 11, 39.) Darum ward um Jephtha's Tochter 4 Tage getrauert (Richt. 11, 40.), ebenſo lange betrauerte Iſis ihren gemordeten Gatten (Plut. de Is. c. 39). Darum ſchwingt der Tod eine vierſtrangige Geißel (Grimm D. M. p. [illegible]). Man könnte dieſe Parallele noch weiter fortſetzen und ſagen: Im 4. Weltalter tritt der Tod des Alls ein, wie im 4. Jahresquadranten jener der Vegetation.

***) Henoch bedeutet, dem Namen nach, einen Eingeweihten, darum ſteigt er ſchon bei Leibes Leben in den Himmel.

26



Die katholiſche Kirche läßt ihn im Himmel Meſſe leſen, er vertritt alſo den Aequinoctialgott Mercur, der im Herbſte die Seelen in's Schattenreich führt, im Frühling aber in das Reich des ewigen Lichts. Er iſt aber auch der Löwenfellträger Hercules — einen Löwenkopf gibt Origenes (c. Cels. VI.) dem Michael — der Beſieger des Drachen. Man muß nämlich wiſſen, daß das Geſtirn „der knieende Hercules“ mit der „Waage“, und dieſe wieder mit der „Hydra“ (dem Schlangengeſtirn) faſt zugleich beim Eintritt des Herbſtäquinoctiums am Oſthimmel aufſteigt. Auf der perſiſchen Sphäre iſt im erſten Decan der „Waage“ ein Mann mit drohender Miene, eine Waage in der Hand haltend, und neben ſich den Kopf eines Drachen, abgebildet. (Scaliger Not. ad Manil. p. 343). Das iſt alſo der „knieende Hercules“ (ὁ ἐν γόνασιν, Ingeniculus, auch Innixus genannt). Auf dem Knie liegend, mit aufgehobenen Händen, einen Fuß gegen den Drachen gerichtet, in dieſer Stellung war er von Jupiter verſtirnt worden. Bei dem Epiker Panyaſis iſt der Drache kopflos, bei Aratus und Eratoſthenes hingegen ruht der Fuß des Hercules auf dem Kopfe des Drachen, wie in der hier beigegebenen Abbildung *) Michaels Fuß auf dem Kopfe des Satans. Hier ſteht der heil. Johannes dem Michael gegenüber, in der Mitte die heil. Familie, und in einer Waage wird eine Seele gewogen. Wie im Frühlingsäquinoctium der Ritter St. Georg den Winterdrachen erlegte, ſo ſtößt im Herbſtäquinoctium der Oberſte der himmliſchen Heerſchaaren, Erzengel Michael, den aus dem Himmel geſtürzten Lucifer — der Heſperidendrache, der die goldenen Aepfel hütete, um derentwillen Hercules ihn erlegte, hier die alte Schlange mit dem verhängnißvollen Apfel des Paradieſes — in das Schattenreich (Apok. 12, 7—9). Ebenſo laſſen die Indier im Frühlinge den Kriegsgott Kartikaya den böſen Rieſen Ravana beſiegen, im Herbſte aber die jungfräuliche Durga. (Wie bei den Hellenen umgekehrt im Frühlinge Athenens Tapferkeit die Titanen-

---

*) Dieſe iſt nach einem 1582 erſchienenen Kupferſtich gezeichnet, deſſen Original ein Gemälde des Lorenzo Sabbatieri in Bologna iſt.

ſchlacht beendet, und Hercules der herbſtliche Welterlöſer iſt). Zum Andenken an jenen Sieg der Durga, in welchem ihr Reitthier, ein Löwe*), das ihres Gegners ein Elephant war, feiert man ihr im September ein Feſt. Der chriſtliche Kalender begeht am 5. September die Gedächtnißfeier eines männlichen und eines weiblichen Heiligen, eines Hercules (Herculanus) und einer Victoria. Der zweitfolgende Tag gehört dem heil. Sozon (Heiland, gleichbedeutend mit Soter, welches das Prädicat des Schlangentreters Hercules war). Durga iſt nur der andere Name der „ſchwarzen" Kali, welcher man zu Kalikut in einer Septembernacht blutige Sühnopfer bringt für die Ruhe der Verſtorbenen (Holwells „Hindoſtan" S. 294). Ihr Gatte iſt der Todtenrichter Schiwa Dherma mit der Seelenwaage, die bei Laſterhaften ſein Bruder Jama in die Hand nimmt; in die eine Schale legt er die Seele des Verſtorbenen, in die andere ein (noch jetzt in Indien übliches) Gewicht (**Paulin. Syst. Brahm. p. 178**). Dieſe Vorſtellung hatte den Weg über Aegypten**) nach Hellas gefunden***), und ſo möchte ſie auch den Chriſten im Abendlande†) bekannt geworden ſeyn, wofern ſie nicht zu dieſen von den Juden überging, die ſie ihrerſeits wieder in Chaldäa aus den Zoroaſtriſchen Religionsſchriften entlehnten. Wenn die kirchliche Sage die Einſetzung des Schutzengelfeſtes von einer Engelserſcheinung in der Mole **Hadriana** (Engelsburg) zu Rom herleitet, ſo brauchen wir, nach den oben zuſammengeſtellten Parallelen, ihr nicht mehr unſern Glauben zu ſchenken, da wir überzeugendere Gründe aufgefunden haben, daß es ein Todtenfeſt des ſcheidenden Jahres, der ſterbenden Natur war, begleitet von Gebräuchen präſervirender Tendenz gegen die Einflüſſe der Winterdämone. Es wird daher kein gewagter Schluß ſeyn, in den Kirmeßkuchen einen Leichenkuchen, d. h. urſprüngliche Todtenopfer zu erkennen (vgl. S. 69 Anm.); und in der Michaelsgans, welche die Engländer erſt aus der Zeit der Eliſabeth herleiten, weil jene Königin an dieſem Tage i. J. 1588 eben eine Gans verzehrte, als man ihr die Nachricht von einem über die Spanier erfochtenen Sieg überbrachte, und nun, zum Andenken an jene frohe Begebenheit, an jedem Michaelstag ein Gänſebraten verzehrt werden müſſe!! — in der Michaelsgans erkenne ich gleichfalls ein den Unterirdiſchen dargebrachtes Opfer *), welches die chriſtliche Zeit zwar verwarf, aber

---

*) Sie alſo eine Löwenjungfrau = Sphinx?

**) S. Hammers „Fundgrube d. Or." VI wo ein Mumiengemälde beſchrieben iſt, auf welchem der Wolf (Oſiris?) der Wagemeiſter. Hammer nimmt aber an, daß nicht die Seele, ſondern ihre guten und böſen Thaten gegen einander abgewogen werden.

***) πλάστιγξιν ῥοπῇσι παρεγκλίναντες ἀπλήστως Orph. Hymn. LXIII, 7.

†) Michael mit der Seelenwaage befindet ſich auch auf der Notre Dam. Kirche zu Paris (Hone Every Day Book II p. 275.)

---

*) Die Alten opferten der Todtengöttin Proſerpine eine Gans, darum kommt dieſer Vogel ſehr häufig auf Grabmonumenten zum Vorſchein (Böttigers Kunſtmyth. II. S. 442. Anm.), daher auf jenem in Welkers Zeitſchrift für Ausl. der Kunſt Taf. I. erwähnten Relief ein Gänſekopf am Eingang in die Unterwelt. Die Gans, als Vogel Proſerpinens, lockte den Fluß Hercyna hervor, als Kora (Proſerpine) das entflohene Thier unter einem Felſenſtück hervorzog. Hercyna, Proſerpinens Geſpielin, war aber auch Göttin des Orcus, denn Hercyna iſt Orcina (v. ἕρκος, weil der Orcus ein eingeſchloſſener Raum, daher heißt Pluto Schlüſſelbewahrer = κλειδοῦχος) eigentlich nur Prädicat der unterirdiſchen Ceres (Tzetz. Lycophr. 153.), darum Hercyna die Geſpielin der Proſerpine (Paus. IX. 39), darum Hercynens Bildſäule neben jener des Trophonius (des Schlaf- und Traumgebers), in deſſen Felſengrotte die Gans neben ihr ſteht (Müllers Orchom. S. 149.) Als Bild der Wachſamkeit gegen Feinde vom Capitol her gekannt, ſcheint die Gans — obſchon man einen hiſtoriſchen Grund dafür anzugeben ſucht, — nur darum mit den unterirdiſchen Gottheiten in Verbindung gebracht worden zu ſeyn, um gegen ihre ſchädlichen, lebenfeindlichen Einwirkungen zu ſchützen. Darum ward die Gans in Cypern der Venus geopfert (Achill Tat. I. 1.), die eben dem Monat der Waage vorſteht, darum war ſie dem Priapus, der den Dämonen der Unfruchtbarkeit entgegenwirkt, geweiht (worauf Petronius mit der Bezeichnung: Priapi deliciae anser omnibus matronis acceptissimus anſpielt.) Aus dieſem Grunde gehörte ſie auch dem capitoliniſchen Jupiter, der im Frühling über den Tod triumphirt. Sie war demnach ein tröſtendes Bild der Auferſtehung, die nur inſofern mit Proſerpine in

die Gans doch nicht aufgeben wollte. Und weil, wie oben gezeigt worden, man ſich um dieſe Zeit im Himmel das jährliche Weltgericht dachte, ſo hielten die Verehrer des Zoriſe auf Erden in ſeinem Monat ein großes Thing. Bei dieſem wurde unſtreitig der menſchliche Richter als unter dem Einfluſſe des göttlichen Richters ſtehend gedacht. In Deutſchland verſammelten ſich die Bewohner der verſchiedenen Gauen, um ſich über die vorzunehmenden Geſchäfte des folgenden Jahrs zu berathen, und es wurde über alles im Sommer Vorgegangene Gericht gehalten. Man ſchlug Hütten auf, worin ſich die Angeſehenſten auf dem freien Felde bei feuchter Witterung zuſammenzogen. Aller Zwiſt des Jahres wurde abgemacht, aber auch Geſetze für das folgende Jahr feſtgeſetzt. Anfänglich wurde eine ganze Völkerſchaft zuſammenberufen, ſpäter je 10 Ortſchaften, endlich wurde dieſer dem Gott Tis geweihte Tag *) in einzelnen Dörfern von den Bewohnern mit Opfermahlzeiten von den Thieren der Heerde — wo die Gans am wenigſten vermißt worden ſeyn wird — gefeiert. Gegenwärtig hat ſich das Michaelsfeſt nur noch den Charakter eines Erntefeſtes bewahrt, und die Feſtſchmäuſe

---

Berührung kommt, als auch des Phallus Bild in Indien und Griechenland entweder den Todten mitgegeben, oder auf ihre Gräber geſetzt ward. Proſerpine war ja nur die im Winter umgewandelte Venus, wie der capitoliniſche Jupiter im Winterſchlaf ein Zeus Trophonius. Darum war die Gans nicht nur dieſen beiden Göttinen heilig, ſondern auch der capitoliniſchen Juno und der Iſis, die ſowohl das tödtende als gebärende Princip iſt, denn auch die Todten ſtehen unter ihrem Schutz. So konnte die Gans nun den Deutſchen mit dem bei ihnen eingewanderten Iſiscultus auch in dieſer doppelten Eigenſchaft bekannt geworden ſeyn. Allein die Gans galt ihnen auch als Zaubervogel. Noch jetzt herrſcht in einigen Gegenden Norddeutſchlands der Glaube, daß man aus der Farbe des Bruſtbeins einer Gans die Witterung des bevorſtehenden Winters erfahre. Wenn es hell und klar iſt, ſo wird es einen ſtrengen Winter geben, wenn aber grob und dunkel, ſo ſteht viel Schnee und laues Wetter bevor (Temme Volksſ. Oſt- und Weſtpreußens S. 279). Frau Bertha mit dem Gansfuß in der franzöſiſchen Volksſage iſt die geſpenſtige weiße Frau, die winterliche Holle.

*) Der Michaelistag (Mihilitag) war ſein Jahrestag, wie der Tistag (Dienſtag) ſein Wochentag.

beziehen ſich theils auf den Dank für den glücklich eingebrachten Feldſegen, theils auf die Kirchweih (Kirchmeß), die aber wieder nur eine chriſtliche Wendung der ſchon im Heidenthum vorherrſchend religiöſen Feier dieſes Tages ſeyn dürfte, denn früher brachte man die Erſtlinge der Ernte dem Odin dar, welcher, wie S. 315 gezeigt worden, gleich St. Michael (in der Apokalypſe) ein Schimmelreiter war *).

---

*) Darauf ſpielt die im ſüdlichen Theile Sachſens am Ernteſeſt gebräuchliche Sitte an, einem Burſchen ein Sieb vor die Bruſt und eins auf den Rücken zu binden, darüber weiße Tücher zu ſpannen, und an dem vordern Sieb ein kurzes, nach vorn zugeſpitztes Holz zu befeſtigen, an deſſen Spitze man einen Pferdekopf ſteckt, ſo daß die ganze Geſtalt einem Reiter auf weißem Pferde ähnlich, daher der (den Odin repräſentirende) Burſche ſelbſt der Schimmelreiter heißt. (Vergl. S. 315). Neben ihm erſcheint ein in Haferſtroh eingehüllter „Haferbräutigam" mit der (ebenfalls von einem Burſchen in Frauenkleidern repräſentirten) „Haferbraut". (Alſo das herbſtliche Gegenpaar zum Maigrafen und der Maifrau, wie Michael dem Georg gegenüber). Daß in der Schenke während des Tanzens dem Haferbräutigam ein Büſchel Hafer nach dem andern abzureißen die Umſtehenden ſich Mühe geben, bis er endlich trotz ſeines Sträubens ganz kahl daſteht, dieſer Brauch läßt unſchwer errathen, wovon er ein Symbol iſt. (Sommers Gebr. aus Sachſ. S. 160.) In der Umgegend von Perlenberg und in Greifenberg in der Ukermark herrſcht noch der Gebrauch, daß wenn der Roggen eingefahren iſt, aus einigen auf dem Felde zurückgebliebenen Garben eine Mannsfigur gebildet, und Nachmittags auf einem vierſpännigen, mit Laub und Blumen geſchmückten Wagen ins Dorf geholt wird. Jung und Alt folgt feſtlich gekleidet, und Muſik begleitet den Zug. Bevor man den Mann auf den Wagen ladet, wird ungefähr eine halbe Stunde auf den Stoppeln getanzt (wie ehemals um die Bildſäule des Gottes). In Pommern halten die Mädchen ein Wettrennen nach dieſem Garbenmann, die Siegerin iſt am Abend die erſte Tänzerin. In Brunow bei Freienwalde, und in Tucheland im Oderbruch heißt der Garbenmann „der Alte" (wie Silen als herbſtlicher Bacchus); die Magd, welche mit dem Garbenbinden zuletzt fertig wurde, muß ihn aus ihrer Garbe fertigen, ſie auch muß ihn ins Dorf bis auf den Hof tragen; hier bildet man einen Kreis, die Binderin tritt mit dem Alten in die Mitte — denn ſie repräſentirt die Aerntegöttin Frau Gode, den weiblichen God (Wood, Odin) — und die übrigen tanzen um ſie herum, darauf wird der „Alte" dem Gutsherrn mit folgendem Reim überreicht:

Das Kirmsfeſt (d. h. Kirchmeßfeſt), das in den thüring'ſchen Dörfern zwiſchen Eiſenach und Gotha alljährlich im Herbſte an einem Dienſtag gehalten wird und drei Tage dauert, zeigt in ſeinen Gebräuchen noch viele Spuren des Heidenthums. Wir folgen hier dem Berichte des

---

Wir bringen dem Herrn den Alten,
Bis er 'n neuen kriegt, mag er ihn behalten.
(Kuhn märk. Gebr. S. 342.)

Ein Erntefeſt eigener Art wird in der Grafſchaft Schaumburg an der Weſer, in der Heimat der Cherusker, noch jetzt begangen. Man zieht in Schaaren zu 12, 16 auch 20 Senſen — denn dort wird die Frucht nicht geſchnitten, ſondern gemäht; eine Senſe beſteht aus 3 Perſonen, einem Mäher, einem Gerber und einem Garbenbinder — unter Schnittergeſängen aufs Feld, und nimmt Speiſe und Trank mit. Am letzten Tag der Roggenernte ſpart man etwas von den Lebensmitteln, beſonders aber vom Getränk, bis zum letzten Acker auf. Dieſer wird ſo gemähet, daß jeder Mäher mit dem andern endet, d. h. alle zugleich fertig ſind, oder man läßt einen Streif ſtehen, den am Ende alle zugleich mit Einem Schlage abhauen können; oder, wenn das, wegen öfterem Liegen der Frucht, nicht paſſen will, fahren ſie mit der Senſe bloß durch die Stoppel, als ob ſie noch zu mähen hätten. Nach dem letzten Senſenſchlage heben ſie die Werkzeuge empor, ſtellen ſie aufrecht, nehmen das Streichholz (Strenk), womit ſie die Senſe ſchärfen, und jeder ſchlägt damit dreimal an ſeine Senſenklinge; hierauf nehmen ſie das Getränk (Bier, Branntwein oder Milch), tröpfeln etwas davon auf den Acker, trinken, ſchwingen die Hüte, ſchlagen wieder dreimal an die Senſe und rufen: Wold! Wold! Wold! Dann träufeln ſie den letzten Tropfen des Getränkes in die Stoppel, und das Weibsvolk klopft die Brodkrumen aus den Körben. Dann ziehen ſie ſingend und jubelnd heim, und ſchwingen ihre mit Rauſchgold beflitterten Hüte.

Münchhauſen, welcher in Gräters „Bragur" (IV. S. 24.) dieſe Sitte mittheilt, ſetzt auch ein Lied bei, das man zu Lebzeiten ſeines Vaters noch beim Abziehen vom Felde zu ſingen pflegte, und das ſich ſo anfing:

Woold! Woold! Woold!
Hawenhüne [1] weit wat ſchüht,
Jümm [2] hei dal van Hawen ſüht
Vulln Kruken un Sangen hätt hei,
Up' en Holte waſt mannigerlei —
Hei iß nig barn un wart nig oold.
Woold! Woold! Woold!

[1] Heaven engl. Himmel, Hüne: Rieſe.
[2] Immer.

Hrn. Reynitzſch in Gräters „Bragur" (III. S. 111), und laſſen ihn ſelbſt reden: „Ich hebe hier das Wangenheimiſche Dorf Wolfsbehringen aus, wo ich in meiner Jugend Augenzeuge jener Feſtlichkeit war. Das Dorf liegt 4 Stunden von Gotha, eben ſo weit von Eiſenach. Um das ganze Dorf lief ehedem ein tiefer Graben, deſſen Aufwurf nach dem Dorfe zu, d. h. einwärts, gleichſam ein Wall iſt. Mitten im Dorf, am Kirchhof, auf einem kleinen Hügel, iſt ein mit Linden beſetzter Platz rundum mit großen Steinen eingefaßt, damit Niemand darüber fahren oder reiten kann. Man heißt ihn den „gemeinen Anger". In der Mitte unter der Hauptlinde iſt ein großer Stein als Tiſch, den 4 kleinere Steine als Füße tragen. Hier verſammelt ſich die Gemeinde zu öffentlichen Berathungen, hier werden durch den Gemeindſchreiber die herrſchaftlichen Verordnungen abgeleſen — aber auch die Hochzeits- und Kirmstänze geſprungen, wo man ſich paarweiſe rund um den mittlern Baum und Stein fortwälzt. Die jungen

---

Das iſt:

Woold! ꝛc.
(der) Himmelsrieſe weiß was geſchieht,
(weil) Immer herab er vom Himmel ſieht,
Volle Krüge und Garben hat er,
Auf dem Holze wächſt mancherlei
Er iſt nicht geboren und wird nicht alt —
Woold! ꝛc.

Münchhauſen ſchließt alſo: Wold ſey der Gewaltige, Herrſcher der obern Region, der vom Himmel Alles überſchaut. Im Vorderſatz „weit wat ſchuet" liegt die Warnung, den Opfergebrauch nicht zu verſäumen, der Nachſatz bezieht ſich auf die nach beobachteter Opferpflicht nicht ausbleibenden Spenden der Erde. „Is nig born und wart nig oold" bezieht ſich auf den Schöpfer, der weder Anfang noch Ende hat. „Da nun," ſchließt Münchhauſen, „zwiſchen Hannover und Preußiſch-Minden ein großer Wald ſich ausdehnt, der einſt zu den heiligen Hainen der Cherusker gehörte, und der jetzt noch Wold heiß., ſo konnte wohl der Gott der Wälder gemeint ſein, der aber nicht nur den Baumfrüchten, ſondern den Bodenerzeugniſſen überhaupt vorſtand *)."

*) Da Holz im Engl. wood heißt, wo das l ausgefallen ſein könnte, wie umgekehrt das engl. world das deutſche „Welt" (altd. Werld) iſt, ſo möchte „Wald" und „Holz" urſpr. Ein Wort geweſen ſeyn. Woold alſo der Gott der Bäume. Anm. d. Herausg.

Burſche wählen aus ihrer Mitte einen Platzmeiſter, beſtimmen ein gewiſſes Haus zur Herberge, wo ſie ſich verſammeln und den herkömmlichen Geſetzen ſich unterwerfen, welche der Platzmeiſter durch ſchon beſtimmte Strafen an den Uebertretern vollzieht. Nach feierlichem Kirchzug unter klingendem Spiel, unter Trompetenſchall zieht der Platzmeiſter neben dem Platzknecht und einigen Burſchen unter klingendem Spiel von Haus zu Haus. In der einen Hand hält er ein mit Bier gefülltes Glas, in der andern einen Rosmarinſtengel. Nach dem Eintritt in's Haus bringt er dem Hauswirth aus dem Glaſe eine Geſundheit zu, das der Bauer mit den Seinigen auf aller Burſche Wohlſein austrinkt und gefüllt wieder zurück gibt. Der Platzmeiſter und ſein Knecht bitten um einen Ehrentanz, der in der Stube mit der Tochter oder Frau vom Hauſe gemacht wird, und empfängt bei ſeinem Abziehen einen großen runden Kuchen. Ein Knecht ſammelt alle Kuchen in ein Sieb und führt ſie auf einem Schubkarren hinter dem Zug her. Beim Pfarrer wird der Anfang gemacht, wenn er und ſeine Gäſte bei Tiſche ſitzen, und ſo geht es dann weiter zum Schulmeiſter ꝛc. Nachmittags beginnt der feierliche Tanz unter den Linden. Unter Vortritt der Spielleute, mit Spitzruthen in den Händen, ziehen ſie unter die halbgrünen Linden, hüpfen nach einer gewiſſen Melodie etlichemal im Kreiſe um den großen Stein herum und theilen ſich dann einzeln in's Dorf aus, um die Jungfrauen zum Tanz abzuholen. Jedes Mädchen heftet ihrem Tänzer auf die linke Achſel ein ſeiden Tuch, geht ſodann in weißen Hemdärmeln und Mieder hinter ihm auf den Gemeindanger zu, wo ſie am Steintiſch — worauf große hölzerne Kannen, auch Eimer voll Bier ſtehen — mit dem Paßglas empfangen und ihr zugetrunken wird. Nachdem ſie daraus Allen Beſcheid gethan, geht der Tanz an. Der Platzmeiſter hat den Vorreihen. Die Luſtigkeit währt bis 10 Uhr. Am folgenden Morgen verſammeln ſich die Burſche zu einem Morgenimbiß, der aus Warmbier und Kuchen beſteht. Vor- und Nachmittag wird wieder getanzt; aber der dritte Tag iſt der feierlichſte. Mit Goldpapier werden Hüte und Röcke beſetzt, Jedermann bewaffnet ſich mit Degen und Piſtolen. Man bindet etliche ſeidene Tücher und Bänder an einen Stock, den der Platzknecht als Fahne trägt. Alle beſteigen ihre Pferde und reiten nebſt den Spielleuten auf's Feld zur Heerde, um dort einen Hammel abzuholen. Unter Muſik wird derſelbe mit rothen Bändern geſchmückt, von dem Metzger auf's Pferd genommen, mit Feierlichkeit nach dem Dorfe unter die Linden auf den großen Stein gebracht, und daſelbſt unter Tanz und Jubel geſchlachtet. Abends gibt es einen Schmaus, man ſpielt um Aepfel und Nüſſe, der Hammel und ein Gericht Schweinfleiſch beſchließen die Kirms."

Hier — ſchließt Reynitzſch ſeine Beſchreibung des Feſtes — hier trifft Alles zuſammen, was ältere Schriftſteller von den Opferſchmäuſen der keltiſch-deutſchen Völker ſchreiben, und man ſollte daraus ſchließen, daß die Opfer der Alten erſt am 3. Feſttag Abends geſchehen ſind. Auch der Platz hat noch alle Kennzeichen der älteſten deutſchen Heiligthümer. Die Linden — welche in allen Dörfern die heiligen Haine vorſtellen — unter ihnen der Schlachtſtein — die äußere Einfaſſung mit großen Steinen u. ſ. w., dieſe Feierlichkeit deutet auf das altdeutſche Erntefeſt oder Michelfeſt, an welchem zugleich Gericht gehalten wurde. Dies beweist (?) der Hammel (als Opferthier), die Aepfel, die Nüſſe und der Kuchen. Jetzt wird aus herzogl. Verordnung das Feſt zu Anfang Novembers, nicht aber, wie in Franken, am Einweihungstag der Kirchen gefeiert."

*

1. September.

Aegidius (Gilles), von Geburt ein Athenienſer, Einſiedler bei Arles in Frankreich, und ſpäter Abt des (720) an der Stelle ſeiner Klausnerhütte vom Landesfürſten — der ihn zufällig kennen lernte, als er auf der Jagd die mit ihrer Milch den Einſiedler ernährenden Hirſchkuh verfolgt hatte — erbauten Kloſters, das dem Benedictiner-Orden zugeeignet wurde. Der Pfeil, welcher der Hindin galt, traf den betenden Eremiten, der ſeine Wunde nicht heilen laſſen wollte, um durch phyſiſche Schmerzen ſeine Büßungen zu vermehren, welcher Umſtand ihn ſpäter zum Schutzpatron aller Krüppel erhob, und die „Krüppelpforte“ (Cripplegate), eine Kirche in London, iſt dieſem Heiligen geweiht. Bis zur Reformation galt er als Patron der ſchottiſchen Hauptſtadt.

2. September.

Getauft durch den h. Adalbert von Prag, und als Chriſt den Namen Stephan annehmend, beſtieg der Sohn Geyſas den Herzogsſtuhl von Ungarn im Jahre 997. Gegen ihn und das Chriſtenthum erhob ſich der Heide Kuppan, aber der Schlachtengott führte dem 19jährigen Stephan den Sieg zu, und ſo entſchied Eine Schlacht den Fall des Heidenthums in jenem Lande. Die Kirche hat — in Rückſicht der vielen, von ihm ausgegangenen kirchlichen Stiftungen, worunter das Erzbisthum Gran, die Bisthümer in Raab, Fünfkirchen, Großwardein, Erlau, Waizen ꝛc., fünf Benedictiner-Abteien, ein Collegium zu Rom für zwölf Chorherren, ein Benedictinerkloſter zu Ravenna als Hoſpiz für ungariſche Pilgrime, ja ſelbſt zu Conſtantinopel und Jeruſalem eine fromme Stiftung*) ꝛc. — im J. 1081 den frommen

---

*) Zur Aufführung kirchlicher Bauten, namentlich des Doms zu Gran, wurden Mönche aus Italien (Monte Caſſino) und Deutſchland herbeigerufen. Auch in Stuhlweißenburg wurde ein geiſtliches Stift, eine Propſtei errichtet, und dahin die Hofhaltung verlegt. Der Dompropſt daſelbſt bekam die Krone zur Verwahrung.

Stephan, welchen ſchon Sylveſter II, mit Zuſtimmung Kaiſer Otto's III., mit der Königskrone überraſchte, unter die Heiligen aufgenommen. Sein Todestag iſt der 15. Auguſt 1038. Weil aber der Gedächtnißfeier ſeines Todes das Feſt Mariä Himmelfahrt im Wege ſtand, ſo begingen die Ungarn dieſelbe bis in's 17te Jahrhundert am 20. Auguſt; Papſt Innocenz XI. aber führte im Jahr 1687, um das Andenken der Wiedereroberung von Ofen zu verewigen, den Gedächtnißtag der Verſetzung dieſes Königs und ſeine allgemeine Feier auf den heutigen Tag ein. Dann wird die Hand Stephans (der einzige unverweste Theil ſeines Körpers, welchen die ſämmtlichen Biſchöfe als unverfälſcht anerkannten, weil — an einem Finger noch der Ring ſichtbar war, mit welchem die Leiche ein halbes Jahrhundert früher beſtattet worden war*), in Prozeſſion

---

Ferner gebot Stephan, daß je 10 Dorfſchaften zuſammen eine Kirche bauen, und die Gemeindeglieder an Sonn- und Feſttagen ſich zum Gottesdienſte einfinden ſollten. Uebertreter dieſer Satzung wurden geſtäupt oder ſchimpflich geſchoren, nach Umſtänden auch gegeiſelt. Die lateiniſche Sprache, als Kirchenſprache, wurde auch, außer dem Kirchengebrauche, in der Geſetzgebung, bei Verhandlungen des öffentlichen Lebens ꝛc. geltend gemacht. Durchweg alſo ein aufgezwungenes Chriſtenthum, mit Strafen verpönt, eine Religion des Schwertes und ihre Diener mit ungeheuern Reichthümern ausgeſtattet. (Die einzelnen Angaben bei Feßler, Geſch. Ung. I. S. 603 ff.)

*) Dieſe Hand hat auch mannigfache Schickſale gehabt. Georg Pray (Diss. hist. crit. pag. 10 sq.) hat die Memoiren dieſer Hand aufgezeichnet: „Unter der Regierung des Königs Ladislaus (im 11. Jahrhundert) wurde in einer Kirchenverſammlung zu Rom beſchloſ-

aus der Schloßkirche in die Feſtungskirche getragen, wo die Reliquie eine Stunde ausgeſetzt bleibt. Unter

---

ſen, daß alle Ungarn, die den Märtyrertod geſtorben oder als Beförderer des Chriſtenthums ſich bewährten, zur Canoniſation geeignet ſeyn ſollten. Dieſe Willensmeinung des päpſtlichen Stuhls wurde von Ladislaus auf dem nächſten Landtag den verſammelten Ständen kund gethan, und es wurden dieſer Auszeichnung König Stephan, ſein Sohn Emerich und Biſchof Gerhard am würdigſten erkannt. Den Leichnam Stephans, in Stuhlweißenburg beſtattet, traf zuerſt die Reihe der Hervornahme. Da nur eine Hand noch unverweſt gefunden wurde, ſo beſchloß man, dieſe als Reliquie zu verehren, und Ladislaus ließ in Großwardein eine Kirche bauen, in welcher ſie zur Anbetung ausgeſtellt wurde. Ein halbes Jahrtauſend mochte verfloſſen ſeyn, als Ludwig II. zur Beſtreitung der Kriegsbedürfniſſe gegen die Türken die Kirchenſchätze des Landes zur Hälfte von den Bisthümern verlangte. Da ſchickte der Biſchof von Großwardein, aus Beſorgniß, daß bei'm Vordringen des Feindes in dem unbefeſtigten Orte dieſe Reliquie leicht verloren ginge, ſie mit andern Schätzen nach Ofen. Bei der Eroberung dieſer Stadt (1526) mag die Hand ein Raub der Türken geworden ſeyn, die ſie wegen der Edelſteine und Perlen, mit denen ſie geſchmückt war, in ihre Heimath nahmen. Damals brüſtete ſich Raguſa in Dalmatien mit dem Rufe, nach Rom die reichſte Stadt — an Heiligenreliquien zu ſeyn. Kaufleute aus dieſer Stadt, die ſich des Handels wegen in den türkiſchen Provinzen aufhielten, kauften viele dergleichen Reliquien, theils auf eigene, theils auf der Republik Koſten. So kamen verſchiedene Körpertheile heiliger Männer aus der Türkei nach Raguſa, unter dieſen auch Stephans Hand, welche bei den Dominicanern in Raguſa deponirt wurde. Erſt Maria Thereſia wurde auf dem Preßburger Landtag feſtlichen Geſängen beginnt um 8 Uhr Morgens der Zug aus dem Schloſſe, nach vorausgegangenem Gottesdienſt in die Pfarrkirche, und von dort nach beendigten religiöſen Functionen und Predigten wieder zurück. Aus beiden Städten (Peſth und Ofen) bilden die Prozeſſion: ſämmtliche Zünfte mit ihren Fahnen, die Gymnaſialjugend, die Univerſität, die Ordens- und Pfarreigeiſtlichkeit, die Wahlbürgerſchaften, die ſtädtiſchen Magiſtrate, der Comitatsmagiſtrat, die hohen Landesſtellen, Kämmerer und geheimen Räthe, dann der Erzbiſchof von Gran und Fürſt Primas von Ungarn, umgeben von ſeiner Geiſtlichkeit. Dieſem Zuge reihen ſich an der Erzherzog Palatin, begleitet von ſeinen Kammerherren und Adjutanten. Militär mit klingendem Spiel beſchließt die Feierlichkeit. Die h. Hand, in einem Käſtchen von Doppelglas bewahrt, wird auf einer Bahre von 4 Diaconen getragen. Vor derſelben geht im feſtlichen Ornat der Propſt von St. Sigmund und Pfarrer der Schloßkirche, als Cuſtos gedachter Reliquie. Ihm zu beiden Seiten ſchreiten zwei adelige Jünglinge mit entblößten Säbeln einher, 16 andere adelige Jünglinge gehen neben der Bahre mit brennenden Fackeln, weiter ſeitwärts ſtädtiſche Beamte.

---

auf die noch immer in Raguſa befindliche Hand aufmerkſam gemacht, und da ſie, wo es Gegenſtände der Religion betraf, ſich am freigebigſten zeigte, ſo wirkte ſie vom Senat der Stadt Raguſa die Rückgabe der Reliquie aus, die im Mai 1771 nach Schönbrunn bei Wien gebracht wurde, von wo ſie den Ungarn als Geſchenk in ihre Heimath gebracht, und ſogleich eine Kapelle in Verbindung mit der Schloßkirche zu Ofen zur Aufbewahrung dieſes Heiligthums erbaut wurde."

3. September.

Serapbia, eine Jungfrau aus Antiochien, kam nach Rom und bekehrte daſelbſt die Matrone Sabina zum Chriſtenthum. Als der Kaiſer Adrian davon Nachricht erhielt, befahl er zwei Soldaten, die Proſelytenmacherin zu — entjungfern, und als dieß geſchehen, wurden die Beiden mit einer Krankheit befallen, welche die chriſtliche Partbei für eine göttliche Strafe, die Heiden aber für Zauberei erklärten *). Serapbia wurde deßhalb enthauptet (120).

4. September.

An dem heutigen Tage feiert die proteſtantiſche Kirche das Gedächtniß des Todes **Moſis**, um deſſen Seele ſich der Erzengel Michael und der Teufel ſtritten (Jud. V. 9) aus demſelben — aſtronomiſchen Grunde, aus welchem der

5. September

von den Proteſtanten dem **Hercules** **), der — ich meine nicht den Heiligen, ſondern den Schlangen- und

---

*) Was für eine Krankheit es wohl geweſen ſeyn mag? etwa jene, womit die Liebesgöttin einſt auf der Inſel Lemnos die Verächter ihres Cultus beſtraft hatte? oder jene, welche die Athener bewogen hatte, den über ſie erzürnten Vater des Priap mit ihm geweihten Phallusbildern zu verſöhnen?

) Ich finde in den Martyrologien nur einen **Herculanus, welcher dieſem Tage vorſteht. Er war Biſchof zu Perugia und Benedictiner. Weil er (unter dem Gothenkönig Totila) enthauptet worden, hat man ihn mit dem Schwerte abgebildet. (Warum aber

Löwentödter in der Löwenhaut — das Prädikat Victor (Ἡρακλῆς ἀνίκητος, Sol invictus) beſaß, von den Katholiken der **Victoria**[*]), geweiht wurde. Die Veranlaſſung dazu beliebe man S. 564 nachzuleſen.

6. September.

Magnus (Magnoald), ein Irländer von Geburt, der, mit Columbanus und Gallus gemeinſchaftlich in einigen Gegenden Süddeutſchlands das Bekehrungsgeſchäft im 7ten Jahrhundert betrieb[**]).

7. September.

Sozon, ein Schafhirt aus Pompejopoli in Cilicien, welcher einſt, vom Geiſte getrieben, in die Stadt ging, einem goldenen Götzen die rechte Hand abhieb,

---

findet man dieſes Martyrium nicht auch bei ſo vielen andern, die denſelben Martertod ſtarben? Es muß alſo ein anderes Bewandtniß haben. Da man ſich den Todesengel mit einem Schwerte vorſtellt, ſo wird auch ſein Gegner, der Engel des Lebens, Michael = Hercules, das Schwert (des Cherubs?) gezückt halten.

[*]) In den Martyrologien finde ich auf dieſen Tag nur einen **Victorinus**, Biſchof zu Aminterno, welcher Ort jetzt St. Vittorino heißt. Er litt unter Kaiſer Nerva den Waſſertod, wird aber dennoch **geharniſcht** abgebildet.

[**]) Auf Abbildungen erſcheint dieſer Patron von Kempten, weil er an jenem Orte die Schlangen vertrieben, von dieſen Thieren umgeben. Dann paßt er allerdings als Nachfolger des Herculanus (5. September), denn Hercules erlegte die Schlange zu Lernä in demſelben Monat, wo Michael über die Höllenſchlange triumphirt, ſ. S. 563.

ſie verkaufte und den Erlös an die Armen vertheilte; viele Unſchuldige litten nun des Verdachtes wegen. Um ſie von ihren Leiden zu befreien, geſtand er ſeine That ein, und wurde (290) enthauptet. Daß er vor der Taufe **Taraſius** (Drache, Schlange) geheißen, nachher **Sozon** (Heiland, Erretter), läßt errathen, daß er der Kakodämon ſey, der ſich in den Agathodämon umwandelt, die Giftſchlange in die Heilsſchlange, deren Anblick ſchon in der Wüſte Ein die Peſt ſtillte. Dieſe Begebenheit paßt ganz in den Monat, wo in Sangora das allgemeine Feſt des Schlangentödtens ſtatt hatte, zur Erinnerung, daß die Höllenſchlange Ahriman zum Erſtenmal um die Zeit der Herbſtgleiche in die Welt eintrat.

8. September.

Oben wurde angedeutet, daß der römiſche Kalender um Mitte Auguſt die Auffahrt der Aſträa in den Himmel angab. Drei Wochen nachher, d. i. am 8. September, verkündigt er die Geburt derſelben **Jungfrau**, worunter die Entfernung der Sonnenſtrahlen aus dieſem Sternbilde — denn das Unſichtbarwerden deſſelben am 15. Auguſt ſoll eine Folge ſeiner Verdunkelung von der Sonne ſeyn — und alſo deſſen Selbſtſtändigkeit angedeutet wird*). Gerade auf dieſen Tag fällt das Feſt **Mariä Geburt****), das im vierten Jahrhundert noch nicht bekannt geweſen iſt, weil ſonſt Auguſtin nicht hätte behaupten können: Die Kirche feiert keines Menſchen Geburt, und geſtatte nur bei Chriſtus und Johannes dem Täufer eine Ausnahme *). Aber aus der zweiten Predigt des Byzantiners Andreas, der als Erzbiſchof von Creta um 720 ſtarb, erhellt, daß die morgenländiſche Kirche dieſes Feſt damals ſchon gefeiert habe. Im fränkiſchen Reich wurde es zuerſt unter Ludwig dem Frommen eingeführt. Die Martyrologien des Florus, Rabanus, Wandelbert, Ado von Vienna, verſetzen es einſtimmig auf den 8. September. In Steiermark heißt es der „kleine Frauentag.“ Wollte man dadurch die kleine Geſtalt eines neugebornen Kindes andeuten? oder eine Unterſcheidung von dem vorhergehenden Himmelfahrtstag beabſichtigen. Letzteres iſt unwahrſcheinlich, da es noch mehrere allgemein gefeierte Marienfeſte (25. März, 8. Dezember u. a. m.) gibt. Als Urſache der Einſetzung deſſelben wird folgende Veranlaſſung gefabelt: Ein Mann hörte mehrere Jahre hintereinander in der Nacht vom 7. auf den 8. September die Engel im Himmel ſingen, und als er um die Urſache fragte, erhielt er zur Antwort: die Engel hielten eine Feierlichkeit, weil in dieſer Nacht die h. Jungfrau ſey geboren worden. Papſt Sergius beſtätigte dieſes Geſicht, und befahl, die Geburt Mariä am 8. September zu feiern. (Durand Rat. VII., 28).

---

*) Columella II., 2.

**) In dieſer „*Virgo*, quae habet figuram et imaginem infra decem primos gradus „Virginis," et „*quae nata fuit, quando Sol est in Virgine*" erkennt Roger Baco (bei Selden de Diis Syr. I. pag. 104) ebenfalls die „beatam, quae nutriet filium suum Christum Jesum in terra Hebraeorum."

Nirgends wird dieſes Feſt glänzender gefeiert, als in Neapel. Schon in der Nacht ſammelt ſich eine große Volksmenge auf dem breiten Strande der Chiaja. Bewimpelte Barken durchſchneiden die Fluth; die nur an dieſem Tage dem ganzen Volke zugängliche Villa reale

---

*) Sermo 20. de Sanct.

wimmelt von Beſuchern aus allen Ständen, und die Verſchiedenheit der Volkstrachten, die Lebendigkeit dieſer mannigfachen Gruppen gewährt einen Anblick, von dem der Nordländer keine Ahnung hat. Die ganze Heeresmacht, welche zu Gebot ſteht, an 12,000 Mann Linientruppen und 8000 Mann Nationalgarde, zieht im höchſten Putze mit türkiſcher Muſik durch die Stadt, und ſtellt ſich vor dem K. Schloſſe bis zum Eingang der Poſilippohöhle in Spalier auf. Zwei Stunden vor Sonnen-Untergang erſcheint der König mit ſeiner ganzen Familie und einem großen Hofſtaat, ſtattet dem Bilde der Madonna einen Beſuch ab, und kehrt ebenſo feierlich zum Pallaſt zurück, das Volk aber bleibt, ißt, trinkt, ſingt und tanzt bis tief in die Nacht hinein *).

Ein Waſſerfeſt in Livorno.

In Livorno wird am Feſte Mariä Geburt ein Barkenwettrennen gehalten, das die Himmelskönigin — vielleicht in Anbetracht ihrer Herrſchaft über das feuchte Element als **Santa Maria Della** *Navicula*, in welcher Eigenſchaft ſie zu Rom eine Kirche hat — dem Volke ſpendet. Ihr zu Ehren wallfahrten ſchon in der Frühe ganze Schaaren junger Mädchen und Burſche nach der ihr geweihten Kirche auf der anmuthigen Höhe von Montenero. Manches Gelübde wird dort gethan für den Sieg des Erwählten im bevorſtehenden Wettkampf. Nachmittags wogt eine unzählbare Menge am Kanal, der durch die Stadt läuft, hin und her. Die Brücken, Quais, Balkone, Fenſter, Thürme und Dächer wimmeln von Zuſchauern. Die brennende Begier, womit ſie die wettrennenden Kähne erwarten, drückt ſich in der Lebendigkeit des Geberdenſpiels und der Haſtigkeit der ſchreienden Stimmen aus. Endlich ruft es von allen Seiten: Seht die Barcaruoli! Von dort aus beginnt das Rennen. Unter der mit bunten Menſchenmaſſen wie mit einem Regenbogen umgürteten Brücke fahren ſchon die kampfluſtigen Kähne hervor, zwei und zwei ſich drängend, unter Lärm, Gejauchz und Zuruf des Volks. Die halbnackten Ruderer ſind die Renner auf der Stechbahn, in rothe und gelbe Factionen, nach den Tüchern, die ſie um den Kopf gebunden haben, eingetheilt. Kähne mit Mohren und Türken und anderm phantaſtiſchen Aufzug folgen ihnen, zur Beluſtigung der Menge mit klingendem Spiel. Fähnlein wehen an der Puppe, oder rauſchen, hoch geſchwungen in den Händen, indeß die bacchantiſch kreiſende Weinflaſche jeden zur Erringung des Preiſes entflammt, den Livorno's Kaufmannſchaft auf 50 Lire — ein Schatz für die meiſten — geſetzt hat. Den Patronen der Fahrzeuge aber iſt es um die Ehre zu thun, welche ihnen von Einheimiſchen und Fremden reiche Zinſen tragen ſoll. Sie unterlaſſen nicht, ihren Ruderern dieß einzuſchärfen, ſie laut aufzumuntern. Eine Menge Schauluſtiger am Kanal ſtürzt den dahinrudernden Kähnen auf beiden Seiten der Quais voraus und geleitet ſie bis zum Punkt der Abfahrt. Endlich verkündet der dritte Knall eines Felsſtücks den Anfang des Schifferrennens. Alsbald lähmt Spannung und Erwartung die geſchwätzigen Zungen, um den Augen den vollen Genuß zu laſſen. Nach der kurzen Ebbe ſtürmt die Fluth des Volkes nach dem Brückenziel. Mit unglaublicher Schnelligkeit ſchießen nun die Kähne daher. Lärm und Getöſe nehmen mit ihrem Nahen zu. Jetzt erkennt man die Fahrzeuge und die Ruderer, die einander zurücklaſſen, einander vorfliegen. Die Kähne ſtoßen nun unter gegenſeitig höhnenden und drohenden Worten der Ruderer krachend an einander, und mit Stangen ſuchen ſie ſich von einander los zu machen. Der Gewandteſte erſpäht eine Lücke, und wie ein Blitz fährt er durch, aber der ihm Nächſte folgt ihm pfeilſchnell. Lautes Jauchzen verkündet ſie als die zwei Nebenbuhler, Ignazio und Michele. Mit ihnen kann ſich Keiner meſſen. Für wen wird ſich der Sieg entſcheiden? Alle Muskeln der Ruderer ſind geſchwellt. Der Schweiß rinnt ihnen den braunen Nacken hinunter. Indeß rauſcht ihnen ein ſchlechter Kahn, der lange zurückgeblieben, in einiger Entfernung nach. Ein kecker, olivenfarbiger Burſche treibt ihn vorwärts. Von ſeiner Schulter flattern Bänder, an ſeiner Jacke ſteckt ein Hochzeitſtrauß, der ihn zur Zielſcheibe des Spottes macht. Man lieſ't in ſeinen Zügen, daß es ihm um einen höhern Preis, als 50 Lire zu thun iſt. Doch alle Hoffnung ſcheint ihm bei dem Fluge der übermüthigen Nebenbuhler zu ſchwinden. Nicht mehr fern iſt der Brückenbogen, dort das Ziel des Wettkampfs. Plötzlich ſchießt der kecke Ruderer, als ihm vom Ufer ein weißes Tuch der Geliebten zuweht, vorüber. Als wollte er alle Glieder aus ihren Fugen treiben, arbeitet er vorwärts, und ſein pfeilſchneller Kahn hat die gewaltigen Vorkämpfer erreicht. Doch er kann vor ihnen nicht vorüber, er muß auf halbe Fadenlänge demjenigen den Preis überlaſſen, dem zuerſt das Bemühen gelingt, dem andern die Waſſerſtraße ſeitwärts abzuſchneiden. Schon ſtoßen jene hart an einander und verſuchen mit angeſtemmtem Ruder ſich wechſelſeitig aus der Bahn zu werfen. Tobendes Geſchrei ihrer Partheien begleitet dieſen letzten Kampf, und Michele iſt der Glückliche, der ſeinen Gegner an das linke Geſtade hindrängt. Aber er ſelbſt iſt zu weit hinübergekommen, raſch ſchießt der Kahn des jungen Burſchen an ihm vorüber, und erreicht unter weitſchallendem Jubel den Bogen der Brücke — das Ziel. Dort empfängt er vom Commiſſär des Magiſtrats unter feierlichem Spruch den Geldpreis, aber der größre Lohn, der ihm wird, überraſcht mit einem neuen Schauſpiel die Menge. Ein roſiges Mädchen mit ſchwarzem Lockenhaar ſinkt bald weinend, bald lachend dem Sieger in die Arme. Ihr Vater hatte ſie ihm zugeſagt, wenn er in dem Wettkampf ſiegen würde. Dem dazu kommenden Alten, der dem Werber das Unmögliche auferlegen wollte, um ſeiner los zu werden, bleibt nichts übrig, als die Liebenden zuſammen zu geben. In froher Stimmung fluthet nun die Menge nach dem hochaufragenden Maſtbaum, auf deſſen Spitze eine roth- und grünſeidene Flagge in der Luft wimpelt. Vier ungeheure Taue ſind die halsbrechenden Straßen, auf denen die Matroſenbuben hinaufklettern. Lauter Jubel begrüßt den Sieger, der, angeklammert an der ſich beugenden Spitze des Maſtes, die lohnenden Scudi wegnimmt, die oben im Sonnenſchein funkeln, und der mit Blitzesſchnelle am Seile wieder herabläßt. Die andern Mitbewerber ſuchen ſich, unter der Menge verbergend, dem Spotte zu entziehen. Das Volk ſtrömt jetzt nach allen Seiten auseinander, und läßt den Fremden die lieblichſten Frauen- und Mädchengruppen erblicken, die oft nur an dieſem Tage ihrem klöſterlichen Verſchluſſe hinter Jalouſien entkommen. Alle an den Häuſern befindlichen Gemälde und Statuen der Mutter Gottes erglänzen durch ganz Livorno in Lampenſchimmer. Ueberraſchend ſind die Verwandlungen der Gaſſen- und Mauerkapellen in förmliche Tempel mit ausgebreiteten Colonnaden; die erleuchteten Thore, die man in der Entfernung in den dunklen Straßen für Zauberpalläſte hält; die weißen, von Lampen beleuchteten ſchimmernden Zelte, wo ſich die Weltkinder mit kühlendem Eiſe und Limonade laben. So endet erſt tief in der Nacht das Feſt der Madonna von Montenero. (Morgenbl. 1832 Nr. 15.).

---

*) Martens, Ital. II. S. 573.

9. September.

Corbinian, erſter Biſchof zu Freiſing, ein geborner Franzoſe, aber nicht aus der Gascogne, ungeachtet er ſich rühmte, einen Bären, der ſein Maulthier gefreſſen, gezwungen zu haben, ſein Gepäck anſtatt des nun todten Reitthiers nach Rom zu tragen, welche Begebenheit auf Abbildungen dieſes Heiligen verewigt iſt. Als er einen Maleficanten vom Galgen losbitten wollte, aber drei Tagreiſen noch vom königlichen Hofe entfernt war, hatte der arme Sünder die Gefälligkeit, ganze drei Tage am Galgen lebendig zuzubringen, bis ſein Fürſprecher angekommen war. Als ein longobardiſcher Graf zu Trient dem Heiligen ſein Pferd ſtehlen ließ, weil er es ihm nicht hatte verkaufen wollen, crepirten ihm in ſeinem Marſtall die vier ſchönſten Roſſe, und der Entführer von Corbinians Stutte ſtarb eines plötzlichen Todes. Hierauf gab ſie der Graf ihrem Eigenthümer zurück. Als der Heilige an einem Freitag in einem Orte ſich befand, wo nichts als Fleiſch zu haben war, wurde ihm ein Fiſch — vom Himmel beſcheert. Auf ſein Gebet entſtand auf einem Berge ein — Brunnen, weil ſeinem Bedienten zu beſchwerlich war, das Waſſer hinaufzutragen. Er ſtarb 730.

10. September.

Nicolaus Tallentinus, ein Auguſtiner-Eremit, geboren im Gebiet der Stadt Fermo in der Mark Ancona, wurde in Folge eines Gelübdes ſeiner früher unfruchtbaren Mutter für den geiſtlichen Stand beſtimmt. Dreißig Jahre hindurch enthielt er ſich des Obſtes, der Fiſche, Eier- und Fleiſchſpeiſen, faſtete und geißelte ſich fleißig und ſtarb im Jahr 1306.

11. September.

Hyacinth, ein Mönch aus dem Prediger-Orden, den er in Böhmen, Schleſien und Polen ausbreiten half, in Berückſichtigung deſſen vielleicht Clemens VII. ſeine Verehrung als **Beatus** (1527) geſtattete und 1594 auch ſeine Heiligſprechung durch Clemens VIII. erfolgte. Sein Leben war muſterhaft, denn Freitags aß er nur Brod und trank nur Waſſer, und ſchlief wenig, meiſt in der — Kirche. Als er nach Wiſbegrad reiſte, fuhr er in Ermanglung eines Schiffes auf ſeinem Mantel über den Fluß. Außerdem that er noch mehrere Wunder, unter andern reſtituirte er die verhagelten Feldfrüchte, und ging bei der Zerſtörung von Kiew mit der Statue der heiligen Jungfrau unverſehrt durch die Flammen.

12. September.

Syrus, Biſchof zu Pavia und Schüler des Hermagoras, eines Jüngers des Evangeliſten Marcus, † 120.

13. September.

Maternus, Biſchof von Trier aus der apoſtoliſchen Zeit, denn er galt für einen Schüler des Petrus.

14. September.

Das Feſt der Kreuz-Erhöhung iſt zur Erinnerung an das feurige Kreuz, welches Conſtantinus vor einer Schlacht in der Luft geſehen haben wollte, eingeſetzt worden.

Auf der Schule zu Eton in England iſt es an dieſem Tage den Schülern geſtattet — Nüſſe zu holen!

Zu Tournay in Frankreich halten alle Handwerkszünfte eine feierliche Prozeſſion. Jede Zunft hat ihren Narren als Harlequin gekleidet, welcher auf der Straße ſich in den unanſtändigſten Stellungen zeigt, die Vorbeigehenden ſchimpft, auch ſogar thätlich mißhandelt und ſich beſäuft. Hierauf folgt die geſammte Geiſtlichkeit mit dem heil. Sacrament, vor welchem — die Narren hergehen, ohne während der Proceſſion ihre Poſſen zu unterbrechen. Ein Biſchof von Choiſeul gab ſich vergebliche Mühe, dieſen Unfug abzuſtellen. Weder die Bürger, noch die Mönche, noch die Canonici wollten darein willigen *). Die Veranlaſſung zur Einſetzung dieſer

---

*) Flögel Geſch. d. Groteskkom. S. 197.

Proceſſion war das Aufhören einer Seuche (1094). Der große Zuſpruch der Fremden zu dieſem Feſte machte in der Folge drei Proceſſionen an dieſem Tage nöthig, die erſte fand um Mitternacht ſtatt. Ein Prieſter in der Alba und Stola trug das Kreuz vielen barfüßigen Pilgrimen vor. Die zweite Proceſſion begann um 1 Uhr Morgens, bei dieſer erſchienen die Einwohner von Gand mit ihren Fahnen, und trugen brennende Wachskerzen. Die dritte, von dem Clerus und der Bürgerſchaft von Tournay, hatte in der 7ten Frühſtunde ſtatt *).

15. September.

Nicodemus, Jünger des Apoſtels Petrus, dem dieſer bei ſeinem Tode ſeine Tochter (?) Petronilla (vergl. S. 372) empfahl. Unter Kaiſer Domitian erwarb auch er die Märtyrerkrone (90).

16. September.

Cornelius, Papſt und Märtyrer (250) unter dem Kaiſer Decius.

17. September.

Lambertus, der Sohn vornehmer Leute zu Maſtricht, ward in der zweiten Hälfte des 7ten Jahrhunderts geboren. Er bekehrte die Heiden an dem Maasfluſſe. Als Biſchof von Tongern zog er ſich die Verfolgungen der Großen zu, und mußte ſich in ein Kloſter flüchten, wo er 7 Jahre als Mönch lebte. In ſein Amt wieder eingeſetzt, begann er ſein Bekehrungsgeſchäft

---

*) Cousin hist. de Tournai III. p. 134.

abermals, und rief dieſelbe Erbitterung hervor. Zumeiſt fiel ſein Sitteneifer beſchwerlich. Weil er nicht in die Verbindung Pipins mit Algaiden einſtimmen wollte, und ihn ermahnte, ſeine rechtmäßige Gattin wieder anzunehmen, ſann Jener auf Rache. Es fanden ſich feile Mörder, die den Biſchof, während er Meſſe las, überfielen, und einer derſelben durchbohrte ihn mit der Lanze vor dem Altare (674). Als Algais auf dem Thurme von Dugeye der Boten harrte, die ihr Lamberts Tod verkünden ſollten, kamen durch die Luft vier — Tropfen Blutes geflogen, und fielen auf die Steine der Fenſterbrüſtung nieder. Algais verſuchte umſonſt mit einem Tuche ſie wegzuwiſchen. Noch jetzt zeigt man ſie den — Gläubigen. (Wolf, Niederl. Sagen S. 92). Den erſt zu Maſtricht beigeſetzten Leichnam ließ der nachfolgende Biſchof Hugbert nach Lüttich bringen, und ihm zu Ehren eine Kirche bauen, die ſo ſtarken Zuſpruch erhielt, daß ſie zu Lüttichs Größe und zur Verlegung des Biſchofsſitzes dahin Veranlaſſung wurde (**Bolland Tom. V. p. 518 sq.**). In Münſter wird am Lambertiabend ein Reihentanz um einen erleuchteten Laubkranz aufgeführt. Dem Urſprung deſſelben wurde in mehrern Abhandlungen (v. Derring in der Zeitſchrift „Eos“ 1810, von einem Hauptmann Flensberg u. a. m.) vergeblich nachgeforſcht. Ehedem wurde das Feſt mit größerm Glanz gefeiert, die langen Züge der Kapuziner, Obſervanten, Dominicaner und Minoriten verhalfen der Proceſſion zu einigem Anſehen, und ein großer Kreis tanzte auf dem Markte um eine ſtattliche Pyramide, und dabei wurden „Lambertuslieder“ geſungen, von welchen hier eines zur Probe:

Der Herr, der ſchickt den Jäger aus,
Sollt' die Birnen ſchmeißen.
Jäger wollt' kein' Birnen ſchmeißen,
Birnen wollten nicht fallen,
Der Jäger wollt' nicht ſammeln.

Der Herr, der ſchickt das Hündlein aus,
Es ſollt den Jäger beißen.
Hündlein wollt' kein Jäger beißen,
Jäger wollt' kein' Birnen ſchmeißen,
Birnen wollten nicht fallen,
Der Jäger wollt nicht ſammeln.

Der Herr, der ſchickt das Knüttlein aus,
Sollt' das Hündlein prügeln.
Knüttlein wollt' kein Hündlein prügeln,
Hündlein wollt kein Jäger ꝛc.

Der Herr, der ſchickt das Feuer aus,
Sollt' das Knüttlein brennen.
Feuer wollt kein Knüttlein brennen,
Knüttlein wollt kein Hündlein ꝛc.

Der Herr, der ſchickt das Waſſer aus,
Sollt' das Feuer löſchen.
Waſſer wollt' kein Feuer löſchen,
Feuer wollt' kein Knüttlein ꝛc.

Der Herr, der ſchickt den Ochſen aus,
Sollt' das Waſſer ſaufen.
Ochſe wollt' kein Waſſer ſaufen,
Waſſer wollt' kein Feuer ꝛc.

Da ſchickt der Herr den Teufel aus,
Sollt' ſie alle holen;
Teufel wollt' wohl alle holen,
Ochſe wollt' wohl Waſſer ſaufen,
Waſſer wollt' wohl Feuer löſchen,
Feuer wollt' wohl Knüttlein brennen,
Knüttlein wollt' wohl Hünklein prügeln,
Hündlein wollt' wohl Jäger beißen,
Jäger wollt' wohl Birnen ſchmeißen,
Birnen wollt'n wohl fallen.
Jäger wollt' wohl ſammeln.

18. September.

Victor (Sieger) und **Corona** (Siegerkranz, Siegeskrone) wurden im Jahr 177 des chriſtlichen Glaubens wegen auf Befehl Sebaſtian's, Gouverneurs in Aegypten, getödtet. Ihm wurden die Finger gliederweiſe gebrochen, er drei Tage in einen brennenden Ofen eingeſchloſſen, hernach ihm zweimal Gift gegeben, hierauf die Nerven zerſchnitten und der Leib mit ſiedendem Oel begoſſen, dann erſt wurde die Folter angewandt, er mit Fackeln in die Seite gebrannt, mit Eſſig und untermiſchtem Kalk getränkt, hierauf bei den Beinen aufgehängt, und weil ihm dieß Alles — nicht ſchadete, ſo befahl Sebaſtian, daß man ihm die Haut abziehe. Jetzt, wo ihn der Muth zu verlaſſen drohte, trat Corona hervor; um ihn mit Beiſpielen aus dem alten Teſtament zu tröſten. Sogleich wurde ſie ergriffen, an „*etliche*“ Bäume aufgehängt und in Stücke geriſſen, Victor aber enthauptet. — Eine abweichende Meinung bezeichnet nicht Aegypten, ſondern Sicilien als den Schauplatz ihres Märtyrertodes. Ich mag für keine von beiden mich entſcheiden, und erinnere nur daran, daß die Martyrologien noch drei Victore kennen, deren einer am 1. April, der andere am 27. und der dritte am 4. Mai, jeder in Geſellſchaft eines Stephanus oder Stephana, was bekanntlich mit Corona gleichbedeutend iſt, gelitten haben, vielleicht alle viere am — erſten April?

19. September.

Der verehrteſte Heilige der Neapolitaner iſt der Biſchof von Benevent und Märtyrer **Januarius**. So gefeiert auch ſein Name, ſo unbekannt iſt doch im

Volke ſeine Geſchichte. Er wirkte in ſeinem Hirtenamte; als die Chriſtenverfolgung unter Diocletian ausbrach, hatte der Landpfleger von Campanien, Dracontius, die Diacone Soſſus und Proculus ſammt den Chriſten Eutyches und Acutius in den Kerker werfen laſſen. Sie aber bekannten ſtandhaft ihren Glauben. Soſſus erfreute ſich des Biſchofs beſonderer Zuneigung. Kaum hatte Januarius alſo ſein Unglück erfahren, entſchloß er ſich, den Freund zu beſuchen, und ihn mit ſeinen Leidensgenoſſen zur Standhaftigkeit im Bekenntniſſe zu ermuntern. Als Timotheus, der Nachfolger des Dracontius als Landpfleger, erfuhr, daß ein angeſehener Mann, der Biſchof von Benevent, angekommen ſey, die gefangenen Chriſten zu beſuchen, ſo befahl er ſogleich, ihn ſammt ſeinen zwei Begleitern gefangen zu nehmen, und ſie nach Nola, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalt, zu bringen, wo ſie harte Leiden auszuſtehen hatten. Nach einiger Zeit begab ſich der Landpfleger nach Pozzuoli, und die drei Bekenner Jeſu, der Biſchof ſammt ſeinem Diacon Feſtus und ſeinem Lector Deſiderius mußten in Ketten vor ſeinem Wagen hergehen. Am folgenden Tage ſollten die Blutzeugen, auf Befehl des Kaiſers, den wilden Thieren vorgeworfen werden, ſie wurden aber von den Beſtien verſchmäht, daher man ſie (305) enthauptete. Bei der Hinrichtung zu Puzzuoli (**Puteolum**) ſoll eine Frau aus Neapel des Januarius Blut aufgefaßt haben. Begraben iſt er unter dem Hauptaltare der Kathedrale zu Neapel. Sein Blut wird zweimal flüſſig, im April und im September, indem man es dem Haupte nähert und der ſilbernen Büſte des Heiligen auf dem Hauptaltar.

Ein Leipziger Profeſſor **Dr. Fleck**, beſchreibt als Augenzeuge dieſer Feierlichkeit wie folgt: „Am 19ten

September 1832 begab ich mich nach der Kapelle des heil. Januarius, deſſen Feſt eben alle Glocken der Stadt einläuteten. Der Ort war überfüllt mit Schauluſtigen, die ſich beeiferten, das natürlich noch nicht flüſſig gewordene Blut des Heiligen, vom Prieſter dargereicht, zu küſſen. Es iſt in einer gläſernen Kapſel enthalten, welche zwei gläſerne Fläſchchen, ein größeres und ein kleineres, verſchiedener Geſtalt, in ſich ſchließt. In dieſen Fläſchchen liegt eine bräunliche Maſſe; die Kapſel hat vollkommen die Geſtalt einer Karroſſenlaterne, in Silber eingefaßt, oben eine ſilberne Krone, unten ein ſilberner Griff, der innerlich eine Glasröhre enthält. Die Fläſchchen liegen unter Glas. Außerdem brannten auch viele koſtbare Kronleuchter in der Kammer des Heiligen. Nach 10 Uhr begann das Hochamt am Hauptaltar im Hintergrund der Kirche, gehalten vom Erzbiſchof von Neapel. Nach der Meſſe entfernte er ſich mit dem geſammten geiſtlichen Gefolge. Nachdem die Kleriſei weggezogen war, traten acht alte Weiber aus dem Volke an den Altar. Sie heißen Verwandtinnen des h. Januarius (parenti di San Gennaro), und begannen in bald lateiniſchen, bald neapolitaniſchen Tönen und Sprüchen den Heiligen anzurufen, daß er das Wunder geſchehen laſſen möge. Die Büſte des Heiligen, mit der Biſchofsmütze bedeckt und mit einem ſehr reichen, von Perlen und koſtbaren Edelſteinen glänzenden Mantel bekleidet, ſtand auf dem Hochaltar; unter derſelben ein koſtbares, mit Basreliefs aus der Geſchichte des Heiligen verziertes ſilbernes Käſtchen, welches ſeinen Kopf und ſeine übrigen ſterblichen Ueberreſte verſchließen ſoll. Dieſe Büſte ward nun mit dem größten Eifer von den, jede mit drei Silberducaten, dafür bezahlten 8 Weibern angerufen, angefleht, angeweint, angetobt, daß das

Wunder geſchehen möge. Zu dem Wandſchrank hinter dem Hochaltar gibt es zwei Schlüſſel, deren einer in den Händen der Stadtdeputirten, der andere in denen des Erzbiſchofs iſt. Unterdeß wird die Kapſel von dem Prieſter mit einem Lichte, um gegen daſſelbe den Zuſtand des Blutes ſtets beobachten zu können, zum Küſſen hin und her getragen, hin und her gewendet, bald in die Kapelle, bald wieder an den Hochaltar gebracht. Auch ſchien man vor demſelben ſehr deutlich mehrere Manipulationen vorzunehmen; denn der Prieſter, von mehrern ihm adminiſtrirenden Chorknaben und Prieſtern umgeben, beugte ſich — den Rücken dem Volke zuwendend — über dieſelbe hin, und ließ mit den Armen der ihn Umgebenden einen Halbkreis ſchließen. Die Stimmen der Weiber wurden immer wüthender und heftiger, je länger der Verzug dauerte. Die Fremden gingen frei vor dem Hochaltar auf und nieder, das Volk war wieder in dem Schiff der Kirche verſammelt, nachdem es ſich gegen Mittag (des Eſſens wegen) ziemlich verlaufen hatte. Endlich gegen drei Uhr Nachmittags gab ein Prieſter das Zeichen vom Altar, daß das Wunder erfolgt ſey (*il miracolo é fatto*). Das Volk wurde nun ganz ausgelaſſen und ſtimmte in ſehr rauhen Tönen eine Art von Te Deum an. Die bezahlten Weiber ließen mit thränenden Augen Lob- und Freudengeſänge erſchallen. Man zeigte die Thatſache herum. Ich habe ſie ſo nahe als möglich mit eigenen Augen geſehen, doch war wegen Trübheit des Glaſes, unter welchen die Fläſchchen liegen, wenig zu erkennen. Solche, die völlig unpartheiiſch und am längſten geſehen, wollen beobachtet haben, daß die dunkelrothe Maſſe in eine Art von Auflöſung übergegangen ſey, und daß ſelbſt einzelne Tropfen, obſchon wenige, ungefähr wie Honig oder Sand oder Wachs fließend, ſichtbar geweſen. Ob dieſer Zuſtand, der Anfang der Auflöſung, durch die Wiederholung vermehrt werde, kann ich nicht ſagen, da ich dem Wunder nur Einmal beigewohnt habe. Gleichſtündig ſoll zu Puzzuoli bei Neapel der Stein, auf welchem der heilige Januarius hingerichtet ward, Blut ſchwitzen. Wird das Blut nicht flüſſig, ſo wird das Mißlingen dem Volke vorgehalten, und ſo dargeſtellt, als drohe dem Lande ein Unglück, als verdiene das Volk dieſen Erweis der Gnade nicht und müſſe ſich erſt beſſern. Dieſes Blut ſpielt eine Rolle in der Geſchichte der Peſt, der Ausbrüche des Veſuv, der Theurungen ꝛc. Zur Zeit, wo die Franzoſen Neapel in Beſitz genommen hatten, iſt das Flüſſigwerden des Blutes auf gewaltſame Weiſe den intriguirenden Prieſtern abgezwungen worden. Man führte Kanonen vor der Kirche auf, und das Gouvernement drohte, dieſe einzuſchießen, wenn die Prieſter ſeinem Willen und den Wunſchen des Volkes nicht nachgäben. Sogleich floß das Blut. Kanonendonner verkundigt das vollzogene Wunder. Einigemal hat man die Fremden, beſonders die Engländer, als dem Wunder hinderlich angeſehen, einige Vornehme derſelben ſogar mit Steinen verfolgt *)."

20. September.

Euſtachius, ſonſt auch **Placidus** genannt, galt, wie Hubert, für einen Schutzpatron der Jager. Er war ein Feldherr des Kaiſers Trajan, und ſoll, wie

---

*) Fleck's wiſſenſchaftliche Reiſe durch Italien ꝛc. II. 1, S. 177 ff.

St. Hubert, durch die Viſion eines Crucifixes zwiſchen dem Geweihe eines ihm entgegentretenden Hirſches zum Chriſtenthum bekehrt worden ſeyn. Er ging nach Aegypten in die Wüſte, wurde aber unter Kaiſer Adrian, weil er den Göttern nicht opfern wollte, im Jahr 119 — wie nach dem Talmud aus gleicher Urſache der Erzvater Abraham von Nimrod — in einen glühenden Ofen geworfen. Darin ſtarb er zwar, wurde aber unverſehrt herausgezogen und begraben.

Euſtachius iſt mit dem in einen Hirſch verwandelten Jäger Actäon etymologiſch verwandt. Beider Name bedeutet ein Aehrenbüſchel (σταχυς = ἀκτη) aber auch ein Hirſchgeweih. Dieß mochte vielleicht Veranlaſſung geweſen ſeyn, ihn, wahrſcheinlich noch vor Hubert, zum Jagdpatron zu erwählen.

21. September.

Matthäus, der Apoſtel, war Zöllner, bevor er das Evangelium in Judäa (**Euseb. H. E. III., 14**), oder in Perſien (**Ambros. Martyrol. Florentin.**), oder in Macedonien (**Isidor.**), oder in Medien (**Paulin.**), oder in Syrien (**Nicetas**) ꝛc. oder, wie Nicephorus (**H. E. II., 41**) will, im Mohrenlande den Menſchenfreſſern predigte. Dort ſoll er enthauptet oder „am Altare Meſſe leſend" mit einer Lanze von hinten durchſtochen worden ſeyn (weil er des Königs Braut mit Chriſto verlobte) oder, wie Nicephor will, am Boden angenagelt, über ihn Holz geworfen, und dieß angezündet worden ſeyn. Bedeutet das auf einigen Abbildungen ihm (wie dem demiurgiſchen Aequinoctalgott Hermes) in die Hand gegebene Winkelmaß die eben eintretende Tag- und Nachtgleiche?

22. September.

Mauritius (Moriz), Soldat aus der thebäiſchen Legion (die 6666 Mann ſtark war), welche der Biſchof von Jeruſalem bekehrt hatte, als ſie noch im Orient ſtationirte. Der Kaiſer Maximian ſandte ſie aus Rom nach Frankreich, um dort einen Aufſtand zu unterdrücken. In Savoyen wollte man ſie zu einem Götzenopfer zwingen, daher ſie, ihrer Weigerung halber decimirt, die Letzten aber miteinander niedergehauen wurden. Der vornehmſte unter ihnen war Mauritius, der Schutzpatron von Halle, den die Podagriſten anrufen.

Mauritius bedeutet im Namen einen **Mohren**, darum iſt er am Eingang der dunkeln Jahrhälfte poſtirt, wo die Herbſtgleiche eintritt. Als Repräſentant des unterliegenden Winters erſcheint er im Pfingſtſpiele als der in Pelze gewickelte Schellenmoritz (ſ. w. u.), welcher in Norddeutſchland den in England am Maitag figurirenden Mohrentänzer erſetzt.

23. September.

Das Leben der h. **Thekla** iſt von der alles zerſetzenden und zerſetzenden Kritik mehrfach angezweifelt worden. Da aber bei ſolchem Verfahren die Heiligengeſchichte auf ein Minimum zuſammenſchwinden würde, ſo wollen wir noch einige Zeit mit den Gläubigen an die Exiſtenz jener Verehrerin des Apoſtels Paulus glauben. Denn was iſt ſo Unglaubliches in der Handlungsweiſe eines jungen Mädchens, wenn ſie durch eine das Herz ergreifende Predigt bewogen wird, dem Prediger nachzureiſen? Die Legende erzählt, daß weder ihrer Mutter, noch ihres Bräutigams Zuſprache, ſie von dem Vorſatz abbringen konnte, ihre Keuſchheit ferner zu bewahren. Den Paulus überraſchte ſie Nachts im Gefängniß, wo ſie auch von den Bedienten gefunden wurde, nachdem ſie ihr Schlafgemach leer geſehen hatten. Der Proconſul ermahnte am andern Tage ſie in eigener Perſon, daß ſie dem Bräutigam Wort halte, und drohte der Widerſpenſtigen mit dem Scheiterhaufen, welcher ſchon in Bereitſchaft ſtand, ſo daß die ſtandhafte Jungfrau nur in die Flamme zu hüpfen brauchte, was ſie auch, ohne Nachtheil für ihre Geſundheit, wagte. Nachher beſuchte ſie wieder den minder muthigen Paulus, der ſich in ein Grabgewölbe verſteckt hatte. Dort tröſtete man ſich gegenſeitig, und flüchtete gemeinſchaftlich nach Antiochien, wo ſie Beide „zuerſt" den Namen Chriſten erhielten. Allein auch hier drohte Thekla's Jungferſchaft Gefahr, und weil ſie dem Bewerber — Alexander heißt die Canaille — ſich nicht ergeben wollte, ſie bei der Obrigkeit (als Landläuferin? — welches Verbrechens denn ſonſt?) angeklagt, von der Behörde aber freigeſprochen wurde. Später wurde ſie aber doch (warum?) wilden Thieren vorgeworfen, die jedoch einer jungen Dame kein Leides zufügen mochten. Bei dieſer Gelegenheit ſprang ſie in den benachbarten Teich, und kam ſo wohlbehalten, wie ehedem aus den Flammen, wieder zum Vorſchein, ungeachtet man erwartet hatte, daß die in dem Teiche wohnhaften „Seeungeheuer" ſie nicht wieder ziehen laſſen würden. Als nun Alexander neuerdings (wegen des erhaltenen Korbes?) ſie vor den Gerichten verklagte, und ſie „ihre Unſchuld defendirte," gab der Richter ihr wieder die Freiheit. Darauf zog ſie „aus übergroßem Verlangen, bei ihrem Paulus zu ſeyn," Mannskleider an, und ſuchte ihn durch alle Lande, bis ſie ihn endlich in Myra wieder fand. Und weil ſie ſeine Lehre rühmte, ermahnte ſie der Apoſtel, dieß durch die That zu beweiſen, und in ihrer Heimath für die Ausbreitung der neuen Religion zu ſorgen, welches Gebot ſie auch pünktlich befolgte.

24. September.

Gerardus (Gerhard), Apoſtel der Ungarn, Biſchof zu Tſchannad, war aus Venedig gebürtig. Auf einer Wallfahrt nach Jeruſalem begriffen, wurde er von König Stephan in Ungarn gegen ſeinen Willen zurückgehalten und zum Biſchof ernannt. Er wurde unter dem Nachfolger Stephans zu Stuhlweiſſenburg (1040) vom Volke mit Steinen geworfen und endlich mit einer Lanze niedergeſtoßen. Die Kirche feierte ſeinen Todestag ſchon 40 Jahre nachher, und Ladislaw I. ließ ſolchen unter die Hauptfeſte des Reiches aufnehmen.

25. September.

Cleophas, einer der 72 Jünger Chriſti, der am Oſtertag mit ihm nach Emaus ging. Und an demſelben Orte, in demſelben Hauſe, wo er Chriſto den Tiſch bereitet, wurde er nach der Apoſteltheilung von den Juden getödtet und — begraben.

26. September.

Cyprian, ein berühmter Zauberer, den ſeine Geliebte, die h. Juſtine, durch die Macht ihrer Reize in einen chriſtlichen Prediger verwandelte. Die boshaften Heiden griffen Beide auf und machten aus ihnen Roſtbraten; da aber Roſt und Flamme ihnen nicht ſchadeten, weil ſie ſo vorſichtig geweſen, ſich mit dem Zeichen des h. Kreuzes zu verwahren, auch die Hunde ſie nicht anrühren mochten, denen ſie ſieben Tage hindurch vorgeworfen wurden, ſo konnte man ſie bloß — enthaupten (290). Ihre Reliquien wurden in die Conſtantinskirche nach Rom gebracht; doch ſollen ſie jetzt in Piacenza oder in Padua ſich befinden.

27. September.

Cosmas und Damianus, ein ärztliches Brüderpaar, haben der Sage zufolge unter der Diocletianiſchen Chriſtenverfolgung *„Feuer und Waſſer, Kreuz, Stein* und Pfeil überwunden", daher man, um mit ihnen fertig zu werden, ſie enthaupten mußte (290). Sie hatten frühzeitig ſich dem Studium der Medicin gewidmet, „in welcher Wiſſenſchaft ſie der heil. Geiſt noch vollkommener unterrichtete", daher ſie alle Krankheiten curiren konnten, insbeſondere die — weibliche Unfruchtbarkeit, daher eine vornehme Dame, Namens Palladia, aus Dankbarkeit dem Damian ein Geſchenk (ihr Palladium? *) „aufgedrungen". In dem

---

*) Palladium heißt das Haus, in welches der Phallus (lat. palus) einzuziehen pflegt, darum durfte kein Mann das Palladium der keuſchen Minerva zu ſehen bekommen, das von Troja nach Rom übertragen, im Tempel der keuſchen Veſta als Unterpfand der Fortdauer der Stadt aufbewahrt wurde. Palatium hieß das Gebäude, wo die hasta (virilis) des Quirinus in die Erde geſteckt, zu 12 neuen Phallen aufblühte. Das Weib heißt das Haus (dama = δῶμα, domus) deren Familien erbauen. Damianus alſo ein Erbauer der Familien, und Palladia war es darum, welche er heilte. Cosmas bedeutet urſprünglich einen Zauberer (hebr. cosem, ſowie chesem) Band, Zauberband, Liebesband, denn die Begattung iſt ein magnetiſcher

Rufe ſolcher Wunderkuren ſtanden beide Heiligen noch am Ende des vorigen Jahrhunderts in Neapel, wo, der Beſchreibung des Britten Knight *) zufolge, in dem (ſeit 1805 durch ein Erdbeben zerſtörten) Städtchen Iſernia, in der Grafſchaft Moliſe, an dieſem Tage von der Geiſtlichkeit den Weibern wächſerne Phallen angeboten, von Verkäuferinnen ausgetragen, und von den Käuferinnen mit beſondern Gebräuchen geopfert, und ihnen dafür allerlei Abläſſe (**Perdonanze**) ertheilt wurden. Lichtenberg beruft ſich (Verm. Schr. VI. S. 348, Göttingen 1844) ebenfalls auf das Zeugniß eines Britten — des 1803 in Neapel geſtorbenen engl. Geſandten William Hamilton, welcher i. J. 1780 das Städtchen beſuchte — daß am Damianstage viele Damen ſich wächſerne Phallen kauften. Bei ſeiner Rückkehr nach Neapel erzählte Hamilton ſeine Entdeckung am Hofe, und ſogleich wurde dem heil. Cosmas und Damian der Priapenhandel gelegt. Das Volk nannte dieſe Bilder große Zehen. Ganze Körbe von dieſen wurden auf der Straße feil geboten, und man rühmte, daß die befruchtende Wirkung deſto ſicherer wäre, je mehr man dafür bezahlte. Dieſe Priapen waren, wie geſagt, in Wachs geformt. Hamilton glaubt, ſie würden noch in denſelben Formen gegoſſen, deren ſich ehe-

---

Act, daher mit dem Zauberſtab im Zauberkreis, mit der Wünſchelruthe und dem Zauberring — der nur, ſo lange er am Finger ſteckt, des Weibes Treue verbürgt — am meiſten gezaubert wird. Aerzte ſind **Cosmas** und **Damian** weil ſie das Ausſterben der Menſchheit verhüten.

*) An Account of the Remains of the worship of Priapus lately existing at Isernia in the kingdom of Naples.

dem die heidniſchen Prieſter bedienten. Als er ſich erkundigte, was die Weiber in dem Becken trügen, welches ein junger Canonicus vor ſich ſtehen hatte, antworteten ſie: „die große Zehe *) des heil. Cosmas.“

---

*) Wie der Daume euphemiſtiſch für Phallus gebraucht wird (weſtphäliſch: Pummel = Phallus, entſtanden aus πυγμαλίς, daher Pygmalion Liebling der Venus oder ihr Bruder, wenn ſie, wie in Phönicien, Dido, d. i. die Liebende, hieß), auch pollex von pollere: kräftig ſeyn, abſtammt, die Römer bei dem Daumen (me pollice!) wie die Araber bei dem Zeugeglied (1. Moſ. 24, 9) ſchwuren, ebenſo galt der Fuß in demſelben Sinne. Wenn die Buddhiſten auf Ceylon erzählen: Buddha fuhr gen Himmel und hinterließ ſeinen Fußſtapfen, ſo heißt dieß: er hat eine Spur von ſich in ſeinen unzähligen Nachkommen zurückgelaſſen. Es könnten hier zur Unterſtützung dieſer Meinung zahlloſe Parallelen aus der griechiſchen Mythologie angeführt werden; ich könnte mich auch auf das Muſenroß und auf Silens Eſel berufen, deren Huf, wie jener des Maulthiers von Karl d. Gr. oder des Reitpferds von Eppo dem Gallinger (befruchtende) Brunnen aus dem Boden ſtampft, und die Brunſt der Eſel und Roſſe iſt ja ſprichwörtlich (Ezech. 23, 20); ich will mich aber hier nur auf eine flämiſche Volksſage beziehen, welche Wolf in den Niederländiſchen Sagen (S. 227) erzählt: „Bei der Quelle Groosbeek zu Spaa ſieht man das Zeichen eines Fußes in die Erde eingedrückt. Unfruchtbare Frauen trinken, nachdem ſie in der Kirche zu Spaa den h. Remaclus angerufen, ein Glas Waſſer aus dieſer Quelle, während ſie ihren Fuß in jenes Zeichen ſetzen. Dieſes ſchreibt ſich aber daher: St. Remaclus, welcher in der Gegend von Spaa wohnte, ſchlief einſt über dem Gebete ein. Zur Strafe ließ Gott ihn mit Einem Fuß in die Erde ſinken, und dieß Loch blieb ſeitdem unausgefüllt. Um aber des Heiligen Reue

Warum eben an dieſem Tage die Kirche um die Fruchtbarkeit der Frauen beſorgt ſeyn mag? Weil alle Naturfeſte der Alten von vorherrſchend libidinöſem Charakter in die Zeit der Herbſtgleiche fielen, ſelbſt das bibliſche Laubhüttenfeſt leidet hievon keine Ausnahme *). Warum aber ward eben in dieſen Zeitpunkt eine Feier verlegt, die ſich für den Mai weit beſſer ſchicken würde?

---

zu belehnen, wurde dem Fußzeichen die wunderwirkende Kraft, durch welche es heute noch in Belgien berühmt iſt." Dieſe Sage birgt einen tiefern Sinn, als es den Anſchein hat. Wie Adams Schlaf die Ohnmacht des Geiſtes in der Stunde der Verſuchung bedeutet — wie wäre der Heilige ſonſt unter dem Gebete eingeſchlafen? Beweiſes genug, daß die Verſuchung ſtärker war, als die in der Andacht verbildlichte moraliſche Kraft — ſo auch hier; die Folge iſt bei Adam der Ackerbau — denn der Erdenſchoos iſt der Mutterſchoos — hier das Verſinken des einen Fußes in die Materie, in den irdiſchen Stoff, das Loch bleibt ſeitdem unausgefüllt, denn die Erde und die Gebärmutter werden nie ſatt, die wunderwirkende Kraft iſt die — Reproductionskraft.

*) Das Hüttenfeſt wird gleichzeitig mit dem Feſt der unzüchtigen Mylitta in Babylon gefeiert. Von den Hütten der an jenem Feſte ſich preisgebenden Mädchen (*Succoth Benoth* 2 Kön. 17, 30) hat es noch den Namen. Die jüdiſchen Bibelcommentatoren, Raſchi u. A. ſagen: *Succoth Benoth* ſey das Plejadengeſtirn, daher von deſſen Siebenzahl die 7 Umgänge im Tempel an den 7 Tagen des Feſtes, am 7ten 7mal. Die Plejadentaube iſt Venus, welche von den Aſtrologen in beide Nachtgleichen als Regentin hingeſetzt wurde. Der Venus gehörte der Apfel (Liebesſymbol), daher Paradiesapfel nebſt den an den *phallus erectus* durch ihre Starrwüchſigkeit erinnernden Palmzweigen den Juden an dieſem Feſte geboten; über deſſen aphrodiſiſchen Charakter zur Zeit des zweiten Tempels ſ. Landaus für Alterth.

Aus keinem andern Grunde, als weil **fascinari** (zaubern) von **fascinum** (Phallus) ſtammt, denn die älteſten Talismane oder Schutzmittel gegen die Dämone der Unfruchtbarkeit waren Phallusbilder. In dem Zeitpunkt aber, wo die Natur erſtirbt, iſt man dieſer ſinnbildlichen Schutzmittel am meiſten bedürftig.

28. September.

Wenzel (lat. Wenceslaus, altböhm. Waceslaw), der Böhmen Herzog, hatte von der heil. Ludmila, die ihn erzogen, den Eifer für das Chriſtenthum geerbt. In allen Städten des Landes ließ er Kirchen bauen, ſchmückte und dotirte ſie reichlich, und berief Prieſter aus allen Ländern nach Böhmen. Auf der Prager Burg legte er den Grund zur St. Veitskirche. „Lateiniſche Bücher verſtand er“ (ſagt die ſlawiſche Legende, welche 1830 von Woſtokow in Petersburg entdeckt wurde) „wie ein Biſchof, und nicht allein ſchriftkundig war er, ſondern er erfüllte auch die Werke des Glaubens, indem er Arme ſpeiste, Wittwen beſchützte, gefangene Prieſter loskaufte, gegen Fremde Gaſtfreundſchaft übte, und gleich liebevoll gegen Hohe und Niedere war.“ Doch lobten die Großen ſeines Hofes es nicht, daß er ſeine Zeit am liebſten mit Andachtsübungen zubrachte, die Selbſtſüchtigen ſahen es mit Verdruß, wie der Herzog alle ſeine Schätze dem Kirchenweſen zuwandte. Um daher läſtigen Bemerkungen zu entgehen, widmete er die Nacht ſolchen Handlungen der Frömmigkeit, wie ſie der damalige Zeitgeiſt vorſchrieb. Unerkannt, nur von einem treuen Diener begleitet, ging er auf das Feld und in die Weingärten, ſchnitt ſelbſt den Weizen und die Trauben ab, und verrichtete mit eigenen Händen alle Arbeit, die zur Bereitung der Hoſtien und des Weines zur Meſſe für den Prieſter erforderlich war. (**Gumpoldi episcopi Mantuani vita S. Wenceslai, jussu imperat. Ottonis II. scripta**). Die Mißvergnügten ſannen aber auf eine Gelegenheit, dieſen Zuſtand der Dinge zu ändern. Sie wendeten ſich an den ehrgeizigen Boleſlaw, Wenzels jüngern Bruder, der nur den Bezirk von Bunzlau zu ſeinem Antheil erhalten hatte, und der vor Ungeduld brannte, das Heft des Staates in ſeine Hände zu bekommen. Wenzel pflegte die Städte ſeines Landes bei Gelegenheit ihrer Kirchweihfeſte jährlich zu beſuchen. So kam er am Cosmas- und Damiansțage 936 auch nach Altbunzlau, der Reſidenz ſeines Bruders, um dem Gottesdienſte in der dortigen, zu Ehren jener Heiligen erbauten Kirche beizuwohnen. Nach beendigter Liturgie wollte er alſogleich wieder nach Prag zurückkehren, doch ließ er ſich durch Boleſlaws Bitten bewegen, über Nacht dort zu bleiben und das für ihn bereitete Mahl einzunehmen. Während er ſich aber in der Burg mit einigen Getreuen am Waffenſpiel zu Pferde ergötzte, wurde er vergebens vor den meuchelmörderiſchen Anſchlägen ſeines Bruders gewarnt. Boleſlaw verabredete indeß mit den Seinen Zeit und Art der böſen That. Am folgenden Morgen *) eilte Wenzel, wie gewöhnlich, auf das Morgengeläute in die Kirche. Im Thore begegnete er Boleſlaw, und lobte den guten Wirth von geſtern. Da zog Boleſlaw ſein Schwert, und verſetzte ihm einen Streich nach dem Kopfe mit den Worten: „ſo will ich dich heute noch beſſer bewirthen.“ Der ſtärkere Wenzel aber ergriff den Mörder, entwand ihm das Schwert und warf ihn ſelbſt zu Boden. „Das verzeihe dir Gott, Bruder!“ rief er ihm zu. Auf Boleſlaw's Geſchrei, als wäre er der Angegriffene, liefen drei ſeiner Diener herbei, und fielen wüthend über den Herzog her, der, nachdem er ſchon verwundet, ſich bis zur Kirchenthüre geflüchtet, dort endlich zu Boden ſank. Dann wurden die Getreuſten im Gefolge des Herzogs, die ſich nicht durch ſchnelle Flucht gerettet, umgebracht, die fremden Prieſter geplündert und verſcheucht, während Boleſlaw eilte, ſich der Regierung zu bemächtigen. Wenzels Leiche blieb vor der Kirche liegen, bis ein Prieſter, Namens Chraſtuy, es wagte, ihn zu heben und in ein Gewand zu hüllen. Boleſlaw bereute bald die That, obgleich er ihren Früchten nicht entſagte. Er ließ den Leichnam ehrenvoll begraben, und nach 3 Jahren von Bunzlau in die bereits vollendete Veitskirche auf der Prager Burg überführen. Da ſeine Gemahlin zu derſelben Zeit, wo er ſeinen Bruder verrätheriſch bewirthete, von einem Knaben entbunden wurde, ſo gelobte er, zur Sühne für das Verbrechen, dieſen Sohn dem geiſtlichen Stande zu weihen. Ehe ein Menſchenalter verging, noch während der Brudermörder auf dem Throne ſaß, verbreitete ſich der Ruf von den an Wenzels Grabe geſchehenen Wundern bis in ferne Länder *). In Böhmen ſelbſt aber wurde

---

*) Daß der Mord im Jahr 936 geſchah, erweiſt ſich daraus, daß in alter Zeit jeden Mittwoch in der Morgendämmerung in der Wenzelskirche zu Olmütz zum Gedächtniſſe deſſelben Meſſe geleſen wurde. Im Jahr 936 fiel aber der 28. September auf einen Mittwoch. (Palaczky).

---

*) Schon im Jahr 931 verpflanzte ſich der Cultus dieſes Heiligen bis nach Dänemark hin.

ſein Andenken am heiligſten gehalten*), er wurde Schutzpatron des Landes. Die Fürſten Böhmens ſetzten ſein Bildniß auf ihre Münzen, Siegel und Fahnen, eine Menge Kirchen und Altäre erhoben ſich in ſeinem Namen, zu ſeiner Ehre**).

29. September.

Warum der heutige Tag dem Erzengel **Michael** geweiht iſt, ſo wie über die urſprüngliche Bedeutung des Kirchweihfeſtes, der Kirmeßgans und des Kirmeßkuchens ſ. S. 560. 565. 568.

30. September.

Hieronymus, der berühmte Kirchenlehrer, um die Mitte des 4. Jahrhunderts in Slavonien geboren, wurde in einem Traumgeſicht vor dem Leſen der heidniſchen Schriftſteller gewarnt, daher er ſich zur Lectüre der jüdiſchen Propheten anſchickte, welche ihm bald wieder zum Ekel wurde, weil damals noch — die Blödigkeit ſeiner Augen ihn verhinderte, das geiſtige Licht zu ſehen. Da er in ſeiner Jugend häufig gegen das 6. Gebot geſündigt, was er an verſchiedenen Stellen ſeiner Briefe beklagt, ſo ſuchte er in der ſyriſchen Wüſte Schutz vor den Anfechtungen des Wolluſtteufels — den er mitgebracht hatte. Er glaubte am eheſten zum Ziele zu gelangen, wenn er einen Commentar über einen Propheten ſchriebe, obſchon er das Hebräiſche nicht ſo ganz inne hatte *). Daher wunderte er ſich, als ſeine Auslegung großen Beifall fand, und verſpottete das Publicum mit den Worten: kein Buch iſt ſo ſchlecht, das nicht einen Lobredner fände. Nach einiger Zeit durch Faſten und Wachen in ein langwieriges Fieber verfallen, ward er des Einſiedlerlebens überdrüßig, und begab ſich nach Antiochien, wo er die Prieſterweihe erhielt, hierauf nach Conſtantinopel, i. J. 382 wieder nach Rom, wo er drei Jahre Geheimſchreiber des Papſtes Damaſus ward. Hier machte er die Bekanntſchaft der ſchönen Marcella, die ihn nicht umſonſt beredete, eine Wohnung in ihrem Pallaſte zu beziehen. Aber ſein Feuereifer verwandelte ſie in eine Nonne. Dieſe Wirkung erfuhr auch eine verheirathete Dame, Namens Paula, die er, ich weiß nicht warum, „Schwiegermutter Gottes" (**Socrus Dei**) bekomplimentirte, und ſie alſo durch Eitelkeit zu gewinnen wußte. Obgleich Mutter von 5 Kindern, verſchenkte ſie ihre Reichthümer den Armen **) und ging in ein Kloſter. Der Ent-

---

*) Noch jetzt ruhen in Böhmen, wie in der Hauptſtadt ſelbſt, alle bürgerlichen Geſchäfte an dieſem Tage.

**) Palacky, Geſch. Böhm. I. S. 205 ff.

---

*) Daß ihm dieſer Kampf etwas ſchwer geworden ſey, bezeugt folgendes Geſtändniß (Ep. 18 ad Eustochium): „Obgleich nur wilde Thiere und Scorpione mich umgaben, ſah ich mich (im Geiſte) doch mitten unter (nackten) Mädchen. Mein Antlitz war bleich von Faſten, aber mein Inneres wallte auf von wilder Brunſt. Umſonſt ſuchte ich das widerſtrebende Fleiſch durch Hunger zu bändigen." Und (Ep. 95 ad Rusticum): „Um der unzüchtigen Gedanken, die mich trotz aller Kaſteiungen beſchlichen, los zu werden, ging ich zu einem bekehrten Juden in die Lehre, um durch Ausſprechen der rauhen hebr. Buchſtaben meinen Sinn von den üppigen Bildern abzulenken."

**) Dieſe Enthuſiaſterei war in Rom damals nicht blos Kennzeichen chriſtlichen Wandels. Auch Plotin bewunthuſiasmus, mit welchem Hieronymus ſie angeſteckt hatte, ging auch auf ihre Tochter Euſtochium über, ſie beſchloß ehelos zu bleiben, und zu ihrer Stärkung ſchrieb unſer Heiliger an ſie ſeinen berühmten Brief über die Bewahrung der Jungfrauſchaft. Er ſtellte ihr darin vor, Gott ſey Alles möglich, nur nicht einer Erjungfer ihre Unſchuld wieder zu geben, Einſamkeit wäre zwar ehedem nur eine Regel für Männer geweſen, aber derjenige, den die Engel im Himmel anbeten, verlange nun auch Engel auf Erden. Er warnt ſie vor frommen Leuten in Bocksbärten mit nackten Füßen, die ihren Zutritt bei den mit Sünden beladenen vornehmen Damen zur Befriedigung ihrer Geilheit benutzen, und während ſie die Hand ausſtrecken, als ob ſie ihnen den Segen ertheilten, für ihren Beſuch ein Geſchenk empfangen. Dieſer Brief regte den Haß der ganzen Bevölkerung gegen ihn auf, und man miethete ſogar einen Witzling, Namens Bonaſus, der Satyren gegen ihn ſchrieb. Selbſt Marcella mißbilligte ſein Verfahren; indem ſie meinte: man müſſe ſich ſchämen, gewiſſe Dinge zu ſchreiben, wenn auch Andere ſich nicht ſchämen, ſie zu thun. Hieronymus aber berief ſich in ſeiner Entgegnung an Bonaſus auf die Aerzte, welche brandiges Fleiſch mit dem Meſſer wegſchneiden, ohne darum grauſam geſcholten zu werden. Wenn die geiſtlichen Aerzte in die Sünden hineinſchneiden, ſo ermahnen ſie nur zur Buße. Aber Hieronymus hatte nun einmal die

---

dert den Senator Rogatian, der von der neuplatoniſchen Philoſophie ſo umgewandelt worden, daß er ſeinen Sclaven die Freiheit ſchenkte, ſein ganzes Vermögen abtrat, ſein Prätoramt aufgab, und nicht einmal im eigenen Hauſe wohnte, ſondern bei ſeinen Freunden ſchlief und ſpeiste.

tiefſte Verachtung für Rom, doch weniger der Sittenloſigkeit halber, die in dieſer Stadt herrſchte, als weil er durch die Erhebung des Siricius zum Nachfolger des Damaſus ſeine Hoffnung, ſelber die Stelle des Verblichenen zu erhalten, geſcheitert ſah. Von dieſem Augenblick an nannte er alle römiſchen Kleriker Phariſäer, herrſchſüchtig, geizig und üppig. Er packte alſo ein und zog nach dem Orient; Paula und ihre ſchwärmeriſche Tochter folgten ihm nach. In Cypern küßten ſie die Füße des heil. Epiphanius, in Paläſtina wurden die Gräber der 12 Propheten, aber auch das des Täufers beſucht, und vor dem heil. Kreuz betete Paula ſo inbrünſtig, als ſähe ſie Jeſum noch daran hängen. Von dort ging die Reiſe nach Aegypten in die Zellen des heil. Macarius; dann wieder zurück nach Bethlehem, welchem Ort Hieronymus den Vorzug vor Jeruſalem gab, wo, „wie in andern großen Städten Comödianten, Gaukler, Huren- und Gerichtsdiener angetroffen werden.“ Bethlehem, wo nur Pſalme und Hallelujah vernommen wurden, war der rechte Ort für ihn. Hier hatte er bei dem Grabe eines jüdiſchen Königs ſeine Zelle, und während Paula für ihn kochte, polemiſirte er mit der Feder. Die Folge war, daß ſelbſt ſeine Freunde ſich zu ſeinen Gegnern ſchlugen, denn wenn er ſein Steckenpferd, die Orthodoxie, ritt, verließ ihn alle Beſonnenheit; als Theolog war er ſehr grimmig, hieb rechts und links um ſich, und vertrug nicht den geringſten Widerſpruch. Den Jovinian, welcher ganz aſcetiſch lebte, ſchimpfte er einen Wollüſtling, weil er den Eheſtand vertheidigt hatte. Das Anſehen des Hieronymus bewirkte, daß Jovinian in den Kirchenbann kam, auf Befehl des Kaiſers Honorius gegeißelt und dann in's Exil geſchickt wurde, wo er im Elend ſtarb. Aber auch den Todten ſchonte unſer Heiliger nicht. Er ſagte: Jovinian habe ſich auf den dürren Inſeln an Schinken und Faſanen todtgefreſſen. Bis an ſeinen Tod machte ſich Hieronymus es zum Geſchäfte, für Chriſtum Bräute zu werben, und Paula erbaute ein Mönchs- und drei Nonnenklöſter. Aus ſeiner Zelle zu Bethlehem ſchickte er noch immer Keuſchheitsregeln nach Rom, und verlangte von einer mit der Paula verwandten Dame daſelbſt, daß ſie ihm ihre Tochter nach Bethlehem ſchicke. Aber in Paula's Kloſter waren darum doch nicht alle Zugänge dem Wolluſtteufel verſchloſſen. Sabinian, ein italieniſcher Geiſtlicher, der ſchon in der Heimath durch Beſuch der Freudenhäuſer und als Jungfernſchänder berüchtigt war, auch den Tod mancher Frau auf dem Gewiſſen hatte, die, durch ihn verführt, die öffentliche Hinrichtung erleiden mußte, war von einem Gothen in flagranti ertappt worden. Seinem Zorn zu entgehen, ſchiffte er ſich mit einem — Empfehlungsſchreiben ſeines Biſchofs an Hieronymus verſehen, nach dem Orient ein, um in einem Kloſter zu Bethlehem ſich dem Himmel zu weihen. Hieronymus nahm ihn freundlich auf, weil — in wem die Sünde am ſtärkſten geworden, auch die Gnade am eheſten zum Durchbruch kommt. (Röm. 5, 20.) Er ſteckte den Sabinian alſo in ſein zu Bethlehem geſtiftetes Kloſter, und empfahl ihm Zucht und Ehrbarkeit, was dieſer auch auf Mönchsparole verſprach. Als er aber eines Tages in der Kirche eine von Rom gekommene Nonne aus dem Kloſter der Paula erblickte, verliebte er ſich in ſie. Doch ward der Handel noch entdeckt, ehe die ſchwache Nonne Gelegenheit gefunden hatte, ihre Jungfrauſchaft los zu werden. Obſchon Sabinian der Todesſtrafe ſich ſchuldig gemacht, vergab ihm doch der Heilige, denn er dachte vielleicht an die Schwächen ſeiner eigenen Jugend. Aber er gebot ihm, Buße zu thun in Sack und Aſche, im härnen Gewande in die Wüſte zu gehen, und Gott unter beſtändigen Thränen um Vergebung zu bitten. Sabinian ließ dieß bleiben, lebte in Freuden und ſchimpfte auf Hieronymus. Dieſer, von einem gemeinen Heuchler verhöhnte Mann, hatte doch durch ſeine Beredtſamkeit die Bewunderung der ganzen katholiſchen Kirche zu erwerben gewußt, und Alles, was er ſagte, lehrte und that, ging von Mund zu Mund. Seine Regeln und Ausſprüche wurden Glaubensartikel. Er ſtäubte die ſchönſten Jungfrauen aus dem Weltgetriebe in ſchauderige Klöſter, und zerhieb in ſeinem Fanatismus die heiligſten Bande der Natur *). Solche Kraft des Beiſpiels, ſolcher Zauber der Beredtſamkeit auf der Kanzel, in Briefen und Schriften, die überall geleſen wurden, machten zu jener Zeit den Mönchſtand unwiderſtehlich, zumal auch der Ehrgeiz dabei ſeine Rechnung fand, ſo daß man nach Kutten in ähnlicher Abſicht wie nach Kronen griff, denn nur aus den Klöſtern wählte man die Biſchöfe.

Grauſamkeit, ſagte Hieronymus, iſt hier die einzige Frömmigkeit. Die Furcht vor der Hölle vernichtet alle Familienbande; wer ſeine Eltern mehr liebt als Chriſtum, verliert ſeine Seele. — Der Eifer, mit welchem er dem weiblichen Geſchlechte zuredete, die von der

---

*) Als Hieronymus noch in der ſyriſchen Wüſte lebte, ſchrieb er an ſeinen Freund Heliodor: Sollte auch deine Mutter in fliegenden Haaren dir die Brüſte zeigen, mit welchen ſie dich genährt, dein Vater auf der Schwelle deines Hauſes liegen, ſo trete auf ihn und fliehe mit trockenen Augen zu der Fahne des Kreuzes!

Natur ihnen verliehene Beſtimmung aufzugeben, hatte Paula's anderer Tochter, Blaſilla, das Leben gekoſtet. Ihre Verwandten drangen in ſie, zu einer zweiten Heirath zu ſchreiten, aber Hieronymus zog ſie in ſeinen Kreis und vermochte ſie zu ſo übertriebenen Kaſteiungen zu bereden, daß der zarte Körper erliegen mußte, und die ſchöne Wittwe in ein frühes Grab ſank. Die Stadt ertönte von Aeußerungen des Mitleids über die Unglückliche, von Vorwürfen gegen die Mutter, daß ſie ſich und ihre Tochter von dem Mönche zu ſo unſinnigen Schritten habe verleiten laſſen, von Verwünſchungen gegen Hieronymus. Beim Leichenbegängniſſe wäre es faſt zu Thätlichkeiten gekommen. „Wie lange duldet man noch die verruchte Brut der Mönche in der Stadt, warum jagt man ſie nicht hinaus, warum ſteinigt man ſie nicht, warum ſtürzt man ſie nicht in die Tiber?" ſchrie die erhitzte Volksmaſſe. (**Hier. Ep.** 39, 5.) Bald nachher ſtarb Papſt Damaſus, der ihn bisher gegen ſeine Feinde gehalten hatte, nun ging er von ſelbſt aus Rom. Gfrörer (K. G. II. S. 646), welcher ſeine Verdienſte als Ueberſetzer und Commentator der Bibel keineswegs verſchweigt, kann doch nicht umhin, ſeinem Charakter folgendes Zeugniß auszuſtellen: „Seine ſchriftſtelleriſchen Vorzüge werden durch grobe ſittliche Mängel verdunkelt. Er iſt von einem unbändigen Gelehrtenhochmuth und maßloſer Eitelkeit beſeſſen. Gut verträgt er ſich bloß mit Menſchen, die, voll Bewunderung für ihn, ſich ſeinen Launen ganz anſchmiegen. Und weil ſolcher Hingebung in der Regel nur Frauen und Kinder fähig ſind, zieht er ſo viele Weiber in ſeinen Kreis und macht ſo gern den Schulmeiſter. Der Reiz ſtets gekitzelter Eigenliebe bildet die Lebensſphäre, in welcher allein er behaglich athmet. Die leiſeſten Zweifel an der Unfehlbarkeit ſeiner Einſichten ſetzen ihn in Wuth und machen ihn frühere Freundſchaftsverhältniſſe — wie das Beiſpiel ſeines Streites mit Rufinus zeigt — vergeſſen. Sein Zeitgenoſſe, der Biſchof Palladius, bemerkt in der **Hist. Lausiaca c. 77. 78.**, daß Neid und Eiferſucht der hervorſtehende Zug im Charakter des Hieronymus geweſen, und dieſe gehäſſige Leidenſchaft habe ihn ſo völlig beherrſcht, daß er keinen unabhängigen Mann, ſelbſt den eigenen Bruder nicht, neben ſich dulden konnte." Der einzige Fall, wo ein Gegner von ihm ſchonend behandelt wurde, iſt folgender. Pelagius hatte als Schüler des von Hieronymus unverſöhnlich gehaßten Rufin, und als Tadler der hieronymianiſchen Erklärung des Epheſerbriefs nicht zu erwarten, daß Hieronymus für ihn gegen Auguſtin (vgl. S 546) ſtimmen werde. Dennoch wendete er ſich in in ſeinen Dialogen wider die Pelagianer ſo, daß Pelagius die meiſten der vorgehaltenen Sätze hätte unterſchreiben können. Dies Räthſel erklärt ſich einfach dadurch, daß er für Pelagius, der die eigene Verdienſtfähigkeit des Menſchen gegen die willkürliche Gnadenwahl, die Auguſtin predigte, die allen Aufopferungen des Menſchen ihren Werth benahm, Parthei ergreifen mußte, wenn er ſich ſelbſt und Dem, was er in ſo vielen Schriften behauptet und durch ſein ganzes Leben bethätigt, treu bleiben wollte. Ebenſo hatte er nur deßhalb des galliſchen Presbyters Vigilantius Tractat gegen die Verehrung der Märtyrer, ihrer Reliquien und der Heiligen, ſowie ſeine Anzweiflung des Verdienſtes der Eheloſigkeit für die „ärgſte Ketzerei" und für ein „der Todesſtrafe würdiges Verbrechen" erklärt, weil er ſelber als Biograph einiger Heiligen aufgetreten, und weil der Ruf von Heiligkeit, welchem er ſelbſt die Freuden eines ganzen Lebens zum Opfer gebracht, durch jenen Tractat plötzlich in Frage geſtellt war. In dem Antwortſchreiben auf den Brief des Presbyters Riparius, der ihm von jenem Buche Nachricht gegeben, äußerte er ſeine Verwunderung, daß der Biſchof, in deſſen Sprengel Vigilantius lebte, nicht dem „Wahnſinn“ des Menſchen Einhalt thue, und mit eiſerner Ruthe drein ſchlage, um das unnütze Gefäß zu zertrümmern, und den Leib des Sünders dem Satan übergebe, damit wenigſtens die Seele gerettet werde (1. Cor. 5, 5.) Zwei Jahre ſpäter (406) ſchleuderte er ein eigenes Buch gegen Vigilantius, ohne jedoch ſeine Abſicht zu erreichen, denn ungekränkten Rufes ſtarb Jener in hohem Alter als Presbyter zu Barcellona. Daraus, meint Gfrörer (a. a. O. S. 815), darf man ſchließen, daß der beſſere Theil des Clerus die Wahrheit von des Vigilantius Behauptungen fortwährend anerkannt hat.

October.

Sinndeute des Monatszeichens:

„der Scorpion.“

— — Pugnax Mavorti
Scorpius haeret — —
Manilius.

Der Urheber des Böſen, Ahriman, ſo berichten die Zendbücher, hatte den Urſtier getödtet, auf Mithrasbildern beißt ein „Scorpion“ dem „Stier“ die Zeugungstheile ab. Nun iſt aber Ahriman der perſiſche Mars, der an Streit und Zerſtörungsluſt Gefallen findet. Vor der Präceſſion der Nachtgleichen begann die Lichthälfte des Jahrs noch nicht, wenn die Sonne in's Zeichen des „Widders“ eintrat, ſondern, wenn ſie im „Stier“ ſich befand, folglich wird ſie im entgegengeſetzten Punkt des Zodiaks, im „Scorpion“, die Winterhälfte des Jahrs, wo die Vegetation ſtirbt — worauf das Abbeißen der Zeugungstheile ſich bezieht — eröffnet haben. Um aber das böſe Omen in ein gutes umzuändern, verwandelte die myſtiſche Aſtrotheologie des Chaldäers die **Scheeren** des Scorpions in **Adlerflügel**, denn der Adler iſt ein Symbol der Verjüngung (Terent. Heaut. III., 2, 10: Aquilae juventus, vergl. Pſ. 103, 5. Jeſ. 40, 31), vielleicht durch Verwechslung mit dem Phönix, denn auf dem Marsfelde ließ man bei der Apotheoſe eines römiſchen Kaiſers vom angezündeten Katafalk als Symbol der Wiedergeburt einen Adler aufſteigen (Herodian. IV., 2, 22. Dio LVI, 42. LXXIV, 5) eine urſprünglich griechiſche Sitte (Diod. XVII., 115), welche, wie Münzen von Tarſus (bei Pellerin II. pl. 74, 37) beweiſen, in der Mythe von Herakles φοῖνιξ ihre Wurzel hat. War nun der Adler an die Stelle des Scorpions getreten *), ſo erklärt ſich, warum der Erzengel Raphael, im Namen der „Arzt,“ als welchen er ſich auch im Buche Tobiä (3, 25. 6, 6.) bewährt, dem 24. October vorſteht, und warum dem Aquilinus, welcher im Namen ein Adler, der 19. October gehört, denn wenn die Sonne am 23. September in's Zeichen der „Waage“ trat, ſo muß ſie am 24. October in dem „Scorpion“ eintreffen. Die Fabel läßt den Orion (weil das Geſtirn dieſes Namens untergeht, wenn der Scorpion aufſteigt) vor dem Scorpion auf der Flucht ſeyn (Arat. 585); von demſelben Orion berichtet ſie aber auch, daß er auf der Inſel Chios ſich den Rebenſaft zu ſehr ſchmecken ließ, und im Rauſche des „Weintrinkers“ Oenopion Tochter geſchändet, zur Strafe von dem Vater geblendet ward. Oenopion heißt der Weintrinker. Orion war es, alſo ein anderer Name für den Weingott, und die Blendung kann ebenſowohl auf die nun dunkler ſcheinende Herbſtſonne, als auf die durch Berauſchung entſtandene geiſtige Finſterniß ſich beziehen. In dieſen Monat fällt ja eben die Weinleſe, es iſt die Zeit der allgemeinen Trunkenheit, in welcher die frohen Winzer das Feſt des Bacchus feierten, daher am 7. October vom im chriſtlichen Kalender ein heiliger Bacchus verzeichnet ſteht, deſſen Abzeichen, der (phalliſche) Thyrſus **), in einem nur zwei Tage von ihm getrennten Heiligen dieſes Namens (am 5. October) repräſentirt iſt. Auf dieſen folgt ein heiliger Demetrius, mit Anſpielung auf das in den herbſtlichen Dionyſien dramatiſch dargeſtellte Hinabſteigen des Dionyſus oder Bacchus in die Unterwelt ***),

---

*) So auch in der Viſion Ezechiels, wo die Repräſentanten der vier Jahrszeiten — in der Folge zu Geſellſchaftern der Evangeliſten beſtimmt — als Waſſermann, Stier, Löwe und Adler (anſtatt des Scorpions) den Thron des Zeitſchöpfers, des „Alten der Tage“ umſtehen.

**) Die Thyrſophorien am herbſtl. Feſte des Dionyſus waren gleichbedeutend mit den Phallophorien an ſeinem Frühlingsfeſte.

***) Gleichwie Dionyſus während ſeines Aufenthalts im Schattenreiche (die Winterſonne) von Pluto κλειδοῦχος (d. i. dem endlich auf dieſen (am 9. October) ein heiliger Dionyſius*). Eine ſolche Zuſammenſtellung kann wohl nicht

---

Bewahrer der Schlüſſel zum Hades) das Prädicat „Jageus" (i. e. Clusius, Einſchließer, Schließer, das Wort iſt hebr. mit griechiſcher Termination) geborgt hatte, ebenſo konnte er von ihm, der als Bezwinger alles Lebens Δαμαστωρ, Δαματωρ hieß (wovon δεσμος die Feſſel, hier mit Beziehung auf die Todes- und Winterkälte, welche die Glieder lähmt, den Wachsthum der Pflanzen hemmt), den Namen Demetrius (Δημητριος) entlehnt haben. Wirklich hießen auch die Todten „Demetrier" (Δημητριοι) als dem unterirdiſchen Dionyſus oder der chthoniſchen Demeter Verfallene, welche im Herbſte die „Schwarze" (Μηλανις) heißt, weil ſie die von Pluto geraubte Tochter in ſeiner dunklen Behauſung aufſucht; im Frühling aber, wo die Eisdecke ſchmilzt: Eleuſis, d. i. die Löſende, Befreiende, gleichwie Bacchus Lyäus (Liber: der Befreier). Wer aber aus Mangel an klaſſiſchen Zeugniſſen für das Vorhandenſeyn eines dem Dionyſius zukommenden Prädicats Demetrius dieſe Parallele verwerfen wollte, obſchon er als Sohn der Demeter Brizo auf dieſes Prädicat Anſpruch machen darf, den befriedigt vielleicht des Dupuis Erklärung, die in der zweitfolgenden Anmerkung nachfolgt.

*) Zu St. Denis bei Paris erblickt man am Portale der Kirche dieſes Heiligen einen Thierkreis, wie am Portale der Notre Dame Kirche (vergl. S. 502), nur nicht in gleicher Vollſtändigkeit, denn man vermißt hier mehrere Figuren, welche die verſchiedenen Abſtufungen der Wärmekraft und Lichtſtärke der Sonne auf ihrer jährlichen Wanderung verbildlichen ſollen. An der Seitenthüre links befindet ſich der Zodiak, an der Seitenthüre rechts bemerkt man die den zwölf Monaten entſprechenden ländlichen Beſchäftigungen dargeſtellt. Ueber der Thüre in der Mitte iſt das Bild Chriſti angebracht. Die beiden Pfeiler, welche es gleichſam einrahmen, enthalten Zodiakalbilder; auf jeder Seite gewahrt man nur fünf, aber nach der Ordnung der Domicilien. Die Domicilien oder Stationen des Planeten Mercur, nämlich die „Jungfrau" und die „Zwillinge", nehmen den höchſten Punkt jedes Pfeilers ein, die niederſten ſind die beiden Stationen Saturns „Waſſermann" und „Steinbock." Die Stationen der Sonne und des Mondes, nämlich „Löwe" und „Krebs", vermißt man hier. Auch ſcheint eine Verſetzung ſtatt gehabt zu haben, denn die „Jungfrau" erſcheint über dem „Stier" und die „Zwillinge" über der „Waage." Die ſüdliche Pforte, an welcher die ländlichen Arbeiten in jedem Monat dargeſtellt ſind, zeigt uns auf dem linken Pfeiler einen Mann, welcher Getraide

ein Spiel des Zufalls ſeyn*) Der unterirdiſche Bacchus (Dionyſus Zagreus) war von ſeinem (winterlichen)

---

mäht, einen Andern, welcher es driſcht, zwei Männer, die beſchäftigt ſind, ein Faß mit Wein zu füllen, einen Mann, welcher Eicheln abnimmt, und die von zwei Schweinen gefreſſen werden, einen Mann, welcher ein Schwein einpöckelt, und einen Mann, der ein Schwein bei den Hinterfüßen anfaßt, um es abzuſchlachten; endlich noch einen Mann, der einen Teig auf einem Tiſch ausbreitet und knetet. Nahe dabei lodert ein Kaminfeuer. Der zweite Pfeiler zeigt auf ſeinem Höhepunkt einen Mann, der mit einem Rechen Heu umſchaufelt, einen Andern, welcher ein gezäumtes und geſatteltes Roß auf die Waide führt, ein Dritter ſtreckt ſeine Hand nach aus der Erde hervorſproſſenden Blumen aus; zwei Männer fällen Bäume, einer derſelben trägt einen Mantel mit einer Kapuze; zwei Andere ſitzen in Armſtühlen und vollſtändig in ihre Mäntel gehüllt, der Eine von ihnen ſchürt mit einem Inſtrumente die Kohlen in der Glutpfanne; ferner gewahrt man einen doppelgeſichtigen Janus, nämlich mit einem jugendlichen und einem Greiſenantlitz. Er zieht ein kleines Männchen aus der Thüre hervor, welches der Repräſentant des neuen Jahres ſeyn ſoll, während Janus mit der andern Hand den Repräſentanten der alten Zeit in die Thüre hineinſchiebt. Letzterer iſt in einen Mantel gehüllt, die jugendliche Erſcheinung aber nackt. (Dupuis Or. d. cult. V. p. 369.) Es drängt ſich aber hier die Frage auf: Welchem Zweck ſollen dieſe Kalenderbilder als Verzierungen an einem Kirchenportale dienen, wenn der Tempel des heil. Dionyſius nicht ſchon in vorchriſtlicher Zeit zur Verehrung des wirklichen Jahresſymbols Dionyſus erbaut worden ſeyn ſollte?

*) Ich laſſe hier Dupuis ſelbſt reden: On celebroit en honneur de Bacchus deux fêtes principales, les unes au printemps, les autres au commencement de l'automne. Les premieres se celebroient à la ville, et s'appeloient Urbana; celles d'automne hors de la ville et à la campagne, on les appeloit Rustica (Corsini Fast. Att. II p. 436. I. p. 96.) On y ajouta ensuite un jour de fête par flatterie, en honneur de Demetrius, roi de Macedoine; on appela cette fête Festum Demetrii (Plut. vit. Dem.) Ce prince tenoit sa cour à Pella, près du Golfe de Thessalonique. On en a fait tout bonnement un martyr de Thessalonique, en 303. On donna aussi à Dionysius son nom oriental de Bacchus, on en a fait un martyr d'Orient, sous le nom de St. Bacchus, martyrisé en Orient, l'an 307, précisément au même temps, que St Demetrius en Macedoine. Les fêtes d'automne de Bacchus devoient donc être annoncées dans le Calendrier payen de cette manière. Festum Dionysii, Eleutherii Rusticum. Nos bons ayeux ont tout bonnement traduit

Aufenthalt im Schattenreiche (ſanſkr. Naraka), ein Narciſſus, und wenn auch der Mythus die bacchiſche Natur dieſes Geliebten der Echo verſchweigt, ſo brauchen wir nur an die Stelle der Echo (des Tons) die Aura (die Luft als Trägerin des Tons*) zu denken, welche Nymphe von Bacchus, dem Vater des Narcäus (Ναρκαῖος) geliebt wurde, welchen Letztern Pauſanias (V., 15, 7.) als Begründer des Dionyſuscults kennt. Daß Narciß zur Unterwelt in Beziehung ſtand**), weiſen die Narciſſen aus, welche Proſerpine pflückte, als ſie von Pluto geraubt werden ſollte, eine Begebenheit, die alljährlich zur Zeit der Weinleſe am Feſte der Demeter zu Eleuſis dramatiſch dargeſtellt wurde. Wir dürfen uns daher nicht mehr verwundern, wenn der chriſtliche Kalender einen heiligen Narciſſus am 29. October feiert, deſſen von den Malern ihm beigegebenen Krüge die Legende freilich nicht als Weingefäße***), ſondern als Waſſerbehälter deutet. Den Weinpflanzer Icarius, den die berauſchten Bauern in einen Brunnen warfen, erkennt man leicht in dem am 14. Oc-

---

Fête de St. Denis, de St. Eleuthère (vergl. S. [illegible]) et de St. Rustique ses Compagnons. Ils ont lu au jour précédent Festum Demetrii, ils ont mis la veille dans leur Calendrier fête de St. Demetrius, martyr de St. Thessalonique, et la surveille, fête de St. Bacchus; en sorte, que si on lit le Bref, ou le Calendrier, dont se servent encore nos Prêtres, on y verra le 7 Oct. fest. St. Bacchi, le 8. fest. S. Demetrii, et le 9. fest. s. s. Dionysii, Eleutherii et Rustici. (Dupuis l. c. p. 455.)

*) Daher wird Echo vom muſikaliſchen Pan geliebt, deſſen Sprößlinge, die Paniſken und Faune, des Bacchus Gefolge bilden.

**) Ein Gemälde in den Pitture d'Ercolano (Nachſtich in Creuzers Symb. 1. Ausg. Tab. 39 Nr. 8.) zeigt den Narciß ſitzend an einem Waſſerquell, neben ihm löſcht ein Genius eine Fackel am Boden aus. Iſt dies nicht ein deutlicher Wink, daß Narciſſus, der Geliebte der unſichtbaren Echo, ein geſpenſtiſches Weſen ſey? Dafür wurden auch die Faune und Pane, trotz ihrer Lebensluſt, gehalten.

***) Man braucht hier aber nicht an die drei Weinkrüge zu denken, deren Inhalt Bacchus in Wein verwandelt hatte. Wahrſcheinlicher iſt es, daß ſolche Krüge, die in Aegypten das refrigerium animae des unterirdiſchen Oſiris, in Athen die Grabzierde der (wie Narciß) unvermählt Geſtorbenen bildeten, vergl. S. 9., alſo zum Todtencult in Beziehung ſtanden.

tober verehrten Calixt, der im Namen an den berauſchenden Dionyſusbecher, in ſeiner Todesart an Icarius erinnert, welcher ebenfalls in einen Brunnen geſtürzt wurde. Und nicht zufällig hieß der Mann, welcher die Leiche des Calixt aufſuchte, Aſterius (Stern), eine Anſpielung auf den die Reife der Trauben fördernden Hundsſtern, der von der griechiſchen Fabel als Hündin Mära (Glanz) perſonificirt, das Grab des Icarius auffand, wie in Aegypten der Hund Anubis das Grab des erſchlagenen Weinerfinders Oſiris. Oder auch galt es hier eine Anſpielung auf das heliakiſche Aufſteigen des Geſtirns der „Becher,“ der der „Jungfrau“ und folglich auch der „Waage“ (dem Zeichen des Weinmonats) benachbart iſt. Gallus (gef. am 16. October), dem ein Bär zur Seite abgebildet wird, iſt unſtreitig der jetzige Stellvertreter des „Bärenhüters“ (ἀρκτοφύλαξ) Bootes, welcher durch ſeinen im Herbſtäquinoctium erfolgenden Aufgang in der Morgendämmerung den Griechen die Weinleſe ankündigte, weßhalb ihn Aratus (91) auch den „Winzer“ (τρυγητήρ) nennt. Bootes (βοώτης) hieß er, d. h. Ochſentreiber, weil deſſen Zugthiere die beiden Schwanzſterne im „großen Bären“ ſind, von Properz (II., 24, 24.): „Icarii boves“ genannt. Nun darf auch Lucas (18. October), der nur durch einen Tag von Gallus, dem „Bärenhüter“ getrennt iſt, wegen des ihm zur Seite befindlichen Stiers als Ochſentreiber bezeichnet werden. Eratoſthenes ſagt: der Bärenhüter ſey Arcas, der Sohn der Bärin Calliſto, und erklärt dadurch die Nachbarſchaft des Bootes mit dem Geſtirn der „große Bär“, weßhalb ihn Ovid (Trist. I., 10. 15): custos Ursae betitelt. Nun, eine h. Ursa findet ſich nicht in dieſem Monat, wohl aber die heil. Urſula (21. October), und die ihr folgende Cordula (22. October), dieſe letzte der 11,000 Jungfrauen, iſt offenbar Lears Cordelia, welche Davys in ſeiner „Mythologie der iriſchen Druiden“ für die Proſerpine der heidniſchen Iren hält, welche Behauptung durch ein Zuſammentreffen von charakteriſtiſchen Nebenumſtänden die Farbe der Gewißheit erhält. Man hat aber nicht nöthig, den Bären des Gallus mit der h. Urſula zu identificiren, da neben dem „großen Bären“ (ursus major) auch noch eine „kleine Bärin“ (ursa minor) ſich befindet. Endlich wird auch der Bärin Calliſto Vater, der Wolf Lycaon, nicht vermißt, denn ſeine Stelle vertritt der h. **Wolfgang** (31. October).

*

1. October.

Remedius*) oder **Remigius****) — welcher von beiden Namen der richtige, läßt die von mir benutzte Quelle in Ungewißheit — war Erzbiſchof zu Rouen (755), und machte ſich um den Papſt dadurch verdient, daß er den Longobardenkönig Deſiderius dahin vermochte, die der römiſchen Kirche abgenommenen Güter wieder zurückzuerſtatten. Außerdem ſchickte er Mönche nach Rom, um die dortige Kirchenmuſik und Litanie auch in Frankreich einzuführen († 771).

---

*) D. h. der das **Heilmittel** iſt, ein muthmaßlich des guten Omens wegen für dieſen Tag — mit dem der Monat beginnt, in welchem der „Scorpion“ des lebenfeindlichen Mars die ganze Natur vergiftet, Fieber aller Art umgeben — mit Abſicht ausgeſuchter Heiliger.

) Remigium: **Ruder, dieſes aber iſt das gegen die Dämonen und Uebel aller Art ſchützende Kreuzeszeichen. Wer dieß unbegreiflich findet, dem ſoll es der heilige Ambroſius ſelbſt bezeugen. In ſeiner Schrift de Cruce lib. I. belehrt er: *Arbor* quaedam *in navi* (alſo der Maſtbaum, und dieſer iſt in Geſtalt und Beſtimmung einer Ruderſtange doch zunächſt verwandt) est *crux* in ecclesia. Und an einem andern Orte: Sicut autem ecclesia sine cruce stare non potest, ita et sine arbore navis infirma est. Aber ſchon Minucius Felix hat den Maſtbaum für ein Kreuzesſymbol gehalten.

Am heutigen Tage wird auch ein Biſchof von Rheims, Namens **Remigius**, verehrt, welcher durch Heilung von Kranken, Teufelsaustreibungen und Todtenerweckungen zu ſeiner Zeit († 545) Popularität ſich erwarb.

2. October.

Leodegar (Lüdiger, Rüdiger), Biſchof zu Autun, Zeitgenoſſe des Frankenkönigs Clothar. Herzog Ebroin ließ ihn aber der Augen und der Zunge berauben, und zuletzt enthaupten, welche Todesart der Mörder ſelbſt ſpäter erlitt. Die Legende fügt hinzu, der Biſchof habe auch noch ohne Zunge durch ſeine Predigten viele Leute bekehrt.

3. October.

Dieſer Tag iſt den beiden **Ewald's** geheiligt, die aus England als Miſſionäre nach Weſtphalen kamen, aber von den Einwohnern (700) umgebracht wurden, weil man befürchtetete, daß der Landesherr die chriſtliche Religion annehmen werde. Des gleichen Namens wegen unterſcheidet das Martyrologium die beiden Märtyrer nach der Farbe ihres Haares, in den „weißen" und in den „ſchwarzen" Ewald.

4. October.

Franciscus, Sohn eines Kaufmanns zu Aſſiſi in Umbrien, ein ausſchweifender junger Menſch*), bezeigte ſich nach einer heftigen Krankheit, die er ſich durch ſeine Laſter zugezogen hatte, in ſeiner Lebensweiſe als einen frommen Thoren. Als er i. J. 1208 zufällig in einer Kirche die Worte Jeſu Matth. 10, 10. gehört hatte, glaubte er, das Evangelium predige in dieſer Stelle gänzliche Armuth, und ſchrieb ſich daher dieſe, wie denen, die ihm folgten, zur Regel vor. Der von ihm geſtiftete Franciscanerorden wurde von Honorius III. beſtätigt, und erfreute ſich bereits im Sterbejahr (1220) des Stifters einer ſehr großen Ausbreitung. Aus Demuth wollte er ſeine Ordensleute nicht „Brüder“ (fratres) ſondern nur „Brüderchen“ (fraterculi) genannt wiſſen, daher ſie „Minoriten“ (fratres minores) heißen. Der Armuth der Franciscaner, die ſich nicht weniger als die Dominicaner durch Verfolgung der Ketzer verdient machten, kamen die dankbaren Päpſte mit einem großen Ablaß zu Hülfe. Bekanntlich hat kein Orden mehrere und reichere Indulgenzen als die Franziscaner, die, ohne Güter und beſtimmte Einkünfte, ſich ſonſt nicht hätten vermehren können. Dadurch wurden aber die Rechte der vornehmen Geiſtlichen erſten und zweiten Rangs beeinträchtigt, und es verbreitete ſich in allen Ländern Europa's eine tödtliche Feindſchaft zwiſchen den Bettelmönchen und der übrigen Geiſtlichkeit, die ſelbſt in Rom unter den Augen der Päpſte ihre Wirkungen äußerte. Dieſe Leztern verhielten ſich dabei neutral, weil das Wohl der Kirche erforderte, daß ſo treue Diener der römiſchen

---

*) Seiner Mutter — die während ihrer Schwangerſchaft mit ihm viele Schmerzen auszuſtehen hatte, die in den Wehen einen lebensgefährlichen Charakter für ſie und die Frucht annahmen — rieth ein Engel in Geſtalt

---

eines Bettlers, das Kind in einen Stall tragen und auf Heu legen zu laſſen. Unter dem Vieh gerieth er auch wirklich. Und dieſe Eigenthümlichkeit wollte man als Parallele zwiſchen ſeiner und der Geburt Jeſu anſehen.

Curie in blühenden Umſtänden blieben. Die Franciscaner machten ſich nicht nur bei den Päpſten dadurch beliebt, daß ſie in ihren Kirchen und Schulen die Biſchöfe als bloße Geiſtliche bezeichneten, welche dem Statthalter Jeſu, als einem ſichtbaren Gott, ohne alle Prüfung gehorſamen müßten, ſondern auch das Volk brachten ſie auf ihre Seite, indem ſie, wie ſpäter die Jeſuiten, durch die Gelindigkeit, mit welcher ſie Beichte hielten, ſich angenehm zu machen ſuchten, ſo daß die Pfarrkirchen leer wurden, hingegen die Kirchen der Bettelmönche ſich anfüllten. Endlich nahmen ſie auch Geld für die Meſſen, und gaben in ihren Ringmauern den Reichen Begräbnißplätze, wofür ſie ſehr freigebig beſchenkt wurden. Außer dem Haß, den die Privilegien der Päpſte den Bettelmönchen zuzogen, wirkte zur Vermehrung deſſelben auch ihr Hochmuth bei, ſie prahlten von ihrer großen Vertraulichkeit mit Gott, Maria und allen Heiligen. Das einfältige Volk ſuchte ſeitdem nur unter dieſen Mönchen ſeine Beichtväter*). Der Stifter des Ordens hatte zwar ſeinen Ordensbrüdern unbedingte Armuth vorgeſchrieben, ſie ſollten weder für ſich, noch gemeinſchaftlich etwas beſitzen. Aber gleich nach ſeinem Tode entfernten ſich von dieſem Geſetze viele Minoritenbrüder, und Gregor IX. begünſtigte i. J. 1231 ihre Wünſche durch Bekanntmachung einer gelinden Erklärung jener ſtrengen Regel. Darüber entſtand ein Streit. Innocenz IV. ſprach ſich 1245 zu Gunſten derer aus, welche die Regel gemildert haben wollten, und verordnete, die Brüder könnten zwar liegende Gründe, Mobilien, Bücher und andere Dinge haben und gebrauchen, aber das Eigenthumsrecht über dieſelbe gehöre dem heil. Petrus, d. h. ohne Einwilligung der Kirche dürfe nichts verkauft, vertauſcht oder veräußert werden. Allein die Spiritualen (geiſtliche Brüder), wie ſich diejenigen nannten, welche die buchſtäbliche Auslegung des Willens ihres Stifters feſthielten, erklärten die Regel für eine Verfälſchung und entfernten ſich in Einöden. Der i. J. 1247 zum General des Ordens erwählte Johann von Parma war der Meinung der Spiritualen zugethan, mußte daher, als man ihn 1249 bei Alexander IV. verklagte, ſeinen Poſten verlaſſen, und ſeine Anhänger in's Gefängniß wandern. Zu dem Streit über den wahren Sinn der Regel kam noch ein anderer. Man trug ſich vom Anfang des 13. Jahrhunderts mit den Weiſſagungen des Joachim, Abts von Flora in Calabrien, welcher ſagte: zwei unvollkommene Jahrhunderte (d. h. hinſichtlich der Arten der Gottesverehrung) ſeyen verfloſſen, nämlich die Jahrhunderte des Vaters und Sohnes, das des heil. Geiſtes, als das vortrefflichere, ſtehe bevor, dieß bezogen die Spiritualen auf die vom heil. Franziſcus ihnen vorgeſchriebene Lebensregel, er, ſagten ſie, habe das wahre Evangelium verkündet, er wäre der Engel, den Johannes (Offenb. 14, 6.) hatte durch den Himmel fliegen ſehen, i. J. 1260 werde das Evangelium Chriſti abgeſchafft, und dieſes neue und ewige an ſeine Stelle kommen: zur Ausführung dieſes wichtigen Werkes werde man die Barfüßermönche gebrauchen. Papſt Nicolas III. gab 1279 das berühmte Geſetz, welches ſeine Hinneigung zu den Spiritualen verrieth, indem er den Brüdern die Entſagung alles Eigenthums auf's neue anbefahl, aber den Nießbrauch der Sachen verſtattete, die übrigens der Kirche zugehören ſollen. Damit nicht neue Zänkereien entſtünden, ſollte nur den Päbſten die Erklärung des Geſetzes vorbehalten bleiben. Dieß genügte aber den Spiritualen noch nicht. Vater Johann Oliva, der für einen göttlichen Propheten vom Volke gehalten wurde, obgleich er behauptete: **der heil. Franz ſey Chriſto ganz ähnlich** **(totum Christo configuratum** *),

---

*) Aus demſelben Grunde wünſchten Kranke in den Franziscanerorden aufgenommen und in der Kutte dieſer Mönche begraben zu werden.

---

*) In einer im Jahr 1510 zu Mailand erſchienenen Schrift, die einen Franciſcaner zum Verfaſſer hat, wird der h. Franz ſogar noch über Chriſtus erhoben; „denn," heißt es dort, „Chriſtus iſt nur einmal transfigurirt worden, Franciſcus zwanzigmal; Chriſtus hat nur einmal Waſſer in Wein verwandelt, Franciſcus hingegen dreimal; Chriſtus fühlte die Schmerzen ſeiner Wunden nur eine kurze Zeit, Franciſcus aber zwei Jahre lang; Chriſtus machte nur einige Blinde ſehend, einige Lahme gehend, erweckte nur einige Todte, und trieb nur aus Wenigen den Teufel aus, Franciſcus und deſſen Schüler hingegen thaten alle dieſe Wunder bei Tauſenden, und der heilige Stifter des Ordens brachte einſt den Sohn eines Arztes mit eigener Hand um's Leben, um ihn wieder erwecken zu können. Die Mutter Gottes ſelbſt bat Gott den Vater, daß er den h. Franciſcus in die Welt ſenden möchte. Stellen der h. Schrift, die auf Chriſtum gedeutet werden, bezogen die Franciſcaner auf ihren Ordensſtifter, wovon hier nur folgende Beiſpiele: **Franciscus est in gloria Dei patris (Phil. 2) Christus fecit Franciscum sibi similem ... Hinc de beato Francisco illud Ecclesiastici 44 dicitur: non est inventus similis illi, qui conservaret legem excelsi.** Einträglicher als alles dieß ward dem Orden die Meinung, daß der heilige Franciſcus jährlich einmal in's Fegfeuer hinabſteige und die Seelen derjenigen befreie, die ſeinen Schülern Almoſen gegeben hatten. (Meiners Mittelalter II. S. 232).

wiederholte auf's neue die Ausſprüche der Spiritualen über die ſeinem Orden vom Stifter anbefohlene Entäußerung alles Eigenthums. Die Streitigkeiten im Orden führten zur Errichtung eines beſondern Ordens, um deſſen Stiftung die italieniſchen Spiritualen bei Cöleſtin V. i. J. 1294 die Erlaubniß nachſuchten. Dieſer ſollte die wahre Armuth ausdrücken, der von gar keinen Gütern und Eigenthumsherrſchaft weiß. Sie nannten ſich nun cöleſtiniſche Franciscaner-Eremiten, wurden aber von den Franciscanern der gelinden Obſervanz wegen ſehr verfolgt. Dennoch breiteten ſie ſich über einen großen Theil von Europa aus, führten aber, da Cöleſtins Nachfolger, Bonifaz VIII., andern Sinnes als ſein Vorgänger war, mit der römiſchen Kirche einen ſo heftigen Krieg, daß Viele auf dem Scheiterhaufen endigten. Um jene Zeit nahmen in Italien die **Fratricelli** und **Bizochr** (franz. **Besace** wörtl. Sackträger, von der Betteltaſche), die in Frankreich **Beguards** (Bettelmönche) hießen, ihren Anfang. Man nannte ſie auch **fratres parvos** (kleine Brüder) und **fraterculos de paupere vita** (Brüder von einem armen Leben), weil ſie nur durch Betteln ſich den Unterhalt verſchafften. Nach dem Beiſpiel des heil. Franz trugen ſie ſchlichte, ſchmutzige Kleider, lobten Cöleſtin V. als Stifter ihres Ordens, und verwarfen Bonifaz und ſeine Nachfolger. Von den Spiritualen unterſchieden ſie ſich dadurch, daß die Letztern meiſtens den Beſitz eines gemeinſchaftlichen Eigenthums unter der Bedingung geſtatteten, daß er nicht die Oberherrſchaft über das, was er gebrauchte, beſäße, die Fratricelli ſtrebten hingegen nach jener vollkommenen Armuth, die Franz ſowohl in ſeiner Regel, als in ſeinem Teſtamente fordert. Vorhin wurde bemerkt, daß die Franciscaner ihren Ordenspatron Jeſu Chriſto gleich ſtellten. Noch überraſchender iſt es, daß die Päpſte durch ihre Bullen und Verordnungen dieſe Behauptung in Schutz nahmen. Zu begründen ſuchten ſie ſie durch die Fabel von den fünf Wundenmahlen (stigmata), welche Chriſtus ſelbſt dem heil. Franz auf dem Berge Alverna in den Apenninen eingedrückt habe, wo der Heilige die 40tägigen Faſten in ſtetem Gebete zuzubringen pflegte *).

---

*) Sie iſt zu erbaulich, daher wir uns nicht verſagen können, zum Heil unſerer Leſer ſie mindeſtens im Auszuge aus Bonaventura's „Leben des heil. Franz" hier mitzutheilen: „Zwei Jahre vor ſeinem Tode war ihm eingegeben worden, als er darüber nachgedacht, wie er ſich nach Gottes Willen zu halten habe: er dürfe nur die Evangelien aufſchlagen, ſo würde er dort die Antwort erfahren. Er nahm das Buch vom Altar im Namen der h. Dreifaltigkeit, ließ es dreimal durch ſeinen Gefährten eröffnen, und dreimal hatte ſich bei dieſer Eröffnung die Paſſion des Herrn aufgeſchlagen. Daraus erkannte er, wie es Gott am wohlgefälligſten ſey, daß er, wie zuvor durch ſein Thun, nun auch in der Uebernahme von Schmerzen, dem Herrn nachzueifern berufen ſey. Als er darum eines Morgens zum Feſte der Kreuzerhöhung wieder an der Seite des Berges betete, im herzlichen Verlangen, mit dem Herrn gekreuzigt zu werden, ſah er einen Seraph mit ſechs feurigen Flügeln aus der Höhe herabſchweben, und wie er ihm nahe gekommen, erblickte er zwiſchen den Flügeln die Geſtalt eines Gekreuzigten, Hände und Füße ausgedehnt. Zwei Flügel huben ſich über ſeinem Haupte, zwei waren zum Fliegen entfaltet, zwei andere deckten den Leib. Er erſtaunte ob des Geſichtes, ſein Herz fühlte aber Freude, daß er der Erſcheinung gewürdigt worden. Zugleich wunderte ihn, wie ein Seraph Schmerzen unterworfen ſeyn könne. Er begriff aber bald, wie die Erſcheinung ihm bedeute: daß er nicht durch die Marter

Begreiflich iſt daher, daß ſie ein über dieſes Thema handelndes Buch des Franciscaners Bartholomäus Al-

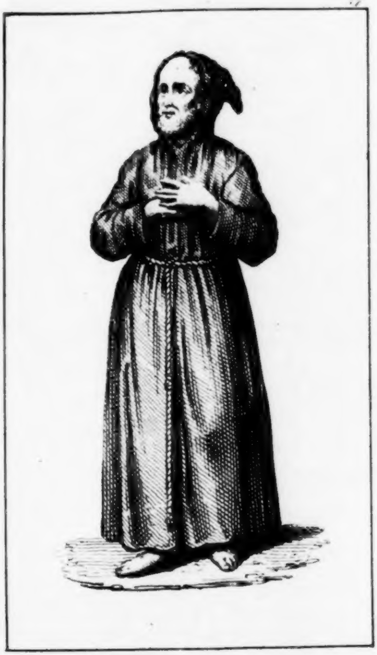
---

des Fleiſches, ſondern durch die Entzündung des Geiſtes dem Herrn gleichförmig werden ſoll. Als die Erſcheinung verſchwunden, hatte ſie ihm im Herzen einen großen Brand, in ſeinen Gliedern aber eine wunderſame Bezeichnung zurückgelaſſen. Es waren nämlich an ſeinen Händen und Füßen die Zeichen der Nägel erſchienen, wie er ſie kurz zuvor am Bilde des Gekreuzigten geſehen, zugleich war ſeine rechte Seite wie mit einer Lanze durchbohrt. Die Wunden öffneten ſich in Mitte der Extremitäten, bedeutenden Umfangs und bluteten. In der Mitte waren wieder aus dem Fleiſche und Zellgewebe Nägel gewachſen, eiſernen ähnlich; ſchwarz, hart, feſt, oben mit Köpfen, unten zugeſpitzt, und wie umgeſchlagen, ſo daß zwiſchen ihnen und der Haut eingelegt werden konnte. Sie waren nach allen Seiten beweglich, indem ſie, von einer Seite gedrückt, auf der entgegengeſetzten vortraten, konnten aber nicht ausgezogen werden, wie es die h. Clara erfuhr, als ſie nach ſeinem Tode einen derſelben auszuziehen verſuchte, aber nicht damit zu Stande kam. Die Finger blieben übrigens vor wie nach beweglich, und Hände und Füßen thaten ihren Dienſt, doch war das Gehen beſchwerlich werden. Die Seitenwunde war tief und groß, drei Finger breit, wie ein Bruder erfahren, der zufällig ſie berührt, dabei roth, durch Zuſammenziehung des Fleiſches wie gerundet, und oft mit Blut ſeine Kleider benetzend. Nie gingen jene Male in Brand oder Eiterung über, nie wandte er ein Arzneimittel gegen ſie an, und es war ein Wunder (denn darauf läuft die Abſicht des Referenten hinaus), daß er bei den heftigen Schmerzen und dem verurſachten fortdauernden Blutverluſt noch zwei Jahre am Leben bleiben konnte. Als der Heilige übrigens mit den Zeichen vom Gebirge niederſtieg, hatte er großes Bedenken bicius (das 1385 in Piſa erſchien, und ſeitdem in mehreren Sprachen überſetzt wurde), nicht nur nicht verboten, ſondern ſogar empfahlen. So ſehr auch der oberwähnte Oliva die auch von den Päpſten anerkannte Conformität des heiligen Franz mit Jeſu Chriſto ſelber zu vertheidigen bemüht geweſen, ſo differirte er doch ſehr von der Meinung einiger Päpſte, daß das den Franciscanern vom Stifter ihres Ordens ihnen abgeforderte Gelübde der Armuth nicht buchſtäblich gefaßt werden müſſe. Dadurch ſpaltete ſich der Orden, wie ſchon oben bemerkt worden, in die „Brüder von der Communität“, welche die ſtrengen Gebote ihres

---

bei der Sache, da er ſich ſcheute, die Geheimniſſe Gottes offenkundig zu machen, und doch auch einſah, daß es denen, die näher um ihn waren, nicht verborgen bleiben könne. Ungewiß daher, ob er reden oder ſchweigen ſolle, rief er einige der Vertrautern zuſammen und legte ihnen in allgemeinen Reden ſeine Zweifel vor. Da aber einer der Einſichtigern, wahrnehmend, daß ihm Wunderbares begegnet ſeyn müſſe, ihm bedeutete, daß es nicht ſeinetwegen, ſondern um der Andern willen an ihn gekommen, ließ er ſich beſtimmen, nicht zu verbergen, was für die Uebrigen nützlich (!) ſeyn könne, und erzählte, was er geſehen, hinzuſetzend: der, ſo ihm erſchienen, habe einige Worte geredet, die er nie, ſo lange er lebe, einem Menſchen offenbaren würde. Er verhüllte übrigens die Male vor den Leuten, ſo ſehr er immer vermochte; legte darum Schuhe an und hielt die Hände ſorgfältig bedeckt; doch ſahen bei ſeinem Leben Viele der Brüder, was ſich nicht ganz verbergen laſſen wollte, der Papſt Alexander und viele Cardinäle, und nach ſeinem Tode ſahen es mehr als 50 Kloſterbrüder, dann die heil. Clara mit ihren Schweſtern und unzählige Weltliche, die aus der Umgegend zuſammenſtrömten, was ſich Wunderbares mit ihm begeben.

Meiſters gemildert wünſchten, und in die „Spiritualen", die die ſtrenge Armuth des Franciscus nicht ſcheuten. Clemens V. hoffte zwar den Streit dadurch beizulegen, indem er verordnete: die Franciscaner ſollten nach der Vorſchrift ihrer Regel, mit Verläugnung alles Eigenthums, ſowohl in Gemeinſchaft als für ſich, zu der größten Armuth ſich bekennen, und überließ ihnen nur den bloßen, und zwar eingeſchränkten Gebrauch der Güter. Doch erlaubte er anderer Seits, daß in ſolchen Gegenden, wo die Franciscaner ihre Lebensbedürfniſſe nur ſchwer durch Betteln erwerben könnten, ſie Vorrathshäuſer und Keller haben, und daſelbſt das durch Betteln Geſammelte aufheben dürften. Aber die Spiritualen ließen ſich damit nicht beſchwichtigen, denn 120 derſelben warfen i. J. 1314 die Brüder von der Communität mit gewaffneter Hand aus den Klöſtern zu Narbonne und Beziers, wählten ſich nun Vorſteher, und griffen — dieß vermehrte noch den Streit — mit Wegwerfung ihrer alten Kleidung, zu kurzen, kleinen und häßlichen Kleidern. Zu ihnen ſtießen aus andern Landſchaften viele andere. Johann XXII. wähnte durch eine 1317 erlaſſene Verordnung zur Ausrottung der Fratricelli und ihrer Tertiarien der Begharden (ſ. ob.), welche von den Spiritualen unterſchieden waren, dem Unglück abzuhelfen, ermahnte den König von Sicilien, die Spiritualen aus ſeinem Reiche zu vertreiben, berief die franzöſiſchen Spiritualen nach Avignon und forderte ſie auf, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, insbeſondere aber die kurzen und engen Röcke mit den kleinen Kapuzen abzulegen. Die meiſten gehorchten, aber 25 widerſtrebten, indem ſie erklärten: die Regel des heil. Franciscus ſey vom Evangelio nicht verſchieden, und die Päpſte hätten daher ſo viele Macht nicht, zu ver-



ändern, was von Chriſtus ſelbſt gegeben ſey. Eigentlich betraf der Streit nicht die Religion, ſondern den Zuſchnitt der Franciscanerkleider *) und die Frage, ob Vorrathshäuſer und Keller ſich mit dem Gelübde der Armuth vertragen? Da aber das Anſehen des Papſtes durch jene Streitſache in Zweifel geſtellt wurde, ſo behandelte Johann XXII. die Widerſpenſtigen als Ketzer; wovon die Folge, daß das Martyrologium der Spiritualen und Fratricelli, das i. J. 1454 dem Inquiſitionsgericht zu Carcaſſone übergeben wurde, nicht weniger als 113 Perſonen angibt, die vom Jahre 1318 bis auf die Zeiten Innocenz VI. in Frankreich und Italien ihren Eifer für die von dem heil. Franz befohlne Armuth im Feuer gebüßt haben. Weder Geſetze noch Scheiterhaufen vermochten der alten Zwietracht zu ſteuern. Um alſo beiden Partheien zu genügen, ſchritt man nach vielen vergeblichen Verſuchen zur Theilung des Ordens. Der Ordensgeneral mußte i. J. 1368 erlauben, daß Paulutius Fulginas, das Haupt der ſtrengen Franciscaner, mit ſeinen Anhängern, deren Anzahl nicht klein war, von den übrigen Brüdern nicht abgeſondert, nach ſeinen Geſetzen lebte und die Regel des Stifters gewiſſenhafter beobachtete. Nachdem ſich die Liebhaber der ſtrengen Regel in mehrern Ländern ausgebreitet hatten, billigten die Päpſte dies Inſtitut durch ihr Anſehen. Der Franciscanerorden zerfiel alſo in zwo größere Geſell-

---

*) Die Brüder von der Communität (die Franziskaner der laxen Obſervanz) trugen längere und weitere Kleider, und größere Kopfdecken Kapuzen (Kopfbedeckungen), die Spiritualen aber enge, kurze und ſchlechte Kleider mit kleinen Kapuzen, denn eine ſolche Kleidung, ſagten ſie, habe Franz vorgeſchrieben und dieſe dürfe kein Menſch ändern.

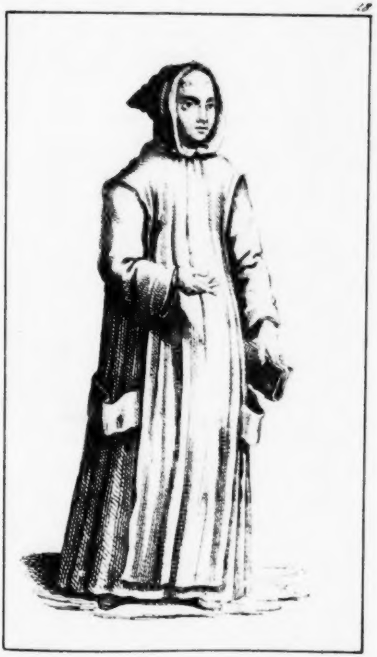
ſchaften, welche bis auf den heutigen Tag fortdauern, nämlich in die Geſellſchaft der Conventualbruder und der Brüder von der Obſervanz. Den erſten Namen führen jene, welche ſich weiter vom Wortverſtande der Regel ihres Stifters entfernten, und ſich der päpſtlichen Auslegung bedienen; den andern hat die Kirchenverſammlung zu Coſtniz denen gegeben, welche lieber den Worten der Regel, als ihren Erklärungen folgen wollen.

5. October.

Placidus, Jünger des heil. Benedict, und ſeine Geſchwiſter Eutych, Victoria und Flavia, eine Jungfrau, wie auch die Diacone Donat und Firmatus und noch 30 Perſonen, erlitten des chriſtlichen Glaubens willen, auf Befehl eines mahomedaniſchen Seeräubers Manucha, zu Meſſina den Märtyrertod. An demſelben Tage begeht die Kirche auch die Gedächtnißfeier des heil. Thyrſus (vergl. S. 619), eines Kriegers aus der thebäiſchen Legion (vergl. S. 635 Anm.), der mit vielen andern am Ufer der Moſel den Märtyrertod erlitten, weil er an dem gebotenen Götzenopfer Theil zu nehmen ſich geweigert hatte.

6. October.

Der heil. Bruno, Stifter des Carthäuſerordens war in Cöln aus dem Geſchlechte der Hardenfuſt um das Jahr 1030 geboren. Er war Scholaſticus in Rheims, zog ſich aber ſpäter in die Einſamkeit zurück, weil ein gewiſſer Kanonikus Raimund Diacre zu Paris, der im Rufe der Heiligkeit geſtanden, nach ſeinem Tode bei der Seelenmeſſe ſich im Sarge ſollte aufgerichtet


18

und gerufen haben: „**Ich bin nach dem gerechten Gerichte Gottes ewig verdammt!**“ — Der heil. Bruno ſtiftete ſeine Brüderſchaft um's Jahr 1084 an einem einſamen Orte, Carthaus genannt, 4 Meilen von Grenoble. Sechs Jahre ſpäter berief ihn Papſt Urban II., der in Rheims ſein Schüler geweſen, nach Rom. Bruno gehorchte, weilte aber nicht lange in Rom, ſondern zog nach Calabrien, wo ihm das Bisthum von Reggio angetragen worden, aber nicht in das Bisthum, ſondern in eine Wüſte, **la Torre** genannt, wo er als Einſiedler lebte. Roger, Graf von Calabrien und Sicilien, der einmal in dieſer Gegend jagte, fand den Klausner von ungefähr und ließ ihm ein Kloſter ſammt Kirche dort erbauen. Hier ſtarb Bruno im Jahre 1101. Papſt Leo X. canoniſirte ihn i. J. 1514.

7. October.

An dieſem Tage begeht man die Gedächtnißfeier des heil. **Bacchus**[*]), eines Hauptmanns in Dienſten des Kaiſers Maximian. Weil er nicht den Göttern opfern wollte, wurde er ſo lange mit Riemen geſchlagen, bis er die Seele aushauchte. Seinen Leichnam ſchützten die Vögel vor den wilden Thieren. Jetzt befindet er ſich in Venedig.

8. October.

Demetrius[**]) aus Theſſalonich, von Kaiſer Maximian zum Proconſul von Griechenland ernannt, aber, weil er auch als chriſtlicher Prediger Aufmerkſamkeit erregte, das Mißfallen ſeines Monarchen ſich zuziehend, und endlich mit einer Lanze durchſtochen. Leontius, Präfect der Provinz Illyrien, der durch Anrufung dieſes Heiligen von einer Krankheit geneſen war, baute ihm aus Dankbarkeit eine Kirche.

---

[*]) Vergl. S. 616. 617. Anm.

[**]) Vergl. S. 616. 617. Anm.

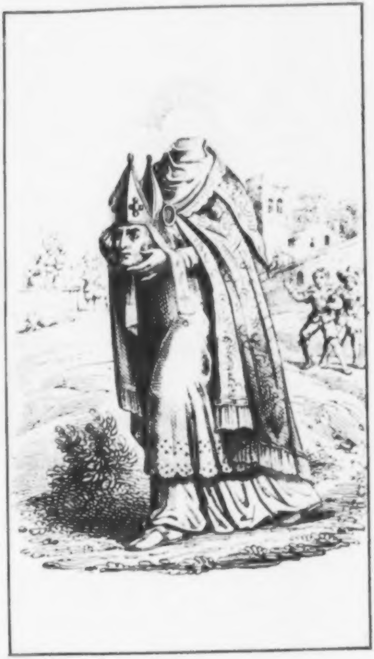
9. October.

Dionyſius Areopagita, Patron von Frankreich, weil er angeblich auf dem Montmartre (**mons martyrum**) bei Paris des chriſtlichen Glaubens wegen enthauptet worden ſeyn ſoll (!) hatte ſeinen Beinamen von ſeinem fleißigen Beſuche des Areopagus (oberſten Gerichtshofs) in Athen (ſeiner Geburtsſtadt) erhalten, wo er bei ſeiner Rückkehr aus Heliopolis den Poſten des Oberrichters erhielt. Seine Bekanntſchaft mit dem Apoſtel Paulus (Apoſtelgeſch. 17, 34.) führte ihn dem Chriſtenthum zu, ſo daß der Oberrichter ſeine Stelle bald mit dem Amte eines Biſchofs in derſelben Stadt vertauſchte. Er verwaltete aber dieſen Poſten nicht lange, ſondern ging nach Rom, um — ſo will es die Sage — vom Papſt Clemens als Apoſtel nach Frankreich geſchickt zu werden. Seine Begleiter auf der Reiſe dahin waren der Diacon **Eleutherius** und ein Prieſter, Namens **Ruſticus***), mit welchen er, als Domitian in Rom von dem apoſtoliſchen Eifer dieſer drei Männer, der ſich in der Zertrümmerung der Götterbilder äußerte, Nachricht bekam, auf Befehl

---

*) Dieſe drei Männer gehören eigentlich zu den Heiligen der beiden vorhergehenden Tage, denn alle funf ſind Namen des — **Weingotts**, vergl. S. 617. Anm.

29



des Kaiſers enthauptet wurde. Dionyſius ſtand auf dem Richtplatz wieder auf und trug ſein abgeſchlagenes Haupt noch einige Zeit in Händen. In dieſer Stellung wird er auch abgebildet.

10. October.

Vor den Mauern Kölns lagerten Gereon (Gedeon) mit 318 Mann und eine mauriſche Cohorte 360 Mann ſtark, unter ihrem Fürſten Gregor, welche zur thebaiſchen*) Legion gehörend, ſich alle öffentlich als Chriſten bekannten. Maximian, welcher unter dem Kaiſer Diocletian die römiſchen Truppen im Abendlande befehligte, als er über die Alpen gezogen und auf Befehl des Kaiſers den Göttern ein feierliches Opfer bringen ſollte, um ſeinen Waffen Glück zu erflehen, die thebaiſche Legion aber nicht zur Theilnahme bewegen konnte, ungeachtet er ſie bereits decimirt hatte, fürchtete daher, die Cohorten jener Legion, welche er ſchon an den Rhein geſandt hatte, möchten bei der Kunde des Elends ihrer Genoſſen ſich empören; er ſandte deßhalb ſeinen Unterbefehlshaber Rictius nach, mit dem Auftrag, alle, die ſich weigern würden, den Göttern zu opfern, zu ermorden. Aber die Drohungen des Rictius blieben unwirkſam; ſo ließ denn auch er den zehnten Mann nach dem Looſe niedermetzeln. Gereon und Gregorius erinnerten die Ihrigen an das heldenmüthige Beiſpiel, das Mauritius und ſeine Schaaren durch ihren Tod gegeben hatten. Je mehr des Blutes floß, deſto ſtandhafter wurden die Uebriggebliebenen, bis Rictius zuletzt alle niedermetzeln ließ. Lobpreiſend den Herrn, reichte Gereon dem Henker ſeinen Hals dar, ſeinem Beiſpiel folgte die ganze Schaar der Thebäer und Mauren; die meiſten Leiber der Märtyrer wurden in einen Brunnen geworfen, und noch heißt der Ort, wo das Blutbad am 10. October 286 vorgefallen — der Mordhof. Als Kaiſerin Helena nach Köln kam (1) ließ ſie die Leiber der Märtyrer aus dem Brunnen ziehen, und über der Märtyrerſtelle eine runde Kirche erbauen, die dergeſtalt mit Gold und Edelgeſtein ausgeſchmückt war, daß man ſie „zu den goldenen Märtyrern“ nannte. Die einzelnen Körper ließ ſie mit purpurnen Kriegsmänteln, deren Saum aus Gold gefertigt war, und die auf der Bruſt ein vergoldetes Kreuz ſchmückte, zieren; auch ſetzte ſie einige Prieſter an die von ihr reich dotirte Kirche. Aber im 5. Jahrhundert wurde die Kirche des heil. Gereon von den Hunnen ihres Schmuckes beraubt, und was ihrer Verheerungswuth entgangen, am Ende des 9. Jahrhunderts (882) durch die rheinaufwärts kommenden Normannen vernichtet. So ſtand die Kirche vernichtet, bis Anno der Heilige den erzbiſchöflichen Stuhl von Köln beſtieg. Ihm träumte eines Nachts, als ſähe er die mauriſchen Märtyrer ſich im ſtrahlenden Glanze wie zum Gerichte verſammeln. Er ſelbſt wurde vor die Schranken geführt, und mußte den Vorwurf hören, daß die Körper der Märtyrer noch an ungeweihter Stätte ruhen, und die ihnen erbaute Kirche, dem Verfalle nahe, gar nicht beſucht werde. Da er keine gültige Entſchuldigung vorbringen konnte, erging der Urtheilsſpruch über ihn, daß er gegeißelt werden ſollte. Als er aus dem Traum erwachte, trug ſein ganzer Körper die blutigen Spuren der Geißelhiebe. Am folgenden Tage ließ er in dem Mordhof nachgraben, und fand hier auch eine Menge der heiligen Leiber, darunter den Körper des heil. Gregor in purpurnem, mit Gold verbrämtem Wappenrock. Ein prachtvolles Gotteshaus erhob ſich bald an dieſer Stätte, und wurde von dem Erzbiſchof Anno am 29. Auguſt 1069 mit großer Feierlichkeit eingeweiht. Im Jahre 1121 predigte der heil. Norbert, der Gründer des Prämonſtratenſerordens, in Köln. Als er nun etliche Reliquien, an denen die Stadt ſo reich iſt, wünſchte, erlaubte ihm der Probſt von St. Gereon, daß er ſich in ſeiner Kirche auswählen könne, was ihm gefiele. Norbert brachte die Nacht im Gebete zu; da gab ihm der Geiſt Gottes ein, in der Kirche des heil. Gereon an einer Stelle graben zu laſſen, wo Niemand ein Grab vermuthete. Am 13. October, dem Tag nach der Viſion des heil. Norbert, wurden die Nachgrabungen angeſtellt, und da fand man auch wirklich ein Grab, in welchem die Leiche eines Kriegers ruhte, mit farbigem Waffenrock bekleidet, darüber einen ſeidenen, kürzern Rock. Auf der Bruſt glänzte in Gold geſtickt ein fußlanges Kreuz, ſeine Füße waren mit Schuhen verſehen, deren geſtickte Binden noch unverſehrt. Das Wehrgehänge aus ſchwarzem Leder, und der eiſerne Degenknopf wurden auch gefunden, ſo wie blutgetränkter Raſen, auf welchem das halb vom Rumpfe getrennte Haupt raſtete. Es war der Leib des heil. Gereon. Da aber die Kölner lieber ihr Leben laſſen wollten, als die Reliquien des Patrons ihrer Stadt einbüßen, ſo mußte ſich der heil. Norbert ſchon mit einem Arm des thebaiſchen Glaubenshelden begnügen. (Weyden köln. Sagen, S. 76 ff.)

---

*) Dieſen Namen führte ſie, weil ſie in Thebais in Oberägypten geſtanden. Hier war das Chriſtenthum ſchon ſehr verbreitet, die ganze Legion beſtand aus Bekennern deſſelben, ihr Anführer Mauritius nahm nur Chriſten an.

11. October.

Burkhard, Biſchof zu Würzburg durch Verwendung des Bonifaz bei dem Papſt. Sein Verdienſt um die Kirche beſteht in der Erbauung mehrerer Klöſter. Er ſtarb 791 und liegt in Würzburg in einem von ihm erbauten Kloſter begraben.

12. October.

Maximian, Biſchof zu Lorch in Oeſtreich und Märtyrer (284), litt zur Zeit des Kaiſers Numerian. Sein Leib ward durch den Biſchof Rupert nach Paſſau gebracht.

13. October.

Colmanus (Kollmann), ein Schotte aus königlichem Geſchlecht, unternahm 980 eine Reiſe nach Jeruſalem, ward aber zu Stockerau in Oeſtreich, als Kundſchafter verdächtigt, gefänglich eingezogen, und (1020) gehenkt.

14. October.

Calixtus, Papſt, zog ſich durch ſeinen Bekehrungseifer die Ungnade des heidniſchen Kaiſers Alexander Severus zu, wurde auf dem Wege nach Ravenna aufgegriffen, und von einem Berge in's Meer geſtürzt (200) nach anderer Angabe durch das Fenſter ſeines Gefängniſſes in einen Brunnen geworfen. Der erſtern Sage zufolge ſoll ihn ein Prieſter, Namens Aſterius, aus dem Meere wieder aufgefiſcht und begraben haben. Aſterius bedeutet einen Stern, Calix einen Becher. Es wird alſo nicht zu kühn ſeyn, hier an den Becher des Rebenpflanzers Icarus zu denken, deſſen Erfindung ihm ſelbſt den Tod brachte — auch er wurde (von trunkenen Bauern, die den Wein für Gift hielten), in einen Brunnen geſtürzt — der aber, dem Namen zufolge, der „berauſchte" *) Bacchus war, der Becher alſo der Dionyſusbecher ſelbſt, zumal an demſelben Tage auch die Gedächtnißfeier eines Biſchofs von Trier, Namens „Ruſticus", begangen wird, in welchem wir ſchon S. 617 Anm. ein Prädicat des durch „ländliche" Winzerfeſte gefeierten Weingotts erkannten. Dieſe wurden im Weinmonat gehalten, wo das Schlangengeſtirn, die Hydra, am Himmel ſichtbar iſt, und deren Erlegung durch Hercules im chriſtlichen Kalender durch Michaels Sieg über den Höllendrachen wieder zum Vorſchein kommt. Der Becher befindet ſich auf der letzten Windung der Schlange, und bei Hygin (II., 41) heißt er auch Becher des Maſtuſius. Dieſer aber hatte daſſelbe Schickſal wie Calixt, er wurde in's Meer geſtürzt **), d. h. er ging heliakiſch unter; der heliakiſche Aufgang eines Ge-

---

*) Ἴκαρος iſt die griechiſche Erweichung des lateiniſchen Sicara, hebr. Sichar i. q. ebrius.

) Seine Geſchichte iſt folgende: In der Stadt Phaguta hatte (in den Hundstagen) eine Seuche geherrſcht. Daſelbſt herrſchte Demophon, welcher das Orakel Apollo's in dieſer allgemeinen Plage um Rath fragen ließ. Die Antwort lautete: Man ſolle alljährlich eine Jungfrau opfern. Das Loos ſollte entſcheiden. Endlich verlangte ein Vornehmer des Reichs, daß auch die Töchter des Königs von dem Looſen nicht ausgenommen bleiben ſollten. Dieſer, erzürnt über ſolche Forderung ſeines Unterthans, ließ deſſen Tochter ergreifen, ohne erſt das Loos entſcheiden zu laſſen, um ſie den Göttern zu opfern. Der Vater der Unglücklichen war eben jener Maſtuſius. Er verläugnete ſeinen Schmerz, da ſeine Tochter, für's Vaterland geopfert, doch keiſtirns hingegen wird durch ein Emporſteigen aus dem Meere verbildlicht, darum heißt **Aſterius d. i. Stern, derjenige, welcher den Leichnam des Calixt auffiſcht, er iſt aber ſelber das Geſtirn der „Becher" bei ſeinem Aufgang am Himmel *). Columella (II., 2) nimmt 13 Tage vor den Kalenden des October (18. Sept.) den Durchgang der Sonne durch das Zeichen der „Waage" an. Um dieſe Zeit geht das Symbol der Weinleſe, der Becher, am Oſthimmel auf. In der That ſpielen auch in den herbſtlichen Dionyſien (**Rustica**) der „Becher" und die „Schlange" eine große Rolle **). Den Eingeweihten belehrte der Myſtagog oder Hierophant alsdann, daß der Becher des Dionyſus derſelbe ſey, aus welchem die zur Geburt eingehenden Seelen nippend, ſich berauſchen, d. h. in die Sinnenwelt herabgezogen werden, und ihrer himmliſchen Abkunft vergeſſen. Die Verkörperung der Seelen — als Emanationen des

---

nen ſchimpflichen Tod geſtorben war, und heuchelte dem König Freundſchaft, um die Gelegenheit zur Rache in der Nähe abzuwarten. Nach einiger Zeit lud er die königliche Familie zu einem großen Opfermahl ein, Staatsgeſchäfte hielten den Monarchen zurück, er ſchickte alſo nur ſeine Töchter zum Feſte. Maſtuſius benützte die Abweſenheit des Königs und erwürgte die Prinzeſſinnen, ihr Blut ſammelte er in einen Becher und dieſen credenzte er dem König. Zur Strafe wurde er in's Meer verſenkt. Den Becher aber verſetzten die Sternkundigen an den Himmel, zur Warnung, daß jedes Verbrechen ſeine Vergeltung finde.

*) Vielleicht aber der Hundsſtern (vergl. S. 619), der κατ᾽ ἐξοχὴν der „Stern" hieß?

**) Der Becher (oder die Schale der Hygiea) wurde zur Allegorie des weiblichen Beckens, die Schlange (des Aesculap) zum Phallus, denn das Myſterium der Erzeugung war Mittelpunkt des Dionyſuscult.

Urlichts, deſſen irdiſches Abbild die Sonne iſt — b[illegible]ten ſich die Weiſen des Alterthums gleichzeitig mit der Verfinſterung des Jahrs, mit dem Einziehen der Sterne in's Schattenreich, mit dem Hinabgang der Sonne in die ſüdliche Hälfte des Thierkreiſes, um die Zeit, wo die Nächte zunehmen. Um dieſe Zeit feierte man die herbſtlichen Dionyſien. Ihr heiterer Charakter bezog ſich auf den Wein, als Urheber der Luſt und Sinnlichkeit, die ſich bekanntlich nicht mit dem Lichte (geiſtigen) verträgt.

15. October.

Thereſia, Stifterin des Ordens der unbeſchuhten Carmeliterinnen, wurde am 12. März 1515 zu Avila in Spanien geboren. Das Leſen der Lebensbeſchreibungen der Heiligen und Märtyrer erzeugte in ihr und ihrem Bruder Rodrigo ſchon als Kind den Wunſch, nach Africa zu gehen, um durch Bekennung des chriſtlichen Glaubens unter den Mauren die Märtyrerkrone zu erlangen. Da aber die beiden Geſchwiſter die elterliche Erlaubniß dazu bezweifelten, ſo flüchteten ſie heimlich aus dem Vaterhauſe, wurden jedoch bald eingeholt. Thereſia und ihr Bruder ſuchten nun ihr frommes Vorhaben auf andere Weiſe an Tag zu legen. Sie bauten im Garten ihres Vaters kleine Hütten und Einſiedeleien, um darin ihre geiſtlichen Uebungen ungehindert anzuſtellen. Nach dem Tode ihrer Mutter, in ihrem 12. Jahre, hatte die Heilige in spe das Unglück, einige Romane in die Hand zu bekommen, welche ſie plötzlich auf andere Gedanken brachten. Sie zeigte ſeitdem mehr Sorgfalt für ihre Toilette, ſuchte mit ihren Verwandten luſtige Geſellſchaften auf, und hätte ſich gar zu gern von irgend einem Paladin entführen laſſen. Papa beugte dieſem Glück dadurch vor, daß er das Töchterchen in's Kloſter der Auguſtinerinnen **Sta. Maria de gratia** ſteckte. Als ſie nach einer ſchweren Krankheit wieder in's Vaterhaus zurückkehrte, ſchien dieſes kein ſicherer Verſchluß für eine lebensluſtige Jungfrau zu ſeyn, denn der Vater ſchickte ſie alsbald wieder zu ſeinem Bruder, bei welchem es ihr noch weniger gefallen haben muß, da ſie jetzt ſelbſt verlangte, in ein Kloſter zu gehen. Und weil Papa Gründe haben mochte, ſeine Zuſtimmung zu verweigern, ſo begab ſie ſich — ſie war nun 20 Jahre alt — heimlich in das Kloſter der Carmeliter-Nonnen, **Incarnationis** genannt, zu Avila, wo man ſie auf ihr zudringliches Bitten ungeſäumt einkleidete. In ihrem Probejahr litt — wie zu erwarten war — ſie viel von Anfechtungen. Und da die Natur gewaltſam unterdrückt wurde, ſo verfiel ſie in eine Krankheit, weßhalb der Vater ſich veranlaßt fand, ſie wieder nach Hauſe zu nehmen. Es muß aber hier noch weniger erträglich geweſen ſeyn, weil Thereſia wieder nach dem Kloſterleben ſich ſehnte. Wirklich fühlte ſie ſich im Kloſter wieder wohler, was ſie dem Beiſtand ihres Patrons, des heil. Joſeph, zu verdanken glaubte. Kaum war ſie aber geneſen, ſo ſtahl ſich die Weltluſt wieder in ihr Herz ein. Der Heiland konnte die Untreue ſeiner Braut nicht länger mehr dulden*). Er erſchien ihr alſo, das erſte Mal mit ernſthaften Mienen, das andre Mal, als ob er an einer Säule gebunden und voller Wunden wäre; ein Stück von ſeinem Fleiſche ſchien abgeriſſen und gleichſam am Arme zu hängen. Dieſe Spitalfigur brachte Rührung hervor, denn von jetzt an war Thereſia radical gebeſſert. Der Heiland erhob ſie allmählig zur höchſten Stufe der Betrachtung. Er fand ein Belieben, ſeine — „Liebkoſungen bei ihr zu verdoppeln.“ Die Gewogenheiten, welche ſie häufig von ihm erhielt, wurden jedoch ihrem Beichtvater verdächtig, welcher teufliſche Verblendung ſeines Beichtkindes fürchtete. Sie folgte daher ſeinem Rathe und ſchaffte die beſondern Freundſchaften ab, welche an ſich zwar unſträflich, aber dennoch ihrer Vollkommenheit große Hinderniſſe in den Weg legten. Dieß fiel ihr ſchwer, denn ſie mußte diejenigen lieben, welche eine Zuneigung gegen ſie hatten. Allein nachdem ſie auf Anrathen ihres Beichtvaters eine Zeitlang einige Gebete hergeſagt hatte, erloſch dieſe Freundſchaft, und es war ihr nicht mehr möglich, „einen andern als Gott zu lieben“ *). Es müſſen jene Beſuche alſo doch — wie der Beichtvater vermuthet hatte — von einem unechten Heiland abgeſtattet worden ſeyn, da, weit entfernt, über Thereſiens Gehorſam gegen ihren Beichtvater zu zürnen, er ihr das nächſte Mal wieder erſchien, um ſie für ihre Folgſamkeit gegen ihre geiſtlichen Obern zu belohnen. Denn als ſie ihm, um ſich zu überzeugen, ob die Er-

---

*) In der Thereſienkirche zu Turin befindet ſich ein Bild von Caccia, welches — wenn dieſer Maler auf Beſtellung des heil. Geiſtes ſeinen Pinſel in Thätigkeit ſetzte — eher glauben ließe, daß Chriſtus nicht ſelbſt der Liebhaber Thereſiens war, ſondern im Dienſte eines andern Amoroſo geſtanden habe. Das Gemälde ſtellt nämlich das Jeſuskind vor, wie es einen Pfeil in das Herz der h. Thereſia ab-

---

drückt. Die h. Jungfrau, ſeine Mutter, ſcheint ihn zu der Handlung aufzumuntern, der heil. Joſeph bewundert ſeine Geſchicklichkeit im Schießen, während Thereſe ohnmächtig in die Arme zweier Engel fällt.

*) Wörtliche Ausdrücke Heliots (Geſchichte der Kloſterorden I. S. 420.)

ſcheinung ein Blendwerk des Teufels ſey, ihr Crucifix entgegen hielt, nahm er es von ihr an, und ſtellte es mit vier großen Edelſteinen geſchmückt, „die aber Niemand als ſie ſehen konnte", ihr wieder zu. Um in ihrem Vorſatz, nach ſtets größerer Vollkommenheit zu ſtreben, nicht wieder geſchwächt zu werden, nahm ſie ſich vor, die zu gelinden Regeln ihres Kloſters durch ſtrengere zu erſetzen, ſie unternahm alſo eine Reform ihres Ordens. Da es zum Bau eines neuen Kloſters an Geld fehlte, ſo ward ſie vom heil. Joſeph mit den nöthigen Summen unterſtützt *), und ſchon im folgenden Jahre wurde es mit frommen Jungfrauen beſetzt. Bald nachher hatte ſie eine Viſion: Die Himmelskönigin erſchien ihr, breitete ihren Mantel über alle ihre Kloſterfrauen aus, und Chriſtus, (der auch nicht hatte auf ſich warten laſſen), ſetzte Thereſien eine Krone auf, erwählte ſie zu ſeiner Braut und gab ihr die liebreiche Verſicherung: „Wenn ich den Himmel nicht erſchaffen hätte, ſo würde ich ihn um deinetwillen erſchaffen haben." Ein anderes Mal ſagte er zu ihr: „Du biſt ganz mein, und ich bin ganz dein." Hierdurch entzündete ſich eine ſolche Liebe zu Gott in ihr, daß ſie äußerte: „Wenn Jemand im Himmel oder auf Erden Gott mehr lieben ſollte als ſie, das würde ſie ſchmerzen." In der Folge erhielt ſie die Erlaubniß, auch Mönchsklöſter zu errichten. Zur Erbauung eines ſolchen hatte ihr der Bruder des Biſchofs von Avila einen Platz geſchenkt. Er war plötzlich, folglich auch ohne Beichte, bald nachher ver-

---

*) Eine andere Quelle nennt ſtatt des heil. Joſeph eine Freundin Thereſiens, Namens Guiomar v. Ulloa, auf deren Namen auch das von Pius IV. ausgeſtellte Breve zur Ausführung des Baues lautete.

ſtorben, mußte deßhalb ſehr im Fegfeuer leiden. Da erfuhr Thereſia durch göttliche Offenbarung: Wenn ſie an dem von ihm ihrem Orden geſchenkten Platz das erſte Meßopfer verrichten ließe, ſo werde ſeine Seele frei. Der Erfolg täuſchte nicht, denn ſie ſah den ſeligen Herrn gleich nach der Meſſe in den Himmel fahren. Ein andermal ſah ſie Chriſtum vor dem Bett einer ſterbenden Schweſter, und wurde von ihm verſichert, daß er auf gleiche Weiſe allen, die der Regel **St. Theresiae** treulich würden nachgelebt haben, im Tode beiſtehen wolle. Thereſia war auch Schriftſtellerin — daher auf Abbildungen der heil. Geiſt in Geſtalt einer Taube über ihrem Haupte erſcheint — und ihre Autographa werden im Escurial aufbewahrt. Hingegen die Reliquien ihres Leibes finden ſich zerſtreut an verſchiedenen Orten. So beſitzt Rom einen Fuß, und Liſſabon die linke Hand, Alba aber hat den beſten Theil behalten, nämlich ihren Leib, denn er gibt einen wohlriechenden und Krankheiten jeder Art heilenden Balſam von ſich. Im Jahr 1622 wurde Thereſia von Gregor XV. heilig geſprochen. Sie ſtarb 1582 zu Alba, als ſie von Burgos zurückkam, wo ſie noch ein Nonnenkloſter geſtiftet hatte. Sie brachte 47 Jahre im Orden zu, nämlich 27 Jahr unter den gemilderten Carmeliterinnen und 20 unter den unbeſchuhten von ihrer eigenen Stiftung *).

16. October.

Gallus (d. i. der Gale, Kelte) war mit andern

---

*) In einigen Martyrologien iſt für dieſen Tag ebenfalls die Gedächtnißfeier der h. Hedwig angeſetzt, ſiehe den 17. d. M.

Gefährten des heil. Columban in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts aus Irland als Heidenapoſtel nach Deutſchland abgegangen. Sie nahmen ihren Weg über Frankreich und Burgundien. Columban und Gallus begaben ſich, von der Königin Brunhilde vertrieben, zu den Allemannen in die Schweiz. Als ſie in Zug die Götterbilder zerſchlugen, wurden ſie von den Heiden geſtäupt und ausgetrieben. In Bregenz fanden ſie beſſere Aufnahme, aber Herzog Gonzo vertrieb ſie, weil ſie — neue Sitten einzuführen trachteten. Columban ging nun nach Italien, und Gallus in die Wildniß. Er baute ſich zwiſchen hohen Bergen, am Flüßchen Steinach, eine Zelle, die er 10 Jahre lang bewohnte und während dem viele Heiden taufte. Auch nach ſeinem Tode diente noch ſeine Zelle als Wohnung vielen Einſiedlern. In der Folge wurde hier ein Kloſter erbaut, in welchem hinter dem Altar im Oratium der Leichnam des Heiligen beigeſetzt ward. Auf Abbildungen hat er einen Bären zur Seite, der angeblich in ſeiner Einſiedelei den Poſten eines Bedienten verwaltete.

17. October.

Hedwig, Herzogin von Polen, ſtellte eine ſo ſeltene Frömmigkeit zur Schau, daß ſie noch bei Lebzeiten ihres Gemahls Heinrich den in einem von ihr geſtifteten Kloſter Trebniz befindlichen Ciſtercienſernonnen die Füße wuſch und ihre Speiſe für Engelsbrod hielt. Den Tod ihres Mannes zu beweinen, hielt ſie als Zeichen der Unzufriedenheit mit den Beſchlüſſen der Vorſehung für Sünde. Daß ſie ihn aber geliebt haben müſſe, geht aus dem Umſtand hervor, daß, als er von Herzog Konrad gefangen genommen wurde, ihre Fürſprache ihm die Freiheit gab, denn, ſo äußerte Konrad, dieſem Weibe könnte Niemand etwas abſchlagen, da ihre Erſcheinung die eines „Engels“ wäre. Hedwig ging auch im Winter barfuß, obſchon ſie immer Schuhe bei ſich trug, die ſie aber nur bei Beſuchen von Standesperſonen anlegte, kleidete ſich ſehr einfach, und geißelte ſich bis auf's Blut. Sie ſtattete Kirchen, Klöſter und Altar auf das Glänzendſte aus, verrichtete viele wunderbare Heilungen, hatte Offenbarungen, kurz ſie beſaß alle Eigenſchaften, die zu einer Heiligen qualificiren. Ihren Tod vorherwiſſend, ließ ſie noch in geſundem Zuſtand ſich die letzte Wegzehrung reichen, wurde bald nachher krank, und ſtarb 1243. Sie liegt in der Kirche zu Trebniz begraben. Durch das Waſſer, womit man ihren Leichnam abgewaſchen, wurden viele Kranke geſund, und aus ihrem Munde ging ein lieblicher Geruch. Papſt Clemens IV. verſetzte ſie unter die Heiligen. (Auf Abbildungen erſcheint dieſe Fürſtin mit den Schuhen in der Hand).

18. October.

Lucas, angeblich Verfaſſer des nach ihm benannten Evangeliums*), in der Wirklichkeit aber nur Verf. der Apoſtelgeſchichte von Kapitel 13. bis zu Ende des Buches — Lucas war ſeiner urſprünglichen Beſchäftigung zufolge ein Arzt, hatte auf den Academien Griechenlands und Aegyptens ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung erlangt, und war in der Folge ein Genoſſe des Apoſtels Paulus geworden. Eine Tradition, welche ihn das erſte

---

*) Die unwiderlegbaren Gründe, mit welchen Gfrörer (K. G.) die gewöhnliche Meinung beſtreitet, verdienen a. a. O. Thl. 1. S. 166 ff. nachgeleſen zu werden.

Marienbild zeichnen läßt, erhob ihn deswegen zum Schutzpatron der Maler. Als man beſchloſſen hatte, die vier cherubiniſchen Thiergeſtalten (eine derſelben iſt das menſchliche Antlitz, und dieſes behielt Matthäus) unter die Evangeliſten auszutheilen, erhielt Lucas den Ochſen zum Geſellſchafter, wobei beachtenswerth, daß, während bei den andern Evangeliſten die Kirchenväter (Irenäus, Auguſtin, Hieronymus ꝛc.) keine Uebereinſtimmung zeigten, ſo daß z. B. der Löwe von Irenäus dem Johannes, von Auguſtin dem Matthäus zugeſchoben wurde, nur bei Lucas gleichſam, wie verabredet, Jeder an den Ochſen dachte. Vielleicht gab dieſer Ochſe der am Lucastag in einem Dorfe (Charleston) bei London abgehaltenen Hornmeſſe ihre Entſtehung? Die Marktbeſucher coſtumiren ſich a la boeuf, die Männer (auch die unvermählten) tragen Hörner, in den Buden ſind vergoldete Hörner zum Verkaufe ausgelegt, und auch die Pfefferkuchen ſind mit dieſer Figur bezeichnet.

19. October.

Aquilinus, Biſchof zu Evreux in Frankreich und Zeitgenoſſe des Königs Chlodwig, war aus einem vornehmen Geſchlechte, und widmete ſich in der erſten Hälfte ſeines Lebens dem Kriegsdienſte, entſchloß ſich aber, als er von einem Feldzuge gegen die Barbaren zurückkehrte, ein Mönch zu werden und ſeine Gattin in ein Kloſter zu ſtecken. Der König ernannte ihn jetzt zum Biſchof. Als aufrichtiges Zeichen ſeiner Bekehrung wählte er ſeitdem die harte Erde zur Lagerſtätte, und bat Gott um Blindheit, damit der Teufel ihn nicht mittelſt Verführung der Sinne zum Rückfall verleite; wohnte, um ungeſtört der Andacht ſich überlaſſen zu können, in einer Zelle, marterte den Leib mit Faſten und Nachtwachen — ſeine Güter hatte er längſt ſchon unter die Armen vertheilt — verrichtete Wunderkuren mit dem Zeichen des Kreuzes und ſtarb im Jahr 500, nachdem er ſein Biſthum 42 Jahre verwaltet hatte.

20. October.

Wendelin, ein Jüngling von königlicher Abkunft, kam aus Schottland nach Deutſchland in die Gegend von Trier, und verdung ſich bei einem Ritter als Schafhirt, was die Vermehrung der Heerde zur Folge hatte. Daß es mit einem Wunder zuging, merkte der Ritter erſt ſpäter aus einem noch größern und augenſcheinlichen Wunder. Er zweifelte nun nicht mehr, daß ſein Schafhirt ein Liebling Gottes ſey, baute ihm eine Zelle, damit er ſeiner Neigung zum Einſiedlerleben ſich hingeben könne, und als der Abt des benachbarten Kloſters mit Tode abging, ward Wendelin, zufolge einer Stimme vom Himmel, ſein Nachfolger.

21. October.

Die heilige Urſula.

(Aus einer Sammlung katholiſcher Kirchenlieder, Köln 1625).

Vionetus in Engelland
War König mächtig ſehr,
Seine Tochter Urſula genannt,
Der Jungfrauſchaft ein Ehr',
Weil ſie mit Chriſti Blut erkauft
Und nach des höchſten Will getauft,
Hat ſie ſich ihm vermählt allein
In Keuſchheit ſtets zu dienen rein.

Sieh da eines Heidenkönigs Sohn[*],
Nach Urſula ſtand ſein Sinn,
Fragt, ob ſie wollte ſeinen Thron
Als ſeine Königin?
Verhieß ihr Land und wilde See,
Sehr große Schätze zu der Eh',
Sonſt wollt' er ſtreiten mit Gefahr
Um ihre ſchöne Jugend klar.

Als Vionetus dies erhört,
Bekümmert er ſich hart,
Sein Reich wollt' er halten ungeſtört
Von Heiden böſer Art,
Darzu ſein Tochter fromm und ſchön
Wollt' er dem Mann nicht zugeſtehn,
Jedoch des Fürſten Drohwort groß
Dem Herzen ſein gab harten Stoß.

Urſula in ihr Zimmer trat,
Ausgoß vor Gott ihr Herz,
Sich in des Herrn Willen gab,
Ohne Trauern, ohne Schmerz.
In einem Schlaf ſie fiel zur Hand,
Alsbald ihr Gott ein'n Engel ſandt',
Derſelbe bracht' ihr gute Mähr,
Was Gott der Herr von ihr begehr'.

Nachdem ſie wohl war unterricht't
Durch engeliſche Lehr[**]
Sie nun zu ihrem Vater ſpricht
Mit frohlicher Gebär':
„Sey nicht betrübt, Gott iſt mit uns,
„Vor ihm beſteht kein Macht, noch Kunſt,
„Kein Menſch mag je verlaſſen ſeyn,
„Der nur auf ihn vertraut allein.

---

[*] Conanus, Sohn des Agrippinus, Beherrſchers der Picten

[**] Die Legende berichtet: Als ſie der Schlaf einſt auf ihrem Betſchemel überraſchte, erſchien ihr ein Engel glanzſtrahlend, und ermahnte ſie, ihren Vater zu beſtimmen, daß er der Bitte des Pictenkönigs willfahre. „Gott wünſcht", ſprach er, daß durch dieſe Verbindung Tauſende zum ewigen Lichte gelangen.

„Ich will den Jüngling nehmen an,
„Doch unter dem Beding,
„Daß du ſammt meinem Bräutigam
„Verſchaffeſt mir geſchwind
„Zehn fürſtliche Jungfrauen zart
„Zu den eilftauſend*) guter Art,
„Adlich, jung, ſchön, tugendreich,
„Zu Gottes Ehr' im Himmelreich.

„Dazu eilf Schiff gar wohl verſeh'n
„Mit Rüſtung allerhand,
„Daß wir drei Jahr von dannen zieh'n,
So fern in fremde Land,
Und unſrer Keuſchheit heilgen Preis
Erhalten rein durch dieſe Reiſ'
Dem Bräutigam im Himmelsthron,
Herrn Jeſu Chriſt, Mariä Sohn."

Da nun der König dies verſtund
Ward er von Herzen froh,
Der Heiden Botſchaft in der Stund
Sprach unverzaget zu:
„Will euer Fürſt mein' Tochter han,
„So ſoll er ſich erſt taufen lahn,
„Und geben Jungfraun edler Art
„Und Schiffe zu der großen Fahrt."

Die edle Botſchaft Urlaub nahm,
Wohl zu derſelben Weil,

---

*) Vionetus ſoll den Abgeſandten des Pictenkonigs bei Einwilligung in die Wünſche ihres Gebieters geſagt haben: „Meine Tochter ſoll ihrer königlichen Würde gemäß von 11,000 Jungfrauen in die Staaten eures Herrn geleitet werden, denn ich zähle eilf mächtige Vaſallen meiner Krone, deren jeder eine Tochter beſitzt. Dieſe ſollen jede unter den Jungfrauen des Landes tauſend wählen." Die Zahl 11,000 iſt aber auch von den Gläubigſten unter den Gläubigen etwas unwahrſcheinlich befunden, daher die Kritik ſchon frühzeitig dem Urſprung dieſer „Dichtung" nachzuſpüren ſich entſchloß. Da fand man denn in einem alten Martyrologium: S. Ursula et Undecimilla VV. MM. oder Sanctae Ursula et Undecimilla Virgines Martyres, ſo wurde die heilige Undecimilla von der Unwiſſenheit vereilftauſendfacht.

Zu ihres Königs Sohne kam
Geſchwind in aller Eil,
Da hielt man Spiel' und Freudenfeſt',
Der junge Prinz erkennen läßt,
Er ſey bereit, ein Chriſt zu ſeyn,
Und ſich gar bald zu ſtellen ein.

Eilend die Kön'ge gleicher Hand
Die eilf Schiffe kaufen ein,
Erkieſen auch durch ihre Land'
Die Zahl der Jungfräulein;
Da ſchauet man viel junges Blut
An Ehr' und Adel trefflich gut.
Sie eilen nun in wenig Tag
Der neuen Königin ſchon nach.

St. Urſula ſie froh umfangt
Die edlen Geſpielen gut,
Dem lieben Gott von Herzen dankt
Für all dies keuſche Blut,
Zeigt ihnen ihr Vorhaben an,
Gab allen auch recht zu verſtahn,
Was zu der Seligkeit gehör,
Damit ſie nie die Sünde ſtör.

Sie nahmen all' den Glauben an,
Und liebten Keuſchheit ſehr,
Das Vaterland auch gern verlahn,
Und gaben ſich aufs Meer.
Da ſchifften ſie ſich fröhlich hin
Zu ſuchen geiſtlichen Gewinn,
Jetzt kommt ein Wind von Gottes Hand,
Der ſetzt ſie an ein fremdes Land.

Den Rheinſtrom ſie da ohne Schad'
Auffuhren ſicherlich,
Bis ſie nach Köln zur heil'gen Stadt —
O Köln des freue dich!
Zu Urſula ein Engel kam
Sprach: „Reiſet fort und kommt gen Rom,
Verrichtet eure Andacht dort,
Und kehret wieder an dieſen Ort.“

Des andern Tags am Morgen früh
Sprach ſie ſo gnadenreich:
„Was mir verkündet in der Ruh,
„Das höret an zugleich,
„Wir ziehn gen Rom und wieder her
„Nach Gottes Will' und Engelslehr,
„Für Alles wird uns dann der Lohn
„Jungfräulichkeit und Marterkron'."

Da hört man von den Jungfrau'n ſchön
Dankſagung und großes Lob,
Daß Gott ſie wollt zu ſich erhöh'n
Durch Noth und Märtertod.
Gen Baſel ſchifften auf dem Fluß,
Dann gingen ſie zu Fuß,
Bis daß ſie kamen in die Stadt,
Da Petrus ſeinen Sitz noch hat.

Als ihre Andacht ſie verricht't
In jungfräulicher Still,
Sie haben ſich zurückgericht't
Gen Köln nach Gottes Will.
Von Hunnen *) da mit Schwert und Pfeil
Getödtet ſind zu ihrem Heil,
Darum ſie jetzt mit Engeln rein
Hell ſingen, jubiliren fein.

Die Chronik von Cöln berichtet: Dort, wo die heiligen Jungfrauen den Tod für die Lehre des Evangelii erlitten, wurden ſie auch verſcharrt. Auf der Stätte,

---

*) Der Verf. der in Surius de probatis Sanctorum vitis T. V. p. 1000 sq. aufgenommenen Legende läßt bloß den Anführer (dux) ſtreifender Hunnen die Urſula begehren, hingegen Gottfried Hagens Reimchronik von Köln (V. 153—379, wo dieſe Legende enthalten iſt) nennt den König Etzel (Attila). Hagen muß alſo, da die kirchliche Ueberlieferung nichts von ihm zu wiſſen ſcheint, die Volksſage zur Quelle gehabt haben. Daß dieſe den Etzel in die Legende einführte, geſchah wohl im Zuſammenhang mit der Heldenſage, denn wahrſcheinlich mochte die Erinnerung an die Nibelungen-Noth am Niederrhein ſich zum Theil in chriſtliche Martyrerſagen umgebildet haben. (Mone Unterſ. S. 292).

welche der Schauplatz ihres Märtyrertodes geweſen, erhob ſich ſpäter eine Kirche, in welche der Biſchof Aquilin den Leib der h. Urſula beigeſetzt hatte. Die Stelle ſelbſt, wo ſie ruhte, war jedoch vergeſſen worden. Als nun um das Jahr 640 Biſchof Kunibert in der Urſulakirche Meſſe ſang, ſiehe da ſchwebte von der Höhe des Chors eine weiße Taube*) herab, umflog dreimal den Hochaltar, und ließ ſich dann, nachdem ſie ſich einigemal auf das Haupt des Biſchofs geſetzt, in einer Seitenhalle nieder, wo ſie augenblicklich verſchwand. Kunibert ließ an der Stelle nachgraben und fand hier auch die Leiche der h. Urſula mit einer ehernen Tafel mit der Inſchrift: „Sancta Ursula.“ Ueber der Stätte erhob ſich jetzt ein marmornes Grab, geſchmückt mit dem Bilde der Heiligen, zu ihren Füßen die Taube. Die Stelle aber, wo die Leiber der 11,000 Jungfrauen ruhten, duldete keine andere Leiche, denn wenn man hier einen Todten beigeſetzt hatte, ſo fand man die Leiche am andern Tage wieder über der Erde.

Im Laufe der Zeiten war die h. Urſula und ihre Geſellſchaft die Schützerinnen der Stadt Köln. Oft erſchien ſie dem die Stadt belagernden Feinde auf der Mauer, und zwang durch ihren Anblick, die Belagerung aufzuheben. Als Stadtpatronin iſt die h. Urſula mit ihren Jungfrauen in dem Dombilde auf dem linken Flügel abgebildet. (Weyden, köln. Sagen S. 250).

22. October.

Cordula, eine der 11,000 Jungfrauen der heil.

---

*) Der Volksglaube, daß die Seelen der Abgeſchiedenen Vogelgeſtalt annehmen, iſt älter als das Chriſtenthum (ſ. Grimm Deutſch. Myth. S. 88.)

Urſula, die ſich mit ihrem Märtyrerthum um einen Tag verſpätet hatte, denn als ſie ihre große Geſellſchaft von den barbariſchen Hunnen niederpfeilen ſah, erwachte in ihr die Luſt zum Leben, und ſie verbarg ſich im Schiff *). Aber mit dem Morgen kehrte der Todesmuth wieder bei ihr ein, und ſie empfing, wie ihre Geſpielinnen, die Marterkrone, nach welcher ſie ſo ſehr ſich ſehnte.

23. October.

Biſchof Severin war um's Jahr 362 zum geiſtlichen Oberhaupt der Stadt Köln erwählt worden. Acht und zwanzig Jahre wirkte er in ſeinem Amte, ſeinen Ketzereifer gegen die Arianer richtend, und als er die Ordnung hergeſtellt, weihte er ſeinen Diakon, den h. Evergiſt, zum Prieſter, und ging heim nach Bordeaux **) in Aquitanien, wo er einige Jahre ſpäter ſtarb. Es geſchah nun, daß es im Gebiet von Köln drei volle Jahr nicht regnete. Dadurch entſtand Dürre und Noth. Evergiſt, der Nachfolger ſeines Meiſters im Bisthum, erhielt nun in einem Traum die Weiſung, daß dieſe

---

*) Dieſer Umſtand berechtigt zu der Vermuthung, daß die Sage vom Martyrertod der h. Urſula ꝛc. aus Irland ſtamme, wo Creirddylad das Zeichen der (herbſtlichen) Flut (naſſen Jahreszeit) perſonifizirt erſcheint, als Tochter des Llyr (Seeſtrand). So wurde ſie Cordelia die Tochter des Königs Lear (Davies Myth. of the british Druids p. 206). Aus Cordelia konnte leicht auch Cordula geformt werden.

**) Severin von Köln, der am Ende des 4. Jahrhunderts lebte, wird hier mit Surinus, dem Biſchof von Bordeaux, der zu Anfang des 5. Jahrhunders lebte, verwechſelt.

Noth dadurch entſtanden, weil der Leichnam Severins nicht in Köln aufbewahrt würde. Es zogen alſo mehrere Kölner Bürger gen Bordeaux, und erhielten auf ihr inſtändiges Flehen den halben Körper des heil. Biſchofs. Dieſe Reliquien wurden in Köln mit großer Freude empfangen, und in der Kirche, die der heilige Severin außerhalb der Stadtmauern erbaut, und den Heiligen Cyprian und Cornelius geweiht hatte, beigeſetzt. Bald darauf kam ein fruchtbarer Regen, und ſo ward die Theuerung gehoben. (Nach der Kolner Chronik.)

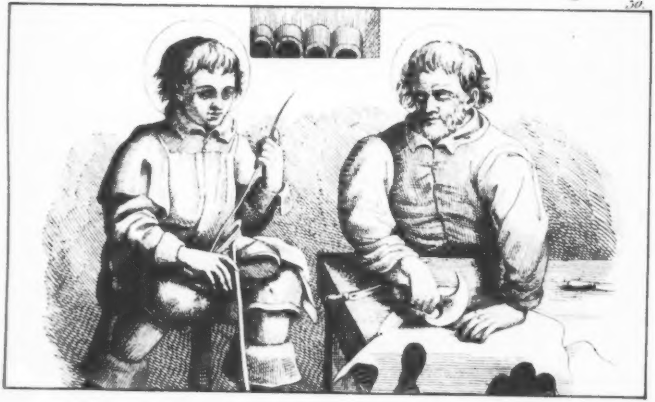
24. October.

Dieſer Tag iſt dem Erzengel Raphael gewidmet. Die Motive, welche dazu die Kirche beſtimmt haben dürften, wolle man S. 615 nachleſen.

25. October.

Criſpin und Criſpinian, zwei junge Römer von hoher Geburt, gingen im dritten Jahrhundert als chriſtliche Miſſionäre nach Frankreich, wo ſie ihre Zeit ſo eintheilten, daß ſie am Tage Prediger, und Nachts — Schuſter waren, daher in Schottland die Schuhmacher den Criſpin im Wappen haben, auch ein Ledermeſſer mit einer Königskrone, denn ſie nennen ſich dort ein königlich Gewerbe. Die beiden heiligen Zunftverwandten des Jacob Böhme hatten zu ihrer Zeit in Soiſſons mit ihrer neuen Lehre nicht weniger Aufſehen erregt, als der Philoſoph von Görlitz mit der ſeinigen. Warum ſie zu ihrer nächtlichen Beſchäftigung das Schuſterhandwerk wählten? warum Criſpin ſpäter als König dargeſtellt wurde? Dieſe Fragen wird die hiſtoriſche

30.



Kritik nun ſchwerlich zu löſen vermögen. Nur dieß kann mit Gewißheit angenommen werden, daß der römiſche Statthalter Riccius Varus ihren Bekehrungseifer zu mißbilligen ſchien, denn weil ſie auf ſeine Warnung: **Sutor ne ultra crepidam!** nicht hören wollten, ſo überlieferte er ſie dem Märtyrertod.

26. October.

Evariſtus, Sohn eines Juden aus Bethlehem, der fünfte Nachfolger im Hirtenamt des Apoſtels Petrus. Unter andern von ihm aufgeſtellten Satzungen iſt das Verbot der heimlichen Ehe die wichtigſte. Er beſtimmte zuerſt, daß nur die prieſterliche Einſegnung der Ehe ihre Gültigkeit gebe. Unter Kaiſer Trajan ſtarb er den Märtyrertod und wurde auf dem Vatican begraben.

27. October.

Sabina wurde nebſt mehreren andern Glaubenshelden zu Avila in Spanien unter dem Landpfleger Datian (288) einem qualvollen Martertod überliefert, nach anderer Tradition nur enthauptet.

28. October.

Simon der Kananiter, d. h. der Eiferer*), und Judas, zwei Apoſtel, ſollen zugleich an dieſem Tage die Märtyrerkrone erworben haben**). Eine britiſche

---

*) Nicht weil er aus Kana geweſen, ſondern das hebr. Wort bedeutet den Eiferer (für den Glauben), und iſt hier griechiſch gewendet.

**) Die Griechen aber feiern den Märtyrertod des Judas am 19. Juni, und den des Simon am 10. Juni.

Sage läßt Simon nach der Apoſteltheilung Brittanien beſuchen und dort das Märtyrerthum erringen, daher heute ein Feiertag der engliſchen Kirche. Judas, auch Thaddäus genannt, ſoll ein Sohn Joſephs von einer frühern Frau geweſen ſeyn, und in Perſien das Märtyrerthum ſich verdient haben. In alten Runenkalendern findet man als Zeichen dieſes Tages ein Schiff. Liegt darin vielleicht eine Anſpielung auf die frühere Beſchäftigung dieſer Apoſtel als Fiſcher? Dann wäre ein Netz oder ein Fiſch (wie bei Matthias 24. Februar) bezeichnender geweſen. Eher dürfte auf die Arche Noä hingewieſen ſeyn, denn gerade um dieſen Zeitpunkt (October — November) trat nach bibliſcher Angabe der 40tägige Regen ein, welcher die Sündfluth (d. h. die Herbſtregen) herbeiführte. Dann erklärt ſich auch, warum in England dieſer Tag, wie der Swithinstag (15. Juni), als Regenbringer im Verrufe iſt, und die eigentliche Grenze des Sommers und des Winters bildet wie aus folgenden Diſtichen erhellt:

Festa dies Judae prohibet te incedere nude,
Sed vult ut Corpus vestibus omne tegas.
Festa dies Judae cum transiit atque Simonis
In Foribus nobis esse putatur Hiems.
Simonis. Judae post Festum vae tibi nude
Tunc inflant Venti mala gaudia veste carenti.

Zu deutſch:

Kleide nicht leicht dich am Feſt der Apoſtel Simon und Judä,
Sondern hülle dich ein in den wärmenden Pelz,
Merk' es dir wohl, am Tag der hier genannten Apoſtel
Guckt der Winter gewiß dir zum Fenſter herein.
Sehr zu beklagen iſt nun die Armuth im dünnen Gewande,
Welches ein ſtürmiſcher Wind ſich zum Segel gewählt.

Es dringt ſich zwar hier die Frage auf: Wie kam Noah's Arche in einen nordiſchen Runenkalender? Darauf gibt es jedoch eine einfache Antwort: Irland war bekanntlich im nordweſtlichen Europa die früheſte Pflanzſtätte des Chriſtenthums. Die Accomodationstheorie der Miſſionäre griff mit Eifer Alles auf, was zu einer Verſchmelzung der druidiſchen Myſterienſprache mit bibliſchen Bildern ſich nur einigermaßen eignen wollte. Da fanden ſie das männliche Prinzip der Iren, den Jahrgott Hu, deſſen Geſchichte ſo viele agrariſche und kalendariſche Elemente enthält, „in einem wogenden Schiffe ſitzend, wie er darin die Geſchlechter der Erde rettet und den Samen der ganzen Vegetation. Denn die Fluth iſt das jährlich ſich wiederholende große Drama der naſſen kalten Winterzeit*).“ „Hu iſt der einzige Gott und ſein Name bedeutet Durchdringungskraft**). Er iſt der größte und höchſte, und wurde Chriſtus gegenübergeſtellt und im 5ten Jahrhundert waren wäliſches Heidenthum und Glauben an Hu ſynonyme Begriffe, obgleich die Barden dieſer ſpäten Zeit noch Eigennamen und Eigenſchaften des Gottes kennen, welche ſeiner primitiven Bedeutung angehören.“ (Eckermann a. a. O. S. 162). „Die Beziehung des Hu auf die

---

*) Eckermann Religionsgeſchichte III. 2. S. 161. Darum wird Niord, derjenige von Odins Monatsſöhnen, welcher den October unter ſeine Obhut nimmt, von Fiſchern und Seefahrern angerufen, denn unter ſeiner Herrſchaft tritt die herbſtliche Regenzeit ein, er ſteht den Gewäſſern vor, ſeine Wohnung aber heißt Noatun, d. i. das Land der Schiffe, entweder weil das Meer ſein Gebiet iſt, oder weil in dieſem Monat die Schiffe ans Land gezogen werden.

**) Owen Welsh Diction. s. v. *Hu*.

Natur wird dadurch deutlich, daß er mit ihr gleiches Schickſal hat. Er iſt geſtorben (wie Oſiris), und weil er der Haupttodte, darum auch (wie Oſiris) Todtenrichter. Er beſiegt aber auch den Tod, denn er ſteht im Frühjahr wieder auf. Hu iſt der Mann des Pfluges und das Korn zugleich, ſo dem Jahreswechſel unterworfen, bald lebend, bald todt. Er hat auch ein Schiff mit eiſerner Thüre, das iſt die Wohnung des Hades, in welchem die Sonne zur Winterszeit verborgen weilt, es iſt die Tiefe, aus welcher alles Leben quillt. Er gab den Menſchen den Pflug und den Samen in die Erde zu ſtreuen, und die Leichen birgt er in die Erde als Samen der Ewigkeit.“ (Seite 164). „Hu hat die Welt gebaut, er iſt der Phallus unbeſiegbarer Zeugungskraft, gleichwie ſeiner Gattin (Ceridwens) Waſchbecken als Symbol des empfangenden Mutterſchooßes erſcheint, als Zelle und Schiff für den Samen der werdenden Welt. Hu hat das Weltſchiff durch den Thierkreis geführt, und im Zeichen des „Stiers“ gerettet aus der Winterfluth, er hat die Ladung geborgen und läßt den Samen nun ausſtreuen, auf daß ſich die Erde mit neuem Grün bekleide. Die Fahrt durch den Thierkreis iſt aber auch die Bahn des Lebens und der Seele, alſo eine ſymboliſche Darſtellung der Einweihung durch den Myſtagogen.“ (Seite 169). Aus dieſen wenigen Sätzen entnimmt man, daß auch die Druiden im Herbſte Myſterien feierten, in welchen ſie den Tod des Jahres als Bild des menſchlichen Sterbens gebrauchten und auf die Auferſtehung im Frühlinge tröſtend hinwieſen; wir erſehen ferner, daß auch ihnen die Erde ein Todtenſchrein iſt, welcher den Samen bis zur Wiedergeburt birgt, ein Schiff, welches wie die Arche Noä ein Samenbehälter, endlich Charons Seelenſchiff, das über den

Strom der Wiedergeburt ſetzt, der die Ober- und Unterwelt abſcheidet, alſo mit dem Phäakenſchiff zu vergleichen, das, lautlos rudernd, in Einer Nacht den Ulyſſes in die ferne Heimath ſegelte. Der Strom aber iſt der Styx, den die Aſtrologen im Zeichen der „Waage“ — von wo jetzt die Sonne in's benachbarte Zeichen des „Scorpions“ übergeht — hinzeichneten (**Firmic. VIII., 12**). Aber jener in Dresden im grünen Gewölbe aufbewahrte, auf einer Schlachtſenſe ausgebauene deutſche Runenkalender, läßt am 28. October das Schiff vermiſſen, hingegen erblickt man an deſſen Statt eine Lanze*). Sollte dieſe nicht der Stachel des Scorpions ſeyn?

29. October.

Narciſſus, Biſchof von Jeruſalem, welcher, verleumdet den Entſchluß faßte, in die Einöde zu gehen, aber noch in hohem Alter wieder in ſein Amt zurückberufen wurde. Er wird in einigen Martyrologien mit dem gleichnamigen Apoſtel von Augsburg (vergl. S. 515), dem Bekehrer der h. Afra, verwechſelt.

30. October.

Germanus, Biſchof zu Capua, erlöſte den Erzdiacon Paſchaſius mittelſt einer Hoſtie aus dem Fegfeuer. Der h. Benedict hingegen ſah wieder des Germanus Seele in Kugelgeſtalt mit ungemeinem Glanz von Engeln gen Himmel führen.

---

*) Bericht vom Jahr 1842 an die Mitglieder der deutſchen Geſellſchaft zur Erforſchung vaterländiſchen Alterthums in Leipzig. (1842.) S. 29

31. October.

Wolfgang (Gangolf, **Lupambulus**), Biſchof von Regensburg, gebürtig aus einer ſchwäbiſchen Adelsfamilie, zeigte ſeine Beſcheidenheit dadurch, daß er auch in dieſer Würde den frühern Mönchshabit nicht ablegen wollte († 999). Dieſer Patron der Baiern wird gegen Schlagflüſſe, und von den Hirten als **Lupercus**, als Abwehrer der Wölfe, angerufen. (Grimm, Deutſche M. p. 1190.)

November.

Sinndeute des Monatszeichens:

„der Schütze"

von den Braminen und Arabern: der „Bogen", von Griechen und Römern auch der: der „Reiter" (Ἱππότης, Eques) genannt.

> *Venantem* Diana *virum* sed partis equinae
> — — — (fovet) — — — —
> *Manilius.*

Die Genealogie, Beſchäftigung und Eigenſchaften Chirons, des „Schützen" im Thierkreiſe, wurden von dem chriſtlichen Kalender in der Wahl ſolcher Heiligen, für den dem „Schützen" entſprechenden November, die entweder durch die Bedeutung ihres Namens oder durch die Geſtalt ihres Martyriums zu Beziehungen Gelegenheit gaben, wieder in Erinnerung gebracht. Der „Jäger" Hubert (3. November) ſpielt auf die Beſchäftigung des Schützen an; der „Reiter" Martinus auf ſeinen Namen (Hippotes, Eques) und ſeine Pferdefüße; Saturnin (29. November) auf ſeinen Vater Saturn; das Rad (Martyrium) der Katharina (25. November) auf das Rad Ixions, den eine andere Tradition für Chirons Vater ausgibt; der Anker des Clemens ſpielt auf den Ocean, Chirons Großvater an; und Philyra (i. e. *Φιλολύρα*: die Lyrafreundin), des muſikaliſchen Chirons Tochter, iſt durch Cäcilia (22. November) erſetzt. Mit dem h. Martin hat Chiron aber die meiſte Verwandtſchaft, denn wenn es heißt: Chiron habe dem Bacchus in den Bacchationen die erſte Anweiſung ertheilt

(Ptol. Heph. IV.), ſo fallen einem unwillkührlich die „Martinstränke" (Martinalia = Bacchanalia) ein; obſchon die ärztliche Praxis des Chiron wieder an Huberts Heilanſtalt gegen die Hundswuth denken läßt. Indeß beziehen ſich ſowohl ſeine mediciniſchen, als muſicaliſchen Verdienſte auf die wohlthätigen — den Dämonen der Unfruchtbarkeit entgegenwirkenden — Eigenſchaften, die man dem in dieſem Monat dargebrachten Pferdeopfer — worauf Chirons untere Leibeshälfte anſpielt — zuſchrieb. Die obere Hälfte: der den Bogen ſpannende Schütze, verräth noch eine fortgeſetzte unheilbringende Thätigkeit des Scorpionsſtachels, weil im November die Vegetation ſtirbt*) und anſteckende Krankheiten herrſchen; Diana, die dieſem Monat als eine der zwölf Gottheiten vorſteht, hat eben den erymanthiſchen Eber in die Weinberge des Oeneus geſchickt. Aber Melaager wehrt der Zerſtörungswuth, Mars iſt durch das ihm dargebrachte Pferdeopfer verſöhnt, Chiron, der Schütze, verwandelt ſich in den Arzt, und die Dämonen verſcheuchenden Töne ſeiner Lyra verkünden die wieder eingetretene Harmonie in der Natur.

*

1. November.

Das Feſt aller Heiligen wurde von der griechiſchen Kirche ſchon im 4. Jahrhundert, aber am Sonntag nach Pfingſten begangen; denn man hat eine Homilie des Chryſoſtomus (Hom. 74 de Martyribus) auf dieſen Tag, und Leo Allatius (de hebdom. c. 31) hat mehrere Beweiſe für das Alterthum der Benennung κυριακὴ τῶν ἁγίων beigebracht. Für Rom war dieſes Feſt urſprünglich auf den 12. Mai ingeordnet, an welchem Tage der Winter ernſtlich Abſchied nimmt, denn in den erſten 12 Nächten des Mai, wo die alten Römer die Lemuren umgehend dachten, walten noch die weinmörderiſchen Nachtfröſte, die gar viele Blüthen zerſtören; und um der um dieſe Zeit vorherrſchenden Wirkſamkeit der Dämonen zu begegnen, wollte man den Beiſtand der Heiligen gegen ſie anrufen. Aber von Gregor IV. (835) ward dieſes Feſt auf den Winteranfang, auf den 1. November verlegt, weil man es zweckmäßiger fand, bei dem Eintritt der Dämonenherrſchaft ſich gegen ſie zu wahren, als zur Zeit, wo ihr Einfluß aufhört. Als Grund gab man an — den eigentlichen, wie immer verhehlend, um nicht auf eine Verwandtſchaft mit heidniſcher Sitte aufmerkſam gemacht zu werden — daß der Landmann um dieſe Jahreszeit mehr Muße zu einer Feſtfeier habe! Der wahre Grund war jedoch, weil bei den meiſten Völkern keltiſchen Urſprungs an dieſem Tage von den älteſten Zeiten her ein großes Feſt Statt fand, welchem jetzt die Kirche einen chriſtlichen Anſtrich geben wollte. In Finnland, wo man das heidniſche Feſt noch im vorigen Jahrhundert beging, hieß es nach dem isländiſchen Gott der Winde: Kauri. Man ladet die Geiſter ein, an dem Mahle Theil zu nehmen, gewöhnlich ſchlachtet man ihnen ein Schaf. In Schweden werden den Elfen (die man für abgeſchiedene Geiſter hält, welche nicht ſelig werden können) Speiſen und Getränke hingeſetzt. Die Ehſten ſetzen am 2. Nov. Nachts den Verſtorbenen Speiſen auf, und freuen ſich, wenn Morgens etwas davon verzehrt iſt. Bei allen Slawen war es Sitte, nicht nur am Tage der Beſtattung, ſondern auch jährlich ein Todtenmahl — wovon das erſtere den jüngſt Verſtorbenen, das letztere die Verſtorbenen überhaupt anging — anzurichten. Das jährliche Todtenmahl hieß bei den Litthauen Chauturas (Todtengabe). Dabei meinte man, ſeyen die Seelen perſönlich zugegen. Man warf ihnen ſchweigend kleine Stücke Nahrung unter den Tiſch, glaubte auch, ſie rauſchen zu hören, und ſich vom Duft und Dampf der Speiſen nähren zu ſehen. Nachher wurden ſie mit folgender Formel entlaſſen: „Vergebet Seelen der Verſtorbenen, erhaltet uns Lebenden den Segen und gebet Ruhe dieſem Hauſe! Gehet, wohin euch das Geſchick ruft, aber richtet bei dem Fliegen über unſere Schwellen, Hausfluren, Wieſen und Felder keinen Schaden an!“ (Hanuſch M. p. 408). Wahrſcheinlich waren es alſo auch in England die Geiſter der Verſtorbenen, welche man dort vor der Reformation mit Haferkuchen am Allerheiligenabend zu ſänftigen trachtete, in St. Kilda war er dreieckig und an den Ecken gefurcht. Obſchon er den Beſuchern vorgeſetzt oder an die Armen vertheilt wurde, ſo gehörte er doch den Geiſtern. Für ſie wurde er gebacken, und zwar für jedes Familienglied ein beſonderer. Aus welchem andern Grunde, als um die Schatten zu beſchwichtigen, damit ſie keinem Lebenden Schaden zufügen? Darum eben bedurfte jede Perſon eines beſondern Opferkuchens. Daß dieſe Vorkehrungen nur eine Folge der Furcht waren, indem man wähnte, im Unterlaſſungsfalle im nächſten Jahre ſelbſt die Zahl der Geiſter zu vermehren, erhellt deutlich aus folgendem, im ſchottiſchen Hochland üblichen Gebrauch: Im Kirchſpiel Lackendar zünden die Einwohner jedes Dorfes an dieſem Abend ein Feuer an. Iſt es ausgebrannt, ſo wird die Aſche ſorgfältig in Form eines Kreiſes geſammelt. Nahe am Rande wird für jedes Familienglied ein Stein hingelegt, findet man ihn nachher nicht mehr genau an derſelben Stelle, oder iſt er vor dem nächſten Morgen beſchädigt, ſo ſchließt man daraus, daß die betreffende Perſon im nächſten Jahr ſterben werde. In Nordwales zundet jede Familie in dieſer Nacht auf dem hervorragendſten Platz neben dem Hauſe ein Feuer an, und wenn es erloſchen iſt, wirft jeder in die Aſche einen weißen Stein, alsdann ſpricht die ganze Familie ein Gebet, geht um das Feuer herum, und begibt ſich zu Bett. Am folgenden Morgen werden die Steine herausgeſucht, und fehlt einer, ſo deutet man den bald zu erfolgenden Tod der Perſon, die ihn hineinwarf. Der Umſtand, daß dieſer Gebrauch, mit nur geringer Verſchiedenheit, ſich an mehrern Orten vorfindet, iſt ein deutlicher Beweis, daß er keltiſchen Urſprungs iſt. Wie man in dieſer Nacht die unſeligen Geiſter beſchwichtigen will, daß man im nächſten Jahre nicht von ihnen aus dem Leben abgerufen werde — was die Kirche durch das Allerheiligenfeſt erſetzte, an welchem Jeder, anſtatt nach heidniſcher Art die Geiſter zu verſöhnen, die Fürbitte ſeines Namensheiligen im Himmel um fernere Lebensdauer anſprechen ſolle — ſo ward der

---

*) Legis, welcher den Gott Uller (einen von Odins Monatsſöhnen) ebenfalls für den „Bogenſchützen" des Kalenders erkennt, meint: „ſeine Pfeile ſind die Schneeflocken".

2. November.

als Feſt aller Seelen, in ganz uneigennütziger Abſicht, nur den abgeſchiedenen Geiſtern gewidmet, für deren baldige Erlöſung aus dem Fegfeuer man beten müſſe. Dieſes Feſt kam i. J. 998 durch das Anſehen Odilo's, Abts von Clugny, in die lat. Kirche. Die Veranlaſſung zur Stiftung deſſelben wird verſchiedentlich erzählt. Sigebertus Gemblacenſis meldet, Odilo habe, als er einſt dem Aetna ſehr nahe geweſen, die abgeſchiedenen Seelen jämmerlich ſchreien, und um Errettung aus dem Fegfeuer flehen hören, worauf er zur Erfüllung ihres Verlangens in ſeinem Kloſter zum Feſt aller Seelen Anſtalt gemacht, das aber, um der ausgebreiteten Brauchbarkeit willen, hernach von Johann XVII. beſtätigt, und zur allgemeinen Wohlthat gemacht worden. In Fleury's allg. Kirchengeſch. Bd. 59 §. 56 wird die Sache etwas anders berichtet: Ein frommer Ritter kam von ſeiner Wallfahrt nach Jeruſalem zurück. Unterwegs verirrte er ſich, und traf einen Einſiedler an, der, als er vernahm, er ſey aus Frankreich, ihn fragte, ob er das Kloſter Clugny und den Abt Odilo kenne? Als der Pilgrim dieß bejahte, ſagte der Eremit: Gott hätte ihm entdeckt, daß Odilo die Seelen von den Strafen erretten könne, die ſie in der andern Welt leiden müßten. Er ſollte alſo bei ſeiner Rückkehr den Odilo und ſeine Communität ermahnen, ihre Fürbitte für die Todten fortzuſetzen. Hierauf verordnete alſo Odilo durch ein Generaldecret, daß man den Tag nach Allerheiligen künftig auch das Gedächtniß aller Seelen feiern ſolle. Unter dieſen durch ſein Gebet Erlöſten ſoll ſogar ein Pabſt (Benedict VIII.) geweſen ſeyn, welcher, als er noch im Fegfeuer ſchmachtete, dem Biſchof Johannes von Porto erſchienen war, und ihn gebeten hatte, daß er Odilo bewege, ihn los zu beten, wozu Odilo ſich willig zeigte, und nach einiger Zeit war Benedict einem Mönch, Namens Hildebert, im Traum erſchienen, und hatte ihn erſucht, daß er in ſeinem Namen Odilo danke, denn er habe ihn aus dem Fegfeuer herausgebeten. Da nun dieſe Anſtalt den Klöſtern der Cluniacenſer ungemein viel einbrachte, indem die Anverwandten der Verſtorbenen ihnen theils freiwillig, theils durch Vermächtniſſe große Summen auszahlten, ſo bekamen die Biſchöfe Luſt, ſich zu einem ähnlichen Einkommen zu verhelfen; dieß beſtimmte Johann XIX. i. J. 1006, es zu einem allgemeinen Feſttag zu erheben. Der altitaliſche Urſprung deſſelben iſt ſo wenig zu bezweifeln, daß auch Grimm (D. M. p. 865) durch den Allerſeelentag, an welchem die Kirchhöfe beſucht*) und die Gräber bekränzt werden, ſich an

---

) In Neapel iſt der alte Campo ſanto geöffnet, und in der Kapelle wird Gottesdienſt gehalten. Viele finden ſich dann aus Neugier ein, viele aber auch, um für ihre hier beſtatteten Verwandten zu beten. Sodann gehen ſie auf's Land, und zechen und ſchmauſen dort „zur Erleichterung der Seelen im Fegefeuer." In den Straßen, die nach dem Todtenacker führen, hält man an dieſem Tage Zweige mit eßbaren Beeren feil, die legno santo (heil. Holz) genannt werden. Die Conditors verkaufen kleine Todtenköpfe und Gerippe aus Zucker für Kinder. Bisweilen backen ſie ſogar Todtenköpfe in natürlicher Größe. Ueberall ſieht man Knaben mit Taſchen, auf welche Todtenköpfe gemalt ſind. Bekannte ſtecken ihnen Geld zum Naſchen hinein. Arme Jungen betteln mit ſolchen Täſchchen, indem ſie „I morti! i morti!" rufen). In Palermo wird an dieſem Tage die bekannte Kapuziner-Todtenhalle mit Wachskerzen beleuchtet und vom Volke beſucht. (Martens Ital. II. Seite 573). In Rom werden Mandelteige in der Form von Bohnen**) und von Todtenknochen verzehrt. Selbſt an den Gräbern werden Kronleuchter angezündet, die der Römer deswegen begafft, weil ſie aus Menſchenknochen gebildet ſind. (Ausl. 1833 Nr. 188). Zu Bonneval in Frankreich bäckt man „Todtenbrode," eine halbe Hand groß, die am Allerſeelenfeſte in jedem Hauſe das Frühſtück bilden. Urſprünglich gab man ſie zweifelsohne den Todten als Wegzehrung mit (Mem.

*) Mayer, Neapel und die Neapolitaner II. S. 127.

**) Daß die Bohnen eine Todtenſpeiſe ſind, wurde ſchon S. 60 erwieſen.

drei Feſttage der heidniſchen Römer erinnerte, an welchen die Unterwelt geöffnet war (**mundus patet**), und die Manen (die ſeligen Geiſter der Verſtorbenen, von welchen die unheimlichen, ſchreckenden Larven und Lemuren zu unterſcheiden ſind) emporſtiegen. Es ſcheint, als ob der 1. November das Gegenſtück zum 1. Mai bilden ſollte, denn in beiden Nächten haben die Höllengeiſter ihren Tummelplatz auf der Oberwelt. „In der Nacht des Allerſeelentages zeigen ſich auf dem Gutberge bei Schönau in der ſächſiſchen Lauſitz große Feuergeſtalten von koniſcher Form in bedeutender Menge, ſie bilden Gruppen, und halten Ringeltänze, ſchlürfen dann mit Gedankenſchnelle über die Kirchhofmauer und verſchwinden.“ (Gräve Volksſ. d. Lauſ. S. 134).

3. November.

Der Schutzpatron der Jäger, **Hutbert** (verkürzt Hubert), welcher die Jagdluſtigen vor Unfällen bei Ausübung ihrer thiermörderiſchen Paſſion behüten ſoll, auch gegen die Wirkungen des Hundsbiſſes angerufen wird, war, der Legende zufolge, ein Sohn Bertrands, des Fürſten von Aquitanien, und Freund des Königs Theodorich, welcher i. J. 680 zur Regierung kam. Hubert zeugte mit der ſchönen Floribona einen Sohn Floribert, der ſpäter ſeinem Vater im Bisthum

---

de l'academie Celtique IV. p. 433.) In Württemberg iſt es an mehrern Orten, zumeiſt in Tübingen, an dieſem Tage Sitte, daß die Bäcker „Seelenwecken“ (eine Art mürben Backwerks), theils für ſich auf den Kauf, theils auf Beſtellung backen. Für die Reichen kommt Zucker dazu, daher ſie auch „Zuckerſeelen“ heißen. (Schöffer's Jhrztb. S. 147.)

zu Lüttich nachfolgte. Von Haus aus war Hubert mit Pſalter und Brevier weniger bekannt, als mit dem Jagdrevier. Selbſt am Charfreitag konnte er ſeine Weidmannsthätigkeit nicht unterdrücken. Da erbarmte ſich ein Hirſch, auf den er es abgeſehen, großmüthig ſeiner Seele, er erſchien vor ihm mit einem Crucifix zwiſchen dem Geweih, und eine Stimme erſcholl: „Hubert, bekehre dich, und entgehe der Verdammniß!“ Hubert fragte: „Herr, was willſt du, daß ich thue?“ Die Antwort lautete: „Gehe nach Maſtricht zum Biſchof Lambert, der wird dir's ſagen!“ Sogleich that er ein Religioſenkleid an, und ging als Büßender in den Ardennerwald, ſpäter nach Rom, wo ihn Papſt Sergius zum Nachfolger des heil. Lambert im Bisthum von Maſtricht ernannte. Er verlegte den Biſchofsſitz nach Lüttich, bekam Offenbarungen und ſagte ſein Ende auf den 30. Mai 727 voraus. An ſeiner Gruft in der Peterskirche geſchahen Wunder. Hundert Jahr nach ſeinem Tode wurde ſeine Leiche in's Benedictinerkloſter Andain in den Ardennerwald gebracht *).

Warum eben dahin? Darauf antwortet Pelletier (in ſeiner Hist. des Celtes): „In dieſem Walde prangte in der Heidenzeit das Bild der keltiſchen Jagdgöttin. In dieſem Forſte wurde ihr von den Galliern geopfert.“

Sobald ein Kranker in St. Hubert im Ardennerwalde bei den dortigen Mönchen, die Hülfe des Heiligen anſprechend, anlangt, ſtellt er ſich in der Kirche dar, ein Prieſter macht ihm einen leichten Einſchnitt in die Stirne, in den er ein zur Eiterung reizendes Kraut legt, und den Kopf mit Binden verbindet. Dieſes Kraut wird für einen Faden von der Stola des Hei-

---

*) Vulpius, die Vorzeit I. S. 5.

ligen gehalten. Die Mönche ſchreiben eine ſechs Wochen lang ſtrenge Lebensordnung vor. Am 9. Tag wird die Binde von der Stirn abgenommen und im Chor der Kirche feierlich verbrannt, die Geneſung des Kranken wird mit Gepränge gefeiert, und nach 40 Tagen die Heilung als vollendet angeſehen. Die Lebensordnung beſteht in folgenden Vorſchriften: Der Kranke wäſcht ſich nicht, wechſelt die Wäſche nicht, ſpeiſt täglich auf demſelben Teller, darf keinen weißen Wein trinken, ſich nicht im Spiegel ſehen, muß im Gehen ſtets gerade vor ſich hinblicken u. ſ. w.

Da die Entfernung die Kranken oft verhinderte, früh genug in St. Hubert einzutreffen, ſo beſchleunigte die Angſt die Entwicklung des Uebels, wodurch das Anſehen des Heiligen geſchwächt werden konnte. Daher verbreiteten die Mönche die Nachricht, daß eine in Belgien lebende Familie zu den Nachkommen des Heiligen gehöre, und deren Glieder die Kraft beſitzen ſollen, durch das, mit dem Daumen auf die Stirn des Kranken gemachte, Zeichen des Kreuzes und eine dabei ausgeſprochene Formel, die Gewalt des Uebels auf ſechs Wochen zu lähmen. Dieſer Aufſchub gibt immer Zeit, nach St. Hubert zu wallfahrten. Die Hubertsfamilie hat auch die Gabe, Thiere vor der Waſſerſcheu zu bewahren, indem ſie ihnen den Hubertsſchlüſſel auf die Stirn drückt. Schon der Anblick eines Gliedes dieſer Familie ſoll den wüthendſten Kranken ſo beruhigen, daß er ſich binden läßt. Oben wurde geſagt, daß alle von tollen Hunden Gebiſſenen bei'm heil. Hubert Hülfe ſuchten. Da aber nicht Jeder gleich zu ſeiner Kapelle reiſen konnte, ſo iſt ein anderer Ort mit gleicher Kraft ausgerüſtet, und ein Aufſchub von 40 zu 40 Tagen ward von den Bernhardinern als Verlängerungs-Privilegium gegeben. Die Kur ſelbſt wird benannt: **La Taille de la St. Etoile.** Dabei fällt der Gebiſſene vor den Etoiliten auf die Knie, und bittet um Befreiung von ſeiner Raſerei. Für die Kinder können Eltern und Verwandte bitten. Darauf erhält der Gebiſſene Zeit zur Reiſe zur Abtei. Er muß aber neun Tage nach einander beichten und communiciren, auf neuen Betten liegen (welche nachher dem Kloſter anheimfallen), aus einem beſondern Napfe rothen Wein, mit Waſſer vermiſcht, trinken, nur Weißbrod eſſen, Hühner, Fiſche, Eier, Alles aber kalt. Binnen 4 Tagen darf er ſeine Haare nicht kämmen, muß ſeinen Gurt dem Prieſter zugeben, der ihn zu Aſche verbrennt und dieſelbe in einen Teich ſtreut. Darauf wird ihm der Gürtel des Heiligen umgelegt. Dieſer wurde in einem Traum dem Papſt Sergius von einem Engel gezeigt (**Baron. X. ad A. 844**), welcher ſprach: „Hubert! Sieh dieſen Gürtel, welchen dir die heil. Jungfrau ſendet. Er wird dir ſeyn ein beſtändiges Zeichen deiner freien Macht und Gewalt über die Teufel, über giftige Thiere und den wüthenden Biß.“

4. November.

Emerich, Sohn des Ungarkönigs Stephans des Heiligen, war durch eine Stimme vom Himmel ermahnt worden, ſeine Jungferſchaft zu bewahren, daher er, ungeachtet in der Folge mit einer Königstochter verlobt, dennoch bis an den Tod 1030 ſeine Keuſchheit zu bewahren wußte. Er liegt in der Gruft zu Stuhlweißenburg.

5. November.

Zacharias, Vater Johannis des Täufers, wurde noch im erſten Jahr v. Chr. Geb. auf des Herodes Befehl im Tempel zu Jeruſalem vor dem Altar getödtet, weil die Juden ihn anklagten, daß er behauptete: eine Jungfrau werde ohne Verletzung ihrer Jungfrauſchaft gebären *).

6. November.

Leonhard, Abt eines Kloſters, das er in einem Walde erbaute, welchen er von ſeinem Pathen, dem Frankenkönig Chlodwig, zum Geſchenke erhalten hatte, zeichnete ſich durch viele Wunderthaten aus, die ſelbſt nach ſeinem Tode fortwirkten, denn als man ſeinen Leib fortführen wollte, war die ganze Landſchaft mit Schnee bedeckt, mit Ausnahme des Orts, den der Mann Gottes zu ſeiner Ruheſtätte erwählt hatte.

7. November.

Der heil. **Engelbert**, Graf von Berg, ward, nachdem der erzbiſchöfliche Stuhl von Köln drei Jahre unbeſetzt geweſen, am 22. Febr. 1216 zum Erzbiſchof erwählt. Seine Reliquien werden im Dome aufbewahrt. Sein am 7. Nov. von der Hand ſeines Anverwandten, Graf Friedrich von Iſenburg, erlittener Tod war eine Folge deſſen, daß er den Bedrückungen, welche Abteien und Klöſter, deren Schirmherr er war, von dem Grafen erfahren hatten, zu wahren trachtete. Indem Engelbert alſo nicht um des Glaubens willen die Märtyrerkrone erhielt, ſo iſt ſeine Heiligſprechung auf der Provinzial-Synode zu Mainz, die unter dem Vorſitze des päpſtlichen Legaten Conrad v. Portua gehalten ward, nur ein Act der Anerkennung ſeines ſegensreichen Wirkens zum Aufblühen von Schulen und Handel innerhalb des Erzbisthums unter ſeiner Regierung. Er ſoll auch der Gründer des herrlichen Domes geweſen ſeyn, zu deſſen Bau er einen bedeutenden Schatz zurückgelegt hatte.

---

*) Die Sage von Z.s Ermordung bildete ſich aus Mißverſtand des Ausſpruchs Jeſu Luc. 11, 51 und Matth. 23, 35. Hieronymus verwirft ſie als eine Erdichtung.

8. November.

Zu Rom feiert man heute das Gedächtniß von vier (mit der Märtyrerkrone) Gekrönten: Severus, Severian, Carpophorus und Victorin. Sie waren in Kriegsdienſten des Kaiſers Diocletian. Weil ſie aber nicht den Göttern opfern wollten, wurden ſie in Stücken gehauen und den Hunden vorgeworfen (289). „Vier Gekrönte“ wurden ſie genannt, weil man lange Zeit ihre Namen nicht erfahren konnte.

9. November.

Theodor, Soldat bei einer Legion, die zu Amaſea im Pontus ſtationirte, wurde unter der Regierung Maximians (290), weil er einen Götzentempel angezündet hatte, in's Feuer geworfen. Seine Leiche wurde von einer Matrone, Namens Euſebia, in ihrem eigenen Hauſe beſtattet und wird jährlich verehrt.

10. November.

Zu Rom feiert man an dieſem Tage das Gedächtniß des Tryphon, des Reſpicius und der Nymphe, einer Jungfrau. Obſchon Tryphon „ein einfältiger Gänſehirt“ war, ſo „leuchtete er dennoch mit vielen Wunderzeichen“, er wurde unter der Regierung des Decius (250) gemartert. Der Hauptmann Reſpicius und die Veſtalin Nymphe, des Kaiſers Aurelian Tochter (?), welche Zeugen ſeines Glaubensmuthes waren, begehrten nun ſelbſt die Taufe; dieß hatte zur Folge, daß ſie „mit bleiernen Kolben tractirt“ und dann enthauptet wurden *).

11. November.

Von dem heil. Martin berichtet die Legende, daß er in der Jugend Kriegsdienſte gethan — eine Anſpielung auf ſeinen Namen — und ſo mitleidig geweſen, daß er einem ihm begegnenden Bettler, um ihn gegen Kälte zu ſchützen, die Hälfte ſeines Mantels gegeben habe, was profangeſinnte Biertrinker ſo auslegten, daß ſie ſagten, nicht Mildthätigkeit war es, ſondern eine ſehr unfreiwillige Handlung, er habe nämlich dem Bierwirth die ſchuldige Zeche mit einem Stücke von ſeinem Kleide bezahlen müſſen, daher reimen ſie von ihm:

St. Martin war ein milder Mann,
Trank gerne Cerevisiam,
Und hatt' doch kein Pecuniam,
Drum mußt' er laſſen Tunicam.

Allein ein Salzburger Mönch des 14ten Jahrhunderts hat ihn auch durch ein Weinlied verherrlicht, und ſo wird der aller Orten übliche Martenstrunk ſich

---

*) Martyrologium etc., bevorwortet von P. Caniſius, p. 336. Dillingen 1683. 4°.

wohl in eine aus der Heidenzeit herſtammende Libationen zurückdeuten laſſen, die den Göttern galt, oder nach nordiſcher Sitte vom Prieſter ihnen zugetrunken wurde. Als der heidniſche Mars in den frommen Martinus ſich verwandelte, hatte er zwar ſeinen Charakter, aber nicht ſeine Kriegsgurgel verändert. Offenbar iſt Martinus der Kriegsmann *), wie Hubertus der Jäger — der Schütze im Thierkreis, deſſen Giftpfeil die Herbſtfieber verurſacht; weil aber der Gott, welcher das Uebel ſchickt, es auch abwehrt, ſo gilt der Schütze Chiron auch als Arzt. Was bedeutet aber ſein Roßfuß? Das Pferd galt faſt bei allen Völkern als ein ſchützendes Symbol gegen die Dämonen der Unfruchtbarkeit **). Darum ward es gewöhnlich in dieſem Monat,

---

*) Vom Frankenkönig Chlodwig wurde Martin um Beiſtand gegen die Gothen angerufen. Der Sieg bei Tolbiak veranlaßte den Monarchen, dankbar gegen die Heiligen zu ſeyn. Er wünſchte, ſein Streitroß mit 100 Goldſtücken zu löſen, aber der bezauberte Zelter konnte nur nach Verdoppelung des Löſegeldes aus dem Stall ſchreiten. Dieſes Wunder erweckte den König zu dem Ausruf: „Vere B. Martinus est bonus in auxilio, sed carus in negotio.“ (Kurz gefaßt: St. Martin iſt ein theurer Freund.) *Gest. Francor.* II. p. 554.

**) In Scandinavien ſteckte man Pferdeköpfe auf Stangen und richtete den mit Hölzern aufgeſperrten gähnenden Rachen nach der Gegend, woher der Mann, der einem ſchaden wollte, kommen muß. Das hieß die Neidſtange. (Saxo Gramm). Im Lüneburgiſchen, Holſteiniſchen, Mecklenburgiſchen und Pommern iſt noch jetzt Sitte, daß die Bauernhäuſer auf dem Giebel geſchnitzte Pferdeköpfe haben. Nach den Jahrbüchern des Mecklenburger Vereins (II. S. 118) ſind die an jedem Giebel des Daches kreuzweiſe angenagelten Pferdeköpfe eine Erinnerung an [illegible] Roßopfer wo der Tod am ſtärkſten wüthet, als Verſöhnungsopfer dargebracht.

---

der Alten. Heinrich Schreiber (Taſchenbuch f. Geſch. Süddeutſchlands 1840 S. 240 ff.) hat gegen einander ſpringende Pferde auch auf den Giebeln der ältern Häuſer im romaniſchen Rhätien bemerkt. Prätorius (Weltbeſchreibung II. S. 162) erzählt: die Wenden pflegten zur Abwehr der Viehſeuchen um ihre Ställe herum Pferdehäupter auf Zaunſtaken zu befeſtigen, auch ihren müde gerittenen Pferden Nachts unter das Futter in die Krippe ein Roßhaupt zu legen, das hemme die Macht des böſen Geiſtes über das Thier. In Holland hängt man einen Pferdekopf über Schweinſtälle. In Mecklenburg wird er dem Siechen unter's Kopfkiſſen gelegt. Auch das Werfen eines Pferdekopfs in das Johannisfeuer ſollte (in Irland u. a. O.) den böſen Zauber abwehren (Grimm. D. M. pag. 627). Das Alles hängt mit den Pferde-Opfern zuſammen. Durch den Genuß des Opferfleiſches trat das Volk in Gemeinſchaft mit ſeinem Gott, deſſen Symbol das Opferthier war (wodurch begreiflich wird, warum in Schonen die Schnitter auf dem Acker eine Garbe für Odins Pferd zurückließen, ſiehe Müller, Altd. Rel. S. 187), und wurde dadurch ſeines Beiſtandes theilhaftig. Der Kopf, als das heiligſte Glied des Thieres, ward dem Gotte aufbewahrt, durfte nicht verſpeiſt werden. Das Aufſtecken des Roßhauptes vor den Wohnungen ſollte die Gottheit wohl erinnern, ſich ihrer Schützlinge gegen die Einwirkung der böſen Geiſter, denen man alle phyſiſchen Uebel zuſchrieb, anzunehmen. Plinius (H. N. IX., 10) wußte auch, daß ein in den Gärten aufgeſteckter Pferdekopf ein Schutzmittel gegen die Raupen ſey (Si palo imponantur in hortis *ossa capitis ex equino genere*). Iſt es nun noch ſchwer, den Zweck des von Feſtus erwähnten Pferdeopfers am 13. October zu errathen? Da ausdrücklich bemerkt iſt, daß es dem Mars dargebracht ward, wo-

An manchen Orten beſchränkte man ſich nicht auf das Pferdeopfer, und wird ſich auch billiger mit dem Reiter*) Martin abgefunden haben. Dieß beweiſt die Martinsgans**), die in Deutſchland an die Stelle der in England gebräuchlichen Michaelsgans trat, wie der Krieger Martinus an vielen Orten bekanntlich den himmliſchen Streiter Michael in der Eigenſchaft des herbſtlichen Dämonenbeſiegers zu vertreten pflegt, überdieß auch die Gans in der Thierſymbolik

---

rin auch Plutarch (Q. R. 97) einſtimmt, obſchon er ſtatt des Octobers eben ſo fälſchlich den Dezember als Opfermonat angibt, ſo möchte auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen, d. h. der November als der eigentliche Zeitpunkt des Opfers anzunehmen ſeyn, weil der Planet, welcher in dieſem Monat regiert, Mars iſt („Pugnax *Mavortis Scorpius*".) Zwar iſt der „Schütze" nicht mehr der „Scorpion", aber als ſein Nachfolger, der aus dem Todbringer Mars kraft jenes Opfers in den Arzt Chiron ſich umwandelnde Gott: Der Pfeil des pferdefüßigen Centaurs war ja auch des Mars Planetenzeichen und davon hieß dieſer in Rom Mars Quirinus (von quiris oder curis, Spieß). Da bei den heidniſchen Deutſchen der November „Blutmonat" (angelſächſ. Blotmonad von blotan: opfern) hieß, ſo iſt dieß ein unumſtößliches Zeugniß, daß ſie im November dem Odin oder Wuotan das alljährliche Pferdeopfer dargebracht haben, und aus keinem andern Grunde, als weil das Opferpferd ein Schutzmittel gegen die in dieſem Monat herrſchenden Faulfieber und andere Seuchen werden ſollte.

*) Auf Abbildungen erſcheint er zu Roſſe.

**) Die Legende ſucht die Martinsgans aus dem Umſtand zu erklären, daß Martin, einen Verſteck ſuchend, als man ihn gegen ſeinen Willen zum Biſchof wählte, durch Geſchnatter von Gänſen den Suchenden verrathen worden ſey!!

der Alten, gleichwie das Roß, als talismaniſches Schutzmittel gegen die winterlichen Dämone der Unfruchtbarkeit galt, was S. 565 ſo ausführlich erörtert worden iſt, daß in Beziehung auf die Martinsgans es hier keiner Deutung mehr bedarf, da von ihr daſſelbe gilt, wie von der Michaelisgans, folglich der wißbegierige Leſer nur die hier angegebene Stelle nachzuſchlagen braucht. In manchen Gegenden iſt man noch wirthſchaftlicher verfahren. Man opferte dem Herbſtgott keine wirklichen Thiere, ſondern blos in Teig geformte, und auch dieſe Sitte ging in die chriſtliche Kirche über. Folgendes von Jötenſtein (böhm. Opferplätze Seite 136—141) ausgeſtellte Zeugniß mag dieſer Behauptung Kraft verleihen: „In Waſſerau, einem Städtchen des Pilſner Kreiſes, das zum Gute Kunowiz gehört, beſteht der Gebrauch, alljährlich am Martinstag, am Eingang der dem h. Martin geweihten, mit ſeinem in halber Lebensgröße aus Holz geſchnizten Bildniß gezierten Kapelle auf dem benachbarten, 30 Klafter hohen Berge, den Wallfahrern Gebilde von allerlei Hausthieren zu verkaufen oder gegen Erlag von einigen Kreuzern zu borgen, welche dieſe auf den Altar des Heiligen in der Abſicht opfern, damit er die Erhaltung der bildlich geopferten Thiere bei Gott erbitte. Der Leib dieſer Thierfiguren iſt aus Eiſenblech, ſehr roh und ungeſchickt geſchnitten, die Füße der Quadrupeden ſind mit zwei Nieten an den Leib befeſtigt; aus einander gebogen, damit das Bild ſtehen kann. Nach alten Rechnungen der Kirche, in deren Kaſſe dieſe Opfergelder einfließen, betrugen letztere bis 50 fl. bei jedem Martinsfeſt, woraus, da für ein Opferbild nur ein Groſchen bezahlt wurde, ſich auf den häufigen Gebrauch ſchließen läßt. (Noch jetzt betragen ſie 5 bis 6 fl. Conv. Münze). Da man in der ſüdlichen Abtheilung der Bergfläche in der Tiefe von 4 Schuh ganze Neſter von Urnenſcherben unter häufiger Aſche und 1 bis 1½ Zoll große Holzkohlen, aber auch Knochen von Kühen, Schafen und Schweinen vorfand, ſo iſt außer Zweifel, daß die Heiden hier dem Gott Wel *), dem Beſchützer der Hausthiere, opferten, welchen Gebrauch das Chriſtenthum auf obige Art modificirte. Das Holzeinſammeln der Knaben in einigen niederdeutſchen Gegenden, namentlich zwiſchen Koblenz und Köln, erinnert noch an die ehemaligen Martinsfeuer, die jetzt zur Verhütung der Feuersgefahr in der Stadt nicht mehr geduldet ſind, ſondern nur noch **joci causa** im Freien angezündet werden, aber in Geldern und Maſtricht beſtehen ſie noch fort. (**Buddingh, Verhandeling over het Westland, Leyden 1844 p. 21, 139, 358**). In vielen Liedern des Holzeinſammelns iſt noch ein Zuſammenhang mit dem Feuer

---

*) Wel oder Welaß iſt der ſlawiſche Heerdengott. In Böhmen ward er vorzugsweiſe verehrt (**Dobrowsky „Slavin" p. 415.**) In Bosnien iſt ein Berg, und in Griechenland eine Stadt nach ſeinem Cultus benannt (**Schaffarzik „Star." p. 625.**) Wel iſt vielleicht nicht bloß etymologiſch mit der deutſchen Gottheit der Fülle: Phol und Volla verwandt. Pfultag hieß der Maitag, weil um dieſe Zeit man dem Heerdengott ein Opferfeuer anzündete. Da aber der keltiſche Bel (Belen) nicht nur am 1. Mai, ſondern auch am 1. November, dieſe Aufmerkſamkeit erhielt, ſo ſcheinen die dem Martin angezündeten Opferfeuer gleiche Bedeutung (nämlich Anflehen um Schutz der Heerden bei bevorſtehendem Winter) gehabt zu haben, und unterſcheiden ſich nur (wie die Petri-Paulfeuer von den Johannisfeuern) durch eine geringe Verſpätung.

nachweisbar. In Cleve tragen dabei die Knaben auf Stöcken eine große Düte mit Zuckerwerk u. dergl. Von dieſer hängt ein langer Papierſtreifen zur Erde, den man anzündet und bis zur Düte fortbrennen läßt. In Düſſeldorf und Barmen ziehen die Knaben mit ausgehöhlten, auf Stecken befeſtigten Rüben oder Kürbiſſen, worin ein Lichtchen brennt, durch die Straßen, während ſie das Lied des Holzeinſammelns abſingen. Dieſe Sitte iſt auch in Bonn heimiſch. Die Knaben gehen, eben ſolche ausgehöhlte Kürbiſſe tragend, worin Lichter brennen, vor dem Zuge her, wenn ſie die nahen Berge beſteigen, um das Feuer anzuzünden. Einer von ihnen, welcher das „Martinsmännchen“ heißt, hat ſich Strohgewinde um Arme, Leib und Beine gewickelt (Simrock, „Martinslieder“ p. VIII.). Man hat die Martinsfeuer, wie gewöhnlich, aus der Geſchichte des Heiligen erklären wollen. So ſoll er einmal in ſeiner Zelle beinahe das Opfer einer ausbrechenden Feuersbrunſt geworden ſeyn (**Sulp. Sever. ep. ad Euseb.**), ein andermal, da er ſelbſt das Feuer in einen Heidentempel warf, die Gluth von einem benachbarten Hauſe abgewehrt haben (**Sulp. Sever. de vita B. Mart. c. 11.**). Dieſe Züge ſeiner Lebensgeſchichte treten zu wenig hervor, um eine ſo weit verbreitete Sitte zu erklären. Sie ſcheinen alſo Auswüchſe der Legende zu ſeyn, erfunden, um die ſchon vorhandene Sitte zu erklären. Eben ſo wenig möchte das Feueranzünden in der Abſicht geſchehen, damit der Heilige, der die Hälfte ſeines Mantels einem Bettler geſchenkt, ſich daran wärmen könne *).

---

*) Die merovingiſchen Könige pflegten den Mantel des h. Martin in der Schlacht zu tragen. (**Legenda aurea ed. Graese p. 749.**) Wie nun Martins ganze

Das Martinsfeuer bezieht ſich, wie das Julfeuer um Weihnacht oder Lichtmeß, wie das Oſtra- oder Maifeuer, und wie das Johannis- oder Petri-Paulfeuer *), auf den Anfang einer neuen Jahrszeit, welche ſtets durch ein Feuerfeſt — eine ſinnbildliche Feuerreinigung aller Dinge — von der alten abgeſchieden wird, woraus ſich das bei mehrern Völkern vorkommende Gebot: bei eintretendem Frühling alle Feuer auszulöſchen, und ſich mit neuem, durch das Reiben zweier Hölzer gewonnenen, zu verſorgen (vergl. S. 243 Anm. 2.) erklären läßt. Daß aber auch an einigen Orten das Martinsfeſt das Jahr eröffnete, z. B. in Frankreich (was die Legende nur als einen Beweis der Hochachtung und Verehrung dieſes Heiligen anführt), erhellt daraus, daß auch in Deutſchland und England das Pachtjahr am Martinstag beginnt. Alle Pachtzinſen ſind jetzt fällig, daher das Sprichwort: „Martin iſt ein harter Mann" und das andere: „Martin iſt ein ſchlechter Bezahler." Die Urſache mag auch in der Verwechslung Martins mit dem heidniſchen Odin liegen, der (vergl. S. 302) auch Beſchützer der Felder war. Das Erntefeſt, an manchen Orten ſchon am Michaelstage gehalten — daher auch Michaelis als Zinstermin gekannt — verſchob man in andern Gegenden auf Martini, wo gar keine Frucht mehr im Felde

---

Darſtellung auf Kirchenthoren im Mantel und zu Pferde auffallend an Odins (Wuotans) Erſcheinung erinnert, ſo beſonders der Mantel an jenen des Kriegsgotts, der dem friedlichen Heiligen nutzlos, aber als Wunſchmantel noch in den jüngſten Sagen wiederkehrt. Simrok a. a. O. p. XVII.

*) Dieſes wird in Rom durch die Illumination der Peterskirche, wie in einigen ſächſiſchen Ortſchaften die Illumination der Häuſer am Johannisabend, erſetzt.

ſteht, und ſelbſt der Wein eingethan iſt, daher das
Sprichwort: „Heb' (Faß) an Martine! trink Wein
ad circulum anni!“ Weil man jetzt zum erſtenmal
Wein trinkt — daher „Martinstrunk“ und „Herbſttrunk“
gleichbedeutend — ſo kam Martin in den Ruf eines Säu-
fers. Seinem heidniſchen Urbild mochte der erſte Wein
geopfert worden ſeyn *). Frommann hat in der Ab-
handlung **de ansere Martiniano (Lips. 1683)**
zu erweiſen geſucht, das Martinsfeſt ſey bei den Heiden
ein auf die Weinleſe folgendes Gaſtmahl geweſen und
die Beziehung des Martinsfeſtes zu dem ehemaligen
Naturfeſt gebe ſich in dem Volksglauben zu erkennen,
daß Martin ſchon am folgenden Tage — aus Dank
für das ihm dargebrachte Opfer? — den Moſt in
Wein verwandle. (**Post Martinum bonum vinum!**)
In den Württembergiſchen Klöſtern hatte ſonſt der Prälat
die Verpflichtung, allen Leuten ſeines Orts den Mar-
tinswein zu geben. So z. B. erhielt in der Propſtei
Nellingen jeder Lebensinhaber ein Maas, jeder Greis
oder Frau ein halbes Maas, Knechte und Mägde,
ſelbſt das Kind in der Wiege, ein Viertel oder Schop-
pen. So war Martin der Patron der Freigebigkeit

---

*) Simrok (a. a. O. p. XVII): „Wie man Johannisminne
(Johannisſegen) trank, ſo auch Martinsminne. Minne
heißt: Andenken. Bei Opfermalen pflegte man des
Gottes Gedächtniß zu trinken, deſſen Feier begangen
wurde. Ohne Zweifel iſt auch hier Martin an die
Stelle eines Gottes getreten, zumal gemeldet wird
(Forum sög. I. 162): der h. Martin habe von Olaf
verlangt, daß ſtatt Odins Minne die ſeine einge-
führt werde. Unſere Martinalia ſind alſo verchriſt-
lichte Ueberbleibſel eines uralten Opfermahls. Die
Gans war das Opferthier.“

geworden*), daher in der Folge Jeder, der ſein Gut verpraßt hatte, ein „Martinsmann" genannt wurde.

---

*) Am Martinitag ſtellen in Halle a. d. S. die Kinder der Halloren Krüge mit Waſſer in die Saline. Die Eltern gießen das Waſſer heimlich aus, und füllen die Krüge mit Moſt, legen auf jeden ein Martinshorn, verſtecken ſie, und heißen die Kinder den lieben Martin bitten, daß er ihr Waſſer in Wein verwandle. Dann gehen die Kinder Abends in die Saline, und ſuchen die Krüge, indem ſie rufen:

Marteine, Marteine!
Mach's Waſſer zu Weine!

(Sommer ſächſ. Sag. S. 161).

Mancherlei Gebräuche, von welchen beiſpielsweiſe einer nachſtehend beſchrieben iſt, halfen Martins Ruf der Freigebigkeit für immer begründen. Ganz eigenthümlicher Art war die bis zum Jahr 1805 fortbeſtandene Lübecker „Martensmann-Ambaſſade", für deren Einſetzung die Sage folgenden Grund anführt: (Die Sage zeigte ſich wie oft, auch hier geſchäftig, den Einſetzungsgrund eines alterthümlichen Brauchs zu deuten.) Es ſoll einſt ein Obotritenfürſt — den Namen verſchweigt ſie — am Martinitag von dem Senat zu Lübek herrlich bewirthet worden ſeyn. Als er nun den Wein ſehr lobte, gaben die Wirthe zu verſtehen, ſo der Herzog ihnen ein kleines Stück Land abtreten würde, wollten ſie ihm dafür alljährlich ein Geſchenk von dieſem Wein überſchicken. Der Obotrit gewährte nicht nur ihr Anſuchen, ſondern erbot ſich auch, das Weingeſchenk mit einem Stück Wild zu vergelten. In der Folge ergab ſich jedoch, daß die Lübecker mehr Land, als ihnen zugeſtanden, zu ihrem Stadteigenthum gemacht hatten, was der Fürſt ihnen zwar gelaſſen, aber anbefohlen habe, das verſprochene Weingeſchenk auf eine ſchimpfliche Weiſe nach Schwerin, der Reſidenz des Herzogs, alljährlich zu ſenden. Vor Allem, that es Noth unter den Lübeckern einen Mann auszuſuchen, der als Martensmann nicht

Die Mönche ſelbſt gebrauchten dieſe Benennung, um einander zu ſchimpfen. Wer aber ausgibt, muß auch

---

nur das übliche Ceremoniel in allen Punkten und Klauſeln genau beachtete, ſondern auch einen guten Magen hatte, und deſſen Kopf nicht leicht zum Schwindel geneigt war. Um jedoch jeder Gefahr überhoben zu ſeyn, daß der Gewählte dennoch aus dem Gleichgewicht komme, gab man ihm zwei andere Männer, „Zeugen“ titulirt, bei, die am 9. November bei guter Zeit eine ſtark mit Eiſen beſchlagene Kutſche, auf der bereits ein Ohm guter Rheinwein lagerte, beſtiegen, und ihre Reiſe über Schönberg und Rhena antraten. Bei der Einfahrt in den letztgenannten Ort hatte der Martinsmann unter der mit Hurraruf ihm entgegenſtrömenden Jugend einige Hände voll Haſelnüſſe, Aepfel und Semmeln zu verſchenken. Am andern Morgen ward die Fahrt fortgeſetzt; ehe ſie aber in die Reſidenz einfuhren, wurde vor einer Schmiede Halt gemacht, und der Schmied gebeten, Wagen und Pferde zu beſichtigen, ob etwas ſchadhaft daran geworden ſey. Mit dem Schlage zwölf fuhr der Wagen im Trab bis ans Thor, wo ein Schlagbaum und eine Schildwache die muthigen Roſſe einzuhalten zwang. Ein Gefreiter trat aus dem Wachthauſe und legte dem Martinsmann folgende Fragen vor: „Woher er komme? Wohin er wolle? Wer er ſey? Was er auf dem Wagen fahre? Wer es haben ſolle?“ Nachdem der Gefragte Alles umſtändlich beantwortet hatte, öffnete ſich der Schlagbaum, und die Kutſche fuhr mit ihrem Inhalt in die Stadt ein, während die Wache unters Gewehr getreten, der Martensmann mit entblößtem Haupte vorübergefahren war, und dieſe ihm erwieſene Ehre mit einem Gulden bezahlt hatte. So wie dies geſchehen, empfing ihn der Zuruf: „Martinsmann! Schon Marten! Hei Martinsmann! Nußmarten, Pfennigsmarten!“ von dem zuſammengelaufenen Volke und den Lehrjungen aller Gewerbe, ſie brachten den Angekommenen unter einnehmen, daher ſtellte man Proceſſionen am Martinsfeſt an, und ließ den Heiligen zu Roß das Dorf durch-

---

einem entſetzlichen Lärm und Geſchrei in ſein Quartier. Für ſolche ihm dargebrachte Beinamen warf der lübeckiſche Geſandte mit Nüſſen, Aepfeln und kleiner Münze dankbarlich um ſich, und ſah dabei ganz gravitätiſch in das Gebalge der Jungen hinein. Im Wirthshauſe angekommen, ließ er ſeine Ankunft dem herzoglichen Voigt melden, und warf ſich in ſein Amtshabit, das in einem ſchwarzen Kleide beſtand, worüber ein ſcharlachrother Mantel ohne Aermel hing, den Hals umgab ein weißer, runder, faltenreicher Kragen, das Haupt ſchmückte eine runde Perücke. So herausgeputzt, harrte er der Stunde entgegen, wo er auf dem herzoglichen Schloſſe ſeinen Einzug halten ſollte, gewöhnlich war es um drei Uhr. Dann beſtieg der Martinsmann die mittelſten Bank des Wagens; hinter ihm lag das mächtige Weinfaß, hinter dieſem auf der letzten Bank ſaßen die beiden „Zeugen.“ Alle drei blickten mit gravitätiſch-freundlichen Mienen in den ſie umwogenden Volkshaufen, der übrigens durch zwei Soldaten im Zaum gehalten wurde. Bei der Schloßwache angekommen, mußte der Martinsmann ſeinem Kutſcher mitten im Fahren den Hut abnehmen, ſich ſelbſt entblößen und zuſehen, ob ſeine Begleiter daſſelbe gethan. Jetzt trat die Wache unters Gewehr, für welche Ehre der lübeckiſche Geſandte mit einem Gulden und einem tiefen Kopfnicken erkenntlich ſeyn mußte. Die Hüte mußten ſie aber ſo lange neben ſich liegen laſſen, bis ſie bei ihrer Rückfahrt die Wache wieder paſſirt waren. Bisher durfte der Kutſcher nur im anſtändigem Schritt fahren, nun aber rollte der Wagen in Gegenwart der herzoglichen Familie zweimal raſch auf dem Schloßhofe in der Runde herum, während der Martinsmann kleine Silbermünzen unter das Volk warf, wofür ihn wieder die vorhin erwähnten Namen begrüßten. Mitten im Rennen hielt der Wagen plötzlich vor der Haupttreppe ſtill, wo ziehen, um — weil er das ganze Jahr hindurch das Vieh gegen Krankheiten und die Bäume gegen Raupen

---

der deputirte herzogliche Voigt in Begleitung mehrerer Beamten und Amtsnotarien hervortrat, um die Lübecker Gäſte, die alle drei zugleich vom Wagen geſprungen, zu bewillkommnen. Der Martensmann bildete mit ſeinen beiden Zeugen, dem Hausvoigte gegenüber, einen Halbkreis, und bezeugte laut die Ergebenheit der Republik Lübeck zu dem regierenden Herzoge von Meklenburg und deſſen hoher Familie. Dann mußte er nach einem alten Formular eine Anrede halten, welche erklärte, daß der „hochweiſe Rath der Stadt Lübeck dem herzoglich Meklenburgiſchen Hauſe Schwerin ein Ohm Rheinwein aus nachbarlicher Freundſchaft und guter Affection präſentire", wogegen der herzogliche Voigt proteſtirte, daß dieſe Gabe „aus Schuldigkeit und Pflicht geliefert werden müſſe, es hätte auch kein Rheinwein, ſondern ein Ohm Rheinweinmoſt ſeyn ſollen. Für dieſesmal will man zwar den geſandten Rheinwein nehmen, aber mit der Bedingung, daß ſolches hinfüro in keine Conſequence gezogen werde; ſondern nach dieſem, wie Herkommens iſt, jederzeit Rheinweinmoſt aus Schuldigkeit und Pflicht am Martiniabend geliefert werden ſolle. Damit aber Ihro herzogl. Durchlaucht uraltem Recht hierdurch kein Präjudiz zuwachſen möchte, ſo proteſtire ich im Namen Ihro herzogl. Durchlaucht dawider öffentlich, und requirire den gegenwärtigen Amts-Regiſtrator als Notar, vi officii publici hiemit, dieſe interponirte Proteſtation ad notam zu nehmen, und dem herzogl. Marſchall-Amt desfalls ein beglaubtes Document unterthänigſt einzuliefern." Dies beſtritt der Martensmann: „Ein hochweiſer Rath weiß ſich nicht zu erinnern, daß Ihro herzogl. Durchlaucht ſie irgend womit verpflichtet ſeyn ſollten, ſondern ich repetire mein Voriges. Der Wein wird nicht aus Schuldigkeit, ſondern aus nachbarlicher Freundſchaft präſentirt, daher ich gegen das Eingewandte förmlich regeſchützt hatte — Geld und Victualien, beſonders Gänſe, als Opfergaben in Empfang zu nehmen. Dabei kamen

---

proteſtire." Worauf der Vogt entgegnete: „Ich wiederhole, daß ein Ehrbarer Rath der Stadt Lübeck am Martiniabend jährlich ein Ohm Rheinweinmoſt aus Pflicht und Schuldigkeit ſenden müſſe, und inhärire dem, was ich bereits vorhin angebracht." Jetzt rief der Vogt dem Pförtner herbei, daß er Wagen und Pferde genau unterſuche, ob auch an den Geſchirren und Hufeiſen ſich ein Fehler finde. War dies der Fall, ſo waren Wagen und Pferde dem herzoglichen Hauſe verfallen, wie dies im Jahr 1755 wirklich geſchah, und nur auf vieles Bitten des Lübecker Senats vom regierenden Herzog Chriſtian Ludwig zurückgegeben wurde. Jetzt wurde das mächtige Faß abgeladen, und nachdem es vom Hofkellermeiſter probirt, beurlaubte ſich der Martensmann vom Vogt, beſtieg mit ſeinen beiden Begleitern den Wagen, und der Kutſcher fuhr zum dritten Male auf dem Schloßhofe ſchnell herum, wobei der Martensmann abermals Geld unter das jauchzende Volk warf. Dann ging es auf die vorhin erwähnte Weiſe wieder zurück in's Quartier, wo zwar der Martensmann ſich ſeiner beſchwerlichen Amtskleidung entledigte, aber ſein Amt noch nicht beendigt war. Er mußte nun die nach altherkömmlichem Gebrauch mitgebrachten Geſchenke an die herzoglichen Beamten, an den Voigt, Küchenmeiſter, Amtsregiſtrator und Hofkellermeiſter austheilen. Jede der obengenannten Perſonen erhielt einen 12 Pf. ſchweren holl. Käſe, ein lüb. Strumpfbrod, einen Halbmond, einen Bund rigaiſcher Butten, ein Bund lüb. Bocklinge, jeder 1 Pfund ſchwer, und 4 Citronen. Abends Schlag 6 Uhr ſtellte ſich der Pförtner bei dem Martensmann ein und lud ihn und ſeine Begleiter unter tiefen Bücklingen zu einem Abendſchmauſe auf das herzogl. Schloß. Die Lübecker Gäſte, den Kutſcher nicht ausgenommen, folgten dem ihnen voranſchreitenden Ehrendiener, der in der linken Hand eine eigends beide Partheien zu dem Gewünſchten, das Volk konnte noch unter der Aufſicht der Kirche ungerügt die alte

---

zu dieſem Zweck beſtimmte, mit Meſſing beſchlagene Leuchte trug, die 3 Fuß Höhe hatte, aus 100 Hornſcheiben beſtand, und in welcher 4 Lichter brannten. In der rechten Hand hielt er einen tüchtigen Commandoſtab. Wenn der Zug ſich dem Schloſſe näherte, trat die Wache wieder heraus, aber ohne Gewehr, und der Pförtner führte ſodann die Gäſte über den Schloßhof in's Speiſezimmer, das ſich neben der Küchenſtube befand, und wo bereits die herzogl. Beamten der Ankunft der lüb. Geſandtſchaft harrten und dieſelbe mit vielen Reverenzen empfingen. Darauf rangirte man ſich an der wohlbeſetzten Tafel. Der Voigt ſetzte ſich zuerſt und zwar oben an, neben ihm zur Linken der Martinsmann und ſeine beiden Zeugen; zur Rechten: der Küchenmeiſter, der Kellermeiſter, der Kaſtellan, der Schloßgärtner ꝛc. An einem Nebentiſch ſaßen ſich gegenüber der Pförtner und der lüb. Kutſcher. Der Sitte gemäß wurden nun 36 Schüſſeln aufgetragen. Nachdem das Rindfleiſch verzehrt und die Fiſche vorgelegt wurden, trank der Vogt ſtehend die Geſundheit ſeines Landesherrn in ganz eigenen dazu gebräuchlichen Gläſern, die unten ſpitz zuliefen und keinen Fuß hatten, alſo mit einem Male geleert werden mußten, dem Martinsmann zu. Acht ſolcher Gläſer machten 4 Bouteillen. Von nun an löſte eine Geſundheit die andere ab, bis die Glocke 11 Uhr ſchlug. Dann brach man auf, und begleitete den Martinsmann in ſein Quartier, wo nach altherkömmlicher Sitte noch einige Stunden Thee, Kaffee, Punſch und Rheinwein genoſſen wurden. Am andern Morgen lud der Pförtner den Martinsmann zu einem Frühſtück ein. Dieſelben Gäſte, dieſelbe Schüſſelzahl. Dießmal brachte der Martinsmann auf das gute Vernehmen zwiſchen Mecklenburg und Lübeck eine Geſundheit aus. Dann begleitete die geſammte Tiſchgeſellſchaft die Lübecker Gäſte in ihr Quartier. Dort

Odinsfeier fortbeſtehen ſehen, und die Mönche brachten ihre Freigebigkeit ſich wieder ein.

12. November.

Papſt Martin I. hatte ſich früher als päpſtlicher Botſchafter in Conſtantinopel durch eifrigen Widerſtand gegen die Monotheleten *) ausgezeichnet. Der Exarch zu Ravenna verweigerte dem Gewählten die Beſtätigung des Kaiſers, was Martin ſo wenig beachtete, als die Ermahnungen deſſelben Beamten, daß er den „Typus“ **) anerkennen möchte. Im October 649

---

ward wieder Wein getrunken, bis um 2 Uhr der Wagen vorfuhr. Damit aber die Lübecker nicht unter Weges verhungerten, wurde ihnen ein kalter Gänſebraten, eine Torte, eine Wildpretpaſtete und ein Schweinbraten überreicht. Für ſeine Obern erhielt der Martinsmann entweder einen Rehbock, ein Wildſchwein oder ein Friſchling. Dazu bekam er einen ſogenannten Martinsgulden, eine alte Silbermünze, die auf der einen Seite die Umſchrift hatte: **Moneta nova Lubecensis 1540**, auf der andern: **Status marco Lubecensis**. Die Pferde erhielten vom Amtsboten zwei Scheffel Hafer mit auf den Weg. Im Thore machte die Wache dieſelben Honneurs, wie bei der Ankunft, und der Martensmann eilte nun der Heimath zu, ſeinen Obern ſchuldigen Bericht abſtattend und die Geſchenke zu überreichen. (Asmus Lüb. Volksſ. S. 302 ff.)

*) Die Chriſto nur Einen Willen zuſchreiben.

**) Unter dieſem Namen erſchien 648 ein neues Glaubensgeſetz, vom Kaiſer Conſtans abgefaßt, das die Lage der Dinge, wie ſie vor Anfang der monotheletiſchen Bewegung war, herzuſtellen ſuchte, das Gezänke über Einen oder zwei Willen Chriſti unterſagte, und berief er eine Synode im Lateran, auf welcher 105 Biſchöfe aus Italien, Afrika, ſogar aus Aſien erſchienen. Die Verſammlung eröffnete er mit einem Bericht über die monotheletiſchen Streitigkeiten von Anfang an bis auf die kaiſerliche Verordnung (den Typus) herab, in welcher, wie er ſagte, weder ein, noch zwei Willen Chriſto zugeſchrieben, vielmehr Weſen und Selbſtſtändigkeit des Erlöſers abgeläugnet würden. Aus verſchiedenen Gegenden ſeyen bei'm apoſtoliſchen Stuhl Klagen rechtgläubiger Kirchenhäupter eingelaufen, mit der Bitte, der Papſt möchte dem Unheil ſteuern, damit nicht der ganze Körper der Kirche durch jene Irrlehre entzweit würde. Nach Entlaſſung der Synode — in welcher Alle, die nicht zwei Willen des Erlöſers neben einander anerkennen, oder nur Eine Wirkung behaupten, oder außer den zwei Willen noch einen einzigen annehmen, oder umgekehrt, ſowohl zwei als Einen Willen verwerfen, oder den Ausdruck „gottmenſchliche Wirkung“ nur von Einem und nicht, wie es recht iſt, von einem zweifachen, göttlichen und menſchlichen Willen verſtehen, oder welche Uneinigkeit zwiſchen den beiden Willen Chriſti vorausſetzen ꝛc. für fluchwürdige Ketzer erklart wurden — theilte der Papſt die gefaßten Beſchlüſſe durch Sendſchreiben allen Stühlen der Chriſtenheit mit. Er war ſogar kühn genug, die Acten dieſer Synode dem Kaiſer Conſtans mit dem Anſinnen zu

---

Zuwiderhandelnde ſollten, wären es Biſchöfe und Cleriker, mit Abſetzung, Mönche mit Verbannung, Amtsperſonen mit Entſetzung von ihrem Poſten, Privatperſonen der höhern Klaſſen mit Einziehung ihres Vermögens, gemeine Leute mit Schlägen und ewiger Landesverweiſung beſtraft werden.

überſenden, Conſtans möchte die Patriarchen ſeiner Hauptſtadt gleichfalls verdammen und den wahren Glauben befeſtigen helfen. Wenn der Hof von Byzanz jetzt noch ſchwieg, ſo war es um ſein Anſehen im Abendlande geſchehen. Der Exarch von Ravenna, Olympius, erhielt alſo vom Kaiſer den Befehl, den Papſt feſtzunehmen. Olympius rückte zwar mit Heeresmacht in Rom ein, aber ſtatt den Papſt zu verhaften, ſchloß er ein Bündniß mit ihm ab. Aus den Acten des Verhörs, das Martin ſpäter in Conſtantinopel beſtehen mußte, erhellt, daß Olympius mit dem Plan umging, ſich gegen den Kaiſer zu empören, und deshalb gemeinſchaftliche Sache mit dem Papſte machte. Der Hof beſtrafte aber des Olympius Ungehorſam nicht, denn dieſer hielt ſich zu Ravenna bis 653, wo er im Kampfe gegen die Saracenen fiel, die damals Sicilien überſchwemmt hatten. Jetzt erſt kehrte das Exarchat unter die Herrſchaft des oſtrömiſchen Kaiſers zurück, der ſogleich den Nachfolger des Olympius beauftragte, den Papſt nach Conſtantinopel abzuführen. Ohne Widerſtand ergab ſich Martin. Er wurde nach Naxos abgeführt, wo er ein Jahr in Haft blieb. Da aber die harte Behandlung ſeine Standhaftigkeit nicht brach, ſo wurde er nach Conſtantinopel geſchafft. Obgleich krank, ward er doch in's Gefängniß geworfen, wo er 93 Tage auf ein Verhör warten mußte. In dieſem erfuhr er, daß er nicht des Dogma's wegen verfolgt werde, ſondern die Unterſuchung drehe ſich um den Vorwurf des Hochverraths und des verbrecheriſchen Einverſtändniſſes mit Olympius. Der Papſt, welcher nicht in Abrede ziehen konnte, daß Olympius auf Empörung geſonnen, läugnete wenigſtens die Mitſchuld an dem Verbrechen. Die Richter betrachteten ihn aber als überwieſen. Nachdem ein Bericht an den Kaiſer erſtattet worden, riß man ihm die prieſterlichen Gewänder vom Leibe, und warf ihn, mit Ketten beladen, in einen andern Kerker, wo er 85 Tage zwiſchen Tod und Leben ſchwebte. Nur die dringenden Fürbitten des Patriarchen Paulus — gegen den Martins Vorgänger den Bannſtrahl geſchleudert hatte, weil er bei Abfaſſung des Typus dem Kaiſer die Feder geführt haben ſoll — retteten ihn vor dem Tode des Hochverräthers. Seine Strafe wurde in ſchwere Verbannung nach Gerſon auf der krimmiſchen Halbinſel verwandelt. Im März 655 fuhr er von Conſtantinopel ab. An ſeinem neuen Wohnort hatte er mit dem bitterſten Mangel zu kämpfen, ihm fehlte ſelbſt das Brod. Nach wenigen Monaten machte ein ſchneller Tod ſeinen Entbehrungen ein Ende*).

13. November.

Brictius, Nachfolger des heil. Martin im Bisthum von Tours, hatte das Unglück, daß die Schwangerſchaft ſeiner Wäſcherin von ihm hergeleitet wurde. Ungeachtet er zum Beweiſe ſeiner Unſchuld glühende Kohlen in ſeinen Kleidern trug, wollte das Volk ihn dennoch nicht für ſchuldlos halten, und ſo mußte er ſein Hirtenamt einem andern abtreten, der aber bald hernach ſtarb, daher er auf des Papſtes Vermittlung den erledigten Biſchofsſtuhl wieder beſtieg. Er ſtarb im Jahr 400.

14. November.

Serapion, ein Aegypter, aus der Mitte des 4ten Jahrhunderts, war ein ſehr eifriger Proſelytenmacher.

---

*) Gfrörer K. G. II. 1. S. 69.

Darum ſchloß er ſich einer herumziehenden Gauklerbande an, um ſie gelegenheitlich zu bekehren. Zuletzt kehrte er in die Wüſte zurück, und ſtarb im 80. Jahre zu Anfang des 5ten Jahrhunderts.

15. November.

Leopold von Oeſtreich, jetzt Schutzpatron dieſes Erzherzogthums, erwarb ſich ſeinen Platz im Kalender nicht durch ſeine Keuſchheit, denn er zeugte mit einer Wittwe des Schwabenherzogs Friedrichs 18 Kinder, ſondern als Erbauer des Kloſters Neuburg bei Wien und durch reiche Schenkungen an Kirchen und Klöſter. Er ſtarb 1136. Durch Anrufung ſeines Namens ſollen nicht nur Kranke, Blinde, Taube und Stumme geneſen, ſondern ſogar Todte auferſtanden ſeyn!

16. November.

Ottmar, Abt von St. Gallen, wurde von ſeinen Mönchen beſchuldigt, mit einer Weibsperſon ſträflichen Umgang gehabt zu haben, er wurde daher in's Gefängniß geworfen, und mußte dieſes nach einiger Zeit mit einem noch ſtrengern Gewahrſam auf einer Rheininſel vertauſchen, wo er 761 ſtarb. Aber gleich nach ſeinem Tode offenbarte ſich ſeine Heiligkeit an der Unverweslichkeit ſeiner Leiche und an dem „lieblichen Geruch, den ſie ausdünſtete.“

17. November.

Gregor der Wunderthäter, Biſchof zu Neucäſarea in Pontus, trat erſt in reiferm Alter zum Chriſtenthum über, und führte ſeitdem ein ſehr eingezogenes

Leben. Dennoch beſchuldigte ihn eine Dirne, mit ihr Unzucht getrieben zu haben, und forderte ihren Lohn von ihm. Er genügte zwar ihrer Forderung, aber ſogleich war ſie vom Teufel beſeſſen. Als Heidenbekehrer war er ſehr glücklich. Auch konnte er im buchſtäblichen Sinne Berge verſetzen, welche Kunſt er ausübte, als es an Raum zum Bau einer Kirche gebrach. In der Chriſtenverfolgung unter Decius „ſalvirte“ er ſich in eine Wüſte und kehrte nach überſtandener Gefahr wieder in ſein Bisthum zurück († 266).

18. November.

Odo, zweiter Abt von Clugny, zeichnete ſich durch eine übermäßige Verehrung des h. Martin von Tours und durch ſeine ſtrenge Kloſterzucht aus († 942).

19. November.

Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen und Tochter des Ungarkönigs Andreas II., wurde 1207 geboren, und ſchon in der Wiege ihrem künftigen Gatten verlobt, erfuhr aber nach deſſen, im fernen Italien erfolgten Tode, einen herben Glückwechſel, indem ſie ihr Schwager aus dem Schloſſe verſtieß, daß die Fürſtin, welche früher ihren Wohlthätigkeitsſinn in ſo unbeſchränkter Weiſe offenbarte, daß ihr frommer Gemahl ſich zu der Aeußerung veranlaßt fand: „Wenn ſie nur die Wartburg, Eiſenach und Naumburg nicht verſchenkt, ſo bin ich ſchon zufrieden,“ — daß dieſe Königstochter jetzt vergebens um ein Obdach flehte, denn ihr Verfolger ließ in Eiſenach verkünden, wer ihr ſeine Wohnung einräumen würde, möchte ſeine Ungnade empfinden. Als es ſchon dunkelte, nahm ein Prieſter ſie auf. Am nächſten Morgen begab ſie ſich mit ihren Kindern in das Barfüßerkloſter, ließ ein „Herrgott dich loben wir" anſtimmen, und darauf — es war Winter — nahm ſie das jüngſte ihrer Kinder auf den Arm, führte die übrigen an der Hand, und pilgerte ſo durch die Straßen Eiſenachs. Sie ertrug aber Armuth und Elend mit Geduld und ſprach: „Herr! dein Wille muß an mir vollendet werden — geſtern war ich Landgräfin, hatte Burgen und Städte, und jetzt will mich Niemand bebergen." Eben wollte ſie in einem Hoſpital Zuflucht ſuchen, das ſie einſt ſelbſt geſtiftet, als ihre Tante Sophie, Aebtiſſin zu Kitzingen, vorfuhr, um ſie nach Schloß Bottenſtein zu bringen, das ihr ihrer Mutter Bruder, Egbert von Meran, Biſchof zu Bamberg, als künftigen Aufenthaltsort angewieſen, wofern ſie ſich weder zur Rückkehr nach Ungarn, noch zu einer neuen Ehe entſchließen wolle. Noch war ſie auf dem Bottenſtein, als die einbalſamirte Leiche ihres Gatten aus Italien zurückkam. Sie ging ihr bis Bamberg entgegen. Nach dem Leichenbegängniß in Reibersbrunn wurde Eliſabeths Schwager wegen ſeines harten Verfahrens von den Thüringiſchen Herren zur Rede geſtellt, und er ſuchte ſeine Reue dadurch zu beweiſen, daß er Eliſabeth die Stadt Marburg in Heſſen und alle dazu gehörigen Dörfer, Einkünfte und Gerechtſame, und jährlich 400 Mark Silber anwies. Zwei Freundinnen, die ſie nie verließen, Juditha und Eiſentraut, begleiteten ſie auch hieher. Indeß war Graf Banfy aus Ungarn angekommen, um die Fürſtin zu ihrem Vater zurückzuführen, denn der Ruf der Unbilden, die ſie erlitten, und des armſeligen Lebens, das ſie geführt, war bis nach Ungarn gedrungen. Er fand ſie zu Marburg ſpinnen, und äußerte ſein Erſtaunen über dieſe ungewöhnliche Beſchäftigung einer Königstochter. Eliſabeth aber ließ ſich nicht zur Rückkehr in's Vaterland bewegen. Sie erwiderte, daß ſie in Thüringen ein ewiges Reich erwarten wolle. Sie ließ in Marburg ein Hoſpital und ein Armenhaus bauen, und ſie mit ihren beiden Freundinnen zogen auch dahin. Dort lebte ſie ganz den Armen und Kranken. Von ihrem Vermögen verwendete ſie nichts für ſich, ſondern gewann den nothdürftigen Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit; und als ihr einſt die Altenburger Kloſterfrauen mehr Geld geſandt, als ſie verdient zu haben glaubte, ſandte ſie es zurück. Der Reihe nach verrichtete ſie die geringſten Dienſte gleich den übrigen, und litt nicht, daß jene, die ſich mit ihr zur Pflege der Armen und Kranken verbanden, ſie anders anredeten, als: du Eliſabeth! Als ſie einſt einen Verein geiſtlicher Brüder, die das Gelübde der Armuth gethan, beſuchte, und ſie in der Kirche mehrere vergoldete Gebilde ſah, ſtrafte ſie ſie mit den Worten: Das Gold, das ihr an dieſe Gebilde verſchwendet habt, hättet ihr weit nützlicher zur Pflege eures Leibes verwendet, die Wahrheit aber, die dieſe Bilder vorſtellen, hättet ihr lieber in euern Herzen tragen ſollen! Ihrer Schwäger weltlichen Sinn ſchauend, ſtellte ſie ihre Stiftung, welche ſpäter die Entſtehung des Ordens der Eliſabetherinnen veranlaßte, damit ſie mit ihrem Tode nicht untergehe, unter den Schutz des deutſchen Ordens. Sie ſtarb 1231, und ſchon zwei Jahre nachher verleibte ſie Gregor IX. zu Perugia feierlich dem Katalog der Heiligen ein. Zur Erhebung ihrer Gebeine zu Marburg erſchien der römiſche Kaiſer, viele Erzbiſchöfe und Biſchöfe, Fürſten und Grafen und eine unzählbare Volksmenge. Ein halbes Jahrhundert koſtete der Bau der Eliſabethenkirche zu Marburg, die ſich erhob über der Begräbnißſtätte der Heiligen, zu der Tauſende wallfahrteten, ſo daß von der Menge derſelben eine lange Straße zu Marburg den Namen Pilgrimſtein erhielt, und in der Kirche die ſteinernen Stufen vor ihrem Bilde durch die Knie der Pilger ausgehöhlt ſind. Ihre Gebeine ſind zur Zeit der Reformation durch Landgraf Philipp den Großmüthigen, wie Juſti in ſeiner Geſchichte der heil. Eliſabeth p. 177 — 179 bemerkt, nicht auf die anſtändigſte Weiſe ausgegraben und an einen noch unbekannten Ort beigeſetzt worden*).

20. November.

Edmund, König von Oſtengland, das von den eingewanderten Angelſachſen angebaut worden war**), erlag im Kampfe gegen die heidniſchen Dänen, die an der Oſtküſte Britaniens gelandet waren. Er ward an einen Baum geknüpft und zu Tode gepfeilt. Kanut der Große ließ über der Stätte, wo des Märtyrers Gebeine ruhen, eine prächtige Kirche bauen. Ehedem hieß der Ort nach ihr „**St. Edmunds Bury**“, jetzt einfach „**Bury**“ (Grabmal).

21. November.

Das Feſt Mariä Opferung (**Praesentatio B. Mariae V.**) wurde zum Andenken eingeſetzt, daß die Jungfrau im dritten Jahre ihres Alters, ohne geführt zu werden, die Stufen des Tempels hinaufgeſtiegen*) und vom Prieſter Zacharias Gott geweiht, und in das Allerheiligſte geführt worden, wo ſie bis in ihr zwölftes Jahr unter den Prieſtern geblieben ſeyn ſoll**). Zu Conſtantinopel wurde dieſes Feſt ſchon 730 gefeiert. In der abendländiſchen Kirche iſt es erſt ſeit 1374 eingeführt.

---

*) Mailath in Hormayers Taſchenb. 1822. S. 211 ff.

**) Es begriff die Provinzen Norfolk, Suffolk und das Gebiet Cambridge.

22. November.

Die Betrachtung, daß die Blinden für den Verluſt des Geſichts durch eine größere Vollkommenheit des Gehörſinns entſchädigt zu ſeyn pflegen, hat die blinde Jungfrau Cäcilia zur Schutzpatronin der Muſik erhoben. Da aber ihre hiſtoriſche Perſönlichkeit — ungeachtet die Legende ihren Geliebten (Valerian) und ihren Bruder (Tiburtius) mit Namen anführt — von mehrern Geſchichtsforſchern in Zweifel gezogen worden iſt, ſo läßt ſich ihre Blindheit nur aus ihrem Namen (**Caecilia v. caecilis, caeca**) erklären.

---

*) Hiemit noch nicht zufrieden, erzählt Gelalerdin: „Sie wuchs an einem Tage ſo viel, wie andere Kinder in einem Jahre.“

**) Gregor von Nyſſa bezweifelt das Factum mit den Worten: „Daß ein Weib unter Prieſtern im Tempel lebe und im heiligen Hauſe geſehen werde, ließ weder Geſetz noch Anſtand zu.“ Das „Evangelium von der Geburt Maria“ gibt das vierzehnte Lebensjahr als die Aufnahmezeit an, ebenſo Eine Handſchrift des „Vorevangeliums Jacobi“. Das „Evangelium von der Geburt Mariä“ läßt ferner ſie nur durch die Engel ſpeiſen, denn die Speiſe, welche ſie von den Prieſtern des Tempels erhielt, vertheilte ſie unter die Armen.

23. November.

Flavius Sabinus, Oheim des Kaiſers Domitian, hatte zwei Söhne, Sabinus (**Tacit. Hist. III., c. 74. 75.**), welcher, verrätheriſcher Abſichten überwieſen, bald aus dem Wege geräumt wurde, und Flavius Clemens, welcher ſeine Sicherheit bloß dem Mangel an Muth und geiſtiger Fähigkeit zu verdanken hatte (**Sueton. in Domitian. c. 15: Flavium Clementem patruelem suum** ***contemtissimum inertiae*** . . . **ex tenuissima suspicione interemit**). Der Kaiſer ließ geraume Zeit hin einem ſo unſchädlichen Geſchöpf ſeine Gunſt angedeihen, gab ihm Domitilla, ſeine eigene Nichte, zur Gemahlin, erklärte die Kinder aus dieſer Ehe zu ſeinen künftigen Nachfolgern, und bekleidete ihren Vater mit der Würde des Conſulats. Allein der Letztere hatte kaum das Ende dieſer jährlichen Würde erreicht, als Domitian ihn unter einem unbedeutenden Vorwand verurtheilen und hinrichten ließ. Auch Domitilla wurde auf eine einſame Inſel an der Küſte von Campanien verbannt. Das Verbrechen, deſſen man ſie beſchuldigte, war Atheismus und jüdiſche Sitten (**Dio c. 17**), eine ſeltſame Verbindung, die durchaus keine Anwendung leidet als auf die Chriſten, nach der ſchiefen Beurtheilungsart, welche die Schriftſteller und obrigkeitlichen Perſonen jenes Zeitalters ſich gegen dieſelben erlaubten. Das Wahrſcheinliche dieſer Muthmaßung, und eine gefliſſentliche Bereitwilligkeit, den Verdacht eines Tyrannen für ein ſo rühmliches Verbrechen anzuſehen, hat die Kirche vermocht, ſowohl den Clemens, als die Domitilla — die bald nachher von ihrem Freigelaſſenen Stephan, der zwar die Gunſt ſeiner Gebieterin genoſſen, aber nicht ihre Religion angenommen, an Domitian gerächt wurde, **Suet. Dom. c. 17.** — unter ihre erſten Märtyrer aufzuſtellen. In dem Buche **Recognitiones Clementinae** wird dieſer Conſul Clemens mit jenem apoſtoliſchen, deſſen Paulus (in dem Philipperbrief) gedenkt, zu Einer Perſon verſchmolzen, und als ſolcher zum glänzenden Haupt der Judenchriſten erhoben. Die Legende läßt ihn mit einem um den Hals gebundenen Anker (!) in's Meer werfen, weßhalb der Anker ſein Martyrium iſt. Dieſes Zeichen findet ſich zu London in der Clemenskirche als — Wetterfahne.

24. November.

Chryſogonus ſtarb den Märtyrertod (287) unter dem Kaiſer Diocletian zu Aquileja.

25. November.

Katharina, eine Jungfrau aus Alexandrien (307). Ihre Verehrung kam von den Griechen während der Kreuzzüge in die römiſche Kirche. Die Legende läßt ſie über 50 heidniſche Weiſen, die ihr der Kaiſer Maxentius auf den Hals geſchickt, um ſie von ihren religiöſen Anſichten abzubringen, in einer gelehrten Diſputation den Sieg davon tragen — was ihr zu der Ehre verhalf, daß die philoſophiſche Facultät zu Paris ſie zur Patronin wählte — und zur Strafe ihrer Proſelytenmacherei — denn wer ihr in den Weg kam, wurde bekehrt — martervoll hinrichten. Was geſchah aber? Anſtatt des Blutes floß Milch *) aus ihrem Halſe, und der Leib ward von den Engeln auf den Berg Sinai getragen und von ihnen dort begraben. Aus ihrem Gebein fließt ein ſehr heilſames Oel, daher ſelbſt die Saracenen (aber nicht die Ungläubigen) ihr Grab beſuchen.

---

*) Weil Blut ſchon dem Namen nach in mehrern Sprachen den Begriff der Unreinigkeit enthält, Katharina aber „die Reine“ heißt.

26. November.

Konrad, Biſchof von Coutance in Frankreich, verdankt ſeine Heiligſprechung durch Calixt II. den Wundern, die an ſeinem Grabe verrichtet wurden, allein ſeine dreimalige Wallfahrt nach Jeruſalem und ſeine Geſchicklichkeit, auf dem Waſſer zu wandeln, mochten dabei ebenfalls berückſichtigt worden ſeyn. Er ſtarb 976.

27. November.

Virgil, Biſchof von Salzburg und Apoſtel von Kärnthen, ſtarb 780. Sein Leib ruht in Salzburg in einem von ihm ſelbſt erbauten Kloſter. „Es geſchahen auch bei Anrufung ſeines Namens viele Wunder daſelbſt.“

28. November.

Heute iſt der Gedächtnißtag des Soſthenes, eines der 72 Jünger Chriſti (1. Cor. 1, 1.).

29. November.

Saturninus und ſeine Geſellen wurden als Straßenräuber auf der Inſel Corcyra eingezogen, im Gefängniß von zwei ſpäter dahingekommenen Inculpaten zum chriſtlichen Glauben bekehrt, hernach (ob aus dieſem Grunde?) in ſiedendem Pech um's Leben gebracht, und die Märtyrerkrone war — redlich verdient.

30. November.

Andreas, erſtberufener Apoſtel, Bruder Petri, Patron von Schottland ꝛc., predigte das Evangelium in Scythien, Bithynien, Galatien, Cappadocien ꝛc. und ward i. J. 69 zu Patras gekreuzigt. Das Kreuz hatte die Form eines X. Nach einer Sage wird es in Marſeille aufbewahrt. Andere laſſen ein Bruchſtück davon nach Brüſſel gelangen (welche Stadt ebenfalls unter dem Schutz dieſes Heiligen ſteht), und ward dieß die Urſache, daß die Ritter des goldenen Vließes ſeine Geſtalt am Halsbande tragen. Reliquien des Apoſtels ſelbſt befinden ſich in der Andreaskirche, in der Stadt St. Andreas in Schottland. Welche Beziehung zu dieſem Heiligen die geſengten Schafsköpfe haben, welche ſich am Andreastage die Schotten zu London in einer Proceſſion vortragen ließen? iſt ſchwer zu ermitteln, deſto leichter iſt die Löſung der Frage: warum die Märchen in der Andreasnacht den Heiligen anrufen*): er möchte ihnen ihren künftigen **Mann** (ἀνὴρ, ἀνδρὸς, davon Ἀνδρείας) zeigen**).

---

*) „O Sancte *Andrea!* effice ut bonum pium acquiram virum, hodie mihi ostende qualis sit qui me in uxorem ducere debet.“

**) Ein Märchen erzählte: Als ſie kaum zwölf Jahre alt war, rieth ihr eine Magd, ſie ſolle ſich in der Andreasnacht allein bei dem Heerde niederſetzen und das Vaterunſer rückwärts herſagen, dann werde ihr zukünftiger Bräutigam ihr erſcheinen. Das Märchen that ſolches, und ſogleich öffnete ſich die Küchenthüre.

Am Andreasabend können die Mädchen bewirken, daß der künftige Geliebte oder Gatte ihnen im Traum erſcheine, wenn ſie vor dem Einſchlafen die Worte ſprechen:

Andreas-Abend iſt heute,
Schlafen alle Leute,
Schlafen alle Menſchenkind,
Die zwiſchen Himmel und Erde ſind,
Bis auf dieſen einzigen Mann,
Der mir zur Ehe werden kann.

Will ein Mädchen wiſſen, in welcher Gegend der Mann wohnt, der einſt ihr Gatte wird, ſo geht ſie Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr ganz in der Stille in den Garten, ſchüttelt den Erbzaun und ſpricht dazu:

Erbzaun, ich ſchüttle dich,
Ich rüttle dich,
Wo mein Liebchen wohnt, da regt ſichs.
Kann er ſich nicht ſelber melden,
So laß nur ein Hündchen bellen.

Dann bellt in der Gegend, wo ungefähr das Liebchen wohnt, ein Hund.

Der künftige Gemahl kann auch auf folgende Weiſe herbeigezaubert werden: Man ſchließt ſich, nach Ein-

---

eine weiße Geſtalt trat herein, mit todtenbleichem Antlitz. Das Mädchen that einen Angſtſchrei, und die Geſtalt verſchwand. Die auf den Schrei herbeieilende Magd legte, als ſie die Urſache von des Mädchens Angſt erfahren hatte, die Erſcheinung ſo aus, daß ihr Bräutigam der Tod ſeyn werde. Das Mädchen erreichte ein Alter von 70 Jahren, mehrere Male wurde ſie zur Ehe verlangt, es zerſchlug ſich aber immer wieder, es kamen ſtets Hinderniſſe dazwiſchen, ſo war denn wirklich der Tod ihr Bräutigam geworden. (Franciſci höll. Prot.)

bruch der Nacht, entkleidet in die Schlafkammer ein, nimmt zwei Becher, und gießt in den einen helles Waſſer, in den andern Wein. Dieſe ſo gefüllten Becher ſtellt man auf den weiß gedeckten Tiſch. Dann ſpricht man folgende Worte:

Dresmes (?)
Mein lieber Sanct Andres!
Laß doch vor mir erſcheinen
Den Herzallerliebſten meinen.
Soll er mir werden reich,
Schenkt er eine Kanne Wein;
Soll er mir werden arm
So ſchenke mir eine Kanne Waſſer;

oder:

Bettſpond, ich trete dich,
Sanct Andres, ich bitte dich,
Laß doch erſcheinen
Den Herzallerliebſten meinen.
Soll ich mit ihm werden reich,
Kommt er mit dem grünen Zweig;
Soll ich mit ihm werden arm,
Kommt er mit dem Knauſt Brod im Arm.

Iſt das geſchehen, ſo kommt die Geſtalt des künftigen Ehemanns zur Thür herein und trinkt aus einem der Becher. Iſt's ein armer, ſo trinkt er von dem Waſſer; iſt's ein reicher, ſo greift er nach dem Wein.

Will man wiſſen, ob man das nächſte Jahr ſterben muß, ſo macht man am Andreasabend vor Schlafengehen auf den Tiſch ein kleines ſpitzes Häufchen von Mehl. Iſt es am andern Morgen aus einander gefallen, ſo muß man das Jahr ſterben.

Man kann am Andreasabend auch erfahren, welche von den gegenwärtigen Perſonen einander lieben oder künftig mit einander verbunden werden. Dazu ſetzt man ein Gefäß mit reinem Waſſer auf einen Tiſch und auf das Waſſer ſetzt man kleine leichte Schälchen von Silberblech, die man mit den Namen derjenigen Perſonen bezeichnet, deren Zukunft man erforſchen will. Dieſe Schälchen heißen Näpſchenpfennige. Kommt das Schälchen eines Jünglings dem eines Mädchens ſo nahe, daß beide zuſammenzuhängen ſcheinen, ſo wird künftig aus beiden Perſonen ein Paar. An den Näpſchenpfennigen kann man auch am Andreasabend ſehen, ob ein liebend Paar einſt wird ehelich verbunden werden, dann bedeutet eines der Näpſchen die Braut, eines den Bräutigam, eines den pastor copulans. Kommen die drei ſo zuſammen, daß der Paſtor vor dem Paare ſteht, ſo kann das liebende Paar ſich auf die Hochzeit Hoffnung machen.

December.

Sinndeute des Monatszeichens:

„der Steinbock"

von den Arabern und Chaldäern der „Bock", von den Indern das „Seeungeheuer" (Macaram) genannt.

Atque angusta fovet *Capricorni* sidera *Vesta*.

Manilius.

„Veſta's Stern" (Vestae Sidus) hieß bei den Römern der Steinbock, weil in der Winterwende um Mitternacht das Sternbild die „Jungfrau" heliakiſch aufgeht, ein Prädicat worauf auch Ceres Anſpruch macht, die in den Myſterien des Dionyſus als Demeter Brizo den neugebornen Jahrgott, das Kind Jacchus, ſäugt, welches ſodann in die Fruchtſchwinge gelegt wird, deren Stelle in manchen chriſtlichen Kirchen die Krippe vertritt, in welche das Jeſuskind gelegt wird. Der Bock aber iſt das, in der idäiſchen Höhle geborne, Zeuskind, das der gefräßige Saturn zu verſchlingen glaubte, als die liſtige Mutter ihm einen in ein Bocksfell gewickelten Stein reichte; oder es iſt Aegipan (Ziegenpan), der Milchbruder des Zeus, welcher unter der Geſtalt eines Bocks den Verfolgungen des Zeitgotts Typhon (Saturn) ſich entzog. Denn Beiden, dem Zeus und Aegipan, hatte die Ziege Amalthea aus ihren Brüſten die erſte Nahrung gereicht. Ihre Haut diente ſpäter dem Zeus als Schild im Kampfe gegen die Winterdämonen, die ſein Bliz (das Licht) zu Paaren trieb. In der Winterwende iſt der Jahrgott noch ein ſchwaches Kind, aber ſchon ſeine Geburt iſt das hoffnungsvolle Zeichen, daß das Licht wieder die Herrſchaft gewinnt. Des

Bockes Horn war ein Symbol des erſten Strahls der Sonne im neugebornen Jahre. Oder Tritons Muſcheltrompete — die Poſaune der Auferſtehung — war es, deren Ton die Geiſter der Finſterniß — nämlich die Giganten oder Titanen, die der ſiegende Zeus ſammt dem Saturn oder Kronos in das Schattenreich verbannte — in die Flucht jagte. Darum heißt auch der „Steinbock“ Aequoris hircus, und rechtfertigt dadurch den Fiſchſchwanz, in welchen, wie bei dem Triton, ſein Leib endigt. Somit erklärt ſich die Tradition der Juden (Aben Esra Comm. in Danielem): der Meſſias werde im Zeichen des „Fiſches“ geboren werden, und die Spielerei der Kirchenväter mit dem Worte ἰχθυς (Fiſch), das aus dem Anfangsbuchſtaben des Satzes Ιησυς Χριστος Θεῦ Ὑος Σωτηρ (Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn und Heiland) zuſammengeſetzt ſeyn ſoll. Die Inder laſſen ihren Meergott Varuna (eine Avatara des Heilgotts Wiſchnu) als Beſieger des Böſen auf einem Krokodil ſtehend, Repräſentant des Decembermonats ſeyn, in welchem das Licht wieder geboren wird. Jener Monat heißt bei ihnen wie das Krokodil: Macara. Dieſes Thier iſt in Indien dem Todtengott Yama heilig, wie einſt in Aegypten dem Typhon, welcher deſſen Geſtalt angenommen hatte, als Horus ihn verfolgte (Aelian. X., 28). Die Kähne, worin die Inder ihre Leichen verführen, haben des Krokodils oder Alligators Geſtalt (Bohlens Ind. I. S. 191). Und die indiſchen Mütter opfern ihre Kinder dieſem Thiere, wie dieß ehedem auch in Aegypten geſchah (Aelian. X., 21), um dadurch die Seligkeit ihrer Lieben zu fördern, wenn ſie dem Symbol des Todes das ihm durch die Zeit ohnehin Verfallene noch im Zuſtande der Unſchuld und freiwillig darbrächten. Vielleicht erklärt ſich nun, warum im Griechiſchen μακαρος: ſelig bedeutet, obgleich das Sanſkritwort macaram: Seethier? Die Sprache ergänzt der Mythus von Makareus, welcher als Sohn des (Hundſterns oder Sirius-) Wolfes „Lycaon“ (d. i. der Sommerwende, um welche Zeit der Sirius, heliakiſch aufſteigend, den Eintritt der dunkeln Jahrhälfte, die Abnahme der Tageslänge ankündigt) Repräſentant der Winterwende iſt. Daher die Sage, daß in der Chriſtnacht der Wolf am ärgſten wüthe, eben weil ſein Reich zu Ende geht, was die heidniſchen Slawen durch Umtragen eines Wolfsbildes an ihrem Winterwendefeſt koleda *) andeuteten, nämlich daß des „ſchwarzen Gottes“ Czernobogs Macht nun gebrochen ſey **). Odin, zu dem alle Todten eingehen, wüthet in der Chriſtnacht zum Letztenmal mit ſeinem Heere, das, dem chriſtlichen Volksglauben gemäß, ſich aus den Geiſtern unſelig Verſtorbener recrutirt; in der Heidenzeit mochte man die abgeſchiedenen Seelen überhaupt darunter verſtanden haben. Das Hundegeheul der wilden Jagd wäre alſo ein Wolfsgeheul, dem man durch die „Wolfsmeſſe“ in der Chriſtnacht (ſ. w. unt.) zu begegnen ſuchte. Die Wölfe der Chriſtnacht — zu Karls des Großen Zeit hieß der Chriſtmonat: Wolfsmonat! — hielt man für Wehrwölfe, welche der Aberglaube gleich den Vampyren für unſelige Geiſter nimmt, die unter den Lebenden ſich Opfer ſuchen, um die eigene Scheinexiſtenz zu friſten ***). Nun aber feierten die Römer im December das Todtenfeſt der geſpenſtiſchen Lemuren, die man um dieſe Zeit auf der Oberwelt umgehend glaubte, und darum mit Opfern zu ſühnen trachtete. Dieſes Feſt der Laren fiel gerade mitten in die Feier der Saturnalien (Macrob. Sat. 1, 10.), nämlich auf den 22. December (IX. kal. Jan.) An dieſem Feſte pontificirten die

---

*) Das Wort bedeutet wie das ſcandinaviſche Jul einen Kreislauf sc. der Zeit.

**) Als Nanna um ihren (in der Johannis- oder Mitſommernacht erſchlagenen Gatten, den Lichtgott) Balder trauerte, gaben ihr die zwölf Aſen (die Monatsgötter) einen Wolfsbalg, worein ſie ſchlüpfte, und ihr Gemüth völlig dadurch verkehrte (Mone eur. Hdth. I. S. 442.) Was heißt dies anders als: Nanna (die Mondgöttin) repräſentirt — im Gegenſatz zu Balder, der Lichthälfte des Jahrs — die mit der Zunahme der Nächte beginnende dunkle Jahrhälfte, die mit dem Aufgang des Hunds- oder Wolfsſterns (Canicula) beginnt?

***) In ſlawiſchen Idiomen heißt der Wolf: Wolk, und der Zauberer: Wolchow. Die ruſſiſche Sage kennt aber einen Wolkow, der in der Wolga als Krokodil lebte. Dies iſt eben das indiſche Wort Makara, in Indien zugleich Name des Chriſt- oder Wolfsmonats.

Sclaven (Dion. Hal. IV.) und zogen die Kleider ihrer Herren an (Dio Cass. LX.), weil, wie S. 13 gezeigt worden, die Saturnalien im Grunde von der Lemuren- oder Larenfeier nicht verſchieden, nämlich ein Seelenfeſt waren, ein Feſt der aus des Leibes Feſſeln freigewordenen Geiſter, wo durch den alles ausgleichenden Tod der Unterſchied der Stände aufhört *). Daher gehörte zu den Geſchenken an den Saturnalien der Wachsſtock (das Seelenlicht) und der Honigkuchen; erſterer auch quod a tenebrosa vita quasi ad *lucem* editi sumus, wie Macrobius (Sat. 1, 7.) deutet; der Honig aber, weil er durch ſeine gährende Eigenſchaft, an Verweſung und Tod erinnernd **), den Manen der Verſtorbenen geopfert wurde (Apollon. Rh. 3, 1034. Eurip. Iphig. Taur. 165. 636). Die zu Geſchenken beſtimmten Wachsbilderchen (Sigillaria) hatten die Bedeutung ſymboliſcher Opfergaben, die ſtellvertretend für das eigene Leben gelten ſollten, denn man fürchtete in dieſem Monat, welchem der Planet Saturn vorſteht und in welchem das Jahr ſtirbt, den Tod mehr als ſonſt. Als nun das Chriſtfeſt an die Stelle der gleichzeitig ***) gefeierten Saturnalien trat, und die an jenen üblichen

---

*) Wie gern man die Sclaven mit den Laren identificirte, beweiſt der Umſtand, daß am Feſt Compitalia, welches der (mythiſche) König Servius Tullius (δοῦλος = servus Diener, Knecht) den Laren eingeſetzt haben ſoll, nur Sclaven den Prieſtern beim Opfer adminiſtriren durften (Dionys. Halicarnass. IV.) Auch an dieſem Tage waren die Sclaven frei (Hor. Od. III. 17. 14.) Am Feſte der Larentia (d. i. der Mutter aller Todten) brachte der Prieſter ein allgemeines Todtenopfer (Varro L. L. VI, 23.) ihr und den Diis Manibus servilibus.

**) Daher durfte im Tempel zu Jeruſalem, wo der Prieſter ſich von den Todten fern halten mußte (3. M. 21, 11.) und kein geſäuertes Brod, nur Schaubrode eſſen durfte (3. M. 10, 8.) — zwei Forderungen, die auch der römiſche Cultus an den Prieſter des Jupiter ſtellte — kein Honig geopfert werden (3. M. 2, 11. Dort wird mit ihm zugleich der Sauerteig, mit welchem er die gährende Eigenſchaft gemein hat, als zur Opferung ungeeignet erwähnt. Gährung und Verweſung waren den Alten ſynonym).

***) Die Saturnalien begannen zwar ſchon am 19. Dec., ſchloßen aber am 25. Dec.

Wachsbilder und Honigkuchen ſich zu Weihnachtsgeſchenken umwandelten, wollte man auch die an jenem heidniſchen Feſte herrſchende Gleichheit der Stände nicht in Vergeſſenheit kommen laſſen. Die pontificirenden Sclaven der alten Römer wurden jetzt durch Narrenbiſchöfe erſetzt, die man aus den niedrigern Kirchenbedienten erwählte, damit ſie — wie die römiſchen Sclaven an den Saturnalien die Rolle der Herren ſpielten — alle geiſtlichen Functionen eines förmlichen Biſchofs verrichteten *). Die Mummereien, Tänze, Schwänke ꝛc., die bei dieſem Feſte vorfielen, ſtimmen genau mit der Feier der Saturnalien überein, bei denen, wie aus Lucians „Saturnalia" erhellt, ebenfalls jede Art von Narrheit erlaubt war. Damit ſteht aber die vorhin ausgeſprochene Behauptung, daß die urſprüngliche Bedeutung der Saturnalien die einer Todtenfeier ſey, durchaus nicht im Widerſpruche. Bekanntlich wurden im alten Rom die Tabulae Atellanae, das erſte Poſſenſpiel, zur Aufführung gebracht, als ein allgemeines Sterben wüthete. Rationaliſtiſche Ausleger glaubten dieſen ſeltſamen Grund zur Einführung der Komödie und Pantomime in Rom in der Abſicht der Obrigkeit zu finden, das Volk durch Erregungsmittel der Lachluſt von ſeiner traurigen Stimmung abzuziehen. Aber wo die Religion ſich einmiſcht — und die erſten Schauſpiele der Alten waren ja von ihr ausgegangen — können nur myſtiſche Tendenzen vorausgeſetzt werden. Die Satyren ſind urſprünglich Waldgeiſter, Dämonen, geſpenſtiſche Weſen, mit den Laren auch etymologiſch verwandt **), was auch „Larve" und „Maske" ***) urſprünglich bedeuten. Dadurch wird auch begreiflich, warum Holla's Geſpenſterzug nach dem Hörſelberg *), der doch der allgemeinen Sage zufolge in der *Chriſtnacht* Statt findet, im Mansfeldiſchen ſich gewöhnlich am *Faſtnachtsdonnerſtag* ſehen läßt (Gräße, die Sage vom Tanhäuſer S. 6), und warum die Thätigkeit der Narren in England in der Chriſtnacht **), in Frankreich in der Neujahrsnacht (ſ. S. 38), in Deutſchland der Faſching in der Dreikönigsnacht den Anfang nimmt, denn abwechſelnd galten dieſe drei Zeiten als die Wende des alten und neuen Jahrs, als die Sterbenacht deſſelben.

---

*) Die wirklichen Biſchöfe legten am Narrenfeſte ihre Würde ab und ließen ſich ganz zu ihren Untergebenen herab. Dieſe Sitte erhielt ſich bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. (Du Fresne Gloss. v. Kalendae.)

**) Satyr (σάτυρος) ſtammt vom hebr. sathar (סתר), das wie alam (עלם) und λάθω: verborgen, latent, unſichtbar ſeyn bedeutet. Darum iſt Lara die Tochter des Almon, d. h. des in das Schattenreich verwieſenen, obſchon auch in Latium (v. lateo) herrſchenden Saturn.

***) Larva ſtammt von λάθω; masca bedeutet noch im Italieniſchen, wie im Latein des Mittelalters, eine Unholdin.

*

1. December.

Eligius, Biſchof zu Noyon in Frankreich, war in ſeiner Kindheit zu einem Goldſchmied in die Lehre gegangen, trat hierauf in die Dienſte des Schatzmeiſters von König Clothar, durch welchen er dem Monarchen empfohlen wurde, der bei ihm ein Paar Stühle vergolden ließ. Auch bei Clothars Nachfolger Dagobert wußte er ſich zu empfehlen, der ihn ſogar mit einem Gute belehnte, wo Eligius ein Mönchskloſter erbaute. Aus einem ebenfalls vom König ihm geſchenkten Hauſe zu Paris errichtete er ein Nonnenkloſter. Der Ruf ſeiner Frömmigkeit verhalf ihm zur Biſchofswürde. Als er auf einer Reiſe nach Flandern viel Glück im Bekehrungsgeſchäfte hatte, ſchrieb die Begeiſterung des Volkes für den Gottesmann ihm auch Wunderheilungen, ja ſogar Todtenauferweckungen zu*). Er ſtarb im Jahr 665 und wurde zu Noyon in einer ihm zu Ehren erbauten Kirche begraben.

---

*) Der Hörſelberg galt im Mittelalter für die Unterwelt, für den Aufenthalt der Verdammten. In der Chriſtnacht kehrt Holle mit ihrer geſpenſtigen Schaar dahin zurück, weil mit der Zunahme des Lichtes (der Tageslänge) ihre Macht auf der Oberwelt ein Ende nimmt

**) An der Weihnachtstafel der brittiſchen Großen durfte ehedem der „Narrenkönig" nicht fehlen. Zu dieſer Würde erwählte man denjenigen, der die tollſten Einfälle hatte. Dies war ein unzertrennlicher Theil der Feſtlichkeit. In London hatten der Lord Mayor und alle Sheriffs ihre Narrenkönige, die einander in Poſſen und Schwänken zu überbieten ſuchten.

2. December.

Anno, Erzbiſchof zu Cöln, war der Erzieher Heinrichs IV. Im Jahre 1062 ſchrieb er ein Concil aus, auf welchem Alexanders II. Gegenpapſt, Honorius II., verdammt wurde. Mit Gregor VII. in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen, drang er, wie dieſer, auf Wiederherſtellung der Sittlichkeit unter den Geiſtlichen. Er ſtarb am 2. December 1075. Bekannt iſt der Lobgeſang auf ihn, das beſte altdeutſche Gedicht aus dem 11ten Jahrhundert.

3. December.

Franz Xaver (welchen Zunamen er von ſeinem in Navarra liegenden Geburtsort erhielt), verband ſich mit Ignaz von Loyola zur Stiftung des Jeſuitenordens, ging als päpſtlicher Legat (1541) nach Oſtindien, das Chriſtenthum zu predigen, und ſtarb, als er ſich eben zu einer Reiſe nach China anſchickte. Heilig geſprochen wurde er von Gregor XV. (1622). Dazu mögen folgende, nach ſeinem Tode erzählte Wunderwerke beigetragen haben. Ein Indianer, den der Jeſuit bekehrt hatte, erbat von ihm während der Schwangerſchaft ſeiner Frau, daß ſie einen Sohn gebären möchte. Wider Erwarten kam eine Tochter zur Welt. Er führte dieſelbe vor den Altar und ſprach: Ich weihe ſie der Kirche, denn ich hatte mir einen Sohn erbeten und nicht eine Tochter. Sogleich verwandelte ſich das Mädchen in einen Knaben. Ferner hatte die Mütze des Heiligen, welche zur Vermählungsfeier Peters II. von Portugal von dem Vicekönig aus Goa mitgebracht wurde, die Eigenſchaft, ſo oft die Königin in ihrer Schwangerſchaft ſie aufſetzte, ihr zu — einem Prinzen zu verhelfen, daher dieſe aus Dankbarkeit ein Kleid für den Heiligen nach Oſtindien überſchickte.

---

*) Auch ein Viehdoctor muß er geweſen ſeyn, denn an ſeinem Feſte brachten die Landleute ihre Pferde nach Audenarde und ließen ſie ſeine Reliquien küſſen!

4. December.

Barbara wurde im 3ten Jahrhundert von heidniſchen Eltern in Nicomedien geboren. Ihr Uebertritt zum Chriſtenthum ſetzte den Vater in ſolchen Zorn, daß er ſelbſt ihr Henker ſeyn wollte, und mit eigener Hand die Tochter enthauptete, nachdem er ſie eine Zeit lang in einem Thurme hatte ſchmachten laſſen, wo ſie die verſchiedenſten Martern (Abſchneiden der Brüſte, Aufhängen an den Füßen ꝛc.) erleiden mußte. Zur Strafe für ſolchen Frevel wurde er vom Blitz erſchlagen. Daher wird die h. Barbara bei Gewittern angerufen, und wurde in Spanien, nach Einführung des Feuergewehrs, die Schutzpatronin der Artillerie. Ihr Bildniß ſieht man oft über Zeughäuſern und Pulverkammern angebracht.

5. December.

Criſpine, Märtyrerin aus der Kolonie Tebeſtina in Afrika, unter der Chriſtenverfolgung des Diocletian und Maximian, wurde, weil ſie den Göttern nicht opfern wollte, auf Befehl des Landpflegers Anolin enthauptet. Der heil. Auguſtin hat an ihrem Feſte gepredigt.

6. December.

Nicolaus (vom Volke **Klaus** genannt), geboren zu Patera in Lycien, vertheilte ſein reiches Erbe unter die Armen, und wurde Mönch, ſpäter zum Biſchof von Myra gewählt. Ob er dem Nicäaniſchen Concil (325) beigewohnt, iſt noch nicht erwieſen. In den Kalendern findet man ihn ſchon im 9ten Jahrhundert. An vielen Orten wird dieſer Heilige als Vorgänger der an Weihnachten gewöhnlichen Chriſtbeſcheerungen verehrt. In Oberſchwaben ſpielt gewöhnlich ein rüſtiger Geſelle die Rolle des Heiligen, der den geſitteten Kindern Aepfel, Nüſſe, Pfefferkuchen (auf welchen das Bildniß des Heiligen abgedrückt iſt) u. a. Eßwaaren beſcheert, den ungeſitteten aber mit der Ruthe droht. Die Kinder wiſſen dieß ſchon vorher, und trachten den Heiligen mit einem Gegengeſchenke zu erfreuen. Da er aber ſelber nichts annimmt, ſo genießt es ſein Pferd, für welches die Kinder in ihre Schuhe Hafer füllen, der auf eine große Schüſſel aufgeſchüttet wird, um das Pferd bei ſeiner Ankunft in der Nicolausnacht damit zu füttern. Des andern Morgens werden die Gaben den Kindern in ſchönſter Ordnung aufgeſtellt. In Thüringen backt man an dieſem Tage Nicolaus-Zöpfe, und beredet die Kinder: dieß ſeyen Beſcheerungen von dem heil. Nicolaus. Als Urſache dieſes Gebrauchs gibt man an: der Heilige habe einem Mann, den die Noth des Winters verleiten wollte, die Unſchuld ſeiner drei Töchter zu verhandeln, Nachts einen Beutel Geld in die Kammer geworfen, wovon er ſich zu ernähren und ſeine Kinder ehrlich auszuſtatten vermöchte. Die Töchter ſollen nun aus Dankbarkeit bei ihrer Verheirathung dreifach geflochtene Semmeln gebacken und unter arme Kinder ausgetheilt haben. Da aber das Zeitalter dieſes Biſchofs bis jetzt nicht ermittelt werden konnte, ſo wird auch dieſer Zug aus dem Leben des Heiligen nur eine fromme Dichtung ſeyn. Erwägt man, daß Odin der Erndtegott*) der heidniſchen Deutſchen war, und daß er geharniſcht und zu Roß gedacht wurde (wie die Zuckerbäcker den h. Nicolaus abbilden), ſo dürften die Aepfel, Nüſſe, Nicolauszöpfe ꝛc. die frühern Opfergaben in's

---

*) Nicht als Erntegott im ausſchließlichen Sinn, ſondern als Jahrgott muß Odin hier aufgefaßt werden. Am Georgitag erſchien er als Lenzgott, den Boden urbar machend, den Winterdrachen erlegend, d. h. die Sümpfe austrocknend; am Michaelstag erſchien er als Sommergott, um vor Eintritt des Herbſtes die Erſtlingsgaben der Ernte in Empfang zu nehmen; am Martinitag, wo auch der Wein eingebracht iſt, erſchien er als Herbſtgott, um den Dank des Winzers ſich abzuholen; endlich am Nicolaitag erſchien er als Wintergott, diesmal in einem doppelten Charakter, unfolgſamen Kindern als Schreckbild ſich offenbarend. Nick heißt in England der Teufel. Der Name Nicolaos (Νικο-λαος d. i. Volksbeſieger) war ehedem ein Prädicat Pluto's, weil der Tod alle Völker bezwingt. Den Todtengöttern wurde Honig geopfert, daher vielleicht die Honigkuchen mit dem Bildniß des Nicolaus. Die Nicolauszöpfe mochten vielleicht die den Manen geopferten Seelenbrode erſetzen. Zu Odin gehen alle Todten ein. Sein Roß, das er an allen dieſen Tagen reitet, iſt ebenfalls Jahrſymbol. (Vgl. Apok. 6, 2—8.)

Gedächtniß rufen, und der Hafer für das Pferd des Nicolaus, ehedem Odin's Roß, beſtimmt geweſen ſeyn. Noch drängen ſich hier folgende Fragen auf — deren Löſung aber nur ſcheinbar ſchwierig iſt — obſchon bis jetzt ſich Keiner dieſe Aufgabe geſtellt hat:

1) Wie konnte aus dem heil. Nicolaus, der als Kinderfreund von der Legende dargeſtellt iſt, der Repräſentant des Teufels (**Old Nick**) werden?

2) Was für Beweggründe hatte die Legende, den h. Nicolaus nicht nur als Kinderfreund, ſondern auch als Schutzpatron der Seefahrer *) zu empfehlen?

3) Warum werden die Geſchenke, welche der heil. Nicolaus ſpendet, ſtets in einen Schuh **) deponirt?

Hierauf antworte ich wie folgt: Das heidniſche Europa dachte ſich um Wintermitte Odin als Anführer des wilden Heeres, daherbrauſend; das wilde Heer beſtand aus den Seelen der im letzten Jahr Verſtorbenen,

---

*) — — — Cum Turbine *Nautae*
Deprensi Cilices magno clamore *vocarent*
Nicolai viventis *opem*, descendere quidam
Coelituum visus sancti sub imagine patris.
Qui freta depulso fecit placidissima vento.
Hospinian. Or. Fest. Christ. f.º 153.

Auf der Inſel Minorca, berichtet Armſtrong, befindet ſich eine Kapelle des h. Nicolaus, in welcher die vom Schiffbruch Geretteten Votivtafeln zur dankbaren Erinnerung an die überſtandene Gefahr aufhängen.

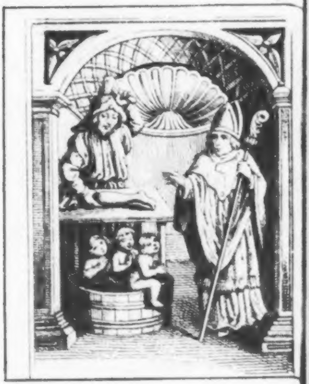
**) Boemus Aubanus in ſeiner Beſchreibung von Franken erwähnt folgenden Brauchs: Vigiliam diei Sti. Nicolai Pueri a parentibus jejunare eo modo invitantur, quod persuasum habeant, ea *Munuscula*, quae noctis ipsis in *Calceos* sub mensam *ad hoc locatos imponuntur*, *se a* largissimo praesule *Nicolao percipere*.

zu Odin gehen die Todten ein. Odin als Jahrgott iſt zwar mildthätig, Erndtegott, Gabenſpender, aber als Zeitgott hat er auch den Tod repräſentirt, er iſt Anfang und Ende alles Seyns. Leben und Tod geht von ihm aus. Im Winter hat er freilich ſeine Milde verläugnet, er wurde der Tod. Das chriſtliche Intereſſe änderte etwas an dem Naturmythus. Odin wurde zum wilden Jäger, Unhold, aber nur über ungetaufte Seelen hat er noch Macht; daher läugnete man zwar nicht ganz, daß das wilde Heer aus den Seelen der Todten beſtehe, d. h. daß Odin der Hermes Pſychopompos der Alten ſey, welcher die Seelen in die Unterwelt führt, aber nur die Kinder, welche vor der Taufe ſtarben, bilden ſein Heer. Zuletzt, als der Naturgott ganz in den Heiligen aufging, vergaß man auch dieß, und Nicolaus, im Namen der „Völker bezwingende“ Tod, erſchien jetzt nur im günſtigſten Lichte, ſogar als Kinderfreund.

Das Waſſer, als das auflöſende Element, nannten ſchon die Aegypter das Reich des Typhon; der indiſche Todtengott ſteht auf dem Krokodil, und die Särge der Inder haben die Geſtalt dieſes Meerungeheuers; die ärmern Klaſſen werfen ihre Leichen in den Fluß. Die Griechen dachten ſich Neptun als Thürhüter des Hades, und auch einen Todtenſtrom, über welchen die Seelen der Verſtorbenen ſchiffen müſſen; ein Todtenſchiff kennt auch die keltiſche Sage (Grimm D. M. p. 793. Eckermann, Religionsgeſch. III. 1. S. 29); und der ſcandinaviſche Mythus nennt es „Naglfari“, weil es aus den Nägeln todter Menſchen verfertigt iſt; daher macht die Sage zur Pflicht, dem Todten die Nägel abzuſchneiden, weil er ſonſt viel beiträgt, dieſen Schiffbau — deſſen ſpäteſte Vollendung Götter und Menſchen wünſchen — zu fordern. Anderswo vergleicht die Edda dieſes Schiff mit dem Skidbladnir (dem Lebensſchiff). Mone erkennt in beiden Schiffen die beiden Jahrhälften (S. Eur. Hdb. I. S. 382). Ich würde hier an den Sarg und die Wiege denken, bei Erſterm an den zerſtückten Oſiris, der in einer Todtenkiſte den Nil hinabſchwimmt, und als Todtenbeherrſcher Herr des „erfriſchenden Waſſers“ (**refrigerium animae**) heißt, weil aus der Feuchte auch alle Weſen hervorkommen. Nicolaus, als Odin, beſcheert alſo eine glückliche Fahrt in die Unterwelt, iſt Patron der Schiffer; aber er iſt auch Urheber neuer Geburt. Die Legende läßt ihn drei, von einem habſüchtigen Gaſtwirth, ihrer Effecten wegen — nach denen ihm gelüſtete — zerſtückte Knaben wieder ihre Glieder zuſammenleſen und in's Leben zurückkommen*). Er iſt daher auch als Verjünger und Todtenerwecker ein Kinderfreund.

---

*) Vergl. die Abbildung. Aber in einem 1823 in der Abtei St. Benoit ſur Loire von Raynouard aufgefundenem Manuſcripte, das dem 10. Jahrhundert anzugehören ſcheint, und ſeiner dramatiſchen Form wegen ſchließen läßt, daß es in der Kirche als geiſtliches Schauſpiel am Tage des h. Nicolaus abgeſpielt worden ſey, iſt zwar die Grundidee dieſelbe geblieben, jedoch anſtatt der drei Kinder ſind hier ebenſo viele Geiſtliche die Geretteten. Die Geiſtlichen ſuchen ein Nachtlager; der Greis, an den ſie ſich deßhalb wenden, weiſt ſie ab, da ſtellen ſie ſeiner Frau vor, daß Gott den Liebesdienſt vielleicht auf irgend eine Art belohnen werde. Dieſe Vorſtellung wirkt, und die Reiſenden werden aufgenommen. Während ſie aber im Schlafe liegen, tödtet der Wirth, durch den Anblick der ſtrotzenden Geldtaſchen geblendet, mit Hülfe ſeiner Frau die ſorglos Schlummernden. Gleich da-



Aus dem Vorhergehenden wird begreiflich, in welchem innigen Zuſammenhange Schiff und Schuh ſtehen müſſen. Vidar, derjenige von Odins Monatsſöhnen, welcher in jenem Zeitpunkte die Weltherrſchaft führt, wo Nicolaus gefeiert wird — denn er beſchließt das Jahr — er iſt der Stumme, weil die ganze Natur jetzt todt iſt. „Vidar beſitzt einen Schuh, welcher, ein Gegenſtück zum Todtenſchiff (Naglfari), von den Lederſtücken gemacht iſt, welche die Menſchen aus ihren Schuhen für Zehen und Ferſen ſchneiden, und die von jeder für den Schuh des Vidar geſammelt werden. Schiff und Schuh, ſchon in der Geſtalt verwandt, beziehen ſich auf den Anfang der Welt, da Bergelmir im Nachen der Fluth entkam, und die Welt aus dem (dionyſiſchen) Becher der (ſinnlichen) Täuſchungen hervor-

---

rauf pocht Jemand an der Thüre. Die Leichen werden entfernt. Jetzt tritt der h. Nicolaus herein, dem Anſchein nach ein gewöhnlicher Reiſender, und bittet ebenfalls um ein Nachtlager. Es wird ihm zugeſtanden. Als die Rede auf das Eſſen kommt, weiſt er Alles, was man ihm anbietet, ab, und verlangt friſches Fleiſch. Der Alte behauptet keines im Hauſe zu haben. Da ſtraft der Heilige den Greis Lügen:

Nunc dixisti plane mendacium,
Carnem habes recente nimium,
Et hanc habes magna nequitia,
Quam mactare fecit pecunia.

Das ſchuldige Paar fällt ſogleich dem Heiligen zu Füßen, und geſteht die Miſſethat. Nicolaus läßt die Körper der drei Ermordeten wieder aufleben, und das Stück ſchließt mit den Worten:

Et post omnis chorus dicat:
„Te Deum laudamus!“

gina. Vidars Schuh iſt alſo Becher der Wiedergeburt*), er iſt Heilszeichen, er ſetzt dem Verderben Maß und Ziel, daher nach Schuhen gemeſſen wird.“ (Mone a. a. O. S. 455). Kann nun noch dunkel ſeyn, warum Nicolaus ſeine Beſcheerung in den Schuh legt? Soll nicht damit die Hoffnung auf die nahe Wiedergeburt der Zeit, des Lichts, des Heils für alle Weſen ausgeſprochen ſeyn?

7. December.

Ambroſius, von heidniſchen Eltern geboren, Conſular der Provinz Ligurien, welche Mailand, den Wohnſitz des Kaiſers, in ſich faßte, ſah ſich im 40ſten Lebensjahre, noch ehe er das Sacrament der Taufe empfangen hatte, zu ſeiner und der Welt Verwunderung, aus einem Statthalter in einen Erzbiſchof verwandelt. Die Einigkeit und Fortdauer des Zurufs wurde übernatürlichem Antrieb zugeſchrieben, und der bürgerliche Beamte nahm unvorbereitet eine geiſtliche Würde an. Aber ſein thätiger Geiſt ließ ihn in dem neuen Wirkungskreiſe ſich bald zurecht finden. Seine Fähigkeiten weihte er nun ganz der Kirche, ſeinem eigenthümlichen Vermögen hatte er entſagt, und ohne Bedenken veräußerte er die heiligen Gefäße, um Gefangene loszukaufen. Er hatte aber das Unglück, der Mutter des jungen Kaiſers, die dem Arianismus zugethan war, zu mißfallen, ſie verlangte von dem Erzbiſchof, daß er ihr in der Stadt oder Vorſtadt Mailands eine Kirche zu ihrem

---

*) Daher ſpielt der Pantoffel in den Hochzeitgebräuchen vielleicht eine ſo wichtige Rolle. Bei manchen Völkern muß die Braut dem Bräutigam den Schuh ausziehen.

Gebrauche überlaſſe. Seine Antwort, daß die Kirchen als Gotteshäuſer nicht dem Staatsoberhaupt angehören, er alſo ihrem Wunſche nicht nachzugeben brauche, regten Juſtinens Haß auf. Sie wollte nun die Hoheitsrechte ihres Sohnes in Ausübung bringen. Ambroſius ſeiner Seits verglich die Mutter des Staatsoberhaupts in ſeinen Predigten, wegen ihrer an ihn geſtellten Forderung um Ueberlaſſung einer Kirche für ihre Glaubensgenoſſen, mit der Jeſabel, und ihre beſcheidene Forderung mit den grauſamſten Chriſtenverfolgungen unter den heidniſchen Kaiſern. Die Maßregeln des Hofes vergrößerten das Uebel, zumal die Mehrzahl der Bürger auf der Seite des Erzbiſchofs war. Sein Pallaſt wurde von ſeiner Parthei wechſelsweiſe bewacht und die Thore der Domkirche befeſtigt. Die zahlreichen Armen, die von ſeiner Freigebigkeit lebten, ergriffen die Gelegenheit, ihm ihre Dankbarkeit zu beweiſen, und damit nicht die Geduld der Menge durch die Länge der Nachtwachen erſchöpft werde, führte der kluge Biſchof ein lautes und regelmäßiges Abſingen der Pſalme in der Kirche von Mailand ein. Indeß er damit beſchäftigt war, wurde er durch einen Traum angewieſen, die Erde an einer Stelle zu eröffnen, wo die Ueberreſte der Märtyrer Gervaſius und Portaſius vor mehr als 300 Jahren beigeſetzt worden waren. Man fand ganz nahe unter dem gepflaſterten Boden der Kirche zwei vollkommene Skelette, nebſt den von ihren Körpern getrennten Köpfen und einer anſehnlichen Menge Blutes. Die heiligen Reliquien wurden im Pompe der allgemeinen Verehrung ausgeſtellt, und jeder Umſtand dieſer Entdeckung paßte zu den Abſichten des Ambroſius. Die Gebeine der Märtyrer, ihr Blut und ihre Kleider enthielten, wie man glaubte, eine heilende Kraft, und dieſe Wirkſamkeit theilte ſich den entfernteſten Gegenſtänden mit, ohne das Geringſte von ihrer urſprünglichen Kraft zu verlieren. Die außerordentliche Heilung eines Blinden *) und die unwillkührlichen (!) Geſtändniſſe verſchiedener Beſeſſenen ſchienen die Heiligkeit des Ambroſius außer Zweifel zu ſtellen. Aber die Mächte der Erde verwandten ſich gleichfalls für die Vertheidigung des Biſchofs. Theodoſius, der morgenländiſche Kaiſer, warf unter der Maske des religiöſen Eifers ſich zum Vermittler zwiſchen dem Kaiſer und dem Erzbiſchof auf. Als ſpäter des Maximus feindliches Anrücken gegen Mailand den Valentinian zur freiwilligen Entſagung des Thrones beſtimmte, und dieſer mit ſeiner Mutter flüchtig wurde, hatte Theodoſius einige unbekannte Gründe, ihnen Theſſalonich zu ihrem Aufenthalte anzuweiſen, anſtatt ſeine königlichen Gäſte nach Conſtantinopel einzuladen. Nachdem die erſten zärtlichen Verſicherungen der Theilnahme vorüber waren, gab der fromme Kaiſer des Orients der Kaiſerin Juſtina auf gute Art zu verſtehen, daß die Schuld der Ketzerei bisweilen ſchon in dieſer Welt beſtraft werde, und daß die öffentliche Annahme des nicäaniſchen Glaubensbekenntniſſes der wirkſamſte Schritt ſeyn durfte, die Wiedereinſetzung ihres Sohnes zu befördern, indem eine ſolche Erklärung auf der Erde und

---

*) Er hieß Sever, nach Berührung des heil. Gewandes bekam sein Geſicht wieder, und widmete die übrige Zeit ſeines Lebens der Kirche. Die Wahrheit dieſes Wunders, welches die Reliquienverehrung und das nicäaniſche Glaubensbekenntniß rechtfertigen ſoll, bezeugen außer Ambroſius (Opp. II. ep. 22. p. 875), auch Auguſtin (Conf. lib. IX. c. 7. Civ. Dei l. XVII. c. 8.), und Paulinus (Vit. Ambr. c. 14. in Append. Bened. p. 4.).

im Himmel Freude verurſachen müßte. Des Theodoſius Neigung für Valentinians Schweſter Galla wurde durch Juſtina benutzt, und die kaiſerliche Vermählung war das Unterpfand eines Bürgerkrieges, da Valentinians katholiſche Unterthanen den ketzeriſchen Kaiſer ſich nicht wieder aufdringen laſſen wollten, als Theodoſius Miene machte, ſeinem Schwager wieder zur Krone zu verhelfen. Maximus, der Uſurpator, wurde von den ſiegreichen Waffen des Theodoſius ſchnell wieder ſeines Ruhmes beraubt, vom Throne heruntergeriſſen, des kaiſerlichen Schmucks, des Ehrenkleides, des Diadems und der Purpurſchuhe beraubt, in das Lager des Theodoſius gebracht, und dort enthauptet. Des Theodoſius Hochachtung für Ambroſius machte ſich der Letztere ſo ſehr zu Nutzen, daß er es wagte — als auf ſeinen Antrieb der Pöbel von Callinicum an der perſiſchen Grenze einen geheimen Zuſammenkunftsort der Valentinianer und eine Synagoge in Brand geſteckt hatte — des Theodoſius Mißbilligung ſolcher Proben von Glaubenseifer, der ſich nur in einem Briefe ausgeſprochen hatte, von der Kanzel herab in einer Predigt „von des Jeremias Ruthe“ zu tadeln, und wollte das Opfer deſſelben auf dem Altare nicht eher geſtatten, bis Theodoſius ihm durch ein feierliches Verſprechen zugeſichert hätte, daß die Brandſtifter keine Strafe treffen ſolle*).

---

*) Schon früher hatte er dem Theodoſius auf ähnliche Art zu imponiren gewußt. Nach der Sitte von Conſtantinopel wollte der oſtrömiſche Kaiſer auch in der Kirche zu Mailand unter den Clerus im Chore ſich niederſetzen. Ambroſius aber wies ihn zurück, indem er ihm andeutete, ſein Platz ſey vor den Schranken bei der Gemeinde.

8. December.

Das Feſt Mariä Empfängniß (conceptionis Mariae) ſoll, dem Jacob de Voragine (Leg. aur. c. 188) zufolge, vom Erzbiſchof Anſelm von Canterbury eingeſetzt worden ſeyn; im Orient ward es im 12ten Jahrhundert von Michael Comnenus eingeführt, aber auf den 9. December angeſetzt. Der h. Bernhard widerſetzte ſich aber dem Fortgang dieſer Feier *). So

---

*) Petrus Lombardus ſprach (1160) davon, als von einer problematiſchen Frage, wodurch man vielleicht die Unſündlichkeit Chriſti noch höher treiben könnte. Thomas Aquinus läugnete die unſündliche Empfängniß, Scotus behauptete ſie, und die Kirchenverſammlung von Baſel beſtätigte ſeine Meinung und verordnete zugleich die Feier dieſes Feſtes. Nos, ſagt das Concil, diligenter inspectis authoritatibus et *rationibus* — — — doctrinam illam, gloriosam virginem *Mariam*, praeveniente et operante, divini Numinis gratia singulari, *nunquam actualiter subjacuisse originali peccato, sed immunem semper fuisse ab omni originali et actuali culpa, sanctamque et immaculatam*, tanquam piam et consonam cultui ecclesiastico, fidei catholicae, *rectae rationi et sacrae scripturae, approbandam fore, tenendam et amplectendam diffinimus* et declaramus, nullique de caetero licitum esse in contrarium praedicare seu docere etc. Die Spanier glauben ſo feſt auch an dieſe unbefleckte Empfängniß, daß ſeit dem Jahr 1652 die Ritter des St. Jacobsordens von Calatrava und Alcantara bei ihrer Aufnahme in den Orden einen feierlichen Eid ablegen mußten, daß ſie für dieſe Lehre fechten wollten. Eigentlich iſt die Vorſtellung von der unbefleckten Empfängniß Mariä nicht ſo jung, daß man ſie erſt als Product des Abendlandes betrachten ſollte, ſie findet ſich ſchon in einem apokryphiſchen Evangelium (Geb. Mar.) vor. Der Engel

ſehr auch Innocenz III. noch zu Ende des 13ten Jahrhunderts dieſelbe ganz zu unterdrücken bemüht war, ſo

---

des Herrn ſpricht dort zu dem, wegen der Unfruchtbarkeit ſeiner Frau, troſtloſen Joachim: „Deine Gebete ſind erhört, deine Almoſen ſind aufgeſtiegen vor Gott. Wenn er einem Weibe den Leib verſchließt, ſo thut er es um deſſentwillen, daß er ihn hernach um ſo wunderbarer öffne und damit erkannt werde, es (das Kind?) ſey nicht Werk der Luſt, ſondern göttlicher Gnade. War Sara nicht bis zum 80ſten Jahre unfruchtbar? und dennoch gebar ſie im hohen Alter. Hatten nicht auch Simſon und Samuel unfruchtbare Mütter? Lange verſchobene Empfängniſſe pflegen um ſo wunderbarer zu ſeyn; ſo wird auch Anna, dein Weib, dir eine Tochter gebären, und du ſollſt ſie Maria nennen. Sie ſoll von ihrer Kindheit an dem Herrn geweiht ſeyn, und von dem h. Geiſt erfüllt werden ſchon im Leibe der Mutter. Und wenn ihr Alter vorgerückt iſt, wird ſie, wie ſie ſelbſt, wunderbarer Weiſe, von einer Unfruchtbaren geboren, alſo auf unerhörte Weiſe als Jungfrau gebären ꝛc.“ (Hier gibt ſich der Grund zu erkennen, weshalb ſchon in der Erzeugung der Maria etwas Ungewöhnliches Statt gehabt haben mußte. Das Eingehen des Gottesſohnes in die unbefleckte Jungfrau iſt ein zu großes Wunder, *als daß ihm nicht eine Einleitung hätte vorangehen müſſen.*) In einem andern Apokryphum „Geſch. der Geburt Maria und der Kindheit d. Erl.“, ſagt der Engel zu Joachim: „Anna wird *aus Deinem Samen* eine Tochter empfangen.“ Dieſe Aeußerung widerſpricht freilich der vorigen, indeß, auf ein Apokryphum iſt kein großes Gewicht zu legen, daher in ſtreitigen Fällen wir uns an den unfehlbaren Ausſpruch des Papſtes halten, welcher nicht bloß der Mutter Gottes, ſondern auch der Großmutter Gottes eine unbefleckte Empfängniß vindicirte. War das Eine möglich, warum nicht auch das Andere? Wie? der verbreitete das Feſt ſich doch immer mehr, bis endlich Sixtus IV. im Jahr 1476 die allgemeine Feier beſtätigte.

9. December.

Leocadia, eine Jungfrau in Toledo, wurde wegen ihres chriſtlichen Bekenntniſſes nach vielen Martern (300) von einem hohen Thurm außerhalb der Stadt, wo jetzt ihr zu Ehren eine Kirche ſteht, herabgeſtürzt.

10. December.

Melchiades, aus Afrika, ſtarb auf Befehl Maximians den Martyrertod (360).

11. December.

Damaſus, Diacon bei der Kirche des h. Laurentius in Rom, folgte dem Papſt Liberius auf den Stuhl Petri (366). Die Anhänger des Verſtorbenen erwählten zwar einen Prieſter Urſinus zum Nachfolger, aber Damaſus gewann die Oberhand, weil, ſagen die Berichte aus jener Zeit, er die vornehmen Frauen Roms für ſich zu gewinnen wußte, überdieß das Geld nicht ſparte. Ein von ihm bewaffneter Haufe erſtürmte die Kirche, worin ſich die Anhänger des Urſinus feſtgeſetzt: 137 der Kämpfenden blieben todt auf dem Platze. (**Ammian. Hist. 27, 5**). Urſinus mußte fliehen,

---

b. Geiſt ſollte **Mutter** und **Tochter** ꝛc.? Das iſt ja gegen das Verbot 3 Moſ. 20, 14. Dagegen läßt ſich aber der vornehmen Herren günſtige Rechtsgrundſatz vorbringen: „**Si duo faciunt idem, non est idem.**“

aber noch 10 Jahre nach ſeiner Niederlage ſetzte dieſer nicht minder ehrſüchtige Mann Himmel und Erde in Bewegung, um ſeinen Gegner zu verdrängen. Ganz Italien und auch Gallien wurden in den Streit hineingezogen. Um ſich Ruhe zu verſchaffen, gab der Kaiſer das Geſetz, daß der Papſt in Rom Macht haben ſolle, die Streitigkeiten der Biſchöfe beizulegen. Sachen des Glaubens dürfe man fortan nicht mehr vor die Entſcheidung weltlicher Richter, alſo auch nicht des Kaiſers bringen. Damaſus triumphirte, aber er beſchloß alsbald, ſich nicht mit dem dargebotenen Finger zu begnügen, er wollte auch die ganze Hand nach ſich ziehen. Eine von ihm zu Rom (378) verſammelte Synode legte dem Kaiſer die Bitte um Erweiterung jenes Geſetzes vor. Gratian bewilligte nicht nur das weitläufige Geſuch, ſondern eine kaiſerliche Verordnung erſchien, welche die Worte der Bittſchrift faſt genau wiederholte. (Gfrörer, Kirchengeſchichte II. S. 303). Die Acta S. rühmen dem Damaſus nach, daß er „vieler Heiligen Leiber geſucht und gefunden.“ (Nun, wer ſucht, der findet auch.)

12. December.

Erimachus aus Alexandrien hatte „um Chriſti willen zwar den Kopf verloren, aber den Himmel gewonnen.“ (Martyrologium. gedruckt zu Dillingen MDLXXXIII. p. 372. wo nichts Näheres über dieſen Märtyrer angegeben iſt).

13. December.

An dieſem Tage begeht Syrakus das Feſt der heil. Lucia. Kephalides, welcher im Jahr 1815 der Feier deſſelben beiwohnte, beſchreibt es in ſeiner „Reiſe durch Sicilien“ (I. S. 13) wie folgt: „Schon am Vorabend des wichtigen Tages ſah man im Hintergrunde einer ziemlich langen und breiten Gaſſe eine Bühne, wie ein Marionettentheater errichtet, mit vielen Lichtern und farbigen Laternen auf's Bunteſte erleuchtet. Auf derſelben wurde die Heilige von einem türkiſchen Baſcha vor den Richterſtuhl des Sultans geführt, eine Menge Heiden, Chriſten und Türken umgaben ſie in ſeltſamem Gemiſch, und ein Haufen Straßenjungen vor der Bühne diente zur Schaarwacht. Die ganze Straße war gleichfalls mit Lampen und bunten Laternen erleuchtet; ein Feuerwerk wurde abgebrannt; dichtgedrängte Schaaren fröhlicher Chriſten luſtwandelten auf und nieder, und ſchrieen ohne Unterlaß, während laute Schüſſe ertönten: **Eh viva santa Lucia**! Tags darauf ſtrömte Alles in die Lucienkirche, lärmend und ſchreiend. Die Heilige wurde im Hintergrunde ſchlagend und dämmernd auf ein Gerüſt geſetzt; indem die Straßenjungen am Altar auf dem Bauche lagen und pfeifend die Beine gen Himmel reckten. Die Kirchendiener umhingen die Heilige mit Schmuckwerk. Als ſie auf dem Throne ſaß, ertönten alle Glocken, donnerten die Böller, Tauſende **Eh viva's** durchdrangen die Lüfte, und der Zug ging in den Dom Glücklich, wer ſeine Schulter mit unter den Tragbalken des Gerüſtes ſchieben konnte, auf welchem die Heilige ſaß. Sie wurde in der Domkirche abgeſetzt und man ließ eine Menge Tauben zu Ehren der h. Lucia fliegen. Im Hafen war ein Wettrennen von Nachen und auf allen Schiffen wurde das Feſt gefeiert.“

Die Legende von ihr iſt folgende: St. Lucia wurde zu Syracus geboren, ſchon war ihr Herz einem Jüngling verſprochen, als ihr auf einer Reiſe nach Catanea die h. Agathe den Märtyrertod für den chriſtlichen Glauben prophezeite. Sogleich erloſch das Feuer irdiſcher Liebe, ſie theilte ihr Vermögen unter die Armen und gelobte ſich ewige Jungfrauſchaft. Der verſchmähte Jüngling gab aus Rache ſie als Chriſtin bei dem Statthalter Paſchaſius an. Sie wurde gefangen genommen und weil ſie den Göttern zu opfern ſich weigerte, in's Feuer geworfen. Da ihr dieſes nicht ſchadete, wurde ſie erdolcht, und gab dennoch nicht ihren Geiſt auf, bis ſie das h. Nachtmahl empfangen hatte. Dieß geſchah im Jahr 290 *). Daraus iſt zu ſchließen, daß der Name des Heiden Paſchaſius, wegen des Gleichklangs mit Paſcha, den Anachronismus veranlaßte, demzufolge ſie vor den Sultan gefordert wurde. Allein die Heiligengeſchichte iſt darum nicht weniger verläßlich.

14. December.

Nicaſius, Biſchof zu Rheims, und ſeine Schweſter Eutropia wurden, als (430) die Vandalen die Stadt eroberten, des chriſtlichen Glaubens wegen enthauptet.

15. December.

Valerian, Biſchof, wurde auf Befehl des arianiſchen Königs Genſerich zur Zeit der Vandalenverfolgung als 80jähriger Greis aus der Stadt gewieſen, und mußte, da ſeine Aufnahme Jedem verboten war, von allen Menſchen verlaſſen, unter freiem Himmel ſterben (400).

---

*) Petr. de Natal. Catalog. Sanctor. I. p. 64.

16. December.

Adelheid, Tochter Rudolphs II., Königs von Burgund, wurde im 16ten Jahr mit Lothar, König von Italien, vermählt. Nach dreijähriger Ehe ſtarb Lothar, und Berengar bemächtigte ſich des Reichs, behandelte auch Adelheid, die ſeine Schwiegertochter zu werden ſich weigerte, ſehr übel, doch wurde ſie von deutſchen Kriegern aus ihrer Gefangenſchaft befreit. Aus Dankbarkeit reichte ſie Otto I., dem deutſchen Kaiſer, ihre Hand, dem ſie einen Sohn, Otto, gebar, mit welchem ſie nach ihres Gemahls Tode die Regierung theilte. Sie erbaute viele Klöſter und beſchenkte ſie reichlich, brachte auch ihre letzten Jahre nur in andächtigen Beſchäftigungen zu († 1000).

17. December.

Weil Lazarus durch Jeſu Machtwort von den Todten erweckt wurde, ſo mochte die Kirche vielleicht dieſen Tag mit dem in denſelben Monat fallenden altrömiſchen Lemurenfeſte, wo man, als am Jahresende, die Todten aus den Gräbern ſteigend dachte*), dadurch in Verbindung gebracht haben, daß ſie Maskenzüge geſtattete — masca bedeutet urſprünglich ein Geſpenſt, bei dem heutigen Italiener eine Hexe, striga; der zwitſchernde, liſpelnde, dem Luftzug ähnlich ſeufzende Ton iſt nach Ovid (Fast.) die Sprache der Geiſter — welche mit Tanz und Pfeifen verbunden waren (Hüllmann „Städteweſen“ IV. Seite 172). Am früheſten wurden die Masken bei Proceſſionen und Einweihungen in die Myſterien des Bacchus gebraucht; wo die Tänze der Eingeweihten die Sphärentanze der ſeligen Geiſter verbildlichten; die Silenen- und Satyrmasken auf die von ſinnlichen Gelüſten noch nicht gereinigten, mit ihren Wünſchen der Erde noch zugekehrten Geiſter anſpielten. Die accompagnirende Flöte, welche, wie die zwitſchernde Sprache der Masken, die dem Säuſeln der Luft ähnlichen Laute unkörperlicher Weſen verſinnlichen ſoll, wurde ja ohnehin bei Leichenbeſtattungen anſtatt aller andern muſikaliſchen Inſtrumente gebraucht. Wenn man in Marſeille am Lazarustag*) auch Rinder, Eſel und Pferde bei dieſem Maskenſpiel einen Theil des Zuges bilden ließ, ſo möchte dieß auf die ehemaligen Thiermasken in den Myſterien anſpielen, in welchen auch die Lehre von der Seelenwanderung vorgetragen wurde.

---

*) „Ultima placandis Manibus illa dies“ ſagt Ovid.

An dieſem Tage feiert man auch das Gedächtniß des Ignatius**), Biſchof von Antiochia. er ſoll jenes Kind geweſen ſeyn, welches Chriſtus (Matth. 18, 2 bis 4) ſeinen Jüngern vorſtellte. Später wurde er ein Jünger des Evangeliſten Johannes, wurde unter der Regierung Trajans vom Apoſtel Petrus (oder Paulus) zum Biſchof ordinirt; als aber Trajan, von ſeinem Perſerzug rückkehrend, nach Antiochia kam und ein Edict gegen die Chriſten publicirte, wurde auch Ignatius eingezogen und nach Rom abgeführt, wo er (108) den wilden Thieren vorgeworfen wurde. Bei Eröffnung ſeines Leibes fand man den Namen Jeſus mit goldenen Buchſtaben in ſein Herz geſchrieben. (Die alten Schriftſteller wiſſen nichts davon).

---

*) Die Tradition läßt Lazarus in Marſeille ein Bisthum gründen!

**) In einigen Martyrologien iſt der 1. Februar ſein Gedächtnißtag.

18. December.

Wunibald, ein Sohn Richards von England, bereiſte als Miſſionär Frankreich, Italien und Deutſchland, ließ ſich endlich bleibend in Heidenheim in Schwaben nieder, wo er bis zu ſeinem Tode (750) einem von ihm erbauten Benedictinerkloſter als Abt vorſtand.

19. December.

Nemeſius, welcher unter der Diocletianiſchen Verfolgung die Martyrerkrone ſich verdiente, wurde, wie ſein Vorbild Chriſtus, zugleich mit Verbrechern hingerichtet.

20. December.

Ammon, ein unbekannter Märtyrer zu Alexandrien.

21. December.

Thomas, der „ungläubige“ Apoſtel (Joh. 20, 25), hatte wahrſcheinlich ſeiner Zweifelſucht es zu verdanken, daß in des Abdias Apoſtelgeſchichte eben er die glänzendſten Wunder erleben mußte, damit er von ſeiner Krankheit vollkommen geheilt würde.

Die Tradition läßt Thomas das Chriſtenthum in Indien predigen, aber Euſebius und die Clementiniſchen Recognitionen weiſen ihm Parthien zur Provinz an. Hippolyt ſagt: Nachdem er den Parthern, Medern, Perſern, Hyrkaniern, Baktrern, Magiern (!) gepredigt, ward er zerriſſen ꝛc. (nach der gewöhnlichen Tradition wurde er mit einer Lanze durchbohrt. Baronius führt ein Zeugniß aus Oſorius an, daß er gekreuzigt worden ſey). Manche Verwechslungen mögen dadurch veranlaßt worden ſeyn, daß im 3ten Jahrhundert ein Manichäer, Namens Thomas lebte, der ebenfalls in Indien gepredigt haben ſoll, und im 8ten Jahrhundert ein Neſtorianer Thomas dort auf der Küſte von Malabar Neſtorianiſche Kirchen ſtiftete, deren Glieder noch jetzt ſich Thomaschriſten nennen.

Wie der Apoſtel Matthias, weil er an die Stelle des Judas den Zwölfen eingeſchaltet worden, den 24. Februar deßhalb zu ſeinem Feſttag erhielt, indem dieſer in Schaltjahren der Schalttag iſt, ſo beſtimmte hingegen ein etymologiſcher Grund für Thomas (chald. duma: Finſterniß, verwandt ſind *θαῦμα* und s-tupor, gleichſam geiſtige Nacht, Betaubung) jenen Tag auszuwählen, auf welchen die längſte Nacht folgt. Darum hat auch Thomas auf Abbildungen ein Winkelmaaß in Händen, weil er, am Solſtitialpunkte ſtehend, das Jahr abmißt und abſchneidet. Er ſteht aber auch am andern Solſtitialpunkt, denn der heutige Tag wird nur zum Andenken ſeiner Verſetzung gefeiert; als ſeinen Todestag gibt man den 3. Juli an. Dieß ein indirecter Beweis für den hier angeführten etymologiſchen Grund, der bei der Wahl ſeines Tages entſcheiden mochte.

22. December.

Chäremon, Biſchof zu Nilopolis in Aegypten, wird für einen Märtyrer gehalten, weil er zur Zeit der Diocletianiſchen Verfolgung mit einigen Hausgenoſſen von einem Spaziergang nicht mehr zurückgekehrt war.

23. December.

Victoria, eine römiſche Jungfrau, wird für eine Märtyrerin gehalten, weil ſie von ihrer Freundin Anatolie ſich bereden ließ, ihrem Beiſpiele folgend, den Bräutigam wieder heimzuſchicken und eine Himmelsbraut zu werden.

24. December.

Adam und Eva, die Urheber der Erbſünde, erhielten einen Tag vor der Geburt Chriſti angewieſen, damit ſich bewähre, wie auf das Uebel das Heilmittel folge.

Im gewöhnlichen Sinne iſt es nicht zu verſtehen, daß Adam und Eva urſprünglich zur Unſterblichkeit beſtimmt geweſen und dennoch ſo organiſirt waren, daß durch ſie die Welt fortgepflanzt werden ſollte. Dadurch würde die Zahl der unſterblichen Weſen ſich in's Unendliche vervielfältigt haben, wovon die Folgen unmöglich zum Vortheil derſelben ausgefallen ſeyn würden. Im gewöhnlichen Sinne iſt es ſchwer zu glauben, daß Adams Apfelbiß ſeine ganze Nachkommenſchaft, die an dem Ungehorſam des Stammvaters keinen Antheil hatte, in des Satans Gewalt liefern ſollte, und dieſes unbedeutende Vergehen nur durch das größte Verbrechen, durch einen — Gottesmord getilgt werden konnte! Ferner, daß Eva und ihre Töchter die Geburtsſchmerzen als Strafe des Ungehorſams erleiden ſollten, indem mit ihnen dieſe Leiden auch die Weibchen der Thiere gemein haben, die doch nicht von Eva abſtammen! Auguſtin (**Civ. Dei XIII., 21**) bekennt, daß die Geſchichte von der Paradieſesſchlange *) und der ſterblich machenden

---

*) Die Tradition ſagt: Die alte Höllenſchlange wäre urſprünglich ein reiner Seraph (serpens, vgl. 4 Moſ. 21, 6., alſo auch eine Schlange) geweſen, durch Hochmuth von Gott abfallend, aus dem Reiche des Lichts in die ewige Finſterniß geſtoßen worden, aber

Frucht nur einer allegoriſchen Deutung fähig ſey. Daher ſeine Inconſequenz: die Miſſion des Erlöſers zur Tilgung der Erbſünde, die er doch ſelbſt für Allegorie halten mußte, für eine Thatſache zu erklären, nothwendig überraſchen muß. Zoroaſters Schriften ſind der Schlüſſel zu den erſten Kapiteln der Geneſis. Auch dort wird der erſte Menſch in einen lieblichen Garten *) geſetzt, auch

---

am Ende der Tage werde er ſich wieder in einen Lichtgeiſt umwandeln, d. h. aus der Zeugung entſteht der Tod und aus der Verweſung neues Leben. Darum konnten die Aegypter von einem Agathodämon (Heilsſchlange) und Kakodämon (Giftſchlange) ſprechen, die ſich wechſelſeitig in der Welt abtauſchen, darum rettete ſchon der Anblick des Bildes der Heilsſchlange — mit welcher ſich Chriſtus verglich — von dem Biß der Giftſchlange in der Wüſte; darum verwandelte ſich der alexandriniſche Todesgott Serapis alljährlich in den Aeſculap. Beider Attribute ſind Schlangen. Daß alſo die Phallusſchlange hier gemeint ſey — deren Symbol, eine goldene Schlange in den Myſterien des Bachus Sabazius, dem Novizen in der Gegend der Bruſt ins Gewand geſchoben und zwiſchen den Beinen wieder hervorgezogen wurde — iſt erwieſen. Die Schlange beredet daher zum Genuſſe des Apfels, weil wir dieſen ſchon als Geſchenk der Venus an Paris, Hippomenes ꝛc., die dadurch ſchöne Frauen erwerben, wegen der verjüngenden Aepfel der Iduna und wegen der Liebesäpfel Ruben's (1 Moſ. 30, 14) für die Allegorie der Befruchtung zu halten genöthigt ſind. Darum iſt Adams Strafe der Ackerbau, denn nicht die Beſamung des Erden- ſondern des Mutterſchooßes iſt hier gemeint. Wie paßte ſonſt zu Adams Strafe die der Eva (Geburtsſchmerzen?)

*) Zoroaſter nennt den Garten Hedenesch (i. e. ἡδονή: Wolluſt, welches auch die Bedeutung von Eden

dort iſt er zuerſt doppelgeſchlechtig*), auch dort bringt die Schlange das Uebel in die Welt. Weil aber der Zend-Aveſta den Schlüſſel zu jenen Räthſeln enthält**), der in der moſaiſchen Kosmogonie vergebens geſucht wird, ſo iſt man berechtigt, die perſiſche Urkunde für das Original zu halten, folglich dort die Aufſchlüſſe

---

iſt). Sowohl im Griechiſchen (κῆπος) als im Hebräiſchen (ganna) bedeutet ein und daſſelbe Wort: Garten und Weib, woraus ſich die Garten-Aphrodite in Athen und der Priap, als Beſchützer der Gärten, erklären laſſen. Iſt nun das Weib der Garten der Wolluſt (Eden), in deſſen Mitte der Baum des Lebens (der Stammbaum) ſteht, der ſich nach dem Genuſſe der Frucht in den Baum der Erkenntniß (d. h. mittelſt deſſen Adam ſein Weib erkannte, ihr beiwohnte, 1 Moſ. 4, 1.) umwandelte, durch den Meſſias aber ſich wieder in den Baum des ewigen Lebens umwandeln wird, ſo begreift jedes Kind, daß hier nur die beiden Endpole des Lebens gemeint ſind.

*) Schon die Rabbinen deuteten die Worte: „Er ſchuf ſie ein Männlein und ein Fräulein“ auf die Doppelgeſchlechtigkeit Adams, aus deſſen Rippe erſt ſpäter das Weib geſchaffen wird.

) Auch bei Zoroaſter ſcheidet ſich die Finſterniß nach der Weltſchöpfung vom Lichte (was außer ihm auch die rabbiniſche Tradition auf Satans Abfall deutet, denn phyſiſch iſt dieſe That undenkbar); auch bei Zoroaſter wird die Sonne erſt im vierten Jahrtauſend (am 4. Tag — nach dem Pſalmiſten beſteht ein Gottestag aus 1000 Menſchenjahren) geſchaffen, weil in den erſten drei Jahrtauſenden nur eine Geiſterwelt, ein Lichtreich beſteht (von Abend und Morgen, wie von Schöpfungstagen weiß Zoroaſter nichts, fällt daher in keinen Widerſpruch mit dem Naturgeſetz); erſt im vierten Jahrtauſend wird die Körperwelt, folglich auch das irdiſche Licht geſchaffen. In der zu Dogmen erſtarrten bibliſchen Allegorien zu ſuchen. Ormuzd, das Lichtweſen, ſprach zu Zoroaſter: „Ich habe einen Ort der Annehmlichkeiten und des Ueberfluſſes erſchaffen. Käme dieſe Luſtgegend nicht von mir, kein Weſen hätte ſie ſchaffen können. So weit die Welt auch iſt, nichts glich der Anmuth dieſer Luſtgegend. Ich ſchuf dieſe Wohnſtatt des Segens ohne alle Unreinigkeit. Darauf kam der Todſchwangere Ahriman, die große Schlange des Winters, und goß Kälte aus über die Erde, Waſſer und Bäume, aber dieſe Peitſche wird zum Segen, denn kaum vergeht der Winter, ſo wachſen alle Güter im Ueberfluß“ (Z. Av. Vend. Farg. I.**), Ahriman iſt die moraliſche und phyſiſche Finſterniß, Sünde und Winter, Zeugung und Tod kommen daher von ihm. Ahriman ſchwächt ſeiner Natur nach die Wirkungen des Lichtweſens, aber ganz, d. h. auf immer vernichten kann er es nicht. Der Kirchenvater Origenes (**Comm. in Matth.**) nimmt, wie Zoroaſter, Engel des Lichts (die ſchaffenden Naturkräfte) und der Finſterniß (die zerſtörenden Naturkräfte) an, jene ſind des Ormuzds (Gottes), die des Ahrimans (Satans) Kriegsheer. Demſelben Origenes zufolge iſt die Schlange, deren Geſtalt der Geiſt der Finſterniß annahm — die Materie, darum wendet ſich die Schlange zuerſt an das ſinnlichere Weib, und wirkt durch dieſe auf den Mann.

Die Zendbücher lehren: Gott hat die Weltdauer auf 12 Jahrtauſende beſtimmt*). In den drei erſten Jahr-

---

der moſaiſchen Kosmogonie, die nur von der phyſiſchen Schöpfung handelt, drängt ſich nothwendig die Frage auf: Welches Licht leuchtete in den erſten drei Tagen?

*) Jüdiſchen Traditionen zufolge wird die Welt im ſiebenten Jahrtauſend zerſtört werden. Wenn die ſechs

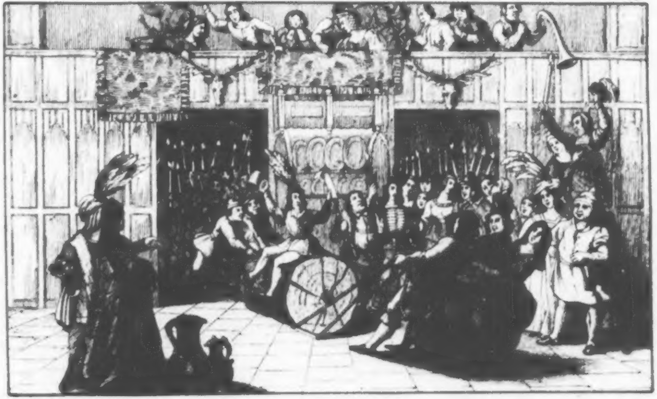
tauſenden blieb die Welt ihrem obern Theil (Himmel) nach rein vom Böſen. Wie Gott Weſen in die niedere Welt (Erde) ſchickte, hielt ſie ſich auch drei Jahrtauſende unbefleckt. Aber im 7ten Jahrtauſend (Monat, d. h. im Zeichen der Waage vom Widder an gerechnet), kam die Schlange Ahriman in die Welt (man darf hier auch an das in der Herbſtnachtgleiche heliakiſch aufſteigende Schlangengeſtirn denken — die „Schlange" berührt mit ihrem Kopfe die „Waage") und brachte den Winter. Da aber auf der Erde eine ſolche Schlange nicht zu finden iſt, ſo muß man ſie im Himmel aufſuchen. Brachte die Schlange den Winter, die langen Nächte, ſo konnte ſie auch ſchon deßhalb Symbol der Finſterniß werden. Das Buch Bundeheſch berichtet: „Ahriman, begleitet von den zerſtörenden Diws (Dämonen), hat in Geſtalt einer Schlange die Welt durchdrungen." Eine andere Stelle des Zend-Aveſta nennt Ahriman geradezu: „das Schlangengeſtirn, das ſich einen Weg zwiſchen Himmel und Erde bahnte" (d. h. ſtieg am Horizont auf, wo Himmel und Erde an einander zu gränzen ſcheinen). Die Perſer nennen

---

Schöpfungstage — Jahrtauſende waren, ſo hat man das Zoroaſteriſche Weltjahr auch nach jüdiſch-chriſtlicher Chronologie, denn die Jahrtauſende ſind Monate. Dies ſtimmt mit der Ausſage der Juden: die Schöpfung habe, wie das bürgerliche Neujahr, angefangen, als die Sonne im Zeichen der „Waage" ſtand. Das Ende der Tage — die Ankunft des Meſſias — werde aber in der Oſternacht erwartet, alſo wenn die Sonne ins Zeichen des Widders (Lammes) eintreten wird. Daß dieſe letztere Erwartung auch ins Chriſtenthum überging, wo ſie auf die Wiederkunft Chriſti zum Gerichte bezogen wird, darf ich als bekannt vorausſetzen.

dieſes Geſtirn (nach Chardin) noch jetzt: Evens Schlange. Eva iſt die „Jungfrau," welche die dem Schlangengeſtirn benachbarte „Waage" in der Hand hält. Befindet ſich die Schlange nun unter den Füßen der Jungfrau, ſo erfüllt ſich leicht der Spruch: „Sie wird dich in die Ferſe beißen." „Bootes", der neben der Jungfrau ſeinen Platz einnimmt, wurde zum Adam.

Der Baum des Lebens, den wir oben als Zeugungsſymbol erkannten, iſt auch Zeitſymbol, denn er trägt 12 Früchte (Apok. 22, 2.) Die Geneſis gedenkt zwar nicht der Zwölfzahl, aber der heil. Epiphanius hat eine Stelle aus dem „**Evangelium Evae**" der Vergeſſenheit entzogen, welche uns belehrt, daß dieſer Baum alljährlich 12 Früchte trug, ein myſtiſches Bild, das die Gnoſtiker noch verſtanden. In der Apokalypſe hat dieſer Baum ſeinen Platz neben dem Throne des Lammes, alſo bei der Frühlingsnachtgleiche, wo die Sonne, in's Zeichen des Widders tretend, den Tod (Winter) überwunden hat, der als „Schlange" mit dem Zeichen der „Waage" in die Welt eintrat. Die beiden Aequinoctien (oder Solſtitien) nannte die Bilderſprache der Alten: Pforten der Sonne, und wirklich hat man in dem Cherub, welcher vor dem Eingang des Paradieſes mit dem Flammenſchwert Wache hält, den Erzengel Michael erkannt, deſſen Tag der 29. Sept. alſo das Herbſtäquinoctium, wo Adam aus dem Paradieſe ſcheiden mußte, weil er von der Schlange ſich überliſten ließ; aber ihm iſt die Hoffnung geblieben durch das Lamm, d. h. in der Frühlingsgleiche, wieder in's Paradies zu gelangen. Das Auferſtehungsfeſt der Natur wurde geiſtlich auf das Auferſtehungsfeſt der Geiſter bezogen. Der Erfinder jener Allegorie hatte alſo eine doppelte Tendenz vor Augen, neben der phyſiſchen die moraliſche, indem er den Menſchen in dieſer materiellen Welt wo das Böſe ſich mit dem Guten in die Herrſchaft theilen darf, mit dem Menſchen nach dem Tode — deſſen geläuterte Seele wieder mit dem Urlicht, aus dem ſie emanirte, ſich vereinigen ſoll, folglich durch die Pforte des Lammes (Ormuzd, Meſſias) eingehen darf — bildlich vergleichen wollte. Das Erdenleben iſt durch die Winterhälfte des Jahres ſymboliſirt; der Himmel, das Lichtreich, iſt durch die Sommerhälfte verbildlicht. Dieſer Contraſt der Jahrszeiten ſoll den Menſchen an ſeine urſprüngliche Heimath, ehe noch die Seele in den Leib, Ahrimans Product, einzog, mahnen, und zu einer Vergleichung mit ſeinem jetzigen unvollkommenen Zuſtand bewegen, wo das Böſe ſein Glück zerſtören darf. Vorhin ſagte ich, daß die beiden Pforten des Thierkreiſes bald Aequinoctialpforten, bald Solſtitialpforten ſind, je nachdem die Wiederkehr des Lichts von der Zunahme der Tageslänge um Mittewinter oder von der erſten Kraftäußerung der Sonne im Frühlinge datirt wird. Dadurch wird begreiflich, warum beide Hauptzeiten im Chriſtenthum, wo das phyſiſche Licht dem geiſtlichen Platz machen mußte, mit Strauß zu reden, „die beiden Prachtthore wurden, durch welche man in die evangeliſche Geſchichte hinein und wieder herausfährt." Dadurch wird ferner begreiflich, warum die Vigilie des Chriſtfeſts dem Andenken von Adam und Eva gewidmet wurde, denn die Sünde mußte vorausgehen, um die Nothwendigkeit eines Heilands zu erklären. Wo keine Krankheit iſt, bedarf man nicht des Arztes. Das hatte der Rationalismus nicht bedacht, als er den Teufel aus der Kirche austrieb, daß er auch Chriſtum einbüßen werde.



Nicht von der Chriſtmeſſe, die in der dem Chriſttag vorhergehenden Mitternacht beginnt, hat dieſe Nacht *) den Namen Weihnacht erhalten, ſondern weil die heidniſchen Deutſchen, Angelſachſen ꝛc. in dieſer Nacht der

---

*) Die Kelten und Germanen rechneten die Zeit von der Nacht an (Caesar B. G. 6, 18.), hielten die Nacht hoch, und rechneten nicht nach Tagen (Tacit. Germ. c. 2), daher „a sacris nocturnis solennibus“ eine „Weihnacht,“ nicht aber ein „Weihtag“. Die Weihnacht, als längſte Nacht, hieß „Mutternacht“ (Modra night), wie noch jetzt in England. In dieſer Nacht feierte man das Jul (engl. wheel, angelſ. goel, ſchwed. Juel, finniſch juhl, ſchottiſch yul) d. i. das Rad der Sonne, das in der Johannisnacht bergabwärts, in der Weihnacht aufwärts gerollt ward, als Sinnbild der Sonnenwende. Wie in der Johannisnacht zündete man auch in dieſer Nacht Lichter an, in Deutſchland verrichtet noch jetzt das Chriſtbäumchen den Dienſt der Illumination, in England nimmt man Kerzen von ungemeiner Größe, ein großer Klotz (der Julblock) brennt auf dem Feuer. In Marſeille heißt er calendeau oder caligneau, und wird mit Wein und Oel beſprengt, der Hausvater ſteckt die Flamme an. In der Dauphiné, wo er chalendal heißt, läßt man ihn ruhig ausbrennen, weil er für heilig gilt. Das Fackeltragen in Dreux (Trefue i. e. trois feux, drei Feuer nennt man es in Bonneval) hat keinen andern Zweck. In Italien zünden die Burſchen im Gebirge der Abbruzzen Holzhaufen vor dem Hauſe der Geliebten an. Je größer das Feuer, deſto größer die Liebe. Erwartungsvoll ſind alle Augen nach der Hausthüre gerichtet. Wenn die Flamme luſtig flackert, tritt das Mädchen ſchweigend heraus; gießt es Waſſer auf die Glut, ſo iſt es ein Zeichen abſchlägiger Antwort, holt es ſich aber einen Brand für den eigenen Herd, ſo bedeutet es die Einwilligung der Eltern.

Freia den Jul-Eber*) ſchlachteten; und weil man ihr als Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit auch auf dieſe ihre Wirkſamkeit bezügliche unblutige Gaben aus dem Pflanzenreiche darbrachte, ſo ſind die Aepfel und Nüſſe**)

---

*) Auch der Venus wurden Schweine geopfert (Cic. Div. 1, 40) wegen ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit, daher auch der Juno bei Hochzeiten (Juvenal. 4, 10.), ſowie der Freia (Schrader, Germ. Mythol. S. 26, Anm. 2.). Indeß könnte auch der täglich in Walhalla geſchlachtete und wiederauferſtehende Eber in der Weihnacht als Jahrſymbol geopfert worden ſeyn. Auf jenen, in ſeinen Goldborſten die Lichtſtrahlen verbildlichenden Eber, möchte er ſich deßwegen bezogen haben, weil im Thüringer Volksglauben derjenige, welcher am Chriſtabend bis zur Nacht ſich der Speiſe enthält, ein goldenes Ferkel erwarten darf. In alten Zeiten wurde es zum Abendeſſen aufgetragen, wie noch jetzt in England, zierlich mit Rosmarin ꝛc. beſteckt. Ein Geſetz vom Jahre 1589 verordnete den Lauterbachern, zu einem Gericht ein Goldferch zu liefern. Die der Freia dargebrachten Kuchen mit des Ebers Bild erhält man noch jetzt um Weihnacht bei den Bäckern von Holſtein (Müllenhoff, Sagen v. Holſt.) Muthmaßlich waren dieſe Schweinkuchen die von Karl dem Großen verbotenen „simulacra de consparsa farina."

) Von den Aepfeln iſt es zu bekannt, daß ſie Liebesäpfel ſind, daher Venus ihre Günſtlinge damit beſchenkt und Iduna mit dieſer Frucht verjüngt. Wie aber das griechiſche Brautpaar in der Brautnacht zuſammen eine Quitte eſſen mußte, ſo wurde das römiſche Brautpaar mit Nüſſen beſchenkt. Ein weſtphäliſches Sprichwort lautet: In dem Jahre, wo es viele Nüſſe gibt, gibt es auch viele Kinder der Liebe. Daß man in der Weihnacht allgemein auch Fiſche (Karpfen, Lachſe oder Häringe) ſpeist, ſcheint aus der Abſicht hervorzugehen, Freia in allen ihren Gebieten ſowie die *Weihnachtsſtollen* oder Butterzöpfe — vielleicht ehedem auch Hollenzöpfe genannt, denn Holle, die in der Weihnacht umgeht, iſt Freia — noch jetzt in ihrem altherkömmlichen Rechte geblieben. Zwar verſteht Grimm unter Hollenzopf den Adelung'ſchen Höllenzopf oder Weichſelzopf, was alſo von einem Butterzopf ſehr weit entfernt iſt, und Grimm bezieht ihn auf das verfilzte Haar der geſpenſtiſchen Holle, die Weihnachts ihren Umzug hält. Aber es könnte neben dem Truten-, Alp- und Wichtelzopf auch noch ein anderer Zopf beſtehen, welcher auf den Flachs der die Zeit ſpinnenden Naturgöttin Bezug hätte. Um Weihnacht iſt das Jahr zu Ende, Holle beaufſichtigt, ob der Flachs abgeſponnen — an den meiſten Orten läßt die Sage ſie dies Geſchäft nicht in der erſten, ſondern in der zwölften Nacht verwalten, aber Epiphania und Weihnacht werden ja beide als Geburtsfeſte des Jahrgotts, wenigſtens in der abendländiſchen Chriſtenheit neben einander gefeiert, nur daß dem Epiphanientag, auch auf die Taufe Jeſu eine Beziehung gegeben iſt — und ſo möchte der Butterzopf neben ſeiner Bedeutung als Brodfrucht, die von der Erdgöttin (Frigga iſt Freia) geſpendet, ihr geopfert ward, auch in der Geſtalt an das Flachsbündel erinnern, wie die Schweden noch jetzt das Geſtirn „Orions Gürtel": Frigga's Rocken (colus Friggae**) nennen, daſſelbe Geſtirn, welches drei glänzende Sterne umſchließt, die noch jetzt das Volk die „drei Könige" nennt, und die bekanntlich in der Weihnacht eine wichtige Rolle ſpielen. Der Stern im Oſten,

---

zu ehren, denn die Fiſche repräſentiren das Waſſerreich, wie der Eber die Landthiere, der Kuchen die Erdfrucht, Aepfel und Nüſſe die Baumfrüchte.

den ſie gewahren, iſt das in der Weihnacht heliakiſch aufgehende Geſtirn die „Jungfrau“ (**virgo Deipara**, wie es der Jeſuit **Riccioli** nennt), denn wenn die Jungfrau aufgeht, geht Orion unter. Der Ausdruck *ἐν ἀνατολῇ* (Matth. 2, 9.) bezieht ſich nur auf den öſtlichen Punkt der ſichtbaren Halbkugel des Horizonts, wie er den Stand der Geſtirne um die Mitternachtsſtunde des 25. Dec. zeigt. In der Nähe der „Jungfrau“ erblickt man den „Bootes“ (den Hirt Joſeph, Pflegevater Jeſu) und das „Schiff“ (auf welchem die heil. Familie nach Aegypten flüchtet), weiterhin die „Krone“ (στεφανή), des heil. Stephan, der auf den Chriſttag folgt, zunächſt der „Adler“ (des Johannes Evangeliſta 27. Dec.) Im obern Meridian findet man die „Krippe“ und die „Eſelszwillinge“, von denen eins aus früher erwähnten Gründen von der Legende in einen Ochſen verwandelt ward; im untern Meridian der „Stall“ (des Augias); gegen Oſten die „Jungfrau“; im Weſten „Orions Gürtel“ „die drei Könige“ einſchließend, denen daher der Stern die „Jungfrau“ nothwendig *ἐν ἀνατολῇ* ſichtbar werden mußte; denn nimmt man perſiſche Magier an, die einem Stern nach Bethlehem folgen, ſo zogen ſie in umgekehrter Richtung, d. h. von Oſt nach Weſt. Auf Zoroaſter beruft ſich ein apokryphiſches Evangelium, daß er einen Stern geweiſſagt, welcher die Magier von der Geburt des Welterlöſers unterrichten werde, aber unter dieſem konnte der Stifter einer auf Sternkunde begründeten Theologie auch den Erlöſer von den Banden der phyſiſchen Finſterniß gemeint haben, welcher geboren wird, wenn die Nächte abnehmen, d. h. in der längſten Nacht (Nyctäa), welche den „glänzenden“ Augias geboren, deſſen Stall die Höhle des in der Nacht des

25. Dec. gebornen Mithras war. Ueberdieß trägt auf der perſiſchen Sphäre das Sternbild die „Jungfrau" wirklich ein Kind auf dem Arme, daher Zoroaſters Weiſſagung: eine Jungfrau wird gebären ꝛc.

In Rom, wie überhaupt in den katholiſchen Städten, ſpielt die „Krippe" und der „Stall" an dieſem Abend eine wichtige Rolle. In der Kirche Santa Maria Maggiore wird jetzt die Wiege (culla) Chriſti aus ihrem Verſchluſſe hervorgenommen und den Gläubigen zur Anbetung auf dem Hochaltar ausgeſtellt. (Dieſe Kirche iſt in der That vorzugsweiſe zur Aufbewahrung eines ſolchen Requiſits geeignet, denn ſie iſt auf den Trümmern des Tempels der Juno Lucina erbaut, welche Göttin von den Gebärenden angerufen wurde). Unzählige Wachskerzen erleuchten den Raum, und von den herrlich geputzten Altären der Seitenkapellen umfließen aus goldenen Leuchtern tauſendfältige Strahlen die majeſtätiſchen Statuen der Päpſte. Mitten im Glanze dieſer Kirche wogt eine Volksmenge hin und her, deren Aeußeres, das Bild des tiefſten Elends zeigend, ſehr dagegen abſticht. Sie haben ihre Strohhütten in der Campagna verlaſſen, um heute auf den köſtlichen Marmorſtufen der Kirche eine Ruhe zu finden. Andere knieen mit Weib und Kind, halb ſchlafend, ſchon um den Altar della santa croce umher und beten, in ſprachloſer Verwunderung in den Anblick dieſer Pracht verloren, ihre beſtimmte Zahl Roſenkränze ab, oder ſtaunen die Reliquien von St. Joſephs heiligem Hauſe in ſtummer Demuth an. In der Mitte der Kirche wogt der popolaccio hin und her. Mitten unter dieſem Troß von Krämern, Bedienten ꝛc. erblickt man auch manche glänzende Uniform, und die Schaaren ſchauluſtiger Fremder ꝛc. (Morgan Reiſ. in

Ital. c. 21.) Wir müſſen jetzt die mit Ungeduld dem Beginn des Schauſpiels — das nicht vor Tagesanbruch den Anfang nimmt — entgegen harrende Menge und die Kirche auf eine Stunde verlaſſen, um uns an andere Orte zu verſetzen, wo ſchon die Mitternacht reich an Handlung iſt. Wir beſuchen zuerſt die Kirche **Ara Coeli**: Vor einem Seitenaltar, auf einer mit vielen Kerzen erleuchteten, tribunartigen Erhöhung iſt die Wiegenſcene des Erlöſers wunderbar ausgeſchmückt. Im Vorgrund ſieht man die hölzerne Gottesgebärerin *) mit ihrem Kindlein im Schooße, in Lebensgröße, umgeben von Menſchen- und Thierfiguren. Der überraſchte Joſeph ſtarrt, auf ſeinen Stab gelehnt, die Begebenheit an. Die heil. drei Könige haben ihre Krone vor dem Kindlein demuthsvoll niedergelegt. Ueber die Schultern der Mutter beſchaut eine Kuh das Jeſuskind, zu dem ſich auch einige Hirten mit ehrfürchtigem Erſtaunen hinneigen. Im Hintergrunde weiden Eſel und Schafe. Es dauert dieſe Wiegenfeier, welcher das herbeiſtrömende Volk Geld und Lebensmittel opfert, bis zum Dreikönigstage **).

Friederike Brun ſchildert in ihren „Landſchaftsſtudien“ von Neapel in den Jahren 1809 und 1810 S. 234 die Präſepienherrlichkeit etwas ausführlicher:

„Die Präſepien in Rom ſind nicht ſo glänzend als in Neapel. In den großen Präſepien ſind drei Hauptmomente der Darſtellung feſt gehalten. Die ſtille Mutterfreude bei der Geburt des Kindes in der Hütte, der hellſtrahlende Stern und die jubilirenden Engel über der Gruppe, dann die Ankunſt der Hirten mit ihren ländlichen Gaben, endlich die glänzende Erſcheinung der drei Könige mit ihren koſtbaren Geſchenken.“

---

*) Der Verfaſſer des Buches Rome in the 19. Century gibt ihr ein Atlaskleid und ein Halsband von Topaſen.

**) Fr. v. d. Recke Reiſe d. Ital. II. S. 189.

„Ich ſah dieſe drei Hauptmomente im prachtvollſten Weihnachtstheater, durch ganze Zimmer getrennt, vorgeſtellt, und dieſe Zwiſchenräume waren ſehr reizend gefüllt. Beſonders war die nächtliche Scene mit den Hirten von hoher Schönheit. Aufgeſchreckt unter ihren Heerden erwachen ſie von dem Gloria in Excelsis! und ziehen fort, beladen mit ihren ländlichen Gaben. Ihre Schlaftrunkenheit iſt ſehr naiv ausgedrückt. Der Mond beleuchtet die ländliche Gegend und zieht mit ihnen durch die Stille der Nacht bis an's heilige Gebäude, über dem der Stern leuchtet in herrlicher Klarheit. Sie treten ein und beten das Kind an. Kommen ſie zurück, ſo iſt der Tag angebrochen, und ſie finden in den Dörfern Alles voll reger Thätigkeit. Sie erzählen, was ſie geſehen, und die Zuhörer eilen in ſchönen Gruppen fort, ihre Gabe zu bringen.“

„Auf andern Wegen durch waldige, felſige Gegenden, über Bäche, in tiefen Thälern zieht der Prachtzug der heil. drei Könige heran, belaſtet mit allem morgenländiſchen Pompe, begleitet von einem großen Gefolge auf ſchön geharniſchten Pferden, von Kameelen, Maulthieren, Eſeln ꝛc. Mit ihnen kommen Mohren, Weiber, Kinder, Affen und Papageien. Dieſe zeigen ihre Künſte. Es gibt Unglücksfälle auf der Reiſe. Roſſe werden ſcheu, Menſchen abgeworfen ꝛc. Man lagert ſich an Bächen. Schöne Sclavinnen umher. Sie ſind mit (immer echten) Perlen und Juwelen geſchmückt. Unter reichen Gezelten ruhend, werden ſie von vielen Sclaven bedient, die alle auf Gold und Silber ſerviren. Der Stern leuchtet, der Zug kommt zur Hütte, die Huldigung geſchieht, köſtliche Schätze werden geſpendet. — Man kann ſich die Pracht einzelner Preſepio's kaum denken. Denn die Familien zeigen ihren angeerbten Reichthum und ihr Geſchmeide gar zu gern."

„Das Bewunderungswürdigſte in den neapolitaniſchen Präſepien iſt die Kunſt, welche in dieſen anderthalb Palmen hohen Figürchen ſich zeigt. Die ausdrucksvolle Anmuth in den Geſichtsbildungen der verſchiedenen Nationen ohne alle Carricatur. Die Richtigkeit in der Zeichnung der lebenvollſten und mannigfaltigſten Bewegungen und Stellungen, die Schönheit und Gruppirung der Gewänder."

„Der Charakter der beiden Nachbarvölker ſpricht ſich in der Verſchiedenheit dieſer Weihnachtstheater ganz aus. In Rom ſtill gehaltene grandioſe Idealität; in Neapel überſtrömendes Leben der Natur und Freude."

In der Jacobskirche zu Paris führte man in der Weihnacht folgendes Schauſpiel auf. An einer Krippe von rothem Zeug mit einem Baldachin darüber, ſaß die Jungfrau in rothſammtnem Gewand, auf ihren Knieen das Jeſuskind in ſchwarzdamaſtnem, golddurchwirktem, mit weißen und rothen Blumen geſchmücktem Kleide. Von den Schultern wallte ein weißſeidener Mantel herab, in den Vögel von Gold und Seide eingeſtickt waren. Das Kind trug auf dem Kopfe eine Mütze von ebenfalls golddurchwirktem Sammt, oben darauf befand ſich eine große Perle.

Im katholiſchen Deutſchland ſteht die Chriſtkrippe in nicht geringerem Anſehen. In München, Würzburg, Bamberg, Eichſtädt, Salzburg ꝛc. errichtet man ſolche, mit hölzernen Figuren geſchmückt, bemalt und vergoldet und ſingt dabei folgendes Lied:

In Mitten der Nacht
Die Hirten erwacht,
In Lüften hör'n klingen,
Das Gloria! ſingen
Die engliſche Schaar — Schaar.
Daß Gott geboren iſt wahr,
Die Hirten im Feld
Verließen ihr Zelt,
Sie konnten kaum ſchnaufen
Vor Rennen, es laufen
Der Hirt und der Bue — Bue
Dem Krippelein zu.
Ach Vater ſchaut, ſchaut,
Was finden wir da!
Ein herziges Kindlein
Auf ſchneeweißem Windlein,
Dabei ſind zwei Thier' — zwei Thier'
Ochs, Eſel allhier.
Dabei zeigt ſich auch
Eine ſchöne Jungfrau,
Sie that ſich bemühen
Beim Kindlein zu knieen,
Und betet es an — an!
Ei Brüder ſchaut's an!
Ach daß Gott walt'!
Wie iſt es ſo kalt!
Möcht' einer erfrieren,
Das Leben verlieren,
Wie dauert mich das Kind — Kind
Wie ſcharf geht der Wind.
Ach daß Gott erbarm',
Wie iſt die Mutter ſo arm!
Sie hat kein Pfännlein
Zu kochen dem Kindlein,
Kein Mehl und kein Schmalz — Schmalz
Kein Milch und kein Salz.
Ihr Brüder kommt d'raus,
Wir wollen nach Haus,
Kommt Alle, wir wollen

Dem Kindlein was holen.
Kommt einer hieher,
So kommt er nicht leer.

Am heil. Chriſttag zur Veſper — ſagt M. Wiedemann in ſeiner Chronik der Stadt Hof, die daſelbſt im Mſpt. liegt — da man nach alter Gewohnheit das Kindlein Jeſus wiegte*), ſchlug der Organiſt das **Resonet in laudibus: In dulci jubilo:** „Joſeph, lieber Joſeph mein, hilf mir wiegen das Kindlein“ an, welches der Chor ſang. Dann zogen Knaben und Mädchen in der Kirche auf, tanzten um den Altar und dieß nannte man den „Bommitzeltanz“ **).

In Flandern müſſen „Krippe“ und „Wiege“ dem danebenſtehenden „Eſel“ weichen. Zuerſt tritt ein halbnackter Jüngling mit Flügeln auf dem Rücken in der Kirche auf, und richtet den engliſchen Gruß (**Ave Maria**) an ein anweſendes Mädchen, die ein einfaches **fiat!** (So ſey es!) zur Antwort gibt. Hierauf küßt er ſie auf den Mund. Sodann vernimmt man eine dünne Kinderſtimme aus einem verſchloſſenen Raume das: **Puer natus est nobis!** hervortrillern. Ein gewaltiger Ochſe muht: **ubi?** (Wo?) Jetzt treten in Proceſſion vier Schafe ein, und blöcken: Bethlehem! Ein Eſel yahnt **hihanus** (was heißen ſoll): **eamus!** Ein Narr mit Schellen und Steckenpferd beſchließt den Zug †).

In dem frühern Cyriacshoſpital zu Halle, in der

---

*) Chr. Schlegels Leben Aquilä. S. 174.

) Zu Zürch hielten die Chorherren von Weihnacht bis Lichtmeß keine Proceſſion, damit der in der Krippe liegende Heiland durch Anſchauen des Kreuzes nicht erſchreckt werde. (Hottinger Hist. Eccles. Helv. V. p. 600.**)

†) **Noël et Charpentier Dict. d. Or. I. Art. Fête de Noël.**

Vorſtadt Glaucha, ſtand auf dem Tiſch des Zimmers, in welchem die Hoſpitaljungfrauen Abends zuſammenſaßen, ein etwa ${}^3/_4$ Ellen hohes Jeſuskind. Es war aus Holz geſchnitzt, bunt lakirt und trug ein weißes Hemdchen. Alljährlich mußten es die Hoſpitaljungfern am Weihnachtsabend abwaſchen, ebenſo das Hemdchen, dann es trocknen, ſauber glätten und dem Bilde wieder anlegen. Und wenn ſie dieſes nicht ſorgfältig genug verrichteten, ſo erhob ſich in der folgenden Nacht ein ſo heftiges Poltern im Hauſe, daß es Niemand aushalten konnte, und das kehrte allnächtlich wieder, bis der Fehler gut gemacht war. Dieß ſcheint ein Reſt des heidniſchen Cultus zu ſeyn, denn von der Nerthus ſagt Tacitus (**Germ.** 40): „**Nox vehiculum et vestes et, si credere velis, numen ipsum secreto laco abluitur.**“ Nerthus iſt aber Hertha, die Erdmutter und Naturgöttin, welche noch die ſpätere Sage in der Weihnacht ihren Umzug halten läßt.

In den Städten Maſurens, eines Diſtricts in Preußiſch Polen, iſt es noch jetzt Sitte, daß am Weihnachtsabend als Engel gekleidete Kinder mit einer Wiege, worin das Chriſtkind liegt, herumgehen und mit einem goldenen Sterne, der an einer langen Stange befeſtigt iſt, von Thüre zu Thüre gehend, ihren Weihnachtswunſch ſingend darbringen. Zuweilen nehmen die Aufzüge einen großartigen Charakter an. Dann erſcheint Adam mit einem Lebensbaum, Eva mit dem Apfel, Abraham mit einem Schlachtmeſſer, Moſe mit einem Zauberſtab, Aaron mit den Schaubroden, Simſon mit dem Eſelskinnbacken und einer Menge von Philiſtern, ſogar Salomo mit der Königin von Saba dürfen nicht fehlen. (Geſellſch. 1846 N. 170).

Zu Rouen wurden am Geburtstag des Heilands von gewählten Ausrufern (**Vocatores**) alle berühmten Könige, Helden ꝛc. des A. T. aufgerufen und erſchienen coſtumirt, wie ſich's gehörte. Auch Bileam und ſeine Eſelin durfte nicht fehlen (muthmaßlich wegen ſeiner Weiſſagung auf die Kinder Seth, in welchen man die drei Weiſen des Morgenlands erkennen wollte). Er ſchließt die Scene mit Balak. (**Du Fresne Glossar. III. p. 429**).

Sartori beſchreibt (im zweiten Bande ſeiner neueſten Reiſen durch Oeſtreich ꝛc. S. 330) die ländlichen Umzüge, welche in Kärnthen die Weihnachtfreude verherrlichen ſollen. „Da durchzieht eine Geſellſchaft von Bauern die Gegenden, hat ein hübſches Bauernmädchen mit ſich, welches die Jungfrau Maria vorſtellt, vom Chriſttag bis zum Dreikönigstag, und führt in den Häuſern, wo es begehrt wird, das Geſchichtliche der Geburt Jeſu mit einer ſolchen drolligen Entſtellung auf, daß es dem beſſer denkenden Zuſchauer Entrüſtung abnöthigt. Ein wohlgenährter, mit Papier umhangener Bube kündigt als Engel Gabriel der Maria die Empfängniß und die Geburt eines Kindes an. Nach einiger Zeit gebärt Maria, die auf einem kleinen Fußſchemel ſitzt, und Joſeph bringt als Geburtshelfer ein aus Holz geſchnitztes Kind unter ihrem Rocke hervor. Dickſtämmige Bauern, als Hirten und als Magier wunderſam angekleidet, verehren das Kind, nennen es Gott und Herr, und bringen Geſchenke. Gabriel warnt Joſeph vor dem Bethlehemitiſchen Kindermord und räth zur Flucht nach Aegypten. Kaum ſind Beide entflohen, ſo ſtrömen Henkersknechte und Soldaten zur Thüre herein, hölzerne Kinder ſtecken an ihren Koſackenmeſſern, die ſie tobend in der Höhe halten. Die ganze Handlung geht in den elendeſten Knittelverſen fort.“

Würdiger wird bei gebildeten Nationen dieſes Feſtdrama dargeſtellt. Der Spanier Pedro Suarez de Robles componirte ein Weihnachtsſpiel in folgender Weiſe: Zuerſt treten die Hirten auf, ihnen voran derjenige, welcher das den Spaniern unentbehrliche Tamburin ſchlägt. Die Hirten zeigen ſich in zwei getheilten Reihen, und tanzen zum Klang der Muſik bis in die Mitte der Kirche, wo ſie einige Verſchlingungen machen. Hinter den Hirten kommen die Engel mit Wachslichtern und 8 Engel, die den für das allerheiligſte Sacrament beſtimmten Traghimmel halten. Unter dieſem gehen Maria und Joſeph, bis an die Stufen des Hauptaltars vorſchreitend, wo ſich eine Wiege in Form einer Krippe befindet, in welche das Jeſuskind gelegt wird, und vor welcher die heil. Jungfrau und Joſeph niederknieen [illegible] beiden Seiten die Engel das Chriſtkind betrachten[illegible]. Nachdem die Hirten den Tanz beendigt, tritt ein Engel auf die Kanzel und verkündigt die Geburt Chriſti, worauf er verſchwindet. Die übrigen Engel ſtimmen einen Geſang zu Ehren des Neugebornen an, und die Hirten, die den Geſang hören, beſchließen, das göttliche Kind aufzuſuchen. Dann folgt ein anderer Geſang, von den Engeln und Hirten wechſelsweiſe angeſtimmt. Die Letztern nahen ſich der Krippe, und Jeder von ihnen bringt dem Kinde ein Geſchenk dar, indem er ein Paar Strophen recitirt. Joſeph dankt, und Maria verſpricht ihre Fürſprache.

Zweifelhaft bleibt es, ob von jenen Tänzen der Hirten oder von den Opferreigen in Freia's heiligem Hain in der Weihnacht jene unzüchtigen Tänze eine Parodie ſeyn ſollen, welche ehedem der Pöbel an einigen Orten Deutſchlands in der Chriſtnacht auf Kirchhöfen (d. h. auf dem freien Platz vor der Kirche) aufführte. Davon hat der Abt Tritheim ein Mährlein uns erhalten*), aus deſſen Inhalt ſich leicht entnehmen

---

*) Als im Jahr 1012 in der Magnuskirche in Sachſen (wo?) ein Prieſter Rupertus in der Chriſtnacht die erſte Meſſe angefangen hatte, ſo begann ein Laie, Namens Otbert, mit 15 Männern und 3 Weibern auf dem anliegenden Kirchhof einen Tanz, und ſtimmte mit ihnen weltliche Lieder an, wodurch der Meſſe leſende Prieſter ſo geſtört wurde, daß er aus dem Concert kam. Er ließ durch den Küſter vergeblich Ruhe gebieten. Darob erzürnt, rief er aus: „Möget ihr ein ganzes Jahr ſo tanzen!“ Der Fluch ging ſogleich in Erfüllung. Sie tanzten ein volles Jahr, ohne Hunger und Durſt, Hitze und Kälte, oder auch nur Müdigkeit zu empfinden. Sie traten die Erde ſo ein, daß ſie zuerſt bis an die Knie, hernach bis an die Hüften darin ſtanden. Als der Sohn des Prieſters ſeine Schweſter, die ſich unter den Tanzenden befand, beim Arm ergriff, und ſie mit Gewalt den Tanzenden entreißen wollte, riß er ihr den Arm vom Leibe, ſie aber, als wäre ihr nichts widerfahren, zeigte keinen Schmerz, gab keinen Laut von ſich, es kam auch kein Tropfen Blut heraus, ſondern ſie ſetzte den Tanz raſtlos fort. Nachdem ſie ein ganzes Jahr getanzt, kam endlich der heilige Heribert, Erzbiſchof zu Cöln, auf den Kirchhof, ſprach die Tanzenden von dem Fluche los (dieſer **Deus ex machina** war nun überflüſſig, da der Termin des Fluches ohnehin abgelaufen war), und führte ſie in die Kirche. Die Frauensperſonen ſtarben bald, auch Einige von den Männern, die nach ihrem Tode Wunder thaten, weil ſie ſo lange gebüßt hatten. Die übrigen aber, welche länger lebten, behielten zeitlebens ein Zittern an ihren Gliedern. — Von dieſem Prieſter Rupert ſoll der Name des Knechts Ruprecht (Englands Weihnachtsgaſt **the Lord of the misrule**) entſtanden ſeyn, der mit dem

läßt, daß es bloß erfunden iſt, um die Wirkſamkeit eines prieſterlichen Fluches zu bezeugen, und der Abſo-

---

Chriſtkind in der Weihnacht herumzieht und den Zorn des heil. Chriſt zu vollziehen bemüht iſt. Da ſchon S. 326 Ruprecht als ein Prädicat Odins erkannt worden iſt, ſo kann er hier für die hiſtoriſche Perſönlichkeit jenes fluchenden Pfarrers keine Gewähr leiſten; eben ſo wenig als Ruprechts Stellvertreter in Schleſien, der Popelmann, wie Flogel vermuthet, von dem tyranniſchen Polenfürſten Popiel II. abſtammt. Der mythiſche Character Popiels iſt ſchon von Hanuſch (ſlaw. Myth. p. 84) anerkannt. Außerdem iſt Popel ein urſprünglich deutſches Wort, das, wie Popanz, zur Wurzel: verpuppen, vermummen, hat. Grimm leitet jedoch das Wort von poppern, pochen, her, denn ein ſchwäbiſcher Hauskobold hieß der Poppele, d. i. der Anklopfer, Poltergeiſt u. ſ. w. Das Coſtüm dieſes Ruprecht, wenn er in Geſellſchaft des mit einer Krone und goldverbrämter Mütze im Hohenprieſtergewande daher rauſchenden Chriſtus und des im weißen flatternden Gewande mit fliegenden Haaren einherſchreitenden Gabriel ſich ſehen ließ, beſchreibt ein älterer Autor, wie folgt: „Sein Kleid war von rauhem Stoffe, ein hohe Mütze war die Kopfbedeckung. Und während Chriſtus eine goldene Ruthe in der Hand trug, um ſie den guten Kindern zu ſchenken*), hatte Ruprecht für die ungehorſamen Kleinen einen Sack und eine Peitſche in Bereitſchaft. Sein mit Schellen behängter Gürtel kündigte ſeine Ankunft an**). In

*) Hilſcher v. Weihnachtsabergl.

**) Prätorius (Weihnachtsfrazzen, Leipzig 1663) geſteht dieſer Ruthe eine Bedeutung zu. (Welche? Soll der erſte Lichtſtrahl der neuen Jahresſonne dadurch verbildlicht ſeyn? Chriſten liegt vielleicht die Ruthe Jeſſe = die Wurzel Iſai näher, die iſt aber nicht golden). Während Jeſus den Kindern die goldene Ruthe beſcheerte, recitirte er folgende Reime:

„Das Jeſulein bin ich genannt,
Den frommen Kinderlein bekannt,
Die ihren Eltern gehorſam ſeyn,
Sich waſchen und auch lernen fein,

lution ein Anſehen zu erwerben. (Dieſe Sage reicht aber ſchwerlich in die Zeit vor der Reformation hinauf, weil der Pfarrer Kinder hat.)

---

dieſer Geſellſchaft befanden ſich eigentlich noch zwei Heilige, St. Peter, welcher zwei groſſe Schlüſſel im Arme trug (Janus, der das alte Jahr ſchließt und das neue öffnet?), und St. Nicolaus mit einem Palmzweig. Zuweilen trug dieſer den mit Lichtern beſteckten, mit Zuckerwerk geſchmückten Chriſtbaum. Wenn ſie eintraten, fingen die vor ihren ſitzenden Eltern ſtehenden Kinder an zu beten. Darauf wurde von den Engeln und Heiligen examinirt, und die, welche wohl beſtanden, auch Sprüchlein und Lieder herſagen konnten, wurden beſchenkt. Ueber welche Klage geführt wurde, die ſollten beſtraft werden. Gabriel, Peter und Nicolaus baten für; und zuweilen, wenn die Kinder Beſſerung verſprachen, wurde ihnen die Strafe erlaſſen. Die unverbeſſerlichen aber ſteckte Ruprecht in den Sack, oder that wenigſtens, als ſollte es geſchehen. Mit rauher Stimme ſprach er:

„Ich bin der alte böſe Mann,
Der alle Kinder freſſen kann.
Ich Ruprecht hab' auch etwas zu ſagen,
Wie mir der h. Geiſt hat aufgetragen,
Er mit ſeinen Englein drauſſen,
Und ich will euch — die Kolben lauſen."

Hierauf ſchlug er zuweilen mit ſeiner Peitſche kräftig zu, ſuchte beſonders die Mägde des Hauſes zu erwiſchen, mit denen er ſelten höflich umging.

Die früh aufſteh'n und beten gern
Denen will ich Alles beſcheer'n,
Die aber ſolche Holzblöcke ſeyn,
Und ſchlagen ihre Schweſterlein,
Und ſchmeiſſen ihre Brüderlein,
Die ſteck' ich in den Sack hinein."

Brachte der h. Chriſt ein Krippchen mit, ſo ſangen die Kleinen

„Ich will mich zur lieben Mariä vermiethen,
Da will ich ihr Kindlein wiegen und hüten,
Sie führt mich in ihr Kämmerlein,
Da ſind die lieben Engelein,
Die ſingen alle: Gloria!
Gelobet ſey Maria!"

In den ſchottiſchen Hochlanden wird der Chriſtabend größtentheils mit Vorbereitungen für die folgenden Tage hingebracht. Die Hausfrau iſt geſchäftig beſorgt für das Anſchaffen und Bereiten von Leckerbiſſen. Man hört den Dreſchflegel in der Scheune klappen, damit es während der Feiertage nicht am nöthigen Futter fehle; auf dem Holzbock klingt das Beil eines Knaben, während der Vater in Geſchäften ausgegangen iſt. Dieſes Geſchäft bezweckt das Aufſuchen der „Weihnachts-alten Frau“ (**Calluch Nollie**), deren Empfang allerdings ſehr warm iſt, denn man ſetzt ſie wie eine alte Hexe in einen Haufen brennenden Torfs. Dieſen Gebrauch ſieht ſie aber nicht wie eine Strafe an, denn ihr Gefühl iſt ſo feuerfeſt, wie das eines Salamanders. Uebrigens beſteht ſie dieſen Prozeß nur durch Repräſentation. Zu dieſem Gebrauche findet man ſich durch den Glauben veranlaßt, daß in dieſer heiligen Jahreszeit ſelbſt der Tod mit ſich unterhandeln läßt. Dieß geſchieht, indem man ein altes Weib oder irgend ein lebendiges Weſen, nach dem der Tod verlangt, opfert, dadurch ſind ſeine fernern Anſprüche auf lange Zeit befriedigt. Man geht dieſen Abend alſo in den Wald, holt einen dürren Baumſtumpf nach Hauſe, und ſtellt ihn an die Stelle einer Frau, von der hier die Rede war, in den lodernden Torfhaufen. Dieſe ſelbſt iſt nun auf lange Zeit vor den Anfechtungen des Todes geſichert. Dieſer Gebrauch iſt überall hier heimiſch, wie man auch hinſichtlich der Zweckmäßigkeit deſſelben heut zu Tage hie und da denken mag.

Doch, um zu dem geſchäftig umgebenen Heerde zurückzukehren, nehmen wir an, der Hausherr und die Kinder ſeyen mit den übrigen Gliedern der Familie nach Hauſe gekommen. Es fragt ſich nun, wie der übrige

Theil der Nacht hingebracht werden ſoll. Der Charakter derſelben fordert, daß es in Fröhlichkeit geſchehe, und ein Kartenſpiel (**Clodhan**) oder der „Sack" (**the bay**) füllen gewöhnlich die Zeit aus. Das **Clodhan** — im Engliſchen **Clod** genannt — iſt eine Lieblings-Unterhaltung der Jugend in den Hochlanden. Einer aus der Geſellſchaft geht mit einer Kugel oder irgend etwas der Art im Kreiſe herum und greift in eines Jeden Taſche, oder legt ſeine Hand in die der Andern, Einem aus der Geſellſchaft die Kugel laſſend. Die Geſellſchaft muß nun rathen, wer die Kugel hat; die, welche fehl rathen, müſſen ein Pfand geben, und zugleich einer Strafe ſich unterziehen, die Auslöſung der Pfänder iſt luſtig genug. — Das Spiel: der „Sack," iſt nicht weniger unter dem Volke gemein. Jemand ſteckt ſeinen Kopf in einen Sack, und legt ſeine flache Hand auf den Rücken. Ein Anderer ſchlägt darauf, und wenn der Erſte rathen kann, wer ihn geſchlagen, ſo muß dieſer den Kopf in den Sack ſtecken.

Wenn die gewöhnliche Stunde gekommen iſt, ſo geht Jedes, des frohen Morgens eingedenk, der nun bald erſcheinen ſoll, zur Ruhe, und das Haus, bis jetzt voller Geräuſch und Unruhe, wird zu einer Scene ſtillen Friedens, wo man nichts hört, als das Schlummern der Bewohner und das Knurren des Hundes im Hofe.

Die erſte Röthe am öſtlichen Bergſaum verkündigt endlich der beſorgten Hausmagd das Anbrechen des Chriſttags. Der erſte Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit iſt das Mehl, das ſeit vierzehn Tagen in dem „**Sawans bowie**" lag, um daraus den ſauern „**Prechdachdant**" zu machen. Der Roſt wird an das Feuer geſetzt, und dem ſauern Kuchen folgen harte Kuchen, weiche Kuchen, Butterkuchen, Haferkuchen u. ſ. w. Wenn das Backen vorüber iſt, macht der Haferbreitopf dem Roſte Platz, und wenn das Hefenbrod fertig iſt, wird der Haferbrei mit Zucker eingekocht, und in ſo vielen hölzernen Schüſſeln vertheilt, als Perſonen da ſind, und ſogleich Allen, alt und jung, in den Betten, wie es an dieſem Tage gewöhnlich iſt, vorgeſetzt. Die ambroſiſche Speiſe iſt bald in gierigen Zügen verſchlungen, und man hört deutliche Beweiſe von der belebenden Wirkung des Hefenbrei's. Sobald Jeder mit ſeiner Schüſſel fertig iſt, verläßt er das Bett — die Aeltern, um nach den vorbedeutungsvollen Zeichen des Tages zu ſehen („ein trüber Chriſttag macht einen fetten Kirchhof“ und ein „windiger Chriſttag und ein ruhiges Neujahr ſind Zeichen eines guten Jahres,“ ſagen die Hochlander), die Jüngern aber, ihre Vergnügungen zu beginnen. Man eilt zu der Schaukel, einer Lieblingsunterhaltung bei dieſer Gelegenheit, und der Jüngſte ſteigt zuerſt auf, dann folgen ihm die Aeltern der Reihe nach. Bei dem Schaukeln necken ſich der Schaukelnde und der Geſchaukelte unaufhörlich. Wenn ſich der Letztere dem Erſtern naht, ruft er: „Ich will deinen Kohl eſſen!“ Darauf erwidert der andere mit einem gewaltigen Zug am Seile: „Du ſollſt meinen Kohl nicht eſſen!“ Dieſe und ähnliche Drohungen werden oft ſo weit getrieben, daß der Drohende herunter muß, worauf der Streit endigt.

Wenn der Tag vorſchreitet, endigt dieſe Vergnügungen ein Flintenſchuß oder das Klappern der Kugelknuppel — der Schuß ladet die Schützen zu dem „Preisſchießen,“ das letzte zum „Kugelſpiel;“ in Beiden zeigt der Hochländer Geſchick und Kraft. Dieſen Vergnügungen folgen die weſentlichern des Tiſches. Die Tafel bedecken viele ſaftige Leckerbiſſen, ſeit 12 Monden nicht mehr geſehen, und das Vergnügen der Geſellſchaft läßt ſich eher denken, als beſchreiben. Nach dem Eſſen erſcheint die volle Bowle, und der ſchäumende Becher geht um, wie ein Weberſchiff. Je mehr er kreiſt, deſto fröhlicher die Geſellſchaft. Das gebrechliche Alter vergißt ſeine Schmerzen und erzählt ſeine Thaten aus frühern Tagen. Die Geſellſchaft horcht ihm zuſammengedrängt, während die Jugend, begeiſtert von Ruhm und Liebe, ſich nach lebendigern Scenen der Freude ſehnt, um ihre Geſchicklichkeit und Gewandtheit zu erproben. Den Patriarchen überlaſſend, ihre Freundſchaftsverſicherungen, in welchen ſie ſo tief begriffen ſind, zu endigen, zerſtreut ſich die jüngere Geſellſchaft und ſucht Unterhaltung in Tanz und Spiel.

Dieſer fröhliche Abend endigt nicht die Feier dieſer Tage. Der folgende Morgen ruft die geſammte junge Schaar zu neuen Genüſſen. Gewöhnlich iſt aber hier das Alter ausgeſchloſſen, der vorübergehende Glanz von Glückſeligkeit, welcher den Greis belebte, iſt verſchwunden und eine den Freuden des vergangenen Tages verhältnißmäßig gleiche Düſterkeit tritt an die Stelle. Die alten Wehen zeigen ſich in mehr als gewöhnlicher Herbe. Er erwacht nur, um ſein Haupt an ein Schmerzenskiſſen zu legen, und der Tage zu gedenken, die da vergangen ſind *).

Zu Herfortſhire in England werden am Chriſtabend auf den Kornfeldern 13 Feuer angezündet, von denen 12 einen Kreis bilden, und das 13te, bei Weitem größer als die übrigen, in der Mitte brennt. Dieſe

---

*) Aus den Berichten eines Hochländers, im „Morgenblatt." 1823, Nr. 301.

Feuer heißen die Jungfrau Maria und die 12 Apoſtel*). Sobald ſie angezündet werden, ſammeln ſich die Knechte und Arbeiter in einer Hütte auf dem Felde, von wo man die apoſtoliſchen Flammen ſehen kann. In dieſen Verſammlungsort wird eine Kuh eingeführt, an deren Hörner ein großer Pflaumenkuchen aufgeſteckt iſt**). Alle ſtellen ſich um das Thier herum, der Aelteſte nimmt einen Eimer voll Cider und ſpricht Folgendes:

„Dies deinem ſchönen Geſicht und deinem weißen Horn,
Gott gebe gute Ernte deines Herrn Korn,
An Waizen und Roggen und Gerſte ohne Zahl!
Aufs Jahr, ſo wir leben, bringen wir dirs noch einmal."

Darauf gießt er den Cider der Kuh in's Geſicht, die, ſich ſchüttelnd, den Kuchen auf den Boden wirft. Fällt er vorwärts, ſo zeigt es für das nächſte Jahr eine gute Ernte an, rückwärts eine ſchlechte.

Das Feſt „**Kaliadi**", auch „**Swiathi**" (das Heilige) genannt, wurde von den *Ruſſen* ſchon vor der Einführung des Chriſtenthums zu derſelben Zeit, wie jetzt gefeiert. Es beginnt am Chriſtabend und ſchließt erſt an dem zweitfolgenden Abend. Noch jetzt, wie damals, begeben ſich die alten und jungen Frauen in manchen Statthalterſchaften, ehe die Sterne erſcheinen, auf die Straßen und ſtimmen Feiergeſänge an; nach ihnen ziehen truppweiſe die Jünglinge und Mädchen vor die Häuſer und ſingen Volkslieder, wogegen ſie von den Bewohnern derſelben beſchenkt werden. Die beiden andern Abende beluſtigen ſie ſich ebenfalls in einzelnen Truppen, in den Hütten mit Geſang, Tanz und Mummerei, oder ſuchen in kindiſchen Spielen die Zukunft zu entziffern. Die ältern Dorfbewohner waſchen indeſſen die mit gekochter Gerſte, mit Aepfel, Zwetſchgen, Birnen, Trauben u. dergl. gefüllten Töpfe aus, welche den Heiligenbildern als Opfer hingeſtellt werden. So wiſſen die guten Leute das Feſt ihres alten Gottes Kaliada und das Feſt der Geburt ihres jetzigen Gottes zu vereinigen*).

---

*) Freia und die 12 Monatsgötter (Aſen).

**) Die Kuh wurde ehedem der Freia geopfert, der Kuchen gleichfalls.

Im ruſſiſchen Reiche unterſcheidet ſich das Weihnachtsfeſt vom Chriſtfeſte Deutſchlands dadurch, daß der fehlende Chriſtbaum mit ſeinen bunten Lichtern und Gaben durch eine Ergötzlichkeit anderer Art erſetzt wird. Dieß ſind die Verkleidungen, welche bei'm Geſinde aus der Geſammtgarderobe des Hausperſonals (Pelze, Mützen und Larven) zuſammengerafft werden. Es läuft ſo vermummt im Hauſe und auf den Straßen umher, fährt auch auf Schlitten zu ſeinen Bekannten, wo lange gerathen wird, weſſen Beſuch den Hausherrn beehre, bis die Entwickelung bei Naſchwerk und Getränken herbeigeführt wird. Maskenbälle ſind die Vereinigungspunkte der höhern Stände, für welche eigentlich die ruſſiſche Weihnacht nichts Lokal-Charakteriſtiſches hat. Im gemeinen Volke iſt es in dieſer Periode eine nothwendige Bedingung, wenigſtens Ein Mal im Theater geweſen zu ſeyn. Geſchmaust und getrunken wird nach Kräften. Der Aberglaube, daß der böſe Geiſt (eine Art religiöſen Rübezahls — Knecht Ruprecht?) während dieſer Zeit einen größern Spielraum und einen überwiegenden Einfluß auf die ſündigen Leiber der Verkleideten habe, welches Uebel jedoch durch das geweihte

---

*) Ausland 1835, Nr. 326.

Waſſerbad am 6. Januar gehoben wird, gehört zu den Eigenheiten dieſer Periode. (Morgenblatt 1827, Nro. 75, Seite 299).

In der Weihnacht ſcheint die ganze Natur auf eine Stunde aus ihrem Todesſchlaf zu erwachen. Ein alter Mann aus Burſtädt in Thüringen erzählte dem Herausgeber der „ſächſiſchen Sagen und Gebräuche," Hrn. Sommer, daß es in ſeiner Jugend Sitte geweſen, Weihnachts in den Garten zu gehen, an allen Obſtbäumen zu rütteln und ihnen zuzurufen: „Bäumchen, ſchlaf' nicht, Frau Holle kommt!" Es ſcheint alſo ein alter Glaube geweſen zu ſeyn, daß die Natur, wenn die Göttin naht, wach ſeyn müſſe, um ſie zu empfangen, und daß Bäume, die eingeſchlafen ſind, bei der Vertheilung des Fruchtſegens von ihr übergangen werden.

Ein weit verbreiteter Glaube iſt ferner, daß in dieſer Nacht die Thiere die Gabe der Sprache und Weiſſagung bekommen*). Alles Waſſer verwandelt ſich in Wein**), oder es beſitzt mindeſtens die Eigenſchaft des in der Oſter- und Johannisnacht geſchöpften, es hält ſich ein Jahr hindurch friſch. Mädchen, die in der Chriſtnacht in den Brunnen ſchauen, erblicken ihren künftigen Mann (Schütz v. Abergl. S. 383).

---

*) Ein Bauer, der nicht daran glauben wollte und doch neugierig war, legte ſich an dem Abend in die Rauſe und horchte. Um Mitternacht ſagt das eine Pferd zum andern: „Dieß Jahr machen wir noch mit unſerm Bauer los!" Der Schreck warf ihn aufs Krankenlager. Die Pferde zogen ihn bald zum Kirchhof.

**) Eine Frau ging in der Nacht zum Brunnen, als ſie ſchöpfen wollte, kam einer und ſagte:

Alles Waſſer iſt Wein,
Deine Augen ſind mein.

Die Frau erblindete für immer. (Müllenhof, Holſt. Sag. S. 169).

Vielleicht ſteht im Zuſammenhang mit der wilden Jagd des Odin und der Frau Holle (Gode, Harke, Berchta ꝛc.) in dieſer Nacht der Glaube, daß auch die Wölfe um dieſe Zeit wüthender noch, als ſonſt ſeyen? Schlager (Wiener Skizzen aus dem Mittelalter II. S. 25) erzählt, daß ehedem zu Wien in der Chriſtnacht nach vorhergehender Mette und Hochamt das h. Evangelium **Liber generationis Jesu Christi secundum Matthaeum** (d. i. der Eingang des erſten Evangeliums), der „Wolfsſegen“ genannt, in einem eigenthümlichen Ton unter „Leitung“ (Geläute) der großen Glocke der Domkirche abgeſungen wurde. Für die ſeltſame Benennung „Wolfsſegen“ erzählt man ſich folgende Urſache: Als vor mehrern Jahrhunderten die Stadt noch unausgebaut, und die Wildniß ſie begränzte, erlitten die Einwohner durch die umherſtreifenden Wölfe großen Schaden. Als man aber das h. Evangelium zu ſingen angefangen, verloren ſich die Wölfe, weßhalb auch dieſer „löblich altvergebrachte Brauch alljährlich in der Chriſtnacht continuirt wird.“ Doch dürfte der Wolfsſegen gegen die in dieſer Nacht umgehenden Wehrwölfe (vgl. S. 710) gedient haben, oder auch ein aus Mißverſtand heidniſcher Gebräuche hervorgegangenes Bedürfniß geworden ſeyn. Denn Wien iſt rings von ſlawiſchen Völkerſchaften umgeben; bei dieſen aber war es in der Heidenzeit Sitte, an ihrem Sonnenwendenfeſte (**Koleda**) das Bildniß eines Wolfes herumzutragen, um anzudeuten, des böſen Czernebogs Herrſchaft ſey nun durch die neugeborne Sonne gebrochen. (Hanuſch, ſlaw. Myth. S. 192). Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in der Nacht, wo das wilde Heer umzieht, auch andere Geiſter munter ſind. Berge öffnen ſich, wie in der Johannisnacht, um muthige Sterbliche mit Schätzen zu belohnen*). Doch verſäumen ſie ſich, ſo ſchließt der Berg ſich über ihnen zu ewiger Haft *).

---

*) Wer am Abend vor Weihnacht (am heil. Abend) im öſtlichen Schottland, in der Umgegend von Coirshian (d. i. die Bucht der Friedensleute), 9mal von der linken Hand aus (sinistrorsum) um die dort ſich erhebenden kegelförmigen Hügel geht, dem wird ſich eine Thüre öffnen, die ihm Eingang in die unterirdiſchen Wohnungen der Daoine Shi geſtattet. (Dieſer Name, welcher Friedensleute bedeutet, iſt wohl ein Euphemismus, denn ſie ſind ein närriſches, mißgünſtiges Geſchlecht, das bei ſeinem ärmlich zugetheilten Wohlbehagen Anderer Glück beneidet, in ihren unterirdiſchen Wohnplätzen einer Art farbenloſen Wohlſeyns genießend, die ſie gern für die gründlichern Genüſſe der Sterblichen hingeben würden.) Mancher Sterbliche, der dieſe Erdgeiſter beſuchte — welche auf jenen Hügeln im Mondlicht ihre Feſte begehen — wurde in glänzenden Zimmern empfangen, mit köſtlichen Weinen bewirthet. Ihre Töchter übertreffen die der Sterblichen an Schönheit. Die anſcheinend glücklichen Bewohner dieſer unterirdiſchen Welt bringen ihr Leben mit Tanz und Saitenſpiel in abwechſelnden Feſtlichkeiten zu. Aber wehe dem Sterblichen, der an ihren Luſtbarkeiten Theil nimmt, der von ihren Leckerbiſſen genießt. Er wird dadurch auf ewig der menſchlichen Geſellſchaft entzogen, und unwiderruflich dem Zuſtand der Friedensleute beigeſellt. Vor alten Zeiten ſoll ein Weib in den geheimen Aufenthalt dieſer Friedensleute hinabgeführt worden ſeyn. Dort ward ſie von einem, der ſonſt ein Menſch war, aber nun durch irgend ein unſeliges Loos den Shi's beigeſellt, erkannt. Da nun aber ihre Verbindung mit ihm ſtets noch einen Theil menſchlichen Wohlwollens behielt, ſo warnte er ſie, daß ſie doch, ſo lieb ihr die Freiheit ſey, eine Zeit lang ſich hüten möge, Speiſe und Trank mit ihnen zu theilen. Das Weib folgte ſeinem Rath, nach Verfluß der anberaumten

---

Zeit befand ſie ſich in der Oberwelt. Als ſie aber die Speiſen unterſuchte, fand ſie ſie in Unflath verwandelt. (Morgenbl. 1817, Nr. 190).

*) Vor ungefähr 300 Jahren lebten zu Strathſpey in Schottland zwei berühmte Geiger. Einſt begaben ſie ſich am Weihnachten nach Inverneß. Bald, nachdem ſie durch den Ausrufer ihre Ankunft und die Abſicht, ſich für Geld hören zu laſſen, hatten bekannt machen laſſen, erſchien ein vornehmer Greis und bot ihnen das Doppelte ihrer Forderung. Sie giengen alſo mit ihm und befanden ſich bald vor dem Eingang eines auffallenden Gebäudes. Es glich keinem von den Schlöſſern und ſonſtigen Gebäuden, die ſie auf Reiſen oder zu Hauſe geſehen, ſondern hatte das Anſehen von einem der großen Feen-Tonchan, wie man in Glenmorn zu ſehen pflegt. Aber die Ueberredungskunſt des Führers und der Anblick ſeiner reich geſpickten Börſe entfernten jedes Bedenken. Sie traten ein, die Furcht wich bald der Verwunderung über die herrliche Verſammlung, die ſie umgab. Süße Töne vereinigten ſich mit dem Klange der Saiten, der Boden zitterte unter den Füßen der Tanzenden, und die Luſt war allgemein. So vertaumelte ſich die Nacht. Am Morgen trennte ſich die Geſellſchaft mit Bedauern über die Kürze der Zeit, und die Geiger ſchieden zufrieden mit der Freigebigkeit, die ſie hier erfahren hatten. Aber wie ſehr erſtaunten ſie, als ſie, ins Freie tretend, ſtatt eines Schloſſes einen Hügel ſahen, aus dem ſie hervorgekommen, und als ſie die Stadt erreichten, die Gegenſtände, welche geſtern als neu glänzten, jetzt das Gepräge des Alters trugen, oder nur noch Trümmer waren. Die veränderte Tracht und Sitte der Leute, die ſie gewahr wurden, verkündete ihnen ein neues Geſchlecht. Eine kurze Erzählung ihres Abenteuers brachte die Verſtändigern unter der erſtaunten Menge auf den Gedanken, daß die

Die Feen — ihre Männer heißen Feenmännchen — können gleichfalls das Glockengeläute nicht vertragen. Auch in der Lauſitz erzählt man von ihnen, daß ſie bei Einführung der Glocken ihren Wohnſitz, den zwar nicht hohen, aber von zwei Seiten ſehr ſteilen Berg bei Oſtritz am öſtlichen Ufer der Neiſſe, verlaſſen hätten. Sie ſind aber nicht weggezogen, ſondern hauſen unter jenem Berge, wo ſie die Glockentöne nicht hören. Jedoch in

---

Geiger bei den Bewohnern von Tomnafurich geweſen ſeyn mußten, welcher Ort noch vor Kurzem der große Sammelplatz aller umherwohnenden Feen geweſen, und die Ankunft eines ſehr alten Mannes brachte die Sache gänzlich ins Klare. „Ihr ſeyd die zwei Männer," ſagte er zu den zwei wunderlichen Geſtalten, nachdem er ihre Geſchichte vernommen, „die bei meinem Großvater eingekehrt, und die, wie man damals vermuthete, von Thomas Rymer nach Tomnafurich gelockt wurden. Wie ſehr wurde euer Verluſt von euern Freunden bedauert! Aber der Verlauf von hundert Jahren hat eure Namen in Vergeſſenheit gebracht." — Als die armen Fiedler ſahen, daß Alles mit des Greiſes Erzählung übereintraf, fühlten ſie ſich von einem heiligen Schauer der Ehrfurcht vor den Wundern der Gottheit durchdrungen — und da es gerade Sonntag war, ſo wünſchten ſie dieſen Gefühlen in der Kirche Raum zu geben. Demnach begaben ſie ſich dahin und ſetzten ſich nieder, um dem Gottesdienſte beizuwohnen, ſaßen da und horchten dem Geläute der Glocken, welche zum Gebete riefen. Als aber der Geiſtliche die Kanzel beſtieg, um ſeinen Zuhörern die frohe Botſchaft des Himmelreiches zu verkünden, und das erſte Wort über ſeine Lippen hervorkam, da fielen die Körper der hingeſchiedenen, lang getäuſchten Erdenwaller in Staub zuſammen. (**Popular superstition and festive amusements of the highlands of Scotland. Lond. 1823**).

der Chriſtnacht öffnet er ſich; der Glückliche, den der Zufall in dieſem Moment herbeiführt, ſieht ſie in Goldhaufen wühlen, und hört den Zuruf:

„Greif ein'n Griff
Und ſtreich ein'n Strich
Und packe dich!"

In der Gegend von Ninnwitſch bei Guben wohnten ebenfalls dergleichen Feenmännchen — dort nennt man ſie Heinchen — wo ſie aber das Tönen der Schafglocke — ſeit die Schafzucht dort eingeführt iſt — vertrieben hat, ſo daß ſie ſich unter die Erde flüchten mußten *).

In Norwegen erhält noch jetzt am Chriſttag der Flußgeiſt „Huldra" von den Uferbewohnern einen Kuchen. Ein Fiſcher wünſchte, an dieſem Tage dem Waſſergeiſt einen Kuchen zu bringen und trug denſelben nach dem See, fand aber das Waſſer gefroren. Da er den Kuchen nicht auf das Eis legen wollte, um dem Geiſte nicht die Mühe zu machen, durch das Eis zu brechen, ſo holte er eine Haue und hieb mit Macht darauf los, um das Eis zu brechen, trotz aller Anſtrengung konnte er aber nur ein kleines Loch zu Stande bringen, keineswegs groß genug, den Kuchen hindurch zu laſſen. Er legte alſo den Kuchen auf das Eis, unſchlüſſig, was er thun ſollte, als plötzlich eine ſehr kleine Hand, weiß wie Schnee, unter dem Eiſe hervorkam, den Kuchen, der plötzlich zuſammenſchrumpfte, ergriff, und hinabzog. Um dem Geiſte die Mühe zu ſparen, die Größe des Kuchens zu ändern, werden dieſe jetzt nur ſo groß gemacht, daß man ſie auch durch ein ſehr kleines Loch im Eiſe hindurchſtecken kann. Dieſe Sage

---

*) Neues Lauſizer Magazin II. Bd. 1823, Nr. 4. S. 56

erklärt das Kompliment, das man häufig den Damen machen hört: „ſie hat eine Hand, wie der Waſſergeiſt“ *).

Wie die Berggeiſter in Schweden die Weihnacht feiern, darüber ſind dort zahlreiche Sagen vorhanden. In genannter Nacht hat ein Chriſt, der draußen im Freien ſich befindet, manche Gefahren zu beſtehen. Hexen und Kobolde reiten auf einem Wolfe (vgl. S. 766) oder auf einem Beſen nach ihren Sammelplätzen, wo ſie um ihre Steine herumtanzen. Dieſe Steine ſind dann auf Pfeiler gelegt, und unten tanzen nun und zechen die geiſterhaften Weſen. Auf den Bergen ertönt in jener Nacht lauter Jubel mit Muſik, Tanz und Zechgelag. Höchſt gefährlich aber iſt für die Menſchen der Gang zur Weihnachtsmette, wovon das Lied ſingt:

Die Jungfrau, ſie wollte zur Frühmeſſe gehn —
„Die Zeit wird mir gar lang.“ —
Sie wanderte fort, ſah den Felſen ſtehn —
Es macht der Kummer bang.

In der Weihnacht 1490 ſaß Frau Ciſſela Ulfland auf ihrem Hofe Ljungbry in Schonen. Bald ließ ſich der Lärm vernehmen, den die bei dem Ljungbry-Stein ſich verſammelnden Hexen und Kobolde machten, und einer ihrer entſchloſſenſten Knechte ritt hinaus, um zu ſehen, was da vorgehe. Er ſah, wie der Stein auf den Pfeiler gehoben war, und wie die zauberhaften Weſen in tollen Wirbeln des Tanzes ſich drehten. Ein ſchönes Bergfräulein trat vor und reichte dem ankommenden Gaſt ein Trinkhorn und eine Pfeife, mit dem Andeuten, er möge auf des Bergkönigs Geſundheit trinken und auf der Pfeife blaſen. Er nahm zwar Beides hin,

---

*) Ausland 1835. Nr. 263.

gab aber ſogleich dem Pferde die Sporen, ſetzte über Aecker und Felder, und ritt geraden Weges nach dem Hofe zurück. Das ganze Bergvölkchen folgte ihm mit wildem Toben unter Drohungen und flehentlichen Bitten nach, aber der Knecht kam ihnen weit zuvor und lieferte Trinkhorn und Pfeife in die Hände ſeiner Herrin. Das Bergvölkchen verhieß nun Reichthümer und Glück der ganzen Nachkommenſchaft der Frau Eiſſela, wenn ſie die beiden Dinge zurückgeben wolle; allein ſie behielt ſie, und ſie werden noch in Ljungby aufbewahrt. Das Horn ſoll von einer unbekannten Metallmiſchung, mit Zierrathen von Meſſing, und die Pfeife aus einem Pferdeknochen*) verfertigt ſeyn. Der Knecht ſtarb übrigens am dritten Tag. Auch iſt der Hof zweimal abgebrannt, und Eiſſela's Nachkommen ſollen nie Glück gehabt haben.

Die Sage erzählt auch von Pfarrern, die zur Weihnachtsmeſſe ritten und an Bergen vorbeikamen, wo die Berggeiſter ſich beluſtigten, und wie auch zu ihnen das Bergfräulein herantrat und ihnen aus einem Metallgefäß zu trinken darbot. Der Pfarrer hat dann den Trunk hinter ſich gegoſſen, aber einige Tropfen ſind auf das Pferd gefallen und haben Brandflecke zurückgelaſſen. Die Gefäße oder Schalen ſind dagegen zurückbehalten worden, und es werden deren noch in einigen Kirchen vorgezeigt**). In der Vorzeit ſoll man ſich ihrer ſtatt der Kelche bedient haben (Afzelius, Schwed. Volkſ. II. S. 334).

---

*) Da erſt das chriſtliche Mittelalter das im Heidenthum geheiligte Roß in den Kreis der böſen Zauberei zog, ſo läßt ſich das jüngere Alter dieſer Sage daraus beurtheilen.

**) Das Aufbewahren ſolcher Dinge in Kirchen zeugt von ihrer, in der Heidenzeit genoſſenen Verehrung, als Cultgeräthe.

Die dritte Frühſtunde des

23. December

tönt eben vom Dome der Kirche Santa Maria Maggiore zu Rom. Es ſteigt die Ungeduld der ſeit Mitternacht dem erwarteten Schauſpiel ſehnſüchtig entgegenharrenden Gemeinde. Chorknaben und Kirchendiener laufen geſchäftig von Kapelle zu Kapelle, von Orcheſter zu Orcheſter, hier mit Noten, dort mit Inſtrumenten, und geben auf alle Fragen, mit welchen ſie beſtürmt werden, keine andere Antwort, als „adesso, adesso!“ (Jetzt, jetzt!) Endlich erſcheint der langerſehnte Augenblick. Das Chor füllt ſich, die Fackeln brennen heller, und eine Proceſſion von Prieſtern jeden Ranges und Ordens, mit einem übermäßig großen Crucifix in ihrer Mitte, eröffnet die Feier. Die gläubige Menge fällt bei Beginn der Muſik auf die Knie, und murmelt Gebete. Als die letzten Töne verklungen ſind, beginnt die Proceſſion der Wiege, an der die geſammte Geiſtlichkeit Theil nimmt. Sie begibt ſich im feierlichen Zuge in eine Niſche, wo die heilige Wiege, durch tauſend Fackeln erleuchtet, von einer Menge Andächtiger umgeben wird. Von hier aus wird ſie unter beſtändigem Singen und Beten nach dem Altar des heil. Kreuzes getragen, wohin in der Zwiſchenzeit die ganze, in der Kirche befindliche Volksmaſſe ſtrömte, um bei der Ceremonie ſelbſt einen möglichſt nahen Platz zu erhalten. Die Muſiker eilen raſch nach dem andern Orcheſter, und die Menge, die bei der erſten Ceremonie völlig gleichgültig geweſen, drängt ſich jetzt mit Haſt dem Orte zu, wo die Wiege aufgeſtellt wurde. Hierauf wird eine Meſſe mit Muſik aufgeführt, die Wiege auf den großen Altar niedergeſetzt und die ermüdeten Zuſchauer verlaſſen die Kirche, wenn der erſte Morgenſtrahl St. Peters Dom erleuchtet.

Verſetzen wir uns jetzt auf den Schwingen der Phantaſie in weite Fernen von Jahrhunderten zurück, die Tageszeit bleibt dieſelbe, nur der Schauplatz iſt verändert, nicht das Schauſpiel ſelbſt. Die Prieſter ſtellen dem neugebornen Gotte das Horoſcop, indem ſie ihre Blicke nach dem geſtirnten Himmel richten, und ihre Aufmerkſamkeit auf jenen Stern wenden, welcher am Oſthimmel in der Geburtsſtunde des Jahrs eben aufgegangen iſt, und durch ſein Aufſteigen am Horizonte den Gott des Tages gleichſam zu gebären ſcheint. In Hymnen wird nun die wieder erfolgte Geburt des Lichtgotts gefeiert, den eine „Jungfrau“ — denn vor ungefähr 2200 Jahren war es das Sternbild dieſes Namens, das heliakiſch in der Mitternachtsſtunde des Solſtitialtages aufging — ohne Beiſtand eines Mannes geboren hatte. Am erſten Tage des Jahres iſt der Zeitgott ein Kind, mindeſtens wurde er von den Prieſtern unter dieſer Geſtalt dargeſtellt. Dafür gibt Macrobius Zeugniß*). Begreiflich wird nun der chriſtliche Hymnus: „*Parvulus* hodie natus est nobis etc. *Lux* orta est nobis etc. Populus, qui ambu-

---

*) Hae autem diversitates (die verſchiedenen Altersſtufen) ad *solem* referuntur, ut *parvulus* videatur *hiemali solstitio*, qualem Aegyptii proferunt ex adyto die certa. quod tunc *brevissimus dies* veluti *parvus* et *infans* videatur.

labat in tenebris vidit lucem magnam etc.“ *).

Prudentius in ſeinem Hymnus auf die Geburt des

---

*) Wenn der Biſchof Maximus von Turin in ſeiner um 400 gehaltenen Neujahrspredigt (bei Galland Bibl. IX, 353) „die Vorſehung dafür preiſt, daß Chriſtus gerade an einem heidniſchen Feſte geboren werden mußte, damit die Menſchen angeregt würden, ſich heidniſchen Aberglaubens zu ſchämen“ (!), ſo verräth er deſto mehr, was er zu vertuſchen trachtet. Qui se excusat, accusat. Auch hat Fauſtus ſchon dem Auguſtin vorgeworfen, daß die Chriſten das Geburtsfeſt der Sonne nur unter einem andern Namen feiern. Bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts hat ſich bei den Lateinern die Ueberlieferung erhalten, daß die Chriſtfeier der Geburt des Sonnengottes nachgebildet worden iſt. Wenn Auguſtin (sermo 190) ſagt: „Wir feiern den 25. December nicht wegen der Geburt der Sonne, wie die Ungläubigen, ſondern wegen der Geburt deſſen, der die Sonne geſchaffen hat,“ wenn ferner Papſt Leo I. in einer Weihnachtspredigt klagt: der Teufel habe einfältige Seelen ſo berückt, daß ſie ſich einbilden, dieſer Tag ſey nicht ſowohl wegen der Geburt Chriſti, ſondern vielmehr wegen der neuen Laufbahn des Sonnengottes heilig (non tam de nativitate Christi, quam de novi, ut dicunt, solis ortu honorabilis), ſo bekennen wir, daß wir mit Stolz uns zu dieſen „Einfältigen“ zählen. Daß der 25. December anſtatt des 21—23. gefeiert wird, beweiſt den Einfluß des (unter Pompejus d. Gr. in Rom eingewanderten) Mithrasdienſtes, denn die Perſer feierten die Geburt des Mithras erſt am heutigen Tage. Und genau um die Zeit, wo die Kaiſer Conſtans und Conſtantius zuerſt die Axt an das Heidenthum legten, unter dem Regiment des Papſtes Julius (337 — 352) ſetzte die römiſche Clerisei dem Geburtstag des heidniſchen Gottes, den des chriſtlichen entgegen, nicht nur den Tag, ſondern auch gewiſſe Formen aus dem Mithrascult entlehnend.

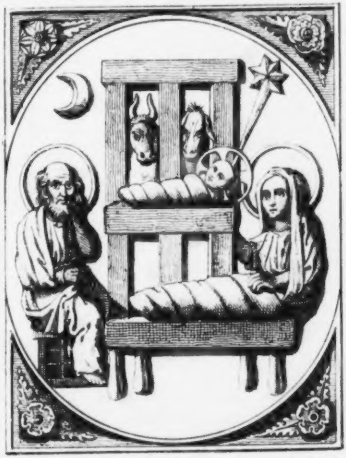
Herrn ſpielt auf dieſe aſtriſche Bedeutung in folgendem Verſe an:

> Quid est quod arctum circulum
> *Sol* jam *recurrens* deserit?
> *Christus* ne terris *nascitur*
> *Qui lucis auget tramitem?*

Die Aegypter feierten in der Winterwende die Geburt des Sohnes der Iſis (Plut. de Is.), worauf die Tempelaufſchrift zu Sais ſich bezieht: „die Frucht, welche ich geboren habe, iſt die Sonne“ (Procl. in Tim.). Alte Traditionen laſſen dieſen Sohn der Iſis von „Bootes“, dem ſteten Begleiter der „Jungfrau“, welcher mit ihr auf- und untergeht, erziehen. Mithras, der perſiſche Sonnengott *) **Mithras** (gräciſ. Form f. **Mihira**, perſ. Glanz), kam am 25. Dec. in der Mitternachtsſtunde in einer Höhle zur Welt, wie Chriſtus nach einem apokryphiſchen Evangelium ebenfalls. Die Höhle iſt bedeutſam, die Platoniker erkannten in ihr die dunkle Körperwelt, daher auch Zeus und Dionyſus in Höhlen geboren. Indeß darf man auch einen Stall annehmen, nämlich das Sternbild **Stabulum Augiae**, welches Hercules mit dem Strom — der Ekliptik reinigte, denn die Rinder, die ſich hier als im Wendezirkel verſammeln, ſind Sonnenrinder. Augias (Glanz) hieß der Sohn der Nyctäa, d. i. der längſten Nacht, weil der Sonnengott in dieſer geboren wird. Er iſt alſo mit ſeinem Vater Helios Ein Weſen. Und ſeine Beziehung zur Sonnenwende ergibt ſich aus dem Namen ſeines Nachfolgers in der (Zeit-)Herrſchaft zu Elis, dieſer heißt Pyleus, d. i. Thürgott, denn die Sonnenwenden

---

*) Er iſt nicht mit Ormuzd, dem geiſtigen Urlicht, zu verwechſeln.



ſind zwei Pforten, durch welche die Sonne in den Zodiak herein und zur andern herausſpazirt. Volney, welcher ſich auf ein in der Pariſer Bibliothek befindliches arabiſches Manuſcript (N. 1166) beruft, worin die 12 Zeichen gemalt ſind, erkennt jedoch in dem Stall das Sternbild des „Fuhrmanns“ und der „Ziege“, vormals der „Bock“, welches **praesepe Jovis Heniochi** (Jupiters Krippe) genannt wird. Nicht weit davon ſteht der Eſel des Typhon und der Stier des Oſiris. Da aber nirgends davon die Rede iſt, daß dieſe das in der idäiſchen Höhle auf Creta geborne Jupiterskindlein oder ſein Milchbrüderchen den Bock Aegiran angebetet hätten, was doch, nach der Verſicherung des lateiniſchen Poeten Sannazar (**De Partu Virginis**) bei der vierbeinigen Geſellſchaft Jeſu in dem bethlehemitiſchen Stalle ſich ereignet haben ſoll, indem auch ſie ihr Knie vor dem Chriſtkindlein beugten und anbeteten, damit die Schrift (Jeſ. 1, 3.) erfüllt werde: „Der Ochs kennt ſeinen Eigner und der Eſel ſeines Herrn Krippe“ *), ſo wollen wir uns vor dem Verdachte einer Parallele verwahrt haben, damit Herr Prof. Hendewerk, der jenen Jeſaianiſchen Vers ſo ſchön commentirte, nicht in den Klageruf ausbreche: Die Ochſen und Eſel der Bibel ſind nicht eine Stunde mehr ſicher, ihrer hiſtoriſchen Exiſtenz beraubt und in profane Sternbilder verwandelt zu werden **).

---

*) Beifolgende Abbildung der betlehemitiſchen Krippe mit der h. Familie, dem Oechslein und Eſelein, iſt nach der Zeichnung des in Florenz 1740 erſchienenen Sacrum monumentum in antiquo vitro Romae in Museo Victorio, wozu Sannazars Gedicht die Veranlaſſung gab.

**) Und doch war ein, ſogar unter die Heiligen aufge-

26. December.

Das Feſt des heil. Stephan — des erſten Märtyrers, denn ſeines Glaubenstodes gedenkt ſchon die Apoſtelgeſchichte — iſt das älteſte, welches in den Martyrologien und Kalendern angegeben iſt. Dieſer Tag heißt auch der „große Pferdstag", an welchen man den Pferden gewöhnlich das am heutigen Feſte geweihte Heu zum Futter bringt, und ihnen zur Ader läßt, und das Blut als bewährtes Heilmittel gegen Krankheiten aufzubewahren pflegt *). Ehemals hielt in manchen Gegenden wirklich die Cleriſey am zweiten Weihnachtstag eine ſolenne Weihmeſſe um Beſcheerung einer geſegneten Haberernte. Was aber hat Stephanus mit dem Haber oder Heu zu ſchaffen? Darauf gibt Haltaus zur Antwort: „Dieſer Heilige iſt der Schutzpatron der Pferde, folglich nimmt er auch ihr Futter unter ſeine Aufſicht." Dieß erzeugt jedoch eine neue Frage: „Welcher Moment im Leben des Heiligen gäbe zu dieſer Patronſchaft einigen Grund her?" Wahrſcheinlich hat Stephanus dieſes Amt erſt übernommen, als das alte Odinsfeſt auf ſeinen Namen übertragen wurde, denn Odins Roß ſpielt in den 12 Nächten eine wichtige Rolle, und wovor man Furcht hatte — das wilde Heer ſauſt in dieſen Nächten — das weihten die Prieſter. Man dachte bei jedem andern Pferde auch an Odins Roß Sleipnir; als die Götter von den

---

nommener Gelehrter des Mittelalters minder bedenklich, zwiſchen der Geburt Jeſu und den Vorgängen am Himmel einen Zuſammenhang aufzufinden. „Omnia divinae incarnationis mysteria et arcana," ſagt Albertus Magnus, „ab ejus conceptione usque ad ascensionem per stellas praefigurata sunt."

*) Spielt auf die frühern ſtellvertretenden Roßopfer an.

Heidenbekehrern für Dämonen verſchrieen wurden, hörten ſie nicht nur auf Beſchützer von Menſchen und Vieh zu ſeyn, ſie ſuchten ihnen ſogar zu ſchaden. Gegen ſolche Angriffe bot die Kirche ihre magiſchen Kuren an*).

An dem heutigen Tage wird zu Neapel in der Kirche Santa Mari adi Carmine mit großer Feierlichkeit einem Crucifix das Haupthaar geſchnitten. Eine ungeheure Volksmenge füllt dann die Kirche und den Platz vor derſelben. Die aufgeſtellten Soldaten vermögen kaum Ordnung zu erhalten und den durchſchreitenden Magiſtratsperſonen Raum zu ſchaffen. Unter dem Crucifix, das am Schwibbogen der Kirche hängt, und das ganze Jahr über verhüllt iſt, ſieht man ein hohes Gerüſt aufgeſchlagen, wohin ein Gang aus der Mauer führt. Trommeln wirbeln. Unter militäriſcher Bedeckung treten die Magiſtratsperſonen ein und laſſen ſich auf feſtlich bekleideten Stühlen nieder. Das Hochamt beginnt, der goldbrokatne Prieſter am Hochaltar betet, kniet, neigt ſich, die rothen Chorknaben ſchwingen die Rauchfäſſer; die Orgel ertönt. Ernſt betreten die Geiſtlichen, welche den Chriſtus ſcheeren ſollen, die Bühne. Aller Augen haften an dem dunkelgrünen, geheimnißvollen Vorhange. Jetzt geht er auf. Ein freudiges Ah! begrüßt den geſchornen Chriſtus, der noch immer ſein Haupt neigt, weil vor 400 Jahren eine ſpaniſche Kugel, durch die Kirche ſchlagend, an ihm vorüberflog, und mit lautem Evvivas verläßt die Menge die Kirche *).

---

*) In Schweden iſt am zweiten Weihnachtstage ein Wettfahren aus der Kirche gebräuchlich, indem der zuerſt nach Hauſe Kommende auch die Ernte des Jahrs zuerſt einzubringen hofft. Während der katholiſchen Zeit ſprach man an dieſem Feſte Gebete um gute Ernte, wahrſcheinlich — meint Geijer (Geſch. Schwed. I. S. 298.) eine Erinnerung an die alten heidniſchen Mittewinteropfer um die Jahresernte. Somit wäre die Haferweihe auch auf andere Weiſe erklärt.

Wenn irgendwo, ſo liegt hier die heidniſche Beziehung auf den am Solſtitialtag der Winterwende gebornen Lichtgott zu Grunde. Die Haare der Sonne ſind ihre Strahlen oder Tage. Am kürzeſten Tage wird der Gott beſchoren. Das Haupt des Harpocrates — denn der neugeborne Sonnengott iſt ein Kind — ziert nur ein einziges Haar **).

27. December.

Johannes, der Evangeliſt ***) und Apoſtel, ſoll nach Chriſti Himmelfahrt das Evangelium in Kleinaſien

---

*) Mayer, Neapel und die Neapolitaner II. S. 121.

**) Der erſte Tag des Jahrs.

***) War er auch wirklich Verfaſſer des nach ihm genannten Evangeliums? Sollte er es erſt, wie die Sage geht, im Greiſenalter aus dem Gedächtniſſe niedergeſchrieben haben, kann es dann hiſtoriſche Beglaubigung beanſpruchen? Seine dogmatiſche Verwandtſchaft mit Pauliniſchen Ideen verleitet zur Frage: Warum beruft ſich Paulus nicht darauf, wenn er vom Gottmenſchen oder vom Opferlamm predigt? Der gelehrte Phariſäer muß alſo jene Dogmen und meſſianiſchen Typen früher gekannt haben, als Johannes, der Lieblingsjünger Jeſu. Der abweichende Character des Johannisevangeliums von den Synoptikern läßt ſich nicht damit erklären, daß dieſes Evangelium zur Bekehrung der Heiden geſchrieben iſt, denn da der Heidenchriſt Lucas ſich jüdiſchen Meſſiasvorſtellungen accommodirte, warum nicht auch der Judenchriſt Jo-

und zu Epheſus gepredigt haben, vom Kaiſer Domitian auf die Inſel Patmos*) verwieſen worden ſeyn und dort ſeine Offenbarung geſchrieben haben. Was auch fabelhafte Legenden von ſeinen, ohne Gefahr ausgeſtandenen Martern dichten**), ſo weiß man doch gewiß, daß er in einem hohen Alter***) geſtorben.

---

hannes? Die Polemik gegen die Sabbatfeier der Juden, der nach platoniſcher Philoſophie ſchmeckende Dialog mit Nicodemus, wobei es auf die Demüthigung dieſes Rabbi abgeſehen, das Stillſchweigen über die von der jüdiſch-pauliniſchen Meſſiasidee unzertrennliche Hoffnung auf die baldige Wiederkunft Chriſti zum Weltgericht, alles dieß verräth einen Verfaſſer, der erſt in einer Zeit lebte, wo die Judenchriſten in die Kirche bereits aufgegangen. Dann wird auch das Ignoriren der nur jüdiſchen Leſern ſchmeichelnden Kindheitsgeſchichte Jeſu und der an Elias erinnernden Himmelfahrt Chriſti begreiflich. Hatte der Fiſcher Johannes Zeit oder Gelegenheit, bei ſeinem Gewerbe mit alexandriniſcher Philoſophie (mit der Logoslehre) ſich bekannt zu machen? Johannes, der Bruder des jüdiſch-orthodoxen Jacobus, des Gründers der Gemeinde zu Jeruſalem, ſoll das judenfeindliche Evangelium geſchrieben haben? Welchem Bedürfniß hätte er dadurch entſprochen, da ſeine Zeitgenoſſen noch Jeſum gekannt haben mußten, und auf die künftige Generation nicht Rückſicht zu nehmen war, weil Johannes (1 Joh. 2, 18) wie Paulus dachte: die letzte Stunde naht!

*) Gfrörer ſagt: die dunkle Frage, ob er je in Patmos geweſen und dort die Offenbarung geſchrieben, bleibt beſſer unentſchieden. Bekanntlich hat ſchon Leſſing mit zwingenden Gründen dem Juden Cerinth die Verfaſſerſchaft jenes Buches zugeſchrieben.

**) Die Sage vom unſchädlichen Gifttrunk muß ſehr verbreitet geweſen ſeyn, denn ihrer erwähnen Melitus,

28. December.

Der Gedächtnißtag des Bethlehemitiſchen Kindermordes (Festum Innocentium: Feſt der unſchuldigen Kinder) wurde ehedem auf eine Weiſe gefeiert, welche der Beſtimmung einer ſolchen Feier am wenigſten entſprach. Haltaus erzählt, daß zu ſeiner Zeit die Eltern

---

Iſidor, Auguſtin (in den Monologen). Auf Bildwerken hat daher Johannes gewöhnlich einen Kelch neben ſich. In Rom wird der Kelch noch gezeigt, in welchem er das Gift getrunken. Auguſtin (Abhandl. über Joh.) kennt ſogar eine Sage, welche behauptet: Johannes ſey nie geſtorben. Ich laſſe ihn ſelbſt reden: „Wem es gefällt, der ſetze hinzu: Johannes, der Apoſtel, lebe noch, und in demſelben Grabe, welches bei Epheſus iſt, ſchlafe er vielmehr, als daß man behaupten könne, er liege todt darin. Man kann als Beweis das nehmen, daß daſelbſt die Erde aufquillt, gleichſam ſprudelt, dieß ſoll durch ſein Athmen bewirkt werden. Und obgleich man ihn für todt hält, ſoll er doch nur ſchlafend begraben worden ſeyn, und bis Chriſtus kommt, ſo verbleiben, und ſein Leben durch das Aufquellen des Staubes anzeigen. Von dieſem Staube glaubt man: er ſteige aus der Tiefe auf die Oberfläche des Grabes; indem er durch das Athmen eines Ruhenden in die Höhe getrieben werde . . . Ich habe in der That dieß von zuverläſſigen Leuten gehört ꝛc. Da nun der Adler Symbol der Unſterblichkeit war (vgl. S. 614), ſo iſt begreiflich, warum von den 4 cherubiniſchen Thieren eben der Adler des Johannes Emblem und Geſellſchafter geworden iſt.

***) Epiphanius (adv. Haer. 59. 12.) läßt ihn über 90 Jahre alt werden, Andere geben 98, noch Andere 104, 110, ja ſelbſt 120 Lebensjahre an (Tillemont, Leben des Johannes).

des Morgens ihre Kinder im Scherze mit Ruthen aus dem Bette trieben; in Franken aber geſchah das Gegentheil, die Eltern wurden von den Kindern „gefitzelt“, daher dieſer Tag „Fitzelstag“ hieß; in Schwaben hingegen „Pfeffertag“, weil man das Fitzeln dort „Pfeffern“ nennt (von der beißenden Wirkung der Ruthe in der Haut). Man nahm zu dieſen Ruthen Zweige von Nadelholz oder Rosmarin, Lorbeer *) ꝛc. Hierauf gab man den Kindern kleine Geſchenke an Geld, Spielzeug, Eßwaaren ꝛc., dieß war der „Fitzellohn“. Auch erwachſene Perſonen, beſonders Eheleute, machten ſich mit dieſem Fitzeln ein Vergnügen! An manchen Orten wurden an dieſem Tag nur die Damen gefitzelt, und dieſe entſchädigten ſich am Neujahrstag an den Herren. Die Lauenſteiniſche Polizeiordnung v. J. 1599 mußte verbieten „den Unfug, daß die großen ſtarken Knechte den Leuten in die Häuſer laufen, die Mägde und Weiber entblößen und mit Gerten oder Ruthen hauen.“ In Nantes verrichteten die Geiſtlichen das Fitzelamt. Sie ſchleiften dann die aus dem Bette geholten nackten Perſonen durch die Straßen in die Kirche, wo ſie ſie auf den Altar hoben! (Im Jahre 1431 wurde es verboten). Auch im Baireuthiſchen iſt i. J. 1731 ſolches Fitzeln durch ein Ausſchreiben verboten worden, aber — ſetzt Haltaus hinzu — es geſchieht doch noch alle Jahre. Das nannte man das Feſt der „unſchuldigen Kinder“. — In Regensburg wählten die Schulknaben aus ihrer Mitte einen Biſchof und führten ihn mit Pomp in der Stadt umher **). Die Kloſternovizen

---

*) Aus letzterm Umſtand wäre auf Ueberbleibſel eines heidniſchen Sühnritus zu ſchließen.

**) Mainz war der einzige Ort in Deutſchland, wo dieſe erlaubten ſich ſolche Zügelloſigkeiten, daß ein Canonicus von einem Bürger, den er verſpottet hatte, ermordet ward. Anfänglich nahmen nur die Chorknaben und ſehr junge Kirchenminiſtranten daran Theil, bald aber ſogar Laien. Und der Biſchof oder vornehmſte Geiſtliche des Ortes war ſelbſt dabei mit ſeinen Chorherren zugegen. In Frankreich wurde dieſer Unfug am Neujahrstage gehalten (ſiehe S. 38). Die Franciscaner in Antibes feierten dieſes Feſt folgendergeſtalt: Der Guardian und die Prieſter kamen am heutigen Tage nicht in's Chor, Laien nahmen ihre Sitze ein. Sie zogen zerriſſene prieſterliche Kleider an, und zwar umgekehrt, auch hielten ſie die Bücher verkehrt, in denen ſie zu leſen ſich anſtellten, hatten Brillen ohne Gläſer auf der Naſe, anſtatt der Gläſer dienten Pomeranzenſchalen, die Aſche blieſen ſie aus den Rauchfäſſern einander in's Geſicht, oder ſtreuten ſie einander auf die Köpfe, ſtatt liturgiſcher Geſänge vernahm man Blöcken, wie vom Vieh. (Flögel Geſch. d. Groteſk. S. 166).

29. December.

Thomas, Erzbiſchof von Canterbury in England, aus einem vornehmen Geſchlecht zu London geboren, erklimmte raſch alle Ehrenſtufen bis zum Reichskanzler. Verläumdung brachte ihn um ſeinen Poſten, er ging

---

Kinderpoſſe am Nicolaitag aufgeführt ward, aber ſeit 1779 abgeſchafft. In England wurde der Knabe, welcher den Biſchof (Nicolaus) vorſtellte, in Proceſſion herumgetragen, indem er die lachende Menge ſegnete, er durfte ſogar die Meſſe leſen und die Kanzel beſteigen. Eduard I. hörte auf ſeinem Kriegszuge nach Schottland 1299 bei New-Caſtle die Veſper von nach Rom, wurde aber bald wieder in ſein Amt eingeſetzt. Weil er vier Hofbedienten wegen grober Verbrechen in den Bann gethan und nicht widerrufen wollte, koſtete ihm dieß das Leben († 1173).

30. December.

David, ein Einſiedler zu Theſſalonich in Macedonien, wurde allnächtlich in ſeiner Einſiedelei von einer Flamme erleuchtet, „die aber der Zelle keinen Schaden that“. Seine Reliquien zeigt man zu Pavia.

31. December.

Papſt **Sylveſter** erlangte ſeine Berühmtheit durch zwei Fabeln, 1) daß er er den Kaiſer Conſtantin getauft haben ſollte, 2) daß er bei dieſer Gelegenheit große Schenkungen an Ländereien — worunter die ganze Stadt Rom und die Umgegend auf viele Meilen — erhalten habe. Schon Kaiſer Otto III. beſtritt dieſes Mährchen, das zu Ende des 15. Jahrhunderts von Laurentius Valla als ſolches aufgedeckt wurde, und heute ſelbſt von Schriftſtellern des päpſtlichen Stuhls nicht mehr als Wahrheit verfochten wird.

---

einem ſolchen Chorknaben. In Salisbury hatte der Knabenbiſchof ſogar das Recht, alle Pfründen zu vergeben, die während des Tages erledigt wurden. Ein Knabe, der an dieſem Tage ſtarb, erhielt ſogar ein Monument in der Kathedrale, worin er mit jenen Biſchofskleidern dargeſtellt iſt. Unter Heinrich VIII. wurde dieſer Unfug abgeſchafft, aber unter der folgenden Regierung wieder eingeführt.

Vielleicht des guten Omens wegen, um das künftige Jahr eben ſo heiter zu beſchließen, als man es begonnen, pflegt man in einem großen Theile von Europa, namentlich bei den trunkſüchtigen Deutſchen und ihren Stammverwandten in Albion, den Becher zum unentbehrlichſten Geräthe am Sylveſterabend zu erheben, obſchon ernſte Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft zu keiner Zeit des Jahrs paſſender wären, als in dieſer Nacht, wo Jeder an ſich die Frage richten ſollte: Werde ich am nächſten Sylveſterabende noch unter den Lebenden ſeyn?

Wie in der Chriſtnacht, glaubt das Volk auch am Sylveſterabend eine Frage an das Schickſal frei zu haben, was zu mancherlei abergläubiſchen Gebräuchen auf dem Lande Anlaß gibt. Daß das Wetterprognoſtiken des neuen Jahres hier nicht vergeſſen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Bläſt in der Neujahrsnacht der Wind von Oſten, ſo hofft man auf ein geſegnetes Obſtjahr, bläſt er von Süden, ſo gibt es viel Korn, von Weſten verheißt er Milch und Fiſche, von Norden aber Stürme und Kälte.

Achtundzwanzigſte Zelle.

Die

beweglichen Feſte.

Der Montag nach Dreikönigstag

wird im Norden Englands „Pflugmontag“ (**Plough Monday**) genannt, denn an dieſem Tage pflegte man ehedem, nach einem aus den Zeiten Alfreds des Großen herſtammenden Statut, den Pflug zu unterſuchen, der aber weniger eine Beziehung auf den Ackerbau, als auf eheliche Verhältniſſe hatte*), inſofern man im ganzen Alterthum bei dem Erdenſchoos an den Mutterſchoos dachte, bekanntlich auch **vomer**, im Lateiniſchen nicht bloß den Pflug, ſondern auch das Männliche bedeutet, daher die Ehe ein **conjugium** (vergl. w. u.). An mehrern Orten kleidet ſich die männliche Jugend an dieſem Tag in Weiberkleider, die weibliche wählt Mannestracht; dann führen ſie ihre Tänze auf, wobei die **Morris Dancers** (ſ. S. 32) nicht fehlen. Die Tänzer ſind mit hölzernen Schwertern bewaffnet und ziehen unter Muſikbegleitung einen Pflug von Haus zu Haus, eine andere grotesk coſtumirte Figur hat die Maske eines alten Weibes, eine dritte endlich iſt in Häute gehüllt, hat eine Filzkappe auf, und den Rücken herab hängt der Schweif eines Thiers. Dieſe Geſellſchaft ſammelt für ihre Poſſen in jedem Hauſe Gaben ein, und wo ſie vergeblich anklopft, reißt ſie mit dem Pflug den Boden auf.

---

*) Bekanntlich ſind von Advent bis Dreikönigstag keine Hochzeiten. Erſt jetzt finden wieder Copulationen ſtatt, um mit dem Eintritt der Faſten abermals verboten zu werden.

Begräbniß des Halleluja am Sonntag Septuageſimä.

An dieſem Tage kamen die Chorknaben in ihren gottesdienſtlichen Kleidern zuſammen. War das letzte **Benedicamus** geendigt, ſo gingen ſie in Proceſſion mit Kreuzen, Fackeln, Weihwaſſer und den Rauchfäſſern und trugen das Bild eines todten Körpers. Mit denſelben gingen ſie weinend und Leid trägend über das Chor nach dem Begräbniß des Kloſters. Daſelbſt ſetzten ſie den Sarg bei, beſprengten ihn mit Weihwaſſer, beräucherten ihn und verrichteten alle übrigen Begräbnißceremonien. Dann gingen ſie in der vorigen Ordnung wieder zurück. So lange das Hallelujah begraben lag, wurde es in der Kirche nicht geſungen*). Kurz vor der Reformation wurde das Hallelujah noch alljährlich begraben. Ob und wann es auch unter Ceremonien wieder erweckt wurde? verſchweigen unſere Quellen. In den Zeiten, wo man es noch nicht begrub (vor dem 9ten Jahrhundert), wurde es als eine Perſon aufgeführt, die im Begriffe iſt, abzureiſen. Es ſagte in der abzuſingenden Collecte: „die Zeit iſt gekommen, daß ich gehe zu dem, der mich geſandt hat.“ Man nöthigte es mit andern bibliſchen Worten und verabſchiedete es, wenn es ſich nicht erbitten laſſen wollte, mit den Worten (Tob. 5, 23): „So zieh hin, Gott ſey mit dir auf dem Wege und ſein Engel geleite dich.“ In einer Kathedralkirche bei Paris wurde das Halleluja an dieſem Tage zwar nicht begraben, aber aus der Kirche — gepeitſcht. Dieß nannte man **fouetter l'Alleluja**. Ein Chorknabe trug nämlich einen Kreiſel (**toupie**) in die Kirche, um welchen mit goldenen Buchſtaben „**Halleluja**“ geſchrieben war. Wenn nun die Stunde kam, wo das Halleluja zuletzt geſungen wurde, nahm der Knabe eine Peitſche in die Hand und peitſchte den Kreiſel durch den Boden der Kirche hinaus. So tändelnd waren ſchon damals die Kirchengebräuche, daß man die Kirchen auch durch die Tändeleien der Kinder entweihte.

---

*) Es iſt bekannt, daß in der Faſtenzeit das Halleluja als ein Ausdruck der Freude in der alten Kirche nicht geſungen wurde.

Vorbemerkungen zu den Faſtnachtsgebräuchen.

Es iſt ſchon bei einer andern Gelegenheit in dieſem Werke aufmerkſam gemacht worden, daß die Masken urſprünglich die Seelen der Verſtorbenen vorſtellen ſollten, worauf ſowohl ihr Name (masca im Italieniſchen, und larva — abſtammend von lar — im Lateiniſchen) und die pfeifende Sprache, die man den luſtigen Geſtalten gab, da ihnen die Redewerkzeuge fehlen, hindeuten. Damit ſoll nicht geläugnet werden, daß die Bacchanalien zunächſt den italieniſchen Carneval ins Leben riefen, nur verſtehe man nicht darunter ein Poculiren, ſondern die Bacchusmyſterien, in welchen die Theilnehmer ſich als ſchon bei Lebzeiten Geſtorbene betrachteten, ihre Tänze waren nicht die Eingebung der Luſt, ſondern hatten eine myſtiſche Beziehung. Sie ſollten die Sternentänze verbildlichen, denn die Sterne ſind nach der Vorſtellung der Alten ſelige Geiſter. Ceres, der weibliche Bacchus, hatte auch ihre Myſterien. Als Todtenfrau, die die Seelen zu ſich ruft, hieß ſie in Attica: Eleuſis, d. i. die ins Elyſium Fördernde, wörtlich: die Erlöſerin, wie Bacchus, Lyäus und Liber: der Erlöſer, Freimacher (von den Banden der Materie). In Sicilien zu Catanea, am Aetna, dem Eingang in die Hölle, hieß ſie euphemiſtiſch: Agathe (die Gute), wie Pluto: Agathon, in Rom: Bona Dea (gute Göttin); der geſpenſtiſche Faun war dann ihr Liebhaber, deſſen Bewerbungen ſie nicht aus Keuſchheitsrückſichten, ſondern als Feindin alles phyſiſchen Lebens, als Todesgöttin abwies. Darum durfte in den Myſterien der Bona Dea kein Mann zugegen ſeyn. Daß dieſe in unſern Faſching noch hineinragen, beweist die unten ſtehende Note *). In den nördlichern Gegenden Europa's, wo römiſche Sitte nicht ſo leicht hindringen konnte, blieb die Idee doch dieſelbe. Nicht die altrömiſchen Lemuren, die am Jahresende aus der Hölle losgelaſſen waren, ſondern das aus lauter ungetauften Seelen beſtehende wilde Heer, das Odin (Zagreus, der unterirdiſche Dionyſius) und Holle (Bona Dea) anführten, und welche in den Zwölfnächten umgehen, wurden hier von den Masken repräſentirt. Die Züge auf den Straßen beſtanden aus wilden Jägern, Teufeln. Voraus ritt ein Narr auf einem Eſel (die geſpenſtiſche Empuſa

---

*) Es iſt eine uralte Gewohnheit, daß die Bauerweiber des Dorfes Ochſenbach (Schwab. Chron 1790, Nr. 4. Fabri Beitr. z. Geſch. I. S. 161.) im Würtembergiſchen alle Jahre auf Faſtnacht zuſammenkommen, ihr Feſt der Bonnen Deen zu feiern, und auf gemeinſchaftliche Koſten zu zechen. Zwei Weiber, als Deputirte an den Schultheiß geſendet, bitten um freie Zeche. Nach erhaltener Zuſicherung derſelben ſagt des Büttels Weib dies allen Weibern im Dorfe an. Unter dem Vorſitz der Pfarrerin verſammeln ſich dieſelben auf dem Gemeindehauſe, und finden dort ein Faß liegen. Die Gerichtsperſonen ſchenken den Wein aus, und die Weiber, ihre Krüge neben ſich, beginnen zu zechen. Beim Nachhauſegehen erhält jede Frau noch ein Maaß Wein für ihren Mann daheim. Ehedem wurde unter Vorſitz der Pfarrerin ein Frauengericht gehalten über Weiber, die nicht auf Reinlichkeit und Kinderzucht hielten; als dieſes Gericht abkam, wurde das Feſt ein Feſt der Verſchwiegenheit; wer etwas ausplauderte, mußte zur Strafe den Wein hinterm Ofen auf dem Katzenbänkchen trinken. Während der Zeche wird unter dem Fenſter muſicirt, die Spielleute mit Kuchen und Wein regalirt. (Curioſit. VII. S. 91.)

der Alten), das Narrenpanier vortragend, dann kam die "Gugelfuhre" (Narrenfuhre), beſetzt mit allerlei Narrenmasken. Dieſer folgte das „wüthende Heer" (Doederlein Antiq. Nordgav. p. 35. Praetor. Sat. p. 35.), geſchwänzte, behornte, belangohrte, bekrallte ꝛc. Figuren, brauſend und ſauſend, ſchnalzend und ſchnarrend, pfeifend und ziſchend; mit lautem Huſſa! Hintendrein auf einem Rappen Frau Holle, Holde (euphemiſtiſch f. Unholde), die wilde Jägerin, ins Jägerhorn ſtoßend*), die Peitſche knallend, jubelnd der Zug:

Trara, Trara, Frau Holde iſt da!
Und kommt ihr das Schätzchen nah,
Das ſie mit den Augen erſah,
So führt ſie ihn mit ſich, Trara!

Dann kam der Venushof**), Venus auf dem Wagen, von ihren Jungfrauen umgeben, unter ihnen Ritter Tannhäuſer***), den Ekhart vergeblich vor ihren Lockungen warnte, daher er nun auf ewig bei Venus (Frau Holle) im Hörſelberge eingeſchloſſen iſt. Unter dem Aufenthalt im Berge iſt aber der in der Unterwelt gemeint, wie auch Tannhäuſer ſelber im Namen ein Todter iſt, denn ſein Haus iſt die Tanne, weil die heidniſchen Deutſchen in Bäumen beſtattet wurden. In einigen Gegenden Süddeutſchlands heißt jetzt noch davon der Sarg ein Todtenbaum. Die unſeligen Geiſter denkt ſich der Volksglaube ſchadenfroh. Damit ſtimmt der neckiſche Character der Masken und die tolle Luſt, der ausgelaſſene Muthwille des Faſchings vollkommen. Die Schrift ſagt: Satan iſt der Spötter, die „Böcke der Wüſte" (3 Moſ. 17, 7. Jeſ. 13, 21.), ſind alſo jene geſpenſtiſchen Faune, jene Panisken, die paniſchen Schrecken verbreiten, jene geſchwänzten, gehörnten Satyre, die des (unterirdiſchen, trunkenen) [*] Bacchus Gefolge bildeten, und ſpäter die erſten Masken wurden. Um Mitternacht denkt man ſich die böſen Geiſter losgelaſſen, ſie ſind es aber auch in der Mitternacht des Jahrs, welche von Chriſtnacht bis Ende Februar währt, denn mit dem Lenzmonat beginnt der Morgen eines neuen Jahrs. Daraus erklärt ſich 1) warum in Frankreich ſchon am „unſchuldigen“ Kindleinstag (28. Dec.) oder am 1. Januar, in Deutſchland am 6. Januar (dem eigentlichen Winterſolſtiz) die Carnevalszeit beginnt, die am Aſchermittwoch abſchließt, 2) warum die Faſtenzeit im Engliſchen Lent heißt, denn dieſes Wort bedeutet: Lenz. Mit dem Beginn deſſelben tritt, wie jedesmal am Anfang eines neuen Zeitabſchnitts, eine Buß- oder Sühnperiode ein. Mit dem Februar ſchloß das römiſche Aequinoctialjahr ab; der Tod der Zeit iſt ſinnbildlich der des Menſchen, darum verbrannte man in Phönizien am Jahresende die das Jahr ſymboliſirende Palme, die φοῖνιξ hieß, wie der Vogel der Wiedergeburt, weil auch der Phönix aus der eigenen Aſche ſich verjüngt, denn die Zeit ſtirbt nur ſcheinbar. Mit der Aſche der am letzten Palmſonntag geweihten Zweige beſtreut am Aſchermittwoch der Prieſter das Haupt des Chriſten, gleichſam ihn ſelbſt für einen Todten erklärend, denn er erinnert ihn mit dem, dieſer Ceremonie obligaten Spruch: **Memento homo, quod pulvis es, et in pulverem reverteris!** an die kurze Dauer des menſchlichen Lebens. Endlich 3) bezeichnet ſchon das, aus der keltiſchen Religion ſtammende Wort „Carneval,“ das nicht **carne vale!** (Fleiſch, lebe wohl!) überſetzt werden darf, weil nicht die Faſtenzeit, ſondern die mehrwöchentliche Zeit des Lebensgenuſſes dieſen Namen führt, eine Periode, die dem hier angegebenen Character entſpricht. Eckermann (Religionsgeſch. III, 2. S. 549.) belehrt uns nämlich: „**Carnaval**“ ſey der galliſche **Carn**. Dieſes Wort iſt gäliſch oder wäliſch (vgl. **Guallia = Wales**), Carn heißt in dieſer Sprache Opferaltar und Feuerbrand. Der ga-

---

*) Im alten Volksliede lautet es:

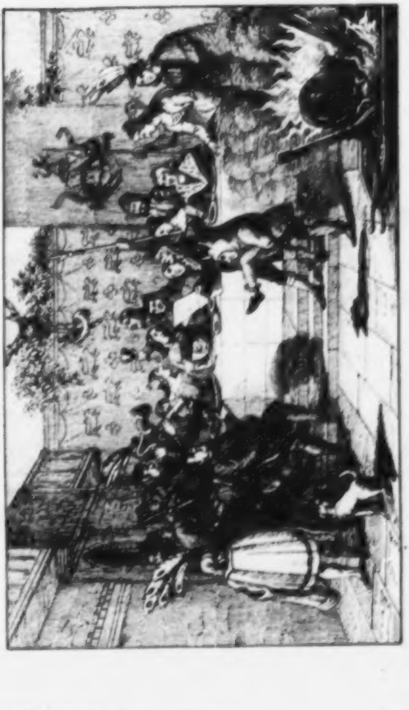
Durch Feld und Wald
Das Horn erſchallt,
Frau Holde kommt, hu, hu!
Ihr Schätzlein das biſt du!

**) Vulpius Curioſitäten I. S. 553.

***) Ebendaſ. S. 547.

---

[*] Lot, der hebräiſche Pluto, der in der Stadt „der Sünder“ wohnte, wo es Feuer regnete, war der Berauſchte, geiſtig Finſtere.



liſche „Carnaval“ wurde durch einen Aufzug in den Straßen beſchloſſen, bei welcher Gelegenheit ein „Phantom“ (Popanz? Bild des abgeſchiedenen Jahres, wie der Strohmann oder das Strohweibchen am Sonntag Mitteſaſten in ſlawiſchen Ländern) umhergeführt, und zuletzt unter Wehklagen in einen Fluß geſtürzt wird. (Mem. de l'acad. Celt. II. p. 68.). Früher kamen dabei Verkleidungen in Thiergeſtalten (Löwe, Schafbock, Bär und Hund) *) vor. Am folgenden Sonntag (Dimanche des Brandons) werden am Abend Carnfeuer entzündet, um welche die Kinder Chorgeſänge aufführen und mit den Fackeln (Brandons) die Raupenneſter zerſtören (Ibid. p. 70. Denſelben Zweck hat im deutſchen Aberglauben die Aſche der geweihten Palmzweige.) Dem Ertränken jenes Phantoms möchte ich die noch in mehreren Gegenden am Aſchermittwoch oder am Faſchingsdienſtag vorkommende Ceremonie des Bacchusbegräbniſſes vergleichen. Auch hier wird eine (den Bacchus vorſtellende) Puppe umhergetragen. Daß dieſe Poſſe einen heitern Anſtrich hat, beeinträchtigt die Parallele keineswegs. Schließt man doch auch am Sylveſterabend die alte Zeit auf ſo unpaſſende Weiſe (d. h. mit Poculiren und Ausbrüchen toller Luſt) ab. Wenn bisher der Satz: daß die Masken urſprünglich Larven, d. h. Geſpenſter vorſtellen wollten, durch eine Schlußfolge von Beweiſen feſtgeſtellt worden iſt, ſo bleibt nun noch die Characteriſtik des Narren und ſeines Coſtüms übrig. Man betrachte, daß des [illegible] Reich in England präciſe in der Chriſtnacht begann [illegible] ehedem ſelbſt Familien, die keinen Clown im Solde [illegible], mindeſtens für die zwölf Nächte einen ſolchen anwarben, man betrachte die an Pans- und Teufelshörnchen erinnernde, hornartige Narrenkappe; oder wo die Kappe eine einfache Geſtalt hat, iſt ſie, wie auf dem beigegebenen Bilde (das eine Chriſtnachtsverſammlung vorſtellt, während eben der Kopf des Julſchweins aufgetragen wird), mit zwei natürlichen Zaunshörnern

---

*) Anſpielungen auf die auch von den Druiden gepredigte Seelenwanderungslehre.

geziert. Wie der Beſenſtiel der Hexe, ſpielt das Steckenpferd des Narren auf den Luſtritt, d. h. auf das windſchnelle Fortbewegen der Geſpenſter an. Die bunte Kleidung des Narren erinnert an die Tracht einiger Elfen, die der Volksglaube für unſelige Geiſter hält, die zu ſchlecht für den Himmel, zu gut für die Hölle ſind, daher ſich in der Luft aufhalten. Was mögen aber die Schellen bedeuten? Nun dieſe dienten bekanntlich, wegen des Getöſes, das ſie verurſachen, zur Vertreibung der Geiſter, deren Sprache das Schweigen *), daher jede zauberhafte Handlung, z. B. die des Schatzgrabens ꝛc., lautlos geſchehen muß. Die Kuhglocken ſollen die Heerde vor der Bosheit der Hexen ſchützen, wie das Läuten der Glocken vor dem Blitz, und bei Leichenbegängniſſen gegen die Dämonen, welche den Todten beunruhigen wollen. So mögen auch hier die Schellen, wie beim „Schellenmoritz" (ſ. w. u. d. Art. Pfingſtdienſtag) ein Warnungszeichen ſeyn, und zugleich ein Abwehrmittel des Böſen, denn man ſoll nicht den Teufel an die Wand malen! ſagt das Sprüchwort. Der Narr, des Teufels Copey, könnte leicht den Satan aufreizen, dem Doppelgänger den Hals umzudrehen, durch das Geklingel der Schellen hält er ſich ihn vom Leibe ab. Schließlich noch ein etymologiſcher Beweispunct! Am angeführten Orte iſt „Schellenmoritz", als Repräſentant des Winters, dem Laubbiſchof gegenüber, in Pelze gehüllt. Bei dem Namen Moritz dachte das Volk zunächſt an einen Mohren, das M[illegible] aber bedeutet urſprünglich nicht einen Schwarzen, ſo[illegible]inen geiſtig finſtern Menſchen, einen Narren (μόρ[illegible]), ſowie „Narr" gleichbedeutend mit „Lar" (abgeſchiedener Geiſt, Larve, Popanz, Popel ꝛc.), denn νάρω und λάρω bedeuten Verborgenſeyn. Im Winter, wo die Sonne ſich verborgen hält — von Chriſtnacht **) bis Aſchermittwoch, in der

---

*) Silentes heißen ſie bei Ovid und Virgil, und „Styx" (ein urſpr. hebr. Wort) der Fluß des Schweigens (σιγῃ.)

**) In Schwaben und Franken ſchon im Advent, denn die „Anklöpferlinsnachte" beziehen ſich auf das Klopfen und Pochen der Spuckgeiſter, dem die ſpatere chriſtliche Zeit eine andere Deutung gab.

Mitternacht des Jahres — begeht man das Todtenfeſt der abgeſchiedenen Zeit, da iſt Maskenfreiheit, da gehen die Geſpenſter (Larven) um und die — Narren.

Der ſchmutzige Donnerſtag,

wie in der Schweiz der letzte Faſtnachtsdonnerſtag genannt wird, iſt in Lucern ehedem durch folgendes Feſt ausgezeichnet worden. Die Zunft zum „Safran,“ d. i. der Krämer, zeigte ſich ſchon am frühen Morgen im Harniſch und begann eine Waffenübung. Bürger traten gegen Bürger auf, bis ein frohes Mahl die Streitenden auf die Zunftſtube zurückrief. Die Zunft nannte ſich auch Fritſchizunft nach dem Bruder Fridli (in der Volksſprache Fritſchi genannt), welcher in ſeiner Jugend gegen Oeſtreich und Burgund tapfer mitgefochten, im Alter aber ſich dem Feldbau gewidmet hatte. Jährlich kam er am Faſtnachtsdonnerſtag mit ſeinen Waffenbrüdern auf der Zunftſtube zuſammen, wurde wohl heimlich entführt, beſonders nach den Hauptorten von Ury, Schwyz und Unterwalden, und von dort wieder fröhlich heimgeholt. Unter vielen ſolchen Entführungen iſt die vom Rath zu Baſel ſelber, bald nach dem Beitritt zum Schweizerbunde angeſtellte, die prächtigſte, mit vielen Feſtlichkeiten, und veranlaßte einen förmlichen Briefwechſel beider Staaten. Da der wirkliche Fritſchi ſchon um 1480 geſtorben, die Basler Entführung aber 1508 geſchah, ſo kann dieſe nur ſein Bild betroffen haben. Er ordnete ſelber in ſeinem Vermächtniß den jährlichen Umgang an jenem Tage, daß ein Mann von ſeiner Geſtalt ſeinen großen Becher von Buchsbaum, mit Silber beſchlagen, der „Fritſchikopf“ genannt, von Spielleuten begleitet, umtrage und jedem Begegnenden einen Trunk

Weines reiche; dann der Zug, vollſtändig gewappnet, hinaus nach der Halden, ſeinem Wohnorte, ziehe und ihn ſo gleichſam in die Stadt und auf die Zunftſtube geleite, wo Alles mit einem frohen Mahl und Tanz beſchloſſen wurde. So ward der Fritſchli mitten in der gewappneten, Sinnbilder der Freiheit tragenden Schaar eingeführt, zu Roſſe, in die Lucerner Farben, weiß und blau gekleidet, neben ihm ſeine Hausfrau, ebenfalls zu Roſſe, beide durch Greiſenmasken vorgeſtellt und in ihrer alterthümlichen Tracht. Und ſo wird mit wenigen Veränderungen dieſes Feſt noch jetzt*) fröhlich begangen. Die Abſicht Fritſchli's bei dieſer Stiftung, daß ſeine Mitbürger doch jährlich einmal veranlaßt würden, nach ihren Waffenrüſtungen zu ſehen, ſowie ſeine ganze Perſönlichkeit, reichen kaum zur Erklärung dieſes Feſtes und ſeiner Faſchingsmaske aus, ſondern es iſt wohl eine viel ältere Vorſtellung, welche damals wieder eigenthümlich aufgefriſcht wurde. (Hagen, Br. in die Heimath I. S. 186).

In der Umgegend von Hall im nördlichen Tyrol wird an dieſem Tage „Hudel gelaufen"**). Die Männer und Jungen verſammeln ſich zu dieſem Zwecke ſchon um ein Uhr Nachmittags vor der Dorfſchenke, wohin ſich ſchon früher der „Hudler" (gewöhnlich ein reicher Bauer) begeben hat, um ſich zu verkleiden. Dieſe ſchreien, wie der Hudler ſie bei'm Wirthshausfenſter begrüßt, aus vollem Halſe:

„Unter der Bettſtatt ſteht Naiter (Tragekorb)
Wer ſich nicht auſſi traut iſch a Peiter (Bärenhäuter)
Ans, Zwa, Drai — Hud'l ho!"

---

*) Einer Angabe in Stalders „Fragmente über Entlebuch" (II. S. 205 f. Zürich 1798) zufolge war zur Zeit des Vrf. ſchon 12 Jahre jede Spur dieſes Feſtes verſchwunden.

**) Hudeln ſ. v. a. necken, plagen.

Dieſe Herausforderung läßt ſich der Hudler nicht zweimal ſagen, ſondern tritt in ſeiner Verkleidung*) unverweilt aus der Schenke, indem er mehr als fünfzig Bretzeln, die an ſeiner langen Peitſche hängen, unter die Buben auswirft, und wenn ſie ſich um dieſe ſtreiten, tüchtig gerbt. Nun durchgeht er die Reihen der Bauern, die ſich indeß in einer langen Gaſſe gelagert haben und ſucht ſich einen heraus, der ihm vorlaufen ſoll. Indem ſich nun dieſer dazu anſchickt, eilt ihm der Hudler nach und ſchlägt ihn ununterbrochen ſo lange unter die Füße, bis er ihn eingeholt hat. Dann führt er den Ereilten in die Schenke, wäſcht ihm bei dem Brunnen das Geſicht, bewirthet ihn liebreich mit einer Semmel und einem Glaſe Wein, und beginnt von Neuem ſeinen Lauf mit einem andern Bauern. Dieſes Hudlerlaufen dauert immer bis Sonnenuntergang; dann entlarvt ſich der Hudler und führt im Wirthshauſe den Tanzreigen an.

In manchen Dörfern laufen gegen 30 Hudler; dann pflegen auch drei bis vier Hexen (in der Kleidung von Tyroler Bäuerinnen vermummte Männer) mitzulaufen.

---

*) Sein Anzug beſteht in einer buntſcheckigen Kleidung, in der Form, wie ſie die Matroſen tragen, nämlich: ein langes Beinkleid über die Stiefel, und eine kurze Jacke, die an das Beinkleid angeknüpft iſt. Vor dem Antlitz hat er eine hölzerne Larve, die durch eine darauf geſchnittene Maus verunſtaltet iſt, um den Kopf ein Tuch gewickelt, welches über den Rücken hinab läuft, und unter dem Halſe zuſammengebunden iſt, ſo zwar, daß die Larve davon rings umgeben iſt. Ein grüner flacher Hut, mit ein paar Hahnenfedern und Gemſenbart geziert, und ein Gurt um die Lenden, der mit Semmeln beſteckt iſt, machen ſeine Maske vollſtändig.

Manchmal reiten ſie auch auf Kehrbeſen, mit ihren Popeln (Poranz, Windelkind und Lumpen) auf dem Arm, einher und treiben die muthwilligſten Poſſen.

Ziska (in Büſchings „wöch. Nachrichten" IV. S. 69, aus welchen dieſe Notiz entlehnt iſt), meint zwar hier, einen Reſt der römiſchen (gleichzeitig gefeierten) Lupercalien zu erkennen, an welchem Feſte die Luperci eben ſo toll herumliefen, und Jedem, der ihnen begegnete, mit Geißeln auf die Schulter ſchlugen. Nun hatte Tyrol römiſche Coloniſten, und die Römer bahnten bekanntlich die Straße nach Aquileja durch Tyrol. Es fragt ſich aber, ob die römiſchen Feſte auch in den entlegenſten Theilen des Reiches begangen wurden? Ferner, welche Aehnlichkeit ſoll, wenn der Hudler mit einer gewöhnlichen Peitſche die Dorfjugend ſchlägt, mit jenen Schlägen der Luperci aufzufinden ſeyn, welche zum Zwecke hatten, weibliche Unfruchtbarkeit zu beſeitigen, daher nur den Frauen galten? Endlich, was ſoll die Mausmaske, die Hahnenfeder und das Hexengefolge? Erinnert man ſich aber, daß der Volksglaube in Thüringen an dieſem Tage den Einzug des wilden Heers in den Hörſelberg ſtattfinden ließ (vergl. S. 713), ſo iſt die Farce am einfachſten erklärt.

Der Faſtnachtsſonntag.

In Stralau bei Berlin verſammeln ſich an dieſem Tag die Hofbeſitzer und looſen um die in drei Theile getheilte Fiſcherei auf der Spree für das nächſte Jahr, wobei die zwei Fiſcher, welche für das Kalenderjahr von Rummelsburger See befiſchen, als Unpartheiiſche für die neun übrigen das Loos ziehen. Am folgenden Tag verſammeln ſich dann Nachmittags die Knechte, von denen einer ein an einer Stange befeſtigtes, bunt geſchmücktes Schiffchen trägt, und ziehen im Dorfe umher. Tanz und Verſpeiſung der in den Häuſern geſammelten Gaben beſchließen das Feſt. (Kuhn, über Faſtnachtsgebräuche in Stralau, Märk. Forſch. I. S. 294 ff.)

Der Faſtnachtsmontag.

von den Entlebuchern in der Schweiz „Hirſemontag", von den Luzernern „Gürismontag" *) genannt, zeichnet ſich durch folgenden Brauch aus: „Nach dem Gottesdienſte wird vor dem Hauſe, in dem die Ortsbeamten ihr gewöhnliches Gericht halten, die Schützenfahne ausgeſteckt. Perſonen jedes Alters und Geſchlechts verſammeln ſich auf dem Dorfplatze oder lagern ſich um die ſteinerne Einfaſſung der Jahrhunderte alten Dorflinde, oder warten in nahegelegenen Häuſern, oft mit künſtlich verſtellten Mienen von verbiſſenem Aerger oder von Schadenfreude, je nachdem das folgende Necken ihnen ſelbſt oder Andern gelten ſoll, den Hirsmontagboten ab, der, von einer oder gar zwei Gemeinden zu ihnen abgeſchickt **), bald erſcheinen ſoll. Jetzt entſteht plötz-

---

*) Vom lat. gaudere, ſich freuen, Hirſemontag darf aber nicht von Hirſe, ſondern muß von „hirzen" abgeleitet werden, das Schmauſen und Zechen bedeutet.

**) Z. B. Eſcholzmatt ſchickt ſeinen Hirsmontagboten gen Schüpfen und Marbach — Marbach ſchickt den ſeinen auf Eſcholzmatt — Schüpfen gen Eſcholzmatt, Hasli, Entlebuch und Flueli —. Entlebuch gen Hasli und Schüpfen — Hasli gen Entlebuch und Schüpfen — Flueli auf Schüpfen — Romoos gen Dopliſchwand, und Dopliſchwand gen Romoos. Die Boten werden von den Ortsgeſchwornen ernannt. Bisweilen gehen ſich ein Geräuſch, die Volksmenge theilt ſich, durch alle Reihen ertönt's: Er kommt: er kommt! Auf ſtolzem Roſſe, mit Rollen und Blumenbüſchen geſchmückt, reitet er ganz überbändert in ſtädtiſcher Kleidung, mit einem von Blumen und kleinen Spiegeln *) ſchwerbeladenen, aufgeſtülpten Dreieckhut ausſtaffirt, daher und hält in vollem Galopp bei der ausgehängten Fahne ſtill. Bevor er ſeinen Bericht abſtattet, thut er einen herzhaften Trunk, durchſpäht die Volksmenge und bietet dem Jüngling, wie der Jungfrau, die er in ſeinem Stachelgedicht zu necken gedenkt, ein Glas Wein dar; darauf zieht er ſeinen mehrere Bogen dicken Foliobrief aus der Taſche, deſſen Außenſeite mit dem Landeswappen, einer Buche und einem Kreuz, grün und hochroth bemalt iſt und liest ihn, weil er ganz in Reimen nach der platten Landesſprache abgefaßt iſt, in einem lauten, ſingenden, langſam ſchleppenden Tone vor, um ſeiner Stimme mehr Vernehmlichkeit mitzutheilen.

Der Brief beſteht 1) aus einem Eingang, worin der Sprecher die allgemeine Schweizergeſchichte oder die ſpecielle Landesgeſchichte in Bezug auf die gegenwärtige

---

von einer Gemeinde zwei Boten zu einer Gemeinde ab, aus dieſer iſt aber nur Einer, dem das eigentliche Amt aufgetragen iſt. Der Andere, den man „Vorbot“ nennt, vertritt Dienerſtelle, bisweilen hilft er auch peroriren. Sie wechſeln dann mit einander ab, d. h. der eigentliche Bote oder Verf. des Briefs recitirt den erſten Vers, ſein Gehülfe den zweiten, und ſo bis zu Ende.

*) Das Wappen Eulenſpiegels war eine Eule (als Spottvogel, Kauz) und ein Spiegel; letzterer, weil derſelbe den Leuten ihre Gebrechen vorſpiegelt. Vielleicht diente hier der Spiegel zu demſelben Symbol?
Anm. d. Herausg.

Feier berührt, oder, worin er gleich das Betragen des letzt abgeſchickten Boten oder die Sitte der Gemeinde daſelbſt, durch den Contraſt mit einer Prahlerei ſeiner ſelbſt und der Gemeinde, von der er geſendet wurde, lächerlich macht. 2) Nach dieſer Einleitung folgen die Poſſen, wie es der Entlebucher nennt, d. i. die ſatyriſchen Züge auf einzelne Perſonen, deren Thorheiten oder öffentlich bekannte Vergehungen ſeit dem letztjährigen Hirsmontagfeſt vom Sprecher durchgehechelt werden, ſo daß Diejenigen, welche die Verhältniſſe und Charaktere ſolcher Leute kennen, genug darüber zu lachen haben. Oft gibt's in einem ſolchen Briefe 10 bis 20 Poſſen, je nachdem der Sprecher von derlei Thorheiten benachrichtigt iſt, und je nachdem er Luſt zum Necken fühlt. Perſonen, die in ſehr üblem Rufe ſtehen, werden einer Aufnahme in's Poſſenſpiel nicht würdig geachtet; nur reiht man ſie bisweilen zuletzt im Briefe zuſammen. Meiſt werden ehrbare, oft die angeſehenſten Leute darin berührt. Ein ſtolzer Jüngling, der ſich dem Gelächter nicht gern ausſetzen möchte, kauft ſich oft vom Sprecher los. Dabei gewinnt er aber weiter nichts, als daß er am Orte ſeines Wohnſitzes geſchont wird, hingegen in der Gemeinde, von welcher der Sprecher als Bote ausgeſandt wird, kann er ſich dieſer Ausnahme ſelten rühmen. Ortsvorgeſetzte zu necken, iſt zwar dem Sprecher nicht erlaubt, aber wenn er von dieſem oder jenem Ortsvorſtand, ohne ihn zu nennen, nur charakteriſtiſche Eigenheiten auf eine feine Manier darſtellt, ſo darf er es thun, und wenn auch jedes Kind mit dem Finger auf dieſen oder jenen hindeuten kann, und dieß geſchieht gar oft.

Wenn ein Poſſen zu Ende iſt, ſo ruht der Sprecher etwas aus oder labt ſich mit einem Trunk Wein. Dann bläst er durch ein Pfeifchen, um dem Volke anzukündigen, daß ein neuer Poſſen anfängt. Zuletzt folgt 3) der Dorfruf, worin mit ſatyriſchen Hieben faſt alle Dorfbewohner gezüchtigt werden. Für eine ausführliche Darſtellung wählt der Satyriker bald ein Kloſter, bald eine Mühle, bald einen Karren, bald ein Kartenſpiel u. ſ. f., womit er einen nach dem andern vergleichen und an ſeinen rechten Platz ſtellen kann.

Endlich folgt 4) der Beſchluß, worin der Sprecher, nach einer kurzen Ueberſicht der Poſſen, die Gemeinde zu größerer Sittſamkeit und zum Gehorſam gegen die Obrigkeit ermahnt, damit ſie der Begünſtigung werth bleibe, den ſo beliebten Hirsmontag nach alter Sitte zu feiern.

Sobald der Bote ſeinen Auftrag vollendet hat, ſteigt er vom Pferde und übergibt daſſelbe dem Ortsvorſtand, der dafür zu ſorgen verpflichtet iſt. Darauf beſucht er in ſeiner grotesken Kleidung die von Leuten verſchiedenen Alters vollgepfropfte Tanzdiele. Ihm, als der Ehrenperſon an dieſem Feſte, iſt erlaubt, die ſchönſte Dirne aus dem dichten Kreiſe rings um die Stubenwände herum *) auszuwählen und mit ihr allein in wilden Sprüngen herumzuwirbeln, indeß die andern Paare ihm zur Seite ausweichen müſſen. Die Ortsvorgeſetzten laſſen auf ihre Koſten dem Ehrengeſandten ein Mahl zurüſten, bei welchem ſie ihm Geſellſchaft

---

*) An allen Tanztagen iſt es Sitte, daß die Mädchen uneingeladen den Tanzſaal beſuchen und, an einander gereiht, einen Halbmond bilden, wo jeder Burſche ſein Liebchen findet, und den Beſitz deſſelben ſich erſt von einem Nebenbuhler erkämpfen muß. Sind anderthalb Dutzend Tänze vorüber, ſo wird eine Flaſche Wein unter die Paare ausgetheilt. Nachher muß dieſe Tanzſchaar einer andern Platz machen, und die Mädchen ſchließen ſich wieder an ihren frühern Zirkel an.

leiſten. Keiner der Geneckten wagt es, ihm eine unfreundliche Miene zu zeigen. Er iſt an dieſem Tage unverletzbar. Doch beſchleunigt er die Heimreiſe noch vor der Dämmerung, um nicht einem Steinhagel hinter einem nahen Zaune ſich auszuſetzen. In ſeiner Gemeinde angekommen, wird er auch hier von den Geſchwornen unentgeldlich bewirthet und ſeine Mühe mit einem Geldgeſchenk belohnt. In fröhlichen Tänzen und lautem Jubel endet das Feſt mit der Morgendämmerung[*])."

In München bringt der Faſchingsmontag eine intereſſante Feierlichkeit. Es iſt der Umzug der Metzger, die mit einem Jahrhunderte alten Ceremoniell ihre Lehrjungen zu freien Knechten erheben. Schon am frühen Morgen beginnt der Umzug. Rothgekleidete Jungen zu Pferde eröffnen ihn, dann folgt Muſik und die Knechte mit Sträußen und Bändern zu Pferde. Hierauf wird der große „Willkommenbecher" mit reicher Decke behangen und ein ſchön verziertes Fäßchen Wein getragen, worauf ſich mehrere Metzger in Feierkleidern anſchließen. Sie ziehen zur k. Reſidenz, wo ſie den erſten Ehrentrunk darbringen, und beſuchen dann die Hotels der Prinzen und anderer hohen Perſonen. Nachmittags erſcheinen ſie auf dem Schrannenplatz. Die Candidaten begeben ſich hier in ein Caffeehaus, um ein eigenes Coſtum anzulegen, während über dem Baſſin des Fiſchbrunnens ein Gerüſte errichtet wird. Der Knecht-Ceremonienmeiſter beſteigt es und bald begeben ſich die Knecht-Candidaten im eleganteſten Narrencoſtüm, ganz mit flatternden Kälberſchwänzen beſetzt, zu ihm hinauf. Der Ceremoniarius richtet einige altherkömmliche Fragen an ſie, die ſie eben ſo beantworten. Dann werden nach deutſcher Sitte mehrere Gläſer Weins geleert und die Gläſer unter das Volk geworfen. Hierauf müſſen die Candidaten ihre Probe beſtehen. Dieſe beſteht darin, daß die Metzgerlehrlinge in's weite Baſſin des Fiſchbrunnens ſpringen und allerlei Kurzweil darin treiben. Das Begießen der ſie umgebenden Menge iſt die Hauptſache dabei. Nach einiger Zeit entſteigen die Geſchwänzten dem Bade und eilen wieder in's Caffeehaus, um ſich zu trocknen und umzukleiden. Hierauf begeben ſich alle wieder in feierlichem Zuge nach der Herberge, wo die ehrſame Metzgerzunft ſich bei Souper und Ball erluſtigt. (Lewalds Panorama von München I. S. 144).

---

[*] Stalder's „Fragmente über Entlebuch" I. S. 78 ff.

Eine andere alterthümliche Sitte während des Faſchings in München iſt der — jedoch nur alle ſieben Jahre wiederkehrende — „Schäfflertanz.“ Wie der Umzug der Metzger, ſoll auch er ſein Entſtehen einer Peſt verdanken. Die Schäffler (Böttcher, Küfer, Faßbinder) halten gleichförmig in rothen Jacken, ſchwarzen Hoſen, weißen Strümpfen und grünen Sammtkappen, einen Rundtanz mit Reifen durch die ganze Stadt. Sie haben einen Pickelhäring bei ſich, der die Zuſchauer durch ſeine Lazzi erfreut, und führen ſehr kunſtvoll verwickelte Touren mit ihren Reifen aus. (Ebendaſelbſt Seite 147).

Etymologie des Wortes:

Blauer Montag.

Davon handelt ſchon die Polizeiordnung des Kurfürſten Joachim I. von Brandenburg vom Jahre 1515. Die gewöhnliche Ableitung iſt vom Durchbläuen mit Fäuſten und Stöcken, da die Handwerksburſche an dieſem Wochentage länger feiern, daher noch jetzt in Thüringen blau ſ. v. a. toll, unvernünftig (Voigt gemein. Abhandl. N. X.), und noch jetzt hört man in Nürnberg vom Pöbel die Drohworte: „wart, ich will dir an blöbling (Bläuling) ſtechen, wennſt noch a Wort redſt" (d. h. ich will dir deine Augen blau und gelb ſchlagen), denn die Zuſammenkünfte müßiger, zechender Handwerker endigen gewöhnlich mit Prügeleien (Mone, Anz. f. K. d. Mittelalt. 1832, S. 127). Lichtenberg (Schr. VI. S. 413, Göttingen 1844) hingegen meint: „In den Faſten wurden die meiſten deutſchen Kirchen im 16. Jahrhundert, wo die Handwerker anfingen, die Faſtenmontage durch Unterlaſſung aller Arbeit zu feiern, blau ausgeſchmückt. Die Faſtnachtsluſtbarkeit wurde bald auch auf Montage außer der Faſtenzeit ausgedehnt, und die Geſellen, welche in der Faſtnachtwoche durch den ermunternden Zuruf, daß „heute blauer Freßmontag" ſeyn ſollte, die Zeit auch ſonſt noch bei Trank und Speiſe zubrachten, konnten nun jeden Montag einen blauen nennen. Die Meiſter waren dabei deſto nachgiebiger, weil ihnen gleichfalls ein zweiter Ruhetag behagte. Der Mißbrauch mit dem blauen Montag führte bald zu Tumulten und Todſchlägen, und da keine Verordnungen helfen wollten, wurde er endlich nebſt andern Mißbräuchen ein Gegenſtand der Berathſchlagung für Kaiſer und Reich. Die Veranlaſſung gaben die „Schuhknechte" zu Augsburg i. J. 1726. Dieſe hatten mit ihren Kumpanen in Würzburg einen aufrühreriſchen Briefwechſel geführt, und das zu dieſer Abſicht aus der Lade entwendete Handwerksſiegel ihren Altgeſellen anvertraut. Der Magiſtrat unterſagte dergleichen Correſpondenz, ſie aber erklärten dieſes Verbot für einen Eingriff in ihre Rechte. Ehe dieß noch beigelegt war, kam hinzu, daß Einige, die durch Schlägereien beim Magiſtrat in Geldſtrafe verfallen waren, neuen Unfug übten. Der Rath, den ſie mit ihrem Beutel gepflogen hatten, führte ſie auf den Gedanken, ſich nach Subſidien umzuſehen. Ihnen leuchtete alſo ein: es ſey billig, daß Schuldige und Unſchuldige gleichen Antheil entrichteten. Wer nicht ſogleich ſeinen Kreuzer darbot, ward ein „Spöttiſcher“ genannt, alle übrigen aber „Brave“. Mit dieſer Benennung verbanden ſie zugleich die Ceremonie, „die Spöttiſchen zu beuteln“. Wer von den „Spöttiſchen“ ſich ſehen ließ, wurde bei den „Ohren und Haaren“ gefaßt, und gezogen, ſo lang jene nur werden wollten, ſodann „gerauft, geſchüttelt und geſtoßen“, auch einigemal „herumgedreht“. Der Gemißhandelte mußte, wenn man nicht immer zu „beuteln“ fortfahren ſollte, alle Mißhandlungen geduldig ertragen, und zuletzt für das Empfangene beſtens danken und laut verſichern, „es ſey ihm Recht geſchehen“. Um dieſen Gebrauch in andern Städten einzuführen, ſetzten ſich die „Braven“ mit Gleichgeſinnten in München in einen Briefwechſel, der aber verrathen wurde. Nach mehreren Händeln mit dem Magiſtrat, der ihrem Unweſen ſteuern wollte, verließen 107 die Stadt und ſchrieben von Friedberg aus an ihre Mitbrüder nach Dresden, Leipzig, Berlin ꝛc.: „Wir haben einen Aufſtand machen müſſen, mit dieſem, daß wir unſere alte Gerechtigkeit behalten, und berichten Euch, daß keiner nach Augsburg reiſt, der ein braver Kerl iſt; arbeitet er dennoch in Augsburg, ſo wird er ſeinen Lohn empfangen, was aber, das wird er ſchon erfahren.“ Die Mißbräuche der Handwerker gefährdeten die Ruhe der Städte, ſie kamen daher auf dem Reichstag zur Sprache. Kraft eines Reichsgeſetzes wurde 1731 der „blaue Montag“- abgeſtellt, aber außer dem Brandenburgiſchen über die Befolgung dieſes Geſetzes wenig gewacht; 1771 kam ein neuer Reichstagbeſchluß zu Stande, gleichwohl iſt jeder Montag bis auf die heutige Woche noch blau.

Am Faſtnachtsdienſtag

pflegten in einigen Dörfern des Odenwaldes und des Neckarthales die Knaben, mit papiernen Kappen auf dem Kopfe und hölzernen Säbeln an der Seite, oft auch mit Schnurbärten, im Dorfe herum zu ziehen, und vor jedem Hauſe ſo lange zu ſchreien:

Eier heraus, Eier heraus,
Der Marder iſt im Hühnerhaus,

bis man ihnen einige gab. (Büſching Wöch. Nachr. I. S. 124).

In Leipzig führten die Junggeſellen verlarvt einen Pflug herum, und zwangen die unter Weges aufgegriffenen Mädchen, an dem Joche zu ziehen *), zur Strafe, daß ſie noch nicht geheirathet hatten. (Tenzel monatl. Unterred. 1688, April S. 387).

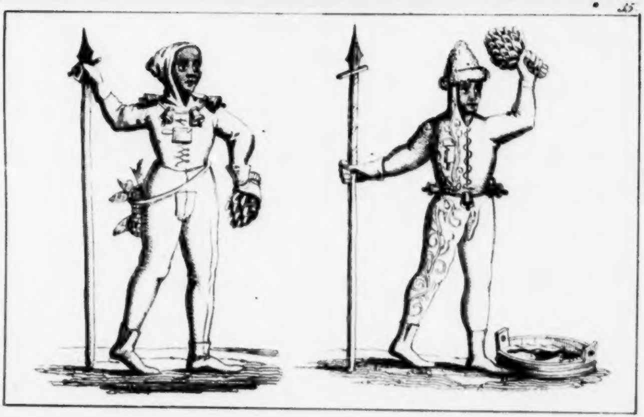
Eine beſondere Berühmtheit hatte der Nürnberger Faſching erlangt, an welchem das „Schönbartlaufen“ den Hauptact bildete. Der Schönbart — ſo hieß vor Zeiten jede Maske und Schönbartmacher ein Maskenverleiher — von Nürnberg wurde, wegen ſeiner die Kälte abwehrenden Tracht, ſogar nach Rußland, Schweden und Dänemark verſchrieben. Ueber den Urſprung des Schönbarts gibt eine Nürnberger Urkunde v. J.

---

*) Die Deutung iſt in dem Worte conjugium enthalten.

1351 Aufſchluß: „Im Jahre 1349, als der „große Auflauf“ war zu Nürnberg, geſchah es am Montag vor Pfingſten, daß die Zunft beſchloſſen hatte, den Rath zu erſchlagen und einen neuen zu wählen, aber Jener erhielt durch einen Collector Münch Wink von der Gefahr, in welcher er ſchwebte. Dieſer hatte nämlich die Unterredung zweier Zunftmeiſter hinter der Thüre gehorcht. Einige der Rathsglieder ergriffen die Flucht, und warteten, bis der Kaiſer (Carl IV.) von Prag nach Nürnberg ſich begab, und ſie wieder einſetzte. Indeß hatte die Gemeinde einen neuen Rath gewählt, welchen der Kaiſer ſogleich nach ſeiner Ankunft vor dem Rathhauſe enthaupten ließ, eben ſo mußten alle Bauten des neuen Raths wieder abgebrochen werden. Zur Zeit des Aufruhrs hatten aber nur die Metzger dem alten Rath ihren Gehorſam nicht aufgekündigt gehabt, vielmehr in der Gefahr ihm beigeſtanden, darum hat ſie der Kaiſer mit einem Faſtnachtſpiel und Tanz bevorzugt, „davon hat der Schönbart ſeinen Urſprung, ſo zu Faſtnacht alle Jahr thut laufen, und den Schönbart und Freiheit jährlich von den Metzgern kaufen müſſen. Das iſt geſchehen zur Zeit Kaiſer Karls IV., der auch König in Böheim war. Im Jahre 1351.“ Der erſte Schönbart, welcher i. J. 1449 lief, hieß Cunz Eſchenloher, er war Hauptmann über 24 Mann und trug eine grüne Mütze, von derſelben Farbe war der rechte Aermel. Die Seite war weiß vom Hut bis auf die Schuhe, und grün Laubwerk darauf; die linke Seite ganz weiß, an einem rothen Gürtel hingen drei Glocken, ein Spieß, grün und weiß, war ſeine Waffe, die Schuhe hochroth, ein längliches Schaff als Fiſchbehälter neben ihm, in der linken Hand trug er ein Büſchel von Eichenlaub. Im folgenden Jahr lief kein

35



Schönbart, aber im zweitfolgenden ein anderer, genannt Andreas Wagner, ebenſalls Hauptmann über 24 Mann. Dießmal war die Kleidung ganz weiß, die Kopfbedeckung eine Art Mönchskaputze und weiß, um den Hals ein rother Gürtel, an welchem 4 Glöckchen von derſelben Farbe hingen. Am Leibe überzwerch ein „Fleiſchpartten“, die Hände bargen rothe Handſchuhe, in der rechten Hand ein Spieß, in der Linken ein grünes Büſchel. An einem rothen Gürtel, der quer über den Leib ging, ein Fiſchhamen mit Fiſchen. Die Halbſtiefel waren von der Farbe der Handſchuhe und geſchnürt.“ (Hormayr Taſchenb. 1834. S. 208.)

Da auch in München (am vorhergehenden Tage) und Paris noch jetzt die Metzger — an letzterm Ort führen ſie den geputzten Faſtnachtsochſen durch die Straßen — am Faſtnachtsdienſtag die Hauptrolle ſpielen, ſo muß wohl eine andere Veranlaſſung, als jenes kaiſerliche Privilegium, die Schönbarte in's Leben gerufen haben.

In Wien ward ehedem ein Hahnentanz veranſtaltet. In der Mitte des Zimmers, wo der Tanz gehalten ward, war ein großer, mit Blumen und Bändern geſchmückter Hahn aufgeſtellt. Die verſammelten Mädchen hatten künſtliche Sträußer vorräthig, um ſie ihren Tänzern auf die Hüte zu ſtecken. Nachdem man abgetafelt, erſchien die Anführerin des Tanzes mit einem großen Strauße. Sogleich wurden um den Hahn herum mehrere Schwärmer geſteckt und angezündet. Indeß ſtellten ſich die Paare in Ordnung. Wie das erſte ſich in Bewegung ſetzte, gab die Reigenführerin ihren Strauß an das nächſtfolgende Paar ab; dieß ging der Reihe nach, bis der letzte Schwärmer verpuffte. Das Mädchen, das in dieſem Augenblicke den Strauß in Händen hatte, ward Eigenthümerin des Hahns. Für dieſe Ehre mußte ihr Tänzer die ganze Geſellſchaft freihalten. (Ztg. f. d. eleg. Welt, 1801, S. 445).

In England war der Hahn noch ſchlimmer daran. Das Thier wurde mit einer kurzen Schnur an einen Pfahl gebunden, die Männer warfen nach ihm mit langen Stäben, bis die Qualen und das Leben des Hahns beendet waren. Hahnenkämpfe fanden an dieſem Tage überall Statt, nicht nur unter Bauern, ſondern ſogar in Bildungsanſtalten, indem die Lehrer die getödteten Hähne als Beſoldungszulage erhielten. In ſo verſchiedenen Ländern war der Hahn unmöglich eine Wahl des Zufalls, er muß mit dem Feſte in einem innern Zuſammenhang ſtehen, aber in welchem? *)

---

*) Muthmaßlich war der Hahn in Wien ehedem ein Brandopfer, dem ſcheidenden Jahrgott dargebracht, und die Hahnenkämpfe in England dürften, wie die altrömiſchen Gladiatorenkämpfe bei Leichenſpielen, die Bedeutung ſtellvertretender Sühnopfer gehabt haben; immerhin noch ein milderes Verfahren, als das wirkliche Opfern von Menſchen und Thieren am Grabe eines vornehmen Todten, welche Sitte von Rom ſich zu den keltiſchen Stämmen, den Urbewohnern Galliens und Britaniens verbreitet hatte. Bei den Kampfſpielen ward es mindeſtens dem Zufall überlaſſen, ob er den Tapfern oder Stärkern dem ſichern Tode entziehen wollte. Wie der Hahn in Rom dem Wiederbringer der Zeit, dem Janus und Mercur, auch dem Todtenerwecker Aeſculap geopfert wurde, ſo mochte er auch in den römiſchen Colonien, die einſt von Britanien und Pannonien Beſitz genommen hatten, ähnliche Gebräuche haben herrſchend werden laſſen, die in der chriſtlichen Zeit ihre Bedeutung einbüßten, daher, weil man ſie nicht aufgeben wollte, als Scherz behandelt wurden. In Gallien, wo der Jahrgott (Belen) in der Geſtalt eines Stiers verehrt wurde

Am Faſtnachtstag ziehen in der Altmark die Knechte mit Muſik von Hof zu Hof mit Birkenreiſern, und ſtäupen*) zuerſt die Hausfrau, dann die Töchter, dann die Mägde; die Hausfrau gibt Schnaps, Eier oder Wurſt; die Märchen beſchenken dagegen die Knechte mit einem Strauß.

An vielen Orten der Mittelmark ziehen die Knechte, ebenfalls Gaben einſammelnd, im Dorfe umher, man nennt dies „hänſeln". In Köpenik**) verſammeln ſich

---

(vergl. Mone's Anz. der Vorzeit 1837, S. 236 ff.), mochte der Boeuf gras das Carnevalsopfer geweſen ſeyn. Der jetzige Umzug deſſelben in Paris am mardi gras iſt zu einer bedeutungsloſen Ceremonie herabgeſunken; aber daß die Metzger nicht nur dort, ſondern auch in München und Nürnberg am Faſtnachtsmontag oder Dienſtag eine Rolle ſpielen, iſt ein ſtarker Beweis gegen die Glaubwürdigkeit der S. 810 von der Tradition erklärten Einſetzung des Schönbartlaufens, nämlich als ſey es zur Erinnerung an den Patriotismus der Nürnberger Metzger geſchehen.

*) Das Stäupen ſcheint, wie anderswo das Fitzeln am „Unſchuldigen Kindertag" (28. Dec.) oder in Rußland am Palmſonntag, eine gemilderte Sühnhandlung geweſen zu ſeyn, die an die Stelle wirklicher blutiger Opferungen getreten war. Aehnlich mußten am Altar der Artemis in Sparta, deren Cultus ein blutiger war, in der ſpätern Zeit die Jünglinge an ihrem Feſte ſich blutig geißeln.

**) Der Ortsname Köpenik läßt auf eine ehemalige Opferſtätte, wo das Köpfen Hauptſache war, ſchließen. In der Folgezeit konnte man ſich loskaufen, gleichwie der reformatoriſche Jehovahcultus an die Stelle der molochiſtiſchen Kinderopfer die Auslöſung der Erſtgebornen durch die Prieſter eintreten ließ. Iſt dieſe Deutung die richtige, ſo erklärt ſich das Gabeneinſammeln. Jede Familie wurde in Anſpruch die Fiſcher des Kiezes und geben unter Anführung von zweien, die mit Eishaken bewaffnet ſind, in den Häuſern um-

---

genommen, damit im folgenden Jahre der Tod in keinem Hauſe des Orts ein Opfer fordere. Der Todtengott der Wenden, welche die Urbewohner des alten Preußens, der Lauſiz, Meklenburg ꝛc. waren, hieß Krodo, und weil der Fiſch (ſ. S. 131) ſein Attribut — denn im Monat der „Fiſche“, im Hornung ſcheidet das Aequinoctialjahr — darum ſammelten die Fiſcher für den Gott die Gaben ein. Dann wird auch begreiflich, warum der Fiſchbehälter (vgl. S. 810) oder der Fiſchhamen mit Fiſchen (ſ. S. 811) bei der Ausſtattung des Nürnberger Schönbart nicht fehlen durfte; ferner warum die Metzgerlehrlinge am Faſtnachtstag in einen Fiſchbehälter ſpringen (ſ. S. 806), und warum jene Beluſtigung, bei welcher das Begießen der Umſtehenden Hauptſache iſt, wie der Bötchertanz daſelbſt, von einer Peſt hergeleitet wird, die man durch dieſe Mummerei abzuhalten glaubte (ſ. S. 806). Die rothen Jacken und die ſchwarzen Hoſen der Böttcher an dieſem Feſte weiſen auf Blut und Tod hin, und dieſer Zunft mochte deßhalb neben den Metzgern die Hauptrolle zugetheilt worden ſeyn, weil ſie die Behältniſſe lieferten, in welchen man das Opferblut ſammelte, um damit, die Umſtehenden beſpritzend, ſie zu ſühnen (vgl. 2 M. 29, 21.). Heutzutage, wo der blutige Ernſt ſich in Scherz verwandelte, reicht auch das Beſpritzen mit Waſſer hin. Da aber dieſer letztere Brauch auch auf der ſpaniſchen Halbinſel noch Statt findet (ſ. S. 817), ſo läßt dieſe weitere Verbreitung auf einen ehemaligen Cultusact ſchließen, der unter allen keltiſchen Stämmen — die bekanntlich auch in Süddeutſchland anſäßig waren — eingeführt. Das Bewerfen mit Erbſen oder Bohnen deutet ohnehin auf Todtendienſt (vgl. S. 60 Anm.), und das Beſtreuen mit Mehl auf die mola salsa des Opferthiers.

der, zwei andere tragen Fiſchkeſcher, um die geſammelten Gaben darin aufzunehmen. Im Hauſe angekommen, ſetzen die Anführer die Eishaken in den Balken oder die Flurdecke, und nun wird geſungen:

Die Anführer.

Wollt ihr wiſſen, wer wir ſind?
Wir ſind das neue Wetterkind!
Drei Peezen wohl vor den Wind!

Die Uebrigen.

Sie werden ſich wohl bedenken
Und uns einen Faſtelabend ſchenken!

Die Anführer.

Holen, wieder holen!
Große Hechte, Kuhlbarſe!

Die Uebrigen.

Sie werden ſich wohl bedenken
Und uns einen Faſtelabend ſchenken!
Sie ſchenken uns einen Gulden,
Danach wohl vier und zwanzig;
Sie ſchenken uns einen Schweinskopf,
Iſt beſſer als eine Bratwurſt;
Sie ſchenken uns eine lange
Und laſſen die kurze hangen!

Die Anführer.

Holen ꝛc.
Die Frau Wirthin und die Jungfer Töchter haben ſich ſo eng geſchnürt,
Sie werden auch noch heute Abend zum Tanze geführt.

Die Uebrigen.

Sie werden ſich wohl bedenken,
Und uns einen Faſtelabend ſchenken!

Nun werden die Gaben eingeſammelt, und darauf ſingen

Alle:

Sie haben uns eine Verehrung gegeben
Fürs ganze Jahr, Jahr ein und aus,
All Unglück fahre zum Giebel heraus![*]

In Müggelsheim[**] bei Köpenik trug man noch vor wenigen Jahren am Faſtnachtsabend als Symbol des überwundenen Todes (Winters) einen Marder oder Iltis, der auf ein Brett genagelt war, umher, indem man Eier (Symbole der Wiedergeburt) einſammelte. Dabei ſang man:

Hahn, Appel, Hahn!
Die Faßnacht geht an!
Der Kuche will nit ritſchen,
Gebt mir euern Speck
Dann geh' ich von der Thüre weg;
Ich ſtell die Leiter an die Wand
Und ſchneid mir ein Stück Speck drei Ellen lang.
Von den langen,
Die kleinen laß ich hangen.
Ei Mutterchen, ei!
Gebt mir zwei oder drei,
Daß mein Körbchen voll ſey!
Eier 'raus!
Oder ich ſchick den Fuchs ins Hühnerhaus[***].

In Frankfurt wurden ſonſt an dieſem Tage „heiße Wecken“ †) herumgetragen, und dazu geſungen:

Hable, hable, lone!
Die Faſtnacht geht one,
Trobe in dem Hinkelhaus
Hangt a Korb mit Aar (Eier) heraus,
Trobe in der Fürſte
Hange de Bratwürſte u. ſ. w.

---

[*] Kuhn märk. Gbr. S. 307.

[**] Muggeln, d. i. Gräberſtätte (vgl. S. 260 Anm.) rechtfertigt die S. 813 Anm. 2. gegebene Etymologie v. Köpenik.

[***] Kuhn a. a. O. S. 310.

†) Ueber dieſe „heißen Wecken“ vgl S. 135. Anm.

In Lüneburg herrſchte vom Jahre 1273 bis 1629 der von Herzog Johann von Braunſchweig eingeführte Gebrauch des „Köpefahrens“, Niemand konnte nämlich ein Patricier (dort „Sülzmeiſter“ genannt, weil er Salz ſieden ließ) werden, wenn er nicht zuvor in der Faſtnacht ein großes, mit Steinen ſchwer angefülltes Weinfaß mit zwei davor geſpannten ſtarken Pferden im ſchnellſten Laufe durch die ganze Stadt umhergeführt hatte. An die beiden Böden des Faſſes waren Ochſen angemacht, woran das Seil zum Ziehen und Fortwälzen befeſtigt wurde. Der Aufzug, der den neuen Köpenfahrer begleitete, war feierlich. Dazu gehörten Trompeter, Vorreiter, Köpenführer, Baarmeiſter (denen zukam, die im Salzweſen vorkommenden Irrungen zu ſchlichten u. ſ. f.), Sülzmeiſter, alle beritten. Nach beendigtem Laufe wurde die Köpe in einem großen Feuer verbrannt und darum ein frohherziger Rundtanz gemacht. Dieſes Köpefahren war für die Lüneburger ein ritterliches Spiel. (Hormayr Taſchenb. 1835, S. 277).

Vielleicht gibt die Carnevalswoche nirgends zu größern Thorheiten Veranlaſſung, als in Portugal. Ein großes Ergötzen findet man hier daran, ſich an dieſen Tagen gegenſeitig mit Erbſen oder Bohnen zu werfen, mit Mehl zu beſtreuen und ſich einander Waſſer über den Kopf zu gießen*). Dieſe Spielereien finden ſowohl auf den Straßen, als in den Häuſern Statt. Das Volk wirft ſogar mit Apfelſinen, und da es damit durchaus nicht zart umgeht, ſo wird ein ſolcher Wurf manchmal lebensgefährlich. Das iſt noch nicht Alles, man wirft den Equipagen Raketen zwiſchen die Räder und den Pferden zwiſchen die Beine, man bedeckt die

---

*) Die Deutung dieſer Gebräuche ſ. S. 813. 814.

Köpfe der Roſſe und der Kutſcher mit Körben, und Luſt und Freude erreichen den höchſten Grad, wenn der Kutſcher vom Bocke fällt und die Pferde durchgehen. So warf eine Braut von guter Familie nach ihrem Verlobten, der ein Cabriolet fuhr, eine Orange, ſie traf aber den Kopf ſeines Pferdes, das ſich bäumte und durchging; der unglückliche junge Mann fiel in Folge eines jähen Rucks aus dem Wagen, brach das Genick und das Volk — jauchzte Beifall. Da man mit dieſen Späſſen Niemanden verſchont, ſo wäre es am beſten, in der Carnevalszeit gar nicht aus dem Hauſe zu gehen. Leider erreicht man aber dadurch den beabſichtigten Zweck nicht, denn im Innern der Häuſer geht's noch ſchlimmer zu. Man muß ſich in ſeiner Wohnung manchmal auf einen wahrhaften Kampf gefaßt machen. Am rathſamſten iſt es, man zieht die ſchlechteſten Kleider an, hält dann auf ſeinem Zimmer immer mehrere Eimer voll Waſſer in Bereitſchaft, ein Faß voll Mehl und Erbſen, und ein paar tüchtige Spritzen. Dann mag der Feind heranrücken! Die Bedienten verfolgen mit Erbitterung die jungen Leute, die ihrerſeits Rock- und Hoſentaſchen mit Mehl anfüllen, um, wenn ſie in das Haus eintreten, ſich gehörig vertheidigen zu können. Das Gefecht dauert manchmal mehrere Stunden, und die Kämpfer ziehen ſich nur erſt dann zurück, wenn ihre Vorräthe gänzlich erſchöpft und ſie ſelbſt bis auf die Knochen durchnäßt ſind. Die Sittſamſten begnügen ſich, den ſie Beſuchenden Hut und Handſchuhe mit Mehl zu füllen, ihre Rockſchößen zuſammen zu nähen, oder ihnen auf den Rücken Papierfetzen in Form von Zöpfen zu befeſtigen. Gegen alle dieſe Narrheiten haben weder die Verbote der Polizei, noch die Fortſchritte der Civiliſation etwas vermocht, und nur bei den jetzigen politiſchen Revolutionen und unglücklichen Zeitläuften haben ſie ein wenig in ihren Ausſchreitungen nachgelaſſen. Wenn ſich die Portugieſen mit Kanonen und Flinten bekämpfen, ſo ergötzt es ſie weniger, nach den Vorübergehenden Erbſen und Orangen zu werfen. Auch geben ſie ſeit einigen Jahren weniger für Apfelſinen, Erbſen, Bohnen und Mehl aus, und die an den alten Sitten Feſthaltenden klagen ſehr über die merkliche Abnahme der Vergnügungen der **festa de Emvado**, wie ſie dieſe ſonderbare Ergötzlichkeit nennen. Man hat ſie ſchon durch Maskeraden erſetzen wollen, ſie haben aber nicht gefallen, und das Volk iſt wieder zu ſeinen alten Sitten zurückgekehrt. (Thibiage Geſch. des Schloſſes Belem bei Liſſabon in deſſen Geſch. d. berrühmt. Schlöſſer, deutſch v. L. Hain II. S. 185).

In Lima, der von Spaniern bewohnten Hauptſtadt Peru's, beſteht das Hauptvergnügen des Carnevals ebenfalls darin, daß man die Vorübergehenden begießt, und zwar mit Waſſer, über deſſen Reinlichkeit man nicht ſehr ſcrupulös iſt. Von jedem Balkon regnen Ströme nicht ſehr apetitlichen Geruches und Ausſehens, an allen Straßenecken ſtehen Schwarze im Hinterhalte, die über die Leute herfallen, ſie feſthalten und in die Goſſe wälzen, wenn ſie nicht ein Löſegeld zahlen wollen, und auch mit dieſem kommt man ohne eine Taufe mit ſchmutzigem Waſſer nicht davon. Haufenweiſe dringen junge Leute gewaltſam in die Häuſer ihrer Bekannten und ſuchen die Damen heim. Anfangs begießen ſie ihre Opfer mit wohlriechenden Waſſern; ſind aber ihre Vorräthe erſchöpft, ſo muß die Straßenrinne den Mangel erſetzen. Die Damen werden in ihren durchnäßten Kleidern von Zimmer zu Zimmer verfolgt, erhitzen ſich, werden oft in Folge deſſen gefährlich krank, und jedes Jahr fordert auf dieſe Weiſe ſeine Opfer.

Der geneigte Leſer wird ſich, wie zu erwarten, verwundert haben, daß noch nicht des italieniſchen Carnevals, als des urſprünglichen, welcher auch die Benennungen der Maſken ꝛc. gab, hier gedacht worden. Es könnte dagegen zwar bemerkt werden, daß die Literatur hierüber zu reichhaltig ſey, um demſelben noch eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Da aber meines Wiſſens alle Touriſten, Göthe an der Spitze, nur das von ihnen Geſehene beſchrieben, nicht erklärten, ſo wird in dieſer Beziehung nicht eben überflüſſig ſeyn, dieſes Thema hier ebenfalls zu berühren. Wenn Göthe — ich führe hier den geleſenſten Schriftſteller über dieſen Gegenſtand an — den Carneval als „eine durch die Geburt Chriſti um einige (?) Wochen verſpätete Saturnalienfeier“ bezeichnet, ſo wird, da er ſelbſt geſteht, daß „ſchon vom neuen Jahre an die Schauſpielhäuſer eröffnet ſind, und damit der Carneval ſeinen Anfang genommen hat,“ ſeine Zeitrechnung durch ſein eigenes Zeugniß als unrichtig erklärt; die jetzt eintretende Maſken- und Redefreiheit findet ihre Parallele mit der Redefreiheit der Sclaven an den Saturnalien nur in dem von ihm nicht geahnten Grunde, der S. 12. 712. angegeben worden iſt, und an welchen der rationaliſtiſche Herr von Göthe, welcher in dem Cultus der Griechen und Römer nur einen heitern Naturdienſt erkennen wollte, gewiß nicht dachte. Die Verbindung des Schauſpiels mit dem Carneval leitet zu Betrachtungen über den Urſprung der römiſchen Comödie. Nun ſagt Livius: Im Jahre 391 nach Erbauung Roms hatte man, da die Peſt weder durch menſchliche Vorkehrungen, noch durch göttliche Hülfe gehoben werden konnte, um den Zorn der Götter zu beſänftigen, auch Schauſpiele (ludi scenici) eingeführt. Dieſe Schauſpieler (ludiones) ließ man aus Etrurien kommen, ſie recitirten keine Verſe (sine carmine ullo): drückten auch das nicht durch Geberden aus, was ein Anderer herſagte (sine imitandorum carminum actu), ſondern agirten als Pantomime nach dem Tacte einer Flöte (ad tibicinis modos saltantes). Beachtet man, daß die Hetrurier ſich faſt nur durch ihren Todten- und Gräbercultus bemerkbar machten — ich erinnere hier an ihre Todtenſtadt Cluſium, die etymologiſch mit dem Orcus (ἔρκω = claudo) verwandt iſt; an das Grabmal Porſena's (Plin. IX., 36. 13), jenes mit dem Janus Cluſius identiſchen Nationalgotts*) der Etruſker, deſſen Mauſoleum ſo oft mit dem cretiſchen Labyrinth**) verglichen wurde, und welcher offenbar

---

*) Schon Niebuhr (röm. Geſch. I. S. 576 der 2. Ausg.) äußerte über dieſen immer noch fälſchlich der Geſchichte vindicirten mythiſchen Herrſcher, daß er „von den etruſkiſchen Sagen über die hiſtoriſche Zeit hinausgeſetzt worden, daß die römiſchen Ueberlieferungen auf ihn ohne Grund den etruſkiſchen Krieg bezogen, von dem auch nicht ein einziger Zug für hiſtoriſch gelten kann."

) Die Nichtexiſtenz des cretiſchen Labyrinths zu beweiſen, hatte Höck (Kreta) ſich zur Aufgabe geſtellt, und was das nicht zu läugnende ägyptiſche Vorbild deſſelben anbetrifft, ſo hat ſchon Creuzer (Symb. I. S. 377) deſſen 3000 Gemächer auf die 3000jährige Seelenwanderung, Ariadnens Faden auf jenen von der Parze geſponnenen, mittelſt der Wiedergeburt aus dem Dunkel wieder ans Licht führenden Lebensfaden bezogen. Da der Erbauer des cretiſchen Labyrinths aus einem Prädicat des unterirdiſchen Hermes, des Todtenführers entſtanden, ferner der Minotaur in demſelben, dem monur darum vom römiſchen Senat einen elfenbeinernen Thron (anſtatt eines von Menſchenknochen) zum Geſchenk erhalten hatte (Diom. V, 35**), weil auch Pluto einen ſolchen beſaß: erwägt man ferner, daß die Etruſker urſprünglich Tuſker hießen, nach jenem Tuſcus*), der als Gemahl der Acca Larentia (Hartung, Rel. d. Röm. II. S. 191) ſelber ein Lar, ein abgeſchiedener Geiſt, nämlich der Larenvater Hermes *χθόνιος*, folglich auch Pluto war; endlich daß die Flöte nur bei Leichenfeierlichkeiten**) gebraucht wurde — ſo ergibt ſich aus allem dieſem, daß die etruriſchen Schauſpieler, welche nur durch Geberden ſich verſtändlich machten,

---

lochiſtiſche Menſchenopfer gebracht wurden, ein Sohn des Todtenrichters Minos war, ſo iſt man auch hier auf das Schattenreich und Gräbercult hingewieſen.

*) Tuſcus, der mythiſche Stammvater der Tuſker oder Etruſker, iſt dem Namen zufolge ein Schwarzer (fuscus), was Pluto wirklich war, und inſofern Pluto auch Plutus (Orph. Arg. 180.), ſo war Tuſcus auch Porſena (für *Ποῤῥήνης* vgl. *Τυρσηνός* = *Τυῤῥηνός*, *ἄρσην* = *ἄῤῥην*), i. e. *Πόρος* der perſonifizirte Reichthum, welcher, wie die Todten, unter der Erde verborgen iſt. In dieſem Sinn iſt Mercur der Seelenführer auch Schatzgott.

) Die Flötenſpieler durften darum nicht den Tempel des Apollo betreten, von deſſen heiliger Inſel man alle Sterbenden entfernen mußte (Thucyd. B. P. III. 104.), weil er als Lichtgott und Lebenſpender nicht an Tod und Finſterniß gemahnt ſeyn will. Pan, der Vater der geſpenſtiſchen Faune, und Marſyas, der dionyſiſche Bock, ſind ausgezeichnete Flötenbläſer. Oſiris, der Herr der Todten, ſoll die Flöte erfunden haben, daher ſie nur bei Trauerfeſten gebraucht wird (Ov. Fast 6, 659: Cantabat moestis tibia funeribus**).

keinen andern Ton, als Flötentöne*) vernehmen ließen, und deren Spiel nicht Aufheiterung in trüber Zeit, ſondern dieſe ſelbſt, die Peſt nämlich, entfernen ſollte, daß dieſe alſo die abgeſchiedenen Geiſter vorſtellten. Man wird billiger Weiſe fragen: In welchem Zuſammenhang ſteht die Pantomime mit der Peſt, daß ſie dieſe abwehren ſoll? Darauf erwiedere ich: Wie der römiſche Cultus zuweilen hölzerne Bilder in die Tiber warf, damit der Tod die Menſchen verſchone und die Wachsbilderchen (Sigillaria) am Saturnalienfeſte die Bedeutung ſymboliſcher Opfergaben hatten, die ſtellvertretend für das eigene Leben gelten ſollten, ebenſo hoffte man, durch jene, aus dem ſeines Todtendienſtes wegen berühmten Lande, herbeigerufenen Mimen, die Manen — welche von jenen repräſentirt wurden — zu verſcheuchen, und dem weitern Sterben dadurch Einhalt zu thun. Es iſt ein ſo wunderliches Peſtabhaltungsmittel ſelbſt im chriſtlichen München nicht verſchmäht worden (ſ. S. 806), obſchon man dort mit den heidniſchen Motiven zu einer ſolchen Schlußfolge ganz unbekannt iſt. Die Flöte erinnert, wie das Maskengeflüſter, an die liſpelnde Sprache der luſtigen Bewohner des Schattenreichs, worauf auch das Wort Maske**) anſpielt. Da man ſich aber die Bürger der

---

*) Weil ſie durch den Hauch der Luft entſtehen, aber auch die Sprache der Geiſter iſt ein dem Luftzug ähnlicher (Ov. Fast. 2. 614.), zwiſchernder, daher masca von βάσκειν, fascino; murmeln, in erweiterter Bedeutung: Zauberſprüche murmeln, abſtammt (Salmasii Not. in Tertull. de pallio), weßhalb im Latein des Mittelalters masca eine Hexe bedeuten konnte.

**) Vergl. die vorhergehende Note.

Unterwelt wegen ihres dunkeln Aufenthaltsortes ſchwarz dachte, ſo wäre zugleich erklärt, warum der Luſtigmacher in den Atellaniſchen Spielen **Morio** (μωρος finſter = dumm, närriſch, mit Beziehung auf geiſtige Dunkelheit) hieß, obſchon der **Maccus** in der weißen Todtentracht einherging und davon **Mimus albus** hieß. Daß von dieſem „weißen Mimen" der Brigbella der modernen italieniſchen Pantomime abſtammt, deſſen Kleidung weiß*), nur mit grünen Bändern eingefaßt, bedarf wohl keines Beweiſes. Bei den alten Römern hatte der Mime — der ſich vom Komödianten, dem Darſteller lebender Perſonen unterſchied — ein ſchwarzes Geſicht und zeigte ſich auf der Bühne „fulgine faciem obductam.“ Die dunkle Farbe bezog ſich alſo auf Tod und Unſichtbarkeit. Aber nicht nur die ſchwarzen Geſichter haben Arlechin und Brighella mit den alten Mimen gemein, ſondern ſie ſind auch ohne Abſätze an den Schuhen, wovon **mimus** ſ. v. a. Plattfuß bedeutet. Dadurch ſollten ſich die Mimen als „Seelen“, „Manen“ von den „Heroen“ (Lichtweſen) unterſcheiden, deren Darſteller ſich mit Cothurnen verſorgten, um durch dieſe künſtliche Größe an die coloſſale Geſtalt

---

*) Auch Pulcinell betritt in weißer Kleidung (weitem Hemde und weiter Hoſe) die Bretter. Wie der Maccus hat er hinten und vorn einen Buckel. Das Mittelglied zwiſchen ihm und Arlechino bildet Pierrot, welcher die Kleidung Beider ſich aneignete. Den Character des Arlechino erkennt Riccoboni ſchon in dem antiken Hiſtrio mit dem Hundertfleck, auch das hölzerne Schwert (clunaculum) des altrömiſchen Mimen wurde auf ihn vererbt. Die ſchwarze Larve, welche ſtatt der Augen zwei Löcher zum Durchſehen hat, der geſchorne Kopf ꝛc., lauter Anſpielungen auf die Bewohner des Schattenreichs. Daß die Mimen der Alten ihr Geſicht mit Ruß ſchwärzten, iſt bekannt. Zwar will Batteux den Harlequin vom griechiſchen Satyr herleiten, weil ſeine Begürtung, ſein wie angeleimtes Kleid, das ihm faſt das Ausſehen eines Nackenden gibt, ſeine überzogenen Kniee, die man ſich als hineingehend denken kann, nur noch den Schuh mit geſpaltenen Klauen vermiſſen läßt, um an ihm einen vollſtändigen Faun zu haben; ſeine Neckereien, Sprünge, Ton der Stimme, alles paßt für den Satyr; aber dieſer iſt ja ſelber ein Dämon, Unhold der Wüſte (Jeſ. 13, 21.) und „Böcke der Unterwelt" kennt auch die h. Schrift. Die Satyren bilden des berauſchten Bacchus Gefolge, da dieſer Rauſch aber ſich nicht auf den Wein, ſondern auf die Sinnlichkeit und phyſiſche Luſt bezieht, ſo läßt des

---

Arlechino's bunte Kleidung an Dionyſos αἰολομορφος denken, denn nur darum hieß Bacchus der „Bunte“, weil die Sinnenwelt des ewigen Formenwechſels wegen die „Bunte“ (Φυσις παναιολος παντῶν μητηρ) iſt. Darum trug auch der Vater der geilen Satyre, der Bock Pan, als perſonificirtes All (τὸ παν) ein geflecktes Hirſchfell als Mantel (την νεβριδα της τȣ παντος ποικιλιας Euseb. Pr. ev. III, 11). So wäre der Centunculus der Alten, und mit ihm zugleich die ſcheckige Harlequinsjacke erklärt. Wie aber paßt die Maske der Lebenskraft für die Repräſentanten des Todes? Hierauf erwiedere ich: die ungeheuern männlichen Glieder von Leder, welche den Hiſtrionen der Alten über die Lenden anhingen (Hesych. Lex. v. σκυτινον καθημενων), ſollten, wie der Phallus auf oder in Gräbern [illegible]er die Mythe: Dionyſius habe den Phallus vor die Thore des Hades aufgepflanzt — daran erinnern, wie Zeugung und Tod die beiden Factoren des Lebens ſind, daß aus dem Verweſen das neue Weſen entſteht.

zu erinnern, welche die Bewohner des Olymps auf den meiſten Bildwerken haben. Mitten inne, zwiſchen der Tragödie und Pantomime, in welchen Götter oder Geiſter der Unterwelt dargeſtellt wurden, bewegte ſich die Komödie, die Repräſentantin der wirklichen Welt und ihrer Bewohner. Iſt nun die Beziehung der Masken*), deren Wirkungszeit ohnehin in die Mitternacht des Jahres fällt, wo, wie in jeder Mitternacht, die Geſpenſter umgeben (vergl. S. 797), zur Unterwelt feſtgeſtellt; und iſt erwieſen, daß das Zeichen der Lebenskraft, welches den altitaliſchen Mimen über die Lenden (den Sitz der Zeugekraft) hing, zu dieſer Annahme nicht im Widerſpruche ſteht, ſo bin ich der Erklärung des von Göthe im römiſchen Corſo erblickten „Pulcinell, dem ein großes Horn an bunten**) Schnüren um die Hüften gaukelt, und der durch eine geringe Bewegung, indem er ſich mit den Weibern unterhält, die Geſtalt des alten Gartengotts (Priap) im heiligen Rom nachzuahmen weiß." enthoben. Jene Masken, welche „ſich in Leintücher hüllen, die ſie über dem Kopfe zuſammenbinden, den Leuten in den Weg treten und vor ihnen herhüpfen," hat Göthe ja ſelber als ſolche anerkannt, „die ein Geſpenſt vorſtellen." Das Pferdewettrennen auf dem Corſo, das gegen Abend beginnt, erinnert an jenes, das bei den altitaliſchen Leichenſpielen gehalten wurde (Aen. 5, 560—603), ein den Manen der Verſtorbenen dargebrachtes Todtenopfer. Auch darf man nicht überſehen, daß dem Pluto das Pferd geheiligt war, und ſtets am Grabe ſeines Eigenthümers geſchlachtet wurde. Einen noch im Mittelalter, bei der Leichenfeier Kaiſer Karls IV. vorgekommenen Fall dieſer Art liest man in Daumers „Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthums" Theil II. S. 46. Es bleiben alſo nur noch die Moccoli, mit welchen der römiſche Carneval abſchließt, zu erklären übrig. „Kaum wird es düſter", fährt Herr v. Göthe im Texte fort, „ſo ſieht man hie und da Lichter erſcheinen, an den Fenſtern, auf den Gerüſten ſich bewegen, und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergeſtalt ſich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet iſt. Die Balkone ſind mit durchſcheinenden Papierlaternen verziert, jeder hält ſeine Kerze zum Fenſter heraus, alle Gerüſte ſind erhellt, an den Decken der Kutſchen hängen kleine, kryſtallne Armleuchter, in einem andern Wagen ſitzen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen. Die Bedienten bekleben den Rand des Kutſchendeckels mit Kerzchen, offene Wagen mit Papierlaternen zeigen ſich, unter den Fußgängern erſcheinen manche mit hohen

---

*) Jedoch nur Arlechino, Brighella und vielleicht auch Pulcinell ſind von den Zeiten der römiſchen Republik ohne Unterbrechung auf uns gelangt, denn der „Bologneſiſche Doctor der Rechte" eine Hauptmaske der Comedia dell' arte geht nicht über das 12te Jahrhundert hinaus, wo Irenäus zu Bologna die neue Schule der Jurisprudenz eröffnete. Dieſe Maske mochte entſtanden ſeyn, als die berühmten Doctoren Culgar und Martin in Streit geriethen: ob die ganze Welt dem Kaiſer als wirkliches Eigenthum oder nur zum Nießbrauch angehöre? was nun in die Frage parodirt wurde: ob das Univerſum einem Einzigen als Eigenthum oder zum Nießbrauch angehöre? Pantalon mochte noch ſpäter (etwa im 15ten Jahrhundert) entſtanden ſeyn, wo Handel und Verkehr der Venetianer den reichen Kaufmann von Venedig ſchon für ganz Italien zur Charactermaske erheben konnten. Eben darum vermißt man an dieſen beiden Masken die ſchwarzen Geſichter, weil ſie nicht Erfindungen des altitaliſchen — Cultus ſind.

**) Vergl. oben S. 825 Anm. über bunte Farben.

Lichterpyramiden auf den Köpfen. Andere haben ihr Licht auf zuſammengebundene Rohre geſteckt, und erreichen mit einer ſolchen Ruthe oft die Höhe von drei Stockwerken. Nun wird es für einen Jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen und überall hört man: „Ermordet werde, der kein Lichtſtumpchen trägt!“ (**Sia ammazzato chi non porta moccolo!**) Dennoch ſucht man ſich ſie gegenſeitig aus neckiſchem Treiben auszulöſchen, und kein Hängeleuchter, kaum die Laternen ſind ſicher.“ Welche Wichtigkeit beſitzen denn dieſe **moccoli**? Hört, auch ſie ſind ein Vermächtniß, welches das alte Rom dem neuen hinterließ. Das Erſtere ordnete dieſe Beleuchtung zum Andenken der Fackeln an, welche Ceres anzündete, als ſie die von Pluto geraubte Tochter aufzuſuchen, in's Schattenreich hinabſtieg *), wodurch man alſo wieder an ein Feſt der Manen, deren Seelen dieſe Lichter bedeuten könnten, gemahnt wird. Irrlichter gelten ja noch jetzt im Volksglauben für unſelige Geiſter, die auf der Oberwelt herumſchweben.

---

*) Dieſe mythiſche Begebenheit feierten die Römer im Anfang des Februar, des dem Pluto **Februus** und der Juno **Februa** geweihten Monats, was alſo hinſichtlich der Zeit mit der chriſtlichen „Lichtmeß“, welche eigentlich den Zweck einer allgemeinen Seelenmeſſe hat — ſo wie die zur Kirche geſchickten Wachskerzen die Beſtimmung von Seelenlichtern haben — und dem Ausgang des Carnevals zuſammenſtimmt. In der Proſerpina waren gleichſam alle Seelen von Pluto in ſein dunkles Reich hinabgezogen, denn wie Pluto, durch ſein Geſchenk des unſichtbar machenden Helmes an den Seelenführer Hermes, ſeine Identität mit dieſem eingeſteht, eben ſo war Proſerpina Ein Weſen mit der ſtummen Lara, welche dem Hermes die Laren (die abgeſchiedenen Seelen) geboren hatte.

Aſchermittwoch.

In Mainz war es noch, wie aus einem Amtsberichte v. J. 1666 zu erſehen, im vorletzten Jahrhundert Sitte, daß am Aſchermittwoch in allen zum Bisthum Mainz gehörigen Ortſchaften das junge Volk mit Muſik und fliegenden Fahnen zu Fuß und zu Roß nach dem Hauſe ſich begab, in welchem im Laufe des Jahres eine Frau ihren Mann geſchlagen hatte und das Haus umzingelte. Wenn nun der Mann ſich mit dem Haufen nicht vergleichen und abfinden wollte, ſetzte man Leitern an, ſtieg auf das Dach, zerhieb den Firſt, und riß das Dach bis auf die vierte Latte von obenan ab. (Journ. v. u. f. Deutſchl. 1787, I. S. 94). Im Fürſtenthum Fulda hatte das fürſtliche Hofmarſchallamt das Recht, wenn ein Mann überwieſen war, von ſeiner Frau Schläge empfangen zu haben, die Sache zu unterſuchen, und war die That gegründet, ſo wurde das eigentliche Wohnhaus des Ehepaares durch ſämmtliche in fürſtlicher Livrei ſtehende Bedienten abgedeckt. Noch i. J. 1769 wurde ein ſolcher Act vollzogen. (Journ. v. u. f. Deutſchl. 1784, I. S. 136). Ueber dieſen Rechtsgebrauch merkt Grimm in ſeinen Rechtsalterthümern S. 724 Folgendes an: „Die Entehrung des Nachbarn war den Markgenoſſen ſo unerträglich, daß ſie ihn nicht mehr unter ſich dulden konnten, und ihm ſein Haus zu Grunde richteten. Dieſes geſchah ſymboliſch durch Abtragung des Daches. Wer ſich vor den Schlägen ſeiner Frau nicht bewahren konnte, der ſollte gleichſam nicht werth ſeyn, vor Wind und Wetter Schutz zu haben *).“

---

*) Dieſe Strafe griff nicht bloß die Ehre an; denn in der oſtfrieſiſchen Stadt Norden befahl der Landesherr

In der Domkirche zu Halberſtadt zeigt man noch jetzt an einer Säule einen Stein, auf den ſich an dieſem Tage ein Mann ſetzen mußte, der Adam genannt wurde, weil er den erſten Menſchen vorſtellen ſollte. Er war mit Lumpen bedeckt und hatte das Haupt verhüllt. Nach beendigter Meſſe jagte man ihn zur Kirche hinaus. Hierauf mußte er Tag und Nacht durch alle Gaſſen barfuß laufen, und wenn er vor einer Kirche vorbeikam, neigte er ſich tief, zum Zeichen der Verehrung. Er durfte ſich nicht eher zur Ruhe begeben, als nach Mitternacht. Rief ihn dann Jemand in ein Haus, was allemal geſchah, ſo durfte er eſſen, was man ihm vorſetzte, aber ohne ein Wort zu reden. Seine Wanderungen nahmen erſt am grünen Donnerſtag ein Ende, wo ihm wieder erlaubt war, die Kirche zu beſuchen. Hier empfing er die Abſolution und zugleich eine Geldſumme, die man als Almoſen für ihn geſammelt hatte. Nun glaubte man, wäre er durch die Abſolution von den Sünden ſo rein geworden, als Adam vor dem Falle war. Ehemals glaubten die Einwohner von Halberſtadt, daß dieſe Abſolution ihres Adams der ganzen Stadt zu gut käme*).

Bei den Wirrachern war es Herkommen, daß man allen Jungfrauen, die das dreißigſte Jahr bereits erreicht hatten, am Aſchermittwoch eine Thüre auf den Rücken band, die ſie dann eine gute Strecke durch's Dorf ziehen, oder ſich mit den Junggeſellen mit Wein oder Geld abfinden mußten. Eine alte Wiener Sage läßt am Aſchermittwoch die alten Jungfern den Stephansthurm

---

zur ſchimpflichen Beſtrafung der Einwohner, die Thürme abzudecken. (Wiarda oſtfrieſ. Geſch. III. S. 421).

*) Flögel Geſch. des Groteskk. S. 178.

reiben. (Hormayr Taſchenb. 1834, S. 260). Die Thüre iſt in der Sprachweiſe der Alten (**Aristoph. Lys. 151.** — Hiob 3, 10. erklärt das Wortſpiel Hohel. 8, 9.) ein metaphoriſcher Ausdruck für das weibliche Glied; Diana, die von den Gebärenden angerufen wurde, hieß die „Thürgöttin“ (*προθυραία*). Die Thüre auf dem Rücken zeigt alſo die verkehrte Beſtimmung der Unvermählten an. Daß der Thurm den Phallus **erectus** verbildliche, bedarf wegen der Aehnlichkeit deſſelben mit dem ſtarrenden Gliede keines Beweiſes. Im Griechiſchen deutet ſchon die Wortverwandtſchaft zwiſchen *πύργος* (Thurm) und *θύρσος* (Thyrſus) darauf hin. Bekanntlich gehörte das Schwingen des Thyrſus zu den durch Vortragen eines Phallus ausgezeichneten Orgien des Weingotts. Weil am Aſchermittwoch das Jahr abſtirbt — **pulvis et umbra sumus!** — ſo wurde jener Gebrauch, welcher andeuten ſollte, daß man den Zweck des Lebens verfehlt habe, an dieſem Tage vorgenommen. Als Zeitgrenze tritt daher Faſtnacht an die Stelle der Dreikönigsnacht — das Aequinoctialjahr an die Stelle des Solſtitialjahrs — ſomit kann die Wiederholung der Dreikönigsnachtgebräuche nicht befremden. In Sachſen wird an vielen Orten am Faſtnachtstage nicht geſponnen, weil — Frau Holle oder Frau Motte kommt, und den Rocken beſudelt, auch weil man Kröten und anderes Ungeziefer in's Haus oder „Kröpel“ (verkrüppeltes Vieh) in die Ställe zu ſpinnen fürchtet. Zu dieſer Notiz, die wir aus Sommers „ſächſ. Sagen“ entlehnen, fügt der erwähnte Autor die erläuternde Note hinzu, daß die gefürchteten Kröten und Kröpel Zwerge ſind, die von Berchta (Holle) und den verwandten, über die Elben gebietenden Göttinnen ſtrafend in die Häuſer geſandt werden, in denen man heidniſche

Feſttage durch Arbeit entweiht. Bucklicht und ſonſt mißgeſtaltet ſind die Schwarzalben; als Kröten erſcheinen auch die Zwerge.

Der Roſen-Sonntag (Lätare)

hat ſeinen Namen von den goldenen Roſen, die der Papſt an dieſem Tage weihte, um ſie an mächtige Herren zu verſchenken *). Urſprünglich feierte man um Mittefaſten das Frühlingsfeſt. Weil aber die Kirche den Neubekehrten nicht alle ihre gewohnten Bräuche auf einmal nehmen wollte, ſo wurde der alten Gewohnheit eine neue Deutung untergeſchoben und das Feſt, des guten Omens wegen, auf den Sonntag Laetare (zu deutſch: Freue dich ꝛc.) verlegt. Die Sitte war an den verſchiedenen Orten auch verſchieden, aber die verſchiedenen ſymboliſchen Handlungen vereinigten ſich doch in ihrer Bedeutung, d. h. in der Darſtellung des Sieges, welchen die nun eintretende freundliche Jahreszeit über den ſcheidenden Winter feiert. Dieſer ward unter dem Bilde eines Strohmanns**), den eine von geputzten und bekränzten Kindern umgebene Perſon aus dem Orte trug, vorgeſtellt, die Handlung ſelbſt

---

*) **Parsky Rosa aurea omni aevo sacra 1724.** Paullin phil. Luſtſtunden II. S. 322.

**) „Hiſtoriſche Erklärung des Todaustreibens, Nürnberg 1773.“ Das leere Stroh iſt das paſſendſte Bild des Todes, des Leichnams, aus welchem die Seele (Frucht) entwichen iſt, und des Winters, als der unfruchtbaren Jahreszeit. Vielleicht wirft dieſes Bild auch einiges Licht auf die Redensart: Strohwittwer, Strohwittwe, zur Bezeichnung der Abweſenheit einer Perſon, wodurch die Ehe nur eine Scheinehe iſt, wie der Strohhalm ohne Aehre nur eine Scheinfrucht.

hieß: „den Tod austreiben," d. h. den Winter verjagen*). Im Fortziehen ſangen ſie:

Tro ri ra
Der Sommer iſt nun da!
Wir wollen in den Garten,
Des Sommers dort zu warten.
Der Winter liegt gefangen,
Wir ſchlugen ihn mit Stangen.
Der Sommer iſt geboren,
Der Winter hat verloren
Tro ri ra,
Nun iſt der Sommer da.

War dem Strohmann**) ſein Recht geſchehen, ſo zogen ſie zurück in die Stadt und ſangen:

Nun haben den Tod wir ausgetrieben,
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Mai,
Der Blümlein mancherlei.
Wir kommen und bringen mit herein
Den Sommer und den Sonnenſchein.

Die junge Birke (das Symbol des Frühlings, denn ſie war in der Heidenzeit dem Donnergott geweiht) wurde, mit Kränzen und Bändern geſchmückt, vor die

---

*) Der Tod tritt an die Stelle des Winters, weil um dieſe Zeit die Natur ausgeſtorben ſcheint.

**) Das Bild war nicht immer von Stroh, zuweilen auch von Holz. War die Figur weiblich, ſo trug ſie ein Knabe; war ſie männlich, ſo trug ſie ein Märchen. Man ſtritt darum, wo ſie gemacht und gebunden werden ſollte; aus welchem Hauſe ſie hervorgebracht wurde, in dem ſtarb das Jahr über Niemand. Die den Tod weggeworfen hatten, liefen ſchnell davon, aus Furcht, daß er ſich wieder aufraffe, und hinter ihnen herkomme. (Grimm Myth. S. 728.)

Hausthür einer Braut oder Neuvermählten gepflanzt und umtanzt. Dabei wurde geſungen:

Der Blumen ſind mancherlei,
Wir bringen der Braut einen Mai(baum),
Die Sonne blickt ſo freundlich herein,
Die Braut ſoll froh und glücklich ſeyn.
Der Tod iſt ausgetrieben,
Der Sommer iſt geblieben,
Nun laßt uns Alle fröhlich ſeyn.

Im Voigtlande ſangen die Kinder:

Wir Alle, wir Alle kommen heraus,
Und tragen heute den Tod hinaus,
Komm Frühling wieder, mit uns ins Dorf,
Willkommen lieber Lenz*)!

Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde zu Königshain, einem Dorfe bei Görliz, ein großer Zug von Jung und Alt auf den Todtenſtein mit Fackeln angeſtellt. Hier zündete man ſie an und zog, indem man das Lied ſang:

Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder,

fröhlich nach Hauſe. Noch befinden ſich in einem Steine, auf welchem einſt ein Götterbild geſtanden haben ſoll, viereckige, zwei bis drei Zoll tiefe Löcher in gerader Linie eingehauen, worein die Fackeln geſteckt wurden**).

In Budiſſin (Bautzen) geſchah eine ähnliche Feierlichkeit ſchon am vorhergehenden Sonntag (Oculi). Nach abgehaltenem Nachmittagsgottesdienſt wurde auf dem Protſchenberg über eine große, weißgekleidete Puppe von einer zahlreichen Schaar Knaben und Mädchen, vor den erwachſenen Zuſchauern Gericht gehalten, welche, nachdem man ihr alles Uebels angethan, unter lautem Jubel verbrannt wurde*).

---

*) Lauſizer Monatsſchr. 1802. I. S. 199.

**) Kreyßler Sorbenwendiſche Alterth. S. 219.

In Leipzig war es ehedem Sitte, daß alljährlich um Mittfaſten die öffentlichen Dirnen — vielleicht in derſelben Abſicht, wie ihre Berufsſchweſtern an dem der Flora (Venus) geheiligten Frühlingsfeſte, im alten Rom die Hauptperſonen waren — als Förderinnen der Lebensluſt ein hölzernes Bild, das den Tod vorſtellen ſollte, auf eine lange Stange gebunden, durch alle Gaſſen mit Geſang herumtrugen, und endlich vor dem Thore in den Fluß ſenkten, indem ſie vorgaben: dadurch (wenn das Bild des Todes vernichtet ſey) würden die Weiber fruchtbar, die Stadt gereinigt und die Einwohner der Stadt in demſelben Jahre vor Krankheiten geſchützt**).

---

*) Gräve Lauſitziſche Sagen S. 50.

) Die Sorben in der Oberlauſitz fertigen das Bild aus Stroh und Hadern; die die letzte Leiche gehabt, muß das Hemd, die letzte Braut aber den Schleier und die übrigen Lumpen dazu hergeben. Das Scheuſal wird auf eine hohe Stange geſteckt, und von der größten, ſtärkſten Dirne in vollem Laufe fortgetragen. Dabei ſingen Alle: **lecz hore, lecz hore! jatabate woko pan dele, pan dele! d. i.: Fliege hoch, fliege hoch, öffne das Fenſter, falle nieder, falle nieder! (Das hohe Alter dieſes Liedes, das übrigens nicht mehr im Gebrauch iſt, erräth man ſchon aus dem Wort **jatabate**, welches, wie der Slaviſt Anton anmerkt, Niemand mehr kennt, und auch in andern ſlawiſchen Dialecten nicht mehr zu entdecken iſt, Geſch. d. Slav. I. S. 73). Alle werfen mit Steinen und Stöcken nach dem Bilde. Wer den Tod trifft, ſtirbt das Jahr über nicht. So wird das Bild zum Dorfe hinaus an ein Waſſer getragen, und darin

In Böhmen wird ein Strohmann verfertigt, welcher den Tod vorſtellt. Mit dieſem ziehen die Kinder bis an's Ende des Dorfes und verbrennen ihn. Sie ſingen dabei:

Giz ne sem smert ze wsy
Nowe leto do wsy
Witey leto libezne
Obiliczko zelene.

Das heißt:

Nun tragen wir den Tod aus dem Dorf,
Das neue Jahr (den Lenz) in das Dorf,
Willkommen angenehmer Frühling,
(Willkommen) keimendes Getreide.

Bei den Deutſchböhmen lautet der Geſang alſo:

Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Kaſten,
Heute iſt Mittfaſten *).

Wir finden dieſe Sitte auch in Schleſien und Polen. (**Dlugosh Hist. Polon. I. p. 94**). Die ſchleſiſchen Bauernkinder ſingen, den Strohmann vor ſich hertragend:

---

erſäuft. Oft bringen ſie auch den Tod bis zur Gränze des nächſten Dorfes, und werfen ihn hinüber. Jeder bricht ſich ein grünes Zweiglein, das er auf dem Heimwege bei Erreichung des Dorfes wieder wegwirft. Zuweilen lauft ihnen die Jugend des benachbarten Dorfes, über deſſen Grenze ſie den Tod gebracht hatten, nach und wirft ihn zurück, weil ihn Niemand dulden will. Hierum gerathen ſie leicht in Wortwechſel und Schläge. (Lauſizer Magazin 1770. p. 84. 85.)

*) Abhandlungen einer Privatgeſellſchaft in Böhmen. III. S. 111.

Nun treiben wir den Tod aus,
Dem alten Joden*) in ſeinen Bauch,
Dem Jungen in den Rücken
Ihn zu verunglücken.
Wir treiben ihn über Berg und Thal,
Daß er nicht wieder kommen ſoll,
Wir treiben ihn über die Heide,
Das thun wir den Schäfern zu Leide.

Zu Hauſe angekommen, ſingen ſie wieder:

Nun haben wir den Tod hinaus getrieben:
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Mai,
Der Blümlein ſind mancherlei.

Balthaſar Schnurr, aus deſſen „Kunſt-, Haus- und Wunderbuch“ (neue Ausgabe, Frankfurt a. M. 1667, S. 127) dieſe Notiz entlehnt iſt, bemerkt weiterhin: „Und ſie bringen mit herein den Sommer, d. i. ein Gipfel vom obern Theil eines Baums. Daran hängen ſilberne Gürtel, güldene Hauben, Perlhauben, Winterkränze, Kartenblätter, gelb und roth gefärbte Eierſchalen, item gefärbt Papier. Wenn ſie herein kommen, ſo ziehen ſie in ein Haus ein, und gehen darnach Kinder und Mägde in dem Dorfe umher und tragen das ſtrohene Bild mit ſich, das heißt der Tod, und laſſen ſie zu den Fenſtern hinein gucken, das iſt eine Anzeige, daß der Tod dieß Jahr über zu ihnen einkehren und etliche heraus holen will. Da geben ihnen die Leute häufig Geld: Wenn Edelleute beiſammen ſeyn, ſo gibt ihnen jeder einen Reichsthaler, daß ſie oft aus einem Hauſe 5, 6 oder mehr Thaler bekommen. So läßt's keine Wirthin, ſie gibt 6, 9 oder 12 Silbergroſchen vor ein jeglich Kind, daß es nur dieß Jahr nicht ſterben ſoll. Wann ſolches den rechten Armen und dürftigen Leuten geben ſollte, das zwar Gott ehe aus Gnaden belohnt, als wann man's zum Freſſen und Sauſen gibt, würde man vermeinen, es wäre ſehr übel angewendet, es ſeynd lauter böſe Aberglauben."

---

*) Jötte, Winterrieſe, Eisrieſe, vergl. Finn Magnuſen Edda 2. 135.

In einigen Dörfern Schleſiens ſingen die bei dieſer Gelegenheit mit Fichtenreiſern geſchmückten „Sommerkinder:"

„Kleene Fiſchel, kleene
Schwimmen uf em Teiche,
Rothe Roſen, rothe
Stehen uf em Stengel —
Der Herr is ſchön, der Herr iſt ſchön,
Die Frow is wie a Engel."
Büſching wöchentl. Nachr. III. S. 166.

Dieſes Tod-Austragen war auch auf den Dörfern Thüringens üblich, das Bild des Todes wurde zuletzt in den nächſten See geworfen*).

In der Flur von Leißling, einem Dorfe zwiſchen Weißenfels und Naumburg, wurde dieſes Feſt noch in gegenwärtigem Jahrhundert gefeiert. Bei'm Abzug ward geſungen:

Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus,
Und bringen den Sommer herein,
Den Mädchen Blumen und Maien.
Sommerrad! Sommerrad!
Blümlein roth und grüne Saat,
Deß wollen wir uns freuen.

---

*) Eccardi Comm. de reb. Franc. orient. (1729). I. p. 438.

Oder:

Sommerrad! Sommerrad!
Der Balg iſt wohl gerathen,
Er liegt in der Braut ihrem Garten[*]).

Auf dem Heimwege ſang man:

Den Tod haben wir hinaus getrieben,
Den Sommer bringen wir wieder,
Des Sommers und der Maien,
Des wollen wir uns freuen.
Sommerland! Sommerland!
Der Tod hat ſich von dir gewandt,
Er iſt auf die — Flur verbannt.

Im Odenwald gehen an manchen Orten die Mädchen von 6 bis 12 Jahren, mit Kränzen von Epheu oder Buchsbaum, mit Blumen und Bändern geziert, im Dorfe von Haus zu Haus, und kündigen durch ihren Geſang den Frühling an. Oft wehen noch um dieſe Zeit die rauhen Nordſtürme, Schneeflocken fallen auf den grünen Kranz, der die Nähe des Frühlings verkünden ſoll, und die Kinder gehen dennoch, vor Kälte ſtarr, umher und ſingen:

Ja, ja, ja,
Der Sommer iſt da!
Er kratzt dem Winter die Augen aus,
Und jagt die Bauern zur Stube hinaus.

Folgendes Lied wird in jener Gegend, ſo wie im Neckarthal, noch am gewöhnlichſten an dieſem Tage geſungen:

Heut iſt Mitteſaſten,
Da leeren die Bauern die Kaſten,
Thun ſie die Kaſten ſchon leeren.
Gott will was Neues beſcheeren.

---

[*]) Weil ihn die Braut anputzen mußte.

Im Sommer gedeihen die Früchte wohl,
Da kriegen ſie Scheuren und Kaſten voll.
Wo ſind dann unſre Knaben?
Die den Sommertag helfen tragen.
Sie ſitzen wohl hinter dem Wengertsberg
Und ruhn ihre zarte Händelein aus;
Wir gehen jetzt in das Wirthshaus,
Da ſchaut ein Herr zum Fenſter heraus,
Er ſchaut heraus und wieder hinein,
Er ſchenkt uns in den Beutel 'nein,
Wir wünſchen dem Herrn ein goldenen Tiſch,
Auf jedem Eck ein backenen Fiſch,
Und mitten drein 'nein
Eine Kanne voll Wein,
Da kann der Herr recht luſtig ſeyn.

In Nürnberg durchzogen Landmädchen von 7 bis 18 Jahren in ihrem größten Putz die Straßen der ganzen Stadt und Vorſtadt; auf dem linken Arm trugen ſie einen kleinen offenen Sarg, aus welchem ein Leichentuch herabhing, unter dem Tuch lag eine Puppe. Aermere Kinder trugen nur eine offene Schachtel, worin ein grüner Buchenzweig lag, mit in die Höhe gerichtetem Stiel, woran ein Apfel ſtatt des Kopfes ſteckte. Ihr eintöniges Lied begann:

Heut iſt Mittfaſten,
Wir tragen den Tod ins Waſſer, wohl iſt das.
Wir tragen ihn h'nein und wieder h'raus *),

---

*) Grimm (Myth. S. 727) will hierdurch angedeutet finden, daß die Gottheit des Todes bei der Waſſertauche nicht vernichtet, ſondern ihr nur die Unzufriedenheit des Volkes fühlbar gemacht werden ſoll. Der grauſame Tod hat das Jahr über manche Opfer geholt, jetzt wollen ſich die Menſchen gleichſam an ihm rächen. Dies greift in die anderswo angedeutete Idee: wenn ein Gott den Erwartungen nicht entſprochen hat, ſo wird ihm gedroht, ſein Bild ins

Tragen ihn vor des Biedermanns Haus.
Wollt ihr uns kein Schmalz nicht geben,
Laſſen wir auch den Tod nicht ſehen.
Der Tod der hat ein'n Panzer an.

Streit des Sommers und des Winters.

(Deutſches Muſeum 1778, II. S. 364.)

Geſungen in der Pfalz am Sonntag Latare von den Kindern auf den Gaſſen, ſie gehen umher mit hölzernen Stäben, an welchen eine mit Bändern geſchmückte Brazel hängt, und ſingen, wie folgt, den Sommer an:

Tra ri ro,
Der Sommer der iſt do!
Wir wollen naus in Garten,
Und wollen des Sommers warten,
Jo io, ia!
Der Sommer, der iſt do!

Tra ri ro,
Der Sommer der iſt do!
Wir wollen hinter die Hecken,
Und dort den Sommer wecken,
Jo, io, io!
Der Sommer, der iſt do!

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der iſt do!
Der Sommer, der Sommer,
Der Winter hat's verloren.
Jo, io, io!
Der Sommer, der iſt do!

Waſſer getaucht. So warfen die Nürnberger beim Mißwachs des Weines Urbans Bild in den Bach oder in den Koth, ſelbſt ſchon wenn keine reiche Weinleſe erwartet wird (vrgl. S. 369). Ebenſo iſt es bekannt, wie die Schiffer im Sturm St. Jacobs Bild mißhandeln, wie die Neapolitaner noch heutzutag mit ihrem h. Januarius verfahren.

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der iſt do!
Zum Biere, zum Biere,
Der Winter liegt gfangen
Und wer nicht dazu kommt,
Den ſchlagen wir mit Stangen.
Jo, jo, jo!
Der Sommer iſt do!

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der iſt do!
Zum Weine, zum Weine,
In meiner Mutter Keller
Iſt guter Muskateller,
Jo, io, io,
Der Sommer der iſt do!

Tra, ri, ro,
Der Sommer der iſt do!
Wir wünſchen dem Herrn einen goldnen Tiſch,
Auf jedem Eck einen gebacknen Fiſch,
Und mitten dinein
Drei Kannen voll Wein,
Daß er dabei kann fröhlich ſeyn.
Jo, io, io,
Der Sommer, der iſt do.

Die dichteriſche Verabſchiedung des Winters findet auch in der obern Steiermark jährlich ſtatt, und zwar in echt dramatiſcher Form. Es wird ein Rechtshandel in aller Rechtsgeſtalt eingeleitet, indem der Winter und der Sommer einen beſondern Sachwalter erhält. Die jungen Aelpler, welche die Sache des Winters verfechten, haben ihre Winterkleider, Pelzröcke und Pelzkappen angezogen, und ſind mit Ofengabeln, Dreſchflegeln und einer Getreidewinde verſehen. Die Anwalte des Sommers erſcheinen im leichten, meiſt leinenen Anzug, mit grünen Hüten, mit dem Sommergeräthe, Senſen, Sicheln und Heugabeln. Der Rechtsſtreit wird auf einem offenen Plane vor einem anſehnlichen Bauerhauſe verhandelt und mit entſprechenden Geberden begleitet, indem die jungen Bauern die Arbeiten der von ihnen verfochtenen Jahreszeit nachahmen und bald die Dreſchflegel ſchwingen, bald mähen. An dem Orte, wo das Spiel aufgeführt wird, verſammelt ſich die ganze Nachbarſchaft und bald wird denen, die den Sommer, bald denen, die den Winter vorſtellen, zugejauchzt.

Sommer:

Heund iſt euch e lieber, e fröhlicher Tag,
Weil's Landel*) mich wieder gewinnen mag,
Der Winter iſt hart, der Frühling iſt zart.

Winter:

Wohl bin i der Winter, und gib dir nit Recht,
Du ſchmächtiger Sommer, biſt ſchon mei Knecht.
Der Sommer is ſchwach und kummt mir nit nach.

Sommer:

Und han ich, der Sommer, e bräverer Bue**)
Nit auf e grüns Hütl' e Büſchel dazue;
An wärmerer Zeit han alle mehr Freud.

Winter:

Und ſetz' ich, der Winter, e friſcherer Bue,
Nit auf e rauchs Käppel' e Pelzel dazue,
Mein Ruh iſt nit ſchlecht***) der Dirn und dem Knecht.

Sommer:

Wie iſt in dem Frühling nit alles ſo grün,
Wie duftig die Felder und Bäume da blühn,
Wie ſpringt da vor Freud das Vieh auf der Waid!

---

*) Ein von angebauten Bergen eng begrenztes Thal.
**) Bube.
***) Erwünſcht.

Winter:

Und bin i der Winter mit Recht nit ſo ſtolz?
Ich bau doch e Brucken, und brauche kein Holz,
Es ſchimmern vom Schnee das Thal und die Höh.

Sommer:

Wie lachen dem Bauer die Schöber *) ins Herz,
Es treiben die Schnitter den fröhlichſten Scherz,
Ich buchhe beim Heu'n und labe mit Wein.

Winter:

Wie ſchnurren die Radel im Winter! es ſpinnt
Die Bäuerin ſammt dem Dirnengeſind.
Dann webt euch die Hand des Webers Gewand.

Sommer:

Geh nur, du Winter, dein Haar iſt ſchneeweiß,
Du fröſtelſt uns an und ſtarreſt von Eis.
Du machſt alle krank dem Friedhof zum Dank.

Winter:

Du rufſt an die Alpen die Wölfe hi! hi!
Die machen uns ſchichtig **) und freſſen das Vieh,
Die gehen auf Roß und Rindern wild los.

Sommer:

Ihr Sichel und Senſen ſeyd fertig zur Zeit,
Zeigt wie man die Wieſen und Felder abſchneidt.
Ihr klinget ſo fein am ſonnigen Rain.

(Die Vertheidiger des Sommers ſchärfen Sichel und Senſen und mahen).

Winter:

O! wenn ihr da machet ſo hurtig kling, kling,
So will ich wohl a ***) mein Driſchele †) ſchwing'

---

*) Garben in der Ernte.

**) Scheu.

***) Auch.

†) Dreſchflegel.

Macht trick, trick, trick, track!
Dem Sommer Schabernak.

(Die Vertheidiger des Winters ſchwingen die Dreſchflegel und dreſchen).

Sommer:

O Winter! dein Lob han i nirgends gehört,
Wohl mehr als du is der Frühling geehrt,
Drum gib mir die Hand und pack dich vom Land.

Winter:

O lieblicher Sommer, ich gib dir ja Recht,
Sei du mein Herr, und i bin dei Knecht.
Der Streit iſt vollbracht zur gütlichen Nacht *).

Sartori (Reiſe durch Oeſtreich II. S. 348) erzählt von demſelben Feſt in Kärnthen: „Die Bauernburſche theilen ſich in zwei Partheien, die eine ſtellt den Winter, die andere den Sommer vor. Die Erſtern haben Winterkleider an und tragen Schnee in den Händen, die Andern erſcheinen in grünen Sommerhüten, Gabeln und Senſen. So kommen ſie vor die Häuſer der wohlhabenden Bauern und ſingen Lieder, die das Lob des Sommers und des Winters enthalten. Gewöhnlich geſchieht dieß im März, an einigen Orten aber ſchon an Lichtmeß. Nach dem Wettſtreit der beiden Jahrhälften wird dem Bauer und der Bäuerin ein gutes Jahr gewünſcht.“

Aus der Schweiz theilt Tobler (425) ein Volksſpi in Reimen mit, die ein Kampflied zwiſchen Sommer und Winter enthalten. Den Sommer ſtellt ein Man im bloßen Hemde dar, in der einen Hand einen mi Bändern und Früchten geſchmückten Baum, in der an

---

*) Enk's mal. Taſchenb. f. Freunde d. öſt. Monarchie I S. 175—179. Wien 1812.

dern einen vielfach geſpaltenen Knüttel haltend. Der Winter trägt warme Kleider und einen gleichen Knüttel, beide ſchlagen einander auf die Schultern, daß es laut patſcht, jeder rühmt ſich und ſchilt den andern. Zuletzt weicht der Winter und erkennt ſich für beſiegt. (Grimm Myth. S. 729).

Wir knüpfen an das Obige folgende Betrachtungen: Da ſämmtliche Gegenden, in welchen das Todaustreiben im März begangen wird, theils noch von Slawen bewohnt ſind, theils — wie die Lauſitz, Sachſen, Thüringen und ein Theil Frankens — von Abkömmlingen ſlawiſcher Stämme*), was ſchon die vielen ſlawiſchen Ortsnamen in Sachſen und Thüringen beweiſen helfen; ferner die Slawen das Jahr im März eröffneten und der Sonntag Lätare wegen ſeines Gleichklangs mit dem ſlawiſchen Wort **Ljeto** (Jahr) ſich beſonders zu einem Feſte des Jahresanfangs eignen mochte**), ſo iſt zu vermuthen, daß das den Tod vorſtellende Bild in der heidniſchen Zeit als Symbol einer Gottheit, nämlich des Todes (**Morawa**), vorgetragen ward. In Deutſchland glaubt man zwar, der Gebrauch des Todaustreibens ſey erſt nach der Einführung des Chriſtenthums entſtanden, und der dabei abgebildete Tod bedeute die

---

*) Die Schweiz kann zwar hier nicht mitgerechnet werden; ſie dürfte aber dieſe Sitte von den benachbarten Tyrolern oder Steyrern, deren Name — Tyr und Styr war Benennung eines ſlawiſchen Gottes, ſ. S. 260, Kärnthen und Krain ſind allgemein anerkannte ſlawiſche Provinzen, die Stadt Botzen in Tyrol entſpricht der noch jetzt von Wenden bewohnten Stadt Bautzen in der ſächſiſchen Lauſitz u. ſ. w. — ſchon die Slawen als Urbewohner verräth, überkommen haben.

**) Anton Geſch. d. Slawen. S. 66.

Abſchaffung des Götzendienſtes. Dieſe Meinung ſprach Dlugoſch von Polen und der Verfaſſer eines Aufſatzes in der Bunzlauer Monatsſchrift (1782) von Schleſien aus. Wäre es aber nicht ein großes Wunder, wenn der Götzendienſt in Polen und in den verſchiedenen Provinzen Deutſchlands an Einem Tage überall abgeſchafft worden wäre? Ein zweites Wunder würde allein im Stande geweſen ſeyn, die Sitte des Todaustreibens ſo allgemein zu machen*). Anton (a. a. O. I. S. 70) beweist den heidniſchen Urſprung des Todaustreibens in folgenden Sätzen: Die Slawen eröffneten das Jahr im März. Am erſten Tag dieſes Monats, den man vorzugsweiſe den „Morgen“ (**Jutro**) nannte, zog die ganze Gemeinde bis an das Ende des Dorfes (**rownia kraina**), wo die Todten verbrannt wurden (**Kosziol**), mit Fackeln und ſingend. Daſelbſt opferte man zum Andenken der Verſtorbenen. Darum heißt jener Sonntag **Laetare**, in einigen Gegenden noch jetzt der „Todtenſonntag“ (**Smerdnice**). Als die Ruſſen das neue Jahr im Januar zu feiern begannen, verlegten ſie auch jenes Todtenfeſt auf ihr jetziges Neujahr. Jeder beſucht an dieſem Tage die Gräber ſeiner Verwandten und legt Speiſe darauf, die hernach der Meſſe leſende Prieſter bekommt.

---

*) Wie ſo viele Volksſagen ſich in chriſtlicher Zeit aus dem Beſtreben bildeten, Gebräuche zu deuten, die, weil ſie heidniſchen Urſprungs ſind, ihren eigentlichen Sinn nicht mehr entziffern laſſen, ſo mußte auch die Puppe, welche den heidniſchen Lauſitzern den ſcheidenden Winter vorſtellte, ſich in chriſtlicher Zeit, wo ſie (am Sonntag Oculi) noch vor einem halben Jahrhundert ihre Rolle ſpielte, ſich folgende Deutung gefallen laſſen: „Nicht lange nach Einführung des Chriſtenthums lebte ein Zauberer, Namens Drabo, welcher, ein Feind der neuen Lehre, ſich auf einem Berge unweit des Dorfes Teichnitz angeſiedelt, und Menſchen, Vieh und Früchten durch ſeine Zauberkunſt viel Schaden zufügte. Nachdem er einſt mit ſeinem Lehrling Banko ſich überworfen, beſchloß der Letztere, um ſich zu rächen, ihn der Obrigkeit zu überliefern. Bekannt war ihm, daß Drabo eine Pfeife beſitze, deren Ton die mächtigſten Geiſter bannt. Sich bußfertig ſtellend, erbot er ſich der Obrigkeit, zuſichernd, ſich taufen zu laſſen, den Teufelsmann unentgeldlich einzuliefern. Als dieſer einſt einen Methrauſch ausſchlief, bemächtigte ſich Banko des Inſtruments, und bewirkte ſogleich, daß alle Geiſter nach ſeiner Pfeife tanzen mußten. Augenblicklich wurde der Magiſtrat davon in Kenntniß geſetzt, welcher ſofort Knechte mit Schwertern, Spießen und Stangen ausſchickte. Der Zauberer, ſein Inſtrument vermiſſend, ward, nun ſich

So viel iſt gewiß, daß das Todaustragen keine bildliche Vorſtellung vom Entſagen aller heidniſchen Gewohnheiten iſt, ebenſowenig, als das Verbrennen oder Verſenken der Puppe in den Strom eine ſymboliſche Vernichtung des Götzendienſtes anzeigt. „Das Werfen oder Tauchen des Götterbildes in die Fluth braucht nicht gerade aus Verachtung von den Chriſten geſchehen, ſondern kann ſchon im heidniſchen Cultus ſelbſt begründet geweſen ſeyn, da der Gegenſatz zwiſchen Winter

---

als wehrlos bekennend, gefeſſelt, vor Gericht geſtellt und zum Flammentod verurtheilt. Nach der Sitte damaliger Zeit, wurde er, in einem, mit abenteuerlichen Figuren bemalten Kleide, mit ſammt ſeinem Apparate in ſeiner Behauſung verbrannt, und die Aſche in die Luft geſtreut. Zur Erinnerung an ſeine Uebelthaten wiederholt man daher am Oculiſonntag dieſe Execution an einer ihn vorſtellen ſollenden Puppe. (Gräve Lauſitzer Volksſ. S. 52).

und Sommer, und die Erhebung dieſes das Sinken jenes zur Folge haben muß." (Grimm Myth. pag. 733).

So wurde in Indien die der ſlawiſchen Morzana entſprechende Todesgöttin Kali am ſiebenten Tag nach dem März-Neumond feierlich umgetragen, und dann in den Ganges geworfen. So trugen die römiſchen Veſtalen am 13. Mai binſengeflochtene Puppen zum **Sublicius pons** und warfen ſie in die Tiber (**Ovid. Fast. 5, 620 sq.**):

> Tum quoque priscorum virgo simulacra virorum,
> Mittere roboreo scirpea ponte solet.

An manchen Orten wird Morzana (die Todesgöttin, welche unter der Puppe oder Strohfigur gedacht iſt) zerſägt, welche Sitte dann **Babu rzezati**, d. i. „die Alte ſägen" heißt (Hanuſch, ſlaw. Mythologie Seite 413). Grimm hat (Myth. p. 741) ſie den romaniſchen Völkern mit folgenden Worten vindicirt: „Viel merkwürdiger iſt der italieniſche*) und ſpaniſche Gebrauch zu Mittfaſten auf den Sonntag **Laetare**, eine Puppe zu binden, welche das älteſte Weib im Dorfe vorſtellt, von den Kindern hinausgeführt und mitten entzwei geſägt wird. Das heißt **segare** **) **la**

---

*) Vgl. oben, wo bei Gelegenheit der Befana auch der Winterfigur als perſonifizirte Mezza Quareſima (Mittefaſte) gedacht wurde.

) Der Correſpondent des Tüb. Mgbl. 1838, Nr. 34. S. 135, welcher über dieſe Sitte aus Liſſabon berichtet, ſchreibt *serrar* **la Velha. (**Serrar** iſt wörtl. Sägen, **Segar**: ſpalten). Dieſer weicht auch ſonſt in ſeiner Schilderung ab: „Sie tragen einen Sarg, worin angeblich ein altes Weib liegt. Alte Weiber gemeinen Schlages, die dem Zug aus Neugier ſich anſchließen, werden oft in den Sarg geſteckt, wenn ſie ſich nicht loskaufen."

vecchia. In Barcelona laufen an dieſem Tage die Knaben in Haufen durch alle Straßen, einige mit Sägen, andere mit Scheiten, andere mit Tüchern, in welche man ihnen Geſchenke legt. Sie ſingen in einem Liede, daß ſie die älteſte Frau der Stadt ſuchen, um ſie zu Ehren der Mittfaſten entzwei zu ſägen. Sie thun endlich, als hätten ſie die Alte gefunden und beginnen etwas entzwei zu ſägen und hernach zu verbrennen.“ Hierauf: „Dieſelbe Gewohnheit findet ſich aber auch bei den Südſlawen in Krain und in Kroatien ꝛc.“ Hanuſch ſcheint aber in ſeiner oben angeführten unbeſtimmten Aeußerung „an manchen Orten“ dieſe Sitte nicht als eine bloß im Süden anzutreffende, gelten zu laſſen. Auch citirt Grimm einen ſlawiſchen Schriftſteller (Jungmann) für das Vorkommen dieſes Brauches auch bei den „Nordſlawen,“ daher eher anzunehmen wäre, die Krainer hätten dieſe urſprünglich ſlawiſche Sitte auf ihre Nachbarn, die Italiener, vererbt, welche Letztere wieder die ihnen verwandten Spanier und Portugieſen damit bekannt gemacht hätten. Wäre dieſe Vorausſetzung begründet, ſo erklärt ſich das Vorkommen dieſes Brauches in gewiſſen deutſchen Provinzen, die an ſlawiſche angränzen, wie die Thüringer und Oſtfranken an das wendiſche Altenburg, und die Sachſen an die wendiſche Lauſitz, während in jenen Gegenden, wo die Slawen nicht hindrangen, wie Dänemark, England ꝛc., nichts der Art vorkommt.

Der Palmſamſtag.

In Petersburg wird ſchon am Vorabend des Palmſonntags zur Nachahmung des Einzugs Chriſti in Jeruſalem ein großer Umzug gehalten, und alles Volk, mit den gekauften oder ſelbſt geſchnittenen, nackten oder geſchmückten Zweigen in der Hand, ſtrömt unter Geſängen nach. In der Kirche werden dann alle Zweige geweiht, d. h. die Prieſter beſpritzen Zweige und Zweigträger mit geweihtem Waſſer und ſprechen die Segen dazu. Die Meiſten nehmen ihre Zweige alsdann wieder zurück, und bis ſpät am Abend ſieht man noch die Leute mit den Palmen umherſpazieren, ganze bezweigte Gruppen. Väter, Mütter und Kinder tragen Alle geweihte Zweige in der Hand, ſo wie die Lakaien, die hinten gehen, ja ſelbſt dem Säuglinge auf den Armen der Amme wird ein geweihtes Reis in die Hand gegeben. Viele Frommen laſſen ihre Zweige noch bis zum Sonntag Morgen in der Kirche, wo ſie dieſelben dann vor ihren Heiligenbildern aufſtellen. Viele befeſtigen ſie auch zu Häupten ihrer Betten und ruhen eine Zeit lang Nachts im Schatten der geweihten blattloſen Palmen, denen ſie allerlei heilſamen Einfluß zuſchreiben. So die Frommen. Die ſchlimmen Kinder aber legen ihre Ruthen ſorgſam zu ſich in's Schlafzimmer, und freuen ſich ſchon im Stillen auf den Gebrauch, den ſie am morgenden Tage (Palmſonntag) davon machen werden, an dem es eine allgemeine ruſſiſche Sitte iſt, die Langſchläfer mit den Ruthen zu beſtrafen. Dieſe Sitte iſt in Rußland ſo allgemein verbreitet, daß die kleinen Prinzen im kaiſerlichen Pallaſt eben ſo ſtrenge darauf halten, wie die Söhne der Unterthanen. Jene ſonderbare Anwendung der Palmruthen ſoll man nur dazu in Schwung gebracht haben, um die zu beſtrafen, welche die Meſſe am Palmſonntagmorgen verſäumen. (Kohl „Petersburg“ 2. Ausg. II. S. 355).

In Moskau füllen ſich ſchon gegen 9 Uhr Morgens die Straßen in der Nähe des Kremels mit Menſchen, die ſogenannte Palmzweige kaufen oder verkaufen wollen. Dieſe ſind 2 bis 4 Fuß hohe Büſche von künſtlichen Blumen, mit grünen lakirten Blättern und mit wächſernen Engeln und Früchten geziert, deren Preis von 2 bis auf 20 Rubel ſteigt. Oefter ſind ſie ziemlich hübſch gemacht, und bringen durch ihre Menge einen angenehmen Eindruck beim erſten Anblick hervor. Dieſe Büſche ſind aber nur für die Reichen, der Aermere muß ſich mit einfachen Blumen, ſogenannten Pomeranzen, die, aus Wachs gebildet, an einem fußlangen Draht befeſtigt, mit grünem Bande umwunden und mit einigen lakirten Blättern an beiden Seiten ausgeſchmückt ſind, begnügen. Mit jeder Stunde nimmt die Volksmenge zu, beſonders ſieht man zwiſchen 12 und 2 Uhr den ganzen Kremel mit vielen Wagen bedeckt. Sobald einer ſtill hält, umringen ihn ſogleich Hunderte von Menſchen mit hoch emporgehaltenen Palmzweigen, aus dem Wagen ertönt das Geſchrei der lärmenden Jugend, deren Mütter und Gouvernanten nicht mehr im Stande ſind, alle ihre Wünſche befriedigen zu können. Laut begrüßen die Kinder alle Marktſtände, wo Palmzweige feil geboten werden; froh rufen ſie von weitem jedem Verkäufer zu, oder winken ihm zu ihrem Wagen, und kaum hat Jedes ſeinen Palmzweig erhalten, ſo ſchwenken ſie ihn im höchſten Triumphe aus den Wagenfenſtern, wenn ſie Bekannte oder Verwandte erblicken. Da man gewöhnlich nur Kinder mit ihren Aufſehern in dem Wagen ſieht, ſo heißt dieſe Fahrt die Kinder-Promenade. Sie iſt gleichſam das Signal zu der feierlichen, noch denſelben Nachmittag ſtatthabenden Spazierfahrt. — Noch wogt die Menge Volks auf dem Kremel, am Obſtmarkt und in den Straßen herum, als gegen 5 Uhr die erſten Wagen erſcheinen, und die ſogenannte **Gulanje** (Spazierfahrt) ihren Anfang nimmt. Da ſieht man nun bei ſchönem Wetter eine zahlloſe Menge zum Theil ſehr ſchöner Equipagen, in zwei Reihen die ſich einander zu begegnen ſcheinen, gedrängt hinter einander, mit 4 und 6 Pferden beſpannt, durch viele Straßen und Plätze durchwinden. Eine Menge Dragoner, Koſaken, Polizeilieutenants wachen über die Ordnung. Keiner Equipage iſt es erlaubt, die Reihe zu verlaſſen oder ſtill zu halten, um die übrigen vorbeifahren zu ſehen. Sie muß entweder mit allen im Zuge bleiben und fortfahren, oder in die Nebenſtraße abbiegen, wenn ſie nach Hauſe fahren will. Zwiſchen beiden Wagenreihen reiten die reichen jungen Männer auf arabiſchen, perſiſchen oder engliſchen wohl dreſſirten Pferden, entweder in Begleitung mehrerer Freunde, oder umgeben von ihren Stallmeiſtern und Jokeys. Die Straßen, durch welche dieſer Wagenzug geht, ſind voll von Fußgängern, alle Fenſter ſind beſetzt, auf allen Balkons ſtehen Gruppen von Neugierigen, und mit freundlicher Miene grüßen ſich die auf den Wegen einander begegnenden Freunde. Nach 7 Uhr fangen die Wagen an auszutreten und nach Hauſe zu fahren. Um 8 Uhr wird es ſchon leer auf den Straßen, die Fußgänger verlieren ſich, und der Tag neigt ſich ſeinem Ende zu. (Mgbl. 1824. N. 87).

In Quito in Südamerika ſieht man am Vorabend des Palmtags fünf weiß gekleidete Figuren durch die Straßen ziehen, denen eine Schaar Kinder unter Abſingung von Kirchengeſängen vorangeht. Jede dieſer Geſtalten trägt eine ungeheure Zuckerhutmütze, von 5 bis 6 Fuß Höhe, von der nach hinten zwei Streifen Leinwand herabhängen, die bisweilen an die Erde anſtreifen. Alle tragen in den Händen Glocken, die ſie von Zeit zu Zeit ertönen laſſen. Ein weißer Kittel, um den Leib durch eine Binde zuſammengehalten und bis auf die Ferſen hinabreichend, bedeckt den übrigen Leib, dieſe Figuren nennt man „heilige Seelen“ (almas santos). Am Palmſonntag Morgens findet die Palmweihe in der Kathedralkirche Statt. Sie iſt überfüllt von Leuten, die an langen Stäben ungeheure Büſchel grüner Gewächſe tragen, aus Palmzweigen, oder auch aus Bananenzweigen beſtehend. Die Blätter der letztern ſind ſehr kunſtfertig in einander geflochten. In derſelben Stadt beſorgen die Mönche des Franciscanerkloſters, die ſeit den letzten Jahrhunderten in Europa ſelten gewordene Eſelsproceſſion. Die Geiſtlichkeit dieſes Ordens hält unter Geſängen, mit Palmzweigen in den Händen, den Umzug. Auf einem Eſel iſt eine Chriſtum vorſtellende Puppe ſitzend angebracht, welche von zwei, zu beiden Seiten neben dem Eſel einhergehenden Männern vor dem Herunterfallen geſchützt und ſtets im Gleichgewicht erhalten wird. Dieſer Eſel iſt aber nicht der einzige Palmeſel der guten Stadt, denn auch die Clariſſerinnen haben den ihrigen, neben welchem ſie in ihrer Kirche niederknieen und Gebete herſagen. Eine zweite Proceſſion, anſehnlicher als die erſte, geht am Abend dieſes Tages von San Francisco aus. Voran dem Zuge ſchreitet eine Anzahl Männer, die an langen Stäben Laternen tragen, von denen zwei, die den übrigen vorausgehen, die Geſtalt von Sternen haben. Dann folgen zwei Figuren, den Evangeliſten Johannes und die heilige Magdalena vorſtellend, dann drei „heilige Seelen“, deren mittlere, um einen Kopf größer als die andere, eine lange weiße Schleppe hat, die von einem Kinde getragen wird, das als Engel gekleidet iſt, auch zwei große Flügel hat. Dieſe drei Figuren wechſeln mit einander im Geläute der Glocken ab, die ſie in Händen tragen. Eine Anzahl Frauen folgen paarweiſe, jede eine Kerze in der Hand. Hinter ihnen abermals drei „heilige Seelen“, von denen wieder die mittlere größer als die andern; dieſe jedoch ſchwarz gekleidet, mit langen Stoßdegen an der Seite. Ihnen folgen auf dem Fuße paarweiſe — die Barbiere der Stadt, entblößten Hauptes, in einem ſchwarzen Gewande, das der Länge nach in Falten gelegt iſt, die übrige Kleidung beſteht in einer kurzen Hoſe, ohne Schuhe und Strümpfe. Jeder von ihnen ſchwingt ein Rauchfaß oder vielmehr eine ſilberne Pfanne, die an zwei Ketten von gleichem Metalle hängt. Hinter ihnen eine ungeheure Tragbahre von vergoldetem Holze, mit einem Thronhimmel und mit Lampen, Spiegeln und Heiligenbildern behangen, unter denen der Heiland, welcher von Kopf bis zu Fuß mit einem langen, ganz mit Gold überſtickten Gewande bekleidet, das Kreuz auf der Schulter tragend. Hinter ihm Simon von Cyrene, der das Kreuz nur mit einer Hand berührt, anſtatt, wie es gewöhnlich dargeſtellt wird, dem Erlöſer das Kreuz tragen zu helfen. Frauen, mit Kerzen in der Hand, folgen dieſer Tragbahre, deren zwanzig Träger unter ihrer Laſt gebückt einherkeuchen; dann kommt der Polizeipräfect mit einer großen Schiffslaterne, inmitten zweier Franciscaner; hierauf unſere liebe Frau von den ſieben Schmerzen, im blauſammtnen Gewande, das mit goldenen Sternen beſäet iſt, wie es ſich für eine Himmelskönigin ziemt; endlich zwei Magdalenen. In gewiſſen Zwiſchenräumen ſtehen Gruppen von ſpielenden Muſikanten. (Ausl. 1832, N. 275. 276).

Der Palmſonntag

hat ſeinen Namen bekanntlich der Palmproceſſion zu verdanken, welche an demſelben in den Kirchen, zur Erinnerung an den Einzug Chriſti in Jeruſalem kurz vor dem Paſchabfeſte, Statt findet, denn während deſſelben ſtreute das begeiſterte Volk unter Hoſiannaruf Palmen auf den Weg. Da die Palme ein Siegesſymbol*) iſt, ſo paßte ſie vollkommen zu dieſer Feierlichkeit, für deren hiſtoriſche Beglaubigung wir aber keinen andern Zeugen aufführen können, als den Bericht des Evangeliſten, demzufolge eine ſehr große Schaar ſich dem Zuge anſchloß, was auf eine große Popularität ſchließen läßt; demungeachtet aber war Jeſus nach wenigen Tagen ſelbſt der wachſamen, mit Argusaugen ſpähenden Behörde ſo unbekannt, daß ſie erſt eines von Judas gegebenen Zeichens bedurfte, um zu wiſſen, wer von den Zwölfen — die außer Judas die Geſellſchaft in Gethſemane an jenem Abend, wo Jeſus ſein Abſchiedsmahl hielt, bildeten — der Mann ſey, auf den ſie fahnden ließ. Die Phariſäer ſollten dem Einzug Jeſu, dem daſſelbe Volk, über deſſen Gleichgültigkeit gegen die Lehren Jeſu ſo oft geklagt wird, wie einem Herrſcher huldigt, ruhig beigewohnt haben? und wie ſtimmt der Ausruf: „Hoſianna, dem König von Iſrael!“ mit der Verſicherung Jeſu: ſein Reich ſey nicht von dieſer Welt? Auch möchte, Matth. 21, 2—5., wegen der zwei Eſel, auf welchen Jeſus reitet (auf der Stute und ihrem Füllen) auf Zachar. 9, 9. Rückſicht genommen ſeyn, doch nur — damit die Schrift erfüllt werde. Erwägt man, daß in Indien im Monat Phalguni (März) noch jetzt, wie ehedem in Attika, ein Palmenfeſt gleichzeitig mit einer Phallusproceſſion Statt findet; ferner, daß bei eintretendem Frühlinge zu Tyrus in Phönizien und in Judäa (hier in der Stadt Eſthael) man eine Palme verbrannte*), in dem benachbarten Troas und Lampſacus aber dem Priap und dem hyperboräiſchen**) Apoll Eſel***) geopfert wurden, nicht als dieſen Göttern feindliche Thiere, ſondern weil ſie deren befruchtende Thätigkeit verbildlichen (Ezech. 23, 20.); endlich auch Hyde (Rel. vet. Persar. p. 249) von einem im Frühlingsanfang in Perſien üblichen Eſelsritt mit Vortragen von Palmenzweigen erwähnt, ſo wird der Unbefangene wohl zugeben müſſen, daß das chriſtliche Feſt aus einem heidniſchen Naturfeſte hervorgegangen, und, wie immer, auch dieſes auf eine geſchichtliche Begebenheit bezogen wurde. Ueber den Eſelcultus der Juden, mit welchen die erſten Chriſten von den Römern verwechſelt wurden, wurde zur Zeit Tertullians (Apol. c. 16) nicht wenig geſpottet, ohne daß jedoch von der Kirche davon Notiz genommen wurde, denn der asinus sacra portans aus dem Cultus der phrygiſchen Cybele, den Apulejus in dieſer prieſterlichen Thätigkeit in den Iſisproceſſionen zu Rom wiederfand, iſt bis heute in ſeinem alten Verhältniß zur Kirche verblieben. Noch jetzt hält der Papſt alle feierlichen Einzüge auf einem Eſel. So geſchah es noch beim Einzuge Pius VII. in Paris; und das Halle'ſche Stadtwappen bezeugt, daß die feierlichen Einzüge der Biſchöfe im Mittelalter ebenfalls auf einem Eſel Statt fanden. Als Gregor der Große die Ceremonie des Palmeſels einführte, hatte er den Eſel auf Chriſtum bezogen, „welcher die Stimme des Teufels nicht hört" (Comm. in Job. 30, 18.). Mir ſey indeß geſtattet, in der Palme, wie in dem Eſel, nach der Vorſtellung des Alterthums das aus der Thierwelt und aus dem Pflanzenreiche entlehnte Symbol der den Tod (die Dämonen der Unfruchtbarkeit) überwindenden Reproductionskraft zu erblicken. In der Charwoche ſchließt mit dem Todestag Chriſti das alte Jahr ab, und zugleich mit dem Auferſtehungsfeſt des Erlöſers wird das Auferſtehungsfeſt der Natur gefeiert. Die Palme iſt alſo hier, wie in der Hand der Auserwählten, die für Chriſtum in den Tod gingen, das tröſtende Zeichen der Wiedergeburt, des Sieges über die Vernichtung in der — Paſſionswoche, wo ſich die Gläubigen mit der Erinnerung an den Tod Jeſu beſchäftigen. Die morgenländiſche Kirche hat den Eſel aufgegeben und nur die Palme behalten. In der That wird zu Moskau die Palmſonntagsproceſſion noch am feierlichſten ausgeſtattet. Um 4 Uhr Morgens verkündet das Läuten mit allen Glocken vom Kremel herab, daß es Zeit ſey, ſich zur Proceſſion zu verſammeln. Alles ſtrömt nun mit ſeinen am geſtrigen Tage gekauften Palmzweigen in den Kremel und in die Kathedrale, wo nach einem feierlichen Gottesdienſte ein zahlreicher Umgang über den Kremel ꝛc. gehalten wird. Dieſe Proceſſion iſt nur durch ihre Unordnung auffallend. Im bunten Haufen drängt ſich eine Menge Volks um einige Hunderte paarweis gehende Popen, deren voller Ornat dem fremden Auge Stoff zu mancherlei Betrachtungen gibt, herum, ohne Andacht, ohne Gebet, ohne Geſang, bloß bewundernd die ſchweren, aus Goldblech und gediegenem Silber gemachten Fahnen, oder ſich tief verbeugend, unaufhörlich kreuzigend und ſtumm anſtaunend die vorgetragenen Kreuze, Bilder, Bücher, Särge, Reliquien ꝛc. (Mgbl. 1824, N. 87). Selbſt in dem proteſtantiſchen England beſteht noch jetzt als ein Ueberreſt katholiſcher Gebräuche die Sitte, am Palmſonntage als Surrogat für Palmblätter Weidenzweige zu kaufen, die aber nicht mehr zu kirchlichem Zwecke dienen, man behandelt ſie nur als Modeſache, ſteckt ſie ſich an den Hut oder in's Knopfloch; und in Coventgarden zu London, wie auf den Hauptmärkten, wird man am Tage vor Palmſonntag zu jeder Stunde dienſtfertige Weiber finden, welche „Palmen“, wie ſie die Zweige nennen, den Vorübergehenden zum Kaufe anbieten, aber die Nachfrage wird jedes Jahr ſpärlicher. Unter zehn Käufern iſt kaum einer, welcher Aufſchluß geben könnte, warum er kauft, es iſt eben nur die Macht der Gewohnheit und des Herkommens. Nicht wenige unter ihnen glauben ſogar, echte Palmen eingekauft zu haben, und wundern ſich daher baß, wenn man ihnen ſagt, daß ſie noch nie eine Palme zu Geſichte bekommen hätten.

---

*) Urſprünglich des Sieges über den Tod, inſofern der phallus erectus mit der ſchlanken Palme einige Aehnlichkeit hat. Darum wird die Palme noch jetzt im Oriente bei Hochzeitsfeierlichkeiten im Pompe vorgetragen (Hammer Wien. Jhrb. 1818, III. S. 151.) Schon der Name (παλάμη, palma) ſpielt auf die Abſtammung vom Phallus (palus) an. Den Sieg über den Tod durch neue Zeugungen deutete die chriſtliche Zeit freilich nicht mehr aus der Palme heraus, aber unbekannt konnte es ihr nicht geweſen ſeyn, denn ſchon Johannes gab die Palme den Martyrern (Apok. 7, 9.) in die Hand, die durch den Tod ins ewige Leben eingehen. Zeit und Zeugung ſind in der Idee Eins, ſo wurde die Palme auch Jahrſymbol, die im Frühlingsanfang als Sinnbild der ſterbenden Zeit verbrannt wurde; weil aber die Zeit nur ſcheinbar ſtirbt, ſo heißt die Palme: Phönix (φοῖνιξ), wie der Vogel, der aus dem Scheiterhaufen verjüngt aufſteigt, und der Phönicier hatte von dieſem Palmencultus, wie jene Stadt (Richt. 20, 33.), den Namen erhalten.

---

*) Auf den Zuſammenhang der Palmſonntagspalme mit dieſem Ritus läßt der Umſtand ſchließen, daß die Aſche, welche dem Aſchermittwoch den Namen gab, aus den am vorigen Palmſonntag geweihten und verbrannten Palmzweigen bereitet wird.

**) Hyperboräus heißt der Sonnengott, wenn er im Frühling in das nördliche Hemiſphär heraufzieht.

***) Auch Jehovah verlangt zur Zeit des Paſcha ſeine Tödtung (2. Moſ. 13, 13.), oder deſſen Auslöſung durch ein Schaf (V. 14.)

Die Palmenweihe in der päpſtlichen Kapelle.

Nachdem die Kardinäle und ſuburbicariſchen Biſchöfe ſich mit dem Amictus *) bekleidet haben, dem Chorhemde, über ein anderes mit engen Aermeln den langen Chorrock, ſammt dem mit drei Tannenzapfen in lothrechter Linie gezierten Formalium **) — zur Unterſcheidung vom Papſt, welcher es in dreieckiger Form trägt — die Prieſter mit dem Meßgewande, die Diacone mit violetten übergeworfenen Meßgewändern, ſo fängt die Weihe der Zweige auf folgende Art an.

Die Palmen ſind gegen die Mauer auf die Seite gelehnt, wo das Evangelium geleſen wird. Zwei Buſſolanti ***) bewachen dieſelben, nebſt dem Haushofmeiſter des

---

*) Ein leinenes, geweihtes Tuch, das der Prieſter anlegt, wenn er Meſſe leſen will. Es hat daſſelbe folgende Deutungen: Amictus, quo et collum stringitur, et pectus tegitur, interioris hominis castitatem designat, tegit enim cor, ne vanitates cogitet; stringit etiam collum, ne inde ad linguam transeat mendacium. (Amalarius, de Eccles. Offic. II. c. 17).

**) Ein goldenes mit Edelſteinen geziertes Haft, eine Schnalle, Fibulatorium, auch Firmaculum genannt (Du fresne Glossar. III. p. 632.)

***) Ehrentitel eines Thürſtehers, der, wenn der Papſt in der Porte-Chaiſe getragen wird, die Thüre öffnet und ſchließt.

Papſtes und einem Kammerdiener. Auf dem Altar, zwiſchen den Leuchtern, ſind 7 Palmenzweige aufgeſtellt, und rückwärts, auf der Seite der Epiſtel, noch mehrere von verſchiedener Form *). Die kleinſte Palme von den drei ausgezeichnetſten wird von dem zweiten Ceremonien-Meiſter, dem Sacriſtan, und die beiden andern dem Diacon und dem Subdiacon überreicht.

Dieſe drei ſteigen nun auf die erſte Stufe des Stuhls, wo ſie niederknien, in der Mitte der Sacriſtan im Chorrock. Der Papſt lieſt hierauf die durch das Rituale vorgeſchriebenen Gebete ab **), weiht dann die Palmen und beräuchert ſie dreimal.

Nach der Weihe präſentirt der Gouverneur die eine Palme dem älteſten Kardinal und Biſchof, welcher ſie dem Papſt gibt. Dieſer reicht dieſelbe dem Kardinal-Diacon, welcher ſie dem Mundſchenken gibt. Die zweite Palme reicht ein Mundſchenk dem Senator. Dieſer hält dieſelbe während der ganzen Ceremonie. Sodann bedeckt der Ceremonienmeiſter die Knie des Papſtes mit einem reichgeſtickten Schleier. Nun erhalten die Kardinäle alle Zweige von der Hand des Kirchenoberhauptes. Sie küſſen die Zweige, die Hand und das rechte Knie, verbeugen ſich, treten zurück auf ihre Plätze und übergeben die Palme ihren Schleppenträgern. Ebenſo verfahren bei dieſer Ceremonie die Patriarchen, Erzbiſchöfe, Biſchöfe. Es folgen ſodann die Aebte mit der Mitra, die Ponitentiäre von der Peterskirche u. a. Darauf folgen der Gouverneur, der Connetable, der Schatzmeiſter ꝛc., die Geſandten und andere fremde Standesperſonen, die bei dem **Major do-**

---

*) Die Palmzweige haben 5–6 Fuß Länge. Die Blätter ſind künſtlich geflochten, ſo daß ſie einem langen Strohwiſch ähnlicher ſind, als einem Palmzweig. Der ſtärkere Theil iſt mehr oder weniger verziert, je nach dem Rang des Empfängers, allein die Geringern, plebs catholica, bekommen bloß Lorbeerzweige. (Da nach der Vorſtellung der Alten auch der Lorbeer ein Schutzmittel gegen die Dämonen war, ſo iſt indeß auch bei dieſem der Zweck erreicht, den das Volk mit den Palmzweigen verbindet.)

**) In dieſen Gebeten iſt vorzüglich berührt der Ruhm der Triumphs Jeſu, und die Größe ſeiner Gnade.

mus eingeſchrieben ſind. So legt ſich auch hier ein Rangunterſchied zur Schau in der Annäherung an die geheiligte Perſon des Papſtes. Der päpſtliche Hofſtaat und das weltliche Gefolge iſt dabei in die ſtrengſte Rangordnung abgetheilt.

Nun werden die Zweige vertheilt, der von zwei Altiſten aus der päpſtlichen Kapelle geſungene Choral: Pueri Hebraeorum *) ertönt, und das Hosanna in excelsis, Hosanna Filio David! **).

Darauf wäſcht der Papſt ſich die Hände, wozu ihm der Würdigſte unter den Anweſenden, der Connetable, das Becken reicht, der älteſte Kardinal aber das Handtuch.

Hierauf ſagt der Papſt: Dominus vobiscum und Oremus, auf welches die Vorſänger antworten. Er wirft den Weihrauch, welchen ihm der erſte Kardinal-Prieſter darreicht, in das Rauchfaß, welches der älteſte Unterſchriften-Bewahrer hält; der letzte Auditor der Rota in der Dalmatica nimmt das Kreuz und geht an die Stufen des Throns. Nun ſingt der erſte aſſiſtirende Diacon die alte Formel: Procedamus in pace; der Chor antwortet: In nomine Christi. Amen! Darauf geht die Proceſſion, der Papſt, die Mitra auf dem Haupte, in der Sänfte, von 12 Stallbedienten getragen, unter einem Kirchenhimmel, getragen von den 8 Referendaren der Kirche, während geſungen wird: Quum adpropinquaret etc. durch die Sala Regia hindurch nach der Sixtiniſchen Kapelle, wo der Geſang angeſtimmt wird: Gloria, laus et honor etc. ***).

Darauf wird in der Kapelle Meſſe geleſen und das

---

*) Er ſoll das Zujauchzen der Kinder Iſrael beim Einzug des Erlöſers in Jeruſalem bedeuten.

**) Ein Ruf der Freude, welchen man am Laubhüttenfeſt zu wiederholen pflegte, und dabei Baumzweige ſich entgegenhielt.

***) Dieſe Hymne ſoll Theodolf, Biſchof von Orleans gedichtet haben, und zwar während ſeiner Gefangenſchaft, zu Agres. Er war nämlich mit ſeinen Brüdern der Verſchwörung gegen ihren Vetter Ludwig den Frommen verdächtig. Während dieſer einſt in Prozeſſion am Palmſonntag an ſeinem Gefängniß vorbeiging, ſang Theodolf dieſe Hymne, welche dem frommen Fürſten ſo wohl gefiel, daß ſie ihm die Freiheit verſchaffte. Sirmondi Op. varia, Par. 1675.

Offertorium geſungen. Nach geendigter Function aber trägt jeder ſeine erhaltene Palme nach Hauſe, um ſie entweder an der Seite ſeines Bettes aufzubewahren oder vor das Fenſter zu ſtellen, um ſich gegen widrige Zufälle zu ſichern.

Zwei größere Palmen aber, welche auf dem Altar liegen bleiben, werden bis zum Himmelfahrtsfeſte Chriſti aufbewahrt und auf das „Bett der Zierden“ (lectus paramentorum) gelegt. Jedermann bewahrt ſeine Palmen ſo lange als möglich auf.

Ehedem war es im Gebrauche, den Fürſten geweihte Palmzweige zu ſchwenken. Dieß that z. B. Johann VIII. mit Karl dem Kahlen, Papſt Cöleſtin mit Philipp II., Sohn Ludwigs VII. Aehnliche Palmenvertheilungen fanden auch am Hofe von Byzanz Statt, an die Senatoren und Hofbeamten durch den Kaiſer, eingeſegnet vom Patriarchen *). Nach katholiſchem Lehrbegriff und Deutung hat die Palmenaustheilung, außerdem, daß ſie den feierlichen Einzug Chriſti in Jeruſalem verſinnbildet, vorzüglich Beziehung auf den Eintritt der Gläubigen und Erwählten in den Himmel mit dem Erlöſer nach dem allgemeinen Gericht. (Die Palme ſoll, wie die Palme der Märtyrer, den Sieg über den Verſucher andeuten, gegen den jeder rüſtige Streiter Chriſti während ſeines Erdenlebens kämpfen muß). Dieſe Allegorie drückt ſich auch in dem, aus geiſtlichem und weltlichem Gefolge beſtehenden Zuge aus, welcher aus der Sixtiniſchen Kapelle in die Pauliniſche unternommen wird, wenn die oben beſchriebene Ceremonie vollendet iſt. Dieſer Zug ſoll eben die Wanderung frommer Gläubigen in die Heimat des ewigen Friedens vordeuten, denn die Palme iſt nicht nur Sieges-, ſondern auch Friedensſymbol.

---

*) Constantin. Porphyrogenit. de caerimoniis aul. Byzant. c. 31. p. 100.

Weitere kirchliche Verrichtungen in Rom am Palmſonntag.

Um halb vier Uhr begibt ſich der Großpönitentiär in das päpſtliche Bußgericht nach St. Johann von Lateran, ſetzt ſich ohne Chormantel, mit der viereckigen Cardinalsmütze bekleidet und einen langen Stab in der Hand, nieder, und ſchlägt damit zuerſt die Prälaten, dann die übrigen Anweſenden, welche gekommen ſind, ſich den päpſtlichen Ablaß zu holen, der für dieſe Handlung der Demuth gewährt wird, leicht auf den Kopf. Wenn ſich Niemand mehr im Beichtſtuhl befindet, entfernt er ſich unter Dankſagungen gegen die Prälaten, die ihn begleitet haben, um dieſelbe Ceremonie am Mittwoch in Sta. Maria-Maggiore und am Charfreitag in St. Peter vorzunehmen.

Die Palmeſel-Proceſſion.

Der Einzug Chriſti in Jeruſalem wurde auf folgende Art dargeſtellt. Ein geſchnitzter Salvator ſaß auf einem ſogenannten Palmeſel, der ſtand auf vier Rädern und wurde in Proceſſion umhergezogen. Es wurden ihm ſogenannte Palmzweige untergeſtreut. Dazu ſangen die Schüler:

Scriptum est enim:
Percutiam pastorem,
Et dispergentur oves gregis[*]*.*

In Wien ward, vor Beginn der Proceſſion, der Palmeſel aus dem Gewölbe unter der Kantorei, wo er das Jahr über aufbewahrt ward, heraufgeſchafft. Zuvor wurden die Palmzweige geweiht und ausgetheilt; der Platz, wo dieß geſchah, hieß davon der Palmbühl (eine mäßige Erhebung des Stephansplatzes zwiſchen der vormaligen Magdalenenkirche und dem Stephansdom). In der Mitte war ein Teppich ausgebreitet, rechter Hand ein großes hölzernes Crucifix — welches das Jahr hindurch in der

---

*) Kirchners Hilar. Ev. p. 639

untern Sacriſtei zu hängen pflegte — mit einem blauen Meßgewand umhüllt, zur Linken unter dem Teppich ein langes Polſter: dahin verfügte ſich der Fürſt ſammt dem Klerus und dem Stadtrath; die Diſcantiſten erſchienen in ſchwarzen Kutten und darüber habenden weißen Chorröcken, in der Hand Palmzweige haltend, ebenſo trugen die Domherren Palmzweige. Sobald die Proceſſion am Bühl angekommen war, ſtimmten die Diſcantiſten das „Pueri Hebraeorum" etc. an. Während des Geſanges ſtreuten ſie die Palmzweige aus und zogen die weißen Chorröcke aus. Hernach knieten die Leviten zu dem da liegenden Crucifix nieder, hoben es dreimal auf, jedesmal etwas höher, dazu ſingend: Ecce lignum crucis etc. Hierauf legte ſich der Fürſt, oder wer ſeine Stelle hier vertrat, auf das Polſter, zwiſchen ihm und dem Crucifix das Paſtoral, worauf der Domprobſt, Domdechant oder älteſter Domherr, ihn mit dem Palmrohr dreimal auf den Rücken ſchlug und jedesmal dazu ſprach: „Scriptum est enim percutiam pastorem etc.", zuletzt der Biſchof das: „Postquam autem surrexero etc." Wenn alsdann der Fürſt oder Pontificirende wieder aufgeſtanden war, nahm die Proceſſion wieder ihren Fortgang, und der Domcantor ſang das Hochamt *).

In Salzburg ſtellten ehedem die Nonnen auf dem ſogenannten Nunnberg einen Eſel vor die Kirchthüre, der mit einem Schatz von Edelſteinen bedeckt war, Chriſtus ſelbſt ward mit einem Harniſch von koſtbaren Steinen, einer Ruthe von Zweigen in der Hand, auf dem Eſel reitend vorgeſtellt, und der Zaum, womit er denſelben leitete, ſah wegen der wechſelnden Steine, die an einem Faden angefaßt ſind, einem Roſenkranze ähnlich. (Scheffer, Jahrztb. S. 225).

In der ehemaligen Reichsſtadt Kempten, welche jetzt zu Baiern gehört, war es Jahrhunderte lang am heutigen Tag Sitte, daß der Burgermeiſter und Rath, alle Zünfte und Gewerbe und die ganze Gemeinde beiderlei Geſchlechts mit brennenden Wachskerzen ins fürſtliche Stift hinaus

---

*) Schlager Wiener Skizzen aus dem Mittelalter II. S. 12.

zog, das dem Benedictinerorden gehörte und an das Stadtthor ſtieß, um von hier den ſeit den Zeiten des Abtes Burkhard hier aufgeſtellten Palmeſel abzuholen und in die Stadt zu führen, wo er die Kirche zu St. Mangold mit ſeinem Beſuche beglücken ſollte. Wer wegen eines Verbrechens aus der Stadt verwieſen war, durfte an dieſem Tage zurückkehren, wenn er der Eſelsproceſſion andächtiglich beiwohnte. Nach vollendetem Gottesdienſte führte man den Eſel in feierlicher Proceſſion in das Stift zurück. Allein nichts dauert ewig. Im Jahre 1470 traten unter dem Abt Johann von Reichenau kleine Irrungen ein, die bis 1803 dauerten, wo die bairiſche Regierung, der damals Stift und Stadt zufielen, dieſen Neckereien ein Ende machte. Der genannte Abt verſchloß, als der Zwiſt ausgebrochen war, am nächſten Palmſonntag ſeine Kirche, die Proceſſion erſchien umſonſt, das Volk war in Verzweiflung. Da entſchloß ſich der Magiſtrat, für die Stadtkirche einen eigenen Palmeſel verfertigen zu laſſen, der im nächſten Jahre unter dem Geläute aller Glocken und Abſingen erbaulicher Hymnen öffentlich zum Troſt der Gläubigen erſchien. Aber der Stadteſel ſtarb bald nach Entſtehung der Lutheriſchen Reformation, hingegen der Stiftseſel wurde ſteinalt, denn er überlebte ſeinen jüngern Bruder wohl an die drei hundert Jahre *).

Zu Schwäbiſch-Gmünd wurde noch 1802 die Eſelsproceſſion geſehen. Behängt mit Silber, mit Blumen geſchmückt, wurde das hölzerne Chriſtusbild auf dem ebenfalls geſchmückten Eſel achtſpännig in Begleitung des Magiſtrats und der Kleriſei in die Spitalkirche geführt und dort wieder abgeholt. (Curioſ. VI. S. 371).

Zu Northeim im Fürſtenthum Kalenberg zogen die Mönche mit ihrem Abt durch die Stadt. Auf einem hölzernen Eſel, welchen 4 Knaben in Chorröcken unter dem Läuten aller Glocken in der Stadt umherzogen, ſaß, in ganz beſonderer Kleidung, der jüngſte Pater, der den Erlöſer vorſtellte. Dem Zuge kamen die dortigen Calands-

---

*) Laut hiſt. Curioſitäten II. S. 287.

herren*) entgegen, und die Schüler, Bürger, ſangen Rex gloria dem, der auf dem Eſel ſaß, indem ihm mit den Palmzweigen allerlei Ehrenbezeugungen gemacht wurden. Nach der Proceſſion war Hochamt in der Kloſterkirche. Man wollte den Eſel auch in die Calandskapelle geführt haben, darüber entſtand ein großer Proceß, der an den Erzbiſchof von Mainz, endlich ſogar an den Papſt ging. Julius II. rieth zum Vergleich und bat, den päpſtlichen Stuhl nicht mit dergleichen Sachen zu incommodiren. (Leukfeld Antiq. Northeim. p. 252.). Darüber kam es endlich 1511 zu einem, die Partheien befriedigenden Vergleich.

In Zwickau wurde auch der Eſel mit großem Jubel herumgefahren und in eine Kirche gebracht. Man drängte ſich dazu, den auf Rädern ſtehenden Eſel zu ziehen, weil man meinte, dadurch Vergebung der Sünden zu verdienen. (Schmidt, Zw. Chr. S. 374).

In Leipzig war es ebenſo. (Glaſey. Kern der ſächſiſch. Geſch. S. 984). Am Palmſonntag wurden die Palmen geweiht und der Palmeſel umher gefahren (Meyer Diss. de Dominica Palmar. Gryphisw. 1706).

In Fulda legten fromme Frauen in den Hintern (anum) des in Proceſſion umhergeführten Palmeſels für ihre Kinder die gefärbten Oſtereier, die dadurch ſo gut als geweiht waren (Weikard, Denkw. Frkf. 1802. S. 67).

In Zürich mußten die Metzger ihrem Pfarrer am Palmtag den hölzernen Palmeſel, welcher in der Petrikirche aufbewahrt wurde, in die Kapelle auf den Lindenhof ziehen helfen. (Heß, Geſch. d. Kirche zu St. Peter in Zürich S. 70). Dieſe Proceſſion wurde 1524 abgeſchafft. Indeß blieb die Abgabe dem Pfarrer, welcher noch lange nachher den Metzgern am Aſchermittwoch einen Faſtnachtkuchen ſchenken mußte. Endlich wurde dieſe Gabe in ein Geldgeſchenk verwandelt, gegen welche der Pfarrer ein Gegengeſchenk an Fleiſch erhält. (Moos, hiſt. kirchl. Kalender II. S. 67).

---

*) Auch Kalenderbrüder genannt, eine Geſellſchaft, die am 1ſten jedes Monats ſich zu erbaulichen Unterredungen und frommen Zwecken verſammelte (Mori diss. de fratr. Cal. Frkf. 1692.)

In Verona wurde der h. Eſel noch im 18ten Jahrhundert verehrt (Misson Voyage d'Italie I. p. 164). Nach ſeinem Einzuge zu Jeruſalem ließ, ſo heißt es, der Heiland ſeinem Eſel die Freiheit, zu gehen, wohin er wollte. Er durchſtreifte das gelobte Land, ging dann übers Meer, kam nach Cypern, Sizilien, endlich nach Verona, wo er blieb und ſtarb. Die Veroneſer beweinten ſeinen Tod und ſtopften ihn aus, auch feierten ſie ihm 4mal jährlich ein Feſt. Ueber Miſſons Erzählung aufgebracht, wollten die Mönche von Oliveto den Eſel den Reiſenden gar nicht mehr zeigen (Keißler, neue Reiſ. II, S. 1028) und wurden ärgerlich (Blainville, Reiſ. I, S. 462), wenn man ihn zu ſehen verlangte. Einer aber, der ihn ſah (Wright, Beob. auf Reiſ. S. 467), ſagt: „Dieſer Eſel hat die Größe eines großen Hundes. Auf ſeinem Rücken ſitzt der Heiland, zum Segnen die Hand erhebend. Dieſes hölzerne Schnitzwerk iſt von einem vor 400 Jahren verſtorbenen Mönch gefertigt worden. Der Eſel wurde 3mal aus dem Kloſter entführt, kam aber immer wieder zurück, wie die Mönche erzählten. Jährlich ward er 2mal umhergetragen. In ſeinem Leibe ſollen die Gebeine desjenigen Eſels liegen, welcher aus Paläſtina bis nach Verona ſchwamm, nachdem der Heiland ihn hatte laufen laſſen."

In Antwerpen gingen bei der Palmeſelproceſſion die 12 Apoſtel vor dem reitenden Jeſus her. Der Repräſentant des Heilands mußte, nach einem im Jahr 1487 erfolgten Beſchluſſe, jedesmal ein Pilgrim ſeyn, der eben aus Jeruſalem heimgekehrt war. Die Proceſſion hat ſich bis jetzt erhalten, aber Chriſtus und die Apoſtel ſind verſchwunden. (Diercxsens Antverpia III. p. 134).

In Louvain wurde eine große hölzerne Maſchine, wie die vorhin beſchriebene, die den Heiland als Eſelreiter vorſtellt, am Palmtage in Proceſſion durch die Stadt gezogen. Wer eines der Seile dieſer Maſchine ziehen half, durfte auf Ablaß hoffen, daher ſich ſehr Viele hinzudrängten, um nur das Ende eines ſolchen Seiles zu erhaſchen. Die Folge war Streit, der in Thätlichkeiten überging.

In Tirlemont erreichte dieſe Ceremonie den Gipfel des Lächerlichen. Den Anfang machten die 12 Apoſtel als

Scaramuze verkleidet. Eine überaus hohe ſchwarze Perücke war die Kopfzier, und ein ſtattlicher Bocksbart hing vom Kinn herab. Nur Judas trug eine rothe Perücke. Der Eſelreiter hielt in der Hand einen Palmzweig, welcher mit Feigen, Roſinen und Oblaten belaſtet war, um die ſich die Straßenjugend bewarb, und daher während des Zuges ſie zu erhaſchen ſtrebte. Der Clerus ging dem Sacrament voraus, und begab ſich in einen Garten, welcher den zu Gethſemane erſetzen ſollte. Dort ſang man Hymnen, und jeder Theilnehmer an der Proceſſion ſuchte, mit Begleitung komiſcher Geberden, irgend einen Zug aus der evangeliſchen Geſchichte darzuſtellen, von dem, was ſich unmittelbar vor der Paſſion begeben hatte.

In Brügge war die Palmtagsproceſſion faſt noch komiſcher. Es paradirten hier faſt alle in der Paſſion beſchäftigten Perſonen. Soldaten, mit dem Säbel in der Hand, trugen ſchwere Ketten, an welchen Kugeln von 16 Pfund Gewicht hingen. Jede fromme Brüderſchaft trug ihr eigenes hölzernes Kreuz, 50 Reiter in Unterröcken und auch ſonſt auf burleske Weiſe maskirt, trachteten die Zuſchauer durch groteske Bewegungen und Geberden zu ergötzen. Hierauf folgten alle Mönchsorden, endlich die Clerisei und das heilige Sacrament, umgeben von maskirten Perſonen, die angezündete Fackeln trugen. Die Kapuziner beſaßen das Privilegium, die Kleider zu dieſer Maskerade zu vermiethen. Das Wunderbarſte am Ganzen bleibt aber, daß dieſe Farce noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht abgeſchafft war (Schayes Essai hist. sur les usages etc. des Belges p. 158).

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde alljährlich in Heidelberg eine Palmſonntagsproceſſion gehalten, wozu die Acteurs aus den Ständen des katholiſchen Gymnaſiums geworben wurden. In einem Umkreiſe von mehr als zehn Meilen ſchickten ſich Proteſtanten wie Katholiken an, der Feierlichkeit beizuwohnen. Erſtere freilich nur von der Schauluſt angelockt. Schon am Vorabend ſtrömten Fremde zu Waſſer und zu Lande, zu Fuß und zu Roß, auf Bauerwagen und in Karroſſen, von allen Ständen und Trachten, aus allen Gegenden und Richtungen der Stadt zu. Noch während der Nacht, mehr noch mit dem Anbruche des Sonntags, vermehrte ſich die Zahl der Ankömmlinge von Stunde zu Stunde. Mit dem Glockenſchlag Zwei ſetzte ſich die Proceſſion von der ehemaligen Jeſuitenkirche (der jetzigen katholiſchen Pfarrkirche) in Bewegung, und durchzog die Hauptſtraße der Stadt mit langſamer Feierlichkeit. Den Zug eröffnete ein Chor Muſikanten mit Blasinſtrumenten, auf welchen ſie geiſtliche Lieder ſpielten. Dann folgten die verſchiedenen Vorſtellungen nach gewiſſen Abtheilungen. Ein gratis vertheiltes gedrucktes Verzeichniß derſelben mit beigefügter Erklärung gab von dem Sinn und der Bedeutung derſelben Rechenſchaft. Alles, was im Alten Teſtament für Vorbild gilt, wurde mit in den Kreis der Vorſtellungen gezogen. Zuerſt trat Adam auf, noch im Stande der Unſchuld; doch deutete ſchon ein Baum, den er in der Hand trug, und auf dem das Bildniß einer Schlange war, auf ſeinen Fall. Dann kam er in Trauerkleidern, und eine von ihm gehaltene, mit Flor behangene Erdkugel, die er hielt, verkündete den über ihn ausgeſprochenen Fluch nach ſeinem Falle, ſo wie ein Engel mit einem Flammenſchwert hinter ihm, ſeine Vertreibung aus dem Paradieſe. Nach ihm kamen ſeine Söhne Abel und Kain, jener in der Tracht eines arkadiſchen Schäfers, dieſer in Schafpelz gehüllt, mit einer furchtbaren Keule, die er von Zeit zu Zeit ſchwang, als wollte er eben den vor ihm gehenden Bruder erſchlagen. Nach dieſen führte Abraham ſeinen Sohn zum Opferaltar, mit einem gezückten Schwerte in der Rechten; an deſſen Spitze war ein Band befeſtigt, an welchem ein hinter ihm gehender Engel es zurück hielt, damit er keinen Gebrauch davon machte. Unter andern ſah man König David in einem mit Purpur und Hermelin beſetzten Königsgewand und einer Harfe; den Propheten Jonas, in einem großen hölzernen Wallfiſche auf dem Bauche liegend, mit dem Kopfe und der Bruſt vorſchauend und Hymnen ſingend, Daniel in der Löwengrube u. ſ. w. Die beiden Letztern wurden von Bauern getragen. Nach dieſen Vorbildern erſchien Jeſus ſelbſt; zuerſt unter einem mit abgebildeten Roſen, und dann unter einem mit abgebildeten

Lilien gezierten Baldachin. Jenes nannte man Jeſus in der Roſe, dieſes Jeſus in der Lilie*). Die Scene wechſelte; nun ſah man den Erlöſer der Menſchen mit Ketten beladen, von geharniſchten Kriegsknechten zum Verhör, und gleich darauf mit einem Kreuz auf der Schulter, das ihm Simon von Cyrene tragen half, zum Richtplatz führen. Fromme Büßende, vom Kopf bis an die Füße verhüllt, ſchleiften nach ihm Kreuze über das Straßenpflaſter. Ihnen nach ritt Longin; ein Speer in der Hand bezeichnete ihn als den, welcher die Seite des Gekreuzigten durchſtach. Ein Katafalk mit dem darin liegenden Bildniſſe Jeſu, die eine Trauermuſik begleitete, endigte die Vorſtellungen, an die eine lange Reihe Andächtiger beiderlei Geſchlechts, betend oder ſingend, ſich anſchloß. An den verſchiedenen katholiſchen Kirchen waren Altäre errichtet. Kam der Zug hier an, ſo hielt er ſtille, und es wurde ein feierliches Hochamt gehalten. (Baur, hiſt. Raritäten III, S. 223 ff.).

Der krumme Mittwoch

hat ſeinen Namen davon, weil es bei der Gefangennehmung Chriſti krumm hergegangen. (Scheffer, Jahrzeitungsb. S. 229).

An dieſem Tage wird zu Rom in der Sixtiniſchen Kapelle das „**Miserere**“ (der 57. Pſalm, componirt von Gregorio Allegri) geſungen**). Die tiefen, feierli-

---

*) Beide Blumen gehören zu den Empfängnißſymbolen und Attributen der h. Jungfrau.

**) Um ſeiner Berühmtheit willen ſiehe hier eine nähere Beſchreibung aus Eliſe v. d. Recke's Reiſ. d. Ital. II. S. 422: „Um 4 Uhr Nachmittags verſammelten ſich die Cardinäle ſammt den zu Rom anweſenden Fremden in der Sixtiniſchen Kapelle. Dieß herrliche Local hat etwas Hochfeierliches, und ergreift durch effectvolle Dämmerung Links iſt eine Tribune für Perchen Klagetöne ſollen, wie das für dieſe Woche vorgeſchriebene Officium ausdrücklich erklärt, die Furcht

---

ſonen fürſtlichen Rangs. An der Eingangsſeite, ſo wie an der rechten Wand iſt eine vergitterte Abtheilung für die Fremden; oberhalb an dieſer Wand für die Sänger eine mit Fenſtern verſehene Loge, die nur wenig hervortritt, ſo daß ſie gewiſſermaßen verborgen ſind, und die Töne wie aus einer unſichtbaren Region kommen. Den ganzen innern Raum der Kapelle nehmen die Kardinäle ein, in weitem Kreiſe ſitzend; jeder mit einem geiſtlichen Diener, der vor ihm ſitzt auf einer niedern Stufe. In der Tiefe der Kapelle der trauernde Altar, nur mit zwei hohen Wachskerzen beſetzt. Ihm zur Rechten der päpſtliche Thron. Dem Altar zur Linken ein Candelaber mit 12 kleinern Kerzen in einer Reihe, von denen die 12te unangezündet bleibt, weil einer der Zwölfe ein Verräther wurde. Gegen 5 Uhr beginnt der Geſang. Einfache Choräle, von einzelnen Sopran-, Alt- und Baßſtimmen langſam geſungen, bilden die Einleitung. Es folgen zuſammengeſetzte Partien, zwiſchen welchen Pſalmen bald geſprochen, bald geſungen werden, die aber, weil man die Worte nicht vernehmen kann, einen ſtörenden Eindruck machen. Zwiſchen jeder Geſangsabtheilung wird auf dem Candelaber ein Licht nach dem andern ausgelöſcht; endlich verſchwindet auch das letzte Flämmchen, und an den hohen Fenſtern der letzte Abendſchimmer. Tiefe Stille herrſcht einen Augenblick. Dann ruft, wie aus heiliger Nacht, eine Sopranſtimme: **Miserere, Miserere!** Die übrigen Stimmen fallen harmoniſch ein, und es entwickelt ſich ein Wechſel, ein Umſchlingen und Verſchmelzen, ein Sinken und Erbeben der Töne, welches bald das Gemüth in tiefe Rührung auflöſt, bald zur andachtvollſten Stimmung erhebt. Dieſer Trauergeſang iſt im Reiche der Töne, was die Nacht mit ihren Tauſenden von Sternen im Gebiete der Anſchauung iſt.“

der Apoſtel ausdrücken, als Jeſus von den Juden ergriffen ward. Die unterdeß angezündeten Kerzen werden in langen Zwiſchenpauſen nach einander wieder ausgelöſcht, bis zuletzt nur noch Eine brennend bleibt. Die ausgelöſchten deuten die Flucht der Zwölfe an, die unausgelöſchte erinnert an die ſtandhafte Treue der Jungfrau. Bei'm Schluſſe des Geſanges ſtampfen die Cardinäle und ihre Begleiter mit den Füßen, um den Lärm anzudeuten, womit die Juden Jeſum im Garten aufſuchten (Scheffer Jahrzeitb. p. 229).

Der grüne Donnerſtag.

An dieſem Tage trägt der Papſt einen rothen, goldgeſtickten Talar und die ſilberne Mitra, die Cardinäle violette Chormäntel und die Sottana. Während des **Benedictus** werden nach und nach 12 von den auf dem Altare brennenden 13 Kerzen ausgelöſcht; die 13te wird, zur Erinnerung an den Abfall der 12 Apoſtel und die Treue der heil. Jungfrau, unter den Altar geſtellt. Nachher wird das **Miserere** geſungen, darauf folgt das Gebet mit den Anfangsworten: **Respice quae sumus.** Der meſſeleſende Prieſter lieſt knieend und mit entblößtem Haupte dieſes Gebet mit lauter Stimme bis zu den Worten: **qui tecum etc.**; dann läßt er dieſelbe allmählich ſinken bis zum Schluſſe. Sobald das Gebet beendet iſt, fangen die Anweſenden an, mit den Stöcken auf die Sitze und Bänke zu ſchlagen, um die Mißhandlungen des Heilands anſchaulich zu machen. Oft miſchen ſich die Fäuſte in die betäubende Muſik, welche durch Kindergeſchrei noch verſtärkt wird. Endlich hält ein Akolyth die unter den Altar geſtellte Kerze in die Höhe und es erfolgt eine allgemeine Stille.

Nachdem die Meſſe zu Ende, verläßt die Menge die Kirchen und ſtürzt nach dem Petersplatz. Von allen Lippen wird „der Segen!“ gefordert. Schon ſtehen die päpſtlichen Soldaten zu Fuß und zu Roß in Reih und Glied auf dem Platze. Ueber die Colonnade hin ſtrömen Eingeborne und Fremde, welche Eintrittsbillets erhalten haben; das Volk liegt in den Gängen der Baſilika auf den Knieen, der Lärm nimmt mit der Menſchenmaſſe zu, bis plötzlich ein tiefes Schweigen eintritt und ein Freudenruf, eine allgemeine Bewegung, das Nahen des Papſtes verkündigen. Von 12 rothgekleideten Dienern auf einem ſammtenen Throne, unter prächtigem Baldachin getragen, von Cardinälen mit der Mitra auf dem Haupte umgeben, bewegt ſich das Oberhaupt der Kirche unter Vorantritt von Biſchöfen und Prälaten, begleitet von den Schweizern und ſeinen Edelgarden in Parade-Uniform, langſam durch den großen Saal der Baſilika, und gelangt ſo an das große offene Bogenfenſter, welches die „Loge des Segens“ heißt. Dort verlieſt er, immer noch ſitzend, die Tiara auf dem Haupte, die Sündenvergebungsformel *), welche dem

---

*) Sie lautet: „Sancti apostoli, Petrus et Paulus, de quorum potestate et auctoritate confidimus, ipsi intercedant pro nobis ad Dominum! Amen! — Precibus et meritis beatae Mariae semper Virginis, beati Michaelis archangeli, beati Joannis baptistae et sanctorum apostolorum Petri et Pauli et omnium sanctorum; misereatur vestri omnipotens Deus, et dimissis omnibus peccatis vestris perducat vos Jesus Christus ad vitam aeternam! Amen! — Indulgentiam, absolutionem et remissionem omnium peccatorum vestrorum, spatium verae et fructuosae poenitentiae, cor semper poenitens et emendationem vitae, gratiam et consolationem S. Spiritus,

Segen vorangeht. Nachher erhebt er ſich, die Hände gen Himmel gerichtet, und ſpricht „über die Stadt und die Welt“ (urbi et orbi) den Weiheſpruch der göttlichen Gnade: „**Benedicat vos omnipotens Deus, Pater et Filius et Spiritus sanctus! descendat super vos benedictio et maneat semper! Amen!**“ Bei dem Worte „**Benedicat**“ macht er dreimal das Kreuz über das Volk nach den drei Richtungen, zur Rechten, zur Linken und über die Mitte. Bei dem Worte „**descendat**“ erhebt er die Hände gen Himmel und faltet ſie vor der Bruſt. Sodann läßt er ſich nieder, und zwei Kardinal-Diacone leſen, der eine lateiniſch, der andere italieniſch, die vollſtändige Indulgenz vor, worauf die Ablaßzettel unter das Volk vom Balkon geworfen werden, um welche man ſich ſchlägt. Die Artillerie der nahen Engelsburg löst jetzt ihre Kanonen, die Glocken der Peterskirche läuten, alle militäriſchen Inſtrumente werden von den auf dem Platze aufgeſtellten Truppen zu Fuß und zu Pferde gerührt.

Auf dieſe Feierlichkeit folgt die Fußwaſchung. Dieſe Ehre wiederfährt 13 armen Pilgrimen*), welche

---

et finalem perseverantiam in bonis operibus tribuat vobis omnipotens et misericors Dominus! Amen!“

*) In Moskau wäscht der Erzbiſchof 12 Geiſtlichen die Füße (Clarke Travels in Russia, I. p. 55). In London wuſchen ehedem der König und die Königin ſo vielen Bettlern die Füße, als das hohe Paar Jahre zählte (Colsoni le Guide de Londres, p. 33). Schon ein König Alphons von Neapel wuſch am grünen Donnerſtag die Füße ſo vielen Armen, als er ſelbſt Jahre hatte, und wuſch ſie vollſtändig, worauf er ſie trocknete, aus Demuth ein Kreuz auf den rechten Fuß machte, und hierauf ihn küßte. Allen gab er ein weißes Kleid und ein Paar Schuhe, einen Alphonsino

nachher geſpeiſt und dabei vom Papſte bedient werden.

Die Stellvertreter der Apoſtel ſitzen in weißwollener Kutte, den Kopf mit einer weißen Mütze bedeckt, auf einer hohen Bank. Der Papſt tritt durch eine beſondere Thür ein und nimmt auf dem Throne Platz. Hinter ihm prangt eine reiche Tapete mit zwei ungeheuern Löwen, die das päpſtliche Wappen in ihren Klauen halten. In einfacher weißer Tunica nähert ſich dann der Papſt den Stellvertretern der Apoſtel, ſpritzt ihnen etwas Waſſer auf den rechten Fuß, trocknet ihn ab und — küßt ihn. Jetzt ſtrömt das Volk nach der pauliniſchen Kapelle, wo die Apoſtel an einer Tafel das Abend-

---

(Münze), einen Gulden und noch etwas andere Münze. Darauf ließ er an demſelben Tage eine Tafel anrichten, und nachdem er alle dieſe Armen hatte ſitzen laſſen, befahl er, die Speiſen zu bringen. Der König ſtand an der Tafel mit einer Serviette am Halſe und einer Schürze, empfing die Speiſen, welche aus der Küche kamen, und ſetzte ſie ihnen mit dem Weine vor, ſo wie Alles Uebrige, deſſen ſie bedurften, und zwar mit größter Demuth, wollte auch nicht, daß ein Anderer, als er, es ihnen darreichte (Melius Leb. d. Camaldolenſer Ambroſius). Auch die Byzantiniſchen Kaiſer übten etwas Aehnliches. Robert, König von Frankreich, nach der Relation des Mönches Elgald, legte die königl. Inſignieen ab und, bekleidet mit einem Haartuche, vollzog er die Fußwaſchung und trocknete die Füße mit ſeinem eigenen Haar. Auch die Frauen ahmten dieſe Handlung der Demuth nach. So wuſch die heil. Bertha, Aebtiſſin des Kloſters von Valombroſa, den Nonnen an dieſem Tage die Füße. Unter den Responsis des Papſtes Zacharias an den Mainzer Biſchof Bonifaz lautet eine, daß es den Nonnen an dieſem Tag erlaubt ſey, die Fußwaſchung unter einander vorzunehmen, wie die Männer thun.

mahl feiern. Der h. Vater reicht, von ſeinen Kammerherren unterſtützt, den Gäſten ſelbſt die vollen Gläſer hin, nimmt aber keinen Antheil am Schmauſe. Die Geſpeiſten entfernen ſich und nehmen die Ueberreſte der Mahlzeit, das Handtuch, womit ihre Füße abgetrocknet worden, die weißen wollenen Kleider, endlich noch eine ſilberne Denkmunze, die aber nicht viel Werth hat, mit ſich. Ehedem erlaubte man ihnen auch, den ſilbernen Becher in die Taſche zu ſtecken. Jetzt aber bleiben die Trinkſchalen auf der Tafel zum großen Leidweſen der Apoſtel ſtehen. (St. Domingo, Rom wie es iſt, Leipzig 1825). Spuren vom hohen Alter des Fußwaſchens an dieſem Tage findet man ſchon bei Auguſtin (Ep. 119).

Abends wird das **Miserere** nochmals in der Sixtiniſchen Kapelle geſungen, wie am Morgen. Während der **Tenebrae** iſt der päpſtliche Thron ſeines Schmuckes entkleidet und ohne Baldachin, das Kreuz und der Altar ſind ſchwarz verhängt, die Kerzen beſtehen aus gelbem Wachs. Mit Eintritt der Nacht wird das Innere der Baſilika von St. Peter von einem großen Kreuz aus Kupferplatten erleuchtet, das über 20 Fuß mißt und, im Glanze von 666 Lichtern ſtrahlend, vor dem großen Altar hängt.

In Wien wurde am grünen Donnerſtag, ſo wie am vorhergehenden und am darauf folgenden Tage eine ſogenannte „Pumpermette“ gehalten. Zu dieſer pflegte man einen Leuchter in Form eines Triangels mit 15 Kerzen vor den Altar zu ſtellen. Jedesmal, wenn ein Pſalm vollendet war, wurde eine Kerze ausgelöſcht. Dieſe Kerzen repräſentirten die Apoſtel und die drei Marien. In der Domkirche zu St. Stephan ſteckte man ſogar 31 auf, weil bei Endung eines jeden Pſalmes nicht, wie anderswo eine, ſondern ſtets zwei ausgelöſcht wurden; die letztere und oberſte löſchte man nicht aus, denn ſie bedeutete Chriſtum, der nicht als Gott, ſondern nur dem menſchlichen Leibe nach geſtorben, „durch Kraft ſeiner heiligſten Gottheit nach drei Tagen wieder glorreich erſtanden.“ Hierauf folgte jedesmal um den Freithof und in der Kirche herum eine Proceſſion, unter welcher folgender Geſang angeſtimmt wurde:

„Christe audi nos,
Christe salve nos,
Maria sis propitia
Maria dele vitia.
Maria stella lucida
Maria nos ad te voca,
Maria rosa, lilium
Maria placa filium.“

Die Ceremonie der Fußwaſchung ging in folgender Weiſe vor ſich: Vor dem Hochamt, das der Fürſt-Biſchof hielt, ging eine Proceſſion mit dem Venerabile um den Friedhof und in der Kirche herum, der Hochaltar, die Stühle am obern und untern Chor wurden geſchmückt, während des Hochamts die gewöhnliche jährliche heilige Oelweihe vorgenommen. Zu Ende des Hochamts communicirten alle Domherrn, ſammt dem Stadtmagiſtrat. Um 12 Uhr erfolgte die Fußwaſchung mitten in der Kirche in einem dazu aufgerichteten Schranken Dieſe Ceremonie verrichtete der Fürſt, und ſo er verhindert war, der Domprobſt oder Domdechant. Nach der Fußwaſchung, bevor er das Schürztuch ab- und das Pluviale wieder umthat, wurde jedem Domherrn ein von Holz gedrechſelter, inwendig mit weißem Wachs überzogener Becher voll ſpaniſchen Weines mit darauf liegenden zwei Oblaten, — welche mitten in der Kirche in vorbeſagtem Schranken auf einer langen aufgedeckten Tafel zugerichtet ſtehen — ausgetheilt. Wenn aber einige von dem Stadtmagiſtrat, welche ſonſt dieſer Handlung beizuwohnen pflegten, und Damen anweſend waren, ſo wurden von dem Fürſten auch ihnen dergleichen Becher dargereicht. Sobald die Fußwaſchung vollendet war, hielt der gewöhnliche Domprediger die Predigt. Hernach ward eine ſchön zugerichtete, mit kleinen Rädchen unter der Pfarrkirche ſtehende Bühne an den Ort gerückt, wo am Palmtag der Palmeſel geſtanden, auf dieſe Bühne ward der „Oelberg unſeres Herrn ſammt ſeinen Jüngern, ihn dadurch zu verehren,“ angebracht. Um 4 Uhr hielt man die vorerwähnte Pumpermette, hierauf begann die Proceſſion, unter welcher, anſtatt des Oelberges, ein Crucifix auf die obgedachte Bühne geſetzt ward *).

Die Ceremonie der Fußwaſchung,

wie ſie in Wien in unſerer Zeit beobachtet wird.

Im großen Ritterſaal der Hofburg verſammeln ſich am grünen Donnerſtag früh um 9 Uhr die Großen des Reichs, die Repräſentanten der Civil-, Militär- und geiſtlichen Stände, die Großwürdenträger, Kammerherrer, Truchſeſſe, Garden und der ganzen Cortege, wie er die Perſon des Kaiſers umgibt. Tribunen ſind errichtet, welche Zuſchauer aller Klaſſen füllen. Im Fond des Saales ſind zwei lange Tiſche aufgerichtet; auf jedem iſt für 12 Perſonen gedeckt, und jedes dieſer Gedecke beſteht aus einem hölzernen Löffel, ähnlichen Gabeln und Meſſern, einem alterthümlichen grauſteinernen Krug und einem zinnernen großen Pokal. Um 10 Uhr werden durch die großen Pforten 24 Geſtalten hereinge-

---

*) Schlager Wiener Skizzen a. d. Mittelalter II. S. 14.

führt, welche wie Automaten nicken und mit den ſchneeweißen Köpfen ſchütteln. Es ſind 12 Männer und 12 Frauen, die mittelalterlichen Gewänder, in welche die Greiſe und Greiſinnen gewickelt ſind, geben ihnen einen ſeltſamen Anblick. Nachdem die 12 alten Frauen an den Tiſch zur Linken und die 12 Greiſe an den zur Rechten ſich geſetzt, klopfen die Kämmerer dreimal mit ihrem Stab auf den Boden. Die Garden ziehen die Schwerter, allgemeine Stille, alle Blicke richten ſich nach dem Eingang. Der Kaiſer erſcheint, umgeben von den Prinzen und Marſchällen, die Kaiſerin mit einem Gefolge von 12 fürſtlichen Damen. Der Kaiſer ſtellt ſich an die Tafel zu den Greiſen, die Kaiſerin an jene, wo die alten Frauen ſitzen. Nachdem ſie einige Worte mit jedem der Armen gewechſelt, erſcheinen die Truchſeſſe und Edelknaben mit Speiſen, die ſie je zu vier Schüſſeln auf einem Brette tragen; der Kaiſer nimmt eigenhändig die Schüſſeln und trägt ſie Jedem der Armen vor, mit denen er ununterbrochen converſirt. Nachdem die Alten die Suppe gegeſſen haben, nimmt der Kaiſer die Schüſſel wieder ab und ſtellt ſie auf die Bretter, welche die Edelknaben und Truchſeſſe wieder abtragen, um gleich darauf wieder mit neuen Speiſen in derſelben Zahl zu erſcheinen. Abermals verrichtet der Kaiſer dieſelben Aufwärterdienſte bei den 12 Armen, auftragend und abräumend. Viermal wird dieß wiederholt, da jedem Armen 16 Speiſen ſervirt werden. Der Kaiſer verrichtet dabei faſt ganz allein den Dienſt. Nach Beendigung des Mahles — die übriggebliebenen Speiſen ſammt dem Geräthe werden den Armen in's Haus geſchickt — werden die Tiſche abgetragen. Bediente erſcheinen und ziehen jedem der Alten von einem Fuße Schuh und Strumpf ab; ein Geiſtlicher beſteigt eine

Tribune und liest eine Stelle aus dem Evangelium vor, zwei andere Geiſtliche von hohem Range überreichen dem Kaiſer ein goldenes Waſchbecken; der Monarch kniet nieder und wäſcht jedem der 12 Männer den entblößten Fuß, trocknet ihn und küßt ihn mit gebeugtem Haupte. Auf der andern Seite thut die Kaiſerin daſſelbe; doch nur bei Einer der alten Frauen, da jede der Damen ihres Gefolges denſelben Akt der Demuth bei einer der Greiſinnen vollführt. Nachdem die Ceremonie beendet iſt, bindet der Kaiſer, wie die Kaiſerin, einem jeden der Alten einen Beutel, der mit 30 Silbergroſchen gefüllt iſt, um den Hals; ſie grüßen freundlich und verlaſſen den Saal.

Charfreitag

heißt mit Recht der „ſtille Freitag,“ denn vom Donnerſtag Mittag bis zum „Gloria in excelsis“ der Meſſe am Charſamſtag oder „ſtillen Sonnabend“ trauert ganz Rom. Die Glocken ſind verſtummt (wie in allen katholiſchen Ortſchaften), ſelbſt die Uhren verkündigen die Stunden nicht mehr. An ihre Stelle ſind Knaben getreten, welche mit einer Art Schnarre durch die Straßen laufen und die Stunden anzeigen. In den Kirchen findet man kein Weihwaſſer, keinen Weihrauch, auf den Altären keine weißen Kerzen mehr. Man macht nicht mehr das Zeichen des Kreuzes. Der Papſt ertheilt nicht mehr den Segen. Die ſchlaffen Trommeln haben einen dumpfen traurigen Klang.

Da es kein Feſttag, ſondern nur ein Trauertag iſt, ſo iſt kein Stillſtand der Geſchäfte (wie in proteſtantiſchen Ländern), man arbeitet und geht nur am Nachmittag in die Kirche, um die Predigt zu hören und das in der ſchwarzbehängten Kirche aufgeſtellte Grab des Erlöſers zu ſehen.

Morgens beten der Papſt, die Cardinäle, die Biſchöfe und Prälaten vor dem Kreuze in der Sixtiniſchen Kapelle; während dieſer Feierlichkeit wird Paläſtrinas „Improperium“ und der alte Hymnus „Pange“ geſungen.

Mittags verbreitet ſich ein Prediger in einer dreiſtündigen Rede, welche die Leidenszeit einnimmt, über die Worte Jeſu am Kreuze. Dieſe Feier des dreiſtündigen Todeskampfes — daher dieſer Gottesdienſt „Agonia“ geheißen wird — iſt ein vollſtändiges Drama*).

---

*) Ein Reiſender, welcher demſelben in der Kirche St. Andrea delle Tratte beiwohnte, beſchreibt ihn wie folgt: „Der obere Theil der Kirche war in ein Theater umgewandelt, wo gemalte Bäume, Felſen und Geſträuch von Pappe den Calvarienberg — Golgatha — vorſtellen. Nahe dabei hielten in Lebensgröße zwei römiſche Centurionen in militäriſcher Uniform, auf Pferden von Pappe, und ſchwangen ihre papiernen Schwerter. Höher hinan auf dem Berge waren an drei Kreuzen die Figuren von Chriſtus und den beiden Uebelthätern genagelt, und zwar mit ſo genauer Nachahmung der Wirklichkeit, daß ich ſie für Wachsbilder hielt. Wie die Katholiken ſagen, ſo ſprach Chriſtus ſiebenmal am Kreuze, und jedesmal drang der Jungfrau ein Schwert durch's Herz, daher ſie mit ſieben Dolchen in der Bruſt abgemalt, und als „Nostra Signora de' sette dolori“ verehrt wird. Der Gottesdienſt während der „Tre Ore“ oder „Dreiſtundenfeier“ iſt daher in ſieben Acte getheilt, zwiſchen welchen Hymnen abgeſungen werden. In jedem Act wird von einem Prieſter eine der ſieben Betrachtungen über die „sette parole“ oder „ſieben Worte“ vorgeleſen, oder wenigſtens damit angefangen, und ſo lange fortgefahren, bis der Vorleſer vom Prediger unterbrochen

Dieſe ſinnbildliche Erinnerungsfeier des Leidens Chriſti iſt vielleicht nicht erſt von römiſchen Prieſtern erfunden,

---

wird, der bei jeder ihm beliebigen Stelle mit einer ſcheinbar extemporirten Predigt einfällt, die in der That aber, wie man mir ſagte, auswendig gelernt iſt. Ein feiſter Dominicaner eröffnete ſeine ſieben Predigten dießmal mit der Einladung zu kommen, um die letzten Worte Chriſti zu hören, und Zeuge zu ſeyn von ſeinem Todeskampfe. Dann brach er in eine lange Reihe von Anrufungen Chriſti am Kreuze aus, eine unaufhörliche Wiederholung von Interjectionen mit wenigen Metaphern untermiſcht, wie folgendes, was ihm ohne Pauſe aus dem Munde ſtrömte: Jeſus meines Herzens! leidensvoller Jeſus! vielgemarterter Jeſus! dornengekrönter Jeſus! ſüßeſter Jeſus! ꝛc. In ſeiner letzten Rede, die an Heftigkeit im Vortrag und Geberdenſpiel die ſechs vorhergehenden noch übertraf, hörte er nicht auf, Chriſtum dringend um ein Zeichen zu bitten; ſagte dann, Chriſtus habe ihm einen Blick voll Erbarmen gewährt, und bat — nur noch um einen. Endlich war die Rede bis zum rechten Zeitpunkt hinausgeſponnen — die drei Stunden waren vorüber — „Ecco il momento!“ rief er aus — da ſtürzten Alle weinend zur Erde nieder, und ſchluchzten, ächzten und jammerten. Ein lauter Ausbruch des tiefſten Schmerzes erfüllte die Kirche. Nach einiger Zeit rief der Prediger wieder: „Da kommen ſie, um den Leib des Erlöſers zu Grabe zu tragen!“ Und von der Seite der Scene trat ein Haufen Mönche hervor, im ſchwarzen Gewande mit weißen Schärpen um den Leib, und ſtiegen auf einem zwiſchen den Felſen und Büſchen ſich hinwindenden Pfade den Calvarienberg hinauf. Unmöglich aber iſt es, das Jammergeſchrei zu ſchildern, in das die Menge ausbrach, als die Mönche anfingen, den Leib von den Nägeln los zu machen. Es erneuerte ſich bei jedem Ausziehen eines Nagels mit gleicher Heftigkeit, und denn in einer Charfreitagshomilie des Euſebius von Emeſſa († 359) treten der perſonifizirte Hades, der Tod und der Teufel auf, und unterreden ſich über die Kreuzigung des Heilands. Das Trauerſpiel Χριστὸς πάσχων (**Gregor. Naziant. Opp. II. p. 253 sq. Colon. 1690**) iſt, nach dem Prolog zu urtheilen, am Charfreitag — wahrſcheinlich in der Kirche — aufgeführt worden. Da erſt Innocenz III. (1210) die

---

das Schluchzen der Männer gab dem der Weiber nur wenig nach. Fünf Gebete an alle fünf Wunden Chriſti — zuerſt an die Wunde des linken, dann des rechten Fußes, der beiden Hände, und zuletzt an die in der Seite — wurden nun geſprochen. Sie waren wenig von einander verſchieden, und fingen alle mit den Worten an: „Vi adoro, piaga santissima" (ich bete dich an, heiligſte Wunde). Der Leib Chriſti ward von den heiligen Männern, wie der Prediger ſie nannte, auf einer mit künſtlichen Blumen geſchmückten Bahre und mit einem durchſichtigen Schleier bedeckt, den Calvarienberg herabgetragen und vorn auf die Bühne niedergeſetzt, wohin nun das Volk ſich herzudrängte, um die Zehen durch den Schleier zu küſſen und über ihn zu weinen. Von einem Prieſter ward ich mit einigen römiſchen Damen meiner Bekanntſchaft durch einen geheimen Gang hingeführt, und fand bei näherer Beſichtigung, daß der Körper von Pappe verfertigt war, ſehr gut übermalt, mit wirklichem Haar auf dem Haupte, und ſo gut gearbeitet, daß er ſogar noch bei genauer Betrachtung den natürlichen Todesſchmerz ausdrückte, und ganz kürzlich erſt verſchieden zu ſeyn ſchien. Die in der Kirche verſammelten Menſchen waren von jedem Rang und Stande, vom Prinzen bis zum Bettler, jedoch am zahlreichſten aus den — höhern Klaſſen. Einige Damen vom erſten Rang in Rom, die neben mir ſtanden, ſahen höchſt angegriffen und bewegt aus." (Blunt Urſpr. rel. Cerem. d. kath. Kirche, S. 193. Darmſt. 1826).

Aufführung dramatiſcher Spiele in den Kirchen, und zugleich die Schauſpielerei der Geiſtlichen verbot, ſo geht daraus deutlich hervor, daß die Kirche ſelbſt die Geburtsſtätte der geiſtlichen Comödien geweſen ſeyn muß, bis endlich die feierlichen Umzüge durch die Straßen die Aufführung unter freiem Himmel nicht minder geeignet erſcheinen ließen.

Am Abend des Charfreitags wird in Rom ebenfalls in der Sixtiniſchen Kapelle Allegri's **Miserere** geſungen, worauf der Papſt in Begleitung der Cardinäle, der Edelgarden und der Schweizer in die Baſilika von St. Peter hinabſteigt, um die Reliquien des Kreuzes, der Lanze und des Schweißtuches zu verehren, welche auf einer Tribüne an einem der großen Pfeiler des Chors ausgeſtellt ſind. Der Papſt kniet vor ſeinem Betpult am äußerſten Ende des großen Schiffes vor dem ſchwebenden erleuchteten Kreuze über dem Beichtſtuhl des heil. Petrus, deſſen 100 Lampen, die ſonſt das ganze Jahr brennen, ſowie alle übrigen Lichter ausgelöſcht ſind; hinter dem Papſte in einiger Entfernung knieen die Cardinäle auf hölzernen Bänken. Während ſo die Cardinäle beten, iſt die übrige Menge auf verſchiedene Art beſchäftigt. Hier ſitzt ein Prieſter in ſeinem Beichtſtuhl und ertheilt die Abſolution, indem er den zur Rechten mit ſeinem Stabe berührt, und mit dem linken Ohre die Beichte des Sünders anhört und auch ſogleich die Buße auferlegt. Dort auf den Emporkirchen erklären die Domherren der Peterskirche die in ihren reichen Schränken aufgeſtellten Reliquien der umſtehenden Menge. Von Zeit zu Zeit begegnet man an verſchiedenen Orten der Kirche Proceſſionen von Brüderſchaften, deren Glieder von Kopf bis zu den Füßen in lange, leichentuchähnliche Gewänder gehüllt ſind, die nichts, als die hohlen Augen, ſichtbar laſſen. Sie tragen Fackeln in den gefaltenen Händen und umgeben feierlich das Grab des Petrus, um das ſie einen Kreis ſchließen.

Nachdem der Papſt mit den Cardinälen die Kirche verlaſſen, drängt ſich die Menge herzu, um die verſchiedenen Lichteffecte zu bewundern, welche das erleuchtete Kreuz hervorbringt*). Die allein erleuchtete Stelle gleicht einem Zauberkreiſe, und iſt von drei Reihen Bewaffneter umſchloſſen, in deren Hellebarden und Bajonnets die herabfallenden Strahlen des Kreuzes ſich ſpiegeln.

---

*) Lady Morgan (Reiſ. in Ital. c. 21) beklagt, daß die Wirkung dieſer Beleuchtung höchſt unvollkommen ſey, da das Kreuz zu tief herabhängt, und dadurch dem Auge zu nahe kommt; ſo empfindet man nicht nur den Dampf und den Rauch vom Oele, ſondern man bemerkt auch die Geringfügigkeit der Dimenſion des Kreuzes ſelbſt. Würde es in dem ungeheuern Raume des Doms ſelbſt aufgehangen, ſo müßte es bei einer für die Erleuchtung der Kirche verhältnißmäßigen Größe eine herrliche Wirkung hervorbringen, und würde zugleich, an das Kreuz Conſtantins erinnernd, nicht unpaſſend das Wunder andeuten, dem die Kirche ihre Macht verdankt.

Einen Tadel herberer Art ſpricht die Lady aus, indem ſie rügt, daß der Morgen dieſes ernſten Tages, der doch dem Faſten und der Buße geweiht ſeyn ſoll, mit einem prächtigen Mahle beginnt, welches dem Conclave, dem diplomatiſchen Corps und den oberſten Staatsbehörden im Vatican gegeben wird. Als Grund dafür führt man an, daß den Geiſtlichen nach dem Gaſtmahl keine Zeit übrig bleibt, nach Hauſe zurückzukehren (!) Dann entſpräche eine frugale Erfriſchung dem Zwecke beſſer, als das jetzige prächtige Diner, zu welchem alle Fremden von Rang eingeladen werden. Dieß iſt die Vorbereitung für das „Miserere“, welches unmittelbar auf das Deſert in der Sixtiniſchen Kapelle folgt!

(Aus dem Tagebuche eines engl. Reiſenden).

Jeruſalem, am 9. April 1819.

Heute Abend wohnte ich der Charfreitagsfeierlichkeit im heil. Grabe bei. Ich trat in die lateiniſche Kapelle; beinahe alle gegenwärtigen Mönche, die keinen Dienſt verrichteten, trugen über ihren Ordenskleidern eine weiße Tunica. Bald nachher erſchien der Reverendiſſimus und nahm ſeinen Sitz im biſchöflichen Stuhle, wo ihn ſeine Begleiter folgender Maßen ankleideten: weiße Aermel, Tunica, Schürze, ein reich mit Gold geſticktes ſchwarzſammtnes Meßgewand, einen ſchwarzen ebenfalls geſtickten Gürtel, ſchwarzſammtne Biſchofsmütze, ein mit Diamanten beſetztes Kreuz um den Hals, nebſt einem ſilbern vergoldeten Hirtenſtab. Von den acht in dergleichen reichen Gewändern gekleideten Geiſtlichen, die um ihn dienten, trugen Zwei ſilberne Weihkeſſel und Weihrauchfäſſer, Zwei: goldene Hirtenſtäbe, Zwei: ſilberne Urnen mit Roſenwaſſer, und Zwei: die Schleppe des Superiors. Als Alles auf dieſe Art bereit war, wurden die Lichter ausgelöſcht und eine italieniſche Predigt gehalten, worauf die Mönche, Jeder mit einem brennenden Lichte in der Hand und den Chor an der Spitze, den Umgang antraten. Einer der Mönche trug ein Kreuz, woran ein biegſames und mit natürlichen Farben bemaltes, etwa vier Fuß langes Chriſtusbild hing. Gegen den Altar der Kleidervertheilung über hielt der Zug an, wo ein Abbate eine andere italieniſche Predigt hielt. Die nächſte Predigt hielt einer der Mönche in ſpaniſcher Sprache. Die Proceſſion ging dann in die lateiniſche Kapelle auf dem Berg Calvaria, wo der Abbate noch eine Predigt hielt. Das Kreuz wurde vor ihm auf den Boden gelegt, an derſelben Stelle, wo der Erlöſer ans Kreuz geſchlagen worden ſeyn ſoll. Alsdann zogen wir zum Kreuzigungsplatz, einer den Griechen angehörenden, nahe dabei ſtehenden Kapelle, wo das Crucifix auf ſeiner eigentlichen Stelle in die Höhe gerichtet wurde. Hier hielt ein Mönch wieder eine italieniſche Predigt, worauf die Kreuzabnahme ſtattfand. Die abgenommene Dornenkrone wurde in eine goldene Schüſſel gelegt, eine andere goldene Schüſſel nahm die Nägel auf, bei deren Herausziehung man ſich des Hammers und der Zange bediente. Beide Schüſſeln wurden nachher vor der Prozeſſion hergetragen. Bis die Nägel herausgezogen waren, hatte man den Körper mit einer leinenen Binde ans Kreuz befeſtigt, alsdann wurde er in ein leinenes Tuch gelegt, deſſen Ecken vier Mönche trugen, und dem das Crucifix vorangetragen ward. In dieſem Zuſtand ging der Zug nach dem Stein hin, worauf Joſeph von Arimathia, den hier der Reverendiſſimus vorſtellte, den Körper Chriſti geſalbt hatte, und dieſe Feierlichkeit wurde hier dargeſtellt. Der Körper ward auf den Stein gelegt und mit Weihwaſſer gewaſchen, ſodann mit einer Miſchung von Myrrhen und Aloe geſalbt. Einer der Mönche hielt alsdann eine lange Predigt in arabiſcher Sprache. Die ungeheuern Kerzen und ehernen Leuchter, die reichen Gewänder der Prieſter und das große Volksgedränge umher gaben der Feierlichkeit ein gewiſſes Anſehen, obgleich man nicht umhin konnte, über dieſe kindiſche Abgötterei eine Art von Schaam zu empfinden. Die letzte Feierlichkeit beſtand aus der Beerdigung; der Körper wurde in das Leichentuch gewickelt, von vier Perſonen weggetragen und vom Reverendiſſimus ins Grab gelegt. Eine Predigt in ſpaniſcher Sprache bildete den Schluß.

Excurs über das „Paſſionsſpiel" am Charfreitag.

Um das Jahr 1398 vereinigte ſich eine Geſellſchaft von Pariſer Bürgern und Handwerkern zu dem gemeinſamen Zwecke, geiſtliche Schauſpiele aufzuführen. Das Local war das Dorf St. Maur bei Vincennes, weil die Reliquien des Heiligen, von welchem der Ort den Namen führte, viele Fremde dahin lockten. Der erſte dort vorgeſtellte Gegenſtand war die „Paſſion," und hatte anfänglich auch nur am Charfreitag Statt. In Rückſicht auf dieſes ihr erſtes Stück hatte die Geſellſchaft den Namen Confrères de la Passion erhalten. Erſt ſpäter verlegte ſie den Schauplatz von der Straße in die Gebäude, erſt ſpäter wählte ſie auch andere bibliſche Stoffe zur Darſtellung.

wir begnügen uns hier, die erſte Veranlaſſung zu den geiſtlichen Schauſpielen nachgewieſen zu haben. Spanien, welches zuerſt dieſe Erfindung in ſeinen „Auto's" zu einer gewiſſen Kunſtform erhob, hat die Charfreitagsproceſſionen auch am längſten behalten. Die kleinen Städte zahlen einem Armen aus ihrer Mitte 25 Piaſter für die Darſtellung des leidenden Jeſus, und die Mönche verſprechen ihm zu dieſem Kaufpreiſe obenein noch die Seligkeit, falls es ſich zutrüge, daß er unter den Schlägen, die er zum Gedächtniß der Leiden des Erlöſers dulden muß, erliegen ſollte. In der Pfarrkirche verſammelt ſich die Proceſſion. Man läßt den Figuranten in die Sacriſtei kommen, zieht ihm ein violettes Kleid an, umgürtet ihn mit einem dicken Stricke und krönt ihn mit Dornen. Darauf geht er barfuß hinaus, eine Art Joch um den Hals. An jeder Seite deſſelben befeſtigt man ſechs Stricke von der Dicke der Zugſeile für die Pferde. Nun belaſtet man den bezahlten Märtyrer mit einem langen und ſchweren hölzernen Kreuze, und führt ihn ſo durch die ganze Stadt. Sechs Confraters gehen zur Rechten des Parodiſten, und ziehen die ſechs Seile an der rechten Seite des Joches, ſechs andere ebenſo zur Linken. In dieſem Zuſtande wird der Dulder ſo heftig von einer Seite zur andern gezerrt, daß er einmal über das andere zu Boden fällt und ſich den ganzen Leib zerſchlägt. Bald würde er unter der Anſtrengung und Qual erliegen, wenn ihm nicht noch zur rechten Zeit eine Perſon, die den Simon von Cyrene ſpielt, begegnete, um es ihm leichter zu machen. Aber die ſchwache Hülfe, die der Dulder dadurch erhält, verhindert nicht, daß er bei der Rückkehr in die Kirche nicht mehr als halbtodt ſey, von den Martern, welche die als Juden verkleideten Gläubigen ihn erleiden laſſen. Indeß iſt der Erbarmungswürdige ſo ſehr von dem Verdienſte ſeiner Leiden überzeugt, und ſo gewiß, daß ſie ihm zur Seligkeit verhalfen, daß er ſein Weh ohne Klage erträgt. — In den größern Städten gehen dieſer Proceſſion etwa 20 Soldaten voraus, als römiſche Krieger coſtümirt, mit Schild und Lanze bewaffnet. Alle Gerichtshöfe, alle Gewerbe, ſelbſt die von der Kirche ſonſt als unheilig betrachteten Schauſpieler, wohnen der Feierlichkeit bei. In Madrid befindet ſich der König, von ſeinem ganzen Hofe begleitet, bei derſelben. Jeder Herr hat ſeine Diener, welche Kerzen tragen. Alle Zurüſtungen dieſer Proceſſion ſind äußerſt traurig. Die Soldaten marſchiren mit trauerbedeckten Waffen; diejenigen, welche die Inſtrumente dazu ſpielen, ſind ebenfalls in Trauer und maskirt. Die Fahnen und Kreuze ſind mit ſchwarzem Krepp verhüllt; die Trommeln, ſchwarz überzogen, wirbeln Trauermärſche, um den Tod des Heilands zu verkündigen. Was aber zumeiſt die fromme Rührung der Theilnehmer erregt, das ſind die ſchweren Zurichtungen, Gerüſte und Tragbahren, von ſechs Männern getragen, und von gekleideten Bildſäulen, welche das Myſterium der Paſſion vorſtellen, überragt. Jedes Gewerbe hat ſeine Rollen. Die Schneider ſtellen die Gruppe des h. Abendmahls vor; die Gärtner Chriſtus am Oelberg mit den Apoſteln, die am Stamme eines Baumes ſchlafen; die Schuſter Pilatus, mit Chriſto auf dem Balkone ſeines Hauſes erſcheinend, um ihn dem Volke zu zeigen; die Zimmerleute die Abnahme vom Kreuz, die Goldſchmiede die Jungfrau am Stamme des Kreuzes, die Dornenkrone in den Händen; endlich die Kaufmannſchaft und der Adel das h. Grab. Nach dieſen Darſtellungen kommen die Pönitenten, in Spanien Congreganiſten genannt. Sie tragen eine drei Fuß hohe Mütze, von der Form eines Zuckerhuts, mit einem Batiſtſchleier bedeckt, von wo ein Stück vorn über das Geſicht fällt. Ihre Anzahl ſteigt oft auf 400. Mit einer großen weißen Wachskerze, 6 Fuß hoch und wenigſtens 12 — 15 Pfund ſchwer, ziehen ſie einher; Einige tragen ein gewaltiges Kreuz oder auch Trophäen der Paſſion. Dieſe befinden ſich in der Mitte und wandern barfuß, eine große eiſerne Kette ſchleppend. Es verrichten dieſe demüthige Uebung Einige aus wahrhaft frommem Antrieb, Andere als Büßung, und wieder Andere um — ihren Damen zu gefallen, eine Galanterie eigener Art, und unbekannt bei andern Völkern *).

---

*) Baur hiſt. Curioſitäten II. S. 289 f.

Rembaut beſchreibt eine in Brüſſel bis zum Jahre 1695 beſtandene Charfreitagsproceſſion der Brüderſchaft vom Roſenkranz, in ſeinem Bruxelles illustré II. p. 328., wie folgt: Die Proceſſion, welche aus den benachbarten Ortſchaften viele Schauluſtige herbeizog, bewegte ſich aus der ſpaniſchen Kapelle in der Dominikanerkirche nach dem Marktplatz zu. Sie hatte einen reichen Traueranzug. Ein neben der Chorbühne angebrachter, mit ſchwarzem Tuch überzogener Altar, geſchmückt mit in Gold und in Silber geſtickten Emblemen der Paſſionswerkzeuge, und einer großen Anzahl 6 — 7 Fuß hoher ſilberner Leuchter, auf welchen große Wachskerzen brannten, gewährte einen impoſanten Anblick. In die Mitte ward ein Crucifix geſtellt, zur Rechten erhob ſich auf einem tragbaren Piedeſtal das Bild der Schmerzensmutter; zur Linken erblickte man einen Sarg, der mit einem goldverbrämten ſchwarzſeidenen Tuche bedeckt war. Darein legte man den Chriſt. Die Ceremonie begann Nachmittags mit einer in ſpaniſcher Sprache gehaltenen Predigt über die Leiden und den Tod Jeſu, darauf ſtimmte man das Miserere an. Alle Mönche dieſes Kloſters erſchienen, wenn die Predigt zu Ende war, barfuß und in einer mit Gold und Silber verbrämten ſchwarzen Stola, nahmen den Chriſt vom Kreuze und legten ihn in den Sarg. Die eigentliche Proceſſion nahm erſt gegen 5 Uhr ihren Anfang. Ein Reiter mit einem Kreuz eröffnete den Zug. Ihm folgten in Schwarz gekleidete Muſiker, die auf ihren Inſtrumenten eine Trauerſymphonie anſtimmten. Ihnen folgten mehrere Perſonen mit den Leidenswerkzeugen. Jedem Inſtrument ging ein Edelmann mit ſeinen Pagen und der Dienerſchaft voraus. Sodann erſchien die Schmerzensmutter, in mit Gold und Silber verbrämten ſchwarzen Stoff gehüllt. Sie wurde von 16 Mönchen getragen, andere 8 Mönche trugen den Sarg. Eine Escorte bewaffneter Soldaten umgab denſelben zu beiden Seiten. Als der Zug auf dem Königsplatz angekommen war, wurde der Sarg und die Jungfrau in ein Repoſitorium, das dort dem alten Hofgebäude gegenüber in Bereitſchaft ſtand, niedergelegt, um am Oſtertage den Chriſtus und die Jungfrau, ihrer Haft entlaſſen, wieder dem jubelnden Volke zu zeigen. Schlager beſchreibt in ſeinen „Wiener Skizzen aus dem Mittelalter" (II, S. 16 ff.) das ehemals in Wien am Charfreitag übliche Paſſionsſpiel wie folgt: „Während des Gottesdienſtes ward in der Kirche auf der Bühne, auf welche am vorigen Tage das Crucifix geſtellt worden, von den Steuerbeamten der Stadt die Leidensgeſchichte in „von uralten Zeiten her verfaßten Reimen" dem Volke vorgetragen, doch iſt dieſe „Comedie" ſo eingerichtet, daß ſie ſtellenweiſe „interrumpirt" wird, worauf die Proceſſion mit dem Hochwürdigen zum heiligen Grab folgt, ſo von den Domherren, Cavalieren, Damen und dem ganzen Magiſtrat, ſammt „allen der Brüderſchaft Corporis Christi einverleibten Brüdern und Schweſtern, welche alle brennende Fackeln in den Händen tragen," begleitet wird. Es wird auch nach dem Hochwürdigen auf einer Tragbahre von 4 Prieſtern mit ſchwarzen Levitenröcken, und von Nicodemus und Servus (einer Perſon des Stückes) der Erlöſer, nachdem er von dem auf der Bühne ſtehenden Kreuze abgenommen worden, getragen. Zu beiden Seiten der Bahre gehen viele Knaben, die mit ſchwarzen Röcken und „um den Kopf mit ſchwarzem Tuch bedeckt;" etliche tragen Windlichter, etliche aber hohe vergoldete Stangen, worauf brennende Kerzen ſtecken. Der Bahre folgen die Perſonen des Stückes: Nicodemus, Servus, Longin, Claudius, Pilatus, Simon, Joſeph, Johannes, Magdalena, die drei Marien, der Schutzengel, der Prologus und der „Stangelträger" Hernach 24, mit weißen Schleiern ganz bedeckte Frauen, deren jede in Form einer Ampel „vermachte Kerzen" in der Hand trägt. Während die Proceſſion den Freithof umgeht, wird die Bühne hinweggerückt und das „vor uralter Zeit gemachte" h. Grab, auf Rädern ſtehend, welches das Jahr hindurch der großen Kirchthüre gegenüber auf dem Freithof in einem Gewölbe verwahrt wird, in die Kirche in den Schranken, wo am vorigen Tage die Fußwaſchung geſchehen, gebracht. Unterdeß kommt die Proceſſion in die Kirche und hält einen viermaligen Umgang. Wenn man das h. Grab erreicht hat, nimmt man den

Heiland von der Bahre und legt ihn in daſſelbe. Auf dem Gipfel des h. Grabes prangt das Hochwürdige; daſſelbe wird mit einem vergoldeten hölzernen Gitter umgeben, das mit einer karmeſinrothen ſeidenen Schnur auf allen Ecken und Wappen und Petſchaften deſſen, der die Function verrichtet, ſo wie des regierenden Bürgermeiſters eigenhändig verſiegelt wird. Auch iſt das h. Grab mit etlichen Statuen und vielen verſilberten hölzernen Leuchtern, darauf brennende Kerzen, „umgeſetzt“, 26 große hölzerne Leuchter, auf jedem derſelben eine ſechspfündige weiße Wachskerze; an jeder iſt der Name der Zunft zu leſen, welche ſie geliefert. Dieſe Kerzen müſſen von denjenigen Zünften verſchafft werden, welche ihre Fahnen und alle Quatember ihren Gottesdienſt in dieſer Kirche halten laſſen. Es ſind nachfolgende: 1) der Handelsſtand, 2) die Strumpfwirker, 3) Taſchner und Handſchuhmacher, 4) Kürſchner, 5) Weißgerber und Lederer, 6) Hafner oder Töpfer, 7) Bader, 8) Wagner, 9) Goldſchmiede, 10) Brauer, 11) Schneider, 12) Schloſſer, 13) Riemer, 14) Bünder, 15) Leinweber, 16) Tandler, 17) Fleiſchhauer, 18) Tiſchler, 19) Gärtner, 20) Ziegeldecker, 21) Steinmetzen und Maurer, 22) Schuſter, 23) Zimmerleute, 24) Branntweinbrenner, 25) Käsſtecher, Oeler, Häringskrämer und Grießler, 26) endlich die Schnurmacher. — Sobald das Hochwürdige in das h. Grab beigeſetzt und verſiegelt worden, kommen obgedachte Steuerbeamte, die vorhin angefangene „Komödie“ zu beſchließen, in die Schranken.

In Kärnthen wurde noch i. J. 1807, wie ein Augenzeuge*) beſchreibt, von Schullehrern, Handwerkern und Bauern folgende Charfreitags-Tragödie aufgeführt:

„Der Tod eröffnet das wunderſame Spiel in Perſon eines Bauers mit dem Spruch: Hodie mihi, cras tibi, und mit der Schilderung ſeiner Macht über alles Sterbliche. Dann erſcheint die bekehrte Magdalena mit der widerſprüchigen Welt und zwei Teufeln. Gaſtmahl in Simons Hauſe; Chriſtus, Simon, Magdalena, Petrus, Johannes und Judas ſprechen. Zwei Teufel halten eine verführeriſche Unterredung mit Judas. Hoher Rath der Juden. Ananias und Kaiphas mit acht andern Räthen ſitzen am Tiſche, Feder und Dinte vor ihnen. Judas meldet ſich als Verräther, ein Hauptmann erhält den Auftrag zur Gefangennehmung Chriſti. Chriſtus nimmt Abſchied von Maria, Magdalena und Martha. Chriſtus hält das Abendmahl mit ſeinen Jüngern, worauf die Fußwaſchung. Chriſtus im Oelgarten, durch Engel getröſtet, die ihm in den Perſonen kernſtämmiger Bauernbuben erſcheinen. Die ſchläfrigen Jünger umſchnarchen ihn. Gefangennehmung. Malchus beklagt ſein abgehauenes Ohr:

---

*) Sartori Reiſ. durch Oeſterreich II. S. 176.

„Auweh, mein Ohr iſt abgehaut!
Das Blut fangt an zu rinnen!
Der Krautſchopf da zu todt mich haut,
Helft! ſonſt möcht' er uns entrinnen."

Zwei Soldaten ſagen zu Chriſto:

„Kommſt her von einem g'ringen Geſchlecht,
Wer iſt dein Vater geweſen?
Ein nichtsnutziger Zimmerknecht,
Wie in der Schrift wir leſen."

Ein Rottmeiſter muntert die Rotte auf:

Hui! drauf ihr Brüder, ſeyd fein keck,
Thut euch nur tapfer ſtellen,
Jetzt haben wir ihn ſchon bei der Heck,
Schlagt zu, daß ihm die Zähne prellen."

Monolog des Todes. Verhör vor Kaiphas, der den Erlöſer, wie folgt, empfängt:

„Biſt du das Wunderthier? komm, laß dich recht erkennen!
Was unterſtehſt du dich als ein Prophet zu nennen?
Verfluchter Landrebell, Zerſtörer unſers Geſchlechts,
Vertheidige dich, deine Unſchuld ſelbſt verficht."

Petrus verläugnet ſeinen Herrn. Vorführung vor Pilatus und Herodes. — Verſpottung. Zwei Juden ſagen:

„Schau! betracht das Kleid, die langen Eſelsohren,
Die zeigen aller Welt, daß du im Kopf ein Sporn.
Der König liebt ihn ſehr, weil er ſogar ein Kleid
Für dich da, Eſelskopf, du ſtummer Narr, bereit."

Monolog des Todes. Reue des Petrus. Verzweiflung des Judas, der ſich an einem Strick vom Baum herabläßt. Der Teufel jubelt. Endgericht vor Pilatus. Geißelung durch einen Freimann und Henkersknecht unter grauſamer Merſeligkeit. Ein Engel ſingt ein wehmüthig Lied über den zerfleiſchten Ecce homo. Ableſung des Todesurtheils. Monolog des Todes. Ausführung. Klage der Veronika und Maria. Simon von Cyrene wird höflichſt eingeladen, das Kreuz tragen zu helfen:

„Willſt du uns nicht gehorſam ſeyn,
So ſchlagen wir dir den Schädel ein.“

Annagelung. Der Freimann ſpricht Muth zu:

„Du Kerl, ſey fein wohl getröſt,
Denn heut' bekommſt du deinen Reſt.“

Zu Schwäbiſch-Gmünd führte man die Leidensgeſchichte noch im Jahre 1802, aber wegen übler Witterung im Stadttheater auf, wo die geiſtlichen Perſonen, welche dießmal die Darſteller waren, mit den auf der Gardine gemalten Büſten von Kotzebue und Iffland ſeltſam contraſtirten. Hier folgt eine Probe des Dialogs:

Chriſtus: „Streck aus, o Vater, deine Hand, und ſegne meine Mutter, auch allen ihren Verwandten mit Glück und Heil begegne!“
Maria: „Liebſter Sohn!“
Chriſtus: „Gebärerin!“
Maria: „Der Schmerz mein Herz durchdringt.“
Chriſtus: „Gott mit dir!“
Maria: „Bleib bei mir!“
Chriſtus: „Des Vaters Wille trennt uns.“

Nach geendigtem Theater begann der durch Recitiren von Knittelverſen verherrlichte Zug durch die Stadt: Ein ſchwarzer Reiter, der Tod zu Roß, Genoveva von Jägern begleitet, Simſon in Ketten, die 7 Todſünden, Kinder, von Tod und Teufel in einer Chaiſe gefahren, Adam und Eva, Herodes und Pilatus, der jüdiſche Rath, ſämmtlich zu Pferde, Chriſtus das Kreuz tragend, Juden, Maria, Veronica, Martha, Magdalena, Kaiſer Conſtantin ein Kreuz tragend, einige als Huſaren gekleidete Knaben beſchloſſen zu Pferde den Zug*).

---

*) Vulpius „Curioſitäten“ VI. S. 371.

Ein Reiſender beſchreibt als Augenzeuge eine Charfreitagsproceſſion in Quito wie folgt: „Am frühen Morgen wohnte ich dem Gottesdienſte in der Dominicanerkirche bei, wo man mir eine Fahne aufnöthigte, mit der ich in Proceſſion nach dem heiligen Grabe ziehen mußte, um dort die zur Communion des Prieſters geweihte Hoſtie abzuholen. Die ungeſchickte Art, mit der ich dieſen mir ungewohnten Dienſt verrichtete, machte mich faſt verdrießlich. Abends begab ich mich abermals nach jener Kirche, da von dort die Proceſſion ausgehen ſollte; ich trat ein, als gerade die Leidensgeſchichte Jeſu gepredigt wurde. Hinter dem Hauptaltar bemerkte ich drei mächtige Kreuze, von denen das mittlere leer war. An den beiden andern hingen die beiden Schächer, zur Rechten ein Weißer, zur Linken ein Indianer. Ein tiefes Schweigen herrſchte in der Kirche. In dem Augenblick aber, wo der Prediger die Ankunft des Erlöſers auf der Schädelſtätte ſchilderte, hörte man den Schlag von Hämmern und ſah Chriſtum ans Kreuz nageln. Als die Erzählung an die Kreuzabnahme kam, ſtiegen zwei Geiſtliche mittelſt Leitern am Kreuz hinauf, und zogen die Nägel aus den Händen der ausgeſtopften Figur, während zwei andere auf gleiche Weiſe die Füße losmachten und hielten. Alle Vier ſtiegen dann langſam herab, und zeigten die Leiche der Verſammlung, die in Wehklagen und Schluchzen ausbrach, in das ſich der Schall der Schläge miſchte, die ſich die Frauen aus Leibeskräften ins Geſicht verſetzten. Nachdem dieſe Ausſtellung vorüber war, wurde die Leiche in einen ſilbernen Sarg gelegt und auf eine Tragbahre geſtellt, worauf ſich der Zug in Bewegung ſetzte. Voraus gingen mehr als tauſend „heilige Seelen“ (almas santas), von denen einige ſo hohe Mützen trugen, daß ſie bis an die Fenſter des erſten Stockwerks hinaufreichten, wo ſie oft anſtießen. Von dieſem ſeltſamen Kopfputz hingen verſchiedenfarbige Bänder bis auf die Schultern der „heiligen Seelen“ herab. Die Gewänder von Einigen derſelben endigten in einer langen Schleppe, die von Engeln getragen wurde. Auf einer Tragbahre zunächſt hinter ihnen erblickte man einen Engel, zu deſſen Füßen ein ſcheußliches Gerippe lag, den

Tod vorſtellend, der durch den Erlöſer überwunden worden. Nun folgte eine Reihe Prieſter in Kirchengewändern, mit den verſchiedenen Emblemen des Leidens Chriſti. Der Erſte hielt vor ſeinem Geſicht ein breites Meſſer, auf deſſen Spitze ein Ohr angeleimt war, das Ohr des Malchus vorſtellend; dann kam auf einer Stange der Hahn des Petrus; dann des Judas 30 Silberlinge auf einem Zahlbrette, die Würfel in einer ſilbernen Schüſſel, in andern der Hammer, die Zange, die Nägel. Endlich ſah man auch noch die Ruthen, die zur Geißelung gedient hatten; das Rohr, mit dem die Seite des Heilands geöffnet worden war, zuletzt ſein Gewand an einer langen Stange als Fahne. Dieſer ſeltſam anzuſchauenden Gruppe folgte eine Schaar Muſikanten in violetten Kleidern und verlarvt, die Inſtrumente mit Trauerflor umwunden und eine Trauermuſik ſpielend. Hinter ihnen kam der Heiland mit dem Kreuze, und Simon von Cyrene, dann der erſte Alcade der Stadt, in ſchwarzer Kleidung, mit einem Federhut auf dem Kopfe. Er trug eine ſchwarze Fahne mit rothem Kreuz umgekehrt auf der Schulter, ſo daß ſie am Boden ſchleifte. Eine Schaar von Negern, alle in blaue Röcke mit gelben Krägen und Aufſchlägen gekleidet, mit himmelblauen, gelb bordirten Hoſen und einer Leibbinde von gleicher Farbe, folgten ihm auf dem Fuße. Alle gehörten ihm eigenthümlich an. Zwei lange Reihen von Mönchen, jeder mit einem Crucifix in der Hand, gingen hierauf den Schülern der beiden oben erwähnten Collegen voraus. Dann kam der zweite Alcade der Stadt, der ſeine Fahne wie der erſte trug, hinter ihm der Sarg, worin die Leiche Jeſu lag, auf ſilbernen Säulen getragen, wie auch der Sarg ſelbſt von gleichem Metall war. Ihn umgab eine Schaar von Menſchen, die in alle möglichen Farben gekleidet, und mit Stöcken, Säbeln, Degen, Lanzen und Laternen bewaffnet waren. Sie ſtellten die Juden vor, die ſich im Oelberg des Heilandes bemächtigten. Dieſe Rollen ſind ſo verhaßt, daß Niemand ſie freiwillig übernehmen will, und deßhalb die Gewürzkrämer und andere Lebensmittelverkäufer dazu gezwungen werden müſſen. Hinter den Juden kamen die Offiziere der Garniſon mit Wachskerzen in der Hand, endlich die Truppen, rottenweiſe und in ziemlich guter Haltung. Sie trugen das Gewehr am Riemen, das als Zeichen der Trauer gilt. Den Zug ſchloſſen die Mönche von La Merced, die Stiftsherren, der Biſchof, die h. Jungfrau, die in ein mit Gold und Silber geſticktes Sammtgewand gekleidet war, deſſen Schleppe ein Engel trug, ein Haufe Weiber mit Kerzen und ein Peloton Gendarmerie. Tiefes Schweigen herrſchte, nur abwechſelnd durch die Kirchengeſänge und Muſikanten unterbrochen. So weit das Auge reichen konnte, gewahrte man eine Doppelreihe von Lichtern, die ſich langſam fortbewegten, und deren Glanz die Dunkelheit der Nacht verſcheuchte. Um ſich einen Begriff von der Menge der Perſonen zu machen, die dieſer Proceſſion beiwohnten, genüge die Bemerkung, daß an dieſem Tage über 5000 Kerzen in der Stadt verkauft worden waren. (Ausland 1832, Nro. 276.)

In Rio de Janeiro, der Hauptſtadt Braſiliens, eröffnet um 10 Uhr Nachts, am Charfreitag, ein Zug der berittenen Polizei, ihre Kopfbedeckung in der Hand, die von einer Hauptkirche ausgehende, durch die beleuchtete Stadt dahinſchreitende Proceſſion, welcher eine zahlreiche Prieſterſchaft folgt. Hinter derſelben wird die erſte Station des Leidens Chriſti durch erbärmliche, mit den grellſten Farben angeſtrichene Bildhauerarbeit vorgeſtellt, und von 12 Mitgliedern der Brüderſchaft getragen. Nebenher gehen 6 als Engel gekleidete Kinder, mit großen Flügeln an den Schultern, gewaltigen Reifröcken von Silbergaze, gepuderten Haaren und geſchminkten Geſichtern. Dann folgen zwei Reihen der Brüderſchaft, welche ein Oberkleid von Taffet ohne Aermel über ihren Anzug und große brennende Wachskerzen in der Hand tragen, hierauf wieder ein Bild u. ſ. w. Hinter dem Sarge ein großer Zug Geiſtlicher und eine Bande Militärmuſik, dann ein Zug der römiſchen Wache, ihren Hauptmann an der Spitze. Die Kleidung des Hauptmanns beſteht aus allen möglichen Farben, und ſein Geſicht iſt dergeſtalt mit einem falſchen Bart aus aufgedrehten und betheerten Stricken bedeckt, daß man nichts als ſeine Augen ſieht. Zur beſondern

Erbauung des Volks handhabt er eine große Lanze mit ſolcher Kraft, daß bei jedem Stoße Funken vom Pflaſter ſpringen. Seine im Zugsbreite nachfolgenden Untergebenen ſind in Harniſche von Pappendeckel eingepreßt. Ihre Geſichter mit Röthel und Kienruß, den Bart vorſtellend, angeſtrichen, triefen zuweilen von Schweiß, welcher, ſich mit den aufgetragenen Farben vermiſchend, in breiten Streifen am Geſichte herabläuft, und alſo einen Anblick gewährt, der ſich nur ſchwach beſchreiben läßt *).

Die Ruſſen feiern den Charfreitag noch weniger, als die römiſche Kirche. Im Gotteshauſe geht weiter nichts vor, als die Errichtung eines Tabernakels, das ein auf ein Poſtament geſtellter, mit Teppichen bedeckter Kaſten iſt. Auf der obern Seite des Tuchs iſt der Leichnam des Erlöſers eingewirkt, geſtickt, gemalt oder mittelſt einer halb erhabenen Polſterung dargeſtellt. Dieſes Tabernakel ſteht den Freitag und Sonnabend hindurch bis zur Oſtermitternacht da, es brennen dabei nur ſo viele Kerzen in den Kirchen, als eben nöthig ſind, damit man ſich darin zurecht finde. Die Thüren der Kirchen ſtehen immer offen, und es gehen nun die Frommen ein und aus, um die Wunden des Leichnams zu küſſen. Die geringen Leute verrichten das Kreuzſchlagen, Niederwerfen und Küſſen mit großer Andacht und unter beſtändigem Seufzen aus tiefer Bruſt. (Kohl, Petersburg, 2te Ausg. II. S. 361 ff.)

In Moskau iſt des Morgens in der Domkirche auf dem Kreml eine ſogenannte feierliche Ceremonie; des Nachmittags wird um 2 Uhr in einem Mönchskloſter auf der Niklasſtraße vom Erzbiſchof bei einer großen Menge Volkes Gottesdienſt gehalten. In dieſer ſolennen Ceremonie wird um 3 Uhr der auf ein ſchwarzes Tuch

---

*) Ausl. 1833. Nr. 35

mit weißer Seide geſtickte Leichnam Chriſti aus der untern Kirche in die obere getragen, wobei die gewöhnlichen Gebete der Verſtorbenen abgeſungen werden. Gegen 4 Uhr geht Jedermann ſtill in ſeine Wohnung zurück. Nun herrſcht Stille in der ganzen Stadt. Aber nach Mitternacht wird der den Tag vorher in die Oberkirche getragene Leichnam mit feierlichem Todtengeſang unter dem Schein von mehr als tauſend Wachskerzen in die Unterkirche herab unter den Altar gelegt, mit Klaggeſängen beſtattet und mit einem Stein bedeckt. (Morgenblatt 1824, Nro. 89).

Der Charſamſtag oder ſtille Sonnabend

zeichnet ſich in Rom durch zwei Feierlichkeiten an beiden Enden dieſer Stadt aus, nämlich durch die Taufe und Confirmation der Neubekehrten in St. Johann von Lateran, und durch die Meſſe des Papſtes Marcell in der Sixtiniſchen Kapelle. Dieſe Meſſe, ein Werk Paläſtrina's, wird nur an dieſem Tage aufgeführt, ſie iſt ſechsſtimmig und bringt eine große Wirkung hervor. Bei dem **Gloria in excelsis** laſſen auf einmal alle ſeit drei Tagen verſtummten Glocken ihre Stimmen ertönen, und die Kanonen der Engelsburg krachen in den Lärm hinein, der ſich plötzlich in demſelben Augenblick in allen Straßen erhebt. Der Landmann eilt während des Geläutes an die Brunnen und Flüſſe, ſich die Augen zu waſchen, um ſie das Jahr über zu ſichern. Längs den Häuſern ſind alte Töpfe, Schüſſeln und Krüge aufgepflanzt, welche man für dieſen Tag aufhebt. Unter die irdenen Gefäße legt man Kanonenſchläge, die losgebrannt werden. In ihr Krachen miſcht ſich das Freudengeſchrei des Volkes, und aus den Fenſtern wird geſchoſſen.

An demſelben Tage wird in der päpſtlichen Kapelle das Feuer*) und das Oſterlicht geweiht, alle Familien laſſen das Oſtermahl ſegnen, welches unveränderlich in einer Eierſuppe, die man bloß bei dieſer Gelegenheit ißt, aus einem Fladen (ſ. S. 249), von dem die ganze Familie 8 Tage leben kann, und aus einem geröſteten Zicklein beſteht, welches an das Oſterlamm erinnern ſoll. Der Gemeindepfarrer geht in jedes einzelne Haus, um dieſe Weihe zu verrichten, an die ſich gewiſſe Abläſſe knüpfen. Die Armen gehen an die Thüre der Klöſter, um die zur Bereitung des Oſtermahls nöthigen Lebensmittel zu erbetteln. Die Kapuziner geben ihnen Eier, ein Stück Lammfleiſch und drei Gläſer Wein. Auch ſcheuert man an dieſem Tage die Häuſer von oben bis unten, denn man will ſelbſt im Aeußern den alten Menſchen ausziehen und nun ein neues Leben beginnen.

In den erſten Jahrhunderten der Kirche war dieſer Tag der feierlichſte in der Charwoche und hieß der „große Sabbath,“ denn er war der Taufe geweiht. Nach Mittag begann der Act. Die Katechumenen, die ſich vorher bei'm Biſchof zur Taufe gemeldet hatten, ſtrömten nach den Kirchen. Abends wurden alle Häuſer feſtlich beleuchtet. Die Städte glichen einem Feuermeer. Nach Sonnenuntergang fing die große Nachtfeier (παννυχίδες **vigiliae paschales**) an. Die ganze Gemeinde brachte die Nacht in der Kirche unter abwechſelnden Geſängen, Gebeten, Predigthören zu und harrte, bis der Oſtermorgen graute, denn noch immer herrſchte der aus dem Judenthum ſtammende Glaube, daß Chriſtus in der Oſternacht zum Gericht herniederſteigen werde (**Hieronymus in Matth. 25, 6.**).

---

*) Florenz hat in dieſer Stunde ſeinen Scoppio del carro, deſſen Urſprung von dem alten Gebrauche, das geweihte Feuer in alle Häuſer auszutheilen, abgeleitet wird. Ein Wagen, der eine Maſchine mit Böllern und Feuerwerk trägt, wird dem Haupteingang des Domo gegenüber aufgeſtellt, und wenn die Meſſe bis zum Gloria geleſen iſt, vom Chore aus durch eine an einer Schnur hinfliegende künſtliche Taube angezündet (Martens Ital. II. S. 572).

In der griechiſchen Kirche wird die Auferſtehung Chriſti ſchon am Charſamſtag, alſo vor dem Oſterfeſte begangen. Die Kirche zum heil. Grabe in Jeruſalem iſt noch immer alljährlich der Schauplatz einer ſeltſamen Ceremonie, welche eben ſo gut das Herabſteigen der Lenzſonne zur Wiederbelebung der erſtorbenen Natur, als die Auferſtehung des Weltheilands verſinnlichen dürfte. Chardin erzählt nämlich in ſeinen Reiſen, daß um die Zeit des Oſterfeſtes der Biſchof ſich in ein kleines Gewölbe einſchließe, welches das Grab Chriſti genannt wird. (Die Aegypter würden es das „Grab des Oſiris," die Kretenſer das „Grab des Zeus" nennen). Daſelbſt zündet er ein Häufchen kleiner Kerzen an und bewirkt eine Lichtexploſion, den Pöbel glauben zu machen, das himmliſche Feuer ſey auf die Erde herabgekommen. Hierauf tritt er aus ſeiner Verborgenheit wieder hervor mit dem Ausruf: „Das himmliſche Feuer iſt herabgeſtiegen aus den Wolken, die heilige Kerze iſt angezündet!"

Ein anderer Touriſt, Pietro della Valle, verſichert, dieſes Gaukelſpiel werde ſo geſchickt ausgeführt, daß ſelbſt heller denkende Zuſchauer getäuſcht werden. Man gewahrt die Flamme durch kleine Oeffnungen, die unmerkbar an die Decke der Kapelle angebracht ſind, mit Kraft hervorbrechen, ſo daß man ſie leicht für eine aus dem Himmel herabgekommene Erſcheinung halten kann. Der gläubige Haufe begrüßt das heilige Feuer bei ſeiner Ankunft mit lebhaften Ausbrüchen der Freude.

Der engliſche Reiſende, deſſen Beſchreibung der Charfreitagsceremonie in Jeruſalem wir vorhin unſern Leſern mittheilten, gibt uns auch die Schilderung der Auferſtehungsfeierlichkeit in der Kirche zum h. Grabe zum Beſten. Sie dürfte wegen ihrer Ausführlichkeit von größerm Werthe, als die flüchtigen Skizzen anderer Reiſenden ſeyn, darum ſey ihr ebenfalls ein Plätzchen vergönnt. „Als die Zeit," erzählt er, „in welcher das Wunder ſtattfinden ſollte, herankam, wurde die Kirche noch weit gedrängter, unzählige Wachslichter erſchienen über den Köpfen des Volkes. Dieß vermehrte noch den Dunſt, welchen die Pilger, die ſchon über Nacht in der Kirche zugebracht hatten, hier verbreiteten, wobei zu beachten, daß das Gedränge ſo groß war, daß einige Griechen von den übrigen auf den Schultern herumgetragen wurden. Zwei griechiſche Prieſter am Eingang des Grabes waren eifrig mit der Anordnung zur Feierlichkeit beſchäftigt. Ungefähr gegen 2 Uhr kam der Statthalter herein und nahm ſeinen Sitz in der Gallerie. Dieß war das Zeichen zum Anfang der griechiſchen Proceſſion. Die Prieſter gingen paarweiſe, indem ſie Bitten für die glückliche Erfüllung des „Wunders" ſangen. Dreimal umgingen ſie ſo das Grab und zogen dann ſchnell ihre Röcke in der Kirche aus. Der Erzbiſchof wurde von den türkiſchen Soldaten durch den Volkshaufen geführt, und buchſtäblich in das Grab hinabgeſtoßen. Ein paar Minuten der ängſtlichen Erwartung gingen vorüber, als das Feuer an einem kleinen Loche in der öſtlichen Mauer des Grabes zu glimmen anfing, und das darauf folgende Geſchrei war furchtbar. Zwei Fackeln vom heiligen Feuer wurden ſogleich dem am Loche ſtehenden armeniſchen Prieſter überliefert, welcher ſich mit der größten Schwierigkeit durch das Volk drängte, um ſolches unter ſeiner Heerde zu vertheilen. Viele Griechen zündeten nun Bündel Wachskerzen am Loche an, und plötzlich ſtand die Kirche wie in Flammen. Viele ſah man, welche um die vorgebliche Unſchädlichkeit des Feuers auf die Probe zu ſetzen, ſolche an verſchiedene Theile ihres Körpers hielten. Weiber entblößten in dieſer Abſicht ihre Brüſte, und legten dabei, dem Anſchein nach, große Geiſtesſtärke an den Tag. Mitten unter dieſer Verwirrung wurde der Erzbiſchof auf den Schultern von vier Männern getragen, und hatte zwei Fackeln in der Hand, die er unter den ausſchweifendſten Freudenbezeugungen über die Ausführung des Wunders umherſchwang. Die Lichter wurden nun bald ausgelöſcht, und um das Grab her wurde für die Proceſſionen der Armenier, Kopten und Syrer, alle in vollem Staate und jede Gemeinde von ihrem Prieſter begleitet, Raum gemacht. Die Armenier zeichneten ſich außer ihrer reichen Kleidung auch durch einige gut gemalte Fahnen aus. Einige der vorzüglichſten beſtanden aus zwei gewundenen Schlangen. Die Armenier und Kopten kaufen das heilige Feuer zu ungeheuern Preiſen von den Griechen. Sie ſagen: das Feuer ſey am wirkſamſten gegen das Höllenfeuer bei ſeiner erſten Erſcheinung und verliere nach Verlauf der erſten fünf Minuten ſeine Kraft. Daher die große Aengſtlichkeit einiger Perſonen, es aus erſter Hand zu haben, welches Vorrecht ſie aber theuer bezahlen müſſen. Die Folge davon iſt, daß die Griechen mit ihren Reichthümern alles durchſetzen, und die aufgebrachten Papiſten, welche nach und nach alle ihre alten Gebräuche an den heiligen Oertern aufgeben müſſen, verdrängen.“

In Athen, wie in Petersburg und Moskau, küſſen ſich nach der Auferſtehungs-Ceremonie Bekannte, die ſich begegnen, mit dem Gruße: „Chriſtus iſt auferſtanden!“ Die Antwort lautet: „Er iſt wahrhaftig auferſtanden!“ Dabei beſchenkt man ſich gegenſeitig mit Eiern (dieſen natürlichſten Sinnbildern der Auferſtehung, der Wiedergeburt), und wer es vermag, erſcheint in einem neuen Kleide. (Georgi, St. Petersburg, S. 228). Abends geht man um 10 Uhr in die Kirche, bleibt bis 12 Uhr dort, und begibt ſich dann wieder nach Hauſe, um ſich bei einem Gelage, welches bis zum Oſterſonntag Mittag dauert, für die 40tägigen Faſten ſchadlos zu halten. (Chantreau, Reiſe d. Rußland I., Seite 186). Die harten Eier werden jetzt in ſo großer Menge verſchlungen, daß Mancher ſeine Unmäßigkeit mit dem Leben bezahlen muß (Chr. Müller, Petersburg zu unſ. Zeiten, S. 390).

In der römiſchen Kirche iſt es Sitte, an dieſem Tage die Gotteshäuſer mit friſchem Oele in den Ampeln zu verſehen, alle Kerzen werden ausgelöſcht, friſche aufgeſteckt, geweiht und angezündet. (Davon heißt dieſer Tag **Sabbatum luminorum**). An die größte, das Oſterlicht genannt, werden an einigen Orten Deutſchlands Zettel geheftet mit Inſchriften, Namen des derzeitigen Papſtes, Biſchofs, Jahrzahl der Einweihung der Kirche ꝛc. (Hilſcher, vom Aberglauben zur Oſterzeit. Dresden 1708). Das Volk ſtrömt herzu, bringt Kerzen und Lichter, läßt ſie weihen und am Oſterlicht anzünden. Die Kinder laufen mit Lichtern umher, jubeln und ſingen:

Eia, Eia!
Oſtern iſt da!
Faſten vorüber,
Das iſt mir lieber.
Eier und Wecken
Will beſſer ſchmecken.
Eia, eia!
Oſtern iſt da!

Prieſter weihen die Oſtereier, welche bunt bemalt, vergoldet und mit Verſen beſchrieben:

Ich, Du, das Ei
Das ſind unſrer drei
Theilen wir das Ei
Bleiben unſer Zwei,
Einen wir uns Zwei
Bleibts bei Einerlei.

Oder kurz:

Ich wünſche Liebchen, froh und frei,
Mich dir, dich mir zum Oſterei.

In Portugal beginnt mit dem Auferſtehungsfeſt des Erlöſers das Begräbniß des Stockfiſches (Bacalhao), als Symbols der nun zu Ende gehenden Faſtenzeit. Gegen Mitternacht beginnt die Feierlichkeit. Maskirte aller Art mit rauſchender Muſik ziehen durch die Straßen, verkleidete Reiter auf Eſeln und Pferden, mit Fahnen und Bändern folgen, den Zug beſchließt ein mit grünen Zweigen geſchmückter Karren voll geputzter Kinder, die den größten Stockfiſch, der aufzutreiben war, in der Mitte zwiſchen ſich liegen haben. Je größer der Zug, je rauſchender die Muſik, je bunter die Masken, deſto mehr wird das Begräbniß geprieſen. (Morgenblatt 1838, Nro. 35., Seite 138).

Vorbemerkungen zum Oſterfeſtcyclus.

Wie das Weihnachtsfeſt aus dem in Rom eingebürgerten Mithrasdienſt einen großen Theil ſeiner Elemente entlehnt hatte (vrgl. S. 775 Anm.), ebenſo hatte der ebenfalls daſelbſt eingebürgerte Cybelencult dem Oſterfeſte manche ſeiner Beſtandtheile geborgt. Bekanntlich ſpielte in allen Frühlingsfeſten — nicht bloß in den **Mithriacis**, ſondern auch bei den Syrern, Aegyptern und Griechen das Taurobolium oder ſtellvertretende Stieropfer die Hauptrolle. Wenn auch der Dienſt des Apollo καρνιος, des Hermes κριοφορος und des thebäiſchen Ammon ein Kriobolium oder ſtellvertretendes Widderopfer heiſchte, ſo trat dieß doch nicht ſo deutlich hervor, als im phrygiſchen Attyscult. Attys war bekanntlich der Geliebte der Göttermutter Cybele, die ſeinen frühen, nach des Pauſanias Angabe, durch einen Eber verurſachten Tod (vergl. S. 377), in den Wäldern umherirrend, beweinte. Am Fuße des Berges Agdiſtis zeigte man das Grab des Attys. Sein Feſt, ein dreitägiges, wurde im Frühlingsanfang gefeiert. Der erſte Tag war ein Trauerfeſt. Man fällte eine Fichte*), an welche man das Bild des Attys befeſtigte (**Cruci fixus**), und ſie dann in den Tempel der Göttin — die jetzt eine Schmerzensmutter war — niederſtellte. Der zweite Tag zeichnete ſich durch geräuſchvolle Muſik aus, welche den Tod des Gottes beklagte. Am dritten Tag endlich ward die Auferſtehung des Gottes gefeiert. Die Aehnlichkeit des Attysfeſtes mit der chriſtlichen Oſterfeier ſpringt noch mehr in die Augen durch die ehemalige

---

*) Julian (Hymn. V.) erkennt in dieſem Abhauen der Fichte den Tod der Zeit, das abſterbende Jahr.

Uebereinſtimmung in der Zeit der Feier, denn auch die Auferſtehung Chriſti wurde — bevor das Oſterfeſt ein bewegliches geworden — am 25. März (acht Tage vor den Kalenden des April) genau drei Monate nach dem Geburtsfeſt des Heilands gefeiert (vergl. S. 232). Der Umſtand, daß man als Anſpielung auf den Aequinoctialwidder ein Lamm neben den Baum hinſtellte, an welchem der Gott geſtorben, und welches die Prieſter um die Mitternacht, in welcher das Myſterium der Leiden des Attys celebrirt wurde, nach einem gewiſſen Rituale in Stücke hieben (**Jul. Firmic. de prof. relig.**) hat den Kirchenvater, welcher dieſen Brauch beſchreibt, zu einer Vergleichung mit dem Kreuzesholz genöthigt; denn zu ſeiner Zeit hatte man noch kein anderes Bild von Chriſto, als die Figur des Lammes. Zu den Füßen eines Kreuzes ruhend, ſah es der Biſchof von Nola, der h. Paulinus, wie aus einem Verſe ſeiner an Sulpitius Severus gerichteten zwölften Epiſtel hervorgeht, welcher lautet:

Sub cruce sanguinea niveo stat Christus in agno.

Erſt im ſechsten Jahrhundert wurde das ſymboliſche Lamm der Verehrung entzogen, und vom Papſt Agathon ein Mann am Kreuze zum Gegenſtand der Andacht erhoben*). Wenn auch das Opferlamm in der chriſtlichen Kirche verſchwunden iſt, ſo hat es doch in der älteſten Abzweigung derſelben, bei den Beken-

---

*) Der Baum, an welchem man den Attys ſterben ließ, ſcheint Kreuzesgeſtalt gehabt zu haben, weil gegen deſſen Verehrung die erſten Chriſten ſich verwahrten, und ſolche den Heiden Schuld gaben. (**Arnob. V. 16. 39.**) So ruft Minutius Felix aus: *Cruces nec colimus, nec optamus!* (Wie ſich doch die Zeiten geändert haben!)

nern des griechiſchen Ritus ſich erhalten, denn in Athen zeichnet ſich noch jetzt das Oſterfeſt durch Schlachten und Braten von Oſterlämmern aus, und die Ruſſen verſpeiſen ſie wenigſtens bildlich (ſ. w. u.). Firmicus war durch dieſe Parallele ſo beſtürzt, daß er ausrief: Woher, Satan, haſt du gelernt, durch Trugbilder des Göttlichen die Menſchheit zu täuſchen?*) Auffallend iſt ferner die Tradition, der Baum, an welchem Attys ſtarb, habe am Fuße des Berges Agdeſtis geſtanden. Bekanntlich war Agdeſtis**) ein Mandelbaum, entſtanden aus dem abgeſchnittenen Zeugeglied des Agdeſtis, der aus dem Samen des Zeus geboren war. Inſofern aber Attys denſelben Tod ſtarb — der Eber hatte ihm die Zeugungstheile abgebiſſen, oder er hatte ſich ſelbſt entmannt, worin ſeine Prieſter, die Gallen, ihm nachahmten — und Attys, wie Agdeſtis, in einem Liebesverhältniß zu Cybele ſtand, ſo ſcheint hier Eine Perſon in zwei verſchiedene Weſen auseinander gegangen zu ſeyn. Für uns aber iſt dieſer Mandelbaum nicht ohne Bedeutung. Denn die Typologen haben in Aarons Stab, der ſich in einen blühenden Mandelzweig verwandelte, ein Vorbild Chriſti, die „Ruthe Iſai," erkannt, und die Gnoſtiker behaupteten, daß der Baum des Lebens und der Erkenntniß aus dem Paradieſe habe das Holz zum Kreuze hergegeben, dieſes aber habe nach Chriſti Kreuzigung ſich in einen blühenden Mandelſtab verwandelt gehabt. Die Mandel möchte auf die Hode ſich beziehen, welche die Auferſtehung oder Wiedergeburt als Organ der Wiederzeugung verbürgt, wie noch im Deutſchen die Anſpielung zwiſchen Mandel und Mann (diſtr. Verkleinerungsform: Manndel f. Männchen) erkennen läßt; und Attys ([illegible]) hatte ſeinen Namen vom Verhüllen ([illegible]) dieſer Theile, auf welchen Gebrauch in den Myſterien der phrygiſchen Göttermutter, die mit ihrem Kleide den abgeſchnittenen Phallus des Attys bedeckt hatte (**Arnob. adv. Gent.**) Ezechiel (16, 17) anſpielt*). Dieſe Ceremonie war nämlich eine Verbildlichung der Ausſaat, denn Cybele iſt die Naturgöttin, die Erdmutter, welche das Fruchtkorn aufnimmt und es dem Auge entzieht. Eben deshalb hatte der Cultus der Iſis zu Biblus die Göttin das „heilige Holz" mit Leinwand umwickeln laſſen (**Plut. de Is. c. 16**). Das waren die „unnennbaren Dinge" (τὰ ἄῤῥητα), welche in den Myſterien der Ceres zu Eleuſis die Jungfrauen trugen. Auch in der evangeliſchen Geſchichte befaßten ſich Weiber mit der Zubereitung zu dem Begräbniß des Heilands. Das Schwanken der Attysſage zwiſchen der Mandel und der Fichte ſcheint abſichtlich geweſen ſeyn, denn der Fichtenzapfen

---

*) Dieſe Praxis, Aehnlichkeiten zwiſchen heidniſchen und jüngern chriſtlichen Gebräuchen von der Bosheit des Teufels herzuleiten, welcher die Heiden früher in denſelben unterrichtet, „um chriſtliche Gemüther zu verwirren", dieſe Praxis wurde ſchon von Juſtinus Martyr, Tertullian u. a. Kirchenlehrern ausgeübt.

**) Ἀγδεστις iſt die griechiſche erweichte Ausſprache von שָׁקֵד Mandel, (vgl. ὄλκος = sulcus.) Da aber שָׁקַד als Zeitwort erwecken bedeutet, ſo ſtand der Myſtik hier wohl das Recht zu, die Mandel als Symbol der Auferſtehung zu verwenden.

---

*) „Du nahmeſt die Bilder der Mannheit ([illegible]) und bedeckteſt ſie ([illegible]) mit deinen Gewändern." Dieſe führten die Metagyrten auf einem Eſel — daher das Sprichwort: **Asinus sacra portans** (**Phaedr. fab. III, 20**) — in einem Tuche verſchleiert umher.

war wegen ſeiner phalliſchen Geſtalt der Venus geheiligt, weil aus der Fichte alle Dinge entſtanden ſeyn ſollen. (**Nonn. Dionys. XII., 55 cf. Philostr. vit. Apollon. VII., 37**).

So ſehr auch die Geſchichte des Gottes Attys von jener des Weltheilandes abweicht, ſo ſind doch die Cultgebräuche beider Religionen unläugbar verwandt, nicht nur in der dreitägigen Frühlingsfeier, die mit Trauer-Ceremonien um den Tod des Gottes beginnt und mit der Freuden-Ceremonie der Auferſtehung ſchließt, ſondern auch in den Symbolen des Kreuzes und des Opferlamms, woraus allein begreiflich ward, wie die Heiden an dem in ihren Augen ſonſt ſo ſchimpflichen Kreuzestod, wenn ein Gott ihn ſtarb, kein Aergerniß daran nahmen. Macrobius rangirt die Attysfabel in die Auferſtehungsſagen des Oſiris, Dionyſus, Adonis ꝛc., welche alle ſich auf den Lauf der Sonne durch den Thierkreis beziehen, deren Annäherung zu unſerer Hemiſphäre den Frühling, folglich auch Freude bewirkt. Darum feierten auch die Römer beim Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders die ſchon im Namen als Freudenfeſt ſich ankündigenden „**Hilaria.**“ In den Attysmyſterien ſpielte das Lamm eine ſo wichtige Rolle, weil das Feſt ſelbſt mit jenem Zodiakalzeichen in Verbindung gebracht wurde, das wir den „Widder“ nennen. Nach ihm nannte man die Sonne in jenem Monat, wo ſie, mit erneuter Kraft hervorbrechend, als Heiland der ganzen Schöpfung erſcheint. Wiedererweckend die erſtorbene Natur, war ſie gleichſam ſelbſt aus dem Tode auferſtanden, daher das Freudenfeſt, womit man dieſes Naturereigniß feierte. Weil dieß im Monat des Widders geſchieht, darum ward im Cultus das Lamm zum Sonnenſymbol. Den Tod der alten Zeit bedeutete das Abbauen der Fichte im Cybelencult (wie in Syrien und Phönicien das Verbrennen der Palme) und das Schlachten des Lammes. Weil aber dieſes als Symbol der Frühlingsſonne auch Befruchtungsſymbol, darum eſſen noch die heutigen Römer am Oſtertag die Hoden des Schöpſes (ſiehe weiter unten), die ſich ebenſo wenig, als die Oſtereier auf einen bibliſchen Grund zurückführen laſſen. Damascius (**Vit. Isidor. Phot. cod. 245, p. 1054**) will in der Einſetzung jenes heidniſchen Feſtes eine Anſpielung auf die um dieſe Jahreszeit erfolgende Befreiung der Welt von der Herrſchaft der Finſterniß erkennen. Die Kirche wendete dieß in folgendes Dogma um: Chriſtus hat durch ſeinen Opfertod*) die Macht der Hölle gebrochen und uns in das Reich des Lichtes aufgenommen.

Oſterſonntag.

Die wirkungsvollſte Feierlichkeit des römiſchen Oſterfeſtes iſt die Meſſe, welche der Papſt in der Peterskirche am Hochaltar begeht. Der große Platz vor der Kirche, die Hallen und Colonaden des Tempels, die ſchöne Fontaine und die ungeheure Façade der Kirche ſind die Scene der Handlung. Phantaſtiſch geſchmückte Zelte erheben ſich auf den Marmorſtufen zur Bequemlichkeit der Zuſchauer, die ſich ſchon in den früheſten Morgenſtunden zu den hohen Sitzen drängen. Den Raum unter dieſen füllen die päpſtlichen Truppen in prächtiger Uniform. Die Mitte und die Stufen der

---

*) Auch das Blut des geſchlachteten Opferſtiers, Opferlamms ꝛc., hatte den Zweck ſtellvertretender Genugthuung.

Kirche füllt eine zahlloſe Menge aus den niedern Volksklaſſen. Endlich erſcheint der Papſt, einer verhüllten Gottheit gleich, in einer Höhe, die ihn dem Auge nur wie einen Punkt erkennen läßt. Er kommt durch die Baſilica, angethan mit dem oberprieſterlichen Talar, auf dem Haupte die dreifache Krone, auf einem Throne ſitzend. Eine Menge Kardinäle in Chormänteln und Meßgewändern von Silberſtoff, mit Gold geſtickt, die fremden Patriarchen, alle römiſchen Prälaten und die hohen Würdenträger des Staates, der Senator, der Conſervator, die Edelgarde in großer Uniform, bilden ſein Gefolge. Sobald der Papſt nach vollendetem Gebete ſich von den Knieen erhebt, um dem Volke — wie am grünen Donnerſtag — nach der Meſſe vom großen Balcon der Baſilica den Segen zu ſpenden, ſo wirbeln die Trommeln, die Kanonen der Engelsburg krachen, und das Glockengeläute aller Kirchen erhebt das Gemüth. Die Soldaten ſtrecken das Gewehr und fallen auf die Knie, die Kardinäle werfen Ablaßbriefe unter das Volk, die Truppen verſchwinden vom Platze, und die ganze Ceremonie endigt Abends mit der Erleuchtung der Peterskuppel. Mit Eintritt der Nacht bedeckt ſich die Peterskirche mit luſtigen Geſtalten, welche an Seilen hängen, und die man, wie Vögel, von einem Säulenkapitäl zum andern klettern und herabſteigen, längs der Karnieße umherlaufen, durch die Verirrunge der Kuppel und durch die Laterne bis auf den vergoldeten Knopf kriechend, und endlich auf dem Kreuze reiten ſieht, das den Höhepunkt des Gebäudes bildet. Bald erglänzt die ganze Fronte von St. Peter und die daran ſtoßende Colonade, in dem Lichte von 50,000 Papierlaternen. Nach einer Stunde ſcheint auf ein gegebenes Zeichen das ganze Gebäude auf einmal in

Flammen zu ſtehen, indem gleichzeitig eine große Anzahl von Gefäſſen mit Holzſpänen und Terpentin, die überall hin vertheilt ſind, angezündet werden. Von hier aus wälzt ſich das Volk nach der Engelsbrücke auf das jenſeitige Ufer der Tiber, um dem Feuerwerke, das auf der Feſtung abgebrannt wird, beizuwohnen. Man kann kein Schauſpiel ſehen, das mit der Girandola, bei welcher 4500 Raketen zugleich in die Luft ſteigen, den Vergleich aushält. Iſt das Feuerwerk vorüber, ſo leuchtet die Peterskirche wie ein Stern aus dunkler Nacht hervor.

In der orientaliſchen Kirche beginnen die Feierlichkeiten ſchon in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, alle Kirchen ſind geöffnet, und nach Mitternacht beginnt die große Oſterproceſſion. Sie iſt gebildet von der Geiſtlichkeit, das von 1000 Kerzen erleuchtete Symbol des Sarges des Herrn in ihrer Mitte tragend, von den Militär- und Civilbehörden, dem größten Theil der Bevölkerung und der Garniſon. Schwärmer werden während des Umzugs losgebrannt, Kanonen gelöſt. Tauſendfach hört man in den von Fackeln glänzend erleuchteten Straßen den Ruf: Chriſt iſt erſtanden. Findet man ein Haus, deſſen Bewohner noch im Schlafe zu liegen ſcheinen, ſo wird an Fenſter und Thüren geſchlagen, Steine werden auf's Dach geworfen, immer unter dem Freudenruf: Chriſt iſt erſtanden! bis im Innern des Hauſes irgend ein Lebenszeichen ſichtbar wird. Einige Stunden vor Tagesanbruch kehrt der Zug zur Kirche zurück, das Volk verliert ſich, um einige Stunden Schlaf zu genießen; jetzt hat das Feſt begonnen, und die heilige Stille, die jetzt auf den Straßen Athens lagert, kann als Vorfeier des Tages gelten. Betritt man nach Sonnenaufgang die Straßen wieder, ſo ſind die meiſten Häuſer verſchloſſen, nur Kinder erblickt man, die, mit Oſtereiern verſehen, ſich gegenſeitig ihre Freude mittheilen. Erſt nach Beendigung des Gottesdienſtes wird das Leben reger, Jeder erſcheint in einem neuen Kleide, oder wenigſtens mit einem neuen Feß (rothe Kopfbedeckung) geſchmückt. Begegnen ſich Bekannte auf der Straße, ſo küſſen ſie ſich gegenſeitig mit dem Zuruf: Chriſt iſt erſtanden! Gegen Mittag brät man das Oſterlamm*). Wegen Mangel an paſſenden Einrichtungen im Innern des Hauſes wird dieſes Geſchäft auf folgende Art außerhalb deſſelben beſorgt. Auf den freien Plätzen, und ſelbſt in den gewöhnlichen Straßen werden Kohlfeuer angeſchürt, das Lamm oder Schaf an einen Stock geſteckt, und ſo lange an dieſen Gluthaufen gelegt, bis das Fleiſch genießbar iſt. Das Braten beſorgt nicht die Hausfrau, ſondern der Mann**). Iſt das Schaf ſo weit gediehen, daß es zerriſſen werden kann, ſo trägt es der Hausvater in ſeine Familie, wo nun der prächtigſte Schmaus beginnt. Nicht ſelten ſieht man ſolche Oſterlämmer gleich auf dem Platze, wo ſie gebraten wurden, verzehren, ohne daß die Geſellſchaft dazu Meſſer, Tiſch und Gabeln nöthig hätte. Jeder Betheiligte reißt ſich nach Kräften ein Stück Fleiſch mit den Händen los, und die Griechen haben darin eine größere Fertigkeit, als mancher Andere, welcher Meſſer und Gabel zu Hülfe nähme. Die in andern Ländern bei dieſem

---

*) In Rom begnügt man ſich mit gebackenen Schöpſenhoden (Granelli) und Eiern.

**) Weil es keine gewöhnliche Mahlzeit, ſondern ein Opfermahl für die Familie abgeben ſoll (vgl. über das hohe Alterthum dieſer Ceremonie S. 179).

Feſte gewöhnlichen Erheiterungen ſind hier gänzlich unbekannt. In der Hauptſache finden ſich dieſelben Oſterbräuche bei den Ruſſen wieder, was begreiflich iſt, da ſie ebenfalls den griechiſchen Ritus angenommen haben. Und wenn ſie auch keine Lämmer auf öffentlicher Straße braten und verzehren, ſo paradiren mindeſtens aus Butter oder aus Zucker geformte Lämmer auf ihrem Tiſche, welche von den Conditoren künſtlich bereitet, und mit Fähnchen und Kreuzchen geſchmückt werden.

In den größern Kirchen Rußlands wird der feierliche Gottesdienſt am Oſterſonntag früh alſo begangen: Ein in Lebensgröße gemaltes Chriſtusbild tragen 6 Geiſtliche auf einem Tiſch in's Allerheiligſte. Der vornehmſte Geiſtliche geht unter dem Bilde gebückt. Schnell kommt er aus dem Allerheiligſten zurück und kündigt freudig der Gemeinde die Auferſtehung mit den Worten an: **Kristos woskres!** (Chriſt iſt erſtanden). Die Gemeine antwortet: **Woistinnu wokres!** (Wahrhaftig, er iſt auferſtanden). Zuruf und Antwort werden dreimal wiederholt (Hupel nord. Misc. 12. St. S. 212). Hierauf zieht die Geiſtlichkeit nebſt der Gemeine mit Lichtern und Fahnen unter Glockengeläute dreimal um die Kirche; wo es Kanonen gibt, werden dieſe abgefeuert. Kommen ſie in die Kirche zurück, gibt der Prieſter einem jedem das Kreuz, ein Anderer das Evangelium zu küſſen, und Jeder bekommt dafür ein Ei. Nun grüßen ſich Alle in der Gemeine mit gleichen Worten und beſchenken ſich mit Eiern, indem ſie ſich küſſen. Hierauf ſegnet der Prieſter Jedem, der es verlangt, in der Kirche ſeine Speiſe ein, dann geht es zum Schmauſe. Hierauf zu den allbeliebten Schaukeln (Georgi Petersb. S. 401. Müller Petersb. S. 388). Es gibt 3 Arten derſelben (Storch

Gem. v. Petersb. II. S. 277). Einige haben eine ſchwingende Bewegung, und dieſe ſind die allgemeinſten, auch in Deutſchland bekannten; andere werden in ſenkrechter und noch andere in waſſergleicher Richtung umgetrieben. Alle dieſe Arten von Schaukeln werden um Oſtern auf den öffentlichen Plätzen errichtet, und da das Volk dieſe Beluſtigung ſehr liebt *), ſo iſt dieß eine ſehr fröhliche Zeit.

Der Reiſende, Adam Olearius, welcher i. J. 1636 mit der holſteiniſchen Geſandtſchaft nach Perſien ging, beſchreibt eine zu Moskau geſehene Oſterfeierlichkeit wie folgt: „Wenn an dieſem Tage ein Ruſſe dem Andern begegnet, ſo wird er, welches Standes oder Geſchlechtes er auch ſey, den Gruß: Chriſt iſt auferſtanden! mit einem Kuſſe und gefärbten Eiern nicht verweigern. Der Großfürſt **) pflegt ſelbſt ſeinen Hofleuten ſolche Eier auszutheilen. Auch beſuchte er in der Oſternacht vor der Frühmeſſe die Gefängniſſe, und beſchenkte jeden Gefangenen mit einem Ei und einem Schafpelze, und rief ihnen zu, daß ſie ſich freuen ſollen, dieweil Chriſtus für ihre Sünde geſtorben, nunmehr wahrhaftig wieder auferſtanden ſey. Darauf ließ er die Gefängniſſe wieder ſchließen und ging zur Kirche."

In Petersburg beginnt die Oſterfeier, wie im Orient, um Mitternacht. Jetzt füllen ſich alle Kirchen. Vor allem öffnen ſich die kaiſerlichen Goldpforten des Ikonoſtaſes, d. h. die mittlern Hauptthüren der Bilderwand, die das Allerheiligſte von dem übrigen Raume ſcheidet. Es erſchallt der Geſang: „Chriſt iſt erſtanden!" In demſelben Augenblicke entzünden ſich nicht nur die Kronleuchter und Lampen, ſondern auch die unzähligen Wachskerzen der Gemeinde. Bisher hatte Jeder nur ſein todtes Licht in der Hand, jetzt aber brennen Einige an den nächſten Lampen das ihrige an, und indem ſie ihren Nachbarn die Flamme mittheilen, blitzt die Illumination wie ein Lauffeuer von Hand zu Hand. Während das Hauptcorps der Prieſter — unter dem beſtändig wiederholten Geſange: „Chriſt iſt erſtanden!“ (**Christos wosskoress**), der von allen Seiten her im Echo widerhallt, und der nun das Loſungswort und die dominirende Redensart der ganzen folgenden Woche bleibt — die Todtendecke mit dem Leichnam aus der Kirche hinwegnimmt und zum Altar zurückträgt, treten ein paar andere Prieſter im Ornat mit Rauchfäſſern hervor, und wandern mit den ſichtbarſten Zeichen der Freude, das frohe Ereigniß verkündend, in der Kirche umher, indem ſie vor jedem Heiligenbilde ſtehen bleiben, ein paar Mal ihr Rauchfaß ſchwenken, ihre Verbeugung machen und die Worte: „Chriſt iſt erſtanden!“ wiederholen. Ebenſo begrüßen ſie die einzelnen Gruppen der Andächtigen, nur ſtatt der Verbeugung den Segen gebend. Dieſe ſind ſich unterdeß in die Arme gefallen, und Alles, was ſich nur im Entfernteſten kennt, ſchüttelt ſich die Hand und küßt ſich den Mund. „Chriſt iſt auferſtanden!“ ſagt der Eine. „Er iſt wirklich und wahrhaftig auferſtanden!“ antwortet der Andere. Die Geſänge der Prieſter und ihre Functionen dauern indeß noch fort. Sie haben ſich auf ihrer Bühne auf dieſelbe Weiſe wie das Publikum umarmt, und nun ſtellt ſich der Biſchof, Metropolit oder ſonſtige erſte Prieſter der Kirche, mitten vor dem Ikonoſtaſe an die Gallerie deſſelben und gibt allen Mitgliedern der Gemeinde, die nun eines nach dem andern nahen, einen Kuß und ſeinen Segen mit den obigen Worten: Chriſt iſt erſtanden! In demſelben Momente, wo im Innern der Kirche der Geſang: „Chriſt iſt erſtanden!" ertönt, und die tauſend Lichter der Gemeinde ſich entzünden, werden die Kirche und die Thüren von außen eben ſo illuminirt, und die Glocken der ganzen Stadt ertönen auf ein Mal. Sie werden in dieſer Nacht, ſo wie während der ganzen darauf folgenden Oſterwoche nicht von Kirchendienern, ſondern von Leuten aus dem Volke ſelbſt in Bewegung geſetzt, die ſich auf den Glockenthürmen drängen und einander ablöſen, ſobald einem Liebhaber die Kraft oder die Luſt dazu ausgeht. In Petersburg werden dabei auch die Straßen der Stadt und noch manche andere öffentliche Gebäude eben ſo illuminirt. Während das illuminirte Winterpalais und die auf der Spitze der Baſiliusinſel liegende Börſe und ihre columnae rostratae in der Newa ſich ſpiegeln, rauſchen von der gegenüberliegenden Feſtung Raketen zum Himmel empor, und ihre Kanonen, im Tacte einfallend, donnern in abgemeſſenen Tempo's in alle dieſe aufgeregten Stimmen und Glocken hinein, die von allen Seiten her über die breiten Newaarme herübertönen. Nachdem man während alles dieſes Lärmens, Läutens und Singens, die Prieſterſchaft an der Spitze, mit Fackeln und Wachskerzen noch einen Umzug um die Kirchen gemacht hat, nähert man ſich ungefähr gegen 2 oder 3 Uhr den letzten Ceremonien dieſer Nacht, der Einweihung der Speiſen. Nach beendigtem Gottesdienſte nämlich eilen die Meiſten keineswegs zu Bette, ſondern vielmehr zunächſt zur Mahlzeit, die nun wieder mit allen beliebigen Kraftſaucen und Braten verzehrt werden kann, wie vor dem Beginn der ſiebenwöchentlichen Faſten. Wenn man gegen 3 Uhr Morgens durch die Straßen der Stadt eilt, ſo ſieht man in allen Wirthshäuſern für die aus der Kirche bald zurückkehrenden Gäſte die Tiſche mit weißen Tüchern gedeckt und erleuchtet. In den Paläſten der Großen erblickt man durch die Fenſter hübſche Zimmer, mit Blumen und Gewächſen verziert, und die Bedienten darin um die gedeckte ſilberreiche Tafel ſtehen, ihre Herrſchaft erwartend. Die Vornehmen, denen die Prieſter gleich zur Hand ſind, haben nicht nöthig, die Speiſen zur Einweihung in die Kirche zu bringen, wie die Armen dieß thun. Dieſe ruſſiſchen Oſtermorgen-Mahlzeiten, die an der Grenze der langen Faſten ſtehen, gehören wohl zu den eigenthümlichſten von der Welt, zunächſt was ihre Zeit von 3 oder 4 Uhr Morgens — ja auf den Nachttiſch ſcheint oft die Morgenſonne — dann was die Menſchen betrifft. Da kommen ganze Collegien und Corporationen in Galla angezogen und machen während der Mahlzeit dem Mächtigen ihre Aufwartung, gratuliren zu Oſtern mit Kuß, „Chriſt iſt auferſtanden!“ u. ſ. w., ſpeiſen ein wenig und ziehen wieder ab. So erſcheinen beim Univerſitätscurator die Profeſſoren, beim Präſidenten des Gerichtshofs die Richter, Secretäre, Schreiber, Cancelliſten u. ſ. w., ſo bei einem Gouverneur nacheinander alle Collegien, Gerichtshöfe und Beamten ſeiner Reſidenzſtadt. Bei Privatperſonen wird Alles in der Familie abgemacht. Endlich ſind auch die Speiſen merkwürdig. Von dieſen ſind ſehr viele bloß bei der Oſtermahlzeit üblich. Auch geben die Köche ſich die Mühe, Anſpielungen auf die Kirche und das Feſt bei ihren Braten und Confituren anzubringen. Gewöhnlich verfertigen ſie kleine Lämmer aus Butter, denen ſie eine künſtliche Butterwolle auf den Leib zu ſpinnen wiſſen, andere aus Zucker mit Fähnchen und Kreuzchen. Dieſe Lämmer paradiren mitten auf dem Tiſche. Beſonders nehmen viele Speiſen die Eierform an, die faſt als eine geheiligte erſcheint. Manche Gerichte werden in Eiern ſervirt. Sollen dieſe Oſterfrühſtücke ganz national ſeyn, ſo dürfen geronnene Milch und das Oſterbrod (**Kulitsch**) nicht fehlen. Erſtere ſchlägt man feſt zuſammen, und ſtellt ſie, in große Pyramiden geformt, auf. Das „Kulitſch“ iſt ein dickes rundes cylinderförmiges Weißbrod. In der Regel ſieht es aus, als wenn man lange Teigſtreifen zu dieſer dicken cylinderartigen Dornenkrone von Brod zuſammengeflochten hätte. Der Bäcker bringt auch noch andere kleine Verzierungen darauf an. Gewöhnlich bäckt er noch kleine Kringel darauf, die, wie die kleinen Auſtern an der Mutter, außen daran ſitzen. Auch werden da Pflaumen eingeſteckt, wo die Streifen des geflochtenen Brodes ſich kreuzen, endlich werden noch einige kleine geweihte Zweige vom Palmſonntag eingebacken, die vorn etwas zur Seite herausgucken müſſen, damit man ſich von ihrem Daſeyn überzeuge. Beide, das Brod, wie die geronnene Milch, werden unten mit Blumen und Lichtern verziert, auf den Tiſch geſetzt, und beim Verſpeiſen ſchmiert man ſich den weichen Käſe oder die Milch auf das weiße Brod und taucht dazu ein hart gekochtes Ei in's Salz. Da aber die Oſterſpeiſen erſt von den Prieſtern eingeweiht und geſegnet werden müſſen, ſo werden dieſe gegen Ende der Nachtceremonie auf Tellern, die ſie in Tüchern tragen, zur Kirche gebracht, dort mitten hingeſtellt, und formiren davon einen langen Gang von zwei Reihen, Teller bei Teller, durch die ganze Kirche, indem ſie ſo viel Platz zwiſchen den Reihen laſſen, als die Prieſter zum bequemen Durchgeben bedürfen. Durch beſtändig Hinzutretende wächſt dieſer Gang immer mehr, und geht endlich zur Kirche hinaus. Und indem ſich immer Neue an die letzten anſchließen, noch ein gutes Stück um die Kirche herum. Die großen wunderlichen Brodformen der Kulitſche, die mit Blumen rund umher beſteckt ſind, die hohen Thürme des weißen Käſes, in deren Spitze brennende Wachskerzen geſteckt ſind, dazwiſchen die Haufen von rothgefärbten Eiern und gelegentlich auch noch andere Gerichte, mit denen Jemand ſein Frühſtück ergänzen will, ein Topf mit Honig, eine Aſſiette mit eingemachten Früchten — alle dieſe illuminirten, gefärbten, ſpeisbaren Dinge, in großer Menge an einander gereiht, machen mitten in der Kirche in der ſo bedeutungsvollen Oſternacht einen ſeltſamen Eindruck. Wenn nun der Prieſter kommt und mit einem kleinen Quaſt zur Rechten und Linken Waſſer ſprengt, indem ſeine Begleiter ſingen und er beſtändig Segensſprüche recitirt, drängen ſie ſich dichter heran, bekreuzen ſich fortwährend, und haben wohl Acht, ob ihre Speiſen auch mit einigen Tropfen genäßt werden. „Väterchen!" heißt es hier und da, „hier meine Oſterſpeiſen haben nichts bekommen." Außer Athem kommen noch Andere herangelaufen, und beſchwören, ihr Tuch entknotend, den Prieſter, noch einen Augenblick zu verziehen.

---

*) Ueber ihren urſprünglichen myſtiſchen Zweck ſ. S. 436.

**) Damals Michael Feodorowitſch, der erſte Czar aus dem Geſchlecht Romanow, † 1646.

Am folgenden Tage ſpielen Küſſe die Hauptrolle. Man urtheile ſelber über den ungeheuern Verbrauch dieſes Artikels. Zunächſt kuſſen ſich gegenſeitig alle Familienglieder unter einander, alsdann die Beamten, wenn ſie ſich innerhalb der Oſterwoche zum Erſtenmal begegnen. In der Armee muß jeder Commandeur, General eines Corps (von 60,000 Mann), alle Offiziere deſſelben kuſſen, ebenſo jeder Regimentscommandeur alle

Offiziere ſeines Regiments und noch eine Portion auserwählter Soldaten dazu. Der Capitän küßt einzeln alle Soldaten ſeiner Compagnie, welche zu dieſem Zwecke zuſammenberufen wird. Im Civilfach gilt dieſelbe Diſciplin, daß der Chef alle ihm Untergeordnete küſſen muß, die am Oſterſonntagmorgen in ihren Staatsuniformen zu ihm zur Viſite eilen. Ein Untergeordneter hat dabei ſchon viel zu thun, denn er hat oft ein Dutzend Etagen unmittelbarer und mittelbarer Vorgeſetzten über ſich. Aber nun gar die Obern, von denen die langen Ketten der Untergeordneten in unzähligen Gliedern hinabgehen! Natürlich fallen hier auf den Kaiſer ſelbſt die meiſten Geſchäfte. Man denke ſich ſeine große Familie, ſeinen ungeheuern Hofſtaat, die zahlloſen Aufwartungen, die er am Oſterſonntagmorgen annimmt, die ſämmtlichen Großen, die er perſönlich näher kennt, und die er bei zufälligen Begegnungen mit ſeinem Gruße beehrt. Allein dabei bleibt es nicht, die geringſten Schildwachen in ſeinem Pallaſte, an denen er um Oſtern vorübergeht, begrüßt er mit Kuß und „Chriſt iſt auferſtanden.“ Ja, auf der Parade am Oſterſonntag küßt er ebenſo das ganze verſammelte Offiziercorps und eine nicht unbedeutende Anzahl von Gemeinen, die dazu ausgewählt vortreten. (Kohl „Petersburg“ 2. Aufl. II. S. 364—380).

Am Oſtermontag

wird zu Pfungſtadt im Darmſtädtiſchen von den jungen Bauern ein Eierlaufen veranſtaltet, welches ein Augenzeuge (in Vulpius „Curioſitäten“ V. S. 359 ff.), wie folgt, beſchreibt: „Die zwei Schnellläufigſten werden ausgewählt, der eine zum Leſer, der andere zum Laufer beſtimmt. Jüngere Knaben gehen am Morgen, mit einem Korbe verſehen und von zwei der ältern Burſche begleitet, von Haus zu Haus, wo ihnen faſt überall Eier, Würſte, Speck ꝛc., freiwillig geſpendet werden. Die beiden erwähnten Hauptperſonen der Feſtlichkeit ſchmücken ſich mit weißen, langen Beinkleidern, weißen Kollets und weißen Mützen, überall flattern auf dieſer Farbe der Unſchuld rothe und blaue Bänder, worunter vorzüglich die breite Bandſchärpe feſtlich um die Hüfte prangt. Nachmittags werden etwa 60 Eier, jedes in einer ellenweiten Entfernung von dem andern, auf die Straße gelegt; am oberſten Ende der Eierlinie ſteht ein mit Heu gefüllter Korb, um die geleſenen Eier aufzunehmen. Ein ſeidenes Tuch iſt der Preiß des Wettlaufs, der von einem dazu beauftragten Burſchen aus der Geſellſchaft in einer verhältnißmäßigen Entfernung im Felde an einem dazu beſtimmten Orte niedergeſetzt wird, ein aus Buchsbaum und Blumen geflochtener Strauß trägt das Tuch angeheftet auf ſeiner Spitze. Ein Zeichen, daß dieß Alles der Ordnung gemäß geſchehen, vereint beide Wettläufer Hand in Hand. Sie laufen gemeinſchaftlich zweimal längs den gelegten Eiern, die ſie in der Mitte haben, auf und nieder; der Läufer ſpringt dann durch die umſtehende Volksmenge, um auf dem Felde den Kampfpreis zu erjagen. In dieſem Augenblick beginnt der Leſer die Eier aufzunehmen, wobei er, nach den traditionären Geſetzen dieſes Feſtſpiels, immer nur Eins nehmen darf, um es in den obenſtehenden Korb zu legen. Jedes Ei koſtet daher dem Leſer einen ganzen Umlauf, der ſich nicht etwa mit der jedesmaligen Wegnahme eines Eies um eine Elle verkürzt; der Lauf bleibt ſtets derſelbe, denn das oberſte Ei bleibt liegen und dient, wenn es dem Leſer gelingt, zum letzten Siegeswurf unter die Menge. Er hat nämlich während des Eieraufnehmens die Erlaubniß, zuweilen ein Ei unter die auf allen Seiten, unten und oben gaffende Volksmenge zu werfen, was oft nicht wenig zur gemeinſchaftlichen Luſt beiträgt. Gelingt es dem Läufer, den Leſer noch während des Aufnehmens der Eier zu überraſchen, dann geht er als Sieger davon, und der Kampfpreis iſt ſein. Iſt indeß der Leſer im Stande, dem Läufer noch eine Strecke entgegen zu laufen, ſo wird ihm die Ehre des Sieges. In ſiegestrunkener Fröhlichkeit führt dann der, der den Strauß beſtanden, ſeine Genoſſen mit der ganzen Eierbeſcheerung in die Schenke. Letztere werden mit dem geſpendeten Specke und den Würſten zu einem ſtattlichen Mahle bereitet, und unter Muſik, Tanz und Scherz endet die frohe Feier."

In Krüniz Encyclopädie (**XI.** S. 768) wird einer in Breslau, von einer hohen Perſon geſtifteten Oſterunterhaltung unter den Tuchmachern, das ſogenannte Eierleſen, erwähnt, welche mit der vorigen manches Aehnliche zeigt. Auch hier ſind Belohnungen ausgeſetzt. „Man legt eine gewiſſe Anzahl gefärbter Eier auf einer Gaſſe nach abgemeſſenen Schritten, welche ein Tuchknappe, als ſogenannter Eierleſer, im Auf- und Ablaufen eines nach dem andern aufhebt, und in ein mit Blumen gefülltes Sieb legt. Indeß muß ein Anderer, der Läufer genannt, bis an eine ihm beſtimmte Kirche in der Stadt laufen, an die Kirchthüre ein Zeichen ſchreiben und wieder zurückkommen. Iſt er früher zurück, ehe Jener die Eier aufgeleſen, ſo hat er gewonnen. Den Spaß beſchließt ein Schmaus.

In der Niederlauſitz holen ſich am Oſtermontag die Kinder von ihren Pathen Dingeier, die Kik egenannt, es ſind drei buntgefärbte hartgekochte Eier; eine Semmel, ein großer Pfefferkuchen und drei Brezeln ſind die Beigabe. Eben daſelbſt hat man auch ein Volksſpiel Wendiſchen Urſprungs, die Walei genannt. Bei Vulpius (Curioſ. IV. S. 502) leſe ich darüber folgendes: „Zum Behufe dieſes Spiels wird auf einem öffentlichen Platze eine dreieckige Vertiefung in ſandigem Boden gemacht. Die Länge der beiden Hauptſchenkel von oben nach unten iſt zwar willkürlich, aber doch gewöhnlich ein Klafter. Oben laufen ſie nicht zuſammen, ſondern laſſen eine Oeffnung von einem Fuß Breite, unten gehen ſie wieder nicht ſo weit auseinander, daß ein regelmäßiges, ſondern nur ein längliches Dreieck daraus entſteht. Das obere offene Ende dieſes länglichen Dreiecks iſt ganz dem Fußboden gleich, aber von oben fängt ſich nach allen Seiten hin der Boden gleichmäßig mit der größten Genauigkeit an zu ſenken, ſo daß die Vertiefung an der unterſten Querlinie etwa einen Fuß beträgt und hinreichend iſt, rundliche Körper herablaufend zu machen. Iſt nun eine ſolche Walei — an einigen Orten auch Welk genannt — mit vieler Mühe vollendet, ſo fängt, aber erſt nach geendetem Gottesdienſte — das Spiel ſelbſt an. Der Angeſehenſte aus dem Haufen tritt mit einem Fuße oben in die Oeffnung der Walei; Jeder, der mitſpielen will, ſetzt ein Ei an deſſen Fuß, und wenn alle Mitſpieler daſſelbe gethan haben, hebt er den Fuß in die Höhe und läßt die Eier laufen, wohin ſie wollen. Sind nun die Eier unten an der Querlinie angekommen, ſo bleiben ſie ſo ſtehen. Der Beſitzer des erſten Eies zur Linken iſt Anfänger des Spiels, der Beſitzer des zweiten zweiter, und ſo bis zum Letzten rechter Hand hin. An die Aehnlichkeitsvergleichung: „er, ſie oder es ſieht ihm ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern" iſt hier nicht zu denken, um daraus Verwirrung im Spiele vorherſehen zu wollen. Die Oſtereier ſind bekanntlich alle verſchiedenartig gefärbt, und ſind ſo mannigfaltig verziert, daß Verwechslungen nicht möglich ſind. Daß alle hart geſotten ſind, verſteht ſich von ſelbſt. — Der Erſte läßt nun aus freier Hand ein anderes eigenthümliches Ei hinunterlaufen, und dasjenige fremde Ei, das von dem Seinigen beim Herabkommen getroffen oder berührt worden, iſt gewonnen; dann läßt er ſeinen Gewinner zum zweiten Male hinunter; trifft er wieder, ſo hat er abermals gewonnen. Dieß geht ſo lange fort, bis er mit ſeinem Ei einmal nichts getroffen hat. Dann kommt der Zweite dran, welcher es auch ſo macht, dann der Dritte u. ſ. w. Sind noch Eier unten in der Walei, wenn ſchon Alle durchgeſpielt haben, ſo fängt der Erſte wieder auf dieſelbe Weiſe von vorn an. Das geht ſo fort, bis auch das Letzte weggenommen iſt. Iſt nun die Walei, welche oft ein paar Stunden dauert, ganz ausgeleert, ſo iſt das Spiel zu Ende, und beginnt wieder, ſo oft es der Geſellſchaft beliebt. Es gibt bei dieſem Spiele auch Kunſtgriffe, wie ich auch oft ſah, daß einer oder zwei, welche die Handgriffe kannten und übten, faſt allen Uebrigen die Eier abgewannen. Bald iſt ein rundes Ei nöthig, wenn es in der Mitte gerade hinablaufen ſoll; bald eins, das auf einem Ende ſtark und auf dem andern nach verſchiedenen Abſtufungen ſchwach iſt, um damit nach Seitenwinkeln zu waleien; und bald kommt es wieder auf die Art und Weiſe des Anſatzes, ehe man ſein Ei hinabläßt, viel an, wenn es einen beſtimmten Ort erreichen ſoll. Kurz, man muß mit Eiern aller Geſtalt verſehen ſeyn, und jene Kunſtgriffe verſtehen, wenn man auf der Walei ſein Glück machen will."

Vulpius wirft bei dieſer Gelegenheit die Frage auf: Woher es komme, daß in Thüringen die Kinder herumgeführt werden, um verſteckte Eier zu ſuchen, welche am grünen Donnerſtag oder Charfreitag in die Winkeln des Hauſes der Haſe gelegt haben ſoll? und warum es eben ein Thier ſeyn ſoll, das keine Eier legt? Wir haben ſie bereits S. 248 beantwortet.

Die größte Rolle ſpielen die Eier bei'm ruſſiſchen Oſterfeſte. Man beſchenkt ſich damit gegenſeitig, man ißt ſie fleißig und ſtellt Spiele mit ihnen an. Alle Buden ſind mit großen Quantitäten derſelben gefüllt, deren Verſchleiß ſehr bedeutend iſt. Nach einer ſehr mäßigen Berechnung werden in den letzten Tagen der Faſten in Petersburg wenigſtens drei Millionen Eier verkauft, und für den ganzen Oſterverbrauch der Stadt laſſen ſich zehn Millionen als Minimum nachweiſen. Da es Sitte iſt, um Oſtern jedem Bekannten bei'm Gruße ein Ei in die Hand zu drücken, ſo verbraucht mancher Einzelne zuweilen ein paar hundert Eier. Die Ruſſen beſitzen ein großes Talent, die Eier zu verzieren. Die in der Regel roth gefärbten Eier verſehen ſie mit vielen weißen Schattirungen nach verſchiedenen Muſtern und ſchreiben darauf: **Christos wosskress.** (Chriſt iſt erſtanden!) Die Reichen begnügen ſich nicht bei dieſen einfachen, mit Braſilienholz gefärbten Hühnereiern, ſondern ſind viel weiter gegangen. Es gibt keinen Stoff, aus dem man in Petersburg nicht geſchmückte Oſtereier darſtellte. In der kaiſerlichen Glasſchleiferei findet man in der Faſtenzeit zwei Säle mit Arbeitern ausſchließlich damit beſchäftigt, hübſche Blumen und Figuren in kryſtallene, gefärbte und ungefärbte Glaseier einzuſchleifen. Dieſe Kryſtalleier ſind für den Hof beſtimmt, wo der Kaiſer und die Kaiſerin damit Geſchenke an die Großen machen. Da dieſe oft viele ſolche Eier bekommen, ſo verſchenken ſie dieſelben wieder an Lieblinge, die ſie nächſte Oſtern wieder Andern verehren. Die Petersburger Porzellanfabrik bleibt im Eierlegen nicht hinter der Glasſchleiferei zurück, und producirt eine Menge großer und kleiner Eier, die mit Gemälden, Vergoldungen und zierlichen Bandſchleiſen verſehen ſind, damit der Beſchenkte ſie zum Andenken in ſeinem Zimmer aufhängen könne. Beſonders nett iſt die Arbeit der Wachsboſſirer und Conditoren; in Käſtchen an einander gereiht, ſieht man in der Faſtenzeit bei ihnen wächſerne und weißzuckerne Eier in allen Größen, vom Nachtigallen-Ei an über das Tauben- und Hühnerei hinaus bis zu den Eiern der Schwäne und Strauße hin. Die Bemalungen und Verzierungen dieſer delicaten Eier ſind äußerſt manchfaltig, und die Verkäuſer überbieten ſich gegenſeitig in guten Einfällen, die das Publikum anlocken. Manche Eier erſcheinen in Doſenform als Bonbonièren oder Behälter ſonſtiger Geſchenke. Es werden bei dieſer Gelegenheit oft ſehr reiche Geſchenke in ſchlichter Eierſchale verborgen. Manche ſind durchſichtig und laſſen als Dotter ein niedliches Blumenbouquet durchſchimmern, wieder andere ſind vorn bei der einen Oeffnung mit einem Vergrößerungsglaſe verſehen, und zeigen alle die kleinen Häuſerchen und Bäumchen, die ſie, aus Wachs boſſirt, enthalten, in wunderbarer Vergrößerung; viele enthalten Heiligenbilder; andere bilden Wiegen, in denen kleine Engel auf zierlichen Roſen ſchlafen. Bei den Papparbeitern beſtellt man große Rieſeneier aus Goldpapier und überſchickt ſie, mit ganzen Ladungen von Confituren gefüllt, den Freunden und beſonders den Freundinnen. (Kohl, „Petersburg," 2te Ausgabe, II. S. 356 ff.)

Eine der vorzüglichſten Oſterbeluſtigungen der Ruſſen beſteht in den Spielen mit den buntbemalten Eiern. Der Eierſpiele gibt es aber mancherlei. In den Oſtſeeprovinzen pflegt z. B. die Jugend auf den Edelhöfen, eine große Decke im Zimmer hinzulegen und darauf ein Eierrollen anzuſtellen, der Art, daß Jeder ein Ei auf der Decke ausſetzt und nun Einer nach dieſen Eiern mit einem andern rollenden Ei zu zielen beginnt. So viele Eier er trifft, ſo viele gehören ihm. Trifft er keins, ſo bleibt auch ſein zweites Ei liegen, und der Nachmann folgt. Das gemeine Volk betreibt deſto eifriger das Eierſchlagen, an dem nicht bloß die Kinder, ſondern vorzugsweiſe die jungen Männer, ja ſelbſt alte Weißbärte, mit großem Intereſſe Theil nehmen. Es geht die Sache auf folgende Weiſe vor ſich. Viele Kerle ſtehen in einem Haufen beiſammen und haben ihre weiten Hoſentaſchen voll bunter, hartgekochter Eier, mit denen ſie beſtändig herumklappern und ſich gegenſeitig zum Schlagen herausfordern. Hat ſich ein Gegnerpaar gefunden, ſo recken alle die Köpfe und ſchauen auf. Der Eine hält ſein Ei hin, indem er es in der ſchützenden Hand faſt ganz verbirgt, ſo daß kaum das Ende hervorblickt. Der Andere aber ſchlägt mit der Spitze des ſeinigen darauf. Der, deſſen Spitze einbricht, dreht ſein Ei raſch mit der andern Spitze herum, und iſt er hier auch nicht glücklicher, ſo hat er ſein Ei verloren. So einfach dieß Spiel auf den erſten Blick erſcheint, ſo begreift man doch, wie ſehr es beluſtigen kann, wenn man den Leuten, die beſtändig ſchreien und geſticuliren, und dabei ſauere oder triumphirende Mienen machen, öfter zuſieht und dadurch ein wenig Kennerſchaft der Feinheiten erlangt. Bevor Einer den Handel zum Zuſchlagen eingeht, pickert er eine lange Zeit bald mit dem einen, bald mit dem andern Ende ſeines Eies an die Vorderzähne und erlauſcht aus dem Tone, den es gibt, die Art der Wölbung und die Stärke ſeines Eies, ſowie, ob es mehr oder weniger gefüllt, härter oder weicher gekocht ſey. Alsdann bittet er ſich das Ei ſeines Gegners aus und ſtellt es an ſeinen Vorderzähnen auf dieſelbe Probe. Glaubt er einen Fehler daran zu entdecken, ſo gibt er es zurück und ſagt ſogleich: Schlage zu! Hält er es für beſſer, als ſeines, ſo bietet er den Tauſch an, was der Andere oft gern annimmt, weil er vielleicht wiederum umgekehrt ſeines Gegners Ei für beſſer hält. Sind ſie endlich mit dem Probiren fertig, und ziehen ſie ſich dann nicht mißtrauiſch zurück, ſo gibt es wieder Verhandlungen darüber, wer halten und wer ſchlagen ſoll. Oft halten Beide zugleich das Eine oder das Andere für vortheilhafter, und es heißt dann von beiden Seiten beſtändig: Halt! Halt! oder: Schlag zu! — Hält endlich der Eine, ſo ſchlägt doch der Andere zuweilen noch nicht zu, weil er an der Haltungsweiſe des Erſten etwas auszuſetzen hat. Dann ſchreien aber auch die Zuſchauer beſtändig drein und zwingen endlich zum Zuſchlagen. Bei dem erſten Eierpaare, das zwei Gegner mit einander wechſeln, werden immer die meiſten Umſtände gemacht. Hat aber einmal Einer eins verloren, ſo wird er ärgerlich auf den Andern und zerſchlüge ihm auch gern ein's. Bei dem zweiten geht es alſo ſchon raſcher, bei'm dritten, vierten u. ſ. w. kommen ſie nach und nach in eine wahre Eier-Schlagwuth und treiben ſich ſchlagend auf dem ganzen Platz herum. Sehr viel muß dabei von der Geſchicklichkeit des Schlägers abhängen, denn es kommt zuweilen vor, daß ein rüſtiger kleiner Junge einem Erwachſenen 20 Eier der Reihe nach zerſchlägt. —

Ein anderes beliebtes Spiel iſt das *Honigkuchenſchlagen*. Wenn ſich zwei Burſchen zu dieſem Spiel entſchließen, nehmen ſie aus dem Kaſten eines Verkäufers zwei *Honigkuchen, die ein ſehr dünnes und hartes Gebäck ſind*. Der Eine legt ſie genau übereinander und präſentirt ſie ſeinem Gegner. Hat dieſer Alles gut befunden, ſo ſchlägt er damit auf den harten Rand des Honigkuchenkaſtens. Der Schlag darf nicht zu ſtark und nicht zu ſchwach ſeyn, ſondern ſo, daß nur der untere Kuchen zerbricht, der obere aber ganz bleibt, denn in beiden Fällen, ſowohl wenn beide brechen, als wenn ſie ganz bleiben, hat er die Kuchen dem Verkäufer zu zahlen und dem Gegner abzutreten. (Kohl, „Petersburg,“ 2te Ausg. II. S. 301 ff.)

Bei der Stadt Altena, nicht weit von dem Orte, der die Kluſa heißt, iſt mitten am Berge der St. Einhardsbrunnen, zu welchem am *Oſtermontag* noch immer viele Menſchen hinpilgern, aber in der katholiſchen Zeit ward ihm auch eine fruchtbar machende Kraft (eine Wirkung, die von der Liebesgöttin Oſtra ausging) zugeſchrieben. Die Frau, welche ſich in dieſer Abſicht hinbegab, mußte zuerſt beten:

„Lieber Herr Sankt Peter, ſchließet auf ſtrenge
Die Himmelspforte, redlich ich ginge,
Hinauf zur Loven (?) und zum Sankt Einhard.“

Dann mußte ſie eine Meſſe leſen laſſen und dabei ſagen:

„O Herr Gott, durch den lieben Sankt Einhard,
Hilf mir, wie du haſt erhört
Der alten verwelkten Sara (Hanna) Gebet,

Und das der heiligen Mutter Eliſabeth,
So hilf auch mir unfruchtbarem Weibe,
Daß ich möge ſchwanger werden im Leibe.
Hiezu hilf mir nun und alle Zeit,
Daß ich von meinen Sünden werde befreit.“

Hierauf mußte die Frau im Beiſeyn des Prieſters aus dem Brunnen einen guten Trunk thun und der Prieſter dabei ſagen:

„Proficiat, das geſegne euch St. Einhard offenbar,
Daß Ihr ſeyd fruchtbar im nächſten Jahr.“

Demnächſt opferte die Frau ihre Gabe und ſprach:

„Nehmt hin dieſe Gabe, lieber Herr
St. Einhard, und helft mir, daß es ſich bewähr'.“

Endlich beſchloß der Prieſter dieſe Handlung mit der Dankſagung:

„Deo Gratias, Gott habe Dank,
Sankt Einhard gebenedei Euch dieſen Gang,
Zweifelt gar nicht daran,
Sondern reget Euch zu einem baldigen Kram“[*]).

Am Oſtermontag findet zu Venedig an der **Riva dei Schiavoni** die feierliche Einſegnung des Meeres und der Marine ſtatt. Die Urſache des Gebrauchs iſt folgende: An dieſem Tage wurde 1569 ein bedeutender Theil des Arſenals in Aſche gelegt. Als es endlich gelungen war, die Feuersbrunſt zu bewältigen und die Flotte ſelbſt theilweiſe zu retten, beſchloß der Senat, aus Dankbarkeit alljährlich am Oſtermontag für das Heil der Marine ein Hochamt zu halten. Die Beibehaltung dieſer religiöſen Weihe iſt auch der öſtreichiſchen Regierung angemeſſen erſchienen. Binzer beſchreibt als Augenzeuge dieſe Feierlichkeit wie folgt:

---

[*]) Stahl weſtphäliſche Sagen, S. 127.

„Um 11 Uhr kam der militäriſche Feſtzug heran, geführt vom Erzherzog Friedrich, erſt die Marineſoldaten, dann die Matroſen, Cadetten und Matroſenzöglinge. Nachdem dieſe in langer Reihe ſich an den Häuſern aufgeſtellt hatten, erſchien die Geiſtlichkeit im Ornat, nebſt Knaben mit Weihrauchfäſſern und allem kirchlichen Zubehör, und traten vor den Rand des Waſſers. Hier hatten ſich indeß viele Gondeln mit Schauluſtigen eingefunden. Auf ein gegebenes Signal trat feierliche Stille ein, und der Prieſter ſprach den Segen über das Meer. Hierauf begab ſich der Zug an den Eingang des Arſenals, um auch über dieſes den Segen zu ſprechen, worauf die Feier mit einer Meſſe in der Kirche **St. Biaggio** ſchloß.“

Für die Einſetzung dieſer Ceremonie iſt alſo eine hiſtoriſche Begebenheit, eine Feuersbrunſt, die dem Arſenal gefährlich zu werden drohte, angegeben. In welchem Zuſammenhange ſteht aber mit einer Feuersbrunſt, die überdieß nur das Arſenal der Stadt anging, die Einſegnung des Meeres und der Marine? Auffallend iſt, daß ehedem (vom Jahr 1520 bis 1796) in derſelben Stadt am Himmelfahrtstage dieſelbe Ceremonie, anſtatt am Oſtermontag ſtattfand. Sonderbar gab man auch dafür einen hiſtoriſchen Beweggrund an, nämlich es ſollte eine Gedächtnißfeier des am genannten Tage im Jahr 1177 von dem Dogen Ziani mit nur 30 Galeeren über die 75 Galeeren ſtarke vereinigte Flotte Genua's und Friedrichs des Rothbarts (befehligt von deſſen Sohn Otto) bei Salvora, in der Bucht von Pirano, erfochtenen Sieges geweſen ſeyn. Ziani ward dadurch ſpäter Vermittler zwiſchen Kaiſer und Papſt, und erhielt nach erfolgter Verſöhnung von Alexander III. einen Ring mit dem Bedeuten: daß, wie das Weib dem

Manne, ſo ſolle die **Adria** ſtets dem Dogen unterthan ſeyn. Warum aber fand die Feierlichkeit erſt ſeit 1520 ſtatt? Und welchen hiſtoriſchen Grund gibt man für die am erſten Sonntag nach Himmelfahrt auch in Genua auf dem alten Molo einſt ſtattgefundene Einſegnung des Meeres an? Oben (S. 263 ff.) haben wir geſehen, daß auch die Athenienſer ihrem zum Dionyſuscult gehörigen Apaturienfeſte in ſpäterer Zeit, wo das Einſetzungsmotiv durch die Heimlichkeit, in welche die Prieſterſchaft die Bedeutung ihrer religiöſen Gebräuche vor den Laien verhüllte, vergeſſen worden, eine hiſtoriſche Begebenheit als Urſache der Feier unterſchoben. Es iſt alſo wohl geſtattet, auch unter einem chriſtlichen Volke ähnliche Verfälſchungen der Wahrheit als möglich zu denken. Erwägt man, daß die Veneter, als eine hauptſächlich auf die Schiffahrt angewieſene Nation, ein beſonderes Intereſſe daran finden mußten, ſich des Schutzes der Meergottheit zu verſichern; erwägt man ferner, daß die ruſſiſch-griechiſche Kirche zu gleichem Zwecke am Tauftag Jeſu die Flüſſe weiht (vergl. S. 47 Anm.), und die Griechen am 6. März, an welchem ſie die Kreuz-Erfindung feiern, ein Kreuz in's Meer werfen (wie ein Touriſt bei Nauplia beobachtete), um daſſelbe für die Schiffahrt günſtig zu machen, daher auch dieſes Feſt die „Vermählung des Kreuzes mit dem Meere“ genannt wird (Ausl. 1841, Nro. 14.); erwägt man endlich, daß ſchon die heidniſchen Griechen eine ähnliche Ceremonie bei dem Aufſteigen der Plejaden am Frühlingshimmel vornahmen, weil dieſes „Schiffergeſtirn“ *) durch ſein Sichtbarwerden als Zeichen galt, daß die Frühlingsſtürme vorüber und das Meer ſorglos wieder befahren werden könne, ſowie daß die Plejaden, nach Heſiod's Hausregeln (V. 385), gerade vierzig Tage unſichtbar ſind, in der Frühlingsgleiche, alſo um Oſtern, ſichtbar, und nach 40tägiger Unſichtbarkeit (am Himmelfahrtstag) wieder zum Vorſchein kommen, ſo iſt begreiflich, warum die Einſegnung des Meeres in Venedig abwechſelnd in eines dieſer beiden Feſte fiel. Aber, wie die Plejadentaube, iſt auch die heil. Jungfrau eine Taube, welche ein Feſtgeſang als: **Ave maris stella Dei mater alma!** begrüßt, und die venetianiſchen Schiffer haben ſie zur Schutzpatronin erwählt. Wie nun viele Nonnen ſymboliſch ſich mit Chriſto verlobten, ſo konnte der Doge von Venedig ſich auf ähnliche Art mit der „Göttin des Meeres" **Santa Maria della Navicula** vermählen, welcher Leo **X.** zum Andenken für ſeine Rettung aus einem Seeſturm vor ihrem kleinen Tempel auf dem Berge Celio in Rom ein marmornes Schiffchen hatte aufhängen laſſen; und die altrömiſche Sitte der Votivgeſchenke glücklich heimgekehrter Seefahrer (**Serv. Comm. in Aen. 3, 335**) auch in die Chriſtenheit eingeführt hatte, ein Brauch, der in Italien noch jetzt fortbeſteht (vergl. Auguſti, chriſtl. Arch. III., S. 119).

---

*) Πλειάς ſtammt von πλέω, ſchiffen.

Am Oſterdienſtag

ſoll, nach Durands Verſicherung, früher der ſeltſame Brauch beſtanden haben, daß die Frauen ihren Männern Ohrfeigen austheilten, wofür dieſe Tags darauf ihnen die erhaltenen Schläge zurückgaben. (**In plerisque etiam regionibus mulieres secunda die post Pascha verberant maritos suos, die vero tertia mariti uxores suas**). Beleth, welcher dieſen Gebrauch ebenfalls anführt, gibt als Urſache an, daß der Mann zur heiligen Oſterzeit nicht von ſeinem Weibe die Erfüllung der ehelichen Pflicht fordere, noch das Weib von ihrem Manne (**ob eam rem faciunt mulieres maritos suos verberare, ac vicissim viros eas altera die, ut ostendant, ne tempore illo alter ab alterutro thori debitum exigat**). Allein wenn auch zugegeben werden muß, daß eine frühere Zeit den Begriff der Heiligkeit von dem der Keuſchheit ſelbſt in der Ehe an gewiſſen, beſonders heiligen Tagen nicht zu trennen vermochte, ſo fehlt doch dieſem Erklärungsverſuch darum die Haltbarkeit, weil das gegenſeitige Prügeln zu dieſem Zwecke hätte vor dem Feſte vorgenommen werden müſſen; denn die Heiligkeit des Sonntags achtete man wohl mehr, als die des Dienſtags, wo ſie ſchon tertiär war; abgeſehen davon, daß das Prügeln nicht die geeignetſte Vorbereitung zur Heiligung des innern Menſchen ſeyn kann.

Der Sonntag nach Oſtern

macht in Rußland den Oſterfeſtivitäten mit einer Schlußmeſſe, die unter dem, auch noch an dieſem Tage fortwährend ertönendem Geſange: „Chriſt iſt erſtanden von den Todten!“ abgehalten wird, ein Ende. Sodann findet noch eine Brodvertheilung ſtatt; dieſe Brode, welche die Prieſter backen laſſen, um ſie den Gläubigen mit nach Hauſe zu geben, ſind äußerlich mit rother Farbe bemalt, auf der die Worte: „Chriſt iſt von den Todten erſtanden!“ mit goldenen Buchſtaben zu leſen ſind. Dieſe Brode zerſchneiden ſie in eine Menge kleiner Stücke, treten mit gefüllten Körben zur Gallerie des Altars hinan und vertheilen von da herab die Brodſtückchen an die Gemeindeglieder, die ſich mit hundert ausgeſtreckten Händen heran drängen, als ſollten ſie das Brod des Heils empfangen. Begierig ſehen ſie immer auf ihr Stückchen, ob ſie auch etwa ein paar Buchſtaben jener Umſchrift empfangen haben. Iſt dieß der Fall und ſind es Buchſtaben der erſten Worte, ſo halten ſie es für ein beſonderes Glück. Iſt ihnen aber ein Buchſtabe vom letzten Worte („den Todten") zugefallen, ſo ſind ſie ſehr betrübt und halten dieß für eine ſchlimme Vorbedeutung. Dieß kleine Brodſtückchen legen ſie nun, wie die Ruthen des Palmſonntags, auf den Tiſch oder das Brett, wo ihr Hausheiliger ſteht, in deſſen Ecke überhaupt alle ſolche geweihte und geheiligte Kleinigkeiten zu liegen kommen. (Kohl, „Petersburg," zweite Aufl., Seite 396).

Der zweite Montag nach Oſtern

wird von den Ruſſen der „Erinnerungsmontag" genannt, weil man ſich an demſelben der Verſtorbenen erinnert. Es iſt dieſer Tag ungefähr unſer Allerſeelentag; daß er den Schluß der Oſterfeierlichkeiten bildet, deuten Einige auf die gehoffte Auferſtehung verſtorbener Lieben, die man mit der Auferſtehung Chriſti in Verbindung bringt*). Morgens eilt das Volk auf die Friedhöfe hinaus, in den Kapellen derſelben einem Gottesdienſt beizuwohnen, und dann zum Andenken der Hingeſchiedenen auf deren Gräbern eine Mahlzeit zu verzehren**). Schon frühzeitig ſieht man Leute mit ihren Familien zu Fuße und zu Wagen und mit Tüchern, in denen ſie die Speiſen ſchleppen, hinausſtrömen.

---

*) Der wahre Grund iſt S. 248 angegeben.
**) Vergleiche S. 76 zum Verſtändniß dieſer Sitte.

Dieſe Speiſen bringen ſie zuvörderſt in die Kirche und ſetzen ſie auf eine große, in deren Mitte errichtete Tafel. Gewöhnlich haben ſie in die Mitte eines Tellers ein großes, hohes, rundes Brod, und rund herum rothe Oſtereier*), Salz, Kringel, Apfelſinen, Citronen und Honigkuchen**) gelegt. In dem runden Brode ſteckt ein brennendes (Seelen-) Licht. Andere fügen auch noch ein Töpfchen mit Honig hinzu. Auf jedem Brode liegt ein kleines Büchelchen „des Andenkens“ (**Paminatelnije Knigi**), denn auf der erſten Seite findet man ſtets geſchrieben: „Dieſes Buch iſt geſchrieben zum Andenken an N. N.“ Zuerſt halten nun die Prieſter die gewöhnliche Meſſe ab, alsdann treten ſie zu jenen ſo ſonderbar bepackten Tiſchen und ſingen dort unter beſtändigen Räucherungen Gebete für die Todten. Sie blättern dabei in jenen auf dem Tiſche liegenden kleinen Büchern herum und flechten die Namen, die ſie darin finden, in ihre Gebete ein. Wenn dieſe Einweihung der Speiſen und dieß allgemeine Gebet für die Todten beendet iſt, zerſtreuen ſich die Leute auf dem Kirchhofe, und eine jede Parthei ſucht die Gräber der Ihrigen auf, beſonders Derer, welche ſie neuerlich verloren haben, um dort ihren Schmerz um die Hingeſchiedenen auszuweinen. Indeß haben ſich die Prieſter mit brennenden Kerzen und Crucifixen auf dem Kirchhofe vertheilt, und halten nun bei jedem Grabe, wo es verlangt wird, noch einen beſondern Gottesdienſt, indem ihnen dabei jene kleinen Gedächtnißbücher überreicht werden. Den Prieſtern folgen ganze Trupps von

---

*) Als tröſtendes Symbol der Wiedergeburt; die rothe Farbe bedeutet hier Lebensblüthe.

**) Das altgriechiſche Todtenopfer ſ. S. 70.

Krüppeln und Bettlern, um ein eßbares Almoſen zu bitten. Viele entſprechen dieſen Wünſchen, noch Mehrere aber holen nun eine Serviette heraus, bedecken damit den Grabhügel und ſetzen ihre mitgebrachten Speiſen der Reihe nach hinauf, ſowie auch die Wein- und Branntweinflaſchen, und indem ſie ſich um den Grabhügel herumlagern, fangen ſie zu ſchmauſen und zu trinken an. Die Prieſter bekommen auch ihren Theil und genießen bei jedem Grabe einen Imbiß. Erſt mit einbrechender Nacht haben die Todten Ruhe, und die Lebendigen begeben ſich ſo angetrunken nach Hauſe, daß der Erinnerungstag ihnen ein Tag des vollſtändigen Vergeſſens wird. (Kohl „Petersburg,“ II. S. 398 ff.)

Am zweiten Freitag nach Oſtern

ging ehemals zu Köln eine Proceſſion aus der Metropolitankirche, wo ſich das Perſonale dazu verſammelte. Sie beſtand aus der Schuljugend und der Geiſtlichkeit der acht erſten Collegiatſtifter. Dem Herkommen gemäß wurden immer die ſilbernen Kreuze derſelben — nur das Domkreuz voran — beiſammen, ohne beſtimmte Ordnung, getragen, welches ein Symbol der unzertrennlichen Verbrüderung und Gleichheit des Clerus ſeyn ſollte. Doch ſchien die dadurch bezweckte Rührung der Herzen mit der langen Zeit Vieles an ihrer Wirkſamkeit verloren zu haben. Die acht Stifter folgten in ihrer Ordnung, vom Untern herauf, nach einander, nur in der ſchwarzen unfeſtlichen Chortracht (ohne Chorhemd und Schulterpelz). Zwiſchen dem Dom-Clerus wurde die antike vergoldete Herme des Papſtes Sylveſter (worin deſſen Haupt ruhte) von zwei, in Altarmänteln gekleideten Vicarien getragen. Auf die Domherren und Stiftsprälaten folgte der St. Petersſtab, von dem Wochenprieſter in die Höhe gehalten; dann kamen die ſtädtiſchen Conſuln im kleinen Coſtüme, und der Senat, von ſeinen Officianten, Dienern und einer Ehrenwache begleitet *). Die alte Proceſſion nahm den nächſten Weg um die bekannten Spuren der erſten römiſchen Stadtmauer, nämlich durch die Haftpforte zu der Taſchenmachergaſſe, dann über die Weſtſeite des alten Marktes, durch die weſtlichen Gaſſen des Heumarktes über den Malsbüchel, rechts über die Nordſeite der langen Bachſtraße, der Griechenpforte vorbei, längs St. Mauriz nach St. Apoſteln, als dem Denkmal des Stifters, wo Station und Meſſe gehalten wurde, nach welcher der Senat mit ſeiner Begleitung, wie auch der Clerus der obern Stadtregionen abging, der Clerus von St. Apoſteln zu Hauſe blieb und der übrige mit einander die Apoſtel- und St. Apernſtraße hinab, dem Zeughauſe vorbei durch die Schmeerſtraße zog. Der Clerus von St. Gedeon und jener vom St. Andreasſtift trennten ſich bei ihren Diſtricten, der von St. Mariengraden und jener vom Metropolitanſtifte gingen mit einander zu ihren Kirchen zurück.

Merkwürdig iſt es, daß das mitgetragene Bruſtbild mehre Kränze von verſchiedentlich gefärbtem Wachſe trug. Sobald man im Anblicke der St. Mauritiuskirche bei einem kleinen Hauſe in dortiger Straße anlangte, welches deshalb mit einem Marienbilde bezeichnet iſt, nahm der dazu beauftragte Vicar des Domcuſtos — urſprüng-

---

*) Zu jenen zwei Proceſſionen geſchah jährlich am Palmſonntag, theils beim Zurückkommen im Domkapitelhauſe, theils bei der Palmſtation in der St. Gedeonskirche, eine wechſelſeitige ceremonielle Einladung zwiſchen dem Clerus und dem Senate.

lich dieſer ſelbſt — die Kränze vom Haupte des Bildes ab, erwartete die unweit darauf folgenden Conſuln der Stadt und präſentirte den beiden Regierenden und dem älteſten, in der Regierung zuletzt geweſenen Conſul, ferner einigen der höchſten Rathsperſonen, jedem einen Kranz, welcher vor Zeiten ihnen auf's Haupt geſetzt worden ſeyn ſoll.

Der Urſprung dieſer Ceremonie hat ſich in Vergeſſenheit verloren. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes*) ſuchte nun jede mögliche Spur am Orte der Handlung ſelbſt, und dieſer löste ihm das Räthſel. Hier war nämlich die Stelle, wo zur Zeit der unter Kaiſer Friedrich befürchteten Belagerung, auf Erzbiſchofs Philipp Erſuchen oder auch mit ſeiner Beihilfe, der neue weſtliche Maueranſatz mit ſeinen Wällen und Gräben, um den St. Mauriz- und Apoſtelndiſtrict, dem Erzſtift zu Gunſten, und den innern Kirchen und Heiligthümern zum Schutze, von der kölniſchen Bürgerſchaft unternommen, wie überhaupt die Beſchirmung der ganzen damaligen Stadt von ihr veranſtaltet wurde. Das Erzſtift erneuerte von der Zeit an, in dieſer Amburbalien-Proceſſion Heriberts, bei'm Orte dieſes Maueranſatzes gegen die Stadt das dankbare Andenken jener Hülfe und eine friedliche Verbindung.

Am Chriſti Himmelfahrtstage

wurde in manchen Kirchen folgende Poſſe aufgeführt: Ein hölzerner „Salvator" wurde mittelſt Stricken durch's runde Loch im Kirchengewölbe aufgezogen, zwei Engel dagegen herabgelaſſen, die Himmelfahrt anzudeuten. Und wenn die Leute nachſahen, warf man von oben angezündetes Werg herab und goß Waſſer aus, um damit eine Feuer- und Waſſertaufe vom Himmel herab anzuzeigen. Es kam auch vor, daß etliche Burſche als Teufel vermummt in der Kirche blieben, welche verſchloſſen wurde und die Hölle vorſtellte. Wenn nun die Prozeſſion kam, ſtieß der Prieſter mit dem Charfreitagscrucifix*) an die Kirchthüre mit den Worten des 24. Pſalms: **Attollite portas etc.** Da fragten die Teufel: **Quis est iste Rex gloriae?** Der Prieſter aber antwortete: **Dominus virtutum, ipse est Rex gloriae**: und das Anſtoßen wurde wiederholt. Bei dem dritten Stoße ſprang die Thüre auf. Die Teufel wehrten ſich, warfen brennendes Werg umher, und ſo geſchah es, daß einſt einem Pfaffen das ganze Geſicht verbrannt wurde**).

---

*) Wallraf Beitr. z. Geſch. Kölns I. S. 161.

Die Vermählung des Dogen von Venedig mit dem adriatiſchen Meere.

Die Herrlichkeit des Tages wurde am Morgen des Himmelfahrtsfeſtes durch das Läuten aller Glocken und

---

*) Am Charfreitag legte man ein hölzernes Crucifix, welches vorher, in einer ſolennen Proceſſion und mit großer Devotion umhergetragen, mit vielem Singen knieend verehrt worden, nachdem man es in Sammt und Seide gewickelt hatte, in das ſogenannte „heilige Grab," welches man bewachte und dabei Pſalmen ſang bis zum Oſtertage.

**) Der Verf. dieſer Beſchreibung, welche in einer noch bis jetzt handſchriftlichen Chronik der Stadt Hof enthalten iſt, hat zunächſt die Sitte ſeines Wohnorts im Auge behalten, allein daſſelbe Schauſpiel wiederholte ſich in den Kirchen der verſchiedenſten Länder.

Abfeuerung des Geſchützes verkündigt [*]). Die ganze Breite des Kanals bedeckte ſich nach und nach mit Barken und Gondeln, und von allen Galeeren wehten die bunten Wimpel und Flaggen. Alles, am Ufer und auf dem Waſſer, war in Bewegung. Gegen Mittag ging der Doge in feſtlichem Pompe von den Geſandten der auswärtigen Mächte, dem päpſtlichen Nuntius, der Signorie und der ganzen Hofkapelle begleitet, an den Bord des Bucentoro [**]). Sowie die Anker gehoben wurden, ging die Fahrt in feierlicher Bewegung von dem St. Marcusplatze an durch die vor Anker liegenden Schiffe durch, von Kanonenſchüſſen begrüßt. Tauſende von koſtbar verzierten Fahrzeugen, von der glänzenden Prunkbarke (bissona) bis zur einfachen ſchwarzen Gondel, erfüllt mit Patriciern und Damen, Bürgern und Fremden, begleiteten den Bucentoro, während Kanonendonner, Glockenton und rauſchende Muſik die Luft füllte. Bei der Inſel St. Helena ſchloß der Patriarch ſich an den Zug an, ſegnete vorher ein großes Gefäß mit Waſſer, und ließ dieſe geweihte Flüſſigkeit ins Meer gießen, Sturm und Ungewitter zu bändigen. Hatte nun der Bucentoro das offene Meer erreicht, ſo trat der Doge auf eine kleine Gallerie, durch eine hinter ſeinem Thron angebrachte Thüre, und warf unter dem Gebete der Kleriſei einen goldenen Ring, in deſſen großem, aus Onyx, Lapis Lazuli und Malachit zuſammengeſetzten Schilde das offene Evangelienbuch des h. Marcus gravirt war, mit den Worten: **Desponsamus te Mare in signum veri perpetuique dominii!** („Meer, wir heirathen dich zum Zeichen unſerer wahren und beſtändigen Herrſchaft!“) an eine Stelle des Meeres, wohin der Patriarch zuvor aus einer großen Goldvaſe Weihwaſſer gegoſſen hatte. Alsbald wurde das Meer von aus den Barken und Gondeln geworfenen Blumenkränzen bedeckt, um, wie man ſagte, die Braut zu ſchmücken. Allgemeiner Jubel erſcholl, und der Doge ſchiffte nach der Inſel Lido zurück, um in der Niklaskirche eine Meſſe zu hören. Allgemeine Fröhlichkeit verherrlichte dieſes Feſt, deſſen Urheber Papſt Alexander III. geweſen ſeyn ſoll, als er vor Kaiſer Friedrich I. nach Venedig geflohen war *).

---

[*]) Graevii Thesaur. Ital. V. p. 4. n. 6.

[**]) Den Namen Bucentoro ſoll das Schiff von dem erſten, zu dieſem Gepränge gebrauchten Fahrzeuge erhalten haben, weil dieſes einen Centaur im Spiegel führte (Keyßler neue Reiſ. II. S. 1099.), nach anderer Deutung aus dem Worte Ducentorum entſtanden, weil das erſte Schiff ein „zweihundert“ ruderiges geweſen ſeyn ſoll. Dieſes Schiff war eine etwa 120 Fuß lange bedeckte Prunkgaleere, jedoch nur mit einem kleinen Maſt verſehen, welcher kein Segel, ſondern eine Purpurflagge mit dem geflügelten Löwen in Goldſtickerei trug, und wurde durch die Kraft von 32, im Zwiſchendeck befindlichen Rudern bewegt. Das ganze, mit Schnitzwerk überladene Fahrzeug war ſammt Maſt und Rudern reich vergoldet und bunt bemalt, und das große Verdeck war mit Purpurſammt überſpannt, mit vergoldeten Seſſeln und Bänken verſehen, ſo daß es einen großen Saal bildete. Hinter dieſem Saale, am Spiegel des Schiffs, befand ſich eine kleine glänzend geſchmückte Cajüte mit zwei erhöhten Seſſeln für den Dogen und den Patriarchen von Venedig.

Pfingſten

bildete, gleich Oſtern, einen ganzen Feſtkreis. Die 50 Tage, von der Auferſtehung an gerechnet, galten für heiliger, als gemeine Wochen. In der morgenländiſchen Kirche wurde in dieſer Zeit die Apoſtelgeſchichte verleſen und ein Geſetz vom Jahr 425 verfügte, daß, um die Andacht der Chriſten nicht zu ſtören, während der 50 Tage keine Spiele gehalten werden ſollten. Wie aber der Widder im Thierkreiſe (die Station der Sonne um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche) nicht bloß den Heiden ein moraliſches Reinigungsfeſt bei Abſchluß der alten Zeit mit obligaten Widderopfern (dem Apollo, Hermes ꝛc.) vorſchrieb, ſondern als Paſchablamm in den moſaiſchen Ritus, und endlich als fremde Schuld tilgendes Oſterlamm in der Perſon Jeſu in das Chriſtenthum überging, ſo beſtimmte die Plejadentaube — die um Pfingſten den Oſthimmel, an dem ſie gegen Oſtern aufgegangen, wieder verläßt — nachdem im Judenthum ihre Stelle der auf dem Schöpfungswaſſer ſchwebende h. Geiſt*) eingenommen hatte, die chriſtliche Kirche auch dieſem ein Feſt zu widmen; und wie der h. Geiſt am jüdiſchen Pfingſtfeſt (πεντηκοστή, i. e. Feſt des 50ſten Tages)**) auf Sinai das Geſetz gegeben, ſo ſoll er ſich am erſten chriſtlichen Pfingſtfeſt auf die Jünger ausgegoſſen haben. Zu Paris in der Jakobskirche in der Straße des Arcis, am Nordende der alten Stadt, wurde man daran durch folgendes Schauſtück erinnert: Wenn das „Veni Sancte Spiritus!“ am Pfingſttag angeſtimmt wurde, flog eine weiße Taube vom Deckengewölbe herab. Andere Vögel kamen unter dem gothiſchen Bogen des Chors hervor und flatterten unter den brennenden Wergbüſcheln umher, welche die feurigen Zungen auf den Häuptern der Apoſtel vorſtellten. Dieſe Poſſe wurde auch in vielen andern Kirchen am Pfingſttag aufgeführt. Wenn aber bei dem ehemals nur am Pfingſtfeſt ſtattgefundenen Vogelſchießen die hölzerne Taube, nach welcher gezielt wurde, von Vielen auf den h. Geiſt (!) bezogen wurde, ſo muß man eine ſo unſchickliche Deutung damit entſchuldigen, daß die Plejadentaube (Maja, nach welcher der Monat Mai den Namen führt) auch im europäiſchen Heidenthum an dem Maienfeſte — das die Kirche, wie die Maien, die Pfingſttannen in den Kirchen bezeugen, mit ihrem Pfingſtfeſt verſchmolz — eine Hauptrolle ſpielte. (Die ausführlichen Belege ſiehe S. 329). Aus dieſem Grunde fallen die meiſten ländlichen Frühlingsfeſte, wie der Blumenkönig oder Latſchmann, der Schellenmoritz, welcher als Repräſentant des Winters*) dem Frühling unterliegt u. a. m., theils auf den Pfingſttag ſelbſt, theils auf einen der nächſtfolgenden Tage in der Pfingſtwoche.

---

*) Ueber die Bedeutung dieſer ſymboliſchen Ehe und die muthmaßliche Veranlaſſung dieſer jährlichen Ceremonie ſ. S. 934 f.

---

*) Wie bei der Wiederſchöpfung nach der Sündflut zeigt ſich noch alljährlich dieſe Taube (die Plejade) nach dem Monat der Fiſche, bei der Jahresſchöpfung.

**) Nach der Annahme unſerer Germaniſten ſtammt Pfingſten v. heidniſchen Gott Pin (Grimm Myth. p. 151), dem Donnerer, der — nach eſthniſchem Glauben — die gegen die Pfingſtfeier Zechenden mit dem Blitz erſchlägt. Vielleicht iſt πίνω, die Pfingſtkanne, das Etymon?

Pfingſtmontag.

Heute tritt der kirchliche Charakter des Feſtes mehr in den Hintergrund und ſein urſprünglicher, jener der Frühlingsfeier, in den Vordergrund. Der Lenzgott und die Lenzgöttin, der Maikönig und die Maifrau, ſind das *Brautpaar*, welches heute in den ſächſiſchen Dörfern Volkſtädt, Thondorf, Dederſtedt, Zoſchwitz, Brachwitz, Schlettau u. a. m. *geſucht* wird. Ein Burſch und ein Mädchen verſtecken ſich außerhalb des Dorfes im Gebüſch. Dann ziehen alle Dorfbewohner mit Muſikanten aus, das Brautpaar zu ſuchen**). Wenn

---

*) Auch der Drache iſt Winterſymbol, und ſeine Beſiegung iſt das Werk des Sommers, wodurch das gleich nachher zu beſchreibende Drachenfeſt zu Tarascon am Pfingſttag ſeine Erklärung findet.

**) Die Hellenen nannten das *Suchen* der perſonifizirten Jahreszeiten ζήτησις, ihr *Wiederfinden* εὕρεσις. Ceres ſucht im Herbſt ihre Tochter, im Frühling wird ſie gefunden, und Zeus feiert ſein es gefunden iſt, fangen die Muſikanten zu ſpielen an, und das Brautpaar wird mit Jubel in's Dorf geführt und Abends iſt Tanz. Wer kann noch länger in Zweifel ziehen, daß die Pfingſttaube urſprünglich eine Brauttaube war? (Man vergl. hier S. 313).

Bei Reideburg, eine halbe Meile von Halle, reiten zwölf*) „Pfingſtburſchen“ am frühen Morgen, bunt geſchmückt, in den Wald; zwei Wagen folgen, in dem einen ſitzen Muſikanten, der andere iſt leer. Im Walde wird die Pfingſtmaie umgehauen, und auf dem zweiten Wagen in's Dorf geführt. Sie reiten nun noch am Vormittag auf die benachbarten Dörfer und laden die Bewohner zu ihrem Feſte ein. Das Feſt beginnt Nachmittags damit, daß man einen Mann aus Stroh zuſammen bindet**), ihn auf einen Karren legt und eine Grube von der Länge des Mannes gräbt. Einem der Pfingſtburſche nach dem andern werden nun die Augen verbunden, und er muß ſo mit der Karre auf die Grube zufahren. Wer die Grube trifft, erhält den Preis, gewöhnlich ein Tuch, das an die Maie angebunden iſt. Der Strohmann bleibt in der Grube liegen. Man

---

Hochzeitfeſt mit ihr in Schlangengeſtalt; im Sommerſolſtiz, wo die Tage abnehmen, ſucht Aphrodite ihren Adonis, im Frühling findet ſie ihn von den Todten auferſtanden, im Herbſte ſucht Iſis das Grab ihres Gatten, und in der Winterwende (am Epiphanientag) rufen die Prieſter aus: Wir haben ihn (Oſiris) gefunden! In Samos wurde am Frühlingsfeſte Here (Juno) geſucht und gefunden, ebenſo Harmonia in Samothrace, Anna Perenna, die vom Flußgott Numicius Geraubte in Rom u. a. m.

*) Eine kalendariſche Zahl.

**) Daſſelbe geſchieht ſchon am Oſtermittwoch bei Prag mit dem „Strohſack“.

ſchüttet ſie wieder zu und dann wird um die Maie getanzt. Dieſes Spiel, ſagt Sommer (ſächſiſche Gebr. S. 152), heißt: „Den alten Mann in's Loch karren." Der Strohmann iſt Niemand anders, als der Winter, wenn der begraben iſt, tanzt man um den Frühlingsbaum. In den ehemals von Wenden bewohnten Dörfern der Altmark läßt man am Pfingſttag eine Strohpuppe in aufrecht ſitzender Stellung von der ſogenannten bunten Kuh aus dem Dorfe tragen. Ein Jeder ſperrt den Eingang ſeines Hauſes oder Hofes ab, denn Niemand will den Winter bei ſich ſehen; ſo trabt die Kuh ſo lange, bis die Puppe herabfällt oder in Stücke geht (Kuhn, märk. Sagen, Seite 317). Die Kuh iſt offenbar die Nahrung ſpendende, fruchtverheißende Jahreszeit, ihre bunte Farbe bezieht ſich auf des Lenzes Blumenpracht, die Kuh ſchafft daher den Winter aus dem Orte.

Die Pfingſttanne. Praſcher berichtet (bei Gräter „Bragur") von einer Sitte, die ſich bei den Bewohnern der Flecken, Dörfer, Weiler und Höfe auf dem ſogenannten Welzheimer Wald, einem ſehr gebirgigen und waldigen Landſtrich zwiſchen dem Kocher und dem Remsfluſſe in Schwaben, erhalten hat. In der Pfingſtnacht oder am Pfingſtmorgen werden auf der Miſtſtätte vor jedem Hauſe, worin ſich Pferde oder Rinder befinden, Tannenbäume oder kleine Maien oder Birkenſtauden aufgepflanzt oder eingeſteckt. Die Tannen beziehen ſich auf die Pferde, die Maien auf das Rindvieh. Die Tannen werden geradwüchſig, mit ſchönen Wipfeln, von jugendlichem Alter ausgeſucht, bis auf dieſe von den untern Zweigen befreit, und bis dahin der Stamm mit einer Art Zierde verſehen, indem von unten auf ein ſchmaler, wie ein Band um den Stamm ſich windender Streifen der Rinde vermittelſt des Meſſers losgemacht und abgeſchält wird, ſo daß ein gleicher Streifen der Rinde bandähnlich ſtehen bleibt, und mit dem Weißen des entblößten Stammes einen angenehmen Anblick gewährt. Dieſe Tannen werden dann an einem Pfahl mit einer gewundenen Flechte befeſtigt. So viele Pferde im Stall, ſo viele Tannen werden hingeſetzt; ſind es alte oder junge, ſo ſind auch die Tannen theils größer, theils kleiner. Das Rindvieh bekommt nur kleine Maibüſche, nicht jedes Stück einen beſondern, ſondern jeder Stall, wenn nämlich ein beſonderer Ochſen- und ein beſonderer Kühe- und Kälberſtall vorhanden iſt. Dieſer Akt darf zu keiner andern Jahrszeit vorgenommen werden, auch muß die aufgehende Sonne des Pfingſttags dieſe Scene beleuchten. Dieſe Pflicht wird ſo ſtreng beachtet, daß man ſich lieber die Nachtruhe verſagt, wenn man die Tannen und Maien weit her holen muß. Beachtenswerth iſt, daß ſich Niemand an dieſen heiligen Bäumen oder Zweigen zu vergreifen wagt. Sie bleiben mehrere Wochen unverrückt ſtehen, die von der Hitze ausgetrockneten Tännchen werden ausgehoben und beſeitigt, die Birken aber bleiben auf dem Platze und werden mit Dung überdeckt. Fragt man das Landvolk nach dem Grund dieſer Sitte, ſo erfährt man nur: es ſey ein Brauch, von dem man nicht abgehen dürfe. Daraus ſchließt Praſcher mit Recht auf einen Ueberreſt uralter Verehrung einer gegen die Hausthiere wohlthätigen Gottheit, welche die chriſtlichen Prieſter, da ſie die alten Gebräuche nicht ganz abzuſchaffen wagten, alſo der neuen Religion anzupaſſen ſuchten.

Eine eigenthümliche Sitte berichtet Kuhn (Märk. Sag. S. 324) aus der Gegend von Salzwedel, aus dem Mecklenburgiſchen und aus dem Dorfe Jederitz bei

Havelberg. Sie betrifft das Wettrennen berittener Knechte nach einem an einer Stange aufgehängten, mit Bändern geſchmückten Kranz; der den Kranz herunterreißt, wird König. Auch in Sachſen und Thüringen herrſcht dieſer Brauch an mehrern Orten. Im Dorfe Werben, zwei Stunden von Cottbus in der Lauſitz, halten die Bauernburſche ebenfalls am Pfingſtmontag ein Pferderennen. Wer zuerſt im Dorfe ankommt, wird von den Uebrigen in der Schenke bewirthet, über den zuletzt Ankommenden wird ein Gericht abgehalten, und ihm der Kopf abgeſprochen. Die Execution geſchieht auf einem freien Platze. Der Schuldige kniet auf einen Sandhaufen, man ſtellt ihm einen Topf mit Aſche auf ſeinen Kopf, zieht einen Sack über ihn, der erwählte Nachrichter umſchreitet einige Mal den Hügel, ſchlägt ihm mit einem langen hölzernen Schwert den Kopf herunter, worauf ſich der Enthauptete im Sande wälzt, und ſeine Rolle ſo natürlich als möglich ſpielt. Sollte nicht das Pferd hier die eilende Zeit, der Sieger den Frühling als Eröffner des Jahrs, der Letztankommende in ſeinem Aſchentopfe das Ende, die Auflöſung des Jahres bedeuten?

Aus Ravoltshauſen reiten am Pfingſtmontag die Bauernburſchen nach dem Nachmittagsgottesdienſt auf jungen Pferden, deren Mähnen und Schweife mit bunten Bändern geſchmückt ſind, nach Rüdigsheim, um im ehemaligen Kloſter das „Wolfsgeld“ (10 Kreuzer) zu erbitten. Dann reiten ſie weiter nach dem Dorfe Oberiſſigheim und fordern ein Gleiches. An demſelben Tage kommen Andere in gleichem Aufzuge von Rüdigsheim nach Ravoltshauſen und machen dieſelben Anſprüche mit den Worten: „Hier ſind die Pfingſtknechte, ſie fordern ihr Pfingſtrecht.“ Auf die Frage, wofür? antworten ſie: „wegen des Wolfes!“ Dieſer Wolf iſt gewiß nur ein Symbol des Winters, ein Thierbild, das früher vielleicht, wie bei den Slawen in der Winterwende am Koledafeſte, als Sinnbild des überwundenen Winters (ſ. S. 710) herumgetragen, und in der chriſtlichen Zeit in eine Geldſpende verwandelt wurde.

In der nach dem Drachen benannten franzöſiſchen Stadt Taraſque (**Dictionnaire des beaux arts** von Millin u. d. W. **Dragon**) trägt man an dieſem Tage einen hölzernen Drachen, ähnlich einer Schildkröte, mit Wachsleinwand überzogen, apfelgrün bemalt, mit vergoldeten Haken und Dornen auf dem Rücken. Acht gewandte ſtarke Jünglinge, die eigenthümlich gekleidet ſind, tragen das Monſtrum, unter dem ſie verſteckt ſind. Bald laufen ſie ſchnell, bald ſtehen ſie ſtill, bald drehen ſie ſich ſchnell um. Wo ein dichter Pöbelhaufe ſteht, da fährt das Thier in denſelben hinein und wirft mehrere auf die Naſe. Kommt der nachdringende Haufe zu nahe, ſo fährt der Schwanz heraus und trifft die Gaffer, daß ſie taumeln. Man lenkt die Glieder des Thieres ſo, daß dadurch die Bewegungen der Wuth ausgedrückt werden. Um den Schreck zu vermehren, den das Ungethüm an dieſem Feſttag einjagen ſoll, ſchleudert man aus Rachen und Augen deſſelben Schwärmer unter das Volk *).

---

*) Am jährlichen Feſttag der h. Martha kommt das Ungeheuer noch einmal zum Vorſchein (vgl. S. 497), ſpielt aber eine andere Rolle. Man läßt es an einer Proceſſion friedlichen Antheil nehmen. Ein weißgekleidetes Mädchen führt es an einem langen Bande, das die Farbe des Schleiers hat, mit dem einſt die Heilige den lebendigen Drachen gebunden nach Taraſcon brachte. Iſt die Proceſſion in die Kirche ein-

Am Pfingſtdienſtag

wurde bis zum Jahr 1656 in einem Dorfe Langenberg (zwiſchen Zeiz und Gera) ſeit vielen Jahrhunderten von den Bauern ein Tanz aufgeführt, welcher der Frohntanz*) hieß, denn „wer nicht fröhnet beim Tanz“ (qui non saltat ex officio) wird vom Landknecht gepfändet und muß ſich mit einem Ortsgülden löſen. Der Landknecht eröffnete den Tanz unter einem mit einem Zaun umgebenen Lindenbaume, nachdem die Tänzer ihre Namen vor dem daſitzenden Herrn angegeben, welcher unter ſie für 3 Gülden kleine Kuchen vertheilen ließ. Haltaus (Gloss. Germ. med. aevi

---

getreten, ſo bringt man den Drachen zur Thüre des Chors, hier beſprengt ihn ein Prieſter mit Weihwaſſer, er macht mehrere convulſiviſche Bewegungen und fällt auf die Seite. (Mylius Fußreiſe durch Südfrankr. II. S. 336.) Berückſichtigt man, daß gegen das Ende des Julius die Sonne in das Sternbild die „Jungfrau“ eintritt, welche Martha ihrer Namensbedeutung zufolge (aram. מָרְתָא Feminin. von מַר vir, alſo virgo) iſt, ferner daß das um dieſe Zeit heliakiſch untergehende Geſtirn „Ariadnens Krone“ dem „Schlangenträger“ benachbart iſt, vgl. S. 453, und denkt man ſich an die Stelle der in der Höhle der Schlangeninſel (Naxos) weilenden Ariadne im chriſtl. Kalender Martha, ſo iſt die Legende erklärt.

*) Wie die Johannestänze möchten auch die Pfingſttänze aus dem heidniſchen Cultus ſich in die chriſtliche Zeit herübergerettet haben. Weil jetzt die Bedeutung nicht mehr angegeben werden kann, ſo bildeten ſich Sagen, wie jene von der Verfluchung der Weihnachttänzer (ſ. S. 756), und die Hexentänze in der Mainacht dürften wohl auch der Erfindung zelotiſcher Pfaffen ihre Entſtehung verdanken.

p. 542.) ſpricht von dieſer Sitte als Augenzeuge, und ſetzt hinzu: „Seit 1728 wird der Tanz erſt am Mittwoch nach Pfingſten ausgeführt, i. J. 1749 habe ich ſelbſt dieſem Tanze beigewohnt, und die Gebräuche deſſelben von dem Aktuarius erfahren. Aber von dem Urſprung dieſer ſeltſamen Gewohnheit konnte mir Niemand etwas Gewiſſes ſagen.“

Einen ſolchen Frohnball in der Stadt Altenburg, ausgeführt von 25 Paar Altenburger Bauern und Bäuerinnen, ſo oft der Herzog von Sachſen-Gotha dahin käme, erwähnt Moſer im „Deutſch. Staatsrecht“ II. S. 567. Haltaus (a. a. O.) erwähnt auch eines Frohntanzes unweit Heidelberg, und Lang (im Reichsanzeiger 1795 Nr. 126, S. 1238) kennt ſolche, die vormals im Rudolſtädtiſchen üblich waren. Braun (Adeliges Europa S. 828) gedenkt ſolcher jährlich zu Rothenburg an der Tauber im Württembergiſchen von den Hirten der Umgegend auf dem Marktplatz ausgeführten Tänze, von welchen die Handwerker ausgeſchloſſen ſind, Eindringlinge aber von ihnen in den Röhrkaſten geworfen werden.

In Lettewitz bei Wettin — berichtet Sommer (a. a. O. S. 153) — wird ein Knecht in Laub gehüllt, und ein anderer in umgekehrte Pelze gekleidet, der erſte heißt der „Biſchof“, der zweite der „Schellenmoritz“. Sie gehen im Dorfe von Haus zu Haus, und ihnen folgen zwei Männer, die einen Korb an einer Stange auf den Schultern tragen. In den Korb werden die Gaben geſammelt, welche die Bauern dem Biſchof ſchenken (Eier, Speck, Butter, Semmel u. dergl.). Dann wird das ſo Zuſammengebrachte in der Schenke verzehrt, und alle Dorfbewohner, auch die in der Schenke anweſenden Fremden, dürfen an dem Mahle Theil nehmen.

Der Schellenmoritz ſucht den Zug, der ihn und den Biſchof begleitet, durch allerlei Späſſe zu beluſtigen. Nach dem Mahle folgt ein Tanz. In Granau bei Nietleben und in Dederſtädt wird dieſes Feſt mit gleicher Benennung, doch nicht in jedem Jahre gefeiert *).

---

*) Sommer erkennt richtig in dem, in umgekehrte Pelze gehüllten, Schellenmoritz den Winter, gegenüber dem in Laub gekleideten Biſchof, als dem Repräſentanten des Frühlings. Obſchon ſich dieſe Auslegung von ſelbſt aufdringt, ſo hat die Volksſage dennoch den Schellenmoritz — in welchem meine Leſer gewiß auch den Mohrentänzer des brittiſchen Maifeſtes aus S. 321. erkennen werden — bald in einen Biſchof, welcher die Moritzkirche in Halle aufführte, bald in den Heiligen dieſes Namens ſelber verwandelt, deſſen von Konrad v. Eimbeck (1411) gearbeitetes Bild ein mit Schellen beſetztes Gewand trägt. Auf die Frage: Was ſollen die Schellen dem heiligen Manne nützen? antwortet die Chronik: der Biſchof Mauritius war ſehr jähzornig. Wenn er auf dem Bauplatz einen faulen Arbeiter bemerkte, ſchlug er ihn gleich todt. Nachträglich bereute er den Mord ſtets, darum ließ er ſich einen Rock mit Schellen machen, deren Getöſe ſeine Ankunft verrathen und die Feiernden zur Arbeit rufen ſollte. In dem Dorfe Lettewitz, wo der Schellenmoritz die Hauptperſon des vorerwähnten Pfingſtſpiels iſt, hält man ihn für den Aufſeher des Herrn, welcher das Dorf erbaute, die Schellen haben hier dieſelbe warnende Beſtimmung. — In Halle erzählt man die Fabel wieder anders. Biſchof Mauritius erbaute die Moritzkirche, ſeine Schweſter die Moritzburg daneben. Beide wetteten, weſſen Bau früher fertig ſeyn würde. Der Biſchof, um die Wette zu gewinnen, trieb ſeine Arbeiter unmäßig an, und erſchlug jeden Arbeiter, den er nicht bei der Arbeit fand, mit dem Stabe, den er auch auf dem Bilde in der Hand hat. Seine Schweſter ließ ihm deßhalb,

Am Pfingſt-Donnerſtag

feierte man ehemals in Köln ein Holzfahrtsfeſt daher dieſer Tag der „Hölzgestag" genannt. Schon

---

um Todtſchlag zu verhüten, den Schellenrock machen. Zu dem (Laub-)Biſchof, dem Gegner des Schellenmoritz, erkennt Sommer eine Art wohlthätiger Hauskobolde, die ſich bei den Bauern, und beſonders auf den Edelhöfen, in Dienſt geben, die Geſchäfte in den Ställen, auf dem Hof und Boden beſorgen, über das Eigenthum des Herrn wachen ꝛc. Sie ſind ſehr klein, kleiden ſich grau und tragen einen Schlüſſelbund am Gürtel. Der Volksglaube nennt ſie Mönche. Aus ſolchen können leicht Biſchöfe werden. Der Mönch von Giebichenſtein bei Halle verlangte, daß man an einem gewiſſen Tage des Jahres jedem Armen, der ſich auf dem Amte meldete, ein Stück Brod und einen Häring reichte, im Unterlaſſungsfalle verdarb man es mit ihm; das Vieh, das ſonſt unter ſeinem Schutze ſtand, erfuhr nun ſeine Wuth. Da auch die weiße Frau Berchta, Holle, an einem gewiſſen Tag (6. Januar) verlangt, daß man einen Kloß und einen Häring eſſe, wenn man nicht ihren Zorn erfahren wolle; da ſchon Müller (Altt. Rel.) den Schlüſſelbund der weißen Frau auf den Schlüſſel der Bergfrau deutet, mit dem ſie im Frühling die Schätze der Erde aufſchließt, denn nur im Winter iſt ſie die Todesbotin; ſo möchte man geneigt ſeyn, in dem Laub-Biſchof ihr männliches Gegenſtück zu erkennen, welches in Oeſtreich, Baiern und der Schweiz Berchtold oder Bertold heißt. So ſind wir denn wieder bei Gode (Odin, Wuotan), dem wilden Jäger in der Chriſtnacht, und ſeiner Begleiterin Frau Gode (Holle) angelangt, die ſich im Frühling in wohlthätige Weſen umwandeln. Unter ſeinem Schutze ſteht dann das Hausvieh, wie unter dem des vorerwähnten Mönch. Und als Repräſentant des Frühlings iſt er der eigentliche Latticham Pfingſtdienſtag zog der Senat im Geleite der Geiſtlichkeit, der Zünfte und der Schuljugend, feſtlich geſchmückt, aus der Pantaleonskirche in Prozeſſion den Bach entlang, bis nach der Jakobskirche auf dem Waidmarkt, die jetzt niedergeriſſen iſt, dann die Severinſtraße hinauf an der Schnurgaſſe vorbei durch das Weyerthor nach dem Sülzer Kapellchen, wo Hochamt gehalten wurde. Hierauf begab ſich der Zug unter Geſang und Gebet nach der Pantaleonskirche zurück. Als i. J. 1474 Karl der Kühne von Burgund Köln bedrohte, ließ man das Sülzer Kapellchen, um dem Feinde keinen Punkt zu laſſen, wo er ſich feſtſetzen könnte, niederreißen, und ſeitdem wurde der Gottesdienſt an derſelben Stelle unter einem Zelte gefeiert. Am Mittwoch wurde von der Bürgerſchaft ein großes Vogelſchießen gehalten, wozu der Magiſtrat die Preiſe ausſetzte. Der Schauplatz, ſeit 1409 auf dem Neumarkt, wurde, als das Feuergewehr die Armbruſt verdrängte, in den Stadtgraben verlegt. Am Donnerſtag beging man erſt die eigentliche Holzfahrt*). Die Bürger wählten unter ſich einen Anführer, den ſie den Rittmeiſter nannten. An ihrer Spitze zog er nach dem Oſtendorfer Buſch, wo

---

mann, wie in Thüringen der junge Bauer genannt wird, welcher am Pfingſtdienſtag, in Zweige bis über die Ohren eingehüllt, dann auf ein Roß (Odins Pferd, für welches die Schnitter eine Garbe im Felde ſtehen ließen) geſetzt, und triumphirend aus dem Walde ins Dorf geführt wird. (Reichsanzeiger 20. Apr. 1796.)

*) Nachſtehend beſchriebenes Feſt, das mit der Einholung der Pfingſttanne in andern Ortſchaften gleiche Bedeutung hat, mußte ſich, wie ſo viele Naturfeſte in der chriſtlichen Zeit, eine hiſtoriſche Deutung aufdringen laſſen.

ihm von den Bürgern ein Kranz aufgeſetzt wurde, als Erinnerung an den Sieg, welchen ein Statthalter Kölns, Namens Marſilius *), durch die Holzfahrt einſt über die Feinde der Stadt errungen hatte, und wurde in einem eigenen Schrein bei dem Stadtbanner aufbewahrt. Wurde, wenn der Stadt Gefahr drohte oder bei feier-

---

*) Die Chronik erzählt: Als die Römer noch in Köln herrſchten, wurde die Stadt einmal vom römiſchen Kaiſer hart belagert. Der Statthalter Marſilius, da er es mit Gewalt nicht vermochte, ſuchte die Stadt durch Liſt zu retten. Alle Frauen mußten ſich bewaffnen und mit Karren zur Stadt hinausziehen, als wenn ſie im nahen Walde Holz zu fällen gedächten. Kaum hatten ſich die Frauen mit ihren Karren im Felde gezeigt, als das Heer der Belagerer ihnen gleich nachſetzte, um ſie zu fangen oder niederzuhauen. Jetzt eilten die Bürger Kölns, Marſil an der Spitze, am entgegengeſetzten Thor hinaus, und fielen dem Feind in den Rücken, der jetzt von beiden Seiten angegriffen wurde, denn auch die Weiber wehrten ſich männlich. Die Belagerer wurden in die Flucht getrieben, und ſelbſt der Kaiſer gefangen in die Stadt geführt. Nach einiger Zeit ſollte er auf öffentlichem Markt enthauptet werden. Seinen Todesſtreich erwartend, ſchon auf einem ausgebreiteten Tuche knieend, bat er um ſein Leben. Da kamen die Bürger mit einer großen Pergamentrolle, worauf alle ihre Freiheiten und Gerechtſame verzeichnet waren, dieſe mußte der Kaiſer unterſchreiben und mit ſeinem Siegel bekräftigen, worauf man ihm auch wieder die Freiheit ſchenkte. Auf die That des Marſilius deutet folgender Spruch:

Marſilius heyden ind der iure houlpe
Behielte Coelne und ſu voiren ge houlpe.

der mit Goldbuchſtaben am Stadt-Tanzhaus geſchrieben war.

lichen Gelegenheiten, das Stadtbanner ausgeſteckt, zeigte man das Kränzchen der Bürgerſchaft, um ſie gleichſam an jenen Sieg des Marſilius zu mahnen, ſowie auch dann, wenn der halbe Bannerrath ausgeſtorben war. Der Rittmeiſter ſelbſt kehrte, nachdem er mit dem Kränzchen geſchmückt worden, zur Stadt zurück, und beſchloß hier die Feier des Hölzgestages mit einer Gaſterei in ſeinem Hauſe, zu welcher die Vornehmſten der Stadt gebeten waren. Die Bürgerſchaft beging den Tag mit Jubel und Freude; ſelbſt in einigen Klöſtern der Stadt und in manchen Gegenden des Erzſtifts wurde die Holzfahrt durch Schmauſereien gefeiert und ſo das Andenken an den Helden Marſilius *) erhalten.

Das Dreifaltigkeitsfeſt,

als Octave des Pfingſtfeſtes, und nur entſtanden aus der Oppoſition gegen die Unitarier, weil es die Anerkennung der Göttlichkeit des heil. Geiſtes (der Νοῦς oder die *Mens* der Gnoſtiker) in ſich begreift, ſollte dem chriſtlichen Rom Erſatz bieten für das ehemals gleichzeitig gefeierte **festum** *Mentis*. **Mens**, *μενὸς* ſtammt nämlich von *μὴν*: denn daß die Vernunft aus dem Monde kommt, und dahin wieder zurückkehrt, wußte noch Arioſt, der Rolands abhandengekommene Vernunft von Prinz Aſtolf im Monde ſuchen läßt. Aber von Indien war dieſe Vorſtellung in die ganze alte Welt ausgegangen, vielleicht veranlaßt durch die Beobachtung, daß die Tollheit, wie die Gehirnkrankheiten überhaupt mit dem Monde im Zuſammenhang ſtehe. Was war alſo natürlicher, als kurz vor dem Eintritt der Hundstage jener Gottheit ein Feſt zu feiern, welche auf die Vernunft des Menſchen ſo großen Einfluß zeigt? und ſie dadurch gleichſam zu gewinnen, daß ſie uns nicht derſelben beraube? Die Einſetzung des Dreifaltigkeitsfeſtes iſt aber ein ſtarker Beweis, daß ſich die chriſtliche Kirche um die Gunſt jener heidniſchen Göttin *) wenig kümmert.

---

*) Dieſes Feſt, ſchon im Jahr 1500 eingeſtellt, wurde im 17. Jahrhundert in ſeinem altherkömmlichen Glanze wieder eingeführt. Die Zünfte feierten dieſen Tag noch bis kurz vor Ankunft der Franzoſen. Hiſtoriſch läßt ſich die Sage von einem Helden Marſilius nicht begründen. Auch iſt es in vielen Städten Deutſchlands Gebrauch, daß die Bürger in den Pfingſttagen nach benachbarten Holzungen hinausziehen, und dort den Tag in Jubel und Freude begehen.

Das Fronleichnamsfeſt

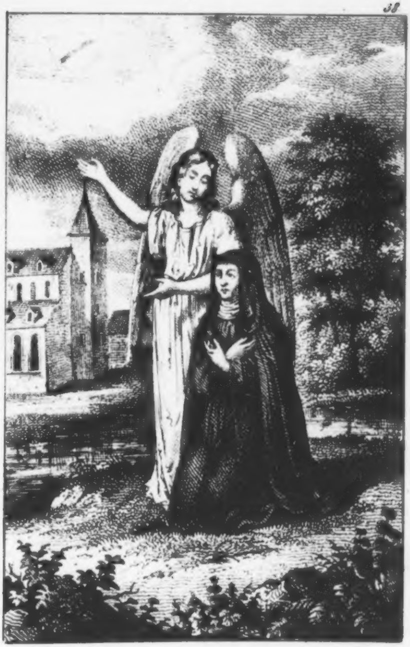
(Festum Corporis Christi)

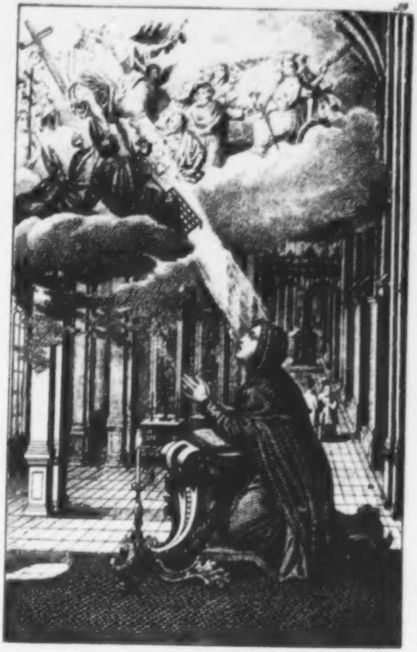
verdankt bekanntlich ſeine Einſetzung einer Viſion der Nonne Juliane vom Kloſter des Berges Coreillon zu Lüttich. Es kam ihr nämlich in einem Geſichte der Mond vor, und wie ihm noch etwas am vollen Lichte mangle. Dieß deutete ſie ſo, daß unter dem Monde die chriſtliche Kirche zu verſtehen ſey (wie unter dem Halbmond der Islam), und daß ihr nur noch das Fronleichnamsfeſt zu ihrem völligen Glanze fehle. Sie beſchloß alſo auf die Einſetzung dieſes

---

*) Der Monat Junius, in welchen das Feſt fällt, wie einſt das römiſche, heißt nach der Juno, denn es wurde der Mond als Planet von den Aſtrologen zum Regenten dieſes Monats beſtellt. Die Juno iſt als Mondgöttin die Mens oder Metis, Jupiters erſte Gattin und Mutter der Minerva.

38





Feſtes zu bringen. Ungeachtet die fromme Priorin einen ſolchen Wandel führte, daß Jedermann vorausſetzen durfte, ſie ſey ein Gefäß, deſſen ſich der Himmel zur Ausführung großer Werke zu bedienen für würdig erachten könne — denn ſie aß nie bei Tage, hatte an der Meſſe ein beſonderes Wohlgefallen, beweinte anderer Leute Sünden, brachte ganze Nächte im Gebete zu; und als eine ächte Heilige hatte ſie ſchon der Teufel anerkannt, der immer nur frommen Leuten gern einen Poſſen ſpielt, daher er ihr, wenn ſie zuweilen einſchlief, das Kopfkiſſen wegziehen wollte, ungeachtet man ſie oft mit Peter und Paul reden hörte, der vielen Verzückungen und Prophezeiungen zu geſchweigen — ſo fand ſie dennoch großen Widerſpruch, als ſie zu Ehren des Abendmahls eine beſondere Kirchenfeier verlangte. Man ſagte: die Kirche habe bereits einen Ueberfluß an Feiertagen, man ſchalt ſie eine Mondſüchtige und verhöhnte ſie. In dieſer Noth reiſte ſie nach Cöln, und bat die Bildniſſe der h. Apoſtel Peter und Paul um Beiſtand, begab ſich hierauf nach Tongern zur h. Maria und dem h. Servatius, welche aber nichts für ſie thun konnten, denn immer behaupteten ihre Gegner, daß zur Erinnerung an den Opfertod Chriſti und ſeine Gegenwart im Altarſacramente außer dem zu dieſem Zwecke täglich gefeierten Meßopfer, keiner beſondern Feier es bedürfe. Als ſie nun einſt die Pforte einer Kirche offen fand, und hineinging, um ihr Gebet zu verrichten, ward ſie, als ſie vor dem Crucifix niederkniete, verzückt, und ſah in dieſem Augenblicke den Himmel und — den himmliſchen Hof vor ihren Augen. Sie erſchaute daſelbſt alle Ordnungen der Heiligen zu den Füßen des Allmächtigen, wie ſie ihn baten, der Welt zu Hülfe zu eilen, die ihrem Untergang entgegen gehe, die ſtreitende Kirche zu ſchützen, welche auf allen Seiten von Ketzereien angefeindet werde, und das wirkſamſte Mittel anzuwenden, um den Glauben zum Siege zu führen, da es Zeit ſey, ihn zu befeſtigen. Nachdem ſie dieſe einſtimmige Bitte der Glückſeligen vernommen, verkündete eine geheimnißvolle Stimme, welche vom Throne der göttlichen Majeſtät ausging, „daß ihre Wünſche erfüllt werden ſollten, und das Feſt des allerheiligſten Sacraments werde bald in der Kirche allgemein gefeiert werden. In der That gelang es ihrem Befreundeten, dem Archidiakonus von Lüttich, Pantaleon von Troyes, als er ſpäter unter dem Namen Urban IV. den Stuhl Petri beſtieg, Julianens ſehnlichſten Wunſch zu befriedigen. Schon im Jahr 1246 hatte der Lütticher Biſchof ein Schreiben an ſeinen Diöceſanclerus erlaſſen, worin er das Feſt auf den Donnerſtag nach der Octave von Trinitatis jährlich feſtſetzte. Nach deſſen Ableben wandte ſich ſein Nachfolger an den ehemaligen Lütticher Archidiacon, jetzigen Papſt, welcher ſchon früher der Sache geneigt war, behufs feierlicher Beſtätigung, worauf 1262 die canoniſche Einſetzung erfolgte, während Thomas Aquinus mit Entwerfung eines Rituals dafür beauftragt ward. Die folgenden Päpſte Clemens V. und Johann XXII. beſtätigten und erneuerten die Bulle ihres Vorfahrs, und bald war die Fronleichnamsfeier in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit eingeführt. Allein **Tempora mutantur**, wo dieſes Feſt heutzutage noch mit einiger Oſtentation gefeiert werden kann, wie in Wien und München, Rom ꝛc., zieht die Schauluſt zwar immer noch viele Gläubige und — Ungläubige herbei, wo aber dieſer Hebel fehlt, läßt ſich eine merkliche Abnahme an Begeiſterung verſpüren, denn ſelbſt bei der am 10. Juni 1846 zu Lüttich begangenen 600jährigen Jubelfeier zeigte ſich — ungeachtet man außer dem Biſchof von Lüttich, welcher die Monſtranz trug, noch ſehr viele Kirchenfürſten in ihren Pontificalgewändern, die goldenen Hirtenſtäbe in den Händen, begleitet von Schleppen- und Mitra tragenden Leviten erblickte — eine ſo geringe Anzahl von Beſuchern aus der Ferne, daß, wie der Berichterſtatter der „Illuſtrirten Zeitung“ klagt, „die Gaſthöfe, welche ſich mit 300 Betten verſehen hatten, kaum ein paar Zimmer über die Nacht beſetzt hatten, den Gaſtwirthen, die große Vorräthe angeſchafft hatten, bedeutender Schaden erwuchs“, ꝛc. „Der beſſere Mittelſtand, die höhere Klaſſe war gering vertreten, hohe Beamte und Militärs bemerkte man gar keine; ſogar die Ausſchmückung der Häuſer war ärmlich, und es gehörte nur wenig Beobachtungsgabe dazu, um an der mangelnden Theilnahme der gebildetern Klaſſen zu erkennen, daß Lüttich der Sitz der liberalen belgiſchen Parthei iſt ꝛc.“

Wie weiſe handelten daher unſere Voreltern, als ſie mit dem damals noch jungen Feſt dramatiſche Aufzüge verbanden*), und die in der Proſa des Werktaglebens verſunkenen Zünfte und Gewerbe von Obrigkeitswegen zur Betheiligung an der Feier durch Uebernahme gewiſſer Rollen verpflichteten**), und der kunſtſinnige Renatus, König von

---

*) Aus ihnen entwickelte ſich die geiſtliche Comödie. Das Sujet war immer der bibliſchen Geſchichte oder den Heiligenlegenden entnommen; und in der Folgezeit, als das Volk Geſchmack für dergleichen Unterhaltungen bezeugte, wurde nicht bloß das Fronleichnamsfeſt zur Aufführung von Schauſpielen beſtimmt, ſondern auch andere Feiertage, zunächſt der Charfreitag und der Oſtertag, zur Darſtellung der Leidensgeſchichte und der Auferſtehung; ſodann folgte die Darſtellung von Chriſti Geburt im Stalle am Weihnachtsfeſte, ja ſogar der ganze Bethlehemitiſche Kindermord wurde am unſchuldigen Kindleinstag in Scene geſetzt!

**) Nicht nur wurde für jedes Rollenfach eine beſondere Zunft beſtimmt, ſondern es wurden noch Reglements für die Coſtümirung ꝛc. angegeben. In der Anordnung einer ſolchen Proceſſion unter Wilhelm V. zu München i. J. 1580 findet man die Vorausſetzungen angegeben, unter denen Perſonen zu den Hauptfiguren gewählt wurden. So ſollte Gott Vater eine lange Perſon mit dickem grauen Barte, glatten Angeſichts ſeyn, „ſo wie der ſelige Doctor Sixt ausgeſehen, oder wie der Inderſtorfer Wirth.“ In Anſehung Chriſti „ſoll der Director der Proceſſion 14 Tage zuvor fleißig auf den Gaſſen und in Kirchen Acht haben, um Perſonen von gehöriger Mannslänge zu erſehen, nicht zu dick, von geſunder Farbe, länglichem Angeſicht, ohne unförmliche Naſe, Schielen oder Zahnlücken, ſondern von feiner Phyſiognomie, auch ſonſt am Leib nicht tadelhaftig. Die Hohenprieſter Melchiſedek, Aaron, Ananias, Kaiphas u. dgl. ſollen theils lange, dicke, graue Bärte, theils gar kurze Knebelbärtchen, zwei kleine Zipfel am Kinnbacken, dicke aufgeblaſene Geſichter haben, ſonſt auch von Leib dick ſeyn, wo aber ſie dies nicht ſind, Kiſſen einſchieben.“ Zu den Rieſen Goliath und Urias (?) wurden die zwei langen Schmiede Gebrüder Mittenwald verſchrieben, und ihnen außer der Weiſung 12 Gulden zum Geſchenk gegeben. Dem Teufel, der Feuer ausſpie, gab man einen halben Gulden und alle Materialien als Schwefel, Branntwein, Baumwolle. Ein Programm v. J. 1603 zeigt faſt noch dieſelbe Vertheilung der Figuren unter die Zünfte. Man trifft hier noch den Stuhlſchreiber, Procuratoren und andere der Feder zugethane an. Sie ſind zwi-

Neapel und Sicilien, Graf von Provence, verdankt nur dem Umſtande, daß er um das Jahr 1462 eine Proceſſion eigenthümlicher Art am Fronleichnamsfeſte zu Aix ſtiftete, und zu dem dabei nöthigen Aufwand eine anſehnliche Summe fundirte, daß ſein Name auf die Nachwelt gekommen iſt *).

ſchen den Malern, Glaſern, Seidennäthern, Bildhauern, Bäckern und Käſekäuflern eingereiht. Bei der Proceſſion von 1603 machten, wie bei der von 1580, tauſend achthundert wohlgerüſtete Männer Spalier in den Straßen. Vor den Hauptthoren ſtand das grobe Geſchütz, das nach jedem Evangelium mehrmals abgefeuert ward, auch gaben die dabei angeſtellten 100 Musketiere und Schützen eine Salve darunter. (Hormayrs Taſchb. 1839. S. 469.)

*) Der gute König, welcher ſich wenig mit Regierungsſorgen befaßte, that deſto mehr zur Verherrlichung der Fronleichnamsproceſſion, für welche er bis auf die geringſten Kleinigkeiten alles ſelbſt anordnete. Renatus mochte wohl ſeine Phantaſie etwas ſtark angeſtrengt haben, weil der Cardinal Grimaldi, Erzbiſchof von Aix, ſich bewogen fand, Auslaſſungen des allzu Anſtößigen zu gebieten. Doch blieb noch genug davon übrig, wie aus folgender Beſchreibung des Pater Papon (Voyage lit. de Provence. Par. 1781), eines von den Vätern des Oratoriums zu Marſeille erhellt, der dieſe Proceſſion ſo abſchildert, wie ſie jetzt noch gehalten wird: Ein König vertheidigt ſich mit dem Scepter in der Hand gegen ein Dutzend mit Gabeln bewaffneter Teufel, dies hieß das „große Teufelsſpiel.“ Hierauf folgt das „kleine Teufelsſpiel.“ Vier Teufel wollen ein Kind entführen, welches ein Kreuz hat, ein Engel ſpringt dem Kinde bei. Alle dieſe Teufel hören am Fronleichnamsfeſte zu St. Sauveur die Meſſe, ſie gehen in die Kirche mit einer ſchwarzen Mütze in der Hand, die mit rothen Flammen beſäet und mit Hörnern verſehen iſt. Nach der Meſſe ſprengen ſie Weihwaſſer darauf, und machen das Kreuz über ſich, damit kein wahrer Teufel ſich unter den Haufen miſche, wie ſich einſt wirklich zugetragen haben ſoll. Hierauf folgt das „Katzenſpiel“, in dieſem ſtellt man die Anbetung des goldenen Kalbes vor, und nach der Anbetung wirft ein Jude, ſo hoch er kann, eine in Leinwand gewickelte Katze in die Höhe. Die vierte Scene iſt der „Beſuch der Königin von Saba bei Salomo.“ Die fünfte iſt das „Sternſpiel.“ Die h. drei Könige gehen einem Stern nach, der oben auf einem Stock befeſtigt iſt. Hierauf folgt das „Spiel der Kinder, die ſich auf der Erde herumwälzen“ (der bethlehemitiſche Kindermord). Der alte Simeon als Hoheprieſter gekleidet und einen Korb mit Eiern tragend, der Täufer als Kind, Judas an der Spitze der Apoſtel, mit dem Beutel in

Bei dem Fronleichnamsfeſte ſollte man, zumal es das jüngſte, dem heidniſchen Alterthum am meiſten entfernte Kirchenfeſt iſt, gewiß keine auf das Chriſtenthum vererbte kalendariſche Beziehungen einer längſt untergegangenen Naturreligion vermuthen. Dennoch hat ein Forſcher, deſſen Name von Gewicht iſt, wenn es ſich um Erklärung von Sitten und Bräuchen des Mittelalters handelt, in ſeiner „Einleitung in das Niebelungenlied“, S. 79, den „Fronleichnamstag“ für ein urſprüngliches Sommerfeſt gehalten. „Daß es erſt in den ſpätern chriſtlichen Jahrhunderten aufgekommen, thut nichts zur Sache, denn es beruht, wie ſo Vieles, ebenfalls auf einer ältern Sitte, obſchon wir dieſe nicht nachweiſen können. Dieſes Feſt, das chriſtlich die Einſetzung des heil. Abendmahls bedeutet, iſt im Weſentlichen aus dem deutſchen Heidenthum herübergekommen. Denn ſchon der Umſtand, daß in dieſer Zeit die Kirchen, Altäre und Gaſſen mit grünen Baumzweigen geziert werden, muß an die Waldkirchen unſerer Altväter erinnern. Vorab iſt die achttägige Feier (Octave) dieſes Feſtes wichtig, weil ſie mit der achttägigen Feier der Weihnachten übereinſtimmt. Während dieſer acht Tage wird der Fronleichnam, d. i. der Leib des Herrn, die Hoſtie, ausgeſetzt. Das erinnert an die Ausſetzung des (von Hagen) ermordeten Siegfried (des perſonifizirten Jahrgotts). Deßwegen iſt auch bei den Deutſchen das Fronleichnamsfeſt in ſo hohe Achtung ge-

---

der Hand, worin ſich die 30 Silberlinge befinden, und Jeſus, ſein Kreuz zur Schädelſtätte tragend, machen die ſiebente Scene. Hierauf ſieht man den großen Chriſtoph, wie er Chriſtum auf die Schultern nimmt. Zehn junge Leute, bis an den Gürtel in wohl bedeckten Pappenpferden verſteckt, führen Tänze auf, welche man die Scene der muthigen Pferde nennt. Hierauf folgt das „Tänzerſpiel.“ Die Scene der „Grindköpfe“ bildet den Schluß. In dieſer trägt ein ärmlich gekleideter Knabe einen Kamm, ein Anderer eine Bürſte, ein Dritter eine Scheere, alle Drei tanzen um einen Vierten, kämmen ſeine Perücke, bürſten ihn, und beunruhigen ihn mit der Scheere. Die Muſik und die Arien dazu ſind des frommen Königs Renatus höchſteigene Erfindung. Auch der Befangenſte wird willig eingeſtehen, wenn dieſe noch i. Jahr 1781 aufgeführte Komödie einen Beſtandtheil der letzten Lütticher Fronleichnams-Jubelfeier gebildet hätte, die 300 Gaſtbetten jenes Lütticher Gaſtwirths gewiß alle beſetzt geworden wären.

kommen: weniger durch chriſtlichen Einfluß, als dadurch, weil es eine chriſtliche Umgeſtaltung der heidniſchen Sage, die ſo tief in's Volksleben eingewurzelt und feſt ſtand, daß ſich der Menſch von ihr nicht losreißen konnte, obſchon er ihre heidniſche Bedeutung längſt vergeſſen hatte."

In Rom beginnt die Fronleichnamsfeier mit dem großen Umzug durch die Säulengänge von St. Peter. Dieſe ſind durch hölzerne, mit Leinwand bedeckte Gallerien, zu einem Ganzen verbunden, und man ſchaut in ſie aus dem erſten, bei niedern Häuſern ſogar aus dem zweiten Stockwerk hinein. Die Fenſter ſchmücken Teppiche, Blumengewinde ſind von einem Poſten an den andern gezogen, das Volk wogt ſchon am frühen Morgen auf und ab. Plätze- und Stuhlvermiether, Eis-, Kuchen- und Confecthändler rufen ihre Waare aus. Kanonenſchüſſe des nahen Kaſtells verkündigen den Austritt des Zuges aus der Sixtiniſchen Kapelle. Einige Laſtträger eröffnen ihn, und indem ſie Lorbeerreiſer auf den Weg werfen, bereiten ſie das Volk auf das Zurückweichen vor. Hinter ihnen treibt ſich ein Commando Grenadiere wie ein Keil ein, Waiſenknaben, hinter ihnen die Franziskaner, Conventualen, Kapuziner, Tertiarier, Auguſtiner, Karmeliter, Serviten, Minoriten folgen in langem Zuge, das „Pango lingua" ſingend. Mönche und Barettanten erſcheinen nicht dabei. Zu jenen rechnet man Benedictiner, Bernhardiner, Baſilianer, Melchiten, Olivetaner, Cöleſtiner u. ſ. w., zu dieſen Theatiner, Barnabiten, Jeſuiten, barmherzige Brüder und Piariſten. Die Häupter der Klöſter gehen zuletzt, die Dominikaner mit ſtattlichem Ausſehen, aber finſtern Mienen. Die Kapitel, die Ordensgenerale, die 86 Pfarrer Roms, dann die hier befindlichen Erzbiſchöfe und Biſchöfe, die Protonotarii apostolici, hinter dieſen die Cardinäle, zuletzt der Papſt, getragen und ſitzend. Von den Baſiliken werden Schirme und Glocken auf Stangen und Crucifixe vorangetragen. Unter dieſen zeichnet ſich das von S. Giovanni Laterano durch herrliche Arbeit aus. Man ſagt, es ſtamme aus Conſtantins Zeit. Die morgenländiſchen Biſchöfe ſind das Maleriſcheſte im Ganzen. Hinten ſchließt ſich die Nobelgarde und eine Abtheilung von jeder Truppengattung an. Der Einzug der Prozeſſion in die Peterskirche, von der Loge aus geſehen, von welcher der Segen ertheilt wird, iſt unbeſchreiblich ſchön.

Mehr oder minder wie die beſchriebene, wiederholen alle Pfarrer an einem Abend der Octave die Prozeſſion in ihrem Sprengel. Bald ſind es Brüderſchaften, bald der Senat, welcher hinzukommt. Der Zug beginnt um 7 Uhr Abends. Der Weg der Prozeſſion iſt durch Teppiche vor den Fenſtern und Lorberreiſern auf dem Pflaſter bezeichnet. Den Zug eröffnen Trommelſchläger, dann kommen als Engel verkleidete Kinder, Mädchen, welche auf ein Heirathsgut aus einer Stiftung Anſpruch machen, mit Krönlein auf dem Haupte, bis an die Naſe verhüllt. Ein Tronco, d. i. ein Kreuz von Pappe oder Korkholz, als roher Stamm lakirt, wird von dreien abwechſelnd getragen und oft große Summen für eine Ehre gegeben, welche Manchem an der Geſundheit ſchadete. Die Brüderſchaften wetteifern in der Größe ihres Tronco. Dann folgen Livreebediente in Gala, Kirchenfahnen, ſingende Geiſtliche, endlich unter einem Baldachin der Geiſtliche mit der Monſtranz. Hinter dieſem drängt ſich das Volk. Aus den Fenſtern der Häuſer, an welchen die Prozeſſion vorübergeht, werden Blumen geworfen, an manchen Häuſern Kapellen mit Kerzen an dieſem Tage errichtet — der Aufenthalt an vier verſchiedenen Altären, wie in Deutſchland, iſt hier nicht üblich — zu den Kloſterfrauen geht nur der Zug der Prieſter, um denen, welche nicht zuſchauen können, den Segen mitzutheilen. Zum Niederknieen wird hier Niemand gezwungen. (Morgenblatt 1820 Nr. 159).

Lady Morgan beſchreibt als Augenzeugin eine Fronleichnams-Prozeſſion in Mailand wie folgt: „Es nahmen daran der Vicekönig von Italien, Erzherzog Rainer mit ſeinem ganzen Hofſtaate, der Militärcommandant mit ſeinem Generalſtabe, ſämmtliche Staats- und Municipal-Beamte und der Erzbiſchof mit der ganzen Geiſtlichkeit von Mailand Theil. Fahnen der Regimenter weheten neben den Bannern (der beiden Stadtpatrone) des h. Ambroſius und des h. Carl Borromeo, und ſo bewegte ſich der Zug mit dem Sacramente in der Mitte durch die mit Tuch und andern glänzenden Verzierungen behangenen Straßen und unter den Triumphbögen und Guirlanden hinweg, welche auf ausdrücklichen Befehl der Polizei errichtet worden waren. Die Straßen und öffentlichen Plätze waren gedrängt voll von Menſchen, aber die ganze theatraliſche Ausſtellung — der Schein der Fackeln unter dem Glanz der Mittagsſonne, ſo daß ihr Wachs mehr ſchmolz, als verbrannte, das eintönige Ableiern der geiſtlichen Geſänge und das flitterhafte Auskramen des Kircheneigenthums*) — bewirkte in den Zuſchauern mehr Luſtigkeit, als Bewunderung. Die Landleute, die deßhalb hergekommen waren, überhaupt die untern Klaſſen, zeigten zwar Neugier, aber wenig Antheil, während die Städter beſtändig ohne Andacht waren, oft ſogar ſpöttelten."

---

*) Bei dieſem Feſte war der Hochaltar mit ſilbernen und plattirten Geräthſchaften aller Art bedeckt, als mit Vaſen, Leuchtern, Büſten von Heiligen und Biſchöfen zwiſchen unzähligen Lichtern und künſtlichen Blumen. Die Säulen in den Seitenflügeln des Domes waren mit karmoiſinſeidenen und mit Gold eingefaßten Zeugen umwunden, während zwiſchen den Säulen Gemälde von Wundern aufgeſtellt waren.

Weitläufiger ergeht ſich dieſelbe Dame in der Schilderung der von ihr in Paris (zur Zeit der Reſtauration) beigewohnten Fronleichnamsproceſſion. „Die **Reposoirs**, vor denen ſie anhält, wo die Hoſtie erhoben und ein kurzer Gottesdienſt gehalten wird, ſind hier vor dem Eingang öffentlicher Gebäude angebracht. So befand ſich ein ſolcher Ruhepunkt vor dem Gefängniſſe l'Abbaye, ein anderer vor dem Juſtizpallaſt, ein dritter vor den Portalen des Polizeiminiſters Decazes. Es war dieſes Gebäude eine Art Alkove, nach der Straße zu offen, mit verſchiedenfarbigem Sammt und buntem ſeidenem Zeuge ausgeſchlagen und behangen, mit goldenen Franſen und künſtlichen Blumen beſetzt, und mit Kupferſtichen und Roſen, Kronen, Dornen und Lilien geſchmückt. Der Hochaltar, der ſich über mehrere, mit reichen Tapeten belegten Stufen erhob, vereinte das Köſtlichſte in Geſchmack und Frömmigkeit, war mit Körben voll ſeltener Blumen, ſilbernen Leuchtern, Wachsfrüchten und Heiligen in or moulu bedeckt und zeigte einen Chriſtus am Kreuze und eine Gypsbüſte — Ludwigs XVIII., beide ausdrücklich für dieſe Gelegenheit gemacht. Bei Erſcheinung der Prozeſſion mit ihrem dramatiſchen Perſonal verlor dieß Scenenwerk ſeinen geringen Reiz und die handelnden Perſonen ſelbſt feſſelten nun ausſchließlich die Aufmerkſamkeit. Zuerſt fiel mir der Vortrab auf, ein kleiner Knabe von vier Jahren, in Uniform, welcher, wie mir eine alte Dame ſagte — den Täufer vorſtellte. Hierauf folgte nach der Ordnung die Dienerſchaft des Hauſes von Montmorency — denn es iſt ein alter Gebrauch des franzöſiſchen Adels, ſeine Dienerſchaft zu dieſen Proceſſionen zu ſchicken und ſo zugleich die Frömmigkeit in der Livree zu zeigen — in ihren ausgezeichneten und reichen Livreen und einige Bedienten der königlichen Familie. Den Lakaien und Kammerdienern folgte die Gemeinſchaft des Roſenkranzes (gegen hundert Frauen), alle weiß gekleidet, mit Lilien bekränzt, halb verſchleiert und Wachskerzen tragend. Ihnen folgten die kürzlich confirmirten Mädchen. Alle ſangen Hymnen. Der darauf folgende Chor beſtand aus einer Anzahl jüngſt eingeweihter junger Prieſter, in weiße Gewänder gekleidet, und ihre ſchweren ſilbernen Rauchfäſſer in die Luft ſchwingend, während Wolken von Weihrauch und Myrrhen mit lauten Hoſianna's emporſtiegen, und Andere aus verzierten Körben Roſenblätter zu ihren Füßen ſtreuten. Dieſe feierliche Handlung ward alle zehn Minuten wiederholt, das ganze dramatiſche Corps blieb ſtehen, drehte ſich herum und verbeugte ſich tief gegen den reichgeſchmückten Traghimmel, der dicht dahinter folgte, und unter welchen die h. Myſterien der Hoſtie ſich befanden, welche zwei Prälaten in pontificalibus auf einem carmoiſinen und goldenen Kiſſen trugen. An jeder Seite des Allerheiligſten gingen einige Pairs von Frankreich mit entblößtem Haupte, im vollen Staat, von den Maires der Arrondiſſements begleitet. Sogleich hinter dem Tabernacle erſchien — Chateaubriand in Blau und Silber. Das Ganze beſchloß ein Trupp Soldaten, und in der Nähe von Notre Dame ward die Prozeſſion durch die Gegenwart der königl. Hoheiten ſelbſt vermehrt und erhoben."

„Bereits einige Tage vor dem Fronleichnamsfeſte," ſchreibt ein Madrider Correſpondent dem „Morgenblatt" (1821 Nro. 218.), „waren über die weite **Calle mayor, de las Carretas,** einen Theil der **Calle de Atocha** und über den Conſtitutionsplatz hin Tücher ausgeſpannt, um die Proceſſion gegen die Einwirkung der Witterung zu ſichern. Am Morgen des Feſtes waren alle Balkone prächtig geſchmückt. Das prunkende Roth und Gelb der Tücher, womit ſie behangen waren, die goldenen und ſilbernen Franſen, die in der Sonne flimmerten; die Blumen- und Laubgewinde machten die langen Straßen zu einem Zauberpallaſt. An den Nationalgebäuden, wie z. B. am Poſthauſe u. dergl., waren die Balkone mit weiß und blauer Seide in den geſchmackvollſten Drappirungen behangen. An den öffentlichen Plätzen, vor den Kirchen und den Häuſern der Granden flatterten reiche Tapeten, die ſchönſten am Hauſe des Grafen von Santa Clara. Alle Balkone wimmelten mit Zuſchauern. In den Straßen wälzte ſich eine bunte Volksmaſſe. Endlich gegen 11 Uhr fingen alle Glocken zu läuten an und die Proceſſion zog aus. Voraus die Waiſenknaben, dann die zahlreichen Brüderſchaften, jede mit ihrer reichgeſtickten Fahne und Gonfalon, die Brüder mit den ſilbernen Stäben und den Bruderſchafts-Inſignien, darauf die geiſtlichen Orden, die Franziskaner und Kapuziner in ihren grauen und braunen Kutten, die Carmeliter mit dem weißen Mantel, die Mercenarier, deren fliegendes Kleid, mit dem roth und blauen Kreuze beſetzt, an die Zeiten der Kreuzfahrer erinnert, die Dominicaner, Auguſtiner, Trinitarier ꝛc., die zwanzig Pfarrer von Madrid, endlich das Allerheiligſte*), von zwölf Prieſtern getragen, hinter demſelben die Biſchöfe von Madrid und Cadix und der Cardinal-Erzbiſchof von Toledo im Pluvial, welchem die Mitglieder des Staatsraths folgen. Hinter dem Zuge ein Bataillon Gardegrenadiere mit entblößtem Haupte. Die in den Straßen aufgeſtellten Truppen fielen bei der Annäherung des Allerheiligſten auf die Knie, ſenkten die Waffen und entblößten das Haupt. Da in dieſem Jahre der König und die Infanten die Proceſſion nicht begleiteten, ſo fehlte nicht nur der ganze Hofſtaat, ſondern auch alle Civil- und Militärbeamten."

---

*) Der Tabernakel, in welchem dieſes ſich befindet, verdient als Kunſtwerk beſondere Aufmerkſamkeit. Er

Wie in allen katholiſchen Ländern, iſt auch in Mexiko

---

beſteht aus einem Gebäude von acht corinthiſchen Säulen, zwei zu zwei, mit Blumengewinden, kleinen Figuren und Genien verziert. Auf den vier Facaden ſieht man die Statuen der Evangeliſten, an den Ecken kleine Urnen, dazwiſchen ſitzen Engel. Ueber dieſem Baue erhebt ſich ein runder Tempel, in deſſen Mitte eine Gruppe von Figuren die Himmelfahrt darſtellt. Das Dach des Tempels iſt ein Globus mit den ſphäriſchen Bogen, von acht Säulen getragen, auf dem ſich das Kreuz, als Sinnbild des Chriſtenthums, erhebt. Um daſſelbe knieen vier anbetende Engel. Innerhalb dieſes großen Gebäudes iſt ein kleineres ähnlicher Form. Am Fundament des untern Gebäudes vier Basreliefs, vorſtellend: das letzte Abendmahl, die Fußwaſchung, das Gebet auf dem Oelberge, und die Gefangennehmung. Zwiſchen den paarweis geſtellten Säulen ſtehen die Evangeliſten, im Innern dieſes Tempels vier knieende Engel, die Blicke nach dem Allerheiligſten gerichtet. Auf den Piedeſtalen lieſt man: „Mein Fleiſch iſt wahrhaftig eine Speiſe, mein Blut wahrhaft ein Trank." Der obere Theil bildet ein rundes Dach mit ſalomoniſchen Säulen, in deſſen Mitte man die Auferſtehung erblickt. Der ganze Tabernakel iſt von Silber, nur das Strahlengefäß im Umriß vergoldet und mit koſtbaren Steinen beſetzt.

die Fronleichnams-Proceſſion eine Hauptexhibition des Kirchenluxus, unterſtützt von mannigfachem Secular- und Militärpomp. Ein Augenzeuge derſelben am 4ten Junius 1830 beſchreibt ſie wie folgt: „Alle Hauptſtraßen waren mit Blumen und Blättern beſtreut, durch überſpannte leinwandene Marquiſen gegen den Sonnenbrand geſchützt, die Balkone drapirt, doch buntſcheckig und zum Theil ärmlich. Repoſoirs an den von der Proceſſion zu berührenden Hauptecken und Plätzen, worauf in andern Ländern ſo viel Schmuck und Augenweide verwendet zu werden pflegt, fehlten hier. Unendlich war das Volksgewimmel auf den Balkons der Häuſer, wie in den Straßen ſelbſt. Infanterie-Spaliere hielten mit Mühe den nöthigſten Platz in der Mitte offen. Von 10 Uhr an begrüßten 12 Artillerieſalven, jede von 21 Schüſſen, die verſchiedenen Stadien der feierlichen Handlung. Die Prozeſſion bewegte ſich in folgender Ordnung: Voran eine Menge Geſindel, mit kleinen Kreuzen auf den Achſeln und brennenden Kerzen in den Händen; in ihrer Mitte die Reliquienbehälter verſchiedener Kirchen, zum Theil ſehr alt und ſchäbig und ſehr verſchiedenartiger Geſtalt; einige, wie alte Violinkaſten, andere, wie kleine abgenutzte Reiſekoffer; auf Einem war auswärts ein blutendes Herz gemalt, mit darin ſteckendem Dolche. Dann folgten paarweiſe ſämmtliche Mönche der Hauptſtadt, weiße Dominicaner, zum Theil mit dem ſchwarzen Ueberwurf, welcher die vormaligen Inquiſitoren bezeichnet. Blaue Bernhardiner, ſchwarze Auguſtiner, braune Franziskaner, hierauf die Pfarrer und Kapläne ſämmtlicher Parochialkirchen; dann die höhern und niedern Schulen, geführt von ihren Lehrern, darunter in ihren ſchwarzen Mänteln die Zöglinge des theologiſchen Collegiums von St.

Ildefonſo; in ihrem Civilcoſtüm die Eleven der Bergwerksacademie; in ihrem ſoldatiſchen Schmuck die Militärcadetten; demnächſt die Domherren der Kathedrale, in koſtbaren, doch ziemlich verſchliſſenen Meßgewändern, das Allerheiligſte in goldener, juwelenbedeckter Monſtranz unter einem Thronhimmel geleitend, von vielen brennenden Kerzen umflackert. Während es vorüberzog, ſank alles Volk, auf den Balkons, wie in den Straßen, zur Erde und bekreuzte ſich. Unmittelbar darauf folgte die Säculargewalt, der Vicepräſident mit ſeinem Generalſtab, der Gouverneur mit dem ſeinigen, ſämmtliche Miniſter mit ihren vornehmſten Beamten, alle in der Hauptſtadt anweſenden Generale und Stabsoffiziere, alle baarhaupt, in reichen Uniformen. Die in Spalier aufgeſtellten Truppen präſentirten dem Vicepräſidenten ſtehend das Gewehr, wie ſie es dem Allerheiligſten knieend gethan. Sodann kam die mit ſechs Maulthierſchecken beſpannte, zum Dienſte des Hochwürdigſten beſtimmte Kirchenkaroſſe, obgleich jetzt leer, dennoch von zwei Generallieutenants gefahren, dem einen als Kutſcher vom Sattel aus, dem andern als Vorreiter, beide in voller Uniform, den Hut unterm Arm. Dann die mit ſechs Maulthierſchimmeln beſpannte Staatskarroſſe des Vicepräſidenten, gefahren und umgeben von ſeiner zahlreichen und eleganten Livree in Scharlach mit Gold. Demnächſt erſchien die militäriſche Bedeckung des Zuges: zwei Regimenter Linien-Infanterie, ein Invaliden-Bataillon, eine Compagnie Sappeurs, eine Batterie Fußartillerie, eine reitende Batterie, und zwei Regimenter Dragoner, zuſammen gegen 4000 Mann; den Beſchluß machte eine lange Reihe Privatkarroſſen. Der Zug nahm in ſeiner Länge dreiviertel Stunden Weges ein." (Ausl. 1834 Nr. 346.)

In **Liſſabon** hat die Fronleichnamsproceſſion viel von ihrer ehemaligen Pracht verloren. Schon am Vortage waren ſonſt über hundert Arbeiter beſchäftigt, alle Fenſter der Straßen, welche der Zug durchſchreiten ſollte, bis zum Dache hinauf mit rothem Damaſt und andern golddurchwirkten oder mit goldenen Treſſen eingefaßten Stoffen auszuſchmücken. Polizeiliche Maßregel war, daß kein Fenſter ungeſchmückt bleiben durfte. Weit und breit ſtrömten die Landleute herbei, um die Prozeſſion do **Corpo de Deos** zu ſehen. Liſſabon hatte bis 1807 eine Garniſon von 8000 Mann Linientruppen aller Waffengattungen, die bei dieſer Proceſſion in ihren bunten, glänzenden, mitunter reichen Uniformen, eine Hauptrolle ſpielten. Die Truppen waren bei der Prozeſſion feſtlicher geputzt, als je, und jeder Soldat mußte einen Blumenſtrauß vor der Bruſt ſtecken haben. Der kommandirende General machte nun ſeine Diſpoſitionen und vertheilte die Rollen unter die Regimenter, zur Bildung der Spaliere. Darüber ging ein Theil des Vormittags hin, wobei fortwährend die Muſik der Regimenter erſchallte und die Trommeln ſich weithin hören ließen. Die Straßen füllten ſich allmählich, geputzte uniformirte Reiter ſprengten hin und her und ſchauten nach den Fenſtern. Hunderte von Kutſchen ſetzten ihre geputzten Damenladungen vor den Häuſern ab, nach und nach erſchien, Kopf an Kopf, mit funkelnden Diamanten, die weibliche Welt an den Fenſtern und auf den Balkons. Ein Werth von Millionen an Edelſteinen und Perlen war an dieſem Tag zur Schau geſtellt, goldener Schmuck erſchien nur unter den Burgerklaſſen, unechter exiſtirte gar nicht. Wenn nun die Sonne allmählig höher ſtieg, drängte man ſich nach der Schattenſeite der Häuſer, ein Dach von vielfarbigen Sonnenſchirmen deckte die wogende Volksmaſſe in der Sonne und die Schönen auf den Balkons. Um 10 Uhr hatten die Truppen zu beiden Seiten ein dichtes Spalier gebildet, hinter welchem die breiten Trottoirs frei blieben; während die Mitte der Straße von Wagen, unprivilegirten Reitern und Fußgängern geſäubert war, erſchienen mehrere bebänderte, von Bauern geführte Maulthiere, deren Laſt in Blumenkörben beſtand. Ihren Inhalt ſtreute man auf die Straße. Andere dieſer Thiere waren mit Raketen beladen, von denen man alle 30 Schritte eine ſteigen ließ. Es waren Signale für den Schutzpatron der Stadt, St. Jorg (Georg), damit er das Caſtell verlaſſe und zur Prozeſſion herabkomme. Kanonen verkündigten alsbald in der Feſtung, daß er ſie eben verlaſſe. Seine ritterliche Begleitung, die aus einem grün geharniſchten Knappen, einem kleinen, weißgekleideten Pagen und aus ſeinem Marſtall von 12 mit reichen Decken behangenen Pferden beſtand, erwarteten ihn vor der Kirche St. Domingo am Rocio, von wo die Prozeſſion ausging. Bis dahin ritt er durch Nebenſtraßen auf ſeinem alten Schimmel unter guter Bedeckung, denn die Edelſteine auf ſeinem ſpaniſchen Ritterhut, welche die Familie der Herzoge von Cadeval an dieſem Tage nach altem Herkommen dazu abzutreten verbunden iſt, waren über eine Million Thaler werth. Sobald er dort angekommen, was ungefähr gegen Mittag war, ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Ihn eröffneten weit voraus 12 Neger mit Trompeten und Pauken, in alterthümlicher Tracht. Sie trugen zu den gewöhnlichen weißen Unterkleidern, Schuhen und Strümpfen ein carmoiſinrothes ſammtnes Oberkleid, mit gelben Borten und einen großen, dreikantigen weißen Filzhut, mit gelbſeidenen Treſſen eingefaßt. In großer Diſtanz hinter dieſem gräulichen Muſikchor — denn die Kraft der Lungen erſchöpfte ſich in den grellſten Trompetentönen — folgte St. Georgs Standartenträger, Roß und Reiter in ſchwerer Rüſtung mit geſchloſſenem Viſir. Hinter ihm ritt auf einem alten Schimmel St. Jorg ſelbſt mit erhobener Lanze, gekleidet in altſpaniſche leichte Rittertracht von durchwirktem Silberſtoff; der kleine, auf einer Seite aufgekrempte Federhut ſtrahlte von Edelſteinen. Mit dem Geſäß feſt in den Sattel geſchraubt, ritt er langſam vorwärts. Aus Fenſtern und Balkons fiel ein Blumenregen auf ihn. Vielleicht galt dieſer dem dicht hinter ihm reitenden, weißgekleideten Pagen mit nackten Armen, der eine zweite Standarte trug. Auch er wurde, wie St. Jorg, von zwei königlichen Stallbedienten in rothen Staatslivreen geführt. Hinter ihm folgten, von einem königl. Stallmeiſter angeführt, zwölf ſchöne Handpferde aus dem königl. Marſtall, reich aufgeſchirrt, Mähnen und Schweif mit Bändern in den damaligen Nationalfarben, roth und blau, aufgeputzt, die hohen Sättel mit den reichſten carmoiſinrothen, ſammtnen und goldbordirten Decken mit dem portugieſiſchen Wappen in getriebener Arbeit behangen. Hiemit ſchloß der charakteriſtiſcheſte Theil der Proceſſion, bei deren Beginn dem St. Jorg alle Ehrenbezeugungen als Generalcommandanten des Caſtells und Schutzpatron der Stadt erwieſen wurden, denn nicht nur alle Forts, ſondern auch alle Kriegsſchiffe ſalutirten mit einer königl. Salve, und die Regimenter, zwiſchen welchen er durchritt, ſchlugen der Reihe nach den Parademarſch, ließen die Muſik erſchallen, und präſentirten compagnienweiſe das Gewehr. In einer Diſtanz von 100 Schritten folgte nun die zweite Abtheilung, die eigentlich kirchliche Proceſſion. Vorauf ſah man hinter einander her drei himmelhohe, ſpitz zulaufende, in einen goldenen Knopf mit einem Kreuze endigende, runde Zelte von rothem Sammt, mit ſchweren goldenen Treſſen und Quaſten ſich bewegen. Die hohe Zeltſtange wurde von drei, unter dem Zelte ſich befindenden Männern, 20 bis 30 Schritt weit unter großer Anſtrengung geſchleppt, dann jedesmal niedergeſetzt; vier ſeidene Stricke als Windleinen liefen von der Spitze aus, und wurden von eben ſo vielen Rothmänteln angezogen, um das hohe Zelt in gehöriger Balance zu erhalten. Nach dieſen „Baſilicas“, wie man ſie nannte, kam ein Heer von Hofpaukern und Hoftrompetern in ihren Staatsuniformen, ſcharlachroth mit Gold, weiß gepudert mit großen Haarbeuteln, die jedesmal auf gewiſſen Ruhepunkten eine lärmende Muſik machten. Nun folgten paarweiſe — jedoch in weiter Trennung von einander, ſo daß eine breite Straße zwiſchen ihnen blieb — die roth, grün, blau, grau und weiß bemäntelten, mit verſchiedenfarbigen Kragen verſehenen Brüderſchaften von 36 Kirchſpielen mit vorgetragenen ſilbernen Kreuzen und in Begleitung ihres Pfarrers und ſeiner Gehülfen. Ihr bunter Zug allein war einige Tauſende ſtark, und Jeder trug eine große brennende Wachskerze. Ebenſo in zwei neben einander laufenden Zügen folgte nun die fromme Heerde aus 40 Klöſtern. Nach ihnen kam die große Schaar der Weltgeiſtlichen in ſchwarzen Talaren mit übergezogenem Spitzenſpenzer, der Clerus des Patriarchats und der Kathedrale, roth beſtrumpft, nebſt den Biſchöfen mit ihren hohen Mützen und in den 12 Ellen langen ſchwarzen und rothen Schleppkleidern, begleitet von ihren Attributen, die auf rothſammtnen Kiſſen nebenher getragen wurden. Dann erſchien das große Sängercorps der Kapelle in prächblutrothen Talaren. Nun bekam die Scene wieder ein weltlicheres Anſehen. Es zogen auf die vielen hundert Ordensritter der drei ſogenannten Militärorden von Chriſtus, Avis (!) und St. Jago, in ihren verſchiedenen Militär- und Civiluniformen, mit den darübergeworfenen Ordensmänteln von weißem Krepp mit geſticktem Ordenskreuz und großen dicken ſeidenen Quaſten, ein buntſcheckiges, vornehm ausſehendes Corps. Unmittelbar dahinter folgte das Allerheiligſte, die Monſtranz, vom Patriarchen getragen, und von den vornehmſten Geiſtlichen der Kathedrale begleitet, unter einem koſtbaren Baldachin, den der König und die Granden des Reichs trugen, umgeben von der Hatſchiergarde, und gefolgt von Miniſtern, Generalen und dem hohen Adel. Eine Compagnie Infanterie mit militäriſcher Muſik ſchloß den Zug, in deſſen Rucken ſich nun Tauſende anſchloßen. So wie das Allerheiligſte vorwärts rückte, erſcholl die Regimentsmuſik der aufgeſtellten Truppen, und compagnienweiſe knieten dieſe mit gezogenem Tſchako ſo lange, bis daſſelbe vorüber war. Obgleich der ganze Proceſſionsweg nur ungefähr 3000 Schritt lang war, ſo dauerte es doch 1½ Stunden, bevor der ganze Umgang gehalten war. Die letzte große Proceſſion dieſer Art wurde i. J. 1807 gehalten. Seitdem nahmen außer den Geiſtlichen wenige Perſonen mehr Antheil daran, denn das Volk beſchäftigte phyſiſch und moraliſch ein vieljähriger Krieg. Es fehlte ſogar an hinreichendem Militär zur Beſetzung der langen Straßen, ſo daß die Proceſſion nur noch den Umgang auf dem Rocio hielt. Die Wiederkunft der königlichen Familie aus Braſilien erneuerte den alten Glanz auf kurze Zeit, aber nach Don Juan's Tode kam die Proceſſion noch mehr in Verfall, der ſeit der Aufhebung der Klöſter vollends bemerkbar wurde. Nicht einmal der große ſchöne Rocio dient jetzt mehr zum Schauplatz, der Zug geht nun von der Kathedrale aus, und durchwandert nur einen kleinen Theil der regelmäßigen Straßen in der Nachbarſchaft der Hauptkirche. Die 12 Neger ſind auf 6 reducirt, und die Pauken fehlen ihnen. Die ſchwere Rüſtung von St. Jorg's hat ſich in eine pappene umgewandelt. Jorg's glänzende Kleidung iſt verſchoſſen und verſchabt, ſeine ſtrahlenden Edelſteine ſind ſeit Miguels Vertreibung zugleich mit der herzoglichen Familie Cadeval aus Portugal verſchwunden. Der Blumenregen hat aufgehört. Die militäriſche Ehre, welche die Soldaten ihm erzeigen müſſen, iſt die ganze Aufmerkſamkeit, die er noch genießt, allein ſie lachen ihm dabei in's Geſicht. Die Baſilica's läßt man jetzt ruhig in den Kirchenmagazinen, die Hofpauker und Hoftrompeter ſind ausgeſtorben. Die verſchiedenen Bruderſchaften der Kirchſpiele, mit Ausnahme der des **Sanctissimo Sacramento**, haben ſich nach und nach aufgelöſt. Die Kreuze der 36 Kirchſpiele, die ſonſt den Corps der Bruderſchaften als Standarten dienten, werden nur noch von ihren Pfarrern begleitet; die Corporation der Kloſterherren fehlt ganz, die Zahl der Weltgeiſtlichen hat bedeutend abgenommen, die Biſchöfe ſind verſchwunden, ſeit der Papſt die zu Biſchöfen Vorgeſchlagenen nicht beſtätigen will. (Von 2 Erzbiſchöfen und 9 Biſchöfen iſt nur noch der von Coimbra übrig geblieben, der aber ſo arm iſt, daß er ſich den Ornat nicht anſchaffen kann, da der Staat die Pfründen der Bisthümer eingezogen und ihm einen ſehr geringen Gehalt ausgeſetzt hat). Die Ordensritter laſſen ſich an dieſem Tage krank oder abweſend melden, die Großen des Reiches, die ſeit dem Aufkommen der Conſtitution ihr ganzes Anſehen verloren haben, wollen ſich nicht mehr den verächtlichen impertinenten Blicken der Bürgercanaille ausſetzen. (Mrgbl. 1838, N. 8—11).

Die Fronleichnamsproceſſion in München wurde im 16. Jahrhundert mit einem wunderlichen Gepränge und einem Reichthum der ſeltſamſten bildlichen Darſtellungen gehalten. (Man vergleiche Seite 963, Anmerkung 2.) Daß auch die Helden des alten und neuen Teſtaments, ja ſogar Gott Vater ſelbſt — dieſer alſo zur Verherrlichung ſeines eigenen Ruhmes — in dieſer Poſſe mitzuwirken verpflichtet wurden, iſt ein unwiderlegbarer Beweis von der Wichtigkeit, welche man noch im Zeitalter der Reformation ſolchen geiſtlichen Aufzügen beilegte; und welche wieder aus der wunderlichen Vorſtellung ihren Urſprung herleitete, daß die Darſteller der Farce durch ihre Betheiligung an einer ſo frommen Feier, die auf die Sinne ihre Hauptwirkung äußerte, ſich Stufen in den Himmel bauten. Man ſieht daraus deutlich die Abſicht, in der Proceſſion den Himmel ſammt ſeinen Heiligen die Verherrlichung des **Corpus Domini** mitfeiern zu laſſen, und deßhalb bei perſönlicher Abweſenheit oder Unſichtbarkeit ſo gut ſich's machen ließ, durch Theilnehmer am Zuge darzuſtellen. Allein wenn auch urſprünglich in der Ausführung Ernſt geherrſcht hat, ſo mußte derſelbe doch allmählig aus einer Feierlichkeit ſchwinden, die in dieſer Zuſammenſetzung vielfache Elemente zu ſtörenden Situationen und Widerſprüchen in ſich trug. Dennoch hat ſie ſich in Baiern lange erhalten, und erſt in neuern Zeiten andere Formen angenommen Nur Eines war treulich beibehalten, der Gedanke, daß alle Stände ſich bei dem Feſte zu betheiligen hatten, und daß ſelbſt der König dem Umzug durch die Stadt beiwohnte. Aber Schmuck und Pracht waren verſchwunden, und nur eine unendlich lange Reihe meiſt alter Leute aus dem Volke, die den kurzen Zug ſchloß deutete auf die Bedeutung dieſes Tages im Volksbewußtſeyn. König Ludwig beſchloß daher, dem Fronleichnamsfeſte die ehemalige allgemeine Theilnahme wieder zu gewinnen, und es namentlich aus der Formloſigkeit, in welche die Feier allmählig gerathen, zu einer feſten Geſtalt aufzurichten. Die Darſtellung bibliſcher Charaktere durch verkleidete Menſchen konnte bei einer vollſtändigen Erneuerung des Feſtes wegen der Stellung, welche das Theater und das ganze Schauſpielerweſen gegenwärtig einnimmt, nicht wohl in Vorſchlag kommen. Dagegen ward mit großer Energie der eigentlich belebende Gedanke des Feſtzugs aufgegriffen, daß in ihm das ganze Volk in allen ſeinen Gliedern vertreten ſey; ferner, daß ein ſolcher Feſtzug den Geſetzen der Schönheit und Würde folge. Nach dieſen vorausgeſchickten Betrachtungen des Münchner Correſpondenten der „Illuſtr. Ztg." (1843 N. 23) folgen wir ſeiner detaillirten Schilderung des Zuges durch die Stadt: Der Markt- oder Schrannenplatz und die Straßen, durch welche die Proceſſion ſich bewegt, ſind mit Brettern für dieſelbe belegt, die Bretter mit Gras dünn beſtreut, die Erdgeſchoſſe der Häuſer mit jungen Bäumen geſchmückt. Die ganze Stadt gleicht auf dem Wege der Proceſſion einem friſchen Birkenhain, und nur die Wohnungen darüber mit ihren ausgehängten Tüchern und Teppichen und den Fenſtern voll Zuſchauern mahnen daran, daß man ſich innerhalb der Stadt befindet. Vier Trompeter haben den Zug eröffnet; die mittelalterliche Tracht erinnert an den Urſprung des Feſtes, die Muſik aber an die Zeit derer, welche derſelben folgen. Es ſind zunächſt die Zünfte.

Zwar beſtehen ſie nicht mehr in der alten Abgeſchloſſenheit und Macht, allein doch noch in der Sonderung nach den Gewerben und ſomit als ſelbſtſtändige Glieder, in denen der wichtigſte Theil des bürgerlichen Lebens repräſentirt iſt. Zahlreich ſind die einzelnen Zünfte vertreten, und die Beſchauer haben gemächlich Zeit, die Einzelnheiten zu betrachten. Jede Zunft hat ihre Fahne und auf der Fahne ihr Sinnbild oder ihren Schutzheiligen gemalt. Die Zimmerleute haben den heil. Joſeph, die Kornkäufler den ägyptiſchen Joſeph, Sohn des Patriarchen Jacob, die Tiſchler Noah's Arche, die Bierbrauer das Abendmahl, die Lebzelter den heil. Ambroſius, die Fiſcher den Fiſchzug Petri u. dergl. m. Einen heitern Anblick gewährt die Schuljugend, wenigſtens die weibliche. Alle in Weiß gekleidet, mit Blumen im Haar, mit Blumenkränzen und Blumenkörben, dazu die Gebetbüchlein in der Hand. Was aber ſollen die papiernen Palmenzweige, papiernen Lilien und die aus Pappe ausgeſchnittenen Paſſionswerkzeuge in papiernen Roſenkränzen, die ſie zur Schau tragen? Wenden wir uns nun nach einer andern Stelle des langen Zuges, ſo begegnen wir einer andern Seite des in demſelben dargeſtellten ſtädtiſchen Lebens. Vier Altäre, an denen die vier Evangelien geleſen werden, ſind an verſchiedenen Plätzen in der Stadt aufgerichtet; auf dem Schrannenplatz an der Marienſäule, auf dem Max Joſephsplatz, in der Ludwigsſtraße und vor dem königlichen Schuldentilgungsgebäude. Begeben wir uns in die Ludwigsſtraße! Der Zug bewegt ſich nach dem letzten Altar hin. Welch ſeltſame Geſtalten zur Linken, in Pilgertracht mit Fahnenſtöcken! Sie gehen gemeſſenen Schrittes, und pendelartig bewegen ſich die Stäbe auf und nieder. Wir ſehen Abtheilungen dieſer Art zu wiederholten Malen im Zug, ſie ſind nach Farben geſondert; die eine trägt violet, die andere grün, die dritte roth u. ſ. f. Ihre Geſichtszüge deuten auf keinen beſtimmten Stand und Beruf, noch weniger auf eine innerliche Theilnahme am Feſte. Sie ſcheinen nur vorübergehend in der halbgeiſtlichen Tracht zu ſtecken. Und ſo iſt es auch; es ſind großentheils für Geld gemiethete Individuen, denen man die Pilgerkleider angethan, und welche unter beſtimmte Fahnen irgend eines Heiligen geordnet, ſogenannte Brüderſchaften (zu religiöſen Zwecken, zu gemeinſamen Betſtunden, zur Wohlthätigkeit ꝛc.) vorſtellen. Einen ernſtern Eindruck machen daneben die Züge der Mönche und Nonnen, die Franciscaner und barmherzigen Schweſtern, die — zum Theil an ein beſchauliches Leben gewöhnt — mit minderer Schwierigkeit als Andere in ausdauernder Andacht verharren können. Auffallen muß die Tragbahre vor dem Altar, auf welcher vier ſchwarz gekleidete Männer eine auf einem Sorgenſtuhl ſitzende, faſt ganz modern gekleidete Frau tragen. Es iſt die heil. Anna. Sie iſt von Holz, aber mit Farben täuſchend angemalt und mit wirklichen Kleidern angethan. In der Regel hat ſie einen Reifrock an, das Chriſtkind desgleichen, und hohe überthürmte Kronen beſchweren die Häupter. Der Raum für die Proceſſion iſt durch aufgeſtelltes Militär freigehalten vom Andrang der ſchauluſtigen Menge. An einigen Stellen iſt auch die königl. Hatſchirgarde beim Ordnunghalten thätig. Dieſe Männer mit Hellebarden in blau- und gelbgeſtreiftem Frack, gelben kurzen Hoſen, weißen Strümpfen, hohen Federhüten bilden die Wache im Innern des Schloſſes. Wir begegnen ihnen wieder am eigentlichen Mittelpunkt des Feſtzugs. Nach der Geiſtlichkeit ſämmtlicher Stadtpfarreien und dem Domcapitel folgt unter Vortritt des königl. Hoffouriers, des königl. Kammerfouriers und der königl. Ceremonienmeiſter das Allerheiligſte, getragen vom Erzbiſchof unter dem Baldachin, der von Dienern der Kirche getragen, und von Kammerherren, welche die Quaſten halten, begleitet wird. Unmittelbar hinter dem Sacrament, noch unter dem Baldachin, geht der König. Die bunten Uniformen, die nun folgen, die blitzenden Epaulettes, die funkelnden Ordensſterne geben dem Aufzug etwas Traumartiges durch die Verbindung von ſcheinbaren Widerſprüchen. Allein jedenfalls wird man mit Theilnahme den Zug betrachten, in welchem nun in langer Reihe nacheinander die Kronbeamten auftreten, die Häupter und Glieder der ſtandesherrlichen fürſtlichen Familien des Landes, die Reichsgrafen, die oberſten Hofbeamten, die Capitäne der Hatſchiergarde, die gegenwärtigen Erzbiſchöfe, ſodann die Feldzeugmeiſter, die Miniſter, die Staats- und Reichsräthe, die Präſidenten der oberſten Stellen, die Generallieutenants, Generaladjutanten, geheimen Räthe, Biſchöfe, Regierungs- und Appellationsgerichtsräthe, die Flügeladjutanten, die Intendanten, alsdann die Miniſterialräthe, die Oberpoſtamtsdirection, das Haus- und Staatsarchivariat; Alles in Galauniform mit kurzen weißen Beinkleidern; das Oberappellations- und das Stadtgericht, der Obermedicinalrath, der Kirchen- und Schulrath, die oberſte Baubehörde, das Reichsarchiv, die Akademie der Wiſſenſchaften mit dem General-Conſervatorium, die Direction der Bibliothek, die Univerſität, die Profeſſoren nach Facultäten geſondert, in großen rothen, grünen, ſchwarzen, blauen Talaren, die Akademie der bildenden Künſte nebſt dem Galleriedirector, die Kreisregierung, die Polizei, die Räthe und Directoren des königl. Finanzminiſteriums und deſſen Unterabtheilungen, desgleichen des Kriegsminiſteriums und der Magiſtrat der Stadt. Eine kleine Abtheilung Wache bezeichnet den Schluß, und nun erſt ſchließt ſich im langen, dichtgedrängten Zuge die große Maſſe des Volkes an.

Ueber die Fronleichnamsfeier in Wien läßt ſich der dortige Correſpondent der „Illuſtrirten Zeitung" (1846, N. 162) wie folgt, vernehmen: Schon am früheſten Morgen herrſchte reges Leben auf den Straßen; kaum daß der Tag graute, erſchollen auch ſchon muntere Muſikklänge; der Weckruf der Spielleute der Wiener Bürger-Regimenter vor den Wohnungen der Offiziere. Trommelſchlag und Trompetengeſchmetter gibt hierauf bald Kunde von dem Einzug der kaiſerlichen Leib- und Nobelgarden, der Truppen und der uniformirten Bürger-Corps in die Stadt, und der Aufſtellung derſelben auf den ihnen zugewieſenen Plätzen. Gleichfalls vom frühen Morgen an findet das Hereinwallen zahlreicher Proceſſionen von den verſchiedenen Pfarren Wiens zur Dom- und Metropolitankirche St. Stephan, dem Hauptſammelplatz aller Elemente des großen Zuges, ſtatt; und Glockengeläute, fromme Geſänge und Muſik erfüllen unaufhörlich die Lüfte. Inzwiſchen iſt man auf den Straßen und Plätzen, welche die große Proceſſion beſchreitet, eifrig bemüht, einen Bretterpfad zu bahnen, und denſelben, in Ermanglung von Palmen, mit jungem Grün zu beſtreuen. Mit eben ſo rühriger Geſchäftigkeit baut man an vier Punkten der Stadt an den zur Ableſung der vier Evangelien beſtimmten Altären, deren koſtbare Ausſchmückung mit Tapeten, ſilbernen Leuchtern und andern Gefäßen, Blumen, Orangen- und Citronenbäumen, Gemälden u. dergl. dem hohen Begriffe von der Weihe und Bedeutung des Feſtes entſpricht. Dieſe prächtig geſchmückten Altarſtätten ſind auf dem neuen Markt an der Hauptfronte des Schwarzenberg'ſchen Palais, auf dem Spitalplatz an der Frontſeite des Lobkowitz'ſchen Palais, auf dem Michaelsplatz an der Michaelskirche und endlich auf dem Graben an der Dreifaltigkeitsſäule. Außer der feierlichen Leſung der Evangelien werden auch noch inbrünſtige Gebete um Verleihung der ewigen Segnungen des Himmels und Abwendung alles Uebels, insbeſondere um Schutz vor Krankheit, Peſt, Krieg und Hagel emporgeſandt, und hierauf dem geſammten Volke der Segen mit dem Allerheiligſten ertheilt. Ein glänzendes Schauſpiel gewährt die Auffahrt des kaiſerl. Hofes beim Stephansdome, eine Scene, deren ſchimmernde Pracht eines blendenden Eindrucks nicht verfehlt. Nun beginnt ſich der Zug zu ordnen, und die bereits aufgeſtellten, nur des Zeichens zum Aufbruch harrenden Beſtandtheile deſſelben ſchließen ſich zu einem Ganzen zuſammen. An der Spitze der Proceſſion befinden ſich die zahlreichen Zünfte und bürgerlichen Innungen, ſchon an und für ſich ſelbſt einen gewaltigen Zug bildend, mit ihren Fahnen und Standarten. Ihnen auf dem Fuße folgt die Schaar blaugekleideter Waiſenhauskinder mit ihren Lehrern und Lehrerinnen, Loblieder ſingend. Die hierauf einherſchreitende Ordensgeiſtlichkeit, die Serviten, barmherzigen Brüder, Kapuziner, Franziscaner, Dominicaner und Redemptoriſten, eröffnen die kaum zu überſehende Menge des Clerus, und bilden gewiſſermaßen den Vortrab des eigentlichen Kerns und Mittelpunktes der Proceſſion des Erzbiſchofs mit dem Allerheiligſten und des Hofes. Die Prieſterſchaft der 27 Pfarren Wiens, dann die theologiſchen Zöglinge des Stadtconvicts und des, nach ſeinem Gründer genannten, Patzmann'ſchen Collegiums, ſich den Mönchen anſchließend, und mit Feſtgewanden angethan, prägen der Proceſſion den vollen religiöſen Charakter auf. Die Ordnung des feierlichen Umzugs erfordert, daß die Oberoffiziere der Bürgerregimenter und Corps in ſtattlichen Uniformen dem Stadtmagiſtrat voranſchreiten, worauf das fürſterzbiſchöfliche Alumnat — theologiſches Seminar der Erzdiöceſe — und die erzbiſchöfliche Chorgeiſtlichkeit folgen. Nun treten die verſchiedenen Gattungen des Hofperſonals auf, als da ſind: die Hoflivree, die Hofſänger, die Hofcouriere, die Edelknaben, die Kammerfouriere, die Truchſeſſen, die Kammerherren, dann die geheimen Räthe und Miniſter, ſämmtlich in reicher Galla, und die Letztgenannten mit Windlichtern. Gleichfalls mit denſelben in der Hand kommen die Ritter des goldenen Vließes mit dem im Kirchenornat erſcheinenden Domcapitel des Wiener Erzſtiftes ſo gepaart, daß zwei Ordensritter den Schluß bilden. Zu deren rechter Seite gehen die vier Decane der Univerſität und der Rector Magnificus. Außenwärts zur Rechten und Linken gibt die Hofburgwache mit ihren Ober- und Unteroffizieren das Geleite. In Generalsuniformen und in vollem Ordensſchmuck folgen nun die Erzherzoge mit ihren Oberſthofmeiſtern an der Seite. Unter dem von Bürgern des äußern Raths getragenen Baldachin, deſſen Quaſten Kammerherren halten, und umgeben von der Beiſtand leiſtenden Geiſtlichkeit, naht nun, mit dem erzbiſchöflichen Ornat angethan und das Allerheiligſte tragend, der Fürſt Erzbiſchof. Zu beiden Seiten ſchreiten Edelknaben mit brennenden Wachskerzen einher, und die kaiſerlichen Leibwachen bilden ſowohl die kriegeriſche Ehrenwache des Baldachins, als auch die Bedeckung der dem letztern unmittelbar folgenden allerhöchſten Herrſchaften. Dieſe treten in folgender Ordnung auf: voran der Kaiſer mit umhangender Colane des goldenen Vließordens und mit den Colanen der übrigen Orden, ſowie auch mit dem breiten Militärordensbande. Die Ordensbeamten befinden ſich zur Seite des Kaiſers. Von dem Stellvertreter ihres Oberſthofmeiſters geführt, folgt die Kaiſerin. Ein funkelndes Diadem ſchmückt ihr Haupt, die reichgeſtickte Schleppe des prächtigen Gewandes tragen Edelknaben. Hierauf folgt die Erzherzogin Sophie, von ihrem Oberſthofmeiſter geführt, gleichfalls im ſtrahlenden Schmuck. Die beiden Oberſthofmeiſterinnen der Kaiſerin und der Erzherzogin Sophie, nebſt den paarweiſe erſcheinenden, zum Dienſt beorderten Pallaſt- und andern zutrittsfähigen Damen, ſämmtlich in prachtvollen Schleppkleidern und mit ſonſtigem reichen Aufputze, bilden das glänzende, ebenſo ſehr durch den Schimmer der Bekleidung, als durch Anmuth und Würde der ganzen äußern Erſcheinung blendende Gefolge der beiden obengenannten hohen Frauen. Die berittenen k. k. Leibgarden und eine Compagnie Infanterie beſchließen den Zug. Vom Stephansdom bewegt ſich der Zug über den Stockameiſenplatz durch die Kärnthnerſtraße auf den neuen Markt, wo ein Bataillon Unteroffiziere des erſten Bürgerregiments und ein Bataillon Füſiliere des zweiten Bürgerregiments paradiren Nachdem bei dem Altar am fürſtlich Schwarzenberg'ſchen Pallaſt das 1. Evangelium geleſen worden, ſchreitet die Proceſſion durch die Kloſtergaſſe auf den Spitalplatz zum zweiten Altar am fürſtlich Lobkowiz'ſchen Pallaſte. Die Bürgerartillerie und das Corps der bildenden Künſtler ſind auf dem genannten Platze aufgeſtellt, ſo wie auf dem Joſephsplatz die Bürgercavallerie, und auf dem Michaelsplatz das ritterliche Bürgerſcharfſchützencorps in voller Parade halten. Auf letzterm Platze findet die Ableſung des 3. und auf dem Graben jene des 4. Evangeliums ſtatt. Das Grenadierbataillon, welches auf dem Graben paradirt, gibt, während die Proceſſion in die Stephanskirche zurückkehrt, eine dreimalige Salve. Die Abfahrt des Hofes, ebenſo ceremoniell, wie die Auffahrt, und der Abmarſch der verſchiedenen Bürgercorps unter klingendem Spiele bilden die Schlußſcene der ſchaureichen Feier.

Die größte Berühmtheit hat die Fronleichnamsproceſſion zu Aix erlangt; dieſe beſteht aus unzähligen mythologiſchen und bibliſchen Perſonen, und hat ihren Stifter, den König Renatus *), verewigt, der ihr — ſie ward i. J. 1462 angeordnet — das Gepräge ſeines Geiſtes und Geſchmackes gab. Während der Revolution unterließ man dieſe Feierlichkeiten, jetzt werden ſie aber wieder auf die alte Weiſe fortgeſetzt. Sie ziehen viele Neugierige und viel Geld herbei. Dieſe

---

*) Er war Herzog von Anjou, von Lothringen und Bar, König von Neapel und Graf von Provence; aber ſeine Staaten wurden ihm ſtreitig gemacht. Es fehlte ihm nicht an perſönlichem Muth, aber an Energie, um ein großer König zu werden. Er theilte mit Heinrich IV. den Namen des Guten, die Provencalen nennen ihn nicht anders als le bon Roi René. Der Ehrgeiz war nicht ſeine Leidenſchaft, ſondern Dichten, Componiren und Malen. Als Troubadour bearbeitete Renatus alle Zweige des Gai savoir. einige ſeiner Märſche haben ſich bei ſeiner Proceſſion erhalten. Mehrere ſeiner Gemälde waren noch zur Zeit der Revolution vorhanden. Er ſchmückte auch mehrere Bücher mit Gemälden und Vignetten. Eines derſelben beſitzt die k. Bibliothek zu Paris (Mylius Reiſe durch Südfr. S. 43.) Er zeichnete gerade ein Rebhuhn, als man ihm die Nachricht vom Verluſte des Königreichs Neapel brachte, und er — malte fort.

Maskerade ſoll den Sieg des Chriſtengottes über die Olympier darſtellen. Die Götter des Heidenthums haben nur den Abend noch einmal ihre Herrſchaft auf der Erde auszuüben. Die Morgenröthe kommt, und ſie verſchwinden wie Schatten der Nacht. Nun kommt der Triumph des Chriſtenthums. Man ſieht am folgenden Tage nichts mehr von den falſchen Göttern, man erblickt nur bibliſche Perſonen. Die Gegenwart des Erlöſers zwingt den Schwarm heidniſcher Gottheiten, in den Tartarus zurückzukehren, daher heißt das Feſt: **Le Triomphe de l'adorable Sacrement.** Die Ernennung des Lieutenants, des **Prince d'Amour**, des **Roi de la Basoche**, und des **Abbé de la Jeunesse** *), dieſer Anführer beim Feſte, geſchieht ſchon am Pfingſtmontag. Am Dreifaltigkeitsſonntag wählt man die Offiziere; die verſchiedenen Reitertruppen (**quadrilles**), die einen Theil des Aufzugs ausmachen, durchziehen an dieſem Sonntag die Stadt, verkündigen die den nächſten Sonntag Statt habende Proceſſion, und verſammeln ſich Abends auf dem **Cours de la Trinité**, dieſer iſt der **long champ** der Stadt Aix. Die Spiele des Fronleichnamsfeſtes werden längs der Terraſſen der Gärten aufgeführt, welche den **Cours de la Trinité** begrenzen. Am Dreifaltigkeitsſonntag ſieht man hier Chöre von Tanzenden, jeder überläßt ſich dem Vergnügen. Im Schimmer der Kerzen und beim Klange der Tambourins tanzen hier Herren und Damen unter freiem Himmel. Die an dieſem Tage herumziehenden Schwärme von bibliſchen Perſonen, unter denen auch der Teufel ſich befindet, werden zuweilen beſchenkt, folglich erhält auch der Böſe eine milde Gabe. Es werden an dieſem Tage auch Wettläufe zu Fuße gehalten, und Preiſe ausgeſetzt. — Am nächſten Mitwoche fängt die 8 Tage dauernde Meſſe an. Samstag Abends 7 Uhr ziehen die **Batonniers** des **Roi de la Basoche**, ſo wie die des **Abbé de la Ville** unter Muſikbegleitung, ſchnellen Schrittes in die Kathedralkirche. Ein intereſſantes Schauſpiel bilden die Zurüſtungen zu dieſen bizarren Ceremonien, die **le guet** genannt werden. Hier zieht man jetzt die Kleider und Attribute der heidniſchen Götter aus den Magazinen hervor: jedem wird ſeine Rolle beſtimmt. Nach und nach verſammelt ſich der ganze Olymp, ein Fleiſcherbube kommt herbei, um die keuſche Diana vorzuſtellen, ein plumper bausbackiger Burſche übernimmt die Rolle des Amor; die Götterkönigin flucht wie ein Matroſe, Mars wird trotz ſeiner Stärke von der Venus zu Boden geworfen, weil er ſie bei ihrer Toilette in dem Moment beunruhigte, wo ſie ihre Haare mit einem Lichtſtumpen in die Höhe ſtrich. Der ganze Olymp iſt da in der größten Verwirrung. Nachts um 10 Uhr verlaſſen die Olympier das Stadthaus, und beginnen mit einer Menge Fackeln beim Schalle der Trompeten, Pauken, Trommeln, ihren Zug durch die Straßen. Am folgenden Tage halten dann eine Menge bibliſcher Perſonen des alten und neuen Teſtaments ihre Umzüge. Davon beſchreibt dieſe Fronleichnamsmaſkerade *), die ſchon am Dreifaltigkeitsſonntag beginnt. Ein Mann in königlicher Kleidung, nach dem Coſtüm des 13. Jahrhunderts, geht in Geſellſchaft von 12 Teufelsmaſken in die Kathedralkirche zur Meſſe, um ſich zu dem feierlichen Aufzug vorzubereiten. Nach der Meſſe werden die gehörnten Teufelskappen mit Weihwaſſer beſprengt, um dem echten Teufel die Luſt und Macht zu benehmen, ſich unter die Geſellſchaft zu miſchen. Einer der Teufel zeichnet ſich durch größere Hörner als Fürſt der Finſterniß aus; ein anderer ſtellt gar eine Teufelin vor; alle haben zwei Reihen Glöckchen über die Achſel hängen **). Sobald der König aus der Kirche zieht, fallen die Teufel über ihn her, zerren, necken und ſtoßen ihn mit ihren Gabeln und Haken, er aber wehrt ſich mit ſeinem Scepter und macht verzweifelte Sprünge, um ſeiner läſtigen Geſellſchaft los zu werden ***). Dieſes Spiel wird auf allen Hauptplätzen der Stadt wiederholt, und das „große Teufelsſpiel“ genannt. Darauf folgt das „kleine Teufelsſpiel“, ein weiß gekleidetes Kind mit umlorbeertem Haupte und einem Kiſſen auf dem Rücken, trägt ein großes Kreuz, ihm zur Seite geht ein ebenſo gekleideter Engel mit vergoldeten Flügeln und einem Heiligenſchein von vergoldetem Blech auf dem Kopfe, und ſchützt daſſelbe gegen vier Teufel, die ſich ſeiner bemächtigen wollen. Einer derſelben ſchlägt mit einem Prügel auf den mit einem Kiſſen verpanzerten Rücken des Engels los, indem die drei andern ihm das Kind, die kleine Seele genannt, aus den Händen zu reißen verſuchen. Der Engel und das Seelchen machen dabei mancherlei Sprünge, entfliehen endlich durchgeprügelt ihren Verfolgern, und endigen ihr Spiel mit einem Freudentanz *).

---

*) Durch dieſe drei Anführer waren die drei Stände repräſentirt, nämlich durch den Prince de l'Amour der Adel, durch den Roi de la Basoche der Burgerſtand, und durch den Abbe die Geiſtlichkeit, welche den Jugendunterricht leitet. (Millin Voy. dans les Depart. du Midi Par. 1807 p. 330.) Das Wort Basoche ſoll ſoviel als plaudern (?) bedeuten (Flögel Geſch. des Grotesk. S. 304.)

---

*) Sie iſt zwar ſchon S. 964 in der Anm., aber nur fragmentariſch mitgetheilt worden, hier folge die ausführlicher gehaltene.

**) Wahrſcheinlich aus dem S. 796 angegebenen Grunde.

***) Millin (l. c. p. 304) erzählt, daß Einer, dem ſeine Teufelsrolle abgefordert wurde, ſeine Weigerung mit folgenden Gründen unterſtützte: „Mein Vater war ein Teufel, mein Großvater war ein Teufel, warum ſoll ich nicht auch einer ſeyn?“

Den Abend vor dem Hauptfeſte beginnt ein neues Spiel. Ein ſogenannter König der Bazoche ſchickt ſeinen Gardehauptmann mit ſechs Stabträgern zur Kathedralkirche, wo ſie von ſechs Stabträgern des Abbé der Stadt, einer andern allegoriſchen Perſon, begrüßt werden. Es entſteht ein Streit über die Form der Ehrenbezeugung; die Stabträger des Abbé ergreifen die Flucht, und die des Bazochenkönigs laufen ihnen nach; dabei machen die Fliehenden und die Verfolgenden ein Spiel mit ihren Stäben, welche ſie mit vieler Geſchicklichkeit um den Leib im Kreiſe herumfliegen laſſen.

Gegen 10 Uhr deſſelben Abends erſcheint die große Parade, die vorzüglichſten Götter des alten Olymps mit Lichtern und Fackeln. Voraus bläſt Fama zu Pferde die Trompete, nach ihr kommen Trommelſchläger, Pfeifer, Wache, Fahnenträger, kriegeriſche Muſik ꝛc. Momus, Mercur, Pluto, Proſerpine, alle zu Pferde; die 14 Teufel mit dem Fürſten und der Fürſtin der Finſterniß; dann ein Trupp Faunen und Dryaden tanzend zum Klange von Trommeln, Pfeifen, Pauken; Bacchus auf einem Faſſe, das auf einem Wagen fährt; Mars, Minerva, Apoll und Diana zu Roſſe. Die Königin von

---

*) Im Atlas Pl. 47. 48 zu Millins Reiſe ſind die Abbildungen aller Masken dieſes Aufzugs zu ſehen.

Saba mit Tambourins; Saturn und Cybele zu Roß; Tänzer und Tänzerinnen, Tambourins, ein prachtvoll erleuchteter Wagen, in welchem Jupiter und Juno, Venus und Amor ſitzen; den Zug ſchließen die drei Parzen — zu Roß.

Am Morgen des Fronleichnamstages verſammeln ſich alle Masken des bibliſchen Hauptaufzugs zur Meſſe in die Kirche; nach geendigter Meſſe geht der Zug durch die Stadt, da ſieht man die 12 großen Teufel mit dem König, die vier kleinern mit dem Engel und der Seele, Moſe mit den Geſetztafeln, das goldene Kalb; eine eingewickelte lebende Katze, die in die Höhe geworfen und wieder aufgefangen wird; den weiſen Salomo und die Königin von Saba, die Weiſen aus Morgenland mit ihrem Stern, von mehreren Dienern begleitet; Herodes und einen Schwarm Kinder, die nach einem Flintenſchuß ſich auf die Erde werfen und im Staube wälzen; den alten Simeon, den Täufer Johannes, Judas; den Erlöſer, unter dem Kreuze ſchwitzend; den großen Chriſtoph mit dem kleinen Jeſus auf der Schulter; Centauren mit pappenen Pferdeleibern, die mit ſeidenen Tüchern behängt ſind ꝛc. Das Poſſenſpiel ſchließt ein Menſch in einem Leichentuch, das Stundenglas auf dem Kopfe und eine Senſe in der Hand, mit der er vor ſich hin mäht.

Am ſiebenten Donnerſtag nach Oſtern

wird in Rußland ein urſprünglich heidniſches, der Tora geweihtes Feſt „Sednik" (d. i. der Siebente, von dem 7. Donnerſtag nach Oſtern, dem Tag der Feier benannt) gefeiert, an welchem die jungen heirathsluſtigen Mädchen in einen der Göttin geheiligten Hain zogen, wo ſie ihr zu Ehren Geſänge anſtimmten, und mit grünen, von buntfarbigen Bändern umwundenen Zweigen um ihr Standbild tanzten. Nach dem Tanze warfen ſie ihre Zweige in's Waſſer. Sanken dieſelben, ſo galt das Sinken als eine Vorbedeutung, daß ſich dieſes Jahr kein Freier zeigen werde; blieben ſie aber auf der Oberfläche des Waſſers, ſo wußten ſie zu ihrer Freude, daß ſie heuer noch den Gatten würden umarmen können. Noch jetzt erblickt man von dieſem Tage bis zum erſten Pfingſtfeſt in den Straßen von Petersburg und Moskau ſingende und tanzende Mädchen aus der Volksklaſſe mit grünen Zweigen in der Hand, noch jetzt werden in jenen Tagen in das Straßenpflaſter beider Städte da und dort Birkenzweige vor die Häuſer gepflanzt, und Abends brennende Lampen zu denſelben hingeſtellt; noch jetzt ſchmücken die heirathsluſtigen Dörflerinnen die Kirchenfluren und die Hütten mit grünen Zweigen und Blumen, tanzen und ſingen, und werfen ihre Zweige in Flüſſe und Seen, in Bäche und Teiche, aber — ach! Lora gibt ihnen keine Auskunft mehr über ihre Hoffnung und ihre Befürchtung. Der Hain bei Moskau, in welchem gegenwärtig das Feſt gefeiert wird, und über deſſen Urſprung jetzt Niemand mehr Beſcheid zu geben weiß — denn kirchliche Gebräuche finden dabei nicht Statt — heißt der Marienhain (**Marina roshtſha**). Er grenzt an einen alten Todtenacker, mit deſſen Blumen ſich die jungen Mädchen ſchmücken, und zurück in das Dunkel des Haines eilen *).

---

*) Ausl. 1835 Nr. 326.

Die Poſterlijagd*) der Entlebucher, am Donnerſtag vor Weihnacht.

Auf den Abend ſammeln ſich die meiſten Junggeſellen und Jungmänner jeder Pfarre in ihren Dörfern, und kommen mit einander überein, in welche Gemeinde ſie hinziehen wollen. Gemeiniglich geht der Zug dahin, von woher im verfloſſenen Jahr ſie auch einen Beſuch bekommen hatten. Nun ertönt ein ohrenbetäubendes Durcheinanderlärmen, von Rebglocken und Ziegenſchellen, von Keſſeln und Pfannen, es knallen armesdicke und klafterlange Geißeln, meſſingne und eiſerne Bleche werden an einander geſchlagen, Alp- und Waldhörner machen das Getöſe noch verworrener, und ſo geht der Zug von mehr als hundert nervigen Jungen unter allgemeinem Gebrüll nach dem beſtimmten Orte. Voll froher Erwartung des Beſuches ſteht eine große Anzahl rüſtiger Jünglinge im Dorfe, und nähert ſich der wilde Zug, erſt dann verdoppelt ſich das Geräuſch von allen Seiten. In einer langen Reihe ziehen die fremden Gäſte unter beſtändigem Jodlen, Schreien, Klatſchen, Schellen und Hornen in's Dorf. Einer aus dieſer Truppe ſtellt das Poſterli, in Geſtalt einer alten Hexe, oder einer alten Ziege, oder eines Eſels vor, zuweilen ſchleppt man dieſe Maſchinen auf einem Schlitten nach. In einer Ecke des Dorfes läßt man das Geſpenſt zurück, und das Charivari hört auf. (Stalders Schweizer-Idioticon I. S. 208).

---

*) Daumer (Geſch. d. chr. Alt. II. S. 206.) leitet *Poſterli* von postulare ab, d. h. die Poſterlijagd (venatio *postularia* oder postulatoria) iſt eine Opfer fordernde Menſchenjagd (ähnlich fulmina postu-

laria: Opfer fordernde Blitze). Ebenſo derivirt er die Benennung „Sträggelinacht“ von **stragilis**, i. e. nox *stragis*: Mordnacht, aus welcher das Volk perſonificirend die Unholdin Sträggele machte (vergl. „Frau Faſte“ die perſonificirte Faſtenzeit „Befana“ entſtanden aus dem Epiphanienfeſte). Demnach wäre die Poſterlijagd urſprünglich eine Behufs der Opferung angeſtellte Menſchenjagd geweſen, die jetzt zur bedeutungsloſen Farce geworden iſt, „das war aber keineswegs ihre primitive Tendenz.“ „Die lateiniſchen Namen fallen nebſt dem, was ſie bedeuten, dem chriſtlichen (blutigen) Cultus anheim.“

Nachträge.

Zu Seite 98.

Nicht bloß in Italien machen am Antoniusfeſte ſämmtliche Hausthiere ihrem Patron die Aufwartung. Auch in Madrid ſieht man an dieſem Tage, wo in der Kirche dieſes Heiligen in der Straße de la Huertaleza ein feierliches Hochamt abgehalten wird, alle Kutſcher, Eſeltreiber*) und Maulthiertreiber ſich in größter Galla dahin begeben, ein jeder ſein Thier reitend. Sie ſtellen ſich hinter der Kirche auf, wo ihnen durch einen Geiſtlichen ein kleiner Sack mit geweihter Gerſte überreicht wird, worüber das Gebet geſprochen iſt, daß Gott ihre Thiere das ganze Jahr hindurch vor allem Ungemach bewahren wolle. Die Schweife und Mähnen der Thiere ſind mit rothen**) Bändern durchflochten. Herumziehende Krämer bieten den ganzen Tag „Antonsbrode“ (**panecillos de San Anton**) feil***) die aus einem beſondern Teige beſtehen und bloß an dieſem Tage

---

*) In der Kathedralkirche zu Mailand zeigt man ein Gemälde, das einen Mauleſel darſtellt, welcher den Hafer ſtehen läßt, um die Hoſtie anzubeten. Der h. Anton zeigt dieſe fromme Handlung einem Ketzer und bekehrt ihn dadurch. Die Schrift darunter bezeugt die Begebenheit: **Mostra Sant' Antonio un giumento lasciar la biada per adorare la santa Ostia e ne convince un eretico.** Daß doch das Bekehrungsgeſchäft den Eſeln am leichteſten von Statten geht!

**) Die rothe Farbe läßt vermuthen, daß die Thiere ſinnbildlich geopfert werden (man vergl. den S. 179 erzählten analogen Fall bei den alten Aegyptern).

***) Die Antonsbrödchen waren alſo das obligate unblutige Opfer; wie ja auch von den heidniſchen Ahnen der heutigen Bewohner jener Länder bekannt iſt, daß ſie an den Feſten der Götter Opfergaben aus dem Thier- und Pflanzenreiche darzubringen pflegten.

verkauſt werden *). Dem Madrider Correſpondenten der „Leipziger Zeitung“ (vom 15. Februar 1825) zufolge wird in der Hauptſtadt Spaniens dieſer Tag nicht nur vom Vieh, ſondern auch von der menſchlichen Bevölkerung, die königliche Familie nicht ausgenommen, als ein feſtlicher begangen. So lieſt man dort: „Pferde, Eſel und Rindvieh wurden ſchön geſchmückt nach der Kirche geführt, die Schweine aber hingefahren. Gleich nachher begab ſich der Hof dahin.“

Zu Seite 301, Anmerkung 2.

Weil der Ritter Georg ein Sonnenheld, darum hat er auf ſeinem Schild eine Sonne gemalt, wie Siegfrid (Nib. 874) eine Krone auf dem Schilde. Krone und Heiligenſchein ſind aus dem alten Lichtdienſt entſtanden. Georg, an die Stelle jenes heidniſchen Drachentödters tretend, wurde nun der Schutzheilige der deutſchen Ritterſchaft **). Man ſchwur auch in früherer Zeit noch bei ſeinem Namen („Setz mir Sant Jorgen zum Bürgen!“ Pfälziſch. Hdſchr. Nr. 393 Bl. 19 a), wie die Griechen und Römer beim Hercules, dem Ueberwinder der Lerneiſchen Schlange. Man beſang den chriſtlichen Heiligen ſpäterhin ebenſo in geiſtlichen Liedern, wie man im Alterthum den heidniſchen Siegfried verherrlicht hatte.

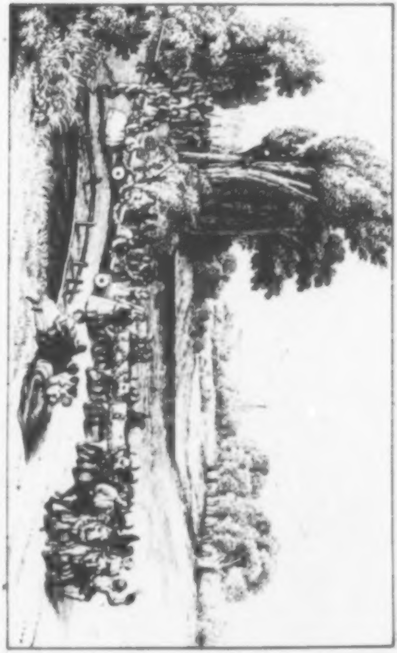
Zu Seite 321.

Die **Morris dancers** bilden zuweilen auch eine Geſellſchaft von ſieben Perſonen, als: der Narr, den man ſogleich an ſeiner Schellenkappe mit den Eſelsohren erkennt, die Spitze ſeiner Kopfbedeckung geht in einen Hahnenkamm

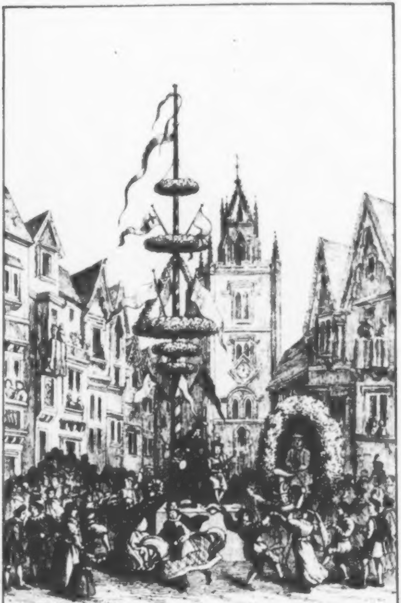
---

*) Loning das ſpan. Volk S. 61.

**) Mone (Einl. in d. Nibel. S. 85). Warum aber nur die deutſche? war Georg nicht auch in andern europäiſchen Ländern in dieſer Eigenſchaft geehrt? In Spanien und Rußland war Siegfried in heidniſcher Vorzeit ſo wenig als im ſpätern Mittelalter dem Volke bekannt.



12



über; das **Hobbyhorse** (Steckenpferd); ein Pfeifer; die Maikönigin und noch drei andere Tänzer; die übrigen Perſonen ſind müßige Zuſchauer.

Zu Seite 329.

Stubbs, welcher im Zeitalter der Königin Eliſabeth ſchrieb, berichtet in ſeiner „**Anatomie of Abuses**“: Der Glanzpunkt des Feſtes iſt der Augenblick, wo der Maibaum mit großer Feierlichkeit eingefahren wird. Mehrere Paare Ochſen, deren Hörner mit Blumen geſchmückt ſind, ziehen den ebenfalls bekränzten Pfahl. Ein aus mehrern hundert Perſonen beiderlei Geſchlechts beſtehendes Gefolge ſchreitet feierlichen Schrittes hinterher. Auf dem Platz angekommen, wird der Maibaum aufgepflanzt, und das Feſt ſchließt mit Tanz und Schmaus.

Der Verfaſſer eines Schriftchens „**The Way to Things**“ faßt den Maibaum von einem neuen Standpunkt auf. Er ſagt, daß unſere Altvordern ein Maigericht abzuhalten pflegten, wobei der mit Fahnen geſchmückte Maibaum eine Gerichts-Standarte abgab. Der Mayor ſoll davon ſeinen Namen haben. Er ſelbſt ſaß in einer Laube mit Scepter und Krone, als Inſignien ſeiner Macht, ausgeſtattet.

Zu Seite 420 ff.

In Marſeille begießt man ſich am Johannisfeſt mit wohlriechenden Waſſern, die man aus den Fenſtern ſchüttet, oder aus kleinen Spritzen hervortreibt. Eine minder feine Neckerei iſt das Beſpritzen der Vorübergehenden mit gewöhnlichem Waſſer, wodurch freilich ein großes Gelächter erregt wird. (Mylius, Reiſe durch Südfrankreich IV., Seite 267). Dieſer Scherz ſcheint, wie der ähnliche vor Beginn der Faſtenzeit (**Lent** = Lenz) an andern Orten, das ſymboliſche Tauf- oder Reinigungsbad beim Eintritt einer neuen Jahreszeit darzuſtellen.

Zu Seite 571.

Das Michaelsfeſt ſoll von einem Papſt angeordnet worden ſeyn zur Erinnerung an die ihm gewordene Erſcheinung dieſes Erzengels an dem Platze, wo jetzt die Engelsburg ſteht, weil er ihm die tröſtende Verſicherung gab, daß nun die Peſt aufhören werde. Nun inſofern ſchon aus der heil. Schrift (1 Chr. 21, 1—7) bekannt iſt, daß die Peſt ein Geſchenk des Satans ſey, dieſer aber der Offb. Joh. 20. 1—3 zufolge dem Erzengel Michael unterliegen muß, ſo lag es nahe, das zufällige Aufhören der Seuche hinterher auf eine Engelserſcheinung zurückzuführen, die man dem Papſt auf ſein Wort glauben ſollte. Mone (Einleitung in d. Nibel. S. 80) kann ſich jedoch mit dieſem Einſetzungsgrund des Engelfeſtes nicht beruhigen. Er leitet Michel vom altdeutſchen Mich her, welches groß in jeder Hinſicht bedeutet und aus dem gleichbedeutenden perſiſchen mih. (ſanskr. mah μεγα, magnum) abſtammen ſoll, daher mögen und Macht damit zuſammenhängen. An die Stelle des altdeutſchen Michels haben nun die chriſtlichen Bekehrer den jüdiſchen Erzengel geſetzt. Dadurch begreift man, warum die erſten Chriſtenlehrer, z. B. Winfried, Michaelskirchen bauen und zwar auf Bergen, wie denn alle Kirchen, ſo dieſem Erzengel gewidmet ſind, gewöhnlich auf Bergen liegen, um anzuzeigen, daß der hohe Sonnengott (perſ. Mihira, gräciſ. Μιθρας), der Sonnenheld auf der Höhe verehrt ſeyn will. Die Schriftſtellen, woraus man die Michaelsfeier ableiten mochte, ſind alle ſo unbedeutend, daß man keineswegs daraus die hohe Wichtigkeit des Feſtes erklären kann. Die Stelle in der Offenbarung Johannis iſt es allein, wo Michael als der Drachentödter, als Teufelsbanner erſcheint, wie er auch immer vorgeſtellt wird. Dieſe Aeußerung des Johannes iſt eben ſo unverkennbar ein ägyptiſch-griechiſches (?) Bild, daß man ſogleich auf eine Umwandlung der Sage von Mithras und Apollo (als Bekämpfer des Ahriman, Python ꝛc.) ſchließen muß, was den ſpätern Juden und Chriſten um ſo leichter wurde, da ihnen die Schlange als böſes Prinzip aus dem erſten Buch Moſis nichts Neues war. Die Namensähnlichkeit (?) erleichterte die Umwandlung von Mithras in Michael, welcher in einer Beziehung identiſch mit dem — hörnen Siegfried iſt. Hieraus iſt erklärbar, warum Michael in der Kirche als Seelenführer gedacht wird, welcher Glaube aus jenen Bibelſtellen durchaus nicht bewieſen werden kann“ *).

Zu Seite 744.

In Bonneval in Frankreich bäckt man das Ebergebäck (Cochelins, Mem. de l'acad. Celt. IV. 429) zu Neujahr, ein Gebrauch, deſſen Verlegung vom alten Jahresanfang (25. December) auf den jetzigen auch bei dem Einſammeln der Miſtel wiederkehrt. Jetzt hört man am 1. Januar den zum Pflücken der Miſtel auffordernden Ruf a gui l'an neuf, und ſammelt dabei Geſchenke ein, welche in der Volksſprache bei Chartres éguilables oder aiguilables heißen, alſo nach der Miſtel (gui) benannt ſind. (Eckermann, Religionsgeſchichte [illegible], 1, 61). Urſprünglich bildete die Miſtel, welche der Prieſter vertheilte, ſelbſt das Neujahrsgeſchenk (Mem. de l'acad. des Inscr. T. XIX., 489). In Wales wird ſie noch immer über den Thüren **) aufgeſteckt ***). Dagegen rufen in Chauny in der Picardie die Kinder ihr „Guignoleux chanterons-nous!“ nach alter Sitte am Weihnachtsabend. (Mem. de l'acad. Celt. VI., 98). Ein neuerer Touriſt will noch in England in der Chriſtnacht die Dienſtbotenſtuben nicht nur mit den Zweigen der phallusgeſtaltigen Stechpalme verziert geſehen haben, ſondern auch in der Küche wird ein ungeheurer Büſchel Eichenmiſpel aufgehangen und jede Magd, die unter demſelben ſich von einem Mann ertappen läßt, muß ſich von ihm küſſen laſſen. Dem Plinius (XVI., 44) zufolge, wächſt die Miſtel auf der Eiche, jenes den Druiden heiligen Baumes, und auf welchem ſie angetroffen wird, den erkennen ſie als von der Gottheit erwählt. Keyßler zufolge hieß die Miſtel bei den Deutſchen Guthyl (Gut Heil!), muthmaßlich weil ſie, was auch Davies von ihr rühmt, die Frauen gegen Unfruchtbarkeit ſchützt (preventing sterility). Doch nennt man in Wales ſie den „luftigen Baum (Pren Awyr, i. e. Aethereal tree), weil ſie kein der Erde entſproſſenes Gewächs iſt, denn ſie entſteht, wenn ein Vogel eine unverdaute Vogelbeere auf einen Aſt der Eiche fallen läßt, wo ſie zum gedeihlichen Boden etwas Moos findet und daraus emporwächſt. In Holſtein heißt die Miſtel: Marentaken, d. i. Geſpenſterzweig, weil ſie die in der Chriſtnacht umgehenden Geſpenſter abwehrt (eig. weil ſie die Epilepſie — das angebliche Beſeſſenſeyn von Dämonen — heilt). Der Grund ihrer Heiligkeit wäre außer ihrer überirdiſchen Abſtammung auch darin zu ſuchen, daß die Beere in der Winterwende (Chriſtnacht), wo die ganze Natur todt iſt, dennoch ſogar reift; und weil ihre Blume in der Sommerwende (Johannisnacht) ſich entfaltet, wo die Nächte wieder zunehmen, darum läßt der nordiſche Mythus um dieſen Zeitpunkt den Lichtgott Balder von ſeinem blinden Bruder durch eine Miſtel getödtet werden.

---

*) Denn es heißt in der katholiſchen Todtenmeſſe bei der Aufopferung alſo: „Befreie o Herr! die Seelen der glaubigen Abgeſchiedenen von dem Rachen des Löwen (worunter man ſich im Mittelalter die Hölle vorſtellte), und von dem tiefen See — und dein Herold, der h. Michael, ſtelle ſie dir vor in das heilige Licht.“

**) Als Schutzmittel gegen böſen Zauber. Die Thüre iſt auch der Platz für ein ähnliches von gleichem Zwecke (5 Moſ. 6, 9.). Auf die Thüre ſchreibt der glaubige Katholik in der gefürchteten Dreikönigsnacht, wo die wilde Jagd ſtatt findet, die Anfangsbuchſtaben der Namen von den heil. drei Königen C(aſpar), M(elchior), B(althaſar). Die Thüre iſt der geeignetſte Platz, damit die böſen Geiſter nicht über die Schwelle ins Haus dringen können

***) Davies Gr. Myth. p. 280. the misseltoe — Virgils „turum frondens“ and „Ramus aureus,“ which the Arch-Druid gathered with a golden hook.

Zu Seite 762.

In Marſeille erſetzen 13 mit Myrthenzweigen geſchmückte Brode bei der Weihnachtsmahlzeit jene 13 Feuer, welche man in England am Chriſtabend anzündet, und der wälſche Hahn, das unerläßliche Gericht an dieſem Feſte, den in England gebräuchlichen Schweinskopf. Beide ſcheinen in der heidniſchen Feier die Opferthiere geweſen zu ſeyn, vom Eber iſt es ausgemachte Thatſache (vergl. S. 744). Außer dem Hahn darf auch der Honigkuchen (Noye) und der mit

Oel und Wein zu begießende Fichten- oder Eichenklotz (Calignau = Calendeau), den der Aelteſte in der Familie anzünden muß, nicht fehlen. (Mylius, Reiſe d. Südfr. IV. S. 261).

Zu Seite 812, Anmerkung.

Aus einem von Vulpius (Curioſitäten II. S. 25*) mitgetheilten Auszug einer 1694 erſchienenen Reiſebeſchreibung des Prinzen Wilhelm v. Naſſau-Dillenburg erfahre ich, daß ehemals in Venedig am Faſtnachtsdienſtag Ochſen gehetzt und in Gegenwart des Dogen dreien derſelben die Köpfe auf Einen Hieb abgehauen, hierauf ein Freudenfeuer angezündet wurde. Die Ochſenhetze vertritt alſo hier die Stelle der Londner Hahnenkämpfe; das Abhauen ihrer Köpfe, das unmittelbar darauf angezündete Feuer läßt errathen, daß ſie in alter Zeit ein Brandopfer einer Gottheit abgaben, und ſomit erhält man auch das erforderliche Licht über den oben erwähnten Wiener Faſtnachtsbrauch, welcher einen Hahn hetzen und zuletzt mittelſt Raketen verbrennen läßt. In der Bretagne tritt die Gans an die Stelle des Hahns. Man befeſtigt zwei Pfähle feſt in der Erde, und ſpannt von einem zum andern ein Seil aus, gerade als wenn man darauf tanzen wollte. In der Mitte bindet man nun an den Füßen die Gans daran, deren Kopf folglich herabhängt. Jeder der Mitſpielenden reitet ſchnell unten hindurch, und führt einen Säbelhieb nach dem Thiere. Wenn es ſich verwundet fühlt, hebt es gemeiniglich den Kopf hervor, aber zwei Knaben, die am Fuße der Pfähle ſtehen, ſchütteln dann ſtark am Stricke, und bringen es dadurch hin, daß Hals und Kopf von Neuem herabhängt. Dies Spiel endigt erſt, wenn der Kopf dem Thiere abgeſchlagen iſt. Anderemale muß der Kopf gar mit der Hand abgeriſſen werden. — In Aachen nimmt dies Spiel einen noch barbariſchern Charakter an, ſo daß, während die Gans am Kopfe aufgehangen, aber keineswegs erdroſſelt iſt, ſie alſo mit dem Gewicht des übrigen Körpers herabhängt, aus einer kleinen Entfernung mit dicken kurzen Knüppeln nach dem Hals der Gans geworfen wird, bis er durch die vielen Stöße zerreißt!! -

Zu Seite 814, Anmerk. 2.

Loning (das ſpaniſche Volk S. 71) erzählt von einem in Madrid am Aſchermittwoch ſtattfindenden ſeltſamen Brauch: „Ein ſchwarz gekleideter Mann wird, mit gebundenen Füßen rücklings auf einer Bahre liegend, wie ein Todter umhergetragen. Er hält in ſeinen gefalteten Händen eine Sardelle, ihm folgen Leute mit Fackeln, hinten und vorn begleiten ihn eine Menge verkleideter Officianten, die Gebete für den Verſtorbenen hermurmeln. Dieſe Proceſſion geht mit der größten Feierlichkeit bis nach dem eine halbe Stunde von Madrid fließenden Kanal. Hier hört die Proceſſion auf, der Todte ſteht auf und der ganze Nachmittag wird mit Beluſtigungen zugebracht. Dieſer Gebrauch wird **enterrar la sardina** (die Sardelle begraben) genannt.“ Nach dem Urſprung jener Sitte hat Lonig vergeblich geforſcht. Daumer will, ſeinem bekannten Syſtem zu Liebe, in dem Fiſch ein „ſtellvertretendes Opfer für den Menſchen erkennen, der urſprünglich nicht ſcheinbar, ſondern wirklich zu dieſer Zeit geopfert wurde, und mit deſſen heiliger und heiligender Leiche man nun eine Proceſſion anſtellte, wofür weiterhin die mildernde, den Ernſt in eine bloße Formalität verwandelnde Sitte eintrat.“ (Geb. d. chr. Alt. II. Seite 73). In Portugal vertritt ein Stockfiſch die Stelle der Sardelle. Sollte nicht die in der Anmerkung zu S. 814 verſuchte Deutung der Wichtigkeit des Fiſches in den Carnevalsgebräuchen der verſchiedenſten Völker auch hier ausreichen?

Wie die Miſtel war auch der Eber ein talismaniſches Bild (Mone, eur. Hdth. II. S. 26), denn die heidniſchen Eſthen trugen es ſtets bei ſich, und betrachteten es — vielleicht dieſes Thier wegen der ungemeinen Fruchtbarkeit zum Symbol des Lebens erwählend — als einen Allermannsharniſch in der Schlacht gegen feindliche Waffen (Tacit. Germ. 45). Dem Blitzgott Perkun wurde bei Gewittern Speck gelobt, damit es nicht einſchlage. Erwägt man nun, daß in der Weihnacht ſchon die heidniſchen Slawen und Germanen Wehrwölfe und das wilde Heer umziehend dachten, ſo fällt auf das ehemalige Julſchweinsopfer ein neues Licht, und das in England noch jetzt in der Chriſtnacht für unerläßlich gehaltene Auftragen des Eberkopfs[*]), wobei folgende Reime

The Bore's Head in hand bring I
With garlandes gay and rosemary;
I pray you all sing merely,
Qui estis in convivio.

The Bore's Head I understand,
Is the cheaf service[**]) in this land,
Loke wherever it be fand,
Servite cum Cantico.

Be glad, Lords, both more and lasse
For this hath ordaind our steward
To chere you all this Christmasse,
The Bores Head with mustarde.

abgeſungen wurden, zeigt demnach, daß mit dem Fortleben heidniſchen Aberglaubens auch das Präſervativ gegen die ſchädlichen Einflüſſe dämoniſcher Weſen ſich im alten Anſehen erhalten hat. — Der Marktflecken Schweina im Ballenſtedtiſchen im Harz hat unbezweifelt ſeinen Namen von einem ehemaligen Eberbilde als Palladium des Ortes. Hier müſſen in der Chriſtnacht großartige Schweinsopfer der Fruchtbarkeit ſpendenden Freia zu Ehren Statt gefunden haben, womit man die Göttin zu beſänftigen trachtete, damit ſie ſich nicht in die, in der Chriſtnacht umgehende, böſe Holle umkehre. Gegenwärtig, wo die Thieropfer durch die ſchon beinahe zwei Jahrtauſende fortwirkende Kraft des großen Opfers auf Golgatha überflüſſig geworden ſind, begnügt ſich die Einwohnerſchaft des Orts damit, daß ſie die Schuljugend, den Lehrer an der Spitze, mit Fackeln, die ſchon Wochen lang vorher aus Fichtenſchleußen, Hobelſpänen, Werg und Pech zuſammengemacht und fleißig gedörrt worden, auf den benachbarten Tungelsberg ziehen läßt, wo aus Feldſteinen eine Pyramide errichtet iſt, in welche oben eine weit emporragende Stange befeſtigt wird. Hier angelangt, ſtellt ſich das Volk im Kreiſe, die Jugend zündet die langen Fackeln an und ſingt beim Scheine derſelben fromme Weihnachtslieder aus dem Geſangbuche. Zuletzt werden die Fackeln auf einen lodernden Haufen geworfen, und wenn dieſer verkohlt iſt, kehren Alle nach Schweina zurück, und ſetzen auf den Marktplatz mit der ganzen Einwohnerſchaft bei Laternen und Grubenlichtern das Abſingen von Chriſtliedern unter Muſikbegleitung fort. Mit dem 12ten Schlag der Thurmuhr beginnt das Läuten aller Glocken, und der Cantor ſingt mit ſeinem Chor eine Cantate. Dieſe Feier unter freiem Himmel wird nie wegen böſer Witterung ausgeſetzt.

---

[*]) Warton belehrt, daß im Queens college zu Oxford dieſes Lied noch jetzt beim Auftragen des mit Rosmarin beſteckten Schweinskopfs abgeſungen wird. Der Kopf iſt hier darum das auszeichnende Stück, weil er früher — indem auf ihn die Sünden des Opferers übertragen wurden, daher legte der Prieſter beim Weihen die Hand auf den Kopf des Thieres — dem Opferprieſter zufiel, den Reſt behielt der Opferer.

[**]) D. i. the chief dish served at a feast — die Hauptſache bei der Weihnachtsmahlzeit.

Zu Seite 816.

Der als Variante an einigen Orten geſungene Vers

„Ich bring zum Faſtelabend einen grünen Buſch,
Habt ihr nicht Eier, ſo gebet nur Wurſt",

ſoll ſich nach Schmidt (Unterſ. d. Faſtelabendsgebr. Seite 137, vergl. S. 123) auf das heidniſche Eberopfer beziehen. Dieſes wurde aber doch um Mittewinter in der Julnacht dargebracht? Seite 127 denkt dieſer Ausleger bei der Wurſt an die den Jahreslauf (annus = annulus) verbildlichende ſpiralförmige Schlange in den Myſterien des Bacchus. Der „grüne Buſch" und die „Eier" dürften auf die in der Faſtenzeit (engl. Lent. i. e. Lenz) erfolgende Wiedergeburt des Jahres zu beziehen ſeyn.

Zu Seite 823.

Wer ſich durch die dort verſuchte Löſung der Frage: „In welchem Zuſammenhange ſteht die Pantomime mit der Peſt, daß ſie dieſe abwehren ſoll?" nicht befriedigt fände, braucht nur in Böttigers — dem Verfaſſer erſt jetzt zur Hand gekommenen — „kleinen Schriften archäol. Inh." Band III. Seite 404 ff. Anm. den Aufſatz: „Ueber das

Wort **Maſke** und über die Abbildungen der Maſken auf alten Gemmen“ nachzuleſen, um zu erfahren, daß die alten Maſken „häufig bei Proceſſionen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht wurden, wie man am deutlichſten aus den Gemälden auf alten griechiſchen Vaſen ſieht, die man ſonſt aus Irrthum (?) etruriſche nannte.“ Unter Orgien darf man ſich aber nicht, nach jetzt mit dieſem Wort verbundenem Begriff, eine unſittliche, blos auf Befriedigung der Sinnlichkeit abzweckende Feier denken, ſondern die Einweihung in die Myſterien des Gottes, von welcher man ſich die unmittelbar nach dem Tode eintretende Seligkeit verſprach, während andere Todte in das dunkle Reich des Pluto wandern müſſen, um in Feuerqualen die Sünden dieſes Lebens abzubüßen. Die in den Myſterien vorgetragene Lehre von der Seelenwanderung, als Reinigungsmittel der gefallenen Geiſter, veranlaßte die Eingeweihten, in den künſtlichen Höhlen oder Tempeln, wo die Ceremonie ſtattfand, Thiergeſtalten anzunehmen. Dieſer Brauch fand auch in den Myſterien des Dionyſus (vergl. S. 37) ſtatt, ebenſo bei den galliſchen Druiden, denen wir das Wort „Carneval“ verdanken (ſ. S. 795). In den Einweihungen des Bacchus gab es, wie überall, drei Grade, den der Satyren, der Silenen und des bärtigen Dionyſos Hebon ſelbſt. Alle drei Grade hatten ihre charakteriſtiſchen Maſken. Böttiger hat nun den Hauptzweck derſelben ganz verkannt. Schon der Umſtand, daß die etruriſchen Vaſen, auf welchen tanzende Satyren abgebildet ſind, in Gräbern gefunden wurden, und daß die Bezeichnung jener Vaſen als „etruriſche“ auf Todtencult hinweiſt (vergl. Seite 821), hätte den berühmten Alterthumsforſcher abhalten ſollen, mit Bezugnahme auf Virgils Verſe (Georgic. II., 381—386) nur an „rohen Geſang“ und „wildes Gelächter“ zu denken, denn eben die **Oscilla** *), deren V. 388 erwähnt, **quae ex alta suspen-**

---

*) Die Oscilla (*προσωπεια*) mögen im Gedichte vom „Landbau“ immerhin, wie der Priap in Garten, weniger eine Diebsſcheuche als einen Gegenzauber — man denke an die aus Plinius 28, 2. bekannte Geſetzformel des Zwölftafelgeſetzes „qui fruges excantassit“, an Tibulls (I. 8, 19.) Verſ-

dunt pinn — die Fichte war bekanntlich der Todtenbaum und darum dem Pluto geweiht, aber auch dem unterirdiſchen Dionyſus (Zagreus), dem zu Ehren man die Myſterien feierte, damit er durch ſeinen Tod (Aufenthalt in der Unterwelt) als Seelenvater (Liber pater) alle Seelen vom ewigen Tode loskaufe — jene Oscilla beziehen ſich vielleicht auf die von demſelben Dichter (Aen. 6. 740 sq.) geſchilderten, in dem Schattenreiche ihre Sünden abbüßenden Seelen, deren Qual darin beſteht, daß ſie „panduntur inanes suspensae ad ventos.“ Die unſeligen Geiſter wurden als ſolche gedacht, die ihre ſinnlichen Begierden noch in jenem Leben nicht aufgeben, oder als reine Geiſter dieſem Triebe folgend, ihren ſeligen Zuſtand einbüßen. Das ſind nun die **Incubi** *), Alpgeiſter, die geilen „Böcke der Unterwelt“ (שְׂעִירֵי אֶרֶץ) welche der Prophet Jeſaia meinte, die Faunen und Satyren. Daß die Satyrmaſken „aus jenen Zeiten ſtammen, wo in Unteritalien Jeder ſich in die Orgien des Bacchus einweihen ließ“, geſteht Böttiger ſelbſt, und der Zuſatz: „in Ringe gefaßt hatten ſie (die Maſken?) religiöſe Beſtimmung“ läßt nur an einen ernſten Zweck denken. Sollten die Satyrmaſken darauf hindeuten, daß man ſchon in dieſem Leben ſinnbildlich dieſen Zuſtand der Satyre in den Myſterien durchmache, um deſſen nach dem Tode enthoben zu ſeyn? oder hat Böttiger Recht, daß deßhalb dieſe Oscilla

---

Cantus (Zauberſprüche) vicinis fruges deducit ab agris u. a. m. — bezweckt haben; aber in der hier angeführten Stelle der Aeneis ſind doch nur die der Lufttaufe — oscillum bedeutet auch eine Schaukel, oscillare ſchaukeln — als einer Reinigungsceremonie unterworfenen Manen gemeint, welche ſymboliſche Handlung in den Myſterien neben einer ſinnbildlichen Feuer- und Waſſertaufe vorgenommen wurde. Man hat Oscillum durch „Maulſperre“ überſetzt, weil es ſeinem obern Theile nach aus einer Larve mit weit geöffnetem Munde beſtand (Oscillum von oscitari, gähnen). Sollte die Larve, die ſchon im Namen auf Lar hinweiſt, nicht zuerſt auf die Scheingeſtalt der Manen anſpielen, die auch nur ſcheinbar ſprechen können, indem nicht das Gehörorgan es iſt, was ihre Worte vernimmt?

*) Von incumbere feminae; ein weibliches Geſpenſt, welches Nachts ſich zu ſchlafenden Männern geſellt, um ihnen wohllüſtige Träume vorzugaukeln, heißt Succuba.

„Masken mit einer Verlängerung, die den Rumpf eines Körpers vorſtellte, und an welcher ein Phallus als Verwahrungsmittel gegen ſchädlichen Zauber *) angebracht war?" Mit andern Worten: Die geile Satyrgeſtalt, an welcher das Symbol der Zeugung das Auszeichnende war, ſollte Tod verbreitender jenen Dämonen entgegenwirken, die in der Mitternacht des Jahres umgehen. Denn eben um dieſe Zeit, im Fiebermonat (**Februarius**), um Lichtmeß, opferten die Römer dem Pluto **Februus** und den abgeſchiedenen Seelen („**Manibus parentatur**"), damit ſie, verſöhnt, nicht neue Opfer dem Tode werben möchten. Iſt dieſer Satz richtig, ſo erklärt ſich einerſeits, warum man ſich eben in dieſem Monat in die Myſterien des Bacchus oder der Ceres einweihen ließ, d. h. ſich geiſtlich zum ewigen Leben vorbereitete; andererſeits, warum man durch ſolche Mummerei die Peſt abzuwehren hoffte.

Zu Seite 832.

Daumer (Geh. d. chr. Alt. II. S. 74) will den „Todtenſonntag" (**Laetare**) nicht vom Austragen des Todes, ſondern eines Todten genannt wiſſen, nicht der abſcheidende Winter ſoll gemeint ſeyn, ſondern ein zur Sühne des Ortes Geopferter. Die Beweiſe, welche ſeine Hypotheſe ſtützen ſollen, ſind folgende:

1) Die im Sarge liegende Puppe kann nicht den Tod bedeuten, da die Darſtellung des Todes, als eines dem Tode ſelbſt anheim Gefallenen, ſo nun ſelbſt Geſtorbenen, im Sarge Liegenden, eine gar zu wunderliche, unvolksthümliche wäre;

2) reimt ſich mit der gewöhnlichen Anſicht nicht, daß man ſich, wenn die ſogenannten Todtenmädchen in ein Haus eintraten, darüber freute, und es für einen Glück bringenden Vorgang hielt;

---

*) Daher βασκα = μασκα Zauber. βασκαντα hießen Dinge, wodurch man die Faſcination verhindern wollte; ein ſolches Schutzmittel war auch das Phallusbild (Priap), davon fascinum (βασκανιον) genannt.

3) glaubte man in Leipzig, daß dieſe Ceremonie Peſt und Krankheit von der Stadt abhalte, und den Weibern die Unfruchtbarkeit benehme.

Die Schlußfolge lautet: Am Sonntag Laetare opferte man Menſchen und trug ihre Leichen umher, wofür man ſpäterhin Puppen ſetzte. Die Leiche war eine heilige Reliquie, ihr Anſchauen, ihre Berührung: ſühnend, Uebel abwendend, ſegensreich. daher ſangen in Nürnberg die Trägerinnen der Puppe vor den Häuſern:

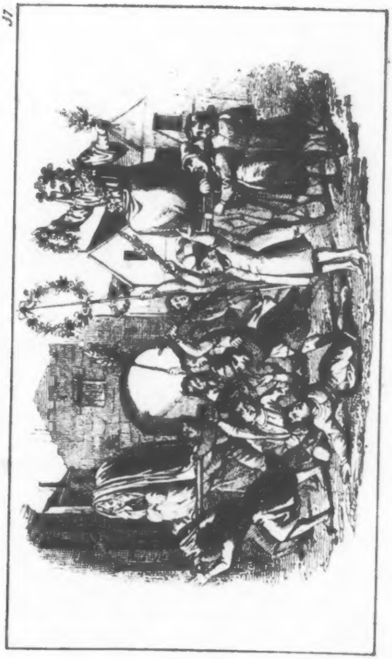
„Wellt ihr uns ka Schmalz gebe,
Laſſn mer euch in (den) Taudte nit ſehn (ſehen).“

Daher weihte man mit ihr die Häuſer, Aecker und Gewäſſer, in die man die Puppe tauchte. (Aehnlich wurden die Reliquien des heil. Kilian an ſeinem Feſte, Behufs einer geſegneten Ernte, auf den Feldern umgetragen. Wöchentl. hiſt. Nachr. I., S. 335). Die Idee der Opferung tritt, nach Daumers Dafürhalten, auch in dem am Sonntag Laetare zu Halberſtadt üblichen Brauch hervor: einen Kloß aufzuſtellen und ihm den Kopf abzuwerfen. Ueberdieß ſoll damit eine Prozeſſion verbunden geweſen ſeyn, wo dem Domprobſt von einem Knaben ein Schwert nachgetragen wurde (Grimm, Myth. S. 743). Auch zu Hildesheim wurden um dieſe Zeit auf dem Schloßhof Klötze aufgeſtellt, Kegel darauf geſetzt und dieſe herabgeworfen. Dieß ſoll nun auf ehemaliges Enthaupten eines Menſchen deuten.

Obſchon Herr Daumer nicht im Geringſten zweifelt, ſeiner Hypotheſe die wünſchenswerthe Feſtigkeit gegeben zu haben, ſo wird ſie doch ſchon durch das eine Beiſpiel erſchüttert, welches hier eine Abbildung lebendiger vor die Sinne führt. Hone (Every Day Book I. p. 339) ſchildert nämlich dieſe Ceremonie am Sonntag Mittfaſten (Mid-Lent-Sunday), wobei nicht nur die den Winter vorſtellende Strohpuppe ausgetragen wird, ſondern ihr folgt noch eine andere Abtheilung von Kindern, die ein mit Laub bekränztes Bild des Sommers dahertragen.

Apparelde all in greene, and drest in youthful fine arraye;
The other Winter, cladde in mosse with heare all hoare and graye.

37



Die Poſſe ſchließt mit einem Gefecht, in welchem die Parthei des Sommers ſiegt. Vergleicht man damit den Wettgeſang, Seite 841, den die Kärntner anſtimmen und den Refrain „den Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir wieder!“ (S. 834) „der Sommer iſt geboren, der Winter hat verloren“ (Seite 833) u. a. m. Geſänge, die in den verſchiedenſten Ländern an dieſem Feſte vernommen wurden, ſo werden auch die Halberſtädter und Hildesheimer Klöße Sinnbilder des unbelaubten Winters und ſonſt nichts bedeutet haben, deren Enthauptung: Aufhören des Winters.

Zu Seite 881.

Im Dorfe Soccivo in der Gegend von Averſa in Neapel führt man am grünen Donnerſtag folgende Farce auf. Ein Arbeiter, als Bewohner von Nazareth gekleidet, aber mit einer blonden Perücke und der Dornenkrone, mit einem ſchweren Kreuz beladen, beſteigt, begleitet von 20 bis 30 römiſchen Kriegern, die in Helm und Harniſch gehüllt ſind, den Calvarienberg im Hemde. Das heilige Opfer ſcheint unter ſeiner Laſt zu erliegen; ſeine Henker zwingen es aber mit Fauſtſchlägen und Fußtritten, ſeinen Weg fortzuſetzen. Der Unglückliche erträgt willig dieſe Mißhandlungen, hoffend, daß ſo harte Prüfungen, ihm in der andern Welt angerechnet, zur Sühne der in dieſem Leben begangenen Sünden dienen werden. Dem ganz Zerſchlagenen folgen auf dem Fuße Maria und Magdalena, in Thränen zerfließend. Wenn die Proceſſion das ganze Dorf durchzogen hat, kehrt ſie, von der ganzen Bevölkerung begleitet, in die Kirche zurück, wo man ſich nicht lange aufhält, denn der Erlöſer geht, ohne ſein Coſtüm abzulegen, mit den Juden, die ihn ſo hart mißhandelten, in die benachbarte Schenke, um mit dem Glaſe in der Hand Friede zu machen. (Hoſtrup Lit. Bl. d. Börſenh. 1834 Nr. 957 S. 615).

Zu Seite 888.

Daumer (Geh. d. chr. Alt. II., S. 52 ff.) ſtellt die Behauptung auf, daß in den Paſſionsſpielen am Charfreitag ehedem zur Sühne der Gemeinden ein Menſch, der den Chriſtus vorſtellte, gegeißelt und dann wirklich gekreuzigt worden ſey. Auf ein Beiſpiel dieſer Art zu Beilengries, das der Ritter von Lang (Mem. II. S. 107 ff.) erzählt, verweiſend — aus welchem man erfährt, daß der Landrichter, um der Sache mehr Nachdruck zu geben, ſeinen Fanghund gegen den von den Kriegsknechten arg geſchlagenen, gemietheten Darſteller des Chriſtus hetzte — fügt Daumer hinzu: „In der Folgezeit richtete man es ſo ein, daß der Ausgang nicht tödtlich war, aber von einer urſprünglichen wirklichen Kreuzigung zeugt das in der Karmeliterkapelle zu Brüſſel dem Reiſenden Keyßler (II. S. 322) gezeigte, wie man behauptete, „nach dem Leben" gefertigte Bild in Mannsgröße, von Papier, indem der Meiſter die Form, in die man nachher das Papier geknetet, über einen wirklich gekreuzigten Menſchen gemacht, ferner die in der Kirche zu Saalfeld in Stein gehauene „gekreuzigte Nonne" (Grimm, Sagen I., Seite 426). Unter die Beiſpiele nichttödtlicher Kreuzigungen gehört das Factum der noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der Secte der ſogenannten Convulſionäre zu Paris alljährlich am Charfreitag erfolgten Kreuzigung von einer oder mehreren frommen Schweſtern. Zu dieſem Schauſpiele fanden ſich im Jahre 1760 in des Vorſtehers de la Barre Wohnung eine Fürſtin Kinsky, eine Fürſtin Monaco und ein Graf Stahremberg ein. Einem amerikaniſchen Miſſionsbericht (Reichard, zur Kunde fr. Länder. Leipzig 1781, II. S. 191) zufolge, wurden an einem Charfreitag 500 Indianer zu Ehren des gegeißelten Chriſtus blutig gepeitſcht und eine Menge indianiſcher Kinder beiderlei Geſchlechts mit Dornen gekrönt und die Hände an hölzernen Kreuzen befeſtigt, und zwar dem Crucifix der Kirche gegenüber. Die allgemeine Kirchenzeitung vom Juni 1824 gibt eine Schilderung dieſer Art aus dem Jahre 1823! „Der Schauplatz war ein Städtchen in der Nähe von Salerno, wo eine Miſſion von Bußpredigern die ganze Bevölkerung in Wahnſinn ſetzte, ſo daß ſie ſich, eine Dornenkrone auf dem Haupte, in ſchwarzem Bußgewand, barfuß, mit Stricken und Ketten zerſchlug, mit den Händen ſich das Geſicht zerfleiſchte, ſich gegenſeitig ausſpuckte und den Boden der Kirche mit der Zunge ableckte. Die Abends erleuchtete, mit Todtenköpfen und andern Schreckbildern behängte Kirche erregte ſolches Entſetzen, daß Kinder in Convulſionen fielen und eine Schwangere abortirte.“

Zu Seite 896.

In Turin halten die barmherzigen Brüder am Charfreitag eine Prozeſſion, bei welcher man die Statue des verklärten Amadeus, Herzogs von Savoyen, von den Kindern des barmherzigen Spitals umringt, erblickt. Ein Muſikchor geht einer Maſchine voran, worin man einen Engel gewahrt, der das Haupt des Täufers in der Hand hält, und die Büßenden folgen dem Bilde dieſes Patrons der Brüderſchaft. Nun kommen 12 Edelleute, ſchwarz gekleidet, mit Degen, deren Spitzen zum Zeichen der Trauer geſenkt ſind, Jeder trägt eine Fahne. Hinter ihnen erſcheinen 12 Prieſter, von Büßenden umringt, ſie tragen die Marter-Inſtrumente auf ſchwarzem Flor. Das Bild des heil. Schweißtuchs*), des vornehmſten Schatzes der Kathedralkirche, von 3 Prieſtern getragen, wird von einem zweiten Muſikchor begleitet. Nun folgt das Bild des todten Erlöſers, unter einem Baldachin in weißen Flor gehüllt. Eine Bildſäule der Notre Dame de Pitie, um welche ſich abermals Büßende drängen, denen eine Menge Volkes nachſtrömt, beſchließt den Zug. (Mylius, Reiſe durch Südfrankreich III. S. 370).

---

*) Jenes Grabtuch kam nach mancherlei wunderbaren Schickſalen nach Chambery. Von hier ließ es Emanuel Philibert nach Turin bringen, wo es zur einſtweiligen Aufbewahrung in die Kirche von St. Laurent gebracht wurde, bis Carl Emanuel die ihm beſtimmte Kapelle bauen ließ. Calvin beſtritt die Aechtheit dieſer Reliquie 1) weil die Hebräer ihre Todten nach ägyptiſcher Weiſe mit Bändern, und nicht mit Leintüchern umwickelten, wovon Abbildungen des Lazarus auf chriſtlichen Sarkophagen Beiſpiele anbieten, 2) weil man an mehreren Orten das Grabtuch zeigt, worin der Leichnam Chriſti gehüllt geweſen ſeyn ſoll. Nach ihm haben Reiske (de imag. Chr. 1685. 4.), Keyßler, Miſſon und andere Touriſten gegen die Aechtheit dieſes Tuches geſchrieben.

Zu Seite 916, vorletzte Zeile.

Betrachtet man das Oſterfeſt als das, was es ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zufolge war, d. h. als ein Sühnfeſt, und iſt das heute noch in Sachſen übliche Waſchen mit Oſterwaſſer eine Erinnerung an die urſprüngliche Waſſertaufe in dem der Göttin Oſtra heiligen Quell, und das Springen über die Oſterfeuer eine ſymboliſche Feuertaufe, ſo kann es kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß die in England — vielleicht mit den Angelſachſen dahin eingewanderte — ehemals herrſchende Sitte, Perſonen auf Stühlen oder ſonſt empor zu heben, und ſie nicht eher niederzuſetzen, bis ſie durch eine Geldbuße ſich befreit hatten, eine ſymboliſche Lufttaufe war. So ſollen ſieben Damen von der Königin Haushalt im 18ten Jahre der Regierung Eduards I. ſich in des Königs Gemach begeben und ihn emporgehoben haben, wobei er ſich mit 14 Pfund löſen mußte. Die Männer erhoben die Weiber am Oſtermontag, und die Weiber bezahlten am folgenden Tag mit gleicher Münze. Dreimal wurde unter lautem Jauchzen aufgehoben. Die Luſtigkeit entſtand erſt in der chriſtlichen Zeit, wo die ernſthafte Bedeutung der Ceremonie nicht mehr gekannt, und ſie daher nur noch als Schwank behandelt wurde, da man ſie weder aufgeben wollte, noch ihren urſprünglichen Sinn errathen mochte, folglich nur der Anſtrich des Lächerlichen haften blieb. Eine Parallele bildet ein Münchner Brauch am Johannistage (an welchem ja auch das Waſchen in Quellen und Springen über das Nothfeuer nicht vermißt wird). Dort tragen die Schloſſer und Schmiedelehrjungen, ihrer vier und vier, in einem großen weißen Tuch ein kleines Männchen herum. Sie faſſen das Tuch an jedem Ende, und während ſie einen Reim abplärren, ſchwingen und ſchleudern ſie das Männchen in die Höhe und fangen es dann wieder auf. Daß eben in dieſer Gegend alle Dörfer das Johannisfeuer anzünden, iſt für den Zuſammenhang beider Bräuche die ſicherſte Bürgſchaft. Im Norden, wo die Oſterfeuer die Stelle der Johannisfeuer vertreten, kommt auch das Luftſchwingen in einer frühern Jahrszeit vor. Wahrſcheinlich ließ man im Süden das Solſtitium, im Norden das Aequinoctium als die eigentliche Jahresgrenze gelten. Daß nur Einer (wie nach dem obigen Beiſpiele in England der König für das ganze Volk) oder Einige dieſer Ceremonie ſich unterzogen, beweiſt, wie weit der Glaube an eine ſtellvertretende Sühne ſich unter den Völkern verbreitet hat.

Zu Seite 912.

Am Oſtertag wird in dem Dorfe Aranclla bei Neapel der auferſtandene Heiland vom Evangeliſten Johannes geſucht, und natürlich auch gefunden. Dieſes Oſterſpiel wird aber nicht von lebenden Perſonen[*]), ſondern von hölzernen dargeſtellt. Der Täufer, eine enorme Statue, wird von vier Bauern aus der Dorfkirche getragen, auf dem Wege ſcheint er rechts und links ſich umzuſehen und zu hören, hält an jeder Hausthüre an, und durchzieht unruhig alle Straßen. Nach langem Suchen glaubt der Heilige religiöſe Hymnen zu hören, er neigt ſein Ohr, er täuſcht ſich nicht, der Geſang verkündet die Auferſtehung des Erlöſers. Der Heilige ſcheint ſich nach dieſer Seite hin bewegen zu wollen, aber bald wird er durch Magdalene, eine andere hölzerne Statue, erreicht. Dieſe erinnert ihn an das Verſprechen, das er der Maria gegeben, ihren Sohn nicht vor ihr zu umarmen. Johannes kehrt nun um, und eilt, der Jungfrau die glückliche Nachricht von der Auferſtehung ihres Sohnes zu bringen. Maria iſt nicht weit. Sie naht majeſtätiſch, begleitet von der Menge, die ihr zuruft, die Trauerkleidung abzulegen. Sie widerſteht einige Zeit ihren Bitten, aber wie ſie den Heiland erblickt, weicht die Trauerkleidung prächtigen Spitzen, und einer ſilbergeſtickten ſeidenen Robe; aus ihrem Buſen fliegen Vögel hervor; die Beifall rufende Volksmenge ſammelt ſich um die heilige Gruppe, und begleitet ſie im Triumph zur Kirche unter Schüſſen und Glockengeläute, daß die Gewölbe davon wiederhallen. (Hoeſtrup Lit. Bl. d. Börſenhalle 1834. Nr. 957 S. 615.)

---

[*]) Zu Madrid führte man ehedem im Oratorium des Alba'ſchen Pallaſtes folgendes „Cancionero" auf: Zwei Eremiten ſind auf dem Wege zum h. Grabe, und drücken ihre Trauer über den Tod des Herrn aus. Zu ihnen geſellt ſich Veronica. Am Grabe angelangt, knieen alle Drei betend nieder, zuletzt erſcheint ein Engel, der die nahe Auferſtehung verkündigt. (Schack dram. Lit. d. Span. I.)

Zu Seite 955, Anmerkung.

In Dorla, in Thüringen, iſt es noch jetzt gebräuchlich, am dritten, und in zwei benachbarten Dörfern am zweiten Pfingſttag ein mannshohes, zuckerhutförmiges Gehäuſe zu verfertigen, darunter einen Mann auf ein Pferd zu ſetzen, und dieſe Figur unter dem Freudengeſchrei der begleitenden Knaben durch das Dorf zu führen. Dieſe Figur nennt man den „Schoßmaier." Er wurde früher aus Stroh geflochten, und nach beendigtem Umgang außerhalb des Dorfes verbrannt, wovon noch jetzt eine gegen Norden von Oberdorla gelegene Anhöhe der „heiße Stein" heißt. Aber ſeit dem 17ten Jahrhundert, wo durch die Unvorſichtigkeit zweier Knaben, die den Schoßmaier in dem Zwinger eines Hauſes anzündeten, der ganze Ort ein Raub der Flammen wurde, wird der Schoßmaier aus grünen Zweigen zuſammengeflochten, und nach dem Umzug ins Waſſer geſtürzt. — Soweit die Chronik, (Thüringen u. d. Harz III, S. 134). Jedermann erkennt hier leicht in dem Schoßmaier, deſſen Namen vom Schoßen oder Sprießen der Pflanzen, zugleich aber auch von der Maie abzuleiten iſt *), gleichwie in dem S. 956 Anm. von einer lebenden Perſon dargeſtellten „Lattichmann", den perſonificirten Frühling. Ehedem als „Strohmann" repräſentirte er den ſcheidenden Winter (vgl. S. 332 Anm.), was am Pfingſtfeſte nicht auffallen darf, da an dieſem Tag in der Gegend von Halle der Schellenmoritz neben dem Laubbiſchof auftrat (ſ. S. 954). Dort erſchienen alſo Frühling und Winter zugleich, als das beginnende und ſcheidende Jahr; in Dorla hingegen trat nur der Eine

---

*) Weil jetzt die kalendariſche Bedeutung des Feſtes nicht mehr gekannt iſt, ſo deutet man, mit Beziehung auf das Gabeneinſammeln der das Bild umtragenden Kinder, den Schoßmaier als einen Mann (Maier), der Steuern (Schoß, Abgabe) einzutreiben beauftragt iſt!!

auf, ehedem der ſcheidende Winter, gegenwärtig der eintretende Frühling. Daß dieſer Schoßmaier, Laubbiſchof, Lattichmann ꝛc. nichts anders als ein Symbol des üppigen Wachsthums der Pflanzen im Frühlinge, im Gegenſatze zum kahlen, unfruchtbaren Winter ſey, erſieht man deutlich aus einer ähnlichen Sitte bei den Wallachen in Ungarn, die durch einen Nebenumſtand die Bedeutung dieſes Symbols noch unzweideutiger erkennen läßt. Arthur Schott beſchreibt ſie im „Ausland“ 1847 Nr. 52, wie folgt: „Es war große Trockenheit, Alles ſchmachtete nach Regen. Wir waren eben vom Tiſch aufgeſtanden, als ſich ein Zug junger Burſche beim Schall des Dudelſacks vor dem Fenſter aufſtellte, und um einen ganz in Gewinde von Attich (Erpichhollunder) Vermummten Runde machten. Die Stengel der Pflanzen waren am dichten Flechtwerk alle ſo abwärts gerichtet, daß das Waſſer, welches unter großem Jubel zu öftern Malen über den Belaubten gegoſſen wurde, immer ganz ablief, ohne ihn ſelbſt nur im Mindeſten zu netzen. Während ſich dieſer nun täppiſch zum Tanze links und rechts drehte, ſammelte einer aus dem Zuge kleine Gaben ein. Der Umſtand, daß in London auch ein ſolcher Belaubter (Jack in the green: Hanns im Grünen) neben dem im maskenhaften Anzug erſcheinenden Mailord und der Maidame am erſten Mai ſich ſehen läßt, beweiſt, daß auch das Pfingſtfeſt ein Maifeſt ſey, und der Zweck: die Gottheit um einen fruchtreichen Sommer ſinnbildlich anzuflehen.“

Schwieriger iſt die Deutung eines andern ebenfalls am Pfingſtdienſtag in Thüringen in Queſtenberg gefeierten Feſtes. Am Sonntag vor Pfingſten wird in dem herrſchaftlichen Forſte ein Eichbaum gefällt, und nachdem er ſeiner Rinde, Zacken und Zweige entledigt iſt (alſo ein Maipfahl!), von 16 Jünglingen mit Hülfe vieler Stützen und Hebebäume, den hohen ſteilen Felſen hinan, dem Schloßberg gegenüber, an den beſtimmten Platz getragen *). Am Pfingſtdienſtag, Morgens um 7 Uhr, zieht die junge Mann-

---

*) Seit einer Reihe von Jahren wird, um den Wald zu ſchonen nur alsdann ein neuer Baum gehauen, wenn der vorige durch Alter zum Beſteigen gefährlich wird.

ſchaft mit Ober- und Untergewehr, in Reihe und Glied, unter Muſik und Trommelſchlag, mit fliegenden Fahnen, von der ganzen Gemeinde begleitet, hinauf auf den Felſen, wo die Burg Queſtenberg ſtand, zur Eiche. Ein Burſche ſchmückt ſie mit jenem Kranze von Maien an ihrem Gipfel, und andere Burſche hängen noch kleine bänderreiche Kränze an die abgeſtutzten Zweige. Das heißt „die Quäſte ſchmücken.“ Während dem wird von Burſchen und ſogar von Mädchen aus Böllern und Büchſen geſchoſſen. Darauf geht der Zug in die Pfarrwohnung, hier wird Parade gemacht und nach begonnenem Einläuten der Paſtor mit militäriſchen Ehren zur Kirche geführt, wo der Gottesdienſt beginnt, und in Gegenwart vieler Einheimiſchen und Fremden in andächtiger Stille vollbracht wird. Gegenwärtig, wo der dritte Pfingſttag nicht mehr kirchlich gefeiert wird, fällt der Gottesdienſt weg. Darum wird auch die Quäſte erſt gegen Mittag geſchmückt, und darauf in der angegebenen Weiſe vor den Wohnungen der geiſtlichen und weltlichen Obern des Dorfes militäriſch ſalutirt. Hierauf wird in die Mitte des Dorfes vor die Schenke gezogen, wo auch von Maien eine Laube erbaut iſt. Hier erreicht das Feſt ſein Ende, wie alle Volksfeſte, mit Tanz und Muſik. (Die Sage, welche die Einſetzung dieſes Feſtes zu erklären, vom Volkswitz erfunden wurde, mögen weiter Forſchende im 6ten Bande des bei Eupel in Sondershauſen 1842 erſchienenen, ſchon oben citirten Werkes „Thüringen und der Harz“ S. 74 nachleſen.)

Zu Seite 990.

Aus einem liturgiſchen Codex der Kathedrale von Gerona i. J. 1360 erſieht man, daß in Spanien ſchon unter dem Grafen von Barcelona Berengar Palaciolo († 1314) am Fronleichnamstag eine Proceſſion mit Rieſen und lächerlichen Figuren ſtatt fand, ein Brauch, der ſich bis in ſpäte Zeiten erhielt. Nach dieſem komiſchen Aufzuge pflegten die Benefiziaten der Kirche verſchiedene geiſtliche Stücke aufzuführen, unter dieſen das „Opfer Iſaaks“ und den „Verkauf Joſephs.“

Anweiſung, wo die 37 Tafeln Abbildungen einzubinden ſind.

Nro.	1.	zu S.	68	Nro.	21.	zu S.	499
„	2.	„ „	50	„	22.	„ „	510
„	3.	„ „	94	„	23.	„ „	518
„	4.	„ „	152	„	24.	„ „	502
„	5.	„ „	156	„	25.	„ „	533
„	6.	„ „	224	„	26.	„ „	563
„	7.	„ „	227	„	27.	„ „	631
„	8.	„ „	288	„	28.	„ „	632
„	9.	„ „	297	„	29.	„ „	635
„	10.	„ „	322	„	30.	„ „	656
„	11.	„ „	1001	„	31.	„ „	720
„	12.	„ „	1001	„	32.	„ „	777
„	13.	„ „	319	„	33.	„ „	743
„	14.	„ „	325	„	34.	„ „	795
„	15.	„ „	352	„	35.	„ „	810
„	16.	„ „	391	„	36.	„ „	864
„	17.	„ „	413	„	37.	„ „	1012
„	18.	„ „	484	„	38.	„ „	960
„	19.	„ „	485	„	39.	„ „	861
„	20.	„ „	486				

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Das Kloſter.

Erſter bis ſechster Band.

Inhalt dieſes Werkes:

Erſter Band (Preis 3½ Thaler):

Volksprediger, Moraliſten und frommer Unſinn. — Sebaſtian Brandts Narrenſchiff, mit Geilers von Kaiſersbergs Predigten darüber. — Thomas Murners Schelmenzunft. Mit einer Menge von Abbildungen, getreu nach den Originalen, mit Porträts, Facſimiles ꝛc.

*

Zweiter Band (Preis 3½ Thaler):

Doctor Johann Fauſt. I. Fauſt und ſeine Vorgänger (Theophilus, Gerbert, Virgil ꝛc.) Zur Geſchichte, Sage und Literatur. II. G. R. Widman's Hauptwerk über Fauſt. Vollſtändig und wortgetreu. III. Fauſt's Höllenzwang. — Jesuitarum libellus oder der gewaltige Meergeiſt. — Miracul-, Kunſt- und Wunderbuch. — Schlüſſel zum Höllenzwang. — IV. Wortgetreuer Abdruck der erſten Auflage des erſten Buches über Fauſt von 1587. (Bisher in Zweifel gezogen, nun aufgefunden.) Mit 105 Abbildungen auf 49 Tafeln und mit 50 Holzſchnitten.

*

Dritter Band (Preis 3½ Thaler):

Chriſtoph Wagner, Fauſt's Famulus. — Don Juan Tenorio von Sevilla. — Die Schwarzkünſtler verſchiedener Nationen, und die Beſchwörer von Hölle und Himmel um Reichthum, Macht, Weisheit und des Leibes Luſt. (Auch zweiter Band von Doctor Johann Fauſt.) Mit 94 Abbildungen auf 38 Tafeln und mit 86 Holzſchnitten.

*

Vierter Band (Preis 3½ Thaler):

Der Theuerdank nach der Ausgabe von 1519 (☞ mit ſämmtlichen Holzſchnitten nach Hans Scheuflein). — **Thomas Murner's Schriften und ſein Leben,** nebſt deſſen **Narrenbeſchwörung** und der Spottſchrift: **Ob der König von England ein Lügner ſey oder der Luther.** Mit 115 Holzſchnitten und mit 96 Abbildungen auf 32 Tafeln.

*

Fünfter Band (Preis 3½ Thaler):

Die Sage vom Fauſt bis zum Erſcheinen des erſten Volksbuches, mit Literatur und Vergleichung aller folgenden; Fauſt auf der Volksbühne, in den Puppen- oder Marionettenſpielen; Zauber-Bibliothek des Magiers: Höllenzwang. — Drei- und vierfacher Höllenzwang. — Der große Meergeiſt. — Wunderbuch. — Der ſchwarze Rabe. — Geiſter-Commando. — Praxis magica. — Schätzeheber u. ſ. w. (Auch dritter Band von Doctor Johann Fauſt.) Mit 46 lithographirten Blättern und mit Holzſchnitten.

*

Sechster Band (Preis 3½ Thaler):

Die gute alte Zeit, geſchildert in hiſtoriſchen Beiträgen zur nähern Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Denkart, vornämlich des Mittelſtandes, in den letzten fünf Jahrhunderten; nach großentheils alten und ſeltenen Druckſchriften, Manuſcripten, Flugblättern ꝛc. 1. Band. (Zur Geſchicht. hauptſächlich des Stadtlebens, der Kleidertrachten, des Hausweſens, der Kinderſpiele, Tanzfreuden, Gaukler, Bankette, Frauenhäuſer u. ſ. w.) Aus Wilh. von Reinöhl's handſchriftlichen und artiſtiſchen Sammlungen herausgegeben. Mit vielen Abbildungen auf 71 Tafeln und mit 33 Holzſchnitten.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ferner:

Flagellum Salutis
oder
Heilung durch Schläge
in allerhand ſchweren Krankheiten.
Von **K. F. Paullini.**
(Nach der Ausgabe von 1698.)

Wunderbare Kuren durch Muſik.
Von **F. E. Niedten.**

Lebensverlängerung bis auf 115 Jahre
durch den Hauch junger Mädchen.
Von
M. D. J. H. Cohauſen.
(Gedruckt in der alten Knaben Buchdruckerei. 1753.)

Preis des mit zwei Abbildungen geſchmückten Bandes welcher dieſe drei Abhandlungen umfaßt: 16 ſgr.

K. F. Paullini's
Heilſame Dreck-Apotheke,
wie nämlich
mit Koth und Urin die meiſten Krankheiten und Schaden glücklich geheilet worden.
(Nach der vollſtändigſten Auflage von 1714.)
Zwei Bände, à 16 ſgr.

Das Kloſter.

Weltlich und geiſtlich.

Meiſt aus der ältern deutſchen

Volks-, Wunder-, Curioſitäten-,

und vorzugsweiſe

komiſchen Literatur.

Zur Kultur- und Sittengeſchichte in Wort
und Bild.

Von

J. Scheible.

Zwölfter Band:

45 bis 48 Zelle.

Stuttgart, 1849.
Verlag von J. Scheible.

Die

Sitten und Gebräuche

der Deutſchen

und ihrer Nachbarvölker,

mit

Bezugnahme auf die aus den kirchlichen, abergläubiſchen ꝛc. und Rechtsgebräuchen hervorgegangenen

Mythen und Volksſagen.

Von

F. Nork.

AD BIBL.
UNIVERS.
M[illegible]AC.

Stuttgart, 1849.
Verlag von J. Scheible.

Univ. Bibl.
München

Druck von [illegible]

Vorwort.

Nachſtehende Schrift ſchließt ſich, ihrer im Titel angedeuteten Tendenz zufolge, an den neunten Band des „Kloſters“ an; welcher ſelbſt wieder eine Fortſetzung des ſiebenten bildete, inſofern dort auf die an gewiſſe Feſtzeiten ſich heftenden abergläubiſchen Meinungen als Stoff zu Sagenbildungen Rückſicht genommen worden war. Was jedoch damals nur nebenbei berührt wurde, iſt im neunten Bande und gegenwärtig zur Hauptaufgabe geworden, nämlich die Aufſuchung der bisher verborgenen Quellen der mündlich fortgepflanzten Volksdichtungen. Gern hätte der Verfaſſer, was von dieſem ſchon in grauer Literatur geworden, wie z. B. der Nibelungen Klage, Beowulf, das Rolandslied ꝛc. einer neuen Forſchung unterbreitet, weil die bis jetzt bekannten Leiſtungen auf dieſem Gebiete meiſt nur ein philologiſches Intereſſe darbieten; allein die plötzlich hereingebrochenen politiſchen Stürme haben der Aufmerkſamkeit des Publikums auf lange hin eine andere Richtung gegeben; und ſo läßt ſich für jetzt noch nicht verſprechen, ob und wann der Ausbau dieſes bis jetzt auf dem Felde der hiſtoriſchen Kritik als eine vereinzelte Erſcheinung daſtehenden Denkmals älteſter Volkspoeſie erfolgen wird.

Leipzig im November 1848.

Der Verfaſſer.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Tauf-, Hochzeits- und Leichenceremonien, nebſt einer Ueberſicht der Meinungen von dem Zuſtand der Seele nach dem Tode 1
- I. Flüchtige Blicke auf die Urgeſchichte der europäiſchen Völkerſchaften 3
- II. Urſprung des Volksglaubens 54
- III. IV. Von der natürlichen Ausbreitung des Chriſtenthums 97
- V. Waren die Kelten, Slawen und Deutſchen ſchon urſprünglich Götzendiener? 119
- VI. Tauſceremonien 129
- VII. Hochzeitgebräuche 159
- VIII. Leichenbeſtattungen 208

*

Abergläubiſche Meinungen und Gebräuche auch nicht-kirchlichen Urſprungs, welche oft in einer falſchen Auffaſſung der Naturereigniſſe ihre Wurzel haben 487

*

Die vier Stände 779
- Prieſtermährchen rechtfertigen die ungleichen Rechtsanſprüche der verſchiedenen Stände 781

Seite
I. Der Wehrſtand 792
II. Der Lehrſtand 869
III. Der Nährſtand 978
IV. Der Hörſtand 1022

*

Rechtsgebräuche 1063
I. Das Gerichtsverfahren 1065
II. Verbrechen 1118
III. Buße 1121
IV. Strafe 1128
V. Ehrenſtrafen 1136
VI. Erbrecht 1165
VII. Kauf und Vertrag 1178

Fünfundvierzigſte Zelle.

Tauf-, Hochzeits- und Leichen-Ceremonien,

nebſt

einer Ueberſicht der Meinungen

vom

Zuſtand der Seele nach dem Tode.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

I. Flüchtige Blicke auf die Urgeſchichte der europäiſchen Völkerſchaften.

Um die Sitten und Gebräuche der Völker aus dem rechten Geſichtspunkte zu beurtheilen, ohne welches eine befriedigende Deutung derſelben unmöglich, iſt es nothwendig, ihrer Quelle nachzuforſchen. Nun iſt es aber eine unbeſtrittene Wahrheit, daß Sprache und Mythus der Völker ſich gegenſeitig erklären, daher die überwiegende Anzahl etymologiſcher Sagen, wofür die älteſten Urkunden der Hebräer, Griechen und italiſchen Völker ſo vielfache Belege an die Hand geben.

Da ſich nun in den religiöſen Vorſtellungen wie in den Rechtsgebräuchen aller das heutige Europa bewohnenden Volksſtämme ſchon in den früheſten Zeiten auffallende Parallelen vorfinden, ſo iſt man genöthigt, die drei Hauptſtämme, welche unſern Welttheil bevölkerten, die Germanen, Kelten und Slawen, als Ausäſtungen Eines Stammes zu betrachten, deſſen Wurzeln im fernen Aſien aufzuſuchen ſind. Damit ſoll nicht die Möglichkeit geläugnet werden, daß es in Europa auch Autochthonen gegeben, aber die Ureinwohner werden ſich in einer vorhiſtoriſchen Zeit mit den eingewanderten Siegern ſo gänzlich verſchmolzen haben, daß die Spuren ihrer Nationalität, aus Mangel an Denkmälern, längſt verwiſcht ſind.

Welches Land in Aſien als die eigentliche Völkerfabrik zu bezeichnen ſey? läßt ſich aus Bopp's „vergleichender Grammatik des Sanſkrit, Zend, Griechiſchen und Lateiniſchen, der deutſchen und ſlawiſchen Idiome" ſo ziemlich errathen; denn nicht nur die Wurzeln der Wörter, ſondern auch der grammatiſche Bau dieſer verſchiedenen Sprachen finden im Sanſkrit, in der Urſprache Indiens — von wo auch alle religiöſen und philoſophiſchen Syſteme ausgegangen ſind — ihren Urſprung. Da nun das Religionsſyſtem der Druiden und die Grammatik der Kelten, deren Prieſter Jene waren, von mehrern Gelehrten *) neuerlich mit unwiderlegbaren Gründen aus Indien hergeleitet wurden, ſo hat man nicht mehr nöthig, aus ſo trüben Quellen zu ſchöpfen, wie es die mangelhaften Notizen griechiſcher und römiſcher Geſchichtſchreiber über die zu ihrer Zeit im mittlern Europa vorgefundenen Völkerſchaften ſind, deren Namen nicht einmal richtig angegeben, aus welchen der Geſchichtsforſcher oft ſicherer die Herkunft und ſittliche Eigenthümlichkeit einer Nation zu erkennen vermag, als aus den Berichten, mit denen die, mit der Landesſprache unbekannten Reiſebeſchreiber, oder gar ſolche Schriftſteller uns verſorgten, welche, wie Tacitus, das Meiſte nur vom Hörenſagen zu erzählen wußten. Bekanntlich gilt ein hundertmal geſagter und nachgeſagter Satz, eine Menge aufgeſchichteter Schreibereien, den Meiſten für einen feſten Grund, und es erwächſt ein Verjährungsrecht, welches alle Angriffe rechtsſtändig niederſchlägt. Dieſes unter unſern Gelehrten herrſchende Vorurtheil lähmt die freie Forſchung, die gewöhnlich als Hypotheſenſucht verſchrien

---

*) Prichard, the eastern origin of the celtic nations, vrgl. die Abhandlung the origin of Druids on the Indian. in den Ind. Antiq. London 1796. VI. p. 1. pag. 17. Pictet, de l'affinite des langues celtiques avec le Sanscrit. Paris 1837 p. 167.

wird. So z. B. gilt unter den Alten, welche über Deutſchland ſchrieben, Ptolemäus als ein gewichtiger Zeuge. Was ſoll man aber von der gerühmten Genauigkeit eines Geographen halten, der ſeine Vorgänger ſo wenig geleſen, daß er dem Rhein ſeine Quelle am Ausgang des Bodenſee's und einen ganz falſchen Lauf anweist? (Er läßt nämlich den Strom gerade nach Norden gehen, und aus drei Mündungen, wo wir die Yſſel, Erm und Vecht kennen, in den Süderſee fallen.) Was gibt Glaubwürdigkeit für das Unbekannte, wenn man das Bekannte ſo falſch aufnimmt? Ob Ptolemäus aus ältern oder ſpätern Nachrichten geſchöpft, ſcheint eine müßige Streitfrage, er nahm, was er fand, und ſichtete nicht.

Ich wiederhole es: die alten Namen der Menſchen und Völker, der Gegenden und Länder ſind zugleich die älteſten Denkmäler der Sprache, und können oft tiefe Blicke in die Urzeit gewähren. Leider wiſſen wir aber von Land und Volk ſehr ſelten, noch ſeltener von Orten, wie ſie eigentlich hießen. Verkrüppelte Namen haben Römer und Griechen hinterlaſſen, verkrüppelter fördern ſie die Ausleger herauf, und — wir ſelbſt ſetzen ja deutſche Namen in ganz unkenntliche lateiniſche Geſtaltung um, wie **Biponti** (Zweibrücken), **Onoldinum** (Anhalt) u. a. m. Wenn nun die Römer auch ſo überſetzt und umſchrieben hätten? ſie, welche deutſche Worte kaum zu vernehmen und nachzubilden vermochten! Man ſtreitet, ob Tacitus z. B. **Chatti** oder **Catti** (für Heſſen) ſchrieb; nur die Schreibung des Abſchreibers, vielleicht der zehnten Hand, haben wir.

Die Alten ſpielten — wie die noachidiſche Völkertafel ebenfalls — mit Volksvätern, und erfanden für jeden Nationalnamen einen Mann *), wir aber haben Jahrtauſende vergehen ſehen, bis es nur gelang, den väterlichen Namen auf die Söhne zu vererben. Alsdann hat man von Flüſſen Volksbenennungen abgeleitet, obgleich der Fluß namenlos war, bevor Anwohner kamen und ihn nannten **). Es kann auch ein Landſtrich, noch unbewohnt, von den Nachbarn, benannt worden ſeyn — Wald-, Berg-, Seeland — dies blieb es dann auch bei ſpätern Anſiedlern. Vielleicht ſind mehr Namen ſo entſtanden, als durch die Einwohner ſelbſt, denn dieſe bedurften keiner Bezeichnung für ihr eigenes Land, aber der Fremde brauchte eine. Gewiſſe Namen verkünden ſich deutlich als ſolche, denn kein Volk kann ſich ſelbſt Nordländer, Niederländer, Eſtier u. dgl. m. nennen. Oft werden ſolche Namen Eigenthum des Volkes ſelbſt, zuweilen nicht, es nennt ſich anders, als es genannt wird. So nannten Ambronen ſich Ligurier (Barth, Urgeſch. I, §. 206, Note 3); wir nennen die Osmanen Türken, bei ihnen ein Schimpfwort; ſie ſelber nennen auch die Deutſchen und Engländer: Franken (Franzoſen, weil ſie die Bekanntſchaft dieſes chriſtlichen Volkes am früheſten machten); die Ungarn (Hunnen) heißen ſich Magyaren, die Walachen Rumuni, weil ſie ſich von den Römern abſtammend rühmen; die Böhmen werden nur von ihren deutſchen Nachbarn ſo genannt, ſie ſelber nennen ſich Czechen, den Deutſchen aber: Niemetz, d. h. Stummer, weil er ihre Sprache nicht reden kann. Der Name Sarmaten

---

*) So ſollen die Deutſchen von Teut, die Kelten von Keltes, einem Sohn des Hercules ꝛc. abſtammen.

**) So hießen die an der Elbe wohnenden Slawen Polaben, und die am Meere (po moru), d. h. an der Oſtſee wohnenden: Pommern.

(σαυροματης, d. h. die mit dem Wurfſpieß Geübten) kam den ſlawiſchen Völkern ſehr unpaſſend zu, weil ſie von den bogenkundigen Scythen abſtammen ſollen. Dies iſt aber ſo unpaſſend, als die bekannten Ableitungen der Sachſen von Sahs, Schwert, der Kelten vom Streitmeißel (Celt, ſ. Schreibers hiſt. Taſchenb. 1839, S. 136 ff.), und der Franken von **framea**, Pfrieme*), die unbegreiflicher Weiſe auch noch bei den heutigen Gelehrten accreditirt ſind. So iſt die Etymologie meiſt zur Würde des Witzes, anſtatt zur Aufklärung, verbraucht worden. Wollte man aber die Benennung gewiſſer Völker nach ihren Waffen auch gelten laſſen, ſo kann ſie doch nicht von dieſen ſelber ausgegangen ſeyn, ſondern nur von jenen, die Krieg führend mit ihnen zuſammentrafen. Schwerlich haben ſich die Holſteiner ſelber Holzſaſſen**) genannt, oder die Flammänder: Flüchtlinge (von fly, fliehen, **flyming**: Flüchtling). Da es in frühern Zeiten nur einen „Sachſenſpiegel" und einen „Schwabenſpiegel" als deutſche Rechtsbücher gab, ſo ſcheint damals Deutſchland von zwei Hauptſtämmen, Sachſen und Schwaben, bewohnt geweſen zu ſeyn. Unter die Erſtern, als Repräſentanten Norddeutſchlands, begriff man alle an der Elbe wohnenden Völkerſchaften, mit Inbegriff von Lübeck, Bremen und Hamburg; als Schwaben galten auch die Baiern, Franken, Oeſtreicher, Allemannen ꝛc. Bekannt iſt die Anſiedelung der Schweden in der Schweiz. Der Kanton Schwyz heißt nach dem ſchwediſchen Colonienführer, der ſchwediſche Sprache und Sitten in die Alpen brachte (ſ. die Belege im 9. Bd. des „Kloſters" S. 123 ff.). Die Schweden hießen **Suevi** (eigentlich nach ihrem mythiſchen Stammvater Swen), die Ingävonen nach Ingwe (Jüngling), wie der Gott der Fruchtbarkeit, Frei, mit ſeinem andern Namen hieß; „Ingwe Frei" hieß er als Sohn des Niord, Odins Sohn, welcher die Seefahrer beſchützte, daher die Norweger von ihm den Namen borgten; mit größerem Rechte, als die Dänen ſich von Dan herleiten, einem mythiſchen König odiniſcher Abſtammung*). Und die Schweden, weil ſie ſo weite Wanderungszüge aus dem hohen Norden bis an den Rhein und die Alpen unternahmen, waren nicht blos durch verdorbene Leſung des Lateiniſchen, „Schweſen" geworden, alſo Schweifende, Wandervölker, im Gegenſatz zu den Sachſen, Saſſen, Anſäßige, Satten, Sitzende. Solche Namen konnten ſich doch die Völker ſelber nicht gegeben haben, es waren nur Bezeichnungen ihrer Eigenthümlichkeit in Charakter, Sitte, Kriegführung, oder der Beſchaffenheit des von ihnen bewohnten Landſtrichs, wie z. B. die Frieſen von dem zitternden Moorboden *). So heißt Island (**Iceland**): Eisland; Finnland: Schlammland; Polen: Flachland (v. pole: Feld, Ebene); Podolien: Thalgegend; Lauſitz: Sumpfgegend u. ſ. w. Die Baiern führen ganz unpaſſend ihren Namen, denn ſie ſind ein Zweig des deutſchen Stammes, Sprache und Sitte deutſch, dennoch heißen ſie nach dem Gott (ſlaw. boj), den die Bewohner von Böhmen (Bojerheim, Böheim) verehrten, wie die Gothen nach Gott **), die Thüringer nach dem Thor, welcher vor Odin der vornehmſte Gott der deutſchen Völker, ſelbſt der ſlawiſchen war, denn die Stadt Tyrnau, die Provinzen Tyrol und Steiermark (S-tyria) führen ſeinen Namen. Jedes Volk im Alterthum hieß nach dem Gott, den es verehrte, ſo die Heſſen nach dem Heſus (Mars), die Belgier nach dem Belen (Apollo). In Abſtammung, Denk- und Gefühlsweiſe, Sprache und Sitte mit dem deutſchen Geſammtvolke auf's Innigſte verſchmolzen, ſind blos wegen ihrer Einwanderung aus Böhmen — was übrigens noch nicht mit Beſtimmtheit erwieſen, ſondern vielleicht nur wegen ihrer ſlawiſchen Nachbarſchaft — die Baiern Bojer genannt worden. Auf dieſe Gränzverhältniſſe ſpielt auch der Name ihrer Verdränger an, denn Markmannen ſind ein Gränzvolk. Nach einſtimmigem Quellenzeugniß hatten unmittelbar vor dem Aufkommen jenes Namens verſchiedene gothiſche Stämme in Baiern und den Gränzländern ſich herumgetrieben, die, anfangs den Oſtgothen unterworfen, ihrer Herrſchaft abgeneigt, ſich ſpäter mehr den Franken nähern. Da die Geſchichte außer dieſen Bewohnern Baierns keine andern mehr kennt, ſo müßen die Bojarier nur aus ihnen gebildet ſeyn. Denn weder ſind jene Stämme ausgewandert, noch ein neues Volk, Bojarier, irgendwo her eingewandert. Dieſelben Bewohner ſind es geblieben, nur haben ſie einen andern Namen erhalten. Dieſer erklärt ſich aus dem alten Namen des Landes. Im Süden und Norden der Mitteldonau, nämlich in Baiern, Oeſtreich und Böhmen, hatten ehemals Bojer*) gewohnt, die als Nation längſt untergegangen, von denen aber das Land noch den Namen behielt. Wie die in Böhmen aus Polen eingewanderten Czechen ſofort Bojohemi genannt wurden, ſo die in Baiern eingewanderten gothiſchen Stämme: Bojoarier (Ruthart, ält. Geſch. Baierns S. 168.)

---

*) Framea, Wurfſpieß. Aus fram ſoll frank entſtanden ſeyn, wie gram mit krank verwandt. Aus framea wurde francisca, die fränkiſche Waffe; die Bedeutung frei bekam frank, weil nur wer die Fram in der Volksverſammlung erhalten hatte und tragen durfte, ein freier Menſch war.

**) Nicht aus Holz und Stein iſt der Name zuſammengeſetzt, ſondern Holſten entſtand aus der Abkürzung von Holzſaſſe, d. i. Bewohner der Holzungen, Waldungen, denn Saß iſt Sitz, liegendes Gut, Wohnung. Wirklich heißt bei den älteſten Schriftſtellern, die von Holſtein Nachricht geben, das Land nicht Holsteinia, ſondern Holsatia. Und die Bewohner deſſelben ſind noch im 12. Jahrhundert (von Adam v. Bremen, Helmold u. A.) Sachſen (Saſſen) genannt. (Schilter Tes. III. Gloss. Teut. voc. sax leitet den Namen von Sax (Gut) und Holz her, alſo Possessores nemorum.)

---

*) Die Dänen halten ſich zwar, wie die Franken und Britten, für Abkömmlinge der Trojaner (Gloriantur se ex Antenore progenitos. Du Chesne Hist. Norm. Script. p. 63.) Dies iſt aber nur eine gelehrte Grille chriſtlicher Mönche. Dan iſt das ſchottiſche Than (Häuptling, Fürſt), wovon noch das deutſche Wort: Unterthan als Gegenſatz eines Freien; alſo Dänen: wie Franken: freie Männer. In Norwegen hießen ſie Thaegen. Die Isländer, obgleich aus Norwegen kommend, hießen urſp. Dänen, alle ſcandinaviſchen Mundarten führten früher die allgemeine Benennung Dänenſprache, ein ehrenfeſter Mann war ein „Dänemann", „Degenmann", ein wackerer Degen. Die Schweden hießen in älteſter Zeit Oſtdänen (eastdenan), ebenſo die Grundbeſitzer, Prieſter und die ihnen gleichgeachteten freien Seefahrer, als das herrſchende Volk „Thane". Die Dänen ſchrieben ſich auch Daci (Degen), ſogar aus Autcharius degano iſt „Ogier (Holger) der Däne" geworden (Leo's Verehr. Odins S. 74.)

---

*) Holl. vriesen, engl. freeze, ſchwed. frysa: vor Kälte ſchaudern, im Oberdeutſchen Freiſen: Krampfe.

**) Gode hieß Odin bei den Sachſen, dieſe ſind bekanntlich ein Zweig des gothiſchen Stammes. Daß Getland das Reich der Schweden und Dänen zugleich geheißen habe, bezeugt Geijer (ſchw. Urgeſch. S. 350.), ferner daß auch Götland (Gothland) ſeinen Namen Gautr oder Gätr von Odin herleite. Den gothiſchen Odin, ſagt Geijer, erkennen auch die Angelſachſen an, da ſie unter die Vorfahren des Wodan (Odin), von welchem ſich ihre Könige abkünftig rühmten, einen Geta ſetzen, „den die Heiden als Gott verehrten." (Simeon. Dunelm. de gest. Reg. Angl. aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Er beruft ſich aber auf Sedulius, einen Dichter des 5. Jahrhunderts).

---

*) Offenbar Slawen, denn der Ortsname Linz (corr. aus Lita: Sumpf), der ſich auch im Namen eines ſerbiſchen Dorfes in Sachſen wiederfindet, ſpielt darauf an.

Daß die ſlawiſchen Völker erſt ſpät aus vielen jetzt von deutſchen Völkern bewohnten Landſtrichen verdrängt wurden, iſt eine zu bekannte Thatſache. Darauf weiſen die vielen ſlawiſchen Ortsnamen in Mecklenburg, Pommern, Preußen, Sachſen, Altenburg, Thüringen, Oeſtreich, Schleſien, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol u. a. hin. Die Slawen dürfte man — wenn auch nicht als die Ureinwohner, ſo doch als die früheſten Einwanderer aus den Steppen Aſiens in das öſtliche und mittlere Europa betrachten.

Für *das Alterthum der Slawen in Europa* ſtellt Schaffarik im erſten Bande ſeiner „ſlaw. Alterthümer" folgende Beweisgründe auf:

1) Die ſlawiſche Sprache trägt in Stoff und Form ein ſo ſichtbares Gepräge von Originalität an ſich, daß ſie die Urſprünglichkeit des Volkes ſattſam beweist. Wer alſo behaupten wollte, die Slawen ſeyen kein ſelbſtſtändiges Urvolk, das ſchon zu Anfang der hiſtoriſchen Zeit, d. h. vor 3000 Jahren, einen eigenen Stamm bildete, ſondern ein Miſchvolk, der verſuche es, ihre Sprache in ihre Theile zu zerlegen, wenn er vermeint, ſie ſey, gleich der romaniſchen und walachiſchen, Spätfrucht oder Miſchung, in welcher nach Ausſchließung fremder Beſtandtheile in Materie und Form nichts Originales übrig bleibe.

2) Bekanntlich nehmen die ſlawiſchen Völker noch jetzt einen großen Theil Europa's ein. Vor tauſend Jahren hatten ſie noch einen größern Raum inne, denn faſt die Hälfte der jetzigen deutſchen Länder, namentlich ganz Norddeutſchland, ſodann Ungarn vor der Eroberung der Magyaren, endlich viele, heutzutage von den Türken beherrſchte Landſtriche auf der thrakiſchen Halbinſel, waren von ihnen beſetzt. Die Schriftſteller des 6ten Jahrhunderts, Jornandes und Prokop, ſprechen mit Verwunderung von der Menge der ſlawiſchen Völker, indem der erſtere erzählt, daß die Länder hinter den Karpathen, der andere, daß die Länder am ſchwarzen Meere mit unzähligen wendiſchen,

antiſchen und ſlawiſchen Völkern erfüllt geweſen ſeyen. Warum ſollte es alſo unwahrſcheinlich ſeyn, daß ſchon in viel früherer Zeit, etwa vor Chriſti Geburt, dieſer Urſtamm ebenſo unter den europäiſchen Nationen hervorgeragt habe, wie die deutſchen Völker, die um Chriſti Geburt Scandinavien und die anliegenden Inſeln inne hatten. Die größere Helle in der Geſchichte der Deutſchen iſt nur eine Folge ihrer Kriege mit den Römern.

3) Wollte man aus dem Stillſchweigen der römiſchen Geſchichtſchreiber über die ſlawiſchen Völker auf ihr damaliges Nichtvorhandenſeyn in Europa ſchließen, ſo läßt ſich nichts Anderes annehmen, als daß die Slawen, die im 6ten Jahrhundert ſchon einen ſo großen Theil Europa's einnahmen, entweder im 5ten Jahrhundert plötzlich aus Nichts entſtanden, oder daß ſie unvermuthet aus dem innern Aſien hervorgebrochen, oder daß ſie von jeher den Griechen und Römern unbekannt geweſen, oder, unter einem ältern Namen verborgen, in Europa angeſiedelt waren. Die erſtere Annahme iſt undenkbar, weil hierdurch die Urſprünglichkeit des ſlawiſchen Stammes aufhörte, und die zu ihm gehörigen Völker, als eine aus ſpäterer Vermiſchung anderer Völker entſtandene Nation erſchienen, eine Annahme, die dem Charakter, wie der Sprache dieſes Volkes widerſpräche. Die Slawen, gleich den Hunnen, Avaren, Bulgaren, für die im 4ten Jahrhundert aus Oberaſien eingebrochenen Einwanderer zu halten, iſt ſchwierig, weil die Nachrichten aus dem Anfange des 6ten Jahrhunderts, die Jornandes, Prokop, Agathias, Menander, Maurikios, Theophylact u. a. uns hinterlaſſen haben, von ihnen, als einem allgemein-bekannten Volksſtamm, ſprechen. Bei einem neuen, bis dahin unbekannten, Volke würden die Urſitze und das Geſchlecht, aus welchem es hervorgegangen, gewiß erwähnt worden ſeyn. Dieſes Schweigen beweiſt alſo, daß die Slawen damals ſchon lange in Europa anſäßig waren. Zu dieſer Schweigſamkeit tritt noch ein anderer wichtiger Umſtand, nämlich, daß die vom 4ten bis zum 12ten Jahrhundert gleich Heuſchrecken aus Inneraſien Europa überziehenden Hunnen, Magyaren, Bulgaren, Avaren u. ſ. w. mongoliſcher, finniſcher und türkiſcher

Abkunft, nicht aber indogermaniſchen Stammes ſind. Kein Beiſpiel lehrt, daß auch nur ein einziges Volk des indoeuropäiſchen Stammes im 5ten Jahrhundert nach Chriſtus aus Aſien nach Europa eingewandert ſey. Namentlich ſind alle bis jetzt bekannten Völker dieſes Stammes, als Thraker, Griechen, Lateiner, Kelten, Kimbern, Deutſche und Lithauer damals bereits daſelbſt anſäßig geweſen, während hingegen von den aſiatiſchen Stämmen der nordiſchen Völkerfamilie noch nicht ein einziger ſeine urſprünglichen Sitze verlaſſen hatte. Sollte alſo der ſlawiſche Stamm jemals aus Aſien nach Europa eingewandert ſeyn, ſo war dieß nur in jenem undurchdringlichen Grau uralter Zeiten möglich, als die übrigen Völker des indoeuropäiſchen Stammes, fort und fort von Oſt nach Weſt ſich ausbreitend, beinahe ganz Europa, mit Ausnahme der entlegenſten Enden, mit ihrem Geſchlechte bevölkerten. Wahrſcheinlich hatte der ſlawiſche Stamm, wie er ſpäter inmitten der Thraker und Germanen angetroffen wird, von jeher im Allgemeinen jene Wohnſitze inne gehabt, und ſomit weder früher als die germaniſchen, noch ſpäter als die thrakiſchen Völker ſich in Europa niedergelaſſen.

4) Der Annahme, daß die Slawen einige Jahrhunderte früher von der aſiatiſchen Hälfte ihrer Völkerfamilie abgelöſt und aus Aſien nach Europa gezogen wären, womit das Schweigen der alten Schriftſteller über ihre Geſchichte im innern Aſien, wie über ihren Zug nach Europa ſich erklären ließe, ſteht der Umſtand entgegen, daß die Slawen von keiner andern Seite, als von Oſten her, entweder vom Kaukaſus oder vom Ural her in ihre ſpätern Sitze gelangen konnten. Nun wiſſen wir aber, daß dieſe Grenzlinie Europa's und Aſiens vom 6ten vorchriſtlichen Jahrhundert an von ſkythiſchen Stämmen beſetzt war. Ein Durchbruch durch dieſelben wäre einem großen Volke, ohne die Aufmerkſamkeit der übrigen europäiſchen Völker zu erregen, unmöglich geweſen. Der Zug in einem gewaltigen Schwarme, wie die Einbrüche der Hunnen im 4ten Jahrhundert, würde ganz Europa erſchüttert haben, ein Durch-

zug einzelner Haufen, wie die Tartaren im 13ten Jahrhundert, wäre durch ſo viele Reihen fremder Völker, welche das ſchwarze und aſowiſche Meer bewachten, wie z. B. die Maſſageten, Skythen ꝛc., unmöglich geweſen. Wie hätte man dann die vorausgezogenen Brüder wieder treffen und bei ihnen bereite Sitze finden können, um ſich mit ihnen zu einem großen Ganzen zu vereinigen?

5) Da nun die Slawen in jener ſpätern, wie in dieſer frühern hiſtoriſchen Zeit, weder mit Waffengewalt, noch friedlich nach Europa überſiedeln konnten, ſo ſind ſie als uralte Bewohner dieſes Erdtheils zu betrachten, zumal da dieſe Erklärung auch durch andere Gründe unterſtützt wird. Dahin gehört vor Allem die nahe Verwandtſchaft der ſlawiſchen Sprache mit den Sprachen der von jeher angeſeſſenen indoeuropäiſchen Stämme, namentlich der Griechen, Lateiner, Deutſchen und Lithauer. Es finden ſich zwar den ſlawiſchen verwandte Wörter auch in manchen aſiatiſchen Sprachen des indoeuropäiſchen Stammes, namentlich im Sanſkrit, im Perſiſchen, Armeniſchen u. ſ. w., allein nur ſelten und ſehr entfernt ähnlich, dagegen ſind die Wurzelwörter der ſlawiſchen, griechiſchen, lateiniſchen, deutſchen und lithauiſchen Sprache zum Erſtaunen nahe verwandt. Der ganze Zuſchnitt und Bau der ſlawiſchen Sprache ſteht dem der übrigen europäiſchen Sprachen viel näher, als dem der aſiatiſchen Völker dieſes Stammes. Bildung, Ableitung und Zuſammenſetzung der Wörter, die Abbeugung der Hauptwörter, die Vergleichungen, die Bildungen der Zeitwörter, die Proſodie, namentlich in ihren ältern Formen, mit den alten griechiſchen, lateiniſchen, deutſchen und lithauiſchen verglichen, ſind in dieſen fünf Sprachen ſo ähnlich und übereinſtimmend, daß in ihnen füglich ebenſo viele Schweſtern, Töchter einer Urmutter, wiederzuerkennen ſind, die ſich erſt in Europa in ihr Erbe, die gemeinſame Sprache, die ſie auf ihrer uralten Wanderung aus Aſien mitgebracht hatten, theilten. Die ſlawiſche Sprache hat ſich alſo in Europa neben der griechiſchen, lateiniſchen, deutſchen und lithauiſchen ſelbſtſtändig, wenn auch nicht ohne gegenſeitigen Einfluß gebildet, und iſt in dieſem Welttheil wenigſtens ebenſo

alt, wie die griechiſche, lateiniſche und deutſche Sprache.

6) Aber auch in anderer Hinſicht trägt die ſlawiſche Sprache Merkmale an ſich, daß die Slawen viel früher als im 4ten Jahrhundert in den Gegenden ſich niederließen, wo man ſie ſpäter findet, und *daß ſie nicht nur Nachbarn der ſchon genannten Völker, ſondern auch der Kelten oder Wlachen und der Finnen geweſen ſind, von welchen ſie in langem, vielfältigem Umgange, Sitten, Gebräuche, abergläubiſche Meinungen, Geſetze, Perſonennamen und einzelne Wörter in ihre Sprache aufnahmen, und jenen wieder ein reiches Maaß aus ihrem eigenen häuslichen Leben mitgetheilt haben.* Alles das läßt ſich aus einer Vergleichung der Alterthümer und Sprachen der genannten Völker leicht erkennen. Obgleich dieſes gegenſeitige Aneignen von Wörtern unter dieſen Nationen auch ſpäter, d. h. im 4ten Jahrhundert, ſtattfinden konnte, ſo läßt ſich dieß doch nicht von allen hieher gehörigen Beiſpielen annehmen; denn gewiſſe keltiſche Wörter konnten *viel eher als im 5ten Jahrhundert* in die ſlawiſche Sprache übergegangen ſeyn, da in ſo ſpäter Zeit, nach der Vernichtung der alten Kelten, es nicht ein rein keltiſch ſprechendes Volk mehr in Europa gab. Noch viel klarer iſt die Sache bei den gothiſchen Wörtern in der ſlawiſchen, und bei den ſlawiſchen Wörtern in der gothiſchen Sprache. Da man dergleichen bereits in der um das Jahr 350 vollendeten Bibelüberſetzung des Ulfila lieſt, ſo mußten ſie ſchon vor dem 5ten Jahrhundert von den Slawen zu den Gothen gekommen ſeyn. Und da die letztern niemals außerhalb Europa wohnten, ſo konnte dieß nirgend anders, als am baltiſchen oder am ſchwarzen Meere, um Dacien herum, geſchehen ſeyn. Daraus geht hervor, daß die Slawen nicht erſt mit den Hunnen und Avaren nach Europa gekommen ſind.

7) Ueber die alten Verbindungen der Slawen mit andern alteuropäiſchen Stämmen nehmen unter den ſprachlichen Zeugniſſen einige wichtige, in der ſlawiſchen Sprache

erhaltene Wörter, beſonders Völkernamen, nicht die letzte Stelle ein. Wie Eigennamen aus allgemeinen Bezeichnungen entſtanden, z. B. Polen von Pol: Feld, Flachland, und Pommern von po moru: am Meere, ſo erhielten umgekehrt im Verlaufe der Zeit auch Eigennamen allgemeine Bezeichnung, z. B. cikan (Zigeuner) bedeutet bei den Slowaken einen Lügner, und gok (Grieche) bei den Serben einen Krämer. Ferner iſt die Uebertragung des Namens „Wlach", womit die Slawen, wie die Deutſchen, bei denen ſie walah, vëalh hießen, alle keltiſchen Völkerſchaften bezeichneten, auf die Lateiner, als hinter jenen wohnend, ein Beweis, daß den Slawen die Kelten bereits zu jener Zeit bekannt waren, als ſie noch in Oberitalien wohnten. Das Wort Nemec (Deutſcher) ſcheint mit dem von Cäſar und Tacitus erwähnten Volksnamen der Nemeter gleichen Urſprungs zu ſeyn. Dieſe und ähnliche Beiſpiele beweiſen zur Genüge, daß die Slawen nicht erſt im 5ten Jahrhundert aus unbekannten Einöden Inneraſiens einwanderten, ſondern bereits von jeher in Europa, und zwar in der Nachbarſchaft der Kelten und Deutſchen wohnten.

8) Sitten, Gebräuche, Cultus und Geſetzgebung der alten Slawen überraſchen bei einer Vergleichung, mit denen anderer alteuropäiſcher Stämme des indoeuropäiſchen Geſchlechts, namentlich der Thraker, Kelten, Germanen und Lithauer, durch eine ſo große Uebereinſtimmung, daß ſich nur ein uraltes Zuſammenwohnen aller dieſer verbrüderten Stämme in Europa annehmen läßt. Hier genügt ſchon die überraſchende Gemeinſamkeit der Mythologien, denn die ſlawiſche Prija (Venus) war die Freia der Scandinavier, die ſlawiſche Ziwa (Ceres) war die ſcandinaviſche Sif, der ſlawiſche Tur (Mars) der ſcandinaviſche Thor, der ſlawiſche Perkun (Jupiter) der gothiſche Fairguas. Eine gleiche Harmonie bemerkt man bei den Volksgebräuchen. Die alten Slawen legten bei einem Grenzſtreit Zeugniß ab, ein Stück Raſen über dem Haupte haltend, daſſelbe thaten auch die Römer und Deutſchen. Zum Zeichen der Abtretung von Land

nippten die Deutſchen Waſſer, die Slawen Waſſermeth. Daß die Slawen im 5ten Jahrhundert von Prokop und Maurikios, als Städtebewohner und Ackerbauer, Handel und Gewerbe treibend, bekannt ſind, unterſcheidet ſie ebenfalls von den nomadiſchen, Zelten bewohnenden, Skythen.

9) Auch das iſt beachtenswerth, daß gerade in den Ländern, wo im 5ten Jahrhundert urplötzlich eine Menge Slawen unter verſchiedenen Namen erſcheint, ſchon in viel früherer Zeit, bei griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern, ſehr viele Fluß- und Städtenamen mit ſo augenſcheinlich ſlawiſchem Gepräge vorkommen, daß ſie dem vorurtheilsfreien Sinne nur als ſlawiſche gelten können. Wir gedenken hier keineswegs bloß ſlawiſch klingender Wörter, ſondern ſofort erkennbare, ſeit jeher bei den Slawen als Fluß-, Berg- und Städtenamen angewendet; Wörter, welche, in Form und Materie unbeſtritten ſlawiſch, ſich in keiner andern europäiſchen Sprache wiederfinden, z. B. Srb, Crna, Brzawa, Pleso, Plewa, Morawa, Chrbet, Sjewer etc. Die Serben wohnten nach Plinius (79 n. Chr.) und Ptolemäus (um 175) zwiſchen dem Mäotis und der Wolga. Σερβινον hieß nach Ptolemäus eine Stadt in Unterpannonien, Serbetium, nach dem Itinerarium Antonini, vielleicht derſelbe Ort oder das heutige Rrbac an der Sawe. Tsierna (Schwarz), nach einer römiſchen Marmorinſchrift (157), eine ehemalige Stadt, jetzt Ruine am heutigen Tſchernafluſſe, an der Mündung deſſelben auf der Grenze Ungarns und der Wallachei, in die Donau. Berſovia, nach den Peutingerſchen Tafeln Stadt an der heutigen Brzawa, im ſüdöſtlichen Ungarn. Pelſo, nach Plinius, Aurelius Victor u. A. der größte See Pannoniens (ſpäter Blatenſee), ein rein ſlawiſcher Name, denn in den Karpathen, in Mähren, Schleſien und Rußland bezeichnet pleso See. Pelva, nach dem Itin. Anton. Stadt in Niederungarn, wo jetzt noch ein Städtchen mit gleichnamigem Fluſſe. Μαραβιος, nach Ptolemäus ein Nebenfluß des Don, nicht fern von den oben berührten Sitzen der Serben. Καρπατης, bei Ptolemäus die Karpathen. Chrbet heißen jetzt noch bei den Ruſſen hohe

Berge (wörtlich Rücken). Σαυάροι, bei Ptolemäus ein Volk hinter den Karpathen in Sarmatien. Seit undenklicher Zeit, bis auf den heutigen Tag, waren dieſe Namen auch bei den entfernteſten Slawen als ſolche üblich, was bei andern alteuropäiſchen Völkern nicht der Fall war. Solche und ähnliche geographiſche Namen bezeugen alſo, daß die Slawen ſie nicht erſt im 5ten Jahrhundert von andern Völkern, wo ſie gar nicht exiſtirten, angenommen haben.

Wenn oben die Preußen unter den ſlawiſchen Völkern aufgeführt wurden, ſo iſt dieß nur in eingeſchränktem Verſtande zu verſtehen, denn nach Voigt (Geſch. Pr.) waren ſie in der früheſten hiſtoriſchen Zeit ſchon ein, theils durch feindliche Invaſionen, theils durch friedlichen Handelsverkehr entſtandenes Miſchvolk von Gothen und Wenden. Ich laſſe hier dieſen denkenden Geſchichtsforſcher ſeine Beweisgründe ſelbſt vortragen:

„Je ſparſamer die Nachrichten ſind, die uns über die Berührungen der Preußen mit andern Völkern überliefert werden, um ſo mehr erregen die Aufmerkſamkeit die Veränderungen, welche im Innern des Landes ſelbſt vorgingen; denn der Abzug der Gothen aus den baltiſchen Küſtenländern und der Gepiden aus den alten Wohnſitzen der Burgundionen im Weſten der Weichſel, hatte für die Geſtaltung der Völkerſitze wichtige Folgen. Die Wenden (Veneder), damals aus zwei Hauptzweigen beſtehend, umfaßten damals den größten Theil der nordöſtlichen Länder, indem der große Zweig der Slawinen ſeinen Hauptſitz in Polen, vom Dnieper an nördlich über die Karpathen, gegen Weſten hin bis an die Quelle der Weichſel hatte, ein anderer Zweig der Wenden aber, die Anten *), in Rußland öſtlich von den Slawinern, vom Dnieſter an bis zum Tanais in einer Länge von vielen Tagreiſen verbreitet war. Wie in dieſen Ländern, ſo verwandelte ſich bald auch in Preußen, in den Wohnſitzen der Veneder, durch

---

*) Mone erkennt aus dieſer Benennung Abkömmlinge der Hindus.

die Wanderungen der Stammgenoſſen dieſes Volkes (Jornandes nennt die Veneder Anten und Slawen c. 5., noch deutlicher c. 23) die Geſtalt der Dinge in aller Weiſe, denn die Bewegungen der großen Völkermaſſen im Süden und Oſten Europa's wirkten in ihren Folgen bis an die Küſten der Oſtſee herauf. Dieß galt auch damals vom baltiſchen Gebiete. Slawiſche Völker, die früher vom Norden hinab gegen Pannonien (Oeſtreich und Ungarn) und Kärnthen ſich verbreitet hatten, kehrten wieder nach Polen, Pommern und in die Weichſelländer zurück, und erweiterten in ſolcher Art die Sitze des ſtammverwandten Volkes. Anderer Seits aber drängten auch ſchon tief im Oſten Völker auf Völker in Wanderungszügen nach Weſten hin, das Eine ſetzte das Andere in Bewegung. Unter ſolchem Drängen und Treiben rings um die Wohnſitze der Wenden und Gothen tritt uns in der Nähe der Weichſelmündung eine Erſcheinung entgegen, welche ganz aus dem Weſen germaniſcher Volkseigenthümlichkeit hervorgegangen zu ſeyn ſcheint. Dieſes ſind die Widiwarer, deren Wohnſitz die Weichſel-Werder. Im Norden reichten ſie bis an die See, und umfaßten dort die Gegenden der drei Weichſelarme. Der Name dieſes Volkes weiſt von ſelbſt auf deſſen Abſtammung von den Gothen hin, deren alte Bezeichnung Viten oder Withen iſt. Sie war ſicherlich ſchon vorhanden, als die Gothen noch in den nordbaltiſchen Gebieten ſaßen, und erhielt ſich in Scandinavien noch in ſpäterer Zeit. Die däniſchen Gothen heißen noch im 7ten Jahrhundert Viten, denn Beda Venerabilis ſagt in ſeiner Kirchengeſchichte (I, c. 15): Angli de illa sunt patria, quae Anglus dicitur et ab eo tempore usque manere deserta inter provincias *Vitarum* et Saxonum*) perhibetur. Daß er unter Viten wirklich Gothen meint, beweiſt eine andere Stelle: Anglia vetus sita est inter Saxones et *Giotos*. Daher heißen auch dort die Gebiete, wo ſolche Vithen oder Gothen wohnten, hie und da Vitlande oder Withlande. Jütland, wo erweiſlich Gothen wohnten, hieß bis tief ins Mittelalter hinein oft Vitland. Saxo (ad ann. 952) ſagt ganz klar: Eodem tempore Daniam cismarinam, quam *Vitland* incolae appellant, Rex Otto subjiciens. Noch in einer Urkunde des 14ten Jahrhunderts (Westphalen Script. rer. Germ. III. p. 362) wird Jütland Vithlandia genannt. Derſelbe Name erſcheint auch noch in verſchiedenen Geſtalten in der Geſchichte der Gothen, die von der Oſtſee aus in ſüdöſtliche und ſüdliche Gegenden eingewandert waren. Hier verdienen auch die gothiſchen Königsnamen Vithimir, Videricus, Vitiges, Withgar u. a. Berückſichtigung. Es unterliegt alſo keinem Zweifel, daß Withen Gothen ſind, folglich alte Bewohner der ſüdbaltiſchen Küſtengegend, in der Nähe der Weichſel. Jornandes nennt die Anwohner der Weichſel nicht Withen, ſondern Vidivarier, er ſagt aber: ſie ſeyen ex diversis nationibus ac si in unum asylum collecti, alſo ein Miſchvolk, und ihr Aſyl ſind die Weichſelarme, zwiſchen welchen die Viduvarier zum Theil lagen. Jener Vidowuto, Widewut oder Waidewut, den die Sage an die Spitze der Widen zur Landesvertheidigung gegen die benachbarten Maſovier ſtellte, iſt demnach kein Eigenname; ſeinen Titel als Oberhaupt bezeichnet der zweite Theil ſeines Namens, denn im Altdeutſchen bedeutet: Bod Gebieterſchaft (Wachter Gloss. Germ. p. 186: Bod in nominibus propriis Veterum videtur ducem denotasse a *bieten:* mandare). Demnach bezeichnet Widewud oder Widebod: Widen-Oberhaupt, Gebieter der Withen. Die Sage läßt ferner ihn und ſeinen Bruder Bruteno (von dem Einige den Namen Preußen ableiten wollen) ſich freiwillig den Göttern verbrennen. Letzterer war der Griwe (Oberprieſter), ein Wort, welches, ſ. v. a. der Graue heißen ſoll, weil nur der Aelteſte dieſes Amt erhielt. Demnach iſt griwe ein gothiſches Wort. Und weil der Prieſter auch Rechtsfälle entſchied, ſo ſoll auch das altdeutſche gräve (Graf) einen Pfleger der Gerechtigkeit bedeuten. In Scandinavien war lange Zeit die Prieſterwürde mit der Richterwürde verbunden. An feierlichen Götterfeſten wurde des Volkes Gemeinweſen berathen. Erſt das Chriſtenthum trennte beide Aemter (was ſich dadurch erklärt, daß die Miſſionäre als Fremde mit der Geſetzkunde des Landes ſich nicht befaſſen mochten, noch konnten).

---

*) Inſofern die Sachſen (Angeln) urſpr. Gothen, wäre der Name der Stadt Wittenberg und des Sachſenherzogs Wittekind (Gothenſohn) dadurch erklärt.

Zweifelsohne hatte der Griwe in Preußen die gleiche amtliche Bedeutung wie der Greve oder Grave (Graue = senior) bei andern germaniſchen Völkern. Er war Vermittler des Göttlichen und Menſchlichen, Prieſter und Richter, zugleich auch Oberhaupt des Staats, Widewud (Woiwode in Polen). Sonach entſpräche, was die Sage vom Widewud und vom Griwe erzählt, der bürgerlichen Ordnung der übrigen germaniſchen Völker; wenn aber die Sage den Griwe mit dem Namen Bruteno bezeichnet, und ihn einen Bruder Witewuds nennt, ſo könnte man in jenem Namen nur einen Verſuch ſpäterer Zeit zur Erklärung der Benennungen Brutener, Prutener oder Preußen erkennen, wohin die Sage ſelbſt auch deutet. In der Folgezeit waren die Preußen mit den benachbarten Maſoviern durch Handel und Wandel in freundliche Gemeinſchaft getreten, und polniſche Geſchichtſchreiber rühmen ſich ſogar, daß Preußen einige Zeit unter polniſcher Herrſchaft geſtanden, daß Popiel I. über das ganze Slawenland und die angrenzenden Länder gebot. Durch Handelsverbindungen zwiſchen Preußen und den Küſten der Oſtſee, ſowie durch Kriegszüge der Dänen wurde dieſes Land den Fremden unter mancherlei Namen bekannt. Die Scandinavier wählten die alte Bezeichnung Aeſtier, das Land hieß alſo Aeſtland, dann zogen ſie die Benennung Samland vor (nach dem einſtigen Beherrſcher Samo). An den Nordküſten Deutſchlands kannte man in früheren Zeiten noch keinen andern Namen. Den Norddeutſchen hießen die Bewohner Preußens bis an die Weichſel bald Samen, Sember, bald Eſten oder Withen. Der Name Pruzzen oder Preußen kommt in norddeutſchen Quellen erſt ſpäter vor *).

Bei den Polen ſcheint der Name Gothen oder Geten

---

*) Bei Adam v. Bremen, Kirchengeſch. c. 66. alſo erſt im 11. Jahrhundert. Bald verſteht er aber unter Samland ganz Preußen (provincia), bald nur eine Inſel. Aus ihm entlehnte Helmold (Chron. Slav. I, c. 1.) den Namen (Pruzi oder Prusci c. 15.)

die älteſte Bezeichnung für ihre nördlichen Nachbarn geweſen zu ſeyn. Er war in uralter Zeit allgemein und wechſelte noch in ſpätern Jahrhunderten bei den polniſchen Chroniſten. (So hat Kadlubek **Prussi** und Gethae, Boguphal Gothi und **Prutheni**, Lelewel bildete ſogar den wunderlichen Namen Pruſſaken nach der Analogie ſeiner Polaken und Slowaken). Im mittlern Deutſchland kannte man das Volk nur unter der Benennung Pruzzen, und das Land unter der von Pruzzien. Gaudentius, der Mönch, Begleiter des Preußenapoſtels Adalbert, iſt der Erſte, der in der Lebensgeſchichte dieſes Märtyrers, zwiſchen den Jahren 997 und 1006, den Namen Preußen nennt. Seinem Beiſpiel folgte Ditmar von Merſeburg. Seitdem verſtand man unter Preußen die Bewohner der Landſchaften von der Weichſel an nach Oſten hin; Samländer dagegen, die von den Preußen verſchiedenen Bewohner Samlands und der Umgegend. Wie aber entſtand dieſer Name im 11ten Jahrhundert ſo urplötzlich? Bevor Adalbert nach Polen kam, ſcheint ihm der Name des Volkes, dem er das Evangelium verkünden ſollte, noch unbekannt geweſen zu ſeyn, denn erſt am Hofe Boleslaws werden ihm Lutizier (Lauſizer) und „Pruſſen,“ als die beiden Völker genannt, die der chriſtlichen Verkündigung bedürften (Cosmas Prag. vit. Adalb. p. 83). Als hierauf zehn Jahre nach Adalberts Tod der Biſchof Bruno zum Herzog von Polen kam, wurde auch ihm wieder durch die Polen das Volk, unter welchem er als Apoſtel auftreten wollte, „Pruſſen“ genannt, und ſein Jugendfreund, der Biſchof Ditmar von Merſeburg, der die Nachricht über Bruno's Märtyrertod nur von Polen her hatte erfahren können, ſchrieb den Namen des Volkes nach, wie er ihn vernommen hatte. Alſo findet ſich der Name Preußen zuerſt bei den benachbarten Polen, denn es gebrauchen ihn zugleich auch ihre älteſten Geſchichtſchreiber (ſ. Lelewel bei Oſſelinski p. 556). Erſt von Polen aus ſcheint er ſich unter die ſlawiſchen Völker und dann auch nach Scandinavien verbreitet zu haben, wo früherhin durch Handelsgemeinſchaft nur der Name der Samländer bekannt geweſen war. Woher aber hatten die Polen für ihr nördliches Nachbarvolk dieſen Namen erhalten? Bei den Preußen ſelbſt iſt er bis zu Anfang des 10ten Jahrhunderts noch nicht vorhanden geweſen, ſo wenig als damals unter ihnen ein einzelner Völkerzweig zu finden war, der durch überwiegende Macht oder durch Herrſchaft über die andern Bewohner ſeinen Namen geltend machte und die Einzelnamen der übrigen Zweige in die Vergeſſenheit zurückdrängte; denn der nordiſche Reiſende Wulfſtan, der die Namen der Völker in Preußen nennt, hätte Beides unfehlbar erwähnen müſſen. Auch in andern Quellen der Geſchichte iſt keine Spur von einem Volkszweige unter dieſer oder einer ähnlichen Benennung, der erweislich um dieſe Zeit an den Oſtſeeküſten gelebt hätte. Der Name iſt alſo nicht unter den Preußen ſelbſt erhalten. Es darf auch behauptet werden: der Name Pruſſen oder Preuſſen (richtigere Schreibart) hat nicht blos ſeine Verbreitung unter andern Völkern, ſondern auch ſeine Entſtehung durch die Polen erhalten. Die Benennungen Eſtland und Witland begriffen nur die nähern Anwohner des Küſtengebietes, unter Widen verſtanden die Polen ebenfalls nur die Küſtenbewohner am friſchen Haff entlang. Sonach gab es für die Nachbarvölker gar keinen allgemeinen Volksnamen, mit welchem ſie die geſammte Maſſe der Bewohner in dem Weichſelgebiete bis gegen Rußland hätten bezeichnen können; kein Zweig in dieſer Volksmaſſe war ſo vorherrſchend, keine Eigenthümlichkeit ſo hervorſtechend, daß von jenem oder von dieſer aus ſich ein allgemeiner Volksname hätte bilden können. Wollte man das ganze Volk mit einem Geſammtnamen bezeichnen, ſo mußte man alſo die Oertlichkeit und die Lage ſeines Wohngebietes zum Gegenſtand dieſer Bezeichnung wählen. So nannten alſo die Polen die ſämmtlichen Bewohner des nördlichen Nachbarlandes „die an den Ruſſen“ oder „die an den Ruſſen Wohnenden“, in ihrer Sprache Po-Ruſſen oder P'Ruſſen, verkürzt Pruſſen (denn po iſt im Polniſchen die Präpoſition, welche die Localbedeutung „an, bei“ hat, vgl. Po-morski: die am Meere Wohnenden = Pommern). Nach damaliger Länderkunde nämlich gränzte das Land der Pruſſen im Oſten unmittelbar an die Ruſſen, denn das Zwiſchenland Litthauen wurde früher wie ſpäter mit unter Ruſſien oder Rußland begriffen *). Der Name Ruſſen aber, ſchon über ein Jahrhundert vor Adalberts Erſcheinen in Preußen entſtanden, war, wenn auch vielleicht noch nicht im innern Deutſchland, wo man vom Volk und Land noch zur Zeit wenig wußte, doch in den Nachbarlanden und namentlich auch in Polen durch friedliche und durch kriegeriſche Berührungen ſchon allgemein bekannt, und für das ganze öſtliche Volk hinter Polen und Preußen um dieſe Zeit ſchon der gewöhnlichſte geworden **). Sonach theilten die Polen die geſammten, nördlich von ihnen wohnenden Völker in dem großen Länderſtrich, vom Aderſtrom bis an Rußlands Gränzen, dem Namen nach in zwei große Theile. Beide bezeichneten ſie nach der Lage und Oertlichkeit ihrer Wohnſitze; den einen Theil dieſer Völker, die das Küſtenland von der Weichſel aus weſtwärts bewohnten, nannten ſie „die am Meere“ Po-morski, dagegen den andern Theil der Völker, die ihre Wohnſitze oſtwärts von der Weichſel bis an die Grenzen der Ruſſen hatten: „die an den Ruſſen“ (Wohnenden), Po-russi. Die Veränderung des Namens in Pruteni hängt mit der des ruſſiſchen Namens Russi in Rutheni zuſammen, denn auch dieſer Name wurde ſchon ſehr frühe geſchrieben.“

Wie die Preußen, ein Miſchvolk von Gothen und Wenden, in dieſem Umſtande die Auflöſung des Räthſels finden laſſen, wie Ortſchaften mit ſlawiſchen Namen deutſch redende Bewohner aufzeigen, ſo tritt dieſelbe Erſcheinung auch in Sachſen hervor. Offenbar ſind hier wie dort die Slawen von eindringenden Gothen und Dänen aus ihren Stammſitzen verdrängt worden; denn die Eroberungsſucht der Sachſen gothiſcher Abſtammung drängte ſie immer weiter vor, nach Friesland, und ſelbſt nach Brittanien, das von dieſen Eroberern, die man dort Angeln nannte, den Namen England erhielt. Zu dieſem kriegeriſchen Charakter paßt freilich nicht die oben, von Möſer (Osnabr. Geſchichte I, S. 138) entlehnte Etymologie der Sachſen als Saſſen, d. h. als ſitzende Landeigenthümer, im Gegenſatz zu den herumſchweifenden, wanderungsſüchtigen Sueven oder Schwaben. Aber Sueven waren — wie die Bewohner drei Schweizer Urkantone — urſprünglich Schweden, alſo Gothen, wie die Sachſen, d. h. Angeln, ebenfalls; und ſo möchten die frühern Einwohner Sachſens, die Wenden, bekannt als friedliche Ackerbauern, von den deutſchredenden Nachbarvölkern: Sachſen, Saſſen genannt worden ſeyn. Waren doch auch die Holz-Saſſen, nämlich die Holſteiner, wie bald nachher gezeigt werden wird, aus ihrem Heimathland fortgedrängte Wenden, Nachbarn der Obotriten (Mecklenburger). Der Sachſenſpiegel ſucht dieſen Widerſpruch zwiſchen dem friedlichen Namen und dem eroberungsſüchtigen Charakter der Sachſen dadurch auszugleichen, daß er berichtet: die Sachſen ſeyen der Anzahl nach nicht ſtark genug geweſen, das Feld anzubauen, darum hätten dieſe Ankömmlinge in Thüringen die Herren vertrieben oder erſchlagen, den Bauern aber gaben ſie die Aecker zur Bewirthſchaftung. (Mone, das Heidenthum in Europa, II, S. 43.)

---

*) Daß mit dem Namen Pruſſen ſich der Begriff von der Nähe Rußlands verbinde, erſieht man aus Ditmar v. Merſeburg wo (p. 176) dieſer Chroniſt von Bruno ſagt, er habe gepredigt in confinio praedictae regionis (Prussiae) et Russiae.

**) Vrgl. Ueber die Wohnſitze der älteſten Ruſſen, Sendſchreiben an Ewers, Dorpat 1825. S. 23.

Der Sachſenſpiegel folgte aber nur einer dunkeln Tradition, denn er läßt die Sachſen in Alexanders des Macedoniers Heer dienen. Als Alexander ſtarb, ſchifften ſie mit 300 Kielen von dannen, ſie verdarben alle bis auf 54, und 18 derſelben kamen gegen Preußen, 12 beſetzten Rügen und 24 kamen hieher zu Lande. Da ihrer ſo viele nicht waren, um den Acker zu bauen, ſo beſtätigten ſie dieſen den Bauern in dem von ihnen eroberten Thüringen, deſſen Herren ſie erſchlagen und vertrieben hatten.

In der That zeichneten ſich die Wenden ſchon in früheſter Zeit vor den Deutſchen als erfahrne Landwirthe aus. Auch im Bergbau beſaßen ſie große Erfahrung. Im Baireuthiſchen gründeten ſie Bergwerke, im ſächſiſchen Erzgebirge waren ſie die Erſten, welche den Bergbau betrieben. In Halle an der Saale ſtifteten ſie das Salzwerk, ein ähnliches legten ſie bei Plauen im Voigtlande an, das aber, wegen zu geringer Förderung, in der Folge zu arbeiten aufhörte.

So bewohnten zwei Völker von verſchiedener Sprache und Sitten Deutſchlands Fluren: die kriegeriſchen umherſchweifenden Germanen und die friedliebenden arbeitſamen Wenden, deren gemäßigter Sinn den Eroberern ihrer Lande die Arbeit leicht machte. Die Benennungen ſo vieler Ortſchaften Sachſens und Thüringens verkünden deutlich den wendiſchen Urſprung. Feindſelig und zerſtörend beſtürmten Franken und Deutſche der Wenden Land. Mit Kraft dieſen entgegentretend, ſuchten ſie ihre Beſitzungen zu vertheidigen, aber mit wildem Sturme drangen die Eroberer vor, und Alles mußte weichen. Da hörten die Wenden auf, eine eigene Nation zu ſeyn. Auch wurden ſie theils aus ihren Reichen verdrängt, theils unterwürfig gemacht, und mußten als Knechte dienen. Zwar auch ihnen wurde die chriſtliche Religion zugeführt, aber dieſes aufgedrungene Geſchenk ihrer Unterdrücker konnte nur geringen Eingang finden. Bereits im 7. Jahrhundert zogen die Franken unter Dagobert gegen die Wenden.

Dann geſchah es unter Karl dem Großen, der alle Wenden im Süden der Alpen bis Iſtrien und Dalmatien ſeiner Herrſchaft unterwarf. Nach dem Siege über die Avaren fielen die böhmiſchen Wenden in Karls Gewalt. Die Baiern machten ſich einen Theil der Wenden an der Donau zinsbar. Auch die Nachfolger Karls von ſeinem Stamme ließen die Wenden nicht ruhig. Ludwig der Deutſche beſiegte ſie in Oeſtreich, Mähren, Steiermark, Kärnthen und Krain, und machte dieſe Länder zu deutſchen Provinzen. Oft entzogen ſie ſich zwar der Herrſchaft ihrer Ueberwinder, ſie fielen unter Ludwig dem Deutſchen aus Rachſucht ſogar in deutſche Länder ein, beides jedoch ohne Erfolg. Die Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe unterjochten die Wenden in Brandenburg und in Böhmen, dann bezwangen ſie dieſe Völker an der Elbe und der Saale. Kaiſer Friedrich I. zog gleichfalls wider ſie aus; zu eben dieſer Zeit entriſſen ihnen Heinrich der Löwe und Albert der Bär ihre Beſitzungen in Mecklenburg und in der Mark. So verſchwanden nach und nach die Reiche der Wenden. Aller ihrer Beſitzungen beraubt, wurden ſie nur noch hin und wieder geduldet. Wurde ihr Verdienſtliches und Eigenthümliches anerkannt von den Siegern, ſo geſchah es nur, um es zum eigenen Vortheil zu benützen. Die Erfahrung der Wenden in der Landwirthſchaft wurde Veranlaſſung, daß man ſie in viele Gegenden als Coloniſten verſetzte, um das Land urbar zu machen. Dies geſchah bereits zu Carlmanns und Pipins Zeit in den Maingegenden. Dann nahm Bonifaz in das von ihm geſtiftete Kloſter Fulda wendiſche Colonien auf, um nach Ausrodung der Wälder das Land zum Feldbau zuzubereiten. Damals rief auch Karl der Große die Wenden in verſchiedene Landſtriche Frankens. So kamen ſie in das Baireuthiſche, ins Bamberger Oberland, in die Gegenden von Würzburg und Nürnberg, ja ſogar nach Schwaben wanderten ſie, in das heutige Fürſtenthum Hohenlohe. Auch in die Rheinlande, zwiſchen Mannheim und Heidelberg, fanden ſich wendiſche Colonien ein.

Nach dieſer allgemeinen Ueberſicht, die uns die Amalgamirung wendiſcher und deutſcher Sitten, Volksfeſte ꝛc. ſelbſt in ſolchen Gegenden, wo Slawen zu keiner Zeit herrſchend waren, begreiflich macht, kehren wir wieder zu den ſächſiſchen Wenden zurück, um die hier ſich von ſelbſt aufdringende Frage zu beantworten, wie in einem urſprünglich ſlawiſchen Lande die ſlawiſche Mundart in wenigen Jahrhunderten ſo gänzlich verſchwinden konnte, was doch im benachbarten Böhmen, das ebenfalls ſeit Jahrhunderten unter deutſchem Scepter ſteht, der Bemühungen Joſephs II. ungeachtet, nicht gelingen wollte?

Meißen wurde ſchon im Jahr 928 eine deutſche Provinz, aber das wendiſche Volksleben wurde keineswegs mit dem Erſcheinen der Deutſchen oder bald hernach vernichtet, ſondern es beſtand noch lange Zeit fort, und ſpielte zum Theil in das Germaniſche über. Nach der Hunnenſchlacht bei Merſeburg ließ Heinrich I. durch den hartnäckigen Widerſtand der Beſiegten empört, geſchehen, daß der größere Theil der beſiegten Wenden auf einen noch öfters härtern Fuß geſetzt wurde, als die der Leibeigenſchaft unterworfenen Bauern der urſprünglich deutſchen Provinzen. Die Deutſchen ſuchten alle Gemeinſchaft mit den Wenden zu fliehen. Dieſe wurden von allem Genuſſe bürgerlicher Rechte, von Zünften und Innungen ausgeſchloſſen, und ſie beſtanden als ein eigener, aber unterdrückter Volksſtamm neben den Deutſchen. Auf dieſe Art wurden die Ausgeſchloſſenen mehr auf ſich ſelbſt zurückgeführt. Aber auch Thatſachen ſcheinen das ſelbſtſtändige Fortbeſtehen der unterdrückten Wenden zu verbürgen. Eine Beſtätigung der Leinweber-Innung, zu Dresden unter dem Churfürſten Ernſt und Herzog Albrecht vom Jahr 1472 ausgeſtellt, verbietet ausdrücklich die Aufnahme von Meiſtern nicht deutſcher Geburt. In den Geburtsbriefen, die bei der Aufnahme unter die Bürger einer Stadt erfordert wurden, mußte ausdrücklich die Beſtimmung beigefügt werden, daß ihre Inhaber nicht von wendiſchen, ſondern von deutſchen Eltern geboren. Dieſer Zuſatz wurde in Leipzig bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts gebraucht. Aber auch noch andere Umſtände deuten darauf hin, daß der wendiſche Stamm in Sachſen viel länger, als man gewöhnlich glaubt, wenn auch nicht gerade bis ins 16. Jahrhundert, ſich rein erhalten hatte. Dahin iſt die Nachricht zu zählen, daß im Jahr 1327 die wendiſche Sprache durch einen landesherrlichen Befehl in Leipzig hinſichtlich der Gerichtsverhandlungen abgeſchafft worden ſey (Vogels Leipz. Annalen S. 43). Ein ähnliches Verbot wurde an die Gerichte von Zwickau erlaſſen. Dies beweist, daß damals ſchon die Anzahl der Wenden ſich ſo ſehr verringert hatte, daß man den deutſchen Richtern die Erlernung der wendiſchen Sprache nicht mehr anmuthen zu dürfen glaubte. Wahrſcheinlich hatte ein wendiſcher Volksſtamm bis ins erſte Viertel des 14. Jahrhunderts neben dem deutſchen fortbeſtanden. Und ſo erhielt ſich außer der Sprache gewiß noch Manches, was mit den Volksſitten in engſter Verbindung ſtand. Dies gibt Gelegenheit zu einigen andern Andeutungen.

Gerieth auch der größte Theil des wendiſchen Volkes unter Heinrich I. in Leibeigenſchaft, ſo traf doch Manche ein günſtigeres Loos. Unter den Getreuen, an welche der Kaiſer des Landes Güter als Belohnungen vertheilte, findet man auch Wenden, welche Beſitzer von freiem Eigenthum, ſogar von ganzen Herrſchaften wurden. Daher der wendiſche Urſprung ſo mancher Geſchlechter unter dem meißniſchen Adel (wie die Noſtiz, Zeſchwiz, Miltiz u. a. m.) Solche Verhältniſſe waren ſchon vorbereitende Schritte zur allmähligen Vereinigung der verſchiedenen Volksſtämme, welche in ſpätern Jahrhunderten die Gewohnheit des Zuſammenlebens vollends bewirkte.

In Sachſen erſcheinen noch genug Ueberbleibſel des wendiſchen Volkslebens, in Bezug auf wendiſche Volksſitten, Gebräuche und Feſte. Ich erinnere nur an das ehemalige Todaustreiben am Sonntag Lätare, das man auch in Böhmen, Schleſien, Steiermark, Kärnthen, ja ſelbſt in Franken verbreitet findet, in Leipzig bis zu den Zeiten der Reformation gefeiert wurde, aber in der Lauſiz ſich theilweiſe noch erhalten hat. So auch manche andere ähnliche Gebräuche, z. B. die Johannisfeuer, die Wallfahrten nach dem heiligen Volſchnerſee bei Lommazſch (**Glomaci**: Brunnen) erinnern, ungeachtet ſie ſpäter von den Deutſchen gefeiert wurden, ungeachtet man ihnen ſogar das Gewand chriſtlicher *) Gebräuche umhing, an ihren wendiſchen Urſprung.

---

*) Wo ein kirchlicher Urſprung ſich ſchwer herausdeuten ließ, nahm man zu geſchichtlichen Gründen Zuflucht, obgleich ſie ebenfalls jedes Haltes entbehrten, wie der am dritten Pfingſttage auf die Wiederkehr des Sommers ſich beziehende Queſtentanz im Dorfe Queſtenberg zwiſchen Rosla und Sangerhauſen. Auf dem höchſten der Felſen, welche die Flur umringen, wird ein von allem Laub entblößter Eichenbaum aufgeſtellt, und an ſeinen Aeſten ein mit Eichenlaub umwundener ſehr großer Reif befeſtigt, in deſſen Mitte ein Laub

Ein anderer Völkerſtamm aſiatiſcher Abkunft, welcher ſich frühzeitig mit den Deutſchen vermiſchte, iſt der keltiſche. Die alten *Kelten*, die ehemaligen Bewohner des mittlern Weſteuropa, d. h. Galliens, eines Theils von Spanien und Brittanien, der Schweiz, Norditaliens, Schwabens, Baierns, Oeſtreichs und Steiermarks, heißen ſeit der urälteſten Zeit bei den Slawen: *Wlachen* (altd. walah, Wanderer), *Wälſche* *); obgleich das angelſächſ. veal nur die unterjochten Walliſer bezeichnet, ſo zeigt doch der Gebrauch dieſes Wortes in den übrigen deutſchen Mundarten hinſichtlich der italieniſchen und galliſchen Völker offenbar, daß dieſe allgemeine Benennung die urſprüngliche und ältere; jene beſchränkte dagegen die bedeutend ſpätere und uneigentliche, die aus der Uebertragung dieſes Namens in die Volksſprache von den Galen auf die walliſſchen Kymren entſtand, vielleicht, weil man beide irrig vermiſchte und als von gleicher Abkunft anſah. Das einſt ſo große und mächtige Volk der Kelten fand einen raſchen Untergang. Heutzutage ſind nur noch die

---

troddel, Queſte, Blumenſtrauß, herabhängt. Die Mönche ſuchten dieſes heidniſche Feſt durch folgende Legende zu verſtecken: Ein Herr von Queſtenberg (!) ſolle es geſtiftet haben, weil die Dorfbewohner ſein im Walde verlornes Fräulein wieder gefunden hatten, welches als ein Kind mit einer Queſte (!) geſpielt habe. Allein dieſes Feſt beſtand früher als es einen Herrn von Queſtenberg gab. Wegen dieſes Blumenſchmucks am dürren Baume wurde der Frühling Queſte oder Schmücke genannt. Und dies mag vielen Bergen in Thüringen, Franken, Schleſien, an der Elbe, in den Gegenden, wo auch alte Gräber und Graburnen gefunden wurden, den Namen Schmücke gegeben haben, den ſie noch jetzt führen. Von dem alten Frühlingsfeſte finden ſich noch an vielen Orten Deutſchlands Ueberbleibſel, wo der Gebrauch herrſcht, zu Pfingſten eine geſchmückte Maie aufzupflanzen.

*) Zwiſchen *Wlach* und *Walh* (Wälſch) iſt kein anderer Unterſchied als zwiſchen dem ſlawiſchen brada und dem deutſchen: Bart, blas und Hals.

Bergſchotten oder Kaledonier, ſowie die Iren, welche ſich ſelbſt Galen nennen, und eine eigene, in zwei Mundarten zerfallende Sprache reden, die geringen etwa acht Millionen betragenden Ueberreſte des einſt ſo großen Keltenſtammes. Welchen Namen die Kelten eigentlich geführt haben, läßt ſich nicht wohl angeben. Die Griechen und Römer nannten *Κελται*, **Celtae**, d. h. Wandervolk (*κελθητης* von *κελης*, *κεληρ*: **celer**), Galli, Gaelen, alſo Waller; Walonen, Wälſche, Walliſer (im Angelſächſ. ein Fremder). Die Form **Gwal** findet ſich zwar auch, hier iſt aber **G** blos Proſtheſis.

Allgemein bekannt iſt, daß der große uralte Stamm der Kelten oder Gallier in der früheſten hiſtoriſch bekannten Zeit im weſtlichen Europa wohnte, und zu verſchiedenen Zeiten zahlreiche Haufen zur Unterwerfung der öſtlichen und weſtlichen Gegenden ausſandte. Die alten Schriftſteller, Augenzeugen dieſer Begebenheiten, ſprechen mit Erſtaunen von der Größe, Stärke und Tapferkeit dieſes Volkes. Julius Cäſar (**B. G. VI, 24**) verſichert, daß die Gallier in uralter Zeit die Germanen an Zahl und Tapferkeit übertrafen, und deshalb, da ihr Land nicht mehr hinlängliche Wohnplätze hergab, über den Rhein zogen, und ſich eines bedeutenden Theils von Deutſchland bemächtigten. Dasſelbe wiederholt Tacitus (**Germ. c. 28**). Ueber die Zeit und die Art ihrer gewaltigen Ausbreitung fehlt es an Nachrichten, doch finden ſich ſolche genug über den Einzug der Kelten in Italien, Deutſchland und Illyrien, woraus ſich mit einiger Sicherheit auf dieſelbe Begebenheit in andern Gegenden, wo die Geſchichte ſchweigt, ſchließen läßt. Die allgemeine Uebereinſtimmung der alten Schriftſteller und der natürliche

Zuſammenhang der damaligen Geſchichte geſtatten weiter keinen Zweifel dagegen, daß die Gallier erſt im Jahr 388 vor Chriſtus die Alpen überſchritten und Oberitalien beſetzt haben. Des Einbruchs der Gallier in Pannonien und die Donauländer und die Vertreibung der dortigen Urbewohner erwähnt Trogus Pompejus.

Gerade auf der Scheide der alten und neuern Geſchichte betraf die Kelten, einſt der Schrecken Europa's, das Unglück, aus der Reihe der ſelbſtſtändigen Nationen heraustreten zu müſſen. Durch die Unfälle vieler Jahrhunderte wurden die Ueberbleibſel dieſes einſt ſo mächtigen Stammes bis in den äußerſten Winkel des nordweſtlichen Europa, nach Irland und in die ſchottiſchen Berge, verdrängt. Dunkler, als die Geſchichte der Kelten, iſt ihre Herkunft. Dieß iſt um ſo auffallender, da ſich doch eine große Anzahl einzelner keltiſcher Wörter aus uralter Zeit erhielt*), und Zweige der altkeltiſchen Sprache in Irland und Schottland noch jetzt blühen. Nach Grant ſind die alten Gallier Ueberreſte eines beſondern Stammes, welcher in unbekannter Zeit von Oſten herkam, und nicht nur Brittanien, ſondern auch Frankreich und Italien mit den früheſten Bewohnern verſah. Von dort wurden ſie durch die gebildetern Pelasger, die nach ihnen einwanderten, vertrieben, ſo daß ſich Reſte derſelben allein noch in England und Irland rein erhielten, wohin die Pelasger ſie nicht verfolgt hätten. Zum Beweiſe dafür ſoll die Sprachvergleichung des Gäliſchen mit dem Griechiſchen dienen, als ob nicht beide ihre gemeinſame

---

*) Sammlungen keltiſcher Wörter enthalten Radlof (Keltenthum, Bonn 1822), und Dieffenbach (Celtica I. 1840.)

Wurzel im Sanſkrit hätten! Thierry unterſcheidet im alten Gallien drei verſchiedene Sprachen und ebenſo auch drei Nationen: 1) Iberier, deren Nachkommen die heutigen Basken ſind; 2) Galen, von denen Irland und das nördliche Schottland bevölkert wurden; 3) Kymren, deren Name ſich in Kleinbretagne, in Kornwall und Wallis erhalten hat. Dieſe drei Stämme ſind Zweige Eines Stammes; die Gallier ſollen blos ein Aſt des großen Stammes ſeyn. Demzufolge müßte man Galen und Iberier vom indoeuropäiſchen Stamme ſcheiden, was nicht wohl geſchehen darf. Conybeare (Illustr. of the Anglo-Saxon Poetry. Lond. 1825. p. 58) erklärt die Kelten mit Beſtimmtheit für einen Stamm der indoeuropäiſchen Völkerfamilie, und da auch Jakob Grimm (Gr. II. p. VI) ſich zu dieſer Meinung bekennt, ſo könnte man dieſe Streitfrage als entſchieden betrachten.

Daß ſchon in vorhiſtoriſcher Zeit Kelten das eigentliche Gallien beſetzt haben, iſt gewiß, da doch die Geſchichte kein früheres Volk in dieſen Gegenden zu nennen weiß. Wie weit die Gränzen dieſes Stammes in früheſter Zeit gereicht haben, läßt ſich ſchwer beſtimmen. Die phöniciſchen Griechen, die zuerſt aus den Meerengen des mittelländiſchen Meeres herauszugehen und die Tiefen des Oceans zu erforſchen wagten, glaubten, an den äußerſten Enden Europa's, weit nach Süden hin, angeblich ſelbſt am Ende der bewohnten Erde, Kelten zu finden (Herod. II, 33). Dieſe Seefahrer legten (536) auf Galliens ſüdlicher Küſte Maſſilia (Marſeille), die Mutter vieler benachbarten Colonien, an. Die unermeßliche Ausdehnung der von den Kelten wirklich beſeſſenen Länder verführte einige Forſcher, ſie beinahe in jedem Winkel Europa's auffinden zu wollen.

Obgleich die Kelten einen großen Theil des weſtlichen Europa einnahmen, ſo trieb die Sehnſucht nach kriegeriſchen Raubzügen, ſich im Oſten und Süden neue Beſitzungen zu erkämpfen. Sie überzogen Italien, Illyrien und Deutſchland. Die **Bojer**, der ſtärkſte und berühmteſte aller keltiſchen Stämme (Appian. Celtic. I.), wohnte ſchon in urälteſter Zeit in drei benachbarten Ländern. Ein Theil ſetzte ſich an den Quellen der Donau und vom Bodenſee gegen Oſten auf dem Donau-Ufer, gegen Norden bis zum Fichtelgebirge, im Süden bis zu den Gränzgebirgen Baierns und Tyrols, gegen Oſten über die Enns bis zum Kahlenberg, unfern Wien, feſt (Strab. 7, 292; 4, 206), alſo im ſüdlichen Theile Schwabens und im ganzen heutigen Baiern. Ein anderer hatte das heutige Böhmen (Bojerheim) inne, ein Name, der auch nach ihrer Verjagung durch die Deutſchen bei den Ausländern gäng und gäbe [illegible] Andere Bojer wohnten einige Zeit in Nordita[illegible] wurden aber (191 v. Chr.) von den Römern über die Alpen zurückgedrängt, und ſuchten daher in Kärnthen und Steiermark Zuflucht. Auch am Abhange der Karpathen, oſtwärts bis zum Blattenſee, ließen ſie ſich nieder. Unter der Herrſchaft der Deutſchen, die ſich im Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung ungemein ausbreiteten, verloren ſie ihre Nationalität und nahmen Sprache und Sitten ihrer Herren an. So verſchmolzen die Ueberreſte der Bojer an der Donau, noch zu Attila's Zeit unter dem Namen der Baſken erwähnt, nach und nach mit den deutſchen Einwohnern Baierns, deſſen Name noch von ihnen geblieben iſt, zu Einem Volke. Auch die jetzigen Walachen auf dem Hochlande Mährens dürften ſlawiſirte Nachkommen der Kelten oder eine Miſchung von Wlachen (Kelten) und Slawen ſeyn.

Die Tauriſker, von den Römern ſpäterhin Noriker genannt, bedeuteten, da ſie auf den Gebirgen Steiermarks, Kärnthens und des ſüdlichen Salzburgs wohnten, ihrem Namen zufolge: Hochländer (v. kelt. Worte taur, Berg). Die Skordiſker, eine bedeutende Abzweigung des keltiſchen Stammes, wohnten zwiſchen Drau, Save und Donau, ferner oſtwärts bis zur Mündung der Morawa, weſtwärts in einzelnen Haufen bis in die Nähe des adriatiſchen Meeres. Ihr Einzug in Pannonien und Illyrien ſcheint 350 v. Chr. Statt gefunden zu haben (Mannerts Germ. S. 494).

Bei dieſer vielfachen Berührung der Kelten mit den Slawen und Deutſchen, wie der Slawen und Deutſchen untereinander, leuchtet ein, daß dieſe an ſich verſchiedenen Völker im Laufe der Zeiten wechſelſeitig religiöſe und andere Bräuche von einander entlehnen konnten. In Baiern, Franken und Oeſtreich werden Hexen Druden (Druidinnen, weiſe Frauen,) genannt. In einigen von Wenden bewohnten Gegenden wurde z. B. außer dem Johannis- und Oſterfeuer auch am Abend vor Petri Stuhlfeier auf den Bergen Feuer angezündet. Dieß iſt, wie vielleicht der ganze Gebrauch, druidiſch, alſo keltiſch, denn außer in der erſten Mainacht und Mittſommernacht zündeten die Druiden in Gallien und Irland ihrem Lichtgott Belen auch in der erſten Novembernacht und in der erſten Februarnacht ein Feuer an, über welches Menſchen ſprangen, und durch welches man, zwiſchen zwei Feuern, die Heerden hindurchtrieb, um Krankheiten abzuwehren und mit der Aſche des Brandes die Felder fruchtbar zu machen (ſ.

Eckermann, Religionsgeſch. III. 2. S. 120). Ebenſo verbreitete ſich das ſlawiſche Frühlingsfeſt des Todaustreibens bis tief in Deutſchland hinein, wahrſcheinlich durch wendiſche Ackerbaucolonien vorhin verpflanzt. Dafür räumten die Slawen in ihren Tempeln den vornehmſten Göttern der Deutſchen, Odin (Swantewit), Thor (Tur), Freia (Vria), Hel (Hela), Siwa (Sif) ꝛc. einen Cultus ein. Endlich trifft man bei Deutſchen, Slawen und Kelten viele Dogmen und religiöſe Gebräuche an, welche ſie von den Indern und Perſern entlehnt haben müſten. Da die aſiatiſche Abkunft der Slawen und Kelten ſchon vorhin angedeutet wurde, ſo fragt ſich, ob denn auch die blonden Germanen, die Lindenſchmitt erſt neuerlich als ein europäiſches Urvolk zu erweiſen ſtrebte, aus Aſien ſtammen? Ich glaube nichts zu wagen, wenn ich unbedingt mit Ja! antworte. Klaproth theilt in ſeinen **Tableaux de l'Asie** über die Herkunft der indogermaniſchen Volksſtämme Folgendes mit:

> Mittelaſien, der lange Länderſtreif zwiſchen dem Don und ſtillen Meere, gränzt im Süden an den Kaukaſus, das kaſpiſche Meer, den Gihon, den Hindukuſch, das Himalayagebirge, China und den weißen Berg, welcher Corea vom Lande der Mandſchu ſcheidet, im Norden an die ſüdlichen Verzweigungen und die öſtliche Fortſetzung des Uralgebirgs durch die Kirgiſenſteppe bis zum Irtiſch, an den kleinen Altai, die Sajaniſchen Berge, die des Baikal in Daurien und endlich an die hohe Kette Chingan, welche bis ans Meer von Ochozk ſtreicht. In der Zeit von Herodot bis Chriſtus reichten die Völker türkiſchen Stammes weſtwärts nicht weiter als bis zu den obern Zuflüſſen des Oxus und Jaxartes. Die ſogenannte kleine Bucharei war nicht durchaus von Türken beſetzt; ſie beſtand vielmehr aus einzelnen Fürſtenthümern, welche bald unabhängig, bald dieſem Volke — deſſen eigentliches Vaterland weiter öſtlich, zwiſchen China, dem Altai und Baikalſee lag — un-

terwürfig waren. Die Bevölkerung aller Länder nördlich vom Kaukaſus, dem kaſpiſchen Meere, dem Oxus und dem Paromiſus, beſtand faſt ganz aus indogermaniſchen Stämmen, deren Sprachwurzeln ſich meiſt im Sanſkrit, in den perſiſchen, germaniſchen, ſlawiſchen und andern (keltiſchen?) Mundarten wiederfinden. Schon frühe waren dieſe Völker über den Don bis ans nördliche Ufer der Donau gekommen, und bildeten mehrere, nicht mehr unterſcheidbare Nationen. Stämme von gleicher Race waren vor Alters unter den türkiſchen und tibetaniſchen Horden verbreitet, zu derſelben gehörten Parther, Geten und Maſſageten, Baktrianer, Sogdianer Choraſmier, Alanen, Aorſen, Roxolaner, Jazyger u. A.

Einige ſchwache geſchichtliche Spuren, Sprachenvergleichung, alte, in den indiſchen Sagen verborgene Ueberlieferungen, und ſogar einige phyſiologiſche Punkte leiten zur Anſicht, Mittelaſien ſey in ſehr alter Zeit von den Vorfahren aller indogermaniſchen Völker bewohnt geweſen. Eine Begebenheit, deren Urſache unbekannt iſt, zerſtreute die Race nach Süden und Weſten, und ſogar nach Oſten und Norden. Die Sanſkrit redende Nation verbreitete ſich von dem Himalaya nach den Ebenen Hindoſtans und vertrieb die dortigen malayiſchen Stämme oder vermiſchte ſich mit ihnen, ſäuberte die Halbinſel dieſſeits des Ganges und eroberte Ceylon. Dieſe Vermuthung beruht auf Ueberlieferungen, die in den Purana's aufbewahrt ſind und uns den Stamm vom Himalaya darſtellt, wie er die wie kupferfarbene Menſchen beſchriebenen böſen Geiſter bekämpft und ſüdwärts treibt.

Ein anderer Theil der alten Bewohner Mittelaſiens zog wahrſcheinlich um dieſelbe Zeit gegen Weſten, den Gibun entlang, und verbreitete ſich von da nach Südweſt in Perſien und nordweſtwärts nach den Strömen Wolga und Don, und von da nach Europa. Seine Wanderungen ſcheinen ſich vervielfacht zu haben, und zwar in ziemlich langen Zwiſchenräumen; wenigſtens läßt ſich ſo die Verſchiedenheit zwiſchen den einzelnen Völkern und den Sprachen indogermaniſchen Stammes erklären.

Die Wanderung nach Oſten zeigt ſich im Daſeyn eines blonden Volkes mit blauen Augen, welches noch im 3ten vorchriſtlichen Jahrhundert an der chineſiſchen Grenze wohnte, und läßt ſich noch aus den vielen indogermaniſchen Wurzeln in den türkiſchen, mongoliſchen, noch mehr in den tunguſiſchen Mundarten, beſonders dem Mandſchu, ſchließen. Letztgenannte Sprache zeigt ſogar in den grammatikaliſchen Formen große Aehnlichkeit mit der deutſchen. Auch unter den Mandſchu's, an den Ufern des Sunggari und des Uſſari, gibt es blondhaarige, blauäugige Stämme. Die nördliche Wanderung kann man aus dem Daſeyn von Völkern mit derſelben Eigenthümlichkeit ſchließen, die bis vor nicht ſehr langer Zeit am Irtiſch, Ob, obern Jeniſei und gegen den Baikalſee zu wohnten. Dieſe Stämme vermiſchten ſich ſpäter mit einem Türkenvolke. Bei den aus dieſer Miſchung entſtandenen Kirgiſen ſind blaue oder grüne Augen und rothe Haare nicht ſelten.

Halling (Geſch. d. Skythen I.), derſelben Anſicht zugethan, erinnert (S. 33) an die blondhaarigen und blauäugigen Gallier und Kelten (Cluveri Germ. antiq. 1631 I, 14. p. 92 ff.), an die blauäugigen Albaneſen, deren Plinius (VII, 2) als Nachbarvolk der am Uferland des kaſpiſchen Meeres wohnenden Iberier gedenkt. Rother, d. i. blonder, Arier (*ἐρυθραίων τ᾽ Ἀριηνῶν*) erwähnt Dionyſius (Görres Heldenb. v. Iran, Einl. S. XLV), als am Fuße des Kaukaſus wohnhaft, alſo auf der Fortſetzung dieſer Völkerkette. Da den Perſern, wie den Aegyptern, die hellen Farben als Farben des Lichtes heilig waren (Wien. Jahrb. IX, S. 17), und dennoch der blond geborne Vater des Helden Ruſtam, wie eine Ahrimansgeburt ausgeſetzt ward (Görres Schah-Nameh I, S. 71), ſo kann der Grund jenes Haſſes gegen blondes (rothes?) Haar nur auf dem gegen blonde Völker beruhen, etwa wie in Aegypten blonde (rothhaarige) Menſchen und rothe Kühe deswegen geſchlachtet wurden, weil Typhon, der Mörder des Lichtweſens Oſiris, blond (feuerroth, πυρροχροος) gedacht ward (Diod. I, 88. Plut. de Is. Jablonsky Panth. Aeg. III, p. 44 *). Gerade mit jenen am kaſpiſchen Meere wohnenden blonden Völkern, die ſchon zu dem alten Lande der Turanier gehörten, lagen, dem Zeugniß der Zendſchriften und des Schah-Nameh zufolge, die Perſer ſeit Menſchengedenken in blutigen Kämpfen.“

Halling führt ſeinen Vergleich der verwandten Völkergruppen in Nordaſien und dem älteſten Europa bis auf die geringſten Einzelnheiten fort — die blonden Urbewohner der Küſte des kaſpiſchen Meeres ſind nach ihm erſt von den ſpäter daſelbſt gegründeten Mogolen- und Tartaren-Herrſchaften, zum Theil durch Vermiſchung entſchlechtet, zum Theil in andere Gegenden verdrängt worden — und gelangt endlich zu folgenden Schlüſſen:

1) Da ſich nicht annehmen läßt, Aſien ſey erſt von Europa aus bevölkert worden, ſo muß die Bevölkerung des geſammten Europa zu gleicher Zeit vor ſich gegangen ſeyn, weil ſonſt die Völkerſtellung des alten Europa eine andere, von der des aſiatiſchen Europa verſchiedene Geſtalt zeigen müßte.

2) Da ferner Sprachforſchungen lehren, daß ſämmtliche europäiſche Sprachen und Völker ſammt Perſern, Indern und andern Orientalen einer gemeinſchaftlichen Urſprache und Einem Urvolk angehört haben müſſen, ſo muß die Trennung der Europäer von jenen Aſiaten ſchon in Aſien vor ſich gegangen ſeyn; ferner müßte die Geſchichte dieſer

---

*) Halling geht hier offenbar zu weit. Die rothe Farbe iſt das Symbol der Blutſchuld, auſſerdem Feuer als Verdunkelung des Lichts gedacht, daher die rothe Farbe gehaßt.

aſiatiſchen Europäer, wenn anders möglich, der lange vergebens geſuchte Schlüſſel der Urgeſchichte Aſiens und Europa's zugleich ſeyn.

3) Da das geſammte aſiatiſche Europa, ohne Rückſicht auf ſeine einzelnen Stämme, von den griechiſchen Quellen unter dem gemeinſamen Namen Skythien, von den aſiatiſchen unter dem Namen Turan begriffen wird, ſo iſt klar, daß die Geſchichte der aſiatiſchen Skythen oder Turanier ſchon vornweg als der Schlüſſel zur Urgeſchichte Aſiens und Europa's anzuſehen iſt, denn alle Quellen für die Geſchichte jener aſiatiſchen Europäer ſind unter denen der eigentlichen Skythen verſteckt.

4) Zeigt ſich, daß die Völkerſtröme von hier aus einen völlig naturgemäßen Weg gewogt ſeyn müſſen. Von dem ſüdweſtlichen Ufer des kaſpiſchen Meeres zog im Süden des Kaukaſus über Kleinaſien, Thrakien, Illyrien, Oberitalien, Gallien, nach Spanien die eine Bahn ſich hin; vom Oſtufer des kaſpiſchen Meeres eine andere, am Nordrande des kaſpiſchen See's, des Kaukaſus, des Pontus und der Alpen bis zum Rhein, und auf dieſer letztern würden wir dann am wahrſcheinlichſten die Skythen verfolgen müſſen; worauf auch ſchon Görres (in ſeiner „Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt") aufmerkſam gemacht hat.

Daß die Germanen aus Aſien ſtammen, läßt ſich auch dann noch erweiſen, wenn die urſprüngliche Identität der Deutſchen und Gothen zugeſtanden iſt. Der Cultus führt, wie immer, auch hier auf die Spur zur Wiege der Völker. Bekanntlich iſt Gode, Gaut (Gott) der deutſche Name für den ſcandinaviſchen Othin oder Wuodan, der noch im Odenwald und Bodenſee (**Wuotans** See) auf die weite Verbreitung ſeines Dienſtes ſchließen läßt. Bekannt iſt die Sage von Odins und der Aſen Auszug aus der Gegend des ſchwarzen Meeres (Aſow) nach dem europäiſchen Norden, mit andern Worten: ſeiner Abſtammung aus Oſten. Die Edda (**Daemis.** 20) erwähnt

„alter Sagen von Odins Reiſen", d. h. der Wanderungen des ihn verehrenden Volksſtammes. Saxo verwechſelt Asgard (der Aſen Burg) mit Byzanz, was wohl ſo viel ſagen will, als: in Byzanz herrſchte einſt Aſendienſt, dort hatten ſie einen Tempel (Burg), was ſonſt kann unter „Dii, quibus praecipua apud Byzantium sedes" Saxo (III., p. 45) gemeint haben? Suhm (üb. Oden, p. 94) räth auf ein neueres Asgard an der Düna in Liefland. Saxo ſpricht von Schiffen aus dem Helleſpont, die in die Oſtſee kamen, er verſteht alſo unter Griechenland: Rußland (mare *Ruthenum*, quod brevi in Graeciam transmittit, Helmold I., c. 1). Daß ihm die Lage von Byzanz und dem Helleſpont bekannt war, ſieht man aus ſeinen Ausdrücken IX, p. 175. Paul Warnefrid bezeugt, indem er von Odins Verehrung unter den Longobarden*) und Vandalen ſpricht, daß er von allen deutſchen Völkern angebetet wurde, zugleich ſetzt er hinzu: dieſer Wodan, den wir Odin nennen, iſt vormals in Griechenland geweſen. Es kann aber noch eine beſondere Erklärung von Saxo's byzantiniſcher Asgard angeführt werden. Vom Orient heimgekehrte Normänner hatten gemeint, in den auf der Rennbahn in Conſtantinopel aufgeſtellten metallnen Bildſäulen die Aſen zu erkennen, und erzählten davon im Norden. Dieß war zur Zeit, wo Saxo ſeine Geſchichte ſchrieb. Odin, als Roßgott (Sleipnir), war ſein Enkel Hengiſt, der nicht Anführer der Angelſachſen, ſondern ihr dem Heere vorangetragenes Idol war. Der ſächſiſche Eigenname Ode,

---

*) Sie hießen nach dem „langbärtigen" (longbarde) Odin, welcher als wilder Jäger auch „Berndietrich" in Verona iſt.

Otho, Otto, ſchreibt ſich von dem Odinscult her; Thors Verehrung bei den Germanen hat ſich in den Namen Thormund, Thorwald erhalten; Freirs (Frode's) Namen in Friedrich; Sige (Siegfried) und Bruno waren zwei Prädicate Odins; Balders Cult in den Namen Theobald, Balduin, Walther ꝛc.; Lodhr, ein anderer Name Odins (Geijer, Urg. Schw. S. 208) iſt in Lothar und Chlothar zurückgeblieben. Hilde, der Name von Odins Begleiterin in die Schlacht, der Walkyre, iſt in vielen deutſchen Frauen-Namen enthalten; Hildegarde erinnert in der zweiten Hälfte des Namens an Freirs Geliebte, Gardr.

Daß die Religion der Gothen auch die der Deutſchen war, ſteht nun feſt. Gothiod bedeutet: der Götter Volk, dieß iſt die einzige nationelle Benennung in den Geſängen der ältern Edda. Gautr iſt einer von Odins Namen. Die jüng. Edda meint unter Gautr das Volk der Gothen. Sie ſagt auch, daß der Name Götaland im Norden älter ſey, als die Namen Danaland und Swealand. Zu Auguſtus Zeiten werden ſie am Aſow'ſchen Meere erwähnt. Dionyſius (Perieges. v. 302—5) nennt unter den Völkern zwiſchen dem Iſter und dem mäotiſchen See auch Germanen (Γερμανοι), verſteht aber Gothen darunter, weil er die Baſtarnen beſonders anführt, welche ſonſt auch ein germaniſcher Stamm waren und einſt in dieſen Gegenden wohnten. Jener Geograph lebte unter Auguſtus (Plin. H. N. VI. 27). An das Aſow'ſche Meer ſetzen byzantiniſche Schriftſteller die Heimath der Gothen*). Die öſtlichen Gothen hießen hernach Oſtgothen, wie die weſtlichen Weſtgothen. Der Einbruch der Hunnen in Europa brach ihre Macht, und die Gothen ſtürzten nun aufs römiſche Reich. „Aber," fragt Geijer, „war nicht die Wanderung der Gothen nach Oſten und Süden blos eine Rückkehr in die alte Heimath? Waren ſie nicht aus dieſer nach dem Norden gezogen, in Zeiten, die ſich dem Blicke der Geſchichte entziehen? Schon die große Zahl und Macht der Gothen, als ſie das römiſche Reich überfielen, ſcheint durch Wanderungen aus dem Norden allein nicht erklärbar. Wenn auch die gothiſchen Völker, die ſchon im 1. und 2. Jahrhundert am Tanais und Pontus erwähnt werden, nicht alt dort geweſen ſind, ſo finden ſich doch mit den Gothen verwandte Völkerſtämme, die nie dem baltiſchen, wohl aber dem pontiſchen Norden angehörten, von Alters her in denſelben Gegenden. Ein ſolcher Stamm waren die Baſtarner, welche Strabo (**VII.**) „faſt Germanen" nennt, und Plinius (**IV, 14**) zur fünften Abtheilung der germaniſchen Völker rechnet; ſolche waren auch die Alanen, welche Procopius — der Alanen und Gothen durch eigenen Umgang kannte — ein gothiſches Volk nennt *); endlich auch die Geten **). Da nun der

---

*) Procop. B. G. IV. p. 419. Antiquas Gothorum sedes in regionibus Maeoticae paludi vicinis et inde magis ad septentrionis sitas quaerendas esse, ex plurimis scriptorum

---

Byzantinorum locis colligitur. Stritter Memor. Populorum olim ad Danubium, Pontum Euxinum etc. Scriptor. Hist. Byzant. I. p. 1.

*) Vandali ad Maeotidem veteres habuerunt sedes. Inde fame pressi ad Germanos, qui nunc Franci dicuntur, Rhenique partes se tulere, adscitis Alanis, Gothica et ipsa natione. Alanen findet man unter den Gothen, die den Untergang des weſtrömiſchen Reiches herbeiführten, ferner unter den Weſtgothen in Gallien (Jord. de reb Get. c. 43), ſie folgten den Vandalen nach Spanien (c. 31.). Jordanes, ein geborner Alane (c. 50.), rühmt ſich dennoch gothiſcher Herkunft (c. 60.)

**) Geten ſind Gothen (Spartian. vit. Caracall. c. 10). Procopius

Letztern Stammland Thracien iſt, wohin ſo viele Spuren, als zu einer Hauptquelle der griechiſchen Sprache*), führen, die wieder mit der gothiſch-germaniſchen verwandt iſt; da hingegen die Alanen ein aſiatiſches Volk von mediſch-perſiſchem Stamme, deſſen Verwandtſchaft mit dem gothiſchen anerkannt iſt **), ſo trägt Alles das dazu bei, die orientaliſche und griechiſche Ader zu erklären, welche durch die älteſten Erinnerungen der nordiſchen Völker durchgeht." (Geijer a. a. O. p. 310 ff.)

Tacitus erwähnt im erſten Jahrhundert nach Chr. den Staat der Suionen (Schweden). Da war alſo die odiniſche Einwanderung in Scandinavien ſchon geſchehen. Sie mußte wenigſtens ein Jahrhundert älter ſeyn, denn es iſt von einer verfloſſenen Zeit die Rede. Tacitus erwähnt auch ein Asciburg, dieß iſt ein klei-

---

ſagt: Geticum genus Gothos esse ajunt (B. G. I, 207). Oroſius (Hist. I, c. 16): Getae illi qui et nunc Gothi.

*) Ueber Verwandtſchaft der gothiſchen Sprache mit der griechiſchen ſ. Raſk Unterſ. über den Urſprung der isländiſchen Sprache. Kopenhagen 1818. S. 159 ff.

**) Die Alanen, deren alte Heimath an den Kaukaſus und das kaſpiſche Meer geſetzt wird, ſind ſchon im 1. Jahrhundert n. Chr. in Europa. (Dion. Perieg. v. 305.) Später findet man ſie auf beiden Seiten des Tanaïs. (Amm. Marc XXX, 5. 6.) Mit den Gothen und Vandalen zogen ſie ſpäter nach Süd- und Weſt-Europa, doch blieb ein Theil am Kaukaſus, wo ſie noch im 6. Jahrhundert als ein freies, mit den Perſern verbundenes Volk angetroffen werden. (Procop. B. G. IV.). Im 10. Jahrhundert dagegen wohnen ſie auf der nördlichen Seite dieſer Bergkette (Stritter l. c. IV, 396). Dort erwähnen ihrer die arabiſchen Geographen in demſelben Jahrhundert als Alanen oder Aſen. (Hist. des Mongoles depuis Tschinguiz khan Par. 1824. I. 693. 696.) Alains ou Asses heißen ſie auch in der Reiſebeſchreibung des Franziscaners Jean du Plan Carpin, der i. J. 1246 vom Innocenz IV. zum Khan der Mongolen geſandt wurde. (Voyages en Asie, Collect. de Bergeron. à la Haye 1735 I. p. 58.) Die Identität dieſer Alanen mit den jetzigen Oſſeten auf dem Kaukaſus hat Klaproth bewieſen. (Asia polygl. p. 83.)

nes Dorf Asburg auf dem linken Rheinufer. Auch Ptolemäus (im 2. Jahrh.) findet eine Asburg (*Ασκιβουργιον ὄρος* II., 2) am Niederrhein. Es lag im alten Lande der Franken, nicht weit von den Gränzen der Sachſen *), Völker, welche zur Zeit des Tacitus noch nicht unter dieſem, obwohl zum Theil unter anderem Namen bekannt waren, und die in den älteſten Nachrichten als mit einander vermiſcht angeführt werden. Zu den Sachſen und Franken laſſen aber auch die nordiſchen Berichte Odin und ſeine Aſen vom ſchwarzen Meere her durch Gardarike kommen, ehe ſie ſich nach Scandinavien begaben. Und es kann noch bewieſen werden, daß die alten Sagen dieſer beiden Völker nahe verwandt mit den ſcandinaviſchen waren. Das Königsgeſchlecht der Franken leitete man im Norden von Odin her **), und die Schickſale der von ihm herſtammenden Volſungen ſind einer der am meiſten beſungenen Gegenſtände der alten nordiſchen Heldenſage. Die Abkunft der Könige iſt aber faſt überall in der Sage der Vorzeit zugleich die des Volkes, und die Franken betrachtete man, nach einheimiſchen Zeugniſſen, als Abkömmlinge der Dänen und der nordiſchen Völker *). Bei den Sachſen findet ſich die-

---

*) Die Sicambrer, von Tacitus (Ann.), Cäſar, Strabo und Ptolemäus erwähnt, beſaßen auch das jetzige Cleve, und wurden zum Theil von den Römern unterjocht, da ein Haufe derſelben nach Gallien überging. Die Zurückgebliebenen kommen dann im großen Bunde der Franken vor. (Mannert Geogr. der Gr. und Römer III. p. 210 ff.). Daß die Volksnamen Franke und Sicambrer noch lange nachher daſſelbe bedeuteten, ſieht man daraus, daß Gregor von Tours (Hist. II. 31.), der im 6. Jahrhundert lebte, wo er von der Taufe des fränkiſchen Königs Chlodwig durch den h. Remigius redet, dem Taufenden Folgendes in den Mund legt: „Mitis depone colla Sicamber, adora quod incendisti, incende quod adorasti.“ Strabo (VII) findet die Wohnſitze der Sicambrer zwiſchen Rhein und Elbe. Den Namen Franken hört man bei den Römern zuerſt im 3. Jahrhundert, die Sachſen treten unter dieſem Namen erſt im 4. Jahrhundert auf, obgleich Angeln und Frieſen — ſächſiſche Stämme — ſchon von Tacitus erwähnt werden, und Ptolemäus ſetzt die „Saxones“ nördlich von der Elbe. Franken und Sachſen heißen Nachbarn, und verheeren Gallien in Gemeinſchaft. (Amm. Marc. 27. 18.)

**) Nach der Vorrede zur Edda hieß einer von Odins Söhnen (d. h. ſein Prädicat) Sigge (denn Odin führt zum Sieg). Deſſen Geſchlecht regierte in dem jetzigen Franken. Von daher kam das Volſungageſchlecht.

---

*) „Dani et Sveones quos Nordmannos vocamus" ſagt Eginhard (Vit. Car. M. c. 12.) Und Nigel (de baptismo Haraldi regis unter König Ludwig dem Frommen): — — Dani

Nort quoque francisco dicuntur nomine Manni,
Unde genus Francis adfore fama refert.

Der Name Sicambrer kann von ihrer alten Heimath zwiſchen den Flüſſen Sieg (Siga) und Emmer (Ambra) hergeleitet werden. Aber Sigge, Sigar hieß auch der Sohn Odins. Sigling (d. h. Abkömmling von Sige) iſt in der alten nordiſchen Dichterſprache ein allgemeiner Königsname; auch die ſchwediſchen Könige hießen ſo (Yngls. c. 14.) Des alten Hunibalds fränkiſche Chronik (aus Chlodwigs Zeit), von der ſich bloß des Abtes Tritheim Auszug erhalten hat (Compendium etc. de origine Regum et gentis Francorum. Mogunt. 1515.) mag in ſeinem Königsverzeichniß noch ſo fabelhaft ſeyn, ſo theilt er doch auch Nachrichten von hiſtoriſchem Gepräge mit; und obgleich bei den frühe chriſtlich gewordenen Franken Odins Name nicht vorkommt, ſo iſt doch in folgender Stelle das Heidenthum der Franken gemeint: „Colebant Martem ut Deum belli ferocem, de cujus nomine victoriam omni tempore postulabant." (Alſo Odin, welcher als Schlachtengott Sige angerufen ward.) „Singulis quoque Diis non solum aras singulas et templa, sed urbes quoque singulas dedicarunt et vicos." Damit iſt Yngls. c. 5. über die den Göttern geweihten verſchiedenen Höfe in Suithiod zu vergleichen. Auch Prieſter werden bei den Franken erwähnt, die zugleich Könige waren und göttlich verehrt wurden. Daß ein Göttergeſchlecht bei den Franken angenommen wurde, ſieht man bei Gregor von Tours (II, 29.), der, wenn er von den Göttern der Franken (obgleich unter römiſchen Namen) ſpricht, äußert, daß ſie Menſchen und Zauberer waren. Als den Chlodwig ſeine Gemahlin aufforderte, den Gott der Chriſten zu bekennen, antwortete er: „es kann nicht bewieſen werden, daß euer Gott vom Geſchlecht der Götter (Deorum genere) ſey."

ſelbe Sage (**Witichindus de reb. gest. Saxon. I.**) Die Ynglingaſaga und die Edda erzählen, daß auch ihre Könige von Odin ſtammen, und die ſächſiſchen Nachrichten vom Heidenthum, die ächter erhalten ſind, als die der früher zum Chriſtenthum bekehrten Sachſen, bezeugen die Uebereinſtimmung noch deutlicher. Denn auf Odin führen die angelſächſiſchen Könige ihre Ahnen zurück*), und dieſer ſächſiſche Odin iſt gewiß auch der nordiſche. Beider Vorfahren ſind mit wenigen Abweichungen dieſelben im angelſächſiſchen und im isländiſchen Langfedgatal**), Beide leiten die ſächſiſchen Könige von denſelben Söhnen Odins her***), von Beiden wird geſagt, daß ſie göttlich verehrt wurden †), und auch der Name Aſa findet ſich bei dem angelſächſiſchen Königsgeſchlechte, den Aeſingen, wieder ††). Engliſche Chroniken, die zu einer Zeit geſchrieben wurden, als in Scandinavien noch das Heidenthum herrſchte, bezeugen, daß der Woden, von dem ſie reden, kein anderer iſt, als derſelbe, den Dänen, Norwegen und Schweden als Gott anriefen; und daß der ſächſiſche Odin der nordiſche war, wird im Norden noch ausdrücklich vom isländiſchen Landfedgatal bemerkt. Bei Sachſen und Franken findet ſich ſogar die Sage von einer „Einwanderung". In den Berichten der Erſtern geſchieht hiebei der gemeinſchaftlichen Abſtammung mit den Völkern des Nordens Erwähnung, und es kömmt wieder der, während des Mittelalters ſo unbeſtimmte, viele öſtliche Länder bezeichnende, Name Griechenland *) vor, obgleich mit fabelhaften Umſtänden, die doch ihren Urſprung in der Bemühung der Chroniſten zu haben ſcheinen, die Sage an die alte Geſchichte anzuſchließen und ſie ſo zu erklären **). In den Chroniken der Franken trifft man das fabelhafte Troja als Ausgangspunkt ***); daß aber hierunter ein Asgard verborgen iſt, erhellt auch daraus, daß in der Nähe des Asburg am Rhein (bei Ptolemäus und Tacitus) im Mittelalter von einem *Troja Francorum* die Rede iſt *). Uebrigens hat die fränkiſche Wanderung ungefähr dieſelbe Richtung, wie die odiniſche, nämlich vom Tanais zu den Donauländern, und darauf ins nördliche Deutſchland **).

---

*) A Wodano originem ducebat omne nostrum genus Regale. (Chron. Sax. Ed. Gibson. Oxon. 1692. p. 13.)

**) Vgl. das isländiſche Langfedgatal und Geneol. regum Anglosaxonum ab Odino ejusque Majoribus deducta bei Langebek.

***) Von Baeldeg heißt es in der Vorrede zur Edda: Er wird auch Balder (Odins Sohn) genannt von Ethelwerd (Chr. III. c. 3. apud Savile, Rer. Anglic. Script.) Weggdeg oder Vecta iſt ein anderer Sohn Odins, der Stammvater der Könige in Oſtſachſen, der im ſächſiſchen Langfedgatal und in der Vorrede zur Edda vorkommt; doch nennen die Erſtern noch viele Söhne Odins, die ſächſiſche Königsgeſchlechter geſtiftet haben ſollen.

†) **Woddan** Rex Barbarorum — quem post infanda dignitate ut Deum honorantes sacrificium obtulerunt Pagani victoriae causa sive virtutis. (Ethelwerd l. c. L. I. vom ſächſiſchen Odin.) **Wothen**, qui et rex multorum gentium, quem Pagani nunc ut Deum colunt aliqui — (Ibid. II, c. 2.) nämlich Dänen und Schweden.

††) Reges Cantuarii **Esingas** sunt nomen sortiti. (Ethelw. II. c. 2.) Ethelwerd leitet dieſen Namen von Eſe, dem Vater Hengiſts her; da aber der Vater Hengiſts in den andern Genealogien, und ſelbſt bei Ethelwerd kurz vor dieſer Stelle, nicht ſo heißt, ſondern Wyrthels oder Wihtgels, ſo war dieſer Name nur ſein Prädicat, der ſeine Abſtammung von den Aſen anzeigte (nach dem alten Plur. Aesir.)

---

*) Et primum quidem de origine statuque gentis pauca expediam, solam pene famam sequens in hac parte, nimia vetustate omnem fere certitudinem obscurante. Nam super hac re varia opinio est, aliis arbitrantibus de Danis et Nortmannis originem duxisse Saxones, aliis autem aestimantibus, ut ipse adolescentulus audivi quendam praedicantem de Graecia. (Witichind. de reb. gest. Saxon. L. I.)

**) Witichind. l. c. vgl. oben. Der Verfaſſer des Chron. Holsaticum (ed. Leibnitz, in Access. hist.) läßt die „Saxones reliquias Macedonii exercitus" zur See an die Küſten der Oſtſee kommen.

***) Dieſes fabelhafte Troja findet man im oberwähnten Tritheim'ſchen Auszug aus Hunibalds Chronik; auch in den Gestis Francorum Epitom., die Gregorii Turonenſis Namen führen; bei Aimon (9. Jahrhundert) de gest. Francor. (s. Corpus Francicae Hist. vet. Hannover. 1613.) Hunibald läßt auch die Sachſen von den Trojanern abſtammen („qui et ipsi a Trojanis procreati memorantur.") Er ſagt, daß ſie „Brüder der Franken" wären, daß ſie früh nach Deutſchland gekommen, und den von Scythien her landenden Franken Land neben ſich überlaſſen hatten.

Dieſe von ſo verſchiedenen Seiten zuſammenſtimmenden Sagen müſſen doch eine hiſtoriſche Veranlaſſung gehabt haben, und dieſe ſcheint mit einer großen Veränderung in der innern Lage und den innern Verhältniſſen der gothiſch-germaniſchen Nationen zuſammen zu hängen. Schon 115 vor Chr. bedrohen Cimbern und Teutonen von Norden her das römiſche Reich. Im 1. Jahrhundert nach Chr. hat die kriegeriſche Wanderung der Gothen von den Oſtſeeküſten nach dem Süden und Oſten bereits angefangen. Dagegen hört man im nördlichen und nordweſtlichen Deutſchland bald von mächtigen Volksſtämmen unter den Namen der Franken und Sachſen reden. Sind ſie auch zum Theil unter andern Namen älter in dieſen Gegenden, ſo beweiſen doch theils ihre neuen Namen, die nun große Völkerbünde bezeichnen, theils ihre neue Macht, daß Veränderungen mit ihnen vorgegangen ſind, die ihre Stärke vermehrten. Wahrſcheinlich wurden ſie durch eine Einwanderung ſüdlicherer Stammverwandten verſtärkt, die hinauf ins nordweſtliche Deutſchland drängten, an die Stelle des ſchon nach dem Süden ausgewanderten Gothenvolkes, oder auch dieſes vertreibend? Dieß kann aus den Nachrichten der Römer über den Zuſtand im nördlichen Deutſchland in den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus geſchloſſen werden*). Nun beziehen ſich aber die alten Sagen der Franken, Sachſen und Scandinavier einſtimmig auf eine ſolche Veränderung, und ſprechen von einer Einwanderung, welche die Erinnerung an die aſiatiſche Abſtammung wieder belebte. Alle dieſe Sagen zeugen jede für ſich von Gemeinſchaft mit den übrigen, ſo daß dieſer wechſelſeitige Zuſammenhang, von welcher Seite man auch ausgeht, dargelegt werden kann. Zweifelsohne hat dieſer Zuſammenhang auch in der Wirklichkeit Statt gefunden, und wie die große Bewegung der gothiſchen Völker von Norden nach Süden und Oſten, dem größten Theile dieſer Nationen gemeinſchaftlich war, wenn ſie auch nicht auf einmal, ſondern nach und nach erfolgte, ſo iſt auch die entſprechende Bewegung von Süden und Oſten nach Norden, von welcher Scandinavier, Sachſen und Franken zu erzählen wiſſen, ihnen gemeinſchaftlich geweſen, obgleich einige von dieſen Völkern ihre Wanderung früher, andere ſpäter vollzogen (Geijer a. a. O. S. 376).

---

*) Nec procul a Rheno civitatem ad instar Trojae nominis aedificare conati sunt, coeptum quidem, sed imperfectum opus remansit. (Fredegar. Excerpta Chron. Gregorii Turonensis c. 2.) Die Stadt Xanten auf dem linken Rheinufer, ganz nahe am alten Asburg, heißt in der Legende des h. Victor, die Görres („über Hunibals Chronik" Deutſch. Muſ. 1813. S. 344) anführt: Troja Francorum.

**) Vgl. Gesta Franc. Epitom. c. 1. 2. Aimon. de gest. Franc. l. c. 1. 2. Dieſe Schriftſteller laſſen ſie zuerſt von Troja an den Tanais und das aſowſche Meer kommen.

---

*) So erzählt Tacitus (Germ. c. 33.), daß die Bructerer (in Weſtphalen) von eingewanderten Chamavern (die Peutingerſche Tafel nennt ſie Franken!) und Angrivariern überwältigt und ausgerottet worden ſeyen. Und wenn (c. 40) Tacitus die Longobarden von kriegeriſchen Völkern, die um ſie herum wohnten, gedrängt werden läßt, ſo können nur Franken gemeint ſeyn.

Wenn nun auch die aſiatiſche Abkunft der Völker deutſchen Stammes aus dem Vorhergehenden ziemlich erwieſen iſt, ſo wäre es doch gewagt, ihren Namen Germanen, wie Halling und Hammer, aus dem Orient ableiten, und bei Armin, Irmin an Armenien (!) oder gar an Ahriman (!!), oder an Karamanier, weil ſo ein perſiſcher Volksſtamm hieß, zu denken. Ihr eigentlicher Name war Teutonen, Deutſche *), deren mythiſcher Stammvater Teut, Deut (Tuiſto) das Volk ſelbſt bedeutete, daher Dietmar und Volkmar gleichbedeutende Namen ſind. Diezmann iſt ein Mann des Volkes, Dietrich, Deutrich gleichbedeutend mit Diether: Volkert; das Zeitwort deuten ſ. v. a. veröffentlichen, ein Myſterium oder Geheimbild dem Volke offenbaren. Wie Deut, Teut: das Volk, ſo iſt ſein Sohn Mannus ein Mann überhaupt, alſo Vater und Sohn — Ideen, die ſich erſt im Volksglauben zu Perſonen verkörpert haben.

Gothen war der die Glaubensform bezeichnende Name der Deutſchen, denn Gote, Gode (Wuotan) war der Nationalgott, den ſie aus Scandinavien, ihrer zweiten Heimath, nach Deutſchland mitgebracht.

Endlich hatten ſie auch einen von den andern Völkern, mit denen ſie Krieg führten, ihnen beigelegten Namen: Germannen = Wehrmannen (vgl. franz. guerrier, engl. warrior: Wehrmann). Eine andere Ableitung dieſes Namens, die aber auch den kriegeriſchen Charakter des Volkes bezeichnen ſoll, iſt folgende:

Wie die Kelten, Franken und Sachſen nach ihrer Streitwaffe benannt wurden, ebenſo die Deutſchen überhaupt. Schon Tacitus bemerkt, der Wurfſpieß ſey ihre vorzüglichſte Waffe. Nun erklärt Wachter den in altdeutſchen Dichtungen vorkommenden Ausdruck **ger** durch **telum missile**. In dieſer Bedeutung kommt das Wort ſehr häufig in den Minneſängern vor. Im dritten Abenteuer des Nibelungenlieds heißt es:

---

*) Nicht: Teutſche, denn dazu mahnt der Gebrauch des weichen th im Altdeutſchen, als Anfangsbuchſtabe jenes Worts.

> Es fuerten ſcharfe Geren die riter uzerkorn;
> Sifried der furete ir einen wol zweier ſpannen breit.

Der Griff der keilförmigen Schneide hieß Gerſtange. Diejenige Waffe hingegen, welche die Ritter beim Turniren brauchten, die nicht geworfen, ſondern mit welcher geſtochen wurde, hieß Speer, und der Griff: Schaft. Das Wort Ger hat ſich in der Sprache mit der Sache verloren. Doch lebt es in den keilförmigen Abſchnitten der Frauenkleider und Aecker fort, welche noch jetzt Geren genannt werden. Germannen heißen alſo Spießmänner, Lanziers (**jaculo armati**). Demnach würde Gerhard einen Krieger, Gerwin einen Speerfreund, Gerrich (Guericke) einen Speerheld u. ſ. w. bedeuten.

Ein anderer Gelehrter nahm in der Erklärung des Wortes German ſogar zum Keltiſchen (!) Zuflucht. „Der Name **Germâni**,“ ſagt Leo (in Haupts Zeitſchrift f. Deutſch. Alterth. 1845, S. 514) iſt darum nicht aus dem lateiniſchen **germanus** zu erklären, weil Tacitus die Entſtehung des Namens bei belgiſchen Stämmen angibt, die aber keinesfalls lateiniſch redeten. Die deutſche Abkunft jener in Belgien ſitzenden, den Namen zuerſt ſchöpfenden Stämme, iſt aus guten Gründen bezweifelt worden, aber ſelbſt, wenn dieſe Stämme deutſcher Abkunft wären, kann es der Name nicht ſeyn, denn er iſt den oſtrheiniſchen Stämmen gegeben **ob metum** — um den früher in Belgien wohnenden

Furcht einzuflößen, indem ſich ja in Belgien eingedrungene Stämme, die ſich zuerſt Germanen nannten, als mit den oſtrheiniſchen zu einem Geſchlechte gehörig, darſtellten. Daraus geht hervor: 1) daß der Name den Belgiern verſtändlich ſeyn, in ihrer Sprache einen Sinn haben mußte; 2) daß dieſer Sinn die Deutſchen als ein wildes ſiegesmächtiges Volk bezeichnete. Der Name muß alſo belgiſch-keltiſch, d. h. in einer dem gaeliſchen Stamme angehörigen Mundart verſtändlich ſeyn und einen Helden bezeichnen. Dieß trifft auch zu, im Gaeliſchen heißt **gair** ſchreien, **gaire**, **gairm**, **gairmean**, das Geſchrei, der Schlachtruf und ein Schreiender, Rufer. Das Wort iſt aber auch dem wäliſch-keltiſchen Sprachzweig eigen: im Wäliſchen heißt **ger** der Schrei, **garm** der Schrei, **garmwyn** der Krieger. Letzteres, das in der Form ganz dem gaeliſchen **gairmean** (ſpr. **girman**) entſpricht, und einen Rufer in der Schlacht bezeichnet, iſt der Name **Germanus**."

II. Urſprung des Volksglaubens.

Im Vorhergehenden habe ich die gemeinſame aſiatiſche Abſtammung der drei in Europa wohnenden Hauptvölker zu erweiſen geſtrebt. Die Gleichartigkeit mancher Wurzelwörter und Formbildungen in den Sprachen der Deutſchen und Slawen, zum Theil auch der Kelten, zeugt von einer geiſtigen Urgemeinſchaft mit den Perſern und Indern. Die zu dieſer Beweiskette fehlenden Ringe aus dem Bereiche der Geſchichte können wir füglich entbehren, weil das jetzige Nichtvorhandenſeyn hiſtoriſcher Zeugniſſe aus der Jugendzeit der Völker, wo überhaupt keine Annalen geſchrieben wurden, noch nicht ein Zeugniß gegen die einſtigen Einwanderungen aus dem Oſten abgeben kann. An Gründen, die dieſe Vorausſetzung rechtfertigen, haben die vorhergehenden Seiten nicht geſpart. Wäre nun auch die aſiatiſche Urſprünglichkeit des jetzt noch herrſchenden Volksglaubens in ſeiner demungeachtet vom Chriſtenthum abweichenden Richtung nachweisbar, ſo dürften auch die Hartgläubigſten für unſere Ueberzeugung gewonnen ſeyn.

Es wäre ein ſonderbarer Irrthum, zu glauben, daß das Chriſtenthum, welches man den europäiſchen Völkern brachte, und welches ſie in den Kreis ihrer geiſtigen Ideen aufnahmen, und jenes Chriſtenthum, welches, nun gemiſcht mit dieſen, unter ihnen als Volksreligion ſich lebendig ausbildete, einerlei Ding ſey; ja, wenn man den ganzen Ideenkreis des Chriſtenthums, wie er in den Schriften des Neuen Teſtaments und in den Schriften der Kirchenväter der erſten Jahrhunderte vor Augen liegt, mit dem Chriſtenthum vergleicht, was unter uns als lebendige Volksreligion ſich ausbildete, ſo wird man zweifelhaft: ob die Zahl der religiöſen Ideen, welche die Germanen aus dem Chriſtenthum aufnahmen, oder die Zahl der Ideen, welche ſie aus ihrem frühern religiöſen Glauben in das Chriſtenthum hinein trugen, die größere ſey? Es iſt dabei von höchſtem Intereſſe, die verſchiedenen Formen des Chriſtenthums, in welchen es ſich in Aegypten, in Armenien, ſelbſt unter den Griechen, nach den verſchiedenen Ideenkreiſen der Völker, die es aufnahmen, als Volksreligion ausbildete, mit der Volksreligion der Germanen zu vergleichen. Aus dieſer Zuſammenſtellung muß klar hervorgehen, wie viel auf den Boden ankam, auf welchen der Same fiel, und wie überall durch Einführung des Chriſtenthums nicht daſſelbe bewirkt wurde, ſondern immer bei jedem Volke ein Drittes hervorging, das, wenn auch ähnlich in ſeinen Hauptzügen, doch in ſeinen lebendigen Wirkungen himmelweit von einander abwich. Jedes Volk blieb im Ganzen in der geiſtigen Richtung, die es früher hatte. So blühte das Chriſtenthum unter den Deutſchen als eigentlich europäiſche Volksreligion auf, von welcher der Vorderaſiat und Aegypter, bei derſelben Lehre, die ſie empfingen, keine Ahnung bekamen. Bei den Armeniern und Kopten ſtellte daſſelbe Chriſtenthum nur eine andere Form der Abgötterei dar, die dieſen Völkern früher eigen war. Will man alſo, um jetzt nur unſer eigenes Volk im Auge zu behalten, die verſchiedenen Sagen von Elementargeiſtern, Rieſen, Zwergen, Hexen, namentlich aber viele abergläubiſche, an verſchiedene Zeiten und Tage haftende Gebräuche, die zauberiſch wirkende Kraft des Blutes und der Glieder von in blühender Lebenskraft Hingerichteten, die magiſche Wirkung von Segnungen und Verwünſchungen, Beſprechungen erklären, ſo muß man der Quelle nachſpüren, aus welcher dieſe nicht chriſtliche Anſicht der Geiſterwelt und ihres Verhältniſſes zu dem Menſchen herfloß.

Daß man berechtigt ſey, die in den Liedern der Edda enthaltenen religiöſen Sagen auch als alte germaniſche zu betrachten, verſteht ſich nach der oben erwieſenen Abſtammung der Deutſchen von den Gothen von ſelbſt. So dunkel die nordiſchen Sagen daſtehen, ſo geht doch, wie auch der Orientaliſt Rhode annimmt und in folgenden Sätzen zu entwickeln ſuchte, Eine Lehre aus ihnen mit vieler Beſtimmtheit hervor, welche in dem ganzen Ideenkreiſe gleichſam einen Pol zu bilden ſcheint, nach welchem alles Uebrige ſich wendet. Dieß iſt die auffallende Lehre von der Nothwendigkeit des Todes aller Götter am Ende der Tage. Nicht allein Allvater, der große Schöpfer und Beherrſcher der Welt, ſondern auch ſein ganzes Geſchlecht muß ſterben, muß böſen Geiſtern unterliegen, die aber zugleich mit umkommen, und das ganze Weltall wird durch Feuer vernichtet. Zwar tönt eine leiſe Stimme von einer andern Welt, einer andern Gottheit und andern Menſchen, aber ohne allen Zuſammenhang mit dem Vorigen, ohne irgend etwas darbietend, die ungeheure Kluft auszufüllen, die zwiſchen dieſer neuen Welt und dem Tode des Göttervaters liegt. Es iſt klar, daß hier die Grundidee des ganzen religiöſen Glaubens fehlt, ohne welche jeder Verſuch, ihn zu enthüllen, mißglücken muß. *Der ganze Inhalt der nordiſchen Sagen deutet ſo unverkennbar nach Indien*, daß alle Erklärer darin übereinſtimmen. In beiden Sagen fällt zuerſt das gewaltige Rieſengeſchlecht auf, das im Norden ebenſo groß, ebenſo unendliche Zauberkraft beſitzt, ſich in alle Geſtalten umwandeln kann, in Wäldern, Gebirgen, Höhlen, zuweilen aber auch in großen prächtigen Palläſten wohnt, wie im Süden; auch ſteht es zu den Göttern in demſelben wunderbaren Verhältniß. Bald ſind Götter und Rieſen einander feindlich, bald durch Traktate in freundlichen, ſelbſt dienenden Verhältniſſen; nicht ſelten können die Götter den Rieſen nur durch Liſt entkommen oder ſie überwinden. Dieſe Sagen beider Völker haben eine ſo innige Verwandtſchaft, daß man oft nur durch Namen und andere ähnliche Umſtände erinnert wird, man befinde ſich in den Wäldern des Nordens, anſtatt des Südens. Die Lehre von der Nothwendigkeit des Todes aller Götter am Ende der Tage, tritt in den Schriften der Brahmanen ganz deutlich hervor. Hier, nur hier, lernen wir den Sinn verſtehen, den der Hinduprieſter mit dem großen Opfer verbindet, daß Gott durch die Schöpfung der irdiſchen Welt ſich ſelber bringt, um die Sünde auszutilgen, die Schuld der gefallenen Geiſter abzubüßen, und ſo ſeine unendliche Gerechtigkeit zugleich mit den Regungen ſeiner erbarmenden Liebe zu befriedigen. Der Schlußſtein dieſes großen Sühnopfers iſt der Tod der Götter ſelbſt, d. i. die Vernichtung der körperlichen Offenbarungen des unendlichen Geiſtes in den Naturkräften. Mit dieſem Tode iſt das große Werk vollendet, der Kerker der Geiſter zerbrochen, und ſie ſind wieder aufgenommen in den Schooß des Ewigen, woraus die Sünde, d. h. das Streben nach der Materie, nach Verkörperung ſie vertrieben hatte.

Die Lehre vom nothwendigen Tode der Götter *) ſcheint beide Religionsſyſteme völlig in einander zu ſchmelzen, denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der ſinnige Deutſche Göttern gedient haben ſollte, die er ſterblich glaubte, wie ſich ſelbſt, wenn er keine höhere Idee dabei hatte, woran ſein Glaube ſich hielt. Jene abgeriſſene Stimme der Edda von einem andern Daſeyn, ſelbſt nach dem Tode der Götter, erhält jetzt Sinn und

---

*) Wie der Brahmane lehrt, daß der Feuergott Siwa am Ende der Tage alle Götter, Menſchen, Thiere, Pflanzen, Berge ꝛc. mit ſeinem Feuerathem — daher ſein Name Kalas, d. i. der Verbrenner — verzehren werde, ſodann aber eine neue Schöpfung aus der Aſche der alten ſich erheben werde, wie Zoroaſter mit der Ausbrennung Ahrimans, d. i. der perſonifizirten Materie, in fließenden Metallſtrömen, das Ende der Welt herbeiführt, und er ſelber ſich dann in einen Lichtengel umwandeln und eine ſchönere geiſtigere Welt entſtehen laſſen wird, ſo iſt es in der Edda der Endiger und Verbrenner Loki — beide Eigenſchaften ſind in dieſem Namen enthalten — welcher als Wolf Fenris am Ende der Tage nicht nur Sonne und Mond und alle Götter (Zeittheile) ſondern auch den Göttervater Odin verſchlingt.

beweiſende Kraft. Mögen immerhin Jahrhunderte oder gar Jahrtauſende der Trennung, veränderte Lage, der fremde Himmelsſtrich u. ſ. w. in der Religion, wie in der Sprache große Abweichungen hervorgebracht haben, die Grundideen blieben dieſelben, und der alte Deutſche kannte den unendlichen Geiſt, der nur eine Welt ſchuf, um Sünder mit ſich auszuſöhnen, ſo gut wie der Brahmane. Wie anders aber erſcheint uns, mit dieſem Glauben und aus ihm hervorgehend, das ganze geiſtige Leben der heidniſchen Deutſchen, wie anders ſelbſt ihre Sitten und Gebräuche! Und — welche Aehnlichkeit ſpringt auch hier mit dem Hindu in die Augen! dieſelbe unnatürliche Härte gegen Niedrige und Sklaven bei einem ſonſt liebevollen Gemüth. Der Brahman, welcher es für eine Gewiſſensſache hält, eine Mücke, die ihn durch ihren Stich peinigt, zu tödten, verurtheilt mit kaltem Blute den Paria zum Tode, der ſich vielleicht nur aus Verſehen auf ſeinen Teppich ſetzte; verſtößt *geſetzlich* den Unglücklichen, welcher ein Leibesgebrechen ſchon mit auf die Welt brachte; tödtet zu Tauſenden neugeborne Töchter, wenn er fürchten muß, daß ſie einſt durch gezwungene Heirathen ſich ſelbſt und ſeinen Stamm beſchimpfen könnten, und hält es verdienſtlich, am Altar der Kali ſelbſt Menſchenopfer bluten zu ſehen; und doch einigt ſich dieß Alles in ſeinem weichen Gemüth. Der Paria, der Krüppel und der Blinde ſind nur ſo fehlerhaft geboren, weil ſie es *durch ihre Sünden in einem frühern Leben* verdienten, und er erfüllt den Willen Gottes, wenn er ſie peinigt, damit ſie ihre Schuld abbüßen und ſich ausſöhnen mit der ewigen Gerechtigkeit. In anderer Hinſicht erſcheint ihm der menſchliche Leib nur als Gefängniß der Seele, die oft auf ihren Befreier mit Dank zurückſteht. Der am Altar der Götter Geopferte hat keine Wanderung mehr nöthig, ſondern ſteigt — wie, nach kirchlicher Vorſtellung, der Märtyrer — unmittelbar zur Gottheit empor (während der eines natürlichen Todes Verſtorbene, den Verſicherungen der Pfaffen zufolge, mag er auch noch ſo frommen Wandel geführt haben, mindeſtens das Fegfeuer erleiden muß). Darum drängen ſich noch jetzt Andächtige freiwillig hinzu, um ſich von den Rädern des Wagens, der Wiſchnu's Bildſäule trägt, zerquetſchen zu laſſen (wie in milderer Form chriſtliche Büßer durch Rückwärtsrutſchen auf den Knien an den Stufen der Marienkirchen von der Gnadenſpenderin Ablaß der Sünden zu erwirken ſtreben, ehedem aber ſich zum Martyrertode drängten). Darum ſtürzt ſich noch jetzt die Wittwe eines Hindu mit Freude in die Flamme, welche ihren Gatten verzehrt. Hatte der alte Deutſche, Kelte, Slawe andere Ideen, wenn er, liebevoll und treu gegen Gattin und Freund, ſelbſt bis zur Aufopferung des Lebens, doch grauſam gegen Sklaven und Kriegsgefangene war? oder wenn er am Scheiterhaufen, welcher die Leiche eines Vornehmen verzehren ſollte, die treuen Diener deſſelben ſchaarenweiſe ſchlachtete, um ſie, wie ſeine Roſſe, mit ihm zu verbrennen? Oder hatten Jene andere Ideen, wenn ſie freudig ihren Hals dem Opfermeſſer darreichten, um ſo mit ihrem Herrn gen Walhalla emporzuſteigen? Auch fehlt es in den nordiſchen Sagen nicht an Zügen, wo der Freund dem Freunde, die Geliebte dem Geliebten durch den Flammentod folgte.

Wichtiger noch iſt folgende Erſcheinung. Wir finden unter den chriſtlichen Lehrſätzen, vorzüglich nach dem 5. Jahrhundert, viele, welche dem neuteſtamentlichen Chriſtenthum, wie ſelbſt den frühern Jahrhunderten, völlig fremd ſind, und deren Entſtehung durchaus nicht genau nachgewieſen werden kann. Dahin muß gerechnet werden, außer der vorhin gedachten Lehre vom Fegfeuer, wovon ſich in der Folge die Lehre vom Werth der Seelenmeſſen, von der Zurechnung fremder guter Werke, vom Ablaß ꝛc. knüpfte, die Lehre von der Genugthuung der göttlichen Gerechtigkeit durch Jeſu Opfertod; von der Kraft und dem Gebrauch des Weihwaſſers; die Lehre von Ordalien und Gottesgerichten überhaupt; von Feuer- und Waſſerproben u. ſ. w. Da nun alle dieſe Dinge, wie im Verfolge dieſer Schrift an den geeigneten Stellen erwieſen werden ſoll, größtentheils wirklich und buchſtäblich in der Lehre der Hindu und der gleichlautenden Lehre der alten, mit den Germanen und Slawen ſo nahe verwandten Perſer, gefunden werden, oder, wie die Lehre von der Genugthuung, dem vollen Sinne nach darin liegen, ſollte nicht dieß der Weg ſeyn, auf welchem ſie ſich dem Chriſtenthum näherten?

Ich komme jetzt wieder auf den Gegenſtand, von welchem dieſe Zeilen ausgegangen, auf den alten Volksglauben zurück. Daß ſeine eigentliche Quelle im vorchriſtlichen Glauben der Germanen zu ſuchen ſey, kann nicht bezweifelt werden, da er ſo tief ins Leben aller germaniſchen Völker eingewurzelt iſt, und doch überall, bald mehr, bald weniger, mit dem Chriſtenthum im Widerſpruch ſteht. Wie will man es mit dem Evangelium verträglich finden, daß der Teufel ſich fleiſchlich mit Weibern vermiſche — wie ſchon lange vor der Einführung der Hexenprozeſſe die Geburtsgeſchichte des Zauberers Merlin beweiſt — und mit ihnen Zauberer, Elben oder Unholde zur Plage der Menſchen zeuge? In der Hindulehre verheirathen ſich Dämonen (Daiuas) und Menſchen durch einander, woron zahlreiche Mythen erzählen. Gerade gegen die Lehre des Evangeliums, daß nach dem Tode die Seele des Frommen zum Paradieſe, jene des Laſterhaften zur Hölle gehe, iſt der Glaube an das Umwandeln der Geiſter unſelig Verſtorbener noch jetzt unter dem Volke herrſchend. Nach dem Glauben der Hindu iſt der Menſch Tag und Nacht von den Seelen böſer verſtorbener Menſchen umgeben, welche umherirren müſſen, bis ſie eine andere Wanderung antreten, und die ihn durch Erſcheinungen ſchrecken und ſchaden, wenn er ſich nicht dagegen durch religiöſe Cermonien ſchützt. Durchforſcht man den alten Volksglauben nach allen Richtungen, überall zeigen ſich dieſelben Reſultate. So ungewiß alle Forſcher ſind, wohin ſie das Vaterland der Feen und Waſſernixen ſetzen ſollen, ſo ſind ſie doch in den indiſchen Mythen unter den Namen der Apſaras (d. i. aus dem Waſſer Entſproſſene; die Feen findet man bekanntlich meiſt an Quellen, wie Meluſine, Morgane, Viviane ꝛc.) überall zu finden, ſie ſind theils gut, theils böſe (eine Unterſcheidung, die auch der europäiſche Feenglaube macht); erſcheinen in Wäldern (wie Viviane dem „wilden“ Merlin) und Quellen dem frommen Büßer, um ihn zur Umarmung zu reizen, und ihn ſo um den Lohn ſeiner Büßungen zu bringen, oder verlieben ſich in einen Sterblichen (wie Meluſine in Raymund, Meliore in den Parthenoper v. Blois), weihen ihm die ganze Macht ihres Glaubens, wie in Epos Maha Bharata Hidimba dem ſtarken Bhim, einem der fünf Pandubrüder; und — ſpielen dieſelbe Rolle, welche Feen und Waſſernixen in ſo vielen franzöſiſchen und deutſchen Mährchen ſpielen. Daß unſere Rieſen- und Zwergſagen nicht, wie einige Erklärer glauben, von wirklichen großen und kleinen Völkerſchaften, welche unſere Gebirge früher bewohnten, entſtanden ſind, kann dem nicht zweifelhaft ſeyn, der die Rieſen der nordiſchen und indiſchen Sagen und den ganzen zahlloſen Geiſterſtaat derſelben, die Diener des Schiwa, welche in Wäldern wohnen, die in den Gebirgen Schätze hütenden, gnomenartigen Geſellen des Metallgotts Kuveras, die Yakſchas ꝛc. kennt. Daß es hier nur auf die Grundzüge der ſo mannigfaltigen Bilder ankommt, die in tauſendfachen Geſtalten, verändert durch Himmelsſtrich, Klima und andere Localurſachen erſcheinen, verſteht ſich von ſelbſt. Wie die Sprache im Laufe der Jahrhunderte Ton und Formen änderte, ebenſo, und um ſo begreiflicher, die nicht geſchriebene Sage. Aber ebenſo, wie die Sprache, trotz ihrer Umänderung, in ihren Grundzügen ihren Urſprung deutlich verräth, ſo auch die Sage.

Nicht minder erinnern noch unter dem gemeinen Volke ſogenannte abergläubiſche Gebräuche — Ueberbleibſel jenes alten Glaubens — an den orientaliſchen Urſprung. Die Verehrung des Feuers iſt unter den Hindu allgemein; unter allen religiöſen Gebräuchen ſtehen die Opfer, welche dem Feuer (Agni) gebracht werden, oben an; und faſt kein Anliegen des Hindu läßt ſich denken, wobei das Feuer keinen Einfluß hätte. Wie viele Spuren dieſes Glaubens an die Kraft des Feuers finden ſich noch unter dem deutſchen Landvolk! Wenn z. B. in den Harzgegenden im Frühling das junge Federvieh kränkelt, wird zuerſt die Hülfe des Feuers verſucht. Trockenes Holz wird auf dem Heerde zu Kohlen verbrannt, mancherlei darauf geworfen, dann das Vieh in einem Drathſiebe darüber hin und her geſchwenkt. Zeigt ſich unter den Schweinen die Bräune, ſo nimmt der Hirt, mit Hülſe der erfahrenſten Bewohner des Dorfes, ſeine Zuflucht zum heiligen Feuer. In einem Hohlwege wird das Feuer durch Reibung trockener Hölzer angezündet, dann quer über den ganzen Weg ausgebreitet, und die Heerde mit Gewalt durch die halb verlöſchende Flamme hingejagt.

Unſere Philologen von Profeſſion, deren Geſichtskreis ſehr begränzt iſt, indem ſie alle chriſtlichen Volksgebräuche nur als Copien derjenigen auffaſſen, die ſich zugleich bei den beiden klaſſiſchen Völkern des Alterthums nachweiſen laſſen, daher ſie auch die Bakchanalien, Saturnalien und Lupercalien der Römer als Quelle der mittelalterlichen Narrenfeſte und des Carnevals herbeiziehen, ein Anachronismus, welchen ich im ſiebenten Bande des „Kloſters" S. 794 ff. zu berichtigen ſtrebte, — jene Philologen, welche jeden Einfluß von andern Gegenden her auf die chriſtlichen Völker beharrlich läugnen, ſind freilich bei den „Nothfeuern", wie das deutſche Mittelalter die vorerwähnte Ceremonie nannte, nicht verlegen; ſie brauchen ja nur auf die Palilien der Römer hinzuweiſen, wo die Hirten ihre Heerden ebenfalls, Behufs der Vorbeugung von Krankheiten, zwiſchen zwei Feuer hindurchtrieben. Ferner werden die Philhellenen — wenn man ihnen von der Aengſtlichkeit des Volkes erzählt, das ſich bei der alljährlichen Auferſtehungsposſe in der Kirche zum heiligen Grabe mit Aengſtlichkeit dazu drängt, ſeine Lichter an dem Feuer anzuzünden, welches die Prieſter auf eine dem Pöbel vorgeſpiegelte wunderbare Art aus einem Loche in der öſtlichen Mauer des Grabes hervorkommen laſſen, weil man des Glaubens iſt, dieſes Feuer ſey am wirkſamſten gegen das Höllenfeuer bei ſeiner erſten Erſcheinung, verliere aber nach Verlauf der erſten Minuten ſeine

Kraft, — die Philhellenen werden freilich hier, wo von einem Aberglauben der heutigen Griechen die Rede iſt, es ſehr leicht haben, den Brauch aus dem auf der Inſel Lemnos gefeierten Frühlingsfeſte des Feuergotts Hephäſtos herzuleiten, wo alle Feuer vor Beginn des Feſtes gelöſcht wurden, und man durch Reiben zweier Hölzer (ganz wie in Deutſchland das Nothfeuer, das davon „ignis *fricatus*" von den Schriftſtellern des Mittelalters genannt wird) das neue gewann, womit ſich die Haushaltungen verſorgten. Ich hingegen leite dieſe Sitte direct aus Indien her, wo das Auszeichnende des Frühlingsfeſtes in einem Widderopfer beſteht, wo das Volk ſeine Lichter an dem Feuerbrand anzündet, den der Oberprieſter vom Scheiterhaufen, auf welchem das Thier ganz (vgl. 2. Moſ. 12, 9.) gebraten wurde, mit in ſeine Wohnung nimmt, um es als ewiges Feuer zu bewahren, damit einſt der Scheiterhaufen, der ſeine Leiche verzehren ſoll, daran angezündet werde. Nun iſt es aber nicht blos in der griechiſchen Kirche, ſondern auch in der römiſchen, Sitte, am Charſamſtag die Gotteshäuſer mit friſchem Oel in den Ampeln zu verſehen, alle Kerzen werden ausgelöſcht, friſche aufgeſteckt, geweiht und angezündet, wovon der Tag Sabbatum luminorum heißt. An der größten Kerze, „das Oſterlicht" genannt, zündet das Volk ſeine herbeigebrachten, vorher geweihten Kerzen an. (Hilſcher, vom Abergl. zur Oſterz., Dresden 1708.) Da die Oſter- und Johannisfeuer aber, wie ich im „Kloſter" VII, S. 408 ff. nachgewieſen, in Spanien, Frankreich, Italien, in Brittanien, in den ſkandinaviſchen Reichen des europäiſchen Nordens und in allen ſlawiſchen Ländern ebenſo wie in Deutſchland, an manchen Orten bis auf die neueſte Zeit, angezündet wurden, ſo läßt ſich hier kein chriſtlich-kirchlicher Einfluß auf dieſe weit verbreitete Sitte vorausſetzen, zumal auch ein mahomedaniſches Volk, die ſpaniſchen Mauren (ſ. die Belegſtelle a. a. O. S. 423 in der Anmerk.), dem Berichte des Olaf Magnus zufolge auch die heidniſchen Gothen, und wie Eckermann (Religionsgeſch. III, 2. S. 121) jüngſt gezeigt hat, auch die Druiden ſehr auf die Beobachtung dieſer Ceremonie hielten. Von dieſen wurde das Feuer auf den Bergen ſogar bei Beginn jedes Jahrviertels entzündet. „Alle heiligen Berge Irlands waren ſo angelegt, daß ſie mit einander in Verbindung ſtanden, und wenn am Abende des erſten Tages jedes Jahrviertels (**Ratha**) die Feuer entzündet wurden, ſo war ganz Irland erleuchtet. Opfer und Feſte begleiteten die Feier, Gebete für die Früchte der Erde, und die heilige Flamme ſchützte das Vieh vor der Dürre. Aber ein Jeder hatte an dieſem Tage ſein Feuer im Hauſe auszulöſchen, und dann neues von den Druiden zu erlangen. „Daher, ſagt Cormac, entzündeten die Druiden zwei unermeßliche Feuer mit großer Incantation jedes Jahr, und trieben das Vieh hinein, und zwangen es, hindurch zu gehen. Das junge Volk und die Kinder, jedes einen Fackelbrand ſchwingend, folgten, und führten dabei einen unregelmäßig verſchlungenen Tanz auf, indem ſie die Fackeln über den Häuptern ſchwangen und einen Chorus ſangen.“ Gleich nachher lieſt man: „Den Brand vom Carn (Altar, Opferſtein) nahm jeder Hausvater mit nach Hauſe für ſeinen Herd, aber das Johannisfeuer iſt das größte Feſt, und die Leute tragen dann die Brände um ihre Kornfelder, um eine reiche Ernte zu erhalten. Das Herbſtfeſt (Samhain) wird ebenfalls noch mit Opfern und Gaſtmählern begangen. Die Feuer ſelbſt heißen in Irland „die Flammen des Feuergrundes“ (Tine tlach d'gha) nach einem alſo genannten Platze in Meath, wo der Oberdruide zuerſt ſein Feuer entzündete. Das Volk in Irland ahmt ſogar noch jetzt in einer Sitte den alten Feuerdienſt nach, wovon die Sage berichtet, daß der Herr des Platzes ſeinen Sohn, wenn die Altarflamme erloſchen war, mit den Eingeweiden des Opferthiers in der Hand dreimal barfuß über die Kohlen ſchickte, um jene dem Druiden, welcher gegenüber am Altare ſtand, zu bringen. Unverbrannte Füße waren dann ein Zeichen des Heils.“ S. 143 berichtet Eckermann von der Bereitungsart des „ewigen“ Feuers bei den iriſchen Druiden. „Das Nonnenkloſter von Kildare iſt an die Stelle einer Geſellſchaft Druidinnen (Veſtalen) getreten, welche das heilige Feuer, das nicht erlöſchen durfte, zu beſorgen hatten. Das Feuer wurde hier durch Aneinanderreiben von Brettern entzündet. (**Martin Western Islands, p. 113.**) In chriſtlichen Zeiten wurde das heilige Feuer von Kildare durch eiſerne Wehren vor der Verbreitung bewahrt, was offenbar Feſthaltung des alten druidiſchen Brauches iſt.“ (**Ledwich Antiq. of Ireland, p. 387.**) Wenn man nun das Oſterfeuer auf einen kirchlichen Urſprung zurückzuführen ſuchte, obgleich ſich zwiſchen der Auferſtehung Jeſu und dem aus ſeinem Grabe hervorkommenden Kunſtfeuer *) keine Aehnlichkeit auffinden läßt; wenn ferner bei dem am Johannistag von einem Berge herabgerollten, mit angezündetem Werg überzogenen Rade (ſ. Kloſter VII, S. 408) auf die bekannte Stelle im Joh. Ev. 3, 30: „Er wird wachſen, und ich abnehmen" hingedeutet wird, ſo läßt ſich wenigſtens bei dem Lichterfeſt (**festum candelarum**) zu Ehren der heiligen Jungfrau, womit die römiſche Kirche eine Kerzenweihe verbindet, kein bibliſcher Grund anführen. Was für ein Zuſammenhang läßt ſich zwiſchen der „Reinigung Mariä" und der „Lichtmeſſe" auffinden? Die durch die Einſetzung dieſes Feſtes beabſichtigte Verdrängung der altrömiſchen Lupercalien iſt ein hinkender Vorwand, welcher, wenn er auch auf das Bedürfniß der Römer ſich beziehen ließe, doch nicht das Feſt für alle Länder der Chriſtenheit unerläßlich erſcheinen ließ. Bedenkt man aber einerſeits, daß am Tage vor Lichtmeß, an jenem Tage, wo die Druiden eines der vier Jahresfeuer anzündeten, der Kalender den Namen der iriſchen Heiligen, Brigitte (engl. **bright**, Glanz), nennt, derſelben Brigitte, in deren zu Kildare errichtetem Nonnenkloſter ehedem die Druidinnen das heilige Feuer beſorgten, und welche niemand ſonſt, als die Beſchützerin des heidniſchen Irlands, die in einem alten Gloſſar **Bridgit, the daughter of Dagha, a Goddess of Ireland** (die Tochter des Tages und Göttin

---

*) Die Sitte, das in der Trauer des Charfreitags erloſchene Licht und Feuer am folgenden Tag in der Kirche mit einem Brennglaſe die Sonnenſtrahlen auffangend, wieder anzuzünden — denn, daß es auf dieſe Art gewonnen wurde, erſieht man aus einem Verzeichniß für die Geräthſchaften der auf die Grundſteine der Agilolfinger Burg gegründeten Benedictinerabtei Weihenſtephan bei Freiſing aus

---

den Tagen des Abtes Meinhard, der 1616 den zweimal abgeſetzten, und zweimal wieder eingeſetzten Aebten Erchanger und Babo nachfolgte, dieſes Verzeichniß ſchließt alſo: **Quatuor cyrothecae lisininae. Tres cruces portatoriae, una sine patibulo. Una chrystallus, cum qua ignis acquirendus est a sole in parasceve** — kömmt auch in einem alten Calendarium des Hochſtifts Trient, und in einer Aufzeichnung der Canonie Gries bei Botzen vor. (Hormayr hiſt. Tſchb. 1836. S. 317.)

Irlands) genannt wird; überdies, nach Blunt (Urſpr. rel. Cer. p. 174): „die am Lichtmeßtag vom Prieſter eingeſegneten Kerzen von dem Volke aufbewahrt und nur bei einer gefährlichen Krankheit angezündet werden,“ folglich ihr Zweck ganz derſelbe, wie jener der Oſterkerze und des Johannisbrandes iſt, ſo bleibt nur noch — die Druiden zündeten erſt in der Walpurgisnacht, auf welche der erſte Mai folgt, das unſerem Oſterlicht entſprechende Frühlingsfeuer an, ſowie in Rom am Petri-Paulitag, und noch anderswo erſt am Jakobitag, die Johannis-Illumination nachgeholt wird — das druidiſche Herbſtfeuer im chriſtlichen Cultus nachzuweiſen. Und, ſeltſam genug, hier treffen das Heidenthum und die römiſche Kirche wieder auf den Tag zuſammen. Es ſind die Seelenlichter, die man am Allerſeelenfeſte anzündet, um nicht im folgenden Jahr mit Tod abgehen zu müſſen. Auch hier iſt wieder in Irland das Kloſter Kildare Schauplatz der Ceremonie (Kloſter VII, S. 666), die nicht etwa in Anzündung von Kirchenlichtern beſteht, ſondern eines Scheiterhaufens im Freien; und nicht nur herrſcht dieſe Sitte auch in England und Wales als Ueberbleibſel druidiſchen Brauchs, ſondern man begegnet dieſem auch in ſlawiſchen Ländern, z. B. in der Lauſitz (Gräve, Volksſ. S. 134), wo, außer am Johannistage und am Oſtertage bis zum Jahre 1523, auch im Februar am Abend vor Petri Stuhlfeier, die ebenfalls an die Stelle eines altrömiſchen Todtenfeſtes trat (ſ. Kloſter VII, S. 171), auf dem Markte zu Bauzen ein Feuer angezündet wurde, der Schulmeiſter ging mit den Schülern in Proceſſion durch die Gaſſen, der Richter und die Stadtdiener folgten mit Lichtern, und die Fenſter der

Häuſer waren erleuchtet (Kreyßler, die Sorbenwenden S. 227).

Zum Anzünden des heiligen Feuers wurde wahrſcheinlich nur das Holz der dem Blitzgott geheiligten Eiche — von der Kildare den Namen hat — gewählt. Auch im ſlawiſchen Wilna, in Polen, brannte bis zum Jahr 1387 mitten im Schloſſe, wo jetzt die Stephanskirche ſteht, ein beſtändiges Feuer, welches der Prieſter, dem es anvertraut war, bei Todesſtrafe unterhalten mußte (Kreyßler a. a. O. S. 225). Wahrſcheinlich war der Gott, dem es beſtimmt war, der Blitzgott Perun (vgl. Hanuſch, ſlaw. Myth. S. 215), denn auf der Stelle dieſes Tempels wurde ſpäter ein Kloſter erbaut, das „***Perunsky*** **Monaster**“ hieß. Ein nie zu verlöſchendes Feuer brannte auch im Tempel Thors, des ſcandinaviſchen Donnerers (Müller, Altd. Rel. S. 242). In Deutſchland deutet auf dieſen Zuſammenhang des Feuers mit dem Blitzgott noch der Glaube, daß kein Gewitter da einſchlägt, wo Herdfeuer brennt. In niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Gegenden gehört es auf dem Lande noch zur Ehre des Hauſes, das Feuer auf dem Herde zu erhalten, ſelbſt wenn es nicht benutzt wird. Sollte dieſe heilige Flamme die Geiſter der Finſterniß vertreiben, was ſich daraus ſchließen läßt, daß der ſchwediſche Aberglaube vor dem Verlöſchen deſſelben warnt, ſo lange das Kind ungetauft iſt (Saxo VIII, 165: „extusom sicilibus ignem *opportunum contra daemones tutamentum*“) und die Seelenlichter in der römiſchen Kirche ſowohl zur Errettung ſchwer Erkrankter und zur Vertreibung der Dämonen, als zur Abwendung von Gewitter und Hagel dienen ſollten (Kloſter VII. S. 145 nebſt der Anmerk.), ſo erklärt ſich auch, warum der

Oberbramin die von dem Widderopfer gewonnene heilige Flamme auf ſeinem Herde forterhielt, um mit ihr einſt ſeinen Scheiterhaufen anzünden zu laſſen, hoffend, aus der Aſche des Holzſtoßes, unangefochten von den Höllengeiſtern, unmittelbar in den Zuſtand der Herrlichkeit Brahma's überzugehen. In Perſien, wie in Indien, wurde das heilige Feuer durch Reiben zweier Hölzer erzielt, bei den Völkern deutſchen Stammes lockte man wohl es auch zuweilen aus dem Kieſel hervor, daher der Glaube: Um einen Spukenden zu vertreiben, muß man mit Stahl und Stein Funken ſchlagen (Kuhns Märk. Sagen S. 385). Schon alle eiſernen Werkzeuge, wie Beil, Schlüſſel, Stahl, Meſſer, Nadel ꝛc. ſind gegen Geiſter wirkſam (Müller a. a. O. Anm. 3). In Schweden wirft man Nadeln oder ein Meſſer in den Strom, um ſich vor den Nachſtellungen der Nixen zu ſichern. Sollte vielleicht auch das Wiener Wahrzeichen, „der Stock im Eiſen", in welchen jeder wandernde Schloſſergeſelle ehedem einen Nagel einſchlagen mußte, hierin ſeine Deutung finden? Dieſer Baumſtamm konnte — zielend auf die Urſage von der Abſtammung des Menſchengeſchlechts aus dem Baume*) — einſt bei Erbauung der Stadt als talismaniſches Abzeichen (vgl. Kloſter IX, S. 270) gewählt worden ſeyn; oder es war ein Eichenſtamm, und ſo an ſich ſelber, als dem Blitz- und Lichtgott heilig, ein Talisman gegen die Wirkungen der ſchadenfrohen Nachtweſen. Die geſpenſtiſchen Trolle hatte Thors Hammer erſchlagen. Der Nagel im Baumſtamm erklärt ſeine Beſtimmung vollſtändig. Vorerſt erinnere ich daran, daß der Schmied, welcher ſtets mit dem Feuer umgeht, und zugleich den Hammer, Thors Waffe, führt, über die Dämonen eine beſondere Gewalt ausübt, wie folgendes Oberlauſitzer Mährchen bezeugt:

---

*) Aus der Eiche laßt Homer den Menſchen abſtammen (Odyſſ. 19. 63.), von Eſche und Erle ſind die deutſchen Völker abſtammend.

Eine Nonne, ein Bergmann und ein Schmied wanderten mit einander durch die Welt. Einſt verirrten ſie ſich in einem Walde, und waren daher ſehr froh, als ſie in der Ferne ein Gemäuer erblickten, in dem ſie Obdach zu finden hofften. Sie gingen alſo darauf zu, und ſahen, daß es ein wüſtes Schloß war, in welchem man zur Noth noch wohnen konnte. Sie beſchloſſen alſo ſich hier einzurichten, und wurden bald einig, daß Eins von ihnen daheim die Wirthſchaft beſtellen ſollte, während die beiden Andern aus wären.

Das Loos, zu Hauſe zu bleiben, traf zuerſt die Nonne; als nun der Bergmann und der Schmied in den Wald gegangen waren, beſorgte die Nonne die Küche, und als ihre Gefährten zur Mittagszeit nicht heim kamen, verzehrte ſie ihren Theil von der Mahlzeit. Da trat urplötzlich ein graues Männchen zur Thür herein, ſchüttelte ſich und ſprach: „O wie friert mich!“ Die Nonne antwortete: „Setze dich zum Ofen und wärme dich!“ Das Männchen befolgte ihren Rath, aber bald rief es wieder: „O wie hungert mich!“ Die Nonne ſagte: „Auf dem Ofen ſteht Eſſen, ſo iß.“ Da machte ſich das Männchen über die Speiſe und aß in Geſchwindigkeit alles auf, was da war. Darüber wurde die Nonne zornig, und ſchalt, daß für ihre Gefährten gar nichts übrig gelaſſen ſey. Da gerieth auch das Männchen in Wuth, nahm die Nonne, ſchlug ſie, und warf ſie von einer Wand zur andern. Darauf ließ es ſie liegen und ging ſeines Weges. Am Abend kamen Bergmann und Schmied nach Hauſe. Als ſie nichts zu eſſen fanden, machten ſie der Nonne große Vorwürfe, und wollten ihr nicht glauben, als ſie ihnen erzählte, was ihr widerfahren wäre.

Den folgenden Tag erbot ſich der Bergmann, das Haus zu hüten, und verſprach ſchon dafür zu ſorgen, daß Niemand hungrig zu Bette gehen dürfte. So gingen die beiden Andern in den Wald, und der Bergmann beſorgte das Eſſen, verzehrte ſeinen Theil, und ſetzte das Uebrige auf den Ofen. Da trat das Männchen herein, aber wie erſchrack der Bergmann, als er ſah, daß es zwei Köpfe hatte. Es ſchüttelte ſich und ſprach: „O wie friert mich!“ Furchtſam verwies es der Bergmann zum Ofen. Bald darauf klagte es: „O wie hungert mich!“ „Auf dem Ofen ſteht Eſſen, ſo iß!“ antwortete der Bergmann. Da fiel das Männchen mit ſeinen beiden Köpfen über das Eſſen her, und bald war Alles aufgezehrt; als der Bergmann es deswegen ausſchalt, erging es ihm wie der Nonne. Das Männchen ſchlug ihn, warf ihn von einer Wand zur andern, ließ ihn dann liegen und ging davon. Als nun am Abend der Schmied mit der Nonne heimkam und nichts für ſeinen Hunger fand, gerieth er mit dem Bergmann in Streit, und vermaß ſich hoch und theuer, Morgen ſey an ihm die Reihe, das Haus zu hüten; da ſolle es keinem an Eſſen fehlen.

Als am andern Tage das Eſſen fertig war, kam das Männchen wieder, und diesmal hatte es drei Köpfe. Es klagte über Froſt, und der Schmied hieß es ſich an den Ofen ſetzen. Als es darauf über Hunger klagte, theilte der Schmied von dem Eſſen etwas ab und ſetzte es ihm hin. Damit war das Männchen geſchwind fertig. Es ſah ſich mit ſeinen ſechs Augen begierig um und verlangte mehr. Und als der Schmied ſich weigerte, ihm mehr zu reichen, wollte es ihm mißſpielen, wie der Nonne und dem Bergmann. Der Schmied aber nahm ſeinen großen Schmiedhammer, ging auf das Männchen los, und ſchlug ihm zwei von ſeinen Köpfen ab, ſo daß es eilig die Flucht ergriff. Der Schmied lief ihm durch viele Gänge nach, bis es bei einer eiſernen Thüre plötzlich vor ihm verſchwand. Nun mußte der Schmied es aufgeben, das Männchen weiter zu verfolgen, nahm ſich aber vor, nicht eher zu ruhen, als bis er mit ſeinen beiden Gefährten Alles glücklich beſtanden hätte. Indeſſen waren der Bergmann und die Nonne nach Hauſe gekommen. Der Schmied brachte ihnen, wie er verſprochen hatte, ihr Eſſen, und erzählte ihnen ſein Abenteuer; zeigte ihnen auch die beiden abgehauenen Köpfe; und darauf beſchloſſen alle Drei, ſich von dem grauen Männchen, wenn es möglich wäre, ganz zu befreien. Gleich am folgenden Tage gingen ſie ans Werk. Sie mußten lange ſuchen, ehe ſie die eiſerne Thüre fanden, bei der das Männchen geſtern verſchwunden war. Und es koſtete große Mühe, ehe ſie ſie aufſprengten; da that ſich ein weites Gewölbe vor ihnen auf. Darin ſaß ein ſchönes Mädchen an einem Tiſche und arbeitete. Sie ſprang auf und fiel ihnen zu Füßen, indem ſie ihnen für ihre Befreiung dankte, und erzählte: ſie ſey eine Königstochter und von einem mächtigen Zauberer hieher gebannt worden. Geſtern Mittag habe ſie plötzlich empfunden, daß der Zauber gelöst ſey. Seitdem habe ſie jede Stunde auf ihre Befreiung gehofft. Aber auſſer ihr ſey noch eine Königstochter in dieſes Schloß gebannt. Darauf gingen ſie, und ſuchten auch dieſe auf, und befreiten ſie. Freudig dankte ſie ihnen, und ſagte, daß auch ſie geſtern zu Mittag es gefühlt habe, wie ihre Verzauberung gelöst ſey. Nun erzählten die beiden Königstöchter ihren Befreiern: in verborgenen Kellern des Schloſſes ſey ein großer Schatz, den ein Hund bewache. Sie gingen hin und fanden das Thier, und der Schmied erſchlug es mit ſeinem ſchweren Hammer, wie ſehr es ſich auch zur Wehre ſetzen mochte. Der Schatz aber war Gold und Silber, ganze Pfannen voll, und dabei ſaß ein ſchöner Jüngling; der ging ihnen entgegen, und dankte ihnen, daß ſie ihn erlöst hätten; er ſey der Sohn eines Königs, aber von einem Zauberer in dieſes Schloß gebannt und in das dreiköpfige Männchen verwandelt worden. Als er zwei von ſeinen Köpfen verloren, da ſey die Verzauberung der beiden Königstöchter gehoben worden, und als der Schmied den gräßlichen Hund erſchlagen, da ſey auch er erlöst geweſen. Dafür ſollten ſie nun den ganzen Schatz zum Lohne haben. Darauf ward der Schatz getheilt, und ehe ſie damit fertig wurden, hatten ſie lange zu thun. Die beiden Königstöchter aber heiratheten aus Dankbarkeit für ihre Erlöſung die Eine den Schmied, die Andere den Bergmann, und der ſchöne Königsſohn heirathete die

Nonne. So lebten ſie in Frieden beiſammen bis an ihren Tod *).

Inſofern der Schmied Wieland (Kloſter IX, S. 140) in ſeiner Kunſt von Zwergen unterrichtet wurde, welche doch ihrer Natur zufolge Bergmännchen ſind, inſofern dieſer Wieland zwei Brüder hat, welche mit ihm drei Schwanjungfrauen heirathen, inſofern endlich alle drei Brüder Königsſöhne ſind, ſo dürfte die Quelle unſeres Mährchens leicht zu errathen ſeyn. Man braucht nur vorauszuſetzen, daß Schmied und Bergmann Brüder des Königsſohnes ſind, welcher die Nonne zu ſeinem Antheil erhielt, und daß dieſe eine Schweſter der beiden Königstöchter war. Die Moral der Fabel wäre in Kürze folgende: Gegen den Teufel richtet weder die Kirche (die Nonne) noch weltliche Zauberkunſt (die der Zwerge, Bergmännchen) etwas aus, aber der Gottheit ſelbſt, dem allgewaltigen Urheber des Lichtes, Thors Hammer, vermag er nicht Stand zu halten.

Als Pendant zu dieſem Mährchen ließe ſich die an den Grenzen der Lauſitz, alſo ebenfalls in jener Gegend heimiſche Sage vom Schmied zu Jüterbock anführen, welcher mittelſt ſeines Hammers Tod und Teufel zu bannen verſtand (Kloſter IX. S. 157). Jüterbock hieß der ſlawiſche Morgen- und Lenzgott, alſo der Thor der Wenden; er ſelber war alſo der Schmied in dem Städtchen, das von ſeinem Cultus den Namen erhalten hatte. Begreiflich iſt alſo, warum die Schmiede in der Nachbarſchaft der Kirche ſich befand (Kuhn, märk. Sagen S. 86), ſowie der Stock im Eiſen gegenüber vom Stephansdom, denn jene Schmiede und dieſer Stock waren ehedem die Palladien der beiden

---

*) Haupts Ztſchr. für deutſch. Alt. II. S. 359.

Orte. Daß man noch im vorigen Jahrhundert alljährlich ein ſolennes Bock-Schießen in Jüterbock zu halten pflegte, bei welchem der Gewinner einen mit vergoldeten Hörnern und Bändern gezierten Bock erhielt, deutet auf ein ehemaliges Bocksopfer hin. Böcke opferten die Slawen ihrem Blitze ſchleudernden Perkun, deſſen Prädicat Jüterbock geweſen ſeyn mochte; mit Böcken fährt Thor. Am Stadtthor zu Jüterbock iſt eine Keule ausgemeißelt. Bezog ſie ſich etwa auf Thors Donnerkeil? Was ſoll ferner der Kolben im Stadtwappen zu Colmar *), die nach Einigen davon den Namen hat? oder der doppelte Kolben (ein ſchwarzer und ein ſilberner) im Stadtwappen zu Baireuth? Hatte der Wiener „Stock" gleiche talismaniſche Bedeutung, nämlich als Verſcheucher der Dämonen, die Thors Hammer erlegte, ſo wird jeder Nagel, welcher in ihn eingeſchlagen wurde, zur Vermehrung ſeiner talismaniſchen Kraft beigetragen haben. Das ſtarke Eiſenband, welches ihn umgibt, das nicht zu öffnende Schloß, mit welchem es verwahrt iſt, verrathen, daß ein Schmied durch die

---

*) Weil das Stadtwappen eine Keule iſt, ſo mochte vielleicht ein Mönch zuerſt an das lateiniſche colus gedacht haben – denn ein Spinnrocken hat mit einer Keule viele Aehnlichkeit in der Geſtalt, wenn auch die Beſtimmung beider eine entgegengeſetzte iſt –, und die Sagenpoeſie bemächtigte ſich bald auch dieſes Stoffes. Sie ließ einen Rieſen in der damals noch unbewohnten Gegend, aus ſeinem Schlummer durch einen Bären aufgeweckt, bei der Verfolgung deſſelben im Walde ſeine Keule vergeſſen, und

„Die Menſchen aber han einſt ſpat
Die Keul' im Wald erſchaut,
Und zur Erinn'rung eine Stadt
An jene Stell' erbaut.
Stadt Colmar war's. Seit jener Zeit
Führt ſie das Rieſenbild –
Herakles Keule – lang und breit
Im bunten Wappenſchild."
(Stöber's Oberrhein. Sagenb. S. 78.)

Ausübung ſeiner Kunſt den Stamm geheiligt, ihn gegen die Einwirkungen des Teufels geſichert hatte. Als man aber in den ſpätern Zeiten weder die Heiligkeit der Schmiedebeſchäftigung *), noch die Symbolik des Wahrzeichens mehr verſtand, da drehten die Sagendeuter die Sache um, und das Schutzmittel gegen den Teufel galt nun ſelber für ein Teufelswerk. Man erzählte alſo:

Ein Schloſſerlehrling entwendete ſeinem Meiſter einen überaus künſtlichen Nagel, welcher bei dem Bau eines Jagdſchloſſes für Leopold den Heiligen im Wiener Walde errichtet wurde. Bei der Heimkehr verirrte er ſich in das Walddickicht. Da ſtand ein beſonderer Baum, zu dem der Verirrte immer wieder gelangte, ſo daß er endlich erſchöpft unter ihm hinſank. Da dachte er über ſeinen Diebſtahl nach, mochte aber ſein Verbrechen nicht eingeſtehen, und da er den Nagel doch auch nicht behalten wollte, ſo ſchlug er ihn in den Baum. Sogleich ſtand der Böſe neben ihm und ſprach: „Den geſtohlenen Nagel einzuſchlagen war leicht, könnteſt Du aber einen ſolchen Nagel und ein Schloß machen, das dieſen Baum vor Axt und Säge ſchützt, ſo wäre Dir geholfen.“ Der Junge erbat ſich des Teufels Beiſtand, der aber bekanntlich ſtets eigennützig bei ſeinen Dienſtleiſtungen iſt. Der Ruf, daß der junge Mann Schlöſſer verfertigte, die kein Anderer zu öffnen vermochte, brachte ihm vielen Verdienſt, und Gut und Geld. Neben jenem Nagel ſchlug er einen ganz gleichen ein; zum Zeichen ſeiner Kunſtfertigkeit umgab er den Baum, deſſen obern Theil er abſägte, ſo daß nur noch ein Stock da ſtand, mit einem ſtarken Eiſenringe, hing auch ein Schloß daran, welches Niemand öffnen konnte. Endlich kam die Zeit, daß der Pact mit dem Böſen abgelaufen war. Der Schloſſer ging jeden Mor-

---

*) Nur in Irland hat ſich noch bis auf die Gegenwart der Glaube an die Heiligkeit des Eiſens und deſſen gegenzauberiſche Kraft unter dem Volk erhalten, ſ. Kloſter IX. S. 85.

gen in die Meſſe, damit der Teufel nicht Macht über ihn bekomme. Eines Tages ging er in einen Keller, allda vor Anfang der Kirche einen Morgenimbiß zu nehmen, und verſpätete ſich etwas. Als er endlich zur Kirche ſchritt, rief ihm ein altes Weib entgegen: die Meſſe iſt ſchon geleſen! Da kehrte er um und ging wieder in den Keller. Kaum ſetzte er aber das Glas Wein an die Lippen, als das alte Weib von vorhin, die der Teufel ſelber war, ihm den Hals umdrehte, und ihn an die Wand an einen Haken hing. — In der Folge verſuchten viele geſchickte Schloſſer das Schloß zu öffnen, aber vergebens. Und als ſpäter Wien ſich immer mehr anbaute, ließ man den Stock im Eiſen zum Wahrzeichen ſtehen, daß bis in dieſe Gegend ſich einſt der Wiener Wald erſtreckt hatte; und jeder wandernde Schloſſergeſell ſchlug einen Nagel hinein, ſo daß er voller Nägel wurde *).

Folgende Variation dieſer Sage ſcheint der urſprünglichen Idee, daß der Schmied und der Teufel geſonderte Zwecke verfolgen, noch dunkel ſich erinnert zu haben. Sie läßt das Schloß zu dem Eiſenbande des bereits vernagelten Stockes auf Beſtellung des hochweiſen Raths von einem fremden Geſellen verfertigen. Als man nach dem Preiſe der Arbeit fragte, forderte der Künſtler ſo viel, daß man ihm die Zahlung verweigerte. Nun ſchrieb der hochweiſe Rath, der klüger gethan hätte, ſich nach der Forderung des Schloſſers vor der Ausführung der Arbeit zu erkundigen, wieder einen hohen Preis für den aus, der im Stande wäre, das Schloß zu öffnen und einen dazu paſſenden Schlüſſel anzufertigen. So viele Schloſſer aber auch ſich an der ſchwierigen Aufgabe verſuchten, ſtets begab es ſich, daß wenn Einer den Schlüſſel in die Eſſe brachte, eine unſichtbare Hand den Bart umdrehte, ſo daß er nicht

---

*) Bechſtein öſtr. Sag. Nr. 2.

ſchließen konnte. Dieß that der Böſe, denn er war eben jener Geſelle geweſen, welcher als Verfertiger des Schloſſes den hochweiſen Rath zum Beſten gehabt hatte. Ein pfiffiger Lehrburſche ſann aber auf ein Mittel, zum Schloſſe einen paſſenden Schlüſſel zu erfinden. Er verfertigte in der Feierabendzeit, als Meiſter und Geſellen die Werkſtatt verlaſſen hatten, in aller Stille einen Schlüſſel, ſetzte den Bart mit dem Loth verkehrt an, brachte ihn an die Kohlen und zog den Blaſebalg, daß rings die hellen Funken wie kniſternde Blitze durch die Schmiede ſprühten. Der immer lauernde Böſe war gleich unſichtbar zur Hand, drehte den Bart des Schlüſſels um und — war betrogen, denn nun paßte der Schlüſſel. Der Lehrbube erhielt den ausgeſetzten Preis und das Meiſterrecht. Zwar iſt in ſpäterer Zeit der Schlüſſel wieder abhanden gekommen, aber der Stock im Eiſen ſteht immer noch in der Niſche eines Hauſes auf dem Stephansplatz, wo er vor Alters ſtand. Jeder wandernde Schloſſergeſelle, der nach Wien kam, ſchlug einen Nagel in den Stock, dem dummen Teufel zum Hohn, und davon hat der Stock ordentlich eine eiſerne Rinde bekommen, ſo daß er mit vollem Rechte den Namen: „Stock im Eiſen“ führt.

Der Hammer, als Heilszeichen, findet ſich auch, und zwar zugleich mit dem Bilde des Lindwurms, auf dem von der Wilkinaſage an zwei Stellen (cap. 33. 156) beſchriebenen Rüſtung des Wittich. Nun hatte ich im IX. Bande des Kloſters S. 1043 die Eberbilder auf Helmen nordiſcher Krieger als talismaniſche Zeichen erwieſen, zugleich aber auch die Drachenbilder S. 1041 für ſolche erklärt. Am natürlichſten war das Streben des Kriegers, ſeine Waffenkleidung, beſonders die Kopfbedeckung, mit ſolchen, vermeintlich den Tod abwehrenden Sinnbildern zu verſehen. Nun heißt es von Wittich: „Sein Schild war weiß und mit Hammer und Zange von rother Farbe bezeichnet, weil ſein Vater ein Schmied war, und über dieſem Zeichen ſtanden drei Karfunkelſteine, um die königliche Abkunft ſeiner Mutter anzudeuten. Sein Helm vom härteſten Stahl war mit Nägeln beſchlagen, und es war ein goldener Lindwurm darauf eingegraben. Auf Sattel, Waffenrock und Fahne war derſelbe Lindwurm angebracht."

Daß Wittichs Vater kein Schmied von Profeſſion geweſen ſeyn könne, geht ſchon aus ſeiner Vermählung mit einer Königstochter hervor. In der That war es der mythiſche Wieland, welcher in ſeiner Kunſt von den Elfen unterrichtet worden. Da überdieß Wittich einen tapfern Krieger bedeutet, ſo iſt auch dieſer keine hiſtoriſche Perſönlichkeit, ſo wenig als Dietrich von Bern (vgl. Kloſter IX. S. 1041), in deſſen Drachenkämpfen (Heldenſ. 268) das Zeichen in Wittichs Fahne ebenfalls beſchrieben wird, als goldener Hammer und Zange, und eine goldenen Natter.

Ich muß, ehe die Bedeutung des Schmiedens in der Bilderſprache der Vorzeit entwickelt wird, noch auf das bevorzugte Anſehen der Schmiedezunft im deutſchen Mittelalter hindeuten. Aus Lepſius „ſphragiſt. Aphorismen" (Halle 1842) erſieht man, daß auf dem Siegel der Halle'ſchen Schmiedezunft, welches einer Urkunde vom Jahr 1327 angehängt iſt, zwiſchen Hammer und Zange eine Schlange geſetzt; im Mainziſchen und Augsburgiſchen fehlt die Schlange ebenfalls nicht, nur iſt im Mainziſchen neben der Schlange auch ein Adler angebracht, welcher im Kloſter IX. S. 1045 als Verjüngungsſymbol, alſo auch als ein Heilszeichen erwieſen worden iſt. Die Schlange, die ſich hier auf den

Siegeln mehrerer Schmiedezünfte wiederholt, muß offenbar, da ſie zum Handwerk ſelbſt in keiner Beziehung ſteht, einen aus der Heidenzeit herſtammenden religiöſen Sinn enthalten haben. Sie weiſt offenbar nach Perſien, der Wiege der Germanen, als ihre Heimat hin. In Herbelots Bibl. orient. II, p. 616. findet ſich nämlich eine gewiß nicht in der urſprünglichen Geſtalt auf uns gekommene Tradition von dem deſpotiſchen Zohak, dem Schlangen aus den Schultern wuchſen, die nur mit Menſchenhirn gefüttert ſeyn wollten. Als nun durch des Fürſten Mordgelüſte die Noth aufs Höchſte geſtiegen, ſteckte der Schmied Gao ſein Schurzfell als Vereinigungszeichen auf. Es verſammelten ſich Viele; der Held Pharidun an ihrer Spitze beſiegte den Zohak in der Feldſchlacht. Das Schurzfell des Schmiedes ward zum Reichspanier geweiht, das jeder nachfolgende König mit neuen Edelſteinen ſchmückte. Einer andern Sage zufolge hatte Pharidun den Zohak mit einer Stierkeule erſchlagen, wobei man bedenke, daß jener Schmied im Namen ein Ochſe (Gao) war, ſo wie Pharidun durch „Zeugender Stier" überſetzt werden kann, wenn nämlich das Wort pehlwiſchen Urſprungs ſeyn ſollte, Pehlwi iſt aber dem Aramäiſchen ebenſo verwandt, wie das urſprünglich in Perſien geſprochene Zend dem Sanſkrit, in welcher Sprache Gao die Bedeutung: Farr hat. Demnach ſind der Schmied und Zohaks Beſieger Pharidun mit der Stierkeule identiſch. Der Stier des Frühlingsäquinoctiums hatte die Schlange des Herbſtäquinoctiums überwunden. Die Stierkeule war der erſte Sonnenſtrahl, welcher die Wiederſchöpfung der Natur bewirkt. Daß die Keule in Perſien nur dieſe Bedeutung habe, ergibt ſich aus einer Stelle des Ieſcht-Sade im Zend-Aveſta, wo die

Keule des perſiſchen Lichtbringers Mithras als „Wüſtenbefruchterin“ geprieſen wird, und die auch auf Mithrasmonumenten vorkommt. Sie iſt auch das Attribut des Schlangentreters Wiſchnu, welcher in der indiſchen Trinitätslehre das rettende Princip und Heilbringer heißt. Daß, wie Thors Hammer den Blitz, ſo des Hercules Keule den Lichtſtrahl überhaupt verbildlichte, läßt ſich daraus errathen, daß ſie aus dem Holze des Oelbaums geſchnitzt war (Paus. II, 31. 13.), wie die Priapsbilder ebenfalls (Paus. X, 19. 2.). Die Letztern dienten bekanntlich als Faſcinum, d. h. als Gegenzauber zur Abwehr dämoniſcher Einwirkung*). Nun wird auch begreiflich, warum „mit der Keule Mithras die Dews (Dämone) ſchlägt,“ wie eine andere Stelle im Zend-Aveſta lautet; und warum κορύνη: Kolbe, Keule, aber auch einen Blüthenſtengel bedeutet.

Somit wäre die talismaniſche Bedeutung der Keule im Colmarer Stadtwappen, wie des Aſtes, d. h. des Stockes im Wiener Wahrzeichen, nicht mehr zweifelhaft, zumal wenn ich darauf aufmerkſam mache, daß der Lateiner unter palus nicht bloß einen hölzernen Pfahl (φαλος), ſondern auch, um mit dem Apoſtel Paulus zu reden, den „Pfahl im Fleiſche“ (σκωλοψ=φαλλος) bedeute. Wie nun der Blüthenſtengel ein Sinnbild der Wiedererzeugung, ſo auch der abgeſchälte Aſt, der Maibaum, den die Britten **Maipole** nennen, und welcher als Frühlingsſymbol in den Maifeſten aller europäiſchen Völker die wichtigſte Rolle ſpielt. Dieſer Brauch ſtammt jedoch ebenfalls aus Indien (ſiehe **Maurice Ind. Antiq. VI.**). Im Monat Phalguni*) wird der Geburtenförderin Bhavani zu Ehren, welche die Liebenden anrufen, eine Stange, mit Blumen und Bändern geziert, aufgeſtellt. Dieſelbe Göttin wird als Mutter der Trimurti dargeſtellt, und die drei Götter, obgleich ihre Söhne, vermiſchten ſich wieder mit ihr. Die ſpinnende Maja war ſie in den Umarmungen Brahma's, die indiſche Venus, Lakſchmi war ſie, von dem feuchten Wiſchnu befruchtet, und als Gemahlin des brennenden Schiwa heißt ſie Bhavani. Einmal hatte er des Stieres Geſtalt, ſie die der Kuh angenommen, ein andermal wieder hatten ſie auf einem Baume in Aſkaliſtan als Taubenpaar geheckt, um die ausgeſtorbene Schöpfung wieder zu erneuern. Auch Durga hieß ſie als Beſiegerin des ſchwarzen Dämonenfürſten Ravanna, welcher die Götter mit Krieg überzogen hatte. Endlich als Urheberin des Todes hieß ſie Kali, d. i. die Schwarze, wieder als Gattin des Schiwa, wenn er nicht mehr der ſchöpferiſche Lingamgott, ſondern der Zerſtörer: Kala, hieß.

---

*) Plin. IV, 13, 5: Hortoque et foco tantum contra invidentium effascinationes dicari videmus in remedio satyrica signa.

Hier haben wir alſo den Urſprung, der nicht durch Bibelſtellen zu beweiſenden Verehrung der Jungfrau Maria, der „Gottesgebärerin" (Θεοτοκος, Deipara) zu ſuchen, welcher, wie der Maja-Bhavani der Maimond (mensis Mariae) geheiligt iſt, welche ebenfalls unter dem Bilde einer Taube gedacht wird, weil der heil. Geiſt in Geſtalt dieſes Vogels ſie beſchattet haben ſollte; welche, obſchon Jungfrau, dennoch geboren hatte, wie Bhavani aus ſich ſelbſt ihre drei Söhne, die eigentlich nur Ein Weſen in drei verſchiedenen Manifeſtationen ſind. In Konrads von Würzburgs Gedicht

---

*) Dieſer entſpricht dem Mai, und bedeutet dem Namen zufolge: die zeugende Thätigkeit des Phallus (phalas.)

„die goldene Schmiede“ heißt es von Christus, daß er ſich bei ſeiner Geburt, wie ein Vogel (Geiſt) am Abend in eine Nachtblume, die auf dem Meere wachſe, in Maria's Herz geſenkt. „Das ſtimmt, ſagt Grimm (Altd. Wäld. II, S. 206), merkwürdig zu der Mythe von Brahma's Geburt, welcher in einer Waſſerlilie (Lotus) eingeſchloſſen war, bis ſie ſich durch die Strahlen der Sonne öffnete (Kanne's „Panth.“ S. 77), welche Wiſchnu, aus welchem dieſe Pflanze geſproßt, ſelber war.“ Ueber die Lilie, als Symbol der unbefleckten Empfängniß Mariä, habe ich im „Kloſter“ IX. S. 900 ff. ausführlich mich verbreitet, und muß hier daher auf dort verweiſen. Maja iſt im Namen die „Amme;“ dieſes Prädicat gibt Konrad von Würzburg (V. 293) auch Marien, auf welche ſo viele Prädicate der Weltmutter und Allgebärerin übertragen ſind. Die häufige, im Mittelalter aufgekommene Sage, daß ſie Frommen, die krank darnieder lagen, erſchien, und aus ihrer Bruſt labende Milchtropfen zugeſprützt, oder ſie daran trinken ließ, wovon ſie alsbald geneſen, ſcheint ſich gleichfalls auf die Idee der Allmutter zu beziehen. Der heil. Bernhard hatte am 13. Mai 1152 einige Tropfen von der Milch gekoſtet, welche ihm das in der Kirche von Chatillon an der Seine befindliche Marienbild aus ihrer Bruſt ſpendete. Noch ein älteres Beiſpiel dieſer Laktation fand im Jahr 1020 an Fulbert, Biſchof von Chartres, Statt, der dadurch von einer ſchweren Krankheit geheilt ward, daß ein überaus ſchönes Fräulein mit großem Gefolge an ſein Bett trat, ihm den Mund öffnen hieß, und ihm mehrere Tropfen der „allerheiligſten Milch“ aus ihrer Bruſt einſprützte, worauf er ſogleich genas, und die Tropfen von ſeinem Geſicht in ein feines Tuch wiſchte, das in der Kirche von Chartres aufbewahrt und von Andächtigen verehrt wurde. Noch huldreicher war ſie gegen den heil. Dominik. Ihm erſchien Maria, als er in einer Höhle bei Toulouſe ſich kaſteite, von drei Hofdamen begleitet, deren Jede fünfzig Jungfrauen hinter ſich hatte. Sie ſprach: „Ich komme gegen die Feinde des Glaubens dir zu Hilfe, weil du mich angerufen haſt." Dominik fiel vor Entzücken zur Erde, die drei Damen hoben ihn auf, und Maria nahm ihn in ihren jungfräulichen Schooß, küßte ihn zärtlich und ließ ihn an ihren Brüſten ſaugen. — Als Spenderin der Feuchte, — denn ſie iſt, wie die heidniſche Mondgöttin, auch Himmelskönigin, — heißt ſie der Thau, und die vom Geiſt Gottes Bethaute, wie Maja die Gebärerin der Feuchtigkeit iſt, die Mutter im Stillen, worin Alles keimt und in Lebensſaft aufſteigt. Noch wird in deutſchen Mythen der Thau als das Neuerzeugende, Wiedergebärende betrachtet. Und inſofern der Hirſch ein Symbol des Thaus *), daher er nicht nur Dianen, ſondern auch der koptiſchen Iſis und der Minerva in Athen geweiht war, gibt das Prädicat „Unſere liebe Frau vom Hirſch" **) Stoff zu weiterm

---

*) Die Belege ſ. Kloſter IX. S. 497—499.

**) Zwiſchen Salomo, König von Ungarn, und ſeines Oheims Kindern, den Brüdern Geiſa und Ladislaus, entſtand Zwietracht, ſo daß Beide zu den Waffen griffen. Salomo war weit ſtärker. Geiſa gelobte unſerer lieben Frau eine Kirche, wenn ſie ihm den Sieg verleihe. Als er nun den Salomo erlegt hatte, beſchloß er, Marien die gelobte Kirche zu erbauen. Seine erſte Sorge war, einen paſſenden Ort zu erwählen, und als er einſt mit ſeinem Bruder Ladislaus am Geſtade der Donau ſpazieren ging und darüber Rückſprache hielt, erblickte er einen Hirſchen, der auf allen Zinken des Geweihes ſcheinende Lichter gehabt, ſie angeſehen, und in aller Eile die Flucht nach der Donau nahm und verſchwand. Ladislaus hielt ihn für einen Engel, der in Geſtalt eines Hirſchen hat anzeigen wollen, daß man an dem Orte, wo

Nachdenken; und die Hirſchkuh, welche die heil. Roſalie und die h. Genoveva — deren Kirche in Paris ehedem, wie die Notredamekirche daſelbſt, ein Iſistempel war — in der Wüſte ernährte, war gewiß keine andere, als die vom Pſalmiſten (22, 1) erwähnte „Hindin der Morgenröthe," d. h. der nächtliche Thau, welcher die Pflanzen erquickt, geiſtlich aufgefaßt: die mit dem Thau verglichene Mondſpeiſe Manna, das Himmelsbrod, nämlich das Gebet, welches den Gerechten erquickt. In dieſem Sinne will auch die Milch der Maria, welche die Heiligen labte, verſtanden ſeyn. Darum heißt auch Maria der Brunnen des Lebens. Vergleicht doch die Schrift auch den Gerechten mit Bäumen, die an Bächen wachſen. Aber Maria ſtand überhaupt den Brunnen und Quellen vor (Kloſter IX. S. 891), und wird von den Schiffern angerufen*), denn ſie waltet, wie Iſis Pharia und Juno Marina, Athene Nautia ꝛc., auch in der Feuchte. Maria trägt als Himmelskönigin den Sternenmantel und die Krone der Iſis; als Nährmutter, die in der Dürre um Regen und überhaupt um gute Ernten angerufen wird, nennt

---

er erſchienen war, die Kirche hinbauen ſolle, was auch Geiſa, nachdem er gekrönt worden, gethan, und die Kirche mit großen Schätzen begabt hat. (Kaltenbach, Marienſagen Nr. 25.)

*) Ein frommer Abt, der einſt eine Seereiſe machte, ſah, wie bei einem heftigen Sturm ſeine Gefährten nutzlos alle Waſſerheiligen anriefen, der Eine flehte zu Petrus, der Andere zu Nicolaus, aber alle vergebens. Da forderte er ſie auf, zu Marien zu beten, die gewiß die Noth von ihnen nehmen würde. Sie folgten ſeinem Rath, und riefen zu unſerer Frau um Hilfe. Da erſchien am Maſtbaum ein helles Licht, deſſen Glanz die auf dem Schiffe liegende Finſterniß zerſtreute. Der Sturm legte ſich, und als der Morgen anbrach, ſtieß das Schiff zum Geſtade, und ſie ſahen, daß ſie in kurzer Zeit viele Meilen gemacht, und in gerader Richtung an den Ort ihrer Beſtimmung gekommen waren. (Pfeiffer Marienlegenden Nr. 12.)

Konrad ſie die Waizengarbe. Wie Demeter die „Honigreiche" (μελιτωδης) genannt wurde, ſo iſt auch ſie die den Honig ſpendende Biene, und wie Demeter in der dunkeln Jahrhälfte die „Schwarze (μελαινα) hieß, ſo wird ſie auch zu Neapel in der Pauſilipp-Höhle, in der Schweiz zu Einſiedeln, in Würzburg, im Kloſter Emaus zu Prag, im Kloſter Czenſtochau in Polen und in vielen Kirchen Frankreichs und Belgiens auch als — nur gegen ſchwere Büßungen Ablaß ſpendende — „ſchwarze" Maria verehrt. Dann iſt ſie die ſchwarze Kali, Indiens Todtengöttin, die ſich nur mit Menſchenopfern beſänftigen läßt, die gothiſche Hali oder Hel, die ſlawiſche Hela, die ſchwarze Göttin der Unterwelt. Um aber die heidniſche Quelle dieſer finſtern Richtung des Mariencultus zu verbergen, berief ſich die Kirche auf Hohel. 1, 5.: „ich bin ſchwarz, aber lieblich."

Wie die jungfräuliche Durga den Maha Aſura einſt bekämpfte, welcher die Geiſter zum Abfall von Brahma verlockt hatte, ſo ſehen wir Marien auch, ſo oft ſich Gelegenheit bietet, dem Satan Seelen entführen. In der Legenda aurea des Jakob de Voragine (Nr. 114) wird beim Feſte der Himmelfahrt Mariä ein Prozeß beſchrieben, den der Teufel mit einem argen Sünder vor Gottes Gericht geführt. Der Teufel führte Gründe an, warum ihm die Seele deſſelben zugehöre. Gegen zwei dieſer Gründe vertheidigte ihn die Wahrheit und die Gerechtigkeit; gegen den dritten aber, daß, wenn er auch einiges Gute gethan hätte, ſeine böſen Handlungen durch daſſelbe unvergleichbar überwogen, fand ſich kein Sachwalter für ihn. Gott ließ alſo eine Wage bringen, um beiderlei Handlungen gegen einander abzuwägen. Darauf gaben dem Sünder ſeine beiden Vertheidigerinnen den Rath, Maria, die neben Gott ſaß, um ihren Beiſtand zu bitten. Er that es, ſie legte ihre Hand auf die Wagſchale, in welcher die wenigen guten Werke lagen; der Teufel ſuchte zwar die andere herunter zu ziehen; allein ſie behielt die Oberhand; der Sünder wurde losgeſprochen.

Maria ſucht aber noch häufiger die Lebenden, die auf Abwege geriethen, der Gewalt des Teufels zu entreißen. Ihre Dazwiſchenkunft macht alle mit dem Böſen geſchloſſenen Verträge unkräftig. Es genügt, daß der Verführte ihren Namen anrufe, und der Höllendrache muß ſeine Beute augenblicklich fahren laſſen, mögen ſeine Anſprüche auch noch ſo gerecht ſeyn. Hier bietet ſich die natürliche Gelegenheit, die Sagen von Teufelsbündniſſen zu beleuchten, deren älteſte die von Theophil, der um das Jahr 540 gelebt haben ſoll, Marien, in der hier erwähnten Eigenſchaft handelnd, auftreten läßt. Dieß würde von ſelbſt wieder auf die vielbeſprochene Fauſtſage führen, was aber Eulen nach Athen tragen hieße, da Band II. III. und V. des Kloſters dieſen Stoff ſo erſchöpfend behandelt haben, auch darin die divergirenden Meinungen aller frühern Schriftſteller über den deutſchen Magier, der unter den Polen in der Perſon des Twardowſky ſein Schattenbild gefunden, mit ſolchem Fleiße zuſammengeſtellt ſind, daß nichts mehr hinzuzufügen iſt. Ich gebe daher, um nicht Bekanntes zu widerholen, zu der von Andern noch nicht gelösten Frage über: wo die Heimat der Teufelslegenden aufzuſuchen ſey? Es iſt beachtenswerth, daß die ſogenannten polytheiſtiſchen Regionen nichts von einem Seelenſchnapper, wie wir uns den Teufel denken, wiſſen. Es konnte dieſes mythiſche Bild nur unter einem Volke geſchaffen werden, das — wie die

Perſer mit ihrem Ahriman — einer Folie der Gottheit bedurfte. Zoroaſter ſtellte ein Lichtweſen als Weltregenten auf, aber da er die Wirkſamkeit des Böſen in der Welt nicht läugnen konnte, ſo mußte auf Ahriman die Schuld deſſelben geſchoben werden. Er theilt ſich mit ſeinem Bruder Ormuzd in die Weltherrſchaft, und wenn er nicht zu kurz kommen will, muß er unabläßig bedacht ſeyn, die Menſchen zu ſich herüberzuziehen. Ormuzd iſt der Geiſt, Ahriman die Materie, Jeder bietet, was er hat, folglich lockt er mit Anerbietungen materieller Genüſſe. Er iſt, wie die Rabbinen ſeine Copie, den Teufel Sammiel, nennen: „der andere Gott," denn einen dritten gibt es nicht, ſo wenig als ein Mittelring zwiſchen Licht und Finſterniß. Ferduſi, der in ſeinem „Schah Nameh" altperſiſche Sagen als monotheiſtiſcher Muſelmann bearbeitete, mußte nothwendig die urſprüngliche Farbe des von ihm neu aufgefriſchten Gemäldes von des vorerwähnten Zohaks Verführung etwas unkenntlich machen.

Zohak, ſagt er in ſeiner euhemeriſtiſchen Auffaſſungsweiſe des Mährchens, Zohak war ein ſehr gottloſer Mann. Er beſiegte den perſiſchen König Giamſchid (ſpr. Dſchemſchid), der in jener Zeit für den glorreichſten Monarchen auf Erden galt. Nach dieſem großen Erfolg wurde Zohak vom Teufel verſucht, der ihm unter der Geſtalt eines ehrwürdigen Alten erſchien, und vorſpiegelte, wie er König von Perſien und Arabien zugleich ſeyn könnte, wenn er ſich zu einem Vatermord entſchlöße. In jenen Tagen lebten die Menſchen bloß von Pflanzenkoſt, aber der Teufel, der von ihnen möglichſt viele gern verderbt hätte, buck etliche Eier und brachte ſie dem Zohak, um damit zu reizen; und als er bemerkte, daß ihm dieſe Speiſe ſchmeckte, bewirthete er ihn mit Rebhühnern *), deren Wohlgeſchmack den Prinzen dergeſtalt entzückte, daß er ſeinen Freund ſich eine Gunſt erbitten hieß. Dieſer ſagte: er habe keinen Wunſch, als die Schultern ſeines geliebten Monarchen zu küſſen. Aber kaum hatte die teufliſche Lippe die Schultern berührt, als daraus zwei ziſchende Schlangen hervorſprangen. Gleichzeitig zeigte ſich der Alte in ſeiner wahren Geſtalt, und verſchwand in einem Sturmwind mit dem Ausruf: nur durch Menſchengehirn können die Ungeheuer, die er geſchaffen, geſättigt werden, und auf ihren Tod folge unmittelbar der Tod Zohaks. Und es geſchah, wie der Teufel geſagt hatte. Die Schlangen nahmen keine andere Speiſe an, und ſo wurden eine Zeitlang täglich zwei Opfer für ſie geſchlachtet. Als nun diejenigen, welche mit der Zubereitung des ſchrecklichen Mahls beauftragt waren, den Plan des Teufels durchſchauten, beſchloſſen ſie deſſen Vereitlung. Sie führten zwar die zum Tod beſtimmten Perſonen dem Zohak und ſeinen Schlangen vor, aber indem ſie das Gehirn von Schafen unterſchoben, ſandten ſie die Menſchen in die Gebirge von Kerman, wo ſie ſich zu einem großen Volke vermehrten.

Giamſchid (Tſchemſchid) und Zohak ſind aber keine weltlichen Herrſcher, ſondern Ormuzd (die Sonne, das Urlicht, das gute Princip) und Ahriman (Finſterniß, Winter, Tod). Erſterer bedeutet darum im Namen einen Glanzbecher, anſpielend auf die Sonnenſcheibe. Er hat, der Schilderung des Zend-Aveſta zufolge, einen Golddolch, mit dem er die Erde ſpaltet. Jedermann erkennt hier den Strahl der Frühlingsſonne, welcher die gefrorne Erde thauen macht. Inſofern aber die Sonne Urſache aller Zeugungen, dachte man bei

---

*) Im Perſiſchen heißt dieſer Vogel derw: Zwietracht ([illegible]).

dem Erdenſchooß auch an den Mutterſchooß, und der Dolch ward zum Phallus, deſſen Symbol das Schwert auch in der altdeutſchen Mythe war (ſ. Kloſter IX. S. 319 die Belege). Dann erklärt ſich auch der vielbeſprochene Becher Dſchemſchids, in welchem man alle künftigen Generationen erblicken konnte, er war nämlich das weibliche Becken, die Schale der Hygiea, aus welcher des Todten erweckenden (d. h. die ausgeſtorbenen Geſchlechter durch neue Zeugungen erſetzenden) Aeſculaps Heilsſchlange zu trinken pflegt. Dſchemſchid ſoll den Gebrauch des Feuers entdeckt haben, was ſich von ſelbſt erklärt, da er die Sonne iſt. Aus demſelben Grunde hatte er den Grundſtein zur Stadt Ver (lat. ver: Lenz) in dem Momente gelegt, als die Sonne ins Zeichen des Widders eintrat. Dſchemſchid rühmt ſich im Zend-Aveſta: „Ich habe den Tod von der Erde gebannt.“ Dieß vermag kein Sterblicher, wohl aber die Sonne im Frühlinge, wenn ſie die Natur aus dem Todesſchlafe weckt. Darum gilt auch Dſchemſchid als Erfinder des Ackerbaues. Er ſoll die ganze Welt durchzogen haben. Dieſe Rundreiſe um den Erdball unternimmt die Sonne alljährlich. „Unter Dſchemſchids Regierung ſtarben die Thiere nicht.“ (Z. Av. I, p. 114). Paßt dieſes Lob auf einen irdiſchen Fürſten? Er regierte ein Jahrtauſend (Rhode, Zendſage S. 108). Kann man hier noch mit Herbelot, Johannes v. Müller und Hammer an einen ſterblichen Regenten denken?

Zohak, d. i. der Bedrücker, ſoll den Dſchemſchid vom Throne geſtoßen haben, regierte gleichfalls ein Jahrtauſend (Rhode a. a. O. S. 146), bis auch ihn wieder Pharidun ablöste, der ihn zwar nicht tödten konnte, aber doch an einen Felſen im Gebirge Damavend feſſelte, wo er bis ans Ende der Welt lebendig bleibt (Z. Av. I, p. 147). Dieſer Zohak hatte drei Mäuler, ſechs Augen und tauſend Kräfte, an Grauſamkeit übertraf er alle Diws (Dämonen). Der Teufel hatte ſich als Koch bei ihm vermiethet und ihm Geſchmack am Genuſſe von Menſchenhirn beigebracht. Daß ihn der Teufel zum Fleiſcheſſen verleitete, läßt indiſche Abkunft ſupponiren, weil bekanntlich den Brahmanen das Tödten der Thiere ſo ſträflich als jeder andere Mord erſcheint. Schiwa, der indiſche Todtengott, hat auch ein Stirnauge, ſomit wäre Zohaks Sechsäugigkeit bloß eine Verdopplung der Augenzahl Schiwa's, und die Schlange, welche den Gürtel des indiſchen Gottes bildet, hat ſich hier ebenfalls verdoppelt. Sie bezieht ſich auf das Schlangengeſtirn, das im Monat der „Wage“ die Schiwa als Todtenrichter in der Hand hält, aufſteigt; dieß verdrängt als Herbſtzeichen den Sommer, darum werden dieſe Schlangen mit dem Gehirn von Schafen gefüttert, darum erſchlägt Zohak den Dſchemſchid, der ſein Reich in dem Moment angetreten hatte, als die Sonne ins Zeichen des „Widders“ trat. Alſo Zohak iſt der Winter, darum überwindet ihn ein Schmied, deſſen Hammer der Donnerkeil iſt, oder Pharidun mittelſt der Stierkeule, deren ſolare Bedeutung ſchon oben entwickelt worden iſt. Zohak iſt alſo Ahriman, welcher im Zend-Aveſta als die „Winterſchlange“ bezeichnet wird, die im 7ten Jahrtauſend (d. h. im 7ten Monat, wenn die Sonne ins Zeichen der Wage tritt, nachdem ſie im „Widder“ ihren Kreislauf begonnen) in die Welt eingedrungen war*). Ahriman wird als Urheber der Zeugung und des Todes — weil jeder Anfang auch ein Ende erwarten läßt — bezeichnet. Die Schlange Ahriman wächst darum dem Zohak aus der Schulter. Was dieſe bedeuten mag, erräth man aus einer Stelle im Zend-Aveſta, welche alle Weſen aus der Schulter des Urmenſchen Kajomors hervorgehen läßt. Wem dieſes Symbol noch nicht klar genug iſt, den erinnere ich an des Pelops Schulter, welche die Erdgöttin Ceres, die Bewahrerin des Samenkorns, verzehrt hatte. Ahriman ſchafft nur aus Zerſtörungsluſt. Darum fordern Zohaks Schlangen, obwohl Phallusbilder, wie die Schlange des Aeſculaps, dennoch vieles Leben. Auch der chriſtliche Satan reizt zur Wolluſt, führt ſeinen Schützlingen ſchöne Frauen in die Arme, obſchon er der Urheber des Todes iſt. Daß Satan ſich bei dem Zohak, von dem er eigentlich nicht geſchieden werden darf, als Koch vermiethete, hallt in einer engliſchen Sage vom Pater Ruſch nach, welcher, ein maskirter Satan, einer Kloſterküche vorſteht, um die Mönche durch Ueppigkeit zu verführen; aber auch eine deutſche Sage in Hormayrs hiſt. Taſchenb. (1825 S. 30) läßt den Satan als Küchenjungen Dienſte thun. Es lag dieſe Vorſtellung nahe, weil der Koch die Thiere abſchlachtet, das Tödten aber eine ſataniſche Handlung iſt. Auch die Rabbinen haben Eſau, welcher ſeinem Vater ſchmackhaftes Wildpret in die Küche lieferte, mit Sammael, dem Oberſten der Teufel, identifizirt.

---

*) Zoroaſter lehrt eine zwölftauſendjährige Weltdauer.

Auf die Frage: Wann hat im Mittelalter die Idee förmlicher Bündniſſe und Verträge mit dem Teufel ſich erzeugt? antwortet Grimm (Myth. S. 969): Erſt nachdem die römiſche Form der Chirographie in Europa überhand genommen; denn obſchon auch der nordiſche Teufel vortheilhafte Verträge einzugehen pflegt, wie ich in einem Beiſpiel von dem Kirchenbauenden Rieſen Finn im 9. Band des „Kloſters" S. 12 nachgewieſen, ſo doch niemals ſchriftlich. Der erſte

Fall dieſer Art iſt der oberwähnte des Theophil aus dem 6ten Jahrhundert, deſſen Bekehrung zuerſt die Nonne Hroswitha, die in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts lebte, in einem Gedichte für das Abendland bearbeitete; ſpäter aber von noch Andern, metriſch (von Marbot † 1123) und dramatiſch (von Rutebeuf) behandelt wurde. Zu Anfang des 11ten Jahrhunderts verbreitete ſich auch die Sage, Gerbert, der nachherige Papſt Sylveſter II. († 1003) habe ſich dem Teufel ergeben. Der Lobgeſang auf den h. Anno gedenkt (Str. 46) eines gewiſſen Volprecht in dieſer Beziehung. Nur die Verſchreibung iſt chriſtliche Erfindung; daß ſie mit Blut geſchehe, iſt heidniſch. Im Morgenlande dachte man ſich, daß die Dämonen Blut trinken, und kommt noch im Vampyrismus der Neugriechen vor. Die durch das ganze Heidenthum ſich hindurchziehende Opferidee äußert ſich im ſcandinaviſchen Norden, wie im fernen Oſten, auf dieſelbe Weiſe. Die Opfernden beſchmierten ſich oder die Bäume des Opferhains, wie z. B. die Longobarden (Mone, Hdtb. II, S. 199) mit dem Blute des Opferthiers, das an ihrer Stelle zur Erreichung eines gewiſſen Zweckes dem Gott oder Dämon geopfert wurde. (Das Uebergeben des einen Weſens in das andere erleichterte den chriſtlichen Bekehrern die Behauptung. daß die Götter der Heiden — deren Exiſtenz und Macht ſie gar nicht läugneten — Dämonen ſeyen). Der Oſtaſiate brachte der Todtengöttin Kali andere Perſonen zum Opfer, mit deren Blut er ſich das Geſicht beſchmierte (Asiat. Res. VIII, p. 51), um Verlängerung des eigenen Lebens zu erwirken. Der Weſtaſiate opferte dem Moloch ſeinen Erſtgebornen, um die andern Kinder vor dem Tode zu ſchützen. Den Aegyptern, welche dieſe Vorſichtsmaßregel unterließen, ſtarben alle Erſtgebornen, hingegen an den Thüren der Iſraeliten ging der Herr vorüber, weil ſie mit dem Blute des ſtellvertretenden Opferlamms beſtrichen waren. Die Gottheit war alſo mit einem fremden Leben abgefunden. Zu Weingarten am Bodenſee pflegte ein Umritt mit dem heiligen Blute (irgend eines ſtellvertretend Geopferten) Statt zu finden. Die halbe Bevölkerung zog um die Felder, die der Prieſter durch das vorangetragene Blut weihte, vor Schaden ſicherte. Iſt das nicht eine Erinnerung an das Opferblut, womit die Heiden Menſchen und Bäume beſprengten? Die Prieſter der Liefländer beſprengten das in die Schlacht ziehende Heer mit Opferblut (Mone, heidn. Eur. I, S. 69), und die Krieger der Katten trugen Blutringe, um vor dem Tode geſchützt zu ſeyn*). Während in Sicilien, nach dem Beiſpiel der Phönizier, die erſtgebornen Kinder wirklich dem Moloch oder Milcam (mit-dem hebräiſchen Artikel **Hamilcar**) verbrannt wurden, milderte der Römer und Hellene dieſes Opfer durch eine ſymboliſche Feuertaufe, indem man am neunten Tag den Neugebornen zwiſchen zwei Feuer hindurchtragen ließ, daher dieſer Tag von der Feuerreinigung oder Feuertaufe dies lustricus hieß. Dieſe Sitte gibt zu erkennen, daß die oben erwähnten Palilien auch nur eine ſinnbildliche Opferung der Heerden Behufs ihrer Vermehrung und Sicherung vor Seuchen bezweckten. Und damit iſt zugleich der Zweck unſerer Oſter- und Johannisfeuer klar, von denen ſich der Aberglaube gleiche

---

*) Wie unſere heidniſchen Vorfahren, in die Schlacht ziehend, dem Kriegsgott Odin die Gefangenen zum Opfer gelobten, ſo weihten ſich die Chriſten im Mittelalter dem h. Georg, welcher Waffenglück verleiht, damit ſie nicht ſelber im Kampf erliegen.

Wirkungen verſprach; denn da man in ſolchen Nächten die Geiſter mächtiger glaubte als ſonſt, ſowie daß geheime Pforten der Berge ſich öffneten, um Sterblichen den Zutritt zu ihren Schätzen, zu den Wohnungen und Gärten der Elfen und Zwerge zu erleichtern; da endlich das den Elfen und Feen zur Laſt gelegte Kinderſtehlen gleichfalls aus molochiſtiſchen Vorſtellungen von der unerläßlichen Abfindung mit übelwollenden Mächten entſprang, ſo bedarf es hier keiner weitern Beweiſe zur Befeſtigung des Satzes, daß jedes Opfer ein Vertrag ſey, mittelſt deſſen man gegen Einſetzung fremden oder eigenen Lebens ſich Anſprüche auf die Unterſtützung eines mächtigen oder ſchädlichen Geiſtes erwerbe. Hötter (der Hut), d. i. der umwölkte Odin — in einem eddiſchen Liede heißt er der Breithutige, er war der wilde Jäger, der, im Sturme dahin ziehend, ſein Haupt in Wolken hüllt; ſein chriſtliches Abbild hieß Hutbert oder Hubert, der Patron der Jäger — Odin alſo, welcher auch „Herr der Todten" heißt (ſ. Kloſter IX. S. 203), begehrte von der Bierbrauenden Geirhilde, der er ſeinen Speichel*) zur Hefe gegeben hat, was zwiſchen dem Faß und ihr war, d. i. das Kind, womit ſie ſchwanger ging (Fornald ſög. 2, 26). Ein Beiſpiel der Darbietung des eigenen Lebens zur Erreichung eines Wunſches bietet aus dem nordiſchen Heidenthum die Olaf Tryggvaſons Saga vom Schwedenkönig Erich, der ſich dafür dem Odin gegeben (d. h. nach Ablauf des Termins ſterben wolle), wenn er ihm zehn Jahre hindurch Sieg verleihen würde. In Grimms deutſchen Rechtsalterth. S. 193 ff. wird ein Bund durch Blutmiſchung geweiht. Das Blut erzielt eine myſtiſche Verbindung beider einen Vertrag ſchließenden Partheien. Bei den Arabern ſchnitt ein Mann, der zwiſchen den Bundſchließenden ſtand, mit einem ſpitzen Stein in ihre Hände, nahm von Beider Kleid etwas Wolle, tauchte dieſe in das Blut Beider, und beſtrich mit dieſem ſo vermiſchten Blute ſieben in der Mitte liegenden Steine, wobei er die Gottheit zum Zeugen des Bundes anrief (Herod. III, 8). Bei den Scythen verwundeten ſich die einen Bund Schließenden ſelbſt mit einer Ahle und vermiſchten das beiderſeitige Blut in einen Becher, tauchten ihre Waffen hinein und ſchwuren den Eid der Treue (Herod. IV, 70). Da oben Scythien, als die zweite Heimat der europäiſchen Völker, vor ihrer Einwanderung nach Weſten nachgewieſen worden iſt, ſo ließe ſich die Herkunft dieſer auch bei Teufelsbündniſſen unerläßlichen Ceremonie errathen. Allein hier kann von einer Vermiſchung des Blutes beider Pacificirenden nicht die Rede ſeyn, weil der Teufel, als ein unkörperliches Weſen, wie der geſpenſtiſche Vampyr, Blut fordern, nicht aber bieten kann. Urſprünglich mochte die Hingabe an den Teufel nicht eine Eintauſchung ewiger Höllenqual gegen zeitliches Gut, ſondern nur eine einfache Weihe an den Tod geweſen ſeyn, dem man, nach Erreichung eines gewiſſen Wunſches, das Recht einräumte, das Leben vor der von der Parze beſtimmten Zeit hinzunehmen.

---

*) Speichel iſt gleichbedeutend mit Blut, in welches er ſich wieder verwandelt. (Grimm S. 855).

III. Von der natürlichen Ausbreitung des Chriſtenthums.

Barth leitet ſeine Schrift über „altdeutſche Religion“ (Leipz. 1835) mit folgenden beherzigenswerthen Worten ein:

Wie weit auch ausgeſpannene Meinungen und Gebräuche von einander abweichen, ſo ſollten wir doch nie vergeſſen, daß es derſelbe Gott iſt, den alle Völker verehren. Wir aber ſuchen (bei den alten Völkern) überall Götzen, und finden ſie, weil wir — nichts anderes ſuchen. Unſere Anſicht und Prüfung geht aus von der hochmüthigen Gewißheit, daß wir den abſolut rechten Glauben, bis in ſeine kleinſten Theile, als ausſchließliches Eigenthum beſitzen, daß unſere Vorväter einen andern, als einen grundfalſchen, gar nicht haben konnten, daß ihr Gott durchaus ein falſcher Gott geweſen ſeyn müſſe. Selbſtgefällig nehmen wir in dem heiligen Thun der Alten nur Thorheit wahr, und blicken verächtlich hinab vom hohen Throne unſeres Dünkels. Viele halten es nicht der Mühe werth, ſich viel mit einem Gegenſtande zu befaſſen, an dem ſie für die göttlich belehrte Menſchheit kein Intereſſe mehr abſahen. Andere ſchaudern zurück vor einer Superſtition, welche — nicht die ihrige iſt. Im fremden Glauben ſehen ſie, vorhinein ihn verdammend, nur Werke des Satans, der dieſen Zionswächtern näher bekannt iſt, als ſie vermuthen mögen. Ein wohlmeinender Cluver will die Seelen ſeiner Urahnherren aus dem Pfuhl des Götzenthums retten, und findet in ihrem Glauben nur etwas verwilderte Schößlinge aus Samenkörnern der Offenbarung; Andere behaupten. der Naturmenſch ſey ein geborner Götzendiener, er könne ſich zur Idee der Gottheit nicht erheben. Dieſe müſſen wiſſen, was ihre Natur iſt, aber darum hat nicht Allen die Gottheit ſich verſagt. Eher läßt ſich behaupten, daß in dem Naturmenſchen nur Gott ſey. Konnte man Götter haben, ehe man einen Gott wußte? Aus dem Herzen kommt die Gottheit, nicht aus dem todten Stein; der Menſch muß ſein Göttliches dem Klotz erſt leihen, er empfängt es nicht von ihm. Wir beten nicht das Bild an, ſagen die Heiden zum Miſſionär, wir denken dabei an den wahren Gott. Aber dennoch nennt der vor geſchnitzten Heiligenbildern und Crucifixen knieende Rechtgläubige (!) den, der zu Gottes Bild in Sonne, Mond und Sternen aufblickt, einen Heiden, und nennt ſeine chriſtlichen Mitbrüder abergläubiſch, wenn ſie an noch nicht ſanctionirte Wunder glauben, ungläubig, wenn ſie an dem von der Kirche Gebotenen zweifeln.

An unſern Satzungen meſſen wir den fremden Glauben, und weil ſich unter jenen unglücklicherweiſe die Intoleranz findet, ſo ſehen wir Götzendienſt, wo man doch im Hinblick auf unſer eigenes Thun gotteswürdige Ideenverbindungen zeigen könnte. Was eifert ihr gegen den aus der Naturſymbolik hervorgegangenen Bilderdienſt? Euch genügen ſelbſtgemachte Bilder, Andere ſuchen ſie am Himmel — ſollten denn dieſe die Albernſten ſeyn?"

Die den monotheiſtiſchen Religionen eigenthümliche Unduldſamkeit war eine Waffe, mit welcher Moſe, Joſua, Samuel und David zuerſt das Bekehrungswerk an ihren phöniziſchen Brüdern erprobten, und welche die chriſtliche Kirche ſpäter mit minder glänzendem Erfolge gegen ihre eigene Mutter, die Synagoge, als gegen die heidniſchen Völker verſuchte; was ſich einfach daraus erklären läßt, daß, wo zwei alleinſelige Glaubensparteien an einander platzen, keine nachgeben mag. Aus demſelben Grunde konnte weder der Islam chriſtliche Seelen gewinnen, noch das Kreuz den Halbmond verdrängen. Juden und Mauren verließen ihr Vaterland unter Ferdinand dem Katholiſchen, bevor ſie nach ſeiner Façon ſelig werden wollten; aber die heidniſchen Kelten und Gothen, welche vordem Spanien bewohnten, machten den Bekehrern leichtere Arbeit. Da dieſe Paſſivität bei allen heidniſchen Völkern Europa's mehr oder minder zum Vorſchein kommt, ſo fragt ſich, worin liegt die Urſache dieſer Nachgiebigkeit mächtiger Staaten gegen wenige chriſtliche Mönche? Widerſtand äußerte ſich nur in Fällen, wo die Verfaſſung und die politiſche Freiheit der Nation gefährdet ſchien, wie bei der in den ſcandinaviſchen Reichen und in Sachſen aufgedrungenen Einführung des Zehnten ꝛc. Zuweilen wurde freilich eine heilſame Strenge angewendet. So z. B. ließ der heilige Olaf, König von Norwegen, einen einflußreichen Mann, der nicht Chriſt werden wollte, rücklings auf einen Balken binden, mit einem Holze den Mund aufbrechen, und eine Schlange hineinſtoßen, die ihm die Eingeweide zerfraß, woran er ſtarb (Mone, nord. Hdth. I, S. 284). Mit ähnlichen Martern wurden Andere hingerichtet (Olaf Tryggw. Saga c. 84—87). Zuweilen aber brach die Religion des Friedens ſich ohne Blutvergießen Bahn, wie das Beiſpiel des Böhmenherzogs Borziwoy's beweiſt, der durch eine am mähriſchen Hofe des Swatopluk erlittene Erniedrigung, welche darin beſtand, daß dieſer ihn, als unwürdig mit Chriſten an Einem Tiſche zu ſitzen, an eine niedrige Bank verwieſen hatte (Dobrowsky's krit. Verſ. S. 89), zur Annahme des Chriſtenthums bewogen worden. In vielen Ländern, wie in England *), Frankreich, Schleſien, Polen ꝛc. wandten ſich die Apoſtel des Chriſtenthums an die Frauen. Die Königin bekehrte den König, und dieſer das Volk. Der Ruſſe Wladimir ſtrebte nach der Hand der griechiſchen Kaiserstochter, die ſeine Bekehrung zum Chriſtenthume als Bedingung ihrer Vereinigung ſtellte, und die Folge war, daß er, wie Karl der Große unter den Wenden, mit ſeinem Volke eine Generaltaufe anſtellte; alle Einwohner von Kiew wurden, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, in den Fluß getrieben, und während dieſe von der Fluth umſpült wurden, las der Pfaff die Taufformel ab. Was aber am ſchnellſten zur Verbreitung der neuen Lehre unter den Heiden mitwirkte, war: von Seiten der Bekehrer die Bereitwilligkeit, den Heiden Conceſſionen zu machen, indem man die geheiligten Oerter als ſolche anerkannte, nur daß man den Gott oder die

---

*) Ethelbert von Kent wurde durch ſeine Gemahlin Bertha, und der Longobarde Agilulf durch Theudelinde von Baiern bekehrt.

Göttin in Heilige verwandelte, Freia hieß nun Maria, wie **Odin** Michael (ſ. Kloſter IX, S. 242 und 452). Die Bekehrten fanden wieder viele Anknüpfungspunkte der aufgegebenen Religion mit der neuangenommenen. Der h. Patrik gab einer Druidenhöhle ſeinen Namen, und um das Volk von ihrem Beſuche abzuſchrecken, behauptete er, daß man darin das Wehklagen der armen Seelen im Fegfeuer vernehme. Die Druiden ſelber bekehrte er durch einen Wettkampf in Wundern, wie Moſe die ägyptiſchen Prieſter, und die Verſtockten wurden durch des Mönches Einfluß auf den Landesherrn verbannt. Das Vorhandenſeyn von Nixen, Elfen und Feen läugneten die Bekehrer nicht, man ſuchte aber dieſe Holden dem Volke als Unholde darzuſtellen, welche den Wöchnerinnen die Kinder austauſchen, wenn ſie noch nicht getauft ſind, und daß ſie dagegen die eigenen ungetauften unterſchieben, damit ſie die Wohlthat der Taufe anſtatt jener erhalten; und die Geiſter ſtellen den Menſchen nur nach, weil ſie dieſelben um die Ausſicht auf die Seligkeit beneiden, auf welche ſie ſelber als gefallene Engel verzichten müſſen. Die Seelen ungetauft verſtorbener Kinder, ſprengten die Mönche aus, rafft die böſe Holle an ſich, die in der Chriſtnacht mit dem wilden Heere auszieht, und die armen Seelen müßen einen Theil ihres Gefolges bilden.

Von Seiten der Heiden erleichterte die Unzahl ihrer Götter den chriſtlichen Bekehrern die Arbeit, es kam nicht darauf an, ob man einen Gott mehr oder weniger hatte. Chriſtus konnte eben ſowohl Gott ſeyn, als die andern. Dieſe Denkart verurſachte, daß man den Mönchen geſtattete, ihre Lehre zu predigen, und jedem die Freiheit gab, ſo Viele zu bekehren, als ſie konnten. Eine ſolche Erlaubniß bekam Ebbo im Jahre

823 vom Dänenkönig Harald, welcher auch verſprach, zum Kaiſer zu reiſen und die chriſtliche Religion anzunehmen, wofern er fände, daß Chriſtus ihm größere Talente, als ſeine Götter geben könne; bis dahin aber ſollte es bei dem Dienſt ſeiner Götter verbleiben. Das Verſprechen, ſich taufen zu laſſen, erfüllte er drei Jahre ſpäter am kaiſerlichen Hof zu Ingelheim, weswegen er nachher nicht mehr nach Dänemark zurückkehren durfte, und ſeine Gegner, die Söhne Gottfrieds, daſelbſt allein regierten. Wenigſtens durfte er nicht weit ins Land hineinkommen. Kurze Zeit nach 850 geſtand auch Emund, ein verjagter König von Schweden, daß ſein Volk viele und mächtige Götter hätte, daß aber auch Chriſtus mächtig ſey. Im Jahre 851 nahm Erich, welcher jetzt über ganz Dänemark allein regierte, die chriſtliche Religion auf, und baute eine Kirche in Schleswig, blieb aber ſelber Heide, und zwang auch Niemanden, ein Chriſt zu werden. Eine ſo große Toleranz der Heiden beförderte das Chriſtenthum ſehr, denn auf dieſe Art wurde das Volk nicht gegen die Chriſten zur Verfolgung gereizt.

Aber auch die Unſterblichkeitslehre, welche Heidenthum und Chriſtenthum mit einander gemein hatten, konnte als Beförderungsmittel des letztern gelten. Dies geht ſchon daraus hervor, daß man derſelben nirgends von Odins Anhängern widerſprochen findet *). Das-

---

*) Als eine indirecte Ausnahme von dieſer Behauptung dient folgende Thatſache. Der Frieſenkönig Radbod zog den Fuß zurück, als er eben im Begriffe ſtand, ſich taufen zu laſſen, weil auf ſeine Frage: ob ſeine Voreltern nicht auch im Himmel wären, der Biſchof antwortete: ſie ſeyen alle in der Hölle, im Himmel ſeyen nur Mönche und andere heilige Leute, worauf der König antwortete: Seine Voreltern ſeyen tapfere Leute geweſen, er wolle lieber in ihrer, als in feiger Mönche Geſellſchaft ſeyn.

ſelbe gilt auch von der Taufe, den Wundern, ja der Dreifaltigkeit ſelbſt. Mehrere, noch wichtigere Gründe zur leichtern Einführbarkeit des Chriſtenthums liegen in deſſen eigener Beſchaffenheit:

1) Die Lehre vom Gottmenſchen war nicht neu für die Heiden, da ſie ihren eigenen Göttern menſchliche Eigenſchaften und Handlungen andichteten.

2) Die Heiligen und Reliquien waren ebenfalls willkommen, den Erſtern waren ihre Halbgötter ohnehin ähnlich. So fand man ſich leicht darein, daß Kaufcontracte, Friedensſchlüſſe, Verträge u. dgl. über den Reliquien der Heiligen beſchworen wurden. Man findet daher, daß die däniſchen Könige ungefähr im Jahr 879 die Gebeine des heil. Albanus von England nach Dänemark führten, da ſie hörten, daß er Englands erſter Märtyrer und einer ihrer vornehmſten Schutzheiligen ſey, und glaubten, daß auch ſie gleichen Beiſtand von ihm erwarten dürften.

3) Hauptſächlich ſagten den ſinnlichen Nordländern die Bildniſſe von Chriſtus und den Heiligen zu, denn es war ihnen auf ſolche Art leicht, Bilder mit Bildern zu vertauſchen. In jeder Angelegenheit riefen die Chriſten einen beſondern Heiligen an. Ebenſo machten es die Heiden mit ihren Göttern.

4) Auch die Pracht im chriſtlichen Gottesdienſt wirkte auf die Sinne der Heiden. Die hohen und großen Dome, die unzähligen Kirchengeräthe, die weißen Kleider, mit denen ſich die Neugetauften ſchmückten, die Bilder, die dem Ohre ſchmeichelnden Chöre der Mönche ꝛc., alles dies zog mächtig an. Zwar konnte man anfänglich ſolche Pracht im Norden wenig zeigen, deſto mehr ſahen die Nordländer bei ihren Beſuchen am kai-

ſerlichen Hof, in Frankreich, in Deutſchland und in England.

5) Auch die Wunder waren ihnen nicht fremd. Odin und Thor hatten deren genug verrichtet, beſonders ſich öfter verwandelt. Die chriſtlichen Lehrer predigten nicht nur von Wundern, ſondern verrichteten auch ſelbſt ſolche, wie ſich von ſelbſt verſteht, durch natürliche Mittel; ſie hüteten ſich aber, bekannt zu machen, auf welche Art ſie bei deren Ausführung zu Werke gingen. Oft begünſtigte ihre Täuſchungen der Zufall. So geſchah es z. B. im Jahr 856, als Anſchar den Frieſen bei Emden eine Predigt hielt, in welcher er diejenigen rügte, die am Sonntag gearbeitet hatten, daß zufälliger Weiſe in den nächſten Heuſchobern, die an dieſem Tage waren aufgehäuft worden, Feuer ausbrach. Dies gab ſeinen Gründen ein großes Gewicht.

6) Die Reiſen der Pilger zu heiligen Stätten waren den Heiden ebenfalls nichts Ueberraſchendes, da ſie ſchon vor undenklichen Zeiten zur Erdgöttin Hertha nach der Inſel Femern, zum Göttervater nach Sigtun und zu mehreren andern Göttern gewallfahrtet waren. Ja, das Wort Wallfahrt, d. h. Waldfahrt, ſelber ſpielt darauf an, denn die Götter der Deutſchen mindeſtens entbehrten der Tempel, ihre Bildſäulen ſtanden in heiligen Hainen.

7) Die Nachgiebigkeit und Unwiſſenheit der Chriſten half ebenfalls viel. So gaben ſie z. B. denjenigen, die blos primſignirt waren, welches von Einigen mehr als einmal geſchah, das Recht, mit ihnen zu ſpeiſen, dem Gottesdienſt beizuwohnen und ſich unter den Zaun des Kirchhofs begraben zu laſſen. Man erlaubte Manchem nicht eher, ſich taufen zu laſſen, als

wenn es mit ihm aufs Aeußerſte gekommen war, indem man glaubte, daß alle ſeine Verbrechen dadurch abgewaſchen und er der ewigen Seligkeit deſto gewiſſer ſeyn könnte. Durch Geſchenke an die Kirche, Pilgerfahrten, Herplappern gewiſſer Gebetsformeln, oft auch durch Geißelhiebe, war Ablaß für die gröbſten Sünden und Eintritt in den Himmel zu erlangen, ein Vortheil, welcher dem Heidenthum abging, denn dieſes verſprach nur den Tugendhaften die Aufnahme in Walhalla, und ließ die Böſen zur Hela ins Schattenreich wandern. Daher war auch die Verſöhnungslehre, zumal auch die Verdienſte der Heiligen und der Mönchsorden dem Sünder zu Statten kamen, eine willkommene Lehre. Insbeſondere dem Landesherrn, der nach altheidniſcher Sitte in Unglückszeiten den Zorn der Götter durch ſeinen Opfertod von dem Volke abwenden mußte, kam das Verſöhnungsopfer Chriſti ſehr zu ſtatten. Es war in ſchauderhaftem Andenken, daß König Domald von Schweden zur Abwehr eines Mißjahrs geopfert worden war, daß Olaf Trätälja daſſelbe Schickſal gehabt ꝛc. (Geijer, Schw. Urg. S. 404). Conſtantins des Großen Politik mußte auch den Machthabern ſpäterer Zeiten ſich aufdringen. Jeder Deſpot erkannte die Brauchbarkeit der Lehre Chriſti, welche dem Volke für den Verluſt irdiſchen Rechtes Erſatz durch unvergängliche Güter bietet, und dem Gekränkten den Himmel als tröſtende Heimath öffnet. Das Volk ſtand ſich bei der neuen Lehre ebenfalls beſſer. Eide konnten gegen gute Bezahlung an die Geiſtlichkeit gebrochen werden (Afzelius, Schwed. Volksſ. II, S. 274).

8) Auch kann nicht geläugnet werden, daß die Vermählungen heidniſcher Fürſten mit Chriſtinnen zur Ausbreitung des Chriſtenthums das Meiſte mitwirkten. Daß

der tapfere Normann Rolf ſich in Frankreich zum Chriſtenthum bekehrte, dazu trug der Umſtand ſeiner Verbindung mit Gisla, Tochter des Frankenkönigs, nicht wenig bei. Weil die däniſche Königin Thora Dannebod der chriſtlichen Lehre günſtig, ſo vermochte dies ihren Sohn Harald, daß er die Erlaubniß ertheilte, ſie öffentlich zu predigen. Swend Tweſkiäg, ein harter und grauſamer Fürſt, hatte die polniſche Prinzeſſin Gunhilde geheirathet, darum ließ er dem Chriſtenthum ſeinen freien Lauf. Umgekehrt war die heidniſche Königin Thora das wichtigſte Hinderniß, daß der König von Norwegen, Hakon Adelſteen, die Einführung des Chriſtenthums nicht weiter betrieb. Des Polenfürſten Mjeſko's Liebe zu der ſchönen Böhmin Dombrowka bewog ihn, ſeinen ſieben Frauen zu entſagen, und im Jahr 96 die Weihe der Taufe zu empfangen. Seinem Beiſpi folgte durch Zwang das ganze Volk, das durch ſtrenge Gebote und harte Strafen zur Beobachtung chriſtlicher Formen und Gebräuche genöthigt wurde *). Die Hinneigung der Frauen zu religiöſer Schwärmerei und ihre Gewalt über das Herz der Männer haben bei dergleichen Veränderungen überaus viel gethan. Die chriſtlichen Bekehrer machten ſich dieſe Bemerkung ſtets zu Nutzen, und vermochten die heidniſchen Regenten und andere Weltleute von politiſchem Einfluſſe, daß ſie Chriſtinnen heiratheten, oder ſie ſuchten diejenigen, mit denen ſie bereits vermählt waren, auf ihre Seite zu ziehen. Die gemiſchten Ehen der Fürſten hatten zwar das Gute, ein Beförderungsmittel des neuen Glaubens zu ſeyn, aber ſie führten nicht ſelten häusliche Zwiſte herbei.

---

*) Lelewel bei Oſſolinsky S. 563 in einem beſondern Abſchnitt über die Einführung des Chriſtenthums in Polen.

So z. B. wollte Gaſſuinde, Gemahlin des Weſtgothenkönigs Leovigild, ihre Schwiegertochter Jugunde, Tochter Siegberts von Auſtraſien, zwingen, ihren angeſtammten Glauben abzuſchwören, dieſe aber widerſtand ihren Verfolgungen. Da ergriff die fanatiſche Schwiegermutter die Prinzeſſin bei den Haaren, mißhandelte ſie, trat ſie mit Füßen und befahl, ſie nackt in einen Fiſchweiher zu werfen. Hermengild, der Gemahl der Beleidigten, rügte nicht nur nicht dieſes Verfahren, ſondern wurde durch die Bekehrungsverſuche des Biſchofs von Sevilla ſelber katholiſch. Der norwegiſche König Olaf Tryggvaſon, welcher um die ſchwediſche Königin Sigfrid freite, erboſte ſich über ihre Weigerung, eine Chriſtin zu werden, ſo ſehr, daß er ihr mit ſeinem Handſchuh ins Angeſicht ſchlug.

9) Wenn ein Friede geſchloſſen wurde, ſo war es bei den Heiden Sitte, Geißeln zu geben und zu nehmen. Jene bekehrten ſich oft zum Chriſtenthum, und dieſe gingen manchmal zum Heidenthum über. Dasſelbe gilt von den chriſtlichen Gefangenen, welche die Heiden von ihren Eroberungszügen mitbrachten, die dann den Samen der neuen Lehre ausſtreuten. Hiervon hat man Beiſpiele in Schleswig, Schweden, Dänemark ꝛc.

10) Auch die Chriſtenverfolgungen bis ins 11. Jahrhundert hinein erregten eine Oppoſition, welche dem Chriſtenthum zum Siege verhalf, vorzüglich die Hoffnung auf die damit verbundene Märtyrerkrone, welche die Mönche dem Glaubensſtarken in Ausſicht ſtellten.

11) Auch Geſchenke thaten das Ihrige, denn die chriſtlichen Regenten und Geſandten benützten die Habſucht der Heiden. Der eifrige Bekehrer Anſcharius wandte dieſen Kunſtgriff bei zwei auf einander folgen-

dem jütländiſchen Königen Erich und ihrer Dienerſchaft, desgleichen bei dem Schwedenkönig Olaf an, was dieſes Miſſionärs Jünger Rembert als Augenzeuge berichtet. Im Jahre 934 bediente ſich der deutſche König Heinrich ebenfalls der Geſchenke, um des Dänenkönigs Kanut Gorms Sohn zur Taufe zu bewegen. Dadurch wurde manche lächerliche Scene herbeigeführt. So geſchah es unter Kaiſer Ludwig oft, daß ſich zur Oſterzeit mehrere Dänen als Geſandte oder auch als Lehnsleute an ſeinem Hofe einfanden und ſich da taufen ließen, weil ſie mit Waffen und weißen Taufkleidern beſchenkt zu werden pflegten. Einmal trug es ſich zu, daß ihrer eine weit größere Anzahl erſchien, ſich taufen zu laſſen, als man weiße Kleider im Vorrath hatte. Der Kaiſer befahl daher, in der Eile einige Bettüberzüge zuſammen zu ſchneiden und Taufkleider daraus zu machen. Ein ſehr vornehmer Däne beſah diejenigen, die er erhielt, etwas näher, und rief zornig aus: „Nun habe ich mich doch zehnmal hier taufen laſſen, und immer die ſchönſten weißen Kleider erhalten, aber ein ſolcher Sack ziemt ſich nicht für einen Krieger, ſondern für einen Sauhirten, und wenn ich mich nicht ſchämte, nackend zu ſeyn, ſo würde ich dieſen Sack dir ſammt deinem Chriſtus an den Kopf werfen.“

12) Ferner trug das kluge Benehmen der erſten chriſtlichen Geiſtlichen viel zur Bekehrung des Nordens bei. Anſcharius errichtete im Jahr 827 eine Schule in Schleswig, und kaufte Landeskinder, die er auferzog, um ſie ſpäter, wegen ihrer Bekanntſchaft mit der Sprache, als Miſſionäre zu verwenden. Sein Jünger Rembert machte viele Reiſen, um chriſtliche Gefangene auszulöſen. Als Gregor der Große einſt in

Rom junge Sclaven aus England bemerkte, die ein Handelsmann zum Verkaufe ausſtellte, fragte er, aus welchem Lande und von welcher Religion ſie wären. Nachdem er vernommen, daß ſie Heiden ſeyen, behielt er den Jüngling *), der ihm am meiſten gefallen, in Rom, wo er getauft, im Chriſtenthum unterrichtet und zum künftigen Bekehrer der Britten erzogen wurde, denn dieſes Volk war durch die Invaſion der Angelſachſen von dem Chriſtenthum, das dort ſchon im zweiten Jahrhundert gepredigt worden war, wieder abgefallen.

13) Die Eroberungszüge der Normänner in chriſtliche Länder machte ſie mit der dort eingeführten Religion bekannter; zumal ſie ſich oft dort bleibend niederließen, wie z. B. die Norweger in Irland, wo ſie allmählich zum Chriſtenthum übergingen; die Norweger aber in jenem Theil Frankreichs, der nach ihnen die Normandie genannt ward, und deſſen Beſitz man ihnen unter der Bedingung, ſich taufen zu laſſen, zugeſtand. Ebenſo die Dänen in Kinhelm bei Amſterdam; der däniſche Harald in Dorſtad, der däniſche Gottfried in Betau, die Dänen Godwin und Hothbrod in Oſtangeln und Northumberland, welche nebſt vielen ihres Gefolges ſich taufen ließen, weil ſie dieſe Länder zu Lehen bekamen.

14) Nicht wenig trugen auch Handelsreiſen zur Ausbreitung des Chriſtenthums bei. Es wurden auf dieſe Weiſe viele Schleswiger in Dorſtadt und Hamburg, desgleichen Reiſende von Birka in Dorſtadt, und der Schwede Helgen Vorwid im 11. Jahrhundert in England getauft.

15) Weſentlichen Einfluß auf die ſchnelle Verbrei-

---

*) Der ſpäter ſo berühmt gewordene Auguſtin von Canterbury

tung des Chriſtenthums hatte die Maxime Gregors des Großen, in der Wahl der Proſelyten nicht ſtrenge zu ſeyn, weil man auf künftige beſſere Geſchlechter rechnen müſſe (Epist. V, 8, 734). Daher gab es in Deutſchland zur Zeit des Bonifaz chriſtliche Prieſter, die dem Thor opferten und zugleich im Namen Chriſti tauften. In Schweden wurden die Götter aus den kleinen Bethäuſern an den Landſtraßen und auf den Aeckern herausgenommen, um — Heiligenbildern Platz zu machen, die ſich von jenen nur durch den Namen unterſchieden, ſo daß mancher Chriſt bald zu St. Peter und der Jungfrau Maria, bald zu Thor und Freia betete. Die Verwechslung des Donnerers Thor mit Petrus war verzeihlich, weil die Bildſäule des Letztern in Rom urſprünglich dem capitoliniſchen Jupiter gehört hatte, und der Apoſtelfürſt am würdigſten war, den Anführer der altrömiſchen zwölf Hauptgötter zu vertreten.

Oben (S. 47) wurde Sige als ein Prädicat des Siegesgotts Odins erwähnt, wie, als der Letztere anthropiſirt wurde, auch aus ſeinem Beinamen ein Sohn deſſelben hervorging. Es iſt alſo verzeihlich, wenn in chriſtlicher Zeit der heilige Siegfried und Odin von den Sagen verwechſelt wurden (Afzelius ſchwediſche Sag. II, S. 78). Bekanntlich nennen die Martyrologien als den Erſten, der die Krone des Martyrerthums erwarb, des Wortſpiels wegen den heil. Stephan. Auch Helſinglands Apoſtel führte dieſen Namen, auch er ſoll geſteinigt worden ſeyn. Die Sage erzählt von ihm: Auf ſeinen Rundreiſen folgte er dem Laufe der Sonne, ſo daß er Morgens von Norrala ausritt, und in Arbra übernachtete. Davon führt dieſes Kirchſpiel noch jetzt ein Pferd im Siegel. Der Heilige liebte auch ſehr dieſe Thiere, verſtand, ſie gut zu warten, und beſaß ſelber fünf raſche Roſſe, die er auf ſeinen Reiſen ſtets bei ſich hatte. Wenn Eines ermüdete, beſtieg er ein friſches, und eilte dann weiter durch das Land. Aber die Heiden ſteinigten den frommen Mann. Und um Odins Willen zu erforſchen, wo ſie — die Heiden — den Leichnam begraben ſollten, banden ſie ihn auf ein ungezäumtes Roß, welches nicht eher, als in Norrala ſtehen blieb. Dort wurde St. Stephan (Staffen) von ſeinen Freunden begraben, und ſeinem Wunſche gemäß — denn was da kommen würde, hatte er ihnen vorausgeſagt — wurde auf derſelben Stelle eine Kirche erbaut und in der Folge kranke Pferde zur Heilung hieher geführt. Hiervon rührt die noch jetzt beibehaltene Sitte her, am zweiten Weihnachtstag, wo das Evangelium vom erſten Märtyrer handelt, der um Chriſti willen geſteinigt wurde, auch das Andenken an dieſen Stephan zu feiern. Bei dieſer Gelegenheit halten die Knechte ein Pferderennen, das dem des heiligen Stephan gleichen ſoll, welcher ganz Helſingland ſo raſch durcheilte. Die Reiter werden Stephansmänner und ihr Spiel der Stephansritt genannt. Gleichwie Stephan früh vor Tagesanbruch ausritt, ſo muß auch der Stephansritt noch bei Sternenlicht beginnen (Afzelius II, S. 92). Allein dieſer Ritt bezieht ſich urſprünglich auf den Umlauf des Jahresgotts Odin, der zwölf Söhne (Aſen) und zweiundfünfzig *) Beinamen hatte, deſſen Roß Sleipnir das ſchnellſte von der Welt war, denn es hatte acht Füße. Um Mittewinter iſt Jahresanfang und Jahresende, der Ritt hat alſo nicht einen vollen Tag, ſondern ein volles Jahr gedauert. In der Mitternacht des Jahres beginnt er, alſo noch bei Sternenſchein. In heidniſcher Zeit wurden dem Odin an dieſem Tage Pferde geopfert. Die in der katholiſchen Zeit gebräuchliche Haferweihe an dieſem Tage, die Gebete um eine gute Ernte um dieſe Zeit — in Schonen wird noch jetzt für Odins Roß von den Schnittern eine Garbe auf dem Felde ſtehen gelaſſen — erklärt auch Geijer (Geſch. Schwed. I, S. 298) für eine Umwandlung des Heidniſchen ins Chriſtliche. Darf man ſich über ſolche Conceſſionen der Geiſtlichkeit in Deutſchland und in dem noch ungebildetern Norden verwundern, wenn ſelbſt in Italien, der Wiege des Katholicismus, römiſche Inſchriften angetroffen werden, auf welchen die Dii Manes und der heilige Geiſt zugleich vorkommen (Itiner. Ital. pag. 63)? Dieſe erinnern an eine ähnliche geſchmackloſe Ueberſchrift am Eingang des Bauzner Gymnaſiums: „Christo et Musis.“ Im Uebrigen verweiſe ich hier auf Hirzels „Anſ. v. Italien“ III, c. 3, S. 378 ff., welches die Lächerlichkeiten des heutigen Roms mit denen der alten Roma vergleicht.

---

*) Nach der Wochenzahl des Jahres.

16) Die meiſten Bekehrungen geſchahen jedoch durch Liſt oder Gewalt. Durch die Ueberredungskraft des Schwertes vermochte der deutſche Kaiſer Heinrich im Jahr 934 den Dänenkönig Kanut zur Taufe; ebenſo Kaiſer Otto der Große im Jahr 972 den Dänenkönig Harald Blatland nebſt ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne Swend. Otto der Zweite that ebenfalls im Jahr 975 einen Zug nach Dänemark, um das Chriſtenthum daſelbſt zu feſtigen. Otto der Dritte that im Jahr 985 ein Gelübde, den ganzen Norden zum Chriſtenthum zu bekehren, und verlangte im Jahr 986 durch ſeine Geſandtſchaft, daß Harald in Dänemark kein anderes Geſetz und Recht gelten laſſen

ſollte, als allein die Lehre des Chriſtenthums. Auf die Weigerung Haralds griff Otto Dänemark an, wurde aber, da Norweger und Schweden den Dänen zu Hülfe kamen, zurückgeſchlagen. Aber im Jahr 988 war Otto bei einem zweiten Verſuche glücklicher, weswegen Harald ſich zu dem Verſprechen bequemen mußte, alle ſeine Untergebenen taufen zu laſſen. Auch der Schwedenkönig Erich und der Norwege Hakon Jarl wurden getauft, obſchon ſie nach der Rückkehr in ihre eigenen Lande wieder einen Glauben verließen, zu deſſen Annahme ſie ſich nur aus Zwang bequemt hatten. Der Kaiſer ſandte deshalb zwei Befehlshaber nach Norwegen, wo ſie längs der Küſte in der großen Bucht bis nach Lindesnäs Alles zu Chriſten machten und die Tempel der Götter zerſtörten. Nach Hagens Rückkehr aber nahmen ſie die Flucht, und Alles kam wieder auf den alten Fuß.

Doch die Gewaltthätigkeit im Innern des Landes that noch mehr, als die von außen. So zerſtörte der Däne Harald Klak im Jahr 827 die Tempel der Götter und vertrieb ihre Prieſter. Zwiſchen dem König von England, Eduard, und Gudrud, dem König der Oſtangeln (Dänen), wurde im Jahr 907 ein Vertrag geſchloſſen, Jeden, der nicht vom heidniſchen Weſen abſtehen wollte, durch die weltliche Macht zu zwingen. Karl der Große hatte, den fränkiſchen Annaliſten zufolge, an Einer Stelle 4500 Sachſen niedermetzeln laſſen, welche ſein Chriſtenthum verſchmäht hatten. Ueberhaupt hatte er auf Weigerung gegen die Taufe und falſches Vorgeben derſelben, ſowie auf Rückfall in das Heidenthum Todesſtrafe geſetzt.

17) Auch die Politik hatte großen Antheil an der Ausbreitung des Chriſtenthums. So unterſtützte Kai-

ſer Ludwig den flüchtigen Dänenkönig Harald und ſuchte ihm zu ſeinem Reiche zu verhelfen, ſtellte ihm aber zugleich vor, daß, wenn er ſich taufen ließe, ihre wechſelſeitige Freundſchaft deſto ſtärker werden, und die Chriſten ihm deſto bereitwilliger beiſtehen würden. Blos aus dem Grunde, die Schweden zu verhindern, ihren Anverwandten in Dänemark zu Hülfe zu kommen, gaben ſich die fränkiſchen Könige Mühe, Schweden zu bekehren. Aus derſelben Urſache bemühten ſich die drei Othonen, Dänemark zu bekehren. Die Könige des Nordens handelten aus gleichen Beweggründen. Um ſich die Freundſchaft des Kaiſers zu erwerben, wurde Erich von Jütlind ein Chriſt. Swend Tweſkiäg ſuchte die Großen ſeines Reiches zum Chriſtenthum zu bewegen, und Olaf Tryggvaſen verſchwägerte ſich deshalb mit ihnen, und überredete ſie darauf, Chriſten zu werden und die neue Lehre bei dem Volke zu befördern, verſprach ihnen auch, ſie dafür vornehm und reich zu machen. Auf Julething, im heutigen Stift Bergen, redete Olaf mit den Häuptern des Landes beſonders, um ſie zum Chriſtenthum zu ermahnen. Sie antworteten: wenn er Gewalt brauche, ſo würden ſie ſich ihm entgegenſetzen; wollte er ihnen aber emporhelfen und ſeine Schweſter ihrem Freunde Erling, Skialgs Sohn, geben, ſo würden ſie ihm hierin auch zu Dienſten ſeyn. Nachdem ſie hierüber einig geworden, betrieben ſie die Sache auf dem Landgerichte, und brachten die Bauern dahin, daß ſie ſich taufen ließen (Suhm, über die Verdrängung der Odiniſchen Religion). Die ruſſiſche Olga, Igors Wittwe, hatte im Jahr 957 zu Conſtantinopel, wohin ſie zur Anknüpfung von Handelsverbindungen gereiſt war, ſich taufen laſſen. Dieſe Fürſtin war nichtsdeſtoweniger eine eingefleiſchte Teufelin. Die

Vorſteher der Derewier hatte ſie in einer Badeſtube lebendig verbrennen, fünftauſend Mann dieſes Volkes auf ihres Gatten Grabe niederhauen und ihre Stadt durch Tauben und Sperlinge, die ihr geliefert werden mußten, und die ſie, mit Zündſtoff verſehen, zurückfliegen ließ, in Brand ſtecken laſſen. Ihr Sohn war der mit Brudermord — wie Karl der Große, der mit Neffenmord; und Conſtantin der Große, der mit Sohnesmord — befleckte Wladimir der Große. Alle drei „Großen" hatte die Kirche wegen ihres Verdienſtes um die Ausbreitung des Chriſtenthums zu Heiligen creirt. Neſtor erzählt zwar ein Mährchen von Wladimirs Bekehrung, als habe er ſich zur Taufe nach vorhergegangener Prüfung auch der moſaiſchen und mahomedaniſchen Religion entſchloſſen; Jedermann weiß aber, daß er ſelber dem Gott Perun eine Bildſäule hatte errichten laſſen, aber, aus einem eifrigen Heiden in einen fanatiſchen Chriſten ſich verwandelt hatte, um die byzantiniſche Kaiſerstochter Anna als Braut heimzuführen. Der Ungarherzog Geyſa, deſſen Gemahlin Sarolta, Tochter des in Conſtantinopel getauften Gyula, ſich zur griechiſchen Kirche bekannte — welcher, beiläufig bemerkt, Dithmar von Merſeburg Jähzorn, Trunkenheit und Mordluſt zur Laſt legt, — Geyſa alſo befreundete ſich mit Kaiſer Otto, gewährte den Glaubensboten aus Deutſchland und Italien in ſeinem Lande Duldung, und trat im Jahr 977 ſelber zum Chriſtenthum über. Aber Herz und Sinn hatten nur geringen Antheil an dieſem Uebertritte, er blieb Heide, während er den Clerus reich beſchenkte und viele heilige Orte gründete und ausſtattete; daher er ſich rühmte: reich genug für zwei Glauben zu ſeyn (Wachsmuth, Sittengeſch. II, S. 400). Der ſcandinaviſche Hrolf, der die Normannen nach Frankreich führte, ein Däne von Geburt, der Norwegen hatte meiden müſſen, weil er wider Harald Harfagrs Friedensgebot Viehraub am Strande begangen hatte, dieſer Wackere wurde von Karl dem Kahlen für das Chriſtenthum gewonnen und zu ſeinem Eidam erhoben. Die geforderte Lehnshuldigung aber, welche er vermittelſt eines Fußkuſſes leiſten ſollte, lehnte er ab, und der gemeine Normann, welchen er ſtatt ſeiner dazu ſtellte, hob des Königs Fuß, ſtatt zu dieſem ſich niederzubeugen, zu ſich empor, ſo daß der König zum Jubel der brutalen Normannen rücklings niederfiel (Wachsmuth a. a. O. S. 281). Dieſer Zug bezeichnet zur Genüge, welchen Einfluß die Bekehrung auf Herz und Sinn des nordiſchen Räubers hervorgebracht hatte. Ob der Frankenkönig Chlodwig aus Ueberredung — weil die von ihm geliebte Clotilde eine eifrige Chriſtin war — oder aus politiſchen Beweggründen ein Chriſt geworden? haben neuere Geſchichtsſchreiber zum Gegenſtand der Unterſuchung erhoben. Viele meinen das Letztere, weil er durch die Religionsveränderung viel gewonnen. Er brachte nun auf die leichteſte Art zu Stande, was den neu errichteten deutſchen Reichen fehlte, nämlich eine Vereinigung zwiſchen den neuen und alten Bewohnern. Letztere verdienten allerdings noch Rückſicht, da ſie den Erſten an der Zahl ſehr überlegen waren. Er bahnte ſich auch den Weg zu ferneren Eroberungen und zur Untergrabung der neben dem ſeinigen ſtehenden Throne der Burgunder und Gothen. Daß dieſes auf ſein herrſchſüchtiges Gemüth Einfluß hatte, läßt ſich nicht in Zweifel ziehen. Und warum ſollte er denn der Stimme der Politik kein Gehör geben, da Indifferenz in Glaubensſachen ihn vor Befangenheit ſchützte? Man muß ſich nur unter ihm keinen Chriſten vorſtellen, den man den Katechismus hat auswendig lernen laſſen. Mit ſeinen Sitten durfte man keine ſtrenge Prüfung vornehmen, denn die Beute war zu fett. Man mußte eilen, um ſie nicht entwiſchen zu laſſen. Und wenn auch Chlodwig nach ſeiner Taufe Vieles begangen hat, das ſich nicht mit den Grundſätzen des Chriſtenthums verträgt, ſo bedenke man, daß von der Theorie zur Ausübung noch ein großer Schritt iſt. Seine Bekehrung wurde von den Zeitgenoſſen auch wirklich aus dem politiſchen Standpunkte beurtheilt. So große Freude dieſer Schritt bei ſeinen Unterthanen hervorbrachte, ebenſo große Beſtürzung bei den Nachbarvölkern. Sie fürchteten Beides, ſowohl ſeine Macht, welche durch die Allemannen einen ſtarken Zuſatz bekam, als ſeine Religion. Niemand ſah die Folgen deutlicher ein, als der Oſtgothen-König Theodorich. Die aufblühenden deutſchen Reiche hatten den orientaliſchen Hof von außen und die Zerſtörung des Gleichgewichts von innen durch den kriegsluſtigen Chlodwig zu fürchten. Für Beides ſorgte Theodorich. Chlodwig ſuchte und fand bald Gelegenheit, den Burgunderfürſten Gundobald mit Krieg zu überziehen. Dieſer verſteckte ſich in Avignon, und nur durch Verſprechung eines jährlichen Tributs vermochte er Chlodwig, die Belagerung aufzuheben. Nun waren noch die Viſigothen übrig, die mächtigſten unter den Beſitzern von Gallien. Ihr König Alarich hatte an ſeinen eigenen Biſchöfen mächtige Feinde. Sie wandten ſich an Chlodwig und dieſer ſprach zu ſeinem Volke: „Es thut mir in der Seele weh, daß dieſer Ketzer einen Theil Galliens beſitzt, laßt uns mit Gott ſein Land uns unterwürfig machen." (Gregor. Turon. II, c. 37). Und da das ganze

Volk des Königs Entſchluß billigte*), dieſer Krieg alſo ein heiliges Anſehen hatte, ſo brauchte man auch eine beſondere Vorſorge bei demſelben. Als man nämlich das Gebiet von Tours, wo der heilige Martin begraben war, paſſiren mußte, befahl Chlodwig auf das Schärfſte, daſſelbe zu ſchonen, um ſich den Heiligen nicht zum Feinde zu machen. Er ſchickte auch Einige ſeiner Leute in die Kirche dieſes Heiligen, um zu ſehen, ob nicht ein Zeichen gegeben werde, woraus man den Erfolg des Krieges deuten könnte. Als ſie in die Kirche kamen, ward eben die Antiphone geſungen: **Praecinxisti me Domine virtute ad bellum, supplantasti insurgentes in me subtus me et inimicorum meorum dedisti mihi dorsum. et odientes me disperdidisti.** (Du haſt mich, o Herr, mit Kraft zum Kriege ausgerüſtet und meine Widerſacher unter meine Füße gegeben, die gegen mich aufſtanden, mußten mir den Rücken zuwenden, und meine Feinde haſt du vernichtet.) Nun ging er muthig auf Alarich los und erlegte ihn im Treffen bei Champagne St. Hilaire, zehn Meilen von Poitiers, und jagte die Gothen bis in ihre innerſten Provinzen. Nachdem Chlodwig keine auswärtigen Feinde mehr zu bekriegen hatte, verfolgte er ſeine eigenen Verwandten, theils durch offene Gewalt, theils durch Liſt. Gegen ſeinen Vetter Siegbert zu Cöln, welcher ihm die Schlacht gegen die Gothen bei Poitiers hatte gewinnen helfen, wiegelte er deſſen eigenen Sohn auf, und bewirkte, daß dieſer ſeinen Vater auf der Jagd umbringen ließ. Die Belohnung des Sohnes war, daß ihn Chlodwig durch ſeine Geſandten, als er dieſen ſeines Vaters hinterlaſſene

---

*) Cumque placuisset omnibus hic sermo.

Schätze zeigte, ebenfalls meuchelmörderiſch hinrichten ließ, und ſich der Schätze ſowohl als ſeiner Länder bemächtigte. Einen andern fränkiſchen Fürſten, Kararich, der einen Theil der Nation beherrſchte, bekam er nebſt deſſen Sohn durch Liſt in ſeine Gewalt und ließ ſie umbringen. Einen andern, Ragnacar, der zu Cambray ſeinen Sitz hatte, und ſeinen Sohn Richar brachte er durch Beſtechung ihrer Leute in ſeine Gewalt, und als ſie ihm gebunden vorgeführt wurden, hielt er es ihnen als ein großes Verbrechen vor, daß ſie ſich hatten binden laſſen. Hätte er mehrere Verwandte gehabt, ſo würde er mehrere haben hinrichten laſſen. Bei den Großen des Reiches ſtellte er ſich betrübt darüber, daß er keine Verwandten mehr habe, — um zu erfahren, ob nicht Jemand vorhanden ſey, der ſich dafür ausgebe. Gregor von Tours ſieht es noch als einen Segen Gottes (!) an, daß Chlodwig über alle ſeine Feinde geſiegt habe (Hist. II, c. 40). Man hat dieſen Fürſten mit Recht Conſtantin dem Großen an die Seite geſtellt, denn Beide, geborne Heiden, bewieſen durch Grauſamkeit auch gegen die eigenen Verwandten, welchen zweideutigen Werth ihre Bekehrung hatte.

V. Waren die Kelten, Slawen und Deutſchen ſchon urſprünglich Götzendiener?

Dieſe Frage darf entſchieden mit „Nein!" beantwortet werden. Unſtreitig fand die Auswanderung dieſer Völkerſtämme aus Indien (vgl. S. 4. 14. 38.) noch in jener frühen Zeit Statt, wo die Veda's, welche an ſo vielen Stellen die Exiſtenz eines unſichtbaren Allvaters lehren und ihn von den perſonifizirten Naturkräften deutlich genug unterſcheiden, die einzige Offenbarungsquelle der Hindu war *). Daher kommt es auch, daß wir bei den Parſen, die ſich am früheſten von dem großen Völkerſtamm als ein beſonderer Zweig ablösten, keine Idole, nur Anbetung des Feuers, dieſes paſſendſten Symbols des Schöpfers und Zerſtörers, vorfinden. Von den keltiſchen Druiden iſt es erwieſen, daß ſie die Einheit Gottes lehrten (Echo du Monde savant 22. Dec. 1844). Auch ihre Tempel fand man mit denen der Indier in großer Uebereinſtimmung. Das männliche Prinzip in Indien, Schiwa Kalas genannt, heißt bei ihnen Hu; das weibliche, in Indien Bhawani Kali genannt, heißt bei ihnen Ceridwen. Bilder hat man von Beiden nicht vorgefunden; daraus iſt zu ſchließen, daß in Indien das Mißverſtändniß der bildlich dargeſtellten Aeußerungsweiſen der Natur erſt ſpät den Bilderdienſt hervorgerufen habe, denn ſonſt würden die vom Ganges nach Norden und Weſten ausgewanderten Völker die Götterbilder ihrer Heimat ebenſowohl in die neuen Wohnſitze mitgenommen haben, wie die Aegypter, Phönizier, Hellenen und Trojaner die übrigen, woraus ſich die vielen Mythen von Göttern und Heroen (Halbgöttern) als Colonienführer erklären.

Hr. Stieglitz hat im Jahrgang 1830 der „Berichte der deutſchen Geſellſchaft, zur Erforſchung vaterländiſcher Alterthümer in Leipzig," die Vertheidigung der Germanen und Wenden gegen den ihnen bisher zur Laſt gelegten Götzendienſt übernommen, und das noch immer beſtehende, von einer bekannten Parthei abſichtlich im Volke genährte, Vorurtheil mit ſo glücklichen

---

*) Die Belege für den frühern Monotheismus der Inder findet man geſammelt in meiner „Popul. Mythologie" 1. S. 126 ff.

Waſſen bekämpft, daß ich in Berückſichtigung der Tendenz dieſer Schrift, die ein Spiegel vorzeitlicher Denkweiſe im deutſchen Vaterlande zu ſeyn beabſichtigt, es dem Zwecke gemäß erachte, meinen Leſern mindeſtens die Hauptſätze jener trefflichen Abhandlung hier wiederzugeben. Er ſagt:

„Wie in ſo manchem Zweige der Wiſſenſchaften falſche Anſichten herrſchen, ſo finden ſich auch der Verbreitung der Wahrheit hinderliche Vorurtheile in der vaterländiſchen Alterthumskunde, vornehmlich, wenn die Götzenbilder an die Reihe kommen, die den älteſten (uns bekannten) Bewohnern deutſcher Lande, den Germanen und Wenden, zugeſchrieben werden. Hin und wieder, in frühern und in unſern Zeiten, hat man kleine Bilder von Erz und Thon aufgefunden, die theils dem Schooße der Erde entnommen wurden, theils auf andere Weiſe zum Vorſchein kamen, und welche man für Götzenbilder jener Völker anzuerkennen kein Bedenken fand. Das Beſtreben achtbarer Männer, durch kritiſche Unterſuchungen zu zeigen, daß jenen ſogenannten Götzenbildern kein Glaube beizumeſſen ſey, hat wenig gefruchtet. Noch ſtimmen viele neuere Schriftſteller der ältern unkritiſchen Meinung bei, welche den Germanen und Wenden Götzenbilder beilegt, und dieſe Behauptung allgemein aufſtellt, ohne die verſchiedenen Zeitalter zu berückſichtigen, daher dieſer Gegenſtand wiederholt in Anregung gebracht zu werden verdient.

Fragt man zuvörderſt, bei einem Blicke in die älteſten Zeiten, ob die Religion dieſer Völker Götterbilder verlangte und bedurfte? ſo muß die Antwort verneinend ausfallen. Ihre Religion war zu einfach, als daß die Götterlehre zu einem Syſtem hätte ausgebildet werden können. Sie hatten reinen Naturdienſt. Eine ſo einfache Religion konnte nicht in künſtliche Grenzen geſchloſſen werden, konnte auch keine Darſtellung der Gottheit bedingen. Unter den alten Schriftſtellern ſagt Cäſar von den Germanen, daß ſie nur das Feuer, Sonne und Mond verehren, andere Götter wären ihnen nicht einmal dem Namen nach bekannt (B. G. VI. 21.) Tacitus, der ſpäter ſchrieb, rühmt von ihnen, daß ſie es der Größe der himmliſchen Mächte nicht für würdig hielten, ſie in Mauern einzuſchließen, noch ſie nach irgend einer menſchlichen Geſtalt zu bilden. (Germ. VI.) In den Zeiten, wo die Völker anfingen, dem Heidenthum zu entſagen, tritt ein deutſcher Mönch, Rudolph von Fulda, in ſeiner Schilderung des ſächſiſchen Gottesdienſtes, als Karl der Große gegen Wittekind zu Felde zog, als günſtiger Zeuge auf*): „Blätterreichen Bäumen iſt eine Sprache beigelegt, Quellen weihen ſie Verehrung, auch huldigen ſie einem hölzernen Klotze, in der Landesſprache Irmanſul genannt.“ Es iſt daher zu verwundern, wie man ſie für ein Bildniß und Denkmal des Arminius halten konnte. Erſt ſpätere Schriftſteller zu Ende des 15. Jahrhunderts ſchrieben den Deutſchen Idole zu, aber nicht eine der ihnen angedichteten Gottheiten iſt erwieſen.

In religiöſen Beziehungen mußten die Wenden den Germanen ganz gleich ſeyn. Denn beiden Völkern kam Eine Grundbildung zu aus dem Urlande, wo in den früheſten Zeiten mit andern Völkern, die ſpäterhin in mehrere Theile der Welt ſich zerſtreuten, auch Germanen und Wenden vereint lebten. Dieſe gleiche Grundbildung brachte es mit ſich, daß ebenfalls der Wenden Gottesdienſt früher bilderlos war. (Pfiſter Geſch. d. Deutſch. I. S. 343.) In Hainen, an Quellen und Flüſſen verehrten ſie die Gottheit ohne eine ſinnliche Darſtellung, denn die Natur war ihnen die Gottheit. In der Folge geſchah es aber, daß Germanen, wie Wenden, mehrere Götter annahmen, als ſie — mit der Vielgötterei benachbarter und unter ihnen wohnender Völker, vornämlich der Griechen und Römer bekannt wurden. Die germaniſchen Stämme, die zunächſt dem römiſchen Gebiete ihre Sitze hatten, folgten hierin den Römern, die nördlichen Stämme den Scandinaviern. Ebenſo wahrſcheinlich iſt, daß bei den Wenden Darſtellungen der Götter erſt nach der Zeit entſtanden, als ſie von dem ihnen aufgedrungenen Glauben wieder ins Heidenthum zurückfielen. Bei den Chriſten ſahen ſie Abbildungen von Heiligen, weßhalb ſie, um jenen nicht nachzuſtehen, auch von ihren Göttern ſich Bilder ſchufen. So erzählt Helmold in ſeiner „ſlawiſchen Chronik“: Die Rugier hatten um das Jahr 878 die chriſtliche Religion angenommen, welche die Mönche aus dem Kloſter Corvey ihnen gepredigt, die ihnen auch den Schutzpatron ihres Kloſters, Sanctus Vitus, zur Verehrung anempfahlen, den die Rugier, als ſie zum Heidenthum wieder zurückgekehrt, zum Gott erhoben und ihn Swantewit nannten. Auf gleiche Weiſe konnten bei einigen Stämmen der Germanen, nach ihrer Vermiſchung mit Chriſten, der Fall eingetreten ſeyn, daß ſie Bilder ihrer Götter formten.

---

*) Nachträge zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte Bd. VI. St. 2. Bd. VII. St. 1.

Die meiſten Bilder mögen Erzeugniſſe des Mittelalters ſeyn. Man hatte damals noch keine richtigen Begriffe von der Götterlehre der alten Bewohner Deutſchlands. Man mochte überdies den ältern Cultus derſelben dem der ſpätern Zeiten ſich gleich denken. Man beobachtete dabei nur das, was alte Schriftſteller davon berichten, und wurde durch die römiſchen Benennungen irre geführt. Hierzu geſellten ſich wunderbare Sagen und Mährchen, denen man, bei mangelhafter Kenntniß und unkritiſcher Behandlung der Geſchichte Glauben beimaß. Was noch hinzugezogen wurde, war die Götterlehre des heidniſchen Norden, deſſen Götter auch nach Deutſchland, beſonders in den nördlichen Theil deſſelben, übergegangen waren. So entſtand aus der Miſchung römiſcher Mythologie und nordiſcher Sagen ein zuſammengekünſteltes Syſtem, das man als wahr annahm, und das von einem zu dem andern ſich fortpflanzte. Zur Verbreitung deſſelben trugen die Chronikenſchreiber der letztern Hälfte des Mittelalters nicht wenig bei. Sobald die Deutſchen anfingen, ihre Aufmerkſamkeit auf die Sitten und Bildung des germaniſchen Urvolkes zu richten, ſo mußten auch die Götter derſelben aus der düſtern Ferne hervorgezogen werden. Was man von ihnen entdeckte, mochte es die frühern Jahrhunderte angeben, oder die ſpätern, ſuchte man ſich zu verſinnlichen und aufzuzeichnen. Man dachte ſich bei der damals beſchränkten Einſicht in das deutſche Alterthum dieſe Götter bildlich. Man bemühte ſich, die muthmaßlichen Götter in Bilder zu bringen, wie man die Götterbilder der Griechen und Römer vor ſich hatte. Da man aber keine Bilder germaniſcher und wendiſcher Götter fand, ſo ſchuf ſie die Phantaſie der Chroniſten. Der Erſte, welcher ſolche Götterbilder darſtellte, war Botho, der am Ende des 15. Jahrhunderts ſein Chronicon Brunsvicense Picturarum (aufgenommen in Leibnitzens Script. Rer. Brunsv. Tom. III.) ſchrieb. Aber ſchon Abel erklärt in ſeinen „ſächſiſchen Alterthümern" die von Jenem beſchriebenen Götzenbilder für falſch, und bemerkt, daß in den Schriften des carolingiſchen Zeitalters keine Götter der Sachſen erwähnt werden, was man nicht würde verſchwiegen haben, hätte man ſie gefunden. Botho und andere Chroniſten ſind die Urſache, daß neuere Gelehrte jede Figur, die in den Beſitzungen der Germanen und Wenden aufgefunden wurde, für ein altes Idol erklärten, und ihr einen Namen zu geben wußten."

Als Stützen für ſeine Behauptung führt nun Herr Stieglitz an, daß nach Dorow (im Tüb. Kunſtbl. 1826 Nr. 96) die in Oberſchleſien und im Meißniſchen ausgegrabenen Tyr- oder Thorbilder erſt in neueren Zeiten gefertigt worden, um Leichtgläubige zu hintergeben; daß Einige derſelben unſtreitig Darſtellungen ſpaniſcher Kriegsknechte in der Tracht und Bildung, welche im dreißigjährigen Kriege gewöhnlich war. Der Altar des Krodo, der ſonſt im Dom zu Goslar ſtand, ſoll ein Reliquienkaſten aus den frühern Jahrhunderten des Mittelalters geweſen ſeyn. Daß der im Jahr 1546 unter den Trümmern einer Kapelle auf dem jetzt nur noch als Ruine exiſtirenden Schloſſe Rothenburg gefundene Buſterich, eine beinahe zwei Fuß hohe, rohgearbeitete metallene Figur, nur ein phyſikaliſches Kunſtwerk war, das, mit Waſſer gefüllt und auf

Feuer geſetzt, aus dem Munde Dampf und Töne hervorkommen ließ — daher der Name von puſten, ſ. v. a. ſprühen, blaſen — hat Heſſe (Geſchichte des Schloſſes Rothenburg p. 53 ff.) bewieſen *). Vielleicht vermuthete man einen ſlawiſchen Gott nur deshalb, weil Buſter im Wendiſchen einen Zornigen bedeutet? Für die Nichtexiſtenz des Todtengottes Flyns, Flinz, bei den Serben in Meißen und der Lauſitz wird auf Anton (Geſchichte der Slawen) berufen, der wegen des deutſch klingenden Namens **), Verdacht ſchöpfte, und das Attribut dieſes Gottes, den Löwen in dem görliziſchen Bilde, nur für einen Schildhalter oder Wappenbild erklärt. Dieſe Bilder waren vielleicht allegoriſche Figuren, Phantaſien, Ideale, denen eine gewiſſe Beziehung unterlag. Erinnert man ſich, fährt Hr. Stieglitz fort, der grotesken Verzierungen, womit in den erſten Zeiten des Mittelalters die Kirchen ausgeſchmückt wurden, auf erhaben gearbeiteten Bildwerken, in Frieſen und dergleichen, an Säulenknäufen angebracht, ſo wird deutlich, wie ſo manches ſolche Bild entſtanden ſeyn kann, das ſpäterhin leicht für ein Idol genommen wurde. Wie mannigfach hier Betrug ſein Weſen trieb, geht aus zwei Fällen hervor. Der Eine von Dorow im oben bezeichneten Stücke des Tübinger Kunſtblatts erzählt; der Andere von Heſſe, im Aufſatz über Wüſtrich erwähnt. Vater Fuchs in Mainz, ſagt Dorow, habe daſelbſt mit einem Metallarbeiter ſprechen wollen, den man ihm erſt verläugnete, dann jedoch zugeſtand, wie er, in ſeinem Zimmer verſchloſſen, Götzenbilder für den Vater Fuchs mache. Dieſer Mann hatte eine Geſchichte von Mainz geſchrieben, in welcher, unter andern Alterthümern, auch Götzen abgebildet ſind, die unſtreitig größtentheils aus jener Fabrik waren. Auf ſolche Weiſe wurde der Vater hintergangen, und hinterging ſpäter wieder Andere. Und wie hier abſichtlich Irrthümer verbreitet und Andere myſtificirt wurden, ſo gibt Jakob Gronov ein Beiſpiel, wie leicht auch ein Gelehrter irre geführt werden kann. Ihm war das Bild eines ſächſiſchen Bergmanns mit einer Mulde auf der Schulter zugekommen, das er für einen heidniſchen Prieſter mit dem Iſisſchiffchen anſah und es in ſeinem Thesaurus Antiq. graecarum, als ein wichtiges Alterthum bekannt machte und in Kupfer ſtechen ließ.

---

*) Heſſe ſchreibt: „Wird der hohle Leib mit Waſſer gefüllt, die beiden Oeffnungen auf dem Kopf und am Munde aber mit Pflöcken verſchloſſen, und derſelbe auf Kohlenfeuer erhitzt, ſo ſoll das bis zum Sieden erhitzte Waſſer die Pflöcke mit einer heftigen Exploſion heraustreiben, und aus dieſen Oeffnungen das Waſſer in ſich weit verbreitenden Strahlen herausſtrömen, auch ein brauſendes Getöſe und einen ſchwefelartigen Geſtank verurſachen. Mehrere mit dergleichen Exploſionen angeſtellte Proben ſollen einen überraſchenden Effect, einmal ſogar beinahe ein Brandunglück in der Schloßküche veranlaßt haben.“

**) Flint i. e. Feuerſtein (Quarz?), ebenſo im engliſchen flint, ſchwed. flinta.

Nur in Einem Stücke können wir unſerm Gewährsmann nicht unbedingt beiſtimmen: in der Anklage der Scandinavier, daß ſie, durch Verpflanzung ihrer Götterbilder nach Deutſchland, auch die Germanen zu ſinnlichen Vorſtellungen von der Gottheit verleitet hätten. Urſprünglich hatten gewiß auch die Gothen und Dänen die reinſten Begriffe von dem Urweſen, das ſie „Allvater" nannten, ſie bezeichneten ihn als „den Großen und Mächtigen, der Himmel, Erde, Luft und Alles, was darin iſt, geſchaffen hat und durch alle Alter lebt" (Gylfaginning). „Man weiß nicht, wo ſein Reich; aber gewiß iſt, daß er Alles auf Erden, in der

Luft, die Himmelskörper, das Meer und die Winde regiert“ (Vorr. z. proſ. Edda). Als der Isländer Thorkel Mane ſein Ende nahe fühlte, ließ er ſich hinaustragen in den Sonnenſchein, ſah auf gen Himmel und befahl ſich dem Gott, der die Sonne erſchaffen (**Landnama**). Ein anderer Isländer, Thorſten Jagemundsſon, that dem Gott ein Gelübde, der die Sonne erſchaffen, „denn ihn,“ ſagte er, „halte ich für den mächtigſten“ (**Vatusdaela Saga**). Er iſt „der Starke“ von oben herab, von dem die Seherin Hyndla geheimnißvoll ſingt:

„Nach dem Untergang der Mächte
Kommt ein Anderer, Mächtigerer,
Nicht ihn zu nennen wag' ich.
Wenige können weiter ſchauen
Als Odin geht, zu begegnen
Fenrir, dem Wolfe“ *).

Von ihm verkündet die Völa in ihrem hohen Geſange ahnungsvoll, daß in der Dämmerung der Nächte der Starke dort oben zu dem großen Gerichte der Reiche kommen wird (**Völuspa**).

Wenn Odin „Allvater“ genannt wird, „Vater der Zeiten“, der „Feueräugige“ und „Stechende“ (alſo die Sonne) heißt, und dennoch nichts über die, Schickſalsbeſchlüſſe den Göttern und Menſchen zuſchneidenden, Nornen vermag, endlich im Streite mit den böſen Mächten untergeht, von dem Wolfe verſchlungen wird und mit der Welt vergeht, übrigens Gott, König und Königsvater iſt, und daß ihm ſo viele Namen beigelegt werden, von denen jeder ſeine eigene Beziehung hat, durch welche vielleicht alle Eigenſchaften des vielſeitigen

---

*) Hyndlu-ljod in der älteren Edda.

Gottes angedeutet werden — dieß und noch vieles Andere, was von Odin erzählt wird, gibt zu erkennen, daß die Begriffe und Vorſtellungen verſchiedener Zeiten gemiſcht worden ſind, und daß, obgleich ein Schleier das Daſeyn des Höchſten verdeckt, und er von den niedrigern, vergänglichen Göttern verdunkelt wird, welche in der Welt ſeine Stelle vertreten, doch die Idee von einem höchſten Weſen, wenn auch dunkel, gleichſam von fern durch die Nacht der Mythen hindurchſchimmert. Es gibt ſich klar zu erkennen, daß gewiſſe Urbegriffe ſich aus dem Morgenalter des menſchlichen Geſchlechts fortgepflanzt haben, wo der Erdenbürger der Gottheit näher ſtand und richtigere Begriffe vom höchſten Weſen hatte; ehe noch das ſinnliche Geſchlecht — in ſeiner ſpätern Geſunkenheit mit ſeinen Gedanken die Tiefe und die Höhe des Ewigen zu erfaſſen nicht mehr mächtig — die Grundkräfte perſonifizirte, die Natur mit Göttern und dämoniſchen Weſen erfüllte, und über den geſchaffenen Weſen des Schöpfers vergaß. Man wurde von Sehnſucht geleitet, das Uebernatürliche kennen zu lernen; man wollte ſich den Begriff der Weltregierung verdeutlichen, und die Naturkräfte wurden anthropiſirt, erhielten menſchliche Leidenſchaften, und wurden, wie die Menſchen, vergänglich und dem Schickſal unterworfen. So entſtand eine Götterlehre, das Produkt der gelehrten Prieſterkaſte, der es vorbehalten blieb, die heiligen Traditionen in ihrem ganzen Umfang zu kennen, zu hegen und fortzupflanzen. Sie bewahrten als geheime, höhere Wiſſenſchaft, die innere Bedeutung der in Bildern gedachten und dargeſtellten, zum Theil durch den äußern Gebrauch verſinnlichten Lehren über die himmliſchen Dinge, über die höchſten Gegenſtände der menſchlichen Wißbegierde. Nach und nach ging die innere bedeutungsvolle Meinung der myſtiſchen Darſtellungen verloren, und die ſymboliſche Sprache der religiöſen Gebräuche wurde den ſpätern Generationen ein Räthſel. Daß in ſo vielen Fällen die alten, heiligen Sagen uns ſonderbar, ja ſogar ſinnlos, vorkommen, iſt die Folge deſſen, daß uns der Schlüſſel, ſie zu deuten, verloren gegangen iſt.

VI. Taufceremonien.

Ich kann nicht umhin, dieſes Capitel mit dem vielen Leſern paradox klingenden Satze zu eröffnen, daß der erſt mehrere Jahrhunderte nach Chriſtus eingeführten Kindertaufe ein höheres Alter zugeſtanden werden müſſe, als der evangeliſchen Bußtaufe, und der von den erſten Kirchenlehrern eingeführten Initiationstaufe.

Die gegenwärtig herrſchende Anſicht von der Nothwendigkeit der Kindertaufe hat ihre Wurzel im Dogma von der Erbſünde, deren Vorhandenſeyn aus Pſ. 51, 7: „Aus ſündlichem Samen bin ich gezeugt, in Sünden bin ich von meiner Mutter empfangen,“ bewieſen wird, womit Röm. 5, 12. zu vergleichen iſt. Letztere leitet man aus dem Ungehorſam des erſten Menſchen her, deſſen Sünde auch in ſeinen Nachkommen gebüßt werden muß, wie ebenfalls der Pſalmiſt (82, 7.) ſagt: „Ihr werdet ſterben, wie Adam.“ Die Erbſünde beſteht in der Zeugungsluſt, denn es heißt (1. Moſ. 4, 7.): „Die Sünde ruht vor der Thüre,“ was aber unter „Thüre“ zu verſtehen ſey, deutet Hiob 3, 10. an, wo von der „Thüre des Leibes“ die Rede iſt, und unmittelbar darauf folgt die Klage: „Warum bin ich nicht geſtorben, als ich aus dem Mutterleibe kam?“

Die Zeugungsluſt haben die Dämonen mit den Menſchen gemein (1. Moſ. 6, 4., Tob. 3, 8. 6. 18.), eine Vorſtellung, welche, aus Indien ausgehend, ſich unter alle Völker verbreitete. Die Brahmanen lehren nämlich: die Neigung nach der Materie habe die Geiſter zum Abfall vom Ewigen verleitet, ſo ſey die Körperwelt eine Folge ihres Ungehorſams, zugleich aber Mittel ihrer Läuterung; denn ein Erdenwallen, wo der in das Gefängniß des Leibes eingeſchloſſene Geiſt bis zum Ziel ſeiner Befreiung aus der gebrechlichen Hülle die Reizungen des Fleiſches ſiegreich bekämpfte; ſomit, um der Worte Zoroaſters mich zu bedienen: als Streiter Ormuzds (des Geiſtes) gegen Ahriman (die Materie) — in unſerer Sprache wiedergegeben: „als Streiter Chriſti" — ſich verherrlicht hat, ein Solcher iſt vor dem Tode, d. h. vor der Wiedergeburt oder Seelenwanderung, behütet; denn jeder Erdenbürger iſt ein gefallener Engel, herabgeſtoßen aus dem Lichtreich in dieſe dunkle Behauſung des Fleiſches. Alſo die Geburt des Menſchen iſt ſchon der Beweis ſeines Abfalls von Gott. Die Zeugungsluſt iſt die Sünde; die Strafe, d. h. die Geburt — denn der Sohn iſt der wiedergeborne Vater — die nothwendige Folge. Darum iſt die Wöchnerin unrein *), und bei allen

---

*) Bei den Indern verunreinigt die Geburt eines Kindes nicht nur die Mutter, ſondern auch alle Familienglieder in gerader Linie. Ja ſelbſt das Haus wird unrein, und muß durch einen Brahmanen zur Reinigung mit geweihtem Waſſer beſprengt werden. Die Entbundene ſelbſt reinigt ſich durch Baden. Die Perſer legten die Kreißende auf ein eiſernes Bett, weil ſelbſt das Lager durch ſie verunreinigt iſt, und nur unrein gewordenes Metall, nicht aber Holz wieder zum Gebrauch gereinigt werden kann. Gleich nach der Geburt wäſcht ſich die Wöchnerin, lebt aber dennoch 40 Tage (vergl. 3 Moſ. 12, 2—4.) ohne Umgang mit andern Menſchen. Aber noch andere 40 Tage werden hinzugezählt, ehe der Mann ſich

Völkern des Orients ſind für dieſelbe myſtiſche Reinigungsceremonien vorgeſchrieben. Was und wen ſie berührt, iſt unrein, vor allem der Neugeborne, daher die von den Indern, Buddhiſten ꝛc. erachtete Nothwendigkeit eines unmittelbar nach der Geburt unerläßlichen Reinigungsbades, denn Waſſer reinigt alles Böſe (θαλασσα κλυζει παντα τ'ανθρωπων κακα). In Griechenland ſchrieb man dieſem Elemente ſogar die Macht zu, unwillkürlichen Mord abzuwaſchen (Paus. II, 31. 4.), wie, nach der Verſicherung der chriſtlichen Prieſter an dem Sterbebett Conſtantins des Großen, das Taufbad ſelbſt den willkürlich verübten Mord abſpült, daher ſich dieſer Mörder ſeiner eigenen Verwandten — deſſen Gewiſſensbiſſe die heidniſchen Prieſter nicht heilen zu können beklagten, weil einen Muttermord die Götter ſelber nicht vergeben — erſt vor ſeinem Abſcheiden aus dieſem Leben zur Taufe entſchloß, dafür aber auch zu einem „Heiligen" von der Kirche erhoben wurde.

Tertullian ſagt: „das Taufwaſſer hat ſogar vor dem Teich von Bethesda den Vorzug, denn deſſen Waſſer half nur gegen Gebrechen des Leibes, das Taufwaſſer hingegen wehrt den Verderbniſſen des Geiſtes." Auf die Sühnkraft des Waſſers ſpielt das doppeldeutige „lustrare" im Lateiniſchen an, denn urſprünglich bedeutet es, wie „luere", abwaſchen, lues, eine Sündfluth, lustrum, ein fünfjähriger Zeitabſchnitt, ſo ge-

---

ihr nahen darf. Bei den Griechen war es verboten, von einer Wöchnerin oder einer Leiche in den Tempel zu gehen oder heilige Handlungen zu verrichten, ohne vorher ein Reinigungsbad genommen zu haben. (Eurip. Iph. Taurid. 370—373). Auf Delos's heiliger Inſel duldete man weder Sterbende noch Gebärende (Thucyd. Bell. Pelopon. III. 104.) Nun iſt klar, warum Adams Strafe der Tod, Evas Büßung Geburtsſchmerzen ſind, denn, wie Zoroaſter lehrt: Zeugungsluſt und Tod ſind durch Ahriman (d. h. durch den Abfall von Gott) in die Welt gekommen.

nannt, weil am Ende der alten Zeit das Volk ſich einer allgemeinen geiſtlichen Reinigung, die mit Sühnopfern verbunden war, unterwarf.

Von der Kindertaufe iſt die jüdiſche Bußtaufe, zu welcher Johannes in der Wüſte einlud, dadurch zu unterſcheiden, daß ſie, wie die der Einweihung zum Prieſter (bei den Brahmanen und Hebräern) vorhergehende Flußtaufe, ein einfacher bildlicher Reinigungsact war. Der Begriff der Sühnkraft des Waſſers veranlaßte die neuteſtamentlichen Schriftſteller, bei der Identität von Sünde und Tod, fließendes Quellwaſſer (מים חיים) durch „Waſſer des Lebens" (ὕδωρ ζῶν) wiederzugeben, denn eine Wiedergeburt im geiſtlichen Sinne iſt das Taufbad, weil die Erbſünde, der Tod, darin abgewaſchen wird. Wie iſt dieß aber anders zu verſtehen, wenn nicht in dem Sinne: der Adams Schuld ausgleichende Opfertod des andern Adams reinigt Alle, die an ihn glauben, von der durch die Zeugung ſich fortpflanzenden Mitſchuld des ganzen menſchlichen Geſchlechts? Die Heilkraft des Taufbades beſteht darin, daß die zur Reinigung der Geiſter unerläßliche Seelenwanderung für diejenigen entbehrlich geworden iſt, die auf Chriſti Namen getauft ſind. Jeſus hat für die Seinen den Tod überwunden, denn jede neue Geburt bedingt ein neues Sterben. Wie aber hat Jeſus die Macht des Todes gebrochen, da doch auch die Chriſten gleich andern Menſchen ſterben müſſen? Folglich kann die heilende Wirkung des Taufbades ſich nur auf den Zuſtand nach dem Tode beziehen. Demnach iſt die Kindertaufe unerläßlich, denn ein neugebornes Weſen iſt an ſich ſelber ſündlos, aber inſofern es geboren iſt, liegt der Beweis vor, daß die Seele deſſelben aus der Verſchuldung in einem frühern Leben zur Geburt verertheilt wurde. Inſofern aber eine größere Verſchuldung auch mehrere Geburten nothwendig macht, wird durch die Taufe des Säuglings erzielt, daß nach dem irdiſchen Tode die Seele zur ewigen Ruhe eingeht; daher der Aberglaube: auch Kinderſeelen ſpuken, wenn ſie ungetauft aus dieſer Welt ſcheiden mußten. Die erſte Spur einer Nothwendigkeit der Kindertaufe, für welche das Neue Teſtament nirgends einen Stützpunkt bietet, ließe ſich, wenn bis zu den heidniſchen Quellen durchaus nicht zurückgegangen werden ſoll, aus dem Talmud (Tractatus Chethuboth fol. 11, col. a.) herleiten. Dort lautet es: „Das Kind eines Heiden wird auf das Gutachten des Synedriums getauft. Wodurch wird die Rechtlichkeit dieſer Handlung bewieſen? Aus der Heilswirkung, denn in Sachen, die Jemanden zum Nutzen gereichen, bedarf es nicht ſeines Mitwiſſens, um die für ihn wohlthätige Handlung auszuüben, nach dem bekannten Satz der Miſchna: Von der Schuld losſprechen darf ich einen Menſchen auch ohne ſein Mitwiſſen, aber um das Verdammungsurtheil über ihn auszuſprechen, iſt es nöthig, ihn zuvor davon in Kenntniß zu ſetzen. Weil nun dem Kinde das Urtheilsvermögen fehlt, ſo kann, auch ohne ihn zu befragen, die Taufe ſtatt finden." Noch merkwürdiger iſt folgende Stelle (Tractatus Jebamoth folio 78, col. a.): „Wenn eine Frau während ihrer Schwangerſchaft zum Judenthum übergetreten war, bedarf das Kind nicht ebenfalls der Taufe, denn jene der Mutter genügt auch für das Kind." Die Wichtigkeit dieſes Citats für unſern Zweck ergibt ſich daraus, weil ſie allein den noch im chriſtlichen Volke herrſchenden Aberglauben erklärt: ein Vater könne ſein noch ungebornes Kind dem Teufel geloben. Die

Aufnahme der Hexen in den Teufelsbund galt als eine Parodie der kirchlichen Taufgebräuche. Sie begann mit der Abſchwörung des Chriſtenthums, wie bei dem Täufling (in den älteſten Myſterien) mit der Abſchwörung des Teufels, deren Spuren ſich noch in dem der Taufe vorhergehenden Exorcismus nachweiſen laſſen. Das Zeichen, das der Teufel der Hexe an ihrem Leibe aufdrückte, war eine Parodie der Firmelung &c. Wie nun die Hexe und der Zauberer ihre Seele dem Teufel übergaben, ſo ſtand es auch in der Macht des Erzeugers*), die noch ungeborne Leibesfrucht, als einen Theil ſeines eigenen Ichs, auch ohne eigenes Verſchulden der Kindesſeele, auf ewig der Hölle zu weihen, wie nach gleichem Rechte das Kind eines Chriſten durch die Taufe dem Himmel gelobt wird, ſomit ohne eigenes Verdienſt, nur durch die liebevolle Fürſorge der Eltern der ewigen Verdammniß entriſſen wird. Die erſten Lehrer der Kirche dachten ſich nämlich, wie Zoroaſter, eine doppelte Weltregierung, den Heiland und den Teufel im ewigen Kampfe einander gegenüber, jeden von Beiden unabläßig an der Vergrößerung ſeines Reiches arbeitend. Daher erzählen ſie, wie der Böſe, kurz vor der Ankunft des Welterlöſers, die Taufe, die Firmelung und das Abendmahl in die Mithrasweihen eingeführt, um ſchwache chriſtliche Gemüther zu verwirren, wenn ſie dieſe Verwandtſchaft religiöſer Gebräuche im Heidenthum und in der Kirche bemerken würden. Da die Kirchenväter das höhere Alterthum dieſer Ceremonien in den heidniſchen Tempeln nicht läugnen konnten, ſo waren ſie genöthigt, zu dieſen verzweifelten Erklärungsverſuchen Zuflucht zu nehmen.

---

*) So wird Robert der Teufel noch vor der Geburt dem Teufel geweiht.

Schon das Wort „Sacrament“ weiſt auf eine Nachahmung der heidniſchen Myſterienfeier hin. Die Taufhandlung hieß vollſtändig: **Sacramentum illustrationis (illuminatio**, *φώτισμα*), der zur Taufe Angenommene war ein Illuminat, der Taufkandidat ein *φωτιζόμενος*, und die weiße Farbe der Taufkleider, welche die Neophyten bekamen (vgl. S. 108), ſollte auf die Aufnahme der Täuflinge in das Lichtreich anſpielen, daher man ſich auch die Himmliſchen weißgekleidet dachte (Matth. 28, 3). Die Wichtigkeit der der Aufnahme vorhergehenden Abwaſchung (ablutio) ward ſchon in der Myſterienfeier der Heiden geboten (**Platon. Phædr.**), denn die Reinigung des Leibes galt ſinnbildlich für die Läuterung der Seele. Der Fluß Ilyſſus *) leiſtete denen, die in die Myſterien der Demeter eingeweiht wurden, wichtige Dienſte dieſer Art (**Paus. Attic. c. 19**). Der dieſe Reinigungen ſpendete, hieß davon *ὑδρανής* (Heſych. s. v.). In den Dionyſusmyſterien legte man dieſelbe Wichtigkeit auf Waſchungen, ebenſo in denen auf der Inſel Samothrace (**Plutarch Apoph.**). Apulejus mußte, bevor er in die Myſterien der Iſis ſich aufnehmen ließ. ſiebenmal untertauchen (**Metam. L. XI**). Der Prieſter begleitete ihn ins Bad und ſprengte reines Waſſer über ſeinen ganzen Körper. Von der Waſſertaufe in den Myſterien des Mithras erzählt Tertullian, welche er natürlich vom chriſtlichen Standpunkt aus für ein Werk des Teufels, und zwar, wie vorhin geſagt worden, für eine *per anticipacionem* eingeführte Copie der ſpätern chriſtlichen Taufe hält!!

Auch in den Nebenumſtänden copirte die Kirche die

---

*) Er hatte von dieſer Beſtimmung den Namen. (*Ι-λυσσος* ſtammt v. *λύω*, lao.)

Initiationsgebräuche der heidniſchen Myſterien, nämlich in der Anwendung des Oels (als Symbol des Lichts, dem der Teufel weichen muß, Marc. 6, 13.), mit welchem gefirmelt wurde; des Salzes (als Abwehrmittel der Fäulniß, hier natürlich im geiſtlichen Sinne zu verſtehen, oder wegen Ezech. 16, 4., bei der geiſtigen Geburt an die mit dem phyſiſch Neugebornen vorgenommene Behandlung denkend); des Speichels — das Anſpeien des Täuflings folgte nach dem Exorcismus unmittelbar vor der Oelſalbung — (wobei man ſich auf die Heilkraft deſſelben Marc. 7, 33. berief); der Milch (angeblich mit Beziehung auf die geiſtige Kindheit, in welche der in Chriſto Wiedergeborne tritt, 1. Petr. 2, 2., 1. Cor. 3, 2., Hebr. 5, 12.); und des Honigs (wegen Jeſ. 7, 15., da Immanuel das Vorbild aller Chriſten iſt.) Bei letzterem dachte man auch an das mit dem Honig verglichene Himmelsbrod (2. Moſ. 16, 31.), und weil der in die Kirche Aufgenommene in geiſtlicher Beziehung in das Land der Verheißung geführt wird, ſo wollte man auch für ihn Honig und Milch fließen laſſen (vgl. 2. Moſ. 3, 8., 33, 3.).

Die hier angeführten Bibelſtellen ſind aber eine ſchlechte Gewährleiſtung, daß Oel, Salz, Speichel, Honig und Milch auch in den Myſterien der Heiden jene von den Kirchenvätern angegebenen Bedeutungen hatten. Bei dem Oel dachte der Hellene (wie beim Oelblatt und dem Olivenkranz) an den Sieg und den Frieden, (den die Seele des in die Weihen des Gottes Aufgenommenen über den Dämon der Finſterniß errungen hatte); man glaubte nämlich, durch die Aufnahme in die Myſterien nach dem Tode nicht in das Schattenreich hinabzufahren, ſondern mit der Gottheit vereint zu werden (Aristoph. Pac. 374), daher man, aus Beſorgniß eines frühen Todes, auch Kinder einweihen ließ (Plut. vit. Alex. Terent. Phormio I, 15). Auch das Salz galt als ſinnbildliches Antidotum gegen den (geiſtigen) Tod, daher es von Homer „göttlich“ (θεῖον), und „den Göttern lieb“ (θεοφιλής) von Plato genannt wird; als Bild der Reinheit gebrauchen es Ovid (Fast. I, 338) und Catull (Ep. 23, 19). Die Heilkraft des Speichels (Varro VII, 2. Plaut. Captiv. III, 4, 18. Plin. X, 52) erhielt ſchon in den heidniſchen Myſterien eine geiſtliche Anwendung; denn als Verſcheuchungsmittel der Dämonen, d. h. der Wirkungen des mißgünſtigen Blickes wird es auch von Plinius (XXVIII, 4), ſpottweiſe von Perſius (Sat. 2, 31 sq.) erwähnt. Der Honig, in den Leontiſchen Weihen in den Mithrasmyſterien, anſtatt des Waſſers zum Händewaſchen verwendet (Porphyr. de antr. c. 15), galt dem Hellenen, gleichwie die Milch, für die erſte Lebensſpeiſe. Die Bienen hatten dem Zeuskindlein gleich nach ſeiner Geburt Honig zugetragen (Georg. 4, 152). Dem Dionyſuskindlein war die Lippe mit Honig gefeuchtet worden (Appollon. Rhod. 4, 1136). In der Glaucusmythe iſt der Honig ein Bild der Auferſtehung. Endlich glaubte man auch, er benehme den Augen die Dunkelheit, er vertreibe, was die Pupille verfinſtert (τὰ ἐπισκοτοῦντα ταῖς κόραις Dioscorid. II.), und weil die Biene ein Symbol der Geheimlehre war, ſo konnten für den Gebrauch des Honigs in den Weihen drei Gründe zugleich beſtimmend einwirken. Durch die Milch, welche Juno dem Hercules gereicht hatte, war er, obgleich von einer Sterblichen geboren, doch zur Aufnahme unter die Götter befähigt worden. Hier geſtattete auch die

Farbe des Stoffes eine Beziehung auf das Licht, welches dem Eingeweihten aufgeben ſollte.

Ueberhaupt kann man, bei näherer Bekanntſchaft mit den Beſchreibungen der bei der Taufe zu beobachtenden Ceremonien, wie man ſie in den Conſtitutionen der Apoſtel, beim Cyrillus von Jeruſalem und in der kirchlichen Hierarchie des Pſeudo-Dionyſius findet, die Verwandtſchaft mit den Aufnahmsgebräuchen in den orphiſchen, pythagoräiſchen ꝛc. Myſterien nicht verkennen. Zwar kommt bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts kein Beiſpiel von Geheimhaltung der Taufceremonien vor, oder auch nur von dem Begriffe, daß ſie einen Theil der Myſteriosophie ausmache; hingegen verſchwindet ſeit dem dritten Jahrhundert die öffentliche Taufe immer mehr, und plötzlich findet man ſie als Myſterium behandelt. Dieß dauert bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts fort, wo die Kindertaufe ſo herrſchend wird, daß ſie die Taufe der Erwachſenen faſt ganz verdrängt. Der Grund dieſer Veränderung iſt darin zu ſuchen, daß das griechiſch-römiſche Heidenthum ſo gut wie ausgeſtorben war. Die Heiden hatten bereits das Chriſtenthum angenommen; die außerchriſtlichen Katechumenen wurden immer ſeltener, der Hang zum Myſteriöſen, den die Kirchenväter auszubeuten ſtrebten — daher ſie, um den heidniſchen Prieſtern, zu deren Myſterien ſo großer Zulauf war*), durch genaue Nachahmung ihrer Ceremonien und Formeln die Kunden wegzufiſchen trachteten — war aus der Mode gekommen. Das kirchliche Intereſſe gebot jetzt eine Auffriſchung der alten Idee von den Gefahren des

---

*) Der Zulauf war ſo groß, daß er in Athen ein Mittel wurde, den erſchöpften Staatsſchatz zu füllen, weil jeder Initiirte eine gewiſſe Summe für die Aufnahme zahlen mußte.

Aufſchubs der Taufe, daher man in den folgenden Perioden nur Kinder als das gewöhnliche Subjekt der Taufe angeführt findet, und die Taufe der Erwachſenen nur noch als eine Ausnahme von der Regel zu betrachten iſt. Man muß nämlich wiſſen, daß in den erſten Jahrhunderten die Taufe bis zum Tode aufgeſpart wurde, weil dieſer die Beſorgniß aufhebt, die Wirkſamkeit jener Ceremonie durch künftige Sünden unkräftig zu machen. Ebenſo dachte der Hellene *).

Wie Luther die Anſprüche eines Socrates und Ariſtides auf die himmliſche Seligkeit beſtritt, weil ſie des Taufbades hatten entbehren müſſen, ſo dachten die Heiden von den Nichteingeweihten in den Myſterien. Daher ſpottete Diogenes Laertius (VI, 2): „Wie? das Loos des Straßenräubers Patäcion ſollte dem des Epaminondas vorzuziehen ſeyn, weil Erſterer ſich in die Myſterien hatte aufnehmen laſſen?"

Im fünften Jahrhunderte kam der Glaube an die beſondere Kraft des Jordanwaſſers auf, ſo daß man die Taufe mit anderm Waſſer nur als Nothtaufe gelten laſſen wollte. Wie ſich von ſelbſt verſteht, galt bis dahin nur die Taufe aus fließendem Waſſer — denn dieſes heißt lebendiges, sc. Waſſer des Lebens — als dem Zwecke entſprechend, und zwar wurde, wie noch jetzt in der griechiſchen Kirche, ein vollſtändiges Untertauchen des Täuflings gefordert, daher die Abendländiſchen Chriſten von den Ruſſen ſpottweiſe „Beſprengte" genannt werden, allein die Papiſten, denen auch die Proteſtanten folgen, berufen ſich zu ihrer Ver-

---

*) „Ich muß noch eingeweiht werden, ehe ich ſterbe" (δεῖ γὰρ μυηθῆναί με πρὶν τεθνηκέναι), ſagt der Bauer Trygäos im Ariſtophaniſchen Luſtſpiel „der Friede."

theidigung auf Ezech. 36, 25: „ich werde euch mit reinem Waſſer ſprengen, damit ihr rein werdet von eurer Unreinigkeit.“

Ferner haben ſich die Auserwählten den Namen „Fiſche“ (pisciculi) beigelegt, weil dieſe ſtets im reinigenden Elemente leben. Der Fiſcherring des Papſtes bezieht ſich darauf, denn er iſt Seelenfiſcher, das Taufbecken heißt piscina (Fiſchteich), der Beſitzer des Grals (der Bluttaufſchüſſel, ſ. Kloſter IX, S. 727) ward „Fiſcherkönig“ (roi pecheur) genannt. Solchen Fiſchen hat einſt der h. Antonius gepredigt, und jene Sage von todten Fiſchen, die ſich jedesmal als Vorzeichen vom bevorſtehenden Tode eines Mönchs auf dem zu ſeinem Kloſter gehörenden Teiche zeigten (Wolf N. S. Nr. 162.), findet nun ihre Deutung.

Die Waſſertaufe des Neugebornen kam von den Indern (Abr. Roger's Sitt. d. Brahmanen S. 42) und Perſern (Kleuker's Zend-Aveſta III. S. 233) zu den andern ſtammverwandten Völkern, ſomit auch zu den Gothen. Das Reinigungsbad und die Namengebung floſſen auch hier in Einen Akt zuſammen (Geijer ſchw. Urgeſch. S. 407 Anm. 5, wo mehrere Beiſpiele aus der Heimskringla, Harald Gräfälls und Hakon Jarls Saga c. 8., Jomsvikingaſaga c. 1., Olaf Tryggvaſons Saga c. 70., Eyrbyggia-Saga c. 11., Nials Saga c. 14., in der letzten Stelle von einem weiblichen Kinde) angeführt werden.

Die Waſſerbegießung des Neugebornen war im ſcandinaviſchen Norden uralter Brauch. Das Kind wurde dadurch den Schutzgöttern der Familie geheiligt. Von nun an ſah man es erſt als einverleibt mit ſeiner Verwandtſchaft an. Es durfte nicht mehr ausgeſetzt werden, der Vater hatte es ja, indem er es mit Waſſer begoſſen und ihm einen Namen gegeben hatte, anerkannt. Ein mit Waſſer begoſſenes, dem Leben geheiligtes Kind zu tödten, war Mord. In Abweſenheit des Vaters, bisweilen auch, wenn er ſelbſt zugegen war, wurde die Waſſerbegießung und Beilegung des Namens an ſeiner Stelle von einem Andern verrichtet. Dazu wählte man gern bedeutende, angeſehene Männer. Wenigſtens war dieß Sitte bei den Kindern vornehmer Leute (**Harald Harfagers Saga** bei Snorre Sturleſſon). Dieſes war eine Art Gevatterſchaft, und Perſonen, die in einem ſolchen Verhältniſſe zu einander ſtanden, hielt man dadurch auch verbunden zu gegenſeitiger Freundſchaft und Wohlwollen. Als daher in dem Kampfe zwiſchen Helge Droplaugsſon und Helge Asbjörnſon auf Island ein Mann Namens Oeſſir gegen den Erſtern vortrat, ſagte dieſer zu ihm: „*Gegen dich will ich mich nicht vertheidigen, denn du haſt mich ja mit Waſſer begoſſen.*" Wenn die Kinder Zähne bekamen, ſo pflegten die Eltern ihnen ein Geſchenk zu machen, das gewöhnlich in einem Sclaven oder einer andern werthvollen Sache beſtand. So ſpielt die j. Edda auf dieſen Brauch an, wenn ſie ſagt: Alfheim, die Wohnung der Lichtelfen, war im Anfang der Zeiten dem Freir von den andern Göttern zum *Zahngeſchenk* verehrt worden (Legis, Fundgruben des alten Nordens II, S. 136).

Dem Vater kam es zu, dem Kinde einen Namen zu geben. Er wählte ſeinen eigenen oder den eines Verwandten. Bei beſonderer Veranlaſſung mochten Erwachſene ihn ändern. Gewöhnlich wurde dann der Eigenname durch einen ſolchen verdrängt, der von einer Eigenſchaft, Gemüthsart, That ꝛc. entlehnt war.

Wer den Namen gab, fügte zugleich ein Namensgeſchenk bei. Als Thorleif, nachdem er ein Nidgedicht*) über Hakon Jarl gedichtet hatte, von Norwegen nach Dänemark kam, gab ihm Swen Twäſkägg den Beinamen Jarlaſkald, und verehrte ihm als Namensgeſchenk ein ſegelfertiges Schiff mit voller Laſt (Müllers Sagabibl. III.). Und da Olaf Tryggwaſon dem Skalden Hallfred den Spitznamen Wandradaſkald**) beilegte, fragte ihn Hallfred: „Was gibſt du mir als Namensgeſchenk, wenn ich Wandradaſkald heißen ſoll?“ Der König antwortete: „Ich ſehe, du willſt einen Kennnamen haben; nimm alſo dieſes ſchöne Schwert.“ Derſelbe König ermunterte einen isländiſchen Mann, Namens Thorſten, ſeine Stärke dadurch an den Tag zu legen, daß er einen Opferochſen griff und tödtete, welcher ſo erſchrecklich wild und groß war, daß der König nie ſeines Gleichen geſehen zu haben vermeinte. Er brüllte fürchterlich und zeigte ſich ſehr grimmig. Thorſten lief hinzu, faßte den Ochſen ſo hart an dem einen Hinterfuße, daß ſowohl das Fleiſch als auch die

---

*) Hakon hatte ihm eines ſeiner Schiffe verbrannt, und zuvor ſich der ganzen Ladung bemächtigt. Als Bettler verkleidet mit einem großen Ziegenbarte trat Thorleif einige Zeit darauf in den Saal, wo der Jarl mit ſeinen Mannen ſaß und trank. Nachdem er durch ſeine Redſeligkeit die Aufmerkſamkeit des Jarls geweckt hatte, erhielt er die Erlaubniß, einen Geſang zu dichten. Im Anfang ſchien es, als ob das Gedicht auf das Lob des Jarls ausginge. Als der Geſang fortging, wurde ihm immer ſonderbarer zu Muthe; in der Mitte des Gedichtes wurde es dunkel im Saale, und beim letzten Drittel des Gedichtes fingen alle Schwerter an von ſelbſt zu raſſeln, der Jarl wurde ohnmächtig, und erſt, nachdem Thorleif ſich davon gemacht hatte, verminderte ſich die Dunkelheit allmählig. Der Jarl kam wieder zu ſich, aber der ganze Bart und die Hälfte ſeiner Haupthaare war dahin und viele ſeiner Mannen erſchlagen.

**) Dieſes Wort bedeutet einen Dichter, mit dem ſchwer fertig zu werden iſt.

Haut ſprang, und das Bein mit dem ganzen Hintertheile abging, womit Thorſten, wie mit einem Siegeszeichen, zum König zurückkam, welcher ihm, zum Andenken daran, den Beinamen Urefot (Ochſenfuß) nebſt einem Ringe, als Namensgeſchenk gab (Olaf Tryggvasons Saga).

Neben dieſer Weiſe, ſeinen Freunden, oder denen, die man auf irgend eine Weiſe ehren wollte, ordentliche Zuſätze von mit Namensgeſchenken beſiegelten Namen zu geben, gab es aber auch noch eine ſehr allgemeine Sitte, den Perſonen Zunamen beizulegen, aus der einen oder andern Veranlaſſung. Man lieſt in den Sagen von einem Thorſten, welcher Thorſkebitare (Dorſchbeißer) genannt wurde, davon, daß er ein emſiger Fiſcher war; von einem Björn, der den Namen Skinnabjörn (Pelzbjörn) führte, weil er viel mit Pelzwerk handelte; von einem Einar, dem man den Namen Skalaglam (Schalenfreude) gab, wegen der beiden koſtbaren Schalen, die Hakon Jarl ihm verehrt hatte; von einem Halvard, der den Spitznamen Hals davon bekam, weil er in der Schlacht zwiſchen Hakon Jarl und den Jomswikingern eine ſchwere Wunde am Halſe bekommen hatte, ſo daß er von der Zeit an den Kopf ſtets ſchief trug; von einem Thormodr, welcher Kolbrunarſkald (der kohlenbraune Dichter) genannt wurde, wegen ſeiner Geſänge über ein ſchwarzlockiges Mädchen auf Island; von einem Gunelaug, dem man wegen ſeiner ſcharfen Reden den Kennnamen Ormstunga (Schlangenzunge) beilegte u. ſ. w. Da ähnliche Zunamen aus verſchiedenen Veranlaſſungen verſchiedenen Perſonen beigelegt wurden, ſo konnte der Vater einen ſolchen haben, der Sohn einen andern, der andere Sohn wieder einen andern oder auch keinen.

Erbliche Beinamen waren noch nicht gewöhnlich. Dagegen war es üblich, dem Geſchlechtsnamen (ättnamn), welcher der eigenthümliche Name eines Jeden war und ſo genannt wurde, weil er in einer gewiſſen Familie gebräuchlich war, den Vaternamen hinzuzufügen, welche Sitte auch während des ganzen Mittelalters fortdauerte und noch gegenwärtig unter den Landleuten im Norden üblich iſt. So z. B. wurde Olaf, der Sohn des Harald, Olaf Haraldsſon; Olaf, der Sohn des Tryggwe, Olaf Tryggwaſon genannt (Strinholms Skandinavien II, S. 301).

Bei den heidniſchen Preußen hatte der Sohn niemals den Namen des Vaters, oder der Bruder den des Bruders. Aus Urkunden entnommene Beiſpiele beſtätigen ſolches (Beiſpiele führt Voigt, Geſch. Pr. S. 557 Anm. 4. an). Man hat verſucht, die Namen alter Preußen in ihre Bedeutungen aufzulöſen, und es ſcheint, daß ſie meiſtens Beziehungen auf die Perſonen, bald auf ihren Wohnſitz, bald auf ihre Eigenſchaften, auf ihre körperliche Beſchaffenheit, ihre Beſchäftigung, oder auf eine ſonſtige perſönliche Eigenheit in ſich faſſen. So würde, nach Vater (die Sprache der alt. Pr. S. 145 ff.) der Name Kerſe, ſ. v. a. den Finger bedeuten, Theyſote: den Gerühmten, Wargule den Schwächling, Gedauthe den Netzweber, Welote den Erwünſchten, Symmute den Schiefmäuligen u. ſ. w.

Viele alte Namen, ſagt Leibniz, haben nur aus Mangel an Sprachkenntniß ihre Bedeutung für uns verloren. Dieſer Unkunde ſind jene wunderlichen Erklärungen zuzuſchreiben, von denen bei mehrern Volksnamen Beiſpiele ſich darbieten. Die Namen verändern ſich auch oft in den Mundarten, gehen entſtaltet in die Schrift, und vollends unkenntlich aus dieſer wieder in die Rede. Viele ſind zuſammengeſetzt, öfter aus zwei Hauptwörtern, ſeltener aus einem, nebſt einem bezeichnenden. So wie nun die Worte ſelbſt oft vielſinnig, oft andern zunächſt verwandt ſind, ſo kann auch derſelbe Name verſchieden erklärt werden.

Ein Verzeichniß von Tauf- und Geſchlechts- oder Familiennamen mit Erläuterungsverſuchen wird hier nicht am unrechten Platze ſtehen.

Abicht (Habicht).
Adalbert (Adel und bert, brecht, i. e. prächtig) = von glänzendem, hohem Adel.
Adelgunde: das edle Mädchen (von Gunde = cunnus).
Adelwin: der edle Erwerber (win: gewinnen).
Adolph: der edle Helfer (ulph, olph).
Albrecht ſ. v. a. Adalbert (wie: Ulrich für Udalrich).
Alfred: der erhabene Beſchützer (Helfer).
Amalie: die Fleckenloſe, Reine (von mal: Mal: Fleck und a privativum).
Arnim: Aarnheim, Adlersheim.
Anſelm, ſ. Wilhelm.
Anderſen, André ſ. v. a. des Andreas Sohn.
Arnold: Ehrenhold, verſtümmelt: Ahrens.
Arthur: der Starke (ard), Mächtige.
Baggeſen (nordiſch Bagge, Schafbock).
Balduin: (von bald: kühn, tapfer, und win: gewinnen): der Sieger, heldenmüthige Ueberwinder.
Babette (für Barbette = Barbara): die Fremde.
Benzel corr. aus Benno, Diminutivform: Bendel, Bentel.
Bernhard: Bärenherz (Bärenmuth, vergl. Leonhard, Löwenherz, Reinhard: Fuchsherz ſ. v. a. liſtig).
Bertha = Perchtha: die Glänzende.
Berthold = Glanzhold.
Bertram ſ. v. a. Bertho: Glänzender. (Die Endſylbe ram bedeutet: ſtark, wie in Guntram für Günther, Wolfram für Wolf.
Bertuch (Bertuccio: häßlicher Bartel, Bartholomäus, wie: Mattauich für Mathias, Gautſch für Gotthold).

Betty (Abkürzung für Eliſabeth).
Blanca = die Weiße, Unſchuldige.
Blandine = die Schmeichlerin.
Bodo: der Gebieter.
Boerhave (Bauernhof).
Bodmer: Böttcher.
Braumüller, ſ. Weinmüller.
Bogislaus: Gottes Ruhm; Bohemund: Gottes Lob, Gottlob.
Boje (Bube, Bue, engl. boy).
Brand: der Glänzende, Brennende, Abkürz. Brendel, Patronym. Brandes i. e. Brands Sohn.
Brigitta = die Glänzende (engl. bright: Glanz, Pracht).
Brunhilde: die Gepanzerte, Kriegeriſche (war zuerſt der Name der Walkyre, der nordiſchen Schlachtenjungfrau).
Bruno: der Gepanzerte (urſpr. Prädicat des Kriegsgotts Odin = Wuotan).
Burchard (Burghart: der Starke in der Burg), Borchert.
Bülow (pommeriſch: Goldamſel).
Bork, wendiſch: Wolf.
Burmann (Bauer), Burmeiſter (Schultheiß).
Campe (umgearbeiteter Acker, campus), davon: Havercamp (Haberfeld), Bredencamp (Breitenfeld).
Carl: der Starke (von kar = καρτος, hart).
Claus verſt. aus Nicolaus (ital. Cola).
Clothar: Lodhr i. e. der Lodernde, Brennende, ſo hieß urſpr. Loki, der Bruder Odins.
Cotta (latiniſirt): Kothen, Hüttenbeſitzer.
Dagobert: der berühmte Held.
Diether, Dietrich, Deutrich, Diezmann, Deuzmann ſ. v. a. Volkmar, verwandt ſind: Döderlein, Tiede, Tiez, Tiedemann, Tittmann, Tiedke, Tiedge.
Döring (von Dörr, Thor: groß, vrgl. Darmund, Darwin, Thorwald, Thormund).
Dyk (plattdeutſch) Teich, Deich.
Eberhard (verſt. Ebers und Evers): Eberherz, vrgl. Bernhard und Leonhard.
Eckhard: ein ſtarker Degen (Held, Ecke = Egge, eine ſpitze Waffe, Degen war Prädicat eines Kriegers, Freien).

Enke 1) Edelknecht, 2) Jüngling, Enkel.
Enslin verſt. aus Enz, Etzel.
Erneſt: Ehrenfeſt.
Erhard: Ehrenherz (iſt von der Geſinnung zu verſtehen).
Erasmus: der Liebenswürdige, verſt. Asmus.
Ehlers (Eilhard).
Emund, Edmund: der Vormund (ält: Verwandter).
Eduard: der Edelherzige.
Faber }
Fabricius } = Schmied.
Fick (wendiſch: Feige, ficus).
Friedel }
Fritſch } verſt. aus Friedrich.
Garve (plattd. Garbe.)
Gatterer: Sammler (vergl. Gattergeld, engl. to gather, ſammeln).
Göcking (Gökel, Gaukler, jocularius).
Gabler, ein junger Hirſch, der noch ein Gabelgehörn hat.
Gebauer ſ. v. a. Bauer (wie Gezelt für Zelt).
Gaßner }
Geßner } einer aus der Gaſſe.
Gellert (für: Heller's ꝛc. Sohn).
Göthe }
Gödike } für Göde, Gödſche = Pathe.
Genz, Genzel (für Jensſen, Johannſen).
Gleim, Johanneswürmchen von glimmen, funkeln.
Gotter für Gotthard.
Gräter, einer der mit den Füßen grätet (auswärts geht).
Gronow (Grünau).
Grotius (holl. groote: groß).
Gehſe (Geſus: ein Starker, Mann überhaupt; endlich ging es in die Bedeutung: Diener, über — Goes, niederländ. Geus: ein Dienſtknecht).
Göbel, Göpel, eine Maſchine der Bauleute.
Günther, Guntram, Gundhard, Kunz, Kuno: Kühn.
Hagemann }
Hagemeiſter } ſ. v. a. Waldmeiſter, verſt. Hamann.
Haak, ſchwed. Hoeck, engl. hawk: Habicht.
Hartmann: beherzter Mann.

Haug, Haugwitz verſt. aus Hugo (engl. hugh): der Hohe, latiniſirt: Huetius.
Hartwig (beherzter Krieger) verſt. Hardegg, Hardegen.
Haſſelquiſt (Haſelzweig).
Hegel = Hagen, ſ. v. a. Hagemeiſter, Hagemann.
Hellmuth } ſtreitbarer Krieger, daher: Hellebrand.
Helwig }
Hiller, verſt. aus Hilmar (hil, hoch, engl. hill, Hügel, und mar, Herr, vgl. Hildemar).
Heſcher (Zuchteber).
Hanke }
Henke } Heinrich, verſt. Heine, Heinſe, Heinz, Hinz.
Hennig }
Hermes für Herrmann's (Sohn).
Hensler, der, welcher in die Hanſe (Zunft) aufnimmt.
Hederich = Heidenreich.
Herder: Hirt.
Hetzel (für Ezel, Ezelin: Rieſe).
Heune ſ. v. a. Rieſe.
Höpfner = Hopfenbauer.
Hubert, Huber (Hutbert: der Breithutige) Präd. Orins.
Humbold, d. i. kühner Landsmann oder Stammgenoſſe von hum (engl. home, heimiſch) und bold: kühn.
Hübner: Hufenbeſitzer.
Iffland = Eibenland (v. Eibe: Taxus, niederd. Ife)
Jäkel (Jakob).
Jahn (Johann), verſt. Jeniſch.
Jöcher (Joachim).
Kant = Winkelmann, Eck.
Köppen (Haupt).
Kuno, Kunz: Kuhn (angelſ. coon: kühn).
Konrad, verſt. Kurt, ſ. v. a. Edelgeboren von altd. konne: Sippſchaft, Geſchlecht. Die Endſylbe iſt wie in Meinrad vielleicht verſetzt aus hart, Meinhard = Konhard.
Karſten }
Kaſt, Caſt } Kerſten, Kerſte, Keule, Keil.
Klüber: Spalter (engl. cleave: ſpalten).
Klügel: Knäuel (nach Adelung).
Krünitz: Kreuzſchnabel.

Kruſe: Kraus (latiniſirt Cruſius).
Kuhn, Kühne = Kuno.
Keppler = Kappelmacher.
Kretſchmar } ſ. v. a. Krüger, Wirth (vom böhmiſchen
Kretſchmann } kretshma: Schenke).
Koſegarten (ſlaw. kosa-gord): Ziegenburg.
Leſſing und Pleſſing: Waldmann (wendiſch: less: Wald, davon die Ortsnamen: Leßnig, Leißnig.
Leiſewitz für Lößwitz, vrgl. Leſſing.
Lutz, verſt. Lucius.
Lotz, verſt. aus Lootſe, Matroſe.
Löſcher, der Führer eines Kahns, mit welchem man in norddeutſchen Häfen ein Schiff auslandet oder löſcht.
Liebeskind (Fallkind).
Lavater (Law father: Schwiegervater).
Lehmann verſt. aus: Lehnsmann.
Löhrbach für Bouſchbach, von löhren = rauſchen.
Leſke, plattd. für leß: klein, little, lad, engl. less, kleiner, angelſ. lett. (Daß Leſſing aber ſlawiſchen Urſprungs, beweiſt der Ortsname Belzig, Gröbzig, und Herders in der Erfurter pol. Ztg. 1800. St. 48 Nachweiſung aus Leſſings Nachlaß, daß Leßig die ältere Form des Namens geweſen.)
Lindner (Bandwirker, Bortenwirker, vom holl. Lint: Band, Borte, Lindwurm = Bandwurm).
Lambert für Landbert: der berühmte Landsmann.
Lappe: Laffe.
Leibnitz (für Lipnitz: Lindemann, Lindner, wie Leipzig: Lindenau vom wend'ſchen: lipzk: Linde.)
Lippert (Leopold).
Leonhard: Löwenherz (vgl. Bernhard und Eberhard).
Lüdeke verſt. aus Ludwig: Volksheld (von lüt: Leute, und wig: Krieger).
Lüdkemüller (Ludwig Müller).
Luitgarde: Volksbeſchützerin.
Lüders: Lothar, ſ. Clothar.
Mannert: Mannhart, Meinhart (beherzter Mann), verſt. Meiners, Meinert, Manz, Menzel.
Martens (Martini, Martins Sohn).

Maaß, verſt. aus Thomaſius: (Maſius, ital. Masaniello).

Maier, Majer (von mar, Herr): Schaffner, Aufſeher, daher Holzmaier, Domaier (Hausmeier), Homeier (Hofmeier).

Markward, gleichbedeutend mit Markulf: Grenzhüter, Grenzwärter.

Moſer (Mauſer, Dieb).

Müchler (Meuchler, Verheimlicher).

Markolf: Grenzbeſchirmer, verſt. Merkel, Merklin.

Mevius (latiniſirt für Möve).

Miek (ſanft, von ſchmiegen).

Mügge = Mücke, Fliege.

Muſäus (Maus).

Moſche (wend. mosch: ein Mann, oberd. Kalb = μοςχος).

Molitor = Müller (von moliri, mahlen).

Möſer (Mörſer).

Menzel, ſ. Mannert.

Mutſchel, Muzel (kleine, dicke Perſon, fig. dumm).

Mylius = Müller (von μυλευς).

Naumann = Neumann.

Naubert ſ. v. a. Norbert.

Nowak, verſt. Noak, wendiſch: Neumann.

Niemeier, ein Meier, der neulich in den Ort gezogen.

Nitſch, Nitz, wend. Ort, Dorf (vgl. Fritſch = Fritz).

Rößler: Rößel- oder, Kannenmacher.

Oemigke (Ohm, Oheim, Oehmchen).

Oertel (ein Heller, von Orth, der vierte Theil eines Pfennigs).

Oswald, Oskar: der Gewünſchte.

Olbers, verſt. aus Alberts.

Olearius = Oelmann.

Overbeck (holländ. Oberbach).

Pfeffel (Pfaff, wie Frenzel = Franz, Henſel, Henſchel = Hanns).

Playel, ein Prügel zum Bläuen, d. i. Schlagen, vrgl. Schlegel, Klüpfel, Plank. Jm Schwed. heißt der Flegel: Pleyel.

Platner: Plattenſchläger (bei Hanns Sachs: Blatner).

Polant }
Polenz } Pfuhlrichter, Vorgeſetzter in einer Sumpfgegend.

Pütter (holländ. Diſtelfink).
Piſtorius = Bäcker.
Quiſtorp (ſchwed. quist, Zweig, und torp, Dorf.
Raff, verſt. aus Ralph.
Ramler (von rammeln, ſtoßen): Raufbold.
Ruff, verſt. aus Rudolph.
Rühl, verſt. aus Raoul, Rudolph.
Reimar für Reinmar.
Reinike für Reinhard (Fuchs), wie Beneke für Beinchen.
Riedel (Ried, Rohr).
Rödiger } Rother, engl. **Roger**, ital. **Ruggiero**, franz
Rüdiger } **Rogier**, bedeutet: Roth, rothfarbig.
Reuß (holländ. Rieſe, ſchwed. Reſe, Reſenius).
Rößler: Reiter, ein Geldſtück, worauf ein Reiter geprägt iſt.
Roſenmüller, ein Müller, der Wein oder Bier ſchenkt (Weinmüller, Braumüller), und eine Roſe zum Wirthshausſchild hat.
Rüger, ein Matroſe, von rügen = rudern.
Sander: Sandmann (vielleicht verſt. aus Alexander).
Schelling (holländ. für Schilling).
Schink (holländ. für Schinken).
Schlüter: Schließer.
Schott plattd. Schuß.
Schröder } von ſchroden: klein ſchmieden.
Schröter }
Scheller = Heller.
Schiller = Hiller.
Schaller = Haller (Salinenbeamter).
Schubert = Hubert.
Schwickard, Schwaikert = Wighart: Tapfer.
Schweiger: Hirt (von Schwaig: Hürde, Hof).
Schlötzer: Säugling (von Schlotz, Zulp).
Spener: Spendler, Stecknadelmacher.
Spittler, Hoſpitalit (aus dem Spittel).
Sieber } Siegbert.
Sievers }
Seifert = Seyfried (Siegfried).
Sylveſter: Waldmann.

Sulzer (Kuttler, oder von Sulze, eine Brühe mit Kalbfüßen).
Semler (der pommerſche Sendomir, ſo ſchrieb ſich ein Pommeraner, der Semler genannt wurde).
Schnorr: Schnell (nord. Snorre).
Schurich (für Huldrich).
Sutorius = Schuſter.
Stanislaus, der Ausdauernde.
Thiele = Theile, Tielke, Till: Ackermann (engl. to till: ackern).
Timm, Thieme = Timotheus.
Tieß = Matthäus.
Tieck
Tychſen } = Tycho.
Treßler: Schatzmeiſter (von tressel: tresor).
Thümmel, ein Becher ohne Füße, der, da er bei der Tafel nicht ſtehen konnte, von Hand zu Hand den Tiſch rund ging, alſo: Tummler.
Ubden } für Udo, wie Ulf für Olf, Wulf für Wolf, alſo
Uß } Odo, Otto (d. i. Beſitzer v. Od, Beſitz).
Beeſenmeyer, Fruchtverwalter, von dem ulmiſchen Provinzialismus: Beeſen = Spelt, Dinkel.
Bizthum = Vicedom (vicedominus) Statthalter.
Wilhelm = Wildhelm, wie Anſelm für Angſthelm, urſpr. Präd. böſer Rieſen.
Wilke
Wille } verſt. aus Wilhelm.
Wilmſen
Wigand, Weigand, Weigel,
Wieland *) } Rieſe, von wig, ſtark, tapfer.
Wietbrecht, Weitbrecht, der glänzende Held (Wittich).
Wolfgang = Gangolf (das Begegnen des Wolfes war ein gutes Vorzeichen).
Walther = Balder, Balduin: Herrſcher, Gewalthaber.
Waldemar, Herrſcher, wie Volkmar: Völkerherr.
Weinmüller, ein Müller, welcher Wein ſchenkt, vergl. Braumüller = Biermüller.
Zöllner = Mauthner.
Zach, verſt. aus Zacharias.

---

*) Wird von Andern aus (dem holländ.) Weideland hergeleitet.

Geſchlechtsnamen ſind in Deutſchland erſt im 12ten Jahrhundert bei dem niedern Adel, im 15ten Jahrhundert auch bei dem Bauernſtand allgemein geworden. Sie wurden dann von den Wohnorten, Handthierungen, körperlichen oder geiſtigen Eigenſchaften entnommen. Demnach dürfte man bei den alten Deutſchen keine ſuchen, dennoch ſind uns welche aus den berühmten Geſchlechtern aufbewahrt. So das Geſchlecht der Marbode und Tuder bei den Markomannen und Quaden (Tacit. Germ. 42), bei den Longobarden die Geſchlechter der Kuginger, Gauſen, Beles, Kaupen und Anawat bei den Thüringern. Der Geſchlechtsname mag ſo wenig gebraucht worden ſeyn, als bei unſern Königen; aber wiſſen mußte man ihn doch, ſonſt war es nicht möglich, auf die alten Geſchlechtsabkömmlinge, oft aus entfernten Landen, zurückzugehen, und wenn einmal der Erſte im Volk einen geführt, ſo führte ſchon das natürliche Vordrängen die nähern zur Nachahmung. Einen Rufnamen hatte Jeder, den gab der Vater.

Das neugeborne Kind wurde zuerſt auf die Erde gelegt, bis der Vater beſtimmt hatte, ob das Kind ausgeſetzt oder in die Familie aufgenommen werden ſollte. Letzteres geſchah auf die Weiſe, daß das Kind wieder von der Erde aufgehoben — daher die deutſche Benennung der Wehmutter: Hebamme, im Schwediſchen aber Erdmutter (Gördegumma), und auch die Römer übten dieſe Sitte, weil die den Neugebornen vorſtehende Göttin Levana hieß, a levando, weil der Vater, das Kind von der Erde aufhebend, es für das Seinige erklärte, Augustin C. D. IV, 11., darauf deutet auch das *ἀναιροῦμαι* bei den Griechen — und zum Vater gebracht wurde. Der Schwede nannte dieſe Handlung: das Kind zum Vater tragen (at bera barn at faudor sinom). Darum bedeutet auch das ſchwediſche boren das deutſche: geboren, wohlgeboren, edelgeboren ꝛc. eigentlich nicht geboren, ſondern getragen (bära) zum Vater, und als legitim in die Familie aufgenommen, von guter Geburt *).

Unmittelbar nach dieſer Ceremonie erfolgte das vorerwähnte Waſſerbegießen mit obligater Namengebung des Kindes. Ein ſolches durfte nicht mehr ausgeſetzt werden **). Oben wurde bemerkt, daß, wenn ein Anderer, als der Vater, die Handlung des Waſſerbegießens übernahm, es für eine Art Gevatterſchaft galt; dahin dürfte auch die Sitte zu rechnen ſeyn, das Kind des Befreundeten zur Erziehung anzunehmen, und zum Zeichen, daß man alle Pflichten eines Vaters übernehme, ſetzte der Hausfreund das Kind auf ſeine Knie, wovon Pflegekinder in der Vorzeit auch Knefetningr (Kniegeſeſſene) genannt wurden. Viele derſelben bekamen dadurch eine ſorgfältigere Erziehung als im Vaterhauſe. Sie wurden in Allem unterwieſen, was zu den Sitten der Zeit gehörte. So erlernte Lancelot vom See alle ritterlichen Uebungen bei ſeiner Pathe, der Fee Morgane, die ihn ſchon als Säugling unter ihre Obhut genommen. Die Pathenſchaft der Feen, welche in den Mährchen ſo häufig wiederkehrt, beweist deutlich den heidniſchen Urſprung dieſer Sitte, die mit dem Waſſerbegießen im engſten Zuſammenhang ſteht, denn alle Feen ſind ja — Quellfrauen, Brunnennymphen, wie Lancelots Pflegemutter, „die Dame vom See,“ es ſchon dem Namen zufolge war. Endlich ſpielt auch das deutſche Wort „Göde“ (für Pathe = geiſtlicher Vater) darauf an, denn „Gode“ hieß bei den heidniſchen Deutſchen der Prieſter, welcher die geiſtlichen Handlungen verrichtete.

---

*) Darauf weiſt vielleicht die noch jetzt in der Altmark übliche Sitte hin, den Neugebornen unter den Tiſch zu legen, und erſt hervorzunehmen, wenn die Mutter ins Bett gebracht iſt, weil ſonſt das Kind — zu viel ſchreien würde. (Kuhn M. S. p. 364.)

**) Bei den Schweden (Rühs Geſch. I. S. 59.), und auch bei den heidniſchen Preußen (Luc. David I. S. 21.) lag es in der freien Willkühr des Vaters, kranke und gebrechliche Kinder auszuſetzen oder zu tödten. Ueber die indiſche Abkunft dieſer Sitte vergl. S. 59. Noch deutlicher tritt dies darin hervor, daß das Geſetz eine ſolche Handlungsweiſe billigte, wenn der Vater ſich auf einen Warnungstraum berief oder Armuth vorſchützte. (Stuhr nord. Alterth. S. 137.) Die Ausſetzung geſchah in folgender Weiſe: Man ſteckte dem Kinde ein Stück Fleiſch in den Mund, legte es ins Feld hinaus zwiſchen zwei großen Steinen, und zur Bedeckung einen dritten darüber. Bei den Kelten wurde der Fluß zur Entſcheidung über rechtmäßige und unrechtmäßige Kinder erwählt. Schwammen die Kleinen auf der Oberfläche des Waſſers, anſtatt unterzuſinken, ſo ließ der Mann ſeinen Verdacht ſchwinden. (Eckermann Religionsgeſch. III. 1. S. 56.)

Abergläubiſche Gebräuche und Regeln bei Entbindungen und Kindtaufen.

In einigen Dörfern der Altmark wird der Knabe vor dem erſten Bade auf ein Pferd geſetzt, das in die Stube gebracht wird, ein Mädchen aber muß buttern (Kuhn, M. S. p. 364). Soll damit auf die künftige Beſtimmung der beiden Geſchlechter angeſpielt ſeyn, und das Leben zur guten Vorbedeutung mit dieſer Beſchäftigung beginnen *), im ähnlichen Sinne wie die alten Römer am erſten Tage des Jahres ſich gern ein Stündchen zu thun machten, damit es im ganzen Jahre an Arbeit nicht fehlen möge? Das Pferd deutet min-

---

*) Damit vergl. die von der „geſtriegelten Rockenphiloſophie“ (Zweites Hundert Cap. 39.) aufgeſtellte Regel: „Wer keine verzagten Kinder haben will, der gebe dem Kinde gleich nach der Taufe ein Schwert in die Hand.“

deſtens auf ein hohes Alterthum dieſer Sitte, wo man ſich Mann und Roß gar nicht getrennt denken konnte. Heidniſchen Urſprungs iſt jedenfalls der auch in dieſer Gegend herrſchende Glaube, das Kind ſey großer Gefahr ausgeſetzt, von den Unterirdiſchen (Feen? Elfen?) geraubt und durch einen Wechſelbalg erſetzt zu werden. Um dieß zu verhüten, wird ein Blatt aus der Bibel oder dem Geſangbuch in die Wiege gelegt*). Ebenſo liegt unter dem Kopfkiſſen der Wöchnerin ein Geſangbuch, weil ſonſt die Unterirdiſchen, während dem die Mutter das Kind bei ſich hat, Gewalt über daſſelbe bekommen. Dem Kinde, das zur Taufe getragen wird, gibt der Vater einen geſchriebenen Zettel, oder wenn er nicht leſen kann, ein Stückchen Gedrucktes ins Wickelband mit, damit das Kind ſpäter leicht — leſen lernt (Kuhn S. 365). Vertritt es vielleicht die Stelle eines frühern Amulets, das gegen den Einfluß böſer Geiſter mit Zaubercharacteren bemalt war? Wenn Kinder verſchiedenen Geſchlechts zugleich getauft werden, ſo darf es nicht mit demſelben Taufwaſſer geſchehen, ſonſt würde der Knabe einſt ein Schürzenjäger, und das Mädchen könnte gar einen Bart bekommen! Bei der Rückkehr aus der Kirche erhält der jüngſte Gevatter an der Hausthür das Kind, um mit demſelben ſo ſchnell als möglich über die große Diele zur Stube zu laufen, damit das Kind — flink werde. Die Mutter muß, hinterm Ofen ſitzend, das Kind empfangen. Jeder Pathe tritt dann herzu und bringt ſeinen Glückwunſch in folgender Weiſe:

„Einen Heiden haben wir weggetragen,
Einen frommen Chriſten bringen wir wieder,

---

*) Probatum est!

Unſer Herrgott mag ihn wachſen laſſen,
Ihm bald zu einer Frau verhelfen,
Und daß er reich und ſelig werde."

Beim Taufmahle wird auf einem hölzernen Teller, in deſſen Mitte die Spitze eines halbgeöffneten Taſchenmeſſers ſteckt *), für die Hebamme geſammelt, die, wenn ſie das Geld herunterſchüttet, ſpricht: „Nur die kleinen Stücke nehme ich, das größte aber (den Teller) geb' ich zurück." Darauf wird ein Bierglas mit Branntwein gefüllt, ſämmtliche Gevattern werfen Geld hinein, das der Vater des Kindes bekommt, nachdem er das Glas mit einem Zuge geleert hat. Das heißt der Stärkungstrank. In einem Dorfe, in der Nähe von Lübben, erhielt noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Prediger nach vollzogener Taufhandlung ein Brod und einen Käſe (dergleichen wurde ehedem den Elfen als Opferſpeiſe dargebracht, ſ. Kloſter IX. S. 176). Daſſelbe Geſchenk erhielten auch die Pathen, welche es in der Kirche unter ſich theilten und dann gleich nach Hauſe gingen (Kuhn a. a. O. p. 367). Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die chriſtlichen Taufpathen — welche, inſofern ſie das Kind zu einem Gliede der chriſtlichen Gemeinde machen, es vor dem Einfluſſe der böſen Gewalten ſichern — in gewiſſer Beziehung die Stelle der frühern Schutzgeiſter der Familie **) einnehmen, und daher, wie billig, den Dank der Eltern in gleicher Form, d. h. in denſelben Victualien ausgezahlt erhalten.

Ebenfalls in Preußen glaubt man, daß wenn die an einem Sonntag gebornen Kinder an dieſem Wochentage, anſtatt an einem Werktage getauft werden, ſie einſt mit dem zweiten Geſicht behaftet werden und den Tod ſehen, wenn er die Menſchen abholt. Ferner, wenn die Pathen während der Taufhandlung an die Mondſucht denken, ſo ſtoße dieſe Krankheit dem Täufling zu (Tettau und Temme Oſtpr. Volksſ. S. 279). Dieſe Vorausſetzung eines ſympathetiſchen Verhältniſſes zwiſchen den Gevattern und ihrem Pathchen ſpricht ſich auch in der gutgemeinten Warnung aus: Dieſelben ſollen nicht, bevor ſie zur Kirche gehen, wenn ſie bereits angezogen ſind, ihr Waſſer abſchlagen, ſonſt thue das Pathchen dergleichen ins Bett (die geſtriegelte Rockenphiloſophie, Erſtes Hundert, Cap. 58). Ebendaſelbſt wird man (Drittes Hundert, Cap. 37) belehrt, daß es den Eltern nie an Brod fehlen werde, wenn man bei der Taufe eines Kindes ein Stückchen Brod weihen läßt. (Iſt auch hier eine Beziehung auf frühere Opfergaben enthalten?) Schwerer iſt zu begreifen, warum der abgeriſſene Kopf einer Aalraupe, gedörrt und gepülvert, dem Kinde vor der Taufe eingegeben, wider die Schwerenoth helfen ſoll? (Letztes Hund. Cap. 86). Es müßte denn angenommen werden, daß, weil Aal und Raupe zwei im Heidenthum dem böſen Princip Loki geheiligte Thiergattungen waren, die in chriſtlicher Zeit zu Teufelsmaſken wurden — die Raupe heißt auch Teufelspferd — der Tod eines ſolchen Thieres figürlich die Macht des Teufels brechen heiße. So war den Perſern zur Zeit der Herbſtgleiche das Schlangentödten geboten, weil die Schlange Ahriman um dieſe Jahreszeit in die Welt gekommen ſeyn ſollte. Und die Ueberreſte getödteter Lindwürmer wurden noch lange in Kirchen als Heilszeichen aufbewahrt (Kloſter

---

*) Der Stahl ſchützt bekanntlich gegen die Einfälle der böſen Geiſter, und daß das Meſſer nur halb geöffnet bleibt, geſchieht vielleicht in der Abſicht, die Triangelform, das heilige Dreieck, zu gewinnen.

**) Die Elfen ſind Schutzgeiſter ſ. Kloſter IX. S. 160.

IX, S. 1037). Ledige Leute zu Gevattern bitten, ſoll Glück bringen. Wenn Fortuna nur keuſchen Perſonen hold wäre, wie deutet man die andere Regel: „wer bei ſeiner erſten Gevatterſchaft ein unehlich Kind hebt, hat Glück zum Heirathen?“ Bezieht ſich etwa darauf das Sprichwort vom Hurenglück? Das Glück verkündende Vorzeichen, wem eine Hure zuerſt am Morgen begegnet? Oder hatte die Humanität abergläubiſche Gemüther bewegen wollen, ſich der verlaſſenen unehlichen Kinder in eigennütziger Abſicht anzunehmen? Jeder Deutung entzieht ſich aber folgende, von mir ebenfalls in der „geſtriegelten Rockenphiloſophie“ (Zweites Hundert, Cap. 32) aufgefundene Regel: „Wem der Hintere juckt, der wird bald Gevatter werden.“

VII. Hochzeitsgebräuche.

Wie in Indien, war es auch bei den Völkern deutſchen Stammes Sitte, daß nach dem Ableben des Vaters dem Sohne über die Verheirathung ſeiner Schweſter uneingeſchränkte Rechte zuſtanden. Gab es keine Brüder, ſo beſtimmte der nächſte Verwandte nach der Erbfolge die Wahl des Bräutigams, denn das Weib ſtand in allen Verhältniſſen unter der Vormundſchaft des Mannes, ſo daß keine von ihr eingegangene Verbindung ohne Rath und Beſtätigung der nächſten Verwandten als geſetzlich oder gültig angeſehen wurde. Jede Heirathsverhandlung hieß der „Brautkauf,“ denn der Freier mußte ſeine Braut erkaufen. Seine Gabe war von dem Geſetze beſtimmt und richtete ſich nach dem Stand und Rang des Mannes. Dieſe Gabe bildete mit der Mitgift — ehe Erbrecht eingeführt wurde — das eigentliche Beſitzthum der Frau, das ihr verblieb, wenn ſie ohne gültige Urſache geſchieden wurde, oder ſie ſelber aus rechtmäßigen Gründen auf Scheidung antrug. Starb ſie dagegen ohne Kinder, ſo ging die Mitgift an ihre nächſten Verwandten zurück. Die Verlobung ward durch Zuſammenlegung der Hände bekräftigt. Ringe wurden bei Verlobungen nicht gewechſelt, obſchon zuweilen von den Liebenden einander geſchenkt. Eine Hochzeit, der keine Verlobung vorausgegangen war, hieß „Eilhochzeit“ und wurde für ungeſetzlich gehalten. Daher unterſcheidet das weſtgothiſche Geſetz zwiſchen einer ſolchen, und dem „mit Gabe und mit Rede verheirathet ſeyn,“ welches Letztere anzeigte, daß die Verbindung mit vorausgegangener Zuſtimmung der Verwandten erfolgt ſey. Die Kinder aus einer ſolchen Ehe waren allein „wohlgeboren“, vom Geſetze anerkannt, und hatten allein Recht zum Odalbeſitze (Grundbeſitz). Eine heimlich vermählte, mit Gewalt entführte, oder im Kriege geraubte Frau wurde, von welcher Herkunft ſie auch ſeyn mochte, nur als Beiſchläferin betrachtet, die Kinder aus dieſer Verbindung galten für außerehelich erzeugte. In jenen Zeiten der Gewaltthätigkeit, in welchen Manche es für eine Heldenthat hielten, ſich ein Mädchen mit den Waffen zu nehmen, oder einem Andern die Braut zu rauben, brachte die Fahrt nach dem Hofe des Bräutigams für dieſe oft Gefahr. Daher gebot die Sitte, daß der Bräutigam von einer bewaffneten Schaar aus ſeinen Verwandten und Freunden ſeine Braut abholen ließ. Dieſe ſollten ſie unter ihren Schutz nehmen und ſie ohne Schaden ihm zuführen. Sie hießen „Brautmänner.“ Angeführt von einem „Helfer“ ritten ſie ganz bewaffnet nach dem Hofe der „Braut“ oder dem ihres Vaters. Der „Helfer“ nahm anſtatt des Bräutigams die

Heimgabe entgegen, welche die Braut mitbringen mußte. Von dem Hofe des Brautvaters, nachdem daſelbſt getrunken war, kehrte die Brautſchaar mit der Braut, ihrem Vater und den nächſten Angehörigen zurück in das Haus des Bräutigams, woſelbſt die Hochzeit „getrunken" wurde. Am Abend wurde die Braut feierlich zu Bett begleitet. Am folgenden Morgen gab ihr der Bräutigam eine Gabe, welche davon Morgengabe, auch „Hintertagsgabe" (weil ſie am Tage nach der Hochzeit gegeben wurde) genannt wurde.

Den hier geſchilderten ſchwediſchen Gebräuchen laſſe ich die, wegen der Aehnlichkeit intereſſanten der alten Preußen zunächſt folgen. Auch hier ward die Braut erkauft; der Freier gab als Brautgeſchenk einen Mantel, vielleicht zum Zeichen, daß er ſie unter ſeinen Mantel, d. h. in ſeinen Schutz nehme *). Unmittelbar darauf ſtimmten die verſammelten Freundinnen mit der Braut, Frauen und Jungfrauen ein Klagelied an, Aeltern, Vieh und Feuer bejammernd, die ſie ungepflegt und ungewartet im Hauſe zurücklaſſe. Dann ſandte der Bräutigam einen Wagen, die Braut heimzufahren. Wenn ſie des künftigen Mannes Grenze erreicht hatte, kam ihr ein Mann entgegen, in der einen Hand einen lodernden Feuerbrand (Symbol des Mannes) **), in der andern ein volles Trinkgefäß (Symbol des weiblichen

---

*) Uneheliche Kinder hießen bei den alten Deutſchen, wenn ſie einen Adoptivvater gefunden hatten, „Mantelkinder."

**) Die von den Griechen nach dem Feuerſtrahl (πῦρ) genannte Pyramide ſollte, nach Bohlen, ein Symbol des phallus erectus ſeyn, der als tröſtendes Bild der Wiedergeburt über dieſen Königsgräbern ſich erhebt. Auch bedeutet das ſanſkritiſche Zeitwort pal ſowohl brennen als zeugen. In Rom war der Herd der Aufenthalt der Penaten (penis!)

Beckens) *) entgegen haltend. Dreimal umrannte er erſt den Wagen, dann, ihr das Getränk überreichend, rief er der Jungfrau zu: Wie ſonſt in deines Vaters Hauſe, ſo bewahre nun das Feuer in deinem eigenen **). Kam der Wagen vor des Bräutigams Hauſe an, ſo mußte der Fuhrmann ſich bebend ins Haus flüchten und ſchnell einen Stuhl, mit blau durchwirktem Linnentuch geſchmückt, ergreifen. Gelang ihm der ſchnelle Sprung, ſo war das Tuch ſein Lohn, mißglückte es ihm, ſo ſchlugen die Gäſte, ſo viele ihrer waren, auf ihn los. Dann ward die Braut mit Ehren im Hauſe empfangen. Der Fuhrmann reichte ihr den eroberten Stuhl. Sie trank zum zweiten Male, und an den Feuerherd geführt, wuſch man ihr die Füße und beſprengte mit dem Waſſer Gäſte, Brautbett, Vieh und alles Hausgeräthe ***). Hierauf benetzte man ihr den Mund mit Honig †), und führte ſie mit verbundenen Augen an jede Thüre des Hauſes. Auf den Zuruf des Brautführers: „Stoß an!“ ſtieß ſie mit dem Fuß an die Thüre und jene öffnete ſich. Dann mit Getraide ††) jeglicher Art ſie beſtreuend, rief man ihr entgegen: „Halte feſt an unſern Göttern, ſo werden ſie dir Alles geben!“ Nun folgte ein heiteres Mahl mit

---

*) Im Hohenliede (7, 2.) wird die Geliebte einem Becher verglichen, und im Sanſkrit bedeutet kanna ſowohl „Mädchen“ als „Kanne.“

**) Inſofern hier nur das Feuer, nicht aber das Trinkgefäß von dem Manne mit dem Feuerbrand gedeutet wird, iſt klar daß dieſer Brauch älter als die Deutung war; ſonſt hätte er auch für den Becher ein Gleichniß gefunden.

***) Weil die Feuchte Urheberin, alſo auch Symbol der Fruchtbarkeit iſt.

†) Ein Symbol der Süßigkeit des Eheſtandes.

††) In der Idee galt das Samenkorn gleich dem Menſchenkeime. Das Weib iſt die Mühle, der Mann der Müller. ſ. Kieſer IX. S. 103. Die Vermählung iſt eine Vermahlung des Korns.

Luſt und Tanz bis ſpät am Abend, während eine Freundin der Braut das jungfräuliche Haar abſchnitt *) und einen Kranz **), mit weißem Tuche umnäht, ihr auf den Kopf ſetzte. Ihn trug die junge Frau als Schmuck bis zu des erſten Sohnes Geburt. Bevor die Brautleute das Hochzeitbett beſtiegen, brachte man ihnen einen gebratenen „Brauthahn“, nebſt Bocks- und Bärennieren, welchen Speiſen man (eher eine ſymboliſche Bedeutung, als eine eigentliche) Bewirkung der Fruchtbarkeit beilegte (Voigts Geſch. Preuß. S. 556).

Bei den alten Deutſchen war der Ring das unerläßliche Verlobungszeichen. Seine ſymboliſche Bedeutung läßt ſich aus dem Rath errathen, welcher in Arioſts bekannter Satyre einem Eiferſüchtigen ertheilt wird: die Weiber ſeyen ihren Männern nur ſo lange treu, als ihr Ring an des Gatten Finger haftet. Man muß dabei an die Bedeutung von pollex in Juvenals Satyre auf die Frauen denken, wo „der Daume ſo tief einfährt, daß ihr die Hüfte kracht.“ Die buhleriſche Circe hieß nach dem Ring (κιρκος, circus). — Weil nun der Ring das Verlobungszeichen, daher das Sprichwort:

„Iſt der Finger beringt,
Iſt die Jungfer bedingt.“

Dem Gregor von Tours (Vit. Patr. c. 16 und 20) zufolge, fand die Uebergabe des Verlobungsrings zugleich mit dem Brautkuß ſtatt, welcher nach römiſchem Geſetze vor Zeugen, wenn auch nur ſcherzweiſe, gegeben, jedem Mädchen Anſprüche auf die Vollziehung der Ehe gab. Die Eheverlöbniſſe geſchahen, wie noch in Franken, in Gegenwart beider Theile, der Eltern und nächſten Anverwandten (Tacit. Germ. c. 18). Und wenn die Ehebedingungen verabredet waren, ſteckte der Bräutigam der Braut, in Aller Gegenwart, den Ring als Unterpfand der Treue an den Finger, mit den Worten:

---

*) Als Weihe an die Ehegötter.

**) Ueber deſſen Bedeutung ſ. w. u.

„nemet hin diz ſingerlin,
daz ſont eine urkund ſin,
der truwe und der mynne.“

Sodann wurde dem Bräutigam auf der Braut Wohl zugetrunken, und mit einem Schmauſe geſchloſſen.

Bei den alten Slawen hielt man es für unſchicklich, in eigener Perſon die Ehe anzutragen. Man trug dieß Geſchäft einem Verwandten auf. Dieſer fragte an, wie viel er für die Braut zahlen ſolle? Nach erhaltenem Jawort machte er die frohe Kunde den Verwandten bekannt, und dieſe zogen bewaffnet und beritten zum Bräutigam, brachten Speiſen mit und führten ihn zur Braut, welche die „Ungewiſſe“ (Njewista) hieß: entweder, weil man ſie rauben mußte und ſich vor Ueberfällen fürchtete, oder bei der Heimführung daſſelbe befürchten mußte. Bei der Uebergabe der Braut waren die Freunde als Zeugen und hatten verſchiedene Aemter. Noch jetzt findet man in der Lauſitz die Brautführer, die Züchtjungfern, welche die Braut in die Kirche begleiten, die Züchtfrau oder Salameſte (Slonka), welche die Bewirthung beſorgt, die Braut bedient, und wenn man in die Kirche fährt, zerſchnittenen Kuchen auswirft. Dieſe Slonka ſteckte der Braut von jedem Gerichte den erſten Biſſen in den Mund.

Die Einladung geſchah bei den Sorben zu Pferde, der Bräutigam trägt noch jetzt Waffen. Am Hochzeitstage verſammeln ſich ſeine Freunde bei ihm und begleiten ihn zur Braut. Ehedem hatten ſie beim Zuge in die Kirche Degen: da dieß nun verboten iſt, ſo haben ſie jetzt Stöcke, womit ſie fechtend gegen einander ſchlagen, auch wird bisweilen geſchoſſen. Während ſich das Brautpaar zur Kirche begibt, zieht die Mutter der Braut mit dem Hausrath ins Haus des Bräutigams, und während ſie vom Wagen ſteigt, läßt ſie eine ſchwarze Henne in den Hof fliegen. Dieß ſoll heißen: Es wird der Braut gewünſcht, eine fruchtbare Mutter zu werden*). Will ein Sorbe aus der Gegend von Kamenz ein Mädchen aus einem andern Dorfe heirathen, und er kommt mit ſeinen Begleitern, ſo läßt er den Richter des Dorfes fragen, ob es einigen fremden Männern erlaubt ſey, hereinzukommen? Hierauf antwortet derſelbe „Ja, wenn ſie ehrliche Leute ſind und der alten Weiber und Kinder ſchonen.“ Dieß geſchieht, weil ſonſt die Bräute geraubt wurden. Am Sonntag vor der Hochzeit ſchicken die Gäſte Flaſchen voll Milch, Käſe zu den Kuchen und eine Butterbüchſe. In der Gegend von Kamenz ſenden die Gäſte, die bei der Verlobung geweſen, nach dem erſten Aufgebote Gänſe, und die Weiber bringen Butter und Käſe mit. Bei den Sorben in der Oberlauſitz wird unter Muſik beim Kirchzug geſungen:

Wedzemy ju, wedzemy ju
Mamy ju, a mamy ju,
Et nikomu ju hewek njedami.

(Wir führen ſie, wir führen ſie,
Wir haben ſie, wir haben ſie,
Und geben ſie ſonſt Niemandem).

Was hier von den Sorbenwenden der Lauſitz berichtet worden, iſt mit nur geringen Abweichungen*) Brauch bei allen ſlawiſchen Stämmen, was als ein zweiter Beweis für deſſen hohes Alterthum gelten kann. Der Jungfernraub war unbezweifelt die Urſache der noch jetzt üblichen Begleitung und Bewaffnung. Vielleicht war der Brautraub eine Folge deſſen, daß man die Mädchen kaufen mußte? Man findet dieſen Mädchenraub noch in den Alpen (ſ. Hacquet phyſikaliſch-pol. Reiſ. I. S. 40.)

---

*) Die Farbe des Thiers fordert eine andere Deutung der Henne ſ. w. u.

In Dalmatien verſammelt der Bräutigam die Verwandten, die in vollem Putz mit einem Buſch von Pfauenfedern ihn bewaffnet und zu Roſſe nicht nur zur Braut begleiten, ſondern auch die Braut zu Pferde in die Kirche führen. Bei den Letten wird ſie auch zu Pferde nach Hauſe begleitet.

Bei den ungariſchen Slowaken, in der Moldau und Wallachei, wird die verſteckte Braut gleichſam mit Gewalt abgefordert und in die Kirche geführt. Bei den Illyriern im Gailthale ſetzt der ſeine Braut zur Kirche abholende Bräutigam dieſe auf ſein Roß, aber hinter ſich, ſo daß ſie mit einer Hand den Leib des Geliebten umfaßt, mit der andern aber ſich an einem, am Schwanzriemen des Pferdes befeſtigten Schnupftuch feſthält. Die Kranzeljungfer (Drushiza) iſt Vortänzerin, und vor den übrigen durch viele in die Haare verflochtenen Bänder ausgezeichnet. Die zur Kirche begleitende Muſik beſteht in zwei Geigen (Gosli), einer Bratſche (tenor), einem ſogenannten Hackbrett (Zitre) und einer Baßgeige (Kunka). Die Muſiker kennen keine Noten, ſie ſpielen blos nach dem Gehör.

---

*) So z. B. holt bei den Koſaken, Eſthen und Wlachen der Bräutigam ſelber, bewaffnet an der Spitze von Bewaffneten, ſeine Braut ab.

Bei den Eſthen reitet dem Bräutigam, der mit Gefolge die Braut abholt, ein ebenfalls bewaffneter Herold voraus. Deſſen Amt iſt es, bei den Morlaken noch jetzt während dem Zug in die Kirche die Namen Breberi, Damori, Dobra, Frikia, Jara, Piko (der alten Schutzgötter) anzurufen (Anton, Geſch. d. Slaw. I, S. 122).

Bei den Dalmaten und Wlachen erſcheint die Braut verſchleiert, bei den Erſtern auch bekränzt. Bei den Eſthen trägt ſie eine Mütze, bei den Letten eine Krone, wie ein Dach.

Die Braut in der Lauſitz trägt eine ſchwarzſammtne zugeſpitzte Mütze, die oben offen iſt, einen runden Abſatz hat und Borta heißt. Um den runden Abſatz geht ein meſſingner Reifen, Szlyberink, Silberling, zwei Querfinger gegen die Spitze zu, woran Sternchen von Meſſing hängen. Auf der Spitze der Borta ſitzt der Kranz von grüner oder rother Seide. Um den Hals trägt ſie Korallen, und über dieſes zwei Reihen altes Geld, Thaler mit Oehrchen an einer Schnur hängend. Ueber die Arme iſt ſie mit einem Tuche gebunden, damit die Ungewiſſe nicht fliehen oder geraubt werden kann. Jetzt tragen ſie ordentliche Strümpfe mit Schnallen in den Schuhen. Ehemals zeichneten ſich alle wendiſche Weibsperſonen dadurch aus, daß ſie rothe oder weiße gewickelte, oder in Falten oder in Rollen gelegte Strümpfe, und die Schuhe gebunden trugen.

Der Freiwerber fordert am Ende des Hochzeitſchmauſes die Braut den Gäſten ab, die ſie nicht loslaſſen wollen und zuletzt (aus Verdruß?) die Gläſer in der Stube herumwerfen. Am Tage nach der Hochzeit muß die Neuvermählte in der Gegend von Bautzen, die zur Hochzeit gebrauchten Tiſchtücher waſchen, und wenn ſie in die neue Wohnung tritt, der ihr zuerſt begegnenden Perſon ein Brod ſchenken. An manchen Orten läßt ſie alle Zuſchauer aus einem Milchgefäße Bier trinken. Bei den Sorben in der Oberlauſitz ſteckt die Braut über Tiſch ein Stückchen Brod ein, welches ſie ſorgfältig aufhebt, damit es in ihrem Eheſtande niemals an Brod fehle.

Bei den Wlachen ſpeist der Bräutigam in einem Zimmer, die Braut in einem andern, die Gäſte in einem dritten (Anton a. a. O. S. 124). Bei den Morlaken löst ein Verwandter der Braut den Gürtel auf, und befiehlt dem Brautpaar, ſich auszukleiden. Ehemals entkleidete er die Braut ganz und gar. Alsdann horcht er an der Thüre und macht den glücklichen Erfolg der erſten Umarmungen durch einen Piſtolenſchuß bekannt. Bei den Ruſſen wird die Braut ebenfalls ausgekleidet.

Der Bräutigam mußte die Braut den Tag nach der Hochzeit beſchenken, das Geſchenk hieß daher Morgengabe. Die Morgengabe wird darum erſt am Morgen nach der Hochzeit entrichtet, weil ſich der Bräutigam zuvor die Ueberzeugung verſchafft haben will, daß er wirklich eine Jungfrau bekommen hat. Es waren alſo die „Probenächte“ nicht ſo gewöhnlich, als der Verf. des Artikels in Krünitz ökon. Encyclop. Bd. 23, S. 312 glauben machen will. In Böhmen hießen ſie „Bettelnächte“. In der Gegend von Kamenz verſammeln ſich die Dirnen am Abend vor dem Hochzeittag bei der Braut und ſingen ein Lied, das noch ein Reſt des ehemaligen Beklagens der Jungfrauſchaft zu ſeyn ſcheint. Bei den Dalmaten hört alle Feierlichkeit auf, ſobald der Bräutigam eine unangenehme Entdeckung gemacht hat. In der Moldau müſſen in dieſem Falle die

Eltern der Braut dieſe, an einen ſchlechten Karren geſpannt, wieder nach Hauſe fahren. In Litthauen werden ſpottweiſe Teller mit Löchern auf den Tiſch geſetzt, bei den Ruſſen und Koſaken Getränke in einem durchlöcherten Glaſe herumgereicht.

Die Kaſſuben in Pommern halten ihre Hochzeiten immer an Wochentagen. Am darauf folgenden Sonntage hält das junge Paar ſeinen Kirchgang. Eher darf die Neuvermählte ihre Eltern nicht beſuchen, ſie würde ſonſt kein Glück in der Ehe haben. In der Gegend von Köslin in Hinterpommern muß das Hochzeithaus feſt verſchloſſen ſeyn, wenn der Brautzug von der Kirche dahin zurückkommt, und darf erſt nach einer Weile geöffnet, werden, worauf Einer mit einem Laib Brod und einem Krug Bier vor die Thüre heraustritt. Aus dem Brod muß nun zuerſt die Braut, dann der Bräutigam, dann von den Andern der Reihe nach jeder ein Stück herausbeißen. Dieſe ausgebiſſenen Stücke werden aber nicht gegeſſen, ſondern den Brautleuten gegeben, die ſie aufheben. (Dieſes ſchon oben erwähnte Aufheben des Brodanſchnitts beim Hochzeitsmahl kommt auch in Schleſien vor.) In manchen Gegenden Pommerns koſtet die Braut, bevor man ſich zum Hochzeitsmahl niederſetzt, am Herde von allen Gerichten aus Töpfen und Keſſeln; bei Tiſche ſitzen beide Geſchlechter geſondert zum Mahl, der Bräutigam und die Männer in der Stube, die Braut und die Frauenzimmer im Hausflur. Vor der Braut und vor dem Bräutigam ſteht ein dreiarmiger hölzerner Leuchter mit drei brennenden Lichtern, welche weder geputzt noch ausgelöſcht werden dürfen, ſondern ſelbſt erlöſchen müſſen.

In faſt ganz Vorpommern verlobt man ſich nicht mit Ringen, ſondern mit — Geſangbüchern. In Pommern überhaupt glaubt man, daß bei Verheirathung von Wittleuten der verſtorbene Ehetheil, der etwas gegen die zweite Heirath hat, während der Trauung — freilich nur Sonntagskindern ſichtbar — um den Trautiſch gehe, was der neuen Ehe nichts Gutes bedeute. Auf Rügen, wo ehedem die Wenden den Swantewit verehrten, kennt man zweierlei Arten von Hochzeiten, freie, welche die Herrſchaft ausrichtet, und die ſind meiſt mit der „Ernte-Collation“ verbunden; und ſolche, welche die Brauteltern ſelbſt ausrichten, wenn ſie „ihre Töchter ausgeben“. Ehedem lud der Hochzeitbitter zu Pferde, das buntſcheckig ausſtaffirt war, die Gäſte mit Reimſprüchen. Beſondere Sitte iſt noch das „Kroneabtanzen“ nach Mitternacht, ein wahrer Kampf zwiſchen Ledigen und Verheiratheten, in dem die Letztern ſiegen, die Braut vom Tanzplatz fortbringen, ihr den Kranz abnehmen und die Frauenmütze aufſetzen. An einigen Orten ſitzt der Bräutigam beim Hochzeitmahl unter den Frauen an einem beſondern Tiſch, die Braut an der Brauttafel, aber unter den Männern; der Hausherr, welcher die Hochzeit ausrichtet, erhält beim Mahl ein von den Brautjungfern angefertigtes „Brautfaß“, welches entweder eine aus Buchs- oder Tannenzweigen geflochtene, mit vergoldeten Aepfeln, bunten Fahnen u. dgl. verzierte und mit einem Ei, einem Huhn und einem kleinen Ehebett ausſtaffirte Krone vorſtellt, in deren Mitte eine Wiege angebracht, ſowie ſich in ihrem innern hohlen Raum ein mit Semmelbrod und Obſt bedeckter Zinnteller befindet, oder auch ein ſegelfertiges Schiff. Jedenfalls iſt das Brautfaß mit vielen Lichtern beſteckt. Dargebracht wird es vom feſtlich geputzten „Brautdiener“, welcher den linken Arm mit einem kattunenen oder ſeidenen Tuch, das ihm die Braut geſchenkt, umwunden hat, und ſeinen Reimſpruch dazu anbringt. Bei jedem aufgetragenen Gericht läßt er gleichfalls ſeine Reime klappern, ebenſo wenn er bei eingebrochener Dämmerung das erſte Licht bringt und vor die Braut hinſtellt; dann, wenn er am Ende des Mahls mit vorgebundener Schürze, einen Teller mit Salz und einen glimmenden Lappen haltend, um eine Beiſteuer für die Köchin bittet, und endlich, wenn er das Zeichen zum Aufſtehen gibt (Temme, Pommeriſche Volksſ.).

Wer hat nicht von der Altenburger Bauernhochzeit ſprechen gehört? Inſofern die Altenburger zum Stamm der Wenden gehören, mögen ſie hier berückſichtigt werden.

Die Einleitung zu ehelichen Verbindungen wird auch hier durch Freiwerber beſorgt. Jeder heirathet nur aus ſeinem Stand ein Mädchen. Wenn die Tochter eines Häuslers in ein Bauerngut kommt, ſetzt ſich oft die ganze Verwandtſchaft dagegen; und wird die Verbindung dennoch vollzogen (meiſt ohne den Ehrenkranz), ſo dauert es lange, bis der Neuling als ebenbürtig behandelt wird. Vor vierzig Jahren hatte der Hochzeitbitter noch eine beſondere Tracht, jetzt begnügt er ſich mit zwei Kränzen und einem Kunſtblumenſtrauß auf dem Hut, und durch ein feines, rothes oder blaues zuſammengelegtes Tuch vorn auf der Bruſt in der ſchwarzen Kappe. Schon einige Wochen vor dem Hochzeitfeſte ladet er die Gäſte in der Runde umher. Dieſe verſammeln ſich am Dienſtag oder Donnerſtag, als den gewöhnlichen Trauungstagen, im Hauſe des Bräutigams, der mit Kuchen, Bier und Branntwein bewirthet. Sodann ziehen ſie nach der Wohnung der Braut, und zwar, iſt dieſe in demſelben Dorfe, paarweiſe zu Fuß, mit Muſik voran. Iſt ſie in einem andern Dorfe, ſo geſchieht es zu Wagen, bei reichen Bauern erſcheinen oft gegen 60 Männer. Und 40—50 Frauen kommen zu Wagen, 6–8 Muſikanten blaſen, zu Roß oder zu Wagen luſtig voran, dann zeigt ſich der Hochzeitbitter, der die nächſten Verwandten des Bräutigams anführt, hierauf der Bräutigam ſelbſt zwiſchen ſeinen beiden Beiſtänden (nahe Verwandte oder Brüder deſſelben); worauf die Hochzeitgäſte paarweiſe folgen. Alle Pferde ſind mit weißem, rothem, gelbem und ſchwarzem Riemenzeug aufgeſchirrt, mit bunten Bändern geſchmückt, der Schweif noch beſonders mit einem Buchs- oder Blumenſtrauß; die Braut wird von geputzten Hormtjungfern begleitet; in allen Dörfern, durch welche der Brautzug kommt, wird Bier und Branntwein geboten. Iſt der Zug am Ort, wo die Trauung Statt findet, angekommen, ſo geht es nach einem kalten Frühſtück unter Glockengeläute und Muſik zur Kirche. Hinter den Muſikanten folgt der Brautführer, dann die Braut ſelbſt im Hormt *), feſtlich geſchmückt, hierauf die ſogenannte Braut-

---

*) Eine Kopfbedeckung, in Geſtalt einer runden Schachtel, ohne Boden, in- und auswendig mit rothem Damaſt überzogen. Um dieſes herum gehen 13 ſilberne Bleche, auf jedem derſelben ſtehen drei Reihen erhabene ſilberne Knöpfe. Rund herum hängen an Henkeln ſilberne, ſtark vergoldete Schildchen, von der Größe und Geſtalt kleiner Kirſchblätter, die viel klimpern, im Sonnenſchein auch einen blendenden Glanz von ſich geben. Hinten am „Hormt“ ſind zwei Zöpfe, ehemals von den Haaren des Mädchens geflochten, deren Stelle aber jetzt Werg vertritt, und ſie ſind zugleich an das Hormt befeſtigt, werden mit rothem oder grünem Sammtband umwunden, und in einem Halbzirkel über dem Hormt gebogen, etwas nach dem Vorderkopfe zu gerichtet. Zwiſchen den beiden Zöpfen ſitzt auf dem „Hormt“ ein Kränzchen von Silberlahn, worunter, wenn das Mädchen Braut iſt, grüne, wenn ſie aber Gevatter ſteht, rothe Seide gemiſcht iſt, und dazwiſchen ſchimmernde bunte Glasperlen erhöhen den Glanz. Das Kränzchen hat nach der Mode vielerlei Geſtalten bekommen. Bald hat es Aehnlichkeit mit einem hohen Fingerhut, bald ſieht es mehr einem Püppchen ähnlich, ſteht auf drei Füßen und hat oben noch eine vergoldete Glasperle. Am Hintertheil des Hormts ſind auch zuweilen noch Zweige von künſtlichen Blumen angebracht. Wo die beiden Zöpfe hinten zuſammenſtoßen, iſt eine von rothſeidnem Band gemachte Schleife; etwas weiter herunter wieder eine, woran die lang herunter hangenden bunten Bänder befeſtigt ſind. Die von dem Hormt herabgehenden Bänder ſind unter dem Kinn mit einer großen Schleife gebunden, und halten dieſen Kopfputz vorzüglich feſt. Auch wird durch ein ſeidenes Tuch um den Kopf unter dem Hormt nachgeholfen. Bei der „Hormtjungfer“ ſind Schleifen und Zöpfe meiſt karmeſinroth, bei

mutter (gewöhnlich eine nahe Verwandte der Braut, welche dieſer immer zur Seite ſteht), dann die Hormtjungfern und die übrigen Mädchen und Frauen. Dieß iſt der erſte Zug, welchem dann, gleichfalls von Muſikanten angetreten, der zweite, der des Bräutigams mit dem Brautdiener und dem Beiſtande, ſowie mit den übrigen Männern paarweiſe folgt. Die Eltern des Hochzeithauſes gehen nicht mit zur Kirche. Nach dem Geſang und dem Orgelſpiel tritt der Bräutigam zum Altar, der Brautdiener holt die Braut von ihrem Sitz, und begleitet ſie auch, wenn die Trauung vollzogen und das Paar um den Altar herumgegangen iſt, zu ihrem Stuhl zurück. Bei der Trauung treten Bräutigam und Braut ſehr nahe zuſammen, damit — der Geiſt der Zwietracht ſich nicht zwiſchen ſie drängen könne. Andere Bräuche ſind, daß der Mahlſchatz gewechſelt wird, der aus mehreren eingehenkelten, durch ein grünes Band befeſtigten Thalern, jetzt aber auch aus Ringen beſteht, daß das Brautpaar nicht mitſingt und daß ſich die Braut aufs Geſicht niederlegt. Nach der Rückkehr empfangen die Neuvermählten die Glückwünſche, dann wird Kaffee und Kuchen gereicht und hierauf zum Tanzboden gegangen. Bei der Hauptmahlzeit haben das Brautpaar, die Pathen, der Brautdiener, die Brautmutter, die Geiſtlichen und die nächſten Verwandten die Ehrenplätze. Die Eltern der Neuvermählten hingegen ſetzen ſich nur ſelten mit, und die Geſchwiſter nur dann, wenn ſie Ehrenämter begleiten. Im Uebrigen ſind die Verrichtungen beim Hochzeitmahl ſtreng und genau vertheilt. Da hat der Schullehrer das Tiſchgebet zu ſprechen, der Kellner den Schenktiſch, der Hochzeitbitter die Küchenkammer, eine bewährte Köchin mit ihrer Gehülfin, der Schüſſelwäſcherin, die Küche, die Bettmagd das leinene Tiſchgeräthe, der Brautdiener die An-

---

der Braut grün. Dieſer Putz koſtet gewöhnlich 40 bis 100 Thlr., iſt in Familien erblich, wird aber, da ihn nicht alle beſitzen können, unter ihnen verborgt, auch wohl für 4 bis 8 Groſchen geliehen. Man hat ihn aber auch von fein vergoldetem Tomback. Der Hormtſchmuck iſt noch am ſchönſten bei großen Bauerhochzeiten zu ſehen, wenn 20 bis 30 und mehr ſolcher Hormtjungfern die Braut zur Trauung, oder bei dem Aus- oder Einzug zu Wagen begleiten.

ſtellung der Spielleute zu beſorgen. Die wichtigſte Perſon iſt aber der Hochzeitbitter, an dem, als gleichſam dem Haupt des ganzen Feſtkörpers, Alles liegt; er nöthigt zum Eſſen, er hält die Anreden, er ſorgt durch Scherz und Spaß für die unerläßliche Luſtigkeit der Hochzeitgäſte. Meiſt war, wenn man bald nach der Trauung eine Hauptmahlzeit gegeben hatte, gegen Mitternacht noch eine andere für die ermüdeten und hungrigen Gäſte, was man jedoch abgeſchafft hat. Man gibt dafür Thee, Kaffee und Kuchen. Die Ordnung der Speiſen iſt im Allgemeinen geblieben. Nach gehaltener Rede des Hochzeitbitters wird der Theilkuchen aufgetragen, der in einem Satz von acht Stück Kuchen beſteht, wovon die erſtern ſieben Stücke gewöhnliche dünne Kuchen ſind, der unterſte aber ſo dick als ein Brod und auch ſo geformt, und welche in ſo viele Theile zerſchnitten werden, als Perſonen am Tiſche ſind. Man zertheilt jedoch dafür .auch wohl ganze mittlere Stern- oder Aichkuchen. Die nahen Gäſte ſchicken ihre Portionen nach Hauſe, die entfernten ſchenken ſolche zuweilen dem Hochzeitbitter. Was den Tanz betrifft, ſo hat die Braut am erſten Abend alle Vorreihen und geht aus einer Hand in die andere. Nach Mitternacht entfernt ſich das Brautpaar in aller Stille, die übrigen Gäſte ſpielen und tanzen nach Belieben, oder ſuchen eine behagliche Herberge. Denjenigen, die am längſten aushalten, wird nach Mitternacht ein „Diſtelbrod“ gereicht. Am andern Morgen: Glückwünſche, Neckereien, Frühſtück, die Gebräuche faſt wie am erſten Tage. Die Braut erſcheint in einer groſſen ſeidenen Haube. Von alten Bräuchen hat ſich dabei jener der Beſchenkung — früher fand dieſe im Uebermaß und mit beſondern Feierlichkeiten Statt — nur inſoweit erhalten, daß die Geſchenke in der Stille abgegeben oder hingeſchickt, oder in einer beſondern Kammer, wo das junge Ehepaar mit den nächſten Verwandten ſitzt, dankbar angenommen werden, wo man dann mit Wein und Kuchen bewirthet. Am dritten Hochzeitstage ging es ſonſt faſt wie am erſten her; nun aber begleiten die nächſten Verwandten Sonntags die Braut zur Kirche. Die junge Frau verweilt nun kürzere oder längere Zeit noch im elterlichen Hauſe, wenigſtens bis zum zunehmenden Mond, ſie wird dann bei ihrem Einzug („Eizug") von den nächſten Hochzeitgäſten begleitet. Die Geſchenke und die Ausſtattung werden auf einem Wagen (der „Kammerwagen", auf welchem früherhin die junge Frau ſelbſt mit Spinnrad und Rocken ſaß) künſtlich aufgepaßt, und nun nimmt die junge Frau Abſchied, oft unter vielen Thränen. Nach dem Abſchied fährt die Braut in der Haube mit dem Bräutigam auf einem Hamburger Stuhlwagen fort. Der junge Ehemann fährt nun ſeine Frau ein. Hat man keine Hochzeit gefeiert, ſo holt man es zuweilen noch bei dieſem Einzug mit einer ſolennen Reiterei und Schmauſerei nach. Bei dieſer Heimführung wird den Gäſten die letzte Ehrenmahlzeit gegeben. Die weniger wohlhabenden Brautpaare mit ihren Eltern richten ihr Hochzeitfeſt ohne alle Schmauſerei ein. Auch bäuerliche Familien ſcheuen die Unruhen und den Aufwand und geben nur ein eintägiges Feſt. Bei einer nothwendig gewordenen ſtillen Trauung bittet man nachher Pathen und Verwandte deſto zahlreicher zur erſten Kindtaufe, wobei es dann nicht an Beſchenkungen fehlt (Duller, das deutſche Volk ꝛc. S. 234 ff.).

Weil zu den Bewohnern deutſcher Provinzen von urſprünglich wendiſcher Abſtammung auch die Märker gehören, ſo mögen nun, ehe ich zu den noch der ſlawiſchen Mundart treu gebliebenen Völkern übergebe, die Hochzeitgebräuche in der Altmark an die Reihe kommen.

Faſt durchweg wird in der Mark der Dienſtag zur Hochzeitfeier gewählt. In Brodewin der Donnerſtag, und nur für Wittwer oder Wittwen gehört der Mittwoch. Hingegen bei den Hannöverſchen Wenden, nördlich von Salzwedel, in der Prignitz, in der Gegend von Lenzen bis Perleberg, in den Dörfern bei Havelberg, welche auf dem von der Havel und Elbe gebildeten Delta liegen, hat der Freitag den Vorzug. Zu dem Feſte ladet der Hochzeitbitter die Gäſte mit einem Reimſpruch ein. Am Montag vor der Hochzeit ſchickt der Bräutigam einen mit ſechs

Pferden beſpannten Wagen, um die Braut abzuholen. Am Dienſtag Morgen wird ausgefahren. Die Braut ſitzt auf einem Stuhl, auf der einen Seite die Brautjungfer mit den Lichtern, auf der andern die Bräutigamsjungfer, die dritte mit dem aufgemachten Rocken, den man ſo mit Flachs bewickelt, daß die Braut für den folgenden Winter Vorrath hat. Nebſt dieſen beſteigen noch einige junge Burſchen und die Muſikanten den Wagen. Der zweite Wagen iſt nur mit vier Pferden beſpannt, auf dieſem folgen die Verwandten der Braut. Dann kommen die Verwandten des Bräutigams. Sodann der Bettwagen und andere Wägen mit Gäſten, zuletzt die Eltern der Braut in einem nur zweiſpännigen Wagen. Unter Wegs wirft man Aepfel und Nüſſe *) aus. Die jungen Leute in den Dörfern verſperren zuweilen den Weg durch eine Schnur, wobei ſie ſprechen:

Wir thun es der Braut zu Ehren,
Woll'n einmal ſehen,
Ob ſie uns ein Biergeld beſcheren.

Iſt die Braut an der Gränze der Feldmark des Bräutigams angekommen, ſo fragt der Fuhrmann des letzten Wagens die Braut:

Ich frage die Jungfer Braut,
Wer ſie gefahren hat?

In N. N. (Dorf der Braut) ſtaubt der Sand,
In N. N. (Dorf des Bräutigams) iſt gut Weizenland.

Die Braut antwortet:

Mit Gott und gute Leut'
Fahr' ich dahin bereit
Mit ſechs Roß' und Wagen.

Iſt man auf dem Hofe des Bräutigams angekommen, ſo nähert ſich derſelbe dem Wagen der Braut, dieſe ſchwingt ſich über die Wagenleiter, und er muß ſie in ſeinen Armen, wo möglich ohne zu fallen, auffangen. In Waſſensdorf tritt dann der Brautvater herzu, trinkt der Braut Bier in einem Glaſe zu, ſie koſtet und gießt den Reſt über ihren Kopf weg. Nun müſſen Bräutigam und Braut in der Altmark von einer aus allem Viehfutter bereiteten

---

*) Beide ſind Befruchtungsſymbole, ſ. w. u.

Suppe eſſen, denn ſonſt glaubt man, gedeihe das Vieh nicht. Darauf wird der Brautſchmuck angelegt, und nun gehts zur Kirche. Voran Muſikanten, dann die Mädchen, die Braut- und Bräutigamsjungfern mit brennenden Lichtern, die entweder auf einem mit Buchsbaum umwundenen Geſtelle oder auf jungen Tannen angebracht ſind. Dann folgt die Braut, von zwei Trauführern und den nächſten Verwandten geleitet, dieſe ſind mit ſeidenen, am Rocke befeſtigten Tüchern geſchmückt, welche die Jungfern geben müſſen. Der Brautſchmuck beſteht in einem Kranze, von dem eine große Maſſe ſeidener Bänder herabhängt; beſonders müſſen vier davon bis zur Erde herabreichen, an der Bruſt ſteckt ein Rosmarinſtrauß, in der Taſche Dill und Salz (damit ihr der Böſe nichts anhaben könne), ſo wie ein alter Gulden. In den Schuhen *) liegen Haare von allen Vieharten des Hofes, ſonſt gedeiht daſſelbe nicht. Der Braut folgt der Bräutigam, ebenfalls zwiſchen zwei Trauführern; Bruſt und Hut hat er mit Rosmarin geſchmückt, in die Schuhe hat er Körner von allen Kornarten gelegt (um reiche Ernten zu erzielen). Den Beſchluß des Zuges macht die übrige Hochzeitsgeſellſchaft, mit Ausnahme der unverheiratheten Männer. Jeder Gaſt trägt einen, für eine Geldgabe von der Braut erhaltenen Rosmarinſtengel an der Bruſt. Iſt man an der Kirche angekommen, ſo bleiben die unverheiratheten Mädchen nebſt den Muſikanten draußen, ziehen zum Hofe zurück, holen die jungen Männer, und nun wird die Trauung vollzogen, bei welcher die Braut den Bräutigam auf den Fuß zu treten ſucht, damit er ſie nicht in der Ehe prügle. Zuweilen finden ſich unter den Anweſenden Neider des Bräutigams, die während des Segenſprechens ein Erbſchloß dreimal auf- und zuſchließen, damit die Eheleute kinderlos bleiben ſollen. — Nach beendigter Trauung geht es mit gewechſelten Trauführern zurück ins Hochzeitshaus. Nun aber geht der Mann voraus und die junge Frau folgt. Wenn die Mahlzeit eingenommen iſt, folgt der Brauttanz. Jeder Gaſt tanzt mit der Braut in der Ordnung des Ver-

---

*) Heilszeichen, vgl. Kloſter IX. S. 449. 492. 552. 611.

wandtſchaftsgrades den Ehrentanz, zuletzt der Bräutigam. Den Schluß des erſten Hochzeittags bildet der Brautlauf. Sämmtliche Anweſende begeben ſich nach einem freien Platz, der zum Laufen bequem iſt. Zwei rüſtige unverheirathete Männer nehmen die Braut zwiſchen ſich; der Bräutigam gibt ihr einen Vorſprung, und es beginnt zwiſchen Beiden ein Wettlauf. Am Ziele der Bahn ſtehen mehrere junge Frauen, die der neuen Genoſſin den Kranz abnehmen und ihr die Mütze aufſetzen. Holt der Bräutigam die Braut nicht ein, ſo iſt der Spott wohlfeil. — Nachdem die Geſellſchaft ſich wieder im Hochzeithauſe verſammelt, ſchleichen Braut und Bräutigam in die Brautkammer. Bald darauf zieht die Geſellſchaft mit Muſik ebendahin. Nach einer dort gebrachten Nachtmuſik treten alle ein, um zu ſehen, wie das Paar — zuſammenliege. Trifft es ſich, daß der Bräutigam voran liegt, ſo wird er wandwärts gelegt. Mit dieſem Akt ſchließt der erſte Tag.

Am andern Morgen gehen die Gäſte im Dorfe umher und nehmen die Wirthſchaften in Augenſchein. Nach Tiſche beginnt der Kampf um das alte Spinnrad. Die Brautjungfer hat nämlich ein altes, mit Buchsbaum geſchmücktes Spinnrad mit aufgemachtem Rocken, an dem noch einige Knocken Flachs und eine zweite Spule hangen, in einem etwas entfernt liegenden Hofe des Dorfes abgegeben. Dieß unverſehrt ins Hochzeithaus zu ſchaffen, iſt Aufgabe der unverheiratheten Burſche. Die ganze Hochzeitgeſellſchaft zieht deshalb zu dem Hofe, wo das alte Spinnrad ſteht. Hier wird getanzt, die Brautjungfer tritt mit dem Spinnrade in den Kreis der jungen Burſchen *), man verläßt das Haus und begibt ſich zum Hochzeitſchmauſe. Der Kreis wird, indem man fortwährend die Brautjungfer mit dem Rade umtanzt, ſo feſt als möglich geſchloſſen, denn die verheiratheten Männer ſuchen ihn unaufhörlich zu ſtürmen, um das Rad ganz oder theilweiſe zu erobern. Je näher man dem Ziele, um ſo mehr ſtrengt man die Kräfte an. Es iſt eine Schande für die Ehemänner, wenn das

---

*) Das Spinnen hat nämlich in der Bilderſprache der Vorzeit Beziehung auf den Eheſtand, ſ. Kloſter IX. S. 451.

Spinnrad unverſehrt bleibt*), deshalb nimmt jeder, ſobald es erbeutet iſt, ſeine Trophäe mit ſich, und wer die gröſte hat, wird allgemein belobt.

Während dem hat die Mutter der jungen Frau das mit Buchsbaum umwundene Brautrad bereits auf den Tiſch geſtellt; das junge Ehepaar ſetzt ſich an den Tiſch und erwartet den Brauthahn. Zuerſt tritt die Brautjungfer, die zuweilen noch von einem jungen Burſchen unterſtützt wird, mit dem neuen Spinnrad zum Bräutigam und ſagt:

Ich bringe der Braut ein Radelein,
Das iſt von Holz und zierlich fein,
Nicht von Eiſen, nicht von Stahl,
Damit es der Braut gefalle zumal.
Eher ſoll die Braut nicht bei dem Bräutigam ſchlafen,
Ehe ſie den Flachs nicht abgeſponnen hat,
Eher ſoll der Bräutigam nicht bei der Braut ſchlafen,
Eh' er das Garn nicht abgehaſpelt hat.
Eher ſoll der Bräutigam die Braut nicht ſchlagen,
Ehe das Rädlein keine Roſen tragt;
Das Radlein wird nimmer Roſen tragen,
Alſo darf der Bräutigam die Braut nicht ſchlagen!
Hand drauf gegeben
Dem Brautmädchen!

Nun wird dem jungen Paar das Hochzeitgeſchenk verehrt, das in Geld beſteht und in eine vor dem Paare ſtehende Schüſſel gelegt wird. Nachher wird getanzt, und dieß bildet nebſt den ſolennern Speiſen und Getränken die Hauptfeier des dritten Tages. Beim Abſchiede pflegt man dem Wirth, alſo dem Brautvater, ein kleines Geſchenk in die Hand zu ſtecken**).

In der Gegend von Diesdorf muß der Bräutigam, nachdem er die Braut in ſeinen Armen aufgefangen hat, ſie ins Haus zur groſen Diele***) tragen, wo er mit ihr dreimal den Keſſelhaken umwandelt; dann ſoll ſie die neue Heimat liebgewinnen, ſagt man, und wird nicht davonlaufen.

---

*) Gleichſam, als könnte man die eheliche Pflicht nicht leiſten, denn das Rad iſt ein Symbol des Weibes, der Rocken (colus) jener des Mannes. Die alten Deutſchen nannten die männlichen Verwandten: Schwertmagen, die weiblichen: Spindelmagen.

**) Fünfter Jahresbericht des altmärk. Vereins S. 118—124. v. Adelbert Kuhn. Die Beſchreibung bezieht ſich zumeiſt auf den Calbeſchen Werder, findet aber auch an andern Orten in ähnlicher Weiſe ſtatt, nur nicht ſo vollſtändig.

***) Der Raum des Hauſes, in dem ſich die Ställe, die Kammern der Knechte und Mägde und der Herd befanden.

Bei den Hannöverſchen Wenden werden ein Paar Sproſſen der Wagenleiter herausgenommen, und die Braut wird nun, auf dem Brautſtuhle ſitzend, hindurchgezogen, und ſo ins Haus getragen. Heirathet aber ein junger Mann die Erbin eines Hofes, ſo muß er über die Wagenleiter ſpringen, darauf werden die Pferde abgeſpannt und die Braut muß den Wagen in vollem Laufen vor dem Hauſe vorbeiziehen. Thut ſie das recht geſchickt und ohne anzuſtoßen, ſo wirds auch wenig Anſtoß zwiſchen beiden in der Ehe geben.

In Waſſersdorf, Beezendorf, Wadekath und andern Dörfern der Altmark erſcheint am erſten Hochzeittag (Donnerſtag) ein Schimmelreiter, ſein Mantel beſteht aus einem rothen Weiberrock, ſein Hut iſt groß und breitkrämpig. Das Pferd macht wunderbare Sprünge, einer aus der Geſellſchaft ſtellt einen Schmied vor und ſieht, ob die Hufe in gehöriger Ordnung, was das ungeduldige Thier natürlich nicht gut aufnimmt. In der Grafſchaft Ruppin erſcheinen, während der Hochzeitzug ſich nach der Kirche bewegt, die Feien (verkleidete Männer), und ſuchen durch allerhand Poſſen den Zug zu ſtören und ſeinen Ernſt in Lachen zu verkehren *).

In der Gegend von Jüterbock und den benachbarten Gegenden der Mark Brandenburg war es noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Brauch, daß man nach der Hochzeitfeier ein altes Wagenrad entweder vor dem Hauſe oder auf einem Hügel anſteckte, und die Hochzeitgeſellſchaft einen hochzeitlichen Tanz um daſſelbe anſtellte.

Zu Jüterbock war es auch zu derſelben Zeit in der Vorſtadt Neumarkt Sitte, bei den ſogenannten großen Hochzeiten auf dem dort gelegenen Tanzberg zum Klange der in der Mitte aufgeſtellten Muſik Tänze anzuſtellen. Aehnliche Sitte herrſchte und gleiche Berge lagen damals in den nahe gelegenen Orten Fröden und Baruth.

---

*) Kuhn M. S. S. 362.

Im vorigen Jahrhundert herrschte noch weit und breit in der Mark und in Sachſen der Gebrauch, daß die jungen Männer am zweiten Hochzeittage von einem beſtimmten Punkte bis zum Hauſe der Braut einen Wettlauf anſtellen muſten (vgl. S. 179); der Sieger bekam von der Braut und den Brautjungfern drei große Stollen (Backwerke) und tanzte darauf mit ihnen, und zwar mit nackten Füßen, ſelbſt mitten im Winter *).

In der Stadt Gardelegen war es von Alters Sitte, daß wenn die Braut in des Bräutigams Kammer geführt war, derſelbe ſich ins Bett legen muſte. Darauf führte der Vater der Braut oder ſein Stellvertreter die Braut zur Rechten des Bettes, legte ſie hinein und ſprach: „Ich befehle euch, meine Tochter, daß ihr bei ihr thut, wie Gott bei euer Seele.“ Der Bräutigam umfaſte ſie. Nachmals richteten ſie ſich auf, es ward zu trinken gegeben. Darauf ſtand der Bräutigam auf an ſeiner Seite zur Linken des Bettes, ging herum zur Rechten und hob die Braut heraus mit den Worten: „O komm her, du auserwähltes Menſchenkind!“ worauf ſich Beide an die Tiſche ſetzten, die in der anſtoßenden Kammer gedeckt waren, und die Freunde beider Theile ſetzten ſich zu ihnen und waren fröhlich mit ihnen **).

In Böhmen haben faſt in allen Kreiſen die Hochzeitgebräuche ihre beſondern Abweichungen, welche jedoch nicht weſentlich genug ſind, um verſchiedene Kategorien zu begründen. Die Haupterſcheinungen ſind überall dieſelben, und dieſe laſſen ſich etwa auf folgende Punkte reduziren:

Nach geſchehener Copulation holen Weiber die Braut aus dem Wirthshauſe, um ſie der Mutter zuzuführen. Der Wagen, häufig mit vier Roſſen beſpannt, iſt vollgepropft von Männern und Weibern. In ihrer Mitte ſteht ein Baum mit grünen Bändern geſchmückt, und die Muſikanten vergrößern den Lärm der jubelnden Menge. Iſt die Geſellſchaft im Hauſe der Braut angelangt, hält der Staroſt (Aelteſter) eine kurze Ermahnung und ſtimmt ein frommes Lied an, in das Alle einſtimmen. Während des Mahles füllt ſich das Zimmer zum Erdrücken, die Kinder des Ortes drängen ſich herbei, um ein Stück Braten oder Kuchen zu erhaſchen, die Armen belagern die Bänke um den Ofen, und warten bis ein mitleidiger Hochzeitgaſt ihnen vom Ueberfluſſe des Tiſches etwas zukommen läßt.

---

*) Eckhard, Scriptores rerum Jutrebocensium I. p. 58, 59, 74.

**) Auf- und Abnehmen (Zu- und Abnahme) der löblichen Stadt Gardelegen, von Christoph Schultze. Stendal 1668.

An vielen Orten wirft man Mandeln und Roſinen aus. Uralter Brauch iſt, daß am Ende des Hochzeitmahls der Druzba (Hochzeitbitter) eine große Schüſſel bringt, welche mit einer gleichen bedeckt iſt, um jedem Auge den Inhalt zu verbergen. Jeder muß nun rathen, was ſie verſchließt. Iſt die Neugierde aufs Höchſte geſtiegen, deckt er die Schüſſel auf. Natürlich wird bei jeder Hochzeit etwas anderes hineingelegt, gewöhnlich Hühner- oder Gänſeeier, etwas Getraide, oder eine andere zum Haushalt gehörige Sache. Zuweilen erblickt man nur eine rohe Kartoffel, damit wird Gelächter bezweckt. Kaum iſt jedoch das Lachen der Gäſte geſtillt, verändert der Druzba ſein Geſicht, er nimmt eine feierliche Miene an und erzählt, ſo gewählt, als ihm nur möglich, die Einführung und ſchnelle Verbreitung der Kartoffel, wie vor derſelben Hungersnoth das Land verheerte. Er ſchließt mit einer Ermahnung an die Braut, die kleine Gabe ihrer Eltern nicht gering zu achten, da dieſe das ganze Haus erhalten könne. Die Kartoffel wird dann zum übrigen Heirathsgut gelegt, und ſie bewahrt ſie ſorgfältig bis zur Zeit der Felderbeſtellung. Hat die Braut ſchon verheirathete Schweſtern, ſo nehmen auch dieſe einige Erdäpfel aus der Schüſſel, um ſie zum freundlichen Andenken an der Schweſter Hochzeit zu pflanzen. So verfährt die Braut immer mit dem Inhalt der „geheimnißvollen Schüſſel,“ und ſorgt für das Gedeihen dieſer Hochzeitgabe. Das Mahl endet, wie es begonnen, mit frommen Liedern, dann geht der Zug wieder nach dem Wirthshauſe. Der Tanz dauert bis Mitternacht. Plötzlich umringen die Weiber die Braut. Der Hochzeitbitter will ſie ihnen entreißen, muß aber der Uebermacht weichen. Die Braut wird von den Weibern auf einen niedrigen Stuhl geſetzt, nach und nach des Kopfſchmucks beraubt und unter Geſang ihr das Haar aufgelöst. Ein alter Brauch fordert, daß ſie nur widerſtrebend, die von den Weibern ihr nun aufgedrungene Haube duldet. Dann breitet man ihr ein ſeidenes Tuch über den Kopf, die Weiber umringen ſie, nun werden groſse Kuchen herumgeboten und der Tanz beginnt von neuem.

Am folgenden Tage verſammeln ſich alle Gäſte in der Wohnung der Braut. Dieſe und der Bräutigam empfangen knieend den Segen der Brauteltern, dann ſetzt ſich das Paar auf den Wagen, der ſie in die neue Wohnung fahren ſoll. Im Herausfahren fangen ſie zu ſingen an, der Inhalt des Liedes iſt eine Dankſagung an Eltern, Geſpielen und Nachbarn für erwieſene Liebe. Im neuen Wohnorte erhellen ſich die Blicke der bis jetzt vorſchriftmäßig weinenden Braut. Bei dieſem Zuge nach dem Wohnorte des Bräutigams reitet dieſer an der Spitze, umgeben von ſeinen Brautführern, dann folgt der Wagen mit der Braut, dieſem die übrigen. Es beginnt ein Wettrennen der Reiter und Wagen, ſobald das Ziel des Weges ſich erblicken läßt, Jeder will der Erſte im Hofraum des Bräutigams eintreffen. Die Wege kreuzen ſich oft, auch ſind mehrere kleine Fußſteige neben einander, die alle am Ende in Einen auslaufen, und jedes Feld iſt von einem breiten Rand umgeben, welcher nur zu dieſem Zwecke brach liegen bleibt, um dadurch dieß Wagenrennen zu ermöglichen. Der Bauer, welcher den mit vier Pferden beſpannten Wagen der Braut fährt, darf durchaus nicht zurückbleiben, er muß, es koſte, was es wolle, der Erſte ſeyn, der in der neuen Behauſung der Braut einfährt. Beim Eintritt ins Dorf verſperren die Weiber der Hochzeitfahrt den Weg, wozu ſie immer eine enge und nicht zu umgehende Stelle ausſuchen. Ein Strick wird über den Weg gezogen, erlaubt es die Jahreszeit, mit Blumen umwunden, ſonſt aber mit ſeidenen Tüchern, Bändern, ſo daß nicht das Geringſte von der Kette ſichtbar bleibt. Wenn ſich der Zug naht, reihen ſich die Weiber auf beiden Seiten mit gefüllten Gläſern und bieten ſie den Gäſten, vorzüglich dem Bräutigam an. Alle

Wagen halten, aber die Weiber laſſen die Hochzeitgäſte nicht durch, bis der Bräutigam ſie mit Geld abgefunden hat. Iſt der Bräutigam flink, ſo überſpringt er die Kette mit ſeinem Pferde oder ſchneidet ſie mit einem Meſſer durch, worauf der Brautvater ihn mit dem Helden Bretislaw, der Czechen Herzog, vergleicht, und erzählt, wie dieſer die Kette zerhieb und mit ſeiner wunderſchönen Braut Jutta entfloh. Aber auch, wenn der Bräutigam den Weg ſich frei gemacht, muß er zahlen, will er nicht für einen Filz verſchrieen ſeyn (Kaltenbäck „Auſtria“ 1845 S. 233 ff.).

Rank („Aus dem Böhmerwalde“) ſchildert den Anputz eines Brautpaars in ſeiner Heimath, Deutſchböhmen, wie folgt:

Der Bräutigam war durch einen Rosmarinſtrauß am Hute erkennbar, wodurch dieſer mit vielen friſchen Zweigen ringsum verhüllt wurde, und die hundertfachen Flitter und Gegenſtände am Strauße (wie Fluggold, ſilberner Zitterdraht, kleine weiße Täubchen mit vergoldeten Herzchen im Schnabel, Kunſtblumen u. dgl.) brachten einen angenehm heitern Effekt hervor. Da, wo der unterſte Stamm des Rosmarinſtraußes befeſtigt war (nämlich über der Stirn des Bräutigams) prangte eine aus dunkelrothem Seidenband künſtlich geformte Pfingſtroſe; außer dieſem Hutſtrauß hatte er noch einen kleinen Rosmarinzweig am rechten Rockärmel befeſtigt. Ein hellkarminrothes Seidenhalstuch war, wohl anſchließend, zu einer buſchigen Maſche gebunden. Eine rothſeidene Weſte bis an den Hals mit einer Reihe ſtark verſilberter Zwanzigerknöpfe geſchloſſen, unterſchied ihn von den ledigen Burſchen. Die hirſchlederne Hoſe von friſcher Schwärze, deren Näthe durch einen ſchnurähnlichen Streifen Weißleder hervorgehoben wurde, ſchloß unter dem Knie, die weißen Strümpfe faſt aufrecht haltend. An der Braut fiel beſonders der Kopfputz auf. Die Haare waren von allen Seiten nach dem Wirbel gekämmt, dort zu einem Neſt gewunden, deſſen ganze äußere Fläche mit kleinen Maſchen roſenfarbener Seidenbänder und dazwiſchen befeſtigter Rosmarinzweiglein bedeckt war. Rings um das Haargeflechte und deſſen Verzier wand ſich ein Blumenkranz aus Kunſtblumen, woraus ſechs ſilberglänzende Getraideähren in gleicher Entfernung von einem Ohr zum andern über das Haupt herüber hervorſtanden. Auch ſie trug ein rothſeidenes Halstuch, nur ſehr locker geſchlungen und doppelt grün verbrämt. Ueber das roſenfarbene Mieder hatte ſie noch eine ſchwarzſeidene Jacke, die, knapp anſchließend, bis zu den Hüften hinabreichte und garnirt war. Der Rock und das Vortuch, ebenfalls von ſchwarzer Seide, reichten bis an die Knöchel hinab; ein rothſeidenes Band hielt das Vortuch, und rückwärts hingen die Maſchen und die beiden Enden des Bandes hinab. Die Art des Kopfputzes theilte, nur vereinfachter, mit der Braut die ſogenannte „Brautmaſchl“ oder „Kranzeljungfer.“ die nebſt der „Brautmutter“ zum höchſtbewürdeten Frauenperſonale gehörte. Unter den Männern ſtanden obenan: der „Brautvater“, der „Brautweiſer“, als dirigirende feierliche Perſon, der „Hochzeitlader“ mit einem rothbebänderten Stocke, und endlich die beiderſeitig nächſten Verwandten. Rosmarinzweige an der Bruſt der Frauen, auf den Hüten der Männer bezeichneten ſie als die Hochzeitgäſte. Von der Kirche ging es ins Wirthshaus. Bevor man zu Tiſche ging, ſammelten ſich die geladenen jungen Burſche und Männer zu einem Fußwettrennen, einer unerläßlichen Hauptceremonie. Der beſte Läufer erhält von der Brautmutter 3 bis 4 Gulden. Nach Tiſche begann der Hochzeitlader die „Dankſagung“ des Brautpaars für Erziehung, Ausſtattung ꝛc. abzudeclamiren. Nun war es die nächſte Aufgabe des Preiswettrenners, die Braut vom Tiſche herabzubringen. Indem die Muſik aufſpielte, fragte der Kurmacher die Brautmutter, unter welchen Bedingungen ihm die Braut herabgeführt würde? Dieſe ſagte: „Bring mir einen Eimer ohne Reif.“ Der Burſche lief hinaus und kam mit einem Ei. Jetzt fragte ſie wieder: „was rumpelt in der hölzernen Kapelle?“ Die Muſik begann abermals, und der Burſche lief hinaus, kehrte mit dem Stempel eines Buttergefäßes zurück und rief: „Das rumpelt im hölzernen Faß.“ Nach Löſung dieſer Aufgaben kamen noch folgende Fragen an die Reihe: „Welche ſind die beſten Weiberuhren?“ — „Hausbähne!“ — „Welches Obſt reiſt drei Jahre?“ — „Wachholderbeeren.“ Endlich mußte der Burſche ein Mus bringen, wozu man weder Mehl noch Feuer brauche. Er brachte — Honig. Die Aufgabe, ein Rad zu bringen, das kein Wagner gemacht und wozu man kein Holz gebraucht, löſte er, indem er einen Spritzkrapfen brachte, deſſen Form die eines Wagenrades war. Zum Schluſſe ſollte ihm die Braut über eine ſilberne Brücke zugeführt werden. Er legte alſo eine doppelte Reihe von Zwanzigern auf den Tiſch, von einem Eck deſſelben bis zu jenem, wo die Braut ſaß. Die Braut ſtieg darauf und darüber gegen den Brückenbauer, der ſie empfing und auf den Boden herabhob.

Der mit vier Roſſen beſpannte Wagen, der die Braut und ihr Hausgeräthe in die Wohnung des Bräutigams abführen ſoll, ſowie das Sperren des Fahrweges zum Dorfe — dießmal durch einen aus aufgehäuften Gegenſtänden gebildeten Holzdamm, — der nur durch einen Geldtribut frei werden ſoll*), fehlt auch hier nicht. Auf dem Wege dahin müſſen bei beſtimmten Veranlaſſungen gewiſſe abergläubiſche Sitten beobachtet werden. Hört man zum erſten Male einen Kuckuk rufen, ſo greift Jeder in die Taſche und rührt das dort befindliche Geld auf, zum Zeichen, wie ſehr man die Vermehrung des Wohlſtandes der jungen Hausfrau wünſche. Der Kuckukruf gilt als verheißendes Orakel dafür. Hört man eine Wachtel ſchlagen, ſo erräth man aus der Zahl ihrer Schläge die künftige Anzahl Kinder der jungen Hausfrau. Schlägt die Wachtel im Getreidefelde, ſo ſchließt man dieſe ganze Ehe hindurch auf günſtige Ernten, ſchlägt ſie auf einem Rain, bedeutet es Mißjahre und Unglück mit Kindern. Hört man zum erſten Male donnern, ſo muß die junge Frau den nächſten ſchweren Gegenſtand faſſen und zu heben ſuchen, was ihr Geſundheit und Stärke für alle Verrichtungen ſichert.

---

*) Auch in Friesland findet ſich dieſer Scherz bei gleicher Veranlaſſung vor.

Bei den Podluzaken, welche ſich von den übrigen in Mähren anſäßigen Abkömmlingen des weit ausgebreiteten Slawenſtammes auffallend durch Sprache, Sitten, Kleidung ꝛc. weſentlich unterſcheiden, erblickt man vor dem Hauſe der Brauteltern eine rothe Stange aufgepflanzt, woran ein von der Braut geſchenktes ſeidenes Tuch flattert. Bei dem Kirchgang wird ſie dem Zuge, den ein Dudelſack und zwei Geigen begleiten, vorangetragen. Die Braut trägt einen mit ſchwarzem Sammt ausgeſchlagenen langen blauen Pelz. Auf ihrem Scheitel ſitzt ein aus falſchem Silberdraht geflochtenes Kränzchen. Bei der Rückkehr in das Haus der Ältern wirft ſie den herbeiſtrömenden Kindern rückwärts Stücke von einem großen hohlen Kuchen („Braua") zu, der oft ſo groß iſt, daß man das Ofenloch ausbrechen muß, um ihn an die Backſtelle ſchieben zu können. Während der Mahlzeit läßt man eine mit Weizen*) gefüllte Schale herumgehen, die Gäſte nehmen einige Körner heraus, werfen ſie im Kreiſe umher, und laſſen unvermerkt einige Geldſtücke hineinrollen. Die Summe, die ſich darin ſammelt, iſt ein Geſchenk für die Braut. Das Gelage ſchließt mit einem Gerichte Hirſe**). Die Portionen werden in der Runde herum geſchleudert. Wenn man des Sitzens müde iſt, ſtimmen die Mädchen ein Lied von düſterer Weiſe an. Bei dem letzten Worte beſteigt der Stolnik (eine Art Ceremonienmeiſter) mit der Braut die nun abgeräumten Tiſche und tanzt mit ihr oben einen kleinen Reigen. Den Beſchluß der Fröhlichkeit bildet am folgenden Morgen das Hahnköpfen *). Ein ſtattlicher Hahn wird in einem Topfe ſo tief in die Erde gegraben, daß nur der Hals herausſteht. Mit verbundenen Augen und einem hölzernen Säbel in der Hand wird ein Burſche in den Kreis geführt, und er führt, unter Freudengeſchrei und Muſikbegleitung, Kreuz- und Querhiebe, die nicht treffen, bis es ihm endlich gelingt, dem Thiere den Kopf abzuſchlagen.

---

*) Anſpielung auf den gewünſchten Eheſegen.

**) Damit es in dem neuen Haushalt nie an Gelde fehle.

Die Ungarn haben eigenthümliche Hochzeitgebräuche, dieß gilt zumeiſt von den Magyaren in der Gömörer Geſpannſchaft. Nach dem Eſſen ahmen ſie in ihren Tänzen zuerſt den Hähnen, dann den Enten nach; den Beſchluß bildet ein Mohntanz. Dabei drücken ſie das Säen, Jäten, Einſammeln, Stoßen und Eſſen des Mohnes durch Töne und Geberden im Tanze aus. Dann nehmen ſie eine Ruthe und ſchlagen einander damit wechſelweiſe, während ſie nach der eigenen Melodie dieſes Tanzes herumſpringen. Auch hier bildet das Räthſelaufgeben eine unerläßliche Zugabe der Feierlichkeit, und das Hochzeitmahl wird mit einem Hirſebrei beſchloſſen.

Sartori beſchreibt eine Hochzeitfeier in Oberſteiermark, wie folgt:

> Iſt der Hochzeitmorgen angebrochen, ſo fährt der Brautführer, über und über mit Bändern geſchmückt, in Begleitung der Muſikanten nach dem Hauſe der Braut. Er findet es feſt verſchloſſen, er begehrt Einlaß und droht ungeſtüm, die Thüre einzuſchießen, wenn nicht gutwillig geöffnet wird. Auf dieſe Drohung ſchließen ſie auf, und da

---

*) Wahrſcheinlich diente es ehedem als ein Opfer dem böſen Prinzip, damit das junge Paar von deſſen Zorn verſchont bleibe.

ſteht nun ein häßliches übel angezogenes altes Weib und ſagt: ſie wäre die Braut. Der Brautführer faßt ſie am Arm, ſchwingt ſie ein paar Mal im Tanz herum, wozu die Muſikanten aufſpielen, ſchleudert ſie dann zu Boden, dringt hierauf flink ins Haus, findet die wirkliche Braut, macht ſeinen Antrag und führt ſie zum Wagen heraus. Nun geht es zum Wirthshauſe, wo der Bräutigam wartet, aber der Weg wird nicht ſo raſch zurückgelegt, denn meiſt muß derſelbe erſt frei gemacht werden, weil ihn luſtige Burſche mit Stricken oder Prügeln geſperrt haben. Endlich kommen ſie im Wirthshauſe an; da knieen die Brautleute nieder und der Brautführer ſpricht ſodann in ihrem Namen die ſogenannte Abbitte, wie folgt: „Ich, als ein unwürdiger Brautführer, bitte den Vater und die Mutter, ſie möchten von mir, ſtatt des Sohnes oder der Tochter, eine geringe Abbitte anhören. Sie bedanken ſich erſtens bei ihren lieben Eltern, daß ſie dieſelben liebreich ernährt und chriſtlich auferzogen, ſie bitten zugleich dieſe durch den ſüßen Namen Jeſu um Verzeihung, wenn ſie ihnen Leid zugefügt haben ſollten. Sie bitten ihre Geſchwiſter und Freunde, an dieſem Ehrentage alle Beleidigungen zu verzeihen. Sie bitten endlich um den elterlichen Segen.“ Sodann geht es zur Trauung, — von derſelben wieder ins Wirthshaus zum Schmauſe.

Auch in Kärnthen hält der Brautführer, bevor der Tanz eröffnet wird, eine Anſprache an die Gäſte, aber von ganz anderer Art. Er zeigt ſich nämlich als einen Taktiker in der Scholaſtik, der ſchwierige Fragen aufzulöſen weiß:

„Warum hat Gott nicht genommen ein Bein von dem Haupte Adams, um die Eva daraus zu erſchaffen? Das hat er darum nicht gethan, weil der Mann das Haupt ſeyn ſoll über das Weib. Gott hätte können nehmen ein Bein von den Füßen Adams, das hat er darum nicht gethan, weil das Weib von dem Manne nie ſollte unter die Füße getreten werden. Alſo ſollte das Weib dem Mann und der Mann dem Weibe ſo bei dem Herzen liegen, wie die Rippen nahe bei dem Herzen liegen. und alſo eines mit dem andern Kummer und Sorge ſoll tragen.“

Die Heirathsgebräuche der alten Deütſchen haben ſchon an Tacitus einen Lobredner gefunden. So rühmt er es, daß das Brautgeſchenk, welches der Bräutigam geben mußte, nicht etwa eine Schmuckſache oder andere nur der Eitelkeit gefallende Kleinigkeit ſeye, ſondern ein Joch Ochſen, ein gezäumtes Pferd nebſt Spieß und Schild, dem man zuweilen auch eine Zither beifügte, wogegen ſie ebenfalls etwas an Waffen dem Bräutigam überreichen mußte. Die Abſicht dieſer kriegeriſchen Beſchenkung, ſagt er, ſollte ſeyn, daß die Braut ſich daran erinnern ſollte, daß ſie vom Kriege nicht ausgenommen, ſondern auch in die Schlacht ihren Mann begleiten ſollte. Der Brautſchatz, den die Braut verlangte, wurde durch das Geſetz beſtimmt, und auf den zehnten oder vierten Theil von des Mannes Vermögen, oder auch auf eine gewiſſe Summe Geldes feſtgeſetzt. Außerdem empfing die Braut eine Morgengabe, unverkürzt, wenn ſie als Jungfrau befunden worden, die Hälfte der Summe, wenn ſie als Wittwe heirathete. Am Tage der eigentlichen Verbindung erſchien der Bräutigam bei den Eltern der Braut, und dieſe hatten die Gewalt und das Recht, dieſe feierliche Handlung zu verrichten, welche ſpäter an die Geiſtlichkeit übertragen wurde. In den ältern Zeiten waren beiden Theilen die Köpfe ganz kahl geſchoren, welches der Bräutigam an der Braut, und dieſe wieder an jenem verrichten mußte; hernach aber behielt die Braut ihre Haare, welche ungebunden um ihre Schultern hingen und mit einem Kranz von Blumen und Kräutern geziert waren, worüber ein Schleier hing. Ihr Brauthabit war, nach des Abtes von Urſpergs Bericht, ein weißes, bis zur Erde reichendes Kleid. Die Copulationsceremonie ſelbſt geſchah mit dem Ringewechſeln und einem Kuß vor Zeugen, wobei der Vater eine gewiſſe Verbindungsformel ausſprach, in welcher er ſeine Tochter dem Manne empfahl, ſie zu ehren und zu lieben und ſie in die Gemeinſchaft ſeiner Güter einſetzte, dabei ihr auch Gewalt über Schloß und Schlüſſel ertheilte. Hiermit war aber die Hochzeit noch nicht vollzogen, ſondern die Braut wurde gewiſſen Perſonen zur Bewahrung übergeben, bis die feierliche Uebergabe an den Bräutigam geſchehen konnte, denn nicht jeder Monat und jeder Tag war dazu zu gebrauchen, weil an einem für unglücklich gehaltenen Tage man keine wichtige Handlung unternehmen mochte. War aber eine paſſende Zeit gefunden, ſo geſchah die Uebergabe und Heimführung mit großer Feierlichkeit. Der Bräutigam mußte ſich die Braut von ihren Eltern ausbitten. Dieſe ward von ihren Brautjungfern, unter Abſingung gewiſſer damals üblichen Lieder, nach dem Hauſe des Bräutigams geführt. Hinter ihr folgten die Hochzeitgäſte, die alle mit Geſchenken im Hauſe der Braut ſich verſammelten. Auf den Willkommenstrunk folgte das Hochzeitmahl. Nachher luden die Brautdiener den Bräutigam auf die Schultern und trugen ihn herum, wie man denjenigen, den man zum Fürſten oder Herrführer erwählt hatte, auf ein Schild zu ſetzen und herumzutragen pflegte. Die übrige Tageszeit nahmen die Gaukler in Anſpruch, die den Gäſten Beifall für ihre Schwänke ablocken wollten. Der Tanz blieb ganz weg. Auf fürſtlichen Beilagern wurden Turniere gehalten. Wenn man die Braut zu Bette bringen ſollte, machte, wenigſtens bei den nördlichen Völkern, der Gutsherr das jus primae noctis oder jus cunnagii für ſich geltend, d. h. das Recht, ſeines Vaſallen oder Unterthanen Braut zu entjungfern; in chriſtlicher Zeit konnte dieſes, ſeltſame Vorrecht durch einen Betrag an Vieh oder Geld abgekauft werden. Der Frauenszins in der Altmark iſt noch ein Ueberbleibſel jener Sitte.

Die oben angedeutete Beziehung des Spinnens zum Eheſtande läßt ſich auch aus der Unentbehrlichkeit des „Brautrockens“ in den heſſiſchen Hochzeitgebräuchen erkennen. Dieſer wird den nächſten Sonntag vor der Hochzeit an einer hölzernen Stange verfertigt, und mit vielem der Länge nach angehefteten Flachſe, wie eine Glocke, um den Rocken gewunden, rings herum mit bunten ſeidenen Bändern behangen, welche einen Zoll breit weiter, als der Flachs, vorgeben. Oben auf dem Brautrocken befindet ſich ein großer Strauß. Ungefähr 12 Zoll unter dem Strauße ſind 12 Schlingen von ſeidenem Bande zierlich geknüpft, in welchem ebenſoviel Spillen — Spindeln — und Wirteln ſtecken. Dieſe Spillen wirft der eine Brautknecht — denn es ſind deren zwei, Einer reicht der Braut einen Stuhl, um den Brautwagen zu beſteigen, der Andere trägt den Rocken — auf der Gränze rückwärts weg, um alles Unglück zurückzulaſſen. Dieſer Brautrocken iſt unten im Wagen in einen Block ſo geſtellt, daß er ſich hin und her bewegen läßt. Denn zuweilen verſuchen die jungen Burſche, welche den Brautwagen zu Pferde begleiten, darauf zu ſchießen, um ihn anzuzünden, wobei die Brautknechte, welche den Rocken halten, denſelben aus dem Schuße zu bringen ſuchen, um den Brand zu verhüten.

Urſprung des Polterabends.

Die Alten hielten es für ſchimpflich, wenn ein Wittwer (Eurip. Alcest. 464) zur zweiten Ehe ſchritt.

Tacitus (Germ. c. 19) rühmt es an den deutſchen Jungfrauen, daß ſie, wie Einen Leib, auch nur Einen Mann nähmen (quomodo unum corpus, unamque vitam, sic unum accipiunt virum). Nach dem Valerius Maximus (II. 1, 3) wurden Weiber, die mit Einem Manne ſich begnügt hatten, mit der Keuſchheitskrone (corona pudicitiae) beehrt. Die erſten Chriſten hielten die zweite Ehe für eine von den Geſetzen erlaubte Hurerei, für einen geduldeten Ehebruch, und ſchon im 4. Jahrhundert verbot eine Kirchenverſammlung den Geiſtlichen, bei der Hochzeitfeier einer zweiten Ehe gegenwärtig zu ſeyn.

Da nun die Franken urſprünglich Deutſche waren und alte Volksgebräuche nicht leicht abkommen, wenn auch die Meinungen, woraus ſie entſpringen, in Vergeſſenheit geriethen, ſo ließe ſich der Unfug (Charivari), der bei Vollziehung der zweiten oder gar dritten Ehe noch jetzt in Frankreich, und ehemals auch in Deutſchland getrieben wurde, aus einer alten Mißbilligung derſelben auch dort herleiten. Bei den Deutſchen fand ſie Tacitus ſchon, ihre Aeußerung wurde Volksgebrauch, und der pflegt fortzudauern, wenn auch, wie es in Sachſen der Fall, ein Volk ſeine Herren öfter wechſelte. Denn da das überwundene Volk nicht ganz vertilgt ward, ſo blieben auch deſſen Gebräuche und gingen, wenn auch mit einiger Veränderung, zu der herrſchenden Parthei über. Der Polterabend kann daher aus einer alten und lauten Mißbilligung der zweiten Ehe den Urſprung haben, wenn auch die Leute, welche den Unfug treiben, theils nicht mehr wiſſen, warum ſie ihn treiben, theils gemeine, verwerfliche Abſichten dabei haben. Da eine zweite Ehe an ſich jetzt nicht mehr gemißbilligt wird, ſo hat derjenige keinen

Entſchuldigungsgrund für ſein Verfahren, welcher ſeinem Nachbar am Tage vor ſeiner Hochzeit das Pflaſter mit alten Scherben bewirft und bis in die tiefe Nacht vor dem Fenſter einen tollen Lärm macht. Die Franzoſen nennen den Polterabend Charivari, ein Wort, das lateiniſchen Urſprungs ſeyn ſoll und chalvaricum gelautet hat. Düfreſne führt dieſes Wort in ſeinem Glossar. ad script. med. et inf. latinit. s. v. aus den statut. synodal. eccles. Avenion. vom Jahr 1337 an, die Etymologie des Wortes erwartet aber noch ihren Entzifferer.

Von den hochzeitlichen Symbolen.

Für das vorzüglichſte Sinnbild der Fruchtbarkeit, welches der Ehe erſter Zweck iſt, gilt der Hochzeitkuchen. Er fehlt bei der Vermählungsfeier keines Volkes. In der heidniſchen Zeit wurde er den Ehegottheiten geopfert. Der indiſche Gott Pollear, deſſen Name ſchon die Art ſeiner Thätigkeit (vgl. das lat. polleo) andeutet, iſt mit einem emporgereckten Schamgliede in der einen Hand, mit dem Kuchen in der andern Hand abgebildet. Der Kuchen (ſanſkr. koka, hingegen κόκκος: Korn) bedeutet den Mutterkuchen — das lat. placenta drückt beide Begriffe aus — darum war er allen Perſonificationen des gebärenden Princips geheiligt. Die Geliebte des Mars, Anna Perenna, hieß die Kuchenfrau (Ovid. Fast. 3, 660), eigentlich war ſie von Veſta nicht verſchieden, an deren Feſte Kuchen mit eingedrücktem Phalluszeichen herumgetragen wurden; hingegen das weibliche Glied erblickte man auf den Iſisbrödchen. Der Demeter in Athen brachte man an ihrem Feſte Kuchen aus Seſamöl (Aristoph. Thesmophor. 577, 291); Kuchen opferte man der Liebesgöttin auf

Eryx und der Ehen beſchützenden Here auf Samos; Artemis, die bei ſchweren Geburten angerufen wurde, hieß nach dem Kuchen (κωκωκα). Dem Apollo opferte man nur darum Kuchen, weil er der „Befruchter“ (γενητωρ) hieß. In Argos wurde ein Kuchen χρήϊον (offenbar mit dem lat. creo, ſchaffen, erzeugen, verwandt) aus dem Hauſe der Braut zum Bräutigam getragen. Bei den Spartanern wurde der Hochzeitkuchen von einer eigenen Schaffnerin gebacken, die — wie der Weltſchöpfer — δημιουργος hieß (Pollux, III, 41). Darum opferten unfruchtbare Frauen Kuchen der Himmelskönigin (Jerem. 7, 18), damit ſie ihren heißeſten Wunſch erhöre. Des Ariſtophanes Luſtſpiel „der Friede“ ſchließt wegen dieſer dem Kuchen zugeſchriebenen Wichtigkeit als hochzeitliches Symbol mit einer Heirath und dem Epiphonem (1355): eßt Kuchen! Auch bei den Römern wurde unter den Hochzeitgäſten ein Kuchen (mustaceum) vertheilt (Plin. H. N. XV, 30). Es kann alſo nicht befremden, wenn wir unter den romaniſchen Völkerſchaften die im alten Latium wohlgekannten Hochzeitkuchen ebenfalls wiederfinden. Bei den Heirathsgebräuchen der ſlawiſchen Völker haben wir ihn öfter erblickt. Zu ihnen konnte er durch die Neugriechen und Ruſſen oder durch die romaniſcher Abkunft ſich rühmenden Wlachen (aus Rumelien) verführt worden ſeyn. Von den Slawen ging er zu ihren deutſch redenden Nachbarn über, deren Hochzeitgebräuche auch ſonſt den ſlawiſchen vielfach ähnlich, aber nicht urſprünglich zu ſeyn ſcheinen, weil die ſymboliſche Bedeutung derſelben nur auf eine öſtliche Quelle hinweiſt.

Das Ausſtreuen von Gerſte oder Weizen unter die Hochzeitgäſte findet man in den Heirathsgebräuchen aller Völker, in Sardinien ſtreut die Schwiegermutter

Weizen, in Savoyen Gerſte auf das Haupt der Braut, dann wird ein Kuchen herbeigeholt, aus deſſen Mitte ein Lorbeerzweig ſich erhebt (Morgbl. 1818, Nr. 14, vgl. Ausl. 1830, Nr. 118), bei den heidniſchen Preußen ſtreute man mehrere Samenarten auf den Kopf der Braut (Schrader, Myth. S. 176). Was die Gerſte bedeuten ſoll, iſt unſchwer zu errathen. Schon die Bibel (Hoſ. 3, 2) und die klaſſiſchen Schriftſteller (Aristoph. Pac. 962) ſpielen auf deren erotiſchen Sinn an, denn der Prophet gibt der Ehebrecherin Gerſte als Buhlerlohn, und beim Eiferopfer für die Frau, deren Tugend der Gatte in Zweifel zog, durfte die bei allen andern Opferweiſen ausgeſchloſſene Gerſte nicht fehlen (4. Moſ. 5, 15). Den Griechen bedeutete Ein Wort (κριθη) Gerſte und — Zeugeglied, und der Chaldäer hatte gleichfalls nur Ein Wort ([illegible]) für Weizen und — Buhlin. Der „befruchtende" Apollo γενητωρ hieß davon: Cynthius (Κυνθιος), und die Kuchengöttin Artemis κωκωκα auch Cynthia, und Berecynthia in Phrygien, wo bei Eintritt des Frühlings ihr Bildniß auf einem von Ackerſtieren gezogenen Wagen über die Felder geführt wurde.

Die Vermählung römiſcher Brautpaare zwiſchen zwei Mehlhaufen (confarreatio), und die Umſchreibung: „auf einem Weibe mahlen" (molere mulierem) für concumbere, ferner der bei den Hellenen üblich geweſene Brauch, daß die Braut, bevor ſie ins Brautgemach trat, ein irdenes Gefäß tragen mußte, worin man Gerſte röſtete, wobei eine Sclavin ihr ein Sieb darreichte; auch der Umſtand, daß an der Thüre, an welcher ſie vorbeiging, ein Mörſer*) hing, worin Getreide zerſtampft wurde, — alles dieß gibt die hochzeitliche Beſtimmung der Getreidekörner genügend zu erkennen.

---

*) Der ehebrecheriſche Thyeſtes bedeutet ſeinem Namen zufolge eine Mörſerkeule, ebenſo Asnath, die Gemahlin des „fruchtbaren" Getreidehändlers Joſeph.

Bei den Römern gab man den Neuvermählten Nüſſe (Catull. 60, 131), dieſe waren nur ein anderes Sinnbild für dieſelbe Idee, aber auch unter den Deutſchen gekannt, denn im deutſchen Volksglauben bedeutet „in die Haſeln gehen“ ſ. v. a. „liebeln“, und das weſtphäliſche Sprüchwort lautet: das Jahr, in welchem viele Nüſſe wachſen, bringe auch viele Kinder der Liebe. Eine ſchleſiſche Volksſage läßt im Haſelwäldchen bei Sula eine geſpenſtiſche Jägerin umgeben, zur Strafe, weil ſie wegen unbefriedigter Luſt ſich und den Geliebten getödtet hatte (Gödſche, ſchleſ. Sagenſch. S. 103). In Geſtalt einer Nuß war Idhuna, die Göttin der Jugend, aus der Gewalt der Froſtrieſen im Frühlinge den Göttern zurückgebracht worden, denn die Nuß iſt der Kern, aus dem die erſtorbene Pflanze wieder aufgrünt.

Idhuna beſaß auch die verjüngenden Aepfel. Dieſe Frucht war vorzugsweiſe eine erotiſche*), daher ſie in den hochzeitlichen Gebräuchen nur ſelten vermißt wird. Wenn im alten Athen das Brautpaar das Schlafgemach betreten hatte, mußte es eine Quitte eſſen (Plut. Qu. Rom 65). Bei den Slawoniern in Ungarn wird nach dem Ringwechſeln der Braut ein Apfel (Jabuka) überreicht, von welchem das Brautgeſchenk ſelber den Namen erhielt (Ausl. 1846, Nr. 174). Dachte man ſich etwa den Apfel als einen Zauber, der unwiderſteblich zur Liebe reizt? Dieß wäre aus deutſchen Volksvorſtellungen zu ſchließen, die ſelbſt Geiſter dieſe erotiſche Macht des Apfels anerkennen laſſen; denn ein altes Weib ſchenkte auf ihrem Sterbebett einem Mädchen einen Apfel, und ſeitdem ging ihr ein Kobold nach (Sommer, thüring. Sag. S. 171). Ein Nix warf einen Apfel auf den Schooß eines Weibes, das bei ihm im See gewohnt hatte, damit ſie zu ihm zurückkehre (Hoffmann, ſchleſ. Volksl. S. 4). Man wird dabei unwillkürlich an jenen verhängnißvollen Granatapfel erinnert, deſſen Genuß Proſerpinen an Pluto feſſelte. Daher mußten die in die Myſterien der jungfräulichen Göttin zu Eleuſis Eingeweihten, um vor unkeuſchen Trieben geſchützt zu ſeyn, ſich des Granatapfels enthalten (Porphyr. de abstin. IV, 16). Im altfranzöſiſchen Roman Hûon von Bordeaux bringt dieſer Held von den Apfelbäumen, welche neben der „Quelle der Jugend“ (Jungbrunnen) wachſen, und welche ihren Namen von der aus dem Tode erwecken-

---

*) Ich erinnere an die Aepfel im Heſperidengarten, an jene, welche Venus dem Paris und dem Hippomenes austheilte, Erſterm dadurch zur ſchönen Helena, dem Andern zu ſeiner Geliebten Atalante verhelfend. Dann wird auch der Scherz der Galatea (Virg. Ecl. 3. 65.) verſtändlich, ſo wie auch, warum in einem von Philoſtrat beſchriebenen Bilde der Eroten Liebesgötter mit Aepfelpflücken beſchäftigt ſind; warum Lea den Beiſchlaf ihres Gatten durch Liebesäpfel (μῆλα Μανδραγορου) erkaufte, deren Geruch ſchon zur Liebe aufmuntert (Hohel. 7, 14.); warum Liebeserklärungen bei den Hellenen auf Aepfel geſchrieben wurden (Böttigers Amalthea III. S. 343.); warum Adonis, „der Geliebte der Venus“, auf Erden nichts Schöneres als Aepfel gefunden haben wollte, warum ſein auf Tod und Wiedergeburt anſpielendes Feſt den Apfel als Feſträthſel aufzugeben pflegte; warum man

---

dem Hercules Melon (d. i. dem Apfel-Herakles) in Ermanglung eines Bockes auch einen Apfel opfern konnte. Als hochzeitliches Symbol kommt bei den Alten der Apfel öfter vor. Der neuvermählten Here hatte die Erde goldene Aepfel zum Hochzeitgeſchenk gebracht. (Scholl. Apollon. IV, 396.) Auf einem Relief, welches die Hochzeit des Jaſon und der Creuſa vorſtellt (Bartoli Admirand. Nr. 53.) hält die Braut einen Apfel in der Hand.

den Eigenſchaft ihres Waſſers erhielt, drei Aepfel mit, und verrichtete mit ihnen Wunder (Schmidt, Anm. zu Straparola's Nächten S. 279). In welchem Sinne aber konnte der Apfel als Bild der Verjüngung dienen, wenn nicht als — Liebesapfel?

Was jedoch ſoll das Ausſtreuen von Mandeln bedeuten, wie wir es S. 182 auf einer böhmiſchen Hochzeit ſahen? Darauf gibt jene griechiſche Mythe Beſcheid, welcher zufolge Nana, als ſie eine Mandel in ihren Buſen geſteckt hatte, ſchwanger geworden war (Paus. VII, 17. Arnob. contragent. V, 17). Auch die Inder kannten dieſe Symbolik (R. Müller, Gl. u. Kunſt d. Hindu S. 309).

Der oben erwähnte, aus dem Hochzeitkuchen hervorragende Lorbeer iſt als Lieblingspflanze des Todtenerweckers Aesculap, der ihn auf manchen Bildwerken in der Hand hält, ein Antidotum gegen den Tod, folglich ein paſſendes Hochzeitſymbol, da der Zweck der Ehe bekanntlich iſt: die Verwüſtungen des Todes wieder gut zu machen. Die heidniſche Vorſtellung von der Dämonen verſcheuchenden Kraft des Lorbeers *) herrſcht auch im Chriſtenthum, daher in Rom das gemeine Volk anſtatt der geweihten Palmzweige am Palmſonntag Lorbeerzweige erhält, um das Jahr über vor den böſen Geiſtern behütet zu ſeyn.

Bei den Bauern in Podolien ſchmückt man den Hochzeitkuchen mit Fichtenzweigen; da aber die Fichte in Wolhynien nicht wächſt, ſo bringen die aus Lithauen zurückkehrenden Dienſtleute zum Geſchenke Fichtenzweige mit nach Hauſe. Auch in andern Gegenden Polens ziert

---

*) Paſſeratus belehrt: Laurus amica bonis geniis, longeque repellit nube cava tectos lemures.

man den Kuchen, den einer der Bauern unter Muſikbegleitung ins Hochzeithaus trägt, mit einem Fichtenzweige (Kraßewsky, Erinner. an Wolhynien). Was nun die Fichte bedeuten ſollte, ließe ſich aus dem Fichtenzapfen der Stadt Augsburg errathen, deren Schutzpatronin die ci-devant Hure, ſpätere Heilige Afra iſt. Darum alſo war die Fichte der Göttermutter ſo lieb (Ovid. Met. 10, 103), darum trug die römiſche Braut eine Fackel von Fichtenholz, weil der Fichtenzapfen die zeugende Naturkraft anzeigt (N. Müller, Glaube u. Kunſt d. Hindu S. 301, vgl. Creuzer Symb. II, S. 108 d. 2. Ausg.).

Die Myrte heißt vorzugsweiſe die „bräutliche“ Pflanze, aus ihr wird der Brautkranz geflochten, weil ſie der Liebesgöttin (Venus *Murtia*) heilig war (Georgic. 1, 28. Petron. Sat. c. 131. Plin. 12, 2); welchem Umſtand hatte ſie dieſe Auszeichnung zu danken? Ihrer Heilkraft gegen weibliche Krankheiten, ſie ſoll nämlich den Zeugungstrieb erwecken; die Beziehung der Myrte auf Keuſchheit iſt eine falſche Ausdeutung ſpäterer Zeit, weil Bräute mit dem Myrtenkranz geſchmückt ſind. Eben weil die Myrte ſich nicht auf Keuſchheit bezieht, war ſie der keuſchen jungfräulichen Diana verhaßt (Callim. hymn. in Artemin 200). Bei dem unkeuſchen Feſte der Myrrha, die in Blutſchande mit ihrem eigenen Vater den Adonis gezeugt hatte, erſchienen verheirathete Frauen mit Myrtenkränzen. In Paphos, wo die Liebesgöttin ein unzüchtiger Cultus feierte, hatte ſie heilige Myrtenhaine, und die nach ihrem Namen benannte Stadt Aphrodiſias war an einer Stelle erbaut worden, wo ein Haſe — jenes durch ſeine Geilheit ſich auszeichnende Thier — in einen Myrtenbuſch geſchlüpft war

(Paus. III, 22, 9), und Venusſtatuen wurden aus Myrtenholz geſchnitzt. Nachdem ich das alte Vorurtheil von der jungfräulichen Bezeichnung der Myrte hier als ſolches nachgewieſen zu haben glaube, darf ich ebenſowenig verſchweigen, daß der Kranz als ſolcher ein Siegeszeichen der bisher bewahrten Keuſchheit der Braut ſeyn ſoll. Schon Hildebrand (de nupt. vet. Christ.) machte darauf aufmerkſam, daß die Sponsorum serta anzeigen ſollen: novellos conjuges corpus animumque a cupiditatibus hactenus illibatum gessisse, daher auch die Krönung nur bei der erſten Verheirathung und völliger Integrität bei den Chriſten der erſten Jahrhunderte Statt fand; daher auch in der griechiſchen Kirche der Bräutigam, und zwar unter der Trauung vom Geiſtlichen bekränzt wird, wovon dieſe Handlung στεφανωμα heißt. Die Griechen nehmen zu dieſer Krönungsceremonie immerblühende Zweige, am liebſten Rosmarin (welcher die Erinnerung ſtärken ſoll, damit beide Gatten ihrer Verſprechungen ewiger Treue ſtets eingedenk ſeyn ſollen), Epheu (als Schlingpflanze ein Sinnbild der ehelichen Einigung) und Immortellen (Symbol der unwandelbaren Geſinnung).

Der Hahn, welcher gebraten den Hochzeitgäſten vorgeſetzt, oder wie bei den ungariſchen Slawen (vgl. S. 179. 188.) geköpft wird, mag wohl früher den Gottheiten, die der Ehe und Fruchtbarkeit vorſtehen, im Namen des Bräutigams geopfert worden ſeyn; an den meiſten Orten vertritt die Henne des Hahnes Stelle, und kann ſie nur auf die Braut bezogen werden, was ſchon daraus erhellt, daß bei einigen ſlawiſchen Stämmen die Mutter der Braut, während dieſe in der Kirche iſt, eine Henne in den Hof des Bräutigams fliegen läßt. Bei den Kroaten im untern Krain müſſen die Neuvermählten ſogleich nach der Trauung einen Eierkuchen aufzehren, was nach dem Vorhergehenden keines Commentars bedarf.

Das Zerſchlagen der Gläſer unter dem Hochzeitmahl (ſ. S. 167) darf nicht als Wirkung der durch den Branntwein erregten Trunkenheit gedeutet werden; es ſcheint dieſe Sitte mit der jüdiſchen verwandt, wo das unter der Trauung von dem Brautpaar geleerte Glas Wein — zertreten wird. Dort hat dieſe Ceremonie ihren vollen Sinn, denn bei den Rabbinen heißt das Weib ein „Gefäß". Mit einem Becher, dem ein Getränk mangelt, hat ſchon der Dichter des Hoheliedes ſeine Geliebte verglichen. Das Zerſtören des Glaſes, nachdem der Bräutigam daraus getrunken, ſoll alſo darauf hinzielen, daß kein Fremder von dieſem Becher Gebrauch machen ſoll. Da nun auch in der griechiſchen Kirche unter der Trauung das Brautpaar ein Glas Wein erhält, da auch hier der den Trauact verrichtende Geiſtliche dabei den Pſalmvers (128, 3): „Dein Weib iſt gleich einem fruchttragenden Weinſtock" recitirt, ſo ſcheint die gedachte Ceremonie aus dem Judenthum in die orientaliſche Kirche herübergenommen worden zu ſeyn, von wo ſie durch die Ruſſen auch den weſtſlawiſchen Völkern zugebracht worden ſeyn mochte.

Der auch bei der jüdiſchen Trauhandlung ſeine Rolle ſpielende Brautring, den der Rabbi nach Ableſung des Ehecontracts vom Finger des Bräutigams abzieht und an den der Braut ſteckt, wird vom Kirchenlehrer Iſidor (de eccles. offic. II, c. 19) als Symbol der „Herzenseinigung der Eheleute" (hoc pignore corda jungantur) erklärt. Daß der „Verlobungsring" (annulus pronubus) bei den alten Römern von Eiſen war, bezeugt zur Genüge, daß man nicht damit ein Geſchenk beabſichtigte, ſondern daß dieſe Gabe eine myſtiſche Bedeutung hatte. Das Eiſen ſollte die Dauerhaftigkeit der Ehe verſinnlichen, wie der Ring ſelbſt durch ſeine einſchließende Form die Unauflöslichkeit des Ehebandes. Außerdem hatte er noch die S. 163 angegebene, von der Geſtalt des weiblichen Gliedes entlehnte, Bedeutung, welche die Fabel vom Gygesring aufklärt, ſowie warum auch eine Buhlerin — die gewiß kein ewiges Band beabſichtigt — bei Terenz (Hecyra V, sc. 3) von Pamphil, und in der Bibel (1. Moſ. 38, 18) vom Patriarchen Juda den Ring fordern durfte, hier ſogar nebſt dem Stabe deſſelben; dieſen wird aber Niemand für etwas anderes halten, als für den Stab oder Scepter, den derſelbe Patriarch „zwiſchen den Füßen" hat (1. Moſ. 49, 10.). Dieſer Stab paßt allein in den Ring, den Jene nicht erſt bedurften, weil ſie ihn ſchon beſaßen; folglich beabſichtigten ſie nur ein ſymboliſches Zeichen, daß der Liebhaber mit ihnen eine, wenn auch nur momentane, Verbindung eingegangen war.

Oben S. 178 ff. iſt die Wichtigkeit des Rockens und des Spinnrades bei den Hochzeitgebräuchen der ſlawiſchen und deutſchen Stämme hervorgehoben worden. Es findet ſich dieſer Brauch aber auch bei den romaniſchen Völkerſchaften. In der Vendée trägt der Brautführer, wenn ſich der Zug in die Kirche begibt, den Hochzeitkuchen, der vom Geiſtlichen geweiht wird. Unmittelbar auf ihn folgt aber die Brautjungfer, einen mit Bändern und Früchten verzierten Weißdorn und Kunkel und Spindel tragend. Eine moderne Auslegung iſt gleich bereit, aus dem Dorn und den Früchten die Leiden und Freuden der Ehe, aus dem Spinnrocken die weiblichen Arbeiten herauszudeuten, was auch der Schilderer dieſer Ceremonie in der Zeitſchrift „Ausland“ 1846 Nr. 246 zu thun nicht ermangelte. Warum überging er aber die Deutung des Kuchens? Weil ſein keuſcher Sinn, hier das Rechte rathend, die Sache lieber verſchweigen wollte. Da aber Kuchen, Dorn und Spindel hier beiſammen erſcheinen, ſo müſſen ſie auch verwandte Sinnbilder ſeyn. Dornröschen war in dem bezauberten Walde für Niemand ſichtbar, als für ihren Liebhaber. Es leidet keinen Zweifel, daß Dorn, Rocken, Schwert (ſ. Kloſter IX. S. 319.) und Speer Einen Sinn beherbergen. Aus welchem andern Grunde hieß die Ehenſtifterin Juno: **Curitis** (Speergöttin)? Was ſollte die **hasta recurva** (**Ov. Fast. 2, 560**) bedeuten? Die Philologen von Profeſſion antworten freilich hierauf: Mit dieſer Lanzenſpitze (αἰχμῇ δορατος, **Plut. Qu. Rom. c. 87**) zertheilte man der Braut das Haar. Dieß erzeugt aber nur eine neue Frage: Was wollte dieſe Ceremonie? Da dieſe **coelibaris hasta** auch in der rechten Hand der Venus angetroffen wird (**Descript. des pierres gravées p. 117 Nr. 558**), während ihre Linke den (Liebes-)Apfel hält, ſo muß hier Ovids „*virilis* **hasta**“ gemeint ſeyn, nämlich die Lanze des Romulus, welche, in die Erde geſteckt, zu blühen anfing und zwölf neue Stäbe hervorkeimte (**Varro L. L. IV, 8**), eine Lanze, ähnlich der des Pelops in Piſa (**Ov. Amor. III**, *eleg.* 2, 15) und des Pinehas, die, wenn ſie die Schamhöhle der Buhlin berührt (4. Moſ. 25, 8.), ſogleich die — Seuche ſtillt, d. h. die Wirkung dieſer Lanzen war von der Art, daß ſie für die Dahingeſtorbenen Erſatz ſchufen. Darum konnte bei den Leichen der vornehmen Römer der umgekehrte (d. h. außer Wirkſamkeit geſetzte) Spieß (wie ſonſt die auf das Verlöſchen der Lebensflamme ſich beziehende umgeſtürzte Fackel) den Tod anzeigen, der in dieſer Geſtalt ſchon den Hellenen ein Zeichen der Trauer war. Aber auch bei den alten Germanen bedeutete der Spieß den Mann, wie die Spindel das Weib, daher die Redensart: *Hereditas ad fusum a lancea transeunt* (Grimm, deutſch. Rechtsalterth. S. 163). Wäre die Spindel nur eine Anſpielung auf den Beruf der Hausfrau, ſo würde ſie blos das Attribut der webekundigen Pallas ſeyn, allein man findet ſie auch in der Hand der ſyriſchen Venus (Ekh. N. V. p. 371); und die Geburtsgöttin Ilithyia heißt ja auch die „treffliche Spinnerin“ (εὔλινος, Paus. VIII, 21), obſchon ſie ſich nie mit Spinnen beſchäftigte. Das Solothurner Recht geſtattete dem Mann einer Ehebrecherin, wenn dieſe ihm auch noch ſo viel zugebracht hatte, ihr bei der Ausweiſung aus ſeinem Hauſe nur die Kunkel mitzugeben (Grimm, Rechtsalt. S. 171). Aus welchem andern Grunde geſchah dieß, wenn nicht deßhalb, weil die Kunkel das Weib ſelbſt vorſtellte? Das Rufen des Thalaſſius, des vermeintlichen Ehepatrons der alten Römer, findet in der Ableitung dieſes Namens vom Wollſpinnen (ταλασια) ſeine Deutung. Darum folgten bei der Heimholung der römiſchen Braut ihre Mägde mit dem angeputzten Rocken und der Spindel (Plin. VIII, 74), eine Ceremonie, welche, wie oben gezeigt worden iſt, ſich jetzt noch bei vielen Völkern wiederfindet.

Noch iſt der bei einigen Slawen übliche Brauch, den Hochzeitgäſten Hirſe auszutheilen (S. 187), hier nachträglich zu erklären. Oben habe ich bemerkt, daß unfruchtbare Frauen der Mondgöttin Kuchen opferten, um Eheſegen zu erzielen, aus keiner andern Abſicht, als weil man dem Mondlicht Einfluß auf die Erleichterung der Geburten zuſchrieb, darum hieß die keuſche Diana dennoch die „Hebamme“, und hatte deren Geſchäft bei ihrer Mutter Latona verwaltet, darum wurde der Beiſtand der Mondgöttin von den Kreißenden angerufen. Die Eigenſchaft des Mondlichts beſteht darin, daß es Feuchte bewirkt, dieſe vornehmſte Bedingung der Fruchtbarkeit; der Thau iſt ein Produkt des Mondlichts, des Thautropfens Geſtalt hat der Hirſe, darum hieß die Liebesgöttin: Hirſegöttin (*Ἀφροδίτη κεγχρις* Engels Kypros II. S. 126). Es iſt demnach klar, warum beim Hochzeitmahl der Hirſe nicht fehlen darf. Daß aber gleichzeitig die den Brautleuten zugedachten Geldgeſchenke aus den Beuteln rücken, hat ſeinen Urſprung in der mißverſtandenen Meinung: wer am Faſtnachtstag Hirſe ißt, demjenigen quillt das Geld; folglich wird auch hier der Hirſe den Brautleuten durch ſein Erſcheinen ein Prognoſticon ihres künftigen Wohlſtandes ſeyn. Daß man am Faſtnachtstage Hirſe eſſen ſoll, beabſichtigten unſere Voreltern als ein gutes Vorzeichen eines fruchtbaren Jahres. Denn die Faſtenzeit (engl. *Lent*) fällt in den Lenz. Eine reiche Ernte bringt dem Landmann Geld, dieß iſt gewiß. Aber die Deutung gerieth auf Abwege. Indem man bei dem Hirſe immer noch an den ihm ähnlich geſtalteten Thautropfen dachte, den man als Produkt des Mondlichts erkannte, verlor man ſich plötzlich von der Hauptſtraße in eine Sackgaſſe und argumentirte, wie folgt: „Das Geld, das eben aus der Münze kommt, leuchtet wie der Vollmond; auch iſt es noch voll, aber es nimmt ab, ſobald es aus der Münze kommt, und wenn es in den Schatzkaſten kommt, wird es ganz unſichtbar.“

Dieſes ſeltſame Raiſonnement kann man in der „geſtriegelten Rockenphiloſophie“ (Drittes Hundert Cap. 40) nebſt weitern Deductionen nachleſen, was für denjenigen nicht ohne Intereſſe iſt, welcher die rationaliſtiſche Hermeneutik des 17. Jahrhunderts aus eigener Anſchauung kennen zu lernen wünſcht.

Abergläubiſche Meinungen und Sprüche, welche ſich auf Brautleute beziehen.

„Wenn ein Paar getraut werden ſoll, ſo ſtirbt jene Perſon zuerſt, deren Hand bei der Vereinigung der Hände am kälteſten war,“ daſſelbe gilt von derjenigen Perſon, die in der Brautnacht zuerſt einſchläft, oder deren Trauring verloren geht. Ferner: Iſt, wenn das Brautpaar in die Kirche zur Trauung geleitet wird, das männliche Gefolge zahlreicher, als das weibliche, ſo behält der Mann die Herrſchaft über das Weib, im entgegengeſetzten Fall aber wird die Frau Herr im Hauſe ſeyn. Will ſie die Superiorität erzielen, ſoll ſie ſich zu Hauſe noch etwas zu thun machen, und den Bräutigam vor ihr in die Kirche gehen laſſen. Auch kann ſich die Braut ihre Herrſchaft über den Mann ſichern, wenn ſie nach der Trauung ihren Gürtel in die Thürſchwelle des Hochzeithauſes legen läßt, daß der Bräutigam darüber hinſchreiten muß. Man ſoll der Braut, wenn ſie zur Trauung geht, die Schlüſſel nachwerfen, damit ſie haushälteriſch werde.

Dieſe Regeln trotzen jedem Auslegungsverſuche; hingegen läßt ſich bei folgenden mindeſtens eine ſchüchterne Muthmaßung wagen, z. B.: Wenn eine Braut in die Wohnung ihres künftigen Gatten einzieht, ſoll ſie, ehe ſie ins Haus tritt, eine ſchwarze Henne zum Fenſter hineinſchieben, damit das ihr bevorſtehende Unglück das

Thier treffe. Dies ſcheint ein Ueberreſt heidniſcher Hochzeitopfer zu ſeyn, mit denen man die böſen Gottheiten abfinden wollte. Ferner: Eheleute ſollen nicht von Einem Haushahn eſſen, weil ſie ſonſt einander feindlich würden. Bezieht ſich dieß auf die Streitluſt der Kampfhähne? Auf Liebeszauber von der Art des Neſtelknüpfens bezieht ſich unſtreitig folgende Regel: Wenn ein Paar getraut werden ſoll, ſo muß der Bräutigam, bevor er in die Kirche geht, das Bierfaß anzapfen und den Zapfen zu ſich ſtecken, ſonſt können neidiſche Leute ihm einen Poſſen ſpielen, daß er der Braut die eheliche Pflicht nicht leiſten kann. Ferner: Die Hochzeitgäſte ſollen der Braut, wenn ſie von der Trauung zurückkehrt, Kuchenſtücke auf den Bauch werfen, damit ſie fruchtbar werde. Endlich: Die Braut ſoll von der Brautſuppe eſſen, damit es ihr beim Kinderſtillen nicht an Milch in der Bruſt fehle.

Alle dieſe Hausregeln gibt die „geſtriegelte Rocken-philoſophie", verbrämt mit noch unſinnigern Deutungsverſuchen.

VIII. Leichenbeſtattungen.

Die Beerdigung iſt vielleicht die jüngſte Form der Leichenbeſtattung, denn die Aegypter mumiſirten bekanntlich ihre Leichen, aus Gründen, welche angeblich der Glaube an die Seelenwanderung erzeugte, die man durch Aufbewahrung des Körpers zu verhüten wähnte, weil man hoffte, die Seele verlaſſe ihr Haus nur, wenn es zerfalle. Dieſer Irrthum iſt zuerſt von Servius *) verbreitet worden, der nicht zu wiſſen ſchien, daß kaum

---

*) Ad Aen. 3, 68: Aegyptii condita diutius reservant cadavera, ut anima multo tempore perduret, et nec cito ad alios transeat.

ein Drittheil der Nation einbalſamirt wurde *). Auch polizeiliche Gründe konnten nicht dazu beſtimmen, denn unzählige in den Nil geworfene Leichen — die Eingeweide jeder Leiche ohne Ausnahme, wie man aus Porphyrius (de abstin. IV, 10) weiß — verpeſteten ohnehin die Luft; nebſtdem iſt das Mumiſiren keine Erfindung der Aegypter, denn Carey ſah einen Birmanenprieſter ganz auf ägyptiſche Weiſe balſamiren (Asiat. Res. XII. p. 187). In Tibet werden die Prieſter (Lama's) und Reichen ebenfalls balſamirt (Turners Reiſ. S. 230). Von den Indern ſagt Lucian (de luctu c. 21), daß ſie eine Glaſur über ihre Todten gießen, und Herodot (I, 140), daß die Babylonier ihre Leichen mit Wachs überzogen. Endlich beſtätigt Diodor (XIX, 99), daß Aegypten von jeher das balſamiſche Bergwachs, behufs des Mumiſirens, von außenher bezog, wahrſcheinlich aus Perſien, wo dieſes Bergwachs den Namen Mum führt, was gewiß die Wurzel des deutſchen: Mumme, vermummen, ſ. v. a. einhüllen, überziehen ꝛc. iſt. Alſo nicht nur die Erfindung, auch die Benennung des Einbalſamirens iſt ausländiſch.

Das Mumiſiren hätte die Wanderung der Seele in andere Körper nicht verhütet, bloß länger hinausgeſchoben; hingegen glaubten die Inder, von denen die Seelenwanderungslehre zu allen andern Völkern ausging, daß die Feuertaufe, d. h. der angezündete Holzſtoß, der den todten Körper ſchnell vernichtet, das ſicherſte Vorbeugungsmittel gegen das Wandern der Seele in andere Körper ſey (vrgl. S. 71). Sogar die Sprache hatte für Verbrennen (ſkr. ag, αζω,

---

*) Münter Relig. der Carth. S. 141. der zweiten Ausgabe.

lat. asso, Heizen) und Reinigen, Läutern, Heiligen (vgl. ἁγνοω, wovon ἅγιος, purificare, welches von πῦρ, Feuer, abſtammt) Ein Wort. Die Mythe von dem eleuſiniſchen König Celeus (d. i. der Verbrenner, denn Κηλεὺς — wie Welker richtig für Κελεὺς ſchreibt — muß aus dem ſkr. kal: verbrennen, abgeleitet werden, womit das lat. caleo, calesco, verwandt iſt), deſſen Sohn Demophoon Ceres aus Dankbarkeit wegen ihrer gaſtlichen Aufnahme unſterblich zu machen beabſichtigte, und dieß durch eine Feuertaufe bewerkſtelligen wollte, aber durch die plötzlich hinzutretende Mutter des Kindes an dem Zauber verhindert wurde und das Kind deshalb verbrennen mußte; — dieſe Mythe, welche zu den eleuſiniſchen Myſterien in Beziehung ſteht, in welchen der Eingeweihte figürlich die Feuertaufe erhielt, ſie lehrt deutlich, ſo wie der von dem Katafalk der römiſchen Kaiſer aus dem Scheiterhaufen ſich erhebende Adler, der ja auch des Phönix Namen trug, daß der Feuertod unmittelbar die Seele zu den Göttern aufſteigen laſſe; wie ja auch der Mythus von des Hercules Selbſtverbrennung lehrt, der nach ſeinem Tode ſich verjüngte, weil er die Göttin der Jugend (Hebe) zur Gemahlin erhielt. Auf die Vorſtellung von der Läuterung der Seele durch das Verbrennen des Körpers ſpielt Euripides (Orest. 50) mit den Worten πυρὶ καθίγνισται δέμας an. Und die Allgemeinheit des Leichenverbrennens bei den Griechen kann man aus dem Worte ταφος (Grab) abmerken, weil θάπτω urſprünglich nicht begraben, ſondern: verbrennen (ſkr. tap, lat. tepeo) hieß, davon τεφρα Aſche.

Auch die ſlawiſchen Völker beſitzen dieſes Wort tap für die Bezeichnung des Heizens und Brennens, denn alle in ſlawiſchen Ländern vorkommenden Städtenamen Tepl, Teplitz ꝛc. gehören ſolchen Ortſchaften, die ſich durch warme Quellen auszeichnen. Die indiſche Sitte, daß Wittwen den Scheiterhaufen des Gatten beſteigen, um ſich mit ihm verbrennen zu laſſen, in der Hoffnung, mit dem Geliebten jenſeits wieder zu einem ſeligen Leben vereinigt und vor der Seelenwanderung behütet zu werden, — dieſe Sitte findet ſich auch bei den alten Slawen vor. Wir kennen darüber zwei wichtige Belege, der erſte in Dietmars Chronik VIII, p. 248 der Wagnerſchen Ausgabe, der zweite in des Bonifazius 19. Epiſtel, woraus ſich ergibt, daß die wendiſchen Völker, die im Nordoſten Germaniens wohnten, ihre Todten verbrannten, und daß ſie ſo treu in der ehelichen Verbindung lebten, daß ſich das Weib nach dem Tode des Mannes umbrächte, damit beide Leichname zugleich verbrannt würden*). An einer andern Stelle (Albericus, tr. font. in Chron. P. L. p. 89 ed. Hanau 1698) lautet es, daß das Weib ſich auf den Scheiterhaufen ihres verſtorbenen Gatten ſtürzte und ſich mit ihm verbrennen ließ.

Daß die Slawen überhaupt ihre Todten verbrannten, dafür ſtimmen folgende Zeugniſſe:

1) In allen ſlawiſchen Ländern findet man Ortſchaften, deren Namen ſie als urſprüngliche Verbrennungsſtätten kund gibt, z. B. Horzin, Horziz und Horzeliz in Böhmen. Das Wurzelwort iſt horzetj, brennen. Im Horziner Schloſſe werden mehrere der in dieſer Gegend aufgefundenen Todtenurnen aufbewahrt, in welchen ſich noch Spuren der darin auf-

---

*) Laudabilis mulier inter illas (mulieres Winedorum) esse judicatur, quae propria manu sibi mortem intulit, ut in una strue pariter ardeat cum viro suo.

bewahrten Aſche finden *). Bei Prag heißt ein Dorf Popolka, d. i. Aſchenſtätte, die Aſche ſelber: Popel, der Prieſter, welcher das Verbrennen der Leichen beſorgte: Pope. Die Aſche ſammelte man und that ſie in die Urnen, die an einem gemeinſchaftlichen Ort in die Erde verſenkt wurden. Dieſer Ort hieß Mogila (Grabhügel), daher der Name der Stadt Mügeln im Meißniſchen, Mückern, Dorf an der Straße nach Zeiz (wo die ſlawiſche Naturgöttin Ziza verehrt wurde), Möckern, Dorf bei Leipzig, Mohilew, Stadt in Polen, der (als Geſpenſterort verrufene) Müggelſee bei Köpnik, (vgl. Kloſter IX. S. 395 Anm.) in der ehemals von Wenden bewohnten Altmark, Muggendorf in Franken **) u. a. m.

---

*) Jätenſtein „Böhm. Opferplätze“ S. 192.

**) Erſt Biſchof Otto, der Apoſtel der Pommern, bekehrte die nach Karls des Großen Tode wieder abgefallenen Wenden im Bamberger Gebiete vollſtändig zum Chriſtenthum. Dennoch ſetzten die Muggendorfer ihre Gebräuche noch lange Zeit fort. Weil es aber mit Gefahr verbunden war, ſie öffentlich zu üben, ſo wählten ſie dazu Felſenſchluchten, wie die Gailenreuther Höhle bezeugt, wo man in neuerer Zeit Urnentrümmer, Kohlenhaufen, Opfertiſche, und ein Götterbild entdeckte, welches man 1780 nach Baireuth brachte. Zu dieſem ſtarken Beweiſe kommt noch, daß die meiſten Ortsnamen im Baireuther und Bamberger Oberlande ſlawiſcher und wendiſcher Abkunft ſind. Beiſpielsweiſe erwähne ich nur ſolche, welche mit wend oder wind anfangen oder ſchließen, wie Förtſchwind, Poppenwind, Mechelwind, Windeck, Windiſchletten, Windiſchgailenreuth, Windsberg u. a. m, auch einige, die ſlawiſchen Urſprungs ſind, und die Beſchaffenheit der Gegend bezeichnen, als: Döhlau, Dößwiz (v. Dolina, Thal), Kemnat, Kemlas (v. kamen, Steinhaus, Steinhaide), Kulmbach, Kulmberg (v. chlum, Berg). Und gerade in der Nahe der entdeckten Grabhügel finden ſich ſolche Namen. Die Bewohner des Baireuther und Bamberger Landes haben viel Eigenes in ihren Gebräuchen und Trachten, in welchen ſie ſich den wendiſchen Stämmen in Sachſen und Böhmen nähern. Man muß nämlich wiſſen, daß Karl der Große im Jahr 796 viele Wenden aus Sachſen nach Franken verſetzte, woraus die Main- und Rednitz-Wenden entſtanden, nebſt andern Colonien dieſer Stämme in Unterfranken. Allmahlig ging der Name des Landes

2) Das Wörtchen zel bedeutet: glimmen, bizen, aber zeletj auch trauern um den Todten, die Aſchenurnen: zelim.

3) In der Lauſitz findet man nie Gräber, ſondern Urnen mit Aſche, Knochen und eiſernen, oft kupfernen Geräthſchaften angefüllt, aber nie Skelette. Die Einwendung, die Czechen hätten ihre Todten in Felder und Wieſen begraben, die vorgefundenen Urnen wären keine Aſchen- oder Thränenkrüge, ſondern Gefäße, in welche man die Opferſpeiſe für die Todten legte, — dieſe Einwendung verliert ihre Kraft, ſobald man ſich erinnert, daß die Czechen nicht die Urbewohner Böhmens waren, ſondern keltiſche Bojer; alſo können Begräbniſſe, welche man ohne Aſche findet, ältern Nationen angehört haben. Duisburg ſagt in dem Chron. Pruss. III, 5. pag. 78., daß die heidniſchen Preußen, welche bekanntlich Wenden waren, behaupteten: was ſie der Erde anvertrauen, ſtünde zum künftigen Leben mit auf, daher verbrannten ſie Alles mit. Im Jahre 1249 gelobten die Preußen in einem Vergleich mit den deutſchen Rittern, ihre Todten nicht mehr zu verbrennen (Anton, Geſch. d. Sl. II, S. 90). Daß die Ruſſen ihre Todten verbrannten, bezeugt Neſtor, welcher ſagt, daß die Kriwitſchen und andere Stämme noch jetzt ihre Todten verbrennen. Damit iſt nicht

---

Slavia unter, und die Benennung Rednitzgau trat an deſſen Stelle, die im Jahr 889 zum Erſtenmal vorkommt. Der Diſtrict dieſes Gaues, der auch einen Theil der obern Pfalz einnahm, iſt als Hauptſammelplatz der Wenden in Franken zu betrachten. Seine Grenze war nördlich die heutige Grenze Baierns, öſtlich von Aſch bis Sulzbach und von da herab bis Hartmannshof, ſüdlich den Lauf der Pegnitz von Hartmannshof bis Nürnberg, das zur Hälfte dadurch geſchieden wird, weſtlich von Fürth nach Frauenaurach bis Kronach bewieſen, daß die übrigen Ruſſen es nicht auch gethan, ſondern nur, daß ſie als Chriſten zu Neſtors Zeit es nicht mehr thaten, wohl aber die andern Stämme, welche, wie alle Heiden, dabei blieben. Wo Slawen in Deutſchland wohnten, findet man Urnen, ſo in Meißen, Brandenburg, im Lüneburgiſchen, und vorzüglich da, wo ſie noch jetzt wohnen. Die meiſten gewöhnlichen Urnen in Feldern und Sandbergen, welche man bei Gardelegen, in den vormals ſogenannten wendiſchen Haiden (deserto slavico) findet, und worin gewöhnlich nur Aſche, Knochen, auch wohlriechendes Harz enthalten iſt, rühren gewiß aus der Zeit der Wenden von etwa 800 Jahren her. Denn es wäre ein ſeltſamer Zufall, wenn gerade die Oerter, z. B. Connewiz bei Leipzig, wo vordem die Sorbenwenden volkreich wohnten, ſo ergiebig an dieſen Aſchentöpfen ringsumher wären. So verhält ſich's auch mit dem urnenreichen, ſogenannten Molochsberg bei Salzwedel, welcher ſeinen Namen nur von den bereits zum Chriſtenthum bekehrten Sachſen erhalten konnte, welche die Wenden Molochsdiener ſchalten.

4) Was das Verbrennen der Todten bei den Wenden faſt ſiegreich erweiſt, iſt eine vom Prediger zu Kloſter Neuendorf, Paſtor Heinzelmann, beſeſſene Münze, welche ſich zu Römſtädt bei Madingen in einer flachen Urne mit mehrern Waffenzierrathen befunden. Ihre Umſchrift mit dem Namen Auropol iſt wendiſch und bedeutet: Fruchtfeld (v. Auroda, böhm. Fruchtbarkeit, und pol, Feld). Dieß kann nur auf den benachbarten Hitzacker ſich beziehen, welcher Ort ſpäter **Hiddonis ager** und Hitzger hieß. Zu Ende des 11ten Jahrhunderts ſcheint hier noch während der Unruhen der Sachſen mit Heinrich IV. und ihrer

Schwäche ein obotritiſch-wendiſcher Fürſt eine Zeitlang geherrſcht zu haben, der dieſe Münze ſchlagen ließ.

Was nun die zu Horzin in Böhmen aufgefundenen Skelette betrifft, die gegen das Verbrennen der Todten bei den Czechen zeugen ſollen, ſo hält ſie Anton (a. a. O. S. 91) für jünger als die Aſchengrube ſelbſt, und Dobrowsky (über die Begräbnißart der alten Slawen, in d. Abhdl. der böhm. Geſellſch. d. Wiſſenſch. 1786. S. 349) beſtätigt dieſe Anſicht noch mehr. Der Herzog Brzetislaw ſah ſich im Jahr 1039 genöthigt, zu verordnen, daß Niemand ſeine Leichen in Felder und Wälder begraben ſolle. Alſo geſchah dieſes häufig, und dieſes ſind die Skelette, die man noch findet. Denn da man es nicht mehr wagen durfte, die Todten zu verbrennen, ſo vergrub man ſie wenigſtens auf dem gemeinſchaftlichen Trauerplatz. Und ſo findet man Urnen, Aſche, Gerippe auf dem Zelim in Böhmen noch beiſammen. Auf dieſe Art behielt man im Stillen noch die alte Sitte bei, die man nun noch durch neue Gebote auszurotten verſuchte.

Uebrigens wäre es nicht unmöglich, daß neben dem Verbrennen der Todten auch Beiſpiele des Begrabens, etwa (wie bei den Hellenen) der ärmern Klaſſen, vorgekommen wären. Von den Römern bezeugt es Varro (L. L. IV, 5.). Die Grube, in welche man die Armen ohne Leichentuch und ohne Sarg einſcharrte, nennt er: Puticulas, quod putescebant ibi cadavera projecta. Auch bei den Hebräern wurden nur die Vornehmen verbrannt (1 Sam. 31, 12. Jer. 34, 5. Am. 6, 70). Erſt als das zoroaſterſche Dogma von der Auferſtehung des Leibes den in Babylon weilenden Juden bekannt geworden, und der daſelbſt lebende Prophet Ezechiel (37, 7.) in einer Viſion die Todtenknochen auf dem Felde ſich zuſammenfügen ſah, und der ebenfalls am Hofe zu Babylon unter den Magiern auftretende Daniel (12, 2), „die in der Erde Schlafenden wieder erwachen“ ließ. ſeit dieſem Zeitpunkt eiferte der Talmud gegen das Verbrennen, als heidniſchen Brauch. Darum eiferte auch der Kirchenvater Lactanz gegen das Verbrennen, welche Auszeichnung das ſpätere Mittelalter nur noch Zauberern und Ketzern vergönnte. Dennoch hörte der Gebrauch des Verbrennens bei den Chriſten erſt im 5ten Jahrhundert unter der Regierung des jüngern Theodoſius auf. Das letzte Beiſpiel in einem chriſtlichen Lande gab Heinrich Laurens, erſter Präſident des amerikaniſchen Congreſſes, der ſeinen Kindern teſtamentariſch die Verbrennung ſeiner Leiche zur Pflicht machte.

Dem Tacitus (Germ. c. 27) zufolge haben auch die alten Germanen ihre Todten verbrannt, nur mit dem Unterſchiede, daß bei Vornehmen der Leichenbrand nicht mit gemeinem Holz angeſchürt wurde (Corpora clarorum virorum *certis lignis* cremantur). Vielleicht nahm man das Holz der heilig verehrten Eiche dazu *)?

Im ſcandinaviſchen Norden läßt der Mythus von des Gottes Balders Todtenfeier auf die dort herrſchende Sitte des Verbrennens ſchließen (vgl. Kloſter IX. S. 328). Indeſſen begruben Dänen und Schweden auch die Leichname gefallener Helden in einem länglichen

---

*) Wenn Tacitus über das Verbrennen bei den Deutſchen nicht ausführlicher handelt, ſo iſt dieſe Kürze dadurch zu erklären, daß er das Verbrennen der Leichname als eine den Römern bekannte Sache annimmt, daher bemerkt er nur das Verbrennen der Angeſehenen mit beſonderem Holze. Uebrigens gedenkt es auch Procopius (in Gothic. lib. II.). Auch die Stelle im Capitulari bei Baluzius 1253 zeigt, daß es eine allgemeine Sitte geweſen.

Kreiſe von Steinen unter aufgehäuften Hügeln, daher ſie ihr geſchichtliches Zeitalter nach der Art ihrer Todtenbeſtattung: 1) in das Brenn-Zeitalter (Brende-Tit), ferner 2) in die Hügelzeit (Hoye-Old) und in das Chriſtenthums-Alter Christendomb Old) eintheilten, wo man die Todten bereits mit Särgen in die Gräber verſenkte und beerdigte*).

Nach Odins Vorſchrift ſollten die Leichname, vielleicht mit Beziehung auf den von der Edda ebenfalls geweiſſagten Weltbrand am Ende der Tage — denn der Menſch iſt eine Welt im Kleinen, der Mikrokosmus im Makrokosmus — verbrannt, aber die Krüge mit der Aſche und den Gebeinen in einem Grabhügel niedergeſetzt werden. In dieſen Grabhügel legte man dem Todten, die von ihm im Kriege (durch des Siegesgottes Odins Beiſtand) eroberten Schätze (nie die ererbten) bei, weil man glaubte, daß Odin nur die Begüterten aufnehme. Die Armen kamen zu Thor, die Laſterhaften in das dunkle Reich der Hela. Nicht nur Odin — als man ihn nicht mehr für den Göttervater, ſondern nur für einen ſterblichen König hielt — ſitzt im Hügel und wird einſt bei einer allgemeinen Landesnoth zur Befreiung ſeines Volkes erwachen, ſondern auch von ſeinem Sohne Thor denkt man dasſelbe (vgl. Kloſter IX. S. 312). Auch ſeines andern Sohnes, Balders, Hügel wird noch jetzt gezeigt, aber nicht bloß in Dänemark, ſondern auch in Schleswig (Kloſter IX. S. 329). Endlich berichtet die Sage auch von ſeinem dritten Sohne Njord, daß er vor ſeinem Tode ſich dem Odin zeichnen ließ (was Odin auch an ſich ſelber verrichtete, als er ſterben wollte), und ſeine Aſche ſoll in dem, im Uppländiſchen Norſunda-Kirchſpiel befindlichen Grabhügel, der jetzt Nors Hügel genannt iſt, beigeſetzt worden ſeyn (Afzelius Schw. Volksſ. I. S. 90). Im ſpätern Wikingszeitalter — ſo genannt von der Sitte der ihrem rauhen Gewerbe lebenden Krieger, im Sommer auf dem Meer umherzuſtreifen — kommt noch ein Fall vor, der an Balders Todtenfeier erinnert. Nämlich König Yngwe's Söhne, Jorund und Erich, deren Schweſter die durch ihre Schönheit berühmte Ingeborg war, hatten dem König Hake ihr väterliches Erbe aus ſeinen thronräuberiſchen Händen entreißen wollen. Aber ſowohl Hake als Erich fiel im Kampfe. Als Hake die Todeswunde erhalten hatte, ließ er die Leichname ſeiner Mitſtreiter auf ein prächtiges Schiff bringen, zog die ſeidene Flagge auf, ſpannte die Segel und zündete dann dieſen ſtattlichen Scheiterhaufen an. Da ſegelte mit leichtem Winde das Schiff hinaus auf die See, bis es, verzehrt von den Flammen, in die Tiefe verſank. Ein ſolcher Tod ſchien Allen höchſt ruhmvoll. So ſtarb Hake, obwohl es ungewiß blieb, ob er an ſeinen Wunden ſtarb oder verbrannte, oder ſeinen Tod in den Wellen fand. Jorund herrſchte nunmehr in Upſala, bis er, auf einem Seezug nach Dänemark, an deſſen Küſte plötzlich überfallen und erſchlagen wurde. Im Norden hatte ſich jetzt Vieles verändert. Odins Geſetz kam im Vergeſſenheit. Zu ſeinen außer Acht gelaſſenen Geboten gehörte auch das, die Todten zu verbrennen. Anſtatt die geſammelte Aſche und Gebeine in den Gräbern beizuſetzen, kam der Gebrauch auf, den Todten in ſeiner vollen Rüſtung, und, ſofern er zu den Großen des Reiches gehört hatte, ſogar auf ſeinem Lieblingsroſſe ſitzend, unter großen Feierlichkeiten in dem

---

*) Sax. Gramm. Hist. Danica p. 90.

Grabhügel beizuſetzen, der dann verſchloſſen wurde. Auch wurden die Schätze des Verſtorbenen mit in den Grabhügel gelegt, und oben darauf ein Grabſtein mit Runenſchrift errichtet. Bis ans Ende des Heidenthums erhielt ſich dieſer Brauch, weshalb der Zeitraum von König Ane bis auf Olaf Schooßkönig, den erſten chriſtlichen König, in alten Schriften das Grabhügel-Zeitalter genannt wird.

Sowohl in den ſchwediſchen als isländiſchen Schriften, ſagt Legis (Fundgr. d. Nord. I. S. 69), kommen die Hügel (haugar) immer als charakteriſtiſche Grabſtätten der Heiden vor, daher ſie von den Chriſten verabſcheut wurden. In Olaf Tryggveſons Saga II. S. 213 heißt es: er ſtarb — und ward nach der Sitte der alten Heiden in einen Hügel gelegt. Daß dieß auch deutſche Sitte war, geht aus der in einem Geſetze Karls d. Gr. (vgl. S. 220 Anm.) gemachten Unterſcheidung von „chriſtlichen Friedhöfen" und „Heidenhügeln" hervor (Corpora christianorum Saxonum ad *coemeteria ecclesiae* deferantur et non ad *tumulos paganorum*). Auch weiſen die Worte des ſterbenden Königs Hakon Adelſteen deutlich darauf hin, daß das Begraben in Hügel ein ausſchließlich heidniſcher Gebrauch geweſen. Als er nämlich von ſeinen Freunden befragt wurde, ob er nicht nach England gebracht werden wolle, um dort nach chriſtlicher Sitte begraben zu werden? antwortete er: „als Heide habe ich gelebt, als Heide will ich ſterben" (Sn. Hak. Sag. c. 32). Auch bei den deutſchen Völkern hatte erſt das Chriſtenthum die Beerdigung eingeführt. Am längſten ſcheint ſich das Verbrennen bei den Sachſen erhalten zu haben, daher es Karl d. Gr. dieſen bei

Lebensſtrafe unterſagte *). Aus den Aehnlichkeiten der Todtenbeſtattungsceremonien bei den Germanen und Scythen läßt ſich die Herkunft der gleichen Sitte leicht errathen.

Jedem Waffenfähigen wurden ſeine Waffen mit in das Grab gegeben (Tacit. Germ. 27). Von dieſer Sitte kommt es auch her, daß bei uns dem Offizier ſein Degen auf den Sarg gelegt wird, und die in den öſterreichiſchen Staaten übliche Sitte, bei dem Begräbniß eines Generals ſein in Trauerfarbe gekleidetes Leibroß, auf dem ein geharniſchter Ritter mit geſchloſſenem Viſire ſitzt, der Leiche folgen zu laſſen. Dieſe Ceremonie erinnert an das ehemalige Mitverbrennen des Leibpferdes (Quorundam igni et equus adjicitur, ſagt Tacitus). Auch dieſes war bei den Scythen Gebrauch (Herod. IV, 71). Man findet auch wirklich noch dergleichen. In Kalbe fand man ein Pferdegerippe, um welches etliche 20 Urnen herumgeſetzt waren (ſ. Hummels Beſchreib. entd. Alterthüm. S. 178). Ich erinnere mich, irgendwo eine Beſchreibung der Leichenfeier Kaiſer Karl's IV. geleſen zu haben, bei welcher ſein Leibroß getödtet wurde, und dieß geſchah noch im chriſtlichen Zeitalter und im 14ten Jahrhundert! Der obenerwähnte geharniſchte Ritter, deſſen Repräſentant gewöhnlich ein gemeiner Soldat iſt, der in dieſer mittelalterlichen Vermummung von ſeiner modernen Umgebung ſeltſam abſticht, ſoll wohl den Todten ſelbſt vorſtellen?

War Jemand der Letzte ſeines Stammes, ſo wurde

---

*) Capitulatio de partibus Saxoniae in den Monum. Paderborn p. 302. Dort lieſt man: Si quis corpus defuncti hominis secundum ritum Paganorum flamma consumi fecerit, et ossa cujus ad cinerem redegerit capite punietur.

ſein Schwert zerbrochen und die Stücke mit ins Grab geſenkt. Wenigſtens berechtigen zu dieſer Annahme die abſichtlich zerbrochenen Stücke von Schwertern, die man zuweilen in germaniſch-heidniſchen Gräbern entdeckt (Schäffers Beitr. z. Kenntniß deutſch. Alterthüm. 1764. S. 68). Es finden ſich auch wirklich Nachrichten, daß man im Mittelalter Schild und Helm zerſchlug und den Verſtorbenen mit ins Grab legte (Hummel a. a. O. p. 66). Im 13ten Jahrhundert pflegte man die Leichname vor dem Begraben abzuſieden. Man ſchnitt ſie auf und ſott das Fleiſch mit Wein und Waſſer ab, ſolches begrub man mit den geſammelten Knochen. Papſt Bonifaz VIII. unterſagte dieſes am Anfang des 14ten Jahrhunderts, dennoch unterblieb es nicht ganz. Faſt gleichzeitig war das Einäſchern (Incineratio) Sitte. Man nahm die Eingeweide aus dem Körper, legte ihn in die Erde und umſchüttete ihn mit Aſche (Rößig, Alterth. d. Deutſch. S. 242). Noch im 15ten und 16ten Jahrhundert begrub man die Leichen häufig ohne Sarg in der bloſſen Erde. Man lehnte Steine über den Leichnam zuſammen, oder vermauerte das Behältniß des Leichnams und deckte es mit einem großen Steine.

Hier bietet ſich der natürliche Uebergang zu der Begräbnißweiſe der Kelten. Schreiber (hiſt. Tſchb. I. S. 155—177) unterſcheidet dieſelben in Hügelgräber und Furchengräber (a. a. O. S. 198). Die Erſtern gehören der Heidenzeit, die Letztern ſind aus der chriſtlichen Aera. Die Hügelgräber fand man am Rhein und an der Donau, meiſt in der Nähe ſolcher Gegenden, die einſt Niederlaſſungen der Römer waren. Dieſe Hügel haben das Ausſehen von Erdaufwürfen, in der Form einer Halbkugel, und erreichen gewöhnlich eine

Höhe von 8 Fuß, ihr Durchmeſſer hat gegen 60 Fuß. Sie ſind oft mit Eichen überwachſen. Schreiber fand auch ſolche in Belgien an der Maas, welche bei gleicher Structur auch größer waren, als jene des Oberrheinthals. In den von Schreiber unterſuchten Hügeln zeigten ſich nie zuverläſſige Spuren von Leichenbrand, dagegen war die vorgegangene Beerdigung überall mehr oder weniger kenntlich. In den Grabhügeln am Oberrhein fand er auch Schwerter, Lanzen und Pfeile vor, ferner theils eherne, theils irdene Gefäße zur Aufnahme der mitgegebenen Speiſen und Getränke, zu den letztern ſcheinen die ehernen beſtimmt geweſen zu ſeyn. Die Gefäße ſtanden gewöhnlich zu den Füßen der Beerdigten. Wo Brandſtätten in den Hügeln vorkommen, befinden ſie ſich an einer, von den Beerdigten mehr oder weniger getrennten Stelle. Es ſcheint ſogar, daß man die Leichen öfter ſchon mit Erde überſchüttet hatte, während das Feuer fortbrannte und das Todtenmahl gefeiert wurde; nach deſſen Vollendung man auch die Erde von der Brandſtätte mit Aſche, Kohlenſtücken und Gefäßſcherben über den Hügel ausſtreute. Oft mußte das Feuer ſehr heftig geweſen ſeyn, wie die verbrannte Erde und die Gefäße beweiſen.

Auch die Furchengräber, welche auf den Vorhügeln des obern Rheinthals, längs des Schwarzwaldes und der Vogeſen vorkommen, ſind, wenigſtens in der Meinung des Landmanns, Heidengräber. Wo Felſen die natürliche Grundlage bilden, ſind die Gräber darin ausgebauen, wo jedoch dieſes nicht der Fall iſt, bilden ſie ſchon mehr oder weniger ſorgfältig gebaute Steinhäuſer. Dieſe ſind im länglichen Vierecke, gewöhnlich aus rohen Bauſteinen aufgeführt. Das Grab wurde mit Platten gedeckt, die bisweilen dachziegelförmig auf einander liegen. Auch in den Furchengräbern fand man Schwerter, Lanzen und Pfeile. Kohlenſtücke kommen vor, ohne daß jedoch irgendwo eine Brandſtätte bemerkbar wäre.

Schreiber vermuthet, daß die Hügel- und Furchengräber zuſammen gehören und demſelben Volke, nur aus verſchiedenen Perioden. Denn gleich iſt die Beſtattungsweiſe der Todten, nirgend Leichenbrand, überall Beerdigung. Auch die Erdaufwürfe über den Beſtatteten ſind nicht ſo ſehr verſchieden, als es nach dem erſten Anblick ſcheint. In beiden Arten von Gräbern ſind die Leichen gewöhnlich von Steinhäuſern aufgenommen. Gleich ſind ferner die Mitgaben der Todten. Als Vermittlungsglieder zwiſchen dieſen Gräbern erſcheinen die ausgedehnten Metallwerkſtätten zu Ell (Helellum) an der Ill, unweit Benfeld im obern Elſaß. Hier findet man alle Waffen und Schmuckwerke der Hügel- und Furchengräber gefertigt, und von daher an den Oberrhein verbreitet. Ihre Thätigkeit nimmt Schreiber vier Jahrhunderte hindurch unter der Römerherrſchaft an. Ihre Fabrikate wurden während dieſer Zeit an beiden Ufern des Rheines abgeſetzt, ſpäter mochten ſie durch eine Ueberſchwemmung der Ill zerſtört und für immer verlaſſen worden ſeyn. Selten kommen Idole zum Vorſchein, häufiger Münzen. Zahlreich und verſchiedenartig ſind die meiſt bronzenen Ringe, theils mit Schriftzügen, theils ohne ſolche. Sie ſtellen entſchieden Heidniſches dar, zeigen aber auch das bekannte Chriſtusmonogramm, wie ſolches auf dem Reichspanier der byzantiniſchen Kaiſer, auf ihren Münzen u. ſ. w. vorkommt.

Die Furchengräber der Chriſten, mit den ſie auszeichnenden Steinplatten als Unterlagen, gingen ſchon aus dem Geſetze hervor: „daß kein Todter *über* den andern und keiner auf die *bloße* Erde gelegt werden dürfe" *). Charakteriſtiſch für dieſe Gräber iſt ferner der *Mangel von Gefäßen* als Beigaben; da Speiſeopfer oder Leichenmahle an den Heidencult erinnerten und daher gleichfalls verboten waren **). Entſcheidend ſind endlich die in den Furchengräbern auf Schmuckſachen, beſonders Agraffen, zahlreich vorkommenden *griechiſchen Kreuze* für die chriſtliche Abkunft derſelben. Das Volk, welchem dieſe Gräber angehörten, können nur Kelten geweſen ſeyn. Die von Schreiber für dieſe Behauptung aufgeſtellten Gründe ſind folgende:

1) Sind den, obgleich ſpäten, hiſtoriſchen Angaben von Cäſar und Tacitus zufolge, die Urbewohner des obern Rheinthals Kelten.

2) Im Einklange mit den hiſtoriſchen Angaben ſind die Namen der Berge und Flüſſe, ſowie der älteſten Niederlaſſungen; denn es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß das älteſte und nicht ein bloß durchziehendes, ſondern anſäßiges Volk die Hauptgegenſtände bezeichnet, welche ihm in der Natur ſeines Landes vorkommen. Solche Bezeichnungen erben ſich dann auf ſpäter ein-

---

*) Fideles pro defunctis amicis jejunia et oblationes triginta diebus adimpleri faciant, et mortuum *super* mortuum non ponant, nec ossa defunctorum *super terram* dimittant. Quod si fecerint, canonicae sententiae subjacebunt. (*Hartzheim*, concil. Germ. I. p. 55.)

**) „De sacrilegio ad *sepulchra* mortuorum. De sacrilegio *super defunctos*" Indiculus superstitionum et paganiarum. *Perz* Mon. Germ. hist. III. p. 19. „Si quis ad fontes aut arbores vel lucos votum fecerit, aut aliquid more gentilium *obtulerit*, et ad honorem daemonum *comederit*, si nobilis fecerit, solidos sexaginta, si ingenuus, triginta, si litus, quindecim." *Pertz* l. c. p. 49.

wandernde Völker fort, da wohl nur ſelten die Beſiegten niedergemacht wurden oder auswanderten, und nicht wenigſtens ein Theil derſelben in der Kriegsgefangenſchaft unter den Siegern zurückblieb. Dieſen Knechtsdienſt leiſtend, machte er ſie zugleich auch mit den Oertlichkeiten und deren ſeitherigen Bezeichnungen bekannt. Nun ſind aber die meiſten Namen von Bergen und Flüſſen im Rheinthal offenbar keltiſch, als die Gebirge Jura, Vogeſen, Abnoba (für Schwarzwald), ferner die Namen einzelner Gebirgsſtöcke, wie Bölchen (**Ballon**) im Elſaß, Kandel (**Candal**) bei Waldkirch, Dunberg (**Dunum**) bei Munzingen u. ſ. w.; die Namen der Flüſſe und Bäche: der Rhein (?), ſelbſt die Ill, Alb, Murg, Neumag, Meli, Ravenna, welche in die Dreiſam (**Tragisama**) ſich ergießt, Elz (**Aliso**), Kinzig (**Quintia**) u. ſ. w.

3) Aber auch die älteſten Niederlaſſungen haben durchaus keltiſche Namen, wie die Peutingertafel beweist. Hier findet man auf der Oberdonauſtraße: **Vindonissa, Tenedone, Brigobanne, Samulocenis, Grinarione, Clarenna, Opie etc.**, lauter Namen, deren Wurzeln man nur in der keltiſchen Sprache findet. Daſſelbe trifft auch, wie der Codex Traditionum Sangallensium beweist, bei einer großen Anzahl noch jetzt beſtehender, aber uralter Dörfer ein, wie Zarten (**Tarodunum**), Ebringen (**Eburum**) u. a. m.

4) Auch einzelne, auf Landwirthſchaft ſich beziehende Ausdrücke, kommen im obern Rheinthale noch jetzt vor. So z. B. heißt der allgemein dort übliche Flechtwagen: Benne (***Benna*, lingua gallica genus vehiculi. Festus**).

5) Die Bezeichnung der Gräber als „Entenbühle"

(ſchweizer. Entibüchel) und „Hünengräber“ iſt von den Germanen ausgegangen, folglich ſind auch aus dieſem Grunde nicht ihnen, ſondern den frühern Kelten dieſe Gräber zuzueignen. Der Name „Hünengrab“, welcher in Oberdeutſchland zu Anfang des 14ten Jahrhunderts urkundlich von ſolchen Gräbern vorkommt *), entſpricht dem niederdeutſchen „Hünenbett“ und bezeichnet zunächſt die Ruheſtätte eines Rieſen. Die kritiſche Behandlung des Alterthums hat längſt gelehrt, daß man ſich unter einem ſolchen nicht Menſchen von übermäßiger Größe, ſondern den Urbewohner eines Landes zu denken hat, welchen das ſpäter eingewanderte Volk nicht mehr ſelbſt, ſondern nur in ſeinen, oft wirklich rieſenhaften Denkmalen kennen lernte **). An Attilla's Hunnen iſt hier vollends nicht zu denken ***).

Dieſe lange Deduction, daß die Kelten ihre Todten nicht verbrannten, ſondern begruben, iſt für unſern Zweck deshalb unerläßlich geweſen, weil ſie, wie die keltiſchen Druiden und Druidinnen als Vorbilder der Mönche und Nonnen, errathen laſſen, warum die chriſtlichen

---

*) Die Belege in Schreibers „Neuentdeckte Hühnengräber im Breisgau“ S. 11 ff.

**) Im Keltiſchen oder Walſchen bedeutet hyn älter, das Subſtantiv hyn die Vorfahren. Die Rieſen führen dieſen Namen als ein untergegangenes Geſchlecht der Vorzeit, deren Begräbniſſe das Volk in den ſogenannten Hünenbetten ſieht. (W. Müller Altt. Rel. S. 326.)

***) Dennoch zeigt ſich Grimm (Myth. S. 490.) dieſer Herleitung geneigt. Ebenſo derivirt er Ent, Ante von edan, weil der Rieſe gefraßig iſt! Mone will (Anzeiger f. K. d. Mittelalt. V. 1. 2. VII. 428) in den Anten die Hindu erkennen. Die von ihm dafür gegebenen Hauptgründe ſ. Kloſter IX. S. 426 ff. Müller macht auf den althochdeutſchen Ausdruck entisc, antisc für antiquus aufmerkſam, und nennt als ſeine Quelle Graff Sprachſch. I. S. 385. Dieſe Etymologie iſt in der That noch die befriedigendſte.

Bekehrer unter dieſem Volke weniger Widerſtand erfuhren, als unter den Germanen und Slawen, welche gegen die Annahme der ihnen aufgedrungenen Chriſtuslehre ſich ſo lange ſträubten. Die Inſtitutionen der Kelten, wie hier ſchon das Beerdigen der Leichen andeutet, näherten ſich denen des Chriſtenthums weit mehr, daher das Chriſtenthum ſich an der Weſtküſte von Europa am früheſten feſtſetzte.

Aber auch in der Vorſtellung von der Fortdauer der Seele nach dem Tode näherten die Kelten ſich dem chriſtlichen Dogma, während die Germanen und Slawen den alten, aus dem indiſchen Heimatlande nach Europa herübergenommenen, religiöſen Dogmen treu geblieben waren. Denn eben darin wichen ſie von der brahmaniſch-pythagoräiſchen Anſicht ab, daß ſie nicht den Todten wieder auf dieſe Welt zurückkommend dachten, ſondern, daß er in einer neuen Welt ein neues Leben anfange, ſo daß der Tod bei ihnen nur die Abſonderung eines längern Lebens, weil die Menſchen eigentlich das Leben nur einen Augenblick verlören. Dieß erhellt aus Lucans Worten:

— — regit idem spiritus artus
Orbe alio: longae canitis si cognita, vitae
Mors media est.

Lucans Zeugniß iſt um ſo wichtiger, weil er unter den Kelten erzogen und geboren war. Im erſten Geſang ſeiner „Pharſalia" redet er die Druiden an: „Wenn man euch glauben darf, ſo gehen die Seelen nicht hinunter in das finſtere Reich der Schatten, ihr ſagt, daß eben derſelbe Geiſt es iſt, welcher den Körper in einer andern Welt belebe, und daß der Tod zwiſchen einem längern Leben in der Mitte ſtehe (Phars. I, 454 sq.). Aus dieſen Worten ſieht man erſtlich, daß nach dem Lehrbegriff der Kelten die Seele denſelben Körper, den ſie hier gehabt, aber nur in einer neuen Welt belebe; zweitens, daß ſie den Tod als einen Mittelzuſtand anſahen, welcher das kurze und elende Erdenleben von einem längern und glückſeligern Leben, das in der andern Welt ihrer harrt, unterſcheiden. So drückt ſich auch Pomponius Mela (II, 2) aus: „Die Druiden ſagten, daß die Seelen ewig ſeyen, und daß nach dem phyſiſchen Tode ein anderes Leben beginne."

Die Seele findet alſo im ewigen Leben ihren auferſtandenen Körper wieder, und der Tod iſt nur Vermittler eines beſſern Daſeyns. Aber die Reiſe der Seele iſt ſehr lang, und darum ſagt man in Burgund: „wen der Tod abholt, dem ſchmiert er zuvor die Schuhe zu der langen Reiſe" (Grimm S. 803). Deshalb iſt es, nach einem Aberglauben in Yorkſhire, gut, einmal einem Armen ein Paar neue Schuhe gegeben zu haben, denn nach dem Tode führt der Weg durch eine lange Ebene, welche mit Ginſter und Dornen angefüllt iſt; und hat man dieſer Pflicht genügt, ſo ſteht am Rande der Wieſe ein alter Mann mit denſelben Schuhen, welche man im Leben verſchenkt hat. Alſo beſchuht, geht man ungefährdet durch Dick und Dünn, ohne Riß und ohne Narben (Walter Scott Minstrelsy II, p. 357). Grimm (S. 795) erzählt, daß im Hennebergſchen man noch jetzt die dem Verſtorbenen erwieſene Ehre den „Todtenſchuh" nennt, ohne daß der Gebrauch — welcher aber aus dem ſkandinaviſchen Norden ſtammt — der Leiche einen Schuh (altnord. **Helsko**, v. **Hel**: Todtenreich) mitzugeben, fortdauert. Auch das Leichenmahl wird dort ſo geheißen. Den Todtenſchuh mit runenartigen Zeichen, die muthmaßlich einen Dämonen verſcheuchenden Spruch enthielten, wie ähnliche Aufſchriften auf den ägyptiſchen Mumiendecken, fand man auch neuerlich (im Sommer 1846) in Oberflacht bei Tuttlingen im Würtembergiſchen, wo bekanntlich ebenfalls Kelten wohnten, denn ſolche waren die von der Rhone den Rhein heraufgekommenen Allemannen, mit welchem Namen die Franzoſen nicht einen germaniſchen Volksſtamm, ſondern nur die unter den Germanen wohnenden Kelten gemeint haben mögen. Hier fand man die Leiche in einem ſogenannten Todtenbaum, ein aus dem Holze der den Druiden heiligen Eiche gezimmerter Trog. Auf dem Deckel (der obern Hälfte des Stammes) erblickte man zwei Schlangen in erhabener Arbeit ausgeſchnitzt, deren vorn und hinten vorſtehende Köpfe als Handgriffe zum Heben des Deckels dienten. Bei einem andern Gerippe, ebenfalls in einem Todtenbaume, fand man ein ſtark geroſtetes eiſernes Schwert, einen langen Bogen mit noch erhaltener Sehne, einen Kürbis, eine wälſche Nuß, 15 Haſelnüſſe, und unter den Füßen des Todten noch gut erhaltene Sandalen von Leder. Bei weiterer Nachgrabung fand man noch eine große, ſchön gezimmerte Todtenlade in zwei Stockwerke abgetheilt. In der obern befand ſich ein langer Baumſtamm und eine hölzerne Flaſche, in der untern ein männliches, ſehr zerſtörtes Gerippe, zwiſchen deſſen gekreuzten Armen und Beinen ein langer Haſelſtab ſteckte. Zu beiden Seiten des Kopfes ſtanden zwei, ringsum mit reichem Schnitzwerk verzierte Holzſchuhe, zwiſchen den Füßen eine Holzſchale mit 32 Haſelnüſſen, zu ſeiner linken Seite ein Kürbis, in ſeiner rechten Hand ein Kirſchkern, unter ſeinen Füßen ein wie ein Bambusrohr geſchnitzter Stab. Um ſeine Hüften ein ſchwarzes Tuch.

Menzel, welcher dieſen Fund in der „Schwäbiſchen Chronik“ (23. Juli 1846) beſchrieb, rieth auf Allemannen, die im dritten und vierten Jahrhundert, nach Vertreibung der Römer, hier wieder feſten Fuß faßten und bis ins achte Jahrhundert noch Heiden blieben. Für die deutſche Abkunft der hier Begrabenen führte er als Grund an, daß man noch jetzt im ſchwäbiſchen Oberland die Särge Todtenbäume nennt. Bei den Holzſchuhen weist Menzel auf den germaniſchen Norden hin, obſchon ich vorhin den Todtenſchuh auch bei den keltiſchen Galliern nachgewieſen. Das Vorkommen der Kürbiſſe und Haſelnüſſe überraſcht ihn. Um doch etwas zu ſagen, ſpricht er die Vermuthung aus: „Bei dieſen Früchten können wir an eine dem Todten auf die Reiſe mitgegebene Wegzehrung denken.“ Dieſe Auslegung iſt grundfalſch. Der Kürbis war wegen ſeiner Samenfülle, aus gleichem Grunde, wie der Granatapfel, ein Symbol der Fruchtbarkeit, folglich auch ein dem Todten mitgegebenes tröſtendes Sinnbild der Wiedergeburt, wie bei den Indern, Hellenen und Amerikanern das Phalluszeichen theils auf, theils in Gräbern (vgl. Kloſter IX, S. 281). Die Haſelnuß hatte ich oben S. 197 als ein ähnliches Symbol gedeutet, und ſo wird auch der Kirſchkern denſelben Sinn beherbergen, obſchon Herr Menzel ihn als ein zu jener Zeit ganz Seltenes erklärt und daraus weiter folgert, daß der Mann, in deſſen Grab er ſich vorfand, von vornehmem Stande geweſen ſeyn müſſe! Alſo Oſtentation im Grabe! Herr Menzel fühlt ſich ſeiner Deutung ſo ſicher, daß er triumphirend hinzuſetzt: „An eine tiefer liegende Symbolik iſt dabei wohl kaum zu denken (?), eher an das Wohlgefallen, welches die an ein rauhes nordiſches Klima gewohnten allemanniſchen Einwanderer an den neuen Früchten fanden, die ſie im Süden zuerſt kennen lernten.“ Glücklicher iſt er in der Deutung der beiden Schlangen auf den Sargdeckeln, indem er ſie für Sinnbilder der unterirdiſch fortwirkenden Lebenskraft erklärt, und treffend erinnert er an die zwei Schlangen am Wagen der Ceres, die nicht blos eine Saatgöttin war, ſondern auch die Todten aus der Erde zur Wiedergeburt fördert; auch trägt der Seelenführer Hermes zwei Schlangen an ſeinem Stabe*). Endlich denkt er auch an die zwei Schlangen, welche der keltiſche Gott Hu an die Arche (Symbol der Erde) ſpannt, um die darin verborgenen Weſen vom Untergange zu retten ꝛc. Bei weitern Ausgrabungen, die am 25. Auguſt deſſelben Jahres vorgenommen wurden, fand Herr Menzel in einem weiblichen Grabe, außer dem Stroh, auf dem die Leiche gelegen, und einer gut erhaltenen hölzernen Schale, ein vollſtändiges Webergeräth, beſtehend aus zwei großen ovalen Brettern, acht länglichten, ſehr feinen Brettchen, darunter vier, denen Muſterzeichnungen und Zahlenbeſtimmungen eingegraben waren, zwei Spindeln und ein Rohr, welches mit ſehr feinen Zeichnungen bedeckt war. Neben einem Todtenbaum fanden ſich dicht anliegend eine Lanze, zur Linken ein hölzerner Schild. Unter dem Todtenbaum, zwei lange dünne Haſelgerten; zur Linken der Leiche ein zweiſchneidiges Schwert, zu den Füßen des Todten ſtand ein Krug mit 55 Haſelnüſſen, ein Kirſchkern und viele Birnenkerne. Ob die Birnenkerne etwa auch der Seltenheit wegen ins Grab mitgegeben worden, ſagt Herr Menzel nicht, daher es erlaubt ſeyn dürfte, in dem Birnenkern wie im Kirſchkern die ſymboliſche Bedeutung des Nußkerns (ſ. S. 197) wieder zu erkennen. Die Spindel im Grabe der weiblichen Leiche, welche, analog dem Schwerte und der Lanze im Grabe der männlichen Leiche, das Geſchlechtszeichen ſeyn dürfte (vgl. S. 179 Anm. u. 205), veranlaßt Herrn Menzel zu der Annahme, daß das Webergeräth eben anzeigen ſollte, wie Jeder ſeine hieſige Beſchäftigung auch nach dem Tode noch fortſetze, folglich die Weiber das Spinnen. Als Stützpunkte dieſer Hypotheſe dienen ihm das Schemelchen in einem Kindergrabe, „das wahrſcheinlich zur Ausruhe auf der Reiſe (ins Schattenreich) dienen mochte;“ ſowie Sattel, Zaum und Pferdegebiß, die in einem Männergrabe aufgefunden worden, „dem jungen Helden zum Ritt über die Höllenbrücke“. Wie? und das Kind ſollte zu Fuße den Weg dahin zurücklegen? und die zarten Frauen, die nicht einmal ein Schemelchen zum „Ausruhen“ haben? Eine Fiedel, die Herr Menzel in einem andern Grabe fand, verſetzte ihn in eine gelinde Rührung: „Man konnte dieſes älteſte Denkmal ſchwäbiſcher Sängerkunſt nicht ohne Rührung betrachten. Wie tönereich mag dieſes verwitterte Holz einſt geweſen ſeyn, und ſicher klang es von deutſchen Weiſen“ (!). Weiter erfährt man: „Die Speiſen und Getränke wurden den Todten mitgegeben als Wegzehrung auf der Reiſe durch die Unterwelt. Man gab ihnen aber auch Licht mit, um ſich die dunkeln Pfade zu erhellen, denn wir fanden eilf Feuerſteine und in und neben mehreren Särgen einen Lichtſtock.“ Die Pferdehaare und Schweinsborſten in dem letzten von

---

*) Es ſind Kakodämon (die Todesſchlange), und Agathodämon (die Heilsſchlange) welche aus der Verweſung neues Leben ſchafft.

Herrn Menzel aufgedeckten Grabe hat er jedoch zu erklären nicht für nothwendig gefunden, obgleich es hier nahe lag, an die Heiligkeit dieſer Thiere und talismaniſche Bedeutung ihrer Bilder (ſ. Kloſter IX. S. 98 ff. und 1043) bei den Germanen ſowohl, als bei den Kelten zu erinnern. Daß aber das Heidenthum jene vielleicht unbewußte Verſpottung des Herrn Menzel nicht verdiente, daß es reinere Begriffe von der Fortdauer nach dem Tode hatte, als zu glauben, daß im Jenſeits die hier getriebene Beſchäftigung fortgeſetzt würde, ſollen die nächſtfolgenden Zeilen unumſtößlich beweiſen. Es wird der geneigte Leſer ſodann vorbereiteter ſeyn, eine würdigere Deutung der Fiedel, der Todtenſpeiſe und des Feuerſteins zu vernehmen.

Oben hatte ich ſchon das Zeugniß des Pomponius Mela über die Unſterblichkeitslehre der Druiden angeführt, welches lautet: „Nach dem Tode geht ein anderes Leben an," alſo nicht eine Wiederholung des Erdenlebens. Der ſchottiſche Barde Talieſin, großgezogen in den druidiſchen Myſterien, ſagt in der Prophezeihung des 'Gwanchlan: „Alle Dinge ſind von Ewigkeit vorherbeſtimmt, und was geſchehen ſoll, wird geſchehen. Alle Menſchen müſſen dreimal ſterben, bis ſie zur Ruhe gelangen." In den folgenden Strophen erklärt Talieſin, daß er nach ſeinem Tode zweimal geboren ſey. „Ich bin todt geweſen, ich bin lebendig geworden, jetzt bin ich wieder Talieſin. Ich bin ein Hirſch geweſen, ein fleckiger Hahn, ich bin ein gelber Dammhirſch geweſen, jetzt bin ich wieder Talieſin. Das ſind die drei Cirkel des Daſeyns" (Eckermann, Religionsgeſchichte III, 1. S. 25). Den Hirſch, als Symbol des Thau's (ſ. Kloſter IX. S. 497 ff), folglich auch der Wiedergeburt — weil der Thau die verdorrten Pflanzen erquickt — den Hahn, welcher die Wiedergeburt der Zeit durch ſein Krähen ankündigt, und den Dammhirſch, deſſen Lichtfarbe und Schnelligkeit die vom ſchweren Erdenkloß befreite Seele verbildlichen, wird daher Niemand im buchſtablichen Sinne verſtehen wollen. Wollte man aber auch dieß, ſo iſt doch nicht anzunehmen, daß man ſich dreimal in derſelben Geſtalt und in denſelben Berufsverhältniſſen auf der Erde wirkend dachte!

Die dreimalige Wanderung der Seele, an welche auch der helleniſche Sänger Pindar glaubte, ſcheint aus Gründen, welche Mone im „Heidenth. des nördl. Europa" I, S. 467. 468 anführt, bei den germaniſchen Stämmen ebenfalls geglaubt worden zu ſeyn, denn dort iſt von drei Sälen der Wiedergeburt die Rede; Zweck derſelben: die Läuterung von den drei Sünden: Meineid, Mord und Ehebruch, welche die drei Grundlagen des Lebens, Wahrheit, Perſönlichkeit und Fortpflanzung aufheben. Die Edda ſagt: „Wenn Himmel und Erde und alle Welt verbrannt iſt, wenn alle Götter, alle Einherier (die Helden der Walhalla) todt, und auch das Menſchengeſchlecht nicht mehr iſt, ſo wird jeder Menſch in einer der Welten leben, alle Zeiten hindurch; denn es gibt drei Säle, der des Sindrigeſchlechtes ſteht nordwärts auf dem Nitbalfelſen von rothem Golde, der andere iſt ein Bierſaal des Rieſen, er ſteht auf Okolnir und heißt Brimir. In dieſen Sälen werden die Guten und Gerechten wohnen. Fern von der Sonne ſteht der dritte Saal am Leichenſtrand, die Thüre nach Norden gekehrt. Gifttropfen fallen zum Fenſter herein, geflochten iſt der Saal von Schlangenrücken, die Köpfe aber ſtehen einwärts und blaſen Gift aus, ſo daß Giftſtröme durch den Saal fließen. Da waten durch ſchwere Ströme die Meineidigen, Mörder und Bräuteverführer. Da ſaugt Nidhöggr hingegangene Leichen aus, da zerreißt der Wolf die Menſchen.

Dazu gibt Mone folgenden Commentar: Da die Strafe im Ausſaugen und Zerreißen der Leichen beſteht, ſo heißt dieß: die Sünder verlieren in der andern Welt ihre Selbſtſtändigkeit oder Perſönlichkeit, ihr Körperliches wird aufgelöst und in die allgemeine Materie zurückgeworfen, ihre Seele iſt dadurch in der Wanderung gehemmt, weil ihr Leib, ſtatt vollkommener zu werden, wieder in ſeine Urſtoffe aufgelöst wird. *Solche Seelen irren deswegen als Geſpenſter umher, bis ihre Strafzeit vorüber, und ſie wieder einen Leib finden.* Die Geſpenſter ſind alſo eine mikrokosmiſche Folgerung aus dem Weltbrand und der Wiedergeburt einer neuen Welt. Von den Guten heißt es nie, daß ihr Körper in jener Welt zerſtört würde, im Gegentheil haben ſchon die Helden der Walhalla einen ſo vollkommenen Leib, daß er durch Wunden nicht getödtet wird (denn ſie üben ſich den ganzen Tag im Kampfſpiele, und die empfangenen Wunden hindern ſie nicht, am Abend gemeinſchaftlich den Eber Goldborſte zu verſpeiſen, der am nächſten Morgen Behufs neuer Verſpeiſung wieder ſich ergänzt). Die Gerechten trinken Bier im Saale Brimir (wie die Schatten der homeriſchen Unterwelt Blut zur Friſtung ihrer Exiſtenz), während Nidhöggr Leichen ausſaugt, denen die Seele entflohen iſt (Völusp. 45). Hieraus kann man die Stufen der Seelenwanderung erkennen, wer nach ſeinem Tode ein Bürger Walhalla's wird, kommt nach dem Weltbrand in den Sindri; wen die Hel in ihrer dunkeln Behauſung verwahrte, der gelangt in den Brimir, wo Bier getrunken wird, wie in Walballa. Alſo kommen die Gerechten erſt nach dem Weltbrand auf jene Stufe, auf welcher die Helden (Einherier) ſchon vor demſelben ſtanden; die Verbrecher aber, die nach dem Tode an den Leichenſtrand gelangen, gehen nach dem Weltbrand in den Schlangenſaal und müſſen die irdiſche Laufbahn und Prüfungszeit von vorn wieder anfangen. Hieraus folgt, daß *die Guten nicht mehr auf die Erde zurückkommen, wohl aber die Gerechten und Böſen*, daß alſo die Welt immer ſchlechter wird, und die Vorzeit beſſer war, was Beides noch jetzt deutſcher Volksglaube iſt. Es ſcheint ein Glaubensſatz geweſen zu ſeyn, daß *jeder Gerechte und Verbrecher wiedergeboren werde, bis die Welt untergehe. Welcher Sünder bis dahin ſich nicht gebeſſert, würde aus dem Schlangenſaal nicht wiedergeboren.* Dieß beſtärkt eine Stelle im „Havamal“ (Nr. 77, 78), wo nur zwei Dinge, der gute Ruf (die Tugend) und der Urtheilsſpruch über den Todten als unſterblich angeführt werden *).

Daß man einer Religion, welche das Leben nach dem Tode in ſolche Bilder faßte, unmöglich ſo abſurde Vorſtellungen andichten dürfe, wie: daß der Todte im Grabe eines Feuerſteins bedürfe, um ſich Licht zu machen, oder einer Fiedel, um ſeine muſikaliſche Liebhaberei fortzuſetzen, einer Spindel, um weiter zu ſpinnen, eines Pferdes zum Reiten, eines Schemels, um auf der Reiſe zu den Schatten auszuruhen, der Speiſen und Getränke, wie ehedem, zur leiblichen Nothdurft nicht entbehren könne u. ſ. w. — dieß Alles wird jeder Unbefangene zugeſtehen; und Herr Menzel hat ſich nur durch die irrthümliche Auslegung älterer Schriftſteller: „Waffen, Hausgeräthe ꝛc. ſeyen dem Todten theils in das Grab mitgegeben, theils mit ihm verbrannt worden, weil man ſich eine Wiedervereinigung der Seele und des Leibes dachte,“ zu jener wunderlichen Erklärungsweiſe verleiten laſſen.

---

*) Sie lautet: „Vermögen ſtirbt, Freunde ſterben, Du ſelber auch, aber der gute Ruf, den man ſich erwirbt, ſtirbt niemals. Vermögen ſtirbt, Freunde ſterben, Du ſelber auch; eines aber ſtirbt niemals: das Gericht über jeden Todten.“

Die alten Germanen und Kelten haben ſchwerlich ſo materielle Vorſtellungen vom Zuſtand der Seele nach dem Tode gehabt. Wenn der unter den heutigen Chriſten herrſchende Aberglaube heiſcht, daß man einer in der Niederkunft verſtorbenen Frau, die ein neugebornes Kind hinterläßt, gutgeſohlte Schuhe anlegen müſſe, damit ſie ſich ſechs Wochen lang bei ihrer nächtlichen Wiederkehr, um ihr Kind zu ſäugen, derſelben bedienen könne (Schreiber, hiſt. Taſchenb. I, S. 326), ſo darf man das Heidenthum für dieſe Scurrilität nicht verantwortlich machen. Den Heiden war der Schuh ein Heilszeichen (ſ. Kloſter IX, S. 449, dort als ein Sinnbild des weiblichen Gliedes nachgewieſen), und konnte folglich den Todten als tröſtendes Sinnbild der Wiedergeburt mitgegeben werden. In chriſtlicher Zeit ging das Verſtändniß dieſes Bildes verloren, und ſo ſuchte man ſich den Todtenſchuh wenigſtens bei der geſtorbenen Wöchnerin zu erklären, die ja noch ein Weſen auf der Erde zurückgelaſſen hat, das ihre öftere Wiederkehr nothwendig macht. — Herr Menzel erwähnt auch eines in den von ihm aufgedeckten Gräbern vorgefundenen verroſteten Schlüſſels. Sollte er die Hoffnung andeuten, daß der Seele des Grabes Kerker einſt wieder aufgeſchloſſen werde? Iſis und Ceres ſind Beide Todtengöttinnen, und Beide beſitzen den Schlüſſel, der Letztern hängt er von der Schulter herab (Callim. hymn. in Cer. 45). Ein Himmelsſchlüſſel muß jener der Iſis unſtreitig geweſen ſeyn, denn ihr Prädikat σωτειρα gibt zu erkennen, daß von ihr das Heil ausgehe; und auf von Herrn v. Hammer erklärten Mumiengemälden erſcheint die Seele fünfmal, zuerſt dem Horus opfernd, dann bei der Todtentaufe knieend, dann vor der Gerichtswage auf ihren Ferſen ſitzend, während ihre guten und böſen Thaten in den beiden Schalen von dem guten und dem böſen Genius abgewogen werden, dann vor den Thron der Iſis eingeführt, endlich hinter demſelben in der höchſten Glorie der Seligkeit ſtehend. Da der Iſiscult auch in Schwaben eingeführt worden war, ſo laſſen ſich hier Vermuthungen anknüpfen, welche die Entlehnung des Schlüſſels aus ſo weiter Ferne verzeihlich finden laſſen. — Der Feuerſtein, aus welchem, der Meinung des Herrn Menzel zufolge, der Todte Funken ſchlagen ſollte, um ſich — wozu wäre ſonſt der Lichtſtock beigegeben? — die Grabesnacht zu erhellen, und, wie unſere Freigeiſter mit der Fackel der falſchen Aufklärung, ſich ſelber zur Hölle zu leuchten — dieſer Feuerſtein dürfte eher auf das Licht anſpielen, welches nach kurzer Grabesnacht einen neuen Morgen tagen läßt. Ich erinnere hier nur daran, daß der perſiſche Sonnenheld Dſchemſchid (ſ. S. 90) zuerſt die Entdeckung gemacht haben ſoll, aus todtem Kieſel Feuer zu bereiten. Pluto aber heißt der Steinerne (Agaſthenes, Sthenelus) und ſeine Gattin Proſerpine: die Steinerne (Sthenele), weil der Tod zu Stein erſtarren macht. Wie aber aus dem harten undurchſichtigen Kieſel der Stahl dennoch Licht entlockt, ſo ſoll auch der Menſch die Hoffnung nicht aufgeben, daß aus der Todeskälte neue Lebenswärme hervorgehen könne. Dieß wollte die Grabſymbolik der Alten in dem Feuerſtein und Lichtſtock angedeutet haben. Letzteres Geräthe diente offenbar nur zur Verdeutlichung der dem Stein zugewieſenen Beſtimmung.

Die Fiedel mochte als Dämonen verſcheuchendes Inſtrument dem Todten mitgegeben worden ſeyn. Ich erinnere zuvörderſt daran, daß alle muſikaliſchen Gottheiten, wie Apollo, Pan, der lyrakundige Arzt Chiron u. a. m. auch Heilgötter waren. Dieß kam daher, weil die Muſik ſchon bei den Alten im Dienſte der Medicin ſtand. Unſere heutigen Aerzte pflegen die Muſik als Heilmittel bei der Tobſucht zu empfehlen, welche in früherer Zeit als ein Beſeſſenſeyn des Kranken vom böſen Geiſt erklärt zu werden pflegte. Bekannt iſt aus der Bibel die Wirkung der Davidsharfe, mit welcher Sauls Hypochondrie beſeitigt wurde, welche Krankheit ebenfalls die Alten von einem Dämon herleiteten. Erſt im Aberglauben des Mittelalters wurde das Verhältniß umgekehrt, die Waſſergeiſter wurden muſikaliſch (ſ. Kloſter IX. S. 80) und der Teufel ein Geiger, aus keinem andern Grunde, als weil das Chriſtenthum jede Art Magie, die nicht von der Kirche gehandhabt wurde, als Zauberei, folglich als Teufelswerk in Verruf brachte. Dieß beweist ſchon der Name geigen, ſ. v. a. zaubern. Das Wort ſelbſt ſtammt vom Rieſen (gigas, ſchwed. gijger, altnordiſch die Rieſin: gygr, Grimm, Myth. S. 492), deſſen Wirkſamkeit man ſich als eine nur durch Zauber mögliche dachte. Den Teufel — auf welchen ſo viele Eigenſchaften der Rieſen und Rieſenwerke in chriſtlicher Zeit übertragen wurden (vgl. Kloſter IX. S. 436 ff.) — den Teufel kennen auch mehrere Volksſagen als Fiedler.

Im Kirchdorfe Bröns, zwei Meilen ſüdlich von Ripen, waren an einem Sonntagabend mehrere Mädchen und junge Burſche zum Tanze verſammelt. Aber es war kein Geiger zur Stelle, und man wußte augenblicklich nicht, woher man einen bekommen ſollte. Aergerlich ſagte einer: „Ich will ſchon einen Geiger ſchaffen, und ſollte es der Teufel ſelber ſeyn.“ Sogleich ging er auf gut Glück hinaus. Kaum war er draußen, ſo begegnete ihm ein alter Mann mit einer Geige unterm Arm. Beide wurden ſchnell einig, und der Alte ward in die Geſellſchaft geführt, fing an zu ſpielen, und das junge Volk begann zu tanzen. Aber der Geiger ſtrich immerfort, und die Tänzer tanzten ohne Aufhören, und Keiner konnte zum Stillſtand kommen. Da mußte der Prediger erſt geholt werden, und einige ernſte (!) Worte zum Spielmann ſprechen, worauf dieſer — verſchwand. (Müllenhof's Schlesw. Holſt. Sagen Nr. 202.)

Bekanntlich wird auch bei den Hexentänzen auf dem Blocksberg gegeigt. Die Geige an ſich iſt ſchon ein Teufelsinſtrument, daher, wer ſie ſonſt an einem Orte ſpielt, wo der Teufel ſich gern einfindet, wie an Schädelſtätten ꝛc., durch den Ton ſeiner Fiedel die böſen Geiſter herbeilockt.

Bei Antwerpen liegt ein großes Feld, wo ehemals der Galgen geſtanden, davon heißt das Feld Galgenfeld. Jenſeits deſſelben wohnte einſt in einem kleinen Häuschen ein Fiedler, der bei allen Kindtaufen und Hochzeiten in der Stadt aufſpielen mußte. Eines Abends kam er ſpät aus der Stadt, wo er auf einer Hochzeit eben ſeine beſten Weiſen hatte hören laſſen, und wollte quer über das Galgenfeld nach Hauſe gehen. Da ſtieß er unterwegs plötzlich auf eine große Menge Frauen, die tanzten und guter Dinge waren. Eine von ihnen forderte ihn auf: „Spiele uns doch ein Stückchen.“ Sogleich ſetzte er die Fiedel an, und ſtrich wacker auf und ab, und die Frauen tanzten. Als der Tanz zu Ende war, kam Eine auf ihn zu und reichte ihm einen ſilbernen Becher mit Wein, daß er daraus tränke. Er folgte der Aufforderung mit den

Worten: „Auf eure Geſundheit, Gott geſegne es euch!“ Sogleich waren alle Frauen verſchwunden, und er fand ſich allein mit ſeiner Fiedel, und ſaß — auf dem Galgen. (Wolf N. S. Nr. 384.)

Auch die Todtenſpeiſe, dieſer heidniſche Urſprung der noch heute üblichen Leichenmahlzeiten, iſt von Hrn. Menzel nach der Weiſe ſeiner Vorgänger mißgedeutet worden. Schwerlich hat es jemals ein Volk gegeben, das in ſeiner ganzen Geſammtheit den Wahn hegen konnte, daß die Todten Hunger und Durſt empfänden. Man erinnere ſich zuvörderſt der im heidniſchen Cultus, auch im alten Rom, im Orient ꝛc. den Götterbildniſſen vorgeſetzten Speiſen, die im Grunde ſich von den auf den Altar gelegten, „zum ſüßen Geruche“ dem Jehovah dargebrachten Fleiſchſtücken kaum unterſcheiden. Die aus dem Thier- und Pflanzenreiche dargebrachten Opfergaben waren ein Akt der Dankbarkeit. Bekanntlich erhielten auch die Laren bei den Römern ihre Opferſpeiſe, eine Sitte, welche im deutſchen Aberglauben auf die den Laren ähnlichen Hausgeiſter überging. Beide Geiſterarten dachte man ſich als die ſchützenden Genien der Familie, d. h. als die Geiſter der Voreltern, die noch jenſeits für das Wohl ihrer Hinterlaſſenen beſorgt ſind. Ebenſo bekannt iſt, daß man den Zwergen und Berggeiſtern Speiſen und Getränke an gewiſſe Orte hinſtellt, wofür ſie ſich durch Bereicherung der Geber an Geld oder Getraide dankbar bezeugen. Ihnen ſchreibt der Aberglaube das Gedeihen der Familien, Wohlſtand und reiche Ernten zu. Die Berggeiſter, d. h. die Unterirdiſchen, ſind die Seelen derer, welche in der Erde ruhen, daher läßt die Sage abwechſelnd den Zug der geſpenſtiſchen Holle oder Berchta in der Chriſtnacht ſich aus den Heimchen (Berggeiſtern, Zwergen), oder auch aus den Seelen der im letzten Jahre Verſtorbenen recrutiren. Beides iſt gleich, denn Heimchen ſind Heinchen, genannt nach Freund Hein, dem Tod.

Inſofern auch die Schlangen als Sinnbilder der unterirdiſch fortwirkenden Lebenskraft gedacht, daher als Genien der Familie verehrt (ſ. Kloſter IX. S. 200), als Geld- und Korndrachen, zur Erwirkung ihrer Gunſt mit Milch und andern Opferſpenden von der Familie, in deren Haus ſie ſich aufhielten, verſorgt wurden (vgl. ebdſ. S. 200), ſo ſind auch dieſe Gaben als Todtenſpeiſe zu betrachten. Odin, oder Wuotan, welcher „der Todten Herr“ heißt, und den ſein Opfer nie verfehlenden Todesſpeer Gungni rbeſitzt, ihm, deſſen heilige Thiere Schlangen und Ottern waren, ihm hatten die Sueven (Schwaben), bekanntlich Einwanderer aus Schweden *), als ihrem Nationalgott, Bier als Trankopfer gebracht, womit in Irland auch die Hausgeiſter bewirthet werden. Im Norden war es gewöhnlich, bei Gäſtmählern Becher zum Gedächtniß einzelner Götter zu leeren, von welcher Sitte ſich noch Spuren in chriſtlicher Zeit erhalten haben **). Ein ſolches Gedächtnißmahl ſind die Seelenmahlzeiten, welche noch jetzt die Ruſſen am Montag nach Oſtern auf den Gräbern ihrer Anverwandten verzehren (Kloſter VII. S. 938 ff.), und die in Neapel am Allerſeelentage gebräuchlichen „Schmauſereien zur Erleichterung der Seelen im Fegfeuer“ (ebdſ. S. 669), womit deutlich genug angezeigt iſt, daß die Gaben, als Beſtechungsmittel an die Todtengötter, den Todten dargebracht wurden, wie ſonſt das Fährgeld für den Seelenſchiffer Charon dem Todten in den Mund gelegt. Die noch jetzt am Allerſeelentag zu Bonneval in Frankreich gebackenen „Todtenbrode“ gab man ehedem den Todten als Wegzehrung, d. h. als Spende für die den Todten in Empfang nehmenden Dämonen mit. Der Zuſammenhang dieſer alljährlichen Todtenſpeiſe mit den Leichenmahlzeiten nach dem Begräbniſſe ergibt ſich aus Folgendem: „Die Eſthen ſetzen am Allerſeelentag den Verſtorbenen Speiſen auf und freuen ſich, wenn Morgens etwas davon verzehrt iſt“ (Grimm S. 865). Die ihnen verwandten und benachbarten Letten oder Litthauer halten auf den „Seelentiſch.“ Vier Wochen nach dem Begräbniß kommen die nächſten Verwandten des Verſtorbenen zuſammen, ſie haben Bier gebraut und Eſſen zugerichtet, und ſetzen ſich zu Tiſche. Die erſte halbe Stunde bringen ſie ſchweigend zu, eſſen auch nichts. Dann knieen ſie nieder und beten zu Gott, er wolle der Seele des Verſtorbenen Ruhe geben, darauf ſetzen ſie ſich wieder an den Tiſch, und beginnen zu eſſen und zu trinken. Aber von Allem, es ſey Fleiſch, Fiſch oder Brod, werfen ſie das erſte Stück unter den Tiſch für die Seele. Ebenſo gießen ſie den erſten Stoff Bier unter den Tiſch für die Seele; denn ſie glauben, die Seele würde im Unterlaſſungsfalle dieſer Ceremonie keine Ruhe haben (Tettau und Temme, Oſtpreuß. Volksſ. S. 260). Aus dieſem läßt ſich errathen, daß jenes vom heil. Columbanus erwähnte Bieropfer der heidniſchen Schwaben an Wuotan, den Herrn der Todten, ein allgemeines Opfer für die erbetene Ruhe der Verſtorbenen war; und damit die gutmüthigen Hausgeiſter nicht zu Schaden ſtiftenden Koboldensn würden, fand der Aberglaube auch dieſe mit Opferſpenden ab. Auf dieſe Art erſpart man ſich die Erfahrung, welche ein Knecht zu Hachborn im Heſſiſchen gemacht hatte. Kurt, ein Pächter, wollte auch nach ſeinem Tode nicht von dem Gehöfte weichen und miſchte ſich als guter Geiſt in die Feldarbeiten. In der Scheune half er dem Knecht die Garben vom Gerüſte werfen, wenn der Knecht eine geworfen hatte, warf Kurt die andere. Als einmal ein fremder Knecht hinauf geſtiegen war, half er nicht, und auf den Ruf: Kurt wirf! ergriff er den Knecht und warf ihn die Tenne herab, daß er ſeine Beine brach*). Wahrſcheinlich hatte er die Dienſtleiſtung umſonſt verlangt, d. h. dem Geiſt die gewohnte Opferſpeiſe, die der frühere Knecht nie verſäumt haben wird, vorenthalten.

---

*) Die Nachweiſung bei Mone Eur. Hdth. II. S. 239 ff.

**) Ueber das Minnetrinken ſ. w. u.

Im chriſtlichen Mittelalter, wo die Inſtitutionen des heidniſchen Cultus aus hergebrachter Pietät für das Alte nicht gänzlich aufgegeben werden mochten, der Geiſt, welcher jene Inſtitutionen belebte, jedoch längſt aus dem Volksbewußtſeyn entſchwunden war, hatte man auch die Todtenopfer noch beibehalten, ohne ihre eigentliche Beſtimmung mehr zu ahnen. Das Heidenthum, deſſen Cultus Naturdienſt war, fand es billig, daß der Menſch, wenn er aus dieſem Leben ſcheidet, den unter der Erde waltenden Mächten, welche die Saat für ihn emporkeimen ließen**), und ihn ſo lange genährt hatten, nun, wenn er zu ihnen heimkehrt, von den Früchten des Bodens Opferſpenden bringe. Unterläßt er dieß, ſo hat er keine Ruhe nach dem Tode, denn er hat ſeine Schuld an die mütterliche Erde nicht abgetragen. Wie nun der Volksglaube auch vom Umgehen der Geſpenſter weiß, die verſchuldet aus dem Leben ſchieden, und zur Ruhe ihrer Seelen den hinterlaſſenen Verwandten die Tilgung der Schulden des Verſtorbenen zur Pflicht macht, aus welchem Geſichtspunkte allein erklärlich wird, warum im alten Aegypten auf Leichname am eheſten geborgt wurde; wie ferner die Verwandten des Verſtorbenen heutzutage durch Spenden an Kirchen und Klöſter die Seelenruhe deſſelben erkaufen, ebenſo hielt man dafür, daß es ihre Pflicht ſey, auf deſſen Grab Opferſpeiſe — nicht für den Todten, ſondern für die unterirdiſchen Gewalten hinzulegen, da der Todte ſelber ſie doch nicht überbringen konnte. Schon Selden (de Diis Syr. Synt. 1, 5) hat das Richtige erkannt, wenn er den Pſalmvers (105, 28.): „Sie hingen ſich an Belphegor und aßen von den Opfern der Todten" wie folgt, commentirt: „Die Opfer der Todten waren Verſöhnopfer, die man für die abgeſchiedenen Seelen dem Höllengott darbrachte." Er gründet dieſe Meinung auf die Pſalmenüberſetzung des Apollinaris, worin ſteht, daß die Hebräer ſich an den Opfern des Belphegor (Baal Peor) verunreinigt hatten, weil ſie von den hundertfältigen Opfern gegeſſen (ἐπασαντο καταφθέμενων ἑκατομβης), die man für die Todten dargebracht.

---

*) Grimm a. a. O.

**) Man denke hier an den Seelenführer Hermes, welcher dem Agamedes unter der Erde Kornkammern baute, und an die Heimchen im Gefolge der weißen Frau, welche reiche Ernten beſorgen.

Die irrthümliche Verwechslung der Opfergabe an den Todtengott mit einer Wegzehrung für den Todten veranlaßte nachſtehende Volksſage, bei welcher man unwillkürlich an den ſteinernen Gaſt im „Don Juan" denken muß:

In Herzogenbuſch lebte vor langer Zeit ein Junker, der ein höchſt ſündiges Leben führte. Dieſer tritt eines

Abends im Wirthshauſe darüber, daß man nach dem Tode noch lebe, und hielt ſich darauf, was todt wäre, das bliebe todt. Beim Nachhauſegehen mußte er den Kirchhof paſſiren. Da ſtieß er zufällig mit dem Fuße an einen Schädel, und rief laut auf: „Ha, ha, das iſt ſchön, Du ſollſt noch leben. Komm doch heute noch zu mir, mein Abendbrod zu theilen, wenn Du noch Leben inne haſt.“ Und er lachte, und ging ſeines Weges weiter. Zu Hauſe beſtellte er ſein Eſſen auf die Kammer und ſetzte ſich fröhlich zu Tiſche. Da klingelte es, die Magd öffnete, und ein fremder Mann ſtand vor der Thüre und fragte nach dem Junker. Die Magd führte ihn in deſſen Zimmer, und da ſprach der Mann: „Junker, ihr habt mich eben zu Tiſche gebeten; wie ihr ſeht, folge ich eurer Einladung.“ Da überlief es den Junker eiskalt und noch mehr, als der Mann ſeinen Mantel ablegte, und als ein ſcheußliches Todtengerippe da ſtand. Der Junker fiel in Ohnmacht zu Boden, die Magd hörte den Fall und lief herbei, aber ſie fand keine Spur mehr von dem Manne. Als der Junker wieder zu ſich kam, redete er irre, und iſt auch im Wahnſinn geſtorben. (Wolf D. S. Nr. 116.)

Wilhelm Müller (Altt. Rel. S. 63) erinnert daran, daß die Menge von Aſchenkrügen, welche mehrfach auf vermuthlichen Stätten ehemaliger heidniſcher Götterverehrung gefunden werden, wahrſcheinlich macht, daß die Gräber der Verſtorbenen zugleich Opferplätze waren. Er weicht aber inſofern von unſerer Deutung ab, als er die Meinung geltend macht, daß man die Seelen der Abgeſchiedenen nach dem Tode ſelber als höhere und hülfreiche Weſen verehrte, oder daß man ſie verſöhnen wollte, weil die Kirche es mehrfach verbot, Heiligen zu opfern, und Todte ohne Unterſchied für Heilige anzuſehen *); wenn auch nicht alle sacrificia

---

*) Indicul. superstit. c. 9. de sacrificio, quod fit alicui sanctorum c. 25. de eo quod sibi sanctos fingunt, quoslibet mortuos. Conc. German. a. 742. Can. 5 (vrgl. capitul. VII,

mortuorum und die heidniſchen Gebräuche, welche bei Begräbniſſen noch ſpäter ſtatt fanden*), dem Todten galten, ſondern ſich auch auf Götter beziehen konnten.

Offenbar falſch hingegen iſt Wilhelm Müllers Auslegung einer andern, bei den ſcandinaviſchen Völkern in der Heidenzeit übliche Sitte, welche ſich auch bei andern deutſchen Stämmen nachweiſen läßt (Mone eur. Hdth. II. S. 146.), nämlich dem Todten die Schätze mit ins Grab zu legen, weil das Leben nach dem Tode nur eine Nachahmung des Erdenlebens ſey! (S. 410.) Odin verlangte nur deßhalb, daß die Leichen nicht ohne Schätze vor ihm erſcheinen — wie Charon Niemanden in das Todtenreich überſetzen mag, der ihm nicht den Obolus mitbringt — weil der Todtengott (Pluto) auch der Schatzgott (Plutus) iſt, denn Pluto heißt der Reiche (Dis, Ditis i. e. dives, divitis). Er iſt ſelber Charon (ſanſkrit. Charanas: der Fährmann, vrgl. das lat. carrus, das franz. char), und der Todtenrichter Saturn, der zu Schiffe nach dem Lande der Verborgenheit (*Latium* a latendo) kam, denn Saturnus bedeutet

---

128): ut populus Dei paganias non faciat, sed omnes spurcitias gentilitatis abjiciat et respuat, sive profana sacrificia mortuorum, sive hostias immolatitias, quas stulti homines juxta ecclesias ritu pagano faciunt sub nomine sanctorum martyrum vel confessorum.

*) Indic. c. 1. 2. Burchard 10, 34. Bonifac. ep. 44: Sacrificia mortuorum respuentes. epist. 82. sacrilegia presbyteris, qui tauros et hircos diis paganorum immolabant, manducantes sacrificia mortuorum. Capitul. VI, 197: admoneantur fideles, ut ad suos mortuos non agant ea quae de paganorum ritu remanserunt. Et quando eos ad sepulturam portaverint, illum ululatum excelsum non faciant. — Et super eorum tumulos nec manducare nec bibere praesumant.

Gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts verbot die römiſche Synode unter Leo IV. den Sachſen carmina diabolica, quae nocturnis horis super mortuos vulgus facere solet. (Wackernagel, das Weſſobr. Gebet S. 25.)

im Phöniziſchen (star), was λάθω und π-λάτω im Griechiſchen, nämlich den Zuſtand des Verborgenſeyns, darum iſt Plutus blind, und Pluto beſitzt den unſichtbar machenden Helm, den er nur deßhalb dem Schätze ſpendenden, Kaufleuten und Dieben günſtigen Seelenführer Hermes abtritt, weil auch er von Saturnus, in deſſen Tempel zu Rom das Aerarium war, und von des Saturnus Mitregenten, Janus, unter deſſen Hallen die Wechsler ihre Buden hatten, nicht verſchieden war, denn Janus hieß auch Cluſius, weil er wie Pluto den Schlüſſel des Hades beſaß, daher nach ihm die Todtenſtadt Cluſium benannt. Auch die Hebräer und Inder identificirten Schatz und Tod, denn unter den Söhnen des wilden Jägers Eſau ſind Lotban (der Verborgene), und Eliphas (der Goldgeiſt). Der indiſche Todtengott Yama hat zum Bruder den Schatzgott Kuveras, der mit zwergartigen Gnomen in Bergen haust. Da auch Odin oder Wuotan „der Todten Herr“, da alle Sterbenden ſich ihm zeichnen mußten, ſo muß auch er der Schatzgott ſeyn, denn die Schätze und die Todten birgt die Erde. Der von jedem Todten geforderte Obolus vertritt alſo die Stelle des dem Odin Zeichnens, auf welchen Gebrauch ich bald nachher zurückkommen werde. Es iſt — die Weihe an dem Todtengott. So erklärt ſich die weite Verbreitung der Sitte, dem Todten eine Münze in den Mund zu legen. Ihr Vorkommen im heutigen Griechenland und im papiſtiſchen Sardinien ließe ſich zwar als Ueberbleibſel aus dem griechiſch-römiſchen Heidenthum deuten, aber man findet dieſe Sitte auch bei den Ruſſen, und ſogar im Herzen von Deutſchland. Im ganzen weſtlichen Theil der Altmark erzählt man ſich, daß die Todten in dem Naberskroch*) den letzten Sechſer verzehren, welchen man ihnen zu dem Behuf mit in den Sarg gibt (Kuhn M. S. Nr. 19.). Und in der Gegend von Diesdorf glaubt man, daß wenn mehrere Glieder einer Familie kurz nacheinander ſterben, dies daher komme, daß man dem erſten Todten nicht den Zehrpfennig in den Mund gegeben hat. (Ebdſ. Nr. 30.)

Bei den Kaſſuben in Pommern iſt es Brauch, daß, wenn eine Frau im Kindbett ſtirbt, und ihre Leiche, gefolgt vom ganzen Trauerzug, vor der Beerdigung um die Kirche getragen wird, Jemand aus dem Gefolge heimlich ein Geldſtück als Opfer in eine Mauerſpalte der Kirche ſteckt, damit die Seele Ruhe habe. (Temme Volksſ. v. Pommern S. 338.)

Dem Todtenſchiff der Alten begegnen wir auch bei den Kelten. Eloy Johanneau meint, die Ueberfahrt ſey durch die Anageutes in Aquitanien geſchehen, nach welchen der pagis Agnensis im Mittelalter benannt ſey, den die Vita St. Pauli im weſtlichſten Canton des alten Bisthums Leon anſetzt, wo Ack, ein Archidiaconat Tremenack (Ueberfahrt von Ack) als Ortſchaft genannt iſt. Ak, Hak, hoquet iſt der letzte Seufzer der Sterbenden, und die Agnotes (keltiſch: hak-an-aut) die Bewohner der Küſte des

---

*) So wird Neu-Ferchau in der Altmark genannt. Nach demſelben kommen die Todten, und werden nicht eher ins Himmelreich eingelaſſen, bis ſie da geweſen ſind. Mit demſelben Namen „Nobiskrug" belegt man in Niederdeutſchland abgelegene Wirthshäuſer oder einſame Dörfer. In dieſem Hauſe iſt Nobi (entſtellt aus Narfi oder Nörvi, Saem. 69. Sn. N. 70.) der Wirth, wie Hel in Niflheim. Nörfi war Sohn des zerſtörenden Loki und Bruder der dunklen Todtengöttin Hel, darum auch Nörfi ein Beherrſcher der Unterwelt ſeyn konnte, und im deutſchen Volksglauben die Seelen beherbergen mochte.

Schluchzens, d. h. der Halbinſel, welche im Cap Penarbed (Finis terrae) endet. Tremenal iſt die Ueberfahrt des Schluchzens, alſo Ueberfahrt vom continentalen Brittanien nach der Inſel Brittia. (Mem. de l'acad. celt. III. p. 134 sq., bei Eckermann Rel. III. 1. S. 29.) Nach Villemarqué iſt die hier zum Grunde liegende Oertlichkeit die Spitze von Raz, und die in der Nähe liegende Bucht der Seelen. Die öden Thäler des Caps, welches der Inſel Seine gegenüber liegt, der Teich von Cleden, an deſſen Ufern man des Nachts die Gerippe der Schiffbrüchigen im Herwandern ſieht, welche ſich flehend dem einſamen Wanderer nähern, um ein Grabtuch und ein Grab von ihm zu erbitten; der Höllenmund von Plogoff, kurz die ganze ſchreckliche Küſte von Cornouaille, welche von Klippen ſtarrt, und mit zahlloſen Ruinen bedeckt iſt, und wo Stürme und Vernichtung ihr Reich gegründet zu haben ſcheinen; Alles dies paßt, wie keine andere Küſte des weſtlichen Frankreichs, zum Sammelplatz der Todten. (Mem. de l'acad. celt. III. p. 142.) Auch in Südholland am Einfluß der Maas ins Meer gab es einen Ort Helvoets fuis (Höllenfuß), welchen ſchon Plinius (IV, 29.) unter dem Namen Helium kennt.

Plutarch (de oracul. defect. II.) erzählt dem Demetrius nach, daß unter den Inſeln, die in der Nachbarſchaft von Großbrittanien liegen, einige ganz wüſte waren, die man „Geiſterinſeln" zu nennen pflegte. Er begleitete einſt einen König, der auf einem kleinen Schiffe nach einer dieſer wüſten Inſeln fuhr. Sie trafen daſelbſt nur wenige Bewohner an. Sobald ſie auf der Inſel angelangt waren, erhob ſich ein Sturm, begleitet von erſchrecklichen Feuerkugeln. Als ſich der

Sturm gelegt hatte, ſagten ihnen die Einwohner, es ſey eben jetzt ein Vornehmer geſtorben, denn gleichwie ein Licht, ſo lange es brennt, nur Vortheil ſchafft, wenn es aber verliſcht, Geſtank verbreitet, ſo iſt es bei den großen Seelen der Fall, ſo lange der Menſch lebt, leuchten ſie mit angenehmem Lichte, wenn er aber ſtirbt, ſo ſind manchmal Wind und Hagel die Folge; manchmal auch vergiften ſie die Luft mit peſtilenzialiſchen Dünſten. Man erzählte ihnen ferner, daß in dieſen Gegenden eine Inſel ſey, wo der Rieſe Briareus den Saturn bewache, den er gefeſſelt und in tiefem Schlaf hielte. (Man erinnere ſich hier, daß nach helleniſchem Mythus Saturn auch im Schattenreich gefeſſelt zubringen muß.)

Noch deutlicher ſchildert Procopius (Goth. IV, 20): Man behauptet, daß die Verſtorbenen nach Großbrittanien kommen. An der der Küſte entgegen befindlichen Inſel ſind viele Dörfer von Fiſchern, Gewerbsleuten und Kauffahrern bewohnt. Dieſe kommen oft nach Großbrittanien hinüber, um ihren Handel zu treiben. Obſchon ſie unter fränkiſcher Botmäßigkeit ſtehen, ſo bezahlen ſie ihnen doch keinen Tribut, und er iſt auch nie von ihnen gefordert worden. Als Urſache dieſer Freiheit geben ſie an, weil ſie in der Reihe herum die Seelen an den Ort ihrer Beſtimmung begleiten müßten. Diejenigen, die in der bevorſtehenden Nacht dieſen Dienſt verrichten müſſen, gehen, ſobald es dunkel wird, in ihre Häuſer und legen ſich ſchlafen, bis ſie von demjenigen, der die Ueberfahrt beſorgt, Auftrag erhalten. Gegen Mitternacht klopft Jemand an ihre Thüre und ruft ſie mit leiſer Stimme. Sogleich ſpringen ſie aus dem Bette, und laufen nach der Küſte, ohne zu wiſſen, durch welche geheime Urſache ſie dorthin gezogen werden. Hier finden ſie leere Fahrzeuge, die aber ſo tief ins Waſſer gehen, daß ſie kaum einen Finger breit über dem Waſſerſpiegel gehen. In weniger als einer Stunde bringen ſie dieſe Fahrzeuge nach Großbrittanien hinüber, obgleich ein Schiff mit ſtarken Rudern einen Tag und eine Nacht braucht, um hinüber zu kommen. Wenn ſie auf der Inſel angelangt ſind, ſo verlaſſen die Seelen augenblicklich das Schiff, und dieſes wird nun plötzlich ſo leicht, daß es kaum ganz oben auf der Waſſerfläche ſchwimmt. Sie kehren darauf ſogleich wieder zurück und ſehen Niemanden, weder im Hinüberfahren noch im Ausladen. Aber, wie ſie ſagen, hören ſie eine Stimme, die denjenigen, welche die überlieferte Seele in Empfang nehmen, die Namen der Perſonen, die auf dem Schiffe waren, zugleich auch die Namen ihrer Eltern, ihres Gefolges und ihres Charakters bekannt mache. Wenn Weiber auf dem Schiffe waren, ſo nennt dieſe Stimme auch die Namen ihrer Männer, die ſie gehabt haben (vgl. auch Tzetzes zum Lycophron).

Auch Claudan (in Rufin I, 124 sq.) hat von dieſen Wundern gehört, aber er vermiſcht die nordiſchen Todtenſchiffer mit der Unterwelt des Ulyſſes. An Galliens äußerſter Küſte iſt ein vor des Oceans Fluthen geſchützter Ort, wo Ulyſſes durch Blutſpenden die Schatten der Abgeſchiedenen hervorgelockt haben ſoll. Dort wird die flehende Klage der mit leiſem Schwirren flatternden Schatten vernommen, und die Einwohner ſehen blaſſen Bildſäulen ähnliche Geſtalten und abgeſchiedene Leichname auf der Wanderſchaft *).

---

*) Est locus, extremum qua pandit Gallia litus,
Oceani praetentus aquis, ubi fertur Ulysses,
Sanguine libato populum movisse silentem
Illic umbrarum tenui stridore volantum
Flebilis auditur questus, simulacra coloni
Pallida, defunctasque vident migrare figuras.

Nach Philemon, bei Plinius (IV, 27), nannten die Cimbern den nördlichen Ocean bis zum Vorgebirge **Rubrae Morimarusa** i. e. **Mare mortuum**: Todtenmeer. Im altfranzöſiſchen Roman **Lancelot du lac**, ed. 1591, p. 147 verfügt die Demoiſelle d'Eſcalot, wie es mit ihrem Leichnam gehalten werden ſolle: le pria, que *son corps fut mis en une nef*, richement equipée, que l'on *laisseroit aller au gré du vent sans conduite*, was ſich in den Cento novelle antiche 81 wiederholt (la damigella di Scalot; die „navizella senza vela, senza remi e senza neuno sopra sagliente" wird an den Hof des Königs Artus geführt). Und noch der Todtengräber im Hamlet ſingt:

(Age) hath shipped me into the land,
As if I had never been such.

(Und ſchiffte mich in jenes Land,
Als wär' ich ſonſt nirgend bekannt).

Grimm verſteht unter Brittanien das heutige Bretagne, die Weſtküſte des galliſchen Feſtlandes, die ſich im 6. Jahrhundert bis zur Mündung der Schelde und des Rheins ausdehnte. Brittia ſelbſt iſt ihm aber Großbrittanien. Auch Euſebius (Pr. ev. IV, 17) wußte, daß viele Inſeln an dieſer Küſte für Sitze der Dämonen galten. Eckermann (Rel. III, 1. S. 37) meint: die Inſel Brittia ſey Armorica, oder wie die Bretagner ſie nennen, die Apfelinſel (Ile d'Avalon), wo Arthurs Grab gezeigt wird. Dieß iſt die Inſel der Seligen, in der Sage vom Milchbruder als ein reizendes Eiland beſchrieben, auf welchem eine Menge Seelen gerade ihre Reigen (Sphärentänze oder Elfentänze?) aufführten, als das liebende Paar ankam. Jünglinge und Jungfrauen ergötzten ſich, indem ſie ſich bei den

Händen gefaßt hielten. Aepfelbäume ſchloßen dieſe Inſel ein. (Daher alſo ihr Name. Sollten nicht etwa die Aepfel, wie jene der Idhuna und im Roman Hüon von Bordeaux, vgl. S. 198, auf die Wiedergeburt ſich beziehen?) Eine kleine Quelle rieſelte dort, die Seelen tranken daraus und kehrten ins Leben zurück (alſo ein Jungbrunnen, vgl. S. 198). Jeder fand dort die Seinigen wieder, und Luſt und Geſang herrſchte überall (Villemarqué bei Eckermann). Unter dem Geleite des Seelenſchiffers Barinte war der in der Schlacht tödtlich verwundete Arthur hieher geführt worden (Michel vit. Merl. Caled. p. 37), nach andern Angaben von der Fee Morgane (weiße Frau?). Dort iſt der gläſerne Pallaſt zu ſuchen, welcher in freier Luft ſteht (Chateau en l'aer; Tristan ed. Michel 2, 103) und die Seligen aufnimmt. Avallon heißt darum auch „Glasinſel" (Glaſtonbury). Des druidiſchen Barden Talieſins „Glasſchiff" (Davies Myth. of the Druides p. 211) iſt gewiß das Schiff der Erde, welches alle Menſchen beſteigen müſſen, und welches die Entſchlafenen der Empfängerin der Todten, der Ceridwen, zuführt (Davies p. 231). Grimm erinnert an die nordiſche Benennung „Glashimmel" (glarhimiin in der Jarl Magn. Saga), ein Paradies, wohin alle Helden reiten; ferner an die in Sagen und Liedern gefeierten irdiſchen „Glasberge" und „Glasburgen" als Aufenthalt der Helden und weißen Frauen; Brynild wohnt (im däniſchen Volksliede) im „glarbjerg", im Wolfdietrich (cod. Dresd. 289) erſcheinen vier Glasberge. Die Polen kennen einen gläſernen Berg (szklanna gora), den die Seelen der Verdammten zur Strafe erſteigen müſſen, und wenn ſie den Fuß auf den Gipfel ſetzen, ausgleiten und herabſtürzen. Dieſer Glasberg ſpielt auch in dem durch Gerle bekannt gewordenen böhmiſchen Mährchen von den ſieben Raben, die in demſelben eingeſchloſſen ſind, und den ihre Schweſter zur Erlöſung der verzauberten Brüder erklimmen ſoll, eine Rolle*). Die Lithauer laſſen auf dieſem Berge den göttlichen Richter ſitzen. Bei ihnen heißt er „Felſenberg" (Anafielas). Wegen ſeiner Steile gab man zur leichtern Erſteigung deſſelben den Todten Bärenklauen, Krallen und anderes zu dieſem Zweck Dienliche ins Grab mit, oder verbrannte es mit ihnen. In Hinſicht dieſes Seelenberges iſt der Berg Sitno in Ungarn merkwürdig, denn „in den Sitno gehen" bedeutet den dortigen Slawen ſ. v. a. in die Unterwelt gehen. Sitno bedeutet ferner auch Abgrund (Abyſſus), und „möchteſt du in den allertiefſten Sitno ſtürzen" iſt ein Fluch, der unſerem „Fahr' zur Hölle!" entſpricht (Hanuſch, ſlaw. Myth. S. 416).

Wie die Berge als Aufenthalt der Todten erſcheinen — die Patrikshöhle in Irland galt noch im vorigen Jahrhundert als eine ſolche, wo man das Wehklagen der im Fegfeuer leidenden Seelen vernehmen könne — ſo dachte man ſich auch auf dem Grunde von Brunnen und Teichen einen Ort, an welchen die Seelen gelangen. Das gilt zunächſt von den Seelen der Ertrunkenen, die in die Behauſung der Seegöttin Ran kommen (Fornald. Sög. 2, 77. Saem. 144 a Sn. 125. Fornm. Sög. 6, 376. Eyrb. Sag. S. 274. Egilss. S. 616); daher beherbergt auch der deutſche

---

*) In der von ehemaligen Wenden bewohnten Mark hat Kuhn (M. S. p. 282 ff.) dieſes Mährchen vom Glasberge ebenfalls angetroffen, dort beſteigt ihn das Mädchen zur Erlöſung ihrer in Schwäne verwandelten acht Brüder. Im übrigen gleichen ſich beide Relationen auffallend.

Waſſermann die Seelen nur in ſeiner Wohnung, was auch ſolgende Sagen beſtätigen:

Ein Waſſermann lebte in guter Nachbarſchaft mit einem Bauer, der unweit ſeines Sees wohnte. Jener beſuchte ihn manchmal und ſprach ihn zu einem Gegenbeſuch an. Der Bauer ging mit. Da war unten im Waſſer Alles, wie in einem prächtigen Pallaſt, Zimmer, Säle und Kammern voll Reichthum und Zierrath. Der Gaſt ward überall umhergeführt. Endlich gelangten ſie in ein kleines Stübchen, wo viel neue Töpfe umgekehrt, die Oeffnung bodenwärts ſtanden. Der Bauer fragte, was das wäre? „Das ſind die Seelen der Ertrunkenen, die hebe ich unter den Töpfen auf und halte ſie damit feſt, daß ſie nicht entwiſchen können.“ Der Bauer empfahl ſich ſchweigend, aber merkte ſichs. Das Ding mit den Seelen wurmte ihm lange Zeit und er paßte dem Waſſermann auf, daß er einmal ausgegangen ſeyn würde. Als das geſchah, hatte der Bauer den rechten Weg hinunter ſich wohl gemerkt, ſtieg in das Waſſerhaus und fand auch jenes Stübchen glücklich wieder. Raſch ſtülpte er alle Töpfe um, einen nach dem andern. Alsbald ſtiegen die Seelen der Ertrunkenen hinauf in die Höhe aus dem Waſſer und wurden erlöst (Grimm D. S. Nr. 52).

In einer Magdeburger Erzählung übernimmt das Amt des Bauers ein Rieſe, an die Stelle des Waſſermanns iſt der Teufel getreten, bei welchem der Rieſe Dienſte ſuchte. Da ſieht er viele Töpfe ſtehen und ſchmoren. Darin ſtecken gefangene Seelen, er hebt alle Deckel auf und läßt die Seelen heraus, worauf ihn der Teufel ſofort aus dem Dienſte jagt (Grimm, Kinderm. III, S. 166).

Die Ertrunkenen leben unter dem Waſſer fort.

Die Töchterchen eines Ritters von Schwarzach in der Pfalz waren einſt am See auf der Wieſe ſpielend, von einer aus einem Felſen hervorkommenden großen Schlange in den See gezogen worden. Seitdem ging der Vater täglich ans Ufer und ließ dort ſeine Klage erſchallen. Einmal glaubte er eine Stimme aus dem Waſſer zu vernehmen, und er rief laut: „Geb mir ein Zeichen, mein Töchterchen!“ Da ſchlug ein Glöcklein an. Fortan hörte er es jeden Tag ſchallen, einmal lautete es heller, und der Ritter vernahm die Worte: „Ich lebe, mein Vater, bin aber an die Waſſerwelt gebannt, lange habe ich mich gewehrt, aber der erſte Trunk hat mich um die Freiheit gebracht.“ Der Vater blieb traurig ſtehen, da traten zwei Knaben zu ihm, und reichten ihm aus einem goldenen Becher einen Trunk. Kaum koſtete er, ſo ſtürzte auch er in den See und ſank unter (Grimm D. S. Nr. 305).

Man faßte die Tiefe des Waſſers als die Unterwelt auf, darum werden Perſonen, die ſonſt nach der Volksſage in Berge entrückt ſind, auch in Brunnen und Teichen hauſend gedacht. So ſitzt Kaiſer Karl der Große in einem Brunnen auf der Nürnberger Kaiſerburg, wo ihm der Bart durch einen Steintiſch gewachſen iſt (Grimm D. S. Nr. 22); und Frau Holle hat unter ihrem Teiche einen Garten, aus welchem ſie allerlei Früchte ſpendet (D. S. Nr. 4). Noch verbreiteter iſt der Glaube, daß unter dem Waſſer grüne Wieſen befindlich ſind, auf welchen die Seelen ſich aufhalten.

In Oſtende lebte ein Fiſcher, der hatte Frau und Kinder verloren, auch ſonſt viel Unglück. Am Vorabend des heiligen Andreas, welcher ſein Patron war, ging er aus ſeiner einſamen Hütte nach den Dünen und ſchaute gedankenvoll in das ruhige Meer hinaus. Da ſah er ein Flämmchen aus dem Waſſer ſteigen und hin und her laufen, und einen alten Trümmerhaufen, der ſich neben ihm erhob, umkreiſen, worauf es mit Blitzesſchnelle wieder eine Strecke ins Meer hineinſchoß, dort heller aufſchimmerte und dann zurückkehrte. Der Fiſcher wußte wohl, daß das ein Zeichen eines vergrabenen Schatzes war, aber er wagte nicht, näher ſich zu überzeugen, und nahm ſeinen Weg nach

Hauſe. Da hörte er ſich beim Namen rufen. Er wandte ſich um, und ſah hinter den Trümmern einen Mann mit bleichem Geſichte und in fremden Kleidern ſitzen, den er mit feſter Stimme fragte, was er wolle und warum er ihn rufe. „Andreas,“ antwortete der Mann, „ich bedaure dein Mißgeſchick von ganzem Herzen, und willſt du thun, was ich dir ſage, ſo mache ich dich reich.“ Der Fiſcher bekreuzte ſich. Dieſes ſehend, ſagte der Mann, „du traueſt mir nicht? ich bin kein böſer Geiſt, nimm dieſen Ring und gehe nach drei Tagen um Mitternacht einen Büchſenſchuß weit ins Meer, da findeſt du am Boden drei Töpfe, welche umgeſtülpt ſind. Hebe den mittelſten auf und gehe ſchnell wieder zurück, ohne dich zu kümmern um das, was du ſehen und hören ſollteſt. Thuſt du das, ſo kannſt du ſicher ſeyn, daß ich dich reich belohnen werde.“ Mit dieſen Worten verſchwand der Mann, und vor des Fiſchers Füßen lag der Ring, aber er hob ihn nicht auf, verließ auch in der dritten Nacht ſeine Kammer nicht, und vergaß bald den ganzen Vorfall. Das folgende Jahr war noch unglücklicher für den Fiſcher, und der Gram warf ihn aufs Krankenlager. Bettelarm aus dem Hoſpital entlaſſen, fand er ſich, ohne es zu wiſſen, am kommenden Vorabend von St. Andreas wieder an den Trümmern auf den Dünen. Diesmal war das Meer aber nicht ſtill, ſondern es wallte in ungeſtümen Wogen, als hätte es die Trümmerreſte verſchlingen wollen. Der Fiſcher ſtand noch nicht lange da, als die bekannte Stimme ſich wieder hören ließ, und der bleiche Mann ihn abermals bat, den Topf zu heben. Als er verſchwunden war, da lag der Ring wieder vor dem Fiſcher im Sande. Beherzter als im vergangenen Jahre nahm der Fiſcher ihn auf und ſteckte ihn an den Finger, feſt entſchloſſen, diesmal den Wünſchen des Geiſtes zu folgen. Am dritten Abend begab er ſich nach den Dünen; er ſchritt immer weiter ins Meer, und das Waſſer trat immer mehr zurück. So gelangte er auf eine grüne Wieſe, wo mehrere Jünglinge mit ſtrahlenden Sicheln Gras mähten, während es Andere in Bündel ſchnürten. Dabei ſangen ſie fröhliche Lieder zum Lobe einer ſchönen Frau. Der Fiſcher ließ ſich jedoch nicht durch ſie aufhalten, obgleich er in vielen von ihnen längſt ertrunkene Bekannte wieder zu ſehen glaubte. Da trat plötzlich aus einem Häuschen, welches auf der Wieſe ſtand, eine ſchöne Frau, und die rief mit einer einnehmend ſanften Stimme: „Ach, ſo kommſt Du doch endlich! Wie lange habe ich dich nicht ſchon erwartet!“ Bei dem Anblick hätte der Fiſcher faſt des Gebotes des bleichen Mannes vergeſſen, er ermannte ſich jedoch ſchnell, ſchlüpfte unter den ausgebreiteten Armen der Frau durch, und eilte geradezu auf drei Töpfe los, welche er einige Schritte weiter erblickte, und deren mittelſten er raſch aufhob. In demſelben Augenblick ſtürzten die Jünglinge auf ihn zu, und die Frau ſtieß einen ſchrecklichen Schrei aus; er aber wurde mit Blitzesſchnelle nach oben geriſſen und fand ſich, nachdem er die ſchon verlorne Beſinnung wieder erlangt hatte, abgemattet und kraftlos am Geſtade wieder, und zu ſeiner Seite einen ledernen Sack voll Gold und köſtlicher Steine. Seit der Zeit hatte er auch Vorſput in Allem, was er unternahm, und nichts ſchlug ihm fehl. (Wolf N. S. Nr. 506.)

Kinder, die in Brunnen fallen, gelangen durch grüne Wieſen in das Haus der freundlichen Holle (Kinderm. Nr. 24). In einem mittelhochdeutſchen Gedichte (Flore 19^b) heißt es, daß dem Selbſtmörder dieſe Wieſe verſperrt iſt. Dieſe Vorſtellungen können vielleicht durch die Lectüre der Klaſſiker zu d:n abendländiſchen Völkern gedrungen ſeyn, denn bei Homer (Odyss. 11, 539) lieſt man:

„— — — — — — die Seele des äakidiſchen Renners
Wandelte mächtigen Schritts hinab die Aſfodeloswieſe,“

und (Odyss. 24, 13) kamen, von Hermes geleitet, die Freier der Penelope

„— — — — — — — zur Aſfodeloswieſe hinunter,
Wo die Seelen zugleich, die Gebild' Ausruhender, wohnen.“

Auch bei Virgil (Aen. 6, 638) hat virotum den Begriff des Paradieſes, denn dort iſt die Rede von

„— — — Fluren der Wonne und grünenden Luſtau'n,
Ewig ſelige Haine und Wohnungen friedſamen Heiles."

Auch das Todtenſchiff finden wir bei Homer wieder, nur von dem Charonsſchiff darin verſchieden, daß hier Eine Seele, die des ſchlafenden (Odyss. 7, 318) Odyſſeus von vielen Fährleuten, von den „dunklen" Phäaken in Einer Nacht ſchweigend in die ferne Heimat gerudert wird. Zufällig iſt es gewiß nicht, daß auch der Todtenrichter Rhadamanth durch die Phäaken geführt wird (Odyss. 7, 324), ihn, der auf der elyſiſchen Flur wohnt (4, 564), wo

„— — ganz mühelos in Seligkeit leben die Menſchen,
Nimmer iſt Schnee dort, Orkan und Regengewitter,"

Darum auch (8, 557. 558.):

„Sind der Phäaken Schiffe nie der Piloten bedürftig,
Noch der Steuer einmal, wie ſie andern Schiffen gebaut ſind,"

und (V. 561. 562.):

„— — Fluten des Meers durchlaufen ſie ſchleunig,
Eingehüllt in Nebel und Nacht, auch fürchtet man niemals,
Daß ſie das Meer entweder beſchädige oder vertilge."

Kaum hatten die Phäaken die Ruder ergriffen, da fiel ein erquickender Schlaf ihm auf die Augenlieder (13, 80.):

„Unaufwecklich, ſo ſüß, dem Tod aufs genaueſte ähnlich."

Schlafend laden ſie ihn, als der Morgenſtern aufging, auf dem Lager vorſichtig aus und fahren davon (13, 113 — 125). „Wie ein Todter," ſagt Philoſtrat (Her. II, 20), „wird Odyſſeus aus dem Schiffe der Phäaken getragen."

Der Garten des Alcinous (Od. 7, 117 sq.), wo ſich die Phäaken, wie die Bewohner des Elyſiums, an

Schmauſereien, Saitenſpiel, Geſang und Reigentanz ergötzen (Od. 8, 246), wird alſo ein Garten Eden (*Παραδεισος* heißt Luſtgarten), ein Heſperidengarten mit verjüngenden Aepfeln geweſen ſeyn.

Von überſchiffenden Geiſtern wiſſen auch deutſche Sagen:

In der Stadt Speier lebte vor Zeiten ein Fiſcher. Als dieſer eines Nachts an den Rhein kam und ſein Garn ausſtellen wollte, trat ein Mann auf ihn zu, der trug eine ſchwarze Kutte in Weiſe der Mönche, und nachdem ihn der Fiſcher gegrüßt hatte, ſprach er: „Ich komme, ein Bote aus der Ferne, und möchte gern über den Rhein.“ Tritt' in meinen Nachen zu mir „antwortete der Fiſcher, ich will dich überfahren.“ Da er nun dieſen übergeſetzt hatte, und zurückkehrte, ſtanden noch fünf andere Mönche am Geſtade, die begehrten auch zu ſchiffen, und der Fiſcher frug beſcheiden, warum ſie in der Nacht reiſten? „Die Noth treibt uns,“ verſetzte einer der Mönche, „die Welt iſt uns feind, ſo nimm Du dich unſer an, und Gottes Lohn dafür.“ Der Fiſcher verlangte zu wiſſen, was ſie ihm geben wollten für ſeine Arbeit? Sie ſagten: „Jetzt ſind wir arm, wenn es uns wieder gut geht, ſollſt Du unſere Dankbarkeit erfahren.“ Alſo ſtieß der Schiffer ab, wie aber der Nachen mitten auf den Rhein kam, hob ſich ein fürchterlicher Sturm. Der Fiſcher erblaßte als er die Wellen das Schiff bedecken ſah. „Was iſt das,“ dachte er, „bei Sonnenuntergang war der Himmel klar und lauter, und der Mond ſchien ſo hell, woher dieſes ſchnelle Unwetter?“ Und wie er ſeine Hände zum Gebet erhob, rief einer der Mönche: „Was liegſt Du Gott mit Beten in den Ohren, ſteure dein Schiff.“ Und zugleich riß er ihm das Ruder aus der Hand und fing an nach dem Fiſcher zu ſchlagen. Halbtodt lag der im Nachen, der Tag begann zu dämmern, und die ſchwarzen Männer verſchwanden. Der Himmel klärte ſich wieder auf, der Schiffer ermannte ſich, und erreichte mit Noth ſeine Wohnung. (Grimm D. S. Nr. 275.)

Die Mönche waren, das iſt klar, die Seelen Abgeſchiedener, ihre Kleidung erklärt ſich aus der bei den Katholiken üblichen Sitte, Mönchskutten zu Leichenkleidern zu wählen, weil man glaubt, daß ſolche Dämonenabwehrende Kraft beſitzen. Nicht zufällig iſt Speier der Ort, wo die geſpenſtiſchen Mönche herkamen, denn Speier iſt eine Todtenſtadt (Büſching, wöchentl. Nachr. IV, S. 32). Kaiſer Konrad II. hatte den Dom zu Speier zur Grabesſtätte aller Nachfolger im Reich verordnet. Und ſo hieß und war Speier für die Franken und Schwaben die kaiſerliche Begräbniß- und Todtenſtatt, wie Goslar für die Sachſen. Im Mittelalter war man ſo ſehr gewohnt, Speier als die Todtenſtadt anzuſehen, daß die Chroniſten manchmal Kaiſer zu Speier begraben laſſen, die nicht da ruhen. So erzählt Otto von St. Blaſien, Kaiſer Konrad III. ſey zu Speier beſtattet, und Königshoven verſichert daſſelbe von Heinrich VI., und beide Angaben ſind unrichtig. Dieſe Sitte leitet Mone aus dem Heidenthum ab, denn Könige wohnten da, wo einſt ihr Gott gewohnt (ſeinen Cultus gehabt), und daß ſie auch begraben wurden, wo ihr Gott beſtattet war*).

Die folgende Sage iſt der Schlüſſel zur vorigen:

Als der Frankenkönig verſchieden war, ließ es Gott geſchehen, weil er ſich nicht von Sünden gereinigt hatte, daß die Teufel ſeine Seele faßten, auf ein Schiff ſetzten, und mit ſich fortzuführen dachten. Aber der heilige Dionyſius vergaß ſeines Freundes nicht, ſondern bat unſern Herrn um die Erlaubniß, der Seele zu Hülfe zu kommen, was ihm auch verſtattet wurde. St. Dionyſius nahm aber mit ſich St. Mauritius und andere Gleichgeſinnte, die König Dagobert bei ſeinen Lebzeiten geehrt und gefeiert hatte. Auch folgten ihnen Engel nach, und geleiteten ſie bis ins Meer. Da ſie nun an die Teufel kamen, huben ſie an mit ihnen zu fechten, die Teufel hatten wenig Gewalt gegen den Heiligen, wurden alſo beſiegt und ins Meer geſtoßen. Die Engel nahmen nun Dagoberts Seele in Empfang, und der Heilige nebſt ſeinem Gefolge kehrte ins Paradies zurück. (Grimm D. S. Nr. 434.)

---

*) Am Jahresende beging der Cultus das Todtenfeſt des Zeitgotts.

Jene Mönche, die übergeſetzt zu ſeyn verlangen, und dieſe Teufel, welche den dort vom Schiffer geleiſteten Dienſt einem Geſtorbenen ſelber verrichten, ſind dieſelben Weſen, wie die den Odyſſeus heimſegelnden Phäaken ein vervielfachter Charon. Die Mönche waren die Seelen Abgeſchiedener, die erſt noch des läuternden Fegfeuers bedürfen, daher ihre ſchadenfrohe dämoniſche Natur. Daß ſie eingeſchifft zu ſeyn verlangen, beweiſt zum andern, daß ſie ſo eben erſt verſchieden ſind und von der Sünde Schmutz noch nicht gereinigt. Ihr teufliſches, koboldartiges Weſen äußert ſich gegen den Schiffer, und der Sturm, den ſie veranlaſſen, erinnert an jenen Sturm, der die Fährleute auf dem obenerwähnten, ebenfalls zur Nacht ausfahrenden Seelenſchiffe überraſcht (vgl. S. 250). Keltiſch ſind auch dieſe beiden Sagen, denn am Rhein wohnten keltiſche Gallier, mit denen ihre Beſieger, die Franken, ſich in der Folge vermiſchten. Der Streit der Heiligen mit den Teufeln um Dagoberts Seele iſt — ägyptiſchen Urſprungs, denn Gemälde auf Mumiendecken ſtellen vor, wie der gute und böſe Genius ſich gegenſeitig abmühen, der Eine die Schaale der Seelenwage, in welcher die guten Handlungen, der Andere die Schale, in welcher die Sünden gewogen werden, herabzuſchnellen. In der Epiſtel Judä V. 9. ſtreiten ſich der Erzengel Michael und der Teufel um den Leichnam Moſis, und in chriſtlichen Legenden tritt die heil. Jungfrau, dem Teufel gegenüber, als Seelenretterin auf (vgl. S. 88).

Vollſtändiger als jene Sage von den Nachts bei Speier über den Rhein fahrenden Mönchen iſt folgende, im dritten Bande der „neuen Volksmährchen der Deutſchen“ enthaltene, in welchen die Mönchsgeſtalt dem ſchlaftrunkenen Schiffer den Fährlohn in die Hand legt, als ſie über den Strom gebracht zu werden verlangt. Erſt ſteigen ſechs Mönche in den Nachen, kaum aber iſt er vom Ufer abgeſtoßen, als ihn plötzlich eine Menge ſchwarzer und weißer Herren*) füllt, und der Fährmann faſt keinen Raum für ſich behält. Mit Mühe rudert er hinüber, die Ladung ſteigt aus, und das Fahrzeug wird von jähem Sturm zurückgeworfen an die Stelle der Abfahrt, wo ſchon wieder neue Reiſende harren, welche den Kahn einnehmen, und deren Vorderſter mit eiskalten Fingern dem Schiffer den Fährgroſchen in die Hand drückt.

Grimm erkennt hier „uralte heidniſche Erinnerungen, die, um nicht ganz zu erlöſchen, ſich veränderten.“

Ich habe ſchon im „Kloſter“ IX. S. 159 und S. 461 darauf aufmerkſam gemacht, daß die Berggeiſter und Zwerge eigentlich Seelen der Abgeſchiedenen ſind; daher wird die Sage von ihrem Wegzuge aus frühern Wohnſitzen, aus welchen das Erbauen von Kirchen und Glockengeläute ſie vertrieben haben ſoll, wobei ſie über einen Strom ſetzen müſſen, auf die Ueberfahrt der Seelen zu beziehen ſeyn.

In den Hüttener Bergen wohnten vor Zeiten eine große Menge Unterirdiſche. In dem Kindelberg hat man ſie beſonders häufig gehört, wie ſie butterten, und in Pläterberg bei Wittenſen, wie ſie mit einander ſprachen. Als aber die Glocken aufkamen, ſind ſie alle fortgezogen, nach der Marſch zu, und kamen in der Nacht an die Hohner Fähre, und wollten ſich überſetzen laſſen. Sie weckten den Fährmann. Als aber der herauskam, ſah er nichts, ging wieder ins Haus, und wollte zu Bett. Da klopften ſie noch einmal, und zum dritten Mal an, und als der Fährmann wieder herauskam, ſah er es vor dem Hauſe wimmeln von lauter kleinen Leuten *). Da ſagte einer zu ihm, er ſolle ſie über die Eider ſetzen, ſie könnten die Glocken und den Kirchengeſang nicht länger ertragen, und wollten anderswo hin. Der Fährmann machte die Fähre los, und ſtellte ſeinen Hut ans Ufer. Nun kamen ſie alle in den Nachen, Männer, Weiber und Kinder, und zwar ſo viele, daß ſie ſich drängten, und der Kahn zum Sinken voll ward. So ging es jedesmal, wenn der Fährmann wieder zurück kam, und er hatte die ganze Nacht nichts anders zu thun, als immer hin und her zu fahren, und immer war die Fähre gleich voll. Als er endlich die letzten hinübergebracht hatte, ſah er, wie das ganze Feld auf der andern Seite von vielen Lichtern flimmerte, die immer durcheinander hüpften, da hatten ſie alle kleine Laternen angeſteckt. Am Ufer aber vor ſeinem Hauſe fand er ſeinen Hut aufgehäuft von kleinen Goldpfennigen, denn jeder hatte beim Einſteigen einen hineingeworfen. (Müllenhof, Schlesw. Holſt. Volksſ. Nr. 329.)

---

*) Alſo laſterhaft Verſtorbene, und ſolche, die durch eine letzte Beichte ihre Sünden verringert hatten.

Daß alle dieſe Ueberfahrten Nachts geſchehen **), bezieht ſich auf die Dunkelheit, in welcher die Schatten zubringen. Die Laternen waren Seelenlichter, d. h. Seelen. Bei katholiſchen Begräbniſſen werden ſolche Laternen, in welchen ein Licht brennt, auch am hellen Tage der Leiche vorangetragen. Die Vorſtellung von einer Seelenwieſe (vgl. S. 259) erzeugte, in Verbindung mit jener, welche die Seele als ein Licht ſchildert, den Glauben, daß die Nachts auf ſumpfigen Wieſen ſich zeigenden Irrlichter die Seelen der ohne Taufe Verſtorbenen ſind. Man findet ihn in den Niederlanden, wie bei den Deutſchen (Kuhn, M. S. Nr. 93) in der Mark, wo ſie „Lüchtemännekens“ heißen. Weil die Seelchen der ungetauft aus dem Leben geſchiedenen Kinder nicht in den Himmel kommen können, darum — ſo erzählt man ſich — halten ſie ſich am Tage in Wäldern und an dunklen öden Orten auf, wo ſie über ihr hartes Schickſal trauern. Sehen ſie des Abends Jemanden, dann laufen ſie auf ihn zu und eilen dann wieder vor ihm her, um ihm den Weg zu irgend einem Waſſer zu zeigen, damit man ſie daraus taufe (Wolf, N. S. Nr. 262). In der Lauſitz erblickt man ſie vorzüglich im Frühling und Herbſt des Nachts auf Friedhöfen — welche, wie die faulenden Wieſen, Dünſte aufſteigen laſſen, ähnlich denen, aus welchen ich im IX. Bd. des „Kloſters“ S. 933 das Leuchten des Meeres erklärte — wo ſie an den Kirchhofmauern, wie auf den Gräbern der unter ihnen Schlummernden, herumhüpfen, mancherlei Sprünge und Kreisbewegungen machen, und dann wieder verſchwinden. Dieſe ſollen nun die Seelen der vor der Taufe verſtorbenen Säuglinge ſeyn, deren Körperhüllen an der Friedhofmauer begraben wurden. Sie werden dadurch, daß man eine Handvoll geweihter Erde nach ihnen wirft, ihrer Ruhe wiedergegeben (Gräve, Lauſ. S. Nr. 71). Sie beißen auch „Wieſenhüpfer“ (Grimm Myth. S. 789). Der Wanderer hält ſie für Dorflichter, die, bald ſich nähernd, bald wieder entfernend, ihn vom rechten Weg ableiten.

---

*) Die Seelen dachte man ſich, vielleicht anſpielend auf den Tod als die wahre Geburt, in der Größe von Neugebornen, (vgl. Moſter VII. S. 563, in der beigegebenen Abbildung die Seele auf der Seelenwage).

**) Als die Zwerge aus dem Voigtlande zogen, ſetzten ſie eine ganze Nacht hindurch über die Elſter (Jul. Schmidt p. 143.). In Grimms D. S. Nr 80. lieſt man von einem Alp, der Nachts in einen Kahn ſteigt, und mit einer ſelbſt mitgebrachten Schwinge hinüberrudert.

Zu Fercheſar bei Rathenow hatte ein Kuhhirt, als er in der Dämmerung ſeine Heerde heimtrieb, nicht bemerkt, daß er eine Kuh verlor. Erſt zu Hauſe wurde er es gewahr, er ging deshalb wieder in den Wald, konnte ſie aber nicht finden. Ermüdet ſetzte er ſich auf einen alten Baumſtumpf und wollte ſich eine Pfeiſe anſtecken. Da kam ein Heer „Lüchtemännchen“, die tanzten wild um ihn herum, er aber blieb ruhig ſitzen und ſtopfte ſeine Pfeiſe. Wie er ſie anzünden wollte, und Feuerſtahl und Stein, ſowie die Schwammbüchſe hervorzog, flogen ſie ihm um den Kopf herum, daß er dachte, ſie würden ihm die Haare verſengen. Er ſchlug mit ſeinem Stock um ſich, aber je mehr er ſchlug, deſto mehr kamen, ſo daß er endlich zugriff, um einen zu haſchen, und da hatte er einen — Knochen in der Hand. Die Andern wichen erſchrocken davon. Er aber ſteckte den Knochen in die Taſche, brannte ſeine Pfeiſe an und ging nach Hauſe. Am andern Morgen die Heerde austreibend, fand er ſeine Kuh wieder, als er aber Abends in der Dunkelheit nach Hauſe kam, ſah er ein paar Lichtchen vor ſeinem Fenſter, und weil er glaubte, es ſey ein Nachbar, der mit der Laterne zu ihm komme, um ſich wegen eines kranken Viehes Rath zu erholen, öffnete er das Fenſter, und ſah nun die ganze Dorfſtraße voll von „Lüchtemännchen“, die kamen in gewaltigen Haufen daher gehüpft, wirbelten unruhig durch einander, und riefen: „Gibſt du uns unſern Kameraden nicht heraus, ſo ſtecken wir dir das Haus an.“ Da fiel ihm erſt der Knochen wieder ein, und er ſagte: „Der Knochen kann doch euer Kamerad nicht ſeyn?“ Aber ſie riefen immer lauter: „Gibſt Du unſern Kameraden nicht heraus, ſo ſtecken wir dir das Haus an.“ Da nahm er, ängſtlich geworden, den Knochen, legte ihn ſich in die flache Hand, und hielt ihn zum Fenſter hinaus. Da war er ſogleich wieder ein hellflackerndes Lüchtemännchen, und hüpfte davon, und die Andern umringten es jubelnd, und ſprengten luſtig zum Dorfe hinaus. (Kuhn in Haupts Ztſchr. f. Altth. 1844 S. 394.)

Das Schiffen der Seelen über den Todtenſtrom iſt eine allen Völkern gemeinſame Vorſtellung, denn nicht nur die Hellenen kennen einen die Oberwelt und Unterwelt abſcheidenden Acheron*), ſondern auch Inder und Hebräer dachten ſich das Waſſer, wegen ſeiner ſowohl auflöſenden als ſchaffenden Kraft, als das beide Reiche abgrenzende Element. Wie nun Neptun der Thürhüter der Unterwelt iſt, und ſeine Tochter die „Wellenwandlerin", Kymopoleia, ſich dem unterweltlichen Rieſen Gyges vermählte, weil „die Rieſen (d. h. die gefallenen Engel**) ſich unter den Waſſern ängſtigen, wo die Hölle aufgedeckt iſt" (Hiob 26, 5); darum werfen die Inder ihre Leichen in den heiligen Gangesſtrom; die Mütter bieten ſelber ihre Kinder den Alligatoren und Krokodillen dar, und die Särge haben der Kähne Geſtalt (Bohlens Ind. I. S. 191). Jene unnatürliche Handlungsweiſe hat Aelian X, 21. auch den ägyptiſchen Müttern vorgeworfen, dort, wo die nicht mumiſirten Todten, wie einſt des Oſiris Leichnam, den Nil hinabſchwammen. Oſiris aber ſpendet den Seelen, die er in ſein dunkles Reich aufnimmt, das „kühlende Waſſer" (ψυχρὸν ὕδωρ). Und das Sterbegebet der Juden heißt „die Ueberfahrt über den Jabbok" ***).

---

*) Acheron wird gewöhnlich „Seufzerſtrom" (v. ἄχω, ἤχω, ächzen) überſetzt, es ſcheint aber Waſſer (ſkr. aca, ἄχα, aqua) überhaupt ſein Name zu bedeuten.

**) Denn Nephilim (Gefallene) nennt die h. Schrift abwechſelnd die Rieſen (Raphaim).

***) Der Name des Stromes bedeutet den des Ringens, weil

Grimm (Myth. p. 793) erzählt, daß in der Bretagne, am Fluſſe Treguier, in der Gemeinde Plouguel, noch jetzt der Brauch herrſche, die Leichen in einem Nachen über einen kleinen Meeresarm, der „Höllenweg“ (passage de l'enfer) genannt, nach dem Kirchhof zu ſchiffen, ſtatt ſie den kürzern Landweg dahin zu tragen. Weil man ſich im Allgemeinen nur die Seelen der Laſterhaften und Ungetauften in das Schattenreich ſchiffend dachte, daher entſpann ſich folgende Sage:

Als Gualterus van Meer, Hofjunker Kaiſer Karls des Fünften, gegen Island ſchiffte, begegnete ihm ein Schiff, mit großer Gewalt daherrauſchend, darauf er ein ſchreckliches Geſpenſt, wie einen ſchwarzen Mohren, als Schiffspatron geſehen. Des Gualteri Steuermann ſchrie an, wie gebräuchlich, frug, was ſie führten, wohin ſie wollten? Der ſchwarze Schiffer antwortete: „Wir führen den Erzbiſchof . . . . und eilen zu dem (feuerſpeienden *) Berg Hekla.“ Als Gualterus das hörte, ging er in ſich, und als er zurückkam, ging er zu Leyden in den Franziskanerorden (Wolf D. S. Nr. 380.).

Außer dem Schiffe, das zur Ueberfahrt über den Todtenſtrom dient, dachte man ſich auch eine Brücke über denſelben, von den Perſern die „Geiſterbrücke“ (Tschinevat: Pfad der Gins) genannt, welche nicht bloß in die Hölle, ſondern auch in den Himmel führt.

Jakob nicht eher denſelben paſſiren konnte, bis er ringend mit dem Dämon, den die Morgenröthe verſcheuchte (1. Moſ. 32, 26. , denſelben überwunden hatte. Dieſes Ringen (V. 25) bezieht ſich auf den Todeskampf jedes Menſchen; bei dem Patriarchen war zwar nur die Hüfte verrenkt worden, aber die Kabbaliſten haben ſie ganz richtig vom Phallus verſtanden; dieſer als pars pro toto bildet den ganzen Menſchen vor. Jakob mußte erſt dem Leibe nach abſterben, bevor „ſeine Seele geneſen, und er Gott ſchauen konnte“ (V. 30.)

*) In den feuerſpeienden Berg Aetna ſetzt Virgil bekanntlich die Unterwelt.

Die Mahomedaner nennen ſie Sirat; und dem Scandinavier war ſie Biſröſt, die Regenbogenbrücke, wie dem Hellenen, denen Iris daſſelbe Amt, wie Hermes verwaltete; nämlich auch ſie war Seelenführerin und verrichtete bei Sterbenden den Dienſt, den man ſonſt von Proſerpinen beſorgt glaubte (Aen. 4, 694 — 704. Stat. Silv. II, 1, 147. Martial. III, 43). Die Inder nennen den Regenbogen: den Weg der Seelen zum Himmel (Didhimarga) und die Götterſtraße (Suravithi). Die Juden denken ſich eine papierne Brücke für die Laſterhaften und eine eiſerne für die Tugendhaften. Aber auch die Scandinavier unterſcheiden die zum Reich der Hela führende Brücke von jener, die zu den Göttern führt. Und die Hüterin jener Brücke ſagte zu Hermodr, als er mit ſeinem Roſſe darüber ſprengte, um den geſtorbenen Lichtgott Balder aus dem Schattenreiche zu erbitten: „Unter Dir Einem (Lebendigen) tönt meine Brücke mehr, als unter den fünf Haufen todter Männer, die geſtern darüber ritten“ (Sn. 67). Da die Zwerge, wie S. 265 erinnert wurde, Seelen Verſtorbener ſind, ſo erklärt ſich jene, von Grimm (D. S. Nr. 152) mitgetheilte Sage von ſelbſt, in welcher das Zwergenvolk über eine ſchmale Brücke zog und ſtundenlang das Getrippel gehört wurde, als ginge eine Heerde Schafe darüber. Der Abzugszoll, den Jeder derſelben in ein dorthin geſtelltes Gefäß werfen ſollte, gemahnt an das Fährgeld der Seelen. — Wie die brittiſchen Barden die Seelen, um in die Unterwelt zu gelangen, durch den Weiber der Angſt in das Meer ſchiffen laſſen, an deſſen Geſtade ſich der Mund des Höllenabgrunds öffnet (Grimm S. 794), ſo gedenkt ein nordengliſches Lied, das man ſonſt bei der Leichenwache ſang, der „Angſtbrücke“, die nicht breiter als ein Drath (the bridge of dread, no brader than a thread), über welche die Seele in die Unterwelt zu ſchreiten hat (Thoms tradit. p. 89 sq.). Die enge Brücke liegt zwiſchen dem Fegfeuer und Paradieſe, auch Held Owain mußte darüber (Scott Minstr. II, 360).

Daß man die Seele als ein geflügeltes Weſen, wie die Griechen ihre Pſyche (Seele) dachte, iſt natürlich, weil ſie, befreit aus den Banden der Materie, ſich im Nu an jeden beliebigen Ort verſetzen kann. Ebenſo begreiflich iſt, daß alle Völker einſtimmig den Schmetterling zu ihrem Bilde wählten, deſſen vorhergehender Raupenzuſtand dem ſchwerfälligen Erdenleben des Menſchen ſo ähnlich, und der aus der Larve, wie die Seele aus dem Leichnam ſich entwickelt. Aus dem ſchweren, trägen Leib gewinnt der befreite Geiſt freien Himmelsraum und flüchtet ſich in die lichterfüllte Heimat. Daher erblickt man ſo viele Schmetterlinge auf Grabdenkmälern. — Allgemeiner noch iſt die Vorſtellung, daß die Seele des Sterbenden als Vogel auf der Wieſe (der Unterwelt) flattere, oder auf Bäume fliege. Daher tanzen Seelen und Elfen Nachts auf den Wieſen. Was man dem Salomo nachrühmte, daß er die Sprache der Vögel verſtand, muß auf den von ihm geglaubten Umgang mit Geiſtern bezogen werden. Die Todtenbefragung iſt nur eine andere Form der Vogelſchau; die Vögel, welche aus der Aſche Memnons aufſtiegen, ihre Kampfe an Todtenhügeln, geben ſich dem tiefer in die Sprache der Alten Eindringenden als Seelen Verſtorbener zu erkennen. Im litthauiſchen Mythus heißt die Milchſtraße: „Vogelſtraße,“ weil auch die Slawen die Seelen der Verſtorbenen in Vogelgeſtalt herumflatternd dachten (Hanuſch, ſlaw. Myth. S.

272). Daher die geglaubte Allwiſſenheit der Vögel, auf welche Ariſtophanes (Av. 600) anſpielt; daher das griechiſche Sprichwort: „Niemand weiß, was ich gethan, es ſey denn ein Vogel.“ (Οὔδεις οἶδε τι ὡμίλησα, πλὴν γέ εἴτις ὄρνις). Auf die Allwiſſenheit der Vögel zielt auch der Mythus von Odins Raben hin, die ihn von allen Vorgängen in Kenntniß ſetzen.

In Grimms „Kindermährchen“ (Nr. 47) fliegt das geſchlachtete Brüderchen als Vogel aus dem Machandelbom (Wachholder). Im Räthſel vom grünen und dürren Baum, auf deren jeglichem ein Vogel ſitzt, wird ausgelegt: „Ir (der Chriſten) Seele zen vogelen ſi gezalt“ (Grimm S. 788). In der Unterwelt fliegen verſengte Vögel, die Seelen waren, gleich Fliegenſchwärmen (Saem. 127ᵃ). Die heidniſchen Böhmen meinten, die Seele ſchwebe, nachdem ſie den Körper verlaſſen, ſo lange irre auf den Bäumen umher, bis der Leichnam verbrannt ſey, dann erlange ſie Ruhe. Dieß weist auf einen auch unter den alten Czechen heimiſchen Seelenwanderungsglauben, daher die Verbrennung der Leichen vor der Strafe der Wiederverkörperung ſchützen ſollte. Die Finnen nennen gleichfalls die Milchſtraße den Vogelweg, weil auf dieſer die befreiten Geiſter in die Lichtheimat zurückwandern, oder auch weil man die Seelen in Sterne übergehend dachte. Auf des ſlawiſchen Orakelgotts Radegaſts Haupt war ein fliegender Vogel abgebildet (Hanuſch p. 112); der hatte gewiß keine andere Beſtimmung, als die Raben auf den Schultern Odins. Ein polniſches Lied lautet: „Dort in Podolien iſt ein Feld ungeackert, auf dieſem der Raben Menge, um ſie die Grabesſtätte, auf dem Grabe wuchs ein Eichbaum, auf dieſem ſaß eine weiße Taube (Hanuſch S. 277). Dazu ſtimmt ſolgende Sage deſſelben Volkes: Als der Räuber Madaj (Matthäi?) unter einem Apfelbaume beichtete und ſeiner Sünden entbunden wurde, flog ein Apfel nach dem andern, in eine weiße Taube verwandelt, in die Luft. Es waren die Seelen der von ihm Ermordeten, nur Ein Apfel blieb übrig, die Seele ſeines Vaters, weil er deſſen Mord verhehlt hatte. Als er endlich auch dieſe ſchwere Schuld bekannte, flog der letzte Apfel, in eine graue Taube verwandelt, den übrigen nach (Woycickys Klechdy I. p. 180). Die Aepfel ſind hier gewiß bedeutſam, denn die Inſel der Seligen hieß bei den Druiden die Aepfelinſel (Avallon), weil die Seele nach dem Abſcheiden aus dem Körper ſich verjüngt, wie der Vogel Phönix aus der eigenen Aſche, und von den Aepfeln als Verjüngungsſymbolen war ſchon S. 198 die Rede. Der dem Phönix etymologiſch verwandte Adler (φοῖνιξ) galt den Alten wie dieſer, als mit der Gabe der Wiederverjüngung beſchenkt (Pſ. 103, 5. Terent. Heaut. III. 2. 10). Und nun erhalten auch folgende, ebenfalls polniſche Sagen, ihren Sinn: Jedes Glied aus dem Geſchlecht der Herbert verwandelt ſich, ſobald es ſtirbt, in einen Adler. Die erſtgebornen Töchter des Hauſes Pilecky verwandeln ſich, wenn ſie unverheirathet ſind, in Tauben, wenn aber verheirathet, in Eulen (Woycicky I. p. 16).

Die romaniſche Legende ſagt von der gemarterten Eulalia, daß ſie als Taube gen Himmel geflogen (in figure de colomb vola a ciel). Grimm führt eine lateiniſche Schrift (Maerlant II, 217) als ſeine Quelle an, in welcher die Seelen der durch Meeresſturm von den Wellen begrabenen Seefahrer, als weiße Tauben gen Himmel fliegend, von den am Ufer Stehenden geſehen worden.

Vor Mahomed glaubten auch die alten Araber, aus dem Blute eines Ermordeten werde ein klagender Vogel, der um das Grab fliege, bis für den Todten Rache genommen iſt.

Von den Seelen als Vögeln berichten noch ſolgende Sagen:

Nach der Schlacht von Walchern, in der die Flamänder von den Seeländern und dem Grafen Florenz von Holland geſchlagen wurden, ſpendete eine fromme Matrone den Verwundeten auf dem Schlachtfelde Hülfe, und den Sterbenden Troſt. Als Einer der Letztern beklagte, nicht die heilige Wegzehrung genießen zu können, und in deſſen Ermanglung das Kreuzzeichen machte, flog aus dem geöffneten Munde ein Vöglein heraus. Dies geſehen zu haben, betheuerte die Matrone oft bei ihrem Seelenheil. (Wolf D. S. Nr. 56.)

Am Tage nach dem Begräbniſſe der h. Gudula gewahrte man auf ihrem Grabe ein Vögelein, das ſchlug mit den Flügeln, und machte ein gar ſonderlich Weſen, ſo daß Jedermann darob verwundert ſtand. Am andern Morgen aber, als man zu der Heilandskapelle kam, wohin die Reliquien der h. Gudula gebracht worden waren, da ſtand die Pappel, die nahe bei ihrem Grabe wuchs, vor der Thüre des Kirchleins, und der Vogel ſaß auf dem Baum und ſang luſtige Weiſen. Inzwiſchen kamen Leute von Ham, und die ſtanden ſtumm, als ſie ihren ſchönen Baum mit dem Vöglein drauf in Moorſtal fanden, und waren nicht wenig verwundert, konnten's erſt nicht glauben, bis ſie nach Ham zurückkehrten, und ſich überzeugten von der Sache. Da fiel alles Volk auf die Knie und lobte Gott. (Ebdſ. Nr. 262.)

Während des Conciliums von Baſel gingen einige der gelehrten Herren in einem Walde ſpazieren, und hörten daſelbſt eine Nachtigal, die ſo wunderbar ſang, daß es einem der Herren verdächtig vorkam; er beſchwur die Nachtigal zu ſagen, wer ſie ſey. Da ſprach der Vogel, er ſey eine verdammte Seele. (Ebdſ. Nr. 58.)

Auf dem Friedhofe von Scherpenheuvel hatte man einen Mann begraben, der ein ſehr ſchlechtes Leben geführt. Die nächſte Nacht und alle folgenden Nächte wurden die Nachbarn des Kirchhofs durch ein ſchreckliches Geräuſch aus dem Schlafe geweckt; gern hätte man gewußt, von woher das komme, aber man konnte nichts anders bemerken, als einen Raben, der von Zeit zu Zeit kam und ſich auf das Grab jenes Mannes niederließ. Daraus ſchloß man, daß der Lärm nur von dem Letztbegrabenen herrühren könne. Man holte die Leiche aus der Erde und warf ſie in einen Graben, den Raubvögeln zur Atzung. Seitdem erſchien der Rabe nicht mehr und war es auf dem Friedhofe ruhig (Wolf D. S. Nr. 392).

Im Dorfe Fiſſau lebte ein Hexenmeiſter, der viele Jünglinge und Jungfrauen zur hölliſchen Kunſt verführte. In einer Nacht begab er ſich mit einem jungen Mädchen nach Eutin auf den Kirchhof, und das Mädchen mußte den Ring der Kirchenthür anfaſſen und ihm die Worte nachſprechen:

Hier faat ik an den Karkenring,
Unn ſchwöre Gott af unn ſyn Kint.

Das Mädchen war erſt wenige Tage vorher in der Kirche confirmirt worden, nun aber hatte ſie keine frohe Stunde mehr. Sie heirathete ſpäter den Schmied des Dorfes, waltete des Tages über fleißig im Hauſe, aber die Nächte brachte ſie in Thränen zu. So welkte ſie dem Grabe entgegen. Dem Tode nahe, ließ ſie den Prediger rufen. Der ihr zugeſprochene Troſt wirkte nicht. „Mir hilfts doch nichts,“ ſagte ſie, „denn ich bin eine Hexe“, und erzählte nun dem Pfarrer die Geſchichte jener Nacht. „Es iſt kein Sünder ſo groß, der ſich nicht legt in Chriſti Schooß,“ tröſtete ſie der Prediger, und bat ſie, ihm nach ihrem Tode Nachricht zu geben, ob ſie die ewige Seligkeit erlangt hätte? Im erſten Falle ſollte ſie ihm als eine Taube, im andern Fall aber als Krähe erſcheinen. Als man mitten im Todeskampf der Sterbenden noch einen Trunk reichte, ſeufzte ſie laut: „O, wie brennt dat na de Höll h'rrin!“ und verſchied. Schon war eine längere Zeit ſeitdem verſtrichen, als eines Sonntags Nachmittags der Prediger in ſeiner Laube im Garten ſaß und eine Krähe laut ſchreiend ſich darauf niederſetzte. Der Prediger ging hinaus, um das Thier zu verjagen, aber es blieb ſitzen und rief immer lauter. Da erinnerte er ſich der Frau des Schmieds und fragte: „Alſo biſt du doch nicht zu Gnaden gekommen?“ Da antwortete die Krähe: „Gott einmal verſchworen, bleibt ewig verloren!“ (Müllenhof, Schlesw. Holſt. Volkſ. Nr. 287).

Auf dem Mühlenteich zu Münſter erſcheinen Nachts zwiſchen 12 und 1 Uhr drei Enten. Die ſchwimmen dreimal um den Teich, und kommen ſie an der Mühle vorbei, dann ſprechen ſie: „Gott erlöſe uns!“ (Wolf D. S. Nr. 400).

Zu Antwerpen iſt ein Spaziergang, der heißt der Kirchhof. Daſelbſt ſtand ehedem eine Kirche, und um dieſelbe herum lag ein Friedhof. Ein Bürger, der ſpät über den Kirchhof gehen mußte, fand da eine Henne mit vielen Hühnern, welche piepten und um die Alte liefen. Der Mann dachte, es wäre beſſer, daß er die Thierchen mit nach Hauſe nähme, als daß ſie dort blieben, und er ſteckte ſie alle mit der Henne in einen Sack und nahm ſie mit, und ließ ſie auf ſeinem Hofe erſt wieder heraus. Als er ſie aber am andern Morgen ſuchte, fand er ſie nicht mehr, wohl aber an der Stelle, wo er den Sack geöffnet und ſie frei gelaſſen hatte, einen großen Haufen Menſchenknochen. Erſchreckt lief er zum Pfarrer und erzählte ihm Alles, der aber ſprach: „Es iſt kein anderes Mittel, als daß ihr die Knochen um dieſelbe Stunde wieder zurückträgt, in welcher ihr ſie geholt habt.“ Das that der Bürger, eben hatte er ſie aber aus dem Sacke ausgeſchüttet, als eine Stimme aus einem Grabe rief: „Es wäre dir ſchlecht bekommen, hätteſt du das nicht gethan“ (Wolf N. S. Nr. 557).

Aber auch andere Thiergattungen dienen der Seele, welche — entweder aus eigener Schuld, oder weil ihr Mord noch nicht geſühnt iſt — keine Ruhe im Tode hat, zur geſpenſtiſchen Hülle.

Auf dem Wällchen zu Dendermonde wohnte vor alten Zeiten eine Milchfrau, die ihren Kunden getaufte Milch lieferte. Die Bäuerin ſtarb ſonder Beichte. Seitdem ſchwärmte ihr Geiſt allnächtlich in Geſtalt eines weißen Kaninchens um, welches rief:

Ik heb myn ziel aen den Duivel verkocht
Omdat myn zoete melk niet en dogt.

(Ich hatte meine ſüße Milch getauft,
Und dadurch meine Seele dem Teufel verkauft.)

Seit die alten Wälle der Stadt vernichtet ſind, ſieht man das Thier nicht mehr (Wolf D. S. Nr. 53).

Ein Mann aus Kortryk kam Abends ſpät noch über den Kirchhof und ſah da ein weißes Kaninchen. Er nahm, um es zu fangen, ſeinen Hut in die Hand, und lief hinter dem Thier bis an die Kirchthür; dort ſchmiß er den Hut darauf, ſo daß es drunter ſaß. „Nun ſollſt du nicht lange mehr hüpfen,“ dachte er, und griff mit der Hand unter den Hut, aber das Thier war verſchwunden, und weiter nichts zu ſehen, als ein Häufchen Erde, wie ein Maulwurfshügel. Da ſchlug der Mann ein Kreuz und betete fünf Vaterunser und fünf Ave Maria, denn er erkannte, daß das Kaninchen ein Geiſt geweſen (Ebendaſ. Nr. 55).

Auf der Offemerſtraße jenſeits Maulenbeek ſah man vor langer Zeit jede Nacht ein weißes Kaninchen die Straße quer laufen, von einem Hauſe zum andern, und das geſchah jedesmal Punkt zwölf Uhr, um ein Uhr kam es wieder (Wolf N. S. Nr. 415).

In der Stadt Luxemburg lebten zwei Eheleute, die hatten ein einziges Töchterchen. Dieſes liebte ein Offizier, und weil die Eltern des Mädchens ſie ihm nicht zur Ehe geben wollten, brachten ſie es in ein der Citadelle benachbartes Nonnenkloſter, und empfahlen der Aebtiſſin, Sorge für ſie zu tragen. Dennoch fand die Jungfrau bald Mittel, ihren Geliebten von ihrem Aufenthalte in Kenntniß zu ſetzen, und die beiden Liebenden verabredeten ſich, daß ſie ſich in der folgenden Nacht um 12 Uhr am Fenſter herablaſſen ſolle. Der Offizier redete ſich mit dem Soldaten ab, der alsdann die Wache juſt unter dem Fenſter hatte, und Alles verſprach ein glückliches Ende. Als der Abend kam, umwölkte ſich der Himmel, und bald ſtürzte der grimmigſte Regen nieder. Es war ein ſo ſchlimmes

Weiter, daß der Commendant Befehl gab, die Wachen ſtatt der gewohnten zwei Stunden nur Eine Stnnde ſtehen zu laſſen. Davon wußte der Offizier aber nichts, und er glaubte, der Soldat, mit dem er ſich verabredet, ſtehe auf der Wache. Um zwölf Uhr ließ ſich das Mädchen in ihren weißen Nonnenkleidern am Fenſter nieder. Der Soldat, der unten ſtand und das Geräuſch hörte, ſchrie: „Wer da?“ Ein leiſes „Pſt!“ war die Antwort, ein abermaliges, und ein drittes „Wer da!“ folgte; dieſelbe Antwort. Da ſchoß der Soldat, und die Jungfrau ſtürzte todt zur Erde. Seit dieſer Zeit läuft jede Nacht ein weißes Kanin um zwölf Uhr über die Wälle der Feſtung, und jedem Soldaten, der auf der Wache ſteht, zwiſchen die Beine durch (Ebdſ. Nr. 426).

Auf der großen Brücke zu Etterbrügge ſteht ein großes Kreuz. Jeden Abend, wenn das Angelus Dei geläutet worden, kommt ein Haſe auf die Brücke und läuft bis einige Schritte vor dem Kreuze, da ſpringt er ins Waſſer, ſchwimmt am Kreuze vorbei, und ſpringt jenſeits deſſelben wieder auf die Brücke, an deren Ende er verſchwindet (Ebdſ. Nr. 416).

Im Anfange des 13ten Jahrhunderts wohnte auf dem Schloſſe Bierloz ein Ritter, der eine ſehr ſchöne Tochter hatte; daher die Freier ſich zu Hunderten daſelbſt einfanden. Keiner aber konnte ſich ihrer Gunſt rühmen, denn ſie hatte ſchon längſt gewählt, und zwar einen Edelknaben des Herzogs Valeran von Luxemburg. Marthas Vater liebte den Jüngling, und ſo wurde die Hochzeit auf nicht lange Zeit mehr hinausgeſchoben, ſondern gleich auf den kommenden Sonntag feſtgeſetzt. Da die Trauung, nach dem Wunſche des Herzogs, in Logne, wo er eben Hof hielt, ſtatt finden ſollte, ſo begab ſich Martha mit ihrem Vater am Vorabend dorthin, um am andern Morgen recht frühe ſchon ſich zu der Feier bereiten zu können. Kaum aber hatte Valeran die reizende Braut erblickt, als er ſchwur, daß ſie um jeden Preis ſein werden müſſe, und in ſeiner Liebesraſerei Alles vergeſſend, was ihm bis dahin heilig war, ſandte er die Herzogin unter einem wichtigen Vorwand zu ihrer Mutter. Am andern Morgen wurde der Bräutigam mit eiligen Aufträgen nach Poilvache abgeſchickt, mit dem Befehle, daß er nicht eher zurückkommen dürfe, bis er gerufen würde. Der Ritter war ebenfalls leicht entfernt, und ſo fand ſich der Herzog allein mit Martha. Da er bemerkt hatte, daß ihr Herz gar ſehr an Putz und ſchönen Kleidern hing, ſo überhäufte er ſie alsbald mit dieſen Dingen, und Martha nahm die Geſchenke an. So wurde es dem Herzog leicht, ſie zu gewinnen. Das Gerücht von dem vertrauten Umgange Beider verbreitete ſich bald, und drang ſelbſt bis zu dem Aufenthaltsort des Bräutigams. Dieſer ſandte Späher nach Logne, die ihm die Wahrheit des Gerüchtes beſtätigten. Auch der alte Ritter bekam Kunde davon. Der Gram warf ihn ins Grab, und der Jüngling, den er ſich zum Eidam erkohren hatte, folgte ihm bald. Die Herzogin überlebte nicht länger die trübe Kunde. Alles dieß rührte Martha nicht im Mindeſten. Die Feſte, welche der Herzog ihr zu Ehren gab, betäubten die Stimme ihres Gewiſſens, und wollte dieſe einmal ſich vernehmbar machen, ſo war der Anblick der Kleinodien und Prunkkleider, welche ſie in Fülle beſaß, hinreichend, dieſelbe dennoch verſtummen zu machen. Eines Morgens ſuchte man ſie vergebens in ihrer Schlafkammer. Da ſie, mit allem koſtbaren Schmuck beladen, die Nacht durchtanzt und erſt mit Tagesanbruch den Herzog verlaſſen hatte, ſo dachte dieſer bald an Entführung oder Raub. Er ſchickte Boten nach allen Richtungen aus, aber man fand nirgends eine Spur von ihr. Schon gab Valeran alle Hoffnung auf, ſie wiederzuſehen, als eines Tages ein Diener ihm meldete, daß man Martha's Leiche am Eingang eines unterirdiſchen Ganges gefunden. Der Herzog begab ſich ſogleich dahin, aber ſie war verſchwunden, und mit ihr aller Schmuck. Seitdem ſieht man am Vorabend hoher Feſte eine mit Gold und Edelſteinen bedeckte Ziege dieſen Gang durchrennen. Wer dieſelbe am Schwanze faſſen könnte, dem müßte ſie den Ort anzeigen, wo Martha's Schatz vergraben liegt (Ebdſ. Nr. 234).

Als der Paſtor Moldenhaner in Alversdorf geſtorben war, entſtand im Paſtorat in jeder Nacht ein entſetzliches

Gepolter, und das Geſpenſt plagte beſonders die Dienſtboten ſehr, ſo daß zuletzt Niemand mehr im Hauſe dienen wollte. Ein Student überwand endlich den Geiſt, band ihn in ein Schnupftuch und brachte ihn nach dem Hademarſcher Gehege. Seit der Zeit ſah man das Geſpenſt lange da in Geſtalt eines Ziegenbocks, und oft hat es Reiſende, die den Weg durch das Gehölz bei Nacht kamen, irregeführt (Müllenhof, Schlesw. Holſt. Volkſ. Nr. 267).

Der böſe Bürgermeiſter Peter Pommerening in Flensburg ward abgeſetzt und erhielt kein ehrliches Begräbniß, ſondern ward hinter ſeinem Hauſe eingeſcharrt. In der Dämmerung ſieht man ihn nun als ſchwarzen Hund im Stadtgraben umgehen. So lange die Sonne ſcheint, rufen die Knaben keck:

Peter Pommerening,
Plag dy de Roring! (der Schlag).

Aber wenn es dunkel wird und ein ſchwarzer Hund ſich zeigt, fliehen ſie furchtſam (Müllenhof, Schlesw. Holſt. Sagen Nr. 272b).

In der Gegend von Soldau, im Dorfe Beinen, wohnte auf einem Schloſſe ein polniſcher Edelmann, Namens Albert Perekonsky. Er lud den Unterthanen unerträgliche Laſten auf; und konnten ſie dieſe zur Zeit nicht abtragen, dann ließ er ihnen ihr Vieh wegnehmen. Deſſen hatte er eine große Heerde ſchon verſammelt, als der Zorn Gottes ihn in Einer Nacht traf, ſo daß alles Vieh am andern Morgen todt war. Als er dies hörte, fluchte er, und vermaß ſich ſogar, eine Piſtole gegen den Himmel abzuſchießen, mit der Läſterung: „Wer das Vieh todtgeſchlagen, der mag es auch freſſen.“ Da war aber Gottes Langmuth zu Ende. Kaum hatte der Edelmann die ſchändlichen Worte aus dem Munde, als er, in einen ſchwarzen Hund verwandelt, ſich auf das todte Vieh warf, und es wie ein hungriger Wolf von einander riß. Noch einige Zeit lief er unter der Geſtalt herum. Verſtand und Sprache behielt er. Dieß bezeugten drei geſchworne Männer, welche der Hauptmann von Soldau nach Beinen ſandte, um die Sache zu unterſuchen, daß ſie den Hund bei dem Aaſe geſehen — und ſprechen gehört hatten (Wolf, D. S. Nr. 194).

Als zu Ypern noch Götzendiener wohnten, gab es in der Kalberſtraße einen reichen Mann, der ein kupfernes, vergoldetes Kalb anbetete. Alle Samſtage opferte er demſelben ein lebendes Kalb, und theilte das Fleiſch am Sonntag an Alle aus, die deſſen haben wollten. Nach ſeinem Tode aber war er verwünſcht, in Geſtalt eines ſchwarzen Kalbes zu ſpuken. Er ſprang alſo immer kreuz und quer in der Kalberſtraße herum, und Jedem, dem er begegnete, auf den Rücken. Endlich hat ein Prieſter durch Beſchwörungen ihn in die rothe See verwünſcht, und das iſt in der Kalberſtraße geſchehen (Ebdſ. Nr. 395).

Zu Maſſemen-Weſtrem im Naemſträßchen läßt ſich jede Nacht ein weißes Schaf ſehen. Man ſagt: es ſey eine verborgene Höhle in der Pfarre, worin das Thier ſich bei Tage aufhalte. Wenn es zum Vorſchein kommt, hört man eine gar liebliche Muſik in der Nähe, die auch ſo lange dauert, bis es verſchwindet. Niemand kann das Thier berühren; bei jedem Verſuche, den man dazu gemacht hat, ſchwebte es von den Füßen des Verfolgenden weg, verſchwand plötzlich und zeigte ſich einige Minuten ſpäter im Rücken des Getäuſchten (Wolf, N. S. Nr. 552).

In der „goldenen Legende“ wird vom heil. Dominik erzählt, daß er einige von Ketzern verführte Frauen zum wahren Glauben bekehrt, aber ihnen auch gezeigt habe, welchem Herrn ſie bisher gedient. Es ſey nämlich aus ihrer Mitte eine Katze mit großen feurigen Augen, mit einem kurzen, in die Höhe gereckten Schwanze, der, wohin ſie ſich drehte, den ſchändlichen Hintern zeigte, hervorgeſprungen; nachdem ſie ſich einige Zeit um dieſe Frauen herumgewandt hätte, ſey ſie endlich, am Glockenſtrang hinaufkriechend, verſchwunden, und ſie hätten Gott gedankt, daß ſie nun gläubig wären (Schröckh, K. G. XXVIII. S. 197).

Auch noch während des Leibes Lebens nimmt die Seele, wenn ſie den Körper auf kurze Zeit verläßt, eine beliebige Thiergeſtalt an, was alſo hier nicht als Folge der Verwünſchung oder Strafe gedeutet werden kann.

Als der Frankenkönig Guntram, auf der Jagd ermüdet, unter einem Baume eingeſchlafen war, ſchlich aus ſeinem Munde eine Schlange hervor und lief bis zu einem nahe fließenden Bach, an deſſen Rand ſie ſtille ſtand, weil ſie gern hinüber wollte. Das hatte Alles des Königs Gefährte, in deſſen Schooß er ruhte, mit angeſehen, zog ſein Schwert aus der Scheide und legte es über den Bach hin. Auf dem Schwerte ſchritt nun das Thier hinüber und ging hin zum Loch eines Berges, da hinein ſchlüpfte es. Nach einigen Stunden kehrte es zurück und lief über dieſelbe Schwertbrücke wieder in den Mund des Königs. Der König erwachte und ſagte zu ſeinem Gefährten: „Ich muß dir einen Traum erzählen, den ich gehabt. Ich erblickte einen großen Fluß, darüber war eine eiſerne Brücke gebaut, auf der Brücke gelangte ich hinüber und ging in die Höhle eines hohen Berges; in der Höhle lag ein großer Schatz und Hort der alten Vorfahren.“ Da erzählte ihm der Gefährte Alles, was er unter der Zeit des Schlafes geſehen und wie der Traum mit der wirklichen Erſcheinung übereinſtimmte. Darauf ward an jenem Orte nachgegraben und im Berge eine große Menge Goldes und Silbers gefunden, das vor Zeiten dahin verborgen war (Grimm D. S. Nr. 428).

Als Heinrich, Erzbiſchof zu Rheims, im Sommer über Land reiſte und ein Mittagsſchläfchen machte, ruhten auch einige ſeiner Landsknechte und ſchliefen. Die Uebrigen aber, welche Wacht hielten, ſahen aus dem offenen Munde eines der ſchlafenden Landsknechte ein Wieſel herauskriechen und gegen den nächſten Bach zu laufen. Am Geſtade lief es hin und wieder und konnte nicht hinüber kommen. Da fuhr Einer von denen, die dabei ſtunden, zu, und legte ſein entblößtes Schwert wie eine Brücke hin; darüber lief das Wieſel und verſchwand. Nach einer kleinen Weile kam es wieder, und ſuchte emſig die vorige Brücke, die mittlerweile der Kriegsknecht weggethan hatte. Alſo brückte er wieder über den Bach, das Thier ging auf die Eiſenbrücke, näherte ſich dem noch aufgethanen Mund des ſchlafenden Landsknechts und kehrte in ſeine alte Wohnung ein. Sogleich erwachte der Landsknecht. Seine Spiesgeſellen fragten: was ihm im Schlafe begegnet ſey? Er antwortete: „Mir träumte, ich wäre von einem weiten Wege gar müde, und auf dem Wege mußte ich zweimal über eine eiſerne Brücke gehen.“ Die Landsknechte konnten daraus abnehmen, daß, was ſie mit Augen geſehen, ihm wirklich im Traum vorgeſchwebt habe (Ddſ. Nr. 455).

Wird dem Thiere die Rückkehr verſperrt, ſo ſtirbt der Menſch.

Ein Mann bemerkte ſeit längerer Zeit, daß ſeine Frau um Mitternacht nicht athmete, ſondern unbeweglich da lag, mit offenem Munde, wie eine Leiche. Er hatte gehört, daß es Menſchen gäbe, deren Körper des Nachts von der Seele verlaſſen würde, welche hernach wieder durch den geöffneten Mund einzöge. Das konnte er nicht glauben, und wollte bei ſeiner Frau doch einmal den Verſuch machen. Er wendete ſie alſo herum, daß ſie mit dem Geſicht im Kopfkiſſen lag. Darüber ſchlief er ruhig ein, denn er meinte, die Seele werde auch einen andern Weg einſchlagen, wenn ſie durchaus in den Körper zurück will. Als er am andern Morgen erwachte, fand er ſeine Frau noch in derſelben Lage. ſie war aber todt und alle Wiederbelebungsverſuche vergebens (Wagenfelds Brem. Volksſag. II. S. 20).

Nach andern Sagen und Mährchen ſcheint es, als ob man ſich dachte, daß die Seele die Geſtalt eines Baumes oder einer Blume habe. Nach dem Liede von Ronceval wächst aus Leichen gefallener Heiden ein Schwarzdorn, neben dem Haupt gebliebener Chriſten eine weiße Blume. Aus dem Grabe der heiligen Gudula wuchs eine Pappel hervor (Wolf, D. S. Nr. 262), aus dem Leichnam eines Jünglings eine Tanne (Grimm, Myth. S. 787). Vintler erzählt, die Wegewarte ſey eine Frau geweſen, die ihres Buhlen am Wege wartete, aber er gibt keine Urſache der Verwandlung an. Zauberer bewirken durch das Abhauen einer Lilie, daß ein Menſch ſtirbt (Grimm, D. S. Nr. 93). Ein Anderer verſteht die Kunſt, den abgehauenen Kopf wieder aufzuſetzen; jedesmal, wenn der Kopf abgehauen iſt, wächst in einem Glaſe die Lebenslilie; wird ſie verletzt, ſo kann der Menſch nicht wieder ins Leben gerufen werden (Wolf, Nied. Sag. Nr. 268). Nach dem „Kindermährchen“ (Nr. 85) iſt das Leben des Menſchen gleichfalls an eine Lilie geknüpft, wird ſie abgebrochen, ſo ſtirbt er; welkt ſie, ſo iſt er krank*). Das Volkslied im „Wunderhorn“ läßt aus dem Grabe, darin Vater, Mutter und Kind liegen, drei Lilien aufſprießen. Zu Ockley in Surry iſt es Sitte, auf den Gräbern von Jünglingen und Jungfrauen Roſen zu pflanzen (**Soane New Curiosities of Literature II, p. 274**), eine Sitte, die aus Griechenland hergeleitet werden dürfte, wo ihr Bild auf Grabſteinen angebracht wurde**); und im Mythus iſt die „roſenäugige“ Rhodope eine Geſpielin der Todtenkönigin Perſephone (**Homer. Hymn. in Demet. 422**). Auch ſpielt Anakreon in ſeiner Ode auf die Roſe darauf an***). Aus dem Grabe Hingerichteter ſprießen weiße Lilien zum Zeichen ihrer Unſchuld, aus dem des Mädchens drei Lilien, die kein Anderer,

---

*) In einem indiſchen Volksliede pflanzt ein Mann, der kurz nach der Heirath ſeine ſchöne Frau verlaſſen muß, eine Lavendel in den Garten, und heißt ſie darauf achten, ſo lange ſie grüne und blühe, gehe es ihm wohl, welke ſie, ſo ſey ihm ein Unglück begegnet. (**Broughton Selections from the popular poetry of the Hindoos p. 107.**)

**) Winkelmann Werke II. S. 561.

***) *Τοδὲ καὶ νοσῶσιν ἀρκεῖ τοδε καὶ νεκροῖς ἀμύνει.*

als der Geliebte brechen ſoll (Grimm, S. 787). In Meinerts Lieder aus dem Kuhländchen (1, 6.) wünſcht die trauernde „Annle“, zu einer Feldblume zu werden. Die Redensart:

„Wenn mein Schatz ein Nelkenſtock wär’,
Setzt ich ihn vors Fenſter, daß ihn Jedermann ſäh’“

findet hier ebenfalls ihren Sinn, ſowie die Sagen, daß auf dem Stuhle desjenigen, der bald ſterben ſoll, eine weiße Roſe oder eine Lilie ſich zeigt (Grimm, D. S. Nr. 263, 264). Daß unter den Bäumen die Linde dieſelbe Beſtimmung hatte, wie unter den Blumen die Lilie, erſieht man aus Folgendem:

Auf dem Kirchhof des Hoſpitals zum heil. Geiſt in Berlin haben vor vielen Jahren drei gewaltige Linden geſtanden. Das Wunderbare an ihnen war, daß ſie mit den Kronen in die Erde gepflanzt waren und dennoch ſo herrlich wuchſen, daß ſie mit ihren Aeſten den ganzen Raum des Kirchhofs überdeckten. Aber dieſes Wunder hatte die göttliche Allmacht gewirkt, um einen Unſchuldigen vom Tode zu erretten. Vor vielen Jahren lebten nämlich in Berlin drei Brüder, die mit Leib und Leben für einander einſtanden. So lebten ſie glücklich und zufrieden, bis einer von ihnen, des Meuchelmords angeklagt, weil der Schein gegen ihn zeugte, den Tod erleiden ſollte. Noch ſaß er im Gefängniſſe, als eines Tages ſeine beiden Brüder vor dem Richter erſchienen, und jeder derſelben ſich des begangenen Mordes ſchuldig erklärte. Kaum hatte dieß der zum Tode Verurtheilte vernommen, als auch er, indem er erkannte, daß ſeine Brüder ihn nur retten wollten, der That geſtändig wurde, und ſo ſtatt Eines Thäters auf einmal drei vor Gericht ſtanden, von denen Jeder mit gleichem Eifer behauptete, daß er allein jenen Mord begangen. Da wagte der Richter nicht, den Urtheilsſpruch an dem Erſten zu vollſtrecken, ſondern legte den Fall zuvor noch einmal dem Kurfürſten vor, welcher verordnete, daß hier ein Gottesurtheil entſcheiden ſolle. Er befahl daber: ein jeder der drei Brüder ſolle eine junge geſunde Linde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, ſo daß die Wurzeln nach oben ſtängen; weſſen Baum vertrocknen würde, den hätte Gott ſelbſt als den Thäter bezeichnet. Dieſes Urtheil wurde bei Frühlingsanbruch vollzogen, und ſiehe! nur wenige Wochen vergingen, und alle drei Bäume, die man auf dem heil. Geiſt-Kirchhof gepflanzt hatte, bekamen friſche Triebe und wuchſen bald zu kräftigen Bäumen heran. So war die Unſchuld der drei Brüder erwieſen (Kuhn M. S. Nr. 116).

Die den Pflanzen zugeſchriebene Belebtheit, welche auch der deutſche Volksglaube nicht in Zweifel zieht, dürfte für einen Ueberreſt des Glaubens an die Seelenwanderung gehalten werden, nach welchem die vom Körper getrennte Seele nicht ſelten auch in lebloſe Gegenſtände übergeht. Noch jetzt glauben die Preußen, daß den Wachholderbaum ein Geiſt belebe.

Im Sudermanniſchen Kirchſpiel Oſterhamingen bei dem Gute Wendel ſteht ein Wachholderbaum, der ſeine Aeſte ſchön ausbreitet und mit vielem andern Geſträuch umgeben iſt. Denſelben wollte ein Knecht vom Gute zu ſeines Hauſes Bedarf umhauen, aber ſowie er die Axt angeſetzt hatte, hörte er eine Stimme, welche rief: „Haue den Baum nicht um!“ Die Stimme kam aus dem Baume. Der Knecht ließ erſchreckt den Baum ſtehen, hieb aber die nebenſtehenden Bäume ohne alles Hinderniß um (Tettau und Temme Volksſ. S. 259).

Wie man in Preußen die Schlangen als Schutzgeiſter der Familie verehrte *), ſo in Dänemark den Hol-

---

*) Noch jetzt ſieht man es dort an manchen Orten gern, wenn Schlangen ſich im Hauſe aufhalten. Man lockt ſie mit beſondern Gebeten hervor, auf einen mit einem weißen Tuch gedeckten Tiſch, wo ihnen der Wirth ſelbſt allerlei Speiſe aufgeſetzt hat. Wenn ſie hervorkommen, ſo bedeutet es Glück, wenn ſie aber nicht erſcheinen, oder gar zurückkriechen, ohne von den Speiſen etwas zu berühren, Unglück. (Tettau und Temme S. 258.)

lunderbaum. Steffens erzählt in den „Gebirgsſagen", daß im Matroſenquartier in Kopenhagen jeder Hofraum eines Hauſes mit einem ſolchen Baume geziert ſey. Man glaubt, daß demſelben ein Geiſt innewohne, welcher den Frauen in Kindsnöthen beiſtehe, die Kinder ſchütze ꝛc., aber verſchwinde, wenn der Baum abſtirbt. In Holſtein glaubt man ſogar, daß der Genius des ganzen Volkes einen ſolchen Baum bewohne.

In Schenefeld im Ditmarſchen ſteht ein Hollunder zu Norden an der Kirchenmauer. Des Landes Schickſal hängt an dieſem Strauch. Einſt wird, der Prophezeihung zufolge, bei Schenefeld eine große Schlacht geſchlagen werden. Wenn nun die Eingebornen auf der Flucht bis zu dem Rothenhahn, einer einzelnen Stelle auf dem Biert bei Süderhaſtede gekommen ſind, und Alles verloren ſcheint, ſo wird ein mächtiger Herrſcher aus Norden her mit einem großen Heere kommen und die Schlacht wird von Neuem beginnen, die Feinde geſchlagen werden, und nach errungenem Sieg wird der König ſein Pferd an den Hollunder der Schenefelder Kirche binden. Einige glauben, daß die Prophezeihung ſich in der Ruſſenzeit erfüllt hat, als in Schenefeld Viele einquartiert lagen, und auf der Haide oft exercirt und gemuſtert wurde (Müllenhof, Schl. Holſt. Sag. Nr. 410).

Ebendaſelbſt wird auch der Linde eine ſo wichtige Bedeutung zugeſchrieben.

Neben der Aubrücke bei Süderheiſtede, wo in alten Zeiten ein Hauptvertheidigungswerk des Landes und feſte Schanzen angelegt waren, ſtand zu den Zeiten der Freiheit auf einem runden, mit einem Graben umgebenen Platze eine Linde, die im ganzen Lande nur der Wunderbaum genannt ward. Sie war höher als alle andere Bäume weit und breit umher, und ihre Zweige ſtanden alle kreuzweis, alſo daß Niemand ihres Gleichen gewußt; bis zur Einnahme des Landes hat ſie jedesmal gegrünt. Aber es war eine alte Verkündigung, ſobald die Freiheit verloren wärt, würde auch der Baum verdorren. Und es iſt eingetroffen. Einſt aber wird eine Elſter darauf niſten und fünf weiße Jungen ausbringen, dann wird der Baum wieder ausſchlagen, von neuem grünen und das Land wieder frei werden (Müllenhof Nr. 412).

Daß die Seelen der Verſtorbenen ſich am liebſten in Hollunderbäumen einquartieren, muß ein weit verbreiteter Glaube ſeyn. Denn viele Friedhöfe ſind nur mit Hollunderbäumen bepflanzt (vgl. Norks Realwtb. u. d. Art. Hollunder). Hanuſch (ſlav. Myth. S. 229) findet es nicht zufällig, daß die Slowaken das kleine Männchen aus Hollundermark, welches durch ſeine, mittelſt eines Stückchens Blei hervorgebrachten Sprünge den Kindern als Spielzeug dient, Pikulik heiße, alſo nach dem Gott der Unterwelt (**Piklo**), ebenſo aber nennen die Slawen einen Diener des Böſen, der anfangs den Menſchen Gefälligkeit erweiſt, zuletzt aber die Seele als Eigenthum nimmt. Es dürfte alſo die Todtenfrau **Holle**, in deren weihnächtlichem Gefolge ſich die Seelen der im letzten Jahre Verſtorbenen befinden, dem **Hollunder** ihren Namen gegeben haben, zumal Müllenhof auch einen Geiſt **Holler** kennt, der mit den ihn begleitenden Elfen — welche bekanntlich auf Friedhöfen ihre Mondſcheintänze halten — in einem Gehölze bei Meldorf im Ditmarſchen einen Reigen aufführt. Hammonius in ſeiner **Frisia**, fol. 78 b. nennt ihn einen Unterweltsgott. Darum alſo nimmt im Hildesheimiſchen der Todtengräber das Maaß der Leiche mit einer Stange vom Hollunder, und der Knecht, der ſie zu Grabe führt, bedient ſich ihrer ſtatt der gewöhnlichen Peitſche (Spangenbergs Archiv 1828 p. 4). Aber es gibt noch andere geſpenſtiſche Bäume. So ſchwebt der Geiſt eines Grafen von Cleve um die Linde, wo er ermordet wurde (Wolf, N. S. Nr. 100), und ein Mann, der ſpät Abends von Köklenberg nach Molenbeek gehen wollte und an einer uralten Eiche vorbei mußte, ſah eine Flamme um dieſelbe herumſpielen, daher er näher treten wollte, um die Urſache dieſer Erſcheinung zu erforſchen. Aber eine hohle Stimme rief ihm aus dem Baume zu: „Geh weg! Für dich iſt der Tag, die Nacht für mich!“ Und bei jedem dieſer Worte fuhr eine Feuerflamme aus dem Baume (Ebd. Nr. 421).

Mehr ſymboliſch iſt die Anſicht, daß die Seele die Geſtalt eines Lichtes hat.

Bei Brüſſel war ein Kind geſtorben, konnte aber keine Ruhe finden. In jeder Nacht ſah der Vater deſſelben ein Lichtchen vor ſeinem Bette auf- und abſchweben. Einſt bemerkte er ſelbſt, wie es durch das Schlüſſelloch der feſtverriegelten Thüre drang und nach Eins auch wieder da verſchwand. Er erkannte, das müſſe ſeines Kindes Geiſt ſeyn, er betete fleißig für deſſen Ruhe; nach einiger Zeit blieb das Lichtchen weg und kehrte nicht wieder (Wolf, D. S. Nr. 385).

Menſchen, welche bei ihren Lebzeiten die Grenzſteine verrückten, müſſen nach ihrem Tode in feuriger Geſtalt umherirren. Im Mährchen vom „Gevatter Tod“ brennen in einer Höhle die Lebenslichter der Menſchen. Iſt ein Licht abgebrannt, ſo iſt das Leben des Menſchen, dem es gehört, zu Ende, und er iſt Eigenthum des Todes. Dieſelbe Idee ſpricht ſich in folgenden Regeln, die der Aberglaube dictirte, aus: „Am Chriſtabend ſoll man das Licht nicht erlöſchen laſſen, ſonſt ſtirbt Einer.“ Im Albthale wird am Hochzeitstage während des Gottesdienſtes von jedem der Brautleute eine dreifach zuſammengewundene Kerze gebrannt. Weſſen Kerze zuerſt abbrennt, derſelbe wird auch zuerſt ſterben (Schreibers hiſt. Taſchenb. 1839 S. 325).

Neben allen dieſen Vorſtellungen zeigt ſich auch die Idee, daß die Seele ihren Sitz im Blute hat, weshalb drei Blutstropfen dieſelbe ſymboliſch bezeichnen (vgl. Wolf N. S. p. 6. Grimm D. S. Nr. 352.).

Der Tod wird auch im deutſchen Volksglauben als ein perſönliches Weſen aufgefaßt. Seine Namen ſind:

1) Freund Hain (Hagen), anſpielend auf des Todes Stachel (Odins Todesſpeer Gungnir, der kein Opfer verfehlt). Andere denken an Heune, d. h. Rieſe, wobei man ſich der „Hünengräber" (Benennung der Todtenfelder*) und der zwergartigen Heimchen oder Heinchen in Holla's Gefolge erinnern mag.

2) Langbein und Streckfuß, weil der Todeskrampf die Glieder ausreckt. So war bei den Hellenen Procruſtes urſprünglich kein beſonderes Weſen, ſondern nur ein Prädicat Pluto's.

3) Holzmaier, weil der Tod, hier als Förſter aufgefaßt, alle Bäume abmäht, alles Leben fällt. Darum iſt die Senſe ſein Attribut.

4) Klapperbein, wenn er als Skelet gefaßt wird.

Weil die nordiſche Hela auf einem Pferde umreitet**), ſo ladet auch der Tod ſeine Opfer auf ein Roß. Folgende, in Ditmarſchen heimiſche Sage mahnt unwillkührlich an Bürgers Lenore:

Es war einmal eine ſchmucke Dirne, die hieß Gretchen. Die hatte einen Freier, der Hanns hieß; und ſie hatten ſich Beide ſo recht von Herzen lieb. Da wurde Hanns krank, ſtarb, und wurde auf den Kirchhof getragen. Da wollte ſich Grete gar nicht zufrieden geben, und weinte und jammerte den ganzen Tag, und wenn es Nacht wurde, ging ſie auf ſein Grab und jammerte bis zum Morgen. In der dritten Nacht kam ein Reiter auf dem Schimmel und fragte ſie: „Willſt du mit mir reiten?“ Gretchen ſchlug die Augen auf und ſah, daß es ihr Hanns war. Da ſagte ſie: „Ja, ich will mit dir reiten, wohin du willſt.“ Und muthig ſtieg ſie auf ſein Pferd, und fort gings mit dem Wind in die weite Welt. Als ſie nun eine Zeit geritten waren, ſagte Hanns:

---

*) Im Niederdeutſchen bedeutet „Heinenkleed" Todtenkleid.

**) In der Edda, welche den nächtlichen Ritt des Hundingstödters Helgi von Walhalla zu ſeiner jungen Wittwe beſingt, die im Grabhügel um ihn weint, ſagt er, als er mit Tagesanbruch ſie verlaſſen muß:

„Auf der Morgenröthe Weg iſt es Zeit für mich zu reiten,
Das fliegende Roß zu laſſen die bleichen Pfade betreten."

„De Mann de ſchynt ſo hell,
De Doet de ritt ſo ſnell,
Myn Grentjen, grunt dy ni'?“
(Der Mond, der ſcheint ſo hell,
Der Tod, der reitet ſchnell,
Mein Gretchen, graut dir nicht?)

„Nä, mein Hanns“, ſagte ſie, „was ſoll mir grauen, wenn ich bei dir bin?“ Und es ging immer weiter und noch ſchneller als früher. Nach einiger Zeit ſtellte Hanns ſeine vorige Frage an ſie und erhielt dieſelbe Antwort, doch war es ihr jetzt ſchon etwas wunderlich zu Muthe. Als er nun zum dritten Mal fragte, da erfaßte ſie ein Grauen, ſie hing ſich feſter an ihn und ſagte kein Wort. Da ſauſte das Pferd dreimal mit ihnen im Kreiſe herum, und weg waren ſie (Müllenhof a. a. O. Nr. 224.).

Im ſcandinaviſchen Norden hat ſich noch heute der Glaube an das Roß der Todtengöttin Hela erhalten. So daſſelbe vor einem Thor ſich ſehen läßt, muß Jemand ſterben. In ſlawiſchen Gegenden kennt man ebenfalls ein geſpenſtiſches Roß, das in Peſtzeiten Nachts durch die Straßen läuft und das nächſte Opfer durch Anſtoßen des Kopfes an deſſen Hausthor bezeichnet. In Dänemark ſagt man: Wenn Hela auf ihrem Roſſe die Erde umreitet, ſo raffen Seuchen die Menſchen hin. Oft ſendet ſie ihre Mähre auch Nachts zu den Schlaſenden, und Mancher hat auf dieſe Art ſeinen Tod gefunden. Wer aber das Glück hat, mit dem Leben davon zu kommen, der fühlt ſich beim Erwachen an allen Gliedern gelähmt.

Nach dem oberdeutſchen Volksglauben iſt es ein Nachtgeiſt, welcher die Menſchen im Schlafe drückt und unter dem Namen Alp (Alf, Elf, Elb) bekannt. In England heißt er **Night mare** (Nachtmähre), franz. **cauchemar** (vom altfranz. **caucher**, preſſen, und **mar**, das Roß). Ich werde bei einer andern Gelegenheit auf ihn zurückkommen, da dieſes Nachtgeſpenſt mit dem Tode ſelbſt nicht näher verwandt iſt, und in den Hexenſagen allein ſeiner gedacht wird.

Den Tod dachte man ſich oft bewaffnet, bald mit einem Wurfſpieß (der, wie Odins Speer Gungnir, kein Ziel verfehlt), bald mit Bogen und Pfeil (ſo bei den Neugriechen), bald wieder mit einem blutenden Schwerte (wie ſich ihn die Juden denken). Der lithauiſche Smertis erſcheint als Krieger auf einem Wagen fahrend. Die Idee eines Kampfes mit ihm gibt ſich aus der bekannten Redensart: „mit dem Tode ringen" zu erkennen. Daß der Tod ſtets Sieger bleibt, verſteht ſich von ſelbſt.

Erſt im 12. Jahrhundert begann man, den Tod ſich als ein Gerippe vorzuſtellen. Noch ſpäter kam nach der allgemeinen Meinung die Idee vom tanzenden Tode auf, die eine Fülle humoriſtiſcher Bildwerke hervorbrachte. Aus der Kirche mochte ſie ausgegangen ſeyn, weil in Frankreich, und muthmaßlich in Spanien *), zuerſt chriſtliche Schauſpiele und Proceſſionen dieſen Stoff zur Erbauung des Volkes, um Betrachtungen über die Nichtigkeit des irdiſchen Lebens anzuregen, benutzt haben mochten. Dem düſtern, ernſthaften Spanier darf die Erfindung eines ſolchen Thema's wohl eher zugeſchrieben werden, als dem lebensluſtigen Franzmann. Als Gemälde findet ſich der Todtentanz am Beinhauſe (les charniers) des Gottesackers der eglise des saints Innocents in Paris,

---

*) Aus den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts iſt uns ein Gedicht erhalten, das vermuthlich zur Aufführung in den Kirchen beſtimmt war. Schon die Ueberſchrift: „Dansa ge-

---

neral de la muerte, en que entran todos los estados de gentes" zeigt an, daß wir hier ein Stück aus der Literatur der Todtentanze haben, und zwar iſt dies das alteſte von allen ähnlichen in irgend einer Sprache auf uns gekommenen Werken. Man könnte zwar muthmaßen, daſſelbe ſey, wie manche ſpätere Behandlungen deſſelben Gegenſtandes, die Beſchreibung oder Erklarung eines Gemaldes geweſen, hiergegen aber findet der Einwand ſtatt, daß man bisher keine Nachricht von der Exiſtenz eines ſolchen Kunſtwerks in Spanien gefunden hat, dann, daß das Gedicht durchaus keinen ſpeciellen Bezug auf ein ſolches enthält. Natürlicher erklart ſich der Inhalt bei der Annahme, das Stück ſey für einen der mimiſchen Kirchenaufzüge geſchrieben, welche unſtreitig die erſte Idee zu den bildlichen Darſtellungen des Todtentanzes gaben. Auch ſpricht ſich hier die phantaſtiſche Auffaſſungsweiſe der Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens durchgehends im ernſten und feierlichen Kirchenſtyl aus. Dem Ganzen geht ein kurzer Prolog in Proſa voraus, welcher den Inhalt des folgenden kurz darlegt; dann laßt der Tod einen mahnenden Ruf an alle Sterblichen ergehen, worauf ein Prediger zu tugendhaftem Lebenswandel auffordert. Wiederum ladet dann der Tod alle Erdgebornen zum unvermeidlichen Tanze, und beginnt dieſen ſogleich mit zwei Jungfrauen. Dann wird der Reigen mit allen Standen nach ihrer Rangordnung (Papſt, Cardinäle, Könige, geiſtliche und weltliche Herrn bis herab zu den Handels- und Ackersleuten) fortgeſetzt, indem der Tod in der einen Strophe immer den, welchen die Reihe trifft, zum Tanz einladet, in der nachſten aber der Aufgerufene ſein Schickſal beklagt. Am Schluſſe ſprechen die Sterblichen ihre Ergebung und frommen Entſchlüſſe aus. Die Beſchaffenheit des Stückes laßt vermuthen, daß bei der Darſtellung Geſang, Rede, Tanz und Inſtrumentalmuſik mit einander verbunden waren. (Schack dram. Lit. und Kunſt in Spanien I. S. 123.)

welche vor der Revolution zerſtört wurde (Diezmann, maler. Wanderungen durch Paris S. 203).

Die franzöſiſche Benennung des Todtentanzes: **la danse** *Macabre* weiſt ſchon auf ſpaniſchen Urſprung hin, denn Macabre iſt ein arabiſches Wort (מקברה) und bedeutet: Gräberſtätte, Todtenhof. Die Mauren in Spanien mochten das Wort geſchaffen haben. Zwar haben Einige, weil das Gemälde am Kirchhofe des Innocents in Paris nicht älter, als um 1434 datirt iſt, den Todtentanz als eine deutſche Erfindung vindiciren wollen, denn in des Fabricius Bibl. med. et infimae aetatis V, p. 2 iſt eines ſolchen zu Minden in Weſtphalen vorgefundenen Gemäldes erwähnt, welchem das Datum von 1383 gegeben wird; allein Douce (the dance of death, Lond. 1833, p. 35) bezweifelt ein ſo hohes Alter, weil keine Autorität für die Richtigkeit dieſer Angabe Bürgſchaft leiſtet und weil „the whole of the article is *extremely careless* et *inaccurate* *). Nur um zwei Jahre jünger, als das Pariſer Gemälde iſt jenes zu Dijon. Der Künſtler, dem man es verdankt, ſoll Maſonçalle geheißen haben. Lange Zeit hindurch war es verſchwunden und vergeſſen, bis Boudot, ein Mann, welcher ſich um die Erforſchung mittelalterlicher Sitten und Gebräuche nicht geringe Verdienſte erworben hat, in den Archiven des Departements Dijon Nachrichten darüber aufgefunden hatte. Die (im Jahr 1172 erbaute) Kirche, welche das Gemälde ſchmückte, war in der Revolution zerſtört worden. Der zunächſt älteſte Todtentanz iſt der Basler, der ſo viele Federn beſchäftigt und ſo viele — Irrthümer der über dieſen Gegenſtand ſchreibenden Autoren verbreitet hat. Man nimmt für ihn die Jahrzahl 1443 an, und ſoll die Veranlaſſung dazu eine Seuche, die um jene Zeit (1438) wüthete, gegeben haben. Daß Holbein nicht der Urheber des Kunſtwerkes geweſen ſeyn kann, läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß 1498 ſein Geburtsjahr iſt. Der gelehrte Vallot hat die Entdeckung gemacht, daß zur Zeit der in Baſel graſſirenden Epidemie daſelbſt eine Münze geſchlagen wurde, welche auf dem Avers drei Roſen *), auf dem Revers einen Todtenkopf, aus welchem eine Kornähre hervorragt **), darſtellte. Die Deviſe lautete: Hodie mihi, cras tibi ***). Die Ueberlebenden überſchickten ſich gegenſeitig dieſe Gedenkmünzen als ein Memento mori. Vallot fügt hinzu, daß

---

*) Peignot (Rech. hist. sur les dances des Morts p. XXVII.) fragt: Iſt es glaublich, daß man vom Jahre 1348, wo der „ſchwarze Tod" ausbrach, bis 1383 mit der Ausführung des Kunſtwerkes gewartet haben ſollte, wenn deſſen Beſtimmung war, dem Volke zur Erinnerung an jene traurige Kataſtrophe zu dienen, und es mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu machen? Nebſtdem, ſollte der Todtentanz der Peſt ſeinen Urſprung verdanken, ſo müßte er ein höheres Alter haben, denn ſchon im Jahr 954 war in Schottland ein großes Sterben, und eine im Jahr 994 ausgebrochene Epidemie forderte noch zahlreichere Opfer. Man kennt ſie unter dem Namen „St. Antons Feuer", ſie entvölkerte mehrere Jahre hindurch Frankreich, Deutſchland und Italien. In England kam ſie 1025, und zum andern Male 1247 zum Vorſchein, bis endlich der „ſchwarze Tod" in den Jahren 1346 bis 1348 ganz Europa durchzog. Dann wüthete 1367 eine ſehr mörderiſche Peſt in Paris und London, und England wurde 1379 noch einmal heimgeſucht. Aber vor 1383 gibt es noch keine Spur von einem Kunſtwerk, das einen Todtentanz vorgeſtellt hätte. Sollte vielleicht die um 1373 aus-

---

gebrochene, unter dem Namen „Veitstanz" bekannte Krankheit einen Künſtler auf den Gedanken eines Todtentanzes geleitet haben?

*) Ueber die Roſe als Todesſymbol ſ. S. oben.

**) Anſpielend auf das bibliſche Gleichniß von dem Todten mit dem Samenkorn, als Verbildlichung der Wiedergeburt aus der Verweſung.

***) „Heute mir, morgen dir!"

er ſich aus ſeinem Knabenalter erinnere, auf dem Karthäuſerkirchhof in Dijon dieſe Deviſe: Hodie mihi, cras tibi auf einer von einer ſteinernen Statue getragenen Cartouche geſehen zu haben, welche den Tod als Skelet vorſtellte. Die Karthauſe, von Philipp dem Kühnen am 15. April 1383 gegründet, und die durch ihre prachtvollen, aus ſchwarzem und weißem Marmor errichteten, Mauſoleen zu einer gewiſſen Berühmtheit gelangt war, exiſtirt nicht mehr. Die reſtaurirten Grabdenkmäler bewahrt jetzt das Dijoner Muſeum auf.

Der Lübecker Todtentanz, den man dort in der Marienkirche zeigt, datirt von 1463, jener von Annaberg in Sachſen wurde 1525 gemalt, um ein Jahr älter iſt der Dresdner, der dort im Schloſſe gezeigt wurde und eine im Jahr 1705 bei Hilſcher in Dresden erſchienene Monographie veranlaßte. Im Jahre 1721 iſt dieſes aus 27 ſteinernen Figuren beſtehende Kunſtwerk auf den Kirchhof der Neuſtadt Dresden verſetzt worden, wo es an der Friedhofmauer noch jetzt zu ſehen iſt. Ueber den Leipziger und Berner Todtentanz konnte man kein Datum auffinden. Auch das Auguſtinerkloſter in Erfurt beſaß einen ſolchen; Luzern ſogar zwei, deren Alter ſich ebenfalls nicht ermitteln läßt. Einer derſelben, welcher eine Brückenzierde bildet, wird als eine Copie des Basler angegeben, der andere iſt auf dem Begräbnißplatz der Pfarrkirche von Imhof zu ſehen. Hier erblickt man den Tod auf ſeiner Geige ſpielend (vgl. S. 240), und einem Kanonikus ein Zeichen gebend, daß er ihm folge. Dieſer thut gar nicht erſchrocken, ſondern macht ſich ein Zeichen in dem Blatte des Buches, welches er eben aufgeſchlagen hat und ſchickt ſich an, ihm zu folgen. Peignot ſchließt daraus auf ein jüngeres Alter, weil die ältern Maler von ei-

UNIVERS.
MONAC.

nem muſicirenden Tod noch nichts wußten. Aus einem Fries des St. Macloukirchhofs in Rouen, welches verſchiedene Embleme der Sterblichkeit darſtellt, glaubt Peignot ebenfalls auf ein einſtmaliges Vorhandenſeyn eines Todtentanzes ſchließen zu dürfen. Da der Platz öfter zerſtört worden iſt, ſo ſteht der Wahrſcheinlichkeit dieſer Behauptung nichts entgegen.

Als man in der neuen Kirche der Proteſtanten zu Straßburg, die früher zu einem Dominikanerkloſter gehörte, einige Aenderungen vornahm, entdeckten die Arbeiter einen Todtentanz, deſſen Farben überweißt worden waren, vielleicht um das Kunſtwerk der Kenntniß der Nachwelt zu entziehen. Der Architekt Arnold wollte dieſem Straßburger Todtentanz, mit welchem der Basler in der Grundidee am meiſten verwandt iſt, wegen der in den Einzelnheiten ſich kundgebenden größern Originalität vor dieſem den Vorzug geben. Die Mönche hatten ſchon 1546 die Kirche geräumt gehabt, welche bis 1681, wo ſie dem proteſtantiſchen Cultus zugetheilt wurde, als Magazin diente. Die Zeit der Uebertünchung der Mauern kann alſo nicht mit Sicherheit mehr ermittelt werden.

Bruckmann (Epist. Itiner. V, 32) in ſeiner Beſchreibung der Begräbnißkapelle des Auguſtinerkloſters in Wien, gedenkt dreier dem Todtentanz tendenzverwandten Bilder: 1) wie der Tod einen Studenten niederſtreckt; 2) wie der Tod einem Jäger beikommt, als er eben ein Thier erlegte; 3) wie der Tod in einer Apotheke die Arzneigläſer zerbricht u. a. m.

In England finden ſich ebenfalls an mehrern Orten Todtentänze. Stowe belehrt uns, daß nördlich von der alten Paulskirche ehedem ein großes Kloſter ſtand, deſſen äußere Mauer mit ſehr kunſtvollen Gemälden des

Todtentanzes (**Daunce of Machabray**) verziert war. Das Volk nannte ihn den Paulstanz. Es ſchien eine Copie deſſen vom Kloſter **des Innocents** zu Paris. Die franzöſiſchen Verſe, welche die Figuren erläutern ſollten, hatte ein Mönch von Bury, Namens John Lidgate, ins Engliſche überſetzt. Die Koſten des Ganzen hatte Jenken Carpanter beſtritten, welcher unter der Regierung Heinrichs VI. lebte (**Survay of London p. 615 edit. 1618 4°**). In der Folge hatte der Protektor Sommerſet, um Baumaterial für einen am Strand der Themſe aufzuführenden Pallaſt ſich zu verſchaffen, am 10. April 1549 das Paulskloſter niederreißen laſſen, wobei auch die Kapelle auf dem Kirchhof und das Kunſtwerk nicht verſchont blieben.

In der Kapelle zu Wortley Hall in Glouceſterſhire befand ſich eine von einem Gemälde commentirte Beſchreibung des „**Daunce of deathe of all estates and degrees.**“ Dieſe unterſchied ſich von der vorigen nur durch die Vermehrung der Figuren. Aus einem von Stowe in ſeiner Abſchrift von Lelands **Itinerary** citirten Manuſcript erhellt, daß die Kirche zu Stratford ebenfalls einen Todtentanz beſaß. Shakespeare ſcheint in einer Stelle ſeines Luſtſpiels „Maaß für Maaß“ darauf anzuſpielen *), denn in dem fraglichen Gemälde tritt auch ein Narr dem Tod in den Weg.

---

*) Act III. Sc. 1:
Be absolute for death; either death or life,
Shall thereby be the sweeter. Reason thus with life.
If I do lose thee, I do lose a thing
That none but fools would keep, a breath thou art,
Servile to all the skiey influences,
That dost this habitation, where thou keepst,
Hourly afflict, merely o thou art deaths fool;
For him thou labourst by thy flight to shun,
And yet runnst toward him still.

Auch die Kirche zu Herbam in Northumberland bewahrt noch Ueberreſte eines Gemäldes vom Todtentanz; bei dem Eingang in den Chor (**Hutchinson's Northumberland I, 98**). Unter den hier dargeſtellten Figuren erblickt man einen Papſt, einen Kardinal und einen König. Spuren eines Todtentanzes zeigt auch die äußere Mauer der Halle des erzbiſchöflichen Pallaſtes zu Croydon, doch haben die Zeit und die Vernachläßigung, welche ſich die Einwohner zu Schulden kommen ließen, die Figuren bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Auch eine Tapete im Tower zu London ſtellt darauf bezügliche Gegenſtände dar (**Wartons Poetry II, 43**).

In Holland begegnet man dem Todtentanz nur in dem berühmten Oranienſaal, auf dem Landſitz des Prinzen von Oranien, in der Nähe vom Haag. Hier erſcheint der Tod, wie er auf ein Heer ſeiner Gegner Pfeile abſchießt (**Cogans Tour to the Rhine II, p. 127**). Blainville beſchreibt eine wunderliche Darſtellung des Todes in der Kirche zu St. Peter dem Märtyrer in Neapel, mit folgenden Worten:

„Bei dem Eingang auf der linken Seite gewahrt man einen Marmor, welcher den Tod auf eine groteſke Weiſe darſtellt. Sein Haupt iſt mit zwei Kronen geſchmückt und auf der Schulter ſitzt ein Falke, als ginge es auf die Jagd. Unter ſeinen Füßen erblickt man viele Perſonen von jedem Geſchlecht und Alter. Er redet ſie in folgenden Reimen an:

Eo so*) la morte che caccio
Sopra voi gente**) mondana
La malata e la sana,

---

*) Jo sono.
**) Gente.

Di e notte la percaccio:
Non fugge, vossuna intana
Per scampare dal mio laccio
Che tutto il mondo abbraccio,
E tutta la jente humana,
Perche nessuno se conforta,
Ma prenda spavento
Ch'eo per comandamento
Di prender à chi viene la sorte,
Sia vi per gastigamento
Questa figura di morte,
E pensa vie di fare forte
Tu via di salvamento*).

Dem Bilde des Todes gegenüber erblickt man einen Krämer, welcher eine Geldbörſe auf den Tiſch legt und ſpricht:

Tutti li voglio dare,
Se mi lasci scampare**).

worauf der Tod antwortet:

Se mi potesti dare
Quanto si pote dimandare
Non le pote scampare la morte
Se te viene la sorte***).

---

*) Zu Deutſch:

„Ich mache Jagd auf Kranke und Geſunde,
Am Tag und zur Nacht, in jeder Stunde.
Mein Netz umſchlingt die ganze Welt,
Für jeden iſt das Grab beſtellt,
Daher iſt's ein vergeblich Ringen,
Sich zu entwinden meinen Schlingen;
Und Keiner entfliehet ſeinem Loos,
Es trifft ſtets ſicher mein Geſchoß.
Auch handl' ich nur nach höherm Willen,
Den ſtets ich trachte zu erfüllen,
Drum mahnt in meiner Hand der Pfeil:
Forſcht nach dem Weg, der führt zum Heil.“

**) Dies Alles will ich Dir geben,
So Du mich laſſeſt fürder leben.

***) Und wollteſt Du alle Länder und Reiche,
Die Schätze bieten der ganzen Welt,
Es ſchützt dich nicht, Du wirſt zur Leiche
Am Tage, wo dein Würfel fällt.

Es darf die Behauptung nicht zu gewagt erſcheinen, daß auch Spanien ähnliche Todtentänze beſaß, wenn auch kein directer Beweis ſich mehr auffinden läßt, man müßte es denn aus den unten angeführten Verſen eines jüdiſchen Arztes am Hofe Don Pedro's, welcher um das Jahr 1360 lebte, und der ſich ſelber „Don Santo Judio de Carrion" nannte, folgern*) wollen. Hätte nun dieſes Gedicht die Anregung zu allen ſpätern Todtentänzen gegeben, ſo brauchte man die Benennung **Macabre** nicht erſt von den Mauren herzuleiten, da es auch im Hebräiſchen die Bedeutung: Begräbnißort hatte, und alſo zu der Vermuthung berechtigte, daß **Macabre** urſprünglich die Ueberſchrift eines hebräiſchen oder arabiſchen Gedichtes geweſen ſey — denn auch in letzterer Sprache ſind viele Schriften ſpaniſcher Juden abgefaßt — von welchem das hier citirte Gedicht nur eine freie Bearbeitung oder Nachbildung geweſen ſeyn mochte. Der düſtere Spanier fand dieſes Thema zu einer lebendigen Darſtellung in Bußprozeſſionen äußerſt dankbar, und trug alſo kein Bedenken, unbekümmert, aus welcher Quelle er ſchöpfte, es zu geiſtlichen Zwecken zu benützen. Zweifelsohne hatten die Dichter denſelben Stoff vielfach behandelt, ehe die bildende Kunſt daran dachte, auch ihrerſeits ſich an ihm zu verſuchen.

---

*) Dieſes von Sanchez (Sammlung ſpaniſcher Poeſien bis zum Jahre 1400, Madrid 1779, p. 179.) citirte Gedicht beginnt mit folgender Anrede des Todes:

„Yo so la muerte cierta a todas criaturas
Que son y seran en el mundo durante,
Demando y digo O ome! porque curas
De vida tan breve en punto passante!"

(Ich bin der Tod, dem ſicher ſeine Beute,
Denn was geboren iſt, muß ſterben,
So denkt vernünftig doch, ihr Leute,
Und ſinnt nicht Schätze zu erwerben!)

Hierauf erſcheint ein Bußprediger, der aller Welt die Ankunft des Todes verkündet, und ſie ermahnt, durch gute Werke ſich zu einem Tanze mit demſelben würdig vorzubereiten.

Einige haben bei dem Namen **Macabre** an einen provencaliſchen Sänger, welcher **Marcabres** hieß, gedacht, obſchon kein einziges ſeiner Werke zum Todtentanz in Beziehung ſteht. Es dürfte jedoch geſtattet ſeyn, die mit dieſem Thema verwandten Schlußverſe eines in Antwerpen bei Michael Hillenius verlegten lateiniſchen Poems, „**Susanna**“ betitelt, welches die Jahrzahl **MDXXXIII** auf dem Titelblatte hat, in Anbetracht ſeiner großen Seltenheit *), dem Beiſpiel unſeres engliſchen Führers (**Douce**, in der oben angeführten Monographie) folgend, auch einem deutſchen Publikum durch einen Wiederabdruck zugänglich zu machen.

Nach einer vorausgeſchickten Elegie über die Nichtigkeit und Kürze des Menſchenlebens, und einer Ode im ſapphiſchen Versmaß auf die Erinnerung an den Tod, folgen die erwähnten Verſe unter der Ueberſchrift:

> „Plausus luctificae mortis ad modum dialogi extemporaliter ab Eusebio Candido lusus. Ad quem quinque mortales invitantur omnes, cujuscujus sint conditionis: quibusque singulis Mors ipsa respondet.“

Luctificae mortis plausum bene cernite cuncti,
Dum res laeta, mori et viventes discite, namque
Omnes ex aequo tandem huc properare necessum.

---

*) As the volume is extremely rare, and the verses intimately connected with the present subject, it has been thought worth while to reprint them.

His inducitur adolescens quaerens, et mors vel philosophus respondens.

Vita quid est hominis? Fumus super aream missus,
Vita quid est hominis? Via mortis, dura laborum
Colluvies, vita est hominis via longa doloris
Perpetui. Vita quid est hominis? cruciatus et error,
Vita quid est hominis? vestitus gramine multo,
Floribus et variis campus, quem parva pruina
Expoliat. sic vitam hominum mors impia tollit.
Quamlibet illa alacris, vegeta aut opulenta, ne felix,
Icta cadit modica crede aegritudine mortis.
Et quamvis superes auro vel murice Croesum,
Longaevum aut annis vivendo Nestora vincas,
Omnia mors aequat, vitae meta ultima mors est.

Imperator.

Quid fers? Induperator ego, et moderamina rerum
Gesto manu, domuit mors impia sceptra potentum.

Rex Rhomanus.

Quid fers? en ego Rhomulidum rex Mors manet omnes.

Papa.

En ego Pontificum primus, signansque resignans.
Et coelos oroque locos. Mors te manet ergo.

Cardinalis.

Cardineo fulgens ego honore et Episcopus ecce.
Mors manet ecce omnes, Phrygeus quos pileus ornat.

Episcopus.

Infula splendidior vestit mea tempora, latum
Possideo imperium, multi mea jura tremiscunt,
Me dicant fraudis docti, producere lites.
Experti, aucupium docti nummorum, et averni
Causidici, rixatores, rabulaeque forenses,
Hos ego respicio, nihil attendens animarum,
Ecclesiae mihi commissae populive salutem.
Sed satis est duros loculo infarcisse labores

Agricolum et magnis placuisse heroibus orbis. —
Non tamen effugies mortis mala spicula durae.

Ecclesiae Praelatus.

Ecclesiae praelatus ego multis venerandus
Muneribus sacris, proventibus officiorum
Comptior est vestis, popina frequentior aede
Sacra, et psalmorum cantus mihi rarior ipso
Talorum crepitu, Veneris quoque voce sonora.—
Morte cades, annos speras ubi vivere plures.

Canonicus.

En ego melotam gesto.— Mors saeva propinquat.

Pastor.

En parochus quoque pastor ego, mihi dulce falernum
Notius aede sacra, scortum mihi carius ipsa
Est animae cura populi.— Mors te manet ergo.

Abbas.

En abbas venio, Veneris quoque ventris amicus.
Coenobii rara est mihi cura, frequentior aula
Magnorum heroum. — Chorea saltabis eadem.

Prior.

En prior, ornatus longa et splendente cucella, —
Falce cades mortis. — Mors aufert nomina honoris.

Pater Vestalium.

Nympharum pater ecce ego sum ventrosior, offis
Pinguibus emacerans corpus.— Mors te manet ipsa.

Vestalis Nympha.

En monialis ego, Vestae servire parata. —
Non te Vesta potest mortis subducere castris.

Legatus.

Legatus venio culparum vincla resolvemus
Omnia pro auro, abiens coelum vendo, infera claudo
Et quicquid patres sanxerunt, munere solvo. —
Juribus a mortis non te legatio solvet.

Dominus Doctor.

Quid fers? Ecce sophus, divina humanaque jura
Calleo, et a populo doctor Rabbique salutor. —
Te manet exspectans mors ultima linea rerum.

Medicus.

En ego sum medicus, vitam producere gnarus,
Venis lustratis morborum nomina dico. —
Non poteris durae mortis vitare sagittas.

Astronomus.

En ego stellarum motus et sidera novi,
Et fati genus omne scio praedicerae coeli. —
Non potis es mortis durae praescire sagittas.

Curtisanus.

En me Rhoma potens multis suffarsit onustum
Muneribus sacris, proventibus officiisque —
Non potes his mortis fugiens evadere tela.

Advocatus.

Causarum patronus ego, producere doctus
Lites, et loculos lingua vacuare loquaci —
Non te lingua loquax mortis subducet ab ictu.

Judex.

Justitiae judex quia sum, sub plebe salutor.
Vertice me nudo populus veneratur adorans.
Auri sacra fames pervertere saepe coëgit
Jusitiam. — Mors le manet aequans omnia falce.

Praetor.

Praetor ego populi, me praetor nemo quid audet.
Accensor causis, per me stant omnia, namque
Et dono et adimo vitam; cum rebus honorem.
Munere conspecto, quod iniquum est jure triumphat.
Emitto corvos, censura damno columbas.
Hinc metuendus ero Superis Ereboque profundo. —
Te manet exspectans Erebus Plutoque cruentus.

Consul.

Polleo consiliis, Consul dicorque salutor.
Munere conspecto, quid iniquum est consulo rectum,
Quod rectum est flecto, nihil est quod nesciat auri
Sacra fames, hinc ditor et undique fio opulentus. —
Sed eris aeternum miser et mors impia tollet.

Causidicus.

Causidicus ego sum, causas narrare peritus,
Accior in causas, sed spes ubi fulserit auri
Ad fraudes docta solers utor bene lingua.
Muto, commuto, jura inflecto atque reflecto.
Et nihil est quod non astu pervincere possim. —
Mors aequa exspectat properans te fulmine diro.
Nec poteris astu mortis praevertere tela.

Scabinus.

Ecce scabinus ego, scabo bursas, prorogo causas.
Senatorque vocor, vulgus me poplite curvo,
Muneribusque datis veneratur, fronte retecta.
Nil mortem meditor loculos quando impleo nummis
Et dito haeredes nummis, vi, fraude receptis,
Justitiam nummis, pro sanguine, munere, vendo.
Quod rectum est curvo, quod curvum est munere rectum
Efficio, per me prorsus stant omnia jura. —
Non poteris durae mortis transire sagittas.

Ludimagister.

En ego pervigili cura externoque labore
Excolui juvenum ingenia, et praecepta Minervae
Tradens consenui, cathedraeque piget sine fructu.
Quid dabitur fructus, tanti quae dona laboris? —
Omnia mors aequans, vitae ultima meta laboris.

Miles Auratus.

Miles ego auratus, fulgenti murice et auro
Splendidus in populo. — Mors te manet omnia perdens.

Miles Armatus.

Miles ego armatus, qui bella ferocia gessi,
Nullius occursum expavi, quam durus et audax.
Ergo immunis ero. — Mors te intrepida ipsa necabit.

Mercator.

En ego mercator dives, maria omnia lustro
Et terras ut res crescant. — Mors te metet ipsa.

Fuckardus.

En ego fuckardus, loculos gesto aeris onustos,
Omnia per mundum coëmens, vendo atque revendo.
Heroës me solicitant, atque aera requirunt.
Haud est me lato quisquam modo ditior orbe.
Mortis ego jura et frameas nihil ergo tremisco. —
Morte cades, mors te rebus spoliabit opimis.

Quaestor.

Quaestor ego, loculos sufferci arcasque capaces
Est mihi praenitidis fundata pecunia villis.
Hac dives redimam durae discrimine mortis. —
Te mors praeripiet nullo exorabilis auro.

Nauclerus.

En ego nauclerus spaciosa per aequora vectus,
Non timui maris aut venti discrimina mille. —
Cymba tamen mortis capiet te quaeque vorantis.

Agricola.

Agricola en ego sum, praeduro saepe labore,
Et vigili exhaustus cura, sudore perenni,
Victum praetenuem quaerens, sine fraude doloque
Omnia pertentans, miseram ut traducere possim
Vitam, nec mundo me est infelicior alter. —
Mors tamen duri fiet tibi meta laboris.

Orator.

Heroum interpres venio, fraudisque peritus,
Bellorum strepitus compono, et bella reduco,
Meque petunt reges, populus miratur adorans. —
Nulla abiget fraudi linguaeve peritia mortem.

Princeps Belli.

Fulmen ego belli, reges et regna subegi,
Victor ego ex omni praeduro quamlibet ecce
Morte fui, vitae hinc timeo discrimina nulla. —
Te mors confodiet cauda Trigonis aquosi,
Atque eris exanimis moriens uno ictu homo bulla.

Dives.

Sum rerum felix, foecunda est prolis et uxor,
Plena domus, laetum pecus, et cellaria plena
Nil igitur metuo. — Quid ais? Mors te impia tollet.

Pauper.

Iro ego pauperior, Codroque tenuior omni,
Despicior cunctis. nemo est qui sublevet heu heu.
Hinc parcet veniens mors. nam nihil auferet a me. —
Non sic evades, ditem cum paupere tollit.

Faenerator.

Ut loculi intument auro, vi, fraude, doloque.
Foenore nunc quaestum facio, furtoque rapinaque,
Ut proles ditem. passim dicarque beatus,
Per fas perque nefas corradens omnia quaero. —
Mors veniens furtim praedabitur, omnia tollens.

Adolescens.

Sum juvenis, forma spectabilis, indole gaudens
Maturusque aevi. nullus praestantior alter.
Moribus egregiis populo laudatus ab omni. —
Pallida, difformis mors auferet omnia raptim.

Puella.

Ecce puellarum pulcherrima, mortis iniquae
Spicula nil meditor, juvenilibus et fruor annis
Meque proci exspectant compti. facieque venusti. —
Stulta. quid in vana spe jactas? Mors metet omnes
Difformes. pulchrosque simul cum paupere dices.

Nuncius.

Nuncius ecce ego sum, qui nuncia perfero pernix

Sed retrospectans post terga, papae audio quidnam?
Me tuba terrificans mortis vocat. Heu moriendum est.

Peroratio.

Mortales igitur memores modo vivite laeti
Instar venturi furis, discrimine nullo
Cunctos rapturi passim ditesque inopesque.
Stultus et insipiens vita qui sperat in ista,
Instar quae fumi perit et cito desinit esse.
Fac igitur tota virtuti incumbito mente,
Quae nescit mortem, sed scandit ad ardua coeli.
Quo nos a fatis ducat rex Jupiter, Amen!

Eine ganz deutliche Anſpielung auf den Todtentanz enthält ein lateiniſches Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert, deſſen Verfaſſer Walter von Mapes iſt. Es führt den Titel: „Lamentatio et deploratio pro Morte et consilium de vivente Deo.“ Auch erinnert die Versart an die metriſchen Stanzen, welche den Todtentanz erläutern. Mehrere Charaktere, deren Reihe der Papſt eröffnet, ſind hier eingeführt, und Alle beklagen die uneingeſchränkte Macht des Todes über alle Creaturen. Nachſtehende Verſe mögen einen Begriff von der Geſtaltung des ganzen Werkes geben:

Cum mortem meditor nescit mihi causa doloris,
Nam cunctis horis mors venit ecce cito.
Pauperis et regis communis lex moriendi,
Dat causam flendi si bene scripta leges.
Gustato pomo missus transit sine morte
Heu missa sorte labitur omnis homo.

Vado mori Papa qui jussu regna subegi
Mors mihi regna tulit eccine vado mori.

Vado mori, Rex sum, quod honor, quod gloria regum,
Est via mors hominis regia vado mori.

Hierauf folgen ähnliche Stanzen, welche praesul, miles, monachus, legista, jurista, doctor, logicus, medicus, cantor, sapiens, dives, cultor, burgensis, nauta, pincerna, pauper zur Ueberſchrift haben.

Ich komme nun abermals auf die Frage zurück: Iſt Macabre der Name des Dichters, welcher zuerſt die Idee eines ſpäter durch die bildende Kunſt illuſtrirten Todtentanzes entworfen hat? Einige halten dafür, es habe ein deutſcher Poet ſo geheißen. Dieß iſt aber ein falſches Vorgeben, denn es entbehrt jeder Begründung. Dieſe aus der Luft gegriffene Behauptung hat keine andere Stütze, als den Titel einer franzöſiſchen Ausgabe des Todtentanzes, welcher lautet: „Chorea ab eximio *Macabro* versibus *Alemannicis* edito, et a Petro Desrey emendata. Parisiis per Magistrum Guidonem Mercatorem pro Godefrido de Marnef 1490 fol.“ Die Veranlaſſung zu dem Irrthum, Macabre für einen Deutſchen zu halten, war folgende. Man hatte in dem hier angeführten Titel nach „Macabro“ das Komma hinzuſetzen vergeſſen, denn der Titel läßt ſich eben ſowohl auf den Verfaſſer der Verſe, als auf den Maler oder Erfinder des Tanzes beziehen. Da nun das Gemälde an verſchiedenen Orten Deutſchlands zur Aufſtellung kam, zufällig auch die Beſchreibungen oder Erläuterungen deutſch abgefaßt waren, ſo iſt es nicht unmöglich, daß Desrey das Wort Macabre mißverſtanden und es für einen Autornamen gehalten hat. Es fragt ſich nun, wo findet man eine ſolche Perſon in einem deutſchen Gelehrtenlexicon erwähnt? Wie mag es zugegangen ſeyn, daß der „famoſe“ Macaber doch ſo wenig bekannt iſt? oder klingt auch wirklich dieſer Name deutſch?

Peignot hat ſehr richtig bemerkt, daß die „Danse Macabre“ in Frankreich ſchon ſehr lange, als ein, nicht der Literatur, ſondern der bildenden Kunſt angehöriges Werk bekannt iſt; auch macht er darauf aufmerkſam, daß, obſchon die Verſe in dem Basler Gemälde, deſſen Entſtehung in das Jahr 1440 fällt, deutſch abgefaßt ſind, doch ähnliche Verſe unter dem obenerwähnten Pariſer Todtentanz, der ſchon 1424 zu ſehen war, in franzöſiſcher Sprache vorkommen. Zu Gunſten Peignots ſtimmt ſchon der Umſtand, daß vor dem Jahre 1490 weder eine lateiniſche noch eine deutſche Ausgabe ſich nachweiſen läßt, wohl aber gab es zu jener Zeit ſchon drei oder vier in franzöſiſcher Sprache, deren älteſte ſchwerlich erſt aus dem Jahre 1485 iſt, weil, wenn auch der um 1440 beendete Basler Todtentanz deutſche Inſchriften hat, jener Pariſer mit ſeiner franzöſiſchen Inſchriften noch älter, nämlich bis zum Jahre 1424 hinaufreicht. John Lydgate, in ſeiner Uebertragung der Danse Macabre nach England, ſpricht nur von „the Frenche Machabrees daunce“ und „the daunce of Machabree.“ Jener älteſte Todtentanz auf dem Kirchhofe des Innocents in Paris wird in dem von Villaret in ſeiner „Geſchichte,“ und ſpäter in Labarres „Memoires“ aufgenommenen handſchriftlichen Tagebuch aus der Regierung Karl's VII. vom Jahre 1424 „Chorea *Machabaeorum*“ genannt. In den hier erwähnten Memoires pour servir a l'histoire de France, Paris 1729 4° kömmt p. 103 auch folgender Paſſus vor: „Item, l'an 1424 fut faite la Danse *Maratre* (ſ. Macabre) aux Innocens et fut commencée environ le moys d'aoust et achevee au Karesme suivant.“ Und weiter unten (p. 120, année 1429) lautet es: „Le cordelier Richard, prechant aux Innocents, estoit monté sur une hault eschaf-

faut qui estoit près de toise et demie de hault, le dos tourné vers le charniers en contre la charronerie à l'endroit de la Danse Macabre.“ Es iſt alſo kein Zweifel mehr, daß der Todtentanz auf der Kirchhofmauer dargeſtellt war. Ob aber ausgemeißelt oder gemalt? Wahrſcheinlich das Letztere. Und Inſchriften werden gewiß auch nicht gefehlt haben. Zu dieſer Annahme findet ſich Peignot aus folgendem Grund berechtigt: Dulaure in ſeiner **Description des Curiosités de Paris 1791, II. p. 131** ſagt, wo er des Kirchhofs **des Innocents** gedenkt: **„Au dessus de la voute construite par N. Flamel, du coté de la rue de la Lingerie, étoit une peinture qui représentait un homme *tout noir:* le temps l'avoit fait disparoitre; mais en 1786 *), avant qu'on eut oté**

---

*) Nachdem zwei Jahrhunderte hindurch über die Beſeitigung des Kirchhofs des Innocents ſich Wünſche hatten vernehmen laſſen, wurden endlich in einem Beſchluſſe des Staatsraths vom 9. November 1785 die Beſchwerden des Publikums berückſichtigt. Ein Decret gleichen Inhalts erließ der Erzbiſchof von Paris am 16. November 1786; und man bereitete das Nöthige vor, um die Knochen und noch nicht ganz verweſten Leichname aus dieſem Kirchhofe nach der Ebene des Mont-souris zu transportiren, wo man ein unterirdiſches Todtenbehältniß anlegte. Die Zahl der Leichen, welche auf dem Kirchhof des Innocents in dem Zeitraum von 1180 bis 1785 verſcharrt worden ſeyn mögen, ſchätzte man auf 1,200,000! eine Summe, die viel zu gering erſcheint, weil faſt ganz Paris dieſen Leichenacker ſpeiſte. Die Fortſchaffung der Leichen geſchah in drei verſchiedenen Zeitraumen: 1) vom December 1785 bis Mai 1786, 2) vom December 1786 bis Februar 1787, und 3) vom Auguſt 1787 bis Januar 1788. Hericart de Thury verſichert in ſeiner Description des catacombes etc. Paris 1815 p. 172 sq. daß alle auf jenem Kirchhof vorgefundenen Denkmale, die entweder durch ihr Alterthum, oder durch ihre Form der Conſervirung werth ſchienen, ſorgfältig geſammelt worden ſind. Darunter befand ſich auch „la Statue de la Mort“, die lange Zeit für ein Werk Pilons gehalten wurde, nun aber mit Sicherheit dem Bildhauer Francois Gentyl, der aus Troyes gebürtig,

les pierres des charniers, qui contenoient des inscriptions, on voyoit encore celle-ci, ou plutot des débris de celle-ci:

„Hélas! mourir convient
Sans remède homme et femme
. . . . . nous en souviennent
Helas! mourir convient
Le corps . . . . . .
Demain peut-être Damnés
A faute, ...
Helas! mourir convient
Sans remède homme et femme.“

Nun muß man aber wiſſen, daß der Kirchhof des Innocens auf Befehl Philipp-Augusts im Jahre 1180 mit einer Mauer umſchloſſen worden war; daß das Beinhaus oder die gewölbte Gallerie, welche ihn umgab, nach mehrfachen Unterbrechungen ausgebaut wurde; daß jener Theil des Beinhauſes, welchen die Herren Nicolas Flamel und Nicolas Boulard aufführten, aus den Jahren 1389 und 1397 datirt; endlich, daß die

---

und um 1540 lebte, zugeſchrieben wird. Auf dem Schilde, das die Figur in der Hand hält, iſt folgendes vierzeilige Gedicht mit dem Meißel eingegraben:

Il n'est vivant, tant soit plein d'art,
Ni de force pour resistance,
Que je ne frappe de mon dart
Pour bailler aux vers leur pitance.

Als die Beerdigungen auf dieſem Kirchhofe eingeſtellt wurden, ſchaffte man die Statue in die Notre-Dame Kirche zu Paris, aber nach einiger Zeit wurde ſie dem Museum des monumens français abgetreten. Lenoir in ſeinem Musée des Monumens etc., Paris 1801. II. p. 126. gibt uns die Beſchreibung und Abbildung dieſer Statue. Sie war von Alabaſter, und im gothiſchen Styl gearbeitet. Als ſie aber aus dem Kirchhofe weggebracht wurde, ließ man ſie bronziren und reſtauriren. Das Skelett erblickt man über derſelben, welches in der rechten Hand eine Lanze hält, deren Spitze nach den Verſen hinzeigt, die auf dem Schilde neben ihm eingezeichnet ſind, und auf welchem ſeine Linke ſich ſtützt.

Danse Macabre i. J. 1424 (vom Auguſtmonat bis zu den Faſten, alſo in Einem Jahre, denn das Jahr eröffnete man damals noch mit Oſtern) zur Darſtellung kam. Der „ſchwarze“ Mann war aber auf dem Gewölbe, welches in den Jahren 1389 und 1397 errichtet wurde, gemalt zu ſehen. Die Zeit hat auch ihn verſchwinden laſſen. Es darf alſo angenommen werden, daß die Perſonen, welche den Todtentanz darſtellten, mit dieſem „ſchwarzen“ Mann zuſammen figurirten, und daß ſie, ebenſo wie er, durch die Feuchtigkeit, welche im Laufe der Zeit allmählich die Farben verwiſchte, verſchwunden ſind. Es iſt dieß daraus zu ſchließen, daß in allen Ausgaben der **Danse Macabre**, namentlich in den ſpätern, derſelbe Mann „ganz ſchwarz“ aufgefunden wird; noch mehr, einige Verſe dienen zur Erläuterung dieſer Figur, welche Spuren eines hohen Alterthums an ſich tragen, und ſie könnten vielleicht die urſprünglichen ſeyn; die Abweichung vom Original ließe ſich leicht daraus erklären, daß die jüngern Editionen dieſes Tanzes „ont été *renouvellées de vieux gaulois en langage le plus poli de notre temps*,“ wie das „frontispice“ von Peignots Exemplar beweiſt. Wie dem auch ſey, hier folgen die Verſe, welche in dieſem Exemplar unter dem „ſchwarzen Mann“ beigefügt ſind, und welche der Leſer ſelber mit den obigen vergleichen mag:

„Tous et toutes mourir convient.
Foibles et forts on le peut lire,
David l'a dit dessus sa lyre,
Et l'heure sans y penser vient.
Tous et toutes mourir convient
La juste raison nous l'inspire.
C'est de Dieu la jour de son ire*),

---

*) Lat. ira, Zorn (dies irae).

De la Mort le dernier empire,
Le jour pour tout le monde vient,
Tous et toutes mourir convient;
Personne ne s'en peut dédire,
Les unes y trouvent a redire,
L'autre sur ses gardes se tient;
Car il sait cet antique dire:
Tous et toutes mourir convient.“

Vergleicht man nun den „ſchwarzen“ Mann, der an dem Beinhauſe des Innocents gemalt iſt, und die ihm beigefügte Inſchrift mit dem „ſchwarzen“ Mann in der Danse Macabre, den faſt identiſche Verſe erläutern, ſo iſt man zu dem Bekenntniſſe genöthigt, daß dieſer Todtentanz Pariſer Abkunft iſt, folglich auch die unter den Figuren befindlichen franzöſiſchen Verſe in den franzöſiſchen Ausgaben erſt ſpät in Deutſchland und England nachgebildet, zuletzt auch ins Lateiniſche überſetzt worden ſeyn. Um ſo mehr muß man annehmen, daß die erſten gereimten Erklärungen in franzöſiſcher Sprache, früher als die deutſchen, lateiniſchen und engliſchen Texte erſchienen ſeyn mögen, weil die älteſte bekannte Ausgabe von 1485 datirt iſt. Dieß iſt Alles, was Peignot über den Urſprung der Danse Macabre aufzubringen vermochte.

Ich komme nun wieder auf die Beziehung des Wortes Macaber zum Todtentanz zurück. Im Laufe des 13ten Jahrhunderts war unter dem Namen: „Li trois Mors et li trois Vis“ (d. h. die drei Todten und die drei Lebenden) ein metriſch abgefaßtes Werk in franzöſiſcher Sprache erſchienen, deſſen Inhalt folgender war: Drei junge Edelleute begegnen auf der Jagd drei geſpenſtiſchen Ebenbildern des Todes, die ihnen eine ſchauerliche Lection über die Nichtigkeit der menſchlichen Größe halten. Die älteſte Anſpielung auf dieſe Viſion iſt in einem Gemälde des Andrea Orgagna auf dem **Campo Santo** in Piſa enthalten. Man erblickt drei Jünglinge zu Roſſe mit kronenartiger Kopfbedeckung, und Jeglicher von ihnen hat ſein Gefolge, das auf die Herrſchaft wartet, die ſich indeß den Freuden der Jagd überläßt. Der Zufall führt ſie zur Einſiedelei des h. Macarius, eines ägyptiſchen Anachoreten, der ihnen eine Tafel mit folgender Inſchrift entgegen hält: „**Se nostra mente fia ben morta tenendo risa qui la vista affitta la vana gloria ci sara sconfitta la superbia e sara da morte.**“ Mit der andern Hand zeigt er nach drei offen ſtehenden Truhen, in welchen ein Skelett und zwei Leichname liegen, jeder trägt die Zeichen der Königswürde.

Dieſe Geſchichte von „den drei Lebenden und den drei Todten“ findet man dem Gemälde der **Dance Macabre** auf dem Kirchhofe **des Innocents** in Paris vorangedruckt, auch iſt ſie auf Anregung des Herzogs von Berry i. J. 1408 über dem Eingang der Kirche ausgemeißelt worden. Sie findet ſich in allen gedruckten Ausgaben der **Dance Macabre**, obſchon nicht ohne Abweichungen, denn der heil. Macarius und ſeine Zelle kommen nicht überall vor. Es drängt ſich nun die Vermuthung auf, daß der Name des heil. Macarius, welcher nach den Regeln der heutigen franzöſiſchen Orthographie **Macaire** geſchrieben wird, in einigen alten Handſchriften anſtatt **Macaure** fälſchlich **Macabre** geſchrieben worden ſeyn mochte. Der Austauſch des u gegen ein **b** könnte entweder aus einer Laune oder aus Unwiſſenheit, vielleicht auch aus mangelhafter Sorgfalt des Abſchreibers entſtanden ſeyn. Da aber auch dieſe, von dem Britten Francis Douce (**The Dance of Death p. 34**) verſuchte Entſtehungsgeſchichte des Namens **Macabre** nicht zu befriedigen vermag, ſo dürfte die oben gewagte Herleitung des Wortes aus dem Arabiſchen **magabir, magabara**, ſo lange den Vorzug verdienen, bis eine überzeugendere geboten wird. Wegen der „**chorea Machabaeorum**" (vgl. Grimm S. 810. Anm.) auf die altteſtamentlichen Heldenbrüder, welche als die früheſten Märtyrer des wahren Glaubens gelten, hier rathen zu wollen, wird ſchwerlich einem Beſonnenen einfallen, es müßte ſich zuvor aus alten Gemälden ergeben, daß man dieſe ſieben zugleich gemarterten Helden des A. T. als Hauptperſonen eingeflochten habe. Der Glaubensmuth der Maccabäer bietet hier einen paſſenden Uebergangspunkt zur Entwicklung der bei allen Völkern herrſchenden Meinung von der magiſchen Wirkſamkeit und Heilſpendung der Menſchenopfer, reſpective des Märtyrertodes. Das Verdienſtliche deſſelben, ſowie daß das von dem Geopferten vergoſſene Blut auch Andern zu Gute komme, daß deren Sünden ſtellvertretend von dem Schuldloſen geſühnt, und bevorſtehende Seuchen, Hungersnoth ꝛc. dadurch abgewendet, ſowie die bereits eingetretene Noth wieder aufgehoben werden könne, dieſer Wahn, welcher im chriſtlichen Mittelalter ſo viele Leben forderte (vgl. die dieſen Gegenſtand in zwei Bänden erſchöpfend behandelnde Daumer'ſche Schrift „Geheimniſſe des chriſtlichen Alterthums") war ſchon heidniſcher Glaube, und Belege dafür aus dem ſcandinaviſchen Norden habe ich im „Kloſter" IX. S. 145 ff. vorgebracht, ebendaſelbſt S. 147 ff. erklärt, was der Gebrauch, mit der Speeresſpitze ſich dem Odin zu zeichnen, für einen Sinn hatte; wie man den Tod auf dem Krankenbett nicht nur für ſchimpflich, ſondern ſogar für ein Hinderniß zur ewigen Seligkeit gehalten. Alles dieß entſprang aus der Vorſtellung, daß der Tod des Menſchen ein den Todtengottheiten dargebrachtes Opfer ſey. Gleichwie man nun ſich zu großen Unternehmungen, wie z. B. zur Ausrüſtung eines Kriegsheers *), zur Begründung von Colonien und Anſiedelungen in fremden Ländern — der Privatmann aber, wenn er in die Ehe treten wollte — durch Darbringung eines Thieropfers vorbereitete; aus deſſen rinnendem Blute, aus den Zuckungen der Glieder, aus der Beſchaffenheit der Leber, Eingeweide ꝛc. der Erfolg des beabſichtigten Unternehmens von dem kundigen Prieſter geweiſſagt wurde, ebenſo opferte man zu gleichen Staatszwecken für das allgemeine Wohl und unter gleichen Ceremonien Menſchen, deren Darbringung als die edelſte Opfergabe auch größere Wirkungen erhoffen ließ. Gleichwie aber man nur geſunde Thiere darbrachte, ſo hielt man dafür, daß die Gottheit nur geſunde Menſchen zum Opfer verlange. Nur dieſe vereinigten ſich unmittelbar nach dem Tode mit der Gottheit; daher ſelbſtmordeten ſich Viele, oder wenn ſie den Tod vor Augen ſahen, ritzten ſie ſich blutig, d. h. zeichneten ſich dem Odin, um wenigſtens den Schein des freiwilligen Opfertodes zu retten. Bei ſolchen Menſchenopfern hoffte man nicht nur Andere ſtellvertretend zu ſühnen, ſondern auch dem Geopferten ſelbſt geſchah die größte Wohlthat, weil ihm nur auf dieſe Art der unmittelbare Uebergang in den Zuſtand der Seligen in Ausſicht geſtellt wurde, hingegen die eines natürlichen Todes Sterbenden mußten in das Schattenreich wandern, nach vielfachen Martern der Hölle wieder in Leiber übergehen und eine neue Wan-

---

*) So ſollte Iphigenie geopfert werden, als widrige Winde die griechiſche Flotte an der Abfahrt aus Aulis hinderten.

derung antreten, abermals Krankheit und Todesſchmerz erleiden ꝛc. Die heiligen Selbſtmörder wählten entweder die Feuertaufe (den Scheiterhaufen, wie der Oberprieſter bei den Slawen), die Waſſertaufe (indem ſie ſich in einen Fluß ſtürzten, die Druidenweihe) oder die Lufttaufe (indem ſie ſich von einem Felſen herabſtürzten *) oder erhängten, daher heißt Odin „Herr der Gehängten," weil dieſe Todesart eine beſondere Weihe an ihn, den in der Luft ſich manifeſtirenden Weltgeiſt, war. Dieſer Wahn, daß der Uebergang aus dem in voller Kraft und Blüthe ſtehenden Leben in das Reich des Todes allein verdienſtlich ſey, findet ſich in allen heidniſchen Religionen Aſiens und Europa's verbreitet, und fällt von hier aus vieles Licht auf die Kirchengeſchichte der erſten Jahrhunderte, wo ſich ſo viele Schwärmer zum Martyrertode drängten und die römiſche Obrigkeit zu Blutbefehlen, die ſpäter von den Geſchichte ſchmiedenden Mönchen zur größern Glorie der Kirche als Verfolgungen und maſſenhafte Abſchlachtungen bezeichnet wurden, ordentlich zwangen. Wie aber der Selbſtmord, wenn ihn der fromme Zweck heiligte, eine ganz andere Beurtheilung erfuhr als im modernen Zeitalter, ebenſo war der Tod eines Verbrechers nichts weniger als ſchimpflich. Im ſcandinaviſchen Norden, im ſlawiſchen und keltiſchen Heidenthum bieten ſich ähnliche Beiſpiele, wie bei den Hebräern, Griechen ꝛc., daher man die Hinrichtung immer bis zu einem Feſte aufſparte, weil an ſolchem vorzugsweiſe der Gottheit Sühnopfer dargebracht wurden **). Aus dieſem Ge-

---

*) Beiſpiele dieſer Art ereigneten ſich nicht nur in Syrien und Aegypten, ſondern auch bei den Cantabrern in Spanien, in Gallien, Brittanien, und in Schweden.

**) Im alten Rom weihte man die Verbrecher dem Jupiter Laſichtspunkte betrachtet, wird es begreiflich, warum noch jetzt der Volksglaube den Gliedern eines Hingerichteten gleiche magiſche Heilkräfte, wie den Knochen eines für den Glauben geopferten Martyrers zuſchreibt, und der Wahn, wer von dem Blute eines enthaupteten Verbrechers trinke, werde nicht mehr von der fallenden Sucht geplagt[*]), wer ſich einen Diebsfinger verſchaffe,

---

tialis: Hodie — bezeugt Minutius Felix — a Romanis Latialis Jupiter homicidio colitur et mali et noxii hominis sanguine saginatur. In Athen wurde alljährlich ein Verurtheilter im Schmuck der Opferthiere durch die Straßen geführt, und ſodann (wie in Aegypten dem Typhon bei herrſchenden Seuchen die Miſſethäter Diod. I. 88.) von einem Felſen herabgeſtürzt. (Suidas s. v. καθαρμα). Am Thargelienfeſte führten die Jonier einen Mann und eine Frau zur Sühne für beide Geſchlechter, mit Blumen und Früchten geſchmückt, mit duftenden Kräutern eingerieben, feierlich wie Opferthiere, vor das Thor, und ſtürzten ſie von einem Felſen. Kamen ſie unten lebend an, ſo wurden ſie über die Grenze gebracht, um die auf dem Lande ruhende Schuld, mit welcher man das Sühnopfer belaſtet glaubte, zu entfernen. Zu dieſen Sühnopfern (φαρμακοι) nahm man überwieſene Verbrecher, die von der Stadt beſonders dazu aufbewahrt und genährt wurden. Servius (zur Aen. 3, 57.) erzählt, daß dieſe Sitte auch in Maſſilia (Marſeille) heimiſch war. Ehe der Verbrecher in Feierkleidern zur Hinrichtung geführt und alle Uebel des Volkes auf ſeinen Kopf gewünſcht wurden, unterhielt man ihn ein Jahr lang auf öffentliche Koſten purioribus cibis! Bei den Kelten wurde der Verbrecher fünf Jahre zum Opfer aufgeſpart. War kein Uebelthäter da, ſo wurde ein Armer erkauft, ein Jahr lang auf öffentliche Koſten mit geweihten Speiſen ernährt, dann an dem beſtimmten Feſttag feierlich durch die Stadt geführt — um die Uebel aller Bewohner derſelben auf ſeinen Kopf zu häufen — und dann auſſerhalb derſelben getödtet. Man ſchlug ihn ans Kreuz, durchbohrte ihn mit Pfeilen, oder ſteinigte ihn. (Diod. V. 32.)

[*]) Noch im Januar 1848 ſah man zu Backnang in Würtemberg bei der Hinrichtung eines Raubmörders einen jungen Menſchen die vom Blute des Verbrechers befeuchteten Sägeſpäne, die vom Gerüſte abgeſplittert waren, eifrig hinunterſchlucken. Gewiß war es ihm nicht um die Sägeſpäne, ſondern um das Blut zu thun; aus welchem andern Grunde, als weil er demſelben, indem es aus dem Körper eines in Lebensfülle Geſtorbenen floß, magiſche Kraft zuſchrieb?

könne ſich unſichtbar machen, wenn er ſtehlen wolle u. dgl. m.

Wenn man keine Verbrecher vorräthig hatte, ſo erkaufte man Sclaven, Jungfrauen oder Kinder. Der Opferung der beiden Letztern ſchrieb man eine erhöhte Wirkſamkeit zu; ebenſo wenn der Landesherr, der Thronfolger oder das geiſtliche Staatsoberhaupt in den Tod ging; oder man verſchaffte ſich die Opfer mit Liſt und Gewalt; in Kriegszeiten halfen die Gefangenen, die man ſchon vor der Schlacht dem Kriegsgott als Erſatzmann für das eigene, im Kampf bedrohte Leben geweiht hatte, dem Bedürfniſſe ab.

Ich habe oben die Behauptung aufgeſtellt, daß bei allen Völkern der Glaube an die ſtellvertretende Sühnkraft des Opfertodes zur Aufhebung fremder Schuld vorgefunden werde. Daß alſo die monotheiſtiſchen Religionen keine Ausnahme bilden, verſteht ſich von ſelbſt. In einem in Perſien alljährlich am Gedächtnißtage des Märtyrers Ali, eines Eidams des Propheten, aufgeführten geiſtlichen Trauerſpiele: „Mahomeds Tod“ ſagt der ſterbende Held des Drama's: „Engel des Todes! ich beſchwöre dich im Namen des Herrn, erſchöpfe an mir in dieſer Stunde alle Leiden, die mein Volk zu erdulden hätte. Verſchone mich nicht, aber Gnade meinem Volke! Unter dieſer Bedingung ermächtige ich dich, meine Seele mir zu entreißen und mich den brennendſten Schmerz erdulden zu laſſen!“ (Ausl. 1844, Nr. 232). Ebenſo bietet dem wegen Iſraels Abfall zürnenden Jehovah Moſe ſein eigenes Leben zur ſtellvertretenden Genugthuung an (2. Moſ. 32, 32.) Die Rabbinen beweiſen die Heilkraft des Opfertodes eines Frommen aus Pſ. 116, 15.: „Der Tod der Heiligen iſt werth gehalten vor dem Herrn,“ und aus dem bekannten Jeſaianiſchen Verſe (53, 5.) folgern ſie, daß Gott einen Gerechten ſchlägt, wenn er die Menſchen heilen will, und um jenes Frommen willen wird den Andern geholfen. Schon der natürliche Tod des Hoheprieſters galt als Sühne für das ganze Land, denn der unfreiwillige Mörder hatte dann den Bluträcher nicht mehr zu fürchten (4. Moſ. 35, 25—28.). Um ſo größere Wirkung verſprach man ſich von dem freiwilligen Opfertode eines durch Keuſchheit und Heiligkeit ſich auszeichnenden Mannes. Das heidniſche Europa dachte in dieſem Punkte nicht anders, als der Orient. Daß bei den alten Preußen und andern wendiſchen Stämmen der Griwe (Oberprieſter) in Zeiten allgemeiner Noth durch ſein Amt verpflichtet war, zur Sühne des ganzen Volkes den Scheiterhaufen zu beſteigen, hatte ich ſchon oben erwähnt; aber auch bei den Franken galt der Tod des Frommen für ein Mittel, den Zorn der Götter zu ſühnen. Für ihren Liebling galt, wen — wo kein Freiwilliger ſich gemeldet hatte — das Todesloos traf (Mone, Heidenthum in Europa I. S. 136). Außer den prieſterlichen Perſonen galten unbefleckte Jungfrauen und Kinder, welche noch im Stande der Unſchuld leben, als die wirkſamſten Opfer. Die dem Moloch und Saturn in Syrien, Phönizien, Karthago, Sizilien, Sardinien ꝛc. dargebrachten Knabenopfer ſind bekannt genug, ebenſo der Tribut von Jünglingen und Jungfrauen, den die Athener dem kretiſchen Molochſtier, Minotaur genannt, nach beſtimmten Zeiträumen überſenden mußten. Jungfrauen opferten auch in Peſtzeiten die Athenienſer. Wenn die Araber ihrem Feuergott eine ſolche darbrachten, ſetzte der Opferer ausdrücklich hinzu: „dieſe auserleſene Jungfrau, dir ähnlich (d. h. rein und keuſch, wie du), bringen wir dir dar (Geſenius, Comm. z. Jeſ. II, S. 336). Bei den Karthagern, Siculern und Hellenen kaufte man fremde Kinder oder raubte ſie, wenn man nicht Glieder der eigenen Familie und des eigenen Volkes den Göttern opfern wollte (Spartian. Heliogab. Dio Cass. 79, 24.).

Ich glaube nun den Leſer vorbereitet zu dem ſich ſelbſt abzulegenden Geſtändniſſe, daß auch in dieſem Stücke das chriſtliche Mittelalter der Erbe heidniſchen Aberglaubens war, denn dieſelben Erſcheinungen werden uns auch hier in reicher Fülle begegnen.

In Tyrol, unfern von Innsbruck, liegt die alte Burg Seefeld, wo im 14ten Jahrhundert ein Ritter, Oswald Müller wohnte, der verging ſich im Uebermuthe ſo weit, daß er i. J. 1384 am grünen Donnerſtag mit der ihm im Angeſichte des Landvolks und ſeiner Knechte in der Kirche gereichten Hoſtie nicht vorlieb nehmen wollte, ſondern eine größere, wie die Prieſter ſie haben, vom Kaplan für ſich forderte. Kaum hatte er ſie empfangen, ſo hub [illegible]einharte Grund vor dem Altar an, unter ſeinen Fü[illegible] zu wanken. In der Angſt ſuchte er ſich mit beiden Händen am eiſernen Geländer zu halten, aber es gab nach. Ehe der Ritter ganz verſank, ergriff ihn die Reue, der Prieſter nahm ihm die Hoſtie wieder aus dem Mund, welche ſich, wie ſie des Sünders Zunge berührt, mit Blut überzogen hatte. Bald darauf ſtiftete er an der Stätte ein Kloſter und wurde ſelbſt als Laie hineingenommen. Seine Frau, als ſie mit dem heimkehrenden Volk erfuhr, was ſich in der Kirche zugetragen, glaubte nicht daran, ſondern ſprach: „Das iſt ſo wenig wahr, als aus dem dürren Stock da Roſen blühen können.“ Aber ſogleich grünte dieſer und kamen ſchneeweiße Roſen hervor. Die Sünderin riß die Roſen ab und warf ſie zu Boden, aber ſogleich erfaßte ſie der Wahnſinn, ſie rannte die Berge auf und ab, bis ſie andern Tags todt zur Erde ſank (Grimm D. S. Nr. 355).

Daß die Roſe das auf Gräbern angebrachte Sinnbild verſtorbener Jungfrauen ſey, habe ich ſchon S. 284 in einem Beiſpiel gezeigt. Wie die rothe Roſe das blühende Leben, ſo verſinnlichte die weiße die Todesbläſſe. Am Donnerſtag pflegte man in heidniſcher Zeit den böſen Geiſtern zu opfern (ſ. Kloſter IX, S. 169), was die chriſtliche Zeit, mit verändertem Cultus, beibehielt; nur die Gottheit wechſelte den Namen, die blutige Art der Sühne blieb dieſelbe. Auf ein Kindesopfer läßt die mit Blut überzogene Hoſtie und der Wahnſinn der Frau ſchließen, der unmittelbar darauf eintrat, als ſie vom heimkehrenden Volk erfahren hatte, was ſich in der Kirche zugetragen; denn da ihrem Gatten ſelber kein Unglück widerfahren, ſo läßt ihre Verzweiflung ſchließen, daß der Ritter das eigene Kind geopfert hatte, vielleicht zur Sühne einer ſchweren Schuld, daher er auch ins Kloſter ging. Die Ausſchmückung und Unkenntlichmachung des Factums durch die mährchenhafte Zuthat iſt nicht das einzige Beiſpiel mönchiſcher Erfindungsgabe, wo es gilt, die Kirche vor der Anklage eines ſchweren Verbrechens zu ſchützen. Daß die Hoſtie nicht immer eine Oblate aus Teig, ſondern ein — geopfertes Kind war, beſtätigt folgende Sage:

> In der ſtillen Woche legte der Sachſen Herzog Wittekind Bettlerskleider an und miſchte ſich in Karl's des Großen Zeltlager unter die Bettler, deren jeder am hohen Kirchenfeſten vom König einen Silberpfennig zu erhalten pflegte. Wittekinds Abſicht war, die Franken auszukundſchaften. Am Oſtertage ließ Karl in ſeinem Zelte Meſſe leſen, da geſchah ein Wunder, denn als der Prieſter das Heiligthum emporhob, erblickte Wittekind darin ein lebendiges Kind (Grimm D. S. Nr. 448).

Daß nur Wittekind die Wahrnehmung machte, nicht aber die Umſtehenden, erklärt ſich daraus, daß nur ihm das Schauſpiel neu war, denn die Sage meldet weiter: er ſey von dieſer Handlung ſo ergriffen geweſen, daß er die Taufe verlangte. Auch dieſe plötzliche Umwandlung ſeines Sinnes iſt nur deshalb pſychologiſch denkbar, weil man ihm geſagt haben wird, daß die chriſtliche Kirche allein ein Mittel beſitze, durch das Blut eines andern Weſens von der eigenen Schuld rein zu waſchen.

In der Kirche des Dorfes Groß-Redensleben, eine Stunde von Seehauſen, befindet ſich gleich beim Eingang, links vor der Thüre an einem ſteinernen Pfeiler, eine hölzerne ſchwarz angeſtrichene Tafel, welche folgende Inſchrift hat:

Sieh, ſieh, du böſes Kind,
Was man hier merklich find't,
Eine Hand, die nicht verweſt,
Weil der, deß ſie geweſt,
War ein ungerathenes Kind,
Wie man auch jetzt noch find't.
Den Vater ſchlug der Sohn,
Drum hat er dies zum Lohn,
Daß hier hängt ſeine Hand;
Hüt' dich für ſolche Schand!

Auf dem Rande der Tafel, rund um jene Inſchrift, ſtehen die Worte:

> Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß Du lange lebeſt im Lande, das Dir der Herr dein Gott gibt.

Unten an der Tafel befindet ſich eine eiſerne Kette, ungefähr eine halbe Elle lang, an derſelben hängt eine Menſchenhand, welche kurz an der Wurzel abgehauen iſt; Haut und Fleiſch ſind gänzlich daran vertrocknet. Man erzählt hiervon folgende Sage:

Vor dem dreißigjährigen Kriege lebte zu Groß-Redensleben ein Mann, der einen ſehr ungerathenen Sohn hatte. Dieſer verlachte nicht nur des Vaters Ermahnungen, ſondern ging in ſeiner Verſtocktheit gar ſo weit, daß er ſeinen eigenen Vater mißhandelte. Einſt hob er auch die Hand gegen ihn auf, als der Vater gerade für ihn zu Gott um Beſſerung betete. Da geſchah es aber, daß der ungerathene Bube plötzlich todt zur Erde niederfiel, zum Zeichen, daß der Himmel ſeinen Frevel nicht ungeſtraft laſſe. Als er nun am Tage nachher begraben war, begab ſich ein noch größeres Wunder. Denn es wuchs plötzlich aus ſeinem Grabe ſeine Hand heraus, dieſelbe, womit er den Vater geſchlagen hatte. Da flohen vor Schrecken Alle, die es ſahen, und wagte ſich Keiner mehr auf den Kirchhof, denn die Hand wich nicht wieder unter die Erde und es war grauſig anzuſehen, wie ſie ſo ſtarr aus dem Grabe hervorragte. Zuletzt befahl die Obrigkeit, daß man ſie mit Ruthen ſtreichen ſollte, glaubend, daß eine ſolche Strafe genug ſey und die Erlöſung bewirken werde. Der Befehl wurde vollzogen, und die Hand blutete, daß die Erde davon roth wurde; aber in das Grab wollte ſie nicht zurück. Da ließ man ſie abhauen und mit jener Tafel in der Kirche aufhängen, damit noch ſpätere Geſchlechter ſich ein Beiſpiel daran nehmen möchten (Temme Sag. d. Altmark Nr. 56).

Es iſt Grund zur Vermuthung vorhanden, daß jene Verſe bedeutend jünger, als die Reliquie — denn eine ſolche iſt die Hand, darum hat ſie ihren Platz in der Kirche — ſeyn dürften, muthmaßlich erſt aus der Reformationszeit, wo man die Reliquie aus hergebrachter Ehrfurcht nicht zu entfernen wagte, aber doch dem Glauben an die Kraft der Reliquien nicht fürder Nahrung geben wollte. Wie ſchon die Fabel ſelbſt den eigentlichen Zweck der Reliquie nicht *enthüllte*, ſondern abſichtlich *verhüllte*, ſo nahm man es auch ſpäterhin mit der Wahrheit nicht ſo genau, und deutete durch die unterſtellten Verſe der Tafel dieſe ſeltſame Kirchenzierde abermals falſch. Daß ſolche Verſe nicht immer auf die rechte Spur führen, beweist ein Beiſpiel anderer Art. S. 76 hatte ich die Beſtimmung der Keule als Wahrzeichen an öffentlichen Gebäuden zu erklären verſucht. Gegenwärtig iſt ihr Zweck längſt vergeſſen, denn in Büſchings wöchentl. Nachr. I. S. 32 wird man darüber, wie folgt, belehrt: „In Luthers „Tiſchreden“ (S. 289, Ausg. 1743) liest man über dieſen Gegenſtand: „Einer war bei Dr. Martin und klagte, daß er von ſeinen Kindern, auf welche er ſein ganzes Vermögen verwendet hätte, nun in ſeinen alten Tagen verlaſſen würde. Da ſprach der Doctor: Jeſus Sirach gibt den Eltern den beſten Rath, da er ſagt: Gib nicht Alles aus der Hand, weil du lebſt, denn die Kinder halten nicht Treue. Ein Vater kann wohl zehn Kinder ernähren, aber zehn Kinder nicht einen Vater. Darum predigte man vor Zeiten wider die undankbaren Kinder, von einem Vater, der ſein Teſtament gemacht, es in einen Kaſten verſchloß und einen Zettel dazu legte ſammt einer Keule. Der Zettel enthielt die Worte:

„Welcher Vater das Seine gibt aus der Gewalt,
Den ſchlage man todt mit der Keule bald.“

Jene Deutung der Kinderhand in der Kirche kann auf Beachtung um ſo weniger Anſpruch machen, als der Fall kein vereinzelter iſt, und auch andere Kirchen ähnlichen Schmuck beſitzen.

In der Petri Paulikirche zu Stettin hängen noch jetzt in der Sacriſtei zwei Kinderhände. Die eigentliche Veranlaſſung zu dieſer Reliquie und deren Beſtimmung verhüllte die Geiſtlichkeit mit folgendem Mährchen:

Zwei Kinder waren in ihrer Bosheit gegen die Eltern ſo weit gegangen, daß ſie ſie ſogar ſchlugen. Die Strafe blieb nicht aus, denn nach ihrem Tode ſtreckte ſich von Jedem Eine Hand aus dem Grabe, dieſelbe, mit welcher die Mißhandlung an den Eltern verübt war. Das Schrecklichſte war, daß die Hände blutend waren und nicht verweſen konnten. Man grub ſie zwar in die Erde wieder hinein, allein ſie wuchſen immer wieder heraus. Da beſchloß man auf Anrathen der Geiſtlichkeit, daß man ſie mit einem Spaten abſteche. Dieß geſchah, und nun hing man ſie zum warnenden Andenken in der Kirche auf (Temme Pommerſche Volkſ. Nr. 92).

Der Zweck des Aushängens dieſer beiden Hände, die vermuthlich nur Einem Kinde gehört haben, möchte kein anderer ſeyn, als die Gottheit fortwährend an den zum Heil der Stadt in irgend einer Zeit erlittenen Opfertod des Kindes in der Krypte dieſer Kirche zu erinnern. So lange man im Beſitze dieſer Reliquie blieb, hoffte man, ſo ſicher zu ſeyn, wie die Iſraeliten in Aegypten, deren Erſtgebornen nicht, wie die der Aegypter, hinſtarben, weil Jehovah, das ſtellvertretende Lammsblut an den Thürpfoſten erblickend, verſchonend weiter zog.

In derſelben Stadt zeigt man in der Jakobikirche einige Blutflecken, die man durch kein Waſchen oder Schaben vertilgen kann. (Soll wohl heißen: will, denn ſie haben gewiß die Beſtimmung des Lammsblutes an den eben erwähnten Thürpfoſten der für ihre Erſtgebornen beſorgten Iſraeliten in Aegypten.) Die Entſtehung jener Blutflecken erklärte die Geiſtlichkeit in folgendem Mährchen:

> In der Kirche ſpielten einſt während des Gottesdienſtes vier Buben in der Karte. Plötzlich miſchte ſich der Teufel unter ſie und ſpielte mit ihnen. Bald merkte Einer der Knaben, wer der Fremde ſey, denn er ſah den Pferdefuß, er machte ſich alſo ſchnell davon. Nach einer Weile merkte es auch ein Zweiter, der ſich auch davon ſchlich. Endlich gingen auch dem Dritten die Augen auf, und er

folgte dem Beiſpiel der Andern. Der Vierte aber war ſo auf ſein Spiel verſeſſen, daß er gar nicht gewahrte, mit wem er ſpiele, daher bekam der Teufel ſelbſt in der Kirche Gewalt über ihn. Das that er auch, indem er ihn plötzlich ergriff und ihm den Hals umdrehte, und dann mit großem Getöſe ihn von dannen führte. Der Teufel hatte dabei mit ſeinen ſcharfen Krallen ſo feſt in das Fleiſch des Knaben gepackt, daß das Blut danach floß. Davon rühren jene Blutflecken her (Temme Nr. 93).

Daumer ſpricht es als eine Gewißheit aus, daß die Haus- und Berggeiſter die Seelen geopferter Kinder ſind. Seine Worte lauten, wie folgt: „Der Kobold iſt die zum dienſtbaren Engel und Schutzgeiſt gewordene Seele eines Kindes, das man zum Wohl der Familie dem chriſtlichen Gott geopfert hat; daher die wohlthätige Natur deſſelben in Rückſicht auf das ihn beſitzende Haus. Wo er iſt, gedeiht Alles. Sein neckender, polternder, plagender Charakter iſt, ausgenommen was das ſtrafende und rächende Thun deſſelben betrifft, nicht für urſprünglich zu halten. Pater Balbius berichtet in ſeinen Collectaneis hist. regni Bohemiae, daß in einer gewiſſen böhmiſchen Stadt ein Haus ſey, wo die ſogenannten „Hausgeiſterlein“ regiert hätten, die man für gute Geiſter hielt, indem man ſie in Geſtalt ſchöner Büblein, wie von fünf Jahren*), mit in einander geſchlungenen Armen und Füßen ſpielend und lachend erblickt, ja die Einwohner des Hauſes hätten ſie ganz andächtig als heilige Schutzengel verehrt, dagegen ſich auch die vermeinten Engelknaben dankbar gezeigt, denn alles Vieh gedieh nun, und wurde fett und geſund. Hier

---

*) Nordiſche Hausgeiſter erſcheinen einjährig, ein Kobold zu Biſchoferode ſah aus wie ein zweijähriges Kind, der auf dem Schloſſe Hudemühlen wie ein dreijähriges ꝛc.

— fügt Daumer hinzu — ſieht man noch die alte, ächte, kirchliche Vorſtellung walten, von deren Höhe der Kobold erſt herabſank, als ihn die Kirche verläugnete und zu einem ihr fremden dämoniſchen Weſen machte. Entſcheidend für die Annahme, daß der Glaube an Kobolde ein in ſeiner Wurzel chriſtlicher ſey, iſt der Umſtand, daß Genien der bezüglichen Art auch in Kirchen hauſen*) und kirchliche Dinge verrichten. Daß man den Kobolden Speiſen und Getränke ſpendet, braucht nicht als ein Ueberreſt heidniſcher Opfergaben bezeichnet zu werden, weil man auch Engeln und Heiligen menſchliche Nahrungsmittel zu opfern pflegte**).“

Die rothen Kappen (Sommer I, S. 171), rothen Hoſen (Temme, S. 253), rothen Röcke (Grimm, S. I, S. 125) der Kobolde ſollen die Andeutung eines erlittenen blutigen Todes ſeyn***). In Roth kleidet ſich darum die Kirche an den Tagen der Märtyrer. Auch ſagt man ja, daß die Kobolde „theils Meſſer im Rücken hätten, theils noch anders geſtaltet wären, je nachdem ſie ſo oder ſo, mit dieſem oder jenem Inſtrument vor Zeiten umgebracht worden, denn man hält ſie für die Seelen der im Hauſe Ermordeten“ (Grimm, D. S. I.

---

*) In einem der Thürme des Domes in Stendal geht ein rothes Männchen um, und läßt ſich zuweilen in den Schallöchern des Thurmes ſehen, es ſoll der Diener eines Pfaffen jener Kirche geweſen ſeyn (Kuhn M. S. p. 7.) Einen kleinen rothen Kobold ſah man am Ende des vorigen Jahrhunderts beim Brande der Stadt Neu-Ruppin und bei ſchon in Flammen ſtehender Kirche auf dem Thurme bald hier, bald da, aus den Luken ſchauen (Ebdſ. p. 159.)

**) Grimm D. S. I. S. 91. 94. Sommer Thür. Sag. I. S. 32. 172. Afzelius ſchwed. Volksſ. II. S. 336. Gfrörer K. G. II. S. 766.

***) Kuhn erklärt die rothe Farbe damit, daß ſie zuweilen Herdgeiſter ſind.

S. 92). Die Magd, die ihren Kobold zu ſehen begehrte, erblickte ihn auf dem Boden, nackt auf einem Kiſſen liegend, ein großes Schlachtmeſſer im Rücken (Ebend.) Im Keller, wohin der Geiſt ſie beſtellt, wurde ſie eine Mulde gewahr, darin ein nacktes Kind von etwa drei Jahren, in ſeinem Herzen ſtacken zwei Meſſer kreuzweiſe übereinander, ſein ganzer Leib war mit Blut befloſſen (Ebend. S. 124). Die Kobolde heißen Erdmännlein, weil ſie ſich wie Verſtorbene in ihren Gräbern befinden.

Ferner meint Daumer: Man iſt berechtigt, anzunehmen, weil die Hausgeiſter gern in Stall, Scheuer oder Keller des Menſchen, dem ſie ſich zugeſellen, wohnen, zuweilen auch in einem Baum, an dem aber kein Aſt abgebrochen werden darf (Grimm, Myth. S. 476) — daß hier die geheiligten Leiber oder Gebeine der Kinder verborgen lagen, die nach ihrem Tode zu Familiengeiſtern wurden. Bechſtein (Thür. Sagſch. IV, S. 137) erwähnt eines Kobolds, der in einer Schachtel unter einem Birnbaum vergraben war*).

Die Berggeiſter erklärt Daumer für Seelen jener Kinder, „die man im Dunkel der Berghöhlen, in unterirdiſchen Kapellen zum Opfer brachte, ſie wurden dann wohlthätige Genien der Gegenden und Orte, wo ſie ihren Tod erlitten, und wo ſich ihre, den Reliquien der Märtyrer gleich geachteten Reſte befanden. Kleine Männchen wanderten ſonſt häufig um Mitternacht aus dem Unterberg (Wunderberg) nach Salzburg, um da in der Domkirche Gottesdienſt zu halten (Grimm, S.

---

*) Nun erklärt ſich auch, warum die S. [illegible] erwähnten Hollunder und Linden Schutzgeiſter der Familien und des ganzen Landes ſind. Vermuthlich lagen unter ihnen die zum Heil des Hauſes oder des Staates geopferten Kinder begraben. Die Seele des Kindes war in den Baum übergegangen.

I, p. 32). Es befand ſich alſo in dieſem Berge ein myſteriöſer Cultusort, wo Kinder geopfert wurden, die ſpätern Schutzgeiſter des Ortes und der Umgegend. Dieß Heiligthum ſtand in Verbindung mit der Salzburger Domkirche, wohin ſich die chriſtlichfrommen Geiſter, um Gottesdienſt zu halten, verfügten — ein Glaube, durch welchen die Beziehung aufs Heidenthum unrettbar ausgeſchloſſen wird. Die „Härdmännlenn uf der Ramsflur zwiſchenem Dörfle Hard und dem alten Lorenzkapellele" trugen ſcharlachrothe Mäntelchen, womit ſie ihre Vogelfüße bedeckten. Die rothe Farbe ſpielt auf ihren einſtigen Opfertod an, die Vogelfüße erklären ſich aus dem Satze, daß die Seelen Vögel ſind (vgl. S. 273). In Pommern nennt man die kleinen in der Erde wohnenden, dem Menſchen freundlichen Zwerge Uellerkens, wer ſie in ſeine Gewalt bekommt, dem müſſen ſie dienen, dem bringen ſie Glück und Reichthum (Temme, Volksſ. p. 256). Dieß führt Daumer darauf zurück, daß man ſich Reliquien von geopferten Kindern, ſo, wie man ſie in unterirdiſchen Bergkapellen bewahrte, zu verſchaffen ſuchte, und damit die hülfreichen Genien, zu denen jene Kinder geworden, an ſich zu bannen glaubte. Das Tiſch- und Küchengeſchirr, welches in den Zwergſagen zu Hochzeiten von den Berggeiſtern entlehnt, und hernach wieder ihnen zurückgeſtellt wird, deutet Daumer als ſolches, welches, in Berghöhlen und unterirdiſchen Kapellen verwahrt, zu heiligen, von den Leibern der geopferten Kinder bereiteten Opfermahlen diente, auch ſonſt bei wichtigen Vorfällen, wie bei Hochzeiten, gebraucht wurde, denn dieß Geſchirr war heiligend und ſegensreich. Der ſich im Beſitze der Höhlenkapellen und ihres Inhalts befindende Clerus lieh in ſolchen Fällen das Geräthe aus, und nahm es, nachdem ſich das Volk deſſelben bedient hatte, in jene myſteriöſen Aufbewahrungsorte zurück."

Was in einer ſolchen Krypte vorgenommen wurde, läßt ſich aus nachſtehender Erzählung, ſo ſehr ſie auch den eigentlichen Vorgang zu übertünchen ſucht, dennoch unſchwer errathen.

Man hatte einmal einen Leichendienſt (?) in der Krypte des heil. Bavo gehalten und nach Beendigung deſſelben die Thüre wieder geſchloſſen *). Drei Kinder, die während des Dienſtes da herumgeſtrichen **) waren und ſich die alten Gräber beſchaut hatten, verſpäteten ſich und wurden ſo eingeſperrt. Da Nachmittags nichts in der Kirche zu thun war, ſo konnte man ihr Klopfen und jämmerliches Schreien nicht hören, und ſie waren gezwungen über Nacht dort zu verweilen. Aengſtlich krochen alle drei unter eine Todtenbahre, über die das Leichentuch noch hing. Gegen Mitternacht regte es ſich aller Orten und Enden in der Krypte, eine Menge von Prieſtern und Chorknaben erſchienen, die ſangen und gingen in Proceſſionen rund. Als der Küſter Morgens in die Krypta kam, fand er die Kinder noch unter der Bahre, das Eine aber war vor Schreck geſtorben, das Zweite wurde an demſelben Tage noch tödtlich krank und ſtarb bald nachher, das Dritte allein blieb am Leben und erzählte ſpäter den Vorfall (Wolf D. S. Nr. 388).

Wer die Glaubwürdigkeit von Geſpenſtergeſchichten bezweifelt, wird geneigt ſeyn, die Viſion der drei Knaben — da zu einer Erdichtung kein Grund vorhanden iſt, bei Kindern aber am wenigſten vorausgeſetzt werden kann — für Anſchauung eines wirklichen Factums zu halten. Zugleich iſt anzunehmen, daß, wenn Prieſter und Chorknaben um Mitternacht ſich in eine unterirdiſche Kapelle begeben, um dort Prozeſſionen zu halten und kirchliche Geſänge anzuſtimmen, damit ein kirchlicher Zweck verbunden geweſen ſeyn müſſe. Um Mitternacht pflegt man aber keinen Gottesdienſt zu halten, auch eine Leichenfeier iſt hier nicht zu vermuthen, ſie würde ſonſt von den Knaben ebenfalls beſchrieben worden ſeyn. Ueberdieß fragt ſich: warum blieben Laien ausgeſchloſſen? Gewiß aus keinem andern Grunde, als weil man eine myſteriöſe Handlung vornahm, die ſolcher Art war, daß man die Mitwiſſenſchaft der Laien nicht für räthlich hielt. Dieß iſt ſchon aus den tödtlichen Folgen zu errathen, welche das gräßliche Schauſpiel für die unbeachtet zuſchauenden Kinder hatte, die ſich, dem geiſtlichen Perſonale unbemerkt, in die Mörderhöhle eingeſchlichen hatten und unwillkürliche Zeugen der Blutſcene geworden waren. Möglich, daß die beiden andern Kinder nicht an den Folgen des Schreckens geſtorben waren, ſondern daß die Geiſtlichkeit heimlich Mittel gefunden hatte, ihnen ein ewiges Schweigen aufzulegen. Der dritte Knabe, welcher, außer dem Bereiche ihrer Macht, ihre Vorſicht daher vereitelte, entdeckte Alles, und da blieb den Pfaffen nur der eine Ausweg, die Begebenheit dem Volke für eine Viſion auszugeben und ſomit im eigenen Intereſſe dem Geiſterglauben Vorſchub zu leiſten.

---

*) Aus leicht begreiflichen Gründen.

**) Sich unvermerkt hineingeſchlichen hatten.

An vielen Orten weiſt Daumer ganze und theilweiſe Kinderleiber oder Kindergerippe nach, ſogenannte unſchuldige Kinder, von welchen man ſagte: ſie ſeyen von der im betlehemitiſchen Kindermord umgekommenen Kinderſchaar. Der Name „unſchuldiges Kind" — erinnert er — iſt eine willkommene Zweideutigkeit, ſo für ſich konnte er jedes kleine Kind bedeuten, erſt durch den Zuſatz, daß es von den zu Bethlehem getödteten ſey, ward es mit dem mythiſchen Schleier bedeckt. Ein ſolches Kind aus Bethlehem zeigten die Barfüßermönche in Hannover (Sprenger, Geſch. v. Hameln S. 67). „Eines unſchuldigen Kindleins Gebein“ war unter den Reliquien der Sebalduskirche zu Nürnberg (Müller, Annal. von Nrnb. S. 147). In derſelben Stadt hatten die Dominicaner „ein Kindlein in einem Käſtlein, darüber ein ſchönes Glas geweſen,“ und ſtellten es alljährlich am Dreikönigsfeſt zur Schau (Nrb. Zion S. 53). In einer Kapelle in München wurden unter andern Reliquien „drei unverweſene Leiblein von den unſchuldigen Kindern“ zur Verehrung ausgeſetzt. Unter den Reliquien der Stephanskirche zu Wien iſt, einer Beſchreibung Küchelbeckers von 1732 zufolge, „ein ſilbernes Schränkchen mit vier Gläſern, worin ein ganzes Kind von denen unſchuldig ermordeten Kindern verwahrt iſt, welches am unſchuldigen Kindertag dem Volke zur Verehrung ausgeſetzt wird“ *). Ebendaſelbſt heißt es, daß

---

*) Daumer vermuthet, daß an dieſem Tag ehemals die meiſten Kinderopfer Statt fanden, und daß das heutige Ausfitzeln oder die Sitte am Morgen dieſes Tages die Kinder mit Ruthen aus dem Bette zu treiben, eine ſtellvertretende Milderung des frühern blutigen Opfertodes ſey. „Es wurde zunächſt wohl an den Kindern verübt, die man zum Opfer erſehen, doch nicht mehr tödten wollte; um die Kraft derſelben zu erhöhen, ward ſie auf die geſammte Kinderwelt ausgedehnt, und ging dann in noch andere, unächtere Formen über.“ Als Stützpunkt für ſeine Hypotheſe führt D. an, daß in Regensburg (auch anderswo) die Kinder an dieſem Tage aus ihrer Mitte einen Kinderbiſchof wählten, und mit Gepränge in der Stadt herumführten (damit alle Einwohner ihre Sünden auf den Kopf des zu Opfernden wünſchen möchten). Aber den zu Opfernden ertheilte man vorher kirchliche Würden, ſo wie man überhaupt dergleichen Knaben in Klöſtern in Bereitſchaft hielt, um ſie (vor dem Eintritt hoher Feſte oder) an Feſttagen zu tödten. So ward (in einem altdeutſchen Gedichte) ein „frommer Schüler“ auf Befehl der aus einem Marienbild im Walde ſprechenden Himmelskö-

im Kapuzinerkloſter zu Wien ein ganzes Kind „von denen Unſchuldigen“, auch ein Fuß von einem dieſer Kinder, dann noch ein anderer Theil von einem ſolchen bewahrt werde. In Keißlers Reiſ. I. S. 694. 715. werden ſolche Heiligthümer auch, als in Rom befindlich aufgeführt, in einer Kapelle „viele Gebeine von den unſchuldigen Kindern“, in einer andern „fünf Leiber von den unſchuldigen Kindern, welche Herodes hat hinrichten laſſen;“ in der Kirche Santa Maria Annunziata zu Neapel werden „zwei ganze Körper von den durch Herodes umgekommenen Kindern“ bewahrt (Ebdſ. II, S. 300. 330). „Drei und dreißig unſchuldige Kinder“ liegen unter dem Hauptaltar der Franziskanerkirche zu Bologna (Ebdſ. S. 512). „Ein Fläſchchen mit Blut von den unſchuldigen Kindern“ beſitzt die Lucaskirche zu Venedig (Blainville Reiſ. II, S. 576).

Die vorhergehende Anmerkung enthält zugleich den Schlüſſel zu folgender Sage:

In Speier*) ſieht man ein wunderthätiges Marienbild, welches das Jeſuskindlein auf dem Arme trägt. Zu dieſem trat einmal ein Knäbchen, welches ein Stück Brod in der Hand trug; davon brach das Kind ein Bröcklein und reichte es dem Jeſuskind bittend hin, mit dieſen Worten, deren ſich die Kinder gewöhnlich zu bedienen pflegen: „Da Kindchen, da, beiß einmal.“ Da neigte ſich das Bild des Jeſuskindes und umfing das Knäbchen, indem es ſprach: „Mußt nicht mehr weinen, Kindchen, über drei Tage ſollſt du mit mir zuſammeneſſen.“ Das hörte des Knäbchens Mutter, und ſie zitterte und bebte, erzählte auch das Wunder einem alten Kanonicus, der gerade vorbeiging. Dieſer erkannte den Sinn jener Worte und ſprach: „Frau,

---

nigin vom Biſchof zum Prieſter und Kaplan der himmliſchen Frau geweiht, und ſtarb am Altar beim Antritt ſeines Amtes, denn Maria nahm ihm die Seele hinweg.

*) Als „Todtenſtadt“ haben wir ſie ſchon S. 262 kennen gelernt.

habet Acht auf euer Kind, denn es wird kaum noch drei Tage leben.“ So geſchah es auch, das Knäbchen bekam ein Fieber (?) und war am dritten Tage todt (Wolf D. S. Nr. 100).

Das Wahrzeichen des Städtchens Croppenſtädt im niederſächſiſchen Hartingau iſt ein großer ſilberner Becher, „der Croppenſtädter Vorrath“ genannt, und wird auf dem dortigen Rathhauſe aufbewahrt. Man ſieht in erhabener Arbeit dreizehn Wiegen und eine Wanne, worin vierzehn Kinder liegen, ſauber abgebildet. Eine lateiniſche Inſchrift, die alſo lautet:

> Matribus a bis sex unoque videlicet anno
> Bis septem pueros genitor generaverat unus
> Provide tunc matres curarunt tredecim cunas,
> Dum non sufficerunt, unum posuerunt in vanne.
> Haec sunt nostra penus nostrae venerabilis urbis.

beſagt in Kürze, was das Volk in der Gegend umſtändlicher erzählt; nämlich einem Kuhhirten des Ortes wurden in Einem Jahre von zwölf Frauen (!) vierzehn Knaben geboren. Die Mütter hatten ſich aber nur auf dreizehn Wiegen eingerichtet; weil ſie alſo nicht ausreichten, mußte das vierzehnte Kind in eine Wanne oder Mulde gelegt werden (Otmars Volksſ. S. 46).

Daumer commentirt dieſes ebenſo viele Unwahrſcheinlichkeiten als Sätze enthaltende Mährchen wie folgt: „Die Erzählung iſt nur zum Behufe der Ausdeutung eines alten unverſtändlich gewordenen Bildes erfunden; von größerm Werth iſt das Bild ſelbſt und der Name des Bechers: der Croppenſtädter Vorrath. Das Bild auf dem Becher folgt wohl der alten Darſtellungsart, die Inſchrift dazu der ausdeutenden Sage, und jener Name bezieht ſich urſprünglich auf einen ganz andern, als mangelhaften Vorrath an Wiegen für die Kinder des Kuhhirten; denn es iſt ja von einem Vorrath des Städtchens die Rede; und faßt man als dieſen die Wiegen auf, ſo wird kein Sinn und Aufſchluß gewonnen. Man muß den Vorrath alſo auf die in den Wiegen und der Wanne liegenden Kinder ſelbſt beziehen. Dieſe ſind der Vorrath des Städtchens, d. h. Croppenſtädt hielt ſtets eine Anzahl von vierzehn Kindern bereit, von denen zeitweiſe eines zum Opfer fiel. Das Letztere iſt das in der Wanne*) liegt."

Wie die Reliquien der Geopferten, ſo ſtellte man auch die Gefäſſe in welchen, und die Inſtrumente, mit welchen ſie zu Engeln oder Heiligen gemacht wurden, zur Schau aus, offenbar Behufs talismaniſcher Abwehr aller über den Ort verhängten Uebel; weil man wähnte, die Gottheit durch ſolche Schauſtellungen fortwährend an die Gabe erinnern zu müſſen, mit welcher ſich die Bürgerſchaft von einer vorherbeſtimmten Plage losgekauft habe; denn den Menſchen ſchuf Gott nach ſeinem Ebenbilde; er ſchrieb ihm alſo ebenfalls Beſtechlichkeit und Vergeßlichkeit, Rachſucht und Mordluſt zu. Aus dem Vorhergehenden erklären ſich nun „die beiden Becken in Tuchebend" von ſelbſt:

„Das Dorf Tucheband hat eine gemauerte Kirche und einen ſchönen gemauerten Thurm, an der Kirche auswärts gegen Sonnenaufgang ſind zwei meſſingne Becken eingemauert; wenn die Sonne darauf ſcheint, geben ſie einen Glanz wie zwei Sterne; eines ſteht über das andere. Davon wird unterſchieden erzählt, woher ſie kämen. Etliche ſagen, es wären zween Brüder aus dem Dorfe entſproſſen, ſo Balbierer worden, und ſich in fremden Ländern ſehr verſucht, daß ſie in Ruhm kommen und das Dorf Ehr von ihnen gehabt, ſie auch ſelbſt hätten ihr Vaterland mit dieſen Becken als mit Schildereien beehrt, ihrer Kunſt wegen. — Andere meinten, daß eine Jungfer hätt' ein Geſtift gemacht und dieſelbe zum Denkmal deſſelben ſetzen laſſen. Es ſcheint, daß ſie ſo alt ſeyen als das Kirchengebäude, und bei dem Bau hinein gemacht ſeyen, weil die beiden runden Löcher, darin ſie ſtehen, ſtracks müſſen alſo gemauert geweſen ſeyn, wie die Mauer iſt aufgeführt worden. Es ſind aber vor Alters Wallfahrten dahin geweſen unter dem Babſtthum“ *).

---

*) Vrgl. S. 331, wo der Kobold, welcher der Geiſt eines zum Wohle des Hauſes geopferten Kindes war, ein kleines, nacktes Kind, mit Meſſern im Herzen und mit Blut befloſſen, in einer Wanne oder Mulde liegend, von der Magd im Keller erblickt wurde.

Dieſe beiden Becken ſind, wie Kuhn (M. S. Nr. 187), wo dieſer Auszug mitgetheilt iſt, hinzufügt, nach mündlichen Nachrichten noch bis zum Jahre 1794, wo ein Bau an der Kirche nothwendig wurde, dort befindlich geweſen, ſeit der Zeit aber verſchwunden.

Zu der Zeit, als die Liebfrauenkirche in Brügge gebaut wurde, ſchlug man nur einmal im Jahre, und zwar im November einen Ochſen, der mußte für das ganze Jahr genügen, denn man ſalzte das Fleiſch ein und bewahrte es in großen Fäſſern. Die Frau eines der Maurer hatte aber mit dem Fleiſche ſchlecht hausgehalten, und ſo ſah ſie den Boden des Faſſes eher leer, als ſie es gewünſcht hatte. Sie minderte darum die Portion, die ſie ihrem Mann in die Kirche tragen mußte, täglich mehr, aber der Kunſtgriff half nicht lange, und es blieben ihr endlich nur zwei Knochen noch übrig. Dieſe bereitete ſie mit einer koſtbaren Sauce und brachte ſie nebſt einem Antheil gelber Rüben am folgenden Tage in einem eiſernen Keſſel ihrem Manne. Der ſaß eben oben auf dem Gerüſte, ſie ſtieg alſo zu ihm

---

*) In Frankfurt an der Oder lebte von 1648 bis 1667 ein Superintendent Heinſius, der in ein großes Buch in Folio alle Nachrichten, die er von märkiſchen Pfarreien, ſo unter ihm ſtanden, geſammelt, aufſchrieb. Dieſes Buch heißt das Frankfurter Matrikelbuch, und befindet ſich noch im dortigen Superintendenturarchiv. Darin findet ſich die obige Sage über Tucheband, ein Dorf unweit Küſtrin im Oderbruch gelegen.
Kuhn.

herauf und ſetzte ihm mit Herzklopfen das Eſſen vor. Der Maurer hatte aber bald die Sauce durchſchaut, die leeren Knochen entdeckt, und erzürnte ſich ſo, daß er allen ſchlechten Haushälterinnen ein Exempel zu geben beſchloß, den Löffel und den Keſſel nahm, und Beides zur Stunde einmauerte. Seine Mauerkelle ſetzte er darüber und auf beide Seiten derſelben die zwei Knochen, die zu einem Wahrzeichen jener Begebenheit noch jetzt daſelbſt zu ſehen ſind (Wolf D. S. Nr. 418).

Unſtreitig war der Keſſel urſprünglich das Becken, in welches in jener Kirche das zu opfernde Kind gelegt wurde, und der Löffel das Inſtrument, in welchem das in den Keſſel aufgefangene Blut den Umſtehenden, die der Sühne theilhaftig werden wollten, herumgereicht wurde. Beiſpiele dieſer Art berichten ſchon die Kirchenväter aus den erſten Jahrhunderten. Keſſel und Löffel wurden nun talismaniſche Wahrzeichen des kirchlichen Gebäudes. Die ſcurrile Deutung des Mährchens verdient keine Widerlegung.

Die Stadt Habelſchwert ſoll von einem vor Zeiten daſelbſt bewahrten Schwert, mit welchem ein Mord am Altar begangen worden ſeyn ſoll, den Namen erhalten haben (Daumer II, S. 128). Da aber auch dieſelbe Sage von einem in Halberſtadt, unweit der Thüre der Liebfrauenkirche, an einer kurzen eiſernen Kette hängenden Schwerte erzählt wird, mit dem Zuſatz, daß am Tage des Mordes ihm Blutstropfen entfallen (Ziehnert Volksſ. II, S. 141), ſo iſt daraus zu ſchließen, daß beide in Kirchen aufbewahrte Schwerter dem blutigen Cultus gedient haben mochten.

Die Stadt Heiligenbeil hat den Namen von ihrem Stadtwappen, dieſes iſt ein Beil, mit welchem angeblich der Preußen Apoſtel Adalbert getödtet worden. Es ſoll über das Haff, und an der Stelle, wo nachder die Stadt erbaut wurde, ans Land geſchwommen ſeyn. Die Glaubwürdigkeit dieſer Angabe wird ſchon dadurch verdächtigt, weil noch eine andere Sage über das Beil von Heiligenbeil im Umlaufe iſt. In Tettau und Temme's Oſtpreuß. Volkſ. S. 36 erfährt man nämlich, daß ſich Anſelm, Biſchof von Ermeland, nach Romowe begab, wo die dem Gott Perkun heilige Eiche ſtand, gegen den Götzendienſt predigte, und einem Chriſten, den er mitgebracht, den Befehl zum Umhauen des Baumes ertheilte. Als der aber den erſten Hieb thun wollte, ſchlug das Beil um und verwundete den Chriſten, daß er auf der Stelle ſtarb. Da entſtand ein großes Frohlocken bei den Heiden, welche dieſes Ereigniß als eine Strafe ihrer Götter deuteten, und die Chriſten entſetzten ſich ſehr und wollten Keiner mehr Hand an die Eiche legen. Wie dieß der Biſchof ſah, nahm er ſelber eine Art zur Hand, ging mit großem Eifer an die Eiche und hieb getroſt hinein; und es geſchah ihm kein Leides. Nachher ließ er an dem Orte eine Stadt bauen, und in der Kirche derſelben das Beil aufbewahren, womit die Eiche umgehauen. Das Beil iſt nicht mehr zu ſehen, aber die Stadt führt noch jetzt in ihrem Wappen ein Beil, zum Andenken an das Ereigniß. Daumer vermuthet, daß auch dieſes Beil ein ſolches ſey, durch welches Jemand von chriſtlichen Prieſtern zum Heiligen gemacht worden ſey, und führt als Parallele die Legende vom Herrmann Joſeph von Köln an. Dieſer, ein armer Knabe zu Köln, urſprünglich Herrmann geheißen, im Kloſter Steinfeld in der Eifel von dem dortigen Marienbilde, mit dem er in vertrautem Verhältniſſe geſtanden, als er einſt um Mitternacht im Chore der Kirche feierlichſt mit demſelben vermählt wurde, den neuen Namen Joſeph erhaltend — dieſer Knabe erſcheint auf Bildwerken im Prämonſtratenſerkleid und vor ihm Chriſtus mit einem Beil. Um dieſes Bild zu erklären, ſagte man: Chriſtus habe ein unſittliches Kloſter zerſtören wollen, und Hermann Joſeph habe demſelben durch ſeine Fürbitte Gnade erworben. Muthmaßlich hat ſich hinter Chriſtus ein Mönch verſteckt, der das Beil zum Martyrium des kleinen Heiligen machte. Damit vergleiche man das Beil im Kloſter zu Wilzburg, in der Nähe von Weiſſenſtadt, welches bis zum Jahre 1588 alljährlich am Bartholomäitag öffentlich ausgeſtellt wurde (Mertel und Winter, Sagen des Baiernlandes II, S. 214).

Das Meſſer iſt das älteſte Opferinſtrument. Man findet es ſchon in der Hand des heil. Bartholomäus, anſpielend darauf, daß er geſchunden worden, denn die abgezogene Haut iſt ſein anderes Attribut. Auch der heil. Moyſes wird, ein Meſſer haltend, abgebildet. Von dieſem — berichtigt Daumer die alte Legende — ſagt man zwar, er ſey ein Mörder geweſen, nur daß er ſich bekehrte und beſſerte, allein dieß iſt nur eine beſchönigende Auslegung alter Gräuelattribute; denn Meſſer findet man häufig unter den Heiligthümern einer Kirche. So ſind im Kloſter Neuburg bei Wien zwei Meſſer (Küchelbecker l. c. S. 863). Ebenſo in der Sacriſtei der Domkirche zu Königsberg, von denen die Sage geht, daß der Teufel ſie zwei Perſonen, die ſich ihm ergaben, zugeſellt, um ſich oder Andere zu ermorden (Tettau und Temme, Oſtpreuß. Volksſ. Nr. 172). Zu Venedig, im Schatze des heil. Marcus, Ein Meſſer und zwei Büchſen mit Blut, jenes ſoll daſſelbe ſeyn, deſſen ſich Chriſtus bei ſeinem Abendmahl bediente, das Blut ſoll vom Heiland ſeyn (Keyßler II, S. 801).

Das Meſſer hält Daumer für ein altchriſtliches Opfermeſſer, das Blut aber rührt von Menſchen her, die der altchriſtliche Cultus zum Opfer brachte. Auch macht er bei dieſer Gelegenheit auf den Aberglauben aufmerkſam, der mit Beilen und Meſſern getrieben wird. So z. B. überzieht man, wenn das Hornvieh zuerſt auf die Weide getrieben wird, ein Beil mit einem rothen *) Weiberſtrumpf, legt ſie an die Schwelle der Stallthüre, und läßt das Vieh darüber hinſchreiten. Auf *bekreuzte* Meſſer wird noch mehr Gewicht gelegt, das kommt, nach Daumer's Dafürhalten, von der ehemaligen Heiligkeit und vermeintlichen Wunderkraft des kirchlichen Opfermeſſers, die dann auf derartige Inſtrumente überhaupt übergetragen ward.

Was mögen die drei Knaben in Bavo's Krypte (ſ. S. 333) denn eigentlich erblickt haben, daß es einen tödtlichen Eindruck auf ſie hervorzubringen vermochte? Einige in Daumers Schrift (I. S. 178 ff.) hervorgehobene Beiſpiele laſſen es uns errathen, denn die Scenen, die man dort aufführte, können ja in jeder dieſem Zweck beſtimmten unterirdiſchen Kapelle Statt gehabt haben. Dort liest man: „Einſt ſah der h. Ulrich im Traume (?) *über ſeinem Altare drei Knaben hangen*, die ihn aufforderten, ſie vom (geiſtlichen) Tode (durch raſche Förderung zum ewigen Leben) zu befreien.“ Sollte es wirklich nur ein Traum geweſen ſeyn, ſo führt doch dieſer, dem pſychologiſchen Geſetz zufolge, nur ſolche Bilder im Schlafe vor, deren Gegenſtände die Phantaſie am Tage beſchäftigen, nie aber Geſtalten aus einem fremden Ideenkreiſe.

S. 179 liest man: „Auf Abbildungen der h. Bathilde ſieht man dieſe, nach einem Altare gewendet, auf dem zwei brennende Kerzen, und als Altargemälde die heil. Jungfrau mit dem Kinde zu ſehen iſt. Oben über dem Altar iſt ein Querbalken angebracht, an welchem drei kleine nackte Figuren hängen, ſo daß für eine vierte ein leerer Platz bleibt. Vom Boden bis zu dieſem Balken empor reicht eine hohe Leiter, auf dieſer ſteht eine menſchliche Geſtalt, die ſich, wie harrend, an den Balken lehnt, und ihn mit ihrer Größe überragt, wo der zur Vollziehung einer kirchlichen Hinrichtung beauftragte und bereite Henker nicht zu verkennen iſt. Zur Leiter hinauf fördern zwei ſchwebende Engel eine nackte Figur, ſo wie diejenigen ſind, die bereits oben hangen." (Die Engel erkennt Daumer als Prieſter wegen Apok. 1, 20. Malach. 2, 7. Hagg. 1, 13).

---

*) Dieſe Farbe bezieht ſich auf das Blut des Geopferten.

Auch ſchwangere Frauen opferte der Cultus, bei welcher Wahl es eigentlich auf die noch ungeborne Frucht im Mutterleibe, als eigentlichen Gegenſtand der Opferung, abgeſehen war. Konnte man das Factum nicht aus der Erinnerung des Volkes verdrängen, ſo gab man demſelben nur eine andere Wendung, ſo daß dem Heidenthum — wie ſpäter den Juden die Urſache des Blutens der Hoſtien — ein Gräuel zugeſchoben wurde, den man als ſolchen ſo wenig als die blutige Handlung ſelbſt abzuläugnen vermochte. Daß die Geiſtlichkeit in der That ſo verfuhr, zumal ſie dabei noch einen andern Zweck, Verbreitung der Intoleranz gegen eine fremde Religionsgenoſſenſchaft, und dadurch die erzielte Befeſtigung der eigenen Kirche beabſichtigte, erhellt aus Folgendem:

Unter dem Landmeiſter Herrmann Balke ſind die Preußen, welche bereits die chriſtliche Religion angenommen hatten, in den Götzendienſt zurückgefallen. Die heidniſchen Prieſter glaubten dem Zorn der Götter wegen der Hinwendung des Volkes zum Chriſtengott jetzt ein Verſühnopfer bringen zu müſſen, und fragten unter der heiligen Eiche zu Romowe das Orakel, wie der Zorn der Götter abgewendet werden möge? Sie erhielten zur Antwort: Wenn ein chriſtliches Weib von deutſcher Art und Zunge, hochſchwangern Zuſtandes, ſich freiwillig verbrennen ließe. Da man ein ſolches Weib zu finden bezweifelte, ſo ließ man es nicht an Golde fehlen, um eine Perſon der beſchriebenen Art zu erhalten. Die ließ ſich erkaufen, verpraßte das Gold mit ihren Schandbuben und ließ ſich dann den Göttern, oder vielmehr dem Teufel zum Opfer verbrennen (Tettau und Temme Oſtpreuß. Volksſ. Nr. 33).

Daß nicht heidniſche Prieſter, ſondern chriſtliche ſolchen Opferbedarf ſich zu erkaufen pflegten, bezeugt Temme (Pommerſche Volksſ. Nr. 78):

In Stettin war vor Zeiten ein Kloſter, deſſen Mönche ſich viel damit abgaben, daß ſie Menſchen raubten. Neben dem Kloſter wohnte ein Bäcker, der dieſem den Brodbedarf lieferte. Er hatte eine ſchöne Tochter, für welche ein vornehmer Herr den Mönchen viel Geld geboten, wenn ſie ſie ihm verſchafften. Wie nun das Mädchen eines Tages nach gewohnter Weiſe den Mönchen das Brod ans Kloſtergitter brachte, lockten ſie daſſelbe ins Innere des Kloſters und ſperrten ſie in ein unterirdiſches Gewölbe, bis der vornehme Herr ſie abholen würde. Kein Menſch konnte vermuthen, wo das Mädchen geblieben. Ihre Eltern grämten ſich faſt zu Tode. Um dieſelbe Zeit ſaß aber im Kloſtergewölbe ein Knabe gefangen, den die Mönche auch geſtohlen hatten. Dem glückte es durch die Kloſterkirche zu entkommen, und da er auch das geraubte Mädchen geſehen, ſo zeigte er dem Bäcker an, wo ſeine Tochter ſey. Anfangs wollte man es nicht glauben, als er ſich aber erbot, die Leute zu dem Mädchen hinzuführen, da beſchloß das Gericht, dem davon Anzeige gemacht worden war, Nachſuchung zu halten. So fand man das arme Mädchen und befreite es. Das Haus des Bäckers wird noch jetzt in der Königsſtraße zu Stettin gezeigt.

Daumer vermuthet mit Recht, die Tradition könne aus eigener Erfindung hinzugeſetzt haben, um die ihr unverſtändliche Sache — einen Menſchenraub durch Prieſter — einigermaßen zu erklären, denn wollüſtiger Abſichten wurden die Mönche dieſes Kloſters nicht beſchuldigt; auch werden ſie nicht gemeinſam einer ſolchen Uebelthat ſich ſchuldig gemacht haben. Es läßt ſich folglich als Grund eines ſo vielfältigen Menſchenraubs nichts Anderes denken, als dem Bedürfniß einer im Kloſter herkömmlichen Menſchenopferceremonie zu genügen.

Zwar paßt dieſe Geſchichte, in welcher die Individuen ſelbſt zu den Mönchen ins Kloſter kamen, nicht zu dem vorhin beſchuldigten Aufkauf. Iſt aber das Eine denkbar, warum ſollte an der Wahrſcheinlichkeit des Andern gezweifelt werden? Hat man es doch bis auf dieſen Tag für eine ausgemachte Gewißheit gehalten, daß die Juden Leute fanden, die für Geld ihren Bedarf an ähnlicher Waare verſchafften!

Die Jungfrauenopfer im chriſtlichen Cultus erzeugte das Mährchen von der heil. Katharina. „Es wird," ſagt Daumer „von den Gelehrten der römiſchen Kirche ſelbſt geſtanden, daß die Geſchichte dieſer Märtyrerin ſehr zweifelhaft ſey, daher man auch in der Diöceſe von Paris die Feierung ihres Feſtes gegen das Ende des 17. Jahrhunderts aufgehoben und aus den breviariis ausgethan hat. Nichts ſteht — fügt er weiter hinzu — der Anſicht entgegen, daß dieſe Heilige nicht durch Feinde des Chriſtenthums, ſondern durch die Mönche des ſogenannten Katharinenkloſters am Sinai zur Märtyrerin gemacht, d. h. im myſteriöſen Culte dieſer Kloſtergemeinſchaft blutig geopfert worden ſey. Was den Namen „Katharina" (die Reine) belangt, ſo fällt deſſen Bedeutſamkeit auf, ſo daß man annehmen kann, er ſey der Heiligen nicht urſprünglich eigen, ſondern beigelegt, ſo daß ſich der Gedanke regt, es möchte derſelbe ein allgemeiner, ſolche Opfer des chriſtlichen Cultus überhaupt bezeichnender geweſen ſeyn, und dort von den Mönchen des ſogenannten Katharinenkloſters nicht nur ein einziges Individuum, ſondern einem daſelbſt herrſchenden, die grauſame Ceremonie vielleicht in beſtimmten Zeiträumen wiederholenden Gebrauche nach, eine ganze Reihe von Jungfrauen zum Opfer gebracht, und als in Folge der hiedurch empfangenen Bluttaufe vom allen Sünden gereinigt, ſämmtlich mit jenem chriſtlich glorreichen Namen bezeichnet worden ſeyn. Man wende hier nicht ein, daß der chriſtlichen Mythologie auf dieſe Weiſe eine ganze Schaar von heil. Katharinen hätte entſtehen müſſen. Man bewahrte den Leichnam der zuletzt Geopferten als heilige Reliquie im Kloſter auf, bis ein neues Opfer der Art fiel, und die neu gemachte Reliquie die Rolle der frühern, die nun entfernt wurde, übernahm, ſo daß der Uneingeweihte immer nur von Einer Katharina zu hören und immer nur die Reliquien einer einzigen ſolchen zu verehren bekam.

Die eilftauſend Jungfrauen der heiligen Urſula, urſprünglich nur eilf*), nämlich Urſula und zehn andere, wuchſen zu ihrer jetzt geglaubten fabelhaft großen Zahl in Folge der Abſicht an, Raum für die durch

---

*) Nach dem Märtyrerverzeichniſſe der Diöceſe Köln vom Ende des 9. Jahrhunderts, welches Binterim 1824 bei Du-Mont-Schauberg in Köln drucken ließ.

Opferung erwachſenden Heiligen zu erhalten. Der Opferſtätten in Köln, wo man dergleichen weibliche Märtyrer machte, gab es mehrere, denn außer dem ehemals mit einer ſtarken Mauer umgebenen Urſula-Acker (**ager Ursulanus**) auf dem ſogenanten „Entenpfuhl" *) gab es noch einen Platz dieſes Namens an der Stelle, wo vordem das Benediktinerinnenkloſter zu den heiligen Maccabäern ſich befand; über der Hauptthüre der Kirche ſah man das Bild eines Engels mit der Inſchrift: **Hic Ursulae strages** **). Im Jahre 1278 entdeckte man im Baumgarten des Johanniterhoſpitals in Köln das Grab der heil. Cordula, deren Gebeine Albertus Magnus erhob und in einen Altar ſchloß; im Jahre 1327 erhob man an dieſem Orte die Körper der heiligen Conſtantia und noch andere Jungfrauenleiber ***). Das Frauenkloſter Mariengarten in Köln beſaß eine beträchtliche Anzahl von Reliquien, meiſt von Individuen aus der Geſellſchaft der heiligen Urſula. Sie waren rings herum in der Kirche in Glasſchreinen aufgeſtellt ****). Viele Reliquien aus derſelben Geſellſchaft wurden in der Kirche des Frauenkloſters zum heil. Nicolaus im Burghof bewahrt †); das vormalige Kloſter der Carmeliter regulirter Obſervanz in Köln hatte mehrere Reſte von ſolchen Heiligen ††); ebenſo das Kloſter der Kreuzbrüder †††). Auch außerhalb Kölns beſaß man „Reliquien von den 11,000 Jungfrauen“, z. B. in der Stephanskirche zu Wien (nach einem Verzeichniſſe von 1732), zu Baſel zeigte man ein Haupt, zu Feldkirch bei den Benediktinern zwei Häupter zu der hieher gehörigen Art; eine Menge weiblicher Reliquien bewahrte man in zwei Altären einer alten Kirche zu Lauf, drei Stunden von Nürnberg, darunter auch von der h. Urſula und den 11,000 Jungfrauen. Zu Ankona in der Domkirche fand man vier von dieſen Jungfrauen, zu Aſſiſi in der Franziskanerkirche fünf, zu Neapel in der Jeſuitenkirche wieder zwei (Blainville II, S. 247, 294. III, S. 252).

---

*) Die Erklärung dieſes Namens ſ. S. 225. 226. Anm. 3.

**) Mering und Reiſchert Geſchichte der Kirchen und Klöſter Kölns 1842—1844. I. S. 126. II. S. 30. angeführt von Daumer II. S. 114.

***) Mering und Reiſchert I. S. 345.

****) Ebdſ. II. S. 175.

†) Ebdſ. S. 15.

††) Ebdſ. S. 35.

†††) Ebdſ. II. S. 555.

Daumer will auch die in den Sagen ſo häufig erſcheinenden *weißen und verwünſchten Jungfrauen* als wandelnde Geiſter der vom Cultus Geopferten erkennen. Ein Umſtand, welcher dieſer Auslegung eine weſentliche Stütze verſchafft, iſt folgender: Bube erwähnt S. 33 ſeiner deutſch. Sag. eines ſogenannten „ſtillen Kindes“. Es iſt *weißgekleidet, bekränzt, todtenbleich*. Nach Falkenſtein (Hiſt. v. Erfurt II, S. 1037) iſt es ein *zehnjähriges Mädchen*, blaß, mit in Zöpfe geflochtenem Haar und in weißem Kleide. Bei Scheuen am Bache geht ein *weißes* Kind, es iſt ſchneeweiß und klein, doch unbeſtimmten Geſchlechts (Harrys Niederſächſ. Sagen I, S. 35. Ebend. S. 49 iſt von kleinen weißen Geiſtern im Lüningsberg bei Aerzen die Rede). Der ſchlagendſte Beweis iſt aber das von Bechſtein (Thüring. Sagenſch. III, S. 165) erwähnte Geſpenſt, weil es an ein chriſtliches Heiligthum geknüpft iſt. „Wenn man auf dem Suhlaer Markt ſteht, ſo ſieht man ſchroff hinter der Stadt den *Domberg*, und in der Mitte, aus grünem Laubgehölz hervortretend, den *Ottilien*-

ſtein, einen Felſen, wo einſt eine der heil. Ottilie geweihte Kapelle ſtand. Hier iſt es nicht geheuer, eine zarte, ſchlank gebaute Jungfrau macht zu gewiſſen Zeiten die Runde um den Stein.“ Hier muß alſo eine Jungfrau geopfert worden ſeyn. Eine Parallele zur vorigen bilden die ebenfalls von Bechſtein (Fränk. Sagenſch. S. 156) erwähnten drei geſpenſtiſchen Jungfrauen der Petersſtirn, auf welcher ehedem ein Jungfrauenkloſter war. Viele haben ſie zu verſchiedener Zeit und Stunde in ſchneeweißen Kleidern auf dieſen Mauertrümmern ſitzen ſehen. Die folgenden analogen Geſpenſterſagen laſſen ſich nun leicht deuten, obſchon das Volk ſie ſich auf ganz andere Weiſe zu erklären ſucht.

Auf einem Hügel bei Langenſteinbach liegt im Walde die längſt verfallene St. Barbarakirche. Vor etlichen Jahrhunderten begann ein Ritter ihren Bau, mußte aber während deſſelben auf längere Zeit fort, und befahl ſeiner zurückbleibenden Tochter, den Bau genau nach ſeinem Plan fortzuführen. Dieſe achtete jedoch den Befehl nicht und ließ an der Kirche mehr Fenſter anbringen, als ihr Vater gewollt hatte. Darum wurde ſie von demſelben nach ſeiner Rückkehr in die Kirche verwünſcht, wo ſie nun ſeit ihrem Tode umgeht und in der ganzen Gegend die „weiße Frau“ genannt wird (Schnezler, Bad. Sagenb. II, S. 378).

Unweit vom Städtchen Vöhrenbach an der Straße von Villingen nach Freiburg ſteht eine Kapelle zu den ſieben Jungfrauen, von der ſich folgende Sage erhalten hat: Hier ſtand in grauer Vorzeit ein Ritterſchloß, deſſen Beſitzer ſieben Töchter beſaß, welche an Sittſamkeit und körperlichen Reizen nicht ihres Gleichen hatten. Zum Dank für dieſes Glück baute ihr Vater jenes Kirchlein, welches er andächtig zu ſchmücken beſchloß. Ehe dieſes aber geſchehen konnte, wälzten ſich Attilas Hunnenſchwärme wie ein verheerender Strom in die Rheingegenden, endſich auch in dieſes einſame Thal. Der Ritter fiel mit ſeinen Getreuen im heldenmüthigen Kampfe. Wild durchtobten die Feinde die Hallen der Burg und drangen auch in den hochgewölbten Saal, wo ſie die ſieben Töchter des gefallenen Ritters vor einem Jeſuskinde knieend fanden. Die Rohen wollten ſich der Jungfrauen zur Stillung ihrer Lüſte bedienen, doch auf das Flehen der Bedrängten vor dem Bilde des Heilands verwandelten ſich plötzlich die Geſtalten der ſieben Schweſtern in Engel und ſchwebten ſingend aus dem Schloßthor zum Kirchlein hinüber, das, von unſichtbaren (?) Händen geöffnet, ſie aufnahm und ſogleich ſich wieder ſchloß (ebdſ. I. S. 442).

Am äußerſten Weſtende der Rügenſchen Halbinſel Mönchgut befindet ſich ein Ufervorſprung, der Swantegard oder der heilige Bezirk genannt. In dieſem Vorſprung iſt eine tiefe Grube, ſie heißt das Nonnenloch. Sie iſt noch jetzt ſehr tief, obgleich ganz alte Leute ſich noch erinnern, daß ſie vor vielen Jahren zugeſchüttet wurde. Zu dieſer Grube ſind vor Zeiten, als in der Stadt Bergen noch ein Nonnenkloſter war, die Nonnen hingebracht worden, die ſich vergangen hatten. Denn anſtatt, daß man ſie lebendig einmauerte, wie es in andern katholiſchen Klöſtern Brauch war, wurden ſie in dieſe Grube hinuntergeſtürzt. Das iſt zwar heimlich bei Nacht geſchehen, aber die Leute merkten es doch bald an den wehklagenden Geſtalten, die im Mondſchein aus der Gruft heraufſtiegen und um dieſelbe herum wandelten. Man hat die Grube daher ſchon vor alten Zeiten das Nonnenloch geheißen (Temme, Volksſ. v. Pommern u. Rügen Nr. 138).

In der Regel, bemerkt Daumer, erſcheinen dieſe Geiſter im weißen Sterbekleid als die geſpenſtiſchen Abbilder der Individuen, die zum Tode gingen, zuweilen auch bräutlich geſchmückt*) als Chriſtusbräute, die ihre Hochzeit mit dem Lamme feierten, indem ſie ſich ihm zum Opfer darbrachten.

---

*) Im Keller des alten Gemeindewirthshauſes zu Broderode erſcheint die „Flitterbraut“, ſie hat ein um den Kopf gewundenes breites, mit Goldflittern dicht beſetztes Band. In dieſer Geſtalt wird der ſeit Jahrhunderten an jenen Ort ge-

Nicht ſelten erſcheint an Kleidung oder beigeordneten Gegenſtänden die auf ein blutiges Ende deutende rothe Farbe, wie jene geſpenſtiſche weiße Nonne mit dem rothen Kreuze auf dem Haupte, die ſich 1683 zu Geboſen einer Frau von Eberſtein zeigte (Bechſtein, Thür. Sagenſch. IV, S. 99), deren Bildniß dort in der Kirche zu ſehen iſt (Ebendaſ. S. 101). Die „tolle Jungfer“, die auf dem Tolljungferſtein bei Rubla ſpukt (Ebend. II, S. 120), erklärt ſich Daumer auf folgende Weiſe: „Offenbar verfiel hier ein Mädchen, das man zum Tode führte, in Raſerei und geberdete ſich fürchterlich. Das drückte ſich dem Gedächtniß des Volkes ſo lebhaft ein, daß es jene Unglückliche noch jetzt als Geiſt ſo toben ſieht.“ Hingegen wird ſich ſchwerlich Jemand mit ſeiner Deutung der in den Hausberg bei Eisleben verwünſchten „grünen Jungfer“ befreunden, denn ihm zufolge ſoll grün hier ſ. v. a. unreif, jung, bedeuten, wie man auch „grüner Junge“ im Sinn eines unreifen Knaben ſagt. Damit vgl. man Kloſter IX, S. 544 u. 522, wo ich auch die grünen Pantoffeln der weißen Frau erklärt habe *). Richtig erkennt jedoch Daumer in den Jahrzeiten, Jahrtagen und periodiſch beſtimmten Jahren (wo die weiße Frau oder Jungfrau erſcheint) die Zeitpunkte der alljährlich **)

---

bannte Geiſt einer Jungfrau erblickt. Auch heißt der Bergbach, der durch den Ort fließt, die Braut, und entſpringt in der Brautküche im Inſelbergsgraben (Bechſtein, Thür. Sagenſch. II. S. 96).

*) Die ſchwarzen und grauen Jungfrauen ignorirt er gänzlich.

**) Zu Oſterrode läßt ſich eine Jungfrau im ſchneeweißen Gewande alljährlich auf dem Hügel vor dem Hauptthor am Oſterſonntag ſehen. (Harrys Niederſächſ. Sagen II. S. 56 ff.) Auf dem Gollenberg auf der Inſel Uſedom erblickt man eine ſolche am Johannistag. (Temme Pomm. u. Rüg. S. 312.

oder nach größern Zwiſchenräumen *) ſich wiederholenden Opferung. Ebenſo glücklich iſt er in der Deutung des in den Sagen ſo oft ſich wiederholenden „Jungfernſprungs“ oder „Mägdeſprungs“, in welche Klaſſe auch die vielfachen Sagen gehören, welche die Spuren eines in Stein abgedrückten Frauenfußes nach ihrer Weiſe zu erklären ſuchen. Hier muß man annehmen, daß einſt Mädchen von Felſen geſtürzt wurden, ein Cultusact, deſſen ſchon S. 320 Anm. als aus dem Heidenthume ſtammend, gedacht worden iſt. „Noch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ſtürzte man am Jakobitag einen Bock, mit vergoldeten Hörnern und mit Bändern geſchmückt, unter Muſik von einem Kirchthurm oder auch vom Rathhauſe herab, und ſtach ihm unten das Blut ab, welches, gedorrt, für ein kräftiges Heilmittel galt **), und in Ypern ſtürzte man am Mittwoch der zweiten Faſtenwoche Katzen vom Thurm ***). Das waren ſtellvertretende Thieropfer. Früher wählte man Menſchen, wie ſich aus folgender Sage, trotz ihrer Bemäntelung, noch ziemlich erkennen läßt:

Ein Muſikus in Berlin hatte vom Senat den Auftrag erhalten, an den Feiertagen vom Marienthurm herab auf ſeinem Horn ein geiſtliches Lied zu blaſen. Dieß ſtörte den Teufel, und er erregte einſtmal einen ſolchen Sturm, daß der Künſtler ſich nur mit Mühe noch an des Geländers Eiſenſtäben anhalten konnte. Aber des Windes verdoppelte Gewalt warf ihn endlich dennoch von der Höhe nieder. Doch Gott verläßt die Seinen nicht. Kaum daß der Muſikus vom Thurme flog, ſo bauſchte der Wind ſeines Mantels Falten und trug den Fallenden friſch und geſund zur Erde nieder, ſo daß er noch lange nachher zu Gottes Preis fromme Melodien blaſen konnte. Noch jetzt ſieht man auf dem Marienkirchhof ein ſteinernes Kreuz, welches die Stelle bezeichnen ſoll, wo der Muſikus wohlbehalten zur Erde angekommen war (Ziehnert, Preußens Volksſ. I. S. 215—217).

---

*) Alle ſieben Jahre läßt ſich am Schloßberg bei Wolfartsweiler eine weiße Jungfrau blicken (Grimm Myth. S. 915.) Im gleichen Zeitraum kommt eine ähnliche aus dem Ottomansberg beim Dorfe Geismar hervor (Ebdſ. S. 914.), ebenſo eine dritte aus dem Burgberg über Broderode (Bechſtein Thür. Sgſch. II. S. 93.), eine vierte auf der wüſten Burg des Frankenſteins bei Kloſterallendorf. (Bechſt. Fränk. Sgſch. I. S. 69.), eine fünfte in den Gebäuden des alten Katharinenkloſters zu Eiſenach (Bechſt. Thür. Sgſch I. S. 175.) Hingegen alle 100 Jahre einmal die weißgekleidete Haßfurthjungfrau bei Meiningen (Ebdſ. III. S. 209.).

**) Koſche Char. Sitte und Rel., IV. S. 481. und Sommer Thür. Sag. I. S. 179., bei Daumer II. S. 194.

***) Sommer I. S. 180.

In Berlin*) erzählt man ſich auch folgende Sage: Eines Tages verabredeten mehrere Chorſchüler miteinander, daß ſie auf den Thurm der Marienkirche ſteigen und dort aus den Krähenneſtern die Eier ausnehmen wollten. Dieſen Vorſatz führten ſie auch aus. Als ſie auf dem Thurm ankamen, ward zu einem der Schallöcher hinaus ein Brett gelegt, welches zwei Schüler hielten, der dritte aber kroch auf dieſem Brett hinaus, um in den Ritzen und Spalten des Thurmes Neſter zu ſuchen. Er fand auch bald eine große Zahl derſelben, gab jedoch ſeinen Gefährten kein einziges der Eier, welche er dort fand; und als ſie ihn fragten, ob ſie ihr Theil nicht erhalten würden, ſchlug er es ihnen ab, weil er ſagte: er habe ſich allein der Gefahr ausgeſetzt, daher wolle er auch allein die Frucht genießen. Da wurden die andern böſe und drohten ihm, daß ſie das Brett loslaſſen würden, wenn er ihnen nicht augenblicklich einen Theil ſeiner Beute abgäbe; er jedoch, der vor der Ausführung ihrer Drohung ſicher zu ſeyn wähnte, ſagte, das ſollten ſie nur thun, dann würden ſie gewiß nichts bekommen. Aber kaum hatte er das geſagt, ſo ließen Jene das Brett los und der Chorſchüler ſtürzte von der höchſten Höhe des Thurmes herab. Nun hatte er aber ſeinen weiten Mantel um, der bis unten hinab zugeknöpft war, ſo daß ſich ſogleich der Wind darunter fing, den Fall hemmte, und ihn wohlbehalten und unverſehrt mitten auf den Markt hinabtrug, wo er zur größten Verwunderung der Leute ankam (Kuhn, N. S. Nr. 118).

---

*) Aber auch in Breslau (Gödſche Schleſ. Sagſch. S. 27.) und Lübeck (Asmus Volksſ. S. 243.)

Wenn auch die Sage hier, wie immer, ein Motiv unterlegt, das völlig außer dem Kreiſe des Kirchlichen ſteht, und aus Sitte und Ceremonie ein Einzelfactum macht, ſo — warnt uns Daumer — darf man ſich daran nicht halten, da ſolche Motive und Färbungen allzu leicht auf Rechnung einer, zwar noch das bezügliche Factum, nicht mehr aber Grund und Natur desſelben kennenden, es nach ihrer Vorſtellungsweiſe umgeſtaltenden, Spätwelt kommen. Das ſicher Herauszufaſſende iſt alſo nur, daß *Menſchen*, namentlich *Chorſchüler, von Thürmen geſtürzt wurden*. Daß der Herabgeſtürzte durch ſeinen Mantel vor allzu hartem Falle geſchützt wurde, läßt auf Milderung der grauſamen Sitte ſchließen, die anfangs in ſtrengerer Weiſe beobachtet wurde, aber nun eine eigene Art von Mänteln einführte, durch welche der Sturz gefahrloſer wurde.

Weniger kann man mit Daumers Interpretation der weißen Frau als ſchützender Familiengenius ſich einverſtanden erklären; indem er ſich darauf bezieht, daß das Umwandeln derſelben nach dem Tode eine Folge deſſen ſey, daß ſie, in weiße Leinwand gehüllt, vom hohen Geſchloß geſtürzt worden ſey, ſchließt er: Nach dem Glauben der Zeit wurden ſolche von Thürmen und Schlöſſern geſtürzte Weſen zu jener Art von Geiſtern ꝛc. Die Stelle, worauf er ſich bezieht, lautet aber bei Abraham a sancta Clara (Jud. Erzſchelm II, S. 409) alſo:

„Drei vornehme Geſchlechter in der Landſchaft Inſubria haben noch jetzt dieſe Gnad von Gott, bekanntlich das Torelliſche. Piiſche und Gonzagiſche Haus, ſo oft Jemand aus beſagtem hohen Geſchlecht mit Tod abgehe, ſo erſcheint allemal etliche Tage vorhero in dem Zimmer, wo die Leich ſoll liegen, eine Frau ganz ſchneeweiß bekleidt, und glaubt man, daß eine aus dieſem Haus eines Ehebruchs ſey falſch beſchuldigt und derentwegen in weiße Leinwand eingewickelt, von dem hohen Geſchloß geſtürzt worden.“

Hier iſt nur von den vereinzelten Fällen in drei italieniſchen Familien, die vermuthlich Zweige Eines Stammes waren, die Rede; aber auch dieſes Einzelfactum wird durch ein „glaubt man“, alſo durch eine bloße Volksdeutung in Frage geſtellt. Da aber Hunderte von weißen Ahnfrauen in *allen* europäiſchen Ländern als durch ihre Erſcheinung Tod verkündende Familiengeiſter ſpuken, ohne daß ſonſt eine ähnliche Urſache ihres Umgehens im Tode irgendwo angegeben wäre, ſo möchte es gewagt ſeyn, *dieſe* Geſpenſterart mit den weißen Jungfrauen, die als Seelen Geopferter auf Erlöſung harren, verwechſeln zu wollen, und es dürfte die im 9. Bande des Kloſters S. 544 ff. aufgeſtellte Erklärungsweiſe, weil ſie auf die verſchiedenſten Abarten dieſes Hausgeſpenſtes paßt, die befriedigendſte ſeyn, ſo lange keine genügendere geboten iſt. Die Daumer'ſche Folgerung: Weil *man glaubt*, daß die Ahnfrau jener drei italieniſchen Familien in Folge eines Sturzes aus dem Schloſſe umgehe, „darum ſey es nicht undenkbar, daß ſchwärmeriſche Individuen ſich freiwillig auf dieſe Art zum Opfer gegeben, um zu ſchützenden Genien ihrer Familien zu werden, was wohl auch bei der Matrone der Familien Neuhaus-Roſenberg der Fall war“ — dieſe Folgerung dürfte ſchwerlich auf allgemeinen Beifall hoffen. Weit natürlicher hingegen iſt die aus der Todesvorſchau und dem zweiten Geſicht herzuleitende Aeuſſerung des Ahnungsvermögens, daß, ſowie die Peſt als Peſtjungfrau dem Viſionär ſich darſtellt, ebenſo der Tod als weiße Frau. Die im ſüdlichen Europa übliche Sitte in der Faſtenzeit — wo das nördliche Deutſchland, Böhmen, Schleſien ꝛc. den Tod austreiben ſieht — eine alte Frau bildlich zu zerſägen, um Weihnachten in Großbrittanien und Irland „die Alte“ unter dem Bilde eines Eichenklotzes zu verbrennen, bezeugt deutlich, daß man ſich den Tod, wie die Scandinavier ihre Göttin Hel, die Slawen ihre Hela, als ein weibliches Weſen dachte. Die am Sonntag Lätare vor den Dörfern verbrannte Strohpuppe ſollte den Tod vorſtellen, deſſen Wüthen mit dem März zu Ende geht. Das Stroh war ein paſſendes Bild für eine Leiche, denn wie aus dieſer die Seele entflohen iſt, ſo iſt auch der ausgekörnte Strohhalm ein Leeres, Nichtiges, eine Schale ohne Kern; daher die Sitte in Vlieſingen, vor der Thüre des Sterbehauſes einen Strohwiſch hinzulegen, ebenſo in München bei unverheirathet verſtorbenen Perſonen, weil ſie keine Körner (Kinder) gegeben haben. Daß man in Ober-Yſſel eine große Laterne ohne Licht an die Thüre des Hauſes, worin eine Leiche iſt, zu hängen pflegt, iſt nur eine andere Form deſſelben Symbols.

Oben (S. 319) war eine dreifache Form des ſtellvertretenden Opfertodes aufgezählt worden, das Verbrennen, das Ertränken und das Stürzen von Felſen und Erhängen, anſpielend auf die Bluttaufe in Form einer Feuer-, Waſſer- oder Lufttaufe. Nachdem nun das Hängen der zum Opfer Erleſenen S. 343 ff. in einigen Beiſpielen erwieſen, und das Herabſtürzen von hohen Orten zu ähnlichem Zwecke S. 319. Anm. außer Zweifel geſetzt wurde, gehen wir zu den dem Waſſertod Geweihten über.

S. 325 Anm. wurde der Name „Kinderbiſchof" nach der Daumer'ſchen Theorie dadurch erklärt, daß man die zu Opfernden, ſelbſt wenn ſie noch kindlichen Alters waren, zu Geiſtlichen machte und mit geiſtlichen Würden ſchmückte. Nach dieſen Prämiſſen wird auch der Name „Seebiſchof" in Wolfs D. S. Nr. 246, die hier in ihrer Vollſtändigkeit nacherzählt iſt, plötzlich die bisherige Unverſtändlichkeit verlieren:

Im Jahre 1433 wurde in der baltiſchen See ein Waſſermann gefangen, der in Allem einem Biſchof glich. Er trug eine Biſchofsmütze auf dem Haupte und einen Biſchofsſtab in der Hand, hatte auch ein Kleid wie ein Meßgewand an. Der König von Polen behielt ihn etliche Tage bei ſich, als er aber ſah, daß der Waſſermann wegen großer Betrübniß nicht lange leben würde, ließ er ihn wieder in die See ſetzen. Den Biſchöfen bewies er ſonderlich viel Ehre, ließ ſich auch von ihnen anrühren, ſprach aber nicht. Als der König von Polen ihn in einen Thurm ſetzen und dort bewahren laſſen wollte, ſetzte er ſich dagegen, und bat die Biſchöfe durch Mienen und Zeichen, daß man ihn wieder in ſein Element gehen laſſe. Er wurde alsdann von zwei Biſchöfen bis an die See geführt. Als er das Waſſer ſah, bezeugte er große Freude und ſprang ſchnell hinein. Darauf machte er ein Kreuz, beugte ſein Haupt und tauchte unter, kam auch nie wieder zum Vorſchein.

Ein Waſſermann, der ſich bekreuzigt, iſt unſtreitig ein guter Chriſt, ſein Reſpect gegen die Biſchöfe verräth, daß er in ihnen ſeine Obern erkannte, d. h. daß er ein Mönch war; endlich ſeine Weigerung gegen den Willen des Polenkönigs, der ihn dem Leben erhalten und ihn als einen religiöſen Schwärmer in den Thurm ſperren laſſen wollte, beweiſt, daß er die von der Geiſtlichkeit ihm zugedachte Ehre eines ſtellvertretenden Sühnopfers — nämlich um die Stadt vor Waſſersnoth zu ſchützen, ihn dem Stromgeiſt darzubringen — vollkommen begriff, und daher ſich von ſeinem heroiſchen Entſchluſſe nicht abbringen laſſen wollte. In geiſtliche Kleider ſteckte man das Opfer deshalb, weil ihm dadurch eine größere Heiligkeit und erhöhte Sühnkraft verliehen wurde. Daß der Erzähler der Sage vom Seebiſchof ſie ſelber nicht verſtanden habe, ſchließe ich aus ſeiner im Anhang S. 601 gegebenen Hinweiſung auf Nr. 511 ſeiner Niederl. Sagen, wo „der Nix auch ſchon chriſtlich iſt, weil ſeine Frau gern zur Meſſe gehen möchte, aber durch ein geſtrandetes Schiff, das ihre Hausthüre ſperrt, daran verhindert iſt."

Der Umſtand, daß einige Waſſergeiſter als von kleiner Geſtalt, wie die Kobolde und Berggeiſter, beſchrieben werden (Sommer, Thür. Sag. I. Nr. 34), auch daß ſie ſich wohlthätig, hülfreich, arbeitthuend zeigen*), indem ſie Nachts in die nächſten Wohnungen des Thales kommen, oft die Küchengeſchäfte, das Brodbacken ꝛc. beſorgen, ſo daß Hausfrau und Mägde, vom Schlafe aufſtehend, alles Nöthige gethan finden; ferner, daß dieſe Geiſter die Heerden und das Werk des Landmanns gedeihen machen (Gottſchalk D. S. p. 254 ff.), alles dieſes veranlaßt D. zu der Annahme, daß dieſer gutartige Charakter einiger Waſſergeiſter auf die, Andern zu Gute kommenden, wohlthätigen Folgen eines ſtellvertretenden Opfertodes ſchließen laſſe. Die Seelen der Ertränkten ſind jene Waſſergeiſter. Ihre Gutartigkeit ſpreche ſich in dem ihnen vom Volke gegebenen Namen „Gütchen", Gütel aus *). Daß man Kinder zu verſenken pflegte, bezeuge der Name „piscina puerorum" im Chronicon Marienthalense des Heinrich Meibomius (III, p. 272). Daß man Jungfrauen zu verſenken pflegte, laſſe ſich aus Bechſteins Thüringer

---

*) In einem Hofe der Gemeinde Leffinge bei Oſtende ging Alles nach Wunſch und Willen, ſo daß derſelbe bald einer der reichſten in der Umgegend war. Man ſchrieb dies dem Nix Flerus zu, der ſich dort aufhielt. Erkrankte ein Pferd, ſo nahm er Roſſesgeſtalt an, und ließ ſich willig einſpannen, und that dreimal ſo viel als jedes andere Pferd. Nie weigerte er ſich eines Dienſtes, ſelbſt wenn die Mägde vorausſahen, daß ihnen nicht Zeit genug bleiben würde, den Hof zu ſcheuern, wie es ſich gebührte, kam Flerus auf ihren Ruf, holte Waſſer herbei und brachte es ihnen zu. Der einzige Lohn, den er dafür begehrte, war ſüße Milch. Von ihm behielt der Hof den Namen Flerushof. (Wolf N. S. Nr. 216.)

---

*) „An der Nordoſtſeite von Halle zwiſchen dem Geiſt- und Steinthor liegt der Gütchenteich. Aus dieſem kommen die in Halle geboren werden. Zu ihm kam einſt bei Nacht eine Gräfin in ſchwarzer Kutſche gefahren und verſchwand darin. Die in der Vorſtadt Glaucha gebornen Kinder kommen aus dem Teich am rothen Thor hinter dem Waiſenhausgarten; auch hier ſoll eine Gräfin in ſchwarzer Kutſche bei Nacht verſunken ſeyn." (Sommer Thür. S. 1, Nr. 10.) Hier dringt ſich die Frage auf: Glaubte man, daß das Fortbeſtehen der Einwohner der Stadt Halle mit dem Opfertode jener Dame hätte erkauft werden müſſen? oder hat die Vorſtellung, daß die Neugebornen aus Brunnen und Teichen kommen, mit jenem Aberglauben zuſammenwirkend, dieſe Zwitterſage gebildet? In den Anmerkungen (S. 169) fügt Sommer erläuternd hinzu, daß das Volk „Jütchenteich" ausſprechend, gegenwärtig glaube, der Teich habe von einem daſelbſt ertrunkenen Juden den Namen. Aber das den Säuglingen gefährliche Geſpenſt „Jütel" hat ſchon Grimm (S. 449) als „Gütel" gedeutet. „Gutelos" nannte man zwar die Bergmännchen (Lavater de spectris p. 92.); im zweiten Theil des Götheſchen Fauſt heißen die Gnomen „den frommen Gütchen nah verwandt," aber auch die Elben (die guten Holden, the good people) heißen Gütchen.

Sommer deutet jedoch die ertrunkene Gräfin auf die Terra mater, die, nach Tacitus, in einem See verſchwand; auf die mütterliche Holle im Hollenteiche in Heſſen, aus dem die Kinder kommen. Demnach wurzelt die Vorſtellung, daß verwünſchte Prinzeſſinnen ſich in Teichen und Brunnen baden, im Heidenthum. Die Elben ſind perſonificirte Elementarkräfte (und keine geopferten Kinder, Jungfrauen ꝛc.), nach pantheiſtiſcher Anſchauungsweiſe, daß die menſchliche Seele nur ein Theil der allgemeinen Naturkraft iſt, die bei der Geburt im Menſchen zum Selbſtbewußtſeyn kommt, beim Tode in das, die ganze Natur durchdringende allgemeine Leben ſich wieder auflöſt.

Sagenſchatz IV. S. 147 ff. ſchließen; daß, ſie als Opfer bekränzt, unter Geſang und Tanz verſenkt worden, laſſe ſich aus der noch jetzt üblichen ruſſiſchen Sitte ſchließen, am Pfingſttag, der ehemaligen Opferzeit, unter Geſang Kränze ins Waſſer zu werfen; und die Schilderung der weiblichen Flußgeiſter (Russalky's) als ſchöne Jungfrauen mit grünem bekränzten Haar; endlich berechtige auch der häufig vorkommende Name „Nonnenſee", und die Vorſtellung, daß die Waſſerjungfern als weißgeſchleierte Nonnen erſcheinen (Grimm Myth. S. 464), zu der Annahme, daß Nonnen in Seen verſenkt worden ſeyen; wobei in Berückſichtigung ihres geiſtlichen Standes der Zweck ihrer Tödtung zumeiſt in die Augen ſpringen muß. Daß an Feſttagen (urſpr. wohl der heidniſchen Gottheiten, bei Herübernahme des Gebrauchs in das Chriſtenthum hingegen an Heiligentagen und hohen Kirchenfeſten) die Opferungen Statt gefunden haben müſſen, was alſo die Betheiligung des Cultus an dieſen Gräueln ganz außer Zweifel ſtellt, dieß erhellt aus dem Volksglauben, daß die Saale Walburgis und Johannis ein Opfer fordere, daher das Volk an dieſem Tage den Fluß meidet (Grimm Myth. S. 462). Am Johannistage fordern die Nixe der Elbe, Unſtrut und Elſter ihre Opfer, darum gehen viele Schiffer zu Johannis nicht aufs Waſſer (Sommer, Thür. Sag. I. S. 39).

Bei dem Dorfe Hecklingen ſieht man auf einem Hügel die Ruinen der Burg Lichteneck. Dort oben wohnte einſt eine fromme Ritterswittwe, die nahe dabei eine Kapelle an der Stelle bauen ließ, wo vor Alters ein heidniſcher Tempel geſtanden. Bei Legung der Grundmauern entdeckten die Arbeiter viele römiſche Silbermünzen und Gefäße. Auf Befehl der Wittwe wurden dieſelben zuſammengeſchmolzen und eine ſilberne Glocke daraus gegoſſen, welche in der Kapelle aufgehängt wurde, aber nur in der Chriſtnacht geläutet werden durfte. Während eines Krieges näherten ſich die Feinde auch Lichteneck, da wurde von deren Bewohnern die Glocke in den Schloßbrunnen verſenkt, damit ſie nicht geraubt werden möchte. Aber der Feind zerſtörte die Burg und verſchüttete den Brunnen. Seitdem hört man noch jetzt in jeder Chriſtnacht die Glocke aus der Tiefe herauf klingen (Schnezler Bad. Sagb. I. S. 314).

Bei dem Dorfe Oſterholz iſt ein ſtehendes Waſſer, der Münchenſee genannt. Vor Zeiten hat hier ein Kloſter geſtanden, welches untergegangen iſt, worauf nun der See entſtand. Den Grund davon weiß man nicht. In jeder Neujahrsnacht hört man aber tief unten im See Glockengeläute und Chorgeſang, und oben auf dem Waſſer ſieht man ein helles Flämmchen (Temme, Sagen d. Altmark Nr. 65).

Eine Kapelle bei Neukirchen in der Windingharde ward von Seeräubern geplündert und die Glocke mitgenommen. Ihr Fahrzeug lag bei Hornburg an einem Arm der Widau. Dorthin mußten ſie ihren Raub bringen. Es war aber die Nacht auf Oſtern, und wie ſie gegen Hornburg kamen, graute der Tag. Da der Kapellan in Neukirchen das Feſt nicht mehr einläuten konnte, ſo betete er es ein, und ſo inbrünſtig, daß die Glocke den Händen der Räuber entfiel, und als ſie ſie ins Schiff bringen wollten, verſank. Noch klingt jeden Oſtermorgen ihr Geläute aus der Tiefe herauf (Müllenhof, Schlesw. Sag. S. 118).

Bei dem Dorfe Dönges in Heſſen liegt der Haut-See, der an einem gewiſſen Tag im Jahre ganz blutroth wird. Davon gibt es folgende Sage: Einmal war im Dorfe Dönges Kirmes, und dazu kamen auch zwei unbekannte, aber ſchöne Jungfrauen, die mit den Bauerburſchen tanzten, aber Nachts zwölf Uhr verſchwunden waren, während doch Kirmes Tag und Nacht fortdauert. Am andern Tag waren ſie wieder da. Ein Burſche, dem es lieb geweſen, wenn ſie immer geblieben wären, nahm einer von ihnen während des Tanzes die Handſchuhe weg. Als ſie um Mitternacht wieder fort wollten und die Handſchuhe vergeblich ſuchten, liefen ſie Beide in größter Angſt fort, als es während des Suchens zwölf Uhr ſchlug, gerade nach dem See und ſtürzten ſich hinein. Am andern Tag war der See blutroth und wird es an ſelbigem Tag noch jedes Jahr (Grimm D. S. Nr. 58).

Vermuthlich waren die beiden Jungfrauen, die Niemand kannte, alſo keine Berückſichtigung erwarten konnten, nachdem ſie ſich unter die Feſtgäſte gemiſcht hatten, ergriffen, und gewaltſam der Gottheit als Opfer dargebracht worden. Das Kirmesfeſt war in der Heidenzeit ein Erntefeſt, an welchem, den Göttern zu Ehren, Kreistänze (unter einer Linde, vgl. Kloſter VII, S. 596) aufgeführt, und zur Erzielung künftiger guter Ernten Menſchen geopfert wurden (Kloſter IX. S. 249); daß die Flußgötter nicht leer ausgegangen ſeyn werden, läßt ſich wohl denken, weil die Feuchte Urheberin aller Fruchtbarkeit iſt *). In chriſtlicher Zeit mochte man die alte Sitte nicht ſo bald abgeſchafft haben. Die hier erwähnte Sage ſcheint auch nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt ſich erhalten zu haben, denn die zu opfernden Jungfrauen erſcheinen ſchon als früher Geopferte, d. h. als die Geiſter derſelben, denn nach Geiſterart kommen ſie in Verlegenheit, wenn man eines ihrer Kleidungsſtücke (hier die Handſchuhe) ihnen entwendet. Aber die blutrothe Farbe des Fluſſes gibt zu erkennen, daß die Jungfrauen erſt jetzt geopfert wurden, vielleicht verſenkte man erſt ihre Leichname, nachdem von dem aus ihrer Todeswunde gefloſſenen Blute in den Fluß geſprengt worden war? Dieſe Sage ſcheint jedenfalls aus mehrern andern zuſammengeſetzt, den ſpätern Generationen überliefert worden zu ſeyn.

---

*) Ich erinnere hier an die Brunnen und Teiche, deren Steigen oder Fallen, Verſiegen, die Fruchtbarkeit des nächſten Jahres anzeigt.

Zu Laibach kam am erſten Sonntag im Julius 1547 nach alter Sitte auf dem alten Markt beim Brunnen, der durch eine dabei ſtehende Linde beſchattet war, die ganze Nachbarſchaft zuſammen, um nach einem gemeinſchaftlichen Mahle daſelbſt einen Tanz zu beginnen. Nach einer Weile trat ein ſchöner Jüngling herzu, um Theil zu nehmen. Er bot jedem Anweſenden freundlich die Hand, die aber eiskalt war und bei der Berührung Jedem ein Grauen erregte. Hernach zog er ein wohlaufgeſchmücktes, ſchöngebildetes, aber freches Mägdlein, leichtfertigen Wandels, die Urſula Schäferin, zum Tanze auf, die ſich in ſeine Weiſe zu fügen wußte. Nachdem ſie eine Zeit lang mit einander wild getanzt, ſchweiften ſie vom Platze, der den Reigen zu umſchränken pflegte, immer weiter aus, von jenem Lindenbaum nach dem Sitticherhofe zu, daran vorbei bis zum Fluſſe, welcher der Stadt den Namen gab, wo er in Gegenwart vieler Schiffsleute mit ihr hineinſprang, und Beide vor Aller Augen verſchwanden. Der Lindenbaum ſtand bis ins Jahr 1638, wo er Alters halber umgehauen werden mußte (Grimm D. S. Nr. 51).

Muthmaßlich wurde das dem Tode beſtimmte Opfer in einem Kreistanze um die Linde des Ortes (unter welcher auch die Gerichtsſitzungen gehalten zu werden pflegten, ſ. w. u.) zuvor herumgeführt. Die chriſtliche Uebertünchung der urſprünglichen Sage ſchildert das Opfer als eine leichtfertige Dirne, die ihre Tanzluſt mit dem Leben büßen mußte, indem der ſtrafende Dämon ſie in ſein Gebiet abholte. Ueberhaupt dachte man in ſpäterer Zeit: ſeitdem der Flußgeiſt kein Opfer mehr freiwillig erhält, hole er es ſich ſelber ab. Wenn Jemand in der Donau dem Ertrinken nahe iſt, und es war in demſelben Jahr noch kein Unglücksfall vorgekommen, ſo eilen die umſtehenden Schiffer dem Ertrinkenden nicht zu Hilfe. Sie entſchuldigen ihre Gleichgültigkeit mit dem Spruch: „Die Donau will ihren Jodel haben!“ In der vorhergehenden Erzählung iſt an die Stelle des Johannistags der nächſtfolgende Sonntag getreten, wir werden aus den folgenden Sagen aber, wie aus den S. 362 mitgetheilten, erſehen, daß zu verſchiedenen Zeiten des Jahres dieſelbe Opferceremonie ſich an andern Orten wiederholte.

In Meißen hat es ſich zugetragen, daß etliche Bäckerknechte am Pfingſtfeſt unter der Predigt hinausgegangen ſind und oberhalb der Ziegelſcheune in der Elbe badeten. Einer unter ihnen, der ſich auf ſeine Fertigkeit im Schwimmen viel einbildete, hat zu ſeinen Gefährten geſagt, für einen Thaler wolle er, ohne auszuruhen, dreimal nach einander dieß Waſſer hin und her beſchwimmen. Sie willigten ein, weil es ihnen unglaublich vorkam. Nachdem der Verwegene es zweimal vollbracht, und nun zum dritten Male nach dem Siebeneichenſchloß überſchwimmen wollte, ſprang ein großer Lachs*) vor ihm in die Höhe und ſchlug ihn mit ſich ins Waſſer hinab, daß er ertrinken mußte. Man hat ſeine Leiche noch ſelbigen Tages oberhalb der Brücke gefunden. Am ganzen Leibe waren Stellen, von Blut unterlaufen, zu ſehen, und man konnte leicht die Narben erkennen, die ihm der Nix gemacht (Grimm D. S. Nr. 54).

Dießmal wird der Waſſertod als Folge des Schwimmens unter der Predigt dargeſtellt. Da aber die Bewohner Meißens ehemals ſlawiſche Wenden waren, und wie oben angedeutet worden, die Ruſſen noch jetzt ihren Stromgeiſtern am Pfingſtfeſt Kränze — die ehemals den Schmuck der zu Opfernden bildeten — in die Flut werfen, ſo läßt ſich die altheidniſche Quelle nicht gut verläugnen. Um Pfingſten und Johannis, wo die trockene Jahreszeit eintritt, kündigte ſich natürlich das Bedürfniß an, die Waſſergeiſter durch Opferungen günſtig zu ſtimmen. Gregor von Tours (de gloria confess. c. 2.) bekennt, daß noch zu ſeiner Zeit die Landleute den Waſſergeiſtern Speiſen und andere Opfergaben, je nach Verhältniß ihres Vermögens in die Flut warfen *).

---

*) Dieſer Fiſch iſt im nordiſchen Mythus die Maske Loki's, des Todbringers, des Vaters der Todtengöttin Hel. Die Irlander haben für Lachs und Tod Ein Wort.

Die Stadt, welche einſt im Blumenthal geſtanden, iſt in dem dortigen See untergegangen, daher mag auch der große gelbe Koffer, der ganz mit Eiſen beſchlagen iſt, hinein gekommen ſeyn. Man ſieht nämlich zuweilen einen ſolchen dort auf dem Waſſer, aber wenn die Fiſcherknechte ihn mit Stricken herausziehen wollten, waren die Stricke plötzlich wie abgeſchnitten und der Koffer wieder an der alten Stelle. Ueberdieß iſt das Herausziehen ſehr gefährlich, denn Mancher iſt ſchon dadurch ertrunken. Es muß aber etwas Wunderſchönes darin ſeyn, denn am zweiten Adventstag hört man den ganzen Tag über eine herrliche Muſik, wie von Pauken und Trompeten, auch Geſang, und dieß Alles kommt aus dem Koffer (Kuhn, M. S. Nr. 174).

Bekanntlich hatten ſchon die alten Römer, wie noch jetzt die Katholiken, das Schließen von Ehen in dieſer Jahreszeit vermieden, weil man während der langen Nächte die Dämone der Finſterniß, die Tod bringenden Gewalten am mächtigſten glaubte. In dieſer Jahreszeit auch den Waſſergöttern Sühnopfer darzubringen, wie man noch jetzt am Allerſeelentag die Geiſter der Verſtorbenen mit Seelenbroden abſpeiſt, war in einer Naturreligion von ſelbſt geboten. Der Koffer, welcher

---

*) Mons erat in Gaballitano territorio cognomento Helanus, lacum habens magnum. Ad quem certo tempore multitudo rusticorum, quasi (er möchte gern die Chriſten von einem beſtimmten Vorwurfe heidniſcher Denkungsart verſchonen) libamina lacui illi exhibens, formas casei ac cerae vel panis, unusquisque juxta vires suas. Veniebant autem cum plaustris potum cibumque deferentes, mactantes animalia et per triduum epulantes.

am Blumenthaler See am Adventstag ſich auf den Wellen zeigt, iſt vielleicht eine Anſpielung auf das Behältniß, in welchem man die Opfer — welche durch Schwimmen ſich hätten retten können — der Flut übergab. Die Muſik und der Geſang, welche ſich bei ſeiner Erſcheinung vernehmen laſſen, erinnern an die harmoniſche Begleitung der Opfertänze.

In Tettau's und Temme's Oſtpreuß. Sagen Nr. 255 wird über dieſen ſchwimmenden Kaſten Auskunft ertheilt, aber eine ſolche, wie man ſie von der chriſtlich färbenden Deutungsweiſe der ſpätern Zeit erwarten muß:

> In der Nähe von Ehrbardorf, unfern der weſtpreußiſchen Grenze, befindet ſich ein kreisrunder See, der *Pfaffenſee* genannt. Einſt ſtand hier das Dorf Fitko, deſſen alte Urkunden noch, als mit Ehrbardorf gränzend, erwähnen. Die Bewohner verſäumten nie die Kirche. Einſt hatten ſie ſich zum *Johannisfeſt* ſo zahlreich verſammelt, daß das Gotteshaus die Erſchienenen nicht alle zu faſſen vermochte und viele vor den Thüren bleiben mußten. Da verſank, als eben der Prieſter den Segen geſprochen, die Kirche mit allen Anweſenden; an ihrer Stelle entſtand der See. *An jedem Johannistage um die Mittagsſtunde hört man noch deutlich aus der Tiefe Glockenklang, und auf der Mitte des Sees ſieht man den Kaſten ſchwimmen, in welchem die —.heiligen Geräthe aufbewahrt ſind.*

Ebendaſelbſt Nr. 254 lieſt man eine parallele Sage, die das Verſenken der Glocken auf eine natürlichere Art zu erklären bemüht iſt.

In der Nähe von Schönlanke befindet ſich ein zirkelrunder See, der *Loosſee* genannt. Die Entſtehung ſeines Namens wird folgendermaßen berichtet: Zur Zeit des Heidenthums ward auf der Stelle, wo jetzt der See iſt, von frommen Mönchen ein Kloſter erbaut. Die Umwohner, Wenden, ſtaunten über die Erhabenheit des Gebäudes und fühlten ſich angezogen durch das helle Glockengeläute; bald kamen Viele herbei und hörten andächtig die Worte des Friedens, welche ihnen von den frommen Vätern verkündigt wurden. Darüber ergrimmten die heidniſchen Prieſter, welche ſahen, wie ihre Gewalt über die Gemüther immer mehr abnahm, und der oberſte Prieſter verſammelte eines Tages die Bewohner der Umgegend, erzählte, wie ihm in der Nacht ſämmtliche Götter erſchienen wären, gebietend, das Kreuz zu vernichten, und verkündete allen denen, welche noch ferner des Umgangs mit den fremden, den angeſtammten Göttern feindlichen Männern pflegen würden, Verderben. Liſtig wußte er deren Bekehrungsverſuche mit einer alten Prophezeihung, nach welcher die Wenden einſt von den Wilzen unterjocht werden ſollten, in Verbindung zu ſetzen. So glückte es ihm, das Volk zu entflammen; ſelbſt die bereits zum Chriſtenthum Bekehrten fielen wieder ab. Alle verſchworen ſich zur Zerſtörung des Kloſters und der Ermordung ſeiner Bewohner. Am folgenden Morgen, einem Johannistag, ſollte das zur Mette Läuten der Kloſterglocke die Looſung geben. Von allen Seiten wollte man mit Feuerbränden hervorſtürzen. Und alſo geſchahs. Als aber das Kloſter in Flammen ſtand und die Mönche in ihrem Blute lagen, da zog ein furchtbares Gewitter am Himmel empor, und Blitze entzündeten den Boden, ſo daß keiner der Mörder mehr zu entkommen vermochte. Mit den Trümmern des Kloſters ſanken ſie in die Tiefe hinab. Der See, welcher an der Stelle entſtand, ward zur Erinnerung an die Glocken, welche man noch jetzt am Johannistage in der Tiefe läuten hört, und die das Looſungszeichen gegeben, der Loosſee genannt.

Dieſe Etymologie iſt unwahr, wie das ganze Mährchen. Der Loosſee ſpielt auf das Looſen des Opfers an, das in den See am Johannistage — wo der See ſein Opfer fordert, nicht zur Erinnerung an den Täufer, ſondern weil man bei nun eintretender Dürre der heißen Jahrszeit die Geiſter der Feuchte günſtig ſtimmen wollte — verſenkt werden ſollte. Daß die Sage Mönche in denſelben hineinwerfen läßt, beſtätigt in Verbindung mit der vorhergehenden Erzählung vom Pfaffenſee, daß man geiſtliche Perſonen (vgl. S. 358) zum Opfer ausſuchte. Als Parallele füge ich hier folgende Sage bei:

Nicht weit von der Stadt Bergen, auf der Inſel Rügen, liegt ein See, der ungefähr eine Viertelmeile groß iſt und der Nonnenſee genannt wird. Den Namen hat er daher erhalten, daß vor Zeiten auf ſeiner Stelle ein Nonnenkloſter geſtanden haben ſoll, welches allda verſunken, und woraus der See entſtanden iſt. Am Pfingſttage*) kann man tief unten die Glocken des Kloſters noch läuten hören. Auch ſoll es Nachts an ſeinen Ufern nicht geheuer ſeyn, denn man ſagt, daß der See alle Jahre ſein Opfer haben müſſe (Temme, Volksſag. von Rügen Nr. 171).

Auch in Baden gibt es einen Nonnenſee, welcher mit dem geſpenſtiſchen Mummelſee**) verwechſelt wird (Schnezler Bad. Sagb. II, S. 131), und in der Altmark nördlich von Lehnin einen Kloſterſee, der auch zu Zeiten ein Opfer fordert (Kuhn M. S. Nr. 79).

Auf dem Kloſterſee hält der Kahn nie geraden Strich, ſondern ſchwankt ſtets hin und her, ſo daß die Fiſcher ungern ſich dorthin begeben. Zuweilen zeigt ſich auch Mittags auf demſelben ein Hut, der mit einer Kette am Grunde des Sees befeſtigt iſt, und ſobald er erſcheint, muß immer einer im See ertrinken. Auch hat es noch die eigenthümliche Bewandtniß damit, daß wer ihn einmal erblickt hat, ſich unwiderſtehlich gedrungen fühlt, ihn herauszuziehen, aber noch Keiner, der es verſuchte, iſt mit dem Leben davon gekommen. So war auch einſt ein Fiſcher im Orte, der hieß Lietzmann, der ſah, als er ſeine Netze warf, den Hut; ſogleich riß es ihn fort, ihn herauszuziehen, aber die Kette war gar zu ſchwer, ſo daß er ſich lange vergeblich abmühte; endlich ward er unmuthig und begann zu fluchen, da erhob ſich ſogleich ein Unwetter, der Kahn ſchlug um und der Fiſcher ertrank*).

---

*) Man erinnere ſich hier des S. 365 Geſagten, weil auch die Inſel Rügen, wo ehedem der Cultus des Gottes Swantewit blühte, den Wenden gehörte.

**) Mummel = Geſpenſt.

Mit dem Mummelſee wird auch der „wilde See“ verwechſelt, welcher in der Nähe von Allerheiligen liegt (Schnezler a. a. O.).

Als man im Dorfe St. Georgen im Schwarzwald zur erſten lutheriſchen Predigt die alte Glocke zog, welche Suſanne hieß, fiel dieſelbe gleich aus dem Kirchthurm, und eine Strecke weit den Berg hinab. Man lud ſie nun auf einen Wagen, woran zehn Ochſen geſpannt waren, und wollte ſie wieder hinaufführen, allein der Wagen war nicht von der Stelle zu bringen, worüber die Bauern ſo böſe wurden, daß ſie riefen:

„Suſanne!
In unſerer Kirche mußt du hangen,
Es ſey Gott lieb oder leid!“

Kaum war dieß geſagt, ſo rollte der Wagen mit Glocke, Ochſen und Fuhrleuten in den unten liegenden Weiher, wo Alles verſank. Noch jetzt hört man darin zu den heiligen Zeiten die Glocken läuten, die Ochſen brüllen und die Fuhrleute mit den Peitſchen knallen (Schnezler bad. Sagb. I. S. 445).

---

*) Mit dem Hut hat es folgende Bewandtniß. Es verurſachen die Ausdünſtungen des Sees häufig Nebel und Ungewitter. So ſoll den 21. Juni 1756 aus einem bloßen Wölkchen, das, wie die Anwohner des Mummelſees erzählen, in der Größe eines runden Hutes aus demſelben emporſtieg, ſich aber allmählig immer weiter ausdehnte, eines der entſetzlichſten Hagelwetter entſtanden ſeyn, das acht Stunden im Umkreiſe die Gegend verwüſtete. (Schnezler a. a. O.) Daß, wenn Unwetter heranzieht, die Schiffer verunglücken, iſt ein ganz natürliches Ereigniß. Da aber die meiſten Stürme in der Adventszeit wüthen, ſo läßt ſich errathen, warum auch am zweiten Adventstag der Stromgeiſt ein Opfer heiſcht (ſ. S. 367.) Ferner erinnere ich daran, daß der h. Hubert, deſſen Tag der 3. November, urſprünglich Hutbert hieß, wie Wuotan, der wilde Jäger, der im Sturmwinde über die Stoppeln dahin ſauſt, Hötr, d. i. der Hutige hieß, denn die Wolken ſind ſein Hut; und eben dieſem Gott, der im IX. Band des Kloſters S. 92. auch als Nicker und Stromgeiſt beſchrieben iſt, ertrankte der Cultus Menſchen.

Bei Kuhn (M. S. Nr. 156) lieſt man Aehnliches:

Tief auf dem Grunde des heiligen Sees liegen Glocken, die vor alter Zeit untergeſunken ſind, zuweilen kommen ſie zum Vorſchein, namentlich ſieht man ſie dann mitten im See auf einer Untiefe, wo ſie ſich Mittags im Strahl der Sonne wärmen (!). Einige Leute haben ſie auch ſchon ſprechen (!) hören, und zwar am Johannistag, als ſie aus dem See herauskamen und die eine Glocke zur andern ſagte:

Anne Suſanne*)
Wiſte mett to Lanne? (Willſt du mit aufs Land?)

worauf die andere antwortete: „Nimmermeh!“ (Niemals). Dann ſanken ſie, nachdem ſie noch einmal angeſchlagen, wieder in die Tiefe.

Warum heißt dieſer See: „der heilige See?“ Darauf antwortet die vorhergehende Sage (Nr. 155):

Bei dem Dorfe Heiligenſee liegt dicht an der Havel ein kleiner See, welcher dem Dorfe ſeinen Namen gegeben hat. Man erzählt ſich: hier habe vor Zeiten ein Schloß geſtanden, in dem eine Prinzeſſin gewohnt, die ſey verwünſcht worden und das Schloß in den See geſunken. Beckmann ſagt in ſeiner Beſchreibung der Mark Brandenburg I. S. 1092, daß er alle hundert Jahre mit einem ſilbernen Heiligen eingeweiht und das Waſſer dann weit und breit abgeholt worden.

„Der ſilberne Heilige,“ bemerkt Daumer, dieſe Stelle commentirend, „hatte wohl die Stelle eines früherhin verſenkten Menſchen zu vertreten. Und wenn man zu einem ſolchen Menſchenopfer, wie der Analogie nach anzunehmen, nur alle hundert Jahre ſchritt, ſo iſt wohl auch dieß noch nicht als erſte urſprünglichſte Satzung und Sitte, ſondern als die bereits eingetretene Milderung und Minderung eines noch grauſamern, häufiger und in kürzern Perioden Menſchen opfernden Gebrauches zu betrachten, denn der Abſtand dieſer hundertjährigen Periode von der gewöhnlich vorkommenden alljährlichen iſt zu groß" *).

---

*) Die Glocken werden bekanntlich bei ihrer Taufe ſtets nach Heiligen benannt.

Weniger kann ich, nachdem, wie in der Anmerkung auf S. 370* der Hut auf der Oberfläche des Sees gedeutet worden, mit Daumers Erklärung, der in ſo vielen Sagen ſich wiederholenden „Glockenverſenkung" einverſtanden ſeyn. Offenbar iſt, wie der Stürme anzeigende Hut, nämlich die Nebelkappe auf der Waſſerfläche, auch die Glocke ein Symbol für dieſelbe Naturerſcheinung, ihr Tönen der heranbrauſende Sturm. Daß ſie gerade am Pfingſt- und Johannistag ſich hörbar macht, iſt Erfindung der Sage, weil ſie das an dieſen Tagen gebrachte Opfer, das doch nur die Beſtimmung hatte, Unwetter in demſelben Jahre abzuwenden, als Mittel gegen den Hut empfiehlt; denn der Hut (die Glocke) verkündet Sturm, heiſcht alſo Menſchenleben.

Daumer hingegen läßt ſich durch eine in Gottſchalks Volksmährchen der Deutſchen S. 48 ff. angeführte Sage, welche wie folgt lautet:

„Dicht an Moringen findet man in einem Garten einen Teich, den Opferteich genannt. In frühen Zeiten wurde in ſeiner Nähe auf dem Gerichtsplatze unter großen Eichen Gericht gehalten, und die Tradition ſagt, daß er von den Opfern, die nach geſchloſſenem Gericht gebracht wären, wobei man ſich ſeines Waſſers bediente, den Namen erhalten habe. Von ihm erzählt man, daß es jährlich im der Weihnacht von 12 bis 1 Uhr in ſeiner Tiefe läute. Die Mönche eines benachbarten Tempelherrenkloſters, wovon noch Ueberbleibſel da ſind, hatten nämlich eine neue Glocke gießen und in dem noch ſtehenden Kirchthurm aufhängen laſſen. Sie vergaßen aber, ſie, der Gewohnheit gemäß, vor dem Gebrauch zum Gottesdienſte einzuſegnen und zu taufen. Nun wollten ſie ſie zum erſten Male in der Chriſtmeſſe gebrauchen. Aber kaum war ſie in Schwung geſetzt und hatte einige Male getönt, als ſie durch eine wunderbare Kraft losgeriſſen wurde, zum Schallloche des Thurmes hinaus über das Kloſter hinflog und in den Opferteich fiel. In jeder Weihnacht aber hebt ſie ſich in die Höhe, läutet und ſinkt dann wieder unter; —“

---

*) Dazwiſchen liegt noch die ſiebenzigjährige, vgl. S. [illegible] Anm.

zu folgenden Schlüſſen verleiten: „Name, Sage, Volksglaube und geſchichtliche Umſtände bilden hier in ihrer Verbindung eine Totalität von Erinnerungen und Notizen, aus der die Thatſachen eines an dem bezeichneten Orte und an dem erwähnten feſtlichen Zeitpunkt üblich geweſenen Menſchenopferdienſtes und einer gewaltſamen Beendigung deſſelben — wobei es hauptſächlich auf Entfernung der dabei in Anwendung kommenden Glocke ankam — mit hinlänglicher Beſtimmtheit zu erkennen ſind. Beim Klange jener Glocke wurden in der Weihnacht Menſchen in den Teich verſenkt, der deshalb der Opferteich hieß; in dieſen Teich ſtürzte man die Glocke ſelbſt, die, als eine Glocke des Todes, ſelbſt noch den Fiſchen darin gefährlich iſt.“

Falſch! Nicht die Glocke iſt Schuld daran, daß die Fiſche darin nicht fortkommen, ſondern die nahen Torfgründe, die auch das Waſſer ſchwärzen. Auf dem Torfmoor ſpielt ja auch der Name des dem See benachbarten Moringen an. In der Weihnacht, wo gewöhnlich heftige Stürme wehen, weil ſonſt ſich nicht die Saat von dem in dieſer Nacht umziehenden wilden Jäger hätte bilden können, welcher doch nur der perſonifizirte Wind iſt, ſo wie Frau Holle die Windsbraut (vgl. Kloſter IX. S. 59 u. 533), — in der Weihnacht alſo taucht die Nebelkappe in Geſtalt der Glocke aus dem Grunde des Teiches auf, und fordert diejenigen als Opfer, die noch auf demſelben herumſchwimmen; oder auch: ſie fordert das gewohnte Opfer, welches dem Teich in dieſer Nacht, wo, wie in der Johannisnacht das Jahr ſich theilt, zu dem Behufe dargebracht wurde, damit der Geiſt der Tiefe für die nächſtfolgende Zeit abgefunden, keine andern Menſchen fordere. Faßt man die Glocke als eine Nebelkappe oder Wolkenmütze auf, ſo erſcheint ſie zwar öfter als in der Johannis- und Chriſtnacht, die Sage gedenkt ihrer aber nur um dieſe Zeit, weil ſie die Veranlaſſung der um dieſe Zeit gebrachten Opfer iſt. Die Glocke befindet ſich in der Regel, d. h. bei windſtillem, freundlichem Wetter, auf dem Grunde des Teichs, und zeigt ſich nur als Vorbotin von Stürmen an der Oberfläche. Freilich, wenn man, wie Daumer, die heidniſche Abſtammung der chriſtlichen Menſchenopfer läugnet, ſo muß wohl „beim Klang der Glocke“ der Menſch in den Teich verſenkt worden ſeyn, allein die Geſchichte lehrt es in vielfachen Beiſpielen, namentlich aus dem ſcandinaviſchen Norden, daß ſchon die Heiden den Stromgeiſtern Menſchen opferten.

Weiter argumentirt Hr. Daumer:

„In der Weihnacht erhebt ſich die Glocke, um das nach altem Brauche zu dieſer Zeit zu bringende Opfer zu fordern; denn dieſe Glocken, bei deren Klang man Menſchen in Gewäſſer verſenkte, wurden dem Volke zu einer Art von lebendigen Weſen, die ihnend ſolche Opfer heiſchten, und die man am Ende, wie zur Vergeltung, in dieſelben Gewäſſer warf. Dieß reformatoriſche Thun ſchrieb mythiſirende Ueberlieferung dem Teufel zu, und ſo geht oder ging im Volke an vielen Orten die Rede von Kirchenglocken, die der Teufel aus ihren Thürmen geriſſen und in benachbarte Tiefen geſchleudert, die auch zu beſtimmten Zeiten, namentlich zu Weihnacht um Mitternacht zu tönen pflegen.“ Als Stützpunkte für dieſe Hypotheſe werden daſelbſt angeführt:

1) Die (von Lyſer Abendl. Tauſ. u. Eine Nacht V, S. 41 ff. erzählte) Sage von der Glocke, die das Kind holt, welches nicht zur Kirche will.

2) Eine Stelle im Wierus (de praestig. daemonum I. p. 54.) welche lautet: audiri dicunt earum sonum nocturna hora duodecima in nativitatis Christi solennibus vel etiam singulis quatuor anni temporibus, quae vocant, et eum commori, qui audierit.

3) Bei Mögeldorf, einem Dorfe bei Nürnberg, befindet ſich ein tiefer Waſſerſchlund, der Glockenſee genannt. Da hinein, erzählt eine Tradition, wurden im Jahr 1448 die alten Glocken des Dorfes verſenkt. Eine Gräfin Pohlheim ließ den Grund dieſes Schlundes durch holländiſche Taucher unterſuchen, und dieſe fanden in der Tiefe die Glocken nebſt Menſchengerippen und andere Gegenſtände.

Daraus wird geſchloſſen: „Gewiß war auch dieß ein alter Opferpfuhl, und jene Glocken wurden hineingeſtürzt, als man dem daſelbſt getriebenen Opfercult ein Ende machen wollte. Zwar hört man, die Glocken ſeyen deßhalb verſenkt worden, weil man ſie vor Feinden in Sicherheit bringen wollte, wenn aber alles Beigebrachte vergleichend im Auge behalten wird, ſo können dieſe Angaben nur Zuſätze ſpäterer, des wahren Grundes jener Handlungen ſich nicht mehr bewußter Zeiten ſeyn."

Hierauf läßt ſich aber widerlegend entgegnen:

ad 1): Weil das Kind auf die zum Gottesdienſt rufende Glocke nicht achtete, d. h. nicht gern in die Kirche ging, ſo drohte man ihm, die Glocke werde ihm bald zu Grabe läuten, ein Ausdruck, der auch Sterben überhaupt bezeichnen kann.

ad 2): In der Chriſtnacht dachte man ſich das wilde Heer losgelaſſen, man las in Wien eine Wolfsmeſſe, weil in dieſer Nacht die Wölfe am gefährlichſten ſeyn ſollen; auch in den andern drei Jahresabſchnitten, in der verrufenen Walpurgisnacht, Johannisnacht und Allerſeelennacht glaubte man die Höllengeiſter mächtiger, als ſonſt; daher die ſchon aus der Druidenzeit herſtammenden Nothfeuer in dieſen Nächten (ſ. S. 66), deren Rauch die Dämonen verſcheuchen ſollte. In dieſen Nächten glaubte man die Berge, in welchen Geiſter Schätze bewahren, geöffnet; in dieſen Nächten öffnete ſich Hellſehern der Blick in die Zukunft. Wer im nächſten Jahr ſterben ſollte, konnte an gewiſſen Zeichen es abnehmen (Kloſter VII, S. 61. 667. 765 Anm.) Da man nun bei der Glocke zuerſt an ein Grabgeläute denkt, ſo wäre es möglich, daß nicht blos Geſichtstäuſchungen, ſondern auch Gehörtäuſchungen zuweilen Statt fanden und Perſonen von erhöhtem Ahnungsvermögen hier träumend hörten, wie ſonſt auf dieſem Wege eine Todtenvorſchau in den Formen des Sichſelbſtſehens, der Doppelgängerſchaft ꝛc. denkbar iſt. Daß der Teufel Glocken in die Tiefe ſchleudert, kann nur vom Einſchlagen des Blitzes zu verſtehen ſeyn, den man ſonſt dem Teufel zuſchrieb, und darum bei Gewittern, aus demſelben Grunde, wie bei Begräbniſſen, die Glocken läutete, um — die Dämonen zu vertreiben, des Teufels Macht zu brechen (worüber ich weiter unten ausführlicher mich verbreiten werde).

ad 3): Daß man die Glocken verſenkte, um ſie vor dem Feinde in Sicherheit zu bringen, geſteht die Sage ſelbſt, welcher aber dießmal Hr. Daumer nicht glauben mag, weil ſeine Hypotheſe dadurch eine Stütze einbüßt. Er beruft ſich auf die aufgefundenen Menſchengerippe; dieſe beweiſen nur, daß zuweilen auch in dieſem See Menſchen ertranken oder ertränkt wurden. Sie ſtehen aber in keiner Verbindung zu den Glocken; denn es iſt begreiflich, daß man beim Auffiſchen der Glocken auch Menſchengerippe „und andere Gegenſtände", wie Hr. Daumer ſelbſt hinzuſetzt, aufgefunden habe. Da dieſe andern Gegenſtände für ſeinen Zweck keine Ausbeute geben, ſo hält er uns triumphirend blos die Menſchengerippe entgegen.

Daß das Glockengeläute in der Chriſtnacht zu den in Form von Gehörstäuſchungen *) ſich äuſſernden Todesahnungen gezählt werden müſſe, und mit dem Verſenken von Menſchen in Flüſſe durchaus in keinem

---

*) Ein Beiſpiel dieſer Art iſt im VII. Bande des „Kloſters" S. 763. angeführt. Ein Bauer legte ſich in der Chriſtnacht in ſeinen Stall, um ſeine Thiere reden zu hören, weil der Volksglaube in dieſer Nacht die Gabe der Sprache und Weiſſagung verleihe. Da hörte er, wie um Mitternacht das eine Pferd zum andern ſagte: „Dieſes Jahr machen wir noch mit unſerm Bauer los!" Der Schreck warf ihn aufs Krankenbett, und die Pferde waren keine falſche Propheten geweſen, denn ſie fuhren ihn bald auf den Kirchhof.

nothwendigen Zuſammenhang ſtehe, bezeugt folgendes Mährchen:

Zwei Meilen von Jemappes im Walde, wo die Ruinen der ehemaligen Abtei Villars liegen, verſenkten einſt Ungläubige die Glocken, die ſie aus der Kirche der Abtei geraubt, aber am weitern Verſchleppen durch das ſchwere Gewicht verhindert wurden, in die Erde. Jegliches Jahr hört man nun in der Chriſtnacht dieſe Glocken noch läuten, aber Keiner kann ſie finden; denn wenn man ſich ihnen nähern will, dann entfernt ſich der Ton immer weiter, bis er plötzlich verhallt (Wolf N. S. Nr. 532).

Die Glocken waren längſt verſchwunden; wer nun in dieſer Gegend dennoch in der Chriſtnacht läuten zu hören glaubte, vermuthete ſie hier in der Erde vergraben. Vielleicht ſtammt daher das einen Träumer bezeichnende Sprüchwort: Er hat läuten gehört und weiß nicht wo?

Wäre Daumers Anſicht, daß die verſenkten Glocken zu dem Menſchenopfer in Beziehung ſtanden, die richtige, ſo würde man bei der Deutung der hier folgenden Sage (Tettau und Temme, Oſtpreuß. Nr. 271) in einige Verlegenheit gerathen. In der Nähe von Beresdorf nämlich iſt ein See, aus deſſen Tiefe man zuweilen Orgeltöne vernimmt; dieß kommt daher, weil, als die Kirche an dem letztern Orte gebaut wurde, an dieſer Stelle die Orgel bei der Hinfahrt plötzlich verſunken war, und ſo der See entſtand. So lange nun der Geſang in der Kirche währt, ſo lange laſſen ſich die Orgeltöne vernehmen.

Daß hier nur eine Gehörstäuſchung die Sage erzeugt haben könne, iſt klar. Gibt man dieſes zu, ſo ſind auch die vielen von ſelbſt läutenden Sterbeglocken als Todesboten genügend erklärt.

In Villila befindet ſich eine Wunderglocke, dieſelbe hat 10 Klafter in der Weite, und läutet jedesmal von ſelbſt, ſo oft ein Todesfall hoher Fürſten oder ein anderes Unglück ſich zutragen ſoll. Anfangs geht ſie langſam, hernach ſchlägt ſie mit Macht, eine Weile um die andere, ſowohl bei Tag als bei Nacht. Dieſes ſoll geſchehen ſeyn, als Kaiſer Karl V, Philipp II, und deſſen Gemahlin Anna geſtorben, auch als Don Sebaſtian, König von Portugal die unglückliche Reiſe nach Afrika vorgenommen.

Zu Barcelona läutet jederzeit, wenn Spanien ein großes Unglück bevorſteht, eine Glocke von ſelbſt, und ihr Klöppel ſoll ſich mit großer Geſchwindigkeit herumdrehen.

Im Jacobinerkloſter zu Salerno hängt eine große Glocke, die läutet allemal, wenn bald einer von den Mönchen des Kloſters ſterben ſoll.

Auch in Erasmi Franciſci „hölliſchem Proteus“ (S. 1035, 1036, 1039) werden einige hieher gehörende Beiſpiele aufgezählt und mit der Bemerkung geſchloſſen, daß dieſes Läuten oft nicht von den Kranken und Sterbenden, ſondern von Andern gehört wird — alſo ein „zweites Gehör“ als Gegenſtück zum „zweiten Geſicht“ — ſomit iſt das Vernehmen der Todtenglocke von demjenigen, deſſen Tod ſie anzeigt, wie ich oben andeutete, gleich dem Sichſelbſtſehen, eine Folge des erhöhten Ahnungsvermögens, und etwa dem Klopfen an dem Hausthor deſſen, der ſterben ſoll, gleichzuſtellen; eine Form der Todesvorzeichen, die noch häufiger angetroffen wird, und wofür ich mich auf die Anführung eines einzigen hier beſchränke:

Ulrich II. von Rechberg wurde im Jahr 1496 vergeblich von ſeiner Gemahlin, Anna von Wenningen, von ferner Fahrt erwartet. Früher hatte er ſeinen Hund von Zeit zu Zeit mit Briefen geſchickt; jetzt blieb auch dieſer aus. Endlich, als ſie einmal brünſtig in der Burgkapelle für ihren fernen Gatten betete, hörte ſie im Beten ein lautes Pochen, ſo daß ſie unmuthig ausrief: „Ich wollte, Du müßteſt ewig klopfen!“ Als ſie das Thor öffnete, ſtand der Hund davor, aber ohne Brief. Sein Herr war todt, und bald brachte man ſeine Leiche. Die Frau unterlag dem Kummer; auf dem Sterbelager hörte ſie ein Pochen bis ihr Auge ſich ſchloß. Seitdem hört man jedesmal, wenn einer aus der nun in den Grafenſtand erhobenen Familie der Rechberge ſterben ſoll, einige Zeit vorher ein lautes Geklopfe in den alten Hallen des Schloſſes. (Schwab Wanderungen durch Schwaben S. 102.)

Oben hatte ich die, auf der Oberfläche von Seen und Teichen auf kurze Zeit zum Vorſchein kommenden Glocken als Sturm vorzeigende Nebelkappen *), ihr Tönen als ein im Geiſte des Hörenden vernommenes Ahnen des ſich nähernden Windsgebrauſes gedeutet. Da nun der Wirbelwind Sauzagel heißt (Grimm, Myth. S. 599), ſo wären die vielen Sagen von Sauglocken, deren ich hier einige beiſetze, obſchon jeder ein anderer Urſprung angedichtet iſt, doch nur verſchiedene Variationen eines und deſſelben Grundgedankens.

Eine der drei Glocken zu Blankenſee, welche die Jahreszahlen 1408, 1412, 1517 tragen, iſt im ſogenannten Sande, einem Stück Landes unweit des Dorfes gefunden worden, und zwar hat ſie dort eine Sau aus dem Boden herausgewühlt, darum ſummt ſie noch bis auf den heutigen Tag:

Sau fand
Jenen Sand.

(Kuhn M. S. Nr. 105.)

Eine Meile von Uckermünde bei dem Gute Vogelſang liegt eine Wieſe, auf der ehemals ein Dorf geſtanden ha-

---

*) Im „Kindermährchen“ Nr. 71. wird eines Mannes gedacht, der durch ſchiefes oder gerades Setzen ſeines Hutes den Wind lenken kann? Eirik, ein Schwedenkönig, hieß Windhut (vedr-hattr). Ein althochdeutſcher Eigenname Windhelm (Trad. fuld. II. 1167.) findet ſich auch in der Edda (vindhialmr).

den ſoll. Vor langen Jahren hütete hier ein Hirt ſeine Schweine. Als er ſah, daß ein Schwein immer an einer und derſelben Stelle die Erde aufwühlte, ging er hin, und ſah nun den Knopf einer Glocke aus der Erde hervorragen. Er rief mehrere Leute, welche eine große Glocke aus der Erde herausgruben. Die Stadt Uckermünde machte nun Anſprüche an die Glocke, und die Bürger kamen mit einem mit acht Pferden beſpannten Wagen, um ſie zur Stadt zu holen. Allein ſo ſehr ſie ſich auch abmühten, die acht Pferde konnten die Glocke nicht aus der Stelle ziehen. Während ſie ſich noch damit quälten, kam des Weges ein Bauer mit einem Wagen, vor dem zwei Ochſen geſpannt waren. Dieſe zogen die Glocke ganz leicht nach Lullow. Dort wurde ſie im Kirchthurm aufgehangen. Wenn ſie läutet, kann man deutlich hören:

Su borg — Damgorden!

Dadurch ſoll ſie das Auswühlen der Sau und den Namen des verſunkenen Dorfes, dem ſie zugehört hat, bezeichnen. (Temme Pommerſche Volksſ. Nr. 268.)

In Görzdorf, eine Meile von Conitz, bemerkte einſt der Dorfhirt, daß eine Sau der Heerde ungewöhnlich tief in den Boden wühlte, und daß ſich unter der Erde etwas Schimmerndes zeige. Als er herzu trat, ſah er eine große Glocke, die von dem Schwein beinahe ſchon ganz herausgewühlt war. Man grub ſie vollends aus, hing ſie in dem Dorfe auf, und bediente ſich ihrer, um die Stunden der Arbeit kund zu thun. Aber ihr Ton war ſo unmelodiſch, daß Niemand ihn hören mochte, denn er klang:

Song wöllt us (Sau wühlt aus).

Als die Gemeinde ſich nun berieth, wie man der Glocke einen beſſern Klang verleihen könne, da trat ein Fremder in ihre Mitte und hieß ſie an der Stelle, wo die Glocke gefunden, eine Kirche bauen und ſie in derſelben anbringen. Alſo geſchah es, und von Stund' an hatte die Glocke einen reinen Klang. (Tettau und Temme Oſtpr. Nr. 240.)

Bei Befolgung der Daumer'ſchen Theorie, daß das Tönen verſenkter Glocken, insbeſondere an kirchlichen Feſttagen, an das zu Grabe Läuten eines ehemals dem

Waſſergeiſt geopferten Menſchen erinnern ſoll, würde die folgende Sage jeder Deutung trotzen:

Nicht weit vom Dorfe Retzin, anderthalb Meilen von Pencun, findet man einen langen Berg, und unterhalb deſſelben einen See, der Leichenſee genannt. Er liegt gerade in der Mitte von den Stellen, auf denen früher zwei Burgen ſich erhoben, und wo noch jetzt die Dörfer Lökenitz und Ramin ſind. Die beiden Burgen gehörten einem Raubritter, Hanns von Ramin. Der durch den See fließende Randowfluß war damals noch ſchiffbar; es trug ſich daher häufig zu, daß Schiffe durch den See kamen. Dieſen paßte nun der Ritter mit ſeinem Raubgefolge von beiden Burgen aus auf, und er hatte eine ſinnreiche Vorrichtung gemacht, wie er ſie fangen könnte. Er hatte nämlich quer über den See zwei Ketten ziehen laſſen, die ungefähr fünfzig Schritte von einander entfernt lagen, und zwei Zoll über dem Waſſer ſtramm angezogen waren. Wenn er nun ein Schiff von weitem ankommen ſah, dann verſteckte er ſich mit ſeinen Leuten in dem Rohr und Schilf am Ufer des Sees, und ließ die vordere Kette ſchlaff, ſo daß ſie unter das Waſſer ging. So wie aber das Schiff darüber weg war, zog er ſie wieder ſtraff an, und wie nun das Schiff zwiſchen den beiden Ketten feſt ſaß und nicht ein noch aus konnte, fiel er mit ſeinem Raubgeſindel darüber her, erſchlug die Mannſchaft, und nahm alles Gut für ſich. Die Leichen wurden in den See geworfen, nach der Seite des langen Berges hin. Oft traf es ſich, daß die Räuber auf dem Schiffe eine größere Mannſchaft fanden, als ſie erwartet hatten; dann läuteten ſie eilig eine große Glocke, die ſie zu dieſem Zwecke am Ufer aufgehangen hatten, worauf ihnen von den beiden Burgen Hülfe kam. Dieſe Glocke iſt nach dem Tode des Ritters in den See geſtürzt. Darin iſt ſie noch, und am Johannistage kann man ſie des Mittags um zwölf Uhr darin läuten hören. (Temme Pommerſche Volksſ. Nr. 160.)

Bei Grimm (Myth. S. 1095) lieſt man: „Oft wurde für nöthig erachtet, in den Grund, auf welchem ein Gebäude errichtet werden ſollte, lebendige Thiere, ſelbſt Menſchen einzumauern, gleichſam ein der Erde gebrachtes Opfer, weil ſie die Laſt auf ſich duldet. Durch dieſen grauſamen Brauch wähnte man unerſchütterliche Haltbarkeit des Gebäudes zu erreichen.“ Da der zu dieſem Zwecke gebrachten Thieropfer ſchon im IX. Bd. des „Kloſters“ S. 361. 368. gedacht worden iſt, ſo ſoll auf den nächſtfolgenden Seiten nur von eingemauerten Menſchen die Rede ſeyn.

Auf dem alten Schloß Henneberg iſt eine Blende in der Mauer zu ſehen, davon erzählen alte Leute, daß ein Maurer bei Aufbauung des Schloſſes ſeinen Sohn verkauft habe, damit, wenn das Kind in jene Vertiefung lebendig eingemauert werde, die Burg fortan unüberwindlich bleibe. Und der grauſame Vater hat das Kind ſelbſt eingemauert. Dieſes aß eine Dreierſemmel, und rief weinend, als der letzte Stein aufgelegt wurde: „Vater! Vater, wie wird es ſo finſter!“ Und wie das Kind alſo rief, da ſchnitt die Stimme dem Manne durchs Herz, wie ein Meſſer, und er ſtürzte von der Leiter herab und brach den Hals. (Bechſtein fränk. Sagſch. S. 294.)

Auf der Burg Liebenſtein wurde, um ſie feſt zu machen ein Kind eingemauert, das eine Mutter um ſchnödes Geld hergab. Beim Einmauern ſoll es gerufen haben: „Mutter ich ſehe dich noch“, dann ſpäter: „Mutter, ich ſehe dich noch ein wenig!“ und als der letzte Stein eingefügt wurde: „Mutter ich ſehe dich nun nicht mehr!“ (Bechſteins thür. Sagſch. IV. S. 157.)

Um Kopenhagen ſollte ein Wall aufgeführt werden, ſo oft man ihn begann, ſank er wieder ein, da nahmen ſie ein unſchuldiges Mädchen, ſetzten es an einen Tiſch auf einem Stuhl, gaben ihm Spielzeug und Eßwaaren; während es nun vergnügt ſpielte und aß, bauten zwölf Meiſter eine Wölbung über ihm, und warfen unter Muſik und klingendem Spiel einen Wall auf, der ſeit der

Zeit unverrückt geſtanden hat. (Thiele Dän. Volksſ. I. Nr. 3.)

Scutari ſoll auf folgende Weiſe erbaut worden ſeyn. Drei Jahre bauten dreihundert Meiſter vergeblich an dem Grund der Feſte, was ſie bei Tage aufgemauert hatten, riß die Willi (ein Nachtgeſpenſt, den Elfen ähnlich) bei Nacht wieder ein. Endlich verkündeten ſie den Königen: nur dann werde der Bau halten, wenn man zwei *leibliche, gleichnamige Geſchwiſter* in den Grund lege. Nirgends waren ſie aufzufinden, da verlangte die Willi: von den drei Ehefrauen der Könige *ſolle die, welche nächſten Tages den Meiſtern das Eſſen hinaustragen werde*, in den Grund gemauert werden. Als des jüngſten Königs Gattin, ohne von dieſem Rathſchluß zu ahnen, das Eſſen hinausbrachte, warfen die dreihundert Meiſter Steine um ſie her, und fingen an ſie einzumauern. Auf ihr Flehen ließen ſie eine kleine Oeffnung, an der ſie noch lange Zeit ihren Säugling ſtillte, den man ihr täglich vorhielt (Vuk ſerb. Sag. II. 5.)

Als die Slawen an der Donau die erſte Stadt anlegen wollten, ſandten die Häupter des Volkes nach altheidniſcher Sitte, vor Sonnenaufgang Männer aus, welche *den erſten ihnen begegnenden Knaben* in den *Grund des Baues* legen ſollten. (Popow ſlaw. Myth. S. 25.)

Der Chroniſt Nennius (Cap. 38.) erzählt vom Britenkönig Vortigern: Um der Rache der Sachſen auszuweichen, ging er mit ſeinen Getreuen in die Wildniſſe des Berges Snowdon in Wales, und wollte ein feſtes Schloß bauen. Drei Nächte hintereinander fiel jedesmal das Werk wieder ein. Die Druiden (magi) erklärten, er müſſe einen Knaben ſuchen, der keinen Vater habe, und mit ſeinem Blute den Bau beſprützen, dann würde er zuſammenhalten. Der dazu gewählte Knabe war der ſpäter ſo bekannt gewordene Zauberer Merlin, den die Sage ohne Zuthun eines Mannes von einer Nonne mit des Teufels Beiſtand erzeugt ſeyn läßt. Auch die alten Bremer glaubten, ihre Feſtungswerke durch das Einmauern eines unſchuldigen Kindes unüberwindlich zu machen, wie denn auch beim Abbruch des Brückenthors vor einigen Jahren wirklich die Ueberreſte eines Kindes zum Vorſchein gekommen ſind. (Wagenfeld Bremer Volksſ. II. Nr. 14.)

In dieſen Beiſpielen ſind Heidenthum und Chriſtenthum vertreten. Nun ſollte man aber meinen, daß in unſern Tagen dieſer furchtbare Aberglaube nicht mehr aufzufinden ſey. Dagegen aber zeugen zwei Fälle aus unſerm Jahrhundert. Ein Waſſerbau-Inſpektor an der Elbe erzählt aus ſeiner Praxis: Im Jahre 1813 ſey beim Eisgang ein Deich gebrochen, deſſen Wiederherſtellung unſägliche Mühe gemacht; da ſey zu ihm ein alter Mann getreten und habe geſagt: „Den Deich bekommen Sie nicht anders in Ordnung, Sie müſſen ein unſchuldiges Kind mit darin vergraben!“ (Daumer a. a. O. I. S. 143). Ein noch neueres Beiſpiel führt Grimm (S. 1095) an: „Bei dem neuen Brückenbau zu Halle, der 1843 vollführt wurde, wähnte noch das Volk, man bedürfe eines Kindes zum Einmauern in den Grund.“

Grimm führt noch aus Tommaſeo's Canti populari III, p. 178 einen hieher gehörenden Fall an, in welchem dieſer Gräuel deutlich genug als ein chriſtlicher bezeichnet iſt: „Zu Arta mauerten tauſend Maurer an einer Brücke, was ſie den Tag aufführten, ſtürzte Abends ein. Da erſcholl vom Himmel die Stimme des Erzengels (Michael?): „Wenn ihr nicht einen Menſchen eingrabt, paßt die Mauer nicht, aber keinen Waiſen noch Fremden ſollt ihr eingraben, ſondern des Baumeiſters Ehefrau.“ Als die Frau zu den Maurern kam, gab der Meiſter vor, ſein Ring ſey ihm in den Grund gefallen, da erbot ſich die Frau, ihn hervorzuholen, und ſchnell begannen ſie ſie einzumauern. Sterbend ſprach ſie ihren Fluch aus über die Brücke, daß ſie zittern ſolle, wie ein Blumenſtengel."

Billigte nun die Kirche dieſen Gräuel, was ſchon aus der Sage hervorgeht, daß man bei der Gründung des Straßburger Münſters, alſo eines Gotteshauſes! ſogar ein doppeltes Menſchenleben zur Feſtigung des Baues gefordert, nämlich zwei Brüder vergraben hatte (Günther Sagb. d. deutſch. Volkes I. S. 33 ff.), ſo darf man, bei dem höhern Werth, der auf die Opferung einer geiſtlichen Perſon gelegt wurde, unbedenklich den Schluß ziehen, daß Lokalitäten, wo Mönche oder Nonnen ſpuken, ſolche Befeſtigungsbürgſchaften erhalten hatten, indem man die Seele des Gemordeten in ihnen umgehend glaubte.

Daß zur Abwehr einer Landesnoth am liebſten geiſtliche Individuen gewählt wurden, habe ich ſchon öfter erwähnt, finde mich aber hier veranlaßt, noch einmal darauf zurückzukommen, um dieß auch am folgenden Beiſpiel nachzuweiſen. Wenn in Köln große Dürre iſt, ſetzt man den Reliquienkaſten des heil. Biſchofs Severin aus dem Hochalter in die Mitte der Kirche und hält eine Andacht zu dem Heiligen, um durch ſeine Fürſprache bei Gott von der Plage befreit zu werden. Das Herausſetzen des Kaſtens ſelber muß durch Geiſtliche geſchehen. Einer von denſelben ſtarb ſonſt immer binnen Jahresfriſt, und das hatte ſich ſo oft bewährt, daß bei dem letzten Male kein Geiſtlicher ſich dazu verſtehen wollte (Wolf, D. S. Nr. 99). Vermuthlich verfuhr man mit ihm, wie in heidniſcher Zeit mit den Sclaven, die den Wagen der Göttin Hertha im heiligen Teiche gewaſchen hatten, die dadurch ſelber einen ſolchen Grad der Heiligkeit erlangten, daß man ſie in dem heiligen See ertränkte, um ihnen jede Gelegenheit abzuſchneiden, ſich durch den Verkehr mit Laien wieder zu entheiligen.

Inſofern Pilgrime gewiſſermaßen auch als geiſtliche Perſonen betrachtet wurden, ſo wird folgende hier zu gebende geſchichtliche Notiz aus dieſem Geſichtspunkte ebenfalls ihr Verſtändniß erhalten: Zu der Muttergottes von Scharfenhügel in Belgien wallfahrteten jährlich eine Menge von Pilgrimen. Unter andern kam auch eine Proceſſion dahin, die eine Todtenlade mit ſich führte, denn Einer aus ihrer Mitte ſtarb jedesmal unterwegs. Den ſargten ſie ein und trugen die Leiche mit nach Hauſe, ſie da zu beerdigen. Dieſe Proceſſion hatte nie ihren Gang nach Scharfenhügel gemacht, ohne daß ſie nicht einen ihrer Pilgrime verloren hätte (Wolf, D. S. Nr. 104). Daraus dürfte man zu ſchließen berechtigt ſeyn, daß hier die an Kinderopfern ſich erfreuende Maria „vom Ablaß" (Kloſter IX. S. 874. 882 ff.) gemeint ſey.

Wie aber in Griechenland der — wie wir aus der Geſchichte Iphigeniens wiſſen — Menſchenopfer heiſchende Cultus der Artemis (die Diana Aricia der Latiner) in Sparta ſich damit begnügte, daß die Jünglinge an ihrem Altare ſich blutig geißelten; wie die frühern Schlächtereien der Gefangenen und Sclaven am Grabhügel eines Fürſten, ſpäterhin bei den Leichenſpielen die mildere Geſtalt der Gladiatorenkämpfe annahmen, wo das aus den Wunden ſtrömende Blut den Schatten des Hingeſchiedenen ebenſo ſühnte, als in der barbariſchern Vorzeit die vollſtändige Hingabe des Lebens *), ebenſo glaubte auch die chriſtliche Kirche: durch

---

*) Das von Moſe erlaſſene Verbot: Ihr ſollt kein Mal um eines Todten willen am Leibe machen (3. Moſ. 19, 27) nimmt auf dieſe Sitte Bezug.

Marterungen könne man nicht nur die eigenen Sünden — wie die zur Zeit einer großen Peſt in Italien erſtandenen Geißlergeſellſchaften beweiſen — ſondern auch ſtellvertretend die Sünden eines Verſtorbenen abbüßen und ihm aus dem Fegfeuer helfen. Dabei nahm man freilich an, daß eine geiſtliche Perſon hierzu am eheſten berufen ſey. Ein Beiſpiel dieſer Art führt Hormayr in ſeinem hiſt. Tſchb. (1843, S. 239 ff.) von einer Clariſſernonne in München an, die durch ihre Verdienſte zur Erlöſung eines Biſchofs von Freiſing beigetragen hatte.

Ueber den Zuſtand der Seele nach dem Tode ſtellt die Kirche bekanntlich eine doppelte Lehre auf; nach der einen wartet die Seele bis zum jüngſten Tage in einer Art von unbewußtem Zuſtande im Scheol, welcher dem Hades der Hellenen entſpricht. Der Lohn ihrer Thaten wird ihr erſt kund gethan, wenn Chriſtus kommen ſoll, zu richten die Lebendigen und die Todten. Zu dieſem Gerichte zu erſcheinen, wird ſie in einem verklärten Leibe auferſtehen. Dabei beruft man ſich für die Auferſtehung des Leibes überhaupt auf die Propheten Ezechiel (37, 5.) und Daniel (12, 2.), die dieſes Zoroaſterſche Dogma bei ihrem Aufenthalte in Babylon kennen gelernt haben; daß der Leib ein verklärter (σῶμα πνευματικόν), minder grober als im jetzigen Leben, ſeyn werde, iſt die aus rabbiniſchen Schriften geſchöpfte*) Lehrmeinung des Apoſtels Paulus.

Neben dieſem Dogma macht ſich aber auch ein anderes, auf die Ausſage der Evangeliſten ſich ſtützendes, geltend, nämlich, daß die Seele, unmittelbar nach der Trennung vom Leibe, je nachdem ſie hier gelebt, ins Paradies, oder dahin eingehen werde, wo mitten im Feuerpfuhl dicke Finſterniß und „Zahnklappern und Heulen" ſey.

---

*) Sohar in Genesin Fol. 81. Col. 319: Unſere Rabbinen lehren, daß in der Zukunft des Meſſias der hochgelobte Gott die Gerechten aus der Erde auferwecken wird, und ſie ſollen nicht mehr jene gebrechliche Hülle des Leibes haben wie ehemals. Jalkut Rubeni Fol. 182. Col. 1. Am jüngſten Tage werden die Todten, welche im heiligen Lande begraben liegen (alſo

Die Kirchenväter nahmen — weil aller guten Dinge drei ſind — eine dreifache Hölle an, nämlich den Schooß Abrahams, wo die frommen Patriarchen einſt der Ankunft des Meſſias harrten; jetzt aber, da ſie erlöst ſind, dient dieſer Ort den ohne Taufe verſtorbenen Kindern zum Aufenthalte bis zum jüngſten Tag (**Antonin. Summ. hist. p. I, lib. 8. cap. 1. §. 4.**); das Fegefeuer, woraus man durch Meſſen erlöst werden kann (**Tertullian. de anima c. 58.**); und die unterſte Hölle, in welche alle jene verwieſen werden, die in einer ungebeichteten Sünde den Geiſt aushauchten. Hier freſſen Nattern das Herz und Scorpionen den Bauch, Drachen nagen an den Schultern, Krähen bohren an den Augen (**de la Nuza homil. VI. de extremo judicio §. 16.**). Hier findet man Eis und Schnee mit Feuer und Schwefel vermiſcht (**Cyrill. de recta fide ad Theodos.**). Weder Fenſter noch Rauchfang wird daſelbſt angetroffen, welche doch wünſchenswerth wären, damit die Hölle ihrer peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen ſich entledigen könnte (**Tertull. de anima c. 54**). Dieſes unterirdiſche Reich ſteht unter drei Regenten: Lucifer, dem Fürſten der Hochmüthigen (Jeſ. 14, 13), Mam-

---

nur Iſraeliten!) als neue geiſtigere Weſen auferſtehen, ihr Leib wird ſeyn wie Adams Körper vor dem Fall.

Ebdſ. Fol 163. Col 1. An dem Kleide, welches die Seele nach dem Tode erhält, wird man erkennen, ob der Menſch in dieſem Leben fromm oder laſterhaft gelebt habe.

mon, dem Urheber des Geizes (Matth. 6, 24), und Asmodi, dem Erreger der Unzucht (Tob. 3, 8), denn Stolz, Habſucht und Wolluſt ſind die drei Cardinalſünden. Lucifer geht allen Sündern mit ſeinem Beiſpiel voran, er badet ſich in einem tiefen Brunnen, und der Verfaſſer der Offb. Joh. (9, 3 — 10) ſah, wie ein Dämon den Deckel dieſes Brunnens einen Zoll weit aufdeckte, worauf von dem daraus emporſteigenden Dampfe ſogleich die Luft verfinſtert wurde. Dieſer Brunnen erklärt folgende Sage:

Landgraf Ludwig war ein überaus großer Tyrann. Als er am Tode lag, ſprach er zu ſeinen Freunden: „Wenn ich todt ſeyn werde, dann zieht mir eine Ciſtercienſer-Mönchskutte an, nehmt euch aber in Acht, daß ihr es nicht eher thut.“ Als nun ſeine Seele den Körper verlaſſen, wurde ſie dem Fürſten der Teufel übergeben. Der ſaß über einem tiefen Brunnen, hielt einen Becher in der Hand und begrüßte den Landgrafen mit dieſen Worten: „Willkommen, vielgeliebter Freund! Zeiget ihm doch unſere Keller und Vorrathskammern, dann bringt ihn wieder hierher.“ Da wurde Ludwig an die Orte der Strafe geführt, wo nichts war als Heulen und Zähneknirſchen. Nachdem man ihn zurückgebracht, redete ihn der Höllenfürſt alſo an: „Nun trinke, Freund, aus meinem Becher!“ *). Der Landgraf ſträubte ſich, aber es half ihm nichts, er mußte trinken, und zugleich ſchlugen ihm helle Schwefelflammen aus den Augen und der Naſe. Darnach ſprach der Fürſt der Teufel: „Nun mußt du dir meinen Püß (puteus, Brunnen) einmal beſchauen, deſſen Tiefe bodenlos iſt.“ Da ſtürzte man ihn in den Brunnen und ſchloß den Deckel wieder darauf. Später hat ein Geiſtlicher ihn in dieſem Püß geſehen (Wolf D. S. Nr. 119).

Dieſem Brunnen **) nahe iſt der Feuerofen, worin

---

*) Der bibliſche Becher des göttlichen Zornes. (Offb. Joh. 14, 10.)

**) Dieſer Brunnen iſt auch in der Fabel von Reinhart Fuchs gemeint, wo dieſer in den Brunnen gefallen iſt und den die Sünder wie Metall geſchmolzen werden (Ezech. 22, 22., wie Ahriman in Zoroaſters Schilderung der letzten Dinge). Das Zornbad, 1000 Stadien lang (Offb. Joh. 19, 20.), ſoll durch Pech und Schwefel in ſtetem Kochen unterhalten werden (Jeſ. 34, 9 ff.). Von einer ganz andern Beſchaffenheit ſind die mit Eis und Schneewaſſer angefüllten kalten Bäder, worin die aus dem heißen Strudel kommenden Badegäſte abgekühlt werden. Die Betten, worauf ſie zu liegen kommen, ſind aus Motten gewebt, und die Decke, welche über ſie gebreitet wird, aus Würmern (Jeſ. 14, 11.).

Die Unterwelt der heidniſchen Deutſchen und Scandinavier war aber nicht von Feuer erfüllt, denn die Flammenwelt Muſpelheim iſt ihr entgegengeſetzt. Dieſe Letztere iſt glühend heiß, lichtig; nur Eingeborne (Lichtelfen?) können es in ihr aushalten, daher keine Menſchen in ſie übergehen, wie in das kalte Niflheim, Nebelheim, den Ort der Abgeſchiedenen. Nicht aber iſt es ein Ort der Qual. **Halja**, **Hella**, Unterwelt, hat wohl nur den Begriff des Unſichtbarſeyns (**hal**: hehlen, lat. **celare**) der Todten, nicht aber der Pein. In gewiſſen Gegenden, wie in Weſtphalen, bemerkt Grimm (S. 761), hat „Helle" noch ſeinen alten Sinn behalten, denn dort gibt es noch heute viele gemeine Fahrwege, welche den Namen „Hellweg" führen, was gleichviel mit Heerweg iſt, urſprünglich aber Todtenweg, den breiten Weg, auf dem die Leiche gefahren

---

Wolf in den Eimer ſeckt. Er gibt vor, da unten im Paradieſe zu ſitzen, in welches aber nur zu gelangen ſey, daß man „einen Tuck (Eintauchen) in die Helle" thue. Ich muß hier daran erinnern, daß im Gedicht von Oswald (Haupts Zeitſchr. II. S. 125.) eine verſtorbene Heidin als Wölfin dargeſtellt wird, der die Teufel Schwefel und Pech in den Hals gießen.

wird, bezeichnet. Nicht böſe Menſchen wanderten in das dunkle Reich der Hel hinab, ſondern Alle und Jede, ſelbſt die Trefflichſten, wie das Beiſpiel des Gottes Baldr lehrt. Ausgenommen ſind die zu Odin eingehenden, im Kampf gefallenen Helden; wie nach chriſtlicher Vorſtellung die heil. Märtyrer ebenfalls unmittelbar nach dem Tode in den Himmel kommen. Hingegen perſiſchen Urſprungs iſt die chriſtliche, mittelbar aus dem Judenthum überkommene Vorſtellung von der Hölle, als einem Flammenpfuhl. Dazu gab auch das Wort Gehenna (das rabbiniſche Ge Hinnom, d. h. Thal Hinnoms) Veranlaſſung, welches im Leviticon als die Stätte bezeichnet wird, wo die Kinder dem Moloch verbrannt wurden. Eigentlich aber iſt Gehenna, als Bezeichnung für Hölle, ein indiſches Wort, das in der 94ſten Sloca des 8ten Buches von „Menu's Inſtitutionen“, ferner im „Geſetzbuch der Pandits“ (deutſch v. Raſpe, S. 292) vorkommt, und wie Orcus (v. ἐργω), einen eingeſchloſſenen Ort (ghan: umgeben) bedeutet. Die Brandſtätte Ge Hinnom verwandelte ſich durch das Medium der neuteſtamentlichen Schriftſteller in ein Flammenbad, in eine Pechwelle; noch heute nennen die Neugriechen die Hölle πισσα. Dieſe Pechhölle ging von den Griechen zu den Slawen über, denn im Altſlawiſchen bedeutet peklo Hölle (ungar. pokol), pikulnik, Höllengeiſt.

Wie der Dänenkönig Hadding (ein Präd. Odins) noch bei Lebzeiten der Unterwelt einen Beſuch machte, ſo war es auch einem Frankenkönig vergönnt geweſen, wenigſtens im Traume, ſeine Vorfahren in der Hölle und im Paradieſe zu ſehen.

Als Karl (der Dicke) auf Weihnacht nach der Mette früh Morgens eingeſchlummert war, ſprach eine Stimme zu ihm: „Karl, jetzt ſoll dein Geiſt aus deinem Leibe gehen, das Gericht des Herrn zu ſchauen und dann wieder zurückkehren!“ Alsbald wurde ſein Geiſt entzückt, und der dieß bewirkte, war ein weißes Weſen, welches einen leuchtenden Faden, ähnlich dem fallenden Sterne, hielt, und ſagte: „Faſſe das Ende dieſes Fadens, binde ihn feſt an den Daumen deiner rechten Hand, ich will dich daran führen zu dem Ort der hölliſchen Pein.“ Nach dieſen Worten ſchritt es vor ihm her, indem es den Faden von dem leuchtenden Knäuel abwickelte, und leitete ihn durch tiefe Thäler voll feuriger Brunnen; in dieſen Brunnen war Schwefel, Pech und Blei. Er erblickte darin die Biſchöfe und andere Geiſtliche aus der Zeit ſeiner Ahnen. Karl fragte: „warum ſie alſo leiden müßten?“ „weil wir,“ — ſprachen ſie — „Krieg und Zwietracht unter die Fürſten ſtreuten.“ Während ſie noch redeten, flogen ſchwarze Teufel auf glühenden Haken heran, die ſich ſehr mühten, den Faden, woran ſich der König hielt, zu ihnen zu ziehen; allein ſie vermochten es nicht, ſeiner großen Klarheit wegen, und fuhren davor zurück. Darauf kamen ſie von hinten und wollten Karl mit langen Haken ziehen und fallen machen; allein der, welcher ihn führte (ſein Schutzgeiſt?) warf ihm den Faden doppelt um die Schulter, und hielt ihn mit Macht zurück.

Hierauf beſtiegen ſie hohe Berge, zu deren Füßen glühende Flüſſe lagen. In dieſen fand er die Seelen der Leute ſeines Vaters, ſeiner Brüder und ſeiner Vorfahren, bis zu den Hauptharen, einige bis zum Kinn, andere bis zum Nabel getaucht. Sie ſchrieen ihm entgegen: „Karl, Karl, weil wir Mordthaten begingen, Krieg und Raub, müſſen wir in dieſen Qualen bleiben!“ Und hinter ihm jammerten andere; da wandte er ſich um und ſah an den Ufern des Fluſſes Eiſenöfen, voll Drachen, in denen er andere bekannte Fürſten leiden ſah. Einer der Drachen flog herzu und wollte ihn ſchlingen, aber ſein Führer wand ihm den dritten Schleif des Fadens um die Schulter.

Nächſtdem gelangten ſie in ein ungeheures Thal, welches auf der einen Seite licht, auf der andern dunkel war. In der dunkeln lagen einige Könige, ſeine Vorfahren, in ſchrecklicher Pein, und am Lichte, das der Faden warf, erkannte Karl in einem Faß mit ſiedendem Waſſer ſeinen eigenen Vater, König Ludwig, der ihn kläglich ermahnte und ihm links zwei gleiche Kufen zeigte, die ihm ſelber zubereitet wären, wenn er nicht Buße für ſeine Sünden thun würde. Da erſchrack er heftig, der Führer aber brachte ihn auf die linke Seite des Thales. Da ſah Karl ſeinen Oheim Lothar ſitzen auf einem großen Edelſtein, andere Könige um ihn her, gekrönt und in Wonne; die verkündigten ihm, daß ſein Reich nicht lange mehr dauern werde; aber es ſolle an Ludwig, Lothars Tochterſohn, fallen. Und Karl ſah dieſes Kind, Ludwig, da ſtehen; Lothar, ſein Ahnherr, ſprach: „Hier iſt Ludwig, das unſchuldige Kind, dem übergib jetzt deines Reiches Gewalt durch den Faden, den du in der Hand hältſt." Da wand Karl den Faden vom Daumen und übergab dem Kinde das Reich. Sogleich knäuelte ſich der Faden, glänzend wie ein Sonnenſtrahl, in des Kindes Hand. Hierauf kehrte Karl's Geiſt in den Leib zurück, müde und abgearbeitet (Grimm, D. S. Nr. 461).

Das Fegefeuer wird irrthümlich von den Meiſten für eine Beſſerungsanſtalt gehalten, in welcher, wie in Spanien, nur Bekenner der allein ſelig machenden Religion ſich zuſammenfinden. Allein in einen ſolchen läuternden Feuerſtrom ließen ſchon die alten Perſer, welche am früheſten die Kraft der Fürbitte für die Todten rühmten, und die Rabbinen in ihrem weiß brennenden Feuerſtrom Dinur*), die Seelen ſich von den Schlacken der Sünden reinigen. Auch die Griechen und Lakeiner glaubten daran, denn die Ewigkeit der Höllenſtrafen, welche den Begriff einer beſtimmten Strafzeit aufhebt, kannten ſie nicht, weil ſie den Seelenführer Hermes die Todten nicht nur in das Schattenreich hinab, ſondern nach deren überſtandener Läuterungsperiode wieder ins Elyſium geleiten ließen. Auch ſpielten auf dieſen zwiefachen Zuſtand gewiſſe Darſtellungen in den myſtiſchen Weihen an. Stobäus (Sermo 119) ſagt: „Die Seele empfindet im Tode daſſelbe, was derjenige erfährt, welcher in die großen Myſterien eingeweiht wird. Iſt man an die Grenzen des Todes und der Einweihung angelangt, ſo iſt Alles traurig und ſchrecklich anzuſehen. Iſt aber dieß vorüber, ſo bricht ein wundervolles Licht hervor. Glänzende Ebenen und blumenbeſäete Auen kommen überall zum Vorſchein" (*εἶτα προ τῦ τελȣς αὐτȣ τα δεῖνα παντα, φριχη, και τρομος, και θαμβος ἐκ δὲ τȣτȣ, φῶς τι θαυμάσιον απηντησεν, ἢ τοποι καθαροι και λειμῶνες* etc.). Eine ähnliche Beſchreibung gibt der in die Myſterien der Iſis eingeweihte Apulejus: „Ich beſchritt die Grenzen des Todes, und da ich Proſerpinens Schwelle betreten, wurde ich durch alle Elemente (Waſſer-, Feuer- und Lufttaufe) hindurchgeführt, und kam wieder zurück. Um Mitternacht ſah ich eine ſtrahlende Sonne und alle Götter der Unter- und Oberwelt." (Accessi confinium mortis et calcato Proserpinae limine per omnia vectus elementa remeavi, nocte media vidi solem candido coruscantem lumine Deos inferos et Deos superos).

---

*) In dieſem Feuerſtrom werden die Seelen längere oder kürzere Zeit eingetaucht und von allen irdiſchen Begierden, die ihnen noch anhaften, gereinigt (Sohar in Lev. f. 16.), denn auch der Frömmſte kann ſich nicht der Flecken ſeiner Seele entäußern, daher die Nothwendigkeit dieſer Feuerläuterung, bevor er vor dem Herrn der Welten erſcheinen kann. Dann aber werden ſie durch das Licht, das vom Vater der Barmherzigkeit ausgeht, von ihren Wunden geheilt und in den Waſſern des Paradieſes gebadet, hierauf von Michael, dem Hohepriester im Himmel, auf den Altar geopfert, um mit Gott vereinigt zu werden (ibid. f. 53.)

Die dreifache Reinigungsweiſe der Seelen ſchildert auch Virgil in ſeiner Beſchreibung der jenſeitigen Welt (Aen. 6, 267 — 746). Namentlich hebt er die Nothwendigkeit der Feuerläuterung hervor, denn

Wenn auch das Leben bereits mit erloſchenem Licht ſie verlaſſen,
Dennoch nicht alle Verderbniß weichet den Armen von Grund aus,
Alles verpeſtende Uebel des Leibes, am innerſten hängt noch
Vieles, das lang' anwuchs, und bekleidet in zäher Verbindung.
Drum wird marternde Strafe geübt, und das alte Verderbniß
Abgebüßet durch Pein; denn Einige ſchweben gebreitet
Gegen der Wind' Anhauch, und Andern ſpület der Strudel
Haftende Sünden hinweg, noch Andern brennt ſie die Flamm' aus*).

Weil nun Virgil über die Schickſale der Verſtorbenen ſo gut unterrichtet war, hat ihn auch Dante zum Führer durch Hölle und Fegfeuer erwählt gehabt. Ja noch mehr, ſein Gedicht, in welchem er dieſe Kunde vom Jenſeits gegeben hatte, galt im Mittelalter inſpirirt wie die Bibel, und wurde wie dieſe dazu benutzt, über die Zukunft Aufſchluß zu ertheilen **). Virgil

---

*) Quin et supremo quum lumine vita reliquit,
Non tamen omne malum miseris, nec funditus omnes
Corporeae excedunt pestes; penitusque necesse est
Multa diu concreta modis inolescere miris.
Ergo exercentur poenis, veterumque malorum
Supplicia expendunt. Aliae panduntur inanes
Suspensae ad ventos*); aliis sub gurgite vasto
Infectum eluitur scelus**), aut exuritur igni***).

*) Lufttaufe.
**) Waſſertaufe.
***) Feuertaufe.

) Die bekannten sortes Virgilianae. Man ſchlägt nämlich eine beliebige Seite in der Aeneis auf, und diejenigen Verſe, auf welche man den Finger hinlegt, ſind die das Orakel ertheilenden. Dieſer Methode ſoll ſich König Karl I. von England bedient haben. Er ſchlug zufällig Geſ. IV. V. 615—620 kam in den Ruf eines Zauberers *) und Todtenbeſchwörers **), eine Ehre, welche auch ſeinem Freunde Horaz, und zwar aus gleichen Gründen *), in Paläſtrina zu Theile wurde, wo ihn noch jetzt das Volk für einen Zauberer hält.

Hölle, Fegfeuer und Paradies zeigte man denen, welche nicht bis nach dem Tode warten wollten, ſchon in dieſer Welt. Avallon, das heutige Glaſtonbury, galt für das druidiſche Elyſium, und die Thüringer hatten das Innere des Hörſelberges für die Hölle gehalten, die Italiener und Franzoſen den Aetna für das Fegfeuer (Kloſter VII. S. 668), Andere wieder den Hekla auf Island als die Hölle bezeichnet (vergl. S. 269). Nach einer Tradition ſitzt Arthur im Innern des Aetna, nach einer andern aber weilt er in den Armen der Fee Morgane zu Avallon, d. h. er iſt entweder in der Hölle oder im Paradieſe. In der Provinz Ulſter liegt in einem See die „Inſel der Verdammten", ſo genannt wegen der vielen Geſpenſter, die ſich

---

aus, welche Verſe auf ſein blutiges Ende ganz deutlich anſpielen (Dryden Miscell. vol. VI.)

*) Vielleicht, weil Virgilius an die Zauberruthe (virga) denken läßt? oder weil ſeine Mutter Maja, ſein Großvater Majus hieß, woraus man Magus machte. Dies ſagt uns der Mönch Helinand.

**) Wegen Aen. 6, 264—267:

Götter, ſo viel ihr die Seelen beherrſcht und verſtummende Schatten,
Chaos und Phlegethon, Du, weitſchweigende Orte des Nachtgraun's!
Sey mir Gehörtes zu reden erlaubt, mit eurer Vollmacht
Aufzudecken, was tief Erdreich und Finſterniß einhüllt.

***) Wegen 1. Sat. 8, 40 f.

Ich könnte viel beſonderes noch erzählen,
Wie mit den Geiſtern Sagana geſprochen
Und wie mit zarten weinerlichen Stimmen
Kaum hörbar ihr die Geiſter Antwort gaben.

daſelbſt ſehen laſſen. Man findet hier ein Loch, aus welchem ſtets Klagen und Seufzen gehört wird. Die Irländer ſagen, das ſey des heil. Patricius Fegfeuer. Als er ſie hatte bekehren wollen, betete er zu Gott, daß er ſie doch möchte das Wehklagen derjenigen hören laſſen, die ſich im Fegfeuer befänden, damit ſie dadurch zum Glauben bewogen würden. Von dieſer Stunde an iſt immerwährendes Jammern und Klagen vernommen worden. Sie glauben, daß man durch dieſe Höhle ins Fegfeuer, und gar zur Hölle gelangen könne. In Weſtphalen hat, wenn man dem gelehrten Wittius (Hist. Westphaliae p. 613 sq.) glauben darf, ſogar der, von den andern Ständen ſich vornehm abſondernde, Adel ſein beſonderes Fegfeuer. Ein Schneider hat es entdeckt, und man würde ihm nicht geglaubt haben, wenn er nicht, bevor man es noch wiſſen konnte, daß der Graf von der Lippe und ſein langjähriger Freund, Ritter Buſſo von Aſſenburg, geſtorben ſeyen, ausgeſagt hätte, daß er in der ſchauerlichen Nacht, welche er im Lutterberge zu Boddeken bei Paderborn zugebracht, dieſe beide Herren habe mit Gefolge ankommen ſehen. Daß alle Geſtalten, die der Schneider im Berge antraf, die Seelen verſtorbener weſtphäliſcher Cavaliere waren, hatte er daraus abgemerkt, daß er nur bekannte Geſichter angetroffen, außer den Rittern noch manchen Knappen geſehen, mit dem er ſonſt Kurzweil getrieben.

Meiſter Pankraz entwarf von dem, was er geſehen haben wollte, folgende getreue Schilderung:

> Der Saal im Innern des Berges war ſo groß, ſo weit und ſo hoch, daß der Dom in Paderborn nebſt der Jeſuitenkirche und der Chorkirche und der Abdinghofkirche alle zuſammen darin Raum gehabt hätten, und wenn man auch

jede von ihnen ſich hundertmal ſo groß und ſo hoch dächte. Und in dieſem ganzen Saale war kein einziges leeres Plätzchen, jeder Fleck beſetzt, in jeder Ecke herrſchte lautes Leben. Hier that ſich ein Haufen an reichbeſetzter Tafel gütlich, dort ſpielten Andere mit Karten und Würfeln, wieder Andere unterhielten ſich von ihren frühern Kriegsthaten und Abenteuern. Die Luſtigkeit ging aber nicht von Herzen, denn die Eſſenden verzogen ununterbrochen den Mund, ſowie ſie etwas hineinſteckten, bald nach der rechten, bald nach der linken Seite; den Trinkern ſogar fuhr. wenn ſie den Humpen an die Lippen ſetzten, eine ſchweflichte Flamme hinein, ſo daß der Wein ihnen geſchwefelt zu ſeyn däuchte; ebenſo rieben die Spieler ſich die Hände, wenn ſie den Würfelbecher angerührt hatten. Und daß Alle auf glühenden Stühlen ſaßen, konnte man leicht an dem ewigen plötzlichen Aufſtehen und Hin- und Herrutſchen, an den ſchmerzverbiſſenen Geſichtern ſehen, welche die Singenden und Jubelnden ſchnitten. Gleich zu Anfang fiel dem Schneider ein Mann mit einem frommen Geſichte auf, der nicht weit von ihm an einer Tafel den Ehrenplatz einnahm. Ein Ausruf der Verwunderung wäre beinahe dem Beobachtenden entfahren, als er den ein Jahr vorher verſtorbenen Biſchof, Wilhelm von Paderborn, erkannte. Er ſpeiſte glühenden Braunkohl, den er im Leben ſo gern gegeſſen und verzog dabei ſehr das Geſicht, und erzählte von einer Saujagd, die ehedem ſeine liebſte Kurzweil geweſen, aber bei jedem Worte zuckte der Mund, als wenn. ſowie er Feuer einſchluckte, auch nur Feuer aus ſeinem Munde käme. Neben dem Biſchof ſaßen viele Domherren, Pröbſte und Dechanten. denen es nicht beſſer ging. als ihrem Präſes, und die Alle der Schneider im Leben ſehr gut gekannt hatte. Ueberhaupt bemerkte er. daß, ſowie der geiſtliche Stand an beſondern Tiſchen für ſich allein ſaß, auch die Ritter jedesmal Familienweiſe beiſammen ſaßen. Verwunderlich war es ihm, hier die Weiber und Töchter der Edelleute zu vermiſſen, denn daß dieſe gleich in den Himmel kämen, konnte er ſich nicht überreden.

Nachdem der Schneider dieſes Alles eine Zeitlang angeſehen hatte, erhob ſich nicht weit von ihm an dem Tiſche, an dem die Seelen der edlen Herren ſich mit Tafeln beſchäftigten, arger Zank und Streit. Es war nämlich eine neue Seele angekommen, ein junges glattes Herrchen, mit ſogar halbgelehrtem Geſichte. Dieſes ſah ſich eine Zeitlang forſchend im Gewölbe um, ſchritt dann, als es den Tiſch der Edeln gewahrte, keck darauf zu, meldete ſich als einen Stammesverwandten und wollte von einem leeren Stuhl Beſitz nehmen. Aber ein alter Ritter mit einem dunklen Geſichte wehrte dieſem Vorhaben, des Fremden vollblutige Abſtammung bezweifelnd, weil er einmal feige einem Gottesurtheil ausgewichen. Der junge Herr wollte etwas erwidern, allein Niemand ließ ihn zu Worte kommen. Man ſchleppte ihn zu einer ſchmalen Bank von glühendem Eiſen, auf der die Knappen und Knechte der Familien ſaßen.

Gleich darauf trug ſich wieder etwas Anderes zu, was nicht weniger merkwürdig war. An den Tiſch des Grafen von der Lippe ſprangen in geſchäftiger Eile mehrere Bedienten, ſetzten daran einen großen, mit Lorbeern geſchmückten Seſſel, und verkündeten, daß Graf Simon von der Lippe ſo eben verſtorben ſey und alsbald nahen werde. Mit lauter Freude wurde der Erwartete bald nachher von ſeinen Stammverwandten empfangen. Im Triumphe führten ihn Alle zu ſeinem Ehrenſeſſel. Hier wurden ihm alsbald die herrlichſten Speiſen und Weine aufgetragen. Allein ſo ſehr der edle Graf über dieſen ehrenvollen Empfang ſich freute, ſo ſah der Schneider doch, daß er bei dem Eſſen und Trinken entſetzliche Geſichter ſchnitt, wie es einem ſolchen Helden im Leben ſchlecht würde angeſtanden haben, worüber einige jüngere Herren von der Lippe, die der Sache ſchon länger gewohnt waren, ſich ins Fäuſtchen lachten. Gleich darauf freute ſich Graf Simon noch mehr, denn es kam ein Diener, der ihm etwas ins Ohr ſagte und lange heimlich mit ihm ſprach, dann aber davon lief und ſchnell mit einem großen Seſſel zurückkehrte, den er an die Seite des Grafen ſtellte. Hierüber wurden alle neugierig und wollten wiſſen, was das zu bedeuten habe; Graf Simon berichtete ihnen aber, wie er ſo eben die Nachricht erhalten, ſein edler Kampfgenoſſe, Buſſo von Aſſenburg, ſey in dieſer Nacht zu Braunſchweig Todes verblichen und werde in Kurzem hier eintreffen. Ein ſo würdiger Freund könne hier nur an ſeiner Seite ſitzen. Dieſe Botſchaft verbreitete allgemeine Freude.

Plötzlich wurde die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ein gewaltiges Geräuſch gerichtet, das ſich draußen vor dem Berge erhob. Es war, als wenn über hundert Ritter in ſchweren Rüſtungen mit Lanzen und Schwertern auf wilden Roſſen herangeſprengt kämen. Alles drängte ſich nach der Gegend des Geräuſches hin, auch der Schneider wurde mit fortgeriſſen, und zu ſeinem Glücke. Denn als er jetzt auf einmal den Eingang des Fegfeuers offen ſah, nahm er den Zeitpunkt wahr, in dem ein großer Ritter von vielen Knappen hereingeführt und von dem Grafen Simon von der Lippe mit dem Freudenausrufe: „Mein Buſſo!“ empfangen wurde, und entwichte glücklich, von Niemanden bemerkt, durch die offene Thüre aus dem Berge (Stahl, weſtphäl. Sag. I. S. 53 ff.).

Der Brunnen zu Nürnberg, in welchen Karl der Große ſich verwünſcht haben ſoll, iſt unſtreitig der (S. 390. 393) erwähnte Höllenbrunnen. Indeſſen iſt zuweilen auch der Teufel ſo angenehm einquartiert, wie die Seligen im Paradieſe. Vor Tagesanbruch erblicken Viele von den Bewohnern Meſſina's am Geſtade des Meeres herrliche Gärten voll Roſen und anderm Geblüme, reizende Waldungen und grüne Anhöhen, aber das Volk läßt ſich nicht täuſchen und ſagt: dieß iſt des Teufels Garten, wo hinein er lockt die Menſchen zum ewigen Verderben. Wer über die Camsdörfer Brücke bei Jena am linken Saalufer hinwandert, gelangt zu wunderſam gebildeten Felsmaſſen, in denen mehrfache Höhlen und Schluchten zu ſchauen. Die Bewohner des Dorfes Wöllniz gehen hier nie vorbei, ohne ein Kreuz zu ſchlagen, denn es ſind des Teufels Löcher, ſagen ſie, das iſt aber pure Verläumdung, denn jeder Vorübergehende hört aus dem Innern des Felſens deutlich den Klang von Geigen und Flöten, als würde dort zu einem feſtlichen Tanz geblaſen.

Der Fiſcherburſche Kurt hatte ſich einſt auf den Jahrmarkt zu Lobeda begeben, um da die ausgeſtellten Herrlichkeiten zu ſchauen. Von dort ging er in die Schenke, wo auch ihn der allgemeine Taumel ergriff; er ergriff eine Dirne zum Tanze, wurde aber von einem Bekannten gewarnt, weil ſich unter den Tanzenden zuweilen ein verwünſchter Vogelſteller, Namens Kauz, befinde, der habe bei ſolcher Gelegenheit manches ſchmucke Mädchen entführt, und ſie wäre nie wieder geſehen worden. Kurts Neugier ward immer reger, als ihm Jener vertraute, daß er ſelbſt in den Teufelslöchern geweſen. „Ich bin,“ ſprach der Fremdling, „bis an den großen Teich gekommen, mitten im Berge. Darüber hab' ich mich jedoch nicht gewagt. Denn da funkelten ſo viele Lichter, und ſo viele Mädchen ſah ich dort ſitzen, ſchlank und zierlich wie Wachspuppen.“ Kurt merkte ſich dieß, und als auf dem Heimweg ihn ſein Pfad an den Teufelslöchern vorbeiführte, umtönte ihn plötzlich ein anmuthiger Geſang. Hinter einem Felſenvorſprung trat die Holdſelige hervor, mit der er im Zechhauſe zu Lobeda getanzt hatte. Sie ſah ihn lächelnd an, ſtrich ſich die braunen Haare aus dem Geſicht und ſchlüpfte mit dem Rufe: „Willkommen, mein Tanzgeſell!“ in eine Schlucht. Kurt, von Neugier gefoltert, kroch durch eine ſchmale Felſenöffnung einen ſchroffen Gang hinab, deſſen Dunkel ſich allmählich erhellte. Da bot ſich ihm ein wunderſamer Anblick dar. Er ſtand vor einem großen Teiche, und mehr als zwanzig ſchmucke Jungfrauen ſah er dort, ſtattlich gekleidet, hinter goldenen Spindeln ſitzen. Doch keine ſpann, Alle ſchliefen. Kurt ſtand verſunken in ihrem Anblick. Da ſcholl plötzlich ein lautes Gelächter. Von unſichtbarer Gewalt fühlte er ſich fortgeſchleudert, und ſtand plötzlich wieder vor dem Eingang zu den Teufelslöchern. „Hinweg von hier, Burſche!“ rief eine Stimme, „was haſt du hier zu thun?“ Es war ſein Pflegevater, der alte Fiſcher Thomas. Kurt erzählte ihm, was er Alles in den Tiefen der Erde geſehen. „Aber den dort oben haſt du wohl noch nicht geſchaut!“ verſetzte Thomas, nach einer ſchroffen Felsklippe hindeutend. Dort ſtand eine wunderſame Geſtalt mit braunrothem, ſchrecklichem Geſicht, gehüllt in einen Mantel von Vogelfedern, unter denen Teufelskrallen hervorguckten. Leimruthen gingen aus der Bruſt hervor, und unter ihm, auf dem langen Barte, ſaß eine Eule. „Das iſt der verwünſchte Vogelſteller," ſprach Thomas. In dieſem Augenblick verſchwand die Geſtalt. Thomas aber bat dringend, daß Kurt dem Pater Liberius in Burgau beichten ſollte. Dieſer rieth ihm, nachdem er gebeichtet, wenn er wieder vor den Teufelslöchern vorbeigehen würde, ein Kreuz vor ſich und zu beiden Seiten zu ſchlagen, ein Vater Unſer und auch ein Ave Maria zu beten. Probatum est! Als Kurt wieder in die verrufene Gegend kam, ſah er am Eingang zu den Höhlen drei wunderſchöne Jungfrauen ſitzen. mit goldenen Spindeln. Aus ihrem Munde ertönten allerlei verlockende Liebeslieder. „Singt, wie ihr wollt," ſprach Kurt, „mich bekommt ihr doch nicht ins Garn!" Da ſchlüpften die Mägdlein, einen Blick voll Sehnſucht und Verlangen auf ihn werfend, in ihre Höhlen zurück. Heraus trat aber der Vogelſteller in ſeiner vorhin beſchriebenen Geſtalt, und ſprach freundlich, den Erſchrockenen anblickend: „Furchtſamer Geſell! vertraue mir, ich will dich führen in die Tiefe der Erde, dir dort meine Schätze zeigen, und alle die ſchönen Dirnen, die mir dienen. Du kannſt wieder heimgehen, wenn du willſt. Doch nicht unbeſchenkt werde ich dich entlaſſen; denn du gefällſt mir wegen deines Muths. Verachte das Pfaffengeſchwätz." „Hebe dich hinweg von mir!" unterbrach ihn Kurt, ſich bekreuzigend, wie es der fromme Pater ihn geheißen. Der Vogelſteller zog ſich murrend zurück. Jetzt ſprach Kurt ein Vater Unſer, und der Eingang der Höhle ſchloß ſich bis auf eine Oeffnung, die noch jetzt zu ſehen iſt. Im Munde des Volkes erhielt ſich aber noch lange die Sage vom verwünſchten Vogelſteller (Thüringen und der Harz II. S. 219 ff.).

Warum der Teufel hier als Vogelfänger auftritt, wird ſich Jeder ſelbſt erklären können, nachdem S. 271 ff. nachgewieſen worden, daß die Seelen unter der Geſtalt von Vögeln gedacht wurden. Die Spindeln der Jungfrauen weiſen auf heidniſche Vorſtellungen von der in Grotten hauſenden, aus der Tiefe wirkenden Naturgöttin hin (ſ. Kloſter IX. S. 453), die aber in chriſtlicher Zeit in eine Unholdin ſich verkehrte. Eine ſolche Spinnerin iſt auch Frau Holle, das weibliche Gegenſtück des Vogelſängers, die am Meißner Berg in Heſſen ebenfalls in einem (Höllen-) Pfuhl wohnt, und von hier Geiſter in die Umgegend ausſendet, um Jäger und Reiſende zu verführen oder zu beſchädigen (Grimm D. S. Nr. 6). In Thüringen iſt ſie die im Hörſelberg wohnende Frau Venus, die den Tannhäuſer verführte.

Vor vielen Jahren, als Köln noch eine freie Reichsſtadt, und die Hanſe noch in der herrlichſten Blüthe ſtand, lebte in Köln ein reicher aber äußerſt geiziger Kaufherr. Bei ſeinen Lebzeiten erzählten ſich die Leute gar wunderſame Mährchen, wie er zu ſeinen Reichthümern gelangt, und daß er manche Nacht bei ſeinen Schätzen ſäße und ſeine Goldmännchen zähle. Als er nun geſtorben, wagte Keiner das Haus deſſelben zu beziehen, denn ſein unruhiger Geiſt trieb in demſelben ſein Weſen. Zwei Kapuziner unternahmen es, ihn zu bannen, und einer derſelben kam eines Abends, unter einer unſichtbaren Laſt keuchend, an den Rhein zu einem Fährmanne, und bat denſelben, ihn Rheinaufwärts nach dem Siebengebirge zu ſchiffen*). Der Fährmann willigte ein, doch war der Mönch kaum in den Kahn geſtiegen, ſo ſank dieſer gar ſehr, und der Fährmann bemerkte, als er dem Mönche über die linke Schulter ſah, daß er den Kaufherrn aufgepackt. Endlich gelangten ſie bis zum Siebengebirge, wohin der Geiſt gebannt wurde, der noch heutiges Tages dort ſein Weſen treiben ſoll *).

---

*) Damit iſt S. 261—263 zu vergleichen, was dort über das Schiffen der den ſterbenden Körper verlaſſenden Seelen über den Rhein bemerkt worden war. Nachträglich möge noch eine andere, in dieſen Mythenkreis gehörende Sage hier eine Stelle finden: Caſarius von Heiſterbach (welcher um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte) erzählt: Eines Nachts war einer unſerer Mönche im Chore eingeſchlafen, und ſah, wie unſer Kellermeiſter Richwin, der vor mehreren Jahren geſtorben war, in den Chor trat, ihm mit der Hand zuwinkte, und ſprach: „Bruder Lambert, laß uns zum Rheine gehen!“

Die Hellenen glaubten, daß dem Todten bei ſeiner Ankunft im Schattenreiche ein Trunk aus dem Becher der Vergeſſenheit (Lethe) gereicht werde; das waren aber blinde Heiden, die da wahnten, der Todte kümmere ſich im Grabe nicht mehr um irdiſche Dinge, in der Chriſtenheit weiß man es beſſer. Der Todte iſt mit ſeinem Sinnen und Trachten noch ganz der Erde zugewendet. In Juſtinus Kerners „Magicon“ braucht man nur eine beliebige Seite aufzuſchlagen, und man wird hier im ernſten Tone der Wiſſenſchaft, wie er ei-

---

Lambert aber, der da wußte, daß der Kellermeiſter ſeit lange todt war, ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe und ſprach: „Ich gehe nicht mit Dir!“ Da ging Richwin nach der andern Seite des Chors, wo ein alter Mönch, Namens Konrad, ſaß, der ſchon ſeit fünfzig Jahren in dem Orden war, und lud den auf gleiche Weiſe ein, mit zum Rheine zu gehen. Konrad warf ſeine Kapuze über den Kopf und folgte alsbald dem Kellermeiſter. Am folgenden Tage rief der Prior einige von uns nach dem Mittagmahl zu ſich, unter denen war auch Konrad und Lambert. Da hörte ich, wie Lambert dem Bruder Konrad ins Ohr flüſterte: „Wahrlich, Bruder Konrad, Du wirſt bald ſterben, ich habe heute Nacht geſehen, wie Du in dieſer Kutte mit Richwin aus dem Chore und zum Rheine gegangen biſt“, und er erzählte ihm die ganze Erſcheinung. Konrad antwortete: „Deß habe ich wenig Sorge, ich wünſchte, ich ſtürbe nun ſchon.“ Am folgenden Tage begann er auch zu kränkeln, ſtarb in wenigen Tagen, und wurde in derſelben Kutte begraben, welche er an jenem Tage trug. (Wolf D. S. Nr. 340.)

*) Eine ähnliche Sage lebt in Bonn von dem Miniſter eines kölniſchen Churfürſten, welcher ſeinem Amte nicht gewiſſenhaft vorgeſtanden, daher nach ſeinem Tode in das Siebengebirge gebannt wurde, wo er ſich Nachts als Feuermann ſehen laßt. Keinem thut er etwas zu Leide, und die Bauern — zünden ſogar an ihm ihre Pfeifen an. (Weyden, Kölns Vorzeit S. 409.)

nem ſolchen Gegenſtand geziemt, dargethan finden, daß ein vergrabener Schatz dem Todten keine Ruhe läßt, bis er gehoben iſt.

In einem Hausgarten zu Flehingen ſpukte Nachts ein weißer Mann. Einſt frug ihn der Eigenthümer des Hauſes nach ſeinem Begehren, worauf der Geiſt erwiderte: „Ich muß wegen eines Schatzes umgehen, den ich bei meinen Lebzeiten an dieſem Platze vergraben hatte. Du kannſt ihn heben, und mich dadurch erlöſen, mußt aber dann nach zehn Jahren ſterben!“ Weil der Hauseigenthümer ſchon ziemlich bejahrt war, trug er kein Bedenken, in einer beſtimmten Nacht auf dem bezeichneten Platze zu graben. Er fand im Boden eine Backmulde voll Geld, die er mit Hülfe unſichtbarer Hände ſtillſchweigend zu dem Fenſter brachte, das aus der Stube in den Garten ging. Als er die Mulde zum Fenſter hineinſchob, und ſeine Frau, welche drinnen harrte, das viele Geld erblickte, rief ſie: „Gottlob, jetzt iſt uns geholfen, nun können wir alle unſere Schulden bezahlen!“ Bei dieſen Worten verſchwand Mulde und Geld, und der Geiſt mußte nach wie vor im Garten umgehen. (Schnetzler Bad. Sagenb. II. S. 419.)

Ein begangenes Verbrechen läßt noch im Grabe keine Ruhe, und zur Strafe ſetzt der Geiſt die gewohnte Beſchäftigung fort.

Ein Landmeſſer bei Farſum hatte in ſeinem Leben oft unrechtlich gehandelt. Er ließ ſich, wenn er ein Stück Land abmeſſen ſollte, von einem oder dem andern beſtechen, und maß alsdann mehr zu, als recht war. Dafür wurde er verdammt, nach ſeinem Tode als glühender Mann mit einer glühenden Meßkette umherzugehen, und ſo mißt er noch heute in jeglicher Nacht. (Wolf N. S. Nr. 440.)

Vor vielen hundert Jahren lebte in Brüſſel ein Milchmädchen, welche unter ihre Waare die Hälfte Waſſer zu gießen pflegte; als ſie nun ſtarb, mußte ſie jede Nacht umwandeln und rufen:

Half water, half melk!
De ſcherp gemeten!
De ziel vergeten!

(Halb Waſſer halb Milch, zu ſcharf gemeſſen, die Seele vergeſſen!) Das machte großes Aufſehen, ſo daß die Geiſtlichkeit den Körper ausgraben ließ, und da fand man, daß er ganz von Thieren zerfreſſen. (Wolf N. S. Nr. 423.)

Zwiſchen Lokeren und Zele wohnte ein Bauer, deſſen Land von des Nachbars Land mit einem Pfahl geſchieden war. Von Zeit zu Zeit verrückte der Bauer den Pfahl ein wenig und ſtahl alſo dem Nachbar langſam ein groß Stück. Der Bauer ſtarb, aber er konnte keine Ruhe im Grabe finden, und man hörte ihn jede Nacht ſchreien: „Ich habe den Pfahl verrückt, ich habe den Pfahl verrückt!“ Ein Trunkener hörte das und rief: „Ach Narr du, dann ſetz' ihn wieder auf die alte Stelle!“ damit war der Geiſt erlöſt, und man hörte ihn nicht mehr (Wolf D. S. Nr. 217).

Ein Ritter des Schloſſes Richberg am Rhein, wovon man jetzt nur noch einige Mauerreſte ſieht, trieb die Straßenräuberei. Am liebſten zog er, als Fiedler verkleidet, auf den Straßen umher, ſpielte vorüberziehenden Kaufleuten auf, und ließ ſie dann durch ſeine Geſellen, die ſich immer in der Nähe verſteckt aufhielten und deren Pferde mit verkehrten Hufeiſen beſchlagen waren, damit die Verfolger irre geleitet werden ſollten, berauben. Auch gebrauchte er ſeine Tochter als Lockvögelchen, um unerfahrne Jünglinge anzukirren, und von ihnen Geld zu erpreſſen. Hanns, welchen das Volk, ſeiner Fiedlerſtreiche wegen, „zu der Gige“ benannte, ſoll mit ſeiner Tochter ein ſchlimmes Ende genommen haben, und noch jetzt kann man zuweilen ihre geſpenſtiſchen Erſcheinungen ſehen, z. B. einen Reiter rücklings auf einem ſchnaubenden ſchwarzen Roſſe, eine Geige in den Armen; oder beim Eingang des Schloßplatzes eine ſchwarzgekleidete Frauengeſtalt, eine mit Koſtbarkeiten aller Art angefüllte Truhe bewachend und ſehnlich auf Erlöſung harrend, welche doch nur dann erfolgen könne, wenn ſie von einem durchaus reinen Jüngling einen Kuß erhalte, welches Liebeswerk dann mit einem reichen Schatze belohnt werde; doch ſo groß auch das Verlangen darnach ſey, Keiner hat ſich dazu verſtehen wollen (Schnezler, Bad. Sagb. I. S. 154).

In die Stiftskirche zu Baden war ein Mann, den der Schlaf während des Abendgottesdienſtes überwältigt hatte, eingeſchloſſen worden. Er erwachte erſt um Mitternacht, und ſah beim Schimmer der ewigen Lampe, wie ein geſpenſtiſcher Prieſter im Meßgewand aus der Sacriſtei an den Altar trat und ſich anſchickte, Meſſe zu leſen. Als das Geſpenſt ſich umwandte, die heilige Handlung zu beginnen, ward es den Mann gewahr, und winkte ihm, zum Meßdienen herbei zu kommen. Dieſer aber, voll Angſt, ging nicht von ſeinem Platz, worauf der Geiſt die Meſſe ohne einen Diener hielt, und nach deren Beendigung in die Sacriſtei zurückkehrte. Am andern Tag erzählte der Mann das Geſchehene ſeinem Dienſtherrn, der ihm rieth, die folgende Nacht abermals in der Kirche zu bleiben und dem etwaigen Begehren des Geſpenſtes zu willfahren. Der Mann folgte dem Rath und ging, nachdem ihm um Mitternacht derſelbe Prieſter wieder gewinkt hatte, getroſt zum Altar und bediente die Meſſe, wie ſichs gehört. Als dieſe zu Ende war, ſprach der Geiſt: „Gott und Dir ſey Dank für meine Erlöſung, worauf ich ſchon viele Jahre harrte! Weil ich bei meinen Lebzeiten einmal in dieſer Kirche ohne einen Diener Meſſe geleſen, ward ich nach meinem Tode verurtheilt, ſo lange hier umzugehen, bis Jemand mir Meſſe dienen würde. Du haſt dieſes nun gethan, und ich gehe jetzt ein in des Herrn Freude, wo ich deiner nicht vergeſſen werde.“ Hierauf verſchwand der Prieſter, der Mann aber ſtarb nach drei Tagen. (Schnezler Bad. Sagb. II. S. 206.)

Hinterlaſſene Schulden beunruhigen den Todten.

Einige Stunden von Halberſtadt liegt ein mit Tannen und Eichen bewachſener Berg, von Vielen der Feuerberg genannt. In ſeinen Tiefen ſoll der Teufel ſein Weſen treiben. Vor alten Zeiten wohnte in der Gegend von Halberſtadt ein Graf, der die Bewohner des Landes ſehr drückte. Einem Schäfer war er ſeit vielen Jahren Geld ſchuldig, jedesmal aber bezahlte er den Mahnenden nur mit abweiſenden Antworten. Einſt verſchwand der Graf und es hieß: er ſey in fremden Landen geſtorben. Der Schäfer war ſehr betrübt, denn die Erben des Grafen wollten von ſeiner Forderung nichts wiſſen, und jagten ihn, als er ſich meldete, die Burg hinab. Da geſchah es, daß, als er im Walde war, eine Geſtalt zu ihm trat und ſprach: „Willſt du deinen Schuldner ſehen, ſo folge mir nach.“ Der Schäfer folgte und ward durch den Wald geführt, bis zu einem hohen nackten Berg, der ſich alsbald vor Beiden mit Getöſe öffnete, ſie aufnahm und ſich wieder ſchloß. Innen war alles Ein Feuer. Der Schäfer erblickte den Grafen, ſitzend auf einem Stuhle, um welchen ſich, wie an den glühenden Wänden und auf dem Boden tauſend Flammen wälzten. Der Sünder ſchrie: Willſt du Geld haben, Schäfer, ſo nimm dieſes Tuch und bringe es den Meinigen; ſage ihnen, wie du mich im Höllenfeuer ſitzen geſehen, in dem ich bis in Ewigkeit leiden muß. Hierauf riß er ein Tuch von ſeinem Haupt und gab es dem Schäfer, und aus ſeinen Augen und Händen ſprühten Funken. Der Schäfer eilte, von ſeinem Führer geleitet, zurück; der Berg that ſich wieder auf und verſchloß ſich hinter ihm. Mit dem Tuch ging er dann auf des Grafen Burg, zeigte es, und erzählte, was er geſehen, worauf ſie ihm gern ſein Geld gaben (Grimm D. S. Nr. 282).

Unrecht erworbenes Gut ſtört die Ruhe im Grabe.

Zu Kerkow in der Altmark hatte ein Bauer von ſeines Nachbars Feld ein Stück abgepflügt. Zur Strafe mußte er nach ſeinem Tode alles wieder anpflügen. Da ſieht man ihn Mittags*) mit ſeinem Pfluge, den vier Schimmel ziehen, gewaltig dahin arbeiten; mit jedem Umzug, den er thut, wirft er nicht mehr als ein Samenkorn um. Das ſahen auch einmal ein Knecht und ein Junge. Jener fragte ihn, ob er glaube, damit heute fertig zu werden? Der Pflüger aber antwortete, daß er faſt daran verzweifle; fragte jedoch den Knecht, ob er ihm nicht vielleicht helfen möchte, dann würde er es vielleicht noch vollbringen. Der Knecht erklärte ſich bereit dazu, und der erfreute Pflüger reichte ihm ſeine Hand, indem er rief: „Schlag' ein!“ Da wehrte aber der Kleine Jenem und ſagte: „Reich ihm deinen Stecken!“ Das that er, und ſogleich war die Stelle an demſelben, welche die fünf Finger berührt hatten, kohlſchwarz gebrannt. Knecht und Junge liefen eilig davon, denn ſie merkten nun, mit wem ſie es zu thun gehabt. Der Pflüger aber zog mit ſeinen vier Schimmeln weiter und pflügt noch bis auf den heutigen Tag (Kuhn in Haupts Ztſchr. 1844, S. 391).

---

*) Auch einige weiße Frauen ſpuken Mittags, ſ. Kloſter IX. S. 347.

In der Breder Gemeinde hatte ein Mann ſeinem Nachbarn ein Stück Land betrügeriſcher Weiſe abgenommen. Jeden Abend, ſobald es dunkelte, mußte nun ſeit ſeinem Tode ſein Geiſt mit Pflug und Pferden und dem Knecht, der ihm früher geholfen hatte, auf den Acker ziehen und pflügen. So oft er die Wende hinunter gekommen, hörte man ihn ſeinem Knechte zurufen: „Willads vend!“ (Wilhad wende um!) Gegen Mitternacht zog er auf einem ſchmalen Wege wieder zum Kirchhof hinauf, um noch zur rechten Zeit im Grabe zu ſeyn. Da dachten einige muthwillige Burſche, einmal den Pflüger zu fangen. Sie kauften ein neues ungebrauchtes Hanfſeil, beſpickten es mit ungebrauchten Nähnadeln*) und ſpannten es über den Weg. Dann ſtellten ſie ſich daneben, um zu ſehen, wie es abliefe. Aber je näher die Zeit der Heimkehr des Pflügers kam, deſto ſchwüler ward ihnen ums Herz, und endlich eilten ſie furchtſam davon. Bald darauf hörten ſie einen durchdringenden Schrei, dann war Alles wieder ſtill. Am Morgen fand man das Seil zerriſſen, der Geiſt kam ſpäter nicht wieder (Müllenhof, Schlesw. Sag. Nr. 261).

In Pyriz hat, in der Gegend des ſogenannten Mönchsviertels, wo vor alter Zeit ein Nonnenkloſter geſtanden, einſt ein habſüchtiger Mann gelebt, dem ſeine Schweſter an einer Erbſchaft hinderlich geweſen. Deshalb hatte er ſie heimlich ins Kloſter bringen laſſen, wo ſie Nonne werden mußte, zu den Leuten aber ſagte er: ſie ſey geſtorben. Erſt auf ſeinem Sterbebett hat er ſeine Miſſethat entdeckt, und nun ein großes Verlangen gehabt, ſeine Schweſter nur noch einmal zu ſehen. Dazu iſt er aber nicht mehr gekommen, denn er iſt gleich darauf geſtorben. Zur Strafe hat er nun im Grabe keine Ruhe, und er muß alle Jahre einmal ohne Kopf auf einem glühenden Wagen nach dem Kloſter fahren (Ebdſ. Nr. 241).

---

*) Nadeln ſchützen auch gegen die Macht der Waſſergeiſter, ſiehe Kloſter IX. S. 85.

In der Tonderſchen Marſch bei dem Kanzleihof Fresmark heißt eine Wieſe Brorkenkoegswiſch, nach dem reichen Bauer Brork, der vor ſeinem Tode ſein Vermögen unter drei Söhne theilte, bis auf dieſe ſchöne Wieſe, über die ſie ſich brüderlich vereinbaren ſollten. Als nun der Vater geſtorben war, machten die Drei unter ſich aus, daß dem die Wieſe gehören ſollte, der bei der erſten Maht auf ihr die meiſten Schwaden ſchlüge. Beim Mähen aber wurden ſie eiferſüchtig auf einander und erſchlugen ſich zuletzt einer den andern mit den Senſen. Seit der Zeit tanzen auf der Brorkenkoegswiſch allnächtlich drei Irrlichter herum und mähen um die Wette, dann verlöſchen ſie, eins nach dem andern (Müllenhof Nr. 257).

Meineidige büßen nach dem Tode.

Zu einer Zeit war großer Streit zwiſchen den Mecklenburgern und Pommern über die rechte Landesgrenze. Man hatte ſeit Jahren nicht mehr auf ſie geachtet, und die älteſten Leute wußten ſich nicht zu erinnern, wo ſie herging. Da kam zuletzt ein alter Förſter, der zeigte ſie an und ſagte ſonder allen Zweifel: Hier iſt ſie geweſen. Man verwunderte ſich zwar, woher der Mann das ſo genau wiſſen könne. Allein man glaubte ihm, nachdem er einen Eid für die Wahrheit ſeiner Worte geſchworen hatte. Dieſer Förſter war aber von den Mecklenburgern mit Geld beſtochen, daß er zu ihren Gunſten ausſagen mußte. Dafür traf ihn alsbald die gerechte Strafe. Er verfiel noch deſſelbigen Tages, da er geſchworen, in Wahnſinn, und ſtarb eines jämmerlichen Todes. Seitdem muß er jede Nacht, wie ein feuriger Grenzwächter, an der Grenze auf- und abirren (Temme, Pommerſche Sagen Nr. 236).

Todte wollen ein geweihtes Grab!

Jede Nacht eilf Uhr ſieht man im Dorfe Elſey in der Grafſchaft Limburg in Weſtphalen eine weiße Jungfrau. Sie geht von der Rheerhaide, wo der Galgen ſteht, durch das Hankhäuſer Feld bis ins Dorf Elſey, wo ſie hinter der Kirche her auf den Stiftsplatz geht, bis an den auf dieſem befindlichen Brunnen. Ueber dieſen Brunnen bückt ſie ſich lange und blickt hinein; dann läßt ſie auf einmal einen Eimer hinunter, tief in den Brunnen und in das Waſſer, wenn ſie denſelben aber nach oben gezogen hat, ſo ſieht ſie geſchwind in denſelben, bald aber gießt ſie ihn aus, und läßt ihn von neuem hinunter und zieht ihn wieder herauf. Dieſes wiederholt ſie dreimal, bis die Glocke auf dem nahen Kirchthurm Mitternacht ſchlägt; dann geht ſie ſeufzend und händeringend von dem Brunnen weg, wieder hinter der Kirche her, durch das Hankhäuſer Feld, bis ſie auf der Rheer-Haide neben dem Galgen wieder verſchwindet. Man erzählt ſich: dieſe Jungfrau ſey vor vielen Jahren ein vornehmes Stiftsfräulein in Elſey geweſen. Dieſe hatte ein Kind bekommen, und daſſelbe umgebracht, und in den Stiftsbrunnen geworfen, und weil ſie reich geweſen, hatte Niemand etwas darum reden mögen. Als ſie nun zum Sterben gekommen, da hat der Teufel ihren Leib geholt, und denſelben unter dem Galgen oben auf der Rheer-Haide verſcharrt; und ihre Seele kann nicht eher Erlöſung finden, als bis der Leib ihres todten Kindes beerdigt iſt. Darum muß ſie allnächtlich aus ihrem Grabe aufſtehen und zu dem Brunnen wandern und dort den Leichnam ſuchen. (Stahl weſtphäl. Sag. S. 123.)

In einem Walde nicht weit von Weſtenſee liegen zwei einſame Häuſer, die einſt ihr Trinkwaſſer aus einer jetzt verſiegten Quelle holten. Längſt war es bekannt, daß da nicht geheuer ſey. Einige behaupteten, es ginge um Mitternacht ſeufzend und händeringend da ein Weib umher. Andere verlachten es als ein Mährchen. Einſt diente nun in einem Hauſe eine Magd, die ſich durch ungewöhnlichen Muth auszeichnete. Sie hatte einmal bei dem Brunnen ein Stück Zeug vergeſſen, und da die Hausfrau überaus ſtrenge war, ſo ging ſie, als es ihr um Mitternacht einfiel, ſogleich dahin. Hell ſchien der Mond durch die Bäume. In der Ferne ſah ſie ſchon ihr Stück Zeug, aber als ſie es auflangen wollte, wie erſchrack ſie, da ſie eine weiße Geſtalt mit gefalteten Händen vor ſich ſtehen ſah, und dieſe ſtarr auf das Zeug hinblickte! Das Mädchen wollte entfliehen, aber die Geſtalt winkte ihr, und wies mit jammervoller Geberde immer auf den Brunnen. Das Mädchen war vor Furcht ſprachlos und eilte, ſo ſchnell ſie konnte, wieder nach Hauſe. Am andern Morgen ſah ſie bleich und elend aus, und die Hausfrau fragte, was ihr fehle. Nach einigem Weigern geſtand ſie, was ihr in der Nacht begegnet ſey. Die verſtändige Frau antwortete, daß das Geſpenſt keinen anreden dürfe, ſondern ſie hätte fragen ſollen. Das Märchen gelobte, daß ſie ſich ferner hüten wolle, um Mitternacht zum Brunnen zu gehen. Aber in jeder Nacht war es ihr doch, als zöge ſie eine unbegreifliche Gewalt dahin. Lange widerſtand ſie. Endlich aber kam es ihr einmal Nachts vor, als wäre es ſchon ſpät am Morgen und ſie müſſe Waſſer holen. Sie ergriff alſo Tracht und Eimer, und eilte fort. Da ſtand die händeringende Geſtalt wieder und machte allerlei Geberden. Das Märchen faßte Muth und fragte: „Was willſt du?“ Da erheiterte ſich das Geſpenſt und ſprach: Nun werde ich nicht mehr umgehen!*) Es erzählte hierauf, wie es vor hundert Jahren hier mit den Eltern in demſelben Hauſe gewohnt. Vor der Strenge derſelben wäre eine uneheliche Geburt verheimlicht, das neugeborne Kind in dem Brunnen ertränkt, und die Leiche darauf unter der Schwelle der Stallthüre vergraben worden. Seit der Zeit hätte ſie, die geſpenſtiſche Frau, in jeder Nacht ein Irrlicht geſehen, weil das Kind ungetauft geſtorben ſey (vgl. S. 267), und weder in den Himmel noch in die Hölle konnte. Darüber hätte ſie keine Ruhe gehabt, weil ſie ihre Sünde nicht gebeichtet und mit ins Grab genommen habe. „Nun mußte ich lange an dem Ort der Uebelthat wandern, bis Jemand mich anredet und mein Bekenntniß anhört und verſpricht, die Reſte meines armen Kindes auf dem Kirchhof zu begraben. Willſt du mich nun erlöſen, ſo gib mir die Hand. Die Magd reichte ihr das eine Ende der Tracht und eilte nach Hauſe. Am andern Morgen glaubte ſie geträumt zu haben, bis ihr der Beweis des Gegentheils ſich darin kund gab, daß ſie an der Tracht die fünf Finger des Geſpenſtes tief eingebrannt fand (vgl. S. 410.) Nun ſagte ſie der Hausfrau Alles, und es ward unter der Schwelle des Hauſes nachgegraben. Man fand da bald die kleinen Knöchlein, legte ſie in einen Sarg und brachte ſie auf den Kirchhof von Weſtenſee. In der andern Nacht ſtand das Geſpenſt am Bette des Mädchens, beugte ſich über ſie und ſagte: Jetzt bin ich erlöst, ich danke dir! und mit dieſen Worten verſchwand es (Müllenhof a. a. O. Nr. 249).

---

*) Dieſe Vorſtellung, daß Angeredetwerden die Geiſter verſcheuche, erklärt ſich wie ihre Scheu vor dem Glockengeläute, daß der Ton, das Sprechen die Viſion zerſtört, den Traumer aufweckt.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geſchah es in einem alten Hauſe zu Weinheim, daß wenn in der Schlafkammer des untern Stockes das Licht ausgelöſcht war, jedesmal eine weiße Taube an der Wand hin- und herflatterte. Die Leute ſuchten Hülfe bei den Karmelitern, allein denſelben gelang es nicht, den Spuk zu vertreiben. Endlich wurde die Wand genau unterſucht und in einem verborgenen Raume das Gerippe eines neugebornen Kindes gefunden. Man begrub ſolches auf dem Kirchhofe. Seitdem hat die Taube ſich nicht wieder ſehen laſſen (Schnezler, Bad. Sagb. II. S. 458).

Todte ſetzen ihre Berufsbeſchäftigung noch im Jenſeits fort.

Die vormalige Abtei St. Bernhard an der Schelde beſaß viele Güter und Ländereien in der alten Markgrafſchaft Antwerpen. Zu dieſen gehörte der Buſch Hooidonok zwiſchen Zoerſel und Weſtmalle, dieſer wurde der Abtei i. J. 1233 vom Herzog Heinrich II. von Brabant geſchenkt. In demſelben war ein Häuslein gebaut, welches der Proviſor der Kloſtergüter bewohnte. Während mehr als fünf Jahrhunderten blieb die Abtei im ungeſtörten Beſitze von Hooidunck; bei der franzöſiſchen Revolution aber wurde der Buſch in Beſchlag genommen und verkauft. Seit der Zeit fliegt öfters in der Nacht ein großer ſchwarzer Vogel durch den Buſch, der ruft mit einer gräßlichen Stimme: „Hu! hu! hu! wu! wu! wu!“ Dieſer Vogel iſt der Geiſt des Proviſors, der noch von Zeit zu Zeit kommt, um nach den ehemaligen Gütern der Abtei zu ſehen (Wolf N. S. Nr. 422).

Lorenz Jens Grethen war lange zur See geweſen und hatte viel auf Grönland gefahren. Nachher erhielt er die Oberaufſicht über das Strandweſen in Silt; jetzt irrt er noch als Geiſt fortwährend am Strand umher, rettet bei Nachtzeit die Schiffbrüchigen, weckt die Strandvögte und muntert ſie auf, wenn ſie läſſig werden, und an die Strandläufer theilt er Ohrfeigen aus, daß ſie ſo leicht nicht wiederkommen (Müllenhof *a. a.* O. Nr. 262).

Eine ähnliche Sage erzählt man ſich von einem Auſſendeichspächter in Ditmarſchen; ferner in Lauenburg von einem Deichgrafen, der den Deich an der Elbe entlang ritt, um nachzuſehen. Man zwang ihn, in die Fluten hinein zu reiten. Seitdem ſieht man ihn allnächtlich auf ſeinem Schimmel.

Oberhalb Schaarbeck, der ſchönſten Vorſtadt Brüſſels, liegt ein Kloſter. Darin geht ein geſpenſtiſcher Abt um. Mit dem Schlage Zwölf öffnen und ſchließen ſich alle Fenſter daſelbſt mit gräulichem Gepolter. Wenn das eine Zeit lang gedauert hat, dann gehen alle Thüren auf, eine nach der andern, und am Thore erſcheint der umwandelnde Abt mit der Biſchofsmütze auf dem Haupte und einem aufgeſchlagenen Buche in den Händen. Im Buche lieſt er: „Wou, wou, wou!“ und bei jeder Sylbe fahren Feuer und Flammen aus ſeinem Munde. Neben ihm geht ein junger Mönch, der hält in der einen Hand den Stab des Abtes, in der andern eine Laterne, mit der er dem Abt auf das Buch leuchtet. Alſo gehen die Beiden durch alle Säle und Kammern, und rund um das Gebäude bis es

Eins ſchlägt. Dann glühen ſie plötzlich auf und verſchwinden (Wolf N. S. Nr. 425).

An der Predigerherrenkirche in Gent geht allnächtlich ein Nachtwächter um, der ruft Punkt 12 Uhr alſo:

Bewahret Feuer und Kerzenlicht!
Die Glock' iſt — — —

„Zwölf“ fügt er aber nicht hinzu. Er war nämlich in ſeinem Leben an derſelben Stelle eben mit Rufen beſchäftigt, als ihn, ehe er noch das Wort: Zwölfe ausſprechen konnte, einige Maurer todtſchlugen. Nun muß er ſo lange wandeln, bis es einem kühnen Menſchenkinde gelingt, das „Zwölfe“ ſchnell hinter dem „iſt“ zu rufen (ebdſ. Nr. 424).

Verſtorbene Frauen pflegen zuweilen in des Mannes Abweſenheit das Kind und verſehen den Haushalt.

In der Nähe des Dorfes Scharpenheuvel (Scharfenbügel) wohnte ein Wittwer, ſeine Frau hatte ihm ein Kind von eilf Monden hinterlaſſen, und eine Kuh, welche ſie ihm mit ins Haus gebracht. Bei einer Seuche, die Menſchen und Vieh dahinraffte, erkrankte das Kind, bald nachher auch die Kuh. Da wußte der Bauer nicht, was er beginnen ſollte. Weinend rief er aus: „Ach, wenn meine Frau noch lebte, dann ginge Alles beſſer! ich könnte mit meinem Kinde eine Wallfahrt zum Gnadenbild nach Scherpenheuvel machen, damit es genäſe, und ſie würde zu Hauſe die Kuh warten.“ Kaum hatte er dieß geſprochen, da klopfte es an der Thüre. Er machte auf, es war — ſeine todte Frau. „Erſchrick nicht, lieber Mann!“ ſprach ſie, „die Muttergottes hat mir erlaubt, wiederzukehren und des Kindes und der Kuh zu pflegen. Darum gehe getroſt und erfülle dein Gelübde!“ Und jetzt nahm ſie dem ſtaunenden Gatten das Kind vom Arme und legte es an ihre Bruſt, und das Kind lächelte, war froh und trank. Der Bauer reiste weg und hielt ſeine Andacht neun Tage in Scherpenheuvel, und als er wiederkam, war die Kuh geneſen. Seine Frau überreichte ihm das Kind, welches blühend ausſah, gab ihm und dem Säugling einen letzten Kuß (!) und verſchwand. Seit damals ging es in der Wirthſchaft des Landmanns immer beſſer, und er wurde reich. Zum Angedenken an das Wunder ließ er die Geſchichte malen und das Bild in der Kirche zu Scherpenheuvel aufhängen, wo es noch heute zur linken Seite des Eingangs zu ſehen iſt (ebdſ. Nr. 175).

In Hekelghem war eine Frau in den Wochen geſtorben. Da ſprach die Nachbarin zu dem Manne, er müſſe *der Todten Bett machen laſſen, ſechs Wochen lang, damit ſie daſelbſt ruhen könne, wenn ſie ihr Kindlein zu ſäugen käme.* Der Mann wollt's nicht glauben, ſprach, es wäre eitel Trug, und die Todten blieben todt. In der folgenden Nacht ſchrie das Kind in der Nebenkammer, war aber alsbald wieder ſtill, und der Mann hörte eine Stimme, wie die ſeiner Frau, mit dem Kinde reden. Darob erſchrack er mächtig und lief an die Kammerthür, um durch eine Ritze zuzuſchauen, was da vorging. Da ſah er, wie ſeine todte Frau das Knäblein auf dem Schooße hielt und ihm die Bruſt gab, und das Kind war gar zufrieden und ſchaute die Mutter mit klaren Augen an. Als es aber genug geſogen hatte, krähte der Hahn, und die Frau nahm es von dem Schooße auf, legte es ſanft ins Bett und ging durch die Thüre von dannen. — Seitdem hat der Mann ihr jeden Abend das Bett machen laſſen (Wolf N. S. Nr. 326).

Erſchlagene Krieger ſtehen wieder auf, um ihren Kameraden zum Siege zu verhelfen.

Wehrſtadt, ein Dorf nahe bei Halberſtadt, hat nach der Sage davon ſeinen Namen erhalten, daß bei einem gefahrvollen Ueberfall fremder Heiden — da die Landesbewohner der Uebermacht ſchon unterlagen — die Todten aus den Gräbern aufſtanden, dieſe Unholde abwehrten, und ſo ihre Kinder retteten. (Grimm D. S. Nr. 327.)

Die Todten ſind noch im Grabe verliebt.

In Brüſſel lebte vor vielen Jahren eine reiche Jungfrau, welche in ihrem Hauſe zwei jungen Laffen Zugang geſtattete und ſich ihnen zu Willen gab. Als ſie erkrankte, blieben die Freier weg, darob tödtete ſie der Gram. Es dauerte nicht lange, ſo ſah man ſie wieder in ihrem Hauſe wandeln und handthieren, ſie legte ſich ans Fenſter und ſchaute auf die Straße, ganz wie im Leben. Das hörten die Freier, kamen und wollten ihre Gunſt wieder haben. Da ſprach ſie: „Das kann ich euch nur unter einer Bedingung zugeben. Kommt dieſen Abend wieder, und ich will euch ſagen, was ihr zu thun habt.“ Die Freier thaten alſo, und als es kaum dunkel war, trat der Erſte in ihr Zimmer. Sie fragte ihn: „Haſt Du mich denn auch gewiß lieb?“ — „Wie kannſt Du noch fragen?“ entgegnete der Freier. Darauf fuhr ſie fort: „Davon möchte ich eine Probe haben. Geh' heute Abend auf den Kirchhof, da findeſt Du ein offenes Grab, und Du mußt dich mit einem weißen Tuch umhüllen und hineinlegen bis Mitternacht.“ — „Das ſoll geſchehen“ ſprach der Freier, ging hin und that alſo.

Als er fort war kam der Andere, und ſie fragte ihn, wie den Erſten, ob er ſie lieb habe, und als er das beſchworen, ſprach ſie weiter: „Dann gehe auf den Kirchhof, hülle dich in ein weißes Tuch, reiße eines von den Kreuzen, welche dort ſtehen, aus, nimm es in die Hand, kniee ſodann zu den Füßen des offenen Grabes, welches Du da finden wirſt, bis Mitternacht.“ — „Das ſoll geſchehen,“ ſprach der Freier, ging hin und that alſo.

Wie der unten im Grabe hörte, daß Jemand oben nahe, da ſchlug er die Augen auf und lauſchte. Als der Andere kam, mit dem weißen Tuch um den Leib gebunden und dem Kreuze in der Hand, und zu ſeinen Füßen kniete, da ſchrie er laut auf, und der Andere erſchrack ſo darob, daß er vor Angſt ins Grab ſtürzte.

Am andern Morgen fand man das Grab umgewühlt und halb zugeworfen. Der Todtengräber zeigte es dem Pfarrer und der Obrigkeit an. Als man es nun aufgrub und zuſchaute, da fand man die beiden Freier todt, und die reiche Jungfrau auf ihnen, Beide mit krampfhaft in einander geſchlungenen Händen umfaſſend und an ſich preſſend. Man ließ alle Drei liegen, wie ſie lagen, und warf das Grab wieder zu. Aber die Geſchichte wurde bald kund, und man erzählt ſie ſich noch heute. (Wolf N. S. Nr. 429.)

Verſtorbene wollen noch ihre eheliche Pflicht erfüllen.

In Nordholland auf dem Bobeldyk, gegenüber der Kirche von Berkhaut, hat ſich Folgendes ereignet. Am 25. Juni 1616 erſchien einer daſelbſt wohlbekannten Frau ein Geſpenſt in Geſtalt ihres Mannes Cornelius Theuriß. Sie fragte: „Wer iſt da?“ — Es antwortete: „Dein Mann.“ — „Der iſt zur See, und kann alſo nicht hier ſeyn.“ — „Ich kam ein wenig zu ſpät, das Schiff war bereits vom Lande abgeſtoßen.“ — „Wie biſt Du ins Haus gekommen?“ frug die Frau. „Ganz wohl!“ ſprach es und legte ſich mit den Armen auf die Bettlade. Es trug auf dem Haupte einen großen Filzhut, deſſen breiten Rand ſie mehrere Male aufbog, um zu ſehen, ob es auch wirklich ihr Ehemann wäre. Aber ſie konnte weder an der Geſtalt noch an der Stimme Jemand anders als ihn erkennen. Sie forderte ihn auf, ſich zu ihr ins Bett zu legen, was er auch that. Weil ſie jedoch immer noch zweifelte, gab ſie genau Acht, als er ſeine Strümpfe auszog, um zu ſehen ob er auch ſo dicke Füße hätte als ihr Mann, fand aber auch darin keinen Unterſchied. Als er ſich nun neben ihr niederlegte, fühlte ſie, daß er, obſchon es in der Mitte Sommers war, ſo kalt war wie Eis. Da erſchrack ſie ſehr, und rief aus der Fülle ihres Herzens Gott um Beiſtand an. Sogleich verſchwand das Geſpenſt und hat ſich nie wieder ſehen laſſen. (Wolf D. S. Nr. 135.)

In Friesland glaubt man, wenn Einer auf der See ertrunken iſt, ſo melde er es den Anverwandten, aber nicht dem nächſten Blutverwandten, ſondern denen im dritten oder vierten Gliede. In der Abenddämmerung oder bei Nacht läßt er ſich ſehen in eben der Kleidung, worin er ertrunken iſt. Er ſieht dann zur Hausthür herein und lehnt ſich mit den Armen darauf, geht auch ſonſt im Hauſe herum, verſchwindet aber bald und kommt am folgenden Abend um dieſelbe Zeit wieder. Nachts öffnet er, gewöhnlich in ſchweren aufgezogenen Stiefeln, die voll Waſſer ſind, die Stubenthüre, löſcht mit der Hand das Licht aus und legt ſich dem Schlafenden auf die Decke. Am Morgen findet man einen kleinen Strom ſalzigen Waſſers, das dem Ertrunkenen von ſeinen Kleidern abgetröpfelt iſt, in der Stube. Laſſen die Verwandten ſich durch dieſes Zeichen noch nicht überreden, ſo erſcheint der „Gonger" (Gänger, Wiedergänger, **Revenant**) ſo lange wieder bis ſie es glauben. Der Gonger gibt auch andere Zeichen. Man erzählt:

Ein Schiffer mit zwei Söhnen ſegelte von Amrum aus mit Saat nach Holland. Der jüngſte Sohn hatte gar keine Luſt zur Reiſe. Er flehte ſeine Mutter an: „O Mutter, laß mich doch zu Hauſe!" — „Ich kann ja nichts dazu thun" ſprach die Mutter, „dein Vater will es." Der Sohn mußte alſo mit. Als ſie auf dem Wege zum Hafen in Voſſ über den Steindamm gingen, ſagte er zu ſeiner Mutter und den Andern, die ihn begleiteten: „Denkt an mich, wenn ihr über dieſe Steine gehet." Noch in derſelben Nacht verunglückten ſie. Des Schiffers Schweſter wohnte bei ihm im Hauſe. Nachts hatte ſie ihr weißes Bruſttuch vor dem Bette liegen. Am Morgen fand ſie drei Tropfen Blut*) darauf. Da wußte ſie, daß die Ihrigen umgekommen, und ſie in der Nacht bei ihr geweſen ſeyen. (Müllenhof a. a. O. Nr. 251.)

Todte ſind dankbar.

Ein Böttchermeiſter zu Löwen pflegte jeden Abend auf den Friedhof der Quintinskirche zu gehen und dort für die Ruhe der Schlummernden einige Vaterunſer und Ave Marias zu beten. Eines Sonnabends war ihm viel Geld für ſeine Arbeiten eingelaufen. Das wußten einige Böſewichte, und die wollten ihn darum auf dem Kirchhof überfallen und ihm ſein Geld abnehmen. Kaum aber hatten ſie ihre Hand an den Küfer gelegt, als ſich ein ſchreckliches Geraſſel auf dem Friedhof erhob. Es waren die Todten, der Eine erſchien mit Einem Fuß, der Andere mit einem Arm, der Dritte mit einem Stück Sarg in den Händen, ſo drangen ſie auf die Räuber ein, und zerhieben ſie jämmerlich, ſo daß ſie beſinnungslos liegen blieben. Der fromme Meiſter aber ging ungeſtört nach Hauſe, und betete nun deſto inniger für die Ruhe derer, welche ihm ſein Leben gerettet. — Die Geſchichte wurde bald ruchbar, und der Magiſtrat ließ ſie auf Holz malen und an der äußern Mauer der Kirche aufhängen. Die Tafeln, worauf das Gemälde zu ſchauen war, befinden ſich noch heutigen Tages an ihrer alten Stelle, doch ſind die Farben durch Alter und Regen verblichen, ſo daß man kaum noch einige Züge von dem Bilde unterſcheiden kann. (Wolf N. S. Nr. 318.)

---

*) Vergl. S. 290.

Welchen hohen Werth die Todten überhaupt auf ein Vaterneſter legen, kann man auch aus folgendem Factum abmerken:

In einem Wäldchen bei Hadersleben lebte vor nicht gar vielen Jahren ein altes Mütterchen, das an beiden Handgelenken ein Paar dunkelrothe Reife hatte. Wenige hatten dieſe unnatürlichen Male geſehen, aber man erzählte davon dieſe Geſchichte:

In ihrer Jugend diente ſie auf einem Bauerhofe zwiſchen Tondern und Hadersleben. Einmal war ſie, als es ſchon ſpät war, erſt zum Melken hinaus aufs Feld gegangen. Da hörte ſie mitten in der Arbeit im nahen Gebüſch ein Geräuſch. In der Meinung, es ſey ihr Bräutigam, blieb ſie ruhig und melkte fort, ohne umzuſehen. Plötzlich fühlte ſie ſich von zwei kalten knöchernen Händen an beiden Armen gefaßt, und eine hohle Stimme rief: „Bete ein Vaterunſer!" Mit bebenden Lippen ſtammelte ſie das Gebet. Als ſie geendigt, ſtand ein kleines Männchen in altmodiſcher Tracht vor ihr und ſprach mit derſelben Stimme wie vorher: „Du ſollſt Dank haben, denn nun finde ich Ruhe. Ich war verflucht, ſo lange umher zu irren, bis das Gebet einer reinen Jungfrau mich erlöſte. Komm morgen wieder, und dein Lohn ſoll dir werden." Nun verſchwand die Erſcheinung. Voller Schrecken kam das Mädchen in das Haus ihres Brodherrn und erzählte, was ihr begegnet ſey. Die Furcht vor dem Kleinen war aber ſo groß, daß ſie erklärte, ſie werde um keinen Preis wieder dahin gehen. Da unternahm der Herr am andern Abend an ihrer Statt den Gang. Was ihm aber da begegnet, was er geſehen und gehört, hat er nachher Niemand erzählen wollen; aber ſichtlich ruhte ſeit jenem Abend ein ganz beſonderer Segen auf ſeinem Beſitze (Müllenhof a. a. O. Nr. 252).

Feinde vertragen ſich auch im Grabe nicht.

Zwei Familien im Kölner Biſthum lebten in tödtlicher Feindſchaft. Jede derſelben hatte einen übermüthigen Bauer an der Spitze, und dieſe ſtifteten ſtets neue Feindſeligkeiten und wollten nie in Friedensunterhandlungen willigen. Es geſchah aber durch Fügung Gottes, daß dieſe Beiden an Einem Tage ſtarben, und da ſie in Einer Pfarre wohnten, in Neukirchen, ſo wurden ſie auch in Einem Grabe beerdigt. Doch da ſah man etwas Unerhörtes. Unter den Augen aller Zuſchauer wandten ſich die Beiden den Rücken zu und ſtießen dabei einander alſo mit den Köpfen und Füßen und mit dem Rücken ſelbſt, als wären es zwei ungebändigte Füllen geweſen. Da zog man den Einen aus dem Grabe und begrub ihn an einem andern Orte. Dieſer Streit war aber auch Urſache, daß ſich die beiden Familien ausſöhnten (Wolf, D. S. Nr. 109).

Wenn aber Todte in gutem Vernehmen mit einander ſtehen, ſo ſtatten ſie ſich gegenſeitig Beſuche ab. Wer es nicht glaubt, den wird das hier Folgende auf eine andere Meinung bringen.

In vielen Städten Litthauens ſind beſondere Kirchhöfe für die deutſchen und für die litthauiſchen Gemeinden. Auch in der Stadt Ragnit iſt es ſo; früher war für das Kirchſpiel nur Ein Kirchhof, jetzt ſind aber zwei da. Der deutſche liegt ſüdweſtlich von der Stadt, der litthauiſche öſtlich von derſelben. Aber die Leichen der beiden Kirchhöfe, wenn ſie ſich im Leben gut gekannt haben, kommen oft des Nachts zuſammen. Dann ſieht man ſie zu Tauſenden von einem Kirchhof zum andern fliegen. Aber nur Sonntagskinder können ſie ſehen, die Leichen fliegen durch die Luft, aber nicht gar hoch über der Erde, und in ganz gerader Linie von dem einen Kirchhof zum andern. Daher iſt auch in der geraden Richtung von den beiden Kirchhöfen gar kein Gegenſtand zu ſehen, der ſie in ihrem Fliegen aufhalten könnte, kein Haus, kein Baum, noch ſonſt etwas.

Vor einigen Jahren zog einmal ein Fremder nach Ragnit, der baute ſein Haus an das ſüdliche Ende der Stadt. Aber ſo wie die erſte ſtürmiſche Nacht kam, fiel das Haus ganz ineinander, mit Dach und Mauern, obſchon es ein feſter Bau war. Alte, ſchon halb verfallene Häuſer in der Nachbarſchaft waren ohne allen Schaden geblieben. Darüber ſchüttelte zwar Mancher den Kopf, allein der Fremde ließ es wieder aufbauen. Doch es dauerte nur wenige Tage, da kam wieder Nachts ein Sturm und warf das Haus nochmals um. Da kam ein alter Mann zu ihm, der war in der Mitternachtsſtunde von einem Sonnabend auf Sonntag geboren. Der ſagte zu dem Fremden, ſein Haus werde nimmer ſtehen bleiben, denn es ſtehe in gerader Linie zwiſchen dem litthauiſchen und dem deutſchen Kirchhof, und liege den Geiſtern im Wege, wenn ſie einander beſuchen wollen. Da ließ der Fremde das Haus an der Seite wieder aufbauen, wo es noch ſteht, ohne jemals wieder Schaden genommen zu haben. Zum Wahrzeichen ſteht auch noch eine Scheune am ſüdlichen Ende der Stadt Ragnit, deren Spitze erſtreckt ſich ſo eben in die gedachte gerade Linie hinein; daher kommt es, daß auf dieſer Spitze ſich niemals das Dach halten will; wenn der Herr der Scheune hundertmal im Jahr es wieder zurecht machen läßt, ſo iſt es doch, ſo oft des Nachts ein

Sturm iſt, jedesmal gerade ſo weit niedergeriſſen, als es in die Linie hineingeht und den Geiſtern in ihrem Wege liegt (Tettau und Temme Litth. Volkſ. Nr. 162).

Galgenvögel lade man nicht zu Gaſte, ſie ſtellen ſich ſonſt wirklich ein.

Einſt ritten mehrere Edelleute, die von einem Gelage kamen, bei dem Galgen vorbei, und wie ſie gerade von den Diebsſtreichen eines der Gehenkten ſchwatzten, rief einer aus der Geſellſchaft: „O du behender Dieb, komm auf nächſten Donnerſtag*) mit deinen Genoſſen zu mir zu Gaſt und lehre mich auch Liſtigkeit. Deß lachten die Andern, und noch Mancherlei hiervon redend, ritten ſie ihres Weges.

Des Donnerſtags aber früh neun Uhr, als der Edelmann, der des Abends vorher ſich brav bezecht hatte, noch im Bette lag, kamen die Diebe, ſo viele ihrer am Galgen hingen, in deſſen Hof mit ihren Ketten, gingen zur Hausfrau, grüßten ſie und ſagten: wie ſie der Edelmann zu Gaſt gebeten, ſie möge ihn aufwecken. Dieſe entſetzte ſich, ging zu ihrem Manne und erzählte ihm, was für Gäſte gekommen wären, worauf der Junker, obgleich heftig erſchrocken, aufſtand, ſie willkommen und ſitzen hieß, auch Eſſen auftragen ließ, ſo viel er in der Eile vermochte. Unterdeß ſagte der Edelmann zu dem gerichteten Pferdedieb: „Lieber, es iſt deiner Behendigkeit viel gelacht worden, doch verwundert mich, wie du ſo behend biſt geweſen, da du doch ein grober Geſelle ſcheinſt.“ Der Gehenkte antwortete: „Wenn Satan ſieht, daß ein Menſch Gottes Wort verläßt, ſo kann er ihn leicht behende machen, ſintemal die Kinder der Welt witziger ſind in ihren Geſchäften, als die Kinder des Lichts.“ Als nun die Mahlzeit beendet war, ſtanden die Gäſte auf, dankten ihrem Wirth, und ſprachen zu ihm beim Abſchied: „So bitten wir euch auch aus dem heimlichen Gericht Gottes an das Holz, da wir um unſerer Miſſethat willen von der Welt getödtet worden, und da ſollt ihr mit uns aufnehmen das Gericht zeitlicher Schmach, und dieß ſoll ſeyn von heute über vier Wochen.“ Der Edelmann erſchrack ſehr, tröſtete ſich aber damit, daß jener Tag auf Allerheiligen fiel, an welchem man nicht zu richten pflegt. Doch blieb er zu Hauſe, lud ſtets Gäſte, um, falls etwas geſchehen ſollte, Zeugen zu haben: er wäre nicht aus dem Hauſe gekommen.

---

*) Dieſer Wochentag iſt der eigentliche Geſpenſtertag, ſ. Kloſter IX. S. 169.

Nun war damals viel Räuberei im Lande, ſonderlich von den Reutern des Gregor Matern, eines Danzigers, von denen Einer den Hauscomthur Eberhard von Empten erſtochen hatte. Deshalb war vom Comthur der Befehl ertheilt worden, ſo man Einen von dieſen ergriffe, Standrecht über ihn zu halten. Der Mörder ward auch ausgekundſchaftet und der Comthur ſetzte ihm mit den Seinen nach. Es war gerade Allerheiligen gekommen, und der Edelmann, welcher dachte, daß er nun frei ſey, und ſich gegen Abend auf das lange Einſitzen etwas erluſtigen wollte, ritt ins Feld. Indeß ward er des Comthurs Volk gewahr, und da es dieſen däuchte, es ſey des Mörders Pferd und Kleid, ritten ſie flugs auf ihn zu und wollten ihn fangen. Der Edelmann ſtellte ſich zur Wehre, erſtach einen jungen Mann, welcher des Comthurs Freund war, wurde ergriffen, gen Lauenburg geführt, und, ohne daß auf ſeine Einwendungen geachtet wurde, zu ſeinen Gäſten an den Galgen gebracht *).

Will man vor umgehenden Todten Ruhe bekommen, ſo gibt es nur ein einziges Radicalmittel, man verbrenne die Leiche, probatum est!

In einer Stadt Schleſiens hatte am 20. Sept. 1591, an einem Freitag, ein Schuhmacher ſich den Hals abgeſchnitten. Damit die Familie nicht beſchimpft werde, verheimlichte die Wittwe die eigentliche Urſache des Todes, und ſagte nur ihren Schweſtern davon, welche die Leiche ſorgfältig mit Tüchern bewickelten, daß Jedermann glaubte, der Schuſter ſey am Schlage geſtorben. Man läutete die Glocken und hielt dem Todten ein prächtiges Begräbniß. Viele trauerten um ihn, denn er hatte ſich die Liebe der ganzen Stadt zu erwerben gewußt. Dieſe Täuſchung dauerte aber nur ſechs Wochen, denn plötzlich verbreitete ſich überall das Gerücht, der Schuſter habe ſelber ſeinem Leben ein Ende gemacht. Die Wittwe beharrte auf dem Gegentheil, und klagte ſelbſt bei dem Senate gegen Mehrere, die davon erzählt hatten. Während deß erſchien mit einem Male ein Geſpenſt, dem Todten in Allem ganz ähnlich, und das zeigte ſich nicht nur Nachts, ſondern ſelbſt am hellen Mittag. Zumeiſt begann es aber ſeinen Spuk beim Einbruch der Dämmerung. Nun war Niemand in der Stadt mehr ruhig. Man blickte ſich ängſtlich um, ob nicht der Geiſt hinterher ſey. Am geplagteſten waren die Arbeitsleute, die vom Tagewerk müde nach Ruhe ſich ſehnten. Bisweilen ſah man das Geſpenſt nur an der Thüre ſtehend. Oft aber warf es ſich auf die Betten, und drückte die Schlummernden ſo, daß ſie nicht athmen noch ſchreien konnten und am Morgen blaue Male hatten. Acht Monate währte dieſe Qual. Als immer neue Klagen darüber an den Senat kamen, ließ dieſer am 18. April 1592 um Ein Uhr Nachts das Grab öffnen, und man fand die Leiche noch unverſehrt, und die Halswunde friſchroth. Bis zum 24. April blieb die Leiche ausgeſtellt, ſo daß Jedermann ſie ſchauen konnte, und es war großer Zulauf. Da verordnete der Senat, daß die Leiche zum andern Mal, und zwar auf dem Schandplatz begraben werde; auch das half nichts, der Geiſt trieb ſein Weſen wie vorher, ſo daß man ſich genöthigt ſah, die Leiche nochmals ausgraben zu laſſen. Man ſchnitt nun das Haupt und die übrigen Glieder ab, warf den Rumpf auf einen Holzſtoß und verbrannte ihn, die Aſche aber füllte man in Säcke und ſtreute ſie in den Fluß. Seitdem hatte der Spuk ein Ende. (Wolf D. S. Nr. 117.)

---

*) Simon Grunau's Chronik, Tract. XIX. c. 6. Sollte an dieſer Erzählung ein Körnchen Wahrheit ſeyn, ſo muß man annehmen, der Edelmann habe in der Nacht nach ſeinem Scherze auf der Richtſtätte lebhaft geträumt, und im Traume habe ſich die Ahnung ſeines nahen Todes unter den Geſtalten der gehenkten Diebe dramatiſch verkörpert.

Zuweilen hilft aber auch, wenn man nur die Leiche in Stücke zerhaut.

Im Jahre 1617 hatte es ſich zugetragen, daß ein ehrbarer Bürger, der auf dem Kirchhof zu Eibenſchütz in Mähren begraben wurde, allnächtlich aus dem Grabe aufgeſtanden und Menſchen — ermordet hatte. Sein Sterbekleid zog das Geſpenſt jedesmal aus, und beim Zurückkehren wieder an. Als einſt die Wächter auf dem Thurme dieſes ſahen, nahmen ſie ihm den Kittel weg. Da er nun wieder zum Grabe kam und ſein Kleid nicht fand, rief er den Wächtern zu, ſie ſollten ihm das Kleid geben oder er würde ſie erwürgen, worauf ſie es hingaben. Bald darauf wurde der Mann ausgegraben und in Stücke zerhauen. Da hörte ſein Wandern auf. Denn als er aus dem Grabe genommen wurde, ſprach er: ſie hätten nun das Rechte getroffen; hätte man ſein Weib todt zu ihm gelegt, ſo hätten ſie Beide die halbe Stadt ermordet. Der Henker zog ihm einen langen zerbiſſenen Schleier aus dem Munde, welchen er dem Weibe vom Kopfe geriſſen hatte (Lothar, Volksſ. S. 106).

Aus dem Vorhergehenden haben wir uns die Ueberzeugung verſchafft, daß die Verſtorbenen ihre Beſchäftigungen im andern Leben fortſetzen, ihre Neigungen und Wünſche ins Jenſeits hinübernehmen, oder zur Strafe ihrer Sünden die Erinnerung an ihr Erdenleben fortbehalten, kurz, daß der Tod nur halb ſein Werk verrichte, wenn er den Sterbenden aus dem Kreiſe der Lebenden entrücke, weil er in der andern Welt, im Fegfeuer, Paradieſe, und wo er immer ſich befinden mag, die gewohnte Thätigkeit von Neuem beginnt, dem ehemaligen Zeitvertreib nach wie vor ſich ergibt, ſogar dieſelben Lieblingsgerichte aufgetiſcht bekommt (vgl. S. 399), dieſelben Vorurtheile nährt ꝛc. Daß aber dieſe Art des Fortlebens eine Strafe ſey, geht aus allen Umſtänden hervor, welche den Zuſammenhang der Sage bilden. Schon an einem andern Orte (Kloſter IX. S. 915) zeigte ich, daß das Geſchenk der Unſterblichkeit, womit die Feen beſchenkt wurden, ihre Strafe ſey; das Nichtſterbenkönnen muß alſo die härteſte Pein ſeyn, welche der Menſch ſich zu denken vermag; wer zum ewigen Leben in dieſem Sinne verurtheilt worden iſt, muß folgerecht ſich an Gott ſelber verſündigt haben. Und da Chriſtus als die Verkörperung deſſelben gedacht wird, ſo iſt nichts natürlicher, als daß das Individuum, welches nicht ſterben kann, in der Volksſage, die dieſer höchſt poetiſchen Idee ſich bemächtigt hatte, ein Jude ſeyn mußte. Die Betrachtung, daß von allen alten Völkern nur die Iſraeliten nicht ausgeſtorben ſind, zugleich, daß ſie in der ganzen Welt angetroffen werden, ihnen nirgends eine Heimat (ein Vaterland) zuerkannt iſt; daß der Haß der Chriſten ſie in den Jahrhunderten, wo die erſten Elemente der Sage vom ewigen Juden ſich bildeten, von Ort zu Ort, von Land zu Land verfolgte, ihnen nirgends eine bleibende Stätte gewährte, — alles dieß läßt keinen Augenblick daran zweifeln, daß der ewige Jude das ganze Volk repräſentirt, das ſich mit einem Gottesmord befleckte, daher ein Scheinleben fortzuſchleppen verurtheilt iſt, geſtrichen aus der Liſte der Völker, dennoch nicht unterging, ſondern als Zeugniß ſeines maßloſen Frevels bis zum jüngſten Tage in der Welt herumziehen muß.

Daß dieſe Deutung die richtige ſey, geht ſchon daraus hervor, weil gerade die Zeit, in welcher die Judenverfolgungen die Lieblingsleidenſchaft des chriſtlichen Welttheils geworden waren, nämlich das vielgeprieſene Mittelalter zugleich auch die Entſtehungsperiode der Sage vom wandernden Schuſter aus Jeruſalem iſt, denn das älteſte Zeugniß reicht nicht über das 13te Jahrhundert hinaus. Der engliſche Chroniſt Matthias Paris (†

1259) berichtet nämlich in ſeiner **Historia anglica** Folgendes:

Einſt kam ein armeniſcher Biſchof nach England, den man nach jenem Joſeph fragte, über den viele Reden gehen unter dem Volke, wie er, als unſer Herr litt, zugegen war und mit ihm ſprach, und bis auf den heutigen Tag noch lebe, zum Beweiſe der Wahrheit der chriſtlichen Lehre, ob er ihn jemals geſehen oder von ihm gehört, und er erzählte von ihm, was er wußte, Eines nach dem Andern. Ein Ritter aus Antiochien oder aus des Erzbiſchofs Familie, der ſeinen Dolmetſcher machte, und ſonſt auch einem Diener des Herrn Abtes Heinrich Spigurnel bekannt war, ſprach, als er die Reden Jenes überſetzte, in franzöſiſcher Sprache: Mein Herr kennt den Mann recht wohl, und kurz vorher, ehe er ſeine Reiſe ins Abendland antrat, ſpeiſte derſelbe Joſeph von Arimathia an dem Tiſche meines Herrn, des Erzbiſchofs, und der hatte ihn ſehr oft ſchon geſehen und reden hören. Als man ihn aber weiter fragte, was denn zwiſchen unſerm Herrn Jeſus Chriſtus und genanntem Joſeph ſich begeben, erwiderte er: zur Zeit des Leidens des Herrn, als er gefangen von den Juden vor den Landpfleger Pilatus in ſeinen Pallaſt geführt wurde, auf daß er von ihm gerichtet würde, und als ihn die Juden beharrlich verklagten, ſprach Pilatus, obwohl er keinen Grund, ihn zu tödten, an ihm gefunden, alſo zu ihnen: „Nehmt ihn hin und richtet ihn nach euern Geſetzen.“ Als aber das Geſchrei der Juden immer ſtärker wurde, da ſchenkte ihnen Pilatus auf ihr Bitten den Barrabas, Jeſum aber überlieferte er ihnen, daß ſie ihn kreuzigten. Wie nun die Juden Chriſtum aus dem Pallaſte ſchleppten, und er an die Pforte gekommen war, da ſchlug ihn Cartaphilus, der Pförtner des Pallaſtes und des Pontius Pilatus, wie der Heiland durch das Thor ging, verächtlich mit der Fauſt in den Nacken, und ſprach ſpottend: „Geh hin, Jeſus, immer gehe ſchneller, was zögerſt du?“ Jeſus aber ſah ſich mit ſtrengem Blicke um und ſprach zu ihm: „Ich gehe, du aber ſollſt warten bis ich wieder komme.“ Wenn man aber nach dem Evangeliſten reden wollte: „der Sohn des Menſchen geht, wie geſchrieben ſteht, du aber wirſt meine Ankunft (zum Gericht) erwarten.“ Und ſo wartet, nach des Herrn Wort, noch bis heute jener Cartaphilus, der zur Zeit des Leidens unſeres Herrn ungefähr 30 Jahre alt war, und allemal, wenn er wieder hundert Jahre verlebt hat, wird er von unheilbarer Schwäche ergriffen und fällt in eine Art Ohnmacht, dann aber wird er wieder geſund, lebt wieder auf, und kommt wieder in das Alter, in welchem er ſtand, als der Herr litt, ſo daß er mit dem Pſalmiſten (103, 5) ſagen kann: „Meine Jugend verjüngt ſich wieder wie der Adler.“ Als nun aber nach dem Leiden des Herrn der Glaube der heiligen katholiſchen Religion ſich immer mehr ausbreitete, da ließ ſich Carthaphilus von dem Ananias taufen, der den heiligen Apoſtel Paulus taufte, und wurde Joſeph geheißen. Er wohnt aber gewöhnlich in den beiden Armenien und in andern Gegenden des Morgenlandes, und lebt unter den Biſchöfen und andern Prälaten, als ein Mann von heiligen Sitten und heiliger Rede, der wenige und vorſichtige Worte macht, oder überhaupt gar nicht ſpricht, es ſey denn, daß er von den Biſchöfen und frommen Männern gefragt würde. Dann aber berichtet er von den Dingen aus der alten Zeit, und was bei dem Leiden unſeres Herrn vorging, und bei der Auferſtehung, und was ſich mit den Zeugen derſelben begeben, jenen nämlich, die mit Chriſtus auferſtanden, und in die heilige Stadt kamen und Vielen erſchienen. Er erzählt auch vom Symbol der Apoſtel und ihrer Eintheilung und Predigten, und das Alles ohne Lachen und leichtfertige Reden, ohne Zeichen von Widerſpruch und Tadel, ſondern als Einer, ſo in Thränen und in der Furcht des Herrn wandelt, indem er immer die Ankunft Jeſu Chriſti, der die Welt in Feuer richten wird, fürchtet, und ſich ſcheut, daß er nicht den bei dem jüngſten Gericht noch zornig finde, den er, zur Kreuzigung gehend, durch ſein Spotten zu gerechter Rache aufgefordert hat. Es kommen aber zu ihm Viele aus entlegenen Weltgegenden, die ſich an ſeinem Anblicke und Geſpräche ergötzen, welchen er auch, wenn es zuverläßige Leute ſind, in der Kürze ihre Fragen auflöst. Alle ihm angebotenen Geſchenke weist er zurück, denn er iſt mit mäßiger Koſt und Kleidung zufrieden. Darauf aber ſetzt er die Hoffnung ſeines Heils, weil er unwiſſentlich fehlte, da ja der Herr alſo ſagte und betete: „Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“ Paulus, der aus Unverſtand ſündigte, hatte ja auch Gnade erlangt. Desgleichen Petrus, der aus Furcht Gott verläugnete. Judas aber, der aus Unbilligkeit, d. h. aus Habgier den Herrn verrieth, dem fielen die Eingeweide aus dem Leibe, als er ſich aufhing, und ſo endete er ohne Hoffnung auf Heil ſein elendes Leben. Aus dieſem Grunde macht ſich Cartaphilus Hoffnung auf Gnade, und hat etwas, womit er ſeinen Irrthum vertheidigt. Als man nun den erwähnten Erzbiſchof auch über die Arche Noä, welche noch heute auf den armeniſchen Gebirgen liegen ſoll, und über vieles Andere fragte, beſtätigte er auch dieſes und ließ der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren, wie er denn auch wegen ſeiner ehrwürdigen Geſtalt und dem ihm aufgedrückten Zeugniß der Ehrlichkeit bei allen Zuhörern Glauben fand, und ſeine Erzählung durch das Siegel der Bewunderung bekräftigte.

Daſſelbe berichtet Philipp Mouskes in ſeiner Reimchronik von Flandern V. 25, 525 sq. *), zwar im Ganzen auf dieſelbe Weiſe, jedoch ſo, daß ſich die Vermuthung aufdrängt, er müſſe noch eine andere Quelle benutzt haben.

Eine geraume Zeit, nachdem die Kunde vom ewigen Juden nach Europa gekommen war, erſchien er ſelber, und zwar zeigte er ſich zuerſt in Hamburg im Jahre 1547, wie dieſes Chryſoſtomus Duduläus erzählt:

Newe Zeitung von einem Jüden von Jeruſalem,

Ahasverus genannt, welcher die Creutzigung unſers HErrn
Jheſu Chriſti geſehen, vnd noch am leben iſt, aus
Dantzig an einem guten Freunde geſchrieben.

„Es hat Paulus von Eitzen, der heiligen Schrifft Doctor und Biſchoff zu Schleſewik, warhafftig zu ſein, für

---

*) Phil. Mouskes Chron. rimée (Brux. 1838.)

etlichen Jaren erzehlet, als er in ſeiner Jugend zu Wittenberg eine zeitlang ſtudieret, vnd im Winter Anno 1547 heim zu ſeinen Eltern gen Hamburgk hinwider gereiſet, habe er den neheſten Sontag in der Kirchen vnter der Predigt daſelbſt einen Mann, der eine lange Perſon, mit langen vber den Schuldern hangenden Haren, gegen der Cantzel vber barfuß ſtehende geſehen, welcher mit ſolcher andacht die Predigt angehöret, daß wenn der Name Jeſus genennet, er ſich zum höheſten vnd demütigſten geneiget, an ſeine Bruſt inniglichen geſchlagen vnd geſeufftzet. Er hat aber gar keine andere Kleydung gehabt in ſolchem harten kalten Winter, als ein pahr Hoſen, die an den Füſſen durch vnd durch zerriſſen geweſen, einen vmbgürteten Leibrock, welcher biß auff die Füſſe gereichet, was dem Anſehen ſeiner Perſon anlanget, ſol er ohngefehr, wie ein Mann von funfftzig Jahren anzuſchawen geweſen ſein.

Auch ſeind ſonſt mehr Leuthe ja nicht wenig Herrnſtandes vnd von Adel geweſen, ſo dieſen Menſchen in Engeland, Frankreich, Italien, Vngern, Perſien, Spannien, Polen, Muſcaw, Lieffland, Schweden, Dennemarck vnd Schottland, vnd an andern vnterſchiedlichen Orten geſehen.

Vber den Mann hat ſich aber ein jeder gantz ſehr verwundert, nu hat gleichwol vorgemelter Doctor nach gehaltener Predigt fleiſſig nachgefraget, an welchem ort der Mann anzutreffen were, vnd nach dem er ſolches erforſchet, hat er ſich gar eigentlich bey ihm erkundiget, woher er wehre, vnd wie lang er ſich daſelbſt im Winter auffgehalten. Darauf hat er nu ſehr beſcheidentlich geantwortet, vnd geſaget, Er ſey ein geborner Jude, vnd von Jeruſalem bürtig, mit Nahmen heiſſe er Ahaſverus, ſeines Handwerks wer er ein Schuchmacher daſelbſt auch bey der Creutzigung Chriſti vnd ſeinen Tode domals Perſönlich vorhanden geweſen, vnd alſo von der zeit hero lebendig blieben, viel Länder vnd Städte durchgereiſet, wie er denn zur beſtetigung deſſen viel vnd mancherley Kundſchafften vmbſtende, vnd ſich ſelbs, vnd denn auch folgendes, ſo ſich mit Chriſto zugetragen, nachdem er gefenglich für Pilatum vnd Herodem gebracht, vnd endlich gecreutziget worden, angezeiget, vnd zwar noch mehr als die Evangeliſten vnd Hiſtorienſchreiber meldung thun, vnterdeß bekennet vnd zeiget er an, wie viel Regimentsverenderungen, ſonderlich aber in den Orientaliſchen Ländern inn ſo viel hundert Jahren von einer Zeit zur andern ſich begeben, vnd dennoch fürnehmlich hat er von den Heiligen Apoſteln Chriſti, wie ein jeder gelebet vnd zuletzt gelitten vnd ſein End genommen, ordentlich erzelet.“

„Als nun der Doctor Paulus von Eitzen von jhm nach Nothdurfft vnd Luſt, ja mit groſſer Verwunderung wegen der nie vorhin erhöreten vnd auch vnglaublichen Zeitungen alles gehöret, hat er jhn ferner gebeten, damit er beſſer vnd gründlicher Wiſſenſchafft dieſer Dinge vberkommen möchte, daß er jhm ſolches nach allen vmbſtenden fleiſſiger erzehlen wolte. Darauff hat er geantwortet: er ſey zur zeit der Creutzigung Chriſti zu Jeruſalem wonhafftig geweſen, den HErren Chriſtum, welchen er damals mit den Jüden vor einen Ketzer gehalten, auch anders nicht gegleubet noch gewuſt, er ſey ein Verführer deß Volckes geweſen, mit Leiblichen Augen in der Perſon geſehen, daher habe er ſein beſtes, ſampt andern vorwenden helffen damit dieſer Auffrührer, vor den ſie jhn zu der zeit gehalten, möchte vertilget, vnd ſtracks hinweg gereumet werden. Wie aber der Sententz endlich von Pilato geſprochen, haben ſie jhn alsbaldt für ſeinem Hauſe fürüber führen müſſen. Da iſt er eilends heimgegangen, vnd habe er ſeinem Haußgeſinde die ſachen vermeldet, damit ſie Chriſtum Augenſcheinlich ſehen, vnd was er für einer were, auch verſtehen möchten.“

„Wie ſolches geſchehen, habe er ſelbſt ſein kleines Kind auff die Armen genommen, mit jhm für ſeiner Thür geſtanden, den HErrn Chriſtum zu ſehen. In deme nun Chriſtus vnter den ſchweren Creutze daher gefüret worden, hat er an ſeinem deß Schuſters Hauſe zu ruhen ſich angelehnet, vnd ſey daſelbſt ein wenig ſtille geſtanden, wie aber der Schuſter, aus Eiffer vnd zorn, vnd vmb Ruhms willen, bey andern Jüden, den HErren Chriſtum fort zu eilen abgetrieben, vnd geſprochen, Er ſoll ſich weg verfügen, dahin er gehörete, ſo habe jhn Chriſtus drauff ſtracks angeſehen, vnd zu jhm mit dieſen Worten angeſprochen: **Ich wil allhie ſtehen vnd ruhen, aber du ſolt gehen biß an den Jüngſten Tag.“**

„Hierauff habe er alßbald ſein Kind nidergeſetzt, vnd gar nicht lenger daſelbſt bleiben können, ſondern Chriſto jmmer nachgefolget, vnd alſo geſehen, wie er elendiglichen gecreutziget, gemartert, vnd getödtet worden. Nach Vollendung deſſelben, hat es jhme ſtracks vnmüglich zu ſein gedaucht, widerumb in die Stadt Jeruſalem zu gehen, were hernacher nicht mehr darin gekommen, auch ſein Weib vnd Kind niemals wider geſehen, beſondern alſo bald frembde Lender eins nach dem andern, wie ein betrübter Pilgram durchgezogen. Vnd da er einmal nach etlichen viel Jahren, wider gegen Jeruſalem wollen ziehen, habe er alles zerſtöret vnd jemmerlich zerſchleiffet gefunden, alſo das er nichts daſelbſt geſehen, das kein Stein auff den andern geweſen ſey, vnd er nichts habe wiſſen zu erkennen, was zuvor allda wer köſtliches verhanden geweſen. Was nun Gott mit jhm vorhabe, daß er in dieſem elenden Leben ſo herumb gewandert, vnd ſo elendiglichen jhn anſchawen leſſet, könne er nicht anders gedencken, Gott wolle an jhm vielleicht biß an den Jüngſten Tag wider die Jüden einen Lebendigen Zeugen haben, dadurch die Vngleubigen vnd Gottloſen deß Sterbens Chriſti erinnert, vnd zur Buſſe bekeret werden ſollen, Seines theils möchte er zwar wol leiden, das jhn Gott in den Himel aus dieſem ſchnöden Jammerthal abforderte.“

„Auff dieſe Auſſage vnd beſprechung hat jhn obgedachter Herr Doctor Paulus von Eitzen noch zum vberfluſſe, beneben den N. N. der Schulen zu Hamburg, welcher dann trefflich wol in den Hiſtorien beleſen vnd erfaren geweſen, von allerhand ſachen, ſo in den Orientaliſchen Lendern nach Chriſti Geburt vnd Creutzigung ſich verlauffen, vmb beſtendiglichen Grund gefraget, der alsbald hierauff von vielen alten Sachen genugſamen vnd ſatten Bericht geben, daß man ſeiner Perſon vnd Auſſage, müſſe gleuben vnd beyfall thun, vnd ſich darüber nicht genugſam verwundern können, wie bey Gott alle ding müglich, aber den Menſchen vngleublich vnd vnerforſchlich weren. Sein deß Jüden Leben belangende, helt er ſich ſehr ſtill vnd eingezogen, redet nicht viel mehr, denn was man jm fraget, wenn er zu Gaſte geladen wird, hat er wenig vnd mäſſiglich geſſen vnd getrunken, eilet jmmer fort, bleibet nicht lang auff einer ſtete, wie jhme zu Hamburg, Dantzke vnd anderßwo auch Gelt iſt verehret worden, hat er nicht viel vber zween ſchilling genommen, daruon er doch alßbald widerumb den Armen umbher außgetheilet hat, mit Anzeigung, er bedürffte keines Geldes, GOtt werde ihn wol verſorgen, denn er habe ſeine Sünde berewet, vnd was er vnwiſſend gethan, Gott abgeben.“

„So hat man jhn die zeit vber, die er zu Hamburgk vnd Dantzig zugebracht, niemals lachen geſehen, in welches Land er kommen, deßſelben Sprach hat er gebrauchet, wie er dann dazumal die Sächſiſche Sprache geredt nicht anders als ein geborner Sachſe, viel Leute aus mancherley benachbarten vnd fernern Orthen, ſeynd nach Hamburgk vnd kegen Dantzke kommen, dieſen Mann zu ſehen vnd zu hören, jhrer mehrer theil haben dahin geſchloſſen, vnd es douor gehalten, weil derſelbige Jud nicht allein Gottes Wort gern gehöret, dauon reden, auch allweg mit beſonderer Andacht, vnd Ehrerbietung, wie dann auch mit großen ſeufftzen, wann der Name Gottes oder Jheſus Chriſtus genennet, ſich erzeigete, ſondern auch kein fluchen gedulden könte, es ſey durch Göttlicher Allmacht etwas ſonderliches durch den Mann angedeutet. Vnd ſo er jemand bey Gottes Marter oder Leyden fluchen hörete, hat er ſich darüber hefftig erbittert, vnd nicht mit geringem Eiffer vnd ſeufftzen geſaget, O du elender Menſch, O du Elende Creatur, ſolteſt du den Nahmen deines HErrn vnd Gottes, vnd ſeiner bittern Marter vnd Leyden alſo liederlich mißbrauchen. Hetteſtu als ichs geſehen, ſelbſt angeſchawet, wie ſchwer vnd ſawer dem HERRN ſeine Wunden, meiner vnd dein ſelbſt wegen weren worden, du würdeſt dir ehe ſelbſt großes Leyd anthun laſſen, denn daß du vmbſonſt ſeinen Nahmen, alſo verunehren ſolteſt. Solches hat mir Herr Doctor Paulus von Eitzen mit andern vielen mehr warhafftigen Vmbſtenden getrewlich vnd fleiſſig zu Schleßwig erzehlet, welches ich ſieder deß von etlichen meinen alten bekandten, die auch denſelben Mann damals mit Augen zu Hamburg perſönlich geſehen, vnd beneben Doctore Paulo von Eitzen angehöret, beſtendiglich vnd krefftiglich zu ſein vermeldet haben.“

„Anno 1575. Iſt der Herr Secretarius, Chriſtoff Krauſe, vnd Magiſter Jacobuß von Holſtein, als Legaten an Königlichen Hoff in Hiſpanien, vnd folgends ins Niederland abgefertiget worden, wegen bezahlung der Kriegßleute, die der Königl. May. im Niederlande gedienet, Als ſie wiederumb zu Hauſe vnd gegen Schleſewigk kamen, haben ſie für eine beſtendige Warheit erzehlet, hoch vnd thewer es bekrefftiget, daß ſie dieſen Wunder Mann zu Madriet in Hiſpanien, In aller geſtalt, Leben, Alther, Kleydung, vnd Geberden, auch in der Perſon geſehen vnd angetroffen, ſelbſt mit jhme geredet, vnd neben andern vielen Leuthen hohes vnd niedriges Standes vernommen, daß er damals gut Spanniſch geredet. Anno 1599. Im Chriſtmonat iſt von einer warhafftigen Perſon aus Braunſchweig gen Straßburg geſchrieben worden, daß damals obgemelter Wundermann, zu Wien im Oeſterreich noch beym Leben geweſen, vnd dannen in Polen vnd gegen Dantzig zu verreiſen in willen gehabt damit er ferner in die Mußcaw aus Polen ſich begeben möchte. Dieſer Ahaſverus iſt Anno 1601 zu Lübeck geweſen, Auch nemlich zu Refel in Liefflanb, vnd zu Kracaw in Polen, auch in der Moßcaw von vielen Leuten iſt geſehen worden, die auch mit jhm geredet. Was nun aber verſtendige Gottliebende Menſchen, von dieſer erwehneten perſon halten wollen ſtehet einem jeden frey. Die Wercke Gottes ſind gleichwol wunderbar, vnerforſchlichen vnd vndergründlichen, vnd werden je lenger je mehr, von Tag zu Tag herfür bracht, vnd vor dem Jüngſten Tage offenbar werden müſſen. Datum Refel den 1. Auguſti, Anno 1613.

D. W.

D.

Chrysostomus Dudulaeus

Westphalus.“

Aus dem Berichte des Matthias Paris und einigen andern Notizen erfährt man alſo, daß der ewige Jude im 12ten und 13ten Jahrhundert in Armenien lebte, in Europa zuerſt ſich in Hamburg im Jahre 1547 zeigte, dann zu Danzig, in Madrid 1575, in Wien 1599, in Lübeck 1601 *), Reval, dann zu Krakau, Moſkau, und 1604 in Paris **). Im Jahre 1633 war er wieder zu Stade bei Hamburg in der Kirche ***), im Jahre 1640 in Brüſſel[*]), im Jahre 1642 erſchien er in Leipzig als ein alter Bettler, und nahm daſelbſt reichlich Almoſen an[**]). In England war er zu Anfang des 18ten Jahrhunderts auch, allein hier, ſagt Gräße in ſeiner Monographie vom ewigen Juden, auf Calmet Diction. de la Bible II. p. 442. ſich berufend, hier gab er ſich für einen Offizier des hohen Raths zu Jeruſalem aus, und ſagte, er habe, als Chriſtus den Pallaſt des Pilatus verlaſſen, demſelben einen Stoß verſetzt und geſagt: Packe dich, warum verweilſt du noch hier? Jeſus aber habe ihm geantwortet: ich gehe, du aber ſollſt bis zu meiner Wiederkehr wandern. Er erinnerte ſich, alle Apoſtel geſehen zu haben, beſchrieb ihre Geſichtszüge, Haare, Kleidungsſtücke; er wollte alle Länder der Welt durchreist haben, und behauptete: er müſſe bis ans Ende derſelben herumirren. Er ſprach mehrere Sprachen und gab einen ſo genauen Bericht über Alles, was ſich zu jeder Zeit zugetragen, daß Alle, die ihn hörten, ſich nicht genug wundern konnten. Die beiden engliſchen Landesuniverſitäten ſchickten ihre gelehrteſten Profeſſoren an ihn ab, allein ſie vermochten ihn auf keinem Widerſpruch zu ertappen. Ein engliſcher Edelmann von großer Gelehrſamkeit ſprach arabiſch mit ihm, allein er antwortete ihm in derſelben Sprache, und meinte, auf der ganzen Welt gäbe es faſt keine einzige wahre Geſchichte. Nun fragte ihn Jener, was er von Mahomed halte, worauf er entgegnete: ich habe ſeinen Vater perſönlich gekannt, was ihn aber anlangt, ſo war er ein ſehr aufgeklärter Mann, wenn er auch, wie alle andern Menſchen, dem Irrthum zuweilen unterlag, denn einer ſeiner größten beſtand darin, daß er läugnete, Jeſus Chriſtus ſey gekreuzigt worden, weil ich ja dabei war, und ihn mit meinen- eigenen Augen ans Kreuz ſchlagen ſah. Er erzählte ferner, er ſey zu Rom geweſen, als Nero daſſelbe in Brand ſtecken ließ, er wollte auch Saladin von ſeinen Eroberungen nach Hauſe haben kommen ſehen, und wußte von Soliman dem Prächtigen viele Dinge ſonderbarer Art zu erzählen. Er kannte auch Tamerlan und Bajazet, und wußte die genaueſten Data von den Kreuzzügen zu berichten, und fügte hinzu, er werde in wenigen Tagen nach London kommen, wo er im Stande ſeyn werde, die Neugier Aller zu befriedigen, die von ihm etwas zu erfahren wünſchten.

---

*) Henr. Bangert, Comm. de ortu, vita et excessu Coleri ICti Lubec. „Die 14. Januarii Anno MDCCIII adnotatum reliquit Lubecae fuisse Judaeum illum immortalem, qui se Christi crucifixioni interfuisse affirmavit."

**) Dies berichtet unter demſelben Jahre Rudolph Boterus in ſeinem Comm. hist. II. p. 305: „Vereor ne quis nugarum anilium probro me afficiat, si, quae tota Europa narratur de Judaeo, coaevo Servatoris Christi, fabulam huic paginae inferam, nihil tamen vulgatius et nostratium vernacula historia hoc profiteri non erubuit. Sic qui prius annales nostros scripserunt, adstipulatores habeo, eum non uno seculo in Hispania, Italia, Germania visum fuisse atque agnitum hoc anno eum ipsum esse, qui visus Hamburgi anno M. D LXVI. Plura de eo vulgus comminiscitur, ut audax est ad rumores, quos ego, ne quid indictum sit, refero." Dem widerſpricht aber J. C. Bulenger, in d. Historia sui temporis p. 357 alſo: „Famae datum id temporis, Judaeum Christi temporibus aequalem mille jam et amplius annos toto terrarum orbe vagum et erronem sine cibo et potu palari, a Deo ejus poenae damnatum, quod ex faece verperarum primus Christum cruci suffigendum, Barrabam latronem ab unca et crucis terrore vindicandum exclamaverit, mox cum Christus onere crucis anhelans ad officinam ejus, qui cerdo erat, interquiesceret, cum verbi acerbitate eum amandaverit, cui Christus: quia tantillum quietis mihi invides, quiescam et tu irrequietus errabis, ac mox dicto ocyus vecordem et vagum tota urbe errasse, inde errores suos ad hunc usque diem toto orbe continuare Eum ipsum esse, qui visus fuerit Amburgi M. D. LXIV. Credat Judaeus Apella; hominem id temporis cum Parisiis agerem, non vidi, nec de eo satis certis autoribus audivi.

***) Mitternachts Dissert. in Johannem 21, 19. p. 400 sq. In der „Beſchreibung eines Wallbruders, ſo ein Jude und bei der Kreuzigung des Herrn Chriſti geweſen ꝛc." (Wolfenbüttel 1697 kl. 8.) ſteht die oben S. 436 abgedruckte Stelle etwas verändert: „Dieſer Ahasverus iſt Anno 1610 zu Lübeck geweſen, 1612 zu Tarnowitz in Oberſchleſien, 1614 zu Reval in Liefland, desgleichen zu Krakau in Polen, und in Moſkau von vielen Leuten 1614 geſehen worden, die auch mit ihm geredet."

---

*) Wolf N. S. Nr. 534: „Um 1640 begegneten zwei Bürger, welche in der Gerberſtraße zu Brüſſel wohnten, im Sonnenwalde einem greiſen Mann, deſſen Kleider ein gar ſchlechtes Anſehen hatten, auch nach uraltem Schnitt gemacht waren. Sie luden ihn ein, mit ihnen in die Herberge zu gehen, was er auch that; aber er ſetzte ſich nicht nieder, ſondern trank ſtehenden Fußes. Als er wieder mit den beiden Bürgern vor die Thüre kam, erzählte er ihnen gar viel, und das waren meiſt Geſchichten, die ſich vor vielen hundert Jahren zugetragen. Daraus erkannten die Bürger bald, daß ihr Gefährte Iſaak Laquedom (?) der Jude ſey, welcher unſerm Herrn die Raſt an ſeiner Thüre verweigerte, und ſie verließen ihn mit großem Schrecken.“

**) Große's Geſch. der Stadt Leipzig. 1842. II. p. 265. Damit ſtimmt aber eine von Müllenhof (Schleſw. Volksſ. Nr. 218) erzählte Sage im umgekehrten Verhältniß überein, welche viel älter, da ſie noch aus der Ritterzeit datirt, und wie folgt lautet: „Von Hamburg aus ward Klaus Nanne aus Lunden auf ſeiner Reiſe nach Jeruſalem mit Geld und Wechſeln verſehen. In Jeruſalem aber traf ſein Wechſel nicht zur beſtimmten Zeit ein. Der Ritter wagte in der fremden Stadt keinem Menſchen ſeine Verlegenheit zu offenbaren. Da redete ihn ein Bettler an und fragte nach der Urſache ſeiner Traurigkeit. „Du kannſt mir doch nicht helfen“ erwiderte Nanne. „Das kannſt Du nicht wiſſen“ ſagte der Bettler, „geſtehe mir nur deine Noth.“ Da ſagte Nanne, daß ſein Wechſel ausgeblieben ſey. Der Bettler reichte ihm hierauf einen Beutel mit Goldſtücken, und ſprach: „brauchſt Du mehr, ſo hab' ich mehr.“ Erſtaunt fragte Nanne, wie er dazu käme, und ihm das Geld gäbe, ohne ihn zu kennen. Der Bettler antwortete: „Ich bin in deinem Hauſe geweſen. Du heißt Klaus Nanne, und wohnſt in Kleinlehe nahe bei Lunden in Ditmarſchen, und ich komme in ein paar Jahren wieder zu Dir in dein Haus, das Geld ſelber abzuholen.“ Mehrere Jahre vergingen, und Klaus Nanne war längſt wieder zu Hauſe. Da trat endlich der Bettler bei ihm ein, an einem Tage und zu einer Stunde, da er gerade mit vornehmen Gäſten bei Tiſche ſaß. Nanne erkannte ihn ſchon an der Thür und ging auf ihn zu, führte ihn auf den beſten Platz und erzählte den verwunderten Gäſten ſeine Geſchichte. Bleibens hatte der Bettler aber nicht bei ihm, ſoviel er auch gebeten ward. Er nahm ſein Geld wieder, und ließ von dem Ritter ſich nicht ein Mehreres aufdringen. Er ging dann fort, und Niemand wußte wohin.

„In München iſt der ewige Jud, oder der bis zu Ende der Welt lauffende Schueſter Anno 1721 den 22. Juli bei dem Iſarthor ankhommen, iſt aber nicht in die Stadt gelaſſen worden, derowegen er ſich zu Heidthauſen ein Zeit aufgehalten, und mit denen zuelauffenden Perſonen geredet und geſagt, das die Familia von denen Juden, ſo Chriſtum den Backenſtreich gegeben, allen die rechte Hand zweimal länger als die linke ſey, von dieſem Geſchlecht aber, ſo Jeſum angeſpiben, ſolche ſpeiben ſich allezeit ſelbſt an; er ſagte weiters, daß er ſey ſchon ſiebenmal die ganze Welt außgangen, auff dem gaſteigberg betrachtete und bettete er vor dem Crucifix. Als er deſſen gefragt wurde, gab er zur Antwort: diſes ſey die rechte Abbildung unſers Herrn und die lenge, und in allen gleich, er handle auch mit Geſchmuck und Perlen.“ (Hormayr, hiſt. Tſchb. 1834, S. 216 nach einer Urkunde).

In Naumburg iſt der ewige Jude auch geweſen (Mitternacht a. a. O.), doch wird nicht geſagt, wann? Allda hat er weder ſtehen noch ſitzen können, weswegen er auch unter der Predigt in der Kirche bald vor, bald hinter ſich gegangen, und auch erzählt hat, er habe bisher weder Tag noch Nacht geruht, ſondern ohne Speiſe und Trank, ohne Ruhe und Schlaf ſey er ſo viele Jahre wunderbarer Weiſe erhalten worden, worauf ihn die daſigen Kaufleute reichlich beſchenkt haben.

Auch auf Jütland in Dänemark ſah man den ewigen Juden, vorzüglich zu Aalborg (Thiele Dänemarks Folkaſ. II. p. 312 sq.); auch in Schweden mochte er ſich gezeigt haben, denn Afzelius (Schwed. Volksſ. III. S. 244) gedenkt ſeiner mit folgenden Worten: „Als der Erlöſer am Hauſe des Schuhmachers vorbeiging und einen Augenblick bei ihm ausruhen wollte, ſtieß ihn derſelbe zurück, und wollte ihn unter keiner Bedingung bei ſich wiſſen. Da ſprach der Erlöſer den Fluch über ihn aus: „Er ſolle nicht eher zur Erlöſung kommen bis zum jüngſten Gericht. Dieſer Mann hieß Ahasverus, und ſo iſt es auch in unſerm Norden dahingekommen, daß man Jemand, wo die ewige Beſtimmung zweifelhaft iſt, ſagt: Der war gewiß der Schuhmacher von Jeruſalem.“

Das günſtigſte Andenken hat der ſchon S. 435, 438 Anm. 2. als wohlthätig und hilfreich ſich zeigende ewige Jude im Bettlergewande in Böhmen hinterlaſſen. Noch vor ſiebenzig Jahren pflegten die Bürger der Stadt Königinhof ihren Knaben bei den Grenzzeichen (v hranicnech dubu) einen Platz zu zeigen, der zur Verfertigung einer Glocke Anlaß gab, die ſich noch auf dem Thurm der dortigen Dekanatskirche befindet. Sie enthält viel Silber und dürfte beiläufig 50 Ctr. wiegen. Eine zierliche Mönchsſchrift ringelt ſich um dieſelbe und gibt (in böhmiſcher Sprache) Folgendes kund: „Im Jahre Ein tauſend fünfhundert fünf nach Chriſti Geburt iſt dieſe Glocke gegoſſen worden zu Ehr und Lob Gott dem Herrn und der seligſten

Jungfrau ſeiner Mutter und des heiligen Johann und Allerheiligen. In die Stadt Königinhof an der Elbe, damit Herr Jeſus Chriſtus, Sohn der heil. Jungfrau, uns ſicher bewahre vor Gewitter. Andreas Glockengießer zu Königgrätz." Folgende Sage erzählt die Entſtehungsgeſchichte der Glocke.

An einem Sonntag im Juli hatte der Leinweber Kokot zu Königinhof mit ſeiner Familie einen Spaziergang in die Umgegend gemacht, als bei den ſogenannten Grenzeichen ihnen ein Mann von ſeltſamer Geſtalt begegnete. Das hohe Alter hatte ſeinen Rücken gekrümmt, ſein Haupt- und Barthaar gebleicht, tiefer Gram kündigte ſich in ſeinen Geſichtszügen an, doch feſten Schrittes wandelte er an ihnen vorüber. Höchſt ärmlich war ſeine Kleidung, doch von der damals in Böhmen gebräuchlichen ganz verſchieden. Martha, des Webers Gattin, rief, von Mitleid angeregt, ihn freundlich heran, denn ſie hielt ihn für einen Pilger. Sie bot ihm Brod und einen Schluck Wein zur Stärkung an, was er dankend annahm. „Das lohne euch Gott!" rief er aus, „doch nur ſtehend darf ich eure Spende genießen." Er trank nun aus dem Becher, den Kokot gefüllt hatte, und Martha langte aus ihrem Handkorb ein Brod für ihn hervor. „Ihr ſeyd wohl ſchon lange gewallt und ſehr weit herum geweſen?" fragte ſie. „Lange, lange!" ſprach der Fremde mit einem ſchmerzlichen Blick nach dem Himmel: und weit, ach ſchon in allen Landen! Nirgend fand ich die Ruhe, der ich mich ſo unausſprechlich entgegen ſehne, und wann werde ich ſie finden?" Da zog Martha ein Goldſtück aus der Taſche, der Fremde weigerte ſich aber, es anzunehmen. „Speiſe und Trank wird mir allenthalben," ſagte er, „und des Goldes habe ich nicht nöthig." Er dankte und ging. Mit Thränen des Mitleids ſahen die beiden Gatten lange dem Scheidenden nach, bis er hinter dem Gebüſche verſchwand.

Vierzehn Tage ſpäter ward der größte Theil der Stadt plötzlich in einen Aſchenhaufen verwandelt. Ein ſchweres Gewitter hatte ſich erhoben, und in eine Scheune eingeſchlagen. Dieſe, ſo wie die nächſten Gebäude, ſtanden plötzlich in Flammen. Auch das Haus Kokots. Mit Mühe konnte die Familie das eigene Leben retten. Alle ihre Vorräthe, all ihr mühſam erworbenes Gut verzehrte das wüthende Element. Sie waren auf einmal Bettler geworden. Gramvoll wanderte Kokot mit ſeiner Familie Jahrelang in Böhmen und den benachbarten Ländern umher, um das Mitleid Vermöglicher anzuflehen. Als er endlich mit einem geringen Betrag, den er in Deutſchland mühſam erbettelt, nach ſeiner Heimat zurückkehrte, mußte er auch durch Wunſiedel. Schon hatte er dieſes verlaſſen und war der böhmiſchen Grenze näher gekommen, als ſich der Familie ein Gefährte zugeſellte. Es war der Fremdling, den ſie einſt in beſſern Tagen unter der Grenzeiche bewirthet hatten. Sie erkannten ihn ſogleich. Verwundert über ihr Ausſehen fragte er nach der Urſache. Da erzählte ihm Martha weinend ihr Unglück. Mitleidsvoll tröſtete ſie der fremde Waller mit der Verſicherung: der Himmel werde nicht immer ihr Unglück wollen. Unter manchen Geſprächen, während ſie die Grenze ihres Heimatlandes erreichten, erzählte Martha, es würde ihr doch viel leichter werden, unter den Trümmern ihres Vaterhauſes, als in der weiten Ferne. Ein Banket außer der Heimat würde ihr weniger munden, als ein Imbiß unter dem Grenzeichen, die einſt ihr Urgroßvater dahin gepflanzt. „Wie hieß euer Urgroßvater?“ fragte der Pilger. „Ach, ſeiner Zeit gab es keinen Wohlhabendern in unſerm Ort, man nannte ihn nur den reichen Dudik!“ — „Dudik“, rief der Fremdling aus, „wißt ihr nicht, wann er geſtorben?“ — „Er ſoll gegen die Huſſiten geblieben ſeyn!“ — „Da iſt euch Hülfe näher, als ihr glaubt. Eilt mit mir der Vaterſtadt zu und laßt euern Kummer fahren.“ Erſtaunt blickten beide Gatten den Pilger an, durch deſſen ſchmerzverkündendes Geſicht ſich ein Zug inniger Freude ſtahl. Ihren vielen Fragen wich er gewandt aus, vertröſtete ſie auf unerwartete Hülfe und trieb ſie immer zur Eile an. Höchſt begierig auf den Ausgang dieſes Verſprechens förderten ſie ihre Schritte, und kamen endlich in Königinhof wieder an.

Auf den Rath des Fremdlings wurden die Kinder zu einem bekannten Nachbar gegeben, der ſeine Hütte wieder hergeſtellt hatte und die Zurückgekehrten freundlich empfing. Der Fremdling erinnerte aber die beiden Gatten vorerſt mit ihm zu den Grenzzeichen zu gehen, weil er ſie dort zu ſprechen begehre. Sie folgten ihm. „Hier," hob dieſer an, „auf dieſer Stätte, wo mich euer Mitleid erquickte, endet eure Noth. Wiſſet, daß ich vor 80 Jahren hier euern Urgroßvater beſchäftigt antraf, dieſe Eichen zu pflanzen. Auch er erquickte mich, und erkannte mich für den, der ich wirklich bin. — „Wenn du einſt," ſprach er, „wieder hieher kömmſt und erfahren ſollteſt, daß ich im Kriege gefallen ſey, und meine Nachkommen im Elende leben ſollten, ſo berichte ſie, daß ich an dieſer Stätte meinen Reichthum vergrub. Zum Wahrzeichen pflanze ich dieſe Eichen." So ſprach Dudik zu mir. Als ich vor drei Jahren in der Stadt nach ſeinen Nachkommen fragte, wußte man mir keine Auskunft zu geben, obgleich ſie mir geworden wäre, wenn ich mich jenes Auftrags bei euch erinnert hätte."

So wie Freude die beiden Gatten überraſchte, ebenſo ſehr ſtieg ihr Erſtaunen, als er ſo längſt vergangener Dinge Zeuge zu ſeyn erklärte. Ungläubig fragte ihn Kokot: „Wie, du willſt dich meines Urgroßvaters erinnern, und kannſt erſt 70 Jahre zählen?" — „Ach," erwiederte dieſer: „ich zähle dieſe und noch weit mehrmal 70 Jahre dazu. Als euer Urgroßvater mich ſprach, ſah ich eben ſo alt aus; als ich des erſten Fürſten Przemisls Wahl beiwohnte, hielt man mich eben ſo alt, und — wehe mir! es werden vielleicht noch mehrmal 70 Jahre vergehen, bevor ich der längſt erſehnten Ruhe theilhaftig werde." — Das ſchien Marthen doch unglaubwürdig. „Da müßt ihr wohl gar der ſeyn, mit deſſen Geſchichte wir die Kinder in den Schlaf lullen: der ewige Jude!" — „Das bin ich," ſchrie jammernd Ahasverus aus, und verſchwand wieder im Gebüſch. Nie hat man ihn ſeitdem in Königinhof geſehen.

Lange ſtanden Beide ſtumm vor Erſtaunen und Entſetzen da. Fragend blickten ſie ſich gegenſeitig an. „Komm," ſagte endlich Kokot," dies glaube ich nimmer: der Alte hat wohl ſein Spiel mit uns getrieben, und dann verzeih es ihm Gott!" — „Aber," ſagte Martha, „laß uns doch erſt überzeugen, ehe wir richten." Auf ihr Zureden holte Kokot einen Spaten. Er grub lange. Nichts fand er. Aergerlich darüber warf er den Spaten hinweg und rief ihr zu: „Nun ſiehſt du, daß der Alte uns genarrt, daß das Mährchen vom Schatz deines Urgroßvaters Hohn und Spott iſt." — „Nein!" entgegnete ſie, „das haben wir nicht an ihm verdient, er kann unſerer nicht geſpottet haben." Nun ergriff ſie den Spaten, und als ſie das dritte Mal das ſchneidende Eiſen in den Boden ſtieß, ſchallte es dumpf herauf. Muthiger ſetzte ſie die Arbeit fort. Geſpannt ſah ihr der Ehegatte zu. Da gewahrten endlich Beide eine eiſerne Kiſte in der Erde. Raſch drängte ſich nun Kokot heran und half dieſe herausheben. Mit vieler Mühe gelang ihnen dieſes, leichter war es, das verroſtete Vorhängſchloß zu zerſprengen. Sie eröffneten die Kiſte, und Gold und Silber lachten ihnen entgegen. Dankend ſanken Beide auf die Kniee. Hierauf nahmen ſie einen Theil des Schatzes aus der Kiſte, und verbargen das Uebrige ſo, daß ſie es leichter finden konnten. Dadurch waren ſie nun in den Stand geſetzt, ihr Haus weit ſchöner als früher aufzubauen, und ſich und ihre Kinder in größerm Wohlſtand zu ſehen, als ſie je geahnt hatten.

Da um dieſe Zeit für die Stadtkirche eine Glocke gegoſſen werden ſollte, verwendete Kokot einen Theil ſeines Schatzes zu der Glockenſpeiſe. Er und Martha lebten noch lange, und oft, wenn ſie, von ihren Kindern umgeben, unter den Grenzeichen den Abendimbiß genoſſen, gedachten ſie dankbar des ewigen Juden (Hormayr, hiſtor. Tſchb. 1827 S. 209 ff.).

Im Morgenblatte 1846 erinnere ich mich, eine von Harrys mitgetheilte Harzſage über den „wandernden Schuſter" geleſen zu haben, der in einer ſtürmiſchen Nacht um Obdach bittet, früh aber verſchwunden iſt, jedoch nicht ohne der Tochter ſeines mittelloſen Wirths ein ſo bedeutendes Geſchenk zurückgelaſſen zu haben, daß ſie ſogleich die beabſichtigte Verbindung mit ihrem reichen Freier, welcher deſſen geizige Eltern im Wege geſtanden waren, eingehen konnte. Durch Müllenhof (Schlesw. Volksſ. Nr. 219) erfährt man, daß „der Wanderjude noch vor einigen Jahren in Lüneburg geweſen ſey, da hat er auf einem Stein vor der Stadt geſchlafen."

Gräße gibt ſich in ſeiner Monographie über den ewigen Juden alle erdenkliche Mühe, den geſchichtlichen Urſprung dieſer Sage zu erweiſen, wobei er es gar nicht verhehlt, daß es ihm dabei um eine Bekehrung der an der Aechtheit der evangeliſchen Geſchichte Zweifelnden zu thun iſt, ich laſſe ihn daher ſelbſt reden:

So poetiſch und wahrhaft großartig auch die Idee dieſer Sage iſt, daß ein ſo greulicher Böſewicht, der unſeren Herrn und Heiland auf ſeinem letzten Gange verhinderte, von ſeiner Laſt auszuruhen, von dieſem Augenblicke an durch die weite Erde ohne Raſt bis zum jüngſten Gerichte pilgern müſſe, ſo dürften doch wohl auch dem frömmſten Gläubigen einige Zweifel an der Authenticität dieſer Begebenheit aufſtoßen. Denn abgeſehen davon, daß keiner der Evangeliſten hiervon etwas berichtet hat, die freilich bei den vielen wunderbaren Begebenheiten, die ſich bei Chriſti Kreuzigung und Auferſtehung und vorher bei ſeiner Verurtheilung zutrugen, leicht eines im Vergleich mit dieſen nur unbedeutenden Umſtandes Erwähnung zu thun vergeſſen konnten, indem ja der Evangeliſt Johannes XXI, V. 25 ſelbſt ſagt: „es ſind auch viele andere Dinge, die Jeſus gethan hat, welche, ſo ſie ſollten eins nach dem anderen geſchrieben werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beſchreiben wären", und es XX, V. 30 heißt: „auch viele andere Zeichen that Jeſus vor ſeinen Jüngern, die nicht geſchrieben ſind in dieſem Buche", ſo muß es allerdings auffallen, daß keiner der älteren Geſchichtſchreiber der chriſtlichen Kirche oder der Sammler der Legenden und Thaten der Heiligen hierüber etwas geſagt hat, weil es doch jedenfalls ein gar ſtarkes Zeugniß für die göttliche Wunderkraft des Herrn, wenigſtens für Schwachgläubige, ſeyn würde, allein dem könnte man eben das raſtloſe Umherſtreifen des ewigen Juden, die Kämpfe, welche kurz nach Chriſti Kreuzigung zwiſchen den Parteien in Paläſtina und dann mit den Römern begannen, entgegenſtellen, welche Umſtände leicht eine Mittheilung dieſer Begebenheit an ſolche Perſonen, welche ſie niederſchreiben und ſo der Nachwelt überliefern konnten, verhindern mochten, und dann könnte man ja auch noch annehmen, daß auch dieſe Legende noch irgendwo in einer verlorengegangenen oder auch nur noch in dem Staube einer alten Bibliothek vergrabenen kirchengeſchichtlichen Handſchrift aufgeſchrieben geweſen ſey oder noch vorhanden ſeyn könne, vielleicht auch noch entdeckt werden möge. Kurz, unmöglich wäre die Sache keineswegs (ich ſchreibe dieß nicht für die, welche die heiligſten Wunder Chriſti und die Zuverläſſigkeit der Apoſtel ſelbſt in Zweifel ziehen), aber freilich hiſtoriſch läßt ſich die Wahrheit dieſer Begebenheit eben ſo wenig nachweiſen, als manche andere Dinge, welche man jedoch immerhin auf Treue und Glauben annimmt und dabei Troſt und Beruhigung findet. Daß indeſſen, wie Mehrere angenommen haben, überall ein verſchmitzter Betrüger, wie dieß bei den vielen Pſeudomeſſien der Fall geweſen iſt, entweder die ganze Begebenheit erſann, oder doch die Sage zu ſeinem Nutzen angewendet habe, iſt durchaus nicht zu erweiſen. Denn weder jener armeniſche Ritter, der zuerſt dieſelbe in England erzählte, noch jener Paul von Eitzen, der allerdings, ſo viel wir jetzt ſehen konnen, die Sache etwas ſpät erſt referirt zu haben ſcheint, konnten irgend einen Vortheil von der Erfindung der Mythe ſelbſt haben, ja alle Nachrichten ſtimmen überein, daß jener im 16. Jahrhunderte durch Europa wandernde Jude durchaus kein Geld genommen und alle Unterſtützung zurückgewieſen habe, und nur an drei Orten ſcheint das Gegentheil der Fall geweſen zu ſeyn, nämlich zu Naumburg, zu Leipzig und in England, allein hier gerade konnte ein Betrüger den Namen des ewigen Juden gemißbraucht, und mit der Erzählung ſeiner Schickſale die Herzen frommer Gläubigen gerührt und ſo ſeinen Beutel gefüllt haben, denn wer bürgt dafür, daß z. B. in England jener soi-disant ewige Jude nicht etwa ein Pendant zu dem ſpäter ſo berüchtigen Grafen von St. Germain war? Daß endlich die Verſchiedenheit, welche in der Anführung des Namens und des eigentlichen Verbrechens dieſes Mannes bei denen, ſo von ihm berichtet haben, auffällig iſt, darum auch die völlige Erdichtung der Sache ſelbſt documentire, möchte ich keineswegs, eben weil die ganze Sage auf Tradition beruht, hier für einen ſicheren Beweis halten, vielmehr irgend eine poſitive Grundlage derſelben annehmen, Namen aber und Art der Beſchimpfung des Heilands als ein durch die Zeit und die verſchiedenen Wiedererzähler entſtandenes Aggregat derſelben anſehen. Denn Matthias Pariſienſis und nach ihm Ph. Mouskes, J. Cluver (acad. Soranae prof. regius, in ſeiner Epitome Histor. p. 759) ſagen, dieſer Mann habe vor der Taufe Cartaphilus, nachdem er aber ſolche vom Ananias empfangen, Joſephus geheißen; der Franzoſe Rud. Botoreus, Parlaments-Advocat zu Paris, in ſeinem Comment. de rebus toto orte gestis (Frcft. et Paris 1610), L. II. p. 305 nennt ihn Gregorius, Libavius in ſeiner Praxis Alchymiae p. 291 Buttadäus, Paul von Eitzen gibt ihm den Namen Ahasverus, die niederländiſche Sage aber nennt ihn Iſaac Laquedem. Matth. Pariſienſis, Ph. Mouskes und Cluver berichten, er ſey ein Pförtner des Pilatus, der unter ſeinem Namen in England Auftretende, er ſey ein Beamter des hohen Rathes zu Jeruſalem geweſen, Paul von Eitzen, Helvader ꝛc. ſagen, er habe ſich ſelbſt einen Schuſter genannt, der nahe am Thore zu Jeruſalem gewohnt; Botoreus und Bulenger (Historia sui temporis, p. 357) nennen ihn einen Gerber. Einige ſchreiben, er habe als Pförtner dem Heilande einen Stoß in den Rücken gegeben; Helvader ſagt, er habe den Heiland mit einem Schuhleiſten geſchlagen und von ſeiner Hütte weggetrieben, Andere endlich ſprechen nur vom Wegjagen, nicht auch vom Schlagen deſſelben. Endlich hat er zu Naumburg weder ſtehen noch ſitzen können, auch verſichert, er habe nie Speiſe und Trank zu ſich genommen, dieſes Alles that er aber in Armenien, wo er mehrmals an dem Tiſche des genannten Biſchofs geſpeiſt hat, wie jener Ritter verſicherte, zu Brüſſel aber trank er nicht ſitzend, ſondern nur ſtehenden Fußes. Endlich iſt er zu Naumburg von den daſigen Kaufleuten reichlich beſchenkt worden, in Armenien und zu Hamburg hat er alles ihm Angebotene zurückgewieſen und über zwei Schillinge nicht angenommen, alsbald aber auch zu Almoſen verwendet. Kurz man ſieht, daß faſt eben ſo viele Einzelnheiten ſeiner Geſchichte verſchieden angegeben werden, als überhaupt von ihm Berichte exiſtiren, und im Ganzen eigentlich nur darüber Eine Stimme herrſcht, daß er Chriſtum bei ſeinem letzten Gange nicht habe wollen raſten laſſen, und dafür mit ewigem Umherirren beſtraft worden ſey. Allein obwohl Paulus Diacon. Miscell. L. IV. c. 2 und 13 discordiam varietatemque historicorum mendacii notam nennt, ſo möchte ich doch, wie bereits bemerkt, gerade dieſen Umſtand bei einer offenbar nur durch den Mund des Volkes fortgepflanzten Sage nicht urgiren, vielmehr ſcheint mir der Umſtand am meiſten verdächtig, daß unſer Heiland gerade bei dieſem Menſchen eine Ausnahme von ſeiner unendlichen Langmuth gemacht haben ſollte, da er ja, als er ans Kreuz geſchlagen wurde, für ſeine Peiniger betete und ſprach (Lucas XXIII, V. 34): „Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun“, und ihm 1. Petri II, V. 23 das Zeugniß gegeben wird: „Welcher nicht wieder ſchalt, da er geſcholten ward, nicht drohete, da er litte, er ſtellete es dem anheim, der da recht richtet.“ Es wäre denn, daß er durch die ſchreckliche, dieſem Sünder auferlegte Buße, gleich wie nachher durch die Zerſtörung von Jeruſalem und die merkwürdige Zerſtreuung der jüdiſchen Nation durch alle Länder und Völker, der Nachwelt ein Zeugniß von ſeinem göttlichen Berufe und ſeiner Wunderkraft habe geben wollen. Wie dem aber auch ſein mag, jedenfalls hat dieſe Sage einen tiefen, erhabenen Sinn und dürfte wohl Manchem, der noch nicht von gottloſer Ungläubigkeit angeſteckt iſt, wenn er noch bei Zeiten über ſie nachdenkt und ſich zu bekehren trachtet, eine Mahnung ſeyn, eher an ſeine Zukunft in der Ewigkeit zu denken, als es zu ſpät iſt und er bis an den Punkt gekommen iſt, wo auch der frechſte Spötter und Ungläubige ängſtlich wird, zittert und der Dinge wartet, die da kommen ſollen, ich meine, wenn er an der Pforte des Todes ſteht und ihm die Lehren ſeiner Jugend einfallen und ihm klar wird, daß es doch wohl nicht mit ihm aus ſeyn werde, wie mit der Lampe, die erliſcht, wenn das Oel ausgebrannt iſt.

Um noch einige Worte über die Gewährsmänner dieſer Sage hinzuzufügen, bemerke ich, daß Matthias Paris ein engliſcher Mönch im Kloſter St. Albans war und daſelbſt 1259 ſtarb (ſ. meine allgem. Lit.-Geſch. Bd. II. 3. p. 1187 sq.), Philipp Mouskes zu Gent 1220 geboren, und 1282 zu Tournay als Biſchof verſtorben iſt (ſ. ebd. Bd. II. 2. p. 1075), jener Paul von Eitzen den 25. Januar 1522 zu Hamburg geboren war, 1546 unter Vorſitz Melanchthon's zu Wittenberg eine Abhandlung de discrimine ecclesiae Dei et aliorum hominum vertheidigte, 1562 Oberhofprediger zu Schleswig ward, als welcher er die Formula concordiae nicht unterſchreiben wollte, 1593 abdankte und den 25. Februar 1598 verſtorben iſt (ſ. A. Creve Memor. P. ab Eitzen instaur. Hamburg 1744. 4. Moller Cimbr. lit. T. III. p. 227 bis 236), wer aber jener Chrysostomus Dudulaeus Westphalus geweſen (offenbar ein Pſeudonymus), habe ich nicht herausbringen können.

Ich für meine Perſon muß geſtehen, daß mich, bei aller Anerkennung ſeines Sammelfleißes, Herr Gräße durch vorſtehend angeführte Gründe dennoch nicht zu ſeiner Anſicht zu bekehren vermochte. Ich beharre immer noch bei der Meinung, daß, weil die Entſtehungsperiode dieſer Sage in die Zeit der erſten Judenverfolgungen fällt, ſie eine Allegorie des durch alle Länder der Welt gejagten unglücklichſten Volkes ſey, das aus der Liſte ſelbſtſtändiger Nationen geſtrichen, wie jener Wanderjude nur ein Scheinleben fortführt; und wie bei dieſem ſucht man auch das Unglück der Juden als ein ſelbſtverſchuldetes darzuſtellen, im Widerſpruche mit den Worten Jeſu: „Vater, vergib ihnen ꝛc." Man trachtet dabei nicht, daß von den Zeitgenoſſen Jeſu nach ihrem Geſetze derjenige, welcher die Grundlehre des Moſaismus, das Dogma von der Einheit und Unkörperlichkeit Gottes, in ſeiner Perſon als eine Unwahrheit zu beweiſen trachtete, ebenſo angefeindet werden mußte, wie noch jetzt in jedem chriſtlichen Staate ein Gegner der herrſchenden Kirche an ſich erfahren würde; mit dem allerdings weſentlichen Unterſchiede, daß anſtatt des, Bewunderer und Anhänger erzeugenden, Märtyrertodes, die nicht heroiſche, ſondern demüthigende Strafe lebenslänglicher Haft erfolgen würde. Man bedenkt nicht, daß die Juden in ihrer anerzogenen Denkweiſe: daß ein Gott nicht ſterben könne, nicht anders handeln durften, weil ſie durch den Erfolg am Kreuze von der göttlichen oder menſchlichen Natur Jeſu erſt die Ueberzeugung ihrer Sträflichkeit erwarteten. Man überſieht, daß der Fall Jeruſalems mit dem Schickſal der Juden in gar keinem Zuſammenhang ſteht, weil ſonſt nicht ein zwiefacher Kreuzzug, um das Grab Chriſti aus der Gewalt der Ungläubigen zu erlöſen, fruchtlos geblieben wäre; und daß, wie ſo vieles Andere, auch die Weiſſagung von Jeruſalems Untergang erſt ſpät in die Evangelien hineingetragen worden ſey, iſt mehr als bloß wahrſcheinlich. Aber auch, wenn ihre Urſprünglichkeit unangefochten bleiben ſoll, ſo läßt ſich damit nichts beweiſen; denn da Jeruſalem ſchon früher von den Aſſyrern eingenommen worden war, ſo konnte Jeſus, auch ohne Weiſſagungsgabe bei den politiſchen Factionen ſeiner Zeit, die Wiederholung eines ſolchen Ereigniſſes vorausſehen. Von größerer Wirkung wäre es geweſen, wenn er die Zerſtreuung der Juden durch alle Theile der Welt geweiſſagt haben würde. Davon berichten aber die neuteſtamentlichen Schriftſtelſer deshalb nichts, weil vor dem fünften chriſtlichen Jahrhundert dieſe Kataſtrophe noch nicht eingetreten war. Die Gemeinden zu Rom, Alexandrien, Cyrene ꝛc. beſtanden ſchon vor Chriſtus, und waren nicht eine Folge der Verweiſung, ſondern freiwilliger Anſiedelung in Staaten der mit Judäa politiſch befreundeten Herrſcher, wie das Beiſpiel Alexanders des Großen am glänzendſten darthut. Es wäre daher an der Zeit, daß mindeſtens diejenigen, welche als Wortführer und Repräſentanten des intelligenten Theils im Volke ſich betrachtet wiſſen wollen, nicht mehr zur Unterſtützung ihrer nationalen Antipathien auf die Geſchichte ſich berufen, die gerade das Gegentheil von dem ausſagt, was die Feinde der Wahrheit beabſichtigen. Sapienti sat!

Was nun meine Deutung des ewigen Juden, als einer Perſonifikation des ganzen Volkes, anlangt, ſo zeugt zwar dagegen, daß die Sage ihn als chriſtgläubig darſtellt. Dieſe Zuthat war aber nothwendig, weil der ewige Jude durch ſein eigenes Schickſal den Glauben an die Allmacht Jeſu in die Hand bekommen hatte. Demungeachtet kann meine Perſonifikationstheorie mit dieſer Annahme wohl zuſammen beſtehen, denn die Sagen bildende Vorzeit ging nicht mit der kritiſchen Beſonnenheit unſerer Zeitgenoſſen zu Werke. Sie trug die heterogenſten Dinge zuſammen, wenn ſie nur ihrem Zwecke paßten; zumal ſie ſelbſt ohne Nothwendigkeit gegen das Coſtüm verfehlte, z. B. daß ſie den ewigen Juden mit perſiſchen und griechiſchen Namen (Ahasverus, Kartaphilus ꝛc.) beſchenkte, wozu doch nicht der mindeſte Grund vorhanden war.

Vom Begräbniß der Todten, Leichenſchmäuſen ꝛc.

Keine chriſtliche Religionsparthei verſteht ſich in ſo hohem Grade bei den Beerdigungsceremonien auf die Phantaſie zu wirken, als die Papiſten, dieſe nächſten Erben der alten Römer.

Die heutigen Italiener tragen den Leichnam nicht in einem Sarge, ſondern auf einer Bahre zu Grabe; er iſt weiß angekleidet, und hat Geſicht und Hände unbedeckt. In Sicilien ſah Blunt den Leib eines Prieſters in ſeinem Ornate tragen, und mit dem Kelche in den zuſammengepreßten Händen. Erſt dann, wenn der Zug zur Kirche gekommen iſt, und die gewöhnlichen Gebete über die Reſte des Verblichenen geſprochen ſind, werden dieſe in einen Sarg verſchloſſen. Aber auch im alten Rom war es Brauch, daß Magiſtratsperſonen und Prieſter in der glänzenden Prätexta in dem Gewande begraben wurden, welches im Leben ihnen zur größten Ehre gereicht hatte. Möglich iſt es jedoch, daß das geiſtliche Kleid hier mehr Zweck als Oſtentation ſeyn ſoll, weil bekanntlich ſogar Laien zuweilen ſich in einer Mönchskutte begraben laſſen, wähnend, daß dann der Teufel ihren Grabesſchlummer nicht beunruhigen könne. Zur Verbreitung dieſes Aberglaubens hatte der heil. Benedikt im 11ten Jahrhundert die erſte Veranlaſſung gegeben. Er gab vor, auch die Seelen der verruchteſten Menſchen aus den Klauen des Satans retten zu können, wenn ſich die Sünder nur kurz vor dem Tode in ſeinen Orden begäben und ſein Ordenskleid anlegten. Die Franziskanermönche behaupteten ſogar, das einzige Mittel, den Teufel ſelbſt zu retten, wäre, wenn man ihn überreden könnte, das Ordenskleid des heiligen Franciscus anzunehmen. Manche, die ſo ſchnell vom Tode überraſcht wurden, daß ſie ſich nicht mehr in einen Orden aufnehmen laſſen konnten, befahlen, daß ſie wenigſtens in der Kleidung eines Franciskaners *) begraben werden möchten, in der Hoffnung, daß ſie alsdann auch an den Verdienſten des Ordens Theil haben würden. In gleicher Hoffnung ſchenkte man ehedem große Summen an Kirchen und Klöſter, damit man an heiliger Stätte, und ſo nahe als möglich am Altar beigeſetzt würde, weil man ſich einbildete, daß man durch ein ſolches Grab, und durch die gegen den Altar hin ſich zuſammendrängenden Gebete der Gläubigen werde gereinigt und geheiligt werden (Meiners Sitten ꝛc. d. Mittelalt. II. S. 264). In Venedig werden die Leichname zuerſt in das Gewölbe, das unter einer jeden Kirche iſt, gelegt, bald aber wieder von da heraus und anderwärts hingebracht, was einen garſtigen Anblick gibt. In Paris hält der Leichenzug zuerſt in der Kirche, wo die religiöſen Ceremonien gefeiert werden, dann ſetzt er ſich nach derſelben Ordnung in Marſch nach dem Gottesacker. In Wien wird der Sarg mit Gepränge in die Pfarrkirche gebracht, wohin die Leichenbegleitung ihm folgt, aber

---

*) Man glaubte nämlich, ihr Ordenspatron, der heilige Franz, komme jährlich einmal ins Fegfeuer, um alle jene daraus zu erlöſen, welche bei ihrem Abſterben ſeine Uniform trugen. Im 11. Jahrhundert wählten Philipp I. und Graf Gottfried von Anjou dieſes ſeltſame Hülfsmittel, um der Hölle zu entkommen. Die Sitte, in Mönchskleidern zu ſterben, wurde endlich ſo allgemein, daß ſelbſt Frauensperſonen ſich derſelben bedienten. Das eclatanteſte Beiſpiel führt Gangenbach (Beſchr. v. Magdeb. v. 1678 S. 29.) an: „Von der Katharinenkirche in Magdeburg iſt dieſes notabel, daß ein Backer denen Mönchen 300 fl. für eine Mönchskappe gegeben, darin er begraben worden, denn er wurde von ihnen berichtet, wenn er in der Mönchskappe begraben würde, könnte ihm der Teufel und ſeine Sünden nicht ſchaden." (Noch mehrere Beiſpiele findet man, außer dieſen, im VI. Bd. des Kloſters S. 850—856 geſammelt).

am andern Tag in aller Stille auf den Friedhof gefahren. Die Todten aus der unbemittelten Klaſſe werden mit derſelben Unbemerktheit aus dem Sterbehauſe in die Kirchengewölbe *) transportirt, und am andern Tage der angeſammelte Vorrath von Särgen auf einem und demſelben Wagen fortgebracht und in einer gemeinſchaftlichen Grube beſtattet **).

---

*) In Rom iſt die Beerdigung der Todten in Kirchen bis jetzt ohne Erfolg angefochten worden. Die Art der Beſtattung vermehrt das Uebel. Im „Pantheon“ (die Kirche Allerheiligen) wirft man die Leichen nackt durcheinander, und der Todtengeruch verpeſtet die meiſten Kirchen. Umſonſt kämpft man bei ſolchen Mißbräuchen der Mal'aria der Campagna entgegen; umſonſt verſchließt man einzelne Kirchen wie S. Lorenzo fuori le Mura. Das Alterthum rechtfertigt dieſen Gebrauch nicht. Für die Römer war die Beerdigung in einem Tempel Profanation, weil die Leiche, nach der Anſicht aller alten Völker, auch geiſtig die ihr ſich Nähernden verunreinigt (vgl. S. 131 Anm.) Das einzige Beiſpiel der Domitia läßt noch eine andere Auslegung zu. Urſprünglich war ταφος und templum ein Mauſoleum, wie das Grabmal des Oſymandias und die Grüfte in den Geriboloi vor den Tempeln zu Paestum und in Griechenland beweiſen. Die Juden waren noch ſtrenger, ihre Grabgewölbe mußten Eine, von Levitenſtädten — ihrer größern Heiligkeit wegen — zwei Meilen entfernt liegen. Die Karaer trieben es noch weiter. Warum die Chriſten von dieſen Grundſätzen abwichen, wird durch das Verlangen der Gläubigen: in der Nähe ihrer Heiligen zu ruhen, erklärbar. Bei ihnen ward Sarkophag früher mit Kirche und Altar gleichbedeutend, denn um die Aſche der Heiligen ſammelten ſich die Leichen der Frommen. Bei dieſer Gelegenheit muß ich darauf aufmerkſam machen, daß die urſprüngliche Bedeutung des Wortes Sarkophag (σαρκοφαγος: Fleiſchfreſſer) auf die gewünſchte möglichſt ſchnelle Vernichtung der verwesbaren Theile des Leichnams anſpielte. So nannte man nämlich eine bei der Stadt Aſſus in Myſien gegrabene Steinart, welche, dem Plinius (36, 17.) zufolge, die Eigenſchaft beſitzt, daß „corpora defunctorum condita in ea, absumi constat intra XL diem, exceptis dentibus.“

**) Zu Neapel iſt ein „heiliges Feld“ (Campo santo) für die Hoſpitäler und für Arme, das aus 366 beſondern Gewölben beſteht. Jeden Morgen wird der Lavablock von der Mündung dieſer Gewölbe abgehoben, und vor Anbruch der Nacht nicht wieder draufgelegt. In dieſe Grube werden alle, an

Perſonen der mittlern und höhern Klaſſen werden von einem langen Zuge von Mönchen und Gliedern religiöſer Geſellſchaften zum Grabe begleitet. Alle ſingen im Gehen der abgeſchiedenen Seele ein Requiem und tragen Kerzen in den Händen, wenn auch das Leichenbegängniß bei Tage Statt findet, denn ihr Zweck iſt kein phyſiſcher, ſondern ein myſtiſcher *).

---

dieſem Tage zur Beerdigung beſtimmten Leichen durcheinander geworfen, und ſo ſieht der Umlauf eines Jahres ſie alle der Reihe nach ihre Opfer des Todes empfangen, während in der Zwiſchenzeit die eine Lage verweſen kann, ehe eine andere hinzukommt.

*) Auch die alten Römer hielten viel auf die „angezündeten Fackeln“ (funes accensi, funale, die Wachsfackel, funus, die Leiche, funerale, was die Leiche betrifft, franz. funerailles, Leichenbegängniß), die auch am hellen Tage nicht fehlen durften (Serv. ad Aen. 6, 224.) Das Licht verſinnbildlicht die Seele. (Man vgl. hier S. 189, und was S. 267 über die Irrlichter geſagt iſt). Schon die Iſraeliten kannten dieſes Bild (1. Kön. 11, 36. 15, 4.), die Tödtung war das Auslöſchen der Lebensfackel (2 Sam. 14, 7. Sprw. 20, 27.) Daher ſtellten die Hellenen, welche die Körper ihrer Götter aus Feuer gebildet dachten, und dem gemäß auch als Feuer, was im Menſchen göttlich iſt (Ritters Geſch. d. Phil. II. S. 367), den Tod mit erlöſchter Fackel dar. Die alten Römer opferten dem Saturnus, dieſem Gott mit der Todesſenſe, Fackeln als ſtellvertretend für die Menſchen (Macrob. Sat. I. 7.), und wenn die heutigen Römer am letzten Abend des Carnevals die moccoli ausblaſen, ſo rufen ſie dazu: sia ammazzato! (er ſey todt!) Daher der allgemeine Glaube, daß das Verlöſchen einer bei religiöſen Ceremonien für eine beſtimmte Perſon angezündeten Kerze deren Tod bedeute. So erzählt Schreiber (Tſchb. f. Geſch. Südd. 1839. S. 315.) Im Albthale wird von jedem der Brautleute während der Trauung eine dreifach zuſammengewundene Kerze gebrannt, weſſen Kerze zuerſt abbrennt, daſſelbe wird auch zuerſt ſterben. In Tettau's und Temmes Volksſ. Nr. 158 leſe ich: Wenn in der gräflichen Familie Finkenſtein ein Todesfall bevorſteht, ſo wird dies immer dadurch vorher verkündigt, daß ſich auf dem Altar der dortigen Kirche eine Kerze von ſelbſt anzündet. So ſah der Pfarrer noch vor wenigen Jahren, als er an einem Wintermorgen vor Tagesanbruch aufſtand, von ſeiner der Kirche gegenüberliegenden Wohnung aus, daß dieſe erleuchtet ſey. Da er einen Einbruch vermuthete, ſo ſchickte er den Küſter hinüber. Letzterer ſah jedoch Niemanden in der Kirche, wohl

Wenn der Zug in der Kirche angelangt iſt, ſo wird die Bahre im Schiff niedergeſetzt, und der Prieſter beſprengt im Laufe des vorgeſchriebenen Dienſtes den Leichnam dreimal mit Weihwaſſer, ein Gebrauch, der wahrſcheinlich von jenem der Römer herkommt, dreimal die Umſtehenden mit demſelben Elemente zu beſprengen, wie Virgil (Aen. 6, 230 sq.) ſingt:

Dreimal dann umtrug er mit Reinigungsflut die Genoſſen,
Sprengend mit duftigem Thau und dem Buſch des glücklichen Oelbaums*).

Wahrſcheinlich geſchieht es in der Abſicht, die Dämonen von der Seele des Todten fern zu halten, welchen Zweck auch das Grabgeläute hat**), deſſen Ton

---

aber ein Licht auf dem Altar brennen, was um ſo wunderbarer ſchien, weil die Thür verſchloſſen, und Tags zuvor kein Gottesdienſt geweſen war. Bald darauf kam die Nachricht, daß die Schweſter des Beſitzers in Königsberg verſtorben ſey.

*) Idem ter socios pura circumtulit unda
Spargens rore levi et ramo felicis olivae.

**) Auf der großen Glocke zu Erfurt ſteht:

„Die große Suſanne
Treibt die Teufel von danne."

Die große Glocke der Stiftskirche in Stuttgart hat zur Aufſchrift:

„Oſanna heiß' ich,
Der böſe Feind fleucht mich."

Der Ton vertreibt die Geiſter, daher im alten Rom der Hausvater in den Lemuralien, wo die böſen Geiſter umgingen, an ein Becken klopfte, um die Geſpenſter aus ſeinem Hauſe zu vertreiben. Und die heutigen Italiener hängen den Schafen und Ochſen nicht nur, ſondern auch den Pferden Schellen an den Hals, in der Abſicht, ſie vor dem Beſchreien der Hexen, der Dienerinnen des Teufels, zu ſchützen. Das Glöckchen, das bei der Meſſe gebraucht wird, ſoll wohl eine Hinausweiſung des Teufels vor Beginn der heiligen Handlung andeuten? Ein Italiener, der von dem Touriſten Blunt bekanntlich auch die Berggeiſter, Gnomen, Zwerge, Rieſen ꝛc. ihrer dämoniſchen Natur wegen nicht vertragen können. Oder auch dient das Weihwaſſer zur Reinigung der nun vor ihrem Richter erſcheinenden Seele (vgl. Pſ. 51, 9.). Ein „Waſſer der Sühnung“ kennt auch Theocrit (Id. 24, 96).

Neben dem Sprengen mit Weihwaſſer bildet das Beräuchern des Todten mit Weihrauch einen wichtigen Theil der Ceremonie. Der Grund dafür iſt, weil dieſes wie jenes zum Aus- oder Wegtreiben (Exorcismus) des Teufels dient. Will man auf die urſprüngliche Veranlaſſung dieſes ſeltſamen Vertreibungsmittels der Dämonen zurückgeben, ſo muß man ſich erinnern, daß die bibliſchen Schriftſteller „Weihrauch ſtreuen“ für „beten“ (Pſ. 141, 2. Jer. 1, 16. 7, 9. 11, 13. Hoſ. 11, 2. Apok. 5, 8. und lobpreiſen Pred. 7, 1. Hohel. 1, 3.), hingegen „ſtinkend machen“ für „läſtern“ (1 Moſ. 34, 30. 1 Sam. 13, 4. 27, 12.) gebrauchen. Der Teufel kann alſo den Wohlgeruch nicht ertragen, weil er ihn an das Lobpreiſen Gottes, deſſen Symbol das Räuchern iſt, erinnert. Darum wird auch bei der Meſſe der Teufel nicht bloß durch das Glöcklein aus der Kirche hinausgeläutet, ſondern durch die Weihrauchflamme hinausgeräuchert. Ebenſo bedient man ſich des Räucherns bei Beſchwörungen, und wie viel bei dieſer Handlung auf das Räuchern ankomme, hat ſchon Cornelius Agrippa, auf den Porphyrius ſich berufend, in ſeiner Schrift de occulta philosophia I, 43., uns belehrt*). Baronius (Ann. ad ann.

---

gefragt wurde, warum bei Gewittern die Kirchenglocken in Anſpruch genommen werden? antwortete: „per cacciare il diavolo“ um den Teufel zu verjagen.

*) Seine Worte lauten: Quantum suffumigationes in aëre pos-

310) weiß, daß ſchon bei den chriſtlichen Begräbniſſen in den erſten Jahrhunderten dem Todten dampfende Rauchfäſſer vorgetragen wurden. Es darf daher nicht befremden, wenn noch die Exorciſten des Mittelalters auf dieſem Gebiete der Magie eine große Gelehrſamkeit entfalten. So findet man in Horſt's Zauberbibliothek II. S. 93. ſogar das Gewicht angegeben, wie viel Teufelsdreck, Schwefel, Bibergeil und Rauten erforderlich ſey, um durch den aus ihrer Miſchung bewirkten Rauch die Teufel vertreiben zu können.

Außerdem beabſichtigte man unſtreitig bei Leichenbegängniſſen mittelſt der brennenden Weihkerzen, des Weihwaſſers und des Weihrauchs die vereinigte*) Wirkung, der dem Todten heilbringenden Feuer-, Waſſer- und Lufttaufe, damit ſie ihm in der andern Welt erſpart werde (vgl. S. 396). Kieſer hat in ſeinem „Syſtem des Tellurismus“ die magiſche Kraft des Weihwaſſers aus dem wiſſenſchaftlichen Standpunkt zu erweiſen geſucht. Es wird nämlich die Weihung deſſelben durch die Bezeichnung des Kreuzes phyſiologiſch (!) als Magnetiſiren durch die organiſche und pſychiſche Kraft des Geiſtlichen erklärt; dieß ſey — wird hinzugefügt —

---

sint, nemo miretur, qui sentiat cum Porphyrio, certis quibusdam vaporibus a propriis suffumigationibus exhalantibus aëreos Daemones statim allici etc. Sic inquiunt, si ex coriandro et apio seu hyoscyamo cum sicut fumigium fiat, Daemones statim congregari etc. Alſo wie gewiſſe Räucherungen die Dämonen herbeiziehen, ſo müſſen andere Räucherſtoffe das Entgegengeſetzte bewirken. Es kommt natürlich immer auf die richtige Wahl an, denn Fahrläſſigkeit, Verwechslung und Unkenntniß bewirken das Gegentheil des Beabſichtigten.

*) Eines kann nicht ohne das Andere gedacht werden. Auch ſagt es Haug in ſ. Alterth. d. Chr.: „Der Leichnam wird in der Kirche mit brennenden Kerzen umgeben. Nach dem Officium für den Todten wird die Meſſe geleſen, alsdann beſprengt der Amtsprieſter den Leichnam dreimal mit Waſſer, und beräuchert ihn eben ſo vielmal.“

jedoch, nur bei feſtem Willen und andächtigem Glauben deſſen, der das Waſſer zu dem kirchlichen Zweck magnetiſiren will, möglich. („**Spiritus in nobis, qui viget, illa facit.**“)

Weſentlich iſt das Ausſtellen der Leiche im vollen Staate vor der Beerdigung, eine Sitte, die in Rom aus dem giftmiſchenden Mittelalter hergeleitet wird, wo es für eine Art Todtenſchau galt. Ob der Zweck dieſem Mittel in mehr als einigen wenigen Fällen entſprechen könne, bleibt unentſchieden. Gewiß iſt dieſer Gebrauch heidniſchen Urſprungs, denn auch die alten Römer ſtellten die Todten an den Thüren aus, die Füße nach der Straße zu, und ein großer Theil jenes Ritus iſt in der gegenwärtigen Ceremonie noch erkennbar. Die **Taedae** der Alten ſind, wenn gleich zu andern Zwecken, noch vorhanden; die Waſchung, die **eductio**, die **Praeficae**, die **Naeniae** (Klageweiber) noch in anderer Geſtalt im heutigen Rom wiederzufinden. In den Provinzen und kleinern Städten Italiens bleibt der Todte gewöhnlich einen Tag lang ausgeſtellt; eine Sitte, die von Trient bis Neapel wenige Ausnahmen leidet. Die Leiche liegt in der Kirche im offenen Sarge vor dem Altar, eine kleine Lampe brennt über ihr, und zuweilen werden Blumen auf die bleiche Stirne geſtreut.

Die religiöſen Orden, beſonders die Kapuziner, ſind bei nur einigermaßen ſtattlichen Begräbnißfeierlichkeiten unentbehrlich. (Bekanntlich iſt in Wien die kaiſerliche Gruft in der Kapuzinerkirche). Die frommen Brüderſchaften, beſonders die **Fratelli della Misericordia**, begleiten den verſtorbenen Bruder oder Wohlthäter, ihr maleriſches Coſtüm erhöht die Feierlichkeit des Zuges. Eine Art weißer Tunica in Sackgeſtalt, die den ganzen Körper verhüllt und nur für die Augen ein paar Oeffnungen übrig läßt, und die ein Strick um die Hüften feſthält; ein weiter grauer Schlapphut, der oft hinten auf den Nacken zurückfällt, Holzſandalen (zoccoli) an den unbekleideten Füßen — das iſt ihre äußere Erſcheinung. Die Farbe des Gewandes wechſelt nach den Regeln der Geſellſchaft; in Rom weiß, grau und blau; in Florenz hingegen iſt ſchwarz vorherrſchend*).

Die Leiche ſelbſt wird mit der größten Sorgfalt, oft mit einer hochzeitlichen Feſtlichkeit herausgeputzt. Schmuckwerke, Guirlanden und Kränze aller Art zieren das Haupt; die gekreuzten Hände halten meiſt ein Krucifix, Buſen, Geſicht und Füße bleiben entblößt. Bisweilen erſcheint jedoch der Körper auch ganz in ein religiöſes Ordensgewand verhüllt, wenn der Verſtorbene etwa eine Verbindung dieſer Art beſonders begünſtigte, oder dieß ſpeciell begehrt hat. In dieſem Aufzug ſetzt ſich der Zug gleich nach Sonnenuntergang in Marſch, ein langes Silberkreuz, Almoſenvertheiler und dergleichen Leute ſchreiten voran. Mönche, das De profundis ſummend, folgen, und führen ihn durch die Hauptſtraßen der Begräbnißkirche zu. Kein Verwandter begleitet den Zug (welcher Gemüthloſigkeit man auch in Berlin begegnet). Der dumpfe Geſang, die geiſterähnliche Erſcheinung der Brüderſchaften, der fahle Glanz ihrer Fackeln im Dämmerlicht des Tages und ihr Widerſchein auf dem entblößten Antlitz des Todten; — dieſer ſelbſt, mit dem Flitterglanz der Erde zum Letztenmal herausgeputzt, die raſche, an Eile gränzende Bewegung des Zuges — alles dieß verfehlt des Eindrucks nicht. Iſt die Kirche erreicht, ſo wird der Körper, wofern Vermögen und Anſehen des Verſtorbenen ihm nicht den Troſt einer Hochmeſſe verſtatten, ſogleich dem Grabe übergeben (ſ. S. 455 Anm.).

---

*) Die Vermummung rührt aus den Zeiten her, wo die Peſt und andere anſteckende Krankheiten häufiger und heftiger wütheten, mithin große Vorſorge nöthig war; oder auch wollte die Brüderſchaft, die aus Bürgern aller Gewerbe beſteht, das Gute ſtill und unerkannt thun, und alle weltliche Würde unter dieſer ernſten Hülle verbergen. So oft man ihrer bedarf, gibt eine Glocke das Zeichen, und ſchnell iſt eine große Menge des zahlreichen Ordens verſammelt, der mit beiſpielloſem Eifer dem heiligen Amte obliegt, welches ihn zur Beſtattung der Todten ruft.

Die heidniſche Abkunft der Leichenſchmäuſe (περίδειπνον, circumpotatio) iſt ſchon S. 242 — 246 nachgewieſen worden. Ich füge hier nur noch hinzu, daß ſchon der heil. Ivo dagegen in ſeinen Decretalien (XI, 59.) eifert: „Es widerſpreche der chriſtlichen Religion, da ſich zu betrinken, wo ein Leichenbegängniß gefeiert wird, ſich gleichſam über den Tod eines Bruders zu erluſtigen. Solche unpaſſende Fröhlichkeit und ſolche diaboliſche Lieder, wie ſie die Heiden vom Teufel gelernt haben, abzuſingen, ſind hiermit im Namen Gottes verboten. Kyrie eleiſon ſoll man ſingen, wo nicht, gänzlich ſchweigen.“ Nichts deſto weniger beſteht dieſer dem menſchlichen Herzen widerſprechende Brauch noch jetzt unter *allen*[*]) chriſtlichen Confeſſionen fort, und wurde ſchon im Mittelalter dabei ein Aufwand getrieben, daß die Regierungen Verbote dagegen, obwohl fruchtlos, erlaſſen mußten. Schon Kaiſer Ferdinand I. fand ſich veranlaßt, dem Luxus bei Leichenſchmäuſen durch folgendes, gegen die arbeitende Klaſſe erlaſſene Verbot entgegen zu wirken: „Wenn ein Meiſter, eine Meiſterin oder Geſelle ihren geſtorbenen Freunden ein Begräbniß oder einen Gottesdienſt halten will, ſo mögen die andern Meiſter oder Geſellen, ſofern ſie wollen, zu demſelben Gottesdienſt gehen, doch daß von Stund an, nach Vollbringung des Gottesdienſtes, Jeder zu ſeiner Arbeit und ſeinen Geſchäften trachte, und ſollen mit Zechen und Mahlzeiten keine Verſammlung halten“ (Kaltenbäcks „Auſtria“ 1846, S. 160). In Oeſtreich ob der Enns heißt das Todtenmahl die „Zehrung,“ bei minder Bemittelten erhalten die Gäſte beim Herausgehen aus der Kirche den „Trauerwecken“ (ebdſ.). In der Altmark iſt das Todtenmahl ein ſehr compaktes. Es beſteht aus Eierſuppe, Schweinfleiſch mit Bohnen, Häring, Butter und Brod. Das Getränk iſt Bier und Branntwein.

---

*) In England bewirthet man die zur Leichenbegleitung eingeladenen Gäſte zweimal, nämlich bevor man den Todten aus dem Hauſe trägt, und bei der Zurückkunft vom Begräbniſſe.

In einem andern Decret (XI, 63.) verbietet derſelbe Heilige (Yvo) die Todtenopfer und das Frühſtücken auf den Gräbern der Verſtorbenen. Dennoch bäckt man noch heute in Bonneval Todtenbrode am Allerſeelenfeſte, eine halbe Hand groß, welche in jedem Hauſe das Frühſtück bilden (Eckermann, Religionsgeſch. III. 1. S. 24). An einem andern Orte (Kloſter VII. S. 669 Anm.) hatte ich auch des in Neapel am Allerſeelenfeſte üblichen Schmauſens auf dem Friedhofe und S. 939 derſelben Sitte bei den Ruſſen an ihrem Allerſeelenfeſte, das auf den zweiten Montag nach Oſtern fällt, gedacht.

Faſt in ganz Frankreich herrſcht die Sitte, ſogleich, wenn ein Familienglied geſtorben iſt, die Uhren anzuhalten und Spiegel- und Familienbilder zu verhüllen — weil es für den Todten keine Zeit mehr gibt, er darf ſein Bild nicht mehr erblicken. Eckermann, welchem wir dieſe Notiz verdanken, fährt fort: Alle Druidengebräuche ſind in der Bretagne noch lebendig. Sobald ein Familienhaupt geſtorben iſt, zündet man ein großes

Feuer auf dem Herd an und verbrennt dort ſeine Strohmatratze (eine Modifikation des Scheiterhaufens) und leert dann alle Krüge aus, weil die Seele im Vorbeigehen ſich dort hat waſchen müſſen.“ Iſt es das Bedürfniß der Reinigung, bevor ſie vor den Thron des ewigen Richters tritt? daher die Inder und Aegypter ihre Leichen in die heiligen Ströme, Ganges und Nil, warfen, und die Hellenen von einer Ueberfahrt über den Höllenfluß fabelten; druidiſchen Urſprungs iſt die Redensart: „zum Rheine gehen“ für „ſterben“ unſtreitig (vgl. S. 405 Anm.), denn der Rhein war ihnen der heilige Strom, der auch über die legitime Abkunft der Kinder entſchied. Wie die Hellenen glaubten, daß die Seelen keine Ruhe haben, bis Charon ſie übergefahren, und man es daher nicht unterlaſſen durfte, eine Münze mitzugeben, eine Sitte, welche ſich jetzt noch bei vielen ſlawiſchen Völkern vorfindet, und mittelbar durch die Ruſſen aus Griechenland, deſſen heutige Bewohner Fallmereier als ſlawiſche Bevölkerung nachgewieſen hat, zu den Weſtſlawen gekommen ſeyn mochte, ſo hängt damit die noch in der von ehemaligen Wenden bewohnten Altmark — wo auch, wie Temme (Volksſ. d. Altmark S. 77) und Kuhn (M. S. p. 368) bezeugen, noch das Mitgeben der Todtenmünzen gebräuchlich iſt — herrſchende Sitte zuſammen, ſobald die Leiche aus dem Hauſe getragen wird, einen Eimer aus der großen Thüre ihr nachzugießen, damit ſie nicht umgehe (Kuhn ebdſ.), d. h. daß ſie Ruhe im Grabe habe, wozu alſo die bildliche Waſſerreinigung unerläßlich iſt.

In der Bretagne wird, nach Eckermanns Bericht, nicht, wie anderswo, die Leichenmahlzeit bis nach dem Begräbniß verſchoben, ſondern wenn die Leiche noch im Hauſe liegt, wird um Mitternacht (alſo um die Seelen zur Theilnahme einzuladen?) das „Mahl der Seelen“ aufgetragen, und der Bettler nimmt hier Platz neben dem Reichen, weil vor dem Tode alle Stände gleich ſind. Mit Tagesanbruch erſcheint dann der Rektor der Paroche und die Gäſte entfernen ſich, mit Ausnahme der Verwandten, in deren Gegenwart der Famulus des Küſters den Todten in den Sarg einzuſchließen hat. Kein Mitglied der Familie, ſelbſt nicht das kleinſte Kind, darf bei dieſem letzten feierlichen Akte fehlen. Dann wird der Todte auf einen mit Ochſen beſpannten Wagen gelegt, und die Geiſtlichkeit, welcher das Kreuz vorangeht, eröffnet den Zug des Leichenbegängniſſes, nachdem ſich die Wittwe und die Frauen mit gelben Hauben und ſchwarzen gefalteten Mänteln, die männlichen Verwandten barhaupt und mit fliegenden Haaren anſchließen. Der Weg geht zuerſt in die Dorfkirche, wo der Sarg auf die Todtenbahre niedergeſetzt wird. Die Wittwe kniet nieder neben dem Sarge und bleibt unbeweglich während der ganzen Ceremonie, bis ſie ſich wieder erhebt, um dem Sarge zum Kirchhof zu folgen. Bis dahin hat das tiefſte Schweigen geherrſcht, und man hörte nur die Stimme des Prieſters, welcher die Todtenhymnen abſingt, begleitet von dem Todtengeläute der Glocken. Aber ſobald der Prieſter am Rande des Grabes die letzten Worte des Todtengebetes geſprochen, und der Todtengräber den Sarg in die Gruft hat gleiten laſſen, in dem Momente, wo man den Todten auf immer verliert, unter dem dumpfen Schall, welchen der niederrollende Sarg verurſacht, erheben die Wittwe und die Kinder ein durchdringendes Geſchrei. Sie werfen ſich zur Erde, und auch die Männer ſinken auf die Kniee und fächeln ihr Antlitz mit dem fliegenden Haar zum Zeichen der Traurigkeit. Die Zuſchauer fliehen entſetzt von dannen, und nicht ſelten auch der Prieſter, obgleich er an dieſes Schauſpiel gewöhnt iſt.

Dieſe Beſchreibung ſchließt Eckermann mit folgenden merkwürdigen Details: „In ganz Armorika herrſcht auch der Glaube, daß die Seelen der Verſtorbenen ſich im Augenblicke ihrer irdiſchen Auflöſung zu dem Pfarrer von Braſpar begeben*), deſſen Hund ſie nach Brittanien geleite**). Schwerlich iſt aber hier das Land der Väter der Bretagner gemeint, ſondern vielmehr jener große Continent in der vierten Zone, gelegen in dem Punkte, wo die Sonne untergeht, und wo das Paradies mit allen Freuden winkt. Laut hört man in der Luft die Räder des Wagens knarren, der mit Seelen überladen iſt, ein weißes Tuch überdeckt ihn, und er heißt der Seelenwagen (carr an aneou). Das Knarren dieſes Seelenwagens in der Luft***) ſtimmt zu dem leiſen Rauſchen der wandernden Seelen bei Claudian (in Rufin. 1, 123 ff.). Daher möchte man glauben, daß das Fahren der Leichen auf dem Ochſenwagen auf den Zug des Seelenwagens anſpiele*).

---

*) Auch die heidniſchen Preußen und Lithauer glaubten, daß jede Seele auf ihrer Reiſe ins Jenſeits durch das Haus des Oberprieſters (Griwe) wandern müſſe, daher die Verwandten des Verſtorbenen ihn befragten, ob er in einer beſtimmten Nacht, in welcher der Todesfall geſchehen, einen ſo und ſo beſchaffenen Menſchen, in einem Anzug, in welchem ſie den Todten verbrannt hatten, geſehen, als er ſein Haus durchſchritt? (Hanuſch ſlaw. Myth. S. 397 f.) In einigen Gegenden Pommerns hält man noch jetzt dafür, es könne kein Sterbender erlöst werden, bevor er ſich beim Prediger anmelden ließ. (Temme Volksſ. S. 339.)

**) Ueber den Hund als Seelenführer in die Unterwelt bei den Indern, Perſern, Aegyptern, Griechen und Römern ſ. Nork's Myth. u. d. Art. Hund.

***) Er fährt durch die Luft, wie Charons Seelenſchiff durch den Strom. Beide Elemente ſind alſo die reinigenden Uebergangspunkte von der Ober- zur Unterwelt.

Auch bei den heidniſchen Preußen herrſchten Leichenfeierlichkeiten, die ihre chriſtlichen Nachkommen noch jetzt mehr oder minder ſtrenge beobachten. Bevor, ſagt Voigt (Geſch. Preuß. I. S. 565), der Leichnam auf den Leichenwagen gelegt ward, wurde ihm von den Gäſten bei einem Leichenmahle tüchtig zugetrunken, ſie umgürteten ihn mit einem Schwert oder Meſſer — Frauen gab man eine Nadel**) mit — und begleiteten ihn ſodann auf den Begräbnißplatz mit lautem Geſchrei, um die böſen Geiſter zu verſcheuchen***). War man am Begräbnißhügel angelangt, ſo wurde auf deſſen nördlichem *) Theile ein Scheiterhauſen aufgerichtet, auf welchem den Leichnam ein Bett von Stroh empfing. Während nun die Flamme des Scheiterhauſens emporloderte (vgl. S. 464), erhoben die Prieſter das Lob des Verſtorbenen. Auf demſelben Scheiterhauſen verbrannte man auch des Todten Sclaven, Jagdhunde, Jagdvögel und Roſſe."

---

*) Bei den Indern und Aegyptern galt das Rind als das vornehmſte Glied in der Weſenkette auf der Stufenwanderung der Seelen. Um alſo einer Degradation vorzubeugen, ließ ſich jene ägyptiſche Königstochter (Herod. II. 129.) in dem Bilde einer goldenen Kuh beiſetzen. Paulinus fand i. J. 1789 in Travankore eine koloſſale Kuh von maſſivem Golde, welche ein König hatte gießen laſſen, und durch deren Maul er eingekrochen war, um wiedergeboren zu werden (Bohlens Indien I. S. 256.) Sollten die Druiden etwa auch der Kuh eine ſo hohe Beſtimmung beigelegt haben? Unwahrſcheinlich iſt es nicht, da ihre Lehre von der Metempſychoſe ſich nicht im Geringſten von der brahmaniſchen unterſcheidet. In dieſem Fall wäre das Ochſengeſpann vor dem Leichenwagen erklärt, zugleich warum in Heiligenlegenden Ochſen von ſelber ſich vorſpannen, um die Leichen verſtorbener Klausner aus ihrer Einöde an geweihte Stätten zu ziehen; endlich auch fällt von hier aus Licht auf die ſchwarze Ochſenhaut, in welche gehüllt der Stifter der Habsburger Dynaſtie von Mailand in die Gruft zu St. Stephan in Wien abgeführt worden war.

**) Meſſer und Nadeln, wie Stahlwaaren überhaupt, hielt man — und noch an vielen Orten — für Präſervative gegen die böſen Geiſter, daher man dergleichen auch in Ströme wirft, um die Macht der Nixen zu brechen.

***) Daß die Dämonen durch Geräuſch jeder Art verſcheucht werden, wiſſen wir aus dem Glockengeläute (vgl. S. 457 Anm. 2), ferner aus der Sitte, zuvor anzuklopfen, wenn man Nachts eine Kirche öffnet, damit die etwa darin befindlichen Seelen verſtorbener Kirchenbeſucher ſich entfernen (Wolf D. S. Nr. [illegible]); endlich auch aus der bekannten Regel: beim Schatzgraben nicht zu ſprechen, weil ſonſt der Dämon mit dem Schatz zugleich wieder verſchwindet.

Letztere Sitte findet ſich noch im ſpätern Mittelalter, obwohl nur bei kaiſerlichen Leichen wieder. Denn in Oefele's Excerpta Boica ex Burckardi Zengii Memmingani Chron. Augustan. I. p. 258. lieſt man in der Beſchreibung der Leichenfeier Karl's IV. unter Anderm:

„Und ehe man ihn begrub, da beſang ihn der Erzbiſchof ſelb mit einer Seelmeß, und zwölf geinfelter Biſchof dienten dem Erzbiſchof zum Altar, und da opferte man zu dem erſten die obbeſchrieben(en) Banner mit 26 verdeckten Roſſen, und mit dem letzten Roß opferte man ſein(en) Schild, den trugen 2 Landsherrn, und darnach opferte man ſein(en) Helm, der was (war) gekronet mit einer gulden Kron, den trug Markgraf Jobſt von Merhern, und auf dem letzten Roß ritt ein Ritter wohl gewappnet, und ritt unter dem guldin Himmel, da man den Kaiſer vor unter getragen hat, und opferte ſich mit dem Roß."

Zwei Jahrhunderte ſpäter, bei der Leichenfeier des Kaiſers Maximilian II. wurden in Prag, wohin man die Leiche des in Regensburg am 12. Okt. 1576 verblichenen Monarchen abgeführt hatte, in Gegenwart ſeines Nachfolgers Rudolph's II. am 23. März 1577

---

*) Weil Mitternacht und Tod gleichbedeutend ſind.

die von dem Chroniſten als „Todtenopfer“ bezeichneten Pferde — nachdem die Leiche in der Domkirche beigeſetzt worden, und die Biſchöfe von Wien, Olmütz und Breslau (denn der Prager Erzbiſchof war durch Krankheit verhindert), in Anweſenheit des ganzen Hofes das Todtenamt gehalten, und während des Offertoriums der Zug der erwähnten Todtenopfer um den Hochaltar gegangen, — die Pferde beim rechten Seitenausgang hinausgeführt, und (zwar nicht geopfert, aber doch) als Oblate der Domkirche behalten. Nach geendetem Gottesdienſte wurde die königliche Leiche in die Gruft verſenkt (Hormayr, hiſtor. Taſchenbuch 1843, S. 139).

Wenn die Heiden ihre Leichen verbrannten, ſo geſchah es auch aus dem Grunde, weil ſie den Todten als ein Opfer an den Todtengott betrachteten, der Scheiterhaufen galt alsdann für einen Altar (*Pyram, quae in modum arae* construi solet. Serv. Aen. 6, 177). Nur aus dieſem Geſichtspunkte erklärt ſich das Bekränzen der Todten bei einigen Völkern, weil auch die dem Opfertode geweihten Menſchen (vgl. S. 320 Anm.) gleich den Opferthieren bekränzt wurden. Als die urſprüngliche Bedeutung des Kranzes bei Leichenbegängniſſen in der Erinnerung der Völker ſich verloren hatte, wähnte man, der Todtenkranz ſey ein Erſatz für den Brautkranz der unverheiratheten Verſtorbenen, und beſchränkte den Gebrauch deſſelben nur auf ſolche Fälle, wie folgende in Büſchings wöchentl. Nachr. I. S. 312 ff. enthaltene Schilderung der Begräbnißgebräuche in der Altmark beweiſen hilft: „Kindern und Jungfrauen wird eine beſondere Ehre dadurch erwieſen, daß man ihnen Kronen und Kerzen bereitet, die bei der Beſtattung auf das

Grab gepflanzt werden. Den Abend vor der Beerdigung verſammeln ſich die Mädchen des Dorfes im Leichenhauſe. Vier derſelben haben den Auftrag, die Kerzen zu verfertigen, eine Andere windet die Todtenkränze. Die Kerzen ſind die Gipfel junger Tannen*), die unten mit Buchsbaum oder Todtengrün umwunden, und an den Zweigen hie und da mit Goldblech, buntem Papier und Bandern geziert ſind. Vier ſolcher Kerzen werden auf das Grab unverheiratheter Perſonen geſteckt, und zwiſchen ihnen die Kränze, welche die dazu beſtimmten Mädchen beim Leichenzuge, unmittelbar hinter dem Sarge hergehend, tragen, und nachdem der Grabhügel errichtet iſt, werden die Kerzen darauf geſteckt. In einigen Dörfern weiht jedes Mädchen der jungen Leiche einen Kranz, und der ſchönſte wird in der Kirche aufgehangen. Ihn wagt Keiner zu verletzen, eben ſo wenig die Kerzen, denn man glaubt, daß einem darnach die Hand verdorrt."

Daß die Kerzen aus Tannenholz verfertigt werden, erinnert auch an die in Rußland übliche Sitte, den Sarg und den Weg vom Sterbehauſe bis zum Friedhof mit Fichtenzweigen zu beſtreuen. Bei den Römern war bekanntlich dieſer Baum dem Todtengott geweiht, und zum Zeichen, daß Jemand verſtorben ſey, vor die Thüre ſeiner Wohnung aufgepflanzt (**Plin. XVI, 10.: Picea feralis arbor et funebri indicio ad fores posita**). Zu dieſer Wahl mochte vielleicht die Betrachtung geleitet haben, daß die Fichte auf ſandigem, trockenem Boden fortkommt, daher ihre Unfruchtbarkeit (**Phaedr. III. 17, 4. 5.**), daher auch iſt ſie in der Traumſprache (**Artemidor. Oneirocr. II, 25.**) das Sinnbild der Zerſtörung.

---

*) Ihren Namen haben ſie wohl davon, daß man ehedem Wachslichter daran ſteckte.

Was im Folgenden (aus Kohls Petersburg 2. Aufl. I. S. 280 ff.) von der Leichenfeier bei den Ruſſen erzählt wird, gilt, mit nur geringen Ausnahmen, von allen ſlawiſchen Stämmen:

Gleich nach dem Entweichen der Seele kleidet man den Leichnam an, und ſtellt ihn im offenen Sarge in einem beſonders dazu decorirten Zimmer des Hauſes zur Schau aus. Es werden viele Lichter dabei angezündet, die Tag und Nacht brennen, und indem die Verwandten, ſich ablöſend, beim Sarge wachen und beten, kommen die Freunde dem Todten die letzte Viſite zu machen. Es iſt dies bei den Geringſten wie bei den Vornehmſten. Die ſchwarzen Särge ſind bei den Ruſſen nicht gebräuchlich. Kinder erhalten einen roſenroth angeſtrichenen, junge Mädchen einen himmelblauen, verheirathete ältere Frauen bezeichnet die violette Farbe. Nur die Männer bekommen, jedoch in ſeltenen Fällen, einen ſchwarzen Sarg, gewöhnlich einen braunen. Die Armen ſtreichen bloß das Holz mit einer ſolchen Farbe an, die Reichen aber überziehen es mit farbigen Stoffen.

Die Ausſtellung dauert zwei oder drei Tage, alsdann folgt die Einſegnung des Todten und die Ertheilung des Paſſes. Letzteres iſt buchſtäblich zu nehmen. Die Prieſter legen nämlich dem in der Kirche aufgeſtellten Todten ein langes Papier auf die Bruſt, vom Volke der Himmelspaß genannt. Auf dieſem ſteht ſein chriſtlicher Name, das Datum der Geburt und des Todes. Alsdann iſt darauf bemerkt, daß er als Chriſt gelebt, und vor ſeinem Ende auch noch das heilige Abendmahl empfangen habe. Dieſe Paßertheilung, wie die Einſegnung, hat gewöhnlich in der Kirche Statt. Der Sarg wird offen dahin gebracht, damit alle Bekannten auf der Straße noch einmal ihren Freund ſehen können. Den Deckel trägt man voran. Den Sarg begleiten, auch bei Tage, mehrere Fackelträger mit großen breitkrämpigen Hüten und in weiten ſchwarzen Mänteln. Gewöhnlich folgt ein langer Zug von Verwandten. Den mit Titeln Geſchmückten fehlt es natürlich nicht an Pomp. So laſſen ſie ſich alle ihre Orden auf prächtigen Kiſſen, jeden auf einem beſondern, vorantragen. Da ſie gewöhnlich davon eine Menge haben, ſo bilden ſchon die Ordensträger allein einen impoſanten Anblick. Alle einem Leichenzug Begegnenden nehmen den Hut ab und ſchicken ein Gebet für den Todten gen Himmel. Sie erweiſen aber dieſe Ehre auch Leichen anderer chriſtlichen Confeſſionen.

In der Kirche wird der Todte wieder in Parade aufgeſtellt, und von den um ihn herumprangenden, in Schwarz und Weiß gehüllten, mit umflorten Wachskerzen verſehenen Prieſtern mit Allem verſorgt, was er nach ihrer Meinung für die Reiſe nöthig hat. Um die Stirn wird ihm ein Band, das mit Sprüchen und Heiligenbildchen bemalt iſt, gelegt. In die Hand bekommt er ein Kreuz von Wachs oder anderm Stoffe. Alsdann erhält er jenen Paß. Auch ein Teller mit Speiſe wird neben ſeinen Sarg geſtellt. Dieſe Todtenſpeiſe heißt kutja. Gewöhnlich beſteht ſie aus einem Teller mit Honig*) gekochten Reißes, zu einer Art von Brod geformt. Nach beendigter Ceremonie fällt dieſe Speiſe den Prieſtern anheim**).

Nach völliger Ausſtattung des Todten ſingen die Prieſter noch eine Todtenmeſſe, in der ruſſiſchen Kirchenſprache Panichida genannt. Während dem nehmen die Verwandten Abſchied vom Todten. Alle küſſen ihm die Hand, und bei der geringen Klaſſe erfolgen alsdann die beredteſten Anreden an ihn. Wenn ein Verheiratheter ſtarb, ſo überläßt ſich die Wittwe äußerſt rührenden Ergießungen ihres

---

*) Honig, wegen ſeiner gährenden Subſtanz ein Bild der Verweſung, wurde von den Alten den Todtengottheiten und den Manen geopfert.

**) Bei den Ruthenen in der Marmaroſch heißt das Todtenmahl Tokan, und beſteht aus Maismehl- und Schafkäſe. In den Sarg legen ſie ein Fläſchchen mit altem Meth. (Beides waren in der heidniſchen Zeit die Opfergaben an die Elfen.) Bei den Walachen im Banat beſteht das Todtenmahl aus Brod, Schweinfleiſch und einem Becher Weins, der jedem Anweſenden geboten wird. Der Todte wird mit demſelben begoſſen. (Kaltenbaek „Auſtria").

Schmerzes. Indem ſie die Hände ringt, und dabei dem Todten immer ins Angeſicht ſchaut, ruft ſie bald lauter, bald leiſer: „Ach mein Freund, warum haſt Du mich verlaſſen? Habe ich dir nicht Alles mit Liebe im Hauſe bereitet? Warum haſt Du deine Frau verſtoßen? Warum antworteſt Du mir nicht? Erwache doch,! mein Ehegemahl! Habe ich dich nicht immer gepflegt in deiner Krankheit und Alles gereicht, was dir nöthig war?“ Unter ſolchem Jammern wird der Sargdeckel geſchloſſen, und die Proceſſion geht zum Kirchhof weiter*).

Bei der Beerdigung ſelbſt läßt man den Todten ohne weitern Geſang in die Gruft hinab, in welche dann jeder Anweſende eine Hand voll Sand wirft. Dies geſchieht auch bei Särgen, die nicht vergraben, ſondern nur eingemauert werden.

---

*) Rohrer erzählt, daß er bei den ungariſchen Slowaken im Gebirge folgender komiſchen Scene beigewohnt. Weil die Gattin des verſtorbenen Bauers ſchon zu alt war, hatte eine gemiethete Klagefrau ihre Rolle übernommen, und ſang, bei der Leiche knieend Folgendes, in immer höhern Discanttönen, die ſie oft mit einer ſchnellen Cadenz durch einen tiefen Ton unterbrach, als hätte ihr Schmerz den Athem geraubt. „Du hatteſt, o Jurſchu! (Jurge, Georg) noch Mehl und Erbſen im Hauſe, im Stalle zwei milchreiche Kühe, ein ſtattliches Pferd und ein einjähriges Füllen, das einen ſchönen Nachwuchs verſprach. Willſt Du wirklich Haus und Hof und die Deinen verlaſſen, welche dir wie die Hühnchen der Henne anhingen? Doch wir ſehen, daß Du die Gemeinſchaft der Engel, Apoſtel und Blutzeugen der unſrigen vorziehſt! O bete für uns, daß wir auch dahin dir folgen können, wo Du nun unausſprechlich glücklich biſt.“ Nun riſſen die Slowakinnen ihren geſammelten Rosmarin von Kopf und Buſen, und legten ihn auf die Grube.

Ein Augenzeuge erzählt, wie bei den Serben ein Soldat ſeinem verblichenen Kriegsgefährten folgende Fragen ſtellte: „Kamerad, warum willſt Du nicht länger mit uns marſchiren? bald wären wir doch wieder zurück gereiſet, deine Gattin wäre dir wieder um den Nacken gefallen, und deine Kleinen hätten lächelnd deine Füße umklammert. Nun werden ſie weinen! Was hält dich ab, bei uns zu bleiben. Weil Du aber die Freundſchaft der Seligen der unſrigen vorziehſt, ſo grüße den Bruder Iwan für uns, vergiß auch den Feldwebel Radinowicz nicht, dank' ihm für ſeine Liebe!“ Bei den Uskoken in Iſtrien ſtößt die Mutter, die ihr Kind verloren hat, gegen den Tod Verwünſchungen aus. Sie macht ihrem Schmerz in folgenden Worten Luft: „Du grimmiger, ungeſtalteter, unerſättlicher Tod, daß Du mein Kind gefreſſen, ſo daß Du hier auch die Wiege dazu (dieſe hatte ſie auf ihrem Kopfe bis zum Grabe getragen) und ſtopfe damit dein Maul, daß dir alle Zähne abbrechen mögen!“

Nach der Beerdigung errichten die Armen ein einfaches griechiſches Kreuz auf dem Grabhügel. Die Reichen aber laſſen ſich allerlei Monumente erbauen. Die ruſſiſchen Trauerequipagen, in denen die Leidtragenden noch mehrere Monate nachher umherfahren, ſowie die Lakeien, Kutſcher und Vorreiter in ihren weiten, mit ſchwarzem Pelzwerk verbrämten Tuchgewändern, die in reichen Falten von Sitz und Pferden herabfließen, nehmen ſich ſehr ernſt aus. An dem Zügelwerk und den Equipagen wird jedes ſilberne Nägelchen vermieden, und das ganze Viergeſpann iſt ſo in Rabenſchwarz gegoſſen, daß der Beherrſcher der Unterwelt ſelber ſich keines angemeſſenern bedienen könnte.

Am Jahrestage verſammeln ſich die Angehörigen wieder in der Kirche*) und laſſen der Seele ein Todtengebet leſen. Auch jetzt darf das Reisgericht nicht fehlen, wovon nur ein Weniges die Verwandten koſten, das Meiſte der Prieſter bekommt. Endlich wird auch alljährlich am Allerſeelentag (Montag nach Oſtern) eine Todtenmahlzeit auf dem Friedhof gehalten**).

---

*) Für das Vorhandenſeyn dieſer Sitte in England zeugt Stow (Survey of London I. p. 239), demzufolge eine Wittwe Margareth Atkinſon in ihrem letzten Willen die Speiſen und Getränke ausdrücklich benennt, welche an Arme — und Reiche am Sonntag nach ihrem Begräbniß in der Kirche ausgetheilt werden ſollen. Das Datum iſt der 18. Oct. 1544.

**) In Kroatien und Slavonien werden die Todtenmahle acht Tage fortgeſetzt. Die Walachen im Banat ſchicken den 3. 9. und 10. Tag, auch den 3. 6. und 9. Monat, nicht minder am Jahrestag, eine große Breze, eine Schüſſel voll Reisgemüs und eine Wachskerze in die Kirche. Jeder Eintretende nimmt von dem Mus einen Löffel voll, und betet für die abgeſchiedene Seele. Am Jahrestag und am Allerſeelentag (Montag nach Oſtern) wird auch den Armen ſolche Speiſe für die Ruhe des Todten geſpendet. An Feiertagen legt man auf die Gräber Eßwaaren und Getränk, als wenn der Verſtorbene davon ſpeiſen ſollte. Dabei ruft man ihn aus dem Grabe hervor, und ſchildert in Trauerliedern den Schmerz der Trennung von ihm. (Kaltenbäck). Die Dalmatiner

Bei den Walachen im Banat wird der Todesfall durch Einpfählung einer Stange vor dem Hauſe angezeigt, darüber hängt man ein Tuch von weißer Farbe bei Unverheiratheten, von rother bei verehelichten Perſonen. In der Gegend von Kamenz in der Lauſitz wird vom Richter des Dorfes ein ſchwarzer Stecken ausgegeben, den ein Nachbar dem andern überſendet, bis er wieder zurück kommt (Anton, Geſch. d. Slawen I. S. 184). War der Stock ein Symbol des Todten, der gleich einem entlaubten dürren Baumſtamm iſt?

Im Böhmerwalde wird, wenn Jemand dem Sterben nahe iſt, an deſſen Haupt (offenbar aus der S. 437 Anm. 2. angegebenen Urſache) mit einem Glöcklein leiſe geläutet, die Verwandten und Nachbarn ſtehen betend herum. Iſt der Tod erfolgt, ſo läutet man mit dem Glöcklein weiter weg, immer etwas weiter weg vom Todten, dann zur Thüre hinaus und einmal um das Haus herum, damit man ſo die Seele auf ihrem Scheidungszuge (zum Schutz gegen den Dämon, der ſich etwa ihrer bemächtigen will) geleite. Hierauf wird ein Bote geſchickt, mit der Dorfglocke das Abſterben zu verkünden. Der Todte wird im Hemde auf ein paſſend langes, glatt gehobeltes Brett gelegt, mit einem Leinwandtuche ganz überbreitet, und neben ſeinen Kopf eine ewige Oellampe geſtellt, nebſt einem Glas Weihwaſſer, worein man mehrere zuſammengebundene Kornähren (als Sinnbilder der Wiedergeburt?) taucht. Während die Dorfglocke den Tod verkündigt, wird das Stroh, welches die Tiefe des Bettgeſtells ausfüllte, verbrannt

---

ſetzen auf die Gräber geröſtetes Getraide, Wein, Oel und dgl. was die Geiſtlichen verzehren, die ihren Pfarrkindern viel von der Rückkunft der Seelen zu erzählen wiſſen, damit ihre Ruhe durch Vermächtniſſe an die Kirche erkauft werde.

(vgl. S. 464). Wer das Todtenfeuer ſieht oder die Glocke hört, betet für die abgeſchiedene Seele. Nach und nach ſtellen ſich die Leute ein, die Leiche zu beſehen. Man ergreift die in das Weihwaſſer getauchten Kornähren, beſprengt damit vom Kopf bis zu den Füßen das überbreitete Leichentuch, kniet dann nieder, um zu beten, und ſchlägt nun erſt das Tuch bis an die Bruſt des Todten herab. Im Namen weiblicher Leichen wird das ärmſte Weib herumgeſchickt, den Tag des Leichenbegängniſſes anzuſagen, ein Greis iſt der Todesbote männlicher Leichen. Die drei Nächte, welche der Todte im Hauſe liegt, kommen abwechſelnd alle ältern Bewohner des Dorfes, um da bei der Leiche zu wachen (denn man glaubt, daß die Dämonen den Leichnam umſchwärmen, ſo lange er nicht der Erde übergeben iſt), die Kränze und anderes Nöthige zu beſorgen (Rank, „Aus d. Böhmerw.“ S. 138).

Im Pinzgau im Salzburgiſchen beſteht die Trauerkleidung der Frauen aus einem ſchwarzen, ſehr hoch gegupften Hute, unter welchem ſich eine weiße Haube und ein weißes, unter dem Kinn zuſammengeheftetes Tuch befindet, dann aus einem weißen Vortuche, einem ſchwarzen Rock und weißen Strümpfen. Die Halbtrauer wird durch einen gewöhnlichen ſchwarzen Hut, ein weißes Tuch, das rückwärts herabhängt und bloß den Haarbund bedeckt, ein ſchwarzes und weißes Vortuch und einen weißen Halskragen angedeutet (Kaltenbäck a. a. O. p. 161). Im Rieſengebirge tragen nur die Weiber Trauerkleidung, ſie iſt das gewöhnliche Brautkleid von ſchwarzem Tuch oder Zeug, über welches ſie ſich mit einem weißen Leintuch ganz verhüllen, ſo daß nur das Geſicht frei bleibt. Ein ſolches Tuch bildet einen Theil der Mitgabe bei der Verheirathung (ebdſ. S. 162). Bei den Morlaken in Dalmatien iſt das Zeichen der Trauer bei den Männern Wildwachſen des Bartes und eine blaue oder veilchenfarbige Mütze, die Weiber hüllen den Kopf in ein blaues oder ſchwarzes Tuch.

Abergläubiſche Gebräuche bei und mit der Leiche.

Die Leichenwache iſt uralte Sitte. Schon der heil. Auguſtin wachte bei der Leiche ſeiner Mutter Monica in der Nacht vor ihrer Beſtattung. Der heilige Gregor empfiehlt in ſeiner Epiſtel, die des Hinſcheidens ſeiner Schweſter Macrina erwähnt, das Pſalmenſingen bis zum Tagesanbruch *), vermuthlich, um die böſen Geiſter abzuhalten, die ſich etwa dem Todten nähern wollten. Durand citirt ein darauf abzielendes Gebot, mit welchem ſich ſchon frühzeitig ein Kirchenconcil beſchäftigt hatte **). In den ſchottiſchen Hochlanden ſingt man in dieſer Nacht Lieder zum Lobe des Hingeſchiedenen. Mißbräuche konnten, wo fremden Perſonen die Leichenwache anvertraut wurde, nicht ausbleiben, daher der zehnte Canon der unter der Regierung Eduard's III. in London abgehaltenen Provincialſynode dieſes Amt nur den Verwandten des Todten geſtattet (Collier's Eccl. Hist. I. p. 546). Vielleicht war anfänglich nicht die Superſtition, d. h. die Beſorgniß, daß der Teufel die Leiche in der Nacht vor dem Begräbniß entführen werde, die Veranlaſſung bei der Leiche zu wachen, ſondern man wollte verhindern, daß keine ſolchen Hausthiere ſich ihr nähern, welche ſie anfreſſen könnten. Aber noch jetzt glaubt man an mehrern Orten Deutſchlands, daß wenn ein Hund oder eine Katze in das Zimmer gelaſſen würden, wo der Todte liegt, die Seele deſſelben nach dem Tode umgeben müſſe, d. h. wohl des Teufels ſey, der die Geſtalt dieſer Thiere gern anzunehmen pflegt.

---

*) Cum igitur nocturna Pervigilatio canendis psalmis perfecta esset et crepusculum advenisset etc.

**) Porro observandum est, nedum psalmos cani consuetum cum funus ducitur, sed etiam nocte quae praecedit funus, veteres vigilasse nocturnasque vigilias canendis psalmis egisse.

In Northumberland beſtreut man den Todten mit Salz, weil man von deſſen Fäulniß abwehrender Eigenſchaft erwartet, daß es den Teufel von einem Beſuche bei der Leiche abhalten werde*); wahrſcheinlicher, damit es die Beſchleunigung der Fäulniß in den Eingeweiden verhindere**). Daß man eine, oft auch zwei angezündete Wachskerzen zu Häupten der Leiche ſtellt, iſt wohl eine ſinnbildliche Anſpielung auf die Seele, die man, ſo lange der Todte nicht beſtattet iſt, noch den Körper umſchwebend glaubt. Oder glaubt man durch Licht den Satan zu verſcheuchen? Dieſe Auslegung rechtfertigt ſich durch den Context folgenden päpſtlichen Gebotes: Jubet Papa cadaveris expiationes fieri, ut quod valde immundum est, *aspergatur aqua benedicta, thurificetur, exorcisetur* sacris orationibus, *illustretur sacris luminibus*, quousque supra terram fuerit. (Moresini Papatus p. 26).

In einigen Dörfern von Wales in England war es ehedem Sitte, ſobald Jemand Todes verblichen war, einen Mann rufen zu laſſen, der für ein Glas Ale (Bier) und einen Laib Brod, vor die Thüre des Sterbehauſes ſich hinpflanzend, laut ausrief, daß er die Sünden des Todten auf ſich nehme. Er erklärte nämlich vor der Gemeinde: **the ease and rest of the soul departed. for which I would pawn my own soul.** Und weil er für eine bloße Magenſtärkung eine ſo bedenkliche Bürgſchaft übernahm, darum hieß ein ſolcher Mann: „der Sündenfreſſer" (**sineater**). In Nordwales ſoll dieſe Sitte noch fortbeſtehen, dort gibt man aber nicht Bier, ſondern Milch.

---

*) Ueber des Teufels Abneigung gegen das Salz ſ. S. 136.

**) Dies iſt die Meinung eines engl. Gelehrten. (Gent. Magaz. f. 1785 IV. p. 601: to hinder air from getting into the bowels and swell up the belly.)

In der Altmark ſichert man ſich vor Erſcheinungen des Verſtorbenen nach ſeiner Beſtattung dadurch, daß man einen eiſernen Nagel bis an den Kopf in die Diele ſchlägt, worauf der Sarg ſtand; Andere gießen gleich nach Heraustragung der Leiche aus dem Hauſe, aus derſelben Urſache, einen vollen Eimer Waſſer nach, und ſchlagen ſchnell die Thüre hinterher zu. Die Anwohner des Granfluſſes in Ungarn verhindern das Herumwandeln der Todten dadurch, daß ſie eine Säge ins Grab werfen; die Walachen ſchlagen zu dieſem Zwecke dem Todten einen Pfahl in den Leib. In der Mark iſt man beim Zunageln des Sarges vorſichtig, daß der Todte nichts von ſeinem Anzug vor den Mund bekomme, denn ſonſt wird er ein „Nachzehrer"*), d. h. ein Mitglied nach dem andern muß ihm im Tode folgen (Kuhn M. S. p. 368). In Weſtphalen hütet man ſich, dem Todten etwas in den Sarg mit zu geben, woran der Schweiß eines Lebenden klebt, z. B. ein Tuch oder auch nur ein Stück Leinwand, indem ſonſt der Todte zuerſt den Schweiß, und zuletzt alles Blut und alle Kräfte des Lebenden in ſich zieht und aufzehrt, und dieſer ihm alsbald nachfolgen muß

---

*) Keller (Grab des Abergl. III. S. 86) gibt die muthmaßliche

In dem Dorfe Genna bei Iſerlohn muß der Beſitzer des Hauſes, in welchem ein Todesfall eintritt, unver-

---

Entſtehungsgeſchichte dieſes Vorurtheils in folgenden Sätzen: Es kann dieſes Kauen und Belecken ganz natürlich zugehen, wenn man darunter weiter nichts verſtehet, als daß die Kleidungsſtücke, die über den Mund gelegen haben, durch die gährenden und faulen Säfte, die aus dem Magen und Munde frühzeitig, ehe noch die übrigen Theile des Leibes in die ſtärkſte Gährung und Fäulniß kommen, ausfließen, verfaulet und verweſet ſind. Hernach wird ganz ohne Grund angenommen, daß ein ſolches Kauen den Tod der Verwandten vorherverkündige oder nach ſich ziehe, wenn auch gleich zuweilen auf dieſes Kauen zufälliger Weiſe der Tod eines Anverwandten erfolgt ſeyn ſoll. Doch will ich einen Umſtand anzuführen nicht verabſäumen, welcher eine Aufmerkſamkeit verdienet. Ich lege es aber nur als ein Problem vor. Die Regel iſt dieſe: Man gebe den Todten keine Kleidungsſtücke mit in den Sarg, die kurz zuvor noch lebende Perſonen am Leibe getragen haben. Sollte ich über dieſen Satz ausgefordert werden: ſo ſchicke ich den berühmten Dr. Schreber in Bützow voran, welcher den Stoß aushalten mag. Er führet folgende zwei Geſchichten an, für die er Bürge iſt (ſ. Neue Stuttgarter Realzeitung auf das Jahr 1766. S. 427 ff.): Ein gewiſſer Herr von einem berühmten adelichen Geſchlechte ging mit Tod ab. Der ältere Bruder veranlaßte den jüngern, eine noch neue koſtbare Perüque des Verſtorbenen an ſich zu nehmen, und ihm dagegen die, ſo er getragen hatte, mit ins Grab zu geben; welches auch geſchah. Einige Zeit hernach verfiel dieſer junge und geſunde Herr in eine Krankheit, die den Aerzten genug zu ſchaffen gab, welche, weil ſie die Urſache nicht einſahen, alle Mittel vergebens anwendeten. Er ſchwoll am Kopfe, und ſchwand am Leibe und an den Füßen ſo exceſſiv, daß er dem Tode nahe war. Niemand von ſeiner Familie dachte an die Perüque. Ein Freund, dem er nach dem Begräbniſſe ſeines Herrn Bruders auf der Rückreiſe von dem Gut ſeines ältern Herrn Bruders nach dem Gut, das er bewohnte, zugeſprochen, und von dem Perüquentauſch etwas erzählet hatte, erinnerte ſich deſſen noch zur rechten Stunde. Er eröffnete der betrübten Mutter des Kranken, ob dieſer Tauſch auch wohl die bis dahin unerforſchlich geweſene Urſache des großen Elendes ihres Herrn Sohnes ſeyn möchte? Dieſe veranſtaltete alsbald, daß der Sarg des Verſtorbenen geöffnet, die Perüque herausgenommen und ins Waſſer geworfen werden mußte. Von Stunde an beſſerte ſich es mit dem Kranken, der ſeinem Lebensende ſo nahe war, und er ward, ohne Arzneien zu gebrauchen, wieder geſund. Faſt auf gleiche Art erging es der Mutter des bekannten frühzüglich es ſeinem Nachbar anzeigen, dieſer wieder ſeinem nächſten Nachbar, und ſo weiter bis es an den

---

zeitigen Bäumchens unter den Gelehrten, Herrn Johann Philipp Baratier zu Halle, deſſen Leben der Herr Profeſſor Formey in franzöſiſcher Sprache beſchrieben hat. Sie hatte ihm kurz vor ſeinem Tode Strümpfe, ſo ſie ſelbſt getragen, angezogen. Die Betrübniß hatte ſolches vergeſſen gemacht, und ſie waren mit ihm begraben worden. Die Mutter fing darauf ebenfalls an zu ſchwellen und am Leibe zu tabeſciren; geneſete aber bald wieder, weil die Urſache bald entdecket, das Grab geöffnet, die Strümpfe abgezogen und ins Waſſer geworfen wurden. Es ſind mir von einem ſehr berühmten Arzte noch einige ähnliche Fälle erzählet worden, wo der Erfolg einerlei geweſen, welche ich aber, weil mir die Umſtände wieder entfallen ſind, übergehe. Wäre es wahr; denn ich will die Richtigkeit nicht entſcheiden, daß Lebende dadurch eine Krankheit, Auszehrung und den Tod ſich zugezogen, weil ſie Tücher, Hemde und andere Kleidungsſtücke, die von ihnen Schweißtheile in ſich enthalten, dem Todten mit in den Sarg gegeben hatten: ſo müßte das Schweißtuch als ein Beförderungsmittel angeſehen worden, wodurch die wirkende Kraft der böſen Ausdünſtungen des Todten ſich bei dem Lebenden thätig bewieſen, und durch eine Einwirkung in dem Leib des Lebenden die Krankheit verurſacht hätte. Die Möglichkeit davon zu entwickeln, ſetze ich voraus, daß die gleichförmigen (homogenen) Dünſte und Ausdünſtungen der Körper in der Welt ſich durch Linien fortzupflanzen pflegen, ſo daß dieſe Ausflüſſe, wenn ſie auch noch ſo ſubtil wären, ſich bis zu ihrer Urquelle zuſammen ketten; denn ein Hund ſpüret oft eine große Strecke Wegs ſeinen Herrn aus, ſo wie auch die Jagdhunde das Wild auszuſpüren geſchickt ſind, wenn gleich keine Fußſtapfen der Wegweiſer ſein ſollten, wie denn in trockenen Sommertagen der Hund nicht nach den Fährten ſpüren kann. Wie iſt dies möglich, wenn der Menſch oder das Wild keine Ausflüſſe in Linien zurückläßt? Gewiß, der Geruch führt den Hund durch die Reihe von homogenen Ausdünſtungen durch die Linie, die der Menſch oder das Wild gegangen. Der Blitz nimmt auch ſeinen Gang nach der Reihe und Linie von ſchweflichten und brennbaren Dünſten. Bei der Blüthe der Trauben nimmt man eine Bewegung oder Gährung des Weins in den Kellern wahr, davon er trübe wird. Ja es will mich ſogar ein Küfer verſichern, der über einen herrſchaftlichen Keller geſetzt iſt, worin Weine von verſchiedenen Gegenden in beſondern Fäſſern liegen, daß er genau wiſſe, wenn die Trauben in dieſer oder jener Gegend blühen; weil ſodann auch nur die Weine trübe würden, die eben aus derſelben Gegend in ſeinen Keller gekommen ſeyen. Da nun ein Schweißtuch, das von einem Ort zum andern letzten Mann im Dorfe kommt. Dieſer Letzte muß zu dem nächſten Eichbaum gehen, der bei ſeinem Hauſe ſteht, und es dieſem mit lauter Stimme anſagen. Thut er das nicht, ſo hat er gewiß bald eine Leiche im Hauſe (ebdſ. S. 126). In Pommern glaubt man: wenn man einem Todten die Augen oder den Mund nicht gut zumachen kann, ſo wird aus demſelben Hauſe bald wieder Einer ſterben (Temme, Pomm. Volksſag. S. 339). Bei allen Slawen, auch in germaniſirten Ortſchaften wendiſcher Abſtammung, wie in der Altmark, öffnet man beim Verſcheiden des Kranken ein Fenſter, damit die Seele hinausfliegen kann. In der Altmark herrſcht auch der Glaube, daß wenn der in die Erde geſenkte Sarg ein hartes dumpfes Geräuſch macht, aus der Familie bald eines nachſterben wird. Iſt der Grabhügel errichtet, werden dort die Schaufeln, mit denen das Grab zugeworfen worden, über daſſelbe geworfen, und es wird genau darauf geachtet, in welcher Richtung die zuletzt aufs Grab geworfene Schaufel liegt. Dieſe gibt nämlich den Hof im Dorfe an, auf welchem zunächſt Jemand ſterben wird (Kuhn M. S. p. 368). Auch unterſcheidet man zwiſchen Spaten und Schaufel. Wird Jener zuerſt niedergelegt, ſo

---

getragen wird, eine Reihe von Ausdünſtungen auf dem Wege, wohin es getragen wird, zurücklaſſen kann, die ſich an dem Menſchen, von dem dieſe Evaporationen ausgegangen ſind, anketten: ſo können auch die giftigen und flüchtigen Theile des Verſtorbenen, die durch die ſtarke Auflöſung, Gährung und Fäulniß deſſelben in die Höhe ſteigen, durch die ganze Reihe bis zu dem Lebenden fortwirken, und ihm mitgetheilet werden. Was ſollten aber ſolche Gifttheilchen anders als Unordnung und Krankheit in Lebenden bewirken können? Kann der Magnet in das entfernte Eiſen durch Hülfe der Ausdünſtungen wirken: ſo ſcheinet auch das Wirken der Dünſte aus dem Grabe in einen entfernten Menſchen nicht ganz unmöglich zu ſeyn.

ſtirbt zunächſt ein Mann an dem Ort, wenn aber die Schaufel, ſo kündigt dieß einem Mädchen den Tod an (Büſching, wöch. Nachr. I. S. 334 üb. Begräbnißgebr. in einigen Gegenden der Altmark). Im ſcandinaviſchen Norden glaubt man: Wenn die Leiche im Sarge nach der rechten Seite zu ſich legt, ſo bedeute es, daß Jemand männlichen Geſchlechts nachfolgen werde; legt ſie ſich aber auf die linke Seite, ſo gilt es einer Frauensperſon aus der Familie. Wenn ein Grab auf dem Kirchhof einfällt, ſo bedeutet es überhaupt, daß Jemand aus der Familie bald ſterben werde; ebenſo wenn es im Feuer platzt und praſſelt. Ueberall verbreitet iſt aber der Glaube, daß Eulen, die auf dem Hauſe ſchreien, Raben, welche um das Fenſter flattern, Hunde, welche in der Nachbarſchaft bellen, den baldigen Tod eines Menſchen anzeigen *). In Tortona, einer

---

*) Dieſe Vorzeichen laſſen ſich auf natürlichem Wege erklaren. Bekanntlich ſteigt aus dem mit dem Tode ringenden Menſchen ein durchdringender Dunſt heraus, welcher wegen ſeiner feinen Beſchaffenheit vom Sterbenden bis in die Ferne ſich verzieht, und denſelben wahrnehmende Thiere zum Geſchrei reizt. Daß ein ſolcher Dunſt aus dem menſchlichen Körper ausgehe, merkt man durch die Katzen, welche, ſobald der Menſch todt iſt, ſich nähern, und nur mühſam abgehalten werden, daß ſie den Verſtorbenen nicht freſſen. Dies mag auch die urſprüngliche Veranlaſſung zur Einführung der „Leichenwache" geweſen ſeyn. Wäre nicht jener Dunſt der Leiter, ſo könnten die Katzen nicht aus der Ferne herbeigelockt werden. Daß dieſer Dunſt die Hunde am meiſten afficirt, kann man daraus abnehmen, weil er einen ſehr feinen Geruch hat. Die Eulen, welche für ihr ſchwaches Sehorgan von der Natur durch ein ſcharferes Geruchsorgan entſchädigt ſind, mag der Leichendunſt noch weit mehr afficiren als die Hunde. Zur Peſtzeit hört man in allen Gaſſen Hundegeheule, weil die ganze Stadt inficirt iſt. Wenn ein armer Sünder gerichtet werden ſoll, ſo zeigen ſich, ſagt man, die Raben ſchon zwei Tage vor der Hinrichtung. Da bei dem Geſunden kein Leichendunſt präſumirt werden kann, ſo muß man annehmen daß die Todesangſt dem Inquiſiten einen Dunſt auspreßt, welcher der Leiter der Aasvögel iſt; dieſer Dunſt iſt unſtrei-

Bergſtadt am Fluſſe Scrivia, glaubt man, wenn ein Hausvater binnen Jahresfriſt ſterben ſoll, ſo fließe Blut unter dem Eiſen aus der Furche, die der Pflug in ſeinen Acker ſchneidet. Daher man dort die Ackerknechte, um einen Jahreslohn dingend, auf die Evangelien ſchwören läßt, daß ſie dieſes Vorzeichen ſogleich dem Hausherrn anzeigen wollen (Lothar, Volksſ. S. 183). Der Acker iſt hier offenbar ein Sinnbild der Grube, in welche der Menſch als ein Saatkorn gelegt wird, um neu aufzuerſtehen. Die geſtriegelte Rockenphiloſophie ſtellt noch folgende Regeln auf: Wenn in der Kirche ein Licht auf dem Altar von ſelbſt verliſcht, ſo ſtirbt bald ein Prieſter derſelben Kirche (Zweites Hundert Nr. 58). Ferner: Wenn man nach dem Neuen Jahre zuerſt bäckt, ſoll man ſo viele kleine Kuchen machen, als Perſonen im Hauſe ſind, und jedem Kuchen einen Namen geben, auch mit dem Finger ein Loch eindrücken. Wenn die Kuchen backen, ſo bäckt ſich das Loch deſſen, der ſterben ſoll, aus (d. h. ſeine Grube füllt ſich?); wer aber nicht ſtirbt, deſſen Loch

---

tig noch feiner und ſchärfer als der den Sterbenden entſteigende, weil er aus geſundem Körper kömmend, eine noch größere Angſt vorausſetzen läßt. Daß von den Kranken ein beſonders afficirender Dunſt ausgehe, könnte noch aus folgendem Beiſpiele erwieſen werden. Ein ſäugendes Kind war einer Amme übergeben worden. Nach zwei Tagen verſiegte ihre Milch. Es wurde eine andere von beſonders geſunder Conſtitution angenommen, welcher es eben ſo ging. Beiden ſtrömte aber, nachdem ſie das Kind nicht mehr ſaugten, die Milch wieder. Das Kind aber ſtarb. Es muß alſo zugeſtanden werden, daß eine Leichendunſt inficirende Materie aus dem kranken Kinde in die Bruſt der Amme ſich zog, und dieſer alſo die Milch benahm. Nun war hier bloß Krankheit die Veranlaſſung, um wie viel ſubtiler muß der Dunſt eines Sterbenden ſeyn? Letzterer kann alſo leicht auch in der Ferne afficiren. Daß wohl nur dieſer Dünſte wegen die Läuſe einen Sterbenden verlaſſen, dürfte kaum dem Zweifel unterliegen.

bleibt (Drittes Hundert Nr. 84.). Wenn in der Neujahrsnacht ein Wind weht, verkündet er Peſt (Viertes Hundert Nr. 53.). Wenn eine Leiche im Geſichte roth wird, ſo ſtirbt bald ein anderes Glied aus derſelben Familie (Fünftes Hundert Nr. 4.). Wenn eine Schwangere einem armen Sünder nachgeht, der zur Hinrichtung geführt wird, ſtirbt ihr Kind einſt deſſelben Todes (Sechstes Hundert Nr. 75).

Sechsundvierzigſte Zelle.

Abergläubiſche

Meinungen und Gebräuche

auch nicht-kirchlichen Urſprungs,
welche
oft in einer falſchen Auffaſſung der Natur-Ereigniſſe
ihre Wurzel haben.

Sehr bezeichnend, und dennoch unrichtig, pflegt die falſche Aufklärung alles ihr Unerklärliche, wenn in die Augen fallende Gegenſtände gemeint ſeyn ſollen: Magie, d. h. Täuſchung (sc. der Sinne) zu nennen, und ſeltſame Fügungen des Schickſals, deren Abſichtlichkeit gar nicht zu verkennen iſt, als Zufall zu belächeln. Dieſe Methode iſt allerdings die bequemſte, weil man die mühſame Erforſchung des unmerkbaren Zuſammenhangs ſich dadurch erſpart und der Demüthigung ſich auf die einfachſte Weiſe entzieht, welche dem Forſcher bevorſteht, wenn die gehofften Reſultate ſeines Denkens ausbleiben. Man lächelt vornehm über den leichtgläubigen Pöbel, welcher ſich aus einer Summe von Beobachtungen Regeln abzieht, für deren Richtigkeit nicht die Logik, ſondern nur die Erfahrung ſpricht. Man ſpottet ſeiner noch mehr, wenn er keine beſſere Stützen für ſeine Behauptung, als die von den Voreltern durch mündliche Ueberlieferung ererbte Bauernregel anführt. Man vergißt, daß in jedem Jahre die Erfahrungswiſſenſchaften neue Bereicherungen erhalten, und erwieſen iſt, was ein vergangenes Jahrhundert noch als Mährchen verwarf. Daß eben ſo Vieles und noch Mehreres in der Natur vorhanden ſeyn könne, wovon ſich die jetzige Schulweisheit noch nichts träumen läßt, dieß will Niemand bekennen, am wenigſten die Schüler Hegels, die ſogar das Reich des Gedankens von ihrem Meiſter abgeſchloſſen wähnen. Dennoch habe ich den Muth auszuſprechen: Es iſt Vieles möglich, was uns wunderbar erſcheint, weil wir nicht ſogleich die Geſetze entdecken, nach denen es geſchieht. Der Aberglaube des Volkes iſt eine von ihm mißverſtandene, oder durch Zuſätze entſtellte Wahrheit, er ſtreift faſt immer nahe an einem Naturgeſetze vorüber.

Die Theoſophen des Orients lehrten, daß die ſichtbare Welt nur ein ſchlechter Abklatſch der obern geiſtigen Welt*) ſey, daß jedes Ding ſein geiſtiges Urbild**) in der unſichtbaren Welt habe, daß überall das Aeußere die Auswirkung des Innern, das Untere (Irdiſche) die Ausprägung des Obern (Ueberſinnlichen) ſey, demzufolge alles Exiſtirende, im Großen wie im Kleinen, im Ganzen wie im Einzelnen, in einer magiſchen Verbindung ſtehe. Sowie das Innere und Obere nach Außen und Unten wirkt, ſo wirkt auch umgekehrt dieſes auf jenes magiſch wieder zurück. Dieß iſt eben die Weltſeele, nämlich jenes gemeinſame Band auf allen Punkten der Erde, durch welches Alles zuſammen lebt. Dadurch erklärt ſich: 1) die Allgegenwart Gottes, die eben der Weltgeiſt iſt, deſſen Ausflüſſe, die einzelnen Seelen, gewiſſermaßen mit ihm in Rapport ſtehen, und wie Gott durch den Willen mächtig iſt, ſo kann in der Menſchenſeele dieſelbe geiſtige Kraft, das dem Materialiſten Unbegreifliche, vollbringen; 2) die Verkettung der Geiſter (oder Ausſtrahlungen des göttlichen Lichtes) untereinander, ſo weit ſie auch von einander entfernt ſeyn mögen. Durch den erſten Satz erklärt ſich die Magie des Wortes, die Kraft des Gebetes; durch den andern die Fernwirkung gleichgeſtimmter Seelen auseinander, deren Wirkſamkeit um ſo kräftiger, wenn der Geiſt ſeine Bande (die Nerven) gelockert hat, wie z. B. Somnambule, Delirirende, Schlafende, insbeſondere Sterbende; noch thätiger aber, wenn er die Feſſeln der Materie ganz geſprengt hat, und die Zeit- und Raumſchranken für ihn nicht mehr vorhanden ſind. Alle Erſcheinungen des niedern wie des höhern Traumlebens, beſonders jene Träume bei offenen Augen, die wir Ahnungen, Selbſtſehen, zweites Geſicht ꝛc. zu nennen pflegen, erklären ſich aus dieſem Geſichtspunkte, und zwingen zu dem Bekenntniſſe: es gebe eine Geiſterwelt; welches auch Kant nicht auszuſprechen ſich ſcheute, obſchon er jeden einzelnen Fall bezweifeln zu dürfen ſich vorbehielt.

---

*) Von dem ihnen nachſprechenden Plato κόσμος νοητός genannt.

**) Πρωτοτυπος, der Ferner (ſanſkr. pravara: das Vorhererſchaffene), wie Zoroaſter die Seele des Menſchen nennt, welche noch nicht in einen Leib eingezogen iſt.

Bevor ich das „Hereinragen der Geiſterwelt in die unſere" — jedoch nicht zugleich das triviale Auftreten der vom Weinsberger Arzt geſehenen Geſpenſter — gegen die Zweifler zu behaupten wage, ſey mir geſtattet, auf die magiſche Kraft des Willens aufmerkſam zu machen. Seit es Menſchen gibt, iſt an die Macht der Segnungen und Flüche geglaubt worden; das Gebet und der Exorcismus ſind die Kinder dieſes Glaubens. Daß für ihre Kraft ſo wenige Beweiſe aus neuerer Zeit ſich beibringen laſſen, erklärt ſich aus der Gedankenloſigkeit, mit welcher ſie ausgeſprochen werden. Aus der Geſchichte des Magnetismus iſt bekannt, daß nur die geiſtige Willenskraft die causa agens in allen überſinnlichen Wirkungen ſey. Wo die Intention fehlt, da fehlt die Seele der Handlung; und das Wort, ſonſt der verkörperte Gedanke, iſt nur noch ein leerer Schall. Dennoch iſt ſelbſt die Gegenwart, —

in welcher die vorherrſchende Reflexion den Zauber hemmt, weil der Glaube, die conditio sine qua non des ganzen Aktes, entwichen iſt — nicht ſo arm an Beiſpielen zu Gunſten meiner Behauptung, als man anzunehmen geneigt iſt. Ich führe hier zuvörderſt den um die Naturwiſſenſchaft ſo hoch verdienten Profeſſor v. Schubert in München als Gewährsmann an, aus deſſen „Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde“, nachſtehende, theils aus ſeinem eigenen Erfahrungskreiſe, theils aus fremden Quellen geſammelten Zeugniſſe entlehnt ſind:

Folgendes Beiſpiel von der Kraft des Gebetes bewährte ſich an meiner eigenen Schweſter. Dieſe hatte, bis auf einen Sohn, alle ihre Kinder verloren. Dann ſtarb auch der ſehr gute und geliebte Mann in Folge des Eifers, womit er als Arzt ſich in damaliger Kriegszeit der armen Lazarethkranken angenommen. Der Sohn aber wuchs zu ſeiner Mutter Troſt heran, denn er war ein ſehr hoffnungsvoller Jüngling.

Als dieſer Sohn auf der Schule in A. war, hatte ſeine Mutter eines Sonntags früh das heilige Abendmahl genoſſen. Sie fühlte ſich an dieſem Tage in Gott ſo freudig und zum Gebet geſtärkt, daß ſie auch mit ganz beſonderer Inbrunſt für dieſen, ihres Herzens Freude, für dieſen ihren einzigen Sohn betete. Mitten im Gebete fällt ihr ein: Wie aber nun, wenn Gott dir auch dieſen einzigen Sohn nähme? Da betet ſie: „O mein Gott, laß du ihn nur ganz dein ſeyn und bleiben und ganz zu dir kommen. Und wenn es dein heiliger Rath und Wille ſo iſt, ſo nimm ihn lieber durch einen frühen Tod zu dir, als daß er durch die Verführungen der Welt von dir wegkommen ſollte.“

An demſelben Tage, wo die Mutter ſo gebetet hatte, war der Sohn mit einigen jungen Freunden auf dem Lande geweſen. Er hatte ſich erhitzt, vielleicht etwas jäh in der Hitze getrunken, und erkrankte plötzlich lebensgefährlich.

Die Mutter erhielt die Nachricht von ſeiner Krankheit erſt mehrere Tage nachher, und da ſie an das Bette des geliebten Kindes kam, fand ſie es ſchon verſchieden. Aber ihr wurde mitten unter den Thränen des heißen Schmerzes, in denen ſie hinter dem Sarge herwankte, Kraft und Glaubensmuth gegeben, eben ſo freudig wieder zu beten, wie am Tage, wo ſie das Abendmahl genoſſen (Bd. III. S. 176).

Ein Wunſch ganz entgegengeſetzter und ſtrafbarer Art war von einer andern Mutter in einem Anfalle von Zorn ausgeſprochen worden, welcher zu ihrer ſpätern Betrübniß und bittern Reue buchſtäblich in Erfüllung ging.

In einem Dorfe bei Berlin heirathete ein bejahrter Mann eine junge Frau, die von ihm ſchwanger ward. Sie hatte aber viel von ihrem Ehemanne auszuſtehen, und als ihr einſt der Kopf zu warm gemacht wurde, bat ſie knieend zu Gott: „Laſſe meine Frucht ohne Verſtand auf die Welt kommen, damit dieſelbe dereinſt unempfindlich durch die Verdrießlichkeiten des Lebens hindurchgehen möge.“ Sie gebar hierauf einen Jungen, den wirklich bloß die Geſtalt vom unvernünftigen Vieh unterſcheiden konnte. Der Prediger Wagnitz in Halle, welcher in deſſen Buche „Moral in Beiſpielen“ Bd. III. S. 52 dieſe Thatſache als Augenzeuge mittheilte, beſchrieb den Jungen zur Zeit, als er ihn zuerſt bemerkte, wie folgt: „Er iſt jetzt 18 Jahre alt, hat alle ſeine Sinne, wächſt heran, aber ohne die kleinſte Spur von Ueberlegung in ſeinen Handlungen auffinden zu laſſen. Selbſt die Geſchäfte der natürlichen Nothwendigkeit kann er nicht ohne fremde Beihilfe verrichten. Das Einzige, was er thut, iſt im Dorfe umherlaufen, brüllen und ſchreien, und allen Leuten ins Geſicht lachen. Die Mutter bereut jetzt ihren unklugen Wunſch, und hat mir vor einigen Tagen die auffallende Geſchichte mit Thränen erzählt.“

Schubert gedenkt in ſeinem vorerwähnten Buche Bd. I. S. 44 einer unglücklich verheiratheten Frau, die, weil ſie in der Wahl ihres Gatten ſich nicht von den Eltern leiten ließ, ihrer Mutter in einer unſelig heftigen Stunde ihren Fluch entriß.

Die Arme war faſt von der erſten Stande ihrer Ehe immer krank. Sonſt ſo geſund, und noch jetzt ſo jung, war ſie durch eine Gliederlähmung unfähig gemacht, ihren Krankenſtuhl zu verlaſſen. Der vormalige Wohlſtand verlor ſich, es war ein Unſegen auf allem, was das arme Ehepaar unternahm, Leiden kamen auf Leiden, Verluſt auf Verluſt. Aber dieſe Leiden gereichten der Armen zur Beſſerung. Sie wurde Anfangs ſtill und klagte nicht mehr ſo laut, dann wurde ſie Gott vertrauend und erzog ihre Kinder ſtill und chriſtlich. Zu dieſen ſagte ſie oft: „Wenn ich todt ſeyn werde, dann werdet ihr auch wieder glücklich ſeyn.“ Und was ſie ſagte, traf pünktlich ein. Der alte Wohlſtand der Familie war ſeit dem Ableben der unglücklichen Frau wieder zurückgekehrt, mit ihm aber wohnte zugleich der innere Friede in jenem ehemals ſo unglücklichen Hauſe.

„Armes Menſchenherz!“ ſchließt unſer Gewährsmann dieſe Zeilen, „möchteſt du doch nie, auch noch ſo gepreßt von außen, einen andern Wunſch ausſprechen, als einen Wunſch des Segens, auch für die, welche dich bitter kränken, immer nur ſegnend beten! — Mir iſt aber auch noch ein anderer Fall bekannt, von einer Frau in N., die gegen ihren Mann, der ſie freilich bitter gekränkt hatte, ein ſehr traurig ſchlimmes Wort ſprach. Und ſiehe, das Wort ging auf eine unvermuthete Weiſe gar bald in Erfüllung! Die Leiden des innig mit ihr Verbundenen wirkten aber auch auf die vorſchnell Heftige zurück. Sie, und die es von ihr gehört hatten, erinnerten ſich jetzt wohl trauernd an das vorſchnelle Wort!

Nennt es Zufall, aber ich wünſchte durch keinen ſolchen Zufall an ein trauriges, ſchlimmes Wort erinnert zu werden. Schon das Alterthum wußte von der magiſchen Kraft des Menſchenwortes, und warnte vorſichtig vor Reden unglücklicher Vorbedeutung.

Auch in den ſegnenden Worten des Armen liegt eine beſonders magiſche Kraft. Mein Freund Burzer in Nürnberg lebte während der theuern Zeit zu G. als Bäckergehülfe. Er ſparte jeden Morgen ſein Frühſtücksbrod für die Armen auf. Einmal, da er aufs Feld ſollte, hatte er ſich, weil er wohl ſelber hungrig war, ein recht großes Stück, wohl ein Pfund Brod abgeſchnitten und eingeſteckt. Vor der Stadt draußen begegnet ihm ein bleicher, vor Hunger abgezehrter Jude, der ihn ſchon von weitem flehend anſieht. Burger merkte bald was Jener will, und reichte ihm, noch ehe er es verlangt, das Brod. Da bricht Jener unter Thränen in laute Segnungen aus, und nach dem bildlichen Ausdruck, deſſen ſich die Juden oft bedienen, wünſcht er ſeinem Wohlthäter, daß dieſer durch Gottes vergeltende Hand *gerade eben ſo viel Gold bekommen möge, als das Brod an Gewicht betrage.* Und was geſchah? Burger, der eigentlich ganz arm war, erbte ſpäter, auf eine wahrhaft nicht vorherzuſehende Weiſe, unter andern auch an Gold ſo viel, daß es gerade ungefähr ein Pfund betrug (Bd. I. S. 41).

Die magiſche Kraft, welche in den Wünſchen oder Drohungen der Sterbenden enthalten iſt, bezeugen folgende Beiſpiele:

Hilmer in ſeiner „chriſtlichen Zeitſchrift“ theilt aus dem Kriege des Jahrs 1746 die Geſchichte eines hannövriſchen Soldaten mit, der einſt einem Juden begegnete, bei welchem er viel Geld vermuthete. Ruchlos ſchleppte er ihn an einen Baum, band ihn feſt und beraubte ihn; dann tödtete und verſcharrte er ihn. Der Jude flehte vergebens um ſein Leben und verſchied mit den Worten: „*Gott wird dich finden, du Böſewicht! Wie du mir thuſt, ſo ſoll dir an eben dieſem Baume wieder geſchehen!*“

Ein Jahr ſpäter wurde das Regiment, bei welchem der Soldat ſtand, in ein Dorf beordert, zu welchem jene Straße führte, auf der die Unthat geſchehen war. Man beabſichtigte ein feindliches Corps zu überrumpeln, und der Anführer hatte zu dem Ende befohlen, daß das Regiment ſtill und langſam reiten, auch Keiner ſich unterſtehen ſolle, nur einen Schritt aus der Reihe zu treten, bei Vermeidung des Stranges. Der oben gedachte Dragoner, wahrſcheinlich berauſcht, begann auf ſeinem Pferde einzuſchlummern, und dieſes ſchritt, ohne daß er es wußte, ſeitwärts aus der Reihe hinaus. Als dieß zum dritten Male geſcheben war, ließ der Anführer auf erfolgte Anzeige Halt machen und ein kurzes Verhör anſtellen. Das Urtheil fiel dahin aus: daß der Dragoner am erſten Baume aufgehängt werden ſollte. Es war derſelbe Baum, an welchem der Jude verendete. Als der Dragoner ihn erblickte, fing er an zu zittern und zu jammern. Unter vielen Thränen erkannte er den Finger Gottes, entdeckte ſofort ſeine Unthat und die Worte des Sterbenden. Man grub nach und fand den Ermordeten. Das Todesurtheil wurde auf der Stelle vollzogen.

In Conſtantinopel ſtarb im Jahr 1835 ein armeniſcher Bankier, welcher ein Vermögen von 2½ Millionen Gulden hinterließ. Seinen Tod begleitete ein merkwürdiger Umſtand. Nazareth — dieß war ſein Name — beabſichtigte ein Haus zu bauen, und gerieth deshalb mit den Griechen in einen Prozeß, welche den Bauplatz zu einer Kirche an ſich zu bringen wünſchten, der Wechsler aber gewann und führte das Haus auf, worüber die Griechen dermaßen erbittert waren, daß ſie wünſchten: es möchte der erſte Schritt über die Schwelle des neuen Gebäudes ihm den Tod bringen. N. lachte darüber; als aber das Haus fertig war, und er zum Erſtenmale in daſſelbe trat, ſtrauchelte er und erſchrack dermaßen darüber, daß er mühſam in ein Zimmer gelangte, in eine Krankheit verfiel und bald nachher ſtarb. Die Griechen ermangelten nicht, dieß der Gewalt ihres Fluches zuzuſchreiben (Wiener Thztg. 1836, Nr. 33. S. 132).

Cottolengo, Kanonikus in Turin, Begründer der Wohlthätigkeitsanſtalt Piccola casa della providenza, ging eines Tages auf den Markt, um einen kleinen Vorrath einzukaufen, der ihm ausgegangen war. Er handelt ein kleines Faß ein, als er es aber bezahlen will, ſieht er, daß ihm dazu nur eine geringe unzureichende Summe übrig iſt. Er muß alſo den Handel ſeyn laſſen. Traurig geht er nach ſeinem Providenzhauſe zurück. Als er in den Hof tritt, ſieht er ihn voll Wägen, die mit Weinfäſſern beladen ſind. Er erfährt, all dieſer Wein ſey für das Providenzhaus beſtimmt, es ſchicke ihn Jemand, der unbekannt bleiben wolle.

Dieſer merkwürdige Mann ſorgt den ganzen Tag unausgeſetzt für das irdiſche und geiſtige Wohl ſeiner Kranken. Nachts bringt er im Gebete zu, ſo daß, wie ſein Diener verſichert, er manchmal gar nicht zu Bette geht. Seit zwei Jahren hat er weder Fleiſch noch Wein zu ſich genommen. So erinnert er in Allem an die erſte Chriſtenzeit (Morgenbl. 1841, Nr. 198).

Daß der Segen oder Fluch der Sterbenden große Kraft beſitze, werden diejenigen, welche in der Bibel das unmittelbare Wort Gottes erkennen, auch ohne Anführung neuerer Beiſpiele unbedingt glauben, weil ſich auch dort mehrere Zeugniſſe zu Gunſten dieſer Behauptung vorfinden. Uns aber ſind Belege, ſowohl aus den alten klaſſiſchen Schriftſtellern, als aus der ſpätern Literatur chriſtlicher Völker, unter gewiſſen Umſtänden noch glaubwürdiger, weil das anerzogene Vorurtheil hier nicht den Blick umwölkt und Befangenheit der Meinungen zuwege bringt. Ich will hier mich nicht auf die dem ſterbenden Huß zweifelsohne von der proteſtantiſchen Parthei in den Mund gelegte, auf einem Namenswortſpiel von Huß (Gans) und Luther (Schwan) beruhende Weiſſagung von einem glücklichern Nachfolger im Reformationswerke berufen; auch nicht auf die in Jöchers Gelehrtenlexicon mitgetheilte Anekdote vom Pfarrer Nicolai zu Kühnwalde unweit Bauzen, der i. J. 1537 am Dreifaltigkeitsfeſt auf der Kanzel wider Luther gepredigt, und in der Predigt, während er ausrief: „Wenn Luthers Lehre die wahre, ſo ſolle ihn der Donner erſchlagen“, noch an demſelben Tage beim Worte genommen worden ſeyn ſoll, zumal dieſelbe Geſchichte ſich auch in Pommern zugetragen hat, wahrſcheinlicher Weiſe an gar keinem Ort. Wo aber das religiöſe Intereſſe einer Parthei nicht ſupponirt werden kann, iſt kein Grund vorhanden, dem Spiel des „Zufalls" Glauben zu verweigern. Zu den letztern Beiſpielen dürfte vielleicht folgende Sage gehören, die an jene von Jakob Molay erinnert, der auf dem Scheiterhaufen ſeines unverdienten Todes Urheber, den Papſt und den König von Frankreich, ebenfalls nicht vergeblich vor Gottes Gericht geladen hatte. Delrio erzählt nämlich in ſeinen Disquisitionibus magicis:

Ein Neffe des Provoſtes von Lüttich war aus frommem Antrieb in das Kloſter des heil. Jakob gegangen. Als der Oheim es vernahm, wurde er zornig, zog mit Bewaffneten zu dem Kloſter, holte den Jüngling heraus, und ließ ihm die Ordenskleider ausziehen und ihm weltliche dafür geben. Der Abt wandte ſich vergeblich an den Biſchof, um Gerechtigkeit gegen den Provoſt. Der wollte ihn nicht hören. Da rief der Abt mit lauter Stimme: „Ich finde auf Erden kein Recht gegen dich, Provoſt, darum muß ich es bei Gott ſuchen, und vor deſſen Richterſtuhl lade ich dich, binnen 40 Tagen mit mir zu erſcheinen und dein Urtheil zu hören." Deß lachte der Biſchof und die andern Geiſtlichen, und der Abt mußte unter Spott und Hohn den Saal verlaſſen. Als aber der vierzigſte Tag nahte, da läuteten die Kloſterglocken, und die Ordensbrüder klagten um den Sarg des frommen Abtes. Der Provoſt fragte: wem dieß Geläute gelte, und erſchrack, als man ihm den Tod des Abtes meldete, denn er ſprach: „Was ſoll ich thun? Heute iſt der vierzigſte Tag, und ich muß vor den Augen des höchſten Richters erſcheinen." Mit dieſen Worten wollte er aus dem Bade eilen, in dem er ſich eben befand, ſank aber unter einem Schmerzſchrei in die Arme ſeiner Diener zurück und hauchte den Geiſt aus.

Niemand wird hier im Ernſte behaupten wollen, hier habe ſich ein Strafgericht des Himmels offenbart, weil der Provoſt keinen Betbruder zum Neffen haben wollte, die Sache ging ganz natürlich zu. Der Provoſt war vermuthlich zum Schlagfluß disponirt. Das warme Bad beförderte denſelben, zumal, da ein Anflug von Geiſterglauben in dem Propoſt nothwendig aufkommen mußte, weil gerade am vierzigſten Tage der Tod des Abtes, welcher dieſen Termin auch für ſeinen Feind angeſetzt hatte, ſo präciſe eingetroffen war. Die dadurch entſtandene Gemüthsbewegung unterſtützte die Wirkungen des Bades, und ſo konnte die Weiſſagung auf die natürlichſte Weiſe von der Welt ſich erfüllen, was vielleicht ohne Angabe eines Termins nicht geſchehen wäre. Indeß, wenn im Gedächtniſſe des Volkes eine Summe von ähnlichen Fällen ſich angeſammelt hat, iſt es demſelben wohl zu verzeihen, wenn es an die magiſche Kraft des Wortes glaubt.

Man wird ſich zwar nicht wenig verwundern, daß der Verfaſſer das Wunderbare in dieſer Begebenheit beſtreitet, nachdem er ſich oben unter die Vertheidiger des Satzes vom „Hereinragen der Geiſterwelt in die irdiſche Welt“ gemiſcht hat; ebenſo unbegreiflich wird man es bei der Annahme einer ſittlichen Weltregierung finden, daß, wie aus des Verfaſſers obiger Zuſammenſtellung von Beiſpielen der Erhörung, nicht bloß frommer Wünſche, ſondern auch der böſen ſich ſchließen läßt, das höchſte Weſen auch die Flucher berückſichtige. Bevor ich mich jedoch auf eine Löſung dieſer ſcheinbaren Widerſprüche in meinen Behauptungen einlaſſe, ſey mir eine Definition des „Wunders“ geſtattet.

Ein Wunder im bibliſchen Verſtande des Wortes, d. h. eine momentane Aufhebung des Naturgeſetzes zur Belohnung oder Beſtrafung eines Individuums oder eines Volkes, das in beſonderer Gunſt oder Ungunſt des Schöpfers ſteht, iſt eine Verhöhnung der göttlichen Weisheit; das Wunder beſteht nur in einer planvollen Aufeinanderfolge der Ereigniſſe, deren Zuſammenhang uns darum überraſcht, weil wir, die beiden Enden der großen Schickſalskette nicht erblickend, ſondern nur wenige Ringe derſelben, den Zufall für den Urheber der Weltgeſchichte halten, was abermals eine Verhöhnung der göttlichen Weisheit iſt. Nicht zufällig wurde jener Provoſt im Bade vom Tode überraſcht, ſondern weil ſeine Zeit um war. Da aber jeder Tod eine natürliche Veranlaſſung hat, ſo mußte die Weiſſagung des Abtes — die nur darum eintraf, weil ſie durch die Gemüthsaufregung des Badenden die Wirkung des Bades verſtärken ſollte — ſich gerade an dem vierzigſten Tag nach der Citation vor Gottes Gericht erfüllen. Der Abt hatte deshalb einen Termin von 40 Tagen angenommen, weil mehrere bibliſche Beiſpiele dieſe Zahl als eine Straf- und Bußzahl in der religiös-gläubigen Denkweiſe des Abtes zur Geltung brachten. Daß der Abt präciſe am 40ſten Tage ſtarb, konnte eine Folge ſeiner Erregtheit geweſen ſeyn, da es ſehr oft vorkommt, daß Perſonen an einem ſolchen Tage ſterben, der ihnen durch ihr eigenes Ahnungsgefühl, durch Träume oder durch anderer Leute Vorherſagung als Lebensziel verkündet wurde. Dieß Alles geht auf die natürlichſte Weiſe von der Welt vor, und nur der Pöbel ſchreit über Wunder, wenn zuweilen ein Lichtſtrahl aus der Welt des Schauens auf den dunklen Pfad unſeres irdiſchen Daſeyns fällt, und wie ein Blitz ihn auf eine Sekunde erleuchtet. Der Wunderglaube iſt eine Folge unſerer Erziehung durch die Kirche. Denn ſo wie es in der Natur kein Wunder gibt, konnte der Wunderglaube auch in den Naturreligionen erſt dann Wurzel faſſen, als die Bilderſprache nicht mehr verſtanden wurde. So lange man alles, was keimt und wächst, belebt dachte, und ihm eine Seele beilegte, konnte man auch die Hamadryade aus dem Baum ſprechen hören;

die Thierfabel erklärte ſich von ſelbſt. Nicht die Schlange redete das Wort der Verführung, ſondern die ſinnliche Luſt unter der Maske dieſes Thieres, deſſen Eigenſchaft: durch Ablegung des alten Balges ſich gleichſam wieder zu verjüngen, es bei allen alten Völkern zum Genius des Lebens und der Zeugung, des Heils und der Geneſung machte. Wenn vom Weingott erzählt wurde, daß er drei Krüge Waſſer in Wein verwandelte, und ſein Thyrſus dem Felſen Waſſer entlockte, ſo verſtand ſich dieß von ſelbſt, denn der Rebenſaft färbt ſich erſt durch die Hitze des Sommers, und der Thyrſus iſt der Sonnenſtrahl, der die durch den Winterfroſt erſtarrte, Fels gewordene Erde wieder zur Fruchtbarkeit zwingt, ein Begriff, der mit dem der Feuchte identiſch iſt, weil ſich Eines ohne das Andere nicht denken läßt. In den monotheiſtiſchen Religionen hingegen, welche die Vergötterung der Naturkräfte verdammen, erſcheinen jene beiden Wunder, deren eines Moſi, das andere Jeſu nachgerühmt wird, als planloſe Kunſtſtücke, durch welche ein ungebildeter Haufe an die göttliche Sendung der Wunderthäter glauben ſollte, weil dieſe mit Vernunftgründen die Gemüther nicht ſo ſchnell erobern konnten. Das Wunder iſt alſo nicht, wie der Dichter ſehr unbeſtimmt ſagt, des Glaubens liebſtes Kind, ſondern nur die Frucht der monotheiſtiſchen Religionen; daher auch „Glaube" als entgegengeſetzter Begriff der „Ueberzeugung" in den alten Sprachen kein Wort findet, wodurch er ſich getreu überſetzen ließe, denn religio enthält nur den Begriff des „Gebundenſeyns" ſelbſtſüchtiger Wünſche durch die Ueberzeugung, daß ein unſichtbarer Vergelter lebe; und fides, πιστις, enthalten nur den Begriff der Treue, Anhänglichkeit an eine Perſon oder Idee, wozu man durch Ueberredung (πείθω = ſich..) gelangt iſt. Dieſe Ueberredung ſchließt alſo, weil ſie der Vernunftſchlüſſe bedarf, die Ueberzeugung nicht aus, deren gerades Gegentheil der Glaube iſt. Darum fühlt ſich auch das Wunder nirgend heimiſcher als in den naturfeindlichen monotheiſtiſchen Religionen, welche mit dem ſchön klingenden Worte Spiritualismus ſpielend, nach den — Wolken zeigen.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung vom Ziele, welche ich für unerläßlich hielt, wenn ich den Leſer in die Entſtehungsgeſchichte des Wunderglaubens einen Blick thun laſſen wollte, kehre ich zu der verſprochenen Beweisführung zurück, daß auch — der Teufel den Wünſchenden beim Wort nehmen könne, wofür Nr. 319 in Wolfs D. S. einen Beleg gibt. Der Kirchenglaube hat das Vorhandenſeyn böſer Geiſter, d. h. ſchädlicher Intelligenzen, die ſich in den Naturkräften äußern, als eine Erbſchaft von den Naturreligionen überkommen. Dieſe Letztern fanden es nämlich nicht im Widerſpruche mit der Vernunft, daß, ſo wie die phyſiſche Welt nicht nur Leben, ſondern auch Schmerz und Tod ſpendet, ebenſo in der unſichtbaren Welt getheilte Wirkſamkeit zu finden ſey, d. h. daß es nicht bloß Genien, ſondern auch Dämonen gebe. Nun hat bekanntlich die moderne Schulweisheit den Teufel für immer ſeiner Herrſchaft entſetzen wollen, und das Vorhandenſeyn böſer Geiſter (ſchädlicher Influenzen) geläugnet, weil es keine dualiſtiſche Weltregierung gebe, Gott aber nicht abſolut Böſes ſchaffe, ſondern nur das Böſe zulaſſe, weil es ſich am Ende wieder in ein Gutes verkehre. Abgeſehen davon, daß es ein Unſinn iſt, die Kluft zwiſchen Menſch und Gott nicht durch geiſtige Weſen ausgefüllt zu denken, da doch die Naturgeſchichte uns lehrt, daß in der großen Weſenkette kein plötzlicher Uebergang von der Pflanze zum Inſekt, vom Vogel zum Vierfüßler, vom Thier zum Menſchen wahrzunehmen iſt; abgeſehen davon, daß ſchon in der phyſiſchen Welt dem unbewaffneten Auge Millionen Geſchöpfe unſichtbar bleiben, folglich wir der Mangelhaftigkeit unſeres Organiſmus und unſeres Erkenntnißvermögens allein es zuſchreiben ſollten, wenn wir von dem Vorhandenſeyn geiſtiger Gewalten uns ebenſo wenig einen Begriff machen können, als die Pflanze — die ja auch ein empfindendes Weſen iſt, obſchon ihr, wie dem Fiſche, die Gabe ſich hörbar zu machen, verſagt wurde — von dem Daſeyn der Thiere; abgeſehen von dieſen beiden Sätzen beſchränke ich mich bloß auf die Frage: Wenn Gott das Böſe nicht bloß in der phyſiſchen Welt, ſondern auch in der moraliſchen zuläßt, warum ſollte er gerade das Erhörtwerden böſer Wünſche verhindern? Der unter allen Völkern und zu allen Zeiten herrſchende Glaube an die Kraft der Verwünſchungen muß nothwendig auf einer Summe von Erfahrungen beruhen, aus welcher das Volk ſich eine Regel abgezogen. Wie nun das Beſprechen der wüthenden Elemente, des Blutes, der Krankheiten, ſchädlicher Thiere, des Exorciſmus in allen ſeinen Abſtufungen ꝛc. zur genannten „weißen" Magie gehört, ebenſo das „böſe Auge," das „Neſtelknüpfen," das „Wettermachen" ꝛc. zur „ſchwarzen" Magie. Noch heutzutage finden ſich Leute vor, welche, wie im homeriſchen Zeitalter (Odyss. 19, 457), das Blut ſtillen. (In Kobbe's „Erinnerungen aus dem akadem. Leben" S. 110 ſind mehrere Beiſpiele angeführt.) Die Kunſt des Schlangenbeſchwörens, deren ſich das alte Aegypten rühmte (Aelian. H. A. 17, 5.), wird durch mehrere neuere Reiſende *), als noch jetzt in Ae-

---

*) Hamont in der Revue de l'Orient 1843. Quatremère Mem.

gypten heimiſch, beſtätigt. Frederik Tolfrey (The Sportsman in France 2 Vol.) ſah einen Schmied in der Bretagne mittelſt Einflüſterns die wildeſten Pferde bändigen. Einen hieher gehörenden Fall berichtet Obriſt Campbell (Excursions in Ceylon) von einem durch eine Schußwunde gereizten Elephanten, der mitten in ſeiner Wuth plötzlich ſtill ſtand, als ein Mann herzutrat, raſch, aber deutlich, einige Worte ſprach. Und als er die Arme gegen ihn ausſtreckte, und mit ſtarkem Tone andere Worte ſprach, da nahm das Thier unter entſetzlichem Geſchrei ſogleich die Flucht und zerbrach die im Wege ſtehenden Bäume. — Von Ratten, die dem Tone der Pfeife folgen, will ich hier kein Beiſpiel anführen, weil die auch auf Thiere einwirkende Kraft der Töne kaum zu den magiſchen Künſten gezählt werden dürfte. Das Beſprechen iſt aber ſicherlich ein magiſcher Akt, weil nur gewiſſe Worte den Zauber vollbringen, daher nur wenige Menſchen im Beſitze dieſer Gabe ſind. Der Glaube an das wirkſame Beſprechen von Krankheiten iſt uralt. Plotinus heilte den Porphyrius, der in Sicilien ſehr gefährlich krank lag, vermittelſt wunderthätiger Worte. Cato, welcher ein Werk über die Landwirthſchaft ſchrieb, hat einen Spruch gegen Verrenkung hinterlaſſen (R. R. c. 160.), Marcus Varro einen gegen das Podagra (Plin. 28, 3.). Das chriſtliche Mittelalter iſt beſonders reich an Recepten ähnlicher Art, wovon auf den nächſten Seiten einige Proben folgen. Eine reichlichere Sammlung enthält Hoffmanns „Monatsſchrift“ v. u. f. Schleſ. 1829, S. 751—766, wo eine Literatur aller gedruckten Segensſprüche gegeben iſt.

---

sur l'Egypte I. p. 204. Minutolis Reiſe S. 226. Auch Prof. Schubert (Reiſe nach dem Morgenl.) hat als Augenzeuge in Kairo einen ähnlichen Fall mitgetheilt.

Das Heilen durch Worte gehört zur *geiſtigen* Magie, welche dieſen Namen davon erhielt, daß ſie mittelſt des Beſprechens die Seelenkräfte fixirt, daher auch wirkſam iſt, wenn der Spruch auch nicht von dem Betenden verſtanden wird, oder gar keinen zuſammenhängenden Sinn hat. Es kommt hier lediglich auf die Intention des Willens an. Dieſes Beſprechen wird beſonders gebraucht, um Thiere zu binden, daß ſie den Menſchen nicht beſchädigen*), ſowie auch umgekehrt der Menſch beſprochen wird, um nicht von Thieren beſchädigt zu werden. Ueberhaupt aber iſt unter dem Beſprechen jede magiſche Formel zu verſtehen, wodurch eine Kraft gebunden werden ſoll, daher auch das Beſprechen der Kranken dahin gehört, wovon nachſtehend einige Beiſpiele:

Beſchwörung des Natterſtichs.

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen.

Die Schlange hat gebiſſen; der Teufel hat der Schlange das eingegeben; der Herr Gott hat dich erſchaffen, der Herr Gott hat dir die Macht nicht gegeben; du ſollſt dieſes Gift ſchleppen über die Wieſen, Brücken, Felder, wo es nichts ſchaden wird, nicht mit meiner Macht, ſondern mit des Herrn Jeſu Hülfe.

Dreimal Amen ſagen und drei Ave Maria beten.

Blutſtillen.

In nomine Patris et filii et spiritus sancti. Amen.

---

*) So wurde gegen gewiſſe Landplagen, wie Heuſchrecken, Sperlinge, Mauſefraß ꝛc. im Mittelalter die Hülfe der Geiſtlichen in Anſpruch genommen. In einer Gegend Weſtpreußens glaubte man noch vor wenigen Jahren, daß das ſchnelle Verſchwinden von Heuſchreckenſchwärmen eine Folge der kräftigen Beſchwörungsformeln eines Mönchs geweſen, der das Ungeziefer mittelſt dieſer Macht ſeines Wortes in die benachbarten Seen getrieben.

So wie der Ehebrecher in der Hölle erſcheinen, ſo wie der Hexenmeiſter in der Hölle erſcheinen wird, ſo wird auch das Blut aufhören, was ich beſtimme, nicht mit meiner Macht, ſondern mit des Herrn Jeſu Hülfe. Ein Vater Unſer und drei Ave Maria zu beten.

Wider den **Blutfluß** helfen auch folgende Worte:

Sanguis mane in venis
Sicut Christus pro te in poenis,
Sanguis mane fixus
Sicut Christus fuit crucifixus.

Wenn ſich Jemand geſchnitten oder geſtochen hat, ſo ſpricht man über die Wunde:

Glückſelige Wunde,
Glückſelige Stunde,
Glückſelig der Tag,
Wo Chriſt geboren ward,
Wolle Gott, daß es nicht ſchwellt und ſchwürt,
Bis die Mutter Gottes einen andern Sohn gebiert.

Gegen **Rothlauf** (im Meiningiſchen):

Hellernaſt, heb' dich auf,
Rothlauf ſetz dich drauf,
Ich hab' dich Ein Tag,
Hab' du's Jahr und Tag,
Im Namen ꝛc.

Gegen **Alpdrücken** (ebdſ.).

Das Walloda (Wallende)
Alle Berge durchtra (?)
Alle Waſſer durchwat',
Alle Blättlich ablat (abblättern)
Onnerdeſte wörd's tak
(Unterdeſſen wirds Tag).

Oft genügt es, wenn der Zauberſpruch auf ein Vergament ꝛc. geſchrieben, als Amulet Dienſte leiſtet, ſo daß es nicht immer des lebendigen Wortes bedarf.

Eine Pergamenthandſchrift des 13ten Jahrhunderts, welche Schreiber, der Herausgeber des Tſchb. f. Geſch. Südd. zur Einſicht bekam, enthält folgenden Spruch gegen die fallende Sucht:

Melchior, Balthasar, portans haec nomina Caspar,
Solvitur a morbo Domini pietate caduco.
Perpetret et ternas defunctis psallere Missas.
Barachun. Barachagim. Destrue. Subalgat.

(Außerdem wird zur vollkommenen Heilung noch erfordert, daß der Kranke Keuſchheit gelobe, und für die abgeſchiedenen Seelen aller Gläubigen drei Meſſen leſen laſſe. Zuletzt wird das aufrichtige Bekenntniß hinzugefügt, daß das Mittel nicht Allen, ſondern nur Vielen — d. h. denen, die daran unbedingt glauben — helfe, und auch dieſe werden wieder recitiv, wenn ſie das Gelübde der Keuſchheit abermals übertreten).

Die nachſtehenden Formeln, auf kleine Zettel geſchrieben, und eingegeben oder zum Einreiben gebraucht, dienen gegen Krankheiten verſchiedener Art, die erſtere insbeſondere gegen die Folgen des Biſſes eines tollen Hundes.

SATOR
ARDPO
TENET
OPERA
ROTAS

Iran ✠ Tiran ✠ castan
✠ cacasten ✠ Eremiton
✠ in ✠ nomine ✠ Patria
✠ et ✠ Filii et ✠ spiri.
✠ sanct. ✠ Amen ✠ .

A b r a c a d a b r a
a b r a c a d a b r
a b r a c a d a b
a b r a c a d a
a b r a c a d
a b r a c a
a b r a ð
a b r a
a b r
a b
a*)

aron ✠ y aran ✠
syran ✠ cyron ✠
ceraston ✠ crisan
castan ✠ Bastan ✠
syran ✠ castan ✠
operam ✠ catha ✠
eron ✠ et stacyden ✠
tetragramatan ✠ et ay ✠
ab onay ✠ ostanum ✠
ab unos ✠ avit ✠ militia ✠
et ✠ lingua ✠ continab ✠
✠ davin ✠ et ✠ verbum ✠
curo ✠ factum ✠ et XXXXXX
et habitavi ✠ ✠ et XXXXXXX

Aufhebung der Behexung eines Menſchen.

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen.

Ich beſtimme die Aufhebung der Behexung nicht mit meiner Macht, ſondern mit des Herrn Jeſu Hülfe. So wahr als der Herr Jeſus unter dem Kreuze geſtanden, ſo wird auch die Behexung aufhören; nicht mit meiner Macht, ſondern mit des Herrn Jeſu und der allerheiligſten Jungfrau Maria Hülfe. Wie meine Worte fallen, ſo wird auch die Behexung fortfallen, nicht mit meiner Macht, ſondern mit des Herrn Jeſu und aller Heiligen Hülfe.

---

*) Dieſes wunderliche Heilmittel hat den römiſchen Arzt Serenus Sammonicus, einen Zeitgenoſſen Karakolla's, zum Erfinder.

Dreimal Amen zu ſagen.
Dreimal Ave Maria zu beten.

Beſchwörung behexten Viehes.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen.

Ich beſtimme ꝛc. ꝛc. ꝛc. nicht mit meiner Macht, ſondern mit des Herrn Jeſu Hülfe und der heiligen Jungfrau Beiſtand. Es ging der Herr Jeſus auf den Oelberg; es nahm der Herr Jeſus ein weißes Stöckchen in ſeine allerheiligſte Hand, da befielen ihn tolle Hunde, ſie riſſen dem Herrn Jeſus die Kleider entzwei und dem heiligen Leibe geſchah nichts. So wie dieſem gerechten Herrn und dem heiligen Johannes nichts geſchah, ſo wird auch dieſem Vieh von der Raſerei nichts geſchehen, nicht mit meiner Macht, ſondern mit des Herrn Jeſu Hülfe.

† Und die heilige Jungfrau bittet ihren Sohn, daß nichts geſchehe. — Nicht mit meiner Macht, ſondern mit des Herrn Jeſu Hülfe. Der heilige Johannes hat den Herrn Jeſum im Jordan getauft, und die Maria Magdalena war bei der Taufe. Der Jordanfluß ſtand, und ſo wird auch dieſe Raſerei aufhören, nicht mit meiner Macht, ſondern mit der Hülfe des Herrn Jeſu, der heiligen Dreieinigkeit, der allerheiligſten Jungfrau und aller Heiligen. — So fallen meine Worte auf dieſes

von Raſerei Ergriffene, nicht aber mit meiner Macht, ſondern des Herrn Jeſu, der allerheiligſten Jungfrau Maria und aller Heiligen Hülfe. † Schon habe ich jetzt geendigt bei dieſem Brüllen, Wiehern ꝛc. ꝛc. mit Gott dem Vater, dem Sohne und heiligen Geiſte. Amen. † † †

Die ſämmtlichen Heiligen ſind barfuß erſchienen, ſo wird auch dieſe Raſerei erſcheinen, nicht mit meiner Macht, ſondern mit der Hülfe des Herrn Jeſu, und ſo wie dieſes Waſſer fällt, ſo wird auch die Raſerei von dieſem Vieh abfallen, nicht mit meiner Macht, ſondern mit des Herrn Jeſu und aller Heiligen Hülfe. Amen. †

Bei jedem Kreuze ſind zu beten: ein Vater Unſer und ein engliſcher Gruß.

(Die ganze Formel wird hierauf mit geringer Abweichung noch zweimal wiederholt.)

In den „Leipziger Sammlungen von wirthſchaftlichen Sachen“ (I. S. 229) findet ſich folgendes Feuer-Edict:

„Fügen hiemit allen unſern Beamten, Gerichtshaltern und Räthen in Städten zu wiſſen, was maſſen wir aus landesväterlicher Vorſorge alles, was nur zur Conſervation unſerer Landen und getreuen Unterthanen gereichen kann, ſorgfältig vorkehren und verordnen. Wie nun durch Brandſchaden Viele in Armuth gerathen können, daher dergleichen Unglück in Zeiten zu ſteuern, wir in Gnaden befehlen, daß in einer jeden Stadt und Dorfe verſchiedene hölzerne Teller, worauf ſchon gegeſſen geweſen, und mit der Figur und Buchſtaben, die unten beſchrieben, des Freitags bei abnehmenden Monden Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr mit friſcher Dinte und neuer Feder geſchrieben vorräthig ſeyen, ſodann aber, wenn eine Feuersbrunſt entſtehen ſollte, ſolcher Teller mit den Worten: „Im Namen Gottes“ ins Feuer geworfen, und wofern dennoch das Feuer weiter um ſich greifen wollte, dreimal ſolches wiederholt werden ſoll, dadurch die Glut unfehlbar gedämpft wird. Dergleichen Teller haben die regierenden Bürgermeiſter in den Städten, auf dem Lande aber die Schultheißen und Gerichtsſchöppen in Verwahrung aufzubehalten, und bei entſtehender Noth beſchriebenermaſſen zu gebrauchen. Hiernächſt aber, weil dieſes jedem Bürger und Bauer zu wiſſen nicht nöthig iſt, ſolches bei ſich zu behalten.

Gegeben N. N. den 24. Dec. 1742.

Die hier erwähnte Figur ſtellt einen runden Teller vor, worauf zwei Zirkel untereinander geſchrieben ſind. In der Mitte iſt eine Linie durch beide gezogen, welche beide Zirkel in zwei halbe Zirkel theilt, oben und unten aber aus den Zirkeln herausgeht und ſonſt die Zirkel zuſammenhängt. Oben ſteht man auf dieſer Linie ein krummes Häkchen. Im erſten und oberſten Zirkel ſteht in dem halben zur Linken der lateiniſche Buchſtabe A, in dem zur Rechten der Buchſtabe G. Im untern Zirkel ſteht in der einen Hälfte zur Linken der Buchſtabe L, in der zur Rechteu der Buchſtabe A alſo, daß das Wort Agla herauskommt, unter der ganzen Figur aber ſind die Worte: Consummatum est, und darunter drei † † † zu ſehen.

Eine andere Gattung der magiſchen Wirkungsweiſe beſteht darin, daß die Naturgeiſter in ihrer zerſtörenden Thätigkeit gehemmt werden, wie das Beſprechen des Waſſers, des Sturmes, des Feuers[*]); oder aufgeregt werden, und ihre allbelebende Kraft auf ſich oder Andere hingeleitet; oder auch, daß jene Naturagenten zur Hervorbringung allgemeiner Naturwirkungen, z. B. bei der Dürre zur Erzeugung von Regen, bei der Kälte zur Erzeugung von Wärme ꝛc., umgekehrt aber auf ähnliche Weiſe Sturm, Hagel, Gewitter erregt werden könnten, wofür weiter unten einige Beiſpiele angeführt werden.

---

[*] Im Jahre des Herrn 1707 iſt zu Neubrunn beinahe die eine Hälfte der Kirſchsgaſſe (Kirchweihgaſſe) nämlich drei Häuſer und fünf Stadel, abgebrannt. Es war in einem heißen Sommer, während der Heuernte, wo die meiſten Leute auf den Wieſen arbeiteten und Heu machten. Das Feuer war ſo ausgekommen: Ein Knecht hatte ein Fuder Heu nach Hauſe in den Stadel gefahren, und als es abgeladen war, hatte er ſich Feuer auf ſeine Tabakspfeife geſchlagen, und war ſodann wieder fort gefahren. Aber er hatte den brennenden Schwamm

Hingegen die natürliche Magie beſteht in der Kunſt auf äußerm phyſiſchen Wege, wobei jedoch die Willensintention des Menſchen mehr oder weniger im

---

herunter fallen laſſen, und das kleine Fünkchen hatte in der vom Sommer dürren Dungſtätte Feuer gefangen. Der Schulmeiſter Weiß ſaß gerade mit ſeiner Frau unter dem Kirchenthor, er ſah den Dung rauchen, und ging herbei, um zu ſehen, was dies ſey. Da ſah er nun, daß die Düngerſtätte eine ganze Strecke lang glimmte. Er ging aber erſt in ſein Haus, um einen Stutz voll Waſſer zu holen, und weil keines im Hauſe war, ſo lief er zum Brunnen, und holte ſich ſolches. Als er nun wieder zurück kam, da brannte ſchon das ganze Düngerſtroh und der Stadel hatte auch zu brennen angefangen. Hurtig lief er nun hinein in den Thurm, und ſtürmte mit der Glocke; ehe aber die Leute von den Wieſen nach Hauſe kamen, ſtand ſchon die Gaſſe im Brand. Da geſchah es nun, daß ein Haus, wo auf der einen Seite zwei Häuſer und zwei Städel, und auf der andern Seite ein Haus und zwei Stadel abgebrannt waren, verſchont und ganz blieb, obgleich der Stadel in dem Hof an das Nachbarhaus, das höchſtens drei Schuhe davon ſtand, ſtieß, und beide Dächer beinahe zuſammenliefen. Das ging aber ſo zu. Der Mann, dem das Haus gehörte, hatte immer Zigeuner, deren es ſonſt ſo viele gab, und von denen man jetzt nicht einen einzigen mehr ſieht, aufgenommen und beherberget. Dieſe hatten zu ihm geſagt: „Väterchen, Väterchen, beherberge uns nur, es iſt dein Schade nicht. Wenn es einmal brennt, fürchte dich nicht; dein Haus brennt kein Feuer an, wir haben es beſprochen!“ Das iſt aber auch in Erfüllung gegangen, denn das Haus blieb ſtehen und ſteht noch, obgleich die Balken vom Brande des Nachbarhauſes kohlſchwarz geräuchert wurden. Die Leute ſprechen auch, es könnte in einem Haus nicht brennen, wenn nur Zigeuner darinnen geſchlafen hätten, ſie brauchten es nicht einmal zu beſprechen. (Bechſtein fränk. Sagenſch. S. 278.)

Spiele iſt — die magiſchen Rapporte in dem innern Elementargeiſt der Dinge zu erregen und allerlei Wirkungen hervorzubringen. Denn allenthalben wirkt Leben auf Leben. Dahin gehören z. B. die ſympathetiſchen Heilungen, wie die Heilung des Ausſatzes durch das Blut unſchuldiger Kinder und reiner Jungfrauen (Grimm Myth. S. 1125). Ludwig XI. von Frankreich trank bekanntlich Kinderblut, um ſeine ungeſunden Säfte zu reſtauriren. Gedörrtes Bocksblut gilt für ein Heilmittel in vielen Krankheiten. Die wunderlichſten Recepte des Aberglaubens ſind folgende:

Gegen das Fieber hilft es, wenn man die drei erſten Palmen (Weidenknospen) oder die Blüthe der drei erſten Aehren, die man im Frühlinge blühen ſieht, abſtreift und genießt; ferner, wenn man ein Butterbrod oder eine Semmel, auf welche die Zeichen: Hnz Hnz Hnz, und darunter Vor- und Zuname des Kranken geſetzt ſind, ſobald das Fieber eintritt, aufißt. Wenn Jemand, beſonders wenn er ſich noch in den Kinderjahren befindet, von der fallenden Sucht den erſten oder zweiten Anfall hat, ſo muß man ihm das Hemde ausziehn, es entzwei reißen und es auf einen Kreuzweg werfen, ohne, ſo wenig beim Hin- wie beim Zurückgange bis zur Thürſchwelle, ein Wort zu ſprechen.

Warzen werden dadurch vertrieben, daß, wenn man zwei auf einem und demſelben Pferde reiten ſieht, man ihnen nachruft: nehmt den Dritten mit.

Vor Zahnſchmerzen bewahrt das regelmäßige Nägelabſchneiden am Freitage.

Die Königskerze iſt eine Blume, die in mehrfacher Beziehung eine wunderbare Kraft hat. Wenn ein Angehöriger, ſelbſt wenn ein Stück Vieh krank iſt, knickt man nach dem Untergange der Sonne die Blume gegen Sonnenaufgang hin um, und bittet dabei, daß ſie die verlorne Geſundheit wieder verleihen möge. Am Johannistage ziehen die Mägde die Blume aus und hängen ſie übers Bette; die, der ſie zuerſt verwelkt, ſtirbt zuerſt.

Haarabſchneiden muß beim zunehmenden Mond vorgenommen werden, denn dann wachſen die Haare beſſer.

Die Strafe des Meineides vermeidet man dadurch, daß man während des Schwörens die linke Hand in die Seite legt, oder auch, man trägt einen Knochen von einem eigenen verſtorbenen Kinde auf bloßer Haut.

Nun auch zwei ſympathetiſche Mittel: man trachte bei der Flucht eines Diebes wenigſtens eines ſeiner Kleidungsſtücke zu erhaſchen. Prügelt man dieß dann, ſo wird der Dieb krank. (Dieſer Glaube wurzelt ſo feſt, daß in der Gegend von Berend vor Kurzem ein Mann, der beim Honigdiebſtahl ertappt, ſich mit Zurücklaſſung ſeines Rockes geflüchtet hatte, als er hörte, daß dieſer von dem Beſtohlnen ſchrecklich zerhauen ſey, ſich hinlegte und ſtarb.)

Im Kinzigthale ſchützt ſich der Bauer gegen Hagel dadurch, daß er ſein Tiſchtuch *) zum Fenſter hinauswirft, in der Meinung, nun müſſe der Hagel auf das Tuch fallen, anſtatt auf ſeine Felder. Dabei ſucht er eines der zuerſt herabfallenden größten Hagelkörnchen zu erhaſchen, und legt daſſelbe in das an der Wand hängende Weihwaſſer-Kännchen, in der weitern Vorausſetzung, daß der Hagel aufhöre, ſobald das Körnchen im Weihwaſſer geſchmolzen iſt. Iſt das Gewit-

---

*) Das Tiſchtuch, worauf das Brod gelegt wird, iſt hier ſinnbildlich für den Acker, welcher das Brod verſchafft, und durch dieſe Ceremonie ſoll wohl ein ſtellvertretendes Opfer an den Dämon der Zerſtörung beabſichtigt ſeyn.

ter durch böſe Menſchen entſtanden, ſo wirft er die drei größten Schloßen ins Feuer, dann vertheilen ſich die Wolken. Brennt man eine Flinte, die mit geweihtem Pulver geladen, und einem mit den Worten: „et verbum caro factum est“ beſchriebenen Zettel verſehen iſt, gegen ein Hochgewitter ab, ſo muß es weichen *).

Der Schlüſſel zur Erklärung dieſer Erſcheinungen iſt in der unmittelbaren pſychiſchen Einwirkung zu ſuchen, d. h. in der Erregung des Glaubens bei den Kranken an die magiſche Wirkſamkeit des Wortes oder der Handlung, ſo wie in der magnetiſchen Kraft der Andacht des Betenden, Exorciſten ꝛc. Im Gegenſatze der heilenden Wirkung durch den Glauben erſcheint die verderbliche Wirkung der ſchwarzen Magie. Bevor ich aber die dunkle Seite der Magie mit Gründen aufzuhellen ſuche, mögen mir noch einige Andeutungen über die magiſche Kraft des Gebetes, der Wurzel aller Cultgebräuche, geſtattet ſeyn. Schon die Indier legten dem Gebete — welches gleichſam eine große Lichtkette iſt, die den Menſchen mit der Gottheit verbindet, indem ſie das unſichtbare Reich in Bewegung ſetzt — eine ſo große Kraft bei, daß dadurch die Götter gezwungen werden können, menſchlichen Wünſchen zu entſprechen (Windiſchmann Phil. d. Morgenl. I. 2. S. 887 ff.). Noch zu Plinius Zeit ſchrieb man dem Gebete der Veſtalinnen die Kraft zu, entlaufene Sclaven, wenn ſie die Stadt noch nicht verlaſſen hatten (in welcher Veſta mächtig war), feſt zu bannen **). Daß man durch Beſprechung Waffen „feien“ könne, dieſer Glaube des chriſtlichen Mittelalters wird von Windiſchmann ſchon in Indien vorgefunden. Der Prieſter hieß ein Beter (ἀρητὴρ Iliad. 1, 94.), weil er durch Beſchwörungen die Abwendung des Uebels bewirkte. Das glaubten die Aegypter *), Griechen **), Römer ***) und Juden †). Von den Chaldäern führt Diodor (II. 29.) ein Beiſpiel an. Er ſagt: um etwas Böſes abzuwenden oder etwas Gutes zu erwirken, gebrauchen ſie Zauberlieder ††).

---

*) Natürlich, denn der Schall des Schuſſes zertheilt die Wolken.

**) Plin. 28, 2, 13: Vestales nostras credimus, nondum egressa urbe mancipia fugitiva retinere in loco precatione.

Der Grieche bezeichnete Beten und Fluchen treffend mit Einem Worte (ἀράω), denn beide Handlungen ſind ein in Worte gekleideter Wunſch. Wer ſich, wie Bileam, zu Verwünſchungen gebrauchen ließ †††), hieß ein Zauberer, der ſich dadurch vom Prieſter unterſchied, daß er — denn von Gebetformeln*) machten Beide Gebrauch — die böſen Naturkräfte in Wirkſamkeit ſetzen wollte. Wie der um Regen, zur Zeit der Dürre, die heil. Jungfrau anrufende katholiſche Geiſtliche an das Flehen des frommen Aeacus zu gleichem Zwecke mahnt (Apollod. III, 12, 16.), und an jene Verehrer des Zeus Lycäus, die durch Gebet Regen erwirkten (Paus. VIII, 38, 3.); ebenſo hat man die in Indien (Windiſchmann a. a. O.), und unter den Römern (Senecea N. q. IV, 7.), ſowie bei den Druiden (Eckermann, Rel. III. 1. S. 94), und im heidniſchen Scandinavien (Grimm Myth. S. 615) bekannte Kunſt des Wettermachens im chriſtlichen Mittelalter den Hexen zugeſchrieben. In einigen Gegenden Frankreichs ruht ſogar auf ganzen Geſchlechtern der Verdacht, daß ſie Sturm erregen können (Mem. de l'acad. celt. II. 206.), ſowie im franzöſiſchen Königsgeſchlecht das Heilen der Kröpfe mittelſt Beſprechungen ſich fortgeerbt haben ſoll.

---

*) Nemeſius de nat. hom. p. 298: Προς δε τους σοφους τῶν Αιγυπτιων, λεγοντας ἀληθευεσθαι μεν τὴν δια τῶν ἀστρων εἱμαρμενην τρεπεσθαι δε αὐτην εὐχαῖς και ἀποτροπιασμοῖς, εἶναι γαρ τινας και τινων αὐτῶν τῶν ἀστερων θεραπειας, τας ἐκμειλισσομενας αὐτους, και ἀλλας τινας ὑπερκειμενας δυναμεις τας τρεπειν αὐτας δυναμένας, καὶ δια τουτο τας εὐχας καὶ τας θεραπειας τῶν θεῶν και τοὺς ἀποτροπιασμους ἐπινενοῆσθαι.

**) Hierocles de providentia et fato p. 260: ἐπῳδαῖς καὶ θυσίαις τὴν γένεσιν παρατρέπεσθαι.

***) Dicta pondus habent Ov. Fast. 1, 182.

†) Talmud. Jebamoth Fol. 64 a.

††) So hießen ſie, weil ein beſonderes Gewicht auf Modulation der Worte, auf die Art des Vortrags, Beobachtung des Sylbenmaßes rc. gelegt iſt.

†††) Dem Miſſionär Dubois fiel eines der vielen Zauberbücher in Indien in die Hand, und er zeichnete Folgendes von dieſem Inhalt aus. Der Verf. unterſucht zuerſt, wie weit ſich die Gewalt des Zauberers erſtrecken könne. Dieſe Gewalt iſt unermeßlich. Er iſt der Ausſpender von Gutem und Böſem, aber durch eine Art von unwiderſtehlichem Zuge wirkt

Um die Alten nicht eines abſichtlichen Betruges anzuklagen, muß man bei Plotin (Ennead. IV, 39.), Proclus (Th. Platon. I, 25.) und Jamblich (de

---

er das Letztere lieber. Nichts iſt ihm leichter, als ſchon beim erſten Anfall die Krankheit zu verſcheuchen. Seine Kunſt geht aber ſo weit, ein ganzes Heer, das um eine Stadt gelagert iſt, zu vernichten oder plötzlichen Tod des Befehlshabers der belagerten Stadt zu bewirken. (Windiſchmann S. 1306.) Dies wäre jedoch nur dann denkbar, wenn der oder die Verwünſchten die Verwünſchung erfuhren, daran glaubten, und in Folge der Furcht auf den Tod erkrankten, denn bei Epidemien rafft auch die Angſt die Meiſten hin.

*) Die Gebete beſtanden meiſt aus kurzen Formeln, die Prieſtergeſchlechter bewahrten ſie auf. und pflanzten ſie traditionell fort.

myster. IV, 12.) die Gründe nachleſen, welche die Theurgie, d. h. die Kraft durch magiſche Worte die Geiſter den Wünſchen des Betenden geneigt zu machen, zu einer Wiſſenſchaft erheben konnten. Das Princip, von welchem dieſe ausgeht, iſt: daß die Welt ein einziges zuſammenhängendes Ganzes ſey, in welchem ſich Alles auf Alles bezöge, und deſſen einzelne Theile, ſie möchten gleichartig und verwandt, oder einander untergeordnet, oder ſogar mit einander ſelbſt ſtreitend ſeyn, ſich doch zuletzt durch die geheimen Geſetze der Sympathien und Antipathien zur vollkommenſten Harmonie der unermeßlichen Natur vereinigen, weil Alles in einem natürlichen Zuſammenhang mit einander ſteht, und das Ganze eine unendliche Mannigfaltigkeit von Kräften iſt, die durch Eine Kraft zu Einem Leben, Wirken und Seyn verknüpft wird. Indem man dieſen Grundſatz verfolgte, ſchloß man: alle ſichtbaren und unſichtbaren Naturen zögen ſich entweder ſympathetiſch an, oder ſtießen ſich vermittelſt einer natürlichen Antipathie wechſelſeitig auch einander ab. Solche anziehende und zurückſtoßende Kräfte — durch Letztere werden die böſen Geiſter (Naturkräfte) abgehalten und gebändigt — finden ſich in Pflanzen, Kräutern, in gewiſſen Thieren (die zu dieſem Zweck geopfert wurden), in Metallen, Steinen, Muſcheln ꝛc., vorzugsweiſe aber in geheimnißvollen Worten und in Beſchwörungsformeln, und in beſondern Charaktern, Siegeln, Bildern (Amulete, Talismane), womit Gebete, Waſchungen, Räucherungen ꝛc. verbunden ſeyn müſſen. Proclus lehrt ferner: wie durch Verbindung und Trennung der Laute das innerlich verborgene Weſen der Götter offenbar werde; daher alſo die vorgeſchriebene

Accentuation *) der Hymnen und liturgiſchen Sprüche (vgl. S. 506 Anm. ††).

---

*) Daher cautio, canticulum, carmen, Geſang und Zauberformel, incantare, bezaubern, wörtlich: beſingen, beſchreien. Götter und Dämone konnten durch ihre bloße Macht Wind und Sturm erregen. Zauberer thaten es durch Lieder. Saxo Grammaticus berichtet von einem der Magie kundigen Odde, daß er mittelſt ſeiner Zauberlieder Sturm erregte (concitatis carmine procellis), um die feindliche Flotte zum Unterſinken zu bringen. Anderswo ſpricht Saxo von Zauberliedern, welche den Himmel in Regen auflöſen (carminibus in nimbos solvere coelum). Die Lieder wandten aber auch Unwetter und Hagel ab, wie ſie ſie heranlockten. Dies bezeugt als den Glauben ſeiner Zeit der Naturaliſt Plinius (XVII, 28.) mit den Worten: cum averti carmine grandines credant plerique, cujus verba inserere non equidem serio ausim. Karl der Große mußte (im cap. lex. v. 789 c. 64.) gegen die Wettermacher (immissores tempestatum) beſondere Geſetze erlaſſen; der h. Ivo erließ ein Decret (X. 14.) gegen Perſonen, welche diaboliſche Geſänge herleiern über Brod, Kräuter ꝛc., und dieſe in einen Baum verbergen, oder auf einen Kreuzweg oder Dreiweg (trivia) werfen, damit ſie ihre Thiere von Seuchen befreien und fremde verderben. Grimm (Myth. S. 1180) gedenkt eines Merſeburger Haftliedes beim Knüpfen und Löſen der Bande zu ſingen. Von den Göttern leitete eine andere (S. 1181 citirte) Merſeburger Formel dieſe Kunſt her, denn Wuotan (Odin) ſoll zuerſt des Gottes Balders ausgerenktes Füllen durch Beſprechen geheilt haben, und die Herſagung dieſes Liedes heilt nun auch andere lahme Roſſe. Im heutigen Volksglauben tritt nur der Name Jeſus an die Stelle des alten Götternamens, und Maria wird für Frygg eingetauſcht. Im Uebrigen blieb die Sache ſich gleich. Eine ſchwediſche Volksſage erzählt, wie ein Mann dem Odin ſeine Runenſtabe ſtahl, und damit deſſen Hunde und Kühe (d. i. die Stürme, vgl. Kloſter IX. S. 45. und 46.), zuletzt ſogar die Meerfrau feſtbannte, die dem Gott zu Hilfe kam. Odin galt überhaupt für den Erfinder der Runen, d. h. der nicht bloß geſungenen Zauberlieder, ſondern auch der Zaubercharaktere überhaupt, die in Holz oder Stein geſchnitzt ihre Zauberkraft ebenfalls nicht verläugnen. Der ſchottiſche Glaube wendet, wenn Jemand ſich eine Verrenkung zugezogen hat, den gewundenen Faden an, welcher, aus ſchwarzer Wolle geſponnen, mit 9 Knoten verſehen, und um das verrenkte Bein gebunden wird. Während nun der Arzt den Faden um den affizirten Theil windet, ſpricht er einen Spruch, jedoch ſo, daß er weder von den Umſtehenden noch von dem Kranken verſtanden wird. „Der Herr las und das Füllen gleitet, er ſetzt ſich nieder und richtet ſich auf, fügt Glied an Glied, und Sehne an Sehne. — Heil in des h. Geiſtes Namen.“ (Eckermann Religionsgeſch. III. 1. S. 77.)

Die Kabbaliſten, welche, der Vielgötterei abhold, dieſe Theorien modificiren mußten, ließen daher, da ſie ſie eben ſo wenig zu läugnen vermochten, die Engel an die Stelle der Götter treten, und ſagten: Richtet der Menſch ſein Sehnen zum Göttlichen hin, ſo wird er in dem Maaße, als er nichts für ſich ſelber egoiſtiſch zu erringen ſtrebt, ſondern bloß das Heilige um ſeiner Selbſt willen ſucht, aus freier göttlicher Gnade, mit der Kraft des höhern übernatürlichen Lebens erfüllt. Wenn das Individuum (wohl gemerkt!) *die natürliche Diſpoſition dazu hat*, ſo kann es durch den ihm innewohnenden Geiſt mit der Geiſterwelt in Rapport gelangen, und von hier aus nach der größern oder geringern Capacität ſeines Weſens und den *beſondern Abſichten, die Gott mit ihm vor hat*, Impreſſionen und Offenbarungen empfangen, ſo wie er auch nach Maßgabe dieſer Verhältniſſe mit einer höhern geiſtigen Wirkungskraft gekräftigt wird. Denn das höchſte Ziel des Daſeyns iſt, daß der Menſch wieder mit ſeinem Urquell in unmittelbare Verbindung trete, und das Irdiſche zur Stufe des geiſtigen Lebens erhoben werde. Dieſe Licht- und Geiſtwerdung des materiellen Lebens iſt die *reine heilige Magie*. Lenkt ſich dagegen die Neigung des Menſchen zur finſtern Seite, ſo wird nicht nur die Luſt zum Böſen geſteigert, ſondern auch — da es im Finſtern wie im Lichten der Trieb jedes Daſeyns iſt, fortzuſchreiten, und immer inniger ſich mit ſeinem geiſtigen Lebensprincip zu vereinigen; umgekehrt die Luſt jenes obern Princips iſt, das untere vollſtändig in ſich aufzunehmen — wird auf gleiche Weiſe der Menſch, welcher ſich der Finſterniß zugewendet hat, in dem Grade, als ſeine Seele dazu qualifizirt iſt, vermöge innerer pathologiſcher Naturnöthwendigkeit mit den ſataniſchen Weſen in unmittelbare Verbindung gelangen, und mit ihren geiſtigen Kräften erfüllt werden. Denn wie es das höchſte Ziel im Guten iſt, das gebundene Materielle zum freien geiſtigen Lichtleben zu verklären, ſo iſt es auch die Tendenz der finſtern Welt: das gebundene Materielle zur ungehemmten geiſtigen Exiſtenz zu erhöhen. Dieſe finſtere Vergeiſtigung des Irdiſchen heißt die *unreine teufliſche Magie*, welche als diametraler Gegenſatz der göttlichen Magie gegenüber ſteht.

Die finſtere Magie theilt ſich wieder in zwei Hauptarten, in eine *geiſtige* und in eine *elementariſche* Bezauberung. Die Erſtere geht von oben nach unten, von Innen nach Außen, vom Hyperphyſiſchen ins Phyſiſche; die Letztere hingegen von unten nach oben, von Außen nach Innen, vom Materiellen ins Geiſtige. Bei Jenem ſind daher die Dämonen die weſentlichen Agenten; bei dieſem hingegen ſind dieſelben nicht weſentlich nothwendig; ſie finden ſich aber ein und wirken mit, wie ſie dieſes bei einer jeden zerſtörenden Sache thun. Die *geiſtige* Magie beſteht nämlich in *Beſchwörungen*, wobei die Namen und Charaktere des unreinen Geiſtes, ſo wie die Principien der Dinge angewendet, und die Dinge durch jene Principien ſelber in ihren Aktionen gehemmt, verkehrt oder gebunden, und dem Satan Gewalt über ſie gegeben wird. Dahin gehören auch die *Verwünſchungen* von Menſchen und andern Weſen, die Verurſachung von Schmerz, Krankheit und Tod bei Menſchen und Vieh *).

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Wirkſamkeit des Zaubers nur auf dem *Glauben* an ſeine Kraft beruht. Daher bekannten jene Zauberer, deren ſich noch im vorigen Jahrhundert der Muhamedaner Tippo Saib, in der Eigenſchaft, wie einſt der Moabiterkönig des Bileam, gegen die heranrückende Uebermacht der Engländer bedienen wollte, ihre Ohnmacht, indem ſie erklärten: gegen Europäer hätten ihre Beſchwörungen keine Gewalt. Aus dieſem Geſichtspunkte wird begreiflich, warum nach der moſaiſchen Urkunde Moſe in ſeinem Wettkampf mit den ägyptiſchen Zauberern am Hofe Pharao's zuletzt als Sieger hervorgeht; ebenſo der heil. Patrik nach mönchiſchen Legenden in einem ähnlichen Wettſtreit mit den Druiden im damals noch heidniſchen Irland, denn jede Parthei hielt denjenigen für den Sieger, in welchem ſie ſelbſt repräſentirt war und an deſſen Wunderthätigkeit ſie glaubte. Auch die Apoſtelgeſchichte bietet ein ähnliches Beiſpiel in der Luftreiſe des Magiers Simon, welcher nach der chriſtlichen Tradition durch das Gebet des Apoſtels Petrus mit ſeiner Magie zu Schanden wurde. Aus allen drei Beiſpielen erhellt, daß die Möglichkeit der Zauberei von keiner Parthei beſtritten wurde, nur daß jede ihren Vertreter für den Mächtigern hielt.

---

*) Das Beſchreien und Behexen im deutſchen Volksglauben.

Mit dem Glauben an die magiſche Kraft des Willens im Gebete hängt nothwendig zuſammen der Glaube an die Macht der Verwünſchungen. Für Beide hat die Sprache Ein Wort, denn לחש (ſanſkr. las) bedeutet, wie λίσσομαι nicht bloß flüſtern, leiſe beten, ſondern auch Zauberflüche murmeln (Jeſ. 3, 3. Pſ. 58, 6.), als Gegenzauber kommt das Wort Jeſ. 3, 20. in Bezug auf Schlangenbeſchwörung Jer. 8, 17. vor. Ebenſo ſtammt **imprecatio** (Verwünſchung) v. preces (Gebet). Jenes hebräiſche Wort bezeichnet wie „Runen“ ein Raunen, heimliches Murmeln, im

niv. Bibl.

Gegenſatz zum lauten Gebet, daher Alruna: die weiſe Frau, von ihren Zauberliedern ſo genannt, denn ſie ſpricht in geheimen, dem Volk unverſtändlichen Worten. Die Runenſtäbe hatten ihren Namen von den gemalten, geritzten, geſchnittenen ꝛc. Zauberſprüchen. „Helliruna“ bedeutet Todesrune (Necromantie) in Bezug auf Hela, die Göttin der Unterwelt, mit welchem Worte Grimm das nhd. „Höllenzwang“ vergleicht. „Helrune“, als perſönliches Weſen (im Heldenlied Beowulf 324) aufgefaßt, iſt die Todesbotin, Parze.

Lieder und Runen — lieſt man bei Grimm — vermögen die größten Dinge (vgl. S. 519 Anm.). Sie können tödten und gegen den Tod ſichern, heilen und krank machen, Wunden binden, Blut ſtillen, Schlaf erregen, Feuer löſchen, den Sturm und die Meereswogen beſchwichtigen, Regen und Hagel ſchicken, Feſſeln ſprengen, Berge öffnen und ſchließen, Schätze aufthun, Kreißende entbinden, aber auch die Geburt verhindern, Waffen feſt machen*), Knoten ſchürzen, die Rinde vom Baume löſen, Saaten verderben (fruges excantare), böſe Geiſter rufen und bannen (binden)**).

Die Macht der Verwünſchungen läßt ſich für „gläubige“ Leſer aus der Bibel (3 Moſ. Cap. 26. und 5 Moſ. Cap. 28.) beweiſen. Bekannt iſt Sirachs Spruch (3, 2.): „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuſer, aber der Mutter Fluch reißt ſie nieder.“ In einem altdeutſchen Gedicht (Mſ. H. 2, 339^b) iſt von der „kieſelharten Wirkung des Fluches, der nicht leicht gebrochen werden kann“ die Rede. Nach dem in Irland anzutreffenden Volksglauben muß jeder ausgeſprochene Fluch auf irgend etwas niederfallen, er ſchwebt ſieben Jahre in der Luft, und kann jeden Augenblick auf den, wider den er gethan wurde, ſich herabſenken; verläßt dieſen ſein Schutzengel, ſo nimmt alsbald der Fluch die Form eines Unglücks, einer Verſuchung oder einer Krankheit an, und ſtürzt auf den Verfluchten. In Baſile's Pentamerone (II, 7.) wird geſagt, daß der Fluch Flügel gewinne und gen Himmel ſteige. Schon die Sprache weiſt auf das Schneidende, Bohrende, Zerpflückende und Vernichtende des Fluches hin *).

---

*) Die ſogenannte Paſſauerkunſt.

**) Im Hebr. bedeutet קשר ſowohl Band als Zauber.

Keller, obſchon er in ſeinem „Grab des Aberglaubens" allen Vorurtheilen den Krieg erklärt, kann doch nicht umhin (I. S. 32 ff.) „das heimliche Gift des Fluches, welches die Kräfte nach und nach verzehrt," mit folgendem Beiſpiele anzuerkennen:

Wie oft heißt es, daß es einem Menſchen, trotz aller Bemühungen übel geht, und daß eine unſichtbare Macht ſtets beſchäftigt iſt, ihm überall im Wege zu ſtehen. Ich habe ſelbſt einen ſolchen Menſchen gekannt. Wir ſtudirten zuſammen in Halle, wir wohnten in Einem Hauſe, und ſtanden folglich in ſehr genauem Umgang. Er erzählte mir oft mit Lachen, daß einſt ein alter Graubart unglücksvolle Worte über ihn ausgeſprochen, und ihn dem Unglück gleichſam überliefert habe. Er ſtudirte Theologie, war fleißig, wohlhabend, und von körperlicher Schönheit. Bei dem Zuſammentreffen ſolcher Eigenſchaften konnte es ihm an keiner Beförderung fehlen, zumal ſein Vater ein anſehnliches Amt bekleidete, und vermöge ſeiner Tugenden dem Erben neben einem guten Beiſpiele auch viele Freunde hinterlaſſen hatte. Kurz vor Endigung ſeiner academiſchen Jahre gerieth mein Bekannter in Händel, die er durch den Trunk ſich ſelbſt zugezogen, und er verhielt ſich in denſelben ſo, daß er einer harten Strafe und des Verluſtes der Beförderung gewiß war. Er ging daher unter die

---

*) Vgl. אָרָה αἴρω pflücken = ארר ἀράω fluchen, ἀρόω pflügen, Fluch = Pflug.

Soldaten. Kaum hatte ich dies gehört, ſo fielen mir die Worte des alten Graubarts ein, die er über ihn geſprochen. Ich dachte: ſollte es doch wahr ſeyn, daß man verwünſchen könnte? Mein Bekannter kaufte ſich nach einigen Jahren los. Er hatte ſehr mächtige Gönner, und erhielt eine ausnehmend gute Stelle. Er berichtete mich davon, und ich fing an, Alles, was ihm begegnet war, den gemeinen Zufällen des menſchlichen Lebens zuzuſchreiben. Ich dachte dies um ſo mehr, da mein Bekannter in ſeinem Schreiben ſelber über die Fruchtloſigkeit der Verwünſchungen des alten Graubarts lachte, und mir meldete, daß er künftigen Sonntag ſeine Probepredigt ablegen würde. Da ich ſeiner Geſchicklichkeit gewiß war, und er auch eine vortreffliche Ausſprache hatte, ſo war nichts einzuwenden. Allein nach Verlauf von vierzehn Tagen meldete er mir in der äußerſten Beſtürzung, daß er, als er vom Superintendenten der Gemeine vorgeſtellt worden, plötzlich die fallende Sucht bekommen, und da er, als ein ſehr ſtarker Mann, ſehr heftige Bewegungen dabei gemacht, ſey die ganze Gemeinde und ſein Beförderer ſo abgeſchreckt worden, daß er nicht nur dieſes Amt verlor, ſondern auch die Hoffnung auf künftige Beförderung, weil die Gerüchte von dieſem entſetzlichen Zufall ſich bald überall ausbreiten und ihn allenthalben verfolgen werden. Die Macht der Verwünſchungen ſtellte ſich mir abermals ſo lebhaft dar, daß ich in große Unruhe gerieth. Eben dieſer in der That Unglückſelige nahm kurz darauf ein ſolches erſchreckliches Ende mitten in der Ausübung ehebrecheriſcher Unzucht, daß mein Erſtaunen bis aufs Aeußerſte ſtieg, indem ich unläugbar ſah, daß die entſetzliche Wirkung der Verwünſchungen des Graubarts ihn bis ans Ende verfolgte. Denn der Unglückliche hatte ſich als Schüler auf die boshafteſte Art an ſeinem Rector vergangen, und nach vielen vergeblichen Warnungen den Greis auf ſolche Art erbittert, daß er im prophetiſchen Geiſt ausrief: „Du gottloſer Bube! der Fluch wird dich treffen. Er wird dich begleiten auf allen deinen Tritten, es wird dir nimmermehr wohl gehen, und Du wirſt zum abſchreckenden Beiſpiel aller böſen Buben ein entſetzliches Ende nehmen.“

Keller ſchließt dieſe Erzählung, welche er in der Abſicht erzählte, „die Jugend zu warnen, daß ſie ihre Vorgeſetzten nicht reize," mit folgender Betrachtung: „Es iſt unmöglich, in einzelnen Fällen zu beſtimmen, ob ein Unglück von der Verwünſchung oder von den eigenen Laſtern des Verwünſchten herkomme; wenn wir aber alle geheimen Nachrichten von dem Leben ſolcher Perſonen wüßten, die ein entſetzliches Ende genommen haben, ſo würde es uns begreiflicher werden, warum es mit manchem Menſchen, dem es weder an Einſicht, noch Fleiß oder Geſchicklichkeit fehlt, nirgends fort will. Vielleicht war er ein verwünſchter Menſch? daher ſollten auch Eltern und Lehrer ungemein ſchwer (überhaupt nicht) an ſolche Verfluchungen gehen." Hierauf ruft er uns die Geſchichte des ſchleſiſchen Dichters Günther ins Gedächtniß, der ſelbſt nicht verhehlte, daß ſein Vater ihn verflucht habe *).

Treffend erklärt Profeſſor Laſaulx in ſeinem Programm „über den Fluch bei Griechen und Römern", das magiſche Verhältniß der Verwünſchungen **): „Was in die Seele eindringen ſoll, muß aus der Seele kommen. Es löſt ſich in ſolchen Worten, welche die Liebe oder der Haß eingab, etwas ab, und dringt wie ein Pfeil des Willens in die Seele deſſen, zu dem ſie geſprochen werden. Je nachdem nun der Wille des Sprechenden ein guter oder ein böſer iſt, ſind es auch die in der Glut des Willens gebornen Worte; es iſt mit ihnen, je nachdem ſie aus einem guten oder böſen Willensgrund kommen, der Same zu einer guten oder böſen geiſtigen Geburt verbunden; ſie erzählen nicht, ſie ſchaffen und zerſtören. Daß alle Magie auf ſolcher Projektion des Willens beruhe, wird von denen, welche die Sache aus Erfahrung kennen, nicht bezweifelt. *Das mit Inbrunſt des Willens ausgeſprochene Wort hat Zauberkraft in ſich**), daher auch der Begriff der Magie meiſt an das potenzirte, belebte Wort, an den Geſang (vgl. S. 519) geknüpft iſt. Es befremdet daher nicht, wenn wir in merkwürdiger Uebereinſtimmung bei den Indiern (Menu's Inſtit. IX. Sloca 290), Griechen (Plat. de legg. XI.) und Römern (Plin. 28, 2, 17.) die Anwendung von Zauberformeln gegen das Leben eines Menſchen geſetzlich beſtraft leſen; im römiſchen Zwölftafelgeſetz die Zauberlieder, wodurch dem Wachsthum der Feldfrüchte geſchadet, oder dieſe von des Nachbars

---

*) Ein Biograph des Unglücklichen meldet ſogar den Ausdruck des erzürnten Vaters: Vale, bestia atheistica! worauf der erzürnte Sohn erwiderte: Vale bestia superstitiosa! daher der Vater ſeine Verwünſchungen wiederholte, und ſpäter auch durch die reuigſten Bitten ſeines Sohnes nicht zur Verſöhnung bewegen werden konnte.

**) Von der Kraft der Verwünſchungen erzählt die Peſther Ztg. (1846) folgendes Beiſpiel: Im Dorfe Hazeik unter dem Szliacſer Bade wurden zu verſchiedenen Zeiten Diebſtähle verübt und der Dieb konnte nicht entdeckt werden. Der Argwohn fiel auf einen Dorfbewohner, der Stuhlrichter ſtellte Unterſuchungen an, konnte aber nichts herausbringen. Der Mann ſchwur hoch und theuer, und, wie das bei fluchenden Slowaken gewöhnlich iſt, er wünſcht des Himmels Blitz auf ſich und ſein Haus herab. Und ſiehe da, nach einiger Zeit fuhr der Blitz in ſeine Scheune, es fing an zu brennen, allein das Gebäude wurde von der herbeigeſtrömten Menge auseinander geworfen, und die geſtohlenen Sachen in der Scheune gefunden.

---

*) Der Ungar glaubt, man könne gewiſſe böſe Worte in einen Zwirnsfaden, aus dem man einen Knauel macht, einwickeln und ſie in den Weg werfen, den Jemand paſſiren muß. Tritt er darüber hin, ſo geht der böſe Wunſch in Erfüllung. Auch kann man einen blanken Knopf an einen Zwirnsfaden binden, denſelben hin- und herſchaukeln, dabei gewiſſe Worte ſprechen und dadurch einem Feinde Böſes zufügen. Daher hütet man ſich, wenn man am Wege etwas Abſonderliches liegen ſieht, darüber hinzutreten. (Kohl Ung. II. S. 370.)

Äcker weggezogen würden, ſtreng verboten ſind*). Das deutſche Alterthum glaubte ebenfalls daran. Man wähnte, wenn Unholden durch Reben gingen und die Stöcke ſchüttelten, kämen die Trauben aus des Nachbars Stück in das Ihre (Grimm Myth. S. 1043).

Auf derſelben Zauberkraft des Willens, der im Worte ſich formirt hat, beruht der Glaube an die Macht von Segnungen und Flüchen. Wie der Wille des Menſchen Gutes und Böſes in ſich ſchließt, ſo ſpielen auch in ſeinem Ausdrucke durch das Wort beide Begriffe mannigfach ineinander, denn *ἀρά* heißt Gebet und Fluch (אָלָה), *ἀρατήριον*, Fluchſtätte, oratorium, Betſaal; devotio enthält Fluch und Segen, sacer heißt heilig und verwünſcht.

Nirgends war der Fluch mehr ausgebildet, als bei den Iſraeliten, was außer zahlreichen Bibelſtellen auch die Schriften des Joſephus Flavius (Ant. IV. 8, 44. V. 1, 19.) bezeugen. Aber die Griechen ſtanden ihnen nicht nach. Oedips Flüche (*Οἰδίποδος ἀραί*) und Thyeſts Verwünſchungen (Thyesteae preces) waren ſogar ſprüchwörtlich geworden (Cic. Pis. 19, 43. Horat. Epod. 5. 86.). Perſonifizirt erſcheint die Verwünſchung (*Ἀρά*) bei Sophocles (Oed. 418) und Euripides (Orest. 987.). Pollux unterſcheidet zwiſchen flucherfüllenden und fluchabwendenden Gottheiten (V, 131.), Pauſanias gedenkt der Scheu vor Flüchen (V. 2, 3. VI, 16, 2.), Xenophon (Hell. VI, 4, 7.), Diodor (XV, 54.), Plutarch (Pelopid.) und

---

*) „Ne quis alienos fructus excantassit, neve alienam segetem pellexerit" Plin. l. c. „satas alio traducere messes" Virg. ecl. 8, 99. „cantus vicinis fruges traducit ab agris" Tib. el. 1, 8, 19. „cantibus glandem messesque transire" Mart. Capella IX. §. 928.

Pauſanias (IX, 13, 3.) citiren Beiſpiele von der Kraft der Flüche. Aus der römiſchen Geſchichte iſt das bekannteſte, was Plutarch im Leben des Craſſus erzählt. Als dieſer in ſeine Statthalterſchaft Syrien abging, um die Parther zu bekriegen, ſuchte ihn der Volkstribun Capito Atejus von der Ausführung dieſes Unternehmens, das ihm die Habſucht eingab, abzuhalten. Da er aber wegen des Widerſpruchs ſeiner Collegen die Abreiſe nicht hindern konnte, lief er zum Stadtthor, ſtellte dort ein brennendes Kohlenbecken nieder, räucherte *), opferte und weihte, unter Anrufung aller Schreckensgötter, mit den ſchauerlichſten Flüchen den vorüberziehenden Feldherrn dem Untergang — den er in Parthien mit ſammt ſeinem Heere auch fand (cf. Cic. Divinat. I, 16. Vell. Paterc. II, 46. Flor. III, 11.). Vielleicht hatte dieſer Fluch das Heer feige gemacht, indem es, die Wirkung deſſelben nicht bezweifelnd, den unglücklichen Erfolg ſchon im Voraus ahnte?

An die Gewalt der Flüche glaubte noch das freigeiſtige Rom (Plin. 28, 2, 19.), ſogar der ſich ſelber als einen Götterverächter (parcus deorum cultor) ſchildernde Horaz, denn in der fünften Epode (V. 89) geſteht er: Dira detestatio nulla expiatur victima, d. h. kein Opfer iſt im Stande die Wirkung eines Fluches aufzuheben.

Bei Gergettus in Attika gab es eine Fluchſtätte (Plut. Thes.), wie bei Sichem in Samaria der Berg Hobal es war. Verflucht wurden Tempelräuber (Diod.

---

*) Das Räuchern iſt ein Mittel, verwandt dem des Opfers, um ſich mit dem Geiſt in Rapport zu ſetzen, deſſen Beiſtand man bedarf, denn nicht nur das Thierreich, ſondern auch das Pflanzen- und Mineralreich mußte herhalten.

XVI, 60.), die Uebertreter der Geſetze (**Aeschin. adv. Ctesiphon. §. 110.**), wer Verirrte nicht auf den rechten Weg führte (**Athen. VI. 35.**) oder todt Gefundene nicht zur Erde beſtattete (**Schol. Soph. Antiq. 255.**), oder Andern rieth, was er ſelbſt als ſchädlich erkannte (**Clem. Alex. Str. II, 47.**), wer Landesprodukte ausführte (**Plut. Sol.**), und der Landesverräther (**Plut. Aristid.**), ſowie der, welcher wider beſſeres Wiſſen das Volk täuſchte (**Demosth. adv. Aristocr. §. 97.**), wer als Patron ſeine Clienten betrog (**Serv. ad Aen. 6, 609.**), wer einen Gränzſtein auspflügte (**Dion. II. 74.**), und der Sohn, welcher ſeinen Vater ſchlug (**Festus v. plorare**). So war der Glaube an die Gewalt des Fluchgebets und der dadurch erweckten Rachegeiſter nicht nur im Privatleben, ſondern auch im öffentlichen Leben ausgeſprochen. Am häufigſten kam der Fluch bei feierlichen Eiden vor, die faſt immer mit einer Selbſtverwünſchung für den Fall des Meineids verbunden waren. Häufig pflegte man auf Grabdenkmalen Flüche und Verwünſchungen gegen diejenigen beizufügen, die das Grab entweihen oder zerſtören würden*).

Vornehmlich ſind es die Flüche der Sterbenden, welchen das Volk ungemeine Kraft zuſchreibt. Scherr erzählt im „Studenten von Ulm“ ein ehieher gehörige Sage:

In Ulm ward ein Student, der in dem Hauſe eines

---

*) Hieher gehört folgende Anekdote aus neuerer Zeit. Im Jahre 1793 beſuchte der Commandant eines Detachements von Marſeillern das Grab des Noſtradamus in Salon. „Ich will“ ſagte er „den Propheten Lügen ſtrafen, weil er verkündete, daß ein tragiſcher Tod den erwarte, der ſeine Aſche berühren würde.“ Hierauf wühlte er mit einer Hacke das Grab auf. Das Detachement marſchirte am folgenden Tag nach Marſeille. In Aix war ein Volksaufſtand ausgebrochen. Der Commandant wollte ſich einmiſchen, aber man ergriff ihn und pfählte ihn an eine Laterne.

Vornehmen Unterricht ertheilte, angeklagt, einen goldenen Becher entwendet zu haben, und gemäß der ſtrengen Rechtspflege jener Zeit, beſonders in Reichsſtädten, trotz aller Betheuerungen ſeiner Unſchuld zur Hinrichtung geführt. Während dem ward der Becher hinter einem Schrank gefunden, hinter welchem er hinabgefallen war. Die ſchleunigſt abgeſandte Nachricht von deſſen Wiederfinden traf jedoch auf dem Richtplatz erſt unmittelbar nach dem Tode des Studenten ein. Dieſer aber hatte vom Schaffot einen Fluch über ſeinen Ankläger und ſein ga[illegible]es Haus ausgeſprochen, der auch ſogleich ſich zu erfüllen begann, indem die Tochter jenes Hauſes, die eine Liebe zum Studenten im Stillen gehegt, ſich vom Fenſter herabſtürzte. der Hausherr ſelbſt aber wahnſinnig wurde und ſich erhängte. Man wollte ſogar durch mehrere Generationen dieſer Familie die Spuren jenes Fluches verfolgt haben *).

Warum gerade bei Sterbenden, mittelſt des bloßen Willens — gebe ſich der Wunſch nun in der Form des Segnens oder des Fluches kund — ſo große Wirkungen möglich ſind, erklärt Van Helmont ſehr treffend: „Der Wille iſt ein Eigenthum aller geiſtigen Weſen, und zeigt ſich in ihnen um ſo wirkſamer, je mehr ſie von der Materie (dem Leibe) entbunden ſind; die Kraft ihrer Wirkſamkeit bezeichnet die Reinheit der Geiſter.“

Das Wort „beſchreien“ (βασκαινω, fascino, wovon die Wurzel φάσκω, fari), welches man gewöhnlich in dem Sinne von „verwünſchen“ nimmt, iſt zuweilen nur in der Wirkung verwandt, kann aber unabſichtlich Schaden ſtiften. Man verſteht darunter das Lob der Schönheit oder Geſundheit einer Perſon, oder die Aeußerung ſelbſtvertrauender Kraft, welche unbewußt die mißgünſtigen Geiſter zum Schaden herbeilockt. Im erſtern Falle muß, nach der alten Weiber-

---

*) Einen ähnlichen, durch viele Generationen noch fortwirkenden Fluch erzählt Stahl (W. S. II. Nr. 8.)

regel, dem Kinde, deſſen Wohlgeſtalt den Ausruf der Bewunderung erregte, wenn kein Segenswort von dem Lobenden hinzugefügt wurde, der nächſte Freund ins Geſicht ſpucken (**Sketch of the present state of Sardinia by Captain Smith 1828**). Im andern Falle ſchadet der Sprechende ſich ſelbſt, wenn er im Gefühle eigener Sicherheit ſich in Worten übernimmt. Das heißt: dem Satan den Mund öffnen. Man muß alſo, rühmt man die Geſundheit eines Andern, hinzuſetzen: „unbeſchrieen“ (*προσκυνῶ τὴν νεμεσιν*, **absit invidia verbo!**), und ſpricht man von einer vorhabenden Unternehmung, ſo füge man bei: „wenn es Gottes Wille iſt.“ Indem man dadurch vor Gott ſich demüthigt, und die Abhängigkeit von ihm bekennt, wird die Macht des Satans gebrochen. Schon den Namen des Teufels auszuſprechen, iſt bedenklich, weil er ſich dann gewöhnlich einzuſtellen pflegt. Eine Unzahl von Volksſagen beſtätigt dieſen Satz.

Iſt der Neid die Urſache des Beſchreiens, ſo kann er auch mittelſt des fixirenden Blickes ſeine ſchädliche Wirkung äußern, denn es bedarf nicht immer des Wortes, weil auch die Intention hinreicht. Der Glaube an das böſe Auge (*ὀφθαλμος βασκανος* **Plut. Conviv. 1. quaest. 7. obliquus oculus, Horat. ep. 1, 14, 37.**) iſt in der ganzen Welt verbreitet, und das italieniſche Sprüchlein: „Wolle Gott, daß das Böſe deines Auges ihm nicht ſchade!“ (**Di gratia non gli diate mai d'occhio!**) und (in Neapel): „der böſe Blick möge mir nichts anhaben!“ (**li mal uocchie no me pozzano**), wird noch ſehr häufig gehört, wenn man den Neid der Dämonen brechen will. Die Portugieſen nennen den böſen Blick **olho mao**, die Spanier **mal de ojo**, die Britten **evil eye**. In

Ungarn ſagt man: „mit dem Auge ſchlagen“ (Szemely meg verni). Die Türken treiben die Furcht vor dem böſen Blick noch weiter als ein anderes Volk. Ein Reiſender ſah einen Mann, der einen Kürbis um den Leib gegürtet und einen Spies in der Hand trug. Es war ein Poſtillon, der durch den Kürbis einen Waſſerkrug erſetzte, der Spies trug eine Schnur mit blauen Korallen (der blauen Farbe ſchreibt man eine beſondere Kraft gegen die Wirkung des böſen Blickes zu), die daran befeſtigt waren, um Allen, deren Correſpondenz er mit ſich führte, zum Schutze zu dienen. Die Briefe, die Schreiber und die Empfänger derſelben wurden auf dieſe Weiſe zugleich unter den Schutz des Amulets geſtellt. In jedem türkiſchen Krämerladen ſind kleine bandförmige Büchſen mit blauen Korallen, dieſe werden gekauft und den Kindern um den Hals gehängt. Aber auch lebloſe Gegenſtände werden auf dieſe Art vor Unglück bewahrt. Kränze von Amuleten werden an Schiffsmaſten aufgehängt, und Talismane verſchiedener Form ſind an den Giebeln der Häuſer befeſtigt, um die Wirkung des böſen Auges zu entwaffnen. Aber auch die Griechen, Armenier und Juden bedienen ſich dieſes Vorbeugungsmittels gegen Krankheiten ihrer Kinder (Ausl. 1828, Nr. 225).

Schon Plinius, welcher, obgleich Naturforſcher, die Wirkung des böſen Blickes dennoch nicht in Zweifel zog, ſogar belehrt (VII, 2.), daß hierzu eine beſondere Farbe des Auges und eine doppelte Pupille geſchickt mache, rühmt (XXII, 2.) die magiſche Kraft der Korallen, weil ſie Kinder geſund erhalten. Daher tragen noch jetzt die Weiber und Kinder in Italien und Sicilien Halsbänder von Korallen, und daher mag vielleicht auch deren Gebrauch zu Kinderraſſeln in den meiſten Ländern Europa's eingeführt worden ſeyn*).

Der Spieß und der, wegen ſeiner Samenfülle den weiblichen Eierſtock verbildlichende, Kürbis jenes Poſtillons mochten, nach der auf S. 204. u. 205. gegebenen Deutung die Sinnbilder beider Geſchlechter ſeyn, welche, als Bürgſchaften der Fortdauer, als ſymboliſche Abwehrmittel gegen Siechthum und Tod verurſachende Dämonen dienen ſollten. Um dieſer Vermuthung die ſicherſte Stütze zu geben, füge ich hier Liebrechts Erklärung der Redensart: „die Feige weiſen" bei.

Zur Abwendung der Faſcination (des Beſchreiens) bedient man ſich auch der Figuren von Geſchlechtstheilen. Schon Plinius (XIX, 4.) berichtet: horto et foco (alſo in Gärten und Wohnungen) contra invidentium effascinationes dicari videmus in remedio *satyrica signa*). Triumphatoren (weil ſie den Neid zumeiſt auf ſich zogen) hatten des Phallus Bild unter ihrem Triumphwagen hängen (Plin. XXVIII, 4: Fascinus imperatorum custos — currus triumphantium, sub his sacris pendens, defendit medicus invidiae), und Kinder, weil man ſie ganz der Faſcination ausgeſetzt glaubte, trugen ihn unter dem Namen bulla (vrgl. S. 534 die Anm.), praebia, lorum, aus mancherlei Stoffen gefertigt, um den Hals, oder auf der Bruſt (Varro L. L. VII, 97: pueris turpicula res in collo quaedam suspenditur; Macrob. Sat. I, 6: cordis figuram in bulla ante pectus.) Dieſer Gebrauch des Phallus als Amulet hat ſich noch bis heute erhalten. Zur Abwehr des böſen Blickes macht der Neapolitaner eine Geberde, die darin beſteht, daß er die Spitze des Daumens zwiſchen den Mittel- und Zeigefinger der geſchloſſenen Hand ſteckt. Dies heißt far la fica (die Feige machen), eigentlich eine Geberde des Spotts, dient aber in dieſem Falle (wie ehedem die Spottlieder, welche die Soldaten auf ihren Feldherrn während des Triumphzugs nach dem Capitol ſangen) als eine Verhöhnung zur Abwendung der Faſcination, als Beſänftigung der im Volke ohne deſſen deutliches Bewußtſeyn fortlebenden Nemeſis. Daher machen die Neapolitaner dieſe Geberde, wenn ſie die Beſchreiung von einem Freunde abwehren ſoll, um ihn nicht wirklich zu beleidigen, unter dem Mantel. So heißt es in der „Terpſichore“ des Baſile, nachdem das große Glück eines jungen Mannes und der dadurch in Vielen erregte Neid geſchildert worden iſt:

---

*) Einer beſondern Erwähnung verdienen hier noch die aus Wachs, Balſam und Chriſam verfertigten Agnus Dei — Lamm Gottes, — die man in der römiſch-katholiſchen Kirche den Kindern an den Hals hängt, und welche, wie Cardinal Baronius — Anno 58. Nr. LXXVI — ausdrücklich bemerkt, an die Stelle der Bullae getreten ſind, jener herzförmigen oder auch runden Kapſeln mit einem darauf gegrabenen Herzen, die eine „res turpicula" als Mittel gegen die Zauberei enthielten, und von den römiſchen Knaben bis zum Empfang der Toga, von den Mädchen aber bis zu ihrer Verheirathung getragen wurden. Was für außerordentliche Kräfte man übrigens dem Agnus Dei zuſchreibt, iſt aus folgenden Verſen zu erſehen, womit Pabſt Urbanus Vtus ein ſolches, dem griechiſchen Kaiſer verehrtes Lamm Gottes begleitete:

Balsamus et munda cera cum chrismatis unda
Conficiunt agnum, quod munus do tibi magnum,
Fulgura desursum depellit, omne malignum
Peccatum frangit, ut Christi sanguis et angit.
Praegnans servatur, simul et partus liberatur,
Dona defert dignis, virtutem destruet ignis,
Portatus munde, de fluctibus eripit undae.

Frate, le voglio fare
Na bella fico sotto a lo mantiello,
Azzò che lo mal' uocchio no le pozza,

und in der „Urania“ deſſelben Autors heißt es:

Comme staje galante
E comme staje polito,
Pare no signoriello;
Ecco na fico sott' a lo mantiello.

Es bedeutet aber dieſe Geberde eine als Spott beabſichtigte, daher zur Abwehr der Faſcination ſehr paſſende Vorſtellung des cunnus *). Dieſer heißt im gewöhnlichen

---

*) Cunnus (योनि, ſanſkr. Joni), das weibliche Glied. Die den numismatiſchen Curioſitätenſammlern wohlbekannten Coſelgulden, welche König Auguſt von Polen i. J. 1707 ſchlagen ließ, verdanken ihren Urſprung einer Wette deſſelben mit ſeiner Geliebten, der Gräfin Coſel, daß er ihren cunnus auf

Italieniſch auch fica, daher die Bezeichnung der in Rede ſtehenden Geberde durch die Redensart far la fica. Letzteres Wort iſt das lateiniſche ficus, die Feige. Auch im Latein des Mittelalters überſetzte man den Ausdruck durch facere *ficum* und *ficham* *). Ebenſo bedeutet σῦκον nicht bloß Feige, ſondern auch die „Ficke", das weibliche Glied (Aristoph. Pax 1342.) Der Franzoſe ſagt gleichfalls faire la figue: die Feige weiſen, der Engländer: to fig, der Spanier: hazer la higa (f geht im Spaniſchen in h über), und der Portugieſe: dar huna figa. Und da beide Völker den durch Beſchreiung und böſen Blick verurſachten Schaden gar ſehr fürchten, ſo hängen ſie zur Abwehr deſſelben den Kindern obſcöne Figuren um den Hals, welche ſie gleichfalls (ſpan.) higas und (port.) figas nennen, weswegen dieſe Wörter auch geradezu für „Amulet" gebraucht werden. Die Neugriechen bezeichnen mit ebenſo großer Natürlichkeit die in Rede ſtehende Geberde durch γειλοκοπῶ (zuſammengeſetzt aus γεῖλος: cunnus und κοπτω), etwa wie auch wir ſagen: „ein Schnippchen ſchlagen" **).

Plinius (VII, 2.) berichtet uns, daß ſogar ganze Völkerſchaften wegen ihrer Kraft des Beſchreiens übel berüchtigt waren ***). Denn durch ihr Lob verdorrten

---

einer Münze abbilden könne, was ſie verneinte. Das Gepräge der Rückſeite zeigt nun zwei Schilder, die ſo gegen einander gekehrt ſind, daß ſie eine längliche Oeffnung bilden, in deren Mitte ein Punkt iſt.

*) i. e. medium unguem ostendere, signum derisionis et contemptus Stat. Palav. l. 2. cap. 12. p. 85. Ordinatum est quod si aliqua persona contra Dominum Deum nostrum vel Dominam sanctam Mariam ejus matrem vel aliquem ex sanctis per Ecclesiam veneratis Ficham fecerit, pro quolibet vice puniatur et condemnetur in libris quinque.

**) Felix Liebrecht zu ſ. Ueberſ. des Pentamerone von Baſile II. S. 266 ff.

***) In eadem Africa familias quasdam effascinantium, Isigonus et Nymphodorus; quorum laudatione arescant arbores, emoriantur infantes. Esse ejusdem generis in Triballis et Illyriis adjicit Isigonus, qui visu quoque effascinent, interimantque quos diutius intueantur iratis praecipue oculis; quod eorum malum facilius sentire puberes.

Bäume und ſtarben Kinder; Andere wieder tödteten durch längeres Anſtieren mit ihrem Zornblick die mannbare Jugend ꝛc.

Nach Apollonides gebe es auch Frauen der Art in Scythien, die Bythien genannt würden; nach Pylarchus aber habe auch im Pontus das Geſchlecht der Thibier und vieler Anderen die gleiche Eigenſchaft, die durch die doppelte Pupille an dem einen Auge, das Bild eines Roſſes am andern bezeichnet ſeyen. Solche könnten dabei im Waſſer nicht untergehen, ſelbſt von Kleidern belaſtet. Ihnen nicht ungleich ſey auch nach Damon das Geſchlecht der Pharnazen in Aethiopia, deren Schweiß die von ihm berührten Glieder ſüchtig mache; und Cicero erklärte den Blick aller der Frauen als ſchädlich, die doppelte Pupillen hätten. Plutarch (Sympos. V. c. 7.), da wo er von dieſem Augenzauber redet, wie er beſonders Kindern, wegen ihrer noch weichen und flüſſigen Complexion nachtheilig ſey, ſetzt dann hinzu: es zeigten ſich jedoch jene Anwohner des Pontus, die man in früherer Zeit Thybier genannt, nach Philarchus, nicht blos den Knaben, ſondern auch den Männern verderblich; denn alle ſiechten und erkrankten, gegen welche ſie Blick und Athem, oder Rede hingewendet. Die Sache ſey, wie es ſcheine, durch die ausgekommen, welche in jener Gegend Handel trieben und Sclaven von dort ausführten.

Solche lebendigen Todausſtrahler haben z. B. in Spanien ſich gefunden, und eine Reiſende, die im Jahre 1679 dieß Land und ſeinen Hof beſucht *), läßt ſich

---

*) Der Frau d'Aulnoy Reiſen durch Spanien II. p. 33. Nordhauſen 1782.

darüber von einer jungen ſpaniſchen Frau Folgendes erzählen: „Mit Ihrer Erlaubniß! Sie müſſen wiſſen, daß es in dieſem Lande Leute gibt, die ein ſolches Gift in den Augen haben, daß ſie, wenn ſie Jemanden, vorzüglich ein kleines Kind, ſtarr anſehen, verurſachen, daß es an der Auszehrung ſtirbt. Ich habe einen Mann geſehen, der ein alſo ſüchtiges Auge hatte; da er nun die Leute krank machte, wenn er ſie mit dieſem Auge anſah, ſo zwang man ihn, es mit einem Pflaſter zu bedecken; denn das andere war bei ihm unſchädlich und hatte nichts Giftiges. Wenn er manchmal bei ſeinen guten Freunden war, ſo brachte man einige Hühner herbei; hierauf ſagte er: ſucht euch eines aus, das ihr wollet todt geſehen haben. ‚Zeigte man nun auf eins, dann blickte er das Huhn ſtarr an, und man ſah es darauf bald einigemal im Kreis herumtaumeln, und in kurzer Zeit todt darnieder fallen.“ Ich fragte die junge Frau: ob man nichts Außerordentliches an den Augen dieſer Leute wahrnehme? „Nein,“ ſagte ſie, „außer daß ſie einen ſolchen Glanz und eine ſolche Lebhaftigkeit haben, daß es ſcheint, als ob ſie ganz Feuer ſeyen, und als wenn ſie einen wie mit Pfeilen durchſchießen wollten.“ Vida kannte einen ſolchen, der oben auf der Höhe von Viterbo wohnte. Es war ein alter Mann von widerwärtigem Anſehen; das düſtre Auge war mit Blut unterlaufen, und borſtiges graues Haar bedeckte ſeinen Scheitel. Er nun tödtete durch ſeinen Blick von kriechenden Thieren, was ihm vorkam, kleines Gevögel und jedes ſchwächere Leben. Trat er irgendwo in einen Garten ein, wenn der erſte Frühling die Keime hervorgetrieben und die Bäume in der Blüthe ſtanden; dann wars eine Verwüſtung unter den Pflanzen und in aller Grüne: denn wohin er irgend den entſetzlichen

Blick und der Augen Schärfe richtete, da ſah man auf einmal alle Blüthen, wie vom Todeshauche angeweht, hinwelken und abſterben (Hieron. Vida, Bombycum L. II.). Er ſtand keineswegs allein, auch Andern iſt das Gleiche vorgekommen; und Borell begegnete in ſeiner Praxis ſolchen, aus deren Augen ſo giftige Ausflüſſe ſich entwickelten, daß ſie nicht allein die Milch in den Brüſten der Säugammen vertrockneten, ſondern auch die Blätter an den Bäumen und die Früchte verſehrten, die man verdorren und abfallen ſah. Es kam ſo weit, daß ſie nur dann wagten, irgendwo hinzugehen, wenn man auf die Anzeige ihres Nahens zuvor die kleinen Kinder mit ihren Ammen, neugeborne Thiere, und überhaupt alle Sachen, denen ſie ſchädlich hätten werden können, hinweggeſchafft. Ebenſo ſah er Andere, deren Blicke ſogar die Gläſer und Spiegel, die ſie im Gebrauche hatten, anfraß; ſo daß ſie dieſelben von Zeit zu Zeit wechſeln mußten, weil die Oberfläche derſelben blind, ja das Glas an manchen Orten ſich durchlöchert zeigte (Borell. observ. 67. Centur. 3. und obs. 1.). Auch St. André kannte eine Frau, die nicht lange derſelben Brille ſich bedienen konnte, und die ihm etliche vorzeigte, die in der Mitte ganz zerfreſſen und mit unzähligen kleinen Vertiefungen durchlöchert waren (de St. André. Brünn p. 92.). Das hängt damit zuſammen, daß der Athem und die Ausdünſtung Mancher, denen, die ihnen in der entſprechenden Stimmung nahen, Kopfweh, Herzensangſt, ja wohl gar ein Fieber verurſacht; und daß Frauen zur Zeit der Menſtruation, Milch, Wein, Moſt und dergl., umſchlagen machen.

Das Uebel iſt die telchiniſche Seuche, von der ſchon die urälteſten Mythen ſo viel zu erzählen wußten;

eine Krankheit, die der Neid der Telchinen, jener in Menſchen umgewandelten Hunde (!) des Actäon, ausgebrütet; und die ſich dann verderblich gegen Alles, das in ihre Nähe gekommen, gewendet. Neben dem Zorne war es alſo hauptſächlich die neidiſche Mißgunſt, in der man den Urſprung des Uebels geſucht, das ihr gleichſam nur einen Körper gegeben, durch den ſie, wie jede andere Seuche, im Gebiete des Lebens verderblich wirkte; ein Verhältniß, das ſich in ihrer lateiniſchen Benennung Fascinatio, ſo wie in anderer Weiſe in dem deutſchen Worte Scheelſucht treffend ausdrückte. Legte man einer ſolchen Sucht aber die Macht bei, vom Süchtigen ausgehend, mit Verderben anzuſtecken; dann mußte man ihr auch jene andere zugeſtehen, ſich gegen ſich ſelbſt gewendet, ſelber zu verderben; und ſo erzählte das Alterthum: Euthelides habe ſeine Schönheit mit neidiſchem Auge in der Quelle erſchauend, ſie in Krankheit hinwelken gemacht. Die Sage, die einen ſo allgemein verbreiteten und gründlich durchgebildeten Glauben vorgefunden, hat des willkommenen Gegenſtandes ſich zu bemeiſtern nicht verſäumt; und ſo erzählt ſie bei den Polen von dem Edelmanne, der am Weichſelufer einſam im weißen Hauſe, von allen Nachbarn mit Angſt und Zagen geflohen, wohnte, weil ſein Blick allen Menſchen Krankheit und Tod brachte, ſeine Heerden tödtete und die Scheunen in Brand ſteckte, und nur durch Anſehen eines welken Erbſenbüſchels eine Zeit lang gebunden wurde. Endlich in Liebe zur Tochter eines andern Edelmannes entbrannt, die die Wölfe zu ihm ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt, nimmt er ſie zur Gattin; weil aber ſein Uebel auch ſie und die Tochter, die ſie ihm gebährt, mit Unglück bedroht, reißt er ſich die Augen aus und vergräbt die glänzenden Cryſaſſe an der Gartenmauer. Er war nun geneſen, aber die vergrabenen Augen gewinnen in der Erde neue Kraft; alſo, daß ſie den alten Diener, der früher der einzige in der Nähe des Herrn ausgehalten, zuletzt noch tödten, als er aus Neugierde ſie ausgegraben (Woycicki's polniſche Volksſagen und Mährchen p. 25).

Man ſieht, der Grund der Wahrheit, der allen dieſen Berichten ſich unterlegt, iſt eine von Innen heraus bewirkte krankhafte Affektion des Auges; des Organes, das zum Leben und allen Affekten in einem ſo nahen Bezuge ſteht, und nun von dem verderblichſten vergiftet, zum Baſiliskenauge entartet. Jedes Organ im geſammten unteren Organism kann, bei der Verſtimmung des ihm einwohnenden ſpecifiſchen Lebensgeiſtes, zu einem Giftquell werden, deſſen verderblicher Wirkungskreis durch die Weite der von ihm ausgehenden Strömungen bedingt erſcheint; wie z. B. die lebenskranke Lunge in der Phthiſis vergiftende Wirkung in die Ferne äußert; während die in der Syphilis giftſtrömenden Organe in ihrer Wirkung an unmittelbare Berührung gebunden erſcheinen. Daſſelbe wird auch vom höheren Organism, im Verhältniß zu den ihm einwohnenden Seelenaffekten, gelten; die über die Gebühr geſchärft, oder auch je nach ihrer Natur getödet, eine corroſive Schärfe oder ein narkotiſches Effluvium in den Organen bereiten, das nun auf eine größere oder geringere Weite ſeine Rapporte mit dem Lebendigen knüpft, je weiter oder enger im geſunden Zuſtande der Wirkungskreis des Theiles ſich in den von ihm ausgehenden Strömungen gezeigt. Nun ſind aber die Strömungen, die vom Auge ausgehen, mächtiger und weiter in die Ferne reichend, als bei irgend einem Organe. Die Erfahrung hat überdem, wie wir oben geſehen, ausgewieſen: daß die Ausflüſſe dieſes Organs bisweilen in krankhafter Ausartung durch äußere Einflüſſe eine freſſende Schärfe, vielleicht in der Art der Flußſpathſäure entwickeln, der ſelbſt die Härte des Glaſes nicht zu widerſtehen vermag. Es begreift ſich, daß wenn von Innen heraus durch zerrüttende Affekte, ähnliche Verderbniß in das Organ gekommen, ſolche Effluvien in dem einwohnenden Leben ſtrahlend gemacht, und mit beſtimmter Intention auf einen Punkt hingerichtet, in ihm jene erzählten nachtheiligen Wirkungen hervorbringen müſſen; wenn auch glücklicher Weiſe eine ſolche vergiftende Wirkung in die Ferne nur unter den ſeltenſten Umſtänden und Zuſammentreffungen ſich entwickelt. Uebrigens iſt es eine Folge dieſer Erklärungsweiſe, daß nicht das Auge allein es iſt, das alſo todeskräftig werden kann, ſondern jedes Andere, von dem aus Strömungen in die Ferne gehen; der Mund mithin, und die im Athem ausgehende Rede; die geſammte Hautoberfläche und der ihr entſtrömende unſichtbare Aushauch; die Hand endlich und ihre durch den Willen leicht lenkbaren Ausflüſſe. Der ganze Menſch kann daher Schlangennatur annehmen und zum Giftbaum werden, der das allumher ihm Nahende ſiech macht und ertödtet.

Der „ſchmachdeutende Finger“ (**infamis digitus**), mit welchem bei Perſius (II, 31.) das Großmütterchen den neuen Weltbürger weiht, iſt wohl der **medius unguis**, deſſen oben (S. 536 Anm. 1) gedacht worden, das **signum contemptus** oder Schmachzeichen, das eben darin beſteht, daß man das Zeichen der Feige macht. Dieß iſt um ſo weniger zweifelhaft, weil Großmütterchen außer dieſer Vorkehrung gegen die Wirkungen des Beſchreiens, auch des „ſühnenden Speichels Zauberbeſchwörung" (lustralibus ante salivis frontem atque labella expiat) nicht vergißt. Das Anſpeien, da es gleichfalls eine Bezeugung verächtlicher Geſinnungen iſt, muß hier ebenfalls gegen den Einfluß des neidiſchen Blickes gute Dienſte leiſten. Nun wird begreiflich, warum der Neugrieche ſelbſt einem Vornehmen ins Geſicht ſpukt, um ihn vor der Gefahr des tödtlichen Augenzaubers (*φθιαρμος* v. *φθίω*, hinſchwinden) zu ſchützen. Zur völligen Entkräftung des Zaubers wird nach dem Spuken dreimal geſprochen: „Pfei du", böſer Zauber! (*φτῦ, φτῦ ή τὸν κακὸν φθιαρμὸν!*). Gegen den *φθιαρμος*, deſſen Gift ſelbſt Bäume bis auf die Wurzel zu verdorren im Stande iſt, gibt es kein anderes Mittel, als ein dreieckiges Amulet mit Salz, Kohle und Knoblauch angefüllt, welches man unter Sprechung folgender Zauberformel: „Knoblauch und Salz ſoll in den Augen unſerer Feinde ſeyn!" (*σκόρδον κὲ ἅλατι ʼσ τῶν ἐχθρῶν μας τὰ μάτια!*) anlegt.

Die Wirkung des böſen Blickes, eine magnetiſche, weil die Thätigkeit des Auges durch den feſten Willen, und in Verbindung mit demſelben auf andere Weſen gerichtet, telluriſch wirkt, zählt Kieſer (Syſtem d. Tellur.) zu der pſychiſchen Einwirkung durch den Willen. Daß hier vorzugsweiſe eine organiſche Einwirkung Statt findet, fügt er hinzu, ſcheint aus der Erfahrung hervorzugehen, daß ein Glas vor den Augen die Wirkung ſchwächt (Eſchenmeiers Archiv f. Magnetism. Heft III. S. 8). Dieſe Wirkung des Auges erklärt ſich auf folgende Weiſe: das Auge iſt die geiſtige Hand des wachenden Menſchen, durch welche einerſeits die Thätigkeit nach Außen wirkt, andererſeits in der empfangenden Richtung das Auge als Empfindungsorgan erſcheint. Wie das Auge daher, wenn der Menſch paſſiv iſt, am empfänglichſten unter allen Organen, und beim Somnambul von allen Sinnesorganen ſich zuerſt ſchließt, ſo iſt es auch am wirkſamſten, wenn der Menſch activ iſt. Daher wirkt von den körperlichen Organen nächſt den Händen das Auge am kräftigſten magnetiſch. Die Engländer glauben, wer ſolch ein gefährdendes Auge hat (eveleyed iſt), kann die ſchädliche Wirkung ſeines Blickes dadurch abwenden, daß er ihn auf etwas Lebloſes richtet. Man ſagt: „Niemand kann dir gerade Uebles nachreden“ (no one shall say black is your eye).

Da triefende, rothe Augen (urentes oculi Pers. II, 34.) im Volksglauben zaubernde, und das Erkennungszeichen der Hexe ſind, ſo bietet ſich hier der paſſende Uebergang zur Beleuchtung des Hexenweſens, um die Vorſtellungen, welche der Aberglaube mit dem Worte „Hexe“, d. i. „weiße Frau“ *) verbindet, von den Eigenſchaften und der Wirkſamkeit eines bekannten weiblichen Inſtituts zu abſtrahiren, das in heidniſcher Vorzeit die Prieſterinnen des Landes (Druidinnen = Truden) vereinigte.

Bevor ich das Hervorgehen der Truden aus dem

---

*) Schreiber findet die Stammſylbe im engl. hag (lat. saga, venefica, davon to hag: quälen, haggish, garſtig). In der Schweiz ſagt man Hagſch, Haggeln. Die agſ Form: Haegesse, die ahd. Hazasa, mhd. Heyxee iſt ſeltener. Nach Schmid (ſchw. Idiot 136) heißt zu Ulm ein altes geiziges Weib hekkas. Das alte hage: liſtig, erfinderiſch hat den Sinn vom lat. sagus, demnach Hexe ein verſchmitztes Weib. In der Schweiz heißt hagg ein Betrüger, Gaukler, ahd. hazus, lat. strio (waere zu stria, striga? alſo verkürzt aus histrio?) Grimm erwägt, daß haagdisse: Eidechſe im Niederl. ausdrückt, und weil nun dieſes Thier zur Zauberei gebraucht ward, und in Hexenproceſſen auch wirklich vorkommt, daß Hexen Eidechſen geboren, ſo dürfte hier das Etymon gefunden ſeyn. Dieſe Herleitung iſt offenbar zu geſucht.

Druidenthum nachweiſe, muß ich Grimms Gründe anführen, warum alle zauberhaften Verrichtungen ſchon im früheſten Alterthum vorzugsweiſe Frauen zugeſchrieben wurden. Die Urſache liegt in allen äußern und innern Verhältniſſen. Frauen war das Ausleſen und Kochen der Heilkräuter angewieſen, wie die Bereitung der Speiſe ihnen oblag. Salbe fertigen, Wunden verbinden, mochte ihre weiche Hand am beſten. Die Kunſt, Buchſtaben zu leſen und zu ſchreiben, wird im Mittelalter hauptſächlich Frauen beigelegt *). Den unruhigen Lebenslauf der Männer füllte Krieg, Jagd und Feldbau; Weibern verlieh Erfahrung und behagliche Muße alle Befähigung zu heimlicher Zauberei. Das Einbildungsvermögen der Frauen iſt wärmer, empfänglicher; und Tacitus bekennt dieß in den Worten: inesse quin etiam sanctum et providum (feminis) putant, und Cäſar bemerkt ebenfalls von den Germanen: quod ea consuetudo esset, ut *matres fam.* eorum *sortibus* et *faticinationibus* declararent, utrum proelium committi ex usu esset. Der Name **Aurinia**, welchen die römiſchen Geſchichtſchreiber jener, nächſt der Veleda berühmteſten Wahrſagerin der Germanen beilegen, iſt gewiß aus **Alruna** (vgl. die Anm.) verſtümmelt. **Weleda**, welche Statius (Sylv. I. 4, 90.) erwähnt, dürfte, weil Caſſius *Βελήδα*, mit dem Zuſatz *ἐν τῇ Κελτικῇ* ſchreibt, eine nach ihrem Gott Belen benannte Prieſterin der Kelten, alſo eine Druidin geweſen ſeyn, und die Heidelberger Jetta mag vielleicht urſprünglich

---

*) Von den Runen (Buchſtaben, eigentlich Zeichen oder Bilderſchrift) hatten die weiſen Frauen, die derſelben kundig waren, Alrunen geheißen, wie das bekannte Zauberkraut Mandragora (vgl. Grimm S. 376.)

Götha, d. i. eine Prieſterin (Masc. Gode, Gothe, Gaut) gelautet haben. Auch im Norden ward den Frauen die höhere Gabe der Weiſſagung zugeſtanden. „Perita augurii femina“, ſagt Saxo Grammaticus (121).

Grimm hebt es als einen bedeutſamen Zug des germaniſchen (und keltiſchen) Heidenthums hervor, daß zum Prieſteramt nur Frauen auserleſen wurden, im Gegenſatz zur jüdiſchen und chriſtlichen Anſicht, die nur Engel und Propheten als Verkünder des göttlichen Willens kennt. Aber ſchon die griechiſchen Götter bedienen ſich zuweilen weiblicher Boten (Meliſſen, Pythoniſſen, Sibyllen). Nach deutſcher Anſicht ſcheinen Ausſprüche des Schickſals im Munde der Frauen größere Heiligkeit zu erlangen, Weiſſagung und Zauber im guten wie im böſen Sinn ſind vorzugsweiſe Gabe der Frauen, daher die Sprache auch Tugenden und Laſter durch Frauen allegoriſirt.

Es befremdet, daß Grimm den Grund dieſer Bevorzugung des weiblichen Geſchlechts nicht in ihrem reizbarern Nervenſyſtem, ſo wie in ihrem von der Außenwelt abgezogenen Leben ſucht. Gelockerte Nerven erhöhen bekanntlich das Divinationsvermögen der Seele, daher auch die Zahl der Hellſehenden (Somnambulen) im ſchwächern Geſchlecht zu allen Zeiten überwiegend war. Das Gefühlsleben macht für ſolche Zuſtände ebenfalls empfänglicher, als das Verſtandesleben, daher der Mann, ſchon in ſeiner Thätigkeit mehr der Reflexion zugewandt, minder mit der Gabe des Schauens im Geiſte bedacht iſt, als das phantaſtiſche Weib. Und weil das Mondlicht den Somnambulismus und das innere Schauen begünſtigt, ſo erklärt ſich auch daraus, warum im Druidenthum, wo der Mondcultus überwiegender als der Sonnendienſt war, die Druiden ſich den Druidinnen unterordneten, auch vom Gott Hu (dem männlichen Princip) weniger zu berichten wiſſen, als von der Thätigkeit der Göttin (Ceridwen). Alles, was die heidniſche Vorzeit den neun Jungfrauen (Gallicenae = Barrigenae) der Ceridwen nachrühmt, nämlich daß ſie Weiſſagungsgabe beſitzen, durch Zauberlieder das Meer und den Wind aufregen, ſich in beliebige Thiere verwandeln, und ſelbſt das Unheilbare heilen ꝛc., alles dieß können auch die Hexen im ſpätern chriſtlichen Volksglauben. Der Barde Talieſin gedenkt jener Jungfrauen, welche (in der Walpurgisnacht, wo das alte Jahr ſtirbt, um ſich unmittelbar darauf zu verjüngen, daher im Mai, als einem Todtenmonat, der ſchottiſche Aberglaube noch jetzt, wie einſt der römiſche, vor Ehebündniſſen warnt) den Tod eines Prieſters des Hu beweinen, d. h. den myſtiſchen Tod des Jahrgottes ſelbſt (Davies Myth. of the Druids, Appendix Nr. X. vgl. Kloſter IX. S. 680—684). Sie werden als Kinder des Abends dargeſtellt, welche gewiſſe nächtliche Orgien (in der Walpurgisnacht) feiern, worauf ich ſpäter zurückkommen werde.

Eckermann (Relgſch. III. 1. S. 99) bemerkt: „Von den Sturm und Flut prophezeihenden Jungfrauen (der Göttin Ceridwen, alſo Druidinnen) iſt nur noch ein Schritt zu den Tempestariis (Wetterhexen)." Die Ingredienzien des Zauberkeſſels hat Shakſpeare im Macbeth ſicherlich nach dem Volksglauben aufgezählt.

Dieſer Anſicht beiſtimmend, verſuche ich hier einen Commentar der Ingredienzien des vielbeſprochenen Hexenkeſſels in den beigefügten Noten zu geben.

Macbeth, Act. IV. Sc. 1:

Kröte[1], die unterm kalten Stein
Lag der Tage dreißig ein,
Schlafend Gift hat ausgeſchwitzt,
Sey zuerſt im Topf erhitzt.

Schlangenſchärel aus dem Moor,
Koch' im Keſſel[2] ſprudl' empor,
Eidechsaug'[3] und Froſcheslunge[4]

---

[1] Schon der Name dieſes auch von den alten Parſen dem Nachtprincip geweihten giftigen Thiers rechtfertigt der Ausdruck „Teufelskröte, denn das ahd. chrota bedeutet wie das ſanſkr. krodha Zorn, daher „krötig“ ſ. v. a. boshaft. Schon daß ſie alles Gift aus der Erde an ſich zieht, eignet ſie für die Hexenküche.

[2] Man denke hier an Ceridwens Keſſel, und was darin gebraut wird! (Kloſter IX. S. 662 ff.)

[3] Auch die Eidechſe iſt ein giftiges Thier, daher ſie in Wolfs D. Sag. S. 562 ihren Urſprung vom Teufel herleitet. Jener Aſcalabus, welcher die Ceres höhnte, weil ſie durſtend den ihr gereichten Gerſtentrank in Einem Zuge ausleerte, und ſpottend einen großen Keſſel für die Säuferin zu bringen befahl, wurde von der zürnenden Göttin mit dem Ueberreſt des Getränkes beſprüzt, in die gefleckte Eidechſe verwandelt. Aber auch als Weiſſagethier bei den Alten im Rufe ſtehend (Schuchs rom. Privatalth. S. 341) konnte die Eidechſe zum Lieblingsthier der „weiſen Frauen“ (fatidicae) werden.

[4] Auch der Tagſcheue Froſch war ein Liebling Ahrimans und der Nachtgöttin Leto (Latona), er ſpielt unter den zehn ägyptiſchen Plagen eine Rolle. Johannes (Apok. 16, 13) ſpricht von „unreinen Geiſtern gleich den Fröſchen“, und im deutſchen Sagen verlaſſen die Fröſche eine Gegend, wo ein Kloſter angebaut wird, oder verſtummen wenigſtens (Kloſter IX. S. 414.)

Fledermaushaar [5]) Hundezunge [6]),
Blindſchleichzahn [7]) und Stacheligel [8])
Molchgebein und Eulenflügel [9]).
Drachenſchupp [10]) und Zahn vom Wolf [11])
Hexenmumie, Kropf und Golf [12])

---

[5]) Mit Haaren wurde überhaupt gezaubert, die der tagſcheuen Fledermaus mußten alſo eine um ſo größere Zauberkraft verſprechen.

[6]) Hekate, die Urmutter aller Hexen, hatte drei Hundsköpfe. Der Hund iſt überhaupt ein unterweltliches Thier (vielleicht, weil ſein Geheul Todesfälle anzeigt?). Ein ſchwarzer Hund iſt die bekannteſte Teufelsmaske.

[7]) Der mit der Blindſchleiche verwandte Maulwurf ſpielt in der Magie eine große Rolle. Wer das friſche noch zitternde Herz dieſes Thieres verſchlingt, erhält die Weiſſagungsgabe. (Plin. XXX, 7.) Ebendaſelbſt wird auch der Zahn dieſes Thieres, wenn er dem noch lebenden Geſchöpfe ausgeriſſen, als ſympatbetiſches Mittel gegen Zahnweh empfohlen, und (XXX, 24) das Beſprengen mit dem Blute des Maulwurfs lymphatiſchen Perſonen angeprieſen.

[8]) Vielleicht, weil er die Schlangen freſſend, Weiſſagungsgabe erhält, vgl. Kloſter IX. S. 959.

[9]) Die Eule, da ſie nur bei Nacht ſieht, iſt die natürliche Geſellſchafterin der Fledermaus, der Blindſchleiche ꝛc. Ihre Verwandtſchaft mit der Eidechſe deutet der Grieche an (ἀσκαλαβος Eidechſe, ἀσκαλαφος Eule).

[10]) Der Drache war das Lieblingsthier der Ceres, Medea, Ceridwen und vieler andern Zaubergöttinnen, welche einen Verjüngungskeſſel beſitzen.

[11]) Die magiſche Kraft des Wolfsbiſſes ſiehe Kloſter IX. S. 481.

[12]) Das engl. gulf bedeutet auch Schlund.

Von des Salzmeers gier'gem Hai,
Schierlingswurzel auch dabei,
Leber eines Läſterjuden
Ziegengall'[13]) und Eibenruthen[14]),
Abgepflückt in Mondesphaſe[15]),
Tartarlipp und Türkennaſe[16]),
Daum' vom erſtgebornen Bub,
Den die Hur' erwürgt begrub[17]),
Macht den Schleim nun dick und zach,
Werft des Tigers Daunen nach.

Wenn hier das Salz nicht genannt iſt, ſo erklärt ſich dieß aus der natürlichen Scheu jener zerſtörungsluſtigen Weſen vor einer Subſtanz, die das bekannteſte Schutzmittel gegen Verweſung und Fäulniß iſt, daher auch bei Teufelsaustreibungen angewendet zu werden pflegte (vgl. S. 136). Auch die Kraft der Druidinnen — wie der Hexen — beliebige Thiergeſtalt anzunehmen, führt auf die Ceridwen und ihren Zauberkeſſel zurück, ſ. Kloſter IX. S. 662 ff. Und auch die Verwandlungen dieſer Göttin fanden, nach Davies (Myth. of the Druids p. 229 sq.), präciſe am 29. April Statt, alſo nur Einen Tag vor der Walpurgisnacht. Da nun die Kraft einer Göttin ſtets auf ihre Prieſterinnen übergeht, ſo liefern auch, wie Eckermann richtig bemerkt, die Dienerinnen der Ceridwen in allen Variationen, in welchen ſie ſpäter erſcheint, die deutlichſten Belege dazu. „Dieſe Kraft," heißt es weiter, „hat ganz beſonders im Volksglauben tiefe Wurzel geſchlagen und noch eine Reihe chriſtlicher Jahrhunderte geſpukt. So war namentlich die Katzengeſtalt eine ſehr beliebte Form, wie ſchon das Shakeſpearſche Graulieschen *) beweiſet. Auch Gervaſius Tilbertienſis verſichert, Frauen gekannt zu haben, welche behaupteten, während ihre Männer ſchliefen, mit der Verſammlung der Lamien **) im ſchnellen Fluge über das Meer geeilt und die Welt durchlaufen zu ſeyn. Wenn aber Einer oder Eine bei ſolchem Laufe den Namen Chriſtus ausſpräche, ſo ſtürzten ſie ſogleich nieder, wo es auch wäre. So ſey einmal eine Frau in die Rhone gefallen. Einige hätten die Form von Katzen angenommen, und wären, zur Nachtzeit von heimlichen Aufpaſſern geſehen, auch verwundet worden, und hätten dann am andern Morgen die Wunden gezeigt.“ Wenn hier mein Gewährsmann die Frage aufwirft, „ob das in England gebräuchliche Katzenſtechen, welches gleichfalls von Shakeſpeare (Much ado about nothing Act. I. sc. 2.) erwähnt wird, von den chriſtlichen Miſſionären erfunden ſey, um dieſem Aberglauben zu begegnen?“ ſo muß darauf unbedingt mit „Nein!“ geantwortet werden. Ich füge zur nähern Begründung hier wörtlich bei, was Ennemoſer (Geſch. der Magie S. 736 ff.) über die heidniſche Abſtammung dieſes im chriſtlichen Mittelalter, auch außer Brittanien, verbreiteten Gebrauchs — in einem Faß mit lockerm Boden wurde eine Katze eingeſperrt, und zugleich das ganze Gefäß mit Ruß angefüllt. Mit einem Spieß in den Händen mußten die jungen Landleute darunter durchlaufen, und den leicht beweglichen Boden ausſtoßen, ohne von Ruß und Katze getroffen zu werden — aus den verſchiedenſten Schriftſtellern geſammelt hat. Er ſagt:

---

[13]) Die Ziege iſt bekanntlich das Lieblingsthier der Hexe, von welcher ſie, wenn nicht immer die ganze Geſtalt, ſo doch den Bart entlehnt, wenn ſie ſich zum Hexencongreß begibt. Dies kommt daher, weil ihr Buhle, der Teufel, aus dem A. T. als Bock (Seir Jeſ. 13, 21.) bekannt iſt, daher auch Chriſtus beim Weltgerichte die Schafe von den Böcken ſcheiden wird.

[14]) In England wird die Eibe auf Gräber gepflanzt.

[15]) Im Original iſt nicht von den Mondsphaſen, ſondern von den Eklipſen die Rede. In ſolchen Nächten, wo das Princip der Finſterniß beſonders mächtig iſt, entfaltete Hekate ihre Thätigkeit. In einer ſolchen Nacht wurde ſie von der, Todtenknochen zu ihren Zauberkünſten ſammelnden, Giftkräuter kochenden Canidia angerufen (**Horat. Sat. I. 8, 179.**)

[16]) Tartaren, Türken und Juden ſtehen nicht unter dem Schutze des Erlöſers, darum hat der Teufel Gewalt über ihre irdiſchen Reſte.

[17]) Daſſelbe gilt von ungetauft verſtorbenen Kindern, die als Irrlichter ſpuken müſſen, vollends, wenn ſie eines gewaltſamen Todes geſtorben waren. Aehnlich dachte ſchon der Heide Virgil (**Aen. 6, 427 ff.**)

---

*) Graymalkin (Macb. I. Sc. 1.)

**) Nächtliche Unholden.

> Der Taigheirm war ein Höllenzauber-Katzenopfer, das ſeinem Urſprung nach aus der älteſten heidniſchen Zeit herſtammt, und den unterirdiſchen Göttern geweiht war, von denen man ſich bei nächtlichen Opfern beſondere Gaben erflehte. Durch das Chriſtenthum wurden dieſe Opfer anders modificirt, und ſtatt den unterirdiſchen heidniſchen, wurden nun den hölliſchen Mächten, oder wie man ſich in Hoch-Schottland und den weſtlichen Inſeln ausdrückte „den ſchwarzen Katzengeiſtern“ Opfer dargebracht. Jene Gegenden ſind von den älteſten Zeiten her die natürliche Heimath des zweiten Geſichtes. Schon Cäſar und Plutarch ſprechen von jenen Inſeln, daß es wüſte melancholiſche Einöden ſeyen, wo Viſionen und Geſpenſtererſcheinungen die Bewohner in unaufhörlicher Furcht erhalten. Plutarch nennt in dieſer Beziehung ausdrücklich die hinter Britta-

nien gelegenen Inſeln. Auch Euſebius (Pr. ev. V, 9.) erwähnt ihrer, daß ſie mit Dämonen angefüllt waren, die den einheimiſchen Leuten ſowohl, als den zufällig dahin gerathenen allerhand Blendwerke vorgaukelten, und ihnen an Leib und Seele ſchaden. Einige Jahrhunderte ſpäter werden dieſe Behauptungen von Beda in ſeiner Kirchengeſchichte beſtätigt. Namentlich erzählt er von der bis zum 8. Jahrhundert faſt gänzlich von Menſchen entblößten Inſel Levis, eine der größern weſtlichen Inſeln, wo weder Bäume noch ſonſtige Gewächſe angetroffen werden, als einem Lieblingsaufenthalt ſchadenfroher Geſpenſter, welche der Beſuch des frommen Cudberecht aufſtörte, daß ſie nach ſchweren Kämpfen abzogen und ſich auf die benachbarten Inſeln zerſtreuten. Auch auf den Faröerinſeln hauſten ſolche ſchadenfrohe Geiſter, und ſollen ſogar Menſchen entführt haben. Erſt ſpäter wurden ſie nach und nach gefahrloſer, und die Trollen Scandinaviens, die Wraiths in Schottland werden nach Einführung des Chriſtenthums geſelliger, und es wird die zwar modificirte Anlage zum zweiten Geſicht erklärlich, welche in Gegenden noch jetzt angetroffen wird.

Zu dem Opfer- und Beſchwörungsact waren ſchwarze Katzen erforderlich, die den unterirdiſchen Göttern, ſpäter den chriſtlichen Dämonen dargebracht wurden. Es war entſprechend die Mitternachtsſtunde zwiſchen Freitag*) und Sonntag zu den ſchrecklichen Gebräuchen und Anrufungen beſtimmt, und das Opfern wurde vier Tage und Nächte fortgeſetzt, ohne daß man Nahrung zu ſich nahm. Nachdem die Katzen allen Teufeln geweiht worden waren, und ſolchergeſtalt dadurch die ihnen zugefügte Schmach, ja der ihnen verurſachte Schmerz magiſch-ſympathetiſch auf dieſe übertragen war, wurde ſofort eine davon geſpießt, und unter entſetzlichem Geſchrei bei langſamem Feuer gebraten. In dem Augenblick, als das Geſchrei nachließ und die Todeszuckungen des Thiers eintraten, mußte augenblicklich die zweite geſpießt werden, denn es durfte keine Minute Stillſtand geben, wenn es die Hölle bändigen ſollte, und ſo drei Tage und Nächte. Konnte es der Beſchwörer noch länger aushalten bis zur abſolut nothwendigen phyſiſchen Erſchöpfung, ſo mußte er es noch länger fortſetzen.“ Nach einiger Dauer des Opfers ſtellen ſich hölliſche Geiſter ein in der Geſtalt ſchwarzer Katzen. Es kommen immer mehrere, und ihr Geheul, verbunden mit dem der am Spieße gebratenen, und der bis zum fortgeſetzten Opfer vorräthigen, war fürchterlich. Endlich erſchien eine Katze von ungeheurer Größe mit fürchterlichen Drohungen. Wenn dann der Taigheirm vollendet war, forderten die Opferer den Lohn des Opfers von den Geiſtern, der in verſchiedenen Dingen beſtand, in Reichthum, Nachkommenſchaft ꝛc. Die Gabe des andern Geſichts, welches ſie vorher nicht gehabt hatten, war die gewöhnliche Folge, und ſie behielten ſie bis zum Tode.

---

*) Hier dürfte an Freia erinnert werden, welcher jener Wochentag von unſern heidniſchen Vorfahren geweiht war. Sie nimmt die Hälfte aller Todten in ihrem Reiche Folgvangr (Folkvanger = Friedhof) auf. Katzen ziehen ihren Wagen.

Spuren und Denkmale ſolcher Opfer, vorzugsweiſe in England und Schottland, finden ſich lange bis in die chriſtliche Zeit hinein. Ueberbleibſel von mehrern Thieren, die der Nachtgöttin bei ihrem Dienſt geopfert zu werden pflegten, entdeckte man beim Wiederaufbau der Paulskirche zu London, ja ſogar noch in der Regierungsperiode Eduards I. und der ſchottiſchen Maria kamen dergleichen vor. Aber nicht bloß in Schottland, ſondern in ganz Europa wurden Katzen bei zauberiſchen Ceremonien als ein Vehikel gebraucht, die man mit den böſen Geiſtern in einem nähern Zuſammenhang hielt.

Darum ſpielen auch die Katzen in den Hexenſagen eine gar wichtige Rolle. Entweder ſie bilden das Geſpann der Hexen (Wolf D. S. Nr. 140), oder dieſe nehmen die Geſtalt jener Thiere an.

Bei dem Flecken Poucke wohnte ein begüterter Bauer. Dem wurde plötzlich ſeine Frau krank, und auch Kühe und Pferde; vergeblich wurde der Arzt zu Rathe gezogen. Da beſchloß endlich einer der Knechte, eine Nacht im Hofe zu wachen. Als das andere Geſinde zu Bette war, ſtellte ſich der Bauer mit dem Knechte an ein Kammerfenſter, um zu lauſchen, und ſiehe! um Mitternacht krochen viele Katzen unter dem Hofthor durch, und begannen vor der Stallthüre einen Tanz. „Da haben wir's!“ ſprach der Knecht, und der Bauer wollte einen Stuhl nach den Katzen ſchleudern, wurde aber zurückgehalten. „Damit richten wir nichts aus!“ rieth der Knecht ab, „laſſet mich nur machen.“ Und er warf ein Dreikreuzmeſſer mitten in den Katzenring hinein. Sogleich waren alle verſchwunden. Der Knecht ging alsdann zu dem Stalle, wo ſie getanzt hatten, ſah nach und fand das Meſſer in einer blauen Schürze hängen. „Nun ſind wir weit genug“ lächelte er, „morgen werdet Ihr mehr ſehen, Meiſter.“ So geſchah es auch. Am andern Tage gegen neun Uhr kam ein Weib an die Thüre, und fragte den Bauer, ob er keine blaue Schürze gefunden hätte? „Doch“ antwortete er „kommt nur herein, ich will ſie holen.“ Als das Weib aber herein war, ſchloß er die Thüre, griff die Hexe beim Halſe und fragte ſie, ob ſie nun unter ſeinen Händen ſterben oder ſeine Frau wieder entzaubern wolle? Das Weib verſprach Alles, und wurde losgelaſſen. Seitdem geſundete das Vieh wieder, aber die Frau kam nicht wieder auf, mit der war es ſchon zu weit, und ſie ſtarb nach drei Wochen. (Wolf D. S. Nr. 147.)

Das Meſſer iſt ſchon S. 343 unter den Gegenſtänden aufgeführt worden, mit welchen man den böſen Geiſtern ihre Wirkſamkeit benimmt. Analog zu der Handlungsweiſe des Knechts iſt der in deutſchen und ſlawiſchen Ländern beſtehende Aberglaube, ein Meſſer in die Luft zu werfen, wenn ſich ein Wirbelwind erhebt, wähnend, die Hexe, welcher man ihn zuſchreibt, dadurch zu ſchädigen. Dieſe Deutung konnte aber im Volke erſt entſtehen, als die heidniſche Vorſtellung von der, aus den Beobachtungen mit dem Magnet (Zauberſtein) hergeleiteten, Heiligkeit des Eiſens — daher auch des gegen Behexungen ſchützenden Zeichens eines

Hufeiſens, vrgl. Kloſter IX. S. 85 — ſich aus der Erinnerung verloren hatte.

Auf der Brüßlerſtraße zu Dendermonde liegt ein Haus, worin ſich ehedem eine Brauerei befand. Hier diente Hans Zimmermann als Knecht. Da er ſein Handwerk ſehr gut verſtand, ſo konnte er nicht begreifen, warum das erſte, zweite und dritte Gebräu mißlang. Nun hatte er aber bemerkt, daß jedesmal, wenn er am Brauen war, eine Katze rund um den Keſſel lief. Als er ſein viertes Gebräu begann, und die Katze wieder miauend um den Keſſel ſtrich, redete er ſie in der Ueberzeugung an, daß ſie eine Hexe ſey; bekam zwar nur ein „Miau" zur Antwort, worauf ſie weglief, aber bald mit einem Dutzend Katzen wieder zurückkam; die faßten ſich Pfote an Pfote und begannen einen Tanz um den Keſſel, wobei ſie unaufhörlich ſangen:

Hanſken Temmermann vroeg aen my:
Katze, van wear kombegy?

(Hänschen Zimmermann mich frug,
Kätzchen, woher kommſt denn du?)

Da wurde Hans böſe, füllte einen Eimer mit dem kochenden Bier, und goß das über die Katzen hin. „Miau! Miau!" ſchrieen Alle und verſchwanden, das Gebräu aber glückte. Am andern Morgen jedoch ſah man im Rochusſträßchen ſechs Frauen mit — verbrannten Geſichtern todt auf der Straße liegen. Da blieb kein Zweifel mehr, wer die Katzen geweſen waren. (Ebdſ. Nr. 148.)

In Eiderſtade war ein Müller, dem brannte in jeder Chriſtnacht ſeine Mühle ab. Einſt hatte er einen dreiſten Knecht, der beſchloß, in der gefährlichen Nacht Wache zu halten in der Mühle. Er legte ein großes Feuer an, und kochte ſich einen Keſſel voll Brei, den er mit einem großen Holz umrührte. Einen alten Säbel hatte er neben ſich. Bald kam eine Schaar Katzen in die Mühle, eine ſchneeweiße wollte ſich zu ihm ſetzen. Da warf er ihr einen Schleef voll heißen Brei aus dem Keſſel ins Geſicht, und ſogleich ergriff er ſeinen Säbel, und hieb ihr eine Pfote ab. Da verſchwanden die Katzen. Als er aber genauer zuſah, fand er ſtatt der Pfote eine ſchöne Frauen-

Hand mit einem goldenen Ringe, und auf dieſem ſtand ſeines Herrn Zeichen. Am andern Morgen lag die Müllerin im Bette und wollte nicht aufſtehen. „Gib mir deine Hand!“ redete ſie der Müller an. Nach langem Weigern mußte ſie doch den Arm hervorſtrecken, da fehlte die Hand. Als die Obrigkeit das erfuhr, wurde ſie als Hexe verbrannt. (Müllenhof, Schleſw. Holſt. Sagen Nr. 311.)

Ein Lehrjunge kehrte ſpät von einem Trinkgelage nach ſeines Meiſters Haus zurück, und fand auf der Straße ein ſchwarzes Kätzchen. Das nahm er auf und trug es nach Hauſe, wo er es unter eine Bütte ohne Ohren ſetzte. Am andern Morgen hob er die Bütte auf, um das Thierchen ſeinem Meiſter zu zeigen; wie erſchrack er aber, als er nicht mehr das Kätzchen, ſondern ein ſteinaltes Weib vorfand. Die ſchrie ihm zu: „Du wirſt mich dieſen Abend auf dieſelbe Stelle zurückbringen, von wo Du mich geholt haſt, und thuſt Du das nicht, ſo breche ich dir den Hals.“ Voll Angſt lief der Burſche zu dem Meiſter und erzählte dem die ganze Sache. Dieſer ſchickte zum Pfarrer, welcher nach langem Nachdenken — dem Wunſche der Alten nachzugeben befahl. Zur Ermuthigung des Burſchen erbot er ſich ihn zu begleiten. Als der Abend herandämmerte, begaben ſich Beide zur Bütte, hoben ſie auf, und fanden das Kätzchen wieder darunter. Der Burſche nahm es auf, und ging dem Orte zu, wo er es gefunden. Der Pfarrer folgte. Je weiter ſie kamen, deſto ſchwerer wurde das Kätzchen. Am Ziele angelangt, warf der Burſche in ſeiner Angſt es nieder. Fallen ſah er es nicht, aber er bekam von unſichtbarer Hand einen ſolchen Schlag, daß er ohnmächtig zuſammenſtürzte (Wolf D. S. Nr. 152.)

Ein Bürger in Harlem lag Nachts mit ſeiner Frau im Bette, als plötzlich ihr Söhnchen in der Wiege zu ſchreien begann. Der Mann drehte ſich ſchnell um, und ſah zwei Katzen in der Wiege. Er erkannte, daß Hexerei im Spiele ſey, ergriff einen Stock, und wollte die Katzen todt ſchlagen, aber er traf nur Eine ans Bein, die andere brach eine Scheibe und entfloh, die Verwundete ſprang ihr nach. Der Knabe ſchrie unaufhörlich. Am Morgen wurde der

Arzt geholt, der gab ihn verloren. Das Kind zehrte aus, und ſtarb am dritten Tage. (Wolf N. S. Nr. 561.)

In Karlsruhe war eine Magd, die ließ ſich, wenn ſie Nachts waſchen mußte, von Niemanden dabei helfen, dennoch war ſie am Morgen ſchon mit der ganzen Wäſche fertig. Ihrer Herrſchaft kam dies verdächtig vor, daher gab ſie einem Bedienten den Auftrag, bei nächſter Gelegenheit die Magd ſcharf zu beobachten. Er that es, und ſah in der Waſchküche viele Katzen um den Zuber auf den Hinterbeinen ſtehen und emſig waſchen, während die Magd nur das Feuer unterhielt, und öfters zu einer ſchwarzen Katze, der größten von allen, ſagte: „Mohrle, nur ſauber!“ Nachdem der Bediente ſeinen Herrn herbeigeholt, und Beide eine Weile unbemerkt zugeſehen hatten, begaben ſie ſich wieder zu Bette. Am Morgen hing, wie jedesmal, ſämmtliche Wäſche blendend weiß auf dem Trockenſeil. Aber als noch am ſelben Tag die Magd ihren Abſchied erhalten, und, ohne nach der Urſache zu fragen, das Haus verlaſſen hatte, fand man die Wäſche wieder ſo ſchmutzig, als ob ſie gar nicht gewaſchen worden wäre. Von dieſer Geſchichte rührt die in Karlsruhe noch übliche Ermahnungsweiſe her: „Mohrle, nur ſauber!“ (Schnezler bad. Sgb. II. S. 347.)

Ein Bauer in der Gegend von Eppingen hatte eine Frau, die als Hexe verſchrieen war. Um dies zu ergründen ließ er, da er, auf alle ihre Handlungen Obacht habend, dennoch nichts herausbrachte, gegen ſie einmal den Wunſch fallen: „Wenn ich doch nur hexen konnte!“ Da ſprach ſie: Komm heute Nacht um zwölf Uhr mit in den Hof, da will ich dirs lehren. Um die beſtimmte Stunde fanden ſich Beide dort ein. Der Mann mußte, gleich ihr, eine Miſtgabel ergreifen, und ſie hieß ihn, hinter ihr her, um den Düngerhaufen gehen, und nachſprechen, was ſie ſagen werde. Sie ſchritt nun voran und ſprach:

„Ich verlaugne Herrn Jeſum Chriſt!“

Da fiel ihr der Mann ins Wort:

„Und ich ſchlag todt was teufliſch iſt!“

Und verſetzte ihr mit der Miſtgabel den Todesſchlag. (Ebdſ. S. 418.)

Vor nicht gar vielen Jahren kam ein Erbpächter zum Gutsherrn von Jersbek und ſuchte Rath wider eine weiße Katze, die täglich in ſein Haus ſchlich, ſich auf die Hilgen über den Kühen ſetzte, dann miaute, und dem Vieh allen Segen nahm. Der Herr wollte ſeinen Jäger ſchicken, um die Katze todt ſchießen zu laſſen, der Bauer aber bat flehentlich, davon abzuſtehen, lieber wolle er ſich dann an einen „klugen“ Mann wenden; ſein Nachbar habe einen ähnlichen Fall erlebt, die Katze in einem Sack gefangen, und tüchtig mit einem Dreſchflegel drauf losgeſchlagen; zu ſeinem Schrecken hätte er nachher ein todtes altes Weib herausgeſchüttet.

Der Hexenbanner ward geholt und wandte ſeine Kunſt an. Als er nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner Frau: „die Hexe iſt gebannt, ſie rauſchte aber, als ich durch den Garten des Erbpächters ging, wie ein böſer Gänſerich *) hinter mir her. Wecke mich ja morgen früh vor Sonnenaufgang, ſonſt behält ſie Gewalt über mich, und ich verlaſſe das Bett nicht wieder.“ Zur beſtimmten Stunde ſchlief der Mann ruhig, und die Frau weckte ihn nicht. Als er erwachte und die Sonne hoch am Himmel ſah, erklärte er ſich gleich für verloren. Kein Zureden und Wehklagen der verzweifelnden Frau konnte den Mann zum Aufſtehen bewegen. Schon vor Mittag hatte er, der kräftig und geſund geweſen, in ſchwerem Todeskampf geendet. Dies iſt eine „wahre“ Geſchichte, die etwa vor ſechzig Jahren ſich „wirklich“ (?) ereignet hat. (Müllenhof Schlesw. Holſt. Sag. Nr. 313.)

Ein Flamänder gab folgendes Mittel zur Entzauberung. Er ließ den zu Entzaubernden die Nägel an Händen und Füßen ſchneiden, und warf ſie in einen Topf friſchen Waſſers. Am Abende ſetzte er dieſen Topf ans Feuer, ehe er ſchlafen ging, und warf dann noch vier große Nadeln hinein. Als man ihn fragte, warum er das thäte? antwortete er: dies ſey ein Mittel, die Zauberfrau zu treiben, daß ſie käme und den Zauber löſe; denn wenn das

---

*) Ueber das Verwandeln der Hexen in Gänſe, und aus welchem Grunde? ſ. w. u.

Waſſer anfinge zu ſieden, müßte ſie ſich auf den Weg machen, und die Nadeln ſtachelten ſie gleich Sporen. Und alſo geſchah es auch. Das Zauberweib kam bald und warf ſich auf das Bett des Flamänders, der ſich aber mit ſeinem Dolche und ſeinem Schwert brav vertheidigte. Als auf ſein Rufen noch Andere zuſprangen, flüchtete das Weib in Geſtalt — einer **Katze**. (Wolf N. S. Nr. 293.)

Daß die **Katze** die Lieblingsmaske der Hexen geworden, ließe ſich theils aus der nächtlichen lichtſcheuen Thätigkeit dieſes Thieres, theils auch aus deſſen electriſch-magnetiſcher Natur erklären, indem bekanntlich aus dem **Katzenbalg** zuweilen, wenn er geſtreichelt wird, Funken ſtieben, daher **Katzen** Gewitterleiter ſind, und ſomit zur Wetterhexe in natürlicher Verwandtſchaft ſtehen. Aber auch der in ſeinem innern Organismus mit der **Katze** ſo deutlich verwandte **Haſe** iſt ein Hexenthier, wie aus Müllenhof, Schlesw. Sagen Nr. 315. erweislich, daher wir uns auch nach andern Gründen für die Entſtehung der Anſicht von der Zauberhaftigkeit dieſer Thiere umſehen müſſen. Ich wüßte aber keine befriedigendere Erklärung, als die von dem berühmten Naturforſcher Prof. Schubert in ſeiner „Geſchichte der Seele“ S. 123 der 3ten Ausg. aufgeſtellte Bemerkung über die Dispoſition gewiſſer Thiergattungen zum zweiten Geſicht, und die phyſiſchen Urſachen derſelben. Er belehrt nämlich:

„Das Fleiſch einer ganzen, auch durch die vollkommenern Klaſſen hindurchgehenden Reihe von Thieren, die zuletzt mit den Fleiſchfreſſern endet, enthält einen eigenthümlichen (urinöſen, vielleicht ſelbſt dem Gift verwandten) Stoff beigemiſcht, welcher ſeinen Genuß widerlich macht und ihn der menſchlichen Natur verbietet. Bei dieſer Thierreihe ſcheint das Ganglien-Nervenſyſtem *) mehr entwickelt; deshalb waren gerade die Thiere, welche das moſaiſche Geſetz als unrein bezeichnet, bei den Aegyptern als weiſſagende oder die Zukunft anzeigende (μαντικαὶ) betrachtet. (Man vergleiche Origenes, was in ſeiner Schrift gegen Celſus (IV, 93.) über dieſen Punkt bemerkt iſt, welcher jene Organismen der Einwirkung unheilbringender, dämoniſcher Kräfte mehr ausgeſetzt hält, als andere). Schubert ſchließt dieſes Citat mit der Bemerkung: „Es ließe ſich hiebei zunächſt an Hunde und Pferde denken, an denen das andere Geſicht vorzüglich beobachtet worden iſt."

Mit den beiden genannten Thieren haben Katzen und Haſen den ſüßlichen, geilen Geſchmack ihres Fleiſches gemein. Es fragt ſich daher, zumal die Hexen im Volksglauben nicht ſelten auch die Geſtalt eines Pferdes (Müllenhof Nr. 309), Hundes (ebdſ. Nr. 314), Fuchſes (ebdſ. Nr. 316) und Wolfes (ebdſ. Nr. 317) annehmen, ob nicht die den Hexen, wie ehedem den Druidinnen (Truthen, weiſen Frauen) zugeſchriebene Weiſſagungsgabe **) damit im Zuſammenhange ſtehe? was ſich vielleicht durch den Genuß ſolchen Fleiſches — man denke an die Ingredienzien der Hexenküche und an die Pferdeopfer bei den Hexencongreſſen! — erklären ließe, wodurch die Eigenſchaften des Thieres in den Menſchen übergehen ***).

---

*) Bekanntlich iſt bei den mit Divinationsvermögen ausgerüſteten Somnambulen die Seele nicht durch das Hirnſyſtem, ſondern durch das Ganglienſyſtem wirkſam. Die Weiſſagung kommt aus dem Bauche, ſie ſehen mit dem Magen.

**) Ueber die durch Zeugniſſe der Geſchichte beſtätigte Vorherſehungsgabe der „weiſen" (d. h. wiſſenden) Frauen unter den heidniſchen Germanen ſ. Paſſavants „Betrachtungen über den Lebensmagnetismus" 2. Ausg. S. 308—311.

***) So iſt nach der Auslegung der Rabbinen das Fleiſch des Schwei-

Gegen Obiges ließe ſich zwar einwenden, daß Hexen ſich auch in Geſtalt von Gänſen zeigen (Wagenfeld, Brem. Volkſ. II. S. 26. Nr. 12. und 13., Harrys Sagen Niederſachſens I. Nr. 29., Mone's Anz. f. Kunde d. Mittelalt. VI. S. 395), dieſe Verwandlung weiſt aber, wie Müller (Altd. Rel. S. 364) richtig bemerkt, auf die Walkyren hin, von deren Roſſen Hagel auf die Erde fällt, obgleich natürlich die Erregung eines Ungewitters nicht erſt den Wetterhexen des chriſtlichen Zeitalters, ſondern auch im Heidenthum böſen Zauberinnen zugeſchrieben wurde. Wie der Kampf das Hauptgeſchäft der Walkyren (als Todesnornen) iſt, ſo erheben ſich auch die Hexen zum Kampfe in die Luft *), nicht bloß wenn ſie zum Blocksberg reiten.

Im keltiſchen Heidenthum waren nicht die Druidinnen im alleinigen Rufe des Wettermachens, denn dem ganzen Prieſterthum ſchrieb man die Herrſchaft über die Naturkräfte zu. Der Eubutes bedung ſich reiche Abgaben für die Fruchtbarkeit der Felder aus (Strab. IV. p. 197), dieſe wurden für Abwendung von Hagel, Gewitter, Sturm und Waſſersnoth bezahlt; und

---

nes und des Haſen, des Kameels, des Eſels und des Pferdes von Moſe nur deshalb zu genießen verboten, weil die Geilheit dieſer Thiere in den Menſchen übergienge. Aus gleichem Grunde hat Menu in ſeinen Inſtitutionen den Indiern neben den genannten Thieren auch den Hahn zu eſſen nicht geſtattet. (Vgl. Rhode, die Hindu's II. S. 303.) Die Hexen ſind aber bekanntlich vorzugsweiſe der Geilheit, des unzüchtigen Umgangs mit dem Urheber der ſinnlichen Luſt beſchuldigt, welcher Letztere bei ſeinem erſten, in dieſer Abſicht der jungen Hexe abgeſtatteten Beſuch zwiſchen den Schenkeln ſein Malzeichen aufdrückt.

*) Burchard von Worms p. 200 a: credidisti quod quaedam mulieres credere solent, ut tu cum aliis diaboli membris in quietate noctis silentio clausis januis in aerem usque ad nubes sublevaris et ibi cum aliis pugnes, et ut vulneres alias et tu vulnera ab eis accipias?

wenn — berichtet Eckermann — Almoſen und Zehnten ſaumſelig eingingen, ſo war es doch dieſer Tribut, den Alle gern und freudig ohne Aufforderung entrichteten. Schon ein Geſetz der Weſtgothen ſtellt die immissores tempestatum, wie Ivo's Decret (XI, 36, 50.) ſie nennt, als Urheber von Ungewittern, als Verderber der Saaten und Weinberge dar. Biſchof Agobard, ein Zeitgenoſſe Ludwigs des Frommen, erzählt von dieſen Wettermachern (tempestarii), daß ſie in ihren Dienſten Luftſchiffer hätten, welche das vom Hagel abgeſchlagene Getreide auf Luftſchiffen in ein anderes Land entführten. Der Herr des Getreides nimmt das Verhagelte wieder zu ſich und lohnt ſeine Zauberer damit. Eckermann ſtellt die Vermuthung auf, daß die Wetterhähne auf Kirchthürmen, die ſeit dem 12ten Jahrhundert in Frankreich eingeführt ſind, durch die chriſtliche Religion geweihte Mittel gegen die Wirkſamkeit der Wettermacher ſeyn mochten; denn ein Hahn wurde dem Flußgeiſt, an deſſen Stelle ſpäter der Teufel trat, zum Opfer dargebracht, gebraten und dann zum Weiher getragen. Dann wäre alſo die Spitze des chriſtlichen Gotteshauſes dem Teufel, welchen man noch immer zu fürchten hatte, geweiht, und er durch dieſes freiwillige Opfer verpflichtet, ſeinen Zauberern keinen Vorſchub zu leiſten. Noch jetzt ſtehen in mehreren Gegenden Frankreichs gewiſſe Familien im Verdacht, „meneurs des nuées“ zu ſeyn, d. h. nach Belieben Sturm und Unwetter zu erregen (Mem. des antiq. I. 244.). Sie brauchen nur zu wollen, und der blaue Himmel umwölkt ſich, um in kürzeſter Zeit Regen, Hagel und Winde zu entſenden. Herrn Legier du Loiret wurde von mehreren glaubwürdigen Perſonen verſichert, daß ſie Zeugen der Operationen dieſer Sturmmacher geweſen wären. Eine Maßregel muß vorhergehen. Die Glieder dieſer Familien müſſen ſich, mindeſtens drei zugleich, an einem Teich vereinigen. Die Sturmmacher bringen große Schlägel mit ſich, mit welchen ſie das Waſſer peitſchen, ſo daß es an 30 Fuß hoch ſpritzt. Dabei ſchreien und heulen ſie entſetzlich. Das Sturmmachen geſchieht meiſt zur Nachtzeit, bis zum Sonnenaufgang. Im Teiche von Boisgibaut ward auch der Sturm vom 13. Juli 1788 durch einen Menſchen von Ferté St. Aubin, einen von Jouy und einen von Ardon erregt. Dieſe Geſchichte wurde Herrn Legier von zwanzig Perſonen zu verſchiedenen Zeiten in faſt denſelben Ausdrücken mitgetheilt (**Mem. de l'acad. Celt. II, 206 ff.**, bei Eckermann Relgſch. III. 1. S. 83). Dieſe Zauberer vermochten, nach dem Zeugniſſe des Burchard v. Worms (X, 42.), gleich jenen ägyptiſchen, mit welchen Moſe concurrirte, Waſſer in Blut zu verwandeln. Und wie ſehr man ſie fürchtete, zeigt das Decret (bei Burchard X, 52.): „**si quis murmurans exstiterit, videat ne in poenam murmurantium incurrat.**“ Ein Geſetz, welches aber dieſe „Murmler“ (vgl. S. 570 Anm. 2.) mit Strafen belegt, geſteht zugleich die einer ſolchen Handlung beigelegte Schädlichkeit, und um ſo mehr, wenn, wie im Decret (XI, 26.) des heil. Yvo, ſogar die Todesſtrafe auf das „magiſche Murmeln“, weil es Menſchen tödten kann, geſetzt iſt („**qui susurris magicis hominem occiderit, capite damnetur**“).

Dieſe Gattung von Zauberern, die ihre magiſchen Künſte nur zum Nachtheil der Menſchen anwandte, — denn es gibt auch ſolche, welche mit ihren Gaben Nutzen ſchaffen, wie z. B. die Quellfühler mit ihrer Wünſchelruthe, auf welche ich ſpäter zurückkommen werde — hieß in der chriſtlichen Zeit Hexer (ahd. **Hechizero**), Hexenmeiſter; ſie ſind aber der Zahl nach geringer, als ihre weiblichen Concurrentinnen, die Hexen (ahd. **Hechizera**), und zwar aus dem S. 545 angeführten Grunde. Köppen (in Wigands Vierteljahrsſchrift II. S. 2) definirt das Wort „Hexe" treffend in Folgendem: „die Hexe iſt eine illegitime Wunderthäterin, gleichviel ob zu guten oder böſen Zwecken, denn die Zauberei unterſcheidet ſich, da ſie auch wohlthätig ſich äußern kann, darin vom Wunder, inſofern letzteres, weil es den Zwecken der chriſtlichen Religion dient, legitim iſt." Darum konnten die heidniſchen Druiden und Druidinnen in den Augen der Chriſten, gleichviel, ob ihre Wunderthaten guter oder böſer Art waren, als Zauberer gelten, d. h. ſie verrichteten ihre Wunder, da ſie nicht unter dem Beiſtand des Schlangentreters geſchahen, unter dem Beiſtand der Schlange; ein dritter Fall iſt undenkbar, weil Wunder übernatürlich, d. h. dem Menſchen aus eigener Kraft auszuführen unmöglich ſind. Darum galt auch die Jungfrau von Orleans ſelbſt bei ihren eigenen Landsleuten für eine Hexe, obſchon ihre Wirkſamkeit eine für ihr Vaterland wohlthätige war. Vom religiöſen Standpunkte aus waren ihre Thaten unbegreiflich, denn ſie gehörte nicht dem geiſtlichen Stande an, der ausſchließlich im Beſitze des Wundermonopols iſt. In Frankreich jedoch unterſcheidet man zwiſchen **Fée** und **Sorciere**, nur die Letztere beſchuldigt man ſchädlicher Abſichten, daher die Sage, Jeanne d'Arc habe unter einem Feenbaum ihre erſten Viſionen gehabt, als ſie ihres Vaters Heerden hütete. Die Briten aber, welche von den Feen minder günſtig dachten, verbrannten die Heroine als eine Hexe. Dieſe iſt, weil ſie wiſſentlich und vorſätzlich mit Hülfe des Teufels Zauberei treibt, die bei ſolchem Beiſtand nur ſchädlich ſeyn kann, der gerichtlichen Ahndung verfallen; zum Unterſchied von der Beſeſſenen, die zwar auch des Teufels iſt, aber nur ſein unwillkührliches Werkzeug. Die Hexe handelt activ, mitwollend, ſie bedient ſich des Teufels zu ihren Zwecken, wie er ſich ihrer zu ſeinen Zwecken. Beide ſtehen miteinander im Bunde, ſchließen unter ſich einen Vertrag (pactum diabolicum). Dieſer iſt das unterſcheidende Merkmal der Hexe, alles Weitere nur Folge deſſelben (Köppen a. a. O.).

Wir ſehen hieraus, ſagt Schreiber (Südd. Taſchb. V. S. 125), wie die antike Gottheit in den modernen Teufel, der Religionscult in einen Religionsabfall, der ſchuldloſe Dienſt einer Prieſterin in das ſündhafte Treiben einer Frevlerin, mit Einem Worte: die Fee in die Hexe ſich umgewandelt hat. Das älteſte Kirchengeſetz gegen die Hexen iſt, nach der Meinung dieſes Forſchers, der Canon Episcopi (ſeiner Aufſchrift zufolge, ein Beſchluß der Synode von Ancyra, vom Jahr 314. Decret Gratiani part. II. caus. 26. Qu. 5. cap. 12.), in welchem den Biſchöfen zur Pflicht gemacht wird, auf die Ausübung magiſcher Künſte wachſam zu ſeyn und die Schuldigen aus der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen. Insbeſondere habe man auf gottloſe Weiber zu achten, welche, durch Täuſchungen und Blendwerke von Dämonen verführt, ſich einbilden, daß ſie Nachts mit der Heiden-Göttin Diana und einer zahlloſen Schaar Weiber, auf gewiſſen Thieren reitend, große Länderſtrecken durchfliegen, und in beſtimmten Nächten den Befehlen ihrer Herrin gewärtig ſeyn müſſen. Dieſes

Alles ſey teufliſche Vorſpiegelung, denn der Satan nehme verſchiedene Geſtalten an und bethöre das Gemüth durch *Träume*, indem er es — demſelben bald Angenehmes, bald Trauriges, bald bekannte, bald unbekannte Perſonen zeigend — durch alle Abwege führe, und während dieſes nur mit ihm vorgeht, das Gemüth des Gottloſen ſich einbilde, es gehe nicht *geiſtig*, ſondern *körperlich* vor.

Man ſollte wahrlich glauben, hier eine Stelle aus Kieſer's „Syſtem des Tellurismus" zu leſen, denn Thl. II. S. 88 claſſifizirt dieſer wackere Pſycholog die Hexen zu jener Gattung von Somnambulen, bei welchen die niedere Richtung des telluriſchen Lebens auftritt. Inſofern nämlich die Erzeugung ſolcher Zuſtände, in welchen die Geſchlechtsorgane in ſo abnormer Thätigkeit, daß der Zuſtand ſich (bei Männern) der Satyriaſis, und (bei Weibern) der Nymphomanie nähert, von der chriſtlichen Denkweiſe äußerer dämoniſcher Einwirkung zugeſchrieben wurde, erſchienen ſie als vom negativen Princip Beherrſchte, vom Teufel Beſeſſene. Auch Kieſer weiß zwiſchen den heiligen Wunderthätern und den verſchrieenen Hexenmeiſtern keinen andern Unterſchied, als daß Jene in ihren Viſionen nur gute Geiſter ſahen, die Hexen aber, in fleiſchlichen Lüſten ſich gefallend, mit böſen Geiſtern zu verkehren glaubten, und nach Außen wirkend, nur ſchädliche Handlungen verrichteten. Ob daher eine Somnambule der frühern Zeit als Hexe verbrannt oder als Heilige canoniſirt werden ſollte, hing bloß von der wohlthätigen oder ſchädlichen Richtung derſelben Lebensform ab. Während die Hexen auf dem Blocksberg mit andern Hexen zuſammengekommen, und den Umarmungen des ſataniſchen Bockes ſich überlaſſen zu haben wähnten, lagen ſie in ihren Wohnungen in tiefem Schlaf, welcher durch die narkotiſche Subſtanzen enthaltenden Hexenſalben erzeugt worden war. In dem nun entſtehenden Somnambulismus bildeten ſich die bekannten Traumviſionen der Zuſammenkünfte auf dem Brocken und an andern (von den heidniſchen Urbewohnern ihren Göttern geheiligten, von ihren chriſtlichen Verfolgern) dem Teufel geweihten Orten *), des fleiſchlichen Umgangs mit Suc-

---

*) Z. B. der Heuberg bei Halberſtadt, der Heuberg bei Balingen in Schwaben, der Staffelſtein bei Bamberg, der Köterberg bei Corvey in Weſtphalen, der Inſelberg bei Schmalkalden, der Horſelberg bei Eiſenach, bei Schleswig die Kropperheide und der Priſerberg. Bei Schuby zeigt man auf der ſogenannten Brutkoppel noch den kleinen Pisberg, wo die Hexentanze geſchahen. In Holſtein verſammelten ſie ſich auf dem Blumenberg bei Kinzier, ferner auf dem Rugenberg bei Heiligenhafen. Der ſchwediſche Sammelplatz iſt der Meerfelſen Blakulla (wörtlich: ſchwarzer Berg) zwiſchen Oeland und Smaland Vielleicht hat auch der Blocksberg dieſe Namensbedeutung, denn das engl. blak: ſchwarz, könnte ſich auch im altſachſiſchen Idiom vorgefunden haben, ſowie horse: Roß, im Horſelberg, mit Anſpielung auf die bei jenen Zuſammenkünften dargebrachten Roßopfer? Und da die Feier der Walburgisnacht an andern Orten ſchon in der Oſternacht vorgenommen worden, ſo fordert die noch jetzt bei den Ofnern übliche Sitte, am Oſtermontag ihren Blocksberg, der nach Peſth hinüberſchaut, zu beſteigen, zu der Vermuthung auf, daß auch hier in heidniſcher Zeit der Cultus eine nächtliche Feier begangen haben mochte, welche die ſpatern Monche als einen Hexencongreß in Verruf brachten. Der deutſche Name des Berges ließe ſich leicht daraus erklären, daß von Deutſchen das Chriſtenthum nach Ungarn verpflanzt worden iſt. Die ungariſchen Hexen verſammelten ſich aber auch auf dem „kahlen Scheitel" (kopasz tetö) einer Spitze des Tokeyer Weinberges, waren alſo nicht auf Einen Ort beſchränkt. Ein Theil der Karpathen heißt bei den Polen, gewiß aus ähnlicher Urſache „der alte Weiberberg" (Babia gora) Die ſpaniſchen Hechizeras halten ihre Tanze auf der „Heide von Baraona" im „Sande von Sevilla." In Frankreich ſteht der Puy de Dôme bei Clermont in Auvergne in dieſem Rufe. Die neapolitaniſchen Streghe verſammeln ſich unter einem Nußbaum bei Benevent. (Weil der Volksglaube dieſe Art von Baumen ſich zumeiſt von böſen Geiſtern bewohnt dachten. Ein Beiſpiel dieſer Art aus Rom ſ. im „Kloſter" IX. S. 898). Auſſerdem ſind noch italieniſche Hexenberge der Barco di Ferrara, der Paterno di Bologna, der Spinato della Mirandola, der Tossale di Bergamo u. a. m.

cuben und Incuben (welcher Zuſtand dem Alpdrücken verwandt iſt) ꝛc. Und da die Traumviſionen auch ins wachende Leben übertraten (wodurch ſie ſich vom vollkommenen Somnambul unterſcheiden), ſo hielten ſie Alles im Traume Geſehene für Wahrheit.

Der „negative Character“ des oben erwähnten Synodenbeſchluſſes leitet Hrn. Schreiber auf die Vermuthung eines hohen Alterthums deſſelben, und daß er „aus galliſchem Gebiet“ — alſo wo die Druidinnen ihre Thätigkeit entfalteten — hervorgegangen. Er findet ſich zuerſt bei dem Prümer-Abte Regino († 915), aus deſſen Sammlung*) er in jene ſeines Landsmanns Burchard**) von Worms, und aus dieſer wieder in andere überging***). An obige Stelle reihen ſich zunächſt folgende Bußfragen:

„Haſt du geglaubt, es gäbe eine Frau, vom gemeinen Wahne Holde (anderswo Unholde) genannt, auf deren Befehl vom Teufel geblendete Weiber mit einer Schaar in Weiber umgewandelter Dämonen, in beſtimmten Nächten auf gewiſſen Thieren reiten zu müſſen behaupten*)?“

---

*) Reginonis libri duo de synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis. Recens. F. G. H. Wasserschleben. Lips. 1840. lib. II. c. 371. — „Caput incertum, sumtum fortasse ex Capitulari quodam hactenus inedito etc.“

**) Burchardi Wormatiensis ecclesiae Episcopi, Decretorum libri viginti. Coloniae 1548. lib. X. c. 1.

***) Burchard lebte im 11. Jahrhundert. Die Synode von Ancyra gehört ſchon dem 4. Jahrhundert (314) an, aber ſchon im 3. Jahrhundert mußte Papſt Eutychian ein Decret erlaſſen, das Hirten und Jäger als Solche bezeichnet, die über Brod und Kräuter, oder über gewiſſe Verneſtelungen (ligamina) teufliſche Verſe ſprächen, und das Beſprochene dann in Bäumen oder am Kreuzweg verſteckten, den eigenen Heerden zum Heil, den fremden zum Unheil. (Interrog 43.)

„Haſt du geglaubt, was Einige dafürhalten, es gebe ſogenannte Waldfrauen (Agrestes feminas, quas *silvaticas* vocant), welche ihren Liebhabern, auf deren Verlangen, körperlich erſcheinen, ſich mit ihnen ergötzen, und ſodann nach Belieben wieder verſchwinden?“

„Haſt du geglaubt, daß Leute, wie ſie vorgeben, Ungewitter erregen**) oder die Gemüther der Menſchen verändern***) können?“

---

*) Die Hekate der Deutſchen, „Frau Holle“, an einigen Orten: „Abundia“ oder „Habundia“, an andern: Herodias, in den Niederlanden „Wanne Thekla“ geheißen, das weibliche Naturprincip in ſeiner feindlichen, zerſtörenden Eigenſchaft.

**) Damit vgl. S. 562. Im Trierſchen überlieferte ein Bauer ſeine Ehefrau den Gerichten als eine Hexe, weil ſein Töchterchen ihm verrathen hatte, wie ſie von ihrer Mutter gelernt; dadurch Regen zu bewirken, indem ſie ein Grübchen in die Erde machte, ihr Waſſer hineinlaſſe, dieſes mit einem Stäbchen umrühre, und einige Worte dazu murmle. (Remigii daemonol. c. 25.) In der Straßburger Diöceſe unweit Schletſtadt wurde eine Zauberin eingefangen, die ſich gegen eine Freundin verrieth, indem ſie, auf eine Schüſſel voll Waſſer hinweiſend, dieſer ſagte, daß ſie darin mit dem Finger rühren ſolle, während ſie ſelber Zauberworte murmelte. Kaum war das geſchehen, da erhob ſich ein Sturm mit Donner, Hagel und Regen. (Delrio Disq. mag. p. 747.) Im Jahre 1533 ſind in Berlin zwei Weiber gefangen worden, die ſich unterſtanden, Eis zu machen, um die Frucht damit zu verderben. Sie

„Haſt du geglaubt, daß Jene, welche das Volk Feen nennt, wirklich ſeyen, oder das thun können,

---

hatten ihrer Nachbarin ein Kind geſtohlen, und daſſelbe zerſtückelt gekocht (vermuthlich, um durch dieſes Opfer an den Teufel deſſen Beiſtand zu erzwingen.) Der Zufall ließ die Mutter ihres verlorenen Kindes Gliedmaßen in einem Topf erblicken. Als nun die Weiber eingezogen und peinlich befragt wurden, bekannten ſie: wäre ihr Geköche fortgegangen, ſo wäre ein großer Froſt mit Eis gekommen, ſo daß alle Frucht verderbt wäre. (Grimm D. S. Nr. 250.) Daher alſo jene Umzüge um die Felder, welche beſonders am Tage nach der berüchtigten, auf dem Brocken gefeierten Walpurgisnacht ſtatt finden, weil die den Blüthen und dem Weine ſchadenden Maifröſte den Hexen zur Laſt gelegt werden. Am Harz und in Thüringen will Ad. Kuhn gehört haben, daß vom 1. bis 12. Mai die Hexen den Schnee forttragen müſſen, und dann erſt zurückkehren. Nun iſt aber allgemeiner Glaube, daß der Frühling eigentlich erſt nach den ſogenannten drei kalten Tagen (11. 12. 13 Mai) angehe. Hier alſo ein Bezug der Hexenverſammlung auf die Ankunft des Frühlings, und gerade wie zu Weihnacht eine Zeit von 12 Tagen; dort ziehen Wodan und Holle mit dem wilden Heer, Bertha mit den Heimchen durchs Land, hier tanzt der Teufel mit den Hexen in gleicher Friſt den Schnee fort. Ebenfalls am 1. Mai erhebt ſich der iriſche O'Donoghue mit ſeiner Elfenſchaar aus dem See Killarney und hält ſeinen Umzug. In den iriſchen Elfenm. S. CCXXIII hält Grimm den Hexentanz für ein Elfenfeſt. Die Hexen haben aber auch Macht über Wind und Waſſer. „In Siſabr an der Schlei wohnte ein Weib, das den Wind drehen konnte. Als einſt die Schleswiger Heringsfiſcher dort landen wollten, baten ſie das Weib, den Wind zu drehen. Sie ſagte es zu für ein Gerücht Fiſche. Darauf gab ſie ihnen ein was man von ihnen glaubt, d. i. wenn ein Menſch geboren wird, daß ſie ihn, zu was ſie wollen,

---

Tuch mit drei Knoten und ſagte, daß ſie den erſten und den zweiten öffnen könnten, den dritten aber nicht eher, als bis ſie Land hätten. Die Fiſcher ſpannten die Segel auf, obgleich noch Weſtwind war. Als aber der älteſte der Gilde den einen Knoten öffnete, kam ein ſchöner Fahrwind aus Oſten. Er öffnete den zweiten; da hatten ſie Sturm und kamen mit der größten Schnelligkeit nach der Stadt. Nun waren ſie neugierig, was es werden möchte, wenn ſie auch den dritten öffneten. Kaum geſchah das, als ein fürchterlicher Orkan aus Weſten über ſie herfiel, daß ſie eilig ins Waſſer ſpringen mußten, um ihre Schiffe ans Land zu ziehen.“ (Müllenhof Schlesw. S. Nr. 301.)

„An einem heißen Sommertag ſetzte ein Mann aus Nieblum auf Föhr, der mit Grasmähen beſchäftigt war, ſich nieder, um ein Stück Brod zu verzehren. Da kam eine Waſſerhoſe in gerader Richtung auf ihn los. Der Mann, wohl wiſſend, daß dies von Hexen herkomme, warf ſein Brodmeſſer hinein, um die Hexe zu verwunden. Aber im Nu ward er gefaßt, und wirbelnd durch die Luft getragen, bis er endlich wohlbehalten auf einer kleinen Inſel am Ende der Welt wieder den Boden berührte. Er ſah den Tod voraus, denn die Inſel war wüſt, und von einem ſtürmiſchen Meer umgeben. Da bat er in ſeiner Angſt die Hexe um Verzeihung. Da ward ein Stuhl vor ihm niedergelaſſen, an dem ein Strick mit drei Knoten befeſtigt war. Er ſetzte ſich darauf, und es kam eine Stimme aus der Luft, ihm zurufend, wenn er wieder nach Hauſe wolle, ſollte er den einen Knoten öffnen, ginge die Fahrt nicht ſchnell genug, könne er auch den zweiten löſen, vor dem dritten aber ſolle er ſich hüten. Sogleich ging ſeine Reiſe durch die Luft vor ſich, als er den erſten Knoten löſte. Bald machte er auch den zweiten los, und er beſtimmen können; hauptſächlich daß ein ſolcher Menſch ſich in einen Wolf, genannt Werwolf †), oder in eine andere beliebige Geſtalt verwandeln könne?

---

fuhr nun mit der Geſchwindigkeit einer Kugel dahin. Bald lag Föhr wieder vor ſeinen Augen, da konnte er ſich nicht enthalten, auch den dritten Knoten zu öffnen. Mit ungeheurer Schnelligkeit gings nun fort, und hätte er nicht auf den Kirchthurm zu St. Johannes getroffen, wäre er über die Inſel hingeflogen. Bei dem Zuſammentreffen mit dem Thurmhahn verlor er beide Beine, und weiß nun aus Erfahrung, wie gefährlich es ſey, ſich mit Hexen abzugeben. (Ebdſ. Nr. 308.)

***) In Delrio's Disq. mag. p. 363 wird ein Recept zum Bereiten des Liebespulvers gegeben: „Nimm eine Hoſtie, die jedoch nicht geweiht ſein darf, ſchreibe auf dieſelbe einige Worte mit Blut aus dem Ringfinger, und laſſe alsdann von einem Prieſter fünf Meſſen darüber leſen. Dann theile die Hoſtie in zwei gleiche Theile, deren einen nimm ſelbſt, den andern gebe der Perſon ein, deren Liebe du gewinnen willſt.“ Einige ſchmelzen Wachs (darauf ſpielt ſchon Virgil Ecl. 8. 80 an), oder verwenden Edelſteine, Kräuter, die zu einer gewiſſen Nachtſtunde beim Mondſchein zu einem Abſud gekocht wurden (Kohl Reiſ. in Ungarn II. S. 370.), animaliſche Stoffe z. B. ein Stück pulveriſirtes Fleiſch von der Stirne neugeborner Füllen, welches die Stuten gleich nach dem Fohlen abzubeißen pflegen. Zu dieſem Mittel nahm Dido Zuflucht, als ſie das Herz des Aeneas erobern wollte (Aen. 4, 515.) Sonſt rühmten die Alten noch zu dieſem Behufe: Haare vom äußerſten Schwanzende des Wolfes, etwas von ſeinen Schamtheilen, Taubenblut, Uhufedern, Schlangengerippe, Krötenknochen; auch Knochen einem hungrigen Hunde entriſſen, ſollen Liebesgier mittheilen (Horat. Epod. V, 14—23.) Properz (III. eleg. 5.) empfiehlt den

„Haſt du gethan, was manche Weiber zu gewiſſen Jahreszeiten thun, daß du in deinem Hauſe einen

---

Strick eines Gehängten! Bei Theocrit (II, 33.) dient verbrannte Gerſtenkleie (vielleicht wegen der erotiſchen Nebenbedeutung? Aristoph. pax 962.) oder ein Lorbeerzweig (V. 23. vrgl. Virg. Ecl. 8, 83.) zum Anfachen von Liebesflammen. (Der Lorbeer, inſofern er die Dämone der Unfruchtbarkeit vertreiben ſollte.) Allgemein wirkſam ſind Gegenſtände, die den Geliebten gehören. Bei Theocrit (V. 53) verbrennt eine Zauberin den Saum vom Kleide des Delphis, damit er ebenſo von Liebesfeuer verzehrt werde. Eine andere legt die Pfänder ihres Liebhabers in die Erde unter ihre Thürſchwelle (Virg. Ecl. 8, 94.), vielleicht wegen der erot. Nebenbedeutung des Wortes? denn δελτα: die Thüre (דלת) bedeutet bei Ariſtophanes (Lys. 151) ſ. v. a. γυναικειον αἰδοῖον. Im chriſtlichen Aberglauben galten wieder andere Mittel: Man macht ein Bild aus Wachs oder Miſchungen von gewiſſen Dingen, tauft ſie mit dem Namen der Perſon, der Liebe eingeflößt werden ſoll, und zwar mit denſelben Ceremonien, welche der Prieſter bei der wirklichen Taufe gebraucht; nur daß man dabei den Teufel anruft und beſchwört. Alsdann ſchmilzt man dieſe Bilder, und gleichzeitig wird auch das Herz des bis dahin nicht Liebenden, deſſen Namen das Bild trägt, mit Liebe entzündet. (Delrio Disq. mag. p. 364.)

Als Mittel gegen die Liebe diente den Alten das Anrufen der Todtengottheiten, weil ſie der Fruchtbarkeit entgegenwirken (Aen. 4, 638 – 640.) Der chriſtliche Volksglaube empfiehlt folgendes remedium amoris: „Nimm eine ſchwarze Taube, mache Zeichen und ſpreche Worte über ſie, brate ſie ſodann, theile ſie unter die Liebenden, und ſogleich werden ſie ſich gegenſeitig fliehen.“ (Wolf. N. S. Nr. 285.)

†) Der Glaube an Wehrwölfe iſt beinahe über ganz

Tiſch mit **Speiſe** und **Trank** darauf zurüſte-

Europa, die pyrenäiſche Halbinſel nicht ausgenommen (ſ. Perſiles von Cervantes I, 8.), verbreitet. Schon die ältere Edda und das altengliſche Gedicht „Willyam and the Werwolf“ gedenken dieſer Geſchöpfe, aber in den ſlawiſchen Ländern und in Ungarn iſt ihr Kredit auch jetzt noch unerſchüttert geblieben. Nur darin weichen die zahlreichen Volksſagen über dieſen Gegenſtand von einander ab, daß nach mancher Ueberlieferung der Werwolf die willkürliche Maſke eines Zauberers iſt, nach Andern hingegen die Strafe und der Fluch, womit die Sünden eines Ahnherrn noch in ſeinen Enkeln heimgeſucht werden; wieder nach Andern iſt der Werwolf eine entwürdigende und peinlich zwangvolle Lage, in die durch einen Zauber ein Uebermüthiger gebracht wurde. Unter den Alten meldet Herodot (IV, 105) von den Scythen, daß es dort Zauberer (γόητες) gäbe, die ſich alljährlich auf einige Tage in einen Wolf verwandeln, dann aber wieder menſchliche Geſtalt annehmen. Aehnliches berichten Pomponius Mela (II, 1.) und Auguſtin (C. D. XVIII, 17.) vgl. Virgil ecl. 8, 97: his ego saepe *lupum fieri* et se condere silvis Moerin vidi. Ein ſolcher Menſch hieß λυκάνθρωπος. Properz (IV, 5, 14.) nennt die griechiſche Angabe vom Wolfwerdenkönnen „der Arcadier Eitelkeit.“ Ebenſo erklärt Plinius (VIII, 22.) die Sache für eine Fabel. Dem Petronius (Sat. 62.) zufolge wird man zum Wolfe, ſobald man auf die Kleider — pißt! (ille *circumminxit* vestimenta sua, et subito *lupus* factus est). Das deutſche Wort „Werwolf“ bedeutet ſ. v. a. Mannwolf (wie Wergeld = Mannsgeld, Kopfgeld). Durch Verwandlung des w in gu, g wurde das franzöſiſche loup garou. Die Verwandlung in einen Wolf glaubte man auch durch Ueberwerfen eines Wolfsriemens zu bewirken. (So die Hexe bei Müllenhof Schleſw. Sag. Nr. 317.) In einer von Grimm teſt, damit, wenn jene drei Schweſtern, die man Parzen nennt, kämen, ſie ſich laben könnten? *)."

(Myth. S. 1049 Anm. 5) erzählten heſſiſchen Sage verwandelte ſich eine Frau durch Anlegung eines Zauberrings in einen Wolf und ſtahl ein Schaf aus einer Heerde. Als der Mann aber, gegen ihr Verbot, ſie beim Namen rief, verſchwand das Thier, und die Frau ſtand nackend auf dem Felde. Der Wolfsriemen hat ſeinen Namen jedoch nicht von der Haut des Thieres, es iſt ein aus der Haut eines Menſchen geſchnittener drei Finger breiter Gürtel. Von natürlichen Wölfen unterſcheidet ſich der Werwolf durch den abgeſtumpften Schwanz. Der rheiniſch-weſtphäliſche Volksglaube läßt bloß Männer Werwölfe werden. In den längſten Nächten geht der Werwolf um, daher der Chriſtmonat ehedem Wolfsmonat hieß, und in Wien las man im Mittelalter in der Chriſtnacht, wo Holle mit ihrem Hexengefolge umzieht, Wolfsmeſſen als — Gegenzauber! Und dennoch kämpften ſogar Geiſtliche gegen dieſen Aberglauben, denn Bonifaz verlangte von den Bekehrten bei der Taufe das Bekenntniß, daß ſie den Glauben an Strigen (Hexen) und Werwölfe für Teufelswerk halten (Falkenſtein Nordg. Alt. I. S. 243.) Am richtigſten deuteten Wierus (de praest. daem.) und Godelmann (v. Zauberern II. 3.) die Sache, indem ſie die Verwandlung in einen Werwolf als eine Krankheit betrachten, in welcher der Menſch ſeine Phantaſien für Wirklichkeit nimmt. Der Tod war die Folge der Bekenntniſſe dieſer Kranken. Ein Protokoll über einen Juſtizmord aus ſolcher Veranlaſſung zu Ansbach im 17. Jahrhundert hat der Nürnberger Correſpondent 1810 Nr. 283 geliefert, woraus erſichtlich, wie lange ſich dieſer Aberglaube ſelbſt in Deutſchland erhalten hat.

*) Hieraus iſt deutlich zu erkennen, daß die drei Schickſalsſchweſtern im „Macbeth" an die Stelle der Furien der Alten getreten ſind, die man, wie andere unterirdiſche Gottheiten, zu gewiſſen Zeiten durch Opfergaben ſühnte.

„Haſt du geglaubt, daß du — während du Nachts im Bette liegſt, und dein Mann bei dir ruht — obgleich ein körperliches Weſen, dennoch durch verſchloſſene Thüren fortziehen, weite Räume mit Andern, die von demſelben Wahne befangen ſind, durcheilen *), Chriſten ohne ſichtbare Werkzeuge tödten, von ihrem gekochten Fleiſche eſſen **), an die Stelle ihres Herzens Stroh oder Holz einlegen ***), ſie dann wieder erwecken, und ihnen noch weitere Lebensfriſt vergönnen kannſt?"

„Haſt du die Ueberlieferungen der Heiden wahrgenommen, daß du den Lauf der Sterne beobachteteſt, den Neumond oder die Finſterniß des Mondes; daß du durch dein Geſchrei „Siege Mond!" (Vince Luna!) wähnteſt, ihm ſein Licht wiedergeben zu können?"

„Haſt du Sohn oder Tochter, um einer Heilung willen, auf das Dach oder den Ofen gelegt? oder Körner verbrannt, wo ein Menſch geſtorben war? oder den Gürtel des Todten zu eines Andern Schaden in Knoten geknüpft?"

---

*) Dem Nicolaus Remigius (daemonol. II, 4.) hat ein Weib erzählt, „daß Zauberfrauen die Macht hätten, durch die kleinſte Oeffnung zu ſchlüpfen, und wäre es auch das kleinſte Schlüſſelloch, die engſte Mauerritze oder Fenſterſpalte. Das iſt aber eine beſondere Gabe, die muß man ſich verdient haben". (Wolf N. S. Nr. 275.) Gervaſius Tilberienſis will Weiber gekannt haben, die Nachts, wenn ihre Männer ſchliefen, mit ſchnellem Flug über das Meer ſchwebten, und die Welt durcheilten. Wer aber dabei den Namen Chriſtus nenne, ſtürze, der Ort ſey wo er wolle, und die Gefahr noch ſo groß, ſogleich herunter. (Dobeneck Volksgl. II. S. 32.)

**) Darauf ſpielt das ſaliſche Geſetz (67) an: „si stria hominem comederit"; ferner der indiculus paganiarum: quod feminae possint corda hominum tollere." Schon die Römer glaubten daran (Petron. c. 134: quae striges comederunt nervos tuos?)

***) Eine polniſche Sage (bei Wojcicki) erzählt von einer Hexe, die an die Stelle eines von ihr aufgenommenen Menſchenherzens ein Haſenherz einlegte.

„Haſt du von Opfergaben, wie ſolche da und dort an Gräbern, Quellen, Bäumen, Steinen oder Scheidewegen gebracht werden, etwas genoſſen? oder Steine zu einer Erhöhung zuſammengetragen? oder Kopfbinden an Kreuze, auf Scheidewegen aufgehängt? Biſt du wegen des Gebetes an einen andern Ort gegangen, als in die Kirche? etwa zu Quellen, Steinen, Bäumen oder Scheidewegen? Haſt du daſelbſt ein Licht angezündet? Brod oder ſonſt etwas als Opfer dahingebracht?"

Aus den letztern Fragen, die deutlich auf heidniſchen Cultus ſich beziehen, kann auf die Bedeutung der erſtern zurückgeſchloſſen werden, d. h. daß das Thun der Hexen, ihre nächtlichen Fahrten, Menſchenopfer, urſprünglich Verrichtungen der Druidinnen im Dienſte einer Sühnopfer verlangenden Gottheit waren, deren menſchenfeindlicher Charakter ſie in den Augen der Chriſten um ſo leichter zu einem teufliſchen Weſen machen konnte. Ohnehin galten der Geiſtlichkeit die heiligen Quellen und Bäume von Dämonen bewohnt; in dieſe hatte bekanntlich die Kirche ſogar die wohlthätigen Gottheiten verwandelt, wofür ſie in der griechiſchen Bibelüberſetzung von Pſ. 96, 5.: *παντες οἱ ϑεοὶ τῶν ἐϑνῶν δαιμόνια* (wegen 3 Moſ. 17, 7.) eine Stütze fand.

Der heil. Eligius († 659) eifert gegen den mit Tänzen verbundenen Feuercult in der Johannisnacht (in welcher, wie in der erſten Mainacht, Hexencongreß auf den Hexenbergen war, ſ. Müllenhof a. a. O. S. 213), und zugleich gegen das Anrufen von Dämonen als: Hercules, Diana, Minerva ꝛc., gegen das Verrichten der Andacht in Hainen, an Bäumen, Quellen, Scheidewegen ꝛc., gegen Luſtrationen, Kräuterweihe, gegen Durchführen der Heerden durch einen hohlen Baum, denn dadurch würden ſie dem Teufel zugeeignet ꝛc., endlich auch gegen die Mummereien am Neujahrstage in Kühe (in dieſe Thiere verwandeln ſich Hexen, ſiehe Falkenſtein Nordg. Alt. I. S. 326), Hirſchkühe und Popanze (jocticos, etwa v. jocus abſtammend? dann müßte es Gaukler überſetzt werden, hier aber ſind wohl Schreckbilder von abenteuerlicher Geſtalt gemeint.) Damit vgl. Alcuins Klage (in ſeinem Tractat vom Gottesdienſt): „Einige verwandeln ſich am Neujahrstag in abenteuerliche Geſtalten, und werfen Thierfelle um ſich, Andere verkleiden ſich als Weiber.“ Ferner des heil. Pirmins († 754), jenes Alemannenapoſtels Miſſionsrede (abgedruckt im 4ten Band von Mabillons veter. Analect.): „Laufet nicht herum als Hirſche oder alte Weiber, weder in der Faſten noch zu andern Zeiten. Meſſet den Zauberliedern keinen Glauben bei; kein Chriſt führe teufliſche Tänze, Geſänge, Scherze und Spiele aus ꝛc.“

Nichtsdeſtoweniger war noch im Anfang dieſes Jahrhunderts das „Berchtenlaufen“ in den Thälern der noriſchen Alpenwelt eine Faſchingsbeluſtigung; um Lienz in Tyrol und im Pinzgau haben ſich noch jetzt einzelne Schwingungen erhalten. Der Benedictiner Beda Weber, gibt hierüber ſolche Aufſchlüſſe, welche über die Verwandtſchaft dieſes Scherzes mit jener heidniſchen Cultusform nicht den geringſten Zweifel geſtatten:

„Berchte (Perchta) bedeutet eine unheimliche, von übermenſchlicher Begeiſterung gehobene, bald Grauen und Furcht, bald ungemeine Anziehungskraft zum Guten und Böſen verbreitende Geſtalt. Solcher Weſen gibt es gute (Feen) und böſe (Hexen); die Erſtern mit Wohlwollen, die Letztern mit Ungunſt den Menſchen nahend *). Nur zu gewiſſen

---

*) Beide ſind aber doch Ein Weſen, wie Perchta, die in der

Zeiten erſcheinen ſie den Menſchen, namentlich von Anfang des Advents bis zum Epiphanienfeſte (alſo in den längſten Nächten), mehr hörbar als ſichtbar, aus unbekannten Wohnſtätten hervorbrechend, mit Geheul und Lärm, durch trügeriſche Laute lockend, auf bekannte Geiſterſprüche an Vertraute Antwort ertheilend, auch unbekannte Verbrechen ſtrafend. Man ſieht, die Berchten ſind Weſen der Volksmythologie, welche die öſtlichen Völker bojoariſchen Stammes auf den Einfall kamen, nachzuſpielen (wie die Silene und Bacchanten das Treiben des Bacchus und der „guten Göttin“ Bona Dea), ganz in der Art und Weiſe, wie der Begriff von ihnen ſich feſtgeſtellt. Im Faſching vermummen ſich rüſtige Jünglinge (Berchtolde) in wilde Männer, Larven um das Geſicht, eine große Schellenſpitzhaube auf dem Kopfe, mit Rollen und Glöcklein rings umhangen. So ſtürmen ſie in wilder Luſt Haus ein, Haus aus. In Mitterſill bilden 8 — 10 rüſtige Burſche eine Geſellſchaft. Zwei von ihnen ſtellen häßliche, mit Beſen bewaffnete Geſtalten vor — die Berchten. Ihnen folgt ein buntes Geſindel von Hannswurſten ꝛc., dann kommen die Tänzer mit feſtanliegenden Kleidern, mit grellfarbigen Bändern rundum geziert, auf dem Haupte eine Krone von hochfliegenden Hahnenfedern, von welchen viele lichtfarbige Bänder über Schultern und Rücken herabflattern. Das Geſicht mit einer Larve verhüllt, haben ſie am Ende des Rückens eine Alpenglocke angehängt, die den Fußſchlag der tanzenden Gruppe accompagnirt. Mit dem Berchtenlaufen nahe verwandt, iſt das Maskenweſen im Zillerthale, das mit dem Feſte der heil. drei Könige beginnt und bis zum Faſchingsdienſtag fortdauert.“

Wenn nun auch dieſe Sitte einen ſcherzhaften poſſenartigen Charakter an ſich trägt, ſo iſt es doch nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer nicht es auch urſprünglich war. Ich erinnere daran, daß die Römer die etruſkiſchen Pantomimen zur Abwendung einer Peſt einführ-

---

Epiphanien-Nacht erſcheint, als Fee Befana in Italien, gute Kinder beſchenkend, unartige aber ſchreckend und ſtrafend.

ten, gewiß nicht in der von profanen Auslegern behaupteten Abſicht: die betrübten Gemüther aufzuheitern, ſondern durch Spott — wie die beim Siegeszug des Feldherrn Spottlieder auf denſelben abſingenden Soldaten die Göttin des Neides — die Ate, die Unglück und Tod ausſendende Furie zu ſühnen. Ich erinnere ferner an die urſprüngliche Bedeutung der Worte „Maske“ (masca im Latein des Mittelalters eine Zauberin, v. *βασκω*, *βασκαινω*, fascino, Zauberſprüche murmeln), und „Larve“ (urſprünglich ein Geſpenſt larva, die weibliche Form v. lar, das Stw. iſt *λάρω*, unſichtbar, verborgen ſeyn oder machen). Es werden demnach die heutigen Maskenzüge in der Zeit von Dreikönigsnacht bis Faſtnacht ein Ueberbleibſel jener, meiſt von Weibern (wie in Hellas von den Bacchantinnen) gefeierten Myſterien der „guten Göttin“ (Bona Dea, Frau Holde oder Holle) ſeyn. Darauf weiſen ſchon die vom heil. Eligius erwähnten Hirſchkalbfelle hin, die auch in den Myſterien des Bacchus von den Eingeweihten getragen wurden; die Satyrmaske in dieſem Cultus weist auch auf einen Geſpenſterzug hin, denn Satyren ſind Dämone der Wildniß; diejenigen, welche ſich in die Weihen des Gottes aufnehmen ließen, ſtellten alſo die Geiſter der Abgeſchiedenen (Dämonen) vor; darum dieſe Aufzüge in der Mitternacht des Jahrs; die deutſchen Hexen, welche ſich in Wölfe und Füchſe verwandelten, waren alſo mit den Baſſariden (Füchſinnen), wie die Bacchantinnen von ihrer Bekleidung mit Fuchsfellen hießen, verwandt, d. h. ſie waren Prieſterinnen in dieſem Coſtüm, nicht aber in wirkliche Thiere ſich verwandelnde Zauberweiber. Erſt die chriſtliche Zeit brachte ſie, theils aus Anfeindung heidniſcher Cultgebräuche, theils, weil man den Sinn derſelben nicht mehr verſtand, in den böſen Ruf der Hexerei. Die von der Geiſtlichkeit ausgehenden Verfolgungem, ſolcher Myſterien bewirkten nicht die Abſchaffung derſelben, ſondern — da man ſich von dem Hergebrachten nicht trennen wollte — nur die Verkehrung derſelben in einen Mummenſchanz, in ein Poſſenſpiel, was die Kirche gewähren zu dürfen glaubte. Seltſam genug weiſt aber das Wort Mumme ſelber auf ein Geſpenſt hin — wie ſchon die Benennung des in geſpenſterhaftem Rufe ſtehenden Mummelſees in Baden andeutet — davon: vermummen, wie verpuppen, von Popel, Puppe = Geſpenſt, und putzen v. Butz, was ebenfalls die Bezeichnung eines Geſpenſtes iſt. Die Dämonen ſind Seelen der noch der Erde zugewandten Geiſter, die Geſpenſter (das am Faſtnachtsdonnerſtag zurück in den Hörſelberg ziehende wilde Heer), welche in den zwölf Nächten das Gefolge der umziehenden Nachtfrau (Diana, Holle) bilden, eigentlich die Eingeweihten in den Cultus der Gottheit, oder prieſterliche Perſonen, welche den Zuſtand der Verſtorbenen mimiſch darſtellten; die weiblichen Anhängerinnen nannte man in Rom: Bacchantinnen, in Deutſchland: Hexen (urſprünglich ihre Prieſterinnen die Druidinnen = Truthen), die männlichen Verehrer in Rom: Faunen, Silene, Satyre ꝛc. in Deutſchland: Hexen oder Hexenmeiſter; in Frankreich **sorciers**, urſpr. Druiden ꝛc., daher noch jetzt in England **dry** (verſtümmelt aus **Druid**), Zauberer, als Ztw. **to dry**: zaubern heißt. Die Macht zu zaubern, verlieh jener Prieſterſchaft die ſie inſpirirende Gottheit. In der chriſtlichen Zeit traten der Teufel und ſeine Großmutter an die Stelle des Bacchus (Faunus) und der Bona Dea, oder wie ſie unter den Kelten hießen, des Hu und der Ceridwen; dader die Fortſetzung jener myſteriöſen Gebräuche als Abfall von der Kirche verpönt, und nur in der herabgewürdigten Geſtalt einer Poſſe noch heutzutage tolerirt, wo freilich auch die ſchwächſte Erinnerung an den urſprünglichen Sinn der Farçe im Volke verloren gegangen iſt.

Der allmähliche Uebergang einer uralten Cultushandlung in den modernen Faſtnachtsſchwank läßt ſich auch aus folgender, von Schreiber a. a O. S. 145 ff. gegebenen Nachweiſung noch erkennen. Der im Jahr 1182 verſtorbene Johann von Salisbury ſpricht von Weibern, welche unter Anführung einer Nachtkönigin (Diana) ſich verſammeln, Gaſtmahle feiern, und mancherlei Aufgaben unter ſich theilen. Namentlich ſollen ſie Kinder ſtückweiſe zerreißen und ihren Bauch damit füllen*), oder auch ſolche geraubte Kinder, wenn ſich die Königin derſelben erbarme, wieder in die Wiegen zurückbringen. Dieſes aber, meint er, ſey lediglich ein Blendwerk der Dämonen (Viſionen), was ſchon daraus hervorgehe, daß nur Weibern, weil ſie ſchwächern Verſtandes ſeyen, als Männer, ſolches vorkomme**). Der Pariſer Biſchof, Wilhelm aus der Auvergne (**Guilielmus Alvernus** † 1248), nennt dieſe Frauen „Damen der Nacht“ (**Dominas nocturnas**), und ſtellt Abundia als Königin an ihre Spitze, doch glaubten nur alte Weiber und Schwachköpfe daran *). Ein Blendwerk böſer Geiſter ſey es, daß ſich mitunter weißgekleidete Mädchen- oder Frauengeſtalten in Wäldern, an anmuthigen Stellen unter dichtbelaubten Bäumen zeigen. Die „Strigen und Lamien“ (alſo Hexen) *ſcheinen* bloß aus den Wiegen geraubte Kinder zu zerreißen oder zu braten. Ueberhaupt ſeyen ſolche Mährchen alter Weiber Geſchwätz, welche faſt alle Reſte des Heidenthums feſthalten und fortpflanzen **).

---

*) „Infantis frustatim discerptos edaci ingluvie in ventrem trajectos“. Da im chriſtlichen Mittelalter noch die Mutter Gottes als ſtellvertretende Sühnopfer unſchuldige Kinder forderte (ſ. Kloſter IX. S. 882), ſo darf man dergleichen Kannibalismen den Heiden, wenn ſie, ebenfalls einen Biſſen von dem Opferfleiſch koſtend, Ablaß der Sünden und Segen in ihren Unternehmungen erwarteten, nicht ſo hoch anrechnen.

**) „Daemones, quas Dominas vocant vetulae, penes quas error iste remansit, et a quibus nobis committitur.“

Dieſer Schriftſteller kommt alſo ſchon in ſeiner Auslegung der modernen Erklärungsart, die ſolche Zuſtände als Viſionen, und die Hexen als Somnambule behandelt, ziemlich nahe. Freilich, die gehäßige Meinung, welche die Bekenner des Chriſtenthums von jenen Ueberreſten heidniſcher Cultusformen zu verbreiten wußten, ſtellte ſolche dem Volke als dämoniſche Handlungen dar, und reproducirte ſich folglich in dieſer Geſtalt den Viſionärinnen, die bei jenen mitwirkend zu ſeyn — geträumt hatten. Das Durchklingen religiöſer Vorſtellungen in dieſen Angaben wird demungeachtet wohl Niemand beſtreiten.

„Auf ſolche Weiſe,“ bemerkt mein Gewährsmann, „zeigt ſich während dieſer erſten *chriſtlichen* Periode in den von *Kelten* bewohnten Ländern zwar eine ſtets lebhafte Erinnerung an die *nationale Vergangenheit*, aber nichts weniger als ein *Syſtem modernen Hexenweſens*. Sogar in ſeinen aſcetiſch-viſionären Verirrungen ſchweifte das weibliche Gemüth nicht über die Grenze ſeines unmittelbaren Glaubens hinaus. Daß ſich ihm bei ſeiner Reizbarkeit und Schwäche ſtatt des *himmliſchen* Gegenſtandes ſeiner Adoration kein *hölliſcher* in ſolchen Zuſtänden unterſchob, wie dieſes *ſpäter* der Fall wurde, bürgt wohl mehr als Alles für die Fortdauer natürlicher Herzensunſchuld und für die Macht chriſtlicher Ueberzeugung während dieſer Periode, durch feſten Glauben jeder dämoniſchen Ueberwältigung entrückt zu ſeyn.“

---

*) Quis vel caecus hoc ludificantium daemonum non videat esse nequitiam? quod vel ex eo patet, quod mulierculis et viris simplicioribus in fide ista proveniunt.

**) Vetularum desipientia opinionem istam disseminavit et provexit atque animis mulierum aliarum irradicabiliter infixit.

Der zu Anfang des 9ten Jahrhunderts lebende Lyoner Erzbiſchof Agobard beſtritt in ſeiner Schrift de grandine et tonitruis den Glauben an Wetterhexen noch ſehr lebhaft. Der zweite Canon der Synode von Paris im Jahr 829 erklärte, daß der Satan durch gewiſſe Getränke, die eine böſe Luſt erwecken, die Gemüther verwirre. Dieß iſt doch eine halbe Anerkennung, daß natürliche Mittel angewendet wurden, um Wunder zu thun. Bekanntlich erregt der Saft der Asclepias acida Hellſehen. Das Kräuterkochen der Hexen iſt, wie der Keſſel, in welchem ſie gekocht wurden, eine allen Völkern bekannte Sache. Die Wurzel des Manicum Solanum ruft, nach Dioscorides, zu einer Drachme mit Wein getrunken, mannigfaltige Erſcheinungen hervor; ebenſo die in Bactrien und am Boriſthenes wachſende Pflanze Gelotophyllis, wenn ſie mit Wein und Myrrhe getrunken wird (vgl. Plinius 24, 102. über die myſtiſche Botanik). Kämpfer (Amoenitat. exotic. p. 652) erwähnt eines Latwergs, deſſen Genuß die Wirkung hervorbringt, daß man ſich von Flügelroſſen über Wolken und Regenbogenbrücken getragen wähnt.

Daſſelbe Bewandtniß hat es wohl mit der ſogenannten *Hexenſalbe*, die, nach Delrio (Disq. mag. II, 24.) dadurch bereitet wird, daß die Hexen, Kinderleichen aus dem Sarge ſtehlend, dieſe in einem Keſſel ſo lange kochen, bis das Fleiſch von den Knochen abfällt, und aus dem feſtern Theil dieſes Abſudes jene Salbe bereiten, womit ſie ihre Künſte treiben, ſich verwandeln ꝛc., das Flüſſige aber in Fläſchchen gießen, und wer davon etwas trinke, und noch einige Ceremonien von den Zauberfrauen über ſich machen laſſe, ſey Meiſter ihrer Kunſt. Dieſe Salbe iſt zweifelsohne aus Subſtanzen bereitet, die Hallucinationen bewirken. Görres erzählt in der „chriſtlichen Myſtik“ III. S. 560 von einem Geiſtlichen, der einem Weibe, die ſich einredete, Nachts mit Andern ihres Gleichen eine Ausfahrt zu machen, den Wahn ausreden wollte; ſie aber beſtand darauf, ſie müſſe ihrer Erfahrung mehr glauben, als ſeinen Worten, daher er den Wunſch äußerte, daß ſie ihn bei ihrer nächſten Ausfahrt gegenwärtig ſeyn laſſe. Sie ſagte hierauf zu dem Ordensmann: „Ihr mögt noch mehr Zeugen mitbringen, und Ihr werdet mich dann Alle miteinander abfahren ſehen. Der Dominikaner, ein großer Seeleneiferer, fand ſich, um ſich zu überzeugen, am von ihr anberaumten Tage mit tauglichen Zeugen ein. Sie aber ſetzte ſich vor den Anweſenden in die Brodmulde, die auf einer Bank ſtand, und fing unter Beſchwörungen an, ſich einzuſalben. Ihr Haupt ſank nach einiger Zeit, und ſie entſchlief. Sie hatte nun Geſichte von der Frau Venus und damit Zuſammenhängendem in ſolcher Stärke, daß ſie mit gedämpfter Stimme zu jubeln anfing, ſo, daß unter den heftigen Bewegungen, die ſie auch mit den Händen machte, die Mulde lang hin und her ſchwankte, und endlich, von der Bank herabſtürzend, die Alte am Haupte nicht wenig verletzte. Wie ſie nun, ſo bewegungslos an der Erde liegend, allmählig erwachte, ſagte der Mönch zu ihr: Wie nun, biſt du etwa mit dem wilden Heere wirklich ausgezogen, da du nach dem Zeugniß aller hier Anweſenden doch nicht aus deiner Mulde weggekommen? Durch dieſen Augenſchein und viel gutes Zureden gelang es ihm zuletzt doch, ſie zum Geſtändniß ihres Irrthums zu bringen.

Analog iſt folgender von Eckermann (Rel. III. 1. S. 101) aus Frankreich berichteter Fall, in Beziehung auf den Wahn, daß Hexen durch geſchloſſene Thüren dringen können. Eine alte Frau ſagte zu ihrem Beichtvater in der Kirche: Herr, Ihr müßt mich ſehr lieb haben, denn ich habe euch vor dem Tode geſchützt. Ich ging bei Nacht mit den guten Weſen um, und wir betraten Euer Haus mit Fackeln. Da ſah ich Euch ſchlafend und ganz entblößt, ich aber habe Euch bedeckt, damit unſere Herrinnen (Dominae) Euch nicht nackt ſähen. Hätten ſie Euere Nacktheit bemerkt, ſo würden ſie Euch zu Tode haben peitſchen laſſen. Darauf erkundigte ſich der Prieſter, wie ſie in ſein Haus gekommen und in ſeine Kammer, da doch Beides ſtark verriegelt geweſen. Und die Alte erwiderte, daß ſie bei verſchloſſenen Thüren in die Häuſer eingingen. Da rief ſie der Prieſter in die Sacriſtei und ſchlug ſie mit dem Kreuz, und gebot ihr, durch die verſchloſſene Thüre zu entfliehen. Als ſie das nicht konnte *), entließ er ſie, von ihrem Wahn geheilt.

Mit dem 13ten Jahrhundert tritt ein Wendepunkt im Hexenweſen ein. „Der bisher von der Kirche in ſeiner Natur bekämpfte Zauberglaube wird kirch-

---

*) Begreiflich, weil ſie in dieſer Stunde im wachen Zuſtande war, denn nur im Traume kann der Menſch ſich an jeden beliebigen Ort ohne Hinderniß hinbegeben.

lich geboten, und der Zweifel an dieſer Realität als Ketzerei hingeſtellt. Die chriſtliche Zauberei iſt nun anerkannt, und zwar als eine dem Chriſtenthum feindliche Macht, ſie iſt weſentlich Ketzerei, und zwar die entſetzlichſte; ein ſtillſchweigendes Bündniß mit dem Satan, eine Losſagung von Gott, eine förmliche Verläugnung des Glaubens, eine Schändung der Sacramente. Unwiſſenheit, Bosheit und Uebertreibungsſucht ſtempelten diejenigen, die ſich von der herrſchenden Ueberzeugung abſonderten, zu Zauberern, ihre Verſammlungen zu Schauplätzen der furchtbarſten Gräuelthaten, des Kindermordes, der Unzucht ꝛc., die gehörige Ausſchmückung der ketzeriſchen Zaubergräuel übernahmen zum Theil die Oberhäupter der Kirche ſelbſt.“

Wie begründet dieſer von Schreiber S. 149 ausgeſprochene Vorwurf ſey, erhellt aus folgendem, obſchon von ihm ignorirtem Factum. Im Jahre 1233 ſchrieb Papſt Gregor IX. den deutſchen Biſchöfen: „der Stadinghere (eine Sekte, die ſich in Friesland und Niederſachſen ausgebreitet hatte) erſchien der Satan unter verſchiedenen Geſtalten bei ihren Zuſammenkünften, und leitete die in ſeinen Dienſt Verſtrickten zu den ſchändlichſten Gräueln an. Demgemäß gaben ſie in dieſen ihren Verſammlungen bei ausgelöſchten Lichtern jeder Luſt ſich hin, und nahmen alljährlich aus den Händen des Prieſters den Leib des Herrn, den Genommenen aber im Munde behaltend, ſpieen ſie ihn dann in den Abtritt aus. Sie läſterten: der Herr des Himmels habe den Lucifer ungerecht und mit Hinterliſt in die Hölle hinabgedrungen, der Beeinträchtigte aber werde, nachdem er ſeinerſeits den Gewaltigen geſtürzt, dahin zurückkehren. Von Allem, was dem Tyrannen wohlgefalle, müſſe man daher abſtehen und Alles thun, was ihm verhaßt ſey. Demgemäß mordeten ſie alle Prieſter und Religioſen, die ihnen in die Hände gefallen."

Ein Kreuzzug wurde gegen dieſe Secte gepredigt, der Verdacht folgte den Verſteckten, die Anklagen häuften ſich mehr und mehr, ſelbſt höhere Kirchenprälaten wurden nicht verſchont, und im Jahr 1303 ein Biſchof von Coventry in England angeſchuldigt: er habe neben andern Gräueln dem Satan gehuldigt, ihm den Hintern geküßt und oft der Rede mit ihm gepflogen. Bonifaz VIII. ließ die Sache unterſuchen, und die Angabe ward als Verläumdung befunden. In demſelben Jahre, am 27. Juli, klagte Johann XXII.: „Wir haben vernommen, wie Johann von Limoges, Jakob von Crabançon und Johann von Amant, ein Arzt, nebſt einigen Andern, ſich aus Fürwitz auf die Schwarzkunſt und anderes Zauberwerk, wovon ſie Bücher haben, verlegen. Sie bedienen ſich dazu gewiſſer Spiegel und Bildniſſe, die ſie nach ihrer Art weihen, ſie ſtellen ſich in einem Kreiſe umher, rufen die böſen Geiſter an, und trachten durch ſolch Zauberwerk gewiſſe Perſonen zu tödten, oder durch langſame Krankheiten hinzurichten. Zuweilen verſperren ſie die böſen Geiſter im Spiegel, im Cirkel oder Ring, und fragen ſie über geheime oder zukünftige Dinge. Sie geben zumal vor, ſie hätten die Kraft und Wirkung ſolcher Dinge oft erfahren, und behaupten, ſie könnten durch gewiſſe Speiſen und Getränke, ja ſogar durch bloße Worte den Leuten das Leben abkürzen, verlängern oder gar nehmen, zugleich auch alle Krankheiten heilen." Schon früher, am 22. April dieſes Jahrs, hatte der Papſt an den Biſchof von Rio geſchrieben: „Sie haben, um uns mit Gift hinzurichten, gewiſſe Getränke bereitet, weil ſie aber keine

Gelegenheit gefunden hatten, dieſe uns beizubringen, ſo geſtalteten ſie unter unſerm Namen Bildniſſe*), welche ſie unter Zauberſprüchen und der Anrufung böſer Geiſter mit Nadeln durchſtochen**), damit ſie uns dadurch ums Leben bringen könnten. Gott aber hat uns bewahrt, indem er es gefügt, daß drei ſolcher Bildniſſe uns zu Handen gekommen.“ Unterm 20. Auguſt 1320 ſchrieb der Cardinal Wilhelm von Godin an den Inquiſitor zu Carcaſſone: „Der Papſt befiehlt euch, gerichtliche Unterſuchung wider diejenigen vorzunehmen, welche ſich den Dämonen verloben, und ſchriftlich oder ſonſt durch ausdrücklichen Bund verpflichten; um ſie zu bannen, gewiſſe Bildniſſe geſtalten oder andere Zauberkünſte üben, und indem ſie Bildniſſe oder andere Materien taufen, das heilige Sacrament oder auch andere zu Maleficien mißbrauchen. Gegen ſolche Böſewichte ſollt Ihr mit Beihilfe der Biſchöfe, wie gegen Häretiker verfahren, wozu Euch der Papſt hiemit ermächtigt *).“

---

*) Auch dieſe Kunſt, die ſchon den Griechen (Theocr. 2. 28.) und Römern (Horat. Epod. 17, 76. Ovid. Amor. III. 7. 29.) nicht unbekannt war, ward in Indien erfunden. Die Zeitſchr. „Ausland" 1828 Nr. 99 berichtet einen dort vorgekommenen Fall dieſer Art aus neuerer Zeit: Ein reicher Kaufmann hatte einen Streit mit einem Zauberer in Indien Letzterer fertigte ein Bild aus Lehm, nannte es nach dem Kaufmann, und überſchüttete es täglich in verſchiedenen Tempeln und auf dem Bazar mit den furchtbarſten Flüchen. Der Kaufmann, obgleich vom Einfluß am Hofe von Indore, und ein Mann von Macht, bekam die Weiſung, ihn auf irgend eine Weiſe zum Stillſchweigen zu vermögen. Er weigerte ſich, und der Unfug dauerte noch Monate fort, bis einige Freunde des Kaufmanns eine Summe zuſammenlegten, und den Zauberer, ſie anzunehmen, aufs demüthigſte baten. „Warum hat man dies nicht ſchon früher gethan?" fragte er: „jetzt habe ich ſchon zu viel wider ihn geſprochen, ich kann meine Worte nicht mehr unkräftig machen." Der Zufall fügte, daß den Kaufmann mehrere Unglücksfälle trafen, wodurch der Glaube an den Zauberer bedeutend ſtieg.

Aus Bodins Daemonomania (Straßb. 1591 Fol. p. 143. 144.) erfährt man, daß, wenn ein „Atzmann" (das Wachsbild) in die Luft gehängt, oder in Waſſer getaucht, oder am Feuer gebäht, oder mit Nadeln durchſtochen unter die Thürſchwelle vergraben wird, der, auf welchen es abgeſehen iſt, alle Qualen des Bildes empfindet. Auch aus Taig und Leim können Zauberbilder gebacken werden. In Pulci's „Morgante" (XXI, 73.) beſitzt eine Zauberin ein Bild, gemacht aus dem lautern Wachſe junger Bienen (prime ape) mit allen Gliedern bis auf eine Rippe. An dieſes Bild war der Zauberin eigene Lebenskraft gebunden, und als es Malagigi bei langſamem Feuer ſchmelzen ließ, ſchwand ſie dahin. Wie Geneſene und Sieche, ſagt Grimm, ein Wachsbild oder Wachsglied in Kirchen weihen und aufhängen ließen, ſo verletzte und tödtete die Hexe durch Bilder.

**) Damit iſt das Tattowiren der Hexen durch einen Nadelſtich nicht zu verwechſeln. Es iſt die Verſchreibung an den Teufel mit dem eigenen Blute, welches als Hauptſitz der Lebenskraft die Luſt und Nahrung der Dämonen iſt.

Dinge dieſer Art erfüllen ſeit dem 13ten Jahrhundert die Inquiſitionsakten, und ausdrückliche Zeugniſſe der Inquiſitoren **) behaupten nun einen nahen Zuſammenhang des Zauberweſens mit der Ketzerei. So

---

*) Als im Jahr 1066 Erzbiſchof Eberhard von Trier während der Oſterfeier eines plötzlichen Todes geſtorben, ſchrieb man dieſen Todesfall ſchon den Juden zu, die man eben ſo oft beſchuldigte, Hoſtien durchſtochen zu haben, aus denen ſodann Blut gefloſſen ſey. Wie viele Tauſende Menſchenleben dieſem Unſinn geopfert wurden, iſt bekannt. Diesmal ſollten ſie das Bild des Erzbiſchofs aus Wachs gefertigt, von einem abtrünnigen Prieſter in St. Paulin haben weihen laſſen (!), und es dann während der gottesdienſtlichen Verrichtung (die ungläubigen Juden?!) angezündet haben. Dies erzählt ein ſpäter geſetzter Grabſtein in St. Paulin. (Brower Ant. Trevir. L LXXV p. 539.)

**) Die Inquiſitoren wurden meiſt aus dem Dominicanerorden gewählt. Dieſer hatte, ſchon wegen der Conflicte mit den biſchöflichen und weltlichen Behörden, den eigentlichen Hexenprozeß erfunden, und zwar dadurch, daß er in die traditionellen Volksvorſtellungen zunächſt in Südfrankreich — in Toulouſe waren zuerſt ſtändige Inquiſitionsgerichte (Inquisitiones haereticae pravitatis) niedergeſetzt worden — einging, daher die dortigen heidniſch-natioheißt es in einer ſolchen Aktenſammlung *) ausdrücklich: „Vor 270 Jahren graſſirten die ketzeriſchen Waldenſer und die Armen von Lyon; aber dieſe erſte Secte war verſchieden von der zweiten. Denn jene waren eigentliche Häretiker, dieſe aber ſind ſchlimmer, geheime und verſteckte apoſtatiſche Götzendiener und ungläubige Heiligthumsſchänder. Das mögen die Richter wiſſen, daß die Zauberer, Zauberinnen und Teufelsbeſchwörer meiſt alle Waldenſer ſind, und zwar von der zweiten Secte. Alle Waldenſer ſind von Berufswegen weſentlich, wie formal, um ihrer Aufnahme in die Geſellſchaft willen, hernach Teufelsbeſchwörer; obſchon nicht alle Beſchwörer Waldenſer ſind, aber oft treffen Beſchwörerei und Waldenſerei (Valdensia) zuſammen.“

Demgemäß werden nun auch die Proceſſe auf Zauberei immer häufiger. Bernard von Como, Inquiſitor dortiger Gegend († 1510) ſchreibt (Tract. de strigis cap. 4.): „Aus den Protokollen früherer Inquiſitoren im dortigen Archiv der Inquiſition erhellt, daß die Secte der Hexen ſeit etwa 150 Jahren ihren Anfang genommen.“ Dieſe anderthalb Jahrhunderte führen in die erſte Hälfte des 14ten Jahrhunderts zurück, in welcher Bartolus († 1355), ein damals berühmter Rechtskundiger, blühte. Ihn befragte Pioti,

---

nalen Erinnerungen mit dem chriſtlich-antirömiſchen nach und nach zu einem Syſtem verſchmolzen, deſſen Handhabung ſolche Gerichte aus ihrer Unpopularität herauszog, ihnen ſtets neuen Stoff zuführte, und ſie zugleich über jeden Competenzconflict hinwegſetzte. Die erſte ſichere Erwähnung einer vollſtändigen Hexerei, einſchließlich des Buhlbundes mit dem Teufel, findet ſich bei dem großen Auto da Fe im i. J. 1275 zu Toulouſe unter dem Inquiſitor Hugo v. Beniols. (Schreiber a. a. O. p. 159.)

*) Recollectio casus, status et conditionis Valdensium idolatrarum ex practica et tractatibus inquisitorum et ex confessionibus et processibus eorundem Valdensium factis A. 1464.

Biſchof von Novara im Mailändiſchen, in Sachen eines ſolchen Weibes, und er gab den Beſcheid: da ſie Chriſto und der Taufe entſagt, das Kreuz mit Füßen getreten, den Teufel knieend angebetet, Knaben nach ihrem Geſtändniſſe durch Angreifen behext, ſo daß ſie geſtorben, wie aus der Klage der Mutter erhelle, ſo müſſe ſie des Feuertodes ſterben, und nur im Falle aufrichtiger, nicht durch Todesfurcht (!) erweckter Reue dürfe ihrer geſchont werden. Er ſtützte dieß ſein Urtheil *auf die Bibel**), das canoniſche und römiſche Recht (!) überläßt jedoch den Theologen die Entſcheidung der Frage: ob wirklich durch Anſchauen und Anfühlen Jemand behext werden könne? (Consil. sel. in causis criminal. ed. 1577 Frcf. II. p. 8.).

Auf das Jahr 1438 gehen dann die „Thatſachen" (?) zurück, die der Proceß des Carmeliten Wilhelm Adeline vor der Inquiſition in Evreux „ans Licht" (!) brachte. Dieſer „bekannte, ohne durch die Folter eingeſchreckt zu ſeyn" **), wie er öfter zu Fuße und ohne Fuhrwerk in der verdammten Verſammlung der Waldenſer zugegen geweſen, die um 1438 im Auguſt bei Clairvaux, in der Diöceſe von Beſançon, an gebirgigen und wüſten Orten, und öfter zur Nachtzeit abgehalten wurde. Er hatte ſich, wie er ſagte, das Jahr zuvor in die Secte aufnehmen laſſen, einmal um ſie *auszuforſchen*, und dann, um ſich die Zuneigung eines Ritters von Clairvaux, *der einen tödtlichen Haß auf ihn geworfen*, wieder zu gewinnen. Bei ſeinem Erſcheinen war großer Jubel in der Verſammlung, und der vorſitzende Dämon ſagte zu dem Dämon des Adeline, ſeinem Führer und Leiter: Er ſey uns ſehr willkommen! Adeline ſagte überdem aus: es ſeyen viele Leute beiderlei Geſchlechts auf eine Meile in die Runde und weiterhin zuſammen gekommen; einige der Ausgelaſſenheiten, Ausſchweifungen und fleiſchlichen Lüſte wegen, denen ſie ſich dort überließen; andere der Schlemmereien willen, die gehalten wurden; einige auch, um an ihren Feinden ſich zu rächen, oder etwas vom Dämon zu erlangen, der ihnen Großes verſprach, wenn ſie ſeine Gebote befolgten. Er ſelbſt hatte jedoch, wie er ſagte, nichts von ihm erhalten. Das Erſtemal küßte er die rauhe und kalte Hand eines Dämons, Monſeigneur genannt, der in Menſchengeſtalt mit über die Maßen wilden, funkelnden Augen den Vorſitz führte. Beſagter Adeline hat auch in der Verſammlung der Waldenſer, die, wie geſagt, öfter in der Stunde der Finſterniß unter einer dunkeln und ſchwefelflammigten Beleuchtung gehalten wurde, des Teufels Gebote auf das Geheiß des vorſitzenden großen Dämons, Monſeigneur genannt, ausgerufen und verkündet, und ſagte bei der Ankunft deſſelben, ihm voraufgehend, zu den Verſammelten: „ſeht, euer Herr naht, rüſtet euch, ihn zu empfangen, wie ſich gebührt." Der beſagte Dämon nahm bisweilen die Geſtalt eines großen Bocks*) an, und nachdem Adeline ſeine Gebote dem Gedächtniſſe der Anweſenden ſattſam eingeſchärft, küßte er ihm knieend den rauhen, kalten und ſtinkenden Hintern. Ferner hat beſagter Adeline, der damals dem Orden d. h. M. vom Berge Carmel angehörte, jenem Dämon, Monſeigneur genannt, den Eid geleiſtet, mit dieſen Worten: „Ich W. Adeline, Prior von Clairvaux, entſage dem Glauben an die Dreifaltigkeit, die Jungfrau Maria, das Kreuz, Weihwaſſer und geſegnete Brod.“

---

*) Tantum religio potuit suadere malorum! iſt man hier mit dem Heiden Lucrez auszurufen genöthigt.

**) Das Motiv ſeines Bekenntniſſes folgt gleich nachher.

---

*) Der Bock war die Thierlarve, der die ſymboliſche Verehrung dargebracht wurde, von der Secte, deren Vorſtand Monſeigneur war. (Anm. v. Görres zu deſſen Mittheilung dieſes Actenſtücks).

Gleichzeitig gibt auch das Fortalitium fidei *) nähere Aufſchlüſſe über den innern Zuſammenhang dieſer Vorgänge, indem es in der 10ten Betrachtung des 5ten Buches „über die Täuſchung der Weiber durch die Dämonen“ ſich wie folgt vernehmen läßt: „Es werden dergleichen Frauen häufig gefunden in der Dauphiné und Gascogne, allwo ſie ſagen: wie ſie zur Nachtzeit auf einem wüſten Blachfeld ſich verſammeln, und einen Bock (caper, eigentlich aper: Eber) **) auf einem Felſen finden, der in der Landesſprache der „Bock von Bitere“ (Elboch de Bitere) genannt wird; den ſie dann mit angezündeten Lichtern ***) um-

---

*) Eine Schrift, die 1439 von dem Franciscaner Alphonſo de Spina geſchrieben worden.

**) Die Stelle lautet im Original: quia nimium abundant tales perversae mulieres in Delphinatu et Gasconia, ubi se asserunt concurrere de nocte in quadam planitie deserta, ubi est aper quidam in rupe, qui vulgariter dicitur el boch de Biterne, et quod ibi conveniunt cum candelis accensis et adorant illum aprum osculantes eum in ano suo. Dazu bemerkt Grimm (p. 1019): „Man wird überall caper für aper zu ſetzen haben, da Bock, boc, bouc deutlich jenen bezeichnet.“ Schreiber meint aber: „Deſſenungeachtet möchte das Eberbild doch nicht aufzugeben ſeyn, da auch ein ſolches, nach ſpäter üblicher Bezeichnung, für den Bock von Biterne gegolten haben konnte. Der Felſen iſt die Spitzſäule aus dem Cultus der Druiden, der Eber das keltiſche Nationalfeldzeichen auf derſelben. Hierbei darf nicht überſehen werden, daß die Waldenſer, piemonteſiſche Thalbewohner, durch ganz Südfrankreich bis tief in die Pyrenaen hinein angetroffen werden. Dieſe Gegenden ſind aber ſämmtlich von Kelten bewohnt.“

***) Schreiber erinnert: Es darf (bei der keltiſchen Abſtammung der Waldenſer) gar nicht überraſchen, wenn in jener Secte, ungeachtet ihrer Einfachheit, Sittenreinheit und Wohlthätigflehen und ihn anbeten. Deswegen wurden viele von ihnen, nachdem ſie von den Inquiſitoren des Glaubens verhaftet und überwieſen worden, verbrannt. Es ſind aber ihre Bildniſſe abconterfeit worden, wie ſie den Bock anbeten mit den Lichtern, im Hauſe des Inquiſitors von Toulouſe auf einer großen Menge von Tapeten (Camisearium), wie ich ſelbſt geſehen habe.“

Am Ende des 15ten Jahrhunderts kehrt dieſelbe Beſchuldigung wieder von der Anbetung des Satans in Geſtalt eines Mannes, deſſen Geſicht die Anbetenden nie zu ſehen bekämen. Um 1484 erfolgt die Bulle Innocenz VIII., worin er auf die Kunde, die ihm geworden, wie in einigen Theilen Oberdeutſchlands und in den Erzbisthümern am Rheine viele Perſonen beiderlei Geſchlechts, vom katholiſchen Glauben abfallend, mit den Teufeln Unzucht treiben und zauberiſche Laſter und Verbrechen ſich zu Schulden kommen laſſen, Inquiſitoren in jenen Gegenden ernannt, und ſie bevollmächtigt, darüber zu inſtruiren, und die (durch die Folter) ſchuldig Befundenen abzuſtrafen, worauf der Hexenhammer und die Unzahl von Hexenproceſſen zum Vorſchein kommen.

---

keit von ihren Gegnern urſprünglich anerkannt war, und erſt ſpäter in Abrede geſtellt wurde, dennoch der urſprünglich-nationale Feencult, wenn gleich mit vielfachen Mißſtaltungen, vorgefunden wurde, und daß gerade die Waldenſer es waren, welche die kirchliche Umwandlung deſſelben in den Hexencult, und deſſen Uebertragung in andere Länder, zu andern Völkern, veranlaßten. Schon der Name, welchen ſie unter dem Volke führten, Bons hommes, ſteht der heimathlichen Bezeichnung der Feen als Bonnes Dames zur Seite. Sie erſchienen ferner als homines wie dieſe als mulieres agrestes. Der Inbegriff deſſen, was man (ob auch mit fanatiſcher Uebertreibung und gehäſſiger Unterſchiebung) unter „Waldenſerei“ (Vaudoisie) verſtand, nämlich die teufliſch-nächtliche Zuſammenkunft, iſt, weſentlich und national aufgefaßt, nichts anders als die urſprüngliche nächtliche Verſammlung der Druidinnen zur Ausübung ihres Religionscultus, d. i. die Feerei.

Schreiber behauptet: das Hexenweſen habe in der germaniſchen Nationalität keine Wurzeln gehabt, der hiſtoriſche Boden dafür war der keltiſche, daraus habe ſich auf dem Stamme der antiken Feerie die moderne Vauderie wie von ſelbſt entwickelt, und ungeachtet der heftigſten Verfolgungen fortgewuchert. Erſt der Beſchluß des Pariſer Parlaments vom Jahr 1390, wodurch der Hexenproceß dem geiſtlichen Richter abgenommen und dem weltlichen zugewieſen wurde, ſetzt ſeinem Hervortreten, und dadurch den Hinrichtungen Schranken. Wenn aber Schreiber hinzufügt: „In Deutſchland zeigte ſich jedoch ein umgekehrtes Verhältniß. Das Hexenweſen wurde hier erſt durch den Hexenproceß und die denſelben handhabenden Richter eingeimpft. Es verhielt ſich wie eine Epidemie, wozu der anſteckende Stoff von außen her zugeführt wurde," ſo erinnere ich daran, daß ſchon das germaniſche und nordiſche Heidenthum, wie die Slawen ebenfalls, den Glauben an Zauberweiber — welche durch allerlei Künſte ihren Nebenmenſchen ſchaden können, Wetter machen, Krankheiten erregen ꝛc. — beſaßen. Allerdings mag römiſcher, insbeſondere aber keltiſcher Einfluß auf die Ausbildung des Hexenglaubens unter den deutſchen Völkern kein geringer geweſen ſeyn, ſchon der Name Truth (Druid) bürgt dafür *), aber man bedenke, was hier

---

*) Hans Sachs in ſeinem Schwank „das Unhulden Bannen" bezeugt dies durch folgende Verſe:

„Zu Langenaw im Schwabenlandt
Ein Bauer ſaß, Klaus Ott genannt,
Der zumal (ziemlich) aberglaubig was (war)
Den Alten Unhulden zumaß (zuſchrieb)
Was Unglücks ihm zuſtuhnd auf Erd
Wurd etwan im hinkend ein Pferd,
Oder thet ihm ein Kuh verſeyhen (keine Milch geben)
So that ers alls die Truten zeyhen (beſchuldigen) ꝛc.

noch mehr entſcheidet, daß „Hexe" (vgl. S. 544 Anm.) ein ächt deutſches Wort iſt (nicht, wie Einige wollen, aus „Hekate" verſtümmelt); ferner das ausdrückliche Zeugniß Strinnholms (Wikingszüge II. S. 224) für den Hexenglauben der Scandinavier:

„Was den Norden auszeichnete, iſt, daß es hier vorzugsweiſe die Weiber waren, welche Erfahrung hatten in dem Weſen der Zauberei, und eingeweiht waren in die dazu gehörenden geheimen Wiſſenſchaften. Sie inſonderheit übten die Zauberkunſt, welche Seid genannt wird, welche man in ſehr hohem Grade ſowohl fürchtete, als auch verabſcheute, nicht nur deshalb, weil man den Menſchen dadurch ſeines Verſtandes und ſeiner Kraft berauben, ihm Krankheiten, Raſerei und den Tod zuziehen konnte, wahrſcheinlich durch Getränke von zuſammengekochten giftigen oder ſchädlichen Kräutern nebſt andern Dingen, welche auf den menſchlichen Körper die berechnete Wirkung übten, ſondern auch deshalb, weil dieſe Kunſt in den Zubereitungen ſelbſt und in der ganzen Verfahrungsart mit ſo vielen Abſcheulichkeiten verbunden war, daß die Männer, wie die Ynglinga Saga meint, ſich ſchämten, dieſelbe zu üben. Seidkonor (Zauberkundige) wurden ſolche Weiber genannt, welche die Zauberei übten. Aber auch viele andere, ſogar angeſehene, ahnenreiche, vornehme Frauen kannten die Geheimniſſe der Kunſt, und bedienten ſich ihrer

---

allein Schwaben, wie Baiern, wo das Wort Trut ſ. Hexe gleichfalls öfter gehört wird, war urſprünglich von Kelten bewohnt, beweist alſo nichts für Völker germaniſcher Völker, die auch von den Franken — deren Name auf die Franzoſen (Gallier, Kelten) überging, — unterſchieden werden müſſen; daher konnte auch Karl der Große in ſeinem Capitul. de vill. reg. ann. 812 c. 31 befehlen: „daß jeder Hofaufſeher wohl acht haben ſolle, damit nicht durch Truhten die Saat unter die Erde gezogen, und die Erndte geringer werde"; und die Nürnberger, weil ſie Franken ſind, ſingen:

„Kah Glück a Stern mir
Blöith; denn gleich im neue Jauer
In aller Fröih a Truth, —
Meinachel! döß is wauer"

ohne daß dadurch obige Behauptung entkräftet würde.

gelegenheitlich, unterwieſen auch ihre Töchter darin. Man hielt es für nothwendig, dieſe verborgenen Wiſſenſchaften einigermaßen zu kennen, um ſich in Acht zu nehmen, und, wenn es ſeyn mußte, Kunſt gegen Kunſt zu ſetzen. Die Männer vertrauten ſich in ſolchen Fällen dem kundigen Weibe, denn man hielt es nicht des Mannes würdig, ſich mit dergleichen Dingen zu befaſſen, obgleich auch anders Denkende angetroffen werden. Zu den Zeiten des Harald Hårfager war die Zahl der Seidmänner in Norwegen ſo groß, daß Harald, welcher die Zauberkünſte fürchtete, auf einmal achtzig Zauberer verbrennen ließ, unter ihnen ſeinen eigenen Sohn Ragewald Rättilben, welcher zu dieſer Anzahl gehörte. Auch Olaf Tryggwaſon verbrannte eine Menge derſelben *).

Auch der Name „Alraun“, ahd. „Alruna“, jenes Zauberkraut, das noch bei Hanns Sachs IV, 3. 34. perſonifizirt erſcheint, beweist, inſofern „Runen“ die magiſchen Charaktere der Scandinavier heißen, und „raunen“, ſ. v. a. Zauberſprüche murmeln, flüſtern; daß der Glaube an weiſe Frauen (des Tacitus Aurinia) die Zauberkräuter kochen, ſich von dem Druidenthum unabhängig, unter den germaniſchen Stämmen ausgebildet haben konnte. Die Sage vom Alraun oder Galgenmännlein reicht bis ins Heidenthum hinauf. Man ſagt: wenn ein Erbdieb, dem, wie den Zigeunern das Stehlen angeboren iſt, oder deſſen Mutter, als ſie mit ihm ſchwanger ging, geſtohlen, oder doch groß Gelüſten dazu gehabt — nach Einigen: auch ein Unſchuldiger, welcher in der Tortur ſich für einen Dieb bekennt, woraus alſo deutlich, daß nur der Glaube des Volkes Wunder wirkt — und der ein reiner Junggeſelle iſt, gehenkt wird, und das Waſſer läßt, oder ſein Same auf die Erde fällt, ſo wächſt an ſolchem Ort der Al-

---

*) Beide Thatſachen meldet Snorre Sturleſſon.

raun. Oben hat er breite Blätter und gelbe Blumen. Bei der Ausgrabung deſſelben iſt groſſe Gefahr, denn wenn er herausgeriſſen wird, ächzt, heult und ſchreit er ſo entſetzlich, daß der, welcher ihn ausgräbt, ſterben muß. Um ihn daher zu erlangen, muß man am Freitag vor Sonnenaufgang, nachdem man die Ohren mit Baumwolle, Wachs oder Pech verſtopft, mit einem ganz ſchwarzen Hund, der keinen andern Flecken am Leibe haben darf, hinausgehen, drei Kreuze über den Alraun machen, und die Erde rings herum abgraben, ſo daß die Wurzel nur noch mit kleinen Faſern in der Erde ſtecken bleibt. Darnach muß man ſie mit einer Schnur dem Hund an den Schwanz binden, ihm ein Stück Brod zeigen und eilig davon laufen. Der Hund, nach dem Brode gierig, folgt, und zieht die Wurzel heraus, fällt aber, von ihrem ächzenden Geſchrei getroffen, alsbald todt hin. Hierauf nimmt man ſie auf, wäſcht ſie mit rothem Wein ſauber ab, wickelt ſie in weiß und rothes Seidenzeug, legt ſie in ein Käſtlein, badet ſie jeden Freitag, und gibt ihr jeden Freitag ein neues weißes Hemde. Fragt man den Alraun, ſo offenbart er alles Verborgene und Künftige. Der Beſitzer hat von nun an keine Feinde, kann nicht verarmen, und iſt er kinderlos, erhält er Leibeserben. Ein Stück Geld, das man ihm Nachts zulegt, findet man am Morgen doppelt; will man lange ſeines Dienſtes genießen und ſicher gehen, damit er nicht abſtehe oder ſterbe, ſo überlade man ihn nicht, einen halben Thaler mag man wohl alle Nacht ihm zulegen, höchſtens ein Ducaten, doch nicht immer, ſondern nur ſelten. Wenn der Beſitzer des Galgenmännleins ſtirbt, ſo erbt es der jüngſte Sohn, muß aber dem Vater ein Stück Brod und ein Stück Geld in den Sarg mitgeben. Stirbt der Erbe vor dem Vater, ſo fällt es dem älteſten Sohn anheim, aber der jüngſte muß ebenſo mit Brod und Geld begraben werden. Gewöhnlich wird er als spiritus familiaris in einem wohlverſchloſſenen Glaſe aufbewahrt. Wer ihn kauft, in deſſen Taſche bleibt er, er mag das Fläſchchen hinlegen, wohin er will, immer kehrt es von ſelbſt zu ihm zurück. Wer ihn aber behält, bis er ſtirbt, der muß mit ihm in die Hölle, darum ſucht ihn der Beſitzer wieder zu verkaufen. Er läßt ſich aber nicht anders verkaufen, als immer wohlfeiler, damit ihm einer bleibe, der ihn nämlich mit der geringſten Münze eingekauft hat (Grimm D. S. Nr. 83. 84.). — Man hat die Alraunwurzel für die Mandragora halten wollen, welche Plinius (25, 13.) in eine weiße männliche und in eine ſchwarze weibliche unterſcheidet, auch vor dem Ausgraben der erſtern Art, bei conträrem Winde, warnt, auch müſſe der Ausgrabende zuvor ſich gegen böſen Zauber dadurch ſchützen, daß er um die Stelle mit der Spitze eines Schwertes drei Kreiſe beſchreibt. Columella (X, 19.) erwähnt des semihomo mandragoras, welcher jener Sage entſpricht. Sollten die LXX Recht haben, welche die Mandragora für die von Ruben ſeiner Mutter Lea vom Felde gebrachten Liebesäpfel ausgeben, ſo muß dieſer Wurzel ein Einfluß auf den Zeugungstrieb zugeſtanden worden ſeyn, was auch der vorerwähnte Volksglaube anerkennt, der dem Beſitzer des Alrauns Eheſegen in Ausſicht ſtellt. Inſofern gehört der Alraun in die Hexenküche, worin die Liebestränke bereitet wurden. Und da das franzöſiſche Wort mandagloire (ſ. Mandragora) die Fiction einer Fee Maglore veranlaßt hat, ſo käme man, wie bei der deutſchen Perſonifizirung des Alrauns in der Alruna, wieder in das Gebiet des Feen- und Hexenweſens. Nächſt der Alraunwurzel hat der Miſtelzweig in der Zauberwelt den meiſten Ruf erlangt. Hier ließe ſich leicht auf das Druidenthum hinweiſen, welchem ſie die wichtigſte Bedeutung hatte, allein auch die Edda kennt ſchon die, ob zwar durch Zauber Leben vernichtende, Kraft der Miſtel*), welche der zerſtörungsluſtige Loki als altes Weib verkleidet, dem Hödr in die Hand gibt, um ſie nach dem Gott Baldr zu werfen, damit er eines plötzlichen Todes ſterbe. — Eine ſehr wichtige druidiſche Heilpflanze war die „Selago." Sie mußte ohne Eiſen gepflügt und den Todesgottheiten gewiſſermaßen abgeſtohlen werden, denn man pflückte ſie, indem man die rechte Hand links durch die Mantelöffnung ſteckte. Der Pflückende mußte weißgekleidet (alſo in der prieſterlichen Ordenstracht), barfuß und mit reingewaſchenen Füßen ſeyn, zuvor auch ein Opfer von Wein und Brod dargebracht haben. Das Kraut wurde dann in einem Tuche heimgebracht, und galt nun als untrügliches Augenmittel (Plin. 24, 11.). Ganz ähnlich mußte bei der Einſammlung des „Samolum" verfahren werden. Dieſes iſt die gemeine Küchenſchelle. Es mußte von einem Nüchternen mit der linken Hand gepflückt werden, wenn es bei Krankheiten des Rindviehs und der Schweine wirkſam ſeyn ſollte. Der Pflückende durfte ſich außerdem nicht umſehen, und das Kraut nirgend anderswo, als in der Krippe niederlegen, wo es dann unter den Trank gemiſcht wurde (Plin. 24, 11.). Einem von Plinius (25, 8.) erwähnten Kraut Betonica (ſchw. badönikli: Schlüſſelblume) wird die Eigenſchaft zugeſchrieben, daß es den Schlangenbiß heile, ja ſogar, daß die Schlangen durch ſeine Nähe gezwungen werden, ſich untereinander ſelber umzubringen. Bezieht ſich ſein Name auf den Himmelsſchlüſſel, mit Beziehung darauf, daß es der Schlange feindlich iſt? Zu dieſer Vermuthung wäre man deshalb berechtigt, weil die betonica bei den Angelſachſen auch Biſchofskraut hieß. Von dem Farrenkraut, welches nur in der Johannisnacht, wo die Geiſter vorzugsweiſe umgehen, um Mitternacht reift, dann aber dieſer Same gleich abfällt und verſchwindet, von dieſem ſagt man, daß es den Beſitzer unſichtbar mache*), und wenn man, ohne es zu ſehen, darüber ſchreite, ſo verirre man ſich auch auf dem bekannteſten Wege; daher nennt man es in Thüringen „Irrkraut." Es heißt aber auch „Otterkraut," weil die Ottern den Beſitzer ſo lange verfolgen, bis er es wegwirft; endlich auch „Walpurgiskraut." Vermuthlich bedienten ſich deſſelben die Hexen in der Walpurgisnacht, um ſich ihren Angehörigen unſichtbar zu machen, wenn ſie ſich auf den Brocken begeben wollten. Ueberdieß verleiht die Blume dieſes Krautes, wenn man ſie in der Johannisnacht im Moment ihrer Blüthe bricht, dem Beſitzer Weiſſagungsgabe (Woycicky Volksſ. I, 94.). Das „Zweiblatt" (bifolium, ital. bifoglio), zu deutſch auch „Zeiſelneſt" genannt, welches, gleichwie Farrenkraut, den Beſitzer unſichtbar macht, aber nur dann zu finden iſt, wenn man ſich zufällig in einem Spiegel oder im Waſſer erblickt, ſcheint ebenfalls alraunenhaft zu ſeyn. Der im 17ten Jahrhundert erſchienene Roman Simpliciſſimus führt zur Unterſtützung dieſer Volksmeinung ein hierauf bezügliches Factum an, das in Grimms D. S. I. S. 141. 142. ausführlich wiedererzählt iſt, weshalb ich den weiter Forſchenden auf dieſe Quelle, der Raumerſparniß wegen, hiermit verweiſe. Wer „Beifuß“ bei ſich hat, ermüdet nicht auf der Reiſe (Plin. 26, 89.). Der griechiſche Name deſſelben, welcher an die Göttin Artemis erinnert, die auch Hekate iſt, alſo die Hexenmutter, läßt errathen, daß auch mit dem „Gürtelkraut“ oder „Johanniskraut,“ wie die Franzoſen es nennen (weil man am Johannistag ſich damit gürtet, und es unter Reimſprüchen ins Sonnenwendenfeuer wirft, um den Einfluß der Dämonen zu beſiegen), zur Zauberei gebraucht wurde, aber nur um den Hexen entgegen zu wirken; denn hängt man die Wurzel über die Hausthür, ſo hält ſie alles Böſe ab. Sebaſtian Frank ſagt in ſeinem Weltbuch (51ᵇ): „Am Johannstag machen ſie ein „Simetfeuer,“ tragen auch ſundere Krenz auf, von Beifuß und Eiſenkraut gemacht, und hat ſchier ein Jeder ein blau Kraut, Ritterſporn genannt, in der Hand, welches dadurch in das Feuer ſtehet, dem thut dieß ganz Jahr kein Aug weh; wer vom Feuer heim zu Haus weg will gehn, der wirft dieß ſein Kraut in das Feuer, ſprechend, „es geh hinweg und werd verbrennt mit dieſem Kraut al mein Unglück.“ Aus dieſer Zuſammenſtellung des Eiſenkrauts*) mit dem Beifuß (Artemisia) läßt ſich ſchließen, daß auch dieſes nächtlichem Zauber diente, denn Artemis (Diana) und Iſis haben dieſelben Functionen, ſind nur Namen eines und desſelben Weſens, der Mondgöttin, von welcher man alle Zauberkünſte ableitete, wie ſie auch Beide wegen ihrer gerühmten Kräuterkunde „Sotera,“ „Salutaris“ hießen.

---

*) Bei den Druiden hingegen hieß ſie „Heiland der Schmerzen" (Grimm S. 1164), machte jedes Gift unkräftig (Plin. 26, 44) und unter den Trank der Thiere gemiſcht, fruchtbar.

---

*) Vgl. Kloſter VII. S. 431 die dort mitgetheilte Sage.

---

*) Nach Plinius (26, 4.) öffnet es verſchloſſene Thüren.

Eiſenkraut iſt aber nur verderbte Ausſprache für Iſiskraut (wie Eiſenach, Eisleben ꝛc. für Iſenach, Iſisleben u. ſ. w.). Wie der Wolfsbiß ein Heilszeichen wurde (ſ. Kloſter IX. S. 481), ſo ſagt man auch vom „Teufelsbiß“ (morsus diaboli, vgl. devils bit) — einem Kraut, das ſeinen Namen davon hat, daß der Teufel mit demſelben dermaßen Unfug trieb, daß die Muttergottes ihm die Macht benehmen mußte, worauf er in ſeiner Wuth die Wurzel unten abbiß *), und ſo wächst ſie noch heute — daß dem Beſitzer deſſelben die böſen Weiber nicht ſchaden. — Wer einen Kranz von Hederich **) auf dem Haupte trägt, erkennt die Hexen. Mit einem ſolchen Kranze werden die Kühe beim erſten Austrieb gemolken, um ſie vor böſem Zauber zu ſchützen. — Von der Bertramswurzel, ſagt Grimm, daß ſie eigentlich pyrethrum heiße. Da ſie aber im Mhd. Berchtram genannt iſt, was an die Hexenmutter Berchta (ſ. S. 579) erinnert, ſo braucht man nicht mit dieſem Forſcher ſich um eine Parallele nach der herba boni Henrici (chenopodium) umzuſehen, „um ſie aus den Vorſtellungen von Elben und Kobolden zu erklären, die Heinz oder Heinrich heißen, was hernach auf Hexen überging, weil man ſolchen dämoniſchen Weſen die Heilkraft des Krautes zuſchrieb.“ — Dem Bilſenkraut rühmt man nach, daß wenn eine nackte Jungfrau mit dem kleinen Finger der rechten Hand es ausgeriſſen, und an die kleine Zehe des rechten Fußes gebunden hatte, ſodann von den andern Jungfrauen feierlich zum nächſten Fluß geführt und mit der Flut beſprengt wurde, unausbleiblich Regen erfolgen mußte (Grimm S. 560). Dreikraut (Trojmiole) heißt in Polen eine Pflanze mit blauen Blättern und rothen Blumen, welche Liebe einflößen ſoll, Vergeſſenheit alles Vergangenen bewirkt und ſchnell verſetzt, wohin man will (Volksl. d. Polen geſ. v. W. P. Lpz. 1833, S. 90.). Vuk, der Sammler ſerbiſcher Volkslieder, kennt die Kräuter Samdoka und Okolotſcher als geeignet, in Liebestränke gemiſcht, den Liebhaber zu zwingen, zur Geliebten zu kommen. Das Kraut Nſtuk bringt, wenn die Zauberin einen gewiſſen Spruch dazu herſagt, jedes Uebel zum Weichen. Vom Baldrian (herba valeriana) findet ſich in jener Sammlung ein Spruch, welcher lautet: wüßte jede Frau, was dieſes für ein Kraut iſt*), ſie würde es immer leſen, in den Gürtel nähen und bei ſich tragen. Dieſes koſtbare Kraut zu vernachläßigen, warnt die Vila.

---

*) Nach der Meinung Einiger biß der Teufel ſie ab, weil er ihre Heilkraft den Menſchen nicht gönnte.

**) Ein Unkraut mit kleinen blauen Blumen.

Unter dieſem Namen, der eine weiße (bila) Frau bedeutet, verſteht man weißgekleidete Jungfrauen, die in Felſen, auf Thalabhängen, in dichten Wäldern wohnen, ſich in die Lüfte erheben, auf Menſchen tödtlich verwundende Pfeile abſchießen (Elfenſchuß, der blödſinnig macht?) und am gefährlichſten in der Johannisnacht ſind, die Seelen verſtorbener Bräute, die Nachts, wie die Elfen, Feen und Hexen, Tänze aufführen, und nur erlöst werden können, wenn es ihnen gelingt, einen Jüngling, der zugleich Bräutigam iſt, anzulocken und ihn todt zu tanzen; zuweilen verſteht man unter ihnen nur ein zauberkundiges, weiſſagendes Weib.

Aus dem Vorhergehenden iſt erſichtlich, erſtens: daß man im Alterthum Gift- und Heilkräuter kannte, von denen die Erſtern böſen Weibern dienten, die Andern den weiſen Frauen als Gegenzauber; zweitens, daß nicht bloß die keltiſchen Druidinnen ſich ihrer wechſelweiſe, ihren jeweiligen Zwecken gemäß, bedienten, ſondern daß ſie auch den germaniſchen und ſlawiſchen Völkern bekannt waren. Das Hexenthum war alſo kein ausſchließlich druidiſches Inſtitut, denn wir finden den Glauben an weibliche Zauberinnen ſchon im höchſten Alterthum auch in ganz entgegengeſetzten Landſtrichen Europa's verbreitet. Die durch Hexenverſammlungen bei den Kelten und Germanen verrufene Johannisnacht war von den Slawen nicht minder gefürchtet, die in derſelben, wo man das Feſt Kupalnice feierte, auf Beſen und Schaufeln nach den höchſten Bergen reitend, gedacht wurden (Hanuſch, ſlaw. Myth. S. 302). Da nun eine Berührung der Slawen mit den Kelten gewiß Niemandem einfallen wird, und am wenigſten in Polen und Serbien ein ehemaliger Einfluß der Druiden ſich annehmen läßt, ſo bedarf es keiner weitern Gründe, um Schreibers Hypotheſe (vgl. S. 597) zu widerlegen. Ja es iſt ſogar ein anderer Schriftſteller (Schrader in ſeiner Monographie über „die Hexen des Brockens“ Qdlb. 1839) aus ähnlichen Folgerungen in das andere Extrem verfallen, die Hexen von den ſlawiſchen Völkern in die übrigen Länder unſeres Welttheils ausgeben zu laſſen. Die Gründe, welche er zu Gunſten ſeiner Hypotheſe aufſtellt, ſind ſo verlockender Art, daß ich mit meinem Urtheil dem Leſer nicht vorgreifen mag, und ihm die Entſcheidung überlaſſend, Herrn Schrader ſeine Meinung ſelbſt vertheidigen laſſe. Er argumentirt, wie folgt:

---

*) Es heißt bei den Slawen odoljan v. odoljeti, überwältigen.

> Nicht durch das Chriſtenthum entſtand der Glaube an Hexerei in Deutſchland, ſondern dieſer herrſchte ſchon lange vorher unter den heidniſchen Sachſen, namentlich auch am Harze. Denn aus der Geſetzgebung Karls des Großen

erſehen wir ſchon, daß es ein **heidniſcher** und kein **chriſtlicher** Gebrauch war, die Hexen zu verbrennen, oder — verſpeiſen zu laſſen! — Einen ſolchen unchriſtlichen Gebrauch verbot daher Karl der Große den heidniſchen Sachſen, die nur dem Namen nach Chriſten geworden waren. Sie konnten dieſen Gebrauch nicht aus dem Judenthume kennen gelernt haben, weil er ſich in dieſem gar nicht befand. Die Hexen der Sachſen waren daher auch keine jüdiſche Dämonen, noch Perſonen, die von dieſen beſeſſen waren. Das Chriſtenthum war vielmehr auf das Schickſal der Hexen von günſtigem Einfluſſe, und bewirkte ihnen eine mildere Behandlung. An die Stelle des Verbrennens und Verſpeiſens trat der gelindere Spruch des chriſtlichen Strafrichters: „Sie ſoll in der Gemeinde nicht geduldet werden.“ — Nur dem Geiſte der Zeit des Papſtes Innocenz VIII. war es vorbehalten, zu den Greueln der Heiden wieder zurückzukehren und über die Hexen den Feuertod zu verhängen. Das bei den Sachſen herrſchende Verfahren gegen die Hexen läßt ferner annehmen, daß die Hexerei kein deutſches Inſtitut iſt. Denn unter deutſchen Völkern herrſchten im Ganzen die nämlichen Gebräuche und Sitten. Es läßt ſich daher nicht annehmen, daß irgend ein deutſcher Volksſtamm eine Einrichtung gehabt, die ein anderer für ſo abſcheulich gehalten habe, daß er die Anhänger derſelben verbrennen oder verſpeiſen zu müſſen geglaubt habe. Der Urſprung des Hexenweſens iſt daher offenbar bei einem undeutſchen Volke zu ſuchen.

Dieß undeutſche Volk muß jedenfalls auch den Harz bewohnt haben, weil ſonſt der Brocken nicht der Ort der Ausübung einer ihm eigenthümlichen Feierlichkeit hätte ſeyn können. Die Quelle der Hexerei iſt alſo entdeckt, wenn dargethan werden kann, welches undeutſche Volk den Harz bewohnt hat. Die älteſte, den Harz ſpeciell angehende Nachricht iſt nun wohl die, welche uns **Ptolomäus** gibt, der im 2ten Jahrhunderte zu Alexandrien lebte und geographiſche Nachrichten über Deutſchland hinterlaſſen hat. Er nennt den Harz: „den Semanaschen Wald“ (Σημανα ὕλη). Nach ſeiner Angabe bewohnten damals Cherusker und Campsani die nördliche Seite des Harzes bis an den

Brocken, auf der andern Seite hatten die Katten ihre Sitze. Cheruſker und Katten ſind nach den Berichten der Römer bekannte deutſche Völker, die ſchon zu Tacitus Zeiten in Deutſchland wohnten, und wahrſcheinlich ſchon lange ihre Wohnſitze in dieſem Lande gehabt haben. Gleicher Geſtalt mag es ſich wohl mit den Campſani's verhalten. Bei dieſen Völkern iſt daher der Urſprung des Hexenweſens nicht zu ſuchen. Nach dem 2ten Jahrhunderte, ein undeutſches Volk am Harze anzunehmen, dafür iſt kein Grund vorhanden. Es bleibt daher nichts weiter übrig, als dieſe undeutſchen Bewohner des Harzes in den Zeiten vor Chriſti Geburt zu ſuchen. Bis dahin reichen nun freilich die geſchriebenen Nachrichten über Deutſchland nicht; allein nicht ſelten laſſen ſich aus ſpäteren Thatſachen Ereigniſſe der früheren Zeit ſchließen, und auf dieſe Weiſe ſoll daher der Verſuch gemacht werden, das undeutſche Volk zu entdecken, welches vor Chriſti Geburt den Harz bewohnt hat.

Schon im Jahre 781 drang Karl der Große bis an die Elbe vor, und legte namentlich zu Wolmirſtedt eine Feſte an. Wir wiſſen ferner, daß er ſeine Eroberungen ſpäter bis über die Elbe ausdehnte. Nach ſeiner Zeit findet ſich nirgends eine Nachricht, zufolge der, undeutſche Völker zwiſchen der Elbe und dem Harze feſten Fuß gefaßt hätten. Dieß hat daher gewiß auch nicht ſtattgefunden, weil ein ſo wichtiger Umſtand der Geſchichte gewiß nicht würde unaufgezeichnet geblieben ſeyn. Dennoch finden wir nach Karl dem Großen in dem Harzbereiche fremde, nicht deutſche Völker anſäßig. Das Dorf Leimbach war namentlich im Jahre 973 von Sorben bewohnt, die uns als ein Zweig des großen ſlawiſchen Volksſtammes bekannt ſind. Der Sage nach ſoll ferner die zerſtörte Burg Wendthal bei Thale vom Kaiſer Heinrich I. gegen die Wenden erbauet ſeyn, die ebenfalls zu den Slawen gehören. Mag dieſe Sage nun auch nicht richtig ſeyn, wie wohl zu glauben iſt. ſo läßt ſie doch zum wenigſten ſo viel mit Grund vermuthen, daß in der Gegend von Thale Wenden wohnten, zu deren im Zaume Halten dieſe Burg diente. Solche ſlawiſche Völker finden ſich nun in den bekannten Zeiten der Geſchichte mehrere in Deutſchland, ohne daß man Nachricht darüber findet, woher ſie gekommen ſind. Ueber ihr Erſcheinen oft mitten in Deutſchland ſind daher von den Geſchichtſchreibern verſchiedene Vermuthungen aufgeſtellt. Einige leiten ſie von denjenigen ab, die zur Zeit der ſächſiſchen Kaiſer in die Sclaverei verkauft wurden *). Allein dieſe Meinung iſt ſchon deßhalb nicht haltbar, weil ſich der ſlawiſchen Völker zu viele im jetzigen Deutſchland befinden, als daß man die Möglichkeit der Richtigkeit jener Annahme zugeben könnte. Ueberdieß finden ſich ſchon lange vor der Zeit der ſächſiſchen Kaiſer, nämlich ſchon im Anfange des 8ten Jahrhunderts, Slawen in Heſſen. Andere, wie z. B. Behrend's (Chronik des Kreiſes Neuhaldensleben, Thl. 2. S. 235), halten dafür, daß die ſlawiſchen Völker im 9ten und 10ten Jahrhunderte häufige Einfälle in das Land am linken Ufer der Elbe gethan, und dortſelbſt Niederlaſſungen gegründet hätten. Letzteres konnten dieſelben nur, wenn ſie einen Theil des linken Elbufers als Sieger zu behaupten vermochten; und dieſer Theil kann alsdann nicht gering geweſen ſeyn, weil man nicht nur im Mannsfeldſchen, ſondern auch in der Gegend von Helmſtedt Slawen findet **). Es läßt ſich aber gar nicht denken, daß die Eroberung eines ſo bedeutenden Theils eines chriſtlichen Landes von heidniſchen Völkern in Vergeſſenheit ſollte gerathen ſeyn, und deßhalb ſcheint auch dieſe Anſicht nicht haltbar zu ſeyn. Von den Sorben, die im Jahre 973 in dem Dorfe Leimbach gefunden werden, kann man daher nicht etwa annehmen, daß ſie ſich nach Karl dem Großen hier niedergelaſſen haben.

Von jenen Sorben kann man vielmehr mit mehr Grund glauben, daß ſie die Urbewohner jener Gegend geweſen, und ſolche ſchon vor den deutſchen Völkern bewohnt haben. Denn ein neuerer Forſcher in der Geſchichte der ſlawiſchen Völker hat dargethan, daß dieſes Volk nicht etwa erſt um die Zeit des 5ten Jahrhunderts in Europa eingewandert und ſich darin verbreitet, ſondern daß daſſelbe ſchon ſeit den Urzeiten, und vermuthlich wenigſtens 3000 Jahre vor Chriſti Geburt, einen bedeutenden Theil von Europa, und wie ich glaube, wenn nicht ganz Deutſchland, doch den größten Theil deſſelben bewohnt hat. Aus dieſem Grunde führten ſie daher den Namen slaw, d. h. Bewohner, und die in ihre Wohnſitze eingedrungenen Deutſchen wurden, im Gegenſatze von ihnen, die Sueven, d. h. die Umherſchweifenden, genannt; weil ſie nicht, wie die Urbewohner, ein ackerbautreibendes, ſondern ein nomadiſirendes Volk waren. Die Urbewohner wurden aber die Knechte der Deutſchen, und erhielten daher den Namen Sorben (i. e. servi); oder man verband mit dem Namen slaw, womit ſie ſich ſelbſt benannten, den Begriff der Knechtſchaft; und ſo iſt das Wort Sklav nicht erſt im 10ten Jahrhundert, wie man glaubt, ſondern ſchon lange vorher in der Bedeutung von Knecht (servus) entſtanden.

---

*) Potgiesser, de stat. serv. p. 102 et seq.

**) Meibom., rer. Germ. III p. 56.

Der Umſtand nun, daß die Sorben die eigentlichen Landesbewohner, die Deutſchen aber gleichſam ihre Einquartierung waren, hat uns eine nicht unbedeutende Quelle für den Beweis ihrer Exiſtenz in dem Harzbereiche erhalten. Es liegt nämlich in der Natur der Sache, daß die Bewohne[illegible]r Gegend mehr Veranlaſſung haben, den Bezirken [illegible] Orten derſelben Namen zu geben, als diejenigen, welche bloß darin umherſchweifen. Wenigſtens iſt zu erwarten, daß die Namen der erſtern ſich feſter erhalten, als die der letztern. Dieß um ſo mehr, wenn die Fremdlinge häufig vertrieben waren, die eigentlichen Bewohner aber durch neue Fremdlinge nur neue Herren bekommen. Ein Verhältniß, das rückſichtlich der Deutſchen und Slawen gewiß häufig ſtattgefunden hat. Wenn daher, wie vorhin behauptet iſt, die Slawen die eigentlichen Urbewohner des Harzbereiches ſind, ſo darf man auch mit Recht fordern, daß ſich in demſelben ſlawiſche Namen für Bezirke vorfinden. Dieß iſt nun, wie ſpäter gezeigt werden ſoll, allerdings der Fall. Wenn indeß die Zahl der anzuführenden ſlawiſchen Namen nicht ſo groß ausfällt, als man wohl erwartet, ſo iſt hierbei zu berückſichtigen: 1) daß dem Schreiber dieſes nicht alle im Harzbereiche vorkommenden Localnamen vorliegen. Mancher Berg, mancher Feld- und Waldbezirk, und manches Wäſſerchen dürfte dann noch ferner einen unverkennbaren ſlawiſchen Namen haben, und ſo die Zahl derſelben vermehren; 2) die Zahl der ſlawiſchen Namen iſt aber durch den Umſtand verringert, daß ſeit mehr als 1000 Jahren der Harzbereich von Deutſchen bewohnt iſt. Dieß mußte natürlich das Entſtehen von neuen deutſchen Namen zur Folge haben; am meiſten wurden aber die ſlawiſchen Namen dadurch vermindert, daß die Sprache der Urbewohner durch die der deutſchen Völker verdrängt ward. Hierzu kommt noch 3) daß zum Auffinden der ſlawiſchen Namen nicht nur die Kenntniß der jetzigen ſämmtlichen ſlawiſchen Sprachen, ſondern auch der ältern erforderlich iſt, welche Kenntniß dem Schreiber dieſes abgeht. Wenn es aber ohne dieſe Kenntniß gelingt, eine einigermaßen bedeutende Anzahl von ſlawiſchen Namen nachzuweiſen, ſo muß die Richtigkeit der Behauptung: daß Slawen die Urbewohner des Harzes ſind, um ſo einleuchtender ſeyn.

Die Geſichtspunkte, von welchen aus man die Localnamen hernahm, waren in ältern Zeiten nicht von großem Umfange. Es konnte daher nicht fehlen, daß mehrere Gegenſtände dieſelben Eigennamen erhielten. Der Ort, wo z. B. der Herr der Knechte (Sorben) ſich niederließ, ward Herrnfeld genannt. Da nun in einer Gegend ſich mehrere Herren niederließen, ſo mußten natürlich mehrere Orte dieſen Namen erhalten. Um daher Zweideutigkeiten zu vermeiden, ſchlug man zu der Zeit, als die deutſche Sprache die ſlawiſche verdrängte, das Verfahren ein, daß man doppelt und mehrfach vorhandene Namen theils ganz, theils nur halb überſetzte. Deßhalb iſt die Zahl der ganz ſlawiſchen Namen viel geringer, als die der hibriſchen. Zu den erſtern darf man nun wohl rechnen: 1) Ratibor, welches der ältere Name des unweit Wernigerode belegenen Dorfes Reddeber iſt; 2) Radau, womit noch heute ein Bach benannt wird, der unweit des Brockenfeldes entſpringt, und unterhalb des Ortes Ocker in die Ocker ſich ergießt. Die Endſylbe au iſt, wie ſpäter gezeigt werden ſoll, ohne allen Zweifel ein ſlawiſches Wort, und von Rad iſt dieß um ſo ſicherer anzunehmen, als es nicht felſen ſich in ſlawiſchen Namen findet. Denn außer in Ratibor iſt es z. B. enthalten in Radegaſt, dem Namen eines ſlawiſchen Götzen. Zu den ganz ſlawiſchen Namen darf man ferner rechnen: 3) den Namen des Fluſſes Ilſe. Nicht die verwünſchte Prinzeſſin Ilſe*) gab demſelben den Namen, ſondern Ilſe iſt ein nomen appellativum, das auch in der Form von Alſe, Elſe, Olſe und Ulſe in ältern Zeiten ſehr oft vorkommt. Man benennt mit dieſem Worte urſprünglich die Gegend, wo zwei Flüſſe zuſammenfließen, und drückt ſich zu dieſem Behufe aus durch: „in oder auf der Ilſe.“ Dieſe Benennung iſt ſeit den älteſten Zeiten in Deutſchland ſehr häufig geweſen. Die Römer fanden ſie vor am Zuſammenfluſſe des Main in den Rhein, und überſetzten ſie in ihre Sprache durch Confluentia (Coblenz). Sie fanden ſie ferner am Zuſammenfluſſe der Lippe in den Rhein, und um nicht zwei Orte an dem Rheine mit dem Namen Confluentia zu haben, behielten ſie den vorgefundenen Namen bei. Dieſer hieß urſprünglich Aliſow, ward aber von den Römern in Aliſo (jetzt Weſel) verwandelt. Die in der deutſchen Sprache herrſchende Neigung zur Abkürzung der Worte hatte nun mit der Zeit zur Folge, daß der Name Aliſow in Alſow (Elſoff, Ilſoff) verwandelt, auch bald in Alsbach, Elsbach, Ilsbach u. ſ. w. überſetzt wurde. Die Spelle ow findet ſich ſehr häufig in au und dann in a verwandelt, und ſo entſtand neben Elſoff, Ilſoff u. ſ. w., an andern Orten auch Ilſau, dann Ilſa, und endlich Ilſe. Die urſprünglich in dem Worte Ilſe enthaltene Spelle ow iſt nun ohne allen Zweifel ein ſlawiſches Wort, das Bach bedeutet; und das Wort Alis in Aliſow hat den Begriff des Zuſammenfließens. Dieß beweist nicht nur der Umſtand, daß Aliſow die Gegend am Zuſammenfluſſe zweier Flüſſe bezeichnet, ſondern wird auch durch die lateiniſche Ueberſetzung: „Confluentia“ oder „Confluens“ beſtätigt. Es bezeugt dieß ferner das griechiſche Wort: αλιζω, das ebenfalls: zuſammenfließen bedeutet, und offenbar das nämliche iſt, was in Aliſow enthalten. Die Spelle Alis in letztern Worten kann aber um ſo weniger für ein deutſches Wort erachtet werden, als wir es urſprünglich nur mit einem ſlawiſchen Worte zuſammengeſetzt finden. Der Name des Fluſſes Ilſe iſt alſo ein ganz ſlawiſches Wort, das urſprünglich den Ort bezeichnet, wo dieſer Fluß in die Ocker fällt, dann aber auf den einfließenden Fluß, wie dieß mehrfach der Fall iſt, übergegangen iſt. So führt dieſen Namen z. B. auch ein Fluß, der in der Grafſchaft Wittgenſtein bei dem Weiler Feudingerhütte in die Lahn ſich ergießt. Auch hier gibt es ein Ilſethal, obgleich man von einer verwünſchten Prinzeſſin Ilſe nichts weiß. 4) Zu den ſlawiſchen Wörtern darf man ferner rechnen den Namen einer, in das Clausthaler Bergamtsrevier gehörigen Meierei: „Camſchlacken“ (richtiger Kamslaacken). Daß die Spelle: „Kam“, der ſlawiſchen Sprache angehört, dürfte keinem Bedenken unterliegen. Dieß Wort findet ſich in der polniſchen Sprache in: „Kamien“, und in dem Wendiſchen in: „Chem, Kem,“ z. B. in Chemnitz, Kemnod u. ſ. w. Die Bedeutung dieſes Worts iſt: „Stein,“ und man darf um ſo ſicherer annehmen, daß die Spelle „Kam“ in Kamslacken identiſch iſt mit dem polniſchen Kamien und dem wendiſchen Chem, als man die Bedeutung: „Stein“ mehrfach in Localnamen auf dem Harze findet. Ich erinnere nur an: Steina, Steinbrücken, Steinkirchen, Steinmühle, Steinrennerhütte u. ſ. w. Allem Anſcheine nach iſt das Wort Stein in allen dieſen Namen eine Ueberſetzung von Kam; und keinem Bedenken kann dieß bei dem Worte: „Steinlacken“ unterliegen, dem Namen der Oder, nachdem ſie bei Pölde die Sieber aufgenommen. Das Wort Laacke hat zwar in der deutſchen Sprache das Bürgerrecht erhalten, und findet ſich in manchen Gegenden in der Form von Lache, in andern von Lacke (latein. lacus, franz. lac). Dennoch darf man es, als der alten ſlawiſchen Sprache angehörig, betrachten, weil es in der deutſchen Sprache eine engere, als die Urbedeutung hat. Letztere iſt nämlich „Waſſer,“ in der deutſchen Sprache dagegen bezeichnet es „ein ſtehendes Waſſer.“

---

*) Der Sage zufolge, — welche die Urſache der eigenthümlichen Form jenes im Harzthale, unter dem Namen Ilſenſtein ſich erhebenden gigantiſchen Granitfelſens zu erklären ſich beſtrebt, — flohen zur Zeit der Sündfluth, als das Waſſer der Nordſee die Thäler Niederſachſens überſtrömte, ein Jüngling und eine Jungfrau, die ſich ſchon lange liebten, dem Harzgebirge zu, um hier auf den Höhen ihr Leben zu retten oder vereinigt zu ſterben. Mit dem Steigen des Waſſers ſtiegen auch ſie höher, und näherten ſich immer mehr dem hohen Brocken, der ihnen ein ſicherer Zufluchtsort zu ſeyn ſchien. Endlich ſtanden ſie auf einem ungeheuern Felſen, der weit über dem wogenden Meer hervorragte. Einſam ſtarrten ſie in die Wogen hin, die am Fuße des Felſens ſich brachen. Doch noch höher ſtieg das Waſſer, und ſchon dachten ſie darauf über einen noch unbedeckten Felſenrücken weiter zu fliehen, und den Brocken hinan zu klimmen, der wie eine große Inſel über die wogende See hervorragte. Da erbebte der Fels, auf dem ſie ſtanden, und riß zwiſchen ihnen auseinander. Beide Theile wichen zurück, als wollten ſie die Liebenden trennen, aber dieſe ſchlangen ihre Hände in einander, und ſtürzten ſich in die Fluth. — Ilſe hieß die Jungfrau, ſie gab dem Flüßchen, das es durchläuft, und dem Felſen den Namen. In dieſem, dem Ilſenſteine, — wohnt ſie nun, da iſt ihr Schloß. Allmorgendlich badet ſie ſich in dem ſpiegelhellen Waſſer, aber nicht Jedem iſt vergönnt, ſie zu ſehen. Manchem theilt ſie von den unendlichen Schätzen mit, die der Ilſenſtein in ſich ſchließt, und manche arme Familie verdankt der Jungfrau ihr Glück. (Ottmar's Volksſ. S. [illegible].)

Zu den bibriſchen Namen in dem Harzbereiche gehört zuvörderſt 1) der Name des Dorfes Pansfeld. Zu dieſem hält ſchon Gottſchalk (Taſchenbuch für Harz-Reiſende S. 265) das Wort Pan wohl mit Grund für ſlawiſch. Denn nicht nur noch heute findet ſich daſſelbe z. B. in der polniſchen Sprache in der Bedeutung von: Herr, ſondern es war in dieſer Bedeutung auch früher in der Sprache der Harzbewohner gebräuchlich. Dieß bezeugt ein aus dem Archive zu Goslar (im Hannöv. Magz. Thl. 26. S. 484) mitgetheiltes Gebet eines heidniſchen Sachſen, das alſo lautet:

> **Helli Krotti *) Wudana, ilp oks un osken Pana Witekina ok Kelta of den aiskena Karel; vi den Slaktenera; ik kif ti un Ur un two Scapa, un**

---

*) Dies Gebet bezeugt zugleich, daß die Verehrung des Krodo auf dem Harze keine Fabel iſt. Denn Krodo und das hier genannte Wort Krotti ſind die namlichen Worte. Krodo iſt daher nur ein Beiname des Wodan. Dieſer Götze wurde der Große genannt, wie man den Jupiter: „Optimus maximus“ nannte.

tal Rof. Ik slakte ti all fanka up tinen iliken Artisberka *).

Heiliger großer Wodan, hilf uns und unſerm Herrn Wittekind, ingleichen dem Kelta gegen den ſchändlichen Karl. Pfui dem Schlächter! Ich gebe dir einen Ur und zwei Schaafe, ingleichen die Beute. Alle Gefangenen ſchlachte ich dir auf deinem heiligen Harzberge.

Wittekind wird hier alſo von einem Harzbewohner: „Pana Witekina“ (Herr Wittekind) genannt, und man darf daher um ſo ſicherer in dem Namen Pansfeld die erſte Spelle für das ſlawiſche Wort: „Pan“ halten, und dieſen Namen im Deutſchen ganz durch: „Herrnfeld“ geben, als von dieſem Geſichtspunkte aus die Benennung von Ortſchaften gebräuchlich war. Das auf dem Harze liegende Braunſchweigiſche Dorf Herrnhauſen liefert den Beweis hierfür. Das ſlawiſche Wort Pan iſt daher ferner enthalten. 2) in Pantelbach, der ſich bei Münchehof in die Markau ergießt, und 3) in dem Namen des Dorfes Pasbruch. Der Laut n iſt nämlich gar häufig kein reines n, ſondern ein Laut, von dem man meint, es ſey a. In Orten, wo ſich die altſächſiſche Ausſprache in dieſer Hinſicht erhalten hat, klingt daher z. B. das Wort „Wand“ faſt wie Waad, wenn man das letzte a durch die Naſe hören läßt. Durch eine ſolche Ausſprache iſt daher der Laut n aus Pansbruch verſchwunden, und aus dieſem Namen: „Pasbruch“ geworden.

Durch die vorſtehende Ausführung dürfte ſich nun die Annahme rechtfertigen, daß der Harz und ſeine Umgebung urſprünglich von Slawen bewohnt geweſen. In den Sitten und Gebräuchen dieſes Volkes wird daher die Entſte-

---

*) Der heilige Harzberg iſt wohl kein anderer, als der Herzberg bei Goslar. Die Sage, daß der in der Stephanskirche zu Goslar befindliche Altar aus unbekanntem Metall zum Opfer des Krodo auf der Harzburg, früher beſtimmt geweſen (Gottſchalck, Taſchenbuch für Reiſende in den Harz, S. 157), verdient daher wohl mit der Beſchränkung Glauben, daß er nicht auf der Harzburg ſondern auf dem Harzberge geſtanden. Sie kann aber auch vollſtandig wahr ſeyn, und unter dem Artisberka auch vielleicht die Harzburg verſtanden werden.

hung des Hexenweſens zu ſuchen ſeyn. Die Bedeutung des Wortes Hexe, nämlich Prieſterin, muß natürlich dahin führen, daß die Hexerei in den religiöſen Gebräuchen der Slawen ihren Grund hat. Es iſt daher erforderlich, einen Blick auf die ſlawiſche Mythologie zu werfen. In ihr wird der Dualismus gefunden, indem die ſlawiſchen Völker ein gutes und ein böſes Weſen verehrten. Erſteres führte den allgemeinen Namen: bog: Gott. Dieſer Bog ward nun verehrt auf Bergen, Wieſen, an Bächen, in Wäldern u. ſ. w., die von ihm den Namen bekamen. Zu ſeinen Verehrungsplätzen im Harze darf man daher auch die Gegend um Bockswieſe — einem Zechenhauſe, unweit Zellerfeld — rechnen, da der angeführte Name offenbar nichts Anderes bezeichnet, als: „die Wieſe des Bog.“ Er ward ferner verehrt auf dem Bocksberge, der beim Urſprunge des Grummbaches am Wege von Clausthal nach Goslar belegen iſt.

Für den Teufel findet man die Benennung: „czerny bog,“ d. h. der ſchwarze Gott. Dieſer Czernybog mußte nun nothwendiger Weiſe ſeine Prieſter haben, und daß dieſe: Hexen hießen, beweiſt noch das polniſche Wort: czarnowika (eine Hexe). Denn dieß iſt offenbar von czerny (ſchwarz) entſtanden, ſo daß die polniſchen Hexen ihren Namen von dem Schwarzen ableiten müſſen. Dagegen iſt aber nicht wohl zu glauben, daß der Schwarze Weiber zu Prieſtern gehabt habe. Zum Wenigſten iſt gewiß, daß auch Männer für Hexen gehalten wurden. Dieß ſehen wir aus der Geſetzgebung Karls des Großen. „Wenn einer vom Teufel betrogen“ — heißt es in dem Kapitulare für die Sachſen — „nach heidniſcher Sitte glauben wird, ein Mann oder ein Weib ſeyen Hexen, und ſie deswegen verbrennen, oder ihr Fleiſch Andern ebenfalls zum Genuſſe aufſetzen wird, der ſoll des Todes ſterben.“ In der Sage von den Hexen des Brockens kommen aber nur Weiber vor. Dieſe allein reiten nach dem Brocken und laſſen die Männer im Bette. Der Hexenball iſt daher offenbar nicht zur Verehrung des Teufels veranſtaltet, ſondern dient zu Ehren eines andern Unholden. Dieß wird auch ſchon deßhalb wahrſcheinlich, weil der Teuſel ſelbſt mit tanzt. In älteren Zeiten war aber, wie noch heute bei manchen morgenländiſchen Völkern, nicht das Tanzen ſelbſt, ſondern nur das Tanzenſehen ein Vergnügen. Wen man alſo ehren wollte, mit dem tanzte man nicht, ſondern man tanzte ihm Etwas vor. Es iſt daher zu glauben, daß der Hexenball auf dem Brocken kein Akt der Verehrung des Teufels war; ſondern? — ſeiner Großmutter!

Nimmt man dieſes an, ſo wird es erklärlich, warum nur Weiber ſich zu der Feierlichkeit einfanden. Denn einem weiblichen Unhold war es angemeſſen, daß er nur von Weibern verehrt ward. Es erklärt ſich ferner die Theilnahme des Schwarzen an dieſer Feierlichkeit, da er als Nachkomme ſeiner Großmutter derſelben Reſpect ſchuldig war. Ferner wird es einleuchtend, warum man nicht von männlichen Hexen, wohl aber von Hexenmeiſtern ſpricht. Denn die weiblichen Prieſter der Frau Großmutter des Teufels bildeten ein Collegium, an deren Spitze ein Direktor (Meiſter) ſtehen mußte; eben ſo, wie der flamen Dialis in Rom der Vorſteher der Veſtaliſchen Jungfrauen war. Sieht man ſich nun nach dem Namen der Großmutter des Teufels um, ſo findet man unter allen Unholden keine andere, als die Frau Holle (Holde), auf welche die in der Sage von den Hexen enthaltenen Umſtände beſſer paßten. Sie hatte einen Trupp von Nymphen, die ihr Gefolge ausmachten, und den Namen Striegholden führten. Mit dieſen ſtrich ſie des Nachts, auf gewiſſen Thieren reitend, und mit einer Menge von Weibern umgeben, in der Luft umher, und dieſe Weiber wurden in beſtimmten Nächten zu ihrem Dienſte abgeholt. Daher hat noch heute auf dem Weſterwalde die Redensart: „mött de Holle fahren“ — die Bedeutung von Nachtwandeln, und im Henneberg'ſchen iſt Frau Holle noch gegenwärtig als ein nächtliches Phantom bekannt. Den Hexen wird ferner das Vermögen zugeſchrieben, daß ſie nach Verlangen Haß und Liebe in beſtimmten Perſonen erregen können. Dieß konnten ſie nur von ihrer Frau erlernt haben. Denn ihr Name ſagt uns, daß ſie die Göttin der Liebe war. Das Wort: „hold“ wird nämlich noch jetzt in der allemanniſchen Mundart ausſchließlich von der gegenſeitigen Liebe zwiſchen Jüngling und Märchen gebraucht, und Holderſtock iſt die Benennung der oder des Geliebten. Sie darf aber keineswegs mit der Freia der nordiſchen Mythologie verwechſelt werden. Dieſe war das Koſtbarſte, was die Aſen hatten, und ſie waren in nicht geringer Verlegenheit, als ſie dieſelbe einem Rieſen verſprochen hatten, der die, durch die Wanen zerſtörte Mauer der Aſenburg wieder hergeſtellt hatte. Nur Loki rettete ſie aus dieſer Verlegenheit dadurch, daß er durch Liſt die zeitige Vollendung der Mauer hinderte. Frau Holle dagegen gehörte zu den Unholden, wie ſchon ihre Verwandtſchaft mit dem Teufel darthut. Sie förderte daher nur die unerlaubte Liebe, und ſteigerte ſie bis zu dem Grade, in welchem der Verſtand ſeine Herrſchaft über dieſelbe verliert. Dann hatte ſie ihr Ziel erreicht. Der von blinder Liebe ergriffene Menſch iſt dann zu allem Böſen fähig, und kein Gebot der Vernunft vermag ihn von dem Abgrunde zu retten, den Frau Holle für ihn bereitet hat. Sie waltet noch gegenwärtig mit eben der Macht, als vor 1000 Jahren unter den uncultivirten Völkern Deutſchlands. Wer erinnert ſich nicht des Opfers, das ihr in dieſen Zeiten am Brocken gebracht iſt? Wenn zu ihren böſen Zwecken eine unerlaubte Liebe auf dem gewöhnlichen natürlichen Wege nicht gefördert werden kann, dann lehrt ſie durch ihre Prieſter dem Verlangenden übernatürliche Mittel. Hexen bereiten durch Anwendung von zauberiſchen Gebräuchen Liebestränke, die da die feurigſte Liebe erregen, wo früher die Abneigung nicht zu überwinden war. Gleiche geheimnißvoll bereitete Tränke werden von den Hexen verabreicht, um die Liebe gegen eine beſtimmte Perſon in den höchſten Grad von Haß zu verwandeln, und dieſe Liebe auf einen andern Gegenſtand zu lenken. Eben ſo mächtig wirkte Frau Holle durch die, unter Beobachtung gewiſſer Gebräuche angefertigten künſtlichen Geflechte, die unter dem Namen: „Neſteln“, bekannt ſind *). Drei

---

*) Das Neſtelknüpfen zeigt die Knüpfung eines Knotens an, wobei ein magiſches Beſprechen ſtatt findet. Man glaubt, es könne dadurch einem Menſchen die Mannheit benommen

Knoten, die unter Herſagung gewiſſer Zauberformeln an einem Leichenſteine oder an einem ſonſtigen ihr heiligen Orte gefertigt werden, machen zu allem Beiſchlafe den untüchtig, zu deſſen Nachtheile ſie geſchlungen werden. Wer von den Folgen des Neſtelknüpfens befreit ſeyn wollte, hatte ebenfalls eigene Gebräuche zu beobachten. Frau Holle ſelbſt beſchäftigte ſich mit Anfertigung ſolcher Neſteln. Moosartige Mißwächſe an den wilden Roſenſtöcken — die unter dem Namen Moos- oder Schlafroſen bekannt ſind — ſind es, die der Aberglaube noch jetzt für Neſteln der Frau Holle hält. Wer ſie unter ſein Schlafkiſſen legt, wird von ihr zu ihren Gelagen abgeholt, oder in die Arme Deßjenigen geführt, der erwünſcht wird *). Eine andere Moosart, die aus langen dünnen Faſern beſteht, welche in ſich verſchlungen ſind und die Geſtalt eines Haarzopfes

---

werden, wenn in das Hoſenband ein Knoten gebunden würde, oder wenn Perſonen vor dem Altar ſtünden, um ſich durch prieſterliche Einſegnung zu verbinden, und eine böſe Perſon knüpfte einen Knoten mit beſondern Ceremonien und Worten, indem der Prediger den Segen ſprache. Man glaubt auch, daß durch ein Schloß, welches unter der Einſegnung der Verlobten auf gewiſſe Art zugeſchloſſen würde, die Untüchtigkeit des Eheſtandes bewirkt werden könne. Die Heilmittel dagegen ſind eben ſo lächerlich als der Glaube an das Mittel ſelber So z. B. ſoll dagegen helfen ein Ring an einem Finger getragen, worin das rechte Auge eines Wieſels eingefaßt iſt; der Genuß der Hauswurzel, ferner wenn man durch den Trauring das Waſſer laufen laßt; oder ſich mit dem Zahn eines Todten räuchert; von einem Grünſpecht ißt; über eine Thürſchwelle geht, unter welcher man Queckſilber in einer mit Wachs zugeſtopften Feder gelegt hat u. dgl. m. Ein Wieſel half auch durch ſeine bloße Erſcheinung, daß Alcmene, die durch Juno's Zauber, als ſie in den Wehen war, nicht gebären konnte, plötzlich den Hercules zur Welt brachte. Und auch 1 Moſ. 20, 18 erzählt, daß die Weiber des Abimelech, weil dieſer die Gattin des Abraham bei ſich behielt, nicht gebären konnten. Dieſes Verhindern oder Erſchweren der Niederkunft wird, wie das Stehlen der Neugebornen und Austauſchen derſelben gegen Wechſelbälge, im chriſtlichen Volksglauben den Hexen zur Laſt gelegt. Sie ſollen durch die ſymboliſche Handlung des Faltens der Hände über den Bauch die ſich öffnen wollende Gebärmutter der Kreißenden wieder gewaltſam verſchließen.

*) Ein milderer Aberglaube nimmt an, daß man gut ſchlafe, wenn man eine ſolche Moosroſe unter das Kiſſen legt.

machen, werden nach ihr[*]) ebenfalls Hollenzöpfe genannt. Noch zu Burkards Zeiten (1024), wo die Weberei vorzüglich in den Händen der Frauenzimmer war, fand hierbei das Neſteln gar häufig ſtatt. Man webte die Fäden unter Herſagung gewiſſer Zauberformeln, theils um Jemands Liebe dadurch zu bewirken, theils um die Fäden einer anderen Weberin ſo zu verwirren, daß nur eine neue Zauberei ſie löſen konnte.

Ob nun die Frau Holle gerade die Großmutter des Teufels iſt, wird ſich zwar mit diplomatiſcher Gewißheit nicht erweiſen laſſen. Allein ſie war wenigſtens dem Teufel ſehr ähnlich; ſie wird ein Weib in der Geſtalt des Teufels genannt, und um deßhalb darf man eine nahe Verwandtſchaft zwiſchen ihr und dem Teufel wohl annehmen. Denkt man nun ferner an die Redensart: „der Teufel und ſeine Großmutter“ ſo muß man glauben, daß der Teufel eine Großmutter gehabt hat, mit der er viel converſirte. Dieß iſt auch deßhalb nicht unwahrſcheinlich, weil ja auch andere Götter der Deutſchen Eltern und Großeltern hatten. Nicht ohne Grund darf man daher wohl die Frau Holle ſo lange für die Großmutter des Teufels halten, bis durch beſſere genealogiſche Nachrichten ein anderer Grad der Verwandtſchaft dargethan iſt. Sie ward ebenfalls verehrt auf Bergen, an Quellen, in Wäldern, an Felſen u. ſ. w. Auf dem Harze befindet ſich einer ihrer Verehrungsplätze, in einem Thale zwiſchen dem Neunekenberge und den Honeklippen; die hier befindliche Quelle war ihr heilig und hat daher den Namen: Holle-Quelle (die Quelle der Holle oder Holde). Von ihr erhielt nicht nur das Thal, worin ſie entſpringt, den Namen Hölle[**]), Thal der Holde, Holle, Hölle, ſondern der durch die Quelle entſtehende Bach wird zu ihrem

---

[*]) Wenn Adelung den Namen: „Hollenzöpfe“ dadurch erklärt, weil dieſe Moosart ſehr häufig in hohlen Waſſerröhren vorkommt, ſo iſt dieſe Erklärungsart wohl ſchon um deßhalb nicht glaubbar, weil ſie eben ſo oft auch im Freien angetroffen wird.

[**]) Holle von Hohle abzuleiten, dürfte ſchon deßhalb nicht richtig ſeyn, weil das Höllethal keine Hohle genannt werden kann.

Andenken noch heute: „Holdemme“ *), d. h. Waſſer der Holde genannt. Von mehreren, in der Nähe von Schierke befindlichen Felſengruppen führt eine den Namen: die Hölle (sc. Klippe). Auch dieſer Name ſagt uns daher, daß hier ebenfalls ein der Frau Holle geheiligter Ort war.

Die bisherige Darſtellung berechtigt uns nun anzunehmen: 1) daß der Name Hexe (Haxa) die allgemeine Benennung der Diener der Götzen, und zwar der böſen Gottheiten iſt. Denn Hexerei iſt Bewirkung des Böſen durch übernatürliche Mittel. 2) Unter den Hexen, welche in der Nacht vor dem erſten Mai nach dem Brocken ziehen, ſind aber nur die Prieſterinnen der Frau Holle zu verſtehen. 3) Ihnen iſt aber Manches zugeſchrieben, was in den Bereich anderer Hexen gehört. Dahin gehört z. B., daß ſie nicht bloß in Beziehung auf die Liebe, ſondern auch in andern Rückſichten Böſes zu bewirken ſuchen. Sie haben daher im Allgemeinen den Charakter des Teufels, und um deßhalb dürfen ſie auch deſſen Reitpferd — den Ziegenbock — zu ihren nächtlichen Ritten benutzen. Denn daß dieſer dem Teufel eigentlich geweiht iſt, ergibt ſich ſchon aus dem Umſtande, daß man nur mit Hilfe eines ſchwarzen Ziegenbocks einen vom Teufel bewachten Schatz zu heben vermag. Das eigentliche Reitpferd der Hexen und der Frau Holle dagegen iſt die Katze, die dieſer Unholdin heilig war, und weßhalb auch Katzen die Ehre hatten, deren Wagen zu ziehen. Hexen können daher nicht nur die Geſtalt des Lieblingsthieres ihrer Frau annehmen, ſondern der Unhold, den letztere den Hexen zu ihren beſondern Dienſten übergibt, hat die Geſtalt einer Katze. 4) Manche, in der Sage von den Hexen enthaltenen Umſtände gehören urſprünglich in dieſelbe überhaupt nicht hinein, ſondern ſind ſpätere Zuſätze. Dahin gehört z. B., daß ſie nicht bloß auf Ziegenböcken und Katzen, ſondern auch auf Ofengabeln, Beſen, und beſonders auf jungen Thieren und

---

*) Emme iſt das nämliche Wort wie Amme. Letzteres findet ſich in: Ammensleben, Ammendorf, Ammanaha u. ſ. w. Die Bedeutung: Waſſer, iſt in allen dieſen Namen enthalten. Von Ammensleben iſt daher der Name des Wernigerödiſchen Dorfes Waſſerleben die volle Ueberſetzung, und Ammendorf heißt im jetzigen Deutſchen: Waſſerdorf; Ammanaha aber: Waſſerbach.

Federvieh reiten. Hierzu iſt wohl die Veranlaſſung in Folgendem zu ſuchen. An die, den Götzen geheiligten Orte durfte nämlich außer den Prieſtern nur Derjenige kommen, der die Abſicht hatte, ein Opfer zu bringen. Wer alſo an der Feierlichkeit auf dem Brocken Theil nehmen wollte, durfte nicht mit leeren Händen kommen, ſondern mußte ein Opferthier mit zur Stelle bringen. Zum Behufe der Opfer waren ferner gewiſſe Geräthſchaften erforderlich, die ebenfalls auf den Brocken zu transportiren waren. Als nun in dem Harzbereiche ſich neben den ſlawiſchen Völkern auch Deutſche niedergelaſſen hatten, konnte es nicht fehlen, daß ſie es bemerkten, wie die Beſucher des Brockens dahin nicht nur verſchiedene Geräthe, ſondern auch verſchiedene Thiere führten. Sie erfuhren bald, daß den Götzen, denen man hier opferte, die Kraft zugeſchrieben ward, in der Luft umherfliegen zu können. Sie bemerkten ferner, daß die Opferfeuer des Brockens es verkündeten, hier ſey der Ort der Feierlichkeit. Wegen Unbekanntſchaft mit den Wegen und Stegen gelang es ihnen aber nicht, auf den Brocken zu dringen, den ſie beſtändig vor ſich ſahen. Sie fanden nicht nur in den undurchdringlichen Wäldern, ſondern auch in den, den Brocken umgebenden Sümpfen ein unabwendbares Hinderniß, ſich dem Brocken zu nähern. Nichts iſt daher wohl natürlicher, als daß ſie nun in den Glauben verſetzt wurden, daß die Slawen, welche ungeachtet der Wälder und Sümpfe auf der Spitze des Brockens auf den ihnen allein bekannten Wegen angelangt waren, dahin geflogen ſeyen, und zwar auf den Thieren und Dingen, die man dahin führen geſehen hatte. Auf dieſe Weiſe wurde daher die Zahl der Reitpferde ſo ſehr vermehrt, daß man in ſpätern Zeiten alles Mögliche zu ihnen zu rechnen ſich für befugt erachtet hat.

Von den eingewanderten Deutſchen wurden nun aber nicht nur die Prieſter der böſen Gottheiten mit dem Namen Hexen belegt, ſondern auch alle diejenigen, welche dieſen Prieſtern anhingen, und die Unholde als die Hauptgötter ihrer Verehrung anſahen. Einzelne Orte, die von dieſen Anhängern der Unholde bewohnt waren, bekamen daher ebenfalls ihre Benennung von den Hexen, und ſo mag auch der Ort Geſecke in Weſtphalen den Namen Hexen-Geſecke erhalten haben. Es findet ſich aber das Wort Hexe noch in einer nicht geringen Zahl von Ortsnamen, wenn gleich nicht in unveränderter Geſtalt. Die in die Gegenden des Harzes zuletzt eingewanderten Völker hatten nämlich die Gewohnheit, das x (chs, ks) in ſſ zu verwandeln. Daher ſprachen ſie z. B. Oſſe ſtatt Ochſe. Das Wort Hexe (Haxe) verwandelten ſie nun ebenfalls in Heſſe (Haſſe). Es führt daher nicht nur der im Halberſtädtiſchen belegene Ort Heſſen hiervor ſeinen Namen, ſondern auch der bei Wernigerode belegene Ort Haſſerode hat den Hexen ſeine Benennung zu verdanken. Wie uns nun die Sage von dem, im ehemaligen Hexenfelde (Haſſelfelde) belegenen Orte Stiege auf dem Harze berichtet, waren es dieſe Anhänger der Unholde, welche ſich erſt gar nicht von dem Heidenthume trennen wollten. Sie waren blind gegen alle Vorſtellungen und alle Belehrungen der chriſtlichen Prieſter. Mit Recht wurden ſie daher an allen Orten die blinden Heſſen genannt.

Hexen ſind alſo hiernach nicht bloß die Prieſter, ſondern überhaupt Anhänger der böſen Gottheiten. Nun entſteht aber die Frage: Welche Umſtände haben es veranlaßt, daß die Hexen ſchon unter den heidniſchen Sachſen verfolgt wurden, und daß ſich die Sage von ihnen rückſichtlich des Treibens derſelben auf dem Brocken über ein Jahrtauſend in ſo friſchem Andenken erhalten hat? Wenn man nämlich erwägt, daß unter den Deutſchen in der Regel die Gewohnheit herrſchte, daß ſie die beſiegten Völker bei ihren Sitten, Gebräuchen und Geſetzen ließen; ſo muß es allerdings auffallend ſeyn, daß ſie die Hexerei als einen Theil der Religionsgebräuche der beſiegten Slawen für ein Verbrechen erachteten. Dieß hört jedoch auf, auffallend zu ſeyn, wenn man erwägt, daß ſowohl die Verehrung des Teufels, als auch die der Frau Holle und die vermeintliche Macht Beider nicht für einflußlos auf die Nationalität der Deutſchen angeſehen werden konnte. Der Dualismus hat zwar urſprünglich bei allen indoeuropäiſchen Völkern ſtattgefunden. Selbſt der Deus der Römer war urſprünglich ein Dew, und eine alte rohe Zeichnung, die in Pompeji aufgefunden iſt, und den Pluto in der Geſtalt darſtellt, wie wir jetzt den Teufel abbilden, dürfte genugſam beweiſen, daß dieſer Gott der Römer anfänglich kein anderer, als der Oberſte der Unholde geweſen iſt. In der nordiſchen Mythologie finden ſich ebenfalls Aſen (die guten Götter) und Hrimthurſen. In der ältern deutſchen Götterlehre *) findet ſich ein Gwode (Gode, Wode, Wodan), d. h. der Gute. Er wurde z. B. in der Gegend von Goslar auf einem Berge verehrt, der deßhalb Godeslar (Godslar, Goslar), d. h. der Berg des Gode hieß, und dieſer Name ging dann auf die Stadt Goslar über. Ihm war auch der, durch dieſelbe fließende Bach geheiligt, der aus dieſem Grunde den Namen Godesau (Godsau, Goſau, Goſe) führte, d. h. Bach des Gode. Der in der Auguſtiner-Kapelle auf dem Kirchhofe der Frankenbergſchen Kirche befindliche angebliche Leichenſtein, der die ſpäter eingegrabenen Worte: Ramm und Goſe enthält **), kann

---

*) Das Weſſobrunner Gebet, das Bruchſtück: „Muspell", und das Nibelungenlied können nur beweiſen, daß ſich die nordiſche Mythologie über ganz Deutſchland verbreitet hat, nicht aber, daß die Götterlehre der Deutſchen (der Verehrer des Teut) mit der nordiſchen Mythologie gleich geweſen ſey. Die Verſchiedenheit Beider wird durch die Nachrichten der Römer von Deutſchland über allen Zweifel erhoben. Man hält daher dieſe Nachrichten auch mit Unrecht für unrichtig, weil man ſie in der nordiſchen Mythologie nicht beſtätigt findet. Schon nach der Sprache Deutſchlands zu ſchließen, die ſich in die ober- und niederdeutſche theilt, darf man auch zwei Hauptſtämme des deutſchen Volkes, und folglich auch zwei Arten der Mythologie annehmen.

**) Die Sage gibt freilich eine andere Urſache für die Benennung dieſer Stadt an: Kaiſer Otto der Große hatte einen Jäger Ramm, der bei einem Jagdritt an den ſpäter nach ihm (?) genannten Rammelsberg kam, das Pferd konnte nicht durch das Dickicht, darum band er es an einen Baum, um ſeinen Weg beſſer fortſetzen zu können. Dem Pferde mochte ſein Herr zu lange ausbleiben, daher es vor Ungeduld ſtampfte und die Erde wegſcharrte. Als nun Ramm nach einigen Stunden zurückkam, erſtaunte er, als er unter ſeines Roſſes Hufen die reichſten Erzſtufen hervorblinken ſah, die es durch ſein Scharren und Kratzen von dem ſie bedeckenden Raſen entblößt hatte. Er theilte ſeinem Herrn die Entdeckung mit, worauf dieſer aus Franken Bergleute kommen ließ, die den Bergbau hier einrichten mußten. Zur Erhaltung des Andenkens an daher leicht noch ein Denkmal ſeiner Verehrung ſeyn, und verdient wenigſtens die Aufmerkſamkeit der Geſchichtforſcher. Auch verdient deßhalb die Sage Glauben, nach welcher Krodo (sc. Wodan), d. h. der große Wodan, auf der Harzburg (vielleicht auf dem Herzberg) verehrt ſeyn ſollte.

Der Oberſte der deutſchen Unholde hatte wohl mit dem Ahriman des Zoroaſter denſelben Namen. Er hieß Harman, Arman, Irmen, Artman, Herman. Der bekannteſte ſeiner Verehrungsorte war zu Marsberg in Weſtphalen, wo von Karl dem Großen die Irmen-Säule zerſtört ward. In vorzüglichem Anſehn ſtand er wohl bei den in der früheſten Zeit der Geſchichte Deutſchlands genannten Hermionen. Im Harze dagegen ward er vermuthlich zu Hermerode, einem Dorfe im Mannsfeldſchen, verehrt; wahrſcheinlich auch zu Hermannsacker, einem Dorfe im Stolberg-Roßlaſchen. Denn hätte dieſer Ort von einem Hermann v. Ebra ſeinen Namen erhalten, ſo würde er

---

Ramm bekam der Berg ſeinen Namen, und er ſelbſt wurde nach ſeinem Tode in der Auguſtinerkirche zu Goslar beerdigt. Seine Frau hieß Goſe. Zu ihrer Erinnerung erhielt das durch Goslar fließende Waſſer ihren Namen, nachdem auch das daraus gebraute Getränk geheißen iſt. (Honemann Alt. d. Harzes I. S. 23.) Alſo die Stadt Goslar ſollte nach der Frau eines Jägers genannt worden ſeyn, weil er das Verdienſt ſich erworben, daß ſeines Roſſes Huf Erzadern entdeckt hatte!!! Mit größerer Wahrſcheinlichkeit iſt anzunehmen, daß Goſe aus Godſche, der weiblichen Form von Gode entſtanden ſey. Godſche, Gottſche und Gödſche hieß Frau Holle, das weibliche Naturprinzip (Kloſter IX. S. 534 ff.), welche in den zwölf Nächten das wilde Heer anführt. Wodan, auch Gode genannt (Ebdſ. S. 7.) iſt der wilde Jäger (Ebdſ. S. 22.) und Schatzgott (S. 203.), ſein Roß Sleipnir (Ebdſ. S. 87.) ſtampft daher Schätze hervor, indem es Erzadern aufſcharrt, wie ſonſt Waſſeradern (Ebdſ. S. 78.) Dadurch erhalten die vielen Roßtrappen, und beſonders jene im Harz (Ebdſ. S. 95) ihre Bedeutung. Endlich erklärt ſich auch hierdurch nicht nur der vom Cultus des Gode oder Wodan entlehnte Name der Stadt Goslar (Godſlar vgl. Wetzlar ſ. Wendiſchlar, weil Wenden, Slawen daſelbſt wohnten), ſondern auch Ramm's Denkmal in der Kirche (vgl. ebdſ. S. 57.), die auch heidniſchen Heiligthümern noch lange als Verwahrungsort diente, wie die vielen in Kirchen eingemauerten Hufeiſen bezeugen, (vgl. ebdſ. S. 88.)

wohl Hermannsdorf, Hermannsrode u. ſ. w. genannt ſeyn. Ueberdieß fällt das Entſtehen der Orte in der Regel in eine Zeit, wo noch keine Perſonennamen Anlaß zur Benennung eines Ortes gaben. Wenn alſo, rückſichtlich des Ortes Hermannsacker nicht diplomatiſch dargethan werden kann, daß er ſeinen Namen einem Hermann v. Ebra verdankt. ſo hat man um ſo mehr Grund, dieß zu bezweifeln, als dagegen der Gebrauch der älteſten Zeit dargethan werden kann, daß Orte nach Göttern benannt wurden.

Wie bei vielen Völkern, ſo hat ſich auch bei den Deutſchen die Verehrung der böſen Gottheiten nicht in der urſprünglichen Schärfe erhalten. Den Prieſtern derſelben mußte ſelbſt daran gelegen ſeyn, die Götter, denen ſie dienten, in einem beſſeren Lichte darzuſtellen. Ein Weſen, von dem nur Böſes zu erwarten war, konnte eben ſo, wie ſeine Diener, nicht die Achtung des Volks genießen, und leztere mußten eine feindliche Stellung gegen daſſelbe erhalten. Sie ſchrieben daher ihren Götzen ebenfalls gute Handlungen zu, und ſo ward am Ende der Dualismus ganz unkenntlich; die Götterlehre der meiſten Heiden war aber ein Gemiſch von Gottheiten, die theils die Eigenſchaften des guten, theils des böſen Weſens hatten. So war auch der Ahriman der Deutſchen in einem ſo hohen Grade gebeſſert, daß ihn die Römer für ihren Mercurius hielten.

Bei den ſlawiſchen Völkern dagegen trafen die Deutſchen den Dualismus noch in ſeiner urſprünglichen Schärfe an. Der Teufel brachte nur Unglück über die Menſchheit, und Frau Holle wirkte Böſes durch die Liebe. Beides mußte in den Augen der Deutſchen von den erheblichſten Nachtheilen für ihre Nationalität ſeyn. Zwiſchen ihnen, als Siegern und den unterjochten und zu Knechten gemachten Slawen konnte nämlich nun und nimmer mehr Freundſchaft herrſchen. Die Deutſchen waren den Slawen fortwährende Feinde, denen ſie alles Böſe an den Hals wünſchten. Es kann daher auch nicht gefehlt haben, daß ſie alles Mögliche angewandt haben, um den Teufel zu bewegen, ihren Feinden Böſes zuzufügen. Bei der Bitte hierum durften aber Opfer nicht fehlen, von denen Menſchenopfer dem Oberſten der Unholde natürlich die liebſten ſeyn mußten. Wo es daher nur möglich war, eines Deutſchen habhaft zu werden, da wurde er weggeſchnappt und dem Teufel geopfert. Der Gottesdienſt in dieſer Art ward daher von den deutſchen Siegern den Prieſtern des Teufels verboten. Es iſt aber eine bekannte Sache, daß verbietende Geſetze nicht immer die Folge haben, daß nun auch die verbotene Handlung gehindert wird. Dieß dürfen wir im vorliegenden Falle um ſo weniger erwarten, als die Verehrung und die Macht des Teufels oft eine, den Deutſchen ſehr willkommene Sache war. Unter allen Leidenſchaften war bei ihnen die Rache eine der größten. Um gethanes Unrecht zu rächen, vernichteten ſich nicht ſelten ganze Familien. In einem Falle nun, wo ein minder Mächtiger ſich gegen einen Stärkern zu rächen hatte, war es gar zu angenehm, dieſe Rache mit Hülfe des Teufels zu vollbringen, und dieſem ward dann der Gegenſtand der Sache mit Freuden zum Opfer beſtimmt. Die verbotene Verehrung des Teufels hatte daher nicht nur bei den Slawen im Geheimen ſtatt; ſondern fand auch ſelbſt viele Anhänger unter den Deutſchen. Daher mußten die zu taufenden Sachſen, unter denen ſich natürlich viele Slawen befanden, auch dem Teufel entſagen, und noch Karl der Große ſah ſich *) genöthigt, das gewiß ſchon ſeit vielen Jahrhunderten unter den Sachſen beſtehende Geſetz zu wiederholen:

„Si quis hominem diabolo sacrificaverit, et in hostia more paganorum daemonibis obtulerit, morte moriatur.“

Gleiche Verhältniſſe fanden ſtatt rückſichtlich der Verehrung der Frau Holle. Schon Tacitus (de Germ. 4.) hält die Deutſchen für ein Volk, das ſich durch Ehen mit keinem andern Volke vermiſche. Dieſe Sitte findet ſich vielfältig beſtätigt. Noch in den ſpäten chriſtlichen Zeiten war daher eine Ehe eines Deutſchen mit einer Perſon aus dem Volke der Slawen nicht mit den Folgen einer bürgerlichen Ehe verbunden, ſelbſt wenn dieſe ſlawiſche

---

*) In capitul. de partib. Sax. §. 9.

Perſon aus dem Fürſtenſtande war. Mit noch viel ungünſtigeren Augen wurden daher in den Zeiten des Heidenthums Ehen zwiſchen Deutſchen und den unterjochten Slawen — den Knechten der Deutſchen — angeſehen. Es finden ſich daher gegen die Ehen und fleiſchlichen Vermiſchungen der Deutſchen mit Unfreien auch die ſtrengſten Geſetze. Eine Freie, die einem Knechte zu Willen wäre, ſollte nach der Lex Salica Tit. 14. cap. 6. —, ihre Freiheit verlieren, und ein freier Mann, der ſich mit einer Leibeigenen einließ, ſollte — nach der Lex Salica 14. 11. und der Lex Ripuar. 58. 15. —, mit derſelben auch in gleiche Knechtſchaft fallen. Nach der Lex Salica Tit. 14. cap. 6. ſollte ein Knecht, der eine Freie zu Falle brächte, es gar mit dem Leben büßen. Wenn dieß bei den Burgundern mit Einwilligung der Freien geſchah, ſo traf dieſe — nach der Lex Burgundior. Tit. 35. §. 2. — ebenfalls die Todesſtrafe. Adamus Bremensis berichtet ferner in ſeiner, um das Jahr 1076 geſchriebenen historia ecclesiastica Lib. 1. cap. 4. 5., daß nach der ſächſiſchen Verfaſſung Derjenige es mit dem Leben büßen müſſe, der ſich unterſtände, eine über ſeinen Stand erhabene Perſon zur Ehe zu nehmen. Dieſe Umſtände berechtigen uns zu dem Glauben, daß nach den Anſichten der heidniſchen Deutſchen eine Vermiſchung eines Deutſchen mit einer Perſon vom ſlawiſchen Volksſtamme für eine wahre Sodomiterei angeſehen ward. In dem Charakter der Frau Holle lag es nun aber gerade, vorzüglich verbotene Liebe zu begünſtigen. Da uns nun ſchon die Mutter Eva bewieſen hat, wie angenehm es iſt, vom verbotenen Baume zu eſſen, ſo wird es einleuchtend, daß, ungeachtet der ſtrengen Geſetze — die mit den Slawen zuſammen lebenden Deutſchen ſich nicht ſelten durch die Liebenswürdigkeit einer Perſon aus dem ſlawiſchen Volksſtamme zur Uebertretung des beſtehenden Geſetzes haben verleiten laſſen. Gerade das Vorhandenſeyn der äußerſt harten Geſetze beweiſ't es am beſtimmteſten, daß dieß gar häufig der Fall geweſen. Die auf dieſe Weiſe ſündigende Perſon von deutſcher Nation hatte aber früher die begangene That gleichfalls für ein Verbrechen gehalten, und ihr ſelbſt mußte es daher unerklärlich ſeyn, durch welche Macht ſie verleitet war, Etwas zu begehen, das nach der eigenen Anſicht den Charakter der Abſcheulichkeit an ſich trug. Ganz natürlich erſcheint es daher, wenn man annimmt, daß der Gefallene ſeine Handlung einem feindlichen Weſen zuſchrieb, und dieß konnte denn kein anderes, als die Frau Holle ſeyn. Noch mehr mußte dieß der Fall in den Augen derjenigen ſeyn, die ſich von ihrer Leidenſchaft nicht hatten verleiten laſſen. Die Folge einer ſolchen Anſicht mußte nun ohne Bedenken die ſeyn, daß man, um ferneres Unglück zu verhüten, dem Treiben der Frau Holle ein Ende zu machen ſuchte, und daher die Verehrung derſelben verbot. Ein durch die Dauer von Jahrhunderten gleichſam heilig gewordener Glaube iſt aber durch die Worte eines Geſetzes nicht zu vertilgen. Dieß um ſo weniger, wenn der Menſch in ſich ſelbſt ſo viel findet, das ihn in dem Wahne der Wahrheit ſeines Glaubens beſtätigt. Denn die Liebe achtet oft kein Geſetz und nimmt keine Rückſicht auf Nationalität. Ihr Erſcheinen außer den Schranken des Geſetzes mußte daher fortwährend an die Wirkungen der Frau Holle erinnern, und es iſt deßhalb leicht zu glauben, daß mit dem Verbote der Verehrung derſelben dieſe ſelbſt noch nicht verſchwand, ſondern im Geheimen fortbetrieben wurde. Der Ort des Gottesdienſtes ward aber wohl von der Quelle der Holde auf den Gipfel des Brockens verlegt, weil dieſer durch Sumpf und Wälder den deutſchen Verfolgern unzugänglich war. So entſtand daher hier ein zweiter Opferaltar — der Hexenaltar — neben dem der des Teufels — die Teufelskanzel — ſein Daſeyn behielt. Ungeachtet der herrſchenden Anſicht bei den Deutſchen konnte es aber dennoch nicht fehlen, daß das Weſen der Frau Holle bei einzelnen dieſes Volkes Anklang fand. Die Natur läßt ſich, trotz aller Geſetze, nicht verläugnen, und Liebesverhältniſſe zwiſchen Slawen und Deutſchen blieben nicht aus. Ja, mancher Deutſche, der ſeine Liebe gegen eine Perſon ſeines Volksſtammes nicht zu verwirklichen wußte, nahm gern die Hilfe der Frau Holle und die Künſte ihrer Dienerinnen in Anſpruch, um ſeinen Zweck zu erreichen. So konnte es daher nicht fehlen, daß die Frau Holle ſelbſt geheime Anhänger, beſonders unter dem weiblichen Theile des deutſchen Volkes, hatte, daß ihre Verehrung — obgleich nur im Geheimen getrieben — dennoch von vielen Seiten begünſtigt ward; durch dieß Geheimnißvolle aber immer mehr dem Fabelhaften ſich näherte. Namentlich mußten die, mit dem Wege auf den Brocken unkundigen Deutſchen, bald auf die Idee kommen, daß die Verehrer der Frau Holle die ihr auf heimlichem Wege zugeführten Opferthiere und ſonſtige Opfergeräthſchaften als Reitthiere benutzten, auf denen ſie über die, den Deutſchen im Wege ſeyenden Wälder und Sümpfe hinüberſetzen.

Mit der Einführung des Chriſtenthums mußte nun die Verehrung des Teufels bald aufhören. Selbſt der nur einigermaßen durch die Lehren des Chriſtenthums Erleuchtete mußte bald die Ueberzeugung gewinnen, daß Opfer, die dem Teufel dargebracht werden, vor dem Richterſtuhle der geſunden Vernunft nicht gebilligt werden können. Im 11. Jahrhunderte, wo noch ſo viele Ueberbleibſel des Heidenthums in Deutſchland exiſtirten, findet man daher von der Verehrung des Teufels keine Spur mehr. Anders verhielt es ſich aber mit der Frau Holle. Ihre Macht zeigte ſich fortwährend, und man ſchreibt daher noch heute eine nicht zu bändigende unerlaubte Liebe dem Wirken der Hexen zu. Dagegen kam aber ihr Name in Hintergrund und nachgerade in Vergeſſenheit. Die mit der Mythologie Deutſchlands unbekannten Prieſter der chriſtlichen Kirche hielten ſie daher ſchon gegen das 11. Jahrhundert für die römiſche Göttin Diana, wahrſcheinlich deßhalb, weil — wie letztere ein Gefolge von Nymphen — erſtere ein Gefolge von Striegholden hatte. So wurde der Name: „Frau Holle“ in den meiſten Gegenden Deutſchlands unbekannt; da aber die chriſtliche Religion alles Böſe dem Teufel zuſchreibt, ſo trat auch der Name des Teufels in der Hexenſage wieder hervor, und man ſah die weiblichen Hexen, gewiß ganz mit Unrecht, für ſeine Dienerinnen an, denen man daher auch das Bewirken von anderm Böſen, als das durch die Liebe, zuſchrieb.

Das Reſultat, von dem bisher Dargeſtellten iſt daher

Folgendes: Die Sage von den Hexen iſt nicht erſt zur Zeit Karls des Großen entſtanden, ſondern bereits unter den heidniſchen Deutſchen. Hexen ſind urſprünglich die Prieſter, der von den Slawen verehrten böſen Gottheiten, insbeſondere die des Teufels und der Frau Holle; es gab daher weibliche und männliche Hexen. Dieſe haben zwar Veranlaſſung zur Benennung von Ortſchaften und Ländern*) gegeben; allein das Andenken der männlichen Hexen hat ſich verloren. Namentlich ſpielen in der Sage von den Hexen des Brockens nur die Prieſterinnen der Frau Holle eine Rolle. Der ſonſt noch vorkommende Hexenmeiſter dagegen iſt urſprünglich der Vorſteher der Dienerinnen der Frau Holle. Als die Deutſchen die Slawen unterjochten, verboten ſie die Verehrung der böſen Gottheiten aus politiſchen Gründen. Dieſe ward im Geheimen fortgeſetzt, und zu dieſer Zeit auch die Verehrung der Frau Holle von der Quelle der Holdemme auf den wenig zugänglichen Gipfel des Brockens verlegt, und ihr hier, neben dem Altare des Teufels, ein Opferheerd errichtet. Seit dieſer Zeit wurde der Götzendienſt der Frau Holle in das Fabelhafte gezogen, namentlich die ihr zugeführten Opferthiere und die an ihren Heerd gebrachten Opfergeräthſchaften für Mittel erachtet, auf denen die Hexen und ihre Anhänger über die, den Deutſchen undurchdringlich ſcheinenden, Wälder und Sümpfe hinüberſetzten. Dieſe Reitmittel vermehrte die ſpätere Zeit nach Willkühr, ſo daß man unter ihnen ſogar den gewiß nie gebrauchten Wocken findet. Der Wirkungskreis der männlichen Hexen ward mit dem der weiblichen vereinigt, ſo daß man letztere allein als die Urheber von allem Böſen anſieht. Dieß veranlaßte nun wieder, daß der Teufel als Patron der Hexen erſchien, und ſeine Theilnahme an dem Hexenballe kann auch um deßhalb erklärt werden, weil er als vermuthlicher Nachkomme der Frau Holle dieſelbe zu ehren ſchuldig iſt. Er ſcheint daher der eigentliche Entrepreneur des am erſten Mai gehaltenen Hexenballes zu ſeyn, und deßhalb um ſo mehr verbunden zu ſeyn, ſeinen Gäſten für die Theilnahme daran Gaben auf Gaben zu verheißen, weil das Chriſtenthum ſeinem Anhange einen nicht geringen Stoß gegeben hat.

---

*) Das Churfürſten- und Großherzogthum Heſſen. Man leitet zwar den Namen des Heſſenlandes von dem des Volkes der Chatten ab. Dieſer Ableitung ſteht aber entgegen:

a) daß bei den Chatten die Verwandlung des Ch in H und des tt in ſſ nicht gewöhnlich war. Sie würden ſonſt nicht Chatten, ſondern immer Haſſen geheißen haben.
b) Die Katten waren ſchon im zweiten Jahrhunderte im Heſſenlande gar nicht mehr vorhanden, wie ſoll ſich daher ihr Name erhalten haben?
c) Nur ein geringer Theil vom jetzigen Heſſenlande führte ſeit dem achten Jahrhundert den Namen Heſſen. Originirte dieſer von den Chatten, ſo würde auch das ganze Chattenland den Namen Heſſen geführt haben
d) Der Name Heſſen findet ſich auch in Gegenden, wo keine Chatten gewohnt haben.

Dagegen war bei den ſächſiſchen Völkern, zu denen auch die Bewohner von Heſſen im achten Jahrhunderte gehörten:

a) die Verwandlung des x (chs, ks) in ſſ gebräuchlich.
b) Prieſter gaben Veranlaſſung zu Benennung von Orten, z. B. Bardengau u. ſ. w.
c) Hexen und deren Anhänger waren in vielen Gegenden Deutſchlands, und ſo können auch verſchiedentliche Orte von ihnen benannt ſeyn.
d) Gerade die Gegend von Gudensberg, die urſprünglich Heſſen hieß (Kopps Nachrichten von den Heſſ. Gerichten Th. I. §. 174. S. 231, §. 190–192.; S. 258–260), enthielt ſlawiſche Bewohner, bei denen alſo Hexen zu vermuthen ſind, von denen man annehmen kann, daß ſie Veranlaſſung zu dem Namen Heſſen gegeben haben.

Ziemlich nahe kommt der Schraderſchen Deutung die von Schönichen (Thüringen u. d. Harz IV. S. 28 ff.) gegebene: Die Franken hielten den Wodan der (wendiſchen) Sachſen, weil ſie ſeinen Cultus nicht näher kannten, für den Teufel (wilden Jäger). Karl der Große wollte die Beſiegten zwingen, zum Gott der Franken ſich hinzuwenden, von dem die dem Naturdienſt ergebenen Heiden noch weniger ſich eine günſtige Vorſtellung machen konnten, weil ein gekreuzigter, gemarterter, geſtorbener Gott ihrer Vorſtellung von dem Schöpfer, als Innbegriff der Kraft und Stärke, wenig entſprach. Allein die materielle Gewalt zwang die Sachſen zur äußerlichen Annahme des Chriſtenthums.

Das Bild ihres Gottes, das vermuthlich auf der ſogenannten Teufelskanzel auf dem Brocken aufgeſtellt geweſen, ließ der Sieger zertrümmern, und ſtellte Wächter aus, Jedem harte Strafe drohend, der ferner zum Wodansaltar noch wandern würde. Aber, wenn im Frühjahr (1. Mai) dem Wodan und der Oſtera (Hertha, Holle, Frau Gode), welche die Kirche ſpäter in den Teufel und ſeine Großmutter *) verwandelte, ihre Frühlingsopfer gebracht wurden, dann ſchreckte nicht Wächter noch Drohung, ſondern die Liſt feierte ihren Sieg. Vermummt als die ſeltſamſten Geſtalten kamen die Schaaren der treuen Wodansverehrer, ſo daß die Wächter in Furcht und Zittern entflohen, denn ſie meinten, Beelzebub ſelbſt ſey der Hölle entſtiegen und wolle ſeine Herrſchaft ſich nicht entreißen laſſen. Dafür mochten ſie das Wodansbild halten; und die vermummten Hexen und Zauberer aus Wodans Gefolge waren nach ihrer Meinung nicht minder der Hölle entſtiegene Mächte. Es mochten die Sachſen in Beſtärkung dieſes Wahnes ſelbſt noch behülflich ſeyn. So verbreiteten die flüchtenden Franken, das, was ſie geſehen, und es entſtand die Sage, wie ſie nach mehr als einem Jahrtauſend noch jetzt aus dem Munde des Volkes vernommen wird:

Wenn der April mit ſeinen Schneeſchauern vorübergegangen iſt, und mit dem Wonnemond der junge Frühling kommt, in der Nacht vom letzten April zum erſten Mai eilen von allen Seiten und Richtungen die Hexen zum Blocksberg hinan. Da iſt ein wildes Gedränge, und weil es der Eile bedarf, ſo tragen die Füße nicht ſchnell

---

*) Der Antichriſt mußte nothwendig eine Mutter haben, weil Chriſtus eine hatte, und da Maria's Schönheit ſo ſehr gerühmt wird, mußte Jene zum Großmütterchen werden, deren Häßlichkeit ſchon durch das hohe Alter ſich verbürgen ließ.

genug; es muß alſo geritten ſeyn. Da kommen nun die Hexen durch die Luft gezogen den Berg heran, von oben von unten, auf Ofengabeln (um das Feuer anzuſchüren?) Streichbeſen (um den Schnee wegzukehren, welcher den Brocken noch bedeckt?) und Ziegenböcken aus dem Walde und hinter dem Felſen hervor. Wie ſchwarze Wolken verfinſtern ſie noch mehr die dunkle Nacht. Die Luft ſelbſt wird unruhig und jagt im Wirbelwinde das Gewölk von Berg zu Berg. Bald flackert aber ein Feuer hoch empor. Der Teufel beſteigt ſeine Kanzel, und predigt vor der Verſammlung, d. h. er läſtert Gott und ſeine Lehre. Die Zauberer und Hexen führen um ihn im wilden Rauſche einen Reihen auf, und ſchwingen hoch die Feuerbrände bis zur Ermattung. Weil aber jede Feier mit einem Schmauſe (hier ein Opfermahl) verbunden iſt, ſo hat der Teufel hier auch für materielle Genüſſe Sorge getragen. Das beweiſen der „Hexenaltar“ und der „Hexenbrunnen“, denn auf jenem hat er die Speiſen bereitet*), aus dieſem die ermatteten Gäſte erfriſcht**). Wenn aber die Morgenröthe naht, verſchwindet der Höllenſpuk und die Verſammlung ſtiebt wieder auseinander.

Indem ich für jetzt dahingeſtellt ſeyn laſſe, ob der Hexenglaube keltiſchen, germaniſchen oder ſlawiſchen Urſprungs ſey, für die aſiatiſche Heimat der Zauberweiber, meine Beweisgründe auf die folgenden Seiten verſchiebend, ſtelle ich, anſtatt Grimms Frage: „wo zuerſt findet ſich des Steckens und Beſenritts erwähnt?“ zu beantworten, die weit gewichtigere Frage auf: was ſollte ein ſolcher überhaupt andeuten? Ich glaube nichts zu wagen, wenn ich die Vermuthung ausſpreche: es ſey urſprünglich jener Stab geweſen, mit dem die alten Zauberer gewöhnlich ausgerüſtet ſind; zweifelsohne war er aus dem Holze der Haſelſtaude, die in den meiſten Fällen bei Zauberwerken Dienſte leiſtet (ſ. Kloſt. IX. S. 898). In Mone's Anzeiger (ſ. Kunde des Mittelalt. VII. S. 426) iſt ein ſolcher Stab der dritte Fuß des Hexenmanns genannt. Man findet dieſen als Hexenreizung, ſowohl bei ſlawiſchen als germaniſchen Völkern, denn Dobrowſky (Slavin p. 407) ſpricht von „alten Weibern auf dem Ofenbeſen", und ebenſo liest man in einem ſcandinaviſchen Produkt, in der Sage von Thorſtein Börmagn, die Müller (III, 251.) ins 15te Jahrhundert ſetzt, wie Thorſtein im Ried verborgen einen Knaben in den Hügel rufen hörte: „Mutter, reiche mir den Krummſtab und die Bandhandſchuhe, ich will auf den Zauberritt!" und ſogleich wurde aus dem Hügel ein „Krückenſtab" (Krok-stafr) gereicht, den der Knabe beſtieg, und ritt, wie Kinder pflegen. Thorſtein nahte ſich dem Hügel und rief dieſelben Worte. Sogleich kam Stab und Handſchuh heraus, und er ritt dem Knaben nach. Sie gelangten an einen Fluß, ſtürzten ſich hinein und fuhren zu einer Felſenburg, wo viele Leute tafelten. Thorſtein, den ſein Stock unſichtbar gemacht hatte, erkühnte ſich, einen koſtbaren Ring und ein Tuch zu ergreifen, verlor aber darüber den Stock, wurde von Allen erblickt und verfolgt. Glücklicher Weiſe kam jedoch ſein unſichtbarer Reiſegefährte auf dem andern Stock, den nun Thorſtein mit beſtieg, und ſo entrannen Beide (Fornm. sög. 3, 176 ff.).

---

*) Nach Gottſchalk (Volksſ. S. 3.) ſollen ſie meiſt aus auf dem Hexenaltar zubereiteten Würſten beſtehen. In Leibrocks „Harzſagen“ II S. 7. erfährt man, daß Kuchen aus Hexenmehl und Barlapp gebacken werden.

**) Ebenfalls bei Leibrock lieſt man, daß das Getränk aus dieſem Born aus aufgelöſten Nebeln gebraut ſey. Außerdem erhalten die Gäſte noch ſiedendes Getränk aus Brockenmoos und Teufelsdreck.

Aber der Stock ſcheint ohne Ausfahrtformel dennoch keine Dienſte geleiſtet zu haben, denn die Nialsſaga c. 12. erwähnt eines nordiſchen Zauberers, der, als er ſich zu ſeinem Werke anſchickte, zuvor daſſelbe beſprochen: „es werde Nebel und allen Wunder, die hinter dir ſuchen." Zur deutſchen Formel: „Auf und davon! hui oben hinaus und nirgends an", oder „Wohl aus und an, ſtoß nirgend an!" *) ſtimmt die ſerbiſche: „ni o trn ni o grm, welch na pometno guvno!" („Nicht an Dorn und Eiche renne, ſondern zur gefegten Tenne!"), und zu der andern: „fahr hin, nicht zu hoch, nicht zu nieder!" die engliſche: „Wut, Wut, throughout and about!"

Von indiſchen Zauberfrauen wird aber gleichfalls erzählt, daß ſie einen Spruch zum Auffliegen herſagen **),

---

*) Ein Knecht war in der Johannisnacht nicht feſt eingeſchlafen, da ſah er, wie ſeine Wirthin und ihre Tochter aufſtanden, und aus dem Schrank einen Topf mit Hexenſalbe hervorlangten. Damit beſtrichen ſie ſich, ſetzten ſich rittlings auf einen Beſen und ſagten: „Fleeg up, fleeg ut! Fleeg narens an!" So flogen ſie zum Kaploch hinaus. Als der Knecht das ſah, wollte er es ihnen nachthun, er nahm von der Salbe, beſchmierte eine Gabel und ſagte: „Fleeg up, fleeg ut! Fleeg allerwägens an!" Er ſtieß nun überall mit dem Kopf an die Balken, gelangte aber endlich doch hinaus, und kam nach dem Blocksberg, wo er faſt die ganze Nacht hindurch mit vielen andern Hexen und ſeiner Wirthin und ihrer Tochter tanzte. Am andern Morgen, als ſie aufſtanden, lachte die Tochter ihn aus und fragte: „Na Marx deit dy ok de Kop noch wee?" Er hat es nachher nicht wieder gethan. (Müllenhof Schlesw. Sag. Nr. 291.) Eine andere Schleswiger Sage erzählt von einem Mädchen, das die alten Weiber auf dem Beſenſtiel davon reiten ſah, unter den Worten:

Wolup uns wol ut!
Tom Kaplok henut!

Sie wollte es ihnen nachmachen und ſagte:

Wolup uns wolan!
Tom Kaplok henan?

da fuhr ſie gegen die Decke und blieb da ſchweben, bis die Hexen wiederkamen und ſie befreiten. (Ebdſ.)

**) Sundaraka war aus Furcht vor Räubern auf das Dach eines Kuhſtalls geſtiegen, um dort die Nacht zuzubringen. Sogleich ſtieg auch Kalaratri (d. i. die ſchwarze Fahrende) auf daſſelbe Dach, wilde, Schrecken erregende Töne ausſtoßend. Erſchrocken murmelte Sundaraka, als er ſie herankommen ſah, leiſe, Dämonen vernichtende Segensſprüche her, durch deren

daher es keinem Zweifel unterliegen kann, daß, in Berückſichtigung der S. 16. 31. 41. nachgewieſenen gemeinſchaftlichen Abſtammung der drei großen Völkerfamilien Europa's aus Indien, alle bei uns gangbaren Vorſtellungen vom Zauber- und Hexenweſen auch dort angetroffen werden. Wirklich bezeugt dieß auch Windiſchmann in ſeiner „Philoſophie des Morgl." I. 2. S. 885 ff. in folgenden Sätzen:

Indien iſt von Alters her ein Sitz der Zauberei; auf Wahrſagung, Gewalt über die Elemente und über alle lebendigen Weſen, ja über die Geiſterwelt ſelbſt u. ſ. w. geht das Dichten und Trachten der Indier. Sie ſinnen auf verborgene Mittel, Glück zu erwerben oder Schaden zu bewirken und, wenn ſie in dieſer Abſicht auch nicht mehr vermögen, was ihre alten Geſänge hievon ſingen: ſo kommt doch hier immer noch manches vor, was in Erſtaunen ſetzt. Den Zauberern ſelbſt aber werden ihre Künſte dadurch erleichtert, daß der allgemeine Aberglaube jede Anfechtung, jedes Unglück, ungünſtige Witterung, Krankheit, unvorhergeſehenen Tod, Unfruchtbarkeit, unglückliche Geburten, Menſchen- und Viehſeuchen und alles phyſiſche und pſychiſche Uebel dem Einfluß geheimer dämoniſcher Künſte irgend eines Zauberers (ſey es ein Deva oder ein Aſura und Rakſchaſa oder ein Menſch) zuſchreibt, der entweder aus eignem Antrieb oder dazu angerufen oder gedungen, ſolches Unheil ſtiftet. Sobald ein Indier von dergleichen Uebeln befallen wird, ſchöpft er leicht Argwohn auf irgend einen, mit dem er in Mißhelligkeiten iſt; dieſer kämpft dann gegen die gehäſſige Beſchuldigung, und ſo entſtehen häufig die ernſthafteſten Händel. Die Menge der Zauberer iſt in Indien ſehr beträchtlich; man begegnet ganzen Schaaren von Wahrſagern und

---

Kraft und Nebel ſie ihn nicht bemerkten. Sie recitirte darauf mit lauter Stimme den Zauberſpruch zum Auffliegen, und ſogleich flog ſie mit ihren Begleiterinnen und dem Kuhſtall zu den Wolken empor ꝛc. (Brockhaus, die Mährchenſ. d. Somadeva II. S. 57 ff.)

Gauklern, welche jedoch meiſtens von ſchlechter Herkunft und ohne Anſehn ſind. Es gibt aber andre, deren dämoniſche Gewalt ihrem Wahne nach unbeſchränkt iſt, und die in alle Geheimniſſe der Zauberei eingeweihet ſind; Liebe oder Haß zu erwecken, hölliſche Geiſter in menſchliche Leiber zu bannen oder daraus zu vertreiben, Feinden plötzlichen Tod zu bringen oder unheilbare Krankheiten und ſchnell um ſich greifende Epidemien zu bewirken, oder das Vieh ſterben zu machen oder beides zu verhüten, die verborgenſten Dinge zu entdecken, Verlorenes wieder zu finden u. ſ. w. — dieß alles iſt ein Spiel für ſie. Schon der Anblick von Perſonen, denen man ſolche Gewalt zutraut, erfüllt mit Schrecken; trotz des geheimen Grauens wird ihre Hülfe aber doch vielfach geſucht, ſowohl zur Stiftung als zur Abwendung oder Zurückwendung des Schadens auf die Feinde durch Gegenbeſchwörung u. ſ. w. — Es gibt eine Menge von Zauberbüchern, welche ſich vielfach auf den Atharvaveda berufen. Die Brahmanen ſehen dieß ungern und verheimlichen dieſen Veda weit mehr als die übrigen; indeſſen wird die Magie doch ausdrücklich unter den brahmaniſchen Künſten aufgeführt (ſ. weiter unten) und als von den Vätern her empfangen, hochgeehrt. Der Abſcheu der Brahmanen gegen die gemeinen Zauberbücher iſt alſo wohl gegen das gerichtet, was ihnen als Entſtellung und Mißbrauch der alten Magie vorkommt. In der Praxis ſolcher Zaubereien werden dann auch Amulete und Talismane von verſchiedener Art gebraucht: Glaskörner durch Sprüche der Veda's bezaubert, Wurzeln, Blätter *), Kupferplättchen mit eingegrabenen Charakteren, Götzenbildchen und ſonſtige Carrikaturgeſtalten **), was alles theuer verkauft wird. Dazu kommen nicht minder die koſtbarſten Mittel, Luſt und Leidenſchaft zu bewirken, verlorne Manneskraft herzuſtellen, Unfruchtbarkeit zu heben. Die Frauen erhalten Zaubertränke, um ungetreue Männer zu gewinnen oder ſchwankende von Untreue abzuhalten; aber auch um ſelbſt leichter zu verführen u. ſ. w. In jenem Zauberbuche wird ferner auch von den Buhlgeiſtern gehandelt, die jedoch hier noch teufliſcher vorgeſtellt werden, als in den europäiſchen Hexenproceſſen. In Geſtalt von Hunden, Tiegern oder andern Thieren beſuchen ſie des Nachts die Frauen und ermüden ſie durch ihre Heftigkeit und anhaltenden Druck ſo ſehr, daß ſie oft aus Erſchöpfung ſterben. Auch die Bezauberung der Waffen lehrt das Buch (nach ähnlicher Weiſe, wie das Ramajana von den Waffen der Sura's und Aſura's oder jenen des Vaſiſchtha und Visvamitra ſpricht); die Gewalt dieſer Waffen iſt dann unwiderſtehlich; vor allem die des Brahmápfeiles, welcher ganze Heere niederreißt; dann des Schlangenpfeiles, der ein Heer in tiefen Schlaf verſenkt. Ferner lehrt das Buch geheime Mittel, zu Reichthümern zu gelangen, und ſo z. B. auch durch Einreibung gewiſſer Salben in die Hände und auf die Augenlieder, verborgene Schätze zu finden; ſich unverletzbar und furchtbar in Schlachten zu machen (mittelſt gewiſſer Gebeine, die man bei ſich trägt*) u. ſ. w. Mit allen Beſchwörungen ſind geheime Ritus verbunden, Opfer, Mantra's (Geſänge und Sprüche aus den Veda's). Die Blumen bei den Opfern zum Untergang der Feinde müſſen roth, der gekochte Reis mit Blut gefärbt ſeyn; auch Menſchenopfer, vorzüglich von Jungfrauen kommen dabei vor. Die Vedaſprüche haben eine ſolche Gewalt auch über die höchſten Deva's, daß ſie alles vollbringen im Himmel, in der Luft und auf der Erde, was der Zauberer befiehlt. Der geheime Name der Gottheit (A U M) und die Gajatri ſind die wirkſamſten Mantra's; der Zauberer ſpricht ſie zuerſt ehrerbietig aus; wird aber ſein Wunſch nicht erfüllt, ſo droht und befiehlt er der Gottheit mit lauter Stimme, im Namen einer andern, und bis jene (z. B. Brahmâ, bedrohet mit Siva) gehorcht. Bei ſo hoffärtigem und vermeſſenem Benehmen der indiſchen Zauberer gegen ihre ohnmächtigen Götter läßt ſich leicht vorſtellen, daß ſie nicht die Leute ſind, welche, wenigſtens in ihrem Kreiſe, leicht in Verlegenheit kommen, wenn ſie auch z. B. gegen Europäer ihre Künſte nur in ſeltenen Fällen geltend machen können. Nur die Deva's, welche von ihnen oft zudringlich und gebieteriſch angegangen werden, haben ſie dann zu fürchten, wenn das geringſte in den verwickelten Zaubergebräuchen verſehen wird; die ganze Rache derſelben und alles Unheil, was die Hexenmeiſter über Andre bringen wollen, fällt dann auf ihre Häupter *). Die Kunſt ſelbſt müſſen die Deva's den Gewaltigen, die ihre innere Macht verſtehen und ausüben, ein für allemal überlaſſen: aber wehe ihnen, wenn ſie gegen dieſelbe verſtoßen. Außerdem aber hat der Zauberer auch ſeine Kunſtgenoſſen zu fürchten, die ihm ſein ganzes Werk verderben können. Darum bewachen ſie ſich alle mit Eiferſucht, und es entſteht gar oft Rangſtreit unter ihnen.

---

*) Zum gewöhnlichen Gebrauche der Zauberer dienen 64 Wurzeln verſchiedener Pflanzen, und zwar der giftigſten und betaubendſten. Ihren feindſeligen und verführeriſchen Abſichten werden Beſchwörungsſprüche aus den Vedas entgegengeſetzt, welche wie der Rigveda (Asiat. Res. VIII. S. 369) lehrt, die Wirkung des Giftes vernichten.

**) Zu den Amuleten und Talismanen werden mitunter die ſchmutzigſten Dinge (Unrath jeder Art) genommen, und kleine Figuren daraus gebildet, auf deren Bruſt man den Feindesnamen einritzt, Sprüche darüber herſagt, ihn durchſticht u. ſ. w.

---

*) 32 ſolche Waffen, denen man ein Menſchenopfer dargebracht, aus einer belagerten Stadt unter die Belagerer geworfen, laſſen hundert von jenen dieſen als tauſend erſcheinen.

Auch folgender Umſtand iſt zu beachten, aus welchem erhellt, warum vorzugsweiſe Weiber ſich mit der Zauberei befaſſen. Der Indier unterſcheidet zwiſchen ſolaren und lunaren Sehern, d. h. zwiſchen ſolchen Perſonen, welche durch Inſolation, nämlich durch den Einfluß der Sonne **) hellſehend werden und göttliche Offenbarungen empfangen, und den Lunatikern, d. h. den vom Mond Inſpirirten, deren Zuſtand ein niededer Grad des Hellſehens iſt, wo es ohne Täuſchung, die ſelbſt nach dem Monde (μαγεία v. ſkr. mag. zaubern, mah, Mond) benannt wurde, nicht ganz abgeht. Bei den älteſten Sehern, den magiſchen Sonnenkindern (**Rischi**: die Glänzenden, Erleuchteten), war noch die volle Lichtſtärke der magiſchen Entzückung, in ihren Extaſen wurden ſie in das Naturcentrum der Dinge verſetzt. Als aber dieſe Lichtſtärke des Schauens ermattete (wie überhaupt die ſpätern Generationen ſtufenweiſe die urſprüngliche geiſtige Vollkommenheit einbüßten, indem die Netze der Sinnenluſt ihren Geiſt verſtrickten), da trat, wie nach dem Untergang der Sonne, der Mond in ſeiner Energie hervor. Der wechſelnde Schein, die Fülle und die Abnahme ſeines Lichtes wirken mächtig auf die Stimmung des Gemüthes, bald erhebend, bald niederſchlagend oder verwirrend, und es wechſeln die Affekte zwiſchen Begeiſterung und Furcht ſchwankend und unbeſtimmt, wie das Mondlicht, denn es verfließt noch an der Oberfläche der Erde, und die Gegenſtände treten bald aus dieſem Lichtſchleier hervor, bald verhüllen ſie ſich darein. Was dem Mondglanz zugekehrt iſt, ſchimmert in milder Klarheit, während das Abgewandte ſich bald ſichtbar verbirgt. Kommen hiezu noch die wandelbaren Bewegungen der Gewäſſer, ſo wie die Veränderungen in der Stellung der feſtern Geſtalten auf Erden, dann bildet ſich hieraus eine Zauberwelt, die ihre irdiſchen Grundlagen im Lichtnebel verhüllt, ſich ſeltſam verwandelt, und den Menſchen in geiſterhaften Geſtalten von ungewiſſem Colorit, gleich leuchtenden Schatten gegenüber tritt, ebenſo leicht verſchwindend, als in anderes Gewand ſich kleidend. Dieſes Schweben zwiſchen ſicherer Begrenzung und leichtem Zerfließen der Bilder und Geſtalten, dieſes traumartige Helldunkel mußte das Gemüth des der Naturgewalt anheim gegebenen Menſchen nicht bloß anregen, ſondern auch mächtig ergreifen, und ſeiner Imagination einen zauberhaften Spielraum geben, ſo daß in den Licht- und Schattengebilden, Tönen, Düften und allen Regſamkeiten der Mondnacht tauſend Veranlaſſungen liegen zu träumeriſchen Geſichten. Welche Gewalt dieſer Einfluß auf die weibliche Gemüths- und Leibesſtimmung insbeſondere hat, dieß wird durch die Erfahrung aller Zeiten von allen Völkern bezeugt, und zweifelsohne geht dem Eintritt der Menſtruation ein mehr oder minder bemerkbarer Mondſomnambulismus vorher. Aber auch bei ſenſiblern Individuen des männlichen Geſchlechts zeigen ſich mit dem Eintritt des Neu- oder Vollmondes und in den Syzygien mancherlei pathologiſche Regungen, z. B. erhöhte Reizbarkeit, träumeriſche Extravaganzen, oder ſelbſt periodiſcher Wahnſinn bis zum Delirium und zur Raſerei *), der Wahnſinnige aber iſt ein Prophet (μάντις, vgl. die Anmerk.), denn der Somnambulismus ſteigert ſich zuweilen bis zur hellſehenden Extaſe, obſchon zuweilen er leicht getrübt iſt und verwirrt. Die Erſcheinung des Nachtwandelns auf Dächern, ohne auszugleiten oder ſonſt Schaden zu nehmen, hielt das Alterthum gleich der Gabe, in die Zukunft zu ſehen, welche dem höhern Somnambulismus eigenthümlich iſt, für Zauberei, und da nur die Nacht ſolche Phänomene hervorruft, ſo mußte man die Seherinnen — denn das weibliche Geſchlecht iſt dem Einfluß des Mondes am meiſten hingegeben — für Unholdinnen halten, im Bunde mit

---

*) Im Rigveda verwünſchten die alten Hofbrahmanen, welche der König Aſamati, aus dem Stamme des Ikſchvaku, abgeſetzt hatte, die neu eingeſetzten; dieſe warfen die Verwünſchungen auf die Häupter der Erſten zurück. Neun von den alten ſtarben; die übrigen ſprachen Mantra's zu ihrer Erhaltung und zur Wiederbelebung ihrer Amtsbrüder. (As. Res. VIII. S. 384).

**) Durch den Sonnenſtich, eine Folge des ewigen in die Sonne Blickens; der Wahnſinnige galt und gilt noch im Orient für inſpirirt.

---

*) Die Sprache weiſt darauf hin, indem ſie den Wahnſinn (μανία) nach dem Mond (μήνη) benannt hat.

dem Geiſte der Finſterniß, der nur am Böſen ſeine Luſt hat, und dieſe folglich auf ſeine Verehrerinnen überträgt. Daß man ſich in der That Nachtwandlerinnen als Hexen dachte, beweiſt folgende Sage:

Zu Kortryk lebte vor längerer Zeit ein Mann, welcher „Klare Mane“ (klarer Mond) benannt wurde. Dazu hatte folgender Vorfall Veranlaſſung gegeben. Er ſchlief eines Nachts auf ſeinem Soller, als er plötzlich ein ſonderbares Geräuſch und eine Menge der verſchiedenartigſten Frauenſtimmen über ſich hörte. Da das Dach mehrere gläſerne Pfannen hatte, trat er zu einer derſelben, und ſah zu ſeiner großen Verwunderung eine zahlreiche Geſellſchaft von Weibern darauf ſitzen, welche tranken und dazu ſangen:

„Wir trinken allhier den ſüßen Wein,
Wir trinken den klaren — Mondenſchein.“

„Ei“ dachte der Mann, „was hat das Volk auf meinem Dache zu thun?“ Er hob alſo eine von den Glaspfannen und rief heraus: „Wartet nur noch ein Weilchen, ihr Pack, ich will euch lehren mich im Schlafe zu ſtören.“ Mit den Worten eilte er zurück an eine Ecke des Söllers, wo ein dicker Knüppel ſtand. Als er aber mit demſelben wieder zu der Glaspfanne kam, war Alles verſchwunden. (Wolf D. S. Nr. 154.)

Die Wichtigkeit der Glaskugeln im Cultus der Druiden (ſ. Kloſter· IX. S. 688) wäre ich geneigt, als Folge der durch Hineinblicken in glänzende Gegenſtände erregten ſomnambulen, und ſomit prophetiſchen Zuſtände zu erklären. Bekanntlich weiſſagte Joſeph, als er in den ſilbernen Becher blickte. (1. Moſ. 44, 5.) Die Hebräer haben für Erz (als glänzendes Metall) und Zauberei Ein Wort (נְחוֹשֶׁת); im Cultus der alten Römer und Griechen ſpielten eherne Geräthe eine ſehr bedeutende Rolle. Mit dieſem Metalle trieb man Geſpenſter aus (Ov. Fast. 2, 441), es diente zum Liebeszauber (Prop. III. 23, 13), es war überhaupt heiliger als die andern Metalle (Serv. Aen. 1, 448). In den Tempeln Japans hat man Metallſpiegel (Ausl. 1841 N. 285), vermuthlich zum Wahrſagen. In Grimms „deutſch. Sag.“ N. 118 rühmt ſich ein altes Weib, ſie beſitze die Gabe, in die Zukunft zu blicken, ſobald ſie in Kryſtall ſchaut. Die vielen Waſſerorakel, denen man bei allen alten Völkern begegnet, ließen ſich aus der Durchſichtigkeit dieſes Elementes deuten. Vielleicht auch die magnetiſche Wirkung der Edelſteine, aus deren bloßem Anſchauen (in dem Urim und Thummim) der Hoheprieſter in Iſrael inſpirirt wurde. Peller (Polit. scelerat. p. m. 43—45) berichtet noch aus ſpäter Zeit über den Kryſtallſeher, der dem engliſchen Geſandten die nach dem regierenden Monarchen zunächſtfolgenden Könige Englands gezeigt.

Der Dichter Riſt erlebte Aehnliches, als er in ſeiner Jugend irgendwo Hauslehrer geweſen. Die Schweſter ſeines Zöglings hatte eine Liebſchaft angefangen, die aber die Aeltern nicht genehmigen wollten. In der Verzweiflung ihres Herzens wendet ſie ſich an ein altes Weib, daß dieſes ihr die Zukunft deute. In Abweſenheit der Ihrigen wird das Weib berufen, um ſein Verſprechen zu erfüllen; über den Vorbereitungen im einſamen Zimmer aber wandelt das Mädchen ein Grauſen an, und ſie geht hinauf, um Riſt zu bitten, daß er zugegen ſey. Dieſer läßt ſich endlich bereden, daß er mit hinuntergeht. Er findet in der Kammer das Weib geſchäftig; ſie breitet ein blau ſeiden Tüchlein, mit Drachen und Schlangen geſtickt, über die Tafel; ſetzt darauf eine grüne, gläſerne Schaale; legt in dieſe ein goldfarb ſeiden Tüchlein, und darauf eine ziemlich große Kryſtallkugel, die ſie wieder mit einem weißen Tüchlein bedeckt. Sie fängt nun an etwas zu murmeln, und ſich wunderlich dabei zu geberden; hebt, als ſie geendet, die Kugel mit großem Reſpekte aus der Schale, und hält ſie nun am Fenſter den beiden Anweſenden vor. Dieſe ſehen Anfangs nichts; bald aber tritt im Kryſtall die Braut in prächtigem Brautſchmuck hervor; aber bleich, betrübt und jämmerlich anzuſchauen. Nun aber findet, zu noch größerem Schrecken, auf der anderen Seite ſich auch der Bräutigam hinzu; der ſonſt ein gar freundlicher Menſch, jetzt aber verſtörten und entſetzlichen Geſichtes zwei Piſtolen unter ſeinem Reiſemantel hervorlangt, und die in der Linken auf ſein eigenes Herz richtet, die in der Rechten aber der Braut vor die Stirne ſetzt und losdrückt; wobei ein dumpfer Knall ſich vernehmen läßt. Die Kryſtallſeher und ſelbſt die betroffene Alte erſtarren und machen ſich davon; lange will der Schrecken in der Erinnerung des Geſichtes nicht von ihnen laſſen. Die Aeltern fahren unterdeſſen in ihrem Widerſtande fort, trennen das Verhältniß und nöthigen die Tochter, einem vornehmen fürſtlichen Bedienten die Hand zu geben. Die Hochzeit wird ausgerüſtet, der Tag anberaumt, der Bruder der Braut mit ſeinem Erzieher, beide derzeit auf der Schule von Roſtock, werden eingeladen; aber Riſt hat keine Luſt, der Einladung zu folgen, und läßt den Zögling allein hinziehen. Die betrübte Braut wird zur beſtimmten Stunde in ſechsſpänniger Hofkutſche abgeholt, und die Begleitung ſchließt ſich zu Pferde an. Aber der desperate erſte Liebhaber hat ſeinen Stand bei einem wohlgelegenen Hauſe vor dem Thor genommen, und wie der Wagen dort vorüberfährt, ſtürzt er hervor, gibt Feuer auf die Braut, fehlt jedoch, und ſchießt einer Dame neben ihr den Hauptſchmuck vom Kopf herunter. Er merkt an dem Geſchrei, daß er fehlgeſchoſſen, eilt daher ins Haus, und es gelingt ihm, in der allgemeinen Verwirrung zu entrinnen. Die Reiſe wird unterdeſſen nach einiger Unterbrechung fortgeſetzt, und die Hochzeit geht vor ſich. Aber der Gatte entartet bald zu einem grimmigen Haustyrannen, der die Gattin tagtäglich aufs härteſte mißhandelt; ſo daß ſie, zuletzt dem Kummer, Gram und Herzeleid erliegend, kaum 30 Jahre alt, in der Blüthe ihres Lebens am gebrochenen Herzen ſtirbt. Der verzweifelte Liebhaber that ſpäter eine gute Heirath, und lebte, als Riſt die Sache niederſchrieb, noch in gutem Wohlſtand*).

Einen anderen Fall hat der bekannte Spengler aufbehalten, der Folgendes erzählt**): zu ihm ſey einſt ein Bewohner der Stadt aus einer der erſten Familien Nürnbergs gekommen, und habe in einem Tuche eingewickelt einen runden Kryſtall zu ihm gebracht, von dem er geſagt: er habe ihn von einem Fremden erhalten, den er vor vielen Jahren zufällig auf dem Markt getroffen, und auf ſeine Bitte drei Tage in ſeinem Hauſe bewirthet. Beim Abſchied habe der zum Danke ihm den Kryſtall zurückgelaſſen, und ihm dabei geſagt: wenn er irgend etwas Verborgenes zu wiſſen verlange, ſolle er einen unſchuldigen Knaben in denſelben ſehen laſſen; und wenn er dieſen nun befrage um das, was er ſehe, werde derſelbe, was er zu wiſſen begehre, erblicken und ihm anzeigen. Er bezeugte dabei: er ſey in dieſer Sache niemal betrogen worden, ſondern habe viel Wunderbares durch die Vermittlung des Knaben erfahren; während andere Leute nichts als ein pures, ſchönes Glas geſehen, außer ſeiner Hausfrau, welche, als ſie mit einem Knaben ſchwanger gegangen, nun gleichfalls die Geſtalten (durch Vermittlung ihrer Frucht?) in ihm erblickt. Zuerſt ſey immer die Geſtalt eines Mannes erſchienen, in der Kleidung, wie ſie damals üblich geweſen. Dann habe das Uebrige ſich ſichtbarlich hinzugefunden, nach dem man gefragt; zuletzt, wenn Alles abgethan geweſen, ſey die Geſtalt des Mannes davon gegangen, und dann das Uebrige verſchwunden. Die beſagte Geſtalt ſey übrigens oft geſehen worden, wie ſie die Stadt durchwandelt und in die Kirchen eingetreten. Die Sache war bald in Nürnberg ausgekommen; ſo daß, wenn jemand die Wahrheit läugnete, oder ein Vergehen verhehlte, man ihn mit dem Manne im Kryſtall zu bedrohen pflegte. Auch wurde einmal von Gelehrten ein Zweifel in ihrer Wiſſenſchaft vor den Kryſtall gebracht und die Antwort im Kryſtall geleſen. Das hatte der Inhaber nebſt noch vielerlei Anderem früher dem Berichterſtatter erzählt, ſeither waren ihm Scrupel aufgeſtiegen, und er kam eines Tages zurück und ſagte: er glaube, es ſey jetzt Zeit, ſich jedes weiteren Gebrauches des Kryſtalles abzuthun. Er ſey nun überzeugt, er habe ſich mit ihm nicht wenig verſündigt, und darüber ſchon ſeit lange große Gewiſſensvorwürfe verſpürt; darum ſey er Raths geworden, ſich nicht ferner mehr damit zu ſchaffen zu machen. Darum übergebe er ihm, was er empfangen, und geſtatte ihm gern, damit anzufangen, was ihm beliebe. Spengler lobte ihn dieſes ſeines Entſchluſſes wegen, übernahm den Kryſtall, und nachdem er ihn in Stücke zerſchlagen, warf er ihn zugleich mit dem ſeidenen Tüchlein, worin er gewickelt war, in den Abtritt.

---

*) J. Riſtens allereðelſte Zeitverkürzung p. 255 und f.

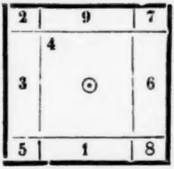
**) In der Vorrede zu ſeiner Ausgabe von Plutarchs Schrift de defectu oraculorum.

So lautet der Bericht von dieſem Vorgang, ohne Zweifel mit Wahrhaftigkeit aufgefaßt, aber zu wenig von den näheren Umſtänden enthaltend; überdem außer der Angabe des Inhabers, durch keinen weiteren Zeugenbeweis unterſtützt, und darum nicht hinreichend, um ein irgend ſicheres Urtheil über die Sache zu fällen. Darum iſt es erwünſcht, daß man in neueſter Zeit darüber eine beſtätigende Erfahrung gemacht; die, was dieſer älteren fehlt, vollſtändig ergänzt, und alle Sicherheit gewährt, die man in ſolchen Fällen irgend verlangen kann. Aegypten, ſeit den Zeiten der Pharaonen wegen ſeiner Zauberkünſte berufen, hat dieſen Fall geboten. Engländiſche und franzöſiſche Reiſende hatten erfahren: in Cairo befinde ſich ein Magier Scheikh Abda el Kader el-Moghrebi, d. i. aus dem Weſtland Marocco, der ſich mit ſolcher Art des Zaubers abgebe, und im Hauſe des Conſuls Salt ſchon einen Dieb mit ſeiner Kunſt entdeckt. Sie machten daher alle gemeinſam und auch jeder für ſich, zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten Verſuche mit ihm, die ſie ſpäter eben ſo geſondert bekannt gemacht *). Die Weiſe ſeines Verfahrens aber war ſol-

---

*) Die Engländer in: An account of the manners and Customs of the modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833—34 and 35, partly from notes made during a former visit to that country in the years 1825, 26, 27, 28, by Edward William Lane. 2 Vol. Lond. 1837. Der Bericht ſteht Vol. I. p. 346—360. Neben dem Verf. waren hier als Zeugen zugegen Lord Prudhoe, der ſeither die genaue Wahrheit des Berichts gegen jeden betheuert, der deßwegen nachgefragt, Major Felix und der Reſident Salt, denen ſich noch als fünfter ein ungenannter Hochgeſtellter beigefügt, der im quarterly Review N. CXVII. July 1837. p. 203. weitere Aufſchlüſſe gibt. Ueber die Verſuche, die die Franzoſen ihrerſeits bei ihrem Reſidenten angeſtellt, hat Leon Delaborde im Auguſtheft der Revue des deux mondes vom Jahre 1833 übereinſtimmende Nachricht ertheilt, ſo daß alſo in Bezug auf den Zeugenbeweis an der Thatſache nicht die mindeſte Ausſtellung zu machen iſt.

gende. Ein noch nicht mannbarer Knabe, eine Jungfrau, eine ſchwangere Frau, oder eine ſchwarze Sclavin, wie ſie ſich eben bieten, werden gewählt, um die Geſichte zu ſchauen, und die geſchauten auszuſprechen. Dem Gewählten zeichnet der Magier mit der Rohrfeder in die rechte flache Hand mit ſchwarzer Dinte ein Viereck in dieſer Form, und nachdem er in die neun



kleineren Quadrate die neun Zahlenziffern in der vorgeſtellten Ordnung eingeſchrieben, gießt er in die Mitte des größten etwa einen halben Theelöffel voll derſelben dicken Dinte, ſo daß ſie einen Ball von der Dicke einer Piſtolenkugel und in ihr einen Spiegel bildet, in dem er das Individuum ſich zuerſt ſelbſt beſchauen läßt. Zuvor hat er auf einen ſchmalen Streifen Papier einen arabiſchen Zauber aufgeſchrieben, ein Theil des 21. Verſes des 50. Capitels vom Koran, lautend: „Und dieß iſt die Entfernung, und wir haben entfernt von dir deinen Schleier, und dein Geſicht iſt heute ſcharf. Wahrheit! Wahrheit!“ Ein anderes Papier nimmt dann die gleichfalls arabiſche Anrufungsformel auf: „Tarſchun! Tarzuſchun! kommt herab! kommt herab! ſeyd zugegen! wohin ſind gegangen der Fürſt und ſein Heer? wo iſt El-Abhmar?

der Fürſt und ſein Heer, erſcheint ihr Diener dieſer Namen!“ Tarſchun und Tarzuſchun ſind nach der Deutung des Magiers die ihm dienſtbaren Geiſter, El-Abdmar iſt alſo der Geiſterfürſt, die Formel wird in 6 Streifen zerſchnitten. Der Knabe wird nun vor dem Magier auf einen Stuhl geſetzt, in Mitte der Geſellſchaft, die beide ein Kreis umgibt; ein Becken mit glühenden Kohlen wird zwiſchen den Knaben und den Meiſter geſtellt, der von einem zwiefachen Weihrauch Takeb mabachi, und Konſonbra Diaon genannt, zu gleichen Theilen in das Kohlenbecken wirft, von Zeit zu Zeit indiſchen Ambar beifügend, ſo daß ein dicker Rauch das Zimmer erfüllt und unangenehm auf die Augen wirkt. Er ſteckt das Papier mit den Worten aus dem Koran dann in den Vordertheil der Mütze des Knaben, wirft einen der mit der Anrufungsformel beſchriebenen Papierſtreifen in die Kohlen, und indem er nun die arabiſchen Worte:

Anzilu aiuba el Dſchenni ona el Dſchemum
Anzilu betakki matalahontonhon aleikum
1 3 2
Taricki, Anzilu, Taricki

mit einer gewiſſen, nothwendig innezuhaltenden Cadenz, die letzte Hälfte meiſt in der bezifferten Ordnung, wiederholend murmelt oder ſingt, unterbricht er dieß Recitativ nur, indem er den Knaben, deſſen Hand er immerfort in der ſeinen hält, fragt: ob er etwas im Dintenſpiegel ſehe? Der Antwort „Nein“ auf die erſte Frage folgt eine Minute ſpäter ein Zittern des Knaben, der nun ausruft: ich ſehe einen Mann, der mit dem Beſen den Boden fegt. „Sage mir, wenn er fertig iſt,“ erwidert der Magier, und fährt mit der Beſchwörung fort. „Jetzt iſt er zu Ende!" ruft der Knabe, und jener unterbricht wieder ſein Murmeln mit der Frage: ob er wiſſe, was eine Fahne ſey? und da die Antwort bejahend ausfällt, ſo erwidert jener: ſo ſprich denn, bring eine Flagge! Der Knabe thut ſo, und ſagt bald, er hat eine gebracht; welcher Farbe? roth! So ließ er ihn nacheinander eine ſchwarze, weiße, grüne, blaue fordern, bis er ſieben vor ſich ſah. Während deſſen hatte der Magier den zweiten und dritten Papierſtreifen mit Anrufungen in das Feuerbecken geworfen, dabei neues Rauchwerk aufgelegt, und ſang mit ſteigender Stimme an der Beſchwörung fort. Nun hieß er den Knaben fordern, daß des Sultans Zelt aufgeſchlagen werde, es geſchah; Truppen wurden dann verlangt; ſie kamen und ſchlugen ihr Lager um das grüne Zelt ihres Herrn auf; ſie mußten nun in Reih und Glied treten, und der vierte, bald auch der fünfte Streifen wurden ins Feuer geworfen. Ein Ochs mußte beigeſchafft werden; vier Männer brachten ihn auf des Knaben Begehr hergeſchleppt; drei andere ſchlugen ihn, er wurde getheilt, in Stücken ans Feuer geſetzt, und als Alles bereitet war, wurde es den Soldaten vorgeſetzt; ſie aßen und wuſchen darauf ihre Hände. Das alles beſchrieb der Knabe, als ob er es vor ſich ſähe.

Das Alles kehrte unveränderlich, bei jeder einzelnen ſolchen Handlung und bei jedem Knaben, wieder und endete damit, daß der Magier ihm gebot, den Sultan zu fordern; der ſofort mit ſchwarzem Barte, grünem Baniſch und einer hohen rothen Kappe bedeckt, auf einem Braunen zu ſeinem Zelte ritt, abſtieg, in ihm niederſaß, Caffee trank, und die Aufwartung ſeines Hofes annahm. Nun ſagte er zu der Geſellſchaft:

welche Frage irgend jemand thun möchte; jetzt iſt es an der Zeit. Lane forderte nun Lord Nelſon; der Magier gebot dem Knaben zu ſagen: mein Meiſter grüßt dich, und begehrt, daß du den Lord Nelſon bringeſt; bring ihn mir vor Augen, daß ich ihn ſehe, eilig! Der Knabe that ſo, und ſagte alſofort: ein Bote iſt abgegangen, und bringt jetzt einen Mann in ſchwarzer (dunkelblau iſt den Orientalen ſchwarz) europäiſcher Kleidung, der Mann hat ſeinen linken Arm verloren. Er hielt dann einige Augenblicke inne; darauf tiefer und angeſtrengter in die Dinte ſehend, ſagte er: nein er hat den linken Arm nicht verloren, er hat ihn vor der Bruſt. Nelſon pflegte den Aermel des verlornen Armes vor der Bruſt zu befeſtigen; aber er hatte nicht den linken, ſondern den rechten Arm verloren. Ohne von dem Mißgriff etwas zu ſagen, fragte Lane nun den Magier, ob die Gegenſtände in der Dinte erſchienen, als wenn ſie vor Augen ſtünden, oder wie in einem Spiegel. Wie in einem Spiegel, war die Antwort, und das erklärte den Irrthum des Knaben vollkommen; der übrigens von Nelſon nie etwas gehört zu haben ſchien, da er nur nach mehreren Verſuchen den Namen ausſprechen lernte. Der Andere, den er forderte, war ein Aegyptier, der lange als Reſident in England ſich aufgehalten, und als Lane ſich eingeſchifft, an langwieriger Krankheit bettlägerig war. Der Knabe ſagte: hier wird ein Mann auf einer Bahre herbeigebracht, in ein Betttuch eingehüllt; er beſchrieb dabei ſein Geſicht als bedeckt, und ihm wurde geſagt: er ſolle verlangen, daß es enthüllt werde. Er that es, und ſagte dann: ſein Geſicht iſt blaß, und er hat einen Schnurrbart, aber keinen Bart; was richtig war. Bei einer dieſer Gelegenheiten war ein Engländer zugegen, der die Sache lächerlich machte, und ſagte: nichts werde ihm Genüge leiſten, als eine völlig ähnliche Erſcheinung ſeines Vaters, von dem er ſicher wußte, daß keiner der Anweſenden ihn kenne. Nachdem der Knabe nach ihm bei ſeinem Namen gerufen, beſchrieb er einen Mann in fränkiſcher Kleidung, eine Brille tragend, die Hand an's Haupt gelegt, mit dem einen Fuße auf dem Boden aufſtehend, den andern aber hinten aufgehoben, als ob er von einem Stuhle aufſtehe. Die Beſchreibung war genau in jeder Beziehung, die Lage der Hand wurde durch ein anhaltendes Kopfweh herbeigeführt, die des Fußes aber war durch einen Sturz vom Pferde bei der Jagd veranlaßt worden. Delaborde ſeinerſeits verlangte den Herzog De la Riviere. Der Bote wurde abgeſendet, und ein Officier wurde vor den Sultan gebracht, in Uniform mit Silberborten um Kragen, Aufſchläge und ſeinen Hut. Delaborde war verwundert; denn der Herzog iſt der Einzige in Frankreich, der als Oberjägermeiſter ſolche Borten trägt. Er fragte bei dieſer Gelegenheit den Knaben, woran er den Sultan erkenne? Dieſer erwiderte: ſeine Kleidung iſt prächtig, ſeine Hofleute ſtehen vor ihm, die Arme gekreuzt vor der Bruſt, und bedienen ihn; er hat den Ehrenplatz auf dem Divan, und ſeine Pfeife und Caffeekanne glänzen von Diamanten. Auf die weitere Frage, woran er erkannt, daß der Sultan nach dem Herzog geſendet? erwiderte er: ich hörte ſeine Worte in meinen Ohren, und ſah ſeine Lippen ſich dazu bewegen. Ein andermal verlangte einer der Geſellſchaft den Shakſpeare. Als der Knabe, ein Nubier, die Geſtalt vor ſich ſah, brach er in Lachen aus, und ſagte: hier iſt ein Mann, der hat den Bart unter ſeiner Lippe und nicht am Kinn, und hat auf dem Kopfe wie einen umgeſtürzten Becher. Wo lebte er? fragte ein Anderer; auf einer Inſel, war die Antwort.

Das war der Verlauf der Handlung, die indeſſen nicht zu jeder Zeit mit gleichem Erfolg gelang; wo das Fehlſchlagen dann in der Regel dem Wetter, der Dummheit des Knaben oder ſeinem nicht gehörigen Alter zugeſchrieben wurde. Zeigte er Furcht oder Unruhe bei den Geſichten, dann wurde er entlaſſen, und ein anderer für ihn eingeſtellt. War er ermüdet, oder ſollte die Sache zu Ende gehen, dann legte der Magier ihm die Daumen auf ſeine Augen, einige Beſchwörungen herſagend, und nahm ihn von ſeinem Stuhle weg. Der Knabe verſuchte dann wohl noch einmal in die Dinte zu ſehen, um die ſchönen Dinge wieder zu erblicken. Er kam dann bald zu ſich, und wurde ſehr fröhlich in Erinnerung deſſen, was er geſehen; gefiel ſich darin, es wieder zu erzählen, immer neue Umſtände hinzufügend; ſo daß man nicht zweifeln konnte, daß er die Erſcheinungen wirklich geſchaut. Statt des Knaben hatte er auch einſt ein junges engliſches Mädchen genommen, und als er ihre Hand bereitet, ſah das Kind, nachdem es eine Zeitlang in die Dinte geſchaut, einen Beſen, der kehrte, ohne daß ihn ein Mann geführt; und erſchrack darüber ſo ſehr, daß ſie nicht länger mehr hineinblicken mochte. Der Magier hatte bei einem dieſer Verſuche des anweſenden Leo Delaborde geſpannte Aufmerkſamkeit und die Macht, die ſein Blick auf die Perſon des Europäers übte, wohl bemerkt, und ſagte ihm, als er den Knaben entlaſſen: er ſey ſicher, durch ihn mit dem gleichen Erfolg, wie mit dem Entlaſſenen zu wirken. Die Geſellſchaft drang in ihn, den Verſuch zu wagen; nur ungern gab er der Aufforderung nach, und ſah in kurzer Friſt ſeine Geſtalt, ſeine Augen ſich trüben im Schwanken der Flüſſigkeit, ſah bald auch etwas; aber ein Grauen wandelte ihn an, und er brach ab, vorwendend: es ſey vergebens, er ſehe nichts. Er kaufte ihm indeſſen ſpäter um dreißig Piaſter das Geheimniß ab, und übte das Gelernte ſogleich an ſeiner Seite mit Erfolg am Knaben deſſelben aus. Schnell nach Alexandria berufen, ſetzte er die Verſuche um ſo eifriger fort, weil er dort ein Einverſtändniß des Magiers mit den Knaben, die er überdem in den entlegenſten Quartieren der Stadt aufſuchte, nicht fürchten durfte, und es gelang ihm damit, wie er ſagt, wunderbar. Unter Andern ließ er eines Tages Lord Prudhoe, der in Cairo war, erſcheinen, und der Knabe, in der Beſchreibung ſeines Anzugs, den er genau angab, ſagte unter Andern: ſieh, das iſt ſonderbar, er hat einen Säbel von Silber. In der That war der Lord vielleicht der Einzige in Africa, der einen Säbel in ſilberner Scheide trug. Ein anderesmal ſollte er einen Dieb im Hauſe des Dragoman Msarra in Cairo entdecken; aber der Bote wollte trotz vielen Rauches und ſtarker Beſchwörungen nicht erſcheinen. Endlich kam er doch, und gab die Beſchreibung ſeiner Geſtalt, und von Bart und Turban, daß man nicht zweifeln durfte, er ſtehe vor ihm. Auch ein Engländer, der lange in Aegypten gewohnt, lernte die Kunſt vom Magier. Der Berichterſtatter im **Review** wollte eine Probe damit anſtellen, und ſandte nach einem Knaben. Der Prozeß wurde durchgemacht, und gelang vollkommen. Begierig zu erfahren, worin das Geheimniß beſtehe, erfuhr er: daß es ihm nur durch genaue Wiederholung der Formeln, die ihn der Magier gelehrt, gelungen ſey.

Er ſey übrigens keiner Art von Gewalt oder Einfluß auf das Kind ſich bewußt, und es finde durchaus kein geheimes Einverſtändniß von dieſer Seite ſtatt; und obgleich er ſpäter den gleichen Verſuch noch mehrmal mit dem gleichen Erfolge wiederholte, ſagte er doch immer, er wiſſe durchaus nicht, wie das Alles alſo ſich begebe.

In der That konnte von einem ſolchen Einverſtändniſſe zwiſchen dem Magier und dem Knaben nicht die Rede ſeyn; da es den Fragenden völlig frei ſtand, jeden Beliebigen von irgend woher zu wählen, und den Vorbereiteten dann um jede beliebige Perſon zu befragen. Auch der Magier trieb nicht irgend eine Gaukelei, etwa mit Anwendung eines Spiegels; die Zuſchauer kannten ſchon, wie ein Augenzeuge ausdrücklich ſagt, dieſe flache, moderne Erklärung, und merkten ſcharf auf. Der Schauplatz war Lane's Zimmer, 15 Fuß lang, auf 10 Breite; eine Thüre führte aus ihm in ein Cabinet, das ſonſt keinen Zugang hatte, und wo niemand ſich befand. Im Zimmer ſelbſt war bei einem Verſuche nur er, der Magier und der Knabe, und Osman der Dollmetſcher des Conſulates. Der Magier ſaß ſtill auf dem Sopha zwiſchen Lane und Osman, und der Erſte beobachtete ihn und den Gefährten aufs allerſchärfſte, wie er mit ſeiner Linken die Finger von des Knaben rechter Hand, in der die Dinte ſich befand, hielt, und nicht geſtattete, daß er auch nur einen Augenblick die ganze Zeit über von ihr aufſah. Bei jeder Frage beobachtete der Zeuge den Osman aufs ſchärfſte, und war gewiß, daß dieſer dem Magier oder Knaben kein Zeichen gegeben; auch kannte er meiſt die geforderten Perſonen nicht. Er hatte Sorge getragen, daß er nie zuvor Verkehr mit dem Knaben haben konnte; und ſah wohl auch mitunter den Verſuch mißlingen, wenn er im Falle war, Notizen mittheilen zu können. Kurz, es war keine Vorſicht zu erſinnen, die er nicht angewendet hätte. Einer der Augenzeugen, bei andern Verſuchen der Art, verſichert: es hätten wohl auch Zuſchauer zwiſchen dem Magier und dem Knaben geſeſſen; der Erſte ſey zudem auch, wenn die Sache einmal im Gange geweſen, mitunter aufgeſtanden und im Zimmer umhergegangen; ſo daß, da die Annahme eines groben Betruges ganz unſtatthaft iſt, zur Erklärung ein ganz anderer Weg eingeſchlagen werden muß.

Görres, aus deſſen chriſtl. Myſt. III. S. 610 das Folgende entnommen iſt, definirt wie folgt: Da der Knabe Dinge ſieht, die fernab in Raum und Zeit von ihm liegen, und die kein Anderer der Anweſenden gewahrt, ſo iſt er hellſehend; da er es aber nicht geweſen, als man ihn gerufen, ſo iſt er es geworden; kann es aber durch keinen Andern als den Magier geworden ſeyn. Dieſer aber iſt ein ſolcher, der ſich auf dergleichen verſteht, und auch die Gabe der Mittheilung an Leute, die dafür empfänglich ſind, beſitzt. Wie nämlich Laborde um die Einweihung in das Geheimniß mit ihm unterhandelt, rühmt er ſich: wie er, von zwei berühmten Scheikh's ſeines Landes unterrichtet, neben dieſem noch viel andere beſitze; und der Europäer hat dabei Gelegenheit zu bemerken, daß manche dieſer Wirkungen auf tiefen phyſicaliſchen Kenntniſſen, andere auf einem mit Raſchheit und Ungeſtüm wirkſamen Magnetism ruhen. So ſagt er unter Andern: „ich habe überdem die Gewalt, jemand auf der Stelle einſchlafen zu machen, oder zu bewirken, daß er niederſtürzt, ſich an der Erde wälzt, in Wuth geräth, und doch mitten in dieſen Anfällen mir Rede ſtehen und ſeine Geheimniſſe enthüllen muß. Gefällt es mir noch, dann laſſe ich irgend eine Perſon auf einem iſolirten Taburete niederſitzen, und indem ich mit beſondern Manipulationen (dieſelbe, deren die Magnetiſeure ſich bedienen) mich um ihn bewege, bewirke ich, daß er auf der Stelle einſchläft; ſo jedoch, daß er mit offenen Augen ſpricht und ſich benimmt, als ſey er wach ganz und gar, was dann zu den wunderbarſten Ergebniſſen führt.“ Man ſieht alſo: hier iſt eine entſchieden kräftige, leicht in Mittheilung übergehende magnetiſche Anlage, die ſich auch an einem durchdringenden, alles bewältigenden Auge, deſſen Macht ſelbſt Laborde gefühlt, zu erkennen gibt. Die größere oder geringere Empfänglichkeit des gewählten Individuums ſcheint gleichfalls das Gelingen zu bedingen; ſolche, die gleich Anfangs in ihren Angaben geirrt, werden daher als untauglich oder zu alt entlaſſen; die aber im Beginne ſchon das Rechte getroffen, blieben auch fortan bei ihm. Indem der Magier den Knaben bei der Hand faßt, und ihm zugleich gebietet, daß er unausgeſetzt in die Flüſſigkeit derſelben blicke, muß ſich vom Auge zur Hand und von dieſer wieder zum andern Auge eine Strömung bilden, die, gegen den Knaben gerichtet, allmälig in ihm jene magnetiſche Löſung hervorruft, die zum Hellſehen nothwendig erfordert wird. Der Rauch von Corianderſamen, Amber und anderen, ätheriſche Oele enthaltenden Specereien, in die für ſchnellſte Wirkung tauglichſte Dunſtform gebracht, wird auch ſeinerſeits durch Stimmung der Empfänglichkeit förderlich mitwirken; wenn anders ſonſtige phyſiſche Einwirkungen nicht ſtören, wie es einmal geſchehen, als ſtürmiſcher Himmel, wie der Magier gefürchtet, den Verſuch gänzlich mißlingen machte. Der Eintritt der Wirkung zeigt ſich durch eine Anwandlung der Furcht, ja bei reizbaren Individuen des Schreckens; und eine Trübung und Verwirrung des Auges im Schwanken der Flüſſigkeit in der Hand, wie ſelbſt Laborde beim Verſuch ſie fühlte. Der Zuſtand bildet ſich in ſtufenweiſem Fortſchritt langſam und allmälig aus, und dieſe Stufen werden von Seite des Magiers durch die nacheinander folgenden Anrufungen jener Geiſter, die mit dem Hellſehen wirkſam eintreten ſollen, von Seite des Knaben durch die Folge jener Erſcheinungsreihe bezeichnet, die, von der Selbſtſpiegelung ihren Ausgang nehmend, durch den fegenden Beſen zu dem Manne, der ihn führt, übergeht; dann durch ſieben Flaggen verſchiedener Farben, als eben ſo viele Grade des Fortſchrittes, vorſchreitet; und mit der Schließung des Kreiſes der dienſtbaren Geiſter um ihren Herrn, den Sultan, ſich geſchloſſen findet. Der Knabe iſt nun hellſehend, der Tropfen Dinte iſt was der Cryſtallſpiegel in jenem älteren Verſuche, wie der Sultan, was dort der Mann in alter Tracht; er dient dem Hellſeher zum Reflexe, der eben darum, wie die Heiligen die Dinge recht im Spiegel der Gottheit ſchauen, in dieſem Naturſpiegel ſie catoptriſch, und darum verkehrt erblicken muß. Wie aber nun alle Naturkräfte ihre Herren haben, und der Gebieter der magnetiſchen, den alle von ihnen Belebten umſtehen, und nach dem ſie unverwandt hinblicken, im Erdpol wohnt; ſo hat auch jede geiſtige Macht einen geiſtigen Gebieter in Mitte des geiſtigen Kreiſes wohnend, der ihr ſichtbar wird, wenn ſie durch Steigerung in dieſen ſeinen Kreis ſich eingeführt findet. Wie aber in jenem höheren Schauen der ſtete Gegenſtand deſſelben, und die Liebe des Schauenden, der Herr es iſt, der den Zuſtand herbeigeführt, und dabei Betrachtungen, Gebete, Weihen mitwirkend erſcheinen; ſo iſt es hier der Magier und die geiſtige Macht, mit der er im Rapporte ſteht; und die verſchiedenen Anrufungen, die er durch des Feuers Zunge, oder die eigene zu ihm reden läßt, entſprechen genau den verſchiedenen Stadien des Zuſtandes, den er hervorbringen will, und in denen die allmälige Uebertragung des Rapportes vom Beſchwörenden auf den Beſchworenen ſich vollbringt. Der Hof des Sultans iſt dann, nach orientaliſcher Anſchauungsweiſe, nur der geiſtige Zauberkreis im Reflexe, in deſſen Centrum das unvermittelte Sehen in der Gegenwart erfolgt; und die Citationen durch die ausgeſendeten Boten bezeichnen nur die Richtungen der centralſchauenden Thätigkeit auf dieſen oder jenen Gegenſtand, der dann ſogleich in den Geſichtskreis tritt; und zwar ſo, daß er in der Seele des Fragenden geſchaut und geleſen wird. Der Zuſtand aber, wie er allmälig ſtufenweiſe ſich gebildet, ſo auch nimmt er gradweiſe wieder ab; die Bilder ſchienen, nach Ausſage der Zeugen, gegen das Ende allmälig ſich mehr und mehr zu trüben, und verlieren ſich ganz, wenn der Magier, die Daumen auf die Augen des Knaben legend, entgegengeſetzte Strömung hervorruft, und dadurch den Rapport abreißt. Der Zuſtand, in dem alsdann der Knabe ſich befindet, die Trunkenheit, das Unſtäte im Auge, der Schweiß, der ihm auf der Stirne ſteht, und das Angegriffenſeyn ſeines ganzen Weſens geben Zeugniß von dem Grade der Aufregung, in dem er ſich zuvor befunden. Die Naturanlage und die Kraft des Magiers iſt dabei, wie man ſieht, das Weſentliche; und man merkt es dem Berichte der Europäer, die ſeine

Kunſt ihm abgelernt, leicht an: daß der Orientale ihnen wohl die Form treulich mitgetheilt, vom Weſen der Sache aber ihnen nicht mehr geben konnte, als er ſchon in ihnen vorgefunden, und etwa vorübergehend durch ſeine größere Kraft belebt, was die Reſultate im Anfange verwirren, gegen das Ende aber ganz rückgängig machen mochte.

Aus Obigem wäre zugleich theilweiſe das Wahrſagen aus dem Kaffeeſatz erklärt.

Als zweite höhere, mehr geiſtige Stufe dieſer Magie kann die Todtenbefragung (Nekyomantie) angeſehen werden, welche, nach Strabo (XVI.), die Hellenen von den perſiſchen Magiern erlernt haben ſollen. Nach der Lehre Zoroaſters fällt nämlich der Leichnam unter die Herrſchaft Ahrimans, deßhalb können die Geiſter der Finſterniß auf ihn einwirken, und mittelſt ſeiner die Seele des Verſtorbenen bewegen. Das Sammeln von Todtenknochen, welches ſchon Horaz der Canidia zum Vorwurfe macht, und deſſenthalben die Hexen meiſt auf Galgenbergen und Richtſtätten angetroffen werden — wo ſie Nachts ihre Tänze halten, wie die Elfen auf Friedhöfen — läßt ſich aus dieſem Geſichtspunkte erklären. Ein Theil der Todtenbefragungskunſt beſteht nämlich darin, daß man den Schädel eines Verſtorbenen einräuchert und gewiſſe Sprüche dabei ſagt. Die Seele deſſelben erſcheint dann zwar nicht ſichtbar, gibt aber doch auf die an ſie gerichteten Fragen Beſcheid. Deßwegen verbietet die heil. Schrift (3 Moſ. 19, 31.) die Gebeine der Todten aus ihren Gräbern zu nehmen, und verbietet ebenſo ausdrücklich, daß man eine Zauberin am Leben laſſe (2 Moſ. 22, 18.). Potter (Arch. I. S. 759) erwähnt, daß auch die Theſſalier der Todtenknochen ſich zur Zauberei bedienten. Wahrhaft grauſenerregend iſt das Bild, das der Poet Lucan von einer Beſchwörung eines römiſchen Legionars durch eine Todtenbeſchwörerin entwarf. Sie hat in die Leiche, nachdem ſie ihr die Kehle durchgeſchnitten, einen Haken eingeſchlagen, und ſie damit über Fels und Stein, in eine dieſen ſtygiſchen Geheimniſſen geweihte Höhle, in Mitte des tiefſten, nie vom Lichte durchdrungenen Walddunkels, hineingeſchleppt. Nun legt ſie ihre furienhafte, ſchwarze Amtskleidung an, und läßt die gelösten, von einer Viper umwundenen, ſtarrenden Haare das Geſicht beſchatten. Sie füllt nun die Bruſt des Todten wieder mit warmem Blute, aus friſcher Wunde hervorgeſtrömt; keine Giftart, die die Natur in böſer Geburt hervorgetrieben, fehlt dem Werke der Finſterniß. Was man den Schaum des Mundes nennt, der Geifer waſſerſcheuer Hunde, die Eingeweide des Lynx, Knochen der Hyäne, Drachenaugen, die geflügelte Schlange der Wüſte, der Ceraſt; die Giftkräuter allzumal; nichts fehlt von Allem, was je ein Gifthauch der Natur berührt. Nun hebt die Beſchwörung mit einem mißtönenden Murmeln an, das allmählig ſich ſteigernd, bald zu einem der Menſchenſprache ungleichen Toſen anſchwillt; und Hundegebell, Wolfsgewinſel, Krötengequack, Eulenklage, Schlangengeziſche, Geheul der Meeresbrandung, Waldesſauſen und Donnergebrülle in eins verbindend, allmählig in den furchtbaren theſſaliſchen Zauberſang ſich articulirt. Die Eumeniden, der Styx, das Chaos, Pluto, der Tod, Perſephone, Hecate, Cerberus, die Parzen, Alle werden ſie der Reihe nach beſchworen: ihr Mächte des Abgrundes, hört auf meine Bitten! habe ich anders mit unreinem gräuelgefülltem Munde Euch gerufen; habe ich je nüchtern von Menſchenfleiſch Euch dieſen Sang geſungen; habe ich je volle Herzen, mit warmem Gehirn gerieben, Euch dargebracht, und in Opferſchalen Kindeshäupter und ihre Eingeweide vor Euch aufgeſtellt! Wie nun der aufdämmernde Schatten noch immer Scheu hat, in den Körper zu fahren und ihr Rede zu ſtehen; da ergrimmt die Hexe über die Zögerung, und wüthend die Leiche mit einer lebendigen Giftſchlange peitſchend, fährt ſie fort, die Stille des Schattenreiches mit ihren Drohungen zu durchheulen. „Du Tiſiphone und harthörige Megäre! wollt ihr den unſeligen Schatten mir nicht mit Gepeitſche zutreiben? mit euren wahren Namen werde ich Euch beſchwören und die ſtygiſchen Hunde im Lichte des Tages an die Kette legen; über Gräben und Scheiterhauſen will ich Euch folgen, aus allen Grabeshügeln Euch vertreiben. Dich, Hecate! werde ich in deiner bleichen hinſchwindenden Geſtalt binden, daß du nicht ferner mehr die Form zu wandeln vermagſt! Dein Geheimniß, Perſephone! will ich kund geben, und über dich, arger Richter! will ich den gelösten Titan ſenden. Werdet ihr gehorchen? oder muß ich den anrufen (den Dämogorgon), bei deſſen Erſcheinen die Erde erbebt, damit die bebende Furie unter ſeinem Schlage gehorchen lernt." Zuletzt wendet ſie ſich an den Schatten, ihm verſprechend: daß fortan nimmer ſeine Ruhe geſtört werden ſolle, wenn er nur dießmal ihr Folge leiſte. Erſt nachdem er aus der Leiche der Wüthenden Rede geſtanden, und nun um den Tod fleht, gewährt ſie ihm endlich die Bitte, neue Zaubergeſänge man dabei gebrauchend, und übergibt die Leiche dann den Flammen.

Aus dem Vorhergehenden erklärt ſich die Anſchuldigung der Hexen, daß ſie Kinder ſtehlen und im Keſſel kochen, bei welcher Wahl — wie jener Magier, der nur Knaben in ſeinen Zauberſpiegel, oder wie jener

Zauberer zu Kairo in die glänzende Dinte blicken ließ — annimmt, daß die Unſchuld des Kindesalters noch in ungetrübter Concordanz mit dem Urweſen ſich befinde. Daß die Zauberweiber auch mit den Gliedern hingerichteter Verbrecher magiſche Verrichtungen übten *), hebt die Richtigkeit dieſer Erklärung noch nicht auf, denn hier ging man von einer ſchon S. 317 geſchilderten Vorſtellung aus, nämlich von der Andern zu Gute kommenden Verdienſtlichkeit des Opfertodes, indem dabei jeder, welcher im blühenden Zuſtande des Lebens eines gewaltſamen Todes ſtarb, für einen Liebling der Gottheit galt, das Verbrechen des Geſtorbenen war mit ſeinem Blute abgewaſchen, und er ſomit wieder in den Unſchuldsſtand der Kindheit verſetzt. Folglich galten ſeine irdiſchen Ueberreſte, wie die Reliquien **) kirchlicher Märtyrer, als heilig, daher auch als wunderthätig. (Vielleicht betrachtete man ihn als ein Opfer des böſen Princips, wie den Heiligen als eine Hingabe an das gute Princip, folglich war der Böſe zum Beiſtand verbindlich?)

---

*) Im Dorf Alveringen in der Niederlande hatte ein Zauberweib einen Diebsfinger beſeſſen, über welchen neun Meſſen geleſen. Den hatte ſie, da ſie den Küſter gut kannte, in ein Tüchlein gebunden, auf den Altar legen laſſen, und hatte dem Küſter vorgefabelt, es ſey ein Heiligthum. Mit dieſem Finger hat ſie wunderbar Ding getrieben. Wenn ſie den angezündet hat — denn ſolche Finger brennen wie eine Kerze — iſt Alles im Hauſe eingeſchlafen, in dem ſie war, und alſo hat ſie viel Geld und Gut geſtohlen, bis es nach langer Zeit herauskam, und man all das Geſtohlene bei ihr fand. (Wolf N. S. Nr. 277.)

**) Erwägt man, daß die von den Heiden gebrachten Menſchenopfer den gleichen Zweck wie die Martyrerleiber in der chriſtlichen Gemeinde hatten (ſ. S. 340), ſo befremdet es nicht, daß die Tyrier auf ihren Kriegszügen die Gebeine der dem Moloch verbrannten Kinder mitnahmen, gleichſam den Gott durch das hingegebene Leben jener Unſchuldigen zwingend, daß er in der Schlacht ihres Lebens ſchone. Indiſche Krieger wähnten ſich durch den Beſitz ſolcher Todtenknochen unverwundbar. (Windiſchmann a. a. O. S. 887.)

Ueber die verſchiedenen Erkennungszeichen einer Hexe werde ich in der nächſtfolgenden Zelle, wo von den Hexenproceſſen die Rede ſeyn wird, mich ausführlicher verbreiten, und ſchließe jetzt dieſes Thema mit einer ſummariſchen Ueberſicht der ſämmtlichen, mit dem Hexenweſen vom Volksglauben in Zuſammenhang gebrachten Vorſtellungsweiſen, indem ich nachſtehend eine von Mone (im Anz. f. Kunde d. Mittelalt. 1839) gegebene Zergliederung und geſchichtliche Entwicklung des Hexenglaubens folgen laſſe:

Man nahm 7 Stufen des Hexenthums an. Der erſte Schritt war die Verführung, der zweite die Begattung mit dem Teufel, der dritte die Verläugnung der chriſtlichen Religion, der vierte die Ehe mit dem Teufel, der fünfte der Hexentanz, der ſechste das Schadenſtiften an Menſchen und Vieh, der ſiebente, daß die Hexe ihr Laſter niemals beichten durfte, das Abendmahl nur ſcheinbar empfing, die Hoſtie ins Waſſer oder an ſchmutzige Orte warf. Der Unterſchied von zwei und vier beſteht darin, daß bei der Begattung mit dem Teufel die Verführte ſcheinbares Geld als Buhlerlohn empfing, der Teufel aber noch kein Recht auf ihre Seele hatte, aber nach der Gottesverläugnung konnte ſchon zur Ehe, d. h. zum vollſtändigen Beſitz ihrer Seele geſchritten werden, ein Hexenmeiſter wurde von ihrem teufliſchen Buhlen mit ihr copulirt, und zwar im Namen des Böſen getraut, der Buhle gab ſich einen Namen und ſeiner Braut ein Zeichen in die Haut, hierauf folgte die Hochzeit. Die Hexe hing nun ganz vom Teufel ab, ſie mußte deshalb zu den gemeinſamen Tänzen kommen, die hauptſächlich in Hexentänzen beſtanden, ſie fuhr auf zauberhafte Weiſe an den Verſammlungsort, half daſelbſt an der Hexenküche u. ſ. w. Mit dem Decoct (Hexenpulver) tödtete ſie Vieh und Menſchen. Wen ſie in des Teufels Namen angriff, deſſen angegriffenes Glied verdorrte, eiterte, führte Tod herbei. Läßt man auch alle Zauberei als unerweisliche Thatſache dahingeſtellt, ſo bleiben doch Unzucht, Giftmiſcherei und Gottesläſterung übrig, die auch aus menſchlichen Urſachen entſtanden ſeyn können. Stellen wir aber vorerſt die einzelnen Umſtände jeder Stufe des Hexenweſens zuſammen, um aus dieſen Angaben auf Urſprung und Zuſammenhang dieſer Erſcheinung zu kommen.

1) Die Verführung geſchah meiſt durch den Teufel, Weibern erſchien er in Geſtalt eines Buhlen, Männern als Buhlerin. Die meiſten Hexen ſind durch Ehebruch dem Teufel verfallen, der ſie in Geſtalt ihrer Liebhaber täuſchte. Der Teufel war meiſt grün gekleidet. Zu einem Mann kam er anfangs als Wildſchütz und lehrte ihn durch Kräuter, die in die Kugeln gegoſſen wurden, ſicher ſchießen. Die von ihren Müttern verführten Töchter ritten mit ihnen auf einem Zauberſtecken zur Hexenverſammlung. Das Alter der Verführung war zwiſchen 12—16 Jahren, doch kommt auch ein Fall vor, wo ein dreijähriges Kind von der Mutter zur Hexerei angeleitet ward.

2) Vor der erſten Begattung blieb der Teufel der Verführten jedesmal unbekannt, ſelten gab er ſich gleich darauf zu erkennen. Gewöhnlich kam er nach vierzehn Tagen wieder. Seltener ſchon nach neun oder gar drei Tagen. Nach dem zweiten Fall wurde er der Verführten bekannt. Seine Geſtalt veränderte er nie. Die Zuſammenkünfte Nachts, zu Hauſe, in Höfen, auf Wegen im freien Felde. Von Einigen wurde er während des Werkes erkannt, theils an den Gaisfüßen, theils daß ſein Beiſchlaf immer kalt war. Die Vermiſchung war nie fruchtbar. Mehrern Hexen gab er Geld, das ſich nachher in Roßäpfel verwandelte, das den Männern Vorgeſtreckte in Scherben.

3) Gab ſich der Böſe zu erkennen, ſo flößte er Furcht ein, indem er den Gefallenen erklärte, daß ſie nun, für immer in ſeiner Gewalt, ſeinen Willen thun müßten. Er verlangte von Jedem Verläugnung Gottes und der Heiligen, Weigernde drohte er ſogleich umzubringen.

4) Die Vermählung geſchah einige Tage hernach, der Ort der Hochzeit war der Rappenwaſen unter einer Linde ꝛc., die Trauung geſchah durch einen andern böſen Feind, welcher die Verführte und ihren Buhlen copulirte. Der Trauende war grün oder ſchwarz, ſelten grau gekleidet, auch ſtets mit einem langen Federbuſch geziert. Die Na-

men, welche ſich der teufliſche Bräutigam gab, waren Joklin, Hänslin, Federlin, Cuolin, Märtin, Bartlin ꝛc. weibliche, wenn er ſich einem Hexenmeiſter antrauen ließ: Hanne, Käthe, Grete, Lucie, Salome ꝛc. Das Hexenzeichen wurde auf den rechten Arm gepfetzt oder in die linke Seite gebiſſen, auf die linke Schulter oder auf den linken Fuß geſchlagen. Einmal heißt es im Protokoll: „Und Blut von ihr genommen an der Scham, wo ſie ihr Hexenzeichen empfangen.“ Das Zeichen wurde auch an die Scham oder auf den rechten Schenkel gebiſſen. Auch kam das Zeichen aufs linke Knie durch einen Stoß oder auf den Rücken, er pfetzte auch das Zeichen mit ſeinen Gaisklauen an das Herz, daß es Schmerzen verurſachte und man drei Wochen daran heilen mußte. Gewöhnlich hatte man bei der Hochzeit ein Voreſſen, das ſchmeckte wie faules Holz, alles ohne Salz; das Fleiſch, ſcheinbar gut, war nachher Pferdemiſt. Wenn Brod dabei war, durfte es nur Sonntags gebacken ſeyn, die Geſellſchaft beſtand aus Hexen, die Männer waren Geiger, Pfeifer.

5) Bei den Hexentänzen iſt Folgendes zu bemerken: die Fahrt zu denſelben geſchah auf einem kleinen Stabe, den die Hexe von ihrem Buhlen erhielt, mit einer „Gabelſalbe“ ſchmierte ſie denſelben und ſprach dazu die Worte: „Wohl aus und an, ſtoß nirgends an!“ Manche fuhr auf einer Gabel, auf einer Katze oder Gais zum Tanz, aber alle dieſe Dinge mußten zuvor mit der Hexenſalbe geſchmiert ſeyn; dieſe wurde aus verſtorbener ungetaufter Kinder Fleiſch, die man auf Kirchhöfen ausgrub, geſotten und noch andere Stoffe dazu gethan. Dieſe Fahrten geſchahen Nachts, jedesmal wenn die Frau zum Tanze fuhr, legte ſie einen Beſen in des Teufels Namen zu ihrem Mann ins Bett, damit er während ihrer Abweſenheit nicht erwachte, eine andere einen Strohhalm. Ein Mann drückte ſeiner ſchlafenden Frau in des Teufels Namen auf die Augen, damit ſie fortſchlafen mußte. Eine Frau ſagte aus, ſie ſey ſtets in des Teufels Namen davon gefahren und ihr Buhle bei ihr auf dem Stecken geſeſſen. Die Salbe wurde zuweilen aus den Leichen der Diebe gemacht, die unter dem Galgen begraben waren. Eine Hexe fuhr

auf ihrem Kalbe, ein Hexenmann auf einem Schwein, ein Anderer auf dem als Bock geſtalteten Teufel ſelber. Die Gebeine der Kinder wurden zu Pulver verbrannt, nachdem ſie ausgegraben worden, und dieſes den Hexen zur Zauberei zugeſtellt. Wenn ſich die Hexe mit der Zauberſalbe ſelbſt ſchmierete, ſo konnte ſie ſich in einen Haſen oder Katze verwandeln. Der Stecken war von Haſelholz. Er mußte dreimal mit der Salbe geſchmiert werden. Der Teufel ſaß vor der Hexe auf dem Stecken. Dieſe durfte während der Fahrt nicht reden. Zuweilen ſaßen zwei Hexen auf einem Stecken. Mehreren Hexen zeigte der Teufel jedesmal an, wenn ſie zum Tanze mußten; einem Mann erſchien er dabei als Katze, die am Fenſter zerrte. Konnte eine Hexe nicht erſcheinen, ſo ließ ſie ſich für Geld durch eine andere vertreten, wo nicht, ward ihr ein Strafgeld vom Teufel abgenommen. Die Tänze wurden dreimal jährlich gehalten, zu Pfingſten, vierzehn Tag nach Johannis und im Advent oder in der Weihnacht. Die Hexen hatten bei dieſen Zuſammenkünften eine Vorſteherin, zuweilen führte ein Mann den Befehl. Die Tänze dauerten 2—3 Stunden. Die Spielleute waren 3—5. Die Geſellſchaft beſtand aus 20—70 Perſonen, jedes Geſchlechts und Alters. Die Tanzenden hielten ſich in einem abgezeichneten Kreiſe. Wer ihn überſchritt, mußte hohe Strafe leiden. Die Hexen kamen oft zwei, drei Stunden weit aus der Umgegend zum Tanz. Sommers fuhren ſie um zehn Uhr aus, Winters um 9 Uhr zur Verſammlung. Bei jedem Tanze wurde beſchloſſen, wann die nächſte Zuſammenkunft ſeyn, und was für Hexenwerk man darauf treiben ſolle. Während die Jüngern buhlten, kochten die Alten Wetter, daher die Tänze meiſt auf ſolche Jahrszeiten verlegt, die für den Wachsthum der Feld- und Baumfrüchte wichtig ſind. Die Hexen kochten in einem Haſen die Witterung, wurde der Haſen durch Unvorſichtigkeit zu früh umgeſchüttet, ſo trat die beabſichtigte ſchädliche Wirkung nicht ein, oder die Früchte wurden nur zum Theil verdorben. Es wurde Regen, Reif, Wind, Hagel, Nebel ꝛc. gekocht, auch Raupen, Erdflöhe und Feldmäuſe gemacht. In den Haſen wurde Eichenlaub gethan und Eicheln, welche man mit einem Beſen von den Bäumen herabfegte. Die gekochte Brühe wurde auf die Bäume geſprengt, um die Eichelmaſtung zu verderben. Auch Rebenlaub und allerlei Baumſproſſen und Blüthen kamen in den Haſen, der etwas vertieft in den Boden geſetzt wurde. Wurde das Wetter gar gekocht, ſo war eine Hexe beſtimmt, den Haſen auszuſchütten, welche dann die Verantwortung des Schadens auf ſich hatte. Die Raupen machten ſie aus Schweineſchmalz und grüner Salbe, auch aus Menſchenhaut und Haar, die Flöhe aus Ruß und Sand, die Schnecken aus Speck. Um das Obſt zu verderben, wurde Apfelblüthe geſotten. Wenn das Feuer unter dem Haſen zufällig ausgelöſcht wurde, ſo hatte das Wettermachen keinen Fortgang. Wurde dabei eine Glocke geläutet, ſo hatte die Kochung keine Kraft. Wurde der Haſen zweimal umgeſchüttet, ſo geſchah dieß in der Abſicht, um das Obſt nicht auf einmal zu verderben. Zuweilen wurde die Flüſſigkeit in die Luft geſchleudert, woraus kalte Regen erfolgten. Ueber das Opferfeſt kommen im Protokoll folgende Geſtändniſſe vor: Dem Böſen in Geſtalt eines Bockes wurde der Hintere geküßt, dabei Geld geopfert, dieß wurde in eine Schüſſel gelegt, der Teufel als Gott angerufen, der ihnen mit einem Kuhſchwanz das Weihwaſſer gab, das in Kuhurin beſtand. Er ſaß dabei in einem grünen Seſſel.

6) Die Beſchädigung durch einzelne Hexen und Hexenmänner betraf Thiere und Menſchen, auch der Letzteren Eigenthum. Beſchädigt wurden nie wilde Thiere, weil die Verletzung derſelben dem Menſchen keinen Schaden zufügt. Die Hexen ſpannten hänfene Fäden über den Weg und nahmen dadurch den Kühen die Milch, indem ſie die Milch aus dem Faden molken. Oder ſie ſchlugen das Vieh mit dem Zauberſtecken, daß es nach mehreren Tagen ſtarb; oder ritten die Thiere todt, oder vergifteten ſie mit dem Hexenpulver und andern Kräutern. Auch mit der Hand konnte die Hexe Vieh tödten, wenn der Schlag in des Teufels Namen geſchah. Erfolgte die Tödtung nicht, ſo doch Lähmung oder Krankheit. Wenn die Hexe ein Thier ins Teufels Namen beſchrie, ſo ſtarb es

auch. Sie konnte dem Vieh das Gehirn nehmen, das Herz zerdrücken, die Verdauung hindern. Vergiftungen der Menſchen geſchahen mit Hexenpulver oder durch Berührung ins Teufels Namen. War der Schlag nicht ſtark, ſo entſtanden doch an der verletzten Stelle Geſchwüre, eiternde Wunden, kurzer Athem und tödtliche Krankheiten. Die Hexen vergifteten Wöchnerinnen mit ihren Kindern, ja ſogar ihre eigenen Kinder, Männer, Geſchwiſter. Kinder tödteten ſie durch Anblaſen, oder durch zauberiſchen Angriff. Hebammen, die Hexen waren, tödteten die Neugebornen, oder tauften ſie im Namen des Teufels.

7) Es war vom Teufel ſtreng verboten, die Zauberei zu beichten. Manchmal gab er den Hexen zur Oſterzeit die Hoſtie, ſie ſchmeckte wie faules Holz. Dabei mußten ſie den Teufel in Geſtalt eines Bockes verehren und anbeten.

Bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts hielt man Hexerei für Thatſache, ſeitdem machte ſich die Meinung geltend, daß das Hexenweſen lediglich in der Einbildung der Menſchen beſtanden habe. Für die poſitive Behauptung hat man die Stellen der Bibel, Kirchenväter, Concilien und andere Schriften über das Hexenweſen fleißig geſammelt, um daraus die Thatſächlichkeit der deutſchen Hexerei zu beweiſen (!), aber die Einerleiheit des deutſchen und nichtdeutſchen Hexenweſens iſt nirgend gezeigt worden. Man hat Folterausſagen als wahr angenommen, ohne nachzuweiſen, daß auch Geſtändniſſe ohne die Folter abgelegt wurden, die mit den erzwungenen Ausſagen völlig übereinſtimmen. Nur wenn eine ſolche Uebereinſtimmung freiwilliger und genöthigter Ausſagen vorhanden iſt, darf man den Inhalt der Geſtändniſſe in der Forſchung beachten. Sodann wurde mancher Vorfall in das Hexenweſen hineingezogen, der weder als Beweis noch als Beſtandtheil des Hexenweſens gelten kann. Die Erklärung der Hexenläugner, daß die verführeriſchen Teufel Landſtreicher, Zigeuner ꝛc. geweſen, ſind nicht viel beſſer. Aus dem Umſtand, daß manches Weib fälſchlich angeklagt und gerichtet worden, hat man das ganze Hexenweſen als Unding und Aberglauben verworfen. Aus der Verkehrtheit einzelner Prozeſſe folgt nur die Falſchheit der darin behandelten Anklagen, aber noch nicht, daß die Hexerei überhaupt nicht exiſtirte. Man geräth alſo in Widerſprüche, wenn man der einen wie der andern Meinung folgt; aber der wahre Forſcher wird, von den Thatſachen ausgehend, darin Wirklichkeit und Einbildung unterſcheiden, und prüfen, was der einen und was der andern zukomme.

Das Hexenweſen hat eine teufliſche, antichriſtliche und menſchliche Seite, deren jede beſonders betrachtet ſeyn will, wenn das Zufällige ausgeſchieden und das Weſentliche gefunden werden ſoll. Man laſſe den Handlungen der Hexerei, ſo wie ſie berichtet werden, ihre geſchichtliche Wahrheit und nehme ihnen nur die Meinung, daß ſie durch Wunder bewirkt wurden. Die Gaisfüße, das Gold, das ſich in Scherben verwandelt, ſind keine Beweiſe perſönlicher Einwirkung des Teufels. Was die Fahrt zu den Tänzen betrifft, ſo heißt fahren urſprünglich: gehen, reiſen, und man darf als geſchichtlich wahr annehmen, daß die Hexen mit dem Zauberſtabe und gewiſſen Hausthieren zu ihren Verſammlungen gegangen oder gereiſt ſind. Wahrſcheinlich haben ſich mit der veränderten Bedeutung des Wortes Fahren auch die damit verknüpften Vorſtellungen verändert. Wenn man aber in dogmatiſcher Beziehung den Teufel bei den Hexenprozeſſen nicht erweiſen kann, ſo darf man doch deſſen moraliſche oder phyſiſche Exiſtenz in dem Hexenweſen nicht bezweifeln, in welchem es Geſellſchaften gab, deren Zweck Vernichtung des Chriſtenthums war. Damit gelangt man zu der antichriſtlichen Eigenſchaft des Hexenweſens, die ihm vielleicht nicht weſentlich zukommt. Denn war die Hexerei bei den Deutſchen älter als ihre Kenntniß des Chriſtenthums, ſo muß man alles Antichriſtliche vom Hexenweſen ſondern, um der eigentlichen Natur der Hexerei näher zu kommen. Die feindliche Richtung zeigt ſich darin, daß die Hexen das Chriſtenthum verläugnen oder abſchwören mußten. Bei dieſer offenen Feindſchaft ahmte das Hexenthum chriſtliche Handlungen und Gebräuche nach, um ſie zu verdrehen. Im Namen des Teufels geſchah, was dem chriſtlichen Gebrauch des Namens Jeſu entgegengeſetzt iſt, durch die Ehe mit dem Teufel, durch Nachahmung des Weihwaſſers, des Meßgewandes, des Abendmahls ꝛc. wurden chriſtliche Gebräuche verhöhnt, woraus zu ſchließen, daß die Hexerei mehr in einem Cultus als in einer Lehre beſtand. Man wollte alſo durch Parodiren das Chriſtenthum untergraben, weil ein offener Angriff auf daſſelbe mit dem geheimen Treiben der Hexerei nicht vereinbarlich war. Zum Weſen der Hexerei ſcheint zu gehören, daß ſie ihre Gebräuche an die Stelle der chriſtlichen einzudrängen ſuchte, und wenn ſie denſelben Character bereits vor dem Chriſtenthum hatte, ſo wird ſie gegen die heidniſche Volksreligion in frühern Jahrhunderten ebenfalls in feindſeligem Verhältniß geſtanden haben. Vom menſchlichen Standpunkt aus iſt das Hexenweſen hingegen

1) eine geheime Geſellſchaft, der Teufel (als hiſt. Perſon) ihr Vorſtand und Mittelpunkt. Unter den Mitgliedern ſind einige als Diener, dazu gehören die Spielleute, beſonders Geiger;

2) durch Verheimlichung und Aufnahme pflanzte ſich das Hexenweſen fort. Die Verheimlichung wurde befördert durch den nächtlichen Dienſt, durch die Vermummung derjenigen, die ſich — wie die Protokolle ausſagen — ſcheuten, erkannt zu werden, durch das ſtrenge Gebot des Schweigens während dem Hexendienſt, durch das noch ſtrengere der Verſchwiegenheit der Hexen gegen die Beichte abhörenden Geiſtlichen; die Sitte, daß die Hexenmänner bei der Hochzeit ſich einen willkürlichen Namen gaben, trug ebenfalls zur Unkenntlichkeit und Verſchwiegenheit bei. Da die Hexen auch Zaubermittel hatten, um ihre nächtliche Abweſenheit ſelbſt den Ehemännern zu verbergen, ſo verräth ſich auch hier die Abſicht, ſich als geheime Geſellſchaft zu erhalten. Um dieſe durch neue Mitglieder fortzupflanzen, war den Eingeweihten befohlen, andere Menſchen zur Hexerei zu verführen. Am häufigſten ward man unter dem weiblichen Geſchlecht, das durch Sinnentäuſchung leicht bethört werden konnte, durch Aberglauben und Kinderverziehung auch geeigneter war, ſtets neue Mitglieder der Hexerei zuzuführen, Tänze und Wolluſt lockten das weib-

liche Geſchlecht nicht weniger an. Zum Behuf der Hexerei mit neugebornen Kindern ſcheint man Hebammen gern aufgenommen zu haben.

3) Zweck der Geſellſchaft war zuvörderſt Unzucht, dann Giftmiſcherei und Beſchädigung. Erſtere war, was man auch aus den Tänzen abnimmt, Hauptzweck, daher Aufnahme in die Geſellſchaft durch Unzucht, daher mehr weibliche Perſonen in der Geſellſchaft als männliche. Eine geldgierige Abſicht iſt nicht erweislich, denn Bußen und Geldopfer, ſo wie die falſchen Geldſpenden des Teufels erſcheinen untergeordnet, die Strafgelder waren nur das Mittel, die Hexen zur Verſammlung zu bringen, wo ihnen ſogar Geld ausgetheilt wurde. Auch zur Giftmiſcherei, welche durch Salben und Wetterkochen geſchah, eignete ſich das weibliche Geſchlecht mehr.

4) Die Hexerei war ein blutiger Dienſt, denn das Aufnahmszeichen war blutrünſtig, auch tritt er in den Verwundungen von Menſchen und Vieh, im Morden neugeborner Kinder hervor.

5) Die Geſellſchaft feierte ihren Dienſt nur bei Nacht, meiſt auf Bergen, deren Namen mythiſch lauten, wie Schartenberg (d. i. Gräberberg) u. a. m., die Tänze wurden auſſerhalb der Ortſchaften gehalten.

6) Die Zeit der Hexenverſammlungen richtete ſich nach den Jahreszeiten wegen des Wetterkochens.

7) Einige Hausthiere wurden im Hexenweſen ausgezeichnet; zu beachten iſt, daß die ganze Thiergeſtalt des Teufels vom Bock, die Füße aber von der Gais benannt werden. Sonſt bilden auch Pferde, Kälber, Schweine, Katzen die Begleitung der Hexen.

8) Die grüne Farbe war im Hexenweſen beliebt, der Teufel, meiſt grün gekleidet, heißt in den Sagen Grünrock, bei den Opferfeſten ſitzt er auf grünem Seſſel, bei den Tänzen grüne Masken, bei der Trauung ein grünes Meßgewand ꝛc. Von der Haſelſtaude wurden Zauberſtäbe geſchnitten.

Hienach ſtehen folgende Sätze feſt: das Hexenweſen war eine vollſtändig organiſirte Geſellſchaft, und zwar eine religiöſe, weil der Teufel an ihrer Spitze; ſolche Geſellſchaften haben gewöhnlich eine längere Dauer als andere, die auf weltliche Zwecke gerichtet ſind; das Hexenweſen, wie es in den Prozeſſen des 17. Jahrhunderts erſcheint, iſt daher nicht als Anfangs-, ſondern als Ausgangspunkt zu betrachten, ſeinem Urſprung daher rückwärts nachzuſpüren, ſo weit geſchichtliche Zeugniſſe ſich vorfinden.

Die Hexenprozeſſe haben ihren Grund in der Bulle Innocenz VIII. vom Jahr 1485, wodurch die Hexengerichte angeordnet wurden. Von den Prozeſſen jener Zeit bis zum 17. Jahrhundert iſt Manches bekannt gemacht (ſ. das Verzeichniß in Grimms D. Myth. das aber in ſeiner Zuſammenſtellung weder Zeiten noch landſchaftliche Unterſchiede beachtet). Der Glaube an Hexerei iſt in Deutſchland älter als jene päpſtliche Bulle, dieſe gibt auch ſelbſt ausdrücklich an, daß aus Deutſchland Berichte und Klagen über Hexerei zugekommen. Die Beſchaffenheit des teutſchen Hexenweſens vor Einführung der Hexenprozeſſe läßt ſich nicht mehr vollſtändig angeben. Der Verfaſſer des „Hexenhammers" ſagt, daß man über die wollüſtige Begattung mit dem Teufel keine Nachricht habe, die vor das 15. Jahrhundert zurückgehe (Mall. malefic. p. II. c. 4.). Man kann aber beweiſen, daß die Geſellſchaft der Hexen auch im 10. und 11. Jahrhundert am Mittelrhein ſchon nach denſelben Grundſätzen eingerichtet war, wie man ſie gegen Ende des Mittelalters findet. Biſchof Burkhart II. von Worms, der 1024 ſtarb, ſagt in ſeiner Sammlung der Decrete, L. 19 c. 5: Credidisti ut aliqua femina sit, quae hoc facere possit, quod quaedam a *Diabolo deceptae* se affirmant *necessario* et ex *praecepto facere debere*, i. e. cum *daemonum turba in similitudinem mulierum transformata*, quam *vulgaris stultitia Holdam vocat*, *certis* noctibus *equitare debere super quasdam bestias*, et in eorum se consortio annumeratam esse. Daß vom Hexenweſen die Rede, beweiſt dieſe ganze Stelle; daß das teutſche Hexenweſen gemeint ſey, verräth der Name Holda. Aus dieſer Stelle geht alſo hervor, daß die Hexen eine Geſellſchaft (consortium) hatten, in welche man aufgenommen wurde (annumeratam), daß die Hexen vom Teufel betrogen wurden (a diabolo deceptae), darunter kann die Begattung verſtanden werden, weil decipere manchmal in dieſem Sinne gebraucht wird, und weil das Folgende eine ſolche Vorausſetzung nöthig macht. Die Hexen müſſen auf Befehl des Teufels (ex praecepto) zur Verſammlung fahren. Dieß ſetzt ihren Bund mit demſelben voraus, daß er Gewalt über ſie ausübt, was er nur durch ihren Fall erhalten kann. Die Gemeinſchaft zeigt ſich ferner durch die Verſammlung der Teufel in Weibergeſtalt. Die Verſammlung der Weiber iſt Thatſache; daß es verwandelte Teufel ſeyen iſt Meinung Burkharts oder ſeiner Zeit. Sie reiten in gewiſſen Nächten, ſie reiten auf Thieren, nicht auf Stäben, und es ſind nur gewiſſe (quaedam) Thiere. Die Verſammlung der Hexen wird Holda genannt.

In der Stelle Burkharts wird die antichriſtliche Richtung nicht erwähnt, auch nicht geſagt, was die Weiber bei der Verſammlung machen, von ihrem Ritt auf dem Zauberſtab ſcheint er nichts zu wiſſen. Aus ſeinen Angaben erſieht man bloß, daß im Hexenweſen mehr Cultus als Lehre war, und die antichriſtliche Richtung iſt ſchon oben als nicht weſentlich angeführt. Auch ſcheint die Fahrt auf dem Zauberſtab zu Burkharts Zeit noch unbekannt geweſen zu ſeyn, weil er die nächſte Veranlaſſung hatte zu reden, falls er davon wußte. Alſo iſt der Steckenritt keine wirkliche Thatſache des Hexenweſens. Neu iſt Burkharts Nachricht: das Hexenweſen habe Holda geheißen. Davon weiß ſeine Quelle, aus der er ſchöpfte, nichts. Dieſe ſind die Canones des Reginus, der 909 ſtarb. Dort (Lib. II. c. 5 can. 45 bei Schannat et Harzheim conc. Germ. II.) ſteht folgendes: Et si aliqua est, quae se dicat cum daemonum turba in similitudine mulierum transformata certis noctibus equitare super quasdam bestias et in earum consortio adnumeratam esse. haec talis omnimodis ex parrocchia ejiciatur. Dieſe Stelle hat Burkhart durch Zuſätze erläutert, darunter auch die Geſellſchaft der Geiſter aufgeführt, die ſich um Holda verſammelten, die aber nicht dazu gehört. Hier iſt nur beizufügen, daß nach derſelben das Hexenweſen unter den Franken ſchon im 9. Jahrhundert bekannt war.

Aeltere Zeugniſſe des Hexenweſens findet man in der Lex Salica des 5. Jahrhunderts. Sie ſagt (Tit. 67 §. 1): Si quis alterum *cheruiborgum*, h. e. *strioportium* clamaverit, aut illum, qui *ineum* dicitur portasse, *ubi strias cocinant*, et eum convincere non poterit etc. Hier iſt von Scheltworten die Rede, welche wegen ihrer Beziehung auf die Hexerei beſchimpfend waren. Strioportius heißt entweder: der die Hexe zur Verſammlung getragen hat, auf dem ſie ritt, oder auch: qui muliebria passus est. Die erſtere Bedeutung iſt richtiger, weil gleich darauf das andere Schimpfwort „Keſſelträger" folgt. Ineus iſt aeneus, ein eherner Keſſel, worin die Hexen kochen (cocinant v. coquina). Aus dieſer Stelle geht hervor, daß die Hexen an gewiſſen Orten ſich verſammelten, daß ſie kochten, und daß es Leute gab, welche ſie ſelbſt oder ihre Keſſel dahin trugen. Weiter ſagt das Geſetz Tit. 67 §. 3: Si stria hominem comederit et convicta fuerit etc. Dieſe Stelle verſteht man nur aus den Hexenproceſſen, die zwölf Jahr jünger ſind als die Lex Salica. Es iſt nämlich davon die Rede, daß die Hexen Kinderfleiſch eſſen. Dieß wird ſich auf das vorerwähnte Kochen beziehen. Tit. 67 §. 2: Si quis mulierem ingenuam striam clamaverit aut meretricem, et convincere non potuerit etc. Hier ſind Hexe und Hure ſowohl als Beſchimpfung, wie auch in der Strafe dafür gleichbedeutend. Es war alſo ein großes Verbrechen freigeborner Weiber, ſich dieſem Laſter hinzugeben. In allen dieſen Stellen wird der Beweis (convictio) vorbehalten, wodurch das Geſetz annimmt, daß die Hexerei wirklich beſtanden habe. Aber nur Eine Handlung des Hexenweſens wird beſtraft, das Eſſen von Kinderfleiſch, und zwar mit der hohen Buße von 200 Schilling, die übrigen Handlungen ſind einer Beſchimpfung gleichgeſtellt, die mit 62 und 187 Schillingen gebüßt wird. Aus dieſen hohen Anſätzen der Geldſtrafe erhellt, daß die Nachrede der Hexerei beſonders den Freien ſchimpflich war, wie es bei den Weibern ausdrücklich erwähnt iſt. Hieraus ſchließe man, daß die Hexerei nur von den Hörigen, d. h. der niedrigen Klaſſe, getrieben wurde, was mit den ſpätern Hexenprozeſſen einigermaßen übereinſtimmt.

Die Giftmiſcherei iſt unter obigem Titel der Lex Salica nicht begriffen, kommt aber in dem beſondern Abſchnitt 22 vor und wird maleficium genannt. Dieſer Titel handelt auch nur von Freien, und der §. 4 zeigt eine Verbindung der Giftmiſcherei mit dem Zauberweſen, denn es heißt darin: Si quis alteri maleficium *superjactaverit,* sive eum ligaturis in aliquo loco miserit etc. Hierunter iſt ein zauberiſches Werfen und Knüpfen verſtanden; jenes bezieht ſich wahrſcheinlich auf das Ausgießen der gekochten Flüſſigkeit, das auch in den Prozeſſen vorkommt; dieſes auf das Neſtelknüpfen. Nicht unbemerkt darf bleiben, daß nach dem Gebrauche der ſinkenden Latinität die Wörter maleficium und maleficus der Lex Salica im „Hexenhammer“ in den ſpätern Prozeſſen ſtets Hexen und Hexerei bezeichnen. Der fränkiſche Name für Hexenmänner iſt Hereburgi, wie in der Ueberſchrift des Titels 67 ſteht, oder Chervioburg, was mit strioportius in §. 1 des Titels überſetzt wird. Here oder Chervi muß demnach auf fränkiſch eine Hexe heißen. Da Hexe und Hure im Geſetze ſynonym ſind (Tit. 67 2), ſo könnte man Here durch Hure erklären, allein Hure ſoll fränkiſch Chor lauten. Abgeſehen von ihrer Bedeutung, beweiſen dieſe teutſchen Wörter in der Lex Salica, daß den Franken das Hexenweſen ſchon vor ihrer chriſtlichen Bekehrung bekannt war, daß ſie es alſo nicht durch Bekanntſchaft und Vermittelung der Römer und Italiener erhalten haben. Was die Franken eigenthümlich benannten, wird man ihnen auch eigenthümlich zuerkennen. Die Stellen des Geſetzes beweiſen ferner, daß es im fränkiſchen Heidenthum ſchon für freigeborne Männer und Weiber ſehr ſchimpflich war, ſich mit Hexerei abzugeben. Die nationale heidniſche Religion der Franken muß hiernach dem Hexenweſen nicht günſtig geweſen ſeyn; dieſe Feindſchaft der Volksreligion gegen das Hexenweſen muß alſo durch Unzucht und Giftmiſcherei deſſelben verurſacht worden ſeyn, denn dieſe beiden Laſter ſind ſchon in der Lex Salica mit der Hexerei verbunden, wie oben gezeigt iſt. Was hier vom Hexenweſen der Franken erwähnt iſt, beſtätigt ſich ſpäter bei andern deutſchen Völkern, daher ich es übergehe, weil man behaupten könnte, die nachherigen deutſchen Geſetze hätten darin mehr chriſtlichen und römiſchen Einfluß erfahren. Dieſe Behauptung iſt aber gerade beim Hexenweſen unwahr, denn in Rothari's Geſetzen Kap. 379 wird der Glaube, daß die Hexe einen Menſchen freſſen könne, vom chriſtlichen Standpunkt aus widerlegt. Alſo kann jener Glauben nicht mit dem Chriſtenthum zu den Longobarden gekommen ſeyn, ſondern ſie müſſen ihn ſchon als Heiden gehabt haben. Bei dieſem Volke gaben ſich ebenfalls nur gemeine Weiber mit der Hexerei ab, für Vornehmere war es ein großes Verbrechen (Roth. leg. 197, 198). Auch bei den heidniſchen Sachſen wurden Hexen und Hexenmänner, weil ſie Menſchenfleiſch aßen, verbrannt (Capitul. de part. Saxon. c. 6). Bei den Alemannen wurden die Hexen der Giftmiſcherei wegen verfolgt (Addit. ad leg. Alem. c. 22).

War demnach ſchon im deutſchen Heidenthum das Hexenweſen vorhanden und verabſcheut, ſo fragt ſich: warum wurde das Hexenweſen nur von den Unfreien getrieben? Man darf antworten, weil bei den Freien mehr Sittlichkeit vorhanden war, was von den Weibern Tacitus (Germ. 17—19) beſtätigt. Jene Sittlichkeit war eine Folge der Ehre, die den Freien zukam, und bewirkte den Stolz der Abſonderung von den Unfreien. Das Hexenweſen war alſo der Religion der altteutſchen höhern Stände fremd. Nach Deutſchland konnte es alſo entweder dadurch gekommen ſeyn, daß es die Unfreien ſchon beſaßen, ehe ſie unter die deutſche Herrſchaft kamen, oder daß ſie es ſpäter erhielten. In beiden Fällen erſcheint das Hexenweſen als etwas Fremdartiges. Da das deutſche Alterthum über Entſtehung und urſprüngliche Beſchaffenheit des Hexenweſens keinen Aufſchluß gibt, ſo iſt die Forſchung zur Erkenntniß des Urſprunges und innern Weſens der Hexerei nur auf die Sprache verwieſen. Schon Barth (Altt. Rel. II. 143) hat Hexe v. Hekate hergeleitet, derſelben Meinung waren auch die ältern Gloſſatoren Sommer und Junius. Hekate war Nachtſchwärmerin (νυκτιπόλος Ap. Rh. 3, 860, 4, 829), große Zauberin, von ihr werden die Geſpenſter φασματα Ἑκαταῖα genannt (Schol. Ap. Rh. 3, 860). Zauberſprüche und Beſchwörungen (Hecateia carmina Ov. Met. 6, 139), beſonders Zauberkräuter (Hecateides, pollentes herbae Ov. Met. l. c. und 7, 196) gehören ihr an (deren Verzeichniß bei Barth l. c. II. 137), dadurch wurde ſie Giftmiſcherin (Diod. 4, 45). Sie iſt mit Eichenlaub und Schlangen (δράκεσι) bekränzt (Ap. Rh. 3, 1213), zu ihren Salben gehörte das Gift, das aus des Prometheus eiternden Wunden träufelte. Die Kreuzwege (Trivia) und die Hunde waren ihr heilig, ſie hatte einen Hundskopf, der Hund war ihr Bild (Eustath. ad Il. Y, 73), an deſſen Stelle iſt die Katze nun das Hexenthier geworden. Daß hier keine zufällige Aehnlichkeit, ſondern innerer Zuſammenhang, folgt aus der Weſentlichkeit der Eigenſchaften, und wird ſich bald noch mehr herausſtellen. Der deutſche Hexenglauben enthält noch mehre Züge, die bei Hekate nicht vorkommen. Das Hexenweſen muß daher noch andere Beiſpiele in ſich aufgenommen haben, es iſt alſo keine einfache, ſondern eine zuſammengeſetzte geſchichtliche Thatſache. Daß wir den rechten Weg eingeſchlagen, beweist der Umſtand, daß auch zum zweiten Beſtandtheil des Hexenweſens Hekate den Uebergang bildet. Sie war die Mutter der Medea und Circe (Schol. Ap. Rh. 3, 242. Ov. Met. 7. 74. Diod. 4, 45), mit Phorkys dem Gorgonenvater hat ſie die Skylla erzeugt (Ap. Rh. 4, 828). Medea war Prieſterin der Hekate (Ap. Rh. 3. 241, 738, 841. Val. Fl. Arg. 6. 495 Eurip. Med. 395). Auch Medea fährt (auf einem Wagen von Schlangen gezogen) durch die Luft, tödtet ihre beiden Kinder, auf ihr Anſtiften tödten die Töchter des Pelias ihren Vater und kochen ihn in einem Keſſel, weil ſie geſehen, daß Medea einen alten Widder in einem Keſſel zu einem Lamm kochte (Hygin. c. 24). Medea konnte die Winde und die Luft verzaubern, dadurch, daß ſie ihren Zauber in die Lüfte ſtreute

(Ap. Rh. 4, 443). Von der Verbreitung der Hexerei im Norden ſagen die Griechen nichts, wohl aber, daß ſie in Medien herrſchte.

Doch erklärt die Medeaſage nicht Alles im deutſchen Hexenweſen, alſo waren noch andere Beſtandtheile in demſelben enthalten. Dieſe ſind aus dem bacchiſchen Cult herüber genommen, deſſen Ausbreitung vom Dnieper bis nach Bretagne und die Mündung der Loire, und nordwärts über die Alpen die Zeugniſſe der Alten (in Barths Kabiren S. 82 ff.) beſtätigen. Wir dürfen alſo ſchon aus der geographiſchen Lage Deutſchlands ſchließen, daß es vom Dionyſuscult nicht unberührt geblieben iſt. In der That hat dieſer dem Hexenweſen ſeinen Abſchluß, ſeine eigene Verfaſſung gegeben. Dionyſus heißt der Nächtliche (νυκτελιος) und Schwarzfuß (μελαμπȣ̃ς), Gaisfuß (μελαναιγίς), hatte Schlangengeſtalt und regierte mit Demeter die Unterwelt als Ζαγρεὺς, er war bärtig und gehörnt, in Bocksgeſtalt ließ ihn Jupiter nach Nyſa bringen, er heißt auch der Bock (τραγος), dieſes Thier opferte man an ſeinem Feſte. Sein Gefolge beſtand aus ziegenfüßigen, geſchwänzten, gehörnten Satyren, zuweilen hatten dieſe auch Pferdefüße. Sollten nun die vielen Blocksberge in Teutſchland nicht urſprünglich Bocksberge geheißen haben, d. h. Bacchusberge, von dem daſelbſt begangene Dionyſusdienſt? Auch die Vorſtellung, daß der Teufel bald als Mann, bald als Weib die Menſchen verführe, iſt dem Weſen des Dionyſus nicht fremd, denn dieſer war nach Umſtänden Mann und Weib (daher es nicht nur Bacchanten, ſondern auch Bacchantinnen gab). Des Teufels grüne Farbe gehört auch dem Dionyſus, ihm ſind Wintergrün, Immergrün und Epheu heilig. Mit ihnen wurde er bekränzt, ſie wurden ihm als Opfer dargebracht. Das bacchiſche Gefolge, meiſt aus Weibern beſtehend, erinnert an die Ueberzahl der Weiber in der Hexenverſammlung, auch die Spielleute fehlen hier nicht. Orgien hier wie dort. Der Bacchusdienſt geſchah meiſt auf Bergen, auch die Hexentänze wurden auf dem Blocksberge in der erſten Mainacht gefeiert, in Schwaben iſt der Heuberg auf der rauhen Alp in der Sage ein Hexenberg (Schmids ſchw. Wtb. S. 275), und im Breisgau verſammelten ſich die Hexen auf dem Kandel bei Waldkirch. Die nächtliche Feier, die Ausſchließung der Fremden iſt beiden Orgien gemein, es gab drei hohe Jahresfeſte des Dionyſus und drei vornehmſte Hexentänze im Jahr. Der Tanz in beiden Orgien beſtand in einem Ring oder Kreiſe, bei den bacchiſchen Tänzen Räucherungen und Wohlgerüche (daher Thyaren von θύω), und von den Hexen heißt es, ſie hätten allezeit in einem Nebel getanzt. Um nicht erkannt zu werden, waren die Hexen maskirt, bei den bacchiſchen Orgien verkleideten ſich die Bacchanten als Satyren, Silene, hier die wilde Luſt und Raſerei, die zügelloſe Wolluſt, wovon die Weiber Bassarae genannt, die Phallagogie in den Dionyſien weſentlich, die Unzucht der Hexentänze alſo auch hier nicht vermißt. Die Hexenküche weist auf den älteſten Gebrauch der Dionyſien hin, wo ein Menſch geopfert, in Stücke geſchnitten und von allen Eingeweihten verzehrt wurde, zur Erinnerung, daß Dionyſus als Zagreus von den Titanen zerriſſen, im Keſſel gekocht und gegeſſen wurde. In ſpäterer Zeit war es ein Thieropfer, das ebenfalls zerſtückelt und roh gegeſſen wurde, daher das Feſt das Roheſſen (ὠμοφαγία) genannt. Die Wichtigkeit des Keſſels dabei bezeugt, daß in den Sabazien, jenen phrygiſchen Dionyſien, der Keſſelträger (κερνοφόρος) ein Ehrenamt war. Der Keſſelträger beim Hexenweſen, die Hexenküche, das Menſchenfleiſcheſſen fallen von ſelbſt in die Vergleichung mit dieſem Theil der Dionyſien. Der bacchiſche Noviz mußte bei Todesſtrafe Verſchwiegenheit geloben, der Hexe war unterſagt, die Hexerei zu beichten. Die niedern Prüfungen für die bacchiſchen Myſterien dauerten zehn Tage, und die Hexen wurden erſt 8–14 Tage nach ihrem erſten Fall eingeführt. Die erſte Einweihung durch Unzucht iſt dem Hexenweſen eigen, ſeine Verdrehung chriſtlicher Gebräuche mag erſt nach Einführung des Chriſtenthums hinzugekommen ſeyn, und wahrſcheinlich gingen dadurch die frühern Aufnahmsgebräuche verloren. Die Sitte, den Hexenbuhlen einen Namen zu geben, erinnert an die Taufe der Novizen vor ihrem Eintritt in die Myſterien. Dionyſus hatte in den Myſterien andere Namen als im Volksglauben, aus ähnlichen Gründen konnte man auch die Benennung des Teufels bei den Hexentänzen verändern. Die Art der Aufnahme weicht von einander ab, da die vielen Jahrhunderte, die zwiſchen den Bacchanalien und den Hexentänzen liegen und die Einführung des Chriſtenthums Manches verändern mußten. Daß wir das Hexenweſen nicht von den Römern bekommen haben, beweist die Seltenheit bacchiſcher Denkmäler in Deutſchland, wo man gewiß früher mit den Dionyſien, als mit den Römern bekannt war. Es geſchah, während ſie noch am nördlichen Ufer des ſchwarzen Meers wohnten, durch thrakiſche und pontiſche Vermittlung. Die griechiſchen Anſiedler feierten ihre Dionyſien in der Stadt Boryſthenes am Fluſſe gleichen Namens (Dnieper), die umwohnenden Skythen verabſcheuten aber noch zu Herodots Zeit die Orgien (τό βακχεύειν) und vertrieben ihren König Skyles, weil er ſich in die bacchiſchen Myſterien aufnehmen ließ und die Orgien mitmachte. Dieſer Cult mag zu den Nordländern (Hyperboräern) ſchon ausgeartet gekommen ſeyn, denn wie er bei den Südländern in Griechenland und Italien herabſank, das beweist die Verachtung, die alle traf, welche an den Sabazien Antheil nahmen, und der Senatsbeſchluß (gleichſam eine heidniſche Bulle) gegen die Bacchanalien. Dieſe menſchliche Verwilderung iſt zeitenweis ſcheinbar verſchwunden und dann wieder ſtärker zum Vorſchein gekommen.

Dieſen Beweisführungen Mone's (im „Anzeiger" f. K. D. M., 1839), läßt ſich noch hinzufügen, daß wir das griechiſche Medium gar nicht bedürfen, ſondern an die aſiatiſche Abkunft und Sprach- und Cultverwandtſchaft der Germanen mit den Indern zu erinnern brauchen, um Alles erklärlich zu finden, denn Dionyſus iſt Dewaniſchi, wie der Erfinder des Palmenweins, Schiba in Indien, heißt, deſſen unzüchtiger Cultus — obgleich er auch Todtbringer, mit Todtenſchädeln geſchmückt, Todtenrichter — auf dem Berg Meru (Himalaya) gefeiert wird. Seine Gattin, die Todtengöttin Kali mit dem Schweinszahn (Medea, die Buhlin des Phorkys), iſt die Unheil bringende Zauberin, hat rothe Augen (Devi mahalmya, Markandayi Purani Sectio Ed. Poley 1831, p. 84.) wie die nordiſche Todtesgöttin Hel (Edda Saem. 2, 662), und rothe entzündete Augen galten auch in Deutſchland als Kennzeichen einer Hexe. In Kali's und Schiba's Myſterien brachte man Menſchenopfer; der Zauber mit Todtenknochen, Wettermachen, Beſprechungen iſt noch jetzt in Indien heimiſch.

Man hat auch das Alpdrücken den Hexen zur Laſt gelegt, indem derjenige, der über eine ſolche im Schlafe gehabte Empfindung klagt, ſich auszudrücken pflegt: „die Drude (Truth) hat mich gedrückt." Und doch iſt nur der Klagende allein an dieſem Uebel ſchuld, nämlich durch zu vieles Trinken und ſchlechte Diät, deren Folge eine allzulange anhaltende Unverdaulichkeit iſt. Ein unterdrücktes Athemholen befällt den Kranken, die Sinne ſind betäubt, gelähmt, im Schlafe wandelt ihn ein Gefühl von Erſtickung an. Die Stimme findet ſich gebunden, läßt ſich nur unarticulirt vernehmen; und es kommt dem Schlafenden vor, als ob eine Frau (Succuba) *), iſt aber die leidende Perſon vom andern Geſchlechte, als ob ein Mann (Incubus), um das Aufſchreien zu verhindern, dem Schlafenden den Mund zuhielte. Er bewegt deßhalb Arme und Beine im Bette, um das Geſpenſt wegzutreiben, aber Alles

---

*) Ein Geiſtlicher klagte einem Arzte: jede Nacht komme zu ihm ein Weib, die er wohl kenne, lege ſich auf ſeine Bruſt [illegible], und verſchließe ihm den Mund, wenn er aufſchreien will. (Jos. Pratensis de cerebri morbo c. 16.)

umſonſt. Oft glaubt der Träumende ſogar, den Plagegeiſt reden zu hören, wie er zum Beiſchlafe auffordert, ſieht ihn ohne weiteres das Bett beſteigen ꝛc. Das zuweilen vorkommende Reiten*) iſt, wie es Görres erklärt, Folge des Gefühls einer Löſung des Muskelſyſtems, in welcher der drückende Alp, ſtatt aufzuſitzen (d. h. ſtatt ein Incubus zu ſeyn), ſelber in Roſſes Geſtalt zum Träger (Succubus) des Träumenden wird. (Daher alſo die zuweilen vorkommende Benennung „Nachtmähre" f. „Alpdrücken", vgl. S. 292). Bei dieſen Affektionen iſt das untere gangliöſe Gehirn der Herd der ganzen Anregung. Im hier erzählten Falle ſind es die Geflechte des Sexualſyſtems, die den erſten Eindruck in einem phyſiſch oder pſychiſch geknüpften Bande vermittelt; in der Rückwirkung wird dann der im ganzen Vitalſyſtem hervorgerufenen Anregung eine Bindung der andern Syſteme der Sinnenwahrnehmung und Bewegung entſprechen; dadurch begründet, daß ſelbſt ſchon im Gangliensyſtem die höhere Thätigkeit in den Lungengeflechten ſich gebunden findet, wodurch eben die große Beängſtigung entſteht. Aber dieß Gebundenſeyn, obgleich die am häufigſten vorkommende Form des Zuſtandes, iſt jedoch keineswegs die ausſchließliche, er geſtattet, wie jener von der Matrone (ſ. unten d. Anm.) geklagte Fall beweiſet, oft das entſchiedene Gegentheil der lähmenden Gebundenheit. Bei der allgemeinen Mitleidenſchaft, in der alle Syſteme mit einander verbunden ſind, geht alſo auch hier, wie bei den andern Affectionen, die Anregung vom einem derſelben aus, verbreitet ſich aber von da über alle andere; über die Geiſtigen in Form dieſer Viſion, über die Bewegenden in der Action der Bindung oder Löſung der dort wirkſamen Thätigkeiten; über die Vitalen in beängſtigender Unluſt oder in expanſiver Luſt.

---

*) Eine verheirathete fromme Matrone vertraute ihrem Beichtvater, es komme ihr häufig im Schlafe vor, als reite ſie über Feld und Au, und wie ſie über das Waſſer ſchreite, wohne ihr irgend einer bei mit dem vollen Luſtgefühl des Bettes. (Martin v. Arles in ſeiner Schrift de Superstitione. c. 7.)

Görres iſt ferner der Meinung, daß der Vampyrismus nur eine andere Form des Alpdrückens ſey, denn mit allen Gefühlen, welche das letztere Uebel begleiten, iſt auch das Gefühl des Saugens eines Vampyrs begleitet, hier wie dort ein ſchweigender Schatten, der nicht von dem Erkrankenden laſſen will. Es wird zuvörderſt darauf aufmerkſam gemacht, daß wie es Stimmungen gibt, in denen das Metall oder Waſſer, obgleich in den Tiefen der Erde, dennoch in die Wirkungsſphäre des Menſchen eintritt, ebenſo iſt ein Wechſelverhältniß zwiſchen ihm, während er im Leben weilt, mit ſchon Hingegangenen denkbar, die als Leiche im Grabe ruhen; unter beſondern Umſtänden dennoch mit ihm in Rapport eintreten konnte. Der natürlichen Erklärung dieſer mit dem Namen Vampyrismus bezeichneten Verhältniſſe werden folgende Thatſachen vorausgeſchickt:

Seit 1718, wo durch den paſſarowitzer Frieden ein Theil Serviens und der Walachei an Oeſterreich gekommen, lieſen von den Befehlshabern der im Lande cantonirten Truppen Berichte an die Regierung ein, wie es dort allgemeiner Volksglaube ſey: verſtorbene, im Grabe noch fortlebende Perſonen, gingen unter gewiſſen Umſtänden aus dieſem ihrem Grabe hervor, um den Lebendigen das Blut auszuſaugen, und ſich ſelbſt dadurch unter der Erde im Wachsthum und guten Wohlſeyn zu erhalten. Schon 1720 wurde gemeldet: zu Kiſolova, einem Dorfe in Niederungarn, ſey P. Plogojowiz, nachdem er 10 Wochen früher begraben worden, einigen Einwohnern bei Nacht erſchienen, und habe ihnen den Hals dergeſtalt zuſammengedrückt, daß ſie innerhalb 24 Stunden geſtorben; ſo daß binnen 8 Tagen in dieſer Weiſe neun, theils junge, theils alte Perſonen den Tod genommen. Selbſt ſeine Wittwe war von ihm beunruhigt worden, und hatte deswegen das Dorf verlaſſen. Die Einwohner, da ſie auf ihr Geſuch, den Todten ausgraben und verbrennen zu dürfen, von dem Befehlshaber zu Gradisca abſchläglich beſchieden wurden; erklärten nun ſammt und ſonders das Dorf verlaſſen zu wollen, wenn man ihnen das Ausgraben nicht geſtatte. Der Befehlshaber begab ſich daher mit dem Pfarrherrn von Gradisca an Ort und Stelle, und als er Peters Grab öffnen laſſen, fand man den Leib ganz und unverſehrt; nur die Spitze der Naſe etwas ausgetrocknet, dabei ohne allen übeln Geruch und eher einem ſchlafenden Menſchen ähnlich. Haare und Bart waren gewachſen; ſtatt der abgefallenen Nägel waren neue hervorgetrieben; unter der äußerſten Haut, die todt und bleich erſchien, war wieder eine andere ganz lebhafte gewachſen; Hände und Füße zeigten ſich wie am geſundeſten Menſchen. Da man in ſeinem Munde ganz friſches Blut gefunden, hielt das Volk es für ſolches, das er den neuerdings Geſtorbenen ausgeſogen, und ließ ſich nicht abhalten, ihm einen ſpitzen Pfal durch die Bruſt zu ſtoßen; wo dann häufiges, ganz friſches und ſchönes Blut aus der Wunde, wie aus Mund und Naſe floß. Die Bauern warfen die Leiche nun auf einen Scheiterhaufen und verbrannten ſie zu Aſche *).

Einige Jahre ſpäter zeigte ein Gränzer, der in Haidamac lag, ſeinem Regimente Alandetti, und dieſes dem Inhaber deſſelben an: wie, als er mit ſeinem Wirth

---

*) Der Bericht wurde darüber nach Wien geſendet, aus ihm das Angeführte bei Ranft: vom Kauen und Schmatzen der Todten in den Gräbern. Leipzig 1728. Eine gleichlautende Erzählung in dem ſogenannten jüdiſchen Sendſchreiben Nr. 137, nur mit dem Zuſatze: man habe den zweiundſechszigjährigen Alten mit offenen Augen, einem lebhaften, wohlgefärbten Angeſicht, und ganz natürlichem Athem, übrigens aber wie todt und unbeweglich gefunden.

am Tiſche geſeſſen, ein Unbekannter eingetreten und zu ihnen ſich niedergeſetzt, worüber der Wirth ſehr erſchrocken und am folgenden Tage geſtorben, wo er dann erfahren: der Fremde ſey der vor 10 Jahren verſtorbene Vater des Wirths geweſen, und habe dieſem ſeinen Tod angekündet und verurſacht. Der Graf Cabrera, Hauptmann des Regimentes, erhielt den Befehl, die Sache zu unterſuchen; und begab ſich mit andern Offizieren, dem Auditor und Wundarzt an Ort und Stelle. Er verhörte die Hausgenoſſen; und da auch die andern Einwohner des Ortes ihr dem Berichte gleichlautendes Zeugniß beſtätigten, ließen ſie den Todten aus ſeinem Grabe ziehen; und man fand ihn in einem Zuſtande, als ob er eben erſt verſchieden wäre, mit friſchem Blicke, wie eines lebendigen Menſchen. Ihm wurde der Kopf abgeſchlagen, und die Leiche dann wieder ins Grab gelegt. Ein zweiter, der vor dreißig Jahren geſtorben, und von dem man ausſagt, er ſey dreimal am hellen Tage in ſein Haus gekommen; und habe erſt ſeinen Bruder, dann einen ſeiner Söhne, zuletzt den Knecht vom Hauſe durch Blutſaugen getödtet, wurde in gleichem Zuſtande gefunden; und nachdem ein Nagel ihm durch die Schläfe geſchlagen worden, wieder begraben. Einen dritten, ſeit 16 Jahren todt, der ſeine beiden Söhne, nach Angabe der Einwohner, getödtet, ließ Cabrera verbrennen. Sein Bericht wurde den Befehlshabern des Regiments mitgetheilt, die die Sache bei Hof zur Anzeige brachten; worauf der Kaiſer eine Commiſſion von Offizieren, Richtern, Rechtsgelehrten, Aerzten und Gelehrten ernannte, um ſolche ſeltſame und außerordentliche Begebenheiten näher zu erforſchen *).

Um 1732 kam abermals wiederholte Meldung: wie im Dorfe Medvegya in Servien die Vampyre neuerdings ihr Weſen trieben; und nun ſandte das Obercommando zwei Offiziere, Büttner und v. Lindenfels, um in Geſellſchaft des Regimentschirurgen Flekingen und zweier Unterärzte,

---

*) Nach dem Berichte eines Zeugen, dem Cabrera ſelbſt das Ereigniß 1730 in Freiburg erzählt, bei Calmet: gelehrte Verhandlungen zweiter Theil, von den ſogenannten Vampiren. Augsburg 1751 p. 30.

neuerdings Einſehen in die Sache zu nehmen. Dieſe begaben ſich an Ort und Stelle, und da ſie die Vorgeſetzten und Aelteſten des Dorfes abgehört, vernahmen ſie, wie 5 Jahre früher der Heiduck Arnod Paole, — der bei Lebzeiten oft bekannt, daß er bei Goſſowa, an der Gränze des türkiſchen Serviens, von einem Vampyr heftig geplagt worden — den Hals gebrochen, und darauf, 20—30 Tage nach dieſem Todesfall, vier Perſonen, die auf ihn gezeugt, umgebracht worden. Man habe ihn daher etwa 40 Tage nach ſeinem Tode ausgegraben, und — weil man ſeine Leiche ganz friſch und unverweſet gefunden, auch ihm das ganz friſche Blut zu den Augen, Mund und Naſe herausgefloſſen, er auch alle Tücher um ihn ganz blutig gemacht, überdem ihm neue Haut und Nägel ſtatt der alten gewachſen — für einen Vampyr erkannt. Als man darauf, nach ihrer Gewohnheit, ihm einen Pfahl durchs Herz getrieben, habe er ein wohlvernehmbares Geächze gethan und ein häufiges Geblüt von ſich gelaſſen, worauf ſie den Körper ſogleich verbrannt; was auch den andern vier von ihm Getödteten geſchehen, weil Alle, die von den Vampyren geplagt und umgebracht würden, wieder zu Vampyren werden müßten. Es habe aber Arnod Paole nicht bloß die Menſchen, ſondern auch das Vieh angegriffen, und weil die Leute das Fleiſch von ſolchem Viehe genützt, waren daraus wieder neuerdings Vampyre geworden; ſo daß binnen drei Monaten 17 Junge und Alte meiſt nach kurzer Krankheit geſtorben. Darunter habe auch die Stanjoſka ſich befunden, die geſund zu Bette gegangen, um Mitternacht aber mit entſetzlichem Geſchrei und Zittern erwacht und geklagt, wie der vor vier Wochen geſtorbene Heiduckenſohn Millo ſie um den Hals gewürgt, worauf ſie einen großen Schmerz auf der Bruſt empfunden, und den achten Tag hernach verſtorben. Darauf wurde zur Unterſuchung auf dem Kirchhofe geſchritten, und unter 13 Leichen, die man ausgegraben, fanden ſich 10 im Vampyrſtande, und nur drei, die, wie es ſchien, an andern Krankheiten geſtorben, ob ſie gleich mitten unter jenen lagen, waren verweſt. Unter den Vampyren befand ſich auch die Stanjoſka und der Millo, der ſie zum Vampyr gemacht. Die Frau hatte am Halſe, wo ſie nach ihrer Ausſage gewürgt worden, rechts unter dem Ohre, wirklich einen blauen, mit Blut unterlaufenen Fleck eines Fingers lang; die Naſe blutete ihr bei Eröffnung des Sarges, und Flickinger fand bei der Sektion, nach ſeinem Ausdruck, ein recht balſamiſch Geblüte, nicht bloß in der Bruſthöhle, ſondern auch in der Herzkammer, dazu alle Eingeweide in gutem Zuſtand, Haut und Nägel aber friſch. So war es auch bei der Militza, die nach der Meinung der Leute, weil ſie immer das Fleiſch von umgebrachten Schafen gegeſſen, wieder den Anfang zum Vampyren gemacht. Die Heiducken verwunderten ſich dabei gar ſehr über den fetten vollkommenen Leib, da ſie die Frau durch ihr ganzes Leben bis zum Tode ſehr mager und wie ausgedörrt gekannt. Ueberall war das Blut friſchem extravaſirten Geblüte gleich, und nirgend fand es ſich ſtockend und coagulirt; an Händen und Füßen der Stana fielen Haut und Nägel ab, darunter aber lagen beide erneut und friſch. Alle wurden enthauptet und verbrannt nach Landesſitte*). Ein Zeuge, der zugegen geweſen, erzählt bei Calmet einem Andern**) noch einige Umſtände, deren Wahrheit man freilich dahingeſtellt ſeyn laſſen muß, da der amtliche Bericht nichts davon erwähnt. Als man am Abend zum Grabe des Paoli gekommen, habe man auf ihm den Schein, wie von einer Ampel, doch nicht ganz ſo hell, geſehen. Ihn ſelber habe man wie einen Lebenden, mit halboffenen und ſo lebhaften Augen, wie die der Anweſenden gefunden; das Herz aber klopfend. Als man den Leib aus dem Grabe erhoben, ſey dieſer zwar nicht weich, beweglich und biegſam, aber ganz unverſehrt geweſen. Bei Durchſtechung des Herzens ſey eine weißliche, mit Blut gemiſchte Materie, doch mehr vom letzten, als von der erſten herausgefloſſen, ohne den mindeſten Geruch; die gleiche Flüſſigkeit ſey auch beim Enthaupten ausgequollen. Als man ihn darauf mit vielem Kalk wieder in ſein Grab gelegt, ſey ſeine junge Enkelin, die er früher angeſogen, von Stund an beſſer geworden. Die Vampyre hielten übrigens im Saugen keinen gewiſſen Ort, ſondern ſaugten bald da, bald dort, wo ſie aber angeſetzt, bleibe ein bläulichtes Mahlzeichen zurück.

---

*) Das Actenſtück wurde damals von Amtswegen, mit den Unterſchriften der Aerzte und Offiziere beglaubigt, in der Belgrader Zeitung bekannt gemacht, und ging daraus in viele Schriften über, aus deren einer es Horſt in ſeiner Zauberbibliothek Th. II. p. 255 neuerdings wieder bekannt gemacht. Die Unterſuchung wurde auf Befehl Kaiſer Carl des VI. von Prinz Alexander von Würtemberg, damals Statthalter von Servien, angeordnet, und nach Beeidigung aller dazu Abgeordneten in ſeiner Gegenwart angeſtellt.

**) Dem Hauptmann Beloz, der es Calmet in einem Briefe meldet, der in ſeinem Buche p. 150 ſteht.

Nicht auf Servien allein, noch auch auf die Zeit, in der die bisher angeführten Begebenheiten vorgefallen, hat ſich das Vorkommen des Vampyrismus beſchränkt; anderwärts und in früheren Zeiten iſt ebenſo vielfältiges Geſchrei darüber ausgegangen. Die Zeitungen meldeten unter dem Jahre 1693 und 1694*): wie ſich in Polen, und beſonders in polniſch Rußland, nicht ſelten Vampyre ſehen ließen, die bei *hellem Tage* Menſchen und Vieh das Blut ausſaugten, das ihnen dann im Grabe zu Mund, Naſe, beſonders aber zu den Ohren auslaufe; ſo daß man ſie oft im Sarge wie im *Blute ſchwimmend* finde. Sie begnügten ſich dabei nicht mit *einer* Perſon im Hauſe, ſondern wenn man ihnen nicht wehrte, richteten ſie nach und nach *alle* zu Grunde. Einige jedoch, um ſich vor ihnen zu ſchützen, mengten von ihrem Blute unter das Brodmehl, und die von ſolchem Brode aßen, blieben ſicher vor ihnen. Dieſer letzte Umſtand muß die Capitularien Karl's des Großen in Erinnerung bringen, wo es in denen pro partibus Saxoniae 1—6 heißt: „wer vom Teufel betrogen, nach der Heiden Art glaubt, ein Mann oder Weib freſſe Menſchen, und nun eine ſolche Perſon verbrennt, und ihr Fleiſch zum Eſſen gibt oder ſelbſt ißt, ſoll des Todes ſterben.“ Wie in Polen, ſo war es auch gemeiner Ruf in *Mähren*: wie es ſeit einiger Zeit oft geſchehe, daß Verſtorbene ſich wieder ihren Bekannten zeigten, und mit ihnen, ohne zu reden, zu Tiſche ſäßen, wo dann der, dem ſie mit dem Haupte winkten, unfehlbar nach einigen Tagen ſterbe. Die Prieſterſchaft des Landes hatte deßwegen in Rom Anfrage gethan, aber keine Antwort erhalten. Die Magia posthuma, die C. T. v. Schertz über dieſe mähriſchen Vampyre 1706 geſchrieben, berichtet über ſie manches Auffallende. So von der Einwohnerin eines Dorfes, die vier Tage nach ihrem Begräbniſſe, bald in Geſtalt eines Hundes, bald in der eines Menſchen Vielen erſchienen, und ihnen, unter vielen Schmerzen Hals und Magen zuſammendrückend, ſie erſtickt. Auch das Vieh habe ſie geplagt, daß man die Kühe entkräftet und halb todt gefunden; ja bisweilen habe ſie es mit den Schweifen zuſammengebunden; wo dann das arme Vieh genugſam durch ſein Schreien zu erkennen gegeben, was für große Schmerzen es leide. Die Pferde fand man, wie von einer großen Reiſe wiedergekehrt, matt, beſonders auf dem Rücken mit Schweiß überzogen, dabei außer Athem und ſchäumend. Das Elend dauerte mehrere Monate lang. In den ſchleſiſchen und mähriſchen Gebirgen, ſetzt er hinzu, zeige dergleichen ſich gar oft; früher jedoch öfter, als zu ſeiner Zeit, man ſehe ſie bei Tag und Nacht. Dabei bewegten ſich die Sachen, die ihnen zuvor angehört, und kämen von einem Orte zum andern, obſchon man Niemand wahrnehme, der ſie berühre. Sich von ihnen los zu machen, gebe es kein anderes Mittel, als den Leibern den Kopf abzuſchlagen und ſie zu verbrennen; doch geſchehe ſolches mit förmlichem gerichtlichem Proceß. Man fordere ſie nämlich vor Gericht, verhöre Zeugen, überlege die Klage, beſichtige den ausgegrabenen Leib; und wenn er die Merkmale an ſich habe, und man erkannt, er ſey der, welcher die Leute alſo plage, übergebe man ihn dem Scharfrichter. Doch ließen ſie ſich bisweilen auch wohl noch vier Tage nach dem Verbrennen ſehen. Verdächtige Perſonen laſſe man daher auch manchmal 6—7 Wochen unbegraben liegen; und wenn ſie nicht verweſen wollten, verbrenne man ſie. Und wie nun nach dieſem Buche auch in Böhmen Fälle des Vampyrisms vorkommen, ſo ſind ſie auch dem Banat nicht fremd geblieben. Ein Bericht bei Calmet *)

---

*) Aus dem Mercurius von dieſem Jahre p. 48.

---

*) Aus dem Mercurius vom Jahre 1693 u. 94. p. 56.

erzählt: die meiſten, welche dort an ihnen erkrankten, glaubten, ſie ſähen ein weißes Geſpenſt, welches ihnen aller Orten nachgehe. Sie erſchwächten nun, verlören alle Eßluſt, magerten ab, und ſtürben dann nach 8, 10, oder bisweilen 15 Tagen, ohne daß man eine Fieberbewegung oder ein anderes Symptom, als die Abmagerung und Auszehrung, an ihnen wahrnehmen könne. Zwei Reiter von der Compagnie, der der Berichterſtatter angehörte, waren an dem Uebel geſtorben; noch mehrere hätten krank gelegen, und wären unfehlbar auch weggerafft worden, hätte man das landesübliche Heilmittel nicht gebraucht; nämlich einen Knaben auf einem ungeſattelten, ganz ſchwarzen Hengſt, der noch keine Stute beſprungen, über die Gräber des Gottesackers reiten zu laſſen; und das Grab, über das er, alles Antreibens ungeachtet, nicht hinüber will, zu öffnen, wo man dann den Vampyr fett und wie ſanft ſchlafend finde. Dieſe Probe iſt ächt ſerbiſch volksmäßig, und wahrſcheinlich uralt heidniſch; eben ſo ſagenhaft die Erzählung von dem Ungar, der den Vampyr dadurch vertrieben, daß er ihm das bei ſeiner Ausfahrt auf dem Grabe zurückgelaſſene Leichentuch genommen, und mit ihm auf den Kirchthurm geeilt; dann aber, da der Rückkehrende, um es wieder zu erlangen, zu ihm hinaufgeſtiegen, ihn kopfunter die Leiter hinabgeſtürzt. Ebenſo legendenhaft ausgemalt iſt die Geſchichte von dem Vampyr Grando in der Mark Kring in Krain, den man lange nach dem Tode im Grabe ganz roth gefunden, und deſſen Geſicht dabei ordentliche Bewegungen gemacht, als wenn er gelacht, ja den Mund geöffnet, als ob er friſche Luft ſchöpfen wollen. Als man ihm darauf mit lautem Zuruf ein Crucifix vor das Angeſicht gehalten, ſeyen ihm alsbald die Thränen aus den Augen gedrungen; und als man ihm zuletzt, nach einem Gebet für ſeine arme Seele, den Kopf abgehackt, habe der Todte ein Geſchrei gethan, und ſich gewendet und faſt gewunden; nicht anders, als ob er lebendig wäre, auch das Grab ganz vollgeblutet *).

---

*) Zauberbibliothek T. 1, p. 214.

Als Grundthatſache, an die alle dieſe Erſcheinungen ſich knüpfen, hat die Erfahrung ſich herausgeſtellt: daß im Vampyriſm die begrabene Leiche lange nach dem Tode unverweslich bleibt. Der Tod, das iſt die Scheidung der Seele von dem Leibe, iſt in dieſem Zuſtande unzweifelhaft; dann aber ſollte in der Regel der Natur die Auflöſung und das Zerfallen der Leiche eintreten. Dieſe bleibt jedoch hier nicht allein unverſehrt, ſondern findet mit einem flüſſigen, unentmiſchten und leicht übertretenden Blut, nicht bloß im Herzen, ſondern auch in allen Adern und Eingeweiden ſich durchquollen; ein Blut, das nicht unthätig ſtockt, ſondern, mitten im Reiche des Todes einen Lebensproceß vollführend, in Aufnahme und Abſonderung Fettausſcheidungen ins Zellgewebe macht: ſo zwar, daß bei ihrem Leben von Jugend auf magere Körper nach kurzem Verweilen im Grabe wohlbeleibt erſcheinen; und bei der allgemeinen Turgescenz des Zellgewebes die Haare wachſen, und überhin, wie bei den Krebſen und Schlangen und andern Thieren alljährlich die äußere Bekleidung wechſelt, ſo eine neue Oberhaut mit verjüngten Nägeln ſich erzeugt. Es iſt hier nicht das Erdreich, das dieſe Wirkung hervorbringt, denn neben den vampyriſirten Leichen haben andere, in kurzer Zeit verweſene, gelegen; es iſt mithin die Art der Leiche, die die Erſcheinung bedingt. Sie wird auch nicht durch ein bloßes Beiſammenbleiben der Stoffe, in Trägheit und Erdorrung, wie bei den Mumien hervorgebracht, ſondern es iſt eine poſitive Thätigkeit, die in einem förmlichen Lebensakte ſie im Grabe noch dem Tod abſtreitet, und als eine Folge aus dem vorhergegangenen Krankheitszuſtande ſich entwickelt. Jede Abſonderung zwiſchen Ingeſtion und Egeſtion, in den kleinſten Gefäßen vor ſich gehend, ſetzt eine Bewegung des Blutes in dieſen Haargefäßen voraus, die ohne eine ſolche auch in den größeren, bis zum Herzen hinan, auf die Länge nicht denkbar iſt. Dieſe Bewegung kann aber nicht dieſelbe ſeyn, wie die, welche im Leben ſich vollbringt; denn der Menſch iſt wirklich todt, die höhere Seele hat ſich vom Leibe getrennt, und mit ihr ſind jene höheren Elementargeiſter entwichen, die fortan jenſeits ihre Umhülle bilden, alſo nicht ferner mehr Nerven und Muskeln beleben. Aber dieſe letztern ſind mit dem ganzen übrigen organiſchen Apparate zurückgeblieben, und haben im vorliegenden Falle die ihnen einwohnenden niederen, phyſiſch-plaſtiſchen Lebenskräfte noch theilweiſe zurückbehalten, und die nun ſind es, die hier die wunderſam befremdliche Erſcheinung wirken. Das Blut und die Gefäße ſind nicht ferner mehr beſeelt im geiſtigen und bekräftigt im animaliſchen Leben; ſie ſind aber belebt im Vegetabiliſchen, und vielleicht noch eine Stufe darüber, in dem des Zoophyten, und wirken in ihnen bewußtlos in der gebundenen Wirkungsweiſe dieſer Organismen. Sie nun im Blute treibend, ſchützen es vor dem Gerinnen, und während ſie es alſo beweglich halten, bewahren ſie ihm auch die Reizkraft, daß es fortdauernd die Gefäße zur Rückwirkung erregt; aber nicht ferner mehr als ein warmes Lebensblut, ſondern als kalter Pflanzenſaft, der langſam durch die Venen aufwärts zum Herzen hinaufſteigt und eben ſo langſam durch die Lungen wieder zu ihm niederſinkt; und dann durch die Arterien, die aber ganz nach Art der Venen wirken, gleich den zur Wurzel niedergehenden Saftröhren in den Pflanzen, zu den Haargefäßen zurückkehrend, indem durch die Einſaugung der Feuchtigkeit aus der Grabesluft ſich ſtets an Maſſe verſtärkend, und das alſo von Außen Zugeführte durch innere Einſaugung mit organiſchem Stoffe ſchwängernd, Abſonderungen macht, und organiſche Gebilde der unterſten Art geſtaltet. Dieſe Wangenröthe der Vampyre iſt alſo die Todtenblume, die das in ſeinen niedrigſten Verrichtungen noch nicht erloſchene Leben unter der deckenden Erde treibt; und ihre Wohlbeleibtheit vergleichbar der, welche Pflanzen zeigen, die zufällig in der Tiefe der Bergwerke aufgegangen, und nun bleich aber breit, dick und maſtig, vor ihren Brüdern gleicher Gattung, die im Lichte leben, kaum mehr kenntlich ſind. Die Menge des auf dieſem Wege vermehrten Blutes erklärt ſich leicht durch analoge Beiſpiele unglaublicher Bluterzeugungen, die im Leben vorgekommen *). Ebenſo begreift man, daß die Leute nicht ganz unrecht geſehen, wenn ſie in einzelnen Fällen geglaubt, ein Athmen, einen Herzſchlag, oder ein Verziehen des Mundes wahrzunehmen; es war der Zugang der äußeren Luft, der im einen Falle den Zudrang des Blutes zum Herzen, der im andern Falle ein Analogon dieſer Lebensbewegungen hervorgerufen. Auch der irrlichtartige Schein, den ein Zeuge über dem Grabe des Paoli bemerkt haben will, könnte, als Deuter und Zeichen des unten vorgehenden Proceſſes, in der Wahrheit begründet geweſen ſeyn.

Das iſt nun der Stamm, an den eine andere Folge von Erſcheinungen ſich anlegt. Der Vampyr in ſeinem Grabe übt eine Wirkung auf die Lebenden aus, in Folge welcher die von ihm Ergriffenen vampyriſirt, ſel-

---

*) So ſchrieb Sebaſtian Brand als Augenzeuge dem Schenk von einer Frau, die in einem Jahre [illegible] irdene Kammerbecken voll Blut von ſich gebrochen, und zugleich noch fünfzigmal zur Ader gelaſſen. Das Blut drang ihr durch die Haut. Eine ähnliche, unglaublich reichliche Waſſererzeugung hat ſich kürzlich in Tyrol an einem Mädchen zugetragen.

der zu Vampyren werden. Die, welche er nämlich beſucht, erkranken, und ihre Krankheit iſt von der Art der Suchten: die Eßluſt ſchwindet, die Lebenskräfte ſiechen, Abzehrung tritt ein; und ohne daß eine Fieberbewegung ſich gezeigt, ſterben ſie nach kurzer Friſt dahin und werden im Grabe wieder zu Vampyren. Man kann es an den angegebenen Symptomen leicht erkennen, daß die Sucht, die ſie hingerafft, gerade aus dem entgegengeſetzten Zuſtande hervorgegangen, in dem ſie nach dem Tode als Vampyre ſich befinden. Wie hier die Haargefäße in einem Scheinleben mit verſtärkter Thätigkeit ſich wirkſam zeigen, ſo wird dort in ihnen die Lebensthätigkeit vom Siechthum ergriffen, gebrochen und gelähmt; ihre Verrichtungen erſchwächen, Ingeſtion und Egeſtion verarmen und ſtocken, und mit ihnen erlahmt alle Wirkſamkeit des lebendig plaſtiſchen Bildungstriebes; das Blut mindert ſich in ſeiner Maſſe und fiebert in den größeren Gefäßen. Iſt endlich der Tod eingetreten, dann folgt ſofort in der Rückwirkung der überirdiſchen Ebbe nun die unterirdiſche Fluth; dadurch, daß das pflanzenhafte Leben in ſeinem früheren Rücktritt nicht getödtet, vielmehr von den höheren Kräften gekräftigt, jetzt im Vorſchreiten in die Haargefäße wiederkehrend, in ihnen verſtärkte Wirkſamkeit äußert. Der Vampyr alſo mit dem Vampyriſirten im Rapport, ruft in ihm den entgegengeſetzten Zuſtand von dem ſeinigen hervor, wie der Magnet ſich zunächſt im Eiſen den entgegengeſetzten Pol erweckt. Die Wirkung beider iſt aber eine Wirkung in die Ferne, und das Gefühl, das ſie begleitet, zeugt für die Natur des Gegenſatzes, in dem ſie ſich begibt. Der blutreiche Vampyr bringt nämlich die Empfindung der Blutentleerung durch Saugen hervor, und wird ſohin, was ſein türkiſcher Name ausdrückt, ein Blutſauger; wie auch der magnetiſche Pol, das Eiſen an der ihm zugekehrten Seite des ihm Gleichartigen entleerend, ein Sauger des Ungleichartigen wird. Das Ungleichartige, was der Vampyr ſaugt, kann nichts anders als der Nervengeiſt ſeyn, deſſen die in ihm überfließend und ſtrahlend gewordene vegetale Lebenskraft bedarf, wie die überirdiſche Pflanze nach dem Lichte hungert. So wird alſo dem Gefühle des Angeſogenwerdens noch ein anderes, mehr nervöſer Art, zur Seite gehen; und wie dem Extravaſate im Vampyr, der blaue Fleck an der geſogenen Stelle, als dem Orte der Einimpfung entſpricht; ſo wird der vegetativ gewordenen Nervenſtimmung im einen, eine krampfhaft geſteigerte im andern gegenüberſtehen. So iſt es alſo eine nervöſe Wirkung in die Ferne, die das Band zwiſchen dem Vampyre unter der Erde, die er durchwirkt, und den von ihm Heimgeſuchten über der Erde knüpft; denn auch wenn die Todtenblume in der unterirdiſchen Nacht erblüht, rührt ſich fern am Lichte des Tages der Tod, den das Leben in ſich faßt. Wie aber dieß Leben durch ein von ihm ausgehendes Vital-Miasma ein anderes befruchtend, in ihm ſich ſelbſt in einem dritten reproducirt, ſo wird auch dieſer Tod, der in der Krankheit in ein Lebendiges eingetreten, durch das Leben, das er an ſich geriſſen und gebunden hält, ein Todesmiasma bereiten, das wieder andere Lebendige befruchtend, ihnen denſelben Tod einzeugt, aus dem es hervorgegangen. Das wird denn nun auch im vorliegenden Falle ſich alſo verhalten müſſen. Der Vampyr, weil noch nicht ganz der Verweſung verfallen, bildet in den ihm gebliebenen, cadaveröſen, giftig geſteigerten Lebenskräften einen Anſteckungsſtoff, — die Arome, in der dieſe Asphodelblume des Hades duftet, — der dann die Erde durchwirkend, vorzüglich die Blutsverwandten, ihm harmoniſch Geſtimmten, ſucht, und ihre Nervenaura berührend, dieſe in denſelben Zuſtand bringt, der ihn hervorgetrieben. Denn, wie ſchon das Metall unten in der Tiefe eine Sehnſucht hat, an den Tag hinauszutreten, und das Waſſer einen Trieb im Lichte ſich zu ergeben; und wie beide nun den, der ſie verſteht, anſaugen, unter ganz ähnlichen Gefühlen, wie die geſchilderten: ſo hat, was einmal im Leben geweſen und noch einen Reſt unerloſchener Lebenskraft in ſich bewahrt, eine ſo größere Sehnſucht, wieder ins verlaſſene Lebensreich zurückzukehren; und ſo ſucht es mit ihm in alle Wege neue Bezüge anzuknüpfen, um an ihnen ſich wieder hinaufzuhelfen. Und iſt es ihm damit gelungen, dann tritt es zu den Lebendigen in ein ähnliches Verhältniß, wie das, in dem die Magnetiſirte zum Magnetiſirenden ſteht. Es nimmt wahrhaftes Leben von denen, deren es ſich bemeiſtert, es in ſich zu einem falſchen umgeſtaltend, und gibt dafür den Tod; ſo das Leben beſtehlend, ohne ſich ſelber zu bereichern. Die Vampyriſirten ſind alſo von den Todten wahrhaft organiſch Beſeſſene, und das Volk hat in ſeinem Inſtinkte auch dießmal richtiger geſehen, als die Gelehrten in ihrem durchgängig verneinenden Verſtande. Es hat überdem im Verbrennen der Leiche das einzig wirkſame Heilmittel gegen dieſe Seuche ausgefunden; die, wie es ſcheint, epidemiſch von Zeit zu Zeit wiederkehrend, mit dem Weichſelzopf vorzüglich an den Stamm der Slawen ſich knüpft; wie die Peſt an den der Türken, weil ſie in allen ſeither bekannt gewordenen Fällen nur in ihm hervorgetreten*). Als Anlage wird übrigens der Cretinism, in dem der Menſch ein Zoophytenleben lebt, eine dieſer krankhaften Erſcheinung gewiſſermaßen verwandte bilden.

---

*) Zu den Griechen, die die Vampyre Brucolaken nennen, haben wahrſcheinlich die einwandernden Slawenſtämme den

Recapitulation einiger oben nur von Einer Seite beleuchteten magiſchen Handlungen und Gebräuche, nebſt Ausſcheidung der gewöhnlich mit ihnen verbundenen, rein abergläubiſchen Vorſtellungen von ihrer Wirkungsweiſe.

Die oben angeregte Frage: was von dem Geiſterglauben zu halten ſey? iſt S. 491 nicht unbedingt in das Reich der Täuſchung verwieſen worden; es iſt aber hier nachträglich die mögliche Einwendung gegen die Realität geiſterhafter Erſcheinungen, nämlich, daß dieſe dadurch den Zweifel gegen ſich waffnen, weil ſie meiſt nur in der Nacht ſich einſtellen, wo die Dunkelheit der Täuſchung Vorſchub leiſtet, zu entkräften.

Abgeſehen davon, daß Menſchen, bei denen das Ahnungsvermögen in höherem Grade entwickelt iſt, ſelbſt um die Mittagsſtunde Geſichte haben, und alſo das Erſcheinen der Geiſter an keine beſtimmte Zeit gebunden iſt, ſo muß ſchon deßhalb die Mitternacht, weil um jene Stunde das telluriſche oder Schlafleben ſeinen Culminationspunkt erreicht, der Entwickelung des Ahnungsvermögens günſtiger ſeyn. Denn ſowie das Produkt der Sonne das Wachen und die Sinnesthätigkeit iſt, ſo führen alle Weſen zur Nachtzeit ein antiſolares, telluriſches Leben, deſſen allgemeinſter Ausdruck Nacht

---

Vampyrism verpflanzt. Tournefort war im Jahre 1701 Zeuge eines ſolchen Brucolakenlarms auf der Inſel Micon.

iſt. Wie die Erde ſelbſt eine Somnambule der ſie beherrſchenden Sonne, ſo müſſen zur Nachtzeit auch alle Weſen mit ihr ein ſomnambules Leben führen. In dieſem telluriſchen Leben des Menſchen erſcheint dann die pſychiſche Sphäre als Traum, und der am tiefſten Schlafende träumt am lebendigſten. Daher zur Nacht am häufigſten die weiſſagenden Träume, die leichtere magnetiſche Einwirkung auf Schlafende, und die höchſte Form des Hellſehens meiſt im Traume des Nachtſchlafes *). Wenn die äußern Sinne ſchlafen, wacht der innere Menſch. Bekannt iſt auch, daß die magnetiſche Behandlung nur in einem nothdürftig erleuchteten Zimmer vorgenommen werden darf, und alles Sonnenlicht entfernt werden muß. Da nun das Fernwirken einer Seele (auch der abgeſchiedenen) auf die andere auch ein magnetiſcher Rapport iſt, und die Träume gern in Bildern ſprechen, ſo wird die Erinnerung an eine Perſon ihr Bild dem geiſtigen Auge des Schläfers vorzaubern, welche Erſcheinung im Wachzuſtande eine Viſion genannt wird; denn bei übrigens wachendem Leibe iſt dann doch ein partieller Somnambulismus vorhanden, welches bei den Sehern des zweiten Geſichtes insbeſondere der Fall iſt.

Der Geiſterglaube rief die Kunſt der Todtenbeſchwörung ins Leben, denn man mußte von der Möglichkeit, daß ein Geiſt ſich den Sinnen wahrnehmbar machen könne, überzeugt ſeyn, bevor man auf dieſes Mittel, ſich mit den Seelen der Verſtorbenen in Rapport zu ſetzen, verfallen konnte. Um ſie über zukünftige oder verborgene Dinge zu befragen, erwartete man entweder die Antwort aus dem Munde des erblaßten, aber wie-

---

*) Paſſavant, über Lebensm. S. 155.

der beſeelten Körpers ſelbſt, oder antwortete nur ein Schatten von dem vorgeforderten Todten, der ſich ohne ſeinen Körper zeigte. Es waren bei den Alten öffentliche Plätze dieſer Art zu wahrſagen geweiht, und man baute gewöhnlich zwei Altäre auf, welche mit ſchwarzen Bändern und Cypreſſenzweigen geſchmückt wurden. Man ſchlachtete ſchwarze Thiere, nahm das mit Milch, Honig und Wein vermiſchte Blut und goß es auf die Erde, trug hierauf, ſobald das Feuer angezündet war, die Eingeweide des geſchlachteten Thiers dreimal um den Altar, und trank aus Bechern, deren Inhalt zum Theil auf den Leichnam oder deſſen Grab geſprengt wurde. Bei dieſem Todtenopfer bediente man ſich gewiſſer Zauberkräuter, und hieb mit Schwertern durch die Luft um ſich, nicht etwa, weil man wähnte, die Geiſter fürchteten ſich vor einer Verletzung, ſondern weil man glaubte, daß der Stahl ihnen die Macht zu ſchaden benehme (wofür die Gründe S. 644 angeführt worden ſind). Man goß zuweilen laues Blut in den Hals des Leichnams, wähnend, ihm dadurch auf einen Moment das phyſiſche Leben zurückzugeben, ein Aberglaube, der auch die Vampyrfurcht erzeugte, und vielleicht aus der Beobachtung entſtand, daß Greiſe, wie Frankreichs eilfter Ludwig, durch Trinken von Kinderblut neue Lebenskraft erwarben; was zu der weitern, obſchon falſchen Folgerung führte, daß auch ganz abgeſtorbenen Körpern durch Eintröpflung von Blut Leben eingehaucht werden könnte!

S. 662 iſt nur Eine Form der Todtenbefragung beſchrieben worden, von welcher überdieß ſehr zweifelhaft iſt, ob, wenn das Orakel ſich bewährte, nicht abſichtliche Täuſchung dabei im Spiele war, inſofern der Erfolg durch die Umſtände ſchon vorher von demjenigen berechnet werden konnte, welcher es verſtanden hatte, dem Todten die Zunge zu löſen. Die bekanntere Form hingegen, welche ſich auch der natürlichen Erklärung nicht entzieht, iſt folgende:

Bekannt iſt, daß *bei Geiſtercitationen man ſich der Räucherungen zu bedienen pflegt.* Die gewöhnliche Erfahrung lehrt, daß Dämpfe zur Erzeugung des Hellſehens mitwirken, indem durch dieſelben die Sinnenthätigkeit vernichtet, die Seele von der Außenwelt abgeſchnitten und in ihre eigene innere Sphäre gewaltſam zurückgedrängt wird, um die ihr angebornen Kräfte zum ſelbſtthätigen Wirken aufzuregen. Narkotiſche Gifte verſetzen in einen dem Traum und dem Delirium ähnlichen Zuſtand, welchem meiſt der eines Aufloderns der Lebensflamme vorhergeht. Nun erzählt auch Eckartshauſen (Aufſchlüſſe zur Magie, 2te Aufl. S. 57) von einem Schottländer, der ihm ein Kunſtſtück mittheilte, mittelſt deſſen man Geiſter citiren und ſehen laſſen könne. Nach gewiſſen Vorbereitungen wird aus Subſtanzen, die E. zur Verhütung des gefährlichen Mißbrauches nicht nennen wollte, in einem Zimmer ein *Dampf* gemacht, *der ſich augenſcheinlich zu einer Geſtalt bildet, die derjenigen ähnlich, welche man ſehen will.* Hierauf wird ein Beiſpiel dieſer Art erzählt, wovon hier der Schluß mit E's. eigenen Worten wiedergegeben wird: „Einige Zeit nach der Abreiſe des Schotten, machte ich daſſelbe Experiment für einen meiner Freunde. Die Beobachtung, die wir Beide zugleich machten, war dieſe: Sobald der Rauch in die Kohlenpfanne geworfen wird, bildet ſich ein weißlicher Körper, der über der Kohlenpfanne in Lebensgröße zu ſchweben ſcheint. Er beſitzt die Aehnlichkeit mit der zu ſehen begehrten Perſon, nur iſt das

Geſicht aſchfarbig. Wenn man ſich der Geſtalt nähert, fühlt man einen Gegendruck, wie wenn man gegen einen ſtarken Wind ginge, der einen zurückſtößt. Spricht man damit, ſo erinnert man ſich des Geſprochenen nicht mehr deutlich, und wenn die Erſcheinung verſchwindet, ſo fühlt man ſich, als erwachte man aus einem Traume; der Kopf iſt betäubt; überhaupt fühlt man ein Zuſammenziehen im Unterleibe; auch iſt bemerkenswerth, daß man die nämliche Erſcheinung wieder anſichtig wird, wenn man im Dunkeln iſt oder aus einem dunklen Körper ſieht." Aus dieſer Beſchreibung wird erſichtlich, daß auch die Seelen lebender Perſonen durch magiſche Kunſt citirt zu werden vermögen.

Vielleicht ſteht der Glaube an die zauberhaften Wirkungen der einzelnen Glieder hingerichteter Perſonen — wie z. B. der S. 665 erwähnte Diebsdaume *), über welchen „Kloſter" VI. S. 217 ff. Ausführlicheres zu leſen iſt — und überhaupt der Ermordeten mit jenem Wahn von der Citation eines Todten durch Herbeiſchaffung ſeiner Leiche in einigem Zuſammenhange? In denſelben Ideenkreis gehört der weit verbreitete Wahn von den magiſchen Kräften gewiſſer, mit den Todten in Berührung geſtandener, oder von ihnen ererbter Gegenſtände. Denn ſowie der Weinſchenk im Beſitze eines Diebsfingers ſich gegen Verluſt im Geſchäfte geſichert wähnt, und der einfältige Hirt oder Landmann behauptet: der Strick eines Gehängten ſchütze das Vieh

---

*) In verſchiedenen Raritätenkammern findet man alte, in Gold und Silber gefaßte Daumen, welche zweifelsohne gewinnſüchtige Spieler bei ſich trugen, wähnend dadurch ſich vor Verluſt zu hüten. Wirthsleute glauben, daß ein ſolches Glied viele Gäſte herbeiziehe. Fuhrknechte laſſen einen Diebsdaumen in ihre Peitſche einflechten, und ſchreiben ihm die Kraft zu, daß er den Wagen nie ſinken laſſe.

gegen verſchiedene Krankheiten, noch weit mehr der Nagel, woran der Strick feſt gemacht war. Ebenſo glaubt man in Litbauen, daß Milch, in den auf heidniſchen Begräbnißplätzen aufgefundenen Urnen aufgeſtellt, mehr Butter gäbe; wenn man die Hühner aus jenen Gefäßen ſaufen laſſe, werden ſie nie krank; wenn man das Saatkorn vor dem Ausſäen in dergleichen Urnen ſchütte, ſo gäbe es eine reiche Erndte u. ſ. w. Hieher gehört auch die Fabel vom Erbſchlüſſel, der zur Erforſchung der Zukunft und überhaupt des Verborgenen dienen ſoll (wie ſonſt die Weiſſagung der Necromanten aus Todtenknochen). Läßt man nämlich ihn an einem, in die letztern eingeklemmten Faden geknüpft, in ein Glas hängen, ſo zeigt er durch die Zahl der Schläge an, wie viele Jahre man noch bis zur Hochzeit warten müſſe, durch die Seite, an welche er anſchlägt: wohinaus die Perſon, die etwas geſtohlen hat, ſich befinde u. ſ. w. Wenn man einen zum Fenſter hinausgehängten Erbſchlüſſel hin- und herſchwanken läßt, und dabei ſpricht: horch, horch! ſo hört man von der Gegend her, dahin man wird zu freien oder zu wohnen kommen, eine Stimme.

In Stahls weſtphäl. Sag. S. 127 wird auch die Wirkſamkeit des Erbſchlüſſels gegen Beſchädigung der Hexen gerühmt. Er wird in eine Erbbibel gelegt, ſo daß das Kreuz des Schlüſſels auf die Stelle Johannis: „Im Anfang war das Wort“ zu liegen kommt, der Ring des Schlüſſels aber aus dem Buche hervorſteht. Nun binden ſie dieſes feſt mit Faden zu und hängen es mit dem Ende des Fadens oben an die Decke des Zimmers auf; dann faßt Jeder von Zweien unter den Ring des Schlüſſels, hält ihn loſe, und der Beſchädigte fragt: iſt eine Hexe an meiner Kuh geweſen? Hierauf muß der Andere: „Nein!“ antworten, der Beſchädigte aber „Ja!“ erwiedern, und ſo ſetzen Beide, der Eine „Ja!“, der Andere „Nein!“ eine Zeitlang fort. Iſt nun die Kuh wirklich behext, ſo beginnt die Bibel ſich im Kreiſe zu drehen, und darauf wird weiter gefragt. Fiel aber keine Hexerei vor, oder wird nach der unrechten Hexe gefragt, ſo bleibt die Bibel unbeweglich und dreht ſich nicht. Erbſilber ſoll zu vielen Dingen nütz ſeyn. Schabt man etwas ab und gibt es einem Kranken, ſo weichen die Anfälle. Wenn Jemand einen geerbten ſilbernen Ohrring trägt, weichen die heftigſten Zahnſchmerzen. In Schleswig erzählt man ſich von einer in einen Wehrwolf verwandelten Hexe, die unter den Schafen große Verheerungen angerichtet haben ſoll, und welcher keine Kugel ſchaden konnte, bis man zuletzt eine Flinte mit Erbſilber lud (Müllenhofs Sag. S. 231). Auch erinnere ich mich, ſonſt noch von der wunderthätigen Kraft eines Erbdegens geleſen zu haben. Temme (Pommerſche Sag. Nr. 244.) erzählt folgende hieher gehörige Begebenheit, für deren Glaubwürdigkeit wohl Niemand einſtehen mag:

> Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war in Greifswalde ein öſterreichiſcher General, Namens Bruſe, Stadtcommandant. Dieſer verſtand die ſogenannte Paſſauer Kunſt, ſich kugelfeſt zu machen. In einem Gefechte mit den Schweden wurden mehr als zwanzig Kugeln ohne Schaden für ihn auf ihn abgeſchoſſen. Endlich kam aber ein ſchwediſcher Soldat, der einen geerbten ſilbernen Knopf in der Taſche hatte. Den lud er in ſein Gewehr, und damit erſchoß er den General, denn gegen ſolche geerbte Knöpfe ſchützt keine ſchwarze Kunſt. Dies geſchah auf dem Roſenthal bei Greifswald, wo der Geiſt des Generals Nachts noch umgehen ſoll.

Dieſe Volksſage veranlaßt mich, noch einmal auf die von dem Henker zu Paſſau i. J. 1611 angeblich erfundene Kunſt zurückzukommen, mittelſt welcher man ſich unverwundbar machen könne. Sie ſcheint ſchon vor dem 17ten Jahrhundert in Deutſchland prakticirt worden zu ſeyn, denn Luther gedenkt in ſeinen Tiſchreden eines Bartſcheerers zu Wittenberg, Meiſter Peter genannt, deſſen Eidam Landsknecht war, aber die Kunſt verſtand, ſich waffenfeſt zu machen. Man bedient ſich zu dieſem Zwecke der ſogenannten Waffenſalbe, der Gemskugel, der Wurzel Doranicum, des Nothhemdes*) u. ſ. w. Aber ſchon die Alten fabelten Aehnliches. Cygnus, der Sohn Neptuns, konnte von keinem Pfeil verwundet werden, und im nordiſchen Mythus iſt der Gott Baldr durch die Gunſt der Frigg gegen eiſerne und hölzerne Waffen geſchützt (Keissler Antiq. sel. Septentr. p. 309.). Im deutſchen Mythus verdankte Siegfried ſeine Unverwundbarkeit dem Drachenblute.

Wie der Todte, ſo ſtehen auch die Schätze, welche im Innern der Erde ruhen, zur Geiſterwelt in Beziehung. Der Todtengott iſt der Schatzgott (vgl. S.

---

*) Es hieß, wegen der Eigenſchaft, die es ſeinem Beſitzer verleiht, auch „Sieghemd" und „Georgenhemd", denn St. Georg wurde im Kriege angerufen. Grimm wird durch das Sieghemd an die mitgeborne Glückshaube der Kinder gemahnt, von Fiſchart (Gargantua 229b) „Kinderbelglin" (Balg) genannt. In einigen Gegenden macht man aus dieſem Häutchen ein Pulver, und gibt es dem Kinde ein, um deſſen Leib feſt zu machen und gegen Kriegsgefahren zu ſichern. Die Hebammen hüten ſich dieſe Haut, welche die „Glückskinder" um ihr Haupt gewunden, mit auf die Welt bringen, zu ſchädigen, denn der Schutzgeiſt des Kindes hat darin ſeinen Sitz. Darum graben ſie ſie unter die Schwelle ein, über welche die Mutter gehen muß; wer dieſe Haut, ſagt man in Island, ſorglos wegwirft oder verbrennt, entzieht dem Kinde ſeinen Schutzgeiſt (Edda Saem. hafn. II, 643.)

247). Da bei den heidniſchen Germanen und Slawen den Todten ihre Schätze mit ins Grab gegeben wurden, ſo ſtehen die vielen Sagen von Bergen, welche ſich in gewiſſen Nächten, wo die Geiſter vorzugsweiſe umgehen, (wie in der Nacht vor Johannis, Allerſeelen, Chriſtnacht u. ſ. w.) öffnen, damit die Sterblichen unverwehrt ſich aus ihnen Schätze holen, mit jener Vorſtellung, daß der Todte nicht eher Ruhe finde, bis er ſeinen Schatz an den Mann gebracht, in einem gewiſſen Zuſammenhange. Zuweilen ſind die Todten etwas eigennützig, d. h. ihre Freigebigkeit muß erſt durch Opferungen erkauft werden. Man ſchlachtet zu dieſem Zweck ein in der Walpurgisnacht gefallenes Böckchen, füllt ſodann eine Schale mit Rabenblut, in welchem man ein Wiedehopfherz und eine Wolfsleber bratet, läßt dieſes mit dem Böckchen, nachdem man Letzteres mit den Eingeweiden eines Fuchſes vorſichtig umwunden, in Haifiſchthran ſchmoren, und ſetzt es in der ſiebenten Abendſtunde vor dem Allerſeelentage den Geiſtern der Unterwelt auf einen Kreuzweg, mit einem aus Eibiſchholz, von einem zum Tode Verurtheilten, gedrehten Becher voll Tigerblut, zum Mahle vor; alsdann kann man ſich des unter der Erde verborgenen Schatzes gewiß bemächtigen. Nämlich in der Mitternachtsſtunde erſchließt ſich der Berg, und die Schätze werden dem menſchlichen Auge ſichtbar, die Geiſter tragen willig den Schatz dahin, wohin es dem ihn Hebenden beliebt, aber mit dem zwölften Glockenſchlag verſchwindet der Schatz, der Berg verſchließt ſich und öffnet ſich erſt nach Jahresfriſt, oder wie der Hutberg in der Lauſitz, erſt nach einem Jahrhundert wieder.

Die Geiſter rücken den Schatz unter der Erde von einem Ort zum andern fort, er ſucht ſich langſam der

Oberfläche zu nähern, verſchwindet aber, ſobald derjenige, welcher ihn anſichtig wird, das Schweigen bricht, denn der Ton (nicht bloß der Erzklang) verſcheucht die Geſpenſter. Unſchuldige Kinderhände erfaſſen ihn am ſicherſten, arme Dorfknaben und Hirtenkinder ſind es, die ihn auffinden (Grimm D. S. Nr. 7. 157. 158.). Der durch Laſter Befleckte kann ihm nimmer nahen (ebdſ. Nr. 13). Wer den Schatz erblickt, ſoll geſchwind etwas darauf werfen, um Beſitz von ihm zu nehmen und alle Gefahr abzuwehren. Gerathen iſt, einen Kreuzdreier haſtig über den Schatz zu werfen. Der Schatz zeigt ſich nur alle 7 oder alle 100 Jahre, ſonſt auch in den zwölf längſten Nächten im Vollmondſchein. An Märzfreitagen ſteigt er aus dem Boden, um ſich zu ſonnen, hebt ſich in Keſſeln, und verkündet ſeine Ankunft durch eine blaue Lohe, er hat das Ausſehen eines Braukeſſels voll rothen Goldes oder von glühenden Kohlen *). Angezeigt wird er durch geſpenſtiſche Erſcheinungen verſtorbener Helden, weißer Frauen ꝛc., bewacht aber durch Drachen, Schlangen oder ſchwarze Hunde.

Um in den Berg zu gelangen, worin der Schatz geborgen iſt, bedarf es einer wegbahnenden, thürſprengenden Pflanze oder Wurzel. Es iſt die „Wunderblume," die der Beglückte zufällig findet und an ſeinen Hut ſteckt; nun ſteht ihm plötzlich Ein- und Ausgang zum

---

*) Ich erkläre mir dies daraus, daß in den aufgefundenen Heidengräbern häufig neben Münzen auch noch die Kohlen des Leichenbrandes gefunden wurden. So mochte ſich der Wahn verbreitet haben, daß, wo Kohlen in der Erde angetroffen werden, auch Schätze vorhanden ſeyn müßten. Endlich ging der Aberglaube ſo weit, daß die Kohlen ſelber für Gold und Silber gehalten wurden, die durch Bezauberung in einen ſolchen Zuſtand geſetzt waren.

Schätze des Berges offen. Hat er in der Höhle ſeine Taſchen gefüllt und den Hut abgelegt, ſo erſchallt hinter dem Weggehenden die Warnungsſtimme: „vergiß das Beſte nicht!“ aber es iſt zu ſpät. Nun ſchlägt ihm bei ſeinem Ausgang hart an der Ferſe die eiſerne Thüre zu*), Alles iſt im Nu verſchwunden (Grimm S. 923). Gewöhnlich wird die Blume blau angegeben, zuweilen iſt ſie auch weiß oder purpurfarben.

Im Jahre 1570, als der Rathsförſter von Löbau in der Lauſiz, Kajetan Schreiber, auf dem benachbarten Berge einen Rehbock blattete, empfand er ein wunderliebliches Duften, und bald darauf ging er auf dem ihm wohlbekannten Wege irre (vrgl. S. 603), und drehte ſich im Kreiſe, bis endlich ſein Ohr eine ſanfte Harmonie vernahm, und er die Wunderblume, von magiſchem Schein beleuchtet, erblickte. Seine Sinne ſchwanden, um in kurzer Zeit zu himmliſchem Genuß wieder zu erwachen. So ſtand er zweifelhaft: da verkündete der Seigerſchlag in Löbau die zwölfte Stunde der Nacht, ein Krach erſcholl, und die Blume war verſchwunden. Nun wußte der Jäger, was er hätte thun ſollen, um ſich in den Beſitz dieſes Kleinods zu ſetzen. Nun erſt, aber zu ſpät, eilte er an den Ort, wo die Blume geſtanden, gewahrte aber keine Spur mehr davon, wohl aber wehte der Morgenwind einen pergamentenen Zettel ihm zu, worauf die Worte ſtanden: „Der Sterbliche von reiner Seele, der zu meiner Blüthenzeit von ungefähr hieher kommt, kann mich brechen, und das Glück, das ich ihm gewähre, genießen.“ (Gräve Volksſ. p. 42.)

Anſtatt der Wunderblume nennen andere Sagen die Spring- (Spreng-) wurzel, als jenes Kraut, deſſen bloßes Vorhalten ſchon Schlöſſer, Ketten und Thüren ſprengt. Am Harz wächſt ſie auf dem Kyffhäuſerberg, wo ſie die Schatzgräber zu finden wiſſen (Behrens Hercyn. cur. 153.). Nach Albertus Magnus verſtehen beſonders Specht*), Elſter und Wiedehopf ſie zu holen. Sie berühren bloß ihr Neſtloch damit, ſo ſpringt der Strick ab, womit man es umbunden, oder der Keil, den man hineingetrieben. Strebt man nach ihr, ſo muß man ein weißes oder rothes Tuch unter den Baum breiten, und der Vogel läßt ſie nach dem Gebrauch darauf fallen. Grimm (altd. Wälder II. S. 95) meint, an die Verwandtſchaft der Ausdrücke „Wort“ und „Wurzel“ (verbum = ferba, herba) erinnernd: die Springwurzel ſey leiblich das Zauberwort, das man ausſpricht, um alles Verſchloſſene zu öffnen. Jene Sprengwurzel ſoll euphorbia lathyris ſeyn, von den Italienern sferracavallo genannt, weil ihre Wirkung gegen die Metalle ſo ſtark iſt, daß auf ſie tretende Pferde das Hufeiſen im Stich laſſen müſſen.

---

*) Einem Hirtenknaben wurde ſein Schuhabſatz noch mit weggeriſſen (Grimm D. S. Nr. 157.)

Ein uraltes Mittel, Gold und Schätze in der Tiefe der Erde aufzuſpüren, iſt die Wünſchelgerte oder Wünſchelruthe**). Gewöhnlich brach man ſie aus ei-

---

*) Er war ſchon bei den Hellenen des Zeus Vogel, und noch jetzt erzeugen die Wotjaken ihm göttliche Ehre. Daß dem Specht beſonders die Zauberkräfte der Kräuter bekannt ſind, ergibt ſich aus mehrern Sagen.

**) Kieſer gibt folgende Erklärung derſelben: Diejenige telluriſche Kraft, die von der Totalität eines Productes der ſogenannten anorganiſchen Natur ausgeht, heißt ſideriſche Kraft, das Subſtrat derſelben ſideriſcher Körper, anorganiſcher Magnetiſeur, die Wechſelwirkung zwiſchen dieſem und dem Menſchen: Siderismus. Wird hierbei die beſonders geſteigerte Empfänglichkeit eines Menſchen für ſideriſche Einflüſſe und die Wünſchelruthe zur Erforſchung unter der Erde befindlicher Metalle, Waſſeradern rc. angewendet, ſo entſteht die Kunſt, mit der Wünſchelruthe zu errathen, und die Menſchen, die, dieſe beſondere Empfänglichkeit beſitzend, dieſe Kunſt ausüben, heißen Metallfühler, Waſſerfühler u. ſ. w. Aus den ältener Haſelſtaude, ſie mußte mit einer Zwiſel (Gabel) im Mondſchein geſchnitten und dreifach zuſammengewunden ſeyn. Auch eine Kreuzdornruthe, die eine Gabel hat, in Einem Jahr gewachſen, und woran kein Flecken altes Holz iſt, verrichtet denſelben Dienſt. Sie muß ſo ſtehen, daß Oſt- und Weſtſonne durch die Gabel ſcheint. Wer ſie brechen will, geht an einem Sonntagmorgen zwiſchen drei und vier Uhr ſchweigend zu der Ruthe, kehrt ſein Angeſicht gegen Morgen, neigt ſich dreimal vor der Ruthe und ſpricht: „Gott ſegne dich, du edles Reis! mit Gott dem Vater ſuch' ich dich, mit Gott dem Sohn find' ich dich, mit Gott des heiligen Geiſtes Macht und Kraft breche ich dich. Ich beſchwöre dich Ruthe und Sommerlatte bei der Kraft des Allerhöchſten, daß du mir wolleſt zeigen, was ich dir gebiete, und ſolches ſo gewiß und wahr, ſo rein und klar als Maria, die Mutter Gottes, eine reine Jungfrau war, da ſie unſern Herrn Jeſum gebar, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen!"

ſten Zeiten finden ſich Andeutungen der Kunſt, unter der Erde verborgene Metall- und Waſſeradern zu entdecken, nämlich eines unmittelbaren Vermögens, das Daſein derſelben unter der Erde zu fühlen. Hieher gehört bei den Griechen die Sage vom Metalloſcopen Lynceus (Scharfſichtiger). Der nordiſche Mythus berichtet, Odin habe gewußt, wo Gold und Silber in der Erde verborgen ſey (Arch. f. Magn. VI. 2 St. S. 167.) Del Rio (Disq. mag. p. 72.) erzählt, daß es in Spanien Menſchen gebe, Zahuris (Seher) genannt, die Waſſer- und Erzadern, auch Leichen unter der Erde ſahen. Dieſelbe Nachricht von den Zahuris gibt Feijoo (Teatro critico en Espagnol. Madrid 1737.) vgl. Aretin's Beitr. z. liter. Geſch. d. Wünſchelruthe. München 1807. 4 u. Kluge Darſt. d. th. Magn. als Heilm. 2. Aufl. 1815. 246—249. Thouvenel Resume sur les experiences d'Electrometrie souterraine faites en Italie et dans les Alpes, erſchien deutſch (von Salis) in Zürch 1794. Ritter (der Siderismus S. 13.) nennt die Rhabdomanten: durch die ſideriſche Wirkung des Waſſers, der Metalle ꝛc. erzeugte Clairvoyanten.

Grimm unterſcheidet mehrere Arten, als: Feuerruthe, Brandruthe, Springruthe, Schlagruthe, Beberuthe, nicht zu Allen wurde die Haſel verwendet, einige aus Meſſingdraht verfertigt *). Man muß die Ruthe bei den Enden faſſen, ſo daß der Stiel, in den ſie zuſammenlaufen, ſich aufwärts kehrt. Dann ſchlägt ſie an, ihr Stiel dreht ſich nach den Gegenſtänden, die ſie anzeigen ſoll, bleibt aber, wenn dieſe nicht vorhanden ſind, ruhig. Oder auch, man hält mit jeder Hand eine Zinke der beiden Gabeln feſt empor, dreht ſich dennoch die eine Zinke mit unwiderſtehlicher Gewalt nach dem Boden, ſo iſt ein Erzfeld vorhanden. Dabei wurden auch Formeln geſprochen, wie: „Ruthe, Ruthe, ich frage dich, wo liegt der beſte Schatz für mich?“ Mittelſt der Wünſchelruthe entdeckt man nicht nur verborgene Schätze (nämlich Erzadern) und Quellen (daher ſie in der Schweiz „Brunnenſchmecker“ heißt), ſondern auch Mörder und Diebe **).

---

*) Die bekannte Metallfühlerin Katharina Bentler zu Conſtanz in der Schweiz, die nicht nur Eiſenerze, ſondern auch Kohlenſtreichungen und Salzlager (in Maasmünſter). Queckſilberminen (in Graubünden) entdeckte, bediente ſich einer Fiſchbeinruthe. (Okens „Iſis“ 1817 Heft 1.)

**) Zeidler (in ſeinem Pantomysterium Halle 1700) ſuchte, wie ſein Freund, der bekannte Thomaſius, welcher auch zu dem genannten Buche eine Vorrede ſchrieb, den damals herrſchenden Wahn zu bekämpfen, der alle auſſerordentlichen und ſchwer zu erklärenden Naturerſcheinungen dem Einfluſſe des Teufels zuſchrieb; und auf eine ſehr geiſtvolle Weiſe ſucht er die phyſiſchen und pſychiſchen Urſachen dieſer Phänomene auf. Die Geſchichte, von welcher die Rede iſt, führt die Ueberſchrift: Hiſtorie von der Entdeckung des Mordes

In Baſile's Pentamerone (IV, 1.) wird auch eines **Wünſchelſteins** gedacht, mit dem man Alles er-

---

zu Lyon, aus dem Bericht des Herrn Intendanten, des königl. Herrn Procurators, des Herrn Abts von der Garde, des Herrn **Panthot**, Decan der mediciniſchen Facultät zu Lyon und des Herrn Advocaten **Aubert**. „Den 5. Juli 1692 wurde ein Weinhändler, nebſt ſeiner Frau mit einer Axt in einem Keller ermordet und ihr Geld geſtohlen. Man hatte durchaus keinen Argwohn auf den Thäter. Ein Nachbar des Verſtorbenen ließ einen Bauer, mit Namen **Jacques Aimar**, aus der Dauphiné nach Lyon kommen. Dieſer hatte ſeit mehrern Jahren den Ruf, daß er, vermöge der Wünſchelruthe, geſtohlene Sachen entdecken und Diebe und Mörder auffinden könne. Der Weg, den er dabei zu machen hatte, wurde ihm durch ſeine Wünſchelruthe gezeigt, die aus jeder Art von Holz ſeyn konnte, und in ſeinen Händen auf Waſſer, Metalle, Markſteine der Aecker und viele andere verborgene Dinge anſchlug. Jacques Aimar kam nach Lyon. Er verſprach dem königlichen Procurator, die Schuldigen auf dem Fuße zu verfolgen; aber er müſſe zuerſt in den Keller, und da anfangen, wo der Mord geſchehen war. Der königl. Procurator führte ihn dahin. Man gab ihm eine Wünſchelruthe von dem erſten Holze, das man fand. Er durchlief den Keller, und die Ruthe bewegte ſich durchaus nicht, als an dem Orte, wo der Wirth ermordet worden war. Hier kam Aimar in Bewegung, ſein Puls ſchlug wie in einem heftigen Fieber, die Ruthe, die er in der Hand hielt, ſchlug ſtark an. Alle dieſe Bewegungen wurden verdoppelt an dem Orte, wo man den todten Körper der Frau gefunden hatte. Nach dieſem, entweder durch die Ruthe oder durch innerliche Empfindung geführt, ging er in das Zelt, wo der Diebſtahl geſchehen war. Von da an verfolgte er in den Straßen die Spur der Meuchelmörder, er kam in den Hof des Erzbiſchofs, langt, es iſt die **preta de lo gallo** (Hahnenſtein) im Kopfe des Hahns. Grimm ſtellt ihn mit dem

---

ging zur Stadt hinaus über die Brücke, welche über die Rhone geht, und hielt ſich immer zur rechten Hand der Länge des Fluſſes hinauf. Drei Perſonen, die ihn begleiteten, bezeugten, daß er öfter drei Mitſchuldige gewahr werde, bisweilen aber ſey es ihm, als wären es nur zwei. Allein er erfuhr ihre Zahl beſſer, als er in ein Gartenhaus kam. Denn hier beſtand er darauf, die Mörder hätten um einen Tiſch geſeſſen, auf welchen ſeine Ruthe anſchlug, und hätten aus der Flaſche, ſo in der Stube ſtand, Wein getrunken, auf welche die Ruthe gleichfalls anſchlug. Man wollte von dem Gärtner wiſſen, ob nicht etwa er, oder Jemand von ſeinen Leuten mit den Mördern geredet hätten; aber man konnte nichts von ihm erfahren. Man ließ die Leute ins Haus kommen, die Ruthe ſchlug auf keinen unter ihnen. Endlich kamen zwei Kinder von neun oder zehn Jahren; die Ruthe ſchlug auf ſie an. Man fragte ſie aus, und ſie bekannten, daß ſich am Sonntag früh drei Männer, welche ſie beſchrieben, in das Haus geſchlichen und aus der Flaſche, ſo der Ruthengänger angezeigt hatte, Wein getrunken hätten. Dieſe Entdeckung nun verurſachte, daß man dem Aimar zu glauben anfing. Nur hielt man für rathſam, ſeine eigenthümliche Kraft noch näher zu prüfen, bevor man ihn weiter nachſpüren ließ. Weil man nämlich die Axt gefunden hatte, mit der der Mord verübt worden war, ſo nahm man dieſe nebſt vielen andern Aexten von gleicher Größe und trug ſie in den Garten des Herrn v. Mongivrol. Hier wurden ſie vergraben, ohne daß es der Bauer ſah. Man ließ ihn über alle Aexte gehen, und die Ruthe ſchlug nur allein auf diejenige, mit welcher der Todſchlag geſchehen war. Der königliche Intendant verband ihm die Augen. Nachdem man die Aexte in das Gras verſteckt hatte, führte man ihn an dieſen Ort; die Ruthe ſchlug allezeit auf dieſe

Siegſtein zuſammen, welcher im Leibe eines verſchnittenen dreijährigen Hahns wachſen ſoll, und die Eigen-

Art, und bewegte ſich gar nicht über den andern. Nach dieſer Probe gab man ihm einige Häſcher und Stadtknechte zu, mit welchen er den Mördern nachſetzen ſollte. Man kam an das Ufer der Rhone, wo eine halbe Meile von der Brücke abwärts Fußſtapfen in dem Sande des Ufers anzeigten, daß hier Menſchen zu Schiffe gegangen waren. Man folgte ihnen auf dem Waſſer, und Aimar ließ das Schiff in der Spur fortgehen und unter die gewölbte Brücke bei Vienne fahren, wo man ſonſt niemals durchſchifft. Hieraus ſchloß man, daß ſie keinen Schiffer bei ſich hatten, weil ſie den guten Weg auf dem Fluſſe ſo weit verfehlt hatten. Während der Reiſe ließ Aimar an allen Ufern anfahren, wo die Mörder gelandet hatten; er ging gerade auf ihren Fußſtapfen fort, und erkannte, zu großer Verwunderung der Wirthe, die Betten, worin ſie gelegen, die Tiſche, woran ſie geſeſſen, und die Kannen und Gläſer, welche ſie berührt hatten. Man kam in das Lager zu Samblon; Aimar fühlte eine Bewegung, er war überzeugt, daß die Mörder da wären. Er getraute ſich aber nicht die Ruthe ſchlagen zu laſſen, um dadurch ſicher zu werden, weil er ſich vor der Mißhandlung der Soldaten fürchtete. Aus dieſer Furcht kehrte er nach Lyon zurück. Man ſchickte ihn aber wieder mit Empfehlungsbriefen zurück. Die Mörder aber waren vor ſeiner Rückkunft weggereiſt. Er verfolgte ſie bis nach Beaucaire. Auf dem Wege durchſuchte er die Herbergen und bemerkte Betten, Tiſche, Flaſchen und Gläſer, welcher ſie ſich bedient hatten. In Beaucaire erkannte er durch ſeine Ruthe, daß ſich die Mörder getheilt hatten, als ſie dahin gekommen. Er hielt aber mit Verfolgung desjenigen an, deſſen Fußſtapfen die Ruthe am meiſten bewegten. Er ſtand auf eineinmal vor der Thür eines Gefängniſſes ſtille, und ſagte mit Beſtimmtheit, daß der Mörder darinnen ſchaft beſitzt, den Beſitzer unüberwindlich zu machen. Vielleicht hat der ſtreitluſtige Hahn durch ſeine Kampf-

---

ſey. Man öffnete ihm die Thüre und zeigte ihm zwölf bis fünfzehn Gefangene. Die Ruthe ſchlug auf einen derſelben an. Er hieß Boſſü, und war erſt vor acht Tagen wegen eines geringen Diebſtahls eingeſetzt worden. Anfangs läugnete Boſſü alles. Als man ihn aber auf den Weg führte, auf dem er hinunter von Lyon nach Beaucaire gefahren war, und man ihn in allen Häuſern kannte, wo er ſich aufgehalten hatte, ſo bekannte er, daß er mit den Mördern gegeſſen und getrunken habe, namentlich an allen den Orten, wo es die Ruthe angezeigt hatte; ferner daß er bei dem Meuchelmorde zugegen geweſen, und daß von den zwei Mitſchuldigen der eine den Mann, der andere die Frau gemordet habe. Zwei Tage nachher wurde Aimar zu fernerer Erkundigung ausgeſchickt. Seine Ruthe führte ihn wieder nach Beaucaire an die Thüre eben dieſes Gefängniſſes. Er verſicherte, daß noch einer von den Mördern darinnen wäre, und Niemand konnte ihm den Irrthum nehmen, als der Kerkermeiſter. Dieſer ſagte, ein Menſch von dem Anſehen, wie man einen der Mörder beſchrieb, ſey kurz zuvor in das Gefängniß gekommen, und habe ſich nach dem Schickſal des Boſſü erkundigt. Aimar verfolgte dieſen Mörder, und glaubte Spuren von ihm bis an die ſpaniſche Gränze zu finden. Dieſe ſetzte ſeinen Nachforſchungen ein Ziel.“

Der königliche Prokurator bemerkt in ſeinem Gutachten, daß Aimar bei dem Aufſuchen des Mordes innere Erſchütterungen, Schweiß und Kopfſchmerz gehabt habe. In andern Fällen hatte dieſer und andere Ruthengänger eine innere Bewegung, deren ſich die meiſten jedoch nur bewußt werden, indem ſie ſehen, daß die Ruthe ſchlägt. Bei dem Prokurator ſelbſt bewegte ſich die Ruthe; die Pulsadern ſchlugen ihm dann ſtark, Schweißtropfen ſtanden ihm auf dem Geſicht, und er mußte immer wieder in den Hof gehen, begier dieſe angebliche Eigenſchaft des Steins in Credit gebracht? Wenn aber auch der Schlangenſtein als

---

um friſche Luft zu ſchöpfen. Einer derer, welcher bei der Unterſuchung zugegen waren, bemerkt, Aimar wäre, als ſich die Ruthe in ſeiner Hand ſo heftig in jenem Keller bewegte, der Ohnmacht nahe geweſen. Er ging daher ins Freie. Er war dann ſehr erblaßt, ſchwitzte, und der Puls ſchlug eine viertel Stunde lang überaus ſtark. Man mußte ihn bisweilen mit friſchem Waſſer beſpritzen, damit er nur zu ſich ſelbſt kam. Brachte man den gefangenen Boſſü mit dem Aimar in Verbindung, ſo ſchlug dieſem die Ruthe beſtändig. Der Generallieutenant Garnier erzählt Folgendes von dieſem Aimar. Garnier war beſtohlen worden. Er fragte den Aimar, ob er den Ort errathen könne, wo er beſtohlen wäre? Aimar ging oft mit ſeiner Ruthe im Zimmer auf und ab. Er ſetzte ſeinen Fuß auf die Stühle und auf zwei Tiſche mit Teppichen, welche in dem Kabinet ſtanden, und auf welchen mehrere Schiebladen waren. Er erkannte richtig die Schieblade, aus welcher das Geld geſtohlen worden war. Garnier bat ihn nun, dem Diebe nachzuforſchen. Seine Ruthe führte ihn erſt in ein anderes Kabinet, von da in die Bibliothek und dann in die Bedientenſtube. Hier ſchlug die Ruthe an ein Bett, und zwar auf die eine Hälfte des Bettes. Es ergab ſich, daß ein Bedienter, der das Haus verlaſſen hatte, in dieſem Bette geſchlafen hatte. Garnier erinnerte ſich, daß an dem Tage, wo der Diebſtahl geſchah, der Bediente von ihm gerade den Weg gemacht hatte, welchen der Ruthengänger beſchrieb. Garnier fragte ihn auch, ob es wahr wäre, daß er in Nachfolgung der Diebe und Mörder, des Waſſers, der verſetzten Malſteine und des verborgenen Silbers Zittern und heftige Bewegungen fühle. Aimar antwortete, daß er bei Dieben, bei Waſſer und bei Metallen gar keine Schmerzen und Schrecken fühle. Wenn er aber Mördern nachzuforſchen ſtrebe, fühle er eine heftige Beſiegverleihend im Rufe ſtand, ſo mochte man auf die Schlange, als Sinnbild der ſich verjüngenden Lebenskraft (am Stabe des Aeſculap), Rückſicht genommen haben. Das Gedicht des Wiener Codex 428 Nr. 136 von Edelſteinen enthält folgende hieher bezügliche Verſe:

„ich höre von den Steinen ſagen,
die Nattern und Kröten tragen,
daß große Tugend darin liege,
wer ſie habe der beſiege."

Damit ließe ſich, in Anbetracht, daß die in Erdklüften wohnende, in der Nähe von Metalladern, neben den Wurzeln der Pflanzen ſich verborgen haltende Schlange, weil ſie alle geheimen Kräfte der drei Naturreiche in ſich ſaugt, nicht nur Symbol der Verjün-

---

wegung, beſonders an dem Orte, wo ſich dieſe aufgehalten hätten. Garnier fragte ihn, ob er ſich in Verfolgung der Mörder nicht irren könne, wenn ihm Metalle und Unterirdiſches auf ſeinem Wege begegneten, weil die Ruthe auch auf dieſe anſchlüge? Er antwortete, er fühle hiebei kein Zittern. — Zeidler macht hierbei ſehr treffende Bemerkungen über die Wirkungsweiſe der Wünſchelruthe. Er erweiſt, daß die Urſache der beſchriebenen Wirkungen nicht in der Natur der geſuchten Körper, ihren Ausdünſtungen u. dgl., und eben ſo wenig in der Wünſchelruthe, als ſolcher, zu ſuchen ſey. So ſagt er (S. 471): „Nicht die Ruthe, ſondern der Menſch entdecket ſeine eigenen, ihm dahin verborgenen Gedanken, eben wie einer oft im Traume aus ſich ſelber erfährt, was ihm begegnen wird." Und an einem andern Orte: „der Menſch rathfraget die Ruthe nicht, ſondern ſich ſelbſt, oder die innerſte Kraft ſeines Verſtandes, die greifet er an. Ein Aſtronom fragt den tubum opticum nicht, ſondern ſein Auge oder ſeine ſehende Kraft, die greift er aufs höchſte an durch das Sternrohr."

gung, ſondern auch der Weisheit wurde, welche nach dem Glauben des Mittelalters, in der Kunſt, Gold zu machen und das Leben zu verlängern, beſtand, — in Berückſichtigung dieſer ihrer Eigenſchaft konnte der Schlangenſtein auch der vergeblich geſuchte „Stein der Weiſen" ſeyn, weil er ſeinem Beſitzer allerdings zum Siegſtein wird, denn er hilft ihm Krankheit und Armuth überwinden.

Grimm erinnert, daß die mit Steinen getriebene Magie aus dem Orient ſtamme, im Gegenſatz zu den Zauberkräutern, deren Credit ſchon im europäiſchen Heidenthum wurzelt. Dennoch kennt die Edda einen heiligen „Jarknaſtein" (Saem. 137^b), der beim Keſſelfang ins heiße Waſſer geworfen wurde, und den der kunſtfertige Schmied Wölunder (Wieland) aus Kinderaugen fertigte. Schon ſein Name Jarknas (gothiſch airkna, ahd. erchan) ſpielt auf ſeine Heiligkeit an. Grimm hält ihn für den eirunden, milchweißen Opal, der ſonſt auch orphanus, pupillus mhd. Weiſe (ſ. Waiſe) heißt, und ſo köſtlich war, daß er die deutſche Königskrone ſchmückte*). Hätte, folgert Grimm weiter, das ahd. Weiso ſchon die Bedeutung des Steins gehabt, ſo würde ſie kaum den Gloſſen fehlen. Deſto gangbarer iſt ſie den mhd. Dichtern, ſeit die Sage vom Herzog Ernſt erſcholl, der im fernen Ausland mit ſeinem Schwert den Edelſtein von einem Felſen ſchlug, und dem König zur Gabe darbrachte. Der Name wird daher erklärt, daß der Stein ohne Gleichen ſey, und wie der Waiſe vereinzelt (*solitaire*) ſtehe. Sollte eine falſche Orthographie (weiſe f. waiſe) ein Mißverſtändniß veranlaßt, und dieſes — obgleich der hier geſchilderte „waiſe" Stein, der die Krone eines Kaiſers ſchmückte, mit dem vorerwähnten Schlangenſtein in gar keiner Beziehung ſteht — die Fabel von dem noch nicht aufgefundenen Stein der Weiſen erzeugt haben?

---

*) Albertus Magnus ſagt: Orphanus est lapis, qui in corona romani imperatoris est, neque unquam alibi visus est, propter quod etiam orphanus vocatur; est autem colore quasi vinosus, subtilem habens vinositatem, et hoc est sicut si candidum nivis candens seu micans penetraverit in rubeum clarum vinosum et sit superatum ab ipso. Est autem lapis perlucidus et traditur, quod aliquando fulsit in nocte, sed nunc tempore nostro non micat in tenebris, fertur autem, quod honorem servat regalem.

Von den natürlichen Vorzeichen künftiger Ereigniſſe.

Die Alten unterſchieden zwiſchen **omen**, d. h. ſolchen Erſcheinungen, die als ein auffallendes Zeichen von höherer Hand hingenommen wurden, um daraus Heil oder Unheil zu ſchließen, und **augurium**, **sortilegium**, wo das Zeichen erſt durch ſeine Verrichtung hervorgelockt wird. Das Chriſtenthum beſitzt freilich keine Auguren, aber deſto mehr Kartenſchlägerinnen. Grimm zieht eine intereſſante Parallele zwiſchen den heidniſchen Deutſchen und ihren chriſtgläubigen Enkeln, um zu zeigen, wie dieſelben Gebräuche nur eine veränderte Beziehung und Deutung erhielten. Er ſagt: „Wenn die heidniſche Zauberin durch ihren Hagel das feindliche Heer verdarb, ſo macht die Hexe Wetter für des Nachbars Acker. Ebenſo prophezeit ſich der Bauer gedeihlichen Acker aus dem Zeichen, das in der Vorzeit Sieg bedeutete. Aber auch Landbau und Viehzucht reichen in ein hohes Alterthum; und eine Menge abergläubiſcher Gebräuche, die mit ihnen zuſammenhängen, zieht ſich unverrückt durch lange Jahrhunderte. Daneben ſind alle Richtungen des Aberglaubens auf häusliche Verhältniſſe, auf Geburten, Hochzeiten und Todesfälle natürlich und faſt unwandelbar im Laufe der Zeiten; der Aberglaube bildet gewiſſermaßen eine Religion für den ganzen niedern Hausbedarf."

Man muß aber nicht überſehen, daß der feſte Glaube an die Untrüglichkeit der Vorzeichen, Weiſſagungen und der aus dem Looſen erzielten Andeutungen künftiger Begebenheiten ſeine Wurzel in der allen Völkern zu allen Zeiten ſich aufdringenden Wahrheit hat, daß nicht der Zufall, ſondern ein unabwendbares Schickſal die Welt regiere, dieſe ewige Urſache künftiger Wirkungen, welche nur diejenigen erkennen, die ſie in der Extaſe oder im Schlafe wahrnehmen. Dieſe Begünſtigung des Somnambuls vor dem Vernunftmenſchen erklärt Kieſer (Syſt. d. Tellur. II. S. 183.), indem er zugleich die von dem Sittlichkeitsgeſetz geforderte Möglichkeit der Willensfreiheit neben der Vorherbeſtimmung nachweiſt, mit folgenden Worten:

„Da der Entwicklung der Erſcheinungen nach innern Geſetzen der freie Wille des Menſchen gegenüber ſteht, welcher als Abbild der Gottheit das Naturgeſetz modificiren kann, wie umgekehrt der freie Wille des Menſchen vom Naturgeſetz, das dann als Nothwendigkeit erſcheint, beſchränkt wird, ſo daß weder Naturgeſetz noch freier Wille unbedingt ſind, und die *Nothwendigkeit* des Lebens (das Fatum) mit der *Freiheit* des Menſchen (als Selbſtbeſtimmung) im gegenſeitigen Beſchränken erſcheinen; da alſo das Fernſehen in der Zeit als Anſchauung des in der Entwicklung der Naturgeſetze ſich nothwendig Zutragenden nur dieſe Entwicklung umfaſſen, nicht aber ſich über die Modification derſelben durch den freien Willen des Menſchen erſtrecken kann, *ſo ſchaut der Somnambul die Zu-*

kunft und deren Ereigniſſe, nur inſofern die letztere nicht durch die Freiheit des Menſchen beſchränkt werden. Das Eintreffen des Geweiſſagten iſt daher immer bedingt von der ungeſtörten Entwicklung der Naturgeſetze; im Gegentheile kann jedes vorausgeſagte, ſelbſt nothwendige Ereigniß verhütet werden, wenn die Kraft der Freiheit des Menſchen der Kraft der Beſtimmung durch das Naturgeſetz gleich iſt. Daher verklauſuliren Somnambulen der höhern Anſchauung ihre Vorherſagung gewöhnlich mit der Formel: wenn nichts Störendes dazwiſchen kömmt*). Daher nicht ſelten Somnambulen bei einem als nothwendig angeſchauten Ereigniß das Mittel angeben, durch welches es vermöge der Freiheit des Menſchen verhütet werden kann; daher in Fällen der Vorausbeſtimmung unglücklicher Ereigniſſe, Todesfälle ꝛc. die Somnambulen anzuhalten ſind, auch das Mittel aufzufinden, durch welches das Ereigniß ungeſchehen gemacht werden kann.“

Dieſen Rath befolgte man eben unter allen Völkern, indem man ſich an die Zauberer, weiſe Frauen ꝛc. wandte, die entweder durch ihre natürliche Diſpoſition in die Zukunft zu blicken fähig, oder auf künſtliche Weiſe ſich dazu geſchickt machend, den Schleier lüften ſollten, welcher das Schickſal des Fragenden verhüllt. Demungeachtet hatte Ovid Recht, ein „*irreparabile fatum*“ zu behaupten, und Schiller, wenn er ſeinen Wallenſtein ſagen läßt: „Warnungsſtimmen ſind es nicht, die uns das Unvermeidliche verkünden,“ denn oft klingen, auch gegen die Abſicht des Warnenden, ſeine Weiſſagungen ſo zweideutig, wie jene der Hexen im Macbeth. So z. B. wollte Katharina von Medicis von einem Aſtrologen erfahren, wo ſie ſterben würde. Seine Antwort lautete: „Bei St. Germain!“ Nun vermied ſie zwar alle Oerter dieſes Namens, aber ſie ſtarb in den Armen eines k. Hofpredigers, der St. Germain hieß. Ferdinand der Katholiſche mied jeden Ort ſorgfältig, welcher Madrigal heißt, weil er erfahren hatte, daß er dort ſterben würde. Er fand aber ſeinen Tod in Klein-Madrigal, einem Dörfchen, wovon er nie gehört hatte. Alvarez de Luna, Günſtling Juans II., Königs von Kaſtilien, wurde vor Cadahalſo, einem Dorfe bei Toledo, gewarnt, er verlor auf dem Schaffot (ſpan. cadahalso) ſein Leben. Heinrich IV. von England war prophezeit worden, daß er zu Jeruſalem ſterben würde. In der Abtei zu Weſtmünſter fiel er plötzlich in eine Krankheit und ſtarb in einem Zimmer, das man Jeruſalem nannte.

---

*) Eine franzöſiſche Somnambule fügte bei der Angabe ihrer Lebensdauer hinzu: Si je ne suis pas frapée par quelque accident dont les causes sont hors de moi.

Aehnliche Beiſpiele mußten unſtreitig ſchon in der Urzeit der Völker zu Betrachtungen über die Unerbittlichkeit der Nornen und Parzen angeregt haben. Erſt dann konnte ſich ein ſo feſter Schickſalsglaube geſtalten, wie Strinholm von den heidniſchen Skandinaviern berichtet. Er ſagt: „Unſere heidniſchen Väter nahmen ein über die Götter ſelber herrſchendes Schickſal an, welches Alles mit unveränderlichem Beſchluſſe ordnet, wogegen keine Klugheit der Menſchen etwas auszurichten vermag. Es gibt keinen altnordiſchen Kämpen, aus deſſen Munde nicht der Satz gehört wurde, in deſſen Handlungen und Denkweiſe ſich nicht die Ueberzeugung ausſpricht, daß Alles ſich nach der Beſtimmung des Schickſals richtet, welche Hinderniſſe auch dagegen vorkommen mögen. „Das halte ich nicht für unmöglich, wenn das Schickſal es ſo befohlen hat," ſagte Harald Harfagar zu Ingemund Thorſtensſon, als dieſer dem König offenbarte, was eine Wahrſagerin ihm vorhergeſagt hatte, daß er ſein erbeigenes Grundſtück in Norwegen verlaſſen und nach Island ziehen würde, denn Niemand — ſetzte der König hinzu, — kann dem Schickſal entgehen (**Vatnsdaela Saga**). Der Glaube an die verborgene Macht des Schickſals war ſo eingreifend, daß uns überall in Sagen und Geſängen aus der Vorzeit in Sprichwörter übergegangene Grundſätze wie folgende begegnen: „Es taugt zu nichts, ſich dem Schickſal zu widerſetzen." — „Niemand kommt weiter, als das Schickſal beſtimmt hat." — „Was das Schickſal beſtimmt hat, kann zuweilen verzögert, aber nie verhindert werden." „Niemand gewinnt gegen das Schickſal." Den Heldenmuth ſtählte folgender Spruch: „Nicht kommt der Tod zu dem, der dazu nicht beſtimmt iſt, noch auch kann derjenige gerettet werden, deſſen Stunde gekommen iſt; auf der Flucht fallen die Meiſten." Was die Schickſals-Nornen verordneten, bleibt unwiderruflich. „Urda's Ausſprüchen kann Niemand widerſprechen, ſo ſchwer ſie auch ſeyen", belehrt die ä. Edda. Skuld, die jüngſte Norne, wurde nebſt den Walkyrien Gunn und Rota von Odin in jeden Kampf geſchickt, um diejenigen zu erküren, welche fallen ſollten. Wen dieſe Jungfrauen nicht erkoren, deſſen Tag war noch nicht gekommen, denn „zu einem der Tage abgemeſſen war eines Jeden Alter und das Leben beſtimmt," heißt es ebendaſelbſt.

Dennoch ſchloß man die Möglichkeit nicht aus, daß den Beſchlüſſen des Schickſals entgegengewirkt, dem Verhängniß vorgebeugt werden könne, was eben die Kunſt der Seher und weiſen Frauen zu ſo hohem Anſehen brachte. Erfahrungen aus dem Bereiche der Träume *) und Ahnungen**) belehren, wie oft man dieſen es verdankte, einer drohenden Gefahr ſich entzogen zu haben. Und dieſe Betrachtung mußte nothwendig den Glauben an Schutzgeiſter erzeugen.

Es gibt kein Volk, welches nicht an die beiden, auch von Socrates behaupteten, geiſtigen Begleiter des Menſchen auf ſeinem Lebenswege, von denen der Eine warnend, und das Gute bringend oder rathend, der Andere ins Unglück lockend, ihre Wirkſamkeit äußern, geglaubt hätte. Das Vorhandenſeyn eines guten Genius in der eben bezeichneten Art, welcher durch Träume auf ſeinen Schutzbefohlenen einwirkt, ließe ſich aus folgenden Thatſachen, wenn auch nicht beweiſen, mindeſtens vermuthen:

Als Ludwig XIV. die Stadt Rochelle belagerte, träumte ihm, einer von ſeiner Leibwache zücke den Dolch auf ihn. Er hatte den Meuchelmörder im Traum ſcharf ins Geſicht gefaßt, und als es tagte, ließ er die Leibwache aufziehen, und erkannte unter derſelben ſeinen Mann ſogleich. Er ließ ihn in ſein Gezelt treten, und rief ihm zu: Du gehſt mit dem Gedanken um, mich zu ermorden! Der Gardiſt bekannte ſogleich, ſich niederwerfend, ſeinen böſen Vorſatz. (Harsdorfers Geſch. S. 65.)

---

*) Weil Seelen Vogelgeſtalt annehmen (ſ. S. 272), darum fliegen oft die Träume, d. h. die oft warnenden Einflüſterungen verſtorbener Verwandten und Freunde als Vögel zu. Hingegen ſchwere beängſtigende Träume treten als Bären, Wölfe, Schweine, Katzen und Hunde auf. Das ſind wohl die böſen Genien, die den Menſchen bis zum Tode begleiten. Als Traumregel gilt, daß der erſte Traum in einem neuen Hauſe, ferner die Träume in der Hochzeitnacht, Neujahrsnacht, namentlich aber die Morgenträume, einzutreffen pflegen. Ueberhaupt galten Träume zu beſtimmter Zeit und an gewiſſen Orten, wie in einem Schweinſtall (Halfdan saga c. 7.), unter Hollunderbäumen, auf Gräbern ꝛc. als zutreffend

**) Der ſomnambule Knabe Richard Görwitz in Apolda definirte im Hochſchlafe: „die Ahnungen ſind die Sprache der Geiſter, gedankenſchnell und gerade dann tauchen ſie empor, wenn ſie uns noth ſind. Es gibt Augenblicke, in denen das Licht der Zukunft uns aufgeht, wie ein Blitz, dann aber wird es wieder Nacht; dann habt Ihr das Geſchick im Flug geſehen, und wer es erfaßt, der hat die Wahrheit.“

Eines Morgens kam zum Parlamentsrath Salmaſius (Saumaise) zu Dijon der Parlamentsadvocat Cetté und zeigte ihm folgende griechiſche Worte:

Ἄπιθυ οὐκ ὀσφραίνῃ τὴν σὴν ἀψυχίαν,

die er mit lateiniſchen Buchſtaben auf ein Blättchen Papier geſchrieben hatte, indem er ſagte: „dieſe Worte habe ich in der vergangenen Nacht im Traum gehört, was mögen ſie bedeuten?“ Salmaſius antwortete: Dieſe Worte heißen: „Geh davon, ſiehſt Du nicht, daß dir der Tod droht?“ Schleunig verließ Cetté das Haus, welches ſchon in der folgenden Nacht zuſammenſtürzte. (Grotii Ep. 405)

Einen Pendant zum Vorigen bildet folgende, vom Verf. ſelber aus dem Munde des Betheiligten vernommene Thatſache.

In Leipzig träumte einem jungen Manne, als werde er bei ſeinem Namen gerufen. Er erwachte darüber, und da er in der wohlverſchloſſenen Stube Niemand erblickte, ſuchte er wieder einzuſchlafen. Abermals weckte ihn das Rufen, wieder entſchlummerte er, als es zum dritten Male noch lauter rief: Karl! Karl! Der Schläfer verließ nun vollkommen ermuntert ſein Lager, unterſuchte das Zimmer, und wollte eben wieder ins Bett ſteigen, als die Decke der Alkove, in welcher es ſtand, mit lautem Getöſe einſtürzte.

Eine Bürgerfrau wollte mit einer Geldſumme in eine benachbarte Stadt gehen. Da ihr Weg ſie durch einen ſtundenlangen Wald führte, ermahnte ſie ihr Mann: nicht allein zu gehen. Sie aber beharrte auf ihrem Vorſatz, Niemanden mit ſich zu nehmen. In der Nacht vor ihrer Abreiſe träumte ihr, ein alter Jäger mit einem Gewehr trete vor ſie hin, zugleich erblickte ſie einen Jäger in Jünglingsgeſtalt. Der Letztere warnte ſie vor dem Erſtern als einem Mörder. Die Frau ließ den Traum auſſer Acht.

Als ſie ſchon einige hundert Schritte von ihrer Wohnung hinweg war, ſah ſie einen alten Jäger, dem im Traume erſchienenen auffallend ähnlich, aus einem andern Hauſe kommend, ihr nachfolgen. Dies machte ſie ſtutzig, ſie wollte aber doch nicht umkehren, da es auch heller Tag, ihr Weg nothwendig, und ſie auſſerdem bemerkte, daß der Jäger einen andern Weg einſchlug. Sie ſetzte alſo den ihrigen fort. Zufällig (?) verirrte ſie ſich eine ganze Stunde weit. Nahe an der Stadt, in welche ſie gehen wollte, fand ſie den alten Jäger ſitzen, der ſie fragte, warum ſie jetzt erſt komme? Da jetzt Leute genug um ſie herum waren, befürchtete ſie nichts weiter, und fragte, woher er wiſſe, daß ſie dieſen Weg komme? Er erwiderte, er hätte ſie bemerkt und mit ihr gehen wollen; ſie ſey ihm aber aus den Augen gekommen. „Das iſt mir auch recht lieb", ſagte ſie, „daß es ſo gekommen iſt." (Muſ. d. Wundervollen IV. S. 459.)

Hier drängt ſich die Frage auf: hatte der Schutzgeiſt jener Frau die Geſtalt des jüngern warnenden Jägers angenommen? So erſchien dem am Augenfluß leidenden Melanchthon, bei dem keine Arznei anſchlagen wollte, ſein geiſtiger Rathgeber ebenfalls im Traume, in der Geſtalt eines Arztes, der ihm Euphraſia empfahl, und auf die Beachtung dieſes Traumes erfolgte in zwei Tagen die Geneſung (Camerarii Memorab. Medic. p. 117). Es hat aber den Anſchein, als ob die Schutzgeiſter nicht bloß Tod und Krankheit abwehren, ſondern zuweilen auch in den geſchäftlichen Verkehr ſich miſchen, Geldverluſte verhüten, und zu Reichthümern verhalfen, wie folgende Beiſpiele beweiſen:

Eine Kaufmannsfrau auf dem Louvreplatz in Paris war am Tag vor Weihnacht d. J. 1750 ausgegangen, einer obrigkeitlichen Perſon wichtige Papiere anzuzeigen, verlor aber dieſelben auf dem Rückweg. Sie ging eiligſt an alle Oerter, wodurch ſie gekommen war, zurück, und war überzeugt, daß ihr Verluſt nicht zu erſetzen war. Drei Tage darauf träumte ihr, daß ſie in der Straße St. Honoré wäre, und daß ein rothgekleideter Mann ihre Papiere aufhöbe. Sie erzählte ihren Traum am Morgen einem Jeden. Aber ſie achtete nicht auf ihren Traum. Am folgenden Tag, als ſie einiger Geſchäfte wegen ausgegangen war, erſtaunte ſie ſehr, als ſie in der vorerwähnten Straße einen Mann in einem rothen Kleide antraf, und in ihm ihr Traumbild erkannte. Dieſe Aehnlichkeit veranlaßte ſie, den Unbekannten anzureden. Sie fragte, ob er nicht am Weihnachtsabend einige Papiere gefunden hätte? Der Fremde bedachte ſich etwas, fragte aber hernach, ob dieſe Papiere nicht von Spitzen redeten? Sie bejahte es, und bat um deren Rückſtellung. „Sie ſind zu Nanterre,“ verſetzte er, „wollen Sie mir aber eine Anweiſung geben, wie Sie heißen und wo Sie wohnen, ſo ſollen Sie ſie noch vor Ablauf des Tages haben. Der Mann hielt Wort (Magaz. f. Natur und Kunſt VIII. S. 119)*).

Die Wittwe eines Malers in Dresden träumte vor 6 Jahren von der Nummer eines Lotterielooſes, wodurch ihr der größte Gewinn zu Theile werden würde. Sie beeilt ſich am Morgen ſogleich, das betreffende Loos der Landeslotterie in der Stadt aufzuſuchen, und wird endlich durch Erlangung eines Achtellooſes der Nummer in der gefaßten Hoffnung beſtätigt; daß das Loos in den vier erſten Klaſſen nicht herauskömmt, iſt ihren Wünſchen völlig angemeſſen, da ja der höchſte Gewinn erſt in der letzten Klaſſe erfolgen kann. Um ſo mehr wurde ſie durch die in der fünften und letzten Klaſſe erhaltene Niete niedergeſchlagen. Jetzt tröſtet ſie ſich, der erſte Einſatz könne wohl zu der faux frais der glücklichen Speculation gehören, und ſo dachte die Wittwe wieder, als jede der fünf Klaſſen der nächſten Landeslotterie die Ehre ihrer Nummer ebenfalls im Stiche gelaſſen hatte. Nahm auch in den folgenden Lotterien durch gleiches Schickſal allmählig ihr Vertrauen auf die glückliche Nummer ſo weit ab, daß ſie den Platz in der jetzt neu errichteten Wittwenanſtalt nicht verſchmähte, ſo beſtritt ſie doch den Einſatz für die nämliche Nummer. Und ſieh, der Traum geht buchſtäblich in Erfüllung, der achte Theil des Hauptgewinnſtes wird der ihrige; daher ſchickte ſie ſich ſogleich an, die Wittwenanſtalt zu verlaſſen. (Mgbl. 1841. Nr. 282.)

---

*) Der Herausgeber des „Magazins“ verſichert, dieſe Anecdote von Perſonen gehört zu haben, denen jene Frau ihren Traum und deſſen Erfolg erzählt hatte.

In der Lotterie-Collecte eines Einnehmers zu Berlin erſchien oftmals, und zwar ſtets zu der Zeit, wenn die Ziehungen geſchloſſen und die Gewinnliſten der Claſſen-Lotterie ausgegeben waren. eine ärmlich, aber reinlich gekleidete Frau in höhern Jahren, unter deren ſchneeweißer Haube ſpärlich graues Haar hervortrat, mit der ſchüchternen Anfrage, ob ſie nichts gewonnen habe? Bei ihrem erſten Beſuche erwiderte ſie auf die Gegenfrage: welche Nummer ſie beſetzt? ſie habe keine Nummer, und als der Buchhalter ihr begreiflich zu machen ſuchte, daß ſie ohne Einſatz auf eine beſtimmte Nummer unmöglich gewinnen könne, antwortete ſie mit feſtem Tone und höchſt zuverſichtlichem Weſen: „Warum nicht, wenn Gott will? Ihm iſt nichts unmöglich!“ Im Geiſte dieſer Anſicht wiederholte ſie von Zeit zu Zeit ihre Beſuche und Anfrage. Anfangs lachten der Buchhalter und der Schreiber über die Alte, und man muthmaßte, ſie ſey geiſteskrank. Endlich ward ihre Wiederkehr den vielbeſchäftigten Männern läſtig, und man verbat ſich mit mürriſchem Ton und finſterm Geſichte die ſtörende Wiederkunft der Fragerin. Sie entgegnete jetzt etwas dreiſter: eine Frage ſtehe Jedermann frei, und da ſie doch einmal zu gewinnen hoffe, ſo würden die Herren die Wiederholung des kurzen Beſuches erlauben. Eines Tages war der Einnehmer ſelbſt in dem Schreibezimmer zugegen; Ohrenzeuge einer ſolchen Zurechtweiſung und Entgegnung, zog er nach der Entfernung des Mütterchens nähere Erkundigung über den Grund der vernommenen Discuſſion ein, und der ſeltſame Vorgang ward ihm mit dem Zuſatz berichtet: die alte Frau leide an einer fixen Idee. Mama erſchien richtig wieder am Schluſſe der nächſten Ziehungen. Da man ſie jetzt ſchon perſönlich kannte, fragte man nicht mehr nach ihrer Nummer, ſondern ſie hörte nur das gewohnte „Nein!“

Wohl aber mußte ſie die Gegenfrage nach ihrem Namen und Wohnung beantworten. Als ſie darauf nach der Ziehung der letzten Klaſſe wieder wie gewöhnlich erſchien, erſcholl nach ausgeſprochener Frage auf einmal — o Wunder! — ein lautes Ja! und der Buchhalter begann ſofort viele Gold- und Silbermünzen aufzuzählen, und forderte ſie, die Gewinnerin, zum Einſtreichen auf. Die Summe betrug gegen 200 Thaler. Im erſten Augenblick ſchien die Alte doch etwas verlegen, überraſcht, als ſie aber Ernſt ſah, war ſie bald gefaßt. „Nun, ſehen Sie lieber Herr“ ſprach ſie mit gefalteten Händen und hellerm Auge zu dem Buchhalter, ich habe es wohl geſagt: „Wenn Gott will! Ihm iſt nichts unmöglich.“ „Recht!“ entgegnete der anweſende Einnehmer mit den Worten der Bibel: „Weib, dein Glaube hat dir geholfen!“

Die dem Anſcheine nach wunderſame Geſchichte hat aber einen natürlichen Zuſammenhang. Als der Einnehmer den Hergang vernommen, beauftragte er den Buchhalter, die nähern Verhältniſſe der gläubigen Alten zu erfragen; ſobald er ihren Namen und Aufenthalt erfahren, forſchte er weiter nach, und vernahm auf beglaubigte Weiſe, daß ſie, ehemals die Frau eines Tiſchlers, in einem gewiſſen Wohlſtande gelebt, einen tadelloſen Lebenswandel geführt, dann aber durch den Tod ihres Mannes und mancherlei unverſchuldete Unfälle äußerlich herunter gekommen, ſeit mehrern Jahren ſchon durch krampfhafte Lähmung der rechten Hand in ihrer muſterhaften Thätigkeit in weiblichen Arbeiten gehindert, mithin zum Erwerb unfähig, in drückende Armuth gerathen ſey, weßhalb ſie auch von der ſtädtiſchen Armendirection mit einem kleinen Almoſen unterſtützt werde. Sobald ihre Bedürftigkeit ihm unzweifelhaft erſchien, zog er ein Viertelloos zu der laufenden Lotterie, und ordnete an, daß dieſes Viertelloos für eigene Rechnung der Kaſſe geſpielt, aber auf den Namen der Beſucherin eingetragen werden ſolle; erfolge ein Gewinn, ſo gehöre derſelbe ihr, falle es durch, ſo wollte er den Verluſt des Satzes tragen. „Wohl weiß ich“ äußerte die Erfreute, als ſie nach erhaltenem Aufſchluſſe dem braven Mann mit Innigkeit gedankt hatte, „wohl weiß ich, daß der Herr nicht mehr herniederſteigt auf die Erde und ſich in Wundern offenbart wie ehedem, doch noch jetzt ſendet er hilfreiche Engel herab, die den Gebeugten in Geſtalt edler Menſchen erſcheinen.“ („Geſellſch.“ 1839.)

In Hamburg lebten zwei Schweſtern von ihrer Hände Arbeit. Aber ſie wurden alt und um ihre Zukunft beſorgt. Wie wärs, fragte die Eine, wenn wir einmal in die Altonaer Lotterie ſetzten, damit das Glück eine Thüre offen findet, wenn Gott einmal an uns denkt. — Nein, antwortete die Andere, wenn es Gottes Wille, daß ich in der Lotterie gewinne, ſo brauche ich nicht einzuſetzen. — Sie ſtritten lange und jede blieb bei ihrer Meinung. Die Eine ſpielte, die Andere betete. Jene hatte nach Verlauf eines ganzen Jahres Nichts gewonnen, dieſe aber fand auf einem Spaziergang einen Lottozettel mit fünf Nummern. Siehſt Du, ſprach ſie daheim zu ihrer Schweſter, daß ich nicht einzuſetzen brauche, wenn ich in der Lotterie gewinnen ſoll! — Aber dann brauchſt Du ja auch kein Loos! — Das brauche ich auch nicht. So gib mir das Loos, damit ich mein Geld und den Weg nach Altona zum Lotteriebureau erſpare. — Am folgenden Nachmittag war die Ziehung, und die Schweſter ging mit ihrem Looſe nach Altona, wo ſie bei ihrer Ankunft fünf Nummern an der Balluſtrade des Rathhauſes hängen ſah, die fünf Nummern ihres Looſes. Auſſer ſich vor Freude eilt ſie aufs Rathhaus, ſtürzte in das Zimmer, rief: gewonnen! gewonnen! und fiel leblos zu Boden; die Freude hatte ſie getödtet. Man brachte ihrer Schweſter die Leiche zugleich mit der Nachricht von dem ungeheuern Gewinn. Die aber verſetzte kaltblütig: Meine Schweſter wollte es doch immer nicht glauben, daß ich in der Lotterie gewinnen könne, ohne einzuſetzen und ohne ein Loos zu haben. — Ihren Gewinn vermachte ſie übrigens dem Magdalenenſtifte, in welchem ſie ſelbſt die letzten Jahre ihres Lebens zubrachte.

Sollte man es wohl glauben, daß der durch ſeinen Skepticismus in religiöſen Dingen zu europäiſchem Rufe gelangte Dr. Strauß ſelbſt in geringfügigen Angelegenheiten den Rathſchlägen eines im Traume durch Bilder ſich ihm verſtändlich machenden Geiſtes Folge leiſtet? was zugleich ſeinen Glauben an die der Meinung der Materialiſten zufolge nicht denkbare, Communication zwiſchen geiſtigen Weſen und Menſchenkindern zu beſtätigen ſcheint; ein Fall, der immerhin noch weniger Verwunderung erregt, als ein ſolches Bekenntniß aus dem Munde eines der vornehmſten Jünger der Hegelſchen Philoſophie. Strauß erzählt nämlich:

„Im Frühjahr 1841, wo mich ein Unternehmen wichtiger Art beſchäftigte, träumte mir: ich trüge Getraide in eine Mühle, und ſchüttete es oben hinein. Die Körner kamen aber unten ganz wieder heraus, worüber ich erſchrack, weil ich meinte, nun müſſe die ganze Mühle zuſammenbrechen. Als ich wachend darüber nachdachte, drängte ſich mir ſelbſt die Ueberzeugung auf, meine Mühe werde nutzlos ſeyn, ich unterließ die deßhalb beabſichtigte Reiſe, und wirklich ſcheiterte auch das Unternehmen."

Den Einwirkungen des böſen Genius auf Andere, um der Perſon, welcher er beigegeben iſt, zu ſchaden, oder auf dieſe ſelbſt, wenn ſie die Winke des guten Genius nicht beachtet, müßte man, nach jener Theorie, den unfruchtbaren oder traurigen Erfolg in den nachſtehend mitgetheilten Fällen zur Laſt legen.

Das Siebenbürger Wochenblatt vom Jahr 1844 meldet: In der Oberweißenburger Geſpannſchaft lebt ein Kutſcher Johann Koloß, der vor drei Jahren wegen eines Augenübels und daraus entſtandener plötzlicher Blindheit ſeinen Poſten aufgeben mußte. Alle Verſuche zur Heilung blieben erfolglos, Verzweiflung brachte ihn auf die Idee des Selbſtmordes. Mit dieſem Entſchluſſe einſchlafend, träumte er: ein Greis warne ihn vor der Frevelthat, denn binnen zwei Wochen werde er wieder ſehen, und dann ſolle er ſich nach Siebenbürgen begeben, daſelbſt das Dorf Hewiz aufſuchen, und hier am Ufer des Altfluſſes bei einer vom Fuße einer alten Schloßruine ſüdlich etwa 200 Schritte liegenden Quelle einen Schatz finden, der ſein Lebensglück begründen würde. Der erſte Theil des Traumes ging bald in Erfüllung, nach Verlauf zweier Wochen ſah er wieder und die Blindheit war geheilt. Nun dachte er das Dorf aufzuſuchen. Und ſieh! dort war der Altfluß, hier die Schloßruine, dem am jenſeitigen Ufer gelegenen Dorfe Gelt gegenüber, hier die Quelle und eben ſo ſprudelnd, wie er ſie im Traum geſehen. Er machte die drei Schritte und begann zu graben, fand große dicke Töpfe, dünne Glasſcherben, ein breites Henkelgefäß, am Weitergraben verhinderte ihn ein Bauer. Der Eigenthümer des Dorfes hat die Erlaubniß zur Fortſetzung ſeiner Arbeit verweigert. Doch bei einem Wirthſchaftsbeamten daſelbſt findet ſich eine Schrift von einem Mönche, daß ſich bei dem 200 Schritt von der Ruine entſpringenden, und von dem darin gefundenen goldenen Armring, die Goldquelle genannten Born, ein Schatz vergraben finde. Die Urkunde enthält: es hätten einſt dieſe Burg heidniſche Fürſten bewohnt, deren Schatzkammer und Münzamt an jenem Orte, wo unſer Schatzgräber gegraben, geweſen ſey, welchen ſie, als nach einer verlornen Schlacht ſie hätten flüchten müſſen, mit Erde bedeckt hätten, es lägen hier ungeheure Schätze verborgen, unter andern die Statue eines Königs von gediegenem Golde, welcher eine Krone von Edelſteinen auf dem Kopf trage, und auch viel geprägtes Geld in Butten. Nach geſchichtlichen Daten iſt auch gewiß, daß Heviz eine römiſche Colonie geweſen ſey. Die Quelle ſelbſt iſt ein Ueberbleibſel alter römiſcher Waſſerleitung, und gibt noch heutzutage klares Waſſer in Menge.

Ein dem Verf. befreundeter junger Maler hatte eine Fußreiſe von Prag nach Karlsbad beſchloſſen. Am Morgen vor ſeiner Abreiſe erzählte er ſeiner Schweſter, ihm habe geträumt, er wäre in einem Walde von Räubern überfallen, beraubt und getödtet worden. Er legte aber kein Gewicht auf dieſen Traum: denn da er nur wenige Baarſchaft mit ſich nähme, ſo werde er ſchwerlich die Blicke der Habſucht auf ſich ziehen; auch ſey er einmal zur Reiſe vorbereitet, und wolle ſich alſo durch ein leeres Traumbild nicht von ſeinem Vorhaben abbringen laſſen. Jetzt verſuchte die beängſtigte Mutter an ihm ihre Ueberredungsgabe, indem ſie ihm vorſtellte, daß ſein Tod ſie in die bitterſte Armuth ſtürzen würde, weil nur ſein Fleiß ſie vor Mangel beſchütze. Der Unbeugſame entriß ſich, ungläubig lächelnd über das Gewicht, welches ſie einem Traume beilege, ihren Armen, und ward — wenige Wochen nachher an der Straße zwiſchen Elbogen und Karlsbad erſchlagen und ſeiner Kleider beraubt, in einem Graben gefunden.

Ueberraſchend iſt die Uebereinſtimmung der heidniſchen Scandinavier mit den alten Römern in der Vorſtellung von den Eigenſchaften der Schutzgeiſter, da gerade bei dieſen Völkern auch nicht die entfernteſte Vermuthung wechſelſeitigen Einfluſſes auf die geiſtige Bildung, ſo wenig als auf die politiſchen Einrichtungen vorausgeſetzt werden kann; denn die Kenntniß der klaſſiſchen Literatur iſt erſt in Folge deſſen, daß Latein zur Kirchenſprache erhoben wurde, durch die Klöſter im chriſtlichen Zeitalter bis in den Norden unſeres Welttheils vorgedrungen. Die Alten hielten nämlich dafür, daß die geiſtige Ausbildung und das weltliche Glück eines Menſchen von ſeinem Genius abhänge. Wenn bei Appian (Bell. Parthic.) jener Geiſterſeher den fragenden Antonius beſcheidet: „dein Genius iſt hohen Sinnes, allein vor jenem deines Schwagers Octavius beſteht er nicht, ſondern wird klein und muthlos“, ſo kann nicht bezweifelt werden, daß der Genius allein, nach Maßgabe ſeiner Vollkommenheit und Kraft, die äußern Umſtände des Menſchen, dem er zugeſellt iſt, lenke und abändere. Dieſe Abhängigkeit eines Genius von dem eines andern erklärt, warum die Sclaven bei den Genien ihres Herrn ſchwuren, und die Unterthanen bei den Genien des Kaiſers (Hor. ep. 1, 7, 94. Tiball. IV. 5, 8). Damit vergleiche man nun folgende, von Strinholm geſammelten Parallelen aus dem

Norden: „Begleitete ein ganz beſonderes Glück alle Unternehmungen eines Mannes, und gab ihm die Oberhand in allen Kämpfen gegen ſeine Feinde, ſo glaubte man, daß dieſes von ſeinem mächtigern Schutzgeiſt käme. Man fand es auf Island gefährlich, ſich dem Glück der Söhne Ingemunds zu widerſetzen, weil dieſe Brüder ſtarke „Fylgior“ *) hatten (Vatnsdaela Saga), und Kjallak rieth dem Steinulf, mit Thorer in gutem Verſtändniß zu leben, weil im entgegengeſetzten Falle ſchwere Folgen daraus entſtehen könnten, „denn Deine Fylgior,“ ſagte er, „können gegen ſeine Fylgior nicht Stand halten“ (Guldthorevs Saga, citirt v. Lilingren u. d. Erkl. zu Orvar Odds Saga). Unglück und Widerwärtigkeiten hingegen deutete man ſo, daß ſie von einem ungünſtigen Schutzgeiſte, von den böſen Nornen kämen. Von ihnen ſchrieben ſich auch alle böſen Eingebungen her. Dieſelben Fylgior folgten oft einem und demſelben Geſchlechte, und in dieſem Falle wurden ſie Geſchlechts- oder Hausgeiſter Cynfylgior (gleichbedeutend mit spiritus familiaris, den Penaten der Römer) genannt. Inſonderheit glaubte man, daß die Könige ihr beſonderes Glück hätten, welches ſie auch ihren Kämpen und Freunden verleihen könnten, nicht nur, wenn ſie dieſelben in ſchweren, gefährlichen Geſchäften ausſendeten, ſondern oft auch für die ganze

---

*) Fylgior, d. i. Folge-Geiſter, weil ſie der betreffenden Perſon von der Wiege bis zum Grabe folgten. Sie wurden ungleichen Menſchen ungleich verordnet, waren alſo nach der verſchiedenen Natur der Menſchen, deren Begleiter ſie waren, verſchieden. Von ſtarkern, mächtigern Fylgior wurden diejenigen begleitet, welche von der Natur mit einer höhern Kraft und größern Seelenfähigkeiten ausgerüſtet waren. Je unanſehnlicher an Geſchlecht und Naturfähigkeiten ein Menſch war, und je beſchränkter der Kreis, in welchem er wirkte, deſto unbedeutender waren auch ſeine Fylgior.

Lebenszeit derſelben Perſon. Dieſes erklärt den Sinn deſſen, was ſo oft in den Sagen vorkommt, daß der Kämpe, wenn er zu einem ſchweren Unternehmen auszog, ſich das Glück des Königs ausbat. So äußerte Thorwald Thaſald zu Olaf Tryggvaſon, als dieſer ihm mehr Leute zur Ausführung einer ihm aufgetragenen Verrichtung anbot: „Euer Glück, Herr, würde uns mehr helfen, als einige Männer.“ Daß auch ein Vater einem beſtimmten unter ſeinen Söhnen ſein Glück und das des ganzen Geſchlechtes ſchenken konnte, beweiſet das Beiſpiel des Isländers Höskuld, welcher ſeinem unächten Sohne Olaf Paa mit ſeinen beiden ächten Söhnen ein gleiches Erbe zu geben wünſchte; da aber Thorleik, der Eine von dieſen, nicht darein willigen wollte, ſo gab Höskuld dem Baſtardſohn Geſchenke, die nur wenige Scheidemünzen werth waren, und mit dieſen zugleich ſein und ſeines Geſchlechtes Glück (Aettargipt), welches erblich war in der Familie (Laxdaela Saga). Man glaubte, daß daſſelbe Glück, derſelbe ſchützende Geiſt oft demſelben Namen folgte, beſonders wenn dieß ein geehrter Familienname war, weßhalb Thorſten Ketilsſon, als man ſeinen Erſtgebornen zu ihm brachte, ihn nach dem Großvater deſſelben von mütterlicher Seite: Ingemund nannte, „denn ich erwarte,“ ſagte er, „daß dieſer Name ihm Glück verſchaffen wird;“ und als der Sohn Ingemund erwachſen war, ſich ein Weib genommen, und ſie ihm einen Sohn geboren hatte, betrachtete er den Knaben und ſagte: Dieſer Junge hat einen milden Blick, ſein Name ſoll nicht weit geſucht werden; er ſoll Thorſten heißen, dann wird ihn auch das Glück begleiten“ (Vatnsdaela Saga).

Durch die Schutzgeiſter ward alſo der Götter Wille vermittelſt der Träume warnend, rathend, ſtrafend oder verkündigend mitgetheilt, daher das Vertrauen auf Träume, weil ſie für Winke des Schickſals gehalten wurden. Bei den Alten wurde jedes wichtige Ereigniß von bedeutungsvollen Träumen vorher verkündigt. Die Kunſt, Träume zu deuten, wurde nur den Weiſeſten zugetraut, daher unter den Traumdeutern auch die angeſehenſten Männer angetroffen wurden, und faſt alle Frauen, denen die Sagen einen ungewöhnlichen Verſtand zuſchreiben, ſind wegen ihres Scharfſinns in der Traumauslegung gerühmt.

Auch das, was wir Ahnungen nennen, das Träumen im wachen Zuſtande, wurde als Eingebung der Götter angeſehen. Neben dieſen achtete man ſehr auf Vorzeichen, weil alle Erſcheinungen in der belebten Natur als eine Bilderſchrift betrachtet wurden, aus welchen man die Beſchlüſſe des Schickſals herauslas. Bei der Annahme, daß es eigentlich keinen reinen Zufall gibt, ſondern alle Dinge in einem geheimen innern Zuſammenhange ſtehen und eines ſich auf das andere bezieht, konnte die Beobachtung des Wolkenzuges, des Vögelflugs, des ab- und zunehmenden Waſſerſtrömens, des Säuſelns der Bäume, der Himmelsmeteore, der Begegnung und des Geſchreis gewiſſer Thiere ꝛc. nicht befremden. Bei der feſten Ueberzeugung, daß die Götter auf die Handlungen der Menſchen einwirken, that man keinen Schritt ohne ihren Rath. Man befragte ſie, wenn Offenbarungen ſich nicht von ſelbſt einfanden, (nämlich mittelſt der Viſionen und Ahnungen), durch die heiligen Looſe, Würfel, kleine Stäbe oder Schößlinge, wahrſcheinlich mit Runen gemerkt, oder mit Bildern gezeichnet, und indem man ſie warf, gab man genau Acht, wie ſie niederfielen; oder man beobachtete das von dem Opferthiere ſtrömende Blut. Aus der

Beſchaffenheit und den zuſammenfahrenden Bewegungen deſſelben, ſo wie aus der zufälligen Lage der niederfallenden Stäbe oder Looſe, als unabhängig von allem menſchlichen Einfluſſe, deuteten die Weiſen und Prieſter der Götter Willen oder zukünftige Ereigniſſe. Daher die hohe Achtung gegen jene Perſonen, denen die Götter durch mittelbare oder unmittelbare Eingebung das entdeckten, was Andern verborgen war. In dieſe Klaſſe gehörten auch die „klugen Frauen", die man mit der Geiſterwelt in engſter Verbindung dachte. Bei den Scandinaviern lud man dieſe „Völa's" zu feſtlichen Gelagen, ſtellte beſondere Gaſtmähler für ſie an, und ein hoher Sitz wurde für ſie eingerichtet, von welchem herab die Seherin ihre Weiſſagungen verkündigen ſollte, ein Kiſſen mit Hühnerfedern auf den Sitz gelegt. Man ſchickte ihr Männer entgegen, und ſie kam mit Gepränge auf dem Hofe an, wo das Gaſtmahl gefeiert wurde *).

---

*) Eine alte Sage gibt von der Tracht der Völa Thorberg, als ſie, der Einladung folgend, auf dem Hofe des Bauers Thorkel ankam, folgende Beſchreibung: Sie trug einen blauen Mantel, von oben bis unten mit Steinen beſetzt; die Kopfbedeckung war eine ſchwarze Haube von Lammsfellen, inwendig mit weißen Katzenfellen gefüttert. In der Hand hatte ſie einen mit Zierathen von einer Art Metall gezierten Stab mit einem Knopf an dem einen Ende, welcher mit Steinen umgeben war; eine Kette von Glasperlen umgab ihren Hals, um den Leib hatte ſie einen Gürtel, an welchem ein großer Beutel hing, worin ſie ihre magiſchen Geräthſchaften hatte; ihre Schuhe waren von behaartem Kalbfell, die Riemen lang, dick, mit kupfernen Schnallen an einander befeſtigt; an den Händen hatte ſie Handſchuhe von Katzenfellen, inwendig weiß und behaart. Als ſie eintrat, ſtanden Alle auf und begrüßten ſie ehrerbietig. Thorkel, als der Herr und Wirth, ging ihr entgegen, nahm ſie bei der Hand, führte ſie auf den ihr beſtimmten Sitz, und bat ſie, ihre Augen über die verſammelten Gäſte umher laufen zu laſſen. Gegen Abend wurde für ſie eine Mahlzeit bereitet. Sie beſtand aus Grütze, gekocht in Ziegenmilch, nebſt einem Gericht aus dem Herzen von allerlei Thieren. Nach Beendigung der Mahlzeit wurde ſie

Man pflegte die Völen auch zu rufen, um das Schickſal eines Neugebornen vorherzuſagen; weil man ihren Worten große Kraft zuſchrieb, darum wünſchte man ſie herbei, damit ſie Gutes über das Kind ſprechen möchten. Grimm gedenkt einer ſolchen Wahrſagerin, welche vorgab, daß die Kunſt lange Zeit in ihrem Geſchlechte erblich geweſen ſey, und nach ihrem Tode die Gnade auf ihre älteſte Tochter übergehe, alſo von Mutter auf Tochter, von Vater auf Sohn. Ein andermal wird behauptet, daß Weiſſagung und Heilkraft von Frauen auf Männer, von Männern auf Frauen fortgepflanzt werden könne. Dabei wird erinnert, daß es noch heute Geſchlechter gäbe, denen die Gabe eigen iſt, was geſchieht, vorauszuſehen, namentlich Sterbefälle und Leichen. Solche Leute heißen in Niederdeutſchland „Vorkiekers", d. i. Vorſchauer*), die Gabe ſelbſt „das

---

von Thorkel befragt: wann ſie es für gut befände, ihre Weiſſagungen zu verkünden? Sie beſtimmte die Zeit, wann Seid (d. h. das Sieden oder Brauen von Zauberkräutern, deren Wirkung eine narkotiſche, das Hellſehen erzeugen ſoll) angeſtellt werden müßte. Als Alles zubereitet war, ſetzte ſie ſich auf den Seidhall, einen erhöhten ſteinernen Sitz, die Frauen ſchloſſen einen Kreis um ſie, und Eine derſelben ſang mit lauter Stimme den zum Seid gehörenden wirkſamen Zaubergeſang Wardloke, während deſſen die Seherin unter ſeltſamen Geberden ihre Beſchwörungen machte. Als dies zu Ende war, erklärte ſie ſich bereit, den Anweſenden ihre Fragen zu beantworten. Erſt trat der Hausherr vor ſie, fragte nach dem, was ihm zu wiſſen wichtig, und nach dem, was ihm bevorſtehen möchte. Hernach gingen ſeine Gäſte der Reihe nach vor, und Allen verkündigte ſie von ihrem Seherſtuhl herab, was das Schickſal ihnen Merkwürdiges beſtimmt habe. Darauf verkündigte ſie die Witterung, die künftige Ernte und andere bevorſtehende Begebenheiten. Und als Alles zu Ende war, legte der Wirth des Hauſes als eine Vergeltung gute Verehrungen auf ihren Sitz. (Strinholm Wikingszüge II. S. 238.)

*) Th. v. Kobbe erzählt im erſten Bande ſeiner „Erinnerungen aus dem akademiſchen Leben" S. 172. 176. „Meinem älteſten Bruder, Peter v. Kobbe, dem Hiſtoriker, träumte, als er dreizehn Jahr alt war, die Schlacht bei Trafalgar, der Tod

zweite Geſicht,“ in Schottland second sight genannt. Der Vorſchauer ſieht Leichenzüge, lange Heerescolonnen und Kämpfe, er ſieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beſchreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört ſogar Worte in fremder Sprache, die er verſtümmelt wieder gibt, und die vielleicht erſt lange nach ſeinem Tode auf demſelben Flecke wirklich geſprochen werden. Auch unbedeutende Begebenheiten muß der Vorſchauer unter gleicher Beängſtigung ſehen, z. B. einen Erntewagen, der vielleicht nach 20 Jahren auf dieſem Hofe umfallen wird, er beſchreibt genau die Geſtalt und Kleidung der jetzt noch ungebornen Dienſtboten, die ihn aufzurichten ſuchen, die Abzeichen des Fohlens oder Kalbes, das erſchreckt zur Seite ſpringt, und in eine jetzt noch nicht vorhandene Lehmgrube fällt ꝛc.

Nelſons, die Zahl der von ihm eroberten Schiffe, das Datum der Schlacht, die Nummer des Hamb. Corr., worin dieſe gemeldet wurde und der ganze Artikel, welcher den Sieg und Tod Nelſons enthielt in der folgenden Nacht, wo ſich das Ereigniß zugetragen hatte. In Itzehoe ſah er im Hauſe der Generalin Hedemann einen Tag vorher die Leiche eines Knaben, der am andern Tage aufgefiſcht und in das Haus der Generalin gebracht wurde. Erzähler dieſer Zeilen ſelbſt aber erzählte dem Buchhändler Berndt zu Oldenburg i. J. 1832 als eine Neuigkeit, daß er innerhalb drei Tagen ein Bein brechen werde, am zweiten Abend hatte er durch bloßes Ausgleiten die tibia zerſprengt. — In Jena trat er in einen Kramladen und forderte Tobak, der Kaufherr erklärte, daß er die fragliche Sorte erſt vom Boden holen müſſe. In demſelben Augenblick ſah K. dieſen Mann als Leiche auf einem Paradebette. Die Viſion ſchwand ſogleich. Nichtsdeſtoweniger bemerkte er dem Ladenjungen: Geben Sie Acht, Ihr Herr ſtirbt bald. Ei warum? entgegnete dieſer, er iſt ja kerngeſund! In dem Augenblicke kam der Kaufmann mit dem Paket Tobak. Nach wenigen Tagen trug man deſſen Leiche aus dem Hauſe. Nach dem Begräbniſſe trat K. wieder in das Tobakgewölbe, da rief der Ladendiener aus: Das iſt der Herr, der den Tod meines Prinzipals voraus geſagt, und noch an demſelben Abend des Tages, da Sie hier waren, iſt er am Schlagfluß geſtorben.

Ein längſt verſtorbener Gutsbeſitzer hat viele dieſer Geſichte verzeichnet, und es iſt höchſt anziehend, ſie mit manchem ſpätern entſprechenden Begebniſſe zu vergleichen (Görres hiſt. pol. Blätter 1845 Heft IX. S. 598). Es iſt dieſe Fähigkeit das Vorgefühl zukünftiger Dinge, das dem wachenden Seher ſich unter irgend einem ſubjectiven Phantaſiebilde darſtellt, und wobei der Seher im Augenblick der Viſion in einem ekſtatiſchen Zuſtand iſt, jedoch ſich des Geſichtes ſpäterhin vollkommen erinnert. Die Viſion macht auf ihn einen ſo lebhaften Eindruck, daß er nichts anders ſieht oder denkt außer dieſem Geſicht, ſo lange es anhält. Während deſſelben ſind die Augenlieder des Viſionärs aufgeriſſen, die Augen ſtarr. Dieß iſt von Andern, welche zugegen waren, wenn Jemand ein zweites Geſicht hatte, beobachtet worden. Dieſe Starrheit der Augen kann, ſo wie die krankhafte Affection des nach oben gerichteten Augenlieds, nur als Krampf erklärt werden, indem auch im Somnambulismus das Auge nach oben gewendet iſt. Unter den Alten erwähnt Plinius (VII., 52) eines ſolchen Beiſpiels*), und Suidas (s. v. ἄπνους) nennt einen Mann, welcher eine Miſchung gelehrt, die dieſe Fähigkeit erzeugt. Das Vorurtheil, daß dieſe Krankheit nur auf einigen Inſeln Schottlands vorkomme, iſt längſt widerlegt, ſeitdem Bende Bendſon über das Vorkommen des zweiten Geſichts auch in Dänemark, und zwar als Augenzeuge (in Eſchenmayers Archiv f. thier. Magn. VIII. Heft 3 S. 60 ff.) berichtet hat, und (ebdſ. X. Heft 2) ein an Kieſer gerichtetes Schreiben dieſe Erſcheinung auch unter den Bewohnern der Rheingegenden beſtätigt. Kapitain Jobſon bezeugte daſſelbe aus Afrika *) und eine Mittheilung in der Ztſchr. „Ausland" aus Aſien **).

---

*) Hermotinis animam, relicto corpore, errare solitam, e longinquo multa enuntiare, quae nisi a praesenti nosci non poterant, corpore interius semianimi, donec cremato eo, inimici remeanti animae velut vaginam ademerint.

---

*) Er erzählt in ſeiner Reiſe nach Afrika: „Indem ich von einer Reiſe zurückkam, traf ich am Ufer einen Portugieſen, Gaſpar Gonſalvo, welcher mich, ohne ein Zeichen der Ueberraſchung durch meine unvermuthete Ankunft, empfing, und mich ſogleich zu einem zu meinem Empfang bereiteten Mittagsmahl führte. Da ich nicht begreifen konnte, wie man auf meine Ankunft vorbereitet war, ſo erzählte mir der Portugieſe, daß er den Tag meiner Ankunft von einem Prieſter erfahren habe, welcher vorgab, von meiner Ankunft durch ein Geſicht in Kenntniß geſetzt worden zu ſeyn. Dieſe Erklärung ſchien mir um ſo auffallender, da ich wegen meiner Abreiſe ſtets ungewiß geweſen, und auf meinem Weg in mehrere Häfen eingelaufen war, ohne über die Zeit meines Aufenthalts in denſelben eine Beſtimmung zu haben."

**) Die in Kalkutta erſcheinende Indian Gazette vom 8. März 1830 enthält wörtlich Folgendes: Ein Gerücht iſt in der Stadt im Umlauf, das von einem Seher des zweiten Geſichts herrühren ſoll. Es heißt nämlich: „der König von England ſey todt geſehen worden. Mit Unruhe harrt man der Beſtätigung dieſer Nachricht entgegen." Nun muß man wiſſen, daß die Krankheit Georgs IV. in London erſt am 5. April bekannt gemacht wurde, und zur Zeit, wo das am 3 März in Indien angekommene Packetboot England verließ, noch nicht das leiſeſte Gerücht von Unwohlſeyn des Monarchen Statt fand. — Daß die Gabe des zweiten Geſichts nicht an beſtimmte Orte gebunden iſt, bezeugt auch James Prior (Voyage in the Indian seas in 1810 and 1811. p. 41): Auf der linken Seite des Hafens von Port Louis iſt ein kleiner Thurm zum Gebrauch der Piloten beſtimmt. Wenn ſich Schiffe auf der See zeigen, werden Zeichen von zwei Hügeln gegeben. Von dieſen werden zuweilen Schiffe in größter Entfernung erblickt. Ein Mann, welchen man zu dieſem Zweck verwendete, erhielt für dies Talent eine Penſion. Er meldete dem Gouverneur, daß er von der Inſel aus in einem der Häfen von Madagascar den Schiffbruch eines Schiffes beſtimmt geſehen habe, welches dorthin Lebensmittel zu holen abgeſendet worden war. Obgleich man ihn auslachte, blieb er bei ſeiner Behauptung, gab Tag, Stunde und den genauen Vorgang des Schiffbruchs an, welches Alles, treu aufgezeichnet, ſpater ſich bewährt hatte. Die Entfernung iſt 400 engliſche Meilen. — Bei einer andern Gelegenheit wandte ſich ein junges Frauenzimmer, welches den Geliebten ängſtlich von der See zurück erwartete, an einen ſolchen Seher, um zu erfahren, ob der Geliebte inner-

Das Vermögen des zweiten Geſichts wird auch Hunden (deren Geiſterſüchtigkeit ſchon Homer Od. 16, 126 anerkannte, in einem däniſchen Volkslied I., 207, 209 bellen ſie das Geſpenſt an, daher im Volksglauben das Geheul der Hunde einen nahen Todesfall anzeigt)*) und Pferden (man denke hier an die Pferdeorakel der Perſer, Scythen, Germanen, Scandinavier, Slawen ꝛc.) beigelegt**). Das iſt aber beſonders zu beachten, daß ein Vorſchauer ſeine Gabe auf den übertragen kann, der ihm auf den rechten Fuß tritt und über die linke Schulter ſchaut***).

---

halb des Kreiſes ſeines umfaſſenden Geſichtes ſey? Der Mann erwiderte, daß derſelbe jetzt nicht weiter als drei Tagreiſen eines ſegelnden Schiffes von der Inſel entfernt ſey, und jetzt, wo er ihn ſahe, ſich mit dem niedrigen Geſchäft befaſſe, ſeine Wäſche zu reinigen. Dies traf gleicher Weiſe ein.

*) Kornmann (de mirac. mortuor. S. 4, c. 156) berichtet, daß im Jahre 1553 einige Wochen vor einer großen Schlacht die Hunde in Meißen in zahlreichen Haufen bellend durch die Felder rannten. Nach Macpherſon herrſcht in Schottland ſeit den älteſten Zeiten der Glaube, daß die Hunde den Tod ihres Herrn wüßten, ob er auch noch ſo fern ſich ereigne.

**) Bei den Pferden verrath ſich dieſer viſionare Zuſtand durch ihr ſchnelles heftiges Stutzen, wenn der Reiter eine Viſion hat. Es will dann nicht vorwärts, bis man es einen Umweg führt, dann iſt es ganz in Schweiß. Ein auf der Landſtraße bei Loch-Skerneß auf der Inſel Skie angebundenes Pferd zerriß den Strick um Mittag, und rannte ohne die mindeſte ſichtbare Urſache hin und her. Allein zwei Leute aus der Nachbarſchaft, welche in geringer Entfernung ſtehend das Pferd ſahen, bemerkten gleichzeitig eine Menge Menſchen um eine Leiche, welche nach der benachbarten Kirche zogen. Dies wurde wenige Tage nachher erfüllt durch den Tod einer Edelfrau, welche 13 Meilen von dieſer Kirche lebte, und aus einem andern Kirchſpiel hieher begraben wurde.

***) Ohne mit Beſtimmtheit behaupten zu wollen, daß ausſchließlich in dieſer Form die Uebertragung der Viſion auf Andere möglich ſey, kann ich mich auf zahlreiche Beiſpiele berufen, welche Letztere überhaupt beſtätigen. Dieſe Art von Anſteckung, welche das vielbeſprochene Nachtgeſicht von Karl XI. dem Schwedenkönig, erklären hilft, das auch ſeine Räthe, zugleich mit ihm, geſehen zu haben, in den darauf bezüglichen Acten unterzeichneten, geſchieht auf gleiche Weiſe, wie nach häufigen Beobachtungen beim Somnambulismus.

Daß Kinder *) mit der Gabe des zweiten Geſichts behaftet ſind, entnimmt man aus ihrem Aufſchreien in demſelben Moment, in welchem eine Leiche oder ſonſt ein Gegenſtand dem gewöhnlichen Seher erſcheint. Jemand, der Zeuge einer ſolchen Scene war, und das Kind um die Urſache befragte, erhielt zur Antwort: es habe ein großes, weißes Ding auf dem Tiſch in der Ecke liegen geſehen. Das wurde nicht geglaubt, bis ein Seher, der gegenwärtig war, verſicherte: das Kind habe Recht, denn er hätte eine Leiche geſehen, und das Leichentuch um dieſelbe, und der Tiſch wird als ein Theil des Sarges oder auf andere Weiſe bei der Leiche gebraucht werden. In der That wurde er zu einem Sarge für Jemand verwendet, der zur Zeit der Viſion ſich in voller Geſundheit befand.

Es gibt Geſichte, welche während der Lebzeit des Sehers nicht eintrafen, daher wurde zuweilen behauptet, daß manche vorgeſchaute Ereigniſſe niemals eingetroffen ſeyen. Ebenſo gibt es manche Geſichte, die nicht verſtanden werden, bis ſie eintreffen. Erſcheint ein Ereigniß bei Tag oder bei Nacht, ſo trifft es nach dieſen Verhältniſſen früher oder ſpäter ein. Iſt es früh Morgens geſehen worden, was jedoch ſelten iſt, ſo trifft es ſchon in wenigen Stunden ein. Wenn zu Mittag, geſchieht es noch denſelben Tag; wenn des Nachts, noch in derſelben Nacht; wenn, nachdem die Lichter angezündet wurden, ſo tritt es in der Nacht ein, und dieß nach Tagen, Monden, zuweilen erſt nach Jahren, nach den verſchiedenen Zeiten der Nacht, in welcher das Ge-

---

*) Wie hier nur Mittheilung als Anſteckung wirkt, geht daraus hervor, daß gleichzeitig ein anderer Seher dieſe Viſion hat.

ſicht erſchien. Ein Leichentuch*) iſt ein ſicheres Vorzeichen des Todes. Die Zeit des Eintreffens wird beurtheilt nach der Höhe, in welcher es die Perſon umgibt. Erſcheint es nicht über der Mitte, ſo wird der Tod nicht im Zeitraum eines Jahrs, oft noch einige Monate ſpäter erwartet. Erſcheint es aber höher nach dem Kopf zu, ſo ſchließt man, daß der Tod binnen wenigen Tagen, wo nicht Stunden, eintreffen wird, was eine vielfache Erfahrung beſtätigt. Wenn ein Frauenzimmer, zur linken Hand eines Mannes ſtehend, geſehen wird, ſo wird ſie einſt ſeine Frau, und ſollte es auch zur Zeit der Erſcheinung unverheirathet oder an einen Andern verheirathet ſeyn. Erſcheinen mehrere Frauenzimmer zugleich zur linken Hand des Mannes, ſo wird das zunächſt ſtehende Frauenzimmer ſeine erſte Frau ſeyn ꝛc., mögen nun alle drei oder der Mann allein zur Zeit der Viſion verheirathet ſeyn oder nicht. Auch dieſe Regel ſtützt ſich auf mehrere Beiſpiele. Einen Funken auf Jemands

---

*) Eine alte Frau, die 1744 in Stenderup auf Sundewith verheirathet ward, erzählte einſt, daß einige Jahre, nachdem ſie nach Stenderup gekommen ſey, ihr Vater aus Stakebüll ſie und ihren Mann einmal beſucht habe. Es ſeyen noch Mehrere da geweſen, und ihr Vater ſey erſt ſpät gegen eilf Uhr nach Hauſe gegangen. Als er nun dahin gekommen, wo der Weg, der von Düppel nach Stakebüll führt, mit dem von Stenderup ſich vereinigt, da habe es ihm geſchienen, als ob drei weiße Bettlaken, die an den Ecken mit einander verbunden geweſen, nach einander von der Düppeler Kirche her angeflogen kamen, und daß ſie geſprochen hätten: ein, zwei, drei, worauf er, der gutes Muths geweſen, geſagt habe: vier, fünf. Als er nach Hauſe gekommen, habe er es erzählt, und beinahe bereut, daß er etwas geſagt. Nun ſtarben in dem kleinen Dorfe, das nur ſieben Hufen hat, in demſelben Jahre erſt drei Bauern, und bald darauf noch zwei, ſo daß nur zwei Bauern am Leben blieben. Der fünfte und letzte der Geſtorbenen war der Mann ſelber, der die Laken hatte fliegen ſehen. (Müllenhof Schlesw. Sag. Nr. 336.)

Arm oder Bruſt fallen ſehen iſt das Vorzeichen eines todten Kindes in den Armen dieſer Perſon. Ein leerer Stuhl zur Zeit, wenn Jemand auf demſelben ſitzt, bedeutet den kurz nachher erfolgenden Tod dieſer Perſon.

In Owſchlag bei Schleswig lebte ein Mann, der konnte Alles vorausſehen, Leichen, Bräute ꝛc. Er mußte, wenn das des Nachts an ſeinem Hauſe vorüberzog, aufſtehen und zuſehen, blieb er zu lange liegen, und der Wagen war ſchon vorüber, ſo mußte er ſo ſchnell und ſo lange nachlaufen, bis er ihn zu Geſicht bekam. Die Urſache davon war, daß er früher einmal einem heulenden Hund auf den Schwanz getreten war und zwiſchen den Ohren durchgeſehen hatte (Vgl. S. 744). Anfangs machte ihm dieſe Eigenſchaft vielen Spaß, und er hat vielen Leuten aufs Genaueſte Alles vorhergeſagt. Als er aber älter ward, machte es ihm Verdruß. — Müllenhof, aus deſſen „Sagen“ Nr. 584 dieſe Zeilen entnommen ſind, fügt noch hinzu, daß es noch überall in Schleswig Beiſpiele von ſolchen Hellſehern gäbe; einſame Wanderer gerathen Nachts ſelbſt ins Gedränge durch einen großen Leichenzug, marſchierende Truppen und was mehr der ſtets einander ähnlich wiederkehrenden Viſionen ſind.

Zu den Zeiten des Grafen Jan von Henegouven iſt in Holland ein Vorſpuck geſehen worden, nämlich ein Mann erſchien zu Roß in der Luft, und ermahnte alles Volk, die Waffen zu ergreifen und nach der See hin zu eilen, um dort den Feind zu vertreiben. Und als das Kriegsvolk an die See kam, ſahen ſie viele hundert Schiffe das Meer bedecken. Als ſie nun darauf zuziehen wollten, iſt der Mann mit ſammt den Schiffen in der Luft verſchwunden, und hat ein Seher das ſo ausgelegt, daß die Flamänder Holland, Frießland und Utrecht gewinnen, aber eben ſo ſchnell wieder verlieren würden, wie die Schiffe ſich verloren hatten, welches auch geſchehen (Wolf N. S. Nr. 227). Ein Jahr vorher, als König Johann und der Herzog von Holſtein zur Einnahme von Ditmarſchen heranzogen, erhub ſich jeden Abend bei einbrechender Dunkelheit, manchmal auch bei hellem Tage, ein Getöſe und Gepraſſel, allerlei Erſcheinungen ließen ſich ſehen und hören, daß die Arbeitsleute, die in der Nähe des Schauplatzes beſchäftigt waren, die Flucht ergriffen. Es war derſelbe Ort, an dem nach Jahresfriſt der König mit all ſeinem Volk erliegen mußte (Müllenhof Schlesw. Sag. Nr. 341). Einer mochte, weil er mit dem second sight behaftet war, den Spuk geſehen und gehört haben, die Andern gewahrten ihn nur auf der vorhin erklärten Weiſe, nämlich mittelſt der von Jenem ausgegangenen Anſteckung.

Abraham van der Meer, ein eifriger Reformirter, erzählt in ſeinen Denkwürdigkeiten, daß ſeine Großmutter, als ſie noch im Haag wohnte, in einer Sommernacht nicht ſchlafen konnte. Darum legte ſie ſich Morgens gegen vier Uhr ins Fenſter, und da ſah ſie eine Todtenlade die Spukſtraße heran kommen, ohne jedoch Jemanden um dieſelbe zu gewahren. Fuhr immer weiter fort, richtete ſich zuletzt vor einem Hauſe auf, wo ſie in einem offenſtehenden Fenſter verſchwand. Ehe noch ſechs Wochen verlaufen waren, ſtarben alle Bewohner des Hauſes an der Peſt (Wolf N. S. Nr. 320).

Dieſe Todtenlade erinnert an den Todtenwagen in der Bretagne zu Morlaix, den Skelette vor das Haus deſſen im Mondenlichte ziehen, welcher nächſtens ſterben ſoll.

In Klöſtern ereignet es ſich nicht ſelten, daß in dem Kirchſtuhl der Mönch oder die Nonne, welche ſterben ſoll, ohne Kopf ſitzend erblickt wird (Dobeneck Mittelalt. Volksgl. II. S. 66). Den Gegenſatz bilden die Erſcheinungen von Doppelgängern, welche Theophraſt den „Schatten der Seele“ nennt. (Non corpus, non anima, sed animae anima sive umbra utriusque, v. *Kornmann* de mirac. viv. p. 202.)

Schaurig iſt der Glaube in **Wallis**, daß kurz vor dem eintretenden Tode aus dem Bette des Sterbenden ein Funke aufſteige, der bei ſeinem langſamen Fluge nach der fernen Grabſtätte dieſelben Bewegungen und Krümmungen voraus macht, die der Wagen mit der Leiche bei ſeinem Zuge nach dem Kirchhof machen wird *).

---

*) Parallele Sagen ſind jene vom Lauffeuer, das ſich auf Helgoland an gewiſſen Orten als Vorbedeutung eines Unglücks zeigt; die „Lickſchnücken" oder „Lochtermänner" auf Silt; kleine Flämmchen, die aus dem Waſſer auftauchen, ans Land ſteigen, und ſich darauf nach dem Kirchhof hin bewegen, als Vorzeichen eines nahen Leichenbegängniſſes. (Müllenhof Sagen Nr. 337.) John Davis ſchrieb am 19. März 1656 an Richard Baxter: „Eine Nachbarin von mir, die hoch ſchwanger war, hatte, als ſie zu ihrer Hausthüre hineingegangen, zwei Lichtchen geſehen, ein kleines und ein größeres. Bald nachher ſtarb ſie im Wochenbett und das Neugeborne ebenfalls †). Vor 34 Jahren war Johanna Wyat, meine Schwägerin, Saugamme bei Baronett Rudds drei älteſten Kindern. Weil die Dame des Hauſes todt war, ging die Hausmeiſterin in eine Kammer, wo die Mägde lagen; da ſah ſie fünf Lichtchen beiſammen. Bald darauf wurde die Kammer neu getüncht, und ein großes Becken mit Kohlfeuer hinein geſetzt, damit es ſchneller trockne. Fünf von den Mägden gingen ihrer Gewohnheit nach allda zu Bett; am Morgen fand man ſie ſämmtlich vom Kohlendampf erſtickt. Dies iſt geſchehen zu Llangethen in der Grafſchaft Carmarthen. In Bergenhuſen ſahen die Mägde, wenn ſie in der Morgendämmerung zum Melken gingen, einen feurigen Mann auf einem der größten Häuſer des Dorfes ſtehen, von da trat er mit Einem Schritt auf ein kleineres daneben ſtehendes. Da verſchwand er. Das ſahen ſie drei Tage nacheinander. In der dritten Nacht brannte zuerſt das große, dann das kleine Haus ab. (Nr. 338.) Ein Zimmermann wollte einen Balken zu einem Hauſe behauen, da flogen bei dem erſten Hieb Funken heraus. Der Zimmermann beſah die Stelle, ob auch ein Stein oder Nagel am Holze wäre. Doch er fand nichts. Dennoch flogen bei jedem Hiebe wieder Funken heraus. Da rieth er dem Bauherrn, den Balken ganz bei Seite zu legen, aber der wollte es nicht, und der Balken kam ins Haus. Kaum war es fertig, ſo brannte es ab, und das Feuer fing gerade in dem Balken

†) Dieſer Fall gehört wohl unter die ſinnbildlichen Vorzeichen des Sichſelbſtſehens als eine in plaſtiſcher Geſtalt objectivirte Todesahnung.

In den auf Todtenvorſchau hinzielenden Sagenkreis gehören folgende Facta, welche von Gelehrten mitgetheilt werden, obſchon auch ihnen nur das Wunderbare darin der Erwähnung werth däuchte, Beweiſes genug, daß zu ihrer Zeit, wo ja auch die Erſcheinungen im Bereiche des Somnambuliſmus noch für Hexerei galten, die Natürlichkeit ſolcher Vorkommniſſe noch nicht geahnt wurde.

Kircher erzählt nämlich in ſeiner „onderaerdſche wereld. Boek“ VIII, 4, 2. S. 101:

Als ich zu Efferdingen in Oberöſtreich war, hat eine Frau daſelbſt mir erzählt und eidlich bekräftigt, was ich jetzt erzählen werde. Kaum 17 Jahre alt, ſagte ſie, kam ich einmal mit einer Schürze voll Aepfel vom Dorfe und wollte in die Stadt. Nicht weit vom Dorfe ab begegnete mir ein rieſenhaftes Todtengerippe, das mit großen Schritten dem Dorfe zuging, wo es am andern Tage drei Leichen gab. Die Bauern in jener Gegend wollen ſehr oft ſolchen Spuk geſehen haben. Sie unterſcheiden ſelbſt das Geſchlecht, denn ſie ſprechen manchmal von einem „Tod,“ manchmal von einer „Todtin.“

In Widmanns Höfer Chronik, welche die im Jahr 1519 zu Hof graſſirende Peſt beſchreibt, lieſt man:

Vor dieſem Sterben hat ſich Nachts ein ſchwarzer lan-

---

an. (Nr. 582.) Auf den frieſiſchen Inſeln brennt faſt kein Haus ab, von dem man es nicht durch ähnliche Zeichen will vorher geſehen haben. Solches „Vorbrennen“, welches mit jenem „Vorfunkeln“ als Anzeichen eines nahen Todesfalles inſofern ſich vergleichen läßt, weil auch der Leib ein Haus (der Seele) iſt — wie auch der Grieche durch das Wortſpiel zwiſchen δῶμα und σῶμα andeutete — glaubte man früher dadurch erfolglos machen zu können, daß man das Feuer, welches zu befürchten war, in eine Eiche bannte. Fiel ein Zweig von einem ſolchen Baume, ſo ließ man ihn verfaulen, verbrannte ihn aber nicht. Warum mußte eben eine Eiche zum Feuerableitungsorgan dienen? aus keinem andern Grunde, als weil ſie aus der Zeit des Gottes Perun her zum Blitz in Beziehung ſtand.

ger Mann in der Mordgaſſe ſehen laſſen, welcher mit ſeinen ausgebreiteten Schenkeln die beiden Seiten der Gaſſe betreten, und mit dem Kopfe hoch über die Häuſer gereicht hat, welchen dann meine Ahnfrau Waldburga Widmännin, da ſie eines Abends durch jene Gaſſe gehen mußte, ſelbſt geſehen, daß er den einen Fuß bei der Einfurth des Wirthshauſes, den andern auf der entgegengeſetzten Seite bei dem groſſen Hauſe gehabt. Als ſie aber vor Schrecken nicht gewußt, ob ſie zurück oder fortgehen ſolle, hat ſie es in Gottes Namen gewagt, ein Kreuz gemacht, und war mitten durch die Gaſſe und alſo zwiſchen ſeine beiden Beine hindurch gegangen: weil ſie ohne das beſorgen müſſen, ſolch Geſpenſt möchte ihr nacheilen; da ſie kaum hindurch gekommen, ſchlug das Geſpenſt ſeine Füße hinter ihr ſo hart zuſammen, daß ein ſolch Gepraſſel entſtand, als ob die Häuſer der ganzen Gaſſe einfielen. Auf jenes Geſpenſt folgte die groſſe Peſtilenz, und fing das Sterben in der Mordgaſſe am fruheſten an.

Jenes Todesächzen, den Tod des Hörers oder eines von ihm geliebten Menſchen voranzeigend *), iſt ein Phantaſiebild in der Action des Gehörorgans. Parallele Zuſtände ſind die durch Schall, Thürenſchlagen ꝛc. ſich ankündigenden Vorbedeutungen künftiger Ereigniſſe. Keine äußern Gegenſtände erregen hier das Geräuſch,

---

*) Der Schrei gleicht gewöhnlich der Stimme derjenigen Perſon, deren Tod hiedurch vorherverkündigt wird. Im Dorfe Rigg auf der Inſel Skie ſaßen fünf Frauenzimmer in Einer Stube zuſammen. Alle hörten einen durch das Fenſter kommenden Schrei. Sie hielten es für die Stimme eines der Anweſenden. Das Mädchen, welches gemeint war, ließ ſich ihre Angſt nicht merken, ſtarb aber noch in derſelben Woche. Ein ähnlicher Fall kam im Dezember 1847 in Stuttgart vor. Eine Frau beſuchte in Begleitung eines Dienſtmädchens das Grab ihrer Eltern. Plötzlich hört Jene einen ſchrillernden Ton, ähnlich der Stimme ihrer Herrin, dieſe verſicherte, auf deren Anfrage, es ebenfalls gehört zu haben. Praciſe einen Monat ſpäter ſtürzte ſie vom Nervenſchlag gerührt zu Boden, und ihr Todesſchrei war, auf Verſicherung des Dienſtmädchens, genau demjenigen ähnlich, den ſie auf dem Grabe vernommen hatte.

ſondern das innere weiſſagende Gefühl des Hörenden erzeugt die Sinnesempfindung des Schalls. Zu jener Gattung von vorbedeutenden Gehörstäuſchungen gehört der von Lavater (de spectr. p. 110) erwähnte Knall in Rathsſtuben, wenn ein Rathsglied mit Tode abgehen ſollte. Auf Dörfern will man in der Nacht die Todtengräber mit ihren Schaufeln arbeiten gehört haben, wenn ſie am folgenden Tag ein Grab zu machen veranlaßt wurden; Andere hörten den Schreiner die Todtenkiſte zubereiten. Aufgehen der Thüren, ein Poltern, Klirren im Waffenſaal, Pochen am Hausthore oder an der Stubenthüre, ohne daß eine Urſache zu entdecken iſt u. dgl. m., Geräuſch an ſolchen Orten, wo ſich gewiſſe Perſonen viel aufgehalten, oder ihre Berufsgeſchäfte verrichteten, das Klopfen in der Erde, als Mahnung des Erdgeiſtes an den darin beſchäftigten Bergmann, daß er ſich zum Tode anſchicke u. dgl. m., alle dieſe Todesanzeichen ſind zu bekannt, um Beiſpiele dafür anzuführen.

Hieher gehört auch jene „Todtenuhr“, von welcher jüngſt Berliner Blätter erzählten: Ein hoher Militär war zu Anfang des Jahrs (1848) in Berlin eingetroffen, um von dem berühmteſten Uhrmacher daſelbſt aus einer großen altmodiſchen, ungemein künſtlich gebauten Spieluhr einen Mechanismus entfernen zu laſſen, welcher das muſikartige, mehrere Minuten anhaltende Schlagen dieſer Uhr bewirkte — ohne daß dieſe dadurch an ihren gewöhnlichen Functionen gehindert würde. Mit dieſer Uhr hatte es nämlich folgende Bewandniß. Der Beſitzer kaufte ſie nach dem Einzug der Preußen in Paris von einem dortigen Künſtler. Einige Jahre ſpäter hörte das ſpielende Schlagen der Uhr auf, und kein Uhrmacher und Mechaniker war im

Stande, ſie zu repariren. Plötzlich begann ſie eines Tages anhaltend zu ſpielen, und einen Tag darauf ſtarb die Frau des Beſitzers. Die Uhr verſtummte wieder auf einige Jahre, dann ſpielte ſie wieder einen Tag vor dem Tode ſeines Sohnes. Dieſes ominöſe Spielen wiederholte ſich ſpäter abermals, und endlich wieder vor Ablauf des Jahres 1847, als das letzte Kind, eine aufgeblühte Tochter des Militärs, verſchied. Da er das Spielen der Uhr allerdings nur noch einmal zu hören fürchtete, wollte er, dieſer Angſt zu entgehen, den Mechanismus von künſtleriſcher Hand beſeitigen laſſen, ohne ſich von der Uhr zu trennen.

Was man gewöhnlich unter einer Todtenuhr in der Sprache des Aberglaubens verſteht, iſt der Holzwurm, der mit ſeinem hervorragenden Rüſſel auf eine ihm eigenthümlichen Weiſe, nach Art der ſogenannten Baumhacker, gewiſſe Schläge gegen das Holz thut, ganz dem Getöſe einer laufenden Sackuhr ähnlich. Deßhalb hat Linné ihm den Namen Termites *fatalis* gegeben. Thomas Brown (Enquiries into very many received tenents etc.) beſchreibt dieſes Inſekt, das ſchon manchem Beherzten Todesfurcht einflößte, als von grauer Farbe, mit doppelten Flügeln, das ſich während des Sommers im Getäfel oder anderm Schreinwerk aufhält. „Ich habe, ſagt er, viele dieſer Thierchen gefangen und ſie in ſehr dünnen Schächtelchen aufbehalten. Ich habe genau bemerkt, wie ſie mit ihrer Schnautze gegen die Wand des Schächtelchens anſtießen, und gewöhnlich 9 oder 11 Stöße nach einander thaten. Am geſchäftigſten zeigten ſie ſich bei warmer Witterung.“ Forſcal (Descript. animal.) beſchreibt dieſes Inſekt, von dem er eine große Menge im Oriente geſehen zu haben behauptet, noch genauer: „Dieſer Wurm iſt ſo groß als ein Reiskorn. Unten iſt er gelb, er hat ſehr kurze, borſtige Haare, über den Rücken her dunkelrothe Querſtriche und einen länglichten Kinnbacken. Einige dieſer Würmer haben größere, gewölbtere Köpfe, eine weißgelbe Bruſt und einen gebogenen, verlängerten Kinnbacken; noch andere einen kleinern Kopf, dunkelrothe Bruſt ꝛc. In der Stadt Beutelſaki wurde mir ein Zimmer angewieſen, welches vorlängſt ein Holzwurm in Beſitz genommen, der die furchtſamen Inwohner daraus vertrieben hatte. Ich bemerkte bald an der hölzernen Wand ſeine künſtlichen Gänge, welche er in der Breite eines Fingers von unten ſchnurgerade hinauf gemacht hat. Wenn dieſes verhaßte Inſekt ſeinen Bau aufführt, ſo bringt jeder Arbeiter im Munde etwas feuchten Leim und klebt ihn an den Rand an, daher iſt der Canal während des Aufbaues immer zwei Zoll hoch naß. Einige Arbeiter ſpringen zuweilen hervor und recognoſciren. Den erſten Abend ſtürzte ich ihre Gänge ein, ſie aber ſtellten in eben derſelben Nacht das Eingeſtürzte in einer Länge von drei Ellen wieder her. Ich zertrümmerte ihren Gang nur hier und da, ſie unterließen die Ausbeſſerung, bis die Fenſterläden geſchloſſen waren. Zu ihrem Verdruſſe hielt ich ein brennendes Licht an die Oeffnung des Ganges, ſie ſetzten ihre Arbeit im Verborgenen fort, doch ſo, daß da ſie zuvor in der Finſterniß zwei Zoll hoch in einer Stunde ihren Spaziergang verlängert hatten, ſie jetzt in Einer Stunde nur Einen Zoll zu Stande brachten. Endlich ſtieß ich ein fünf Ellen langes Gewölbe ein, ohne ſein Fundament zu verletzen. Darob ſchienen ſie beſtürzt und verhielten ſich die ganze Nacht ruhig, ſetzten aber bei Tagesanbruch ihr Geſchäft deſto hitziger fort. Wenn die Röhre oder der bedeckte Gang unbeſchädigt iſt, ſo iſt er glatt und gleich; hat er aber nach erlittenem Einſturz wieder ausgebeſſert werden müſſen, ſo iſt ſeine Oberfläche rauh und narbig."

Wie Eulen- und Rabengekrächze oder Hundegeheul[*]) in der Nacht von übler Vorbedeutung, ſo das Erſcheinen einer Spinne, beſonders zur Nachtzeit oder im Momente einer beſonders wichtigen Handlung[**]). Den Griechen war das Wieſel (γαλῆ) übel berufen. Wenn es über den Weg ging, wurde eine öffentliche Verſammlung aufgeſchoben. Theophraſt (Char. 16.) ſagt: wenn ein Wieſel vorbeiläuft, darf man nicht weiter gehen, bevor ein Dritter den Weg beſchritten, oder er ſelbſt drei Steine vom Wege aufgehoben hat. Wieſel oder Schlange auf dem Dache ſind nachtheilige Zeichen (Suid. s. v. Ξενοκράτης). Ungünſtig ſind Rabe, Krähe, Elſter auf Krankenhäuſern, hingegen Schwalben und Störche ſieht man gern bei menſchlichen Wohnungen niſten. Eine krähende Henne war nicht bloß den Römern ((Terent. Phorm. IV. 4, 30) Unglück weiſſagend, ſondern iſt es allen Völkern, ebenſo das Geheul der Eule, nicht bloß im römiſchen Volksglauben (Ov. Met. 5, 550. 551. Tibull. I. 5, 52.), ſondern auch im deutſchen, daher im mittelalterlichen Latein bruxa ſowohl Hexe als Eule bezeichnet *). Die zirpende Grille, der in menſchlicher Wohnung aufwühlende Maulwurf, die am Kleide des Schlafenden nagende Maus, das Stroh ſchleppende Huhn, die gerupfte Henne, das Begegnen eines Schweins am Morgen ſind böſe Omina; Schafe bedeuten Gutes, wenn ſie zur Rechten dem Wanderer begegnen, ebenſo der Rechts fliegende Reiher, die Stimme des Kukuks, wenn ſie Rechts erſchallt, das Erblicken der Elſter von vorn. Beim Froſch kommt es darauf an, ob man ihn zuerſt auf dem Land oder im Waſſer hüpfen ſieht. Des Fuchſes Angang wird verſchieden ausgelegt. Der Litthauer ſieht ihn gern. Das Begegnen des Wolfes und des Adlers iſt Sieg verkündend **), hingegen der furchtſame Haſe ein entmuthigendes Vorzeichen ***), ebenſo ein altes Weib und ein — Pfaffe *). In der Schweiz ſagt man, wenn ein Geiſtlicher ausgeht, gibt es ſchlecht Wetter (Tobler 436^b). Auch in England iſt er von übler Vorbedeutung (**Reginald Scott witchcraft Lond. 1665. p. 114.**).

---

[*]) Als Napoleon nach dem Niemen ritt, kam ein Hund aus den Bivouacs — Tauſende lagen, das Schlagen der Brücke abzuwarten, nächſt dem Fluſſe, ohne daß ein Wachtfeuer die Dunkelheit erhellte — heulte laut, ſuchte das Pferd des Kaiſers anzuhalten, ihm in die Beine zu beißen, bis Napoleon endlich, um loszukommen, ein Piſtol aus dem Sattel zog, es abdrückte, ohne ihn zu treffen. Erſt die Escorte ſäbelte das Thier nieder.

[**]) Im Frühling 1821 wurde in einer Kirche Breslaus ein Brautpaar getraut. Während der Feierlichkeit ließ ſich von der Decke oder dem Kronleuchter eine große ſchwarze Spinne herab, und fiel auf das Haupt der Braut nieder. Bald bemerkt, wurde ſie hinweggeriſſen. Als beim Hochzeitsſchmaus, das Brautpaar in die Glückwünſche der Verſammlung einſtimmend, auch dankend die Gläſer zum Anklingen ergriff, um ſelbſt anzuſtoßen, zerſprangen beide Gläſer bei der Berührung. Am Morgen findet man Beide in der Brautkammer vom Kohlendampf tödtlich betäubt, die Braut war nicht mehr zu retten, er wurde allein mit Mühe dem Tode entriſſen. (Mgbl. 1821. S. 635.)

---

*) Schon ihre Erſcheinung war es. Eine auf den Speer des Pyrrhus ſich ſetzende Eule war für ſeinen ruhmloſen Tod bei Argos vorbedeutend geweſen.

**) Wolf D. S. Nr. 376. Plinius iſt jedoch anderer Meinung, denn er ſagt: Luporum visus est noxius, vocemque homini, quem prius contemplatur, adimere, wodurch die Stelle in Virgils Ecloge Licht bekömmt:

— — vox quoque Moerin
Jam fugit ipsa, lupi Moerin videre priores.

***) Nachdem Robert mit denen von Brügge den Gentern eine Schlacht liefern wollte, entfiel ihm, ungeachtet ſein Heer an Anzahl dem Feinde überlegen, dennoch der Muth, weil ein Haſe mitten durchs Lager gelaufen war. Als die Schlacht begann, hielten die Seinen wenig Stand, und kehrten denen von Gent den Rücken (Meyer Annal. Flandriae XII. 129.) Ein griechiſcher Capitän erzählte, er habe ſich einſt einem türkiſchen Heerhaufen gegenüber befunden, und eben als das Gefecht begann, ſprang ein Haſe über den Wahlplatz. Sogleich hörte das Feuer zwiſchen den Griechen und Türken auf.

Ameiſen hatten den Tod des Cimon verkündigt (weil ſie ſich unter der Erde aufhalten?) **). Ein auf den Altar ſich niederlaſſender Bienenſchwarm war ein Vorbote der unglücklichen Schlacht des Pompejus geweſen (weil der gährende Honig ein Symbol der Verweſung?) ***). Auch dem Herzog Leopold von Oeſtreich verkündeten ſie 1386 den Verluſt der Sempacher Schlacht voraus. Heuſchreckenzüge ſind Vorzeichen fremder Gäſte.

---

und alle Flintenläufe wurden auf das furchtſame Thier gerichtet, das den Schrecken in die Reihen der Krieger getragen hatte. (Ausl. 1828. Nr. 279.) Auch dem reiſenden Türken iſt der Haſe ein nachtheiliges Zeichen (Wiener Lit. Ztg. 1816. p. 1257.)

*) Alexander Puſchkin, welcher, der politiſchen Oppoſition angehörend, und in ſeinem Wirken den Geiſt der Unzufriedenheit gegen die Regierung des Kaiſers Alexanders verbreitend, bei dem Thronwechſel aus ſeiner ländlichen Einſamkeit in die Reſidenz zu reiſen beabſichtigte, um im Namen Conſtantins zu den Waffen zu rufen, weil man einmal Jemand aus der kaiſerlichen Familie wählen mußte, hinter deſſen Namen man ſich verbergen könne. Puſchkin alſo rettete, da die Kataſtrophe zu Gunſten des Nicolaus ſich endete, nur durch ein Wunder ſein Leben. Nach erhaltener Nachricht von Alexanders Tod in die Hauptſtadt fahrend, lief ihm zuerſt ein Haſe quer über den Weg. Weiterhin begegnete ihm ein altes Weib, zuletzt gar ein Pope. Hier erſt warf der Kutſcher die Peitſche weg, und bat knieend ſeinen Herrn, zurückzukehren. Puſchkin folgte, ſonſt wäre er mit vielen ſeiner Freunde gefallen oder in Sibiriens Bergwerke geſchickt worden. (Mickiewicz Vorl. über ſlaw. Lit. u. Zuſtände.)

**) Darum war der Ameiſenkönig Aeacus (d. i. der Erdmann, *Αιακος* v. *αια* = *γαια*) Todtenrichter.

***) Daher Honig den Manen geopfert. Zum Andenken der weißen Frau wird in Böhmen, Rußland, England, Thüringen ꝛc. an einem beſtimmten Jahrestag Honigkuchen gegeſſen.

Thiere von *guter* Vorbedeutung werden *Weg* weiſend, d. h. wo man ihnen begegnet, wird das beabſichtigte Gebäude aufgebaut. Bei Brinjah, im Amt Rendsburg in Schleswig, wurde an der Stelle im Walde, wo ein Hirſch aufgeſcheucht wurde, das jetzige Wirthshaus, „zum Springhirſch", erbaut (Müllenhof, Sag. Nr. 104); anderswo beſtimmte das Erſcheinen eines Hirſches den Bau eines Kloſters (Kaltenbäck, „Marienſagen" Nr. 25., vergl. eine ähnliche Sage bei Müllenhof Nr. 134.), Pferde zeigen die Stätte für den Kirchenbau (Müllenhof Nr. 136. 137. 138.), auch Rinder (dafür bei Müllenhof Nr. 139. vier verſchiedene Sagen), Raben (Müllenhof Nr. 140.) und Tauben (Wolf D. S. Nr. 296.). Eine fliegende Henne zeigte die Bauſtätte einer Burg an (Grimm D. S. Nr. 570.). Vielleicht, weil der Hengſt ſeine Stimme nur vernehmen läßt, wenn er der Stutte anſichtig wird, darum horchen Mägde in der Weihnacht an der Schwelle des Pferdeſtalls auf das Wiehern der Hengſte, und vernehmen ſie es, ſo wird bis Johannis ein Freier erſcheinen (Grimm Myth. S. 1067). Unheil naht, wenn das Roß ſtolpert (Vuk ſerb. Volksl. 1, 240. Andere heirathsſüchtige Mädchen horchen auf das Gackern des Hahns, oder greifen bei dunkler Nacht in die Heerde, um einen Widder herauszuziehen (Grimm S. 1071).

Warum das Nieſen eine Beſtätigung der Wahrheit ſeyn ſoll? iſt eine ſchon oft aufgeworfene Frage, die noch ihrer Löſung harrt. Das Naſenbluten auf der linken Seite, ebenſo das Jucken des linken Auges ſoll Böſes bedeuten; das Klingen des linken Ohrs üble Nachrede. Das Letztere berichtet ſchon Plinius (28. 2.). Wer an der Thüre beim Ausgehen hängen bleibt, an die Schwelle ſtößt, ſtolpert, oder noch einmal umzukehren ſich veranlaßt ſieht, darf nicht auf günſtigen Erfolg ſeiner Verrichtung hoffen. Schuhe über das Haupt werfen und ſehen, wohin ſich die Spitze kehrt, erforſcht den Ort, an welchem ein Menſch länger bleiben ſoll*). Auf die altheidniſche Verehrung des Blitzgotts (Thor, Perun) zielen folgende Meinungen: Wer einen Donnerkeil bei ſich trage oder im Hauſe habe, ſey gegen den Donner geſichert**), und wenn man den Kühen die Euter damit beſtreiche, oder ſie durch das Loch der Donnerkeile melke, ſollen ſie die durch Zauberei verlorne Milch wieder bekommen. Daß man den Strick, die Kleider und das Blut eines Gehenkten für wunderkräftig hält, darf als ein nicht mehr verſtandener Ueberreſt der Verehrung Odins betrachtet werden, welcher als Luftgeiſt (Oden), d. h. als die Weltſeele, „Herr der Gehenkten" hieß (ſ. Kloſter IX. S. 377), und unter allen Formen des Menſchenopfers ſoll ihm der Erhängungstod derer, die ſich ihm weihten, am liebſten geweſen ſeyn.

Ueber den an Zahlen haftenden Aberglauben.

Gemäß dem Ausſpruche: die höhere Einheit beherrſcht alle niedern Zahlwurzeln, hatte man in die **Zahl** ſelbſt als ſolche geheime Kräfte hineingelegt, in die ungerade mehr als in die gerade, in die Dreizahl, Siebenzahl, Fünfzahl und Neunzahl (welche aber nur die verdreifachte Dreizahl iſt), die ſtärkſte. Hierin iſt der Urſprung der Tagwählerei zu ſuchen, die Moſe (3 M. 19, 26 5 M. 18, 10) ſeinem Volke vergeblich unterſagte, denn die Kabbaliſten weichen ſelber von dieſem Verbote ab, indem ſie gewiſſe Tage, wie z. B. den Montag, für ungeeignet zu wichtigen Unternehmungen halten, den Dienſtag aber beſonders loben, Heirathen auf denſelben verlegen rc. Heſiod unterſcheidet in ſeinen „Hauslehren" (765—829) gute und böſe Tage, die Römer können dies fastos und nefastos. Im mittelalterlichen Volksglauben ſind der zweite, vierte und ſechste Wochentag böſem Zauber günſtig (Kloſter VI. S. 188. 196. 219.); der Montag gilt für unglücklich zu neuem Beginn, aber der feiſte Dienſtag (mardi gras) begünſtigt Unternehmungen; glücklich iſt der Sonntag, die in der Mitternachtsſtunde deſſelben Gebornen ſehen Geiſter; nächſt dieſem Tag ſteht der Donnerſtag, auf welchen mehrere Kirchenfeſte (Fronleichnam, Himmelfahrt und der grüne Donnerſtag) fallen, aus Gründen, welche ſchon im neunten Bande des „Kloſters" S. 278. 279. erläutert worden ſind, im höchſten Anſehen. Hier drängt ſich von ſelber die Frage auf: warum ſind eben die ungleichen Wochentage in günſtigerm Rufe? Hierauf antworte ich: weil die Zwei (d. i. die Getheiltheit in ihrem Verhältniß zur Eins) Trennung, Gegenſatz und Streit iſt, jede Spaltung aber ein Zeichen der Unvollkommenheit, die Nacht gegenüber dem Tage*), das Weib gegenüber dem Manne. Beachtenswerth iſt, daß der zweite und ſechste Wochentag nicht nur weiblichen Gottheiten (Mond und Venus) geweiht iſt, ſondern gewiſſermaßen auch der vierte, denn Mercur, in der Ovidiſchen Fabel der Vater des Herm-Aphrodit, iſt ein mannweiblicher Gott, und als Planet zur Hälfte warm, zur Hälfte feucht, daher ſeine Unzuverläßigkeit beklagt, daher unter den Metallen das Queckſilber ihm geweiht, daher die Mythen dieſem Gott Trug und Zauberei zur Laſt legen. Die Zahl iſt die Urheberin des Todes *) und der Nacht **), denn durch den Sündenfall, d. h. durch die Begattungsluſt, hatte ſich der Urmenſch getheilt, und mit der Zweiheit war die Zwietracht in die Welt gekommen, mit dem Weibe der Tod. Und weil nun die Zahl die aufgehobene Einheit (Vollkommenheit) iſt, darum hat die Urſprache, das Sanſkrit, für Zählen und Zerſtören nur Ein Wort (kal), darum iſt die Peſt die Folge der Volkszählung (2 Moſ. 30, 12. vgl. 2 Sam. 24, 1—10). Die Kabbaliſten lehren: „der Satan hat über alle gezählten Dinge Gewalt," und die chriſtlichen Völker glauben es, denn der Sardinier hütet ſich ebenſo wie der Mahomedaner und Jude, wenn er nach ſeinem Alter gefragt wird, eine directe Antwort zu geben, und in Deutſchland wagt es nur ſelten ein Hirt, ſeine Schaafe zu zählen, am wenigſten vor der Hämmelung, denn das Vieh käme ſonſt zu keinem Gedeihen, das Wachsthum würde ihm benommen ꝛc. Die Scheu vor der geraden Zahl, welche den Talmud (**Pesachim f. 110**) veranlaßte zu der Ermahnung, daß man nichts in der Zweiheit thue, z. B. nicht zwei Becher Weines trinke, zwei Eier eſſe ꝛc. beſtimmte die Rabbinen: dem Sünder nicht (die 5 Moſ. 25, 3. gebotenen) 40 Streiche, ſondern nur 39 aufzählen zu laſſen; umgelehrt beſtimmt dieß den Indier, dem Verbrecher anſtatt 100 Hiebe 101 aufzählen zu laſſen (Holwells Hindoſtan, deutſch v. Kleuker S. 138), und die Furcht vor den geraden Zahlen geht insbeſondere bei dieſem Volke ſo weit, daß, wenn man 100 oder 1000 Rupien borgt oder leiht, die Obligation ſtets auf 101, 1001 lautet (Holwell S. 285), und wenn das Geſchenk der erſten Audienz einem Fürſten gemacht werden ſoll, ſo überbringt die Dewadeſchi (Bajadere) immer 11 oder 111 oder 1101 Rupien (Haſners Landreiſe längs der Küſte von Oriſa S. 86). Die 101 Kanonenſchüſſe bei Feſtivitäten in Stambul, die Erzählungen der Orientalen nach 1001 Tagen, Nächten, Viertelſtunden ꝛc. ſind ausſchließlich aus dieſer Quelle zu erklären.

---

*) Weil Schuhe ein Heilszeichen. In einigen Gegenden Deutſchlands legt die Braut Körner in ihre Schuhe, wenn ſie zur Trauung geht, um niemals Brodmangel zu haben.

**) Thors Hammer heiligte den Beſitz (daher jetzt noch der Auctionshammer), ſegnete Bräute und Todte ein, und hatte ſonſt noch wichtige Beſtimmung.

---

*) Die Tafel Lo-ſchu, welche der chineſiſche Kaiſer Yu vom Himmel empfangen haben wollte, hatte ſchwarze und weiße Kugeln, die ſchwarzen ſtellten die geraden Zahlen vor, die weißen die ungeraden.

---

*) μορος (Tod), ſtammt v. μέρω, theilen.

**) μελαν (ſchwarz), ſtammt v. μέλω, theilen.

Die Vier als doppelte Zwei ſteht in noch ſchlechterm Rufe. Nach dem vierten Weltalter wird der Weltuntergang, der jüngſte Tag erwartet. Der Tod hat eine vierſträngige Geißel (Grimm S. 806), denn es tritt erſt am vierten Tag die Verweſung ein, wie wir aus der Auferſtehungsgeſchichte des Lazarus (Joh. 11, 39) entnehmen, die einen Tag früher kein Wunder geweſen wäre. Jephthas Tochter wurde alljährlich vier Tage betrauert (Richt. 11, 40), ebenſo lange Oſiris in jedem Herbſte von der Iſis (Plut. de Is. c. 39), die Verwandten eines Verſtorbenen trauern in Indien zehnmal vier Tage (Ausl. 1844 Nr. 270), die in einen Sarcophag eingeſchloſſene Leiche iſt, mit Ausnahme der Zähne, in einem gleich langen Zeitraum verweſt (Plin. II, 96). Das Todtengericht der Aegypter am See Möris beſtand aus zehnmal vier Mitgliedern (Diod. I, 92). Die Vierzig iſt daher die Straf- und Bußezahl, denn der ſündfluthliche Regen hielt 40 Tage an (1 Moſ. 7, 4), Ezechiel trug die Sünden ſeines Volfes 40 Tage, den Niniviten iſt ein 40tägiger Bekehrungstermin angeſetzt, 40 Jahre ſeufzen die Iſraeliten unter der Oberherrſchaft der Philiſter (Richt. 13, 1). Ebenſo lange büßen ſie für ihren Unglauben in der Wüſte (4 Moſ. 14, 34), ihre Dienſtzeit in Aegypten dauerte ſogar vier Jahrhunderte (Apſtlgſch. 7, 6), das viertägige Faſten des zur Bekehrung ſich vorbereitenden Cornelius (Apſtlgſch. 10, 30) wiederholt ſich im vergrößerten Maßſtab in der kirchlichen Faſtenzeit, welcher Moſe (2 M. 34, 28), Elias (1 Kön. 19, 8) und Jeſus (Matth. 4, 2) mit ihrem Beiſpiele vorangingen.

Am ſechsten Schöpfungstage ſind der Tradition zufolge Satan und das Weib erſchaffen worden, daher die dreifache Sechs die Zahl des Antichriſts (Offb. Joh. 13, 18), und Sechs die Venuszahl, der Venuswürfel ein Sechseck, die Sechs hat Bezug auf die Ehe (γαμος Clem. Strom. V. 14), der Venus wird am ſechsten Tag geopfert (Jambl. de myst. c. 28). Sechs Maaß Gerſte erhielt Ruth für den nächtlichen Liebesdienſt (Ruth 3, 15). Simri buhlte mit der Midjanitin ſechszigmal in Einem Tage (Eiſenmenger Jdth. I. S. 446). Und weil die Wöchnerin, nach perſiſch-rabbiniſcher Vorſtellung in der Gewalt des Ahriman, Satan, ſich befindet, darum iſt ſie 66 Tage unrein (3 Moſ. 12, 5). Geburt und Tod, als die beiden Endpole des Lebens, ſind in der Idee Eins, daher die Sechs ſowohl Satans- als Venuszahl; daher bezieht ſie ſich nicht nur auf die Luſt, ſondern auch auf Sünde und Strafe. Nach Zoroaſter tilgt das Gebet des Sohnes 60 Sünden ſeines verſtorbenen Vaters, und der Meineid wurde in ſeinem Geſetz mit 600 Riemenſtreichen beſtraft (Rhode Zendſ. S. 440). Die dreifache Sechs (3 † 6) iſt bei den bibliſchen Schriftſtellern die

Strafzahl (2 Sam. 8, 13. Richt. 3, 14, 20, 25. Ezech. 9, 2. Luc. 13, 4).

Hingegen die Drei, weil ſie das Unvollkommene (die Zwei) mit der Einheit wieder verbindet, iſt die Gotteszahl, das lehrten ſchon die Heiden *); der Begriff der Vollkommenheit, der ſich ſchon im Sprüchwort: „Aller guten Dinge ſind Drei“ ankündigt, iſt mit ihr verbunden, und es gibt daher nicht bloß eine chriſtliche Dreifaltigkeit, ſondern auch eine brahmaniſche, chineſiſche, buddhiſtiſche, ägyptiſche, helleniſche, rabbiniſch-kabbaliſtiſche ꝛc. **), daher Göthe mit Recht ſagen konnte:

„Die Kunſt iſt alt, zugleich auch neu,
Es war die Art zu allen Zeiten.
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Statt Wahrheit Irrthum zu verbreiten.“

Wer kennt nicht das pythagoräiſche Fünfeck (Pentagramm) in ſeiner Bedeutung als Heilszeichen? Dieſes war es noch früher den Brahmanen. Die Heiligkeit der Fünf wollten die Alten daraus erklären, daß ſie das Gerade (Zwei) und Ungerade (Drei) einigt, demnach allen Gegenſatz aufhebt. Daher galt ſie den Römern auch als Vermählungszahl. Plutarch (Qu. Rom. 2.) erklärt auf dieſe Art die fünf Wachskerzen bei Hochzeiten.

Wie die Drei als Vereinigung der Eins und Zwei, d. h. der männlichen und weiblichen Zahl, die Signatur der Vollkommenheit, ſo galt die Sieben als Miſchung der Drei und Vier es in noch höherm Grade, und wie das moſaiſche Geſetz die Ausſage von mindeſtens drei Zeugen zur Ermittlung der Wahrheit verlangt, ſo verlangte man bei Staatsbündniſſen, wegen der erhöhten Wichtigkeit, mindeſtens ſieben Zeugen, daher im Hebräiſchen, wie im Sanſkrit, Schwören in wörtlicher Ueberſetzung: Beſiebnen heißt. Sieben Zeugen fordert auch das germaniſche Geſetz (Grimms Rechtsalt. S. 858). Daß die Sieben in den kirchlichen und politiſchen Inſtitutionen, in den Gebietsſectionen der Provinzen und Völkerſchaften, in den Conſtructionen der Tempel, Städte und anderer Schöpfungen der Baukunſt im Orient eine bevorzugte Rolle ſpielt, kann bei dem Einfluſſe der das Planetenſyſtem ſtets im Auge behaltenden Aſtrologie, welche dort auf Staat und Cultus ſo großen Einfluß übt, ſo wie bei der im Morgenlande vorwaltenden Naturanſchauung, die nicht nur in den Tönen, Farben, Metallen ꝛc., ſondern auch im ganzen Cosmus das Vorherrſchen der Siebenzahl erkannte, nicht befremden. Um ſo überraſchender iſt es aber, die Wichtigkeit der Sieben auch im Abendlande in ungeſchwächtem Anſehen anzutreffen, wofür eine nicht geringere Summe von Beiſpielen ſich anführen ließe, wenn nicht die gebotene Raumerſparniß uns auf Anführung deſſen beſchränkte, was das deutſche Vaterland zum höhern Anſehen der Siebenzahl beigetragen hat. L. v. Ledebur bemerkt in Mone's „Anzeiger“ f. K. d. M. 1832, S. 293, welche Hauptrolle die 7 in den Wahrzeichen und ſonſt ſpiele. So gibt man der Stadt Roſtock 7mal 7 Kennzeichen (als 7 Thüren der Marienkirche, 7 Straßen vom großen Markte, 7 Thore, 7 Brücken bei dem Strand, 7 Thürme auf dem Rathhaus, 7 Glocken, 7 Linden in dem

---

*) Ternarium numerum perfectum summo Deo assignant, a quo initium et medium et finis est (Serv. in Virg. Ecl. 8, 75.) θειοτερα φυσις εκ τριῶν εστι Plut. de Is. c. 56.

**) Die Belege ſind geſammelt in Nork's Rwtb. u. d. A. Dreifaltigkeit.

Roſengarten), ſ. Kliwere, Beſchreib. v. Meklenburg II. S. 408 2te Aufl., Büſching, wöch. Nachr. II. S. 191. — Die 7 Wunder Jena's enthält nachſtehendes Diſtichon: **Ara, Caput, Draco, Mons, Pons, Vulpecula, Turris, Weigeliana Domus, septem miracula Jonae.** — Helmreich (**Annal. Tangermünd Lib. 1. c. a.**) hat in lateiniſchen Diſtichen die 7 Städte der Altmark beſungen. — Beckmann (Beſchr. d. Mark Brandenb. II. Abſchn. 1. S. 94—98) gibt der Altmark 7 Kreiſe, 7 Landreitereien, 7 Flecken, 7 Aemter, 7 Klöſter, 7 Flüſſe, 7 wüſte Schlöſſer, zweimal 7 bewohnte Schlöſſer, 7 Kirchen, deren Thürme gen Oſten ſtehen. — Bei Lübeck heißt ein Dorf „Siebenbäumen“. Auf der weimarſchen Karte von Deutſchland findet ſich ein „Siebenaich“, ein „Siebeneich“ und ein „Siebeneichen“ (Grimm Rechtsalterthüm. S. 795). Bei Bonn gibt es ein „Siebenbergen“, obſchon die Zahl der in den dortigen Gebirgen hervorragenden Höhen ſich nicht auf die Zahl 7 beſchränkt. Die Sieben Berge im Hildesheimiſchen; das Fürſtenthum Siebenbürgen; das in der Sage vom Hamelnſchen Rattenfänger eine Rolle ſpielende Dorf Siebenbergen, unweit der Schauenburg; ein Sevenbergen bei Turnhut in Brabant. Vor dem halliſchen Thore der Stadt Köthen liegen die Sieben Brüne (Beckmann Anhaltſche Hiſt. S. 425). Ferner das ehemalige Auguſtinerkloſter „Seevenborren“ (**septem fontes**) bei Rode in Brabant. Bekanntlich gilt von Rom und Conſtantinopel, daß ſie auf 7 Hügeln erbaut ſeyen, ebenſo von der zerſtörten Wendenſtadt Rhetra, von Nürnberg. Die Siebenhügel bei Köttichau, unweit Zeiz. Bei Hunengräbern fand man die 7 gleichfalls bedeutend. Die 7 Steine bei Pinnow, im Kreiſe Angermünde in der Ukermark, die 7 Steine auf dem Morinſchen Felde (Beckmann, Beſchreib. v. Brandenb. I. S. 371). Eine Gegend bei Oſtbaren, unfern Tangermünde, wo man viele Todtenköpfe ausgegraben hat, heißt „auf den 7 Ruthen“ (Beckmann v. d. Stadt Tangermünde 63).

Die Redensart, „die böſe Sieben“, möchte wohl ihren Urſprung der Beobachtung verdanken, daß dieſe Zahl in der Natur das Zeitmaß der Entwickelungsſtufen iſt; denn Krankheitsperioden richten ſich oft nach dieſem Schema. Die Zeiten der Zahnentwicklung, der Mannbarkeit, ebenſo die rückgängigen Metamorphoſen im Alter, namentlich bei Frauen, und die dadurch bedingten Krankheiten richten ſich häufig nach Zeiträumen von 7 Jahren. Ein großer Theil ſolcher regelmäßiger Perioden in der Geſchichte jedes einzelnen Organismus wird durch tauſend äußere Einflüſſe geſtört, ein vielleicht noch größerer entzieht ſich unſerer Beobachtung. Jene von Paſſavant angeführte Hellſehende verordnete ſich und Andern oft Mittel auf 7, 3mal 7 und 7mal 7 Tage. Die vorhergeſagten Erſcheinungen erfolgten. Deßhalb kann nicht von einer willkürlichen Eintheilung der Zeit die Rede ſeyn. Subjectiv iſt dieſelbe gewiß nicht, weil man ſie in allen Zeiten und bei allen Völkern wiederfindet. Alſo bleibt nur jene Anſicht eines objectiven Innewerdens der Zeitgeſetze übrig. Man iſt alſo anzunehmen gezwungen, daß jenes Zeitmaß der Hellſeher bedingt iſt durch den Entwicklungsgang, durch den Rhythmus, in dem jedes Zeitweſen lebt. Die Zeitgeſetze ſind ſo geordnet wie die Raumgeſetze. Dieſe offenbaren ſich in der Bildung, z. B. in den Kryſtalliſationen und den organiſchen Formen, welche letztere alle im Gegenſatze der unorganiſchen, krummlinigte Grenzen haben. Wie hier dem bewaffneten Auge der Cubus, die Kugel u. ſ. w. als Grundformen erſcheinen, ſo dort dem hellſehenden innern Auge die Zahlen 3 oder 7 als Grundzeit, als das Zeitmaß, in dem jedes Lebende ſein zeitliches Daſeyn offenbart. Das Eigenthümliche eines jeden Weſens wird aber ſo ſehr durch ſeinen Zeitrhythmus, als durch ſeine Form im Raume beſtimmt. Auf dieſe Art haben auch die heiligen Zahlen im Cultus ꝛc. eine tiefere Bedeutung, indem ſie Symbole von Zeiten und Zahlen ſind, die ihren Grund im Naturleben finden. Welche objective Bedeutung aber die Zahlen in der Natur haben, beweiſen die ſtöchiometriſchen Proportionen, nach welchen ſich verſchiedene Körper nur in beſtimmten Zahlenverhältniſſen untereinander verbinden (Paſſavant üb. d. Lebensmagn. S. 106).

In der That lehrt uns die Geſchichte in zahlreichen Beiſpielen, daß nicht bloß in der phyſiſchen, ſondern auch in der moraliſchen Welt die Zahl einen wichtigen Einfluß auf die Geſchicke nicht nur ganzer Völker, ſondern auch der Individuen ausübt. Die Wiederkehr gewiſſer Perioden läßt auch ähnliche Erſcheinungen wiederkehren, daher der Glaube an glückliche und unglückliche Tage. Die Zerſtörung des zweiten Tempels in Jeruſalem durch die Römer fiel auf den Jahrestag der Zerſtörung des erſten Tempels durch die Aſſyrer. Der fünfte Wochentag brachte nicht nur König Heinrich VIII. von England, ſondern auch ſeiner ganzen Nachkommenſchaft Unglück (Stow's Annalen 1631, p. 812). Am 22. Juli (1818) ertheilte Kaiſer Franz von Oeſtreich ſeinem Enkel, dem Sohne Napoleon's, den Titel eines Herzogs von Reichſtadt, nach der gleichnamigen Herrſchaft in Böhmen. An demſelben Tage

(1821) wurde Letzterm der Tod ſeines Vaters angezeigt, an demſelben Tage (1832) ſtarb der Herzog ſelbſt, in demſelben Zimmer, welches 1809 zum Schlafgemache Napoleons gedient hatte.

Das Spiel der Zahlen Drei und Sieben manifeſtirt ſich in folgenden Beiſpielen: Immer iſt es noch zugetroffen, daß wenn in Frankreich drei Brüder nach einander regiert hatten, beim Dritten eine plötzliche Veränderung der Dynaſtie eingetreten iſt. Philipp der Schöne hinterließ vier Söhne, von welchen drei nach einander den Thron beſtiegen. Mit Karl dem Schönen erloſch die Linie Capet, und das Haus Valois kam zur Regierung. Heinrich II. hinterließ gleichfalls vier Söhne, drei davon regierten nach einander, da kam das Scepter vom Hauſe Valois an die Bourbonen. Die Richtigkeit dieſer Combinationen des Schickſals hat in unſern Tagen die Reihenfolge bewieſen. Erſt Ludwig XVI., dann deſſen Bruder, Ludwig XVIII., hierauf der dritte Bruder, Karl X. Auf dieſen folgte der Gründer einer neuen Dynaſtie, Ludwig Philipp von Orleans, welcher ebenfalls vier Söhne (Nemours, Montpenſier, Joinville und Aumale) hinterlaſſen wird, von denen die erſtern Drei, dem Spruche der Nemeſis zufolge, die ihren Vater gerichtet hat, hoffentlich ſo wenig als der Vierte, jemals den franzöſiſchen Thron beſteigen werden, welcher glücklicher Weiſe von der Volksjuſtiz verbrannt worden iſt *).

---

*) Die Zahl Drei macht ſich nicht bloß in den Palläſten bemerkbar, ſie kehrt auch in die Hütten des Volkes ein. Der Verf. der Schrift „Londres en 1833" erzählt: Ein Bauer in der Nähe von Brighton hatte ſich dreimal verheirathet, jede Frau hatte drei Kinder, die zwei älteſten ſtarben im jedesmaligen dritten Jahr der Heirath. Zwiſchen jeder Heirath blieb jener Bauer drei Jahre Wittwer, er hat nur noch drei Kinder,

Wie die Dreizahl hat auch die Siebenzahl in der Geſchichte der franzöſiſchen Dynaſtien ſich geltend gemacht. Je der ſiebente König von Frankreich wurde gefangen genommen; Ludwig IX. im Jahre 1250 von den Saracenen in Aegypten; Johann, der ſiebente König, nach dieſem Ludwig, ebenfalls nach einer Schlacht im Jahr 1356; ferner Franz I., der ſiebente König, nach dieſem, von Kaiſer Karl V. im Jahr 1525 in der Schlacht bei Pavia gefangen, und nach Spanien abgeführt. Beinahe wäre dem folgenden ſiebenten König, Ludwig XIV., ein gleiches Unglück begegnet *), ſo wie beinahe Ludwig Philipps drei Söhne die Krone von Frankreich ſich nach einander aufgeſetzt haben würden, wenn nicht die Nemeſis endlich ſich entſchloſſen hätte, über die Könige ſelber Gericht zu halten.

Die Zahl Dreizehn ſteht bekannter Maßen in einem noch viel ſchlimmern Ruf als die Sieben. Wie

---

und Jedes iſt das Jüngſte von ſeinen Frauen. Endlich ſind ſeine drei Kinder in demſelben Monat des Jahres immer drei Tage auseinander geſtorben. Wer auf ſolche „Spiele des Zufalls" Behufs einer zu veranſtaltenden Sammlung Jagd machen wollte, könnte es leicht bis zu mehrern wohlbeleibten Bänden bringen. Hier mußten Andeutungen genügen.

*) Ein Oberſter, Namens von Grobbendonk, wollte den König (welcher zuerſt ausgeſprochen hatte, was andere Kronenträger durch ihre Handlungsweiſe merken laſſen, nämlich: l'etat c'est moi!) in die Falle bringen. Er diente unter den Alliirten, und hielt ſich in Ryſſel auf, welches dieſe damals inne hatten. Grobbendonk hatte erfahren, daß der König auf der Luſtreiſe von Verſailles nach Marly nur zwölf Musquetiere zur Wache mitnehmen, und unterwegs die Madame Maintenon in dem Kloſter zu St. Cloud beſuchen würde. Grobbendonk wagte es alſo mit hundert verſuchten Kriegern, allein der Wegweiſer führte ſie abſichtlich durch Umwege, daß ſie eine halbe Stunde zu ſpät ankamen, wofür er zwar eine Tracht Schläge zum Lohn bekam, Grobbendonk aber ſeine gehoffte glänzende Beute ſich entgangen ſah, doch liefen ihm zwei franzöſiſche Generale ins Garn, welche er auf ihren Gütern aufgehoben und in Ryſſel im Triumph aufgeführt hat.

dieſe eine Miſchung der geraden Zahl Vier mit der ungeraden Drei, ſo Jene von der geraden Sechs mit der ungeraden Sieben. Es muß alſo jene gefürchtete Eigenſchaft der „böſen Sieben“ bei der Dreizehn im doppelten Grade vorhanden ſeyn. Alle Völker, welche nach Mondenjahren rechnen, und daher in jedem vierten Jahre einen Schaltmonat haben, nämlich einen dreizehnten oder (nach vierjährigen Perioden) ſiebenmal ſiebenten, fürchten in dem Winter, welcher mit einem ſolchen Monat abſchließt, großes Sterben, daher die Juden nur in ſolchen Wintern von Schaltjahren die von dem Evangeliſten erwähnten wöchentlichen zwei Faſttage gewiſſenhaft halten, hoffend, dadurch das vorherbeſtimmte Uebel abzuwenden. In der Chriſtenheit wird der Epiphanientag, d. h. der Dreizehnte nach Chriſtnacht, wegen des Umzugs der geſpenſtiſchen Holle, Berchta, Beſana ꝛc. mit ihrem Geiſterheer, nicht weniger gefürchtet; daher in Wohnungen der Katholiken an jenem Tage die Anfangsbuchſtaben der Namen der heil. drei Könige als Präſervativ an alle Thüren geſchrieben. Wie bei den Juden ꝛc. der 13te Monat, bei den Chriſten der 13te Tag in jedem Jahre (denn ehedem eröffnete die Kirche daſſelbe mit dem Chriſttag, ſ. Kloſter VII. S. 24) ominös war, ſo bei den Indern das 13te Jahr. Urwaſi's Fluch ging an Arjuna im 13te Jahr in Erfüllung (Rhode, Bild. d. Hindu II. S. 333), und ſeine Wirkſamkeit hörte nach Ablauf dieſes Jahres auf. Im nordiſchen Mythus wird Loki, der 13te der Aſen, dieſen verderblich. Mone (Eur. Hdth. I. S. 364 Anm.) vermuthet daher, weil Loki der Todbringer (ſ. Kloſter IX. S. 353), und weil die Nornen und Walkyren, welche den Tod der Menſchen beſtimmen (als Parzen) und bringen (als

Schlachtjungfrauen), Dreizehn der Zahl nach ſind*), ſo rühre davon der Volksglaube her, daß von dreizehn Tiſchgenoſſen einer im nächſten Jahre ſtirbt. Die Beziehung auf die Tiſchgeſellſchaft Jeſu, welche allgemein zur Erklärung dieſes Vorurtheils angenommen wird, will nicht paſſen, weil nicht nur Judas, ſondern ſchon vor ihm Jeſus — alſo Zwei und nicht Einer — bald nachher vom Leben ſchieden.

Daß die Zahl Dreizehn wirklich ein Handgeld zum Grabe ſey, läßt ſich aus folgenden fünf Beiſpielen — obſchon man hier nicht verſchweigen darf, daß die Gemüthsbewegung, welche das Vorurtheil hervorzubringen geeignet iſt, den Tod in ähnlichen Fällen leicht beſchleunigt — dennoch ziemlich ſicher errathen:

I) In der Lebensgeſchichte Joh. Wilmots, Grafen von Rocheſter, wird eines Gaſtmahls gedacht, welches bei Madame Warrn, der Schwiegermutter des Lords, gegeben wurde, und bei welchem dreizehn Perſonen an der Tafel waren. Eine junge Dame erinnerte bei Tiſche den Capelan daran, der, als wenn er gemerkt hätte, daß er das Opfer unter dieſen Dreizehn werden würde, ſich nach der Abendmahlzeit ganz unruhig in ſein Schlafzimmer begab, und am folgenden Morgen im Bette todt gefunden ward.

II) Keller (Grab d. Abergl. I. S. 201) findet ſich veranlaßt, obſchon gegen die Tendenz ſeiner Schrift, der Wahrheit die Ehre zu geben, und zu Gunſten der Volksmeinung folgenden Brief eines Freundes an ihn ſeinen Leſern mitzutheilen: „Im Jahr 1773 ging ich mit einigen Freunden von Frankfurt aufs Land. Als wir uns eben an den Tiſch ſetzen wollten, wurde bemerkt, daß dreizehn Gedecke vorhanden waren. Um dieſen Umſtand zu vermeiden, traf man die Auskunft, daß die ledige Schweſter unſerer Wirthin, ein junges Frauenzimmer von 20—25 Jahren an einen Nebentiſch geſetzt wurde. Um ſie nicht allein zu laſſen, und mir und den übrigen Gäſten das Vorurtheil zu benehmen, ſetzte ich mich zu ihr. Sie ſtarb vier Monate nachher.“

---

*) Sie heißen: Hriſt, Miſt, Skeggöld, Skögul, Hilde, Thrude, Glock, Herfiötr, Göll, Geirahöd, Randgrid, Radgrid, Regenleif.

III) Im Jahr 1843 ſaßen in Altenburg an einer Wirthstafel dreizehn Gäſte beiſammen, worunter auſſer mehrern Schauſpielern der Chordirector Juſt. Ein voreiliger Mund machte die Verſammlung auf die verhängnißvolle Zahl aufmerkſam. Einige lachten darüber, Andere waren verſtört. Schließlich warf man dreizehn, von Eins ab, auf einanderfolgende Nummern in einen Hut und looſte um den Tod. Juſt zog Nr. 13. Seine heitere Laune verſchwand. Bald darauf klagt er dem Arzt über Unwohlſeyn, dieſer verordnet Kaltwaſſerwaſchungen als Heilmittel. Am 8. Nov. wurde ſeine Leiche aus dem Schloßteich gezogen. Seine Kleider wurden wohl zuſammengelegt, auf einem Stock am Ufer gefunden. An Selbſtmord war alſo nicht zu denken. (Aus der Chemnizer „Sonne.“).

Ein alter Militär gibt in der Wiener Zeitſchr. 1844 Nr. 111. unter andern Mittheilungen aus ſeinem Tagebuche auch folgende Anecdote zum Beſten:

IV) Die in Frankreich nach dem Frieden von 1815 zurückgebliebenen Occupationstruppen hatten Marſchordre erhalten, und der Tag des Aufbruchs war bereits feſtgeſetzt. Mehrere von uns jüngern Kameraden, obgleich verſchiedenen Truppentheilen angehörend, hatten ſich zu einem engern Freundſchaftskreiſe zuſammengefunden, und wir beſchloſſen, ehe wir uns trennten, um uns vielleicht längere Zeit nicht wiederzuſehen, noch einmal bei einem freundſchaftlichen Mahle uns zu vereinigen. Als Verſammlungsort wurde das Ziel unſrer meiſten Spaziergänge verabredet, ein einſames Gaſthaus in einer freundlichen Gegend gelegen. Der Wirth führte eine gute Küche und erhielt überdies den Auftrag, bei dieſer Gelegenheit ſeine ganze Kunſt aufzubieten. Am verabredeten Tag fanden wir uns von verſchiedenen Richtungen ein. Die Tafel war freundlich einladend gedeckt, und dann wollten wir zu Tiſche gehen, da es ſchien, als dürften wir keinen der Unſern mehr erwarten, als die

Thüre ſich öffnete, und noch ein Gaſt eintrat. Zwar gehörte er nicht eigentlich zu unſerer Geſellſchaft, aber er war Allen wohlbekannt und wurde daher freundlich begrüßt. Der gedeckte Tiſch zeigte ihm den Zweck unſeres Beiſammenſeyns, und ſtets bereit, zuzulangen, wo es etwas zu eſſen gab, fragte er an, ob es erlaubt ſey, Theil zu nehmen? Der Kriegscommiſſär Binder war der munterſte Geſellſchafter, ſeine Frage wurde daher einſtimmig mit einem freundlichen „Ja!“ beantwortet.

Ohne Zögern nahmen wir nun Platz, die aufgetragenen Speiſen wurden mit ſtets erneuertem Jubel begrüßt, und die lebhafteſten Geſpräche kamen in Gang. Dennoch entſtand eine Pauſe allgemeinen Schweigens. Während derſelben kam Einer von uns auf den Gedanken, die Geſellſchaft zu zählen, und als er dies gethan, rief er aus: „Dreizehn! Da muß alſo im Laufe dieſes Jahres einer von uns daran!“ „Laßt uns darum würfeln, wen es trifft!“ rief eine muthwillige Stimme. Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall; der Wirth mußte Würfel herbeiſchaffen, und bald rollten die Knochen, die auf eine ſpaßhafte Weiſe über Einen von uns das Todesurtheil fällen ſollten, klappernd über den Tiſch. Wer eine hohe Zahl warf, der jubelte, für diesmal dem Knochenmann noch entrinnen zu können; wer wenig Augen traf, der machte eine bedenkliche Miene, bis ſein Geſicht durch einen noch niedrigern Wurf wieder aufgeheitert wurde.

So kam die Reihe auch an den luſtigen Kriegscommiſſär. Dieſer weigerte ſich zu werfen. „Mit dem Tode muß man keinen Scherz treiben!“ ſagte er, „wie ich jetzt erſt gehört habe, bilden die Herren eigentlich eine geſchloſſene Geſellſchaft, und da ich kein Mitglied derſelben bin, habe ich keinen Grund, mitzuwerfen.“

Aber ſeine Ein- und Ausreden halfen ihm nicht, wir machten ihm begreiflich, daß ſeine Gründe gegen ihn ſelbſt ſprächen, indem er der Dreizehnte ſey, wenn wir ſie gelten laſſen wollten. Wir ſagten ihm, daß er daher mitwerfen müßte, wenn er nicht etwa das Todesloos freiwillig übernehmen wollte. Das wirkte! Er ergriff die Würfel, aber nur mit zagender Hand, warf und ſank erblaſſend zurück, denn aus den beiden Eins, die oben lagen, ſtarrte ihm ſein Todesurtheil ſcheinbar unwiderruflich entgegen, und er machte eine ſo trübſelige Miene, daß wir es nicht wagten, ihn auszulachen. Er war der ſiebente oder achte geweſen, der geworfen hatte; nach dem Wurfe aber war ſeine ganze Lebhaftigkeit verſchwunden, er ſtarrte vor ſich nieder auf den Teller, faltete auf dem Schooße die Hände und achtete nicht auf die Würfe der noch Uebrigen, als könnte er davon doch keinen Troſt mehr erwarten. Als aber bei dem Wurfe des Letzten der Ruf ertönte: „Zwei!“ da fuhr er von ſeinem Sitze auf und ſah funkelnden Blickes nach den Würfeln hinüber, um ſich zu überzeugen, daß wirklich noch Einer mit ihm gleiche Augen geworfen, und daß ihm ein Strahl der Hoffnung aufgehe. Das frevle Spiel wurde bis zu Ende getrieben. Der Kriegscommiſſär und der Lieutenant Jacobi, ſo hieß der Kamerad, der auch nur Zwei geworfen hatte, „ſtachen“ mit einander, und diesmal warf Jacobi mehrere Augen weniger, ſo daß das Schickſal ihn unwiderruflich als den Todescandidaten bezeichnete. Er ſchien ſich aber daraus nichts zu machen, ſagte lachend: „Dummes Zeug!“ und ließ ſich in ſeiner heitern Laune nicht ſtören. Auch der Kriegscommiſſär, von ſeiner Todesangſt befreit, kehrte zu ſeiner gewöhnlichen Luſtigkeit zurück und nahm gutmüthig die Neckereien hin, mit denen er jetzt von allen Seiten beſtürmt wurde.

So endete der Abend ſehr heiter, und als wir uns trennten, wurde kaum noch an den „Dreizehnten“ gedacht. Am dritten Tage darauf brachen wir auf. Ich ritt an der Compagnie Jacobi’s vorüber, und als ich ihn nicht ſah, fragte ich: Wo iſt denn Jacobi? „Er iſt plötzlich erkrankt, und muß im Hoſpitale zurückbleiben“ hieß es. Dieſe Nachricht machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, und auch auf die andern Theilnehmer jener Abendgeſellſchaft, denn dieſe plötzliche Erkrankung ſtand in wunderbarer Uebereinſtimmung zu dem verhängnißvollen Wurfe, den Jacobi gethan. Die Zerſtreuungen und Abwechſelungen des Marſches verwiſchten dieſen etwas unheimlichen Eindruck bald wieder, und ich muß geſtehen, daß ich des armen Jacobi kaum noch dachte, als wir an einem Raſttage, wieder zu dem frühern freundſchaftlichen Zirkel vereinigt, die Nachricht erhielten: Jacobi iſt todt.

So wunderbar der Tod des jungen Mannes unter den obwaltenden Umſtänden ſchon an und für ſich geweſen wäre, wurde dies dadurch noch bedeutend erhöht, daß er nicht an der Krankheit geſtorben, welche die Urſache ſeines Zurückbleibens war, ſondern daß er — ſich ſelbſt das Leben genommen. Er war nämlich von den ſogenannten ſchwarzen Pocken befallen worden; davon bereits wieder hergeſtellt, ließ er ſich einen Handſpiegel reichen, und die friſchen rothen Blatternarben verliehen ihm ein ſo abſchreckendes Ausſehen, daß er, der eitelſte Menſch von der Welt, die fixe Idee faßte, ſeine Schönheit, auf die er ſich ſo viel eingebildet, ſey für immer dahin. Dieſen Gedanken zu ertragen war ihm unmöglich, und ſo benutzte er die augenblickliche Abweſenheit ſeines Krankenwärters, um ſich zu erſchießen.

Allgemeines Bedauern folgte dem Unglücklichen, der in einem Anfall augenblicklichen Wahnſinnes ſich das Leben ſo ohne allen Grund genommen, denn ſchon nach wenigen Wochen würde ſeine Haut ganz ihre vorige Glätte, ſeine Schönheit, ihren frühern Glanz wieder gewonnen haben.

Der Eindruck, den dieſe Todesnachricht auf unſern Kriegscommiſſär machte, läßt ſich nicht beſchreiben. Er ſetzte ſich in den Kopf, er müßte nun auch noch im Laufe des Jahrs ſterben. In dieſem Gedanken verging er wie ein Schatten; kein Lächeln kam über ſeine Lippen, Speiſe und Trank ſchmeckten ihm nicht, und erſt als das verhängnißvolle Jahr zu Ende war, fing er, gleichſam verwundert, ſich noch auf Erden zu erblicken, wieder aufzuleben an.

V) Ein wohlhabender Landmann im Eiſenburger Comitat in Ungarn hatte im Jahre 1827 ſeinen Sohn verheirathet. Zum Hochzeitfeſte wurden ſämmtliche Honoratioren und Beamte des benachbarten Marktfleckens P. geladen, wohin die Letztern zum Verhöre einer kürzlich eingefangenen Räuberbande berufen worden waren. Bei Tiſche bemerkte eine Dame, daß die Tafelrunde aus dreizehn Köpfen beſtehe, alſo einer der Gäſte binnen Jahresfriſt ſterben müſſe. Herr P., ein geſunder rüſtiger Mann, ſtand ſogleich auf, und ſprach lächelnd: „Wenn ich dieſer Dreizehnte ſeyn ſollte, ſo bin ich noch heute bereit, aus der Welt zu ſcheiden.“ Das Geſpräch nahm nun eine andere Wendung, aber die frühere Heiterkeit wollte ſich nicht wieder einſtellen. Endlich brach die Geſellſchaft auf, und H. ging mit ſeinem Begleiter auf deſſen Stube, um noch ein Stündchen mit Plaudern hinzubringen. Plötzlich fiel in der Nähe des Hauſes ein Schuß, gleich darauf ein zweiter. Beide argwohnten mit Recht, die eingefangenen Räuber möchten aus dem Arreſt gebrochen ſeyn. H. eilte daher haſtig auf die Straße hinab. Sein Verdacht hatte ſich bewährt. Schon war die Wache von den Räubern entwaffnet, die Tritte kamen näher, Gewehre wurden ſichtbar, H. hielt Stand. Bald packte ihn ein Räuber, daß er ſich nicht regen konnte. Er rief nach Hülfe, und ſogleich zielte ein Räuber nach ihm, und H. wälzte ſich ſterbend in ſeinem Blute. Er war an der Hochzeittafel der Dreizehnte geweſen. (Wien. Theatztg. 1847. Nr. 26. S. 104).

Die Zahl (das Maß, Metrum, Rhythmus) hat dann zum Ton hinübergeführt, und der Grundſatz hat nun gelautet: der Grundton in der Höhe beherrſcht alle Tonfolgen in der Tiefe, er iſt in Allen, wie ſie in ihm. Weil nun der Himmel und ſeine Stand- und Wandelſterne ſich in Harmonie bewegen, von den Sternen aber alles Untere ſeine Macht erlangt, wieder aber auch die Weltſeele Alles, was in der Welt iſt, nach dieſer Anſchauung beſeelt und belebt, was lebt, aber von der Tonkunſt ergriffen wird, ſo hat man geurtheilt: füge man erdentſtammte Töne in der Harmonie dieſes Himmels zu einander, dann erwache auch eine Himmelskraft in dieſem Sange, durch die der Menſch ohne Weiteres die Natur zu beherrſchen vermöge, daher das Abſingen der Zauberformeln (ſ. S. 519 Anm.)

Endlich da auch das Wort der Höhe die gleiche Herrſchaft über die, den einzelnen Dingen in der Tiefe einwohnenden Worte führt, ſo hat auch darauf ein eigener Zweig der Magie ſich begründet, die auf der Vorausſetzung ruht: die Eigennamen ſeyen wie Radiationen der Dinge, die ſie bezeichnen; in ihnen alſo und in ihren Elementen, den Sylben und Buchſtaben, liege eine Band der Sympathie mit den himmliſchen Körpern verborgen, das um ſo enger binde, je höher und heiliger der Gegenſtand iſt, den das Wort bezeichnet. Fügt man ſolche Worte in ein gegliedertes Ganzes unter himmliſchen Einflüſſen zuſammen, wirkt das Gefügte in der Gewalt der Jenem einwohnenden Wahrheit um ſo ſtärker, und bezwingt Sterne und Elemente, beſonders wenn jene Wahrheit die Kraft des zu Bezwingenden preiſt und ausdrückt. Jedoch dieſe Betrachtungen leiten auf das weite Gebiet der Aſtrologie, Chiromantie, der Lehre von der Kraft der Amulete, Talismane ꝛc., welche ſämmtlich den Glauben an den Einfluß der Geſtirne zum Ausgangspunkte haben, daher ich den dafür ſich intereſſirenden Leſer auf einen, dieſen Fragen vielleicht beſonders zu widmenden, Band des „Kloſters“ verweiſe.

Siebenundvierzigſte Zelle.

Die vier Stände.

NB. Der Buchbinder wolle dieſen Carton Seite 779 einſchalten, da dort der Titel „Rechtsgebräuche“ ungültig iſt.

Prieſtermährchen

rechtfertigen die ungleichen Rechtsanſprüche der verſchiedenen Stände.

Weil die Sanction aller ſtaatlichen Einrichtungen von der Religion ausgehen muß, ſo befremdet es nicht, daß in jenem Lande, wo die Wiege aller Völker ſteht, in Indien, auch zuerſt von der Geiſtlichkeit an die Rechtfertigung eines von der Vernunft jederzeit angefochtenen politiſchen Syſtems gedacht worden iſt. Mindeſtens waren aber die dortigen Prieſter ſo weiſe, das Syſtem der Unbilligkeit in eine Theodicee zu verwandeln, und die ungleiche Vertheilung der irdiſchen Güter für die Folgen einer in einem frühern Leben verſchuldeten Sünde auszugeben. Baur (Symb. II., 2. S. 305) leitet die Kaſteneintheilung aus dem Pantheismus her, der die ganze Schöpfung aus lauter Gliedern des Weltleibs zuſammengeſetzt ſeyn läßt. Es kann dieſes Verhältniß, ſagt er, nicht treffender bezeichnet werden, als es die Schriften der Indier ſelbſt bezeichnen, wenn ſie ſagen: Brahma erzeugte den Brahmanen (Lehrſtand) aus ſeinem Munde, den Kſchetrya (Wehrſtand v. kshi: ſchlagen) aus ſeinem Arme, den Waiſya (Nährſtand v. vas: bekleiden) aus der Hüfte, und den Sudra (Hörſtand, die gehorchende, dienende Claſſe) aus dem Fuße. Die Geſammtheit aller Individuen iſt demnach nur Ein

Individuum, Ein Leib, Ein Organismus, und die Brahmanen, in welchen der göttliche Geiſt (Brahm) ſich ſelbſt individualiſirt, ſind es, in welchem dieſes Eine Individuum zum Bewußtſeyn kommt, ſie ſind die Seele des großen Leibes. Man denke — fährt Baur fort — ſich dieſen älteſten Organismus der menſchlichen Geſellſchaft, welchen wir mit dem Namen des Kaſtenweſens zu bezeichnen pflegen, nicht bloß als eine Trennung und Abſtoßung der Stände, ſondern ebenſoſehr als die innigſte Verknüpfung der ſtufenweiſe verſchiedenen Glieder zu einer ſtreng geſchloſſenen lebendigen Einheit. Die Unſelbſtſtändigkeit der untern Kaſte iſt nur als der Uebergang von dem ſelbſtbewußten, intelligenten Leben zu dem bewußtloſen Naturleben anzuſehen, mit welchem nach indiſcher Weltanſicht der Menſch in der Idee des höchſten Urweſens auf's Innigſte verbunden war. Darin aber liegt der höchſte Begriff dieſes ganzen Organismus, daß die Prieſterkaſte über allen ſteht, daß alle andern nur in ihr leben, nur durch ſie der wahren Bedeutung ihres Lebens theilhaftig werden können — denn die Vedas ſind nur den Brahmanen zu leſen, den Kſchetryas nur der Inhalt derſelben anzuhören geſtattet — auf dieſelbe Weiſe wie es der Leib ohne Seele iſt, und die einzelnen Glieder des Leibes nur in dem Grade einen höhern Werth haben, in welchem ſie dem Leben des Geiſtes dienen. In dieſer vollkommenen Geſtalt hat ſich das Kaſtenthum nur in Indien ausgebildet. In den Mediſch-Perſiſchen Ländern findet man zwar dieſelbe Zahl- und Stufenfolge der Kaſten (Rhode Zendſ. S. 537), aber das Verhältniß der beiden ſcheint hier ein anderes geweſen zu ſeyn (denn der Kriegerſtand nimmt hier die erſte Stelle ein, ſ. Kleukers Z. Av. I. S. 130). Und wenn auch das

Verhältniß derſelben in Aegypten (Heeren Ideen II. Abſchn. 2 S. 611 der zweiten Aufl.) dem Indiſchen wieder näher gekommen ſeyn mag, ſo hatte doch hier die Weltanſicht, aus welcher das Kaſtenſyſtem hervorgegangen war, nicht mehr dieſelbe urſprüngliche Lebendigkeit. Was hier aber vorzüglich in Betracht kommt, meint v. Baur, iſt der merkwürdige Gegenſatz, in welchem wir eben hierin Europa zum Orient erblicken. In Griechenland ſehen wir zuerſt die Menſchheit aus dem Zuſtande geiſtiger Unmündigkeit heraustreten, in welchen das Kaſtenſyſtem ſie hineingezwängt hatte. Blieb auch dem Prieſter noch immer die Würde eines Vermittlers zwiſchen Gott und dem Menſchen, wenigſtens in dem äußern Cultus, ſo war doch die innere geiſtige Scheidewand gefallen, welche ſich zwiſchen das unmittelbare Verhältniß des Menſchen zur Gottheit hineingeſtellt hatte. Es war nur eine freie Anerkennung, mit welcher der Einzelne ſich der prieſterlichen Autorität unterwarf, und der Prieſter ward eigentlich nur als das reine Organ der Gottheit betrachtet, welche eben ſo gut auch unmittelbar mit dem Menſchen verkehrte. Was im Orient nur in der Einheit eines Natur-Organismus beſteht, iſt in Hellas, indem das Einzelne ſich vom Ganzen trennte, in die ethiſche Freiheit geſtellt. Dort verſchwindet das Individuum in der Allheit des Ganzen, hier ſteht der Einzelne frei neben dem Einzelnen. Doch auch hier noch kein vollkommener Gegenſatz. Man denke nur an die joniſche, der indiſchen ſo genau entſprechende Kaſteneintheilung (Herod. V. 66), wobei die Geleonten ohne Zweifel als Prieſterſtamm voranſtanden, und an das hohe Anſehen, welches einzelne Prieſtergeſchlechter auch noch in der ſpätern Zeit der Griechen, beſonders in ſolchen Inſtituten hatten, welche, wie die Myſterien dem Geiſte des Orients am meiſten treu geblieben; ferner an die Prieſter-Auctorität der römiſchen Patrizier, und ihre ſtrenge Trennung von den Plebejern. Nun ſchließt v. B., „der wahre Gegenſatz gegen das Naturſyſtem der alten Religionen ſey erſt durch das Chriſtenthum (sic!) zu ſeiner vollen Erſcheinung gekommen, dadurch, daß es die Gleichheit aller Menſchen vor Gott als erſtes Princip aufſtellt. Dem Syſtem des Naturorganismus im älteſten Orient iſt hier die rein ethiſche Idee der Kirche gegenüber geſtellt, welche durch das, an ſich gleiche Verhältniß aller Menſchen zu Einem Oberhaupte, die religiöſe Selbſtſtändigkeit des Individuums begründet. Wie nach indiſcher Vorſtellung Brahma der Leib iſt, der alle Glieder der Geſellſchaft zur Einheit verknüpft, ſo heißt auch Chriſtus, als Herr der Kirche, der Leib, mit dem alle als Glieder zuſammenhängen. Was aber dort nur ein phyſiſches(?) Verhältniß, iſt hier ein ethiſches, es iſt ein geiſtiges Band, und der Eine Chriſtus iſt in Allen auf gleiche Weiſe. Dort iſt der Prieſter der Vermittler zwiſchen dem Einzelnen und dem Einen, hier aber ſind alle Glieder der Einen Kirche das auserwählte Geſchlecht, das königliche Prieſterthum.“ Durch dieſen letztern Ausdruck verräth v. B. jedoch, daß ihm 2 M. 19, 6 im Geiſte vorſchwebte, und folglich, daß ſein Lob vielmehr jener Religionsgeſellſchaft zukomme, aus welcher das Chriſtenthum erſt hervorging. Da aber der Moſaismus eine Blüthe des Orients iſt, und überdieß den Naturreligionen des übrigen Orients durch das Opferritual und Reinigkeitsgeſetze ſich anſchließt, ſo zeigt ſich hieraus, wie der Orient an dem Schematiſiren und Claſſifiziren des Herrn v. B. ganz unſchuldig iſt. Zwar dürfte in der moſaiſchen Religionsverfaſſung der erbliche Prieſterſtand dem Brahmanen in mancher Beziehung zu vergleichen ſeyn, zwiſchen welchem und den untern Ständen der Levit, dem ein niederer Grad der Heiligkeit inne wohnt (denn eine Leiche verunreinigt ihn nicht), mitten inne ſteht; wie dort die Kriegerkaſte, die das göttliche Wort, wenn auch nicht ſelbſt leſen, doch anhören darf; und der Ausſätzige, wie in Indien der Paria, ſeine Umgebung verunreinigte, darum außerhalb der Gemeinde weilen mußte. Aber hier wie dort galt dieſe durch Geburt oder Krankheit angewieſene niedere Stufe als Strafe für eine Gott mißfällige That (ſ. Rhode, R. d. Hindu II. S. 531), die des Indiers Syſtem der Seelenwanderung lieber aus, der Gottheit mißfälligen, Handlungen im frühern Leben zu erklären ſuchte; eine politiſche Maßregel, wodurch die Unzufriedenheit der untern Stände mit ihrem Erdenlooſe aufgehoben iſt, während trotz der gerühmten Gleichheit im Chriſtenthume deſſen vom Schickſal weniger begünſtigte Glieder die Ungleichheit der Glücksgüter ſchmerzlich empfinden müſſen, ohne in der Religion einen tröſtenden Grund für dieſe ſcheinbare Ungerechtigkeit des Schöpfers auffinden zu können. Endlich wird durch den Umſtand, daß auch der in Indien wurzelnde Buddhismus kein Kaſtenthum*) beſitzt, und dieſer jedem Menſchen durch aſcetiſches Leben die Heiligung und endliches Aufgeben in die Gottheit gleich nach dieſem Leben in Ausſicht ſtellt, die dem Occident günſtige Hypotheſe des Hrn. v. Baur in ihren Grundfeſten erſchüttert.

---

*) Ananda, Buddhas liebſter Schüler, begegnete einſt einem Mädchen aus der verachtetſten Kaſte der Inder, und bat um einen Trunk die Waſſer Schöpfende. Sie ſagte, daß ſie als eine Tſchandala ſich dem Prieſter nicht nähern dürfe. Er antwortete: „Ich frage dich nicht, meine Schweſter, nach deiner Kaſte und Familie, ſondern bitte dich blos um Waſſer." Das Mädchen ward durch dieſe verſteckte Erklärung, daß im Buddhismus der Kaſtenunterſchied aufgehoben ſey, eine Buddhiſtin. (Burnouf, introd. à l'hist. d. Buddish. ind.) Als man Buddha vorwarf, daß er Leute aus den verachtetſten Verhältniſſen unter ſeine Schüler aufnahm, ſagte er: Meine Lehre iſt eine Gnadenlehre für Alle! (Burnouf a. a. O.)

Im ſcandinaviſchen Norden gab es nur drei Stände: Sclaven (Leibeigene), Freie und Häuptlinge. Die Sage erzählt dort ihren Urſprung folgender Maßen:

Heimdal, einer der Aſen, der in „Himmelsburg" wohnte, ging hinaus auf die grünen Fluren und kam zu einem Hauſe am Seeſtrande. Die Thüre ſtand ſperrweit offen, das Feuer brannte auf der Erde, und die Eheleute, Ai (Urgroßvater) und Edda (Urgroßmutter), durch Arbeit ergraut, ſaßen darin in Alltagskleidern. Edda nahm aus der Aſche den ſchweren, dicken, mit Brühe angemengten Kuchen, und trug Suppe in der Schale auf: Leckerei war das geſottene Kalb. Heimdal, der ſich den Namen Rig*) beigelegt hatte, ſchlief bei der Hausfrau drei Nächte. Nach neun Monaten gebar Edda einen Sohn, der Träl, d. i. Leibeigener genannt wurde. Er war von dunkler Farbe und bekam eine runzlige Haut in den Händen, zuſammengeſchrumpfte Knöchel, dicke Finger, häßliche Geſichtszüge, gekrümmten Rücken und lange Ferſen. Ein Bettlermädchen kam ins Haus, mit wunden Füßen, ſonnenverbrannten Armen und eingedrückter Naſe. Sie hieß Thy, d. i. Sclavin, verlebte mit Träl die ſchweren Tage, und gebar ihm Söhne und Töchter**). Ihre Beſchäftigung war: Baſt binden, Bürden ſchleppen, Reiſig tragen, Aecker umzäunen und düngen, Schweine aufziehen, Ziegen tränken, Torf graben. Von ihnen kommen die Leibeigenen her.

---

*) Daraus wurde das ſpätere Eric, Erich.

**) Ihre allegoriſchen Namen bezeichnen die körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften der Sclaven, nämlich die Söhne waren: Hreimr (Rußiger, v. heim, Ruß), Fjoſnir (einer der ſchmutzige Geſchäfte verrichtet), Klur (ungehobelt), Klegar (hart), Keſir (ſtörrig), Fulnr (grob), Drumbr (Klotz), Digraldi (Dickkopf), Tröttr (Lümmel), Lutr (Kopfhänger), Leggialdr (Liegender)

Rig ging weiter, und kam zu einem Hauſe, wo die Thüre angelehnt war, er ging hinein, der Hausvater und die Hausfrau waren beſchäftigt. Der Mann ſchnitzte einen Weberbaum, ſein Bart war geordnet, das Haar an der Seite verſchnitten, er trug ein enges Hemd, am Halſe eine Schnalle. Die Frau ſaß am Spinnrocken, bereitete Garn zu Kleidern. Um den Kopf trug ſie eine Binde, vor der Bruſt einen Schmuck, ein Tuch um den Hals, Bänder auf den Achſeln. Afe (Großvater) und Amma (Großmutter) hießen die Beſitzer des Hauſes. Rig ſchlief bei der Hausfrau drei Nächte, und nach neun Monaten gebar Amma einen Sohn, roth und blühend mit lebhaften Augen; er wurde mit Waſſer begoſſen und Karl genannt. Er wuchs auf und gedieh, lernte Ochſen zähmen, Geräthſchaften verfertigen, Häuſer zimmern, Hufnägel ſchmieden, den Pflug lenken. Heim wurde geführt, behängt mit Schlüſſeln, in einem Rock von Ziegenhaar, Snorra (die Rüſtige), Karls Braut. Sie wechſelten die Ringe, betteten ſich, und wohnten beiſammen. Sie bekamen Söhne und Töchter*). Von ihnen kommen die Freien.

— Die Töchter hießen Drumba (klumpig), Kumba (ſchwerfällig), Okkvinkalfva (mit einem offenen Schaden an den Hüften), Arinnefja (plattnaſig), Yſja (frech), Ambatt (Sklavin), Eikintjasna (zankſüchtig), Tronubeja ([illegible]). (Geijer Geſch. Schwed. I. S. [illegible].)

*) Die Söhne heißen: Halr (freier Mann), Drängr (Tapferer), Hauldr (Grundbeſitzer), Thegn (Edelmann), Smidr (Künſtler, Schmied), Breidr-Bonde (großer Bauer), Bundinſkegge (Bartpfleger, d. h. Präd. des Bauern in ſchwed. Liedern), Bui (Bauer), Boddi (Wohnhafter, Anſäſſiger), Brattſkeggr (mit niederhangendem Bart), Seggr (redekühn, Freimund). — Die Töchter ſind: Snot (anſtändig), Brudr (Braut), Svanni

Rig ging abermals weiter, und kam zu einem Gebäude mit verſchloſſener Thüre und einem Ringe daran. Er trat ein, der Fußboden war beſtreut, es ſaßen da des Hauſes Eigenthümer, Vater und Mutter ſchauten einander in die Augen und beſchäftigten ſich mit leichten Arbeiten. Der Hausvater beugte den Bogen, drehte die Schnur und ſchnitzte Pfeile. Die Mutter trug Schmuck vor der Bruſt, einen ſeidenen Rock, blaue Leinwand, geglättete und gefärbte Aermel; ihr Antlitz war reiner, ihre Bruſt heller, ihr Hals weißer als der Schnee. Sie breitete das weiße Tuch über den Tiſch, ſtellte darauf weiße, dünne Weizenkuchen, ſilberbeſchlagene Schüſſeln mit allerhand Gerichten, Speck und gebratenen Vögeln, Wein in Kannen und verzierten Bechern. Sie tranken und plauderten bis es Tag ward. Rig blieb hier drei Tage. Nach Verlauf von neun Monaten gebar die Mutter einen Sohn, der, in Seide gewickelt, mit Waſſer begoſſen und Jarl *) genannt wurde. Licht war ſein Haar, röthlich weiß ſeine Wangen, ſcharf ſeine Augen. Er wuchs heran, ſchwenkte den Schild, drehte die Bogenſchnur, ſpannte den Bogen, warf den Speer, ſchwenkte die Lanze, tummelte das Roß, hetzte die Hunde, zog das Schwert, und übte ſich im Schwimmen. Da kam Rig zum Schloſſe, lehrte ihn Runen, gab ihm ſeinen Namen und erkannte ihn für ſeinen Sohn an. Er kam zum Schloſſe, wo Herſe wohnte, dort traf er die ſchlanke, edle und weiße Erna. Sie wurde Jarls Braut. Von ihnen ſtammen die Olen ab. Ihr Sohn hieß Konr (König),

---

(klug), Svarri (mündig), Sprakki (unerſchrocken), Fljod (ſchönes Mädchen), Sprund (Frau), Vif (Frauenzimmer). Feina (ſchamhaft), Riſtill (edelmüthig). Geijer a. a. O.

*) Das engl. earl. Graf, Adeliger.

d. i. ein Mann von hoher Geburt. Seine Beſtimmung war Rig (rex?) zu heißen und die Runen zu kennen. Sein Sohn war Dag, König des Götareichs (Schweden, Gothland) und Vater der Drotta, der Schweſter Dan's (von welchem Dänemark den Namen hat), und Gemahlin Domars. Deßhalb nahm auch Dyggwe, Domars Sohn, in Schweden zuerſt den Königstitel an.

Man ſieht hieraus, daß der Nordländer nur mit der Erklärung des Unterſchieds der Stände ſich begnügt, auf die Gründe für denſelben ſich gar nicht einläßt, aber dieſe nach einer Sultanslaune angeordnete Vertheilung für billig zu halten ſcheint, weil ſie von den Göttern ausging; denn der Herrſcherſtand ſtammt unmittelbar von ihnen. Dieß wird zwar nicht direct geſagt, doch dadurch angedeutet, daß Dan der achte von Odins Sohn Skjöld, und Domar, Drotts Gemahl, der ſiebente von Odins anderm Sohne Njord, und deſſen Nachfolger als König in Schweden iſt. Ferner iſt Rig ein Enkel Heimdals, ebenfalls eines Sohns Odins.

Das deutſche Mittelalter führte in einem ſpäter von Hanns Sachs bearbeiteten Schwank die Entſtehung der Stände auf die Bibel zurück:

Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, bauten ſie die Erde an und erzeugten viele Kinder. Nach Verlauf der Zeit ließ ihnen der Allmächtige durch einen Engel entbieten, daß er zu ihnen komme und ihren Haushalt ſchauen wolle. Da war Eva froh der Gnade Gottes, kehrte und ſchmückte das ganze Haus mit Gras und Blumen und begann ihre ſchönſten Kinder zu baden, zu ſtrählen und flechten, legte ihnen neugewaſchene Hemden an, und ermahnte ſie, wie ſie ſich dem Herrn höflich neigen, ihm die Hände bieten und züchtig prangen ſollten. Ihre ungeſtalten Kinder hingegen barg ſie ins Stroh oder verſteckte ſie ins Ofenloch, aus Furcht: der Herr werde ſein Mißfallen darüber äußern. Als nun Gott der Herr eintrat, ſtanden die ſchönen Kinder in der Reihe, empfingen ihn, neigten ſich, boten ihm die Hände dar, und knieten nieder. Der Herr aber ſegnete ſie, und legte ſeine Hände auf den erſten Knaben und ſprach: „du ſollſt ein gewaltiger König werden!“ zum zweiten: „du ein Fürſt!“ zum dritten: „du ein Graf!“ zu dem vierten: „du ein Ritter!“ zu dem fünften: „ſey ein Edelmann!“ zu dem ſechsten: „ſey ein Bürger!“ zu dem ſiebenten: „ſey ein Kaufmann!“ zu dem achten: „du werde ein Gelehrter!“

Eva, dieß mit anſehend, gedachte, indem ſie die Milde des Herrn erwog: ich will auch meine ungeſtalten Kinder holen, daß ſich Gott ihrer erbarme, lief hin und langte ſie aus dem Heu, der Krippe und dem Ofenloch, und führte ſie vor Gott, eine geſtrobelte, grindige, rußige, grobe Rotte. Da lächelte der Herr, ſah alle an, und ſprach: „ich will ſie auch ſegnen,“ legte dem Erſten ſeine Hände auf: „du ſollſt ein Bauer werden!“ dem Andern: „du ein Fiſcher!“ dem Dritten: „du ein Schmied!“ dem Vierten: „du ein Gerber!“ dem Fünften: „du ein Weber!“ dem Sechsten: „du ein Schuſter!“ dem Siebenten: „du ein Schneider!“ dem Achten: „du ein Hafner!“ dem Neunten: „du ein Kärrner!“ dem Zehnten: „du ein Seemann!“ dem Eilften: „du ein Bote!“ dem Zwölften: „du ſollſt ein Hausknecht bleiben, dieweil du lebeſt!“

Wie Eva dieß Alles anhörte, ſagte ſie: „Herr! wie theilſt du deinen Segen ſo ungleich! habe ich doch alle dieſe Kinder geboren, und deine Gnade ſollte über Alle gleich ergeben!“ Der Herr aber verſetzte: „Eva, das verſtehſt du nicht, mir gebührt, daß ich die ganze Welt mit deinen Kindern verſehe; wenn ſie alle Fürſten und Herren wären, wer wollte Korn bauen, mahlen und backen, zimmern, ſchmieden und nähen? Jeder ſoll ſeinen Stand vertreten, daß Einer den Andern erhalte, und Alle ernährt werden, wie im Leibe die Glieder.“ Da antwortete Frau Eva: „Vergib, Herr! ich war zu raſch, daß ich dir einredete; dein Wille geſchehe an meinen Kindern!“

Dieſe Fabel kannte ſchon Melanchthon, welcher ſie dem comes Johannes a Weda*) in einem unterm 23. März 1539 datirten Briefe (ep. select. aliquot Ph. Melanthonis editae a Casparo Peucero Viteb. 1565. 8. p. 342—363) erzählt**).

---

*) Johann IV. Graf von Wied, war ein Anhänger der Reformation.

**) Er ſagt: Facere non potui, quin adjicerem narratiunculam, quae in quodam poemate exstat, non illam quidem historicam, sed venustam et erudite confictam, admonendae adolescentiae causa, ut cogitet et discrimina ordinum divinitus instituta esse, et unicuique elaborandum esse, ut virtute suam personam tueatur. Aus dem Beiſatz „erudite confictam“ ſchließt Jacob Grimm, welcher in Haupts Ztſchr. II. S. 261 darauf die Aufmerkſamkeit hinlenkt, daß das Gedicht auch lateiniſch abgefaßt geweſen ſey. Darin weicht es aber von Hanns Sachſens Compoſition ab, daß kein Engel den bevorſtehenden Beſuch Gottes ankündigt, ſondern Eva ſchaut zum Fenſter hinaus und ſieht ihn mit den Engeln nahen. Sie hat gerade ſchon wegen eines bevorſtehenden Feſttags die Kinder zu waſchen begonnen, war aber doch nicht mit Allen fertig geworden. Die Ungewaſchenen heißt ſie in Heu und Stroh ſich verſtecken, die Gewaſchenen aber dem Herrn entgegen treten. Mit ihnen hält nun Gott eine förmliche Kinderlehre. Abel ſagt das Credo weitläufig her, nach ihm werden Seth und die Schweſtern geprüft. Alle beſtehen gut. Da befiehlt der Herr, auch Kain und die Uebrigen herzurufen, deren Abweſenheit dem Allwiſſenden nicht entgangen war. Kain erſcheint trotzig, mit Strohhalmen und Heufaſern in ungekammtem Haar, er kann das Credo nur verſtümmelt herausbringen, und äußert ſich frech. Darauf

1. Der Wehrſtand.

Der deutſche Ausdruck von „guter Geburt,“ wie ferner andere „Vollblut“ um eine Perſon von Adel zu bezeichnen, ſo wie das letztere Wort ſelbſt, das in dem gothiſchen at zeugen (wovon atta Verwandtſchaft) ſeine Wurzel hat, alles dieſes ſtimmt mit dem Begriff, welcher in dem „König“ (altſ. cuuine, altengl. cyning, altn. konungs) enthalten iſt, überein, denn dieſes ſtammt wieder von „Konne“ (connus), d. i. der Gebärmutter, aus welcher alle Geſchlechter ihren Ausgang nehmen. Urſprünglich bedeutete daher kona, quan, quon das Weib, ſpäter im agſ. cuen Königin (engl. queen). Diejenigen, welche König von können, mächtig ſeyn, herleiten, erinnere ich daran, daß ſie in dieſem Falle gleichſam die Urſache für die Wirkung halten, denn analog iſt das lat. posse, potis esse, potere von ποσθη, pota oder puta herzuleiten, das gleichbedeutend mit cunnus iſt, denn die erſte Kraftäußerung des Menſchen war die Zeugekraft. Aehnlich ſtammt von „freien“ (ſkr. pri zeugen), welchem Geſchäfte die Liebesgöttin Freia, vorſtand, das längſt erloſchene männliche „Fro“ (goth. frauja), d. i. Herr (wovon „frohnen“ Herrndienſt leiſten, und „fröhnen“ darbringen, opfern), und „Frau“ (domina). Damit ſteht das Wort „frei“ in Verwandtſchaft, denn ſo wie der Edle ſich vor der Vermiſchung mit niedern Menſchenklaſſen hütete, ſo mußte auch zwiſchen Freien und Knechten von der Sprache unterſchieden werden. „Fro,“ „Frau“ werden daher durch „Herr“ (dominus) und „Herrin“

---

läßt der Herr den Abel herantreten, legt ihm die Hände auf, und weiht ihn zum Prieſter, den Seth zum König, den bäuriſchen Kain zum Knecht.

(domina) wiedergegeben. Der freie Mann beſindet ſich im Zuſtande der Freiheit und des Friedens. Wie ſehr beide Begriffe in einander übergehen, beweiſt der Name Frode, den der Siegesgott Freir führt, der Bruder der Freia, welche der Fortpflanzung vorſteht. Den Begriffen Krieg und Feind iſt Friede und Freund entgegengeſetzt. Der freie Mann heißt Wer (lat. vir), der Inbegriff ſeiner Gerechtſame wird unter dem Ausdruck Gewehr zuſammengefaßt, goth. varjan vertheidigen, mhd. wern, gewähren ſ. v. a. ſichern, erfüllen, damit ſind verwandt Wehrgeld (Manns- oder Kopfgeld), Währung und Werth, in Beziehung auf Beſitz, wehren ſ. v. a. den Beſitz vertheidigen. Der Knecht war beſitzlos, durfte daher auch kein Gewehr tragen, und war vom Wehrgeld befreit. Dem Wehrſtand gehören daher nur freie Männer an. Waffen ſind daher dem germaniſchen Alterthum Symbole des Beſitzes, inſonderheit das Schwert und das Speer, die männlichen Verwandten werden daher von der Vatersſeite: Schwert- oder auch Speermagen genannt (ſ. w. u.). Hieher gehört auch der im Schwabenſpiegel vorkommende Ausdruck „Degenkind“ ſ. v. a. Knabe; Spindel und Kunkel waren Sinnbilder des Weibes (ſ. S. 205), das ſich ſonſt nur mit Weben und Spinnen beſchäftigte. Darum legten die alten Deutſchen den Männern ihr Schwert, den Frauen die Spindel mit ins Grab. Im Liede Rigsmal wird der Stammherr des freien Geſchlechts „Karl“ genannt, das Wort bezeichnet im nord. Mundarten „Mann“ überhaupt, im ahd. den Ehemann. Dadurch, daß das neuere „Kerl“ ein Ausdruck der Geringſchätzung iſt, wie „Menſch“ ebenfalls, darf man ſich nicht irre machen laſſen, denn viele Worte haben im Laufe der Zeiten eine ganz andere

Bedeutung erhalten, wie z. B. „Bube“ (**pupus**: **Knabe**) und „Dirne,“ welche letztere Bezeichnung ſonſt auch einer „edlen Dirne,“ einem Edelfräulein zukam. Der Eigenname Karl, Karlmann hat ſich durch Erhebung der fränkiſchen Hausmaier auf den Thron ſogar über ganz Europa verbreitet, und richtig bemerkt Grimm: „wie Cäſar bei uns zu Kaiſer, iſt er bei Slawen und Lithauern in der Form **kral**, **krol**, Benennung des Königs geworden. Aus Karlmann, altfranz. **Charlemaine**, hat ſich poetiſch der Beiname **Carolus magnus** (Karl der Große) gebildet.“

In der ältern Sprache hatte unſer heutiges „Kerl“ die Bedeutung eines freien Mannes, insbeſondere bei den Angelſachſen (Philipps agſ. Rechtsgeſch. §. 33 und Note 318), wo der Ausdruck **Ceorlas** vorkommt. Unſere Redensart: „er iſt ein ganzer Kerl“, birgt noch den Begriff der Tapferkeit und des Muths. Ein Kerl iſt alſo ein Wehrmann, Krieger, im Gegenſatz zum Unfreien, der ſich nicht wehren kann oder darf, daher auch rechtlos, und dem Thiere, ja ſogar jeder beweglichen lebloſen Sache gleich gilt; gehört wie dieſe einem freien Manne an, befindet ſich wie dieſe innerhalb des von dem freien Manne vertheidigten Grund und Bodens. Der Unfreie durfte keine Waffe tragen, daher die Abforderung des Degens von einem Edlen, den man als Staatsgefangenen behandeln will, das Zerbrechen ſeines Schwertes als Schmachzeichen, wenn er ſich eines ſchimpflichen Verbrechens ſchuldig gemacht hatte. Aber dem Unfreien konnten durch die Gnade ſeines Herrn zuweilen Waffen anvertraut werden. Philipps (D. G. I. S. 108) deutet die Sitte, als Zeichen der Freilaſſung einen Pfeil nach dem Unfreien zu werfen, als ein Symbol der Belebung, weil der Pfeil ein Phalluszeichen ſey; indem nämlich der Herr durch ſeine Waffe den Unfreien verwundet, überträgt er die Wehrhaftigkeit in deſſen Blut, ein von dem Aufpfropfen des edlen Reiſes auf einen gemeinen Baum entlehntes Bild. Aber auch der Freie befand ſich als Knabe noch im Zuſtande völliger Wehrloſigkeit, denn er konnte als Kind nicht die Waffen führen; und auch der Jüngling durfte es nicht, bis er feierlich mit den Waffen bekleidet, d. h. wehrhaft gemacht worden war (Tacit. Germ 13). Dadurch trat der Sohn aus dem Zuſtande der Wehrloſigkeit heraus, gleich demjenigen, der aus der Unfreiheit entlaſſen wurde. Darin aber unterſchied er ſich von dieſem, daß in ſeinen Adern nur ſolches Blut rann, welches, erprobt im Kampfe, eine der vollen Freiheit fähige Seele in ſich trug. Daraus erklären ſich die ſpätern Ausdrücke: „Schildbürtig,“ „zu Helm und Schild geboren.“ Aus der theilweiſen Uebereinſtimmung dieſer beiden Verhältniſſe erklärt ſich auch der Ausdruck „Knecht,“ der wohl ſeine Wurzel im Ztw. knieen (engl. knee: Knie) hat, was ein Zeichen der Unterthänigkeit iſt, demungeachtet aber im Engliſchen einen Edelmann (knight: Ritter) bedeutet. Auch der Ritter erhielt ſeine Würde unter Kniebeugung und Schlag, aber der Ritterſchlag, beſagte die Formel, ſolle der letzte Schlag ſeyn, den er dulden dürfe.

Ich komme jetzt noch einmal auf die Etymologie von „Adel“ zurück. Adel bedeutet nobilitas, Adaling: nobilis, Edelmann, wörtl. ein aus einem bekannten Geſchlecht (Aett) ſtammender, daher die ehemalige Titulatur des Adels „Wohlgeboren“ (εὐγενής Eugenius). Bei den Römern kam nobilis, gnobilis (v. γνόω) zuerſt ſtatt gnotus, notus vor. So belebrt Feſtus. Notus nämlich ob imaginibus *) majorum, denn hierauf gründete ſich bei ihnen der hohe Adel. Auch Patricier hat denſelben Sinn, nämlich patricii waren progenies patrum. Der engl. gentleman, der franz. gentilhomme, der ital. gentiluomo iſt ein ſolcher, der von einem bekannten Geſchlechte (gens) abſtammt, nicht dunkler Herkunft iſt; ähnliches drückt das ſpan. Hidalgo aus (zuſammengeſetzt aus Hijo de algo: Sohn eines Gewiſſen, Filius alicujus), daher konnten nur die Urenkel des Freigelaſſenen den Ritterſchlag erhalten, die Geburt von vier freien Ahnen **) war erforderlich. Schon die Römer hatten etwas Aehnliches, denn Livius (1, 34) nennt den Ancus Martius: „*una* (tantum) imagine nobilem.“ Horaz (l. Sat. 6.) und Ovid (Amor. 1. 8, 66. l. ep. 9, 39.) ſpielen auf den Ahnenſtolz (clarum nomen avorum) an. Die Ahnenbilder (imagines avorum) erklären die Etymologie: nobilis von gnosco (γνοω), d. h. der Adelige ſtammt aus einem bekannten Geſchlechte.

Wie nun Freiheit und Kraft ſynonym, Gegenſatz: Knechtſchaft und Schwäche, ſo war das Haar als das natürliche Abzeichen der phyſiſchen Kraft ***), das Symbol der Unabhängigkeit, der Haarſchmuck ziert den Freien, Capillatus bezeichnet den freien Mann, daher beſonders beim Adel die Haarpflege üblich. Der Knecht wurde geſchoren, wie noch jetzt die Gefangenen in manchen Strafanſtalten, und der — ruſſiſche Soldat. Auch die Tonſur des Mönchs ſoll deſſen Verzichtung auf ſelbſtſtändigen Willen andeuten, und daß er das Kloſtergelübde des Gehorſams und der Demuth abgelegt. Manche Königsgeſchlechter, z. B. die Merovinger, hießen von ihrer auf das Haar verwendeten Sorgfalt: **Reges criniti** (Gregor von Tours II, 9). Die Wichtigkeit des Haarſchmucks läßt ſich ſchon daraus errathen, daß beim Haupthaar oder auch beim Barte der Eid abgelegt wurde. So ſchwuren die Frieſen, indem ſie mit der linken Hand eine Haarlocke aufhoben, und dieſe dann mit der rechten Hand berührten; die Frauen in Baiern leiſteten den Eid auf Haarflechten (Grimm R. A. p. 897, 898, 899). Nach Ducange (II. 1162) ſollen die Merovinger (wie die Longobarden nach ihren langen Bärten) nach ihrem Haarſchmuck benannt worden ſeyn. Dadurch erklärt ſich folgende Sage:

---

*) Seneca (ep. 44.) ſagt: Non facit nobilem atrium plenum fumosis imaginibus.

**) Die Vierzahl iſt die Signatur des Raumes (d. h. der Weltgegenden, Kardinalpunkte) und der Zeit (Jahres- und Tageszeiten). Die Bibel zählt nach vier Generationen (1 Moſ 15, 16 2 Moſ 20. 5 34, 7. 4 Moſ 14, 18. 5. Moſ. 5, 9. 2 Kön. 10, 30. Jer. 15, 3. Hiob 42, 16 Tob. 9, 11.), die Griechen ſogar nach 4 mal 4 Geſchlechtern. Zeus hatte nur 16 Sterblichen beigewohnt, die Erſte war Niobe, die Letzte Alcmene, welche im 16 Gliede von jener abſtammte (Diod. IV. 14.) Hecatäus führte ſein Geſchlecht im 16. Glied auf einen Gott zurück (Herod. II. 143) daher die ſechszehn Ahnen noch jetzt zu einem altadeligen Stammbaum unerläßlich.

***) Im Haar beſtand das Geheimniß von Simſons Unüberwindlichkeit.

Die Merovinger hießen die Borſtigen (χριστάται, cristati), weil allen Königen aus dieſem Geſchlecht Schweinsborſten auf dem Rücken wuchſen. Clodio, Pharamunds Sohn, ſaß eines Tages mit der Königin am Meergeſtade, ſich von der Sommerhitze zu kühlen, da ſtieg ein Ungeheuer, einem Stiere gleich aus den Wogen, ergriff die badende Königin und überwältigte ſie. Sie gebar darauf einen Sohn von ſeltſamem Anſehen, weßhalb er Merovig d. h. Mereſech geheißen wurde. Von ihm ſtammen die Frankenkönige*) Merovinger (Merovingi) genannt. (Grimm D. S. Nr. 419.)

---

*) Die crinigero flaventes vertice reges, welche Claudian (de Laude Stil. I, 203.) erwähnt, waren eben jene Frankenkönige.

Auch bei den Gothen kommen reges capillati vor. Sidonius Apollinaris (1, 2) bedient ſich, indem er den Weſtgothen Theoderich als Beiſpiel anführt, des Ausdrucks: sicut mos gentis est, crinium superjacentium flagellis operiuntur. Grimm vermuthet, daß der Haarſchmuck erſt ſeit dem Chriſtenthum, zur Unterdrückung der heidniſchen Prieſtertracht, höhern Werth empfangen haben könnte. Uebrigens gemahnt ſchon Cäſar, dieſer hernach allgemeine Titel für die oberſte weltliche Würde, die Alten an caesaries *).

Der König war aber nicht langhaarig in Folge ſeiner Würde, ſondern weil alle Edeln es waren; aus edeln Geſchlechtern wurde der König gewählt, der Adel war ihm ebenbürtig, wenigſtens in der älteſten Zeit.

Wenn bei einem germaniſchen Stamme ein neuer König gewählt worden war, ſo wurde er auf einen Schild geſetzt, auf demſelben erhoben und dem verſammelten Volke dreimal im Kreiſe gezeigt (Tacit. Hist. IV, 15. Cassiodor. Var. X, 31. Gregor. Turon. II, 40. IV, 51. VII, 10. Paul. Diacon. III, 35. VI, 55.). Dieſe bei den Gothen und Franken übliche Sitte der Schilderhebung ſchien durch deutſche Krieger auch auf die Wahl byzantiniſcher Kaiſer angewandt worden zu ſein. Im Jahr 360 wurde Ju-

---

denn der Chroniſt Sigbert ad ann. 410 bezeugt: Clodius filius Pharamundi rex crinitus regnat super Francos annis decem et octo, ex hoc Franci reges crinitos habere coeperunt. Der Frankenkönig Clothar wird von Aimoin geſchildert als ein durch ſein Haupthaar ausgezeichneter Fürſt (caesaries pulchra canitie variata, in cujus aspectu ab adversariis maxime dignoscebatur). Gregor v. Tours berichtet es als allgemeine Sitte der Frankenkönige (in Galliis, ut regum istorum mos est, crinium flagellis per terga demissis.) Des ermordeten Chlodwigs Leichnam erkannte man crinium flagellis per terga demissis.

*) Feſtus: caesar a caesarie, quod cum caesarie natus est.

lian, deſſen Heer großentheils aus deutſchen Hilfsvölkern beſtand, in Paris zum Kaiſer ausgerufen (Amm. Marc. XX, 4). Später erſetzte die Kirche dieſe Schilderhebung*) durch die von ihr vorgeſchriebene Feierlichkeit der Salbung.

Wittekind von Corvey berichtet eine ſolche Schilderhebung bei der Wahl Otto's I., den der Biſchof dem Volke vor der Kirche zeigte. Das Volk klatſchte zum Zeichen der Einwilligung während dem in die Hände. In Schweden wurde der neugewählte König auf einen Stein geſtellt. Unweit Upſala, auf einer Wieſe, verſammelten ſich die Wahlmänner, alte Steine waren gelegt, darunter ein großer, auf welchen der neue König gehoben wurde (Geijers Iduna 9, 192). Auch Saxo Grammaticus (im Eingang des erſten Buches) gedenkt der Steine, worauf die Wähler ſtanden, ſagt jedoch nicht, daß der König darauf erhoben wurde. Aus dieſer Sitte erklärt ſich die Redensart: „zum König erheben,“ den die Chroniſten auch in der lateiniſchen Sprache durch: in regnum (oder: in regem) levare wiedergeben.

Auch pflegte der Neugewählte alsbald ſein Reich zu bereiſen, um dadurch deſſen vollſtändige Beſitznahme anzudeuten. Dieß that Clothar I., nachdem er von Theudobald das fränkiſche Reich überkommen hatte (Gregor. Turon. IV. 16). Als Chramnus ſich gegen ſeinen Vater Clothar I. empört hatte, ſagte er ſeinem, gegen ihn geſandten Brüdern: **Omne quod circumivi, laxare non potero.** In den altſchwediſchen Geſetzen heißt die ganze Umreiſe Bereiſung der Erichsſtraße. In jeder Provinz des Reiches wurde ein beſonderes Gericht gehalten, und vom König des Volkes Freiheit beſtätigt.

---

*) Doch lebte noch lange das Andenken daran in der Volksſitte des Dreikönigsfeſtes fort; jeder Hausvater nämlich buk einen Honigkuchen, knetete eine Münze ein, und ſchnitt ihn nach der Perſonenzahl ſeiner Familie in eben ſo viele Stücke. Wer nun das Stück griff, in welchem der Pfennig war, der wurde als König erkannt, und dreimal unter Jubel in die Höhe gehoben. (Seb. Franks Weltb. 1534 Fol. 50b.)

Als beſondere Inſignien führte der König einen Kranz (Symb. des Sieges, wie die Krone ebenfalls) im Haare, und einen Stab (Scepter, Richterſtab) in der Hand. (War es vielleicht der Runenſtab? vgl. S. 789.)

Das Gefolge des Königs bildete der Adel. An den Höfen der germaniſchen Könige gab es vier Hofämter. Einer hatte für die feierliche Kleidung des Königs zu ſorgen, er hieß nachmals Kämmerer, weil er die dem König dargebrachten Geſchenke entgegen nahm (daher „Kammergut“, eine Benennung, welche nachweiſt, daß ſchon früh die Staatswirthſchaftsbehörde „Kammer“ hieß, ſ. „Schatzkammer,“ die Schutzgeld zahlenden Juden hießen des heil. röm. Reichs „Kammerknechte“). Ein Zweiter hatte für das Geſpann Sorge zu tragen, welches den König in ſeinem Wagen zu dem Opferplatze hinführte, er hieß Marſchalk (v. Mähre: Pferd und Schalk: Diener), verſt. Marſchall (**Marescalco, Marechal**). Einem Dritten lag die Beſorgung der königlichen Tafel ob, er hieß Truchſeß (weſtphäl. Droſte). Er verwaltete die fürſtlichen Tafelgüter, und verſchaffte die Lieferungen aus denſelben. Der Vierte hatte die Aufſicht über die Kellervorräthe, und hieß davon der Mundſchenk. Dem Fürſten zu dienen, verletzte die Würde des Adels nicht, obgleich Verbindlichkeiten und Nachtheile dadurch entſtanden, die dem Verhältniß der Knechte und Hörigen zu den Edlen und Freien vielfach ähnlich waren. Die Merovinger ſchalteten über ihre Hausbeamten mit aller Willkür und züchtigten ſie gleich Leibeignen (Pertz Hausmeier 130).

Die Frage, ob alle deutſchen Völkerſtämme einen vom Stand der Freien unterſchiedenen Adel anerkannt haben, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit löſen, nur aus der Anſchlagung des Adels mit einem höhern Wehrgeld als der Freie, errathen. Dem König wurde in der Regel gar keines beſtimmt, er ſteht darüber hinaus. Unter Wehrgeld (wovon die richtigere, obwohl minder gebräuchliche Schreibart: Wärgeld, Wärſchaft, Warantie = Garantie, d. i. Gewährleiſtung) iſt die Verbürgung, Haftung des Hauptes der Genoſſenſchaft für von Menſchen und Vieh in ihrem Gebiete verurſachten Schaden zu verſtehen. Ueber die geleiſtete Zahlung wurden Verſchreibungen ausgeſtellt. Unter je zehn Hofgemeinden beſtand eine ſolche Verſicherungsgeſellſchaft. Für Fälle, wo die neun den zehn nicht ganz gewachſen wären oder gar Parteiungen in der Zehnerſchaft entſtänden, oder der Miſſethäter nicht zu derſelben gehörte, verbündete man ſich zu einer Hundertſchaft. Die verbündeten Hundertſchaften machten wieder eine Völkerſchaft. An der Spitze dieſer Körperſchaft ſtanden die großen Landeigenthümer als Feldherren und Oberrichter, feindliche Reibungen und Streitfälle ſchlichtend, gewöhnlich mit Zuziehung der Hundertſchaftsvorſteher. Die hundert Landſprengel der Sueven (Caes. B. G. IV, 1) und Semnonen (Tacit. Germ. 39) waren nichts anders. Bekannte Landkreiſe ſind die hundreds der Angelſachſen, die Centonne (Centarii) der Franken, die Huntari der Allemannen; der Vorſteher der Hunnſchaft hieß Hunne, ſein Amt: Hontamt. An der Niedermoſel, auf der weſtlichen Seite des Niederrheins, war ſpäter der Hunne nur noch ein Dorfrichter, der alle drei Jahre Gerichtstag hielt.

Wenn nun für das Leben oder die Beſchädigung eines Adeligen das höchſte Wehrgeld gefordert wurde, ſo würde man ſehr irren, wollte man dieſe Höherſchätzung mit ſelbſtſüchtiger Abſicht, mit Verachtung der untern Stände erklären. Damals war der Adel noch nicht eine Kaſte, die dem Volke das Vorrecht zugeſtand, unbedingte Laſten allein zu tragen; nicht wer das Wenigſte, ſondern wer das Meiſte leiſtete, war von Adel. Die Thaten, welche das Volk dem Vater nicht vergelten konnte, trug es dankend auf Sohn und Enkel über; wenn ſie aber entarteten, verging der Ruf. Nur, weil der „Fürſt“, der Erſte (engl. first) oder Vorderſte im Volke, aus dem Adel gewählt wurde, weil die Vertheidigung des Grund und Bodens vorzugsweiſe dieſem Stande oblag, darum auch mußte das höchſte Wehrgeld für ihn gefordert werden. Der Adel befand ſich in der Regel im Beſitz eines weit anſehnlichern Grundeigenthums (Odal) als der Freie, er hatte und erwarb mehr Knechte und Hörige, die ihm ein eigenes Gefolge bildeten, ähnlich dem Verhältniſſe, worin er ſelbſt zu dem König lebte. Arme Freie traten in Dienſte der Edeln, ohne dadurch ihren Stand zu verlieren, ſo wenig der Adelſtand durch die dem König geleiſteten Dienſte gekränkt wurde *). Dieß verſchaffte dem Adel ein factiſches Uebergewicht unter der freien Volksgemeinde. Dazu kam, daß er alle Güter unabhängig,

---

*) Dieſe Abhängigkeit erſcheint in knechtiſchen Namen, die ſich der Edle theils geradezu gefallen ließ, z. B. das vorerwähnte Marſchal (mariscalcus: Pferdeknecht), Seneſchall (siniscalcus) und nach und nach zu Ehren brachte, theils durch Beiſätze veredelte, z. B. adalscale: Edelknecht. (Grimm R. A. S. 276.)

wie der König die ſeinigen verwalten, und die darin geſeſſenen Unfreien ſelbſt vertreten durfte, ohne Einmiſchung öffentlicher Beamten.

Der Adel war aber nur darum durch größeres Grundeigenthum bevorzugt, weil er es dem König gegen auswärtige Feinde vertheidigen und fremdes Land erobern half. Als die Franken, Allemannen, Burgunder, Longobarden und Gothen, nachdem ſie nach einem Jahrhunderte lang fortgeſetzten Kampfe endlich den römiſchen Rieſencoloß überwältigt hatten, und dieſer zermalmt zu ihren Füßen lag, ſich mit Begierde über die Beute warfen, und jeder ſeinen Theil des unermeßlichen Reiches an ſich riß, kamen ſie nicht in Beſitz von bloßen Wäldern und Wildniſſen, die ſie erſt mit Arbeit und Mühe fruchtbar machen müßten, ſondern ſie erhielten cultivirte und angebaute Länder, deren Bewohner in bürgerlicher und anderer Bildung, in Allem — außer in Naturfriſche, in moraliſcher Kraft und im Gebrauch der Waffen — hoch über ihren neuen Beherrſchern ſtanden. Das eroberte Land theilte der ſiegende Volksſtamm auf die Weiſe unter ſich, daß Jeder ſeinen beſtimmten Antheil an Land und Eigenthum erhielt, und zwar die Anführer größere Antheile als die Uebrigen, der König den größten.

Der Landesantheil, welchen bei dieſen Theilungen des eroberten Landes Jeder erhielt, wurde ſein Allod*) genannt, und da es ein mit dem Schwert erworbenes

---

*) Mit lateiniſcher Endung Allodium, von den altgermaniſchen Wörtern an und lot, ein durch das Loos erhaltenes Land bezeichnend. Dieſer Urſprung des Wortes, ſo wie auch der Umſtand, daß ein ſolches Landeigenthum in den alten Geſetzen dieſer Völker auch unter dem Namen lot (Loos) vorkommt, ſcheint anzudeuten, daß ſie ihre Eroberung wie andere Kriegsbeute durch Looſung unter ſich getheilt haben.

Eigenthum war, und den Antheil der Beute ausmachte, welcher auf ſein Loos gekommen war, ſo trat er daſſelbe mit völligem Rechte des Beſitzthums für ſich und ſeine Nachkommen an, ohne eine andere als die natürliche, den übrigen Beſitzern von Allodialeigenthum gemeinſchaftliche, Verpflichtung, das in Beſitz genommene Land zu vertheidigen, und alſo zu den Waffen zu greifen, wenn daſſelbe von anderen Eroberern bedroht wurde. Die Könige der erobernden gothiſch-germaniſchen Stämme hatten, ſo lange ſie, innerhalb ihrer eigenen bewaldeten Heimat beſchränkt, ohne gewiſſe beſtimmte Landesgebiete und ohne ein feſtes Recht des Beſitzthums eines Landes geweſen waren, weil ſie mit ihren Heerden von einer Stelle zur andern umherzogen (Tacit. Germ.), durch nichts Anderes als durch gaſtfreie Mahlzeiten und durch Verehrungen an Pferden, Waffen, und einen Theil der Beute, welche dem Feinde abgenommen worden war, die Tapfern, welche ſie um ſich hatten, belohnen können. Nachdem ſie aber die Beherrſcher angebauter und fruchtbarer Länder geworden und in Beſitz großer Domänen gekommen; und noch mehr, nachdem ſie in ihrem Verhältniſſe zu den unterjochten Völkern in den eroberten römiſchen Provinzen in alle Rechte der ehemaligen römiſchen Kaiſer getreten waren, die alten Einwohner als tributpflichtige Unterthanen behandelten; nachdem ſie alſo reich geworden waren an Einkünften und liegenden Gütern, und einträgliche Aemter zu vergeben hatten, ſahen ſie ſich im Stande, nicht nur ihren Begleitern und Getreuen Belohnungen zu ertheilen, ſondern auch ſich mächtige und bedeutende Männer durch beſondere Freigebigkeit zu verbinden. Solche Belehnungen bekamen theils den Namen von beneficium, theils von **Feodum** *), und verpflichteten den Lehnsmann oder *Vaſallen* (vassus ſ. v. a. veſt, feſt, anſäßig, daher die landesfürſtliche Anrede an die Staatsdiener: „Veſte, Liebe, Getreue") zu beſonderer Treue gegen den Lehnsherrn. So entſtand der *Feudal*- oder Lehns-Adel. Die Hauptleute, welche größere Looſe an Land und Eigenthum als die Andern erhalten hatten, folgten dem Beiſpiel des Königs und übertrugen ihren Begleitern als Lehen Theile des überflüſſigen Landes, welches ihnen zugefallen war; auch ſie banden an ihre Belehnungen dieſelbe Bedingung perſönlicher Treue und Dienſtpflicht, und ſchufen alſo um ſich einen Kreis von Vaſallen und Untergebenen; ſie ſelbſt aber empfingen die Belehnungen von dem König, welcher durch ſolche Beweiſe von Gunſt und Gnade ſich der Ergebenheit dieſer Männer verſichern wollte. Die Theilung der Reiche in dieſen Zeiten unter die Königsſöhne erzeugte beſtändige Kriege, jeder der Streitenden ſuchte durch Belehnungen von Gütern ſich Anhänger zu verſchaffen; Alles wurde als Lehen bewilligt und angenommen unter der Verpflichtung des Kriegsdienſtes oder der beſondern Treue gegen den Lehngeber.

Anfangs wurden dieſe Lehen nur auf unbeſtimmte Zeit gegeben, ſo daß der Lehnsherr dieſelben nach Belieben zurückrufen konnte; darauf, als die Umſtände es forderten, den Lehnsträger noch kräftiger zu perſönlichem Dienſt zu verbinden, wurden ihm dieſelben auf Lebenszeit bewilligt; endlich bei der zunehmenden Bedeutſamkeit und Macht des Lehnsadels wurden ſie erblich, zuerſt in gerade herabgehender Linie, darauf auch in den Seitenlinien, und endlich ſogar in weiblicher Linie. Dadurch kamen gewaltige und mächtige Herren auf, welche die Herrſchaft über große Diſtricte bekamen, über einen Theil als Vaſallen des Königs, über einen andern aber als Allodial- und Lehnsherrn. Dieſe mächtigen Männer, die Großvaſallen der Krone, maßten ſich, nachdem ſie in den erblichen Beſitz ſowohl großer Landſtriche als auch der höchſten Aemter und Reichswürden gekommen waren, immer größere Macht an, regierten wie ſelbſtſtändige Fürſten über ihre Beſitzungen, gehorchten dem König kaum noch, bekümmerten ſich nicht um das Wohl des Landes, dachten nur an ſich ſelbſt, und führten unaufhörlich Fehden miteinander. Da verſchwand alle bürgerliche Freiheit. Die ganze Maſſe des Volkes fiel unter den Druck des mächtigen Lehnsadels, denn auch die Inhaber der Allodialländer, die freien ſelbſtſtändigen Männer, welche mit vollem Rechte das Beſitzthum ihrer Güter beſaßen, und für dieſelben keine andern allgemeinen Laſten trugen, als nur freiwillige Zuſammenſchüſſe, und die Verpflichtung zum Kriegsdienſte gegen die Feinde des Landes; auch dieſe, in den fortwährenden Kriegen verarmt, und der willkürlichen Behandlung ihrer Befehlshaber, der mächtigen Lehnsherren überlaſſen, ohne die Stütze, ohne den Schutz eines ohnmächtigen Königs, ohne Vertheidigung zu der allgemeinen Unſicherheit, welche einerſeits die innern Fehden der mächtigen Vaſallen, andrerſeits die verheerenden Einfälle der Normannen, Araber und Ungarn (Hunnen) ſtets mit ſich führten, wurden endlich in den gedrückten Zuſtand verſetzt, daß ſie ihre allodiale Selbſtſtändigkeit aufgaben, ſich in den Schutz des nächſten Lehnsherrn begaben, und ſich es gefallen ließen, ſein „Mann" zu ſeyn, ſo daß ſie entweder perſönlich Kriegsdienſt in ſeinem Gefolge leiſteten, oder ihm auch eine gewiſſe Abgabe für ſeinen Schutz bezahlten. Viele gaben ſich und ihr Vermögen an Kirchen und Klöſter, um die beſondere Sicherheit zu genießen, welche die Sclaven und Vaſallen derſelben beſaßen. Es kam endlich dahin, daß alle Allodialfreiheit faſt ganz verſchwand, Städte und Dörfer, Alles gehorchte einem Lehnsherrn, die mächtigern Vaſallen unterwarfen ſich die kleinern, das Feudalſyſtem umſchlang alle Staatsverhältniſſe, verwiſchte alle Spuren der alten germaniſchen Freiheit, und drückte das Volk in einen Zuſtand von Leibeigenſchaft oder völliger Sclaverei hinab. Kaum gab es noch ein einziges Zeichen bürgerlicher Freiheit, Alles war entweder Herr oder Sclave. In dieſer gedrückten Lage befanden ſich die meiſten Länder, über welche ſich der gothiſch-germaniſche Stamm ausbreitete, insbeſondere Frankreich und Deutſchland, vom 7. bis zum 12. Jahrhundert.

---

*) Feod., v. fe, Vieh, Geld, Sold, Bezahlung (vgl. die Abſtammung des Wortes pecunia v. pecus, denn Vieh war das älteſte Tauſchmittel) und od, Eigenthum, Beſitz.

John Richardſon hat jedoch in ſeiner „Abhandlung über die Gebr. d. morgl. Völk.“ (deutſch von Federau S. 184 ff.) auch das Lehnsweſen und Feudalrecht, gegen die allgemeine Meinung ſeiner Entwicklung aus den politiſchen Zuſtänden Europa's nach der Völkerwanderung, aus dem Oriente hergeleitet. Ich laſſe ihn hier ſelber ſprechen:

> Das Lehenrecht, welches die Bezwinger der römiſchen Macht in Europa einführten, brachte in die Rechte, Regierungsart und Gewohnheiten eine Veränderung von nicht geringerer Wichtigkeit, als von welcher die Zerſtörung des Reichs durch ihre Waffen nur immer ſeyn möchte. Unſere größten Rechtsgelehrte, Geſchichtſchreiber und Alterthumsforſcher, deren Sache es nicht ſowohl war, ſich um den Urſprung, als um deſſen Einfluß zu bekümmern, wollen den Grund von dieſem wichtigen Stücke der heutigen eu-

ropäiſchen Jurisprudenz in der kriegeriſchen Staatsverfaſſung der nordiſchen Nationen finden, und ſcheinen es vielmehr als eine Folge ihrer Umſtände nach ihren Eroberungen zu betrachten, als zu glauben, daß es ſchon vor ihren Einfällen geweſen ſey. Mir iſt es wahrſcheinlich, daß es nicht nur vor dieſen Einfällen zu ihrer Staatsverfaſſung allerdings gehöret habe, ſondern im Oriente, in ganz frühen Zeiten ſchon ganz gewöhnlich geweſen ſey*).

Unter der ganzen Regierungsart in Perſien, in der Tatarei, in Indien, ſo weit hinaufgegangen, als nur immer Nachrichten reichen, und bis auf den heutigen Tag, läßt ſich gar nichts anders gedenken. Wir finden da einen großen König, dem viele untergeordnete Fürſten Huldigung zu leiſten und Tribut zu entrichten ſchuldig ſind; die Ausnahmen davon ſcheinen nur von kurzer Dauer und zufällig geweſen zu ſeyn. Wir finden, daß bei der königlichen Macht der Grad von Abhängigkeit der Unterkönige von der Fähigkeit oder Schwäche des Oberköniges abgehangen habe. Denn bei einem Volke, das keine geſchriebenen Geſetze hat, kommt gemeiniglich alles, ob es eine angeſehene oder klägliche Figur in der Geſchichte ſpielen werde, auf die Beſchaffenheit eines einzigen an. Ein großer Monarch wird da den Theilen ſeines Reichs das Anſehen eines unumſchränkt beherrſchten Ganzen geben, je ein ſchwächerer Fürſt aber auf dem Thron ſitzt, deſto mehr wird man verſucht des Ungehorſams wegen. Wo eine Veränderung mit einem Reiche im Morgenlande vorgefallen iſt, finden wir auch ſtets, wenn wir die Geſchichte anſehen, daß ein Reich, das zu groß geworden war, von einem ſchwachen Herrn regiert wurde, und in mehrere unabhängige Königreiche zerbröckelte; dieſe wurden wieder unter ein Haupt gebracht, und dann ein unumſchränkt beherrſchtes Reich, das glücklich war, und auch mehr unternehmen konnte.

---

*) W. Blackstone's Commentaries, l. II. c. 4. l'Esprit des Loix, lib. XXX. ch. 1. Dr. Robertson's Charles V. Vol. I. p. 15. 255. et seq. Millar on the Distinction of Ranks in Society, ch. IV. Voltaire Essai sur l'Histoire Generale, ch. XXIII. Sir John Dalrymple's Feudal-System. Spelman on Feuds. Wright on Tenures. Gravina Orig. lib. I. §. 139. Crag. Du Cange, voce Feudum etc.

Eine allgemeine Ueberſicht der Geſchichten morgenländiſcher Völker würde obige Behauptungen hinlänglich rechtfertigen, dennoch will ich einige beſondere Beiſpiele dafür geben. Wir bemerken nur vorläufig, daß von Gewohnheiten aus dem hohen Alterthume ſich ſo wenig als von entfernten Begebenheiten alles ganz hiſtoriſch und chronologiſch genau angeben laſſe; allein eine ſolche Genauigkeit iſt auch bei Angabe, was hier eine Regierungsform geweſen ſey, gar nicht nöthig. Einer kann wohl das, was ein Regent geleiſtet hat, einem andern zuſchreiben; Anachroniſmen und Unrichtigkeiten in den Namen in Menge zulaſſen, die Thaten von zwanzig Kriegern fälſchlich Einem zuſchreiben, allein dafür ſind wir ſicher, daß ein Schriftſteller ſeiner Nation eine Regierungsverfaſſung zueignen ſollte, wovon ſie nichts wüßte, und die ihren Vorfahren unerhört war. Solchem Verfahren würden ja ſeine Landsleute laut widerſprechen. Wir finden, daß, wann mit landesüblichen Gebräuchen beſondere und große Veränderungen vorgenommen werden, Schriftſteller ihren Anfang, ihre Einführung, ihren Einfluß ſorgfältig aufzeichnen. Geſchieht aber der Gebräuche, ſo wichtig ſie auch an ſich ſind, nur ſo im Vorbeigehen Erwähnung, ohne hinzugefügte Anmerkung und Erklärung: ſo können wir vernünftig daraus ſchließen, daß ſolche Gewohnheiten uralt ſind, und nicht eine genauere Erörterung, als die Geſtalt, das Temperament, die Bildung ihrer Landsleute verlangten. In Europa hat man daher den Anfang und Fortgang des Feudalſyſtems angemerkt, denn dieß war eine ausländiſche Pflanze, und zog folglich die Aufmerkſamkeit der geſchickteſten Alterthumsforſcher auf ſich. Allein im Morgenlande iſt es etwas inländiſches, etwas allgemeines, und daher auch mit keinem Worte erwähnt; nie haben ſichs morgenländiſche Geſchichtſchreiber einfallen laſſen, der Quelle davon mehr, als dem Anfange königlicher Regierung nachzuforſchen. Beides war ihnen etwas gleich bekanntes; denn bei der erſten ausgebreiteten Monarchie nahm auch wohl gleich Lehenſchaft untergeordneter Regenten ihren Anfang.

Es können zwar Beiſpiele einer Gewohnheit, nach ihrer Einführung in Europa, nicht geradezu beweiſen, daß dieſe vorher ſchon im Oriente geweſen wäre, ehe ſie im Occident erſchien; allein man wird bei der geringſten Aufmerkkeit auf morgenländiſche Gebräuche ſehen, wie die Gewohnheiten, die dieſen Völkern beſonders eigen ſind, ſelbſt no jetzt, in jeder Rückſicht, mit den entfernteſten Nachrichten harmoniren. Ueberdieß finden wir keinen Grund zu aauben, daß, wenn man die muhammedaniſche Religio und das Geſchoß ausnimmt, irgend eine Gewohnheit ſi jetzt bei Perſern, Arabern oder Tatarn finde, die nic auch ſchon ihre Vorjahren in Zeiten, die für menſchlic Unterſuchung zu entfernt ſind, ſollten gehabt haben. ie gehen in ihrer Liebe zu ihren eigenen alten Gebräuche ſo weit, daß ſie europäiſche Gewohnheiten im Geringſte nicht leiden können. Dieſe ſind ſo wider ihren Geſchmack, wider ihre geerbten Vorurtheile, und ihre Denkungart in weltlichen Dingen und Religionsſachen, daß mar vielleicht wird kein einziges Beiſpiel aufweiſen können, da eine urſprünglich europäiſche Gewohnheit jemals von iner aſiatiſchen Nation angenommen worden wäre. Soſt die Türken, die wegen ihrer Nähe mehr den abenändiſchen Neuerungen ausgeſetzt ſind, erhalten denno ihren ſich auszeichnenden Charakter, den ſie hatten, e ſie über den Bosphorus Thraciens ſchifften, unveränct. Ich gebe hier nicht Erdichtungen für ausgemachte hrheit; man findet das alles in aſiatiſchen Geſchichtbüche, die hier nur dienen ſollen, zu zeigen, was ein Volk n den urſprünglichen Gebräuchen ſeines Landes denket. emand wird von mir im Ernſte behaupten wollen, da ich Cäſars Geiſt vor der Schlacht bei Philippi habe den laſſen; allein das iſt doch gewiß, daß Plutarch s nicht würde gemeldet haben, wenn nicht vorher de Volk es geglaubt hätte.

Der Tobba, oder König r dem glücklichen Arabien, war in alten Zeiten das arannte Oberhaupt von ſehr vielen Stämmen. — Die nſten arabiſchen Provinzen am perſiſchen Meerbuſen u der Strich Landes bei Babylonien wurden von der erſiſchen Königen aus dem ſaſſaniſchen Hauſe, denen gehörten, vielmal mit Lehenfürſten *) beſetzt, wann die Vorgänger entweder geſtorben waren, oder ſich ungebührlich betragen hatten. — Der Khalif Almamon gab Khoraſan, das er ſelbſt von ſeinem

---

*) Ein Lehengut heißt im Perſiſchen Boluk, und wird beſchrieben als eine Strecke Landes, welches ein Unterthan entweder von dem Fürſten geſchenkt bekommen, oder ſich gekauft, oder geerbt, oder für geleiſtete Kriegsdienſte erhalten hat. Siyurghal bedeutet auch ein Beſitzthum, wofür Lehenzins entrichtet werden muß. Ein zinsbarer Landesherr oder Kriegslehenmann heißt das arabiſche akhezet, und kottat erklärt man allgemein von Lehengütern und zwar ſo, daß das erſte überhaupt das Empfangen eines Landes von dem Oberherrn; das zweite, daß ein gewiſſer Strich Landes, von einem geräumigern genommen und Jemanden unter gewiſſen Bedingungen gegeben werde, bedeute. Weil dieſe Wörter aber auch von gepachteten Landgütern gebraucht werden, ſo läßt ſich aus ihnen allein hier nichts ſchließen. Ziyamet heißt im arabiſchen ein Lehengut, das Jemand für Kriegsdienſte empfangen hat; und zaym, von gleichem Stammworte, bedeutet einen zinsbaren Landesherrn oder Kriegslehenmann; aaſel amm das Hauptaufgebot des Kreis, ſich ins Feld mit ihren Kriegern zu ſtellen. — Lekka ein männlicher, edler Stamm; ein ſolcher, der nie unterjocht worden war, nie die Oberherrſchaft des Königes anerkannt hatte. — Zemin bous (die Erde küſſen) war eine Art von Huldigungszeichen, das ſich die alten Könige von Perſien von ihren zinsbaren Fürſten leiſten ließen. Man nannte es auch rui zemin (Geſicht auf der Erde). Sie hatten auch die Ceremonie des paboua (Füßeküſſens). Die Khalifen pflegten, außer aleab oder Titeln, ihren zinsbaren Fürſten auch eine Standarte zu ſchicken, die ſie, ſo lange ſie den Verträgen getreu blieben, vor ſich hertragen ließen. So †) inveſtirte Khalif Wathek den Thaher Sohn Abdallah's zur Oberherrſchaft über Khoraſſan um das Jahr 873. Zu den Huldigungszeichen gehörte unter den muhammedaniſchen Fürſten auch dieß, daß in öffentlichen Fürbitten der Name des oberſten Regenten allemal zuerſt genannt wurde; daß nicht mit der Trompete geblaſen wurde, wann Vaſallen aus dem Pallaſt gingen, oder in denſelben zurückkehrten. Siehe Herbelot Bibl. Orient. 500. 736. 917. 1018.

†) So machte es auch Alexander auf ſeinem Feldzug in Perſien. Wer weiß, ob es nicht hievon eine geheime Nachahmung ſeyn ſollte, wie im eilften Jahrhunderte der Normann Roger, Roberts, Herzogs von Apulien Bruder, als er wider die Araber in Sicilien zog, von dem Papſte eine Fahne geſchickt bekam.

Anm. d. Ueberſ.

Vater Haron Arraſchid zu Lehn gehabt hatte, ſeinem großen Feldherrn Thaher, der ſich nachher bald unabhängig machte, und der Stifter der thaheriſchen Regentenreihe warr. — Motamed, der fünfzehnte Khalif aus dem abbaſiſchen Hauſe, belehnte im Jahr 874 mit der anſehnlichen Provinz Mawarannahar Naſſer Ben Ahmed; ſein Bruder und Nachfolger Jſmael erhöhete ſie, achtzehn Jahre nachher, zu einer Monarchie, und ward der Ahnherr der ſamanidiſchen Regenten. — Aehnliche Wohlthaten wurden von den folgenden Khaliſen erzeigt, oder erzwungen; ſo daß das Khaliſat durch Ertheilen und durch unbefugtes Nehmen, von der Mitte des neunten Jahrhunderts bis zu ſeinem Ende Anno 1258, im Grunde ein großes verlehntes Reich war, worin jeder Sultan die Oberherrſchaft des Khaliſen anerkannte; allein, wie die großen Lehnträger in Europa gerade nur ſo viel Gehorſam leiſteten, als jedweder es ſeinem eigenen Vortheile angemeſſen zu ſeyn glaubte. — Ein ähnliches Syſtem obwaltet noch jetzt in Hindoſtan; obgleich da eine regelmäßige Unterordnung mit den Subahs, Nabobs, Judſchdars, Killadars und andern untergeordneten Regenten ſtatt hat; alle betrachten den großen Mogul als den erſten Herrn des Reichs. — Jn der ottomaniſchen Regierung finden ſich auch viele Spuren von ſolchem Lehenſyſtem, vorzüglich bei dem krimiſchen Tatar-Chan, bei den Woiwoden der Moldau, der Wallachei und andrer europäiſchen Diſtrikte, ſo auch bei den Algierern und andern barbariſchen Staaten, bei dem Scherif von Mekka; bei verſchiedenen Scheiken oder Fürſten Syriens, ſo auch bei ſolchen, die, unter den Namen der Sandehaken, der Sayms und Timariots, unter der Bedingung, daß ſie Mannſchaft, vorzüglich Reiterei, auf den Beinen halten ſollen, die auf Befehl des Sultans gleich ins Feld ziehen können, ihr Land zu Lehn tragen*).

Jn der Tatarei haben wir davon nicht weniger ausgemachte Beiſpiele. Timudſchin, der unter dem Namen Dſchengis Chan, den er nachher führte, bekannter iſt, war der Sohn eines Regenten, der verſchiedene Länder zu Lehen hatte; er ſelbſt hatte ſeine von Thogrul, Chan von Karakum. Thogrul war, ohngeachtet ſeiner großen Macht, dennoch ein Unterthan des Regenten von Katha, Oberhaupts der Tatarei. Daher dieſer ihn in dem Tone, worin ein Lehenherr zu ſprechen pflegte, aufbot, mit ſeinen Untervaſallen einen gefährlichen Aufruhr unterdrücken zu helfen. Thogrul gehorchte und nahm den jungen Timudſchin mit ſich; es ward ein entſcheidender Sieg über die Rebellen erfochten, Beide thaten ſich darin ſehr hervor, daß der obere Regent, Thogrul mit dem Namen Dang Chan, einen hohen königlichen Titel beilegte, und Timudſchin eine anſehnliche Befehlshaberſtelle bei ſeiner Armee gab. Wie nachher Timudſchin durch Glück und Geſchicklichkeit zu einer großen Macht gelanget war, ſo wurde von ihm im Jahr 1205 ein großer Divan ausgeſchrieben, wozu alle tatariſche Nationen eingeladen wurden. Neun von den vornehmſten Chans erſchienen an dem beſtimmten Orte, jeder im Gefolge ſeiner Vaſallen. Neun Hauptſtandarten wurden hingepflanzt; Dſchengis wurde auf einen erhabenen Ort geſetzt, und ein Stück ſchwarzes grobes Tuch unter ſeine Füße gelegt. Der, welcher für die Verſammlung das Wort zu führen hatte, wendete ſich hierauf an ihn; erkannte ihn im Namen aller für ihr Oberhaupt, und fügte hinzu: Gott würde, wenn er gütig und gerecht regieren würde, ſeine Regierung beglücken; aber im entgegengeſetzten Falle würden er und ſein Andenken ſo ſchwarz und verächtlich werden, wie das Stück Tuch, das unter ſeinen Füßen wäre. Ein Prophet, genannt Kokſa, mit dem Zunamen: das Ebenbild Gottes, that kund, er hätte eine Offenbarung vom Himmel bekommen, worin Timudſchin befohlen würde, künftig den Namen Dſchengis zu führen, welcher bedeutet: der Größte. Darauf traten die Chans hinzu, beugten ihr Knie neunmal und huldigten ihm; nach ihnen kam der andere Adel, und nach dieſen das übrige Volk, die beugten ihr Knie ebenſo vielmal, und erklärten ihn mit lautem Geſchrei für den oberſten Befehlshaber. Gleiches geſchah, nur mit wenigen Veränderungen, mit Tamerlan im Jahr 1369. Er beſtieg einen prächtigen Thron, trug eine funkelnde Krone, umgürtete ſich öffentlich mit ſeinem Schwerte, ſeine Lehenfürſten erkannten ſeine Oberherrſchaft, unter Ausſchüttung von Edelſteinen, die ſie auf ſein Haupt regnen ließen; und ein Prieſter gab ihm eine Pauke und Lanze als Reichsinſignien in die Hand*).

---

*) Siehe Pocock Specimen Hist. Arab. p. 65. 66. 74. Novairi Geſchichte der hemiaretiſchen Könige ꝛc. Tarikho'l Moslemin, oder Geſchichte der Saracenen, p. 135. Herbelot, p. 1017.

Alles, was man in den Geſchichten dieſer Regenten lieſt, ſchmeckt nach ſolchem Lebenſyſtem. Wir finden, daß ſie, ehe ſie auf eine wichtige kriegeriſche Unternehmung auszogen, allemal erſt die Befehle an ihre großen Vaſallen ergehen ließen, daß ſie ſich, jeder mit der Anzahl von Truppen, die er zu ſtellen hatte, bei ihnen einfinden ſollten. Wir finden bei ihnen auch ein Reichsparlament, oder eine Verſammlung der Staaten, die unter andern Befugniſſen auch das Recht hatte, vornehme Verbrecher gerichtlich zu verhören**). Artok Buga, einer von den Enkeln der Dſchengis Chan, hatte ſich wider ſeinen Bruder, den König Toblai Chan, aufgelehnt; dieſer bezwang ihn, verſchob aber ſeine Strafe, bis die Stellvertreter der Staaten ſich verſammelt hatten. Von dieſen ward er verhört und verurtheilt, in vier Wänden von Bocksdorn eingeſchloſſen zu leben, wo er nach zwölf Monaten ſtarb. Der Fürſt von Herat, Namens Pir Ali, ein Vaſall, war im Verdacht, daß er ſich gleich nach Tamerlans Inauguration hätte in den Sinn kommen laſſen, ſich wider ihn aufzulehnen. Er ward vor eine ſolche Verſammlung gefordert, er ließ ſich immerhin vorladen, bauete aber unterdeß mit aller Macht an der Befeſtigung ſeiner Hauptſtadt. Hierauf ward eine Verordnung abgefaſſet, die mit der Achtserklärung im deutſchen Reiche Aehnlichkeit hatte; und Tamerlan bekam den Auftrag, ihn zum Gehorſam zu bringen und das Todesurtheil an ihm zu vollziehen. Beides geſchah. Es iſt unnöthig, hier Beiſpiele anzuhäufen; wir wollen nur noch bemerken, daß dieſe groſſen Zuſammenkünfte, die viele Aehnlichkeit mit den gothiſchen Landtagen haben, nicht geringe Beweiſe für die Hypotheſe, daß ſich in alter Zeit Tatarn in Deutſchland und Scandinavien niedergelaſſen haben, abgeben. So mächtige und unumſchränkte Regenten auch Dſchengis Chan und Tamerlan waren, ſo hielten ſie doch manche dergleichen Verſammlungen. Die groſſen Chane wurden, wenn gleich gemeiniglich aus den Söhnen des geweſenen Regenten, dennoch aus ihnen gewählet; an die Erſtgeburt band man ſich gar nicht. Dſchengis Chan zum Exempel ernannte ſeinen zweiten ihn überlebenden Sohn Oktai zu ſeinem Nachfolger; allein ſo ungemeine Ergebenheit man auch gegen ihn, den alle Tatarn faſt anbeteten, hatte, ſo ward doch der neue Regent für ſolchen nicht eher, als zur Zeit der groſſen Verſammlung, zwei Jahre darauf erkannt. Wie er hier ſich weigerte, die Oberherrſchaft anzunehmen, ſo nahmen ihn ſein älterer und jüngerer Bruder Dſchagathei und Tuli bei der Hand, ſetzten ihn auf den Thron, und begrüßten ihn als ihren Chan. Olug Nuvin, Dſchengis Chan's jüngſter Sohn, reichte ihm, als Haushofmeiſter, ein Gefäß mit Wein; worauf alles Volk neun Knieverbeugungen ihrem Oberherrn, und drei der Sonne machte, und ihn laut für ihren oberſten Befehlshaber erklärte.

---

*) Siehe Khondemir, Scherefeddin Ali Jesdi's Leben des Tamerlans; Abul Pharagius Dyn. 10. Herbelot passim etc.

**) Ich finde hier Aehnlichkeit mit der Regierungsform bei den alten Franken. Der König gibt ſich auch da wenig mit Juſtizſachen ab; überläßt die Behandlung dieſer denen, die gleich nach ihm waren, den Grafen, Richtern, nachmaligen Comitibus. Anm. d. Ueberſ.

Dieſer Umſtand mit Olug Nuvin iſt ein merkwürdiges Beiſpiel von einer beſondern Gewohnheit, die lange unter den nordiſchen Völkern im Gange geweſen iſt, die ſich ſelbſt in den Rechten der Angelſachſen in der Beſchreibung eines engliſchen Dorfes findet, wo der jüngſte Sohn in die Rechte ſeines Vaters vor ſeinen ältern Brüdern eintritt. Blackſtone führt erſt Littletons und anderer angeſehenen Rechtsgelehrten Meinungen über den Urſprung dieſer befremdenden Sitte an, und ſetzt darauf ſeine ſcharfſinnige Vermuthung, daß ſie wohl von den Tatarn herſtammen möchte, hinzu. Bei dieſen Völkern wandern die ältern Söhne, ſobald ſie das männliche Alter erreicht haben, mit einer Anzahl von Vieh von ihrem Vater weg; nur der jüngſte Sohn bleibt daheim, und erbt ſeines Vaters Haus mit allem, was dieſer ſonſt noch hinterläßt. Dſchengis Chan hatte, dieſem zufolge, ſeinen vier älteſten Söhnen große Länder und hohe Aemter gegeben, nur Olug blieb ſtets bei ihm. In der Zeit von vierzig Tagen, welche von dem großen tatariſchen Landtage bis zur Inſtallation des Oktai Chan verfloſſen, ſcheint dieſer jüngſte Bruder von ihm und den andern Fürſten, als Herr des Hauſes und eine Art von Verwalter der öffentlichen Angelegenheiten, die in dieſem Interregno vorfielen, erkannt worden zu ſeyn. Er mußte dem großen Chan das Trinkgefäß, wie er den Thron zuerſt beſtieg, reichen; denn dies ward für das vornehmſte Stück der Gaſtfreundſchaft, das der Hausherr ſeinem Gaſte nur erweiſen könnte, gehalten*).

In dem Angeführten ſind verſchiedene Züge gothiſcher Regierungsart gar nicht zu verkennen. Wir finden darin die Grundlinien zu den Generalſtaaten, zu Parlamenten, zu den Juries der Engländer, und bei Erwählten und Wählenden große Aehnlichkeit mit dem Syſteme, das das deutſche Reich zuſammenhält. Wir finden die offenbarſten Merkmale von unbändiger Freiheit in ihrem Nationalcharakter, aber auch eine regelmäßige Stufenfolge bei ihren Vaſallen, die ſich mit ihren Truppen ſtellen mußten; und wenn gleich in ihrem Lande, bei ihrer Neigung zum Hirtenleben, aus ihren Lehen und Beſitzthümern keine tatariſche Rechtsgelehrſamkeit und kein Eigenthum Einzelner erwuchs, ſo konnte doch, als ſie ſich in den Abendländern niederließen, ihre verſchiedene Lage zu Beiden ſie veranlaſſen. Das ſtandhaftere, geſetztere Gemüth der gebornen Scandinavier und Deutſchen mäßigte den Umherſchweifungsgeiſt der Scythen; ſie fingen da natürlich an, ſich mehr an einem Orte aufzuhalten, das Land wurde volkreicher; ein Stück Land bekam einen größern Werth, und nun wurde das, was ſonſt Mehrern gemeinſchaftlich gehört hatte, um Streitigkeiten zu vermeiden, vertheilt. Jetzt konnte der Wunſch, ihr Eigenthum vor neuen Einfällen geſichert zu ſehen, die Veranlaſſung zu einem beſtändigern und dauerhaftern Unterordnungsſyſteme werden; und die unregelmäßigen Begriffe der Tatarn von Lehenſachen, die bei ihren eigenthümlichen Beſitzthümern eines Jeden ſich verbeſſerten, konnten dann nach und nach den Weg zu dem feinern Syſteme bahnen, das ſo vorzüglich der Lage derer, die durch Einfälle zuerſt in ein Land kamen und dann ſich da niederließen, angemeſſen war; und im fünften und folgenden Jahrhunderten faſt allgemein in Europa angenommen wurde.

---

*) Siehe Blackſtone's Commentar. Vol. II. p. 53.

Richten wir nach dieſer Abſchweifung den Blick wieder auf die europäiſchen Lande, namentlich auf das deutſche Reich, ſo finden wir, wie die Könige durch die Lehne einen Theil der Nation erkaufen, damit er ihnen hälfe, dem andern die Feſſel anzulegen. Hätten die Fürſten allezeit genug zu geben gehabt, oder wären nicht durch ihre eigenen Geſchenke mehrere ihrer Unterthanen ſo mächtig geworden, daß dieſe ihren Wohlthätern ſelber trotzen konnten, ſo würde das Volk ganz in die Sclaverei verſunken ſeyn. Um die Großen des Reiches im Schach zu halten, wählten die Könige einen derſelben aus, dem ſie uneingeſchränkte Macht ertheilten. Die innere Verwaltung des Reiches und das Commando der Heere war nun in der Gewalt eines Einzigen. Eben derſelbe vergab alle Aemter, theilte alle Gnaden aus, die zuvor die Großen in Abhängigkeit vom Könige erhalten hatten. Damit noch nicht zufrieden, bemächtigte ſich der Majordom auch der königlichen Schätze. Durch dieſe konnte er beim Volke ausrichten, was er wollte *). Nachdem die Majordome durch ihr gewon-

---

*) Von einer Schatzkammer hatten die alten Deutſchen keinen Begriff. Jeder ſorgte nur für ſich, gute Beute zu machen, die Könige bekamen ſtets das Beſte, und waren begierig allezeit mehr und mehr für ihre Familien zu ſammeln. Eines einzigen koſtbaren Stückes wegen wurde nicht ſelten der Krieg erklärt, wie Aimoin (de gest. Francor. IV, 28. p. 174.) mit einem Beiſpiel bezeugt. Bei den Franken theilten ſich die königlichen Prinzen mit derſelben Genauigkeit und Begierde darein, als in die Länder ſelbſt.

neues Uebergewicht im Staate ſelber Könige geworden, fing das alte Syſtem wieder von vorn an. Sie mußten die Großen ebenfalls erkaufen.

Die Hofämter hatten die Franken wie andere deutſche Völker zum Theil von den Römern angenommen, zum Theil aber hatten ſie Vieles von ihrer eigenen Verfaſſung beibehalten, daher man nicht Alles aus römiſchen Quellen oder aus dem Tacitus erklären darf. Kein Amt war berühmter als das des Majordoms oder Hausmaiers, welcher anfänglich die Aufſicht über den Hof hatte, allmählich aber ſowohl in Civil- als in Kriegsangelegenheiten die höchſte Gewalt an ſich brachte. Eine vorzügliche Stelle behauptete der Referendar *), er hatte bei den Franken das königliche Siegel in Verwahrung, half die königlichen Urkunden mit unterzeichnen, und hatte überhaupt die Verrichtungen, die in der Folge der Kanzler zu beſorgen hatte. Bei den Franken kommen ſonſt noch vor: 1) Domestici, welche die Sorge über die Oekonomie der königlichen Meierhöfe trugen, und welchen die Meier oder Verwalter derſelben die Rechnungen ablegen mußten. 2) Camerarii (Kämmerer), welchen die königlichen Gemächer und die Schatzkammer anvertraut waren, und welche für die jährlichen Geſchenke der Großen zu ſorgen hatten. 3) Comes palatii (Pfalzgraf), der bei Hofe (palatium) zu Gericht ſaß, damit der König nicht allzuſehr mit Juſtizſachen beſchwert würde. Jeder Rechtshandel, der vor den König kommen ſollte, mußte erſt bei ihm angebracht werden, um zu erſehen, ob es auch nothwendig ſey, daß der König ihn ſelbſt entſcheide.

---

*) Dieſen Namen hatte er bei den Kaiſern in Rom, denn ſein Amt war, die Bittſchriften vorzutragen, und die Antworten darauf bekannt zu machen.

Der Titel „Graf“ an ſich ſelbſt konnte ſchon eine richterliche Perſon bezeichnen, denn ſeit dem 7. Jahrhundert iſt er in fränkiſchen Schriften theils gleichbedeutend mit **comes** und Richter, und zwar nicht bloß in Stammfranken, ſondern auch bei den Allemannen, Baiern, Thüringern. Dieſes Wort ſteht in Verbindung mit dem franz. **greffe**, kommt alſo von **grafiarium** (d. i. Ausfertigungs- und Aufbewahrungsanſtalt gerichtlicher Schriften) her, der Beamte hieß davon **grafiarius**, franz. **greffier**, altfränk. **grafir**, agſ. **geréfe** oder **greve** i. e. γραφεὺς: Schreiber. In der Folge verlor ſich der urſprüngliche Begriff allmälig; aber noch ſpät verſtand man unter dem „Stadtgrafen“ (**urbanus comes**) in Regensburg, Mainz, Worms ꝛc. einen Vorſteher des Stadtgerichts; wie unter dem Landgrafen (in Thüringen ꝛc.) urſprünglich eine Perſon, welcher das Richteramt über eine gewiſſe Provinz anvertraut iſt, und in ähnlichem Sinne gab es einen Rheingrafen; der Markgraf war über die Grenzländer geſetzt ꝛc.; der Burggraf zu Nürnberg, Magdeburg, Cöln ꝛc. hatte nur die Oberaufſicht über einen mit Mauern und Thürmen befeſtigten Ort; aus den älteſten Zeiten her ſtammen die Amtstitel Waldgraf, Salzgraf, Wildgraf u. a. m. für gewiſſe Richterämter in den einzelnen Gegenſtänden. **Comes** war die lateiniſche Benennung des Grafen, weil er ſtets im Gefolge des Königs war, ihn allenthalben begleitete. Unter Pfalz (**palatium**) iſt ein Haupthof gemeint, der die kleinern, in einer Gegend zerſtreut liegenden Wirthſchaften umfaßte. Ein ſolcher war mit einem herrſchaftlichen Wohngebäude verſehen, um von Zeit zu Zeit den König und ſein wanderndes Hoflager aufzunehmen; eine Sitte, die ſeit

Karl dem Großen in Gebrauch kam, und ſich bis auf Karl IV. erhielt, nämlich die Könige zogen von einer Hauptlandſchaft zur andern, um über die Regierungsgegenſtände mit den Großen des Reiches ſich zu berathen, oder Rechtsſachen eines weltlichen Reichsmannes zu entſcheiden. 4) **Marescalci** (Marſchälle), ihrer wurde ſchon oben gedacht, ſie beſorgten als **comites stabuli** den königlichen Marſtall, ſie ſind aber nicht mit den Stallmeiſtern (**Constabuli**, franz. **connetables**, engl. **constables**) zu verwechſeln, jenen nicht ritterbürtigen Berittenen aus dem Mittelſtande, die auf eigene Koſten Reitpferde hielten. 5) **Senescalci** (Seneſchälle), die über das Hofgeſinde die Aufſicht halten, und in deren Stelle die jetzigen Hofmarſchälle getreten ſind. Nebſt dieſen kommen auch **buticularii** (Mundſchenken), Truchſeſſen, Jägermeiſter, Falkenmeiſter und dergleichen vor. Bemerkenswerth iſt, daß alle dieſe Hofbeamten, ſo wenig Verbindung ihre Aemter mit dem Juſtizweſen haben, doch ſtets, wenn der König bei Hofe zu Gericht ſaß, anweſend waren, und „das Urtheil finden" halfen.

Die Könige hielten ſich meiſt auf ihren Meierhöfen auf, weil ſie hier alle Lebensmittel ſogleich bei der Hand hatten, und zogen von einem zum andern. Die Urkunden der fränkiſchen Könige ſind meiſt auf ihren Meierhöfen ausgefertigt. Nur an den drei hohen Feſten kamen ſie in die Städte, wo ſich alsdann auch die benachbarten Großen und Biſchöfe einfanden, und wo, nach gehaltenen Mahlzeiten und andern Luſtbarkeiten, über wichtige Dinge berathſchlagt wurde.

Karl der Große und ſeine Nachfolger lebten, wie Privaten, von ihren Gütern, alles zum Haushalt Erforderliche wurde von den Meierhöfen nach Hof geliefert, ſo daß ſie faſt gar keine Auslagen hatten. Nebſtdem mußten auch die Großen, ſowohl geiſtliche als weltliche, dem König alljährlich ein Geſchenk machen. Es gab auch gewiſſe zinsbare Güter (terrae tributariae), die, weil ſie vermuthlich einmal dem König gehört und unter dieſer Bedingung abgegeben worden waren, alljährlich dem Könige Zins geben mußten.

Die Könige bekamen auch ein Gewiſſes an den Wehrgeldern, ſowie auch den Heerbann, d. i. das zu erlegende Strafgeld, wenn Jemand einem Feldzuge nicht beigewohnt hatte. Man findet zwar auch Spuren von Kopfgeld *), das gewiſſe Franken zahlen mußten (Capitular. IV. Ann. 805), allein vermuthlich waren es ſolche Familien, die unter der Bedingung die Freiheit erhalten haben, daß ihre Nachkommen dieſe Steuer zahlen ſollten. Wenigſtens war eine ſolche Auflage nicht allgemein eingeführt.

Die Könige hatten als Gutsherren auch ihre Zölle, denn wenn auf ihren Gütern eine Brücke war, und der König dieſe zu unterhalten hatte, ſo bezog er den Zoll davon wie die andern Gutsherren, auf deren Güter Brücken waren. Daher kommt die Rubrik de pontibus et navibus, die in der Berechnung über den Ertrag der königlichen Meierhöfe anzutreffen iſt. Wenn auf des Königs Gütern eine Ueberfahrt über einen Fluß war, und er die Schiffe unterhielt, ſo hatte er auch das Fahrgeld. Zölle, Jagden, Erzgruben u. dergl. wurden nicht als Regalien angeſehen,

---

*) In Schweden hieß es Naſenſteuer, und der Ynglingaſaga zufolge war ſie vom Göttervater Odin ſelber eingeführt, vermuthlich eine Tempelſteuer, d. h. ein freiwilliger Beitrag zum Unterhalt der Opfer, aber auch zum Bedürfniß des Königs, der auch das geiſtliche Oberhaupt war, um das Land vor Unfrieden zu ſchützen.

ſondern als Stücke, die zu den Gütern gehörten. Weil aber viele Mißbräuche damit vorgingen, ſo wurden mehrere Verordnungen gemacht, z. B. daß man nur bei den alten Brücken, und wo es ſchon lange hergebracht ſey, Zölle nehmen ſolle. Daher wurden diejenigen, welche gern die Zollgerechtigkeit gehabt hätten, genöthigt, ſich an den König zu wenden, wodurch nach und nach, beſonders nachdem das römiſche Recht aufkam, die Meinung entſtand, als ob dem König alle Zölle gehörten.

Ebenſo hatten die Könige meiſt große Forſten bei ihren Meierhöfen, von denen ſie ſich allein alle Nutzbarkeit, ſo wie die Privaten von den ihrigen, zueigneten. Es gab auch Waldungen, die unzertheilt waren, und deren Nutznießung allen Angrenzenden insgemein zugehörte. Dieſe konnte Keiner zu Bannforſten machen und die Uebrigen davon ausſchließen, wenn es ihm der König nicht geſtattete (Capit. IV. ann. 819).

Mit den Münzen ging es faſt wie mit den Zöllen. Ehedem fingen auch andere Herren nebſt dem König an, Münzſtätten anzulegen und Denarien ſchlagen zu laſſen. Weil aber viele Mißbräuche damit vorgingen, verordnete Karl der Große, daß nur in ſeinem Pallaſt eine Münze ſeyn ſollte (Cap. II. ann. 805). Die Verordnung dauerte aber nicht lange, da ſein Sohn Ludwig ſchon häufig den Biſchöfen und Klöſtern Münzprivilegien ertheilte.

Der Oberbefehl im Kriege war nicht unumgänglich mit der Königswürde verbunden. Wenn der König ſelber ſein Heer ins Feld führte, ſo geſchah es nur wegen ſeines Antheils an den mit ſeinen Vaſallen gemachten Eroberungen. Derjenige, welcher vor dem Heere herzog, hieß von dieſem Amte: Herzog (dux: Anführer). So nennt Tacitus einen dux Vibilius bei den Hermunduren (Annal. II, 62), welcher ebendaſelbſt (XII, 29.) „König" (rex) heißt. Indeß waren die duces vorzüglich bei republicaniſchen Nationen — man denke hier an die Dogen (duca) der Republiken Venedig und Genua, von welchen die mit ihrem Bildniß geprägten Goldmünzen „Ducaten" genannt wurden — in Kriegszeiten oder bei innern Unruhen gewöhnlich; bei einigen kriegeriſchen, oder wegen kampfluſtiger Nachbarn in ſteter Unruhe lebenden, Völkern war der Herzogstitel eine beſtändige Würde, z. B. bei den Caninefatten (Tacit. Hist. IV, 15), wo ein Herzog Brunio vorkommt. In der Folge gab es duces Bajuvariorum, Alemannorum, Saxonum, Thuringorum etc. Sie wurden auf der Volksverſammlung gewählt, und bei ihnen auf erprobte Tapferkeit Rückſicht genommen. Die Caninefatten hatten die ſonſt nur bei der Königswahl gebräuchliche Schilderhebung auch bei den Herzogen eingeführt. In der fränkiſchen Monarchie verwandelte ſich die bloße zeitige Kriegswürde eines Herzogs in eine adminiſtratoriſche Staatswürde, womit aber das Kriegsamt verbunden blieb. Seitdem blieb man auch gern bei einer Familie, z. B. die Agilolfinger in Baiern, die Billunger in Sachſen u. a. m., was auch oft die deutſchen Kaiſer und Könige im Mittelalter befolgten, nicht ſelten ſogar dazu genöthigt wurden, ohne daß man deßhalb ein Erbrecht annahm, ſondern es bloß für herkömmlich hielt. Der Diſtrict, worüber ein Herzog in Kriegs-, Lehns- und Staatsverhältniſſen regierte, hieß anfänglich Provinz, und der Ausdruck Ducatus galt urſprünglich bloß von der Würde, und hatte noch keine geographiſche Bedeutung, dieſe ſcheint er erſt mit der

Erblichkeit der Lehne und Länder erhalten zu haben. Grimm (R. A. p. 280) macht darauf aufmerkſam, wie der Titel „Fürſt" (princeps) ſchon zu Tacitus Zeit bald den Begriff des Fürſten, bald nur den eines Edeln*) ausdrückte; unvermerkt hatte ſich im Verfolg die Gewalt des reichen Herrn (Senior) in gräfliche oder fürſtliche ausgedehnt. Es bildeten ſich mehrere Stufen der Nobilität, deren niedere den Stand des Freien berührten, und damit verſchmolzen. Der Herzog wurde des Königs Mann, gleich dem geringern Dienſtmann, nur mit dem Unterſchied, daß außer dieſer Abhängigkeit er in ſeinem eigenen Lande aller königlichen Rechte theilhaftig war.

Dieſe ſtufenweiſe Abhängigkeit war die Folge des Lehnsverhältniſſes, das den Staat um das Gut der Gemein-Freiheit gebracht hatte. Als ſchmähliches Symbol dieſes Zuſtandes der Dinge, bemerkt Wachsmuth in ſeiner „Sittengeſchichte" (II. St. 45), möchte man den Gebrauch des Wortes homo für Lehnsmann anſehen, nicht anders als den des Wortes fidelis, als ob Weſen und Treue des Mannes nur im Lebensverhältniſſe zu finden geweſen ſey. – Als characteriſtiſches Merkmal deſſelben fällt ins Auge, daß die Stellung und Geltung im Lehnsweſen von einer dinglichen Grundlage abgeleitet, und der Mann der Sache untergeordnet ward. Ungermaniſch iſt dieß nicht, denn auch in der Zeit der Freiheit hing die Geltung des

---

*) Dieſe Bedeutung zeigt ſich in dem Namen Fürſtenrath. Manche Familien des hohen Adels haben daher den Namen „Fürſten" bis auf unſere Zeit fortgeführt. Hiemit ſind nicht zu verwechſeln die durch Standeserhöhung entſtandenen Fürſten; obgleich ſelbſt dieſe Standeserhöhung es mit erläutert, daß ſie den jetzt allgemeinen Namen des hohen Adels als eine beſondere Würde erhalten.

Mannes in der Gemeinde, ſein Stimmrecht im Gerichte vom Grundbeſitz ab. Wenn aber auch im Lehnsweſen Geltung und Leiſtung von einem ſächlichen Beſitzthum abhängig war, ſo galt es hier nicht das Recht und die Gunſt, in der Schirmgenoſſenſchaft des Staates eines Beſitzthums freier Herr zu ſeyn, vielmehr eine der Staatsgeſammtheit ſich entfremdende Sonderverpflichtung zu gewiſſen Leiſtungen gegen den Genuß gewiſſer, auf Sondervertrag beruhenden Verleihungen. So traten mit den Perſonen auch die ſächlichen Beſtandtheile des Staates aus dem Bereiche der Geſammtheit in den der Sondergunſt und Sonderpflicht, und im Lehnsſyſtem iſt kein abſolutes Eigenthum, ſondern nur Nießbrauch gegen Leiſtung denkbar. Jenes, das Allodium (ſ. S. 803), verſchwindet nach der Ausbreitung des Lehnsweſens allmälig; die an den Begriff der Verleihung gewöhnte Schützung des Beſitzthums ſpricht ſich ſelbſt darin aus, daß man ein außer Lehnsverband befindliches Gut als Sonnenlehen*) bezeichnete, Verleihung alſo als natürliche Ordnung der Dinge anſah.

Unter den Begriff der Verleihung wurde nun das geſammte Reich ſächlicher Gegenſtände gebracht, Grund und Boden, Amt, Recht, Einkommen, ſogar die Beköſtigung aus der herrſchaftlichen Küche (Feudum coquinae), die Anweiſung auf Strandgut, auf verflogene Bienenſchwärme u. dgl. m. So gab es denn einige Jahrhunderte nach Karls d. Gr. Tode in den aus ſeinem Reiche gebildeten Staaten wenige Gegenſtände, die ihrem Inhaber eigen gehörten; faſt nichts, das in unmittelbarem Zuſammenhang mit der Geſammtverbürgung des Staates blieb, darin ſeine ſichere Gewahr hatte, und wieder ſeinen Inhaber gegen Genuß von Recht, Freiheit und Schirm zu voller ſtaatsbürgerlicher Leiſtung gegen die Geſammtheit verpflichtete. Es ward wie natürlich angenommen, daß Jeder Jedes von einem Andern zu Lehn habe. Daraus aber, daß nicht mehr bloß die Könige, ſondern auch Herzöge, Markgrafen, Grafen, Biſchöfe, Aebte ꝛc. Lehen vergeben konnten — Karls d. Gr. Capitulare II. ann. 812 ſpricht ſogar von Vaſallen der Aebtiſſinnen — ergab ſich eine vielgegliederte Reihe von Abſtufungen der Inhaberſchaft vom Niedern zum Höhern. Als oberſte Quelle der Verleihungen war urſprünglich jeder Heerkönig angeſehen worden; ſpäter erhob der deutſche Kaiſer ſich zum Oberlehnsherrn, und Königswürden ſah man als von ihm ausgehende Lehnswürden an; im Anfang des folgenden Zeitraums trat der Papſt noch eine Stufe höher, erklärte ſich für den oberſten Verleiher aller weltlichen Macht und Hoheit, und ſo wurde die geſammte Kette irdiſchen Beſitzthums von der Feldmark oder Zollſtätte oder Vogtei des niedern Lehnsmanns bis zum Kaiſerthum hinauf zu oberſt an den vermeintlichen Statthalter der Himmelsmächte, ſomit an den Himmel ſelbſt geknüpft.

---

*) Der Beſitz deſſelben wurde durch eine ſymboliſche Empfangnahme von Gott und der Sonne angetreten. Dergleichen Güter waren gleichſam himmliſche Lehen, nicht irdiſche d. h. der Wirkung nach Allode, weil ſie zu keiner Dienſtleiſtung verpflichteten. Hennegau ſoll ein ſolches Lehen geweſen ſeyn, auch Schönau bei Aachen; „. . . . von Gott dem Allmächtigen und dem heiligen Element der Sonnen, wie ſich gebührt, empfangen . . . .“ (Urk. v. 1629 bei Ludolf Observ. I, 37.) Auch Wartberg, zwiſchen Wolfenbüttel und Helmſtädt, iſt ein ſolches Lehen geweſen, beim Antritt der Herrſchaft ritt in aller Frühe der neue Beſitzer, geharniſcht und mit bloſſem Degen, gegen Morgen, that, ſobald ſich die Sonne erhob, drei Streiche kreuzweis in die Luft (Kreuzſtich in die Sonne) und warf Geldſtücke unter das Volk. (Schoppius de allod. c. I. §. 16.)

Die demüthige Erniedrigung vor dem Obern, welche die Lehnsordnung gebot, war längſt durch die Beugung des irdiſchen Stolzes vor der Kirche ins Leben getreten, ſo hatte auch das Knieen vor dem Lehnsherrn bei der Huldigung nichts Anſtößiges*). Dieſe Beſchränkung der perſönlichen Freiheit ward durch die übrige Ungebundenheit gut gemacht, welche durch die Lehnspflicht keineswegs verkümmert wurde; denn der Lehnsvertrag konnte wieder gekündigt werden. Freiwillig übernommene Laſten werden ja ganz anders geſchätzt,

---

*) Nur der Däne Hrolf, welcher i. J. 876 in Frankreich erſchien, und durch ſein Kriegsglück Karl den Einfältigen zwang, eine ganze Landſchaft, das ſpätere Herzogthum Normandie, ihm in Lehn zu geben, dieſer Hrolf nahm zwar mit der Mehrzahl ſeines Raubgefolges das Chriſtenthum an, die Lehenshuldigung aber, welche er vermittelſt eines Fußkuſſes leiſten ſollte, lehnte er ab, und der gemeine Normann, welchen er ſtatt ſeiner dazu ſtellte, hob des Königs Fuß, ſtatt zu dieſem ſich niederzubeugen, zu ſich empor, ſo daß der König zum Jubel der umſtehenden Normannen rücklings niederfiel.

Die Sitte, vor weltlichen Fürſten auf die Kniee zu fallen, und ſelbſt deren Füße zu küſſen, war auf die fränkiſchen Kaiſer aus dem Orient (vgl. S. 811 Anm.) übergegangen, nach dieſen hatten ſie auch die Deutſchen beibehalten. Doch kommt der Fußkuß ſelten vor. Dem Kaiſer Friedrich I. küßten 36 Fahnenträger der von ihm beſiegten Mailänder ihre Fahnen übergebend, die Füße. Guido della Torre, Präfect von Mailand, obſchon er im ſtolzen Uebermuth bis in die Nähe des Kaiſers Heinrich VII. gedrungen war, ſprang doch jetzt vom Pferde, und küßte den Fuß deſſelben. Erſt die humane Geſinnung Maximilians I. äußerte ſich mit Entſchiedenheit gegen dieſe Art der Huldigung. Sein Secretär Grünbeck erzählt von ihm: „So er etwa einen Geſchämigen geſehen, der ſeine Sache nicht fürbringen können, hat er ihn ſelbſt erfordert und ſein Anliegen vernommen; hat auch die, ſich für ihn nieder auf das Erdreich geworfen, knieend nicht hören wollen, ſondern ſtehend.“ Das Beiſpiel dieſes hochſinnigen Monarchen ahmte ſein Enkel Karl V. nach. Als dieſem im afrikaniſchen Feldzug die Beſiegten die Füße küſſen wollten, wies er es mit Nachdruck zurück, hinzufügend: „nicht der Fuß, ſondern das Haupt regiert!“

Als die durch Zwang auferlegten. Dazu kommt noch, daß durch die Erhebung der Lehnsmannſchaft zu einem Waffenadel, und durch die Ausbildung eines bevorrechteten Standes, vermittelſt der Erblichkeit der Lehen, der Druck des Feudalſyſtems minder fühlbar wurde. Aus dieſem Geſichtspunkte wird auch begreiflich, wie in den neuern Jahrhunderten die Söldnerſchaaren neben dem Subordinationsgeiſt noch ſo viel hochfahrendes Weſen behalten konnten, und ſich mindeſtens für beſſer dünkten als der nicht zu ſoldatiſchem Gehorſam pflichtige, aber auch nicht auf rohe Gewalt angewieſene Bürger.

Im Vergleiche mit den Miniſterialen*), welche von ihren Herren verpfändet, verkauft und verſchenkt werden konnten, die ohne Jener Zuſtimmung ſich nicht verheirathen, liegende Gründe nicht veräußern durften, und nur durch eigentliche Freilaſſung aus ihrem Verhältniſſe ſich löſen konnten; — im Vergleiche mit dieſen waren die Vaſallen, obſchon ſie ihr Knie beugend den Huldigungseid ablegen mußten, dennoch freie Männer zu nennen.

---

*) Durch die Miniſterialität konnten auch Halb- und Unfreie zu Recht, Ehren und Anſehen kommen, weil ſie dem König nahe verbunden waren; hier galt es zunächſt Haus- und Hofdienſt, nicht Waffenthum. Gebundenheit und perſönliche Pflichtigkeit wurden durch Gunſt und Vorrechte minder drückend. Der Dienſtſtand eines Mundſchenks bei der königlichen Tafel galt als Ehrenſtand am Hofe. Fünfundſechzig deutſche Adelsgeſchlechter führen den Namen Schenk. Die uralten Hofämter des Kämmerers, Marſchalls, Truchſeß ꝛc. blieben der Grundſtein des mittelalterlichen Hofweſens†). Die höchſten Reichsbeamten, erfüllt von Fürſtenſtolz, verſahen dieſe Aemter bei Kaiſern und Königen; wieder, nachdem freie Herren von altem Adel und geiſtliche Stifter das Recht erlangt hatten, ſolche Beamte für ſich zu haben, erſchienen die freigebornen Herren als Truchſeſſe, Schenke ꝛc. bei Herzögen, Markgrafen, Biſchöfen ꝛc. Hiebei fällt nur Gunſt und Ehre ins Auge; wohl aber reichte, abgeſehen von dieſen Hochämtern, durch eine Menge von Mitgliedern die Miniſterialität mit ihrem andern Ende in die Hörigkeit, und hier iſt Entartung des Sinnes für die alte Gemeinfreiheit zu beachten. Gunſt, Ge-

†) Weniger bekannt iſt das Feuerreiſſenamt, der damit Beauftragte hieß der Erbfeuerherr. Sein Geſchäft war, an allen Orten des kaiſerlichen Hoflagers auf Feuer und Licht zu ſehen, damit der Kaiſer ohne Gefahr ſeyn könnte. Zu Karls V. Zeiten bekleidete auf einem allgemeinen Reichstage ein Herr von Pleſſen dieſes Amt. Als dieſe Familie ausgeſtorben war, hörte es auf. (Hormayr Taſchb. 1846. S. [illegible].)

Dieſe waren nun die Freiherren oder Reichsbarone *), welche darum auf den Ritterſtand herabſehen konnten, denn dieſer bildete die Umgebung des Freiherrenthums, wie letzteres jene des Fürſten- und Königthums. Um dieß aber begreiflich zu finden, muß man wiſſen, daß dieſer letztere Stand anfänglich kein Geburtsadel war, ſondern der Lehnsmann konnte durch Reiterdienſt einen Waffenadel erwerben, der ihn bloß über den Knappen erhob. Eine Darſtellung der Entwickelung des Ritterſtandes und ſeiner Abſtufungen aus dem Kriegsweſen der frühern Jahrhunderte gibt Man-

---

den und Rechte entſchädigten für die Unfreiheit und Gebundenheit. Zuvörderſt war die Dienſtleiſtung nicht herabwürdigend, am Hofe erſcheinen zur Begleitung des Dienſtherrn, war die Hauptſache für Dienſtleute beiderlei Geſchlechts (Hofcavaliere und Hofdamen). Die Miniſterialen waren Räthe und Vertraute der Fürſten, nicht ſelten auch Schiedsrichter zwiſchen ihnen, öffentliche Handlungen der Fürſten pflegten im Beiſeyn der Miniſterialen zu geſchehen, ſie waren gleichſam Staatszeugen. Der Miniſterial konnte nur von ſeines Gleichen gerichtet werden. So geſchah es bei der Gleichgültigkeit gegen wahre Freiheit, bei der Empfänglichkeit für Lockungen der Hofgunſt, daß die Miniſterialität — die in den meiſten Fällen frei gewählt wurde — geſucht, zu einem Ehrenſtand ſich ausbildete, und — da das Waffenthum ihr nicht fremd war — es ſpäterhin ſogar zur Bedingung des Eintritts gemacht werden konnte, daß der Bewerber aus dem Stande des Waffenadels ſey.

*) Im Latein des Mittelalters bedeutet baro, baronis nicht mehr einen Stock, ſondern metaphoriſch: Stütze (des Königs).

merk (Geſch. d. alt. Deutſch. II, 31), welche ich, um ihrer Klarheit keinen Eintrag zu thun, nachſtehend unverkürzt wiedergebe.

Daß ſeit Karls des Großen Zeiten die Kriege zwar durch den Heerbann bei der übermäßigen Anſtrengung desſelben allmälich immer mehr durch den Vaſallendienſt geführt wurden, wiſſen wir Alle, ſo wie, daß es größtentheils der Dienſt von ſchwerbewaffneten Reitern war, wo öfters der Heerbann mit dem Vaſallen ſich verſchmolz. Wer zehn Bauern als Leibeigene zählte, mußte ſchwer bewaffnet bei der Armee erſcheinen, mochte er dieſe Zahl als Eigengut oder als Beneficium beſitzen. Dieſe Verfügung iſt für immer geblieben, doch immer mit verkleinertem Maßſtabe, ſo daß endlich der Vaſall ziehen mußte, wenn er auch nur Beſitzer von vier Bauernhöfen war, durch die natürliche Folge der Umſtände. Der Mann, welcher Anſpruch auf ein Beneficium machen wollte, mußte von Geburt ein freier Mann ſeyn; hatte er mehrere Söhne, ſo erhielt der älteſte in der Regel das wichtigſte Beneficium; die übrigen mochten zuſehen, wie ſie in ein anderweitiges, obgleich geringfügiges eintreten konnten, wenn es nur Beneficium, nicht ein dem Bauerndienſte unterworfenes Gut war; denn in dieſem Falle hätten ſie aufgehört, Militares, das heißt Männer zu ſeyn, welche ſich auf ein Beneficium Hoffnung machen durften.

Aus dieſen Vaſallen beſtand hauptſächlich das Heer; der allgemeine Senior bot ſeine Vaſſi Fortiores auf, und dieſe wieder ihre untergeordneten Milites, jeder nach ſeiner verſchiedenen Abſtufung und mit der ihm zugehörigen Bewaffnung. Bei dem Allem aber hat der Heerbann zu keiner Zeit aufgehört, er gewann vielmehr an Ausdehnung. Urſprünglich wurde bloß der freie Mann aufgeboten, und da ſtand ſchnell eine beträchtliche Armee auf den Beinen. Aber die Zahl der freien Leute wurde immer kleiner; man mußte bald von der angenommenen Regel abgehen und hörige Leute unter dem Aufgebote begreifen. Da nun aber dieſe das Eigenthum irgend eines andern Gebieters waren, ſo konnte der König ſie nicht immer zum Dienſt unmittelbar auffordern; daher der Gedanke, daß der Regent ſein allgemeines Bannrecht in kleinere Portionen vertheilte, und es geiſtlichen Fürſten in die Hände legte, welche nun im Falle des Bedürfniſſes auf leichtere Weiſe das Aufgebot beſorgten. Dadurch erhielt man leichte Truppen, Bogenſchützen, Aufſeher über das Heergeräth und Lager, für die Bedürfniſſe der Schwergerüſteten. Zu jeder Zeit ſpricht daher die Geſchichte von dem Daſeyn und der Mitwirkung der Leichtbewaffneten, ſo wie von ihrem Aufgebote.

Aber noch andere Männer fanden ſich, welchen man nicht anders als durch den Heerbann beikommen konnte; Söhne von den Milites, welche kein Beneficium erhalten hatten, von ihrem beſchränkten Erbgute lebten, und zwar Militares, aber keine Milites waren, und daher durch den Lehendienſt nicht aufgefordert werden durften; dann noch andere freie Franken, welche auf die nämliche Weiſe fortlebten, ohne auf ein Lehen Anſpruch zu machen. War ihr Allode der Beſitz eines freien Landguts, ſo durften ſie ſich hüten, nicht von umliegenden anſehnlichen Milites in die Abhängigkeit gezogen zu werden. Daher wählten wohl viele Andere den ruhigen Beſitz in irgend einer Stadt, wo ſie mit wenigen Beſchränkungen fortlebten, auch Schenkungen an Kirchen machten, immer mit ſorgfältiger Bemerkung, daß ſie freie Leute ſeyen *).

Dieſe gehörten daher nicht unter die Zahl der Dienſtmannen (Servientes), weil ſie an Niemand mit Dienſtespflicht geknüpft waren; alle Vaſallen, anſehnliche und geringere, aber gelten als Dienſtmannen, weil ſie der Aufforderung ihres Seniors zum Dienſte folgen mußten und dafür ihr Beneficium hatten. Die kleinern Militares verkaufte, verſchenkte der Senior ſammt den Ländereien, in welchen ſie ihr Beneficium hatten **), ohne den geringſten Nachtheil für die angeborne Freiheit ihrer Beſitzer, welche Dienſtmannen eines andern Seniors wurden, ohne übrigens ihre Lehensverhältniſſe zu ändern. Zugeordnet wurden ſie dem Hofſtab eines der vier Hauptminiſterialen, des Kämmerers, Truchſeſſen, Schenken, beſonders aber in Rückſicht auf den Kriegsdienſt dem Stabe des Marſchalls.

---

*) Schannat, vindem. liter. Urkunden Nr. 24. 27. 60 und öfters.

**) Schannat, vindemiae liter. T. II. p. 121. circa Anno 1230. „Hi sunt homines militaris conditionis, quos Otto comes de Bottenloben dedit ecclesiae Herbipolensi proprietatis jure perpetuo possidendos (sequuntur nomina) — hi omnes masculi et foeminae sunt ad servitium Herbipolensis ecclesiae in Mareschalchi officio deputati.“

Nicht jene Miniſterialen werden mit dieſer Benennung bezeichnet, welche wir bisher als unfreie Leute haben kennen gelernt, weil ſie von unfreier Geburt waren, und daher nie auf den Kriegsdienſt eines Vaſallen Anſpruch machen konnten. Auch ſie ſtiegen größtentheils an Anſehen, Macht und Einfluß, vorzüglich bei den geiſtlichen Fürſten, wo ſie alle Einkünfte des Hofs unter ihrer Aufſicht, ſogar nebſt den Milites Einfluß auf die Wahl des Biſchofs hatten, und in ſpätern, nicht hieher gehörigen Zeiten mitunter den Herrn ſpielten *). Bei allen dieſen Vorzügen betrachtete ſie doch der eigentliche Miles als untergeordnete Leute, wie ſie es denn auch waren, ihr Gut, ihre Kinder nicht an einen Auswärtigen dahin geben, in den Urkunden erſt nach den Freigebornen ſich unterſchreiben konnten, und bei Geldverfügungen nur halb ſo hoch als der Miles angeſchlagen wurden **). Von dieſen iſt hier keine Rede; wenn ſie im Kriege dienten, ſo dienten ſie auf des Herrn Koſten ***), nicht von einem Kriegsbeneficium, welches ſie nicht hatten.

Die vier Vorſteher der Hofſtäbe ſind ganz andere Leute; ebenfalls, und zwar mit Recht, Miniſterialen genannt, weil ſie an feſtlichen Tagen, bei feierlicher Tafel zur Erhöhung des Glanzes hinter dem Stuhle des Seniors ſtehen und bei ihm den Hofdienſt verrichten mußten. Das Nähere von dieſen wichtigen Männern folgt weiter unten.

---

*) Chron. Erfurt. p. 102. Anno 1248. ap. Struv. T. I. „Hoc anno in Thuringia particulares discordiae ita sunt multiplicatae, ut Ministeriales suis etiam Dominis et Nobilibus contumaciter rebellare praesumserint“

**) Cod. Diplom. Laureshaim. T. I. p. 208. „Abbas Anselmus dijudicat, ut si liber est X talenta, si ministerialis V talenta, si ex familia, totam substantiam ad cameram nostram persolvat.“

***) Schannat, Client. Fuld. p. 49. „Vnnd so er in des Herrn dienst zeyt, sol mann ym für reisig Scheden stehen.“

Schon vor der Karolingerzeit galt es als Grundgeſetz bei den Franken, daß ſie ſich an keine Leibeigenen oder Hörigen verheirathen durften, ohne ſelbſt in Hörigkeit zu fallen. Von dieſer Strenge ließen ſpätere Zeiten ſo viel nach, daß der freie Mann zwar bei ungleicher Verehelichung war und blieb, was er bisher geweſen war, ſeine Abkömmlinge aber auf eine tiefere Stufe zu ſtehen kamen. War der Miles bisher ſemperfrei geweſen, das heißt, bei welchem ſich's Niemand denken konnte, daß er aus ungleicher Abſtammung ſein Daſeyn hatte, ſo wurden die Söhne mittelfrei, ſagt das Geſetz*). Daher machte man Otto, dem Bruder des Markgrafen, in der nördlichen Mark die Erbſchaft ſtreitig; ſeine Mutter war eines Fürſten Tochter, aber als Kriegsgefangene leibeigen und von ſlaviſcher Abkunft**). Noch in ſpätern Jahrhunderten nahm zwar der Landgraf Albert von Thüringen ſeinen kleinen Sohn Apiz unter den Fürſtenmantel, als er ſich mit einer Hofdame vermählte, und bewirkte dadurch, daß Apiz als eheliches Kind betrachtet wurde; aber die Nachfolge in dem Beſitze der Landgrafſchaft konnte er nicht erlangen. Dergleichen Beiſpiele aus neuen Zeiten ſind mehrere vorhanden; die vornehmſten Stände, die Semperfreien, hielten feſt an der urſprünglichen Regel, daß ihre geſammte Genealogie aus einer Reihe von Semperfreien beſtehen mußte; bei den niedrigern Ständen verloren ſich dieſe Abſtufungen allmälich mehr und mehr; wir finden Beiſpiele, daß ein Miles von einem andern Miles ein Kriegslehn übernahm, und ihm deßwegen huldigte, ohne dadurch ſeine Freiheit herabzuwürdigen. (S. weiter unten.) — So wenig aber der Semperfreie unter ſeinem Stande heirathete, eben ſo wenig durfte er Miles eines Andern werden, wenn er auch arm war, denn nicht jeder Ingenuus war ein mächtiger oder reicher Mann; bei dem Könige, bei der Kirche, ſuchte er Dienſte, nicht aber bei ſeinen Mitgenoſſen, die man auch nicht alle in der frühen Zeit als Herzoge und Grafen darf gelten laſſen.

---

*) Schwäb. Landrecht, §. 50.

**) Lambert. Schaffnab. Anno. 1057. „Otto frater Guilhelmi marchionis, sed matrimonio impari etc."

So lebte der freie Mann in ſeinen verſchiedenen Abſtufungen mit einigen durch den Raufgeiſt hervorgerufenen Störungen, in abgemeſſener Lage fort, bis die immer häufiger werdenden italieniſchen Kriegszüge bedeutende Abänderungen zur Nothwendigkeit machten. Bisher war der Kriegsdienſt des Miles auf ein paar Monate beſchränkt, etwas mehr oder weniger nach Erforderniß der Umſtände; er richtete ſich gegen unruhige Große in Deutſchland ſelbſt, oder gegen die Nachbarn. Da war es leichte Sache für den Miles die Koſten des kurzen Feldzugs aus dem Ertrage ſeines Beneficiums zu beſtreiten, und noch in dem Ueberſchuſſe der Einnahme zu bleiben. Jetzt aber ging der Zug in große Entfernung über die Alpen, und man durfte von Glück ſagen, wenn er ſich innerhalb eines Sommers endigte. Der Ertrag des Lehengutes reichte nicht ferner hin zur Beſtreitung des Aufwands; wahrſcheinlich forderte man nicht immer den nämlichen Mann auf, ſondern mit Abwechslungen; aber der Dienſt wurde deſſen ungeachtet immer ſchwerer, je häufiger dieſe Feldzüge erfolgten.

Vielleicht trug dieſer Umſtand dazu bei, daß K. Konrad II. die von ihm unmittelbar abhängenden Lehen für erblich erklärte, um Muth zur vermehrten Anſtrengung zu erregen; aber die meiſten Lehen waren nicht in ſeinem, ſondern in den Händen der geiſtlichen und weltlichen Fürſten, welche erſt allmälich dem gegebenen Beiſpiele folgten. Das ergriffene Hülfsmittel reichte nicht hin; man mußte ſich entſchließen, den Miles werkthätig durch gegebene Vortheile und Geld zu unterſtützen. Das erſte Beiſpiel finden wir unter dem nämlichen Konrad, welcher von ſeinem Stiefſohn Ernſt ein Stück Landes bei Weißenburg im Elſaße mit den dazu gehörigen Milites erhalten hatte[*]. Dieſe Clientes ſind mit dem Umtauſche gern zufrieden, baten aber, daß die Rechte der Beneficien auf ſie feſte Anwendung finden. Ihre Söhne und Nachkommen ſollen das erſte Jahr, wo ſie bei Hof erſcheinen, auf eigene Koſten dienen, und nichts erhalten als ein Pelzkleid am Neujahrstage; dann aber werden ſie in ihr kleines Beneficium von drei königlichen Höfen eingeſetzt, wo nicht, ſo ziehen ſie frei ab nach Belieben; auch ihre Töchter dürfen nicht zu dem niedrigen Hofdienſte verwendet werden, außer bei einem Zuge nach Italien. Das Recht während dieſes Zugs fordert für den Klienten, daß er zehn Talente (Pfunde) von dem Senior erhalte; werden ſie anders wohin aufgeboten, ſo wird nur die Hälfte bezahlt. — Freie Leute, Militares, waren dieſe Klienten, weil ſie Beneficia erhalten und bei der Verſagung frei abziehen konnten; daß ſie aber zu der niedrigſten Klaſſe gehörten, bezeugt die Geringfügigkeit ihrer Lehen.

---

[*] Heinrich v. Falkenſtein Cod. diplom. antiquit. Nordgav. Diplom. XII. Anno 1029. Man hat dieſes Weißenburg auf dem Nordgaue geſucht, wo, ſo viel wir wiſſen, der Prinz Ernſt keine Beſitzungen hatte, deſto mehrere hatte er im Elſaße.

Von nun an mußte Vergütung bei jedem Kriegszuge gegeben werden auf verſchiedene Weiſe; der Senior machte ſeine Bedingungen mit dem Miles, faſt immer aber nur die geiſtlichen Fürſten; bei den weltlichen erfahren wir die nähern Verhältniſſe nicht. In Fulda zog jeder Lehensmann, wenn er ein Beneficium von fünf Bauernhöfen hatte, ſeinem Gebieter zu, angethan mit dem Harniſche, mit zwei Pferden und in Begleitung ſeines Schildträgers; zur Zurüſtung erhält er aber fünf Pfund als Kriegsſold, und während des Zugs muß der Herr für die Bedürfniſſe ſorgen*). In dem Kölniſchen Vaſallendienſte galt als Ordnung**): ſtirbt der Vater, ſo tritt der älteſte Sohn „in das Recht zu dienen, in welchem er geboren iſt.“ Hat der nachgeborne Sohn nicht hinlängliches Vermögen, um unabhängig zu leben, ſo kommt er mit ſeinem Streitroſſe, mit Schild und Lanze bewaffnet vor den Dominus und zeigt ſein Verlangen, ihm zu dienen als Miniſterial-Miles. Wird er aufgenommen und dient ein Jahr, ſo iſt der Senior ſchuldig, ihm ein Beneficium zu ertheilen; will er ihn aber nicht unter ſeine Dienerſchaft aufnehmen, ſo läßt der Klient, unter dem Zeugniſſe der Umſtehenden, mit gebeugten Knieen den Rand des Fußſchemels, beſteigt dann ſeinen Dextrarius, reitet wohin er will in die weite Welt, und übernimmt irgendwo einen andern Dienſt. Dieß war alſo eine Familie von freien Miniſterialen, aus welchen der Herr ſeinen Marſchall, Kämmerer ꝛc. wählte. Was ſie für Dienſte zu leiſten hatten und wie viel ihnen der Gebieter in baarem Gelde vergütete, iſt bei dieſer Stelle nicht bemerkt, wohl aber bei den Bamberger, auf gleichem Fuße lebenden freien Miniſterialen*). „Hat der Vaſall kein Beneficium von dem Biſchof und kann keines erhalten, ſo mag er dienen wem er will, nicht als Beneficiarius, ſondern frei. Der, wenn auch noch kleine Sohn, erhält das Beneficium des Vaters ꝛc.“ Beim Kriegszuge kommt er auf eigene Koſten zum Heere, dann aber nährt ihn der Herr; für jeden Harniſch theilt er ihm ein Pferd und drei Pfunde zu, wenn der Zug nach Italien gehe; richtet er ſich anderswo hin, ſo tragen zwei Beneficiarien die Koſten für den dritten, welcher ziehen muß. Der Herr kann ſie nur zu vier Miniſterien verpflichten, daß ſie Truchſeſſe, Schenken, Marſchall oder Jägermeiſter ſeyen; ihr Todtſchlag wird mit 10 Pfund (200 Solidus) vergütet, ganz nach Karolingiſcher Vorſchrift, nur daß das Pfund den ehemaligen Werth längſt nicht mehr hatte; dieſes Wehrgeld diente bloß als Beweis, daß ſie nach freiem Frankenrechte lebten.

---

*) Freher ad Schaten. Client. Fuldens. p. 41.

**) Kindlinger, Münſteriſche Beiträge T. II. §. 13. Mortuo patre senior filius obsequium patris recipiat, et jus serviendi ad quod natus est obtinebit. Quicunque frater suus Miles fuerit, nec adeo dives quin servire eum oporteat, ille cum dextrario suo, clypeo et lancea, se militem esse ministerialem beati Petri profitebitur et servitium suum domino offerat etc.

Auf dieſem Fuße wurde es nun fortgehalten, unter mannichfaltiger Klage von Seite des Herrn, welcher ſo wenig als möglich geben wollte, und des Miles, welcher über ſeine Kräfte angeſtrengt zu ſeyn behauptete. Allgemein angenommen war aber das Zahlungsſyſtem; das erſte Mal lernen wir dieſe Allgemeinheit kennen unter K. Heinrich V., welcher die Verordnung machte, daß jeder im Kriegszuge Begriffene ſeinen Kriegsſold (Stipendium) erhalten mußte**). Die Zahlenden ſind die Domini oder vielmehr ihre Unterthanen, denn der Kaiſer war nicht vermögend, die geſammte zahlreiche Armee zu nähren. Den völligen Aufſchluß und zugleich den hinreichenden Kommentar über dieſe aus Lehenertrag und Sold zuſammengeſetzten Verhältniſſe der ziehenden Reichsarmee gibt uns eine noch vorhandene Verordnung, welche die Abſchreiber, wunderlich genug, auf Rechnung K. Karls des Dicken ſetzten, ob ſie gleich unverkennbar zu dem gegenwärtigen Zeitraume gehört und nicht viel ſpäter durch Abſchrift auf uns gekommen iſt. Ueber den Namen des Kaiſers, welcher die Verordnung vorſchrieb, haben wir keine vollkommene Gewißheit. Rathen könnte man auf K. Konrad II. oder Heinrich III.; aber damals war die Erblichkeit der Lehen noch nicht ſo geregelt, wie ſie hier erſcheint. Auf die ſchwankende Regierung K. Heinrichs IV. wird wohl Niemand Vermuthung haben, eher wohl auf K. Heinrich V., von dem wir wiſſen, daß er das Zahlungsſyſtem bei ſeinem Zug angeordnet hatte; doch auch unter ſeiner und ſeines Nachfolgers Lothar II. Regierung hatte die königliche Gewalt nicht den Einfluß, um Alles mit Machtvollkommenheit zu regeln; und Konrad III. kann die Vorſchrift nicht gegeben haben, weil er nie einen Römerzug machte. Die Umſtände rücken uns alſo bis auf K. Friedrich I. herab, deſſen genaue Verfügungen über die Ordnung der Armee wir anderweitig kennen. Ein Hauptumſtand ſcheint die Wahrſcheinlichkeit zur Gewißheit zu erheben: die Armee muß ein Jahr und ſechs Wochen nach der Aufforderung zum Zug in Bereitſchaft ſtehen*). Von dieſer Vorſchrift weiß die frühere Zeit nichts, in der Folge iſt ſie gewöhnlich. Will man auch die Perſon des Verordners bezweifeln, in den gegenwärtigen Zeitraum gehören die Vorſchriften in jedem Falle; die wichtigſten derſelben mögen hier eine Stelle finden:

---

*) Vdalrici Codex Babenberg. ap. Eccard. T. II. num. 113.

**) Chron. Vrsperg. Anno 1110. „Datis ubique inaestimabilis pecuniae stipendiis.“ — Annal. Saxo. Anno 1109.

„Es zeigt ſich, daß die Fürſten bei dem bevorſtehenden Römerzuge mit ihren Milites in bittern Streit kommen, indem ſie mehrere Harniſche (Halspergas**)) fordern, als die Letzten von ihren Beneficien geben können; daher habe ich unter Beirath der Fürſten feſtgeſetzt, daß jeder Miles ſeinen Herrn gutgerüſtet auf das Roncaliſche Feld begleite; fehlt er, ſo iſt ſein Feudum verloren. So vielmal ein im Lebenseide Gefangener zehn Höfe als Beneficium beſitzt, ſo viele Harniſche nebſt zwei Schildträgern (Scutarius) muß er mitbringen; doch ſo, daß er für jeden Harniſch drei Mark und für jeden Schildträger eine Mark erhält; mit dieſem Stipendium ſoll er auf dem Hin- und Rückzuge dienen, ſo lange es dem Herrn beliebt. Trifft ſich's, daß Einer Leben von verſchiedenen Herren hat, ſo dient er dem einen, und zahlt dem andern ſo viel, als er ſelbſt im Falle des geleiſteten Dienſtes würde erhalten haben ꝛc. Eben ſo verordnen wir, daß die häuslichen Diener der Kirche, das heißt die Miniſterialen, welche mit jedem Tage zum Dienſte bereit ſeyn müſſen, wenn ſie fünf Bauernhöfe als Beneficium haben, ihrem Gebieter einen Harniſch und einen Schildträger zuführen; zur Vorbereitung auf die Reiſe erhalten ſie von dem Herrn fünf Pfund und zwei Pferde zur Fortſchaffung der Lebensmittel. Jeder Fürſt ſoll ſeine beſondern Geſchäftsführer (officionarios) haben, nämlich den Marſchall, den Truchſeß, Schenk und den Kämmerer; je größer die Anſtrengung dieſer Aufſeher iſt, deſto mehr ſind ſie im Kriegsſolde, in der Kleidung und in den Pferden vor Andern zu ehren; jeder erhält zehn Pfunde, nebſt drei Pferden; dem Marſchalle werde noch ein viertes beigefügt, eines zum Rekognoſciren, eines als Streitroß, das dritte zum Spazierritte, und das vierte, um den Harniſch zu tragen. Erhalten ſie aber von dem Herrn die Erlaubniß, zu Hauſe zu bleiben, ſo zahlen ſie ſo viel Pfunde, als ſie Höfe beſitzen; oder ſie treten den Ertrag ihres Lehns für dieſes Jahr ab.

---

*) Der beſte Abdruck befindet ſich in den Monum. Boica T. II. p. 373 etc. aus den Urkunden des Stifts Chiemſee. Die Abſchrift iſt aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.

**) Oefters finden wir die Halsperga (den Ringkragen) gleichbedeutend mit dem ganzen Bruſtharniſche.

Damit nun aber das Reich von allen Klaſſen der Einwohner ſeinen Beitrag erhalte, ſo ſetzen wir feſt, daß jeder Burgmann (buringi) ſeinem Dominus zehn Pfunde, nebſt zwölf hänfenen Seilen und ein Saumpferd liefere, ein behofter Bauer fünf Solidus; wer keinen Hof hat, dreißig Denarien, der Buniuarius (ich kenne ihn nicht) fünfzehn Denarien, und jeder Leerhäusler (Taglöhner) ſechs Solidus Denarien beitrage.“

Die Verordnung enthielt alſo eine Vereinigung des Lehendienſtes mit dem Heerbanne; der Lehensmann iſt der ſtehende Soldat; er zieht nach den vorgeſchriebenen Bedingungen in das Feld; die übrigen Volksklaſſen bleiben ruhig in ihren Sitzen, aber ihren Beitrag liefern ſie im baaren Gelde, wenn ſie nicht den Herrn als Bediente, Stallknechte ꝛc. begleiten. In dieſe untergeordneten Klaſſen gehörten nicht die Burgmänner, doch auch ſie konnten nicht von ihrer Stelle weichen, da ihnen die Obhut der zahlreichen Burgen anvertraut war; jedes befeſtigte Haus hatte einen eigenen Burgmann, auch deren mehrere, welche die Aufſicht als Lehen beſaßen *). Die einzigen Bürger der Reichsſtädte ſind nicht unter der allgemeinen Vorſchrift begriffen; die in derſelben angegebenen buringi ſind ſie nicht, denn ſie hatten keinen Dominus, unter deſſen Vorſchriften ſie ſtanden. Ihre Verhältniſſe ſind Urſache, warum ſie mit Stillſchweigen übergangen worden; ſie waren weder Milites noch Miniſteriales, in deren Reihen man ſie hätte ſtellen können. Leer durften ſie indeſſen nicht durchſchlüpfen, ſie zahlten ihre Reichsſteuer an den König, und dieſe ließ ſich im Allgemeinen nicht bezeichnen, weil jede Stadt beſonders nach ihrem Verhältniſſe gegen die übrigen ihren Beitrag lieferte, und der König machte wohl auch keinen Lärm von der Sache, weil dieſe Steuer in ſeinen Beutel fiel **).

Rein ausgeſprochen ſind die um dieſe Zeit ſchon bedeutend in die Höhe geſtiegenen Verhältniſſe der **Miniſterialen**. Kleine Lehen erhielten ſie von ihren Gebietern, aber es waren Hoflehen; und ziehen mußten ſie bei jeder Aufforderung, ſie dienten auf Koſten des Herrn. In ihrem vollen Glanze hingegen erſcheinen die Vorſteher des ganzen Hofweſens bei jedem Fürſten. Auch ſie waren Miniſterialen, aber im höhern Sinne des Worts; alle kleinern Vaſallen ſtanden unter der Aufſicht dieſer Hofſtäbe, bei welchen es ſich nicht nur verſteht, daß ſie freie Leute waren, ſondern wo wir auch Beiſpiele kennen, daß ſie andere freie kleinere Vaſallen in ihrem Dienſte hatten*).

---

*) Man ſehe die bedeutende Anzahl der zum Erzſtifte Mainz gehörigen Castrenses bei Würdtwein, Nova subsid. Diplom. T. V. p. 55 etc.

**) Eine ſonderbare Angabe aus ſpäterer Zeit mögen andere Ausleger auslegen. Annales Corbejens. ap. Leibnitz. T. II. Anno 1341. „Petrus Dingsted. a venatore ex improviso globulo plumbeo trajectus“ Durch welches Geſchoß kann die bleierne Kugel gewirkt haben?

Die Milites vertraten alſo ganz die Stelle unſerer heutigen ſtehenden Truppen, mit baarem Gelde konnten ſie nicht bezahlt werden, deſto leichter aber mit liegenden Gründen, als Beneficien oder Lehen, welche anfangs aufkündbar, jetzt aber längſt erblich waren. Weil der Ertrag bei vielen derſelben immer weniger für große Kriegszüge hinreichend wurde, ſo erſetzte Geldentſchädigung das Fehlende. Der Unterſchied gegen unſere Einrichtungen liegt hauptſächlich in dem Umſtande, daß unſere Truppen im bleibenden Vereine ſtehen und auf Koſten des Landes müſſen genährt werden; die Milites hingegen in Friedenszeiten gar nichts koſteten, mit täglichem Fortwachſen die Früchte des Lehens bezogen, und am Ende ihren Gebietern läſtig wurden, weil es unverkennbar war, daß von ihnen die ganze Vertheidigung des Fürſten abhing. Doch auch ſie hatten ſelbſt in Friedenszeiten läſtige Anſtrengungen zu machen; in beſtändiger Bereitſchaft ſtand ihr leichteres Roß zum alltäglichen Gebrauche, und dann der mächtige Dextrarius, das ſtärkſte aufzufindende Kriegspferd, zum Dienſt im Treffen. Den Reiter mußte er tragen mit all ſeiner ſchweren Bewaffnung. Wie läſtig dieſe war, zeigt ſchon der Umſtand, daß ſie während des Zugs auf einem eigenen Pferde nachgeführt wurde. Während der Reiſe ſelbſt wäre auch der ſtärkſte Ritter nicht vermögend geweſen, ſie am Körper zu tragen, obgleich der Miles von Jugend auf kein anderes Geſchäft kannte, als Waffenübung und Reiten; aber im Treffen mit dem ſchweren Harniſch angethan, wurde ſein Angriff beinahe unwiderſtehlich, und leichter konnte man den ſchwerbewaffneten Reiter gefangen nehmen, weil er müde werden muſte, als den unverwundbaren erlegen. Hierin liegt wohl eine Haupturſache, daß der von Jugend auf Eingeübte, an große Anſtrengung gewöhnte Deutſche, dem ebenfalls zu Pferde dienenden Italiener ꝛc. weit überlegen wurde, daß man allgemein von dem Furor teutonicus, von ſeinem ungeſtümen Anfalle ſprach.

---

*) Z. B. Mon. Boica, T. II. p. 336. Adelrammus Ministerialis Comitis de Lexmounde tradidit praedium suum S. Martyribus Xysto et Sebastiano. — Inter testes Walchoun miles ejusdem Adelrammi (circa 1160). — Uebrigens wurde die Regel bei dem niedern Adel ſo ſtreng nicht genommen, wie bei dem wirklichen Adel, daß Niemand, ohne ſich zu erniedrigen, ein Lehen von ſeines Gleichen annehmen durfte. Ein Miles ſtand im Dienſte bei einem andern Miles und leiſtete ihm den Eid der Treue, entledigte ſich aber deſſelben wieder durch Zurückgabe des Lehens, und war ſo frei wie zuvor †).

†) Würdtwein, nova subs. Dipl. T. XII. p. 160. Hugo Miles de Offenbach quaedam bona a me in feodo habuit. — Feodum illorum bonorum in jurisdictionem meae potestatis resignavit, ac ipsum a jure homagii, quo mihi ratione dictorum bonorum adstrictus fuerat, dimisi liberum et immunem. So ſpricht der Miles von Scharfeneck.

Eine Frage drängt ſich dabei auf. Jeder einzelne Krieger war ſo viel möglich geübt zum Kampfe; aber ſie lebten durch das ganze Land zerſtreut; woher erhielten ſie die Zuſammenübung? Denn ihr Angriff geſchah in geordneten Haufen. Dieſe Dienſtordnung erlernten ſie durch ihren Senior; ſie traten bisweilen zu gemeinſchaftlichen Uebungen in Verein, keine Nachricht ſagt uns dieß, wir erblicken aber die Anſtalt, weil alle Milites ſich immer unter der Fahne ihres Dominus in Ordnung beim Zuge reiheten. Allgemeine Uebung hingegen erhielten ſie wohl erſt in der vereinigten Armee; wenigſtens kennen wir ſeit Heinrich dem Vogler keine Anſtalt zur vollſtändigen Bildung der Krieger. In den Zwiſchenzeiten des Kriegs übten ſie ſich in den verſchiedenen Evolutionen, wie in unſerer Zeit durch die friedlichen Uebungslager, und dieſe Waffenübung hatte den Namen Torneamentum. Die Sache ſelbſt iſt wahrſcheinlich ſo alt als die Bildung der Armeen, der Name aber franzöſiſchen Urſprungs, von tourner (umwenden).

Nur Ein Beiſpiel aus dieſem Zeitalter kenne ich ſowohl von dem Namen als von der Sache; es reicht aber hin zum Beweiſe des Geſagten. In dem Kriege, welchen K. Lothar II. gegen die Hohenſtaufiſchen Brüder führte, muſte er die Belagerung von Nürnberg aufheben und ſich nach

Würzburg zurückziehen. Um ihre Ueberlegenheit zu zeigen, blieben die Brüder bei Nürnberg ſtehen und neckten ihren Gegner durch ein angeſtelltes Torneamentum*). Ein Turnier nach dem ſpätern Sinne des Wortes? Nein, das Torneamentum reichte von Nürnberg aus bis in die Nähe von Würzburg, wo der Kaiſer Zuſchauer von der Waffenübung der Truppen ſeyn konnte; denn dieß war die Anſtalt unverkennbar. In dieſem Sinne konnte ſchon K. Heinrich I. Turniere gehalten, auch Preiſe unter die geübteſten Krieger vertheilt haben; den ſpätern galanten Zuſchnitt erhielten ſie aber durch die Franzoſen, mit gänzlicher Umwandlung der frühern in die allgemeine Kriegsübung greifenden Anſtalten; bald wurde das mit beſondern Zurüſtungen und Eigenheiten geregelte glänzende Turnier allgemeine Anſtalt an allen Höfen.

An die Turniere ſchließt ſich nach der gewöhnlichen Anſicht der Ritterſtand, nur der adelige Ritter durfte auf denſelben ſchwerbewaffnet ſeine Lanze brechen; alle bisher angeführten Milites ſind Ritter, und ſie im Vereine genommen bildeten den Ritterſtand. So entwickelte ſich der Begriff bei den Geſchichtſchreibern unſerer Tage; durchgängig iſt von Rittern die Rede, wo die gleichzeitigen Schriftſteller das Wort Miles (ſchwerbewaffneter Krieger) anwenden. Dieſe Verwechslung der Begriffe iſt deſto auffallender, weil die Alten weder den Namen noch die Sache kannten; ſie ſprechen von dem Miles und ſeinem Kriegsleben, und von dem Militaris, welcher vermöge ſeiner freien Geburt auf ein Kriegslehen Anſpruch machen konnte; aber mit keiner Sylbe von einem Ritter, der nicht vorhanden war, und erſt am Ende dieſes Zeitraums auf ganz andere Weiſe hervortritt.

Einen Ritterſtand gab es zu keiner Zeit, und einzelne Männer wurden ſeit dem 12. Jahrhunderte Ritter, nicht durch ihre Geburt, ſondern durch ausgezeichnete Verdienſte. Beim Fortgange der Kreuzzüge bildeten ſich im gelobten Lande Privatgeſellſchaften von freien rüſtigen Männern zur Vertheidigung des heiligen Grabes und des Tempels, zur Pflege der Kranken und zum Schutze des wandernden Pilgrims gegen die Ungläubigen. Geiſtliche Ritterorden bildeten ſie, welche zwar in die Ordensregeln ſich fügten, daher unverheirathet blieben, aber zugleich wie jeder weltliche Streiter die Waffen mit groſsem Nachdrucke führten. Sehr bald wurden ſie von den Päpſten anerkannt, mit eigener Ordenskleidung und durch wichtige Privilegien ausgezeichnet; um ſich vermehren und ihren Feuereifer ungehindert durch äußere Umſtände forterhalten zu können, erhielten ſie Geſchenke und Vermächtniſſe in allen Ländern der Chriſtenheit, ſie fingen bald an, Aufſehen zu erregen *).

---

*) Otto Frising. gesta Friderici I. 17. „Tyrocinium, quod vulgo nunc Torneamentum dicitur, cum militibus ejus extra exercendo usque ad muros ipsos progrediuntur."

Dieſer Anblick reizte die Fürſten aus Hohenſtaufiſchem Stamm, eine ähnliche, aber nur auf das Weltliche gerichtete Anſtalt zu treffen, durch welche Männer von ausgezeichnetem Verdienſte durch Rang, Kleidung und Schmuck vor andern hervorgehoben wurden. Dieß ſind nun die Ritter, welche wir von nun an in immerwachſender Zahl durch das ganze Mittelalter hervorragend erblicken. Sie heißen ebenfalls Milites, wie die privilegirte Reiterſchaar, weil man keinen andern paſſenden lateiniſchen Ausdruck kannte, doch finden wir ſie auch in ſeltenen Fällen als *equites*, und zwar *aurati*, bezeichnet, wegen ihres vergoldeten Waffenſchmucks; der deutſche Name Ritter hingegen iſt wahrſcheinlich ſo alt als die Entſtehung des Ordens ſelbſt, denn ſo wie man anfing deutſch zu ſchreiben, finden wir auch die Benennung Ritter. Große Ehre und Anſehen begleiteten ſie auf allen Schritten; ſo wie die Freiherren erhielten ſie den Titel Herr, und wenn ſie ſelbſt in den Urkunden ſich unterſchrieben, vergaßen ſie nie ihrem Namen das Wort Ritter beizufügen, welches der Fall bei keinem anderweitigen Miles war. Die noch jetzt aus dem Mittelalter vorhandenen Urkunden liefern Beiſpiele in Menge **).

---

*) Augerii de Biterris hist. Pontif. Romanorum ap. Eccard T. II. p. 1736. Anno 1128 die Entſtehung der Tempelherren unter Papſt Honorius II. Ihre Pflichten und Vorzüge.

**) Würdtwein Nova subsid. diplom. T. V. p. 278. „Ich Volprecht von Dorenbach Ritter, thun kund — dass ich mir und meinen Erben Herrn Volkenartes Gut von Molne Ritters gekauft habe etc.“

Die ganze Anſtalt war für perſönliche Dienſte geſchaffen, eine erbliche Sache war ſie nicht; die Ritterorden unſerer Zeiten vertreten die Stelle des alten Ritterweſens. Daher finden wir, daß der Vater ſich als Ritter unterſchrieb, nicht aber der in der Unterſchrift zunächſt folgende Sohn; die ausgezeichnete Ehre vererbte ſich nicht wie der geehrte Reiterdienſt des Miles. Auch gehörte die Ertheilung der Würde nicht ausſchließend für dieſen, ſondern für die Verdienſte jedes freien, wenn auch bürgerlichen Mannes.

Sonderbar genug, daß wir die erſte Anwendung dieſer Ritterehre als Auszeichnung für den gelehrten Stand finden. K. Lothar II. kam im Jahre 1136 nach Bologna, wo er, um die Lehrer des Civilrechtes zu ehren, die geſammte Juriſten-Fakultät zu Rittern erhob, ſie mit einer goldenen Kette zierte, und mit ſchöner Hofkleidung beſchenkte *). Häufiger tritt der Fall erſt ſeit K. Friedrich I. hervor. Es iſt bekannte Sache, daß er einen Stallknecht, oder Schildknappen, der ſich bei der Belagerung von Tortona ganz beſonders ausgezeichnet hatte, mit dem militäriſchen Wehrgehänge belohnen wollte: daß dieſer aber die Ehre ausſchlug, und keine Luſt bezeigte, ſeinen Plebejerſtand mit einem andern zu vertauſchen **). Als die natürlichſte Erklärung glaubte ich zu finden: der Kaiſer hat den Mann zum Miles umſchaffen wollen; aber die ausführlichere Beſchreibung ſcheint dieſe Auslegung nicht zuzulaſſen, er wollte ihm den Titel und Rittersnamen verleiben, nebſt den Waffen, Pferden und glänzendem Anzuge ***). Es iſt alſo von auffallendem Titel und Schmucke die Rede, welche wir bei dem Miles nicht finden. Immer häufiger wird der Fall der ertheilten Würde, und zwar ohne Unterſchied auf Kriegsehre und Civilverdienſt. In Speyer fanden ſich unter den Rathsherren ſieben Ritter, die Uebrigen waren es nicht *). Daß die Bürger und Rathsherren keine Milites waren und nicht ſeyn wollten, wiſſen wir; die Geehrten hatten ſich alſo auf andere Weiſe Verdienſte erworben, welche der Kaiſer ausgezeichnet belohnte. Eben ſo finden wir in den folgenden Zeiten noch öfters, daß Bürger zu Rittern erhoben wurden **).

---

*) Al. Machiavellus in notis ad Sigonii hist. Bononiensem, e vetustissimo calendario, p. 121. „Lotharius II. collegii doctores equites creavit, aureo torque decoravit, et indumentis palatinis pretiosissimis honestavit etc.“

**) Otto Fris. gesta Frider. L. II. c. 18.

***) Günther Ligurin vers. 609 etc.:

„Digna referre volens titulos et nomen equestre,
Armaque cornipedesque feros cultusque nitentes.“

Aber allmählich drängten ſich immer mehr die erblichen Milites in die ausgezeichnete Ehrenſtelle, und erhielten ſie endlich ausſchließend; um ſo mehr, da auch die Fürſten lüſtern nach derſelben wurden, es werden mußten, weil nur der Ritter durch den Ritterſchlag andere zu Rittern erheben konnte. Von der Umgürtung des Schwerts iſt hier keine Rede; dieſe aus den Wäldern Deutſchlands abſtammende Sitte war im Gebrauche, ehe noch ein Gedanke an das Ritterweſen ſich gezeigt hatte; K. Heinrich IV. z. B. erhielt das Wehrgehänge in ſeinem fünfzehnten Jahre, es bezeichnete bloß, daß man den jungen Fürſten als mannbar erklärte. Beim Rittermachen hingegen erhält der knieende Aſpirant einen Schlag mit dem Schwert auf den Nacken, und ſo wurde er unter mancherlei Ceremonien in den Verein aufgenommen. Dieſe Umſtände lernen wir durch die Feierlichkeit bei dem Ritterſchlage des K. Wilhelm. Er mußte den anweſenden päpſtlichen Legaten verſprechen, vor Allem die Kirche nach Kräften zu vertheidigen, Wittwen und Waiſen zu ſchützen, und keinen ungerechten Krieg zu führen 2c.; dann erhielt er die Würde durch den König von Böhmen, und nach geendigter Feierlichkeit rannte er dreimal im Turnier gegen den Sohn des Königs ***). Warum Wilhelm als ſchon gewählter römiſcher König erſt noch Ritter werden wollte, erklärt ſich aus dem oben angeführten Umſtande, daß er auſſerdem keine Ritter hätte machen können.

---

*) Lehmanns Speyer. Chronik p. 595 ſind die septem Milites deaurati namentlich aufgezählt. — p. 306 Anno 1312 findet ſich unter den Rathsherrn der einzige Dominus Bertholdus Fuchs Miles.

**) Z. B. Annal. Colm. Anno 1281. „Multi ignobiles facti milites in Argentina.“

***) Magnum Chron. Belgicum ap. Struv. T. III. p. 266.

Nur Könige und Fürſten übten dieſes Vorrecht aus, bei feierlichen Feſten ertheilten ſie meiſt an Viele zugleich den Ritterſchlag*); daß aber die gewöhnlichen Ritter ihre Würde an andere Kandidaten hätten ertheilen können, davon zeigt ſich nicht die mindeſte Spur. Natürlich hätten ſie vor Allem auf ihre Söhne die Ehre fortgepflanzt; wir erblicken aber im ganzen Mittelalter das Gegentheil, der Vater iſt Ritter, der Sohn Knecht. Eine Ausnahme machten weltberühmte Generale, z. B. der Ritter Bayard, wo es ſelbſt Fürſten und Könige ſich zur Ehre ſchätzten, aus ſeiner Hand den Ehrenſchlag erhalten zu haben; doch in Deutſchland kennen wir keinen ähnlichen Fall, auch nichts von den Galanterien, welche der Franzoſe der Feierlichkeit beizufügen wußte, von dem Uebernachten in einer wegen Geiſtererſcheinungen berüchtigten Kapelle, von der Dame ſeines Herzens, welche der neue Ritter ſich wählte ꝛc.; erſt durch die Ritterromane lernen wir ähnliche Ausſchmückungen kennen.

Wer nicht Ritter war, trägt in den Urkunden gewöhnlich den Namen **Knecht**, oder im lateiniſchen Ausdrucke gemildert famulus. Knechte waren wirklich die ſämmtlichen erblichen ſchwerbewaffneten Reiter oder Milites, in dem Sinne, wie wir ſie in dem Fortgange der Geſchichte kennen lernten. Ein Lehengut hatten ſie und waren dafür dem Herrn zu Kriegsdienſten verpflichtet, waren Servienten, Dienſtmannen. Dieſer Umſtand ſchadete aber ihrer Ehre und Würde nicht im geringſten; als freie Leute durch ihre Geburt konnten ſie den Dienſt nach Belieben verlaſſen, und ſtanden im Range Niemand nach als dem Ehrenmiles, dem Ritter. — Die im niederſächſiſchen Dialekte geſchriebenen Urkunden wählen ſehr häufig ſtatt des Worts Knecht den Namen **Knappe**, im ſüdlichen Deutſchland war dieſer gleichbedeutende Ausdruck wenig oder gar nicht bekannt; ich finde ihn nicht in den Urkunden, und wurde keine weitere Bemerkung machen, wenn nicht neuere Schriftſteller ein ſeltſames Syſtem auf dieſen Namen erbaut hätten.

---

*) Hermann Corner, ap. Eccard. t. II. p. 977 Anno 1312. König Erich von Dänemark ſchlug an einem feſtlichen Tage den Markgrafen von Brandenburg, Woldemar, und viele andere Edle zu Rittern. Prächtige Pelzmäntel, goldene Ketten ꝛc. wurden dabei vertheilt.

Nach demſelben gilt der Knappe als adeliger Lehrling des ehrenfeſten Herrn Ritters, welchem er den Schild beim Kriegszuge nachträgt, und wenn er ſich hinlänglich in der Raufkunſt eingeübt hat, von ihm zur Meiſterſchaft, zum Ritterſtand erhoben wird; bis dahin iſt er Knecht, Schildknappe des Ritters, und mancher bleibt es bis an ſein ſeliges Ende, weil Hinderniſſe ſeiner Meiſterſchaft entgegenſtanden. — Schade, daß die ganze Zuſammenſtellung kein wahres Wort enthält. Schildträger der erblichen Milites haben wir kennen gelernt, aber dieß waren keine Militares, ſondern hörige Bediente ihres Dominus, welche die Pferde deſſelben beſorgten, den Schild nachtrugen und keiner hohern Auszeichnung fähig waren; ſie finden auch in der Geſchichte nie eine weitere Erwähnung, den Namen Knappe wenden nur wir auf ſie an. Der wirkliche Knecht oder Knappe hielt ſich für veel zu vornehm, um den Bedienten eines Andern ſeines Gleichen zu machen, welcher durch Begünſtigung der Umſtände Ritter geworden war; und daß kein Beiſpiel vorhanden iſt, wo ein gewöhnlicher, nicht fürſtlicher Ritter anderweitige Ritter zum Daſeyn bringen konnte, wurde ſchon oben angeführt; die ganze Zuſammenſtellung iſt aus der Luft gegriffen, ohne alle Unterſtützung hiſtoriſcher Angaben.

Die nämlichen Knechte, welche wir ſo häufig kennen lernen, erſcheinen im 14. und 15. Jahrhunderte, wo der niedrige Adel ſich ausgebildet hatte, auch unter der Benennung Edelknechte; ſie ſind übrigens, was ſie vorher geweſen waren; die baieriſche Geſchichte, welche ſo viel zur Aufklärung der allgemeinen deutſchen Geſchichte beiträgt, gibt über dieſe Verhältniſſe vielfache Auskunft. Aber der ebenfalls öfters vorkommende Titel *Armiger* umfaßt einen anderweitigen Nebenbegriff; er entſpringt nicht von den Waffen, denn waffenfähig war jeder dieſer Militares, ſondern von arma, das Wappen, und bezeichnet einen Mann, der ſein eigenes Wappenſiegel hatte. Dieſe Auslegung erhält Gewißheit durch zwei Urkunden, wo in der voranſtehenden lateiniſchen, drei Knechte ſich

Armigeri nennen, in der nächſtfolgenden Deutſchen aber Knapen van Wapene heißen*). Ebenſo heißt bei Würdtwein Ludwig von Hohenberg Miles, ſeine beiden Brüder hingegen Armigeri; und Andere nennen ſich Knechte von dem Wapene**).

Man legte alſo eine Auszeichnung auf den Beſitz eines eigenen Wappens, weil ſich ſelbſt im 13. Jahrhunderte noch viele angeſehene Männer fanden, welche in den Unterſchriften geſtehen mußten, daß ſie kein eigenes Siegel hatten und es von Andern entlehnten. Die Urſachen dieſes Umſtandes mochten zum Theil in der Nachläſſigkeit des Miles liegen, zum Theil, weil der Vater oder der ältere Bruder das Familieninſiegel im Beſitze hatte, oder auch weil es Streit wegen des Wappens mit andern Familien gab, und das Recht des Eigenthums mußte erſt entſchieden werden ꝛc. Aber auffallend bleibt es immer, daß noch im Jahre 1256 drei Ritter zu gleicher Zeit bekannten, daß ſie kein eigenes Siegel haben***).

Nie glückte es der geſammten militäriſchen Innung, ſich im Allgemeinen zur Ehre des geſtrengen Ritters emporzuſchwingen; wir finden in den Urkunden des 15. Jahrhunderts noch immer die hier angegebenen Auszeichnungen, bis ein Umſtand um dieſe Zeit wahrſcheinlich Erweiterung des bisherigen Begriffs hervorbrachte. Nach dem Untergange der Hohenſtaufen fanden ſich viele Milites, welche Miniſteriales dieſes Hauſes geweſen waren, und ſich in Unabhängigkeit beim Reich erhielten. Häufig kamen ſie in nähere Verhältniſſe mit den Biſthümern, wo die Domkapitel ſich ſchon in der fränkiſchen Periode ausgebildet hatten †), wurden zum Theil Domherren, und trugen das

---

*) Scheidt von dem hohen und niedern Adel, p. 352 etc. „Nos Otto, Werner und Otto armigeri; in der deutſchen aber: We Otto, Werner und Otto Knapen van Wapene.“

**) Würdtwein, nova subsid. dipl. T. V. p. 68 und p. 143.

***) Würdtwein nova subs. dipl. T. XII. p. 172. „Nos tres vero, Waltherus, Witego et H. milites, quia propria sigilla non habemus, sigillo Spirensis Electi usi sumus.“

†) Vdalrici cod. epistol. Nr. 289. ap. Eccard. Adelbero von Mainz ſchreibt: „Dilectus in Christo Würzburgensis ecclesiae fratribus et Decano, et Camerario, Magistro Scholarum, et caeteris ejusdem Ecclesiae Canonicis.“

Meiſte bei zu der in der Folge immer ſtrenger werdenden Adelsprobe. Dieſe Familien traten nun mit der Behauptung hervor: nur ſie hätten die alten Kaiſer als geborne Ritter und Dienſtleute angeordnet, die ihre Vorzüge nie von dem Reiche trennen, aber wohl mit den Gotteshäuſern theilen durften. Die Fürſten ſelbſt ſind Reichsdienſtmannen, konnten alſo keine anderweitigen Dienſtleute ähnlicher Art unter ſich haben *).

Der fürſtliche Adel wollte nicht auf niedrigerer Stufe ſtehen; allmählich wurde daher der Titel Ritter allgemeine Sache, als Benennung für den geſammten Stand der Milites, oder des nun emporgeſtiegenen niedern Adels. Im 16. Jahrhunderte verſchwand das Ritterweſen gänzlich, zugleich mit den Turnieren. Nur um das alte Herkommen nicht zu vernachläſſigen, behielten die Kaiſer die Sitte bei, zur Zeit ihrer feierlichen Krönung Ritter zu ſchlagen. — Der Behauptung des unmittelbaren Reichsadels am Niederrheine, aus welcher höchſt wahrſcheinlich die Allgemeinheit der Benennung hervorgegangen iſt, ſchreibt man gewöhnlich ein hohes Alter zu, obgleich der deutſch ausgefertigte, ſpätere Verfügungen umfaſſende Inhalt beweiſt, daß die von den Fürſten nie anerkannte Darſtellung erſt im 14. Jahrhunderte nach den Zeiten des großen Interregnums hervorgegangen iſt.

Mit den im Vorhergehenden aufgeſtellten Sätzen ſind die folgenden von Wachsmuth u. A. vorgetragenen Anſichten über die Entſtehung des Ritterſtandes zur Zeit eines bereits geordneten Adelsſyſtems, theils berichtigend, theils beſtätigend, zu vergleichen. Auch Wachsmuth ermahnt, daß man nicht vor dem Ende des großen Kampfes zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum, wo es nur erſt Lehnsreiter gab, ſchon ein Ritterthum begrüße, denn dieß hieße eine äußerlich ausgewachſene Frucht brechen wollen, ehe ſie innerlich reif und ſüß geworden. Der Körper des Ritter-

---

*) Corpus Juris Germanici, ex edit. Königs a Königsthal (Senkenberg) T. I. Kaiſerrecht Pars III. p. 91 etc.

thums war in vollem Auswuchs früher vorhanden als die Seele; jener ſtammt vom Lehnsweſen, dieſe von dem weit jüngern geiſtigen Getriebe, das die rohe Waffen- und Abenteuerluſt mit Schwärmerei für Glauben und Frauenhuld und geſteigertem Ehrgefühl befruchtete. Ehedem hatte jeder Freie die Waffen geführt, eine höhere Geltung der Reiter hatte nicht beſtanden. Später trat von dem Felde gemeinſamer Waffenehre der Freie, welcher nicht die Gunſt des Lehnsſtandes erlangen mochte oder konnte, einen Schritt rückwärts, indem er Gewerbe trieb; die Lehnsmannſchaft aber, ſeit ſie ſich zu Roß erhoben, knüpfte an ihr Waffenthum höhere Ehre, als zuvor das der Wehrmannei gehabt; die nicht zur rechten Zeit ſich der Lehnsmannſchaft zugeſellt hatten, ſtanden jenſeits der Kluft, die ſich allmälich zwiſchen der Waffenehre des Reiſigen und der Niedrigkeit des Landmanns öffnete. Aus der Thatſache, daß ſeit dem 10. Jahrhundert, weil vollſtändige Eiſenrüſtung und Reiterdienſt begehrt wurde, viele dieſem Waffenthum aus Mangel an Rüſtzeug und Uebung ſich entfremdeten, daher nur ein Theil der waffenfähigen Männer zu Roß diente, — aus dieſer Thatſache erwuchs erbliches Vorrecht eines höhern Standes und Anſpruch, daß nur die dazu Gehörigen der Gunſt dieſes Standes theilhaft ſeyn ſollten. So wurde nun auch das alte Recht der Freien, einen Streit im gerichtlichen Zweikampfe mit ſcharfen Waffen zu entſcheiden, zum Vorrecht des Kriegsmanns vom Beruf, und der gemeine Mann auf einen Kampf mit Knitteln angewieſen. Daraus ging ſchärfere Unterſcheidung des Standes hervor; die ungleich Gerüſteten galten nicht mehr ebenbürtig und gleich vor Gericht. Zugleich bildete ſich ein Ehrgefühl eigener Art aus: nämlich der Schlag mit ſtumpfen Waffen, der

Wehr des gemeinen Mannes bringe Schimpf. Noch mehr, ſelbſt als bewaffnete Landfolge zu erſcheinen, wollten manche Hochbürtige den Landſaßen nicht zugeſtehen.

Der Reiterdienſt, in dem ſeit uralter Zeit die Franken ſich ausgezeichnet hatten, wurde bei dem Verfall des übrigen Heerdienſtes das Rüſtzeug, in welchem nun die Gewaltigkeit des germaniſchen Stammes ſich bekundete. Im 11. Jahrhundert war der Reiterdienſt ſchon vollſtändig ausgebildet, damit zugleich die ihm anhaftende Waffenehre. Doch war um jene Zeit, obſchon die Kluft zwiſchen Inhabern von Lehnsgütern und dem gemeinen Mann ſchon vorhanden, die Wurzel des Waffenadels, Leiſtung in Waffen, noch nicht abgedorrt. Ritter wurde, wer ein Roß zum Kampfe ſtellen und als Reiſiger ſtreiten konnte. Zu gänzlicher Geſchloſſenheit als ein Stand des Ritterthums gelangte die Lehnsreiterei mit den ihr während des Bildungsproceſſes zugeſellten Reiſigen des güterloſen Gefolges im Zeitalter des Inveſtiturſtreites. Der ſchon im Lehnsverhältniß vorhandene Standesgeiſt und die Hoffärtigkeit gegen das niedere Volk wurden geſteigert durch den Geſellungstrieb. Der Geiſt des Ritterthums hatte aber eine reichere Füllung als die des bloßen Bedachts auf Geſchloſſenheit. Ein Hauptbeſtandtheil derſelben war Andachts- und Glaubenseifer; dieſen ins Ritterthum einzuführen, trug ſelbſt der Geſellungsgeiſt bei; das Beiſpiel der vielerlei mönchiſchen Geſellungen jener Zeit weckte die Luſt zur theilweiſen Nachahmung von dergleichen; der erſte Kreuzzug befruchtete ſie; die im heiligen Lande geſtifteten geiſtlichen Ritterorden wurden das Abbild eines ſtreitenden Mönchthums. Die Templer und Johanniter waren die beiden, aus abendländiſcher Wurzel im Morgenlande erwachſenen Waffenvereine, und der Papſt, ihr gemeinſames Oberhaupt, bekam eine Gattung von Untergebenen, in denen das Weſen der Kirche und des Lehnsſtaats aufs Innigſte mit einander verbunden waren. Das abendländiſche Ritterthum hatte aber in jenen beiden Orden Muſter von der Weihung des Waffenthums durch und für die Kirche, von Gelübden und kirchlichen Feierlichkeiten bei der Aufnahme und von Geſchloſſenheit und Einheit ritterlicher Waffengenoſſenſchaft. Es konnte nicht fehlen, daß auch im Abendlande *), beſonders wo für den Glauben zu kampfen war, ſich dergleichen Vereine bildeten, mit und nach dieſen Einzelvereinen bekam auch das Ritterthum, als höchſte Würde des chriſtlichen Waffenadels überhaupt, beſtimmtere Umriſſe und mehr eigenthümliche geiſtige Gehalte als zuvor. Allerdings, erinnert Wachsmuth, iſt die Dichtung hier der Wirklichkeit immerfort zur Seite, und das eigentliche Weſen des Ritterthums im Zeitalter der Hierarchie iſt nicht nach den poetiſchen Gebilden von ihm, oder nach den ſpätern, durch wahnhafte Vorſtellungen von einem nie vorhanden geweſenen Ritterthum früherer Zeit künſtlich geſteigerten und gezierten, Abenteuerlichkeit des Adels im 14. und 15. Jahrhundert zu ſchätzen. Unverkennbar iſt aber, daß

---

*) So entſtanden auf der pyrenäiſchen Halbinſel die geiſtlichen Ritterorden von Calatrava 1158, von Avis 1162, vom Flügel des h. Michael 1166, von S. Jago di Compoſtella 1170, von Alcantara 1176, im heiligen Lande aber der deutſche Orden. Schon 1128 war in Jeruſalem ein Pilgerhaus für Deutſche geſtiftet; dieſes, der Sitz einer deutſchen Hoſpitalbrüderſchaft, ſandte auch wackere Streiter dem König ins Feld. Die Brüder wurden 1143 unter die Aufſicht des Johanniterordens geſtellt, und gleich dieſen hoſpitalarii genannt. Herzog Friedrich von Schwaben erhob 1190 die Brüderſchaft zu einem Ritterorden, der nach Art der Johanniter die Krankenpflege fortſetzen, und die Waffen nach dem Muſter der Templer führen ſollte. Marianer aber hießen ſie, weil die Waffen der h. Jungfrau geweiht wurden.

die Kirche, wo ſie nur konnte, dem ritterlichen Waffenthum ihr Gepräge aufdrückte, wenn volle Ruhe und Zeit zur Feſtlichkeit da war. So geſellten, zumeiſt in Frankreich, England und Spanien, zur Aufnahme ins Ritterthum ſich kirchliche Weihen, Gebet des Aufzunehmenden mit einem Prieſter, Zuziehung eines Pathen, nächtliche Wache (veille des armes) bei einer heiligen Stätte, Sündenbekenntniß, Genuß des Abendmahls, Bad, Bekleidung mit weißem Gewande; ferner der alte Brauch, daß einem Prieſter vor dem Altar ein Gelübde gethan, und das Ritterſchwert aus deſſen Händen empfangen wurde. Sodann ging er zu dem Ritter, welcher ihn zum Ritter ſchlug. Hier ſchwur er nach einigen Fragen, und wurde ſodann von Rittern und Damen mit den Spornen, und zwar mit dem linken zuerſt, mit Panzerhemd, Küraß, Armblechen, Panzerhandſchuhen ꝛc. bekleidet, endlich mit dem Schwert umgürtet; ſodann kniete er nieder und erhielt den Ritterſchlag mittelſt dreier Schläge des flachen bloßen Schwertes auf die Schulter unter einer beſondern Formel. Hierauf überreichte man ihm Helm, Schild und Lanze, führte ein Pferd herbei, worauf er ſich ohne Hilfe eines Steigbügels ſchwang, herumtummelte, und mit dem Schwerte Schwingungen machte*). Die Ritterwürde wurde meiſt am Pfingſtfeſte, bei Krönungsfeierlichkeiten, bei Geburt oder Taufe der Prinzen, an den Tagen, wo ein Prinz Ritter geworden, bei Verlobungen, Heirathen und Wehrhaftmachung oder Belehnung eines Prinzen ertheilt, worauf gewöhnlich ein Turnier folgte. Daneben blieb die einfache profane Ertheilung des Ritterthums als höchſte Waffenehre durch den bloßen Ritterſchlag auf dem Schlachtfeld oder bei Hoffeſten; die Ehre der goldenen Sporen war Beiden gemein. Man deutete ſie auf Antrieb zu ritterlichem Sinn. Devotion wurde bei dem ritterlichen Kriegsmann reichlich genug gefunden; ſie hatte in ſeinem Geiſte ſelten mit Aufklärung zu verkehren, dagegen den Aberglauben zum Genoſſen, und die Bereitwilligkeit zum Kampfe für den Glauben wurde von der Luſt nach Abenteuern getragen; übrigens war die Erfüllung der Gelübde: Wittwen und Waiſen zu beſchützen, eben ſo mangelhaft als die Ergebenheit gegen die Kirche, die ſie beim Empfang des Schwertes vor dem Altar gelobten.

---

*) Genaue hiſtoriſche Angaben früher Zeit hierüber ſind ſpärlich vorhanden; aus Frankreich nur Miſchung von Wahrheit und Dichtung, mehr enthalten normanniſch-engliſche Chroniken z. B. die Beſchreibung, wie K. Heinrichs II. Vater, Gottfried von Anjou, von K. Heinrich I. die Ritterwürde empfangen habe, worin des Bades gedacht wird (Philipps engl. Reichs- und Rechtsgeſch. II. 44), Peter von Blois 12. Jahrh. Brief 94, wo von dem Empfang des Schwertes am Altar und dem Gelübde, daſſelbe zur Beſchützung der Armen, Rächung der Miſſethaten, und Befreiung des Vaterlandes gebrauchen zu wollen, die Rede iſt. (Philipps a. a. O.)

Ueberhaupt trat das Ritterthum nicht gänzlich aus dem Lehnsſtaat in die Kirche über*); ſelbſt die geiſtlichen Ritterorden gehörten dem Erſtern ſo gut als der Letztern an; daher konnte das Ritterthum nie zu einer ſolchen Allgemeinheit gelangen, wie die Kirche ſelber haben wollte, noch in dieſer mehr als im Lehnſtaat ſich erfüllen. Wieder hatte das Lehnsweſen ſelbſt die vaterländiſchen Marken überſprungen, und dieß konnte zur Gleichförmigkeit des ritterlichen Adels beitragen. Zur Ausbildung der Vorſtellungen von dem Ritterthum, als einem idealen Orden, hat die Zumiſchung des Kirchlichen bei der Aufnahme ſehr beigetragen, und die Kirche, ſonſt das auflöſende und ausgleichende Element in ſtändiſchen Verhältniſſen des Mittelalters, wirkte hier gegen ihren eigenen Geiſt. Dahin, daß die kirchliche Weihe als allein hinreichend zur Erhebung in den ritterlichen Adel angeſehen worden wäre, hat ſie es nicht gebracht, und ſcheint es auch nicht erſtrebt zu haben; ihre Weihe war beim Ritterthum, was die Krönung bei den Kaiſern, eine ſymboliſche Impfung von Hoheit und Heiligkeit auf das, was in profanen Rechten wurzelte. Alſo war Geburtsadel, Ritterbürtigkeit nothwendige Grundlage des Ritterthums*), und dieſes nur eine Zugabe der Ehren zu den Rechten der Geburt. Die ſchon früher vorhandene Kluft zwiſchen Lehnsadel und bewaffneten Landleuten oder Söldnern wurde erweitert durch den Stolz des Ritterthums; innerhalb der Grenzen des Lehnsadels ſelbſt aber war der Abſtand zwiſchen reichen und edlen Herren, die nicht Ritter waren, und zwiſchen armen Rittern ſelten zu Gunſten der Letztern. Noch in den geſteigerten Begriffen von Waffenehre iſt der Grund der Geltung des Ritterthums, als eines

---

*) Das rein Ideale des Ritterthums, als der höchſten Waffenehre, ohne Rückſicht auf Kirche und Glaubensbekenntniß, trat darin hervor, daß König Richard den Neffen Saladins feierlich zum Ritter schlug, und der Wiederſchein hievon leuchtet in den Sagen von Saladins Ritterthum. (Wilken Geſch. d. Kreuzz. IV. S. 475. 526.)

---

*) Die Ausbildung des Begriffs von Ritterbürtigkeit, als nothwendigem Erforderniß zur Führung ritterlicher Waffen und zum Genuß ritterlicher Ehren, gehört dem weltlichen Lehensfürſtenthum, namentlich Friedrich dem Rothbart an, welcher verbot, daß das ritterliche Wehrgehenk von Söhnen unritterlicher Perſonen getragen würde. Eine andere Anſicht von Ebenbürtigkeit, Stand, Ehre und Lebensweiſe des Ritterthums, als im Bereiche der Vorſtellungen des deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Adels und Königthums, bildete ſich in Südfrankreich (Hüllmann Städteweſen I. S. 211.) Italien (Raumer Hohenſt. VI. S. 598.) und Spanien (Schmid Aragon S. 39.) aus, nämlich daß zur Ritterwürde weder Ritterbürtigkeit, noch ausſchließliche Handhabung der Waffen zu Roß oder Fernhaltung von bürgerlichem Gewerbe nothwendig ſey.

Adels, zu ſuchen, dieſer aber zugleich von dem ſchon vorhandenen Geburts- und Güteradel zu unterſcheiden. Der Ritteradel war anfänglich nur ein idealer, knüpfte ſich nicht an materielle Grundbedingungen, gab keine politiſchen Rechte, gleich dem Beneficienadel. Dem letztern wurde ſein Recht anfänglich nicht verkümmert, wenn das Ritterthum nicht dazu geſellt war; die Begriffe von der Ritterwürde entwickelten aber mit der Zeit ſich dahin, daß ihm außer Ehrenrechten auch ſtaatsbürgerliche zu Theil wurden; jedoch erfüllte das Meiſte ſich im Gebiete der Ehre, und der Boden ſeiner Geltung blieb großentheils ein idealer, unter dem jedoch der materielle des Lehns- und Fürſtenadels nicht hinwegſchwand.

Aber gegen Ende des 12. Jahrhunderts war ſchon ritterlicher Schein, mit mehr oder minder Zumiſchung von Anſprüchen und Stolz des Lehnsadels, über die berittene Lehnsmannſchaft des geſammten abend- und mittelländiſchen Europa ausgebreitet. Nach Böhmen und den ſcandinaviſchen Reichen, ja ſelbſt nach Island, kamen durch Verkehr mit Deutſchland und Frankreich oder durch Theilnahme an den Kreuzzügen Vorſtellungen, Gebräuche, Ehren und Rechte des Ritterthums; Schweden, Schottland, Irland, Polen und Ungarn bilden einen halb fremdartigen Saum, wo die äußerſten Enden ſich verlieren. In jenen Ländern kam es entweder ſo, daß der vorhandene Adel ritterthümliche Formen annahm, oder daß durch die letztern die Ausbildung eines reiſigen Adels gefördert wurde; hauptſächlich aber waren die Länder, wo germaniſches oder normanniſches Geſchlecht vorherrſchten, vor allen aber Frankreich, die Pflegſtätten des auf Ritterbürtigkeit gegründeten Ritterthums.

Mit den Vorſtellungen vom Werthe der Ritterbürtigkeit und der hohen Ehre des Ritterthums, ſo wie dem Wohlgefallen der Fürſten an dem ſtattlichen Ritteradel als Umgebung des Thrones wuchs auch Auszeichnung und Recht des Ritterthums. Die Macht der Ideen trug wieder bei, dieſes, als höchſte Waffenehre, über den bloßen Beſitz von Lehen oder die bloße Abſtammung zu ſteigern, und die innere Gliederung des Ständiſchen innerhalb des Ritterthums ſelbſt auszubilden. Nämlich über den Ritterbürtigen, der den Ritterſchlag nicht erhalten hatte, hob ſich der eigentliche Ritter, über dieſen der Bannerherr. Der Knappe*) diente dem Ritter, der Bannerherr hatte Ritter in ſeinem Gefolge.

Hierauf hatten die Turniere ungemeinen Einfluß, die, wichtig als Waffenübungen und als Feſte, als Schaubühnen ritterlichen Stolzes und als Pflanzſchulen des Kaſtengeiſts zu beachten ſind. Die Befugniß, am Turnier Theil zu nehmen, gründete ſich auf Rechtheit des Ritterthums, ſowohl nach der Unbeflecktheit der Waffenehre, als nach der Ebenbürtigkeit. Seit dem erſten Kreuzzug waren Wappen auf den Schildern Sitte geworden; für Muſterungen ritterlicher Schaaren wurde eine Schildprobe gewöhnlich. Mit dem Beginn eines Turniers, dem die Muſterung der Schilde vorherging, bildete ſich der Beruf der Wappenkönige; aus ihrem Wiſſen iſt die Heraldik hervorgegangen.

---

*) Knappe iſt härtere Ausſprache für: Knabe. So hießen (nach Möſer) die jungen Adeligen nach zurückgelegtem ſiebenten Lebensjahre, wo ſie in die Dienſte eines Ritters oder eines hohen Adeligen als Pagen (Edelknabe) traten. Hier hatten ſie den Hausdienſt. Nach einer beſtimmten Zeit wurden ſie wehrhaft gemacht. Dies geſchah unter folgender Ceremonie. Der Prieſter nahm vom Altar einen Degen und Gehenke, ſegnete und umgürtete ihn, wobei die Eltern mit brennenden Kerzen umſtanden. Hierauf folgte Tanz und Schmaus. Der Knappe hatte das Gewehr des Ritters und ſein Roß zu beſorgen, auch ihn in den Krieg zu begleiten (ſiehe dagegen S. 647.)

Die Turniere haben ihren Urſprung in den ſowohl zu Fuß als zu Pferde angeſtellten Kriegsſpielen der alten Germanen und Gallier, deren ſchon Tacitus (c. 32) und Cäſar (B. G. 1, 48) erwähnen. Heinrich I. ſchuf die Kriegsſpiele zu Ritterſpielen um; auf Befehl Philipps I. wurden ſie auch in Frankreich Sitte, wo ſie eine künſtlichere Ausbildung erhielten und zu den eigentlichen Turnieren umgeſchaffen wurden. In den Kreuzzügen wurden ſie in dieſer Verfaſſung den Deutſchen bekannt, und mit dieſer Einrichtung kam auch die Terminologie nach Deutſchland. Die Turniere wurden vorzüglich an hohen Feſten, bei Geburts- und Vermählungsfeierlichkeiten der Fürſten gehalten. Den Abend vor dem Turnier wurden von den Knappen Kampfſpiele gehalten, welche Turnierprobe hießen, das eigentliche Turnier aber Meiſterprobe. Wenn ein ſolches gehalten werden ſollte, wurde der Turnierhof zubereitet, im Kreuzgange des nächſten Kloſters die Wappenſchilde zur Schau für Ritter und Damen ausgeſtellt, indem ihnen ein Herold die Namen anzeigte, wobei die Damen durch Berührung des Schildes oder des Helmkleinods einen Ritter von den Schranken ausſchließen konnten. Die Turniergerichte ſtellten nun Unterſuchungen an, und erſchien ein ſolcher Ritter dennoch, ſo wurde er mit Schlägen aus den Schranken getrieben. Nur die Verzeihung der Dame, welche er mit lauter Stimme erflehen mußte, konnte ihn retten.

In Deutſchland waren in Schwaben, Franken, Baiern und am Rhein vier große Turniergeſellſchaften, welche ſich wieder in kleine vertheilten; die Fürſten dieſer vier Länder waren die oberſten Turniervoigte, ſie hatten ihre

Unterturniervoigte. Dieſe Voigte kündigten oft als Herolde die Turniere an, hatten Platz, Geleit und Quartier zu beſorgen, hielten während dem Rennen zwiſchen den Seilen, waren bei der Wappenſchau, ſtellten Zeugniſſe in Turnierſachen aus, und mußten von adeliger Abkunft ſeyn. Die Turnierſchranken waren mit koſtbaren Zelten und Feldgeräthe, ſo wie die Gerüſte für die Zuſchauer mit reichen Tapeten, Schildern und Fahnen geſchmückt. Für Könige und Fürſten und ihre Familie und Hof, für die Damen, für den Turniervoigt, für den Wappenherold und einige andere Turnierbeamte waren eigene Plätze. Man beobachtete gewiſſe Turnier-Reglements in Hinſicht der Ahnen und des unbeſcholtenen Namens der Kämpfer, hinſichtlich ihrer Waffen, der Art zu fechten ꝛc. Die Turnierwärtel hatten die Anordnung und Aufſicht. Ausgeſchloſſen waren 1) die, obſchon von adeliger Abkunft, welche übel von der Religion oder verächtlich vom Kaiſer geſprochen, oder gar feindſelig gegen ihn gehandelt hatten, 2) die Jungfrauen beſchimpft oder gar entehrt hatten, 3) die ihren Herrn verrathen oder im Kriege verlaſſen, ihn und ſeine Gemahlin getödtet oder zu ihrer Tödtung beigetragen, 4) die Jemanden ohne Ankündigung der Fehde feindlich überfallen hatten, 5) Meineidige, 6) Ehebrecher und Nonnenſchänder, 7) wer Handel trieb, oder 8) ſeine adelige Abkunft nicht mindeſtens mit vier Ahnen *) beweiſen konnte.

Das Turnieren geſchah zu Pferde oder zu Fuß, bei jenem mit Schwert und Lanze, bei dieſem mit Schwert, Streitart, dem Kolben oder der Pike. Die Kämpfer waren geharniſcht. Bei dem Fechten durfte man ſich

---

*) Vrgl. S. 786.

nicht der Schärfe oder Spitze des Degens bedienen, nicht die Pferde verwunden, mit der Lanze nicht bloß nach dem Geſicht des Gegners ſtoßen, nicht auf ihn losgeben, ſobald er das Viſir aufzog oder den Helm abnahm, oder ihn verlor; die Pferde mußten Hengſte ſeyn.

Für jede Art des Kampfes wurde durch die Damen, meiſt aus den vornehmſten Geſchlechtern, der „Dank“ vertheilt. Er beſtand in Stickereien, goldenen Ketten, Ringen, Kränzen, Bändern, oder in einem Schwerte. Der Ritter hatte die Erlaubniß, die den Dank austheilende Dame zu küſſen und auf den Ball zu führen, der Abends nach dem Turnier gehalten wurde. Wer im Vorturnier ſich am wackerſten bezeigt hatte, erhielt hier die Ritterwürde, oder durfte an dieſem Tage in der Geſellſchaft der Ritter ſeyn.

Man unterſchied zwiſchen den ſogenannten Schimpfturnieren, wobei man nur Uebung beabſichtigte, wo keine Lebensgefahr drohte, und dem „Scharfrennen,“ wobei oft mehrere Kämpfer tödtlich verwundet wurden; daher beichtete man in dieſem Falle und hörte vor dem Rennen Meſſe. Bei Schimpfturnieren waren deßhalb ſtumpfe Degen und ſchwache Lanzen, bei den Scharfrennen aber die Waffen ſcharf und die Ritter ſtark geharniſcht. Bei Letztern wurden oft Mehrere getödtet oder tödtlich verwundet*), daher ſchon i. J. 1139 der Papſt ſolche Scharfrennen bei Strafe der Excommunication und des unehrlichen Begräbniſſes unterſagte. Dennoch dauerten die Turniere bis zum 17. Jahrhundert**) fort, wurden aber ſeit dem 16. Jahrhundert durch die Ringelrennen etwas ſeltener. (Rößig, Alt. d. Deutſch. S. 411 ff.)

---

*) So blieben i. J. 1240 bei Einem Turnier ſechszig Ritter.

**) In Stuttgart wurde noch eines 1616, in Baden 1644, zu Modena in Italien 1648 gehalten.

Zu der geiſtigen Ausſtattung des Ritterthums gehört, als nahe verwandt mit der Ergebenheit gegen die Kirche und aus kirchlichen Einrichtungen entſproſſen, die Huldigung, die das Ritterthum den Frauen darbrachte. Die Verehrung der heiligen Jungfrau, die zuerſt in dem geiſtlichen Ritterorden genährt wurde, bildete ſchwärmeriſche Vorſtellungen aus. Dieſe verzweigte ſich dann auf der andern Seite mit dem Hof- und Feſtleben, und geſtaltete ſich zur Galanterie.

Die Courtoiſie, der ritterliche Anſtand im Verkehr mit ſeines gleichen, mit Fürſten und Damen war ein Product des Austauſches zwiſchen dem Waffenthum der Vaſallen und dem Hofdienſt der Miniſterialen, denn die Turniere, gewöhnlich das Hauptſtück eines Hof- oder Burgfeſtes, hatten die Ritter an die Höfe gezogen. Dahin wurden die Ritterſöhne geſandt, um Anſtand und feine Sitte zu lernen. So bildete ſich der Stand der Edelknaben. Frankreich ging auch hier allen chriſtlichen Ländern voraus. Ihm gehört an, was von dem Vorſitz der Damen bei Turnieren, dem Minnebekenntniß der Ritter, der Ertheilung einer Faveur durch ihre Damen als Feldzeichen, dem Rennen zu Ehren der Damen, der Ertheilung des Turnierpreiſes durch dieſe u. dgl. erzählt wird.

Was aber das eigentliche innere Weſen des ritterthümlichen Geiſtes ausmacht, der geſteigerte und verfeinerte Sinn für Ehre, iſt nicht kirchlichen Urſprungs, denn die Kirche heiſchte Demüthigung, Geißelhiebe gehörten zu ihrer Gnadenſpende. Der Ritter aber durfte, ſo lange er nicht der Kirche zur Buße verfallen war, nicht Schlag noch Schimpf ungeahndet ſich gefallen laſſen. Der Ritterſchlag ſollte das Zeichen ſeyn, daß nach ihm kein Schlag weiter geduldet werden dürfe. Des Mannes Wort hat erſt durch Verpfändung ritterlicher Ehre in ihm ſeine volle Geltung bekommen, obſchon die Geſchichte nicht zu vergeſſen hat, daß in der geprieſenen Ritterzeit das Recht gar oft keine ſichere Stätte hatte, und der heilige Bernhard ſchon das Ritterthum ſeiner Zeit (nicht die Templer) anklagte: es ſey non *militia* sed plane *malitia* (Ep. 363).

Da vorhin der Turnierſpiele ausführlich gedacht wurde, dieſe aber, wegen der dabei eintretenden Ahnenproben, der Genealogie, Heraldik und Sphragiſtik zu einem wiſſenſchaftlichen Anſehen verhalfen, ſo iſt es der Sache gemäß, daß wir auch bei dieſen Materien einige Augenblicke verweilen. Wie alle Zweige der Wiſſenſchaften im Mittelalter, war auch die Genealogie in den Händen der Geiſtlichen, aber auch der Notarien, zum Theil auch der Wappenmaler. Wir finden daher im Mittelalter Stammbäume *), Ahnentafeln, Aufſtellung der Ahnen in Gemälden und von Erz in den Ritterſälen, Schlöſſern und Burgen (Gatterer, Anw. z. Geneal.). Die Sorgfalt, mit welcher die Deutſchen ihre Schilde mittelſt lebhafter Farben zierten, und der Umſtand, daß Tacitus (**de mor. Germ. c. 6**) unter den Waffen, welche der Geleitsherr den Vaſallen gab, weder Schild noch Helm nennt, welchen alſo jeder ſelbſt beſorgte, machen es wahrſcheinlich, daß ſchon die Germanen ſich durch dieſe Schutzwaffen auszuzeichnen ſuchten, zumal in ältern Zeiten die Helme den höhern Kriegern vorzüglich eigen geweſen, und nur durch die Ritterſchaft an den niedern Adel kamen; obſchon gegen dieſe Annahme eine Stelle im Plutarch (**Marius**) ſtreitet, welcher von den Cimbern berichtet, daß 15,000 ihrer Reiter Helme trugen, auf welchen Rachen und Geſtalten von wilden Thieren zu ſehen waren. Dieſer Verzierungen gedenken auch andere Schriftſteller, ſo Tacitus (45) von den Eberbildern der Auſtier, welche aber auch die Helmzier der galliſchen und ſcandinaviſchen Krieger bildeten. Andere hatten andere Thierbilder, z. B. Löwen, Wölfe, Bären, muthmaßlich auf den Namen des Beſitzers anſpielend *). Solche Schrecken einflößende Helmbilder haben gewiß einen ſehr alten Urſprung, weil Mone, die Namen Anſelm und Wilhelm, als verſtümmelt aus Angſthelm und Wildhelm deutend, zuerſt mythiſche Rieſengeſchlechter im Beſitze derſelben ſeyn läßt. Wieder hatte auch der Helm von ſeiner Beſtimmung, den Kopf zu ſchützen, in der Folge eine metaphoriſche Bedeutung erhalten, und Diethelm bezeichnete dann einen Volksbeſchützer. Der Helm, in der Regel von Stahl oder Eiſen, bei Fürſten aber vergoldet oder verſilbert, ſchützte außer dem Kopfe auch den Nacken, vorn hatte er ein kleines Gitterviſir, welches man auf- und niederlaſſen konnte, oben war der Helmſchmuck, eine Krone bei den Fürſten, Flügel, Hörner oder die vorerwähnten Thierköpfe bei bloß adeligen Rittern. Manche erhielten von ſolchen Abzeichen gewiſſe Beinamen, z. B. Löwenritter, Schwanenritter ꝛc. Die den Helm bei dem Kampfe umſchließende Helmdecke (Chaperon), eine Schienenkappe, wurde durch Bänderbüſchel (Lamprequins), welche um den Halsſchmuck gewunden wurden, feſter gezogen. Die Schilder waren rund oder oval, oder oben eckig und unten gerundet, meiſt etwas gewölbt, die ſogenannten Tartſchen, meiſt von Holz, mit einem eiſernen Ring eingefaßt und mit geſottenem Leder überzogen, deckten den ganzen Leib. Der Panzer beſtand aus geſchlagenem Blech, das gliederweiſe zuſammengeſetzt und hell polirt, oft vergoldet war, oft auch nur aus kleinen eiſernen Ringen beſtand. In dieſem Fall lag unter demſelben ein ſtählerner oder eiſerner Bruſtharniſch, darunter trug man das Panzerwamms, eine mit Wolle ausgeſtopfte durchnähte Weſte. Ueber dieſen Harniſch hängten die Vornehmen den tuchenen, mit Gold und Silber geſtickten, mit den Wappen gezierten Waffenrock; über denſelben gürtete man die zum Unterſcheidungszeichen von Andern dienende Leibbinde. So trugen in den Kreuzzügen die Franzoſen weiß, die Lothringer gelb, die Engländer roth u. ſ. w. Die Schildknappen hatten nur einen kleinen Panzer. Die Schwerter waren ſehr groß und hingen an einer Schwertkuppel. Die Heiligkeit des Schwertes ergibt ſich daraus, daß man bei dem Schwert zu ſchwören pflegte. Die Freiſchöffen bei der Vehme legten ihre Finger auf daſſelbe, durch daſſelbe wurde Land übergeben*). Der

---

*) In einem der Säle des Schloſſes Eſterhazy erblickt man einen Stammbaum auf die Mauer gemalt, der von Adam ausgeht. Dieſer liegt auf der Erde, der Baum iſt in ſeiner Seite eingepflanzt, er geht über Seth, Noah, Ham, die Patriarchen, und endigt 1676 mit Nicolas Eſterhazy, Palatin von Ungarn. (Reiſ. d. Herzogs von Raguſa I. S. 39.) Noch im October 1847 berichtete die Augsb. Allg. Zeit. in dem ernſthafteſten Tone von der Welt, als ſie den Tod des Viceadmirals der öſterreichiſchen Flotte in Venedig zur Anzeige brachte, daß mit demſelben das älteſte Geſchlecht in Europa ausſterbe, denn er ſtammte in directer Linie von Antenor, des Aeneas Schatzmeiſter ab, welcher nach dem Brande Troja's in Italien eine Heimath ſuchte. Und doch iſt das Geſchlecht der Eſterhazy noch älter!

---

*) Hier dürfte auch an die Namen Wolfdietrich, Dietrich von Bern (Bären?) Albert der Bär, Heinrich der Löwe u. a. m. erinnert werden.

---

*) Die gothiſche Sitte der Adoption durch das Schwert, ſo wie jene ſymboliſche Vollziehung des Beilagers durch ein Schwert, das der Mann zwiſchen ſich und die Frau legte, wenn er ſie

Dolch war eine Art Meſſer (spatha, spado). Die Pfeile waren entweder eckig mit vier Spitzen (carreau) oder gefiedert (vireton), die Letztern drehten ſich in der Luft. Einen beſondern Werth ſetzte der Deutſche auf den Streithammer, mit welchem ſchon die nordiſche Sage den Donnergott bewaffnet hatte. Noch während des dreißigjährigen Krieges erſcheint er von Eiſen*) nach Art eines Spitzhammers, zugleich als Waffe und als Commandoſtab**). Hier drängt ſich die Frage auf, ob der Frankenkönig Karl, zugenannt Martell (Hämmerlein), von einem ſolchen kleinen Commandohammer ſeinen Beinamen erhalten hatte? An den Schaft der Lanze heftete man eine flatternde Binde. Das Heereszeichen war die Fahne, die Thierbilder auf ihrer Spitze urſprünglich Symbole des dem Heere voranziehenden Nationalgotts, alſo von talismaniſcher Bedeutung. Der Fahneneid erklärt ſich daraus, denn man ſchwur, auf das Bild hinblickend, gleichſam im Angeſicht der Gottheit. Die alten Kriegsordnungen legten dem Fähnrich auf, ſein anbefohlnes Fähnlein zu ver-

---

nicht berühren, aber doch der Handlung den Charakter der Vermählung geben wollte, erklärt ſich, ſowie das vielbekannte Schwert Freirs, des Gottes der Fruchtbarkeit, aus der phalliſchen Bedeutung dieſer Waffe, welche berührend, man den Eid ablegte, wie der Orientale, indem er, die Zeugungstheile berührend, zeugte.

*) Früher war er von Stein.

**) Mit ſolchen Spitzhämmern wurden am 19. Juni 1633 zu Kirchhofen, unweit Freiburg, gegen 300 Bauern erſchlagen, welche ſich während der Beſitznahme des Breisgaues durch die Schweden in das dortige Schloß geworfen, und Streifpartheien gebildet hatten. Sie mußten ſich auf Gnad' und Ungnad' ergeben, wurden einzeln durch ein enges Pförtchen entlaſſen, und erhielten auſſerhalb deſſelben auf das Hinterhaupt den tödtlichen Schlag. Die Nachkommen dieſer Unglücklichen ſammelten deren Schädel, und verwahrten dieſelben bis auf die neueſte Zeit in einem nun abgetragenen Beinhauſe (Schreibers Tſchb. f. Geſch. I. S. 148.)

wahren und in Ehren zu halten, gleich ſeinem ehelichen Weib. Würde er vom Feinde ſo gedrungen, daß ihm die rechte Hand abgeſchoſſen wäre, ſoll er das Fähnlein in die linke nehmen, und wird ihm die auch abgeſchlagen, es mit den Stümpfen zu ſich ziehen, ſich darein wickeln, Leib und Leben dabei laſſen (Grimm R. A. S. 161).

Die Sphragiſtik iſt die Tochter der Heraldik, denn die öffentlichen Siegel waren urſprünglich Wappenbilder. Wenn vorhin die Thierbilder auf den Helmen und Fahnen als Götterbildniſſe erklärt wurden, als ſymboliſche Abzeichen der Gegenwart ſchützender Nationalgottheiten in der Gefahr des Kampfes, ſo iſt die Behauptung: daß die älteſten Siegel der Staaten und Herrſcher ihre Entſtehung gleichfalls im Cultus finden, nicht weniger gerechtfertigt. Nämlich jede Stadt wählte das Bild, unter welchem ſie ihre Schutzgottheit verehrte. So gehören die drei Lilien im Wappen Frankreichs der keltiſchen Iſis, der Ochſenkopf von Meklenburg weiſt auf den dort unter den heidniſchen Wenden herrſchenden Stierdienſt hin, welcher den ebenfalls ſlawiſchen Provinzen Steiermark (Styria) und Tyrol, ſo wie der Stadt Tyrnau in Ungarn den Namen gab. Der polniſche Adler war in der alten Krönungsſtadt Gneſen (gnesdno: Neſt) ein Phönix, verjüngt auferſtanden, als talismaniſche Bürgſchaft des Fortbeſtandes des Reiches. Die Keule des wilden Mannes im Wappen der Hohenzollern könnte an Thors heiligen Hammer mahnen, deſſen Wurf das Recht auf Grund und Boden beſtimmte, und in den Volksſagen die Waffe der Rieſen iſt; oder es war jenes S. 76 erklärte Phalluszeichen, das der Stadt Colmar den Namen gegeben hatte. Thors Lieblingsmaske, der Bär, konnte die Fürſten, welche von dem Gott ſich abkünftig rühmten, zur Wahl dieſes Thierbildes als Wappenzeichen beſtimmen. Von den Schwedenkönigen iſt bekannt genug, daß ſie ſich von ihrem Landesgott Frei oder Frode ableiteten, deſſen Lieblingsthier der auf den Helmen nordiſcher Krieger paradirende Eber war. Im chriſtlichen Mittelalter, wo der heidniſche Beweggrund wegfiel, trat ein anderer an die Stelle. Der Aberglaube, daß das Einmauern eines Thiers in die Grundveſte eines Baues dieſem Beſtand gebe, verleitete, das Bild eines ſolchen an der Auſſenſeite der Burg, des Kloſters ꝛc. dankbar durch den Meiſſel zu verewigen. So wurde eine Sau das Wappen der Familie Schweinichen. Zuweilen auch ließ man ſich durch die zufällige Erſcheinung eines Thieres an irgend einem Orte, beſtimmen, daſelbſt eine Kirche oder Stadt zu gründen, und ſo wurde das Thier auf dieſe ihm minder ſchmerzliche Art verewigt.

Ein Häuflein Fiſcher wollte einen Wohnort gründen. Man ſpähte umher, ob nicht irgend ein günſtiges Vorzeichen zu entdecken ſey; denn der Fluß war ſo fiſchreich, daß man ſich gern an ſeinem Ufer niedergelaſſen hätte. Aber es ward Abend, und das Volk betrübte ſich nun, daß die Geiſter des Landes ihnen kein Zeichen geſandt hatten, zu ſich einzuladen. Man wehklagte, aus dieſer ſchönen Gegend weiter ziehen zu müſſen. Jetzt drang plötzlich ein Strahl der ſinkenden Sonne durch das Gewölk, und erhellte die Landſchaft. Da bemerkten ſie eine Henne, die ſich und ihren Küchlein einen Ruheplatz ſuchte für die Nacht. Jubelnd ſprang das Volk aus den Schiffen, um der Henne zu folgen, die mit ihrer Brut ſich im hohen Heidekraut verbarg. Sie beſchloſſen nun, dies Ereigniß, worin ſie einen Spiegel ihrer eigenen Lage erblickten, anzuſehen als ein günſtiges Zeichen, und an der Stelle, wo die Henne ein ſchützendes Obdach gefunden, ihre Hütten aufzuſchlagen. So wurde der Grund gelegt zur Stadt Bremen, und die Henne mit ihren Kleinen ſieht man ausgehauen über dem zweiten Rathhausbogen, und gilt noch jetzt für das Wahrzeichen dieſer Stadt. (Wagenfeld Brem. Volksſ. I. S. 2.)

Eine alte Handſchrift erzählt:

„Da die Wenden in Rom lagen, das war nach Chriſti Geburt vierhundert acht und fünfzig Jahr, da zog ein reicher Römer um Unfriedens willen fort mit ſeinen Dienern, und kam in einen Wald: da behagte es ihm, eine Burg zu bauen. An derſelben Statt fand er ein Wildhuhn mit ſeinen Küchlein, darum nannte er das Schloß Henneberg.“

Faſt das Gleiche findet ſich in einer Chronik, wo es von einem Römer aus dem Geſchlechte de columna (von der Säule) heißt:

Er zog in dieſe Lande, und kam an das End', da jetzt Henneberg liegt, und ſchlug ſich allda nieder, da gefiel ihm die Gegend und der Ort ſo wohl, daß er anfing ein Schloß darauf zu bauen, und als er das anfing aufzuſchlagen und das Schloß zu bauen, da fand er eine wilde Henne mit ihren jungen Hühnlein an derſelben Statt, davon führte er die Henne in ſeinem Wappen, er und ſeine Nachkommen, und nennt ſich dies Geſchlecht Henneberg. (Bechſtein fränk. Sagſch. S. 293.)

Oft veranlaßte der Name des Beſitzers oder deſſen Stand und Beruf ein anſpielendes Bild. Im Heldenliede iſt Hildebrand durch drei Wölfe im Schilde als Stammvater der Wölfinge bezeichnet (Grimm D. Heldſ. S. 233). Das Wappen des Biſchofs von Brixen iſt ein rückwärtsblickendes ſilbernes Oſterlamm mit einem goldenen Nimbus um das Haupt. Auf Wappen und Münzen aus der Zeit der Merovinger erſcheint nur noch der Kopf des Eigenthümers, aber unter den Karolingern folgt ſchon das Bruſtbild, das allmälig zum ganzen Mann heranwuchs. Seit Otto III. erblickte man den König auf dem Throne, den Geiſtlichen im Ornat, den Ritter gewaffnet zu Roß (wie im Stadtwappen zu Marburg), daher der Ausdruck in den Urkunden: imagine *sua* signare. Daher kommen auf den älteſten Siegeln nur Reiter mit Schilden vor, aber gar kein Wappen. Erſt ſpäter ſuchte man auf des Ritters Schild ein unterſcheidendes Zeichen anzubringen. Zuletzt wählte man, der Kürze halber, nur den Schild zum Siegel. Hierin liegt der Uebergang vom Ebenbilde, womit das ganze Mittelalter ſiegelte, in einer fortlaufenden Kette bis zum heutigen Wappenſiegel.

Seit dem 12. Jahrhundert ſcheinen die Siegel ein weſentliches Erforderniß der Diplome zu ſeyn. Ihre Form war zirkelrund, das Material Gold, Silber, Zinn, Blei, Wachs von verſchiedener Farbe. Sie wurden an den Urkunden aufgedrückt und angehangen.

II. Der Lehrſtand

war bei den alten Völkern, und ſelbſt noch im barbariſchen Mittelalter — weil er der Dolmetſcher der Gottheit, und Mittler zwiſcher ihr, von der alles geiſtige Licht ausgeht, und dem Menſchen — nicht minder bevorrechtet als der Adel; wie dieſer im Beſitze von Grundſtücken, oft ganzen Landestheilen und ſteuerfrei. Erſt dem Zeitalter der Intelligenz und Aufklärung war es vorbehalten, von dem Zeitpunkt der Säculariſation der Klöſter, den edelſten aller Stände ſeines politiſchen Einfluſſes und der Würde zu entkleiden, und indem es ihn beſitzlos machte, ſogar in die ſchmählichſte Art von Abhängigkeit zu verſetzen. Der Jugendunterricht, ehedem gleichfalls von der Geiſtlichkeit verwaltet, iſt in manchen Gegenden ſogar ein Verſorgungsmittel abgedankter Soldaten geworden. Blicken wir auf die Urzeit zurück, ſo begegnen wir den Druiden in ihren, mitten in Waldes Einſamkeit erbauten Klöſtern, wie ſie mit Aſtronomie, Heilkunde, Philoſophie ꝛc. ſich beſchäftigen (Eckermann Relgſch. III. 1. S. 53. 57. 64). und die Miſtel hatte darum ſo hohes Anſehen, weil ihre Geſtalt auf die Runenſchrift leitete. Die druidiſchen Lehranſtalten, welche die Franken in Gallien kennen lernten, wurden von ihnen nach Deutſchland verpflanzt, deſſen vorzüglichſte Miſſionäre Winfrid (Bonifaz), Kilian, Gallus u. a. m. aus Irland, dem Hauptſitz druidiſcher Gelehrſamkeit, ausgegangen waren; im fünften Jahrhundert war eine Miſchung druidiſcher und chriſtlicher Lehren erfolgt, und die Ketzerei des Pelagius, ſo wie die den Druiden nachgeahmten Wunder und Inſtitutionen des heiligen Patrik ſind ebenſo viele Zeugniſſe für den druidiſchen Urſprung mönchiſcher Einrichtungen und Lehrſyſteme. Hingegen war die Runenſchrift leicht durch die Buchſtabenſchrift der Römlinge verdrängt worden, weil die Druiden es ängſtlich vermieden, ihre Weisheit ſchriftlich fortzupflanzen. Cäſar, welcher die Einrichtungs- und Unterrichtsanſtalten der galliſchen Druiden (B. G. VI, 13) beſchreibt, weiß, daß ſie ihre „disciplinam“ von Brittanien geholt, alſo war dort ein höherer Grad der Cultur, dort, wo die geographiſche Lage Berührungspunkte mit dem ſcandinaviſchen Norden darbot, deſſen Prieſter ebenfalls ſchon frühzeitig aſtronomiſche *) und mediciniſche Kenntniſſe

---

*) Die Gothen kannten von uralten Zeiten her die 12 Zeichen des Thierkreiſes, den Gang der Planeten, die Veränderung des Mondes, den Lauf der Geſtirne. Dies bezeugt Jornandes von den auſſerhalb Scandinaviens, ihrem Mutterlande, lebenden Gothen. Die ſcandinaviſchen Gothen documentiren ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe durch ihre Zeitrechnung. Das Isländerbuch (Schedae) des älteſten nordiſchen Sagenſchreibers

beſaßen, die Miſtel ebenfalls für eine heilige Pflanze hielten, und die Erfindung der Runen ihrem Gott Odin ſelber zuſchrieben. „Durch Runen und Geſänge lernte Odin ſeine Künſte, in den meiſten derſelben unterrichtete er die Opferprieſter, von ihnen lernten ſie viele andere, und ſo verbreitete ſich die Zauberkunſt“ heißt es in der Ynglingaſaga. Daraus geht hervor, daß die Runen (v. raunen, murmeln) Zauberlieder, die Runenſchrift Geheimſchrift war*). Die Bedeutung von Rune läßt ſich aber, was hier von größerer Wich-

---

Are Frode enthält Folgendes: „Cap. 4. Da geſchah es, daß die klügſten Männer des Landes in zwei Jahrhälften 4 Tage über 300 zählten (d. i. 364 Tage, nämlich nach dem großen Hundert des älteſten Nordens, das 12 Zehner enthält 3 × 120 + 4); das macht zwei Wochen von dem ſechsten Zehnt (52 Wochen) und 12 Monate, je zu 30 Nächten und 4 Tage Ueberſchuß. Dann bemerkten ſie aus dem Gange der Sonne, daß auf dieſe Weiſe der Sommer ſich mehr gegen den Frühling neige, aber Niemand konnte ihnen ſagen, daß Ein Tag mehr dazu gehörte, als die Gleichzahl der Wochen in beiden halben Jahren betrüge, daran lag es.“ Der Fehler ſtack darin, will Are Frode ſagen, daß man das Jahr in zwei gleiche Hälften, je zu 26 Wochen getheilt; es gehörte aber noch Ein Tag dazu. Weiterhin meldet Are noch, daß der Isländer Thorſten Surt auf dem allgemeinen Reichstag vorgeſchlagen habe: nach jedem ſiebenten Sommer ſollten die Epakten ſieben Tage betragen. Darauf wurde aber feſtgeſetzt: daß ein jedes Jahr regelmäßig 365 Tage, das Schaltjahr jedoch einen Tag mehr betragen müſſe. Dieſe Reform im Kalenderweſen der Nordvölker iſt erſt in dem Jahre 960 vorgenommen worden. Uebrigens beſtand bei den alten Isländern (wie bei den Indern, Perſern und Aegyptern) der Monat aus 30, der halbe aus 15 Tagen, jeder Tag wurde wieder in 8 dreiſtündige Zeiträume getheilt, und dieſe Achtel abermals halbirt.

*) Isländ. runa, Zauberei, agſ. runcraft: Zauberkraft; Königshofen: Runa, Hexe, Runer: Zauberer. Florentin. Gloss.: ca-runi: Magie. Notker (Pſ. 13, 3.): Ge-runot, Zaubergeſang, agſ. run: Geheimniß.

In ſpäterer Zeit verlor ſich der urſprüngliche Begriff immer mehr, und es blieb nur noch ein Theil deſſelben, die Bedeutung: flüſtern, leiſe ſprechen, zurück. Ueberall verſtand man dabei ein geheimes Trachten und Wirken.

tigkeit iſt, auch auf Schriftzüge, ſichtbare Zeichen zurückführen. Einſchnitt, Ritz, Riß iſt der urſprüngliche Sinn des Wortes rune*). Als ſich die Runenſchrift zu größerer Allgemeinheit erhob, ward die urſprüngliche Bedeutung des Namens Rune allmälig vergeſſen. Wohl aber erhielt ſich dieſer Ausdruck, oft und beträchtlich an Bedeutung, weniger an Geſtalt verändert, im gothiſch-germaniſchen Sprachſtamm fort, wie dieß in den Noten zu S. 371. 372. dargelegt iſt.

Was in den alten mythiſchen Gedichten über die Runen vorkommt, deutet hin auf eine uralte Zeit, da das Ritzen und Deuten der Runen von den Prieſtern und Abkömmlingen der Götter, den Weiſeſten unter dem Volke, gelehrt und geübt wurde. Große Stäbe waren die Runen, auf welche, wie die Völuſpa weiß, die Nornen Beſchlüſſe des Schickſals ſchnitten. Stäbe wurden die Runen genannt von dem langen geraden Striche, der den Hauptbeſtandtheil aller Runen ausmacht oder, weil ſie urſprünglich in hölzerne Stäbe eingeſchnitten wurden. Wählte man zu dieſem Zwecke das Holz der

---

*) Isländ. rista, rita (agſ. writan, engl. to write) Buchſtaben zeichnen. Ulfilas überſetzt apex literae durch virts. Auch Otfried hat für ſchreiben: rizan, ſlaw. ryti, wryti einſchneiden, ryt. Ritze, runyti auf einer Fläche graben, ſtreichen. — Olaf Worm behauptet irrthümlich, aber doch unſerm Zweck indirect günſtig, daß Rune vom altſchwediſchen raenna (iſl. rin, agſ. renn): Rinne, Furche herkomme. Das hebr. רנן (ranan): ſingen ließe die Vermuthung zu, daß die Phönizier dieſes Wort in den Norden gebracht, wo die Perſonification des murmelnden Gewäſſers Rana hieß, womit das deutſche rinnen — ῥέειν bedeutet ſowohl rinnen als reden — verw. ſeyn dürfte. Daß die Herleitung des Wortes von den Phöniziern, die bekanntlich mehrmalen die brittiſchen Küſten beſuchten, nicht zu weit ſey, ergibt ſich daraus, daß die Phönizier ihre erſten ſchreiblichen Begriffe von hölzernen Tafeln entnahmen, worin die Buchſtaben eingeritzt oder eingeſchnitten waren.

Buche, ſo erklärt ſich hieraus die Bezeichnung Buchſtabe. Schon in den älteſten Zeiten traten Runen als Schriftzeichen auf, ſie werden zu den Kenntniſſen der Urzeit gerechnet. Es beſtätigen ſchriftſtelleriſche Zeugniſſe aus dem 6. Jahrhundert, daß bei den fränkiſchen oder germaniſchen Stämmen Runen als Schriftzeichen auf hölzerne Tafeln geritzt wurden*). Aus dem 9. Jahrhundert ſind alte deutſche Runenalphabete auf uns gekommen, von denen der Mainzer Erzbiſchof Hrabanus Maurus († 856) äußert, daß die Markomannen**), ſonſt auch Normannen genannt, und von welchen die deutſch redenden Völker abſtammen, ſie gebrauchten; mit dieſen Buchſtaben pflegten diejenigen unter ihnen, die noch dem Heidenthum ergeben wären, ihre Geſänge, Zauberlieder und Weiſſagungen zu bezeichnen. Auch den Angelſachſen waren die Runen als Schriftzeichen bekannt. Ein alter Schriftſteller unter ihnen weiſt ebenfalls auf die Nordmannen als ihre Erfinder hin (**Hickesii Thesaur. II.**) Die deutſchen und angelſächſiſchen Runenalphabete unterſcheiden ſich aber von den ſcandinaviſchen dadurch, daß ſie vollſtändiger, ausgebildeter ſind, da ſie aus Zeiten auf uns gekommen ſind, wo ſie ſchon nach dem lateiniſchen Alphabet geordnet und mit neuen Buchſtabenzeichen vermehrt waren, wogegen das altſcandinaviſche nur 16 Runen zählt, außerdem ſich von den übrigen durch eine eigenthümliche Ordnung unterſcheiden. Die älteſten deutſchen Runenalphabete ſind den angelſächſiſchen nachgebildet, mit ihnen ſtimmen ſie am meiſten überein. Aber die 16 ſcandinaviſchen Runen liegen ſowohl den agſ. als den deutſchen zum Grunde *). Auch die Dürftigkeit jener, ihre eigene Ordnung und die große Einfachheit der Buchſtabenfiguren zeugen für ihr hohes Alter **), ſo daß ſie, weit entfernt, aus einem andern vollſtändigern Alphabete entlehnt und nachgebildet zu ſeyn, vielmehr die urſprüngliche Grundform am treueſten beibehalten haben. Man findet in ihnen die Grundzüge der entſprechenden Runen in den mit der Zeit nach fremden Muſtern ausgebildeten und geordneten Runenalphabeten anderer Völker in ihrer ganzen Einfachheit wieder.

---

*) Venantius Fortunatus, Biſchof von Poitiers im 6. Jahrhundert, tadelt den Evodius, daß er ihm nicht antworte, und äußert, daß, wenn er nicht Lateiniſch ſchreiben wolle, er eine andere Sprache gebrauchen könne, worauf er hinzufügt:

Barbara fraxineis pingatur runa tabellis
Quodque papyrus agit, virgula plana valet.

**) Die Marcomannen, etymologiſirt Helmold (Chr. Slav.) ſind „gentes undecunque collectae, quae Marcam (Gränzland) incolunt.“ Unter den marcomanniſchen Nordmannen ſind alle im Norden der Elbe wohnenden Volksſtämme (Schweden, Danen, Normänner) begriffen. Alte deutſche Runenalphabete aus dem 8. 9. 10. Jahrhundert ſind in München und St. Gallen gefunden worden. (W. C. Grimm über deutſche Runen.)

---

*) Daß die Angelſachſen, ehe ſie das lateiniſche Alphabet annahmen, die Runen gebraucht haben, erhellt ſchon daraus, daß die Angeln und Sachſen bei ihrem Uebergang nach England im 5. Jahrhundert die Runen aus ihrer nordiſchen Heimath mitgebracht haben.

**) In einer in St. Gallen befindlichen Handſchrift aus dem 9. Jahrhundert von dem Werke Iſidors de accentibus, de posituris, de literis, findet man ſowohl das Altſcandinaviſche, als auch das agſ. Runenalphabet; jenes mit ſeinen 16 Runen in ihrer alten Ordnung und mit ihren alten Namen heißt Abecedarium Nord, dieſes in ſeiner ausgebildeten, nach dem lateiniſchen Alphabete geordneten Geſtalt, hat als Ueberſchrift Anguliscum. In einem in Frankreich im Jahr 1022 geſchriebenen Codex hat auch Montfaucon (Palaeogr. Graeca) ein unter dem Titel Alphabetum Norvagicum niedergeſchriebenes Runen-Alphabet aufgefunden, welches 16 (eigentlich nur 15, aber für eine vergeſſene iſt Platz gelaſſen) in derſelben Ordnung, wie im Scandinaviſchen aufgeſtellte Runen enthält. Auch die Angelſachſen haben den Unterſchied zwiſchen ihrem eigenen und dem nordiſchen Alphabet gekannt. Dieſe frühe Bekanntſchaft mit den nordiſchen Runen und der alphabetiſchen Eigenthümlichkeit derſelben an voneinander ſo weit entfernten Orten beweiſt am ſtärkſten das Alter der Runen im Norden.

Aus der Edda erfährt man deutlich, daß die Runen der Geheimlehre der Prieſter dienten. So nennt Waſthrudner, der weiſe Rieſe, welcher 9 Welten durchwandert, im Wettſtreit mit Odin ſeine Kenntniß der Urzeit über den Urſprung des Himmels, der Erde und der Götter (Naturkräfte) und den Untergang des Alls ausgeſprochen hat, dieſe mythiſchen Lehren „alte Stäbe“ (**fordna slafvas**), Runen der Götter (**Vafthrudnismal** in der ältern Edda); und da der Zwerg Alfwis, der ebenfalls 9 Welten durchfahren, auf alle Fragen Thors über die verſchiedenen Benennungen des Himmels, der Erde und anderer Dinge bei Göttern, Menſchen und andern Weſen Antwort gab, verwunderte ſich der Gott über ſo viele Weisheit, „denn nie hatte er mehrere alte Stäbe in eines Mannes Bruſt gefunden“ (**Alfvismal** in d. ält. Edda). Von Njords 9 Töchtern waren die Runen geritzt, welche im „Geſang der Sonne“ mitgetheilt werden über den Zuſtand nach dem Tode (**Solarljod** ält. Edda). Gen Norden blickte Odin und legte Runen, da er die Beſchwörung der Todten vor der Wahrſagerin beſang (**Vegtams-Quida** ält. Edd.).

Dieſe Züge aus ſcandinaviſchen Mythen, verglichen mit fremden Zeugniſſen über den Gebrauch der Runen zu Prophezeihungen, Beſchwörungen ꝛc. geben zu erkennen, daß ſie der prieſterlichen Gelehrſamkeit angehörten, mit den Myſterien verbunden waren, und zur Aufzeichnung der mit der Götterlehre zuſammenhängenden Gegenſtände gebraucht wurden, welche letztern wegen ihres myſtiſchen Inhaltes, wie auch als eine den Höhern in der Geſellſchaft zur Verwahrung anvertraute

Wiſſenſchaft mehr der Unterſtützung der ſchriftlichen Aufzeichnung bedurften, um ſich fortzupflanzen, als die auf den Lippen des Volkes lebenden Sagen, an deren Aufzeichnung erſt gedacht wird, wenn Zeiten eines andern Geiſtes und anderer Verhältniſſe kommen, die künftige Vergeſſenheit der Traditionen beſorgen laſſen. Wirklich wurden die Runen nur von den Heiden angewendet, und zwar nur zu Zauberliedern, alſo zu Myſterien. Merkwürdig iſt auch der Umſtand, daß bei den Franken, Germanen, Angelſachſen, bei den frühzeitig zum Chriſtenthum übergetretenen Völkern keine oder nur unbedeutende Ueberreſte der Runenſchrift vorkommen, daß aber doch ihr Runenalphabet als ein Andenken aufbewahrt wurde, und daß man nur dann Gebrauch davon machte, wenn man etwas Geheimnißvolles, Myſtiſches mittheilen wollte, welches ſo geſchah, daß man Runenbuchſtaben in die gewöhnliche lateiniſche Schrift einſchob. (In Hickesii Thesaur. III. iſt eine ſolche mit Runen gemiſchte agſ. Handſchrift abgedruckt.)

Die wunderbaren Vorſtellungen, welche ein mit der Buchſtabenſchrift noch unbekanntes Volk ſich von einer Kunſt machen mußte, wodurch vermittelſt einiger Striche Belehrungen, Nachrichten, Gedanken eingeholt und mitgetheilt werden konnten, das Beſondere und Geheimnißvolle in der Bildung dieſer Striche, die Götter oder Naturgegenſtände, welche jeder derſelben bezeichnete, die Denkſprüche, welche man an dieſelben knüpfte — dieß Alles bewirkte, den Runen den Charakter des Uebernatürlichen zu geben, ihnen verborgene Kräfte beizulegen, und ſie zu magiſchen Gebräuchen anzuwenden.

Da die Religion aller heidniſchen Völker Sterndienſt war, ſo mußte auch die Runenſchrift kalendariſchen und aſtronomiſchen Zwecken dienen. Der Runen- oder

Jahresſtab wurde zur Berechnung der Jahrszeiten und der Tage, an welchen Opferfeſte und Volksverſammlungen einfielen, verwendet. Die Leichtigkeit, Sicherheit und eigenthümliche Art, wie der mit dem Chriſtenthume eingeführte katholiſche Kirchenkalender mit ſeinen Beſtimmungen für die beweglichen und unbeweglichen Kirchenfeſte in Scandinavien vom gemeinen Mann angewendet wurde, ſcheint auf eine nicht erſt mit dem Chriſtenthume eingeführte Kenntniß in der Zeitrechnung hinzudeuten. Nicht nur haben die alten Runenſtäbe ein ſelbſtſtändiges Syſtem der Zeitbeſtimmungen, ſondern ſie nehmen auch Rückſicht auf andere dem Kirchenkalender fremde Berechnungen, die einen alten einheimiſchen Urſprung erkennen laſſen und eine größere Anwendbarkeit für das bürgerliche Leben mit ſich führen. Ueberdieß finden ſich keine Nachrichten, daß die Mönche jemals den Runenſtab gebrauchten, ſondern nur den katholiſchen Kirchenkalender, und ſogar in den Zeiten, wo die Geiſtlichen im Allgemeinen ſogar mit dieſer weniger bekannt geweſen zu ſeyn ſcheinen, ſo daß ſie Anweiſungen bedurften, an welchen Tagen die beweglichen Feſte eintreffen *). Dagegen verſtanden, wie der Prälat Olaus Magnus (Hist. Gent. Septentr.) bezeugt, die Landleute in Schweden, nach einer von den Vorfahren auf ſie übergegangenen Kenntniß, auf ihrem Runenſtabe alle ihnen nothwendigen Zeitbeſtimmungen ſelbſt aufzuſuchen; ſie haben die beweglichen Feſttage und die Mondsveränderungen zu beſtimmen

---

*) Wir haben noch einen bei der Synodalverſammlung im Erzſtifte von Upſala im Jahr 1535 ausgefertigten Circularbrief übrig, in welchem die beweglichen Kirchenfeſte bis auf die nächſte Verſammlung im Sommer 1536 feſtgeſetzt ſind. Er iſt abgedruckt in Liljegrens Abhdlg. über die Run-lära.

gewußt, und dieß 10, ja 600 bis 1000 Jahre vorher *). Und da dieſes, wie die Runenforſcher anmerken, nicht als ein Erzeugniß katholiſcher Gelehrſamkeit betrachtet werden kann, da nirgends in andern chriſtlichen Ländern etwas Entſprechendes nachgewieſen werden kann, ſo muß der Grund des Vorhandenſeyns des Runenſtabs im Norden, die Einrichtung und allgemeine Bekanntſchaft deſſelben in einer der vorchriſtlichen Zeit bekannten Berechnungsart oder einem Jahrsſtabe liegen, und dieß um ſo mehr, als die ganze Einrichtung und das eigene Syſtem der Zeitrechnung ihrem Grunde und ihrer Anwendung nach ein uraltes Eigenthum Scandinaviens iſt. (Liljegren Run-lära.)

Nicht lange nach der Einführung der lateiniſchen Buchſtabenſchrift, und während dieſe von den Klerikern angewendet wurde, fuhren die Runen fort, als eine uralte einheimiſche Schrift dem gemeinen Mann anzugehören. Man hieb ſie nicht nur in die zum Andenken der Verwandten errichteten ſteinernen Denkmäler ein, man ritzte ſie auch auf Waffen, auf Trinkhörner, auf Axt- und Spießſchäfte und viele andere Geräthe; man wendete ſie an als Schrift auf Stäben, und mit Runen gezeichnete Steine wurden über die Thür oder in die Wände der Gebäude eingeſetzt zu einem Zeichen, wann und von wem das Haus erbaut und vollendet worden. Auch verſchiedene alte, mit Runen gezeichnete ſteinerne Grenzzeichen, ſind bis auf unſere Zeit bewahrt worden, zwei alte däniſche Genealogien der Könige ſind

---

*) Rustici adeo periti reperiuntur, ut die uno praedicere possint, quotusquisque aureus numerus sit, literaque Dominicalis, annus bissextilis, intervalla, festa mobilia et lunares mutationes post decem vel sexcentos aut mille annos etc. Claus Magnus l. c.

mit Runen geſchrieben*). Aber ſie wurden auch zu Inſchriften auf Grabſteinen angewandt. Man nähte ſie in Altardecken, man ritzte ſie in die Glocken, Mauern, Thüren und Wände der Kirchen und in die an den Kirchthüren feſtgeſchlagenen metallnen Ringe, in Altarſchränke, Monſtranzen, Armenbüchſen, auf Taufſteine und Rauchfäſſer. Nicht ſelten hat man, beſonders auf Grabſteinen und Kirchenglocken, doppelte Inſchriften gefunden, die Eine mit Runen, die Andere mit lateiniſchen Buchſtaben. Erſt im 15. Jahrhundert wurden die Runen ſeltener, die lateiniſche Buchſtabenſchrift verdrängte die uralten, als Lautzeichen unzureichenden, für die ausgebildete Schreibekunſt allzu unbequemen Buchſtaben, ſo daß im 17. Jahrhundert ſie nur noch als Geheimſchrift (Chiffern) bei geheimen Inſtructionen benutzt wurden. Zu Unterſchriften ſollen aber Runenzüge noch heutzutage auf Gothland benutzt werden (**Liljegren, Run-lära**).

Auch die Prieſterſchaft der ſlawiſchen Völker beſaß eine Art Runenſchrift, denn auf wendiſchen Alterthümern in Rhetra und Arcona hat man dergleichen vorgefunden (Legis Fundgr. d. Nord. I. S. 41), was Mone (Eur. Hdth. I. p. 197) daraus zu erklären ſucht, daß finniſche Prieſter unter den Wenden gelebt hatten; allein nach Schaffarzik findet man Runen auch in Böhmen, der Hauptinhalt der Nationalrechte war auf hölzernen Tafeln aufgeſchrieben**), mit Hilfe der Runen betrieben die böhmiſchen Prieſter Weiſſagungen. Die etymologiſche Verwandtſchaft zwiſchen Prieſter (Knize) und Buch (Knizka) läßt ſchließen, daß auch hier alle Wiſſenſchaft von den Prieſtern ausging. Sie unterrichteten in der Arzneikunſt, Zeitrechnung*), Philoſophie, Dichtkunſt ꝛc. Das Dageweſenſeyn eines ſlawiſchen Codex von bürgerlich-religiöſen Rechten, der unter dem Schutze der Prieſter ſich befand, iſt aus Furchaus „Arcona“ erwieſen. Daß die Schrift zu Zaubercharacteren diente, geht aus der Sprache hervor, denn ein Zauberer hieß Czernokſznici von der ſchwarzen (czerno) Schrift (kniza), mit der er vertraut war. In Balbini's „Bohemia docta“ (I. p. 104) iſt von einer „Bücherſtadt“ die Rede, ſie hieß Budek**), und auf der Schule daſelbſt ſoll Libuſſa ihre Weisheit erlernt haben (Parzizek, Geſch. Böhm. I. p. 17), welche wohl in der Zauberei beſtand, da die Tradition ſie als Seherin rühmt. Vielleicht hat auch die Stadt Budez und das wendiſche Budiſſin (Bautzen, folglich auch Botzen in dem ebenfalls urſprünglich von Slawen bewohnten Tyrol), Budweis (Budowiza) in Böhmen, Budiec in Rußland, Widin (ehemals Budin genannt) an der untern Donau, Budwa in Dalmatien, Buda (Ofen), Ungarns Hauptſtadt (denn die Slawen, noch jetzt die Mehrzahl, waren die älteſten Einwohner dieſes Landes), von Budte, wie die Weisheitsgöttin bei den Litthauern hieß, den Namen? *).

---

*) Olaus Petri (in ſeinem Sv. Chr.) erwähnt, daß man in den alten Geſetzen und in andern geſchriebenen ſchwediſchen Büchern Runenbuchſtaben unter die lateiniſchen Schriftzeichen eingeſchoben fand.

**) Wichtig iſt hier das Zeugniß Ditmars von Merſeburg (VI. p. 150) von den Götzenbildern der Lutizen zu Rhetra: „Interius dii stant manufacti, singulis nominibus insculptis.

---

*) Anfangs theilte man das Jahr nur in Sommer (ljeto) und Winter (syma). Gerechnet wurde nach ſynodiſchen Monaten, von einem Neumond zum andern, daher mochten ſie wohl 13 Monate haben. Das Jahr fing mit dem Frühling (ljeto) an, daher noch jetzt das Todaustreiben unter dem Bilde einer zu verbrennenden oder in den Bach zu verſenkenden Strohpuppe am Sonntag Laetare. Zuletzt hieß Ljeto Jahr überhaupt. Der Sonntag heißt Nedjela, weil an demſelben nicht gearbeitet wird. Nur die Ruſſen nennen ihn den „Auferſtehungstag.“ Der Samſtag iſt von den chriſtlichen Bekehrern Sobota (dies sabbati) benannt. Der Montag heißt: Tag nach der Nichtarbeit (Ponedjele).

**) Dort heißt es: Prima schola Ethmicorum et quasi urbs literarum et academia quaedam Bodeka urbs Bohemiae fuit — ad hanc magigam scholam tota properabat Bohemiae nobilitas.

Die Gelehrſamkeit der Druiden iſt ſchon oben rühmend anerkannt worden, aber nur im Allgemeinen, daher es geſtattet ſeyn dürfte, hier über ihre Verdienſte um die Wiſſenſchaften mich ausführlicher zu verbreiten. Cäſar hebt beſonders ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe hervor, daß ſie über die Bewegungen der Geſtirne, Größe und Geſtalt der Erde Unterſuchungen angeſtellt. Davies, in ſeiner Mythologie der Druiden, erwähnt ihrer aſtronomiſchen Bücher, welche zur Berechnung der periodiſchen Wiederkehr ihrer Feſte dienten. Auch ihre Tempel waren nach aſtronomiſchen Principien erbaut, daher ihre Cirkelform, die aſtronomiſche Cyclen darſtellte, wie ſchon die häufige Wiederkehr von 12, 19, 30 und 60 Steinen in den cirkelförmigen Monumenten beweiſt (Davies p. 332); Monate und Jahre fingen ſie mit der ſechsten Nacht im Neumond an, weil der Mond alsdann ſchon Kraft genug gewonnen, und doch noch nicht zur Hälfte gelangt iſt. Sie rechneten nach Jahrcyclen von 30 Mondmonaten; neben dieſen Cyclen exiſtirte aber in Brittanien bei den Prieſtern des Son-

---

*) Schaffarzik (ſlaw. Alt. I. S. 193.) erwähnt noch einer ruſſiſchen Ortſchaft Budutin, in Polen: Buda, Budy, Budſt, Buden; bei Dithmar von Merſeburg kommt eine Stadt Budizi (urk. 937) vor, Budſez, jetzt Grimmisleben am Zuſammenfluß der (Bode und Saale), Budusin, Hauptſtadt der Miltſchaner bei Dithmar, jetzt Wendiſch-Boddenſtedt. Hieher gehört auch der Name des ſlawiſchen Geſchlechtes Buzici (bei Dithmar), die Perſonennamen Budim, Budny, Budon, Budiſa, Budow, Budy ꝛc.

nengotts Weſen ein Mondcyclus von 19 Jahren (Diod. II, 47). Das Jahr eröffneten ſie acht Tage vor dem erſten Januar, alſo in der Winterwende, wo man die Miſtel einſammelte. — In der Medicin galt der Glaube an Sympathien; obſchon auch wirkliche Medicamente angewendet wurden. Die ausgezeichnete Kräuterkenntniß der Druiden lehrte ſie auch magiſche Tränke bereiten. Die Heilkunde und die Magie gingen Hand in Hand, der Einen ging ohne die Myſtik der Andern aller Glauben ab *).

An der Spitze der Druiden ſtand ein Hoheprieſter, welcher in ſeiner Würde alle Gewalten vereinigte, unumſchränkt und lebenslänglich regierte, aber gewählt wurde (Caes. B. G. VI, 13). Stimmenmehrheit oder das Loos oder auch ein Zweikampf zwiſchen den beiden Bewerbern entſchied die Wahl. Der Oberdruide war aber nicht bloß das geiſtliche, ſondern auch das weltliche Oberhaupt, in allem Streit die höchſte Inſtanz, nach ſeiner Entſcheidung fand keine Appellation mehr Statt, denn ſein Urtheil galt für inſpirirt. Zur Beſorgung weltlicher Regierungsgeſchäfte wählte er einen von ihm abhängigen Mann, **Vergobret** genannt (Caesar I, 16), der in den einzelnen Städten jährlich wechſelte, und ohne die Druiden gar nichts beſchließen durfte.

Umgekehrt berichtet Tacitus (Germ.), daß im Norden die Stammhäupter auch die Vorſteher des Gottesdienſtes waren. Der ſchwediſche Oberrichter war zugleich

---

*) Der h. Ivo eiferte dagegen. Er befahl: Non licet in collectione herbarum medicinalium aliquas observationes et incantationes attendere. (Decr. XI, 47.) Ueber die Anwendung der Heilmittel gibt er folgende Auskunft: Admoneant sacerdotes fideles populos, ut noverint magicas artes incantationesque quibuslibet infirmitatibus generis humani nihil posse remedii conferre non animalibus languentibus, claudicantibusque, vel etiam moribundis quicquam mederi (XI. 65.)

Oberprieſter, hatte die Würde eines Oberkönigs (Rühs Geſch. Schw. 1 S. 39).. Grimm ſagt (R. A. p. 243), daß die Gewalt der älteſten Könige eine oberprieſterliche geweſen. Bei Jornandes iſt der Gothenkönig Diceneus rex und pontifex. Zwar iſt dieſer König unhiſtoriſch, allein die Sage überliefert doch die Volksanſicht. In den ſächſiſchen und nordiſchen Genealogien ſind die Götter mit den alten Königen vermiſcht. In der nordiſchen Sage ſtehen Könige den Opfern wie den Gerichten vor, welche Letztern, als eine religiöſe Angelegenheit betrachtet — denn die Urtheilsſprüche galten für Gottesurtheile — an heiligen Orten abgehalten wurden. Fingerzeig ſcheint Grimm die Beſpannung des königlichen Wagens, noch unter der Herrſchaft der Merovinger, mit Ochſen zu ſeyn; dieß erinnert nämlich an das Ochſengeſpann der Göttermutter Nertha (Tac. Germ. 40). Dieſe Thiere ſind bekanntlich heilig, daher das Gewicht, welches Gregor v. Tours (III, 26) auf den Ausdruck *indomitis* bobus conjunctis legt, wo er das Geſpann der Königstochter Deuteria ſchildert. Ein religiöſer Grund mußte dieſe ſeltſame Wahl veranlaßt haben, denn das Roß ſtand ſchon damals in höherm Preiſe als Hornvieh *). Der burgundiſche Oberprieſter ſtand mit dem Regenten auf gleicher Stufe (Ammian. Marcell. 28, 5). In der altböhmiſchen Sprache bedeutete Knez Prieſter und Fürſt (Palaczky Geſch. Böhm. S. 167). In Rußland iſt noch jetzt der Czar auch geiſtliches Oberhaupt.

Es kann daher nicht befremden, wenn das ſiegende Chriſtenthum die prieſterliche Macht von der Königsgewalt nur deßhalb trennte, um ſie über dieſer noch zu erhöhen, und dem Papſt ſogar eine dreifache Krone zu geben, wodurch die Scheidung des Kirchenregiments vom weltlichen von ſelbſt erfolgte, und der Clerus ein Staat im Staate ward. Die vollſtändige Unterordnung des Königs unter den Prieſter erfolgte im 8. Jahrhundert. Bei aller Ergebenheit des Papſtes Adrian I. gegen Karl dem Großen war doch ſchon die Oberhoheit des Papſtthums auf Erden von ihm ausgeſprochen. Leo IV. († 855) ſetzte ſeinen Namen dem des Kaiſers vor, ſeitdem ward dieß Sitte. Daß Kaiſer Ludwig II. vor dem Papſte vom Pferde ſtieg und des Papſtes Roß einen Pfeilſchuß weit am Zügel führte, war ſchon in der Ordnung des Steigbügeldienſtes. Papſt Stephan IV. wurde gewählt, ohne daß man zuvor bei Karl dem Dicken angefragt hätte. Unter Gregor VII. emancipirte ſich die Kirche vollſtändig vom Staat durch das Verbot der Prieſterehe. Bis dahin war es nicht auffällig, verheirathete Geiſtliche zu ſehen, denn aus der Heidenzeit war man durch die Verheirathung der Druiden mit dieſer Vorſtellung vertraut, daß der Beiſchlaf zum Stand eines Vermittlers zwiſchen der Gottheit und den Menſchen nicht unfähig mache. Nun aber berief ſich die Kirche auf das eheloſe Leben des Stifters der chriſtlichen Religion, auf des Apoſtels Paulus Abrathen vor der Ehe, die nur der offenen Hurerei vorzuziehen ſey, auf das Cölibat der Anachoreten und gefeiertſten Kirchenlehrer Origenes, Hieronymus, Auguſtin ꝛc., welche ſämmtlich gegen den Eheſtand geſchrieben hatten. Im Grunde galt es dem Papſte, die innere Gliederung des Klerus von den trauteſten Banden der Staatsgeſellſchaft zu löſen, um der Genoſſen des Klerus für die Zwecke der Kirchenherrſchaft gewiß zu ſeyn, und die ſchwachen Stellen, welche das Familienleben an dem Herzen offen hält, mit dem Erz des prieſterlichen Zunftgeiſts zu bekleiden.

---

*) Ein gewöhnlicher Ochſe galt 35, ein Pferd 40 Sol., der warannio regis, das edelſte Roß 60 Sol., der taurus regis hingegen 90 Sol. (Lex Sal. III, 10.)

Ein kühner Vorſchritt für die päpſtliche Macht war das 1075 auf einer Synode zu Rom verkündete Verbot der Inveſtitur des Geiſtlichen mit Kirchengütern durch Laienhand vermittelſt Ring und Stab. Dadurch ſollte die Kirche mit ihren Reichthümern aus dem Bereich des Lehnsſtaats gerückt, und die aus der Inveſtitur hervorgegangene Lehnspflicht in ſie ſelbſt übertragen werden. Den Scheingrund zu dieſer Kränkung der Laienfürſten gab die Deutung von Ring und Stab als nur in geiſtlicher Hand weihkräftige Symbole. Der Aneignung der Inveſtitur entſprach der Ausbau des Kirchenthums als eines in ſich geſchloſſenen, in ſeiner geſammten Gliederung vom Papſt abhängigen geiſtlichen Lehnsſtaats. Den Erzbiſchöfen wurde die Pflicht aufgelegt, perſönlich das Pallium aus Rom zu holen, und ſelbſt von den Biſchöfen begehrte Gregor ſpäterhin einen Vaſalleneid (Planck K. G. IV, 2. S. 619). Ueber dieſe vierte Stufe an der Leiter der Kirchenhoheit erhob ſich, als die äußerſte, Gregors vielfältig gegebene Erklärung, daß dem Papſtthum die Oberherrlichkeit über alle irdiſche Throne zukomme, daß das Laienfürſtenthum nur den Glanz des Mondes habe, und dieſen von dem Sonnenglanze des Papſtthums bekomme; daß es dem Papſt gegeben ſey, Fürſten einzuſetzen und abzuſetzen, dem Laienſtaat Geſetze zu geben, ihm Steuern aufzulegen ꝛc. Dergleichen Ausſprüche vernahmen nicht nur Deutſchland, Frankreich und Spanien, ſondern auch Dänemark, Ungarn und Polen; ſelbſt Rußland und Byzanz mußten das Anſehen Gregors anerkennen. Päpſtliche Legaten wurden nun als Befehlsträger, Kundſchafter, Vermittler und Vertreter des Papſtthums. das Rüſtzeug der Kirchenherrſchaft, durch welche Leben und Bewegung derſelben nach allen Richtungen hin dem Klerus und dem Laienſtaat mit immer friſcher Kraft von dem Mutterſitz des Papſtthums und immer bündiger Vollmacht zugebracht und aufgedrungen wurde.

Die Extreme berühren ſich; in einer ſolchen Zeit, wo Simonie und Laſter aller Art in der nun nach weltlichem Anſehen lüſternen Kirche herrſchten, flüchteten ſich Viele aus dem üppig ſchwelgeriſchen Leben der vornehmen Welt, mit welchem man geſetzloſe Willkür häufig verbunden ſah, in die einſamen Klöſter; durch dieſen Kontraſt hatte der Mönchsſtand eine deſto höhere Verehrung erhalten. Das Kloſterleben des Abendlandes war nicht, wie man allgemein glaubt, aus den geiſtlichen Inſtituten der Eſſäer, Therapeuten, Könobiten des Morgenlandes hervorgegangen, denn Mönchs- und Nonnenklöſter hatte man in Gallien, Brittanien und Irland ſchon in der Druidenzeit gekannt. Die neun Barrigenä auf der Inſel Sena lebten im Nonnenſtande und hatten das Gelübde ewiger Keuſchheit abgelegt. Aber die Kloſterzellen waren Höhlen in den heiligen Wäldern oder Mooshütten unter Eichen. Und wenn eben verheiratheter Druiden gedacht wurde, ſo bezog ſich dieß nur auf die zweite und dritte Klaſſe des Druidenordens.

Jetzt, wo das weltliche Treiben der Geiſtlichkeit die Ehrfurcht der Laien gegen ſie minderte, wandten ſie dieſe um ſo bereitwilliger denen zu, welche aus dem Getümmel ſich gänzlich in die Einſamkeit zurückzogen, um allein der Andacht und Buße, und anſpruchsloſen, ja ſelbſt verachteten Beſchäftigungen zu leben, alſo auf Mönche und Nonnen; und ſie, die anfänglich kaum zum Klerus gerechnet worden waren, begannen nun vorzugsweiſe für vollkommene Kleriker zu gelten; das Mönchsleben wurde Religion *) genannt, der Eintritt ins Mönchthum: die andere Taufe **). Wie ſonſt die Gier, Hab und Gut zu erwerben, mit den Vorräthen zunimmt, ſo mehrte hier mit jeder Verzichtung auf irdiſche Güter ſich die Feindſeligkeit gegen ſolche, und das Streben, die Entäußerung von ihnen zu ſteigern. Die drei Kloſtergelübde: Armuth, Demuth und Keuſchheit, wurden bis zur Extravaganz geübt. Bekannt ſind die Streitigkeiten im Innern des Franciscanerordens, welche die Bettelmönche ins Leben riefen, die ſich alles Eigenthums entäußerten. Weniger bekannt jedoch dürfte der um 1470 geſtiftete Orden der „freiwillig Armen“ in Hildesheim ſeyn ***), er beſtand nur aus Laienbrüdern, die Meiſten konnten nicht einmal leſen, und beſchäftigten ſich bloß mit Handwerken, beſtatteten die Leichen, und beſaßen keine Einkünfte. Des Morgens wußten ſie nicht, was ſie am Tage zu eſſen hätten. In ihrem Bethauſe befand ſich auch nicht Ein Stuhl. Derſelbe Franciscus, welcher als Regel des von ihm geſtifteten Ordens die Entäußerung alles Eigenthums aufſtellte, war auch das anſtaunenswerthe Vorbild der Demuth und des Gehorſams. Als er nämlich bei Innocenz III. um die Beſtätigung ſeiner Regel einkam, ſagte der Papſt, ſeine elende Geſtalt betrachtend, zu ihm: „Geh, Bruder, und ſuche Schweine auf, mit denen du mehr als mit Menſchen verglichen werden mußt; wälze dich mit ihnen in einer Pfütze herum, und wende, indem du ihnen deine Regel übergibſt, deine Predigerpflicht auf ſie an!“ Franz bückte ſich, und ſobald er Schweine angetroffen hatte, wälzte er ſich mit ihnen ſo lange im Koth herum, bis er vom Kopf bis auf die Füße ganz beſchmutzt war. Darauf kam er wieder zum Papſt und ſagte: „Herr, ich habe gethan, was du befohlen haſt, erhöre nun auch meine Bitte!“ Als ihn der Papſt in dieſem Zuſtand ſah, bedauerte er ſehr, ihm dergeſtalt begegnet zu haben, ließ ihn ſich abwaſchen und erfüllte ſein Verlangen (Schröckh K. G. Thl. 27, S. 449). Dieſe Demuthsprobe ſteht aber in der Geſchichte des Mönchthums nicht vereinzelt da. Der Stifter des Ordens von Valombroſa, Johann Gualbert, deſſen Kloſter mehr die Geſtalt einer Einſiedelei als eines Convents von Cönobiten hatte, nahm nur ſolche Schüler auf, welche ſich eine Zeitlang ſeinem Gebote gefügt hatten, welches zur Prüfung ihrer Demuth darin beſtand: die Schweine zu hüte, ihre Ställe täglich auszumiſten, und die Unreinigkeiten mit ihren Händen wegzunehmen, ohne ſich der Schaufeln zu bedienen. Erſt dann ließ er ſie zum Noviciat zu (Heliot Geſch. d. Kl. V. S. 350). Was endlich das Gelübde der Keuſchheit anbetrifft, ſo hat ſchwerlich ein anderer Sterblicher deſſen Erfüllung ſich ſo ſchwer gemacht als der Stifter des Ordens von Fontevraud, Robert (Rotbert) von Arbrißel (das jetzige Dorf Albreſec in der Bretagne, der Geburtsort dieſes Heiligen). Nicht nur ging er in die Hurenhäuſer, und vermochte die Huren durch ſeine Predigten, unter ſeiner Aufſicht ſich zu Nonnen auszubilden — und die in ſo großer Zahl ihm nachfolgten, daß er drei Klöſter für ſie errichten mußte, deren Eines deßhalb de la Magdelaine benannt wurde — ſondern ſchlief auch öfter zwiſchen zwei Nonnen, bloß um hier die Kraft des Willens über das Fleiſch zu erproben.

---

*) Mönch: religiosus, Nonne: religiosa.

**) Neanders Leben d. heil. Bernhard S. 42

***) Ordo novus Fratrum voluntarie Pauperum nominatus, a. D. 1470 in Hildesem primo surrexit.

Sein Freund, der Abt Gottfried von Vendome, tadelte dieſe Unklugheit in einem Briefe an ihn (Goffred. Vindocin. Ep. l. IV. ep. 47, p. 549 in Sismondi Opp. Tom. III. ed. Venet.): „Dadurch ſcheinſt du, wie du vorgibſt, das Kreuz des Erlöſers würdig zu tragen, indem du die übel angezündete Brunſt des Fleiſches auszulöſchen verſuchſt. Wenn du dieſes wirklich gethan, ſo haſt du eine neue unerhörte, aber unfruchtbare Art von Märtyrerübung (Martyrium) erfunden; was jedoch mit der Vernunft ſtreitet, kann auf keine Weiſe fruchtbar werden.“ Dann fügt er hinzu: es errege Anſtoß, daß Robert einigen ſeiner Nonnen ſo überaus freundlich begegne, andere hingegen nur mit harten Verweiſen anrede, und ſie durch Hunger und Durſt unbarmherzig martere. Er empfiehlt ihm ein unparteiiſches Betragen gegen Alle, weil das weibliche Geſchlecht ſehr gebrechlich ſey, und ihr Vorſteher leicht vom Satan hintergangen werden könne, wenn er daſſelbe durch übertriebene Schärfe zu Grunde richte*).

---

*) Sirmond (Süßmund), der dieſes Schreiben des Abts nebſt ſeinen übrigen Briefen aus einer Handſchrift in der Abtei daſelbſt ans Licht ſtellte, fand keine Urſache, an der Echtheit deſſelben zu zweifeln. Allein die Jeſuiten Bolland, Henſchen und Raynaud, auch der Cardinal Bona, erklarten es für untergeſchoben. Es kam ihnen unglaublich vor, daß der heilige Mann in ſolche Ausſchweifungen gefallen ſeyn ſollte; ſie beriefen ſich auch auf die genaue Verbindung, in welcher Gottfried mit dem Orden von Fontevraud geſtanden habe. Bolland verſichert ſogar, jenes Schreiben ſey in der Handſchrift, aus welcher es Sirmond gezogen haben will, nicht befindlich. Allein Mabillon (Annal. Ord. S. Bened. V. p. 424) geſteht, daß er nicht allein dieſes Schreiben in einer Handſchrift zu Florenz geſehen, ſondern, daß es auch aus der vorhergedachten, aber nur zur erſtern und kleinern Hälfte, herausgeriſſen worden ſey; und Menage (in Bayle's Dict. hist. et crit.) hat bemerkt, daß es auf Erſuchen der Äbtiſſin von Fontevraud, Johanna Baptiſta von Bourbon, einer franzöſiſchen Prinzeſſin, geſchehen ſey.

Solche Tugendhelden, wie Robert, ſtanden indeſſen zu iſolirt in der damaligen Welt, um von der Züchtigkeit der Mönche eine beſſere Meinung einzuflößen. Die ſogenannten Strafacten des Marienburger Ordenshauſes geben mehrere Fälle, wo die „deutſchen Herren" unter dem Deckmantel der Beichte und Buße und der alle Sünden ausſchließenden prieſterlichen Weihe ſyſtematiſche Verführungen an Frauen und Jungfrauen, ja ſogar gewaltthätige Schändung neun- und zwölfjähriger Mädchen verübt hatten, und ſelbſt von dem ſchwachen Ordensmeiſter von Jungingen Verbote erlaſſen werden mußten, gar kein weibliches Thier, weder Stute noch Eſelin oder Hündin, im Ordenshauſe zu haben; Verbote, die von den griechiſchen Mönchen auf dem Berge Athos ebenfalls erlaſſen, in Rom zu erneuern noch im vorigen Jahrzehend nöthig befunden, bei dem ſpaniſchen und portugieſiſchen Mönchthum aber durchaus unnöthig und vergeblich waren, wie das Tagebuch eines Stabsoffiziers der deutſchen Legion (1808—1812) aufs Ergötzlichſte darthut. Selbſt am Sitze des Hochmeiſters, in dem geheiligten Marienburg, hielten Ordensritter und Ordenskapläne ein reichbeſetztes gemeines Frauenhaus. Die Bürger daſelbſt beſchwerten ſich häufig, daß Keiner unter ihnen des Abends einen Freund zu beſuchen ſich getraue, weil die Ordensritter gleich die Frauen und Töchter mit Ge-

---

Es gibt auch noch ein anderes Schreiben gleichen Inhalts, das Marbod, Biſchof von Rennes, an Robert gerichtet hat, worin er den Abt ermahnt, ſich ſolchen Verſuchungen nicht auszuſetzen, die den guten Ruf, wenn auch nicht die Seele, verwunden. Er tadelt ferner an ihm, daß er in haarigem Fell und zerriſſenem Kleide, mit halbnackten Hüften, langem Bart, abgeſchnittenem Haupthaar und bloßen Füßen herum gehe. (Mabillon l. c. p. 425.)

walt aufs Schloß ſchleppten, und dort bis zur Mißhandlung abnützten. Der Hofnarr des Hochmeiſters legte das Bild der heiligen Jungfrau in ein Grab und ſagte: es geſchehe darum, weil ſie nicht wie die übrigen aufs Schloß zum Tanz käme. Von dieſer Zeit wird noch beim Magiſtrat zu Marienburg eine Kaſſe verwaltet, des Jungferngrundhoſpitals, darin zu Grunde gerichtete Frauenzimmer aufgenommen wurden; und ein Theil der Vorſtadt auf der Schloßfreiheit heißt noch jetzt der Jungferngrund, weil da die Ritter ihr unheiliges Weſen trieben (Hormayr Tſchb. 1841 S. 158). Cardinal Johannes de Crema, päpſtlicher Legat, unter deſſen Vorſitz i. J. 1125 eine Kirchenverſammlung in London gehalten wurde, bei welcher er es als das größte Verbrechen nannte, von der Seite einer Hure aufzuſtehen, um den Leib Chriſti in der Meſſe hervorzubringen (conficere), wurde noch am Abend deſſelben Tages, an welchem er Meſſe geleſen hatte, in einem Hurenhauſe überfallen (Matth. Paris Hist. maj. p. 70). In Island, wo 1179 dem Klerus die Ehe unterſagt wurde, zahlte der Prieſter 8 bis 12 Thlr. an den Biſchof für jedes mit einer Beiſchläferin erzeugte Kind (Harbon in den hiſt. Schrift der Kopenhagner k. Geſ. d. Wiſſenſch. VI, S. 152). Gregor IX. beſchuldigte in einem Schreiben vom Jahr 1273 den Biſchof von Lüttich nicht nur der Simonie, ſondern auch einer ausſchweifenden Unzucht, nämlich, er habe auch nach ſeiner Weihe Söhne und Töchter gezeugt; eine Aebtiſſin des Benedictinerordens öffentlich als ſeine Beiſchläferin gehalten; auf einem Gaſtmahl einſt unverſchämt geſtanden, daß er innerhalb noch nicht völlig zweier Jahre vierzehn

Söhne bekommen habe *); ſeinen Kindern in noch ſehr jungen Jahren geiſtliche Aemter ertheilt, bei ihrer Verheirathung ſie mit Kirchengütern ausgeſtattet, mehrere Nonnen verführt, die gröbſten Verbrecher für Geld losgeſprochen ꝛc. (Schröckh K. G. 27, S. 207). Im Jahre 1296 klagte Wilhelm Durand, Biſchof von Mende in Languedoc (Tractat. de modo generalis concilii celebrandi), daß der Clerus das Verbot der nicäniſchen Synode, keine fremde Frauensperſonen bei ſich zu haben, gar nicht beobachte, und daß das Volk über die Geiſtlichkeit murre. Auch ſollten, fährt er fort, keine öffentlichen Hurenhäuſer nahe an den Kirchen und am römiſchen Hof neben dem Pallaſt des Papſtes, noch anderswo neben den Häuſern der Prälaten gehalten werden; der päpſtliche Hofmarſchall und andere ſeines Gleichen ſollten ſich nicht von den Huren und Kupplerinnen dafür bezahlen laſſen **). Der

---

*) Der Bruder Otto's I. Herzog Heinrich von Baiern, ließ den Patriarchen von Aquileja entmannen, weil er dem Biſchof Heinrich von Lüttich nachgeahmt, der i. J. 1284 von den Bürgern mehrerer Städte der Mädchenverführung angeklagt ward, und bei ſeinem Tode 65 natürliche Söhne hinterließ. (Hüllmann Urſpr. d. St. S. 239.)

**) Dennoch beſtand dieſes Unweſen noch im Jahr 1527 in Rom. Ein deutſcher Knappe, der in jener Zeit dort weilte, ſchreibt in ſeine Heimath, „daß der feilen Mädchen und Weiber gar viele, ſo daß deren daſelbſt leben 30,000, wie ein Regiſter ſagt, deren die geringſte jährlich zwei Kronen zahle, die ſtattlichſten aber zwanzig Kronen. Sie ſind doch privilegirt, ſo daß man keine darf ſchief anſehen, denn wenn ſie einen verklagen, der wird geſtraft. Und da haben ſich Männer und Weiber verlarvt, wie die Narren in der Faſtnacht. Unter ſolchen Mummereien reiten auch die Pfaffen einher. Und haben wir geſehen, daß Farneſe alle Gaſſen durchrannte, mit und um ihn dreizehn Curtiſanen. So findet man auch viele Weiber in Mannskleidern einher gehen, mit zerhackten und zerſchnittenen Hoſen, und haben ihre Rapiere an den Seiten, als wären ſie Landsknechte. Dieſelben müſſen Briefe haben, welche ſie aber theuer kaufen. Alſo nimmt man hier Geld zu Rom, und läßt alles gottloſe Weſen zu. Es ſchadet Alles gar nichts.“

Erzbiſchof von Bremen, Albert von Braunſchweig (1362—1394) hatte bei dem Antritt ſeines Hirtenamtes die Freiheit der Stadt verkauft, im Jahr 1363 mit den Bürgern, und den Grafen von Oldenburg und Hoya einen Landfrieden beſchworen, dennoch mit allerlei geächtetem Geſindel ſich verbunden, und Bremens durch Verrätherei und nächtlichen Ueberfall ſich bemächtigt, und er brachte es dahin, daß Bremen aus dem Hanſabund geſtoßen wurde. Die Rotte nahm zwar ein ſchlechtes Ende, denn die Freunde des Rechts thaten ſich zuſammen, und trugen den Sieg davon. Der Erzbiſchof ließ ſich aber durch den Erfolg der guten Sache nicht warnen. Da weckte (1381) der Bremer Domdechant, einen Zwieſpalt ganz eigener Art, nämlich „daß Albert weder ein rechter Mann, noch auch ein Weib, ſondern ein Zwitter, ein Naturſpiel, eine Mißgeburt und nach kanoniſchen Satzungen zu jedem geiſtlichen Amt unfähig ſey.“ Der Erzbiſchof verlangte ſtrenge Unterſuchung und unparteiiſche Augenſcheine. Dieſem Wunſche wurde gewillfahrt, und zwar nicht nur in Bremen, ſondern auch ein andermal in Stralſund. Aber auch hier war noch kein Einklang zu erzielen, bis auf der dritten Tagfahrt in Hamburg. Die auf des Domdechants Zeſterfleths Andringen beigezogenen ſachkundigen und erfahrnen Frauen verſicherten: „es fehle Seiner Gnaden dem Erzbiſchof Albert durchaus nichts erſprießlich und wünſchenswerth Männliches“ *). Durch ſolchen ſalomoniſchen Schiedsſpruch zerſchmettert und als Verläumder gebrandmarkt, entfloh der Domdechant von Zeſterfleth, und

---

*) Vergrößerungs- und Vexiergläſer hatte man damals noch nicht.

verbarg ſich mehrere Jahre in Lauenau und auf dem Hardenberg. (Hormayr Tſchb. 1841 S. 178.)

Wie es mit der Kirchenzucht des katholiſchen Clerus ſich zu Luthers Zeit verhalten habe, zeigen die weltlichen Polizeiſatzungen, vorzüglich der ſüddeutſchen Länder. So ſpricht unter andern der Brandenburger Markgraf Kaſimir im Jahr 1525: „Nachdem im heiligen Reich an gar vielen Orten mit ſchwerem Aergerniß alle Chriſtenmenſchen lange Zeit geſehen, wie unzüchtig und unprieſterlich die Prieſterſchaft ſich gehalten habe, iſt unſer Begehren und ernſtliche Meinung, daß ſich alle Prieſter mit ihren Ceremonienkleidungen und allem andern eines ehrbaren, züchtigen, keuſchen Lebens und Wandels halten, und keine verdächtige Weibsperſon bei ihnen haben. Ferner ſollen alle Geiſtliche ungebührlich Spiel und leichtfertige Geſellſchaft vermeiden, auch ſich zu unziemlicher Weile der Wirthshäuſer enthalten,“ denn es gerathet nicht allweg wohl (fährt die Ordnung von 1365 fort), wenn die Kirchendiener allzu geſellig ſeind und ſich Zechens und weltlicher Kurzweil befleißigen, abſonderlich unter Bauern, vollen Brüdern und andern Bärenhäutern.“ — Es wird auch der Fall erzählt, daß ein Kanoniker „einer Magd, mit der er oft gelebt, der er aber aus Eiferſucht aufgebracht geweſen, Pfeffer, ein Anderer gar Pulver auf ſchändliche Oerter geſtreut habe“ (Hormayr Tſchb. 1834 S. 239). Am 13. April 1662 wurde Johann Georg Weinhardt, Chorherr bei St. Veit zu Freiſingen, an einem Handtuche erdroſſelt, in ſeinem Hauſe über der Stiege hangend gefunden. Ob er ſich ſelbſt entleibt habe, konnte nicht ermittelt werden. Zu ſeiner Charakteriſtik heben wir aus den in Hormayrs Tſchb. 1843 S. 249 ff. abgedruckten Originalakten (v. 15. April bis 3. Mai 1662) nur Folgendes aus: „Wenn ihm braunes Bier vorgeſetzt wurde, pflegte er zu ſagen: er ſch.... aufs Bier, und ließ ſich Wein holen, wovon die Schenk 14 Kreuzer koſtete. Bei einer ſolchen Gelegenheit ließ er ſeinen Urin in das Bier und in der ganzen Stube laufen. Alle Ausſagen ſtimmen darin überein, daß er mehrentheils wohl bezecht geweſen ſey. Im nächtlichen Nachhauſegehen — meiſt mußte er geführt werden — war er der Nachbarſchaft durch Schlagen an die Fenſterläden und Hausthüren nicht wenig läſtig. Seine gewöhnliche Geſellſchaft beſtand aus dem Baßgeiger Ludwig Frieſacher, dem Zitterſchläger *) Franz Werndl, dem Metzger Simon Girtler und deſſen Eheweib Maria, auf welchen Beiden der Verdacht des Mordes laſtete. Weiber und Mädchen begrüßte der Seelenhirt, der „an ſcabioſen unzüchtigen Reden“ das größte Gefallen fand, mit der Benennung: „Barfüßer- (Franziskaner-) Huren.“ Dem Simon Girtler, welchen er öfter „Schelm“ und „Hundstaſche“ nannte, ſagte er einmal: „es iſt Schade, daß du ein Schinder (Metzger) und kein Geiſtlicher worden biſt.“ Eines Tages bat ihn der blinde Matthias Hunsbeck um einen Trunk. Als er ſein Geſuch wiederholte, ſagend: „lieber Herr, könnte ich nicht einen Trunk Wein um ihn verdienen, ich möchte heute oder morgen, wenn er ſtirbt, auch läuten,“ erwiederte der Chorherr: „ein Dreck wirſt du mir läuten! wenn ich ſterbe, muß man mich zu St. Loretto (auf dem Veitsberge bei Freiſingen) in das Eck beim ecce homo, allwo der verfluchte Schwede liegt, begraben, dort gehen die ſchönen Weiber vorüber,

---

*) Wein, Weiber und Geſang liebte ja auch der Kirchenreformator ſelber! ſollte alſo zu ſeiner Zeit auch Andern nicht ſo ſcharf angerechnet werden.

denen ich unter das Fürtuch und unterm Rock hinauf ſchauen kann."

Wie es überhaupt mit der Sittenzucht der Geiſtlichkeit beſtellt geweſen, erſieht man aus folgenden Verboten, welche Hinkmar, Erzbiſchof von Rheims, zur Verbeſſerung der Sitten des Klerus hatte erlaſſen müſſen. Die Mönche und Weltprieſter ſollen 1) kein Kirchengeräth in der Schenke verſetzen, 2) bei Leicheneſſen Mäßigkeit bezeugen, bei dieſen Gelegenheiten ſich der Völlerei, alles Lärmens, tollen Gelächters, Erzählens von Schwänken ſich enthalten, 3) keinem Tanz von liederlichen Weibern zuſehen, 4) nicht mit Teufelslarven und Mummereien ſich beluſtigen, 5) Niemanden zu Mord und Todſchlag reizen, zum Kampf heraus fordern, 6) nach geleſener Meſſe kein Trinkgelag halten ꝛc. (Gfrörer K. G. III, 2. S. 960.)

Daß es in den Nonnenklöſtern nicht ſittſamer zuging, iſt eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht. Hier, wo jeder Offenheit der Eintritt durchaus verſagt war, wo Kutten und Schleier verdeckten, was die Mäntel der Weltlichen nicht immer decken konnten, liebten ſich Mönch und Nonne ungeſtört. Jedoch waren Einzelne nicht vorſichtig genug. Im Magdeburger Dom befindet ſich ein Stein, auf welchem Erzbiſchof Udo enthauptet wurde, der eine Aebtiſſin weltlicher liebte, als er ſollte. Als er zum Tode geführt wurde, rief eine Stimme, vermuthlich die neidiſche eines Kloſterbruders, ihm zu:

Cessa de ludo,
lusisti nam satis Udo! **).

---

*) Halt ein mit dem Liebesſpiel, Du thateſt ohnehin des Guten zu viel.

Im Kloſter Kempten*) war das Lieben ziemlich hergebracht. Schon der achte Abt dieſes Kloſters († 910), Friedrich Gremlich, liebte die Weiber mehr als ſeinen geiſtlichen Ruf. Daß er mit einer Edelfrau drei Kinder zeugte**) war allbekannt. Sein zweiter Nachfolger Theobald Breitfelder (927—928) wurde vom Schloßhauptmann auf Hillermont erſtochen, weil er ſeiner Gattin nachſtellte***). Giſelfred Latifolius (1044—1048) liebte die Frauen nicht weniger†), daher gab Abt Udalrich Lindegrün (1092—1125) die Verordnung: daß nie ein Weib zum Tode verurtheilt werden ſollte, ſey ihr Verbrechen auch noch ſo groß††); deſſen erfreute ſich herzlich Abt Berthold Hechberger (1185—1208), der den Weibern außerordentlich gewogen war†††).

Weil die Offenhäuſer ſich geweigert, Kaiſer Friedrich II. auf ſeiner Heerfahrt ins heilige Land zu begleiten, wurden ſie verurtheilt, ein Nonnenkloſter für 72 Jungfrauen an der Quelle der Lauter zu bauen. Ihm ward der Name Gnadenzell. Die Herren von Lupfen, Nachbarn und Wohlthäter des Kloſters, gebrauchten ſelbes förmlich zur Einkehr von der Jagd, zu Trinkgelagen und Tänzen. Dieſe Beſuche blieben nicht ohne Folgen für die Kloſterjungfrauen, denn ein Brief des Grafen Hanns von Lupfen (1428) ſchilt die Priorin gar hart, daß ſie die „ettlich armen Jungfrawen“ nicht eher aus dem Kloſter entfernt, und den Nachbarn Anlaß zum ſchlimmen Leumend geben, „daß die Kloſterwände von Kindern beſchrien wurden.“ Vergebens mahnte der Biſchof, vergebens der Graf von Würtemberg als Schirmvoigt. Als gute Worte nichts verfingen, erſchien Graf Eberhard 1463 perſönlich, brachte aus ihrem Berufe treu gebliebenen Klöſtern Muſternonnen mit ſich, und obwohl viele der Sünderinnen aus den erſten Adelsgeſchlechtern des Schwaben- und Frankenlandes waren, wurden ſie doch mit harten Worten und Züchtigung nicht verſchont. Allein jetzt ſchieden ſich die ausgelaſſenen Nonnen von den neuen frommen Kloſterjungfrauen, die aber durch alle erſinnliche Bosheit verfolgt, mißhandelt, durch Hunger und liſtige Nachſtellungen gequält, verzweifelnd die Flucht ergriffen. Nie ſoll das correcteſte Gebot der geiſtlichen Obern ſo worttreu befolgt worden ſeyn, als der Schreibfehler: „zur herannahenden Viſitation, den päpſtlichen Legaten und ſeine Gefolge: apertis *vulvis* *) (ſtatt apertis *valvis* **) zu empfangen.“

---

*) Cruſii ſchwab. Chronik. I. S. 269.

**) „Tantum foeminei sexus amantior. Excepit ex nobili foemina quadam tres liberos.“ (Brusch Chronol. Monaster. p. 104.)

***) Ibid. p. 106.

†) „Pomparum amans ac voluptuarius, praesertim quod ad muliebria attinet sodalitia.“ Ibid. p. 108.

††) Ibid. p. 110.

†††) „Mulierum desideriis plurimum tenebatur.“ Ibid. p. 111.

Bei andern Nonnen zu Kirchheim unter Teck war ein Würtemberger, der jüngere Eberhard, Sohn Ulrichs und Eliſabeths von Landshut, ſelbſt ein Verderber, ſo daß ihm ſein Vater 1476 darüber zuſchrieb: „Vor kurzem biſt du gen Kirchheim kommen, und haſt einen Tanz angefangen im Kloſter, zwo Stunden vor Mitternacht, das denn wider Gott und große Sünd und dazu in hohem Bann iſt. Läßt auch deine Buben und andere ins Kloſter ſteigen bei Nacht — und hat dein ſündliches ſchändliches Weſen, das du und die Deinen getrieben, dir nicht genügt: du haſt deinen Bruder auch mit dir hineingenommen, und habt ein ſolch Tanzen darin gehabt und Schreien, das, wenn es im offenen Frauenhaus geſchehen wär, ſo wärs doch zu viel." (Hormayr Tſchb. 1842 S. 80 ff.)

---

*) Mit offenen Schamhöhlen.

**) Mit offenen Thüren, mit aufgehobener Clauſur.

Beluſtigend iſt folgendes Aktenſtück: „Am 7. Februar 1576 hat die Aebtiſſin von Niedermünſter in Regensburg einen Bürgersſohn, Simerl genannt, gefänglich in ihr Stift einbringen laſſen, weil er ſie, während ſie vom Kreuzgang zur Kirche ging, „eine einäugige Hure" ſchalt. Der Vater beſchwerte ſich beim Bürgermeiſter und Rath, der nach ſeinem Rechte den Gefangenen zur Abſtrafung wollte, die Aebtiſſin widerſetzte ſich. Es kamen aber der Stadthauptmann und Rathsabgeordnete mit fünfzig bewaffneten Bürgern vor die Stiftsmauern, worauf die Aebtiſſin den Verhafteten herausgab, der dann von zwei Stadtknechten in Rathhaushaft abgeführt wurde. Bei der Unterſuchung ergab ſich aber, daß die Aebtiſſin 1) wirklich einäugig war, und ſolches kein Schimpf ſey, 2) daß ſie im Kloſter vom Domherrn Fetterer einen Baſtard erzeugt habe, folglich der Simerl auch nicht Unrecht hatte. Er wurde frei geſprochen (Hormayr Tſchb. 1833 S. 141). In Straßburg behaupteten im Jahr 1454 die Mönche von der Kanzel, daß eine Kloſterjungfrau, die ihr Keuſchheitsgelübde nicht halten könne, weniger ſündige, wenn ſie mit einem Geiſtlichen als mit einem Laien Unzucht treibe.

Am St. Ulrichstag 1513 — meldet die Regensburger Chronik — zu Nachts ſtieß der Domherr Zenger einer Hure am Jakobshof bei Nacht die Thüre auf. Die Wächter erwiſchten ihn und ſeinen Diener, führten ſie beide unter das Rathhaus. Am Morgen wollte der Rath ihn nicht hören. Da hielt man in der ganzen Stadt Inderdict, daß kein Meßopfer gehalten wurde. (Hormayr a. a. O. S. 142.)

Wie das Meßopfer verweigert wurde, wenn man die Mönche wegen des verletzten Keuſchheitsgelübdes ſtrafen wollte, ſo auch, wenn ſie gegen das Gelübde der freiwilligen Armuth handelten. Dieß war im Jahr 1378 in Breslau der Fall. Damals ſtand das Schweidnizer Bier im großen Rufe, und der Breslauer Rath hatte das Auszapfen deſſelben zu einer Einnahmsquelle für die Stadtkaſſe gemacht; dagegen ließen es ſich die Vicarien an der Dom- und Kreuzkirche beikommen, Schweidnizer Bier zu verzapfen, um dadurch den Stadteinkünften Abbruch zu thun. Da verbot der Rath den Geiſtlichen, Bier zuzuführen, und als Herzog Ruprecht von Liegniz ſeinem Bruder, dem Domdechant Heinrich, einige Fäſſer Bier zum Geſchenk machte, ließ der Rath es in Beſchlag nehmen. Der Adminiſtrator Wenzel belegte deßhalb, als ob die Breslauer ſich an der Kirche ſelbſt vergangen hätten, die Stadt mit dem Interdict. Der Gottesdienſt hörte nun auf, wie das in der Regel war. Und als 1381 Kaiſer Wenzel nach Breslau kam, um ſich daſelbſt huldigen zu laſſen, entſtand große Verlegenheit, weil dieſe Ceremonie nicht ohne gottesdienſtliche Gebräuche vollzogen werden konnte. Wenzel verſprach eine unparteiiſche Unterſuchung des Streites, verlangte dagegen, daß während ſeiner Anweſenheit Gottesdienſt gehalten werden ſollte. Doch vergebens, das Domkapitel wollte vorher Genugthuung. Da ließ Wenzel die Güter der Kirche mit Abgaben belegen. Als der Adminiſtrator und die Domherren inne wurden, daß ihre

Widerſetzlichkeit zu ihrem eigenen Schaden gereiche, da kehrten ſie nach Breslau zurück und knüpften Unterhandlungen an, hoben das Interdict auf, begaben ſich aller Anforderungen auf Entſchädigung für ihre Verluſte — denn Wenzel hatte das Vincenzkloſter und das dazu gehörige Dorf plündern laſſen, die Häuſer der Domherren und das Sandſtift ſeinen böhmiſchen Kriegern preisgegeben — und erhielten die Erlaubniß, für ſich und die Ihrigen Bier zu ſchenken, unter dem Vorbehalt, es an keinen Breslauer zu verkaufen. (Rauſchnik Züge aus dem Pfaffenth. im Mittelalt. S. 258.)

Im Jahre 1587 ließ der Magiſtrat von Regensburg fünf Geiſtliche aus der Stadt ſchaffen, *weil ſie mit fünf Procent Zinſen für ihre Kapitalien* ſich nicht begnügen wollten. (Hormayr a. a. O. S. 140)

Der Einnahmsquellen gab es ſo viele für die geiſtlichen Herren, daß, um ihre Kapitalien auf wucheriſche Zinſen auszuleihen, es nicht in Breslau des Bierhandels bedurft hätte. Da gab es Sporteln mancherlei Art, als: 1) Sündenablaßzettel, 2) Seelenmeſſen, 3) Reliquienhandel, 4) Simonie*), 5) Wallfahrten zu gewiſſen Klöſtern, Kirchen und Kapellen, die viel Geld dahin brachten; obſchon man geſtehen muß, daß nicht alle Wallfahrten finanziellen Zwecken dienten, einige derſelben ſollten nur das Anſehen der Kirche durch den Pomp und Glanz ihrer Ausſtattung, und durch die Theilnahme der weltlichen Machthaber an denſelben erhöhen helfen *). Zu den regulären Einnahmsquellen gehörten

---

*) Matthäus Paris (Hist. major.) klagt an mehreren Orten, daß am päpſtlichen Hofe geiſtliche Aemter an die Meiſtbietenden verkauft wurden. Hatten doch mehrere Nachfolger Petri auf dem römiſchen Stuhle ihre eigene Würde nur auf dieſem Wege erworben! Man hat dies in der katholiſchen Kirche ſelber ſo ſehr erkannt, daß einige Apologeten auf den Einfall gerathen ſind, zu behaupten, ein Papſt könne gar keine Simonie begehen, weil er Herr von allen kirchlichen Aemtern und Gütern ſey, mithin ſie beliebig verkaufen könne!!

Unter ſolchen Umſtänden war es begreiflich, daß den zu geiſtlichen Stellen Empfohlenen nicht einmal ein zu jugendliches Alter zum Hinderniß gereichte. Urban II. erlaubte, einen Subdiacon ſchon im vierzehnten Jahre zu ernennen. Bernhard von Clairvaux in ſeiner 42ſten Epiſtel (Opp. II. p. 477 sq. ed. Venet) ſagte, daß Schulknaben wegen ihres [illegible]

---

men Herkommens zu kirchlichen Würden befördert wurden, daß man ſie von der Zucht der Ruthe zu Vorſtehern der Prieſter verſetzt. Eben dieſer Heilige ſchlug es im Jahr 1151 einem Grafen von Champagne ab, ſeinem kleinen Sohn zu einer kirchlichen Würde zu verhelfen (ep. 271. Opp. I. p. 266.), und warf es Eugen III. ſelbſt vor, daß einer ſeiner Legaten ſchöne Knaben auf dieſe Art verſorgt habe. (Schröckh, K. G. XXVI. S. 147.) Ein Geſchichtſchreiber jener Jahrhunderte, Wilhelm von Newbridge, bemerkt, daß die Biſchöfe dadurch die Gunſt der Großen erlangten, indem ſie ihren Knaben geiſtliche Aemter ertheilten, auch zogen ſie, wahrend deren Unmündigkeit, die Einkünfte derſelben. In Frankreich ſchrieb ein Abt an den König Ludwig d. Jüng., der ſeinem ſiebenjährigen Enkel eine Prabende an der Domkirche zu Chalons verliehen hatte: die Canonici könnten ſich über das zarte Alter deſſelben nicht beklagen, da ſie wohl wüßten, daß in allen franzöſiſchen Kirchen auch noch jüngern Knaben Prabenden angewieſen würden. (Duchesne Hist. Francor. Script. IV. p. 668.)

*) Am 21. Juli 1587 wollte Karl von Bourbon, Cardinalbiſchof von Rouen und Abt von St. Germain des Prés, ſich durch eine prachtige und ſeltſame Proceſſion auszeichnen. Er ließ alle Knaben und Madchen der Vorſtadt St. Germain in einer Reihe aufſtellen. Sie waren weiß gekleidet, und jedes Kind trug eine brennende Kerze in der Hand, war aber barfuß. Die Knaben zeichneten ſich durch Blumenkränze aus. Die Kapuziner, Auguſtiner und weißen Büßenden folgten ihnen. Dann ſchloßen ſich die Mönche von St. Germain mit Reliquien an. Endlich kam die Muſik. Die ſieben Schreine der Abtei wurden von Mannern im bloßen Hemde getragen. König Heinrich III. wohnte der Ceremonie im Büßergewande bei, und fand ſie ſo ſchön, daß er bemerkte, er habe lange keine beſſer geordnete geſehen. — Die unanſtändigſten Proceſſionen waren nach der Meinung Mancher die erbaulichſten. Man hielt mehrere von Mannern, Weibern und Geiſtlichen, die halb oder faſt ganz nackt waren. Am 30. Januar 1589 wurden in der Stadt Paris mehrere Proceſſionen gehalten, unter denen ſich viele Knaben und Mad-

Stolagebühren und Zehnten, namentlich aber die bedeutenden, zu den Kirchen- und Klöſtern theils auf geſetzliche Weiſe, theils durch den Sterbenden teſtamentariſch abgelockten, Schenkungen an liegenden Gründen oder Baarſummen.

Ueber die Schenkungen und Vermächtniſſe von Gütern an Chriſtum und die Heiligen hatte ſchon im 5. Jahrhundert Salvian ein eigenes Buch geſchrieben (Schröckh K. G. XVI, S. 419). Als ein bequemes Mittel, ſich die Hoffnung der ewigen Seligkeit zu erwerben, als einen Tauſch, den man gleichſam mit Gott traf, dem man ſeine irdiſchen Schätze gab, um andere im künftigen Leben dafür zu erhalten, hatte man ſie eben ſo zeitig betrachtet. Karl der Kahle ſchenkte einige Landgüter in der Grafſchaft Arras im Jahr 877 einem Kloſter, hoffend „nobis hoc ad aeternam beatitudinem fore,“ der König Lothar in ähnlicher Abſicht im Jahr 967, wähnend: „hoc nobis procul dubio ad aeternam beatitudinem, et totius regni tutelam mansurum esse credimus;“ Otto III. ſchenkte der Abtei Quedlinburg im Jahr 993 vieles „ad aeternae beatitudinis praemia capienda;“ Robert Graf von St. Paul ſtiftete 1031 die Abtei Blangy in Artois „pro redemtione animae“ *), Heinrich IV. vermachte 1064 an eine Kirche

---

chen ganz nackt befanden. In manchen Kirchſpielen ſah man 5 bis 600 ganz nackte Perſonen. (Mal. Wander. durch Paris, deutſch v. Diezmann S. 222.)

*) Er ſagt zwar anfänglich (in Aub. Miraei Opp. Diplom. et Hist. II. Suppl. p. 3. c. 8. pag. 1130, Bruxell. 1723 Fol.): er ſchenke ſie zur Auslöſung ſeiner Seele, ſeiner Vorfahren und ſeiner Familie, der h. Dreieinigkeit, welche er zur Erbin eines Theils ſeiner Güter einſetze; er erinnere ſich auch, daß der Erlöſer den ungerechten Haushalter gelobt, weil er der Zukunft dachte; allein, fährt er fort: eben darum mache er

zu Mainz ein Geſchenk „pro remedio animae.“

Auf die Knochen der Heiligen, in welchen man dieſe ſelber zu beſitzen glaubte, legte man aus gleichem Grunde einen hohen Werth, denn der Sterbende ſuchte ſich durch dieſe geiſtlich zu ſtärken. Richard, Abt von Verdün, ließ ſich, wie viele Andere, im härnen Sack und mit Aſche beſtreut, einem Altar des heiligen Nicolaus gegenüber legen, wo er Beichte, Abendmahl und letzte Oelung vollzog. Darauf küßte er die von Jeruſalem mitgebrachten Reliquien, legte diejenigen, welche er am Halſe trug, vor ſich hin, und als ſein Unterleib abzuſterben anfing, zog er ſie an die Bruſt hinan, und verſchied bald hierauf (Schrökh K. G. XXIII. S. 201). Nichts iſt natürlicher, als, da ſie auch bei Krankheiten*) und im Kriege gute Dienſte thaten, daß man deren nicht genug für den gläubigen Pöbel herbeiſchaffen konnte, ſo daß es ſich traf, daß ein heiliger Leichnam oder ein gewiſſes Glied deſſelben mehrmal ausgegeben wurde. Und da dieſer Artikel ungemein hoch

---

ſich die Mönche zu Fecamp mit ſeiner Erbſchaft zu Freunden, damit ſie ihn, wenn er dereinſt ſtürbe, in die ewigen Hütten aufnehmen möchten. (Semler, in einer Abhandlung de regeneratione monastica erinnert hier an die Vorſtellung, daß der Mönchsſtand wegen ſeiner unaufhörlichen Bußungen alle Schuld tilge; und führt als Beiſpiel an, daß in einer Urkunde vom Jahr 1070 ein Graf Tetbald ſeinen Sohn Otto dem Abt von Clugny „zum Geheimniſſe der h. Wiedergeburt mit beigefügtem Geſchenk an Ländereien übergeben habe“).

*) Als um das Jahr 1021 Peſt und Hungersnoth Frankreich verwüſteten, vereinigten ſich die Einwohner von Amiens und Corbin, ihre heiligen Reliquien jährlich auf halbem Wege zwiſchen beiden Städten in einer Proceſſion herumführen zu wollen. Als im Jahr 1032 die Stadt Verdun von einer Seuche verheert wurde, wollte man den h. Vitus um Beiſtand anrufen und ſeinen Körper auf einer Bahre herumtragen. — Der Körper des h. Ulrich ſchützte die Augsburger Jahrhunderte hindurch gegen die Ratten, welche Thiere erſt ſeit dem überhand nehmenden Unglauben in die alte Stadt eingezogen ſind.

bezahlt, mancher Knochen mit Edelſteinen, ja ſogar mit Schenkungen von Ländereien aufgewogen wurde, ſo fügte der Zufall es häufig ſo, daß die Entdeckungen und Auffindungen ſolcher Schätze gerade zu der Zeit gemacht wurden, wenn die Biſchöfe, in deren Sprengel ſie erfolgten, eben Geld brauchten. Dieß war z. B. der Fall, als die Gebeine des heiligen Virgil zu Salzburg 1288 erhoben wurden. Erzbiſchof Rudolf brauchte zu einem Krieg gegen Herzog Albrecht von Oeſtreich Geld. Durch einen Traum war ihm angezeigt worden, daß jener Heilige, der achte Erzbiſchof von Salzburg, in dem Dom begraben ſey und verehrt werden wolle. Nachdem er die päpſtliche Erlaubniß zur Erhebung der Gebeine des Heiligen erhalten hatte, berief er die hohe Geiſtlichkeit ſeines Erzſtifts zu einem Concilium auf den Martinstag zuſammen, und verkündigte zugleich dem Volke, welches dabei erſcheinen würde, den Ablaß. Es ſtrömte eine ungeheure Menge zuſammen, und das Gedränge der Pilger war ſo groß, daß Mehrere erdrückt wurden. Die Stadt konnte die frommen Waller nicht alle faſſen, ſie mußten ſich draußen in den Feldern lagern. Zum Ausgraben durften nur vornehme Pfaffen in dem Dom erſcheinen. Der Erzbiſchof begann mit dem „Gloria in excelsis“ und darauf fing das Graben auf der von ihm bezeichneten Stelle an. Als eine Weile gegraben worden war, ſtieg der Erzbiſchof nebſt noch drei Biſchöfen in die Gruft; als aber noch kein Gebein gefunden wurde, ſtiegen ſie wieder heraus und legten die Schuhe ab. Nun fingen die übrigen Pfaffen die Litaneien und Gebete an, weinten und geberdeten ſich kläglich. Der Erzbiſchof ſelbſt vergoß viele Thränen, klagte ſich ſchwerer Sünden an, und bat Gott, ihm deßhalb doch den heiligen Leichnam nicht zu entziehen. Endlich wurde das Gebein gefunden. Nun ſtimmten die Prieſter ein Te Deum laudamus an, der Erzbiſchof mit drei Biſchöfen ſtiegen wieder in die Gruft, ſammelten die Knochen, legten ſie auf den Altar und laſen nun eine Meſſe. Jetzt wurden die Kirchenthüren geöffnet, um das Volk zur Verehrung hineinzulaſſen. Vier Biſchöfe ſtanden an den Kirchthüren, und vier geleiteten das Volk zum Altar. Das Gedränge war unermeßlich und Keiner kam, ohne dem heiligen Virgil und dem Erzbiſchof ein reiches Opfer zu bringen. Erzbiſchof Rudolf ſammelte ſo viel, daß er ſeine Rüſtung gegen Albrecht vollenden konnte.

Wie viel die Kirche an Ländereien, Städten, Schlöſſern, Zöllen, Münzgerechtigkeit und andern landesherrlichen Rechten beſaß, iſt aus der Zeit des Inveſtiturkrieges und den dieſer vorhergehenden Jahrhunderten zur Genüge bekannt. Seitdem wurden die geiſtlichen Güter überhaupt nicht mehr bloß durch Schenkungen und Stiftungen, ſondern ebenſo häufig durch Kauf und Tauſch vermehrt. Dazu kamen die aufgetragenen Lehen (feuda oblata), da vornehme Herren einen Theil ihrer Beſitzungen freiwillig von Biſthümern und Klöſtern zu Lehen nahmen. Ein bisher ungewöhnliches Erwerbungsmittel von Kirchengütern war es, daß Geiſtliche, welche an der Spitze von Soldatenſchaaren die Heiden zum Chriſtenthum bekehrten, einen großen Theil des ihnen abgenommenen Landes zu ihrem biſchöflichen Kirchenſprengel machten. Solchergeſtalt entſtanden im 13. Jahrhundert unter den Lieven und Eſthen die Biſthümer Riga, Dorpat, Reval ꝛc., unter den Preußen die Biſthümer Kulm, Ermeland und Samland. Für die neubekehrten Pommern wurde eines zu Julin oder Wollin angelegt. Zu dieſen Vergrößerungsmitteln des Gebietes kamen die wiederholten Synodalbeſchlüſſe, durch welche befohlen wurde, daß Niemand anders als in Gegenwart ſeines Pfarrgeiſtlichen ſein Teſtament mache. Dieſes, erklärte die Kirchenverſammlung zu Arles (im Jahr 1275), ſey nöthig, damit der Prieſter ein ſicheres Zeugniß von der Rechtgläubigkeit des Sterbenden ablegen könne, und (was die Hauptſache iſt), damit ſeine frommen Vermächtniſſe (quae in *pias* causas relinquet) deſto geſchwinder vollſtreckt werden könnten. Wer den Prieſter nicht zu ſeinem Teſtamente rufen würde, ſollte ſo lange nicht in geweihte Erde begraben werden, bis die Kirche für dieſe Verachtung ihre Genugthuung erhalten hätte. Die Synode im Jahr 1286 ſchärfte jenes Geſetz mit dem Zuſatze ein, daß ohnehin nach den Kirchengeſetzen ein Teſtament erſt durch die Gegenwart des Prieſters rechtsgültig werde, und deſſen Vollſtreckung, ſelbſt nach den bürgerlichen Geſetzen, vor den Biſchof gehöre. Die zu Köln im Jahr 1300 verſammelten Biſchöfe befahlen allen Laien, bei ihren teſtamentariſchen Verfügungen die Kirche zu berückſichtigen, etwas für den Kirchenbau in der Stadt und dem Erzbiſthum Köln, ferner ihrer Pfarrkirche, Klöſtern und andern frommen Stiftungen zu vermachen. Jedem, der für Kirchen ein Vermächtniß hinterläßt, ſollen dafür zwanzig Tage von der ihm auferlegten Büßung erlaſſen ſeyn. Oft ließen ſich Sterbende ſogar bereden, den Erſatz, welchen ſie Andern ſchuldig waren, durch eine gottſelige Geiſteserhellung der Kirche und dem Klerus zuzuwenden. Die Synode von Arles ſorgte dafür, daß jene frommen Vermächtniſſe frühzeitig bekannt gemacht würden. Ein Verzeichniß derſelben ſollte in den Kirchen vorgeleſen, für den Verſtorbenen gebetet, und die Zuhörer ſollten ermahnt werden, für ihn wenigſtens das Vaterunſer herzuſagen.

Die Kreuzzüge, welche ſo viele Fürſten und Edelleute, um die Kriegskoſten aufzutreiben, veranlaßten, ihre Güter an geiſtliche Stiftungen zu verpfänden, für einen geringen Preis zu verkaufen oder gar zu verſchenken, — dieſe trugen ebenfalls zu Gebietsvergrößerungen des Klerus bei. Die Angriffe auf ihre Beſitzungen erwiederte die Kirche mit Excommunication und Interdict. Häufig ergriffen die Prälaten ſelber das Schwert. Für ihre Befreiung von allen Abgaben und Schatzungen, wie auch von weltlicher Gerichtsbarkeit in allen kirchlichen Angelegenheiten, war hinlänglich geſorgt. Bonifaz VIII. hatte ſogar den Klerus mit der Strafe des Bannes bedroht, wenn er dem Fürſten Abgaben zahlen würde.

Regenten von ſo anſehnlichen Ländereien und ſo vielen Unterthanen, als ein großer Theil der Biſchöfe war, konnten ſich mit der kirchlichen Gerichtsbarkeit nicht begnügen. Die Päpſte hatten ſchon das Vorbild einer geiſtlichen Macht gezeigt*), die ſich auch in die weltlichen Angelegenheiten mit richterlichem Anſehen miſchte. Der Ausfluß dieſer Macht in den Biſchöfen verbreitete ſich deſto ungehinderter nach allen Seiten.

---

*) Dieſes Uebergreifen der Kirche in die weltlichen Dinge rechtfertigte Gregor VII. in ſeiner 21. Epiſtel mit folgenden Worten: Regia dignitas a saecularibus inventa solum. Quis enim nesciat, reges et duces ab iis habuisse principium, qui etiam Deum ignorantes, superbia, rapinis, perfidia, homicidiis, postremo universis pene sceleribus, mundi principe diabolo videlicet agitante, super pares sc. homines dominari affectaverunt, coeca cupiditate et intolerabili praesumtione. Bonifaz VIII. ſprach 1302 (in der Bulle unam sanctam) es rund heraus: omnem creaturam subesse romano pontifici de necessitate salutis (!!!)

Calixtus II., derſelbe Papſt, welcher im Jahr 1123 auf der Synode im Lateran den weltlichen Machthabern, wenn dieſe nicht als Kirchenräuber angeſehen ſeyn wollten, verboten hatte, über kirchliche Sachen zu verfügen, gab auf derſelben Verſammlung ein Geſetz wider Falſchmünzer und die wiſſentlichen Ausgeber ihrer betrügeriſchen Arbeit, Beide bedrohte er mit dem Banne. Innocenz II. ließ im Jahr 1139 auf der Kirchenverſammlung Geſetze wider Mordbrenner abfaſſen, ſie ſollten excommunicirt werden und kein chriſtliches Begräbniß erhalten. Ein Biſchof, der ihnen dieſe Strafe nachließe, ſollte den von ihnen verurſachten Schaden erſetzen. Bonifaz VIII. verordnete, daß wenn ein weltlicher Richter ſich anmaßen würde, einen Kleriker zur Zahlung ſeiner Schulden zu nöthigen, der Biſchof deſſelben durch kirchliche Strafen ſolche Verwegenheit hindern ſolle.

Die Einmiſchung der Geiſtlichen in die weltlichen Gerichte erklärt den Titel „Domherr,“ denn in mehrern alten deutſchen Mundarten zeigt „Dom“ eine Gerichtsbarkeit an, auch in der Zuſammenſetzung „Domkirche,“ weil aus der Kathedralkirche, dem Sitze des Biſchofs, wie aus einem geiſtlichen Gerichtshofe, ſeine Gerichtsbarkeit über die ihm unterworfenen Länder und Kirchen ausgeübt werde. Ueber die Kirchengüter und deren Verwaltung waren Vögte (Advocati, *vocati*) angenommen. Dieſe hießen auch Kaſtenvögte von den Vorrathshäuſern, über welche ſie die Aufſicht hatten*), Vogteiherren (Vice-Domini, woraus das deutſche „Vitzthum" zum Theil Familienname, wenn jene Würde erblich war, entſtanden iſt) beſorgten ihr Amt der Art, daß ſie theils die weltliche Gerichtsbarkeit im Namen der Aebte und Biſchöfe in ihrem Gebiete verwalteten, und die gerichtlichen Händel ihrer Unterthanen entſchieden; theils das Bisthum oder Kloſter und deſſen Güter, auch mit den Waffen, wenn es nöthig war, beſchützten, — weiter durch ihre Beamte für die Beſtellung und Einſammlung der Früchte, auch Verwaltung der Einkünfte dieſer Stifter überhaupt, die nöthigen Anſtalten trafen; endlich für dieſelben die Klagen und Streitſachen, welche ſie zu führen hatten, übernahmen.

---

*) Biſchof Hatto II. von Mainz war ſo beſorgt, daß ſeine reich gefüllten Vorrathshäuſer es auch bleiben ſollten, daß er arme Bauern ſeines Erzſtifts, die bei einer Hungersnoth ungeſtüm Brodfrucht aus denſelben forderten, unter dem Vorwand ihnen Brod geben zu wollen, in eine Scheune locken, ſolche dann plötzlich ſchließen und anzünden ließ. Als nun die Unglück-

Daß das Gelübde der Demuth ebenſo wenig von der Geiſtlichkeit gehalten wurde, als jene der Armuth und Keuſchheit, ergibt ſich ſchon aus der Ueberhebung des Papſtes über alle weltlichen Fürſten. Der römiſche Kaiſer, der ſonſt die Wahl der Päpſte beſtätigte oder verwarf, mußte in der Folge die ſeinige von ihnen genehmigen laſſen, ſie ſetzten ihn auf den Thron oder excommunicirten ihn, und entbanden ſeine Unterthanen des Huldigungseides. Im 12. und 13. Jahrhundert

---

lichen, von den Flammen ergriffen, herzzerreißende Jammertöne ausſtießen, rief der Unmenſchliche hohnlachend aus: „Hört wie die Kornmauſe pfeifen“ Zur Strafe für dieſen Frevel ſoll er von Mauſen verfolgt worden ſeyn, vor welchen ſich zu bergen, er bei Bingen auf einem Felſen mitten im Rhein einen Thurm bauen ließ, auch dort fanden ſie ihn, und fraßen ihn bei lebendigem Leibe bis auf die Knochen. Die rächenden Mauſe gehören freilich der Mährchenwelt an, ſchwerlich aber das Verbrennen der Bauern, denn das Volk erdichtet nicht leicht eine Schandthat von einem vornehmen Geiſtlichen; ferner iſt die Thatſache in ſehr alten Geſchichtsbüchern ſelbſt von Geiſtlichen, und mit ſehr genauen Nebenumſtänden erzählt; endlich iſt es bekannt, daß die Prieſter jeden Angriff auf das Kirchengut für eine Todſünde erklärten und mit unmenſchlicher Grauſamkeit ſtraften.

waren ſogar Kriegführende Prieſter eine gewöhnliche Erſcheinung. Ein Erzbiſchof von Magdeburg nahm im Kriege einen Markgraf von Brandenburg gefangen (Schröckh K. G. XXV. S. 258). Ein Erzbiſchof von Mainz, kaiſerlicher Kanzler *), verwüſtete mit brabantiſchen Soldaten die Lombardei und Toſcana, griff die bologneſiſchen Kriegsvölker an, und erſchlug, indem er gepanzert, mit einem vergoldeten Helm zu Pferde ſaß, mit einer dreiknotigen Keule — ein Schwert wollte er nicht führen, um den Grundſatz, daß die Kirche nicht nach Blut dürſte, zu reſpectiren — neun Feinde. So bewaffnet, ſchmiß er 38 der Vornehmſten dieſer Gegend die Zähne aus dem Munde. Später eroberte er Ferrara und Ravenna, Ancona zerſtörte er, er hielt allein drei hundert Kaperſchiffe. Die Kleriker ſeines Kriegsheers eroberten zwei ſehr feſte Schlöſſer. Er machte aber auch für ſeine Maulthiere mehr Aufwand als der ganze Hofſtaat des Kaiſers (Schröckh K. G. XXVII. S. 168). Nirgends ſcheint die Kriegsluſt des Klerus größer geweſen zu ſeyn, als in Schweden. In der Schlacht bei Fotewik in Schonen (1135) blieben allein fünf Biſchöfe und 600 Prieſter, nachdem ſie vorher in der Domkirche zu Lund von dem Erzbiſchof Aſſar Vergebung ihrer Sünden erhalten hatten. (Dalins Geſch. v. Schwed. II, S. 57.)

In der That hatten kriegführende Biſchöfe Einiges zu ihrer ſcheinbaren Entſchuldigung anzuführen. Sie waren nicht nur in vielen Ländern Reichsſtände vom

---

*) Bei den Geſchichtſchreibern des Mittelalters bedeutet Kapelle zuweilen auch Kanzlei (Archiv), weil ſie der Sicherheit wegen als Aufbewahrungsort von Urkunden diente, daher ſo oft die Würde eines Oberkapellans und Hofkanzlers in Einer Perſon verbunden, wie bei dem Erzbiſchof Hildebald von Köln unter Karl d. Gr.

erſten Range, ſondern in Deutſchland ſogar Reichsfürſten, und weltliche große Herren zugleich neben ihren geiſtlichen Würden. Folglich konnten ſie es nicht vermeiden, zu allgemeinen Kriegen des Reichs auch ihren Beitrag zu leiſten, den ihr Gebiet, ihre Reichthümer und zahlreichen Unterthanen ſo ſehr erleichterten. Als Vaſallen der Fürſten waren ſie durch ihre Lehenspflicht verbunden, eine gewiſſe Anzahl Kriegsvölker zu unterhalten. Die Lehensdienſte waren, ihrer erſten Beſtimmung zufolge, kriegeriſch, daher urſprünglich die Lehensleute Milites hießen.

Unter ſolchen Umſtänden darf es nicht befremden, wenn bei dem genährten kriegeriſchen Sinn geiſtlicher Beſitzer von Ländereien, ſie auch die dem Krieg verwandte Beſchäftigung der Jagd — die noch jetzt zu den adeligen Paſſionen gezählt wird — eines Seelenhirten nicht unpaſſend erachteten *). Dieſe gänzliche Verkennung des Berufs eines geiſtlichen Lehrers erregte ſo wenig Anſtoß, daß ſogar Aebtiſſinnen des edlen Waidwerks pflegten **). Und wie ſonſt der Hochmuth und weltliche Stolz auch derjenigen ſich bemeiſterte, welche die chriſtliche Demuth predigten, davon haben die Annalen der Geſchichte in dem Rangſtreit des Abtes von Fulda mit dem Biſchof von Hildesheim ein blutiges Zeugniß uns aufbewahrt*).

---

*) Ein Biſchof von Augsburg fand es am 25. September 1452 für nöthig, die Geiſtlichen zu ermahnen, daß ſie nicht in Jagdkleidern, mit Jagdhörnern und den Falken auf der Fauſt die Kirche betreten. (Hormayr Tſchb. 1842 S. 172.)

**) Die Aebtiſſin zu Chiemſee durfte mit ihren Hunden bis vor die Thore von München jagen. Traf ſich's, daß ihre Hunde zugleich mit den herzoglichen Hunden auf ein Aas ſtürzten, ſo mußte man des Herzogs Hunde wegpeitſchen und den Fraß den Kloſterhunden allein laſſen. — In den von den Aebtiſſinnen Elsbeth Torerin und Barbara von Eichberg geſammelten Gotteshausrechten heißt es: „So (er:) öffnet man euch, daß mein(e) Fraw ir (ihr) freies Gejaid (Gejagde) hat von hin hinz gen Munchen an die Mawr: und ob das geſchah, daß meiner Frawen Hunt an der Herrſchaft Hunde an Gerar mit einander überein Huntaß kämen, ſo ſoll man der Herrſchaft Hunde hindan ſchlahen, hinz daß meiner Frawen Hunde des als genieſſen, und hernach erſt der Herrſchaft Hunde aneſſen laſſen." (Hormayr Tſchb. 1836 S. 328.)

---

*) Zu den Vorrechten des Fuldaer Kloſters gehörte unter andern, daß der Abt bei den Verſammlungen der Reichsgroßen ſeinen Siz unmittelbar nach dem Erzbiſchof von Mainz einnahm. Als König Heinrich IV. 1062 in Goslar das Weihnachtsfeſt feierte, wollte dies der Biſchof Hezel von Hildesheim, ein reicher und ſtolzer Mann, unter dem Vorwande, weil Goslar in ſeinem Sprengel lag, nicht gelten laſſen, und als die Sitze in der Kirche zur Veſper geordnet wurden, da erhob ſich zwiſchen den Kämmerern des Biſchofs und des Abtes Widerad ein heftiger Streit. Von Worten kam es zu Schlägen, und nur mit Mühe ſtillte der Herzog Otto von Baiern den Streit und ſchützte den Abt bei ſeinem Rechte. — Bei dem nächſten Pfingſtfeſte hatten ſich der König und die Reichsfürſten abermals in Goslar verſammelt, und der Streit über den Vorſitz erneuerte ſich. Jezt waren aber die Streitenden zum Kampfe förmlich vorbereitet, und der Biſchof hatte, um ſich den Sieg zu ſichern, eine Anzahl Gewaffneter hinter dem Hochaltar verſteckt, auch einen Vetter des Königs, den Grafen Eckbert von Braunſchweig, auf ſeine Seite gebracht. Als nun die Kämmerer der Sitze wegen zu zanken anfingen, brachen die Hildesheimer hervor, überfielen die Fuldaer, und trieben ſie mit Fauſtſchlägen und Prügeln aus der Kirche. Die Fuldaer ſammelten ſich wieder, und drangen, von herbeigerufenen Freunden unterſtüzt, mit gewaffneter Hand in die Kirche. Nun begann ein heftiger Kampf, ſtatt der Gebete und Lobgeſänge erſcholl das Wuthgeſchrei der Krieger, und das Winſeln der Sterbenden. Das Blut floß in Strömen. Der Biſchof von Hildesheim beſtieg ſelbſt die Kanzel, ermahnte ſeine Mannen zur Tapferkeit, und verſprach ihnen die Abſolution wegen der Verlezung der Heiligkeit des Ortes. Vergebens ſuchten einige Fürſten den Kampf zu endigen, umſonſt gebot der König den Frieden, er wurde nicht gehört, und nur mit Mühe errettete ihn ſein Gefolge vor der Gefahr, erſchlagen zu werden. Nachdem der Boden der Kirche mit Leichen bedeckt war und das Blut zu den Thüren hinausfloß, blieben endlich die Hildesheimer Sieger, und verrammelten die Kirchenpforten. Nun aber ſammelten ſich die Fuldaer wieder, umzingelten die Kirche und rüſteten ſich, die Hildesheimer anzufallen, ſobald ſie die Kirche verlaſſen würden. Am andern Tage wurde die Ruhe hergeſtellt, und da der Biſchof den Günſtling des Königs auf ſeiner Seite hatte, alle Schuld dem Abt beigemeſſen. Wie ſehr auch der König

Nach einem Blicke auf das Vorhergehende drängt ſich von ſelbſt die Frage auf: wo man eigentlich den Lehrſtand zu ſuchen habe? Zur Steuer der Wahrheit muß man aber bekennen, daß von Rom aus, ſeitdem das Tageslicht des Alterthums untergegangen, die erſten Funken der Wiſſenſchaft, wie ärmlich auch ſie an ſich ſelbſt geweſen, auf die germaniſchen Völker gebracht wurden, und chriſtliche Prieſter ſind die Träger und Pfleger der Aufklärung im Mittelalter geweſen. Literatur und Geſchichte waren ausſchließlich in den Händen der Mönche, welche Luſt am Abſchreiben und am Sammeln von geſchichtlichen Nachrichten fanden. Der Edelmann konnte und wollte nicht ſchreiben. Er ſtieß ſeinen Schwertknopf, in welchen ſein Wappen eingegraben war, in den Wachsklumpen, der an die Urkunde gehängt wurde, welche ſein Kaplan geſchrieben, oder etwa der Abt, deſſen Schirmvogt er war, hatte ſchreiben laſſen; und da ſein Schwertgefäß ein Kreuz war, bekräftigte er dadurch heilig, mit Schwert und Fauſt die von ihm beſiegelte Handfeſte aufrecht zu halten. Es gab unter dem Adel nur ſelten Männer, die, wie Hutten, der Feder mächtig waren. Wären die Mönche nicht geweſen, die ihre klöſterliche Langeweile durch Abſchreiben *) zu verſcheuchen ſuchten, wir

---

geneigt war, Milde vorwalten zu laſſen, gab es doch der Biſchof nicht zu, er forderte Genugthuung, belegte Todte und Lebende, die gegen ſeine Mannen gekämpft hatten, mit dem Bann, und der Abt mußte zur Verſöhnung ſo große Summen zahlen, daß die reichſte Abtei Deutſchlands in Armuth verſank.

*) Auf dieſes Geſchäft, welches freilich von Einigen auch nur gethan wurde, um ſich Unterhalt zu verſchaffen, bildeten ſie ſich viel ein, ſo ſchrieb z. B. ein Copiſt unter das Ende einer Abſchrift des Jeſaias:

Librum finivi modicum, quia scribere scivi.
Hinc mihi mercedem da coelestem Deus aedem.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

wüßten ſchwerlich etwas von den Schriften der Griechen und Römer. Ihr Verdienſt kann nicht durch den grauſen Schatten ſo vieler Tauſende verworfener Mitglieder des Standes verdunkelt werden. Weil aber alle Cultur mit der Bodencultur beginnt, ſo blühten, wo geiſtliche Stifter, auch Aecker, Gärten und Rebenhügel auf. Aus den Kloſterſchulen gingen Wiſſenſchaften und Künſte hervor. Im 7. und 8. Jahrhundert wurde die klaſſiſche Literatur ſchon mit Liebe gepflegt; die Benedictiner waren vor Allen darin eifrig, und der dünkelvolle Eifer Gregors I. gegen heidniſche Schriftſteller (Schrökh K. G. XVI. S. 65) konnte gegen den edlen Humanitätstrieb nicht beſtehen *); doch zog der Verfall der lateiniſchen Sprache auch Abnahme des wiſſenſchaftlichen Sinnes nach ſich. Daß aber nicht bloß römiſche Geiſtliche der Literatur mächtig waren, ſondern auch deutſche deren Sinn und Eifer theilten, bezeugen die Werke des Gothen Jornandes, der Angelſachſen Beda und Alcuin, des Longobarden Paul, Warnefrieds Sohn, des Franken Einhard oder Eginhard, Geheim-

---

(Netters heſſ. Nachr. dritte Samml. S. 7.) Zuweilen wurden dergleichen Abſchriften von ihren Vorgeſetzten zur Strafe für irgend eine Pflichtunterlaſſung oder ein Vergehen auferlegt. Auch Nonnen übten ſich in der „geiſtlichen Kunſt" wie die Schreibekunſt hieß. (Günther Geſch. d. lit. Anſt. in Baiern I. S. 359.) Auf der Stadtbibliothek zu Nürnberg zeigt man acht große Folianten muſikaliſche Chorbücher, von einer Nonne des Katharinenkloſters, Margaretha Karthauſerin, innerhalb vierzehn Jahren ſehr correct geſchrieben, und mit ſchönen Figuren ausgeziert. Dieſe Nonne hatte wohl die Sentenz vor Augen: Vide, ne Diabolus te inveniat otiosam!

*) Das Vorurtheil, daß die heidniſche Gelehrſamkeit dem Anſehen des Chriſtenthums ſchade, zeigte ſich ſchon in den erſten Jahrhunderten ſeiner Herrſchaft, daher Caſſiodor das Leſen der heidniſchen Schriftſteller als zum beſſern Verſtändniß der h. Schrift unerläßlich empfehlen mußte, weil er die Zeloten nicht mit andern Waffen bekampfen konnte. Er ſtützte ſich dabei auf die Zeugniſſe der Kirchenväter.

ſchreiber und Biograph Karls des Großen. Ein gedrängter Entwurf der äußern Geſchichte des Schulweſens im fränkiſch-germaniſchen Europa muß jedoch von Irland ausgehen. Dieſe Inſel, welche ſo reich an druidiſchen Klöſtern war, daß ſie ſchon in heidniſcher Zeit die heilige Inſel hieß, verdiente ſich dieſen Beinamen auch ſpäter unter der chriſtlichen Geiſtlichkeit, denn von hier, zum Theil auch von dem ebenfalls druidiſchen Schottland aus, gingen die Lehrer des Chriſtenthums unter alle Völker Europa's. Die irländiſchen und ſchottiſchen Schulen erſtiegen im 8. Jahrhundert den Gipfel ihres Ruhms. Die Mönche dieſer beiden Länder fuhren noch bis ins 10. Jahrhundert fort, Brittanien, Gallien und Deutſchland zu beſuchen, und allenthalben in den Klöſtern zu lehren, aus welchen häufigen Einwanderungen die ſogenannten „Schottenklöſter" entſtanden. Im 8. Jahrhundert wetteiferten ſchon mit ihnen die Angelſachſen, die durch die feindlichen Britten an der Annahme des Chriſtenthums lange verhindert worden waren.

Drei Männer ſind es, die in ſolcher geſchichtlichen Ueberſicht vor Allen hervorragen und die Stufenjahre bezeichnen. Der Erſte, ein Grieche, Namens Theodor, aus Tarſus in Cilicien, hielt ſich eben in Rom auf, als an den daſigen Biſchof Vitalian im Jahr 668 von den Königen in Kent und von Northumberland das Geſuch anlangte, einen gelehrten und würdigen Mann zu ſenden, der ſich zu dem erzbiſchöflichen Stuhl von Kanterbury eignete. Theodor ward dem Vitalian vorgeſchlagen, und nahm den Ruf an. Der römiſchen Sprache war er mächtig, mit der Geometrie und Aſtronomie bekannt, von hohem Verdienſt um die Jugendbildung, und mittelbar um die Kenntniß des Alterthums, da er die Erlernung ſeiner Mutterſprache in den vorgefundenen Stifts- und Kloſterſchulen einführte. Einer der vorzüglichſten Männer, die aus ſeiner Schule hervorgegangen, war Aldhelm, Abt zu Malmesbury, in Wiltſhire, ſeit 705 Biſchof von Sherburne, Kenner des Griechiſchen, und lateiniſcher Poet. Unter den Stiftsſchulen war York eine der erſten, um die Mitte des 8. Jahrhunderts durch Egbert berühmt, der, ein Bruder des Königs Egbert von Northumberland, hier ein Lehramt bekleidete, darauf zur erzbiſchöflichen Würde gelangte. Mit deſſen Schüler Alkwin (Alcuin, Albin) beginnt ein neuer Zeitraum in der Geſchichte des Schulweſens. Im fränkiſchen Reiche, wo durch Karl den Großen ſeine Wirkſamkeit bleibend wurde, trug er zur Erlernung des Griechiſchen bei. Sein Werk iſt die Lehranſtalt zu Tours, deren Beiſpiel in Frankreich und Deutſchland viel zur Nacheiferung beitrug. Damals entſtanden nach dieſem Vorbilde Filialen zu Arras und Fulda, St. Amand bei Dornik u. a. m. Am hehrſten glänzte Fulda, durch Hrabanus Maurus aus Mainz, den man den erſten eigentlichen Schulmann Deutſchlands nennen darf. Seine Anſtalt hatte 270 Geiſtliche. Aber auch Frankreich ſchickte ſeine Söhne dahin. Unter dieſen Lupus, der nach dem Muſter von Fulda die Schule zu Ferrières in Campagne geſtiftet hat. Was Lupus für ſeinen Ort, das ward Otfried, des Hrabanus Schüler, für Weiſſenburg. Zu Hirſchau gingen die Anlagen ins Große, die auf Veranſtaltung des Grafen von Calw im Jahr 838 getroffen wurden. Im Jahre 921 blühte Luithelm daſelbſt, ihm folgte der thätige Meinrad. In Reichenau erhielt das Schulweſen durch Walfried, einen Schüler des Hraban, eine verbeſſerte Einrichtung. Vor vielen andern zeichnete ſich

St. Gallen aus durch Lehrer von Ruf und durch Mannigfaltigkeit des Unterrichts. Die Wirkungen von hier, und mittelbar von Fulda erſtreckten ſich bis ins nordweſtliche Deutſchland, indem der in St. Gallen gebildete Notger, ein Allemann, um 860 als Biſchof nach Lüttich berufen ward, um dort das Erziehungswerk zu fördern. Noch im 12. Jahrhundert behauptete die dortige Lehranſtalt ihren Ruf. In Lyon wirkte Erzbiſchof Beidrad als Urheber des verbeſſerten Unterrichts; zu Corbie in der Picardie der berühmte Paschaſius Rudbert. Von hier aus brachte der ehrwürdige Ansgar den Sinn für Wiſſenſchaft in das, nach demſelben geſtiftete und genannte Corvei in Weſtphalen an der Weſer, wo Reinbert, Ruthard, Bernhard wirkten, von deren Zöglingen nicht Wenige zu Biſchöfen und Aebten gewählt wurden. Zu Luxau (monasterium Luxoviense) in den Vogeſen, im biſchöflichen Sprengel von Beſançon, war Angelom thätig. Nach Autun, Chalons an der Marne, Straßburg, Beſançon und andern Stiftern und Klöſtern verbreitete ſich aus dieſer Heimath der Lehrkunſt der Sinn für dieſelbe. Für die Nachwelt ſorgte vorzüglich Gerbert, welcher in der Kloſterſchule zu Aurillac in Auvergne ſeine Jugendbildung erhielt, aber in Spanien zu ſeiner weitern Ausbildung unter dem Einfluſſe arabiſcher Gelehrten thätig, gab er ſeinem Geiſte auch eine Freiheit der Bewegung, die den, in den prieſterlichen Schranken befangenen Gelehrten des frühern Mittelalters fremd ſeyn mußte. Den Verhältniſſen des Raumes und der Zahlen, und den Bewegungen der Himmelskörper waren ſeine Forſchungen gewidmet. Zur Darſtellung und Erläuterung ihres Laufes hat er über Abbildungen und Werkzeuge nachgedacht; über die Sphären, das Aſtrolab, den Quabranten ꝛc. mitzutheilen war ſeine Luſt. Unter ſeine Schüler zählte man ſogar zwei Könige, Robert II. von Frankreich und Otto III. von Deutſchland. Dieſer verſchaffte ihm das Erzbisthum Ravenna, und das folgende Jahr beſtieg er ſchon den päpſtlichen Stuhl unter dem Namen Sylveſter II.

Zum zweiten Male ging die Verbeſſerung des Lehrweſens von Frankreich aus, jetzt von Rheims, wie ehedem von Tours. Unter den Männern die aus Gerberts Schule zu Rheims gekommen, waren die berühmteſten Lehrer Ingo in St. Germain en près bei Paris, Johann in Auxerre, Abbo in Fleury an der Loire, Fulbert in Chartres. Hohen Ruhm erwarb ſich der Letztere. Würdige Jünger deſſelben waren Engelbert zu Orleans und Bernard zu Angers, welche Schulen noch im 13. Jahrhundert blühten. Von den übrigen Stifts- und Kloſterſchulen ſind folgende die bekannteſten: In Frankreich: Le Bec in der Normandie, Paris, St. Denis, Laon, Clermont in Beauvais, Sens, Dijon, Le Mans, Poitiers, St. Gilles; in Oberdeutſchland: Toul, Metz, Trier, Worms, Mainz; in Niederdeutſchland: Bamberg, Hirſchfeld, Hildesheim, Bremen, Paderborn. Utrecht (wo Griechiſch gelehrt wurde), Geldern, Köln, Gemblours unweit Löwen.

In größern Abteien beſtanden zwei Lehranſtalten, eine im Kloſter ſelbſt für die angehenden Mönche deſſelben, und eine außerhalb in beſondern Gebäuden für fremde Geiſtliche und für Laien von Stande. Dieſe äußern Lehranſtalten ſind der Keim, aus welchem die hohen Schulen, wie die Stadtſchulen ſich entwickelt haben. Eine Reihe von Jahrhunderten war vergangen über dem Hinbrüten in dem geheimnißvollen Helldunkel des Glaubensgebäudes, wie es Auguſtinus, der

Grübler über Dreifaltigkeit und Erbſünde, zuſammengefügt hatte. Als endlich, ſeit der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts, die beiden Lombarden Langfranc und Anſelm, Lehrer zu Le Bec in der Normandie, das Zeichen gegeben, es zu verlaſſen, und Abälard folgte, verirrte man ſich auf den Steppen ſpitzfündiger Grübeleien. An die Stelle düſterer Kloſterſchwärmerei trat unfruchtbare Schulwiſſerei. Paris ward durch die beiden zuletzt genannten Männer Hauptſitz der gelehrten Behandlungsart des Chriſtenthums, die jetzt Mode geworden. Verſchiedene andere ſolcher Anſtalten ſind in dieſem Lande ſeit dem 12. und 13. Jahrhundert ebenſo wie die Pariſer, auf der Grundlage des Unterrichts in den freien Künſten und der Religionslehre entſtanden, indem ſich, mit Erlaubniß der Biſchöfe, andere Lehrer an die eigentlichen der Stiftsſchulen anſchloßen, und die Lehrvorträge auf das bürgerliche Recht und Kirchenrecht, auch auf die Heilkunſt ausdehnten, inſonderheit zu Montpellier.

Bevor ich nachweiſe, wie aus ſo dürftigen Anfängen die ſpätern Hochſchulen hervorgingen, muß ich noch einen Blick auf das 6. und 7. Jahrhundert zurückwerfen, wo man alle Wiſſenſchaften auf die „ſieben freien Künſte" einſchränkte. Dieſe enthielten weiter nichts als unvollſtändige Erklärungen der vornehmſten Gegenſtände, welche bis zum 5. Jahrhundert in der Grammatik, Rhetorik, Dialectik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie und Muſik waren unterſucht worden; nicht aber Lehrſätze, wodurch dieſe Wiſſenſchaften bildend für den Verſtand oder nützlich für das Leben hätten werden können. In der Grammatik erklärte man die Beſtandtheile von Wörtern, Buchſtaben und Sylben, nebſt den Haupttheilen der Rede. Man ſagte, was Accent und Füße, Proſa, Sylbenmaaß, Analogie, Etymologie und Orthographie, was Barbarismen, Solöcismen und Tropen ſeyen; nicht aber unterwies man, wie man rein und richtig reden und ſchreiben, oder orthographiſche Fehler meiden könne. In der Rhetorik definirte man die verſchiedenen Gattungen von Reden, die Haupttheile einer Rede und die richtigſten Figuren, ohne eine einzige Regel hinzuzufügen, die den künftigen Redner oder Dichter hätte warnen können. In der Dialectik beſtimmte man die verſchiedenen Arten von allgemeinen Begriffen, beſonders die Kategorien; man definirte, was Eintheilen und Erklären ſey, man zählte die verſchiedenen modos und figuras von Syllogismen auf. Die Arithmetik enthielt keine Anweiſung, wie man mit Zahlen umgehen müſſe, ſondern die Träume des Nicomach über die geheimen und wunderbaren Kräfte einer jeden Zahl. In der Geometrie erklärte man, was Linien, Figuren ꝛc. ſeyen, führte die Hauptarten der Einen und der Andern an, man theilte einen Grundriß der Erdkunde mit; von allen Lehrſätzen hingegen, welche die Geometrie in ältern Zeiten zur Wiſſenſchaft machten, kam kein Wort vor. Auf eine ähnliche Art redete man in der Aſtronomie und Muſik von den verſchiedenen Kreiſen und Polen der Himmelskugel, von den Bewegungen und Größen der Geſtirne, von der Verſchiedenheit der Töne, Tonmaßen und Inſtrumente, ohne die Aſtronomie im Geringſten wiſſenſchaftlich, ohne die Tonkunſt wiſſenſchaftlich und praktiſch vorzutragen.

Anerkannt muß werden, daß auch die Arzneikunde im Mittelalter in den Klöſtern ein Aſyl fand. Schon im 6. Jahrhundert hielten es die abendländiſchen Mönche für ihre Pflicht, Kranke zu pflegen und herzuſtellen. Sie legten ſich daher auf die Kräuterkunde und Bereitung der Arzneien. Caſſiodor verwies die Brüder in den von ihm geſtifteten Kloſter Viviers auf Ueberſetzungen der Schriften Hippokrats und Galens, auf das Herbarium des Dioscorides, und auf die Auszüge aus den verſchiedenen mediciniſchen Schriftſtellern, welche man in der Bibliothek des Kloſters finden würde. So wurde die Medicin ebenfalls nicht ganz vernachläßigt, obſchon die Schulen aufgehört hatten, in welchen ſie bisher gelehrt worden war.

Die Rechtsgelehrſamkeit konnte im 6. Jahrhundert und der nächſtfolgenden Zeit noch weniger vergeſſen werden, denn die Geiſtlichkeit lebte in allen europäiſchen Ländern nach römiſchen Geſetzen. Nach Juſtinian verſchwand zwar in Italien der Gebrauch der Pandecten aus den Gerichten, allein die Inſtitutionen, der Codex und die Novellen dieſes Kaiſers erhielten in Italien ſich immer im Anſehen.

Seitdem die Wiſſenſchaften ſich in die Klöſter und Stifte zurückzogen, hörten ſie auf, Männer für das Leben auszubilden; ein Monopol der Geiſtlichkeit geworden, war ihr Hauptzweck, die für den Dienſt der Kirche beſtimmte Jugend zu bilden. So kam es, daß die Theologie, die früher in den öffentlichen Schulen gar nicht gelehrt worden war, jetzt die vornehmſte Stelle einnahm, und ſich von der Philoſophie die Schleppe nachtragen ließ. Medicin und Jurisprudenz gelangten Jahrhunderte hindurch nicht einmal zu der Ehre, ihre Dienerinnen zu ſeyn. Weil die Geiſtlichkeit jetzt faſt ausſchließlich im Beſitz der Gelehrſamkeit war, daher die Ausdrücke: Gelehrte und Geiſtliche (**clerici**, franz. **clercs**, engl. **clergymen**) gleichbedeutend, ſelbſt gelehrte Fürſten wurden **clercs** genannt*). Aber im

---

*) Leboeuf Dissert. sur l'hist. de Paris II. p. 7. pag. 326.

9. Jahrhundert wurden ſchon in allen, von deutſchen Völkern bewohnten, Ländern Europa's Schulen errichtet, in welchen nicht bloß die ſieben freien Künſte, ſondern auch Theologie, Medicin und Jurisprudenz gelehrt, und nicht bloß von jungen Geiſtlichen, ſondern auch von Fürſtenſöhnen beſucht wurden. Mit der wachſenden Zahl gelehrter Aebte und Biſchöfe vervielfältigten ſich die Abſchriften und Sammlungen nützlicher Bücher. Im 11. Jahrhundert machte ſich der Orden von Clugny auf dieſe Art verdient. Mit ihm wetteiferten ſeitdem Ciſtercienſer, Carthäuſer und Prämonſtratenſer, durch deren Fleiß die bis dahin erhaltenen Schriften vervielfältigt wurden. Im 12. Jahrhundert wurden zuerſt die Schriften arabiſcher Aerzte, Mathematiker und Philoſophen überſetzt. Dieß verdankte man einem gewiſſen Conſtantin aus Afrika, der 40 Jahre lang in allen Reichen des Orients zugebracht, um mit den Sprachen und der Literatur ſeiner Bewohner das Abendland bekannt zu machen. Nachdem er im Kloſter Caſſino Ordensgeiſtlicher geworden, beſchäftigte er ſich mit Ueberſetzungen und Auszügen aus den Schriften arabiſcher Aerzte. Aber noch eine andere Wiſſenſchaft hatte er mitgebracht, die — Necromantie. So nannte man damals die Aſtrologie und Magie. Seit dem 13. Jahrhundert wurden die geheimen Wiſſenſchaften von Königen und Fürſten geſchätzt und belohnt, was indirect dazu beitrug, daß damals die arabiſchen Schriftſteller höher galten, als ſelbſt die Werke des römiſchen Alterthums, daher der Verfall der lateiniſchen Sprache ſeit dieſem und den folgenden zwei Jahrhunderten. Die Schulſprache wurde ein Chaos von Wortungeheuern (monstra verborum). Eine barbariſche Sprache galt als Zeichen von Rechtgläubig-

keit, und Bartolo, der berühmteſte Rechtsgelehrte des 14. Jahrhunderts, entſchuldigte ſein ſchlechtes Latein durch den Spruch: de verbibus non curat Jurisconsultus. Auch in Frankreich und England verſchwor man ſich, um für rechtgläubig zu gelten, gegen die Liebhaber der griechiſchen und römiſchen Sprache, und daß die Mönche in Deutſchland nicht anders geſinnt waren, beweiſt der Streit, den Reuchlin mit den Jeſuiten in Köln führte. Ueberhaupt war Kenntniß des Griechiſchen damals ſeltener als heute die des Sanſkrit. Nur um das Miſſionsweſen zu unterſtützen, erließ Clemens V. auf dem 1311 zu Vienne gehaltenen Concil die Verordnung, daß zu Paris, Oxford, Bologna und Salamanca zwei Lehrer im Hebräiſchen, Chaldäiſchen und Arabiſchen öffentlich unterweiſen ſollten.

Um wieder auf die Magie zurückzukommen, erinnere ich, daß man mit dieſem Namen alle Naturwiſſenſchaften, die Phyſik in ihrer ganzen Ausdehnung, ſogar die Optik bezeichnete, daher kam es, daß der Mönch Roger Baco, welcher ſich in dieſen Fächern auszeichnete, für einen Zauberer gehalten wurde. Die Theologie verband ſich damals mit der Jurisprudenz zur Einſchüchterung freiſinniger Forſcher. Daher geſchah es, daß der Glaube an Zauberei in der unheilvollſten Richtung durch die Vorſtellungen von Bündniſſen mit dem Teufel und die darauf lautenden gerichtlichen Unterſuchungen und Urtheilsſprüche ſich nährte und ausbildete. Im 14. Jahrhundert war es eine gewöhnliche Beſchuldigung, daß durch magiſche Künſte einem Menſchen Leid zugefügt worden, namentlich durch den ſchon im Alterthum bekannten verzehrenden Zauber eines Wachsbildes (Horat. Sat. I, 8, 44). Die Kirche glaubte daran, und war eifrig, Strafe zu verhängen. Papſt Johann XXII. ließ 1322 über angebliche Zauberer eine harte Verfolgung ergehen (Sismondi Hist. de France IX, p. 414). Als 1390 eine Waſſerhoſe in Frankreich Schaden angerichtet hatte, wurden mehrere Menſchen als Wettermacher verbrannt. (Ebdſ. XI, p. 593 sq.)

Der Wahn galt an den Höfen nicht minder als in der Kirche. Leopold von Oeſtreich wollte ſeinen gefangenen Bruder Friedrich durch Zauberkünſte aus der Haft befreien; Graf Robert von Artois ſoll ein Wachsbild zum Verderben Johanns, des Sohnes Philipps VI. von Frankreich, ſich verſchafft haben, Peter von Aragon galt für an der Wirkung von Zauberkünſten geſtorben; Valentine von Orleans beſchuldigte man den Wahnſinn Karls VI. verurſacht zu haben, den man ebenfalls durch Zauber zu vertreiben ſuchte. Dieß dauerte auch im 15. Jahrhundert fort; Herzog Peter II. von Bretagne ſoll 1457 durch Zauberei erkrankt ſeyn; Jakobs III. von Schottland Bruder, Mar magiſche Künſte gegen dieſen geübt haben. Eleonore, Herzogin von Gloceſter, wurde angeklagt, ein Wachsbild gegen Heinrich VI. geſchmolzen zu haben u. ſ. w. Die Beſchuldigung der Zauberei bei Krankheiten und Todesfällen war eben ſo gewöhnlich, als die der Giftmiſcherei. Die Vorſtellung von einem Bunde mit dem Teufel wurde nicht bezweifelt, ſeitdem die Rechtsgelehrten auch dieſem Aberglauben als einen Grund der Anklage Anſehen verſchafften. Vorhanden war dieſer längſt. Wurde doch ſogar Gregor VII. eines Einverſtändniſſes mit Satans Dienern beſchuldigt! Das erſte Beiſpiel eines ſolchen Bündniſſes führt Cäſar Heiſterbach (1227) an. Wahrſcheinlich ſteigt auch dieſer Aberglaube ſchon ins 12. Jahrhundert hinauf, denn die um jene Zeit lebende heilige Hildegard erwähnt der Anrufungen des Teufels*). Albert der Große nimmt dieſe Meinung ſeiner Zeitgenoſſen mit folgenden Worten in Schutz: „Wenn Wahrſagungen durch Anrufungen, Beſchwörungen, Anbetungen, Räucherungen und Opfer geſchehen, ſo ſchließt man ein offenbares Bündniß mit dem Teufel“ (II. Sent. Dist. VII, art. 12). Den Zauberkünſten mit dem Wachsbilde u. dgl. hatte ſich jedoch die Idee des Teufels nur von fern zugemiſcht, denn Beide werden von einander in einer churfürſtlich ſächſ. Verordnung vom Jahr 1661 N. 75, wie folgt, untſerchieden: „So Jemand mit dem Teufel Verbündniß aufrichtet — da aber außerhalb ſolcher Verbündniſſe Jemands mit Zauberei Schaden thut ꝛc.“ Der Hang zu magiſchen Künſten hatte ſchon gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ſo ſehr überhand genommen, daß die theologiſche Facultät in Paris im Jahr 1398 ſich öffentlich dagegen erklären mußte. Die Sorbonne that dieß auf Antrieb des Kanzlers der Univerſität, Johann Gerſon, welcher in ſeiner im Jahr 1419 edirten Schrift Trilogium astrologiae theologizatae den jungen Kronerben Frankreichs, dem ſie gewidmet war, gegen ſolchen Aberglauben der Zeit zu warnen ſuchte. Auch durch andere Schriften ſuchte er die Anhänglichkeit an aſtrologiſche Bilder und Tagwählerei zu vernichten.

Zumiſchung des Wahns von Zauberkräften findet ſich in der Betreibung jeglichen Theils der Naturwiſſenſchaften. Der Chemiker Arnoldus de Villa nova († 1313), Lehrer zu Montpellier, freiſinnig in kirchlichen Dingen, hielt doch viel auf geheime Wunderkräfte, und ſuchte den Stein der Weiſen. Am ſchlimmſten war die Einwirkung des Aberglaubens auf die Heilkunde. Natürlichen Krankheitsurſachen nachzuforſchen, war nicht ſo bequem als Zauberei, Tücke der Juden*) ꝛc. anzunehmen, ſo bei der Peſt 1348. Dieß

---

*) Visio tertia p. 14: Et stellas, et alias creaturas de causis tibi occurentibus ne inspicias, nec diabolum adores, nec eum invoces, nec quicquam ab eo perquiras.

---

*) Die blutenden Hoſtien, welche man einem ſympathetiſchen Zauber der Juden Schuld gab, erklären ſich auf dieſelbe Art wie das Durchſtechen von Wachsbildern, um ein Leiden in der Perſon zu erregen, deren Bild ſie darſtellten. Hierbei bedenke man, daß die Mehrzahl der Aerzte, namentlich in Spanien und Frankreich, Juden waren, welche ihr Wiſſen aus arabiſchen Ueberſetzungen des Hippokrates, Galenus und Dioſcorides geſchöpft hatten. Amulete und Talismane kamen hauptſächlich von ihnen und den Arabern. Endlich zwang auch nur die Noth, ſich ihnen anzuvertrauen; ein Vorurtheil, wie gegen die Chemiker, ſtimmte auch gegen ſie die öffentliche Meinung. Noch jetzt, wo die Juden aus Spanien längſt vertrieben ſind, iſt der ärztliche Stand daſelbſt ein ſehr verachteter, und ſteht im Rufe den Ketzern gleich. Nur in der äußerſten Noth wendet man ſich an ihn, in der bürgerlichen Geſellſchaft erſcheint er wie geächtet.

Zum größern Verſtändniß des Zuſammenhangs jener Vorſtellungen von der Zauberei ergebenen Juden, und der dieſe Kunſt unterſtützenden arabiſchen Schriften füge ich nur noch bei, daß in einem Buche de regimine vitae Ariſtoteles — welcher im Mittelalter aus arabiſchen Ueberſetzungen von dem Mönch Roger Baco den chriſtlichen Gelehrten in Spanien ꝛc. bekannt wurde — behauptet haben ſoll: Adam und Henoch beſaßen um die Arzneikunde größere Verdienſte als alle nachfolgenden Weltweiſen. Durch dieſe und ähnliche, den griechiſchen Philoſophen ſowohl, als den älteſten jüdiſchen Patriarchen angedichteten Schriften, entſtand ſchon im 13. Jahrhundert die Meinung: daß Gott die geheimen Wiſſenſchaften den Patriarchen geoffenbart habe — bei den jüdiſchen Kabbaliſten glaubte man dieſes ſchon im apoſtoliſchen Zeitalter — und daß man daher die echte Weisheit in den Schriften der Hebräer ſuchen müſſe (Sed non est plena certitudo de his, sicut non de aliis difficultatibus multis, nisi ex libris Hebraeorum, quos primi composuerunt Astronomi, qui revelationem in omnibus habuerunt a Deo specialem.) Die ariſtoteliſchen Schriften beförderten den Hang der damaligen hohen Schulen zu bodenloſen Grübeleien, und vermehrten den Stoff von religionswidrigen Fragen. Um von ſolchen abzuſchrecken, erzählt Matthäus v. Paris aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts eine Geſchichte von der göttlichen Strafe, die einen frechen Grübler in Paris im Jahr 1201 getroffen hatte. Da lag es freilich ganz nahe, die wirkte dahin, auch die Heilart verkehrt zu machen. Gegen Anatomie war die, auf des Dogma von der leiblichen Auferſtehung am jüngſten Tage Rückſicht nehmende, Kirche. Zweifelsohne iſt hierin der Grund zu ſuchen, warum im 12. und 13. Jahrhundert mehrere Päpſte und Concilien den Geiſtlichen das Studium der Arzneikunde verboten, ſchon im Jahr 1131 auf einer Kirchenverſammlung zu Rheims den regulirten Chorherren, dann 1139 auf dem zweiten lateranenſiſchen Concil, und 1163 auf dem Concil zu Tours. Galt das Verbot bis dahin nur den Mönchen, ſo ward es zu Anfang des 13. Jahrhunderts von Honorius III. auch auf die Weltgeiſtlichen ausgedehnt.

Mit der Heilkunde ging Hand in Hand die Aſtrologie, dieſe ältere, jetzt — wo man von einen Extrem zum andern übergegangen iſt — verachtete, Schweſter der Aſtronomie. Stadtärzte waren gewöhnlich auch Stadtaſtrologen*), daher außer der Heilkunde manches Andere, namentlich Staatshandlungen von der Aſtrologie abhängig gemacht wurden**). Nicht nur welt-

---

ketzeriſchen Juden bei allem Haſſe des Volkes dennoch im Beſitze hoher geheimer Weisheit ſich zu denken, die ſie aber, ſo meinte der gelehrte und ungelehrte Pöbel, nur zum Nachtheil der lieben Chriſtenheit in Zaubertränken ꝛc. anwenden! Nur daraus erklärt ſich das von Matthäus Paris uns aufbewahrte, im Jahr 1189 erlaſſene wunderliche Edict, daß bei der Krönung Richards I. keine Weiber (weil ſie möglicherweiſe Hexen ſeyn könnten) und Juden anweſend ſeyn durften.

*) Die Einwohner Bologna's bewilligten (im 14. Jahrhundert) dem Johann de Luna einen Jahrgehalt, weil er ſchon lange als Arzt und Sterndeuter die Wohlfahrt der Stadt befördert. Die Befeſtigung dieſer Volksmeinung erklärt ſich aus der Beobachtung der ſogenannten kritiſchen Zeiten bei Kranken, die den Arzt auch zur Abfaſſung kalendariſcher Prognoſtiken, die in manchen Städten beſtimmten Perſonen übertragen war, ermunterten. Hierüber ausführlicher in einer vielleicht ſpäter zu ſchreibenden „Geſchichte der Aſtrologie.“

**) Im Jahre 1339 mochte Philipp VI. nicht gegen Eduard III. es zur Schlacht kommen laſſen, weil König Robert von Nealiche Fürſten *), ſondern ſogar manche Päpſte hielten ſich einen Hofaſtrologen. Die Sterndeuter behaupteten

---

pel ihn hatte wiſſen laſſen, daß die Geſtirne nicht günſtig ſeyen. Thomas Aquinas ſagt: Wenn man aus den Geſtirnen die Zukunft vorherzuſagen im Stande iſt, ſo kann man dieß bloß deswegen, weil ſie die Urſachen der nachher erfolgenden Begebenheiten ſind. Daß nun die Sterndeuter die Zukunft häufig richtig vorherſagen, geſchieht, weil die meiſten Menſchen nur ihren Leidenſchaften folgen, und ihre Handlungen durch den Einfluß der Himmelskörper beſtimmt werden." Dieſes Raiſonnement hat mehr als einen bloßen Schein von Wahrheit, denn unſere Handlungen ſind meiſt die Folge des Temperaments, der phyſiſchen Conſtitution, und wie ſehr klimatiſche Einflüſſe nicht bloß, ſondern auch ſideriſche auf das Denken und Handeln des Menſchen einwirken, iſt von der täglichen Erfahrung genügend beſtätigt. Was Theophraſt Paracelſus, dieſer größte Naturkenner ſeines Zeitalters, von einem Aſtralleib lehrte, hätte eher zu weiterm Forſchen als zum Spott anregen ſollen, aber ſchon damals gab es gelehrte Philiſter, welche jede neue Idee beſpötteln, anſtatt ernſtlich zu prüfen.

*) Karl d. Gr. intereſſirte ſich perſönlich für die Aſtronomie (Eginhard Vita Karoli M. c. 25.), er hatte dieſe, wie nachmals auch ſein Sohn Ludwig (Perz hist. Germ. II p. 607. , zur Lieblingsbeſchäftigung gewählt. Sie brachte ihn auf den Gedanken einen Volkskalender ausarbeiten zu laſſen, wenigſtens führte er deutſche Namen zur Bezeichnung der Monate an die Stelle der lateiniſchen ein. (Eginh. c. 29.) Kaiſer Friedrich II. war mit arabiſch geſinnten Aerzten und Sterndeutern ſtets umgeben. Sein Beilager mit Iſabelle von England wollte er nicht eher vollziehen, bis die Aſtrologen ihm die glückliche Stunde angezeigt hatten. Alphons von Caſtilien verſammelte an ſeinem Hofe alle Mauren und Juden, die als Sterndeuter einigen Ruf hatten. Heinrich III. von England befragte ſtets den Aſtronomen Peregund. Dieſer verſicherte ihm, daß wenn der König von Frankreich ſeine Unternehmung fortſetze, er nie lebendig zurückkommen oder doch eine gänzliche Niederlage erleiden würde. Kaiſer Rudolph II. conſultirte auſſer ſeinem Hofaſtrologen Tycho in beſonders wichtigen Dingen auch Keppler, z. B. in Beziehung auf den Streit zwiſchen Papſt Paul V. und den Venetianern. Schoner in Nürnberg ſtellte dem Kaiſer Maximilian das Horoſcop. Ludwig XI. von Frankreich, auf deſſen Eide man ſich nur verlaſſen konnte, wenn er beim heil. Lupus geſchworen hatte, hielt ſogar mehrere Aſtrologen an ſeinem Hofe, ohne deren Rath er nichts unternahm. Dem Ungarkönig Matthias Corvin wurde von ſeinem Erzbiſchof der berühmte Regiomontanus (Königsberger) nur deßhalb empfohlen, damit er die fehlerhaften tabulas directionum verbeſſern, und eben dadurch die

auch, daß man gewiſſe Bilder verfertigen könne, welche die Einflüſſe der Himmelskörper empfingen, und von welchen man die geheimſten Dinge erfahren könne. Noch häufiger war der Gebrauch von magiſchen Spiegeln (ſ. S. 644 ff.) Albert der Große lehrte nicht zuerſt, daß man durch gewiſſe Charaktere und Beſchwörungsformeln höhere Naturen herbeilocken oder zwingen könne, daß alle Dinge in der untern Welt den Himmelskörpern gehorchten oder folgten, daß dieſe unaufhörlich auf jene Einfluß übten, daß endlich jedes Weſen eigenthümliche verborgene Kräfte habe. Keine Subſtanz, ſprach er dem Johannes Damaſcenus nach, iſt leer von ſubſtantiellen Kräften. Daß jede Subſtanz ihre eigenthümlichen Kräfte habe, wird durch die Wirkungen der einfachen Arzneien, noch mehr durch die „Wiſſenſchaft der Beſchwörungen“ und durch die Amulete bewieſen, die darin ſich bewähren, daß Gliedmaßen verſchiedener Thiere, wenn ſie an ein entſprechendes Glied des Leibes gehängt werden, außerordentliche Wirkungen erzeugen. Eben dieſes thun Kräuter, Wurzeln, Hölzer ꝛc., das Fleiſch, und ſelbſt die abgeführten Unreinigkeiten von Menſchen und Vieh — wie man ſich aus der Paulliniſchen „Dreckapotheke“ gründlich belehren kann —

---

aſtrologiſchen Operationen erleichtern und berichtigen möchte. Philipp Visconti, Herzog von Mailand, wurde nur dadurch beſtimmt, den Abenteurer Francesco Sforza zum Eidam zu erwählen, weil aus aſtrologiſchen Berechnungen herausgebracht wurde, daß dieſer der größte Fürſt ſeiner Zeit werden würde. Friedrich, Herzog von Urbino, betrieb ſelber die Aſtrologie, und der Arzt Pontanus überſetzte und commentirte für ihn die hundert aſtrologiſchen Regeln des Ptolemäus. Als Heinrich IV. von Frankreich ein Sohn geboren wurde, mußte ſein Leibarzt la Riviere dieſem die Nativität ſtellen.

Auch Katharina von Medici hielt ſich noch einen Hofaſtrologen, und Englands jetzige Königin, Victoria, hat wenigſtens ihrem Erſtgebornen in ſeiner Geburtsſtunde die Nativität ſtellen laſſen.

indem unter andern der Wolfskoth die größten Kräfte gegen Gifte äußert. Es iſt daher nicht auffallend, daß faſt alle Steine verborgene außerordentliche Eigenſchaften beſitzen.

Dieſe letztere Erfahrung führte auf die Alchymie, durch welche die Metalle, die in den Erzen verdorben oder unvollendet ſind, zur Vollkommenheit gebracht werden. Alle Metalle, lehrt Albert der Große in dem ihm zugeſchriebenen libellus alchymiae, ſind bloß durch zufällige, nicht weſentliche Eigenſchaften verſchieden. Sie beſtehen insgeſammt aus Queckſilber und Schwefel, und unterſcheiden ſich bloß durch die verſchiedenen Grade der Reinheit oder Miſchung dieſer Beſtandtheile. Wenn reiner rother Schwefel lauterm Queckſilber in der Erde begegnet, ſo entſteht daraus in kurzer Zeit durch die Bereitung der Natur Gold. Vereinigt ſich reiner und weißer Schwefel mit ungemiſchtem Queckſilber in reiner Erde, ſo wird Silber erzeugt. Rother verdorbener Schwefel bringt mit Queckſilber Kupfer, weißer verdorbener Schwefel mit Queckſilber Zinn, derſelbe mit eben demſelben in fauler Erde Eiſen hervor. Aus ſchwarzem verdorbenem Schwefel endlich, mit Queckſilber vermiſcht, bereitet die Natur Blei. Die angebliche Kunſt, weniger edle Erze und Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, iſt am Ende des Büchleins mitgetheilt. Vincenz von Beauvais liefert in ſeinem „Spiegel der Wiſſenſchaften“ eine Darſtellung der Alchymie, wie ſie im 13. Jahrhundert geglaubt, gelehrt und geübt wurde. Die Schriftſteller, aus welchen er Auszüge liefert, ſind faſt ohne Ausnahme Araber. Noch merkwürdiger ſind die Meinungen des Arabers Avicenna über die Erfinder und berühmteſten Lehrer der Alchymie, unter welchen man Adam, Noah, Moſes, Cato, Virgil, Ariſtoteles, „und (hier fuhr wahrſcheinlich Vincenz von Beauvais in ſeinem eigenen Namen fort) Johannes Evangeliſta, die Kardinäle Garcias und Gilbert, Erzbiſchof Wilhelm; Huck, apoſtoliſcher Nuntius; Aegidius, der Biſchof Andronicus, Dominicus und der Jude Aranicus, der mich in dieſer Kunſt unterrichtet hat; auch die Mönche Petrus und Durandus." Daraus erſieht man, daß im 13. Jahrhundert die vornehmſten Geiſtlichen ſich mit der Alchymie beſchäftigten; daß die Juden die angeſehenſten Lehrer der geheimen Wiſſenſchaften waren; und daß die ſogenannten Patriarchen der Hebräer ſelbſt von den Arabern für die Erfinder der Alchymie und der übrigen geheimern Künſte ausgegeben wurden.

Da alle chriſtliche Gelehrte des 11., 12. und 13. Jahrhunderts, welche die Sprache, Schriften und Kenntniſſe der Araber ſich eigen machten, auch ihre Magie annahmen, ſo iſt höchſt glaubwürdig, was Wilhelm von Malmesbury von Gerbert, dem nachherigen Papſt Sylveſter II., erzählt, daß dieſer (ſ. S. 918) neben den übrigen Wiſſenſchaften der Araber auch die aſtrologiſchen und magiſchen Künſte in Spanien geübt habe. Von ihm erzählte man ſich auch, daß er ſeinem arabiſchen Lehrer die Schrift entwendet habe, in welcher die größten Geheimniſſe deſſelben enthalten geweſen, und damit entflohen ſey; daß er von ſeinem Lehrer verfolgt, und dieſen Verfolgungen dadurch entzogen worden, daß er den böſen Feind angerufen und von dieſem ſchnell über das Meer getragen worden ſey; ferner daß er einen magiſchen oder weiſſagenden Kopf gegoſſen u. a. m. Der von Gerbert im 10. Jahrhundert ausgeſtreute magiſche Same wurde im folgenden Jahrhundert von dem Afrikaner Conſtantin, dieſem ſchon oben erwähnten Ueberſetzer arabiſcher Schriften, verbreitet, denn auch er war, wie in den übrigen Wiſſenſchaften der Araber, ſo auch in der Magie, oder wie man im 11. und 12. Jahrhundert häufig ſagte: in der Necromantie*), erfahren. Gleichzeitig erhielt auch Berengar, wahrſcheinlich durch die Bekanntſchaft mit den Schriften der Araber, einen großen Ruf als Necromant*). Der heilige Thomas Aquinus unterſagt zwar den Gebrauch von aſtrologiſchen und necromantiſchen Bildern, nicht aber um einen Aberglauben zu bekämpfen, ſondern weil die Erſtern mit magiſchen Charakteren beſchrieben, und die Andern unter dem Anrufen der böſen Geiſter verfertigt würden. Darum erlaube er das Tragen von Amuleten — deren außerordentliche Heilkräfte auch der Kardinal von Vitri rühmte — wenn ſie nur Sprüche aus der heiligen Schrift oder das Kreuzeszeichen enthalten; ebenſo das Tragen von geweihten Kräutern und von Reliquien.

---

*) Paul Diaconus de vir. illustr. Casinens. ap. Murator. VI. p. 40. Constantinus Africanus Babylonam petiit, in qua — — Astronomiam, Necromanticam — — — plenissime edoctus est. Da Necromantie eigentlich nur Todtenbeſchwörung iſt, ſo müßte die Verwechslung dieſes Wortes mit „Magie", worunter alle geheime Wiſſenſchaft begriffen iſt, auf einem Irrthum beruhen, wenn nicht nachſtehend erzählte Facta, die in ſpätern Jahrhunderten ſich zugetragen, die Brücke von der Necromantie zur Chemie und Alchymie deutlich zeigten: Borelli, Leibarzt eines Königs von Frankreich, erzählt (Hist. rarior. Observat. Nr. 62.), daß der Saifenſieder Rechier in Paris das Blut eines Menſchen deſtillirte, wobei er im Deſtillirkolben die Geſtalt eines Menſchen erblickte, von welchem blutige Strahlen auszugehen ſchienen. Er zerbrach das Glas und fand die Geſtalt eines Schädels in den noch übrig gebliebenen Hefen. — Robert Flud (de fluct. de myst. sanguin. anat. c. 6 p. 233) nennt einen Scheidekünſtler zu Paris, Namens la Pierre, welcher von einem Biſchof Blut bekam, um damit zu laboriren. Er ſetzte daſſelbe an einem Samſtag ans Feuer, und fuhr mit abweichenden Hitzgraden eine Woche in der Arbeit fort. Da nun am folgenden Freitag dieſer Künſtler in einer Kammer nahe bei ſeinem Laboratium um Mitternacht eingeſchlafen war, hörte er ein Geſchrei wie Löwengebrüll. Endlich verſtummte es, und weil die Kammer vom Mondenſchein ganz erleuchtet war, ſah der erwachte Scheidekünſtler zwiſchen ſeinem Bett und dem Fenſter eine dicke und lichte Wolke von länglich runder Geſtalt hervorkommen, welche allmählig eine menſchliche Figur annahm, und nach einem lauten Schrei plötzlich verſchwand. Es hatten aber nicht nur die Leute in den anſtoßenden Zimmern, ſondern auch der Wirth und ſeine Frau, die im Erdgeſchoße ſchliefen, ja ſogar die gegenüber wohnenden Nachbarn den Schrei gehört. Der beſtürzte Künſtler erinnerte ſich nun, von dem Biſchof, der ihm das Blut gegeben, vernommen zu haben: daß, wenn einer von denen, welchen das Blut abgezapft worden, während der Fäulniß und Auflöſung ſtürbe, der Geiſt dieſes Todten dem Scheidekünſtler oft beunruhigt zu erſcheinen pflege. Er nahm am nächſtfolgenden Samſtag die Retorte aus dem Deſtillirofen, und nachdem er ſolche mit einem kleinen Schlüſſel zerſchlagen hatte, fand er in dem übrig gebliebenen Blute einen natürlichen Menſchenkopf mit Geſicht und Haaren vorgeſtellt. Letzteres haben, nach Fluds Bericht, Herr v. Bordaloue, Secretar des Herzogs von Guiſe, und andere Perſonen in Augenſchein genommen, deren Namen daſelbſt angeführt werden.

Die Verfolgungen, welche dem Mönch Roger Baco ſeine Vertheidigung der geheimen Wiſſenſchaften zuzog, waren nur Ausgeburten des Neides; der Eifer für Rechtgläubigkeit hatte keinen Theil daran, denn Baco ſelber glaubte, daß die Patriarchen der Iſraeliten die geheime Wiſſenſchaft durch göttliche Offenbarung empfangen, und durch Tradition und Schrift ſey dieſe Lehre den Enkeln vererbt worden, von den Juden wäre ſie zu den Griechen und Arabern gekommen. Somit hielt Baco die Magie und Aſtrologie nicht nur für keine unchriſtliche Beſchäftigung, ſondern auch für höchſt nützlich, ſogar für unentbehrlich, um den Angriffen der Tataren und Sarazenen, ſo wie des Antichriſts**) zu widerſtehen, die durch aſtrologiſche und magiſche Künſte geſiegt hätten, und ſiegen würden, wenn man nicht gleiche Waffen gegen ſie brauche. „Wer," ſagt Baco, „die Natur nach Anleitung der Weiſen des Alterthums unterſucht, wird finden, daß Steine, Metalle, Pflanzen und Kräuter, thieriſche und menſchliche Körper, Charaktere und Wörter wundervolle Kräfte enthalten, wodurch man Wunden und Krankheiten, Alter und Tod nebſt andern Unfällen heben oder entfernen könne*), eine reine und heilige Seele gebiete über alle Elemente und Naturkräfte ohne Schwierigkeit *); der Mißbrauch, welchen böſe Menſchen von der Magie gemacht **), und die verbotenen Künſte, welche ſie damit verbunden haben, ſind die Urſache, daß die Gottesgelehrten der neuern

---

*) Chron. Turon. Mspt. ap. Launoy de schol. celebr. c. 5. Anno 1060 clarebat Magister Berengarius . . . . in Necromantia clarissimus.

**) Deſſen baldige Ankunft erwartete man ſchon im 13. Jahrhundert.

---

*) Erwägt man, daß Baco ein Britte war, ſo konnte ſeine beſſere Meinung von der Magie leicht aus dem damals noch nicht lange untergegangenen Druidenthum gefloſſen ſeyn, und vielleicht hatten ſeine Gegner dieſes heidniſch-prieſterliche Inſtitut, ebenfalls als Baco's Quelle anerkennend, aus dieſer Folgerung ihn einer unchriſtlichen Beſchäftigungsweiſe geziehen? Denn Druide und Zauberer galt im Mittelalter für gleichbedeutend, wie ſchon oben dargethan wurde. Der Runen- oder Zauberſchrift bedienten ſie ſich gleichmäßig wie die Prieſter der Scandinavier, die durch Eroberungszüge der Dänen nach England auch eine geiſtige Communication beider Nationen erleichterten. Nun aber legte man bekanntlich den Runen verborgene Kräfte bei. Sie lehrten die Schärfe des Schwertes beſprechen, Wogen ſtillen, Feuer löſchen ꝛc. Siegesrunen gaben Sieg, wenn ſie auf das Schwert gerizt wurden, Einige auf die Scheide, Andere auf das Gefäß. Trinkrunen wurden auf das Horn und hinten auf die Hand gezeichnet — daher die Sage von dem Fortbeſtand des Glückes im Hauſe des Beſitzers des bekannten Oldenburger Horns; erſt als man die Zauberkraft der auf demſelben eingerizten Runen vergeſſen hatte, leitete der Volksglaube die gerühmte Wirkung von einer Elfe her, deren Geſchenk es ſeyn ſollte; dabei überſehe man nicht, daß das Geſundheitstrinken ehedem eine von den Opferfeſten entlehnte religiöſe Handlung war — die Rune Naud (Noth) auf den Nagel, der gefüllte Becher geſegnet, und Kräuter in das Bad gelegt, wenn man des Weibes Zuneigung für immer behalten wollte (Vielleicht hatte die Elfe umgekehrt des Ritters Liebe ſich dadurch ſichern wollen, als ſie ihm das gefüllte Horn zum Trunke darreichte? Er aber, bei ſeiner chriſtlichen Erziehung heidniſchen Brauch verabſcheuend, hatte den Trank auf des Pferdes Rücken gegoſſen, und durch die Verunſtaltung, welche die Flüſſigkeit auf der Haut des Thieres hervorbrachte, ſich die Ueberzeugung verſchafft, daß ſein Burgpfaffe nicht ohne Grund ihn vor den Elfen gewarnt, aber das Horn mochte er dennoch nicht miſſen). Rettungsrunen unter Anrufung der Göttinnen auf die Handwurzel gerizt, hatten die Kraft, das Weib aus Kindsnöthen zu retten. Pflanzenrunen konnten Wunden ſchließen, wenn man ſie in Rinde rizte, und in die Stämme des Waldes, deren Zweige ſich oſtwärts neigten. Gerichtsrunen wendeten, wenn man ſie umwickelte, umwebte, und ſie auf die Gerichtsſtätte, wohin

---

die Leute zum Urtheilsſpruche führen, ausſtreute, den Zorn des Gegners ab, den ſonſt der den Prozeß verlierende Theil hatte hart büßen müſſen. (Strinholms Sitten- und Staatsverf. der Scandin. II. S. 210.) Man überſehe, zur Verſtändniß des hier Beigebrachten über die Zauberkraft der Runen nicht, daß dieſe die unabänderlichen religiöſen Sprüche waren, deren man ſich bei den Opfern bediente; daher die ihnen zugeſchriebene geheime Kraft. Denn in dieſen Formeln liegt ebenſo wenig, wie in den Symbolen etwas Todtes; vielmehr verräth Beides eine tiefe lebendige Phantaſie, die man keinem heidniſchen Volke abſprechen kann. Das Symbol iſt gleichſam das Gewand, die Hülle eines Myſteriums, unter welcher dieſes ſich auch dem Uneingeweihten nahet; es iſt eine allgemeine ſichtbare Schrift, in welche durch das Ausſprechen des den geheimnißvollen Gedanken in ſich ſchließenden Wortes, durch die Rune, das Leben hineingetragen wird. Nichts anderes waren die von dem Morgenländer angeprieſenen Amulete, deren Kraft in den auf ihnen geſchriebenen Zaubercharakteren oder für heilig gehaltenen Namen, Worten ꝛc. enthalten iſt.

*) Daß die jüdiſchen Kabbaliſten dieſes Glaubens waren, wurde ſchon oben mitgetheilt. Von ihnen erbte ſich dieſe Meinung auf die Araber fort, denn Baco beruft ſich auf Avicenna als ſeinen Gewährsmann.

**) Dieſer allgemein herrſchende Aberglaube veranlaßte den obenerwähnten Gelehrten Rhabanus Maurus zu einer beſondern Schrift unter dem Titel de magicis artibus. Man hatte eine ſolche Furcht vor den Zauberern, daß man alle Perſonen, die ſich mit der ſchwarzen Kunſt abgaben oder bei ihr Hülfe ſuchten, zum Zeugniß unfähig erklärte (Capitul. Car. M. Lib. VI c. 97.); unter Umſtänden ſogar das Befragen derſelben über das Lebensende des Königs von der weltlichen Obrigkeit mit dem Tode beſtraft wurde (Cap. lib VII. c 370.) Den Prieſtern wurde verboten, das heilige Chrisma nicht zu zauberiſchem Gebrauche herzuleihen. (Capit. I. c. 17.) Die Zauberei beſtand eben in einem auf der genauern Kenntniß der Naturkräfte beruhenden Gebrauche derſelben. Da nun, trotz der Einführung des Chriſtenthums, dieſe Seite der Religion ſich noch lange daneben erhielt, ſo war es natürlich, daß die Kirche, die eben darin ein Einwirken böſer Geiſter erkannte, auch gegen die Zauberei ihre Verbote richtete. (Vgl. Jarcke, deutſch. Strafr. Bd. II. §. 4.)

Zeit die echte alte Magie und die Aſtronomie mit den Teufelskünſten zugleich verworfen haben. Nichts iſt ungegründeter als der Vorwurf, den man der Aſtrologie zu machen pflegt, daß durch den Glauben an ihre Vorherſagungen die Willensfreiheit des Menſchen aufgehoben werde; denn was die Geſtirne verkündigen, iſt nicht unvermeidlich; durch die Einflüſſe der Himmelskörper wird der Menſch *nicht gezwungen, ſondern nur gereizt* und veranlaßt; vielmehr kann und muß er die Warnungen der Geſtirne dazu brauchen, um ſich gegen bevorſtehende Uebel, gegen Krieg, Peſt, Elementarunglück u. ſ. w. zu verwahren.“ Nachdem Baco weiter aus Ariſtoteles, Averrons u. a. Weiſen nachgewieſen, wie und warum jedes Geſtirn, jedes Zodiakalzeichen, jeder Stand und jede Behauſung deſſelben eigenthümliche Kräfte äußern, und alle Dinge auf Erden einem beſondern Geſtirn unterworfen, von dem ſie beſondere Eigenſchaften empfangen, und ſogar die verſchiedenen Glieder des Thieres oder des Menſchen verſchiedenen Planeten und Zeichen angewieſen ſeyen, auch dieſe Sätze mit Beiſpielen aus der mediciniſchen Praxis unterſtützte, ſchließt er mit der Ermahnung: „Wem ſeine Geſundheit lieb iſt, der richte ſich bei dem Gebrauche von Arzneien und chirurgiſchen Operationen nach den Tagen und Stunden, welche vom Himmel, als dem Vorhaben günſtig, angezeigt werden.“ An mehrern Stellen beklagt er ſich darüber, daß manche Aerzte ſich ſo wenig um die Aſtrologie bekümmern, die doch zur glücklichen Ausübung der Heilkunde ſo unentbehrlich ſey. Dieſe Klagen waren aber zu Baco's Zeit unbegründet, wo der Gebrauch von aſtrologiſchen Kalendern, die Anſtellung von Hof- und Stadtaſtrologen, und der Titel: „Doctor der Arzneikunde und

Aſtrologie“ an der Tagesordnung waren; wo die chriſtlichen Aerzte, die nicht zugleich Sterndeuter waren, zu den Ausnahmen gehörten, wo ſelbſt die Mönche auf den hohen Schulen die Nützlichkeit der Aſtrologie vertheidigten, obſchon die Ausübung dieſer Wiſſenſchaft auf den Kirchenverſammlungen verboten wurde (Joh. Pic. advers. Astrol. in Opp. p. 289. Edit. Basil. 1601).

Pico von Mirandola, der bekannte Gegner der Aſtrologie, beförderte demungeachtet das Anſehen der Magie und Kabbala, weil letztere — das Geheimniß der Dreifaltigkeit und der Fleiſchwerdung des Meſſias, das Dogma von der Erbſünde, und jenes vom ſtellvertretenden Opfertod des Erlöſers, ferner den Fall der Geiſter, die Rangordnungen der Engelſchaaren, das Fegfeuer und die Strafen der Verdammten zum Gegenſtand ihrer Unterſuchungen macht. Darum ließ Sixtus IV. drei kabbaliſtiſche Bücher ins Lateiniſche überſetzen. Reuchlin, deſſen Zeitgenoſſen, der Minorit Peter Galatin und F. Aegidius, General der Eremiten des heiligen Auguſtin, als gelehrte Kabbaliſten galten, huldigte dieſer Zeitrichtung ebenfalls in ſeinen Schriften „de verbo mirifico“*) und „de arte cabbalistica“. Die Kabbala, ſagt er, iſt eine göttliche Ueberlieferung, die Adam bald nach ſeinem Falle zum Troſte, und dem Menſchengeſchlechte zur heilſamen Erkenntniß der göttlichen Dinge mitgetheilt, dann von Geſchlecht zu Geſchlecht durch getreue Ueberlieferung fortgepflanzt worden iſt. Gewiſſe heilige Worte und Charaktere ſeyen die Werkzeuge wunderthätiger Kräfte, welche Gott ehedem den Urhebern der Kabbala geoffenbart, oder auch jetzt noch dem Menſchen im Umgang mit Geiſtern geoffenbart würden. Durch die göttliche Gnade beſitze der Menſch jene heiligen Worte und Charaktere, um ſich mit Gott zu vereinigen oder die Erſcheinung von heiligen Geiſtern zu verſchaffen, oder den gewöhnlichen Lauf der Natur zu verändern. Wegen der Harmonie oder des genauen Zuſammenhangs der ganzen Welt glaubte Reuchlin an die Einwirkungen der Himmelskörper auf alle Gegenſtände der untern Welt, an die Vorbedeutungen der Geſtirne und aller ungewöhnlichen Naturerſcheinungen, und an die Wahrſagungen der Aſtrologie, wenn ſie von erfahrnen Männern, wie Stöffler und Cuſpinian, die er ſelber über ſeine Nativität zu Rathe zog, verfertigt würden. Melanchthon, welcher Schoners Schrift über das Nativitätſtellen bevorwortet hatte, erklärte die Aſtrologie für einen wichtigen Zweig der Phyſik. In ſeiner Lobrede derſelben (de dignitate astrologiae) äußert er ſich: Da Gott dieſe Zeichen dem Himmel eingedrückt hat, um den Reichen und Staaten die ihnen bevorſtehenden Veränderungen anzukündigen, ſo iſt es gottlos, das Gemüth von ihrer Beobachtung abzuwenden. Was ſind Eklipſen, Conjunctionen der Planeten, ungewöhnliche Erſcheinungen am Himmel und auf der Erde anders, als Offenbarungen über bevorſtehende Unfälle? Petrus Pomponatus, welcher die Vorſehung, die perſönliche Unſterblichkeit, die Willensfreiheit und das Daſeyn höherer Geiſter, außer den Intelligenzen, von welchen die himmliſchen Kugeln regiert werden, beſtritt, berief ſich auf den Ariſtoteles, daß die Geſtirne die untrüglichſten Offenbarer des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen ſeyen, daß nur mittelbar durch dieſe Gott auf die irdiſchen Weſen einwirke, denn alles auf Erden entſpringe aus den Einflüſſen der Himmelskörper. Die Geſtirne geben Zeichen der Zukunft in Träumen, ungewöhnlichen Stimmen, bald in Thieren, bald im Waſſer, oder auf der Erde und in der Luft. Dieſe Zeichen deuten Viele nach empfangenem Unterricht oder lange angeſtellten Beobachtungen. Tycho de Brahe, der Verbeſſerer der Aſtronomie, bezweifelte eben ſo wenig die Einflüſſe der Geſtirne auf die menſchlichen Angelegenheiten, und weil er überzeugt war, daß die meiſten Sterndeuter bisher von falſchen Vorausſetzungen ausgegangen ſeyen, ſo nahm er ſich vor, die Aſtrologie auf ihre wahren Grundſätze zurückzuführen; und die Magie, lehrte er, enthalte große Geheimniſſe, nur müſſe man dieſe Wiſſenſchaft ohne Abgötterei (?) betreiben. Mit Recht ſagte er von Theophraſt Paracelſus, daß Mehrere ihn beſtritten, als verſtanden hätten. Hieronymus Cardanus, welchen der gelehrte Scaliger für das größte Genie ſeines Jahrhunderts erklärte, bewies die Wunder und Schickſale Jeſu aus deſſen Conſtellation, nachdem er deſſen Nativität erfunden zu haben behauptete, und wie Tycho achtete auch er auf Vorzeichen und Angang. Bodin zeigte in ſeinem „theatrum universae naturae,“ daß Freigeiſterei und Tagewählerei ſehr wohl neben einander beſtehen können, und der Philoſoph Michel Montagne: daß die Aſtrologie nicht zu den Gegenſtänden des Aberglaubens gehöre, für welche in unſerer Zeit auch Auguſt Wilhelm Schlegel in ſeiner Zeitſchrift „Europa“ das Wort ergriff. Der Kanzler Baco (de augmentis scientiarum lib. III. c. 4) verwarf nicht dieſe Wiſſenſchaft, ſondern drang nur auf ihre Reinigung, und Keppler ſtellte ihr in dem Einen Satze: daß man aus den Veränderungen des Makrokosmus (Weltleib) auf die Schickſale des Mikrokosmus (das Einzelweſen) ſchließen könne, das günſtigſte Zeugniß aus. Selbſt noch der als Märtyrer der Wahrheit gefeierte Galilei, welcher die Bewegung der Erde um die Sonne entdeckte, hat, mindeſtens bedingt, den Einfluß der Geſtirne auf irdiſche Weſen, nach Verhältniß ihrer Lichtſtärke, zugeſtanden *).

---

*) Die Tendenz dieſes Werkes iſt die Erläuterung des Wortes Jeſus und aller Buchſtaben, aus welchen es beſteht.

Wenn alſo die Kirche gegen die Magier und Aſtrologen Krieg führte, wenn Sixtus V. im Jahr 1586 gegen ſie eine drohende Bulle erließ, wenn ſchon drei Jahre vorher ein Provincial-Concil zu Bordeaux alle aſtrologiſche Almanache verboten hatte, ſo geſchah dieß gewiß nicht im Intereſſe der Aufklärung, ſondern weil man die magiſche Kunſt fürchtete; denn an die magiſche Kraft der Beſchwörungen glaubte die Geiſtlichkeit ſelber ſo feſt, daß ſie ſich dazu gebrauchen ließ, bald das Feuer zu beſprechen (Wolf Niederl. Sag. Nr. 366) bald durch Bannſprüche (d. h. Zauberformeln) ſchädliche Thiere zu vertreiben, ganz wie es zur Pra-

---

*) Ich hebe, als Probe ſeiner Art zu demonſtriren, nur folgenden Satz hier aus: „Was manchen Sternen an Licht abgeht, erſetzen ſie durch größere Geſchwindigkeit. Wollte Jemand einwenden, daß Geſtirne, deren Licht nicht auf die Erde komme, auch keinen Einfluß auf ſie hatte, ſo würde ich fragen: ob dann die Sterne unter unſerm Horizont nicht auf unſere Erde wirken, weil ihr Licht nicht auf unſere Halbkugel fällt, noch mehr aber, woher man wiſſe, daß das Licht der Jupitertrabanten nicht bis auf unſere Erde komme? Will man denn unſere Augen zum Maßſtabe der Ausbreitung des Lichtes machen? Sehen nicht vielleicht Adler manche Sterne, die unſern Augen verborgen bleiben? Und wie kann man laugnen, daß die Sterne der Familie Medicis ihr Licht auf die Erde herabſchicken, da ſie durch das Teleſcop groß und glänzend erſcheinen? Wenn zur Wirkſamkeit von Sternen ein großes und Jedermann auffallendes Licht erfordert würde, ſo würde Mercur, der meiſt unſichtbar iſt, und Mars, wenn er der Sonne nahe iſt, wenige oder gar keine Wirkung hervorbringen. Aus allem dieſem ſchließe ich, daß, wenn die übrigen Sterne auf die Erde und ihre Geſchöpfe einwirken, die Mediceiſchen Sterne gewiß nicht zurückbleiben."

ris der alten Druiden gehörte. Benedict von Montferrand, Biſchof von Lauſanne, ließ im Jahr 1479 die Raupen, welche damals unſäglichen Schaden verurſachten, vor ſein biſchöfliches Gericht laden, damit ſie ſich wegen der von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten rechtfertigen möchten. Man machte ihnen darauf einen förmlichen Proceß, und damit ja nichts im Wege Rechtens fehlen möchte, wurde den Thierchen ein Advocat zugegeben, der ihre gute Sache vertheidigen mußte. Nach dieſen vollbrachten Gebräuchen ſprach der Biſchof von ſeinem Richterſtuhle ein förmliches Urtheil, und belegte das Ungeziefer mit der Strafe des Banns*).

Im Jahre 1516 verfluchte der Official von Troyes in Frankreich alles Gewürm, was damals die Erdfrüchte verdarb. Der Vater Lebrün, Verf. einer histoire critique des pratiques superstitieuses

---

*) Als Curioſum möge hier eine Anecdote ihren Platz finden, welche zu jenen unerklärlichen Fällen gehört, deren wiederholtes Vorkommen die Entſtehung mancher abergläubiſchen Meinungen und Gebräuche erklärt. In Görres hiſt. pol. Blättern 1845 Heft VII. S. 516ff. lieſt man: Folgende Thatſache erzählte mir ein glaubwürdiger Augenzeuge: Im Garten eines Edelhofs hatte die grüne Kohlraupe ſo überhand genommen, daß der Beſitzer zum „Beſprecher" zu ſchicken ſich entſchloß. Dieſer umſchritt die Gemüſefelder, leiſe vor ſich hinmurmelnd, wobei er mit ſeinem Stäbchen hie und da einen Kohlkopf berührte. Unmittelbar am Garten ſtand ein Stallgebäude, an deſſen ſchadhaftem Dache einige Arbeiter flickten, die ſich den Spaß machten, den Zauberer durch Spottreden, hinabgeworfene Kalkſtückchen ꝛc. zu ſtören. Nachdem er ſie wiederholt gebeten, ihn nicht zu irren, ſagte er: „wenn ihr nicht Ruhe haltet, ſo treibe ich euch die Raupen auf das Dach." Als die Neckereien dennoch nicht aufhörten, ging er an die nächſte Hecke, ſchnitt eine Menge fingerlanger Stäbchen, ſtellte ſie horizontal an die Stallmauer und entfernte ſich. Alsbald verließen ſämmtliche Raupen ihre Pflanzen, krochen in breiten, grünen Colonnen über die Sandwege, an den Stäbchen die Mauer aufwärts, und nach 1½ Stunden hatten die Arbeiter das Feld geräumt, ſtanden im Hofe mit Ungeziefer beſäet, und nach dem Dache deutend, was wie mit einer grünen wimmelnden Decke überzogen war.

(Rouen 1702) erzählt mehrere dergleichen richterliche Urtheile von den Officialen zu Lyon, Maçon und Autün, die wider dergleichen Ungeziefer mit großer Feierlichkeit ausgeſprochen worden ſind. Gemeiniglich pflegte der Prozeß wider daſſelbe unter folgenden Ceremonien geführt zu werden. Anfangs wurde ein Bittſchreiben im Namen der Einwohner aufgeſetzt, worin ſie erſuchten, daß dieſe Thierchen vertrieben werden möchten. So gaben einſt einige Einwohner Burgunds eine Supplik gegen die großen Fliegen ein, welche Weintrauben ausſogen. Hierauf wurde ein Richter erwählt, vor dem ſich zwei Advokaten ſtellten, deren einer im Namen des Volkes klagte, der andere aber das Ungeziefer vertheidigte, da denn endlich der Ausſpruch des Richters erfolgte, daß, wenn das Geſchmeiß ſich nicht in einer gewiſſen Zeit fortbegeben würde, daſſelbe in den Bann verfallen ſollte. Hieher gehört auch der Prozeß, welcher im Jahr 1587 durch die Syndici von der Gemeinde St. Julien bei Maurienne gegen eine eigenthümliche Art von grünen Fliegen (Verpillons) geführt werde. Im 16 Jahrhundert war der Heuſchreckenbann in Frankreich ſo gemein geworden, daß der Oberpräſident des Parlaments in der Provence, Bartholomäus Chaſſanäus (geb. 1480 zu Iſſy l'Eveque, geſt. 1542 zu Autün), ein eigenes weitläuftiges Bedenken aufſetzte, und darin unterſuchte, wie und auf welche Art dergleichen Thierchen wirklich vor Gericht geladen werden könnten; ob ſie in eigener Perſon oder durch einen Anwalt erſcheinen müßten; ob ſie eigentlich vor das geiſtliche oder weltliche Gericht gehörten; und ob ſie mit der Strafe des Bannes belegt werden könnten, welches Letztere er beſonders mit vielen Gründen zu behaupten ſuchte (Göttinger Taſchenkal. 1783). In Wolfs „deutſchen Sagen“ berichtet Nr. 298 wie Biſchof Egbert zu Trier, im Petersdom Meſſe leſend, dadurch geſtört wurde, daß eine Schwalbe kam und ihm auf den Kopf hofirte, daher er einen Fluch ausſprach, daß keine Schwalbe mehr im Trierer Dom leben bleiben ſollte, und wirklich ſtirbt jede Schwalbe ſogleich, wenn ſie in den Dom fliegt. Die folgende Sage (Nr. 299) erzählt einen ähnlichen, kräftig wirkenden Bannfluch, den Johannes das Lamm, über die ihn im Gebete ſtörenden Fiſche ausgeſprochen.

An dieſe Beiſpiele reihen ſich andere von förmlicher kirchlicher Verfolgung und Verfluchung ſchädlicher Thiere. So z. B. begehrte die Stadt Bern Rath von ihrem Biſchof in Lauſanne wegen Erhaltung ihrer Saaten gegen die ſchädlichen Raupen, Ingeriche, Ingerlinge. Dem Biſchof ſchien, wie vor Alters Heiden und Juden und ſpäter auch vielen katholiſchen Kirchenbehörden, es ſey den Menſchen eine Beſchwörungskraft gegeben, die nur nicht leichtſinnig zu üben wäre. Dieſes hatte nichts Befremdendes für den gelehrten Stadtſchreiber Thüring Frikhard, auf deſſen Weisheit Bern beſonders achtete. Demnach erging an die Creatur im Namen des Schöpfers eine feierliche Aufforderung, ſich zu entfernen. Ueber den Ungehorſam wurde ein Rechtsgang verordnet; um ihre Gegenrede zu führen, der Schatten eines Fürſprechers vieler ſchlechten Sachen, Perrodet, aus der Hölle aufgeſchworen, hierauf das Gewürme verbrannt und allem Volk bewieſen, daß zu Rettung ſeiner Saaten die väterliche Regierung auch nicht Ein Mittel unverſucht laſſe. Alsdann macht eine alte Ceremonie lächerlich, wenn das Volk den Sinn verehrter Väter nach dem Urtheil ſeiner eigenen Weisheit meiſiert; wozu in großen Zeiten die glorwürdigen Siege, die gute Regierung und Freudigkeit im Leben es nie kommen ließen.

Das vom Leutprieſter Schmid auf dem Kirchhofe zu Bern ausgeſprochene Monitorium ſiehe in H. H. Hottinger's latein. Kircheng. IV., 318.

„Du unvernünftige unvollkommene Creatur, die Inger, deines Geſchlechts iſt nicht geſeyn in der Arch Noäh; im Namen meines gnädigen Herrn und Biſchofs von Lauſanne, bei Kraft der hochgelobten Dreifaltigkeit, durch das Verdienen Behalters Jeſu Chriſti und bei Gehorſam der heil. Kirch, gebeut ich euch, allen und jeden, in den ſechs nächſten Tagen zu weichen von allen Orten, an denen wachſet und entſpringet Nahrung für Menſchen und Vieh." Wo nicht, ſo citirt er ſie auf den ſechsten Tag, nach Mittag um Eins, vor ſeinen gnädigen Herrn von Loſann gen Wivelsburg.

Schultheiß und Rath an den Statthalter der Dechaney zu Köniz, Do. nach Kreuzerfindung. Aufſchub 15. Mai (wegen Zweifel über die Form), abermalige Citation: „Ihr verfluchte Unſauberkeit der Inger, die ihr nicht einmal Thiere heißen noch genannt ſollt werden." Spruch: „Wir Benedict von Montferrand, Biſchof zu Loſan, haben gehört, die Bitt der großmächtigen Herrn von Bern gegen die Inger und uns bewahrt mit dem heiligen Kreuz und allein Gott vor Augen gehept, von dem all recht Urtheil kummend, — demnach ſo graviren und beladen wir die ſchändlich Würm und bannen und verfluchen ſie im Namen des Vaters, Sohns und heiligen Geiſts, daß ſie beſchwört werden, in die Perſon Johannis Perrodeti, ihres Beſchirmers, und von ihnen ganz nichts blieb denn zu Nutz menſchlichen Brauchs." Alles mit viel mehr Worten. Die Regierung befiehlt ernſtlich über den Erfolg zu berichten; aber Schilling meldet, man habe nichts vernommen, „um unſerer Sünden willen" (Hottinger a. a. O. 320). Formel der Schlangenbannung: „Ich beſchwöre Euch, Würmer, bei dem allmechtigen Gott, daß euch dieſes Haus alß immer ſo unerträglich ſey, als immer Gotte der Mann iſt, der falſch urtel ſpricht und ein rechte kann“ (der wiſſentlich falſch richtet). Hemmerlin 2 Tract. de Exorcismus.

Anno Domini 1519 am S. Urſula Tag iſt für Wilhelm von Haſlingen Richtern zu Glurns und Mals kommen Simon Fliß ob Stilfs, und hat angezeigt, wie er von wegen der Gemeind Stilfs, ein Recht zu führen willens ſey gegen den Mäuſen, ſo genannt ſind Lutmäuſe, wie Recht ſey. Und damit dieſelbigen Lutmäuſe in ſolcher Rechtfertigung nach Ordnung ihre Notdurft fürbringen mögen, ſo ſeyn ſie eines Procurators nothdürftig. Begehren ſie. daß der Richter ihnen ein Procuratorn von Obrigkeit wegen ſetzen ſoll, uf daß ſie ſich nit zu beklagen haben.

Auf ſolches Fürbringen hat der Richter gemelten Lutmäuſen uf Stilfs nach Ordnung Rechtens ein Procuratorn geſetzt als Hanſen Grinebner Burgern zu Glurns, dem er ſolchen Gewalt geben, und nach Ordnung des Gerichts beſtättet: auch iſt um das Siegl gebeten worden in Gegenwart Sigmunden von Tartſch, Hanſen Hafners und Conraden Spergſers (ein Landsknechthauptmann Georgens von Freundsberg und des Connetable von Bourbon).

Hernach hat gemelter Simon Fließ von wegen der Gemein Stilfs wider die Lutmäuſe auch einen Procurator geſetzt, nämlich den Schwarz Minig zu Tartſch und haben darum den Richter um das Inſiegl gebeten im Beiſeyn vorgedachter Zeugen, darauf dann ein Rechtstag angeſetzt als am Mittwoche vor S. Simon und Judas der zwelfboten Tage obgeſagten Jars.

Kundſchaftrecht am Mittwoche nach S. Philipſen und Jacobi der heiligen Zwelfboten Anno 1520.

Richter Conrad Spergſer, Rechtſprecher Hans Hafner, Caſper Metzger, Millner von Liechtenberg, Stoffl Frey, Baltin Larcher, Martin Lechtaler, Adam von Paſadt, Fliri Peter, Luzi Hans Feyrabendt, Jeremias von Prad.

Auf dieſen Tag iſt verdinglich fürkommen Schwarz Minig von Tartſch als Procurator der ganzen Gemeind Stilfs und hat zu verſtehn geben, wie er als Procurator der

Gemeind Hanſen Grinebner als Procuratorn und Gewalthaber der unvernünftigen Thierlein, genannt Lutmäuſe, auf dieſen Tag Kundſchaft zu verhören zu wiſſen gethan, und fürgeboten: worüber geſagter Grinebner herfürtreten und als Procurator der genannten Lutmäuſe ins Recht gedingt.

Darauf hat Minig Waltſch aus Sulden bekannt und geſeit, daß ihm wohl wiſſend ſey, daß er ungefährlich bei 18 Jahren in Sulden gehauſt hab, da ſey er ein und uſgangen über die Stuck und Güter der Wieſen der ganzen Gemeind Stilfs: da hab er allzeit geſehen, daß die Lutmäuſe ihnen daſelbſt merklich Schaden getan haben an Uſwülung des Erdreichs, alſo daß die von Stilfs das Hew und Grumat die Zeit lang wenig genoſſen.

Niklas Stocker uf Stilfs hat bekennt und geſeit, das ihm wohl kund und wiſſend ſey, daß, ſo lang er gemelter von Stilfs Güter hat helfen arbeiten, hat er allezeit geſehn, das etwas Thiere, deren Namen er nit wiſſe, denen von Stilfs in ihren Gütern großen Schaden getan hant und ſunderlich in Herbſt, da man das Grumat mähen ſollen, ſein ſie viel heftiger, denn zu andern Zeiten geweſen: er Kundſchafter habe auch in allen deren von Stilfs Stücken und Alben den Schaden geſehen.

Vilas von Raining als ein . deren von Stilfs hat ſich zu den zween Kundſchaften geſtellt und bekennt, daß er bei zehn Jahren in Stilfs gehauſt und ſey ihm nit anders wiſſen, als wie Niklas Stocker vermelt hat und um ſo viel mehr, daß er die genannten Lutmäuſe uf den Stucken oft und viel ſelbs geſehen hab.

Und ſind ſolche Kundſchaften mit dem Aid, wie ſich gebürt, beſtättet worden.

Es hat ſolche Kundſchaften gedachter Schwarz Minig als deren von Stilfs Procurator um ſin Pfenninge geſchrieben und beſiegelt, und hat das mit Urteil erlangt.

Klag.

Schwarz Minig hat ſein Klag geſetzt wider die Lutmäuſe in der Geſtalt, daß dieſe ſchädliche Thiere ihnen großen merklichen Schaden tun, ſo wurde auch erfolgen, wenn dieſe ſchädliche Tiere nit weggeſchaft werden, daß ſie ire Jarszinſe der Grundherrſchaft nit mer geben könnten und verurſacht wurden hinweg zu ziehen, weil ſie ſolcher Geſtalten ſich nit wüßten zu ernehren.

Antwort.

Darauf Grinebner eingedingt, und dieſe Antwort geben und ſein Procurey ins Recht gelegt: er hab dieſe wider die Tierlein verſtanden; es ſey aber männiglich bewußt, daß ſie allda in gewiſſer Gewöhr und Nutzen ſitzen, darum aufzulegen ſey — —: Derentwegen er in Hoffnung ſtehe, man werde ihnen auf heutigen Tage die Nutz und Gewöhr mit keinem Urtel nehmen oder aberkennen. Im Fall aber ein Urtel erging, daß ſie darum weichen müßten, ſo ſey er doch in Hoffnung, daß ihnen ein anders Ort und Statt geben ſoll werden, uf daß ſie ſich erhalten mögen: es ſoll ihnen auch bei ſolchem Abzug ein frey ſicher Geleit vor iren Feinden erteilt, es ſeyn Hund, Katzen oder andere ihre Feind: er ſey auch in Hoffnung, wenn aine ſchwanger wäre, daß derſelben Ziel und Tag geben werde, daß ir Frucht furbringen und alsdann auch damit abziehen möge.

Urtel.

Auf Klag und Antwort, Red und Widerred, und uf eingelegte Kundſchaften und Alles was für Recht kommen, iſt mit Urtel und Recht erkennt, daß die ſchädlichen Tierlein, ſo man nennt die Lutmäuſe, denen von Stilfs ire Acker und Wiesmäder nach Laut der Klag in vierzehn Tagen raumen ſollen, da hinweg ziehen und zu ewigen Zeiten dahin nimmer mehr kommen ſollen; wo aber ains oder mehr der Tierlein ſchwanger wär, oder Jugendhalber nit hinkommen möchte, dieſelben ſollen der Zeit von jedermann ain frey ſichers Geleit haben 14 Tage lang; aber die ſo ziehen mogen, ſollen in 14 Tagen wandern.

Hormayrs Tſchb. 1845, S. 227 ff. theilt noch folgendes, hieher gehörende fürſtliche Erlaß mit:

Von Gottes Gnaden Auguſtus, Herzog zu Sachſen und Kurfürſt. — Lieber Getreuer, Welchergeſtalt, und aus was Urſachen und chriſtlichem Eifer, der würdige, Unſer lieber andächtiger Hr. Daniel Greßer, Pfarrherr allhier in ſeiner nächſt getanen Predigt, über die Sperlinge etwas heftig bewegt geweſen und dieſelbe wegen ihres unaufhörlichen verdrießlichen großen Geſchreis und ärgerlicher Unkeuſchheit, ſo ſie unter der Predigt, zu verhinderung Gottes Worts und chriſtlicher Andacht, zu tun und behegen pflegen, in den Bann getan, und männiglich preis gegeben, deſſen wirſt du dich, als der damals ohne Zweifel aus Anregung des heiligen Geiſtes im Tempel zur Predigt geweſen, guter maßen zu erinnern wiſſen.

Wiewohl Wir uns nun verſehen, du werdeſt, auf gedachten Herrn Daniels Vermahnen und Bitten, ſo er an alle Zuhörer insgemein getan, ohne das allbereit auf Wege gedacht haben; ſintemal Wir dieſen Bericht erlangt, daß du dem kleinen Gevögel vor andern, durch mancherlei viſirliche und liſtige Wege und Griffe nachzuſtellen, auch deine Nahrung unter andern damit zu ſuchen und daſſelbe zu fahen pflegeſt. — daß ihnen, ihrem Verdienſt nach gelohnt werden möge nach weiland des Herrn Martini ſeligen Urtheil — — iſt demnach unſer gnädiges Begehren, — — zu eröffnen, wie und welchergeſtalt auch durch was Behändigkeit und Wege, du für gut anſeheſt, daß die Sperlinge, eher dann, wann ſie jungen, und ſich durch ihre tägliche und unaufhörliche Unkeuſchheit unzählich vermehren, ohne ſonderliche Koſten aus der Kirche zum heiligen Kreuz gebracht, und ſolche ärgerliche Vöglerei und hinterliches Gezſchirpe und Geſchrei im Hauſe Gottes, verkümmert werden möge. — — — Das gereicht zur Beförderung guter Kirchenzucht und geſchieht daran unſere gnädige Meinung. — — Datum Dreßden, den 18. Februar 1559. — Unſerm Secretario und lieben getreuen Thomas Nebeln.

Da in einem Capitel, welches ausſchließlich vom Lehrſtand handelt, auch über die Entſtehung und Fortbildung der Univerſitäten eine gedrängte Skizze erwartet wird, ſo bietet ſich hier die ſchicklichſte Gelegenheit, eine ſchon von Meiners gegebene Berichtigung des noch fortbeſtehenden Irrthums vorauszuſchicken: als ob Univerſitäten nicht eher entſtanden ſeyen, bis alle vier Hauptwiſſenſchaften auf denſelben gelehrt, bis die Lehrer dieſer Wiſſenſchaften in eben ſo viele Facultäten abgetheilt, und endlich die vier Facultäten in eine einzige große Körperſchaft academiſcher Lehrer vereinigt worden ſeyen. Der Vortrag aller Hauptwiſſenſchaften, das Daſeyn von vier Facultäten, und deren Vereinigung in Ein Corpus fehlte noch lange auf den älteſten hohen Schulen, als ſie ſchon wahre Univerſitäten waren. Universitates hießen ſie nicht, weil auf denſelben alle Wiſſenſchaften gelehrt wurden, ſondern weil ſie privilegirte Gilden oder Gemeinſchaften von Lehrern und Lernenden (Universitas doctorum et scholarium) waren*). Das wahre Weſen der hohen Schulen des 12. Jahrhunderts, welche die bis dahin florirenden Stifts- und Kloſterſchulen verdrängten, liegt darin, daß die Lehrer und Schüler von Päpſten, weltlichen Fürſten und Städten geſetzliche Vorrechte**) erhielten, wodurch ſie über andere Lehrer und

---

*) **Crevier hist. de l'université de Paris I. p. 321—323.**

**) So erhielten z. B. die Aerzte in Salerno das Recht der Promotion, damit alſo das Monopol des Unterrichts in ihrer Wiſſenſchaft. Wenn Jemand künftig beabſichtigte, in Neapel und Sicilien die ärztliche Praxis, zu üben, ſo mußte er in Salerno ſtudiren, ſonſt hatte er zu fürchten, daß er auch bei den größten Fähigkeiten von den prüfenden Aerzten werde abgewieſen werden. Als Friedrich II. im Jahr 1224 die hohe Schule zu Neapel ſtiftete, und befahl, daß

Lernende erhoben, und in eine privilegirte Geſellſchaft verwandelt wurden, deren Vorrechte drei Jahrhunderte

---

nunmehr kein Eingeborner andere hohe Schulen beſuchen dürfe, blieb doch Salerno von dieſem Geſetz ausgenommen, und behielt das Recht, alle Aerzte des Reiches zu prüfen, bevor ſie für tüchtig zur Praxis erklärt würden, ein Recht, das ſelbſt in Neapel die Lehrer der Medicin nicht erhielten, und auch jetzt noch nicht beſitzen.

Der Stadt Bologna ertheilte Friedrich I. im Jahr 1158 aus Dankbarkeit für die Dienſte, welche die vier berühmten Schüler des Rechtslehrers Irnerius (Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo) bei der Entwerfung neuer, ſeinen Vortheil berückſichtigenden Geſetze ihm bewieſen, diejenigen Prärogative, wodurch Bologna eine privilegirte Schule wurde. Aus jenem Erlaß ziehe ich hier als Probe für die Geſinnungen des Kaiſers folgende Stelle aus: „Wir halten es für billig, daß diejenigen, die ihre Zöglinge *zum Gehorſam gegen uns* bilden, mit beſonderer Sorgfalt gegen alle Beleidigungen geſchützt werden. Wir verordnen daher, daß Keiner ſich unterſtehe, Studirenden Leid zuzufügen, und ſie *wegen eines anderswo begangenen Vergehens, oder einer anderswo gemachten Schuld* anzutaſten. Der Uebertreter dieſes Geſetzes, und ſelbſt die Obrigkeit des Ortes, die ſolche Uebertretungen ungeahndet läßt, ſoll den zugefügten Schaden vierfach erſetzen, die Obrigkeit ihres Amtes entſetzt, und mit Schande gebrandmarkt werden. Studirende, gegen welche eine Klage erhoben wird, ſollen das Recht haben, ihren Lehrer zum Richter zu wählen, wer ſie vor ein anderes Forum ziehen will, ſoll mit ſeiner Klage, ſey ſie auch noch ſo gerecht, abgewieſen werden." Hier muß erinnert werden, daß die Gerichtsbarkeit über die Studirenden in Bologna nicht von allen Lehrern gemeinſchaftlich, ſondern von jedem Lehrer über ſeine Zuhörer ausgeübt wurde. Obſchon vorvermehrt wurden. Dadurch florirten ſie, während der Ruhm der blühendſten Schulen früherer Jahrhunderte

---

auszuſetzen iſt, daß die Lehrer partheiiſch für ihre Zöglinge geweſen (weil, je größere Freiheiten die Letztern genoſſen, deſto lieber die Väter ihre Söhne an ſolche Orte ſchickten), ſo wollten die Studirenden in Bologna nicht einmal dieſes milde Richteramt ein halbes Jahrhundert ertragen, denn ſchon zu Anfang des 13. Jahrhunderts erklärten ſie keine andern, als von ihnen ſelbſt gewählte Richter anzuerkennen. — Im Jahre 1292 ertheilte Nicolaus IV. den Studirenden und Lehrern in Bologna das Privilegium, daß alle, die dort ſtudirt hätten und geprüft worden wären, an jedem andern Orte die venia legendi beſitzen ſollten. Unter den Auszeichnungen, welche die Stadt den Lehrern zukommen ließ, gehörte, daß ſie mit noch größerm Pompe begraben wurden als die erſten Magiſtratsperſonen, und erlaubte, daß ihnen an öffentlichen Plätzen koſtbare Mauſoleen errichtet wurden. Gegen die Studirenden waren Obrigkeit und Bürgerſchaft noch freigebiger als gegen die Lehrer. Man ertheilte ihnen das Bürgerrecht; die Häuſer, in welchen ſie wohnten, waren, ſo lange die Mahlzeit dauerte, unverletzlich, konnten unter keinem Vorwand vor Ablauf des Miethsjahrs vom Volke zerſtört und eingezogen, noch von Käufern in Beſitz genommen werden. Wenn Studirende bei öffentlichen Unruhen etwas einbüßten, ſo wurde ihnen dieſes aus der Stadtkaſſe erſetzt. Perſonen, die an Studirenden einen Todſchlag begangen hatten, konnten nicht begnadigt werden. Wer den Mörder der Obrigkeit in Bologna auslieferte, erhielt größere Belohnungen, als wenn er andere Miſſethäter der Gerichtsbehörde überantwortet hätte. Nach einem Brande oder ſonſtiger Zerſtörung von Häuſern, in welchen Studirende wohnten, war die Stadt verpflichtet, ihnen paſſende Wohnungen zu verſchaffen. Im Jahr 1273 erſchien ein Geſetz, daß, wenn ein Studirender von einem Bürger mit dem Tode des Vorſtehers oder Lehrers, welcher ſie emporgebracht, verſchwand. Fruchtlos blieben alle Anſtrengungen Alexanders III. und Innocenz III. auf den Concilien im Lateran in den Jahren 1179 und 1215 den Stifts- und Kloſterſchulen wieder aufzuhelfen. Die erſten privilegirten hohen Schulen entſtanden nur zufällig in Salerno, Bologna und Paris, denn wären Abölard und Peter Lombardus an andern Orten aufgetreten, ſo würde ihr Ruf nicht minder groß geworden ſeyn. Die erſtern beiden Städte blieben die Muſter für alle in den nächſten Jahrhunderten in Italien entſtandenen Schulen, während Paris das Ideal für alle Jene wurde, welche England, Deutſchland und andere nordiſche Reiche ſtifteten. So verſchieden die

---

oder Unterthan der Stadt Bologna beraubt worden war, die bloſe Angabe des Klägers als ein gültiger Beweis angenommen werden ſolle. Nur müſſe der Angeber ſchwören, daß er ſeinen Gegner nicht aus böſer Abſicht anklage. Die Kaufleute, welche für die Bedürfniſſe der Studirenden ſorgten, waren von Kriegsdienſt und andern perſönlichen Laſten befreit.

In Paris durfte nur in auſſerordentlichen Fällen der königliche Richter ſich in den Proceß eines Studirenden einmiſchen. Dieſer Beſchluß war von Philipp Auguſt ausgegangen. Als Ludwig der Heilige ſeinen Kreuzzug angetreten hatte, muſte die Univerſität ſeiner Mutter, der Königin Blanca, ſchwören, daß weder die Lehrer noch die Lernenden den Frieden der Stadt ſtören, daß die Lehrer keinen Mädchen- oder Frauenräuber, keinen Dieb oder Mörder, der von dem königlichen Vogt gefangen genommen worden, als Angehörigen der Univerſität zurückfordern wollten, ausgenommen — wenn ſie im Ernſt glaubten, daß der Verhaftete einer der Ihrigen ſey!!! (Crevier l. c. I. p. 28.)

Wiſſenſchaften waren, die auf den erſten privilegirten hohen Schulen vorgetragen wurden, ſo verſchieden die Fürſten und Obrigkeiten, deren Herrſchaft die älteſten Sitze der Gelehrſamkeit unterworfen waren, ſo blieben dennoch ihre Anfänge und Fortgänge, die Lage und Vorrechte der Lernenden wie der Lehrer, die Methoden des mündlichen und ſchriftlichen Vortrags, die Hilfsmittel und Mißbräuche auffallend ähnlich, weil allenthalben dieſelben Umſtände vorhanden waren und dieſelben Urſachen wirkten. Der außerordentliche Ruf der Lehrer im 12. Jahrhundert lockte eine zahlloſe Menge vornehmer und reicher Lernenden aus allen Gegenden Europa's herbei. Der Aufenthalt ſo vieler Tauſende junger Fremdlinge gab den Städten, wohin ſie zuſammenfloßen, in kurzer Zeit einen Wohlſtand unerwarteter Art. Fürſten, Obrigkeiten und Bürger erkannten die großen Vortheile, die ſie den hohen Schulen verdankten, geſtatten daher gern den Lehrern und Lernenden Vorrechte, wodurch Beide an die Stadt gefeſſelt oder herangezogen wurden.

Zur Zeit des berühmten Azo, der im Anfang des 13. Jahrhunderts lebte, waren in Bologna 10,000 Jünglinge aus allen Gegenden Europa's zur Erlernung des bürgerlichen und des geiſtlichen Rechts. Ein großer Theil der Studirenden beſtand aus Männern, die ſchon anſehnliche Pfründen, und geiſtliche Würden hatten, die Uebrigen waren vornehme Jünglinge, oder ſolche, die von Capiteln und Klöſtern hinlängliche Unterſtützung erhielten, um in Bologna unabhängig leben und ihre Lehrer honoriren zu können. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß diejenigen am genaueſten zuſammenhielten, die durch ein gemeinſchaftliches Vaterland, gleiche Sprache, Sitten und Denkart verbunden waren. Das

Heer der Studirenden theilte ſich alſo in mehrere kleinere und größere Schaaren, wovon jede diejenigen enthielt, die aus derſelben Provinz gebürtig waren. Man nannte dieſe verbrüderten Haufen „Nationen," und die Mächtigſten unter ihnen machten zuerſt Geſetze, welche ſie gegen Betrug und Gewalt ſchützen, zugefügte Beleidigungen ahnden, den Bedrängten Recht verſchaffen ſollten. Nachdem ſich dieſe Vereine gebildet hatten, verlangten ſie, daß ſie nur von ihres Gleichen gerichtet werden, und daß ſie ihre Obrigkeit und deren Beiſitzer ſelbſt wählen, oder durch gewiſſe, von ihnen gewünſchte Perſonen (electores) erwählen laſſen wollten. Die Obrigkeit in Bologna wurde über dieſe Forderung aufgebracht, noch mehr als die Lehrer, die man ihrer Gerichtsbarkeit berauben wollte. Dieß hatte zur Folge, daß ſehr viele Studirende im Jahr 1215 auswanderten. Die Bürgerſchaft, befürchtend, daß die hohe Schule zerſtreut werden würde, gab nun Alles zu, und verlangte nur, daß die ſelbſtgewählten Obrigkeiten bei dem Antritt ihres Amts ſchwören, nie dazu beitragen zu wollen, daß die hohe Schule anderswohin verlegt werde. Denſelben Eid forderte ſie auch von allen ordentlichen und außerordentlichen Lehrern, die außerdem noch eidlich verſichern mußten, daß ſie das Recht nirgend als in Bologna lehren wollten. Hingegen führten die dortigen Rechtslehrer, um ihr Amt in ein Monopol zu verwandeln, die Gewohnheit ein, daß Niemand daſelbſt die Geſetze auslegen dürfe, der nicht von ihnen geprüft und tüchtig erkannt worden war. Die Doktoren der Rechte verabredeten mit einander, ob ſie in dieſem oder jenem Jahre Doktoren creiren wollten oder nicht. Jeder aber durfte ſeine Schüler prüfen. Die Candidaten der Doktorwürde lehrten meiſt eine Zeitlang vorher, ehe ſie zu Doktoren ernannt wurden. Solche in den Vorübungen zur Doctorwürde begriffene junge Männer wurden bald **Professores**, bald **Magistri.** oder auch **Bachalarii** genannt. Die ordentlichen Lehrer hielten es unter ihrer Würde, über die Inſtitutionen und andere Geſetzbücher, welche man die außerordentlichen nannte, zu leſen. Dieſe überließen ſie den Candidaten der Doktorwürde, welche deßwegen außerordentliche Lehrer, ſo wie ihre Vorleſungen: **lectiones extraordinariae** genannt wurden*).

Noch iſt zu erinnern, daß die hohe Schule zu Bologna einen großen Theil ihres ſeit dem 12. Jahrhundert ſteigenden Rufes dem Verdienſt des Rechtslehrers Gratian verdankte, welcher im Jahr 1141 ſeine Decretalen bekannt machte, und dadurch das öffentliche Lehren des „geiſtlichen Rechts“ veranlaßte, worauf die Stadt ſo ſtolz wurde, daß ſie auf einige der von ihr geprägten Münzen: „**Bononia mater Studiorum,**“ auf andern: „**Bononia docet,**“ endlich auf einigen jüngern: „**Petrus ubique pater, legumque Bononia mater**“ ſetzte.

Wie Salerno um die Arzneikunde**) und Bologna

---

*) Fattorini de claris archigymnasii Bononiensis professoribus a saeculo XI. usque ad saeculum XIV. Im 2. Bd. p. 105 dieſer Schrift ſteht ein Verzeichniß der ord. und auſſerordentlichen Lehrer vom Jahr 1297.

**) Dazu hatte zuvörderſt die Nachbarſchaft des Kloſters Caſſino beigetragen, die Stadt ſelbſt war dazu durch ihre Lage begünſtigt, die frühzeitig Handelsverbindungen mit dem Orient und Griechenland erleichterte. Dadurch erhielten Salerno und Caſſino vielfach Gelegenheit, die Schriften und Heilmethoden der ſaracenischen und griechiſchen Aerzte kennen zu lernen, ein Vortheil, der den Bewohnern anderer Klöſter und Städte abging. Im Kloſter Caſſino lebten ſchon im 9. Jahrhundert mehrere berühmte Aerzte und mediciniſche Schriftſt. A. d. Re um die Rechtswiſſenſchaft, ſo erwarb ſich die hohe Schule zu Paris um die Gottesgelahrtheit und Weltweisheit, nach den im Mittelalter geltenden Anforderungen an dieſe Zweige der Wiſſenſchaft, die größten Verdienſte. Was man damals unter dieſen verſtand, geht daraus hervor, daß die Theologie, Scholaſtik und die Philoſophie Dialectik war. Die Blüthezeit der Pariſer Hochſchule fällt in die Regierungsperiode Philipp Auguſts. Schon eine Zeitlang vor dem Jahr 1169 mochten ſich die Pariſer Studenten in verſchiedene Nationen getheilt haben, welchen rechtmäßige Häupter vorſtanden, indem Heinrich II. von England ſich erbot, ſeine Streitigkeit mit dem Erzbiſchof Thomas von Canterbury, den Vorſtehern und Mitgliedern der verſchiedenen Provinzen der hohen Schule zu Paris zur Entſcheidung zu übergeben (Matth. Paris ad ann. 1170, p. 82) Die Zahl der dort Studirenden ſtieg im Anfang des 13. Jahrhunderts bis zu vielen Tauſenden hinauf. Der Cardinal Vitry führt junge Leute von zwölf verſchiedenen Nationen an, die in Paris ſich aufgehalten. In keinem andern Jahrhundert wurden ſo viele Gelehrte von der dorigen hohen Schule ſo allgemein zu den höchſten Würden erhoben, denn es blieb kein verdienſtvoller Lehrer und Schriftſteller übrig, der nicht Erzbiſchof, Biſchof oder Cardinal geworden wäre. Die Studirenden zu Paris wurden des Papſtes Geiſtliche genannt, die ſich zu Paris aufhielten *), ein Titel, der in peinlichen Fällen ſie der weltlichen Ge-

---

gimen sanitatis Salerni, sive scholae Salernitanae edidit, studii Medici Salernitani historia praemissa J. C. G. Ackermann, Stendal. 1790.)

*) Clercs demeurans a Paris iſt der Ausdruck, deſſen ſich Crevier (l. c. p. 263) bedient.

richtsbarkeit entzog. Damit dieſe von Philipp Auguſt ausgegangene Begünſtigung nicht in Vergeſſenheit gerathe, mußte bis zum Jahre 1592 jeder Prevot von Paris, wenn er in ſein Amt eingeſetzt wurde, vor den Lehrern der Hochſchule ſchwören, daß er dieſe Satzung reſpectiren wolle, und nur bei einer ungewöhnlichen Miſſethat ſich nach dem Proceſſe erkundigen dürfe, welcher dem Angeklagten gemacht wurde. Die Urkunde über dieſes Privilegium bewahrt noch jetzt das Archiv der Pariſer Univerſität.

In der Organiſation der Abtheilung der Studirenden nach Nationen zeigte ſich Paris von Bologna ſehr verſchieden, denn in Paris wurden alle Studenten und Lehrer bis über die Mitte des 13. Jahrhunderts hinaus, und auch nach der Bildung der übrigen Facultäten, als Lehrer und Zöglinge der freien Künſte (artistes) angeſehen, weil die Schulen daſelbſt bloß mit dem Vortrage der Dialectik, oder Rhetorik und Grammatik angefangen hatten. Alle dieſe Lehrer und Lernenden bildeten vier Nationen, deren jede einen Procurator (procureur) hatte. Die vier Procuratoren wählten den Rector oder das Haupt der Univerſität, und zwar bloß aus den Baccalaureis der Theologie, oder aus den wirklichen Lehrern der Grammatik und übrigen freien Künſte. Die vier Nationen hatten eine gemeinſchaftliche Kaſſe, in welche die Promotionsgelder der Baccalaureen, und Magiſter der freien Künſte floßen (Crevier l. c. II., p. 24). Erſt im Jahre 1267 bildete ſich die theologiſche Facultät als ein beſonderes privilegirtes Corps, um 1274 die des geiſtlichen Rechts und der Medicin (II. p. 80), erſt 1281 wurden die drei höhern Facultäten der Univerſität förmlich einverleibt (II. p. 98). Jede Facultät erhielt über

Univerſitätsſachen eine berathende Stimme, wie jede der Nationen, aus welchen die Facultät der freien Künſte beſtand, ausgenommen bei der Rectorwahl, denn dieſe blieb ein ausſchließliches Vorrecht der vier Nationen (IV. p. 213 sq.). Nach dem Jahre 1281 beſtand alſo die Pariſer Hochſchule aus ſieben für ſich beſtehenden Körperſchaften (compaignies), aus vier Landsmannſchaften (nations) und drei Facultäten; welche Einrichtung ſich bis auf die erſte franzöſiſche Revolution erhalten hat (II. p. 85). In den ältern Urkunden der Pariſer Hochſchule drückte, wie in der zu Bologna, Facultas nicht ein privilegirtes Corps, ſondern eine Wiſſenſchaft aus (II. p. 413). ſo wie „Scholar" (scholaris oder ecolier) nicht bloß die Schüler, ſondern auch die Lehrer, und überhaupt Alle, welche eine Wiſſenſchaft betrieben.

In Paris hatten die Rectoren der Univerſität noch ehrenvollere und einträglichere Vorrechte als in Bologna. Sie waren nicht bloß Häupter der Univerſität, ſondern hatten auch den Rang vor dem Biſchof in Paris, und wichen nur den päpſtlichen Legaten und den Cardinälen aus königlichem Geblüt (III. p. 47, VI. 433). Sie übten die Gerichtsbarkeit über alle Angehörige der Univerſität in erſter Inſtanz (V. p. 231) und ſtanden auf der Rolle, welche die Univerſität den Päpſten überreichte, oben an, damit ſie zuerſt mit Pfründen verſehen würden. (II. p. 376.)

Die akademiſchen Grade entſtanden in Paris aus gleichen Urſachen wie in Bologna, nämlich um den Gefahren vorzubeugen, die aus der Untüchtigkeit ungeprüfter Lehrer für die Lernenden entſpringen könnten. Man verlangte von Jenen, welche vorübende Lectionen halten wollten, daß ſie eine gewiſſe Zahl von

Jahren bekannte Lehrer gehört haben müßten, und wollten ſie ordentliche Lehrer werden, ſo müßten ſie während einer beſtimmten Zeit unter der Aufſicht von ordentlichen Lehrern vorübende Vorleſungen gehalten haben. Die berühmteſte Uebung der Candidaten der theologiſchen Doktorwürde war die thése Sorbonnique. Dieſe Diſputation beſtand darin, daß Jemand von ſechs Uhr Morgens bis ſechs Uhr Abends, ohne Präſes, ohne etwas zu eſſen oder zu trinken, und ohne ſeinen Platz zu verlaſſen, ſich gegen jeden Angreifenden vertheidigte *).

---

*) Die Doktordiſputationen haben bekanntlich ſich bis auf unſere Zeit erhalten, nur hat der hier geſchilderte heroiſche Charakter dieſer Gladiatorenkämpfe an gewiſſen Univerſitäten ſeine Strenge dadurch verloren, daß man die gelehrten Diſſertationen ſchriftlich abhält, d. h. ſie für Bezahlung von Andern ausarbeiten läßt, wogegen die zuſehende Behörde gern ein Auge zudrückt, da ſie mit dem Doktortitel einen ausgebreiteten Handel, ſelbſt ins Ausland, treibt. Zu Abälards Zeit, d. h. im barbariſchen moyen age, war es aber noch anders. Er lehrte zuerſt in Melün, dann in Corbeil, endlich in Paris, ohne von einem Andern examinirt und magiſtrirt oder doctorirt zu ſeyn: und dennoch hatte er viele berühmte Schüler gebildet, die, von ſeinem Rufe angezogen, aus den entfernteſten Ländern Europa's, ihn zu hören, herbeigeſtrömt waren. Abälard lehrte ſogar Theologie in Paris, ohne ein Geiſtlicher zu ſeyn. (Hist. calam. Abael. c. 4. 5.). Man machte es ihm freilich zum Verbrechen, daß er, ohne einen Theologen gehört zu haben, die Theologie lehrte, und daß er, ohne päpſtliche Erlaubniß über ſein eigenes Buch geleſen, Niemand aber nahm daran Anſtoß, daß er Vorleſungen hielt, ohne Doktor oder Magiſter zu ſeyn. Erſt als man merkte, wie einträglich dem Abälard ſein Lehr-

Der ungemeine Beifall, womit die Arzneikunde in Salerno, die Rechtswiſſenſchaft in Bologna, und die

---

amt geworden war, entſtand der Verkauf der licentia legendi, welchem Unfug Päpſte und Concilien vergeblich zu wehren ſuchten. So beſtimmte Gregor IX. durch eine Bulle im Jahr 1231, daß die Univerſitätskanzler, welche von Alexander III. die Erlaubniß erhalten hatten, für die Ertheilung der ſogenannten Licenz eine mäßige Taxe zu fordern, die aber bald zu einer unmäßigen ſich ausdehnte — daß ſie künftig vor dem Biſchof in Gegenwart zweier Univerſitätslehrer ſchwören ſollten, fernerhin nur würdigen Männern die Erlaubniß: die Gottesgelahrtheit und das geiſtliche Recht zu lehren, ertheilen würden, und deßhalb, wenn Jemand um eine ſolche Licenz nachſuchte, zuvor bei gelehrten und zuverläßigen Männern nach den Fähigkeiten und Sitten des Candidaten ſich erkundigen wollten, auch für die Ertheilung der Erlaubniß, nichts zu fordern. Das half aber Alles nichts. Man erſchwerte die Promotionen, beſonders in der Theologie, forderte, daß der Candidat 16 Jahre in Paris theologiſche Vorleſungen beſucht haben ſolle (7 mit dem Beſuch der Vorleſungen, und 9 mit den vorgeſchriebenen Uebungen). Dieſe Statuten wurden von den engliſchen Univerſitäten Oxford ꝛc. angenommen und noch mehr erſchwert. Da dort, wie in Cambridge, das Parlament (i. J. 1366) vergeblich auf glimpflicheres Verfahren drang, ſo wandten ſich von dort viele Candidaten nach dem Feſtlande, wo die hohen Schulen den Doctortitel nicht ſo ſehr erſchwerten. Man nannte daher ſeit dem 14. Jahrhundert ſolche Gelehrte, die mit den Diplomen der neuen Würde vom Continent zurückgekehrt waren: Wachsdoctoren (doctores cereatos), weil ſie keine Gelehrſamkeit, ſondern nur verſiegelte Urkunden zurückbrachten. In neueſter Zeit erſparen ſich die Engländer die Reiſekoſten, indem Banquiers gegen billige Speſen die Beſorgung der Diplome übernehmen.

Theologie in Paris im zwölften Jahrhundert gelehrt wurden, ermunterte bald auch die Lehrer anderer Wiſſenſchaften, ſich nach ſolchen Städten hinzuwenden, wo eine große Menge lernbegieriger Jünglinge zu finden waren. In Salerno wurden ſchon vor dem Ausgang des 12. Jahrhunderts außer der Medicin auch Philoſophie und Rechtsgelehrſamkeit (Ackermann l. c. p. 83), in Bologna nicht bloß die Rechte, ſondern auch die freien Künſte, Theologie und Medicin (Fattorini l. c.), und in Paris nicht bloß Philoſophie und Theologie, ſondern auch die Rechte und Medicin (Crevier l. c.) vorgetragen. Man hielt es aber noch nicht für nothwendig, daß außer der Hauptwiſſenſchaft, welche die Entſtehung einer Hochſchule veranlaßt oder ihren Ruhm gegründet hatte, auch die übrigen Wiſſenſchaften gelehrt würden, oder daß alle Facultäten oder die Lehrer aller Wiſſenſchaften auf derſelben Hochſchule dieſelben Vorrechte beſäßen. Im 13. Jahrhundert wurden in Italien mehrere hohe Schulen und noch im Jahr 1433 die Univerſität Caen in Frankreich allein für die Rechtswiſſenſchaft geſtiftet (Crevier IV, p. 77). In Salerno konnte nur die mediciniſche Facultät Doktoren creiren; daſſelbe war den Rechtslehrern nicht erlaubt (Ackermann p. 83). In Bologna gingen nur allmählig die Vorrechte der Lehrer des römiſchen Rechts, zu denen des geiſtlichen Rechts über, und die von beiden zu den Lehrern der übrigen Wiſſenſchaften. In der Folge erhielten einige Aerzte Vorrechte, welche ſelbſt die Lehrer der Rechte nicht erlangten (Fattorini I. p. 444, 469); und die Lehrer der von den Päpſten ſo begünſtigten Theologie kamen erſt im Jahr 1362 zu dem Vorrecht, Doktoren creiren zu können. Vordem hatte, wer die Doktorwürde in der Gottesgelahrtheit zu erhalten wünſchte, nach Paris gehen müſſen. In Paris hatte die jetzt ſogenannte philoſophiſche Facultät die größten Vorrechte. Die übrigen Facultäten bildeten ſich erſt ein Jahrhundert nach Entſtehung dieſer hohen Schule, und das römiſche Recht wurde erſt 1679 zu lehren erlaubt (Crevier VII, 83). In Bologna hatte und machte man doctores artis notariae (Fattorini I. p. 427). die man in Paris nicht kannte. Auch waren in Bologna doctores grammaticae älter als doctores logicae, und doctores philosophiae oder artium wurden erſt im 14. Jahrhundert gemacht. (Fattorini I. p. 501).

Die erſten Lehrer an den älteſten hohen Schulen wurden weder von Jemanden berufen, noch beſoldet. Kaiſer, Könige und Päpſte ſchenkten ihnen ehrenvolle Vorrechte und Befreiung von den bürgerlichen Laſten, allein man bezahlte ſie nicht gleich andern Staatsdienern, man überließ ſie dem Ertrag ihrer eigenen Betriebſamkeit. Die vornehmſte Quelle ihrer Einkünfte waren die Honorarien, welche ſie ſich von ihren Zuhörern bezahlen ließen. Die Honorarien in Bologna waren ſehr bedeutend, aber nicht gleich. Man handelte mit Jedem nach Stand und Vermögen ab, ließ darüber Inſtrumente ausfertigen, und wenn nicht die ganze Summe vorausgezahlt wurde, wegen des Reſtes erforderlichen Falls Sicherheit leiſten. Berühmte Lehrer, wie Azo, Rolandini, Thaddäus ꝛc. ſammelten daher große Reichthümer, und kauften viele Landgüter an. Auſſerordentliche Lehrer erhielten viel weniger, aber im Eintreiben ihrer Honorarien waren ſie nicht weniger ſtreng, und den Zahlungsunfähigen nahmen ſie die Bücher, die koſtbarſte, unentbehrlichſte Habe der Studirenden, weg. (Fattorini I. p. 245. II. 110.)

Um recht viele Zuhörer ſich zu verſchaffen, bedienten ſich daher die Lehrer des Kunſtgriffes, daß ſie den Studirenden, bald unverzinslich, bald gegen Zinſen, Geld unter der Bedingung vorſtreckten, daß dieſe bei ihnen gewiſſe Stunden hören ſollten. (Fattorini I. p. 149. not. g. p. 206. not. h. p. 212. not a.) Wegen ſolcher Expreſſungen, theils durch Wucher, theils durch übertriebene Honorarforderungen, verordneten viele Lehrer in ihren Teſtamenten, daß man denjenigen unter ihren Schülern, welchen ſie Unrecht gethan, Schadenerſatz leiſten ſolle; oder ſie machten milde Stiftungen, um dadurch die Sünden zu büßen, die ſie an ihren Zöglingen begangen hätten. (Fattorini II. p. 95. 96.) Aus den Teſtamenten, welche Fattorini hat abdrucken laſſen, erhellt, daß berühmte Profeſſoren, deren Reichthum aus den verſchiedenſten Quellen zuſammenfloß*), ſehr viele Häuſer, beinahe ganze Straßen beſaßen, welche ſie an Studirende vermietheten, weil das Verhältniß von Miethern und Hausbeſitzern einer jener Reize war, wodurch Zuhörer angezogen wurden. Die Lehrer des römiſchen Rechts laſen im 12. und 13. Jahrhundert noch in ihren Wohnungen, denn man kannte eben ſo wenig Univerſitätsgebäude als Univerſitätsfonds. Padua erhielt dergleichen erſt in der Mitte des 14. Jahrhunderts (Comneni Hist. G. P. I. p. 4.)

Der auſſerordentliche Flor, welchen die hohen Schulen den Städten Salerno, Bologna und Paris verſchafften, reizte mehrere Fürſten und Staaten, in ihren Ländern gleichfalls ſolche Unterrichtsanſtalten zu gründen, um ähnliche Vortheile zu erzielen, oder mindeſtens die großen Summen zurückzuhalten, welche die Landeskinder bisher auf auswärtigen Univerſitäten verzehrt hätten. Um aber die berühmten Männer zu bewegen, die ältern blühenden Univerſitäten gegen jüngere, deren Fortbeſtehen ungewiß war, zu vertauſchen, mußten ſie ihnen jährliche hohe Beſoldungen verſprechen. Friedrich II. befolgte dieſe Maßregel zuerſt, als er 1224 die neuerrichtete hohe Schule zu Neapel emporbringen wollte (Petr. de Vincis ep III. 10 et 11.) In Frankreich beſoldete Graf Raymund von Toulouſe zuerſt die öffentlichen Lehrer. Er ſtiftete nach den großen Unruhen, die Paris im Jahr 1229 zerrütteten, eine hohe Schule in dieſer Stadt, und ſetzte zwei Lehrer der Rechte, ebenſo viele Profeſſoren der Theologie, und ſechs der freien Künſte mit Beſoldungen an. (Leboeuf Diss. sur l'hist. de Paris II. p. 27.) Es kommen aber auch Beiſpiele vor, daß man die Lehrer nur auf einige Jahre oder auf nur ein halbes Jahr zum Lehren dieſer oder jener Wiſſenſchaft berief. Der Wetteifer von Fürſten und Städten, berühmte Lehrer an ſich zu ziehen, ſteigerte zwar ihre Beſoldungen, deſto mehr verloren ſie an Honorarien und andern Vortheilen, weil die Vervielfältigung der Hochſchulen die Studirenden theilte, welche man überdies ſicherer zur Zahlung anhalten konnte als Fürſten und Republiken, die im 15. und den folgenden Jahrhunderten nicht pünktlich oder auch gar nicht an die Auszahlung der Beſoldungen dachten. Auf Honorarien war jetzt um ſo weniger zu rechnen, da die Zahl der Lehrer in gleichem

---

*) Auſſer dem Wucher und den oft von den Zuhörern erpreßten Honorarien gewannen die angeſehenen Rechtslehrer zu Bologna große Summen durch die Sachen, welche ſie vor Gericht vertheidigten, durch die Reſponſa, welche ſie Fürſten und Städten gaben; durch die Geſchenke, welche ſie für die Prüfung und Empfehlung der Doctoranden erhielten, und die nicht als unerlaubt betrachtet wurden, durch die Vermiethung von Häuſern und Auditorien, durch den Verkauf der Abſchriften ihrer Werke, durch Verleihen von Büchern ꝛc.

Verhältniſſe mit der Zahl der armen Studirenden und der für arme Studirende errichteten Stiftungen zunahm.

In Paris waren die älteſten Hörſäle an der Domkirche und in den Klöſtern St. Victor, St. Genevieve und St. Denys. Aber ſchon im Anfang des 13. Jahrhunderts konnte die Stadt die Lehrer und Lernenden nicht alle mehr faſſen, da entſtand allmählich das noch jezt ſogenannte quartier latin. Im Anfang des 14. Jahrhunderts miethete jede Landsmannſchaft (nation) die Hörſale ihrer Lehrer, erſt gegen das Ende jenes Jahrhunderts kauften ſie Häuſer, die zu Auditorien beſtimmt wurden. (Crevier I. p. 274. II. p. 303. 485.) Die verſchiedenen Landsmannſchaften fanden ſich insgeſammt in der Straße du Fuarre. welche ihren Namen von dem vielen Stroh erhielt, welches in dieſer Straße verkauft wurde. Die Cardinäle Jean de St. Marc und Gilles Aicelie de Montaigu verordneten 1366 bei einer Reform, die ſie mit der Univerſität vornahmen, daß die Studirenden nach alter Gewohnheit auf dem mit Stroh beſtreuten Boden, nicht aber auf Stühlen und Bänken ſitzen ſollten. Man brauchte daher viel Stroh, um alle Auditorien gehörig zu beſtreuen. (Crevier II. p. 449.)

Die Lehrart auf den älteſten Hochſchulen war gleichförmig. Die früheſten Profeſſoren der Theologie laſen die heil. Schrift; die Rechtslehrer die Pandecten oder andere Abſchnitte der römiſchen Geſetze; die Lehrer der Medicin den Hippokrates oder Galen, oder die Iſagoge des Porphyr vor, und erklärten die dunkeln Stellen durch kurze Gloſſen, die eben deßhalb nicht an einander hängend waren. Auf dieſe Art las und commentirte Abälard den Ezechiel. Die Schriften der Kirchenväter nannte er Gloſſen über die Bibel, und gab daher auch ſeinen eigenen Erklärungen dieſen Namen. Schon im 12. Jahrhundert fing man an, aus den größern Werken, die man bisher vorgeleſen und erklärt hatte, Auszüge (Summas) zu machen, und dieſe bei den Vorleſungen zu Grunde zu legen. Eine ſolche summa war die regula Salernitana und die summa Thaddaei in der Medicin, die summa Azonis in der Rechtsgelehrſamkeit, und in der Theologie der nach Gratians Decret abgefaßte liber sententiarum des Petrus Lombardus, welche summae zum Theil noch im 16. Jahrhundert in Anſehen ſtanden. Die Vervielfältigung von Gloſſen und die Erläuterung der summarum veranlaßten die ausführlichen Commentarien, denen man die Erörterung von allerlei, meiſt überflüſſigen Fragen einmiſchte. Hieher gehören die Gloſſen des Accurſius, die vier Jahrhunderte hindurch ſo viel als die römiſchen Geſetzbücher galten, die zahlloſen Auslegungen über den Ariſtoteles, und die 240 Commentarien der berühmteſten Theologen über den liber sententiarum des Peter Lombard, welcher die Schriften Auguſtins am meiſten benützte, weil ſie ihm, wie ſpäterhin Luther, gleich Ausſprüchen Jeſu und der Apoſtel galten. Die Vorliebe für dieſen Kirchenvater ließ ihn an ſpitzfündigen Fragen, die nur Stoff für Diſputirübungen hergaben, ein übermäßiges Gefallen finden. Seine Nachahmer Thomas Aquinus und Duns Scotus verirrten ſich noch weiter im Irrgarten der Dialectik. Erſterer füllte die Hälfte ſeiner summa Theologiae mit Fragen, die gar nicht in ein Syſtem der Theologie gehören. Dies kam daher, weil er die Philoſophie des Heiden Ariſtoteles zur Schleppenträgerin der Gottesgelahrtheit erniedrigen wollte. In allen ſeinen theologiſchen Werken führt er dieſen Weltweiſen eben ſo oft als die Kirchenväter an. Nicht weniger nachtheilig als der Inhalt ſeiner theologiſchen Schriften war die von ihm befolgte Methode. Alle ſeine Werke ſind in Fragen, dieſe wieder in Artikel abgetheilt. Bei jedem Artikel bringt er zuerſt die Zweifel bei, die man gemacht oder machen könnte. Auf dieſe und die Gegengründe läßt er die Beweiſe und Autoritäten für die zuerſt bezweifelten Meinungen, endlich die Widerlegung der anfangs angeführten Gegengründe folgen. Dieſe Methode beobachtet Thomas bei dem Vortrag von der Unſterblichkeit der Seele, von der Auferſtehung der Todten, bei den Lehren von den drei Perſonen der Gottheit, von den zwei Naturen in Chriſto, von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria ꝛc. Die ſpitzfindigſten und lächerlichſten Fragen unterſucht er weit umſtändlicher als die erſten Wahrheiten der Sittenlehre, welchem Umſtande er vielleicht ſeine ſpätere Heiligſprechung verdankt. So z. B. nimmt der Beweis vom Daſeyn Gottes nur Eine Seite ein, hingegen die Fragen über die Fleiſchwerdung Chriſti füllen über hundert Seiten.

Des Thomas Nachfolger gingen in der von ihm eingeſchlagenen Richtung noch weiter. Duns Scotus war noch erfinderiſcher an lächerlichen Fragen und Zweifeln *). So wurde über die Frage: ob eine Maus,

---

*) Nicht Jedem wird das Glück wie ihm zu Theil, daß ein Wunder ſchwierige Fragen löſe. Als er einſt über das Geheimniß der Fleiſchwerdung nachgedacht hatte, ſetzte ſich das Jeſuskind auf ſeine Arme, und tröſtete ihn durch die ſüßeſten Umarmungen. An dem Tage, an welchem er in Paris zur Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes in die Diſputation ging, blieb er vor dem Bilde der h. Jungfrau über der Thüre einer Kapelle ſtehen, und flehte ſie inbrünſtig an, daß ſie ihm in ihrer

die eine Hoſtie frißt, auch den Leib Chriſti genieße? von allen Scholaſtikern, von Petrus Lombardus bis auf Gabriel Biel, ſehr eifrig geſtritten. Eine Frage von ſolcher Wichtigkeit führte natürlich auf viele andere. Man unterſuchte nun: wie eine Maus, die den Leib Chriſti genoſſen, zu behandeln ſey? ob man das Sacrament auch im Bauche derſelben anzubeten habe? ob man, wenn ſich im Magen der Maus noch etwas vom geweihten Brode finden ſollte, verbunden ſey, es ſelbſt zu genießen? was man zu thun habe, wenn man gleich nach Empfang des Sacraments den Durchfall bekomme oder es ſonſt von ſich geben müſſe? ob, da eine Maus geweihtes Brod benagen kann, auch der Teufel es genießen könne? — Ueber dieſen wichtigen Fall hat man von einem Schwaben (Bruder Wilhelm Holſer aus Stuttgart) eine Druckſchrift, die 1593 in Tübingen erſchien, und betitelt iſt: „Mus exentratus, h. e. tractatus valde magistralis super quaestione quadam theologica spinosa et multum subtile etc.“ („Die ausgeweidete Maus, d. i. eine ſehr lehrreiche Abhandlung über die ſtachlige und ſehr ſubtile theologiſche Frage ꝛc.“) Ebenfalls in Tübingen erſchien noch i. J. 1750 in 4. von L. M. Pfaff ein

---

Ehrenrettung beiſtehe. Das Gnadenbild neigte zum Zeichen des Beifalls das Haupt, und dieſes blieb ſeitdem in der neigenden Stellung. Der Biograph des frommen Theologen führt eine große Zahl von berühmten Gelehrten an, die für dieſes Wunder gezeugt haben.

Hier kann ich nicht umhin, noch einen andern Zug von der Dankbarkeit der h. Jungfrau anzuführen. Weil Albert der Große (dieſen Beinamen verdankte er ſeiner Thätigkeit in allen Fächern der Wiſſenſchaft) viele Lobgedichte auf ſie gemacht hatte, bezeugte ſie ihm die beſondere Gnade, ſich ihm zur genauen Beſichtigung darzuſtellen, als er ſich vornahm, alle ihre leiblichen Schönheiten, wie ihre Seelengaben dichteriſch auszumalen.

Tractatus de *Stercoranistis* medii aevi, d. h. eine Abhandlung, in welcher alle Meinungen derjenigen Theologen zuſammengetragen ſind, welche im Mittelalter über die ſehr ſubtile Frage, ob ſich die Hoſtie nach dem Genuſſe in Dreck verwandle oder nicht? ſich herumgeſtritten. Dazu hatte ſchon der Kirchenlehrer Origenes (Comm. in Matth. p. 253 ed. Huet Rothom) Anlaß gegeben, da er behauptete, „daß die durch Gottes Wort und Gebet geheiligte Speiſe, wie Alles, was durch den Mund in den Körper kömmt, in das heimliche Gemach ausgeworfen werde.“

Dieſes Unweſen dauerte bis zur Zeit des Erasmus fort, der daher in ſeinen Annotationes ad nov. test. 1. Timoth. 1. klagt: „Man kämpft ohne Unterlaß darüber, auszumachen, was den Vater vom Sohn, und Beide vom heil. Geiſt unterſcheide; man grübelt, wie es möglich ſey, daß das materielle Feuer an den unkörperlichen Seelen der Verdammten in der Hölle haften könne? vernünftiger wäre die Bemühung, daß jenes Feuer an uns nichts finde, was ausgebrannt werden könne. Man vertheidigt, nöthigenfalls mit Schimpfwörtern und Fauſtſchlägen, ob Gott das Geſchehene ungeſchehen, aus einer Hure eine Jungfer machen könne? ob eine jede Perſon der Gottheit eine jede Natur annehmen könne, wie das Wort die menſchliche Natur angenommen hat? Ob alle drei Perſonen zugleich Eine Natur annehmen könnten? Ob ein geſchaffenes Weſen eine andere Natur annehmen könnte? Ob die Zahl der Perſonen der Gottheit wirklich Drei ſeyen? ob die Zahl der Perſonen zur Subſtanz oder zum Verhältniß gehöre? Ob Gott der Vater den heil. Geiſt eher zeuge als der Sohn? Dieſe und hundert ähnliche Fragen unterſuchen berühmte Doctoren, beſonders aus geiſtlichen Orden in weitläuftigen Bänden. Wenn Chriſten von ſolchen Dingen nach Tiſche redeten, ſo wäre es zu dulden, weil dadurch noch ſchlimmere Geſpräche verhütet würden; allein jetzt hält man ſie für die Grundſäulen des Glaubens. Wir grübeln über das, was wir nicht zu wiſſen brauchen, und verſäumen das, womit wir uns allein beſchäftigen ſollten. Viele Gegenſtände ſind bloß dadurch verderblich, daß ſie den Geiſt abſtumpfen, und verhindern, über wichtigere Dinge nachzudenken.“

An einer andern Stelle (Encomium Moriae p. 222, ed. Basil. 1780) klagt Erasmus: „Die heutigen Theologen wiſſen ganz genau, durch wie viele Röhren das Gift der Erbſünde auf die Nachkommen hingeleitet worden; auf welche Art, in welchem Maaße, und in wie langer Zeit Chriſtus im Schooße der heiligen Jungfrau gebildet worden iſt. Dieſe Fragen ſind aber gar nichts gegen folgende, womit ſich große Gottesgelehrte beſchäftigen: ob es einen Moment in der göttlichen Zeugung gebe? ob mehrere Sohnheiten (Filiationes) in Chriſto ſeyen? ob und was Petrus conſecrirt haben würde, wenn er zu der Zeit conſecrirt hätte, als Chriſti Leib am Kreuze hing? auf wie verſchiedene Arten der Leib Chriſti im Himmel, am Kreuze, und im heiligen Abendmahl ſey, oder geweſen ſey ꝛc.? Wer könnte dieſes auch wiſſen, ohne 36 Jahre in den überweltlichen Gegenden des Scotus geweſen zu ſeyn?“ Sollte man nicht glauben, daß Erasmus in dieſem, auch den Laien unter dem deutſchen Titel: „Lob der Narrheit“ bekannt gewordenen Buche auch der von Luther ſo hitzig vertheidigten Rechtfertigungslehre geſpottet habe? Schon Herzog Georg von Sachſen fand an Luthers Behauptung: daß nur der Glaube, nicht gute

Werke, zur Seligkeit führen, ein Aergerniß. Er ſagte, „wenn die gemeinen Leute wiſſen ſollten, daß man allein durch Chriſtum ſelig würde, ſo würden ſie gar zu ruchlos werden, und ſich gar keiner guten Werke befleißigen.“ Dieſe Beſorgniß für die Sittlichkeit rechtfertigt ſich jeden Tag in zahlloſen Beiſpielen unter der pietiſtiſchen Bevölkerung in proteſtantiſchen Staaten. Menzel (D. G. IV, S. 292) führt ein hieher gehöriges Beiſpiel ſchon aus Luthers Zeit an: Als das evangeliſche Kriegsvolk vom Feldprediger Thamer 1546 zu gutem Wandel ermahnt wurde, erwiederten Einige: wozu gute Werke, da Chriſti Verdienſt und der Glaube ſelig macht? Das Nachdenken hierüber veranlaßte Thamer ſpäterhin zum Rücktritt zur katholiſchen Kirche. — Noch mehr Anſtoß mußte Luthers Lehre von der Erbſünde und Gnadenwahl geben, wenn ſie im Verhältniß zu den Beweggründen zur Sittlichkeit ſcharf aufgefaßt und conſequent verfolgt würde. Welche Vorſtellung von Imputation, wenn der Allgerechte um Eines Fehltritts des erſten Menſchen willen Millionen ſeiner Nachkommen der ewigen Verdammniß beſtimmte! Welcher Widerſtreit überhaupt zwiſchen der Lehre von der Erbſünde und der würdigen Anſicht von der göttlichen Berufung des Menſchen durch die eigene moraliſche Kraft, die Gott ihm eingepflanzt, daß er ſie geltend mache, ſich zu vervollkommnen. Die unerwartet ſchnelle Ausbreitung der Lutherſchen Lehre muß alſo in andern Umſtänden als in jenen geſucht werden, welche ihre Vertheidiger anführen. Durch die Säculariſation der Kirchengüter, nach welchen den Fürſten ſchon längſt gelüſtete, ſowie, indem er die Kirche unter die Vormundſchaft des weltlichen Herrſchers ſtellte, hatte er ſeinem Vorhaben ihren Beiſtand geſichert; durch die Aufhebung des Cölibats ſich unter der Geiſtlichkeit Anhänger geworden; und durch den Satz: „der Glaube allein macht ſelig, nicht gute Werke" die Entbehrlichkeit der Ablaßzettel begreiflich machend, alle Mitglieder der gelderſparenden Geſellſchaft auf ewige Zeiten ſich verpflichtet. Für die Auferweckung der Wiſſenſchaften hatte Luther nicht unmittelbar beigetragen, da er die ewige Verdammniß des Socrates behauptete, und die Tugenden der Heiden glänzende Laſter nannte. Freie Forſchung begünſtigte er nicht, indem er alle Jene verfluchte, welche daran zweifelten, daß Chriſtus nach der Kreuzigung in der Hölle den Verdammten eine Predigt gehalten, und weil er durch ſein beharrliches „Es iſt" *) gegen Zwingli's: „es bedeutet" den Abendmahlsſtreit, und damit die Spaltung der proteſtantiſchen Gemeinde bewirkte. Und Calvin ſelber, welcher den Servetus wegen ſeiner abweichenden Meinung über das Dogma von den drei Perſonen in der Gottheit bei naſſem Holze lebendig verbrennen ließ, hatte er etwa das Licht der Aufklärung angezündet? Im Gegentheil, das Papſtthum hatte durch ſeine Vorliebe für die Studien des klaſſiſchen Alterthums und deſſen Kunſtdenkmale ſchon im 14. Jahrhundert das Wiederaufleben der Wiſſenſchaften bewirkt; Benedictinermönche retteten die Werke der Griechen und Römer vor dem Untergang, während heutige Lutheraner ſie aus den Schulen verbannt wiſſen wollen.

Die Rechtsgelehrſamkeit blieb der Theologie vom Anfang des 13. Jahrhunderts bis in die erſte Hälfte des

---

*) Rommel (Geſch. v. Heſſen IV. p. 74.) citirt einen hierauf bezüglichen Ausſpruch Friedrichs d. Gr.: Jamais l'antiquité ni quelque autre nation que ce soit n'a imaginé une absurdité plus atroce et plus blasphematoire que de manger son Dieu. C'est le dogme le plus insultant à l'Être suprême, le comble de la folie et de la démence.

16. Jahrhunderts in allem ähnlich. Auch in dieſer Wiſſenſchaft wurde die Sophiſtik zur Hauptſache, die summa Azonis entſprach den libris sententiarum, die ungeheuern Gloſſen des Accurſius und die Commentare des Odofredus den unermeßlichen Syſtemen und Erläuterungen des Thomas und Scotus; jene verdrängten das Leſen der römiſchen Geſetzbücher, wie dieſe das Leſen der heiligen Schrift. Die Rechtslehrer folgten auch darin den Doktoren der Theologie, daß ſie von Gloſſen und Commentarien zu Fragen, Diſputationen ꝛc. fortgingen (Fattorini l. c. I. p. 435). Schon gegen das Ende des 12. Jahrhunders brachte das verbreitete Studium des römiſchen Rechts in den Sitten und Gerichten der europäiſchen Völker die traurigen Wirkungen hervor, worüber man ſich in den folgenden Jahrhunderten noch lauter beklagt hat: Zahlloſe Sachwalter und Richter, und eine unendliche Vervielfältigung und Verlängerung der Rechtshändel. Peter von Blois rieth deßhalb einem Freund ab, ſich in die „undurchdringlichen Wildniſſe der Pandecten" zu vertiefen. Die Rechtswiſſenſchaft, ſagte er, iſt „eine Metze, die ſich dem Meiſtbietenden überläßt." „Ihre Lehrer ſind bloß weiſe, um Schaden zu thun". „Ihre Worte ſind Blätter ohne Früchte, tönende Schellen" *). Daher trug man auch im Jahr 1441 auf dem Reichstag darauf an: „daß im ganzen römiſchen Reich deutſcher Nation keine Doktores mehr vor keinem Richter weder reden, procuriren, oder weiter procediren ſollen, in Schriften oder andern Rathſchlägen, ſondern aller weltlichen Richt

---

*) Professores illius sapientes sunt, ut faciunt mala. Verba quidem lepida plerumque habet censura civilis, sed sunt folia sine fructu, nugae canorae (Ep. 140 in Opp. Petri Blesensis p. 216. 217.)

müſſig ſtahn; darumb, daß ſie Stiffväter, und nicht die rechten Erben des Rechten ſeind. Denn ſie nehmen ihme den Grund der Wahrheit, und bringen durch ihren unordentlichen Geitz das Recht zu einem ſolchen Unglauben, daß kein from Mann ſein Vertrawen darin mehr ſetzen mag. Das hat ewer verkehrte Lehre inner funfzig Jahren zu wegen bracht; wo iſt es vor erhört worden" (Conring. de Orig. Juris p. 201). Aehnliche Klagen führte man in Frankreich (Ibid. p. 202). Im Jahre 1514 war es allgemeiner Volkswunſch, daß das römiſche Recht in Würtemberg abgeſchafft werde (Sattler Geſch v. Wirt. unter den Herzogen I. S. 162), und heute nach mehr als drei Jahrhunderten iſt es auch noch bei dem frommen Wunſche geblieben. Unbegreiflich erſchiene es, wie ſich das römiſche Recht gegen ſo viele mächtige Feinde an allen Orten dennoch habe erhalten können, wenn nicht ſo oft die Thatſache lehren möchte, daß alles Gegenſtreben vergeblich iſt, wenn der Zeitgeiſt eine gewiſſe Richtung eingeſchlagen hat. Vom 12. Jahrhundert an widerſetzten ſich Kirchenverſammlungen, Päpſte, Könige und Völker dem Lehren und Lernen des römiſchen Rechts, und dennoch verbreitete ſein Gebrauch ſich ſo ſchnell, als ob es von allen Mächten der Erde begünſtigt worden wäre. So wie Erasmus die Schultheologen ſeinem Spotte widmete, ſo bekriegte der berühmte Buddäus zuerſt diejenigen, welche der Natur und Vernunft zuwider alle Angelegenheiten auf die Geſetze eines ausgeſtorbenen fremden Volkes hinzogen, und nicht einmal das römiſche Recht aus ſeinen Quellen ſchöpften, ſondern es nur aus den weitſchweifigen Gloſſen und Erläuterungen eines Bartholus, Baldus, Accurſius ꝛc.

kennen zu lernen ſich begnügten! (**Hutteni Ep. ad Pirkheim P. I. p. 59.**)

Die Arzneikunde ſchlug mit den übrigen Schulwiſſenſchaften dieſelben Irrwege ein; dieſelben Spitzfindigkeiten, dieſelbe Lehrart, dieſelbe Sprache. Die erſten Scholaſtiker unter den Aerzten, wie Erasmus die Nachahmer der theologiſchen Schulkämpfer nannte, waren Peter von Apono, und deſſen Gegner Gentilis Fulginas (**Vita Arnoldi Villanov. c. 7, 8**). Die berühmteſten Aerzte ſchrieben erſt Gloſſen über Hippokrates und Galen, über Avicenna und andere Araber; von den Gloſſen ging man zu den **summis**, und bald zu dicken Commentarien über die Hauptbücher oder deren Gloſſen, und die **summas** fort, und eben ſo bald kam man zu Diſputationen und quodlibetiſchen Fragen. Peter von Apono nahm vollkommen die Lehrart des Thomas von Aquino an. Der **conciliator** beſteht ganz aus Fragen oder Differentiis. In der Unterſuchung dieſer Fragen trägt er zuerſt die Gegengründe, dann die Beweiſe, endlich die Widerlegung der angeführten Gegengründe vor*). Auch brachte er die ganze peripatetiſche Philoſophie in die Medicin, wie Thomas in die Dogmatik hinein. Dadurch verdrängten unnütze Fragen den weſentlichen Theil der Wiſſenſchaft**). Nichts iſt begreiflicher, als daß Petrarca

---

*) Z. B. Diff. prima. Quod necessarium non sit medico, caeteras scire speculationis scientias, ostenditur . . . . In oppositum est . . . Propter primum sciendum — propter secundum etc.

) Als Probe hier folgende ſeiner Fragen aus den verſchiedenen Stellen ſeiner Schrift: an doctrinarum ordinariarum numerus sit trinus major, aut minor? An complexio sit substantia vel accidens cum ejus appenditio? An unum sit membrum principale, vel plura cum ejus annexis? An caput sit factum propter cerebrum, vel oculos? An attractiva, quae gegen die Aerzte ſeine Freunde warnte, und eben ſo begreiflich, daß er die Angriffe der ganzen Zunft ſich dadurch zuziehen mußte *). Der Verfall der gelehrten Sprachen verhinderte eine vollſtändige Belehrung aus den Schriften des Dioſcorides, Hippokrates und Galen, die man nur aus untreuen Ueberſetzungen kannte, viele ihrer Werke waren noch gar nicht ins Lateiniſche übertragen. Da man ſich alſo von den Kenntniſſen der Alten ausgeſchloſſen ſah, und ſich doch mit Etwas beſchäftigen wollte, ſo verließ man den Kampf mit den Krankheiten, und ſtritt dafür in den Schulen **de intensione et remissione formarum, de raritate et densitate, de partibus proportionalibus, de instantibus, und über andere Dinge, die nie waren, und nie ſeyn werden. Dieſe Diſputationen verhalfen bei allem Mangel an wahrer Gelehrſamkeit zu den höchſten Würden in der Medicin.

So wie man ſchon im 13. Jahrhundert Aerzte und Wundärzte — die Letztern hießen *medici plagarum*

---

a calido ad eam, quae a vacuo reducantur? An virtus augmentativa sit altera a nutritiva? An augmentum fiat per partes formales vel materiales? An virtus vitalis sit alia a naturali et animali? An virtus motiva influat primitus in nervos, vel lacertos cum ejus appenditiis? An frigus ingrediatur essentialiter opus naturae, vel accidentaliter tantum? An digestio fiat a frigiditate? An sanitas sit species specialissima cum annexo? Dieſe hier mitgetheilten Proben reichen hin, um auf das Uebrige ſchließen zu laſſen.

*) Man ſehe ſeine Libr. invectiv. contra Medicum quendam p. 1087 sq. Folgende Schilderung zeichnet den großen Haufen der Aerzte damaliger Zeit. Id cogitans, et quasi chirographum meum tenens, ac jam victor exultans, et plane virilem physicum, non scholasticum puerilem, qualibet nunc utuntur, clamores nostri, quibus pleni sunt vici omnes, et plateae, qui nec loqui sciunt, nisi disputent, nec disputare possunt, quia nesciunt, nec quod erat optimum tacere didicerunt. Itaque quod est pessimum, clamant, irascuntur, insaniunt, syllogismos in me torques etc.

— und unter den Wundärzten wieder medicos ocularios, medicos trepatorum und medicos barberios unterſchied (Fattorini l. c. I. p. 436); oder wie man von den practiſchen Aerzten die Apotheker und Lehrer der Botanik (herbarii) abſonderte (ib. p. 437), ſo fing man auch im Anfang des 13. Jahrhunderts in den großen Städten an, berühmte Aerzte zur Ausübung ihrer Kunſt zu berufen. Die Verordnungen Friedrichs II. für die Prüfung von Aerzten, Wundärzten, Apothekern ꝛc. wurden allenthalben, auch in Paris angenommen; allein ſie wurden nirgend befolgt (Crevier l. c. II. p. 50—53. III. 102, V. p. 50—53). Im 16. Jahrhundert übertrafen die niederländiſchen Städte, insbeſondere Antwerpen, durch ihre Medicinalanſtalten alle Uebrigen. (Guicciardini Descript. des Pays bas p. 147.)

III. Der Nährſtand.

Dieſen repräſentiren alle Jene, welche, ohne adeliger Abkunft zu ſeyn, dennoch freier Geburt ſich rühmen dürfen, d. h. nach römiſchem Begriffe alle, die nicht „leibeigen“ ſind. Jeder Freie hat das Recht, unbehindert zu gehen, wohin er will, im Gegenſatz zum glebae adscriptus, welcher nur mit der Scholle Erde, auf der er geboren iſt, aus der Gewalt ſeines Herrn durch Schenkung oder Kauf in andere Gewalt übergeben, ſonſt aber, d. h. aus freiem Willen, ſich nicht entfernen darf. Im Ingelheimer Weisthum heißt es: „und mag ein jeglicher, der in dem riche geſeſſen iſt, ziehen un faren wor er wil un ſal im nieman daran hindern.“ Von den „freien Leuten“ auf der Leutkircher Heide: „daß ſie frei wären und keine nachjagende

Herren hetten" (Lünig Reichsarch. p. spec. cont. 4. p. 803). Nur der Freie iſt des echten Eigenthums fähig, weder der Knecht noch der Hörige. Vom Eigenthum hängt ferner die Theilnahme an Gericht und Volksverſammlung ab, welche dem Unfreien gleichfalls verſagt iſt. Jeder freie Landeigenthümer hat ſeinen Theil an der öffentlichen Gewalt, und iſt zu allem Recht befähigt. Der Freie iſt urſprünglich vieler Laſten, Frohnen und Dienſte, die den hörigen Mann drücken, ledig, obſchon nicht aller Beiträge und Abgaben zu allen Zeiten enthoben. So entrichtete er dem König jährliche Geſchenke, herbergte ihn oder ſein Gefolge, und ſteuerte zu den Koſten der Heereszüge bei. Urſprünglich wurde freiwillig dargeboten, allmälich bittweiſe verlangt, endlich herriſch befohlen.

Dieſes Verhältniß erkennt man noch in den Einquartierungslaſten ꝛc. der Grundbeſitzer, obſchon dieſe Grund und Boden nur im Leben von den Adeligen haben. Der hier geſchilderte Zuſtand paßt vollkommen auf den ſogenannten Bauernadel in Ungarn und dem ehemaligen Polen, insbeſondere aber hat ſich dieſes Verhältniß noch in ſeiner ganzen Friſche bei den Stammvätern der germaniſchen Völker, im ſcandinaviſchen Norden, unter den noch immer mächtigen Odalbauern erhalten, von welchen die Landbeſitzer im Mecklenburgiſchen und die Altenburger Bauern kaum noch Schattenbilder ſind. Odal ſtammt von Od, Eigenthum, ein Wort, das noch in Zuſammenſetzungen deutſcher Ortsnamen vorkommt*). Odal hieß der Grund und Boden, den die früheſten Bewohner des Landes durch ihrer Hausdiener Arbeit urbar gemacht, und zu menſchlichen Wohnungen umgeſchaffen hatten. Dieſes Odal beſaßen ihre Nachkommen als ein ſolches, das durch das Pflügen ihrer Vorfahren entſtanden war, und das ſie ſelbſt ohne Soldaten mit ihrem Blute vertheidigten, daher ſie ſich als ſelbſtherrſchende Männer über daſſelbe betrachteten. Der Bauer (Odalbonde) ſaß wie ein König auf ſeinem Hofe, und war in allem ſein eigener Herr. Ueber ſeine Hausfrau, Kinder und Hausleute übte er eine hausväterliche Macht aus; in allen Verhältniſſen war er für die Mitglieder des Hauſes verantwortlich, er erſetzte den Schaden, den ſie Andern zufügten; er rächte die Gewaltthätigkeiten, die ihnen von Andern zugefügt wurden, oder nahm Geldbußen dafür an. In den ſchwediſchen alten Landſchaftsgeſetzen hieß er „Drotte“ (Hausvater), „Jörd-Drotte“ (Erd- oder Landbeſitzer), im Verhältniſſe zu der Dienerſchaft, die ihm das Land bauen half, und „Lavarder“ (agſ. hlaford, engl. *lord*), Herr, im Verhältniß gegen ſeine Leibeigenen. So lange die Söhne im Brode des Vaters waren, hatten ſie kein Recht zu kaufen oder zu verkaufen, noch weniger durften ſie Dienſtboten miethen, Alles ſollte der „alte Kerl“ (gamble karl) thun, er war Herr des Hauſes, Richter, Opferprieſter und Anführer der Familie, d. h. er ſchlichtete alle Zwiſtigkeiten unter ſeinen Hausleuten, er verrichtete den häuslichen Opferdienſt, er führte bei Feindſeligkeiten ſeine Hauskerle zum Angriff und zur Vertheidigung an, er allein hatte Bedeutung im Staate, denn er allein war ſtimmberechtigt, wo die Angelegenheiten des Volkes abgemacht wurden, wie noch jetzt in Deutſchland nur die Grundbeſitzer am Landtage votiren dürfen, und das Verhältniß der Patrimonialgerichtsbarkeit ſich unläugbar aus dieſer älteſten Form der Rechtsverfaſſung entwickelt hat; wie überhaupt das Bevormundungsſyſtem von den Beſitzenden ausgegangen iſt, in jener Urzeit der Völker, wo nur die materielle Kraft, nicht aber die Macht der Intelligenz den Maſſen zu imponiren vermochte. Der Odal-Bauer, d. h. der Landeigenthümer, hatte ſogar das Recht, Zeugniß abzulegen gegen den König und gegen die Dienſtleute deſſelben; hingegen Zeugniſſe von andern, als bau- und hoffeſten, Männern, hielt man nicht für gültig in Dingen, welche Landbeſitz betrafen. Dieſe „Bonde“, d. h. Bodenbeſitzer waren die einzigen Machthabenden im Staate, denn Landbauern, die kein eigenes Land hatten, Dienſtleute, welche das Brod des Königs aßen, alle, die nicht auf eigenem Grunde ſtanden, hatten keine Stimme in Dingen, die das allgemeine Wohl betrafen. Man fand es nicht für gut, die wichtigſten Staatsangelegenheiten Perſonen anzuvertrauen, die nichts zu verlieren hatten, oder ſolchen, die von Andern abhängig, nicht „Männer für ſich“ waren. Darum durften auch keine Andern als „Bonden“ zu Aufträgen und Geſchäften gewählt werden, welche Selbſtſtändigkeit und mitbürgerliches Vertrauen erforderten. Im Allgemeinen wurden die, welche kein eigenes Land hatten, verächtlich: Graesati (Grasſitzer) genannt, weil ſie, auf bloßer Erde ſitzend, Häusler, Büdner, kein Feld beſitzen; Großbauern aber nannte man die, welche vor andern ausgezeichnet waren, durch den Beſitz großer Landgüter, von zahlreichen Hausleuten und Leibeigenen umgeben waren, die alle zum Hof gehörenden Arbeiten verrichteten; Landbauern hingegen, die gegen gewiſſen Zins beſondere Hufen des Landes des Bonde oder Drotte bauten.

---

*) Vgl. Oſterode (d. i. Bezirk der Göttin Oſtera). Werningerode (Beſitz der Familie Werning) u. a. m.

Hierauf baſirt der „Bauernſtolz“ der Großbauern (Lords), ihren Landbauern (farmers) gegenüber; dieſes Bewußtſeyn ſich nicht rauben zu laſſen, ſorgten die edlen Lords gegen die Zerſplitterung des Bodens, Geſetze zu erlaſſen, daher nirgend ſo wenige Ackerbautreibende Familien als in England, daher auch das erſt kürzlich gebrochene Monopol des Kornhandels durch die Abſchaffung des Wucher begünſtigenden Korngeſetzes in dem auf ſeine Freiheit ſtolzen Großbrittanien. Der Pächter (farmer) verhält ſich zum „Lord“ (dem ſchwediſchen Lavarder) oder Großbauer, wie dieſer zum „earl“ (ſchwed. Jarl, Graf, Fürſt), dem Vaſall des Königs (*Sir*, i. e. Serenissimus, franz. Sire; ebenſo verſtümmelt iſt Squire, aus dem ital. Scudiere, franz. ecuyer: Schildträger), inſofern der Eroberer des Landes die höchſte Stufe einnimmt; ſeine Vaſallen, die ihm zur Beſitznahme verhalfen, nämlich die Jarls, earls, die Großen des Reiches, nur eine Stufe unter ihm, denn ſie ſind Beſitzer der einzelnen Theile des Reiches, der Grafſchaften ꝛc.; und weil dieſe einen ſo großen Bezirk Landes nicht ſelber anbauen und bewirthſchaften konnten, ſo theilten ſie davon zur Urbarmachung an ihre Mannen aus, die auf Eroberungszügen ſich unter ihrer Fahne als Reiſige ſchaarten. In Friedenszeiten verwandelten dieſe ſich in harmloſe Coloniſten, die ihren eigenen Boden anbauten, daher „Bauer“ urſprünglich ein Wort, das, wie „Lord“ (hlavarder) den Begriff der Selbſtſtändigkeit ausdrückte. Erſt ſpäter unterſchieden die Juriſten coloni *liberi*, wenn man freie Bauern von denen unterſcheiden wollte, die in die Hofhörigkeit*) getreten waren, obgleich Letztere als Feldbauende immerhin noch coloni (Coloniſten) heißen konnten, denn bei dem Worte Colonus hatte die Libertas ſich vonſelber verſtanden und zwar aus folgendem Grunde: Nicht alle größern Landherren, weltliche und geiſtliche, hatten ihre Dienerſchaft zu vermehren geſtrebt. Biſchöfe und Aebte, durch Schenkungen Eigenthümer vieler Grundſtücke geworden, aber auf Landesverbeſſerung einen höhern Werth legend, als auf zahlreiche Diener, thaten einzelne Stücke der Stifts- und Kloſterländereien an Erbzinsmannen aus. Ebenſo manche weltliche Fürſten auf ihren Kammergütern. Aber auch urbares Land, Grundſtücke in angebauten Gegenden, wurden an freie Leute nach Erbzinsrecht überlaſſen. Dieſe durften ihre Beſitzungen mit allen darauf haftenden Rechten und Verbindlichkeiten veräußern; auch konnten ſie das Pachtverhältniß aufheben, und ein ſolches mit andern Eigenthümern eingehen.

---

*) Die damalige Seltenheit des Geldes zwang den Landherrn, gewiſſe Theile ſeiner Ländereien der Hof- oder Kriegsdienerſchaft zur Nutzung anzuweiſen. Die Natur dieſes Verhältniſſes brachte es mit ſich, daß die Zeit der Nutzung von der

Aus dem Vorhergehenden bekommen jene polniſchen und böhmiſchen Sagen von Bauern, denen, auf ihrem Pfluge ſitzend, die Krone angetragen wurde, die gehö-

---

Dauer der Dienſtleiſtung, und dieſe von dem Gutbefinden des Dienſtherrn abhing. Herkömmlich behielten ſeit früher Zeit die Dienſtmannen ihre Stelle, ſomit auch das Gut, lebenslänglich. Daß man einen Schritt weiter ging, und auch Söhne im Beſitz von Beiden ließ, erzeugte die Neigung zur Erblichkeit, daher die Sitte der Uebertragung von Lehengütern, bei denen faſt immer den Söhnen, häufig auch den Enkeln, der Fortgenuß des Grundſtücks ausbedungen wurde. Dies führte bald auf Verſuche, mit Lehengütern, die man für die Leiſtung von Kriegsdienſten erlangte, zugleich das Erbrecht zu erwerben. Beiſpiele erblicher Kriegslehen kommen in Frankreich und Deutſchland ſeit dem 10. Jahrhundert vor. Von dem hieraus entſtandenen Herkommen war der Uebergang zum Recht natürlich. Die Berufung auf altes Herkommen findet immer Eingang. Seitdem die Lehensbeſitzer ihr Grundſtück den männlichen Nachkommen geſichert wußten, fingen ſie an, mit Eifer das Land zu bauen. An einzelne Wirthſchaftsgebäude ſchloſſen ſich allmählig Bauernhöfe an; endlich entſtanden geſchloſſene Dörfer.

tige Verſtändlichkeit. Nimmermehr konnte die Phantaſie ſolche Begebenheiten erfinden, wenn es nicht eine Zeit gegeben, wo der Bauer, wie in den Zeiten des Wahlreiches jeder Edelmann, zum Herrſcher ausgerufen werden durfte. Indeß überſehe man nicht, daß viele unſerer freien Bauern erſt ſeit dem 12. Jahrhundert durch den Einfluß der auf die Abſchaffung der Sclaverei dringenden Kirche in ihren beſſern Zuſtand gekommen ſind*). Urſprünglich waren auch ſie Hörige, Leibeigene, aber für die von ihrem Patrimonialherrn erhaltene perſönliche Freiheit blieben ſie zu Zinſen und Frohnen pflichtig, weil die Knechtſchaft auf den Gütern forthaftet. Die perſönlich Freigelaſſenen — denn zwiſchen Befreiung von perſönlicher Knechtſchaft und zwiſchen Befreiung von der auf Gütern haftenden Hörigkeit waltet ein weſentlicher Unterſchied — wurden öfter von ihrem Herrn auf ſolche hörige Güter geſetzt, und blieben nun, obſchon perſönlich frei, wegen dieſer Güter in einer Realunfreiheit oder Gutshörigkeit (vgl. d. vorletzte Anm.). Die gegenwärtig von den Gutsbeſitzern den Bauern abgeforderten Ablöſungsgelder beruhen hingegen nur auf dem Verjährungsrecht, nicht auf geſetzlichem Grunde, weil die Patrimonialherrſchaft nur noch für ihre urſprünglichen Rechte, nicht aber für ihre ehemaligen Pflichten ein Gedächtniß hat. Es war nämlich der Patron zu ſeinem Beſitze durch die Landesvertheidigung gelangt, indem er in Kriegszeiten auf ſeine Koſten dem König Soldaten ausrüſten und ins Feld ſtellen mußte, dieſe durften aber nicht im Zuſtande der Hörigkeit ſeyn, weil der Leibeigene nicht waffenfähig war; ferner hatte der Grundherr die Verpflichtung, für ſeine Leibeigenen zu ſorgen, und ſelbſt in den theuerſten Jahren ſie vor Mangel zu ſchützen. Nach der heutigen Verfaſſung wird aber der Bauer zum Soldaten ausgehoben, und fällt als Krüppel, oder wenn er ſonſt in Hülfloſigkeit verſinkt, nicht ſeinem Patron, ſondern der Dorfgemeinde zur Laſt, die neben dieſer aus neuern Zeiten herſtammenden Belaſtung noch durch mittelalterliche Inſtitutionen gedrückt, mit Gaben und Frohnden an den Gutsherren (welcher nicht der Militärpflichtigkeit, wie ehedem, unterworfen iſt, alſo den väterlichen Boden nur aus freiem Antriebe mit ſeinem Blute vertheidigt) zur Genüge beſchwert iſt.

---

*) Die Geiſtlichen gingen mit gutem Beiſpiel voran. Der Schwabenſpiegel (c. 57. §. 6.) ermuntert oft aus religiöſen Gründen zur Freilaſſung.

Nachdem die vielen verheerenden Eroberungs- und Glaubenskriege das Bedürfniß nach Schutz hinter feſten Mauern erzeugt hatten, entſtanden allmälig die Städte, urſprünglich wie die feſten Schlöſſer, Burgen genannt, denn auch ſie waren mit Wällen und Thürmen (πυργοι) umgeben, daher der Franzoſe die außerhalb der Ringmauern befindlichen Vorſtädte „falſche Burgen" (faux bourg) nennt, um ſie von der eigentlichen Stadt zu unterſcheiden. Wollte man aber von Thurm und Mauer allein die Städte abſtammen laſſen, ſo hieße dieß den Nothſtand allein (d. h. das Bedürfniß nach Bollwerken gegen äußere Feinde) für den Urheber des Staates halten; das bloße Vorhandenſeyn feſter Orte, wie ſie auch benannt ſeyn mögen*), iſt, bevor der Geiſt des ſtädtiſchen Bürgerthums erwacht war, gleich dem lebloſen Embryo. Darunter befanden ſich auch unzählige Raubburgen, die man doch nicht unter die Erſtlinge ſtädtiſcher Orte zählen mag. Die Stadtmauer war bloß die äußere Bedingung zur Rettung der Freiheit nicht feudaler Grundbeſitzer, und zum Aufkommen eines ſtädtiſchen Bürgerthums. Die innere Feſtigkeit konnten nur die Schutzgilden verſchaffen, die, noch ehe das Städteweſen in den germaniſchen Ländern ſich entwickelte, beſtanden hatten, ich meine jene aus dem Heidenthume erzeugten Genoſſenſchaften oder Trinkbrüderſchaften, die an Götter- und Opferfeſten Volksverſammlungen bildeten, wo man wie Glieder Einer Familie zu gegen-

---

*) Urbs bezieht ſich auf die umgebende Schutzmauer, aber Wik bedeutet Wohnung (οἶκος, vicus) überhaupt. Ueber die verſchiedenen Meinungen von dem Urſprung des Wortes „Weichbild" iſt Wachter et Haltaus Glossar. s. v. nachzuleſen. Einige leiten Weich von sanctus her, weil das Bild des Schutzheiligen an den Grenzen der geiſtlichen Beſitzungen aufgeſtellt war, ſo daß urſprünglich durch Weichbild ein, von

---

der Gewalt der Grafen durch die geiſtliche Immunität befreiter Diſtrikt bezeichnet wurde. Dieſes urſprünglich nur von geiſtlichen Beſitzungen geltende Weichbildrecht erhielten in der Folge auch manche bisherige civitates, villae publicae. Wahrſcheinlich liegt auch hier das lat. Wort vicus (Stadt) zu Grunde, von den Sachſen „Wig" benannt. Daher die Namen Brunswick (Brunonis vicus), Oſterwig, Schleswig ꝛc. Wigrecht (Stadtgerechtigkeit), Wikvagd (Stadtvogt), Wigmann (Bürger, auch Rathsmann). Demzufolge wurde durch Wig- oder Weichbild zunächſt die Stadt ſelbſt, oder das, einem Orte von dem Oberherrn bezeichnete Gebiet, wie auch die liegenden Gründe in der Stadt angedeutet. Ein altes Wörterbuch des Sachſenrechts gibt darüber folgende Erklärung: „Weich, i. e. jurisdictio Gericht und Gebiet. Weichbild ein Gebiet um eine Stadt, und iſt von Alters dabei bedeutet geweſen, daß man ein groß hölzern Kreuz in einem Ort hat aufgerichtet, darauf eine Hand oder Schwert aufgeſteckt zum Zeichen der Gericht über Hals und Hand." In gleichem Sinn ſagt der Gloſſator des Sachſenrechts: „Durch eine Grafſchaft verſteht man, ſo weit des Richters Gebiet erſtreckt als wie ein Stadt-Gericht, das wir ſonſten heißen Weichbildrecht, ſeyn mag." (Art. 12. lib. 2 Landrecht). Unter Weichbildgericht verſtand man das Stadtgericht des Schultheiß, und unter Weichbildrecht das einer Stadt von der obern Behörde ertheilte Eigenthumsrecht über die, denſelben unter dieſem Namen zuſtändigen Güter, deſſen ſie ſich nach ihren Statuten bedienten, und ſich dadurch von Landgütern unterſchieden. Die Beſtandtheile des Weichbildrechtes waren die Marktgerechtigkeit, und die Befugniß, Handel zu treiben, allerlei Handwerk und Innung ꝛc.

ſeitigem Schutz ſich verband*). In den Städten, d. h. den aus zuſammenhängenden Wohnungen beſtehenden, für den Volksverkehr, insbeſondere für den Handel beſtimmten Ortſchaften, bildeten ſich ſolche Vereine vorzugsweiſe, und wurden allmälig in den äußerlich von dem Lande umher abgeſchiedenen Stätten, die durch die Geſtaltung der Dinge nach und nach aus dem allgemeinen Reichsverband enthoben wurden, die erſten bürgerſchaftlichen Gemeinden. Dieſen gelang es, ſich allmälig von den Laſten zu befreien, die an ihre Wohnſitze geknüpft waren, oder welchen die Städtebewohner gegen Gewährung anderer Vortheile von der mächtigen Herrſchaft waren unterworfen worden. Sie erwarben ſich nach und nach die Privilegien von dem Landesherrn oder der Ortsherrſchaft, welcher die Regalien übertragen waren. Da die Genoſſenſchaft die Eigenthümer ſtädtiſcher Grundſtücke umfaßte, ſo konnten die der Brüderſchaft ertheilten Rechte gewiſſermaßen als der Stadt ertheilt betrachtet werden. Gilderecht und Stadtrecht wurde darum in manchem Lande gleichbedeutend. Keineswegs war es aber die ganze Maſſe derer, die in der Stadt ſich aufhielten, denen das Bürgerrecht verliehen wurde, dieſes haftet nur am Grundbeſitz, Jene wurden nur Schutzverwandte, weil ſie von den Bürgern, den eigentlichen Herren der Stadt, geſchützt werden; zu zünftigen Gewerben wurden ſie nicht zugelaſſen, denn darin beſtand das Vorrecht der Gilde. Schutzbedürfniß ſetzt ein Abhängigkeitsverhältniß voraus, nur der Freie iſt zum Tragen von Waffen berechtigt. Ein ſolcher iſt nicht nur der Edelmann, ſondern auch der Bürger, daher im Mittelalter, wo es den Königen an kräftigen Mitteln zur Aufrechthaltung des Geſetzes fehlte, ſo viele Reichsſtädte Truppen ins Feld ſchickten und ihr Eigenthum mit den Waffen behaupteten. Hierdurch bekam das Zunftweſen auch eine kriegeriſche Richtung, wie auch jede Zunft ihre beſondere Fahne hat. Aber erſt im ſpätern Mittelalter wurden die Zünfte als Abtheilungen des ſtädtiſchen Kriegsheers, und umgekehrt jeder Waffenpflichtige als zunftpflichtig betrachtet; denn zuerſt behaupteten die freien Grundbeſitzer, die nach altgermaniſcher Weiſe ſich des Gewerbes enthielten und nur dem Waffenthum oblagen, gegen die Gewerbtreibenden die Stellung eines bevorrechteten Standes; Kaufleute und Handwerke dagegen befanden ſich in dem Minderrecht, die Letztern zum Theil in eigentlicher Hörigkeit *). So hatte die Gemeinde ein Höheres und

---

*) Gilde (im Däniſchen noch jetzt ein Gaſtmahl bedeutend), bezeichnete einen Opferſchmaus und Gelage in heidniſch-germaniſcher Vorzeit. Dazu brachte jeder ſeinen Beitrag in natura mit. Gilde war mit symbolum gleichbedeutend. Ob wohl dieſe Gilden mit den Gilden der ſpätern Zeit, d. h. mit den Brüderſchaften oder Genoſſenſchaften, die zu einem brüderlichen Beiſtand ſich verpflichteten, verwechſelt werden dürfen? Aus der Einrichtung der erſtern und den Verfaſſungen der letztern laßt ſich indeß doch ein geſchichtlicher Zuſammenhang zwiſchen den heidniſchen Opfergelagen und den Bruderſchaften der chriſtlichen Zeit nachweiſen.

---

*) Gegen dieſe von Wachsmuth angenommene dreifache Gliederung der Städtebewohner läßt ſich Wilda wie folgt vernehmen: Neue Anzüglinge waren die Edeln (Patriciergeſchlechter) der Mehrzahl nach gewiß nicht, das zeigen ſchon die Namen. Aus der Kaufmannſchaft, welche die freie berechtigte Gemeinde bildete, ſind die ſtädtiſch-wehrſtändiſchen Geſchlechter der Mehrzahl nach hervorgegangen. Reichthum, durch Handel erworben, und auf den Ankauf von Ländereien, von einträglichen Rechten, die ihnen Fürſten überließen u. dgl. verwendet, ſetzte ſie in den Stand, „müßig zu gehen“, und dieſer „Müßiggang“ wurde dann zur Standes- und Ehrenſache gemacht. Doch blieben auch Viele bei dem Betrieb ihrer Väter, daher in manchen Städten, wo ſich eine ſtädtiſche Ritterſchaft ſchon vollkommen ausgebildet hat, ein Theil derſelben ſich mit Großhandel beſchäftigte. In Löwen waren ſogar alle Patricier Tuchfabrikanten (laken-mackers). Ebenſo wurden Freiburg und Lübeck auf den Grund einer freien kauf-

ein Niederes, zwiſchen beiden aber eine Kluft. Dieſe mußte ſich füllen, wenn ein gemeinſames Bürgerthum aufwachſen ſollte. Der Stolz der Wehrſtändiſchen minderte ſich zunächſt gegen die Kaufleute, als die anregende Kraft des Geldreichthums dieſen zur Seite ging; die Kaufleute aber ſtärkten ſich durch Zuſammentreten in Gilden.

Von ſolchen iſt an manchen Orten das Bürgerthum und Gemeindeweſen erwachſen, und ein älterer Grund deſſelben, ein Stand des Waffenadels daſelbſt nicht aufzufinden. So in Paris*), in London und vielen andern engliſchen Städten**), daher „höchſte Gilde" Bezeichnung des Grundſtamms der Bürgerſchaft***).

Weil „müſſig gehen" das Erkennungszeichen des freien Mannes, was beſonders in Baſel galt (Ochs Geſch. v. Baſ. I. S. 481), während man an andern Orten zufrieden war, wenn der Kaufmann nur keinen Kleinhandel trieb, darum mußte ſich der freie Mann

---

männiſchen Gemeinde errichtet. Der älteſten Rathsverfaſſung zufolge wurden nur Handwerker nicht als Vorbürger betrachtet. Von einem Vorzuge wehrſtändiſcher, nicht Handel treibender Geſchlechter findet ſich keine Spur. Aber ſchon im 13. Jahrhundert iſt die „Junkercompagnie" ein Inbegriff von Familien, die vom Ertrag ihrer Kapitalien gewerblos lebten, welche den Rath faſt ausſchließlich beſetzte. Adelige mögen freilich von auſſen hinzugekommen ſeyn, und durch Verſchwägerung, durch Aufnahme in die Altbürgerinnung, ſich mit dieſer verbunden, und den Junkergeiſt zu wecken und zu nähren beigetragen haben, der Stamm aber beſtand aus den Nachkommen der altlübeckiſchen Kaufmannsfamilien. Merkwürdig iſt, daß in Hamburg ſich nie ein ſolches Patriciat gebildet hat. Ein Geſetz verbot daſelbſt den Adeligen die Wohnung in der Stadt (Stadtrecht v. 1270), und eine ariſtokratiſche Familienentwicklung hemmte man dadurch, daß die Rathsſtellen keine Pfründen wurden.

*) Hier gab es ſchon im 12. Jahrhundert mercatores hansati.

**) Wilda, Gildenweſen S. 246 ff.

***) Ebdſ. S. 170.

des Handwerks enthalten, denn in der Entwicklungsperiode des Städteweſens hatte es noch keinen goldenen Boden. Mit Handarbeit beſchäftigten ſich außer den eigenen Leuten nur Frauen, und Kloſterleute. Die Handwerker wurden als die Armen bezeichnet. Wer von ihnen in eine Bürgergenoſſenſchaft eintreten wollte, mußte der Betreibung ſeines Gewerbes entſagen.

Der Hebel für den Handwerksſtand in den ſtädtiſchen Gemeinden wurde 1) das Innungsweſen, denn in der Genoſſenſchaft wuchs Betriebſamkeit, Geſchicklichkeit, Erwerb, Anſehen; 2) die Bewehrung der Gewerbtreibenden. Was einſt dem germaniſchen Jüngling die Wehrhaftmachung geweſen, das wurde ſie jetzt dem Stande, nämlich die Pflegerin des Bewußtſeyns der Mündigkeit. Theilnahme an der Vertheidigung ergab ſich von ſelbſt als Gunſt oder Laſt, ſobald die Burgmannſchaft nicht mehr ausreichte. Es geſchah dann, daß dem Orte ſich mehr Schutzbedürftige zuwandten, als darin hauſen konnten. Eine Zeitlang genügte es dem Handwerker, an der Auſſenſeite der Mauer zu wohnen. In der Folge wurde der neue Anbau ebenfalls mit einer Mauer umgeben, und bildete die eigentliche Stadt im Gegenſatze der Burg. Mit der Waffengenoſſenſchaft trat die Geſchloſſenheit der Gemeinde als eines ſelbſtſtändigen Ganzen früher hervor, als im Innern das vollſtändige Recht der perſönlichen Freiheit und Gemeinſamkeit des Bürgerthums vorhanden war. Die Bewehrung und die durch regelmäßige Uebung in den Waffen erlangte Fertigkeit und Sicherheit in deren Handhabung, ſtärkte das Kraftgefühl der ſtädtiſchen Bevölkerung. Der Vorwurf, der auf dem Gewerbe gelaſtet hatte, wurde von Panzer und Pickelhaube zugedeckt oder mit dem Speer zurückgewieſen; nicht ſelten wurden die Waffen gegen den Ortsherrn ſelbſt gekehrt, ſo in Köln, Worms ꝛc. Seit nun die junge Freiheit, aus der Wurzel gewerblichen Wohlſtandes erwachſen, Vertrauen und auch die Mittel ſich zu ſchützen hatte, ſchritt ſie im Sturme fort. Eine Bürgergemeinde bilden, wurde die Loſung des Gewerbſtandes. Eine ſolche hieß conjuratio im weitern Sinne, mit ihrem eigenthümlichern Namen communio. Dieſe ſchloß das Beſtehen einzelner geſchworner Gilden nicht aus; die Stadt ſelbſt, der Inbegriff der Bürger, war aber eine erweiterte Schutzgilde, und nahm ſelbſt von den Formen dieſer Genoſſenſchaften Manches an. Die Folge einer ſolchen communio war, daß auch die übrigen Bürger einen gewiſſen Antheil an der Stadtverwaltung bekamen. In einem Zuſtande der Unterordnung von der Bürgervereinigung blieben die Handwerker jedoch immer noch. Aber einen gewiſſen Antheil an der Verwaltung der Stadtangelegenheiten hatten ſie bereits, als ſie vom Rathe noch ausgeſchloſſen waren*).

Die Handwerker mußten für die Berechtigung, auf dem Markte Waaren feil zu haben, Abgaben bezahlen, die der Stadt zukamen. Die Fleiſcherbänke in Augsburg, die an verſchiedenen Orten in der Stadt ſtunden, waren von uralter Zeit theils Lehen vom Erbtruchſeßamt, theils vom biſchöflichen Speiſeamt, theils von Stiftern, Klöſtern ꝛc. Die Brodtiſche gehörten vielfach gewiſſen Familien, welche ſolche vermietheten, ihre Leute hinſetzten, bis endlich die Bäckergerechtigkeit gewiſſen Häuſern ertheilt wurde [*]). Die Brauerben, welche in vielen Städten im Gegenſatz gegen andere ſtädtiſche Grundſtücke vorkommen, waren urſprünglich Vollbürgerhäuſer, welche die Gerechtigkeit zur Betreibung eines jeden ſtädtiſchen Gewerbes gaben. In Hamburg unterſchied man noch im 17. Jahrhundert Brauer und Junker-Brauer, unter den Letztern diejenigen verſtehend, welche ein eigenes Brauhaus beſaßen und nicht zur Zunft oder Brüderſchaft gehörten. Die Abgaben der Gewerbtreibenden beſtanden theils in einer Kaufſumme für das Gewerbsrecht (das Bürgergeld), theils in einer zu gewiſſen Zeiten des Jahres zu entrichtenden Steuer. Oft waren ſie auch zu gewiſſen regelmäßigen oder gelegentlichen Dienſtleiſtungen verbunden [**]). Neben der Steuer, die jeder Einzelne zu entrichten hatte, gab es auch Geſammtabgaben des Gewerkes, woraus zu ſchließen, daß ſchon Genoſſenſchaften, wenn auch noch nicht eigentliche Handwerksinnungen beſtanden. Eine Annäderung derſelben zu bewirken, trug die polizeiliche Aufſicht bei. Nicht ſowohl dadurch, daß ſie denen, welche Waaren derſelben Gattung feil hatten, gewiſſe Marktſtände*) anwies, deren Benutzungsrecht erkauft werden mußte, ſondern durch folgende Einrichtung: Bei der Vermehrung der Handwerker nämlich mußte es den Behörden ſchwerer werden, eine genaue Aufſicht über jeden Verkäufer zu führen. Dieß führte zur Beſtellung gewiſſer Unterbeamten, und zwar in der Art, daß gewiſſen Werken nur Ein Meiſter, wie er gewöhnlich genannt wird, gegeben wurde. Mit der polizeilichen Aufſicht war in der Vorzeit auch die Gerichtsbarkeit, und dieſe mit gewiſſen Gefällen verbunden. Der Meiſter des Gewerkes übte dieſe nun gleichſam in erſter Inſtanz oder bei leichten Vergehungen; er erhielt dafür einen Antheil der Bußen, während die Behörde, welcher die Marktpolizei im Ganzen zuſtand, ſey es ein herrſchaftlicher Beamter oder der Stadtrath, das Uebrige bekam. Gewöhnlich aber fiel dem Meiſter auch etwas von den Steuern zu, welche die Gewerbsleute zu entrichten hatten. Er war, ſeines Amtes zufolge, für jede Betrügerei oder Uebervortheilung, deren ſich einer des ihm untergebenen Gewerkes ſchuldig machte, verantwortlich.

---

*) Hüllmann (Städtewesen III. S. 92 f.) gibt die Zeit, wo die ſtändiſchen Reibungen und Kämpfe begannen, als jene an, wo in den Handwerkern Anſprüche auf Theilnahme an der Führung der öffentlichen Sache erwachten. Weil das Ruder hin und her geriſſen wurde, mußte es ſchwanken. Iſt ſchon der Dünkel des Wehr- und Lehrſtandes widerwärtig, ſo iſt er bei dem Nährſtande am unerträglichſten. Dahin war es in jenen Jahrhunderten gekommen, daß die Zunftmeiſter (Magistri societatum, Priores artium) ſich getrauten, auf dem Rathhauſe und im Staate ſo gut Beſcheid zu wiſſen, wie in ihrer Werkſtatt. In Köln und Bologna ſollte die Derbheit der Bierbrauer und Schlächter, und die Beſchränktheit der Leinweber in Staatsſachen berathſchlagen! Doch würde der Schwindel des Handwerksſtandes nicht ſo hoch geſtiegen ſeyn, hätten ſich nicht Volkshäupter aufgeworfen, die den Haufen erhitzten, mehr oder weniger angeregt durch perſönliche Triebfedern.

---

[*]) Stettens Gewerbsgeſch. v. Augsb. Einleit. S. 4.

[**]) So z. B. traf in Straßburg von den Kürſchnern jährlich die Reihe zwölf, im Namen des Gewerks die Hoflieferung zu beſtreiten, doch wurde das Pelzwerk vom herrſchaftlichen Werkmeiſter, mit Zuziehung einiger Sachkundigen, auf des Biſchofs Koſten angekauft. Aehnliche Beſtimmungen gab es auch in Anſehung der Schwertfeger, Schmiede, Sattler, Handſchuhmacher, Schuhmacher, Zimmerleute, Fiſcher ꝛc. An die verpflichtete Mitwirkung der verſchiedenen Zünfte bei dem Umzug an hohen Kirchenfeſten, wie am Fronleichnamstag, brauche ich, wegen des Fortbeſtandes dieſer Sitte, hier nur zu erinnern.

---

*) Am früheſten kommen diejenigen Bänke vor, auf denen die nothwendigſten Lebensmittel ausgeboten wurden, darauf ſolche, wo man Schuhe und Lederwerk feil hatte, und welche oft ganze Straßen einnahmen, daher die Namen der Backergaſſe (Wien), Fleiſchergaſſe (Leipzig), Schuhmachergaſſe (Dresden), Tuchmachergaſſe (Prag), Spenglergaſſe (Wien), Sporergaſſe (Prag), Webergaſſe (Dresden) ꝛc. In Paris hatten die Fleiſcher ſchon ſeit Ludwig VI. (in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts) ihren Vereinigungspunkt in den gemeinſchaftlichen Schlachthäuſern. Bei den Fiſchern machte die Beſchaffenheit ihrer Waare eine Ausnahme nöthig, daß ſie nicht in engen Hallen (Lauben, Arcaden) feil haben konnten; zu ihren Waſſerbehältern bedurften ſie eines geräumigen offenen Platzes, aber gemeinſchaftliche Marktſtellen hatten ſie ebenfalls: Fiſchmärkte. Die Unbequemlichkeit, aus den Wohnungen immer einen Vorrath von Waaren in die öffentlichen Hallen zu ſchaffen und zur Beſorgung des Verkaufs eine beſondere Perſon daſelbſt zu halten, veranlaßte die Handwerker, Wohnhäuſer aufzuführen, in welche ſie mit den Werkſtätten auch die Läden verlegten, wodurch die meiſt von Holz erbauten Hallen bald verfielen. So entſtanden viele neue Straßen, genannt nach gewiſſen gleichartigen darin wohnenden Handwerkern oder nach gewiſſen feilgebotenen Waaren. Die Gerber inſonderheit waren durch ihr Geſchäft an das Ende der Stadt, in die Nähe des Waſſers gewieſen, woraus die Gerbergaſſen (in Prag, Leipzig, Stuttgart ꝛc.) entſtanden ſind.

Dieſer Einrichtung verdanken aber die Zünfte nicht, wie man zu glauben geneigt wäre, ihren Urſprung. Denn ſo wenig die Einwohner einer Stadt durch die Einſetzung eines Polizeidirectors zu einer Bürgerſchaft werden, ſo wenig werden die Handwerker durch ihre Meiſter zu Zünften. Dazu kommt, daß die polizeiliche Aufſicht und die daraus hervorgegangenen Anſtalten ſich nur auf einige wenige Gattungen von Gewerbtreibenden bezogen, etwa auf die Bäcker, Fleiſcher, Schuſter, allenfalls die Fiſcher und einige andere, die ebenfalls auf dem Markte mit ihren Waaren ausſtanden, z. B. die Tuchhändler, die ellenweiſe verkauften. Zwar haben auch andere Gewerke Meiſter, welche über die Güte der Arbeit u. dgl. Aufſicht führen und Strafen verfügen, wo es ihnen nöthig ſcheint, aber dieſe Einrichtung ſtammt aus einer andern Entwicklungsperiode des Handwerksſtandes.

Die Zünfte ſind nicht aus der Unterordnung und Abhängigkeit entſtanden, ſondern aus der Freiheit des Handwerkſtandes ſind ſie hervorgegangen. Die Handwerker, zum Wohlſtand in den Städten und zu einer gewiſſen Behaglichkeit des Lebens gelangend, fühlten nun neue Bedürfniſſe für den ſich freier regenden Geiſt, den die Sorge für die Erhaltung des Lebens, für den Erwerb des nothwendigſten Unterhaltes nicht mehr laſtend zu Boden drückte und zu ſclaviſcher Unterwürfigkeit verdammte. Wie ihre Mitbürger, frei ihre Angelegenheiten zu ordnen und im Leben und in Sitte es ihnen gleich zu thun, ſtrebten ſie. So ſind die Verbrüderungen der Handwerker entſtanden — Gilden, die ſich in ihren ganzen Einrichtungen von denen der Kaufleute in ſoweit unterſchieden, als dieſe Unterſcheidung, theils durch die Berückſichtigung des Gewerbes und der daraus hervorgehenden Bedürfniſſe, theils durch die aus der frühern untergeordneten Stellung entſprungenen Einrichtungen, die allmälig erſt umgeſtaltet wurden, bedingt war.

Wilda nimmt die erſte Hälfte des 12. Jahrhunderts als die Entſtehungszeit der Handwerksgilden an. In England iſt die Webergilde die älteſte. Sie erwarb ſich im Laufe des genannten Jahrhunderts die Beſtätigung der Könige. Dem Gange der Dinge gemäß ließe ſich auf eine frühere Entſtehung derſelben ſchließen. Hüllmann (a. a. O. I. S. 318) leitet die Entſtehung der urſprünglichen Zünfte der Handwerker aus dem Streben nach Ausſchließlichkeit des Handelsbetriebes und der Theilnahme an den Bänken und Hallen her. Anfänglich, ſagt er, haben ſich meiſt Mitglieder jener Gewerke in Zünfte geſchloſſen, die entweder die gangbarſten und geſuchteſten, in den Handel kommenden Kleidungsſtoffe verfertigten, zum Unterſchiede von den gröbern Gattungen, welche von den Leibeigenen der Grundherrſchaften zum Hausbedarf gemacht wurden, oder die ſich mit Beſorgung der erſten Lebensmittel beſchäftigten. Jenes waren die Tuchmacher, Kürſchner und Leinweber; dieſes die Fiſcher, Fleiſcher und Bäcker. Die Tuchmacher kommen als zünftig am erſten vor in Köln, Quedlinburg, Magdeburg, Stendal; die

Kürſchner in Magdeburg, Quedlinburg, Worms, Straßburg, Florenz; die Leinweber in London, Oxford, Nottingham, York, Winchester, Everwic, Huntington, Lincoln, Winton. Vielleicht das älteſte urkundlich erwähnte Beiſpiel von Handwerkerzünften iſt das, von den Fiſchern in Ravenna aus der erſten Hälfte des 10. Jahrhunderts (Urk. v. J. 943 in Fantuzzi Monum. Rav. IV. 174). Wenn von der Innung derſelben in Worms die Geſchloſſenheit und ſogar die Erblichkeit der Mitgliedſchaft ſchon im Jahr 1106 landesfürſtlich beſtätigt wurde (Urk. des Biſchofs Ad. von Worms v. J. 1106), ſo läßt dieß ein früher entſtandenes Herkommen vorausſetzen, welches in das 11. Jahrhundert hinauf geht. Unter mehreren Gilden in London, die im Jahr 1180 in Strafe genommen wurden, weil ſie ſich ohne Genehmigung der Regierung gebildet hatten, werden auch die Goldſchmiede und Fleiſcher genannt. Letztere Zunft wird in Paris mit ihrem „Altmeiſter“ bei Gelegenheit einer Beſtätigung derſelben im Jahr 1282, als ſeit undenklichen Zeiten beſtehend, vorgeſtellt (Urk. des Königs Philipp III. v. J. 1282 Ordon. III.). Die Ausbildung der gemeinſchaftlichen Vereine der Handwerker in Deutſchland im 12. Jahrhundert wird beſonders durch ein der Schuſterinnung in Magdeburg vom Erzbiſchof Wichmann ertheiltes Privilegium vom Jahr 1157 beglaubigt (Ludwig rel. Mss. II. p. 389). Da aus der Urkunde ſich ergibt, daß die Schuhmacher ſich der fremden Beaufſichtigung bereits entzogen hatten und ein Meiſter aus ihrer Mitte, von ihnen ſelbſt gewählt, in die Stelle des obrigkeitlich beſtellten getreten war; da ſie bereits erreicht hatten, daß Jeder, der ihr Gewerbe treiben wollte, auch ihrer Gilde beitreten mußte; ſo darf man annehmen, daß dieſe Schuſterinnung nicht ganz neuerlich entſtanden war. Der Erzbiſchof beſtätigte nun ihre auf eigene Satzung beruhenden Privilegien gegen eine jährliche Anerkenntnißſumme von zwei Pfund Silber. Aus dem Eingang der Urkunde erhellt, daß in Magdeburg ſchon mehrere Gilden in derſelben Weiſe vom Erzbiſchof, dem ſie dafür nach Verhältniß der Größe des Gewerkes mehr oder minder für die Beſtätigung ihrer Rechte zahlten, privilegirt wurden; namentlich iſt bekannt, daß es damals ſchon eine Krämer- und Gewandſchneiderinnung (*institorum et pannisecidarum*) in Magdeburg gab*), und etwas ſpäter (1194) wird einer Schilderinnung (*unio clipearum*) erwähnt. In Baſel wurde die „Genoſſenſchaft“ der Fleiſcher 1240 vom Biſchof rechtlich anerkannt (Urk. des Biſchofs Luitbold v. Baſel v. J. 1240 bei Ochs Geſch. v. Baſ. I. S. 320); in Erfurt aber (**Guden** Hist. Erf. ann. 1260, p. 61) und in Wien (Urk. Rudolphs I. v. J. 1278) ihrer zu weit getriebenen Gewinnſucht wegen in der zweiten Hälfte deſſelben Jahrhunderts wieder aufgelöſt. In beiden letztgenannten Städten zog ſich die Zunft der Bäcker aus gleicher Urſache daſſelbe Schickſal zu; in Augsburg (**Gassari** annal.) und Regensburg (Gemeiner I. p. 409) wurden ſie wenigſtens ſtrenger Aufſicht unterworfen. In Dänemark hatten die Bäcker in Rothſchild im Jahr 1268 eine Gilde (*convivium*) errichtet, die zwar ſchon länger beſtand, aber nicht anerkannt war. Sie ſuchten Jeden, der das Bäckerhandwerk betreiben wollte, ohne zur Gilde geboren zu ſeyn, zur Anſchließung an dieſe und zur Zahlung eines Eintrittsgeldes von drei Mark Silber zu nöthigen. Sie beriefen ſich auf ein durch Gewohnheit hergebrachtes Recht; aber die Verfaſſer der Statuten widerſetzten ſich, auf königliche Autorität geſtützt, dieſer Ausbildung der Zunftverfaſſung und wollten, daß, wie früher, ſich Jeder das Recht zur Betreibung des Gewerbes von dem königlichen Beamten erkaufen ſollte (Stat. civit. roskildens, §. 23). Der andern Gewerke wird nicht erwähnt. Möglich, daß man gegen ſie weniger ſtrenge als gegen die Bäcker verfuhr, und daß dieſe durch Exceſſe, die ſie gegen unzünftige Bäcker begangen hatten, die Verordnung veranlaßten. Im Kopenhagner Stadtrecht vom Jahr 1294 wird in Betreff der Handwerker allgemein beſtimmt, daß Jedem, der in der Stadt geboren iſt, die Betreibung eines Gewerbes frei ſtehen ſolle, und er nur eine Oere der Stadt als Anerkennungszeichen zu zahlen habe (Kjöbenhavens Stadtsret. Art. 48). Die Zunfturkunden und Statuten, welche ſich erhalten haben, gehören ſämmtlich dem 15. und 16. Jahrhundert an. Einige ſind durch den Druck bekannt gemacht, z. B. die Gildeſtatuten der Goldſchmiede (mit den Riemern und Schwertfegern) zu Svenborg, der Goldſchmiede und Schuhmacher zu Aalborg, der Schiffer zu Ripen. Sie enthalten die Grundſätze der Gildeverfaſſung und Beſtimmungen, die ſich auf das Gewerbe beziehen. Einige ſind ziemlich weitläufig, wie z. B. die Gildeſtatuten der Schuhmacher in Aalborg vom Jahr 1509. Sie ſind entweder vom Magiſtrat der Stadt oder vom König ſelbſt beſtätigt. Dieſe Beſtätigungen haben einzelne Zünfte wahrſcheinlich erſt ſeit dem Ende des 14. Jahrhunderts erreichen können, daher fehlt es an ältern Urkunden und Statuten. Die Handwerker ſtrebten nun ihre ältern Statuten der mehr geduldeten als anerkannten, zuweilen durch Geſetze wieder in ihre frühere Stellung zurückgewieſenen Innungen in eine beſtätigte Verfaſſungsurkunde zu verwandeln. Das 15. Jahrhundert dürfte als die Periode der Ausbildung des Zunftweſens in Dänemark inſofern bezeichnet werden, als das Beſtehen der Genoſſenſchaften derſelben nun als rechtliches Factum anerkannt wurde, und dieſelben als Gewerbsinnungen in die Stellung eintraten, welche die Zünfte in Deutſchland, wo die Entwicklung raſcher fortgeſchritten war, als privilegirte oder monopoliſirende Corporationen behaupteten. Der Handelsverkehr mit Deutſchland, die dadurch veranlaßte Niederlaſſung vieler deutſchen Handwerker mochten zu dieſer Entwicklung viel beigetragen haben.

---

*) In dem Verſuch einer Nachricht vom kirchlichen und politiſchen Zuſtand der Stadt Hamburg Thl. I. S. 44 wird geſagt, daß Heinrich der Löwe 1152 eine Gilde der Gewandſchneider und Krämer in Hamburg beſtätigt habe.

Durch die genoſſenſchaftlichen Einigungen der Handwerker ſind die früher beſtehenden Einrichtungen allmählig modificirt, nicht aber aufgehoben worden. Vielmehr mußten auch die Gewerke, die ſich zu Zünften geſtalteten, inſofern ſie die Beſtätigung nachſuchten, und die den ältern Handwerksgenoſſenſchaften ertheilten Rechte erlangen wollten, es ſich gefallen laſſen, in gewiſſer Rückſicht mit den Handwerkern, die ihre Waaren auf dem Markte feil hatten, auf gleichem Fuße behandelt zu werden. Nach und nach verſchwanden immer mehr alle Spuren der frühern Abhängigkeit, doch haben ſich ſelbſt in noch beſtehenden Einrichtungen Reſte dieſes frühern Verhältniſſes erhalten. Selbſt als die Handwerker ſich zu freiwilligen Genoſſenſchaften vereinigt hatten, behielt der Herr der Stadt oder der Magiſtrat, welcher die, auf die Bürgerſchaft übertragenen Rechte ausübte, einen großen oder geringern Einfluß auf die Erwählung eines Meiſters. Bei den Zünften in Baſel läßt ſich in Beziehung auf dieſen Punkt ein ſtufenweiſes Fortſchreiten der Handwerksgilden zur vollſtändigen Unabhängigkeit nachweiſen. Bei einigen Zünften hatte ſich der Biſchof die Ernennung des Meiſters vorbehalten, z. B. der „Spinnwetter“ (Seiler?) Zunft gab er jährlich einen ſeiner Dienſtleute zum Vorgeſetzten, bei den Fleiſchern wurde einer aus ihrer Mitte ernannt. Die Bäcker ſcheinen einen Meiſter ſich ſelbſt gewählt zu haben, aber er übte ſeine Befugniß als Untergeordneter des Viztbums*), dem er zu einer jährlichen Abgabe verpflichtet war. In einem ähnlichen Verhältniſſe ſtand der Meiſter der Leineweber in Bremen zum biſchöflichen Vogt (Donand Geſch. d. Br. Stadtr. I. S. 69.) Der „Altermann“ der Schuhmacherzunft in Halle, wo die Zünfte, wie in Magdeburg, von Biſchof Wichmann große Freiheiten und das Recht der Selbſtwahl eines Vorſtehers erhalten hatten, war wenigſtens zu einem Ehrengeſchenk verpflichtet. (Gaup, Hall. Recht S. 228. Urk. von 1235.)

Aus dem frühern Verhältniß der Gewerbtreibenden rührt auch die Verantwortlichkeit der Zunftälteſten her, wenn Jemand ungeſtraft einer Uebervortheilung oder Betrügerei ſich ſchuldig gemacht hatte. Die Gärtner, Weber und Schneider in Baſel wählten frei einen Meiſter aus ihrer Mitte, ohne daß derſelbe einer beſondern Verpflichtung unterworfen war. Er war der Beamte ſeiner Genoſſenſchaft und nur dieſer verantwortlich. (Ochs a. a. O.) Dieſe Handwerker ſcheinen alſo früher unter keiner beſondern Beaufſichtigung geſtanden zu haben, ſondern ganz freie Vereine geweſen zu ſeyn, welche theils durch das genoſſenſchaftliche Ehrgefühl, theils durch die Rückſicht auf ihren eigenen Vortheil, wenn ſie das Vertrauen ſich bewahrten, die polizeiliche Aufſicht der Obrigkeit überflüſſig machten, indem ſie ſelbſt darüber wachten, daß Niemand ſchlechte Arbeit verfertige. Wo es den Handwerkern frei ſtand, unbeſchränkt eigene Beliebungen zu machen, hielten ſie ſich nicht immer an die herkömmliche Form. Es wurden auch mehrere Meiſter, in dem bisher gebrauchten Sinn des Wortes, erwählt. Gewöhnlicher aber war es, und ſchon früh üblich, einige andere Perſonen, theils als eine Art Zunftrath, theils zur Beſorgung gewiſſer Geſchäfte, dem Meiſter beizugeben. So haben die in Deutſchland noch beſtehenden Zünfte neben dem Altmeiſter noch einen Jungmeiſter.

---

*) Urkunde bei Ochs Geſchichte von Baſel.

Die Geſtattung zur Betreibung eines Gewerbes, welches der polizeilichen Aufſicht unterworfen war, mußte früher von dem Beamten des Herrn der Stadt (z. B. dem Biſchof) gegen eine Abgabe erlangt werden. Die älteſten Gilden dieſer Gewerbtreibenden konnten alſo nur aus Perſonen beſtehen, die dieſes Recht auf die bemerkte Weiſe ſich erkauft hatten. Die Gilden mußten bei der erhaltenen Beſtätigung ſich das Recht zu erwerben, daß Jeder, der in der Stadt die Gewerbsfreiheit erlangt hatte, ihrer Brüderſchaft beitreten, und dafür, neben der früher üblichen Kaufſumme, noch ein Eintrittsgeld bezahlen, und überhaupt zur Brüderſchaft beiſteuern mußte, wie z. B. bei der Gärtnerzunft in Baſel (von 1262.) Dagegen hörte gewöhnlich die früher von jedem Mitglied zu zahlende Abgabe an den Staat auf, indem die Zunft im Ganzen für ihre Anerkennung jährlich ſteuerte, wie z. B. die Leinweber in Bremen. Je ſelbſtſtändiger und unabhängiger die

Zünfte wurden, deſto wichtiger die Mitgliedſchaft. Sie hielten ſich wie andere Gilden berechtigt, Perſonen die Aufnahme zu verweigern, ſey es, daß ſie dabei die allgemeinen Grundſätze des Gildenweſens oder eigene Willkühren, oder die Mehrheit der Stimmen in einzelnen Fällen zur Richtſchnur nahmen. Wer aber zur Gilde nicht gehörte, ſollte nun auch nicht das Gewerbe in der Stadt betreiben dürfen. Dieſer ſich allmählig entwickelnde Grundſatz wurde zum Recht erhoben (Urk. für die Fleiſcher in Baſel von 1260), und ſelbſt erweitert, indem der Zunftzwang einer beſtehenden Innung auch oft noch über die Umgegend der Stadt erſtreckt wurde (Urk. für die Weber in Oxford nach bereits von Heinrich II. ertheilten Rechten von Eduard I. beſtätigt, bei **Madox hist. of Exch. I. p. 339.**) Auf dieſe Weiſe wurde ein Monopol erweckt, vorzüglich, wenn die Zünfte dahin trachteten, die Zahl ihrer Mitglieder möglichſt zu verringern, um den Gewinnſt der Einzelnen dadurch zu erhöhen. Die Londoner Weber hatten ſchon unter Heinrich I. eine Gilde, deren Mitglieder allein das Gewerbe ausüben ſollten, beſtätigt erhalten. (**Madox firma burgi p. 286**). Sie mißbrauchten aber aus Gewinnſucht das Recht ſo ſehr, daß unter Eduard III. nur 80 ſtatt der früher vorhandenen 280 Stühle in London waren. Dies bewog den König, fremden Webern, die ſich in London niederließen und beſonders gefärbte Tücher (pannos radiatos et coloratos) verfertigten, Schutz zu verheißen. Dieſe Weber wurden Bürger, mußten auch ihren Antheil an den von den Webern jährlich zu zahlenden 20 Mark Silber bezahlen, gehörten aber nicht zur Gilde. Vergebens gaben die Innungen derer, welche die nothwendigſten Lebensmittel verkauften, wie die

Fleiſcher und Bäcker, zu vielen Beſchwerden Veranlaſſung. Dies führte dahin, daß die Regierung die Concurrenz zu erweitern ſuchte, und entweder der Genoſſenſchaft das Recht abſprach, Jemanden, der vom Staat die Erlaubniß erhalten, an der Betreibung ſeines Gewerbes zu hindern oder der Gilde zur Pflicht machte, Jedem der das Gewerbe betreiben wollte, den Zutritt zu geſtatten. Oftmals hatte dies ſelbſt die Aufhebung gewiſſer oder aller Zünfte zur Folge, wie unter Herzog Albrecht II. in Wien, im Jahre 1340.

In allen Gilden wurde die ganze Familie als zur Genoſſenſchaft gehörig betrachtet. Frauen und Kinder, wenn ſie erwachſen waren, nahmen hie und da, nur mit gewiſſen Beſchränkungen, an den Vergnügungen Theil, und durften auf den Beiſtand der Gilde rechnen. So auch bei den Handwerkern. Der Sohn, der gleichſam ſchon durch Geburt ein Genoſſe war, fand daher, wenn der Vater ſtarb, oder er ſich von ihm trennte, um ſelbſtſtändig ein Gewerbe zu treiben oder einen Haushalt zu begründen, leichter als actives Mitglied zu der Genoſſenſchaft Zutritt, wie ein Fremder. Dies ſprach ſich darin aus, daß er ein verhältnißmäßig nur geringes Eintrittsgeld zu zahlen brauchte. Die Regierungen erhoben gegen dieſe Erblichkeit des Zunftrechts keinen Widerſpruch. Denjenigen, welche die Tochter oder Wittwe eines Zünftlers heiratheten, wurde, wie eine Urkunde der Schneider in Baſel (bei Ochs a. a. O.) beweiſt, ebenfalls der Eintritt oft erleichtert. Die Beſtimmungen ſind hierüber ſehr verſchieden. Die Wittwe hörte durch den Tod des Mannes nicht auf, Gildſchweſter zu ſeyn, ſie konnte natürlich nur ſo weit an der Genoſſenſchaft Theil nehmen, als dies den Weibern überhaupt geſtattet war. In der Regel erlaubte man ihr das Gewerbe fortzuſetzen, denn der Zweck aller Gilden war ja, die Brüder und Schweſtern gegen Verarmung zu ſchützen. Es war dies beſonders bei ſolchen Gewerben der Fall, die auch durch Frauen leicht betrieben werden können. Handwerke aber, die regelmäßig erlernt werden mußten, konnte die Wittwe nicht durch Fremde, die nicht zur Zunft gehörten, ausüben laſſen.

Wie die Kaufmannsgilden den Begriff der Unbeſcholtenheit allmählig ſtrenger beſtimmten, ſo auch die Handwerkergilden, ſie ſchloſſen Uneheliche*) und ſelbſt die Kinder gewiſſer Perſonen, die ein verachtetes Gewerbe trieben, von ihrer Genoſſenſchaft, ja ſelbſt von der Erlernung des Handwerks aus. Dies veranlaßte ebenfalls oft beſchränkende Geſetze von Seiten des Staats. Auch verlangte man hie und da, daß der Aufzunehmende ein gewiſſes Vermögen beſitze.

Die Zünfte hatten ihre beſondern**) Heiligen als Schutzpatrone, ſo die Goldſchmiede den h. Lucas, und die Bader oder Barbiere in Hamburg, Lübeck und Flensburg die h. Cosmas und Damian; die Zuſammenkünfte wurden zwei oder drei Male im Jahre gehalten, wobei Gottesdienſt und geſellige Freuden vereint waren***). Am Namenstage des Heiligen wurden die wichtigſten Angelegenheiten der Genoſſenſchaft, als Aenderung der Statuten, Rechnungsablage, Wechſel des Vorſtandes, wo dieſer ſtattfand, beſtimmt. Noch in neuern Zunftverfaſſungen iſt daher von den Jahrtagen die Rede. Die Mitglieder waren durch ein brüderliches Band zu gegenſeitigem Beiſtand verpflichtet; in der Stiftungsurkunde der Schmiedezunft zu Wetzlar (v. J. 1362) heißt es: wer mit den Schmieden „Lieb und Leid“ tragen wolle u. ſ. w.*). Sie ſorgten daher durch Gebete und Opfer für ihr Seelenheil, für ein ehrenvolles Begräbniß; daher die Pflicht der Zunftgenoſſen, wie aller übrigen Gildebrüder, einander zu Grabe zu geleiten. Sie unterſtützten ſich in jeglicher Noth**). Größtentheils haben alle dieſe Einrichtungen, wo die Zunftverfaſſung des Handwerksſtandes nicht aufgehoben iſt, ſich bis auf die neueſten Zeiten erhalten.

---

*) Die Ordnung der Krämer in Frankfurt a. M. lautete: Wer nachher nicht ehelicher Geburt befunden wird, hat ſein Geld verloren, und ſoll aus der Geſellſchaft verſtoßen ſeyn.

**) Die Baſeler Zünfte ſtanden ſammtlich unter dem Schutz der h. Jungfrau; und ihr Gottesdienſt wurde an dem großen Altar in der Hauptkirche gehalten.

***) Eine ausführliche Beſchreibung von der Luſtbarkeit „Höge" der St. Vincenz-Brüderſchaft der Brauerknechte in Hamburg, welche dieſe um Maria Lichtmeß zu halten pflegten, findet man in Schlüters Tractat von den Erben in Hamburg S. 354—378.

Die Brüderſchaften der Handwerker bildeten ſich erſt allmälig zu Gewerbsvereinen aus. Beſonders war dieß bei Gewerken der Fall, die nicht von früher Zeit her unter einer beſonders angeordneten Aufſicht ſtanden. Bei Gewerken, die unter einer Aufſicht ſtanden, zeigte ſich beſonders das Streben nach Unabhängigkeit, indem ſie das Recht erwarben, Meiſter aus ihrer Mitte zu wählen. Die andern Zünfte ahmten dieſes nach. Einer jeden Zunft ſtand eine gewiſſe Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder zu. Daher, wenn ſich Zwietracht unter ihnen entſpann, mußte die Sache erſt vor den Vorſtand der Gilde gebracht werden, ehe man an die Gerichte ging. Die Vermittlung der Gildgenoſſen verwandelte ſich bald in eine ordentliche Gerichtsbarkeit; theils, indem die Gilde es ihren Genoſſen zur Pflicht machte, ſich mit dem Ausſpruche des Vorſtandes zu begnügen; theils, indem die Genoſſenſchaften ſich Privilegien erwarben, die eine beſchränkte Gerichtsbarkeit ihnen zugeſtanden. Das Letztere war namentlich bei den Gewerksgilden der Fall. Den Kaufleuten wurde, wo ſie die Beſtätigung ihrer Gilde und deren Statuten ſuchten, das Recht eingeräumt, Schuldſachen zu entſcheiden. Den Handwerksinnungen wurde es geſtattet, die mit der ihnen ſelbſt überlaſſenen Aufſicht über den ordnungsmäßigen Verkauf und die gehörige Anfertigung der Waaren verbundene Strafgewalt zu üben. Die polizeiliche Aufſicht erweiterte ſich durch den in den Zünften ſich entwickelnden Geiſt genoſſenſchaftlicher Ehre zu einer Art Sittenpolizei, die wieder eine Erweiterung des Strafrechts herbeiführte. Die Strafen, welche die Zünfte über ihre Genoſſen verhängen konnten, beſtanden in einer in Geld, Wachs, Bier oder Wein zum Vertrinken zu erlegenden Buße, welche aber bei einigen Zünften ein geſetzlich vorgeſchriebenes Maß nicht überſteigen durfte*). Bei ſchwerern Vergehungen, beharrlichem Ungehorſam u. dgl. erfolgte Ausſchließung aus der Gilde, womit der Verluſt des Rechtes, das Gewerbe zu betreiben, verbunden war.

---

*) Ulmenſtein Geſch. v. Wetzlar I S. 639.

**) Urk. der Spinnwetter (Seiler) in Baſel — si aliquis harum confraterniarum decesserit, omnes confratres praedicti suae sepulturae cum sacrificio intererunt. Si propriae desunt facultates, de communi zunfta adducetur, sepelietur, et si quisquam fratrem sepulturae cum sacrificio se absentaverit, dimidiam libram cerae pro poena persolvet.

Die militäriſche Organiſation der Bürgerſchaft hatte keine beſondere Genoſſenſchaften ins Leben gerufen, ſondern die einmal beſtehenden Geſellſchaften wurden nun auch als Abtheilung der ſtädtiſchen Kriegsmacht betrachtet. Bei dieſer von ſelbſt ſich bildenden Eintheilung ſuchte man dann den ſich entwickelnden Unvollkommenheiten durch einzelne Einrichtungen nachzuhelfen. Es bildete ſich eine Zweitheilung der Städtebewohner immer ſchärfer aus. *Bürger* im engern Sinn, zu denen auch die Patricier oder vorzugsweiſe ſogenannte Geſchlechter gehörten, und *Handwerker*. Die Bürger nannten ihre Gilden: Stuben, Geſellſchaften, Compagnien u. ſ. w. Die Handwerker: Zünfte, Gaffeln, Aemter. Die Stubengenoſſen machten den berittenen ſchwerbewaffneten Theil des Heeres aus (Stenzel, Geſch. d. Kriegsverfaſſung S. 160). Die Grenze zwiſchen Stubengeſellſchaften und Zünften war aber nicht überall und zu allen Zeiten gleichmäßig gezogen, z. B. die Goldſchmiede, Gewandſchneider, Krämer u. A. wurden bald zu den erſtern, bald zu den zweiten gerechnet. Im Kampf der Parteien mußte es ſich eine Stube oft gefallen laſſen, zu den Zünften herabzuſteigen. Oft verſuchte und gelang es einer Zunft, ſich über die ihr gleichſtehenden Genoſſenſchaften zu erheben. In Straßburg wurden im Jahr 1362 die Goldſchmiede, Wechsler, Tuchſcheerer „zu antwerken gemacht," doch bildeten ſie keine beſondere Genoſſenſchaft (Königshoven Chronik S. 312). In Frankfurt erboten ſich im Jahr 1354 bei den ausbrechenden Zunftunruhen die Gadenleute, das ſind die Gewandſchneider, welche nun eine Genoſſenſchaft eingingen, es mit dem Rath zu halten, wenn man das Recht beſtätigen wollte, daß nirgend anders als unter den Gaden Gewand geſchnitten werden dürfe (Kirchners Geſch. d. Stadt Frkf. I. S. 183 und die Urk. im Anh. Nr. 12). Sie wollten, wie die Krämer, ihre Geſellſchaft nicht für eine Zunft

---

*) Urk. der Schneider in Baſel: Major autem emenda quae pro excessibus dari debet, sunt tres librae cerae minus ferto unus.

Gilden wiſſen, ſondern nannten ſie Stube. In Hamburg bildeten die Brauer und Schiffer keine Zünfte, ſondern Geſellſchaften, und die Lackenkrämer nahmen ſpäter das Prädicat „ehrbarer Kaufmann" in Anſpruch. In Lübeck zerfällt die Bürgerſchaft bis auf die neuere Zeit in folgende Collegien, in die Junker- und Kaufleutecompagnie, die fünf Kaufmannsgilden (nämlich: Flandernfahrer, Englandsfahrer, Schonenfahrer, Brauer und Schiffer); ferner die Gewandſchneider- und Kramercompagnie, und endlich die vier großen Aemter: Schmiede, Schneider, Schuſter und Bäcker, denen alle andere Gewerke, 72 an der Zahl, untergeordnet ſind. (Dreier Einl. in d. lüb. Verordnung S. 75.)

Die Zünfte umfaßten nur diejenigen Amtsgenoſſen, die ſich die Genoſſenſchaft durch Erlegung des Eintrittsgeldes und Erfüllung aller übrigen Bedingungen mit Bewilligung der Gildebrüder erkauft, und dadurch das Recht zur ſelbſtſtändigen Betreibung des Gewerbes erworben hatten. Lehrlinge und Geſellen mußten ſich den Anordnungen und der Gerichtsbarkeit der Zunft in Amtsſachen unterwerfen, waren aber keine berechtigte Genoſſen. Die Geſellen einiger bedeutenden Gewerke vereinigten ſich dagegen zu beſondern Bruderſchaften. Im Jahre 1403 ſtifteten die Bäckergeſellen zu Kopenhagen eine ſolche Gilde unter dem Patronat der heiligen Katharina, mit Bewilligung des Raths und der Alterleute und Brüder der Bäckergilde. (Pontoppidan Annal. eccl. Dan. II. p. 449.)

Die Gilden der Kaufleute entſtanden aus dem Bedürfniß ſachkundiger Schiedsrichter in Handelsſtreitfällen. Die Amtsnamen dieſer handelsſchriftlichen Vorſteher, nach den verſchiedenen Städten und Ländern verſchieden, waren vorzüglich folgende: Capitularii,

Consules, Scabini, Decani. Conſuln gab es ſchon im 12. Jahrhundert in Ferrara (**Savioli II. p. 2, p. 177**), Lucca (**Murator. Antiq. II. p. 888**), Florenz (**Ammirato I. p. 67**), Mailand (**Giulini VI. p. 190**). Bergamo. Von denen der letztern Stadt findet ſich die ausdrückliche Angabe, daß ſie zum Behufe der Handelsgerichtsbarkeit, aus der Mitte der Kaufmannſchaft, gewählt wurden, vier an der Zahl, und jährlich erneuert, mit unentgeldlicher Verwaltung des Amts. Außer ihnen acht Vorſteher des genoſſenſchaftlichen Rechnungsweſens. In Barcelona wurden erſt 1279 zwei Handelsvorſteher mit landesherrlicher Genehmigung angeſtellt. Um dieſelbe Zeit werden die Handelsrichter der Flußhändler zu Paris, die **Scabini mercatorum**, als eine längſt beſtehende Behörde erwähnt (Urk. Philipps III. v. J. 1274). Kaufmannsgilden entſtanden auch in Liverpool und Southampton. In Magdeburg und Florenz hielten ſich die Tuchhändler, ſo wie die Seidenkrämer, nicht zur allgemeinen Gilde der Kaufleute, ſondern bildeten eigene, mit beſondern Vorſtänden. Ebenfalls ihre beſondere Conſuln hatten die Gilden der Geldhändler in Florenz, Bologna und andern italiſchen Städten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die erſten Handelsſtädte an ſolchen Punkten angelegt wurden, welche an einem ſchiffbaren Gewäſſer, zur ſchnellen und wohlfeilen Beförderung der Waaren; oder an einer Stelle, die geeignet zur kriegeriſchen Befeſtigung, um Sachen von Werth, Handelsgegenſtände, mit Sicherheit niederzulegen ꝛc. entſtanden ſind. Begreiflich wurden meiſtentheils eben dieſelben Städte ausgewählt, um darin die biſchöflichen Sitze und die königlichen Hoflager einzurichten. Nimmt man hierzu noch die Oerter, die wegen der Verehrung eines Heiligen zu gewiſſen Zeiten ſtark beſucht wurden, ſo dürften die, auf Oertlichkeiten beruhenden Urſachen des ſtädtiſchen Gewerbes erſchöpft ſeyn. Von biſchöflichen Städten, die zu Handelsplätzen geworden, ſind der Beiſpiel nicht wenige. Zu den vorzüglichſten in Deutſchland gehören die ſieben, an der linken Seite des Rheins hinauf, von Utrecht bis Baſel. Auch Conſtanz am Bodenſee reiht ſich ihnen als eine der älteſten Handelsſtädte Deutſchlands an. Schon im 10. Jahrhundert finden ſich verſchiedene Handelshäuſer daſelbſt namentlich angegeben (Urk. der Abtei St. Gallen v. J. 1022 im Codex tradd. monast S. Galli). Berühmt durch ihre Jahrmärkte waren frühzeitig in Frankreich die beiden biſchöflichen Städte in der Champagne: Troyes und Rheims; die erſtere, unter dem Namen Tricaſſes (Tracae) ſchon in der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts ein beſuchter Handelsort (Sidonii Apollinaris epist. d. a. 427 ad S. Lupum episc. Tricass. lib. VI. ep. 4). In England waren vorzüglich die Stiftskirchen von Weſtmünſter, York, Durham, Winchester, Veranlaſſung eines ausgebreiteten Marktgewerbes geworden (Whitacker hist. of Manchester II. p. 445). Bei der ſcharfen Scheidung der Stände gab es ſelten Gelegenheit zu zahlreichen Verſammlungen, beſonders von Wohlhabenden; der Beſuch einer biſchöflichen oder Hauptkirche vorzüglich an hohen Feſten, war vor allen die häufigſte, denn die Pracht, mit welcher hier die heiligen Handlungen vollzogen wurden, hatte viel Anziehendes. Dieſe Ausſicht auf Abſatz zog die Kaufleute herbei. Dicht an den Kirchen, ja in dieſen ſelbſt, legten ſie ihre Waaren aus*); während im Chor die Andacht ſich vernehmen ließ, trieben im Schiff Juden und Chriſten Kauf und Verkauf. Daher waren auch die Märkte häufig an Sonntagen (**Matth. Paris. ad ann. 1197, 1200. p. 160, 169**), ein Gebrauch, der ſo eng in dem Zuſammenhang des Zeitalters begriffen war, daß ſelbſt Karls des Großen Geſetzgebung (**Capit. I. a. 809, c. 18**) nichts dagegen vermocht hat.[1] In Ungarn wurde noch im 11. Jahrhundert ſogar geſetzlich aller Marktverkehr auf die Sonntage verlegt, um Handel und Gewerbe zu beleben (Thurop Ung. Chron. c. 45) In England, wo jetzt die Sonntagsfeier am ſtrengſten iſt, ging damals die Entweihung am weiteſten. Bei dem Anblicke ſolchen Unfugs ward der eifrige Euſtach, Abt von Flay in der Normandie, der im Jahr 1204 eine Reiſe durch England machte, um zur Theilnahme an einem Kreuzzug zu ermuntern, dermaßen entrüſtet, daß er den Kaufleuten drohte, ſiedendes Waſſer würde auf ſie regnen, Steine vom Himmel würden auf ſie fallen, wenn ſie den Mißbrauch nicht abſtellten (**Matth. Par. a. 1204**). Allmälig ſind jedoch die Sonntagsmärkte in den meiſten Ländern abgeſchafft worden, in Preußen erſt im 15. Jahrhundert (Urk. im Archiv zu Königsberg **Fascic. I. P. 1 Nr. 14**). Wenn faſt überall der Sonnabend an die Stelle geſetzt, oder bei neuen Verleihungen des Marktrechts zur Bedingung gemacht wurde (Urk. Konrads II. v. J. 1030), ſo wollte man dadurch den Handelsſtand zufrieden ſtellen, da die meiſten Fremden an dieſem Tage ankamen, um an dem folgenden Morgen bei dem Anfang der Kirche da zu ſeyn. Es geſchah aber auch, um die Juden auszuſchließen.

---

*) Annalista Saxo ad ann. 929 ed. Eckard I, 251. Dithmar. Mers.

---

[1] l. c. ed. Wagner p. 9: „in ipsa ecclesia (Magdeburgensi) mercatorum custodes.“

Bei manchen Stiftern kam dazu die Verehrung eines berühmten Heiligen. War dies ſogar ein vermeintlich wunderthätiger, ſo war an den Tagen ſeiner Feier der Zulauf groß, und eben damit die Ausſicht für den Kaufmann lockend. Auch bei verſchiedenen Abteien bildete ſich auf dieſe Veranlaſſung ein beträchtlicher Verkehr. Am früheſten geſchah dies bei der Abtei des Dionyſius, nicht weit von Paris. Da fanden ſich ſchon ſeit dem Anfang des 7. Jahrhunderts Handelsleute ein, nicht nur aus den nördlich benachbarten Landſchaften, ſondern auch bis aus der Lombardei, Südfrankreich und Catalonien. Unter den berühmten Handelsorten Deutſchlands ſind zwei, zu deren Emporkommen die Heiligenverehrung und der Umſtand zuſammengewirkt haben, daß ſie zugleich alte, wohlhabende Reichskammergüter waren: Zurzach am Rhein und Nürnberg. Erſterer Ort ſtand wegen der Verehrung der Verena, wohin noch in neuerer Zeit Wallfahrten ſtatt gehabt haben, in hohem Rufe. Von Nürnberg iſt bekannt, daß bereits im 11. Jahrhundert ein Marktverkehr daſelbſt eingerichtet worden iſt, hauptſächlich auf Veranlaſſung der vielen Gläubigen, die an gewiſſen Tagen dem Sebaldus ihre Huldigungen darbrachten. Von Abteien in Niederdeutſchland, bei denen auf die bewußte Weiſe Marktſtädte entſtanden, ſind Beiſpiele Corvey, Gandersheim, Quedlinburg. Frankfurt war bis ins 15. Jahrhundert mehr als Werkſtätte des Kunſtfleißes, als durch ſeine Märkte, im Rufe.

Als im Fortgange des Handels die Plätze an den Kirchen an den großen Markttagen den Waarenvorrath nicht mehr faſſen konnten, war man auf die Anlage öffentlicher Gebäude bedacht, um den fremden Kaufleuten Schutz gegen ungünſtige Witterung und

Sicherheit des Eigenthums zu verſchaffen. So entſtanden die Kauf- oder Gildhallen, Kauf- oder Leghäuſer; noch häufiger war die Anlage von beſondern Tuchhallen oder Gewandhäuſern, in einigen Städten für die fremden Verkäufer, in andern für die einheimiſchen Tuchmacher und Tuchhändler. Bei der weitern Entwickelung des Wechſelgeſchäftes, mit der Verbreitung und zunehmenden Zuſammenſetzung des Großhandels, bei der ſteigenden Menge und Wichtigkeit der, auf auswärtige Plätze ſich beziehenden Geldgeſchäfte, wurden die großen Bankhalter in Italien auf eine neue Anſtalt geführt. In den wenig geräumigen bedeckten Gängen, wo ſie den kleinen Geldhandel betrieben, bei dem Getümmel daſelbſt, konnten ſie ihre gegenſeitigen Beſprechungen, Anweiſungen, Abrechnungen, nicht mehr vornehmen; ſie wählten daher einen beſondern Platz, den ſie hierzu einrichteten, und der von dem Umſtande der kaufmänniſchen Kaſſengeſchäfte den Namen Börſe (ital. borsa, wörtlich Geldbeutel) erhalten hat. Mit der Nachahmung der Sache in andern großen Handelsſtädten iſt auch der Name beibehalten worden.

Schwieriger iſt die Ermittlung der Bezeichnung Hanſe. Die Bildung der unter dieſem Namen bekannten kaufmänniſchen Vereine (mercatores hansati, Hanſebund) iſt ſehr unmerklich vor ſich gegangen. Bei Unterſuchungen über die Urſprünge jener einzigen Anſtalt der deutſchen Hanſe führen die Spuren zuletzt auf die Kölner und Lübecker in London. Sofern Köln im Mittelalter ein großer Vermittlungsplatz zwiſchen der Donau und dem Niederrhein war, alſo zwiſchen dem öſtlichen Deutſchland, Ungarn, Griechenland und Aſien öſtlich, und den Niederlanden, Nordfrankreich und England weſtlich, erſcheint dieſe Stadt, die für eigene Rechnung, mit eigenen Schiffen Seehandel trieb, auf dem Schauplatz des Welthandels bereits in der erſten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Ein vorzüglicher Theil des Handels von Cöln erſtreckte ſich auf die beiden fruchtbaren, durch Betriebſamkeit der Bewohner geldreichen niederländiſchen Landſchaften Brabant und Flandern, wo Antwerpen und Brügge vielbeſuchte Marktplätze waren. Dieſe beiden Städte waren nach einander die großen Tauſchplätze zwiſchen dem nördlichen und nordweſtlichen, alſo dem hanſiſchen Europa, und dem ſüdlichen, geworden. Köln iſt, in Beziehung auf die Anfänge der deutſchen Hanſe, um ſo weniger aus den Augen zu laſſen. Von den Niederlanden verbreitete ſich der Handel dieſes wichtigen Platzes hinüber nach England, wo in den mittlern Jahrhunderten, auſſer den Seehandelsſtädten London und Briſtol, drei nicht fern vom Meere liegende Landſtädte Exeter, Wincheſter und Durham, und zwei an der ſchiffbaren Saverne, nämlich Worceſter und Gloceſter, durch Handelsverkehr ſich auszeichneten. In London hatten die Kölner ihre Hauptniederlage, mit Handelsfreiheiten, die einigemal im Laufe des 13. Jahrhunderts urkundlich erneuert wurden. Der Hof, worin ſie ihre Waarenlager hielten, lag unweit der Londner Brücke, in einer unmittelbar an den Fluß laufenden Nebengaſſe, das Couſins- oder Covensgäßchen genannt. Er hieß anfänglich blos „Gildhall" der Kölner; in der Folge aber, ſeitdem noch andere Städte Theil nahmen, wird auch der Name Hanſe der Kölner gebraucht *). Hier beginnen die Anfänge der deutſchen Hanſe. Gleichwie die ſüddeut-

---

*) Henrici III. dipl. ann. 1267 (V. Jan.) ap. Rymer Vol I. p. I. pag. 471: „burgenses et mercatores Colonienses hansam suam — — — temporibus retroactis habere consueverunt.

ſchen Städte (Nürnberg, Augsburg ꝛc.), die nach Venedig Geſchäfte machten, dort ihre Waarenlager in einem gemeinſchaftlichen großen Kaufhauſe hatten, auch in manchen andern Hauptplätzen des europäiſchen Handels beſondere Höfe oder Kaufhallen für die Handelsleute der vorzüglichſten Länder eingerichtet waren, ſo ſchloſſen ſich in London die dahin Handel treibenden Kaufleute verſchiedener deutſchen Städte an die Kölner an, weil dieſe den Stamm bildeten. Darunter waren Bremen und Hamburg, die beide nach England handelten, und beide auch mit Köln in Verbindung ſtanden, nicht aber Lübeck, das erſt durch Köln, welches als Vorfechter der Städte am deutſchen Meere die auf die Ausſchließlichkeit des Handels nach England Anſpruch machten, auftrat, neben der Kölniſchen, auch eine Hanſe erhielt *), zu welcher ſich die nach England handelnden baltiſchen Städte hielten. So waren ſeit **1267** zwei deutſche Hanſen in London, eine Kölner für das deutſche Meer, und eine Lübecker für das baltiſche, während vordem dort nur eine Hanſe der Kölner beſtanden hatte. Weil Lübeck eine Seeſtadt, in der Oſtſee, dem nachmaligen Hauptgebiet der Hanſe, darum die öffentliche Meinung mehr für ſich hatte, ſo gewann dieſes den Rang über Köln in der Oberleitung der Bundesangelegenheiten, denn der wichtige Städteverein, in London entſtanden, ward auf das feſte Land übertragen und ſehr erweitert. In England ſelbſt war mit der Sache auch der Name längſt im Gebrauche. Schon ſeit dem Ende des **12.** Jahrhunderts kommen in verſchiedenen Städten (Hereford, Dunwich,

---

*) Henrici III. dipl. a. 1267 (V. Jan.) ap. Rymer Vol. I. p. I. pag. 471: „habeant (Lubecenses) hansam suam eodem modo, quo Colonienses hansam suam habent.

York ꝛc.) landesherrlich genehmigte Hanſen vor. Ja die Anſtalt „bevorrechtigter Handelsgeſellſchaften“, unter dieſem Namen, war zu derſelben Zeit nicht minder in Frankreich, der Niederlande und Deutſchland bekannt genug. Das vorzüglichſte Beiſpiel iſt die Pariſer Hanſe. Der Handel auf der Seine, zwiſchen Paris und Rouen, war großentheils Alleinrecht der Bürger dieſer Stadt, und einer geſchloſſenen Geſellſchaft in jener. Weil nämlich die Kaufmannſchaft von Rouen, ſchon im 8. Jahrhundert durch Thätigkeit ausgezeichnet, in den Städten die Gewerbſamkeit weckte, ward ihr das Niederlagsrecht in Anſehung aller Waaren verliehen, die zur See eingingen. In Paris beſtand eine Geſellſchaft der Flußhändler, mit dem Vorrecht, daß zwiſchen der Brücke von Paris, und der von Mantes, zwölf Stunden unterhalb, Niemand Waaren auf dem Fluſſe weder herauf noch hinab fahren durfte, der nicht Mitglied der Genoſſenſchaft war, oder mit einem ſolchen in Handelsgeſellſchaft ſtand. Nur die Kaufleute von Rouen waren berechtigt, weiter hinauf zu fahren bis nach einem Flecken fünf Stunden von Paris, doch bloß mit leeren Gefäßen, um Ladungen abzuholen. Die Pariſer Bürger, die zu dieſer bevorrechteten Geſellſchaft gehörten, wurden Hanſiſche Bürger (Burgenses hansati) genannt. In verſchiedenen Handelsſtädten, wie zu Regensburg und Wien, fand die Würde eines Hansgrafen Statt.

Früher ſchon hatten ſich einzelne Städte des Hanſeatiſchen Bundes von den Landesherrn in den nordiſchen Reichen in England, Frankreich und den Niederlanden, beſondere Freiheitsbriefe erworben; nachher, als dieſer Bund vollendet, mit einer feſten Verfaſſung daſtand, wurden ſolche für die Geſammtheit der vereinigten Städte ausgeſtellt. Durch verſchiedene Vorrechte in fremden Ländern gelangten die Städte der deutſchen Hanſe zu großen Reichthümern. Der Hauptzweck der Hanſe war auf die Sicherheit der Waarenbeförderung durch kriegeriſches Geleit zu Waſſer und zu Lande gerichtet. Hier nun entſtand die gebietende Macht durch die Vereinigung der Kräfte von Vielen. Das Handelsgebiet, worin ſich der merkwürdige Städtebund unter Begünſtigung dieſer Anſtalten, und unter dem Schutze der Hanſiſchen Flagge bewegte, war der ganze Inbegriff der Küſten des nördlichen und weſtlichen Europa von Wisby und Nowgorod bis London und Liſſabon.

Zu Bergen*) in Norwegen war ein großes Ablager für die dortigen Einkäufe, und die mächtigſte Niederlaſſung der Hanſe. Hier übte der Kaufmann ſeine

---

*) Ehedem war Bergen in Norwegen neben den Hanſeſtädten das vierte große Comptoir, dort mußte jeder rechtſchaffene Kaufmann ſeine Lehrjahre ausgeſtanden haben. Dem Andrang abzuwehren, führten die angeſeſſenen Kaufleute ein Noviziat ein, dies beſtand in einem Waſſer-, Rauch- und Staupenſpiel. Das Erſtere beſtand darin, daß der Noviziat nackt an ein Seil gebunden, dreimal im Seewaſſer unter dem Schiffe durchgezogen, ſodann von vier Kerlen blutig gepeitſcht wurde. Darauf folgt das Zweite: Er wird eine halbe Stunde in einen Schornſtein gehangen, unter ſeinen Füßen ein Feuer von Haaren, Gräten und andern ſtinkenden Materien gemacht, darauf abermaliges Ruthenpeitſchen. Zuletzt: große Aſſemble von den vornehmſten Männern, Weibern und Jungfrauen, in deren Gegenwart die Kandidaten abermals nackend ausgezogen wurden. Darauf kamen etliche vermummte Kerle, mit denſelben mußten die jungen Kaufleute erſt nackend tanzen, darauf zeigten ſich vier maskirte Perſonen in Mönchshabit mit Spießruthen in der Hand, abermaliges Peitſchen, aber ein Tuſch von Pauken und Trompeten übertäubte das Schmerzgeſchrei. Wer dieſes dreifache Spiel acht Jahre ausgeſtanden hatte, ward endlich für einen gebildeteren Kaufmann gehalten. Dieſes „Hänſeln" (Willebrandt hanſ. Chr.) wurde 1671 abgeſchafft, aber zu Königsberg beſtand es noch in milderer Form fort. Dort nannte man es „Kaiſern" weil der Hintere des Gehänſelten an einen Stein geſtoßen ward, der Kaiſer genannt, welcher 16 Ellen im Umfang hat.

Herrſchaft bis zum Mißbrauch aus. Er erlaubte ſich Grauſamkeiten nicht nur gegen Fremde, die nicht zur Hanſe gehörten, ſondern ſelbſt gegen Einheimiſche, um ſie von aller Theilnahme am Seehandel zu verdrängen; eine Schaar von einigen tauſend Kaufdienern, Schiffsleuten, Laſtträgern, Handwerkern, faſt lauter unverheirathete junge Leute, ſämmtlich in eine Brüderſchaft vereinigt, bewaffnet, von Selbſtgefühl zum Frevel verleitet, mit eigener Obrigkeit, in einer eigenen Abtheilung der Stadt alle beiſammen, trotzte ein Staat im Staat ſelbſt der Regierung:

Der andere nordiſche Hauptlagerplatz war Nowgorod in Rußland. Auch Riga war für die Hanſiſchen Kaufleute ein wichtiger Platz. Wisby auf Gothland wetteiferte, ungeachtet der Entlegenheit mit den weſtlichen Städten. Schon im 13. Jahrhundert liefen von hier aus Kaufmannsgüter in engliſche und franzöſiſche Häfen ein.

Die Verfaſſung des Handels im Gebiete der großen deutſchen Hanſe, überhaupt im ganzen germaniſchen Europa, war dem Geiſte des Mittelalters angemeſſen. Der geſammte öffentliche Zuſtand brachte mit ſich, daß aller ſelbſtthätig betriebene Handel *Eigenhandel* war, für eigene Rechnung geführt, mit unmittelbarer Beſtreitung aller Auslagen. Durch beauftragte Handelshäuſer auf auswärtigen Plätzen, zugeſandte eigene Waaren verkaufen, und fremde einkaufen zu laſſen, konnte Niemand einfallen. In jenem Zeitalter der Rohheit war kaufmänniſches Vertrauen eine Unmöglichkeit. Und geſetzt auch, es hätten Häuſer, unter gegenſeitigem, auf genauere Bekanntſchaft gegründeten Vertrauen, ſolche Geſchäfte unternehmen wollen, wie wäre, um die Vortheilhaftigkeit zu beurtheilen, eine muthmaßlich entworfene Vorherberechnung möglich geweſen, da kein Poſtenlauf beſtand, um vom Wechſel der Preiſe Kenntniß zu erhalten! Und abermal geſetzt, man hätte dieſes zu machen gewußt: wie hätte man die Zahlung einrichten ſollen! Das Wechſelweſen iſt erſt im 14. Jahrhundert zur Ausbildung gediehen. Nicht zu gedenken des ſchlechten Zuſtandes der Rechtspflege in Schuldklagen. So war der Kaufmann genöthigt, mit ſeinen Waaren ſich ſelbſt auf den Weg zu machen. Bei dem Seehandel war er mit am Bord, zu Lande reiſte er zu Pferde mit, oder fuhr neben dem Frachtwagen. In Frankreich, Deutſchland und den Niederlanden verurſachten die vielen kleinen Gebiete, die der reiſende Handelsmann zu durchziehen hatte, nicht geringe Beſchwerden. Dahin gehörten zuvörderſt die vielen Land- und Waſſerzölle, in Oberdeutſchland überhaupt genannt **Muta, Mota,** Mauth, welches ſchon ein ſehr alter Ausdruck iſt (**Ulfilas Luc. 5. 27. cf. 18, 10**). Dann die häufigen Wegelagerer, die auf Beute lauerten. Um davor geſchützt zu ſeyn, machten zwar die landesherrlichen Beamten, ſobald man in ein neues Gebiet eintrat, Anſtalten zu einer bewaffneten Geleitſchaft; weit entfernt aber, den Reiſenden zum Vortheil zu gereichen, ward dieſes durch Entartung, bald zur neuen Plage, zur bloßen Erpreſſung von Gebühren, ohne Erfolg in der Hauptſache, ſo daß manche Kaufmannſchaften ſich urkundliche Befreiungen vom Geleitsrecht erwarben (**Guilelmi, comitis Flandriae, dipl. a. 1127. ap. Miraeum IV. p. 196. Friderici I. dipl. a. 1187 ap. Willebrand I. 29**). Was blieb dem reiſenden Handelsmann übrig, als ſich und ſeine Leute ſelbſt zu bewaffnen! Hierzu war aber die höhere Genehmigung erforderlich, da es der Kriegerſtand als ſein Vorrecht anſah, Waffen zu tragen. Demnach wurde in Deutſchland anfänglich die Auskunft getroffen, daß Reiſende vom Gewerbsſtand zwar Degen und Säbel mit ſich führen dürften, ſich aber der Degenkoppel, als des ritterlichen Abzeichens, enthalten, und jenes Gewehr bloß auf den Wagen legen, oder am Sattel befeſtigen ſollten (Friderici I. dipl. a. 1157). In den Niederlanden (Philippi VI. dipl. a. 1347) Catalonien (Petri IV. regis Aragon. dipl. a. 1362) verliehen in der Folge die Landesherrn den Kaufleuten ohne dieſe Einſchränkung das Recht, auf Handelsreiſen ſich zu bewaffnen. In England ſtieg der Straßenraub auf das Höchſte. Im Jahre 1249 wurden zwei Kaufleute aus Brabant auf der Landſtraße beraubt. Unter den Räubern erkannten ſie einige von der königlichen Hofdienerſchaft, ſie brachten ihre Klage vor Heinrich III. Die Unterſuchungsbehörde, auf deſſen Befehl veranſtaltet, beſtand aus zwölf Bewohnern von Hampſhire (Southhampton), wo der Raub begangen worden (bei dem Beſuche der lebhaften Märkte von Wincheſter). Sie erklärten die Angeklagten für unſchuldig. Es ward aber bekannt, daß ſie wohl um das Verbrechen wüßten. Als endlich die Räuber von einem andern Geſchwornengericht verurtheilt wurden, brachten ſie die Entſchuldigung vor: ſie wären zu dieſem Erwerbmittel gezwungen, da ihr Herr ſie darben ließe. (Matth. Paris. a. 1249 ed. 1640. p. 760.)

Hatte der Kaufmann ſolche Hinderniſſe und Gefahren überſtanden, und langte am Ziel der Reiſe an, oder kam durch eine größere Stadt, die mit der ſeinigen in Handelsverbindung ſtand, ſo traf ihn ein Ungemach anderer Art — die erzwungene Bürgſchaft.

Denn an jedem Bürger einer Stadt ſuchte die andere Stadt, an jedem Bewohner einer Landſchaft eine andere ſich ſchadlos zu halten, wenn ſie unter den Mitbürgern derſelben böſe Schuldner hatte. Daß in ſolchen Fällen die Güter eines durchreiſenden Kaufmanns in Beſchlag genommen, meiſt auch ſeine Perſon verhaftet worden, iſt genug bekannt aus Beiſpielen von Frankreich, Deutſchland, England und den Niederlanden. Aus den Maßregeln, den Unfug abzuſtellen, entweder Verträgen der Städte oder Verboten der Landesherren, iſt die Kenntniß davon auf uns gekommen. Noch im Jahr 1377 führten die Kaufleute von Worceſter, Stafford, Hereford, Briſtol, Gloceſter, Beſchwerde, daß ſie in Calais wegen Schulden anderer Engländer in Anſpruch genommen würden; verſchiedener anderer Beiſpiele von England ſelbſt (Urk. Heinrichs III. v. J. 1527) von den Lübeckern in England (Urk. deſſelb. v. J. 1267), von Südfrankreich (Urk. des Burgherrn Bonifaz v. Caſtellane v. J. 1252) und Catalonien (Urk. Peters III. von Aragon v. J. 1283) nicht zu gedenken. Mannigfachen Nachſtellungen waren die reichen Städtebewohner ausgeſetzt. In Baiern ſuchte man ſich an ihnen auch für die Schulden ihrer Landesherrn ſchadlos zu halten. Daher waren die Bürger von Regensburg zufrieden, als ihnen das Vorrecht verliehen wurde, nicht mehr für den Biſchof oder den Herzog, ſondern bloß für ihre Mitbürger als Bürgen haften zu dürfen (Urk. des K. Philipp v. J. 1207). Die Bewohner von München (Urk. v. d. Jahren 1315 und 1319) und Amberg (Urk. v. J. 1328) ſprach der Herzog Ludwig, König von Deutſchland, unbedingt von der grauſamen Verbindlichkeit frei, mit ihrem Leib und Gut als Geißel und Unterpfand für den Landesfürſten zu dienen. Aber die wilde Rechtloſigkeit ging hier, wie in manchen andern Gegenden, namentlich in Schleſien noch viel weiter. Den reichen Handelsherrn wurde mit großer Lüſternheit nachgetrachtet, um ſie aufzuheben, und von ihren Angehörigen ein Löſegeld zu erpreſſen. Dieß war das Handwerk der in Oberdeutſchland ſogenannten Schnapphähne, armer Junker, „die vom Sattel lebten.“

IV. Der Hörſtand.

Die Benennung „Hörige“ d. h. Gehorchende, bezeichnete im Mittelalter diejenigen, welche, obſchon im Stande der Knechtſchaft lebend, doch den Freien näher ſtehen als die eigentlichen Knechte. Die römiſchen Hörigen hießen analog clientes, d. i. cluentes, v. cluere, κλύειν. Gewöhnlich iſt der Ausdruck „Hofhörige“, die den Befehlen des Hofes, welchem ſie pflichtig ſind, gehorchen müßen, dazu gehören. Zwiſchen dem „Hörigen“ und dem „Leibeigenen“ — man findet auch die Zuſammenſetzungen: Halseigen, Bluteigen ꝛc. — welcher bereits zur todten Sache herabgeſunken iſt, mit der man nach Belieben verfügen darf, ſteht mitten inne der „Knecht“, welches Wort J. Grimm mit dem engliſchen Knight (Edelknecht, Edelknabe, dann Ritter) zuſammenſtellt, demnach den Begriff edler und natürlicher Abhängigkeit des jungen Menſchen von ſeinem Vorgeſetzten enthaltend; ich aber leite „Knecht“ vom „Knieen“ ab, denn die Kniebeugung war in frühern Zeiten das Zeichen der Unterordnung unter einem Höhern, wie noch jetzt der polniſche Bauer das Knie ſeines Herrn, des Edelmanns, umfaßt, wenn er ſich ihm vorſtellt, und bekanntlich hat ſich das mittelalterliche

Bibl.
hen

Verhältniß der Leibeigenſchaft im öſtlichen Europa mit allen ſeinen Pflichten und Rechten noch lebendig erhalten. Nicht unwahrſcheinlich iſt daher, daß Knight von der Kniebeugung entlehnt iſt, welche der Edelknecht oder Knappe in dem Momente verrichtete, wo er den Ritterſchlag empfing. Wieder iſt „Knecht“ (Edelknecht) mit „Schalk“ (Edelſchalk) verwandt, und „Gottſchalk“ bezeichnete urſprünglich: „Diener Gottes“ *). Wenn in der deutſchen Bibelüberſetzung zuweilen auch Satan der „Schalk“ heißt, ſo iſt er es in dem Sinne, wie der perſiſche Ahriman von Zoroaſter im Anfang des Buches Verdidad: der Sclave genannt wird, denn der Böſe iſt der Unfreie. In den Amtstiteln: Seneſchall (Seniscalcus), Marſchall (Mariscalcus), die urſprünglich den älteſten Diener (nach der lex alam: servus super duodecim vassos infra domum), Pferdeknecht (mariscalcus super duodecim caballos) bedeuteten, Letzteres erſt ſpäter: einen Stallmeiſter. Weil nun der Schwächere, und dieß iſt der Dienende ſtets ſeinem Herrn gegenüber, zur Liſt Zuflucht nehmen muß, daher auch das griechiſche δοῦλος ſowohl „Schelm“ (wovon dolus, dolosus) als „Sclave“ bedeutet, ſo konnte auch in der deutſchen Sprache ſpäter Schalk einen Betrüger bedeuten, wie das von dem liſtigſten Thiere gebrauchte Sprüchlein bezeugt:

„Die Schlange wechſelt den Balg,
Bleibt doch der alte Schalk.“

Auch das nordiſche „Troll“ (von ſeinem koboldar-

---

*) Analog die Eigennamen: Abd-Allah, Obad-Jah, Theodulos u. a. m.

ligen Weſen hat der Deutſche das Adjectivum „drollig“ entlehnt), urſprünglich einen Dienenden bezeichnend, iſt zugleich Name des böſen Geiſtes. Der noch häufig vorkommende, aber mehr in Eigennamen erhaltene Titel: Meier (lat. major) ſ. v. a. Aufſeher*), Bewirthſchafter eines Gutes, bezeichnete ehedem einen Mann aus dem Stande der Unfreien, der durch Hausgewalt (major domus — Hausmeier) einen Rang vor den übrigen Knechten hatte, das Gut des Herrn verwaltete, und die Abgaben ihm bezahlte. Die königlichen Villici waren öffentliche Beamte von Gewalt und Anſehen, das franzöſiſche maire iſt der letzte Ueberreſt aus jener Zeit, wo der Meier ein höherer Beamter war.

Als ſich Städte und Burgen mehrten, und der Unfreie auf das Land und den Feldbau beſchränkt wurde, galt der Bauer für einen Gegenſatz des Herrn und Ritters, und für abhängig, obgleich das nordiſche „Bonde“ einen freien Coloniſten, Beſitzer von Feldſtücken, Meierhöfen, bezeichnet, der auf dem Landtage Stimmrecht hat, alſo durchaus nicht dem unterſten Stande beigezählt wird. Zum Unterſchiede vom „Hübner“, „Hüfner“ (hubarius), der eine Hufe Land beſitzt und baut, dient der „Köther“ oder „Kothſaſſe,“ „Hinterſaſſe,“ der nur auf eine Wohnhütte (kot), Gärtchen und Weideplatz beſchränkt iſt. Als Grund für die Abhängigkeit oder Leibeigenſchaft des Bauers wird angegeben, daß weil aller Knechtſchaft Urſprung der Krieg iſt, folglich auch der Gefangene, welcher nicht den Göttern geopfert wurde, als Knecht bei dem Sieger wohnen blieb. Seine Kinder waren demnach geborne Knechte. Daraus erklärt ſich, warum die Slaven: Sclaven heißen*), dies ſtammt aus der Zeit, wo die germaniſchen Völker die von Wenden bewohnten Gegenden des heutigen Norddeutſchlands ſich durch das Recht des Schwertes zueigneten, und die Eingebornen in Knechte verwandelten. Von der Unfreiheit der Wenden handelt der Sachſenſpiegel III., 70—73. In Sachſen mußte noch in ſpätern Jahrhunderten, wer ein Handwerk erlernen oder Bürgerrecht erwerben wollte, ſeine nicht ſlaviſche Abſtammung nachweiſen. Vielleicht half dieſe demuthigende Stellung, welche die Sorben ſeitdem in der Geſellſchaft einnehmen, dazu, daß ihre Sprache in den Städten allmälich unterging, und nur in der Bauzner Gegend unter den Landbewohnern ſich noch erhalten hat, wie das Slaviſche auch ſonſt noch ſporadiſch in Preußen, aber ſtets nur auf dem Lande angetroffen wird. In den Städten hat frühzeitig das deutſche Element überwogen.

---

*) Vgl. Holzmaier ſ. v. a. Holzverwalter.

Da auch die geiſtlichen Güter Leibeigene hatten, wo ſich dieſe Erſcheinung nicht durch Kriegsgefangenſchaft erklären läßt, die den Knechtsſtand auf die Kinder des Beſiegten fortpflanzte, ſo muß hier ein anderer Grund aufgeſucht werden. Dieſer beſteht darin, daß geiſtliche Stifter oft Freiſtätten für Miſſethäter waren. Dieſe wurden dadurch von jenen abhängig. Oft hatten ſie geiſtliche oder leibliche Wohlthaten dem erwieſen, der ſich aus Dankbarkeit unterwarf. Zum Zeichen der Knechtſchaft pflegte der Untergebene ſein Haupt unter das Glockenſeil zu legen, war es aber gelindere Hörigkeit, ſich bloß zu neigen. Die Hingabe unter einen weltlichen Herrn beſtand in der Uebergabe des abgeſchnittenen Haars. Auch legte der zahlungsunfähige Schuldner ſeinen Hals als Zeichen der Unterwerfung unter den Arm des Gläubigers, und hieß davon „halbeigen,“ umgekehrt ein Freier: „Freihals“. Und weil der Knecht nicht Zeugenſchaft ablegen kann, ſo ſchwuren Eidleiſtende bei ihrem Barte oder indem ſie ihr Haupthaar anrührten, was der Sclave als Geſchorner *) nicht vermochte. Noch jetzt wird der ruſſiſche Rekrut zum Zeichen ſeiner eingebüßten Selbſtſtändigkeit kahl geſchoren, und die Tonſur des katholiſchen Geiſtlichen ſoll andeuten, daß er ein Eigenthum der Kirche ſey.

---

*) Die Italiener nennen die ſüddeutſchen Slaven Schiavoni, und der Engländer den Sclaven: Slave

In heidniſcher Zeit hatten, wie wir aus dem Tacitus (Ann. IV., 72.) wiſſen, Eltern das Recht, ihre Kinder zu verkaufen, weil ſie ſie auch ausſetzen konnten. Im Norden traf dieſes Schickſal die unehelich erzeugten, oder ſolche, die ein Freier mit einer Magd erzeugt hatte. Daß die chriſtlichen Miſſionäre ſolche Unglückliche aufkauften, um ſie für den Dienſt der Kirche zu erziehen, förderte die Ausbreitung der neuen Religion doppelt, erſtlich weil die meiſten Eltern nur aus Noth ihre Kinder verkauften, deren Loos ſie nun gebeſſert wußten; zweitens, weil die aus den Eingebornen zum Predigtamt erwählten Individuen durch die Kenntniß der Landesſprache vor dem fremden Miſſionär in Vortheil waren, auch ſich den Sitten und der Vorſtellungsweiſe ihrer heidniſchen Brüder bei ihren geiſtlichen Vorträgen beſſer accomodiren konnten.

Knechtſchaft, als Folge der Schuld, war eine gewöhnliche Erſcheinung. Zuerſt gab man, wenn das Wergeld nicht gezahlt werden konnte, die Kinder, dann die Frau, zuletzt ſich ſelber hin. Auch verfiel derjenige im

---

*) Geſchoren zu werden war beſchimpfende Strafe.

Knechtſchaft, welcher dem Knechte eines Andern fortgeholfen hatte.

Daß der Knecht nicht waffenfähig, noch ſchildbürtig war, ſtammte aus der Vorſtellung, daß er durch Kriegsgefangenſchaft in den Zuſtand der Abhängigkeit gerathen war. Daher war dem Bauer als Leibeigenen das Tragen der Waffen nicht geſtattet, wohl aber dem Städtebewohnenden Handelsmann, Handwerker (vergl. das oben über Gilden und Zünfte Beigebrachte). Doch gab es im Mittelalter Fälle, wo Leibeigene mit ihren Herren in den Krieg zogen Ihr Beruf war aber alsdann nur, die Verwundeten zu geleiten und die Gefallenen zu begraben, nicht hingegen die ehrenvolle Theilnahme am Kampfe.

Der Freie ſchwur bei ſeinem Schwerte, der Knecht konnte auch in dieſer Hinſicht der ihm verwehrten Waffe entbehren, weil er überhaupt unfähig war, ein Zeugniß abzulegen; von Gericht und Volksverſammlung war er ausgeſchloſſen, weder konnte er über Andere richten, noch ſich ſelbſt verantworten, der Herr ſtand für ihn. Auch ſeine Beſtrafung geſchah auf andere Art als die des freien Mannes, und er reinigte ſich von der Anklage mit eigenen Mitteln. Er durfte ſich nicht von dem Grund und Boden entfernen, den ihm der Herr angewieſen, er war **glebae adscriptus**, an die Scholle gebunden, wo er geboren. Er mußte Frohndienſte leiſten. Hausknechte hatten Meſſer und Schwerter zu putzen, zu ſchleifen, Schäfte zu ſchaben, der Roſſe zu warten, er ſchmiedete Ringe, Hufeiſen, Waffen, fertigte Zaum und Sattel, ſorgte für Gewand und Rüſtung der Männer, zimmerte Wagen, Räder, Hausgeräthe, führte Bauten auf ꝛc., Hunde und Falken waren in ſeiner

Pflege[*]), in der Küche drehte er den Braten[**]). Zu jeder Zeit konnten die Hausdienſte dem Dienſtboten abverlangt werden, eben darin beſtand das Drückende ſeines Verhältniſſes, denn ſeine Beſchäftigung, z. B. Schmieden, trieben auch Freie. Eben ſo das von den Mägden geforderte Spinnen und Weben, worin ſich auch Edelfrauen hervorthaten. Zu den eigentlich harten Arbeiten des weiblichen Geſindes gehörte das Stubenheitzen, das Waſchen und Mahlen, denn Waſſermühlen kannte man damals noch nicht, das Korn wurde mit der Hand gemahlen, der Mühlſtein mit dem Leibe gedreht. (So Fenja und Menja, die beiden Mägde des Königs Frodi im Eddaliede.) Auch die Beſorgung der Bäder und Badenden ohne Unterſchied des Geſchlechts ſcheint ihnen anvertraut geweſen zu ſeyn, denn wie Nauſikaa dieſen Dienſt dem Odyſſeus verrichtete, ſo noch im 14. Jahrhundert im chriſtlichen Böhmen die Bademagd Suſanne, dem König Wenzel. In Hartmanns „Iwain" arbeiten drei hundert Weiber gezwungen, beſchäftigt mit Flachshecheln, Garnwinden ꝛc. Auſſerdem lag den Mägden eine Menge Verrichtungen in Stube, Küche und Stall und Garten ob. Dieſes Verhältniß findet noch jetzt in Polen Statt, wo die Söhne und Töchter der Bauern dem Edelmann Hofdienſte leiſten müſſen. Die Felddienſte beſtanden im Hirtenamt, Ackerbau, Jagdfolge, Frohnfuhren und Vorſpann, ganz wie noch jetzt in Polen und Rußland. Dieſe Dienſte waren meiſt gemeſſener Art, d. h. der Pflichtige hatte ſie nur zu beſtimmter Zeit, nur beſtimmte Male zu leiſten, und durfte alle Muße für ſich ſelbſt verwenden. Die Sonne regelte jedes Geſchäft; wenn ſie aufging verließ der Frohnarbeiter ſeine Hütte, wenn ſie unterging zog er heim. Einige dienten drei Wochentage, Andere nur gewiſſe Tage im Jahre, z. B. zum Holzfällen, Heumachen, Fruchtſchneiden ꝛc. Seltſamer Art war folgender Dienſt, deſſen Spuren ſich noch während des 14. und 15. Jahrhunderts nicht bloß im nördlichen Frankreich, hauptſächlich in Lothringen, ſondern auch im Trier'ſchen erſcheinen. Eine beſtimmte Nacht im Jahr, oder wenn der Herr im Dorfe übernachtete, oder ſeine Vermählung feierte, oder ſeine Gattin im Kindbett lag, mußten die hörigen Leute das Waſſer im Teiche mit Ruthen ſchlagen, auf daß die Fröſche ſchwiegen. Das hieß die Fröſche ſtillen. Dicht vor dem Schloſſe des Gutsherrn im Dorfe Larou bei Nancy lag ein tiefer Sumpf, den die armen Leute in der Hochzeitnacht des Fürſten peitſchten, damit die Fröſche nicht quakten. Im Anfang des 16. Jahrhunderts, als ſich der Herzog von Lothringen mit Renata von Bourbon vermählte, wurde ihnen dieſer herkömmliche Dienſt erlaſſen. Er herrſchte auch im lothringiſchen Dorfe Montureur ſur Saone, nahe an der Grenze von Franchecomte. Wann der Abt von Luxeuil ſein Lager bei ihnen nahm, ſchlugen ſie den Weiher und ſangen:

---

[*] Noch im ſpäten Mittelalter war dies die Laſt der Leibeigenen. Der Herr legte ſeine Hunde in die Dörfer zu Futter.

[**] Auch des Bratenwendens gedenken einzelne Weisthümer: „und ſollen die Förſter kommen auf Peterweiler Kerbetag zu Morgens in den Hof mit zwei Spießen, und dem Hofmann ihren Dienſt anbieten. Begehrt er es, ſollen ſie ſeinen Braten wenden."

pa. pa. renotte. pa!*)
veci monsieur l'abbé, que dieu ga!**).

---

*) Paix. grenouille, paix.

**) Garde.

In Bechſteins fränkiſchen Volksſagen erfährt man, daß in Freienſee in der Grafſchaft Solmslaubach die Dorfbewohner einem gewiſſen Kaiſer, der dort übernachtete, die Fröſche verjagt hätten, damit er im Schlafe nicht geſtört werde. Der Dienſt muß ein freiwilliger geweſen ſeyn, weil der Monarch ihnen dafür die Freiheit ſchenkte.

Da der Knecht leibeigen iſt, und ebenſo die Kinder, die er zeugt, ſo erklärt ſich daraus, warum jene polniſche Gräfin im vorigen Jahrhundert einem Bauernmädchen die ſchönen Zähne ausziehen, und die eigenen Zahnlücken damit ausfüllen ließ. Und wann noch vor wenigen Jahren ein ungariſcher Edelmann, durch das corpus juris hungarici begünſtigt, eine ſchöne Jüdin zwang, ſein Lager mit ihm zu theilen, weil ſie eine Schuld ihm nicht zu bezahlen vermochte, ſo hatte er ſie als eine durch Inſolvenz zur Knechtſchaft verurtheilte Perſon betrachtet.

Wie die Erſtlinge des Viehes und der Feldfrüchte dem Gutsbeſitzer gehörten, ſo auch die Blüthe der Jungfrauſchaft der weiblichen Unterthanen, was die Rechtslehrer das jus primae noctis nennen. Nur den Häßlichen war es geſtattet, ihre Blume abzukaufen. In neuerer Zeit iſt der „Jungfernzins“ allgemein an die Stelle der Brautnachtfreude getreten. An mehrern Orten Deutſchlands wurde die Jungfrauſchaft leibeigener Töchter „mit ſo viel Käſe und Butter abgekauft, als dick und ſchwer ihr Hintertheil war“; an andern Orten mit einem zierlichen Corduanſeſſel, „den ſie juſt damit ausfüllen konnten“. In Frankreich hielt ſich dieſe Sitte länger. An manchen Orten hatte der Schloßvoigt mit Leit- und Vorſtehhunden den Ehrenplatz und den erſten Tanz auf allen Hochzeiten der eigenen Leute.

Auch war ihm jedes den Burgfrieden paſſirende Freudenmädchen verfallen zu vier Pfennigen, oder er mochte mit ihr auf offener Straße ſeines Willens pflegen, jedoch nicht öfter als einmal. (Hormayr Tſchb. f. Geſch. 1842 S. 146.)

Juden, als „des heiligen römiſchen Reichs Kammerknechte“ wurden ebenfalls als leibeigen betrachtet, daher war der Knecht nicht waffenfähig, durfte kein Schwert tragen, und konnte folglich nicht zum Soldaten geworben werden. Wie der Leibeigene galt auch er nicht als Perſon, ſondern als Sache. Wie dieſer ſich nicht ohne Erlaubniß des Gutsherrn von ſeinem Grund und Boden entfernen durfte, verkauft, verſchenkt, verpfändet und vertauſcht werden konnte, kein Beſitzthum haben durfte, ſo auch der Jude.

Bevor die Lombarden im ganzen gewerbthätigen Europa den Juden den Rang abgelaufen, waren dieſe die einzigen Handelsleute, die ſich den Geldgeſchäften widmeten, deshalb bei Fürſten, Biſchöfen und Aebten wohl gelitten. Die Häupter der Kirche verkauften oft an ſie das Silbergeräth, das an die Kirchen geſchenkt war. Daß die entſetzlichen Verfolgungen erſt im ſpätern Mittelalter, ſeit den Kreuzzügen eingetreten ſind, hängt mit dieſen nur mittelbar zuſammen, und der Zweck der abenteuerlichen Züge diente den Urhebern der Verbrechen nur zum Vorwand. Die Herren nämlich, die das Schwert führten, fanden in der Vertilgung ihrer Gläubiger das leichteſte Mittel, ſich der Schuldenlaſt zu entledigen, und ſie gebrauchten zu ihren Mordthaten ein Feldgeſchrei, welches der Eifer gegen die Feinde des Chriſtenthums erregt haben ſollte! Jedesmal nämlich, wenn man einen jüdiſchen Gläubiger los ſeyn wollte, erinnerte man ſich, daß ſeine

Vorfahren einen Gott getödtet haben. Hüllman geſteht, daß die Juden ihre Schuldner nicht härter als die chriſtlichen Wucherer behandelten. (Städteweſen II. S. 63.) Er ſetzt, nach einem von Lindau am Bodenſee für ſeine Behauptung angeführten Beiſpiele hinzu: „Wenn chriſtliche Bankhalter — insbeſondere die Lombarden, mit denen die Juden ſich oft in Urkunden und Geſetzen zuſammen geſtellt finden — höhere Zinſen nahmen als jüdiſche, ſo war das um ſo ſträflicher, da jene nicht, wie dieſe, für ſo häufige, durch Erpreſſungen und Beraubungen erlittene Verluſte ſich ſchadlos zu halten hatten. Durch ſein grauſames Schickſal war das unglückliche Volk auf den kleinen Geldverkehr beſchränkt, und eben damit zur Schmach und Erbärmlichkeit verdammt, denn „großartiger Entwürfe iſt nicht fähig, wer kleinliche Geſchäfte treibt, denn wie die Beſchäftigung des Menſchen, ſo iſt nothwendig ſein Geiſt.“ (Demosthen. Olynth III. ed. Reiske p. 37.) Wegen des engen Zuſammenhangs der Kirche mit dem Staate war ihnen letzterer unzugänglich. Hierdurch mußte der ganze bürgerliche Zuſtand des Volkes krankhaft werden. Der vorzüglichſte Nachtheil, den die Ausſchließung vom Staatsbürgerthum mit ſich brachte, war die rechtliche Unfähigkeit, ſowohl ländliches Eigenthum zu erwerben als ein Handwerk zu treiben, weßhalb eben nichts als das bewußte Geſchäft für ſie übrig blieb. Nun fehlt es zwar nicht an Beiſpielen, daß Juden ländliche Grundſtücke beſaßen, aber es waren bloße Pfandſchaften für Darlehen*).

---

*) Aus einem in Wien vorgekommenen Fall erhellt dies deutlich: das daſige Schottenkloſter leiſtete einſt mit Grundſtücken Bürgſchaft für ein Handelshaus, das bei jüdiſchen Wechslern aus St. Pölten eine Geldſumme aufnahm. (Urk. des Herzogs Rudolph von Steiermark, vom Jahr 1291.)

In den Augen der meiſten Regierungen war das verlaſſene Volk ein bloßes Erwerbsmittel, eine Handelsſache, von welcher die Rentkammern Einkünfte zogen, gleich dem Münzrechte, und anderen landesherrlichen Nutzungen vom ſtädtiſchen Gewerbe. Die Gelder für die Erlaubniß des Aufenthalts und der Geldgeſchäfte, frühzeitig eine Quelle der Staatseinkünfte (Urk. Ludwigs des Schwachen v. J. 828), gehörten urſprünglich, wie alle ſtädtiſchen Rechte, ausſchließlich den Königen. Daher ſind in Deutſchland die Juden oft königliche Kammerknechte genannt worden*), obſchon man dieſes Verhältniß nicht vom wirthſchaftlichen Umſtande, ſondern von der Machtvollkommenheit der Kirche und der damit zuſammenhängenden Kaiſerherrſchaft ableiten wollte**). Weiterhin aber kam, mit den übrigen gewerblichen Nutzungsrechten, auch dieſes in den Beſitz der Biſchöfe oder der weltlichen Fürſten. Eine von den Arten der Nutzung war zuvörderſt die Verlehnung auf gewiſſe Zeit, wie 1269 die Judengefälle zu Worms vom König Richard, dem Raugrafen Ruprecht, einem Bruder des Biſchofs Eberhard, auf ſechs Jahre eingeräumt wurden. (Hüllmann a. a. O. II. S. 68.) In Regensburg waren, kraft königlicher Verleihungen, dieſe Einkünfte zuweilen getheilt zwiſchen dem Biſchofe und dem Herzog von Baiern, als Burggrafen, dann beſaß wieder ein Altbürger, Karl Haller, die Gerichtsbarkeit über die Juden als herzogliches Lehn. Daß zufolge einer andern Benutzungsart auch Bürger die Judengefälle entweder als Burglehen oder als Pfandſchaften, erhalten haben, erhellt aus Beiſpielen von Ulm (Urk. d. röm. Königs Ludwig v. J. 1325) und Landau. (Urk. d. Königs Rupert v. J. 1410.) So weit ging es, daß man die Juden als hörige Leute betrachtete, die, wenn ſie auf fremdem Gebiete betroffen wurden, abgeführt werden durften (Urk. des Grafen Alfons von Toulouſe v. J. 1254). Einzelne, in Anſehung ihrer Schutzgelder, von den Königen und Fürſten verſchenkt worden ſind, wie zu Beziers der reiche Benjamin an die Tochter des Untergrafen als Theil ihrer Ausſteuer (Urk. v. U. 1221 in der hist. gener. de Languedoc II. p. 419), und zu London, Aaron an Eduard, den Bruder Eduards I. (Urk. v. J. 1290 bei Madox hist. of the excheq. I. p. 231.)

---

*) Urk. Friedrichs II. vom Jahr 1236, Rudolphs I vom Jahr 1287, Ludwigs vom Jahr 1330.

**) Urk. Friedrichs II. und Conrads IV.

In England kommen die erſten Beiſpiele von Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten der Regierung gegen die vom härteſten Schickſal verfolgten Blutsverwandten der Apoſtel vor. Von einem Juden in Briſtol ließ einſt König Johann 10,000 Mark fordern. Weil Jener ſich weigerte, erging der Befehl, ihm täglich einen Zahn auszuziehen. Sieben Tage hielt es der Unglückliche aus, am achten zahlte er. Noch viele Andere wurden gefoltert (Matth. Paris ad ann. 1210.) Die Summe, die Heinrich III. im Jahr 1254 unverzüglich von der Judenſchaft aufzubringen und nach Gaſconien zu ſchicken befahl, betrug zwar nur die Hälfte der vorigen; es wurden aber dabei ſogar in Anſehung der Frauen und Kinder körperliche Zwangsmittel vorgeſchrieben. (Urk. Heinrichs III. vom Jahr 1254 bei Madox a. a. O. p. 229.) Auch in Deutſchland erlaubten ſich Könige und Biſchöfe ein ähnliches Verfahren. Konrad IV. ließ einzelne Reiche einkerkern, bis ſie gewiſſe auferlegte Summen herausgaben*); auf Geheiß des Erzbiſchofs Rupert von Magdeburg, aus dem Hauſe der Grafen Mansfeld wurden zu Magdeburg und Halle am Laubhüttenfeſte 1261 die angeſehenſten Mitglieder der Judenſchaft in die Gefängniſſe geſetzt, nicht nur um 100,000 Mark zu erpreſſen, ſondern überdies, um ihre Geldkaſſen aufzubrechen, und alles ungemünzte Gold und Silber zu rauben; zur Bezahlung der erzbiſchöflichen Mantelgebühren nach Rom **).

An die unmittelbare Beraubung ſchließt ſich die häufig vorkommende mittelbare des, aus königlicher Machtvollkommenheit verfügten Schulderlaſſes. Ludwig IX. entband „zu ſeinem und dem Seelenheil ſeines Vaters" alle ſeine chriſtlichen Unterthanen von der Bezahlung des dritten Theils der Gelder, die ſie den Juden ſchuldig waren. Selbſt diejenigen, die bereits das Ganze bezahlt hätten, ſollten einen Drittheil wieder heraus bekommen. Es ſollte auch kein chriſtlicher Schuldner eines Juden verhaftet, kein Eigenthum deßhalb mit Beſchlag belegt werden. (Ludwigs IX. Verordnung vom Jahr 1243 bei Durand thesaur. I. 984.) Sein Bruder Alfons, Graf von Toulouſe, trieb es noch weiter: er befahl, es ſollte Niemand in dieſem ſeinem neuen Gebiete zur Bezahlung irgend einer Schuld an einen Juden angehalten werden. (Regierungserlaß vom Jahr 1254 in der hist gener. de Languedoc III. p. 513.) Philipp Auguſt von Frankreich erklärte alle Schuldforderungen der Juden, mit Ausnahme des fünften Theils, den er ſich ſelbſt vorbehielt, für erloſchen, als er ſie aus ſeinen Staaten verwies, nur über Mobilien und Kleidungsſtücke wurde ihnen zu verfügen geſtattet. (Rigord. de gest. Philippi. Chron. von St. Denis im 17. Bd. d. franz. Geſchichtſchr.) Auch in Deutſchland erließen Fürſten dergleichen Schuldenerlaſſe. Namentlich haben im 14. Jahrhundert drei auf einander folgende dieſelbe Schmach auf ſich geladen, Ludwig der Baier, Karl IV. und ſein Sohn Wenzel, König von Böhmen, welcher den fünften Theil ſämmtlicher als ungültig erklärten Forderungen, als ſeinen Antheil an dem allgemeinen Raube von den Juden einzuziehen befahl*).

---

*) Zwei Schreiben Conrads IV. an Gerhard, Burggrafen von Sinzach vom Jahr 1243 und 1247 (bei Guden cod. diplom. II. p. 943): „praecipimus tibi, quatenus de Judaeis a Sinzeche statim, visis litteris, quingentas marcas debens assignare curiae nostrae, et per captivitatem, si necesse fuerit, extorquere. — — Centum marcas de Judaeo, quem detines captivatum."

**) Chron. Magdeb. ad ann. 1261 ap. Meibom. II. p. 331. Bothon. chron. Brunsv. ap. Leibnitz III. p. 366.

---

*) Ein andermal erging von demſelben eine geſetzliche Kundmachung, worin alle chriſtlichen Bewohner des Frankenlandes, ohne Unterſchied des Standes und der Geburt, weltliche Fürſten mit ihren Unterthanen, geiſtliche Stifter mit den übrigen, Bürger in den Städten, für ſich und ihre Erben, aller Schulden bei den Juden, ſowohl der „Hauptſumme“ als der Zinſen oder des „Geſuchs“ los und ledig erklärt werden; mit dem Befehl an die Gläubiger, die Schuldverſchreibungen und Pfänder ohne Umſtände zurückzugeben. Dies befahl das Reichsoberhaupt mit „dem Rath rechtskundiger Getreuen.“ Unter den geiſtlichen und weltlichen Fürſten, die hier gemeint ſind, waren die Biſchöfe von Augsburg, Bamberg und Würzburg, Herzog Friedrich von Bayern, der Burggraf von Nürnberg, die Grafen von Oettingen und von Wertheim. Es war eine kaufmänniſche Unternehmung des verſchuldeten Wenzel. Die Fürſten und Städte mußten ihm dafür bedeutende Summen entrichten, namentlich der Bayer 15.000 fl., die Oettinger eben ſo viel, die Städte Nürnberg 4000 fl., Rothenburg 1000 fl., Schweinfurt 200 fl. und dieſe Erkenntlichkeitsgelder wurden von den Schuldnern unter den ſtädtiſchen Bürgern aufgebracht, wobei z. B. die Nürnberger 30 Procent ihrer Schuld zur weiteren Beförderung an den Rath abführten.

Das unwürdigſte Spiel in dieſer Sache trieben die Aebte des Kloſters Waldſaſſen in der Oberpfalz unweit Eger. Ungeachtet der reichen Länderei-Beſitzungen der Anſtalt, war ſie durch ſchlechte Wirthſchaft bei den Egerſchen Juden ſehr verſchuldet. Ludwig erklärte 1341 die Schuld für niedergeſchlagen. Deſſen ungeachtet vertrauten in der Folge die Gläubiger dem Kloſter neue Summen an, gegen Verpfändung ſeiner Urkunden (Chron. Waldsassense ad aa. 1341 und 1384), worunter ſich auch jener Freibrief befand. Das Beiſpiel der Kloſterherren reizte ihren Nachbar den Burggrafen Johann von Nürnberg zur Nacheiferung. Die vielen jüdiſchen Häuſer in der umliegenden Gegend, denen er verſchuldet war — es werden ihrer gegen achtzig urkundlich aufgezählt — fielen dem „edeln Manne" ſehr beſchwerlich. Durch ein Stück Pergament aus der königlichen Ausfertigungsanſtalt machte er ihrer Zudringlichkeit ein Ende. Sowohl er, als einige Jahre nachher ſein Bruder Albrecht, deßgleichen ihre Erben, ſo wie Alle, die ſich verbürgt hatten, wurden von aller Zahlungsverbindlichkeit frei geſprochen, und die den Gläubigern ausgeſtellten Schuldſcheine für nichtig erklärt. Unverholen wird die Behauptung aufgeſtellt: *der Jude beſitze kein Eigenthum; alle Habe deſſelben gehöre dem Könige, der damit nach Belieben ſchalten könne.* (Urk. der Könige Ludwig vom Jahr 1343, und Karl IV. vom Jahr 1347, bei Spieß archiv. Nebenarbeiten I. p. 118 bis 121). Bald darauf meldeten ſich auch ſchwäbiſche Fürſten mit demſelben Anliegen. Im Lande der Grafen Ulrich und Eberhard von Wirtemberg, deren Vater große Summen bei den Juden zu Colmar und Schlettſtadt aufgenommen hatte, ging die Vermeſſenheit ſo weit, daß nicht einmal an die Bezahlung der Zinſen gedacht wurde. An der Spitze bewaffneter Söldner brachen ſie theils in die Wohnungen begüterter Unterthanen des Grafen, und machten ſich bezahlt: durch erzwungene Pfänder und Bürgſchaften, theils in die fürſtlichen Landbeſitzungen, und nahmen in Beſchlag, was ſie vorfanden.

Bei der Anwendung ſolcher Mittel, ſich der Schulden zu entledigen, blieb noch übrig, in Fällen, wenn man, auſſer den Schuldverſchreibungen und Pfändern, durch feierliche Eide die Wiederbezahlung gelobt hatte, mit ſeinem Gewiſſen ſich abzufinden. Da gewährten die Biſchöfe Aushilfe. So entband einſt der Erzbiſchof von Mainz die Bürger der Hauptſtadt von den ihren jüdiſchen Gläubigern zu Worms, Speyer, Straßburg und Baſel geleiſteten Eiden „im Namen des Herrn“ (Urk. des Erzbiſchofs von Mainz vom Jahr 1335 bei Guden cod. dipl. III. 289. 290.)

Wie der Knecht ſich durch geſchornes Haar und durch ein kurzes enges Gewand auszeichnen mußte, ſo war auch dem Juden im Mittelalter eine beſondere Tracht vorgeſchrieben. Im Jahre 1267 forderte Ottokar von Böhmen, Herzog von Oeſterreich, daß die Juden eine eigene Kleidung mit hohem und langem Kopfputz tragen. Eine Ordonnanz von 1269 befahl den franzöſiſchen Iſraeliten ein ſcharlachrothes Zeichen auf der Bruſt und dem Rücken zu tragen (vielleicht, weil dem Propheten Jeſaia 1, 18. zufolge die rothe Farbe die Blutſchuld verbildlicht, eine ſolche aber nach der Meinung des chriſtlichen Pöbels auf ſich luden, welche einen Gott zu kreuzigen ſich vermaßen?) Eine zu Rheims im Oktober 1363 erlaſſene Ordonnanz zwang ſie, auf der Bruſt eine Scheibe von roth und weißer

Farbe von der Größe des königlichen Siegels zu tragen. (Depping, die Juden im Mittelalter S. 230.) In Rom, Toskana und in den öſterreichiſchen Staaten mußten ſie durch ein gelbes Abzeichen am Kleide, die Frauen durch gelbe Bänder an der Haube vor der chriſtlichen Bevölkerung ſich auszeichnen. Auch der ſpitz auslaufende gelbe Judenhut iſt aus alten Abbildungen hinlänglich bekannt. Die gelbe Farbe mochte vielleicht als Peſtfarbe hier dienen, da man ſonſt in Italien auf Schiffen, die einen Peſtkranken enthielten, die gelbe Fahne als Warnungszeichen aushing. Damit wollte man unfehlbar andeuten: Vor der Gemeinſchaft mit Juden ſolle man ſich hüten, wie vor der eines Peſtkranken und Ausſätzigen.

Der Todtſchlag eines Knechts wurde mit keinem Wergelde gebüßt, gleich dem Vieh wurde er abgeſchätzt, und ſein Herr wurde von dem Mörder entſchädigt. Die Verwandten des Erſchlagenen hatten nichts zu fordern. Zwar beſtimmen manche Geſetze den Werth eines Unfreien, was aber keinen anderen Sinn hat, als wenn ſie einige Hausthiere, Jagdhunde, Falken beſonders abſchätzen. Für den getödteten Knecht mußte dem Herrn gerade ſo viel gezahlt werden als für den geſtohlenen. Für einen ermordeten Knecht konnte der Thäter einen lebendigen anbieten. So ward noch im 10. Jahrhundert eine umgebrachte ancilla durch eine andere erſetzt. Ziemlich daſſelbe Verhältniß ſtellt ſich bei den Juden heraus, wenn mancher König, bloß weil er ſie als ſein Eigenthum betrachtete, von dem Chriſtenpöbel nach einer vollbrachten Judenverfolgung mit einer Geldſumme ſich abfinden ließ, und die Strafe dafür aufhob. Wenn aber auf den Tod eines Juden kein Wergeld ſtand, ſo hatte doch dieſer ein ſolches zu erlegen, wenn er einen Chriſten geſchlagen hatte, nämlich 75 Sous, und zugleich wurde ihm der Daume abgehackt. Vermögens-Confiſcation, verbunden mit Todesſtrafe, erfolgte, wenn ein Prieſter geſchlagen worden. Hingegen ſtand es Jedem frei, einen Juden thätlich zu mißhandeln, oft ſogar tödtlich, ohne daß eine Verantwortlichkeit zu beſorgen war. So mußte ſich z. B. an jedem Charfreitag ein Abgeordneter der Judenſchaft in Toulouſe vor dem Portal der Kathedralkirche einfinden, um eine Ohrfeige in Empfang zu nehmen. In Bezieres ermunterte an jedem Palmſonntag der Biſchof von der Kanzel herab zu Mißhandlungen gegen die Juden, und ertheilte dazu ſeinen Segen. In der Grafſchaft Lesmont in Champagne war jeder durchpaſſirende Jude verbunden, vor dem Portal des Grundherrn niederzuknieen und eine Ohrfeige zu empfangen. (Depping a. a. O. S. 207.)

Wie der Herr befugt war, ſeinen Knecht zu ſchlagen, aber nicht zu tödten, wenn keine Schuld erwieſen werden konnte, demungeachtet auch nach Tödtung des Knechts ungeſtraft blieb, ſo erlaubte ſich allenthalben das Volk die Juden, die es für ſeine Knechte anſah, nicht bloß durch Schläge zu beſchimpfen, ſondern oft auch und ſogar maſſenweiſe ungeahndet zu tödten. Bei der Krönung Richards in London im Jahr 1189 hatten ſich auch die Juden zur Feierlichkeit eingefunden, um ſich die Gunſt des Königs durch Geſchenke zu erwerben. Ihr Anblick brachte den Erzbiſchof Balduin ſo in Wuth, daß er den König zu ihrer Ausweiſung aufforderte. Das Gerücht verbreitete ſich von einer Einziehung ihrer Güter, und die Unglücklichen, die eine ſolche Wendung der Dinge an einem öffentlichen Freudentage nicht erwartet hatten, wurden ſämmtlich geplündert und umgebracht. Der König ließ das Verbrechen ungeſtraft, weil das ganze Volk ſich daran betheiligt hatte. So berichtet ein Chroniſt*), ein anderer Geſchichtſchreiber lobte ihn ſogar, weil er die Gottloſen dem Verderben anheim gegeben**).

Oft ſchloſſen ſich die Unglücklichen, wie zur Zeit der Kreuzzüge, in die Synagoge mit Frauen und Kindern ein, zündeten das Gebäude an, und tödteten ſich hierauf gegenſeitig, um nicht von des Feindes Hand zu ſterben. In York wählten ſie zum Schauplatz ihres maſſenhaften Opfertodes ein altes Schloß, wovon noch jetzt die Ruine des alten Cliffordsthurms Zeugniß ablegt. Zur Ehre der Geiſtlichkeit muß anerkannt werden, daß ſie, obwohl vergeblich, durch Excommunicationen der Wüthenden ſolcher Grauſamkeit zu ſteuern ſuchte. Noch im Jahr 1233 verbot das fünfte Concil von Tours den Kreuzfahrern die Judenſchlächtereien, nichts deſto weniger wurden drei Jahre nachher die Juden in Bretagne, Poitou und Anjou ſämmtlich getödtet. Der Papſt Alexander belobte damals den Biſchof von Narbonne, daß er in ſeiner Provinz ſolche Barbareien verhütet hatte. In Speyer, wo der Biſchof eben ſo milde dachte, beſchuldigte das Volk ihn der Beſtechlichkeit. Bemerkenswerth iſt, daß mehrere Päpſte ſich der überall verfolgten, durch ihre Wehrloſigkeit gleichſam vogelfreien Nation gegen den chriſtlichen vornehmen und gemeinen Pöbel als Beſchützer annahmen. So z. B. hatte, um den ſich häufenden Anklagen über Schlachten von Chriſtenkindern zu begegnen, Innocenz IV. verordnet, daß künftig Jeder, welcher eine ähnliche Anklage anbrächte, ohne ſie durch das Zeugniß dreier Juden und eben ſo vieler Chriſten unterſtützen zu können, ſelbſt als Mörder beſtraft werden ſollte. (Raynaldi Annal. eccles. ad ann. 1247.) Nikolaus III. erließ eine Bulle (wovon eine Abſchrift im tresor des chartes zu Paris ſich befindet) im Jahr 1278, welche den Klerus erinnern ſollte, daß ſchon frühere Päpſte, wie Calixt, Eugen, Alexander, Clemens, Cöleſtin, Innocenz, Honorius ꝛc. religiöſe Verfolgungen gemißbilligt hätten. In demſelben Geiſte handelte Urban V., als er im Jahr 1363 eine Bulle gleichen Inhalts erließ.

---

*) Quia multitudo in causa fuit, totum inultum permansit. Chron. Laudun. canon.

**) Per omnia benedictus Dominus qui tradidit impios!

Der Verdacht der Zauberei war beſchimpfend, daher nur Leibeigene und Juden demſelben ausgeſetzt waren. Zu ſolchen Handlungen rechnete man auch das Durchſtechen der Hoſtien, wodurch dem Herrn Jeſus ſelber Schmerz zugefügt wurde! Der Zauberei wurden die Juden gewöhnlich beſchuldigt, wenn andere Vorwände zu Schlächtereien und Beraubungen dieſes unglücklichen Volkes abgebraucht waren. So ſollte in einer franzöſiſchen Provinz ein Jude vom Scharfrichter das Herz eines hingerichteten Chriſten erhalten haben, um es zu Verbrechen zu benützen, die Frau des Henkers aber, berichtet die Sage, habe an die Stelle desſelben das Herz eines Schweines gethan, in Folge deſſen trat eine Seuche unter dieſen Thieren ein, und dieß koſtete mehrere Juden das Leben. (Alph. de Spina Fortalit. Fid. l. III.) Weil ein Biſchof von Trier plötzlich geſtorben war, bevor die von ihm beabſichtigte Ausweiſung der Juden aus ſeiner Stadt erfolgte, hieß es, ſie hätten ein in Wachs gefertigtes Bild des Prälaten bei kleinem Feuer verbrannt, und ihn ſomit durch Zauberei getödtet.

So meldet die Grabſchrift des Biſchofs. In Paris verbreitete ſich das Gerücht, ein Jude habe ſich von einem Weibe, das ihm Geld ſchuldete, eine Hoſtie verſchafft, und als er ſie in einen Keſſel voll ſiedenden Waſſers geworfen, ſchwamm das Jeſuskind oben auf, ohne daß es möglich geweſen, es unterzutauchen; der Klerus und die Juſtiz bemächtigten ſich der Familie des Juden, er ſelber wurde auf dem Richtplatz lebendig verbrannt. (**Alph. de Spina l. c. cap. 2.**) Während der Minderjährigkeit Johanns II. denuncirten die Dominikaner von Segovia dem Biſchof mehrere Juden, welche einem Meßner eine Hoſtie abgekauft, um ſie zu ſieden. Schon war das gewöhnliche Wunder, daß das Jeſuskind auf dem ſiedenden Waſſer geſchwommen, in der ganzen Stadt bekannt und verbreitet. Man nahm mehrere Juden gefangen, unter ihnen einen, der Arzt bei Heinrich III. geweſen war. Die Folter erpreßte ihm das Geſtändniß, ſeinen Herrn getödtet zu haben; ungeachtet vorauszuſetzen iſt, daß er alle Sorgfalt auf die Geneſung Heinrichs verwendet hatte, wurde er dennoch nebſt andern Juden, die man ihn als ſeine Gehülfen anzugeben gezwungen hatte, geviertheilt. In der Folge ging das Gerücht, die Juden hätten den Biſchof, als ihren Verfolger zu vergiften geſucht, dieß wurde ein neuer Grund zu Judenmetzeleien und Verbannungen. Auch dieſe Notiz verdanken wir, wie die vorigen, der Feder des fanatiſchen Dominicaners Alphons de Spina, der in ſeinem Werke „**fortalitium fidei**“ bedauert, daß es ihm nicht möglich geweſen ſey, den Tod eines Juden zu bewirken, welcher angeklagt, war, auf dem Gebiet von Alamanca mit einem andern Juden ein Chriſtenkind ermordet zu haben. Der Biſchof von Lucena hatte zwar durch die Folter ein Geſtändniß erpreßt; der König aber reklamirte die Unterſuchung für ſeine Gerichte, und dieſe erkannte ihn, weil keine Beweiſe vorlagen, für nicht ſchuldig.

Innocenz III. ertheilte dem Erzbiſchof von Sens und dem Biſchof von Paris Vollmacht: alle Chriſtinnen zu excommuniciren, welche in den Häuſern der Juden als Ammen dienten, weil ſie am Oſterfeſt gezwungen worden ſeyn ſollten, ihre Milch, zu deren Vermehrung der Genuß der Hoſtie wohl ſchwerlich viel beigetragen haben mochte, in den Abtritt zu gießen. Allein man hätte dann auch annehmen müſſen, daß die Juden an die Euchariſtie glaubten, was wenigſtens nicht in ihre Dogmen übergangen iſt. Daran haben diejenigen gewiß nicht gedacht, welche ſie der Zauberei mit Hoſtien beſchuldigten. Philipp Auguſt von Frankreich ließ achtzig Juden in Prag lebendig verbrennen, auf die bloße Angabe hin, daß ſie einen ihnen ausgelieferten Raubmörder mit dem Kreuzestode beſtraft hätten. Den Unglücklichen wurde nicht einmal eine Vertheidigung geſtattet. (Vinc. de Beauvais Specul. hist. l. XXX, c. 8.) Bekanntlich hatte der 1348 ganz Europa verheerende ſchwarze Tod zu Judenverfolgungen im großartigſten Styl Veranlaſſung gegeben. Man beſchuldigte nämlich die Iſraeliten überall, daß ſie Brunnen und Quellen vergiftet, und ſelbſt die Luft durch Beſchwörungen und Zaubereien verpeſtet hätten. Die ſeltſamſten Anklagen fanden ſchnell Eingang. Man behauptete eine Verſchwörung zwiſchen den Mauren in Spanien und den Juden zur Vertilgung der ganzen Chriſtenheit. Man bewahrt noch in den Archiven zu Paris die Briefe, welche angeblich die mauriſchen Könige von Tunis und

Granada geſchrieben haben ſollten, um die Juden zu dieſem Complott einzuladen. Dieſelben enthalten jedoch nur eine mit dem Amtsſiegel von Maçon verſehene Ueberſetzung, welche ein Doktor der Theologie verfaßt und mehrere Zeugen unterzeichnet hatten, von denen wahrſcheinlich Keiner arabiſch verſtand. (Sauval, Ant. de Paris II. l. 10.) Vergebens ließen die Juden die geſchickteſten Aerzte kommen, um zu beweiſen, daß das Waſſer — zumal ſie es auch tranken, weil für ſie keine beſonderen Quellen floßen — nicht vergiftet ſey, und daß das Uebel als eine wirkliche Peſt betrachtet werden müſſe. Ein raſender Pöbel überlegt nicht. Die Souveräne und ſelbſt einige Prälaten, welche die Unglücklichen retten wollten, ermatteten bald durch die Ueberzeugung von der Fruchtloſigkeit das Volk vernünftig und menſchlich machen zu wollen. Die einigen Juden auf der Folter erpreßten Bekenntniſſe gaben dem Haſſe neue Nahrung. Zu Kyburg allein verbrannte man 300 Juden. Zu Konſtanz tödtete ſich Einer, welchen man gezwungen hatte, ſich taufen zu laſſen mit ſeiner ganzen Familie. Die Juden in Eßlingen ſchloſſen ſich in der Synagoge ein, und gaben ſich hier ſelber den Tod. Zu Ruffach verbrannte man eine große Zahl in einer Ebene, welche ſeitdem die Judenebene heißt. Auch in Straßburg geſtanden die Juden auf der Folter Alles, was man haben wollte, Einige derſelben wurden gerädert. (Chr. Alberti Argent.) Da man ſie jedoch ſchnell tödtete, um ihnen die Marter zu erſparen, ſchrie das Volk: die Behörden hätten gefürchtet, ſie möchten ihre Mitſchuldigen anzeigen. Der Magiſtrat ließ viele Juden in ein beſonderes Haus bringen, von welchem aus ſie leicht entkommen konnten. Das Volk ſchleppte ſie auf ihren Kirchhof und verbrannte ſie hier, einige Hundert an der Zahl. Jetzt ſteht ein Präfekturgebäude auf dieſem Platze. Nicht minder grauſam wurde in Speier, Worms, Oppenheim und Mainz gewüthet, wo ſich viele Juden — nachdem ſie, um den Verfolgern nichts zurückzulaſſen, ihre Schätze vergraben hatten — ſich ſelber den Tod gaben. Man ſteckte ihre Leichen in Fäſſer, und verſenkte ſie in den Rhein. Zu Frankfurt entſtand bei der Plünderung der Judengaſſe Feuer, welches das ganze Stadtviertel verheerte. In Brabant fuhr man, ſo lange die Peſt dauerte, d. h. zwei volle Jahre, mit den Hinrichtungen der Juden fort (**Matthaei Analecta I. III.**), und als die Volkswuth ſich zu legen begann, belebten die Flagellanten ſie aufs Neue. Umſonſt ſtellte der Papſt vor, daß die Juden, gleich den Chriſten das Opfer der Peſt geworden ſeyen, und trug allen kirchlichen Autoritäten auf, die Ruhe wieder herzuſtellen, die Raſerei war zu allgemein, als daß ſein Androhen von Kirchenſtrafen gegen die Ungehorſamen beachtet worden wäre. Herzog Albrecht von Oeſterreich ſchickte Soldaten nach Krems, wo Juden getödtet oder ſich in die Flammen zu ſtürzen gezwungen worden waren, um die Schuldigen zu beſtrafen, da murrte das Volk, daß der Herzog die Chriſten der Juden wegen unterdrücke. (Ad. Menzel Geſch. der Deutſch. Thl. V.) In andern Städten, wie zu Memmingen in Schwaben, erlangten die Bürger vom Kaiſer Abolitionsbriefe, um von jeder Unterſuchung wegen des dort an allen Juden verübten Mordes befreit zu ſeyn. (Schelborn Beitr. zur Erläuter. d. Geſch., drittes Heft, Memmingen 1774.) Nahe lag der Verdacht der Zauberei und Vergiftung in einem finſtern Zeitalter, wo Arzneikunde für Magie gehalten wurde, zumal Medicin und Aſtrologie ſtets vereinigt ausgeübt wurden. Die Gebildetern beſtimmte der Neid gegen die Juden, welche faſt an allen Höfen als Leibärzte fungirten, dem Aberglauben des Pöbels neue Nahrung zuzutragen. Die Verbannung der Juden aus England geſchah in Folge einer Anklage, daß in Lincoln ein ſeit einigen Tagen vermißtes, aber dann in einer Grube aufgefundenes Kind von ihnen getödtet worden ſey, weil es in ihrem Viertel Lieder zu Ehren der h. Jungfrau geſungen. Viele der Unglücklichen wurden getödtet, und der König zog ihr Eigenthum an ſich. (**Alph. de Spina Fort. fid. — Matth. Paris. Hist. Angl. ad ann. 1255.**) In Bern war die Leiche eines Kindes gefunden worden. Wer konnte ſonſt die Mordthat verübt haben, als etwa ein Jude? Sogleich bemächtigte man ſich, wie i. J. 1840 in Damask, der reichſten aus der Gemeinde, und lockte ihnen durch die Folter ein Geſtändniß ab, worauf ſie gerädert wurden. Die Andern wies man aus. (Tſchudis Schweiz. Chron.) Später durften ſie wieder zurückkehren, mußten aber als „Schadloshaltung“ (?) 1000 Mark an die Stadt und 500 an den Landvogt bezahlen, anſtatt daß Bern ſie ſelbſt für ihre unverdiente Verbannung entſchädigt hätte *). Klüger als die Berner Behörden, verbot der Magiſtrat von Luzern jede Beſchuldigung, daß die Juden Kinder kreuzigten. Später zeigte ſich derſelbe Fanatismus am Rhein in Diſſenhofen. Ein Jude, Namens Michael, ſo ſagte ein eines Mordes an einem Kinde Beſchuldigter aus, habe ihm drei Gulden für Chriſtenblut geboten. Der Mörder wurde gerädert, und der Jude, ohne Vertheidigung, verbrannt. Zu Schaffhauſen und Winterthur wurden 38 Juden wegen ähnlichen Verdachtes dem Scheiterhaufen übergeben, in Zürch kaufte die Gemeinde die Erlaubniß zur Flucht mit 1500 Gulden *). In Brüſſel verbreitete ſich i. J. 1370 das Gerücht, die Juden aus Enghien hätten hier 16 geweihte Hoſtien aus einer Kirche ſich zu verſchaffen gewußt, um ſie in der Synagoge mit Meſſerſtichen zu durchbohren. (Als ob die Juden an die Anweſenheit Chriſti in der Oblate glaubten!) Aus den durchſtochenen ſollte Blut gefloſſen ſeyn, eine alte Frau habe die Schuldigen dem Pfarrer angezeigt. Allgemeiner Schrei des Entſetzens! Man brachte die Vorſteher der Synagoge von Enghien auf die Folter, drei der Unglücklichen wurden zu Brüſſel am 22. Mai 1370 vor dem Thore nach Namur mit glühenden Zangen gezwickt und lebendig verbrannt; einer derſelben, Jonathan, hatte ſich durch ſeine Spekulationen großen Reichthum erworben. Alle anderen Juden wurden aus Brabant verbannt, ihre Güter konfiscirt; auf ihre Unſchuldsbetheuerungen wurde nicht geachtet; und überzeugt, durch dieſe Gräuelthat der Religion einen Dienſt erwieſen zu haben, beſchloß man das Andenken derſelben als einer rühmlichen Begebenheit zu bewahren. Achtzehn Gemälde ſtellten in der Gudulaskirche zu Brüſſel alle Details jenes Ereigniſſes, ſelbſt die ſchreckliche Hinrichtung der drei Synagogenvorſteher dar. Man ſtiftete ein Säkularfeſt, deſſen Wiederkehr auf 50 Jahre feſtgeſetzt wurde, um öfter das Andenken an eine That zu erneuern, welche zur Ehre der Menſchheit hätte der Vergeſſenheit übergeben wer-

---

*) Urk. des Landvogts Jakob v. Kienburg vom Jahr 1249, bei Johann Müller ſchweiz. Geſch. I. 17.

---

*) Urk. vom Jahr 1294, bei Müller II, 17.

den ſollen. So fanatiſch iſt der Geiſt des Volkes in jenem Lande, daß noch im Juli 1820 acht Tage hintereinander das Feſt der Hoſtien von Enghien, und der an ihre Geſchichte ſich knüpfenden Verfolgung gefeiert wurde. Man trug das h. Sakrament mit den 16 durchſtochenen Hoſtien, mit Edelſteinen geſchmückt, in Proceſſion durch die mit Maien gezierten und mit Blumen beſtreuten Straßen, deren Häuſer rings mit Tapeten behängt waren, und hielt Banquete, Illuminationen und Kunſtfeuerwerke. (Unterhaltungsbl. f. Welt- und Menſchenk. 1822 N. 8.)

Daß die Juden durch Zauberei Epidemien verurſachten, war im Mittalalter allgemeiner Glaube. Im Jahre 1161 koſtete dieſer Wahn 85 Juden in Böhmen das Leben. Sie wurden als Zauberer verbrannt, und ihre Aſche in die Moldau geworfen. In der Folge gewann dieſer Aberglaube immer mehr an Kraft, und breitete ſich faſt in ganz Europa aus.

Karl der Große, welcher einen Juden mit einer politiſchen Sendung an den Khalifen Harum al Raſchid betraute*), und einen anderen in Handelsangelegenheiten nach Syrien ſchickte**), hatte auch einen jüdiſchen Leibarzt, Meiſter Farrag, welcher auf Befehl des Kaiſers ein mediciniſches Handbuch zum Gebrauch des Hofes aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche überſetzte. Dieſes Compendium enthielt die Namen der Krankheiten und ihrer Heilmittel***). Der Leibarzt Karls des Kahlen war der Jude Zedekias. Die Bibliothek des Eſcurial beſitzt von einem Rabbi Iſaak eine ausführliche Abhandlung über das Fieber in ſpaniſcher Sprache*). Der Aſtronom Abraham Ben Chija lieferte eine Abhandlung über das Weltſyſtem, welche Sebaſtian Münſter in ſeiner zu Baſel 1546 erſchienenen Sphaera mundi auch den Deutſchen zubrachte; eine andere über die Planeten (Bartolocci Bibl. rabb. Rom. 1675 Fol.), eine dritte über die Geometrie und eine vierte über die Muſik (Assemanni Bibl. Vatican. Codic. MSS. catal. Romae 1656 Fol.) Alle dieſe Männer waren nur die Vorläufer berühmterer jüdiſcher Gelehrten, welche erſt im 12. Jahrhundert aufgetreten ſind. Aben-Eſra ſchrieb über Geometrie und Aſtrologie; in einer kleinen Abhandlung über die Geſtirne (de luminaribus et diebus criticis, gedruckt in der Sammlung Fabulae astron. Elisabeth. reginae, Lyon 1588) verlangt er, daß man bei Krankheiten die Conſtellation des Mondes und der Planeten zu Rathe ziehe. Er ſtarb 1192 auf der Inſel Rhodus. Sein Freund Maimonides (Moſes Ben Maimon), welcher zu Cordova 1139 geboren, ein Schüler des arabiſchen Arztes und Philoſophen Averrons, prakticirte in der Medicin am Hofe Saladins in Aegypten. Ueberhaupt waren im Mittelalter die mahomedaniſchen und viele chriſtliche Höfe mit jüdiſchen Aerzten verſorgt. In Frankreich, Spanien, Portugal und England waren ſie Leibärzte der Herrſcher (David de Pomis Apologia pro medico hebraeo.) Die Päpſte hatten ſolche bis zum 16. Jahrhundert (Marini, degli archiatri pontifici, Rom 1784.) Obwohl man im chriſtlichen Spanien das alte Verbot erneuerte, keine jüdiſchen Aerzte in Krankheitsfällen zu berathen, ſo hatte doch der König von Leon ſelbſt im Anfange des 12. Jahrhunderts einen Leibarzt aus dieſer Nation, dem er ein ſolches Vertrauen ſchenkte, daß, als die Stände des Königreichs den Monarchen von einer Verbindung mit Arragonien abbringen wollten, ſie es nur durch Vermittelung jenes Arztes vermochten. Joſeph, der gleichzeitig Andaluſien und Marocco beherrſchte, hatte ebenfalls einen jüdiſchen Arzt, Aben-Zoar, deſſen Vater und Großvater ſich in der Medicin Ruhm erworben hatten. Sein Vater hatte lange Zeit im Gefängniſſe ſchmachten müſſen, weil er dem Bruder eines Königs von Sevilla das Leben — gerettet hatte, welcher von ſeinen eigenen Verwandten vergiftet worden war. Als ſie durch Joſeph vertrieben wurden, wurde er der Arzt dieſes Fürſten. Sein Schüler war der berühmte Averroës, welcher in einem ſeiner Werke erklärt, daß die wahre Arzneikunſt Alles der Familie Aben-Zoars zu danken habe. Salomon Jarchi, 1105 zu Troyes geboren, der bekannteſte Commentator der Bibel und des Talmud, zu Barcelona ſchon als Jüngling durch ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkend, ſeinen Ruf durch Reiſen auch in Italien, Griechenland, Paläſtina und Egypten ausbreitend, hier in Alexandrien als eifrigſter Schüler des Maimonides ſeinen Wiſſensſchatz noch mehr bereichernd, wollte ſich über Perſien und Rußland nach Frankreich, ſeinem Vaterlande zurück begeben, als er in Prag vom Herzog Wladislaw in Gefangenſchaft geſetzt wurde, weil er gewagt hatte, ihn um Schutz für die dortige Gemeinde anzuflehen, die ausgewieſen werden ſollten, damit Fürſt und Volk durch Confiſcation ihres Vermögens den zerrütteten Finanzen des Staates und der Privaten aufhelfen wollten. Da erkannte der bei dem Herzog anweſende Biſchof von Olmütz in Jarchi den Mann, welcher auf ſeiner Wallfahrt in Jeruſalem aus einer ſchweren Krankheit ihn errettet hatte, und Alles wendete ſich zu Gunſten der dortigen Judenſchaft. Einer von Hormayr in ſ. Tſchb. mitgetheilten Sage zufolge ſoll Jarchi in Prag geſtorben ſeyn, vielleicht als ein Opfer des dortigen Judenhaſſes. Er war nicht nur als Theolog und Mediciner, ſondern auch als Aſtronom berühmt. In ſeinem Commentar zum talmudiſchen Tractat Nidda belehrt er, wie die Chirurgie durch den Seitenſchnitt die natürliche Entbindung erſetze, aber ſchon ſein Lehrer Maimonides hatte im Commentar zur Miſchna über den Kaiſerſchnitt gehandelt *). Alphons Graf von Poitou (1270) verfolgte zwar die Juden, ſchätzte ſich aber doch glücklich, ſich der Hilfe eines jüdiſchen Augenarztes aus Arragonien bedienen zu können **). In Languedoc und in der Provence fuhren die Juden während des ganzen 14. Jahrhunderts fort, ſich dem Studium der Medicin zu widmen, und zwar auf der chriſtlichen Univerſität zu Montpellier. Die Ordonnanz Königs Jakob von Arragonien vom Jahre 1331, worin er die Ausübung der Medicin auf dem Gebiet von Montpellier ohne vorgängige Prüfung und Erhebung von Licentiaten verbietet, iſt an Chriſten und Juden gerichtet, und der franzöſiſche König Johann erlaubte den Letztern gleichfalls die mediciniſche und chirurgiſche Praxis, wenn ſie zuvor in Gegenwart der Seneſchale ſich einem Examen unterworfen hätten. (Depping, die

---

*) Einhards, Leben Karls des Großen.

**) Mönch von St. Gallen de gestis Car. M. l. c. 18.

***) Albr. v. Haller Bibl. medic. pract. 1776. Vol. I.

---

*) Rod. de Castro Bibl. espan. Vol. I.

---

*) Mansfeld, über das Alter des Gebärmutterſchnitts an Lebenden, Braunſchweig 1824.

**) Urk. im Tresor des Chartes, angeführt bei Sauval Antiq. de Paris II.

Juden im Mittelalter, S. 232.) Zu Carcaſſone thaten ſich damals der Arzt Jakob von Lunél, und der Wundarzt Tolan Bellan unter den Juden hervor. (Allg. Geſch. v. Languedoc Thl. IV.) Die Concilien von Avignon wehrten den Juden vergeblich die ärztliche Praxis, weil die Chriſten zu ihren Kenntniſſen mehr Vertrauen als zu ihren eigenen Aerzten hatten. Die Herzoge der Provence wählten ihre Leibärzte nur aus dieſer Nation. Die Königin Johanna hatte 1369 zu dieſem Poſten an ihrem Hofe den Benedikt Abir von Arles erwählt, welcher auch Mathematik und Aſtrologie betrieb. Die Königin befreite ihn ſammt ſeinen Nachkommen von allen Abgaben. Ebenſo hatte auch der kunſtliebende König Renè beſtändig jüdiſche Aerzte um ſich. Einer derſelben, von welchem Noſtradamus abſtammt, war anfänglich als Arzt von der Stadt Arles beſoldet; da er jedoch die Arzneien ſelbſt bereitete, ſo erregte er den Neid der Apotheker. Sie beſchuldigten ihn der Verfälſchung der Materialwaaren, und bewirkten dadurch, daß ihm ſein Amt entzogen wurde. Er trat hierauf in die Dienſte des Herzogs von Calabrien, und dieſer ſchickte ihn zu ſeinem Vater, dem König Renè, deſſen erſter Arzt er nach ſeiner Bekehrung wurde. Ein anderer ſeiner jüdiſchen Aerzte war der Philoſoph Abraham Salomon. (Depping S. 264.) Ein Rabbi aus der Stadt Carpentras in Südfrankreich hatte dem als Beſchützer der Wiſſenſchaften berühmten Peyreſc aſtronomiſche Tafeln mitgetheilt, welche ein Jude von Taraſcon ſchon im 12. Jahrhundert mit Rückſicht auf die geographiſche Breite und Länge dieſer Stadt entworfen hatte (Gassendi Vita Peirescii lib. V.) Die Aerzte Joſeph und Rodriguez, welche König Johann II. nebſt dem Geographen

Martin Behem beauftragte, für die Schiffe, die Entdeckungsreiſen längs der Küſte von Afrika machen ſollten, die Methode zu beſtimmen, wie ſie ſich nach der Höhe der Sonne zu richten, und Tafeln über die Declination dieſes Geſtirns zu entwerfen hätten, waren ebenfalls Juden (Depping S. 345). Das Studium der Aſtronomie betrieben vielleicht die Juden im Mittelalter deßhalb mit Vorliebe, weil ſie nach dem Vorgange der Araber die Kenntniß der Medicin ohne jene der Aſtrologie für unzureichend hielten. Daher kam es, daß die Juden von Toledo im 13. Jahrhundert mehr Aſtronomen hatten, als das geſammte Europa. Katharina von Medicis hatte aus Amſterdam einen jüdiſchen Arzt an ihren Hof nach Paris berufen. Man erzählt auch, Franz I. habe, von einer ſchweren Krankheit befallen, Karl V. um einen jüdiſchen Arzt erſucht, und dieſer ihm einen Convertiten geſchickt. Als Franz aber erfuhr, daß derſelbe ein Chriſt ſey, habe er ſeine Hilfe mit den Worten abgelehnt, er habe chriſtliche Aerzte genug, und wolle nun einmal zu der Wiſſenſchaft eines Hebräers ſeine Zuflucht nehmen (Sauval Ant. de Paris II, l. 10.) Alphons X. von Caſtilien, von welchem die alphonſiniſchen Tafeln den Namen haben, arbeitete ſtets in Geſellſchaft ſeines Arztes Juda Moſca, welcher auſſer der Aſtronomie ihm auch andere Dienſte leiſtete, denn er überſetzte für ihn aus dem Arabiſchen ein ſehr altes Werk, welches von 360 Steinarten handelt, die darin nach den Zeichen des Thierkreiſes in 12 Klaſſen gebracht ſind, ſo wie von ihren angeblichen Eigenſchaften, und von den Zeichen oder Figuren, wodurch ſie ihnen mitgetheilt werden. Die Ueberſetzung dieſes Werkes, in welchem mehr Aſtrologie als Mineralogie enthalten iſt, findet ſich im Eſcurial. Moſca überſetzte auch für König Alphons ein aſtrologiſches Werk von Ali Aben Ragel aus dem Arabiſchen ins Kaſtilianiſche, dieſe Ueberſetzung iſt verloren gegangen, aber das Eſcurial beſitzt zwei lateiniſche Ueberſetzungen, welche nach der ſeinigen veranſtaltet ſind. Juda Bar Hoſbea, ein geborener Toledaner, überſetzte nach dem Auftrag des Königs Alphons die aſtronomiſche Abhandlung des Avicenna über die 1022 Sterne, die man damals kannte, aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche. Ein Mathematiker von Toledo, Iſaak Iſraeli ſchrieb ein aſtronomiſches Werk unter dem Namen „Himmelspforte.“ Darin ſcheint der Verf. dem Syſtem Newtons von der Gravitation der Himmelskörper nahe gekommen zu ſeyn, nur wird aus jener Anziehung eine moraliſche Kraft, denn nach Salomon Ben Virga, welcher als Aſtronom und Arzt ſich auszeichnete, iſt es die Liebe der Geſtirne zur Erde, welche ſolches bewirkt. (**Schevel Jehuda, cap. 32.**) Eine allerdings nur poetiſche Bemerkung ohne wiſſenſchaftlichen Werth. Die Bilder- und Hyperbeljagd beeinträchtigt auch den Gehalt der unter dem Titel „Schätzung der Welt“ (**Bechinath Olam**) von Jedaja Happenini, der zu Ende des 13. Jahrhunderts in Barcelona lebte, herausgegebenen Schrift über die Unermeßlichkeit des Univerſums. Abraham Ben Samuel Zabuth lehrte die Aſtronomie zu Saragoſſa, und wurde ſpäter Aſtronom des Königs von Portugal. Der ſehr berühmte Abarbanel hatte es theils ſeinen wiſſenſchaftlichen, theils ſeinen ſtaatsökonomiſchen Einſichten zu verdanken, daß er an den Höfen der Könige Ferdinand I. von Spanien, Ferdinand des Katholiſchen von Portugal und Alphons V. von Neapel eine ſehr glänzende Rolle ſpielte. Alphons II. hatte er nach

Sicilien begleitet*) Ein Akademiker von Liſſabon, Ribeiro dos Santos, geſteht, daß die portugieſiſchen Chriſten, hinſichtlich ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung, den Juden, die ſich im Königreiche niedergelaſſen hatten, viel verdankten. „In der That" ſagt er „haben wir ihnen großentheils die erſten Kenntniſſe in der Philoſophie, Aſtronomie, Medicin, Botanik und Kosmographie zu verdanken, ſo wie die Elemente der hebräiſchen Grammatik, und beinahe alle Studien in Beziehung auf bibliſche Literatur. Was noch viel zur Verbreitung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe beitrug, war die Vollendung der Buchdruckerkunſt in Portugal, beſonders der hebräiſchen, die uns in den Stand ſetzte, ſelbſt mit den darin am weiteſten vorgeſchrittenen Italienern und Deutſchen in Concurrenz zu treten" (**Memorias da litteratura sagrada portuguesa. Lissabon 1792, Vol. II.**) Schon 1489 hatten die Juden zu Liſſabon überraſchende Proben in der neuen Kunſt geliefert. (**De Rossi Annal. hebr. typogr.**), die eine Vergleichung mit den beſten Muſtern geſtatteten. Sie würden auf gleiche Weiſe ſich auch in andern Künſten ausgezeichnet, und in den Gegenſtänden der Induſtrie mit den Chriſten gewetteifert haben, wenn man ſie ihrer natürlichen Anlage hätte folgen laſſen, ſtatt ihnen unkluger Weiſe alle

---

*) Er hatte ein dreifaches Exil erduldet, denn Portugal verbannte ihn, weil man ihn verdächtigte, daß er die Anſprüche Spaniens auf die portugieſiſche Krone unterſtütze. In Spanien ward er in der allgemeinen Verbannung der Juden mit begriffen, obwohl ein ſo geſchickter Miniſter wie er, eine Ausnahme verdient hatte. Aus Neapel endlich flüchtete er aus Anhänglichkeit für ſeinen neuen Herrn den König, bei dem er in Sicilien bis zu ſeinem Tode verweilte, und erſt nach dieſem zog er ſich nach Venedig zurück, wo ihn die Republik bei ihren Finanzſpekulationen zu Rathe zog.

Wege zu verſperren. Der allgemeine Vorwurf, daß ſie nur dem Handel ſich mit Vorliebe zuwenden, wird ſchon durch vielfache Zeugniſſe des Gegentheils aus dem Mittelalter widerlegt, denn in Burgund waren ſie Winzer, alſo war ihnen auch der Ackerbau nicht ſo ganz zuwider als man glaubt. Als aber der Klerus ein Bedenken darin fand, bei der Meſſe Wein zu conſecriren, den die Juden mit ihren Füßen ausgepreßt hatten, zwang man ſie, dieſen Nahrungszweig aufzugeben (Depping S. 143.). Sie hatten in der That nichts als ihr Geld, was man jederzeit gut fand, und welches den Laien wie den Klerikern zuſagte. Im Jahre **1412** erſchien zu Valladolid eine Verordnung, die ihnen die ärztliche Praxis unterſagte, einer Apotheke vorzuſtehen verbot, den Handel mit Material- und Eßwaaren, Gaſtgeberei und Schenkwirthſchaft, Verwalter- und Einnehmerſtellen verwehrte, den Chriſten nicht mehr geſtattete, jüdiſche Handwerker, Gärtner und Hirten zu haben, man verwehrte den Iſraeliten ſelbſt den Zutritt zu den Gewerben der Schneider, Kupferſchmiede, Hufſchmiede, Schuſter und Tiſchler für die Chriſten.

Es mochte hier das Vorurtheil der Geburt hindernd einwirken, welches auch dem Leibeigenen die Rechtsgleichheit mit andern Gliedern der bürgerlichen Geſellſchaft ſtreitig macht. Beide wurden als gewiſſermaßen auſſerhalb des Geſetzes ſtehend, als Sachen und nicht als Perſonen betrachtet. Geiſtige Ueberlegenheit berechtigte hier eben ſo wenig zu begünſtigender Ausnahme von der dem ganzen Stande zugefügten entehrenden Behandlung als im alten Rom, wo der Sclave, wenn er auch an Intelligenz und Gelehrſamkeit ſeinen Herrn überbot, ihm ſogar dahin einſchlagende Dienſte leiſtete, dennoch als Eigenthum ſeines Gebieters dieſelbe Urbilde des Geſetzes erleiden mußte, wie jeder andere Sclave.

In Folgendem ergeben ſich wieder einige Parallelen zwiſchen den Leibeigenen des Mittelalters und „des heiligen römiſchen Reichs Kammerknechten". Erſterer mußte zu gewiſſen Jahrszeiten ſeinem Herrn Zins entrichten, theils an Früchten für die Nutznießung überlaſſener Ländereien, theils an Vieh. So z. B. mußten die Gemeinden ihrem Herrn Pferde liefern, was noch jetzt in Ungarn und Rußland vorkommt, wo die Bauern unentgeltlich Vorſpann und Poſtpferde hergeben müſſen. Urſprünglich hatte dieſe Steuer einen ſcheinbar rechtlichen Grund, die Pferde wurden bloß zum Krieg geliehen, und nach deſſen Beendigung den Leuten zurückgeſtellt. Als ſtändiger Zins wären größere Hausthiere zu erheblich, zinſiges Vieh waren Hühner und Gänſe — man denke an das Erntehuhn und die Martinsgans! — auch Fiſche. Einen Fiſchzins erhielt das ehemalige Baarfüßlerkloſter in Leipzig am Thomastage. In Oberheſſen war ein Faſtnachtshuhn und ein Michelshuhn zu entrichten. Eierzins war häufig. Lieferung von Bienenſtöcken ſeltener als die des Honigs und Wachſes. Die Juden mußten in vielen Ländern den Klöſtern Wachs in die Kirche und Pfeffer in die Küche liefern. Für die Erlaubniß zu heirathen mußte der Leibeigene vor Alters ein Hemd oder ein Bocksfell entrichten, in Preußen der Jude unter der Regierung Friedrichs des Großen aus deſſen Porzellanfabrik für 300 Thaler Waare kaufen! Dieſe Verpflichtung kommt dem gewöhnlichen Heirathsgeld (**maritagium**) näher, welches die Braut eines Knechts entrichtete, wenn ſie aus einer fremden Familie war. Spätere Benennungen ſind „Nadelgeld," „Bunzengroſchen," „Schürzenzins" u. a. m.

Grundzins für empfangenes Land wurde jährlich an beſtimmten Tagen, gewöhnlich vor Untergang der Sonne abgetragen. Im Erfurtiſchen hieß es daher Sonnengeld. Manchmal traten erſchwerende Bedingungen hinzu. Ein thüringiſches Dorf hatte alljährlich dem 12 Meilen weit entfernt wohnenden Herrn drei Dreihellerspfennige zu entrichten, ein einäugiger Reiter auf einäugigem Pferde mußte ſie bringen. Dreizehn Häuſer der Mansfeldiſchen Dorfes Stangerode zahlten bis ins Jahr 1785 einen Kuttenzins an das Amt Endorf jährlich auf den Thomastag, aber noch ehe er anbrach, d. h. vor Mitternacht. Jeden 20. Dezember Abends acht Uhr ging der Stangeröder Bauermeiſter aus ſeinem Hauſe und rief vor jedem der zinsſchuldigen dreizehn Häuſer:

„Gebt unſerm Herrn den Thomaspfennig, den Kuttenzins.“

Der Hausherr ſtand ſchon vor der Thüre und gab einen ſilbernen Pfennig. Unter der Hebung verſtärkte ſich der Zug, die Schaar durchzog das Dorf und ſchrie unabläßig:

„Wir bringen unſerm gnädigen Herrn den Kuttenzins.“

Um eilf Uhr wurde der Amtsort Endorf erreicht. Gegen Mitternacht ſtanden die Bauern im Amthaus, zahlten 13 Silberpfennige, der Amtmann quittirte eilends und gab dem Bauermeiſter ein den Werth des Zinſes überſteigendes Trinkgeld, mit der Warnung, noch vor 12 Uhr aus dem Orte weg zu ſeyn. Dann erhoben ſie wieder ihr Geſchrei:

„Wir haben gebracht unſ. gn. Herrn den Thomaspfennig.“

und zogen heim, das Geſchenk zu vertrinken.

Von Stangerode wird berichtet, daß der Kuttenzins in ſechs einzelnen Pfennigen beſtehend am Thomastag früh vor Sonnenaufgang übergeben werden mußte. Die andern ſieben Pfennige behielt der Bauermeiſter für ſich.

Im Braunſchweigiſchen gab es einen Maigaſſenzins, der jeden Weihnachtsabend durch einen Reiter auf einäugigem Pferde an das Amt geliefert werden mußte. Zu Weißenſee erhob ihn der Pfaffenhof. Auf Philippi Jakobi verſammelten ſich die Zinspflichtigen in Scherndorf vor Sonnenuntergang, jeder zahlte ſeinen Groſchen auf einen breiten unter freiem Himmel ſtehenden Stein. Wer ſich eine Stunde zu ſpät einſtellte, zahlte 2 Groſchen, wer 2 Stunden 4 Groſchen, wer 3 Stunden 8 Groſchen, und ſo rutſchte die Summe fort, daher dieſer Zins Rutſcherzins hieß. Das Dorf Salzberg im heſſiſchen Amt Neuenſtein hatte jährlich am Walburgistag ſechs Heller an die Freiherren von Buchenau zu zinſen, der ſie überbringende Gemeindsmann hieß das Walpertsmännchen, mußte früh Morgens 6 Uhr zu Buchenau ſeyn, und bei jeder Witterung auf einem beſondern Stein der Brücke vor dem Schloſſe ſitzen. Verſpätete es ſich, ſo wuchs der Zins immer mehr. Am Abend Walburgis wäre die Gemeinde außer Stand geweſen, ihn zu bezahlen, weßhalb der Beamte jedesmal das Dorf warnte, und das Dorf gab dem Ueberbringer ſtets zwei Begleiter mit, auf den Fall, daß ihm ein Unglück begegnete. Saß aber das Männchen zur rechten Zeit auf dem Stein, ſo mußten es die Freiherrn von Buchenau begrüßen laſſen, worauf es den Zins zahlte. Hierauf wurde es mit vorgeſchriebenen Speiſen reichlich bewirthet, und wenn es hiebei in drei Tagen nicht einſchlief, mußten es die Zinsherrn lebenslang verpflegen. Schlief es aber ein, ſo wurde es ſogleich aus der Burg weggeſchafft. Dieſer Gebrauch hatte ſich bis in das gegenwärtige Jahrhundert erhalten. (Hersfelder Intelligenzbl. 1802 N. 9.)

Von ſolchen gefreiten Gütern, deren Beſitzer nicht litt, daß der Erheber über die Schwelle ſeines Hauſes träte, wurde gefordert, daß der Zins durch den Gatter*) ohne die Thüre zu öffnen, hinausgereicht wurde, daher Gatterzins genannt.

Ob auch die Juden ihren Zins (Judenſteuer, Schutzgeld) an beſtimmten Jahrestagen ihrer Obrigkeit zu entrichten hatten, kann ich wegen Mangel an Quellen nicht beſtimmt verſichern, nur Ein Beiſpiel dieſer Art iſt mir bekannt, die Summe, welche die Gemeinde zu Rom alljährlich am Roſenſonntag (im Märzmonat) durch ihren Oberälteſten dem Papſt überſchickt, um ſich die Aufenthaltserlaubniß für das nächſte Jahr zu erwerben. Der jetzige Papſt hat den Fußtritt, womit der Statthalter Chriſti auf Erden deſſen Vetter bei Empfang jener Summe abzulohnen hatte, abgeſchafft, und läßt es bei der Empfangnahme des Geldes bewenden. Daß dadurch die Ausweiſung aus der Stadt auf ein Jahr verſchoben wird, gibt deutlich zu verſtehen: der Jude werde noch jetzt als Fremdling betrachtet. Dieß führt mich auf das alte Fremdengeſetz, welches lautete: Wenn Jemand Jahr und Tag, ohne nachfolgenden Herrn, im Lande gehaust, ſo kommt der Büttel und ſpricht: ich nehme euch im Namen unſerer gnädigen Herrſchaft zum Wildfang, und begehre von euch den Fahngulden. Durch dieſes Geld hatte er ſich Schutz erkauft, auf den er als Fremder nicht Anſpruch machen durfte, weil er ſich nicht in der Rechtsgenoſſenſchaft der Landſchaft befand. In Sachſen heißt noch jetzt jeder Nichtbürger in den Städten, welchem bleibendes Domicil geſtattet iſt: „Schutzgenoſſe,“ und der Einwohner auf dem Dorfe, welcher des Grundbeſitzes ermangelt, bedarf zur Aufnahme in demſelben von dem Richter oder Schulzen einen „Schutzzettel“. Dieſer wird nicht umſonſt ertheilt, denn man muß ſich bei dem Manne, von welchem keine Grundſteuer eingefordert werden kann, auf dieſe Weiſe entſchädigen. Nun aber ſteht der Jude, der in den meiſten Ländern, die ihm das Bürgerrecht verweigern, noch jetzt keine liegenden Gründe kaufen darf, in dem gleichen Falle wie jener „Schutzverwandte“. Sein „Schutzgeld“ ſichert ihm alſo den Schutz der Gerichte gegen Verletzung ſeiner Perſon oder ſeines Eigenthums, denen er als „Fremder“ nach altgermaniſchem Rechtsbegriff ungeachtet preisgegeben wäre.

---

*) Im Mittelalter hatten die Häuſer auſſer der innern Thüre noch eine vordere, ſchließbare, aber gegitterte und durchſichtige. Nachbarn ſprachen ſich über dem Gitter zu.

Achtundvierzigſte Zelle.

Rechtsgebräuche.

I. Das Gerichtsverfahren.

Die Schlichtung der Rechtsbändel, überhaupt alle feierliche Vollziehung richterlicher Gewalt war im Heidenthum von religiöſen Ceremonien begleitet. Der Sinn vieler Symbole, die Sühnung mancher Miſſethaten findet in ihnen ſeine Deutung; klarer wird auch dann der Zuſammenhang der unter prieſterlichem Vorſitz gehaltenen Gerichte mit Opfern und Eiden. Wie jene wurde auch das Recht unter freiem Himmel vollzogen. Zwar fiel ſeit der Einführung des Chriſtenthums alle Beziehung richterlicher Handlungen auf den Cultus weg aber mittelbar hatten ſich doch viele heidniſche Rechtsgebräuche erhalten. Wie zur Zeit des Heidenthums verſammelten ſich auch noch ſpäter die Freien an den uralten Gerichtsſtätten. Solche Verſammlungsplätze hießen Malen (mallum); daß ſie nicht bloß zu Gerichtsverſammlungen dienten, ſondern auch religiöſe Zwecke hatten, geht daraus hervor, daß in der chriſtlichen Zeit verboten wurde, die Mala weder in der Kirche, noch in den Vorhallen derſelben zu halten; woraus zu ſchließen, daß man aus keiner Nebenabſicht den Platz von alter ehrwürdiger Stätte (der heiligen Eiche, Linde oder Quelle) an das neue Heiligthum der Kirche verlegt hatte, als weil gerade die Kirche dahin gebaut worden war, wo vorhin ſchon das Mal gehalten wurde; folglich ein Beweis, daß auch Religionshandlungen hier begangen wurden. Ungeachtet

Karls des Großen Verbot waren ſie von den Kirchen nicht verlegt worden. Nie konnte der Unfreie am Gerichte eines Freien Theil nehmen, er aber wurde durch den Freien gerichtet. Frauen waren vom Gerichte ausgeſchloſſen *). Die Gerichtsverwaltung der Deutſchen war eine zwiefache, eine richtende und eine urtheilende.

Im germaniſchen Heidenthum hatten die Prieſter einen bedeutenden Einfluß auf das Gericht, wie in Rom der Pontifex Maximus auf die Comitien. Dem Tacitus zufolge übte ſogar im Heere der Prieſter die höhere Strafgewalt aus (**Germ. c. 7: neque vincire, neque verberare, nisi sacerdotibus permissum, non quasi in poenam, nec ducis jussu, sed velut deo imperante, quem adesse bellantibus credunt.** Noch klarer **c. 11: ut turbae placuit, considunt armati, silentium** [Gerichtsbann] **per sacerdotes, quibus tum et coercendi jus est, imperatur**) Der nordiſche Prieſter hieß Godi, wie der gothiſche **gudja**, er ſtand zugleich dem Gerichte, dem Gottesdienſt und dem Tempel vor **). Er heiligte, ſchützte und verkündigte die Gerüchte, ernannte die Urtheiler, verrichtete die Freilaſſung, beſprach öffentliche Sachen, denen ein eigentlicher Kläger fehlte, und erhielt die Ordnung, wachte über die Ruhe ſeines Bezirks (**godord**). Der Fürſt bekleidete die oberſte Stelle in den Gerichten. So präſidirte im Jahr 1299 der Erzbiſchof zu Mainz ſelber dem Landgerichte. Für einzelne Bezirke wurden vom Volke oder vom Könige beſondere Gerichtsvorſtände erwählt, deren Würde ſpäter erblich wurde. (Eliguntur in iisdem conciliis et principes, qui jura per pagos vicosque reddunt. Tac. Germ. 12.) In dieſem Sinne galt bei den Franken das Wort „Graf“*), welches ſpäter zu den Alemannen, Baiern und Sachſen kam, daher die Zuſammenſetzungen: „Landgraf,“ „Markgraf,“ „Pfalzgraf,“ „Gaugraf“ ꝛc. bezeichnen die Abſtufungen des richterlichen Grafenamts**). Grimm macht auch auf das Wort greve aufmerkſam, das in dem Namen der ſächſ. Dorfobrigkeit noch fortleben ſoll. Ferner hergréve, was ſ. v. a. Heeresrichter bedeutet, und bei Möſer (Osnabr. Geſch. III. 252) kommt auch ein Dinggraf (dinegrav) vor, Ding aber hieß bekanntlich im Altdeutſchen: Recht, Gericht. Unſer „Schultheiß“ (corr. Schulz) lautete urſprünglich Sculdahis (lat. Sculdasius), was im longebardiſchen Geſetze: Ortsrichter bedeutete. (So auch Paul Diacon. 6, 24: rector loci, quem Sculdhais lingua propria dicunt). Lat. Urkunden des 13. Jahrhunderts haben Scultetus (Haltaus 1658). Die Schultheißen ſtanden vorzüglich den Civilgerichten vor, und wenn ſie Recht ſprechen, hatten ſie Schöppen zur Seite. Unſer „Vogt“ ſoll aus dem lat. advocatus verkürzt ſeyn. Das Mittelglied bildet phogat,

---

*) Wenn im Heidenthum einzelne Frauen, wie Veleda und Aurinia, in großem Anſehen ſtanden, ſo verdankten ſie dies ihrer Weiſſagungsgabe. In dieſem Sinne ſind auch die Nornen (parene Sax. Gr.) in der Edda die Richterinnen. Sie ſind des göttlichen Willens kundig, daher urtheilsfähig.

**) Göde (Pathe) hat noch gegenwärtig eine geiſtliche Bedeutung.

---

*) Das franz. greffier (Gerichtsſchreiber) darf nicht von γράφω abgeleitet werden. Die Verwandtſchaft zwiſchen Graf (Gráve) und grau, d. i. senior, iſt nicht wahrſcheinlich, weil ſonſt nicht die Lateiner es durch comes überſetzen würden.

**) In Ungarn heißen darum die Oberamtsbezirke: Comitate (von comes), wörtlich Grafſchaften; entſprechend dem altdeutſchen Gau (Gerichtsbezirk), daher Gaugraf und Landgraf urſprünglich Gleiches bedeuteten.

i. e. defensor, denn „Vögtling" bedeutete ſ. v. a. Pflegling, Mündel (Grimm Rechtsalterth. S. 466) „Landvogt" demnach ein Oberrichter, „Vogtei" (advocatia, protectio) ein vieldeutiger Ausdruck, denn die Schutzherren der freien Mark hießen Vögte, und weil „Vogt" mit „Patron" gleichbedeutend, daher geiſtliche Gutsherren: Kirchenvögte. Das Amt des Vogtes war mannigfaltig, er ſorgte für die Sicherheit des Landſtrichs oder der Stadt, und nachdem in den Städten das Zunftweſen ſich ausgebildet, hatte der Vogt auch über dieſe die Aufſicht. Nachdem die Städte durch den Handel reich und mächtig geworden, kauften ſie öfter die Vogteigedinge, wodurch ſie in eigener Beſtellung des Stadtregiments freiere Gewalt bekamen. Das richterliche Abzeichen war der Stab, welcher ja auch im Scepter des Königs, im Krummſtab des Biſchofs noch zu erkennen iſt. Legte der Richter den Stab nieder, ſo war dieß das Zeichen, daß das Gericht geſchloſſen ſey. Wie der König auf dem Thron, ſo ſaß der Richter auf dem Stuhle *), deſſen größere oder geringere Ausſchmückung den höhern oder niedern Rang des Richters andeutete. Sein Aufſtehen hinderte den Fortgang der Verhandlung. Grimm ſetzt es mit der altprieſterlichen Würde in Verbindung, daß die Häuſer der Richter an manchen Orten, gleich Kirchen und Tempeln, Freiſtätten für Verbrechen waren **). Der

---

*) Daher in Ungarn „Stuhlrichter" einen höheren Gerichtsbeamten bezeichnet.

**) Schon bei den Hebräern, Griechen und Römern gab es Freiſtätten, bei den Erſteren gewiſſe Levitenſtätten, alſo heilige Orte, bei den Andern machte ein Tempel oder Altar, wohin ſich der Miſſethäter flüchtete, unverletzlich. In der chriſtlichen Zeit ging dieſes Vorrecht auf die Kirchen über, und nicht nur die Gebäude, ſondern auch ihre Vorhöfe und Gär-

Gerichtsbote hieß im Althochdeutſchen poto und putil (v. piotan: entbieten), daher unſer „Büttel". Im Mittelalter entſtand der Zuſatz: „fronebote" und bloß frono, daher unſer „Gerichtsfrohn". Da aber der Richter ſelbſt ein Bote, Diener des Königs iſt, ſo konnte auch der Gerichtsbote „Vogt" heißen, und ſo entſtand der „Frohnvogt".

Der Urtheilſprecher war, wie vorhin bemerkt worden, eine vom Richter getrennte Perſon, eigentlich verwaltete dieſes Amt die Geſammtheit der Freien, indem ſie durch einſtimmigen Beifall, den ſie dem Spruch des Richters ertheilten, dieſem erſt die eigentliche Kraft gaben. Oft gab ſich dieſer Beifall der verſammelten Menge durch Bewegung der Waffen zu erkennen. (Si displicuit sententia fremitu aspernantur, sin placuit,

---

ten retteten den Verfolgten. Aber ſeine Waffen mußte er niederlegen und keine Nahrung empfangen, ſo daß ſein Aufenthalt in den heiligen Mauern nicht von langer Dauer ſeyn konnte. Das Recht der Freiſtätte erhielt mit der ſteigenden Macht der Kirche immer mehr Ausdehnung. Auf der Synode zu Rheims (630) verordneten die Biſchöfe, daß derjenige der Kirchengemeinſchaft beraubt werden ſollte, der einen Flüchtling aus der Kirche herausreißen würde, ohne ihm vorher eidlich jede Art von Sicherheit verſprochen zu haben, oder auch dieſes Verſprechen nicht halten würde. Zwar verbot Karl d. Gr. den Verbrecher, der ſich in eine Kirche flüchtete, mit Lebensmitteln zu verſehen, aber der Klerus wollte dieſes Verbot nur gelten laſſen, wenn der Flüchtling ſich nicht beſſern, d. h. nicht die Kirchenbuße übernehmen würde, denn damals ſchon verwandelten die fränkiſchen Biſchöfe Todesſtrafen in Kirchenſtrafen d. h. in Schenkungen an die Kirchen. Aber Karl d. Gr. ſelber verordnete im Jahr 803 ganz entgegen ſeinem früheren Beſchluſſe, daß aus Ehrerbietung gegen Gott und die Heiligen, der Verbrecher nicht aus der Kirche gezogen, ſondern ihm Leben und Glieder gelaſſen werden ſollen; erſt am nächſten Gerichtstage ſollte er vor den König geführt werden, der möge ihn hinſchicken, wohin es ſeiner Gnade gefiele. Unterdeß ſollte nicht bloß die Kirche, ſondern ſchon die Vorhöfe derſelben einen Zufluchtsort abgeben.

frameas concutiunt, honoratissimum assensus genus est *armis laudare*. Tac. Germ. II.) Zum Zeichen der Mißbilligung hob das Volk (ohne Zuſammenſtoß) die Waffen in die Höhe. Oeffentliche Angelegenheiten zogen freilich die ganze Gemeinde an, allein bei bloßen Privathändeln konnte es ſich leicht ereignen, daß nicht die erforderliche Zahl von Urtheilern zuſammen kam. Da aber zu jedem Urtheil Stimmenmehrheit gehörte, ſo mußte bald für eine beſtimmte Anzahl von Urtheilern geſorgt werden, ſchon deßhalb, weil eine Auswahl Rechtskundiger ſchneller und treffender entſcheiden konnte als der große Haufen. Bei den Franken ward ihre Zahl bald auf drei, bald auf ſieben Perſonen feſtgeſetzt. Carl der Große ernannte zuerſt ſtändige Beamten. In den Capitularien wurden dieſe Scabini genannt, ein Wort das von scaphan ſchaffen) oder auch von scephjan (ſchöpfen) abſtammt, alſo den Sinn: haurire sententiam beherbergt. Daraus entſtand unſer „Schöffe“ (ſ. Schöpfe). Zu einem vollen Spruch mußten aber zwölf Schöffen erſcheinen, ſpäter waren nur eilf, da man den Schultheiß als den zwölften rechnete. Auch kommt zuweilen eine Verdoppelung der Siebenzahl vor, nämlich vierzehn Schöffen. Sie ſaßen auf Bänken, wie der Richter auf einem Stuhl. Stäbe kamen ihnen nicht zu, wohl aber Waffen, gewöhnlich waren es Lanzen (Delbrück. Landr. p. 9). Schon Tacitus (Germ. II.) kennt ſie als bewaffnet.

Das Heidenthum forderte zur Gerichtshaltung durch den Cultus geheiligte Stätten, Opferplätze, Oerter wo Gottesurtheile vorgenommen werden konnten. Daher wählte man ſtets einen freien Platz, im Walde, an einer Quelle *), auf einem Hügel **) unter ſchattigen Bäumen ꝛc., dieſe waren gewöhnlich Eichen ***) oder Linden †), ſeltener Tannen oder Birken ††). Auch bei großen Steinen †††) wurde Gericht gehalten, oder vor dem Thor auf freier Straße *). Allmählich verlegte man das Gerichte in die Städte und Burghöfe, wo Sitze unter bedeckten Gängen, Hallen oder Lauben angebracht waren. Hierauf mochte aber die römiſche Verfaſſung Einfluß gehabt haben, wie das lateiniſche Wort **curia** (für Rathhaus) andeutet; aber dies galt nur von Städten, auf dem Lande haftete dagegen die deutſche Gerichtseinrichtung noch lange fort, und die Sitzung fand, mindeſtens im Sommer, vor der Thüre ſtatt.

Die Gerichtsſitzung fand in folgender Weiſe ſtatt. Der Richter hatte das Geſicht nach Oſten gewendet, das entblößte Schwert in der Rechten. Ihm zu beiden Seiten, nur etwas tiefer, ſaßen die Urtheiler, rechts ſtand der Kläger, links der Angeklagte **).

---

*) Wegen des heiligen Elements. Das keltiſche Alterthum kennt ſogar Gerichte, die auf dem Waſſer gehalten wurden (Le lac de Grandlieu avait haute, moyenne et basse justice. Le tribunal siegait dans un bateau a pas du rivage. Lorsque le juge prononcait la sentence, il devait de son pied droit toucher l'eau du lac. (Mem. de l'acad. celtique V, 143.)

**) Als ſolche Gerichtsſtätten waren bekannt der Donnersberg (d. i der dem Thunar oder Thor geheiligte), bei Warburg in Weſtphalen (Wigand's Archiv. I. 1. 53 ff.), das Landgericht auf dem Leineberg bei Göttingen ꝛc.

***) Daher die Ortsnamen: Dreieichen, Siebeneichen, Viereichen, Fünfeichen (Grimm S. 795.)

†) Belege bei Grimm S. 796.

††) Zu Loſtorf unter der Tanne ſaßen die Richter. Grimm S. 797.

†††) Grimm S. 802.

*) Grimm S. 804. ff.

**) Mitternacht und Norden hatten den Begriff des Traurigen und Schaurigen. Beim Reinigungseid in peinlichen Sachen

Der Gerichtsplatz wurde mit dünnen Haſelſtäben eingehegt, und Schnüre darum gezogen. Der allgemeine Glaube an die Heiligkeit dieſes Ortes gab dieſen Schranken feſtern Halt als Balken oder Eiſen. Symboliſch konnte ſchon ein Faden binden*). Erſt ſpäter traten an die Stelle der Zäune hölzerne Geländer, daher eine Gerichtsbank: „Schranne" (scranna = scamnum) in Baiern, Schwaben und Franken, in Sachſen: „Schrange" eine Fleiſchbank, wovon als Begriff des Einſchließenden: „Schranken." (Auch im Ital. scranna: Stuhl, Bank, Gerichtsbank). Der älteſte Ausdruck war „Rahmen" (von Ram: Rand), wodurch das Einſchließen des Gerichts bezeichnet wurde. Man ſagte daher: ſich anrahmen für: an den Gerichtsſchranken einfinden, noch jetzt: einen Termin anberaumen oder anberahmen.

Kein Gericht wurde vor Sonnenaufgang eröffnet, mit Sonnenuntergang wurde es geſchloſſen**). „Sonnenzeit" galt für alle gerichtlichen Handlungen 1) für die eigentliche Gerichtspflege, 2) für das Warten der Partheien auf einander, 3) für die gerichtliche Ladung. Es wurde ſogar darauf Rückſicht genommen, daß Richter

---

wurde das Geſicht gen Norden gewandt — bei andern Eiden gen Oſten nach der Sonne — der Nachrichter kehrte dem zu Enthauptenden das Geſicht gegen die Nachtſeite. Als Hakon Jarl den Göttern ſein ſiebenjähriges Kind opferte, ſchaute er nach Norden. Den Jüten hieß dieſe Weltgegend die ſchwarze Ecke, den Frieſen die furchtbare Seite, der Galgen: der nordwärts gekehrte Baum. (Grimm, Rechtsalt. S. 807.)

*) Nach dem Kölner Hofrecht wurde ein gefangen gehaltener Dienſtmann des Erzbiſchofs mit einem bloßen Fadenzug eingeſperrt. (Grimm S. 182.)

**) Tag und Sonne waren geheiligt. Die ſchadenſtiftenden Geiſter, Elfen und Zwerge ſind nur Nachts wirkſam. „Das heilige Licht!" war eine Betheuerungsformel. (Grimm. S. 813.)

und Urtheiler noch vor Sonnenuntergang heimkehren konnten. Die Theilung des Kampfplatzes bei Zweikämpfen geſchah nach der Sonne, vor Sonnenuntergang mußte der Gegner beſiegt werden*), mußte die Strafe vollzogen ſeyn.

Inſofern jede Streitſache in den Bereich des Kriegsgottes gehört**), wie ja auch der oberſte Gerichtshof in Athen nach dem Ares, nämlich Areopagus hieß, ſo mochte auch im europäiſchen Heidenthum jener Tag, welcher dem Planeten Mars geweiht iſt, vorzugsweiſe der Gerichtstag ſeyn. Der Dinſtag (bei den Römern Dies Martis) hieß urſprünglich Tystag (engl. tuesday, frieſ. tysdag, altn. tysdagr, ſchwed. tisdag) nach dem Gott Tyr oder Tys, dem nordiſchen Mars, und weil ding im Altdeutſchen: Recht, Gericht bedeutete, ſo ſagte man erſt in ſpäterer Zeit, weil der dritte Wochentag auch Gerichtstag war: Dingstag (für Distag), woraus das heutige „Dinſtag" wurde***). Wie unter den Wochentagen der Dinſtag, ſo war unter den Monaten der November, wo die Sonne im Zeichen des Scorpions ſteht, und der Tod ſeine große Ernte hält, dem Mars geweiht, daher die Hauptgerichtszeit im Jahre am Martinstag. In einigen Ländern iſt es der Michaelstag, aber nach chriſtlicher Vorſtellung iſt auch Michael ein Streiter und Held, auf Abbildungen erſcheint er ſtets gewappnet, denn er ſtreitet mit der Höllenſchlange, und hat zuweilen auch die Waage des Gerichtes in der Hand*).

---

*) Ein Sieg zur Nachtzeit würde als Beiſtand der Nachtweſen gedeutet worden ſeyn.

**) Jeder Prozeß iſt ein Kampf, der Kläger greift an, der Beklagte wehrt ſich, die Vorladung iſt eine Kriegsankündigung, die Gemeinde ſchaut zu und urtheilt, wer unterlegen ſey; Zeugen und Mitſchwörende helfen auf beiden Seiten; zuweilen löst ſich das ganze Verfahren in das Gottesurtheil eines leiblichen Zweikampfs auf. (Grimm S. 854.)

***) Bis auf neuere Zeit wurden die Mecklenburger Untergerichte ordentlich alle Dienſtage gehalten (Franke, alt. u. neu Meckl. I. S. 165), und zu Lübek Todesurtheile den Miſſethätern Sonntags bekannt gemacht, Dinſtags vollzogen. (Dreier verm. Abhdl. S. 821.)

Der Michaels- oder der Martinitag hieß „Herbſtgeding", zum Unterſchiede von dem Maigeding am Walpurgistag, denn an manchen Orten gab es zwei jährliche Gerichte. Anderswo verlegte man beide Gerichtstage in den Winter und Sommer, der erſte fiel auf den Dinſtag nach dem Dreikönigsfeſt, der andere auf Dinſtag nach Johannis des Täufers Tag.

Wie die Aegypter, Syrer und Griechen **) theilten auch die Germanen das Jahr in drei Zeiten. (**Hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent, auctumni perinde nomen ac bona ignorantur Tac. Germ. 26.**) Odin verordnete drei jährliche Opfer, das erſte fiel in den Herbſt, das andere in den Winter, das letzte in den Sommer. (Yngl. Saga c. 8.) Folglich konnte es auch drei Gerichtstage geben. Gewöhnlich wählte man Walpurgis, Johannis und Martini, oder ſtatt des Letztern Michaelis, und ſtatt Walpurgis den Tag Pauli Bekehrung (25. Januar), oder 14 Tag nach Neujahr. Aus ſpäterer Zeit ſind die Beiſpiele von vier Gerichten, nämlich um Pfingſten, Martini, Dreikönigstag und Oſtern. So hatte z. B. Babenhauſen vier Markgerichte, Lindau vier Jahrgedinge.

---

*) Die Waage iſt das dem Scorpion vorhergehende Himmelszeichen.

**) Diod. I. 26 Syrien hatte einen „Baal Saliſa" d. i. einen „dreifachen" Jahrgott, Hercules hieß „Melon" von den drei Aepfeln in ſeiner linken Hand, welche auf die Jahreszeiten anſpielen ſollten. Es gab ferner einen Mithras τριπλασιος, einen dreifachen Bachus ꝛc.

Nach der heidniſchen Vorſtellung von dem begünſtigenden Einfluß des zunehmenden oder vollen Mondes auf die irdiſchen Angelegenheiten, von der ſchädlichen Einwirkung des abnehmenden Lichtes, wurden auch Gerichtshandlungen, gleichwie früher alle Opferhandlungen, nur am Neumond und Vollmond vorgenommen (Coeunt, nisi quid fortuitum et subitum inciderit, certis diebus, quum aut *inchoatur lunae* aut *impletur*, nam agendis rebus hoc auspicacissimum initium credunt. *Tac.* Germ. c. 11.) Da nun zwiſchen dieſen beiden Zeiträumen vierzehn Nächte liegen, ſo erklärt ſich daraus die Baſis für alle Gerichtsfriſten. So ſteckt in der ſechswöchentlichen Friſt eine dreimal vierzehntägige *).

Man unterſchied zweierlei Gerichtsarten, ungebotene (placita non indicta), zu welchen alle Freien 1, 2 oder 3 mal jährlich zuſammenkamen — denn in der heidniſchen Zeit traf ihre Abhaltung mit Opferfeſten zuſammen, daher es auch keiner vorgängigen Anſagung bedurfte — und gebotene (indicta) Gerichte. Man unterſchied ferner „Landgerichte", „Gaugerichte", „Markgerichte", „Stadtgerichte", „Dorfgerichte", „Burggerichte" bezüglich des Umfangs, auf den ſie ſich erſtreckten; hinſichtlich des vorſitzenden Richters unterſchied man „Grafengerichte", „Vogtsgerichte", „Schulzengerichte", „Probſtgerichte", „Pfleggerichte", „Schulgerichte", endlich in Rückſicht des Standes der Dingpflichtigen „Rittergerichte", „Lehengerichte", „Manngerichte" und „Freigerichte." Letztere hießen ſie in dem Sinne, wie die unmittelbaren Reichsſtädte „freie Städte." Aber dieſe Benennung konnte erſt aufkommen als ſich die Landeshoheit der Fürſten entwickelte, und nur einzelne Bezirke ſich unabhängig erhielten. Die Richter, Urtheiler und Boten ſolcher Freigerichte nannte man „Freigrafen", „Freiſchöffen", „Freiboten." Ferner gab es „Feldgerichte", „Holzgerichte", „Forſtgerichte", „Grubengerichte", „Brückengerichte" nach dem Orte, wo ſie gehalten wurden, im Ravensbergiſchen ein „Bohnengericht" nach der Zeit, in welcher es gehalten wurde, nämlich, wenn die blühenden Bohnen im Garten Schatten gaben. Auch von dem Zweck, wozu man verſammelte, wurden einzelne Gerichte benannt, z. B. das „Zinsgericht" zur Erlegung der jährlichen Abgaben, ein „Fladengericht" von den Kuchen, welche die Gemeinde auf den beſtimmten Jahrestag für Richter und Schöffen darbrachte, das „Rügengericht" zur Erledigung der Feld- und Waldfrevel. In der Wetterau beſtand noch bis in die neueſte Zeit ein „Waſſergericht", das die Anlage der Mühlen ordnete *). In Niederdeutſchland

---

*) Weil die Germanen (und Kelten wegen des bei ihnen vorherrſchenden Mondcultus, wie die Scandinavier) nach Nächten rechneten — noch jetzt gebraucht der Britte fortnight für 14 Tage — geht mit dem Eintritt des auf die letzte Nacht folgenden Tages der Termin zu Ende, daher eine wöchentliche Friſt aus 7 Nächten und 1 Tag beſtehe, eine zweiwöchentliche aus 14 Nächten und 1 Tag, eine ſechswöchentliche aus 43 Tage.. (Grimm S. 211.)

---

*) Grimm gibt (S. 832) davon folgende Beſchreibung: Das Gericht wurde unter freiem Himmel, nahe am Fluſſe, wo etwas vorgenommen werden ſollte, gehegt, und dem Volke Wein geſchenkt. Zum Stoßen und Schlagen des Pfahls legten die Richter ihre rothen Mantel ab, behielten aber die Binden an, einer nach dem andern that drei Schläge auf den eingeſteckten Nagel — der Mann mit der ſilbernen Waage zum Wiegen der eingeſchlagenen Nagel und Pfähle hieß „Waſſerwieger" — Schuler ſangen Lieder, unter die Kinder wurde ein Korb Obſt vertheilt, die Müller hatten

gab es „Deichgerichte", die mit „Deichgrafen" und „Deichgeſchwornen" beſetzt waren, in Franken „Zeidelgerichte", wo ein Forſtmeiſter und 12 Zeidler über Bienengartenſachen richtete (Schilter Wtb. 891—892), auch „Triebelgerichte" (judica mellicidarum) geheißen; in Frankfurt ein „Pfeiffergericht", auf welchem die Schöffen feierlich den Abgeordneten fremder Städte Zollfreiheit bewilligten (Fries Abhdl. von Pfeiferger. Frkf. 1752).

Unter den Gerichten gab es auch Rangordnungen. Grimm bemerkt (S. 793):

„Unwiſſenheit im Rechte ſchadete denen, die eines Urtheils gefragt, mit dem Urtheil beladen waren, nichts; traute ſich ein einzelner Schöffe oder trauten ſich alle Schöffen nicht, in dem ihnen vorgelegten Fall das Recht zu finden, ſo durften ſie ſich auswärts Raths erholen." (S. 834 wird dieſer Gegenſtand weiter entwickelt). „Die Schöffen wandten ſich an ein benachbartes anderes Gericht, fuhren zu Hofe, dies hieß: die Fahrt, der Zug, Schub. Die Weiſung erfolgte unentgeltlich, dies nannte man des Landes Almoſen. Die meiſten kleineren Gerichte hatten wahrſcheinlich ihren Oberhof, von dem ſie hergingen, wie die Weisthümer ſagen. Die Rechtserholung beim Obergericht bildet keine eigentliche Inſtanz, denn ſie tritt ein, ehe das Gericht geurtheilt hat, wird von den Schöffen ſelbſt eingezogen, und durch ihren Mund hernach ausgeſprochen. Auch ſcheint in ihr nicht durchaus Abhängigkeit des holenden Gerichtes

---

den Richtern Butter und Mehl zu liefern. Auch in der Grafſchaft Oettingen fand ſich ein „Waſſergericht", das aus 7 Schöffen und dem vorſitzenden „Waſſergrafen" gebildet wurde. (Meuſel Geſchichtsf. 7, 27.)

von dem Auskunftgebenden zu liegen. Die Schöffen konnten ſich an einen benachbarten Dingſtuhl deſſelben Landes wenden, der ihnen gleich ſtand, und ſie bei anderer Gelegenheit ebenfalls befragte. Mit der Zeit aber muß ein ſolches Verhältniß des geringern und höhern Gerichts entſprungen ſeyn, wie ſchon die Namen „Untergericht" und „Oberhof" beweiſen. Daraus folgt, daß es beſtimmte Oberhöfe gab, denen nicht ausgewichen werden ſollte."

Savigny (I, 222) behauptet, daß er erſt in den fränkiſchen Capitularien über „Appellationen" verordnet werde, in der älteſten Verfaſſung aber noch keine Gerichtsinſtanzen vorkämen. Dagegen ſtimmt Wiarda: „Unter den Frieſen appellirte man vom Dorfgericht an das Gaugericht und die allgemeine Volksverſammlung." Grimm unterſcheidet ferner zwiſchen untergeordneten und nachgeordneten Gerichten, denen entweder ein anderer Richter (obſchon an demſelben Orte) vorſitzt, nachdem der erſte Richter ein „Vorgeding" gehalten hat, oder die den ordentlichen Gerichten zur Entſcheidung unerledigter Sachen nachfolgen*).

Der Fremde hatte, da er als Ausländer kein Wehrgeld zahlte, keinen Anſpruch auf Schutz. Wenn ſein Aufenthalt über Jahr und Tag ſich verlängerte, gerieth er in Unfreiheit. Der Büttel konnte ſich dann ſeiner bemächtigen mit der Anrede: „ich nehme euch im Namen unſerer gnädigen Herrſchaft zum Wildfang, und begehrte von euch den Fanggulden". Erſt als ſich der friedliche Völkerverkehr ordnete, entſtanden die „Nothgerichte" für reiſende Kaufleute, auch „Nothgeding" benannt, weil ein eiliger außerordentlicher Fall ſie veranlaßte, daher ſie von ihrer Unaufſchieblichkeit den Namen hatten. Sie hießen auch „Gaſtgerichte."

---

*) Hieher gehören die „Afterdinge" (judicia posteriora), wovon ſich die Benennung in den Eigennamen „Ofterdingen" (in Oeſterreich), „Efterdingen" (in Schwaben) fortgepflanzt hat. Sie wurden meiſt unmittelbar hinter den ungebotenen Gerichten noch an demſelben Tag oder am folgenden, zuweilen auch ſpäter abgehalten. Zwei Belege vom „Afterding" gibt Haltaus (17).

„Schiedsgerichte" vollzogen die Nachbarn und nächſten Freunde der ſtreitenden Partheien auf der Stelle, hier bedurfte es keines vorſitzenden Richters. In einigen Dörfern unweit Balingen wählte die Gemeinde einen Greis von unbeſcholtenem Rufe, dieſer ſchlichtete eheliche Streitigkeiten. Sein Verfahren dabei beſchreibt Fabri (geogr. Magaz. I, 28) und Siebenkees (neues jur. Mag. I. S. 548).

In älteſter Zeit geſchahen Vorladungen ohne Einmiſchung des Richters, der Kläger ſelbſt forderte im Beiſeyn von Zeugen den Schuldner vor Gericht, oder er begab ſich mit Zeugen in deſſen Wohnung. Gewaltſam konnte kein Freier vor Gericht gebracht werden, am wenigſten nach der erſten Ladung. Waren mehrere derſelben vergeblich verſtrichen, ſo durfte der Richter immer noch nicht den Schuldner gefangen nehmen, ſondern konnte nur über ſein bewegliches Eigenthum verfügen, vielleicht, weil nach damaligen Begriffen überhaupt jede Schuld nur eine Geldſchuld, jede Buße nur eine Geldbuße war? Sobald alſo der Friedensbrecher im Stande war, ſeine Schuld zu zahlen, war ſeine Rechtsfähigkeit auch nicht im Mindeſten geſchmälert. Er war unſchuldig, ſobald er bezahlte, folglich auch, wenn gegen ſeinen Willen die Zahlung durch Verfügung über ſein Eigenthum ermöglicht wurde. Nur bei Kapitalverbrechern galt eine Ausnahme. Am Gerichtsorte mußte der Kläger bis Sonnenuntergang auf den Geladenen warten; blieb dieſer immer noch aus ohne ſich entſchuldigen zu laſſen, ſo ſtellte das Gericht dem Kläger eine Urkunde aus, aber erſt, wenn dieſe Förmlichkeit dreimal Statt gefunden, durfte auf Execution anerkannt werden*). Nur Herrendienſt, Krankheit und Tod eines nahen Verwandten galten als Entſchuldigungsgrund. Uebrigens ward auch auf Naturereigniſſe Rückſicht genommen. Nach dem Grundſatz, daß die Freiheit ein beinahe unantaſtbares Gut iſt, befand ſich der Beklagte in günſtigerer Lage als der Kläger, daher wurde die Klage erſchwert, die Vertheidigung erleichtert, daher hemmen Förmlichkeiten und Friſten die Ladung, und ſelbſt das Verfahren gegen den Ausbleibenden, daher wird aller Beweis der Unſchuld befördert, der Beweis der Schuld gehindert. Schon das war eine Begünſtigung des Beklagten, daß er nur von ſeines Gleichen, von ſeinen Landsleuten und in ſeiner Heimath gerichtet werden konnte.

---

*) Daß hier die erſten Anfänge des ſpäter ſo gefürchteten, gleichfalls durch eine dreimalige Vorladung ſich auszeichnenden Vehmgerichts erkennbar ſind, wird Jeder zugeben. Daß ſie ſpäter den Charakter der Heimlichkeit annahmen, ändert die Sache nicht, obſchon die Gegner meiner Anſicht ſich auf Aeneas Sylvius berufen können, welcher ihren chriſtlichen Urſprung behauptet, indem er erzählt:

„Weil die Weſtphalen, von Karl dem Großen gezwungen, die chriſtliche Religion anzunehmen, dieſelbe ſo oft verlangneten, und keinen Eid achteten, ſo beſtellte er, um ihre Empörung durch Furcht vor der Strafe zu verhindern, geheime Richter, denen er Macht ertheilte, ſobald ſie erfuhren, daß Jemand meineidig geworden oder ſonſt ein Verbrechen begangen habe, denſelben, ſobald ſie ſich ſeiner bemächtigen konnten, ohne Vertheidigung hinrichten zu laſſen. Dieſe Maßregel ſchreckte, da öfter Vornehme wie Geringe in Wäldern aufgehenkt gefunden wurden, ohne daß man gehört hätte, daß ſie angeklagt worden, man erfuhr aber: die Urſache ſey Uebertretung des Glaubens oder ein ſchweres Verbrechen geweſen.“ Demnach war das Vehmgericht ſeit Karls Zeit das erſte Inquiſitionsgericht. Hiegegen hat Möſer (Patr. Phant. IV. S. 194 ff.) zu zeigen ſich bemüht, daß die Vehmgerichte ihr Daſeyn den kaiſerlichen Commiſſarien danken. Dieſe reiſten mehrmal des Jahrs in die ihnen angewieſenen Landſtriche, und hielten daſelbſt ihre Sitzungen „unter des Kaiſers Bann.“ Die Natur dieſer Anſtalt erforderte theils eine öffentliche Sitzung, theils eine geheime, weil über die Verbrechen, für welche ſich keine Genugthuung mit Gelde thun ließ, wie Ketzerei, Zauberei und Kirchenraub, nicht vor dem ganzen Volke inquirirt werden konnte.

In Civilſachen pflegten Zeugen und Urkunden zu beweiſen, in peinlichen Fällen Eid und Gottesurtheile. Durch dieſe reinigte ſich der Beklagte, die Beibringung jener laſtete meiſt auf dem Kläger.

Zur Zeugenſchaft waren nur Freie befähigt. Nach bairiſchem Recht wurde der Zeuge am Ohre gezupft, um die in der Gegenwart der Zeugen ſich zutragende Thatſache dem Gedächtniſſe deſſelben einzuprägen; davon hieß er **testis tractus** (sc. per aurem). Daraus ſchließt Grimm die Abſtammung des Wortes zeugen von ziehen!*) Die Siebenzahl der Zeugen (Grimm S. 858) weiſt auf indiſchen Urſprung hin, da im Sanſkrit, wie im Hebräiſchen ſchwören und beſiebnen Ein Wort iſt**). Urkunden verſtärkten

---

*) Daß die Araber und Hebräer beim Schwören die Hand auf die Zeugungstheile legten, ſowie daß ὄρχις Hode, ὅρκιον Eid, testis Hode und Zeuge zugleich bedeutet, γνέιν wiſſen, und gi-gno ein Weib erkennen, läßt eher die Verwandtſchaft zwiſchen zeugen (wiſſen), und zeugen oder erzeugen, als zwiſchen zeugen und ziehen zu.

**) Im Sanſkrit bedeutet sap (hebr. saba) ſchwören, und sapta (hebr. seba) ſieben. Abraham ſchwur am Orte der 7 Brunnen (Beer seba) und opferte dabei 7 Lämmer. (1 Moſ. 21, 30.) Sollten die 7 Zeugen auf die 7 Planeten anſpielen, in deren Zahl das Alterthum auch die Alles ſehende Sonne mitbegriff? Daß bei den Ripuariern 72 Eideshelfer auftreten (Grimm S. 860), bei den Ditmarſen, wenn gegen den Zeugenbeweis oder vertraten deſſen Stelle. Dem Beklagten ſtand vor Gericht der erſte Beweis zu, wie noch heute im Duell der erſte Hieb oder Schuß dem Geforderten. Im höhern Alterthum leiſtet Beklagter allein den Eid, in der Folgezeit unterſtützten ihn ſchon Verwandte und Bekannte, die nichts von der That ſelbſt zu wiſſen brauchten, ſondern nur beſchwuren, daß ſie der Betheuerung ſeiner Unſchuld glaubten. Eideshelfer unterſchieden ſich deshalb von eigentlichen Augen- und Ohrenzeugen dadurch, daß, wenn ſie die Unſchuld eines Schuldigen beſchworen hatten, ſie nicht des Meineids bezüchtigt werden konnten. In Wales ſchwuren oft 100, 300, ſogar 300 Eideshelfer (Grimm S. 863). In dieſer großen Anzahl ſah das Alterthum keine Entweihung des Eides, ſondern eine Bekräftigung ſeiner Heiligkeit, wie des Gebetes bei gemeinſchaftlicher Andacht (Grimm S. 894). Die Dänen

---

einen Mörder geklagt wurde, ſogar 360 (Grimm S. 863) ſtellt den kalendariſchen Sinn ganz auſſer Zweifel. Man wollte mit der erſten wie mit der letzten Zahl vielleicht andeuten, daß, da an Einem Tage der *Woche* oder des *Jahrs* das Verbrechen doch begangen ſeyn mußte, der dieſem Tage entſprechende Zeuge unter den Schwörenden nicht vermißt werden konnte, der dem entſprechenden Tage vorſtehende Planetengeiſt, der um den Frevel wiſſen mußte, in der Perſon ſeines irdiſchen Repräſentanten gleichſam ſelber zeugte. Daß auch die Zahl 72 in einer gewiſſen Beziehung zum Kalender ſtehe, ergibt ſich aus der ägyptiſchen Fabel, welche erzählt, Hermes oder Thaut habe der Mondgöttin Iſis im Würfelſpiel den 72ſten Theil jedes der 360 Tage abgewonnen, und daraus die 5 Schalttage gemacht. Auch daß die 7 Erzengel (Tobia 12, 15. Apok. 17, 1.) zur Zeit der Septuaginta ſich auf 72 vermehren (5 Moſ. 32, 8. in der griechiſchen Ueberſetzung), bis endlich die Secte der Baſilidianer zur Zeit der Gnoſtiker ſogar 365 Engel zählen (Beaus. hist. d. Manich. II. p. 9), könnte hier zur Begründung unſerer Annahme beitragen. Die Zahl 72 bezieht ſich auch ſonſt auf die 5 Schalttage. Weil die Aegypter ſie nicht den übrigen Tagen beizählten, daher tödteten gerade 72 Dämonen die Jahrgötter Oſiris und Dionyſus.

ſchwuren bei Thor und Odin, rief man aber den allmächtigen Gott an, ſo dachte man nur an Thor (**Bartholin. antiq. Dan. p. 375**). In Hochdeutſchland ſchwur man bei Donar und Wodan, woraus Grimm die verderbte Formel „Donnerwetter" (ſt. bei Donar und Wuotan) in dem Fluche der chriſtlichen Zeit herleitet. Slawen ſchwuren beim Donnerer Perun, der in Litthauen Perkunas hieß. Die ſpätere Gewohnheit, Eide im Angeſicht der Sonne abzulegen, die alle Handlungen der Menſchen überſchaut, muß auf die göttliche Verehrung des Tagesgeſtirns zurückgeführt werden. Daß die Juden ehedem, auf einer Schweinshaut ſtehend, den Eid leiſten mußten, möchte die Gleichſtellung derſelben mit den Heiden andeuten, denn die Letztern ſchwuren bei des Sonnengottes Freir goldborſtigem Eber, der, obſchon alle Tage gekocht, und von den Helden der Walhalla verſpeiſt, dennoch an jedem Morgen wieder erſteht. Dieſer Eber iſt die täglich untergehende, am nächſten Tage aber wieder auferſtehende Sonne, ihre Strahlen ſeine Goldborſten. Noch bei andern Gelegenheiten ward das Judenthum dem Heidenthum gleichgeſtellt, ſo in dem im Mittelalter ihnen geſetzlich anbefohlnen Tragen eines ſpitzen Hutes, der ehedem heidniſche Tracht geweſen*). Der Eidleiſtende ſchwur mit aufgehobener Hand und ausgeſtreckten zwei Fingern; ſo in Sachſen bei Uebergabe eines Stück Landes, die Abſagung aber geſchah mit eingezogenen Fingern; daher leitet ſich der Aberglaube in Thüringen, daß ein Meineid dadurch unſchädlich werde, wenn der Schwörende die aufgehobene Hand auswärts halte, weil er auf ſolche Art nicht in ſich hinein, ſondern von ſich wegſchwöre. (Kreußler altſ. Alt. S. 361.) Wie weſentlich beim Eidſchwur die Hand war, ſagt uns der Vers (562, I.) aus den Nibelungen:

---

*) Es kann aber auch römiſche Sitte das Schwein bei Eidesleiſtungen im germaniſchen Heidenthum wichtig gemacht haben, denn ein Schwein wurde wenigſtens bei Bündniſſen geopfert (Aen. 8, 639. 12, 170. Suet. Claud. 25. Varr. R. R. II. 4. 9) Der Fetiale bannte an das mit dem Stein erſchlagene Schwein den Fluch für Meineid (Liv. 1, 24. 9, 5.), vielleicht dachte er dabei an das Wortſpiel zwiſchen Orcus und porcus? (denn das p iſt, wie in πολχος für ελχος nur müßiger Anfangsbuchſtabe.) Bekanntlich war im Orient das Schwein die Maske des (rächenden) Dämons, daher Oreſt mit Schweinsblut vom Muttermorde geſühnt. Aber

„Jr ſollt gedenken, was mir ſwuor iuwer hant“.

Der Schwörende mußte mit der rechten Hand immer etwas berühren, der Heide den Schwertgriff — daher die Verwandtſchaft zwiſchen Schwert (engl. sword) und ſchwören (swear) — der Chriſt die Reliquien oder das Kreuz. Lucian im Toxaris bemerkt, daß die Scythen den Eid bei dem Schwerte (der Urſache des Todes, den der Meineid herbeiführt) ablegten. Auch in der Edda (Säm. 138) wird „bei des Schwertes Schneide“ geſchworen. Bei der Vehme legten die ſchwörenden Freiſchöffen ihre Finger auf die Breite des Schwertes *). Frauen legten ihre Hand auf

---

auch in Griechenland kannte man, wie in Schweden den Eber als Sonnenſymbol, denn des Ulyſſes Jahrheerde beſtand aus 360 Schweinen, die aus 12 Kufen fraßen (Odyss. 14, 20.) Daß das Schwein bei Eidleiſtungen der Germanen urſprünglich dem allſehenden, folglich allwiſſenden Sonnengott Freir geopfert wurde, iſt kaum zu bezweifeln.

*) Erwägt man aber, daß bei den alten Deutſchen die Blutsverwandten mannlicher Seite Schwertmagen, die der weiblichen Seite Spindelmagen genannt wurden, daß das Weben ſich auf das Gewand der Seele d. h. auf die gebärende Eigenſchaft des Weibes bezog (vgl. Pſ. 139, 13. und Hiob 10, 11.), die Geburtsgöttin Ilithya hieß die gute Spinnerin (Paus. VIII, 22.), die Liebesgöttin beſaß auch die Spindel

die Bruſt, ſo bei den Alemannen; in Baiern und Schwaben hingegen berührten ſie ihren Haarzopf. Man ſchwur auch bei heiligen Quellen und Flüſſen, mit deren Waſſer der Schwörende beſprengt wurde (Säm. 165), bei heiligen Bergen (Säm. 248) und Steinen (Säm. 237). Die Römer ſchwuren bekanntlich bei einem Kieſel *). Eben ſo hat auch der Eid auf die Haare religiöſe Bedeutung, wobei ich hier nur flüchtig an die vom

---

(Lucian. D. Syr.), Artemis, die gleich nach ihrer Geburt Hebammendienſt verſah, war „die Göttin mit der goldenen Spindel" (Iliad. 16. 184.) — und das Schwert auf das männliche Glied (das Volkslied im Wunderhorn II. 276 lautet: „das Schwert ſoll weder hauen noch ſchneiden, das Annelein ſoll ein Magdeli bleiben"), daher noch im chriſtlichen Mittelalter das Schwert bei ſymboliſchen Vermahlungen ins Ehebett gelegt wurde (Grimm S. 170.), und die Frieſen bei Hochzeiten der Braut ein Schwert vortrugen; bei den Gothen Adoption eines Kindes durch das Schwert erfolgte, wie bei den Hellenen, indem die Hausfrau es auf ihren Schoos legte. — ſo iſt zu vermuthen, daß das Berühren des Schwertes gleiche Bedeutung mit der arabiſchen Sitte des Berühre der Zeugungstheile bei der Eidleiſtung hatte.

*) Noch jetzt kennt man das Sprichwort: „Stein und Bein ſchwören." Der Stein, von welchem alle Menſchen abſtammen (Matth. 3. 9. Odyss. 19. 163), was nach Ovid in der Deucalionsfabel, das gegen einen Stein ausgetauſchte Zeuskindlein ꝛc. beſtätiget, dieſer Stein iſt die Hode (testa—testis), daher wie im alten Rom Phallusbilder, und im heutigen Rom Hörner an den Eingangen der Hauſer und in Garten als Schutzmittel gegen das Beſchreien dienen, und Hörner von Korallen, Perlenmutter, Bernſtein ꝛc. als tragbare Amulette verkauft werden (Martens Italien II. S. 601.), ſo hangt man jetzt noch in England heilige Steine (holystones) im Stall den Pferden zu Hauptten, als Schutz gegen Krankheit, auch an den Betthimmel oder an das Hausthor gegen Behexung. (Grimm Myth. S. 611.) Schon daß die Syrer bei Steinen Eide ablegten (1 Moſ. 31. 46—48.) führt auf dieſe Vorſtellung zuruck, daß Steine: Hoden bedeuten, daher der athyphalliſche Hermes mit hervorſtehendem Zeugegliede der „Steinhaufen" genannt, die der Fortpflanzung der Familien vorſtehenden, die Fortdauer der Generationen verburgenden Laren ſeine Kinder. Endlich erklart ſich daraus die herodotiſche Fabel von der Tochter des Cheops, die ſo viele Steine von ihren Buhlern erhielt, daß ſie davon eine Pyramide (einen phallus erectus) bauen konnte.

Cultus des langbärtigen Odin benannten Longobarden erinnere, denn eben dieſer Gott ſtand den Gerichten vor. Der bairiſchen Berührung des Zopfes gleicht der Frieſen Männereid auf die Locke (Grimm S. 898), und obſchon Schwüre bei dem Barte in den Geſetzen nicht vorkommen, ſo doch in den Liedern, zumal den altfranzöſiſchen von König Karl (par la moie barbe, qui nest mie meslée, par ceste moie barbe, qui me pent au menton!) Eine Abart dieſes Schwurs war der beim Barte des Vaters*). Geringere Eide legten die Frieſen durch Berührung des Gewandes, oder des Geräthes ab, das ihre Beſchäftigung verrieth, z. B. Reiter erfaßten den Steigbügel, Schiffer des Schiffes Rand, Fuhrleute ein Rad ꝛc. Zuweilen berührte der Schwörende nicht den eigenen Leib, ſondern des Gegners, den er anklagte. War dieß etwa eine Weihe an die Rachegötter? denn die Sitte der orientaliſchen Völker, daß der Opfernde, oder an Seiner Statt der Prieſter die Hand auf den Kopf des ſtellvertretenden Opferthieres legte (ſ. Norks Realwtb., Artikel „Opfer"), findet ſich auch im europäiſchen Heidenthum vor, wo bei Gaſtmählern feierliche Gelübde und Eide mit Berührung des Opferthiers verbunden wurden. Aber nicht bloß den Angeklagten berührte der Schwörende, ſondern auch den, welchem er etwas verſprach. Auch Eideshelfer ſcheinen den Arm deſſen angefaßt zu haben, für welchen ſie ſchwuren (Kopp Bild. d. Vorz. p. 93). Sollte die allgemeine Bekräftigung der Gelübde und Verträge durch den Handſchlag in dieſer Sitte ihren Urſprung haben? Dem Meineidigen wurde die Hand abgehauen. War eine That dunkel, ein Recht zweifelhaft, oder konnte Beklagter die erforderliche Anzahl von Eidhelfern, d. h. Perſonen,

---

*) Bekanntlich herrſcht dieſer Gebrauch im Morgenlande noch jetzt. Der Bart iſt das Zeichen der beginnenden Mannbarkeit, er galt den Griechen als Zeichen der Zeugungskraft (Aristoph. Thesm. 31.) darum pflegten Jünglinge bis zur Mannbarkeit die Barthaare ſtehen zu laſſen, und ſie dann als Weihgeſchenke — gleichſam pars pro toto, das Haar an die Stelle des ganzen Menſchen — den Göttern, die der Zeugung vorſtehen (dem Bachus, der Venus ꝛc.) zu opfern. So weihte Nero dem Jupiter das Seinige in einer koſtbaren Büchſe (Sueton. Ner. 12). In dem buddhiſtiſchen Siam wird dem Knaben, wenn er das 13. Jahr erreicht hat, vom Prieſter unter vielen Ceremonien eine Haarlocke abgeſchnitten und in ein Käſtchen gelegt, und dieſes im Tempel des Buddha aufbewahrt. (Ausl. 1845 Nr. 93.) Die Römerin ſchnitt ſelbſt dem Neugebornen eine Haarlocke ab, die ſie den Göttern weihte (Hartung Rel. der Römer II. S. 239.) Nicht nur in Griechenland weihte man die Erſtlinge des Haars (Herod. III. 8. Plut. Thes. 5.) ſondern auch im europäiſchen Heidenthum, wie Hanke von den Schleſiern (ab anno 550—1170), und Palazky (Geſch. Böhmens I.) von den Czechen berichtet. Die Glatze der Buddhapriester (As. Res. XIII. p. 131.) die Tonſur der chriſtlichen Mönche, was iſt ſie anders als eine Weihe an die Gottheit? Ein ſtellvertretendes Symbol für die Hingabe des eigenen Lebens war ferner das Hinlegen der geweihten Locke auf ein Grab (Herod. I, 34.) Die indiſche Wittwe, die ſich nicht mit dem Gatten verbrennen wollte, beraubte ſich des Haupthaars (As. Res. IV. p. 206.) Dadurch erklärt ſich das Abſcheeren des Haars bei den Syrern, wogegen Moſe (3 M. 19, 27.) eifert, was auch ägyptiſcher Brauch geweſen zu ſeyn ſcheint. (Plut. de Iside c. 14.) Iſt nun das Haar als Zeichen der Pubertät Symbol der zeugenden Kraft, was ſchon die Verwandtſchaft der Wörter πιλῶ und φίλω, pilus und filius andeutet, weßhalb die

---

Braut in Rom, in Megara und Trözene am Vermählungstage eine Locke an den Altar der Keuſchheitsgöttin niederlegte, da ſie ſelbſt nun der Jungfrauſchaft entſagte, ſo iſt deutlich genug, warum das germaniſche Heidenthum den Mann bei ſeiner Locke, die Frau bei ihrem Haarzopf ſchwören ließ. Es hatte ja gleichen Sinn, wie wenn er bei dem Steine oder Schwerte ſchwur, oder der Araber, indem er die Hand auf das Zeugeglied legte. Wie die Hode den ganzen Mann vertritt — daher die Caſtration der Cybelenprieſter — ſo auch die Locke und der Bart. Bei dieſen ſchwören, iſt gleichbedeutend dem Ausdruck „bei meinem Leben! bei meiner Seele!" Beim Barte des Vaters zu ſchwören war der erhöhte Grad der Betheuerung, denn wem konnte man zutrauen, daß er des Vaters geheiligtes Haupt durch einen Meineid gefährden würde?

welche die Ueberzeugung von ſeiner Unſchuld haben, nicht aufbringen, ſo entſchied ein Gottesurtheil, d. h. es wurden Prüfungen angeſtellt, durch deren untrügenden Ausgang die aufgerufene Gottheit ſelbſt, als höchſter Richter, die Wahrheit offenbarte.

Dieſe Gottesgerichte, bekannt unter der allgemeinern Benennung Ordalien*), beruhten auf dem feſten Glauben, daß jedesmal der Schuldige unterliegen müſſe. Dieſe aus Indien*) ſtammende heidniſche**) Sitte hatte im Volksglauben ſo tiefe Wurzel geſchlagen, daß die Kirche ſie nicht nur dulden mußte, ja ſogar auf 4. Moſ. 5, 12 ff. als eine ſolche von Moſe ſelbſt angeordnete Unſchuldsprobe hinwies, ſondern auch durch eigenthümliche Gebräuche heiligte. Die Vorſchriften, welche man in jenen Zeiten über Gebete, Geſänge, Beſchwörungen, Meſſen und andere die Gottesurtheile begleitenden Ceremonien hatte, hauptſächlich von Biſchöfen feſtgeſetzt, ſind in mehrern neuern Werken geſammelt, welche bei Schröckh K. G. Bd. 23, S. 242 aufgeführt ſind. Die Legende läßt die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens durch Gottesurtheile vertheidigen. Gewiſſen Klöſtern wurde das

---

*) Das Wort iſt altdeutſch, und lautete urſprünglich Or dael: Urſpruch. Man befragte nämlich mittelſt einer ſolchen Ceremonie die Gottheit um ihr Urtheil, das man aus dem Erfolg, wie ſonſt aus dem Looſe deutete. Daher heißen auch die die Gottheit befragenden Handlungen, in welche nach dem germaniſchen Glauben von der Gottheit die Antwort hineingelegt wurde, ſelbſt Ordalien, die demnach in der ältern heidniſchen Zeit durchaus die Bedeutung von Orakeln hatten. Man muß ſich nämlich erinnern, daß wenn ein Beklagter nicht die hinlängliche Anzahl von Kampfgehülfen gefunden hatte, mithin der Rache ſeines Feindes preisgegeben, er dem Tode — zum Opfer den Göttern — verfallen war, ſobald ſein Gegner ihn ſchlug, es ſey denn, daß den Göttern ſelbſt das Opfer mißfiel. Daher bedurfte es einer Vorfrage, einer Erforſchung des Willens der Götter, ehe man zum Opfer ſchritt. So wie nun die Prieſter (Richter und Schöffen) als ſtellvertretende Diener der Gottheit, bei Feſtſtellung der Buße den von ihnen erforſchten Willen, das Urtheil der Götter ausſprachen, ſo befragte man auch in Betreff eines darzubringenden blutigen Opfers die Gottheit um ihr Urtheil. Als nun der Eid Beweismittel geworden war, mithin aus ihm auf die Anforderung des Klägers die Antwort hervorging, daß der Beklagte unſchuldig ſey, ſo mußte auch die Bedeutung des Orakel-Ordales ſich in Dasjenige, was man gewöhnlich unter dem Ausdruck Ordale verſteht, verwandeln, nämlich: die Antwort der Gottheit: ſie wolle das Opfer nicht, mußte ein Beweis werden, daß die Gottheit ſich des wahrhaft Unſchuldigen dennoch annähme, wenn für ihn bei den Menſchen auch nicht mehr die Ueberzeugung von ſeiner Unſchuld vorhanden war. Mithin wurde die göttliche Antwort auf die Vorfrage: Beweis der Unſchuld und ſomit das Ordale: Beweismittel. Eben dadurch ſtellt ſich auch der Unterſchied zwiſchen Orakel-Ordale und Ordale im eigentlichen Sinne feſt, jenes enthält einen Ausſpruch über die Zukunft, dieſes über die Vergangenheit. (Vgl. Phillipps deutſche Geſch. I. S. 254 mit Grimm R. A. S. 908 ff.) Wenn aber das Looſen als ein Ordale bezeichnet wurde, ſo beſtätigt ſich dies durch das frieſiſche Geſetz: den wahren Thäter, wenn Jemand im Getümmel erſchlagen worden, durch Looſen zu ermitteln.

---

*) Siehe Norks Realwörterbuch unter dem Artikel „Ordalien", wo alle Formen der im chriſtlichen Mittelalter gebräuchlichen Gottesurtheile mit den noch jetzt am Indus und Ganges gebräuchlichen zuſammengeſtellt ſind.

**) Spuren der Gottesurtheile finden ſich nämlich im Saliſchen Geſetz (Tit. 56.), die Salier waren eine fränkiſche Völkerſchaft, ihre Geſetze waren in der erſten Hälfte des 5. Jahrhundert, als Chlodwig den größten Theil Galliens erobert hatte, durch einige dazu auserwählte Männer aus den alten Gewohnheiten und Herkommen geſammelt, und in lateiniſcher Sprache niedergeſchrieben. Aber die unter Tit. 56. vorgeſchriebene Probe des ſiedenden Waſſers beweiſt, daß, da dieſe Geſetze lange vor Chlodwig und der Einführung des Chriſtenthums bei den Franken abgefaßt ſind, die Ordalien bei ihnen ſchon in heidniſcher Zeit im Gebrauch geweſen. Durch die ſpätern Verbeſſerungen der folgenden frankiſchen Könige iſt jene Stelle nicht ins Geſetz gekommen, ſondern ſchon vorher darin geweſen, wie aus einer Fuldaiſchen Handſchrift — deren Abdruck B. J. Herold, 1557 zu Baſel in Folio beſorgt hat —, welche dieſe Verbeſſerungen nicht enthalt, zu erweiſen iſt. Endlich war auch die Probe des kalten Waſſers bei den am Rhein wohnenden heidniſchen Kelten zuerſt angewandt worden, insbeſondere wenn man bei einem neugebornen Kinde ermitteln wollte, ob es im Ehebruch erzeugt worden. Man gab es in einem Schilde dem Fluſſe preis, ſank der Schild unter, ſo war dies ein Zeichen, daß die Mutter ſchuldig ſey.

Recht verliehen, Feuer- und Waſſerproben zu halten. (Grimm S. 910.) Einige Gottesurtheile, namentlich der Zweikampf, erforderten immer die Zuziehung beider Theile, die Waſſer- und Feuerurtheile hingegen laſteten meiſt nur auf dem Angeklagten, der ſich „reinigen“ ſollte*). Nur eine Ausnahme von der Regel bildete es, wenn Beide die Hand ins Feuer oder ſiedende Waſſer ſteckten. Solche Mittel konnten, wenn der Beweiſende keinen Schaden an ſeinem Körper litt, nur für eine wunderbare, unmittelbar durch Gottes Einwirkung erfolgte Rechtfertigung gelten. Da die Chroniſten faſt nur von Beiſpielen glücklich ausgefallener Prüfungen berichten, ſo leuchtet ein, daß hie und da Trug und künſtliche Mittel angewendet wurden**), und die Seltenheit der Fälle iſt daraus zu vermuthen, daß die Anwendung dieſer Art Gottesurtheile auf Unfreie eingeſchränkt blieb. Den ohnehin an harte Behandlung gewöhnten Knecht drückte ein übler Erfolg nicht ſehr nieder; ſeine verbrannte Hand war bald wieder geheilt, und ſein Herr zahlte die Buße für das erwieſene Verbrechen. Daß alſo nur Unfreie oder Männer, die keine Eideshelfer finden konnten, in dieſe Gefahr kamen, verſteht ſich von ſelbſt. Das Gleiche gilt von Frauen, die keine Kämpfer für ſich finden konnten, und erklärt, wie viele Hexen, die faſt alle aus der ärmſten Volksklaſſe waren, zur Waſſerprobe verurtheilt wurden.

Die Schwierigkeit, ſieben Eideshelfer aufzutreiben, ver anlaßte in der Folge die Gerichte, damit nicht von der Zahl der Conjuratoren die Freiſprechung oder Verurtheilung eines Unſchuldigen abhängig gemacht werde, vom Kaiſer, obſchon nur mit Mühe, eigene Freiheiten auszuwirken. Die Stadt Freiburg erhielt ſchon im Jahr 1120 in ihren Statuten die Begünſtigung, auf das Zeugniß zweier unbeſcholtenen Augenzeugen Recht ſprechen zu dürfen. Die Regierung Maximilians I. zeichnet ſich durch eine ganze Reihe von Privilegien aus, wodurch er einzelne Fürſten, Grafen, Städte und andere Gerichtsherren, beſonders in Franken, davon befreite. Die meiſten derſelben ſtimmen darin überein, „daß die Richter auf gichtigen Mund oder Leumund und ihr ſelbſt Bekenntniß richten und ſtrafen, und die Uebelthäter ferner zu beſiebnen nicht ſchuldig ſeyn ſollen“ *).

---

*) Als die Gemahlin Karls des Dicken eines verbotenen Umganges mit einem Biſchof angeklagt war, reinigte ſie ſich von der Anklage durch die Probe des wallenden Keſſels, die Gemahlin Kaiſer Heinrichs II bei ähnlicher Beſchuldigung durch Hinſchreiten über eine glühende Pflugſchaar.

**) Fälle dieſer Art bringt Hormayrs Taſchenbuch für Geſchichte zur Kenntniß unſerer Zeitgenoſſen.

Vom Beſiebnen war die nächſte Folge der Mißbrauch des Reinigungs-Eides, weil ein durch Anzeigen noch ſo ſehr verdächtigter Uebelthäter, wenn er nur nicht in Flagranti ergriffen worden, ſammt einigen Eideshelfern zur eidlichen Reinigung mit Berührung der Heiligthümer zugelaſſen ward. Auf welches Gemiſche von Wunderwerken dieſer Reinigungseid gebaut geweſen, und wie er in Deutſchland aufgekommen, belehrt uns die Geſchichte der Ordalien, auf welche ſchon die alteſten Geſetzſammlungen, wie auch der Sachſen- und der Schwabenſpiegel Rückſicht nehmen. Dieſe Gottesurtheile theilte man in folgende Arten ab:

1) Die Waſſerprobe. Sie geſchah bald mit ſiedendem, bald mit kaltem Waſſer. Dem Prieſter war die Anweiſung gegeben, denjenigen, der ſich der Probe

---

*) Müller, Reichstags-Theater unter Max I., angeführt von J. F. Malblank in deſſen Geſchichte der peinlichen Gerichtsordnung S. 75.

unterziehen ſollte, zuerſt in der Kirche niederknieen zu laſſen, und drei Gebetsformeln zu ſprechen, in welchen Gottes Schutz erfleht wurde. Darauf folgte Meſſe und Abendmahl; wenn der Inculpat es nahm, ſprach der Prieſter: „dieſer Leib und das Blut unſeres Herrn ſey euch heute zur Probe." Sodann ging er an den Ort, wo die Probe angeſtellt ward, mit Kreuz und Evangelium, ſang daſelbſt eine kurze Litanei, und beſchwor das Waſſer, ehe es heiß ward, daß es die Schuld des Beklagten durch ſeine Wirkung zu erkennen gebe. Der Inculpat zog nun reine Kleider von einem Diakonus an, küßte Kreuz und Evangelium, trank auch von dem eingeſegneten Waſſer, ſprach das Vater Unſer und bezeichnete ſich mit dem Kreuze. Hierauf ſteckte er die Hand ins Waſſer. Bei den Frieſen wurde ein eiſerner Ring aus einem wallenden Keſſel herausgeholt*). Auf dieſes „examen caldariae" beziehen ſich die ſaliſchen Geſetze. Bei den chriſtlichen Deutſchen war ſie ſehr gewöhnlich, und geſchah in einem Keſſel, der zu dieſem Zwecke am Eingang der Kirche ſich befand. Im ſchwäbiſchen Landrecht wird dieſe Probe für Diebe, Räuber und Falſchmünzer vorgeſchrieben. Der Inculpat mußte, nach vorhergegangenem Gebet des Prieſters, aus dem Keſſel voll ſiedenden Waſſers einen Ring oder auch einen Stein mit bloßer Hand herausnehmen. Hierauf wurde dieſe Hand mit geweihtem Waſſer verſiegelt, und wenn man ſie nach drei Tagen unbeſchädigt fand, erfolgte die Losſprechung; hatte ſie gelitten, ſo wurde er für ſchuldig erklärt. Abeligen und Geiſtlichen blieb es freigeſtellt, ob ſie dieſe Probe durch einen Andern verrichten laſſen wollten.

---

*) In Tibet kennt man den „Keſſelfang" ebenfalls. Dort wirft man einen weißen und einen ſchwarzen Stein ins ſiedende Waſſer. Beide Parteien tauchen zugleich ihren Arm in den Keſſel, und der den weißen zieht, iſt der Unſchuldige.

Die kalte Waſſerprobe (judicium aquaticum) beſtand darin, daß man den Beklagten mit einem Strick um den Leib in den Fluß warf. Wer gut ſchwimmen konnte, war verloren, denn man nahm an, daß das Waſſer den Verbrecher nicht aufnehmen möge, eine Vorſtellung, welche ſich durch die aus dem Heidenthum vererbte Verehrung der Elemente erklären läßt*). Um nun den Unterſinkenden vor dem Ertrinken zu bewahren, wurde er mit einem Stricke gebunden hinab gelaſſen, damit er ſchnell heraufgezogen werden könnte. Im ſächſiſchen Landrecht wird dieſes Gottesurtheil vorgeſchrieben, wenn keine Zeugen für das Recht an einem ſtreitigen Gute aufgebracht werden können.

2) Die **Feuerprobe** (judicium ignis) beſtand in den meiſten Fällen in dem **Schreiten über glühende Kohlen**, oder es wurden dieſe auf dem bloßen Buſen getragen. Sie kommt in den ripuariſchen Geſetzen vor. Auf dieſe Art wurde die Echtheit der Reliquien erprobt**). Ein andermal (1067) ging ein

---

*) Die Geiſtlichkeit, niemals verlegen, das Heidniſche ins Chriſtliche zu überſetzen, gab vor, das Waſſer in dieſer Probe ſey ein Bild der Taufe, daher kein durch Sünden Todter in daſſelbe aufgenommen werden kann. Gegen Zauberinnen und Hexen wurde dieſes Waſſerurtheil häufig angewendet, und noch im vorigen Jahrzehend kam ein ſolcher Fall bei Danzig vor, daß man eine der Hexerei verdächtigte Frau in den Strom warf, und weil ſie ſich auf der Oberfläche einige Minuten zu erhalten vermochte, in dem Verdachte gegen ſie um ſo mehr beſtärkt ward.

**) Am Ende des 6. Jahrhunderts war es, wo eine ſpaniſche Synode verordnete, daß man diejenigen Reliquien, welche in der Kirche der Arianer gefunden wurden, durch das Feuer prüfen ſolle. In der Folge nahm man auf dieſe Verordnung häufig Rückſicht. Als im Jahr 1010 einige von Jeruſalem kommende Mönche ein Stück von dem Handtuch, womit Chri-

Mönch zwiſchen brennenden Scheiterhaufen durch, um zu beweiſen, daß ein gewiſſer Biſchof der Simonie ſchuldig ſey*).

Eine zweite Art der Feuerprobe war die Probe des wächſernen Hemdes, bei welcher der Beklagte, ehe er durchs Feuer ging, ein mit Wachs getränktes Hemd anziehen mußte.

Eine dritte Art der Feuerprobe war die des glühenden Eiſens. Der Angeſchuldigte mußte mit bloßen Füßen darüber weggehen, oder es in die bloßen Hände nehmen. Die Zahl der glühenden Eiſenſtangen — manchmal waren es Pflugſchaaren — betrug 9 bis 15. Ein ſolches Eiſen war ein bis drei Pfund ſchwer. Ritter mußten die bloße Hand in einen glühenden eiſernen Handſchuh ſtecken. Dieſe Probe iſt in einem Kapitulare vom Jahr 803 vorgeſchrieben, welches Zuſätze zum ſaliſchen Geſetze enthält. In einem Geſetze Kaiſer Friedrichs I. wird vorgeſchrieben, daß der Knecht, welcher eines Diebſtahls beſchuldigt, ſich durch das glühende Eiſen reinigen, oder ſein Herr für ihn ſchwören ſoll. Nicht immer wurde die Feuerprobe als Reinigungsmittel gegen ein angeſchuldigtes Verbrechen, entweder freiwillig oder auf Erkenntniß des Richters vorgenommen, ſondern oft bediente man ſich ihrer auch zur Entſcheidung ungewiſſer Sachen. Ein Beiſpiel dieſer Art war im Jahr 876 bei der Theilung unter den Söhnen Ludwigs des Deutſchen vorgekommen**). Auch konnte, wenn

---

ſtus die Füße der Jünger abgetrocknet haben ſoll, mitgebracht hatten, wollten Viele nicht daran glauben. Die Mönche legten daher die Leinwand in das Feuer einer Rauchpfanne, es bekam ganz die Geſtalt des Feuers, wurde aber endlich unverſehrt aus demſelben heraus gezogen.

*) S. Schröckh D. G. XXIII. Bd. S. 54 ff.

**) Hludovicus Hludovici Regis filius decem homines aqua et

Jemand eines Verbrechens angeklagt worden, ſein Diener durch Beſtehung der Probe des glühenden Eiſens ihn von der Beſchuldigung reinigen*). Dieſe Art der Reinigung war nicht nur in Deutſchland üblich — die des Ehebruchs angeklagte Gemahlin Kaiſer Heinrichs des Heiligen ging unverſehrt über eine glühende Pflugſchaar — ſondern auch in England, wo ſie Emma, die Mutter Eduards des Bekenners, beſtanden hat; ferner dem Adam von Bremen zufolge (Buch II. Kap. 26), auch in Dänemark; Saro Grammaticus (Buch XII. p. 245) führt ein Beiſpiel aus Norwegen an, und Helmold (chron. Slav. I. c. 83) fand die Feuerprobe auch bei den ſlawiſchen Völkern. Das glühende Eiſen wurde vorher durch den Prieſter geweiht und eingeſegnet, wobei ein beſonderes Formular eingeführt war**).

3) Die Kreuzprobe (judicium crucis) war vorzüglich bei den Franken, Sachſen, Frieſen und Lon-

---

decem ferro calido, et decem aqua frigida ad judicem misit coram eis, qui cum illo erant; petentibus omnibus ut Deus in illo judicio declararet, si plus per rectum illi habere deberet portionem de Regno, quum pater suus ille dimisit ex ea parte, quam cum fratre suo Carolo per consensum illius et per sacramentum accepit. Qui omnes illaesi reperti sunt. (Annal. Bertiniani ad ann. 876.)

*) Einen Fall dieſer Art berichtet Matthäus Paris aus dem Jahre 1085, und die Fuldaer Annalen vom Jahr 858 einen andern.

**) Es lautete: Gerechter Gott, der du biſt ein Anfänger des Friedens, und richteſt die Billigkeit, wir bitten dich unterthaniglich, daß du dieſes verordnete Eiſen einer jeden Zweifelhaftigkeit geſegnen und heiligen wolleſt. Alſo daß wofern ein Unſchuldiger dieſes feurige Eiſen wird in ſeine Hand nehmen, er unverletzt bleibe. Und ſo er ſchuldig und ſträflich, ſey deine Kraft hierin gerecht, durch dieſelbe zu erklaren, welcher maßen über die Gerechtigkeit nicht herrſche die Ungerechtigkeit, ſondern die Falſchheit werde unterworfen der Billigkeit durch unſern Herrn ꝛc. (Das Original dieſes Formulars iſt zu finden bei Aventinus Annal. Boic. l. IV. c. 14. Ein anderes in Goldaſts rer. Alam. Tom. II. p. 2. pag. 139.)

gobarden in Gebrauch. Es gab zweierlei Arten: Bei der Einen mußten beide Theile mit in Geſtalt eines Kreuzes ausgebreiteten Händen, oder mit kreuzweiſe, zuweilen auch mit bloß aufgehobenen Händen an einem Kreuze ſtehen. Dieſes währte ſo lange, bis eine beſtimmte Anzahl Meſſen geleſen waren. Wer die Hände zuerſt ſinken ließ oder ſie bewegte, wurde für ſchuldig gehalten *).

Die zweite Art geſchah auf folgende Weiſe. Der Beklagte wurde, nachdem er ſich durch 12 Zeugen von dem ihm angeſchuldigten Verbrechen gereinigt hatte, in die Kirche oder zu den Reliquien der Heiligen geführt. Hier machte man zwei Würfel, von denen der Eine mit einem Kreuz bezeichnet, der Andere aber leer gelaſſen wurde. Dieſe legte man mit einem reinen wollenen oder leinenen Tuch umwickelt auf den Altar oder die Reliquien, und der Prieſter rief Gott an, durch ein Zeichen

---

*) Eine Synode zu Soiſſons (744) beſchloß: wenn eine Frau ihren Mann anklagt, daß er ihr nie die eheliche Pflicht geleiſtet, ſollen Beide ans Kreuz gehen (exeant inde ad crucem), und wenn es wahr befunden würde, geſchieden werden. (Schröckh K. G. Bd XIX. S. 483).

Zwei Fälle dieſer Art ereigneten ſich unter der Regierung Karls des Großen. Bei einem Streite zwiſchen den Bürgern von Verona und ihrem Biſchof wegen Wiederaufbauung der Stadtmauern wählte jede Partei — um durch einen Ausſpruch Gottes entſcheiden zu laſſen, auf welcher Seite das Recht ſey — einen jungen Geiſtlichen. Dieſe ſtanden in der Kirche während der Meſſe am Kreuz, bis der, welcher von den Bürgern erwählt worden war, halb todt zu Boden fiel. (Hieronymi della Corte hist. Veron. IV. p. 178.) Ein im Jahr 775 ausgebrochener Streit zwiſchen dem Biſchof von Paris und dem Abte von St. Denis über das Eigenthum einer kleinen Abtei wurde auf dieſelbe Weiſe entſchieden. Er fiel zum Vortheil des Abtes aus, da der Repräſentant des Biſchofs zuerſt ſeine Stellung veränderte. (Mabillon de re diplom. VI. p. 498.) Noch ein Beiſpiel dieſer Art erzählt Rudolph von Fulda. In dem Teiche des Kloſters Biſchofsheim war ein neugebornes Kind gefunden worden. Alle Nonnen mußten ſich der Kreuzesprobe unterziehen, und die Schuldige wurde auf dieſe Art entdeckt.

offenbar werden zu laſſen, ob der Beklagte falſch geſchworen. Nun mußte ein Prieſter oder ein unſchuldiger Knabe einen der Würfel herausziehen. Kam der mit dem Kreuze bezeichnete zuerſt heraus, ſo war die Unſchuld des Beklagten oder die Wahrheit ſeiner Sache hinlänglich erwieſen. Dieſe Art der Kreuzprobe iſt in den alten Geſetzen der Frieſen vorgeſchrieben. Majer vermuthet mit Recht, dieſer Brauch ſey bei den Völkern des Nordens ſchon vor Einführung des Chriſtenthums im Gebrauch geweſen, weil bei ihnen das Kreuz eine heilige Rune, Odins Zeichen war, die man auf Urnen, Grabſteinen u. ſ. w. anzubringen pflegte.

4) Der geweihte Biſſen (offa judicialis) war ein Stück Brod oder Käſe, welches der Prieſter dem Beklagten unter allerlei Verwünſchungsformeln in den Mund ſteckte. Wurde es ihm zu ſchwer, den geweihten Biſſen zu verſchlucken, oder konnte er ihn gar nicht hinunter bringen, hielt man ihn für ſchuldig. König Kanut (517) ſchreibt dieſe Unſchuldsprobe im fünften Hauptſtück ſeiner Geſetze vor. (Canciani Barbar. leges ant. Vol. IV. p. 301.) Bei du Fresne (Glossar. s. v. Corsned) liest man, daß ein Graf Godwin, des Brudermords angeklagt, ſich durch den geweihten Biſſen habe reinigen wollen, aber ſogleich nach Verſchluckung deſſelben geſtorben ſey. Ein Ueberbleibſel dieſer Art Ordalien hat ſich in der Redensart: „daß mir das Brod im Halſe ſtecken bleibe“ erhalten.

5) Die Abendmahlsprobe (purgatio per sacram Eucharistiam) war der vorher beſchriebenen verwandt. Der Beklagte bediente ſich, während er die Hoſtie in den Mund ſteckte, der Worte: Corpus Domini sit mihi hodie in probationem. Man glaubte, daß dieſer Genuß dem Schuldigen ſchädlich wer-

den müſſe *). Dieſe Probe wurde meiſt von den Kloſtergeiſtlichen angewendet, wenn etwas im Kloſter entwendet worden, und der Thäter nicht zu ermitteln war. Alle Mönche mußten in dieſem Falle nach der Meſſe zu dieſem Behufe das Abendmahl nehmen. Aber auch bei andern Gelegenheiten und von Laien wurde die Abendmahlsprobe zur Reinigung von irgend einer Beſchuldigung genommen. So reinigte ſich Judith, Wittwe des Herzogs Heinrich von Baiern, wegen der Beſchuldigung eines verbotenen Umgangs mit einem Biſchof von Freiſing; in der Regel aber machten nur Geiſtliche davon Gebrauch. In der Folge iſt ſie als ſtrafbarer Mißbrauch dieſes Sacraments beſeitigt worden, doch hat ſich die Erinnerung an dieſe Art von Unſchuldsprobe noch in der Betheuerungsformel „ich will das Abendmahl darauf nehmen“ bis auf unſere Zeiten erhalten.

6) Eine andere Art der Ordalien, welche für untrüglich gehalten wurde, um bei einer geſchehenen Mordthat den unbekannten Thäter zu entdecken, oder die Unſchuldigen vom Verdacht zu befreien, war das Bahrrecht (jus cruentationis). Wenn nämlich eine Mordthat verübt worden war, der Thäter aber nicht ermittelt werden konnte, und auf mehrere der Verdacht ſiel, ſo wurde der entblößte Körper des Ermordeten auf eine Bahre gelegt, und nun mußten ſich Alle, die man im Verdacht hatte, der Leiche nähern und ſie berühren.

---

*) Der leichtgläubige Glaber Radulph (Hist. L. V. c. 1.) erzählt ein hieher gehörendes Mährchen. Ein ihm bekannter Kleriker ſollte, zum Beweiſe, daß er ein ihm vorgeworfenes Verbrechen nicht begangen habe, das Abendmahl genießen. Sogleich nach dem Genuſſe drang aus der Mitte ſeines Nabels der weißeſte Theil von dem empfangenen Opfer, zum Merkmal der Unwürdigkeit des Theilnehmenden hervor. Er bekannte Alles, und übernahm die ihm gebührende Buße.

Derjenige, bei deſſen Berührung der todte Körper anfing zu bluten, wurde für den Thäter gehalten*).

Ein Schriftſteller des 17. Jahrhunderts ſchreibt davon Folgendes: „Baarrecht wird es genannt, weil die verdächtigen Perſonen über die Baar, auf welcher der Todte liegt, geführt, und dabei ihres Verdachts und der Miſſethat ernſtlich erinnert werden. Und müſſen die herzugebrachten verdächtigen Perſonen ihre Finger auf den Nabel, auch auf die Wunden des Entleibten legen, und gewiſſe Worte nachſprechen: zu verſuchen, ob man, ſo die berührte Wunde bebt oder blutet, den rechten Thäter mittelſt ſolcher wunderbaren Anzeige offenbar machen könne“ **).

Eine beſondere Art des Bahrrechts war das Scheingehen***). Wenn Einer des Mordes beſchuldigt war, wurde er zu der noch übrigen aufgehobenen Hand des Ermordeten geführt, welche, wenn er ſchuldig war, anfangen ſollte zu bluten. Dieſes Scheingehen war in Bremen, Itzehoe und der Umgegend gebräuchlich †).

---

*) Schon die Nibelungen (V. 984–986) und das Gedicht Iwain (V. 1355–1364) thun des Bahrrechts Erwähnung. In Shakeſpeares Richard III. (Act. I. sc. 2) lautet es:

> O Gentlemen, see, see! dead Henrys wounds
> open their congeald mouths and bleed afresh!

Ueber das Vorkommen des Bahrrechts in Schottland hat Walter Scott im Minſtrelſy (Vol. II. p. 52–53 der zweiten Ausgabe und p. 419–422 der vierten Ausgabe) merkwürdige Zeugniſſe angeführt. In der Schweiz war es gleichfalls im Gebrauch (Anſelms Berner Chronik zum Jahr 1503.)

**) Schottel in der Abhandlung vom Baarrecht, im Tractat von unterſchiedlichen Rechten in Deutſchland S. 63.

***) Nachricht davon gibt: Johann Vogt „von einer beſondern Art Ordalii oder Gadasrecht, das Scheingehen genannt, in Schotts juriſtiſchem Wochenblatt I. S. 46–51, und Phil. Bertram Anmerkungen über das Scheingehen. Ebendaſelbſt S. 236–240.

†) Noch im 17. Jahrhundert iſt das Bahrrecht ſogar durch aus-

7) Unter allen das berühmteſte, häufigſte und edelſte, bis heute noch fortdauernde Gottesurtheil iſt das **Duell** oder der **Zweikampf**. Die Sitte, Streitigkeiten auf

---

drückliche Geſetze in einigen Gegenden Deutſchlands vorgeſchrieben worden. In einer Heſſen-Darmſtadtiſchen Landesordnung vom Jahr 1639 heißt es:

„Da auch ein Thäter ungewiß, doch gewiſſe Perſonen des Todtſchlags halber berüchtigt und verdächtigt waren, ſoll man derſelben ſich bemächtigen, ſie zu dem Entleibten führen und denſelben **gewöhnlichermaßen anrühren laſſen**."

Wie weit man bei dem Gebrauch dieſer Probe gegangen iſt, zeigt folgendes Beiſpiel: An die Juriſtenfacultät in Tübingen wurden um die Mitte des 17. Jahrhunderts Kriminalakten eingeſchickt, in welchen folgende Stelle enthalten war:

„Nachdem auf fleißige Inquiſition ſich der Thäter nicht angeben wollen, iſt man verurſacht worden, ein Baar-Recht anzuſtellen, bei ſolchem hat Niklas und Baltas kein Zeichen an dem Körper, welcher allbereits 36 Stunden ermordet geweſen, und theils in einem Gewölbe, theils etliche Stunden vor dem actu unter freiem Himmel bei ziemlich kaltem Wetter, mit aufgedeckter Bruſt und Bauch gelegen, erweiſen wollen, und ſeynd beide auf ihrer erſten Ausſage satis confidenter verharret."

„Es haben vier auf den Entleibten gewartet, da der Entleibte mit einer Hellenparth kommen, ſeynd obvermelte zween hinweg geloffen."

„Auf Vorführung des Jörgen hat der Körper aus dem Munde blutigen Schaum geben."

„Dieſer iſt praesens geblieben, da der Occisus geſtochen worden, hat aber nicht Hand angelegt."

„Nach deſſen Ab- und Vorführung Clauſen, des Wachters (welcher rationi officii und auff fordern zugeloffen, auch Friede machen wollen, und dem Entleibten ſeinen Hellenpart genommen) hat gedachter Körper aus den Wunden Blut gegoſſen, und ſolche (welche über das Herz geweſen) nicht anders gebebt, als wenn das Herz noch lebte."

„Deſſen ungeachtet hat gedachter Wächter die ihm angehaltene formulam juris jurandi dreimal geleiſtet: Er hat 1) zween Finger auf des Entleibten Mund, 2) auf den Stich, und 3) auf den Nabel gelegt, auch dem Pfarrer, ſo ihm ſeines Gewiſſens erinnert, nachſprechen müſſen, die That aber nicht bekennen wollen."

„In Gegenwart Lorenzen, mit welchem der Entleibte, da er den Stich bekommen, zu thun gehabt, und gerungen, hat der Körper blutigen Schaum aus dem Mund abermal gegeben, ſowohl auch etwas Bluts aus den Wunden."

„Folgenden Tags hat der Wächter ſich ſelbſt als Thäter angegeben."

dieſe Art, ſo wie unerwieſene Beſchuldigungen ſelbſt vor Gericht zu entſcheiden, breitete ſich von den Burgundern zu den Franken und andern germaniſchen

---

„Ex hoc apparet, vulnus, corpusque mortui gradus culpae observasse.“

„Da der Jörg praesens geweſt, iſt recht natürlich roth Blut aus dem Munde geſchaumt.“

„Dieſer war faſt der Anfanger des Handels. Ergo hat der Mund ex rancore geſchäumt, sed non vulnus, weil er nicht der Thäter.“

„Da der Wächter gegenwärtig, hat ſich beim Mund nichts erzeugt. Da er aber die zween Finger auf die Wunden gelegt, iſt recht natürlich Blut daraus über die Seiten gefloſſen, daß der Chirurgus ſolches wegwiſchen müſſen. Da er zween Finger auf den Nabel gethan, hat die Wunde wieder ebullirt, aufgejorren und gezuckt, gleichwie die Pulsadern ſchlagen.“

„Der Lorenz hat mit dem Occiso gerungen, im Nachſprechen iſt dem Todten blutiger Schaum zum Maul ausgeloffen, als er auf die Wunde die Finger gelegt, hat die Wunde wieder gezuckt und ſich geregt. Da Lorenz abgeſchieden, hat ſie nicht mehr gezuckt. (Chph. Besold Thesaur. practic. p. 83.)“

Samuel Stryck führt in ſeinem Tractatus de jure sensuum diss. VII. de tactu folgenden Fall aus Pommern an. Im Jahre 1669 wurden von dort Akten, welche einen Kindermord betrafen, an die Juriſtenfakultät zu Frankfurt an der Oder geſchickt. Nach denſelben war es Anfangs zweifelhaft, ob die Mutter oder Großmutter den Mord begangen. Man führte Beide zum Körper des Kindes, der ſchon einige Tage in der Erde gelegen hatte. Als ihn die Mutter berührte, wobei ſie die Worte ausſprechen mußte: „Habe ich Schuld an deinem Tode, ſo gebe Gott ein Zeichen an dir“, ſo geſchah kein Zeichen, aber als hierauf die Großmutter den Körper, mit Herſagung derſelben Worte berührte, war das Geſicht ſogleich roth überzogen, und aus den Augenwinkeln kam Blut, worauf ſie ſogleich die Schuld bekannte.

Mehrere Rechtsgelehrte des 17. Jahrhunderts meinten in ihren Schriften, das Bahrrecht ſey deßwegen, nachdem ſchon alle andern Gottesgerichte abgeſchafft geweſen, beibehalten worden, weil viele Beiſpiele beweiſen, daß Gottes Hand hier deutlicher als bei den andern zu ſpüren ſey. (Schottel v. Baarr. §. 8. Hippolyt Marſilius in praxi crim. diligenter Nr. 181.) Noch im vorigen Jahrhundert empfehlen mehrere Juriſten dieſen Brauch. Kayſer, in ſeiner Anweiſung zum Inquiſitionsprozeſſe (Altenb. 1710 S. 146.) ſagt: „Welche Gerichte das Bahrrecht exerciren wollen, dieſelben

Völkern aus, und lag die Urſache in der Blutrache, ſo wie in dem Glauben, die Gottheit werde die Unſchuld nicht Unrecht leiden laſſen. Da nur der Freie Waffen zu tragen berechtigt war, darum blieb der Zweikampf überall unter Edeln im Gebrauch. Einige, wie Lohenſtein, leiten den Zweikampf zwar von den Cimbern her, für die Burgunder ſpricht aber, daß ihr König Quedobald zu Anfang des 6. Jahrhunderts ſchon durch ein Geſetz den Zweikampf als Beweismittel des Rechts ſanctionirt habe. Dagegen bemerkt Canciani (Barb. leg. ant. IV. p. 5), daß dieſer König zwar das erſte geſchriebene, den Zweikampf betreffende Geſetz, nicht aber das erſte, denſelben erlaubende gegeben hat. Denn ſelbſt die eigenen Worte des Geſetzes beweiſen, daß die darin enthaltene Verordnung keine ganz neue, vorher unbekannte Sache betreffe, weil es lautet: „Nachdem wir hinlänglich in Erfahrung gebracht, daß Viele ſich kein Bedenken daraus machen, ſowohl ungewiſſe Sachen zu beſchwören, als auch wegen ihnen wohlbekannten Sachen falſch ſchwören, ſo haben wir zur Abſchaffung dieſes Mißbrauchs beſchloſſen, daß wenn in Zukunft unter unſern Unterthanen ein Streit entſtehen und der Beklagte ſchwören ſollte, er wäre dasjenige, was man von ihm fordert, nicht ſchuldig, oder er hätte, was man ihm

---

mögen ſich nur in Acht nehmen, daß der todte Körper zur ſelben Zeit nicht gerührt, nicht gewendet werde, ſondern wenn er eine gute Zeit ſtill gelegen, erkaltet, und alſo nicht zu vermuthen, daß er naturlicher Weiſe mehr bluten können, alsdann kann die verdächtige Perſon zum Anrühren angehalten werden. Was ſich hier ereignet, muß ſorgfaltig regiſtrirt, der Verdächtige zur Haft gebracht, umſtändlich examinirt, ferner Erkundigung eingezogen, und die Akten hernach zum Verſpruch Rechtens verſchickt werden."

Erſt um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde das Bahrrecht, meiſt ſtillſchweigend, durch den Nichtgebrauch in Deutſchland, wo es am gewohnlichſten geweſen, aufgehoben.

Schuld gegeben, nicht begangen; der Streit auf dieſe Art geendigt werden ſoll, daß, wenn der Kläger mit dem Eide nicht zufrieden iſt, ſondern ſeinem Gegner ſagt: „er wolle die Wahrheit mit den Waffen darthun, und dieſer ſich Solches gefallen läßt, es ihnen alsdann erlaubt werden ſoll, mit einander zu kämpfen". (Leg. Burg. Tit. XLV. et LXXXII. apud Lindenbrog in Cod. leg. antiq. I. p. 284 sq.)

Die Alemannen folgten zuerſt dem Beiſpiel der Burgunder, indem ſie den Zweikampf durch das Geſetz heiligten. (Baluz. in Capitul. Reg. Francor. Par. 1677 I. p. 69.) In dieſen Geſetzen wurde eine Verordnung gemacht, wie es mit dem Zweikampf in einen gewiſſen Fall gehalten worden. Wenn nämlich der Streit die Grenzen eines Stück Landes betraf, mußten beide Parteien in Gegenwart des Grafen etwas Erde und einige Zweige von den Bäumen des ſtreitigen Grundſtücks nehmen. Dieſe wurden zuſammen in einen Sack gethan, von dem Grafen mit ſeinem Petſchaft verſiegelt, und einem dritten zur Verwahrung übergeben. Die Parteien mußten ſich zum Zweikampf anheiſchig machen. War der dazu beſtimmte Tag erſchienen, wurde jener Sack in die Mitte des Kampfplatzes gelegt. Beide Kämpfer mußten ihn mit ihren Schwertern berühren, und Gott zum Zeugen anrufen, dem, deſſen Sache die gerechte ſey, den Sieg zu verleihen, und nun geſchah der Kampf. Der Sieger erhielt das ſtreitige Grundſtück, der Beſiegte aber ſowohl als Andere, welche Jenem das Eigenthum davon abgeſprochen hatten, mußten noch 12 Solidi Strafe bezahlen. (Baluz. l. c. I. p. 80 sq.)

Bei den Frieſen war es in gewiſſen Fällen geſtattet, einen Kämpfer (campio) ums Geld zu dingen, und durch ihn den Streit ausmachen zu laſſen. (**Leg. Fris. Tit. XIV. §. 7.**) Der Sachſenſpiegel erklärt aber ſolche Miethlinge nebſt ihren Kindern für wehrlos (Sächſ. Ldrecht. I. Art. 38). Ein Decret des Longobardenherzogs Thaſſilo verordnete, daß vor dem Kampfe die Waffen unterſucht würden, ob nicht Beſchwörung oder Hexerei mit unterlaufe. (**Heineccius in Corp. jur. Germ. antiq. p. 319.**) Die Longobarden kämpften aber nur mit Schilden und Knüppeln, was alſo ſelten lebensgefährlich war.

Der Frankenkönig Ludwig der Fromme verordnete in den durch das erſte Kapitular des Jahrs 819 bekannt gemachten Zuſätzen zum ſaliſchen Geſetz, daß wenn in einem Rechtsſtreite die Ausſagen der Zeugen einander entgegen ſind, und keine Partei nachgeben will, der Zweikampf entſcheiden ſolle, der Ueberwundene und die andern Zeugen dieſer Partei ſollen wegen begangenen Meineids die rechte Hand verlieren, die Letztern können ſich jedoch loskaufen.

Durch dieſes Kampfrecht wurde Jedem, der auf die Stärke ſeines Armes oder auf die Geſchicklichkeit in den Waffen ſich verlaſſen zu können glaubte, ein erlaubtes, Andern nicht auffälliges Mittel in die Hand gegeben, ſeinen Gegner, oder wen er ſonſt haßte, durch eine nichtige Beſchuldigung oder durch einen Streit, um Ehre, Vermögen und Leben zu bringen. Dies iſt der Urſprung des Fauſtrechts, vor dem man ſich durch Anlegung von Burgen und feſten Schlöſſern zu ſchützen, gegen den phyſiſch überlegenen Feind zu wahren ſuchte. Als Muſter dienen die in den Rhein- und Donaugegenden noch in Menge befindlichen römiſchen Veſten. Jedes Bergſchloß wurde eine kleine oder größere Feſtung, die nur nach einer ordentlichen Belagerung erobert werden konnte.

Anfangs geſtatteten die Könige ſelber ſolche Veſten zur Vertheidigung und Sicherheit zu erbauen. Bald aber erkannten ſie, welchem Mißbrauch ſie dienten, denn es ſchien nun den Beſitzern dieſer Burgen leicht, ſich jeder Ahndung ihrer Selbſthilfe zu entziehen. Jeder Freie, der im Stande war, ſich durch einen Theil ſeiner Beſitzungen, die er Andern zu Lehn gab, Vaſallen zu verſchaffen, bediente ſich des uneingeſchränkten Rechts der Waffen, und ſo wurde das Fauſtrecht allgemein. Der mächtige Burgherr brauchte es, mit den Waffen in der Hand, ohne allen Schein des Rechts, die benachbarten Landbauer zu überfallen, zu berauben, oder zu zwingen, ſich unter ſeinen Schutz zu begeben und ihm Dienſte zu leiſten. Aber auch damit begnügte man ſich nicht, denn die meiſten dieſer Burgherren wurden Wegelagerer, die auf den Landſtraßen reiſenden Handelsleuten auflauerten, ſie beraubten, und zur Erpreſſung eines Löſegeldes auf ihre Burgen ſchleppten. Die Könige kümmerten ſich nicht darum, was ihre Vaſallen, wenn dieſe nur die Lehndienſte leiſteten, in ihrem Eigenthum mit ihren Bauern vornahmen, oder was dieſelben untereinander für Streitigkeiten hatten. So geſchah es, daß das Fauſtrecht zuletzt für ein wohlhergebrachtes Recht gehalten wurde. Auf Wiederherſtellung des öffentlichen Landfriedens abzweckende Verordnungen gingen von mehrern deutſchen Kaiſern aus. Aber obgleich die Landfriedenbrecher öfter mit der ſchimpflichen Strafe des Hundetragens belegt wurden, welche ſelbſt den Pfalzgrafen Hermann nebſt andern Grafen und Rittern traf*), ſo waren doch alle Bemühungen für die Befeſtigung eines allgemeinen Landfriedens fruchtlos.

---

*) Dodechinus ad ann. 1155 wo es heißt: Rex Nativitatem Domini Vormaciae (zu Worms) celebravit, ubi Hermannus Palatinus comes, et Emicho Comes de Liningen et Gotfridus de Spanheim, et Henricus de Katzenelboge, et Conradus

Nun fingen mit Hilfe des Fauſtrechts und des Lehenweſens zuerſt die Vaſallen, hernach auch die Reichsbeamten an, jene ſich in ihrem Lehn, dieſe in ihren Aemtern erblich zu machen. Das Volk wurde mit Waffengewalt zu Unterthanen einer Menge von Adelsfamilien gemacht, oder blieb unmittelbar unter der Herrſchaft des Königs. So gab das Fauſtrecht der deutſchen Freiheit, dieſer Erbſchaft aus dem Zeitalter Hermanns des Cheruskers, den Todesſtoß. Erſt den folgenden Zeiten war es aufbehalten, durch die bekannten Verbündungen der rheiniſchen und ſchwäbiſchen Städte und des Adels dem Fauſtrecht ſo lange Grenzen zu ſetzen, bis es zu Ende des 15. Jahrhunderts durch den allgemeinen Landfrieden, welcher das Recht der Privatkriege gänzlich abſchaffte, auf immer beendigt wurde. Doch ſind ſeine Wirkungen, obgleich die Zeit ſie gemildert hat, in den Feudallaſten und Frohndienſten der Bauern bis auf die Gegenwart fühlbar geblieben.

Schließlich dürfte noch die Bemerkung hier am Orte ſeyn, daß der Zweikampf nicht bloß bei peinlichen Fällen, ſondern auch in Civilſachen entſcheidend war. Ein vorzügliches Beiſpiel iſt das Kampfgericht unter Otto I. über die Erbfolge der Brüder und Bruderskinder. In Spanien wurde im 11. Jahrhundert ſogar auf dieſe Weiſe der Streit über die Einführung der alten römiſchen oder mozarabiſchen Liturgie entſchieden!

Einige Rechtsgelehrte wollen auch die aus dem rö-

Comes de Kirberg, Henricus Comes de Dodlasen, et alii ex parte praedicti Hermanni canes portaverunt, et sic dominus Arnoldus episcopus ab excommunicatione eos absolvit.

miſchen Recht ſeit dem 13. Jahrhundert durch die Italiener auf uns vererbte Tortur*) zu den Gottesgerichten zählen. Diejenigen Gerichte, denen die altdeutſchen Grundſätze vom Beweis noch zu ſehr anhiengen, ſchienen die Tortur ganz an die Stelle des abgekommenen Beſiebnens (ſ. oben) zu ſetzen, und dieſelbe, beſonders wenn es angeſeſſene Bürger und Unterthanen betraf, nur in notoriſchen Fällen zuzulaſſen. In Italien, wie in Deutſchland, leitete man aus der Tortur, als einem neuen Gottesurtheil, die Beweiskraft her, weil man dafür hielt, daß Gott dem Unſchuldigen in der Tortur unmittelbar beiſtehe und ihn gegen die Schmerzen ſchütze †). Aus dieſem Grunde wurden die der Hexerei verdächtigen Weiber, mit denen man auch ſchon die Waſſerprobe (ſ.

---

*) Gegen Adelige und Geiſtliche wurde ſie in Oeſterreich und Bayern eben ſo wenig als die öffentliche Hinrichtung angewendet. Dergleichen Perſonen kamen mit einer Geldbuße oder leiblichem Gefängniß durch, wie z. B. jene Eliſabeth Nadasdy, geb. Bathory, die mehrere hundert Jungfrauen hatte hinmorden laſſen, um, in ihrem Blute badend, ſich Schönheit der Haut zu erhalten. Nur die Enthauptung bei verſperrten Thoren in einem Schloßhof hatte bei großen Verbrechen ſtatt, wie z. B. Graf Thurn, welcher eine vornehme Jungfrau geſchwangert, und als ſie auf die Heirath gedrungen hatte, ſich bereden ließ, daß man das Hinderniß dieſer Verbindung, ſeine Gattin, heimlich aus dem Weg räume. (Hormayr Tſchb. 1831 S. 230.)

†) Dies erhellt aus den Erzählungen des italieniſchen Kriminaliſten Hippolyt de Marsiliis, welcher im 15. Jahrhundert lebte. Er glaubte, durch einen Bund mit dem Teufel, und durch Incantationen könnten die Schmerzen vermindert oder gar entfernt werden. Er räth daher, daß man den Inquiſiten, wenn er vor ſich hinmurmle, durch Fragen beſtändig unterbreche! In ſeiner Practica criminalis (edit. Colon. 1581 p. 124) erzählt er, daß auch die Ankläger zur Tortur ſich erboten, und daß dann erſt die Reihe an den Beklagten kam, mithin der wunderbare Beiſtand ſich hier, wie beim Zweikampf zeigen ſollte. Mit gleichen Grundſätzen iſt auch der noch frühere Duranti angeſteckt.

oben) und das Wägen *) vorzunehmen pflegte, auch zur Tortur gebracht.

Um die Verhöre zu erleichtern, und nichts Weſentliches auszulaſſen, legte man den der Hexerei verdächtigen Perſonen folgende Fragen vor: 1) wer ſie die Hexerei gelernt, ob der Teufel oder ihre Geſpielen? 2) ob ſie nicht etliche Hexen kenne? 3) was ſie bewog, eine Zauberin oder Trut zu werden? 4) wann und um welche Zeit der Teufel mit ihr Hochzeit gehalten? 5) wie ihr Teufel heiße? 6) ob ſie Gott und die Heiligen hat verläugnen müſſen? 7) ob ſie den Teufel angebetet, und was er nachher mit ihr vorgenommen? 8) ob ſie der Teufel nicht anders getauft, und wer dabei geweſen? wer ſie aus der Taufe gehoben, und wie dieſer heiße? 9) wie oft, und an welchem Ort ſie ſich mit dem Teufel vermiſcht? 10) ob er in ſolchem unkeuſchen Werk einem andern Mann gleich ſey, oder wie es damit beſchaffen? 11) ob ihr Buhlteufel zuweilen unbemerkt von ihrem Manne zu ihr Nachts ins Bett ſchleiche? ob ſie auch von ihm Kinder bekommen? 12) wie oft ſie auf der Gabel ausgefahren? wie ſie es gemacht, daß ſie ſo fahren könne? 13) ob ſie nicht jährlich

---

*) Man ſetzte voraus, daß wie die Unſchuld durch Unterſinken bei der Waſſerprobe ſich bewährte, ſo hier durch ein außerordentliches Gewicht. Sowohl dieſe Probe als das Hexenbad wurden noch im Jahr 1728 zu Szegedin in Ungarn mit mehreren der Zauberei Verdachtigen angeſtellt. Die Probe geſchah, indem man den Inculpaten mit gebundenen Händen und Füßen, einen langen Strick um den Leib ins Waſſer ließ, und wenn er wie Pantoffelholz obenauf ſchwamm, wurde er ſogleich zur andern Probe gebracht, d. h. auf die Wage gelegt, um zu ſehen, wie ſchwer er ſey, daher man ſich ſehr verwunderte, als ein großes und dickes Weib nicht mehr als 1½ Quintlein, ihr Mann, welcher auch nicht klein war, nur 5 Quintlein, die übrigen aber durchgehends 1 Loth 3 Quintlein und noch weniger gewogen haben. (Bohmer Jus eccles. Protest. V. lib. V. Tit. 35. Sect. 17. p. 608.)

dreimal an einen gewiſſen Ort ſich zum Tanze hat verfügen müſſen? 14) ob ſie dort den böſen Geiſt in einem Seſſel ſitzend, nebſt ihren Geſpielen hat anbeten, und ihm posteriora sub specie faciei küſſen müſſen? 15) ob ſie zuweilen Thiergeſtalt angenommen, um ſich unkenntlich zu machen? 16) ob ſie nicht auf den jährlichen Zuſammenkünften ſammt ihren Geſpielen Rechenſchaft geben mußte, was jegliche in des Teufels Dienſt für Schaden geſtiftet? 17) ob ſie nicht auch eines von ihren eigenen Kindern dem Teufel geopfert? und wie viele ſie ſonſt umgebracht, ihr Fleiſch gegeſſen, ihr Blut getrunken, die Glieder und Knochen aber zur Zauberei gebraucht? wie oft ſie unſchuldige Kindlein hat ausgraben helfen? 18) wie viel ſie Wetter und Hagel gemacht? 19) ob ſie jährlich gebeichtet, das Sacrament empfangen und genoſſen, und was ſie damit angefangen? 20) ob ihr Buhle ihr nicht etwas angethan, daß ſie ihre Sünden nicht bekennen konnte? u. ſ. f.

Das Protokoll über die peinliche Ausſage des bei 15 Jahr alten (nach einem ſchon früher unterm 22. Juli 1721 von dem Pfleggerichte Moosburg an die Regierung zu Landshut erſtatteten Berichte mit der ſchweren hinfallenden Krankheit beſtändig behafteten) Hans Steinol von Ginterstorf, abgelegt am 2. Oktober 1721, enthält folgende Frage und Antwort: „Ob er den Teufel jedesmal angebetet, und worin dieſe Anbetung beſtanden? — Wann er auf den Tänzen geweſen, habe er ſtets vor dem Teufel niederknieen und ihm das Vater Unſer, Ave Maria, das Credo und das Salve Regina beten, und dabei verſprechen müſſen, daß er ihn gern haben wolle.“ (Hormayr, Tſchb. 1834, S. 212.)

Die Hexen wurden zu 40 bis 50 auf einmal verhaftet. Man ließ ſie einige Tage im Gefängniß, unterzog ſie einem oberflächlichen Verhör, und nach Eingeſtehung ihres vertrauten Umgangs mit Satan verurtheilte man ſie, indem man ihr Vermögen confiſcirte, das theils dem Biſchof, theils der Grundherrſchaft zu Gute kam, deren Angehörige ſie waren. Am Ende der Verhöre ließ man die Beſchuldigten noch Namens- und Perſonalbeſchreibung derjenigen geben, deren Bekanntſchaft ſie auf dem Hexencongreß gemacht. Die ſolchergeſtalt Denuncirten wurden ſofort verhaftet. Man machte ihnen den Prozeß, und verbrannte ſie dutzendweiſe. Nur im alleinigen Bisthum Straßburg wurden in 20 Jahren (1615—1635) an 5000 Hexen und Hexenmeiſter lebendig verbrannt. Jede Stadt, jedes Dorf hatte die ſeinigen. Auf 12 Hexen zählte man durchſchnittlich einen Hexenmeiſter. Ein Müncher Tageblatt bemerkt: Anno 1722 am 26. December iſt ein Knab hingerichtet worden, weil man ihn für einen Zauberer gehalten. Im März 1595 wurde in Regensburg ein Mädchen verhaftet, weil ſie im Verdacht ſtand — Mäuſe zu machen, Frauen und Nonnen ihre Erwählten im Spiegel zu zeigen, Liebestränke zu bereiten ꝛc. Da Juriſten und Theologen ein ganzes Jahr hindurch ſich nicht einigen konnten, ob ſie des Todes ſchuldig ſey, ſo ließ der Rath die Unglückliche in den ſogenannten Faulthurm werfen, wo ſie verhungerte. (Hormayr Tſchb. 1833, S. 137.)

Die 70jährige Erbmarſchallin von Pappenheim wurde von einem Schäfer, der verdientermaßen auf ihren Befehl Schläge erhalten hatte, und auf die Ausſage einer halb todt gefolterten, zum Scheiterhaufen verdammten Hexe in ziemlich lange Gefangenſchaft gebracht. Nur die Bezahlung der ſchweren Gerichtskoſten und ein Reinigungseid verſchafften ihr die Freiheit.

Kaiſer Karl V. hatte ſich durch ſeine im Jahr 1532 herausgegebene, obſchon oft verläſterte Kriminal-Halsgerichtsordnung — nach ihm die Carolina genannt — das große Verdienſt erworben, daß er die Tortur, wenn auch nicht dadurch aufhob, ſie doch in ihrer Willkür ſehr beſchränkte.

Es gab der Folterungsarten und Werkzeuge dazu eine Menge. Viele ſind gewiß unbekannt geblieben. Sie waren auch nicht allenthalben gleicher Art, und die verſchiedenen Grade der Marter beſtimmten auch die Werkzeuge dazu. So waren bei dem erſten und geringſten Grade der Tortur in Deutſchland Peitſchenhiebe bei ausgeſpanntem Körper (*Bambergiſche* Tortur) und Zuſammenquetſchen der Daumen in eingekerbten, oder mit ſtumpfen Spitzen verſehenen Schraubſtöcken in Gebrauch. Der Zweite beſtand im heftigen Zuſammenſchnüren der Arme mit hären Schnüren, im Zuſammenſchrauben der Beine mit ähnlichen, nur größern Inſtrumenten als bei den Daumen (*ſpaniſche* Stiefel), in einem kreuzweiſen Zuſammenpreſſen der Daumen und großen Zehen durch das ſogenannte *mecklenburgiſche* Inſtrument ꝛc. Der dritte Grad beſtand im Ausrecken des Körpers mit rückwärts aufgerecktem Arm auf einer Bank oder Leiter, oder durch die eigene Schwere des Körpers, wobei oft Gewichte an die Füße gehängt wurden.

Außer den hier angeführten Torturarten gab es aber noch viele, ſo die „*pommerſche* Mütze“ die ein gefährliches Zuſammenpreſſen des Kopfes bewirkte, den „geſpickten Haſen“, eine Rolle mit ſtumpfen Spitzen, worüber der auf der Leiter ausgeſpannte Körper auf-

und abgezogen wurde*). In England bediente man ſich eines Torturwerkzeugs im Tower zu London, genannt „des Gaſſenkehrers Tochter“ (the scavengers daughter). Dies erinnert an die „Jungfer,“ von welcher Campe's Wörterbuch erläuternd ſagt: „Ehemals befand ſich an mehrern Orten in den Gefängniſſen ein Werkzeug zur heimlichen Hinrichtung, in Geſtalt einer Jungfrau. Durch dieſes Werkzeug hingerichtet werden, hieß: „die Jungfer küſſen.“ Auch führt Eiſelen in ſeiner Sammlung von „Sprichwörtern und Sinnreden des deutſchen Volkes“ ein Sprichwort an, welches lautet: „Es iſt nit allweg gut, die Jungfer zu küſſen,“ wobei er bemerkt: „Vormals beſtand eine Todesſtrafe darin, daß der Verurtheilte einem weiblichen Automaten entgegenſchreiten mußte, das ihn umarmte, und in eine von Meſſern und Spießen ſtarrende Untiefe warf. Das hieß man euphemiſtiſch „die Jungfer küſſen.“ Auch nannten die Schotten*) ihre Maſchine mit dem Fallbeil „die Jungfer" (the maiden).

---

*) In Rußland gebrauchte man ſogar gefrierendes Waſſer als Torturmittel. Bis zur Zeit Peters des Großen wurde eine ſteinerne Säule auf einem der größern Plätze in Moskau dazu gebraucht, Staatsverbrecher, Hochverräther ꝛc. zum Geſtändniß zu bringen. Bei der grimmigſten Kälte wurde der Unglückliche in ganz dünner luftiger Sommerkleidung halb entblößt an die Säule gekettet. Hatte er dort eine Weile geſtanden ohne zu bekennen, ſo wurde von einer oben auf der Säule angebrachten Gallerie aus, auf ein Zeichen des verhörenden Richters ein großer Eimer eiskalten Waſſers über Kopf und Leib gegoſſen. Das Waſſer wurde ſogleich zu Eis und raubte dem Inquiſiten die Beſinnung. Sogleich wurde er durch Wärme und andere Mittel ins Leben zurückgerufen, und bei wiedererlangtem Bewußtſeyn noch einmal befragt. Hatte er noch den Muth, das Geſtändniß zu verweigern, ſo wurde die erſte Procedur wiederholt, und dies ſo oft, bis er bekannt hatte, oder unter den Qualen geſtorben war, was übrigens meiſt ſchon bei der erſten Wiederholung erfolgte. Der Leichnam wurde dann noch ſo lange begoſſen, bis eine dicke Eisrinde ſich um denſelben gebildet hatte; in dieſem Zuſtande blieb er als Warnungsbeiſpiel bis Abends ausgeſtellt. (Minna Wohlbrucks Reiſeerinnerungen, Berlin 1846 S. 93.)

Nach den am meiſten verbreiteten Erzählungen ſoll es ein künſtlich zuſammengeſetztes Werk aus Eiſen, in Geſtalt einer ſtehenden Jungfrau geweſen ſeyn, mit beweglichen Armen und Schwertern in den Händen, welches in einem Gemache, jenſeits einer mit einer Fallklappe verdeckten Oeffnung im Fußboden ſtand, worunter eine Art Schacht in die Tiefe hinab ging, der ſich über einem hier durchfließenden Waſſer befand. Wurde nun ein dem Tode Beſtimmter genöthigt, ſich dieſer Figur zu nähern, und betrat er die Fallklappe, ſo ſetzte ein damit in Verbindung ſtehender Mechanismus die Arme der Figur in Bewegung, ſie breiteten ſich aus, ſchlugen die in Händen habenden Schwerter zuſammen, und zerhieben und tödteten das zwiſchen ihnen befindliche Schlachtopfer, die Fallklappe hatte ſich geöffnet, der Leichnam fiel durch den Schacht noch auf eine Menge an deſſen Seiten befindlicher Meſſer oder Schwerter, und kam dadurch zu kleinen Stücken zerfetzt, in die Tiefe, wo dieſe vom Waſſer weggeſchwemmt wurden.

Die Geſtalt gab dieſem fürchterlichen Werkzeug den Namen; den Ort, wo die Strafe vollzogen wurde, nannte man das „heimliche Gericht" und die Strafe ſelbſt den „Jungfernkuß." Nach den jetzt allgemein verbreiteten Erzählungen war jenes fürchterliche Inſtrument im Mittelalter in den Städten, Schlöſſern, Burgen ꝛc. im Gebrauch.

Der Nürnberger Juriſt Siebenkees redet von einer ſolchen eiſernen Jungfrau in Nürnberg (jedoch ohne ſie geſehen zu haben). „Unter dem Walle beim

---

*) Jamieson's dictionnary, Ediub. 1804. 4.

Bannerhauſe hat man bloß noch ihre unheimlichen Gänge und unterſten Gemächer gefunden. Steigt man aus dem Bannerhauſe eine ſteinerne Stiege herunter, ſo kommt man in einen halbrunden Raum, in deſſen Halbkreiſe rechts ein ſteinerner Tiſch mit 2 Bänken ſteht, ein weiterer Gang biegt im Zickzack um und führt in das unheimliche Gemach, in deſſen Gewölbdecke ein Loch (zur Rolle), an der Hinterwand 4 Löcher, der Rolle gegenüber am Boden ein großes Falloch. Links davon ſteht noch die Fidel*). Das Loch am Boden geht, ſich nach unten erweiternd, in ein tieferes Gewölbe, in dieſem ſind noch Spuren eines Mordwerkzeugs, deſſen gegen einander arbeitende Krebsſcheeren den von oben hinunterfallenden von der Jungfrau erfaßten Leib wohl zermalmen mußten. Nur ihre Spuren hat ſie hier hinterlaſſen, ſie ſelbſt befindet ſich in dem, dem Wiener Großhändler Baron Dietrich gehörigen Schloſſe Feiſtriz in Steiermark, der ſie mit anderm Nürnberger Zeughausgeräth angekauft hat. Dieſe Jungfrau, in der Nürnberger Kopftracht und dem Mantel der Bürgerfrauen des 16. Jahrhunderts, iſt 7 Schuh hoch, eine arm verhüllte Geſtalt von Eiſenblech mit bleichem Angeſicht. Federn — einſt gewiß durch Gewichtſeile in Kraft geſetzt — laſſen ſie aufſpringen, ihr hohler Rumpf empfängt den Geliebten, ſie ſchlägt zu, und Schwerter oder Dolche, die auf die Bruſt treffen, ſo wie zwei Schwerter, welche für die Augen daſtehen, auf aufklappendem Antlitz innerhalb, faſſen das dem Tode verfallene Opfer. Der Kreisboden hat in der Mitte ein Loch zum Abfluß des Blutes, 8 Halbmeſſer ſind rinnenmäßig eingegraben zum Blutabfluß.

---

*) Ein hölzernes Marterinſtrument in Geſtalt einer Geige, es beſteht der Lange nach aus zwei Theilen, die am obern breiten Ende durch Bander verbunden ſind, und hat auf der Kante, wo beide Stücke gegen einander ſtoßen, nach oben zu ein größeres, nach unten zu ein kleineres Loch. Davon iſt die Geige, d. i. eine Schnur, die um das Ende des Elbogens ging und hin und her gezogen wurde, zu unterſcheiden. Die hier erwähnte Fidel ſcheint wohl der Bock zu ſeyn, das bekannte Torturwerkzeug. Bei ſeiner Anwendung iſt der Rücken des zu Strafenden gekrümmt, daher die Benennung. Es beſteht aus zwei aufrecht ſtehenden Pfoſten, zwiſchen welchen in Falzen einige ſtarke Bohlen horizontal einliegen, die an ihren gegeneinander treffenden Kanten einige runde Löcher haben. In der unterſten Fuge ſind vier Löcher nebeneinander, in der Fuge darüber ein größeres Loch. In das leztere wird der Hals, in die darunter befindlichen die Bruſt, in die zwei mittelſten die Beine, und in die beiden äußern die Arme unmittelbar hinter den Hand- und Fußwurzeln eingeſpannt.

Eine andere Jungfrau im Gefängniß des Schloſſes zu Salzburg — das, wenn auch nicht in der Lokalität, doch in ſeinem Innern mit der Torturkammer in Nürnberg übereinſtimmt — ſoll jetzt in Wien ſeyn; eine dritte befand ſich in Wien im rothen Thurm, der von dem darin gehaltenen Blutgericht den Namen haben mochte, oder auch von dem Blute, das die unten vorbeifließende Donau aus dem unter den Thurm befindlichen Kanal empfing und färbte. Eine vierte im weißen Thurm auf dem Hradſchin in Prag, wo Staatsverbrecher ſchmachteten*), eine fünfte in Breslau**), eine ſechste in Dresden***), eine ſiebente in Ber-

---

*) Ein alter Artilleriſt will noch zu Ende der ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Prag dieſelbe, und zwar mit beweglichen Armen, geſehen haben. Sie ſoll zur Zeit des Erzählers im untern Geſchoſſe der nahe bei der Stadt liegenden Wenzelsburg geſtanden haben, welches damals zum Laboratorium für die Artillerie diente.

**) Dieſe hat mehrere von der Dichtung behandelte Volksſagen ins Leben gerufen.

) Siehe Dr. G. Klemms Chronik von Dresden I. S. 463, wo man erfährt, daß die im Jahr 1589 vom Churfürſten Chriſtian angelegte Jungfernbaſtei davon den Namen hatte. Es geht lin*), eine achte in Wittenberg**), eine neunte in Schwerin), eine zehnte in Köln†), eine

---

die Sage, daß in einem Gewölbe darunter ein geheimes Gericht gehalten worden, daß hier eine ſteinerne weibliche Statue mit beweglichen Armen und zwei Schwertern bewaffnet, die ſich durch Maſchinenwerk in Bewegung geſetzt, kreuzten, zur Hinrichtung vornehmer Staatsverbrecher gebraucht worden ſey.

*) Es gibt Leute, welche erzählen, daß noch zur Zeit Friedrichs des Großen die Jungfrau im frühern kurfürſtlichen Schloſſe ihre Opfer erhalten habe, weil man damals Perſonen in das Schloß kommen ſah, deren Weggang aber nicht erfolgt ſey. Folglich wären ſie auf jene Art hingerichtet worden. Dieſes Strafwerkzeug ſoll in dem runden Thurme geſtanden haben, worin ſich ehemals ein Gefängniß „der grüne Hut" befand. Man erzählt, er habe mit der Spree in Verbindung geſtanden, ſo daß die zerſtückten Körpertheile leicht weggeſpült werden konnten, und die Sage davon hat ſich ſo begründet, daß ſelbſt noch jetzt ziemlich allgemein an die wirkliche Exiſtenz jenes Gerichts im Berliner K. Schloſſe geglaubt wird. Man gibt das obere große Zimmer in dieſem Thurm, welches mit dem dritten Geſchoſſe des Schloſſes gleich hoch liegt, ſogar als den eigentlichen Ort deſſelben an, hält ein daranſtoßendes Zimmer, von welchem ein Zugang nach jenem iſt, und welches zuweilen auch die Kapelle genannt wird, für eine wirkliche Kapelle, und wähnt, daß die Schlachtopfer hier noch die letzten Tröſtungen der Religion empfangen.

**) Dieſe Stadt beſaß ſogar zwei dergleichen Inſtrumente, wie aus den Kämmereirechnungen vom Jahr 1509, bezüglich der Reparaturen derſelben, erhellt. (Siehe neue Mittheilungen aus dem Gebiete hiſtoriſch antiquariſcher Forſchungen des thüringiſch-ſächſiſchen Vereins III. Heft 1. S. 105.)

***) Im Schloſſe daſelbſt nach den Angaben des engliſchen Reiſenden Pearſall. Es ſoll ſich dieſes Werkzeug noch vollſtändig erhalten haben. Selbſt hat er es aber nicht geſehen, wie er offen bekennt. Indeß hat ein großherzoglich mecklenburgiſcher Archivar und Regierungsbibliothekar, Aufſeher der Alterthümer und Münzſammlung, in ſeiner Beſchreibung des Schloſſes zu Schwerin (abgedruckt im 5. Jahrgang der Jahrbücher für mecklenburgiſche Alterthumskunde 1840. S. 40 f.) eines Zwingers gedacht, der in 4 Gewölben mit dem unterirdiſchen Gefängniſſe dem Schloſſe angebaut iſt, in dieſem ſoll eine eiſerne Jungfrau geſtanden haben. Im Jahr 1839 fanden ſich hier noch fünf große zweiſchneidige Schwerter, welche früher in einer Maſchine geſeſſen haben müſſen. In der Mauer ſitzt ein eiſerner Ring und ein eiſernes Band mit Gelenk, und zum Vorlegen eines Schloſſes eingerichtet.

†) Hier hieß ſie die „Wegſchnapp". Am nördlichen Ende der

eilfte in Mainz*), eine zwölfte in Frankfurt**) ꝛc. Auch in Italien und Spanien***) will man

---

Rheinſeite, wo jetzt die Statue des Petrus ſteht, erhob ſich über den Mauervorſprung, an welchem ſich die Wellen des Fluſſes brechen, ein viereckiger Wartthurm, durch eine Wehrmauer, unter der ein Thor durchführte, mit der Eckwarte der Stadtmauer verbunden. Der Unterbau dieſer Wehre mit ſeinen Wehrgängen ſteht noch, der graue Thurm, der weit in den Rhein hineinragte, iſt längſt abgetragen, aber noch jetzt heißt die Gegend „am Thürmchen.“ In jenem Thurm war ein Gemach, welches durch eine Fallthüre mit dem Rhein in Verbindung ſtand. Wie der Fuß auf dieſe trat, öffnete ſich ein Schlund, der Unglückliche ſtürzte hinab; von unzähligen Meſſern durchbohrt, wurde ſeine Leiche vom Rheine fortgeſchwemmt. Wollte der Gefangene den Sprung nach einem an der Decke hangenden Wecken (Weißbrod) nicht wagen, ſo mußte er verhungern, wagte er aber den Sprung, ſo trat er auf die Fallthür.

*) Das Werkzeug in einem Thurm der Stadtmauer in Mainz ſoll ein hölzerner hohler Cylinder mit Meſſern an der innern Seite geweſen ſeyn, welche bei dem ſchnellen Umdrehen deſſelben das Hineingebrachte zerſtückten. Die Beſtrafung wurde nur an adeligen Perſonen, wegen Hochverraths gegen den Kurfürſten, ausgeübt; das gemeine Volk wurde nicht damit beehrt, ſondern nur kurzweg enthauptet, und der Körper den Hunden vorgeworfen (ſiehe Pearſalls Abhandlung über „the kiss of the virgin“ im 27. Band der engliſchen Archaeologia p. 231.)

**) Im Schloſſe Königſtein in der Nähe dieſer Stadt. (Pearſall p. 236.)

***) In Florenz will man noch im Jahr 1814 ähnliche Werkzeuge geſehen haben, und ein Franzoſe, der unter der Regierung des Joſeph Bonaparte Aufſeher über das Inquiſitionsgebäude in Madrid war, erzählte im Jahr 1836 zu Lüttich, daß ſich unter den in jenem Gebäude vorhandenen Marterwerkzeugen auch eine aus Holz und Eiſen gemachte ſitzende Figur der Jungfrau Maria befunden habe, welche Mater dolorosa geheißen, und als Werkzeug zum letzten und härteſten Grade der Tortur diente. Ihre Arme waren auf der Bruſt gekreuzt geweſen, hätten aber durch eine Vorrichtung in Bewegung geſetzt werden können, und an der gegen den Körper gekehrten Seite eine Menge von Dolchſpitzen gehabt. Vor dieſes Gebilde führte man den Angeklagten, Bruſt gegen Bruſt. Die geöffneten Arme hielten ihn umſchlungen, und feſt gegen die Bruſt gedrückt; eine Fallklappe unter ſeinen Füßen öffnete ſich dann, und ſo in Todesangſt über dem Abgrunde ſchwebend, war er nachdie eiſerne Jungfrau gefunden haben. Doch ſucht Rabe in einer dieſen Gegenſtand behandelnden Monographie (welche 1847 in der Haude-, und Speneriſchen Buchhandlung in Berlin erſchein, zu beweiſen, die eiſerne Jungfrau ſey kein Tödtungs- ſondern Marterinſtrument geweſen, welches von den Kriminaliſten bei der Tortur angewendet worden, wenn man Staatsverbrechern ein Bekenntniß erpreſſen wollte. Daß bei dieſer Strafe zuweilen auch der Tod erfolgte, der von barbariſchen Richtern oft abſichtlich herbeigeführt wurde, konnte die „Jungfer" leicht in den Verruf einer „mordenden" gebracht haben.

II. Verbrechen.

1) Todtſchlag. Man unterſchied damit den offenen — denn Tödtung, ja ſogar der Königsmord, war in den älteſten Zeiten, in Folge der falſchen Begriffe von Tapferkeit kein Todesverbrechen — von dem heimlichen Mord. Den Begriff der Heimlichkeit legen die alten Geſetze in das Verbergen des Leichnams (in einen Brunnen oder Fluß, Bedecken mit dürrem Reiſig ꝛc.). Im Norden mußte der Todtſchläger, wollte er für keinen Mörder

---

drücklich zum Geſtändniß ſeiner Verbrechen aufgefordert worden, indeß die Dolchſpitzen an den Armen der Figur immer tiefer in deſſen Körper eingedrungen waren, und ihn endlich getödtet hatten. Der Leichnam wurde dann losgemacht, und fiel durch die Oeffnung in den Abgrund. (Dies ſtimmt mit der Beſchreibung des obenerwähnten weißen Thurms in Prag, in deſſen unterm Theil man eine Menge Menſchenknochen gefunden hat.)

angeſehen ſeyn, ſich öffentlich zur geſchehenen That bekennen*).

Die Verwandten des Erſchlagenen pflegten den Leichnam nicht eher zu begraben, bis ſie Sühne**) oder Rache erhalten hatten. Der, dem die Blutrache oblag, erſchien mit bloßem Schwert vor dem Richter, die Leiche mit ſich führend. Die Klage war auf Entrichtung der Mordbuße, oder wenn ſich der Thäter weigerte, auf Kampf und Fehde gegen ihn geſtellt. Alle zu Wehrgeld berechtigten Verwahdten traten ſtreitgerüſtet auf. Dreimaliges Wehgeſchrei erhebend, zogen ſie dreimal die Schwerter aus. Nach dem erſten „Beſchreien" ward der Todte fürbaß getragen, nach dem dritten Schrei ſteckten ſie die Schwerter wieder ein. In ſpäterer Zeit genügte ſtatt der ganzen Leiche die abgeſchnittene Hand (das Leibzeichen), zuletzt reichte eine wächſerne Hand oder das blutige Kleid aus. Eine Formel verlangt, daß man den Todten 9 Schritte nahe bringe, und wenn der Mann ſchreitet 3 Schritte, ſoll er ein Zeichen legen, und ſo bei jeden 3 Schritten. Im Rheingauer Landrecht (§. 56 bei Bodmer p. 627) heißt es: es iſt Landrecht, daß man den Todten nicht ſoll begraben, bevor der Todtſchlag geſtraft oder geſühnt.

---

*) Die Carolina unterſcheidet noch zwiſchen dem Todtſchläger und dem Mörder dadurch, daß Erſterer nur mit dem Schwerte, dieſer aber mit dem Rade beſtraft werden ſoll.

**) Grimm theilt (S. 39.) nach der däniſchen Ueberſetzung bei Paus eine ſolche Sühnformel mit. Es iſt das Trygdamal, wenn ſich die Erben des Ermordeten nach erlegter Buße mit dem Mörder ausſühnen. „Sie ſollen theilen mit einander Meſſer und Braten und alle Dinge wie Freunde Wer das bricht ſoll landflüchtig ſeyn, ſo weit Chriſtenleute in die Kirche gehen und Heiden in ihren Tempeln opfern, Feuer brennt, Erde grünt, ein Kind nach der Mutter ſchreit, Holz Feuer nährt, Schiff ſchreitet, Schild blinkt, Sonne den Schnee ſchmilzt, Winde brauſen, Waſſer zur See ſtrömt, die Männer Korn ſäen. Ihm ſeyen verſagt Gotteshäuſer, guter Leute Gemeinſchaft, jederlei Wohnung, die Hölle ausgenommen. Aber die Sühne ſoll beſtehen für ihn und ſeine Erzeugten, ſolange Menſchen leben. Und wo beide Theile ſich treffen, ſollen ſie mit einander ſeyn wie Vater und Sohn in allen Gelegenheiten."

2) Leibesverletzung. Die alten Geſetze unterſcheiden Verwundung und Lähmung. Ob eine Narbe viel oder wenig entſtelle, wurde ſehr beachtet. Allen Geſetzen gemein iſt die Rückſicht auf das Augenfällige oder das Bedecken der Narbe durch Haar und Kleid.

3) Unter die nicht verſehrenden leiblichen Gewaltthätigkeiten gehörten unzüchtige Griffe, die Berührung der Hand oder Finger einer freien Frau, das Zupfen eines Mannes an ſeinem Barte in beſchimpfender Abſicht, Wegelagerung, Nothzucht*); hingegen

4) der Raub war, als eine Uebung der Tapferkeit, keine entehrende Handlung**). Er war dem heimlichen Diebſtahl entgegengeſetzt, wie Todtſchlag dem Mord. Nur ein Uebermaß von Gewalt, oder wenn dieſe an Wehrloſen verübt war, machte die Handlung unrechtlich. Wer in offener Fehde, Mann gegen Mann ſiegte, durfte Beute nehmen, der Sieger durfte den erlegten Feind berauben.

5) Diebſtahl war am verrufenſten, wenn er Vieh oder Getraide betraf. Den Kühen die Milch ſtehlen, machte ehrlos. Man unterſchied zwiſchen Tagdieb und Nachtdieb. Holzentwendung bei Tag und mit lauter

---

*) Die Entehrte ſollte, wenn ſie eine verehlichte Perſon, wie ſie aus der Gewalt des Mannes kam, mit „zerbrochenem Leib, flatterndem Haar und zerriſſenem Gewande" das Gericht ſuchen, und weinend und ſchreiend ihr „Laſter" klagen. ſie ſollte „ihren Schleier in der Hand tragen" und Hilfe „anſchreien" über den Thäter. „Schweigt ſie aber diesmal ſtill, ſoll ſie hinfür auch ſchweigen."

**) Daher das alte Sprichwort: „Rauben iſt keine Schande."

Art war nicht ſträflich, wohl aber ſtille Baumabbrennung. Waldfrevler hatten nur die 3 zuerſt abgehauenen Bäume zu bezahlen, nicht die übrigen. Dem auf friſcher That ertappten Diebe wurde das tragbare Gut auf den Rücken gebunden, und er dann vor den Richter geführt. Dem geringern Dieb band man, einem nordiſchen Geſetz zufolge, die Hände vorwärts. War man der geſtohlnen Sache auf der Spur, ſo nahm man Hausſuchung vor, fand ſich aber nichts, ſo zahlte man dem Hauseigenthümer Buße wegen des geſtörten Hausfriedens.

6) Zu den Läſterungen gehörte nicht bloß der Vorwurf leiblicher Mißgeſtalt, der Unfreiheit, Faulheit, unehelicher Geburt ꝛc., am gravirendſten war jener der Freiheit. Vorgeworſene Verbrechen waren ſchwere Läſterungen. Dahin gehörte auch die Beſchuldigung der Zauberei, Ketzerei, des Umgangs mit Elfen und Geiſtern.

7) Eigene Schimpfwörter gab es für Frauen, worunter „Manntolle“, „Wettermacherin“, „Nachtreiterin“, „Hexe“, die charakteriſtiſchſten, um die Denkweiſe und Sitte der Vorzeit zu bezeichnen.

XXX. Buße.

„Ich will meinen todten Sohn nicht im Geldbeutel tragen“, ſagte ein Vater, das gebotene Sühngeld oder Blutgeld verſchmähend (Müller Sagabibl. 1, 344), denn Todtſchlag konnte mit Geld gelöst werden. Dies nannte man Friede kaufen, weil auf beſtandener Weigerung die „Haut zu löſen“ die Fehde erwachte, der Beleidiger der Gewalt der Freunde des Beleidigten preisgegeben war.

Dieſer Privatbuße gegenüber beſtand in älteſter Zeit für die meiſten Verbrechen noch eine öffentliche, die der König, das Volk und das Gericht wegen des gebrochnen Friedens in Empfang nahm. Vielleicht ſtammt vergelten in dem urſprünglichen Sinn: beſtrafen, von Geld als Schadenerſatz? denn den Frieſen heißt jeld jede Buße, und das altnordiſche gialda (pl. giöld) hat die Bedeutungen luere, pendore, solvere, reparare (Grimm S. 649). „Wehrgeld" oder „Wergeld" hieß der Preis des Erſchlagenen (altn. manngiald: mulcta homicidii), nicht „Währgeld" mit dem Begriff der Währung oder Werthung. Jeder Menſch nach Stand, Geſchlecht und Alter hatte ſeine Taxe *). Selbſt die Buße anderer Verbrechen, die gar kein Todtſchlag waren, ward durch dieſe Taxe geregelt. So konnte für gewiſſe Verſtümmelungen das ganze oder halbe Wehrgeld gefordert werden. Im Sſp. 3, 51 iſt ſogar vom Wehrgeld der Thiere die Rede.

Auf Größe und Leiſtung der Bußen (wie der Strafen) hatten Einfluß das Alter, Geſchlecht und der Stand des Verletzenden wie des Verletzten. Die meiſten Geſetze unterſchieden das Verbrechen des Unfreien und des Freien. Bei den Ripuariern richtete ſich die Taxe bei Verletzung an Leib und Leben nach dem Verletzten, bei der an Vermögen nach dem Verletzenden.

Im ſaliſchen Geſetze (33, 5) war die Ehre eines

---

*) Auf Island galt der Freie 100 Unzen Silbers, denn 50 machen ein halbes Wehrgeld (Müllers Sagabibl. I. 96). Da die Fehde und Rache, ſo wie die Bezahlung der Geldbuße, wenn der Todtſchläger inſolvent war, auf allen Verwandten laſtete, ſo konnte der Empfang des Wehrgeldes für den Erſchlagenen auch eine Art Erbrecht heißen, denn der nächſte Erbe ſchloß nicht geradezu die entfernten Verwandten aus, ſondern das ganze Geſchlecht machte ſeinen Anſpruch, wenn auch auf ungleiche Theile, geltend.

Freien durch Beſchimpfung eines Knechtes nicht verletzt, eine Frau brauchte gewaltſamen Einbruch nicht zu büßen. Für Tödtung durch Hausthiere ward deren Eigenthümer in Anſpruch genommen, d. h. ganzes oder halbes Wehrgeld auferlegt. Das alemanniſche Geſetz bewilligt, wenn Pferd, Rind und Eber tödten, ganzes Wehrgeld, iſt aber der Getödtete ein Knecht, nur das halbe. Hinſichtlich des Hundes aber heißt es: der Verwandte des Getödteten ſoll ſich mit halbem Wehrgeld begnügen, fordert er das ganze, ſo wird ihm für die andere Hälfte (wie bei den Franken) der Hund ausgeliefert, den er aber über ſeine Hausthür aufhängen muß, und bei Verluſt des in Geld empfangenen halben Wehrgeldes nicht abnehmen, noch zu einer andern Thüre aus- und eingehen darf, bis das Thier verfault und die Knochen herunter fallen. Geſtank und widriger Anblick ſollten alſo im Voraus bewegen, die Forderung des Betheiligten bei der Hälfte bewenden zu laſſen*).

Der Zuſammenhang der Buße und Sühne mit dem Opfer läßt nicht zweifeln, daß auch Beziehungen zwiſchen den Sühn- und Opferthieren der Griechen oder Römer und unſern Wehrgeldern in Vieh oder Getreide vorhanden waren. Der unvorſätzliche Todtſchläger mußte z. B. den Söhnen des Getödteten einen Widder zur Sühne darbringen**). Daraus erklärt Grimm den Urſprung der Vieh- und Getreidebußen unſerer Vorfahren. Otto I. verurtheilte einen gewiſſen Eberhard zu hundert Talente im Rößelwerthe (centum talentis aestimatione equorum, Grimm S. 587). Eine Geldbuße für Jagdfrevel lautete: „Wer einen Hirſch fing, ſoll büßen 60 Schilling und einen halben, und einen fahlen Ochſen ꝛc.“, „für ein Reh ſoll man geben 60 Schilling und einen halben und eine fahle Geiß, iſt es ein Bock, ſo ſoll er geben einen fahlen Bock, 60 Schilling und einen halben ꝛc. Wer eine Hindin fing, gebe eine falbe Kuh, ꝛc.“ Bei einigen Gerichten erhielt ſich lange die Abgabe von Schweinfüßen oder Hühnern (Grimm S. 667).

---

*) Grimm vermuthet hier Zuſammenhang mit einem altnordiſchen Rechtsgebrauch, wo der beſchädigende Knecht — denn Leibeigene galten den Thieren gleich — getödtet und, wenn ſein Herr das ganze Wehrgeld (40 Mark) zu zahlen ſich weigerte, vor die Hausthüre gehangen wurde, bis er faulte und abfiel.

**) Si quis hominem liberum dolo sciens morti duit, parricida esto, si imprudens se (sine) dolo malo occidit, pro capite occisi et natis ejus in concione arietem subigito XII. tab. 7, 13.

Auch die Getreidebußen dauerten bis in ſpätere Zeit für einzelne beſtimmte Fälle. In Sachſen büßten Frauen leichtere Vergehen, wie Schlägereien, Scheltworte, mit einem Sack Haber, der mit einem rothen*) Bande zugebunden ſeyn mußte. Dieſen nahm der Rath in Empfang (Pufendorf Obſ. II, 228), nicht der verletzte Theil. Wichtiger ſind folgende alte Geſetze: Im Jahre 1360 verordnete der Rath von Nürnberg: Wer eines Andern Hund muthwillig oder abſichtlich todt ſchlägt, der ſoll denſelben beim Schwanz aufheben, und ihn dann ſo hoch hängen, daß das Maul des erſchlagenen Hundes die Erde berühre. Alsdann muß der Todſchläger nach und nach ſo viel guten Weizen über den hangenden Hund ſchütten, bis der Hund ſammt dem Schwanz bedeckt und verſchüttet ſey. Dieſer Weizen gehörte dann dem Eigenthümer des erſchlagenen Hundes. (Hormayrs hiſt. Taſchenb. 1832 S. 373.) Auch in Schweden herrſchte dieſer Rechtsgebrauch. Bauern von Draggeſta im Weſtmanland hatten einen Hirtenhund getödtet, der nach Ekeby gehörte. Das Gericht von Lundbeaberg fällte den Spruch: die Angeklagten ſollen den Klägern ſo viel Korn geben, daß der todte Hund, in einer leeren Scheune aufgeſtellt, davon bedeckt werde. Die Verurtheilten erboten ſich jedoch, den Ekebyern, die damit zufrieden waren, einige Flecken Landes abzutreten, und dieſe heißen ſeitdem Hundana. (J. Grimm in Haupts Ztſchr. f. d. Alterth. 1844 S. 506). Zu Erlenbach am Zürcherſee erſchien in den achtziger Jahren des vor. Jahrhundert bei dem Obervogt, Rathsherrn Heinrich Füßli ein Dörfler mit der Klage, daß ſein Nachbar ihm die Katze todtgeſchlagen, er daher Entſchädigung fordere. Der Obervogt wollte den Kläger bereden, eine ſo unbedeutende Sache nicht weiter zu verfolgen. Jener berief ſich aber auf das im Orte beſtehende Katzenrecht. Auf die Frage, was er damit meine? äußerte der Kläger: Es beſtehe im Orte das Recht, wenn Jemand einem Andern eine Katze todtſchlage, ſo ziehe man derſelben den Balg ab, und ſpanne ihn mit 4 Stöcken auf der Erde aus, dann müſſe der Todtſchläger ſo viel Korn auf den Balg ſchütten, bis dieſer damit ganz bedeckt ſey. Dieſes Korn gehöre dem Eigenthümer der getödteten Katze. (Nach einer vom Altregierungsrath Ferdinand Meier aus Zürich im Juli 1833 dem Herrn Frhr. v. Laßberg in Sigmaringen zugekommenen mündlichen Mittheilung bei Mone „Anzeiger d. Vorz.“ 1836 S. 43.) Dieſes Geſetz ſcheint auch in England bekannt geweſen zu ſeyn, denn Grimm citirt aus Wotton's leges Walliae III. 5. folgende Stelle: Si quis *felem* horrei custodam vel occiderit vel furto abstulerit, *felis summa canda suspendatur,* capite aream mun-

---

*) Roth iſt die Farbe der Schuld (ſiehe Norks Realwörterb.

dam et planam attingente, et *in eam grana tritici effundentur, usque dum summitas caudae tritico cooperiatur.* Sollte dieſer Gebrauch vielleicht in den Zeiten der Kreuzzüge aus Arabien eingewandert ſeyn? denn Zach erzählt in ſeiner „monatl. Correſp.“ 1809 p. 130: Seepen ſagt von den nomadiſchen Arabern: „Hat einer des Andern Hund getödtet, ſo nimmt der Eigenthümer vor dem Scheik den Hund, hält ihn dergeſtalt am Schwanze, daß die Schnauze genau den Boden berührt, in die Höhe, und der Thäter muß nun ſo lange Korn oder Gerſte aufſchütten, bis die letzte Spitze des Schwanzes zugedeckt iſt.“ Wie nun in dieſem Beiſpiele der Werth des Hundes durch Beſchüttung ermittelt wird, ſo eben durch Ausfüllung der abgezogenen Haut der Werth der Katze. So wurde im Norden der Balg eines geſtohlnen Ochſen mit Mehl gefüllt dem Beſchädigten zur Buße gegeben (vergl. Müller Sagabibl. I. S. 296).

Grimm bemerkt treffend: Da es in der Anſicht des Alterthums lag, nicht nur Knechte wie Hausthiere, ſondern auch dieſe wie jene zu behandeln, ſo darf man ſich nicht verwundern, wenn ein ſolches Wehrgeld auch für Menſchen angenommen wurde, nur ſchüttete man nicht Weizen, ſondern Gold über den Leichnam aus. Einen Wink dieſer Art gibt die Edda: Hreidmarr hatte 3 Söhne, Faſnir, Otr und Reginn. Otr nahm die Geſtalt einer Otter an, ſtieg in den Fluß und fing Fiſche. Als er einſt am Ufer einen Lachs verzehrte, kamen 3 wandernde Aſen, Odin, Loke und Hönir, des Weges daher. Loke warf einen Stein nach der Otter und tödtete ſie. Dem Thiere wurde nun die Haut abgeſtreift, dann zog man weiter. Abends kehrten ſie beim Vater des Erſchlagenen ein, und zeigten, von der

Verwandtſchaft nichts ahnend, den Balg vor. Alsbald erkannten Vater und Brüder die Haut Otrs, und begehrten Löſegeld von Loke, das darin beſtand, daß der ganze Balg inwendig mit Gold ausgefüllt, und auswendig mit Gold überdeckt werde. Als aber ein einziges unbedecktes Barthaar hervorragte, das Gold jedoch aufgegangen war, mußte Odin einen koſtbaren Ring hergeben, um das Haar zu bedecken. (Der Ring mag hier eine poetiſche Zugabe ſeyn.) Aus dieſer Rechtsſitte wird nun verſtändlich, warum im Gedicht von den Haimonskindern ſich Karl erbietet, Haimons erſchlagenen Vetter, Hugo, 9 mal mit Gold aufzuwiegen. Hernach, als Reinold des Königs eigenen Sohn Ludwig erſchlagen hat, bietet er an, ihn 9 mal in Gold zu zahlen, und außer andern Bußen einen goldenen Mann ſo groß als Ludwig machen zu laſſen. Gregor von Tours (de mirac. S. Mart. 1, 11) erzählt, daß die Wunderkraft der Reliquien des heiligen Martin einen König der Sueven bewogen habe, zum Grabe des Heiligen ſoviel Gold zu ſchicken als ſein kranker Sohn wog, hoffend, dadurch ihn vom Tode zu löſen. Daß ärmere Leute Wachskerzen zu opfern pflegten, deren Schwere das Gewicht des Kranken oder an Länge der Höhe ſeiner Geſtalt gleich kam, ſetzt die Rechtsgewohnheit leiblicher Abwägung des Löſegeldes außer Zweifel. Der böhmiſche König Wenzel der Faule, deſſen Haß gegen den Prager Erzbiſchof auf den bekannten Märtyrer Johann Nepomuk und den Offizialen Niklas Puchnik übertragen wurde, ſuchte den Letztern für die ihm verurſachten Folterqualen — er hatte mit eigener Hand ihn mit einer Fackel gebrannt — dadurch zu entſchädigen, daß er ihm ſelbſt die Stiefeln mit Gold anfüllte (Hormayr, hiſt. Taſchenb. 1812 S. 89.)

unterſcheidet ſich von Buße, die nur das Vermögen angreift, als leibliche Züchtigung, denn das Wort ſtammt von ſtreifen, ſtreichen (entſprechend iſt peinigen, punire, das Stammwort poena, ποινη φονος, daher morte punire von Capitalſtrafen); erſt ſpäter bildete ſich auch der Begriff von Ehrenſtrafen aus, da wie bei den Bußen auch hier Stand, Geſchlecht und Alter in Betracht kamen, den Knecht aber immer härtere Strafen als den Freien treffen.

Die Todesſtrafen beſtanden im

1) Hängen (proditores et transfugas *arboribus* suspendunt. Tacit. Germ. 12, der Galgen hieß bei den Römern arbor infelix. Cic. pro C. Rabirio c. 4, aber das ſaliſche Geſetz gebraucht die Ausdrücke bargus und furca, auch palus). In einer Vehmgerichtsformel heißt es: wer die Geheimniſſe der Vehme verräth, den ſoll der Freigraf greifen laſſen, ihm die Hände binden, ein Tuch vor die Augen, ihn auf den Bauch werfen, die Zunge zum Nacken herausziehen, einen dreiſträngigen Strick um den Hals thun, und ihn 7 Fuß höher henken laſſen als einen andern Dieb. Zur Erſchwerung der Strafe hing man manchmal zwei Hunde zu beiden Seiten auf, den Verbrecher ſelber aber bei den Füßen. In Dänemark wählte man ſtatt Hunde auch Wölfe. In letzterm Fall war es gewiß kein lebendes Thier, und ſollte dieſe Handlung weniger die Beſchimpfung als die Raubſucht des Delinquenten bezeichnen. Auch Entwendung öffentlicher Gelder wurde (nach dem Nürnberger Recht) auf dieſe ſchimpfliche Weiſe beſtraft. Im Jahre 1526 erlitt ein „Burgerſchreiber" in Nürnberg dieſen Tod, weil er ohne Wiſſen

des Raths 400 Perſonen zu Bürgern angenommen und das Geld eingeſteckt hatte. Frauen wurden nicht gehängt, ſondern ertränkt oder verbrannt. Daß das Hängen ſchimpflicher, geht daraus hervor, daß ein Nachtdieb gehängt, ein Tagdieb bloß enthauptet wurde. (Sſp. 2, 28.)

2) **Rädern** (radebrechen). Urſprünglich mochte wohl die Tödtung durch fahrende Wagen vollzogen worden ſeyn, wie jetzt noch in Indien am Feſte des Wiſchnu zu Jaganath geſchieht, daß die Pilger ſich unter die Räder des Wagens werfen, auf welchem das Bild des Gottes prangt, weil ſie wähnen, durch dieſen Opfertod ſogleich in Wiſchnu's Himmel einzugehen. Man denke hier an Irions Strafe und das **inligare in currus** bei Livius. Die Strafe im Mittelalter beſtand darin, daß man den Leib des Verbrechers mit einem Rade zerſtieß, hernach zwiſchen die Radſpeichen flocht, und damit in die Höhe auf einen Pfahl (oder Galgen) ſtellte. Das Rad war neunſpeichig. Rädern galt noch für ſchimpflicher als Hängen, daher auch nur eine Strafe für Männer, gewöhnlich für Elternmördern.

3) **Enthaupten** (**decollare**). Dieſe Art der Hinrichtung geſchah mit **Bart** und **Schlegel**. Der Verurtheilte legte ſeinen Hals auf einen Block, die Barte (das Beil) wurde darüber gehalten, und mit dem Schlegel ein Schlag gethan. In England wählt man noch jetzt das Beil. Das Schwert iſt eine edlere*) Strafart, für Krieger, gleich dem heutigen Erſchießen (Grimm a. a. O. S. 689 Not. 2). Dieſe Strafe traf nach der Bamb. Conſt. auch denjenigen, welcher Blutſchande mit der Stieftochter oder Stiefmutter, mit des Sohnes

---

*) Im Jahr 1510 ward ein Jude aus **Gnaden** enthauptet, weil er ſich für einen Chriſten ausgegeben hatte.

Eheweib getrieben hatte. Ebenſo wer eine Jungfrau oder Ehefrau, obſchon mit ihrer Einwilligung, aber gegen den Willen des Vaters oder Ehemanns, entführt hatte. Ferner, wer mit einer ehrbaren Jungfer, Ehefrau oder Wittwe Nothzucht begangen (Carol. 110). Endlich ward auch der Ehebruch mit einer Ehefrau von einem Ehemann auf dieſe Weiſe an ihm beſtraft, die Verführte kam mit Verluſt des Heirathsguts und ewiger Haft davon. (Carol. 120.) Auch Bigamiſten und Lehrer, die Unkeuſchheit mit Kindern getrieben, wurden enthauptet.

4) Ausdärmen (exenterare), eine Beſtrafung der Baumſchänder und Markfrevler, welche Todesart bei den heidniſchen Wenden auch die chriſtlichen Kriegsgefangenen erlitten. (Anton Urſpr. d. Slav. I. S. 49.) Man ſchnitt dem Unglücklichen den Bauch auf, band ihn an eine Säule, und trieb ihn mit den Därmen darum bis er keinen mehr in ſich behielt.

5) Fleiſchausſchneiden aus der Bruſt. Dieſe Strafe erlitt, wie man aus Shakeſpeares „Kaufmann von Venedig" weiß, der böſe Schuldner. Gräße theilt in ſeiner Literaturg. d. Mittelalt. II, 3, S. 302 ein altd. Gedicht mit, unter dem Titel: „Von Kaiſer Karls Recht, wie er einen Kaufmann und einen Juden macht ſchlecht von eines Pfundes Schmeers wegen, das er aus ſeiner Seite erſetzt hat." (Bamberg 1493. 4. vergl. Panzer deutſche Annalen I. p. 207, 237.) Shakeſpeare hatte ſeinen Stoff aus Pecoronus Giorn. IV. nov. 1 entnommen, die von Bülow (im 3. Bd. des Novellenbuchs) und von Simrock (Quell. Shakeſpeares I. p. 141 sq.) wiedergegeben iſt. Letzterer hat wieder aus der engliſchen Redaktion der Gestis Romanorum geſchöpft; derſelbe Stoff findet ſich aber ſchon in drei ähnlichen Geſchichten des Orients. (Die

erſtere theilt Malone in Steevens „Shakeſpeare III.“ p. 247 sq. mit, die andere iſt in den Persian Moonshee st. 13, die dritte im British Magazine 1800 p. 159 enthalten.) Der andere Theil jener Geſchichte der engl. Gesta Romanor. findet ſich in einer arabiſchen Erzählung in der Bibl. d. Rom. 1778. Janvier I. p. 104 sq. Eine ähnliche Geſchichte, als in Rußland paſſirt, erzählt die Zeitſchrift Janus. Darauf gründet ſich auch eine engliſche Ballade: the Jew of Venice (Percy Rel. of Engl. Poetry p. 56). Muthmaßlich iſt dieſe Strafart in den Zeiten der Kreuzzüge aus ihrer orientaliſchen Heimath zuerſt den Europäern bekannt geworden, vielleicht auch durch die mit dem Orient frühzeitig in Handelsverbindungen ſtehenden Venetianer?

6) Pfählen. Dieſe Strafe erlitten in Heſſen die Nothzüchtiger und die Kindsmörderin. Das Geſetz lautete: „Man ſoll einen dürren Eichenpfahl ſpitzen und dem Nothzüchtiger auf ſein Herz ſetzen, den erſten, andern und dritten Schlag darauf ſoll die Genothzüchtigte thun, die übrigen der Henker.“ (Emmerich’s frankenb. Recht).

7) Viertheilen. Einzelne Glieder des Miſſethäters wurden an den Schweif eines wilden Roſſes gebunden und zerſchleift, oder Arme und Füße an mehrere Pferde befeſtigt, und dieſe nach verſchiedenen Seiten hingetrieben. Dieſe Strafe wurde nach der (Bamberger Conſtitution) über den Landesverräther verhängt, entweder bei lebendigem Leib oder nach vorhergehender Enthauptung. Daß die Römer dieſes Supplicium kannten, weiß man aus dem Livius (I, 28.)

8) Steinigen. Der Miſſethäter wurde an einen Pfahl gebunden und mit Steinen nach ihm geworfen.

In Norwegen wurde er nicht angebunden, ſondern das Volk bildete eine Gaſſe, und Jeder warf mit Steinen nach ihm (Grimm S. 694.)

9) **Einen Mühlſtein auf das Haupt fallen laſſen**, dieſer Tödtung wird in der Edda gedacht.

10) **Vom Felſen ſtürzen.** Dieſe in Aegypten, Syrien und Hellas übliche Art, Verbrecher hinzurichten, wurde in Weſtgothland von lebensmüden Greiſen als freiwilliger Tod gewählt. (Grimm a. a. O. S. 486.)

11) **Lebendig begraben.** Dieſe Todesart unkeuſcher Veſtalen erlitten noch im Mittelalter die Frauen für Verbrechen, auf welche für Männer der Strang ſtand. (Außerdem auch, nach dem Nürnberger Recht, Männer, die Nothzucht getrieben.) Schärfung war dabei, ihnen ein Pfahl durch die Bruſt zu ſtoßen und Dornen aufs Grab zu legen. Eine Art des Lebendigbegrabens war das **Einmauern**, das auch Männern wiederfuhr. Wegen Feigheit wurden ſie in einen Sumpf geſenkt und Dorngeflecht darauf geworfen. (**Ignavos et imbelles et corpore infames coeno ac palude, injecta insuper crate mergunt. Tac. Germ. c. 12.**) Auch bei den alten Römern (**novo genere lethi, dejectus ad caput aquae ferentinae, crate superne injecta, saxisque congestis mergeretur. Liv. I, 51.**) Gewöhnlich erlitten Ehebrecherinnen dieſen Tod.

12) **Ertränken** war vorzüglich die Strafe der Frauen, die des Landesverraths ſich ſchuldig gemacht, insbeſondere wenn ſie im Verdachte der Hexerei und Giftmiſcherei ſtanden. Auch Kindsmörderinnen, und die ein Kind abgetrieben, eine Frau unfruchtbar machten, oder zum dritten Mal als Diebin ertappt wurden.

Noch im vorigen Jahrhundert wurden Verbrecherinnen erſäuft (Hannov. Mag. 1797 Nr. 11. 12.) Das Schwimmen zu verhindern, band man ihnen Mühlſteine um den Hals. Gleiche Abſicht hatte das Einnähen in einen Sack (wie noch jetzt in der Türkei mit der des Ehebruchs Verdächtigen geſchieht, und in Preußen noch unter Friedrich I. die Kindsmörderinnen geſackt wurden). Letzteres Verfahren wandte man auch bei Eltern- und Verwandtenmördern an. Zuweilen wurde noch ein Thier mit eingeſteckt. Im Jahr 1734 wurde in Sachſen eine Kindsmörderin mit Hund, Katze und Schlange im Sack ertränkt (Pistor. de processu crim. Tub. 1764. p. 4.)

13) Verbrennen. Dieſe bei den Römern häufige Strafe betraf im Mittelalter Knechte, die mit freien Frauen im Ehebruch ertappt worden waren, und die Ehebrecherin ſelbſt, einen freien Gothen konnte dieſer Tod nicht treffen. Außerdem wurden auch die der Sodomie Ueberwieſenen, Kirchenräuber, Mordbrenner, Grabſchänder, Giftmiſcher *), Zauberer und Ketzer verbrannt. Wer der Vermiſchung mit Thieren angeklagt war, den mußte der Scharfrichter zu Pulver einäſchern. Markfrevler wurden in eine Kuh- oder Ochſenhaut genäht, und drei Schritte vor das Feuer gelegt, wo es am allerheftigſten brennt, aber mit gegen die Flammen gekehrten entblößten Fußſohlen (Grimm S. 519). Ketzer wurden oft in ſiedendem Waſſer getödtet, noch früher wurden ſie in heißen Dampfbädern erſtickt. Ein

---

*) Nach der bambergiſchen Conſtitution, auch Falſchmünzer. Die Carolina erweitert dieſe Strafe ſogar auf diejenigen, welche falſche Münze an ſich bringen und wiſſentlich in den Verkehr bringen. Im Jahr 1510 wurde ein Notar wegen Verfertigung falſcher Inſtrumente lebend verbrannt.

Tuchmacher aus Wörd wurde im Jahr 1393 lebendig in Oel geſotten, weil er ſeine Mutter, die ſeine Verbindung mit der Geliebten nicht hatte billigen wollen, genothzüchtigt, und dann erdroſſelt hatte. Dieſer Strafe verfielen aber Elternmörder ſchon in früheſter Zeit.

14) Den Thieren vorwerfen war ſchon altrömiſche Strafpraxis. Doch weiß man bei den Deutſchen kein wirkliches Beiſpiel, nur die Sage ſpricht davon. Folgende Fälle führt Grimm (S. 701) an: So werden die Volſungen im Wald an einen Stamm gebunden, ein wildes Thier kommt Nachts und verzehrt ſie einen nach dem andern (Volſ. c. 8.) Gunnar wird in einen Wurmgarten (ormgard) gelegt und von den Schlangen todt gebiſſen (Saem. 224b 243a.) Ebenſo ſtirbt Ragnar Lodbrok (L. 16.) Des Beſtreichens mit Honig und in brennende Sonne den Fliegenſtichen Preisgebens erwähnen Boccacio (Dec. II, 9.), Koſegarten (Leg. II, 233) u. A.

Nicht tödtende, ſondern nur verſtümmelnde, verwundende und belaſtende (wie Feſſeln) Leibesſtrafen waren folgende:

1) Abſcheeren der Hauptbaare, zuweilen wurden ſie ſogar mit der Haut abgezogen (Grimm S. 703), gewöhnlich betraf es Diebe.

2) Geißeln, Stäupen war eine knechtiſche Strafe. Auch coloni (Bauern) wurden gehauen. Zuweilen ward ihnen die Wahl gelaſſen, mit einer Geldbuße ſich abzufinden, aber ein mit dieſer Leibesſtrafe belegter Freier hatte ſeine Freiheit verloren*).

---

*) Die Carolina diktirt dieſe Strafe für Kuppler und Kupplerinnen.

3) **Schinden** (**excoriare**, die Haut aufreißen) war eine vom Gothenkönig Totila verordnete Strafe. (Grimm S. 704.)

4) **Hand und Fuß abhauen.** Laurin fordert von allen, die ſeinen Roſengarten zertreten haben, den linken Fuß und die rechte Hand (**Geoffroi de Mayence** c. 17). Der Vorzug der rechten Hand leuchtet ein, weil ſie die Waffe führt, der höhere Werth des linken Fußes begründet, daß der Reiter mit ihm in den Stegreif tritt (**Tristan 7046.**) Die **Carolina** fordert, daß dem Meineidigen die zwei Finger abgehackt werden, mit denen er geſchworen. Im Jahre 1416 wurde in Nürnberg einem der Daumen abgehauen, weil er einem andern den Schuldbrief aus der Hand geriſſen, daß die Siegel abſprangen.

5) **Blenden.** Das Verbrechen des Hochverraths hatte entweder dieſe Strafe oder Landesverweiſung zu Folge (**Perz Monum. hist. Germ. 1. 350**). Aber im Jahr 1499 geſchah daſſelbe dem Hans Bock von Freiſingen wegen Bereitung von Liebesgetränken, Neſtelknüpfen, und weil er künftige Heirathen aus dem Spiegel weiſſagte.

6) **Naſe abſchneiden.** Auch dieſe Strafe drohte dem politiſchen Verbrecher, aber auch dem diebiſchen Knecht (Grimm S. 339). **Ohrenabſchneiden** war mehr ſlawiſche und orientaliſche Juſtiz, die Ohren wurden dem Miſſethäter in die Hand oder in die Taſche geſteckt. Aufſchlitzen der Ohren ſtand im frieſiſchen Geſetz auf Tempelraub. Im Jahre 1400 wurden auch einem Getreideverkäufer, falſchen Maßes halber, die Ohren abgeſchnitten. Im folgenden Jahre erlitt dieſelbe Strafe ein Burſche, weil er ſeinem Meiſter fünf Pfennige geſtohlen!

7) Zunge ausſcheiden kommt mehr in den Sagen, als in den Geſetzen vor.

8) Brandmarken (Durchbrennen der Wange) galt als Diebszeichen, und traf auch Hurer.

9) Entmannen. Dieſer Strafe verfiel der Knecht, der eine Magd beſchlafen hatte.

V. Ehrenſtrafen.

1) Widerruf und Abbitte. Der Injuriant mußte ſich öffentlich auf den Mund ſchlagen und ſagen: „Mund, da du das Wort redeteſt, logſt du.“ (Puffendorf App. III. 12.) Bisweilen geſchah die Abbitte knieend.

2) Schimpfliche Tracht. In Wales wurde einer Frau, die ihre Unſchuld nicht beweiſen konnte, das Hemd angeſchnitten. (Grimm S. 712). Dem hinzurichtenden Verbrecher ward eine rothe Mütze auf den Rock gebunden (Arnoldi Beitr. p. 92.) Juden mußten einen gelben Tuchſtreifen, noch unter der Regierung der Kaiſerin Maria Thereſia als Abzeichen tragen. In Avignon mußte ſein Hut von Orangefarbe ſeyn (Beckmann Beitr. XI. 50.), ſpäter kam der gelbe Ring auf (Kopp Bilder der Vorzeit I. S. 94.) Die rothe Farbe des Verbrechers bezog ſich auf die Blutſchuld, gelb war die Peſtfarbe, eine Andeutung, daß man ſich von der Berührung mit den Erbfeinden Chriſti fern halten ſolle.

3) Unterſagung der Waffen, inſofern dieſe die Anzeichen eines freien Mannes waren, an den Beſitz derſelben ſich der Begriff der Ehre knüpfte, denn Feigheit und Wehrloſigkeit galten für gleichbedeutend,

das Wort „feige“ ſelbſt bedeutete ſ. v. a. zum Tode beſtimmt. (Grimm S. 664 Note.) Verluſt der Freiheit hängt überhaupt mit dem Verluſt der Wehrhaftigkeit zuſammen, daher in demſelben Maße, als die Wehrhaftigkeit ſich vermindert, die Freiheit und gleichzeitig die Ehre ſich verringert. (Philipps, deutſch. Privatr. II. S. 4.) In Sagan war unter Heinrich dem Eiſernen Verluſt der Sporen die Strafe des Adels (Kopp II. S. 18.)

4) Sinnbildliche Proceſſion. Miſſethäter mußten in demüthigendem Anzug, ein Zeichen der verwirkten Strafe auf dem Hals oder Rücken tragend, vor ihrem Herrn erſcheinen, und eine vorgeſchriebene Strecke durchwandern. Edle und Freie trugen ein bloßes Schwert, Unfreie den Strang um den Hals; die den Staupenſchlag verdient hatten, trugen Ruthen oder Beſen in der Hand. Edle Verbrecher trugen Hunde, davon das ſächſiſche Sprichwort: „Hunde bis Bauzen führen“, d. h. bis zum Gränzort des Gau's. Dieſe bis zum 13. Jahrhundert fortherrſchende Sitte *) mochte, wie Grimm vermuthet, mit der andern: an der Seite des zum Strang verurtheilten Miſſethäters zur größern Beſchimpfung einen Hund aufzuhängen, im Zuſammenhang ſtehen. Bloße Edle, die nicht Fürſten, nur Dienſtmänner waren, trugen Sättel. Ein Fall dieſer Art kam im Jahr 867 unter Ludwig II. in Frankreich vor. Der Sattel mochte wohl, wie das Joch, Symbol der Unterwerfung ſeyn, wodurch der Verurtheilte ſich dem beleidigten Herrn gleichſam zum Reiten

---

*) Der Urſprung dieſer, ausdrücklich für die Landfriedensbrecher beſtimmten, Strafart fällt, nach dem Zeugniß des Wittekind von Corbei, in die Zeit Otto's I. Wenigſtens hat man bis jetzt kein früheres Beiſpiel von ihrer Anwendung aufgefunden.

anbot. Unfreie trugen ein Pflugrad, Frauen Steine um den Hals (als Sinnbild der verdienten Steinigung).

5) **Eſelritt**, eine Strafe für Frauen, die ihren Mann geſchlagen. Rückwärts mußten ſie ſitzen, den Schwanz in der Hand haltend den ganzen Ort durchziehen. Dieſer Brauch herrſchte namentlich zu Darmſtadt. Der dazu dienende Eſel wurde von den Herren von Frankenſtein zu Beſſungen — wohin Darmſtadt jährlich 12 Malter Korn als Eſelslehen zu entrichten hatte — gehalten, und wenn ſich der Fall ereignete, mit einem Boten nach der Stadt oder in die umliegenden Dörfer gebracht. Auch zu Marburg in Heſſen kannte man die Strafe des Eſelritts. In Bürgers Gedicht droht der Kaiſer dem Abt damit. Im Orient, namentlich in Perſien, trifft ſie noch jetzt politiſche Verbrecher, untreue Staatsdiener ꝛc. Vermuthlich wurde auch dieſe Sitte in den Zeiten der Kreuzzüge nach Europa gebracht.

6) **Mit Pech beſtreichen und in Federn wälzen** (vergl. Langbeins Schwank „die ſchöne Jägerin"), eine Strafe, die im Jahr 1189 unter der Regierung Richards in England vorkam. Einer mit Honig beſtrichenen und in Federn gewälzten Nonne erwähnt Raumer (Hohenſtaufen III. S. 107.).

7) **Der Pranger** oder Schandpfahl (franz. pilori, engl. pillory). An einen auf dem Gerichtsplatz ſtehenden Pfahl oder Block wurde der Verbrecher gebunden, angeſchloſſen, eingeſpannt und den Blicken des Volkes ausgeſtellt. Gewöhnlich betraf es Bigamiſten, Kupplerinnen, Kindsmörderinnen, Bäcker und Fleiſcher, welche nicht vollwichtige Waare lieferten. In Wien wurden Bäcker, die falſchen Gewichtes und ſonſtigen Betruges überführt waren, in einen geſchloſſenen

Korb geſetzt, welcher an dem Ende eines, in Form einer Schaukel angebrachten langen Balkens hing, und ſo in die Donau getaucht (Schlager Skizzen aus dem Mittelalter I. S. 259.). Daß dieſe Strafe auch in andern Ländern die Bäcker traf, beweiſt Tſchudi's Schweizerchronik, die Haltaus (Gloss. II. S. 1116.) mit folgenden Worten anführt: „1282 der Zeit was (war) ein Pfiſter (pistor) zu Zürch, der betrog die Lüt (Leute), das man In (Ihn) fing, und nach der Statt (Stadt) Brauch in die Schnelle nächſt ob den Ruden inlegt. Dieſe Schnelle was ein Korb, der ſtund hoch empor, und was eine wüſte Waſſerpfütze darunter, in ſelben Korb ſetzt man die Lüt, ſo etwas verſchuldt hatten, und gan (gab) man Ihnen darin weder Eſſen noch Trinken, und wenn er uß (aus) dem Korb wollt, mußt er in die Pfützen fallen, und ſich verwüſten zu einem Zeichen, daß er mit Beſchiß (Betrug) umgegangen ꝛc." Auch in Regensburg kam der Fall vor, daß ein Bäcker auf eine Schnelle geſetzt, und dann in eine Kothlacke geſchleudert wurde. Als er beſchämt heraustrat, wurde er von einem vorübergehenden Bürger wieder hineingeſtoßen. Gleich darauf ging ein Prieſter mit dem h. Sacrament eilend vorüber. Der Bürger mit dem andern Volke kniete nieder, ſchnell ſtürzte der Bäcker rückwärts auf denſelben, ihn mit einem Dolch ermordend. Der Verbrecher wurde von den entrüſteten Bürgern, ungeachtet er in den Biſchofshof der Freiung zuſprang, ohne Rückſicht auf die Freiſtätte ergriffen und enthauptet. (Hormayr Tſchb. 1834 S. 233.) Rückſichtlich des Urſprungs dieſer Strafart findet man ſchon im Tacitus, daß bei den Deutſchen gewiſſe Verbrecher in einen Sumpf getreten, und ſo erſtickt wurden.

8) Eine beſondere Art öffentlicher Ausſtellung war der Schandkorb für Ehebrecher, Gartendiebe, zänkiſche Weiber, boshafte Dienſtboten, Gotteslästerer, falſche Spieler, lüderliche Dirnen ꝛc.

9) In Polen wurden Ehebrecher und Hurer auf eine Brücke neben einem Markt geführt, der Schamtheil an einen Pfahl feſtgenagelt (per follem testiculi clavo affigitur), und ein Scheermeſſer zu beliebiger Löſung hingelegt. Auch für lüderliche Weibsperſonen gab es eine ähnliche Strafe *). Mit entblößtem Hintern auf einem Stein ſitzend, quittirte in Amſterdam und andern Handelsſtädten der inſolvente Kaufmann ſeine Schulden. Ein Hundedieb mußte, wenn er nicht Buße zahlte, des Hundes Hintern vor dem verſammelten Volke küſſen. (**Lex. Burg. 10.**)

10) Das Aufhängen in Käfigen war eine noch empfindlichere Strafe als der Schandkorb oder die Schnelle. Schon Gregor von Tours (VIII, 18) gedenkt deſſelben, und noch am Ausgang des Mittelalters wurden vom Rath in Nürnberg zwei lüſterne Pfaffen dazu verurtheilt.

11) Die Prelle war ein Inſtrument, in welchem Gartendiebe und zänkiſche Weiber ins Waſſer gelaſſen, und wieder in die Höhe gezogen wurden. (Strodtmann bei Grimm R. A. S. 726. War ſie vielleicht mit dem Schandkorb einerlei?)

12) Der Verluſt des Kirchenſtuhls. — Der Verbrecher mußte hinten in einer Ecke am Thurm oder

---

*) Si qua meretrix inveniebatur, in genitali suo turpi et poena miserabili circumcidebatur, idque ei hic dici licet, praeputium in foribus suspenditur. So berichtet Wachsmuth (Eur. Sittengeſch. II. S. [illegible].)

an der Thüre ſtehen; ein Brauch, der auch in Friesland und Schweden angetroffen ward.

13) **Unehrliches Begräbniß.** Todte Uebelthäter, gewöhnlich Selbſtmörder und Ketzer, wurden nicht durch die Thüre aus dem Hauſe getragen, ſondern durch ein Loch unter der Schwelle her geſchleift, und auf einem Kreuzweg begraben.

Rößig führt aus „Dreyers Antiq. Anmerk. über einige im Mittelalter in Deutſchland und dem Norden übliche Lebens-, Leibes- und Ehrenſtrafen (Lübek 1792)“ noch andere Ehrenſtrafen an, ohne zu beſtimmen, auf welche Vergehungen ſie geſetzt waren, als: Aufſetzen der rothen Hülle (?), Umhangen des Schandbockens (?), der Quabeltrank (?), Niederreißen oder Verbrennen der Häuſer, die Bedefahrt (?), Ach- und Ochfahrt (?), das Tragen von Steinen zu öffentlichen Bauten (nicht zu verwechſeln mit dem Schandſteintragen ?), das Pflugradtragen, das Weidentragen, das Satteltragen u. a. m.

Die Vollziehung der Strafen war bei den alten Deutſchen lange Zeit nicht entehrend. In älteſten Zeiten geſchah es durch die Prieſter, ſowohl inſofern als man die Todesſtrafen in ein Opfer verwandelte*), als auch, wie es ſcheint, bei andern; nachher verrichtete dieſes

---

*) Vergl. Tacit. Germ. c. 7. Alles that hier der Prieſter — non quasi in poenam nec ducis jussu, sed velut Deo imperante. Von der Vollziehung der Todesſtrafen durch Prieſter findet ſich eine Spur in dem alten Liede:

Soll ich nun in Gottes-Frohnen Hände
In meinen allerbeſten Tagen
Geben werden und ſterben zu elende
Des muß ich wohl dochlich klagen.

Gottes-Frohnen Hände heißen hier die Hände der Diener Gottes. So wurden auch bei den heidniſchen Preußen, bei der heiligen Eiche zu Romowe die Uebelthäter vom Oberprieſter (Criwe) abgeſchlachtet. (Hartknoch de reb. Boruss. X. §. 2.)

Amt der jüngſte Schöppe *), an einigen Orten die Vorſteher der Kirchſpiele **), zuweilen bei Mädchen insbeſondere, wenn ſie durch einen Fehltritt die Familie beſchimpft hatten, und lebendig begraben wurden, die Vettern ***), ſo auch beim Hängen oft die nächſten Verwandten †), gute Freunde, zuweilen die Mitſchuldigen, oder auch der Ankläger ††). Bei Kriminalfällen der Vornehmen ſah man ſogar auf Ebenbürtigkeit †††) desjenigen, der die Strafe zu vollziehen hatte.

Der Nachrichter oder Freiknecht war alſo noch kein ehrloſer Stand, es ſey denn, als dieſer zum Gewerbe wurde. Doch findet man in den ſtädtiſchen Gerichten ſchon im 13. Jahrhundert Spuren, daß man ſchlechte Perſonen dazu wählte. Sein Anſehen in früherer Zeit läßt ſich daraus ermeſſen, daß ſeine Fürbitte vom Tode retten konnte. In Nürnberg wenigſtens beſaß er eine ſolche Macht. Doch kommt auch ein Fall aus Rothenburg vor. Dort ſollte im Jahr 1515 eine Kindsmörderin ertränkt werden, der Nachrichter erbat ſie ſich zur Frau und erhielt ſie.

---

*) Bei den weſtphäliſchen Vehmgerichten war dies überhaupt ſein Amt, ſo wie im Nothfall jedes andern Schöppen.

**) Dies kam aus dem alten Familienrechte, wohin das Familiengericht, alſo auch die Strafvollziehung gehörte.

***) Sollte hievon der Ausdruck: „den letzten Liebesdienſt leiſten" herkommen? obſchon wir ihn bloß von der Leichenbeſtattung brauchen.

†) Otto von Freiſing de reb. gest. Frid. I. Imp. II. 25.

††) Im „Reinecke Fuchs" vollſtrecken die Ankläger Iſegrimm, Hinze und Brun, der Bär, das Urtheil.

†††) Dreyer führt aus der nordiſchen Verfaſſung Beiſpiele auf.

* * *

Die Vergleichung der Sitten im Mittelalter und der damals häufig vorkommenden Verbrechen mit den vollzogenen Strafen verdiente eine Unterſuchung, die zu intereſſanten Bemerkungen Gelegenheit geben könnte. Hier mögen Einige anſtatt Vieler genügen. Außer den Befehdungen und Räubereien gehörte unter die gewöhnlichen Verbrechen der Todtſchlag, denn man konnte durch das Vorgeben der Nothwehr ſich jeder Ahndung leicht entziehen. Hingegen iſt der Kindermord in jener Zeit eine ſeltene Erſcheinung. Nach Herrn Wills Berechnung kam zu Nürnberg im 15. Jahrhundert gar kein ſolcher Fall zur gerichtlichen Anzeige, im 16. nur 6, im 17. ſchon 33. Man könnte freilich daraus noch nicht auf eine geſunkene Sittlichkeit in den ſpätern Jahrhunderten ſchließen, weil die Findelhäuſer ſchon ſehr früh in Italien aufgekommen ſind *), von wo ſie nach Deutſchland eingeführt wurden. Wenigſtens hatte Nürnberg bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts ſein Findelhaus **). Ferner gab es dort, wie in Augsburg

---

*) Bei Muratori Antiq. II. diss. 37. findet ſich eine von Dathe, Erzprieſter zu Mailand, ſchon im Jahr 787 gemachte Stiftung eines Findelhauſes. In der Stiftungsurkunde heißt es: „Da ſo viele Kinder von ihren Müttern ohne die heilige Taufe in die andere Welt geſchickt, und in Kloaken und Flüſſe geworfen werden, um die Sünde zu verbergen, ſo ſollen dergleichen Kinder künftig an der Kirche niedergelegt, allda aufgehoben, in das neuangelegte Findelhaus gethan, in allen Künſten unterrichtet, und ihnen, wenn ſie erwachſen ſind, freigelaſſen werden hinzugehen, wo ſie wollen.“

**) Celtes (de origine, situ, morib. et instit. Norimb.) beſchreibt es wie folgt: Es iſt vor Kurzem eine Stiftung gemacht und anderen größeren Städten Deutſchlands — Frauenhäuſer. Einige derſelben genoſſen Privilegien, wie man aus der unten in der Anmerkung enthaltenen Supplik *) der gemeinen Frauen an den Rath vom Jahr 1492 entnehmen kann, worin ſie ſich über verſchiedene Eingriffe der nicht privilegirten Winkelhäuſer beſchweren. Im Jahr 1508 ward ihnen eines derſelben zu ſtürmen erlaubt, welches ſie ſehr geſchickt vollzogen haben. Erſt nach

---

worden, zur Annahme eines Mannes und einer Frau, welche dieſe Kinder, die zuvor ohne Ordnung und Lehre unter ſich gelebt, nunmehr in guten Sitten und der lateiniſchen Sprache unterrichten. Wenn ſie erwachſen ſind, werden ſie mit dem Bürgerrecht beſchenkt, und zur Kaufmannſchaft oder zum Handwerk angehalten, die Mädchen aber zur Heirath ausgeſtattet.

*) Die Supplik iſt folgende:

„Bittſchreiben der Töchter im Frauenhauſe zu Nürnberg
an den Rath de an. 1492.

Fürſichtige, Erbaren, und weiſen, günſtigen lieben Herren!

Wir bringen Ewer Weisheit in Klage für, und bitten Ewer fürſichtige Weisheit mit unterthänigem Fleiß die von uns armen Töchtern zu vernehmen, und iſt das die: Nachdem uns armen erlaubt iſt, daß wir uns wohl in dem gemeinen Töchterhaus enthalten ſollen oder mögen, und doch verboten iſt, daß wir bei Nacht nicht auf der Gaſſe als die andern, die bei den Wirthen zehren, umgehen ſollen, wo wir deß überfahren und ergriffen werden, Uns ins Gefängniß zu legen. So aber der Wirth und andre mehr E. W. Bürgern ſo viel, die andere Frauen und Manner halten, und zuſammenlegen, daß wir arme Töchter uns nicht langer in dem gemeinen Hauſe enthalten können, und wir ſolches unſers Schadens halb E. W. nicht länger verhalten, und dieſelben, die dann ſolches mannigfaltigerweiſe mit dem ſo gröblich halten, und die Frauen, die bei Nacht auf der Gaſſe gehen, und Ehe- und andere Manner beherbergen, und zuſammenlegen, zu benennen, ſo ſind das die, wie hernach folgt (hierauf werden alle ſolche Winkelhäuſer namentlich angeführt) daran kein Zweifel ſteht, die alle obbeſtimmte Perſonen ſolches inmaßen und viel gröber, dann wirs halten in dem gemeinen Töchterhauſe daß ſolches zu erbarmen iſt, daß ſolches in dieſer löblichen Stadt alſo gehalten ſoll werden, dem allem nach wir arme Töchter E. F. W. unterthäniglich mit demüthigem Fleiß bitten, uns armen Töchtern ſo geneigt zu ſeyn, und ſolches um Gottes und der Gerechtigkeit willen ſtrafen, und uns der Reformation (1562) verlangte der Rath von den drei vornehmſten Predigern und Juriſten ein Gutachten, ob das Frauenhaus abzuſchaffen ſey? mit der Aeußerung: „wenn man es abſchaffen ſollte, was dagegen für anderer Unrath verurſacht werden möchte, in Anſehen der großen Menge allerlei Volks dieſer Stadt, und etliche Exempla vor Augen, daß es an andern Orten, an welchen die Menge des Volks nicht ſo groß iſt, nicht recht gethan, und man hernach gewünſcht, daß man es nicht abgeſchafft hätte." Wiewohl nun die zwei vornehmſten Conſulenten die Abſchaffung ſtark widerrathen, „dieweil ſich nicht ein Jeder an den Himmel halten könnte, und durch die Abſchaffung ehrliche Töchter in Gefahr geſetzt werden möchten," ſo hat doch der Uebrigen Bedenken und der Theologen Ermahnung: **quod malum non sit tolerandum, ut bonum inde eveniat**, den Sieg erhalten, und es ward wirklich abgeſchafft. (Müllners Annalen zum Jahr 1562.) Im Jahr 1582 wurde

---

Arme dermaßen und von alter Herkommen Recht und Sitt iſt halten und ſolches hinführo nicht mehr geſtatten, dann wo ſolches hinfuhro, als es bishero gehalten werden ſollte, müßten wir Hunger und Kummer leiden, doch ungezweifelts Vertrauens E. F. W. werde ſolches nicht länger gedulten, und es halten wie es vor Alter herkommen iſt, damit wir arme Töchter deſto beſſer auskommen und uns enthalten mögen, der Zuverſicht E. F. W. werden ſolches zu Herzen nehmen, und uns furderlich und geneigt darin ſeyn, denn unter uns eines Theils ſeynd, die etlich Wirth ſelbſt behalten, und Ihnen Manner zugelegt haben, damit wir ſolches anzeigen und beibringen mögen, das begehren wir arme Töchter um E. F. W. mit unterthanigem und höchſten Fleiß, und ſo viel wir vermögen, gegen Gott und ſonſt zu verdienen. A. 1492.

gehorſam und willige Unterthaninnen die gemeinen
Frauen im Töchterhauſe allhier."

zu Nürnberg ferner verordnet, daß die Geiſtlichen kein Brautpaar, das vor dem Kirchgang mit einander ſündlich gelebt, im Kranze einleiten ſollten, ſondern wenn ſich ſolche Perſonen anzeigten, oder von denen ſolches kundbar wäre, ſo ſoll die Braut in einem Schleier und der Bräutigam ohne Kranz zur Kirche gehen, und ſollen ſie über 12 Perſonen nicht begleiten, auch das Hochzeitmahl ohne Spiel und Fröhlichkeit halten, auf dem Lande aber ſollten den Verlobten durch den Büttel Strohkränze aufgeſetzt werden, und ſie mit ſolcher Zier in die Kirche gehen. (Müllner z. J. 1582.)

Dieſe Umſtände mögen zur Vermehrung des Kindermords beigetragen haben. Räubereien und Diebſtähle werden, der mangelhaften Polizeianſtalten wegen, damals gewiß zahlreich geweſen ſeyn. Wenigſtens waren ſie auf dem Lande in ſehr kläglichem Zuſtande, wie man aus Luthers „Tractätlein von der falſchen Bettler Büberey" (Wittenb. 1528) abmerken kann. Außer den bereits bekannten Zigeunern, Spielleuten, Schalksnarren u. dgl. noch 20 Arten mehr von Bettlerſorten, die er aufzählt, gab es noch weit mehrere. Die ſchwerſten Verbrechen konnten mit Geld losgekauft werden. Bei einem Amt wurden die vom benachbarten Amt Entwichenen aufgenommen und gehegt, oder wieder ins Gefängniß geworfen, bis ſie ſich losgekauft, bei dem Todſchlag die Güter des Thäters eingezogen, und ſo lange zurückgehalten, bis er ſich durch einen Geldabtrag oder durch Auftragung eines Allodialguts zum Lehn abgefunden. Darüber klagt Sebaſtian Brand in ſeinem „richterlichen Klagſpiegel" (edit. 1518, Fol. 122). Und der Freiburger Rechtslehrer Zaſius ſtimmt mit ihm überein, wenn er ſagt: „die Gerichtsherren ſtrafen nur um ihre Einkünfte zu vermehren. Es iſt ärgerlich auf das künftige Unglück eines Menſchen im Voraus zu rechnen, daher billige ich es nicht, daß diejenigen, die ihre mit der peinlichen Gerichtsbarkeit verſehenen Güter verkaufen, die Strafen mit zur Summe der Einkünfte rechnen.“ (Ulrici Zasii Opera I. Francof. 1580 Tit. de jurisdict. p. 178.) Und Ulrich Tengler rügt im Laienſpiegel (fol. 144), daß man dem Nachrichter überließ, an dem Delinquenten diejenige Todesart zu vollziehen, die ihm am bequemſten war!

Wer ſich nicht frei kaufen konnte, hatte gewiß mehr über Strenge der Gerichte als in unſerer Zeit zu klagen Urſache, daher der Nürnberger Schriftſteller Celtes von den Richtſtätten dieſer Reichsſtadt ſorgt: „daß ſie mit Leichnamen hingerichteter Verbrecher angefüllt ſind, die durch den Wind aneinander ſtoßenden Knochen der Miſſethäter machen ein Geräuſch in der Luft, und die Raben finden da ein vortreffliches Mahl.“

Schon die Polizeivergehungen — die Städte waren es insbeſondere, die in ihren Mauern polizeiliche Einrichtungen zuerſt ausbildeten — wurden in Nürnberg mit auffallender Strenge beſtraft. So z. B. wenn Handelsleute die Stockfiſche nicht recht gewäſſert, das Fleiſch über die beſtimmte Taxe gegeben, ſchimmlig Brod verkauft, Würfel hergeliehen, oder ſelbſt geſpielt hatten *), wurden ſie auf einige Zeit des Landes verwieſen. Im Jahr 1419 ward Einer ſogar auf drei Jahre mit dieſer Strafe belegt, „weil er, da er mit Andern einen Kauf geſchloſſen, als ſie den Kauf mit einander darſchlagen ſollten, ſeine Tochter zu einem Weibe darge-

---

*) Erlaubte Spiele waren ausgenommen, da der Rath im Jahre 1472 ſelbſt zwanzig Gulden zu einem Schachſpiel hergegeben hatte.

ſchlagen, und ihm alſo die Tochter zu einem Weibe aufhalſen wollen."

Das Zeichen einer Stadt, daß ſie ihre eigene Kriminalgerechtigkeit beſitze, waren die noch jetzt in vielen norddeutſchen Städten auf dem Marktplatz bemerkbaren Rolandsſtatuen. Schon der Name Roland, der corrumpirt aus Rothland iſt*), bedeutet einen Mann, der die Farbe des Blutes — wie ehedem der Scharfrichter einen rothen Mantel trug — zum Abzeichen hat. Ein älterer Erklärer hält die Rolandsſäulen für Bannerhalter, deren Banner die mit dem Marktrecht verbundene eigene Gerichtbarkeit bedeuten ſoll. Darum ſtehen die Säulen jedesmal auch auf dem Marktplatz, darum heißt die Straße zunächſt dem Bannerhalter in Bern die Gerechtigkeitsſtraße, daher kommt die Statue der Gerechtigkeit, welche anſtatt eines ſolchen Bannerhalters auf dem Marktplatz in Frankfurt ſteht, daher wird bei der Rolandsſäule Gericht gehalten. Daher kommt es auch, daß dieſe Bannerhalter jedesmal auf der Fahne oder dem Schilde das Wappen der Landesherrſchaft, und an reichsunmittelbaren Orten, wie z. B. Luzern, den Reichsadler führen. Daher kommt es endlich, daß ſie zugleich ein Schwert zu halten pflegen.

Roland war, dem Turpin, Mönche zu St. Denis und zuletzt Erzbiſchofe von Rheims, zufolge, der mit ihm zugleich lebte, ein Graf von Anjou und la Maine. Sein Vater ſoll ein Herr der Feſtung und des Landes Blaye in

---

*) Rothland bedeutete ſ. v. a. Rothmann, die Endſylbe land iſt müßig, wie z. B. in den Worten Heil-and, Wieland (für Wigland d. i. Tapferer, umgekehrt: Hartwig, denn Hart bedeutet Herz, Muth. Aus Wigland wurde Wigand, Weigand, Wieland und Weiland, aus Heilland: Heiland. Den Namen Rothland findet man in England noch in Rutland vor, vgl. Roger, Ruggiero (franz. rouge).

Guienne geweſen ſeyn, der ſich beſonders im Kriege gegen die Saracenen oder Ungläubigen in Spanien ausgezeichnet, und dem daher Karl der Große nicht nur die erwähnte Grafſchaft verliehen, ſondern ihm auch ſeine ältere Schweſter Bertha zur Gemahlin gegeben. Der eigentliche Tauf- und Perſonenname dieſes Helden iſt im Strome der Zeit, wie gewöhnlich, untergegangen, und der Name bloß ſeiner Beſitzung, nämlich Roland, Ruland, eigentlich Rutland*) iſt geblieben. Er bedeutet wohl nur ſo viel, als Graf und Herzog von **Rutland**, oder der alten Ruthener, die in Aquitanien um Rodes, ſo wie in la Maine, dem Sitz der alten Kenomannen (kühnen Mannen) wohnten, und ihren Namen entweder als fleißige Ausroder, oder als rothhaarige Deutſche bekamen. Ebenſo heißt auch der Herzog von Wallenſtein oft der Friedländer, oder Herzog von Friedland.

Späterhin hat nun ein Ungenannter im 11. oder 12. Jahrhundert, unter obigen Turpins Namen, Rolands Thaten zu einem fabelreichen Roman ausgeſchmückt. Dieſer läßt nämlich Karln für ſeinen Neffen, durch einen Engel ein blutdürſtiges, alles durchſchneidendes Schwert, Trunkhart (Vieltrinker) auch Durandart (Spießdurchſchneider) genannt, verleihen, ſo wie auch ein elfenbeinernes Gellhorn, Olifant (Elephantenbein), durch deſſen Blaſen er den Sinn der Heiden verwirren würde. Dennoch verlor der Held zuletzt durch Verrätherei ſeines Stiefvaters Ganelon oder Guenelon im Dornenthal Ronceval, am Fuße und Engpaſſe der Pyrenäen, gegen die Basken im Jahre 778 eine Hauptſchlacht, als er mit Beute beladen aus Spanien zurückkehrte**). So mußte er endlich ſchwer verwundet, nach dem Verluſte vieler anderer ſeiner Helden, z. B. eines Turpin, Olivier ꝛc. unter einem Baume auf einem Steine ſitzend verſchmachten. Auf das Schmettern ſeines Horns, das Karl, obgleich acht Meilen davon entfernt, ſoll vernommen haben, welches er zuletzt, ſo wie die Adern ſeines Hauptes, durch zu ſtarkes Blaſen zerſprengt haben ſoll, eilte ihm dieſer ſofort zur Hülfe, fand ihn aber ſchon entſeelt. Er beklagte den früh Gefallenen ſehr, und ließ über den Stein zu ſeinem Andenken ein Kloſter bauen, vor deſſen Eingange man noch jetzt des Rolands Bild, ganz von Knochen zuſammengeſetzt mit umgehangenem Horne, den Helm auf dem Kopfe, das Schwert in der Rechten, ſchaut. Seine Gebeine wurden nachher nach Blaye, als ſeinem Geburtsorte gebracht, und im Gewölbe einer Kirche, ſammt denen ſeiner Gefährten, in marmornen Särgen beigeſetzt, wo ſein marmornes Grabmal noch durch eine lateiniſche Inſchrift, welche von Karl ſelbſt verfaßt ſeyn ſoll, beurkundet, daß er der erſte und vorzüglichſte Palatin oder Pallaſtgraf unter den zwölf fränkiſchen Pairs geweſen ſey. Auch zeigt man noch ſein Grab, ſo wie ſein Schwert und Gellhorn zu Ronceval vor. Was man aber weiter von der rieſenmäßigen Größe ſeines Körpers und ſeiner Gebeine zu Blaye vorgibt, iſt mönchiſche Fabelei *), ſo wie vieles andere, ſpätere dichteriſche Ausſchmückung eines falſchen Turpin, dem ein Stryker in Beſingung ſeiner Thaten, ſo wie auch der berühmte Arioſt in ſeinem Orlando furioso nachgefolgt ſind. Dennoch kann man nach alle dem, was hier von Roland iſt geſagt worden, wohl faſt nicht daran zweifeln, ob ein nahe mit Karln verbundener, jugendlicher, früh gefallner Held dieſes Namens, jemals gelebt habe, weil jedem hiſtoriſchen Romane, ſelbſt einem Siegfried, ein wirklicher Held der Vorzeit zu Grunde liegt, woran ſich des Dichters Einbildungskraft übt. Geſchichtlich weiß man auch noch vom Roland, daß er im Jahre 773 den erſten Grundſtein zur Abtei Kempten gelegt habe **). Daß man aus der Geſchichte keine Schweſter Karls des Großen, Namens Bertha kennt, iſt gar kein hinreichender Einwurf gegen Rolands vormaliges Daſeyn; denn auch unſer hiſtoriſches Wiſſen iſt oft nur Stückwerk. Doch ſchon der Name Bertha, auch derjenige von Karls des Großen Mutter, würde ihr Daſeyn nicht ganz unwahrſcheinlich machen. Iſt ſie nun etwa vier Jahr älter als Karl geweſen, der im Jahr 742 das Licht der Welt erblickte, ſo kann Roland kaum das vierundzwanzigſte Jahr ſeines Lebens erreicht haben. Faſt ohne Zweifel hat der Held ein Jahr vor ſeinem Tode 777, und früher mit ſeinem erhabenen Oheim auch unſer Sachſenland heimgeſucht, und ſich hier als Pfalzgraf und Herzog durch Kriegsthaten ausgezeichnet; wenn gleich die Geſchichtsſchreiber auch hiervon nichts erwähnen.

---

*) Siehe Annal. suevici von Cruſius.

**) Wenn manche Geſchichtsbücher dieſe Niederlage erſt ins Jahr 804 verſetzen, ſo iſt es offenbar falſch, und ſtimmt nicht zur Geſchichte Karls d. Gr.

---

*) Siehe Schilters Thesaurus Tom. III. p. 688.

**) Siehe Annal. Suevici, Pars I. Lib. XI. p 319.

Durch alles dieſes glaube ich mir nun ſchon zur Aufrechthaltung der gewöhnlichen Meinung den Weg gebahnt zu haben, daß unſre alten Rolandsſäulen wirklich von dieſem Helden benamt ſind, und meiſtens ſich auf ihn nur beziehen. Denn ganz willkührliche Weichbilder haben es nicht ſeyn können; bei einer figürlichen Perſon und Abbildung der Gerechtigkeit aber wird man wohl lieber eine willkührliche Perſon mit einer Waageſchale in der Hand, ſtatt eines bewaffneten Helden abgebildet haben, ſo wie es auch wirklich mit der Rolandsſäule in Brandenburg der Fall iſt. Wollte man aber ein freies oder eigenes hochpeinliches Grafengericht eines Orts darunter vorſtellen, was war natürlicher, als dazu des mächtigſten Kaiſers vormaligen primum Palatinum zu erwählen, der ſich obendrein auch im Kriege, als Herzog, durch ſeine Thaten ausgezeichnet hatte.

Wie aber die Sachſen, unſere Altvordern, in deren Städten ſich dieſer Roland beſonders befindet, dazu gekommen, ſo früh, durch Abbildung dieſes Helden, freiwillig die fränkiſche Oberherrſchaft über ſich anzuerkennen, ließe ſich daraus allenfalls erklären, daß Karl der Große die Sachſen gleich anfangs im Jahre 774, ſo wie im Jahre 778 auf dem Landtage zu Paderborn, nach Annahme des Chriſtenthums, ſehr gütig und gar nicht als ein überwundenes Volk behandelte, ſondern ſie ſeine lieben Getreuen nannte*). Nicht ganz verwerflich ſcheint mirs alſo, was auch der Verfaſſer der Eilenburger Chronik (S. 479) hierüber annimmt, daß Roland, Karls Hauptmann, als er die Sachſen und nachher die Wenden überwunden, auf kaiſerlichen Befehl den Städten (oder vielmehr gerichtlichen Oertern) welche den chriſtlichen Glauben angenommen, die eigene Gerichtsbotmäßigkeit verliehen, weßwegen man ihm zum Andenken ſein Bildniß auf die Gerichtsſtätten geſetzt, die man Rolandſäulen genannt. Dies könnte ein-Jahr vor Rolands Tode geſchehen ſeyn, als Karl zu Herſtal (Heeresſtelle) an der Weſer mit ſeinem Heere ſtand, wo erſterer mehrere Oerter, z. B. Halberſtadt, Magdeburg, Halle, Belgern, die erweislich alle damals ſchon ſtanden, durchzogen. Von Belgern aus, an der Elbe, mag er ſogar jenſeits derſelben einen Zug ins Land der Wenden gewagt haben, wofür noch das Städtchen Ruland oder Roland in der Lauſitz, nebſt dem ruländiſchen Kreiſe ſprechen dürfte. Dies ſoll von Roland benamt ſeyn, vielleicht als eine vormalige Lagerſtätte deſſelben gegen die Wenden*). Als ſpäterhin die ſchrecklichen Vehmgerichte gegen die Abtrünnigen, dem Heidenthum ſich wieder ergebenden Sachſen, von Karln eingeführt wurden, ſo mußten manchen Oertern die Wohlthat einer eigenen Gerichtsbarkeit deſto einleuchtender werden.

---

*) Siehe Kalvörs heidniſches Niederſachſen S. 140 u. 164.

Wenigſtens ſpricht unverkennbar der Name Rolandsſäulen für ihren Bezug nur auf dieſen Helden. Denn ſchwerlich wird man denſelben durch Rulandsſäulen ſprachgemäß erklären können, ſo daß ſie bloß einen Landbezirk bedeuten ſollten, worin von den Rügengrafen die Verbrecher gerügt oder in fragliche Anregung und Unterſuchung wären gebracht worden, noch durch Rulandsſäulen, indem durch Beſtrafung der Verbrecher für die Ruhe des Landes ſey geſorgt worden. Denn beide Erklärungen ſtimmen weder mit der Schreibart des Worts Roland und der Wortzuſammenſetzung, noch mit der gewöhnlichen Ausſprache Roland überein. In beiden Fällen müßte es doch wohl Landruh- und Landrügeſäulen heißen, ſo wie man Landgericht für Gerichtland ſpricht.

---

*) Nähere örtliche Unterſuchung, z. B. von uralten Schanzen, auch einem dort befindlichen Rolande, könnte die Sache in näheres Licht ſetzen; oder ob's auch nicht bloß vom ausgerodeten Lande benannt ſey. —

Auch die altfränkiſchen Zuſammenſetzungen von Stöhrenfried für Friedenſtörer, Taugenichts für Nichtstauger, Spring ins Feld, möchten hier ſchwerlich eine Anwendung leiden. Man kann auch zum Behuf dieſer Zuſammenſetzung weder das Wort Heiland anführen, welches nicht für Landheiler oder — Heil des Landes, ſondern nur für heilend oder heilender ſteht (ſ. Schilters Thesaurus), noch das Wort Hanſeeſtadt, welches nicht Seehandlungsſtadt heißt, ſondern von den gehänſelten Hanſen oder Kaufleuten ſtammt. Der Name Roland iſt alſo bloß von dem bekannten Helden zu erklären, der den Beinamen von ſeinem Beſitzort erhielt, ſo wie die Herzöge von Portland, Cumberland, Friedland.

Bei alle dem iſt mirs wahrſcheinlicher, daß Roland erſt ſpäterhin, als der Held durch alle fränkiſchen Romane von ihm und ſeinem Oheim, welche ſeine Thaten und Abenteuer beſangen, und die ſich ſelbſt bis in den tiefen Norden verbreiteten, romantiſcher und idealiſcher geworden, etwa zur Zeit der Minneſänger, der Hanſeſtädte und Albrechts des Bären, wenigſtens in ſeinen koloſſaliſchen und rieſenmäßigen Säulen, in den ummauerten und mit Stadtgerechtigkeit begabten Städten an den Rathhäuſern ſey aufgeſtellt worden.

Man erlaube mir nur noch zum nähern Beweiſe von einigen beſondern und zum Theil auch uneigentlichen Rolandsſäulen zu reden:

Der Roland in Bremen war urſprünglich nur von Holz. Er verbrannte im Jahre 1366 und ward erſt im Jahre 1512 von Stein aufgeführt. Selbiger führt die Inſchrift:

Vryheit do ik ju ovenbar,
De Karl und manig Vorſt vorwar,
Deſer Stadt gegeben hat;
Des dankt Goden, dat is min Rat.

Dieſe Inſchrift, wenn gleich wohl erſt aus der Zeit der Minneſänger, beſtätigt wenigſtens auch die geſchichtliche Nachricht, daß Karl den von hier eine Zeitlang nach den Niederlanden verſetzten Sachſen bei ihrer Rückverſetzung die eigne Stadt- oder vielmehr Ortsgerichtsbarkeit verliehen.

Der Roland zu Wedel im Holſteinſchen ſoll eigentlich die Statue Karls ſelbſt mit dem Schwert und Reichsapfel vorſtellen. Dies Städtchen iſt der urſprüngliche Sitz der uralten weit verbreiteten adeligen Familie von Wedel, deren Ahnherr als Ritter zuerſt den Sonnentempel zu Alt-Salzwedel ums Jahr 810 ſoll zerſtört haben, daher ihr Wappen auch noch dieſen altſächſiſchen Sonnengott als einen Flammenwedel vorſtellt *). Wie dem auch ſey, ſo iſts wenigſtens wohl gewiß, daß dieſer Ritter hierauf im Holſteinſchen oder Nordalbingen mit vielen andern von Adel als Grenzwehr gegen die Dänen zuerſt anſäſſig geworden iſt.

Der Roland zu Nordhauſen, einer uralten Reichsſtadt, ſtellt einen Jüngling von mäßiger Größe und dunkeln krauſen Haaren vor, mit einer langen dalmatiſchen stola bekleidet, nnd das Rügeſchwert in der Hand. Vielleicht iſt dies einer der älteſten, der die richtigſte Vorſtellung von ihm beibehalten.

Der Roland in Halle ſtand vor dem Jahre 1341 noch als ein hölzernes Bild bei der jetzigen Rathswaage, wo die Berggerichte gehegt wurden. Erſt im Jahre 1717, als er verbrannte, ward er von Stein aufgeführt und ans Schöppenhaus verſetzt; von ihm hat noch der rothe Thurm, als ein Blutthurm, an welchem er auch vormals ſtand, den Namen, nach dem bekannten Verſe:

Rother Thurm, des Blutes Zeichen,
Das Gerechtigkeit vergoſſen,
Bei dem Rolandsbild gefloſſen
Unter Beil- und Schwertesſtreichen.

Unſer altmärkiſcher Rolandskoloß zu Stendal trägt den Reichsadler an der Bruſt, führt das Schwert in der Rechten, und birgt unter ſeine Rieſenbeine den Tyll Eulenſpiegel, als Bild der zu ſuchenden richterlichen Klugheit. — Der vormalige Gardeleger Roland hatte im dreißigjährigen Kriege das Schickſal, aus Furcht vor den Schweden vermauert zu werden, wovon man noch die Stelle

---

*) Siehe allg. hiſt. Lexikon, Leipzig 1772. Auch: Beiträge zur Kunde der Rechtsalterthümer von Spangenberg.

nachweiſt. Der in Burg, einem Flecken bei Tangermünde, ſtammt erſt aus der Zeit Karls IV., der am letztern Orte herrſchte.

Derjenige zu Zerbſt trägt gar, als ein Narr, Schellen, welche auch erſt der Sitte des 14. Jahrhunderts angehören.

Manche dieſer Gerichtsſäulen ſind indeß keine eigentlichen Rolandsſäulen, wie ſchon bei denen in Wedel und Brandenburg bemerkt worden iſt. Hieher gehört der Roland zu Magdeburg, der eine geharniſchte Statue zu Pferde vorſtellt, und ſich wahrſcheinlich auf den Kaiſer Otto den Großen bezieht. Ebenſo verhält ſichs mit demjenigen zu Neuhaldensleben, der ebenfalls als eine Statue zu Pferde abgebildet daſteht, welche auf Heinrich den Löwen, als den Begründer und Wohlthäter der Stadt, hindeuten ſoll*).

Auch der Roland zu Wurzen in Sachſen an der Mulde ſtellt einen blauen geharniſchten Reiter mit einer Biſchofsmütze vor, weil der Ort vormals mit zum Bisthume Meißen iſt geſchlagen worden.

Endlich beſtehen die beiden Rolande zu Prenzlow und Potzelov in der Ukermark bloß in Gerichtsſäulen**).

Deſſen ungeachtet aber heißts auch hier: denominatio fit a potiori! Ich glaube daher die gewöhnliche Meinung gegen einen Konring und Goldaſt***) wiederum gültig gemacht zu haben, daß nämlich die Rolandsſäulen keine bedeutungsloſe und willkührlich gewählten Weichbilder der eignen freien Stadtgerechtigkeit ſind, und daß ihr Name nicht durch Säulen einer Rüge des Landes zu erklären ſey, ſondern daß ſie ſich auf einen vormaligen berühmten Palatin und Kriegshelden beziehen; wenn gleich Konring wohl darin meiſtens Recht haben mag, daß dieſe Säulen erſt nach dem Jahre 1000 aufgekommen, ſo wie Goldaſt, daß der Magdeburgiſche Roland des Kaiſers Bild unmittelbar vorſtelle. Die Wahrheit liegt folglich auch hier wohl in der Mitte.

---

*) Siehe Behrens Geſchichte von Neuhaldensleben 1824.

**) Siehe Spangenbergs Beiträge ꝛc.

***) Konring de urbibus Germaniae ss. 71. Goldaſt Tractatus de privilegiis Reipublicae Magdeb.

Carſten Mieſegaes ſpricht ſich in ſeiner Chronik von **Bremen (I. S. 259)** über die Rolandsſäule dieſer Stadt in einer Weiſe aus, die auch für alle andern maßgebend iſt: „Nichtig erſcheint bei näherer Prüfung die Mähre über die vermeintliche Bewilligung Karls des Großen, die Rolandſäule als Freiheitszeichen in dieſer Stadt aufſtellen zu dürfen, indem der Zerſtörer der Irmenſäule durch die Errichtung neuer Säulen die alten Erinnerungen bei den Sachſen vielmehr geweckt, und damit dem beabſichtigten Zweck bei der Vernichtung der erſtern, ſo auffallend entgegengehandelt haben würde. Sollten aber dieſe Rolandsſäulen nach einer gleich ungereimten Sage dem Andenken der von Karls angeblichem Schweſterſohne Roland, beſonders im Sachſenkrieg verrichteten Großthaten gewidmet ſeyn; ſo wären dieſelben von den Sachſen ja nicht als eine feindſelige Mahnung an die, ihnen ſo gewaltſam entriſſene Freiheit zu nehmen geweſen; inſofern man wohl dem Freunde, nicht aber dem Feinde Denkmäler zu errichten pflegt. Aber auch angenommen, daß jener fabelhafte Roland, deſſen die alten fränkiſchen und germaniſchen Geſchichtſchreiber ſo wenig als der Compilator und Gloſſator des Sachſenrechts erwähnen, je die ihm zugemuthete Heldenrolle geſpielt hätte, ſo war ja nicht der Sachſen Land, ſondern Frankreich und Spanien, wo ihn die Tradition bei einem Rückzug Karls, im ſpaniſchen Königreich Navarra, in den Pyrenäen, in Roncevalles Ebene, von den Basken im Jahr Chriſti 778 erſchlagen läßt, der Geſchichte angewieſene Schauplatz derſelben. Bald mußte dieſer gefeierte Name zur gleichen Bedeutung alles Großen und Coloſſalen dienen *). So

---

*) Heniſch (Thesaur. lingu. german.) Bild: ein grob Bildniß, ein Ruland, ſo drei oder mehrmal ſo groß als eine menſchliche Statur.

z. B. wurde ein großer Berg in Sicilien — von dem **Gotfridus Viterbienſis** (part. 17) ſagt: **Mons ibi stat magnus, qui dicitur esse Rulandus** — Ruland genannt, und eine 11,000 pfündige Glocke in einem der größten Thürme Gents: die Rolandsglocke*). Die Rolandsſäulen verdanken ſämmtlich demnach ihre Benennung ihrer coloſſalen Größe. Die höchſte Wahrſcheinlichkeit ſpricht für die Vermuthung, wornach durch die Aufſtellung der Rolandsſäulen in den Städten zunächſt das, von den Grafen und Vögten mit den Beiſitzern (Schöppen) in des Kaiſers Namen vormals ausgeübte höchſte Gericht (der Königsbann), welches die Kaiſer und Könige allmählich den Städten abtraten, bezeichnet wurde. Auch ſcheint die feierliche Weiſe, wie dieſes Gericht, beſonders das Kriminalgericht (des Königs Blutbann) in manchen Städten vor dem Roland abgehalten, und ſelbſt die Todesſtrafe daſelbſt vollzogen wurde, jene Vermuthung noch feſter zu begründen**). Das ehemals zu Halle ausgeübte Recht des Burggrafen zu Magdeburg, deſſen in einem Briefe des Churfürſten Johann Friedrich zu Sachſen an den Senat zu Halle vom Jahr 1534 gedacht wird***), kann hier als Beleg dienen. Auch pflegte der Burggraf dadurch ſich in den Beſitz ſeines Rechtes zu ſetzen, daß

---

*) Sie erhielt folgende Inſchrift:

„Rolant, Rolant, als ick kleppe dan iſt brant,
Als ick luyn, dan iſt vorloge in Vlanderlant."

**) Ein ſolcher Fall iſt in der Chron. Servest. MSS. fragm. ad. ann. 1385 aufbehalten: „Zur Zeit Graffe Sigmunds ward tod geſchlagen im Schoppe alhier, hat geheißen Heine Grote, und der Thater hieß Dannelo. — — — unde er wardt eingezogen und des andern tages ihm ſein Haupt beym Roland abgeſchlagen!"

***) „Nachdem yr wiſſet, wie Unſere Voreldern ſelliger gedächtnus Churfürſten zu Sachſen, auch Uns als Burggrauen zue er um den Roland ritt *). Demnach ſollten die Rolandsſäulen auch den Beſitz unmittelbarer Reichsfreiheit und Regalien, und der beſondern, in dem Weichbildrecht enthaltenen Vorrechte andeuten. Aus dieſem Geſichtspunkte ſtellt ſich auch der Bremer Roland nicht als eine deutungsloſe Reliquie des Mittelalters dar. Am Markte, als des vormaligen Schöppengerichts Sitze, erblicken wir dieſe 18 Fuß 5 Zoll hohe, aus Quaderſteinen im gothiſchen Geſchmack aufgeführte geharniſchte Rieſengeſtalt auf einem 3 Stufen hohen 6 eckigen, mit einem eiſernen Gitter eingefaßten Poſtamente ſtehend und an eine mit drei thurmähnlichen Spitzen gothiſch gezierte Säule gelehnt. Wie eine, die Stadtrechte gegen die erzbiſchöflichen Anmaßungen ſchirmende Aegide, iſt das Antlitz dieſer perſonificirten höchſten Staatsgewalt und Gerichtsbarkeit mit ernſter Mine gegen den Dom nach Oſten gewandt.' Der vorn zurückgeſchlagene Mantel mit weiten Aermeln fällt bis auf die Füße herab. Am linken Arm ſieht man ein halb ovales Schild befeſtigt, mit dem gekrönten zweiköpfigen Reichsadler und folgender Umſchrift:

> Vryheit do ick juw openbahr,
> De Carel um mannig Vorſt vorwahr
> Deſer Stat gegeven hat,
> Des danket Gode, is min rath.

Das vormals auf der linken Seite des Mantels befindliche, jetzt übermalte Bild eines Löwen und Hundes,

---

Magdeburgk undern andern der Bhann und die Peinlichkeit zue Halle zueſtendigk, und was ſich in gemelten Bhann zeuget, das ſolches vom Schultheis zue Halle, der vom Churfürſten zue Sachſen als Burggraue zue Magdeburg mit demſelben Bhann belehnt, ſammt den Schoppen vor dem Roland geurtheilt und erkannt, auch darnach vollſtreckt wirdet."

*) Dreihaupt I. p. 243 ex act. ad an. 1547. de Mauritio duce.

die ſich um einen Knochen ſtritten, führte die Umſchrift:

Een jeden dat ſyne.

Zwiſchen den Füßen ſieht man die abgehauenen Hände und den Kopf eines Miſſethäters.

Die erſte Bremer Rolandsſäule war von Eichenholz, führte das Stadtwappen ohne Inſchrift im Schilde (Dilichii Chronic. p. 69), und wurde höchſt wahrſcheinlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts zur Zeit des Interregnums, kurz vor, oder während der Regierung Carls IV. errichtet. Durch dieſen Kaiſer wurde die Macht der Städte gehoben, durch Privilegien gegen die Eingriffe der Vehmgerichte geſichert, und durch die von ihm bewirkte goldene Bulle dem Fauſtrecht entgegengewirkt. Als durch Verrath einiger Bürger im Jahr 1366 Erzbiſchof Adelbert mit ſeinem Heere in der Nacht heimlich in die Stadt gelaſſen wurde, und auf dem Markte ein blutiges Treffen ſich entſpann, verbrannten die Verräther den hölzernen Roland, und Bremen hatte bis zum Jahre 1404 gar keinen Roland. Damals wurde der jetzige ſteinerne Roland aufgeführt. Erzbiſchof Adaldag bewirkte von Kaiſer Otto dem Großen im Jahr 966 der Stadt die Erlaubniß, einen Markt anzulegen*). Von dieſem aber war der Marktfriede, d. h. die von einem Richter gehandhabte Ruhe und Sicherheit unzertrennlich. Dieſe Gerichtsbarkeit wurde ſeit dem 12. Jahrhundert der Stadt von den Grafen und Königsboten abgetreten. So gelangte ſie auch zu der Freiheit, andern angeſehenen Städten Deutſchlands gleich, ihre als Stadtrecht in ihren Mauern gültige Geſetze abzufaſſen. Der bis auf die Füße herabhängende Mantel mit weiten Ermeln bezeichnet des Friedensrichters Gewand*), die Handſchuhe deuten auf die Marktgerechtigkeit und den Marktfrieden, inſofern die Kaiſer derjenigen Stadt, welcher ſie die Marktgerechtigkeit verliehen, ihren rechten Handſchuh zu ſenden pflegten (Sachſenſp. Buch III. Art. 66 Gloſſe). Das entblößte Schwert, welches der Kriminalrichter an der Gerichtsſtätte in der Hand hielt, iſt das Zeichen des dem Roland anvertrauten kaiſerlichen Blutbanns. Nach dem 28. Kap. der Nemesis Carolina ſollte der Kriminalrichter „an der Gerichtsſtatt ſitzend, ein bloß Schwert in Händen haben.“ (Eggeling v. Ruhlands-Bildern. Alt und Neues S. 169). Gleichbedeutend mit dem Schwert iſt auch der, ſonſt nur von adeligen, mit dem Blutbann belehnten Richtern, welche vier Ahnen aufweiſen konnten, geführte Schild. Die ſpitzigen eiſernen Knielinge und der Gürtel gehörten gleichfalls zur Tracht der Richter. Nach der Sitte der ſächſiſchen Vornehmen erſcheint Roland mit geſchornem Barte, und aus Achtung gegen die heilige Juſtiz und den Kaiſer, der ihm die Gerichtsbarkeit anvertraut hatte, mit entblößtem Haupte, wie es Art. 69 im dritten Buche des ſächſiſchen Landrechts den Richtern geboten iſt. Der Kopf und die abgehauenen Hände eines Verbrechers, dieſe deutlichſten Zeichen der Kriminalgerichtsbarkeit, erblickt man zu Rolands Füßen. Der (jetzt nicht mehr ſichtbare) Zank des Löwen und des Hundes um den Knochen iſt eine bildliche Darſtellung der Civilgerichtsbarkeit. Weil der Roland als ihr Palladium galt, darum meinte man, es ſey im Stadtweinkeller ein kleinerer Roland in Reſerve aufgehoben, um nach dem Falle des alten, in der äußerſten Friſt von 24 Stunden ſolchen aufrichten zu können.

---

*) Winkelmann Exequiae Rolandi Brem. Sect. XXVI.

---

*) Vielleicht das Symbol des Schutzes? daher Mantelkinder ſolche, welche man adoptirt, in Schutz und Verſorgung nimmt. Anm. d. Herausg.

VI. Das Erbrecht.

Dieſes entſpringt aus dem Ehegeſetz, und iſt daher zuvor auf diejenigen Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen, in welchen die verſchiedenen Glieder der Familie, bei unſern Voreltern zu einander, den Graden ihrer Abhängigkeit gemäß ſtanden. Schon die Ehe an ſich ſelbſt ward urſprünglich nicht in ihrer kirchlichen Bedeutung, ſondern nur als bürgerlicher Vertrag aufgefaßt, wie das Wort **ewa**, verkürzt **ea** (Ehe), d. i. Band, Bund, Bindendes ꝛc. andeutet. Von der Morgengabe, oder dem Kaufſchilling hieß die Heirath: **Gift** (v. geben), die Ausſteuer noch jetzt Mitgift (Mitgabe), denn die Gabe ſelbſt war die Braut, die der Bräutigam ihrem Vater, Bruder oder Vormund abkaufte, **gefa** (geben) heißt ſ. v. a. verheirathen. (**Saem. Edda 231a 241a 267b**). Selten, und nur in Liedern geſchieht es, daß ſich die Jungfrau ihren Mann wählt. (Beiſpiele **Snorre Edda p. 82. Olaf Tryggveson c. 80.**)

Jakob Grimm weiſt aus dem Parcifal nach, daß ehedem die kirchliche Trauung erſt nach vollzogenem Beilager erfolgte. In den Nibelungen erfolgt nach der Verlobung das Beilager ohne Prieſter und Kirchgang. Im Gedicht Wigalois (9487) wird erſt am Morgen nach der Brautnacht eine Meſſe geſungen. Lohengrün (p. 58—61) belehrt, daß der deutſche Kaiſer ſelbſt die Brautleute zuſammenſprach, hierauf folgte am Abend das Beilager, und die Meſſe am folgenden Tage.

Könige und andere Machthaber übten bis in das ſpäteſte Mittelalter das Vorrecht aus, Söhne und Töchter ihrer Unterthanen mit ihrem Hofgeſinde zu verehelichen. Daß in ſpätern Jahrhunderten fortwährend königliche Ehebefehle ergingen, zeigen die mit dem 13. Jahrhundert beginnenden Befreiungsurkunden, dergleichen einzelne Städte erwarben. In den deutſchen Reichsſtädten übte der Kaiſer, in den Landſtädten der Fürſt dieſe Freiwerbung aus. Gefiel einem Miniſterial (ſ. S. 832) eine Jungfrau in der Stadt oder einem Hoffräulein ein Junggeſell, ſo ſandte der König, wenn er die Wahl genehmigte, den Marſchall in das Haus, der ſeinen Willen verkündete, abſchlägige Antwort durfte nicht gewagt werden. In Nürnberg kam noch 1509 ein Fall dieſer Art vor. Freiheitsbriefe erlangten Frankfurt 1232, Wezlar 1257, Ingolſtadt 1312, Wien 1364, Kaſſel 1489.

Mißheirathen wurden erſt im Mittelalter ſeltener, als rechtliche Folgen vom Mangel der Standesgleichheit abhingen. Ein erlaubter Ausweg für die Verbindung vornehmer Männer mit geringen Frauen war der Concubinat, der ohne feierliches Verlöbniß, ohne Brautgabe und Mitgift eingegangen wurde, mithin keine wahre und volle Ehe, dennoch aber ein rechtmäßiges Verhältniß war. Die Kebsfrau hieß „Hübſchweib“, „Hübſcherin“. Weil die Kirche aber ein ſolches Ehebündniß mißbilligte, ſo wurde es bis auf die neueſte Zeit ein Vorrecht der Fürſten, durch Trauung an die linke Hand gefeiert. Die Benennung: „morganatiſche“ Ehe rührt daher, daß den Konkubinen eine Morgengabe — woraus die Longobarden merganatica machten — bewilligt zu werden pflegte, es waren Ehen auf bloße Morgengabe.

Die Ehe ward für vollzogen angeſehen, wenn die

Decke zwiſchen Mann und Frau fällt. Weil die Mitgift, gleichwie die Geſchenke der Hochzeitgäſte am Morgen nach dem Beilager übergeben wurde: daher die Benennung Morgengabe.

Zweck der Ehe war Erzeugung eines ächten Erben. Unfruchtbare Frauen konnten ſich über Scheidung des Mannes nicht beklagen. War dieſer aber impotent, ſo wählte er ſich einen — Stellvertreter, was an das alte ſpartaniſche Geſetz erinnert. (Plut. Lycurg. XV, 2. Xenoph. de rep. lacon. I, 7.)

Weil das Weib aus der Gewalt des Vaters, Bruders oder Oheims durch die Ehe in die des Mannes übergeht, ſo wird dieſer ihr Vormund (mundium i. q. manus, potestas; oder ſtammt „munden" von „ſprechen," „fürſprechen"?) Daher ſteht ihm der Nießbrauch des von ſeiner Frau ihm zugebrachten Vermögens zu, obſchon es nicht aufhört, ihr Eigenthum zu ſeyn. Erſt bei der Scheidung, oder wenn es ſich von Beerbung der Frau handelt, wachen ihre Vermögensrechte gleichſam auf. Als Vormund ſteht ihm das Recht der Züchtigung zu. „Schlägt der Mann die Frau mit Stock und Ruthe, ſo bricht er keinen Frieden" (Jüt. 2, 82). Die Ehebrecherin durfte er im bloßen Hemd und Mantel aus dem Hofe treiben. Das noch jetzt in England übliche Verkaufsrecht ſtammt aus der Zeit her, wo die Frau vom Manne gekauft worden iſt. Die Vormundſchaft über die Wittwe fällt ihrem mündigen Sohne oder dem ſonſtigen Erben des Mannes zu. Den Nachtheilen ehelicher Gütergemeinſchaft konnte die Wittwe dadurch entgehen, daß ſie bei ſeinem Begräbniß durch „Gürtelrecken" ſich wahrte, d. h. indem ſie den Gürtel löste, und ihn aufs Grab warf, oder dem Richter und den Zeugen darreichte (reckte); oder die Schlüſſel auf die Bahre legte (Fiſchers Erbfolge II. S. 213); letztere Sitte mahnte an die altrömiſche, welche der Neuvermählten die Schlüſſel geben, der Geſchiedenen ihn abfordern ließ. (Cic. Phil. II, 28). Das Sprichwort „den Stuhl Jemanden vor die Thüre ſetzen" ſtammt daher, daß die Wittwe, ſobald ſie ihren Stuhl rückte, auch die Gütergemeinſchaft mit den Kindern erſter Ehe einbüßte. (Fiſcher a. a. O. S. 281.)

Scheidung tritt ein, wenn eines der beiden Ehegatten die eheliche Pflicht nicht erzeigen kann oder will. Ehedem faßten Scheidende ein Leinentuch, welches, als ſinnbildliche Auflöſung des Ehebandes entzwei geſchnitten wurde, ſo daß Jeder ein Stück behielt. Das Lied von Axel und Walburg (Danske vise 3, 273) gedenkt deſſelben. Das Zuwerfen des Schnupftuchs in Harems, welches die Wahl einer Beiſchläferin beſtätigt, und umgekehrt der Verluſt des Schnupftuchs, als die Eiferſucht anregende Urſache in Shakeſpeares Othello, ſcheinen darzuthun, daß die ſymboliſche Bedeutung des Schnupftuchs für Ehegatten unter den verſchiedenſten Völkern bekannt geweſen ſey.

Des Vaters Recht äußert ſich gleich bei der Geburt des Kindes. Von ſeinem Willen hing es ſonſt ab, ob das Neugeborne leben bleiben ſollte oder nicht. Im erſtern Fall hieß er das Kind aufheben, daher die Hebamme (ſchwed. und däniſch: iordgumma, jordemoder: Erdmutter). Im andern Falle wurde es ausgeſetzt, eine Sitte, welche in Indien und China noch jetzt vorgefunden wird, wie ehedem in Hellas und Latium. Nur die Thebaner verboten ſie. Gewöhnlich traf dieſes Loos nur ſchwächliche, verkrüppelte, mißgeſtaltete, uneheliche ꝛc. Kinder, oder auch, wenn ſie an einem unglücklichen Tag zur Welt kamen, oder die Armuth der Eltern keine Hoffnung gab, ſie ernähren zu können; in beiden letztern Fällen wollte man alſo durch einen Tod ſie vor einem kummervollen Schickſal ſchützen.

In chriſtlicher Zeit legte man zu den ausgeſetzten Kindern Salz hin, als Zeichen, daß ſie die Taufe noch nicht empfangen hatten*), denn getaufte Kinder durften nicht ausgeſetzt werden, wie auch im heidniſchen Zeitalter das Bad (Luſtration) des Neugebornen ihn vor der Ausſetzung ſchützte. Der Ausſetzling durfte noch gar nichts genoſſen haben, ein Tropfen Milch oder Honig**) ſicherte ihm ſein Leben. Mütter legten ihre heimlich ausgeſetzten Kinder vor die Kirchthüre. Wer ſie aufnahm, erhielt die Gewalt über ſie, welcher ſich die Eltern durch die Ausſetzung begeben hatten. Auch ältere Kinder konnten, wenn der Vater ſtarb und ſie in hülfloſem Zuſtand zurückließ, ausgeſetzt werden. Man ſetzte ſie zuſammen in eine Gruft — daher ſie Grabkinder hießen — ohne Lebensmittel, daß ſie verhungerten, das längſtlebende wurde herausgenommen und erzogen. Eine longobardiſche Sage läßt dasjenige der ausgeſetzten Kinder errettet werden, welches den Spieß des Königs erfaßt, alſo die meiſte Lebenskraft kund gibt. (Grimm D. S. II. S. 30. N. 379.) Große Armuth oder Hungersnoth entſchuldigten ſogar ihre Tödtung. (**Perz, Annal. Fuld. ad ann. 850.**) Unmündige Knaben und unverheirathete Mädchen konnte der Vater verkauſen, dies geſchah noch unter Karl dem Großen und Karl dem Kahlen. Ausgeſetzte Kinder durſte der Finder um den geringſten Preis als Knechte verkauſen.

---

*) Ducange bringt eine Urkunde von 1408 bei, welche lautet: les exposans mirent l'enfant sur un estat audevant de la maison dieu d'Amiens et assez pres dudit enfant mirent du sel, en signe de ce quil n'estoit pas baptise.

**) Die Milch, als die erſte Nahrung, und der Honig wegen ſeiner Heilkraft, hatten heilige Bedeutung. Der neugeborne Zeus ward durch die Milch der Ziege Amalthea, und durch den Honig, welchen Tauben ihm zutrugen, ſo geheiligt, als wäre es eine Taufe. Dieſe aus den Myſterien der Heiden in die katholiſche Kirche übergegangene Taufceremonie erklärt auch, warum das heilige Land (das ſelige ſteinige Paläſtina) von Milch und Honig überfließt.

„Mantelkinder“ hießen Findlinge, unechte Kinder, weil der Adoptivvater zum Zeichen des ihnen zu gewährenden Schutzes ſie unter ſeinen Mantel nahm. Dies nennt Ducange: **pallio cooperire.** Oder auch er ließ den Findling in ſeinen Schuh ſteigen, denn dieſer iſt das Sinnbild des Schutzes.

Das Adoptivkind beerbt den Adoptivvater, doch wird dieſes in den Erbanſprüchen den ſelbſtgezeugten Kindern nachgeſetzt, und dieſe wieder dem Erſtgebornen, weibliche Erben den männlichen. Uneheliche Kinder ſind nur in der Mutter Habe erbfähig. Sie heißen Bankert (gleichſam auf der Bank geboren, im Gegenſatz zu den in der Ehe erzeugten), Baſtard (**Fils de bas, venir de bas, illegitimo concubitu progigni, Carpentier**), Winkelkind (wie man Winkelehe für Concubinat ſagt), Liebeskind (Kind der Liebe), Pfaffenkind, Hübſchkind ꝛc. Gleichwohl geben auch ſchon mehrere alte Geſetze den natürlichen Kindern beſchränktes Erbrecht auf das väterliche Vermögen, doch erben ſie nur halb ſoviel als die in der Ehe erzeugten Söhne, ebenſo wie halbbürtige Geſchwiſter den vollbürtigen nachſtehen.

Die Antretung der Erbſchaft wurde im Norden durch ein feſtliches Trinkgelag, dieſe **conditio sine qua non** aller Feierlichkeiten, verherrlicht. Der Staat beerbt die ohne natürlichen Erben Verſtorbenen, die hingerichteten Verbrecher, und früher auch die im Lande verſtorbenen Fremden, welche Art des Erbrechts der Franzoſe **droit d'aubaine** nennt. Unter „ſetzen auf den alten Theil" verſteht das deutſche Recht, wenn der Vater ſich ſchon bei Lebzeiten beerben läßt, den Kindern ſein Vermögen abtritt, und ſich in eine Ecke am Herd, in ein enges Stübchen zurückzieht, wo er ſeine letzten Tage verleben will.

Wie zwiſchen liegendem (feſtem) und fahrendem (beweglichem) Eigenthum unterſchieden wird, ebenſo zwiſchen Geſammteigenthum und Privateigenthum. Erſteres heißt auch die Mark (v. merken, abgränzen, Markgrafſchaft ein Grenzbezirk), eine ſolche wird durch Wälder und Flüſſe abgegränzt, daher der Förſter ehedem auch Markſchöffe, Holzgraf genannt wurde. Fremde nannte man Ausmärker, d. h. von Jenſeits der Grenze Kommende.

Die Mark iſt heilig. Verſetzen oder Verrücken des Markſteins oder Grenzſteins galt in der Vorzeit für einen ſo argen Frevel, daß man ſolche Verbrecher nach dem Tode an ſolcher Stelle um Mitternacht umgehend glaubte. Auf Ausackern der Mahlſteine ſtand grauſame Strafe.

Das Privateigenthum wurde durch Stangen von Haſelholz — welches für heilig galt — oder durch Seile abgegränzt. Die Legung der Grenzzeichen geſchah feierlich, zumal, wenn ſie für ganze Oerter, Marken und Gauen eintrat, in Gegenwart des Volkes und beiderſeitiger Nachbarn. Grenzſtreitigkeiten wurden durch Gottesurtheile entſchieden.

Der Beſitz des ererbten echten Eigenthums bedurfte nicht erſt einer vorhergehenden Feierlichkeit. Das durch Erbſchaft oder Kauf in andere Hände übergegangene Grundeigenthum ward durch gewiſſe ſymboliſche Gebräuche an den neuen Herrn übergeben. Durch Ausſchneiden eines Raſens wurde das Gut abgelaſſen, durch Annahme deſſelben das neue Verhältniß angehoben. Meiſtentheils wurde ein Aſt oder Zweig darauf geſteckt. Die Sitte, ein Stück Erde auszuſchneiden, um durch deſſen Ueberreichung die Uebergabe des ganzen Landes an den neuen Beſitzer zu verſinnlichen, erzeugte vielleicht die von Wittekind aus Corvey erzählte Sage, daß bald nach Einwanderung der Sachſen einer ihrer Jünglinge für Gold einem Thüringer den Rockſchoß voll dargebotener Erde abkaufte. Dieſe nahm der Sachſe, und ſtreute ſie aufs dünnſte über den Boden aus, ſo daß ein großer Raum Feldes bedeckt wurde. Das beſtreute Land hielten die Sachſen für rechtlich erworbenes Eigen, und vertheidigten es gegen die Thüringer. (Hiemit vergl. Grimm D. S. N. 547 und 369.) Manchmal vertrat die Stelle der geſtreuten Erde das Bedecken des Feldes mit einer Kuhhaut, was an die ſprachliche Verwandtſchaft zwiſchen Gau und Kuh erinnert, wie ja auch Pharao's Traum von magern und fetten Kühen auf unfruchtbare und fruchtbare Jahre ſich bezog. Auch Umgeben, Umackern mit einem Joch Ochſen, oder Umreiten ſichern den neuen Beſitz. Der Ritt um den Kynaſt zur Erwerbung der Burg wurde vielleicht von der mißverſtehenden Sage, welche ſtets die fabelhaften Ausſchmückungen liebt, zu einem halsbrechenden Ritt auf den Ringmauern der Veſte potenzirt. Aehnlich iſt das Umkriechen einer gewiſſen Wegesſtrecke durch einen hinkenden ſtelzfüßigen Bettler in Einem Tage, welches eine ſcherzende Gräfin als die Grenze des Bremer Gebiets beſtimmte, eine aus jenen Rechtsgebräuchen ihren Urſprung nehmende Sage. König Dagobert ſoll dem heil. Florentius ſo viel Land verſprochen haben, als er mit ſeiner Eſelin „umfahren“ würde, während er im Bade wäre.

König Waldemar von Dänemark ſchenkte dem heil. Andreas in Slagelſe im Jahr 1205 ſoviel Land, als er auf einem neun Nächte alten Füllen, während er im Bade ſitze, umreiten würde. Der Heilige ritt nun ſo ſcharf, daß die Hofleute den König ermahnen mußten, ſchnell aus dem Bade zu ſteigen, ſonſt umreite der Heilige das ganze Reich. Am Harz erzählt man von einer dicken Burgfrau, welcher ein Herzog von Braunſchweig einen ſo großen Theil ſeines Forſtes ſchenkte, als ſie in einer beſtimmten Friſt würde umgehen können. Wie aber das Bedecken einer Strecke Landes mit einer Kuhhaut an den phöniziſchen Urſprung der Stadt Karthago erinnert, ſo das Umgehen einer Erdweite als Maßbeſtimmung des künftigen Beſitzthums an die indiſche Sage, in welcher der Gott Wiſchnu als Zwerg ſich ſo viel Erde vom Rieſen Bali ausbedung, als er mit drei Schritten beſchreiten würde, worauf der Gott des feuchten Elements die ganze Erde unter Waſſer ſetzte. (Vgl. ähnliche griechiſche und römiſche Sagen bei Herodot IV, 7, und Livius II, 5.)

Was oben von dem Ausſchneiden eines Raſens als ſymboliſche Uebergabe eines ganzen Landguts bemerkt wurde, erklärt die Sitte der Allemannen, daß Kämpfende, ihre Schwerter an ein Raſenſtück ſetzend, ſchwuren; ferner warum in unſern Sagen und Liedern die ſchwörenden Helden das Schwert bis an den Griff in den Erdboden ſtecken. Das Schwert iſt das Unweſentliche, nur auf oder bei der Erde wird geſchworen.

Dem Aſt oder Zweig auf dem, dem neuen Beſitzer dargereichten Raſenſtück (ſiehe oben) entſpricht in ähnlichen Fällen das Werfen eines Halmes als Zeichen feierlicher Auflaſſung, Entſagung oder Kündigung eines Gutes; obſchon der Halmwurf nicht bloß bei Uebertragung von Grund und Boden üblich war. Der Aſt wurde nicht bei bloßer Uebergabe von Ackerland oder Wieſe als Sinnbild gebraucht, denn da genügte ſchon das Raſenſtück; ſondern wenn ein Baumgarten oder Waldgrund der Gegenſtand des Beſitzwechſels war. Auch wurde der Zweig nicht immer in die Scholle geſteckt, ſondern oft auch allein dargereicht.

Wie der Aſt diente auch der Stab als Zeichen der Güterabtretung. Hier könnte aber auch das Aufgeben oder Beſitzen der Gewalt zu verſtehen ſeyn, wie das Scepter der Könige zur Genüge andeutet.

Auch die Hand oder die Finger, als der ausdrucksvolle Theil derſelben, blieb hier nicht müßig. Die Beſitznahme erfolgte durch Berührung (Handauflage) des Gegenſtandes. Manumissio hieß die Freilaſſung aus der Gewalt (Hand) des Herrn bei den Römern. Traf Jemand ſein Vieh in fremdem Beſitz, ſo berührte er mit der rechten Hand die Reliquien, gleichſam eine bildliche Betheuerung, daß er nicht fremdes Eigenthum wolle, und mit der Linken das Ohr des Thieres, und es ging wieder in ſeine Gewalt über. Seltener ſchon tritt der Fuß in dieſes Amt. In einigen geiſtlichen Lehnhöfen trat bei der Belehnung der Herr mit ſeinem rechten Fuß auf den des Vaſallen, zum Zeichen daß der Letztere ihm unterthänig werde.

Auch der Hut, das bekannte Symbol der Selbſtſtändigkeit — denn ſchon die Römer geſtatteten nur dem Freien einen ſolchen zu tragen — war ein Sinnbild der Uebertragung von Gut und Leben. Der Uebertragende, oder an ſeiner Statt der Richter, pflegte den Hut zu halten, der Erwerbende hineinzugreifen, oder einen Halm darein zu werfen. Bei der Erb- und Landhuldigung in Pommern iſt Gebrauch, daß die Gegenwärtigen aus einem Geſchlecht nach der Ordnung, wie ſie gerufen werden, insgeſammt vortreten, an einen Hut, welchen einer des Geſchlechtes dem Lehnherrn reicht, zugleich greifen, und alſo zuſammen belehnt werden. In Schleſien geſchieht die Abuſivbelehnung mit der Mütze. Der Hammer, noch aus Thors Zeiten ein heiliges Symbol, kündigt durch dreifachen Zuſchlag die Uebergabe eines Beſitzthums an. In Oberſachſen wurde bis auf die neueſte Zeit durch einen herumgetragenen Hammer Gericht angeſagt. So weit ein Hammer geworfen wurde, gehörte das Land dem Werfenden, der hier durch die Stärke ſeines Armes ſeine Gerechtſame bewies. Aehnlich bedeutete bei den Alten das Werfen eines Pfeils oder Speers über die Grenze des zu erobernden Landes, daß man es bald in Beſitz nehmen werde. Gerichtliche Uebergabe eines Hauſes wurde ſymboliſch dadurch bewerkſtelligt, daß der Frohnbote einen Span aus dem Thürpfoſten hieb und dem neuen Beſitzer einhändigte. Eines Hauſes Beſitz wurde angetreten, indem der Erwerbende in die Thür einging, ſeinen rechten Fuß auf die Thürſchwelle ſetzte, oder mit der rechten den Thürangel faßte. Das hieß **traditio per ostium**, denn die Thüre galt für das ganze Haus, wie oben der ausgeſchnittene Raſen für das ganze Land. Kirchengüter wurden mit dem Glockenſeil übergeben. Aus dem Heidenthum ſtammt die Sitte, ein Land zum Zeichen der Beſitznahme mit dem Wagen zu befahren. So nahm die Erdgöttin Hertha in jedem Frühjahre, auf einem von heiligen Kühen gezogenen Wagen umfahrend, von den Feldern Beſitz, die durch die einſchneidenden Räder die Wirkung des Fruchtbarkeit erzeugenden Pfluges erfuhren. Heinrich der Welfe ließ ſich von Ludwig dem Frommen ſo viel Landes verleihen, als er, ſo lange der König zu Mittag ſchlief, mit einem goldenen Pflug umackern oder mit einem goldenen Wagen umziehen könnte. (Grimm D. S. Nr. 518, 519.) Bei Feldgütereinwährungen, ſagt Bodmer, war üblich, daß der neue Gutsempfänger vom Gerichte an das Gut begleitet, dort auf einen dreibeinigen Stuhl geſetzt, und alſo in einem dreimaligen Schub dem Gute genähert wurde. Das hieß: in das Gut rutſchen. Warum aber mußte es gerade ein dreibeiniger Stuhl ſeyn? weil ein Stück Landes, das nicht einmal ein dreibeiniger Stuhl ausfüllt, den Namen eines Grundeigenthums nicht verdient. Strohwiſche werden noch jetzt an Stangen auf Wieſen oder Felder geſteckt, um ein gerichtlich zu verkaufendes Grundſtück zu bezeichnen. Dieſes Sinnbild reiht ſich an Halm und Aehre, welche wieder auf die Erde hinweiſen, welcher ſie entſtammen.

Unter „fahrendem Eigen“ oder beweglicher Habe verſtanden unſere Vorfahren gewöhnlich Vieh, Waffen und Kleider. Erſterer Ausdruck ward, weil in Vieh hauptſächlich der Reichthum der Vorzeit beſtand, auch für Geld (pecunia ſtammt von pecus) gebraucht. Wieder unterſchied man zwiſchen „Heergewate“, der Waffenrüſtung des Mannes, und „Gerade“ (Geräth, Hausrath) der Zierrath der Frauen War ein Held gefallen, ſo wurden Pferd, Schwert und Kriegsgewand des Erblaſſers heimgeſandt, ſie eignete ſich nach des Vaſallen Tode der Lehnsherr zu, nach dem des Hörigen, wenn er waffenfähig war, auch der Grundherr. Das „Heergewedde“ gehörte dem älteſten ledigen Sohne, und begriff des Mannes Kleider zu ſeinem Leibe, ein Bett, eine Sichel, ein Sack, eine Säge, eine Kiſte, ein Keſſel, ein Topf ꝛc.

Die „Frauenrade“, d. i. der weibliche Schmuck, beſtand in dem, was die Frau in ihrer Kiſte bewahrt. Man unterſchied aber eine doppelte, die, welche die Wittwe aus der Verlaſſenſchaft ihres Mannes erbt, und die, welche nach der Mutter Tod die Tochter erbt (Jungfrauengerade, Niſtalgerade, Mumengerade).

Die Hausthiere wurden als weſentlicher Beſtandtheil des Haushaltes und der Wohnung betrachtet, vorzüglich Hahn, Hund und Katze. In der Schweiz war es Sitte, daß, wenn ein ganz ohne Hausgeſinde lebender Mann des Nachts mörderiſch angefallen worden, und ihm gelungen war, den Frevler zu tödten, ſo nahm er drei Halme vom Strohdach, ſeinen Hund vom Seil oder die Katze vom Herd, den Hahn von der Hühnerſtange, trat vor den Richter, und ſchwur, daß er des Todtſchlags ſchuldlos, im Glauben, daß ihn Gott Lügen ſtrafen könne durch die kleinſte Kreatur. Dieſer Brauch erklärt ſich dadurch, daß in der Vorzeit die Hausthiere gewiſſermaßen wie Familienglieder betrachtet wurden, die an dem Schickſal des Hausherrn und der Seinen lebhaften Antheil nahmen. Daher wurden auch gekaufte Hausthiere feierlich über die Schwelle eingeführt und an Feſttagen geſchmückt, an einigen Orten, wenn ſich eine Hochzeit oder ein Todesfall im Hauſe zutrug, behing man die Bienenſtöcke mit rothen oder ſchwarzen Tüchern *). So erklärt ſich auch, warum zur Feſtigung eines neuen Gebäudes nur Hausthiere,

---

*) Dazu könnte auch ein anderer Grund angeführt werden. Man glaubte nämlich, daß die Bienen die Ausdunſtung nicht nur der Leichen, ſondern auch der Perſonen, die des Beiſchlafs pflegten, nicht ertragen könnten. Wegen dieſes hohen Grades von Reinheit und Keuſchheitsgefühl nannten die Hellenen die Biene ein „prieſterliches“ Thier, die Prieſterinnen des Zeus und der Demeter hießen „Meliſſen“ (Bienen).

wie zuweilen ſelbſt Kinder, in demſelben oder in der Grundveſte eingemauert worden, nämlich um durch dieſes ſtellvertretende Sühnopfer den Dämon der Zerſtörung abzufinden, daß er kein Unglück über die Bewohner bringe. Analog iſt das von den Iſraeliten in Aegypten beobachtete Beſtreichen ihrer Thürpfoſten mit dem Blute des für das Gedeihen der Familie geſchlachteten und geopferten Paſſahlammes, von welchem jedes Familienglied ein Stück verzehren mußte, damit der Herr vorüberziehe, und nicht den Erſtgebornen oder ein anderes Glied der Familie tödte.

Wie hier in Gegenwart der Thiere geſchworen ward, ſo mußte, was ſchon oben bemerkt worden, bei Vindication des entfremdeten Hausviehs der ſchwörende Eigenthümer es mit Hand und Fuß berühren. Wer fremdes Vieh in Gewahrſam hatte, der mußte, wenn das Thier ſtarb, deſſen Kopf und Haut vorzeigen. Bei den Angelſachſen war ſogar der Fleiſcher verpflichtet, drei Tage lang Kopf und Haut der geſchlachteten Rinder und Schafe zu bewahren.

VII. Kauf und Vertrag.

Alle wichtigen Verträge, namentlich ſolche, welche Abtretung von Grund und Boden enthielten, oder werthvoller Gegenſtände der fahrenden Habe, wurden von den Alten auf feierliche Weiſe, mit Zuziehung von Zeugen und mit Anwendung ſymboliſcher Gebräuche geſchloſſen. Dahin gehörte der noch jetzt übliche Handſchlag, als Sinnbild des Uebereinkommens beider Parteien, denn die Hand galt für die ganze Perſon. Zuweilen berührte man ſich nur mit den Fingern. Von dieſem „Tupfen“ iſt noch die Interjection „Topp!“

übrig, welche unſerm „Schlag ein!" gleich gilt, und „Topfſchilling" bedeutet, nach Haltaus, ſo viel als Handgeld.

Von äußerſter Strenge zeugt die Behandlung der Schuldner. Im Mittelalter pflegte man öffentlich Schuldbriefe gegen ſie anſchlagen zu laſſen. „Nenne mich einen Schelm, wenn ich das nicht thue" iſt eine noch aus jenen Zeiten ſtammende Betheuerung. Grimm erinnert hier an das Aufſtecken der Neidſtange*) bei den heidniſchen Scandinaviern, und an die Schandgemälde im Mittelalter**).

Der inſolvente Schuldner gerieth in die Gefangenſchaft des Gläubigers. Er konnte, wenn ſich Niemand fand, der den Unglücklichen auslöſte, ihn ſogar tödten oder verſtümmeln — man denke hier an den Kaufmann von Venedig! — und zwar, wie in den Volksſagen, er allein, ohne daß zur Ausübung dieſes Rechts Mitgläubiger erforderlich geweſen wären. Die Perſon des Schuldners verfiel hier dem Gläubiger, wie eine todte Sache, als Eigenthum. In dem freiheitsliebenden Ungarn beſteht noch jetzt dieſes Recht, obſchon es nur ſelten in Anwendung kömmt, denn vor wenigen Jahren mußte ſich eine inſolvente Schuldnerin den vielen Lüſten des Gläubigers preisgeben, nachdem das Gericht ihm keine andere Entſchädigung in Ausſicht ſtellen konnte. Er berief ſich auf das Geſetz, und führte die Frau, wie einen gekauften Gegenſtand, aus dem Gerichtslokal in ſeine Wohnung.

---

*) Neid hatte urſprünglich die Bedeutungen: Hohn, Schimpf.

**) Wem fällt hier nicht die Anekdote von jenem Papſte ein, welcher von einem hohen Geiſtlichen angegangen, daß er den Maler beſtrafen möchte, welcher ſein Bild unter den Verdammten in der Hölle erſcheinen ließ, dem Kläger zur Antwort gab: „Ich kann nur aus dem Fegfeuer löſen, bis in die Hölle reicht nicht meine Macht"?

Nichts anders iſt die Bürgſchaft durch Stellung von Geißeln, wo zwar nicht der Schuldner ſelber, aber doch der Bürge leiblich für die Erfüllung einer Zuſage haftet. Im Mittelalter war das Einlager (obstagium, ostaige) ſehr gewöhnlich. Nämlich der Schuldner oder ſeine Bürgen verpflichteten ſich, in eine beſtimmte Stadt, Burg, Herberge ꝛc. als Geißel einzureiten oder einzufahren, und bis zur Befriedigung des Gläubigers dort zu verharren. (Erſt im 15. Jahrhundert nahm dieſe Sitte ab.) Jedoch mußte der Gläubiger für Speiſe und Trank der eingerittenen Männer und für Futter ihrer Pferde ſorgen, auch den Schaden erſetzen, der dieſe am Orte des Einlagers ſelbſt traf.

Aus dem obigen Geſichtspunkte aufgefaßt, daß auch das Leben des Schuldners dem Gläubiger verfalle, begreift ſich, wie bei Wetten*) die verlierende Partei auch den Kopf verſpielen konnte.

---

*) Wette (vadium) iſt der Wortbedeutung nach: Gelöbniß.

Regiſter.

Seite

Abendmahlsprobe 1097
Adel, Etymologie dieſes Wortes 795
Ahnen, ſechszehn 796
Akademiſche Grade, ihre Entſtehung 959
Allodium 803
Alpdrücken 684
Alraun . . . . 599 ff.
Angſtbrücke 270
Angſtweiher 270
Apfel 197
Aſtrologie . . . . 928 ff.
Auge rothes, Hexenzeichen 544
Ausſetzung der Neugebornen 1168

Bahrrecht 1098
Bannſprüche 941
Baron, Bedeutung dieſes Wortes 829
Bart, bei ihm wird geſchworen 797
Beifuß 604
Bertramswurzel 605
Beſchreien 531

Seite

Beſchwörungsformeln 505 ff.
Beſiebnen 1081
Böſe Sieben 767
Böſer Blick 543
Brauthahn 179
Brautrad 179
Burggraf 819
Büßungen 1121

Croppenſtädter Vorrath 337

Däne, Etymologie dieſes Namens 8
Domherr 909
Dreizehn, ominöſe Zahl 770
Duell 1100

Edelknecht 846. 861
Ehrenſtrafen 1136
Einfahren, Einreiten 1180
Eiſenkraut 604
Eiſerne Jungfrau 1113
Erbbibel 705
Erbfeuerherr 828
Erbſchlüſſel 705
Ewiger Jude 428 ff.

Fahneneid, deſſen Bedeutung 865
Fauſtrecht 1104
Fegfeuer 394
Feſtmachen 706
Feuereiſenamt 828
Feuerprobe 1093
Feurige Brunnen 393

Seite
Fichte 199. 470
Findelhäuſer, ihre Entſtehung 1147
Franke, Etymologie dieſes Wortes 7
Freiherr, ſiehe Baron.
Freiſtätte 1068
Fürſt 802

Geißeln 1134
Germann, Etymologie dieſes Wortes 52
Gerſte bei Hochzeiten 195
Getreidebuße 1124
Geweihter Biſſen 1097
Glasberg 254
Glasburg 254
Glashimmel 254
Glühendes Eiſen als Ordalien 1094
Goslar, Etymologie dieſes Namen 625
Gottesgericht, ſiehe Ordalien.
Graf, deſſen urſprüngliche Bedeutung . . . 819
Gränzverrücker 409

Haarlocke, bei ihr ward geſchworen 797
Hahn 201
Hahnköpfen 188
Halseigen, Bedeutung dieſes Worts 1022
Hammerwurf 1175
Haſelnüſſe 229
Hebamme, warum ſo benannt 1168
Heiligenſee 371
Heirathsgebräuche 190
Henne 165
Herzog, Bedeutung dieſes Wortes 822

Seite

Heſſe, Etymologie dieſes Namens 9
Hexenlied im Macbeth, erklärt . . . . . . 548 ff.
Hexenprozeſſe 1108
Hexenthum, ſieben Stufen deſſelben . . . . 666 ff.
Hollunder 288
Holſtein, Etymologie des Namens 7
Holzmeier heißt der Tod 290
Honig, als Symbol des Heils 137
Hoſtie, von einer Maus verzehrt 969

Island, Etymologie des Namens 9
Jude ewiger, ſiehe Ewiger Jude.
Juden, der Zauberei beſchuldigt 1042
— ſollen Hoſtien durchſtochen und Chriſtenkinder gekreuzigt haben 1048
— ſollen Epidemien verurſachen 1049
— waren hörige Leute 1031
— Wucherer 1032
— Aerzte und Aſtrologen 1050
— hießen Kammerknechte, warum? . . . 1033
Jüterbock 75

Kabbala 938
Kämmerer, Kammergut 800. 818
Karl, Bedeutung dieſes Namens 793
Kirſchkern bei Hochzeiten 229
Klapperbein heißt der Tod 290
Kloſterſee 369
Knappe 846
Kranz, hochzeitliches Symbol, warum? . . . 201
Kreuzprobe 1095
Kuchen, hochzeitliches Symbol 194

Seite

Kugelfeſt machen 706
Kürbis, hochzeitliches Symbol, warum? . . 229

Landgraf 819
Langbein heißt der Tod 290
Leichenſee 382
Leichenwache 477
Liebespulver 573
Lorbeer 199

Mägdeſprung 353
Mandel, hochzeitliches Symbol 199
Mantelkind 170
Markgraf, ſein urſprüngliches Amt 819
Marſchall 800
Maus, frißt Hoſtien 969
Metallfühler 711
Milch, Symbol der Nahrung und des Heils . 137
Miniſterialen 832. 838
Miſtelzweig 602
Mundſchenk 820
Myrte, bräutliches Symbol 200

Naſenſteuer 821
Necromantie 662. 933
Nonnenſee 369
Nüſſe 197

Oldenburger Horn 935
Ordalien 1088

Pfaffenſee 369
Pfalzgraf 818
Pferdeopfer 561
Pole, Etymologie des Namens 9

Seite

Polterabend, Urſprung deſſelben 192
Pommerſche Mütze 1111
Preußen, Etymologie des Namens 23

Räucherungen bei Geiſtercitationen 703
Recht der erſten Nacht (jus primae noctis) . . 1030
Ring 202
Ritter 843
Ritterbürtig 855
Ritterorden 852
Ritterſchlag 853
Ritterſpiel, ſiehe Turnier.
Runenſtäbe 872

Sachſen, Etymologie des Namens 9
Salz, als Symbol 137
Scheingehen 1099
Schildbürtig, deſſen Bedeutung 795
Schilderhebung 798
Schlüſſelblume 602
Schuh, Symbol des Schutzes 177
Schwarze Katzen 533
Schuldner haften mit dem Leben 1179
Schweden, Etymologie des Namens 8. 9
Seelenmahlzeit 242
Seneſchall 820
Sechszehn Gründe für die natürliche Ausbreitung des Chriſtenthums . . . . . . 103 ff.
Seher, ſolare und lunare 641
Sieben freie Künſte 920
Sonnenleben 825
Spaniſche Stiefel 1111

Seite

Sphragiſtik 866
Speichel, Symbol des Heils 137
Spieß, Symbol des Mannes 205
Spindel, Symbol des Weibes 205
Stammbaum Eſterhazys 862
Stierkeule, ein Talisman 81
Stock im Eiſen 71
Streckfuß heißt der Tod 290
Sühnformeln 1123

Teufel als Geiger 240
Thierbilder als Wappen 863
Thiere, geſpenſtiſche 277 ff. 562
Todte ſind dankbar 420
— wollen die eheliche Pflicht erfüllen 419
— haſſen im Grabe 422
— ſtatten andern Beſuche ab 422
Todtenglocken 373. 378
Todtenſchiff 249. 260
Todtentanz 292. 294 ff.
Todtenuhr 752
Tortur 1107

Vampyre 686 ff.
Vaſall 805
Vehmgericht 1076
Verfluchung ſchädlicher Thiere 944
Verliebte Todte 417
Verwünſchungen, ihre magiſche Kraft 522
Vögel ſind Seelen der Abgeſchiedenen 271

Wachsdoctoren 961
Wächſernes Hemd 1094

Seite
Wägen der Hexen 1108
Wälſch, ſiehe Wlachen.
Wappen 847
Waſſerfühler 711
Waſſerprobe 1093
Weihwaſſer 459
Weizen bei Hochzeiten geſtreut 795
Wettermachen . . . . 563—572
Wlachen 31
Wohlgeboren, was dieſes Wort bedeutet . . . 795
Wolfsbiß 605
Wünſchelgerte 711
Wünſchelſtein 714

Zahngeſchenk 141
Zerſchlagen der Gläſer bei Hochzeiten, weßhalb? 202
Zweikampf, ſiehe Duell.
Zweites Geſicht 741

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Das Kloſter.

Erſter bis eilfter Band.

Inhalt dieſes Werkes:

Erſter Band (Preis 3½ Thaler):

Volksprediger, Moraliſten und frommer Unſinn. — Sebaſtian Brandts Narrenſchiff, mit Geilers von Kaiſersbergs Predigten darüber. — Thomas Murners Schelmenzunft. Mit einer Menge von Abbildungen, getreu nach den Originalen, mit Porträts, Facſimiles ꝛc.

*

Zweiter Band (Preis 3½ Thaler):

Doctor Johann Fauſt. I. Fauſt und ſeine Vorgänger (Theophilus, Gerbert, Virgil ꝛc.) Zur Geſchichte, Sage und Literatur. II. G. R. Widman's Hauptwerk über Fauſt. Vollſtändig und wortgetreu. III. Fauſt's Höllenzwang. — Jesuitarum libellus oder der gewaltige Meergeiſt. — Miracul-, Kunſt- und Wunderbuch. — Schlüſſel zum Höllenzwang. — IV. Wortgetreuer Abdruck der erſten Auflage des erſten Buches über Fauſt von 1587. (Bisher in Zweifel gezogen, nun aufgefunden.) Mit 105 Abbildungen auf 49 Tafeln und mit 50 Holzſchnitten.

*

Dritter Band (Preis 3½ Thaler):

Chriſtoph Wagner, Fauſt's Famulus. — Don Juan Tenorio von Sevilla. — Die Schwarzkünſtler verſchiedener Nationen, und die Beſchwörer von Hölle und Himmel um Reichthum, Macht, Weisheit und des Leibes Luſt. (Auch zweiter Band von Doctor Johann Fauſt.) Mit 94 Abbildungen auf 38 Tafeln und mit 86 Holzſchnitten.

*

Vierter Band (Preis 3½ Thaler):

Der Theuerdank nach der Ausgabe von 1519 (☞ mit ſämmtlichen Holzſchnitten nach Hans Schenfſlein). — **Thomas Murner's Schriften und ſein Leben,** nebſt deſſen **Narrenbeſchwörung** und der Spottſchrift: **Ob der König von England ein Lügner ſey oder der Luther.** Mit 118 Holzſchnitten und mit 96 Abbildungen auf 32 Tafeln.

•

Fünfter Band (Preis 3½ Thaler):

Die Sage vom Fauſt bis zum Erſcheinen des erſten Volksbuches, mit Literatur und Vergleichung aller folgenden; Fauſt auf der Volksbühne, in den Puppen- oder Marionettenſpielen; Zauber-Bibliothek des Magiers: Höllenzwang. — Drei- und vierfacher Höllenzwang. — Der große Meergeiſt. — Wunderbuch. — Der ſchwarze Rabe. — Geiſter-Commando. — Praxis magica. — Schätzeheber u. ſ. w. (Auch dritter Band von Doctor Johann Fauſt.) Mit 46 lithographirten Blättern und mit Holzſchnitten.

•

Sechster Band (Preis 3½ Thaler):

Die gute alte Zeit, geſchildert in hiſtoriſchen Beiträgen zur nähern Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Denkart, vornämlich des Mittelſtandes, in den letzten fünf Jahrhunderten; nach großentheils alten und ſeltenen Druckſchriften, Manuſcripten, Flugblättern ꝛc. 1. Band. (Zur Geſchichte hauptſächlich des Stadtlebens, der Kleidertrachten, des Hausweſens, der Kinderſpiele, Tanzfreuden, Gaukler, Bankette, Frauenhäuſer u. ſ. w.) Aus Wilh. von Reinöhl's handſchriftlichen und artiſtiſchen Sammlungen herausgegeben. Mit vielen Abbildungen auf 71 Tafeln und mit 33 Holzſchnitten.

•

Siebenter Band (Preis 3½ Thaler):

Der Feſtkalender, enthaltend: Die Sinndeute der Monatszeichen, die Entſtehungs- und Umbildungsgeſchichte von Naturfeſten in Kirchenfeſte; Schilderung der an denſelben vorkommenden Gebräuche und Deutung ihrer Sinnbilder; Charakteriſtik der an den 366 Tagen des Schaltjahrs verehrten Blutzeugen und Glaubenshelden mit Wort und Schwert; Deutung vieler Wundererzählungen ꝛc. Von F. Nork. Mit 37 Tafeln Abbildungen.

•

Achter Band (Preis 3½ Thaler):

Johann Fiſchart's Geſchichtklitterung und Aller Praktik Großmutter. — Thomas Murner's Gäuchmatt, nebſt mehreren Satyren wider ihn: Concilium und Reichstag von Utz Eckſtein, Novella u. ſ. w. Vollſtändig und wortgetreu. Mit 59 Holzſchnitten.

•

Neunter Band (Preis 3½ Thaler):

Mythologie der Volksſagen und Volksmärchen; eine Darſtellung ihrer genetiſchen Entwicklung, mit vorzugsweiſer Berückſichtigung jener durch Deutungsverſuche von Naturerſcheinungen, Lokaleigenthümlichkeiten, Orts- und Perſonennamen, Wahrzeichen von Städten, Wappenbildern ꝛc. erzeugten Sagenbildungen. Von F. Nork.

•

Zehnter Band (Preis 3½ Thaler):

Johann Fiſchart's Flöhhatz, Weibertratz, Ehezuchtbüchlein, Podagrammiſch Troſtbüchlein, ſammt zehen kleineren Schriften. Thomas Murner's vom Lutheriſchen Narren, Kirchendieb- und Ketzerkalender, und ſieben Satyren wider ihn: Karſthans, Murnarus Leviathan u. ſ. w. Vollſtändig und wortgetreu. Mit 4 Lithographieen und 98 Holzſchnitten.

•

Eilfter Band (Preis 3½ Thaler):

Der reimweiſe Fauſt. — Die deutſchen Volksbücher von Fauſt und Wagner. — Infernaliſche Legenden u. ſ. w. (**Auch vierter Band von Doctor Johann Fauſt.**) Herausgegeben von J. Scheible.

•

Von demſelben Verlage wurde an alle Buchhandlungen verſendet:

Das Schaltjahr;

welches iſt

der deutſch Kalender mit den Figuren,
und hat 366 Tag.

Durch **J. Scheible.**

Mit einer großen Anzahl komiſcher, ſatyriſcher, magiſcher
und anderer Abbildungen.

Preis gebunden [illegible] Thaler.

Dieſes mit einer Menge Spott-, heiterer ꝛc. Bilder ausgeſtattete Werk iſt ſo pikanten Inhalts, und enthält ſo viele Curioſitäten und Seltenheiten in Wort und Bild, daß diejenigen, welche in vollem Maße ſich ergötzen und Raritäten geſammelt beſitzen wollen, die ſie einzeln ſelbſt zu enormen Preiſen gar nimmer bekommen könnten, es nicht werden entbehren wollen. Die Reſultate der Nachforſchungen in den ausgezeichnetſten Bibliotheken zur Kunde des deutſchen Mittelalters, zunächſt im Gebiete des Komiſchen, Wundervollen und Pikanten, werden in dieſem Kalender niedergelegt. Vieles iſt nach höchſt wichtigen Manuſcripten, den ſeltenſten ſ. g. Fliegenden Blättern, ferner nach Holzſchnitten von A. Dürer, Joſt Amman, Hans Scheufelein ꝛc. gegeben. Das Ganze iſt nach Idee und Ausführung etwas durch und durch Originelles! — Unter einer Menge hier nicht aufzuzählender Rubriken ſind am reichſten folgende vertreten: **Die heitern Feſte des ganzen Jahres:** Eſelsfeſte, Faſtnachtgebräuche, Mummereien, Bohnenkönig, Martinsgänſe, Narrenfeſte, Nürnberger Schönbart, Geſellenſtechen, Bauernturnier, Frauenturnier, Pfingſtlümmel, Urbanreiten, Maienſtecken, Fiſcherſtechen, Scheibenſchießen u. ſ. w. — **Altdeutſcher Witz, Schwank und Spott** von: Seb. Brandt, Geiler v. Kaiſersberg, Bebel, Jac. Ayrer, Fiſchart, Murner, Pauli, Wickram, Roſenplüt, Friſchlin, Hans Folz, Hans Sachs u. ſ. w. — **Die Wundermänner und die Wundermittel in ihrem ganzen Umfange:** Theophraſtus Paracelſus, Albertus Magnus, Agrippa von Nettesheim, Trittheim ꝛc.; Paſſauerkünſte, Höllenzwänge, Schätzeheben, Wünſchelruthe, Geiſter-Citationen, Hexenfahrten, Liebestränke, Magie, Alchemie, Sympathie u. ſ. w. — **Beſondere Sitten und Gebräuche:** Die Frauenhäuſer und Frauenwirthe, Probenächte der deutſchen Bauernmädchen, Kommnächte, Kiltgehen in der Schweiz, Jus primae noctis, De virginitatis custodia, Jungferrecht, Jungfernanatomie, Erotiſche Hiſtorien u. ſ. w. — **Volks- und Fürſtenluſt nach allen Richtungen:** Turniere, Aufzüge, Schauſpiele, Puppen- und Glücksſpiele, Faſtnachtsſpiele, Badefahrten, Badeſtuben ꝛc. — **Spottſchriften, Spottbilder und illuſtrirte fliegende Blätter:** Aus der Zeit der Reformation, des dreißigjährigen Kriegs, des niederländiſchen Freiheitskampfes, der verſchiedenen Religionsparteien und Stände untereinander u. ſ. w. — **Handwerker-, Künſtler- und Studenten-Ceremoniel:** Gebräuche, Liederluſt ꝛc. — **Häusliches Leben:** Eſſen und Trinken, Küchen- und Kellermeiſterei, Moden und Luxus, Gelage, Bankette, Schlaftrünke, Kleidung und Trachten, Hausrath u. ſ. w. — **Abenteurer und Unholde:** Fahrende Schüler, Vaganten, fahrende Frauen, Zutrinker und Praſſer, Schwelger, Raufbolde, Wegelagerer, falſche Spieler, Goldmacher, Teufelsbeſchwörer, Wahrſager und Zeichendeuter, Zigeuner ꝛc., die Loſungen und Zeichen der Mordbrenner u. ſ. w. — **Curioſitäten aus dem Gebiete der Juſtiz:** Gerichtliche Zweikämpfe, Hexenproben, Feuer- und Waſſerproben, peinliches Halsgericht, Fehdebriefe, Vorladungen zum Vehmgerichte u. ſ. w. — **Die mittelalterliche Kalenderweisheit in ihrem ganzen Umfange:** Prognoſtikon, Zeichen und Wunder am Himmel ꝛc., Aderlaß-, Schröpf-, Bad- und andere mediciniſche Vorſchriften, Wetterregeln, Bauernphiloſophie u. ſ. w. — **Hof- und Volksnarren, Gecken für eigene Rechnung, Grobiane, Unfläther, Lügner, Poſſenreißer, Schälke, Cyniker, Zeloten, Zotenreißer** und unſaubere Geiſter aller Art.

Ferner:

Flagellum Salutis
oder
Heilung durch Schläge
in allerhand ſchweren Krankheiten.
Von **K. F. Paullini.**
(Nach der Ausgabe von 1698.)

Wunderbare Kuren durch Muſik.
Von **F. E. Niedten.**

Lebensverlängerung bis auf 115 Jahre
durch den Hauch junger Mädchen.
Von
M. D. J. H. Cohauſen.
(Gedruckt in der alten Knaben Buchdruckerei, 1753.)

Preis des mit zwei Abbildungen geſchmückten Bandes,
welcher dieſe drei Abhandlungen umfaßt: 16 ſgr.

K. F. Paullini's
Heilſame Dreck-Apotheke,
wie nämlich
mit Koth und Urin die meiſten Krankheiten und Schäden
glücklich geheilet worden.
(Nach der vollſtändigſten Auflage von 1714.)
Zwei Bände, à 16 ſgr.